THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
GEG
v.47-48

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Siebenundvierzigster Band.
(Nr. 1—26.)

Berlin 1895.
Verlag der Gegenwart.

Register.

Siebenundvierzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Die europäische Friedensbewegung. Von Karl Walcker (Leipzig)	1
Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen. Von F. v. d. Elz (Straßburg)	17
Das Staatsnothrecht. Von Franz Schäkel	19
Die socialdemokratischen Akademiker. Allerlei Ausplaudereien. Von A. W.	33
Staatliche Schuldentlastung des Grundbesitzes. Von Carl Andresen	65
Der Sturz des Ministeriums Wekerle und die Lage in Ungarn. Von Fr. Guntram Schultheiß	81. 102
Ein Weckruf. Von Wilhelm Jensen	97
Die wirthschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika. Von Karl Peters	98
Die Ursachen der Unzufriedenheit. Von Ed. v. Hartmann	113. 133
Till oder Graf Kanitz? Zur Vorgeschichte des Antrags Kanitz. Von Rudolf Meyer	129
Socialdemokratie und Bauernschutz. Von G. Kätzler	145
Das Scherl'sche Sparsystem und die Regierung. Von Sisyphus	147
Zur Irrsinnserklärung. Von G. Pfizer (Ulm)	149
Agrarpolitisches aus Rußland. Von W. S. Cechanowiecky (Moskau)	153
Der Verfall unserer Rechtsprechung. Von Justus	177
Das Ende des Antrags Kanitz? Von Silesius	241
Die gelbe Weltmacht. Zum ostasiatischen Friedensschluß. Von Rudolf Meyer	289
Zur Frage des Zweikampfes. Von Ludwig Fuld	293
Der preußische Beamte und seine politischen Rechte. Von R. Richardi	305
Die deutschen Gewerbegerichte. Von J. Sabin	307
Ein deutscher Nationalverein. Von Karl Walcker	321
Socialaristokratische Strömungen	324. 344
Der Sturz des Grafen Kalnoky. Von Heinrich Kanner (Wien)	337
Zum socialwissenschaftlichen Cursus in Halle a. S. Von Adam Alter	341
Deutsche Auswanderung und Colonisation	369
Zu den italienischen Abgeordneten-Wahlen. Von Prof. Jos. Schuhmann (Rom)	373
Die Unionsfrage in Norwegen. Von Prof. Ludwig Meyer (Christiania)	387
Zur Verdeutschung des Ostens. Von R. Richardi	401

2. Naturwissenschaftliches und Medicinisches.

Die Endeckung des Affenmenschen. Von Prof. Otto Hamann	5
Suggestion und Liebe. Ein Interview im Czynski-Proceß. Von Sbald vom Werth	6
Elektrochemie. Ein Capitel für Gründer. Von Wilh. Berdrow	36
Die javanische Rasse. Von Ottokar Fischer	50
Herman von Helmholtz. Von Wilhelm von Betzold	53
Virchow und der Darwinismus. Von Ludwig Büchner	70
Die sociale Hygiene. Von Eduard Sokal	83
Der biologische Streit Spencer-Weismann. Von Otto Gaupp London)	85
Heilserum und Wunderschwindel. Von Hippokrates	121
Eine Nordpolexpedition im Luftballon. Von Oberingenieur S. A. Andrée (Stockholm)	164. 181
Die Verstaatlichung des Aerztestandes. Von Dr. med. M. Alsberg	227
Das Acetylen und seine volkswirtschaftliche Bedeutung. Von Paul Ernst	258
Die Verstaatlichung der Privat-Kliniken. Von A. Gemberg	309
Der heutige Stand der Gehirnphysiologie. Von Ed. Sokal	323
Die jüngsten Erdbeben und ihre Ursache. Von Wilhelm Stoß	404

3. Vermischte Aufsätze.

	Seite
Die Technik des Menschenfluges. Von Ingenieur Otto Lilienthal (Berlin)	3
Die russische Goldanleihe. Von W. S. Cechanowiecky (Moskau)	20
Die neuen Marineforderungen. Von v. G.	49
Ein Weltkind beim heiligen Vater. Von Moritz Schwalb	66
Die Entstehung des heutigen Socialismus. Von Emil de Laveley	67
Der Amerikanismus in der weiblichen Erziehung. Von C. W. Petersen	
Zur Convertirung unserer Staatsanleihen. Von Midas	
Der Militärdienst der Volksschullehrer. Von Otto Berdrow	1
Assecuranz-Verbrechen. Glossen zum Fall Joniaux. Von Frh. Otto v. Boenigk	117
Aus Kaiser Wilhelm's I. Anfängen. Nach Theodor von Bernhardi's Tagebüchern	118
Die Gefahr des Aushungerns in einem Coalitionskriege. Glossen zum Vortrag des Kaisers. Von v. Br.	135
Von der Conferenz zur Hebung des Silberpreises. Von Kurt Klein	161
Die Knebelung der Consumvereine. Von Hans Elden	179
Ein Katholik über das Papstthum und Italien. Von Richard Mahrenholtz	183
Die Arbeitlosigkeit. Von F. Schotthoefer	193
Von den dänischen Volkshochschulen. Von Prof. W. Rein (Jena)	195
Die Aussichten der deutschen Frauenbewegung. Von Karl Walcker	219
Depot und Speculation. Von J. Leuthold	225
Das öffentliche Verdingungsverfahren. Von Reg.-Baumeister G. Meyer	242
Studentenheime. Von Hans Schmidkunz	249
Der heutige Zustand des französischen Heeres. Von Oberstlieutenant R. v. Bieberstein	257
Professoren-Honorare. Von H. S.	261
Japanische Sprüchworte. Von B. Katscher	263
Terminhandel und Differenzgeschäfte. Von Landger.-Rath G. Pfizer	273
Zeitgeschichtliches zur Friedensbewegung. Von Bertha v. Suttner	275
Unterconsumtion. Von P. Asmussen	278
Die Zwangserziehung in England. Von E. Ehrlich (Wien)	290
Frauenfragen. Von Alfred Stoeßel	293
Der neue Kurs im höheren Schulwesen. Von Gerhard Budde	327
Börsenpapiere. Von Sisyphus	337
Selbsthülfe für die Landwirthschaft. Von Rudolf Meyer	354
Die strategische Bedeutung des Nordostsee-Canals. Von Nauticus	355
Ueber die Erziehung zum Officier. Allerlei Vorschläge	357
Zur Eröffnung des Nordostsee-Canals. Von Ingenieur Hans Elden	385

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Die Kaiserin von Roquebrune. Eine Reisegeschichte von Ludwig Hevesi	12
Excellenz auf Reisen. Von Gustav Beßmer	25
Die letzte Fliege. Ein Capriccio von M. Isay	41
Als der Sturm kam. Von Alfred von Hedenstjerna	58
Ueberzeugung. Von Wsjewolod Garschin	75
Karma. Nach einem buddhistischen Märchen. Von Graf Leo Tolstoi	90
Dichterschmerz. Von Matilda Serao	106
An den Thermopylen. Von Wilhelm Jensen	137
Der Zeitungsjunge. Von M. B. Williams	139
Umsturz. Ein sociales Märchen von Carl Arndt	155
Ein Mord. Von Björnstjerne Björnson	169
Wie Herr Kulicke M. d. R. wurde. Von Gustav Beßmer	187
Harun al Raschid II. Von B.	204
Prolog zur Bismarckfeier. Von Felix Dahn	210

278091

Seite

ettanten. Humoreske von Gustav Beßmer 220
sie wohl durchgehen wird? Eine zeitgemäße Humoreske . . 234
zwölfter Stunde. Von Robert Haaß 245
nter der Scheibe. Von E. Würthmann 251
e Furcht. Von Guy de Maupassant 266
ommer. Von Amalie Skram 284. 298
aphne. Von Alexander Swjentschowsky 314
msturz im Brautstand. Von Gustav Beßmer 329
Inreaktentod. Von Anton Tschechow 337
Nr. 1054. Von Alfred von Hedenstjerna 364
Drei Frauenbriefe. Von Matilda Serao 379
Versäumtes Glück. Von Alfred von Hedenstjerna 394
Der Kirchthurm in der Ferne. Von E. Würthmann . . . 410

Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Die wiederhergestellte Mainlinie 13. Dem Deutschen Reich 60. Reuß und Preuß 76. Schmücke dein Heim! 108. Bismarck und der Umsturz 189. Riesenspielzeug 205. Der Sturmgott von Friedrichsruh 223. Schwarz-Gelb 236. Der Fall Kotze 268. Die Schmach von Fuchsmühl 286. Revolution von Oben 316. Querulantenwahn 331. Hohenlohe & Cie. in Liquidation 348. Mariaberg 381.

— Von Timon d. J.: Streifzüge durch die Woche 28. Der Herren-Abend beim Kaiser 42. Aegiria 93. Ein wahrer Staatsrath 157. Ritter Udo 171. Die Alster-Insel 395. Excellenz Drohne 413.

— Von Prinz Vogelfrei: Postrath Schönlank 123. Agrarisch ist Trumpf 141. Labaschin's Schutztruppe 253. Die Lalenburger Erwerbe-Ausstellung 301. Sergeant Buzsnes 365.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Goethe's Leben in seinen Gedichten? Von Ludwig Geiger . 7
Aus dem Humboldt'schen Hause. Von Felix Poppenberg . 21
Georg Ebers und sein neuer Roman. Von Carl Busse . . . 24
Ein Kunsterwachen. Von Prof. Josef Kohler 37
Zu einer Philosophie des Metaphorischen. Von Ludwig Jacobowski 40
Der Kampf gegen die classische Bildung. Von Ferd. Jae. Schmidt 55
Verleger und Schriftsteller. Von Alfred Stoeßel 137
Ungedruckte Gedichte Karl Werders. Mitgetheilt v. Ludwig Geiger 154
Eine Emancipirte (Sonja Kovalevsky). Von Felix Poppenberg 167
Nietzsche als Dichter. Von Heinrich Stümcke 185
Bismarck als Humorist. Nach H. v. Poschinger's Ansprachen-Sammlung 197
Die deutschen Symbolisten. Von Oskar Panizza 201
Bismarck im Urtheil seiner Zeitgenossen. Originalbeiträge von Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. v. Egidy, A. Fogazzaro, Karl Emil Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, Ed. v. Hartmann, Paul Heyse, Hans v. Hopfen, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Anatole Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. v. Pettenkofer, Henryk Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha v. Suttner, M. de Vogüé, Ad. Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff 210
Deutsche Arbeiterdichtung. Von Ernst Kreowski 229
Ein provençalischer Bauerndichter (Batisto Bonnet). Von Felix Poppenberg 232
Leo Tolstoi's christlicher Anarchismus. Von E. Davidson . . 245
Paul de Lagarde. Biographisches nach Mittheilungen seiner Wittwe 281
Eine dichtende Bäuerin (Johanna Ambrosius). Von Felix Poppenberg 283
Die Kunst, sich ein Paradies zu schaffen. Von Hans Schmidkunz 342
Marx und seine Widerleger. Von Paul Ernst 360
Moderne Liebe (F. Vandérem). Von Felix Poppenberg . . 375
Knut Hamsun u. Amalie Skram. Von Carl Busse 377

Seite

Ludwig Eichrodt 390
Louis Couperus. Von Paul Raché 393
Aesthetische Schlagworte in der Musik. Von Heinrich Ehrlich 405
Wilhelm Wolfsohn. Von Eugen Isolani 408

b. Bühne und Bühnenkritik.

Dramatische Aufführungen: Der Königsbote (Wilbrandt) 14. Ghismonda (Sardou) 14. Die Katakomben (Davis) 31. Der kleine Mann (Karlweiß) 31. Klein-Eyolf (Ibsen) 45. Nach dem Manöver (Ompteda) 61. Hagar's Sohn (David) 52. Die geschiedene Frau (Janet) 52. Fernands Eheeontract (Feydeau) 52. Marienburg (Wichert) 110. Zum wohlthätigen Zweck (Schönthan & Kadelburg) 111. Thielemanns (Olden) 111. Das liebe Geld (Schabelsky) 111. Liebe von heut (Misch) 126. Der Mann im Schatten (Reuling) 126. Aus Berlin W (Köhler) 173. Das Examen (Lee) 173. Das Baumeister-Gastspiel 174. Drohnen (Stratz) 238. Hans der Träumer (Faber) 239. Am Spieltisch des Lebens (Arsen) 239. Pastor Brose (L'Arronge) 255. Der Hexenkessel (Engel) 255. See (Delmar) 270. Das Urtheil der Welt (Zobeltitz) 271. Im Forsthause (Skowronnek) 271. Die zweite Frau (Pinero) 334. Die Mutter (Hirschfeld) 334. Alt-Berlin (Wendlandt) 367. Drei (Dreyer) 367. Zwei Wittwer (Eßmann) 367.

6. Bildende Künste.

Wallot und der Reichstagsbau. Von Franz Servaes . . . 15
Kunst-Individualitäten. Von Franz Servaes 30
Kunstausstellungen. Von Franz Servaes: Londoner u. Münchner Kunstgäste 44. Polen und Holländer 110. Schotten und Jungberliner 125. Piglheim 142. Münchner Freie Vereinigung 159. Die XI und die Aquarellisten 174. Eduard Munch und Axel Gallén 237. Französische Maler 270.
Zur Mathematik des Schönen. Von Prof. Conrad Hermann (Leipzig) 105
Hermann Prell's Fresken in Breslau. Von Franz Hermann Meißner 264
Plastische Natur. Von Maler K. Scheffler (Hamburg) . . . 296
Die große Kunstausstellung. Von Franz Servaes: Erster Einblick 303. Porträtisten 333. Seelenschilderungen 348. Stilistisch-decorative Tendenzen 381. Vom Vater Naturalismus 397. Der Impressionismus und seine Spielarten 414.
Die Leidensgeschichte des Malers Diefenbach. Von Max Kretzer 311

7. Musik.

Concertgeber und Concertagenten. Von Heinrich Ehrlich . . 9
Opern und Concerte: „Der Probekuß" (Millöcker) 62
Aus den Concertsälen 78
Gespräche mit Robert Franz. Nach Mittheilungen von Wilhelm Waldmann 87

8. Offene Briefe und Antworten.

Ed. v. Hartmann und die Baukunst 47. Menschenflug und Vogelflug 63. Nochmals über die Baukunst. Von Eduard von Hartmann 79. Bismarck als Redner 95. Die Studentenheime 317. Nochmals dänische Volshochschulen 335. Caliban 382. Nochmas die Villa Reuter und die Schillerstiftung 398.

9. Notizen.

Allers 223. Berger 143. Bettelheim 383. Boeheim 39'. Brockhaus 127. Blum 223. Dincklage 303. Dürer 351. Franckenstein 207. Frankenberg 271. Frimmel 95. Hodermann 319. Jänicke 23. Kobell 351. Kürschner 318. Lange 127. 207. Langewiesche 271. Lauff 15. Lenbach 223. Maartens 15. Merkle 143. Meyer 127. Müller 207. Neumann 95. Neumann-Strela 399. Pan 318. Pentzler 223. Polko 15. Schnitzer 207. Schnitzler 255. Schüz 31. Strecker 223. Stünke 127. Trinius 383. Vorster 223. Walch 351. Waldersee 319. Wie 127. Ziegler 239.

№ 1. Berlin, den 5. Januar 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die europäische Friedensbewegung. Von Karl Walcker (Leipzig). — Die Technik des Menschenfluges. Von Ingenieur Otto Lilienthal (Berlin). — Die Entdeckung des Affenmenschen. Von Professor Otto Hamann. — Suggestion und Liebe. Ein Interview im Czynski-Proceß. Von Sebaldt von Werth. — **Literatur und Kunst.** Goethe's Leben in seinen Gedichten? Von Ludwig Geiger. — Concertgeber und Concertagenten. Von Heinrich Ehrlich. — **Feuilleton.** Die Kaiserin von Roquebrune. Eine Reisegeschichte von Ludwig Hevesi. — **Aus der Hauptstadt.** Die wiederhergestellte Mainlinie. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — **Anzeigen.**

Die europäische Friedensbewegung.

Von Karl Walcker (Leipzig).

Unter den sogen. Friedensfreunden sind sehr verschiedene Individuen und Richtungen zu unterscheiden. Manche russische und französische Chauvinisten, Kriegsfreunde, sind z. B. frech genug, sich selbst als die wahren Friedensfreunde hinzustellen, die Friedensliebe des Dreibundes zu verdächtigen. Es soll ferner socialistische und anarchistische „Friedensfreunde" geben, die einen Krieg der sogen. lateinischen Rasse, Italiens und Frankreichs, gegen die sogen. germanische Rasse, gegen das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn, fordern und außerdem noch einen Bürgerkrieg der Arbeiter der ganzen Welt gegen die besitzenden Klassen empfehlen.

Auch unter wirklichen Friedensfreunden bestehen weitgehende Meinungsverschiedenheiten. Der bekannte Dr. E. Harmening, ein Vorstandsmitglied der Deutschen Friedensgesellschaft, geht z. B. in seiner Polemik gegen den Krieg sehr weit, während ein anderes Vorstandsmitglied, Dr. E. Schlief, mit Entschiedenheit, um nicht zu sagen mit Wärme, für Colonialkriege gegen Wilde eintritt. Im 19. Jahrhundert wurden in England, in den Vereinigten Staaten, in Frankreich, der Schweiz, Italien u. s. w. Friedensgesellschaften gestiftet. Dazu kamen 1891 die Oesterreichische Gesellschaft der Friedensfreunde, 1892 die Deutsche Friedensgesellschaft und, meist schon früher, internationale Friedenskongresse, auch internationale Versammlungen friedensfreundlicher Volksvertreter. In Bern wurde 1891 ein internationales Friedensbureau begründet, welches zwei Mal monatlich unter der Redaction E. Ducommuns die Correspondence autographiée erscheinen läßt. In deutscher Sprache erscheinen die Monatsschrift „Die Waffen nieder!", herausgegeben von der Baronin Bertha v. Suttner (geb. Gräfin Kinsky) auf Schloß Harmannsdorf in Niederösterreich, und die Wochenschrift „Der Friede", herausgegeben von J. Wundsam in Zürich und G. Schmid in St. Gallen. Prediger Neßler in Berlin ist erster, Rechtsanwalt Dr. R. Grelling daselbst zweiter Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft. Die erwähnte Baronin von Suttner ist Präsidentin der Oesterreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde. Vicepräsident ist der kgl. bayerische Kämmerer Fürst A. Wrede.

Sogar Rußland, der für die Friedens- und Kriegsfrage weitaus wichtigste europäische Staat, ist bereits seit Jahren von der Friedensbewegung ergriffen worden, wie folgende, wahrscheinlich lange nicht erschöpfende Notizen zeigen. Graf Kamarowski, Professor des Völkerrechts an der Universität Moskau, schrieb 1881 in russischer Sprache über ein internationales Schiedsgericht. Seine Schrift wurde 1887 in's Französische übersetzt, und er kam 1893 in der Suttner'schen Zeitschrift auf den Gegenstand zurück. Im 13., 1894 erschienenen Jahresbericht der International Arbitration and Peace Association for Great Britain and Ireland werden unter den principal foreign adherents auch angeführt: Professor W. v. Besobrasow (Nationalökonom und Jurist in St. Petersburg, geb. 1828, gest. 1889), v. Kapustin, Graf L. Kamarowski (der erwähnte Professor), F. v. Martens (geb. 1843, Professor des Völkerrechts in St. Petersburg), Fräulein v. Smirnow, Ehrendame der Kaiserin (d. h. der Kaiserin-Wittwe). Kapustin, geb. 1830, ist Völkerrechtslehrer, Curator in Petersburg (früher in Dorpat). Professor Borzenko, soll wohl heißen Bortschenko, in Odessa, besprach 1894 in einer dortigen Zeitung den Schiedsgerichtsplan Sir E. Hornbys. Nach der Suttner'schen Zeitschrift ließ sich Fürst Peter Dolgorukow (ein Nachkomme Ruriks) 1894 im Bureau der Oesterreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde Materialien geben, um, unter den Auspicien der Regierung, soll wohl heißen: mit Erlaubniß der Regierung, in St. Petersburg eine Friedensgesellschaft zu stiften. Ein Lehrer hielt 1894 in der kleinen Stadt Wytegra, richtiger Wütegra, unter großem Beifall einen Vortrag über die europäische Friedensbewegung und schlug die Stiftung einer localen Friedensgesellschaft vor. Solche örtliche Vereine giebt es bereits in Frankreich und anderswo. Der erwähnte Fürst Dolgorukow machte 1894 eine Geldspende für das Berner internationale Friedensbureau. Die liberalsten, friedensfreundlichsten Organe Rußlands sind wohl die in 25,000 Exemplaren erscheinende Moskauer Zeitung „Rußkija Wjedomosti" (Russische Nachrichten) und die Petersburger Monatsschrift „Wjestnik Jewropü" (der Europäische Bote). Die Friedensgesellschaften Westeuropas, besonders des Dreibundes, würden ein gutes Werk thun, wenn sie friedensfreundliche Aeußerungen solcher und ähnlicher russischer Organe verbreiten hülfen.

In den Statuten und Aufrufen der meisten Friedensgesellschaften wurden und werden obligatorische, vertragsmäßige internationale Schiedsgerichte gefordert. Dies gilt auch vom 1894er Aufrufe, aber nicht vom Statut der Deutschen Friedensgesellschaft, wo jede Anspielung auf solche Schiedsgerichte vorsichtiger und löblicher Weise vermieden ist. In Bern giebt es bereits ein internationales Bureau des Weltpostvereins; und es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß es dereinst zu einer internationalen Justiz- und Verwaltungs-

behörde, vielleicht ebenfalls in Bern, kommen wird. Ein solches Institut würde in rechtlicher, volkswirthschaftlicher, politischer Beziehung großen Nutzen bringen, wenigstens bringen können. Trotzdem darf man nicht für internationale Schiedsgerichte schwärmen. Man darf z. B. nicht vergessen, daß die gebildetsten Völker zur Zeit die Minderheit aller Christen, vollends aller Menschen, einschließlich der Mohamedaner und Heiden, bilden. Nach Jahrhunderten werden Culturkriege vielleicht auf der ganzen Erde überflüssig, unmöglich sein; aber so weit ist die Menschheit noch lange nicht. Frankreich, oder eine andere europäische Macht war moralisch verpflichtet, mit kriegerischen Mitteln die Dahomeyschen Menschenopfer zu beseitigen. Aehnlich werden dereinst Anglo- und Deutsch-Amerikaner ganz Mittel- und Südamerika erobern, und, ohne Annexion an die Union, in demokratisch-republikanischer, oder monarchisch-konstitutioneller Weise beherrschen. Nur auf diese Art können die chronischen, greuelreichen Bürgerkriege Süd- und Mittelamerikas gründlich und für immer beseitigt werden. Das formelle, positive Völkerrecht bietet ferner keinen Schutz gegen frivole, culturfeindliche Kriegsgelüste. Wenn das internationale Schiedsgericht z. B. den Chauvinisten des sogen. Zweibundes sagte: „Ihr habt kein positives Recht auf Constantinopel und das linke Rheinufer," so könnten die Chauvinisten entgegnen: „Das wissen wir selbst; wir werden aber ein positives Recht darauf besitzen, sobald wir die gewünschten Eroberungen gemacht haben, und sobald die bezüglichen Friedensverträge unterzeichnet sind."

Wenn das Schiedsgericht Corsica, Savoyen und Nizza den Italienern zusprächе, Deutsche und Rumänen gegen slavische und magyarische Chauvinisten schützte, so wäre das löblich. Es könnte aber auch haarsträubende Entscheidungen fällen, z. B. verlangen, daß Polen wieder hergestellt wird, Königsberg, Danzig, Posen, Oberschlesien, Galizien, Wilna, Kiew erhält; daß England Irland, Aegypten, Ostindien aufgiebt, eine russisch-französische Besatzung und Flottenstation in Irland duldet; daß Deutschland Nordschleswig und Elsaß-Lothringen abtritt u. s. w. Selbst germanische, protestantische Ausländer haben dem deutschen Volke nicht selten unglaubliche Dinge zugemuthet. J. S. Mill empfahl z. B. 1861 in seinen Betrachtungen über die Volksvertretung die Abtretung Ost- und Westpreußens an das künftige polnische Reich, obgleich er 1870 für Deutschland Partei nahm. Der namhafte Cambridger Professor H. Sidgwick mißbilligt in seiner 1891 erschienenen Politik den französischen Friedensbruch von 1870 und die Annexion Elsaß-Lothringens. Wenn protestantische, liberale, germanische Gelehrte so urtheilen, so kann man sich denken, wie erst spanisch-ultramontane, czechisch-, oder russisch-chauvinistische Mitglieder des internationalen Schiedsgerichtes mit den Deutschen der ganzen Welt umspringen würden! Auch die in England und Amerika so einflußreichen ultramontanen Iren hassen bekanntlich die Deutschen.

Kurz, internationale Schiedsgerichte sind wohl geeignet, Streitigkeiten über das Fischereirecht bei Neu-Fundland und dergleichen zu schlichten; sie versagen jedoch ganz, oder fast ganz in den wichtigsten, in den hoch politischen Fällen. Hier helfen nur drastische Mittel, nämlich die Anwendung drakonischer Strafmittel der öffentlichen Meinung, der Gesellschaft und des Staates gegen die Urheber unnützer Rüstungen und Kriege. Der hervorragendste Friedensfreund Frankreichs, Frédéric Passy, neigte bereits 1871 zur Forderung, die Vermögen der Urheber des französischen Friedensbruches einzuziehen, wie er selbst 1893 im Journal des Economistes berichtete. Unabhängig von Passy verlangte Dr. M. G. Conrad in München, nicht zu verwechseln mit dem Halle'schen Professor J. Conrad, die gerichtliche Bestrafung der Kriegshetzer, und A. H. Fried in Berlin, ein geborener Oesterreicher, stimmte 1894 in seinem Friedenskatechismus der Aeußerung Conrads bei. Diese ganze Idee liegt außerordentlich nahe. Ein ähnlicher Gedanke findet sich bereits im Code civil Napoleons I. in den Artikeln 1382 und 1383, die vom Schadensersatze handeln, von den Gerichten auch gegen die s. g. unredliche Concurrenz, concurrence déloyale, angewandt werden. Im 18. Jahrhundert bildeten die Magnaten sowohl im constitutionellen England, wie im absoluten Frankreich, Oesterreich und Rußland, wie im anarchischen Polen die herrschende Klasse; und sie besitzen noch heute in Rußland die Klinke der Gesetzgebung, überhaupt der ganzen inneren und äußeren Politik. Folglich sind die Magnaten moralisch, unter Umständen auch civil- und strafrechtlich, für das Wohl und Wehe des russischen Volkes verantwortlich. Die Interessen desselben erheischen gebieterisch eine Politik des Friedens, der Abrüstung, der Steuerentlastung, des Constitutionalismus, der inneren Reformen. Nur dadurch können furchtbare, periodische Hungersnöthe und andere Uebel verhütet werden. Schon der wohlwollende Kaiser Alexander II. wurde nur durch seinen Märtyrertod verhindert, eine Constitution zu geben. Das Kreuz wird dereinst ohne Zweifel auf der Sophienkirche wieder aufgepflanzt werden, aber Westeuropa, einschließlich Frankreichs, wird die Russen nicht nach Constantinopel lassen. Wahrhaft patriotische Franzosen haben gesagt, oder wenigstens angedeutet, daß der Sieg des sog. Zweibundes über den Dreibund das Ende der französischen Selbstständigkeit, ein finis Galliae, bedeuten würde; daß russische Gesandte dann in Paris ebenso paschamäßig schalten könnten, wie sie einst unter Katharina II., vor dem finis Poloniae, in Warschau schon geschaltet haben. Jenes Kreuz wird vermuthlich von Bulgaren oder getauften Türken aufgepflanzt werden. Wenn Rußland durch die Dardanellen Kriegsschiffe zum Angriff auf Aegypten schickte, so wäre das den Franzosen sehr angenehm. Die russische Diplomatie wird indeß nicht so thöricht sein, für die Franzosen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. So wenig Frankreich in Afrika mit England oder Deutschland Krieg angefangen hat, so wenig ist eine Anrempelung Englands durch Rußland in Asien, eine russisch-englische Mensur, zu erwarten. In der Türkei und in Persien kämpfen die Exportindustrien und die Missionäre der verschiedenen Großmächte miteinander, sie besitzen jedoch sehr wichtige gemeinsame Interessen. Wenn in Rußland die Friedenspartei gründlich und für immer siegt, wenn alle fünf Großmächte die Ersetzung des Koranrechtes durch ein humanes, modernes Recht, die Ersetzung der Mohamedanerherrschaft durch eine Christenherrschaft, die Verhütung und Bestrafung sog. armenischer und anderer Greuel energisch betreiben, so werden diese von der Natur gesegneten Länder wieder aufblühen, gute Kunden der russischen und westeuropäischen, besonders der deutschen, Industrie werden. Der eigene Besitz der Türkei und Persiens wäre für Rußland ebenso wenig wünschenswerth, wie der Besitz Cisleithaniens, der skandinavischen Staaten, der Niederlande, oder Englands für das deutsche Reich wünschenswerth wäre. Das Beispiel Oesterreich-Ungarns zeigt, wie sehr Nationalitätskämpfe einen Staat schwächen.

Schon die arge Corruption, welche im russischen und französischen Militärwesen herrscht, würde im Verein mit anderen Ursachen im Kriegsfalle den Sieg des Dreibundes herbeiführen; und nach dem Kriege würde die mit Recht empörte öffentliche Meinung die Belegung der Haupturheber der Rüstungen und des Krieges mit schweren Vermögens- und Gefängniß- oder Zuchthaus-Strafen fordern, durchsetzen, wo nöthig auf Grund von Gesetzen mit rückwirkender Kraft. Es wäre ungerecht, in Frankreich nur schuldige Minister zu bestrafen. Auch schuldige Senatoren, Abgeordnete, Zeitungsverleger, Zeitungsschreiber ꝛc. müßten bestraft werden. Die s. g. Straffreiheit der Volksvertreter hat nur den Zweck, die Bekämpfung, nicht die Begehung von Missethaten zu erleichtern. Die Zahl der Menschenleben, welche im schlimmsten Falle durch die Dolche und Dynamitbomben anarchistischer Mordbuben gefährdet sind, zählt nach Hunderten; die Zahl der Menschenleben, welche durch die Kriegsgelüste der russischen und französischen Chauvinisten gefährdet sind, zählt dagegen nach vielen Tausenden.

Wenn die Sache des Friedens, der Abrüstung, der inneren Reformen in Rußland von tüchtigen, volksfreundlichen Magnaten und Nichtmagnaten in die Hand genommen wird, so wird die kleine reactionäre Clique, trotz ihren Magnaten, den Sieg der

Cultur nicht zu verhindern vermögen. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung würde auch Frankreich abrüsten müssen. Selbst die französischen Chauvinisten denken nicht daran, ohne Rußland loszuschlagen.

Die neuen russischen Gewehre sind noch lange nicht fertig. Darin liegt wohl ein Grund, daß der Friede, trotz den enormen Rüstungen des s. g. Zweibundes, noch nicht gebrochen worden ist. Ebenso wichtig, oder noch wichtiger war wohl die instinktmäßige Furcht der Chauvinisten beider Länder vor einer dereinstigen furchtbaren Satisfactionsnahme, so zu sagen Rache ihrer eigenen, friedensfreundlichen Volksgenossen. Auch der Chauvinismus ist keine Häringswaare, die man auf viele Jahre einpökeln kann. Bertha v. Suttner sagte 1894 in der Zeitschrift „Der Friede" mit Recht: „Als die blutige, englische Maria Calais verlor, brach ihr Herz .... Jetzt wünscht sich kein Engländer mehr Calais zurück. Ob es mit den von Frankreich verlorenen Provinzen nicht auch so sein wird?" Gewiß! Auch eine längere, fast zwei Druckbogen starke Abhandlung, Les transformations de la diplomatie, spricht dafür, die im December 1893 in der angesehensten Zeitschrift Frankreichs, in der Revue des deux mondes, erschien. Der anonyme Verfasser ist offenbar ein französischer inactiver, oder activer Diplomat, nach gewissen Indicien ein Glied einer alten gräflichen oder herzoglich-gräflichen Adelsfamilie. Der Essay hat einige untergeordnete Mängel. Der gelehrte Autor weiß z. B. nicht, daß die Home-Ruler eine Art Albigenserkrieg zur Restauration des Kirchenstaates erstreben. Vortrefflich ist dagegen das Plaidoyer für die piemontesisch-italienischen und preußisch-deutschen Einigungskriege. Der Verfasser meint ferner, der Verlust Elsaß-Lothringens sei beklagenswerth, seine Wiedergewinnung sei indeß Bruderkriege (guerres fratricides) unter den europäischen Großmächten nicht wert, sie sollten untereinander Frieden halten und Afrika und Asien civilisiren.

Kurz die Bäume des russischen und französischen Chauvinismus können nicht in den Himmel wachsen; und wenn der s. g. Zweibund abgerüstet hat, so wird auch der Dreibund eine gewisse Abrüstung und Steuerentlastung vornehmen können. Aehnliche Abrüstungen sind schon häufig erfolgt, besonders 1815, nach den Napoleonischen Kriegen. Dann werden die europäischen, durch die Concurrenz Amerikas und sonstige sociale Nöthe schwer bedrängten Völker anfathmen, Zeit, Seelenruhe und Geld für unzählige gemeinnützige Reformen haben; dann wird es heißen „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Die Technik des Menschenfluges.

Von Ingenieur Otto Lilienthal (Berlin).

Unser Jahrhundert, das Jahrhundert der Erfindungen, geht seinem Ende entgegen, ohne daß der schon so lange ersehnte freie Flug des Menschen wirklich erfunden wäre. Die Bestrebungen zur Lösung der Flugfrage haben sich jedoch in letzter Zeit so gesteigert, als gälte es wirklich, unter allen Umständen noch vor Ablauf dieses Säculums die Menschheit auch noch mit dieser Erfindung zu beglücken. Berufene und Unberufene wetteifern in der Ausarbeitung von Flugideen, und die Zahl der Projecte ist bereits Legion. Keinen besseren Eindruck kann man hiervon erhalten, als wenn man die Patentschriften und namentlich diejenigen Englands und Amerikas durchblättert. An Energie für die Lösung des Problemes hat es wahrlich nicht gefehlt; dafür bürgt die Vielseitigkeit der Ideen. Man sollte meinen, daß der Erfindungsdrang das Reich der Mechanismen schon bis zur Erschöpfung durchwühlt, alle nur denkbaren Apparate zur Erhebung in die Luft ersonnen und jedwede Combination bereits projectirt hätte. Es scheint keine Form der Flügel, Schrauben und Räder von der einfachsten bis zur complicirtesten zu fehlen. Segel, Ruder, Flossen und Drachenflächen trifft man in allen Anwendungsarten. Der Luftballon allein begegnet uns in den verschiedensten Gestalten, als Kugel, Kegel und Cylinder, keilförmig, ringförmig, fischförmig u. s. w.; einzeln, paarweise und zu ganzen Rudeln vereint. Als Triebkraft wird nicht blos zu Dampf, Gas, Benzin, Pulver und Dynamit gerathen, auch abgerichtete Adler werden allen Ernstes als Vorspann empfohlen.

So sieht das allgemeine Bild des flugtechnischen Arbeitsfeldes aus! Aber dieses Chaos von Ideen lichtet sich etwas, sobald wir alle diejenigen Projecte ausscheiden, welche auf Anwendung des Ballons beruhen. Die Gelehrten sind heute darüber einig, daß der Luftballon nicht gegen den Wind dirigirt werden kann und deshalb zu einer freien, willkürlichen Bewegung in der Atmosphäre ungeeignet ist. Es bleiben somit nur diejenigen Projecte übrig, welche durch dynamisch bewegte Flugapparate eine Erhebung in die Luft erzielen sollen und durch Vermeidung größerer Querschnitte für eine schnelle Bewegung auch gegen den Wind befähigt wären.

Dieser dynamische Flug kann wie bei dem Flug der fliegenden Thiere nur dadurch sich vollziehen, daß durch zweckmäßige Bewegung leichter Flugorgane tragende Luftdrucke sich bilden. In der Form dieser Organe und in der Art ihrer Bewegung können allein die Unterschiede der Methoden des künstlichen Fluges liegen. Die Form der Flächen, deren Bewegung in der Luft die Hebewirkung erzeugen soll, wird neuerdings von fast allen Flugtechnikern gleichartig oder wenigstens ähnlich gewählt. Man hat erkannt, daß die schwache Muldenform der Vogelflügel am besten geeignet ist, um mit möglichst wenig Kraftaufwand starke Tragewirkungen in der Luft zu erzielen und wendet daher fast durchweg Flugorgane an, die sowohl aus Flächen mit schwach gewölbtem Profil bestehen, als auch analog den Flügeln schnell vorwärts fliegender Vögel die Luft unter spitzen Winkeln durchschneiden sollen. Das hat zur Folge, daß für fast alle neueren flugtechnischen Arbeiten eine einheitliche Basis gewonnen wurde, indem das eigentliche mechanische Flugelement, die den Formen des Vogelflügels entlehnte und unter kleinem Winkel schräg gegen die Luft geführte Fläche überall wiederkehrt. In der Wahl der Mechanismen für die Bewegung dieses Flugelementes sehen wir die Constructeure jedoch sehr von einander abweichen. Aber auch hierin hat sich eine beschränkte Anzahl von Methoden herausgebildet, nach denen man fast alle neueren Projecte eintheilen kann.

Wir haben im Wesentlichen vier Bewegungsprincipien zu unterscheiden, deren sich die Flugtechniker bedienen. Drei derselben beruhen auf Anwendung rotirender Vorrichtungen. Unter diesen ist zunächst das Princip der Hebeschrauben zu nennen, welche ganz nach Art des bekannten Kinderspielzeuges durch Drehung um eine verticale Achse eine Erhebung in die Luft hervorrufen sollen. Dann folgt das Princip der Schaufelräder, bestehend aus Apparaten, welche um eine horizontale Achse rotiren und ihre Flächen bei der Drehung so einstellen, daß Hebewirkungen in der Luft entstehen. Ein drittes System, bei welchem rotirende Apparate zur Anwendung gelangen, besteht darin, daß eine oder mehrere schräg gestellte Flächen nach Art eines Drachen durch die Luft geführt werden und dadurch die Hebung vermitteln. Die ziehende Drachenschnur ist hier, um einen frei fliegenden Körper zu gewinnen, durch rotirende Triebwerke, durch Schrauben oder Räder ersetzt. Das vierte Princip endlich, bei dem im Wesentlichen keine rotirende Bewegung stattfindet, ist das Princip des Vogelfluges. Dieses beruht auf Anwendung schlagender Flügel. Dasselbe schließt auch den sogenannten Segelflug ein, den man bei vielen Vögeln beobachtet und der in einem Fliegen ohne Flügelbewegungen besteht und auf den tragenden Wirkungen des Windes beruht. Alle diese Fliegemethoden haben ihre Vortheile und Nachtheile.

Zwar hat sich durch die neueren Forschungen ergeben, daß das Uebermaaß von Kraftanstrengung, welches man zum dynamischen Fluge nach älteren Anschauungen benöthigte und welches alle Hoffnungen zur Lösung der Flugfrage zu zer-

stören schien, nicht erforderlich ist, aber immerhin gehört doch noch viel Kraft zum wirkungsvollen Bewegen von Flugorganen, und diese Kraft wächst in steigender Progression mit dem Gewichte des fliegenden Körpers und zwar besonders beim Fliegen in windstiller Luft. Die physische Kraft des Menschen ist auch noch nach den gegenwärtigen Anschauungen verschwindend gegen den Kraftbedarf einer dynamisch bewegten Flugmaschine zum Tragen eines Mannes. Die Natur hat in der Entwickelung der großen fliegenden Vögel nicht aus Willkür beim Kondor und Albatros Halt gemacht. Das Auffliegen bei windstillem Wetter macht diesen Thieren ihrer Größe wegen bereits Schwierigkeiten. Der Albatros braucht hierzu einen Absturz, also eine durch das Terrain begünstigte Abfliegegelegenheit. Vögel von noch größerer Schwere würden wahrscheinlich eine auf den Flug basirende Ernährungsweise nicht zu allen Zeiten durchführen können.

Der Mensch ist nun aber sogar etwa fünfmal schwerer als der größte fliegende Vogel; es werden sich daher wohl die Schwierigkeiten, mit denen schon die großen Vögel zu kämpfen haben, in noch verstärktem Maaße dem fliegenden Menschen entgegenstellen. Und dennoch ist es nach den heutigen Erfahrungen als ganz sicher zu betrachten, daß über kurz oder lang Flugapparate werden gebaut werden, die wenigstens einem Menschen das Fliegen gestatten, wobei jedoch fraglich bleibt, wie lange derartige Flüge dauern werden. Es wird zunächst möglich sein, eine gewisse Kraftmenge für kurze Verwendungsdauer so zu concentriren, daß durch einen leichten Motor die zum Fliegen erforderliche Arbeit wenigstens auf einige Minuten geleistet werden kann. Außer der Auffindung des rationellsten Fliegesystemes wird daher auch die Vervollkommnung in der Motorentechnik ausschlaggebend sein, ob eine für längere Flugdauer ausreichende Kraftquelle beim Fliegen mitgeführt werden kann, so daß dadurch das Fliegen des Menschen größere praktische Bedeutung erlangt.

Die leichtesten bis jetzt gebauten Kraftmaschinen wiegen etwa 10 kg pro Pferdekraft, und das wären nach Versuchen mit Modellen auch wohl so günstige Verhältnisse, um ein vortheilhaftes System zum Fliegen zu bringen. In wenigen Minuten würde aber die mitgeführte Energie schon verbraucht und der Flug zu Ende sein. Ein solches Experiment, das unzweifelhaft in nicht allzu weiter Ferne zur Ausführung gelangen wird, wäre immerhin schon ein Anfang des Fliegens und als eine außerordentliche Errungenschaft zu betrachten. Man stelle sich nur vor, ein Mann vermöchte auch nur wenige Minuten lang in beliebiger Richtung durch die Luft sich zu schwingen. Mit welchem Eifer würde man versuchen, ein solches Fliegen weiter zu entwickeln? Wie würden sich die Apparate und Motoren verbessern? Und dennoch ist es möglich, daß dieses, auf kraftvolle Bewegung der Flugorgane beruhende Fliegen auf größere Flugzeiten sich nicht ausdehnen läßt. Wenn wir aber auch dann noch dem Fluge des Menschen eine größere praktische Bedeutung verleihen wollen, so würde Alles darauf ankommen, daß wir den Segelflug der Vögel nachbilden lernen, und auch wie diese ohne wesentlichen Kraftverbrauch mit Ausnützung der tragenden Eigenschaften des Windes beliebig lange in der Luft uns halten. Ein schwungvolles Fliegen würde es sein, wie ein großer Vogel kreisend den tragenden Stellen des Windes zu folgen, aber man schaudert auch gleichzeitig vor dem Gedanken, daß der Wind jeden dazu verwendeten Apparat wie ein Blatt Papier in der Luft herumschleudern und schließlich an der Erde zerschmettern würde, falls der Fliegende nicht eine große Erfahrung in den Wirkungen des Windes und eine enorme Sicherheit in der Lenkung seiner Flügel besitzt. Aber warum soll sich das nicht erreichen lassen? Wenn man sieht, mit welcher spielenden Leichtigkeit, mit welcher Ruhe die Vögel ihre Kreise ziehen und gleichsam schwimmend dahinsegeln, so möchte man kaum vermuthen, daß dergleichen für den Menschen so schwierig wäre. Kommt man indessen mit Apparaten, die diesen Zwecken dienen sollen, in die bewegte Luft hinaus, so verspürt man gar bald, daß mit dem Winde nicht zu spaßen ist. Trotzdem liegt kein Grund vor, daß durch Uebung und Erfahrung der Mensch nicht auch dahin kommen könnte, des Segelfluges, der von den Vögeln um so schöner ausgeübt wird, je größer sie sind, theilhaftig zu werden.

Ein Fachmann, Herr Prof. Boltzmann in Wien, hat die Güte gehabt, an dieser Stelle auch meiner Fluchversuche zu erwähnen.*) Ich habe aus Holz und Segeltuch einen unbeweglichen Segelapparat angefertigt, der einfach mit den Händen und Armen ergriffen wird, wobei die Beine zum Anlauf und Springen vollkommen frei bleiben. Ich habe die Uebungen damit in der Weise gemacht, daß ich auf meinem Grundstück in Lichterfelde, auf einem Rasenplatz, mir ein Sprungbrett von 1 m Höhe aufstellte und den Segelflug im kleinen Maßstabe übte, während ich nach und nach das Sprungbrett bis auf $2^1/_2$ m erhöhte, von wo ich bis 15 m weit durch die Luft getragen wurde. Alsdann ging ich in verschiedene hügelige Terrains und setzte diese Uebungen fort, bis ich von 35 m hohen Bergen $^1/_4$ km weite Luftsprünge machen konnte. Man kann mit diesem Apparat 8 bis 10 Mal weiter segeln, als die Absprunghöhe beträgt. Diese Segelflüge bieten nun Gelegenheit allerhand weitere Studien auszuführen. Zunächst kann man die Wirkungen des Windes studiren und findet, daß der Wind die Tragfähigkeit bedeutend erhöht. Freilich soll man das von mir Erreichte nicht für mehr halten, als es an und für sich ist. Auf den Anschütz'schen Moment-Photographien, wo man mich hoch in der Luft dahinfliegen sieht, macht es den Eindruck, als wäre das Problem schon gelöst. Das ist durchaus nicht der Fall. Ich muß bekennen, daß es noch sehr vieler Arbeit bedarf, um dieses einfache Segeln in den dauernden Flug des Menschen zu verwandeln. Das bisher Erreichte ist für den Flug des Menschen nichts anderes, als was die ersten unsicheren Kinderschritte für den Gang des Mannes bedeuten. Aber es scheint, daß der betretene Weg der richtige ist. Mit diesem Apparat habe ich in diesem Sommer von einem Berge, den ich mir zu diesem Zwecke hergerichtet habe, ca. 15 deutsche Meilen, allerdings nicht hinter einander, aber wenn man die einzelnen Strecken zusammen rechnet, in der Luft zurückgelegt. Neuerdings bin ich zu einem Ruderapparat mit beweglichen Flügeln übergegangen und will durch Flügelschläge die Tragfähigkeit vergrößern, bis durch vermehrte Uebung und Erfahrung der dauernde horizontale Flug sich bewirken läßt. Ich bediene mich dabei als motorischer Kraft der flüssigen Kohlensäure. Diese mit einem Druck von 50—60 Atmosphären wirkende Substanz liefert bei einem sehr leichten Mechanismus dennoch eine erhebliche Kraftleistung. Man hat außerdem die Bequemlichkeit, daß die Verwendung auf kaltem Wege erfolgt. Ein Druck mit dem Finger leitet die Flügelschläge ein. Im Uebrigen ist die Handhabung des Apparates gleich der bei den einfachen Segelflächen, und dennoch bewiesen mir die ersten vorsichtigen Versuche, daß, wenn ich ohne Weiteres mit Flügelschlägen in die Luft mich hineingestürzt hätte, der Apparat wahrscheinlich nicht unzerstört unten angekommen wäre. Es treten doch immer neue ungewohnte Erscheinungen auf, und eine einzige unglückliche Landung genügt, um die ganze Vorrichtung zu ruiniren. Ich mußte mich daher bescheiden, mit diesem größeren und schwereren Apparate, welcher bei einem Gewichte von 40 kg immerhin doppelt so viel wiegt, als ein einfacher Segelapparat, zunächst nur gewöhnliche Segelflüge zu machen, um dadurch erst die gefahrlose Landung mit Sicherheit einzuüben, und darf erst jetzt, nachdem dieser Schritt glücklich vollendet ist, mit den Flügelschlägen beim freien Fliegen vorsichtig beginnen.

Es mag nun auch noch andere Methoden geben, um folgerichtig den freien Menschenflug zu entwickeln. Dieselben werden dann aber ebenfalls mit ähnlichen Aufgaben sich befassen müssen, um dieses schwierige Problem seiner Lösung entgegen zu führen. So wird z. B. mit aller Energie daran gearbeitet, eine mechanische Regulirung der Flugbahnen bis zur Landung zu erzielen, so daß die Stabilität des Fluges

*) Die Gegenwart 1894. Nr. 41.

nicht von der Geschicklichkeit und Uebung des Fliegenden abhängig ist. Man kann nur wünschen, daß dieser wichtige, wenn auch überaus schwierige Schritt gelänge; denn mit ihm würden sich die Aufgaben der Flugfrage erheblich vereinfachen.

Die einzuschlagenden Wege mögen nun aber sein, wie sie wollen, ein Fortschritt ist nur zu erhoffen, wenn die dabei veranstalteten Experimente die lehrreiche Beobachtung über das Verhalten eines wirklich frei sich bewegenden Flugkörpers gestatten; denn es handelt sich hier um ganz neue Erscheinungen, welche auf anderen Gebieten der Technik uns nirgends begegnen. Das stabile, freie Fliegen im Kampf mit den Unregelmäßigkeiten des Windes und das sichere Landen beim dynamischen Fluge sind Factoren, über welche erst sehr wenig praktische Erfahrungen vorliegen, die aber gerade das Wesen der praktischen Flugtechnik ausmachen. Jedoch nur erschwert, keineswegs unmöglich gemacht wird durch diesen Umstand die Lösung des Flugproblems. Wenn sich die Erkenntniß erst allgemein Bahn bricht, nach welcher Richtung die flugtechnische Forschung noth thut, werden die jetzt noch so sehr zersplitterten Kräfte schnell sich auf die richtigen Punkte concentriren, um an der stetigen Entwickelung des freien Fluges erfolgreich zu arbeiten. Auf alle Fälle wird noch viel Mühe und Ausdauer erforderlich sein, um das Menschenflugproblem, das bis jetzt lediglich auf den Privatfleiß Einzelner angewiesen ist, vollends zu bewältigen. Vielleicht gelingt es aber schließlich doch, die rechten Kreise für die Fliegekunst zu interessiren, und dann wird es mit Riesenschritten der Lösung entgegengehen. Wie beim Fluge der Geschosse, so dürfte auch beim Fluge des Menschen die Grenze des Erreichbaren weit und weiter hinausgeschoben werden können, wenn einst für die Flugtechnik ähnliche Mittel zu Gebote ständen, wie gegenwärtig für die Zerstörungstechnik.

Die Entdeckung des Affenmenschen.

Von Professor Otto Hamann.

Seit vor 27 Jahren Ernst Häckel die hypothetische Uebergangsform des Affen in den Menschen mit dem Namen Pithecanthropus bezeichnete, der er aufrechten Gang und hohe geistige Entwicklung, aber noch keine Sprache zuschrieb, hat man vergeblich versucht, das Dogma vom Affenmenschen durch Thatsachen zu stützen. Bald mußte der Neanderthalschädel zur Begründung affenähnlicher Vorfahren, bald ein anderer Fund herhalten. Aber immer kamen die bösen Kritiker und zerpflückten die voreiligen Trugschlüsse allzueifriger Darwinisten. So bewies Virchow, daß der Schädel des Neanderthalmenschen pathologische Veränderungen zeige, und Spengel, daß ähnlich geformte Schädel noch heute unter den europäischen Rassen vorkommen. So war und blieb der fossile Affenmensch nach wie vor ein Phantasiegebilde.

Soeben kommt nun das Buch eines niederländischen Arztes, der uns versichert, die Uebergangsform zwischen Mensch und Anthropoiden gefunden zu haben. Dieses von ihm fossil aufgefundene Wesen nennt er Pithecanthropus erectus; er besaß einen aufrechten Gang, gleichen Gliederbau wie der Mensch, aber einen affenähnlichen Schädel. Es ist, wie der Verfasser sagt, der Vorfahre des Menschen.*) Sehen wir einmal näher zu, ob die Siegesgewißheit, mit der Dubois seine Ansicht vorträgt, berechtigt ist!

Neben vielen Ueberresten von pleistocänen Säugetieren und Reptilien wurden in der Nähe von Trinil, im Bezirk Ngawi, in der linken Uferwand des Bengawan, ungefähr 1 m unter dem Trockenzeit-Pegel des Flusses im September 1891 ein Zahn gefunden, der einer mit Anthropithecus troglodytes verwandten, aber größeren Art zugeschrieben wurde. Einen Monat später wurde 1 m weit von der Stelle, an der der Zahn lag, und in demselben Niveau, ein „offenbar von demselben Individuum herstammendes Schädeldach“ gefunden. Ein Jahr später, und das wolle man ja beachten, wurde während der Trockenzeit 15 m stromaufwärts in der Richtung des Stromes, der in der Pleistocänzeit mit dem Material des Tuffs die Thierleichen angeschwemmt hatte, der linke Oberschenkel entdeckt.

Die Darstellung von Dubois ist sehr lehrreich und giebt zu vielen Zweifeln und Fragen Anlaß. Wer will beweisen, daß die drei gefundenen Skeletttheile, Zahn, Schädelknochen und Oberschenkel, von ein und demselben Individuum herrühren? Ist es nicht naiv vom Verfasser, daß er uns zumuthet, anzunehmen, daß diese Skelettreste, die im Flußsand angeschwemmt lagerten, zusammengehören müssen? Doppelt naiv aber, da Zahn und Schädeldach nach seinen eigenen Angaben affenähnlich sind, der Oberschenkelknochen aber offenbar ein menschlicher ist; sagt er doch selbst in der Diagnose seiner neuen Familie der Pithecanthropiden, daß „der Femur in seinen Dimensionen dem menschlichen gleich“ sei.

Das Schädeldach, mit dem Dubois seine Beschreibung beginnt, ist länglich eiförmig, dolichocephal, zeichnet sich durch seine bedeutende Größe und durch die, namentlich in der Stirngegend hohe Wölbung vor dem des Schimpanse und der anderen Anthropoiden aus. „Seine allgemeine Form hat aber große Aehnlichkeit mit dem Schädel von Anthropitheeus, jedoch noch mehr mit dem von Hylobates.“ Das ist ein recht wichtiges Eingeständniß des Verfassers! In der That, wenn man die auf Seite 4 gegebenen Profile des Schädels dieser fossilen angeblichen Zwischenform, den Schädel verschiedener Hylobatesarten und des Menschen betrachtet, so geht aufs Klarste hervor, daß der Schädel dieses angeblichen Affenmenschen einem ächten Affen gehört haben muß, der der Gattung Hylobates sehr nahe gestanden hat. Die hohe Wölbung und der große Schädelinhalt, den Dubois zu 1000 c. M. berechnet, also zu zwei Drittel des Rauminhalts einer mehr als mittelgroßen menschlichen Schädelhöhle, sind aber nicht derartig hervorstechend, daß sie den Satz stützen könnten, der Schädel nähere sich dem des Menschen.

Nehmen wir den Zahn hinzu, der zweifellos ein Affenzahn ist und nach Dubois zweifellos zu dem Schädeldach gehören soll, so kann kein Zweifel sein, daß wir es mit Skeletten eines fossilen großen Hylobates-ähnlichen Affen zu thun haben. Den Zahn beschreibt uns der Verfasser ebenfalls sehr ausführlich. Die Wurzeln desselben sind schief gerichtet, eine Eigenschaft, die er mit anderen Affen, Hylobates agilis wird angeführt, theilt. Ein Zweifel über die Herkunft dieses Zahnes kann — wenigstens unter Zoologen und Anatomen — nicht bestehen.

Nun kommen wir zu dem dritten Skelettrest, dem linken Oberschenkelknochen. Zur Ehre der anatomischen Kenntnisse von Dubois wollen wir annehmen, daß er diesen Knochen, falls er ihn zuerst aufgefunden hätte, wohl für einen menschlichen erklärt haben würde. Durch die zeitlich auseinanderliegenden Funde des Zahnes und des Schädeldaches hatte sich aber bei ihm die Idee, den fossilen Affenmenschen entdeckt zu haben, derartig festgesetzt, daß er seiner Phantasie erlag. Wer die Abbildungen Seite 17 auch nur oberflächlich betrachtet, wo ein menschlicher mit dem fossilen Oberschenkel zusammengestellt ist, kann zu keiner anderen Meinung kommen, als daß es sich um einen fossilen Menschenknochen handelt, zumal die Dimensionen übereinstimmen! Die kleinen Abweichungen, die hervorgehoben werden, spielen keine Rolle, da sie auch bei menschlichen Oberschenkelknochen vorkommen.

Es kommt aber noch hinzu, daß dieser Oberschenkel unmöglich das Schädeldach getragen haben kann. Wie Dubois selbst betont, besteht bei keinem anderen Theile des Organismus eine so große Beziehung zwischen Form und Function, als wie bei den Extremitätenknochen. Ganz besonders aber gilt dies für den Oberschenkel. Wie dieser Oberschenkel aber den zu dem Hylobates-ähnlichen Schädel gehörigen, entsprechend kräftigen Brustkorb hätte tragen sollen, ist nicht einzusehen. Dieser feine, schmächtige Oberschenkel wäre mechanisch unmöglich. Ein Wesen mit dem affenähnlichen Schädel muß

*) Pithecanthropus erectus, eine menschenähnliche Uebergangsform aus Java von Eug. Dubois, Militairarzt d. niederl.-ind. Armee. M. 2 Taf. und 3 Holzschn. Batavia 1894.

auch einen affenähnlichen Brustkorb, müßte entsprechend gebaute kräftige Oberschenkel besitzen. Aus diesen Widersprüchen giebt es nur einen Ausweg, das heißt, man gesteht zu, daß die Skelettreste nicht zusammengehören, sondern zufällig in dem Flußbett angeschwemmt worden sind und von einem Affen und einem Menschen herstammen.

So bleibt freilich von den Ausführungen von Dubois nicht viel übrig! Wie werden sich aber die enragirten Darwinisten zu diesem Affenmenschen stellen? Da die Schwächen der Ausführungen des niederländischen Arztes so offen zu Tage liegen, glaube ich kaum, daß ihm Jemand, selbst Häckel nicht ausgenommen, zustimmen wird. Ist man doch allmählich vorsichtiger geworden, nachdem der Bathybius, der Urschleim, und das Eozoon, das canadensische Morgenwesen, durch Professor Möbius, den Direktor der Berliner zoologischen Sammlungen, zu Grabe getragen worden ist. Dann nehmen die echten Darwinisten einen zu hohen Standpunkt ein. Die Theorie fordert eine Uebergangsform zwischen Affen und Menschen, ergo hat sie existirt; ob man sie findet oder nicht, das thut nichts zur Sache. Wer wird aber auch so unwissenschaftlich sein, Thatsachen zu fordern, wo Hypothesen genügen und überzeugen! . . .

Suggestion und Liebe.

Ein Interview im Czynski-Proceß.

Von Sebaldt von Werth.

„Ein neuer Rechtsfall" — so definirte der Vorsitzende des Oberbayrischen Schwurgerichtes in München die Hauptfrage Eins, welche den Geschworenen gestellt wurde: „Ist der Hypnotiseur und Magnetiseur Czeslaw Czynski schuldig, absichtlich durch posthypnotische Suggestion die Baronesse Hedwig von Zedlitz und Neukirch auf Lngau bei Dresden in einen willenlosen und bewußtlosen Zustand versetzt und ein Sittlichkeitsverbrechen an der Wehrlosen begangen zu haben?" — Wie bekannt, haben die Herren Geschworenen aus Bedenken, einen Rechtsirrthum zu begehen, wenn sie auf Grund einer noch schwankenden Hypothese den Angeklagten ins Zuchthaus brächten, den Wahrspruch auf Nichtschuldig gefällt. Damit wäre das juridische und forensische Interesse an diesem Fall erschöpft bis zur Verhandlung der eingelegten Revision am Reichsgericht.

Das medicinische, allgemeinwissenschaftliche und vor Allem gesellschaftliche Interesse am Fall Czynski ist aber mit diesem „Nein" keineswegs beseitigt, und die Discussion über die in dem sensationellen Processe abgegebenen Gutachten der Sachverständigen beschäftigt weite Kreise in Deutschland und im Ausland. Leider wurden aus Sittlichkeitsgründen die Vertreter der Presse gerade in dem Augenblick aus dem Saal gewiesen, als die Experten ihre Darlegungen begannen. Es heißt zwar, daß alle vier Vertreter der medicinischen Wissenschaft gemeinsam eine Broschüre veröffentlichen wollen, welche in extenso die abgegebenen Gutachten enthalten soll. Allein die öffentliche Wißbegierde wartet mit Ungeduld auf nähere Einzelheiten über diesen mysteriösen Proceß. Und mit Recht. Denn wenn, — wie man erfahren hat, — alle vier Sachverständige die Beeinflussung des freien Willens eines geeigneten Menschen durch den Fremdwillen eines Andern als Möglichkeit nicht allein, sondern sogar als Gewißheit zugeben, so erleidet das Fundament unserer gesammten Moral- und Rechtsanschauung einen heftigen Stoß! Und die Voraussetzung der persönlichen Verantwortung, auf der sich unser ganzes modernes Staatsleben aufbaut, verliert den Nimbus eines unanfechtbaren Dogmas.

In den Tageszeitungen erschienen die unsinnigsten und widersprechendsten Aufsätze für und wider den Hypnotismus, und eine allgemeine unbehagliche Beunruhigung aller Gemüther griff Platz, eine Art Seekrankheit des im Gleichgewicht gestörten Rechtsgefühls.

Um diesem Zustande gespannter Neugierde zur Entladung zu verhelfen, begab ich mich kurz entschlossen, im Einverständniß mit dem Vorsitzenden der Münchener Psychologischen Gesellschaft, Baron Dr. Carl du Prel, zu den Sachverständigen selbst und bat um die Gewährung eines Interviews.

Der sehr angesehene Suggestions-Therapeut Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing empfing mich in zuvorkommendster Weise und erklärte, daß er ermächtigt sei, über die bei Ausschluß der Oeffentlichkeit abgegebenen Gutachten sich zu äußern. Hier der Bericht:

Wie aus der Tagespresse bekannt, waren von der Anklagebehörde geladen und erschienen: der Director der Kreisirrenanstalt bei München, Professor Dr. Grashey, die Professoren Dr. Hirt-Breslau, Dr. Preyer-Wiesbaden, Dr. Fuchs-Bonn und der praktische Arzt Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing. Während Professor Fuchs, der aus Gesundheitsrücksichten bereits am ersten Verhandlungstage seiner Verpflichtung enthoben wurde, sich schroff gegen den Hypnotismus im Allgemeinen aussprach, waren die vier anderen Sachverständigen im Princip einig in Anerkennung des Hypnotismus und der Suggestion. Zum ersten Male aber bot sich ihnen die Gelegenheit, unter dem Eid die vielumstrittene Frage der suggestiven Zustände zu besprechen und klarzustellen.

Was nun den vorliegenden Fall der Beeinflussung einer sonst geistesgesunden, hochgebildeten adeligen Dame durch einen theatralisch auftretenden Abenteurer betrifft, so geben alle vier Experten zu, daß ohne hypnotische Suggestion, nur mit den sonst üblichen Mitteln des gesellschaftlichen Hofmachens, Czynski niemals Herr der Baronesse geworden. Denn durch Zeugenaussagen unter Eid steht unumstößlich fest, daß Baronesse Hedwig, eine streng religiöse, keineswegs hysterische oder epileptische Dame, nicht im Geringsten die ihr unzarter Weise in manchen Zeitungen (z. B. dem famosen „Vaterland" des Dr. Sigl) gemachten Vorwürfe verdient. Czynski hat keineswegs „offene Thüren eingerannt", sondern durch sein plötzliches Liebesgeständniß die in Somnolenz liegende Baronesse erschreckt und überhaupt zuerst auf den Gedanken einer andern als ärztlichen Beziehung zwischen Beiden gebracht. Es ist nicht aufgeklärt, ob Czynski nicht vielleicht sein Opfer bis zur Hypotaxis hypnotisirt (welche nicht unbedingt Amnesie mit einschließt) und ihr den posthypnotischen Befehl gegeben, nur das zu vergessen, was ihn belastet, im Uebrigen aber sich stets zu erinnern, daß sie niemals bewußtlos oder bewußt willenlos gewesen (Theilsuggestion), auf solche Weise alle Spuren eines Verbrechens verwischend.

Aber diese Annahme, der sich nur Professor Dr. Hirt verschloß, ist gar nicht einmal nothwendig zur Annahme einer seelischen Beeinflussung. War erst einmal der Begriff „Liebe" suggeriert, so mußten die associirten Gedankengänge in canaler Folge sich von selbst einstellen, und Czynski pflückte gefahrlos die ihm zufallende Frucht, die er nicht abzureißen brauchte.

In wieweit dieser moderne Cagliostro auch noch auf die mystischen Anlagen und Neigungen der Baronesse speculirt hatte, läßt sich nur vermuthen. Jedenfalls deutet in ihrer sehr mystisch-erotisch gefärbten Correspondenz die stete Verwendung der Zauberworte Czeslaw-Prinar Bhavi (eine Seele, die der Besserung entgegensieht) und Hedwig-Utsar Pini (eine Seele, welche auf die Erde zurückgekehrt ist, um eine andere Seele zu retten), sicherlich auf eine im Sinne der Anklage vorgenommene Nutzbarmachung der spiritualistischen Ideen der Baronin.

Daß in dem zweifelhaften, labilen Zustand der Somnolenz, den man nicht als Willens- oder Bewußtlosigkeit im Sinne des Gesetzes bezeichnen kann, trotzdem ganz bestimmte fremde Ideen und Handlungen suggeriert werden können, — dafür brachten die Herren Baron Schrenck und Professor Grashey ein reichhaltiges Thatsachenmaterial vor, das in der zu erwartenden Broschüre eingehendere Würdigung erfahren soll.

Ob aber in diesem concreten Falle diese suggestive Nöthigung zur völligen Hingabe stattgefunden habe, darüber gingen die Ansichten nach der Beweisaufnahme auseinander. Soviel jedoch ist durch dieselbe constatirt worden, daß Czynski der Baronesse seinen (unausgesprochenen?) Willen derart aufoctroyirt hatte, daß sie ihm in wesentlichen Stücken niemals zu widersprechen wagte. Die von der Vertheidigung geltend gemachten Ausnahmen einer scheinbar freien Willensbethätigung bezogen sich nur auf Nebendinge, z. B. Vorschlag eines andern als des von Czynski genannten Hotels zum Rendezvous.

Im Verhör sagte die Baronin selbst: „Ich war allgemein beeinflußt und konnte nicht widerstehen." Eine Suggestion ad hoc scheint also nicht nöthig zu sein, wenn das Opfer im Allgemeinen unter dem Bann des Magnetiseurs vulgo Magiers steht. Außer dieser Allgemeinbeeinflussung (wozu auch Faktoren seiner äußeren Erscheinung traten) benutzte Czynski aber noch andere Momente zur seelischen Unterjochung der Baronesse. Professor Grashey nennt als solche ganz hübsch obige und andere Zauberworte „Verbal-Amulette", und die der Baronesse gegebenen Haare, „ägyptische" Siegelringe ꝛc „Object-Amulette".

Es war in der Verhandlung sehr aufgefallen, daß Professor Preyer die Baronesse fortwährend nach dem erhaltenen Ring frug und constatirte, daß der Bann erst Monate nach der Verhaftung des Hochstaplers schwand, im Augenblick, wo die Baronesse den Ring vom Finger schleuderte. Selbst unter den Geschworenen hielten Einige den Professor Preyer für einen abergläubigen Mystiker; aber es kann nicht geleugnet werden, daß thatsächlich Suggestionen an das Tragen von Gegenständen geheftet werden können, wie Tausende von Laboratoriumsversuchen zur Evidenz erwiesen. Diese „Verbal"- und „Object"-Suggestionen werfen ein überraschend klärendes Licht auf tausend sonst unverständliche, scheinbar abergläubige Vorkommnisse in der Profan- und Kirchen-Geschichte.

Ueber die Frage, ob eine posthypnotische Suggestion mit der Zeit verblasse, äußerten sich alle Experten einstimmig mit sicherem „Ja". Es sei anzunehmen, daß nach zwei bis drei Jahren, wenn Czynski wieder frei werde, jeder „magische" Einfluß auf die Baronesse geschwunden, ja, sich in das Gegentheil unüberwindlichen Abscheus umgewandelt haben wird. Ob aber ein noch starker Einfluß durch eine Gegensuggestion Dritter paralysirt werden könne, ist zweifelhaft, da ein bezüglicher Versuch des Barons Schrenck (nach der Verhaftung Czynski's) bei der Baronesse Hedwig mißlungen ist. Nun kam die Unterredung auf den Hauptpunkt, warum trotz aller dieser übereinstimmenden Sachverständigen-Aussagen die Geschworenen dennoch zu einer Verneinung der Schuld eines hypnotischen Verbrechens kamen.

Der Grund für dieses „Nein" war ein rein formeller. In der langandauernden Rechtsbelehrung der Geschworenen durch den Vorsitzenden wies dieser darauf hin, daß eine Bejahung (wie oben gesagt) einen neuen Rechtsfall schaffen würde, der bei der wissenschaftlich noch nicht allseitig anerkannten Theorie der hypnotischen Beeinflussung, Mangels jeglichen Präcedenzfalles sehr leicht die Gefahr eines Rechtsirrthums involvire. Dabei sei zu bedenken, daß der Angeklagte so wie so wegen der anderen Reate (Scheintrauung und Urkundenfälschung) hart bestraft werden würde, sodaß die Gerechtigkeit jedenfalls ihre Genugthuung erhalte.

Der einschlägige Paragraph des Gesetzes vom Jahre 1871 kennt eben diesen Fall der somnolenten Beeinflussung nicht. Dort steht nichts von einer nur theilweisen Einschränkung der Willensfreiheit. Das Gesetz kennt nur die Alternative: Freisprechung oder Zuchthaus! Wie aber Professor Hirt bereits geäußert, waren die Kriterien dieses Paragraphen nicht ganz gegeben; denn es handelte sich nicht um einen reinen Fremdwillen, sondern um eine „Reciprocität" der Zuneigung, die den Angeklagten entlaste. Bewußtlos und willenlos — sei noch nicht dasselbe, aber auch ein Nichtwollen nicht immer ein Nichtkönnen. Wenn Hirt auch zugiebt, daß der Angeklagte indirect verbrecherisch vorgegangen, indem er die Einbildungskraft der Baronesse erhitzt und sie dadurch veranlaßt, sich aus scheinbar freiem Willen hinzugeben, so könne er es deswegen doch nicht mit reinem Gewissen verantworten, einen Menschen deshalb ins Zuchthaus gebracht zu haben.

Hofrath Preyer legte in längeren Ausführungen das innere Wesen der „Hypnose" dar, welches Wort er selbst zuerst in die Wissenschaft eingeführt habe. Er habe beobachtet, daß die Baronesse, als der Angeklagte in den Saal geführt wurde, sofort in einen andern Zustand versetzt wurde und erst später wieder die Herrschaft über sich gewonnen habe. Er besprach die einzelnen Handlungen des Angeklagten und meinte, daß allein schon das wiederholte Küssen sinnverwirrend wirken müsse. Er ließ sich über den Unterschied pathologischer und wirklicher physiologischer Liebe aus und bestätigte die Möglichkeit, daß Czynski durch Mißbrauch seiner ärztlichen Behandlung die Baronin beeinflußt habe, was bei Gefühlsmenschen leicht sei. Hysterisch sei sie nicht. Es ist überhaupt eine allgemein verbreitete völlig irrige Ansicht, daß nur Hysterische, Nervöse oder Verrückte hypnotisirt werden könnten. Gerade das Gegentheil ist der Fall: Hysterie, Neurasthenie, Manie oder Epilepsie erschweren die Hypnose bis zur Unmöglichkeit. Dagegen sind Menschen, die, sonst ganz gesund, aber willensschwach und anschmiegebedürftig sind, die besten hypnotischen Versuchspersonen.

Zum Schluß unserer Unterredung kam mein Gewährsmann Freiherr von Schrenck noch auf den therapeutischen Werth der Suggestion im Allgemeinen zu sprechen. Daß Professor Fuchs sich hiergegen ablehnend verhalte, sei erklärlich und verzeihlich, da er höchstens 10 bis 20 Hypnosen gesehen, und noch dazu nur solche der Pariser Schule, die nur mit eingedrillten Medien Komödie spielen. Dagegen habe die Nancy-Schule mit Tausenden von gelungenen Suggestionscuren den wissenschaftlichen Werth dieses psychischen Heilmittels für immer unzweifelhaft festgestellt. Professor Wetterstrand in Stockholm habe jährlich 3—4000 Hypnosen hervorgerufen, Professor Hirt 2—3000 und ungefähr ebensoviel Dr. von Schrenck selbst. Letzterer hat bekanntlich großartige Curen auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis gemacht, die ihm im Verein mit seinem Buche über die „Suggestionstherapie der conträren Sexualempfindungen" einen ersten Platz unter den Psychiatern einräumen.

Mit scharfen Worten warnt Dr. von Schrenck-Notzing vor der laienhaften Ausübung des Hypnotismus und vor der Spielerei damit in Familien, die schon viel Unheil angerichtet und die Hauptschuld an der Discreditirung der psychischen Heilmethode sei.

Literatur und Kunst.

Goethe's Leben in seinen Gedichten?

Von Ludwig Geiger.

Jeder mag seinen Goethe lesen, wie er will, wenn er ihn nur überhaupt liest. Bisher suchten Kritiker und Gelehrte den jungen, namentlich den jüngsten Dichtern darzulegen, wie gut es für die Welt und für sie wäre, wenn sie statt zu schreiben lesen wollten. Jetzt fangen die jungen Dichter an, den Kritikern und Gelehrten darzuthun, daß sie bei ihrem Schreiben über die Gedichte diese selbst vernachlässigen. Aehnlich ist dieser Vorwurf auch schon früher gemacht worden; an dem jüngsten derartigen Vorwurf ist jedenfalls die Grobheit neu, wenn auch nicht rühmenswerth. Otto Erich Hartleben, der diese Vorwürfe ausspricht*), behauptet

*) Goethe-Brevier. Goethe's Leben in seinen Gedichten, herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München, 1894.

ferner, daß das Publikum zwar Goethe's Gedichte kaufe, aber nicht lese, ein Vorwurf, der gewiß mehr originell als wahr ist, zu den sonst demselben Publikum entgegengeschleuderten Vorhaltungen übrigens in directem Gegensatz steht. Den Grund für diese Theilnahmlosigkeit des Publikums — die Gelehrten giebt er ohnedies als unverbesserlich auf — sieht Hartleben in zwei Umständen: dem einen, daß die Gedichte Gutes und Schlechtes durch einander enthalten, und durch das Letztere die Liebhaber des Guten abstoßen und entmuthigen, dem anderen, daß die Gedichte durch ihre unzweckmäßige Anordnung viele abschrecken. Wir, die wir uns seit Jahrzehnten an Goethes Gedichten erbauen, haben dies Ueberwuchern des Mittelgutes, ja des Verfehlten und Schlechten bisher nicht gemerkt und haben durch Scherer u. A. gerade das Planvolle bei Goethe's Anordnung, sowohl im Ganzen wie im Einzelnen anzuerkennen gelernt, — indessen beugen wir uns der neuen Weisheit. Diese traurige Thatsache, daß Goethe schlecht dichtete und seine Verse schlecht ordnete, kann leider nicht aus der Welt geschafft werden. Ein Heilmittel dagegen ist höchstens in einer Weglassung alles Schlechten, der bei weitem größeren Hälfte aller Gedichte, und in einer neuen Anordnung zu finden. Dieses Heilmittel wird von Hartleben angewendet. Auf 408 sehr weitgedruckten Seiten giebt er Goethe's Lyrik; er ordnet sie chronologisch und bietet daher etwas ganz Neues: „Goethe's Leben in seinen Gedichten."

Was ist denn nun das Leben des Dichters? Sein Dichten und Lieben könnte man antworten. Aber es wäre doch eine ziemlich unbefriedigende Antwort. Gehört nicht bei Goethe die Freundschaft dazu? Kann man wirklich in einem Ueberblick — und sei er noch so kurz — über Goethe's Leben die Namen: Corona Schröter, Wieland und Schiller missen? Und ergänzt nicht Jeder, der diese drei Namen ausspricht, unverzüglich die der ersteren gewidmeten herrlichen Strophen aus dem Gedichte „Auf Miedings Tod", für Schiller den „Epilog auf die Glocke" und für Wieland die Verse aus dem „Maskenzug" 1818, die schönste poetische Würdigung, die Wieland je gefunden hat. Sollten vielleicht auch diese Dichtungen, deren Bedeutung für Goethe's Leben doch wohl unbestritten sein dürfte, da sie doch nicht „unpersönliche Gedichte von zopfiger Geschmacklosigkeit" genannt werden können, zu dem „blödesten Zeug gehören, das Goethe als Lyriker weidlich verbrochen hat", wie Hartleben sich so schön ausdrückt?

Aber Goethe war doch wohl auch Dichter. Nun macht ein Dichter zwar nicht immer Verse auf alle seine eigenen Werke; doch Goethe hat mancherlei Derartiges gedichtet. Daß Hartleben die Zueignung zum Faust abdruckt, wird gewiß allgemeine Billigung finden. Weniger freilich möchte man die Aufnahme von Goethe's Epistel an Gotter (über den Götz) billigen, die außer ihrer großen Derbheit keine besonderen Vorzüge aufweist. Aber wäre es nicht wohl angebracht gewesen, die Verse, mit denen Goethe die Ausgaben des „Werther" begleitete, die hübschen Verse über die „Fischerin" an Herder zu veröffentlichen? Hätte nicht der schon erwähnte „Maskenzug" von 1818, in dem Goethe über sein dichterisches Thun und das der Genossen öffentlich Rechenschaft ablegt, auch für Goethe's Werke Benutzung verdient?

Zu dem Leben des Dichters gehören seine Beziehungen zu der Zeit, in der er wirkt. Von diesen würde man aus Hartleben's Buch gar nichts erfahren, wenn er nicht die Verse auf die französische Revolution in den „Venetianischen Epigrammen" aufgenommen hätte. Aber hätte es sich nicht geziemt, die Vierzeile „Am 5. October 1806" aufzunehmen, um Goethe's Stimmung vor der Jenaer Catastrophe zu kennzeichnen, die Verse auf den Fürsten Blücher, die den Helden besser kennen lehren als dicke Bücher oder die Chorgesänge aus dem „Epimenides", die nicht etwa Goethe-Philologen, sondern Musiker als wahrhaften deutschen Nationalgesang empfehlen?

Doch Goethe's Leben war reich an Liebe; seine Lyrik gab das beste Zeugniß dafür. Es ist daher recht und billig, daß die neue Sammlung die Liebesdichtungen sehr stark bevorzugt. Von der großen Schaar Mädchen und Frauen, denen Goethe von den Leipziger Jugendtagen bis zu der Divanzeit seine Huldigungen darbrachte, sind die meisten hervorgehoben. Nur Minna Herzlieb, die anmuthige und unglückliche Heldin der „Wahlverwandtschaften", fehlt. Hat keines der ihr gewidmeten Gedichte Gnade gefunden? Die Sammlung bricht 1820 ab. Sollte nicht die „Trilogie der Leidenschaft" 1823 Beachtung finden? Wird die ganze Weisheitsdichtung aus Goethe's Alter einfach durchstrichen? Nirgends steht ein Hinweis auf einen zweiten Band; die Leser, die sich mit Hartleben's Goethe zu begnügen gedenken, werden also auf alle diese Poesieen verzichten. Bei seiner Auswahl begünstigt Hartleben das Erotische und Derbe. Mit anerkennenswerther Geschicklichkeit hat er das meiste diesen Gebieten Angehörige zusammengestellt. So erscheinen wörtlich die „Römischen Elegieen", gegen deren Aufnahme gewiß nichts zu sagen ist. Als Ueberschrift dazu wird eine kleine Abhandlung auf 40 Seiten vertheilt, eine Tortur für den Leser.*) Manche Behauptung des Autors, z. B. daß Goethe's Verhältniß zu Christiane $^3/_4$ Jahre lang unentdeckt blieb, muß man ihm überlassen. Versicherungen wie die: „Das Goethe-Brevier giebt die Elegieen fast durchweg in der ältesten Lesart — der Horen — wieder", sind, wenn nicht die einzelnen Abweichungen angegeben werden, kritisch völlig werthlos. Ob es nöthig war, die von Goethe selbst unterdrückten römischen Elegieen, namentlich aber die erst kürzlich bekannt gewordenen, von der eigentlichen Sammlung ausgeschlossenen venetianischen Epigramme aufzunehmen, möchte ich nicht bejahen. Die Ausschließung der letzteren durch Goethe geschah gewiß nicht aus Prüderie, sondern aus Erkenntniß ihrer Inferiorität.

Bei diesem Zusammensuchen alles Erotischen hätte der Herausgeber, der doch ein Leben Goethe's uns geben will, bedenken müssen, wie einseitig er durch seine Art der Mittheilung wird. Aus den von ihm gedruckten Liedern muß das Bild der Frau von Stein verblaßt erscheinen, seine volle Färbung erhält es durch die schönen Strophen „Für ewig" und die aus den „Geheimnissen", die Jeder so schön bei Lichtenberger, keinem Deutschen, sondern einem geschmackvollen Franzosen „Les poésies lyriques de Goethe" zusammengestellt findet. Und wer Verse auf Christiane mittheilt, hat die Verpflichtung, außer den erotischen Tändeleien auch die inhaltschweren Verse vom 5. Juni 1816 „Gatte der Gattin" abzudrucken.

Aber ebenso wie Hartleben Wichtiges ausläßt, läßt er ganz Ungehöriges ein. Zu den äußerlich wichtigen Thatsachen von Goethe's Leben gehört gewiß, daß er 1797 im Wetteifer mit Schiller Balladen dichtete, aber zur Erklärung seines Lebens tragen diese Balladen nichts oder wenig bei. Weder die Legende vom Hufeisen, noch der Schatzgräber, weder der Zauberlehrling noch die Braut von Corinth, ja nicht einmal der Gott und die Bajadere gehören in eine Sammlung, die Goethes Leben illustriren sollen. Sollte Hartleben diese Gedichte wirklich für lyrisch halten? Müßte er sich bei diesen von ihm aufgenommenen Gedichten nicht an sein eigenes Wort erinnern: „Das Gespenst der Antike war in den Saal getreten." Nicht minder ungehörig ist die Aufnahme des „ewigen Juden", — mit demselben Recht hätte das ganze idyllische Epos „Hermann und Dorothea" Aufnahme verdient.

Im Gegensatze zu epischen Fragmenten und Balladen, die ausgeschlossen bleiben mußten, war die Aufnahme lyrischer Stücke aus Dramen vielleicht gerechtfertigt. Doch nur vielleicht. Denn so sehr man auch dem Grundsatz huldigen mag — meiner Auffassung nach geschieht es gegenwärtig etwas zu viel —, daß Goethe's Dramen vielfach Erlebtes schildern, daß ihre Personen theilweise ihre Modelle in des Dichters Bekanntenkreise haben, so weit wird man doch nie gehen dürfen, jedes von ihnen gesprochene Wort oder gesungene Lied als Ausdruck von Goethe's Meinung auszugeben. Da unser Dichter vielmehr, wie jeder Dramatiker, sich in die Stimmung seiner Personen zu versetzen unternahm, so ist gewiß manches

*) Eine andere grobe Geschmacklosigkeit ist, daß das Anfangswort jedes Gedichts gesperrt gedruckt wird. Man denke sich, wie hübsch das aussieht: „Durch Feld und Wald zu schweifen," „Dem Schnee, dem Regen" u. s. w.

Lied nur für die augenblickliche Situation gedichtet, daher für den, der Goethe's Leben in Liedern schildern will, belanglos. War daher schon die Aufnahme so vieler Lieder aus den Dramen ungerechtfertigt, so war es noch weniger angebracht, die Lieder aus „Faust" so willkürlich zu vertheilen, wie es hier geschieht. Die Lieder aus den Scenen „Vor dem Thore. Nacht. Gretchens Stube. Zwinger" sind in den Januar, das „Lied des Brander" (war das wirklich nöthig?) in den September 1775 verlegt; doch nur nach den Vermuthungen der Goethe-Philologen, auf die Hartleben sonst so schlecht zu sprechen ist.

Selbst bei lyrischen Gedichten wird das Urtheil des Herrn Herausgebers wohl nicht Allen maßgebend erscheinen. Ganze Reihen Goethe'scher Gedichte, die Goethe selbst in seine Sammlungen aufnahm, werden nach einem starken Verdammungsurtheil gestrichen, darunter Lieder, die unzählige Mal declamirt, gesungen, zum Volkseigenthum geworden sind. Dagegen werden die folgenden Verse, die 1861 von der Gartenlaube in einer verschollenen Handschrift aufgespürt wurden, mitgetheilt:

Laß regnen, wenn es regnen will,
Dem Wetter seinen Lauf.
Denn wenn es nicht mehr regnen will,
So hört's von selber auf.

Sie stehen mitten auf einer Seite; keine andere Bemerkung entweiht den Platz, auf dem diese unsterblichen Verse stehen. Deutsche, merkt sie euch: sie sind am 20. Juli 1774 gedichtet. Achtet auf Hartleben's Worte: „Mindestens die Hälfte aller Goethe'schen Gedichte sind für unser heutiges Empfinden ungenießbar"; diese Verse sind aber, da Hartleben sie aufnimmt, „wirklich unvergänglich schön". Um so etwas zu genießen, muß man freilich jung sein; die „Greisenhaftigkeit der heutigen Goetheverehrung" kann derartigen Versen nicht gerecht werden. Denn was wir, die „sich zierlich um die Wende des 60. Lebensjahres bewegen", (danke, Herr Hartleben), für das Verständniß Goethe's, für die Verbreitung seiner Werke seit Jahrzehnten zu thun uns bemühen, ist eitel und wirkungslos; „mehr als zwanzig gelehrte Goethe-Jahrbücher, voll des spitzigsten Scharfsinnes kann eine einzige Ausgabe der Gedichte leisten (eben die vorliegende), die dem naiven Genießenwollen ohne Prätentionen entgegenkommt."

Den Ansprüchen an Vollständigkeit entspricht das Brevier also nicht. Es bringt vielmehr manches Unnöthige und übergeht vieles Nöthige. Entspricht es nun den Ansprüchen an Treue des Textes? Seite 151 wird Goethe's schönes Gedicht „An den Mond" mitgetheilt, „Füllest wieder Busch und Thal", mit der Bemerkung: Brief an Charlotte von Stein, 19. Februar 1778. Aber das in den Briefen mitgetheilte Gedicht hat nur 6 Strophen, das von Hartleben gedruckte 9, jenes ist ein wirkliches Gelegenheitsgedicht, wahrscheinlich bei dem tragischen Ende von Frl. von Laßberg entstanden, dieses 1789 völlig umgearbeitet, ein allgemeines Gedicht, in dem jede Zeit- und Ortsbeziehung unterdrückt wurde. Sollte Herr Hartleben vielleicht jene ältere Fassung gar nicht kennen? In einer chronologischen Ausgabe unter dem Jahre 1778 durfte einzig und allein sie stehen.

Unangemessen ist also das, was der Herausgeber mittheilt, ebenso wie die Art, wie er seine Mittheilungen macht, ist denn aber seine Anordnung richtig?

Die Gedichte sind chronologisch geordnet. Durch diese Art der Anordnung glaubte sich der Herausgeber berechtigt, Inhaltsverzeichniß und Register wegzulassen, erschwerte aber dadurch die Benutzung seines Buches außerordentlich. Dafür gab er Columnenüberschriften, die vielfach nur die chronologischen Angaben enthalten. Oft genug fühlt sich aber der Herausgeber veranlaßt, in diesen Ueberschriften seine literarhistorische Weisheit an den Mann zu bringen. So lesen wir z. B. bei dem Gedicht „Der Wandrer": „Erinnerung an die ‚ehrwürdigen Trümmer der Römerzeit, in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften', die Goethe auf der Rückkehr von Saarbrücken, Ende Juni 1770 aus den Bauernhöfen in Niederbrunn, gar wundersam entgegenleuchteten". Wie interessant ist es, sich diese wenigen Zeilen aus sechs (!) Seiten zusammenzuklauben. Freilich wäre es interessanter, wenn es wahr wäre. Aber wenn Hartleben einen beliebigen Commentar zur Hand genommen oder gar Goethe's Briefe an Kestner gelesen hätte, so würde er wissen, daß Goethe selbst bekennt, das Gedicht in Wetzlar 1772 gemacht zu haben. Aehnliche Schnitzer begegnen vielfach.

Und ferner: Stammt denn Alles, was Hartleben mittheilt, von Goethe? Bei zwei der sogenannten Friederikenlieder — sämmtliche hierher gehörige Lieder ordnet Hartleben mit einer Sicherheit, die nur durch seine Willkür bestimmt, nicht aber innerlich berechtigt ist — kann man diese Frage gewiß verneinen. Die zwei Lieder, nämlich: „Als ich in Saarbrück" und „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" stehen in keiner authentischen Goethe-Ausgabe, sie haben weder innere noch äußere Zeugnisse Goethe'scher Autorschaft für sich, sie werden fast allgemein als Lenz'sches Eigenthum angesehen; eins davon ist von Weinhold in Lenz' Gedichte aufgenommen; sie gehören nicht in eine Sammlung von Goethe's Liedern.

Faßt man das Ausgeführte zusammen, so muß man sagen, daß Hartleben seine Aufgabe nicht erfüllt hat. Sein Standpunkt ist einseitig, sein Geschmack fragwürdig, seine Kenntniß dürftig. Er giebt Vieles, was zu seinem Zwecke gar nicht gehört, und läßt Vieles — vermuthlich aus Unkenntniß — aus, was durchaus in seiner Sammlung nöthig gewesen wäre. Sein Gedanke, Goethe's lyrische Gedichte in chronologischer Folge zu drucken, — von ihm nicht ausgeführt, weil er in überflüssigster Weise Balladen und Anderes einfügt, die für Goethe's äußeres und inneres Leben unwichtig sind — ist zwar ganz gut, nur nicht neu; Lichtenberger hat ihn in seinem schönen, bereits erwähnten Buche geäußert, die Gedichte demgemäß behandelt, wenn auch nicht alle abgedruckt; das von Hartleben geäußerte Neue ist nicht gut. So zeigt sich denn auch bei diesem neuen mit starkem Selbstbewußtsein auftretenden Versuche, daß zu einem guten Buche doch wohl Wissen und Geschmack gehört, nicht blos Grobheit und Jugend.

Concertgeber und Concertagenten.

Von Heinrich Ehrlich.

Als noch die einfachen Concertzustände früherer Zeiten vorherrschten und die Kunstreisen noch nicht im Fluge der Eisenbahnschnellzüge vollführt werden konnten, da bedurften die bedeutendsten Tonmeister keiner besonderen Hülfe bei ihren künstlerischen Unternehmungen. Sie hatten Zeit genug, ihre Concerte selbst anzuordnen und die meisten Vorbereitungen zu treffen, auch fanden sie bereitwillige Unterstützung mancher Musikverleger und Musikfreunde. Mit der immerwährenden Steigerung der Verkehrsmittel und der Concertreisen mußte nothwendiger Weise eine Aenderung auch in der äußerlichen Handhabung der künstlerischen Angelegenheiten eintreten. Der berühmte Virtuose konnte unmöglich alle die Vorbereitungen (Ankündigungen, Saalmiethen, Programmbestellungen ꝛc. ꝛc.) selbst treffen, daneben noch Correspondenzen unterhalten nach allen Städten, die er zu besuchen dachte; er konnte auch keinem Musikverleger oder Freunde zumuthen, solche Last auf sich zu nehmen. Er mußte also einen bezahlten Helfer anwerben, der alles Technische besorgte, Rechnungen abschloß, alle Anstalten für die Reisen und Hotelwohnungen traf u. s. w. Ein solcher „Secretär" war ein theures Möbel, das sich nur die allerberühmtesten und bestbezahlten Künstler anschaffen konnten. Der seiner Zeit geschickteste „Secretär" war Belloni, der zuerst mit Liszt, dann mit Sivori reiste, und seines Gleichen nicht hatte im Auffinden von Mitteln zum Ruhm-Schaumschlagen und Geldverdienen; bei Liszt hatte er darin nicht viel zu leisten, denn dieser einzige Künstler erregte das Publikum überall auf's Höchste durch seine unerreichten Leistungen, wie durch seine unvergleichliche bezaubernde Per-

sönlichkeit; doch was er für Sivori in Berlin und Norddeutschland erwirkte, als dieser schon sehr im Rückgange war, mußte man gesehen haben, um es glaublich zu finden.

Es ist nun höchst interessant, einen prüfenden Rückblick zu werfen auf die Wandlungen, welche in diesem Zweige der öffentlichen Musiklebens, in dieser Gattung der Kunstmittel vorgegangen sind, zu sehen, wie die Handlanger des Künstlers nach und nach immer stärker und einflußreicher, aus Dienern Herren geworden sind. Erst gab es bezahlte Secretäre, dann bezahlende Impresarii, jetzt Concert-„Directoren" und Agenten. Der Concert-Impresario*) ist eigentlich eine amerikanische Erfindung. Barnum der Große, der King of Humbugs, war der erste, der das Geschäft mit Künstlern im großen Maßstabe betrieb. Nachdem er einige Jahre mit Washington's Amme, Büffeln, Zwergen und als Vorleser Geld gemacht hatte, faßte er im Jahre 1850 den glücklichen Gedanken, die gefeierte Jenny Lind aus Europa für Amerika anzuwerben, und er führte diesen Gedanken mit der ihm ganz eigenen Geschicklichkeit, Energie und — — berechneten Großmuth aus. Sie hatte einen Contract unterzeichnet, in welchem ihr für 150 Concerte 150,000 Dollars, freie Reise und Hotelauslagen gesichert, dann ein Kammermädchen und ein Diener zur Verfügung gestellt wurden. Bei ihrer Ankunft in Amerika zerriß er diesen Contract und bot ihr einen neuen, noch vortheilhafteren an. Neben ihr waren noch der Pianist Julius Benedict als Begleiter am Flügel und Musikdirector bei Orchesterconcerten für 5000 Pfund Sterling, und ein italienischer Sänger für 2500 Pfund engagirt. Trotzdem erzielte Barnum nach eigenem Geständniß einen Gewinn von zwei Millionen Mark. Er nahm das Verdienst für sich in Anspruch, die Kunst demokratisirt zu haben, er behauptete, wie die Erde ein großer Weltmarkt ist, sollte sie auch eine Weltmesse in jeder Hinsicht werden. „Die edelsten Kunstgenüsse müssen verallgemeinert, jedem geringen Geldbetrage zugänglich gemacht werden, das ist volksthümlich, demokratisch." Solche Grundsätze konnten in Amerika durchgeführt werden, in den kolossalen Sälen, bei der ungeheuerlichen Marktschreierei, die dort mit größter Kunst erfolgreich betrieben wird, und bei dem Antheil, den damals die noch nicht von der Sozialdemokratie unterwühlten unteren Volksschichten an allen öffentlichen und künstlerischen Ereignissen nahmen. In Europa mußte ein anderer Maßstab genommen werden. Die Concertsäle waren damals alle klein, eine Masseneinnahme konnte bei geringen Sätzen nicht erzielt werden; nur hohe Eintrittspreise boten eine gewisse Gewähr, zumal überhaupt nur die Theilnahme der Gebildeten und Vermögenden zu erwarten stand. Das erkannte Ullmann, der weitaus genialste unter all' den seit den letzten dreißig Jahren aufgetauchten Impresarii, als er mit der Carlotta Patti die Concertreisen durch Europa begann. Er hat sie sozusagen entdeckt und verstand es, ihr eine Bedeutung zu gewinnen, die sie allein oder durch einen andren Unternehmer niemals erlangen konnte. Er wußte ganz genau, daß wahre Künstlerschaft ihr ganz und gar nicht eigen war, seine Erfahrung und Kennerschaft ließ ihn hierüber nicht einen Augenblick im Zweifel; sie sang ja absolut nichts, was einem Maßstabe für ein musikalisches Urtheil genügen konnte, aber was und wie sie es sang, konnte als eine ganz ungewöhnliche Besonderheit, als eine phänomenale Specialität bezeichnet werden. Ihre Stimme, in der Mittellage sehr schwach und überhaupt nicht wohlklingend, entfaltete erstaunliche Kraft und Sicherheit in den höchsten Lagen, an welche selbst bedeutendste Coloratursängerinnen sich nicht mehr hinanwagten; sie führte Passagen und Fioriturен aus, die man bisher nur von Geigen- und Claviervirtuosen, niemals noch von Sängerinnen gehört hatte, und sie führte diese Kunststücke mit italienischem Feuer, mit „brio" aus. Daß sie hinkte und über die Treppe der Estrade der Singakademie hin und zurück nur am Arme ihres Schwagers Strakosch gehen konnte, erschien auch als eine „Specialität", die Effect machte, denn viele Leute meinten, sie würde ohne dieses körperliche Gebrechen eine mit Gold aufgewogene Theatersängerin sein, was durchaus irrig war, denn sie hätte niemals eine Rolle durchführen, niemals aus dem Rahmen der Kunststückchen heraustreten können. Daß die Kritik, besonders die deutsche, über diese Mängel nicht schweigen würde, berechnete Ullmann ganz richtig. Was that nun der geschickte Mann, um dieser Gefahr zu begegnen? Er umgab sein Unternehmen mit einem künstlerischen Nimbus; er berief neben der Patti große, altberühmte Künstler: Vieuxtemps, der in Frankreich und in vielen Theilen Deutschlands noch als ein Chef d'école galt, Piatti, der überall den wohlverdienten Ruf des bedeutendsten Musikers und Virtuosen auf dem Cello genoß, Alfred Jaell, den brillanten hannöverschen Hofpianisten; er berief sogar die Leipziger Concertmeister David und Dreyschock, nur um das Schumann'sche Quintett von Jaell und ihnen würdig ausführen zu lassen. Aber mit dieser echt künstlerischen Handhabung verband er die großartigste Marktschreierei. Lange bevor die Carlotta irgendwo erschien, brachten die verschiedensten Blätter Artikel nicht über die Patti, sondern über die „Ullmann-Concerte", über diese Künstlervereinigung, die eben nur von Ullmann zu Stande gebracht worden war. Dann sandte er an alle Kritiker eine Broschüre, worin die sämmtlichen Berichte der größeren Zeitungen aller Städte über die Patti, und zwar auch die tadelnden, abgedruckt waren; so gewann er Theilnahme, entwaffnete selbst die Gegnerschaft der Voreingenommenen; dann kamen seine acht „Arrangeure" für Berlin und die Provinzen, jedem war sein bestimmtes Fach angewiesen. In dieser Weise erreichte Ullmann seinen Zweck: überfüllte Concerte in der Singakademie bei enormen Eintrittspreisen. Selbst stärkste Gegner des Virtuosenthums mußten eingestehen, daß es immerhin die Ausgabe lohnte, solch' ein Ullmann-Concert zu hören. Wie genau dieser in seiner Art geniale Impresario das Publicum, die Künstler und deren Wesenheit erfaßte, bewies ein wenig bekannter Zwischenfall. Es ist schon oben angedeutet worden, daß er die Concertmeister David und Dreyschock berief, um im Verein mit Jaell Schumann's Quintett auszuführen. Am Abend vor dem Concerte fühlte sich Carlotta Patti plötzlich so unwohl, daß es ihr unmöglich war, am nächsten Tage aufzutreten. Die meisten Sitze waren bereits verkauft; Ullmann ließ sofort überall Placate mit der Ankündigung anbringen, Frl. Patti könne an dem Abende nicht mitwirken, und die Käufer von Eintrittskarten, welche diese nicht behalten wollten, möchten gegen Rückgabe den bezahlten Betrag erheben. Und — — das Concert war leer, trotz David, Dreyschock, Piatti, Jaell. Ullmann rieb sich vergnügt die Hände und erzählte, „die Herren Künstler hätten ihm schon öfters angedeutet, sie und nicht die enorm bezahlte Carlotta Patti machten die vollen Häuser, nun habe er ihnen gezeigt, wie ein Haus aussieht, wenn sie allein spielen und die Patti nicht singt, und habe ihrer Eitelkeit einen Dämpfer aufgesetzt." Es ist unbegreiflich, daß dieser Vielerfahrene, Vielgewanderte keine Reichthümer gesammelt hat; in den letzten Jahren seiner Thätigkeit ging es immer mehr bergab mit ihm. Er kam noch einmal nach Berlin mit seiner Gesellschaft, als deren Stern Mme. Mombelli (eigentlich Mme. Crémieux) glänzen sollte; aber das Publicum blieb theilnahmlos, oder vielmehr es blieb weg. Dann versuchte er in den Provinzen und kleineren Staaten solche Vereinigungs-Concerte zu veranstalten, ließ marktschreierische Placate anschlagen — aber ohne Erfolg. Das letzte Mal erschien er in Berlin mit der Sängerin Albany, die aber nur im Opernhause sang, keine Concerte gab; seitdem ist er verschollen.

Nach Ullmann sind noch einige Impresarii aufgetaucht: Fischhof zuerst mit der Geigerin Tua, dann mit dem Sänger Mierzwinski, Gardini der Finder, spätere Gemahl der Etelka Gerster; Pollini mit Adelina Patti; Strakosch, erst Lehrer, dann Schwager, zuletzt Gegner der Adelina Patti mit einer amerikanischen Sängerin u. A. Den beiden zuerst genannten Herren gelang es, eine Zeit lang bedeutende Einnahmen zu gewinnen, ohne daß sie besondere Geschicklichkeit zu entfalten brauchten. Die Tua war nach der Milanollo, also nach einem langjährigen Zwischenraum, die erste talentvolle Geigerin (seither ist die Zahl der Bogenstreicherinnen zur Legion heran-

*) Impresario heißt in Italien jeder Theaterdirector.

gewachsen); sie entzückte die Männer durch ihre graziöse Erscheinung, gewann die Theilnahme der Damen durch ihr natürliches Wesen. Der Sänger Mierzwinski verstand es, sein Talent und seinen schönen Wuchs in einer Weise geltend zu machen, daß jeder Impresario von ihm lernen konnte. Die Gerster wurde bei ihrem ersten Erscheinen von der ganzen Kritik mit einem Enthusiasmus begrüßt, der sich dem Publicum mittheilte und bis zur Extase stieg, die zwei Jahre anhielt und nachher sich immer mehr abkühlte. Adelina Patti war eine so ganz großartige Künstlerin, daß sie wohl nur aus Bequemlichkeit mit einem Impresario in Verbindung trat, um sich ein- für allemal eine feste Summe und ihrem Nicolini das Mitauftreten zu sichern.

Die zahlenden Impresarii waren nun an die Stelle der bezahlten Secretäre getreten. Nun gab und giebt es aber noch eine Menge Virtuosen beiderlei Geschlechtes, bedeutende und unbedeutende, die weder einen Secretär anstellen konnten oder wollten, noch von einem Impresario gepachtet wurden, da sich mit ihnen nicht große sichere Einnahmen erhoffen ließen.*) Die immer wachsende Concertfluth mußte Zersplitterung und Abspannung des Publicums herbeiführen; eines von zahlenden Zuhörern gefüllten Saales konnten sich nur die allerbedeutendsten Künstler oder die geschicktesten Reclamemacher erfreuen, und selbst ihnen wird diese Freude immer seltener zu Theil, da an manchen Abenden noch andere interessante Concerte neben dem ihrigen stattfinden. Es war eine natürliche Folge, daß spekulirende Köpfe in den großen Hauptstädten mit regem Musikleben auf den Gedanken kamen, daß außerhalb der Stellung eines bezahlten Secretärs oder eines bezahlenden Impresario noch eine dritte einträgliche zu schaffen wäre, die eines vermittelnden Concertagenten, der für Procente arbeitet. Ein solcher ist weder verantwortlich und abhängig wie ein Secretär, noch hat er irgend ein Risico zu übernehmen wie ein Impresario; er ist einfach der Mann, der von den Künstlern Aufträge erhält und sie ausführt, der ihnen nebenbei auch Engagements zu bezahlten Mitwirkungen in den Concerten der verschiedenen musikalischen Vereine in den Provinzstädten zu verschaffen sucht, für sie die Correspondenzen besorgt u. s. w. Wenn es in der Politik nach dem Ausspruche des Fürsten Bismarck „ehrliche Makler" giebt, die nur trachten, daß „Geschäfte abgeschlossen werden", warum nicht auch in der Musik? Auch gab es ja schon seit undenklichen Zeiten sehr einträgliche Theateragenturen, warum sollten nicht auch Concertagenten ihre Rechnung finden?

Daß diese Spekulanten den Künstlern, besonders den viel reisenden, manche wesentlichen Dienste leisteten, ihnen Alles auf das Bequemste einrichteten, war ja nicht zu leugnen. Und daß der Geschickteste unter diesen Spekulanten es verstanden hat, den bedeutendsten Künstlern thatsächlichen Nutzen zu bringen, bestätigten diese selbst zu wiederholten Malen. Dem in die Reise- und Concertangelegenheiten nicht eingeweihten Leser wird ein einziges Beispiel vollkommene Erklärung geben. Die großen berühmten Künstler erhalten jährlich Einladungen von den Vereinen, in ihren Concerten gegen bedeutendes Honorar mitzuwirken. In früheren Zeiten haben sie bei den Annahmen dieser Einladungen die verschiedenartigsten Zickzack-Reisen unternehmen müssen; der eine spielte z. B. in Königsberg, in drei Tagen darauf in Stuttgart, dann fuhr er zurück nach Hannover, um sich von dort nach Posen zu begeben, von da nach Frankfurt u. s. w. Der geschickte Concertagent versteht es nun, für den Künstler mit den einladenden Vereinen die Veranstaltungen zu treffen, so daß die Reisen seines Auftraggebers in geregelter Rundfahrt vollführt werden können. Hierdurch wird nicht allein große Zeitersparniß und Erleichterung der Anstrengung erzielt, sondern auch größerer Gewinn, denn der Künstler kann um so mehr Engagements annehmen oder eigene Concerte geben, je näher die Städte, in denen er wirken soll, bei einander liegen. Auch noch viele andere Vortheile weiß ein geschickter Agent ausfindig zu machen: neue Einnahmequellen in Gegenden, die noch nicht überfluthet sind (diese werden allerdings bald nicht mehr zu finden sein), neue Combinationen von Concerten; Alles das kann ein bedeutender Künstler nicht selbst für sich unternehmen, das muß von Einem besorgt werden, der eben nur als Interessenvertreter zu Werke geht, dabei auch seinen Vortheil im Auge behält, und Andere mit betheiligt. So z. B. müssen die Concertgeber jetzt auch an die Musikhandlungen, welche die Billete verkaufen, Procente abgeben, was früher nicht geschah, nun aber durch ihre Verbindungen mit den Agenten eingeführt ward.

Nun sind aber allem zwei Thatsachen hervorzuheben, durch welche das ganze Musikleben tief geschädigt wird, ohne daß eine directe Abhülfe möglich ist. Durch den Umstand, daß derjenige, der ein Concert geben will, jetzt nicht mehr selbst nach der Hauptstadt kommen und Wochen lang die Vorbereitungen betreiben muß, daß er nur den Concertagenten zu beauftragen und einen Tag vor dem Concerte einzutreffen braucht, werden eine ganze Masse Leute, die früher nie gewagt hätten, auf die heißen Bretter des Concertsaales zu steigen, verleitet, das Wagniß zu unternehmen. Es handelt sich dabei nicht darum, irgend welche Einnahmen zu erzielen — hieranf haben die nicht ganz Berühmten schon verzichten gelernt — sondern in den Zeitungen genannt zu werden, ein Lob zu erhaschen, mit dem man dann in der Provinz paradiren und versuchen kann, hier die in der Hauptstadt zugesetzte Summe nach und nach wieder einzubringen. Diese Hoffnung ist ja ebenfalls nur zu oft eine trügerische, aber wer läßt sich von den schlimmen Erfahrungen belehren, die Andere gemacht haben? Die Eitelkeit ist ein so starker Impuls, daß selbst Mißerfolge manche Concertgeber nicht abhalten, sich wieder an die Oeffentlichkeit zu wagen, besonders wenn sie genug Geld besitzen, um die Unkosten ohne besondere Schmerzen ertragen zu können. Die „Concert-Influenza", von der ich an dieser Stelle einmal gesprochen, dauert fort, und wird durch die Concertagenturen nur verstärkt, denn diese erleiden ja niemals Schaden und sichern sich ihre Procente oder feste Summe, auch wenn das Concert nur ein Defizit bringt.

Der zweite Uebelstand ist, daß die nicht ganz berühmten Künstler und besonders die jüngeren, wenn sie nicht über bedeutende Geldmittel verfügen, ganz und gar in die Abhängigkeit der Concertagenten gerathen müssen. Wenn der junge Musiker (oder die Musikerin) die Unkosten eines ersten Concertes getragen hat und es gelungen ist, einen guten Erfolg zu gewinnen, so wird ein zweites und drittes Auftreten unbedingt nothwendig; denn bei der jetzigen Musiker-Hetzjagd muß das Publikum das oftmalige Lob einer musikalischen Erscheinung lesen, um einigermaßen Notiz von ihr zu nehmen; hierfür genügt ein erster Erfolg nicht, wenn er nicht ganz durchschlagend und von der Kritik allgemein als solcher bezeichnet worden ist. Wie aber ist eine solche öftere Anregung, ein öfteres Gehörtwerden zu bewerkstelligen? Eigene Concerte sind mit Unkosten verbunden, die sich nur Vermögende erlauben können, und diese gehören nur sehr selten zu den wahrhaft Begabten.*) Also müssen die weniger mit Glücksgütern versehenen trachten, in Concerten Anderer mitzuwirken, um zu Ruf zu gelangen: ist ihnen das einigermaßen gelungen, dann müssen sie sich bestreben, in den Provinzstädten entweder in Concerten der musikalischen Gesellschaften gegen ein bestimmtes Honorar mitwirken zu können oder im Vereine mit anderen Künstlern eigene Concerte zu veranstalten. Alles das ist jedoch nur durch die Vermittlung der Concertagenten und durch die Protection der einflußreich-

*) Ein in neuester Zeit berühmt gewordener Clavierspieler wurde von einem Theaterdirector gepachtet; dieser fand aber seine Rechnung nicht.

*) Hat doch im October-November 1894 eine Pianistin dritten Ranges acht Klavierabende hinter einander gegeben, die nicht einmal von den Freikarten-Besitzern mehr angehört wurden; der Gemahl ist ein vermögender Mann und muß von dem Genie seiner Frau überzeugt sein, um so viel Geld dafür auszugeben. Dann kam eine Sängerin, die allerdings viel bedeutender ist als jene Pianistin, aber ihr Talent auch nur dadurch geltend machen kann, daß sie die Gemahlin eines Finanzmannes ist, der mit Recht seine Frau gern öffentlich singen hört und dafür Opfer bringt.

sten möglich. Sie stehen mit fast allen Vereinen, mit allen Musikhändlern der Provinzstädte, mit all' den Leuten, die bei Concertangelegenheiten irgend welche Thätigkeit zu entfalten haben, in so enger Verbindung, daß wer sie umgehen, auf eigene Faust handeln wollte, gar nichts erreichte und nur Hindernisse und Gegnerschaft fände. Ja selbst die wenigen Vereine, welche es versuchten, ihre Concerte ganz ohne Mitthätigkeit der Agenten zu organisiren, haben zu ihrem Schaden erfahren, daß die meisten bedeutenden und berühmten Künstler ihre Mitwirkung versagten, weil sie verpflichtet waren, all' ihre künstlerischen Angelegenheiten nur durch den betreffenden Agenten besorgen zu lassen. Die kleineren talentvollen Musiker beiderlei Geschlechtes sind also in ihrer so schweren öffentlichen Laufbahn fast ganz abhängig von den Agenten; nur diese sind im Stande, ihnen den Weg zu bahnen, zu erleichtern oder auch zu verbarren.

Vielfach verlautet freilich der Vorwurf, daß die Agenten die kleineren Künstler mehr bedrückten als beschützten, wobei besonders die Buchhalter, die Schreiber sich durch Hochmuth und Anmaßung hervorthun; daß die Agenten eigentlich nur die Interessen der berühmten Künstler befördern, oder die der weniger bedeutenden Vermöglichen, daß sie also den Verderb des Kunstlebens herbeiführen. Die Vorwürfe sind im Großen und Ganzen nicht ungerecht; aber die Thatsachen sind eine Folge der allgemeinen Verhältnisse und der eigenthümlichen Stellung, welche die großen Künstler den Agenten gewähren. Daß die Schreiber eines einflußreichen Agenten sich gegen die nicht berühmten Künstler viel hochmüthiger benehmen als ihr „Chef" ist ebenso natürlich, wie daß der langjährige Kammerdiener eines Fürsten oder Ministers gegen geringere Leute, die ein Anliegen vorbringen wollen, so impertinent ist, wie sein Herr niemals gewesen. Daß der Agent den Interessen der großen berühmten Künstler die meiste Aufmerksamkeit zuwendet, erscheint auch vollkommen aus den Verhältnissen erklärlich, denn bei den noch wenig bekannten ist eher noch ein Deficit zu befürchten, als eine Einnahme zu erwarten? Und wenn nun ein musikalisches Individuum zu ihm kommt und sagt: Ich bin eines reichen Mannes Sohn (oder Tochter oder Frau); mir liegt nichts an Geldeinnahme, ich will nur bekannt, recht oft genannt werden, um Ruf zu erlangen; arrangiren Sie mir Concerte, verschaffen Sie mir Mitwirkung in guten Concerten, für die ich keine Bezahlung verlange; alle Unkosten deckt mein Vater (oder mein Mann) — — soll da der Agent sagen: „Das übernehme ich nicht, ich muß arme Talente fördern"? Der Agent, der so spräche, wäre ja zu gut für diese Erde und müßte in den Sternenhimmel versetzt werden!

Wie kommt es nun, daß unsere großen Künstler, wenn auch ganz unwillkürlich, an der Bedrückung der kleineren, an der Entfaltung solcher Mißstände im Kunstleben mitgewirkt haben? Lag es nicht in ihrer Macht, einen Theil dieser Mißstände abzuwehren, indem sie ihre persönlichen Beziehungen zu den Agenten scharf abgrenzten und ihnen nur in geschäftlichen Angelegenheiten näher traten? Kaum, denn die Anforderungen des täglichen Lebens, sowie die der gesellschaftlichen Stellung sind heute derartig hochgeschraubt, daß gerade der idealistisch strebende, der nicht genau berechnende Künstler den erfahrenen Geschäftsmann nicht entbehren kann, der ihm größere Einnahmen verschafft, also doch auch seinen Ruhm vermehrt, und ihm bei der Verwaltung dieser Einnahmen nützliche Dienste leistet. So entsteht nach und nach ein Verkehr, der sich zuletzt nicht mehr auf geschäftliche Angelegenheiten beschränkt, sondern auch über künstlerische Dinge erstreckt. Und die Wandlungen, die während der letzten fünfundzwanzig Jahre in allen Verhältnissen eingetreten sind, üben ihre Wirkung auch auf die gesellschaftlichen des Kunstlebens aus. Und man kann wahrlich nicht von dem Concertagenten einen Idealismus verlangen, den selbst der edle Künstler nicht immer festzuhalten vermag.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Kaiserin von Roquebrune.

Eine Reisegeschichte von Ludwig Hevesi.

Es wird schier zwanzig Jahre her sein. Cap Martin war damals noch nicht einmal ein geographischer Begriff, höchstens ein kartographischer. Aber seine Pinien warfen noch mehr Schatten als heute; der „kalte Wald", sagte man in Mentone. Aus dem kalten Walde ging ich oft jenseits nach Roquebrune hinauf, um mich zu sonnen. Bis ich das braune Bergnest auf seinem Felsen erreicht hatte, war mir wieder viel zu warm und der Schatten von Roquebrune willkommen. Dieser Schatten ist eine Nacht bei Tage. Schwere Schwibbogen greifen über die Treppchenstraße weg; gemauerte Sonnenschirme. Unter dem fünften Bogen saß jedesmal ein Kreis von alten Weibern. Sie strickten schwarze Strümpfe, seit mehreren Jahrhunderten. Auf dreibeinigen Stühlchen saßen sie und glichen einer Versammlung von pensionirten Pythien, die ihre Dreifüße in's Privatleben mitgenommen haben. Und wie jeder Kreis, hatte auch dieser seinen Mittelpunkt. Wiederum eine alte Frau, aber keine Pythia, sondern eine Parze. Sie spann. Ich wunderte mich jedesmal, daß sie sich nie irrte und den Faden, statt vom Flachs des Rockens, aus den weißen Zöpfchen zog, die ihr um die Schläfen hingen. Sie hieß noch immer Madelon, wie sechzig Jahre vorher, als . . .

Das hat mir nämlich hoch oben der Wächter der Schloßruine erzählt. Ich bin so unpraktisch, stets zu starke Trinkgelder zu geben, und dann werden diese Leute gesprächig.

„Ja," sagte der Wächter, „unser kleines Roquebrune ist eigentlich ein Kaiserthum. Die Kaiserin von Roquebrune heißt Madelon I. Sie haben sie ja spinnen gesehen, unter dem fünften Bogen, im Kreise ihrer Hofdamen . . . Sie ist nämlich aus Vallauris, drüben am Golf von Juan. Sie haben ja dort den Stein bemerkt, unter den beiden Ulmen, an der Straße nach Antibes, mit der Aufschrift: ‚Erinnerung an den 1. März 1815.' Das ist gewissermaßen das Denkmal Madelons I. Es steht nämlich an der Stelle, wo Napoleon, als er von Elba heimkehrte, den französischen Boden betrat. Der große Napoleon! . . . Und die kleine Madelon! . . . Sie war das Haustöchterlein in einem Estaminet, das Sie noch heute an jenem Punkte finden. Sie brachte dem gelandeten Kaiser ein Glas Wein. Der war roth, Madelon aber wurde noch röther, als der Kaiser ihr die Wange streichelte und ausrief: ‚Holde Jungfrau, dieses Glas Wein will ich Dir gedenken.' Die Leute schwatzten später bunte Sachen. Der Kaiser sollte sie geküßt haben und dazu gesagt: ‚La belle France, empfange den Kuß Deines Geliebten.' Das wird wohl zu romantisch sein, nicht wahr? Andere behaupten, der Kaiser habe sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen und gesagt: ‚La belle France, hefte mir die dreifarbige Cocarde an den Hut.' Alle seine Truppen steckten nämlich diese kleine Tricolore auf. Wer weiß, ob's wahr ist? Ich bin erst fünfzig Jahre alt. Und dann ließ der Kaiser große Wachtfeuer anzünden, dort, wo jetzt die rue bivouac ist, und lagerte die Nacht durch. Dann zog er ab gen Genoble."

„Richtig, der berühmte Marsch," sagte ich, um ihn anzueifern.

„Und dann gingen die Monate ins Land. Zuerst die sogenannten hundert Tage, dann . . lassen Sie mich einmal nachrechnen . . . neunmal dreißig sind zweihundert und siebzig. . . Also noch einhundert und siebzig Tage. Mittlerweile war viel Weltgeschichte geschehen, ganz große und ganz kleine. Alles steht nicht drin, in Herrn Thiers' Geschichte Napoleons, welche Frau Madelon dort unten in ihrer Kammer stehen hat, neben der dicken Bibel. Doch, wie soll ich mich nur ausdrücken? Ich bin gewiß keine Klatschbase, aber der ganze Golf Juan spricht ja davon, und man weiß es von Nizza bis Mentone . . . Kurz, es wurde ein Kind geboren. Ein Knäblein. Man nannte es Theodule. Merken Sie etwas?"

„Nicht das Geringste."

„Madelon's Söhnchen. Merken Sie noch nichts?"

„Wär's möglich? Nun . . . Sie ist die Erste nicht und wird nicht die Letzte sein."

„Die arme Madelon hatte Schweres durchzumachen in ihrer Familie. Die Vorwürfe wollten kein Ende nehmen. Da sagte sie endlich: ‚Schweigt! Wenn Ihr wüßtet, wer der Vater dieses Kindes ist, Ihr würdet mich und Euer Haus glücklich preisen.' Mehr war aus ihr nicht herauszubringen. Alle List half nichts, sie blieb stumm. Aber sie trug das Haupt eigenthümlich hoch und hatte einen Blick, so gradaus und funkelnd, daß . . . Kurz, das Gerede der Leute schwieg zwar nicht, aber es nahm eine ganz besondere Richtung. Alle grüßten Madelon förmlich ehrfurchtsvoll, wenn sie erschien. Junge Frauen und Mädchen sagten unverhohlen: „Sie hat als Französin gehandelt." Noch einige Monate, und keine Frau an der Küste zweifelte an der Sache. Der kleine Theodule wurde gehätschelt wie ein kaiserlicher Prinz, und es ist ja auch wahr, die erste Locke, die auf seinem Kopfe wuchs, wuchs vorn in der Mitte so eigenthümlich gerade herunter. ‚Die Napoleonslocke,' sagten die Leute. Die Männer freilich waren weniger gläubig, es wurden eine Menge Achseln gezuckt und viel Spott ging auf im väterlichen Estaminet. Obgleich es doch einen gewissen Eindruck machte, daß der Lehrer der Geschichte am Lycée zu Cannes sagte: ‚Immerhin ist es noch unerklärt, warum Napoleon am Golfe Juan eine Nacht verlor, da er doch die größte Eile hatte, so große Eile, daß er Tags darauf zwanzig Meilen zurücklegte."

„Man sagt ihm manche kleine . . . Saumseligkeit dieser Art nach," warf ich ein.

„Hm ja. Nun denn, Madelon hatte sich also auf der einen Seite Frieden verschafft, dafür brach es aber auf einer anderen Seite los. Ihren Eltern ging es nicht zusammen, da meinten sie, es wäre doch zweckmäßig, sich dem Kaiser ein wenig in's Gedächtniß zu rufen. Der Vater schrieb thatsächlich nach St. Helena, . . . allein es kam keine Antwort. Ein zweites Mal ließ er durch einen Winkeladvocaten schreiben, wiederum ohne Erfolg. Nun wandte er sich an die königliche Regierung in Paris. Er ließ ein langes Promemoria ausarbeiten, in dem die Verdienste Madelon's um König Ludwig XVIII. haarklein erwiesen wurden. Darin war auseinandergesetzt, daß ohne Napoleons zwölfstündigen Aufenthalt am Golfe Juan alle nachfolgenden Ereignisse, soweit er persönlich in's Spiel kam, um zwölf Stunden früher eingetreten wären. Folglich wäre auch die Schlacht bei Waterloo ganz anders ausgefallen. Die Engländer waren ja bereits soviel wie geschlagen und wurden nur durch das Eintreffen der Preußen im letzten Augenblick gerettet. Hätte also die Schlacht um zwölf Stunden früher begonnen, so wäre sie für Napoleon mindestens zehn Stunden vor Blüchers Eintreffen gewonnen gewesen. Daraus folge unwiderleglich, daß, wer die Versäumniß jenes halben Tages verursacht habe, die Wiederaufrichtung des Bourbonenthrons sich zuschreiben dürfe. Ohne Madelon kein achtzehnter Ludwig!"

„Seltsam! Und was sagte Ludwig XVIII. darauf?"

„Kein Wort. Der Undankbare! Madelon's Vater hatte mit Sicherheit auf eine fette Pension gerechnet . . . Aber so sind die Könige. Sie lassen sich von uns retten und kennen uns dann nicht mehr. So sagte nämlich die Partei Madelon."

„Und Madelon selbst?"

„Die sagte gar nichts. Nicht Ja und nicht Nein. Sie benahm sich nur würdig und ergeben, wie eine, über die das große Rad hinweggegangen . . . Sie hat später geheirathet, einen Weinbergbesitzer von Roquebrune, Jean-Philippe Roita. Er ist längst todt."

„Und Theodule?"

„Der ist etwas schwachsinnig. Er hält sich für einen Prinzen und ist jetzt Pacher in einer Citronenpflanzung zu Mentone. Mit seiner Mutter ist er überworfen. Und das ist nun das Merkwürdigste an dieser ganzen Sache. Dergleichen erlebt man nicht alle Tage. Vor einigen Jahren nämlich wurde Madelon krank, sehr krank. Ein hitziges Fieber ließ sie irre reden, und da klagte sie sich schwerer Sünde an. Sie habe eine arge Lüge auf der Seele. Unter vielem unverständlichen Zeug hörten ihre Pfleger etliche Male den Ausruf: ‚Napoleon? . . Nein, nur General Cambronne!' Dem Pfarrer bekannte sie dies dann in der Beichte jedenfalls ausführlicher. Allein, diese Erleichterung ihres Gewissens heilte die Krankheit nicht. Sie litt immer schwerer, und auch ihre Reden wurden immer seltsamer. In der Todesangst klagte sie sich noch heftiger an, als zuvor. Der liebe Gott wolle sie strafen wegen ihres lügnerischen Hochmuths. ‚General Cambronne?' rief sie zerknirscht; ‚o, o, o! und wenn es bloß sein Adjutant gewesen wäre?' Das murmelte sie nur so vor sich hin, aber meine Mutter, die sie pflegte, schwor darauf. Und nochmals mußte der Pfarrer herbei, und Madelon vervollständigte ihre Beichte. Ohne Zweifel ließ sie sich darin bis zum Adjutanten des Generals Cambronne herab. Allein noch immer stieg die Wuth der Krankheit. Madelon lag halbtodt da und fuhr nur von Zeit zu Zeit in die Höhe, mit einem kaum verständlichen Angstruf. ‚Der Adjutant?' schrie sie wiederholt, und einmal röchelte sie hinterdrein: ‚Vielleicht nur sein Privatdiener.' Und unser guter Pfarrer — er ist auch schon lange todt; er hat mich getauft — der gute alte Pfarrer also kam ein drittes Mal heran. Als er nach einer Stunde ihr Stübchen verließ, hatte er Thränen im Auge. Die Pein dieser gefährdeten Seele, die mit einer Lüge rang, hatte ihn tief erschüttert. Mit einer stolzen, hoffärtigen Lüge. Angesichts des Todes . . . Ohne Zweifel hat sie ihm in jener Stunde die volle Wahrheit gestanden. Und merkwürdig! Das war auch die Krise ihrer Krankheit. Von da an war ihr leicht ums Herz, sie wollte nun gern sterben, . . . aber da ward sie gesund. Sie mögen sich wohl denken, wie viel in Roquebrune über diese Angelegenheit geklatscht worden. Der Pfarrer hat natürlich nicht geplaudert, aber die Pflegerinnen waren ja nicht auf Schweigen eingeschworen . . . Und Theodule, Prinz Theodule, kann es seiner alten Mutter nicht verzeihen, daß sie einen Verrath an seiner weltgeschichtlichen Stellung begangen."

„Und . . . glauben die Leute noch immer an . . . Napoleon?"

„Bah! Sie glauben an den Privatdiener des Adjutanten des Generals, der mit Napoleon von Elba kam."

„Und jener . . . Hofstaat, wie Sie ihn nannten?"

„Nun, die Weiberchen von Roquebrune sind gute Seelen. So manche sagt noch heute: ‚Auf dem Sterbebett verwirrt sich der Geist und weiß nicht mehr, was er beichtet; wer kann sagen, ob nicht die gesunde Madelon der richtigeren Meinung gewesen?' Und auf alle Fälle hat die alte Frau einen romantischen Nimbus behalten."

— — Ich sprach Madelon später im Kreise ihrer Hofdamen. Den Kaiser Napoleon erwähnte ich nicht, aber sie saß wirklich da wie eine kleine Kaiserin. Sie spann feierlich ihren Faden; er hätte mögen ein ächter Schicksalsfaden sein. Ihr gütiger, nicht allzu herablassender Ton that mir wohl. Wir sprachen hauptsächlich über das Wetter. Auch sitzen hieß sie mich und bot mir ein Glas Milch, von ihrer Ziege Lisette. Sehr gute, kühle Milch, nur etwas zu fett.

Von jenem Glase Wein bis zu diesem Glase Milch, welch ein weiter Weg! dachte ich mir. Aber ich ließ es nicht laut werden.

Aus der Hauptstadt.

Die wiederhergestellte Mainlinie.

Mit der gewissenhaften Pünktlichkeit, die sich auch der zerfahrenste Zigeuner im jahrzehntelangen, eintönigen Tretmühldienst endlich angewöhnt, sind die Neujahr-Leitartikel erschienen. Nicht ganz so hochgestimmt wie die für Weihnachten, denen man das Versöhnungs Parfum, den Kiefernadeln-Duft auf Distanz anmerkte, auch kaum ausklingend in dem eigens für Frau von Suttner erfundenen, leider in seiner zweiten Hälfte nicht für ihre Romane passenden Kriegsruf: Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen! — aber doch noch voll lächelnder Heiterkeit und froher Hoffnung. Das neue Jahr muß es bringen, es muß. Im würzigen Dampf des Sylvesterpunsches, bei fetten Butterkuchen, die mäßig genossen lange nicht so schädlich sind, wie freisinnige Margarine-Enthusiasten uns glauben machen wollen, im halben Glühweinrausch sieht sich die Welt wirklich viel gemütlicher an, als Tags vorher oder Morgens darauf. Und die kleinen Wölkchen ringsum zerteilen sich, und die Zukunft sieht plötzlich auffallend sonnig aus, alle Glocken läuten, und alle Publizisten von Einfluß sind plötzlich der Meinung, genau genommen liege gar kein Grund zu Besorgnissen vor. Die Reichsmaschine, die mit jedem Jahre lauter knarrt und schwerer geht, obwohl sie doch unter Volldampf arbeitet, bedarf keiner Reparatur, sie knarrt und ächzt nämlich aus purem Übermut; der greise Maschinenwärter, der selbst nicht recht weiß, welcher Kesseldruck oben gewünscht wird, giebt lächelnd die Versicherung ab, daß es ihm auf sechzehn bis achtzehn Atmosphären nicht ankomme, wenn Majestät mit den jetzt beliebten zwei ein halb mzufrieden seien. Deutschland, Monarchie und Gesellschaft stehn unerschütterlich fest da, so fest, daß man eigentlich nur spaßhalber Gesetze zu ihrem Schutze machen will, und selbst wenn seitens der Verantwortlichen Mißgriffe vorgekommen sein sollten — was geleugnet werden muß, ganz entschieden — selbst dann und gerade dann erst würde sich das eiserne Gefüge unserer Verfassung bewähren.

Es ist ein schöner Neujahrsspruch, und da ihn alle vielgelesenen Zeitungen in anmutigen Variationen bringen, wird er voraussichtlich auch an die Höfe von Karlsruhe, von Stuttgart und München gelangen.

Wer immer in den letzten Jahren durch Süddeutschland kam und nicht nur die Museen, sondern auch die Schenken besuchte, der hatte, heimgekehrt, blaue Wunder über die seltsame Bevölkerung zu erzählen, die dort unten haust. Nichts als zu schimpfen wußte sie, nichts als Nörgeleien und giftige Bosheiten. Jede Maßregel, die von Berlin kam, wurde unbesehen verspottet und verächtlich gemacht, jedes Wort, das des Kaisers Majestät sprach, vielfach gedeutelt. In München, dessen Fremdenbuch der Satz von der suprema lex schmückt, waren wochenlang beliebter Gegenstand des Biertischgeflüsters jene Äußerungen, die Herr Paul Singer den Hauptgrund für das verweigerte Hoch nannte, und was der preußische König auch immer thun und reden mochte, es wurde sicher im feindseligsten Sinne besprochen. Von Liebe der Unterthanen zum obersten Reichsfürsten nirgend eine Spur, ja, man fühlte sich nicht einmal als Unterthan, Staatsbürger behauptete man zu sein, Gleichberechtigter, berufener Kritiker. Hinterwärts von München ging es noch schlimmer her. Man darf getrost behaupten, selbst im Kriegsjahre 66 war der Preuß hier nicht so verhaßt wie jetzt. Der Ärger, der Mißmut des Bauernvolkes wagte sich selbst an den Prinz-Regenten heran, den man von preußischen Einflüssen keineswegs frei glaubte, und in dunkler Nacht warf man hier und da seine Büste in vorbeischäumende Gebirgswässer, phantastische Legenden spannen sich um die Gestalt König Ludwigs des Heiligen, des nun plötzlich geliebten Todten vom Starnbergersee. Was dem Bayer so wider den Strich ging, empörte den allweil demokratischen Schwaben noch tiefer; den Zusammenhang mit dem mächtigen Bundesbruder im Norden empfand man mehr und mehr als rein äußerlich, und man gewöhnte es sich ab, in der Kaiserkrone etwas Anderes als ein Symbol zu erblicken, ein Symbol nur für der Bilderschrift Kundige. Die gährende Unzufriedenheit, die reizbare Nervosität gerade der Volksschichten, auf denen die Tragpfeiler unserer Verfassung ruhen, fanden anfänglich, obwohl sie immer weitere Kreise schlugen, ihren Ausdruck nur in gemütlichen Winkelblättchen, und wenn der neue Cours es auch verstanden hat, all und jede Begeisterung, alt und jede Liebe für den Norden und seine Magusse radikal auszulöschen, so blieb es doch erst dem allerneuesten überlassen, diese Thatsache allgemein zur öffentlichen Kenntnis zu bringen. Bisher standen die Regierungen des Südens in dem guten Rufe, daß sie nach wohlbewährter Regenten-Art absolut nichts auf die Wünsche, Stimmungen und Gefühle der glücklichen Regierten gaben; im Bundesrath herrschte allewag die schönste Einhelligkeit, keine Spur eines Risses war zu sehen.

Da mit einem Schlage veränderte sich die Scenerie, als gält' es einen jener Theatercoups nachzumachen, womit uns die neudeutsche Hin- und Her-Politik verwöhnt hat. Der Großherzog von Baden errichtet Gesandtschaften an den beiden süddeutschen Höfen. König Karl von Württemberg und nicht minder die Königin machen gelegentlich großer Festlichkeiten im Stuttgarter Schlosse kein Hehl daraus, daß sie dem Preußenthum nicht etwa kühl und gleichgültig, wie man vermuthen könnte, sondern mit ausgesprochener Abneigung gegenüberstehen. Und halboffiziöse Münchner Blätter richten ununterbrochene bitterernste Vorstellungen an Berliner Adressen, von einem Freimuth und einer Offenheit, die höchster Bewunderung würdig wäre, wenn man hinter ihnen nicht das Gespenst sähe, das drohende Gespenst, die weiße Frau des Hohenzollern Hauses

Seltsam! Während Wilhelm II. sich redlich mühte, mit allen fremden Nationen auf bestem Fuße zu stehen, während er den Engländern jubelvolle Coweswochen bescheerte, dem russischen Zaren — Gott hab' ihn selig, obwohl er das liebenswürdige Entgegenkommen des deutschen Kaisers mit so eisiger Kälte aufnahm — bei jeder passenden Gelegenheit seine Freundschaft zeigte und selbst den braven, armeniergeplagten Sultan Abdul Hamid mit seinem Besuch erfreute; während er die Franzosen zuvorkommend behandelte, was der Theil ihrer Presse, der nicht nach Berlin geht, aber dafür in Frankreich Leser hat, freilich in niederträchtigster Weise auslegte, während er den Mms. Carnot und Lesseps, das Verdienst ihrer entschlafenen Gatten galant übertreibend, sein Beileid ausdrückte, während er zu Ehren des verstorbenen Zaren, dem ein empfindlicher Herrscher leicht sein Verhalten nachgetragen hätte, am Gottesdienst in der Kapelle der russischen Gesandtschaft theilnahm, ja sogar den französischen Deputirten zum Leichenbegängniß einen Sonderzug zur Verfügung stellen ließ — während alles dessen nahm im eigenen Volke, bei den intimsten Verbündeten die befremdliche Stimmung des Mißtrauens zu. Fürst Hohenlohe hatte sich durch seine fünfundsiebzig Jahre, die ihm wahrlich schwer genug auf den Schultern lasten und in seinen Handlungen, Reden und Gedanken mehr als deutlich zum Ausdruck kommen, der Reichskanzler hatte sich nicht abhalten lassen, persönlich die süddeutschen Höfe zu besuchen, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Daß Griesemann diesen Zweck seiner Reise nachträglich emphatisch ableugnete, zeigt, von wie geringem Erfolge sie leider begleitet gewesen ist. Und in der That — wenn der ernste Friedrich von Baden, der schwärmerische Verehrer des greisen Heldenkaisers, einen so außerordentlichen Schritt wie den der Schaffung neuer Gesandtschaften für nöthig erachtet hat; wenn Karl von Württemberg sich persönlich aufs empfindlichste verletzt glaubt und entschlossen scheint, seine Gesinnungen nicht länger diplomatisch zu verbergen, dann gewinnt der Mißerfolg der Rundreise Hohenlohe's, die Abwesenheit aller Bundesfürsten bei der Weihe des neuen Reichstagshauses noch ein anderes, bedenklicheres Aussehen, dann versteht man leichter, weshalb Caprivi's Nachfolger sogar die Pilgerfahrt nach Friedrichsruh nicht scheuen will. Es gilt Prestige hereinzubringen, neue Bundesgenossen zu werben für die, welche abzufallen drohen.

Die Maingrenze, die glücklich beseitigte, wird wieder hergestellt, wieder will sich der Süden vom Norden durch eine scharf markirte, weithin sichtbare Linie scheiden. Denn Volk und Höfe dort unten scheinen nur einig in ihren Neigungen und Abneigungen, sie setzen dieselbe Einigkeit, die dann allerdings ihre Spitze gegen sie richten würde, bei Volk und Krone im Norden voraus. Thöricht, wer mit diesen Thatsachen Versteck spielen will, thörichter, wer am Strauß nicht die zündenden Walzermelodien, sondern die Gewohnheit, bei nahenden Gefahren das Denkerhaupt in einen Sandhaufen zu verbergen, liebt, am thörichtesten aber, wer dem guten Winde vertraut, der auch dies heraufziehende Gewitter verscheuchen wird. Der neue Cours wußte in vier Jahren mit beinahe allen Errungenschaften der Epoche Bismarck aufzuräumen, das ganze riesengroße Kapital an Liebe und Begeisterung, das man dem Reich entgegenbrachte, bis auf den letzten Groschen zu verzehren — und nicht allein jene Summe, die der Süd zusteuerte. In der ganzen neueren Geschichte ist kein Beispiel, daß so schnell grenzenlos populäre Einrichtungen alles Interesse, alle Zuneigung verloren haben. Ueber das vernichtende Urtheil, das vom Weltgericht über ihn gefällt werden wird, hilft dem Grafen Caprivi kein Montreuxer Kegelclub, kein Fünf-Franken-Bouquet hingerissener Thiergarten-Damen hinweg. Der sein politisches Erbe antrat, der greise Mann aus den Reichslanden, erlitt sogleich am Anfange seiner dornen- und verdrußvollen Laufbahn zwei zerschmetternde parlamentarische Niederlagen, Niederlagen, die in den constitutionell regierten Nachbarstaaten unweigerlich seinen Sturz zur Folge gehabt haben würden. Und so irritirt, so nervös ist die öffentliche Meinung, nicht nur im Süden, daß jeder noch so kleine Fehler der Regierenden, jeder Mißgriff, der unter Bismarck höchstens die Richter- und Liebknecht-Presse aufgeregt hätte, alsbald zu einer Haupt- und Staats-Aetion aufgebauscht wird. Manches verhaßte Gesetz, manche völlig unpopuläre Maßnahme großen Stils hat nicht so viel gehässige, so sehr von Argwohn und verbissenem Ingrimm durchtränkte Bemerkungen hervorgerufen, wie die allerdings verblüffende Idee, dem neuen Reichskanzler einen bedeutenden Gehalt-Zuschuß zu gewähren. Freilich konnte ein weniger passender Zeitpunkt für solch eine Handlung schwerlich gefunden werden als gerade jetzt, wo die ganz unzureichenden Jammer-Gehälter der unteren Beamten Gegenstand des öffentlichen Mitleids sind, wo sich die Folgen einer übertriebenen und unnöthigen Repräsentation, auf deutsch Abfütterung guter Bekannter und Unbekannter, immer verderblicher geltend machen. Dennoch hätte man unter anderen Umständen auch diesen bedauerlichen Fehlgriff, der von gründlicher Verkennung der Instinkte und Empfindungen des Volkes zeugt, übersehen; heute aber hängt man sich schreiend an ihn und benutzt die Gelegenheit, seinem Unmuthe kräftig Luft zu machen. Und wenn der Süden glaubt, sich von denen im Norden absondern zu müssen, weil sie nach seiner Meinung über all diese Dinge anders denken, so möge er einsehen, daß — es ist melancholisch zu sagen — in diesem Falle keine Mainlinie nöthig ist. Wenn wirklich in weiter keiner Hinsicht mehr, in dieser gilt noch der patriotische Ruf von 1871: „Das deutsche Volk ist eins!"

Wer die Monarchie für nützlich, ja unter heutigen Verhältnissen für unentbehrlich hält, wer im Kaiserthum die wichtigste Errungenschaft des neuen Reiches erblickt, der wird sorgend, zaghaft in die Zukunft schauen, wird sehnlichst wünschen, daß die Verhältnisse sich bald von Grund auf ändern. Es geht nicht an, daß immer größere Kreise dem monarchischen Gedanken entfremdet werden, daß man schon jetzt auf die armselige Idee kommen mußte, ihn durch Paragraphen und Strafmandate zu beschirmen. Es geht nicht an, daß die Zahl der Majestätsbeleidigungen erschreckend wächst, daß dem groben, reichstäglichen Unfug der Singer-Compagnie vom Volke bereits eine Aufmerksamkeit geschenkt wird, die er an sich nicht verdient und die man ihm früher nie gezollt hätte. Wenn nicht mehr die Liebe zum Herrscherhause alle bewußten, böswilligen Beschimpfungen verhindert oder doch im Keime erstickt, wenn die Strafkammern zu Hütern der Krone, die Staatsanwälte zu Rittern ihres Trägers werden — dann wehe uns, wehe diesem Lande, wehe dieser Gesellschafts-Ordnung! Zu viel ist von gewissenlosen Buben mit dem Gedanken eines Staatsstreiches gespielt, zu unbedacht sind Vorstellungen genährt worden, die alle darauf hinaus laufen, daß zwischen Herrscher und Volk das letzte Wort die rohe Gewalt spreche. Wer Menschenblut vergießt, hat sich damit selbst sein Todesurtheil geschrieben — aber schon den bloßen Gedanken an die Möglichkeit mancher Ereignisse sollte jeder monarchisch denkende Mann entrüstet, mit Ekel von sich weisen. Nicht anders als auf frei und gern dargebrachte Zuneigung, auf herzliches Vertrauen der Bevölkerung gründet sich der Thron, und nicht anders als durch verständnißvolles Eingehen auf die heimlichsten und die verschämtesten Wünsche seiner Mitbürger wird ein König groß und mächtig.

Gegen die Reichsidee an sich erhebt im Süden Niemand seine Waffe; Fragen und Vorgänge ganz persönlicher Natur sind es gewesen und sind es noch, die die Bevölkerung verstimmen und aufs Aeußerste erbittern. Nichts leichter, als hier Wandel zu schaffen.

Noch vermag der Willen eines Einzelnen viel, noch ist es Zeit, die Grenzlinien wieder zu verwischen, die überall ganz in der Stille gezogen werden. Es müßte der Wille eines Mannes sein, der das Volk kennt und das eigene Herz, der, unabhängig von unwissenden und schmeichlerischen Berathern, aber auf die Stimme der Freien horchend, in strenger Selbstkritik den rechten Weg wählt, in eiserner Selbstzucht diesen Weg weiter schreitet. Zum deutschen Kaiser, dem es unzertrennlich verbunden ist wie Griff und Klinge des Schwertes, hegt das deutsche Volk, muß es das Vertrauen hegen, er werde binnen Kurzem diesen Pfad finden, die schroffen Gegensätze ausgleichen und die im Laufe der letzten Jahre künstlich geschaffenen Abgründe zuschütten.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Der Königsbote." Schauspiel in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt (Königliches Schauspielhaus). — „Ghismonda." Schauspiel in 5 Akten von Victorien Sardou (Lessing-Theater).

Adolf Wilbrandt ist seit längerer Zeit der Schrecken aller harmlosen Feuilleton-Roman-Leser, denen er Gedankendichtungen von einem Umfang und einer Schwatzhaftigkeit vorsetzt, daß man die Schulformel von der epischen Breite schaudernd in ihrer vollen Bedeutung begreifen lernt. Dieser merkwürdige Poet „löst", wie man jetzt allgemein sagt, sämmtliche sozialen Fragen der Welt; kein Novellchen, kein Verslein, worin er nicht irgend eine brennende „querelle allemande" anschneidet und grausenhaft gründlich verarbeitet. Gründlich à la Wilbrandt, das heißt mit unerhörter Oberflächlichkeit. Die arme „zu Grunde liegende" Frage hat bei unserem Freunde ja immer nur den Zweck, einem langstieligen, altfränkischen Opus des gewandten Herrn den nun einmal erforderlichen modernen Aufputz zu verleihen. Im „Königsboten" wird der Sieg des Christenthums, des lautersten Altruismus und noch einiger anderer großer Ideen über das Heidenthum, die Selbstsucht und mehrere andere kleine Ideen dargestellt; es ist bitter, daß hierzu außer einem endlosen, fabelhaft plump gemachten Expositionsact voller Skaldengesänge, Methkneipereien und Renommistereien noch umständliche Belauschungs-, Liebes- und Verkennungs-Seenen nöthig waren. Unterhaltend in gewissem Sinne ist an dem Werke nur der Umstand, daß es deutlich zeigt, wie sich in Wilbrandt's Kopf die Wiking- und Normänner-Welt malt; das sind lauter verkleidete Mecklenburger, Rostocker sogar, aus dem neunzehnten Jahrhundert, lauter liebe Kerle, die sich auf ihrem Costümfest himmlisch amüsiren und insgeheim ihren Schöpfer preisen, daß der grimme Kampf um Gott bereits seit 880 Jahren erledigt ist. Das langweilige Stück hatte den üblich glänzenden Mißerfolg.

Theaterpuppen stellt auch Sardou auf die Bretter, Männerchen und Weibchen jener schönen Sorte, die dem guten Dichter nie hinderlich werden und ihm gestatten, all seine Erfindungsgabe im Austüfteln ungeheuerlicher Handlungen zu verschwenden, die Charakteristik aber ganz bei Seite liegen zu lassen. Mit gräßlichen, abenteuerlichen Schicksalen, brennenden Farben und wildleidenschaftlichen Tönen spart der blutrünstige Colportage-Romantiker auch in „Ghismonda" nicht, und wer ausziehen will, das Gruseln zu lernen, mag ihm ein Parquetbillet abkaufen. Er lernt dabei noch gratis die Bühnenmache kennen, bei der man sich langweilt. Ja — obgleich diesmal ein leibhaftiges Knäblein in einen fürchterlichen Tigerkäfig geschleudert wird, obwohl des Bürschleins angstzerfleischte Mutter in die angenehme Lage kommt, prachtvolle Schmerzensschreie auszustoßen — Frl. Reifenhofer, die eiskalte, erzielt mit diesem Schreien beinahe Lustspiel-Wirkungen —, obwohl dann flackernde Sinnlichkeit, Morde, Glockenklang und Weihrauch-Düfte, gluthvolle, tolle Liebesseenen und entzückende Bilder althellenischer Herrlichkeit einander ablösen, Sarah Bernhardt's Leib-Dramenschneider vermag diesmal nicht zu fesseln, nicht zu spannen. Seine Historie ergreift nicht, seine verwegnen Sprünge machen gähnen; kühl und starr grinst Frau Ennui hinter der bemalten Pappe hervor.

Ghtsmonda hat am Pariser Renaissance-Theater einen unbestrittenen, einen glänzenden Sieg errungen; die gesammte Kritik war einig in ihrem Lobe, nannte sie ein Meisterwerk, worin sie, bezeichnender Weise, mit den New-Yorker Recensenten übereinstimmte. Mag nun immerhin das geniale Spiel der Bernhardt, von dem man auch diesmal wieder blaue Wunder erzählen hört, mögen die raffinirten, von fast wahnsinnigem Pomp strotzenden Decorationen auch die Sinne der Zuschauer viel stärker gefangen nehmen als die nüchternere, berlinisch aufgedonnerte Prachtentfaltung des Blumenthal-Theaters, die nur Surrogatwerth hat — ein unlösbarer Rest, ein Grund zur Verwunderung über den durchschlagenden Pariser Erfolg bleibt doch übrig. Daß ein Mann wie Sardou bedingungslos als der erste Dramatiker seines Landes gefeiert werden kann, daß neben ihm die aufstrebenden, ernsthafteren Talente so gar wenig zu bedeuten haben, daß Antoine's Versuche, das französische Drama zu reformieren, so kläglich scheitern mußten (und sie scheiterten, was die fanatischen kleinen Anbeter des tüchtigen Mannes auch immer phantasiren mögen) — dies alles beweist an sich schon, daß sich die Pariser Komödie in absteigender Linie entwickelt. Es bedurfte gar nicht des Einblicks in die jammervollen Stümpereien, deren Bekanntschaft Antoine uns vermittelte, in die neueren Boulevard-Vaudevilles, die entweder aus geistreichelnd frivolem Feuilleton-Geschwätz oder aus lauter Excentrick-Tricks mühsam zusammengestoppelt sind. Mit erschreckender Geschwindigkeit nähert sich der Pariser Geschmack dem Londoner, und nur noch ein halbes Jahrzehnt brauchen die Sardou, Gandillot und Feydeau auf dem betretenen Wege weiter zu wandern, dann stehen sie Sir Augustus Harris, Mr. Oscar Wilde und Brandon Thomas gleich. Mit geheimen Hoffnungen aber blicken wir an der Jahreswende auf die sich kräftig, in ehrlicher Arbeit rührende junge deutsche Dramatikerzunft.

Wallot und der Reichstagsbau.

Man hat ihn gehen lassen. Kaltlächelnd, wie das so preußische Art ist. Und er ging, ein frohgemuther, unbekümmerter Rheinländer, nach Dresden, in eine neue Heimath, zu neuen Aufgaben.

Der Reichstagsbau, so dürfen wir hoffen, wird nicht Wallot's letztes Werk sein. Vielleicht aber nennt man ihn einmal sein erstes Werk, in dem Sinne, daß er dort zuerst sich selbst und seinen eigenen Baustil fand. Wer zehn Jahre lang an solchem Werke schuf und dann vom Schicksal gewürdigt wurde, es mit herber Enttäuschung zu verlassen, der hat nicht blos gelernt, sein in sich hineinzulächeln, sondern auch allein zu stehen in der Welt und mehr noch als vorher dem eigenen Genius zu vertrauen. Der ist fürderhin nicht geneigt, Concessionen zu machen, — der wird Gesetze vorschreiben, und neuen Entwickelungen einen neuen Persönlichkeitsstempel aufdrücken.

Wallot kann sich bei seinen Widersachern dafür bedanken, wenn zur Zeit gerade die vornehme Kritik seiner mit offenkundiger Wärme und unumwundener Bewunderung gedenkt. Man hat das Gefühl, daß etwas gut zu machen ist an dem Manne, dem von anderer Seite so übel mitgespielt worden ist. Man empfindet es als eine jener lächerlichen Ironien des Schicksals, daß es möglich war, eine Parlaghy ihm vorgezogen zu sehen. Denn diese schleppentragende Weltdame hat die große goldene Ausstellungsmedaille erhalten, die Wallot versagt wurde, der sich dafür mit der kleinen begnügen mußte. So wenig die große goldene Medaille für einen Wallot zu bedeuten hätte, die kleine ist für den Schöpfer des gewaltigsten neudeutschen Profanbaues ein zu kindisches Angebinde, als daß nicht jeder, der auf Medaillen noch etwas giebt, krebsroth werden müßte vor Scham und Aerger. Das ist ja, als ob man dem Fürsten Bismarck zum achtzigsten Geburtstage einen Seidenpintscher als Schooßhündchen dediciren wollte! Die Auszeichnung und der Ausgezeichnete stehen zu einander in zu schreiendem Mißverhältniß.

Aber Wallot, meine ich, kann sich trösten. Für jetzt und für die Folgezeit ist es viel merkwürdiger und — ehrenvoller, daß er die große goldene Medaille nicht bekommen hat, als wenn er sie bekommen hätte. Berlin kennt zur Zeit keine höhere künstlerische Ehrung als die Vorenthaltung der großen Medaille. Von einem solchen Künstler ist Jeder alsogleich überzeugt, daß er sie verdient hätte. Hätte er sie aber erhalten, allüberall erwachten Neid und Zweifel, und dasselbe Werk, das man jetzt lobt, würde man bald mitleidig und bitter tadeln.

Uns aber möge Wallot's persönliches Schicksal nicht irremachen bei der Werthschätzung seines Werkes. Ich sage: Werthschätzung, — denn für ein umfängliches, anspruchsvolles und wohlfundirtes „Urtheil" ist die Zeit noch nicht gekommen. Dafür stehen wir nicht blos in reinästhetischer Beziehung dem Bau noch viel zu befangen gegenüber, dafür mangeln uns vor allem die Urkunden zur Geschichte des Baues, aus denen allein hervorgehen kann, wo der Baumeister aus eigener schöpferischer Initiative, wo er aus nothgedrungenen Rücksichten oder gar gezwungen vorging.

Mein Haupteindruck, nach wiederholter Besichtigung, ist nun der: Wallot's Reichstagsbau trägt mehr den Charakter eines staatlichen oder amtlichen Gebäudes, etwa zur Unterbringung eines Gesammtministeriums oder des Bundesraths, als einer freien volksthümlichen Schöpfung, bestimmt, als Rath- und Thatstelle für eine unabhängige Körperschaft zu dienen. Es hat, gewiß nicht blos für mich, eine tief-sinnbildliche Bedeutung, daß jene ursprünglich bestimmte Portalinschrift: „Dem deutschen Volke" fehlt, daß aber die Namen sämmtlicher deutschen Bundesfürsten von anno 1871, offenbar als der „Gründer des Reichs", in weithin sichtbaren Buchstaben auf den vier Eckthürmen prangen. Sucht man dagegen nach dem Manne, dessen Initiative und Thatkraft es doch in allererster Linie zu danken ist, daß „das Reich" Thatsache wurde, sucht man nach dem eisernen Kanzler — nun, er fehlt ja nicht, er ist sogar an sichtbarster Stelle da, über der Mittelthür des Haupteingangs nämlich: als ein in Sandstein gehauener, ungemein possirlicher Pfefferkuchenmann, der als Georgsritter und „Reiter zu Pferd" es sich angelegen sein läßt, einen fabelhaften Lindwurm zu fällen. Gott, was muß das den deutschen Kindern viel Spaß machen!

Leider ist das der einzige Humor, von dem ich zu berichten habe. Denn im Uebrigen zeichnet sich der Reichstagsbau durch eine ganz bemerkenswerthe Humorlosigkeit aus. Ein schwerer, fürchterlicher und kalter Ernst spricht aus seinen Quadern. In seiner Pracht selbst steckt eine steifleinene Ungemüthlichkeit, die überall die Amtsmiene aufsetzt, wo man gern ein vertrauliches Augenblinzeln hätte. Wenn den Deutschen der Humor ausgeht, dann ist's aber eine böse Sache. So manches alte Rathhaus hat diesen Humor, und die versammelten Väter haben in ihrem Ernst nicht darunter gelitten. Vielleicht aber hat manch Einer, angeheimelt von der humorvoll-trauten Umgebung, von seiner herben Prinzipienstarre etwas nachgelassen und sich zu einer menschlich unbefangeneren Auffassung bekannt. Das neue Reichstagsgebäude aber hat nichts Anheimelndes. Da ist alles mathematisch streng und ziffernhaft ausgemessen. Da fehlt es an gemüthlichen Plauderwinkeln, behaglichen Unregelmäßigkeiten, neckischen Willkürlichkeiten und an all den lieben und bösen Dingen, die kein Verstand der Verständigen voraussieht, sondern von denen man sich mit kindlichem Gemüthe überraschen und erheitern läßt. Wo man sich einmal gehen lassen möchte, in denkender und ausdenkender Phantasie, wo man den Muth fassen möchte zu neuen helfenden Ideen und Zukunftsaussichten, da blinken Einem von den Wänden allüberall steife deutsche Fürstenwappen entgegen und erinnern Einen an seinen beschränkten Unterthanenverstand, an die Pflicht des Gehorsams und an die Würde und Feierlichkeit des deutschen Staatsbürgers. Selbst in der Kneipe hat man keine besseren Zierrate anzubringen gewußt als derartige, freilich wirr mit Laubwerk verschnörkelte Wappen. Und das ist doppelt schade. Denn die Küche ist so wunderbar groß und geräumig und mit so herrlichen neu konstruierten Kochherden, Brennern, Kesseln, Aufbewahrungsschränken versehen, daß der Mägen unserer Reichsboten gewiß die wonnesamsten Ergötzlichkeiten harren, und ich ihnen gerne wünschen möchte, sie könnten sie in einem linderen Schatten genießen, als in dem eines weit verästelten und beinahe sinnverwirrenden Wappenbaumes.

Soll ich nun noch sagen, was jedermann sagt, nämlich, daß die Kuppel zu klein, die Fenster zu eingeklemmt, die Statuen zu hoch gerückt und was-nicht-alles sei? Ich denke, ich erspare mir und dem Künstler dies Vergnügen. Denn obgleich ich nicht blos zum Vergnügen des Meister Wallot geschrieben habe, so möchte ich ihm doch ganz gewiß keinen wohlfeilen, langweiligen Aerger anhängen. Wenn Herrn Wallot beim Reichstagsbau, mehr als gut ist, das Lachen verging, in Dresden, denk ich, wird er es wiederfinden. Denn, wenn nicht alle Anzeichen trügen, weiß man dort den jungen deutschen Kunstgeist bei weitem feiner und inniger zu schätzen als in Berlin. Franz Servaes.

Notizen.

Im Verlage von Albert Ahn in Köln sind einige neue Bücher erschienen, die Anspruch auf Beachtung erheben dürfen. Besonders der Roman: „Gottes Narr" von Maarten Maartens ist ein ganz besonderes Buch, bedeutsam, merkwürdig, nichts für den großen Haufen, aber viel für den literarischen Feinschmecker. Der Verfasser, ein in englischer Sprache schreibender Holländer, lebt in Bonn und hat Manches in Deutschland gelernt. Die Form ist das Wenigste an seinem Buch, stark altmodisch für unseren realistisch verwöhnten Geschmack, ein harmloser Humor in Seidel's oder Raabe's Art, die Satire voll scharfer Beobachtung, die gewollt geistreichen „Bauchrednereien" des Erzählers meistens störend, die komisch sein sollenden Kapitelüberschriften an Voz und Bulwer anklingend. Ein ringender, moderner Geist offenbart sich jedoch in der keck erfundenen und nebenbei gesagt ganz unwirklichen Handlung. Besonders der Held, der erst taube, dann blinde, halb idiotische und doch so unendlich menschenfreundliche Elias, der sich aus seiner weltabgewandten Kindlichkeit zu sittlicher Größe erhebt, ist von hoher psychologischer Kunst gezeichnet und voll ergreifender Tragik. Neben diesem erschütternden Seelengemälde kann sich Josef Lauff's Roman: „Die Hauptmannsfrau", in seiner Art wohl sehen lassen. Der Verfasser, selbst Artilleriehauptmann, wie die vorgeheftete Radirung zeigt, ist ein Schüler von Julius Wolff, aber männlicher, kraftvoller, ein schönes Talent und sogar ein Dichter. In diesem Todtentanz aus dem 30jährigen Krieg finden sich ergreifende Scenen, seine Naturstimmungen, prächtige Charakterköpfe. Auch über das Gespenstige und Spukhafte verfügt er, und die Einführung des personificirten Todes von Basel ist meisterlich. Weniger bedeutend sind die im selben Verlag erschienenen, nichts als liebenswürdigen Novellen von Elise Polko: „Hell und Dunkel" Es sind wieder meist musikalische Märchen, arg romantisch, hübsch frauenhaft erdacht und ausgeführt und mit einer stark empfindsamen Grundstimmung. Etwas trivial ist das „Urbild der Carmen", wobei die Verfasserin vergißt, daß Carmelita eben so wenig italienisch ist, als vederemo oder San Antonio. Immerhin werden die vielen Verehrerinnen der feinfühlenden, beliebten Musikschwärmerin ihr auch für diese Gabe dankbar sein.

Abonnement
auf das
I. Quartal 1895.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer 1 beginnt das I. Quartal der **„Gegenwart“.** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbroehen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

In meinem Verlag sind erschienen und in den meisten Buchhandlungen zu erhalten die im Genre der **Marlitt** geschriebenen Romane

Anny Wothe's:

Suse. Gebunden M. 5.—. | **Das Haus am Rhein.** Geb. M. 4.—.
Das Märchenschloss. Geb. M. 5.—. | **imKlosterhof.** Geb. M. 4.50.

Neu! **Es tagt!** Geb. M. 4.—. *Neu!*

Ferner folgende Romane und Novellen:

Dr. Caros, N., **Der Kandidat.** Novelle. Gebunden M. 3.—.
Gréville, H., **Gesprengte Fesseln.** Roman. Deutsch bearb. von L. Wechsler. Geb. M. 4.—.
Mohr, Marie L. F., **Nirwana.** Roman. Gebunden M. 5.—.
do. do. **Die öffentliche Meinung.** (Ein Tagebuch-) Roman. Geb. M. 5.—. *Neu!*
Ohorn, Anton, **Wenn sich zwei Herzen scheiden.** Roman. Gebunden M. 5.—.
Temmel, M., **Kinder des Dorfs.** Roman. 2 Bände in 1 Band. Geb. M. 6.—.

Sämmtliche Bücher sind auf gutem, holzfreien Papier gedruckt, brillant ausgestattet und von der Kritik gut besprochen. Broschirt Exemplar je 1 Mark billiger.

B. Richter's Verlag in Chemnitz.

Verlag von G. A. Müller & Comp., Leipzig.

Soeben erschien in zweiter Auflage:

Zeitfragen.
Prinzipielle Betrachtungen
von
Wilhelm v. Lichtenow.

Reichs- und Staatsanzeiger (nach spaltenlanger Ausführung des Inhalts): „Aus Vorstehendem ergiebt sich, daß diese „Zeitfragen“ eine Fülle von Anregung bieten —“. **Norddeutsche Allgemeine Zeitung:** „Wenn es für feinfühlende Seelen ein unleugbarer Genuß ist, auf Erfahrung und Ueberlegung wohl begründete und in sich gefestigte Anschauungen über bedeutende Tagesfragen zu vernehmen, so ist hier den weitesten Kreisen der Gebildeten zu solchem Genießen Gelegenheit gegeben.“ — **Blätter für litterar. Unterhaltung:** —, „(Betrachtungen), welche wir als geistvoll und tiefgeschöpft bezeichnen müssen.“ . . . „Diese Proben mögen genügen, um die Leser zur eigenen Lektüre dieser Broschüre zu veranlassen.“ — **Preuß. Schulzeitung:** — „Es sind eigenthümliche Gedanken, denen der Verfasser in dieser Schrift Ausdruck giebt, und sie verdienen sicherlich Beachtung.“ — **Moldenhauers Litterar. Blätter:** Diese Schrift wird zur Klärung im Streite der Meinungen ein Erkleckliches beitragen; man liest dieselbe mit größtem Interesse, gefesselt bis zum Schlusse.“ — Ebenso anerkennend äußern sich in längerer Besprechung: **„Litterarischer Merkur“, „Wiesbadener Tageblatt“, „Reichsbote“** u. s. w., u. s. w.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

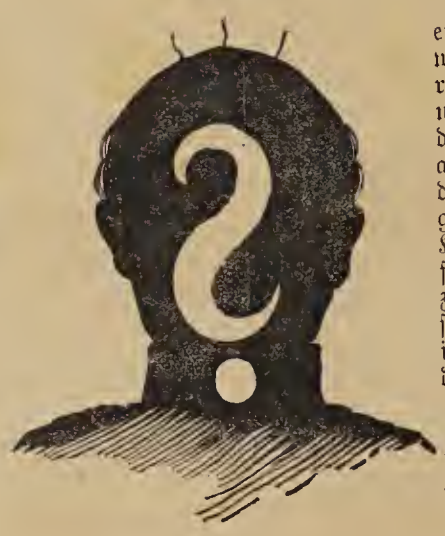
Preis geh. M. 1.—.

Grumpelt & Böhm
Antiquariat
und Sortiments-Buchhandlung
Leipzig, Marschnerstr. 9,
empfehlen sich zu schneller und coulanter Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

Im Verlag der Gegenwart in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Um so wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt.“

(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden.“

(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“
souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. Kopfschmerz, Erregung mit Schlaflosigkeit durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 2. Berlin, den 12. Januar 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen. Von J. v. d. Eltz (Straßburg). — Das Staatsnothrecht. Von Franz Schäkel. — Die russische Goldanleihe. Von W. S. Cechanowiecky (Moskau). — **Literatur und Kunst.** Aus dem Humboldt'schen Hause. Von Felix Poppenberg. — Georg Ebers und sein neuer Roman. Von Carl Busse. — **Feuilleton.** Excellenz auf Reisen. Von Gustav Beßmer. — **Aus der Hauptstadt.** Streifzüge durch die Woche. Von Timon d. J. — Kunst-Individualitäten. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen.

Von J. v. d. Eltz (Straßburg).

Als kürzlich der Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst auf den Reichskanzlerposten berufen wurde, fehlte es nicht an Stimmen, die seine bisherige Thätigkeit im Reichslande sehr strenge beurtheilten. Man behauptete, er habe sich den französisch-gesinnten Elementen, besonders den Notabeln gegenüber allzu willfährig gezeigt. Andere sagten, er habe mit Recht eine Versöhnungspolitik befolgt und diese habe vortreffliche Resultate ergeben.

Allerdings ist Fürst zu Hohenlohe als Statthalter stets sehr milde aufgetreten, aber während seiner neunjährigen Thätigkeit ist das Deutschthum in Elsaß-Lothringen doch viel kräftiger gediehen, als unter seinem Vorgänger, dem Feldmarschall v. Manteuffel. Dieser hatte mit seiner „Conmacherei", wie er selbst sein Verhalten gegenüber den Elsässern nannte, sehr verhängnißvolle Zustände herbeigeführt. Unter seiner Statthalterschaft waren die Notabeln verhätschelt worden, die sich aber dadurch keineswegs veranlaßt fühlten, ihren trotzigen Haß gegen alles Deutsche aufzugeben. Unter der Statthalterschaft des Fürsten zu Hohenlohe wurde zwar nicht mehr wie früher in so auffälliger Weise von der Anwendung der Gesetze gegen die Notabeln abgesehen, aber von diesen hatten gleichwohl nach wie vor Manche sich einer Begünstigung zu erfreuen, die meistens einen sehr schlechten Eindruck machte.

Für einen Statthalter in Elsaß-Lothringen ist es äußerst schwer, unentwegt das Deutschthum hochzuhalten und doch gegenüber den Einheimischen versöhnend zu wirken. Fürst Hohenlohe fehlte es nie an gutem Willen, die widerstrebenden Elemente einander friedlich näherzubringen. Das war ihm um so leichter, als der offene Protest aus dem Reichslande schon seit Jahren verschwunden ist.

Es ist jetzt fast ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem Elsaß-Lothringen von den Deutschen wiedererobert wurde. In den beiden Provinzen war zwar so manches Deutsch geblieben, aber die lange Zugehörigkeit zu Frankreich hatte doch tiefe Spuren zurückgelassen. Die starke Auswanderung von Elsässern und Lothringern nach Frankreich im Jahre 1871 und noch später war eigentlich keine bedauernswerthe Erscheinung, da das doch nur französische oder französirte Elemente waren, die bei der Germanisation Elsaß-Lothringens nur hinderlich gewesen wären.

Von den Einheimischen, die nicht auswandern konnten oder nicht auswandern wollten, verhielten sich zwar die Meisten lange Zeit ablehnend gegen alles Deutsche, aber die Macht der Verhältnisse zwang sie doch allmählich, ein anderes Verhalten einzuschlagen. Handel und Industrie wandten sich immer mehr nach Deutschland, und es waren nicht zum geringsten Theil die Franzosen selbst, die dazu beitrugen. Das Méline'sche Schutzzollsystem, das vor einigen Jahren in Frankreich zur Geltung kam, schloß auch den elsässischen Producten die französischen Grenzen. Jetzt sehnte man sich im Reichslande nach einer engeren Handelsverbindung mit Altdeutschland. Um die theure Eisenbahnfracht zu umgehen, wurde die Schifffahrt von Straßburg nach dem Mittelrhein wieder aufgenommen, und da der Oberrhein der Schifffahrt manche Hindernisse entgegensetzt, haben die Elsässer die Erbauung eines linksrheinischen Canals von Straßburg nach Speyer angeregt. Nach Frankreich führen mehrere bedeutende Canäle, aber was nützen diese, wenn die elsässischen Producte keinen Absatz in Frankreich finden können?

Eine von Altelsässern ausgegangene Petition an den Landesausschuß bezeichnet den Bau eines Canals nach dem Mittelrhein als ein Werk von geradezu nationaler Bedeutung. Der Umstand, daß in den einheimischen Kreisen eine solche Verbindung mit Altdeutschland gewünscht wird, spricht mehr für die Gesinnung der Elsässer als all' die Tiraden französischer Chauvinisten.

Gewiß giebt es im Reichslande noch Viele, die sich gegen den Wiederverdeutschungsproceß sträuben möchten. Aber diese gehören meistentheils noch der Generation an, die unter französischer Herrschaft aufwuchs oder unmittelbar nach dem Kriege noch in französischer Tradition anferzogen wurde. Das heranwachsende Geschlecht wird deutsch. Die studirende Jugend, die im Lande bleiben will, besucht die Kaiser-Wilhelms-Universität, und es ist erfreulich, daß an dieser die Zahl der Elsaß-Lothringer, die anfänglich sehr gering war, mit jedem Jahr bedeutend zunimmt. Die Franzosen können jetzt nicht mehr behaupten, daß alle Gebildeten die „provinces annexées" verlassen, um sich nach Frankreich zu wenden.

Es ist schon mehrmals im Reichstage der Antrag eingebracht worden, die noch in Elsaß-Lothringen in Kraft befindlichen französischen Gesetze abzuschaffen und dafür das deutsche Preßgesetz, die deutsche Gewerbe-Ordnung u. s. w. einzuführen. Auch verlangt man jetzt für den Landesausschuß eine directe, geheime Wahl. Diese Wünsche sind keineswegs unberechtigt, und es ist übrigens eine befriedigende Erscheinung, daß gerade die Einheimischen die Abschaffung der französischen Gesetze verlangen. In den Kreis und

Bezirkstagen, sowie im Landesausschuß sitzen meistens nur Notabeln. Diese werden mit Recht als stille Protestler bezeichnet, obschon einzelne derselben, wie der Reichstagsabgeordnete Baron Zorn von Bulach und der frühere Reichstagsabgeordnete Dr. Emil Petri deutschfreundlich sind. Diese haben sich mit den neuen Verhältnissen ausgesöhnt, aber andere, besonders Abbé Winterer und die Lothringer, haben noch kein Wort der Anerkennung für etwas Deutsches gefunden.

Die letzten Reichstagswahlen haben in Elsaß-Lothringen ein befriedigendes Resultat ergeben. Das eigentliche Volk ist viel deutscher gesinnt, als seine Vertreter im Landesausschuß. Diese werden nicht von ihm direct, sondern von den Bezirkstagen und den Gemeinderäthen gewählt. Der Landesausschuß wird deshalb vielfach das „Rentnerparlament" genannt. Gerade in den deutschfreundlichen Kreisen würde man es begrüßen, wenn hier eine Aenderung einträte.

Allerdings würde es dann auch den Socialdemokraten möglich sein, den einen oder anderen Vertreter in den Landesausschuß zu bringen, aber wenn man von der Fabrikstadt Mülhausen absieht, haben die Genossen noch nicht so viel Anhang im Lande gefunden, daß sie auf einen ernstlichen Erfolg rechnen könnten. Die Wahl Bebels in Straßburg kann nicht in Betracht kommen, denn die Hauptstadt des Reichslandes ist den Socialdemokraten noch keineswegs gesichert, und Bebel wurde nur mit Hülfe der Katholiken, die um jeden Preis die Wahl des nationalliberalen Dr. Petri verhindern wollten, gewählt. Es war allerdings betrübend, daß die protestlerischen und katholischen Stimmen sich auf einen altdeutschen Socialdemokraten vereinigten, aber das war ein durch besondere Verhältnisse bedingter Ausnahmefall.

Die frühere Autonomistenpartei, deren Führer der Generalconsul Schneegans war, ist jetzt im Lande verschwunden. Ihr Organ erscheint zwar noch, aber hat längst sein Ansehen eingebüßt. In den letzten Jahren entstanden andere Parteien im Lande und zwar nach dem Muster altdeutscher Parteien. Neben den Socialdemokraten, die von altdeutschen Genossen zusammengetrommelt wurden, waren es die Katholiken, die sich zu regen begannen und eine Partei zu bilden anfingen. Von Altdeutschland kamen die Apostel des katholischen Volksvereins herüber. Allerdings wird diese Propaganda von einem Theil des elsässischen Clerus nur ungern gesehen, denn manche Geistliche sind noch ebenso wenig deutsch gesinnt, wie die Notabeln. Seitdem aber in Lothringen der Abbé Jacot in französischer Sprache seine Stimme erhoben hat und nicht blos seine Amtsbrüder, sondern auch die Bewohner des französischen Sprachgebietes aufgefordert hat, sich offen zum Deutschthum zu bekennen, auch wenn sie der deutschen Sprache nicht mächtig seien, haben manche Geistliche ihre Haltung verändert. Immer lauter werden im Lande die Stimmen, welche den Vertretern der katholischen Elsässer im Reichstage einen Anschluß an das Centrum an's Herz legen.

Es wird denn auch schon bald soweit kommen, daß die Gruppen der Elsaß-Lothringer im Reichstag sich auflösen und den anderen Parteien anschließen wird. Zum Theil ist das schon geschehen, und die noch verbleibenden Elsaß-Lothringer sind Katholiken, die eigentlich zum Centrum gehören.

Die liberale Partei hat es bisher an Rührigkeit im Lande fehlen lassen. Organisirt ist dieselbe nicht wie die katholische und die socialdemokratische, aber mit der Zeit wird die Spaltung der Geister in Parteien sich ganz nach altdeutschem Muster in Elsaß-Lothringen vollziehen. Dann werden natürlich auch die letzten Spuren des offenen wie des geheimen Protestlerthums verschwunden sein.

Es würde mich zu weit führen, in diesem Artikel all' die Maßregeln zu besprechen, die die deutsche Verwaltung in Elsaß-Lothringen durchführte, um das Land wieder deutsch zu machen. Jetzt ist die Zahl der Gemeinden, in denen nur französisch gesprochen wird, schon sehr zusammengeschmolzen. Die Bekanntmachungen der Behörden können auch in Lothringen meistens schon ausschließlich in deutscher Sprache veröffentlicht werden. Die Namen der Ortschaften sind wieder verdeutscht worden, und dem Ueberhandnehmen der französischen Firmenschilder ist wenigstens einigermaßen ein Damm entgegengesetzt worden. Auf diesem Gebiete bleibt allerdings noch Manches zu thun. Während die Zeitungen bei Ausbruch des Krieges fast alle französisch waren, erscheinen jetzt die meisten in deutscher Sprache, und gerade diese finden eine viel größere Verbreitung, als die in französischer Sprache redigirten. In Straßburg erscheint nur mehr eine Zeitung in beiden Sprachen, und in Metz giebt es mehrere angesehene deutsche Zeitungen neben den französischen. Von diesen ist übrigens die „Gazette de Lorraine" ganz in deutschem Sinne gehalten.

Leider giebt es noch immer bethörte Elsässer, die sich dem deutschen Militärdienst entziehen und in die französische Fremdenlegion eintreten. Die Zahl dieser jungen Leute nimmt aber bedeutend ab, weil die traurigen Erfahrungen, die die meisten dort gemacht haben, abschreckend wirken. Viele Leute haben übrigens eingesehen, daß sie sich eine übertriebene Vorstellung von den Zuständen in der deutschen Armee gemacht hatten. Auch sind Viele von der Ansicht zurückgekommen, daß das Reichsland „von den preußischen Stiefeln erdrückt" werden müsse (écrasé sous les bottes prussiennes), denn zahlreiche Elsaß-Lothringer, die nach dem Kriege ausgewandert waren, sind in den letzten Jahren zurückgekehrt und haben sich naturalisiren lassen. Andererseits finden die Elsässer in Frankreich keineswegs ein so leichtes Fortkommen, wie man es erwarten könnte, wenn man die Declamationen der französischen Chauvinisten über die „verlorenen Brüder" hört.

Die eingewanderten Altdeutschen vermischen sich immer mehr mit den Einheimischen. Besonders in Lothringen ist das der Fall, wo die zahlreichen durch die Auswanderung geschaffenen Lücken durch Altdeutsche ausgefüllt wurden. Daß sogar in den französischen Sprachgegenden die Bevölkerung sich nicht über die deutsche Verwaltung beklagt, geht aus folgender Bemerkung des Abbé Jacot in seiner Broschüre „Protestler" hervor. Er sagt nämlich: „Die Beziehungen der Bevölkerung zu den Behörden sind im Ganzen correct. Wenn eine Spannung entsteht, so wird dieselbe meistens durch den Uebereifer von Unterbeamten verursacht. Die gemeinsamen Interessen bringen einerseits zwischen der Regierung und uns, andererseits zwischen den Altelsässern und Altdeutschen eine Annäherung zu Stande, welche nothwendigerweise zunehmen muß."

Ferner macht Abbé Jacot folgende zutreffende Bemerkung: „Man wäre übrigens in Frankreich gegen die Elsaß-Lothringer sehr ungerecht, wenn man von ihnen verlangte, daß sie auf unbestimmte Zeit eine wartende und zerknirschte Haltung beobachten und im öffentlichen Leben einen Zustand der Erschlaffung erhalten sollten. Eine Bevölkerung, welche es verschmäht, da wo die Geschichte sie hinversetzt hat, am gemeinsamen Leben Antheil zu nehmen, verurtheilt sich selbst zur Unthätigkeit, geht zurück und opfert mit Unrecht ihre Interessen und diejenigen der kommenden Geschlechter."

Viele Familien haben noch Verwandte in Frankreich, und manche Franzosen haben auch noch Grundbesitz in Elsaß-Lothringen. Daher kommt es, daß noch ein ziemlich reger Verkehr zwischen beiden Ländern herrscht. Als constatirt wurde, daß dieser Verkehr von Chauvinisten zu deutschfeindlicher Agitation benutzt wurde, stellte sich die Notwendigkeit heraus, die Beziehungen zwischen beiden Ländern zu erschweren. Der Paßzwang, der „entferntere Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland" herbeiführen sollte, hatte nur den Nachtheil, daß er zu spät eingeführt wurde. Er rief eine große Erbitterung hervor, und der Statthalter, Fürst zu Hohenlohe, empfahl selbst dem Kaiser die Abschaffung dieser Maßregel. Seitdem der Paßzwang aufgehoben ist, beschränkt sich die Regierung darauf, die in Elsaß-Lothringen sich aufhaltenden Ausländer polizeilich überwachen zu lassen. In den letzten Jahren sind übrigens keine gefährlichen Um-

triebe mehr, wie zur Zeit der Patriotenliga, zu Tage getreten.

Die Elsässer beklagen sich vielfach über die Ausnahmegesetze, die im Reichslande bestehen. An eine sofortige Beseitigung derselben ist aber noch nicht zu denken. Es sind gewissermaßen „Sicherheitsventile", wie Staatssecretär v. Puttkamer sich einmal im Landesausschuß ausdrückte. Diese Gesetze, insbesondere der Dictaturparagraph, werden aber äußerst selten angewandt, und die Zeit wird wohl schon bald kommen, wo dieselben überflüssig geworden sein werden.

Das Staatsnothrecht.

Von Franz Schäfel.

Angesichts der Gesetzvorlage gegen die drohenden Umsturzbestrebungen drängt sich wohl jedem ruhig und patriotisch Denkenden einmal die Frage auf: Ist es denn nothwendig, wenn die Existenz und die Sicherheit des Staates bedroht ist und die bestehenden Gesetze zur Abwehr nicht mehr ausreichen, also im Augenblicke wirklicher Gefahr, erst die schwerfällige Gesetzgebungsmaschine in Bewegung zu setzen, oder stehen der Staatsgewalt noch andere Mittel zu Gebote, einer gegenwärtigen Gefahr zu begegnen? — Die Beantwortung dieser Frage führt uns auf das Gebiet des Staatsnothrechts.

Die Thätigkeit des Staates besteht theils in der Gesetzgebung, d. h. in dem Erlaß abstracter Vorschriften, theils in der Verwaltung, d. h. in der Regelung concreter Angelegenheiten. Die Letztere zerfällt wieder in die Rechtspflege, d. h. die auf die Aufrechterhaltung der Rechtsordnung gerichtete Thätigkeit und in die Verwaltung im engeren Sinne, d. h. die Sorge für die Staats- und Volksinteressen. Die Rechtspflege ist eine bloße Ausführung der Gesetze, die Thätigkeit der Verwaltung besteht theils in der Vollziehung, d. h. Ausführung der Gesetze, theils in der Regierung, d. h. in einem freien Handeln innerhalb der vom Gesetze gezogenen Grenzen. Die Gesetzgebung ist die höchste Function des Staates; Rechtspflege und Verwaltung sind ihr untergeordnet. Als eine höhere Norm steht über den gewöhnlichen Gesetzen noch ein besonderes Grundgesetz — die Verfassung, deren Bestimmungen eine Schranke der Gesetzgebung sind und deren Abänderung den Organen der Gesetzgebung, jedoch unter erschwerenden Formen, zusteht. Während die Rechtspflege unter keinen Umständen gegen die bestehenden Rechtsvorschriften verstoßen darf, steht der Staatsgewalt in Ausübung der Gesetzgebung sowie der Verwaltung das Recht zu, die rechtlichen Schranken zu durchbrechen, falls der Staat sich in einer Nothlage befindet. Diese Befugniß der Staatsgewalt ist eben das Staatsnothrecht. Es besteht also in der interimistischen Aufhebung der gewöhnlichen Schranken der Staatsgewalt in Ausnahmezuständen, welche den Staat in seiner Existenz oder deren integrirenden Momenten bedrohen. Den Grundgedanken des Staatsnothrechtes bildet der Satz: Salus populi suprema lex.

Der Staat ist die Vereinigung einer Mehrheit von Menschen in der Form von Regierenden und Regierten auf einem bestimmten Gebiete verbunden zu einer sittlich-organischen Persönlichkeit. Als solche besitzt er einen Willen, dem die einzelnen Glieder unterworfen sind. Dieser auf die Realisirung des Staatszweckes gerichtete Wille der Staatspersönlichkeit wird repräsentirt durch die Staatsgewalt, welche in Folge dessen die höchste, nur durch den Staatszweck selbst beschränkte Gewalt im Staate darstellt. Sie kommt in denjenigen Organen zum Ausdruck, welche allen anderen übergeordnet sind und die obersten Herrschaftsrechte im Staate ausüben. Die Souveränetät bezeichnet einerseits die Eigenschaft des Staates als höchstes herrschendes Gemeinwesen, andererseits die Eigenschaft einer Person als Rechtsstellung dessen, der als Träger der Staatsgewalt erscheint. Seine Macht ist die höchste, aber nicht schrankenlos, sondern durch die Verfassung geregelt.

Eine Ausnahme von den gewöhnlichen Beschränkungen bildet das Recht und die Pflicht des Souveräns, die Rechte, welche dem ganzen gesetzgebenden Körper zustehen, im Nothfalle einseitig auszuüben — das Nothrecht der Staatsgewalt. In Augenblicken, wo die Existenz des Staates auf dem Spiele steht, muß jedes Mittel recht sein, die drohende Gefahr abzuwenden. Und die Geschichte beweist, daß die Völker mit den freiesten Verfassungen in gewissen Fällen die gewöhnlichen Gesetze aufhoben, indem sie entweder außerordentliche Machthaber ernannten oder den regelmäßigen außerordentliche Gewalt übertrugen. Schon Machiavelli sagt: „Republiken, welche in dringender Gefahr nicht zur diktatorischen oder einer ähnlichen Gewalt ihre Zuflucht nehmen, werden bei Ereignissen von großer Bedeutung zu Grunde gehen." Der Grund liegt in der naturgemäß größeren Concentration des monarchischen Systems. Auch Fichte bemerkte im Jahre 1848 in seinen Beiträgen zur Staatslehre: „Es wäre ganz vernunftgemäß und in republikanischem Geiste, wenn bei großen Gefahren des Staates auch innerhalb der freiesten Verfassung eine unumschränkte Gewalt eintrete, weil diese sodann durch die Vernunft des Staates gefordert wird; weil der allgemeine Volkswille nur dieses wollen kann, zur Rettung des Ganzen in einem einzigen despotischen Willen sich zu concentriren." Besonders treffend aber sagt Bluntschli: „Allerdings ist die Ausnahmegewalt der Regierung nicht ohne Gefahr für Recht und Freiheit; und würde sie zur Regel erhoben für die Ausübung der Regierungsgewalt, so wäre das eine absolute Gewalt, welche zur Tyrannei führen müßte. Aber trotzdem ist dieselbe als Ausnahme in Nothfällen geradezu unentbehrlich, soll nicht das Ganze dem Theil geopfert werden. Um das Schiff im Sturme zu retten, wird ein tüchtiger Kapitän ohne Scheu das Eigenthum seiner Passagiere den empörten Wellen preisgeben; um einer Armee zum Siege in der Schlacht oder zu sicherem Rückzuge zu verhelfen, wird der Feldherr einzelne Bataillone, wenn das das einzige Mittel ist, dem sicheren Tode aussetzen Der Staatsmann, der Regent kann nicht anders handeln, wenn die zwingende Noth über den Staat einbricht."

Die einzelnen Fälle, in denen eine staatsrettende That ohne Rücksicht auf das bestehende Recht unbedingtes Erforderniß wird, sind natürlich staatsrechtlich nicht zu definiren, denn die Beantwortung der Frage, ob eine wirkliche Nothlage des Staates vorhanden ist, wird sehr verschieden ausfallen müssen, da einerseits die Merkmale der Noth sich nicht unter ein Schema bringen lassen, andererseits auch die Auffassung von dem Grade der Gefahr stets subjectiv gefärbt sein wird. Der Ursprung der Noth und damit der Grund für die Handhabung der Ausnahmsgewalt wird sich im Allgemeinen auf innere Anarchie, auf Kriegsunglück und auf verheerende Elementarereignisse zurückführen lassen. Bestritten ist, ob auch das bloße Interesse der höheren Wohlfahrt die Anwendung des Staatsnothrechtes begründe. Man muß diese Frage mit Bluntschli*) verneinen. Es würde also, die Verantwortlichkeit der Minister natürlich vorausgesetzt, ein erzielter Vortheil nie die Freisprechung eines wegen unbegründeter Ausübung des Staatsnothrechts angeklagten Ministers begründen können. Die Anwendung der Ausnahmsgewalt fordert demnach das Vorhandensein einer wirklichen Noth oder einer dringenden Gefahr, sei es, daß die öffentliche Sicherheit im Innern bedroht ist, sei es, daß Feinde das Land verwüsten, sei es, daß andere außerordentliche Begebenheiten im Staatsleben eintreten, für welche die vorhandenen Gesetze unzulänglich sind.

*) Vergl. dessen Ausführungen im Allgem. Staats-Recht, Band II, Seite 111.

Mag das Staatsnothrecht in den Verfassungen vorgesehen sein oder nicht, mag es gesetzlich beschränkt oder gar verboten sein, es ist und bleibt nach allgemeinen staatsrechtlichen Grundsätzen ein Hoheitsrecht der Krone, und Vorschriften, welche die Ausübung verbieten, werden durch den Drang der Umstände selbst über den Haufen geworfen; sie würden nur die Rettung aus der Gefahr erschweren. Der Begriff des Staatsoberhauptes verbietet die Anwendung des Nothrechtes durch andere Organe als durch eben dieses Oberhaupt. Mögen die Volksvertreter zur Zeit der fraglichen Noth zusammengetreten sein oder nicht, eine amtliche Constatirung der Noth durch die Repräsentanten des Volkes würde unzweckmäßig sein und die Bedeutung des ganzen Institutes in nichts zerfließen lassen. Denn wollte man im Augenblicke der Gefahr die Entscheidung über das Vorhandensein der Gefahr oder die Mittel zu deren Abwehr in die Hände eines repräsentativen Körpers legen, so würde ohne Zweifel der geeignete Moment zur Beseitigung des Nothstandes versäumt werden. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß die Handhabung der Ausnahmegewalt große Gefahren in sich birgt. Mißverstanden, willkürlich oder zur Erreichung selbstischer Zwecke angewandt, wird sie, statt zu retten, zu Grunde richten. Allein in den Händen einer starken, in sich selbst gefestigten, zielbewußten Regierung muß die Anwendung des Staatsnothrechtes in ernster Stunde gegen den Ansturm der Anarchie und des Communismus, sowie gegen äußere Gefahren als ein entscheidendes Mittel zur Rettung betrachtet werden.

Vielfach werden auch die sogen. provisorische Gesetzgebung und die Verhängung des Belagerungszustandes als Ausflüsse des Staatsnothrechts angesehen; allein nach deutschem Staatsrecht mit Unrecht, denn jene beruhen auf einer gesetzlichen Grundlage, während dieses dem bestehenden Rechte entgegenhandelt. Provisorische Gesetze, auch Nothgesetze oder Nothverordnungen genannt, sind solche Verordnungen, welche vom Souverän in der Zeit, wo die Volksvertreter nicht versammelt sind, und vorbehaltlich der Genehmigung derselben bei dringend erforderlichem Einschreiten der Gesetzgebung erlassen werden, und zwar mit Gesetzeskraft, obwohl dem darin normirten Stoffe nach zur Gesetzeskraft derselben die Mitwirkung eines neben dem Staatsoberhaupte stehenden Organes erforderlich wäre. Sie sind jedoch ausgeschlossen hinsichtlich solcher Gegenstände, für welche verfassungsmäßig die Regelung „im Wege der ordentlichen Gesetzgebung" oder „mit vorgängiger Zustimmung der Kammern" vorgeschrieben ist. Durch die Verhängung des Belagerungszustandes wird einem Theile des Staatsgebietes eine besondere öffentlich-rechtliche Bestimmung gegeben. Das Wesentliche dabei ist nicht die Suspension der Antheilnahme der neben dem Staatsoberhaupte zur Regierung berufenen Organe, sondern die Aufhebung einiger Garantien der Verfassung, der zeitweise Wegfall einiger Schranken der Verwaltung und interimistische Aenderung in der Durchführung der Staatsinteressen.

Dies sind in Kürze die außerordentlichen Schutzmittel, welche der Staatsgewalt in außerordentlichen Fällen zu Gebote stehen und gewiß dazu geeignet sind, einer Gefahr, wenn das überhaupt möglich ist, wirksam zu begegnen. Mit Recht ist an dieser Stelle*) bereits darauf hingewiesen, daß vorläufig die Nothwendigkeit noch nicht vorhanden sei, den Umsturzbestrebungen gegenüber mit Ausnahmegesetzen vorzugehen, da auf dem Boden der vorhandenen Gesetze eine ausreichende Abwehr ermöglicht sei. Es würde ein solches Vorgehen die Gemüther mehr erhitzen, als die Ruhe wiederherstellen, und die zufriedenen Elemente mehr beunruhigen, als der Drang der Umstände es erfordert oder das Staatsinteresse wünschenswerth macht. Sollte aber der Umsturz im plötzlichen Ansturm mit einem elementaren Ausbruch uns zu überwältigen drohen, sodaß die bestehenden Gesetzesvorschriften nicht mehr ausreichten, dann würden auch Ausnahmegesetze versagen. Wir müssen zu unserer Regierung das Vertrauen haben, daß sie im entscheidenden Momente im Stande ist, auch ohne erst den langen Weg der Gesetzgebung zu beschreiten, die geeigneten Maßregeln zur Wahrung der inneren Ruhe und Ordnung zu treffen, hat sie doch die Mittel dazu im Staatsnothrecht und in den dasselbe ergänzenden Befugnissen in der Hand.

*) Gegenwart, 1894, Nr. 42: „Anarchistengesetze."

Die russische Goldanleihe.

Von W. S. Cechanowiecky (Moskau).

Rußland hält wieder die Aufmerksamkeit Europas gefesselt, diesmal durch seine große Goldanleihe. Diese ist zum Theil nach den officiellen Prospecten für „Creditoperationen des kaiserlich-russischen Tresors", von welchen noch später die Rede sein wird, theils zur Rückzahlung der 5% Obligationen verstaatlichter Eisenbahnen bestimmt. Man hat hierfür einen neuen Modus gewählt, indem die neue Anleihe nicht den Besitzern der Eisenbahnobligationen zum Tausch angeboten wurde (Conversion), sondern nur zur Baarsubscription aufgelegt worden ist, die 5% Obligationen aber zur Rückzahlung al pari gekündigt werden.

Es sind die Folgenden:

	Nominalbetrag	
Poti-Tiflis Eisenbahn . . .	1608148	£
Rjajsk-Morschansk	14644200	Mk.
Riga-Mitau	177008	£
Orel-Witebsk	4715300	£
Donjez-Steinkohlen-Eisenbahn	1290000	Rubel Gold
Warschau-Terespol	748000	£
Brest-Grajewo	13481400	Mk.
Lusowo-Sewastopol	1085936	£
Riga-Dwinsk	370140	£
Tambow-Koslow	308108	£

Die Anleihe beträgt aber 400 Mill. Frcs. und der ziemlich dürre officielle Prospect kündigt außer der oben genannten Conversion, mysteriöse „Credit-Operationen des kaiserlich-russischen Tresors" an. Das und natürlich manche noch materiellere Gründe auch in der Form von „Goldanleihen", wenn auch in einem viel kleineren Maßstabe, darum aber auch zu einem entsprechend geringeren Zinsfuße, haben in gewissen Blättern eine leicht verständliche Anregung zu leicht verständlichen Aufsätzen gegeben. Denn tempora mutantur, und der naivste Leser, wenn er von der „Bedenklichkeit" z. B. der letzten Goldanleihe mit Anspielungen auf den Krieg in demselben Augenblicke liest, wo die Telegramme Tag für Tag von den großen Reformen sprechen, welche Rußland beabsichtigt, sieht schon so aus wie zarte Beziehung zu einem Baisseengagement in Rubelnoten.

Die „Creditoperationen der kaiserlich-russischen Tresors" zeugen dafür, daß die russische Regierung günstige Momente ausnutzt, um sich billiges Geld für die geplanten Reformen zu verschaffen. Nur die bäuerliche Staatscreditreform, welche Herr Jermolow, der Minister der Landwirthschaft, vor einigen Tagen dem Zaren vorgeschlagen hat und die Schulreform nimmt schon die ganze Anleihe in Anspruch. Uebrigens wird auch viel von einer Conversion der 4½% Schuldbriefe der „Grund- und Boden-Credit-Gesellschaft" gesprochen. Diese Conversion ist sehr wünschenswerth, ja nach der erfolgten Herabsetzung der Zahlungen des verschuldeten Adels sogar nothwendig. Und dabei suchen Leute, deren Gewissen sogar noch geringer ist, als ihr Wissen, die öffentliche Meinung für die Ansicht zu gewinnen, daß die Anleihe Kriegszwecken dienen soll!

Aber trotz der „Bedenklichkeit des Zweckes dieser Anleihe", trotz der Furcht z. B. mancher Wiener Financiers, die für das Zarenreich den großen Kladderadatsch kommen sehen, und zwar, wie es scheint, im Augenblick der Wiedergeburt Rußlands nach dem Tode Alexanders III. ist die Sub-

scriptionslust auf die russische Goldanleihe unerhört groß. So hat z. B. nur Berlin, nach den officiellen Berichten (Wiestnik Finansow) 4 Milliarden subscribirt, das heißt, zehnfach die Anleihe gedeckt. Paris hat ungefähr 12 Milliarden, Petersburg 1,5 Milliarde subscribirt. In London, wo nach altem Usus keine proportionelle Vertheilung zugelassen wird, wo Subscriptionen nur bis zu einem gewissen Maximum angenommen werden, hat die Subscription eine halbe Stunde nach der Oeffnung der Kasse 25 Millionen Pfund betragen (Times, 17. December). Nach der proportionellen Vertheilung kann nur 1,75 % der Anfrage befriedigt werden. Was den geringen Zinsfuß — 3 ½ % der letzten Emission — betrifft, so ist diese Thatsache weniger der Klugheit Witte's als der Beschäftigungslosigkeit des Geldes überhaupt zuzuschreiben. Niemals seit 1876 stand zu Weihnachten der Bankdiscontosatz auf 2 %, wie diesmal, und wohl kaum je war der Diskontosatz für eine so geraume Zeit aufrecht erhalten worden, wie im laufenden Jahre, wo er sich seit Ende Februar behauptet. Wir sehen, daß alle gebotenen Werthe mit Gier verschlungen werden, z. B. die 3 %. Staatsanleihe der verstaatlichten österreichischen Lokalbahngesellschaft. Dazu war noch die russische Anleihe zum größten Theil für die Rückzahlung anderer Schuldbriefe bestimmt, so daß sie keinen großen Abfluß der Geldfülle zu bewirken geeignet war. Das trug natürlich auch dazu bei, daß Rußland das Geld zu 3 ½ % bekommen hat. Nun behaupten dieselben Wiener Financiers, daß das Agio an der Pariser Place de la Bourse von den vielen in Paris lebenden Russen gezahlt wird. Gegen diese Behauptung läßt sich natürlich nicht streiten, aber . . . in den „Fliegenden Blättern" wäre sie an einer viel geeigneteren Stelle.

Was London anbetrifft, so sucht man angeblich in Downingstreet, nachdem Frankreich, Deutschland und Portugal in Afrika eine höchst unbequeme Eifersucht entfaltet haben, wieder nach einem besseren Verhältniß mit Rußland. Die russische 3 ½ % Anleihe ist aber nur durch die Häuser Rothschild zu Stande gekommen, welche einen ganz internationalen Character haben und nur ihre privaten, vielleicht auch religiösen Interessen verfolgen. Diese Anleihe ist auf die für Rußland günstigsten Bedingungen geschlossen. Die erste innere russische Anleihe, 100 Mill. Rub., war zu 5 %, sie wurde emittirt zu einem Curse von 92 ¼ und realisirt zu einem von 90,92. Die 6 % Goldanleihe von 1883 ist zu einem Curse von 98 emittirt. Auch die Conversionsanleihen wurden niemals zum Curse der gegenwärtigen — 95 — emittirt, mit Ausnahme der 4 % Goldanleihe der 5. Emission vom Jahre 1893, welche zum Curse von 97 ¼ gekündigt wurde.

Nach dem afghanistanischen Conflicte mit England im Jahre 1885 hat sich die Londoner Börse für russische Werthe geschlossen. In Deutschland cursirten die russischen 5 % Werthe zu 85, die 4 % zu 74, statt 100, während die deutschen zur selben Zeit zu 100, die sächsischen zu 90 und die englischen Consols zu 102 cursirten. Die russischen Papiere wurden im Jahre 1887 mit Mißtrauen behandelt, obgleich sie 5 ½ % gaben — der Erfolg der letzten 3 ½ % Goldanleihe ist bekannt.

Wir sehen also, daß auch die haute finance mit Recht überzeugt ist, daß Rußland jetzt seine Wunden, die traurigen Folgen des begrabenen Regimes zu heilen und sich friedlich zum Wohle der gesammten Bevölkerung zu entwickeln sucht. Bei solchen Tendenzen ist weder von einem „Kladderadatsch" noch von einem Kriege die Rede. Weder die unpolitischen Schwärmereien unserer Slavophilen, noch die französischen Revanchelente werden Rußland in einen Krieg hetzen können, denn es hat dringende Culturaufgaben zu lösen. Herr Deroulède meint, daß die Franzosen sterben müssen, damit Frankreich leben könne. Möglich, aber die Russen müssen leben, um Rußland aufleben zu lassen.

Literatur und Kunst.

Aus dem Humboldt'schen Hause.

Von Felix Poppenberg.

Hundert und vier Jahre deutschen Lebens entrollen sich, wenn man das aus den Schätzen des Humboldt-Archives von liebevoller nur manchmal all zu vorsichtiger Hand gefügte Mosaikbild Gabriele von Bülows, der Tochter Wilhelm von Humboldts, betrachtet.*) Ein reiches, inhaltsvolles Werk baut sich auf großem historischen Hintergrunde auf. Ein Buch voll Geschichte, Politik und Diplomatie; und dann wieder voll intimen persönlichen Reizes, voll Häuslichkeit und heimlicher Traulichkeit. Voll Haupt- und Staatsaction im Galakleide und weißen höflichen Manschetten; voll Genrebilder aus der Kinderstube und vom Familientisch. Und wer auf die Nuancen zu merken weiß, wird gespannt den Wechsel der Verkehrsform, Aenderungen im Ton, Wandel im Exterieur und Interieur während des Säculums beachten und so ein culturhistorisches Bilderbuch aus der Geschichte der deutschen Familie erhalten.

Die feinste Auslese kleiner Detailzüge, die manch große historische Freske lebendig und menschlich macht, bietet sich hier neben monumentalen Eindrücken.

Etwas Großes, Schicksalvolles liegt darin, wenn wir mit einem freien und edlen Geschlechte, wie die Humboldts, nicht nur Adelsmenschen der Geburt sondern des Herzens, einen Raum von drei Menschenaltern und darüber durchwandeln durch Sturm und Stille, durch Schmerzen und Freuden. Wie von der Regenbogenbrücke herab sehen wir auf die Menschen, auf Werden und Vergehen, Sprießen und Absterben, Geburt und Grab — ein ewiges Meer.

Sechsundachtzig Jahre ist die Heldin dieser Blätter geworden. Am Eingang steht ihr und ihrer Schwester Bild von Gottlieb Schick 1809 in Rom gemalt. Ganz im Geschmack der Zeit mit decorativem Beiwerk leicht antikisirt. Im Idealfaltengewand, mit nackten Füßen, sitzen sie in einer Weinlaube, Rebenranken schlingen sich um das Spalier, im Hintergrund öffnet sich die italienische Landschaft. Und als das Buch ausklingt, sehen wir die Photographie einer alten Dame voll vornehmer Güte in dem feingeschnittenen Gesicht, auf einem Fauteuil, das Haupt mit der zierlichen Haube bedeckt — ein Bild aus den letzten zehn Jahren. Was liegt zwischen beiden Portraits alles an äußeren und inneren Metamorphosen? Als sie geboren wurde, regierte Friedrich Wilhelm III. und vor ihrem Tode spielten um die Kniee der Greisin die drei kaiserlichen Prinzen. In dieses Lebensreiche Fülle einzutauchen lockt und lohnt.

Es sind keine complicirten Menschen, deren Erdenwallen wir hier beobachten. Was Heinrich von Bülow, der Gatte Gabriele's von Humboldt einmal von sich sagte: „Das Pikante, Farcirte ist mir ganz zuwider, sowohl in Speisen, als überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens" — gilt von ihnen allen. Sie haben etwas Gerades, Gesetztes, höchst Unproblematisches. Menschen, die reines Herzens sind, voll Gottvertrauen und Gottesfurcht. Mit starkem Pflichtgefühl und ritterlicher Gesinnung. Antike Klarheit, Harmonie und Ruhe charakterisirte die Ehe der herrlichen Eltern Gabriele's, Alexanders von Humboldt und Caroline von Dacheroeden. Die Mutter war das Muster einer edlen, vornehmen Frauengestalt. Mit schlichter Häuslichkeit, die auch dem Alltäglichsten seinen Sinn zu geben weiß, verband sie höchsten und freiesten Schwung der Phantasie. „Sie trug nie etwas Excentrisches in's Leben hinüber und schloß immer das Seltenste und Ungewöhnlichste in sich," rühmt in schmerzvoller Erinnerung ihr verwittweter Gatte 1830.

Solch Erbtheil überkam Gabriele, die als fünftes Kind

*) Fünfte Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

des kinderreichen Paares am 28. Mai 1802 geboren wurde. Einige Monate später verließ die Familie Berlin mit seinem dicken Sande. Es ging nach Süden. Alexander von Humboldt war zum Legationsrath und Residenten in Rom ernannt. Hier verlebte Gabriele ihren Jugendtraum. Interessante Bilder sind aus jener Zeit in den Briefen der Mutter und Schwester fixirt. Gleich einem Chodowiecky'schen Kupfer muthet die Schilderung der Reise an. In den beiden mächtigen, hochbepackten Chaisen, die der Arche Noah glichen, rutschte man eines schönen Morgens über Potsdam nach Rom. Sechs Wochen dauert das Nomadenleben. In grauer Dämmerung bricht man jeden Tag auf. Ehe aber der Postillon bläst und die Rosse anziehen, zählt Vater Humboldt die Häupter seiner Lieben, ob keines der Kleinen und Kleinsten vergessen ist. In Rom lebte er seiner politischen Mission. Caroline, die „unvergleichliche Li" schuf sich einen künstlerischen Kreis. Sie hielt offenes Haus. Allabendlich versammelte sich eine bunte Gesellschaft junger Künstler im Palazzo Tomasi. Rauch, Thorwaldsen, Canova, Schick gingen hier aus und ein. Die Empfänglichkeit der Tochter Gabriele und ihrer Schwester Adelheid, der „Adel", erhielt in dieser Umgebung früh die feinsten Eindrücke. Die Künstler sind entzückt von den schönen Kindern. Canova ging mit dem großen Chapeau-bas-Federhut immer rings um Gabriele herum, versichernd, solche Arme, solchen Nacken habe er noch bei keinem sterblichen Kinde gesehen. Gottlieb Schick malte die Schwestern zärtlich aneinander geschmiegt sitzend, „Adel" mit offenem heiteren Gesicht und glatt gestrichenem Haar, Gabriele mit umlockter Stirn und tiefen träumerischen Augen. Rauch modellirte Adel als Psyche mit einem Schmetterling in dem „lieben Händchen". Die Kleinen werden dabei früh reif, sie plappern allerliebst altklug italienisch und zeigen Fabulirtalent.

Wir genießen nun das Schauspiel einer überaus schnellen Entwickelung. Wichtiges Moment ist dabei die Uebersiedlung nach Wien. Die Römerinnen werden Deutsche. Der heiter tändelnde Kindersinn empfängt ernste und tiefe Eindrücke. Das gewaltige Jahr 1813 geht über sie hin. Den Vater sahen sie mit sorgenvollem Haupt nimmerrastend für das Vaterland arbeiten, den sechzehnjährigen Bruder, wußten sie im Feld, von dem treuen Freund des Hauses, Theodor Körner, hörten sie eines trüben Tages Todesbotschaft.

Adelheid ist damals fünfzehn, Gabriele dreizehn. Beide verloben sich bald, wie die Braut des Novalis noch halbe Kinder. Die Zeit ging im Geschwindschritt, man hatte keinen Augenblick zu verlieren. Jeden Moment mußte man auf äußere Trennung gefaßt sein, so schloß man einen inneren Bund. Adelheids Bräutigam war ein Herr v. Hedemann, Gabriele's Heinrich v. Bülow. Er stand im Dienst der preußischen Diplomatie, Alexander v. Humboldt beigeordnet. Ein kluger Kopf, aber voll schlichter, einfacher Geradheit trägt er seine stille Liebe lange im Herzen, bis er sich endlich der Mutter Gabriele's vertraut. Ein seltsames Verhältniß, hochinteressant für die Gefühlspsychologie am Anfang des Jahrhunderts in seinem ahnungsvollen, dämmernd unbewußten, zärtlich spröden Wesen, webt sich zwischen dem Kind und dem Mann. Gabriele ist ihm versprochen, aber er darf das entscheidende Wort noch nicht sagen. Er sieht sie anbetend an, und was sein Mund verschweigen muß, das sagen seine Augen. „Sie, die diese Blicke bebend fühlt in ungewisser Angst und Lust, fragt mit halbbestürztem und halberfreutem Blick: Was ist denn das? und sieht die Mutter aus unergründlich tiefen Augen an." Es ist süße wehe Pein, voll schmerzhaften Reizes, der uns fast krankhaft raffinirt erscheint, den diese Menschen aber sicher in keuscher Reinheit empfanden.

Die Leidenschaften, die sie hegen, sind nicht elementar verheerend, voll zerstörender Kraft: sie sind alle erst durch das Purgatorium der Religion geleitet. Diese Religion ist kein Ueberschwang und auch kein trockener Buchstabenglaube. Sie hat etwas Kindliches, sie ist mehr Gottesfurcht als Bekenntniß, ein durch keine Reflexion oder störende Zweifel verwirrtes ganz selbstverständliches Vertrauen zu dem „alten Gott im Himmel." Und als Gabriele und Heinrich, nachdem sie endlich einander sagen durften, was sie für einander fühlten, längere Zeit sich trennen mußten, betrachtet Heinrich dies als Prüfung und Läuterung. Er geht, Gott und Gabriele im Herzen, in die Dreifaltigkeitskirche und wird durch Schleiermachers Rede wunderbar erbaut. Und Gabriele, die mit ihrer leidenden Mutter und den Geschwistern nach Italien reist, während der Vater, ein diplomatischer Odysseus nach dem nebligen London verschlagen wird, sucht auf Ischia in der Bibel Trost und betet dann um einen Brief. Doch in ihrem Innern klingt nicht nur die eine Saite, sondern viele andere, reiche, phantasieschimmernde. Sie ist aufgelöst in Wehmuth und Sehnsucht. Nachts, wenn die anderen schlafen, öffnen sich alle verborgenen Organe ihres Innern und saugen schwelgerisch die Stimmungen ein — auf der Terrasse im Mondschein, wenn auf der ganzen Insel Stille herrscht, nur hier und da noch einsame Lichter brennen, das Meer rauscht, silberner Schein auf die weißen Häuser fällt und des Vesuvs Feuersäule aufsteigt. Aber sogleich mischt sich ein religiöses Motiv in ihr Gefühl Ihre Sehnsucht ist zu sehr mit Gottergebung verbunden, als daß nur die geringste Spur von Mißvergnügen oder Ungeduld sich regen könnte, und ihr Vertrauen auf den gütigen Gott wird „beim Anschauen seiner Schöpfung doppelt erhöht" . . .

Aus dieser stillen Welt der Innerlichkeit führt uns Gabrielens Heirath (1821) auf die große Weltbühne. Gabriele hatte an ihren Eltern gesehen, wie wenig die Ehe eines Diplomaten mit Ruhe und Seßhaftigkeit zu thun hat. Die ständigen Abberufungen, Versetzungen, Uebersiedelungen, die dadurch bedingte Aenderung der Lebensweise, sie kannte das alles und lernte es jetzt von neuem als Frau kennen. Wie ihre Mutter reich mit Kindern gesegnet, mußte sie sich gleich ihr, manchmal auf längere Zeit von ihrem Manne trennen, wenn es die Erziehung verlangte. Die einzelnen Stationen dieser Ehe chronologisch zu verfolgen ist hier nicht möglich, es sollen aus dem inneren und äußeren Leben nur einige Bilder herausgegriffen werden.

Der Schauplatz ist London. Das London Georgs IV. Gabriele, die in der bescheidenen Berliner Häuslichkeit mit dem einzigen Sopha, vor der Repräsentation bang verzagt und dabei mit heißem Bemühen Englisch gelernt hatte, fühlt sich hier bald ganz als „Gesandtenweib", sie gewinnt durch ihre stille Anmut und Würde alle Herzen, und man ist sich völlig darüber einig, daß „the young baroness Bulow" bezaubernd sei. Das Hauswesen richtet sie englischer Sitte gemäß und, wie es ihre Stellung verlangt, in größerem Stil ein; was sie jedoch nicht hindert, heimlich am Sonntag im Versteck Strümpfe zu stopfen, weil die Hausmädchen ihr dabei nicht genau genug sind. Dabei wird sie den glanzvollen Seiten ihrer Stellung vollkommen gerecht. Im vierspännigen Wagen à la Herzog mit Jockeys und Vorreitern macht sie dem Cumberland'schen Paar Besuch. Sie geht als Freundin ein und aus bei der Herzogin von Clarence, der nachmaligen Königin Adelheid, sie hat eine ergötzliche Audienz bei der siebenjährigen Königin von Spanien, Donna Maria di Gloria; sie genießt den ganzen Pomp der Thronbesteigung des neuen Königs nach Georgs IV. Tode, Investituren, Ordenscapitel und Drawingrooms mit dem riesigen Federwald auf den Köpfen der Damen. Humoristisch und überlegen schildert Gabriele alle die Etiquettenschwierigkeiten, wenn die Damen mit ihrem oft fünfzehn- und zwanzigfach befiederten Haupte der Königin beim Handkuß so nahe kommen, daß sie ihr mit den Federn in's Gesicht fahren. Die nächste Thronbesteigung, die der Königin Victoria (1837) der noch heut regierenden Königin von England, erlebte Gabriele in London nicht mehr, sie mußte damals der Erziehung ihrer Kinder wegen nach Berlin übersiedeln, aber Heinrich Bülow schildert ihr alles in interessanten Briefen. Am frühen Morgen brachte man der

Prinzeß Victoria, die kaum 18 Jahre damals war, die Todesnachricht Wilhelms IV. Die Prinzeß erschien im weißen Pudermantel mit bloßem gescheitelten Haar und mit sehr hübschen Pantoffeln. Der Marquis Conyngham ließ sich auf ein Knie nieder, küßte ihre Hand und begrüßte sie zuerst als Königin. Sie zeigte „ungemein viel Haltung, große Ruhe und viel Verstand". —

Auch in der Ehe dreht sich Gabrieles inneres Leben nur um ihre Familie. Keine fremden Gewalten kreuzen und verwirren ihre Bahnen. Sie ist nur Gattin und Tochter, sie ist aber vor allem Mutter. Und die schönsten Blätter dieses Buches sind es, die Gabriele von Bülow als Mutter schildern. Von jenen ersten Zeilen an voll stillem, ernsten Glück, in dem sie der eigenen Mutter ihre Empfindungen schildert. „Wohl ist es wahr, daß so ein Kind wie ein Räthsel vor einem liegt." —

Wie lebhaft ist die Erziehungsfreude an den kleinen Mädchen. Sie muß der Mode folgen und sie auf die Kinderbälle schicken, ja dem Baby sogar für Besuche „a proper drawingroom dress" aus Seide machen lassen. Aber sie sorgt trotzdem dafür, daß keine „unnütze Grandeur in die Köpfchen komme" und in ihrer intimsten Häuslichkeit duldet sie nur Einfaches. Als das fünfte Töchterchen zur Welt kommt (1832) rufen die kleinen Schwestern enttäuscht: „again a girl", „only a girl", und man giebt ihm wegen der ständigen Mädchenfolge den Namen Konstanze. Welches Glück aber, als dann vier Jahre später ein Sohn das halbe Dutzend schließt. Kein jauchzender Jubelsturm, sondern eine stille, fast unfaßbare Seligkeit. Manchmal glaubt sie, sie hat es nur geträumt, und genießt dann von Neuem die Wirklichkeit. Wie in Ruhe gewiegt ist ihre Seele durch all das Glück. Und fast mit Andacht sieht sie das neue Leben da vor sich: „es ist eine wunderbare Empfindung um das Bekanntwerden mit einem solchen kleinen Gesicht . . . das Rührendste sind mir immer die Augen als das Geistigste an solchem kleinen Wesen, und wie habe ich diesmal in noch höherem Grad als seit der lieben Mutter Tod die Empfindung, als würde mir das Kind von ihr und ihm sprechen, wenn es nur könnte, weil es mir ist, als käme seine kleine Seele unmittelbar von dort, wo sie sind." Welch tiefer grausamer Schmerz, als das zarte Leben nach vierzehn Tagen verlischt. Von Spezereien umgeben, wird die kleine Leiche eingebettet. Und Gabriele führt den Sarg mit in die Heimat. An der Seite der geliebten Mutter setzt sie ihn in Tegel bei.

Bülow verlebt mit den Seinigen den Herbst und Winter 1836 in Berlin, im Januar muß er nach London zurück. Gabriele aber bleibt mit den Kindern zurück. Die Erziehung der Töchter, der Confirmationsunterricht, die bedeutenden Kosten, die das Leben einer großen Familie in London verlangte, forderten zwingend die Trennung. Lange Briefe und ein einmaliger Urlaub Bülows müssen darüber hinweghelfen. —

Gabriele richtet sich behaglich in dem Humboldtsitz Tegel ein. Schinkel hatte das Jagdschloß gräcisirt. Mittelalter und Antike vermischen sich in ihm, wie in den Helenascenen des Faust. Auf der einen Seite eine Burg mit runden Erkern und altersgrauem Thurm, nach der Gartenseite ein streng stilisirter hellenischer Bau mit einfach edler Façade. In vier Nischen die Lieblingsantiken Humboldts, die Pallas in Velletri, die Diana von Gabiä, die Amazone aus dem Vatikan, der Faun des Praxiteles.

Die Jahre gehen hier fast spurlos an Frau von Bülow vorüber, die Töchter wachsen heran und sie klagt lächelnd, die Aufsätze ihrer Kinder würden immer länger, sie hätte bei Schleiermacher so etwas nicht gelernt und käme sich schon ganz dumm vor. Schon werden die beiden ältesten eingesegnet, als am 8. Juni 1838 noch ein kleiner Nachkömmling ankommt, ein Knabe, der Infant Bernhard.

Aus diesem Sohn, dem Trost für den so schnell entrissenen Knabenerstling, solle etwas ganz Besonderes werden, schrieb Frau von Bülow dem Gatten in glückstrahlendem Mutterstolz nach London. So wie er, logirte auch nicht leicht ein Wickelkind. An kunstgeweihten Wänden verhallte sein erstes Geschrei. Im reizenden Thurmzimmer, dann im alten Schlößchen, wo die zwei Grazien-Torsen ihre Thürwacht halten, „nun im Christen- und Heidenthum zugleich, denn die Grablegung und Filippo Lippi sind jetzt vis-à-vis der Venus von Milo und der capitolinischen. Draußen bewachen Faun und Amazone seinen Thurm, kurz, non piccola cosa."

Gabriele, die älteste Tochter (16 Jahre alt) vertritt jetzt schon Gouvernantenstelle und sie erstattet aus der Residenz Tegel an den Vater nach London getreulich Bericht über alles. Sehr interessant ist der Unterschied im Ton zwischen diesen töchterlichen Briefen von 1838 und den von 1799, die Frau von Humboldt an ihren Vater schrieb. Damals ein tiefer Respectston, das steife „Sie", gewundene Ueber- und Unterschrift: „Theuerer und innigst geliebter Vater", „Ich bin ewig mit den zärtlichsten Gesinnungen Ihre unterthänig gehorsamste Tochter". Jetzt heißt es einfach und natürlich „Liebster Vater" oder „Liebster Papa", „ein herzliches Lebewohl von Deiner gehorsamen Tochter Gabriele." Und die Briefe selbst sind in keckem, übermüthigem Plauderton gehalten.

Bald gehen die Töchter in die Welt, Frau von Bülow hat gleichzeitig Sorge für die Ballkleider der Aeltesten wie für die Windeln des Jüngsten. Und dabei sieht sie selbst noch so frisch und blühend aus, daß man sie nicht als Ballmutter anerkennen will und sie mit ihren beiden tanzfähigen Töchtern die „Drillinge" nennt.

Wie lange dauert es noch, und die Freier kommen; wie lange dauert es noch, und Frau von Bülow ist Großmutter, eine Großmutter von 42 Jahren. Das ist das Jahr 1845. Und nun nahen trübe Zeiten. Heinrich von Bülow, der sich in London, dann in Frankfurt am Main als Gesandter, schließlich als Minister des Auswärtigen in Berlin überarbeitet hat, fängt an irre zu reden, sein Geist umnachtet sich, 1846 trennt der Tod Gabriele von dem treuen Lebensgefährten.

Die Stürme von 1848 umwehen sie, und sie versteht die Welt nicht mehr. Bald beginnt das große Sterben um sie herum. Ihre älteste Tochter stirbt 1854; ihre Schwester Adel 1859. Sie hat fast ihre eigene Generation überlebt, aus der früheren ist nur noch Alexander von Humboldt, der „uralte Reisende vom Orinoco" übrig. Sie leben in Tegel unter einem neuen frischwachsenden Geschlecht, der „urälteste Kosmos" spricht mit dem kleinsten Kindchen. Neue Kinderaugen thun sich dann auf, denn auch der jüngste Sohn Gabrieles, der „Infant" Bernhard, ist jetzt schon Gatte und Vater. Auch Alexander von Humboldt wird abberufen (1769), doch Frau von Bülow lebt weiter unter Enkeln und Urenkeln, sterbensmüde oft und lebenssatt. Den Krieg von 1866 erlebt sie und bangt für den Sohn; den Einzug sieht sie mit an aus den Zimmern der Königin Augusta, und König Wilhelm drückt ihr in tiefer Bewegung die Hand und sagt, während ihm die Thränen aus den Augen stürzen: „Es ist kaum zu glauben solch ein Glück, wenn man die Truppen so im Feuer gesehen!" 1870 und 71, die Gründung des Kaiserreichs treffen sie antheilsvoll sorgend, diesmal hat sie nicht nur für den Sohn zu fürchten, sondern auch für den Enkel.

Wunderbar frisch und rüstig war sie noch im Alter, von rührigster Lebendigkeit, und sehr gekränkt war sie, da sie 1883 in der Zeitung einmal eine „Greisin" genannt wurde. Die letzte große Freude ihres Lebens wurde ihr am einundachtzigsten Geburtstag zu Theil; die Enthüllung der Humboldtdenkmäler in ihrer Gegenwart, der einzigen Zeugin der großen Humboldtzeit. Kaiser Wilhelm kam zu Fuß vom Palais hinüber und der Kronprinz führte sie. Oft hat sie in ihren letzten Jahren auch die Prinzeß Wilhelm, die jetzige Kaiserin, mit ihren Kindern besucht. Rings um sich sah Frau von Bülow nichts als aufsprießende Zukunft.

Schwer verdüstert durch Enttäuschungen und bittere Er-

fahrung, über die das Buch sorglich Schleier hängt, hat dann dies reiche Leben 1887 geendet.

Unter Glockengeläute zog sie zum letzten Mal in Tegel ein. Der prunkvolle dichte Leichenzug war zum kleinen Häuflein geworden, als man Abends eintraf.

Am folgenden Morgen trug man sie aus dem stillen Atrium hinaus. „Jesus meine Zuversicht" klang es in langgezogenen Tönen durch die Luft. Und dann ging es durch die Lindenallee hinab nach der Stätte, wo die Humboldts den letzten Schlaf thun. Dunkle Tannen umrauschen die Gräber, aus der alles verschlingenden Erde aber wächst schlank eine dunkle Granitsäule zum Himmel, und auf jonischem Capitäl ragt erhaben über Gruft und Tod, Thorwaldsens Spes.

Hier bettete man Frau von Bülow.

Als Epitaph hätte man ihr das Goethewort setzen können:

Alles geben die Götter, die Unendlichen
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen die unendlichen ganz.

Georg Ebers und sein neuer Roman.

Von Carl Busse.

Der letzte große Vertreter der idealistischen Philosophie, Ralph Waldo Emerson, sagt in einem seiner Bücher, die Erfahrung jeder neuen Generation verlange auch ein neues Bekenntniß, und die Welt scheine daher immer auf einen Dichter zu warten. Leitet man daraus die Folgerung ab, daß es die höchste Aufgabe des Dichters sei, eben die Erfahrungen seiner Generation zu formuliren, so dürfte das Urtheil über Ebers gesprochen sein. Es wäre jedoch falsch, aus diesem Satz wiederum einen Beweis gegen den historischen Roman überhaupt herleiten zu wollen: es kommt nur auf die Art an, wie man das Historische sieht und darstellt. Und da klafft ein drohender Zwiespalt. Entweder man versetzt sich ganz in das Zeitmilieu und schafft Gestalten, deren Reden und Thun uns fremd bleibt, die uns zu der unwilligen Frage: was ist uns Hekuba? reizen, oder man schiebt ihnen unser Empfinden unter, läßt die Conflicte nicht aus den Zeitumständen entspringen und muß den Vorwurf der Fälschung auf sich nehmen. Im letzten Grunde ist ja alles Historische ein Zeitliches; es ist eine Form, eine Farbe, mehr nicht.

Wer die Vorliebe des Publicums für den historischen Roman ergründen will, muß bis in die fünfziger Jahre zurückgehen. Es ist immer die Unzufriedenheit mit der Gegenwart, die in die Vergangenheit treibt. Die zwei Jahrzehnte von 1850—70 stellen sich als eine einzige Reaction dar gegen die vorhergehenden revolutionären Decennien. Auf das Ça ira! folgt Amaranth, auf die wilde Empörung eine Abspannung aller Kräfte. Der gebrochene Glaube an die Gegenwart, die vernichtete Hoffnung auf irdische Freiheit führt zum Himmel und in die Vergangenheit. Beide bieten, was der Gegenwart versagt ist. Scheffel's Ekkehard und Freytag's Ahnen, die Romane von Dahn und Eckstein, Taylor und Ad. Stern, Linke und Walloth — sie alle sprechen eine deutliche Sprache. In den meisten wird gleichzeitig auf den Himmel gewiesen und das Christenthum verherrlicht.

Man kann nun einen feigen Schwächling auf zwei Arten curiren: entweder man bringt ihm seine eigene Feigheit zum Bewußtsein und hält ihm einen Spiegel vor, oder man zeigt ihm den Gegensatz zu der eigenen Schwäche in Beispielen bewundernswerther Tapferkeit. Spielhagen hat in den „Problematischen Naturen" das erste gethan: er hat sein erschöpftes Volk erschöpft gezeigt und so die Erfahrung seiner Generation formulirt. Die Vertreter des historischen Romans sind den umgekehrten Weg gegangen und haben, wie der Erfolg bewiesen hat, auch in ihrer Art das Rechte, den Zeitnerv getroffen.

Aber beide, Spielhagen sowohl wie die eben genannte zweite Gruppe, waren mit dem Augenblicke verloren, wo eine neue Zeit und eine neue Generation sich regten. Wer sich gern aphoristisch ausdrückt, könnte auch sagen: Das Siegesgeläute für Sedan war das Grabgeläute für Spielhagen und den historischen Roman. Für den einen, weil die Zeit der problematischen Naturen vorbei war, für den andern eigentlich aus dem gleichen Grunde: Die Zeit war so groß, daß das Zurückgehen in die Vergangenheit überflüssig ward. Aber große Entwickelungen vollziehen sich langsam, und so dauerte es noch eine Zeit, ehe die politischen Errungenschaften ihre tiefsten Wirkungen ausüben konnten. Sie thaten es in der jüngstdeutschen Literaturbewegung. Und es war naturnothwendig, daß deren Vertreter eine Gegenwartpoesie vor allem Anderen forderten.

Ich glaube erwiesen zu haben, daß eine zeitpsychologische Bedeutung weder ein neuer Spielhagen noch Dahn noch Ebers mehr beanspruchen kann. Sie sind für uns Epigonen, wie Gerhardt Hauptmann und Hermann Sudermann es einst für die folgende Generation sein werden. Und damit ist zugleich der Maaßstab gegeben, den wir an das neueste Werk von Georg Ebers legen müssen. Es will von einem rein ästhetischen Standpunkt aus angesehen werden, und wer den lauten Forderungen unserer Tage nicht ganz sein Ohr verschließt, wird ihm nie und nimmer gerecht werden können.

Der Roman heißt „Im Schmiedefeuer"*) und spielt im alten Nürnberg. Es liegt ihm derselbe Leitgedanke zu Grunde, wie dem bedeutendsten Buche von Ebers, wie „Homo sum": Nicht im Kloster, nicht in der Weltflucht ist das Heil zu suchen, sondern in der treuen Bethätigung der im Schmiedefeuer des Lebens geläuterten Anschauungen zum Glück und Nutzen der christlichen Gesellschaft und Familie. Die Gestalt, an der die Richtigkeit dieses Satzes exemplificirt wird, ist Eva Ortlieb, die Tochter eines Nürnberger Großkaufmanns und Rathsherrn. Sie tritt uns zuerst als etwas hysterische Jungfrau entgegen. Es wird von ihr erzählt, daß sie schon einmal einen Verzückungsanfall gehabt, und da sie den Schleier nehmen will, hat sie Anfangs Chancen, als Heilige einst im Kalender zu stehen. Wie hochgradig hysterisch sie ist, beweist die Einwirkung des Mondlichtes auf sie. Sie klettert mondsüchtig auf dem Dach herum. Dieser krankhafte Zustand verhilft zur Schürzung des Knotens. Nämlich auf einem Feste, an dem die Eva Ortliebin halb gezwungen theilnimmt, lernt sie einen jungen Ritter kennen. Weltliche „Minne" zieht in ihr Herz. Der bewußte Ritter, Heinz Schorlin, steht in einer Vollmondnacht nun mit seinem Diener vor ihrem Hause. Da sieht er plötzlich eine weiße Gestalt und sie tritt ihm näher und winkt ihm. Hingerissen folgt er ihr: sie ist es selbst, die reine, keusche Eva Ortliebin. Er ruft leidenschaftlich: „Eva!", aber noch ehe er sie berühren kann, erschrickt sie, erwacht und stürzt mit einem Schrei in ihr Zimmer zurück. Denn natürlich ist Alles nur unter dem Einfluß des Mondes geschehen. Durch diesen Schrei weckt sie ihre ältere Schwester; diese stellt den Ritter, der ganz bestürzt dasteht, auf der Treppe zur Rede, es kommt jedoch plötzlich ein ganzer Trupp Menschen dazu — und der Conflict ist fertig.

Der Conflict? wird der Leser fragen. Ja gewiß, denn Els, die Schwester Eva's, ist bereits verlobt, man trifft sie Nachts mit dem Ritter zusammen, der Klatsch bemächtigt sich der Affaire und da sie durch allerlei Zufälligkeiten noch verwickelter wird, sind zwei Bände nöthig, die Sache wieder in's Gleichgewicht zu bringen.

Wenn wir uns dieses Motiv betrachten, muß selbst der harmlos veranlagte Mensch den Kopf schütteln. G. von Moser hätte vielleicht einen Einacter daraus gemacht und

*) „Im Schmiedefeuer." Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. Zwei Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.)

zwar ein Lustspiel. Denn ich kann mir nicht helfen: Die ganze Situation ist viel mehr komisch als tragisch. Aber was thut Ebers? Nun zuerst braucht er einen fürchterlichen Apparat, die Vorbedingungen in Scene zu setzen. Eva muß mondsüchtig sein, die Gräfin Cordula mit ihren Rittern muß einen halsbrechenden Ritt wagen, um zur rechten Zeit einzutreffen und die beiden Leute auf der Treppe zu finden, der Vater muß dazu kommen mit ihrem künftigen Schwiegervater — kurz, halb Nürnberg muß sich Nachts auf der Treppe des Ortlieb'schen Hauses ein Rendez-vous geben. Und es kommt noch toller: der ehrbare Rath, der Burggraf von Zollern, der Kaiser Rudolf werden der Lappalie wegen in Bewegung gesetzt, der arme Diener des Ritters wird auf die Folter gespannt, der Vater des Mädchens erstickt beinahe einen Schneider, die Gürtelmagd will in's Wasser gehen, das Haus wird johlend und pfeifend von einer Volksmenge umringt, und todte Ratten und Straßenschmutz fliegen gegen die Fenster — und dies Alles wird mit herzbewegender Tragik erzählt. Aber man glaubt diese Tragik nicht, sie wirkt nur komisch, weil man ja weiß, daß sie im Grunde nur auf einem Irrthum, einem Zufall, einer drolligen Verwechselung beruht. Darin liegt die innere Unwahrheit des Buches, und sie zwingt den Autor wiederum auch zur Einfügung äußerer Unwahrscheinlichkeiten. Die an Heinz geschickten Boten müssen z. B. alle treulos sein oder krank werden, ihn jedenfalls nicht erreichen. Am Schlusse löst sich natürlich Alles in Wohlgefallen auf. Da kommt das große übliche Bühnentableau, wie es im Adolf-Ernst- oder Centraltheater zu sehen ist: alle Mitwirkenden gruppiren sich in den schönsten Stellungen um die glücklich vereinten Brautleute. Wie viel Paare es diesmal sind? Ich zählte — sage und schreibe — nicht weniger als sechs. Aber es können auch noch mehr sein. Und um ja keine Beunruhigung aufkommen zu lassen, berichtet der freundliche Autor auch noch, daß Els ihrem Gatten drei Kinder schenkte, daß auch Eva die treueste und glücklichste Gattin und Mutter ward und daß es auch allen Anderen recht gut ging.

Die Charakterisirung der Hauptfiguren steht, wie immer bei Ebers, hinter derjenigen der Nebenpersonen weit zurück. Eva z. B. wird stets nur durch die Worte Anderer charakterisirt und zwar auf folgende übertriebene Weise: sie sei das schönste Geschöpf von Nürnberg, sagt Wolff von ihr; von ihrer „wundervollen Schöne" spricht Kätterle; an herzbestrickender Anmuth kann sich Keine mit ihr messen, brummt Biberli; als ob sich unter ihrem Brokatgewande Engelsflügel verbergen, kommt es Heinz vor, und himmlisch, unvergleichlich, herrlich sind die Beiworte, die ihr fortwährend gegeben werden. Dabei ist sie das Ideal einer deutschen Jungfrau, aus Mondenschein, Himmelblau und Lämmerunschuld gewoben. Sie schreibt einen Brief und bindet darum ein himmelblaues Bändchen, womit sonst in der Wäsche die einzelnen Dutzende der feinen Brusttücher umwunden werden. Dieses himmelblaue Bändchen ist köstlich characteristisch. Daß sie ferner hysterisch und mondsüchtig ist, wurde schon gesagt. Aber wir müssen noch einen Augenblick dabei verweilen. Ebers erreicht nämlich allein durch ihr Schlafwandeln seinen Zweck: sie ist schuldig, sie winkt Nachts dem Ritter — und doch ist sie dabei himmelrein und unschuldig gleichfalls, denn sie thut es ja im Traume. Aber dieser Vortheil zieht auch schwere Nachtheile nach sich. Denn in ihrem mondsüchtigen Zustand ist ja alle Willensfreiheit aufgehoben; sie ist für ihr Handeln nicht mehr verantwortlich. Dadurch wird der ganzen folgenden Handlung von vornherein der feste Boden entzogen, der Conflict knüpft sich an einen Zufall, und alle sich eventuell ergebenden schlimmen Consequenzen sind nicht mehr tragisch, sondern nur noch traurig.

Der „weibliche" Ritter Heinz Schorlin wird in ähnlicher Weise durch fremden Mund charakterisirt. Er selbst kommt gar nicht dazu, uns rechte Beweise für alle ihm nachgerühmten Eigenschaften zu geben.

Zum Schluß seien noch ein paar Worte über Ebers' Technik gesagt. Da fällt zweierlei auf: seine Furcht vor dem Dialog und die vor directer Erzählung. Beides mag in demselben Schwächegefühl wurzeln. Der zweite Punkt bedarf vielleicht näherer Erläuterung. Wenn wir also die Technik genau nachprüfen, finden wir, daß Ebers allzu gern durch fremde Ohren hört, mit fremden Augen sieht, durch fremden Mund spricht. Wenn er eine große Scene aus dem Rathshause schildern will, dann entfaltet er nicht kraft seiner Eigenschaft als Dichter ein gewaltiges Panorama vor uns, über dem man Alles vergißt, sondern er nimmt sich eine beliebige Figur heraus, stellt sie an ein verborgenes Fenster und läßt uns durch das Medium dieses Lauschers an der Rathsherrensitzung theilnehmen. Das ist eine Guckkastentechnik, die kinderleicht ist. Denn dieser vorgeschobene Strohmann ist kein Dichter und braucht keiner zu sein; er darf mehr berichten, als malen. Diese Strohmannwirthschaft wiederholt sich unendlich oft. In den ersten Capiteln ist es der Mond, der Alles ansehen und belauschen muß, der sich wundert und freut; das erste Zusammentreffen von Heinz und Eva muß Biberli, der Diener, bemerken und dem Leser vermitteln; die große Sitzung sehen wir durch Els' Augen; dann tritt wieder der Mond in seine Rechte — kurz, jeden Augenblick fühlen wir eine andere Brille auf der Nase. Und der Dialog? So wie er einmal ausführlicher wird, wird er auch indirect. Das heißt aber: aus einer Erzählung wird ein Bericht. Ueberhaupt ist Ebers nicht gewandt in der Technik. Die ersten Capitel sind von einer tödtlichen Langeweile. Erst in der Schilderung des Gewitters und des Feuers findet er packendere Töne. Eine unschöne Angewohnheit ist es auch, einen Hauptsatz durch zwei bis vier Zwischen- und Nebensätze so auseinanderzureißen, daß man sich mühsam die zusammengehörigen Theile suchen muß. Und bei nochmaliger Durchsicht hätten grammatikalische Schnitzer und direct falscher Satzbau wie auf Seite 163—64 des ersten Bandes wohl vermieden werden können.

Ebers hat zwei Eigenschaften, die ihn zum Liebling des Publicums machten. Einmal eine innige Frömmigkeit und zweitens einen starken Familiensinn. Er schreibt für deutsche Bräute und Hausfrauen. Seine Mädchen sind nie geistreich und bedeutend, dafür aber gut und gläubig. Und sie kriegen zum Schluß einen netten Mann und werden treffliche Gattinnen und Mütter. So mag Ebers deshalb so gern gelesen werden, weil er die Sehnsucht des deutschen Jungfrauentypus' so gut formuliren kann.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Excellenz auf Reisen.

Von Gustav Beßmer.

Excellenz, der Herr Minister, legten das Blatt, aus dem sie vorgelesen, auf den Schreibtisch zurück und warfen einen Blick auf den vor ihnen sitzenden Präsidenten der Staatseisenbahn. Eine der diesem unterstellten Hauptlinien war mit einer Secundärbahn verglichen, so kleinlich — behauptete der Artikelschreiber — sollten die auf ihr herrschenden Zustände sein.

„Nun, mein lieber Präsident? . . ." frug der Minister mit malitiösem Lächeln.

„Excellenz gestatten — mir ist nichts bekannt," erwiderte der Gefragte. Er war entschlossen, in Abrede zu ziehen, was sich in Abrede ziehen ließ. Daß der Artikel Recht hatte, Niemand wußte dies besser als er. Wo sollte man Ersparnisse machen, wenn nicht auf Nebenlinien! . . .

„Ich begreife. Die Sache fällt in Ihren Ressort," versetzte der Minister ironisch. „Mein lieber Präsident," fuhr er fort, „wir werden

schon abhelfen müssen. Die guten Leute erinnern sich unseres alten Regierungsgrundsatzes: ‚Wer nicht schreit, kriegt nichts.‘ Nun schreien sie, bis sie das Gewünschte haben.“

Der Präsident glaubte sich ein Lächeln verstatten zu sollen; der vorschriftmäßige Faltenwurf seines Gesichts verschwand dadurch für einen Augenblick. „Excellenz belieben zu scherzen. Ich möchte ergebenst erinnern, daß das in Rede stehende Blatt der Opposition angehört.“

„Wahr ... wahr ... Doch vergessen Sie, daß unsere Presse ...“ — der Minister hüstelte etwas — „die gutgesinnte Presse, für ihre Haltung ... subventionirt wird,“ (— „bezahlt wird“ hatte ihm auf der Zunge gelegen, doch das klang so unangenehm deutlich, so — — Ja, dies Deutsch! Nicht umsonst hatte er eine Aversion gegen die Sprache!) Außerdem waren Excellenz heute etwas zerstreut, sie waren Tags zuvor von der Reichshauptstadt zurückgekehrt. Ach, Berlin! .. Wer doch preußischer Minister — Excellenz brachen mitten in dem stillen Wunsche ab; sie erinnerten sich des ‚etwas lebhaften‘ Wechsels ihrer preußischen Kollegen und der eigenen, „so gesicherten“ Stellung, und lächelten, lächelten zufrieden. „Was ich sagen wollte — mein lieber Präsident, Sie glauben also, die Darstellung dürfte etwas tendenziös sein? ...“

„Mehr, Excellenz, mehr. Sie ist unrichtig.“ Bei sich war er entschlossen, der Linie schon andern Tags einen Besuch abzustatten.

„Unrichtig ... hm? ... Doch ja — Sie mögen Recht haben. Lassen wir!“ Der Minister hatte einen Gedanken, ein Lächeln legte sich um seine Diplomatenlippen. — Wieder allein, ging er, die Hände auf dem Rücken, langsam auf und ab. Es war das erste Mal nicht, daß die Presse der Oppositionspartei auf Schäden im Bahnverkehr hinwies; aber so scharf, so erbittert, wie in dem heutigen Artikel, war es noch nie geschehen. Ende der Woche hatte die Kammer Schlußsitzung; in ihr hatte er einen Antrag der Regierung einzubringen auf Erhöhung des Eisenbahnkapitals. Täuschte ihn nicht Alles, so stand ihm bei dieser Gelegenheit eine schonungslose Kritik der Verwaltung bevor. Der heutige Angriff war die Ouverture. Der Fürst hatte die unangenehme Gewohnheit angenommen, sich die Sitzungsberichte vorlegen zu lassen. Höchstdieselben begannen überhaupt etwas unbequem zu werden ... stellten Fragen, Fragen, deren Beantwortung für den „verantwortlichen Minister“ oft nichts weniger denn angenehm war. Dieser Präsident! Der Mann paßte entschieden nicht für den Posten. Dabei mußte man ihn noch goutiren, sein Oheim war Hofmarschall.

Wenn er einmal selbst nachsehen würde? ... Ein kleine Inspectionstour ... incognito natürlich! ... man sah da mehr .. viel mehr. Man würde zugleich einmal constatiren, inwieweit es diese gegnerische Presse mit der Wahrheit genau nahm; vielleicht, daß das Resultat sich bei Gelegenheit benutzen ließ. Er war zum Fenster getreten. Der Wind trieb die wirbelnden Schneeflocken die Straße entlang; Fahrdamm und Fußsteig waren mit breiiger, halb geschmolzener Masse bedeckt — Decemberwetter. Vor seiner Phantasie (man glaube nicht, daß ein Minister nicht auch Phantasie haben könne!) stand ein schlechtgeheiztes, feuchtes Coupé, mit beschlagenen Fenstern; Reisende, die im Eintreten den Schnee von sich abschüttelten; eine mehrstündige Fahrt durch Wald und ödes Flachland ... kurz: trostloseste Langeweile und ein Rheuma. Auf der andern Seite: eine Niederlage in der Kammer, oder doch die Möglichkeit einer solchen ... und als Dessert — die allerhöchste Mißstimmung.

„Ex malis eligere minima“, hatte schon Cicero gesagt. Die Reise war unstreitig das kleinere Uebel.

* * *

„Station Feldhof,“ rief der Schaffner. „Rambach — Waldzell umsteigen.“

Es war der Morgenzug, der vor zwei Stunden in der Hauptstadt abgegangen war und unter lustigem Pfeifen in die Halle des Feldhofer Bahnhofs einfuhr. Auf einem zur Nebenlinie gehörigen Gleis stand der Anschlußzug bereit. Die Umsteigenden griffen nach ihrem Gepäck und stolperten verdrießlich dem neuen Beförderungsmittel zu; der Hauptzug setzte nach kurzem Aufenthalt seine Reise fort. Unter den Umsteigenden war ein Herr in dickem Pelzmantel, mit blauer Brille; am Arm trug er eine große und sehr dicke Reisedecke; es war der Minister, die blaue Brille machte ihn unkenntlich. Er schritt den Zug ab und blickte in die verschiedenen Abtheilungen; alle waren sehr sauber gehalten, so sauber, daß ein kundiges Auge auf eine kurz vorhergegangene Hauptreinigung geschlossen hätte. Das Wagenmaterial war alt, doch irgendwie mußte man die alten Wagen verwenden.

„Waldzell, zweiter,“ erklärte er auf die Frage des Schaffners. Er wurde in ein leeres Doppelcoupé gewiesen; auch hier war Alles von peinlichster Sauberkeit; der Versuch, einen staubigen Finger zu bekommen, war erfolglos. Die Thüre wurde geöffnet, ein alter Herr schob sich herein, grüßte und setzte sich auf die andere Wagenseite, wo er es sich bequem machte und bald einschlief. Man hörte das Rollen der Zugleine auf den Wagendächern; die letzten Thüren wurden geschlossen, ein Pfiff, und der Zug setzte sich in Bewegung. Bald bildeten die eintönig sich wiederholenden Räderstöße das einzige Geräusch; hin und wieder drang durch die dünne Wand der Nebenabtheilung ein Lachen oder ein abgerissener Ausruf. Station um Station zog vorüber, die Haltefristen wurden pünktlich eingehalten; der Minister verfolgte alle Vorgänge durch das Fenster. Die Ein- und Aussteigenden gehörten der dritten Wagenklasse an; die Besorgnisse, die er gehegt, als er — des besseren Incognitos halber — auf die gewohnte Erste verzichtet, erwiesen sich grundlos. Einmal hatte er geglaubt, auf dem Bahnsteig den Präsidenten zu sehen, allein der Zug war in Bewegung gewesen; es konnte eine Täuschung sein. Inzwischen war ihm warm geworden; er nahm den Ueberrock ab und hängte ihn auf; sich ganz frei zu fühlen, steckte er noch Brieftasche und Notizbuch hinein. Der Zug fuhr wieder langsamer; man näherte sich einer Station, deren der Artikel ganz besonders gedacht. Auf ihr werde ein viertelstündiger Aufenthalt gemacht; Grund: der Restaurationspächter sei ein Verwandter des Bahnhofvorstandes. Die Versäumniß werde durch Schnellfahren wieder eingebracht. Hier sollten die hauptsächlichsten Mißstände ihren Anfang nehmen, um sich gegen das Ende der Strecke mehr und mehr zuzuspitzen.

Der Minister hatte in Folge Rencontres mit seiner besseren Hälfte kein Frühstück eingenommen. Er stieg aus und ließ sich ein Fläschchen Wein und ein Glas geben, dann noch etwas Schinken und ein Brod, um es in den Wagen zu nehmen; dem Fahrplan nach betrug der Aufenthalt nur fünf Minuten. Er trat wieder auf den Bahnsteig; ein rangirender Güterzug verursachte ein Getöse, durch das alles Andere übertönt wurde. — Der dritte Wagen von der Maschine her. Der Schaffner stand seitwärts und sprach mit dem Zugführer. In der Ecke saß der schlafende Herr und schnarchte leise. Der Zug setzte sich in Bewegung; der Minister schickte sich an, das Mitgebrachte zu verzehren. Am Fenster erscheint ein Gesicht und eine Hand.

„Bitte, die Karte!“

„Neu!“ dachte er, das Verlangte durch den Fensterschlitz steckend.

„Gilt nur für Personenzüge. Sie scheinen falsch eingestiegen zu sein.“

„Ich verstehe nicht. Sie lautet doch auf Waldzell!“ sagte der Minister abweisend.

„Sie sind im Schnellzug Waldzell—Feldhof, der eine Minute nach dem Personenzuge auf Gleis I einfährt; Ihr Zug hält auf Gleis II ... Sie werden auf alle Fälle in Strafe kommen.“ Mit diesen Worten verschwand der Beamte, die Fahrkarte mit sich nehmend. Verblüfft starrte der Minister auf die Gebäulichkeiten, an denen der Zug vorübersauste; er sah, daß er den Weg zurückmachte, den er wenige Minuten zuvor in entgegengesetzter Richtung befahren.

Wenn es nur das gewesen wäre! ... Aber sein Hut, sein Mantel und seine Reisedecke ... die fuhren jetzt fröhlich Waldzell zu! Langsam wurde ihm klar, wie es gekommen. Das Geräusch des Güterzugs hatte ihn die Einfahrt des Schnellzugs überhören lassen; so hatte er geglaubt, in seinen Zug zu steigen. Dazu das unglückselige Zusammentreffen

mit dem Doppelcoupé und dem einzelnen Herrn . . . Es war zum Todtärgern! . . .

Die nächsten drei Stationen waren keine Haltestellen für Schnellzüge; endlich kam eine solche. Schaffner und Zugführer erschienen auf dem Trittbrett.

„Sie wurden ohne Karte betroffen, mein Herr. Fünf Mark und achtzig Pfennig, wenn ich bitten darf," sagte der Zugführer, dem Fahrgast einige Zahlkarten aushändigend. Eine Einsprache war zwecklos, also — zahlen!

„Sie steigen nicht aus?" frug der Beamte. Der Minister zögerte. Er warf einen Blick auf den kleinen Bahnhof und das dahinterliegende Landstädtchen, das im Verein mit dem blaugrauen Himmel, der darüber lag, einen trostlosen Eindruck machte.

„Nein!" sagte er schaudernd. „Bis zur Residenz!"

„Zwölf Mark und zwanzig Pfennig." — Der Minister bezahlte seufzend, der Zugführer empfahl sich, das Abfahrtszeichen ertönte und bald lag das Städtchen in nebelverhüllter Ferne. Das Nächste war nun, ein Telegramm wegen der Kleidungsstücke abzusenden.

„Ihr Name?" frug der Schaffner, als ihm der Minister kurz vor der nächsten Haltestelle ein beschreibendes Verzeichniß der Gegenstände übergab. Er zögerte. Seinen Namen?! . . . nein!

„Müller . . . Max Müller aus Berlin," rief er heiser, zog einen Thaler und drückte ihn dem Schaffner in die Hand. Wieder allein — der Herr von der anderen Seite mußte inzwischen ausgestiegen sein — sank er stöhnend in die Polster zurück. Er rechnete. Alles in Allem hatte er vierzig Mark ausgegeben . . . er, der freie Fahrt hatte! Der Gedanke, daß der Staat es war, in dessen Tasche es geflossen, ärgerte ihn am meisten . . . Und was hatte er für sein Geld! . . . Die Aussicht, ohne Mantel und baarhäuptig nach Hause zu kommen! . . . Wie vollends, wenn man ihm die Sachen nur gegen Legitimation ausfolgte?! . . . Dann würde der Beamte in seinem Beisein die Taschen des Mantels untersuchen, und . . .

Wenn er, der Minister! wegen falscher Namensangabe bestraft würde!

Vor seinen Augen begann es Nacht zu werden. Er wollte rufen, das Telegramm zurückfordern; er sank zurück, es war zu spät. Ein schriller Pfiff drang an sein Ohr. „Feldhof," rief eine Stimme. Hier war er vor wenigen Stunden umgestiegen, nun kehrte er zurück — ein Geschlagener. Der Schnellzug fuhr langsam auf die Hauptlinie über; er ging ohne Wagenwechsel weiter zur Residenz. Etwas zurück stand ein Personenzug, der von der Landesgrenze kam und hielt, um den Schnellzug vorzulassen. Einige seiner Insassen holten sich Zuschlagkarten für Benutzung des Schnellzuges. Der Minister stöhnte. Die nächsten Stunden würden es bringen, ob er bestraft, zu Leitartikeln verarbeitet und unmöglich gemacht, oder ob das Ganze glatt ablaufen würde. Er verwünschte den Schreiber des Artikels, das Blatt, das ihm seine Spalten geöffnet, die ganze Presse. Was halfen alle Preßgesetze! Ruhe würde erst werden, wenn das gesammte Zeitungswesen verstaatlicht sein würde . . . Was Ruhe! Eine goldene Zeit würde anbrechen, eine Zeit der Zufriedenheit mit allem Bestehenden. So verlockend es war, sich dieses Zukunftsbild einer ultraloyalen Staatsbürgerschaft auszumalen, für den Augenblick hatte er doch nur einen Wunsch: irgend ein Bedürftiger möchte sich seines Eigenthums erbarmen, den Mantel anziehen, den Hut aufsetzen und — mit der Decke am Arm — das Weite suchen.

Der Schaffner streckte die Hand durch den Fensterschlitz; auf ihr lagen ein Papier und ein Markstück. „Die Bescheinigung. Ich dachte, weil sie fremd seien," sagte der Mann. Der Minister fühlte sich wie neugeboren; er riß das Papier an sich und fügte der Mark einen Thaler bei. Der Außenstehende dankte und verschwand.

Nun war er aller Sorge enthoben. Das Blatt in seiner Hand war der Talisman, der ihm nicht nur seine Garderobe — die war ihm inzwischen gleichgiltig geworden — nein: auch die Brieftasche wiedergeben würde. Er nahm sich vor, nach der Nummer des Mannes zu sehen, . . . er sollte avancieren . . . ganz ohne Aufsehen natürlich! Die Thüre öffnete sich wieder; der Schaffner stellte ein Handtäschchen auf den Gegensitz, einen Schirm daneben und entfernte sich. Der nächste Augenblick brachte eine junge Dame; sie warf einen Blick auf ihr Gegenüber und setzte sich auf den ihr so bestimmten Platz. Sie trug ein graublaues Reisekleid, einen offenen Mantel und als Kopfbedeckung ein Pelzbarett. Das Barett nahm sie ab und legte es auf den Sitz; eine Fülle blonden Haares kam zum Vorschein. Der Minister beeilte sich, den Fensterschlitz zu schließen, die junge Dame dankte.

„Lassen Sie sich nicht abhalten!" sagte sie nach einer Weile lächelnd. Ihr Blick war auf das Weinfläschchen gefallen. „Ich wäre untröstlich, wenn ich Sie störte," schloß sie mit leiser Ironie. In Wahrheit war es der Minister, der *sie* störte, indem er sie zum Gegenstand seiner Bewunderung machte.

Excellenz versicherten, daß das nicht der Fall, . . . durchaus nicht der Fall sei, . . . ganz im Gegentheil! — Ein Wort gab das andere, und bald war die junge Dame in das Abenteuer des Herrn ‚Max Müller aus Berlin' eingeweiht; so hatte sich der Minister vorgestellt, denn — *die* Art Falschmeldung! . . . Genug — Excellenz hatten Punkte, in denen sie weniger scrupulös waren. Sie erfuhren, daß die junge Dame sich auf der Durchreise befinde und nur wenige Stunden in der Residenz weilen werde. Der Name, den sie gemurmelt, war im Gerassel der Fahrt verloren gegangen.

Der Erzähler war am Schlußkapitel seiner Odyssee angelangt.

„Offen gesagt — ich finde Ihr Abenteuer reizend!" rief die schöne Hörerin mit lustigem Lachen.

Reizend . . . hm? . . . das fanden Excellenz nun gerade nicht, bis — ja, bis auf den Schluß. Der Schluß allerdings — Excellenz warfen ihrem Gegenüber einen Blick zu, dessen Feuer leider durch die blauen Gläser der Schutzbrille verlor. Die junge Dame erröthete, Excellenz legten ihre Brille ab und gaben sich dem beseligenden Gefühle hin, das in der Nähe einer holden Weiblichkeit für den liegt, der als Mann auf diese Welt gekommen. Der Zug sauste an den Stationen vorüber, viel zu schnell, wie Excellenz bei sich bemerkten; er füllte sich mehr und mehr, bis auf *ein* Coupé, in welchem nur zwei Personen saßen, oder — sagen wir — nur zwei zu sitzen glaubten. Der Minister wurde mit jeder Minute animirter; er vergaß, daß es eine gewisse starkknochige Dame gab, mit stolzem, fast hartem Gesichtsausdruck, daß er ihr — der Tochter seines Vorgängers — sein Avancement verdankte und . . . daß sie heute seine Gattin war. Er gab sich ganz dem Augenblicke hin, denn ach! dieser Augenblick war so ganz das Gegentheil; er hatte lachende braune Augen, Augen, die zwar auch Pfeile zu schleudern vermochten, doch Pfeile ganz anderer Art; er hatte Haare von jenem Blond, für das der Minister in seiner Jugend geschwärmt. Ab und zu fielen ein Paar dieser Haare in die Stirne herein, dann kam eine Hand und strich sie zurück; er kämpfte mit der Versuchung, einen Kuß auf diese reizenden Fingerchen zu pressen.

Er machte seiner schönen Gefährtin den Vorschlag, das Mitgebrachte in Gemeinschaft zu verspeisen. Nach kurzem Widerstreben willigte sie ein; er war so liebenswürdig, der alte Herr! Sie zog ein niedliches, silbernes Becherchen aus der Reisetasche, steuerte eine Düte mit Backwerk bei und bald war das Mahl in vollstem Gange. Ab und zu — wenn die Beiden gar zu übermüthig lachten, oder . . . wenn es für einen Augenblick still wurde — tauchte ein Kopf hinter dem hohen Rückpolster auf und verschwand wieder. Es war der Abgeordnete für Waldzell und Umgegend . . . das Haupt der Oppositionspartei.

* * *

Die Kammersitzung war vorüber, sie war besser verlaufen, als man am Tische der Regierung erwartet hatte. Die Forderung des Ministers war — mit einigen Streichungen — angenommen worden. Er war zufrieden, hatte er doch, was er gewollt . . . sogar mehr. Er kannte seine Volksvertreter und ihre Leidenschaft für Abstriche: wo es irgend anging, schlug er entsprechend vor So war es ihm möglich, ruhig Zeuge zu sein, wenn die Gegner sich um ein paar Hunderttausender

stritten. Die liebenswürdige Art, mit der er es hinnahm, hatte ihm den Ruf politischer Urbanität verschafft.

Im Foyer stieß er auf den Waldzeller Abgeordneten. Als Mensch war ihm der Mann äußerst angenehm. Schade! daß er dieser Linken angehört! dachte er auch diesmal.

„Excellenz scheinen befriedigt," begann der Abgeordnete mit liebenswürdiger Ironie.

„Ich muß wohl," sagte der Minister. „Wir haben uns lange nicht mehr gesehen," lenkte er ab. „Sie fehlten seit Mitte der Session."

„Den Meinen vielleicht. Ob dem übrigen Hause? . . . Ich bezweifle," erwiderte der Abgeordnete launig. „Es ist aber weniger lange her. Das heißt — das Wiedersehen war einseitig". — Der Minister sandte ihm einen fragenden Blick zu.

„Auf der Bahn," fuhr der Andere fort. „Excellenz waren in Gesellschaft. Ich zog vor, nicht zu stören."

„Unmöglich!" rief der Minister. Er bedurfte seiner ganzen diplomatischen Schulung, seine Bestürzung nicht zu verrathen.

„Doch . . . doch! . . ." sagte der Abgeordnete lächelnd. „Uebrigens — keine Sorge, Excellenz! Wir bekämpfen nicht die Person, nur die Dinge . . . Herr Max Müller aus Berlin hat von uns nichts zu befürchten. Besser gesagt — von mir. Das kleine Abenteuer wird unter uns bleiben, sofern — die junge Dame nicht plaudert."

Er grüßte und setzte seinen Weg fort. Der Minister blickte ihm nach.

Er wird schweigen, sagte er sich. Aber unangenehm bleibt es doch . . . zumal einem Gegner gegenüber! . . . Wenn — — Er blieb stehen, er dachte — einen Augenblick nur — an einen gewissen Orden; er seufzte.

Der beißt nicht an, gestand er sich. Warum konnte es nicht ein Anderer sein! . . . Etwas Derartiges, murmelte er, auf einen dicken Geheimrath blickend, der vor ihm ging. Aber dann kam ihm plötzlich der Gedanke, daß es vielleicht gut sei, daß es so und nicht anders gekommen.

Noch nie war ihm so sehr wie heute aufgefallen, daß es unter den Gegnern der Regierung merkwürdig viel anständige Leute gab.

Aus der Hauptstadt.

Streifzüge durch die Woche.

Freifrau von Rothschild an Wilhelm II.

Und ob sie die Welt in Gold ersäufen,
Milliarden auf Milliarden häufen —

All' ihre Ideen jener Zeit entquellen,
Wo der Ahnherr gehandelt mit Hasenfellen.

Trotz Adels-Wappen und -Monogramm,
Sie bleiben von Rothschilds Schnorrerstamm,

Sie können sich nicht das Flennen und Stöhnen,
Das Bettelbriefschreiben abgewöhnen.

* * *

Der Exjesuit Paul Graf Hoensbroech, der zur lebhaften Befriedigung aller guten Katholiken beschlossen haben soll, unserer ohnehin schwerkranken evangelischen Kirche beizutreten, hat soeben wieder das Bedürfniß verspürt, harmlose Leute von sich reden zu machen. Bescheidene Naturen suchen dies dadurch zu erreichen, daß sie den Tageszeitungen Notizen über ihre bevorstehende Abreise nach der Riviera, ihre Theilnahme an politischen Banketts, ihre Protection naiver Theatermädchen zur gefl. Benutzung im redactionellen Theile überfenden, oder dadurch, daß sie den illustrirten Familienblättern ihre Portraits mit kurzer Biographie gratis zur Verfügung stellen. Paul Graf Hoensbroech verschmäht so gemeine Mittel; er geizt nach höherem, nach schriftstellerischem Ruhm. Was Phili Eulenburg kann, kann er auch. Aber es sind nicht Skaldensänge, die seinen Busen erfüllen; direct in die hohe Politik stürzt sich dieser wohlfrisirte Posen-Posa, und was er in den unteren Klassen der Jesuitenschule an kindischen Tüfteleien und dummpfiffigen Sophistereien erhorcht hat, gab er neulich in einem wunderschönen Aufsatz „Dies nefasti!" zum Besten. Zwar der Versuch einer Deutung des Verfassungs-Artikels 30 im Schönstedt-Sinne war derart, daß seine alten jesuitischen Lehrer schamroth die Hände überm Kopf zusammen geschlagen haben mögen; immerhin ließ die Arbeit deutlich erkennen, daß Graf Hoensbroech sich für manche Hofämter ganz vorzüglich eignen würde. Nur in den Kanzleien wird man ihn kaum gebrauchen können. Er hat in der Schule des Lebens viel gelernt — schreiben aber nicht.

* * *

Der Solon des Caprivi.

Herr Goering nun endlich im Vaterland
Die passende Beschäftigung fand.

Man hat ihm nämlich unverweilt
Urlaub auf längere Zeit ertheilt.

* * *

Nieberding im Reichstag.

Als nach ausgeschlag'ner Stunde
Er Motiv noch an Motiv hing,
Flüchtete zum Bier die Runde,
Und man merkte, daß es schief ging.
Nur im Hintergrund des Saales
Gähnend ein'ge Greise standen,
Die den Reiz des „Materiales",
Ach, in seinem Alter fanden.
Hat die lange Rede diesen
Pflichtgetreuen, mut'gen Greisen
Auch zur Sache nichts bewiesen —
Eines wußt' sie zu beweisen.
Sie bewies — nicht soll verkriechen
Sich die Wahrheit, wenn sie nah ist —
Daß die Nase nicht zum Riechen,
Nein, daß sie zum Sprechen da ist!

* * *

Paul Singer hat dem „Vorwärts" einen auf rotem Carton gedruckten Kalender für 1895 beilegen lassen, der alle wichtigen historischen Gedenk- und vaterländischen Festtage verzeichnet. 22. März 1866: Die Königsberger Kaufmannschaft lehnt Beflaggung und Illumination für den König ab. 2. Juni 1878: Attentat Nobilings, des neuen „Agrarheiligen". 13. Juli 1870: Emser Depeschenschwindel. U. s. w. Auch eine lange Reihe anarchistischer Schuftereien ist in Singer's gewissenhafter Arbeit zu bleibendem Gedächtnis verewigt; ich vermißte hier eigentlich nur die Angabe des Tages, an dem sein früherer Compagnon, der Rosenthal, hungernden Nähterinnen den bekannten, grenzenlos gemeinen Rathschlag ertheilte.

* * *

Miquel und Hohenlohe.

„Umsturz-Gesetz . . . es klingt schon hohl!
Was werden Ihre Neider wohl
Zu dieser ersten Schlappe sagen?"
— „„Danach wollt' gerade Sie ich fragen!""

* * *

Zum Kaisertag sucht manch Bildhauertropf,
Der lüstern nach Gold und Lorbeerkränzen,
Den „pergamenischen Frauenkopf",
Den Torso, kunstgerecht zu ergänzen.

Ich wünschte mir statt der Ergänzung Madame's,
Die doch dafür nicht Dank und Gruß hat,
Ergänzung des Hohenlohe-Programms,
Des Torso's, der auch weder Hand noch Fuß hat.

* * *

In der Aera der „Repräsentation."

Er schätzt den „politischen Aufsatz." Ich schätze,
Excellenz meinen damit — Tafel-Aufsätze.

* * *

Es verlautet, daß Herr Alexander Meyer zwar seine Stellung als Pensionär der Berliner Electricitätswerke nicht aufgegeben hat, daß er auch trotz des empfindlichen, durch den Boycott verschuldeten Einnahme-Rückganges, ein aufopfernder und besoldeter Verwaltungsrath der Schultheiß-Brauerei bleiben will, daß er aber dafür einen Posten im Aufsichtsrath der Großen Berliner Pferdebahn-Gesellschaft dankend angenommen hat. Zum Glück verlangen diese Aemter von ihrem Functionär weiter keine Arbeit, als daß er sich allmonatlich einmal an die Kasse bemüht und sein Biergeld abholt; die Berliner Wählerschaft darf also versichert sein, daß Herr Meyer auch fernerhin in der Stadtverordneten-Versammlung das Interesse der Kommune, besonders den von ihr abhängigen großen Erwerbsgesellschaften gegenüber, mit fanatischer Energie vertreten wird. — Weiteren Meldungen, wonach der geschätzte Tribun sein Reichstags-Mandat, das ja doch diätenlos ist, niederzulegen und dafür einen mit fünfzehn Mark pro Sessionstag bedachten Landtags-Sitz einzunehmen beabsichtigt, wird von freisinniger Seite mit dem Hinweis darauf widersprochen, daß Herr Rickert aus der Rickertstraße in Putzig bei Danzig nicht gesonnen ist, sein Mandat und demnächstiges Ministerportefeuille Herrn Meyer abzutreten.

* * *

So oder so.

Wie seltsam! Wenn er wirklich einmal
Vollzählig versammelt im hohen Saal,
Der deutsche Reichstag dem Freund wie dem Feind
Erst recht beschlußunfähig erscheint!

* * *

Nicht nur Langerhans unterhält Dank seiner Tante diplomatische Verbindungen mit Paris, auch Herr Rudolf Virchow gilt dort für mehr als den zweiten Entdecker der Trichinen, gilt für einen profunden und unfäglich bedeutsamen Politiker. Er ist in diesen Tagen mehrfach von französischen Bummelcorrespondenten interviewt worden, die seine seitenlangen, zumeist Alexander Meyer'schen Leitartikeln entlehnten Anschauungen eilfertigst nach der Lichtstadt drahteten. Uns Deutschen bieten diese Katheder-blüthen nur zwei sozusagen interessante Details. Einmal geht aus ihnen hervor, daß Herr Rudolf Virchow sich „politisch vereinsamt" fühlt, was dem guten Geschmack seiner bisherigen Parteigenossen alle Ehre macht. Zweitens zeigen sie, daß der große Gelehrte die schöne Eigenschaft, mit unerhörtem Pomp unerhörte Trivialitäten von sich zu geben, trotz seiner Hochbetagtheit noch nicht eingebüßt hat. Ueber die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich äußert er sich wörtlich wie folgt:

„Je ne vois rien qui les puisse troubler. Le seul danger, à mon sens, qui existe, danger qu'il ne faut pas exagérer, mais qu'il ne faut pas méconnaître non plus, ce sont les attaques continuelles de certains journaux français contre nous. Vous avez bien des qualités en France que je suis le premier à admirer, mais vous avez un défaut, celui de vous *emballer* . . . Vous vous laissez émotionner par les nouvelles les plus fausses."

* * *

Einer für Alle.

Neustadt in Schlesien — laß Dir weih'n
Des Dichters frohlockendstes Bänkel!
Dort wählt in erster Abteilung allein
Herr Tuchhändler Ephraim Fränkel.
Und werden Abends die Stimmen gezählt,
Hat Tuchhändler Ephraim Fränkel
Zu Gemeinderäthen einhellig gewählt
Sich, seinen Sohn, seinen Enkel.
Damit er den Wahlsieg nicht fei're allein —
Es fehlte am Topf sonst der Henkel!
Beruft eine Massenversammlung ein
Herr Tuchhändler Ephraim Fränkel,
Und schwört und betheuert, man würde schau'n,
Daß er zum Amte wohl tauge,
Und dankt den Mitbürgern für ihr Vertrau'n
Mit Thränen der Rührung im Auge.

* * *

Der Unermüdliche.

Derweil die Politiker Roms zumeist
In die Ferien gingen, dem müden Geist
Zu Nutz, den gesunkenen Kräften,
Hat Crispi die Abruzzen bereist —
Wohl in Privat-Geschäften.

* * *

Es kündet Herr Crispi, das Tugendlamm,
Dem Lande sein Regierungs-Programm:

Ersparnis, Kulturfortschritt enorm,
Reform der Verwaltung, Finanzreform.

Hat dann der Staat genug Moneten,
Ist Crispi entschlossen, zurückzutreten.

Das Programm ist schön. Um's nicht zu gefährden,
Müßt' die Reihenfolge geändert werden.

* * *

Professor Ludwig Pietsch hat jüngst seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert, was Einigen von den ewig geschäftigen Unbeschäftigten erwünschten Anlaß gab, den Ehrengreis pomphaft zu feiern und bei dieser Gelegenheit selbst ein Röllchen zu spielen. Obgleich es nun mir persönlich ein Beweis glänzender schriftstellerischer Unfähigkeit scheint, wenn Jemand ein Menschenalter hindurch Kunstkritiken schreiben konnte, ohne zu verhungern oder verrückt zu werden, so bin ich doch in diesem besonderen Falle geneigt, Pietschens siebzig Jahre für seine erste, größere Talentprobe zu halten und ihm demgemäß die Bankett-Ehrung zu gönnen. Protestiren möchte ich im Namen der aufstrebenden Berliner Künstlerschaft nur dagegen, daß man den Allerwelts-Reporter L. P. in sämmtlichen ihm von Zeilenschindern und Tischgenossen gewidmeten Feuilletons einen feinen Kenner und Förderer unserer Berliner Kunst zu nennen wagte. Pietsch hat Geschmack, hat ein Auge für's Malerische, für wirkliches Können; daß er trotzdem der jungen, emporringenden Schule mit fanatischer Feindseligkeit entgegentrat und sie beim Vossischen, d. h. „gebildeten", d. h. kaufkräftigen Publicum für eine Horde frecher Stümper erklärte, das durfte an seinem Ehrentage nicht unerwähnt bleiben. Die Nachwelt könnte sonst wirklich zu der irrigen Annahme gelangen, bei der Beurtheilung eines modernen Künstlers habe nicht seine Phantasie und seine Darstellungskraft, sondern die Zahl der jährlich von ihm gegebenen Soupers und Schaumweinfrühstücke, sein Besitzstand an kostbaren Teppichen und Geräthen das entscheidende Wort zu sprechen. Timon d. J.

Kunst-Individualitäten.

Man wird niemals fertig, von Lenbach zu lernen. Denn Lenbach selber wird nie fertig, von der Natur zu lernen.

Von der Natur? Lenbach? Lernt der denn nicht ausschließlich von den alten Meistern? Die kritische Convention will es so, und der Maler selbst läßt es sich gerne angelegen sein, ihr Vorschub zu leisten. Vielleicht hat er sich theoretisch einschüchtern lassen, von der so sicher vorgenommenen Classificirung. Vielleicht will er auch blos seinem Unmuth wider die Neuerer und Umstürzler damit Luft machen. Vielleicht ist auch ein wenig Schalkheit mit dabei, indem er die Menge glauben machen will, dergleichen was er kann, ließe sich schulmäßig lernen. . .

Für uns steht Lenbach außerhalb aller Schulen. Daß er den alten Meistern viel verdankt, erscheint uns nicht halb so wichtig, wie daß er mit eigenem Geist eigene Entdeckungen macht. Wer nicht an erster Stelle die instinktsichere Naturkraft bewundert, mit der bei Lenbach jede Linie gezogen, jeder Pinselzug hingesetzt ist, der hat zum eigentlichen Productionskern des Künstlers noch kein Verhältniß. Dergleichen ist gewiß auch „erworben", aber nicht durch Abgucken und Studiren fremder Muster, sondern durch beharrlich und streng durchgeführte Selbstzucht, durch immer peinlichere und bewußtere Treue wider sich selbst. Nur wo Auge, Hand und innerstes Empfinden ganz mit sich einig sind, vermag eine derartige Sicherheit des künstlerischen Vortrages erzielt zu werden, wie beispielsweise auf dem Selbstbildniß des Künstlers mit seinem Kind, einer Pastellzeichnung, die man jetzt in der Collectiv-Ausstellung Lenbach'scher Portraits bei Schulte bewundern kann. Der Laie ist vielfach versucht, hier Willkür zu sehen, wo in der That nur die höchste künstlerische Freiheit sich souverän und kraftvoll ergeht. Was bei Lenbach alles „nicht" gemalt ist, das ist wohl das Erstaunlichste. Denn wenn man aus gewisser Entfernung hinguckt und sich dem Gesammteindruck gefangen giebt, so meint man doch Alles dieses zu sehen und vermißt nichts. Der Meister kennt eben wie kein zweiter die Gewöhnung des menschlichen Auges und trägt ihr Rechnung. Er malt nicht aus objectivem pedantischem Vollständigkeitsbedürfniß, sondern aus der subjectiven Optik des Beschauers. Und indem er dieser Optik fühlend nachgiebt, macht er sich zugleich zu ihrem Leiter Er weiß überall den Blick auf das Wesentliche zu lenken und das Unbedeutende verschwinden zu lassen. So heftet er bei dem meisterlichen Portrait des Landgrafen von Hessen unser Auge auf das melancholisch-vornehme Gesicht und die durchgeistigten Hände des Erblindeten. Das Beste aber ist, daß wir auch im Leben nicht anders zu sehen gewohnt sind. Wir pflegen uns blos keine Rechenschaft darüber abzulegen und sind dadurch leicht versucht, an die Kunst falsche Anforderungen zu stellen. Im Leben sehen wir aber niemals bei einem Gegenstande alle Einzelheiten auf einmal und in gleicher Stärke, sondern die eine leuchtet uns stark entgegen, die anderen treten stufenweise zurück und verschwimmen in's Nebelhafte. Dieses Gesetz des menschlichen Anschauungsvermögens mit hoher künstlerischer Bewußtheit auf das Portrait übertragen zu haben, um es zu einer stets ins Große gehenden und dem Gedächtniß der Phantasie sich unausrottbar einprägenden Charakteristik auszunutzen, — das erscheint mir als Lenbach's persönlichste Künstlerthat.

Noch ein zweiter Künstler, auf den ich die weitere Aufmerksamkeit lenken möchte, ist bei Schulte mit einer Collectiv-Ausstellung vertreten. Es ist Louis Corinth, ein in München wirkender Ostpreuße, etwa dem Schwabenalter sich nähernd.

Die Ostpreußen zeigen, soweit ich habe beobachten können, geistig und künstlerisch einen seltsamen Mischcharakter. Man könnte sie für die Nüchternsten und zugleich Phantastischsten der großen deutschen Völkerfamilie halten. Sie sind redliche, ernste, gedankenschwere Beobachter, und sie stellen sich mit besonderer Vorliebe jenseits aller Beobachtung, um sich einer ungezügelten Einbildungskraft zu überlassen. Auch Corinth zeigt diese bemerkenswerthe Doppelheit, und in so hohem Grade, daß man ihn für den ostpreußischsten aller Maler ausgeben möchte.

Da sind Studien nach der Natur, Landschaftliches und Anderes, von einer Prunklosigkeit, die fast zur Reizlosigkeit wird. Aber so wenig Einschmeichelndes sie haben, sie sind von einer durchaus persönlichen Note. Ein schweres, dumpfes Blut giebt seinen Pulsschlag in diese Bilder. Sie wirken alle ostpreußisch-trüb und lastend, ob auch die Motive aus dem heiteren Süddeutschland stammen. Ein Baum am Weiher, Grauwolken dahinter, das ist wie eine langsame schwermüthige Elegie, wie das Seufzen und Klagen des Windes, vom weiten Meer her über die weite Ebene.

So mustert man eine Reihe von Bildern, findet immer Verwandtes, und plötzlich stutzt man.

Ein Waldinneres ist gemalt, und es scheint des Malers einziges Bestreben zu sein, die Natur so treu und objectiv wie möglich zu reproduciren. Jeden Lichtblitz, den er gesehen hat, jeden Farbenfleck, wenn auch noch so sonderbar, hat er gewissenhaft wiedergegeben. Einzelheit bei Einzelheit steht an ihrem Platz, und keine fragt nach der Nachbarin. In dem Allem scheint so gar keine Einheit zu stecken, etwas Unorganisches, etwas Beunruhigendes, etwas Wirres. Aber indem man fast unmuthig werden möchte, bleibt man doch wie gebannt stehen. Diese Wirrniß, diese Unruhe, sie theilen sich in ganz eigenthümlicher Weise unserem Blut mit, sie wecken in uns dunkle, aufsteigende Empfindungen, Erinnerungsbilder quillen hoch und Traumvisionen, — und plötzlich rauscht um uns der Wald. Wir sind eingedrungen ins tiefste Dickicht, Aug' in Auge mit der Natur, und Alles schwillt von geheimnißvollem phantastischem Leben. Unsere Sinne gerathen in's Taumeln. Die Natur starrt von Millionen Wundern. Je mehr wir hinblicken, desto mehr staunen wir. Wirklichkeit und Phantastik rinnen ineinander.

So wird Corinth gerade durch seinen Realismus zum Phantasten, und es kann nicht Wunder nehmen, wenn er in der Phantastik ein Realist bleibt. Das Rassenhafte und das Individuelle offenbaren sich so in den scheinbar stärksten Widersprüchen als bizarre Einheit.

Realistischer Phantast ist Corinth in seinem Radirungen-Cyklus „Tragikomödien". Wie alle individuellen Werke, die man plötzlich und unvorbereitet sieht, wirkt er zunächst abstoßend. Man möchte fortlaufen, um sich mit diesen Blättern nicht in einen Ringkampf zu begeben. Auf diese Weise meldet sich das Trägheitsgesetz in uns und kündigt gerade dadurch an, daß wir etwas Neuem gegenüber stehen.

Aus Geschichte und Legende hat Corinth sich einige Motive von ewiger Gültigkeit geliehen und in ihnen das Tragische und das Komische unauflöslich vereint gefunden. Vor seiner kalt und skeptisch schauenden Phantasie verschwindet alle Lyrik und Drapirung der Weltgeschichte. Die vielbesungenen treuen Weiblein von Weinsberg enthüllen sich vor seinem unbarmherzigen Blick als vom Leben zerzauste ältliche Hausdrachen, die ihre vor Ungewißheit zitternden Ehehälften, zur stupiden Verblüffung der Ritter und Knechte, ein Veilchen huckepack tragen, ersichtlich mit feststehendem Entschluß im Herzen, für diese Verkehrung der Dinge schon bei Zeiten Revanche zu nehmen.

Das merkwürdigste und charakteristischste Blatt ist aber wohl „Marie Antoinette auf dem Wege zur Hinrichtung". Man könnte diese fratzenhafte Wiedergabe eines hochernsten Schicksalsmoments völlig gefühllos finden und eine cynische Verunglimpfung nennen, wenn nicht solch' herber und männlicher Pessimismus darin läge. Eine lächerliche, durch Nachtjacke, Schlafmütze und abgeschnittene Haare verschimpfirte Vettel, die zum Gaudium des Janhagels durch die Straßen getragen wird, so erscheint Frankreichs unglückselige Königin. Aber je roher das im gemeinen Sinne Komische an die Oberfläche dringt, desto schmerzhafter vibrirt darunter das Tragische. Alle diese Menschen haben kein Bewußtsein mehr von sich selber, und was allenfalls noch davon sich regen könnte, das betäuben sie durch entfesselte Bestialität. Jeder Funke von Vernunft ist aus dieser heulenden Horde entwichen. Stiere Gesichter mit glasig starrenden Augen, verrenkte Leiber, gestikulirende Gliedmaßen, dazu gröhlende Mäuler, rasend geschlagene Trommeln und hoch in Lüften hohnvoll flatternde Fahnen: so stellt sich der Auszug dar, der die beleidigte Gerechtigkeit, die gestürzte Vernunft wieder herzustellen sich vermißt, der von einem neuen Völkerfrühling, einer Erlösung der Menschheit dampfende Phrasen gen Himmel sendet.

Corinth hat sich mit diesen Radirungen an die Seite Klinger's gestellt. Er besitzt nicht dessen philosophische Abgeklärtheit und klassische Formbeherrschung. Aber er strömt vielleicht einen kräftigeren Volksathem aus, er besitzt eine rohere und ursprünglichere Naivetät.

Von Schulte's zu Gurlitt's Kunstsalon. Auch dort erlesene Gesellschaft, und merkwürdige Dinge giebt's zu schauen. Ich nenne eine Collection von Bildern Wilhelm Trübner's und einige Bilder der schweizerischen Böcklin-Schüler Sandreuter und Welti. Zu näherem Verweilen erwähle ich mir zwei Neulinge, in denen sich bemerkenswerthe Tendenzen unserer Zeit interessant verkörpern.

Der z. Z. in Dresden wirkende Deutschrusse Sascha (d. i. Alexander) Schneider bringt eine Kunstart wieder in Geltung, die man abgethan wähnte, und die eine böse Erinnerung an die Cornelius-Zeit mit sich bringt: den Carton. Natürlich aber behandelt er ihn weit malerischer und setzt gelegentlich auch einige bescheidene Farben auf. Im Ganzen aber verräth er das Genügen, größere figurenreiche Compositionen durch Schwarz und Weiß zu vermitteln, um durch Verzichtleistung auf das stärkste, sinnliche Hilfsmittel die gedankliche Bedeutung seiner Erfindungen bedeutsamer einzuschärfen.

Sascha Schneider ist Phantast, aber nicht auf realistischer, sondern auf mystischer Grundlage. Er hat einen metaphysischen und transscendentalen Zug, wie er in unserer mit Empirie übersättigten Gegenwart jetzt mehrfach hervortritt. Und auch das ist typisch, daß Schneider zur Versinnbildlichung seiner Bestrebungen auf die Heilige Schrift zurückgreift. Christus, dem Volke predigend (hinter ihm der Teufel und das Kreuz); Christus, Erlösung in die Hölle bringend (auch darin in den „vieux style" verfallend, daß es wesentlich als Theater- und fast als Grand-Opéra-Scene dargestellt ist); endlich Christus und Judas sind die Stoffe. Letzteres Bild ist das bedeutendste. Christus erscheint darauf in Gewand und Gestalt wie ein altorientalischer König, zeigt aber Nägelmale an Händen und Füßen. Begleitet von zwei Engeln, die Dornenkrone und Marterwerkzeuge halten, sitzt er vor dem Kreuz und heftet seine durchbohrenden Blicke auf Judas. Dieser ist in verzweiflungsvollem Schmerz wehklagend in die Kniee gesunken und schwingt in der einen Hand den Beutel mit den dreißig Silberlingen. Neben ihm, steif und unbeweglich, steht abermals ein Engel, auf dessen Gewand als Ornamentschmuck lauter sehende Augen eingewebt sind. Hinter ihm lauert im Dunkel der Teufel. Die Wucht des Bildes besteht hauptsächlich im Blicke des Christus, der allerdings weit mehr heidnisch-gewaltig als christlich-verzeihend erscheint. Aber er ist von solcher Intensität, daß es wie etwas Naturnothwendiges erscheint, den Sünder davor zusammenbrechen zu sehen.

Künstlerisch am vollendetsten ist wohl eine Radirung Schneider's: Der Anarchist. Ein nackter Mensch, vom Rücken gesehen, auf dem Kopfe eine brennende Bombe; vor sich das Stück eines assyrischen

Tempel, lauter machtvolle erstarrte Convention; dahinter ein brütendes Dunkel, die unentschleierte Zukunft: mir scheint das ein Symbolismus zu sein, der für sich selber redet.

Ein ganz anderer Charakterkopf ist Christian Rohlfs aus Weimar. Wie mir gesagt wird, ist das kein ganz junger Mann mehr, verkrochen und unbekannt wie eine Kirchenmaus, und bisher noch nie eines seiner Bilder losgeworden. Um so rühmlicher ist's, daß es der Gurlitt'schen Kunsthandlung gelungen ist, drei dieser eminent persönlichen Landschaftstudien zu verkaufen.

Wenn man Rohlfs „einrangiren" will, so muß man ihn zu den Modernen extremster Richtung zählen, — nur, daß was bei diesen meist eben ... Richtung ist, bei Jenem wirklich Natur zu sein scheint. So absonderlich Rohlfs auch malt, da ist keine Absonderlichkeit um ihr selbst Willen gemalt, d. h. um zu verblüffen und aufzureizen. Man hat von diesen Bildern das Gefühl, daß ihr Maler nicht anders konnte; daß er unaufhörlich an sich selber arbeitete, ganz von dem Bestreben erfüllt, den empfangenen Augenreiz, koste es was es wolle, in der Sprache der Farben, und sei es auch in einer ganz neuen und nie dagewesenen, auszudrücken. Die Neuheit ist also bei ihm nichts von vornherein Beabsichtigtes, sondern ein nothwendiges Product des durchaus individuellen Studienganges. Rohlfs geht davon aus, daß in dem Augen Eindruck, den wir im Freien von der Natur erhalten, nichts Starres und Festes ist, sondern daß Alles in einer ewigen Vibration, in unabsehbarem Schwanken, Flimmern und Flirren erscheint. Er gehört als zum Schlage derer um Manet und Monet. Er ist Impressionist bis in die Fingerspitzen. Die Natur ist für ihn kein todtes Tableau, das gleichsam zum Abgemaltwerden vor uns hingestellt ist, sondern ein keusches, unfaßbares Geheimniß, vor dem man lange andachtvoll knien und in brünstigem Gebete ringen muß, wenn man eines Gnadenblickes gewürdigt werden soll. Eine „objective" Naturwiedergabe wäre in den Augen eines solchen Impressionisten ein Unsinn und Selbstwiderspruch. Denn es giebt für ihn nichts Objectives in der Natur. Das giebt es blos für den Physiker und Chemiker, der die Stoffe auf ihre Bestandtheile und Zusammensetzung untersucht. Der Künstler aber steht der Natur mit suchender Subjectivetät gegenüber, und je subjectiver er wird, je erregter und brünstiger, desto schaffenskräftiger wird er. Es ist Rohlfs gelungen, einige an's Wunderbare grenzende Wiedergaben solcher durchaus subjectiven Natureindrücke zu schaffen, z. B. einer Brücke vor einigen weißen Häusern, wobei alles im Sonnenlicht zittert, vom Sonnenlicht verzehrt wird. Das sind vielleicht noch keine allgemeingültige Kunstwerke, aber es sind Eroberungsthaten zum Heil einer zukünftigen Kunst.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Die Katakomben. Schwank in vier Aufzügen von G. Davis. (Deutsches Theater.) — Der kleine Mann. Schwank in vier Aufzügen von C. Karlweiß. (Neues Theater.)

Unten in den ewig dunklen Kellerräumen, wo das Hof-Archiv aufgestellt ist, arbeiten, fern der lebendigen Welt, vier arme Aktenwürmer: der um seinen Posten besorgte, vom blauen Brief bedrohte Herr Direktor, der bärbeißige, grobe Offizial, der streberische Archivdiener und der schwärmerische, arme Hilfsarbeiter mit wunderbarem Schnurrbart. Die kecke Laune einer abenteuernden jungen Russin hebt zwei Bewohner der Katakomben in den ersten Stock hinauf, mitten in ein prunkvolles Ballfest des hochgebietenden Herrn Präsidenten hinein; der grimme Offizial spielt mit Sr. Excellenz dem Minister Tarock und entzückt den echt eisleithanischen Idioten durch seine Ehrlichkeit, der Praktikant aber findet an Frau Excellenz eine überaus gnädige Protektorin. Und es ist nicht schwer zu erraten, daß der brummige Aktenschreiber die viel umworbene Stellung eines Hofsekretärs, der idealistische Praktikant mit dem prächtigen Schnurrbart aber die Hand der schönen, millionenreichen Russin erringt, während ihre Nebenbuhler, hohe Beamte aus den oberen Stockwerken, die auch lüstern nach all diesen Annehmlichkeiten gierten, völlig leer ausgehen.

Die Komödie baut sich auf einer ungemein dankbaren und ergiebigen Idee auf, der selbst durch eingeschobene platte, unendliche Liebeshändel wenig Abbruch geschieht und die sogar Herr Davis, der alles andere eher als ein scharfer Satiriker ist, nicht ganz umbringen konnte. Das Bureaukratenthum mit seinen unschuldigen Zöpfen und seinen schlimmen Auswüchsen, seiner Kriecherei und Streberei, seiner Züchtung tristester Mittelmäßigkeiten, wird ergötzlich verspottet, und daß es dem Verfasser um diese wertvollere Seite des Schwankes eigentlich gar nicht zu thun war, daß er seine gemüthlich weanerische Satire nur zur Skizzierung des „Milieus" benutzte, verleiht dem Stücke einen eigenen Reiz tendenzloser Unmittelbarkeit. So lange Herr Davis das Alltags-Dasein in den Katakomben schildert, das Intriguieren und Tüfteln der Subalternen und Vorgesetzten, das Strebefieber, das Katzbuckeln vor den Großen, Ausspeien vor den Kleinen, so lange amüsiert er mit seinen, vornehmen Mitteln sein Publikum aufs Beste, so lange giebt er Bilder erquicklichster, komischster Lebenswahrheit. Aber befremdlicher Weise verläßt er diesen festen Boden immer wieder, um zwei arg romantische Herzensgeschichten durchzuführen, und es muß gesagt werden: größeren Unsinn, kindischere Unmöglichkeiten als Herr Davis hier ersonnen hat, begegnete man noch in keinem deutschen Schwanke. Alle guten Geister psychologischer Beobachtung, humorvoller Darstellungskunst fliehen dann die Bühne. Die Langweile erklärt sich in Permanenz, und wenn der Zuschauer trotzdem muthig und ausdauernd diese wüsten Strecken durchwandert, wenn er sie ohne besondere Unruhe erträgt, so stattet er damit dem Autor nur seinen Dank für die in der Posse enthaltene, schlagkräftige Sozialsatire ab. Es ist klar, wohin der Geschmack der Zeit geht und welche Gerichte man sich liebt; die Benedix, Moser und Blumenthal der nächsten Zukunft dürfen nicht vergessen, ihrem Gebräu einen kräftigen Schuß Aristophanes zuzusetzen.

Wien, das wieder eine Theaterstadt zu werden beginnt, scheint den Zug der Zeit diesmal früher als die Spree-Couenrrentin erkannt zu haben; neben Davis, der jungen Most in die alten Schwank-Schläuche zu gießen versuchte, that sich Herr Karlweiß sieghaft hervor. Seinem „Kleinen Mann", der am Neuen Theater in Szene ging, waren von Wien aus allertrefflichste Eigenschaften nachgesagt worden, er hielt sich am Raimund-Theater mit Glück auf dem Spielplan und sollte sogar zu heftigen politischen Controversen Anlaß gegeben haben. Soweit sich das Stück mit seinem Grundthema, der Verhöhnung allgemein gebräuchlicher Wahlumtriebe, befaßt, verdient es in der That hohes Lob. Herr Karlweiß schürft nicht eben in die Tiefe, seine Satire wie sein Witz sind nicht sonderlich ausgiebig, und er sieht sich deshalb gezwungen, jeden glücklichen Einfall mehrmals zu variiren oder gar zu wiederholen; dennoch errang er sich heiteres Lachen selbst da noch, wo er den Circus mit seinen Clowns und seinen Thätlichkeiten zu Hilfe rief. Einige kritische Gentlemen, die keine Angriffe auf das für Tabu erklärte Wahlrecht des kleinen Mannes vertragen, glaubten ihr Gewissen dadurch beruhigen zu müssen, daß sie als Schauplatz der Handlung — obgleich von eigentlicher „Handlung" in diesem Stücke keineswegs die Rede sein kann — ausdrücklich Wien bezeichneten: in Norddeutschland könne so etwas nicht vorkommen. Indessen giebt es mandatslüsterne Rentiers oder Fabrikanten auch bei uns, stumpfsinnige Kerlchen, die man künstlich zu politischer Erregung und Großmannssucht aufstachelt auch bei uns, Wahlagitatoren, die dem harmlosen Bürger ins Haus fallen und ihr Sprüchlein ableiern, auch bei uns; ebenso wenig fehlen die nicht todt zu kriegenden Schwadronenre, die mit Leichtigkeit von einem Partei-Trapez aufs andere springen, sich für ihre Suada reichlich besolden lassen und unter Umständen (vgl. die Wahl in Friedeberg-Arnswalde und die Stellungnahme des Berliner Freisinns zu ihr) sogar Revolver mit auf die Walze nehmen. Diesen seinen Zug wagte Karlweiß, offenbar aus Furcht, der sinnlosen Uebertreibung geziehen zu werden, nicht einmal anzubringen. Ueberhaupt hätte er bei Dickens, der in seinen „Pickwickiern" die Wahl in Eton mit so unsterblicher Laune, mustergültig für alle Zeiten, geschildert hat, noch getrost weitere Anleihen machen können; die Posse wäre dadurch possenhafter und zugleich werthvoller geworden. Für eine Reihe ganz dummer Liebeständeleien aber, die auch hier das einheitliche Gefüge widerwärtig durchbrechen, wäre dann kein Platz gewesen.

Was Pailleron in den „Cabotins" versah, was der kleinere und plumpere David in seinen „Katakomben" frevelte, darauf fiel auch Karlweiß pflichtschuldigst hinein: diese Männer können sich ein Stück ohne galante, gar nicht schwankartige Aventinren um keinen Preis vorstellen. Was aber im Normalschwank, der zwischen vier eng aneinander gerückten Wänden spielt, als selbstverständlich hingenommen wird, das stört und beleidigt in den größer angelegten, sozialen Possen, hier wird das Interesse von vornherein zu mächtig angeregt, werden staatsbürgerliche Instinkte zu laut geweckt, als daß der Geist nachher mit den alten pappigen Bettelsuppen fürlieb nehmen möchte. Wenn der Autor aus Geschäftsgründen oder des Reliefs wegen erotische Beziehungen auf seiner Komödie nicht ganz fortlassen will, so muß er sie wenigstens humoristisch-ironisch gestalten und in organische Verbindung mit dem Hauptgegenstand bringen. Kein Ding in der Welt verträgt so wenig gefühlvolles, romantisches Seufzen und Blaublümlein-Sentimentalität wie die Politik. Staatsmänner und Schwankautoren können sich das gleicherweise hinter die Ohren schreiben.

Notizen.

Geheimnisse der Tonkunst. Von A. Schüz. (Stuttgart, J. B. Metzler.) Ein fein empfindender Aesthetiker und Musikfreund geht hier in schön geschriebenen Untersuchungen dem Wesen und Wirken der Tonkunst nach und kommt dabei zu ebenso neuen als eigenartigen Ergebnissen. Es ist aber nicht nur eine Analyse dieser flüchtigsten und wesenlosesten Kunst, sondern zugleich eine praktische Anleitung zum reineren Genuß und vollen Verständniß, ein sicherer Wegweiser durch alle Theorien und Bestrebungen, eine Kunstanleitung, die kein ausübender Künstler und kein wahrhafter Musikfreund ungelesen lassen und immer wieder auf's Neue in sich aufnehmen und überdenken sollte.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLVI. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Grumpelt & Böhm
Antiquariat
und Sortiments-Buchhandlung
Leipzig, Marschnerstr. 9,
empfehlen sich zu **schneller** und **coulanter** Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

Reine Südweine,

Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochf. Qualität, **6 Flaschen** (3/4 Liter) **Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,—** incl. Glas und Kiste franco u. zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.

Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.
Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Die Uebertragung der Nervenkraft.

Ansteckung durch Gesundheit.

Die **beste Medizin** für **den Menschen** ist — **der Mensch!**

(Verlag von **C. Buttenstedt** in **Rüdersdorf** bei Berlin, 5,40 M.)

Das Werk erscheint **nicht** im öffentlichen Buchhandel, wird der Masse des Volkes **nicht**, nur **ernsten Kreisen** zugänglich gemacht, ist daher im Preise höher als üblich angesetzt; wird nur gegen Nachnahme versandt, damit es **nur in die Hand** des **Bestellers gelangt.** — Besteller müssen sich auf **dieses** Inserat beziehen.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Pfizer, G., Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege. Preis 75 Pfg.

Somogyi, Ed., Ludwig Kossuth. Sein Leben und Wirken. Preis 3 Mk.

Tkalac, E. J. von, Jugenderinnerungen aus Kroatien. Preis 4 Mk. 50 Pfg.

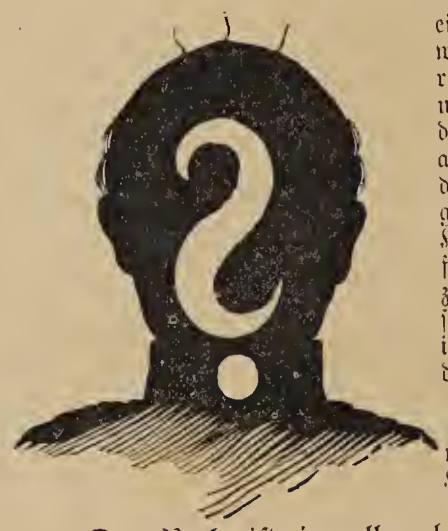
— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Im **Verlag der Gegenwart** in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Um so wohlthuender berührt die überall im Buche ausquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt.“

(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden.“

(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Revue des Revues.

Au prix de 18 francs par an, à partir du 1er de chaque mois, on a un abonnement à la **Revue des Revues** qui donne *toutes les Revues en une seule.*

«Avec elle on sait tout, tout de suite» (AL. DUMAS FILS), car «la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes» (FRANCISQUE SARCEY); «rien n'est plus utile que ce résumé du mouvement de l'esprit humain» (E. ZOLA); «elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères» (*Les Débats*), etc.

La **Revue** paraît deux fois par mois, publie des articles des principaux écrivains français et étrangers, est *richement illustrée* et donne, entre autres, les *meilleures caricatures* politiques, etc.

PARIS, 32 rue de Verneuil. On s'abonne chez tous les libraires.

Envoi d'un numéro spécimen sur demande.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 3. Berlin, den 19. Januar 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die socialdemokratischen Akademiker. Allerlei Ausplaudereien. Von A. W. — Elektrochemie. Ein Kapitel für Gründer. Von Wilhelm Berdrow. — **Literatur und Kunst.** Ein Kunsterwachen. Von Professor Josef Kohler (Berlin). — Zu einer Philosophie des Metaphorischen. Von Ludwig Jacobowski. — **Feuilleton.** Die letzte Fliege. Ein Capriccio von M. Isay. — **Aus der Hauptstadt.** Der Herren-Abend beim Kaiser. Von Timon d. J. — Londoner und Münchener Kunstgäste. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen: „Klein Eyolf" von H. Ibsen. — Offene Briefe und Antworten: Ed. von Hartmann und die Baukunst. — Anzeigen.

Die socialdemokratischen Akademiker.

Allerlei Ausplaudereien.

Akademiker raus! rief auf dem rothen Parlamente in Frankfurt a. M. eine bedenklich große Anzahl Proletarier von der Faust. In der selbst für die „Genossen" unerquicklichen Akademikerdebatte, die von Nichtakademikern herbeigeführt worden war, hielten zwar die Akademiker die besten Reden; doch ohne Erfolg. Nach wie vor dem Parteitage erschallt nach mancherlei Versammlungsberichten der alte Ruf. Womit begründet man die geforderte Fernhaltung der akademisch gebildeten „Genossen" von Stellen, in denen sie Einfluß auf die Bewegung ausüben könnten?

Drei Anklagen wurden gegen sie erhoben: es fehlt ihnen an Idealismus, sie verwässern die Grundsätze der Partei, sie sind und bleiben Bourgeois mit Bourgeoismanieren und Bourgeoisansprüchen.

Die Nichtigkeit der beiden ersten Vorwürfe ist evident. Für jeden akademisch Gebildeten gehört sehr viel Idealismus dazu, sich öffentlich als Socialdemokraten zu bekennen und in den Dienst der socialdemokratischen Partei zu treten; noch mehr Idealismus gehört dazu, in der socialdemokratischen Partei zu bleiben. Mit dem Uebertritt zur Socialdemokratie verliert der Akademiker die Anwartschaft auf Amt und Mitgift, die beiden Dinge, die ja heute in der That für die meisten Studirenden die einzigen Ziele ihres Strebens sind. Unannehmlichkeiten mehr persönlicher Art, Abwendung der Eltern, Verwandten, Freunde von dem „Umstürzler" u. dgl. hat der Proselyt zu erdulden. Was entschädigt ihn dafür in der socialdemokratischen Partei? Sehr wenig oder nichts. Mit dem äußersten Mißtrauen wird er von den Genossen aufgenommen; jeder halbwüchsige Tischler- oder Schneidergeselle glaubt das Recht und die Pflicht zu haben, den Herrn Dr. einem scharfen Parteiexamen zu unterwerfen, um zu untersuchen, ob der Ankömmling auch so würdig wie er ist, Genosse zu heißen. Gevatter Schneider und Handschuhmacher sitzen in der Preßcommission, und vor ihrem Tribunale wird darüber entschieden, ob die Arbeiten eines ihnen an Bildung bedeutend überlegenen Mannes etwas taugen. Die Redactionsgenossen der socialdemokratischen Zeitung sind meist Leute, die mit Büchern und Papier nur in einer entfernten Verbindung gestanden haben, nämlich davongelaufene Schriftsetzer und Buchbinder. Das zu erwartende Gehalt ist knapp: 120 Mk. monatlich ist noch immer der durchschnittliche Satz, den die socialdemokratische Presse, abgesehen von einem halben Dutzend angesehenerer Blätter, den Redacteuren bewilligen. Dazu kommt noch die ziemlich sichere Aussicht auf Gefängnißstrafen und Drangsalirungen aller Art.

Die Illusionen, die der Akademiker von dem Adel und der Größe der Parteibewegung hatte, verfliegen in den ersten Versammlungen. Die Leute, die man in den anderen Parteien als Mitläufer bezeichnet, und die dort verständiger Weise gewöhnlich ruhig sind, spielen in den socialdemokratischen Versammlungen noch immer die größten Rollen. Die, die sich als Geführte ruhig verhalten sollten, wollen Führer sein und sind es leider auch oft. Für ruhiges Denken, Reden und Schreiben haben die Genossen nichts übrig; sie wollen aufgeregt sein, und wenn der Akademiker als Redacteur nicht zu übertreiben oder zu lügen versteht, nennt man ihn langweilig. Bei den bürgerlichen Blättern ist es allerdings in dieser Beziehung kein Haar besser; aber die Presse der Partei, die sich sonst immer als die alleinige Vertreterin der Wahrheit aufspielt, sollte sich doch vor den geschmähten Bourgeois- und Geschäftsblättern auszeichnen; sie nennt ja auch ihre Zeitungen im Gegensatz zu den bürgerlichen Principienblätter.

Nicht nur viel Idealismus im gewöhnlichen Sinne, sondern Idealismus, der seine Nahrung aus einer festen Ueberzeugung von den Wahrheiten des Socialismus und von der Berechtigung der socialdemokratischen Forderungen zieht, muß der haben, der unter solchen Verhältnissen Parteigenosse bleibt. Und gewöhnlich hat auch der zur Socialdemokratie übergetretene Akademiker diese Ueberzeugung. Sie ist so felsenfest, weil er sie meist auf einem zweifachen Wege erlangt hat: durch seine materielle Lage und durch das Studium der socialistischen Literatur. Nicht nur eine Messer- und Gabelfrage ist der Socialismus für ihn, sondern eine Frage der Wissenschaft; daher ist er ein viel gefestigterer Parteigenosse als der Schneider, der Genosse bleibt, so lange es ihm schlecht geht, aber sofort freisinnig wird, wenn er als Zuschneider 3000 Mk. Gehalt jährlich bekommt.

Daß während des Socialistengesetzes mancher Akademiker die socialistische Flinte in's Korn geworfen hat, ist richtig; die Schuld daran aber trug weniger der Akademiker selbst, als die ihn zu diesem Schritte zwingenden Verhältnisse. Schuhe und Stiefeln brauchte man unter dem Ausnahmegesetze genau so viel und mehr noch als vorher, socialdemokratische Zeitungen und Bücher dagegen bedeutend weniger. Um leben zu können, mußte sich der Akademiker auf ein neutrales Gebiet

zurückziehen, der Schriftsetzer dagegen, der Redacteur gewesen war und durch die Preßknebelung arbeitslos wurde, konnte wieder an den Setzkasten treten. Wenn auch wirklich ab und zu ein totaler Gesinnungswechsel eingetreten ist, war das denn immer ein Verbrechen? Es kann doch Jemand seine subjectiven Gründe dazu haben, und dann ist der Austritt aus der Partei besser als das Bleiben.

Wenn man mit dem, was der Akademiker beim Uebertritt zur Socialdemokratie verliert, und was er erreicht, das vergleicht, was der Proletarier der Handarbeit einsetzt, wenn er sich öffentlich als Socialdemokrat bekennt oder Parteiämter annimmt, so ist zweifelsohne der größere Idealismus auf Seiten des Akademikers zu suchen.

Wie steht es mit der „Verwässerung" der Principien, die gerade der Akademiker in die socialdemokratische Partei tragen soll? Diese Frage ist wichtiger als der erste Punkt, weil er den Streit zwischen den Rothen und den Rosafarbenen, zwischen Bebel und Vollmar berührt. Der Stand dieser Angelegenheit, um mit einigen Worten auf sie einzugehen, ist jetzt folgender. Der Gegensatz zwischen Genossen und Genossen wird jetzt nicht mehr geleugnet. Seit dem Erfurter Parteitage (1891) hat Bebel und sein Anhang mehr heimlich als offen die Vollmarianer bekämpft, jetzt wird der Streit mehr offen als heimlich geführt. Bis jetzt hat man den Gegensatz immer zu überkleistern versucht; die Parteitage jedes Jahres aber zeigten, daß ihn die socialdemokratische Partei nicht überwunden hatte. Jetzt hat auch Kautsky mit gewohnter Klarheit und Schärfe in der „Wiener Arbeiterzeitung" den Zwiespalt aufgedeckt in der freilich trügerischen Hoffnung, daß dem Kranken noch am ehesten durch eine Bekanntmachung der Diagnose geholfen werden wird. Ob er es selbst gern sähe, wenn alle die, die den diplomatischen Trank und den faden Absud staatssocialistischer Gedanken in den starken Rothwein (manchmal ist es schon mehr Alkohol) der Revolutionäre à la Bebel schütten, „hinausflögen"?

An der Verflachung der Parteigrundsätze, die besonders in den Erörterungen über die Taktik der bayerischen Landtagsabgeordneten und in der Landagitationsfrage zu Tage getreten sein soll, sollen nun die Akademiker insgesammt die Hauptschuld tragen. Wie lächerlich dieser Vorwurf ist, ergiebt sich schon daraus, daß an den 74 socialdemokratischen Zeitungen und Zeitschriften ganze zwölf Akademiker angestellt sind (Protok. d. Frankf. Parteit. St. 84.) Man sieht übrigens aus dieser Zahl, wie gut es bisher den Proletariern der Handarbeit gelungen ist, ihre Freunde von der Kopfarbeit zu isoliren.

Ehe wir jedoch von dem Antheile der Akademiker an der Verwässerung der socialdemokratischen Grundsätze und an der Vernichtung des proletarischen Charakters sprechen, müssen wir feststellen, was die Socialdemokraten unter diesem proletarischen Charakter verstehen.

Die socialdemokratische Culturbewegung ist eine proletarische, d. h. sie stellt dar die Thätigkeit des zum Klassenbewußtsein gelangten und für seine Klasseninteressen, im weiteren Sinne für die ganze leidende Menschheit, ja für alle Menschen überhaupt gegen die Macht des Kapitals und seiner Organe kämpfenden Proletariats. Zum Proletariat aber gehört Jeder, der im Drange der sich durchsetzenden ökonomischen Gesetze „von seinen Arbeitsmitteln getrennt", nicht mehr in ihrem Besitze ist und nichts hat als seine Arbeitskraft, die er gegen Bezahlung dem Kapitalisten verkaufen muß, um leben und sich fortpflanzen zu können.

Die Kampfgenossen sollen nur Proletarier sein. Bürgerliche Elemente, die mit der socialdemokratischen Partei sympathisiren, nennt man nur Ideologen und Schwärmer. Man läßt sie nur ungern und nur dann als Genossen passiren, wenn sie sich öffentlich und durch starke Geldunterstützungen an der Bewegung betheiligen; vgl. Singer u. a. Die bürgerlichen „Ideologen" fürchtet man, weil sie bedenkliche Reste bürgerlicher Anschauungen in Parteikreisen zu verbreiten geeignet sind und die Grundsätze der Partei auf diese Weise absichtlich oder unabsichtlich „verwässern". Die socialdemokratisch gesinnten Akademiker wirft man nun mit den „bürgerlichen Schwärmern" und „Salonsocialisten" in einen Topf. Das ist aber durchaus falsch. Diejenigen Akademiker, welche entschlossen sind, offen und frei zur Socialdemokratie überzugehen und für sie zu wirken, gehören, wenn sie einen derartigen Entschluß ausführen, schon längst nicht mehr zu den bürgerlichen Parteien; mit bürgerlichen Illusionen, die Socialdemokratie könne niedergeschlagen oder überwunden werden, müssen sie längst gebrochen haben. Für einen gebildeten Mann ist es nicht so leicht, wie für einen Industriearbeiter, unter die Genossen zu gehen, nur der in seinen Grundsätzen gefestigte Akademiker wird diesen Schritt wagen.

Daß freilich ein akademisch gebildeter Genosse vom Socialismus etwas Anderes denkt, als der Mann der schwieligen Faust, ist selbstverständlich; es ist nur fraglich, ob der ungebildete Socialdemokrat und der socialistische Self-made-man immer eine richtigere Auffassung vom Wesen ihrer Partei und von der Art und Weise hat, wie sie ihre Bestrebungen verwirklichen soll, als der gebildete. Oft meint man, der Gegensatz zwischen beiden bestehe darin, daß die akademisch gebildeten Socialisten vorwiegend zu denen gehören, die an ein friedliches Hineinwachsen der jetzigen Gesellschaft in die der Zukunft glauben, während die Autodidakten mit der Masse der Anhänger meinen, der Uebergang zum Socialismus sei nur auf dem Wege der Gewalt, durch blutige Revolutionen möglich. Jene wollten nun, sagt man, die Partei in ihrem friedlichen Sinne leiten, diese bereiteten sie auf Kriege und Kämpfe vor.

Diese Ansicht ist nur theilweise richtig. Zwischen dem angedeuteten Entweder-oder ist noch ein Drittes möglich. Der gebildete Socialdemokrat läßt gewöhnlich die Frage der blutigen Revolution ganz offen, mit Recht. Er meint, daß an die in der Gegenwart unleugbar vorhandenen Ansätze zu socialistischen Organisationen die von ihm gewollte Ordnung anknüpfen werde. Revolutionen seien im Laufe der Entwickelung vielleicht nothwendig, würden aber nicht die Hauptrolle im Emancipationskampfe des vierten Standes spielen, ja, sie könnten sogar retardirende Momente sein.

Diese ruhige Auffassung von der Entwickelung der Dinge behagt natürlich dem drängenden und fordernden Proletariate nicht, und seine Führer und Führerchen wissen das. Sie reden den Genossen die schönsten Dinge vor, versprechen ihnen goldene Berge, Bebel giebt sogar das Jahr genau an, in dem der „Kladderadatsch" kommen muß. Der Akademiker, der sich auf Aufreizungen und Prophezeiungen nicht einlassen will, ist also da nicht zu gebrauchen. Weshalb man ihn aber wirklich fernhält, will man nicht offenbaren, und da kommt man mit dem „proletarischen Charakter", zwei Fremdwörtern, die also auch bei den Socialdemokraten da einspringen müssen, wo man einen Gedanken verbergen oder seine Unkenntniß nicht eingestehen will.

Nicht eine Verwässerung, sondern eine Klarlegung der socialdemokratischen Grundsätze und Ziele liegt in dem, was die gebildeten Socialdemokraten wollen. Sie sind ja selbst Proletarier, besitzen gewöhnlich nichts als ihr geistiges Können und müssen von Arbeit im Dienste eines Andern leben. Sie haben selbst das größte Interesse an den Fortschritten der Socialdemokraten und stellen sich ja gerade deshalb dem socialdemokratischen Unternehmer, dem Zeitungsverleger ꝛc. zur Verfügung. Sie sind überzeugt von der Interessengemeinschaft zwischen den Proletariern der Handarbeit und den gebildeten oder geistigen Proletariern, wie man sie auf dem Frankfurter Parteitage mit einem schielenden Ausdrucke nannte. So wäre es also auch mit der Verwässerung der Parteigrundsätze durch die Akademiker nichts.

Noch haltloser ist der dritte Vorwurf, der besagt, daß die Akademiker ihre bürgerliche Haut nicht abstreifen könnten; das sei aber für solche, die Socialdemokraten werden wollen, nothwendig, die müßten nicht nur das Hemd, sondern auch die Haut wechseln. Vom proletarischen Leben weiß mancher Student und studirte Mann ebensoviel und mehr als der Handarbeiter. Wie Viele schlagen sich in einem Alter, in dem der Arbeiter schon längst verheirathet ist, mit 40 Mk. monatlich durch, die sie durch Stundengeben und andere elende Arbeiten gewonnen haben; sie fahren, wenn sie überhaupt reisen, stets „zweimal zweiter" Klasse, wohnen vier Treppen hoch und gehen im Theater auf die Gallerie. Sind das „Reste bürgerlicher Bourgeoisgewohnheiten"? Der „Proletar", wie er sich manchmal nennt, besitzt aber nicht selten einen ganz besonderen Stolz; er will auch äußerlich sein innerstes Wesen zeigen. Wenn er daher den „revolutionären und proletarierhaften" Korn trinkt, wie das in Ostdeutschland noch allgemein üblich ist, während sein akademisch gebildeter Freund ein Glas Bier vorzieht, so ist es schon mit der Genossenschaft vorbei. Handschuhe und Zehnpfennigcigarren sind Bourgeoisluxus und geeignet, den „proletarischen Charakter" der Bewegung zu stören!

Daß ferner die zur socialdemokratischen Partei kommenden Akademiker besonders hohe Ansprüche machten, ist ebenfalls nicht erwiesen, nicht einmal ernstlich behauptet worden. Die Verquickung der Akademikerfrage mit der Gehaltsfrage auf dem Frankfurter Parteitage war daher ein neues Zeichen dafür, daß es in den Köpfen der Delegirten im Ganzen recht wüst und wirr aussah. Die socialdemokratischen Redacteure beziehen meist noch lange nicht so viel Gehalt als viele junge Kaufleute und Andere, die sich auch Socialdemokraten nennen. Weshalb soll denn aber die geistige Arbeit schlechter entlohnt werden als die körperliche? Auf dem letzten Parteitage betonte man wenigstens die Gleichheit beider Arbeitsarten, die man übrigens gar nicht einmal so absolut scheiden kann. Legien, der dies forderte, hätte allerdings als Vorsitzender der Generalkommission der deutschen Gewerkschaften etwas mehr und Besseres über die Arbeit wissen sollen.

Welches ist nun der wirkliche Grund für die Abneigung gegen die Akademiker? Wie in allen solchen Dingen, sind es am letzten Ende die nackten materiellen Interessen, aus denen die Akademikerfrage und ihre gegenwärtige Behandlung in der socialdemokratischen Partei hervorgegangen ist.

Die Hauptgegner der Akademiker sind die vielen ungebildeten Führer der Socialdemokraten, die aus ihrem Socialismus ein Geschäft machen. In mancherlei Parteistellungen leben diese Männer, die immer von Idealismus sprechen, selbst aber sich besser auf gute Gehälter als auf Idealismus verstehen. Sie fressen aus der Parteikrippe, thun so gut oder so schlecht sie können ihre Pflicht, haben aber vor dem Eindringen von Männern, die gebildeter als sie sind, Alles zu befürchten. Ihre Aemtchen und Pöstchen halten sie mit zähen Händen fest, gebildete Leute halten sie daher möglichst fern und bieten ihren ganzen Einfluß bei den noch dümmeren Genossen auf, daß die leerwerdenden Stellen in der Partei wieder von ihresgleichen, nicht von Gebildeten und Akademikern besetzt werden. Aus diesem Grunde bevorzugt man den Schriftsetzer und Töpfergesellen, der nicht einmal orthographisch und grammatisch richtig schreiben kann, bei der Besetzung eines Redacteurpostens vor einem Akademiker selbst dann, wenn diese ein geringeres Honorar als jene verlangen. Die „reinproletarischen" Genossenkreise bilden einen festen Ring, gegen Intelligenzen schließen sie sich pneumatisch ab.

Erst in zweiter Linie kommt hier die Abneigung gegen die „bürgerliche" Wissenschaft überhaupt zur Geltung. Der Socialdemokrat betrachtet alle wissenschaftlichen Erzeugnisse aus bürgerlichen Kreisen mit einem ganz unbegründeten Mißtrauen, ja mit Verachtung, das ödeste Blech eines Genossen hebt er in den Himmel. Die officielle Wissenschaft hat allerdings ein klein Theil selbst Schuld an dieser Feindschaft; sie hat Jahre lang das gewaltige Ringen des kämpfenden Proletariats vornehm ignorirt oder ist in ganz unbegründeter und falscher Weise für den Stärkeren, das Kapital, eingetreten. Von der Blässe dieser Wissenschaft ist aber nach dem allzeit sicheren Urtheil des Proletariers der Akademiker angekränkelt; um die Genossen vor diesem aus dem Lande der Bourgeoisie importirten Gifte zu bewahren, läßt man den Akademiker draußen stehen und hungern, während man selbst eine behagliche Existenz fristet, ohne etwas für die Partei zu leisten.

Diese Taktik der schwieligen Faust und des Ignorantenthums schadet der Socialdemokratie selbst am allermeisten. Eine ganze Menge der Erscheinungen, die sie jetzt vor allen übrigen Parteien in so unangenehmer Weise auszeichnen, würde verschwinden, wollte man mehr die Bildung als das Knotenthum pflegen. Es ist ganz selbstverständlich, daß eine so großartige und gewaltige Bewegung, wie die socialdemokratische, die wie ein furchtbares wildes Wasser über die Gefilde zieht, nicht immer reine und zierliche Bahnen wandeln kann. Eine solche Bewegung macht viel Schaum und Schmutz, allein das ist das Falsche bei den jetzigen Führern, daß sie diese Unannehmlichkeiten nicht vermeiden, wo es doch möglich wäre.

Die Schreibart der socialdemokratischen Blätter ist bereits zu einer traurigen Berühmtheit gelangt; die Broschürenliteratur ist stellenweise noch schlimmer. Mancher der Genossen scheint ein blutiges Messer durch den Mund zu ziehen oder in Alkohol zu machen, um in die richtige Stimmung zu kommen, in der er seine Brandartikel verfassen kann. Formell und inhaltlich gleich werthlos, selbst vom socialdemokratischen Standpunkte aus, ist ein großer Theil der rothen Preßerzeugnisse. Als Kautsky einst den seinem Namen alle Ehre machenden Katechismusschreiber Knorr auf die Finger und auf den Kopf klopfte, sagte er u. A.: daß leider noch für viele „Ignoranz und Knotenthum die Hauptgrundlagen jeder praktischen Agitation" seien (Neue Zeit 1893/4, Nr. 16). Calwer's Broschüre über diesen Gegenstand geißelte noch schärfer das durchgängig überhand nehmende Dilettantenthum in der socialdemokratischen Presse. Es ist eigentlich ein furchtbar banales Sprichwort: Schuster bleib bei Deinem Leisten! Aber in Bezug auf die socialdemokratischen Skribenten und Schreibknechte paßt es oft sogar wörtlich. Die vielen Tausend Mark Strafen und die vielen Hundert Jahre Gefängniß, mit denen die socialdemokratische Partei ihre Thaten hat sühnen müssen, würden sich gewiß bedeutend reduciren, wenn die Redacteure Männer wären, die auch in lesbarer Form seine Grobheiten zu sagen und die Wahrheit von der Lüge und Uebertreibung zu unterscheiden verständen. Das könnte aber doch der Akademiker besser als der, der „von der Pike auf" gedient hat, d. h. vom Setzkasten hinauf bis zum Redactionsstuhle. Als ob zwischen Schriftsetzerei und Schriftstellerei ein innerer Zusammenhang bestünde! Wenn die Akademie allerdings so wenig ihre Leute bilden wollte, daß ihre Schüler das nicht könnten, dann stünde es so schlimm um sie, wie die Socialdemokraten behaupten. Aber die meisten von ihnen tadeln ja selbst an unseren hohen Schulen weniger, daß sie nichts bieten, als das, daß sie nur dem Bemittelten zugänglich sind. Würde aber die socialdemokratische Presse besser, dann würde es auch schneller mit der Gewinnung des gebildeten Proletariates und des gebildeten und ausgepowerten Kleinbürgerstandes gehen. Für diese sind die jetzigen socialdemokratischen Blätter immer noch mehr Abschreckungs- als Anziehungsmittel.

Selbst auf die schnelle und heilsame Entwickelung der jetzt wieder zu Tage getretenen Gegensätze innerhalb der Partei würde die Heranziehung der gebildeten Genossen gut einwirken. Doch mag sich die Socialdemokratie ihren eigenen Kopf zerbrechen.

Wir wollen nur noch darauf hinweisen, daß eine Aenderung der Taktik gegenüber den Akademikern in dem von uns

gewünschten Sinne auch für die bürgerlichen Parteien von Vortheil wäre. Die jetzige gegenseitige Verständnißlosigkeit zwischen den Socialdemokraten und ihren Gegnern beruht zum Theil darauf, daß jene ihre Forderungen oft von Leuten vertreten lassen, die für dieses Geschäft nicht passen. Die bürgerlichen Parteien, durch die Bank, müssen nun einmal volens-nolens noch viel von der Socialdemokratie lernen. Ein Einverständniß zwischen beiden wäre besser und leichter zu erlangen, wenn die Sprecher der socialdemokratischen Partei gebildete Männer wären.

Die natürliche Entwickelung aus sich selbst heraus würde dem Proletariate nicht verloren gehen, auch wenn seine Führer es an Bildung überragten. Die Führer sind ja zum größten Theile selbst Proletarier. Aber den Einwand, daß die etwa beschleunigte Entwickelung der im Schooße des Proletariates liegenden Triebkräfte durch den Einfluß der Akademiker künstlich zu Stande gebracht würde und daher zu vermeiden sei, weil nothwendiger Weise ein Rückschlag erfolgen müsse, einen Einwand, über den man noch am ehesten discutiren könnte, haben die Socialdemokraten selbst nicht geltend gemacht. Und somit sind die schönen Worte von der „Erhaltung des proletarischen Charakters" nichts als Phrase im Munde von Leuten, die in der socialdemokratischen Partei ihr Schmarotzerleben führen.

A. W.

Elektrochemie.

Ein Kapitel für Gründer.

Von Wilhelm Berdrow.

Die Technik steht auf einem Punkte der Umkehr und der Einkehr. Sie ist eine Zeit lang zu sehr in's Grobe und Colossale hineingestiefelt und muß nun sehen, daß es so nicht weitergeht. Ihre Maschinen und ihre Processe, ihr Denken und Wollen ist gar zu einseitig in's Mechanische hineingewachsen, und während dem vertiefte sich die Wissenschaft so ganz und gar in's Nichtmechanische, wenigstens in das, was vorläufig trotz Mikroskop und Mikrometer gar nicht mechanisch aussehen will, daß die Beiden sich um ein Haar ganz aus den Augen gekommen wären. Die Technik vergrößerte ihre Maschinen in's Monumentale und die Wissenschaft sagte, daß jene Dampfriesen gar nichts können gegen die unsichtbaren Kräfte der Atome und Moleküle; die Wissenschaft erfand eine Kraft, die feiner war als das Licht und stärker als die Atome, die Technik ließ diese Kraft die gleichen Dienste verrichten, für welche man früher Ochsen und Pferde, Elephanten und Dampfmaschinen gut genug hielt: Kanonen verladen, Omnibusse schleppen, sich mit den Steinkohlen um die Herrschaft schlagen.

Dennoch ward die Elektricität der Eckstein, an dem die Technik zur Besinnung kommen sollte. Ihr paßte das Gewand des Schmetterlings einmal besser als der Schurzkittel des Cyclopen, und während man sich mühte, es mit Dynamomaschinen und elektrischen Eisenbahnen möglichst den geräuschvollsten Leistungen des Dampfes gleichzuthun, machten Telephon und elektrisches Glühlicht ohne Geschrei und mit Windeseile den Lauf um die Welt. Aber während die tausendkerzigen Lampen und die elektrischen Trambahnen, die elektrischen Nähmaschinen und Claviere ihre lauten Bewunderer fanden, qualmten die Schlöte der Elektricitätswerke über den Straßen und Plätzen der Großstädte gerade so unverschämt in die niemals blaue Luft, wie es jeder andere Fabrikschornstein eben auch thut. Und nur die Wenigen, deren Tagewerk da beginnt, wo das lärmende Gerassel und die schillernde Augenweide aufhören, nur die Wenigen bemerkten, wo sich die eigentlichen Triumphe der Elektricität abspielten. Die Triumphe, welche dort anheben, wo die des Dampfes und der Räder stillstehen, und deren Tummelplatz jene Aufgaben sind, zu deren Bewältigung der Mechanik nicht weniger wie Alles fehlt. Nur weniger geräuschvoll spielt bei diesen Aufgaben die Arbeit sich ab, denn ihre Werkzeuge können nicht Räder und Hebel, ihre Maaße nicht Centner und Kilometer sein, sondern um Atome und Elemente geht hier das Spiel, mit den unsichtbaren, unbegriffenen Kräften der Natur selbst wird es gespielt, und die vornehmsten Hülfsmittel des Menschen sind nicht mehr Dampf und Kohle, sondern Berechnung und Gelegenheit.

Die Elektricität hat der Chemie eine Fülle neuer Aufgaben erschlossen. Die Aluminium- und Carborund-Erzeugung, die elektrische Herstellung vieler Chlor-, Kali- und Natronverbindungen in fabrikativem Maaßstabe sind Beispiele solcher bereits gelöster Aufgaben, andere sind theils vorhanden, theils werden sie in jedem Jahre gezeitigt. Große Zweige der chemischen Technologie, so die Färberei, die Bleicherei, die Gerbindustrie, vielleicht auch die ungeheure Technik der Farbenherstellung, werden ohne Mithülfe elektrischer Processe bald nicht mehr fertig werden. Denn die elektrischen Kräfte scheinen gerade bei der Veranlassung chemischer Verbindungen und Trennungen eine wunderbare Unmittelbarkeit der Wirkung zu besitzen, und eben diese Eigenschaft schließt direct die Vereinfachung der Verfahren und die Verbilligung der Arbeit in sich. Das ist für die Concurrenz der springende Punkt, und wehe der Industrie des Landes, die ihn im gegebenen Augenblick übersieht.

Wenn es wahr ist, daß die chemische Technik oder doch die Einführung chemischer Processe in die mechanisch-technologischen Zweige sich mehr und mehr das Uebergewicht über die Industrie und die rohe Mechanik erringt, — und es hat gewaltig den Anschein, — dann ist gleichzeitig Deutschland das berufenste Land der Zukunftindustrie. Denn mag uns England in der Eisen-, Amerika in der Maschinenindustrie, im Kunstgewerbe Frankreich und Oesterreich in der Glasmanufactur überlegen sein, — in der reinen und in der angewandten Chemie besitzt der Deutsche einen Weltruf, den kein anderes Volk so leicht über Nacht einholen kann. Die Anilinindustrie, die Thomasphosphatwerke, die Zuckerraffinerien und ein Dutzend anderer Industrien beweisen das, in denen wir die Welt beherrschen, weil wir billig produciren, und in denen wir billig produciren können, weil wir wissenschaftlich produciren. Und dies ist wiederum möglich und thatsächlich, weil bei uns wissenschaftlich gearbeitet und studirt wird, weil unsere Hochschulen nicht blos Technik, und sei es auch die fortgeschrittenste Technik, lehren, sondern auch Wissenschaft, reine, baare, bloße Wissenschaft ohne Ansehung der praktischen Zwecke, wo ausländische Lehrstätten und ausländische Hörerkreise sich ganz und gar in die beschränkten und beschränkt machenden Studien einzelner Berufe, Verfahren und Methoden (des Geldverdienens natürlich am letzten Ende) einspinnen. Ich lasse einen Gewährsmann vom Fache, Prof. Dr. Ostwald, dasselbe bestätigen, um nicht einseitig zu scheinen. Derselbe sagt u. A.:*)

„Es war in einer bedeutenden (englischen) Industriestadt, wo ich einen Fachgenossen, der an einem dortigen College Chemie lehrt, besuchte. Er zeigte mir mit Stolz sein in der That sehr schön eingerichtetes Laboratorium, und nachdem Alles zur Genüge bewundert war, folgte die unvermeidliche Frage: Wie viel Praktikanten haben Sie? — Ich will die Zahl hier nicht nennen, aber sie war auffallend klein. Ja, sagte der Professor, mein College auf der anderen Seite, der hat die fünffache Anzahl. Es ergab sich, daß dieser andere Professor nicht Chemie, sondern Färberei und Kattundruck in seinem Laboratorium lehrte und daher die hohe Frequenz. Der junge Techniker in England (und bei Leibe nicht dort allein!) denkt zu praktisch, um Chemie in abstracter

*) In der Zeitschrift für Elektrotechnik und Elektrochemie, 1894, Nr. 3.

Form zu studiren: er studirt lieber das Färben selbst. In Deutschland ist es umgekehrt: vor allen Dingen Chemie, ihre Anwendungen kommen später. Die nothwendige Folge ist, daß der englische Techniker von Neuem anfangen muß, wenn irgend eine wesentliche Aenderung in seinem Gebiete stattfindet; der Deutsche besinnt sich auf die allgemeinen Grundlagen, die er sich zu eigen gemacht hat, und findet sich bald zurecht."

Doch nun zur Nutzanwendung! Haben wir wissenschaftlich einen Vorsprung, der uns von den übrigen, in chemischen Industriezweigen concurrirenden Ländern genugsam geneidet wird, so sollten wir auch practisch an der Spitze bleiben, selbst wenn es zeitweilig mit Opfern geschehen müßte; denn hier nur eine Gelegenheit versäumt, und die deutsche chemische Industrie könnte ein Loch bekommen, das sie niemals verwindet. Gerade in dieser Beziehung aber liegt heute die Sache kritisch.

Die ausgedehnte Einführung der Elektricität in die praktische Chemie trifft zeitlich mit einem allenthalben bemerkbaren Bestreben zusammen, die von der Natur gebotenen Energiequellen, welche besonders in Form von Wasser-Läufen und -Fällen fast allen Ländern mehr oder weniger zu Gebote stehen, für industrielle Zwecke auszunützen. Die Elektricität kann auf manche, wird vielleicht bald auf viele Herstellungsmethoden chemischer Bedarfsartikel verbilligend einwirken, und das natürlich um so mehr, je wohlfeiler sich die Erzeugung elektrischer Kraft selbst stellt. Freilich sind die überschwänglichen Berichte aus dem Kindheitsstadium der Wasserfall-Ausbeutung, alle die Phrasen von nahezu unentgeltlicher Elektricität, Kraft- und Lichtversorgung ganzer Länder u. s. w., übertrieben, und auch die Fernleitung der elektrischen Kraft scheint bei erheblichen Distancen noch immer auf große wirthschaftliche Schwierigkeiten zu stoßen, aber das hält die Entwickelung der Sache nicht länger auf. Einmal stellt sich die Elektricitätserzeugung im Großen doch ganz erklecklich niedriger, wenn wohlfeiles Triebwasser sie mittelst Turbinen liefert, als bei Dampferzeugung, dann aber hindert die Industriellen, wenn man ihnen auch nicht mit der Elektricität überallhin nachlaufen kann, doch ihrerseits nichts, die gebotenen Vortheile in der Nähe wahrzunehmen und wenigstens ihre Neugründungen in die Nähe solcher lucrativen Energiequellen zu verlegen. Gerade die chemische Industrie ist in erster Linie in dieser Lage. Ihre Producte sind ja nicht, wie Roggen und Weizen, Schienen oder Gießereierzeugnisse, von dem Mehrtarif für ein paar Hundert Kilometer abhängig; und wenn Deutschland, dessen chemische Praxis diese natürlichen Hülfsquellen am Besten gebrauchen könnte, sie am wenigsten besitzt, so ist es ja andererseits ohnehin in der Lage, einen Theil seiner chemischen Producte in's Ausland zu verschicken! Warum da nicht lieber gleich im Auslande produciren unter Benutzung derselben Vortheile, mit denen uns sonst die ausländische Concurrenz vielleicht bald das Leben sauer machen wird?

Das ist im Allgemeinen gesagt. Aber es fehlt nicht an Beispielen. Deutschland producirt seit geraumer Zeit bedeutende Mengen chlorsauren Kalis, für welche reger und lohnender Absatz bestand. Nun beginnen die Schweizer (Soc. d'Electrochimie zu Vallorbes im Jura) die Production auf elektrotechnischem Wege und unter Anwendung einer starken und billigen Wasserkraft. Ihr Product ist vorzüglich, wohlfeil, und die Erfolge locken sofort ein neues, größeres Unternehmen in Schweden (Dalekarlien) hervor, wo die Stockholmer Superphosphat-Gesellschaft bis zu 5500 Pferdekräfte in Elektricität für Chloraterzeugung zur Verfügung hat. Damit könnte sie den Weltbedarf decken und die ganze Concurrenz todtmachen, denn so billig wie dort ist die Kraft sonst nur noch selten zu haben. — In Pittsburg giebt es eine große amerikanische Aluminiumfabrik, eine der wenigen, die den großen deutschen Aluminiumwerken am Rheinfall Concurrenz machen könnten. Sie ist im Begriff, ihre ganzen Anlagen an den Niagara zu verlegen, um sich der bald vollendeten Kraftausnutzung daselbst anzuschließen; die elektrische Triebkraft wird hier zehn bis zwanzig Mal billiger, sollte das nicht gewaltig auf die Leistungsfähigkeit einwirken?*)

In Schweden wird augenblicklich die Erschließung der Trollhättafälle geplant, die Rhone, der Rhein sehen eine Kraftausnutzung nach der anderen an ihren Ufern, die Schweiz bietet massenhaft Gelegenheit zu Anlagen gleicher Art, und daß die letzteren, und zwar in kürzester Zeit, mächtig anwachsen und den Kampf mit den älteren Werken, die ohne diesen Vorzug arbeiten, aufnehmen werden, ist gewiß. Die englischen Unternehmer werden sich die Vortheile der kommenden Zeit nicht entgehen lassen: englische Gründungen mußte fast jedes Land in Mengen schon über sich ergehen lassen, und hier wäre die geeignete Handhabe, der gefährlichen Gründlichkeit der deutschen Chemie durch entschlossene Praxis eine Schlappe beizubringen. Aber um wie viel schöner noch könnte deutscher Fleiß und deutsches Kapital in diese Lücken einspringen! Was könnte die bestgehaßte Wissenschaftlichkeit des Deutschen leisten, wenn ihr rechtzeitig von entschlossener Hand diese enormen Felder zur Bethätigung geöffnet würden!

*) Eben zur rechten Zeit bringen deutsche Fachzeitschriften eine dem amerikanischen Engen. and Min. Journal entnommene Notiz über die Gründung großer, theils schon im Betriebe befindlicher elektrolytischer Kupferraffinerien, mittelst derer sie den europäischen Raffinerien das amerikanische Rohmaterial abzujagen hoffen. „Vielleicht werden wir bald auch das Rohkupfer von Europa holen, statt es dorthin zu schicken", schreibt das amerikanische Blatt sehr zuversichtlich.

Literatur und Kunst.

Ein Kunsterwachen.

Von Professor Josef Kohler (Berlin).

Ich hatte keine leichte Jugend, und nur ungern denke ich an frühere Tage zurück. Die Zeiten der Schule und des Gymnasiums sind mir ein schwerer Schmerz in der Erinnerung. Ein Geist, der von jeher so sehr nach freiem Forschen und nach universeller Weltanschauung dürstete, sollte die Brosamen eines unzusammenhängenden, spärlichen und darum doch sehr genau abgemessenen und eingetheilten Wissens in sich aufnehmen; Pensum für Pensum von Tag zu Tag galt meiner Seele, die immer und immer in sich arbeitete, von je als etwas Widerwilliges, und oft staunte man, wie ich da und dort über die Stränge schlug, wo es mir doch so leicht gewesen wäre, die richtigen Pfade zu gehen! Ja, später wußte ich, was Grammatik heißt; — was früher fremdartige Willkür der Regel, das wurde mir zum Sprachgesetz. Jetzt erkannte ich, wie die Präfixe und Suffixe die Ueberbleibsel antiker Bildungen sind, und in der Syntax lernte ich die Art des Denkens und Fühlens der Völker erkennen. Was Accusativ und Infinitiv bedeute! was die Stellung der Worte im Satzbau! was die Folge der Zeiten! Im Vergleich dazu ist die Schulgrammatik, die man damals nach Regeln lernte, etwa wie wenn ich in der Jurisprudenz meinen Hörern ein Gewirr von Regeln gäbe; und als ich die Art des Rechtsstudiums im Orient, etwa in Cairo, kennen lernte, da fühlte ich den Unterschied tief: Wissenschaft und Zusammenhang bei uns, dort Schulweisheit und zusammenhangsloses Detail — so verhält sich die Schulgrammatik mit ihren Genus-, Flexions- und Syntaxregeln zur Wissenschaft der Sprache.

Nichts für ungut, meine Herren! Jede Zeit thut, was sie für das beste hält, und die Schule kann nicht jedem Geist zu Willen sein. Aber meine Erinnerungen schweifen von diesen Tagen gern hinweg.

Doch giebt es auch in meiner Jugend Ruhepunkte, auf denen mein Blick bisweilen gerne verweilt, und nicht ohne Lächeln kann ich mich der Stunden erinnern, wo wir die Mozart'schen Sonaten spielten, indem mein Vater den Takt schlug oder ihn gar mit dem Messer auf dem Teller markirte; denn wir spielten meist vor dem Nachtessen, wenn bereits der gedeckte Tisch das künftige frugale Mahl voranen ließ: da spielten wir mit besonderer Empfindung; und wenn da das kleine Mozartchen einen recht zierlichen Lauf herunterwälzte oder mit seinem kleinen Kobold Einem zwischen die Beine fuhr, da verfehlte mein Vater nicht, darauf hinzuweisen, was doch dieser Mozart für merkwürdige Einfälle habe. Ja, das war Mozart; daß auch Hünten und das goldene Melodienbuch kam, will ich nur schüchtern bemerken; die cloches du monastère weigerte ich mich beharrlich zu spielen, aber ich hörte sie zu Hause und außer dem Hause. Am Sonntag gab es ein braves Quartett: Ouverture zu Tancred, aber auch Scenen aus Don Juan; das Champagnerlied allerdings geigte ich im Brunnenwassertempo; denn wie hätte sich in die Familie des Volksschullehrers eine Flasche Röderer hineinspielen dürfen!

Da stöberte ich in den Noten meines Vaters und erhaschte ein Stück, es war die Mondscheinsonate. Von Beethoven hatte ich bis dato wenig Ahnung gehabt, abgesehen von dem, was ich von meinem Vater hörte, und abgesehen von der famosen Gypsfigur, die neben der von Mozart an der Wand hing; später fiel der halbe Kopf herunter und ich gedenke noch de- und wehmüthig an den halben Beethoven in der Rumpelkammer. „Das will ich spielen," sagte ich meinem Vater, und Beethoven zog mich Jahre lang gewaltig an. Von seinen Symphonien wußte ich nichts — wie hätte sich denn auch in ein Städtchen von etwa 4000 Einwohnern, das so viel mit Politik zu thun hatte, wie unser Offenburg, die Eroica verirren können! Zwar ein Mißton blieb mir bei Beethoven immer; das Ungeschlachte, die Versündigungen gegen den Wohllaut, die gräßlichen Baßfiguren kamen mir höchst unsympathisch vor. Aber in Beethoven fühlte ich zuerst eine unverkennbare, nicht zu verwechselnde Individualität.

Mit 17 Jahren kam ich in die französische Schweiz, nach Pruntrut im Berner Jura, wo mein Onkel ein beträchtliches Handelsgeschäft führte und ein wunderreines Französisch sprach, so daß man sich dort allgemein wunderte, daß er so gut deutsch verstehe. Ich brachte meinen Bären, den Beethoven, mit und suchte in der zierlichen französischen Gesellschaft für ihn Propaganda zu machen; mit theilweisem Erfolg: der Umstand, daß ein Musiker, als er schon längst taub war, immer noch componiren konnte, war dem Franzosen, dem die Musik viel ferner liegt, als dem Deutschen, etwas Urverwunderliches.

Im übrigen schlugen die Wellen des französischen Lebens lustig scherzend um mich herum. Jetzt sah ich zuerst einen — Salon (in wie manchem habe ich mich nachträglich gelangweilt oder geärgert!); und nach der Glanzlosigkeit des äußerlichen Lebens, das mich umgeben hatte, wo Alles begreiflicher Weise nach der Nützlichkeit und dem Bedarf des täglichen Unterhaltes streben mußte, weidete ich mich entzückt an den Freuden des schöneren Daseins. Alles sprach auch so freundlich und so charmant liebenswürdig; das war ich von Deutschland aus gar nicht gewohnt gewesen, wo Jeder glaubte, nicht derb genug dem Andern sagen zu müssen, wie viel ihm noch an der Gottähnlichkeit fehle (eine ganz unnöthige Erinnerung, aber auch heute nach nahezu 30 Jahren ist man in der deutschen Gesellschaft noch nicht vollständig über den altväterlichen Standpunkt hinaus, wo so Mancher glaubt, „seiner Pflicht zu fehlen", wenn er den Andern nicht im Dienste des Lebens mit seinen ständigen hochweisen Bemerkungen zu quälen vermag).

Da sah ich bei meinem Onkel auf dem Piano einst ein Heft von einem Autor, von dem ich noch nichts gehört. Man erzählte mir von ihm alles Sonderbare: bald sollte er ein Franzose sein, bald ein Pole, bald sollte er todt sein, bald sich noch in Paris seines Lebens erfreuen. Ich nahm den Band von Chopin, spielte zuerst ein Notturno und dann das Scherzo aus B-moll. Wie es mich da überlief! Der Zauber des Wohllautes, die Anmuth und Grazie, die ich seit Beethoven aus der Musik verbannt glaubte (als weichlich, sinnlich, seicht, opernmäßig), kehrte nun in entzückender Weise wieder; und während Beethoven die ganze Welt in Scherben schlägt und in wildem Humor über die Trümmer tappst, fand ich mich in einem nie geahnten Zaubergarten der Romantik, wo man in unaussprechlicher Süßigkeit zu schwärmen vermochte. Jetzt wußte ich, was Romantik heißt, und die Gestalten aus Wolfram's Parcival fanden jetzt endlich ihr Verständniß; denn alles Kunsterkennen reifte in mir erst, wenn es seinen musikalischen Ausdruck gefunden hatte.

Noch mit einem Andern machte ich damals genauere Bekanntschaft. Im schlichten Vaterhause ward Schiller und wieder Schiller gepflegt. Das war typisch für den damaligen kleinen Bürgerstand. Der ungestüme Pomp Schillers und die Rococopracht seiner Sprache, zugleich mit einer gewissen Biedermännigkeit des Wesens, machte ihn dem Bürger jener Zeit besonders sympathisch. Er entführte ja im leichten Seifenschaumflug auch das einfache Bürgergemüth in eine Sphäre, wo es glaubte, gewisse Ideale schweben und glitzern zu sehen. Also Schiller und wieder Schiller. Die philosophischen Gedichte allerdings machten mir viel Kopfzerbrechens. Das schön klingende „Auch ich war in Arkadien geboren", muthete mich im Anfang wonnig an; doch von der dritten Strophe an konnte ich das versificirte Philosophiren nicht mehr recht verstehen, und vergeblich mühte ich mich ab, das Räthsel zu lösen. Aber das Lied von der Glocke, das war so ein Gedicht für die damaligen Herzen einer Bürgerstadt. Der anmuthende Gedanke, daß die Glocke zu den wichtigsten Ereignissen des Menschenlebens ihren poetischen Hauch spendet und mit ehernen Worten die Freude und Trübsal eines jeden Einzelnen vom Menschengeschlecht verkündet, war allerdings von Schiller in heilloser Weise verwässert und trivialisirt worden; aber nur um so mehr mußte jener Zeit ein Gedicht von so vielen schönen Versen gefallen, das dem Bürgersmann so klar erschien, wie das Wasser des rieselnden Kinzigbaches, über den sich die neugebaute Eisenbahnbrücke wölbte; und die zarte Sehnsucht und das süße Hoffen mundeten wie Zuckerwasser, das ja so freundlich den Gaumen letzt.

Also Schiller und wieder Schiller! Für Goethe hatte der damalige Bürgerstand einer süddeutschen Mittelstadt viel weniger Verständniß. Man beschied sich, seine Sachen seien für „Unsereins" zu tief; und jedenfalls stehe er an Idealität und „Moral" weit hinter Schiller. Und wenn man sich noch recht aufzuraffen meinte, so erhob man sich bis zur Frage, welcher von beiden wohl der größere sei; eine Fragestellung, für die wir heut zu Tage doch wohl nur mehr ein Lächeln haben.

Aber wie aus Zufall hatte ich einige Hefte der damaligen classischen Classikerausgabe Cotta's mit Goethe's Faust und den lyrischen Gedichten erhascht, und die lyrischen Gedichte bildeten mein tägliches Studium. Die Gewalt Goethe's, durch Wortfügung die feinsten Nuancen seelischer Empfindung wiederzugeben, faßte mich im Innersten, und ich denke noch mit Entzücken an das „feuchtverklärte Blau" und an das „wellenathmende" Gesicht in der Fischerballade.

Zur selben Zeit kam mir zuerst ein Hamlet in die Hand. Glückliche Jugend einer jetzigen Großstadt, die Alles von Kindesbeinen an hört, wonach Unsereins seinen Hals recken mußte! Und als ich nun in der französischen Schweiz ein halbes Jahr Ferien hatte und nur die dortige Schule unregelmäßig als Hospitant besuchte, um Plato und Taeitus in's Französische zu übersetzen, da saß ich Tage lang an Shakespeare's Königsdramen, weinte mit Werther und seufzte

mit Hamlet über die Welt und ihre Unlust; am meisten zogen mich aber die Lustspiele Shakespeare's an mit ihrem feinsinnigen Witz und ihrem markigen Humor; daneben verschlang ich Dante's Purgatorio mit den Bildern von Flaxmann; während mich Racine, Corneille und Boileau, die mir eigentlich zum Studium gegeben wurden, trotz der Lobeserhebungen der Franzosen, ziemlich kalt ließen; nur Phaedra gewann mein Interesse, während Athalie, dieses Pensionatstück mir geradezu widerwärtig war; das klotzige Lachen und das satyrische Grinsen Molière's aber schien mir damals feiner und geistreicher als heut' zu Tage. Entzückt aber war ich über Victor Hugo's Orientales, die mir noch jetzt als vollendete Meisterstücke vor der Seele stehen.

Ein Ereigniß, das mir auf der Reise in Basel begegnete, machte auf mich einen tiefen Eindruck. Es war im Jahre 1867 (oder 1868?), als ich das Baseler Museum besichtigte; dieses war nämlich das erste Museum, das mir seine Schätze bot mit seinen Holbeinschen Porträts und seinen naiven altdeutschen Bildern, die mich damals wie Gestalten eines urväterlichen Lebens anmutheten, das, leider verschwunden, nur noch Oede und Traurigkeit zurückgelassen habe. Da sah ich ein halbfertiges Fresco im Treppenhaus: Tritonen tragen eine weibliche Gestalt; ein Meeresrauschen und Meereswogen von einer Naivität und Frische, wie ich es nie geschaut und in den Tagen der Dürre und Trostlosigkeit auch nicht für möglich gehalten hätte. Noch stand das Gerüst daran, und unten sah ich einen Mann im Schweizer Deutsch mit einem biederen Baseler Bürger ein paar Worte lachen. Ich hatte mir natürlich einen Mater nie anders vorgestellt, als wie ein verzücktes Rafael'sches Porträt, das stets schmachtend den Himmel anschaut. Darum dachte ich mir einen untergeordneten Gehülfen, und da ich niemals schüchtern war, so redete ich flottweg den großen Mann an, der darauf im nächsten Augenblick wieder das Gerüst bestieg. „Wer ist der Maler des Bildes." „Das bin ich." Es war Boecklin. Da war es um mich geschehen; ich war und blieb im Banne dieses Riesengeistes, dieses Heros der Naivität und des Humors, dieses Zauberers, der einem nüchternen Geschlechte den Wundergarten der Romantik wieder eröffnet hat. Was hatte ich deshalb Kämpfe zu bestehen! Nichts, weder Zeichnung noch Farbe wollte man gelten lassen; einen eigensinnigen Zug nach dem Barokken könne ihm kein vernünftiger Mensch abstreiten — und die größte Weisheit war, wenn man sich zur Erklärung verstieg, es sei unnatürlich, Bestien zu malen, die überhaupt nicht vorhanden seien. Später ergötzte ich mich köstlich an den Fratzen, mit denen er im Treppenhause einige Gestalten (wohl aus der Baseler Welt?) verewigt hat.

Von Richard Wagner vernahm ich in jener Zeit Verschiedenes und Sonderbares. Das einzige, was ich im Vaterhause von ihm kennen lernte, war ein Theil der Tannhäuserouverture, oder vielmehr ein Theil des Theiles. Mein Zeichenlehrer, dem ich allerdings wenig Freude machte, ein kleines dickes Männchen, das die Gewohnheit hatte, stets pathetisch zu sprechen, suchte von Zeit zu Zeit einige Geiger und Baßgeiger zusammenzubringen, wobei ich ihm einigemal als Bote diente. Er wohnte eine Zeit lang uns gegenüber, und noch erinnere ich mich an den Eindruck, den manchmal Abends jene obstinaten Geigenfiguren der Ouvertüre machten, wenn ich sie durch das offene Fenster wie ein Gesumm von Grillen hörte. Wie weit jene Männer der Stadt es im Ausdruck des gigantischen Werkes gebracht haben, weiß ich nicht; auf mich konnte es nur als Curiosität wirken. Um so größer meine Neugier, einmal eine Wagneroper zu hören, und als in Freiburg zu meiner Studienzeit Tannhäuser gegeben wurde, stürzte ich mich wild hinein, bekam noch ein Billet zum Stehen, — und ich stand vom ersten bis zum letzten Act auf derselben Stelle, selbst im Zwischenact rührte ich mich nicht — so etwas hatte ich nie gehört: die Mächte des Glaubens kämpften mit den Mächten der Finsterniß und der Sinnenwelt, ein Strom des Entzückens durchrauschte meine Seele bei dem großartigen symphonischen Vorspiel zum dritten Acte, wo mir Roms Glocken an das Ohr klangen — auch ein Lied von der Glocke, aber ein anderes, als es der biedere Schiller geahnt; noch mehr bei der Erzählung Tannhäusers von seinem Fluch; und schließlich überwältigte mich förmlich die Idee der Versöhnung, wenn das mächtige Pilgermotiv, das mir eine Welt zu tragen schien, in aller Kraft hervorbricht, während die Geister der Sinnlichkeit rasend umherschwirren und wie das wilde Heer über die Luft reiten und zuletzt versinken — Alles das erschütterte mich in's Mark hinein. Ich weinte wie ein Kind und flehte um Erlösung; alle Unvollkommenheit der Ausführung, orchestral wie stimmlich und scenisch verschwand vor der gewaltigen Wucht des Werkes. Jetzt will mir Vieles als schwach und unschön erscheinen, aber der siegreiche Zug Wagner'scher Muse war für mich entschieden.

Jahre sind seitdem verstrichen. In Karlsruhe und Mannheim konnte ich in den Classikern und Romantikern der Musik schwelgen — aber auch noch in Anderem. Noch beherrschte der Wahn Meyerbeer'scher Scheindramatik die Bühne mit ihrem widerlichen Lärm und ihrer süßlichen Captivation, und ich erinnere mich noch mit einem sonderlichen Gefühle, wie damals der Stern der Mannheimer Bühne, die Ullrich Ron, die Frau des Mannheimer Amtsrichters, dem ich später College werden sollte, in der Gnadenarie ganz unerhörte Triumphe feierte und das Publikum außer sich war vor Vergnügen, wenn es dort auf dem Kirchhof alles Mögliche zu sehen gab und der verzückte Lärm der Gnadenarie die Scene abschloß. Ich war als Studentchen von Heidelberg herübergekommen und hörte das Alles in der größten Bedrängniß eines fürchterlichen Theaterplatzes, den mir meine magere Casse gestattete, mit gerecktem Halse, entfernte mich aber mit einer Entrüstung ohne Gleichen über eine derartige musikalische Lebensgestaltung, bei aller Anerkennung der bedeutenden stimmlichen Leistungen, über die damals Mannheim verfügte.

Später war ich Zeuge des Empfanges, den das Tristanvorspiel und die Meistersinger beim Publikum fanden. Das Tristanvorspiel, das Levy in Karlsruhe dirigirte, es war im Jahre 1871 oder 1872, bei dessen Anhören die höchsten Quellen der Entzückung sich über die Seele ergießen, bis mein Herz von den wilden Schlangen der Verzweiflung völlig umschnürt wird, fand im inneren Herzen der Hörer, soweit ich merken konnte, einen ziemlich kühlen Empfang, obgleich das Publikum in Karlsruhe verhältnißmäßig weit vorgeschritten war; und mit Lächeln denke ich noch an den fürchterlichen Aerger, der mich faßte, wie ein Nachbar mich anstieß und mir in's Ohr raunte: „so kann man fortfahren bis übermorgen" — höchst bezeichnend für das Urtheil jener Tage. Und die Aufführung der Meistersinger! — mit so manchen Strichen! — da denke ich noch an die vielen Vorwürfe, die ich erhielt: ob denn die meistersingerlichen Erklärungen über die Versgattungen auch Musik seien? — den prächtigen Humor darin verstand man damals noch nicht, wie ja überhaupt der Humor in der Musik unserem Geschlecht erst erschlossen werden mußte: der Jean Paul'sche Humor mit seiner Sentimentalität und seinen ständigen Einschachtelungen hatte naturgemäß einen ernüchternden Rückschlag zur Folge, den ich bitter genug zu empfinden hatte. Und nun gar die Prügelscene — das galt natürlich als Hohn auf die Musik; und wenn man etwas Anderes behauptete, — so konnte man möglicher Weise nahe daran sein, musikalisch oder unmusikalisch — nicht gerade völlig, aber doch beinahe — eine entsprechende Scene zu erleben.

So verstrichen die Jahre. Ich studirte Schopenhauer und Heget mit Wonne. Wagner selbst sah ich im Jahre 1877, als er an seinem Parzival arbeitete, dem Vollendetsten, was musikalische Schöpfungsgabe gestaltet hat. Dann schwelgte

ich entzückt wie kein Anderer in dem großen Zuge der italienischen Kunst und Natur, die mit aller Macht zur Einheit und Harmonie und zu einfachen klaren Gesetzen drängt und für die innere Durchbildung des modernen Menschen eben so unerläßlich ist, wie das Studium des Corpus juris für das juristische Denken: dort schwelgte ich ohne Heimweh, ohne Verlangen nach deutscher Wunn und Weide — denn wer sich in Italien nach Deutschlands Waldungen sehnt, hat, wie ja auch Hehn richtig bemerkt, den wahren Ictus der italienischen Cultur nicht erfaßt. Aber ich schwelgte dort und kam als Deutscher nach Deutschland zurück, und die herrliche Mannigfaltigkeit, die Fülle und die schmerzliche Tiefe der deutschen Natur und Kunst zog mich von Neuem an. Im Jahre 1888 besuchte ich Böcklin (den Böckli — immer ärgere ich mich, wenn man in Berlin das urssüddeutsche Diminutiv wendisch ausspricht „Böcklin"!!!), ich traf ihn in seinem Atelier inmitten seiner Schätze, den bunten Farben, die er sich selbst bereitete. Ich feierte am 10jährigen Todestage Wagner's den gewaltigen Tonheros in einem Vortrag, in dem ich Manches von Kundry, seiner genialsten Gestalt, sprach, und ließ mir dann von einigen Zeitungen sagen, daß ich nichts von Musik verstünde. Ich machte selbst Verse und versenkte mich in die Tiefen des romantischen Zaubers, um gemach darauf zu hören, daß meine Jurisprudenz moderner sei als meine Dichtungen. Ich schrieb über die Zukunft des Liedes, obgleich Einige meinten, im Liede sei das Höchste schon geleistet. Doch was sollen all diese Widersprüche? es ist ja doch sicher: eine neue Welt ist aufgegangen; das künstlerische Empfinden unseres Volkes ist mächtig gesteigert, Vieles, was man einst als exorbitant und excentrisch getadelt, ist Gegenstand unseres Entzückens; das Colorit der modernen Malerschulen ist nur der oft gelungene, oft mißlungene Versuch, auf den Pfaden des Farbenheros zu wandeln, der unsere Zeit bestimmt hat; die künftige Musik wird noch weit über Wagner hinausgehen, die Lyrik auf Goethe'scher Bahn neue Blüthen treiben, die Zukunft des Liedes wird zur Gegenwart werden. Wie freut es mich, daß ich diese Periode des Kunstschaffens noch in frischer Kraft erleben konnte!

Zu einer Philosophie des Metaphorischen.

Von Ludwig Jacobowski.

Von Schopenhauer rührt der klare Ausspruch her, daß der innerste Kern einer echten und wirklichen Erkenntniß Anschauung sei und jede neue Wahrheit nur als Ausbeute einer solchen erscheine. „Alles Urdenken geschieht in Bildern: darum ist die Phantasie ein so nothwendiges Werkzeug desselben." Schopenhauers Anschauung von dem Werthe und der Bedeutung der Metapher ist nicht neu, denn der griechische Universalkopf Aristoteles hat bereits die Grundlagen für die Auffassung des Methaphorischen für alle Zeiten festgelegt; sie ist aber auch nicht umfassend genug. Dr. Alfred Biese hat in seinem ausgezeichnetem Werke „Die Philosophie des Metaphorischen" (Hamburg bei Leop. Voß) zum ersten Male gründlich und mit verblüffender Kenntniß bewiesen, daß die Metapher nicht nur jede philosophische Erkenntniß vermittelt, sondern daß sie als naturnothwendiges Product unseres Geistes alle Gebiete beherrscht und leitet, welche der Mensch gedanklich sich völlig zu eigen gemacht hat. Das Metaphorische spielt eine Hauptrolle in der kindlichen Phantasie, es giebt der Sprache Kraft, Leben und Farbe, im Mythos zeigt es seine schöpferische Gewalt, in der Religion beschäftigt es die nach Concretem hungrige Phantasie, in der Philosophie spielt es die verhängnißvolle und schmeichlerische Rolle des Verführers, um in der Kunst die des Alleinherrschers zu übernehmen. Alle diese Nachweise hat Alfred Biese in seinem grundlegenden Werke ausführlich geliefert. Da er aber als Erster einsichtsvoll nur „Grundlinien" hat geben können und wollen, so erweist man dem Autor und seinen Ideen am meisten Ehre dadurch, daß man einzelne weiter ausführt, ergänzt oder übersehene hinzuzufügen sucht.

In seiner Einleitung „Was ist metaphorisch?" giebt Dr. Biese einen historischen Ueberblick über die Aesthetiker und Sprachphilosophen, welche sich mit der Philosophie des Metaphorischen näher beschäftigt haben. Namentlich dankenswerth erscheint die Analyse des völlig verschollenen Buches Principi di una scienza nuova intorno alla natura delle nazioni (Neapel 1725) von Giambattista Vico. Aber der Sprung von Vico zu Jean Paul ist zu groß. Ich möchte aus der französischen Literaturgeschichte zwei Gestalten einschieben, den geistreichen Spötter Rivarol († 1801) und den strengen Republikaner Abbé Sieyès († 1836). Rivarol, vielleicht der geistreichste, kritischste Kopf seiner Zeit, beschäftigte sich in seinem „Discours sur l'universalité de la langue française (1784) und in der Vorrede zu einem französischen Dictionnaire (ersch. 1828) mit sprachlichen Problemen. Ist er auch als Franzose eitel auf seine Sprache, die ihm als die einzige Weltsprache erschien, so hat er doch immer wieder darauf hingewiesen, daß die französische Prosa allzu abstract sei und bildliche Ausdrücke prägen müsse. Durch Beispiele weist er nach, daß das Bild, die Metapher, der natürlichste Ausdruck des Denkens sei und er macht eine Bemerkung, welche das Capitel Biese's „Das Metaphorische in der Philosophie" glänzend unterstützt, indem er behauptet, sogar die Abstractionen seien Bilder, deren Ursprung man vergessen habe. Und er lobt jene „glückliche Gewalt der Worte, die die menschliche Aufmerksamkeit äußerst stark durchfurcht, indem sie die Einbildungskraft erschüttert."

Abbé Sieyès, der Nationalist und Bewunderer der republikanischen Staatsmaschinerie, betrachtete die Menschen zu sehr als Abstractionen, um das Metaphorische im Menschen lieben zu können. Er haßte die Redekunst und arbeitete an einer Reformation der Sprache, weil er die Bilder haßte, die Metaphern, die Tropen, die Hyperbeln. Er wußte, wie voll die Sprache von Bildern war, und er verfolgte diese unschuldigen Hülfsmittel der menschlichen Phantasie, weil sie die Wahrheit fälschten. Vor lauter Bildern erkenne man nicht den Sinn der Worte und Sätze, und ihrem verhängnißvollen Einfluß schrieb er die Entstehung falscher (!) Wissenschaften zu, wie Theologie, Metaphysik, Geschichte. „Die Bilder (signes) bleiben," ruft er schmerzerfüllt aus, „und übertragen auf die folgenden Generationen das Leben fürchterlicher Chimären ... Dann herrscht die Unwissenheit auf der ganzen Erde, und die unglücklichen Menschen können nur auf ein Leben rechnen, das sich unter dem Gewicht der Zerrüttung weiterschleppt."

Dieser echt rationalistische Erguß des guten Abbé Sieyès ist in seinem Pessimismus begründet, denn die Fähigkeit, Bilder zu gebrauchen, ist so immanent, daß die auf ihre Errungenschaften so überaus stolze Vernunft des achtzehnten Jahrhunderts kleinlaut werden muß, wenn sie die Ergebnisse der modernen Sprachforschung kennen gelernt hätte. Da zeigt sich, was Biese nur gelegentlich streift, der auffallende Parallelismus zwischen der metapherbildenden Kraft der Kindersprache und der der Sprache primitiver Völker. Ich möchte ein frappantes Beispiel dafür geben. A. Keber erwähnt in seiner „Philosophie der Kindersprache", daß ein Kind ein ausgegangenes Streichholz seines schwarzen Kopfes wegen ein „todtes Streichholz" genannt hat. Und der Nama-Khoi-Khoin aus Südafrika (vgl. J. Olpp in „Mitthlgn. der geogr. Ges. zu Jena." 1887. Bd. 6. S. 38) hat für: „Lösche das Licht aus" die Metapher: „Mache die Kerze todt". Ueberhaupt sind die afrikanischen Sprachen ungeheuer reich an concreten Redewendungen und Metaphern. Der bekannte Missionar J. G. Christaller hat eine große Anzahl gesammelt (vgl. Die Sprachen Afrikas. Stuttgart 1892). So heißt es: „Sein Kopf hat sich schlafen gelegt" für „er hat

sich sicher machen lassen"; „seines Kopfes Inneres ist hart" für „er ist grausam"; „er weckt sein Ohr" für „er horcht auf"; „sein Auge ist heiß" für „er ist wild"; „sein Mund ist süß" für „er ist ein Schmeichler"; „seine Brust will herauskommen" für „er ist zornig"; von einer schwärenden Fußwunde sagt der Neger: „Ihr Ohr ist hart" und meint damit: „Sie hört auf nichts", d. h. kein Mittel schlägt an. Wie weit das metaphorische Element die Negersprachen beherrscht, beweist die eigenthümliche Art, wie sich zuweilen zwei Negerstämme zum Kampf herausfordern. Der Stamm der Phula sandte einst folgende Botschaft an den Herrscher von Bornu: „Möge Sarah's Sohn, der Herrscher von Dadni, Pudding machen, bis wir kommen, ihm Milch bringen und alles zusammenrühren, damit wir ihn zusammen trinken können". Diese Bildlichkeit der Kriegserklärung streift für eine europäische Phantasie an Unverständlichkeit, für die Bornu-Neger aber war der Satz verständlich. Er spielte auf das Verfahren der Phula an, Pudding in Milch zu rühren und dann zu trinken, und bedeutete: „Bereite Dich zum Kriege vor, denn wir sind dabei, Dich anzugreifen". Der Herrscher von Bornu beherrschte das metaphorische Element in gleicher Weise wie seine Gegner, denn er sandte folgende Botschaft an die Phula zurück: „Wenn sie Männer sind, mögen sie kommen; seht, ich habe Fleisch gekocht; mögen sie die Sauce bringen, damit wir es zusammen essen können." Diese stolze Königsantwort bedeutete, jeder Bildlichkeit entkleidet: „Ich bin zur Schlacht gerüstet; wir werden sie liefern, sobald ihr kommt." (Vgl. S. W. Koelle, African native literature. London 1854. I. Nr. 50—51.)

Von der Ueberbringung metaphorischer Redewendungen bis zur Ueberbringung wirklicher concreter Symbole ist nur ein Schritt. Wenn die Besiegten dem Sieger die Schlüssel einer Stadt überreichen oder ihm Brod und Salz als Zeichen der Unterwerfung darbringen, so ist hierbei das metaphorische Element durch ein symbolisches ersetzt. Aber es ist ein Ersatz, in dem die Metapher im Hintergrunde schlummert. Ein Symbol spricht ungehört eine metaphorische Sprache. Wenn, wie der englische Afrikareisende Tucker (1856) erzählt, ein Yaruba-Neger einem andern entfernten Neger einen Stein, ein Stück Kohle, eine Pfefferbüchse, ein gedörrtes Korn Getreide und ein Stück Lumpen, zu einem Bündel vereinigt, übersendet, so ist dieses Bündel der Ueberbringer folgender scharfsinniger Botschaft: „Ich bin stark und fest wie Stein, aber meine Aussicht in die Zukunft ist schwarz wie Kohle; ich bin so voll Angst, daß meine Haut wie Pfeffer brennt und Körner auf ihr gedörrt werden könnten; meine Kleidung ist ein Lumpen."

Wenn man die Metaphern in Bezug auf ihren Ursprung prüft, so kommt man mit Alfred Biese zu dem Resultat (S. 63), daß die „bauende Phantasie an die Außenwelt ein inneres Maß nach Tiefe, Höhe und Breite legt". Nach Protagoras ist allerdings der Mensch das Maß aller Dinge, aber dieses „innere Maß" zeigt sich nicht nur in der Metapher, sondern — und auch hier könnte man die Biese'schen Grundlinien erweitern — höchst praktisch und höchst real in der Technik. Ernst Kapp hat in seiner viel zu wenig geschätzten „Philosophie der Technik" bewiesen, wie durch Organprojection, d. h. durch unbewußte oder selten bewußte Nachahmung menschlicher Organe die Werkzeuge entstanden sind. Es wird eine Frage der Zeit sein, ob dieses Ergebniß für die Aesthetik verwendbar ist. Jedenfalls steht es in inniger Beziehung zu der metaphorischen Gabe des menschlichen Geistes. Ob sich die Denkform des Menschen sprachlich in Metaphern äußert, ob sie sich technisch in Werkzeuge und Maschinen umsetzt, von beiden Arten geistiger Thätigkeit ist derselbe Mensch Schöpfer und Herr, denn, um ein tiefsinniges Wort Lassalle's zu gebrauchen: „Diese absolute Selbstproduction ist eben der tiefste Punkt im Menschen."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die letzte Fliege.

Ein Capriccio von M. Jsay.

Die Familie des einflußreichen Verlegers erhob sich soeben vom Mittagstisch. Die Hausfrau stellte den Rothwein ins Buffet, öffnete das Fenster ein wenig, um frische Luft einzulassen und ging hinüber in's Wohnzimmer. Die Töchter folgten ihr, während die Söhne sich vom Vater verabschiedeten, um sich zu den in der Stadt belegenen Geschäftsräumen zu begeben.

Der Verleger blieb allein im Speisezimmer zurück. Er stocherte an seinen Zähnen herum, während sein Blick auf einem Manuscripte ruhte, das ihm ein junger Schriftsteller, ein armer aber begabter Jünger Friedrich Nietzsche's, eingereicht hatte. Er durchblätterte das Heft mit Interesse. Hin und wieder vertiefte er sich sogar in einzelne Stellen seines Inhaltes. Jetzt legte er es mit einem Ausdruck der Befriedigung zur Seite. Man sah es ihm an, daß die Aussichten des jungen Verfassers günstig standen.

Der Verleger griff in seine Rocktasche, zog ein gesticktes Etui hervor und entnahm demselben nach kurzer Prüfung eine große breite Cigarre. Behaglich biß er die Spitze derselben ab, spuckte die kleinen braunen Blättchen, die an seiner Zunge haften blieben, geräuschvoll zur Seite und zündete die Cigarre an. Trotz des geöffneten Fensters war aus dem Zimmer der Speisegeruch noch immer nicht entwichen, jenes eigenthümliche Gemisch aus Suppendämpfen, Bratengerüchen und Puddingdüften, das den Verdauenden in einen weichen Mantel wohliger Schläfrigkeit einhüllte.

Draußen fiel ein feiner Regen nieder. Einzelne Schneeflocken bewegten sich dazwischen. Jetzt schlug ein Windstoß gegen die Scheiben und fuhr bis zu den Füßen des Verlegers herab. Ein leises Frösteln überlief ihn. Das Geschäft der Verdauung nach dem reichlichen Mahle erlitt eine kleine Störung. Rasch stand er auf, ging zum Ofen und rieb sich den Rücken an den grünen Kacheln, die eine behagliche Wärme ausstrahlten. Die Cigarre in seinen weißen, beringten Fingern war bereits zu einem Stummel herabgebrannt. Seine Augen begannen kleiner und kleiner zu werden. Mit einem unterdrückten Gähnen verließ er den warmen Platz am Ofen, schloß das Fenster und begab sich zum Sopha, auf dem er sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte. Er faltete die seidene Decke auseinander und ließ sich mit einem Seufzer auf das Ruhebett niedersinken.

In diesem Augenblick trat das Hausmädchen durch die Tapetenthüre ein, das große Servirbrett in der Hand. Ein zorniger Blick traf die Ruhestörerin. Die aber raffte unbeirrt die klappernden Teller zusammen und mit nervendurchbohrendem „Girksen" kratzte sie von jedem derselben die Speisereste auf die große Platte herab. Die Messer und Gabeln sammelte sie in der Linken, um sie hartklirrend auf das Servirbrett fallen zu lassen, das sie dann polternd auf eine Anrichte des reichgeschnitzten Eichenbuffets stellte. Langsam ergriff sie Bürste und Schippe, um die Brodkrumen zu beseitigen. Darauf faltete sie das Damastgedeck zusammen, nahm die in silberne Ringe gezwängten Servietten und warf alles in eine Schieblade, die sie heftig wieder zustieß. Nun legte sie die bunte Tischdecke auf, breitete darüber ein kleines Gewebe aus Goldfäden, dessen Fransen sie sorgfältig mit der Bürste zurechtstrich und setzte eine große, mit künstlichen Blumen gefüllte Vase in die Mitte. Dann nahm sie das Servirbrett und schlürfte — endlich! — in ihren dicken Filzschuhen hinaus.

„Gott sei Dank!" Der Verleger stieß es seufzend hervor.

Stöhnend und fauchend legte er sich nun auf dem Ruhebett zurecht, während er die seidene Decke über sich ausbreitete. Die müden Augenlider fielen ihm zu. Der Mund öffnete sich ein wenig, um Geräuschen Ausgang zu gewähren, die nach und nach in ein lautes Rasseln und Gurgeln ausarteten. Die bläulich-rosig angehauchte Nase stieg wie ein jähes Vorgebirge in die Lüfte empor.

Sssumsumsum.

Von der Zimmerdecke schwebte es herab.

Ein kleiner, schwarzer Gegenstand steuerte auf das Vorgebirge zu und setzte sich auf ihm fest.

Das Rasseln und Gurgeln brach plötzlich ab.

„Verdammtes Vieh!"

Mit dumpfem Klatschen schlug die weiße, wohlgepflegte Hand gegen das Vorgebirge.

Das „Vieh" aber hatte rechtzeitig die Gefahr erkannt. Mit einer raschen Hebung seiner feingestreiften Schwingen wich es ihr aus, um sich sofort wieder niederzulassen, sobald der Verleger die Augen schloß. Noch einige Male schlug die weiße Hand auf das bläulich-rosige Vorgebirge. Dann wurde ihre Bewegung matter und matter, um endlich gänzlich zu erlahmen. Das Gurgeln und Rasseln aber begann von Neuem.

Sssumsumsum.

Durch das Gurgeln und Rasseln hindurch dringt es an sein Ohr. Er will sich ihm entziehen. Aber er kann nicht. Wie bleiern rinnt das Blut ihm durch die Adern. Hat die Fliege ihn hypnotisirt?

Wie ein dünnstes, allerdünnstes Wasserstrählchen, wie der tausendste

Theil eines seidenen Fadens — so schleicht es an seinen Gehörnerv heran, fein, nunerklich, aber zusammenhängend.

„Forsche nach meinen Aufzeichnungen, Verleger!“ ertönt es. „Und wenn Du sie entdeckt und entziffert hast, sammle sie und gieb sie heraus!“

Und plötzlich, als ob er der gelehrtesten Professoren einer wäre, erfaßt ihn eine Forscher-, eine Sammelwuth, deren verzehrende Ungeduld ihm in allen Nerven brennt. Und richtig — auf dem Buffet und auf dem Kronleuchter, auf den Kacheln des Ofens und auf der Glasfläche des Spiegels erblickt er rundliche, schwärzliche Lettern. Ja, selbst auf seiner eigenen Nase — wie sonderbar, er schielt doch nicht! — auf seiner eigenen bläulich-rosig angehauchten Nase vermag er Spuren dieser Runenschrift zu entdecken. Das also sind die Archive, welche die Ausflüsse der Fliegenweisheit bergen.

Und dann — wie eine seltsame Erkenntniß überkommt es ihn. Er weiß die Runenschrift zu enträthseln. Er weiß sie zu ordnen, zeitlich und inhaltlich. Schwermüthige Bardengänge sind es, abwechselnd mit philosophischen Betrachtungen. Welch' glückliche Entdeckung für einen Verleger! Reißenden Absatz müssen die Aufzeichnungen der Fliege finden. Und er beginnt sie zusammenzustellen und zu lesen:

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Winter ist's worden. Die Erde tauscht ihr grünendes Gewand mit einem weißen Leichentuch. Ich fühl's, auch meine Tage gehn zur Rüfte. Aber wenn längst mein Leib zu Staub vermodert, wenn längst meine Asche in alle Winde zerstreut sein wird — meine Werke, sie werden weiter leben. Wo Fliegen summen und so lange Fliegen die Lüfte bevölkern, wird mein Andenken gepriesen werden. Man wird mich die größte meines Zeitalters nennen, wenn nicht die größte aller Zeitalter. Und wehen Stolzes, schmerzlicher Befriedigung voll, kann ich ausrufen: Sterblich, hab' ich doch Unsterblichkeit errungen.

— — „O Jugendzeit! Herrliche Frühlingszeit! Wie wonnig tummelt sich's in deinen sonnenstrahlverklärten Lüften! Da schwirrt es und schwärmt es von lebensfreudetrunkenen Geschöpfen. Glück, Frohsinn, toller Uebermuth leuchten aus ihren Blicken. Keine Sorge vergrämt sie. Kein Kummer lastet auf ihren Herzen. Sie sind dem Zufall der Geburt nicht preisgegeben. Nein, wir Fliegen brauchen nicht vorsichtig zu sein in der Wahl unserer Eltern. Wir kennen keine Rabenväter und keine Lottermütter. Bei uns herrscht keine Anarchie der Erziehung. Nach festen, weisheitsvollen Gesetzen werden wir vorbereitet zum Eintritt in die Gesellschaft, ohne Unterschied des Ranges oder der Abstammung, unbeeinflußt von der Güte oder Bosheit, Weisheit oder Dummheit unserer Eltern

— — „Von des Lebens vergänglichsten Gütern ist doch die Liebe das köstlichste. Noch seh' ich sie vor mir, die Herrliche, Unvergleichliche. Auf dem schwellenden Polster einer rosigen Mädchenwange war sie mir zuerst begegnet. Sie stand da und wetzte die zierlichen Vorderfüßchen. Leicht hatte sie die lieblichen, in tausend Regenbogenfarben erstrahlenden Flügel zurückgestreift. Ihre Netzaugen hielt sie züchtig niedergeschlagen, während ihr Stirnauge mich verstohlen betrachtete. Ihr Rüsselchen war süß zum Küssen. Ein elektrischer Schauer durchbebte mich bis in die Spitzen meiner sechs Füße hinein. Ihrem zauberischen Summen zu lauschen, an ihrer Seite in die Lüfte zu steigen, mit ihr den Honig der Maienblüthe zu naschen — oh, welche weltvergessende Wonne!

— — „Warum haben wir Fliegen keine Ehebündnisse? Ist es nicht tausend Mal besser, die Geliebte unauflöslich an sich zu ketten, selbst auf die Gefahr ihres Hasses hin, als sie in den Armen eines Unwürdigen zu wissen, dessen einziges Verdienst darin besteht, seine Fühlhörner hübsch martialisch aufzwirbeln zu können?

— — „Wie gering ist doch körperliche Pein im Vergleich zu seelischen Schmerzen! Mit den Hinterfüßen durch einen Faden an ein Papierwägelchen gebunden zu sein und von grausamen Buben über einen Tisch gejagt zu werden — ist das nicht wirklich Kinderspiel gegenüber den Höllenqualen im Herzen eines schmählich Verlassenen? Ich würde dessen auch nicht erwähnen, wenn nicht die Menschen so sehr mit ihren Thierschutzvereinen prahlten. Die Thierschutzvereine sind für Ochsen, Pferde, Hunde und Esel da. Krammetsvögel und Fliegen bleiben außerhalb des Bereichs ihres Erbarmens.

— — „Erbarmen? — Ach 's ist zum Erbarmen!

— — „Hehre Wissenschaft, Du bist mir Trösterin, Du bist mir Retterin geworden. An Deinem mütterlichen Busen fand ich wärmende Zuflucht vor den eisigen Frösten und Stürmen meiner qualvollen Erinnerungen. Du lehrtest mich die Orkane meines Seelenschmerzes durch milde Erkenntniß besänftigen.

— — „Der erhabene allgemeine Zweck der Liebe ist die Fortpflanzung des Fliegengeschlechts. Für den Einzelnen jedoch bedeutet sie nur eine schmerzliche, aber vorübergehende Kinderkrankheit des Herzens.

— — „Nur die edle deutsche Sprache ehrte in den Worten „Fliegen“ und „fliegen“ unsere auf's Höhere gerichteten Bestrebungen.

— — „Wir haben versucht, Uebersliegen zu züchten. Warum sollte der Typus „Fliege“ nicht durch Zuchtwahl zu veredeln sein? Der Versuch ist leider nur theilweise gelungen. Ob einzelne krankhaft beanlagte Individuen unsere Vorkehrungen schnöde durchkreuzten, oder ob dem Fliegengeschlechte noch Atavismen anhaften — die eigentliche Ursache ist nie ermittelt worden. Aber gar seltsame Bildungen sind entstanden. Einzelne Gliedmaßen der Uebersliegenbrut waren erstaunlich entwickelt, während die übrigen das Mittelmaaß nicht überragten. Da waren Fliegen mit einem Ueber-Rüssel, andere mit Ueber-Flügeln, noch andere mit Ueber-Hinterleibern. Vielleicht werden spätere Geschlechter vollenden, was wir begonnen.

— — „Das Fallen der Blätter bedeutet auch das Fallen der Fliegen. Es ist ein Kränkeln in der Natur, ein Ermatten des Lebenstriebes. Selbst das Denken — diese wunderbar ausgebildete technische Fertigkeit auf der Klaviatur meines Hirnes — selbst das Denken beginnt zu erlahmen, seitdem die angeschlagenen Töne keine Hörer mehr finden. Ach, warum mußt' ich allein zurückbleiben von den Myriaden meiner Genossen, der letzte Vertreter eines versinkenden Zeitalters, eine Ruine, die in späte Epochen hineinragt? Warum entging ich den strategischen Gespinnsten der lauernden Erbfeindin, warum dem Schnappen des grimmen Karo, warum den Lockungen der gleißnerischen Fliegenluft, warum den Bomben des brutalen Zacherlin? Giebt es etwas Grauenhafteres, als diese tödtliche Einsamkeit? Ach, wenn doch jetzt schon das neue Geschlecht emporstiege aus jenen fruchtspendenden Gründen, die auch den Blumen Leben verleihen, und welche die Menschen so verächtlich Misthaufen nennen — ach, wenn das neue Geschlecht doch jetzt schon emporstiege, um meine Einsamkeit zu versüßen!

— — „Bedeutet vielleicht der Stoffwechsel das ewige Leben? Vielleicht wird meine Asche übergehen in eine jener Grasblumen, deren würzigen Honig ich einst so gern geschlürft. Ein weißes Lämmchen verzehrt vielleicht die Blume, die in ihm zu Blut wird und zur Bildung seines zarten Fleisches beiträgt. Das Lämmchen geräth vielleicht als Braten in eine Hofküche. Eine liebliche Prinzessin genießt davon und so werde ich vielleicht bestimmt sein, im Blute mächtiger Fürsten zu kreisen. Ist das nicht auch eine Art von Unsterb— —“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Durch eine heftige Willensäußerung entzog sich der schlafende Verleger plötzlich der Hypnose, die ihn umfangen hielt.

„Donnerwetter! Ist das ein zudringliches Vieh!“ gurgelte er, während seine Hand hart über die Nase strich.

Da fühlte er etwas Feuchtklebriges an seinen Fingern.

„Pfui Teufel!“ rief er, nun ganz erwachend und richtete sich auf. Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen. Er zündete Licht an, um seine Hand zu betrachten. Da gewahrte er, daß er die Fliege zerdrückt hatte.

Mit einem Gefühle des Ekels ging er hinaus, um sich die Hände zu waschen. Viel Seife verwendete er, bis jede Spur von den sterblichen Resten der letzten Fliege verschwunden war.

Dann rief er herrisch in die Küche hinein:

„Anna! Meinen schwarzen Kaffee!“

Als er wieder in das Speisezimmer zurückkehrte, fiel sein Blick auf das Manuscript, das am Boden lag. Seine Stirne legte sich in finstere Falten.

Armer junger Schriftsteller! Das Schicksal deines Werkes war entschieden.

Aus der Hauptstadt.

Der Herren-Abend beim Kaiser.

Erste Scene.

Die Tragödie spielt im Muschelsaale des Neuen Palais zu Potsdam. Abgeordnete aller staatserhaltenden Parteien in eifrigem Geflüster. Man wartet der Dinge, die da kommen sollen.

Freiherr von Schlotenrauch: Ich versichere Sie, ich habe die Nachricht aus bester Quelle. Der Fürst stand nach dem Rehrücken feierlich auf; alles vermuthete, daß er sich in sein Schlafgemach zurückziehen wollte — aber nein, er klopfte ans Glas, räusperte sich und hielt einen Toast, einen Toast ganz aus freier Hand, ohne Manuscript und Souffleur. Er sprach volle drei Minuten lang, ohne sich ein einziges Mal zu verrennen, und nur gegen Schluß verlor er den Faden ein bischen, doch merkte das Niemand, denn Excellenz brachen sofort in ein lärmendes Hoch aus. Alle, die bei Tisch saßen, haben ihn unverzüglich aufs Herzlichste beglückwünscht, und Sie werden sehen, es geht nun auch im Reichstage ganz glatt.

Dr. Immergroeber: Das wäre in der That recht wünschenswerth. Der freie Vortrag macht des Redners Glück. Excellenz waren bisher der Einzige, der seine Rede las.

von Schwengel: Und wird auch in alle Zukunft der Einzige bleiben — wie ich die Zeitungsleser kenne.

Lakai: Cigarren gefällig, meine Herren?

Meyer: Danke! (Zu den Collegen.) Ein recht aufmerksamer Bursch! (Sucht in seiner Westentasche.) Verdammt! Kein Fünfgroschenstück mehr

da! Na, warten Sie, ich verschaff' Ihnen eine Stelle in unserm Aufsichtsrath!

von Schwengel: Hören Sie, Meyerchen, Sie könnten mir einen Gefallen thun. Meine Frau ist so schrecklich neugierig und mißtrauisch, mit Commissionssitzungen darf ich ihr schon gar nicht mehr kommen, wenn ich Abends in's Batthaus gehe — vielleicht übertragen Sie mir 'nen Posten in Ihrem Aufsichtsrath, dann hab' ich doch 'ne neue Ausrede. Zu Hause in der Familie ist's manchmal wirklich unerträglich langweilig und da —

Excellenz von Dreller (sehr ernst): Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Abgeordneter, § 130 meiner Umsturz-Vorlage stellt jeden Angriff gegen die Familie unter Gefängnißstrafe!

Humpelbein: Wenn das in Zukunft mit uns Familienvätern so streng genommen werden sott, dann ist's ja schon besser, man pfeift überhaupt auf die ganze Ehe!

Excellenz von Dreller: Pfeift überhaupt auf die ganze Ehe? Jean, holen Sie mir doch sofort den nächsten Potsdamer Staatsanwalt! Beschimpfungen der Ehe werden nach § 130 des neuen Gesetzes —

Lakai: Glas Wein gefällig, Excellenz? Oder lieber Glas Wasser?

Excellenz von Dreller: Danke. Aber hier, weil Sie so attent sind (greift in die Rocktasche) — hier haben Sie zur Belohnung die große, goldene Medaille!

Lakai (entflieht).

Freiherr von Schlotenrauch: Und was nun den Schutz des Eigenthums anbelangt, Excellenz —

Excellenz von Dreller: Sei'n Sie ganz unbesorgt — der wird strikte durchgeführt. Auf jedem Gebiete!

Meyer: Wie schade! Dann kann ja Oskar Blumenthal keine neuen Lustspiele mehr schreiben!

Excellenz von Dreller: Soll er auch nicht, der rothe Socialist! Das ist ein ganz gefährlicher Wühler! Wie kein Anderer hat gerade der durch „seine" Werke die Anschauung zu verbreiten gewußt, daß alles Eigenthum Diebstahl ist!

Zweite Scene.

Dr. Wimmer: Ich bleibe fest, und da mag geschehen, was will. Mich kann von einmal gefaßten Entschlüssen weder Fürsten- noch Wähler-Gunst ablenken —

Drosselbart: Wähler-Gunst? Renommiren Sie doch nicht, wenn wir unter uns sind!

Dr. Wimmer: Dieser parlamentarische Herren-Abend kommt nicht von ohngefähr! Passen Sie auf, lieber Mitkämpfer, es giebt heute noch große Ueberraschungen!

Rickert (sreudig erregt): Sie prophezeien also eine neue Minister-Krise?

Dr. Wimmer: Die ist doch nicht schon jetzt nöthig. Das Land ist doch noch lange nicht wieder zur Ruhe gekommen! Nein, ich wittere etwas Anderes — neue Forderungen, auf die man uns, die Elite des Reichstages, vorbereiten will —

Rickert (mit sehr erhobener Stimme): Nun, und da sag' ich Ihnen, die Mühe hätte man sich sparen können! Dieser Regierung keinen Groschen, oder wie der Herr von Plener, ehe er sich im Ausverkauf einen Minister-Frack lieh, auf österreichisch schwor: diesem Gouvernement keinen Kreuzer! Wir Liberale, die wir seit ewigen Zeiten die Rechte des Volkes muthig zertreten —

Drosselbart: Sie meinen „vertreten", bester Freund —

Dr. Immergroeber: Was giebt es hier? Neue Ausgaben? Neue Kreuzer? I, da soll doch gleich —

Humpelbein: Das ist ja ein zu dummes Gerücht! Bei den schlechten Zeiten neue Kreuzer! Diese freisinnigen Herren kommen wahrhaftig auf die abruptesten Ideen, seitdem sie keine mehr haben.

von Schwengel: Die Belastung des Landes hat bereits so ungeheure Dimensionen angenommen, daß auch die allergeringste Mehrforderung —

Freiherr von Schlotenrauch: Aber meine Herren, meine Herren! Sie sehen Gespenster! Excellenz hier wird Ihnen sofort bestätigen —

Excellenz von Dreller (verschwindet ins Nebenzimmer).

Dr. Immergroeber: Man sollte wirklich glauben .... Leute, wir müssen auf der Hut sein!

Humpelbein: Jetzt heißt es deutschen Muthes zeigen, Aug' in Auge! Schade, daß Träger nicht hier ist! Aber ich für mein Theil, ich bin unweigerlich entschlossen — (Ein Lakai geht vorüber.) Hm! Sagten Sie etwas?

Lakai: Cognac gefällig?

Humpelbein: Hm. Nein. (Der Lakai entfernt sich.) Ich bin ein conragirter Mann, und unweigerlich entschlossen, jeder Mehrbelastung bis zum letzten Athemzug Opposition zu machen — indessen möcht' ich doch nicht, daß die Regierung das erfährt .... (Der Lakai bleibt unfern der Gruppe stehen.)

von Schwengel: Es darf nicht in Abrede gestellt werden, der neueste Cours hat gewissermaßen ein Recht darauf, von uns ein gewichtiges Vertrauensvotum zu verlangen.

Freiherr von Schlotenrauch: Sein preiswürdiges Vorgehen gegen die Socialdemokratie, die schon dicht daran war, sich in Einzelcolonnen aufzulösen und die dann natürlich zehntausend Mal gefährlicher geworden wäre —

von Schwengel: Während sie jetzt wieder eine zusammenhängende, plumpe, leicht controltirbare Masse bildet —

Rickert: Gewiß, vor den Kopf stoßen darf man die Regierung nie ... man muß immer daran denken, wie Einem selber in solcher Lage zu Muthe wäre! (Der Lakai kommt näher.)

Drosselbart: Wenn ich nicht irre, wurde Koscielski nach der Abstimmung über die letzte Marineforderung decorirt —

Dr. Wimmer: Wir sind aber unsern Wählern vor allen Dingen Ehrlichkeit und Offenheit schuldig —

Drosselbart: Die sich sogar bis auf das Knopfloch erstreckt!

Dritte Scene.

Der jüngste Legationsrath: Wenn ich etwas später komme, meine Herren, so entschuldigen Sie — ich habe heute in Berliner politischen Kreisen so lebhafte Propapaganda gemacht —

von Schwengel: Uebrigens herzlichen Glückwunsch, Prinz! Sie sind wahrhaftig ein ganz vortrefflicher Turner, Frau Fama hat nicht gelogen! 'n Floh muß sich ja schämen, Ihnen gegenüber?

Der jüngste Legationsrath: Wieso?

von Schwengel: Na, mit einem Satz über vierzig Vordermänner wegzuspringen. —

Der jüngste Legationsrath: Ja, Papa hat's recht weit gebracht. Man muß sich seine Eltern wirklich immer warm halten, dies Beispiel ist wieder so recht bezeichnend.

Dr. Wimmer: Excellenz dero Herr Papa fühlen sich doch hoffentlich recht wohl?

Der jüngste Legationsrath: Leider nein. Er mußte auf den Rath der Aerzte plötzlich nach Friedrichsruh.

Humpelbein: Aber das Berliner Winter-Klima bekommt ihm doch sonst sehr gut?

Der jüngste Legationsrath (entrüstet): Wenn Sie damit auf die hunderttausend Mark anspielen wollen —

Dr. Immergroeber: Höheren Beamten soll die Luft am Schloßplatz in der That nicht ganz zuträglich sein; die hiesige Witterung ist nur für Jemanden gesund, der Urlaub hat. Graf Caprivi zum Exempel —

Humpelbein: Lassen Sie doch endlich den Grafen aus! So ein führender Diplomat ist wahrlich über die Maaßen schlimm daran; man setzt ihn hinter jeden x beliebigen Tintenmenschen zurück!

Dr. Wimmer: Erlauben Sie 'mal —

Humpelbein: Freilich! Von einem schlechten Dichter redet kein

Mensch, den schweigt man todt; einen schlechten Staatsmann dagegen greifen alle Zeitungen Tag für Tag an.

von Schwengel: Ich finde es um so unverantwortlicher, beständig auf dem Grafen Caprivi herumzuhacken, als er doch zweifelsohne noch am letzten Tage seiner Amtsführung mit einer geradezu glänzenden Idee hervortrat —

Dr. Immergroeber: Welche wäre das gewesen?

von Schwengel: Nun, die — seinen Abschied einzureichen!

Vierte Scene.

Excellenz von Dreller: Inzwischen sind die Herren gewiß ruhiger geworden? Es handelt sich ja nur um einige Kleinigkeiten, die wir dringend zu unserer Vertheidigung bedürfen. Aber stecken Sie sich doch eine Cigarre an! Jean, Cognaes!

Drosselbart: Europa ist ruhig. Es droht uns kein Feind. Langerhans hat vorgestern an seine Tante in Paris eine Postkarte mit Rückantwort geschrieben, und die Dame giebt uns heute die heilige Versicherung, daß sich Seinebabel ausschließlich mit friedlichen Vorbereitungen zur Weltausstellung 1900 beschäftigt. Dieser Tage ist dort, und das scheint der beste Beweis für die freundlichen Gesinnungen der Franzosen, ein Verein zur Hebung des Fremden-Verkehrs in Paris gegründet worden. —

Dr. Immergroeber: Déroulède und der Kriegsminister Mercier sollen das Präsidium übernommen haben. Es wird dem Verein ja auch möglicher Weise glücken, sogar ein paar deutsche Armeecorps nach Paris zu bringen.

Nickert: Und selbst gesetzt den Fall, internationale Verwicklungen träten ein — müssen denn da gleich Heer und Marine das befreiende Wort sprechen? Wir haben doch eine Diplomatie, und wenn man mich zum Beispiel —

Excellenz von Dreller: Ach, unsere Diplomatie liegt ja noch vollkommen in den Windeln!

Der jüngste Legationsrath: Erlauben Sie 'mal — Papa ist doch bereits fünfundsiebenzig Jahre alt!

von Schwengel: Das Land kann weitere neue Belastungen auf keinen —

Dr. Wimmer: Wir haben genug an dem kostspieligen Heer zu tragen —

Dr. Immergroeber: Es geht nicht an, auch noch eine Marine größten Stils —

Humpelbein: Die Nation ist an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit —

Meyer: Bereits jetzt leiden die Kulturaufgaben unterm Militarismus in einer Weise —

(Der Lakai kommt näher.)

Meyer: Freilich darf die Sicherheit des Vaterlandes keine Secunde lang —

Drosselbart: Kein Patriot wird die Küsten des Reiches unbeschützt sehen wollen —

Nickert: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!

Fünfte Scene.

Oberhofmeister: Majestät erwarten die Herren — wollen Sie sich gefälligst in den Nebensaal bemühen —

Humpelbein: Und wie sind Majestät gelaunt?

Oberhofmeister: Entsprechend! Majestät tragen die Admiralsuniform und — (zögert)

Der Chor: Und?

Oberhofmeister: Und eine Reitpeitsche.

Der Chor (erschrickt).

Nickert: Sie wollen doch damit nicht etwa sagen —

Drosselbart: Wir haben's ja aber thatsächlich nicht so böse gemeint!

Meyer: Unsereins läßt ja doch gerne mit sich reden!

Dr. Wimmer: Ich hoffe, Majestät tragen allerhöchstihre Peitsche nur —

Dr. Immergroeber: Ja, wozu trägt Majestät denn die Reitpeitsche?

Excellenz von Dreller: Mein hoher Herr will Ihnen damit die Stärkeverhältnisse der europäischen Marine erklären, die erschreckende Schwäche der deutschen Seemacht —

Der Chor (einstimmig): O, wir wissen bereits — es bedarf der Peitsche nicht . . .

Excellenz von Dreller: Die ist ja auch nur für Hollmann's Pläne und Zeichnungen bestimmt —

Der Chor (sehr erleichtert): Ach so! Na dann in Gottes Namen.

(Ab ins Nebenzimmer.)

Sechste Scene.

Der jüngste Legationsrath (kommt herbeigeeilt): Hülfe, Hülfe, Excellenz! Ich habe mich in der Zerstreutheit geschnitten — statt der Cigarre nahm ich meinen Finger vor's Messer — geben Sie mir doch geschwind etwas, was man um den Finger wickeln kann!

Excellenz von Dreller: Da nehmen Sie am besten den deutschen Reichstag, junger Freund! Timon d. J.

Londoner und Münchener Kunstgäste.

Die Schulte'sche Kunsthandlung hat diesen Winter ihre Glanzsaison. Nach Böcklin und Lenbach bringt sie uns jetzt den englischen Porträtisten George Sauter.

Ich habe lange nach einem großen Porträtisten gefahndet, dem ich den specifischen Beinamen des „Modernen" geben möchte. Jetzt habe ich ihn in Sauter gefunden. Mehr als alle Anderen, die ich kenne, drückt er in seinen Bildnissen das besondere Wesen der „âme moderne" aus. Manche, wie Boldini z. B., sind excentrisch-moderner. Aber vor dessen Bildern kann man, wenn man die erste Verblüfftheit weg hat, leicht eine Anwandlung von Mißgeschmack oder Ekel bekommen. Andere, wie Lenbach und Samberger, haben in ihren Porträts ein bedeutendes Stück Zeitgeschichte hingeschrieben. Allein sie haben die recht unmoderne Neigung, bewußt zu heroisiren. Liebermann wieder läßt, bei aller eminenten Gestaltungskraft, doch die Gabe vermissen, den von ihm gemalten Menschen den undefinirbaren Zauber eines allerpersönlichsten Parfüms zu geben. Munch, der ein außerordentlich feiner Individualisirer ist, liegt meist mit dem Technischen zu sehr im Streit, um alle seine Intentionen überzeugend ausdrücken zu können. In England allein ist die reine Atmosphäre großer Porträtkunst, und unter den vielen, die dort emporragen, dürfte Sauter, ich will nicht sagen: der bedeutendste, aber doch der sensibelste und individuellste sein.

Wenn man die Porträtkunst Lenbach's wohl mit Fug eine dramatische nennen darf, dann kann man die Sauter'sche wohl als eine lyrisch-novellistische bezeichnen. Diese Bilder bieten eine Art Gedicht über die Persönlichkeiten, die sie darstellen. Sie sind und wirken als Poesie, als modern-realistische Stimmungspoesie. Man fühlt sich an Jacobsen erinnert, den großen dänischen Poeten, und vielleicht hat der dänische Maler Kroyer, innerhalb seiner besonderen Art, die meiste Verwandtschaft mit Sauter. Ich denke dabei vorzüglich an das Porträt von Kroyer's Gattin am abendlichen Meeresstrand, das vor zwei Jahren in München bei den Secessionisten zu bewundern war. So wie dort Alles aufgelöst war in Dämmerungsduft und träumend-weiche Melancholie, so zeigt sich auch auf einigen Sauter'schen Frauenbildnissen eine eigenthümlich kosende atmosphärische Stimmung, gleichsam ein Gebadetsein in Wohllaut und Frauenduft. Das ist selbst auf einem Bild einer alten Dame mit weißen Haaren der Fall, um wieviel mehr bei einigen Porträts junger Damen! Man sieht ihrer zwei bei Schulte, und ich möchte vermuthen, daß beide Male dieselbe junge Dame dargestellt sei. Das eine Bild zeigt nämlich eine Rückenansicht, bei der das Antlitz nicht sichtbar wird. Trotzdem zähle ich es unbedingt zu den Porträts, da nur eine einzelne ganz bestimmte Individualität damit gemeint sein kann. Auch ist die Rückenstellung keineswegs eine effekthascherige Bizarrerie, vielmehr psychologisch fein und tief motivirt. Die junge Dame ist nämlich beim Geigenspiel, und sie ist ganz darein versenkt, voller Andacht und Hingebung. Wie gut nun, daß man ihr Gesicht nicht sieht, worin doch immer das Eine oder Andere ist, das den Beschauer ablenken würde. Dafür bekommen wir jedoch die zartfeine Nackenlinie, und den wunderbar tönenden Fall der Kleidfalten, den schmalen Rücken entlang bis zur Erde nieder, zu sehen. Auch das Alles ist Musik, gleich dem Geigenspiel der Fee. Man möchte sogar aus dem Fluß der Linien auf den Charakter der Composition schließen, die dort zum Vortrag kommt. Es ist gewiß eine Adagio-Cantilene. Das andere Bild zeigt gleich dem ersten eine schlanke junge Dame in

Weiß, diesmal von vorn. Wieder ist es der Fall des leichten duftigen Gewandes, der das hellste Entzücken erweckt und einen höchst bemerkenswerthen ästhetischen Geschmack verräth. Nicht weniger auch die Stellung der Figur, wiewohl sie vielleicht ein wenig affectirt ist, aber doch nicht affectirter, als wie sie junge Engländerinnen zuweilen auch in der Natur annehmen. In technischer Beziehung gehört das Bild zum Meisterhaftesten, das ich kenne. Diese schwimmende Abtönung der Farben zu einander, diese discrete und doch so wirksame Nuancirung, dieser Hauch einer etwas müden Grazie, der über dem Ganzen liegt — das muß man sehen, um eine Vorstellung davon zu bekommen. Beschreiben läßt sich das nicht.

Nicht minder groß ist Sauter im Männerporträt. Dieser Pfarrer Kneipp, dieser Professor Max Müller, und vor allem dieser Prinz Trubetzkoi, das Idealbild des geschmeidigen kraftkühnen Jünglings mit dem bestialisch-königlichen Feuerblick, das sind lauter Prachtgestalten, die man nicht mehr vergißt. Den höchsten Preis aber verdient unbedingt das Doppelporträt zweier Freunde. Hier ist mit Allem, was Convention in der Porträtkunst heißt, auf's Bestimmteste und Glücklichste gebrochen. Nicht der leiseste Zug gemahnt an die Modelle, die sich haben malen lassen. Was Sauter schildert, das ist das trauteste ungezwungenste Tête-à-tête, das sich denken läßt, ein Plauderstündchen, wie es nur unter den ganz Intimen vorkommen kann. Wie der Besuch — man sieht sofort an hundert winzigen Kleinigkeiten, daß er der Besuch und der andere der Hausherr ist — wie der sich auf dem behaglichen Divan vornüber beugt, dicht zum Freunde hin, während die cigarettenhaltende Hand mit lebhafter Gebärde die eindringliche Rede begleitet, und wie der Freund, den rothblonden Künstlerkopf hebend, ganz erregtes Lauschen und sorgenvolles Nachdenken ist, während sein kleines Töchterchen behaglich auf den Knien des Vater in einem Bilderbuch blättert — das ist echtestes, unmittelbarstes Leben, mit einer Vertraulichkeit gestaltet, wie sie nur aus innigster seelischer Versenkung kommt. Und wie vornehm ist das Ganze gemalt! Nirgends eine Spur von Aufdringlichkeit, über das Ganze eine sanfte Schummerigkeit gebreitet, in deren technischer Wiedergabe Sauter Meister ist. Ruhe, Lebendigkeit und intime Nervenreizung habe ich kaum je auf einem Bilde so vereinigt gesehen. Man meint die leiseste Seelenschwingung, namentlich des schweigend Lauschenden, mit Händen einfangen zu können, und das Ohr wähnt die bebenden Flüsterworte zu hören, die das einzige Geräusch in dem in tiefe Lautlosigkeit versenkten Gemache sind.

Auch ein anderer Londoner, Harrington Mann, der eine Bande zum Angriff vorstürzender Bauern gemalt hat, verdient hohes Lob, zumal für seine im besten Sinne virtuose Zeichnung, die die kühnsten und apartesten Bewegungsmotive mit spielender Sicherheit wiedergiebt. Wenden wir uns aber in demselben Saale nach unseren lieben Landsleuten um, dann muß uns wahrlich traurig zu Muthe werden, obgleich zwei keineswegs unbegabte junge Münchener sich dort eingestellt haben. Da malt Kunz Meyer einen Judas Ischarioth in der Felsenwüste. Ach ja, die Felsenwüste ist gut, und der Fels noch besser als die Wüste, aber der Judas, auf den doch wohl der Maler sein bestes Können hätte sammeln müssen, ist eine conventionelle Figur der Opernbühne. Noch leerer fast wirkt Neuhaus mit seinem mächtigen Fünfflügelbild, auf dem er uns das Märchen von der Frau Holle und der Goldmarie und der Pechmarie erzählt. Die Stoffwahl kann nur freudig begrüßt werden, denn die Goldgrube des deutschen Hausmärchens ist künstlerisch noch lange nicht erschöpft, ja fast noch kaum in Angriff genommen worden. Aber welche Naivetät, welche Phantasie, welche Keuschheit gehört dazu, einen solchen Märchenstoff zu gestalten! Neuhaus dagegen rührt einen sentimentalen Brei für den weichlichen Geschmack der „gebildeten Mittelstände" zusammen, und so mag er sich denn von den Philistern das Lob holen, nach dem er begierig ist.

Leider muß ich fortfahren, den deutschen Malern Unangenehmes oder doch wesentlich Laues zu sagen. Die „XXIV" aus München haben sich eingestellt und diesmal noch weniger Trophäen mitgebracht als im vorigen Jahre. Schon ein Symptom ist bedenklicher Art. Die Zusammensetzung dieser Künstlergruppe ist beständigen Schwankungen unterworfen, und von den ursprünglichen Veranstaltern ist kaum noch die Hälfte beisammen und hat sich nach und nach durch Neulinge ergänzt, die vielleicht noch nicht einmal volle Vierundzwanzig ausmachen — (nachgezählt habe ich nicht). Das hätte an sich ja nicht viel zu sagen. Aber es ist das Zeichen einer gewissen Unlust und Gleichgültigkeit, und diese macht sich mehr und mehr in der ganzen Veranstaltung bemerkbar. Man bekommt den Eindruck, daß vielleicht einige wenige jüngere Künstler, aus diesen oder jenen Gründen, ein Interesse daran haben, die Institution der „XXIV" nicht einschlafen zu lassen, und daß die Uebrigen mühsam zusammengetrommelt werden und halb widerwillig das Erste Beste hergeben, das sie gerade im Atelier haben. So dürfte aber die Münchener Secessionisten Kunst in Deutschlands Reichshauptstadt nicht vertreten sein, auch wenn man zehn Mal Berlin für ein bananisches Bierdorf hält. Wenn man nicht für die Vielen ausstellen will, dann sollte man mindestens für die Wenigen ausstellen, und die verdienen, in Berlin gerade so gut wie anderswo, daß man ihnen das Beste vorführt. Das, was die „XXIV" darbieten, giebt ein falsches und vor allen Dingen ein herabgemindertes Bild von der Leistungsfähigkeit der Münchener Künstlerschaft. Die Vorstadt der deutschen Kunstbewegung muß aber unter jeder Bedingung so viel auf ihren Ruf achten, daß sie weder der Böswilligkeit noch der Unkenntniß Anlaß zu Herabsetzungen giebt, und daß sie es vor allem wohlgesinnten Freunden nicht unmöglich macht, freudig und rückhaltlos anzuerkennen.

Und doch vielleicht ist diese Ausstellung der „XXIV" für München charakteristisch. Kann sie nicht die Glanzseite offenbaren, so verräth sie wenigstens die Schwäche. Kommt man von Sauter, dem gesammelten individuellen Künstler, so ist bei den Münchenern der erste Eindruck der der Zerfahrenheit, des persönlichkeitslosen Herumexperimentirens. Fast alle diese Maler haben schrecklich viel — gesehen. Und alles, was sie Neues gesehen haben, hat immerwährend ihren Standpunkt verrückt. Nur wenige von den Jüngeren — denn von den Aelteren, die sich besonders lau betheiligt haben, schweige ich — zeigen jene bewußte innere Concentration, ohne die der wahre Künstler nicht denkbar ist. Am meisten besitzt sie unzweifelhaft Stuck, der kerzengrad seinen Weg geht. Er ist nur mit zwei Kopfstudien, aber durchaus würdig vertreten. Die verlangende Sinnlichkeit im Kopf des ausgereiften Weibes, die herbe Spröde in dem des Jüngferchens ist in Auffassung und Technik (man vergleiche die grundsätzlich verschiedene Behandlung!) gleich meisterhaft ausgedrückt. Ferner zeigt Benno Becker eine erfreuliche Stetigkeit des Kunstcharakters. Seine coloristisch sehr distinguirt abgestimmten Landschaften haben etwas traumartig Hingebettetes. Sie sind kein leerer Abklatsch der Natur, sondern ein sonorer Widerklang auf einem fein besaiteten seelischen Instrument.

Sehr wenig aber kann ich mich mit den Porträtisten befreunden. Die Modellpose ist fast nie überwunden, und das Bildniß ist fast stets ein leerer Vorwand zu irgendwelchen technischen Tüfteleien oder überflüssiger Beleuchtungsallotria. Die Charakteristik wird Nebensache. Vortheilhaft unterscheiden sich in dieser Hinsicht von den Malern die Bildhauer. Sowohl Kaufmann und Hahn, sowie ganz besonders Floßmann, mit seiner poetisch-warmdurchdachten Büste Leo Sambergers, streben mit Glück einen energievollen Persönlichkeitsanstrich an.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Klein Eyolf. Schauspiel in drei Aufzügen von Henrik Ibsen. (Deutsches Theater.)

Zwei Fjordmenschen, zwei Gestalten aus Nebelheim, die die Ehe mit einander geschlossen haben, weil die Eine „verzehrend schön" war und „goldene Berge" besaß, weil der Andere in seinen Augen das seltsame Feuer trug, nach dem es die Frau gelüstete. Alfred Allmers' und Rita's Bund ward durch einen Knaben — nein, nicht gesegnet, sondern zerstört, zerwühlt; Klein Eyolf verjagte sie aus dem Paradies, darin sie lebten, als sie Beide nur sich, nicht diesem Dritten angehörten. In Rita's Herzen, die ihren Mann mit dämonischer Gluth liebt, die mit bösen Blicken alles betrachtet, was ihn von ihr abzieht oder abziehen könnte, keimt wild phantastischer Haß auch gegen das Kind. Haßt sie doch die Arbeit, der Allmers nachgeht, die Gedanken, in die er sich einspinnt, die Schwester, der er innig anhängt — sie alle rauben ihr etwas, rauben ihr das Beste von ihm, hindern ihn, sich ganz dem Dienste der blonden Frau Astaroth zu weihen. Und wie Alfred von der ersten Reise zurückkehrt, die er ihrer eifersüchtigen Liebe abrang, von seiner einsamen Reise, in's einsame Hochgebirg; wie er erklärt, an seinem großen Buch über „die menschliche Verantwortung" nicht weiter schreiben zu wollen, weil ihm unterwegs der Beruf zur Lösung einer höheren Aufgabe aufgegangen sei, zur Erziehung Klein Eyolf's, da entbrennt das schöne Weib in Neid und Zorn, da wünscht sie den Knaben nie geboren zu haben. Den Knaben Eyolf, den armen Unglücklichen, der zum Krüppel ward durch die Schuld seiner Eltern — in einer Stunde, während der sie sich freuten. Und der böse Gedanke, den Rita's Herz hegte, der verbrecherische Wunsch wird alsbald Wirklichkeit; Klein Eyolf ertrinkt im Fjord. Er, der Lahme, war ja der Einzige unter allen Kindern des Ortes, der nicht schwimmen konnte. Aber sein Tod schafft dem versonnenen Manne und dem begehrlichen Weibe das verlorene Paradies nicht wieder; nun steht er zwischen ihnen mit großen, offenen Kinderaugen, nun stirbt die sinnliche Leidenschaft ganz, die sie an einander fesselte. Es wandelt sich ihr Herz, und da ist kein Widerstand möglich; all die furchtbaren Gedankenkämpfe, die sie durchfechten, bringen das farbige, duftende, glühende Glück vergangener Tage nicht mehr zurück; aus der Liebe, die diese Beiden verband, in Selbstsucht und Wildheit, wird allmählig, ganz allmählig die Liebe zu den Mitgeschöpfen, die solcher Liebe bedürfen. . . . . .

Allmers (blickt sie fest an). Eines mußt Du Dir klar machen, Rita. Es ist nicht die Liebe, die Dich zu alledem treibt.

Rita. Allerdings nicht. Wenigstens jetzt noch nicht.

Allmers. Nun, was ist es denn eigentlich?

Rita (halb ausweichend). Du redetest ja so oft von der menschlichen Verantwortung. —

Allmers. Von dem Buch, das Du verabscheutest. —

Rita. Ich verabscheue das Buch noch immer. Ich hörte aber beständig zu, wenn Du davon erzähltest. Und jetzt will ich selber weiter probiren. Auf meine Art.

Allmers (schüttelt den Kopf). Es ist nicht wegen des unfertigen Buches. —

Rita. Nein, ich habe noch einen anderen Grund.

Allmers. Und welchen?

Rita (leise, mit schwermüthigem Lächeln). Ich will mich einschmeicheln bei den großen, offenen Augen, weißt Du . . . . . —

Allmers (nähert sich wieder). Da steht uns ein schwerer Arbeitstag bevor, Rita.

Rita. Du wirst schon sehen — dann und wann wird Sonntagsruhe über uns kommen.

Allmers (stillbewegt). Dann merken wir vielleicht den Besuch der Geister.

Rita (flüsternd). Der Geister?

Allmers (wie oben). Ja, dann sind sie vielleicht um uns — die, die wir verloren haben.

Rita (nickt langsam). Unser kleiner Eyolf.

Allmers (starrt vor sich hin). Am Ende bekommen wir noch dann und wann — auf dem Lebenswege — gleichsam einen flüchtigen Schimmer von ihnen zu sehen.

Rita. Wohin sollen wir sehen, Alfred?

Allmers (richtet den Blick auf sie). Nach oben.

Rita (nickt beifällig). Ja, ja — nach oben.

Allmers. Nach oben, — zu den Wipfeln hinauf. Zu den Sternen. Und zu der großen Stille.

Rita (reicht ihm die Hand). Ich danke Dir.

Mit diesem Accord klingt dann die Dichtung aus. Und es hallen deutlich durch ihn die beiden Grundtöne, deren Zusammenklang das Wesen des neuen Schauspieles von Ibsen ausmacht. Wieder sucht der Dramatiker in die geheimsten Tiefen des Menschenherzens zu steigen, um dort mit feingeschliffenem Werkzeug nach purem Golde zu schürfen; seine psychologische Kunst soll die im Verborgenen vor sich gehende Umwandlung intimster Gefühle darstellen. Und wissentlich geht er dabei denselben Weg, den ein ungleich Größerer, den F. M. Dostojewskij, der Schöpfer des einzigen Raskolnikow, vor ihm ging, er taucht in die Nebel des Mysticismus unter, tief, abgrundtief. Wer so viele Räthsel der Menschenseele löste oder zu lösen trachtete wie diese Beiden, dessen geistiges Auge sieht immer neue Schleier, die neue, größere Geheimnisse bergen, den drängt es, immer noch ein Zipfelchen zu lüften. So endete in verworrenen Träumen der gewaltige Russe, dessen Blick doch schärfer und klarer gewesen war als der irgend eines Beobachters vor ihm; so bewegt sich Ibsen von der Höhe herab, die man ihm, wenn auch vielleicht widerwillig, einräumen mußte, und nimmt zu abenteuerlichen Bildern seine Zuflucht, um auszudrücken, was kein Mensch sagen kann, um zu gestalten, was zerrinnender, ungreifbarer Nebel ist.

Das schlichte, ewige Menschen- und Ehe-Drama, die uralte Erfahrung, daß Vater- und noch weit, weit mehr Mutterliebe die Gattenliebe tödtet — sie reizten und lockten den grübelnden Skandinavier. Er schuf sich Menschen, die diesem Naturgesetz Trotz boten, die keinem Zweiten gönnen wollten, was sie sich erobert hatten und was demgemäß ihnen allein gehörte. Rita in ihrer brennenden Sinnlichkeit vergißt das Kind, wie der Mann es über seinen Büchern vergißt; so tödten sie das Kind, und seine Leiche erst bringt sie zur Erkenntniß ihres selbstsüchtigen Irrthums. Eine unsägliche Menge feiner, charakterisirender und symbolischer Züge hat der Dichter über sein Werk ausgestreut, aber es ist ihm nicht gelungen, aus hundert Gliedern eine Kette zu schmieden, seine Darstellung zeigt allenthalben klaffende Lücken, thun unvermittelte Sprünge. Die Hilfsmittel des — sagen wir einmal so — wissenschaftlichen, kühl objectiven Seelenforschers versagten, er fühlte, daß er die „Umwandlung" nicht überzeugend, nicht einwandfrei zu schildern vermochte, daß seine Malereien das grelle Tageslicht nicht vertrugen, und darum wählte er ein mystisches Halbdunkel, und darum that er den Schritt in's Reich der Geheimnisse. Hier ist es schwerer, zu folgen und zu verfolgen.

Hundertfach, wie die „Frau vom Meere", wie der „Baumeister Solneß", wird auch dieses Werk Ibsen's gedeutet werden, und Niemanden darf es Wunder nehmen, wenn begeisterte und „scharfsinnige" Interpreten Himmel und Hölle in das Drama hineinpraktiziren, alle Weiten und Tiefen, alle hohen Gedanken, über die jemals schwitzende Menschenhäupter sich die weisen Köpfe zerbrochen haben. Sehen wir aber zu, ob die Flucht unseres Dichters in's Traumland nicht wirkliche Schwäche ist, ob sein Hang zur Mystik, der mit den Jahren stetig zunimmt, in diesem Falle nicht dasselbe verräth wie in allen anderen Fällen, von denen ich den interessantesten und bedeutsamsten bereits nannte: nämlich Unfähigkeit, klar zu sein, taghell und tagwahr zu sein. Bietet magisches Gold, wer echtes Gold geben könnte?

Weil uns ein Stück vorgespielt wird, in dem Ahnungen und Gesichte von größter Bedeutung und recht auffallender Häufigkeit sind, darum müssen alle Gestalten einen visionären Zug zur Schau tragen, der sie von gewöhnlichen Menschenkindern grundlegend unterscheidet und ihnen das Aussehen von Nachtwandlern oder gar geistig Gestörten verleiht. Der einzige, normale Mensch im Drama, der Ingenieur Borgheim, der diesen Stempel nicht trägt, erscheint dadurch unangenehm nüchtern und langweilig. Die Anderen leben allesammt in einer Atmosphäre, darin wir nicht zu athmen vermöchten. Frau Rita, die brünstige Tigerin, die sonderbarer Weise nicht einmal im Traume der Dschungel gedenkt, der morgenlichtdurchzitterten, von warmen Wasserdämpfen umzogenen Dschungel, wo niedergedrücktes Rohr des prächtigen Raubthiers Lagerstätte zeigt. Alfred Allmers, der sinnverwirrte Pedant, der unheimliche Grübler, der über den Aufgaben, die das Leben vermeintlich an ihn stellt, das Leben vergißt, und von dem mir am allerräthselhaftesten scheint, daß eine Rita just ihn, den Schlanken, Sanften, den Gedankenhascher zum Manne begehrte. Asta Allmers, seine Schwester, die ihn mit mehr als schwesterlicher Zuneigung liebt, die, als sie noch mit dem Bruder zusammenwohnte, ihm zu Liebe oft Knabenkleider trug und sich „Eyolf" von ihm nennen ließ. Klein Eyolf selber, der Krüppel, der doch so gern Soldat werden möchte und ahnungslos all seine Worte just so wählt, daß sie dem Vater lauter Dolchstiche in's Herz sein müssen; schließlich, und das ist der Mystik glitzerndes Krönlein, die Rattenmamsell. Der leibhaftige Rattenfänger von Hameln, in's Altweibliche übertragen. Wenn sie auf der Maultrommel spielt, laufen alle Ratten hinter ihr her, die Alten wie die Nesthäkchen, und folgen ihr in's Wasser. Das müssen sie nämlich. Gerade, weil sie nicht wollen. Weil sie vor dem Wasser so schauerlich gruselt, darum müssen sie auf's Wasser hinaus. Und wenn sie ertrunken sind, „dann haben sie es so gut und so still und so dunkel, wie sie sich's nur wünschen können, die herzigen Kleinen. Tief unten schlafen sie so süß und so lang. Alle die, die von den Menschen gehaßt und verfolgt werden". Und wie die Ratten, so lockt sie nachher Klein Eyolf, der ja auch gehaßt wird von den Menschen — von seiner eigenen Mutter, die ihm den „bösen Blick" nachsagt.

Das Reich des Mystisch-Phantastischen bietet dem Dichter unendliche köstliche Schätze, und Recht thut, wer den funkelnden Hort zu heben wagt. Märchen und Sagen, liebe, alte, lustige Phantasien, denen der Poet einen neuen tiefen Sinn verleiht — wie wundersam unmittelbar müssen sie wirken! Aber Ibsen's Rattenmamsell erweckt das Grausen und den geheimnißvollen Schauer nicht, den er zweifelsohne von ihr erwartete. Einmal ist sie uns gar zu gut bekannt, und dann geht sie als eine recht wohl zu entbehrende, ziemlich willkürlich eingeflickte Episodenfigur durch das Stück. Sie führt Klein Eyolf's Tod in gespenstischer Weise herbei, und sie breitet die trübe, geisterhafte Nebelstimmung über das Drama, deren es bedarf; indessen könnten diese beiden Aufgaben wohl mit einfacherem Apparat gelöst werden. Ihretwegen die Dämonenwelt zu bemühen und gleich eines ihrer unheimlichsten Mitglieder, ihretwegen das wenigstens äußerlich feste Gefüge des Dramas zu sprengen, seine Lebenswahrheit von vornherein zu verneinen, scheint mir ebenso unnöthig wie unklug.

Nach dem ersten Acte versandet die äußere Handlung vollkommen; und wo der Autor sie trotzdem fortzuführen versucht, in den Scenen, darin Asta Allmers den Mann, der sie bisher für seine Schwester hielt, vom Gegentheil überzeugt; in diesen Scenen wird sie so coulissenhaft, arbeitet so ungenirt mit Theaterkniffen, mit „alten Briefen der Mutter", daß sie Ibsen's Erfindungsgabe wahrlich kein günstiges Zeugniß ausstellt. Indessen ist sie nebensächlich genug, um übersehen werden zu können, und man vergäße gern den Kunstfehler, der den einfachen Aufbau des Dramas stört, der in einer verinnerlichten Handlung den entscheidenden Schlag von Außen her kommen, Verhältnisse entspringen läßt, die mit dem Stoffe an sich gar nichts zu thun haben, wenn diese innerliche Handlung stark und wuchtig genug wäre, um athemlos zu fesseln. Man braucht durchaus nicht doctrinär auf dem Standpunkte zu verharren, daß es höchstes Ideal des Dramendichters sei, mit fester Faust eine gewaltige Handlung zu steigern, zu gipfeln; man darf sehr wohl der modernen Schule zugestehen, daß dem echten Dichter auch erlaubt sein muß, die dramatische Handlung in die Seelen zu verlegen, Kampf und Katastrophe allein in den Herzen vor sich gehen zu lassen, sie nicht in wirkliche Geschehnisse umzusetzen. Aber dann darf man vom Dichter auch erwarten, daß er uns nicht minder durchschüttert und hinreißt wie sein Bruder in Apoll, der noch den altmodischen aristotelischen Gesetzen gehorsamt. Dann muß der Dichter eben die urwüchsige Kraft des Schöpfers mitbringen, der gleicher Weise in der Analyse wie in der Synthese Meister ist, der jede, auch die heimlichste Heimlichkeit seiner Geschöpfe kennt und darzustellen weiß. Ein unergründlicher Ideenstrom muß aus dem Haupte eines solchen begnadeten Poeten fließen, solch eines Poeten, von dem im ureigensten Sinne das schöne Wort gälte: „Der Dichter ist Gott." Henrik Ibsen vermag das Alles nicht. Blickt man den Gedanken, die er eben so reichhaltig auskramt wie weitschweifig entwickelt, durch's schillernde Gewand, entkleidet man sie des mystischen Drum und Dran, rückt sie aus der neblig phantastischen Atmosphäre heraus, die ihnen fremden Glanz leiht — was sind sie dann zumeist als spießbürgerliche Trivialitäten, Gassenweisheiten? Die Inscenirung ist fast immer ungemein geschickt und täuscht leicht hinweg über Nichtiges und Hohles; aber schließlich, wenn Alfred und Rita immer von Neuem das Gespenst Klein Eyolf's heranbeschwören und die traurige Angelegenheit von immer neuen Seiten betrachten, bis jede, auch die entfernteste, an die Reihe gekommen ist, schließlich macht der Verfasser den Eindruck eines Trapezkünstlers, der sich selbst in schwierigen Uebungen zu überbieten trachtet. Eine solche Häufung von raffinirten Selbstquälereien und entlegenen Gedanken, wie sie Ibsen beliebt, verbunden mit einem so absoluten, einem so schaurigen Mangel an herzwarmen Gefühlen, an quellender, leidenschaftlicher Poesie des rechten Schmerzes ermüdet zuletzt, spannt ab. Zwar interessirt immer noch die glänzende Leistung des Klüglers, des Jongleurs, aber von wahrhafter Theilnahme an den Schicksalen der Personen dort oben auf der Bühne ist nichts zu verspüren. Und das naivere Publikum, welches wohl merkt, daß hier etwas nicht in Ordnung ist, und sich nur nicht Rechenschaft darüber zu geben vermag, was denn eigentlich; dies Publikum, das kalt und ungerührt den Vorgängen und Reden folgt, greift endlich eine öfter wiederkehrende, programmatische, aber curios klingende Wendung auf, um darüber zu lachen und sich solchermaßen zu erleichtern. Bei der Erst-

aufführung in Berlin mußte das Wort „Gesetz der Umwandlung“ herhalten; so oft es fiel, war Heiterkeit im Hörerraum zu verzeichnen. Die bekannten „geistsprühenden und tiefgründigen“ Ibsenianer werden nicht wenig über die Roheit und Verständnißlosigkeit der plebs contribuens zetern, die „Premierenmeute“ wird manchen Jagdhieb zu fühlen bekommen, aber darum bleibt das instinktive Urtheil der guten Leute doch gerecht. Es ist ein unwiderruflicher Bühnendurchfall.

Klein Eyolf bezeichnet in der Entwicklung Ibsen's einen weiteren, bedeutsamen Schritt. Aber gewißlich keinen Schritt vorwärts.

Offene Briefe und Antworten.

Ed. von Hartmann und die Baukunst.

Geehrter Herr!

Zwei Hauptpunkte sind es, die Eduard v. Hartmann in seinem Aufsatze in der „Gegenwart“ 1894, Nr. 48 und 49, als von allen Aesthetikern angenommen und für die Unfreiheit der Baukunst in erster Linie entscheidend bezeichnet.

Ich bestreite, daß das Haften an einer praktisch benutzbaren Realität, d. h. die Dienstbarkeit zu außerästhetischen Zwecken bedingungslose Unfreiheit im Gefolge hat, und daß man alle Bauwerke schlechtweg als Realitäten bezeichnen, d. h. in der Realität das Wesentliche aller Baukunst erblicken kann. Ein Blick auf das Gebiet der sogen. freien Künste genügt, Hartmann's Bestimmungen als undurchführbar erscheinen zu lassen. Die gesammte Kirchen- und Marschmusik und die geselligen Zwecken dienende Tanzmusik sind ohne den außerästhetischen Zweck gar nicht zu denken. Ebenso wenig die Plastik, wenn sie Monumente zu Ehren großer Männer errichtet oder religiösen Zwecken dient, die gesammte Portraitkunst und historische Malerei untrennbar verwachsen mit außerästhetischen Zwecken. Alle Vaterlands- und Freiheitsgedichte von Arndt, Kleist und Freiligrath, die Schlachtgesänge Körners, die sämmtlich einer bestimmten außerästhetischen Absicht entsprungen sind, alle Liebesgedichte, die einer wirklichen Neigung ihre Entstehung verdanken und das Herz der Geliebten rühren sollen, alle Stammbuchverse, Geburtstagsgedichte, Nekrologe und Prologe, Dramen, wie Kleist's Hermannsschlacht, die den ausgesprochenen Zweck verfolgen, die Gemüther nach einer bestimmten Richtung hin zu beeinflussen — alle müßten sie nach Hartmann für unfrei erklärt werden, da der Gebrauch zu außerästhetischen Zwecken als für ihre Existenz und Formgestaltung bestimmend angesehen werden muß und durchaus nicht nachträglich als etwas Zufälliges an sie herantritt.

Hartmann ist auch ebenso wenig im Rechte, alle Bauwerke schlechtweg „Realitäten“ zu nennen. In dem Maße, in dem der praktische Zweck als einzig formbestimmendes Princip an Bedeutung verliert, sehen wir auch den künstlerischen Gehalt als wesentliches Moment des Bauwerkes nicht nur mit der Realität concurriren, sondern sie auch schließlich ganz aus dem Felde schlagen. Es ist nicht wahr, daß der Straßburger Münster wesentlich Realität ist. Was ihn uns werthvoll und „wesentlich“ macht, ist nur sein künstlerischer Werth, der die Realität vollkommen vergessen läßt und selbst zur wesentlichsten Eigenschaft des Bauwerkes geworden ist. Eben daß man unter den Baumeistern immer die am meisten schätzt und nur die dauernden Ruhmes für würdig hält, denen es gelingt, ihren Bauten das höchste Maaß von Schönheit zu verleihen, dürfte beweisen, daß die Menschen am Bauwerke neben der Realität noch etwas Höheres und Wichtigeres kennen, das seine Bedeutung beibehält, auch wenn die Realität längst aufgehört hat, in Betracht zu kommen. Nur aus diesen Gesichtspunkten ist der hohe Werth zu erklären, den auch Ruinen haben können, während nach E. v. Hartmann dem abgestorbenen Bauwerke gerade das Wichtigste fehlen würde (die benutzbare Realität). Nach seiner Auffassung müßte jede wohl erhaltene Kaserne dem Wesen nach höher stehen als ein Renaissance-Palast in Florenz oder Venedig, der alt, schadhaft und nicht mehr bewohnbar ist.

Gegen den zweiten für die Unfreiheit der Architektur ausschlaggebenden Hauptpunkt behaupte ich, daß es durchaus unrichtig ist, daß die rein zwecklich bestimmte constructive Schönheit überhaupt in's Gebiet der Kunst gehört und das künstlerische Grundgerüste eines Bauwerkes heißen kann, sowie daß alle Bauten bis in's Kleinste von ihrem Zwecke bestimmt und von ihm als immanentem Formbildungsprincipe durchdrungen sind. Die reale constructive Schönheit, insofern sie nur die Veranschaulichung des außerästhetischen Zweckes ist, d. h. insofern sie sich ausschließlich aus der teleologischen Ausgestaltung der Form ergiebt, gehört wohl in's Gebiet der Aesthetik, nicht aber in das der Kunst. Wo der reale constructive Zweck das allein herrschende Princip ist, ist keine Kunst und kann keine sein, sondern immer nur Technik. Dementsprechend sehen wir auch, je weiter wir uns vom Gebiete des täglichen Lebens entfernen und vom Maschinenhause und der Kaserne aufwärts steigen zum künstlerisch werthvollen Palaste und zum Dome, den außerästhetischen Zweck zurücktreten in seiner Bedeutung für die Ausgestaltung der Form im Ganzen und in den Einzelheiten, und um so klarer zeigt sich, daß gerade das, was dem Gebäude ästhetischen Werth verleiht, unmöglich mehr aus dem praktischen Zwecke allein erklärt werden und somit auch nicht „letzten Endes aus ihm entspringen“ oder seine Versinnlichung heißen kann. Ich kann nicht zugeben, daß das, was z. B. eine Palast-Façade zum Kunstwerke macht, also die Halbsäulen, die Pilaster, das Kranzgesimse, die Reliefs und gar der figürliche Schmuck irgend wie noch aus dem praktischen Zwecke als formgebendem Princip genügend zu erklären wären. Der rein praktische Zweck verlangt weiter nichts als eine Wandfläche mit Fenster- und Thüröffnungen; alle künstlerischen Zuthaten erscheinen von seinem beschränkten Gesichtspunkte aus unnöthig und überflüssig. Wollte man demgegenüber einwenden, daß die einzelnen Glieder einer Palast-Façade allerdings nicht mehr aus einem Zwecke von rein praktischer, wohl aber von fingirter Bedeutung zu erklären seien, indem die ganze Façade einen baulichen Scheinorganismus repräsentire, in dem jedes einzelne Glied seine eigentliche Function nur scheinbar ausübe, so ist dem zu entgegnen, daß auch dieser Scheinzweck gerade vor dem ohnmächtig Halt machen muß, zu dessen Erklärung er herbeigezogen wird, nämlich vor der Schönheit. Es ist aus dem Scheinzweck wohl mit genügender Deutlichkeit abzuleiten, daß tragende und getragene Glieder da sind und daß deren Verhältniß so abgewogen werden muß, daß es ohne Weiteres in die Wirklichkeit umsetzbar erscheint und unser natürliches Gefühl für die Vertheilung von Last und Stütze nicht beleidigt. Was aber auf diesem Wege erreicht wird, ist längst noch nichts, was auf den Namen Kunst irgendwie Anspruch machen könnte und bleibt bei den niedrigsten Stufen des ästhetischen Gehaltes stehen — ein bischen Symmetrie und dynamisches Wohlgefallen. Das aber, was die wirkliche Schönheit der Façade im Ganzen und in ihren Theilen ausmacht, liegt nur in den feinsten Abmessungen und Durchbildungen, die mit dem Scheinzwecke nicht das Geringste mehr zu thun haben, da ihm auch ohne sie gerade so gut, wenn nicht noch besser Genüge geschehen könnte, und die ihn daher auch nicht zu versinnlichen im Stande sind. Je höher man im Gebiete des architektonisch Schönen emporsteigt, desto mehr verliert der außerästhetische Zweck seinen Einfluß selbst auf die wichtigsten und grundlegendsten Formen des Bauwerkes. Der kirchliche Zweck z. B. erfordert nichts als einen Raum, der groß genug ist, die Priester von der Gemeinde sondert, in dem es sich gut singt und predigt, und der im Sommer kühl, im Winter aber angenehm warm ist, damit den Gläubigen die Andacht nicht zu schwer fällt. Das ist so ziemlich alles, was der Kirche am Herzen liegt, wenn sie nur auf Erreichung des nächsten Zieles bedacht ist und es auch unterläßt, die Schönheit des Bauwerkes wie etwa die der Musik für sich dienstbar zu machen. Es vermögen diese nackten kirchlichen Zwecke aber aus sich selbst nichts hervorzubringen, als das nüchternste, poesieloseste Schema. Aus ihnen allein können keine Spitzbogen geboren werden und keine schön geschwungenen Gewölbe, keine stolzen Chorthürme und nicht die tausend Verzierungen, die den Dom zu einem Anblicke der Freude machen. Alles, was dem Bau künstlerischen Werth giebt, also auch der geheimnißvolle Schwung der den Grundriß bestimmenden Linien, entzieht sich auch hier durchaus der Erklärung aus den Forderungen des praktischen Zwecks und kann ihm daher auch nicht letzten Endes entspringen. Nicht der außerästhetische Zweck war es, der die gothischen Dome in ihrer Eigenart entstehen ließ, sondern ein *künstlerischer Trieb*, der sich gerade in diesen Formen offenbarte und offenbaren mußte, und den der kirchliche Zweck wohl zur Entfaltung anregen, niemals aber ersetzen konnte. Das Formbildungsprincip, das im gothischen Dome das beherrschende ist und alles Ueberwuchern des Details zu bändigen und unter seine höhere Einheit zu fassen hat, ist allerdings ein constructives Princip, aber nicht ein „reelles“ in dem Sinne, daß er nur den Anforderungen des außerästhetischen Zweckes entspränge, sondern ein künstlerisches, das den außerästhetischen Zweck zwar in sich befaßt, ihn aber weit unter sich läßt und nur aus eigener, innerer Nothwendigkeit heraus gestaltet. Ein oberstes constructives Princip ist also in jedem künstlerisch vernünftigen Bauwerke vorhanden; nur liegt es — wo es sich um *Baukunst* handelt — nicht in der reellen constructiven Zweckmäßigkeit, sondern ist ein selbstherrliches Formprincip von Gottes Gnaden, das seine Bestimmungen aus sich selbst, nicht aber aus dem außerästhetischen Zwecke schöpft. Nicht die reelle constructive Zweckmäßigkeit als vom außerästhetischen Zwecke dictirte dominirt in der künstlerisch höchst stehenden Architektur, sondern die ideale constructive Zweckmäßigkeit im Sinne des künstlerisch formbildenden Princips. Sofern also die Schönheit des Bauwerkes eine constructiv bedingte ist, hat sie mit Kunst nichts zu thun und ist nur eine zufällige, wenn auch willkommene Beigabe zu dem, was der Künstler als Künstler beabsichtigt. Sofern sie aber künstlerische Schönheit ist, entfaltet sie sich zwar auf Grundlage des vom außerästhetischen Zwecke Geforderten, hat mit ihm aber direct nichts mehr zu thun und kann daher weder durch ihn bedingt sein, noch auch seine „Veranschaulichung“ heißen.

Hochachtungsvoll

Paul Moos.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind *ohne Angabe eines Personennamens* zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücherele. (*unverlangte Manuscripte mit Rückporto*) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Eine Sommergeschichte.
Roman aus dem Schwedischen
von
Anne Charlotte Leffler.
Preis geheftet M. 4.—; elegant geb. M. 5.—.

Niobe.
Roman aus dem Norwegischen
von
Jonas Lie.
Preis geheftet M. 3.—; elegant geb. M. 4.—.

Der Grundstein.
Roman aus dem Spanischen
von
Emilia Pardo Bazán.
Preis geheftet M. 3.—; elegant geb. M. 4.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschien bei **Fr. Aug. Eupel** in **Sondershausen** und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Nothwendigkeit
einer
europäischen Abrüstung
und
Steuerentlastung.
Von
Dr. Karl Walcker,
Dozenten der Staatswissenschaft an der Univ. Leipzig.
VI und 40 Seiten. Preis geheftet 1 M.
(In Partien bezogen billiger.)

Der Verfasser ist den Lesern der „Gegenwart" als Mitarbeiter derselben bekannt.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in Berlin ist soeben erschienen:

Gomorrha's Ende.
Litterarische Komödie in drei Acten
von
Karl Bilz.
Mit Illustrationen von **Georg Heil.**
Preis: eleg. brosch. 1,50 Mk.
Eine anmuthige und geistvolle Satire auf unser modernes Drama und Theater!

Von **demselben Verfasser** ist früher erschienen:

Dramatische Humoresken. Verlag v. Imberg u. Lesson, Berlin S., alte Jacobstr. 64a.
Inhalt: Prolog. Warum die Deutschen keine Komödie haben. — Mein Mann schreibt Tragödien. — Wer ist der Verräther? Nach der gleichnamigen Göthe'schen Novelle. — Publikus und seine Verwandten. Historico-Komödie. — Preis: brosch. 4 Mk.

Anno Zweitausend. Posse. 2. Auflage. Stuttgart. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Preis 2 M.

Der Fürst von Raiatea. Posse. Stuttgart. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Preis 2 Mk.

Der Intendant in tausend Nöthen. Posse. Berlin. J. A. Stargardt. Preis 2 Mk.
Der Verfasser nimmt als Vertreter der litterarischen und politischen Komödie der Gegenwart eine hervorragende Stellung ein.

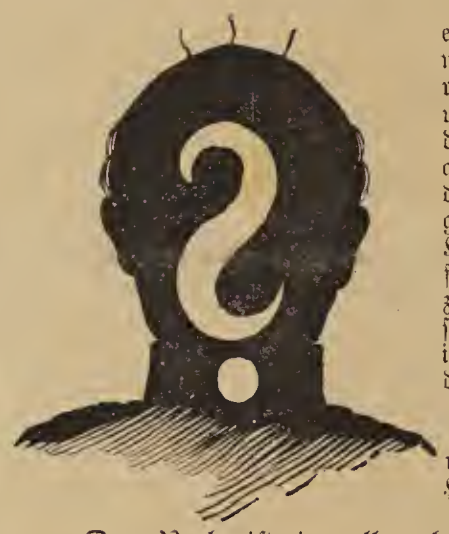
„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Im **Verlag der Gegenwart** in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Um so wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt."
(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden."
(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Grumpelt & Böhm
Antiquariat
und Sortiments-Buchhandlung
Leipzig, Marschnerstr. 9,
empfehlen sich zu **schneller** und **coulanter** Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten
Ehren-Diplom Breslau 1893.

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.
Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Reine Südweine,
Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochf. Qualität, 6 Flaschen (3/4 Liter) Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,— incl. Glas und Kiste franco u. zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.
Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.

Soeben erschien:

Geschichte
des
Gothaischen Hoftheaters
1775—1779.
Nach den Quellen
von
Richard Hodermann.
1894. *M* 3.50.

Hierzu eine Beilage: F. Soennecken's Verlag in Bonn.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 4. Berlin, den 26. Januar 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die neuen Marineforderungen. Von v. G. — Die japanische Rasse. Von Ottokar Fischer. — Hermann von Helmholtz. Von Wilhelm von Bezold. — Der Kampf gegen die classische Bildung. Von Ferd. Jac. Schmidt. — **Feuilleton.** Als der Sturm kam. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Dem Deutschen Reich! Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. — Offene Briefe und Antworten: Menschenflug und Vogelflug. Von Dr. Georg Berthenson. — Anzeigen.

Die neuen Marineforderungen.

Die vom Kaiser lebhaft befürworteten Marineforderungen von vier Kreuzern und einer Torpedoboot-Division haben die Frage in den Vordergrund gerückt, ob auf dem seit lange beschrittenen Wege der unaufhörlichen Vermehrung der Land- und Seestreitkräfte des Reiches nicht endlich wenigstens dem stetigen Anschwellen der Marineausgaben ein kategorisches Halt zu gebieten sei. Es wäre allerdings vom Standpunkte einer idealen Kriegsrüstung und Bereitschaft der Interessenvertretung in den fernen Meeren zu wünschen, wenn das Reich eine in jeder Richtung harmonisch gegliederte und auskömmlich dotirte Kriegsflotte zweiten oder wenn möglich selbst ersten Ranges besäße, und der lebhafte Wunsch der Regierung ist begreiflich, in jedem einzelnen sich bietenden Falle, wo es den Schutz der deutschen Handels- und sonstigen Interessen im Auslande gilt, einige schnelle und starke Kreuzer zur Verfügung zu haben, damit dieselben jederzeit dorthin, wo Conflikte und eine Benachtheiligung deutscher Unterthanen und Interessen drohen oder eingetreten sind, entsandt werden können, um den Forderungen des Reiches Nachdruck zu verleihen. Allein das Mittel zur Befriedigung dieses Wunsches, die entsprechende Anzahl schneller und starker Kreuzer ist nicht nur in Folge der einmaligen Anschaffung dieser Fahrzeuge, sondern auch vermöge ihrer Armirung, Ausrüstung, Bemannung und dauernden Unterhaltung ein so kostspieliges, daß die Vertretung eines Landes, welches, wie das nicht eben reiche Deutschland, an der Rüstung seiner Landstreitkräfte bereits so schwer trägt, sich der eingehendsten Prüfung der Frage unterziehen muß, ob die dadurch entstehenden neuen und großen Ausgaben für die Flotte im heutigen Zeitpunkt auch im Verhältniß zu dem materiellen und ideellen Nutzen, den sie gewähren sollen, und vor Allem zu der bereits in so vielen Richtungen beanspruchten materiellen Leistungsfähigkeit und namentlich der derzeitigen Finanzlage des Landes stehen.

Man muß sich immer wieder vor Augen halten, daß das deutsche Marinebudget im Jahre 1880 25 Millionen, im Jahre 1895 über 50½ Millionen, das Budget des Landheeres 321 bezw. 480 Millionen, beides an dauernden Ausgaben betrug, und daß Deutschland im Jahre 1869 einen Heeresaufwand für 1 900 000 Mann Kriegsstärke, heute einen solchen für vier Millionen macht. Es bedarf keines besonderen Hinweises auf die bekannten Thatsachen, daß Deutschland große und weit verzweigte Handelsinteressen in fast allen Meeren besitzt und daß seine Handelsflotte die zweite der Welt ist, so daß seine materiellen Interessen im Auslande sowohl durch etwaige Unruhen daselbst oder kriegerische und sonstige besondere Ereignisse der Gefahr der Schädigung ausgesetzt sind, und daß ein nach vielen Hunderten von Millionen zählendes deutsches Kapital im überseeischen Auslande arbeitet und engagirt ist. Allein es handelt sich bei den hierher gehörigen Erwägungen nicht sowohl um einen ganz allgemein gehaltenen, nicht näher begründeten Hinweis auf die Schädigung der deutschen Interessen bei mangelnder Vertretung durch die geforderte Kreuzerzahl, sondern in erster Linie um die Feststellung der thatsächlichen Schädigung dieser Interessen, welche nachweislich im Laufe der Zeit bereits durch das Fehlen des Kreuzerschutzes entstanden ist, sowie die wenigstens annähernde Ermittelung der Vortheile, welcher dieser Schutz da, wo er zur Geltung gelangte, erzielt hat. Mit Recht wies der Abgeordnete Peyer in einer der letzten Reichstagssitzungen darauf hin, die Regierung solle den Nachweis führen, in wie weit die deutschen Interessen in Ostasien, in Folge des dortigen anfänglichen Fehlens deutscher Kreuzer, in der That gelitten hätten. Wenn man jedoch in dieser Absicht die einzelnen hierher gehörigen Falle näher in's Auge faßt, so ergiebt sich, daß die bisherige in Folge mangelnden Kreuzerschutzes eingetretene Schädigung deutscher Interessen, zunächst materiell betrachtet, so weit sie sich übersehen läßt, keine so große ist, als daß sie eine neue, nach mehreren Millionen zählende, einmalige und auf Hunderttausende sich belaufende dauernde Erhöhung des 50½ Millionen-Budgets unserer Marine rechtfertigt. Bei Gebieten und Ländern, welche keine oder eine nur sehr schwache Marine besitzen, genügt allerdings das Erscheinen einzelner Kreuzer oder eines Kreuzergeschwaders, um die Beilegung und Regelung commercieller und sonstiger Conflicte zu bewirken und die Entschädigungsfragen zu regeln. Staaten jedoch, welche eine einigermaßen beträchtliche Marine besitzen, dürfte das Auftreten einzelner Kreuzer oder selbst eines Kreuzergeschwaders, bei fester Entschlossenheit ihrer Regierung zum Widerstande, kaum zur Regelung der in Frage stehenden Angelegenheiten und Nachgiebigkeit zu veranlassen vermögen, und nur die übrigen Factoren der politischen Gesammtlage, und der Hinblick auf die hinter diesen Kreuzern stehende Flotte, und in manchen Fällen derjenige auf die gewaltige Landmacht Deutschlands dürfte dieselben gefügig machen. Da, wo es sich nur um

materielle Entschädigungen oder eine moralische Sühne handelt, vermag die deutsche Regierung in Anbetracht der Machtstellung und des Ansehens, welche Deutschland besitzt, auch auf diplomatischem Wege in den meisten Fällen ihre Forderungen durchzusetzen, in einzelnen, im Ganzen jedoch sehr seltenen, wird allerdings die Flotte eintreten müssen. Die Summen und Objecte jedoch, und auf diese kommt es in erster Linie an, um die es sich in diesen vereinzelten Fällen handelt, dürften, wie aus den materiellen und selbst ideellen Resultaten des bisher bewirkten Kreuzerschutzes deutlich hervorgeht, zu den Anschaffungs- und Unterhaltungskosten einer so beträchtlichen Flottenverstärkung in keinem Verhältniß stehen. Nur wenn es sich um den Schutz der Personen und um Leib und Leben deutscher Reichsangehöriger im Auslande handelt, wird das rasche Auftreten einzelner Schiffe der Flotte durch die diplomatische Action gewöhnlich nicht ersetzt werden können. Allein diese Fälle sind erfahrungsmäßig noch seltener als die ersterwähnten und stehen überdies in Analogie zu den Fällen der Gefährdung der im Auslande lebenden Deutschen bei Privathändeln mit den Eingeborenen, so daß sie unseres Erachtens ebenfalls den Aufwand eines so beträchtlich vermehrten Flottenapparats nicht rechtfertigen, besonders in einem Zeitpunkte, wo die jüngste starke Heeres-Vermehrung noch der Aufbringung der Mittel zu ihrer Deckung harrt. Auf Grund statistischer Ermittelungen wird die gesammte deutsche überseeische Auswanderung seit Anfang der zwanziger Jahre bis zum Ablauf 1892 auf 5,6 Millionen Menschen geschätzt. Nimmt man an, daß nur $^1/_2$ Million deutscher Staatsangehöriger heute im überseeischen Auslande lebt, so genügt auch die Vermehrung der Flotte um einige Kreuzer nicht, um diese auf dem ganzen Erdball verstreuten 500 000 Deutsche bei größerer oder gleichzeitig sie etwa an mehreren Punkten bedrohender Gefährdung, wie durch Unruhen, Rassen- und Fremdenverfolgung ꝛc. an Leib und Leben zu schützen.

Wir betonen nochmals, daß bei Conflicten mit Staaten, welche eine einigermaßen beträchtliche Flotte besitzen, das Auftreten einzelner Kreuzer oder eines Geschwaders von einigen Kreuzern zur Begleichung derselben nicht genügt, wenn jene Staaten nicht zum Nachgeben geneigt sind, sondern daß alsdann das Gros der Flotte oder doch ein beträchtlicher Theil derselben, falls die diplomatische Action nicht zum Ziel führt, eintreten muß, um die betreffenden Forderungen durchzusetzen, und daß die Gebiete und Länder mit geringer oder gar keiner Flotte, in denen deutsche Interessen engagirt sind, so zahlreich sind, daß auch eine Anzahl von Kreuzern, wie sie der Flottenbauplan von 1888 vorsieht, und die auch nicht annähernd der Zahl der Kreuzer der großen Seemächte mit colonialem Besitz, wie England und Frankreich, gleichkommt, für die allerseitige Vertretung der deutschen Interessen, namentlich im Falle gleichzeitig auftretender Conflicte nicht ausreicht. Vor allem aber dürften die Beschaffungs- und Unterhaltungskosten der neu geforderten Schiffe ebenso wenig zur derzeitigen Finanzlage des Landes, wie zu dem thatsächlich mit ihnen zu erzielenden materiellen Nutzeffect im Verhältniß stehen und die neu geforderten Kreuzer und die Torpedodivision den Luxus nur ungebührlich erhöhen, den sich Deutschland mit einer starken, keineswegs nur auf die Defensive berechneten Schlachtflotte zweiten Ranges erlaubt, während die Geschicke des Reiches sich nie in einer Seeschlacht, sondern stets nur zu Lande entscheiden können.

Was die Folgerungen aus der Schlacht an der Yalu-Mündung für die beanspruchte Vermehrung der Kreuzer betrifft, so weisen wir darauf hin, daß es offenbar höchst einseitig und kurzsichtig sein würde, aus diesem einzelnen, allerdings ersten mit den neuen Kampfmitteln, jedoch unter ganz bestimmten besonderen Bedingungen stattgefundenen Kampfe zweier Flotten, dahin schließen zu wollen, daß der Schwerpunkt einer Kriegsflotte vornämlich in ihren raschen, stark armirten Kreuzern liege. Als die Schlacht von Lissa geschlagen war, erblickte man das Heil der Flotten in der Verwendung des Sporns und des Rammens, und heute betont man nach der Schlacht am Yalu vorschnell die Verwendung und Vermehrung der Kreuzer. Offenbar ist der Zeitpunkt noch nicht gekommen, wo abschließende Urtheile über die aus der Schlacht am Yalu zu ziehenden Folgerungen mit Sicherheit gefällt werden können, da die eingehenden officiellen Berichte über den Verlauf jenes Zusammenstoßes im Einzelnen noch fehlen. Das Eine und steht mit Sicherheit schon heute fest, daß die japanische Gefechtsleitung von ihren Kreuzern, namentlich aber ihren Schnellfeuer- und leichten Geschützen, einen sehr gewandten und richtigen Gebrauch gemacht hat, während die vier großen modernen chinesischen Panzerschlachtschiffe so gut wie völlig intact blieben. Allein es würde völlig verfehlt sein, aus diesen Vorgängen auf die Nothwendigkeit einer starken Vermehrung der Kreuzerschiffe schließen zu wollen. Eine richtig geführte und angemessen armirte Flotte großer Panzerschlachtschiffe ist auch heute noch, nach dem Urtheil aller ruhig und objectiv urtheilenden Fachmänner, einer Kreuzerflotte im Gefecht überlegen. Bereits haben sich englische Fachmänner, die in dieser Hinsicht als Autoritäten gelten können, ebenso deutlich wie bestimmt in diesem Sinne ausgesprochen.

Das große Panzerschlachtschiff bildet eine durch möglichst starke Panzerung geschützte starke Batterie, welche, wenn auch geringe Geschwindigkeit, so doch vor allem große Stetigkeit, eine Hauptbedingung für die richtige Abgabe des Geschützfeuers, und daneben relative Unverwundbarkeit besitzt, Eigenschaften, welche selbst den größeren geschützten Kreuzern in diesem Grade fehlen. Hoffentlich werden sich in dieser Hinsicht bald ruhigere und richtigere Anschauungen in den betreffenden Kreisen Bahn brechen, und vor überstürzten Folgerungen aus einem vereinzelten Act eines Seekrieges, der unter besonderen Bedingungen sich vollzog, Schutz bieten. Die „Zeichen der Zeit“, auf welche von den Befürwortern der Kreuzerforderung in dieser Richtung hingewiesen wurde, müssen unseres Dafürhaltens vor Allem richtig verstanden und nicht sanguinisch überschätzt werden. v. G.

Die japanische Rasse.

Von Ottokar Fischer.

Der ostasiatische Krieg hat die interessanten Völkerschaften von China und Japan bei uns „actuell“ gemacht. Wir wundern uns höchlichst, wie das stark europäisirte und seit einem Jahrzehnt auf diesen kriegerischen Schlag sich vorbereitende Japan, dieser David mit Schlitzaugen und Cylinderhut, das riesengroße, eifersüchtig vor jeder abendländischen Cultur sich abschließende China in wenigen Monaten über den Haufen rannte, ein hülfloser Goliath, wie der alte Claudius ihn besungen hat, nur daß ihm der Zopf hinten hängt. Und staunend lesen wir von Schlachten zu Wasser und Land, Panzerschiffen und Torpedobooten gegen einander, von eroberten Festungen und verstümmelten Gefangenen, und nur ab und zu fällt uns ein, daß diese Kämpfe, wenn wir sie von unserer allzu civilisirten Culturwarte aus betrachten, eigentlich liliputanischen Charakter haben. Was dort im übertreibenden Depeschenstil den Namen einer Schlacht führt, ist in unseren Augen nur ein Gefecht, sobald man die Combattanten, Gefangenen und Todten in Betracht zieht. Dann erinnern wir uns wohl auch, daß, was Japaner und Chinesen eine Armee nennen, kaum die Stärke eines deutschen Armeecorps hat. Und am Ende erscheint uns die ganze Campagne wie ein unnützer Froschmäusekrieg, und wir fragen uns, warum die beiden mongolischen Brudervölker nicht lieber friedlich bei einander wohnen. Geben wir gesitteten Europäer, bis an die Zähne bewaffnet, ihnen doch das leuchtendste Vorbild.

Brudervölker? Damit hat es seinen Haken. Die Chinesen, sieht man von der Urbevölkerung (Miaotse, Puuti ꝛc.) ab, sind unstreitig den Mongolen verwandt, aber die Abstammung der Japaner ist noch in ein Dunkel gehüllt, das weder Völkerpsychologen, noch Ethnographen, noch Forschungsreisende gelüftet haben. Sogar der feinste Kenner Japans, dem wir nicht das neueste, aber noch immer beste Buch über jenes Inselreich verdanken, Professor J. J. Rein in Marburg*), giebt zu dieser Frage nur schätzbares Material, doch keine Lösung. Indessen enthält seine Darstellung so viel gerade im gegenwärtigen Augenblick Interessantes — bis auf den durch die Ereignisse als grundlos erwiesenen Zweifel an der nachhaltigen Culturfähigkeit der Japaner, — daß wir uns im Nachfolgenden gerne mit diesem bewährten Führer auseinandersetzen.

Die Eingeborenen Japans zerfallen in zwei Stämme mongolischer Race: die eigentlichen Japaner und die Ainos. Letztere bewohnen das Gebiet nordwärts der Tsugarusstraße, also die Insel Yezo und die Kurilen, außerdem aber den südlichen Theil von Sachalin bis zum 50. Breitegrad. Doenitz und Hilgendorf haben über die Körperbeschaffenheit derselben eingehende Untersuchungen angestellt. Als unzweifelhafte Thatsache ergab sich, „daß die Ainos Mongolen sind, die sich von den Japanern vielleicht weniger unterscheiden als die Germanen von den Romanen". Wenn die geradliegenden Augen und die derberen Gesichtszüge, vor Allem aber der starke Bartwuchs der Männer ihnen eine gewisse Aehnlichkeit mit Europäern verleiht, so ist diese nur scheinbar und schwindet bei näherer Betrachtung. Im Verkehr erscheinen die Ainos kindlich freundlich und gutmüthig, zugleich furchtsam und unterwürfig, so daß es den vordringenden Japanern leicht wurde, mit ihnen fertig zu werden. An den alten patriarchalischen Gewohnheiten und Sitten halten sie fest und trennen sich trotz glänzender Verlockungen höchst ungern von ihren einfachen Geräthen, die vorzugsweise dem Fischfang und der Jagd dienen, denn um Feld- und Gemüseban, auch da, wo Boden und Klima dafür noch günstig sind, hat sich dies Naturvölkchen bis jetzt noch wenig gekümmert. Das Beispiel der neben ihnen sich ansiedelnden Japaner hat sie hier und da nur zum Anbau von etwas Hirse und Bohnen vermocht. Die Zahl der Ainos auf Yezo selbst wird sehr verschieden angegeben, zu 17000 bis 80000, doch kommen 17000 der Wahrheit wohl am nächsten. Man findet sie in kleinen Dörfchen längs der Küste und größeren Flüsse, nicht im gebirgigen Innern.

Die heutigen Japaner (Nipp onjin) sind ein Mischvolk, hervorgegangen aus fremden Einwanderern, die größtentheils lange vor Christo den südlichen Theil des Reiches einnahmen und dann von hier gen Norden erobernd vordrangen, und einer schon vorhandenen autochthonen Bevölkerung. Die japanische Geschichte erwähnt diese Ureinwohner nur im Norden der Insel Hondo, nennt sie Emishi und Ezo (Yezo), hebt hervor, daß sie sich tätowirten und ihr Kopf- und Barthaar nicht pflegten, giebt aber sonst wenig Aufschluß über dieselben. Man nimmt jedoch an, daß sie auch der mongolischen Race angehörten und, wenn nicht gleichen Stammes mit den Ainos, so doch nahe Verwandte derselben waren, deren Hauptnahrquellen ebenfalls im Fischfang und in der Jagd bestanden.

Da die Japaner im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung überhaupt erst eine Schriftsprache, die chinesische, kennen lernten und ihre davon abgeleitete Silbensprache, das Katakana, noch viel späteren Ursprungs ist, ihr ältestes Geschichtswerk aber, das Kojiki, aus dem Jahre 711 stammt, gewährt uns die japanische Literatur für ethnographische Fragen keine Anhaltspunkte. Die Lösung der Frage nach dem Ursprung eines Volkes, das in vorgeschichtlicher Zeit in einem fremden Gebiete erschienen ist, bietet, wie Rein betont, besondere Schwierigkeiten. Sie kann nicht nach dem Körperbau allein erfolgen, denn dieser verändert sich allmählich, wie bekannt ist, mit Klima und Lebensweise, aber noch vielmehr durch Vermischung mit anderen Volksstämmen. Ferner bietet die Sprache nicht immer sichere Anhaltspunkte, denn Europa und seine Geschichte zeigen uns genug Beispiele von Siegern und Besiegten, die ihre eigene Sprache nach dem Contact aufgaben und diejenige des Volkes annahmen, mit dem sie sich vermischten. Auch Sitten und Lebensweise, die Beschaffenheit der Haus- und Ackergeräthe und Anderes mehr, so schätzenswerthe, ethnographische Merkmale und Winke dieselben auch bieten mögen, reichen allein nicht aus. Erst wenn verschiedene dieser Spuren nach demselben Ursprung hinweisen, sind wir berechtigt, letzteren als gemeinsamen Ausgangspunkt anzunehmen.

Die japanische Sage leitet, wie dies Rein in seinem Werk hervorgehoben hat, nicht blos die Entstehung von Oyashima, sondern auch der Herrscherfamilie, ja des ganzen japanischen Volkes von dem Götterpaare Isanagi und Isanami ab. Von seinen fünf auf Awaji geborenen Kindern bevorzugte Isanagi die beiden ältesten Töchter am meisten. Sie waren aus seinen Augen durch Waschen im Meere erzeugt worden, die erstgeborene aus dem linken, die jüngere aus dem rechten Auge. Als Sonnen- und als Mondgöttin erhob er sie an den Himmel und machte sie zu Beherrscherinnen von Tag und Nacht. Amaterasu-o-mi-kami (chinesisch Tenshô Daijin), d. h. die vom Himmel scheinende Gottheit, thronte über der Erde, die ihr unterstellt wurde, und Tsuki-no-kami, die ihre Stelle während der Nacht vertrat. Als Mondgöttin, Enkel der Sonnengöttin wird Ninigi-no-mikoto genannt. Derselbe erhielt von ihr den Auftrag, vom Himmel herabzusteigen und die Erde zu regieren. Mit seinem Himmelsschwerte, Ama-no-sakahoko genannt, sondirte er den Boden unter sich, ließ sich alsdann auf dem Takachiho von Kirishima-yama an der Grenze von Hiuga und Osumi nieder und gründete in Kinshiu ein Reich. Sein Großenkel war Jimmu-Tennô. Der mythischen Ausschmückung entkleidet, erscheint uns dieser Stammvater des japanischen Herrscherhauses wie ein normannischer Viking, der mit seinem Gefolge auf Abenteuer und Eroberung ausfährt. Die Feinde, welche er traf und besiegte, dürften kein fremdes, sondern ein stamm- und sprachverwandtes Volk gewesen sein. Nachkommen von alten Einwanderern, welche Jahrhunderte zuvor gleich seinen eigenen Vorfahren wahrscheinlich von Asien herübergekommen waren.

Alte japanische Traditionen weisen nicht bloß auf eine frühe Besiedelung der Insel Kinshin hin, sondern auch des westlichen Chingoku, insbesondere der Provinzen Idzumo, Hôki und Iwami, sowie der Insel Oki. Woher kamen die Einwanderer? — und welche Mittel giebt es, ihre Herkunft abzuleiten? — Solche und ähnliche Fragen sind nicht neu: Fremde und intelligente Japaner haben dieselben in der Neuzeit oft aufgeworfen, ohne darauf eine völlig befriedigende Antwort zu erhalten. Ohne Zweifel weicht das japanische Volk in Körperbau, Sprache und Sitten von allen Nachbarvölkern so bedeutend ab, daß nur eine mittelbare Verwandtschaft mit denselben möglich, keine directe Ableitung von einem derselben zulässig erscheint.

Es ist auf die Möglichkeit hingewiesen worden, daß die ersten Japaner, welche einst im südlichen Kinshiu landeten, verschlagene Seeleute gewesen seien, und zwar Malayen, die in die Gewalt des Kuro-shiwo geriethen und von ihm an die Gestade der japanischen Inseln getragen wurden. Doenitz, der diese Auffassung theilt, hat weiter im Gesichtsausdruck der Japaner, in der Bauart ihrer Häuser, welche ihn an die Pfahlbauten der Malayen erinnern, und in der Anlage der Abtritte Beweise für den malayischen Ursprung zu finden geglaubt.

*) In seinem grundlegenden Werke: „Japan, nach Reisen und und Studien im Auftrag der preußischen Regierung dargestellt," Zwei Bände, reich illustrirt (Leipzig, Wilh. Engelmann), 1881. Es ist das Tiefste und Vollständigste, was über Japan bis heute veröffentlicht wurde.

Man wird die Möglichkeit einer Verschlagung von Malayen durch den Kuro-shiwo immerhin zugeben müssen, wenn auch die Geschichte kein Beispiel einer solchen aufweist. Das Verbindungsglied zwischen Kiushiu und dem Malayischen Archipel bilden die Rinkiu-Inseln, welche in erster Linie vom Japanischen Strom bespült werden. Hierher also konnten und mußten Malayen doch eher und leichter gelangen als nach dem eigentlichen Japan. Nun zeigt sich aber bei den Rinkiu-Insulanern in nichts eine größere Annäherung an die Malayen, vielmehr stimmen sie in allen wesentlichen Dingen, in Körperbau, Kleidung, Lebensart, Sprache, Sitte, mit den Japanern überein und zeigen daneben in einigen Stücken sogar eine bemerkenswerthe Hinneigung zu den Koreanern, so in der ganzen Gestalt und in der Tracht des Haares.

Was die Bauart der Wohnungen anlangt, so hebt Rein hervor, daß dieselbe hauptsächlich ein Product des Bedürfnisses und der vorhandenen Mittel ist, daher thatsächlich ganz fremde, räumlich und zeitlich sich fernstehende Völker auf die gleiche Hauseinrichtung gekommen sind. Im ganzen Monsungebiete baut man mit Bambusrohr, Palmen oder leichtem Holzwerk und muß bei den reichen Niederschlägen das Haus über der Erde durch Pfosten oder einzelne Steine an den Ecken tragen lassen, damit die Luft durchzieht und der Boden vor Fäulniß und Moder geschützt wird. Das Pfahlgerüst schwindet erst, wenn mit fortschreitender Civilisation und entsprechend größerem Wohlstande eine solide Mauer an die Stelle tritt. Japan zeigt uns diese Uebergänge zur Genüge.

Die japanische Sprache hat mit dem Malayischen und Polynesischen keinerlei Verwandtschaft, weder im Bau, noch im Wortschatze. Sie ist vielsilbig und stellt das Verb an das Ende des Satzes, etwa wie es unter den lateinischen Schriftstellern Caesar besonders oft thut, während bei der malayischen Sprachgruppe, wie im Chinesischen, das Zeitwort dem von ihm regierten Object vorausgehen muß. In der japanischen Sprache folgt nicht, wie bei den Malayen und Südsee-Insulanern, das Adjectiv seinem Substantiv, noch der Genitiv dem Nominativ, sondern geht ihm voran. So ließen sich noch manche durchgreifende Sprachunterschiede hervorheben, welche beweisen, daß auch sprachlich keinerlei malayischer Einfluß und damit keinerlei Einwanderung, wie die angenommene, zu erkennen ist.

Nach den chinesischen Annalen kamen ungefähr 1200 v. Chr. tatarische Stämme nach Korea und siedelten sich zum Theil hier, zum Theil auf den östlichen Inseln an, Wenn nun der Gesichtstypus und Haarwuchs der Japaner mongolisch, nicht malayisch ist, wenn die Sprache über Korea zum tatarisch-mongolischen Stamme in Centralasien weist, und wenn endlich die Lage des Landes und die alten Traditionen sich mit jenem Berichte der Chinesen sehr wohl in Einklang bringen lassen, so erscheint uns die Wahrscheinlichkeit groß, daß die eingewanderten Japaner in der That ein Glied jener großen altasischen Völkerfamilie waren, welche einst nach allen Richtungen von ihrem Stammsitze aus sich zerstreute und sich über Asien vom Stillen Ocean bis zum Pontus und Mittelmeer verbreitete. Ueber Korea, Tsushima, Iki und Oki gelangte jenes losgerissene Glied, die Vorfahren des japanischen Volkes, zum südlichen Japan und nahm es allmählich von den Rinkiu-Inseln bis vielleicht zur Breite vom Hakone-Gebirge oder noch weiter nordwärts in Besitz, während verwandte Stämme, wie Koreaner und Mandschu, sich auf dem benachbarten Festlande niederließen.

Die muthmaßliche Urbevölkerung des südlichen Japans wurde nach Rein's Annahme theils verdrängt, theils assimilirt, wie dies thatsächlich später mit den Emishi im Norden der Insel Hondo geschah. Lange nachdem sich dieser Vermischungsproceß im südlichen Japan vollzogen hatte, trat Jimmu-Tennô auf. Der Gründung und Erweiterung des Mikadoreiches durch ihn und seine Nachfolger reiht sich dann zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die theilweise Eroberung von Korea durch die Kaiserin Jingu-Kôngô an. Eine theils freiwillige, theils gezwungene Einwanderung von Koreanern — später auch von Chinesen, wiewohl in geringerem Grade — folgt diesem Ereigniß und wiederholt sich im Laufe der nächsten 8—10 Jahrhunderte von Zeit zu Zeit, während Emishi aus dem Norden ebenfalls unter die mehr südlichen Provinzen vertheilt werden. Diese verschiedenartigen fremden Elemente gingen allmählich im japanischen Volke auf und trugen wesentlich dazu bei, seinen ursprünglichen Charakter mehr und mehr zu verwischen.

Im Vergleiche zu den Europäern ist die japanische Rasse klein, der Mann im Mittel etwa 150 Centimeter hoch, also kleiner als ihre westlichen Nachbarn, die Koreaner und Chinesen. Wie in China, so bleibt auch in Japan die Durchschnittsgröße der Frauen weit hinter derjenigen der Männer zurück; doch sieht man hier weder Riesen noch Zwerge, noch auch jene Fettleibigkeit, welche unter Chinesen und manchen anderen Völkern so häufig ist. Nur die Ringkämpfer (sumo-tôri) machen in letzterer Beziehung eine Ausnahme und zeichnen sich durch große Körperfülle aus. Eine sehr merkliche Verdrehung der Beine durch Einwärtskrümmung der Kniee beeinträchtigt sehr häufig den günstigen Eindruck der übrigen Gestalt und zeigt sich bei den Männern namentlich, wenn sie in eng anschließendem europäischen Anzug erscheinen. Sie wird wahrscheinlich hervorgerufen durch die eigenthümliche Art, wie Kinder von Müttern, Wärterinnen oder älteren Schwestern auf dem Rücken getragen werden. Man bindet sie nämlich durch ein Tuch, das der Träger sich um Schultern und Leib, dem Kinde um Rücken und Oberschenkel schlingt, fest wider den Rücken, wobei die Kniee gegen einander, die Füße aber nach außen zu liegen kommen.

Die meisten Fremden, welche bisher über Japan schrieben, lernten nur die Außenseite seines Volkslebens kennen. Selbst für solche, die sich länger im Lande aufhielten, bildeten die bedeutenden Sprachschwierigkeiten, sowie die großen Unterschiede der Rasse, Religionsanschauung, Denk- und Lebensweise in der Regel mächtige Hindernisse, tiefer in dasselbe einzudringen und seine inneren Impulse zu verstehen. Aus gleichen Gründen ist es bis jetzt auch nur ausnahmsweise zu einem intimeren freundschaftlichen Verkehr zwischen Fremden und Eingeborenen gekommen, einem Verkehr, der auf gegenseitiger Hochachtung und Zuneigung und nicht auf Leidenschaft oder sonstigen materiellen Interessen beruht hätte.

Das japanische Volk zeigt viele löbliche Eigenschaften, welche uns sympathisch berühren und bei anderen Orientalen wenig oder gar nicht entgegentreten. Wie der Anblick der schönen Natur den Ankömmling im Reiche Nippon erfreut, so wird er auch durch die Reinlichkeit seiner Bewohner, durch ihr freundliches, humanes Wesen, dem Würde und Selbstbewußtsein nicht fehlen, durch ihre Intelligenz und Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und die Vortheile der abendländischen Civilisation angenehm überrascht und für sie eingenommen, etwa wie ein Gast, dem sein Wirth einen freundlichen Empfang bereitet. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Urtheile derjenigen Fremden, welche in Japan nur ein kurzes Gastrecht beanspruchen, dem Volke überaus günstig sind. Die Japaner sind gefällig, passen sich gern an und ahmen leicht nach; sie sind neugierig, aber wenig mittheilsam. Doch muß man ihre Verschlossenheit in Allem, was Staatseinrichtungen, Religion ꝛc. betrifft, theils der Ignoranz, theils einer Jahrhunderte langen eigenartigen Erziehung unter dem Drucke der Gesetze des Iyeyasu und der Spione zuschreiben. In Wahrheitsliebe stehen die Japaner uns Europäern nicht nach.

„Ich kam nun zurück", so schreibt H. Maron, ein Landsmann und feiner Beobachter, „in ein mir bekanntes Land, nach dem ich mitten in China eine tiefe Sehnsucht empfunden

hatte. Schmutz, Gestank, Betrug, unwürdiger und widerlicher Sclavensinn, gepaart mit unmotivirtem Hochmuth, sind die Grundelemente der chinesischen Welt. Ueber der japanischen ruht charakteristisch: höchste Reinlichkeit, Zierlichkeit, Gefühl für Schicklichkeit und Maß, unverkennbare Würde und Selbstachtung."

Derselbe Autor, zugleich ein guter Kenner des polnischen Volkes, stellt zwischen diesem und dem japanischen Vergleiche an und erkennt dabei manche verwandte Züge. Arbeitsam, bedürfnißlos und genügsam, abgehärtet gegen Witterungseinflüsse, leichtlebig und von ritterlichem Sinne findet er beide und ist geneigt, darin die tiefsitzenden Spuren des tatarischen Einflusses zu erkennen, welcher sich einstmals von der Oder bis zum Stillen Ocean geltend machte und wie in Sitte und Lebensanschauung, so auch in der Sprache nachweisbar ist. Nach mancher anderen Seite sind die Unterschiede zwischen beiden Völkern freilich so auffallend und groß, wie nur möglich.

Die japanische Nation ist nach Rein's Ansicht in mancher Beziehung ein Volk von Kindern, harmlos zutraulich, heiter und zu kindlichen Spielen geneigt auf allen Altersstufen, für alles Neue leicht interessirt, ja begeistert, aber wenn nur halb und kurze Zeit damit vertraut, es eben so leicht überdrüssig werdend, mit einem Worte ein Volk, das, wie die Gallier nach Caesar rerum novarum cupidi, aber vielfach ohne Stetigkeit und Ausdauer ist. Letzteres dürfte jedoch mehr von der höheren Gesellschaftsklasse als von dem Volke gelten, auf das Rein alle Attribute anwenden möchte, die schon Thunberg dem japanischen Volkscharakter zuschreibt. Sie sind hiernach im Allgemeinen verständig und vorsichtig, frei, lenksam und höflich, neugierig, fleißig und geschickt, sparsam und nüchtern, reinlich, gutmüthig und freundlich, aufrichtig und gerecht, ehrlich und treu, daneben freilich auch argwöhnisch, abergläubisch und sinnlich. Eine natürliche Heiterkeit und Unverdrossenheit verläßt den gemeinen Mann auch bei schwerer Arbeit nicht und ist neben der Eintracht und Ruhe, womit alle Geschäfte im Haus und Feld verrichtet werden, eines der beneidenswerthesten Güter des japanischen Volkscharakters.

Hermann von Helmholtz.

Von Wilhelm von Bezold.*)

Seiner innersten Natur nach war Hermann von Helmholtz ein schlichter, einfacher Gelehrter, dem die Erkenntniß der Dinge das höchste Ziel war, aber seine stille rastlose Forschung hat Früchte gezeitigt, die weit über den Raum seines Laboratoriums und weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus Licht verbreiteten und Segen spendeten, und durch welche er einer der größten Wohlthäter des Menschengeschlechtes geworden ist.

Für die Vertreter der biologischen Wissenschaften stand ehmals die Frage nach der sogenannten Lebenskraft im Brennpunkte des Interesses. Nach der zumeist verbreiteten Anschauung räumte man nämlich den Kräften, wie man sie durch Physik und Chemie bei den Vorgängen in der anorganischen Natur hatte kennen lernen, in den Organismen nur einen beschränkten Wirkungskreis ein. Man dachte sie vielmehr bei allen lebenden Wesen ganz und gar unter den Einfluß eines schwer definirbaren Princips gestellt, der sogenannten Lebenskraft. Das Hereinziehen eines so fremdartigen, gar nicht greifbaren Elementes in die Forschung mußte einem streng physikalisch denkenden Kopf, wie Helmholtz es war, von vornherein unsympathisch sein; bedeutet es im Grunde genommen doch nichts anderes als einen Verzicht auf jede Erklärung. Denn, wenn man die Natur begreifen will, so muß man, um mit Helmholtz selbst zu sprechen, vor Allem voraussetzen, daß die Natur begreiflich sei. Dabei drängte sich ihm überdies die Ueberzeugung auf, daß man durch die Annahme einer Lebenskraft in der gebräuchlichen Weise mit einem Satze in Widerspruch komme, den man längst über alle Zweifel erhaben dachte, nämlich mit dem Satze, daß es unmöglich sei, ein sogenanntes Perpetuum mobile zu construieren, d. i. eine Maschine, welche sich von selbst immerfort bewegt, also z. B. eine Uhr, die sich nach dem Ablaufen selbst wieder aufzieht.

Diese Erkenntniß reicht in ihren Anfängen bis auf Leibniz und zwar bis in das Jahr 1686 zurück, und war durch die Untersuchungen der großen Mathematiker des vorigen Jahrhunderts für den Bereich der Kräfte, die man bis dahin kannte, längst scharf bewiesen worden. Helmholtz hatte sich während seiner Studienzeit mit diesen Werken gelegentlich bekannt gemacht, als er zur Hülfeleistung in der Bibliothek des Friedrich-Wilhelms-Instituts herangezogen worden war. Er hatte dabei auch den Satz kennen lernen, dem man den Namen des Princips der lebendigen Kräfte gegeben hatte, und wußte, daß er die Folgerung in sich schloß, daß man mit Hülfe der gewöhnlichen maschinellen Vorrichtungen Kräfte zwar umsetzen, aber niemals erzeugen könne. Die Frage spitzte sich für ihn nun dahin zu, ob sich dieser Satz auch auf die verschiedenartigen Naturkräfte anwenden lasse, welche man durch Physik und Chemie inzwischen hatte kennen lernen, und die auch im Organismus ihr Spiel treiben.

Indem er nun darüber nachdachte, welche Beziehungen zwischen diesen Kräften bestehen müssen, wenn auch für sie die Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile gelten sollte, gelangte er zu der klaren und scharfen Formulirung jenes großen Naturgesetzes, welches er als „das Gesetz von der Erhaltung der Kraft" bezeichnete, und dem man später den Namen des Gesetzes von der „Erhaltung der Energie" gegeben hat, um einer Trübung des bereits seit Isaak Newton in anderem Sinne festgestellten Kraftbegriffes vorzubeugen. Mit diesem Satze, dessen klare Erkenntniß und scharfe Fassung als die größte Errungenschaft bezeichnet werden muß, deren sich die Naturforschung seit der Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Newton rühmen darf, war nun mit einem Male das Band gefunden, welches die scheinbar verschiedenartigsten Naturkräfte miteinander verknüpft und bei der Entwirrung der verwickeltsten Vorgänge als niemals irreführenden Faden dient.

Einige Jahre später fand Helmholtz, daß schon vor ihm ein Arzt in Heilbronn, Julius Robert Mayer, zwei Abhandlungen veröffentlicht hatte, die vieles von dem enthielten, was er später ganz unabhängig selbst entdeckt, und in dem Schriftchen über die Erhaltung der Kraft hatte drucken lassen. Helmholtz beeilte sich, dies nunmwunden öffentlich anzuerkennen, und ließ auch später keine Gelegenheit vorübergehen, auf Mayer hinzuweisen. Es war aber Helmholtz, aus dessen Händen die Welt diese große Wahrheit empfing als eine Frucht seines ureigensten Forschens, und zwar in scharfer und präciser Form, welche die vielen Einzelheiten, die Mayer schon früher erkannt hatte, in einen einzigen Ausdruck zusammenfaßte.

Bald nach der Veröffentlichung dieser Abhandlung wandte sich Helmholtz wieder physiologischen Arbeiten zu, und zwar war es die Lehre von der Muskelaction — die Zusammenziehung des Muskels — und damit zusammenhängende Fragen, die ihn auf längere Zeit hinaus beschäftigen sollten.

*) Am 14. December veranstalteten fünfzehn wissenschaftliche und technische Vereine Berlins eine Gedächtnißfeier zu Ehren des drei Monate zuvor dahingeschiedenen Forschers. Sein College Professor von Bezold hielt dabei eine weihevolle Rede, der wir einen kurzen Abschnitt über Helmholtz' hervorragendste Arbeiten entnehmen. Die Veröffentlichung der mehrfach erweiterten Rede erfolgt in diesen Tagen durch den Verlag von Johann Ambrosius Barth (Arthur Meiner) in Leipzig in einer schön ausgestatteten Broschüre, die mit einem radirten Bildniß nach Lenbach's Oelgemälde geschmückt ist. Wir empfehlen unseren Lesern diese eingehende wissenschaftliche und menschliche Würdigung des großen Forschers.

Zuerst beschäftigte er sich im Anschluß an seine früheren Arbeiten über die Muskelaction mit „Messungen über den zeitlichen Verlauf der Zuckung animalischer Muskeln“ und gleich darauf mit der nahe verwandten Frage nach der „Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Reizung in den Nerven“.

Schon der erste Theil der Frage war schwer genug, da er die Anwendung außerordentlich feiner, erst ganz neu eingeführter Hülfsmittel voraussetzte. Der zweite aber mußte beinahe unlösbar erscheinen, so daß es einen hohen Grad von Kühnheit voraussetzte, ihn überhaupt in Angriff zu nehmen. Damals huldigte nämlich selbst Johannes Müller noch der allgemein verbreiteten Ansicht, daß die Fortpflanzung des Willensactes vom Gehirn bis zu dem ausführenden Organ in unmeßbar kurzer Zeit, oder wie man sich ausdrückte, im Augenblick, mit Blitzesschnelle, erfolge. Ein von Du Bois-Reymond gehaltener Vortrag über eine neue von Pouillet erfundene Methode zur Messung kleiner Zeitintervalle wurde für Helmholtz der Anstoß, den Versuch einer Messung dieser Fortpflanzungsgeschwindigkeit doch zu wagen. Er gelang, und zwei in den Jahren 1850 und 1852 veröffentlichte Abhandlungen berichten von den mit größtem Scharfsinn und unermüdlichem Eifer ausgeführten Messungen. Noch bevor die zweite dieser Abhandlungen zum Abschluß gekommen war, überraschte Helmholtz die Welt durch eine Leistung, die in praktischer Bedeutung den Gipfelpunkt seines Schaffens bildet: die Erfindung des Augenspiegels.

Diese Errungenschaft war eine Frucht seiner Lehrthätigkeit. Helmholtz wollte nämlich die kurz vorher von Cumming und von Brücke aufgestellte Theorie des Augenleuchtens, wie man es an manchen Thiergattungen beobachtet, seinen Zuhörern auseinandersetzen, und hatte sich zu diesem Zweck einen kleinen Apparat zusammengestellt, als ihm plötzlich klar wurde, daß durch diesen Versuch der Weg gewiesen sei, den man einzuschlagen habe, um die Netzhaut des lebenden Auges zu sehen. Thatsächlich vergingen kaum acht Tage, bis dieses Ziel erreicht, und damit ein Instrument geschaffen war, das bald darauf eine vollständige Umwälzung der Augenheilkunde hervorrufen sollte. Es war naheliegend, daß sich Helmholtz nach diesem unvergleichlichen Erfolge mehr und mehr der Erforschung des Gesichtssinns zuwandte, und thatsächlich bewegten sich seine Arbeiten beinahe zehn Jahre hindurch auf diesem Gebiete.

So lieferte er schon im Jahre 1852 den Nachweis, wie unzulässig es sei, aus der Mischung von Farbstoffen Schlüsse zu ziehen auf die wahre Mischung von Farben, wie man sie erzielt, wenn man gleichzeitig verschiedenfarbiges Licht auf ein und dieselbe Stelle der Netzhaut wirken läßt. Insbesondere zeigte er, daß Gelb und Blau, auf letztere Art in richtigem Verhältniß gemischt, Weiß geben, während man durch Mischung gelber und blauer Farbstoffe bekanntlich Grün erhält.

Durch diese Versuche war mit einem Male Klarheit in ein Gebiet gebracht, auf welchem vorher die äußerste Verwirrung geherrscht hatte. Nun konnte er erst daran gehen, die Lehre von der Farbenempfindung auf sicherer Grundlage auszubauen, Arbeiten, die besonders durch die Wiederaufnahme und vollständige Durchbildung der fünfzig Jahre früher von dem Engländer Thomas Young angedeuteten Theorie der physiologischen Grundfarben, sowie durch unzählige einzelne Versuche und Entdeckungen eine hohe Bedeutung erlangt haben.

Dabei ist es jedoch bezeichnend für Helmholtz, wie ihn die Beschäftigung mit einer Frage sofort wieder auf neue Gebiete der Forschung hinüberleitete. Dies kann man schon in der ersten auf die Farbenlehre bezüglichen Abhandlung erkennen.

Indem er nämlich die Parallelen zog zwischen den Empfindungen der Farbe und des Tones, und Klarheit darüber zu gewinnen suchte, wie es möglich sei, daß trotz der nahen Verwandtschaft, welche Farben und Töne in den Augen des Physikers besitzen, die entsprechenden Empfindungen doch so wesentliche Verschiedenheiten zeigen, bildeten diese Studien für ihn nicht nur den Ausgangspunkt für die später zu so hoher Vollendung gebrachten Arbeiten über die Tonempfindungen, sondern auch für solche noch viel allgemeinerer Natur.

Denn bei der Eigenart seines Geistes, die ihn niemals an der Oberfläche Halt machen ließ, sondern mit unwiderstehlicher Gewalt zwang, jeden Gedanken bis zu den äußersten Consequenzen zu verfolgen, führten ihn diese Untersuchungen ganz von selbst nach jenen Grenzen hin, wo Philosophie und Naturforschung sich berühren und wo er für die letztere so breiten Raum erobert hat.

Hier galt es nachzuweisen, wie unsere Wahrnehmungen durch Wechselwirkung von Sinnesempfindung und Gehirnthätigkeit zu Stande kommen, und Schritt für Schritt zu verfolgen, welche Rolle hierbei dem eigentlichen Sinnesorgane zufällt, und wie viel auf Rechnung allmälig erworbener Vorstellungen zu setzen ist. Und indem er diesen Fragen nachging, betrat er ein vor ihm nur wenig bebautes Feld, das Gebiet der auf naturwissenschaftlicher Grundlage ruhenden und nach naturwissenschaftlicher Methode gepflegten „Erkenntnißtheorie“.

Spricht aus diesen Arbeiten, deren erste den Titel führt: „Ueber die Natur der menschlichen Sinnesempfindungen“ bereits der durch Physik und Physiologie zur Philosophie hindurchgedrungene Forscher, so sehen wir ihn in Königsberg gleichzeitig mit anderen Aufgaben beschäftigt, die an streng mathematische Schulung und vor Allem auch an Findigkeit und Geschicklichkeit im Experimentiren die allerhöchsten Anforderungen stellen.

Es waren dies Untersuchungen über die so lange in Dunkel gehüllten Vorgänge, welche es ermöglichen, daß man bald nahe, bald ferne Gegenstände deutlich sehen kann, und die man mit dem Namen der Accommodation bezeichnet. Die Aufgabe war außerordentlich schwer, da sich diese Vorgänge im Innern des Auges abspielen, und es sich darum handelte, sie an dem lebenden, unverletzten und nicht künstlich festgehaltenen Auge scharf messend zu verfolgen. Es gelang ihm, auch diese Schwierigkeiten zu überwinden, indem er mit Hülfe eines ungemein sinnreich erdachten Instrumentes ganz genau die Größe und Lage der drei kleinen Spiegelbilder bestimmte, welche man von einem hellleuchtenden Gegenstand im Auge eines Anderen beobachten kann, und von denen das eine, Jedermann bekannte, von der Vorderfläche des Auges, der sogenannten Hornhaut, herrührt, die beiden anderen aber von der Vorder- und Hinterfläche der im Auge befindlichen Krystalllinse. Damit war eine Frage endgültig gelöst, die nicht nur hohes theoretisches Interesse darbot, sondern auch in ihrer Verfolgung nach der praktischen Seite hin besonders durch die Arbeiten des Holländers Donders für die Augenheilkunde die größte Bedeutung gewonnen hat.

Seine „Physiologische Optik“ darf wohl als eines der bedeutendsten Bücher bezeichnet werden, die je geschrieben worden sind, da ihm an Vollständigkeit, Reichthum neuer Gedanken und früher unbekannter Thatsachen, Zuverlässigkeit des gesammten Inhalts und Klarheit der Darstellung nur wenige an die Seite gesetzt werden können.

Doch noch bevor die letzten Abschnitte dieses, ein Jahrzehnt zu seiner Vollendung beanspruchenden großen Werkes die Presse verlassen hatten, erschien bereits ein zweites, das auf einem anderen Gebiete einen gerade so großen Fortschritt bezeichnete, wie das eben genannte auf dem der Optik: „die Lehre von den Tonempfindungen“.

Hier findet man zuerst die Beantwortung der Frage nach dem Wesen der sogenannten Klangfarbe, indem genau nachgewiesen wird, woher es rührt, daß eine Violine, eine Trompete, ein Klavier u. s. w. doch einen ganz anderen Eindruck hervorufen, auch wenn man auf allen den nämlichen

Ton anstimmt, oder daß die menschliche Stimme bei gleicher Tonhöhe doch die verschiedenen Vocale deutlich zum Ausdruck bringen kann.

Hier zeigt Helmholtz, wie man die Klangmassen, die auf das Ohr eindringen, in ihre einfachen Bestandtheile zerlegen und aus diesen wiederum zusammensetzen kann, und wie man im Stande ist, durch Zusammenwirken von Stimmgabeln die menschliche Stimme bezw. die verschiedenen Vocale nachzuahmen.

Doch nicht genug, damit tritt er ebenso kühn als erfolgreich an die Lösung des uralten Räthsels vom Wesen der musikalischen Melodie und Harmonie.

Schon seit den Zeiten des Pythagoras wußte man, daß Zahlenverhältnisse in der Musik eine hervorragende Rolle spielen, man wußte, daß gleichartige, gleich stark gespannte Saiten harmonisch zusammenklingende Töne geben, wenn ihre Längen in einfachem Verhältnisse stehen.

Später lernte man den Satz dahin abzuändern, daß die Schwingungszahlen der Töne, das ist die Zahl der Erschütterungen, welche in der Zeiteinheit das Ohr treffen, in einfachem Verhältnisse stehen müssen, wenn ein harmonischer Eindruck erzielt werden soll.

Den wahren Grund dieser Eigenthümlichkeit deckt aber erst Helmholtz auf, indem er nachwies, daß die den Grundton begleitenden Partialtöne unangenehme störende Wirkungen auf das Ohr ausüben, sowie sich das Verhältniß der Schwingungszahlen der Grundtöne nicht durch kleine ganze Zahlen ausdrücken läßt.

Geleitet von diesen neu gewonnenen Gesichtspunkten ging er dann weiter daran, die geschichtliche Entwickelung der Musik in klarer, übersichtlicher Weise darzustellen, den Aufbau der Tonleitern und des Harmoniegewebes zu studiren, und dabei genau zu sondern, was auf Rechnung der natürlichen Einrichtungen des Ohres und deren Thätigkeit zu setzen ist, und welche Rolle hierbei der künstlerischen Erfindung zufiel.

Aber obwohl er hier wieder weit über jene Grenzen hinausgreift, welche sich der Physiologe oder der Physiker sonst bei seinen Forschungen zu stecken pflegt, so erscheint er doch auch auf den Gebieten der Musikwissenschaft und der Aesthetik wiederum als der gleichvollendete Meister, wie in jenen Wissenschaften, in denen man seine eigentliche geistige Heimath zu suchen hat.

Schon gegen Schluß seiner Heidelberger Wirksamkeit, noch mehr aber in Berlin, wendete sich Helmholtz bei seinen theoretischen Untersuchungen der Elektricitätslehre zu und zwar vor Allem jenem Theile, den man als Elektrodynamik bezeichnet, Es handelte sich dabei zunächst um eine kritische Sichtung der verschiedenen Hypothesen, welche man in dieser Hinsicht aufgestellt hatte und die sämmtlich im Stande waren, die bis dahin bekannten Thatsachen zu erklären, während doch nur eine einzige die richtige sein konnte. Dabei gipfelte die Frage darin, ob man es bei der Elektricität mit einer sogenannten Fernwirkung zu thun habe, wie man sie bei der allgemeinen Gravitation hatte kennen lernen, oder ob diese Wirkung durch Vermittelung des die elektrisirten Körper trennenden Körpers erfolge und dementsprechend Zeit beanspruche.

Die Aufgabe bestand demnach im Wesentlichen darin, die Folgerungen aus den verschiedenen Hypothesen so scharf zu ziehen, und so weit zu treiben, daß sie sich zu einem entscheidenden Versuch zuspitzen mußten. Dies gelang Helmholtz nach vielen Bemühungen erst im Jahre 1875 bis zu einem gewissen Grade, während es seinem größten und genialsten Schüler, dem am 1. Januar 1894, für die Physik so verhängnißvollen Jahres der Wissenschaft entrissenen Heinrich Herz vorbehalten war, die in diesen Arbeiten schlummernden Keime zur glänzendsten Entfaltung zu bringen.

So war er unermüdet schöpferisch thätig bis in die allerletzten Monate seines Lebens, und wenn es manchem Fernerstehenden erscheinen mochte, als wären seine Erfolge später nicht mehr so großartige gewesen, als damals, wo er als junger Mann gleich einem leuchtenden Meteor an dem Himmel der Wissenschaft auftauchte, so liegt dies nur daran, daß er in der Wahl der Probleme von Jahr zu Jahr höher griff, und die Ansprüche, die er an die Beherrschung der mathematischen Hülfsmittel stellte, fortgesetzt steigerte.

Hermann von Helmholtz war in jeder Hinsicht einer der höchststehenden und edelsten Menschen, die je gelebt haben, und wer jemals das Glück hatte, ihm näher treten zu dürfen, dem wird der Eindruck unvergeßlich bleiben.

Der Kampf gegen die classische Bildung.

Von Ferd. Jac. Schmidt.

Die Geschichte der geistigen Erziehung unseres Volkes hat die auffällige Thatsache gezeitigt, daß die Germanen von Beginn ihrer weltgeschichtlichen Mission an sich in eine ihnen widerstrebende und fremdartige Cultur mit einer Unterwürfigkeit und einem Gehorsam eingelebt haben, die in der Geschichte der großen Culturnationen beispiellos dastehen. Wir können heut als sicheres Ergebniß hinstellen ebenso, daß die Germanen zu einem Culturvolk nur geworden sind durch die Annahme der antik-christlichen Bildungselemente, wie das andere, daß unserem Volksthum die antike Weltanschauung nicht minder als die romanische Form des Christenthums innerlich widersprechen. So zweifellos diese Punkte das Resultat genauer Kenntniß der Thatsachen sind, so wenig ist doch namentlich die zweite These in der öffentlichen Meinung der Gebildeten gekannt und noch weniger anerkannt. Und doch ist dem so. Daß die Form des romanischen Christenthums unserem Volke innerlich widerstrebt, dafür ist die Geschichte der deutschen Reformation allein schon ein vollgültiger Beweis, und wir können diese Bewegung am besten so charakterisiren, daß die Deutschen nach etwa tausendjähriger Unterordnung im sechzehnten Jahrhundert zum ersten Mal den Versuch machen, unabhängig von der römischen Kirche mit dem Inhalte des Christenthums selbstständig fertig zu werden. Bezeichnend ist hier, was Adolf Harnack als Ergebniß der mittelalterlichen Dogmengeschichte feststellen konnte. „Die Germanen," so sagt er, „welche in den Kreis der Kirche eintraten und sich theils mit den Lateinern verschmolzen, theils selbstständig — aber von Rom geleitet — blieben, empfingen das Christenthum in kirchlicher Gestalt als ein völlig Fertiges. Auf rein germanischem Boden hat daher Jahrhunderte hindurch eine selbstständige theologische Bewegung nicht stattgefunden. Es giebt im Mittelalter kein germanisches Christenthum, wie es ein jüdisches, griechisches und lateinisches gegeben hat. Mögen auch die Deutschen versucht haben, sich inniger mit dem lateinischen Christenthum vertraut zu machen, als z. B. die Slaven mit dem griechischen, — so fehlt doch jede Selbstständigkeit in der klaren Aneignung desselben bis zu der Zeit, da sich die Bettelorden in Deutschland einbürgerten, ja eigentlich bis zur Reformationszeit." Und das ist nun das Verhängnißvolle in jener Bewegung gewesen, daß die Reformatoren, voran Luther, die volle Selbstständigkeit in der Erfassung des Christenthums doch wieder nicht erreicht haben, daß sie auf halbem Wege Halt gemacht haben. Dadurch, daß sie an den Sacramenten, obschon die Zahl beschränkt wurde, als Sacramenten festhielten, und hauptsächlich dadurch, daß sie die drei großen katholischen Symbole, vornehmlich das apostolische, in ihrer ganzen Bedeutung übernahmen, ist der evangelischen Kirche doch ein starker Bodensatz romanischen Geistes verblieben, der noch heut die Hauptquelle aller kirchlichen Streitigkeiten ist. — Stiller und langsamer hat sich der Bruch mit der antiken Weltauffassung vollzogen, ja wir stehen heut recht eigentlich mitten in diesem Kampfe. Haben wir Deutschen doch auch auf dem Gebiete des Wissens viel

später selbstständig zu denken angefangen als die Romanen, denn erst seit Joachim Jungius, Leibniz und der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts sind wir, den westeuropäischen Culturnationen ebenbürtig, auf den Plan getreten. Kant hat unserem Denken eine Richtung gegeben, die sich trotz der verspäteten Versuche Hegel's und Schopenhauer's schlechterdings nicht mehr mit der antiken vereinigen läßt, und unsere classischen Dichter, an ihrer Spitze Goethe, haben durch ihre künstlerischen Gestalten eine Weltansicht in uns lebendig gemacht, die mit dem griechischen Dualismus zwischen einem jenseitigen Gott und einer diesseitigen, der Sünde gehörigen Welt, zwischen dem Körper und der immateriellen Seele dauernd gebrochen hat; und zwar gebrochen hat, trotzdem dieser Dualismus auch in die dogmatischen Formeln des Christenthums Eingang gefunden hat.

Daß die Macht der antiken Bildungselemente, die nun fast über anderthalb Jahrtausende auf unser Volksthum eingewirkt haben, sich nicht mit einem Schlage beseitigen läßt, ist ersichtlich; nicht zu bestreiten aber auch, daß heut auf allen geisteswissenschaftlichen Gebieten, dem der Philosophie und Theologie sowohl, als dem der Pädagogik, ein mehr oder minder heftiger Kampf sich gegen jenen Einfluß geltend macht. Ein sehr energischer Vorstoß auf pädagogischem Gebiet ist jüngst von Paul Nerrlich in seinem Werk „Das Dogma vom classischen Alterthum" (Lpz. 1894) geführt worden.

Der Verfasser dieses Buches hat die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die classischen Philologen unser höheres Bildungswesen einseitig und nachtheilig beeinflußt haben; er hat die einzelnen Fäden verfolgt, aus denen die Ansicht entstanden ist, daß das Alterthum classisch, d. h. für alle Zeiten muster- und regelgebend sei und hat aus dieser geschichtlichen Untersuchung den Schluß gezogen, daß das Dogma von dem Alterthum „als einem classischen" ein weltgeschichtlicher Irrthum sei, der beseitigt werden muß. Aber nicht eigentlich auf dieses negative Resultat seiner Arbeit kam es ihm an, sondern er hat aus seinen Forschungen auch positive Forderungen herausgeschält, die er an Stelle des humanistischen Bildungsideales befolgt sehen möchte. Die wichtigsten davon stellt er in folgenden Sätzen zusammen: „Der Unterricht auf den höheren Schulen scheidet sich in Sach- und Sprachunterricht, als drittes kommen die technischen Fächer hinzu. Der wichtigste Sachunterricht und gleichzeitig ebenso der Mittelpunkt des gesammten Unterrichts wie der wichtigste Factor der Erziehung ist der Religionsunterricht; ihm schließt sich einerseits der in Cultur- und politischer Geschichte an — letzterer, völlig abweichend von der bisherigen Praxis, mit Beschränkung auf das Unentbehrliche —, andererseits der in Mathematik und Naturwissenschaften. Mit dem Geschichtsunterricht ist die bisher dem Sprachunterricht zufallende Einführung in die Meisterwerke der Literatur — ihnen reihen sich die bildenden Künste an — zu verbinden; der Sprachunterricht selbst ist vorwiegend grammatischer und vorwiegend deductiv und systematisch verfahrender Unterricht und hat sich die Lectüre dienstbar zu machen. Das griechische und römische Alterthum ist weder von dem einen noch von dem anderen auszuschließen, es kann ihm jedoch nicht mehr die bisherige dominirende Stellung eingeräumt werden."

Daß diese Vorschläge nach dem heutigen Stande der Dinge nicht ohne Weiteres durchführbar sind, davon wird Nerrlich selbst überzeugt sein, und ich glaube, daß er jene Sätze auch nur als Zielpunkt künftiger Entwickelung zur Discussion gestellt haben will. Aber selbst ob sie hierzu geeignet sind, wird billigem Zweifel unterliegen. Denn da der Verfasser künftig den Religionsunterricht zu dem beherrschenden Mittelpunkt des ganzen Unterrichtes machen will, ohne daß er doch über Inhalt und Methode desselben etwas angiebt — daß es der bisherige christliche Religionsunterricht nicht sein kann, ergiebt sich aus dem ganzen Buche —, so schweben auch alle die anderen Vorschläge unsicher in der Luft. Veränderungen in der schwer beweglichen Praxis der Dinge lassen sich nicht durch einige subjective Vorstellungsreihen ermöglichen; es gehört dazu eine auf die genaue Kenntniß des Einzelnen gestützte, langsame, vorsichtige Arbeit der Umbildung. Bedeutsamer erscheint mir daher der lediglich kritische Theil des Werkes, die Polemik gegen den nachwirkenden Einfluß des Alterthums. Dieser geschichtliche Hauptabschnitt des Buches enthält in chronologischer Folge eine ununterbrochene Reihe von Aeußerungen über das classische Alterthum Seitens hervorragender Männer von den Apologeten und Kirchenvätern an bis auf unsere Zeit. Durch diese Zusammenstellung hat sich Nerrlich das unleugbare Verdienst erworben, gezeigt zu haben, daß die Bedeutung der antiken Bildung zu keiner Zeit unbedingt anerkannt worden ist, selbst in den Perioden nicht, wo wir das unbedingt voraussetzen sollten. Sogar von Mommsen konnte der Verfasser ein solches Urtheil anführen. Aber gerade jener Nachweis hätte den Autor davon überzeugen sollen, daß das Problem der nachhaltigen Einwirkung antiker Bildung auf unsere Zeit an einem anderen Punkte zu suchen ist, als er glaubt. Nach ihm sieht es so aus, als wenn der überwiegende Einfluß des Lateinischen und Griechischen in unserem höheren Bildungswesen lediglich das Werk der classischen Philologen seit Ende des vorigen Jahrhunderts sei. Eine geschichtliche Unmöglichkeit! Eine vorurtheilsfreie Beobachtung wird zugestehen, daß diese Männer ihr Ziel nur verfolgen konnten auf der Unterlage einer in dem ganzen Volke vorhandenen Culturströmung, einer weitschichtigen Werthschätzung des antiken Bildungsschatzes und einer Freude an dem antiken Menschheitsideal, ohne die die classischen Philologen längst auf ihr Altentheil gesetzt worden wären. Darum also, wer überzeugt ist, daß jene Männer unser humanistisches Gymnasium in einseitiger Weise beeinflußt haben, der muß tiefer darlegen, aus welcher Gesammtrichtung unseres geistigen Volkslebens sich diese Linie abzweigen konnte.

Zweierlei muß hier zunächst geschieden werden. Die begeisterte Hingabe an die classischen Studien im sechzehnten Jahrhundert und die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, während dies Streben unter dem Einfluß der großen Pädagogen des siebzehnten Jahrhunderts in der Zwischenzeit zurücktritt. Es entsteht deshalb die Frage, welchen Charakter zeigt das Vorwalten classischer Bildung im Reformationszeitalter, und in welchem Sinne wurden jene Studien im vorigen Säculum wieder aufgenommen. Hier tritt ein fundamentaler Unterschied zu Tage. Ich sehe ab an dieser Stelle von dem Werth, den die Reformatoren in kirchlichem Interesse den Alterthumsstudien beimaßen; die eigentlichen Humanisten vertieften sich in die Bildungsschätze der alten Welt, um gewissermaßen selbst zu Lateinern und Griechen zu werden. Sie hatten das Vertrauen zu der Bildungsfähigkeit der deutschen Sprache und des deutschen Geistes zuweilen gerade unter dem Einfluß der kirchlichen Bewegung verloren, deshalb wollten sie untertauchen in die antike Geistessphäre, um zu denken und zu schreiben wie Cicero oder zu dichten wie Horaz und die Griechen. Es gab Ausnahmen unter ihnen, die sich ein warmes Herz für ihr Vaterland bewahrt hatten, aber für die große Masse trifft das Gesagte zu. Nun ist es klar, daß ein so wenig volksthümliches Ideal bald in sich selbst zusammensinken mußte. Latein blieb zwar immer noch die Sprache der Gelehrten, und Aristoteles stand bis auf Jungius nach wie vor im Vordergrunde der philosophischen Betrachtung, aber was man schrieb und was man dachte, das bewegte sich in anderen Vorstellungskreisen, als denen des Alterthums; eine neue Welt war an dem Horizonte des Geistes emporgetaucht. Die neu hereinbrechenden Ideen waren so gewaltig, daß das Alterthum fast unverständlich wurde, und es ist bekannt, mit welch geringem Verständniß die Aufklärer, selbst Kant, für die richtige Würdigung geschichtlicher Vergangenheit ausgestattet waren. Und nun ereignete es

sich, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts abermals eine Hochfluth aufbrausender Begeisterung für die Alterthumsstudien hereinbricht, deren Wellen sich heut erst zu glätten anfangen. Wie kam das? — Durch den Dreißigjährigen Krieg ist der Zusammenhang und die naturgemäße Entwickelung unseres geistigen Lebens zerschnitten worden. Zwar war von diesen Wirren eine hoffnungsfrohe Saat neuaufkeimender Geistescultur aufgegangen, aber nach Beendigung des Krieges lag sie zerstampft zu Boden, und wo man hätte ernten können, da mußte man ohne Besitz eigenen Saatkornes erst wieder Samen zu streuen anfangen. Wie vor tausend Jahren lag hier die Gefahr nahe, daß wir uns wieder rettungslos in die Arme einer fremden Cultur werfen mußten, der Cultur jenes frischaufblühenden, unabhängigen Geisteslebens, das nun schon seit zwei Jahrhunderten in Italien und Frankreich reiche Frucht trug. Wir sind zur Hälfte vor dieser Gefahr bewahrt worden, aber auch nur zur Hälfte. Es ist der genialen Persönlichkeit des großen Freundes der ersten preußischen Königin zu danken, daß wir dem Cartesianismus und der bald aufkeimenden französischen Aufklärung nicht widerstandslos unterlagen. In seinem selbstständigen, festgeschlossenen philosophischen System, in welchem er die haltbaren Argumente antiken Denkens mit den fruchtbaren Ergebnissen neuerer Weltauffassung zu verbinden wußte, hat Leibniz die hervorragendsten Geister seiner Nation derart in seinen Bann gezogen, daß fortan die deutsche Philosophie eine unabhängige Richtung einzuschlagen vermochte. Auf dem Boden, den er gepflügt hat, ist die deutsche Aufklärung erwachsen, die sich in fundamentalen Punkten von der der Engländer und Franzosen unterscheidet, und die zwei unserer gewaltigsten Genien hervorgebracht hat: Lessing und Kant. Aber in welch inferiorem Zustande blieb doch der romanischen Lebensentfaltung gegenüber Alles in Deutschland, was nicht unmittelbar zu dem Gebiete des abstracten Denkens gehörte! Durch die lange Dauer des furchtbaren Krieges war der Bürgerstand verarmt, die Sitten verroht, die Sprache verkümmert, die Religion ein Object fanatischer Zänkerei, und es schien, als ob die ganze bisherige Culturarbeit der Deutschen wieder in Frage gestellt wäre. Die Fürsten und Vornehmen des Landes sahen mit Neid und sclavischer Bewunderung auf den üppigen Glanz und die formvollendete Gewandtheit des französischen Königshofes; sie ahmten im Kleinen, oft in lächerlicher Gestalt nach, was dort im Großen und mit angeborener Grazie getrieben wurde; daß sie Angehörige eines deutschen Staatswesens waren, zogen sie fast nur in Erwägung, wenn es sich darum handelte, die nothwendigen Geldmittel aufzubringen. Unter ihrem Einfluß und der von ihnen abhängigen Kreise geschah es dann, daß die französische Literatur, im Original und in bald auftauchenden Uebersetzungen, von Jahr zu Jahr mehr den deutschen Geschmack gefangen nahm, und daß die deutschen Dichter selbst, als Künstler übrigens fast durchweg subalterne Naturen, nur noch den französischen Ton nachahmten. Es ist bezeichnend, daß in dem selbstständigsten Zweig der Dichtung jener Tage, daß sogar in den Kirchenliedern das allein für die französische Sprache brauchbare Versmaß des Alexandriners Eingang fand. Es dauerte lange und es gehörte der streitbare Muth eines Lessing dazu, daß in diesem unwürdigen Gebahren einmal mit dem Feuereifer des Geistes Wandel geschaffen wurde. Die Berliner Literaturbriefe, vor Allem die Beiträge Lessing's selbst, sind das gewaltige Denkmal, das in der Richtung des deutschen Geisteslebens die endgiltige Wendung anzeigt. Die Gedankenreihen, die von da ab zur Geltung gelangen, sind folgende. Erstens: die geistige Cultur der Deutschen ist auf einen niedrigen Standpunkt herabgesunken, und ihre Sprache ist unausgebildet und mit Barbarismen erfüllt; zweitens: diesem Mangel glaubten die Dichter und Schriftsteller dadurch abhelfen zu können, daß sie den Franzosen als Muster folgten; drittens: die Franzosen können aber ein solches Muster niemals für uns sein, weil ihre eigene Literatur unvollkommen ist und auf einem Mißverständniß antiker Lehren und Vorstellungen beruht, sodann aber auch, weil gallisches Wesen dem unseren überhaupt nicht homogen ist; viertens: die Deutschen bedürfen allerdings eines Musters, um sich wieder empor zu arbeiten; das aber vermag uns nur eine wirklich vollendete und in sich abgeschlossene Cultur zu bieten, und deshalb kann hier für die Deutschen allein die originale Literatur der alten Völker in Betracht kommen, für das Drama außerdem noch Shakespeare. — Dadurch daß diese Gedankenreihen zu einer geschichtlichen Macht unter der Generation Lessing's und der nachfolgenden wurden, ist ersichtlich, wie es kam, daß die classischen Studien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland wieder aufblühten. Nicht Nachbildner der Alten sollten die Deutschen werden, wie es ehedem die Humanisten beabsichtigt hatten, denn Lessing selbst stützte sich weder auf die Philosophie der Griechen, noch vertrat er ihre Poetik unbedingt; — sondern unser Volk sollte nur lernen, wie sich eine edle und freie Nation durch eigene Arbeit zu einer hohen Cultur empor arbeitet. Lediglich in dieser Absicht begannen unsere bedeutenden Dichter seitdem wieder die Alten zu studiren, und zu keinem anderen Zwecke legten um dieselbe Zeit die Begründer des norddeutschen, preußischen Gymnasiums dem höheren Unterricht die classischen Studien zu Grunde.

Welche Frucht diese Saat getragen hat, braucht nicht erwähnt zu werden; es genügt darauf hinzuweisen, daß kaum fünfzig Jahre später die vollendetsten Schöpfungen der Deutschen, die classischen Dichtungen Goethe's und Schiller's aus dieser Geistesarbeit emporgeblüht sind. Schwerlich aber hätten Lessing und die Männer, die mit ihm dieselbe Meinung vertraten, geahnt, daß uns die Culturschätze des Alterthums noch einmal zur drückenden Last werden sollten. Denn noch Goethe mußte es erleben, daß die eigentlichen Philologen unter dem Vortritt Fr. A. Wolf's den ursprünglichen Gedanken, daß das Studium des Alterthums an sich erziehlich wirken sollte zu freier Selbstentfaltung eigenen Wesens, dahin abänderten, daß in der antiken Cultur die ideale Höhe menschlicher Bildung ein für allemal erreicht sei, und daß die modernen Völker, besonders die Deutschen nichts Besseres thun könnten, als sich ganz den antiken Geist anzueignen. Auf Grund der dankbaren Hochschätzung des Alterthums und der eminenten Tüchtigkeit der Philologen hat sich dann auch diese Ansicht bei uns Geltung zu schaffen gewußt, vornehmlich auf dem Gebiet des höheren Schulwesens. Es ist schwer anzunehmen, daß bei einer andern Nation, die fremde Größe weniger hochschätzt, als die deutsche, eine derartige Ueberspannung des Bogens möglich gewesen wäre. Man vergegenwärtige sich nur, was es heißen will, einem Volke die antike Bildung unmittelbar als nachahmenswerth hinzustellen, nachdem die bedeutendste Geistesleistung des Alterthums, die Metaphysik, bereits in Trümmer gesunken ist, nachdem die deutsche Kunst mit ihrem mächtigeren und umfangreicheren Inhalt schon weit über die griechischen hinausgehende Formen entwickelt hat, und zu einer Zeit, wo das Leben Aufgaben stellt, welche die antike Welt auch noch nicht von ferne geahnt hat.

Es ist begreiflich, daß eine so engherzige, dem lebensfrohen Schaffensdrange einer gesunden Nation widerstrebende Richtung auf die Dauer eine starke Reaction hervorrufen muß. Wir erleben sie heut. Aber wie es bei jedem solchen Rückschlag passirt, so wird auch hier wieder von den Gegnern weit über das Ziel hinausgeschossen. Die Schlimmsten von ihnen wollen den selbstständigen Unterricht in den antiken Sprachen überhaupt beseitigt wissen; ein anderer Theil will nur das Griechische verdrängen; ein dritter endlich will auch das Lateinische so weit beschränken, daß es nur noch als formales Bildungselement im Sprachunterricht dient. Herrlich nimmt in dem angeführten Werke schließlich eine ver-

mittelnde Stellung ein. Ich gestehe, daß ich nach der ganzen Anlage seines Buches auf die Darlegung eines ganz anderen Ergebnisses gefaßt war als die, welche er auf den letzten paar Schlußseiten giebt. Denn wenn ich den Hauptgedanken des Buches, daß das Alterthum nicht den Anspruch erheben darf, classisch zu sein, auch dahin ermäßige, daß die antike Cultur diesen Titel wohl an sich verdient, aber nicht auch für alle ferneren Zeiten als muster- und regelgebend dastehen kann, so hätte ich vor Allem eine Erörterung darüber erwartet, welchen Werth denn jene Bildungsschätze für uns heute noch haben oder nicht haben. Erst nach der eingehenden Erwägung dieser Frage hätten dann Vorschläge zur Aenderung des bisherigen Verfahrens gemacht werden können. Paul Nerrlich wird überzeugt sein, daß er diese Erörterungen durch die Sammlung jener verschiedenen Urtheile und durch seine eigenen Zusätze gegeben habe; ich bestreite das aber. Es scheint seine Meinung zu sein, daß der heutige Einfluß der antiken Studien nur ein Werk der classischen Philologen sei und deshalb ausschließlich im humanistischen Gymnasium zu suchen sei; denn wäre es nicht so, so hätte er die Pflicht gehabt, auch die anderen Sphären zu untersuchen. Ich habe deshalb durch die obige Auseinandersetzung darzulegen versucht, daß durch die literarische Bewegung im vorigen Jahrhundert die antike Bildung eine lebendige Macht in unserem gesammten modernen Geistesleben geworden ist. Wenn daher auch die Meinung Wolf's und seiner Anhänger von der unbedingten Classicität des Alterthums nicht mehr haltbar ist, so ist doch damit die Sache nicht einfach erledigt. Denn wenn sich auch mit einiger Sicherheit erweisen ließe, daß unsere Nation inzwischen soweit herangereift sei, daß sie der Stütze des Alterthums nicht mehr bedürfte, so stehen wir heut dennoch den lebendigen Nachwirkungen des Geistes der alten Völker unfreier gegenüber, als selbst zu der Zeit Lessing's. Schöben wir die Unterweisung in den Alterthumsstudien heut einfach bei Seite, so würden wir damit den geschichtlichen Zusammenhang mit der geistigen Entwickelung unseres eigenen Volksthums zerschneiden, wir würden nicht mehr im Stande sein, unsere eigene classische Literatur zu verstehen. Es würde damit eine ähnliche Pietätlosigkeit geschichtlichen Mächten gegenüber heraufbeschworen werden, wie in Frankreich, wo das sich überhastende Vorwärtsstreben auch keinen festen Rückhalt mehr hat. Und dann hat bisher bei uns das römische Recht noch immer Geltung; wie soll da der Durchschnittsjurist sein corpus juris verstehen lernen? ferner der Theologe, wie soll er mit den originalen Documenten des Christenthums fertig werden? — Das alles sind doch Fragen, die vor jeder Umgestaltung des höheren Unterrichtes erst reiflich erwogen sein wollen! Es ist richtig: wir haben gebrochen mit der philosophischen Weltauffassung der Griechen, wir haben innerlich gebrochen mit dem romanischen Christenthum, das seine Kirche auf den hellenisirten Formeln der dazu umgestalteten urchristlichen Lehren aufgebaut hat, aber damit ist die Bedeutung des Alterthums unter uns in all den anderen Beziehungen doch noch nicht erloschen. Es ist ein berechtigtes nationales Streben, sich von überholten Einflüssen möglichst frei zu machen, aber das kann doch nur durch einen langsamen und sehr sicheren Scheidungsproceß in nutzbringender Weise erreicht werden, in dem vorliegenden Fall nur durch eine genaue Kenntniß dessen, was alles noch bei uns aus den Nachwirkungen des antiken Lebens herstammt. Es gilt auch hier: das Alterthum kann nur durch das Alterthum selbst überwunden werden. Wenn das einmal nach langer, langer Zeit erreicht sein wird, dann wird man auch in der Schule keine classischen Studien mehr zu treiben brauchen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Als der Sturm kam.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Des Lebens Frühlingssonne beschien ewig heiter zwei junge schöne Menschenkinder, die bisher nur die eine Sorge gehabt: ob sie je einander ganz angehören würden. Aber seit jenem unvergeßlichen Abend, da sie nach der Gesellschaft, die bei Consul Müller stattgefunden, erhitzt und mit klopfendem Herzen sich zur Abfahrt bereit machte und er stolz und strahlend, voll kecker Lebenslust vor ihr stand und mit einem: „Und noch mal Gute Nacht, Fräulein Amélie!“ sie bis an den Wagen geleitete und sich tief, tief über ihre kleine Hand beugte — ja, seit jenem Abend war ihr beiderseitiger Zustand eitel jubelnde Freude. Und wie könnte es anders sein? Sie, so jung, kaum 19 Jahr alt, so schön, so kerngesund in einem Heim, wenn auch, nicht reich, aber in Anbetracht des hohen Gehalts des Herrn Papa als Bürgermeister, ausreichend, um eine angenehme Eleganz zu erlauben; wo Frieden und Sonne und gegenseitige Liebe unter allen Gliedern der Familie das Glück des Hauses ausmachten. Er daneben schön und stattlich, ein junger, tüchtiger Kaufmann, mit viel versprechendem Geschäft, zwar noch nicht recht befestigt, aber mit den besten Aussichten; ein Mann, dem jede Mutter mit Freuden ihre Tochter gegeben hätte.

Das Werben um sie, eine Woche später im Salon ihrer Eltern, der förmliche Antrag, das Gespräch mit dem Vater, der ihm erklärte, sie habe von Haus aus kein Vermögen zu erwarten, und seine Antwort, daß sie dennoch ihn, Gustav Hallberg, zum reichsten Mann der Erde machen würde, all dieses verlief in natürlichster Weise, und so wartete man in Ruhe ab, bis Amélie ihr 20. Lebensjahr würde erreicht haben, da die Mama sie vor der Zeit nicht von sich lassen wolle, und auch die Ausstattung würde kaum früher beschafft werden können. Inzwischen lebten sie in Gedanken, wie sie das neue Heim und sich darin einzurichten gedächten. Das Glück würde sie auch ferner begleiten. Natürlich soll Gustav arbeiten und vorwärts streben, aber nicht unaufhörlich schaffen und jagen, nicht wie ein gewinnsüchtiger Mammonssclave; man wolle auch das Leben genießen, denn es sei doch von wenig Belang, ob „die ersten 20000 einige Monate früher oder später kämen!“ Und sie, ja, sie solle natürlich die Sonne des Hauses sein und das Nest schön und fein halten, damit er dort alle Mühe und allen Aerger, ja auch alle Gedanken an Lieferungscontracte und Facturen dahinten lassen und sich erfrischen und erheitern könne. Sie würde auch Sorge tragen, daß der Wein gut sei, daß die Morgenschuhe für ihn bereit stünden und daß die Einladungen guter Freunde nicht in Conflict mit einander geriethen. Und dann solle sie musiciren. Vier Walzer und zwei Polkas könne sie ja, und an einer Sonate hatte sie sich auch schon versucht, und es ging so ziemlich. Ja an Arbeit würde es ihr nicht fehlen, dem armen geplagten Hausmütterchen!

Viel weiter dürfe sich überhaupt eine „feine“ Hausfrau in ihrer Wirksamkeit nicht wagen. Ach, was gaukelte man mit den neuen Emancipationsideen, mit der Selbstständigkeit der Frauen, mit eigenem Erwerb! Wie belachte man Cousinchen Ellen, die nach dem Tod ihrer Eltern bei Bürgermeisters im Haus aufgenommen war, und die so oft bei verspätetem Frühstück nur in höchster Eile ein paar Bissen, bisweilen in etwas unweiblicher Manier, genießen konnte, nur um nicht die Zeit des Unterrichts in der Lehranstalt für Buchhaltung zu versäumen, wo sie hoffte die Mittel für den eigenen Unterhalt zu erwerben, um nicht dem Onkel unnöthig zur Last zu fallen. Zuweilen, wenn Ellen hinunter nach der Strandgasse lief, in Amélies abgelegten Stiefeln und dem alten Mantel, guckte sie noch einmal nach den Fenstern zurück, ihnen eilig und freundlich zunickend. Da gewahrte sie auch einmal, wie Gustav seinen Arm um Amélie hielt und Letztere mit dem Finger nach ihr hinwies, und wie dann beide in lautes Lachen ausbrachen. Da fuhr sie mit dem

abgenutzten Handschuh sich rasch über die Augen und eilte mehr denn je, um keine Minute zu versäumen und dem alten Buchhalter Holm mit altem Eifer zuzuhören. Ach, könnte sie nur bald ihr eigen Brod essen! Tadeln konnte man sie eigentlich nicht, denn die kleine Cousine sah unleugbar etwas lächerlich aus; noch ganz den Gang und die Art eines Schulmädchens trotz ihrer 22 Jahre, dabei etwas eigenthümlich zusammen gestoppelte Toilette und kurz geschnittenes, struppiges dunkles Haar. Die arme Ellen! Der Papa war Canzlist gewesen, mit nur 2000 Kronen jährlich, und die Brüder hatten immer so gesunden Appetit gehabt, so daß zu Staat und seiner Toilette nichts übrig war.

Langsam wandte Gustav Hallberg seinen Blick von der Straße zurück und richtete ihn mit Bewunderung und Entzücken auf die herrliche Gestalt seiner Verlobten, auf ihr feines Profil und ihren wunderbar schönen rosigen Teint und den reichen, blonden Haarschmuck.

„Sehr ähnlich seht Ihr Euch gerade nicht, Ihr beiden Cousinen!"

„Findest Du wirklich nicht?" fragte die überglückliche Braut, mit etwas überlegenem Lächeln.

— — — Und der Sturm kam.

Wer ohne Capital ein Geschäft gründen will, braucht den Beistand seiner Mitmenschen und da liegt's am nächsten, sich dahin zu wenden, wo man unseres Gegendienstes bedarf. Denn wenn sich auch drei oder vier junge Leute zusammenthun, so geht's doch nicht ohne Mittel und sich an die Reichen zu wagen, hilft selten etwas, denn die haben dann gewöhnlich Abhaltung. Wohl giebt es auch Einzelne, die klein anfangen und durch viel Mühe und viel Sparen und Entsagen es zu etwas bringen, aber dann oft mit dicken Taschenbüchern und harten Herzen enden. Dann kommt's aber auch vor, daß man ein sogenanntes Compagnie-Geschäft etablirt, das macht sich ganz schön, sie haben auch das Glück mit sich und sehen einer lichten Zukunft entgegen, aber „trau, schau, wem?" der Compagnon war nicht zuverlässig, es kommen unbegreifliche Dinge vor, plötzlich geht's rückwärts und der Bankerott ist da.

So erfuhr es auch Gustav Hallberg, als er sich schon auf dem besten Weg zu den ersten 20000 glaubte und in drei Monaten Hochzeit machen wollte. Große Verluste und Uebervortheilungen stellten sich heraus, durch welche auch er ein ruinirter Mann geworden. Wo sollte er da sonst Trost suchen, als bei seiner Verlobten? — und sie stand ihm auch treulich bei in der Stunde der Noth.

Er war arm, nun wohl, so wollten sie auch die Armuth gemeinsam theilen. Aber er war vielleicht mehr als arm. Vielleicht mußte gar sein Schwiegervater kraft seines Amtes als Bürgermeister die schmerzliche Pflicht übernehmen, den Coneurs vor Gericht mit abwickeln zu helfen. Auch das wollte sie tragen ohne zu zürnen und zu murren, und die etwaigen übeln Bemerkungen und das Bedauern ihrer bisherigen Freunde in Ruhe tragen; wußte sie doch, daß ihr Gustav ein Ehrenmann sei. Sie mußte vielleicht lange, lange warten, bis es ihm gelingen würde, auf den Trümmern des alten Wohlstandes ein neues Heim zu bauen. Geduldig wollte sie diesen Tag erwarten. Lange Umarmungen und viele Familienscenen!

Einen Monat später sandte sie ihm den Ring zurück. Sie schrieb, sie thäte es mit fast gebrochenem Herzen und unter Strömen von Thränen, aber die Eltern hätten sie beschworen, nicht durch grausame Halsstarrigkeit ihnen Widerstand zu leisten in ihren Plänen für die Zukunft. Sie selbst sei ja überzeugt, daß es mit allem irdischen Glück vorbei sei, und daß es auf Erden für sie ferner keine Zukunft, kein Glück und keinen Frieden geben könne, aber es bliebe ihr ja keine Wahl.

Gustav Hallberg meinte erst, für ihn sei dies alles nicht zu ertragen. Ihm war also nichts geblieben nach dem Sturm: er besaß gar nichts: kein Vermögen, keine Zukunft, kein Glück und — keine Braut! Als es dunkel geworden, irrte er einsam draußen vor der Stadt umher, allen ehemaligen guten Freunden ängstlich aus dem Wege gehend. Aber Abends spät im Stadtpark, wo er sich auf eine Bank gesetzt, rief eine Stimme ihn mit Namen:

„Gustav!"

„Wer? . . . ach Ellen! . . . vergieb, ich wollte sagen: Fräulein Holst!" . . .

„Gustav, sei nicht ungerecht! Es thut mir so furchtbar leid um Dich und Amélie. Es hat mir viele, viele Thränen gekostet."

„Und Amélie? . . . hat sie eine Thräne um mich geweint?"

„Aber Gustav, sie ist so tief betrübt: aber was will sie machen? Onkel und Tante waren außer sich; sie bestanden darauf, sie haben sie geradezu gezwungen."

Und damit flossen die Thränen über Ellen's Wangen, und ihre kleinen erbärmlichen Handschuhe hatten Eile, nach dem Taschentuch zu gelangen, das sie aus dem alten, abgetragenen Mantel mühsam hervorzog.

„Lebe wohl, Gustav! Nun werden wir uns wohl nicht mehr sehen, denn ich habe einen Platz in einem Comptoir bekommen; aber ich werde Dich immer lieb behalten und bin Dir gar nicht mehr böse, daß Du bisweilen mit Amélie über mich gelacht hast. Lasse Dir's wohl gehen!" Und dann flossen die Thränen auf's Neue.

„Hör' Ellen, wie hättest Du gehandelt an Amélie's Stelle?"

„Ich?"

„Ja, Du!"

„Ach lieber Gott, ich weiß es nicht, denn ich wäre gewiß gestorben, wenn man mich so gezwungen hätte. Aber trage es Amélie nicht nach. Sie ist noch so jung und unselbstständig. Ich bin fast 23 Jahr alt, das ist etwas Anderes, schon so ein altes Menschenkind!"

„Du bist ein liebes Herz! Lebe wohl, Ellen!"

„Adieu, Gustav! ach wie schrecklich, daß Alles so gehen mußte!"

— — — Noch arbeitet die Firma Hallberg ohne Hilfe, sowohl im Laden als auch im Comptoir, obgleich schon ein paar Jahre vergangen sind, und es mit dem Geschäft langsam voran geht.

Aber fremde Hilfe ist auch nicht nöthig, da die junge Frau tüchtig im Handel mit arbeitet, und nach einem besseren Verkäufer könnte man lange ausschauen, ohne ihn vielleicht zu finden, und einen besseren Mitarbeiter hätte die Firma nie bekommen können.

Zuweilen, wenn beide Theilhaber nach dem Besuch der Kunden die Regale wieder einzuräumen haben, geht die noch immer schöne Cousine an den Fenstern vorbei, aber sie schaut dann nach dem gegenüber liegenden Trottoir hin. Dann geschieht es wohl, daß Gustav ebenso entzückt wie dazumal im Salon des Bürgermeisters ausruft:

„Wie seid Ihr verschieden, Ihr beiden Cousinen!"

Und Ellen, die wohl versteht, wie Gustav es jetzt meint, sieht ihn ganz ruhig an und flüstert:

„Gewiß, Amélie ist ja so schön!"

Die Mittel erlauben noch nicht, mehr als ein Mädchen zu halten, und da es viel zu schaffen hat mit Hallberg junior, so kann's wohl geschehen, daß es oben in den drei kleinen Zimmern der beschränkten Wohnung noch nicht so recht gemüthlich und geordnet ist, wenn Herr und Frau Hallberg Abends nach Schließung des Geschäftes hinauf kommen, so daß die Frau selbst Hand anlegt und das kleine Heim wieder freundlich herrichtet. Dann ist die Lampe angezündet, und das Feuer prasselt im Ofen, und dann geschieht es wohl, daß sie sich an ihn lehnt und ihm liebevoll sagt:

„Ja, das ist ein anderes Leben, als Du armer Gustav Dir erträumt hattest. Deine Frau hat nicht einmal so viel Zeit, die Wohnung in dem Zustande zu erhalten, wie Du es doch fordern könntest, aber habe ferner Geduld! Nur noch zwei Jahr so weiter, und Du wirst schon sehen!"

Dann umarmt er sie und ruft jubelnd aus:

„O, Du hast die Probe bestanden und mich und das Haus gehalten, als der Sturm kam!"

- - -

Aus der Hauptstadt.

Dem Deutschen Reich!

Es ist eine grenzenlos gemüthliche Zeit. Bei des Kaisers Majestät werden den Volksboten zwischen guten Cigarren und einem nicht minder guten Abendbrod die Geheimnisse der Marineverstärkung spielend beigebracht, im Reichskanzler-Palais winken überreich besetzte Buffets nicht nur verwöhnten Parlamentariern, sondern auch den weit bedürftigeren Hunger-Candidaten, die im dringenden Verdachte stehen, öffentliche Meinung zu machen. Hier unterhält man sich besonders eingehend über die historische That des mehrfachen Millionärs, Grubenbesitzers, Raynalfreundes und Republik-Präsidenten Casimir-Perier, der es eines Tages doch für anüsanter gehalten hat, Zinsen zu verzehren, als Völker zu regieren; und man erörtert weitläufig die politische Lage im Nachbarreiche. Fürst Hohenlohe giebt bei der Gelegenheit, wie die Zeitungen melden, durch Erzählungen aus seiner früheren Botschafter-Zeit Proben eines fabelhaften Gedächtnisses, das er übrigens auch auf der Reichstags-Tribüne an den Tag legt, wenn er seine wohleinstudirten, erfreulich kurzen Reden vom Stapel läßt. Ueber all den fröhlichen Gastereien und Faschingsfreuden, die den normalen Menschen so heiter stimmen, daß er sich manchmal selbst in Fulda's Lustspielen nicht mehr bezwingen kann und plötzlich, bei den ernsthaftesten Vorgängen, laut auflachen muß, über parlamentarischen Abenden und ministeriellen Empfängen, curiosen Begebnissen im Auslande und dem neuen, russischen Course vergißt es sich so bequem, daß unser eigenes geliebtes Vaterland wieder einmal dem oft citirten Rande des Abgrundes ganz verdächtig nahe steht. Der Graf von Montreux, der jetzt durch allerhand harmlose Abenteuer, Sprünge in den Schnee und dergl. mehr unterm Strich so wohlverdiente Aufmerksamkeit erregt und der unter begeisterter Zustimmung der gesammten deutschen Bevölkerung ausrufen konnte, daß er es für eine Gunst des Himmels ansehe, mit der Regierung nichts mehr zu thun zu haben — Graf Caprivi hat die Freundlichkeit gehabt, seinem Nachfolger und dem unglücklichen Lande einen Gesetz-Entwurf wider den Umsturz zu hinterlassen. Man darf diese Vorlage rund und klar heraus das gemeingefährlichste Attentat gegen jedes freie Wort nennen, das seit Landvogt Geßler's Zeiten versucht worden ist; ein Canadier, der noch Europens übertünchte Einfaltspinselei nicht kennt und den man aufforderte, eine gepfefferte Satire wider die mittelalterlichen Würger neuer Ideen zu schreiben, brächte sicherlich die Paragraphen des Umsturz-Entwurfes säuberlich zu Papier und glaubte noch Wunder was für einen Witz gemacht zu haben. In Wahrheit — daß vernünftige und gebildete, geschichtskundige Menschen sich noch immer, Tag für Tag, damit abquälen müssen, dies erbarmungswürdige Machwerk von Gesetz zu bekritteln und zu widerlegen; daß große Reichstags-Parteien, darunter eine, die man bisher nicht nur als Vertreterin des Kohlen-Groß-Profits ansah, Caprivi's Schlußgesetz allen Ernstes annehmen wollen — diese Thatsache müßte von gutgeleiteten Zeitungen ausschließlich in der Ecke gemeldet werden, wo sonst die öffentlichen Skandale zu stehen pflegen. Das deutsche Volk, die deutsch-conservative Partei, die nicht wüthend genug gegen die Börsen-Spitzbuben, die Getreide-Speculanten und was weiß ich noch, zu wettern wußte, stimmt jetzt einem Paragraphen zu, der „das Eigenthum" schützen soll, auch das gemein ergaunerte, das auf dem zerschmetterten Glück von hunderttausend bescheidenen, zufriedenen Menschen pomphaft und prunkvoll errichtete „Eigenthum"! Statt mit einem durch ganz Europa dröhnenden Hohngelächter diese uns sonst unrettbar lächerlich machende Blüthe bureaukratischen Unverstandes vom Stengel zu reißen und dem Thiergarten-Bouquet einzuverleiben, das fette Jungfrauen dem Manne von Montreux reichten, nimmt man den „platten" Spaß tragisch und verhandelt liebevoll in achtundzwanziggliedriger Commission darüber. Und der rothe Demokrat Lenzmann, der bei einer entscheidenden Abstimmung „zufällig" fehlt, der aufgeklärte Liberale Barth, der mit seiner schwachen Stimme das Scheusal von der anderen Seite her rettet — welche Typen sind das für den Griffel eines in Canada geborenen Beobachters! Wir freilich, wir modernen Deutschen, ahnen in fortgeschrittenem Dusel gar nicht, daß am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts feige Angst und bange Sorge um's liebe Portemonnaie ein Gesetz votiren will, das unter Dionys von Syrakus als kecke Parodie betrachtet worden wäre. Aber der Herr wird uns vergeben; wir wissen ja nicht, was wir thun.

Man muß außerhalb der Grenzen Deutschlands wohnen, um den Humor davon ganz zu verstehen. Eine Gesellschaft, die sich in ihren Grundfesten bedroht sieht, die sich todtkrank fühlt, aber nie daran denkt, zu untersuchen, ob die Schuld an ihrem Leiden sie nicht selber trifft, ob sie den Heilungsproceß nicht besser von innen heraus begänne. Eine herrschende Classe, der die rohe Thatkraft antiker Unterdrücker ebenso fehlt wie der gute Wille, den Bedrängten zu helfen, und die dadurch in die immer üble Lage geräth, heuchlerisch schöne Worte machen und den immer begehrlicher Werdenden umständlich erklären zu müssen, daß sie nur ihretwegen die Finger fest auf den Geldbeutel halte. Wer, gestiefelt und gespornt, mit brutaler Rohheit gegen die Schwächeren vorgeht, vermag jede aufsteigende Revolution im Keime zu ersticken; wer aber Concession um Concession macht und sich im entscheidenden Augenblick durch ein Maulkorb-Gesetzchen zu retten sucht, der gebe die Partie getrost verloren. Pastor Naumann, den der Neunmalgescheidte von Neunkirchen in seiner von Unwissenheit und Verbohrtheit förmlich funkelnden Rede so mörderlich massacrirte und den es beleidigen hieße, wollte man ihn wider einen solchen Gegner vertheidigen, Pastor Naumann fand sehr verständige Worte zur Kennzeichnung dieser lebenden Petrefaete.

Das Unterdrückungssystem fordert einen unbeugsamen, harten, einheitlichen Willen: die Natur der katholischen Habsburger in früheren Jahrhunderten. Ein solcher Wille ist mit dem allgemeinen Wahlrecht nicht verträglich. Es fragt sich auch, ob ein solcher Wille bei einem der heutigen Fürsten denkbar sei. Sodann aber fordert der Weg der Unterdrückung eine dumpfe, träge Masse, die nicht liest, nicht über die Landesgrenzen hinausschaut, die keine geistigen Kräfte zur Verfügung hat, sobald man 100 oder 500 Köpfe hinter Eisengitter steckt. Wo aber ist heute diese todte Masse? In Berlin wahrhaftig nicht und anderswo auch nicht. Das System der gewaltsamen Unterdrückung wurde im Grunde an jenem Tage verabschiedet, wo man die Volksschule einführte; es wurde völlig gebrochen, als Bismarck das allgemeine Wahlrecht gab, und nun kommen Gestalten der Vergangenheit und wollen mit den Mitteln der alten Habsburger das Volk des neuen Deutschen Reiches regieren. Man wird solchen Vertretern verlorener Tage eine gewisse Bewunderung nicht versagen können. Man staunt sie an, wie man das Grabmal Herzog Albas betrachtet, aber man rechnet nicht mehr im Ernst mit ihnen. Sie dürfen mit Attinghausen sagen: Unter der Erde längst ist meine Zeit. Sie sollen aber auch freudig darauf verzichten, mit der neuen leben zu wollen. Wer heute regieren will, muß ein Volk von mehr oder weniger lesenden und denkenden Menschen vor Augen haben, ein Volk, das bereit ist, für gewisse Ideen viel Kraft und Leben zu opfern, wenn ihm diese Ideen mit Gewalt entrissen werden sollen. Ein solches Volk kann nur auf geistigem Wege von Krankheit zu Gesundheit geführt werden. Man kann es mit Zwangsmitteln unglücklich machen, aber nicht retten. Das ist es, was der „Socialismus der gebildeten Stände" will, von dem die Vertreter der alten Zwangsmittel sich eine so gefährliche Vorstellung gemacht haben. Wir glauben nicht an die Traumbilder eines Zukunftsstaates, wir glauben auch nicht an die Vortheile der Republik, wir stehen mit beiden Füßen auf dem Boden des deutschen Volksthums und unserer herrlichen Volksgeschichte. Aber gerade weil wir dieses deutsche Volk nicht verwüstet wissen wollen von einem Kampf auf Leben und Tod, deshalb sind wir bereit, in der großen socialdemokratischen Arbeiterbewegung alles anzuerkennen, was berechtigt ist. Wenn die Revolution dennoch kommen sollte, so werden nicht wir die Schuldigen sein, sondern einzig und allein jene, welche der Aussöhnung in den Weg treten und der

Vernichtung ihrer Gegner nachjagen. Wir verlangen guten Willen auf Seiten der Arbeiter, aber wir verlangen vorher guten Willen bei denen, die die Macht in Händen haben. Die französische Revolution vor 100 Jahren soll deshalb gekommen sein, weil es allerlei Gelehrte gegeben hat, die volksfreundliche Ideen aussprachen. Nein! Sie kam, weil die Machthaber zu wenig von diesen Ideen in sich aufgenommen hatten. Eine wirkliche Reform ist immer das sicherste Vorbeugungsmittel. Wenn wir heute eine Regierung und eine Volksvertretung hätten, die in großem Stil der neuen Zeit entgegen gingen, was wäre das für eine Freude! Ein Kaiser, der ein Führer der aufstrebenden Stände würde, ein Reichstag, der wirklich helfen wollte, ein Volk, das alten Zwist vergäße! Wenn man das hätte, dann könnte man getrost etliche dumme Menschen über Eigenthum und Monarchie schwatzen lassen, was sie wollen. Nun aber fehlt die Hauptsache. Unsere Regierung und unsere Volksvertretung sind nicht voll von dem Wunsch großer einheitlicher Reform. Den Mangel soll das Umsturzgesetz verdecken. Das ist, wie wenn ein Lehrer die Kinder schlägt, weil er sie nicht ordentlich zu regieren versteht.

Wirklich, es ist jammerschade darum, daß uns all' diese Dinge viel zu nahe angehen, daß wir für die Thorheiten Anderer unsere Haut zu Markte tragen müssen und deshalb der grimmigen Satire, die ihnen entfunkelt, nicht recht froh werden können. Das Schicksal des Umsturz-Gesetzes hängt, und glücklicherweise! nicht von den Reden ab, die dafür und dagegen gehalten worden sind und von denen bisher nicht eine die flammende Entrüstung des deutschen Volkes leidenschaftlich genug widerspiegelte. Die Vielsprecher auf der Tribüne, die all' ihr kümmerliches Wissen und ihre respectiven Gedanken aus den Zeitungen beziehen, die noch niemals eine eigene Idee zu zeugen vermochten und die gerade daraus ein Recht herleiten zu dürfen glauben, so lange zu reden, bis in den Etat bedeutende Nachtragsforderungen für Papier eingestellt werden müssen, diese Männer werden schon von den Collegen mit der gebührenden Hochachtung behandelt: man erlustigt sich im grünbemalten Kneipzimmer, während sie ihren Kehlkopf ruiniren. Die Abstimmungs-Resultate stehen vorher fest; im allergünstigsten Falle werden die Monologe und Dialoge auf dem Reichstags-Podium von den Machern dazu benutzt, um hinter den Coulissen dem Drama eine andere Wendung zu geben. Und es ist bezeichnend für unsere kläglichen öffentlichen Zustände, daß an vielen Orten der feste Glauben besteht, durch bundesräthliche Genehmigung des höchst unwichtigen Jesuiten-Antrages, über den sich längst kein Verständiger mehr echauffirt, könne Fürst Hohenlohe die Stimmen des Centrums für das Caprivi-Gesetz gewinnen. Und eifrige politische Mathematiker sind rastlos bemüht, die Ja und Nein sorgsam abzuwägen und die Mehrheit in dieser, die Minderheit im anderen Falle genau zu berechnen. Ganz offenbar gäbe es keinen unheilvolleren Wahnsinn, als wenn die größte, die ausschlaggebende Partei im Lande eines werthlosen Leckerbissens halber sich willens zeigte, hinfort eine Kugel am Bein zu tragen; ganz offenbar handelt das Centrum überhaupt schon gegen sein eigenes Interesse, wenn es sich den alten, aber beliebten Ladenhüter, den Jesuiten-Antrag nehmen ließe. Es verlöre damit ein kostbares Paradestück und zerbräche neuerdings einen Pfeiler des Unterbaues, der den wackelnden Parteithurm trägt. Freilich sind hier zu Lande die Begriffe von politischer Taktik so märchenhaft kindlich, daß man sich auch bei den Herren Lieber und Genossen getrost eines Harakiri versehen darf. Die dem Umsturz-Gesetz feindlichen Parteien hatten es in der Hand, auch den Jesuiten Antrag zurückzuweisen und dadurch jedes Schachergeschäft unmöglich zu machen; ihre bornirte Programmexerei und die Freude an persönlicher Rancüne bewog sie, dem einfachsten Gebote der Klugheit den Gehorsam zu verweigern.

* * *

Um die Inschrift am Reichstags Portale tobt ein erbitterter Kampf; mit fanatischem Vergnügen benutzen alle Unzufriedenen die prächtige Gelegenheit, ihrer Mißstimmung wenigstens symbolisch passenden Ausdruck zu verleihen. Immer weiteren Kreisen kommt die Ueberzeugung abhanden, daß die gegenwärtig betriebene Politik „dem deutschen Volke" geweiht ist und Segen bringt, und man klammert sich an vereinzelte, symptomatische Thatsachen, an Worte, um die Volksfeindlichkeit dieser Politik nachzuweisen. Ueber die brav gesinnte Reichstagsbau-Commission, die kaiserlicher als der Kaiser selber sein wollte und die des Glaubens zu sein scheint, durch wochenlang unwiderrufen gebliebene Gerüchte sei noch nicht genug zur Schädigung des monarchischen Gedankens geschehen, wurde ein fast erschreckendes Maß von Haß und Wuth und Hohn ausgegossen; aber nicht eigentlich sie war es, der all' dieser Zorn galt. Gegen ein System, das so sehr die Devise „dem deutschen Volke" vermissen läßt, wendet sich die Nation, gegen ein System, dessen Ausstrahlungen, Thaten wie Worte, in Nord und Süd tiefstes Mißtrauen erwecken. Und dabei weiß jeder Einsichtsvolle, daß die Träger dieses Systems des ehrlichsten Eifers voll sind, daß nicht böser Wille, daß nur Charakter Anlage und Unkenntniß der Verhältnisse sie auf abschüssigem Wege weiter treibt . . .

Es ist eine grenzenlos gemüthliche Zeit für Alle, die sich um Buffets und Excellenzen gern schmatzend drängen, die der preiswürdigen Ueberzeugung leben, das Volk sei wie vor Jahrzehnten eine quantité négligeable und seine wachsende Verbitterung durch allerlei kleine Handlungen und Reden, die freilich eben so gut unterbleiben könnten, ohne irgend welche Lücke zu hinterlassen, habe wenig zu bedeuten. Aber es war nicht der talentloseste Staatskünstler, der immer wieder lehrte, daß eine Regierung so lange feststeht, als sie fest und unbeirrt ihre Bahn schreitet, als sie sich der Vielrednerei und Vielthuerei zu Gunsten weniger, aber großer und wohlbedachter Handlungen enthält. Nichts schlimmer als ein nervöses Regiment, das die alleredelsten Absichten hat, aber durch einander widersprechende, sich ewig kreuzende Capricen den Anschein erweckt, es wisse selbst nicht, wo das Ziele liege und wolle seine haltlose Verlegenheit unter tausend Seitensprüngen, tausend großartigen Anläufen verstecken. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Nach dem Manöver. Schauspiel in drei Acten von Georg Freiherr von Ompteda (Lessing-Theater). — Hagars Sohn. Schauspiel in vier Acten von Jakob Julius David (Schiller-Theater). — Die geschiedene Frau. Schauspiel in vier Akten von Victor Jannet (Neues Theater). — Fernand's Ehecontract. Schwank in drei Acten von Georges Feydeau (Residenz-Theater).

Er will sich nimmer erschöpfen und leeren, der Novitäten-Segen, und für große Unbekannte ist dies Jahr der Durchfälle wenigstens insofern von weittragender lieblicher Bedeutung, als sie sicher sein dürfen, ihre einmal zur Aufführung angenommenen dramatischen Thaten nun auch wirklich über die Bretter gehen zu sehen. Denn wenn keine Neuheit mehr ihr armseliges halbes Dutzend Wiederholungen erlebt, tritt endlich auch in der Manuscript-Mappe des entgegenkommendsten Directors Ebbe ein, und Stücke, die sich der Schlaukopf bei besserem Winde unter allen Umständen bis zum Wonnemonat Mai aufgespart hätte, laufen jetzt schon Mitte Januar von Stapel, in einer Zeit, wo doch immer noch zahlendes Publicum das Parquet besucht. Des Freiherrn Georg von Ompteda tastender Versuch, die Bühne zu erobern, wäre uns gewiß nicht schon mehrere Wochen vorm Fasching bekannt geworden, wenn „Zwei Wappen" und „Gismonda" auch nur annähernd gehalten hätten, was man sich von ihnen versprach. So aber schneite die Bagatelle in eine Zeit hinein, wo alle Welt noch äußerst kritisch gesinnt ist und die Scene nach jedem Actschluß zum Tribunal wird. „Nach dem Manöver", das in Stuttgart „Rigmor" hieß, erzählt die alte, rührende Geschichte von dem jungen Liebespaare, das sich nicht angehören darf, weil sie das Weib eines braven, wenn auch bejahrten Herrn, er der treueste Freund oder, wie in unserem Falle, gar der Stiefbruder dieses Biedermannes ist. Da die Tragödie diesmal unter Officieren spielt, muß sie ganz besonders ernsthaft und ehrbar aufgefaßt werden; triefen muß sie vom öligsten Edelmuth und von heldenhafter Selbstverleugnung. Fritz hat Rigmor, des Bruder Obersten Frau, bisher hoch und heilig gehalten, trotzdem er längst in toller Liebe für sie glühte, wie sie für ihn. Während nun aber der betagte Bursch einmal im Manöver weilt, kommen die beiden jungen Leute dazu, sich zu erklären, und sie beschließen, dem Aelteren die schleunige Ehescheidung zu empfehlen, damit sich Alles in Ehren und doch nach ihren Wünschen abwickele. Da kommt der Oberst schon zurück. Er ist ein etwas weinerlicher Herr und scheint für die zarten Regungen eines Frauenherzens, dazu des Herzens einer just ver-

heirateten Frau, beleidigend wenig Verständnis zu besitzen; aber trotz seines larmoyanten Tones und trotz seiner unbegreiflichen Dummheit sticht er Dank manch anderer, männlicher Tugend den gedankenblassen, einfach mitleiderregenden Fritz noch bei Weitem aus. Nun erhebt sich ein lang und breit Geschwätze, ein wenig amüsantes Hin und Her, das dadurch wahrlich nicht an Interesse und dramatischem Reiz gewinnt, daß Ompteda stimmungzerstörende Nachtisch-Scenen gewaltsam einflickt. Fritz spricht sich mit dem Bruder, der Bruder Ehegatte mit Frau Rigmor aus, sie sprechen sich wirklich sehr erschöpfend aus, sie erzählen breitspurig Alles, was wir im Theaterstück zu sehen verlangen, und sie überzeugen uns deshalb nicht davon, daß die Grundlagen der Tragödie richtig, solid sind. Weder verstehen wir, weshalb Rigmor einen so lieben, geistvollen, heroischen Kerl von Mann einem so traurigen und nichtssagenden Schönredner opfern will, noch begreifen wir, weshalb der Aeltere, also offenbar doch Vernünftigere von Beiden, dem Bruder nicht einfach mit ein paar kerngroben Worten seine ganze, ungeheuerliche Eselei klar macht. Rigmor's Leidenschaft zu Fritz erscheint dem Zuschauer als eine so ungeheuerliche Verirrung, daß er an ihre Dauer, ja selbst an ihre Aufrichtigkeit nicht glauben kann, und darum begrüßt er den von Ompteda gesetzten Schluß, den Schuß, womit Fritz sich ums Leben bringt, als eine höchst vernünftige Lösung des Knotens — aber in einem dem Autor sicherlich nicht erwünschten Sinne. Ompteda wollte zeigen, daß die Offiziersehre Sühne einer Schuld verlangt selbst dann noch, wenn dadurch das Glück zweier guten Menschenkinder zerstört wird, selbst dann noch, wenn die Satzungen dieser Offiziersehre gegen ein höheres Sittengesetz verstoßen. Der Zuschauer hingegen empfängt ungeachtet aller Wehklagen Rigmor's den Eindruck, als sei Fritz der Störenfried, der Entbehrliche und thue auch menschlich recht daran, sich aus der Welt zu schaffen und die beiden Ueberlebenden nicht länger zu behelligen.

Begabung für die Bühne verräth Ompteda's Erstling keinesfalls; die umständliche Exposition, die trotz aller Bosseleien im Einzelnen doch sehr oberflächliche Charakteristik, die alltägliche Dürftigkeit und Farblosigkeit des Dialoges weise nicht einmal auf besondere Vorzüge des Epikers hin. Ueber J. J. David's Schauspiel „Hagar's Sohn", der ersten Novität des Schiller-Theaters, läßt sich ein ähnliches Urtheil fällen, obgleich der in Wien nicht unvortheilhaft bekannte Verfasser mit brutalen, spanischen Effecten keineswegs spart, obwohl er den Dialog überheizt und mit donnerndem Pathos, wildem Geschrei erfüllt, obwohl er durch blutrothe Gewaltthaten seiner Figuren vergessen zu machen sucht, daß er keine lebenden, athmenden Menschen schaffen kann. „Hagar's Sohn", das Kind des reichen Bauern Matthäus und seiner Magd, haßt den Vater mit verzehrender Wuth, und als ihn der Alte, ein Haupt der Calvinisten in Oesterreich, gegen die Katholiken schickt, geht er zum Feinde über, nimmt ihren Glauben an und heischt, Trumpf ausspielend, noch obendrein Haus und Hof von Matthäus. Da packt es den harten Bauern, er bekennt im Ringe der Glaubensgenossen und Freunde seine Schuld, macht sich und seine Sünden verantwortlich für alles Unglück, das über den Calvinismus hereinbrach, hält aber zugleich auch Gericht über den Abtrünnigen. Ein eifriger Knecht sticht den Renegaten unversehens nieder, und nun zieht die ganze Gemeinde, während Matthäus' Haus auflodert, jauchzend, gottergeben dem Feinde entgegen. Ich gebe diese Handlung wieder, weil sie sehr deutlich zeigt, was ein Dramatiker aus ihr hätte machen können, aber die blinde Henne, die das Korn fand, wußte es nicht zum Keimen zu bringen. Der großartige Hintergrund der Religionskriege, die dem israelitischen Herrn Autor freilich naturgemäß ferner liegen, wird bei Weitem nicht genügend ausgemalt; das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, ein hochtragisches, gewaltiges Motiv, bleibt ganz unverständlich; mit keinem Wort wird erklärt, wie denn so unbändiger Haß in des Burschen Seele aufflackerte. Grelle Rohheiten, Handgreiflichkeiten müssen die psychologische Analyse ersetzen; bei wiederum endlosen Erzählungen entwickelt sich nur langsam, zähflüssig das Geschehnis, schwulstige Phrase und eine Lust an Unwahrheiten und thörichten Uebertreibungen, über der man zuletzt die Geduld verliert, tritt an die Stelle dramatischer Knappheit und Wahrheit.

Ein äußerst gleichgiltiger Conflict, der möglicher Weise die Franzosen einmal einen Tag lang interessirte, uns aber völlig kalt läßt, liegt der Mariage d'hier des Herrn Jannet zu Grunde: die Tragödie der geschiedenen Frau, die, obwohl selbst ganz schuldlos, durch die bloße Thatsache der Scheidung in der Gesellschaft unmöglich wird. Herrn Jannet's dramatisches Können, das Schritt für Schritt den Schüler des guten Ohnet verräth, seine weiche Sentimentalität, die ebenfalls tief in Ohnet wurzelt, sind nicht der Art, daß sie uns mit seinem Thema versöhnen und irgendwelche Theilnahme an dem Stück aufkommen lassen könnten. — Einen weit glücklicheren Griff that Director Lautenburg mit der Aufführung von Georges Feydeau's neuer grenzenlos verwegener Harlekinade: „fil à la patte." Der von märchenhaftem Glück verwöhnte Verfasser des „Champignol malgré lui" hat diesmal eine wahnwitzige Circusposse zusammengestellt, deren Hauptwitz ein dichtender Notariatsgehülfe, ein Kanonenboote im Bacearat verlierender exotischer Kriegsminister, eine verliebte Chantant-Diva und Richard Alexander's blauseidene Unterhosen ausmachten; es heißt eigentlich Druckerschwärze verschwenden, wenn man bemerkt, daß diese zusammenhanglose Haulonkomik das Residenz-Theater allabendlich bis auf den letzten Platz füllt. M. Raoul Toché, der Erfinder dieses Genres, hat wirklich unrecht daran gethan, sich lumpiger Spielschulden wegen gleich zu erschießen.

Opern und Concerte.

„Der Probekuß." Operette von Hugo Wittmann und Julius Bauer. Musik von Carl Millöcker. (Theater Unter den Linden.)

Mit der neuen Millöcker'schen Operette, die im Theater an der Wien nur einen Strohfeuererfolg hatte, dessen Begeisterung kaum über die Première reicht, wurde derselbe grobe Unfug verübt, wie nach der Erstaufführung mit Johannes Strauß' Jubiläumsoperette „Jabuka". In beiden Fällen wurden die deutschen Blätter von Wien aus benachrichtigt, daß es sich um ein unerreichtes Meisterwerk handle, und jedes Mal zeichnete sich namentlich der Wiener Correspondent des Berliner Tageblattes in der Vorspiegelung dieser falschen Thatsache aus. Von „Jabuka" posaunte er den üblichen Riesenerfolg aus, um schon nach wenigen Wochen, nachdem die Berliner und Hamburger Bühnenleiter das Werk erworben, kleinlaut zu bedauern, daß dem Werke der Dauer verheißende Erfolg nicht beschieden gewesen sei, — ein Geständniß, dem die Lobpreisung des allerneuesten „Riesenerfolges" auf dem Fuße folgte: „Der Probekuß fand eine ungewöhnlich warme Aufnahme und verdientermaßen so viel Beifall, daß er lange auf dem Spielplan bleiben wird." Leider ist der Director unserer zwei Operettenbühnen in beiden Fällen den journalistischen Bauernfängern in's Garn gegangen. Hätte er einen Blick in die Partituren von „Jabuka" und „Probekuß" werfen dürfen, so würde er sich gehütet haben, diese Werke zu erwerben und aufzuführen.

Beide sind die Arbeiten erschöpfter Talente. Die musikalische Erfindung ist Null. Vergeblich suchen wir in der neuesten Operette den blühenden, frischen, sinnlichen, wenn auch oft trivialen Rhythmus, der das Glück von „Bettelstudent" und „Gasparone" machte, jenen beiden Operetten, in denen sich Millöcker's gefälliges Talent völlig ausgegeben zu haben scheint. Wo er Eigenes, Selbstständiges geben soll, lehnt er sich an, und schon die Ouverture beginnt mit einem gar zu deutlichen Anklang an Madonna Theresa, die alle Drehorgeln herabzukommen bitten. Und neben dem tausend Mal gehörten Gassenhauer des früheren Millöcker oder Genée, findet sich dann wieder eine Blüthenlese aus den sentimentalen Anwandlungen des Collegen Suppé. Höchstens der Kehrreim des Liebesduettes: „Einmal ist keinmal" mit den sich überpurzelnden Quinten und Sexten hebt sich aus der umgebenden musikalischen Oede ansprechend hervor. Und wie der alt gewordene Strauß, so sucht auch Millöcker hinter dem fleißig durchgearbeiteten Orchesterpart den Mangel an melodischer Erfindung zu verbergen. Zum Teufel ist der Spiritus, Sitzleder ist geblieben. Manches gelingt dem Componisten überraschend. Die melodramatische Begleitung im dritten Act, wo der Bariton sich selbst seinen Brief in die Feder dictirt, illustrirt die wechselnden Stimmungen mit Leitmotiven und Tonmalereien fein discret und geistreich, — ein allerliebstes Tonstück von graziöser Anmuth. Hier und in den contrapunktistischen Künsteleien, die nur etwas zu wuchtig ausgefallen sind, und in den Wagner'schen Nachempfindungen erkennt man, nach welcher Richtung hin die altersschwach gewordene Wiener Operette einen Rettungsweg sucht.

Auch Hugo Wittmann, dem geistreichen Feuilletonisten der „Neuen freien Presse" und Librettisten Millöcker's, schwebt das Ziel einer komischen Oper vor Augen. Seine Texte bestechen alle durch ihre literarische Form. Es sind kleine Lustspiele, die mit ihrem lebendigen munteren Dialog, dem die Kalauerzugabe seines Mitarbeiters mehr schadet als nützt, auch ohne die Musikbegleitung bestehen könnten. Nur Schade, daß seine Erfindung nicht stark genug ist, so daß wir ihm fast den Rath geben möchten, lieber wieder zu den französischen Anleihen der Zell und Genée zurückzukehren. Im „Probekuß" zeigen sich die eigenen Einfälle am Ende doch nur in nebensächlichen Einzelheiten, während die gesammte Handlung nichts weiter ist, als ein Sammelsurium ausgedienter Operettenmotive in wenig bühnenwirksamer Mache. Da haben wir das alte Milieu eines unmöglichen altitalischen Hofstaats, die herkömmlichen Intriguen der Parteien, die Verwechslungen und Mißverständnisse, die Prinzessin in Holzschuhen, der Uhrmacher als Prinz und der echte Prinz als Lumpus, rechter Hand linker Hand Alles vertauscht. Auch nicht einen Augenblick nehmen wir diese Schemen ernst, ihr Hin und Her beschäftigt höchstens unser Auge, schon nach dem ersten Act stellt sich die „Wurschtigkeit", mit Bismarck zu reden, und gleich darauf die Langeweile ein. In „Jabuka" hatten wir wenigstens das scenisch-anmuthige Motiv des serbischen Apfelfestes; hier wird aus der Kußprobe, die den Weiberfeind offenbaren soll, eine zwecklose, scenisch unerfreuliche Posse, die nicht einmal die Entscheidung darüber bringt, welches der echte Prinz ist.

Die Aufführung durfte sich neben der Wienerischen sehen lassen. Dort die Damen Pohlner und Biedermann, hier Collin und Cornelli, dort Herr Streitmann, hier der noch immer unverwüstliche Steiner. Und wenn dort der einzige Girardi aus dem Uhrmacher Pfeifli einen feinen Charakterkopf voll grotesker Komik machte, während unser Herr Klein nur wieder seinen gemüthlich-drolligen Naturburschen variirte, so blieb der Wiener Komiker musikalisch seiner Rolle doch Alles schuldig, indeß der Berliner seinen Part ganz vortrefflich sang. Jener befriedigte die Librettisten, dieser wurde dem Componisten gerecht, und das ist wichtiger.

Offene Briefe und Antworten.

Menschenflug und Vogelflug.

Geehrter Herr!

Die „Gegenwart" ist bereits vor Jahren durch die Feder des Ingenieurs W. Berdrow für die Buttenstedt'sche Spannungstheorie eingetreten, die derselbe in seinem Werke: „Das Flugprincip" (Verlag von C. Buttenstedt in Rüdersdorf bei Berlin) niedergelegt hat. Nun hat in Nr. 1 Ihres Blattes auch Herr Ingenieur Lilienthal von seinen Schwebeversuchen berichtet, dem einzigen gelungenen Experiment, das Buttenstedt als den ersten Schritt des Menschen in der Luft betrachtet. Zunächst hat Herr Lilienthal sich selbst überzeugt, daß sein Apparat eine sehr schwache Stabilität hat, und die Ursache davon ist nicht nur die, daß der Schwerpunkt seines Flügelsystems zu hoch ist, sondern auch die constante Krümmung seiner Flügelfläche. Lilienthal übersieht, daß eine constante Krümmung nicht nur den Stirnwiderstand vermehrt, sondern auch) unnatürlich ist, wie ihm Buttenstedt das klar machen wollte, denn die constante Krümmung bildet ja hauptsächlich einen Parachute (Fallschirm), und um den stabil zu machen, müßte man eigentlich ein Loch in dem Gipfel der Krümmung anbringen. Lilienthal sagt, daß die Vogelflügel eine Krümmung haben, aber merkt nicht, daß diese Krümmung eine elastische, also keine constante, eine solche ist, die unter einer gewissen Zusammenwirkung der Schwere und der Muskelkraft des Vogels allmälig verschwindet, wie Buttenstedt dies nachweist und zeigt, daß bei voller Kraftentfaltung des Vogels der Flügel einer glatten Fläche ähnlich ist. — Um auch meinerseits dies klar zu machen, muß ich das Verhältniß der Muskelkraft des Vogels erklären, nicht nur zu seiner Schwere, sondern auch, — und das ist das Hauptproblem —, zu seinem elastischen Material resp. zu dessen elastischen Eigenschaften, welche sich in Spannung und Entspannung desselben äußern. In meinem Werke: „Grund-Principien der physiologischen Mechanik und das Buttenstedt'sche Flugprincip" (Berlin, Mayer & Müller) habe ich auf Grund des anatomischen Verhältnisses zwischen Länge des Hebels und der Muskelkraft und derjenigen der Körperschwere bewiesen, daß die Muskelkraft der Körpertheile resp. auch die Gesammt-Muskelkraft des Körpers zu der Schwere der Körpertheile oder der Gesammtschwere des Körpers sich verhält wie 3 : 1. Es bleibt mir nun noch die Größe des dritten Elementes der Körpermechanik zu bestimmen, nämlich: des elastischen Materials resp. dessen elastischen Widerstand, welchen es der Muskelkraft entgegenstellt. Wäre dieser Widerstand gleich der Körperschwere, so bliebe für die Muskelkraft kein elastischer Widerstand übrig, weil derselbe durch die Schwere neutralisirt wäre, folglich muß der elastische Widerstand doppelt so groß sein, wie die Schwere, welche jetzt durch diese Verdoppelung der elastischen Masse sehr zweckmäßig in derselben eingeschaltet ist, weil dadurch die Schwere asymptotisch resp. nach beiden entgegengesetzten Richtungen der elastischen Oscillation vollkommen beweglich wird. — Der Theil der elastischen Masse des Körpers, welcher den Ueberschuß der Masse bildet und zur elastisch-antagonistischen Wirkung für die Muskelkraft dient, heißt die elastische Reserve-Masse. So auch der Theil der Muskelkraft, welche nicht nur zur Ueberwindung des gesammten elastischen Widerstandes, sondern auch zur Ueberwindung der Körperschwere übrig bleibt, heißt die Reserve-Muskelkraft. Folglich ist die totale Muskelkraft gleich dem totalen elastischen Widerstande des elastischen Körpermaterials plus totale Körperschwere. So lange nun beim Schwebefluge nur die Körperschwere des Vogels arbeitet, wird die Flügelfläche, obwohl gespannt, durch die Schwere nicht gänzlich von ihrer Krümmung befreit. Dieser Theil der Flügel-Krümmung, welcher durch die Körperschwere nicht neutralisirt wird, ist die Reserve-Krümmung und diese Reserve-Krümmung entspricht der Reserve-Elasticität des Vogels. Gewöhnlich ist diese Reserve-Krümmung leicht bei ruhigem Schweben zu beobachten, und es ist möglich, daß nach Lilienthal's Beobachtungen sie $^1/_{12}$ der Flügelbreite betragen mag; — was aber schwer zu beobachten ist, das ist der Zustand des schwebenden Vogels, wenn er seine Reserve-Elasticität im Kampfe mit dem Winde in Thätigkeit setzt: hier muß durchaus auch die ganze Reserve-Krümmung verschwinden. (Hier sei bemerkt, daß die Meinung derjenigen, wie z. B. Prof. Schukowski's, der Vogel sei nicht im Stande, sich der Willkür eines ihn fortreißenden Windes zu entziehen, irrthümlich ist. Der Vogel ist völlig Herr seiner eigenen Willkür.) Der letzte und wichtigste Beweis gegen Lilienthal, daß keine constante Krümmung der Flügelfläche existiren kann, ist derjenige, daß die propellirende Wirkung des Flügels einzig und allein durch die Elasticität des Flügels bedingt ist. Hier muß ich einen Irrthum bekennen, nämlich: in meinen Grundprincipien meinte ich, daß die elastische Parabel combinirt mit dem Doppelhebel auch ein Propeller sei; jetzt bekenne ich, daß diese Einrichtung kein Propeller ist, sondern die natürliche Transmission der oscillirenden Bewegung, welche der rottirenden Transmission unserer Maschinen entspricht. Diese oscillirende Transmission, welche allein anwendbar sein kann in der künstlichen Reproduction des Fluges, besteht also in der Combination der zusammengesetzten Hebel mit der elastischen Parabel, welche im Organismus offenbart ist, was wir am deutlichsten in der anatomischen Einrichtung der Flügel sehen. Nämlich die vordere Kante der Flügel besteht aus dem Vorderarm, Unterarm und noch einem Knochen, welcher dem Handknochen beim Menschen entspricht. Diese drei Knochen bilden einen zusammengesetzten Hebel, welcher die elastisch parabolische Krümmung der Flügelfläche in Spannung versetzt durch die Wirkung der Streckmuskeln resp. große Brustmuskeln. Sobald also durch die alleinige Wirkung der Körperschwere die Flügelstreckung unzureichend wird, um sich im Schweben zu erhalten, so müssen die Streckmuskeln die weitere Streckung der durch die Schwere gespannten parabolischen Krümmungen der Flügelflächen übernehmen, also die Reserve Krümmung, resp. die Reserve-Elasticität des Flügelmaterials in Gang setzen. Würde aber eine constante Krümmung, wie Lilienthal meint, existiren, so müßte der krumme Theil des Flügels absolut unelastisch bleiben; die Folge davon wäre, daß die propellirende Wirkung auch beschränkt wäre nur auf den Theil, welcher elastisch bleibt und der Streckung resp. Spannung fähig ist; kurz: die propellirende Wirkung ist direkt der elastischen Spannung proportional. Diese Spannung begleitet Schritt für Schritt die Muskelarbeit resp. die Muskel-Contraction des Streckmuskels; wo die Spannung aufhört, da hört auch die propellirende Wirkung des elastischen Flügels auf, folglich ist auch weitere Arbeit des Streckmuskels von keiner propulsiven Wirkung. So lange also die elastisch-parabolische Krümmung, nachdem sie schon von der Schwere im Schweben gespannt ist, noch weitergespannt resp. in Gang gesetzt werden kann durch die Streckmuskeln, so lange ist die propellirende Wirkung der Flügel wirksam und das Schweben möglich. Da aber diese Reserve-Krümmung klein ist, weil sie nahe dem Punkte der äußersten Spannung des Materials liegt, folglich im Bereiche des größten elastischen Widerstandes der Flügelfläche sich befindet, und da der Vogel dabei gewöhnlich in größerer Höhe sich hält, so sehen wir das Spiel dieser Krümmung resp. die Bewegung der steigenden oder fallenden Spannung oder Krümmung nicht, aber dieselbe existirt zweifellos, denn sonst bei absolut unbeweglicher Flügelfläche ist keine propulsive Bewegung möglich. Ein absolut unbeweglicher Flügel wird sofort vom Winde fortgerissen. Lilienthal beabsichtigt nun also seine Flügelflächen in Schwingungen zu versetzen, weil er meint, daß schwebende Flügel keine Bewegung besitzen, und er besteht darauf, schwingende Flügel von 14 qm zu bauen, aber dann wird seine Maschine unnatürlich complicirt und untauglich, und zwar in demselben Maße, wie sein zu hoch liegender Schwerpunkt in seinem Apparat gefährlich und naturwidrig ist. Die Hauptsache ist beim Flugproblem, das quantitative Verhältniß zwischen aetiver Kraft des Menschen, passiver elastischer Kraft der Transmission und Arbeit der Schwere im System zu bestimmen; dies Verhältniß muß sein: 1 = für die Schwere, 2 = für die Elasticität und 3 = für die Muskelkraft, wenn ein der Natur ähnliches System künstlich zum Fliegen mit vollkommener Oeconomie der Kraft erzeugt werden soll. Schließlich sei erwähnt, daß Plinius schon vor 18 Jahrhunderten durch ein Experiment mit künstlichen Flügeln, welche er von oben nach unten mit der Hand schlug und die die Hand nach vorn propellirten, bewies, daß der Flügel mit seiner propellirenden Wirkung klar den Weg zeigt, auf dem das Fliegen möglich ist, das heißt: in horizontaler Richtung. Aber erst Planavergues (Mystères du Vol des oiseaux dévoilés, 1872) wußte die Luft-Inertie zu erklären, wie Professor Marey nachweist. Planavergues verstand bereits die Wirkung der Torsions-Elasticität der Schwungfedern und nennt diese „Réactions infinitésimales"; aber auf seine alten Tage konnte er in seinem Werkchen die Idee nicht so entwickeln, wie Buttenstedt es gethan hat, welcher unabhängig von Planavergues die elastische Wirkung auf das ganze Flügelsystem erkannte, die Inertie der Luft als „tragende Luftsäulen" bezeichnete und das Erkannte zum Flugprincip erhob. Wir üben nur Gerechtigkeit, wenn wir die Priorität dieser Entdeckung dem französischen Genie zuweisen, obwohl Buttenstedt ganz unabhängig von Planavergues seine Flugtheorie erfand. Ich hoffe, daß meine Betrachtungen von Denen, die Interesse für den Fortschritt auf diesem Gebiete haben, nicht unbeachtet gelassen und endlich die Tragweite der Spannungstheorie, die Buttenstedt der Natur abgelauscht hat, begriffen und diese Theorie als die eigentliche Lösung des Flug-Problems betrachtet wird.

Hochachtungsvoll

Dr. Georg Berthenson,

Kaiserlich-russischer Militairarzt in St. Petersburg.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLVI. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Der ärztliche Hausfreund.

Gemeinverständliche Belehrungen für **Gesunde** und **Kranke**

herausgegeben von

Dr. med. A. Kühner, Physikus a. D.
Chefredakteur der „Gesundheit“.

Vierteljährlich 6 Nummern.

Bezugspreis 60 Pfennige.

Bestgeleitetes Familienblatt, welches in keinem Haushalte fehlen sollte!
Zu beziehen durch

Grumpelt & Böhm, Leipzig.

Ethische Essays

von **Gustav Böhmer.**

I. **Schädige Niemand ohne Noth!** 1 M. 80 Pf.
II. **Liebe und Ehrgefühl.** 60 Pf.
III. **Die glücklichsten Menschen.** 60 Pf.

Allgemein verständlich geschrieben und auf wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut, verfolgen die Essays den Zweck, die deutschen Sitten, deren augenblicklichen Verfall und ein einfaches, leicht ohne Ausnahmsgesetze durchführbares Mittel zur Gesundung klar und kurz darzustellen.

Jeder Essays bildet ein abgeschlossenes Ganze, deren Zahl sich auf 5 berechnet.

Verlag von Fr. Bassermann in München.

Im Verlage von **Ferd. Enke** in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

Der Proceß Czynski.

Thatbestand desselben und Gutachten über Willensbeschränkung durch hypnot.-suggestiven Einfluß, abgegeben vor dem oberbayer. Schwurgericht zu München von Prof. Dr. **H. Grashey**, Prof Dr. **Hirt**, Dr. Freiherrn **von Schrenck-Notzing** und Prof. Dr. **Preyer**. 8. geh M. 1.50.

In diesem Proceß, der mit seinem hochromantischen Thatbestand so außerordentliches Aufsehen erregte, wurde die hypnotische Willensbeschränkung zum ersten Mal in Deutschland Gegenstand einer Gerichtsverhandlung. Die Broschüre enthält: Den vollständigen Thatbestand, Proceßverlauf **und die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit abgegebenen, daher sonst nirgends noch publicirten Gutachten oben genannter Fachgelehrter.**

Grumpelt & Böhm

Antiquariat
und Sortiments-Buchhandlung
Leipzig, Marschnerstr. 9,

empfehlen sich zu **schneller** und **coulanter** Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

Verlag v. Zahn & Jaensch in Dresden.

Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen

von

Wilhelm Roscher.

Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinem Sohne.

Ca. 20 Bogen in 8° mit dem Bildnisse in Heliogravüre.
Elegant gebunden 5 *M.* — Broschirt 4 *M.*

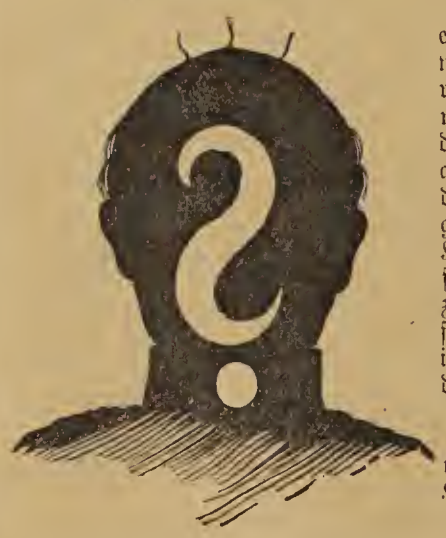
Tagebuchartige Aufzeichnungen eines der größten und vielseitigsten deutschen Gelehrten über die wichtigsten, jeden Gebildeten berührenden Lebensfragen: Christenthum, Judenthum, Heidenthum, Katholicismus, Protestantismus, Literatur, Parteiwesen, Darwin's Lehre, Materialismus, soziale Fragen u. a. Bei aller Tiefe gemeinverständlich und getragen von gerechter Würdigung abweichender Ansichten. Mit dem letzten und besten Bilde des ehrwürdigen Verfassers in Heliogravüre.

Im **Verlag der Gegenwart** in **Berlin** erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Um so wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das anüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt.“

(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden.“

(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

souveränes Mittel bei nervösen **Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung**, **Aengstlichkeit**, **neurasthenischen**, **hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 5. Berlin, den 2. Februar 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Staatliche Schuldentlastung des Grundbesitzes. Ein Vorschlag von Carl Andresen. — Ein Weltkind beim heiligen Vater. Von Moritz Schwalb. — Die Entstehung des heutigen Socialismus. Von Emil de Laveleye. — Virchow und der Darwinismus. Von Professor Ludwig Büchner. — Der Amerikanismus in der weiblichen Erziehung. Von C. W. Petersen. — Feuilleton. Ueberzeugung. Von Wssjewolod Garschin. — Aus der Hauptstadt. Reuß und Preuß. Von Caliban. — Opern und Concerte: Aus den Concertsälen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals über die Baukunst. Von Eduard v. Hartmann. — Anzeigen.

Staatliche Schuldentlastung des Grundbesitzes.

Ein Vorschlag von Carl Andresen.

Eine Verstaatlichung der Getreideeinfuhr, wie sie vom Grafen Kanitz beantragt ist, dürfte weder eine Hebung der Lage der Landwirthschaft zur Folge haben können, noch überhaupt annehmbar sein. Daß künstlich erhöhte Preise, wenn auch einzelne Grundbesitzer davon Vorteil ziehen, thatsächlich eine Nothlage der Landwirthschaft nicht bessern, lehrt wohl zur Genüge die Erfahrung der letzten Jahre: Bei hohen Getreidezöllen hat die Verschuldung der Landwirthe nicht abgenommen, sondern noch zugenommen; in der Rübenzuckerfabrikation ist durch die Exportprämien eine Ueberproduction hervorgerufen und der Rübenbau kaum noch rentabel geworden; nicht anders liegt es mit der Spiritusfabrikation. Das Ziel einer Gesundung der Landwirthschaft kann nur Rückführung zu einem naturgemäßen Zustand sein; so lange Landwirthschaft mit künstlich geschaffenen Preisen rechnet, ist sie nicht gesund. Eine wirkliche dauernde Gesundung, mag sie auch für einzelne Grundbesitzer schmerzhaft sein, würde nur aus ganz allmäligem Wegfall der Zölle hervorgehen; eine stetige Erhöhung der Zölle hieße anstatt einer schwachen Medizin eine immer stärkere nehmen, bis der Gesammtkörper keine mehr ertragen kann und dann stirbt. — Annehmbar ist der Antrag Kanitz nicht, weil die deutsche Industrie, und in zweiter Linie Deutschland überhaupt, auf künstliche Weise geschaffene, ganz erheblich höhere Getreidepreise, wie sie die Nachbarländer haben, nicht, wenigstens auf längere Zeit nicht, ertragen könnte.

Bei der Nothlage der Landwirthschaft, wie sie heute nun einmal aus welchen Gründen auch immer hervorgegangen ist, erheischt aber nicht nur das Interesse der Landwirthe und der Landwirthschaft, sondern auch das der gesammten Nation, schnelle und kräftige Hülfe; die ungesunde Lage der Landwirthschaft wirkt auf die ganze Nation zurück. Es lassen sich aber wohl Mittel finden und anwenden, welche dem sehr gefährlichen und voraussichtlich verderblichen Experiment eines Getreidemonopols vorzuziehen sind. Es sei gestattet, zur Erwägung zu empfehlen, daß vom Staat die sämmtlichen heute auf in Deutschland belegenen, vom Besitzer selbst bewirthschafteten Grundbesitz hypothekarisch eingetragenen Schulden bis zu einer festzusetzenden Höhe (etwa in Schleswig-Holstein auf Getreide producirenden Gütern bis zum $33^1/_3$fachen Grundsteuer-Reinertrag) unter Kündigung und Auszahlung der alten Gläubiger übernommen würden. Der Staat würde zu diesem Zwecke unter Mitverpfändung der ihm verpfändeten Theile der Güter heute Geld zu sehr niedrigem Zinsfuß anleihen können. Da der Staat selbst und die Güter Sicherheit für solche Anleihe bieten würden, dürfte solches Papier an Feinheit (Sicherheit) mit den englischen Consols (die $2^3/_4\,\%$ engl. Consols stehen heute $105^3/_4$) wetteifern und gar diese übertreffen. Wenn der Staat dann von seinen Schuldnern, den Landwirthen, auf die Hypothekenposten einen jeweilig der Höhe der Getreidepreise proportionellen Zins erheben würde, etwa bei nach der durchschnittlichen Berliner Börsennotirung während eines Jahres festgesetzten, niedrigen Getreidepreisen von $2\,\%$, bei mittleren Preisen von $3^1/_2\,\%$, bei hohen Preisen von $5^1/_2\,\%$, laut einer anzufertigenden Scala, so würde die Nothlage der Landwirthschaft hierdurch so wesentlich gemildert, daß sie als aufgehoben zu betrachten sein würde. Der Staat würde bei dieser Transaction im Laufe der Zeit voraussichtlich keinen Schaden erleiden; es ist kaum möglich, daß der internationale Werth landwirthschaftlicher Producte jetzt noch erheblich weiter zurückgehen kann; selbst wenn die heutigen Getreidepreise in Deutschland sich noch um den heutigen Kornzoll von $3^1/_2$ Mark niedriger stellen würden, dürfte aber ein tüchtiger Landwirth im Stande sein, die dem Staate schuldigen Zinsen, in oben angeführtem Beispiel $33^1/_3$ mal $\frac{2}{100} = {}^2/_3$ des Grundsteuer-Reinertrages, als Grundrente zu zahlen.

Wenn der Staat eine jährliche Kündigungsfrist bei Uebernahme der Hypotheken zur Bedingung machte, würde er wohl verhindern, daß Grundbesitzer, welche in der Lage wären, ihre hypothekarischen Schulden abzutragen, solches nunmehr unterlassen würden, um von dem billigen Gelde des Staates zu profitiren; denn das Geld könnte für sie unter Umständen — im Falle einer unerwarteten Steigerung der Getreidepreise — doch ein recht theueres werden.

Damit die Landwirthe, und hinter denselben die Landwirthschaft dauernden Vortheil von der vorgeschlagenen Hülfe haben, scheint mir unerläßliche Vorbedingung zu sein: Beschränkung der Freiheit, Grundbesitz mit Hypotheken zu belasten, beziehungsweise ein Verbot, zukünftig über oben bezeichnete Höhe hinaus Hypotheken auf ein Landgut aufzunehmen. Ohne diese Vorbedingung würde die secundäre Wirkung sein, daß die Landgüter nun für eine noch weitere Hypothek gut würden, und daß solche in sehr vielen Fällen auch thatsächlich aufgenommen werden würde. Der Vortheil würde dann

nicht den Landwirthen, sondern den Hypothekengläubigern, dem Capitalismus, zu Gute kommen.

Die bis zu bezeichneter Höhe hypothekarisch eingetragenen Schulden sind zum bei weitem größten Theile vor Einführung der Goldwährung contrahirt. Durch die Währungsänderung sind sie aus Silberschulden in Goldschulden verwandelt. „Diese Goldschulden," schreibt Dr. Rudolf Meyer, „erfordern jetzt zu ihrer Verzinsung und Tilgung etwa doppelt so viel Metercentner Weizen, als sie erfordern würden, wenn sie ebenso noch in Silber verzinst und amortisirt werden dürften, wie sie in Silber unzweifelhaft aufgenommen wurden." Da die Landwirthe, welche bezeichnete Hypothekenposten schulden, durch Annahme der Goldwährung durch den Staat geschädigt sind, erfüllt der Staat durch Gewährung außergewöhnlich billigen Geldes hierfür gewissermaßen einen Act der Gerechtigkeit, und dieses wahrscheinlich ohne Nachtheil für die Gesammtheit, während das Getreidemonopol nach dem Kanitz'schen Antrage ein großes Almosen für die Grundbesitzer aus den Taschen der anderen Staatsbürger sein würde.

Gewiß würde die vorgeschlagene staatliche Schuldentlastung nicht zur Sanirung aller Landwirthe ausreichen, nicht zur Sanirung derer, bei welchen leichtsinnige Verschwendung auf dem Felde oder im Hause oder außerhalb der Wirthschaft andauernder Grund der Verschuldung ist, oder welche seit Jahren von ihnen eigentlich nicht zukommenden Geldern leben, welche sie gegen Wucherzinsen anleihen. Ein Fallen solcher Landwirthe ist nicht zu bedauern. Hinsichtlich zur Subhastation kommender Landgüter würde der Staat, wie Dr. Rudolf Meyer vorschlägt, sich auch segenbringend bethätigen können, durch Ankauf solcher Güter und Parcellirung und Besiedelung des Grund und Bodens mit einem tüchtigen Bauernstande.

Vieles zu weiterer successiver gesunder Hebung der Grundrente und damit Hebung des Nationalvermögens, läßt sich wohl noch von Seiten der Landwirthe selbst thun. Wenn ich recht unterrichtet bin, ist der heutige Geldwerth des Grund und Bodens, mithin die heutige Grundrente, in Frankreich, Holland und England ebenso hoch, theilweise höher, als in Deutschland. Dabei sind die Getreide- und Fleischpreise in Deutschland heute höher, als in genannten Nachbarländern. Da die einzelnen deutschen Landwirthe im Allgemeinen wohl auf mindestens gleicher Höhe der Intelligenz, wie diejenigen der Nachbarländer stehen, dürfte zu untersuchen sein, worin die größere Leistungsfähigkeit der Letzteren ihren Grund hat, ob in vielfach unzweckmäßiger, nicht genügend arrondirter Lage der von einem Besitzer in Deutschland bewirthschafteten Ländereien, ob in schlechteren Verkehrswegen, ob in relativ zu großer Steuerbelastung, welches Namens auch immer ꝛc. Auch Angesichts höherer Steuerbelastung gegenüber amerikanischen und russischen Getreideproducenten, darf eine den deutschen Landwirthen gewährte staatliche Hülfe, wo sie ohne großen Schaden für die anderen Staatsbürger geleistet werden kann, wohl berechtigt erscheinen.

Ein Weltkind beim heiligen Vater.

Von Moritz Schwalb.

Den 27. November des vorigen Jahres hatte der als Kritiker und Chefredacteur der Revue des deux mondes bekannte Ferdinand Brunetière, glücklicher als Zola, die Ehre, vom heiligen Vater in Privataudienz empfangen zu werden. Was in dieser für ihn unvergeßlichen Stunde der Papst zu ihm sprach, will Herr Brunetière aus Discretion und Höflichkeit dem Publicum nicht preisgeben; — wohl aber hat er im Januarheft seiner Revue einen zwanzig Seiten ausfüllenden Aufsatz veröffentlicht, in dem er seinen Lesern die nach seinem vaticanischen Besuch in ihm natürlicher Weise entstandenen Gedanken ausführlich mittheilt und ans Herz legt.

Drei Hauptfragen beschäftigten Herrn Brunetière, als er das Heiligthum betrat: Was sind wir? woher kommen und wohin gehen wir? Auf diese drei Fragen giebt ihm die Wissenschaft in ihren darauf mehr oder weniger sich beziehenden Disciplinen, als Geschichte, als Physik, im weitesten Sinne des Wortes, als Philologie, als Philosophie, keine allgemein annehmbare, klar einleuchtende Antwort.*) Daß der Katholicismus eine solche Antwort gebe, behauptet Herr Brunetière nicht ausdrücklich, doch scheint er es anzunehmen, obwohl er diese Antwort seinen wahrheitsdurstigen Lesern verschweigt. Allerdings kann man dieses Schweigen durch die Annahme erklären, daß jeder Mann diese Antwort kenne, weiß doch Jedermann, daß nach katholischer Kirchenlehre das ganze Menschengeschlecht von Adam und Eva abstammt und aus dem irdischen Paradies hervorgegangen ist; daß Adam ursprünglich ein Erdenkloß war, den Gott mit dem Hauch seines Mundes belebte, und daß aus dessen Seite die Mutter aller Menschen gebildet wurde; daß der Mensch ein Doppelwesen ist, aus Leib und Seele zusammengesetzt, mit einer zwiefachen Sünde behaftet, nämlich mit Adams und der eigenen Sünde, und daß er nach seinem, wegen Adams Sünde, über ihn verhängten Tode, wenn er der durch Christus vollbrachten und durch die Kirche für ihn vermittelten Erlösung theilhaft geworden ist, in den Himmel, aber auf dem langen Umwege des Fegefeuers, eingelassen, sonst aber für ewig rettungslos in die Hölle geworfen wird. Ob Herr Brunetière und seine Gesinnungsgenossen von diesen Antworten mehr als von denen der Wissenschaft befriedigt werden, kann man bezweifeln. Sicher aber ist, daß Herr Brunetière die Antworten der Wissenschaft, soweit sie ihm bekannt sind, nicht gelten läßt. Auch führt er sie ebenso wenig an, als die vorhin erwähnten Kirchenlehren. Er traut eben in diesen Sachen der Wissenschaft nicht, und zwar aus zwei Gründen: einmal weil ihre Vertreter unter einander uneinig sind, und dann auch, weil sie viel geringere Fragen der Religionslehre nicht zu lösen vermögen. Nicht einmal über die Entstehung des Pentateuchs und des vierten Evangeliums wissen die gelehrten Herren uns ordentlich aufzuklären. Ueber die Entstehung des Pentateuchs haben sie sechs, sieben verschiedene Ansichten aufgestellt, und wer das vierte Evangelium geschrieben habe, bleibt für sie ein unlösbares Räthsel. Noch weniger können sie uns die Entstehung des Christenthums erklären. Einige leiten es aus dem Hellenismus, Andere aus dem Judenthum ab. Doch können weder die Einen noch die Anderen uns sagen, was denn eigentlich zum Judenthum oder zum Hellenismus hinzu kommen mußte, und wirklich hinzu kam, als das Christenthum entstand, damit es entstehen konnte.

Wunderlicher Weise vergißt Herr Brunetière, indem er an der Wissenschaft und an deren Leistungen so herum zerrt, Einiges, was doch den Nachdenkenden und Sachkundigen sehr nahe liegt, und was ihn von solchen Nörgeleien hätte zurückhalten sollen. Er vergißt, daß die biblische Kritik, wenn sie auch noch nicht einstimmig und endgiltig alle Theile des Pentateuchs datirt hat, doch mit aller nur möglichen und wünschbaren Gewißheit den um mehrere Jahrhunderte nachmosaischen Ursprung auch der ältesten Theile des Pentateuchs bewiesen hat. Er vergißt, daß allerdings kein wissenschaftlicher

---

*) Am bündigsten hat der bekannte Pariser Professor Charles Richet Brunetière's Lamentationen über den Bankrott der Wissenschaft in der Revue Scientifique zurückgewiesen: „Die Religionen haben niemals den materiellen Fortschritt der Menschheit gefördert. Wir danken ihnen weder die Buchdruckerkunst, noch das Mikroskop, noch die Eisenbahnen u. s. w. Die Industrie, das ganze moderne Leben, die gesammte menschliche Thätigkeit haben in ihren Ausgangspunkten nichts mit der Religion gemein. Diese hat die Erfindungen bloß manchmal gehindert und immer von ihnen Nutzen gezogen. Die Wissenschaft hat ihr letztes Wort noch lange nicht gesprochen. Sie hat die menschlichen Sitten gemildert, veredelt, eine neue Moral geschaffen. Je weiter die Wissenschaft durch die Welt schreitet, um so mehr verbreitet sie die Kenntniß der menschlichen Solidarität und somit die wahre Moral."

Bibelforscher den Verfasser des vierten Evangeliums heutzutage mit seinem Namen zu nennen wagt, — was unter allen Umständen ein werthloses Vergnügen wäre, — daß aber fast alle wissenschaftlichen Bibelforscher darin einig sind, daß der Apostel Johannes das vierte Evangelium nicht geschrieben hat. Er vergißt auch, daß das Urchristenthum, das Christenthum Jesu, sich jedenfalls aus den in der Umgebung Jesu vorhandenen religiösen Vorstellungen, Hoffnungen, Leidenschaften, Glaubens- und Sittenlehren vollständig erklären läßt, und daß das Christenthum von den Zeiten des Paulus an, später das kirchliche Christenthum, jedenfalls nichts Anderes ist, als eine fruchtbare Verbindung des urchristlichen Glaubens mit den zu einer solchen Verbindung geeigneten Elementen des Hellenismus. Daß auf geistigem Gebiet, überall, wo etwas Neues entsteht, ein Etwas hinzukommen muß, das sich nicht so zu sagen chemisch formuliren läßt, eine impulsive Kraft, ein neuer Lebenshauch, eine geniale Geistesthat, das ist für jeden Historiker, für jeden Mann der Wissenschaft, selbstverständlich und wird von Niemand geleugnet. Die Schwäche der Wissenschaft in ihren von Herrn Brunetière beispielsweise angeführten Leistungen verdient also nicht die ziemlich gedankenlosen Vorwürfe, mit denen er sie überhäuft.

Uebrigens fühlt sich Herr Brunetière zum Katholicismus hingezogen, nicht bloß durch die etwas problematische Befriedigung, die ihm durch die Beantwortung seiner drei Hauptfragen zu Theil geworden ist, vorausgesetzt, daß er die katholischen Antworten sich vergegenwärtigt und sich angeeignet hat. Mehr als alle kirchlichen Dogmen ziehen ihn im Wesen der katholischen Kirche, in ihrem Leben und Treiben, drei oder vier Hauptsachen an. 1) Die katholische Kirche ist eine Regierung, eine organisirte Macht; 2) sie verbindet mit der Moral die Religion und kräftigt dadurch die Moral; 3) sie stärkt den menschlichen Willen, indem sie ihn über Sinnlichkeit und Natur erhebt; 4) sie arbeitet wirksam an der Lösung der socialen Frage, indem sie aus dieser Frage eine sittliche macht. In diesen vier Hauptsachen zeigt sie sich nicht bloß allen nichtkirchlichen Systemen und Parteien, sondern auch den protestantischen Kirchen weit überlegen. Von dem Protestantismus spricht Herr Brunetière mit ausgezeichneter Höflichkeit. Doch hat er an ihm kein rechtes Wohlgefallen. Vor allem vermißt er hier jede thatkräftige Eintracht, jede Regierungsmacht. Dann sind ihm auch die Protestanten in ihrem moralischen Leben und Streben zu ernst, zu schroff, „farouches“. Aus den geringsten Vergehen machen sie sich eine Gewissensqual; sie denken so viel an ihre eigene Sündhaftigkeit und an ihren Glauben, daß sie darüber Hoffnung und Liebe einbüßen und die Kraft verlieren, an dem Heil Anderer wirksam zu arbeiten. Wie viel glücklicher ist doch der fromme Katholik! Er genießt den Segen und den Trost des Beichtstuhls, der Absolution, des Ablasses. Er weiß, daß die Kasteiungen der frommen Mönche und Einsiedler die Sünden der Weltkinder, namentlich die Sünden ehebrecherischer Frauen, aufwiegen und tilgen. Wegen dieser und wohl noch wegen anderer Gründe — „le coeur a ses raisons que la raison ignore“, wie Pascal sagt — will Herr Brunetière vom Protestantismus nichts wissen, wenigstens keine Verbindung mit ihm schließen. Mit der katholischen Kirche aber möchte er sich und das höhere gebildete Frankreich auf's Innigste verbinden. „Wenn man,“ so sagt er, „in drei oder vier Punkten von solcher Wichtigkeit einig ist, dann braucht man nicht mehr die Bedingungen und Bestimmungen einer Verbindung zu discutiren. Sie ist schon fertig.“ Wie nun aber, Herr Brunetière, wenn über diese drei oder vier Punkte alle Contrahenten mit Ihnen nicht so ganz einig wären, wie Sie glauben wollen? Wie, wenn katholischerseits noch einige andere Bedingungen gestellt würden, die Sie mit Stillschweigen übergehen, die aber der heilige Vater, wenn es einmal zu etwas wie einem öffentlichen Contractschlusse käme, nicht verschweigen könnte? Was würden z. B., von Ihnen selber nicht zu reden, das wäre indiscret und unhöflich, was würden aber Ihre Leute sagen, wenn man ihnen zumuthete, die geschichtliche Realität der von der Kirche approbirten Wunder, die wirkliche Gottheit Jesu Christi, seine vaterlose Geburt und seiner Mutter „unbefleckte Empfängniß“, die wunderbare Kraft und Wirkung der sieben heiligen Sacramente, und schließlich die Unfehlbarkeit des Papstes unbedingt anzuerkennen? „Es wäre,“ sagen Sie, „eine Art Verbrechen, jedenfalls eine unverzeihliche Thorheit, wenn man versuchen wollte die Männer von gutem Willen zu trennen wegen exegetischer oder geologischer Gründe.“ Nun, ob es sich in den angegebenen unvermeidlichen Forderungen der katholischen Kirche um Exegese und um Geologie handelt, braucht hier nicht näher untersucht zu werden. Jedenfalls handelt es sich dabei um Hemmnisse, über welche mit aller Kunst der größten Gewandtheit und Höflichkeit nicht hinweg zu kommen ist. Diese Hemmnisse bleiben stehen zwischen dem Vatican und uns, zwischen dem Vatican und unseren Leuten, sowohl als den Ihrigen, nach wie vor dem 27. November 1894, dem denkwürdigen, aber nur für Sie epochemachenden Tag, an welchem Sie die Ehre hatten, mit dem heiligen Vater von Angesicht zu Angesicht zu sprechen.

Die Entstehung des heutigen Socialismus.

Von Emil de Laveleye.*)

War der Mensch in der Cultur so weit gekommen, daß er die Ungerechtigkeiten des socialen Lebens befremdlich fand und zugleich sich zu dem Gedanken einer besseren Ordnung aufschwingen konnte, so mußten in seinem Geiste Träume socialer Reformen aufsteigen. Wenn die ursprüngliche Gleichheit verschwunden war, sah man zu allen Zeiten und in allen Ländern socialistische Bestrebungen bald als Widerspruch gegen das bestehende Uebel bald als utopistische Pläne einer socialen Erneuerung auftauchen. Das vollendete Vorbild dieser Utopieen ist jenes wunderbare Werk hellenischen Geistes, die Republik Platos. Jedoch der beharrlichste Widerspruch gegen die Ungleichheit, die glühendste Sehnsucht nach Gerechtigkeit, die jemals die Menschheit über die niedrige Wirklichkeit hinausgehoben haben, sie sind von dem jüdischen Volke ausgegangen. Wir zehren noch davon. Hier hat dieser weltbewegende Zündstoff der Revolution seinen Ursprung. Hiob sieht das Uebel triumphiren und hofft auf Gerechtigkeit. Die Propheten Israels donnern gegen die Ungleichheit und weissagen eine bessere Ordnung. Das Evangelium bietet diesen Gedanken in der einfachen und eindringlichen Sprache, welche die Menschen, die sie hörten und begriffen, bewegt und erneuert hat. „Die frohe Botschaft (εὐαγγέλιον) ist den Armen verkündigt; die Ersten werden die Letzten sein; selig sind die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen; wehe euch Reichen, denn ihr habt euren Trost dahin; das Himmelreich ist nahe herbeigekommen; siehe, der Richter ist vor der Thür.“ Und die Umwandlung wird sich auf dieser Erde vollziehen, denn die ersten Christen glaubten alle an das tausendjährige Reich. Es war eine unbewußte natürliche Folge ihres Glaubens, daß sie unter sich den Communismus einführten.

Als die Zeit vergangen war und man darauf verzichten mußte, das „Reich“ auf Erden kommen zu sehen, erhoffte man es nur noch in einer anderen Welt, im Himmel; doch die Liebe zur Gerechtigkeit und Gleichheit, wie sie in den Propheten und im Evangelium laut ward, grollte weiter mit furchtbaren Tönen in den Schriften der Kirchenväter. So oft das Volk die Bibel zur Hand nimmt und sich von ihrem

*) In der bekannten Bibliothek der Gesammtliteratur erscheint demnächst eine Uebersetzung vdn Laveleye's in seiner Art classischem Buche: Le Socialisme contemporain. Der Verleger Otto Hendel in Halle gestattet uns, daraus das obige Einleitungskapitel zu entnehmen.

Geiste durchdringen läßt, bricht ein Glanz der Erneuerung — und des Ausgleichs daraus hervor. Wenn das religiöse Gefühl den Glauben an die göttliche Gerechtigkeit mit dem Wunsche verbindet, sie hinieden verwirklicht zu sehen, so führt es nothwendig zur Verurtheilung der Ungerechtigkeit, die in unseren socialen Zuständen herrscht und damit zu socialistischen Ausgleichsversuchen. Die communistischen Gedanken der Chiliasten durchziehen das ganze Mittelalter. Sie finden sich bei den Gnostikern, bei den Waldensern, bei den Bettelorden, bei den Taboriten in Böhmen, bei den Wiedertäufern in Deutschland, bei den Levellers (den Gleichmachern) in England: Ebenso werden die Träume einer vollkommenen Gesellschaft hervorgerufen durch „das ewige Evangelium" eines Joachim v. Floris, das „Utopien" eines Morus, den „Sonnenstaat" eines Campanella, das „Oceanien" eines Harington, die „Salente" eines Fénelon. Mit Dante zu reden: der heilige Franz von Assisi erhebt zu seiner Gattin die Armut, die seit dem Scheiden Jesu Christi verlassen war. Das Kloster, daraus die Quelle alles Zwiespalts, die Unterscheidung von Mein und Dein verbannt ist, erscheint als die Verwirklichung des christlichen Ideals. Selbst das kanonische Recht sagt: Dulcissima rerum possessio communis (die angenehmste Besitzform ist der Gemeinbesitz), und alle Secten eines begeisterten Spiritualismus träumen davon, die Gesellschaft in eine Gemeinde gleichgestellter Brüder zu verwandeln.

Wir finden diese Gedanken klar ausgesprochen bei einem vlämischen Dichter des 13. Jahrhunderts, Jakob van Märlant (1235). In seinem Gedichte, das den Titel führt: Wapene, Martyn! sagt er mit einer Anspielung auf den Sachsenspiegel: „Martin, das deutsche Recht berichtet, daß aus ungerechter Gewalt das Eigenthum entstanden sei."

Weiter ruft Märlant aus: „Zwei Worte giebt es in der Welt: Mein und Dein; wenn man die vertreiben könnte, würden Friede und Eintracht herrschen. Jeder wäre frei, Keiner Knecht, weder Mann noch Frau. Korn und Wein würden Allen gemeinsam gehören."

Als diese Gedanken, die dem christlichen Ideal und dem Mönchsleben entlehnt waren, zu einer Zeit ins Volk drangen, wo seine Leiden immer unerträglicher wurden, riefen sie blutige Aufstände hervor: die Pastorellen und Magister Jakob in Frankreich, Watt Tyler in England, Johann von Leyden in Deutschland (siehe die leider unvollendete Geschichte des Socialismus, de Socialisten, von Quack und das Werk von B. Malon).

Betrachten wir nun, wie der Socialismus das mystische Gebiet communistischer Träume und anderer Gesundheitspläne verläßt und zu einer politischen Partei wird. Es geht den Ideen wie den Bacillen. Zu ihrer Entwickelung bedürfen sie eines günstigen Bodens. Dieser Boden wurde durch Verschiedenes bereitet, vor allem durch die Glaubenssätze und die Bestrebungen des Christenthums, ferner durch die politischen Anschauungen, die in unseren Verfassungen und Gesetzen schriftlich festgelegt sind, und durch die Veränderung der Productionsweise. Von all' diesen günstigen Einflüssen ist die Religion am wirksamsten, weil sie gewisse Gesinnungen in uns gepflanzt hat, die uns zur zweiten Natur geworden sind. Darin finden die socialistischen Forderungen gleichsam eine natürliche Quelle und auch eine vernünftige Rechtfertigung.

Das Christenthum predigt, wie Niemand leugnen wird, eine Erhöhung der Armen und Enterbten. In seinen Aussprüchen wider den Reichthum ist es ebenso scharf wie die radicalsten Socialisten. Braucht man erst an all' die Worte zu erinnern, die uns allen bekannt sind? Man höre, wie die katholische Kirche, selbst nachdem sie sich mit der absoluten Monarchie verbündet hatte, durch den Mund Bossuet's in seiner Predigt über das Verhalten zu den Lebensbedürfnissen spricht: „Das Murren der Armen ist berechtigt. Warum diese Verschiedenheit der Lebensverhältnisse? Alle sind aus demselben Staube geschaffen. Nur so läßt sich diese Thatsache rechtfertigen, daß man sagt, Gott hat die Armen den Reichen an's Herz gelegt und ihnen ihren Unterhalt aus dem Ueberfluß der Reichen angewiesen, damit es gleich sei, wie St. Paulus sagt (2. Kor. 8, 13. 14)."

Doch Bossuet wiederholt nur das, was man auf jeder Seite in den Kirchenvätern liest. „Der Reiche ist ein Räuber. (St. Basilius.) Der Reiche ist ein Wegelagerer; es muß eine Art Gleichheit dadurch entstehen, daß der Eine dem Anderen von seinem Ueberfluß abgiebt. Es wäre besser, wenn alle Güter gemein wären (St. Chrysostomus). Der Ueberfluß entsteht immer durch Diebstahl; ist ein solcher nicht von dem augenblicklichen Eigenthümer begangen, so doch durch seine Vorfahren (St. Hieronymus). Die Natur hat die Gemeinschaftlichkeit eingeführt, widerrechtliche Anmaßung den Privatbesitz (St. Ambrosius). Nach Recht und Billigkeit müßte Allen Alles gehören. Die Ungerechtigkeit hat das Privateigenthum geschaffen (St. Clemens).

Das Christenthum also hat die Gesinnungen und Gedanken, die den Socialismus in's Leben rufen, unseren Herzen und Sinnen tief eingeprägt. Es ist unmöglich, wenn man die Prophezeiungen des Alten Testaments und das Evangelium aufmerksam liest und gleichzeitig einen Blick auf die bestehenden wirthschaftlichen Verhältnisse wirft, nicht zu einer Verurtheilung der Letzteren im Namen des evangelischen Ideals zu gelangen. In jedem Christen, der mit den Lehren seines Meisters Ernst macht, liegt ein Grundstock socialistischer Gedanken, und wie verhaßt auch dem Socialisten jegliche Religion sein mag, es schlummert in ihm ein unbewußtes Christenthum. Die Darwinisten und die alten Volkswirthe, welche die menschlichen Gesellschaften von Naturgesetzen beherrscht sein lassen, denen man freien Spielraum gewähren muß, sind die wahren und einzigen logischen Gegner wie des Socialismus so auch des Christenthums. Nach Darwin vollzieht sich der Fortschritt unter den lebenden Wesen in der Weise, daß die Gattungen, die sich den Verhältnissen am besten anpassen, im Kampf ums Dasein den Sieg davontragen. Die Stärkeren, die Muthigeren, die besser Ausgerüsteten beseitigen allmälig die Schwächeren; es entwickeln sich immer vollkommenere Racen. Dieser naturalistische Optimismus ist die Grundlage der ganzen alten rechtgläubigen Nationalökonomie. Das Ziel der menschlichen Gesellschaft ist ein möglichst allgemeiner Wohlstand, sagt sie; aber man erreicht dies Ziel nur, wenn man den Naturgesetzen freien Lauf läßt und nicht, wenn man selbsterfundene Reformpläne verfolgt. Vollständige Freiheit, laissez faire, laissez passer! Unter dem Schutze der freien Concurrenz werden die Gewandteren siegen. Das ist gerade wünschenswerth. Es giebt nichts Unrichtigeres als durch eine falsch angewandte Barmherzigkeit die retten zu wollen, die von der Natur zum Untergange bestimmt sind; das hieße dem Gesetz des Fortschritts widerstreben. Platz für die Starken, denn die Gewalt ist das Recht. — Das Christenthum und der Socialismus reden eine ganz andere Sprache. Sie erklären den Starken, d. h. den Reichen den Krieg, sie fordern Schutz für die Armen und Enterbten. Sie unterwerfen die vorgeblichen Naturgesetze dem Gesetze der Gerechtigkeit. Volle Freiheit — immerhin; aber unter der Herrschaft des Rechtes. So spricht es die Bergpredigt aus: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Man begreift nicht, wie die Socialisten so verblendet sein konnten, die Lehren Darwins anzunehmen, die doch ihre Forderung eines Ausgleichs verurteilen und das Christenthum abstoßen, das diese Forderung geschaffen und gebilligt hat. Man mag sagen, was man will, jedenfalls hat die Religion, der wir alle, Freunde wie Feinde, unsere Bildung verdanken, mit klaren Worten die Grundsätze des Socialismus ausgesprochen und gerade in christlichen Ländern haben die socialistischen Lehren die weiteste Verbreitung gefunden.

Doch wie ist der religiöse Socialismus zum politischen Socialismus unserer Tage geworden? Als die Erklärung der Grundrechte in den Vereinigten Staaten und die französische

Revolution die Souveränität des Volkes aussprachen und die Gleichheit aller Menschen unter die Verfassungsartikel aufnahmen, ließen sie den Grundsatz der Brüderlichkeit aus den Höhen idealistischer und utopistischer Träumereien herabsteigen und machten ihn damit zum Schlagwort der radicalen Partei in allen Ländern, wo sich die Gedanken, die in Amerika und Paris gesiegt hatten, verbreiteten. Gleiche politische Rechte führen unabänderlich zur Forderung wirthschaftlicher Gleichheit d. h. zu dem Verlangen, den Wohlstand nach dem Verhältniß der geleisteten Arbeit zu verteilen. Das allgemeine Stimmrecht fordert als Ergänzung einen allgemeinen Wohlstand. Es ist ein Widerspruch, wenn das Volk zu gleicher Zeit elend und souverän ist. Schon Aristoteles und Montesquieu betonen nachdrücklich, daß demokratische Verfassungen eine bedeutende wirthschaftliche Gleichheit voraussetzen, denn sonst wird der Wähler, der arm ist, seine Stimme dazu benutzen, Gesetze durchzubringen, die seinen Güteranthеil auf Kosten der Bevorzugten vergrößern.

Paul Janet in seinen „Origines du socialisme“ und Taine in seinem Werke über die Revolution weisen deutlich nach, wie nach dem Jahre 1789 die Idee gleicher politischer Rechte ebenso wie bei Rousseau zu dem Gedanken größerer wirthschaftlicher Gleichheit führt, ganz abgesehen von der völligen Umgestaltung der Gesellschaft nach dem Muster Babeufs. Der treffliche Abbé Fauchet ruft aus: „Wer ist so boshaft, daß er eine tenflische Staatsform beibehalten wollte, bei der man die Elenden nach Millionen und die Uebermüthigen, die ohne eigenes Zuthun Alles besitzen, nach Dutzenden zählt.“ In den „Vier Klagen eines Patrioten“ (quatre cris d'un patriote) wird gefragt, was ein Volk von Skeletten mit einer Verfassung anfangen solle, und es wird ein furchtbarer Aufstand von zwanzig Millionen eigenthumloser Armen angekündigt. Chaumette sagt: „Wir haben die Adligen und die Capets vernichtet; wir müssen noch eine Aristokratie stürzen, die der Reichen.“ Chalier aus Lyon, dessen Schwärmerei einen Michelet mit fortriß, sagte, alles Vergnügen sei strafbar, solange die Sansculotten litten. Tallien will eine völlige, durchgreifende Gleichheit, er nennt die Besitzenden öffentliche Diebe und beantragt, sie „in die Tiefe der Gefängnisse“ zu werfen. Ein Mitglied des Convents, Fr. Dupont, nimmt den Grundsatz des Paulus wieder auf und behauptet, in der Republik dürfe es niemand geben, der nicht arbeite. „Zwingt jedermann zur Arbeit,“ sagt Saint-Just; „welches Recht haben die im Vaterland, die nicht darin arbeiten?“ In einer ziemlich gemäßigten Zeitung, dem „Ami des Lois“, begegnet man der Hauptlehre des heutigen Socialismus, daß nämlich jedem der Ertrag seiner Arbeit unverkürzt zukommen müsse. In einem Artikel, den der Proconsul Fouché am 2. September des Jahres 2 in Antwerpen veröffentlichte, liest man die Worte: „Da die Gleichheit nicht eine trügerische Vorspiegelung sein soll, da alle Bürger ein gleiches Anrecht auf die Vortheile der Gesellschaft haben sollen u. s. w.“ Necker hatte schon in seinem Buche über die „Korngesetzgebung“ (Législation des grains) den Ernst der socialen Frage erkannt; er ruft dem Eigenthümer zu: „Steht dein Besitztitel im Gesetzbuch geschrieben? Hast du dein Land von einem benachbarten Planeten mitgebracht? Nein, sein Genuß steht dir nur durch einen Vertrag zu.“ An einer anderen Stelle faßt er seine Gedanken über den Kampf zwischen dem Arbeiter und dem Reichen zusammen: „Ein düsterer, furchtbarer Kampf, da unter dem Schutz der Gesetze der Starke den Schwachen knechtet, da der Besitz die Arbeit durch die Last seiner Vorrechte erdrückt. Die Besitzer haben es in ihrer Hand, nur einen möglichst geringen Lohn für die Arbeit zu geben. Die Einen machen immer die Gesetze, die Anderen müssen sie annehmen.“ Jeden Augenblick kehrt der Gedanke wieder, den Montesquieu aus Aristoteles herübernahm, daß die Demokratie eine hohe wirthschaftliche Gleichheit erfordere. Rabaud-Saint-Etienne will, daß Gütergemeinschaft nicht mit Gewalt, sondern durch ein Gesetz eingeführt und durch Gesetze, die künftiger Ungleichheit vorbeugen sollen, erhalten werde. „In einer wohlgeordneten Republik ist niemand ohne Besitz.“ (Bericht von Barrère, 22. Floreal des Jahres 2.) Reichthum und Vermögen sollen gleicherweise vor der Herrschaft der Gleichheit verschwinden. (Beschluß der Commune von Paris. 3. Frimaire des Jahres 3.) Gleichheit ist in der That das letzte Ziel socialer Kunst: (Condorcet, Schilderung des „Fortschritts des menschlichen Geistes. — Progrès de l'esprit humain — II. 59.) Wir möchten gern auf die Politik die Gleichheit anwenden, die das Evangelium den Christen bewilligt. (Baudot bei Quinet, Révolation française, II. 407.) Ueberfluß ist eine Schande. (Saint-Just.) Der reichste Mann in Frankreich braucht nicht mehr als 300 Francs Einkommen zu haben. (Robespierre.) Ut redeat miseris, abeat fortuna superbis. (Die Reichen müssen ihr Vermögen verlieren, damit es wieder an die Armen kommt.) (Motto einer Zeitung Marats.) Der Philosoph Joubert hat die Ansicht der französischen Revolution mitten im Ungestüm des Kampfes vollständig zusammengefaßt: „Die Menschen werden ungleich geboren. Diese Ungleichheit so viel als möglich zu vermindern, ist der große Segen der Gesellschaft, die einem Jeden Sicherheit, nothwendiges Eigenthum, Erziehung und Unterstützung verschafft. (Pensées XIV. Du gouvernement et des constitutions, 38.)

In derselben Zeit, wo man allen Menschen gleiche Rechte zuspricht, verändert die Umwandlung der Production in ein schneidender Weise die Lage der Arbeiter: sie verlieren ihre Selbstständigkeit, die Jahrhunderte lang gesichert war und werden abhängiger; während sie in ihrer politischen Stellung zur Würde des Herrschens emporgehoben werden, sinken sie in ihrer wirthschaftlichen Stellung zu Lohnarbeitern herab. Das will wohl beachtet sein, denn aus dieser Neugestaltung erwuchs der Socialismus der Gegenwart.

Seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts haben sich die wirthschaftlichen Verhältnisse der civilisirten Gesellschaft völlig verändert. Die capitalistische Wirthschaftsordnung ist durchgedrungen. Das Capital, das sich ohne Ende aufhäuft, hat die Leistungsfähigkeit der Productionsmittel und die Menge der Producte verzehnfacht, aber es hat sich dazu die Arbeit unterjocht. Die Maschine hat ihre Wunderkräfte entfaltet, aber sie gehört nicht mehr dem Arbeiter; er ist ihr Sclave, nicht ihr Herr. Früher war es nicht so. Durch die Vorrechte geschlossener Corporationen war einst die Arbeit ein fester Besitz. Sie ist jetzt zu einer Waare geworden, deren Preis je nach der Nachfrage steigt oder fällt, und die manchmal auch gar keinen Käufer findet. Der Lohn ist manchmal höher als früher, aber er ist stets unsicher und schwankend. Wenn die Arbeitlosigkeit als Folge der Krisen, die der Arbeiter weder vorhersehen noch verhindern kann, ihm alle Existenzmittel raubt, so ist niemand verpflichtet, ihn damit zu versorgen. Er ist frei, er hat seinen Lohn erhalten; nun ist es seine eigene Sache, sich aus der Klemme zu ziehen.

Das Loos des Bauern und der Antheil an den Früchten seiner Arbeit, den er für sich behalten konnte, waren einst durch die Gewohnheit geregelt; die Zeitpachten, die Erbpachten, die Naturalleistungen änderten sich kaum. Seine Zukunft war gesichert. Seine Existenz hing nicht von dem Gesetz der rohen Concurrenz ab. Heute wird Pachtgeld wie Lohn durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Ohne Zweifel war der Leibeigene an die Scholle gebunden; aber er hatte das Recht, auf diesem Grundstück, an das er gefesselt war, zu leben und zu sterben. Heute knüpft kein rechtliches Band einen Pächter an den Boden, den er verwerthet. Der Besitzer kann ihn an jedem Verfalltage hinausweisen oder die Pacht erhöhen, so oft der Ertrag des Bodens steigt.

Früher besaß der Landmann an der Gemeinde gleichsam eine schützende Zelle; sie lieferte ihm das Holz, um sein Haus zu bauen, auszubessern und zu heizen, sie gab ihm Weide für

sein Vieh und oft auch das Land, daraus er seine Nahrung gewann. Jede Familie oder jede Gemeinschaft von Familien hatte gegen gewisse, unabänderliche Leistungen Antheil an Grund und Boden. Die Gemeinde war ganz etwas anderes als eine politische Eintheilung des Landes. Sie war eine wirthschaftliche Einrichtung, die sich selbst verwaltete. In den Städten war die Zunft für den Handwerkerstand das, was die Gemeinde für den Landmann war; sie sicherte ihm Arbeit, Absatz und Unterhalt. Die Verwaltung der gemeinsamen Interessen, die Versammlungen und die Feste förderten die innige Verbindung unter den Arbeitern desselben Handwerks.

Auch sie waren für den kommenden Tag gesichert. In Stadt und Land gehörte das Productionsmittel dem Producenten. Die Arbeit besaß das Capital. Einen Arbeiter, den nichts weder mit seinesgleichen noch mit dem Boden verknüpft, der von einem Tage zum anderen von dem lebt, was das Capital ihm bewilligen kann, einen solchen „Lohnarbeiter" gab es nicht. Heute bildet er die eigentliche Form, unter der uns die Arbeit, der Hauptfactor der Production, vor die Augen tritt.

Kurz, während sonst die Lage derer, die mit ihrer Hände Arbeit allen Reichthum schaffen, durch Gewohnheitsrechte geschützt war, hängt sie jetzt von den Schwankungen des Marktes und von den Kämpfen der Concurrenz ab, das heißt dem äußeren Ansehen nach von dem Besitzer und Capitalisten.

Wir leben unter der unbeschränkten Herrschaft des freien Arbeitsvertrags; aber bei jedem Vertrage wird doch der, welcher die Mittel liefert, die unumgänglich nöthig sind, um von der Arbeit leben zu können, nämlich den Boden und das Capital, die Vertragsbedingungen vorschreiben und dafür sorgen, daß die Rente auf's Höchste steigt, der Lohn aber bis zur tiefsten Grenze herabsinkt. Jetzt, wo die Schranken gefallen sind, die nach Ueberlieferung und Herkommen die Schwachen und Enterbten schützten, jetzt herrscht das Darwinistische Gesetz vom „Kampf um's Dasein" ungehindert in der wirthschaftlichen Welt. Der Stärkere siegt, und der Stärkere ist auf diesem Gebiet der Reichere.

Wenn wir jetzt die Veränderungen betrachten, die der Fortschritt der Industrie in den socialen Verhältnissen bewirkt hat, so sehen wir, daß dieselben wirthschaftlichen Einflüsse, die mehr Gleichheit unter den Menschen hervorgebracht haben; zugleich die Spannung zwischen dem Herrn und den Arbeitern entstehen ließen, daß somit die Ursache, die der Demokratie zum Siege verhilft, auch den Fortschritt des Socialismus begünstigt.

Man erinnere sich, wie die industrielle Arbeit im Mittelalter vor sich ging. Nehmen wir als Beispiel die Weberindustrie, die in England und Flandern ihre Erzeugnisse nach aller Welt ausführte und die mächtige volkreiche Gemeinden geschaffen hat. Gewisse Titelblätter in Handschriften lassen uns einen Blick thun in die Wohnung des Handwerkers. Er sitzt am Webstuhl und webt das Tuch, während um ihn die Kinder den Spinnrocken herrichten und die Frau spinnt. Die Arbeit geschah also am häuslichen Heerde. Der Meister arbeitete mit eigener Hand, unterstützt von seiner Familie und einigen Lehrlingen. Er brauchte nur ein kleines Capital, Erziehung, Stand, Lebensweise und Denkart des Meisters und seiner Arbeiter waren sehr ähnlich. Die Rechte der Zünfte konnten Unzufriedenheiten wachrufen; allein sie arteten nie zu einem Classengegensatz aus, weil Arbeiter und Arbeitgeber demselben Stande angehörten. Zweifellos führte das Wachsen des Reichthums und der Ungleichheit am Ende des Mittelalters in Flandern und besonders in Italien dazu, daß im Schooße der Gemeinden ein Kampf zwischen den Großen und Kleinen, zwischen den „Fetten" und den „Mageren" ausbrach; aber das waren nur Reibereien der Zünfte, die sich gewisse politische Vorrechte streitig machten; es war nicht der einschneidende Gegensatz zwischen Capitalist und Arbeiter, nicht ein Zurückfordern einer gleichen wirthschaftlichen Stellung.

Heute vollzieht sich die Production in der Großindustrie, die ganz andere Züge an sich trägt. Die Arbeiter müssen ihr Heim und ihre Familie verlassen, sie müssen sich in Schaaren in großen Werkstätten versammeln, wo eine mechanische Triebkraft zahllose wunderbare Maschinen bewegt, die die menschlichen Kräfte verzehnfachen und verhundertfachen. Der Fabrikarbeiter, der nur eine gedankenlose Muskelthätigkeit auszuüben hat, ist unter die Stellung des früheren Gesellen und Lehrlings herabgesunken, während der Betriebsleiter viel höher steht als der Handwerksmeister. Mag die Fabrik ihm gehören oder er nur ihr Director sein, er verfügt jedenfalls über gewaltige Capitalien, er befehligt ein Heer von Arbeitern wie ein General. er ist reich oder reich besoldet, er muß große technische Kenntnisse besitzen, er muß einen festen Willen haben, um sich bei den zahlreichen Angestellten Gehorsam zu verschaffen, er muß die Bedürfnisse fremder Länder, er muß die Ausdehnung des Geschäftsverkehrs und die Wechselfälle des Handels nicht nur in seiner Nähe, sondern in der ganzen Welt kennen — denn jetzt sind alle Länder eng mit einander verbunden, und eine Krise, die jenseits des Oceans, auf dieser oder jener Hälfte der Erdkugel, ausbricht, macht bei uns in Krachen und Bankerotten ihre Rückwirkung geltend. Durch seine Erziehung, durch seine Stellung und Lebensweise, durch die Nothwendigkeit, seine Autorität geltend zu machen, gehört der Leiter eines Betriebes in einen anderen Gesellschaftskreis als seine Arbeiter. Seine Gesinnung als Mensch oder als Christ kann ihn dazu veranlassen, in ihnen nur Brüder zu sehen; nichtsdestoweniger haben sie nichts Gemeinsames, sie stehen sich fremd gegenüber. Es wäre vergeblich, wollte er auch ihren Lohn erhöhen, ihre Lage bessern: er kann es nicht. Die Concurrenz zwingt ihn wider Willen, die Productionskosten möglichst zu verringern.

Virchow und der Darwinismus.

Von Professor Ludwig Büchner.

Die Abneigung unseres großen Pathologen Rudolf Virchow gegen die moderne Entwickelungs-Theorie und speciell gegen den Darwinismus ist nicht neueren Datums. Schon im Jahre 1870 veröffentlichte derselbe einen Vortrag über „Menschen- und Affenschädel", in welchem er durch eine Vergleichung zwischen diesen beiden Arten von Schädeln zu dem Schlusse gelangt, daß „durch eine fortschreitende Entwickelung eines Affen nie ein Mensch entstehen könne" Im Anschlusse daran erfolgte im Jahre darauf 1871 bei Gelegenheit der Verhandlungen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Schwerin die merkwürdige Aeußerung, daß der Redner sehr zufrieden sein würde, wenn es gelingen sollte, einen schwarzen Menschenstamm mit allen charakteristischen Attributen der arischen Race zu versehen und ihn zu veranlassen, weiß zu werden, oder umgekehrt — woran sich dann die fast noch merkwürdigere Bemerkung schloß, daß der biblische Adam bis jetzt noch nicht gefunden worden sei.

Seitdem ließ Herr Virchow kaum eine der jährlichen Sitzungen der oben genannten Gesellschaft vorübergehen, ohne sich in ähnlicher oder verwandter Weise zu äußern und zu betonen, daß nur die directe, bis jetzt nicht geglückte Auffindung eines anatomischen und zweifellosen Mittelgliedes zwischen Mensch und Thier die Frage von der thierischen Abstammung des Menschen entscheiden könne — woraus dann die Tagespresse nicht versäumte, den Schluß zu ziehen, daß es mit dem Affenmenschen und dem Darwinismus nichts sei. Sogar in dem Vaterlande Darwins, in England, hat der geistvolle Arzt und Forscher geglaubt, seiner Abneigung gegen die neue Lehre Luft machen zu sollen. Von Seiten

der Königl. Gesellschaft und anderen gelehrten Körperschaften Englands im Jahre 1892 mit reichen und wohlverdienten Ehren empfangen, hielt er einen Vortrag über Transformismus und Descendenz, welcher zuerst in einer englischen medicinischen Zeitschrift und später in autorisirter Uebersetzung in Nr. 1 der Berliner klinischen Wochenschrift erschien. Nach Wiederholung seiner bekannten Einwände kommt der berühmte Pathalog in diesem Vortrag zu dem verblüffenden Schluß, daß nach seiner Meinung jeder Fall von Descendenz im Sinne Darwins, d. h. jede Abweichung vom Typus des elterlichen Organismus, einen pathologischen (d. h. krankhaften) Vorgang darstelle.

Das gelinde Entsetzen, welches diese, oft selbst als „pathologisch" bezeichnete Aeußerung in der gelehrten Welt hervorrief, muß ihrem Urheber einigermaßen auf das Gewissen gefallen sein. Wenigstens sucht derselbe in der Rede, womit er die 25. Allgem. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck (24.—28. August 1894) eröffnet hat, nach dem soeben veröffentlichten stenographischen Bericht den Begriff des Wortes „Pathologie" in einer Weise zu erweitern, welche jene Bezeichnung als zulässig erscheinen lassen soll. Aber die ganze Ausführung macht so sehr den Eindruck des Sophistischen, daß darauf näher einzugehen nicht der Mühe lohnt. Ein Gegner Virchow's, Prof. Lehmann-Hohenberg in Kiel, sagt in einem in der dortigen naturwissenschaftlichen Gesellschaft gehaltenen, inzwischen im Druck veröffentlichten Vortrag, vielleicht zu scharf, daß die betreffende Aeußerung Virchow's „vollkommen genüge, um den großen Pathalogen in dieser Frage nicht mehr ernst zu nehmen."

Der übrige Inhalt des Innsbrucker Vortrags zeigt, daß der Vortragende weit entfernt ist, von seiner in dieser Frage einmal eingenommenen Position auch nur das Geringste nachzugeben. Man könnte darüber hinweggehen und die ganze Sache bei einem Manne in Virchow's Jahren entschuldbar finden, wenn nicht das hohe wissenschaftliche Ansehen des Mannes jedem seiner Worte in den Augen des großen Publikums ein Gewicht geben würde, das, wenn unwidersprochen bleibend, verwirrend auf dessen Urtheil wirken müßte. Daher die folgende Auseinandersetzung.

Wir wollen dabei zunächst davon absehen, daß in der Auseinandersetzung über die prähistorischen Zeitalter der römische Schriftsteller Lucian, wie es scheint, mit Lukretius Carus verwechselt wird; es mag dieses ein Druckfehler oder ein lapsus calami sein.

Seinen Angriff gegen den Darwinismus beginnt Virchow, indem er nach vorheriger Betonung der socialen und sittlichen Wichtigkeit der Frage, wie der Mensch entstanden sei, von der „Affentheorie" behauptet, daß man eben so wohl, wie zu dieser, zu einer Elephanten- oder einer Schaf-Theorie hätte kommen können. Mehr hätte es nicht bedurft, um zu zeigen, daß Herr Virchow eine ganz falsche Vorstellung von der Entwickelungs-Theorie hat. Die Entstehung des Menschen aus einem Elephanten oder Schaf würde in der That ein Wunder sein, das keinem der kirchlichen Wunder etwas nachgeben würde; denn die anatomischen Verschiedenheiten sind hier so groß, daß an eine Umbildung in menschliche Formen auf natürlichem Wege auch nicht entfernt gedacht werden kann. Schon das Wort „Transformismus", welches Herr Virchow in seiner Londoner Rede selbst acceptirt, will deutlich genug besagen, daß nur von einer Umbildung oder Weiterbildung nahe verwandter Formen die Rede sein könne. Daß nun aber unter allen thierischen Formen die äffische die uns am nächsten stehende oder am meisten verwandte ist, einschließlich der auf der Bildung des Gehirns beruhenden Intelligenz, wird auch Herr Virchow nicht zu leugnen im Stande sein. Wenn daher von einer Entstehung des Menschen aus einem thierischen Vorläufer die Rede ist, so kann nur an einen solchen gedacht werden, welcher auf gleicher Linie mit dem großen Geschlecht der Affen steht. Freilich ist dabei von Seiten der Darwinisten nicht entfernt an eine der heute lebenden Affenarten gedacht, welche nur die letzten Ausläufer langer Entwickelungsreihen sind. Kein auch nur halbwegs unterrichteter Anhänger der Entwickelungstheorie wird es für möglich halten, daß aus der fortschreitenden Entwickelung eines heute lebenden oder wirklichen Affen ein Mensch werden könne. Wenn daher Herr Virchow in seinem 1870er Vortrag durch seine von einem ganz schiefen Gesichtspunkt ausgehenden Untersuchungen zu dem Schlusse gelangt, „daß durch eine fortschreitende Entwickelung eines Affen niemals ein Mensch entstehen kann", so verkennt er ganz den eigentlichen Kern der Frage und verwechselt die individuelle Altersreife der heute lebenden Anthropoiden (menschenähnliche Affen) mit der genealogischen Entwickelung des äffischen Typus in der Vergangenheit. Ganz ebenso ist es mit den heute lebenden Menschenracen, welche ebenfalls nur die letzten Endglieder uralter Entwickelungsreihen sind und an ihren Endpunkten eben so wenig in einander übergehen können, wie zwei Aeste oder Blätter desselben Baumes, welche sich neben einander im Winde wiegen, aber ihren ersten Ursprung von einer weit entfernten Stelle des Stammes nehmen. Es ist daher gänzlich unverständlich, was Herr Virchow mit der Bemerkung sagen will, daß er sehr zufrieden sein würde, wenn es gelänge, schwarze Menschen in weiße und weiße in schwarze umzuwandeln. Wir unsererseits würden damit gar nicht zufrieden sein; denn eine solche Umwandlung würde alle Naturgesetze und die Principien der Entwickelungstheorie mit einem Male über den Haufen werfen. Sah sich doch Herr Virchow nunmehr im Widerspruch mit obiger Aeußerung selbst genöthigt, in seiner Innsbrucker Rede ausdrücklich zuzugestehen, daß Etwas, was einer Umwandlung der Racen in einander auch nur ähnlich sehe, noch niemals beobachtet worden sei! Auch sein 1870 geäußertes eigenthümliches Verlangen nach der Auffindung des biblischen Adam (!) hat er wohlweislich in Innsbruck nicht mehr wiederholen zu sollen geglaubt.

Die damit im Zusammenhang stehende, so häufig gehörte Forderung einer Zwischenform zwischen Mensch und Gorilla (dem menschenähnlichsten der menschenähnlichen Affenarten, soweit es den Bau der Gliedmaßen betrifft), welcher auch Virchow beizupflichten scheint, wird von Oskar Schmidt (Descendenzlehre und Darwinismus, Seite 273 der 1. Aufl.), einem hervorragenden Zoologen, als „unverständig" bezeichnet, da es sich durchaus nicht um solche Zwischenformen, sondern um Formen handle, „welche zu einer gemeinschaftlichen Ausgangsform der heutigen Affen und des Menschen zurückgehen." Das Verlangen nach solchen Zwischenformen kann nach demselben Autor „nur von solchen Dilettanten erhoben werden, denen das Reich des Lebendigen in seiner Ganzheit ein verschlossenes Buch geblieben."

Noch weit weniger verständlich, als das Vorstehende, ist das stete Verlangen des Herrn Prof. Virchow nach der thatsächlichen Auffindung jenes urweltlichen Stammvaters oder jenes Proanthropos, aus welchem sich nach der Darwin'schen Theorie einerseits das Affen-, andererseits das Menschen-Geschlecht entwickelt haben muß. Auch wenn derselbe nie gefunden werden sollte (eine Auffindung, die übrigens jeden Tag möglich ist), so würde dieses an dem feststehenden Satz der Entwickelungstheorie über den thierischen Ursprung des Menschen nicht das Mindeste ändern. „Um die Abstammung des Menschen von einem thierischen Urahn, der die Charaktere des späteren Menschen und der späteren Affen in sich vereinigte, zu beweisen", sagt Lehmann Hohenberg (a. a. O.), „bedarf es der Auffindung des Proanthropos nicht. Es wäre gewiß sehr schön, wenn wir solche Reste fänden — eine Möglichkeit, die jeden Tag in Erfüllung gehen kann — allein das würde nichts mehr beweisen, als dasjenige, was vergleichende Anatomie, Embryologie, Zellenlehre, Entwickelungsgeschichte u. s. w. bereits längst bewiesen haben. Jeder von

uns trägt nicht nur den Proanthropos in sich, sondern noch viel ältere Vorstufen; unsere Ahnenreihe führt bis auf die Urzeugung zurück. — — — An fossilen Menschenresten besitzen wir leider zu wenig, um damit etwas Bestimmtes beweisen zu können. Der eigentliche Proanthropos muß auch viel älter sein, als die bisher gefundenen Menschenreste und ist vielleicht in den tertiären Ablagerungen zu suchen oder ist ist in Schichten begraben, welche jetzt vom Meere begraben und uns daher unzugänglich sind, u. s. w."

Dazu kommt die leichte Zerstörbarkeit der Knochen der Landthiere, namentlich aber derjenigen des Menschen; es bedarf zu deren Erhaltung ganz besonders günstiger Umstände. Wo, fragt Hohenberg, sind die Menschenreste der volkreichen Städte des Alterthums geblieben? Syrakus, in der Zeit seiner Blüthe eine Halbmillionenstadt, ist auf festem Fels erbaut; aber keine Spur seiner ehemaligen Bewohner in erkennbaren Ueberresten ist erhalten geblieben; ihr Staub ist in alle Winde verweht. Auch auf unseren Friedhöfen überdauern die Menschenreste selten einige Jahrhunderte. Aber was wollen diese Jahrhunderte bedeuten gegenüber den Hunderttausenden von Jahren, welche über der Menschwerdung dahingegangen sein müssen!

Wenn daher Herr Virchow an der Hand einer sehr unpassenden Insinuation, da es sich hier nicht um unverständige Wünsche Einzelner, sondern um Wahrheit und Wissenschaft handelt, meint, „daß diejenigen, welche sehr gerne vom Affen abstammen möchten, ihre Zuversicht auf kommende geologische Entdeckungen richten, welche diesen Urvater einmal an's Licht bringen würden", so ist dieses nur in einem sehr eingeschränkten Sinne richtig, da die Theorie von dem thierischen Ursprung des Menschengeschlechts mit oder ohne Urvater für wissenschaftlich und logisch Denkende feststeht. Auch die Empirie oder Erfahrung, auf welche sich Herr Virchow gegenüber der Spekulation fortwährend beruft (obgleich die Erfahrung niemals alle Fälle erschöpfen kann und für wissenschaftliche Verwerthbarkeit der steten Hülfe der Theorie bedarf), spricht hier insofern ein gewichtiges Wort, als die jetzt noch bestehende Lücke zwischen Mensch und Thier durch neuere, von Herrn Virchow absichtlich ignorirte oder verkleinerte Funde sich von Tag zu Tag mehr verengt. Ich erinnere hier nur einerseits an die menschlichen Skelette von Spy und die Schädel von Dömitz, Tilbury, Graudenz, Harzburg, Kirchheim u. s. w., andererseits an die Auffindung der Reste des Anaptomorphus homunculus durch Professor Cope. Weiter an die immer genauere Bekanntschaft, welche wir inzwischen durch das Vordringen kühner Reisenden mit den wildesten der noch lebenden wilden Menschenstämme gemacht haben. Wenn wir nun hinzurechnen, daß die Fortschritte der Paläontologie (Vorwesenkunde) in den letzten Jahrzehnten uns mit einer solchen Fülle der merkwürdigsten Zwischen- oder Uebergangsformen zwischen anscheinend weit von einander entfernten Thiergattungen (Reptil oder Kriechthier und Vogel, Wiederkäuer und Dickhäuter, Pferd und Tapir u. s. w.) neben den bekannten lebenden Uebergangsformen einerseits zwischen Amphibium und Fisch, andererseits zwischen Amphibium, Vogel und Vierfüßer bekannt gemacht haben, daß das ganze große Gebiet kaum mehr zu übersehen ist, so wird man zugeben müssen, daß ein Uebergang zwischen den einzelnen Gliedern der einander so nahe stehenden Ordnung der Primaten noch viel leichter möglich ist. Der Mensch bildet ja seinem körperlichen wie geistigen Wesen nach keine Ausnahme von der großen Gesammtnatur, sondern nur ein einzelnes, wenn auch das höchste Glied oder Erzeugniß derselben; und sein Erscheinen auf der Erde muß nach naturgesetzlichen Begriffen nothwendig von langer Hand her und auf Grund entwickelungstheoretischer Vorgänge vorbereitet gewesen sein. Demjenigen, der das nicht anerkennen will, bleibt nur eine einzige Möglichkeit übrig: Es ist die Rückkehr zu der alten Schöpfungstheorie, welche ja bis auf Darwin das allgemeine Credo der gebildeten und ungebildeten Welt (mit wenigen vereinzelten Ausnahmen) gebildet hat. Schöpfung oder Entwickelung — so heißt das Dilemma, zwischen welchem Jeder, der sich eine Meinung in dieser Sache bilden will, nothwendig zu wählen hat. Daß die Meinung der großen, wissenschaftlich nicht gebildeten oder unterrichteten Menge, welche überhaupt nicht wählt, sondern überlieferten Anschauungen folgt, auf der erstgenannten Seite steht, ist selbstverständlich. Daß aber ein Mann, wie Virchow, sich dieser Menge zugesellen sollte, erscheint um so unwahrscheinlicher, als ältere, in anderer Richtung gemachte Aeußerungen des großen Gelehrten dem direct entgegenstehen. Von jeher war man gewöhnt, denselben als eifrigen Vorkämpfer freisinniger und alte Vorurtheile bekämpfender Ideen in Wissenschaft und Politik zu erblicken. Wie kann es nun kommen, daß er gerade in dieser Frage einem so retrograden Standpunkt huldigt? Freilich wird er das Letztere nicht Wort haben wollen. Könnte man ihn fragen, ob er sich zur Annahme einer Schöpfung oder allmäliger Entwickelung entscheide, so würde er ohne Zweifel antworten, daß er keins von beiden thue, sondern daß er in dieser Frage auf dem bekannten Standpunkte der sogenannten Agnostiker in der Gottesfrage stehe, d. h. daß er seine vollkommene Unwissenheit über die Art der Entstehung des Menschen so lange bekennen müsse, bis ihm beweisende Fundstücke vorgelegt würden. Würden aber in der That solche Stücke gefunden und Herrn Virchow vorgelegt, so können wir zehn gegen eins wetten, daß er dieselben ebenso für „pathologisch" erklären würde, wie er den Neanderthalschädel und jede Abweichung vom elterlichen Typus für pathologisch erklärt hat. Herr Virchow befindet sich daher in dieser Sache auf dem Standpunkte eines parteiischen Richters, welcher durch Zuschiebung unmöglicher Beweismittel die eine Partei der anderen gegenüber in Nachtheil zu bringen sucht. Diejenigen, welchen damit ein Gefallen geschieht oder eine Freude bereitet wird, werden daher nicht aufhören, sich auf die Worte des berühmten Gelehrten zu berufen, während er selbst sich rühmen darf, dem Fortschritte wissenschaftlicher Aufklärung einen schwer zu beseitigenden Stein in den Weg geworfen zu haben. Die Wissenschaft selbst freilich wird sich dadurch, daß man in consequenter Verfolgung des Virchow'schen Gedankens den ganzen Fortschritt des Menscheugeschlechtes in körperlicher wie geistiger Beziehung für „pathologisch" erklären müßte, in ihrem Gange nicht aufhalten lassen. Der große Darwin oder die von ihm neu aufgenommene Idee der Entwickelung, mittelst deren wir gegenwärtig ein Geheimniß der Natur und des Menschenlebens nach dem anderen auflösen, wird am Ende doch Recht behalten.

Um aber schließlich noch einmal auf Herrn Virchow zurückzukommen, so legt seine in der Innsbrucker Rede enthaltene Behauptung, daß sich die heutige Anthropologie (trotz der von ihm selbst betonten socialen und sittlichen Wichtigkeit der hier behandelten Frage) recht wenig mit derselben beschäftige, Zeugniß für eine wirklich bei einem solchen Manne unbegreifliche Verkennung der Sachlage ab. Denn was könnte einen gebildeten Menschen und damit die Wissenschaft der Anthropologie mehr interessiren, was könnte Verstand und Gemüth mehr anregen, als die Frage nach der Entstehung seines eigenen Geschlechtes auf Erden? Weit besser als Herr Virchow hatte sein College, der Anthropolog Professor Herrmann Schaaffhausen in Bonn, das Gewicht dieser Frage begriffen, als er die denkwürdigen Worte niederschrieb, mit denen wir diesen Aufsatz schließen wollen:

„Den wahren Ursprung des Menschen erkannt zu haben, ist für alle menschlichen Anschauungen eine so folgenreiche Entdeckung, daß eine künftige Zeit dieses Ergebniß der Forschung vielleicht für das größte halten wird, welches dem menschlichen Geiste zu finden beschieden war."

Der Amerikanismus in der weiblichen Erziehung.

Von C. W. Petersen.

Diejenigen, die die althergebrachte Stellung des Weibes in der gegenwärtigen und künftigen Gesellschaft für die denkbar beste erachten und mit allen Fasern daran festhalten, sehen nicht, was um sie herum vorgeht, merken nichts von dem gewaltigen Drängen, das uns in eine neue Zeit, in eine gegenwärtig noch dunkle Zukunft hineintreibt, vielleicht weil sie sich selbst mit den Ihrigen in einer gesicherten Lebensstellung befinden und alles Uebrige der Zukunft anheimgeben, gleich einer sich entwickelnden Stadt, die auf einen Bauplan verzichtet. Was kümmert sie das Schicksal all derjenigen jungen Mädchen, die in der Welt ohne rechte Ziele umherirren, bis die Spötter sich ihrer erbarmen, über die vereinsamte „alte Jungfer", sie aus ihrer Vereinsamung hervorzerren und mit Spott und Hohn überschütten. Wie aber, wenn in immer größerer Zahl junge Mädchen ihrem natürlichen Beruf entsagen müssen, weil sie als „höhere Töchter" verbildet und verwöhnt sind, und weil die jungen Männer aus diesen und anderen allbekannten Gründen in steigender Progression sich abwenden und seitwärts in die Büsche schlagen? Das wäre doch unzweifelhaft ein soziales Uebel und legte die Frage nahe: Was kann geschehen, der unnatürlichen Verschiebung von in der Natur gegebenen Verhältnißzahlen entgegenzuwirken? Soll es dem schwächeren Geschlecht allein überlassen bleiben, für seine Zukunft zu sorgen? Soll es mehr als bisher noch sich rüsten, auf eigenen Füßen zu stehen, um, wenn's nicht anders sein kann, für alle Fälle einen Nothanker zu haben? Zu diesen Fragen gesellt sich dann auch die der Erziehung und Schulung: was kann und muß von dieser Seite geschehen, um dem unverkennbaren Uebel zu wehren? Wir wüßten nicht, daß die letztere Frage bei uns in Deutschland irgendwo im Vordergrunde der Diskussion stände; aber dergleichen kommt mitunter plötzlich. Auch bei unseren Nachbarn auf der anderen Seite der Vogesen dachte man noch ganz vor Kurzem nicht daran, sie auf's Tapet zu bringen, wenn auch eine Seite derselben, das traurige Loos so vieler Töchter-besonders in den gebildeten Ständen, verschiedentlich erörtert wurde. Aber ein unerwarteter Zwischenfall machte diese Frage auf einmal zu einer brennenden, über die jetzt alle Welt spricht.

Zu Cempuis, einem Dorf im Departement Oise unweit Grandvillers besteht seit einer Reihe von Jahren ein Waisenhaus, das seine wesentliche Aufgabe darin sucht, die Zöglinge, Knaben und Mädchen, bis an's Ende der Schulzeit in Gemeinschaft zu erziehen und zu unterrichten; seine Lehrsäle, seine Spielplätze sind im Gegensatz zu denen anderer Schulen beiden Geschlechtern gemein. Der Director der Anstalt M. Robin, ein Mann, der ganz in seinem Beruf aufgeht, hat das Institut zu hoher Blüthe gebracht und setzte seinen Stolz darein, mit seinem ganzen Dasein einzutreten für die Lösung eines Problems der Erziehung, das bis dahin, zumal in Frankreich, als mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft betrachtet werden mußte. Die Anstalt „Waisenhaus Prévôt" erfreute sich in Frankreich und selbst über dessen Grenzen hinaus ihrer günstigen Resultate wegen eines großen Ansehens, und es gab Leute, die ihrem Director prophezeiten, er werde noch einmal zu dem Ruf eines zweiten Pestalozzi, eines französischen Fröbel kommen. Die Methode fand überall verdiente Anerkennung, ja sie machte in dem Maß Aufsehen, daß wie einst nach Burgdorf und Yverdon zu Pestalozzi, so jetzt nach Cempuis Fremde jedes Ranges kamen, um Robin und seine Methode in der Praxis kennen zu lernen. Auch in ihrer Anwesenheit wurden Conferenzen gehalten zur Erörterung einschlägiger Fragen; man weihte die Besucher ein in alle Details des Systems und wünschte von ihnen rückhaltslosen Gedankenaustausch, ein freies Aussprechen etwaiger Bedenken. Regelmäßige Berichte über den Fortgang der Anstalt erschienen in einem eigens dafür bestimmten Organ, das überall hin versandt wurde, auch dahin, wo es nicht erbeten war, sofern man nur voraussetzen durfte, daß die betreffende Person es lesen und in ihren Kreisen besprechen würde. Schulbücher mit zahlreichen Illustrationen in der Art des Orbis pictus von Comenius erschienen im Geiste der Anstalt, kurz, Alles wurde mit der größten Offenheit, ohne jegliche Geheimthuerei betrieben.

Da auf einmal zu Anfang September brach das Wetter über diese Anstalt herein. Es sollten zwei Fälle von Ungehörigkeiten vorgekommen sein, wie sie an solcher Anstalt nicht passiren dürften, gleichwohl aber doch einmal sporadisch vorkommen können, und diese haben nun einen Staub aufgewirbelt, einen Lärm heraufbeschworen, daß ganz Frankreich davon widerhallt. Boshafte Gegner sprechen von skandalösen Vorgängen, und der frivole Theil der Presse macht billige aber schlechte Witze dazu, ja neuerdings verlautet sogar, die Regierung sei eingeschritten und habe Robin vom Amte suspendirt.*)

Man kennt die leicht erregbare Gemüthsart der Frau Zosen. Was vorgekommen sein soll, ist delikater Natur und bedarf einer decenten Behandlung, und so mag die ganze Sache von Böswilligen oder von solchen, die jeder Neuerung abhold sind, Misoneisten, wie sie die Italiener von der Schule Lombroso's nennen, verdunkelt, mit Zusätzen ausgeschmückt sein. Dafür bemächtigen sich ihrer mit einem Mal die bis dahin still gewesenen Feinde der Anstalt und finden plötzlich den Grund alles Uebels in dem angeblich gott- und vaterlandslosen Geiste derselben, der noch dazu, wie gesagt wird, von verdächtigen Ausländern als Mitarbeitern genährt wird. Aus den vorliegenden Berichten ist zur Zeit nicht deutlich zu ersehen, um was es sich in Wirklichkeit handelt, aber der Sturm wird sich legen und die wünschenswerthe Aufklärung kann nicht ausbleiben. Zu unserer Beruhigung sagt uns aber schon jetzt durch den allgemeinen Lärm hindurch ein vorurtheilsfreier Wissender, der der Anstalt und ihrem Gründer, wenn auch aus der Ferne und mit aller Reserve, doch sympathisch gegenüber steht — kein Geringerer als Francisque Sarcey —, daß die Vorgänge von Cempuis nach seinen Informationen nicht entfernt den Lärm rechtfertigen, daß sie vielmehr, bei Licht betrachtet, so gut wie auf Nichts zu reduciren seien.

Wie dem nun auch sein möge, genug, die Sache fiel in eine für Herrn Robin recht unglückliche Zeit. Die Welt der Leser und Leserinnen war seit dem Sommer in einige Aufregung versetzt durch den allzu bekannten Roman von Marcel Prévost, „Demi-Vierges", der wohl als eine tüchtige Leistung gelten mag, von der ernsten Kritik aber als ungeeignet für die Hand junger Leute charakterisirt wird. Dies Urtheil reizte aber gerade, und der Roman wurde viel gekauft, denn in Frankreich beschränkt man sich nicht auf Journalcirkel und Leihbibliotheken, man kauft sich das gewünschte Buch. In dem pikanten Roman wird nun den Leuten ernsthaft unter die Augen gestellt, wie weit, namentlich in gewissen reichen und müßigen Kreisen, besonders in der Hauptstadt, die amerikanische Art des Geschlechterverkehrs, der englische „Flirt", in Frankreich schon gediehen ist. Ueber diese exotische Pflanze, ein Erziehungssystem, das den ungezwungensten Verkehr des jungen Mädchens mit jungen Männern, innerhalb gewisser Grenzen natürlich, zuläßt, wurde der ehrbare Bourgeois, noch mehr aber seine sorgsame Gattin aufgeschreckt, denn diese letztere hütet ihre erwachsene Tochter vor der Ehe wie ihren Augapfel und mußte nun erfahren, daß bei solchem Verkehr die Grenzen der traditionellen Schicklichkeit nicht immer inne-

*) Ist neulich in der That geschehen, indeß damit nicht endgültig über sein Schicksal entschieden, da die Stadt Paris eine Subvention im Betrage von 206300 Fr. zurück zu ziehen droht, falls man nicht Robin wieder an die Spitze der Anstalt stellt. Übrigens dürfte in der Kammer eine Interpellation des einflußreichen, freilich socialistischen Deputirten Lavy zu Gunsten Robin's die nöthige Klärung herbeiführen.

gehalten und allzu ungenirt Gespräche gepflogen werden, geeignet à faire rougir un singe. Und in diese Aufregung fällt nun der Fall Robin oder Orphelinat Prévôt mitten hinein.

Soweit wir die ganze Sache jetzt zu übersehen im Stande sind, waren die Bestrebungen der Anstalt namentlich darauf gerichtet, die Zöglinge in unbefangenem Verkehr für das praktische Leben brauchbar und geschickt zu machen, unter Berücksichtigung der socialen Aufgaben der Gegenwart. Insbesondere wurde erstrebt, das weibliche Geschlecht mehr als zuvor geschehen gegen allerlei Vorurtheile zu festigen, es in den Stand zu setzen, seine Zukunft zu sichern in einem freieren Verkehr mit dem stärkeren Geschlecht und unabhängig von diesem sich in aller Sitte und Ehrbarkeit, aber nach amerikanischem Muster begehrenswerth zu machen, um im herzhaften Kampf um's Dasein, unbeeinträchtigt durch schwachmüthige Liebelei, aber Achtung gebietend in fröhlicher Arbeit und frei waltendem Spiel als letztes Ziel des Weibes in die von der Natur geordnete Ehe zu gelangen.

Vielleicht — aber auch nur vielleicht — wurde zur Erreichung dieses Zieles das Nützlichkeitsprincip mit endämonistischem Ausblick allzusehr auf die Spitze getrieben, das Trachten nach dem Idealen mehr als gut hintangehalten, dem Zeitgeist, der materiellen Richtung zu viele Concessionen gemacht, die Verstandesbildung zu sehr in den Vordergrund geschoben, der Gemüthsbildung nicht die rechte Pflege gewidmet und in der Voraussetzung einer gründlichen, allmählichen Umgestaltung der gegenwärtigen socialen Verhältnisse unberechtigter Weise Religion und Patriotismus mehr zur Privatsache herabgedrückt oder doch nicht genügend berücksichtigt.

Einigen Anhalt für dieses Vielleicht finden wir in den beiden uns vorliegenden französischen Lesebüchern.*) Wie die preußischen Lesebücher meistens auf Grund der Allgemeinen Bestimmungen abgefaßt sind, scheinen auch sie einen offiziellen Hintergrund zu haben in einer Verfügung (arrêté) vom 29. Dec. 1891. Während aber die einzelnen Stücke der deutschen Schullesebücher nur sprachliche Musterbeispiele, herausgeschnitten aus unseren besten Dichtern und Prosaikern der verschiedensten Gebiete sein müssen und so neben Realien humanistische und ideale Ausführungen darbieten, finden wir hier ganz überwiegend die Realien vertreten und noch dazu allem Anschein nach nur von der Hand des einen Verfassers bearbeitet. Unseren deutschen Schülern, für die der Schwerpunkt des Lehrens und Lernens in den lebendigen, unmittelbaren Unterricht, in die viva vox des Lehrers gerückt ist, würden diese Darstellungen nun und nimmermehr auf die Dauer fesseln können.

Was nun speciell die Frage der gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen betrifft, so hat diese entschieden zwei Seiten. Es ist ja nicht fraglich, daß eine solche innerhalb der Familie das Ursprüngliche ist, wie sie noch heute bei wilden und halbwilden so gut wie bei Culturvölkern gehandhabt wird. Auch eine Vergrößerung der Familie durch zusammengebrachte Kinder, von einem Wittwer und einer Wittwe, durch Besuche fremder Kinder, durch dauernde Aufnahme von heimaths- und elternlosen Kindern verschiedenen Geschlechtes thut dem gemeinsamen Familienleben keinen Abbruch, und wo, wie namentlich auf dem Lande, Dienstboten beiderlei Geschlechtes als zur Familie gehörig betrachtet und behandelt werden, ist die Gefahr solches Familienlebens wenigstens nicht größer als anderswo, wo die Geschlechter strenge getrennt gehalten werden. Wäre die Schule, die mit der höheren Cultur auf der Bildfläche erschien, nichts Anderes als eine Fortsetzung der Familie, so unterläge die Fortführung der gemeinsamen Erziehung hier, bei Arbeit und Spiel sicher keinerlei Bedenken.

Ebensowenig aber ist eine Trennung der Geschlechter erforderlich, wo unter glücklichen mittleren Verhältnissen noch Schule und Haus einander in die Hände arbeiten, so lange die Verschiedenheit des Geschlechtes bei Arbeit und Spiel gar nicht zum Bewußtsein kommt, weil das unverdorbene Kind nur Sinn für den Lehrer hat, an dessen Lippen es hängt, dessen Auge es so zu sagen hypnotisirt. So bei einclassigen Schulen mit mäßiger Schülerzahl. Wo aber bei der größeren Ansammlung von Menschen die Noth des Lebens auf der einen Seite, Ueppigkeit der Lebenshaltung auf der andern Seite arge Früchte zeitigen, da kann die gemeinsame Erziehung schon früh vom Uebel werden. An solchen Orten greifen auch meistens größere Schulsysteme Platz, vier- bis neunclassige Schulen entstehen, die Fühlung zwischen Schule und Haus geht verloren, die Schule wird mehr zur bloßen Lernschule, der erzieherische Einfluß geringer, und unter sonst faulen Verhältnissen nimmt die Zahl der jugendlichen Verbrecher zu. Hier wird es wohlgethan sein, die Gemeinsamkeit jedenfalls nur für die untersten Klassen beizubehalten.

In Amerika besuchen Knaben und Mädchen dieselbe Schule, in England aber, trotz der Sympathien für amerikanische Art, trennt man noch die Geschlechter; für die Culturstaaten Europas gilt wohl fast überall, selbst Frankreich nicht ausgenommen, die deutsche Schule als Muster.

Was ist denn nun von der Gemeinsamkeit beider Geschlechter nach der Schulzeit zu halten? Ganz je nachdem. Es hängt hier unendlich viel von Sitte und Herkommen, von der Natur und Geschichte des Landes und Volkes ab. Was für ein Land paßt, ist, auf einen andern Boden verpflanzt, nicht immer am rechten Orte, namentlich wenn auf der einen Seite die Sitte noch mehr einen natürlichen, urwüchsigen Charakter, auf der andern Seite aber eine verfeinerte, künstliche, zu Frivolitäten und Extravaganzen neigende Richtung hat. Grundverschieden ist z. B. die Behandlung der jungen Mädchen auf beiden Seiten des Kanals und erst recht, trotz der Eleganz der Amerikanerin, die hinsichtlich des Geschmackes der Französin wenig nachgiebt, in Frankreich und Amerika.

Wie gesagt, wird in Frankreich das Mädchen bis zum Eintritt in die Ehe auf's ängstliche überwacht. In den meisten Häusern der besseren Stände unterliegt es zur Zeit noch, trotz aller sonstigen Trübungen im geschlechtlichen und ehelichen Leben, einer klösterlichen Zucht. Auch den Verlobten ist ein freierer Verkehr nicht gestattet, die Braut bewegt sich meist nur unter den Augen der Mutter oder deren Stellvertreterin, und während der kurzen Verlobungszeit von höchstens sechs Monaten haben die Brautleute wenig Gelegenheit, einander kennen zu lernen. Erst mit der Eheschließung folgt der freie Verkehr, der aber nun oft sehr bald in einem Maße frei wird, daß man den französischen Roman, wenn er das dortige Leben widerspiegelt, nicht gern in den Händen deutscher Frauen und Jungfrauen sieht, da Hausfreunde und Freundinnen nicht selten bald eine Rolle zu spielen anfangen.

In diesen Kreisen sind nun schon die englischen Sitten verpönt, mehr aber noch die freiere Bewegung der jungen Amerikanerinnen; man fürchtet hier nichts so sehr als das, was man gegenwärtig den Amerikanismus in der Erziehung nennt, der in Folge der Vorliebe für englisches Wesen, englische Sprache und Literatur durch die englische Sprache und nicht nur ein Geringes auch durch den Fremdenverkehr von Engländern und Amerikanern vermittelt wird.

So ist denn nun in französischen Landen die Frage der gemeinschaftlichen Erziehung und als Folge davon eines freieren Verkehrs beider Geschlechter nach der Schulzeit zu einer Frage geworden, welche allen Denkenden zu ernsten Erwägungen Veranlassung gegeben hat. Die Brücke von der amerikanischen Weise zu dem Verfahren im Orphelinat Prévôt ist leicht gefunden, am leichtesten von denen, welchen das Neue der gemeinsamen Erziehung längst schon ein Dorn im Auge war, und die jetzt glücklich einen Sündenbock gefunden zu haben vermeinen.

*) 1. Monsieur Prévôt par David Sauvageot. Paris, Armand Colin. — 2. Lectures courantes des écoliers français à l'usage des écoles des deux sexes par Caumont. Paris, Delagrave.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ueberzeugung.

Von Wsjewolod Garschin.

An einem schönen Junitage, als das Thermometer achtundzwanzig Grad Reaumur zeigte, war es überall unausstehlich heiß: auf der kleinen Wiese jedoch, im Garten, wo frisch gemähtes Heu lag, war es noch heißer, weil diese Stelle durch einen sehr dichten Kirschbaumgarten vor dem Winde geschützt war. Fast alles schlief. Das Gesinde hatte zu Mittag gegessen und sich an die Nachmittagsarbeit begeben. Die Vögel schwiegen. Viele Insekten verkrochen sich vor der Hitze. Auf die Hausthiere that sie ihre gewaltigste Wirkung: großes und kleines Viehzeug hatte sich unter ein Wetterdach gelagert; der Hund hatte sich bei der Scheune ein Loch gegraben und hineingelegt, wobei er mit halbgeschlossenen Augen stoßweise athmete und seine rosige Zunge lang heraushängen ließ, wobei er zuweilen, benommen von der Hitze, in einer Weise gähnte, daß es fast wie leises Winseln klang; Schweine, eine Mutter mit dreizehn Jungen, humpelten zum Ufer und legten sich in den schwarzen Schlamm, daß nur die schnaubenden Rüssel, der längliche beschmutzte Rücken und die großen Hängeohren sichtbar blieben. Nur die Hennen scheuten sich nicht vor der Hitze und schlugen die Zeit damit todt, daß sie gegenüber der Küchentreppe mit den Füßen in der trockenen Erde scharrten, in der, wie sie recht wohl wußten, nicht ein einziges Körnchen mehr zu finden war. Dem Hahn dagegen mochte es doch übel zu Muthe sein, denn er nahm zuweilen eine recht alberne Miene an und schrie aus voller Kehle: „Ein Ska—an—da—al!“

Wir hatten die kleine Wiese verlassen, auf der es wärmer war, als irgendwo, aber es saß dort noch eine ganze Gesellschaft wachgebliebener Herrschaften. Das heißt, es saßen nicht gerade alle. Ein alter Brauner z. B., dem für sein Auseinanderscharren des Heuschobers von der Peitsche des Kutschers Anton Strafe drohte, wußte, als Pferd, vom Sitzen so gut wie gar nichts; auch eine Raupe saß ebensowenig, sondern lag vielmehr auf dem Bauche. Doch das ist keine Wortklauberei. Unter einem Kirschbaum hatte sich eine kleine, aber sehr ernste Gesellschaft zusammengefunden: eine Schnecke, ein Mistkäfer, eine Eidechse, die erwähnte Raupe und eine herbeigehüpfte Grille. Auch der alte Braune stand dabei und hörte ihren Reden mit dem einen ihnen zugewandten braunbehaarten Ohre zu. Auf dem Zipfel aber saßen zwei Fliegen.

Die kleine Gesellschaft stritt sich höflich, aber ziemlich lebhaft, wobei, wie es sich nun einmal gehört, Niemand nachgeben wollte, da ein jedes von ihnen die Unabhängigkeit seiner Ueberzeugung hochhielt.

„Meiner Ansicht nach,“ sagte der Mistkäfer, „hat sich ein ordentliches Thier vor allen Dingen mit der Sorge um seine Nachkommenschaft zu beschäftigen. Das Leben besteht in der Arbeit für das kommende Geschlecht. Wer die ihm von der Natur auferlegten Pflichten erfüllt, steht allein auf festem Boden: er kennt seine Aufgabe und wird, was auch geschehen möge, vor Strafe sicher sein. Seht mich an: wer arbeitet härter als ich? Wer wälzt Tage lang ohne Rast eine so schwere Mistkugel vor sich her? — eine selbst fabricirte Kugel mit dem erhabenen Ziele, mir ähnlichen künftigen Mistkäfern die Möglichkeit zu geben, daraus hervorzuwachsen? Darum glaube ich auch nicht, daß irgendwer so ruhigen Gewissens und reinen Herzens sei, um gleich mir, wenn neue Mistkäfer auf die Welt kommen, sagen zu dürfen: Ja, ich habe gethan, was ich thun konnte und mußte. Das ist es eben, was man arbeiten nennt!“

„Geh mir, Freund, mit Deiner Arbeit!“ spottete eine Ameise, die während der Rede des Mistkäfers trotz der großen Hitze ein langes Stück eines Blumenstengels herbeigeschleppt hatte. Sie machte Halt, setzte sich auf ihre vier Hinterfüße und wischte sich mit den beiden vorderen den Schweiß von ihrem erhitzten Gesicht. „Ich arbeite doch auch und härter als Du! Du aber arbeitest für Dich oder, was dasselbe ist, für Deine kleinen Käferchen; nicht alle sind so glücklich! . . . Probire nur einmal, wie ich, Balken zu schleppen für die Königin. Ich weiß selbst nicht, was mich in solcher Hitze und bis zur Erschöpfung aller Kräfte zur Arbeit zwingt. Niemand weiß mir Dank. Wir unglücklichen Arbeitsameisen arbeiten alle hart, was aber macht unser Leben schön? O Schicksal!“ . . .

„Ihr, Mistkäfer, seht zu trocken ins Leben, Ihr aber, Ameise, zu finster,“ warf die Grille ein. „Ich liebe es, zu zirpen und zu hüpfen und was geht mir ab? Mein Gewissen quält mich nicht. Dabei habt Ihr aber noch in keiner Weise die von Frau Eidechse gestellte Frage berührt. Sie fragte: „Was ist die Welt?“ und Ihr redet von Eurer Mistkugel; das ist ja unhöflich. Die Welt ist jedoch nach meiner Ansicht ein sehr schönes Ding, schon darum, weil es darin für uns junges Gras, Sonne und Wind giebt. Groß ist sie aber auch! Ihr natürlich, zwischen diesen Bäumen, könnt gar keinen Begriff davon haben, wie groß sie ist. Wenn ich im Felde bin, springe ich bisweilen in die Höhe, so hoch ich nur kann, und ich versichere Euch, daß ich eine bedeutende Höhe erreiche. Von dort aus sehe ich aber auch, daß die Welt kein Ende hat.“

„Das stimmt,“ bestätigte nachdenklich der Braune. „Ihr alle habt aber nicht einmal den hundertsten Theil von dem zu Gesicht bekommen, was ich in meinem Leben gesehen habe. Schade, daß Ihr nicht begreifen könnt, was eine Werst ist . . . Nahezu eine Werst von hier ist das Dorf Luparewka. Dorthin fahre ich täglich mit einer Tonne nach Wasser. Dort füttert man mich aber nie. Und auf der anderen Seite liegt Esimowka und Kißljakowka; dort giebt es eine Kirche mit Glocken. Dann kommt Swjato-Troizkoje und dann Bogojäwlensk. In Bogojäwlensk bekomme ich stets Heu, doch ist das Heu dort schlecht. In Nikolajeff dagegen, — einer Stadt, achtundzwanzig Werst von hier, dort giebt es besseres Heu und dort bekomme ich auch Hafer. Nur gehe ich nicht gern dorthin, denn da fährt nämlich unser Herr mit uns und befiehlt dem Kutscher draufloszujagen, der Kutscher aber treibt mich dazu eklig mit der Peitsche an . . . Sonst giebt's da noch Alexandrowka, Bjeloserka, Cherson — auch eine Stadt . . . Doch genug damit, wie solltet Ihr auch all das fassen . . .! Das eben ist die Welt, nicht die ganze, wollen wir annehmen, doch aber ein großer Theil.“

Der Braune schwieg und nur seine Unterlippe bewegte sich noch, als ob er irgend etwas flüsterte. Das kam vom Alter, denn er war schon siebenzehn Jahre alt, was für ein Pferd so viel ist, wie für den Menschen siebenundsiebenzig.

„Ich begreife Euere Pferdeweisheit nicht,“ sagte die Schnecke, „und muß zugestehen, daß sie mich nicht sonderlich interessirt. Mir ist es nur um Wegekraut zu thun, davon giebt es aber genug; da krieche ich nun schon vier Tage lang, und noch will es keine Ende haben. Nach diesem hier kommt immer noch Kraut und darin sicher auch noch eine Schnecke. Da habt Ihr Alles. Hinzuhüpfen aber brauche ich nirgends — das ist Alles bloß dummes Zeug. Bleib sitzen und iß das Blatt, auf dem Du sitzest! Wenn ich nicht zu faul zum Weiterkriechen wäre, wäre ich längst fort, von Euch und Eurem Geschwätz: nur Kopfschmerz hat man davon, weiter nichts.“

„Mit Verlaub, warum denn?“ fiel die Grille ein, „ein wenig Zirpen ist recht angenehm, besonders über so schöne Dinge wie die Unendlichkeit und Aehnliches. Es giebt allerdings auch praktische Naturen, die nur darum sorgen, wie sie sich am besten den Magen füllen, gleich Euch oder jener reizenden Raupe dort.“

„Ach nein, lasset mich, ich bitte Euch, lasset mich, rührt mich nicht an!“ rief die Raupe kläglich, „ich thue das für ein künftiges Leben, nur für ein künftiges Leben.“

„Was ist denn das für ein künftiges Leben?“ fragte der Braune.

„Wißt Ihr nicht, daß ich nach dem Tode zu einem Schmetterlinge mit vielfarbigen Flügeln werde?“

Der Braune, die Eidechse und die Schnecke wußten das nicht, doch

die Insekten hatten einen Begriff davon. Alle schwiegen eine Weile, da Niemand etwas Gescheidtes über das künftige Leben zu sagen wußte.

„Feste Ueberzeugungen hat man zu achten," begann endlich die Grille zu zirpen. „Hat nicht irgend Jemand Lust, noch etwas zu sagen? Ihr vielleicht?" wandte sie sich an die Fliegen.

Von diesen antwortete die Aelteste:

„Wir können nicht klagen, daß wir es schlecht hätten. Soeben erst kommen wir aus dem Zimmer. Die gnädige Frau hat eingemachte Früchte in einer Suppenschüssel, wir krochen unter dem Deckel hinein und aßen uns satt. Wir sind zufrieden. Unser Mütterchen ist in den Früchten kleben geblieben, was sollten wir thun? Sie hat am Ende lange genug in der Welt gelebt. Wir sind zufrieden."

„Herrschaften," sagte die Eidese, „ich glaube, daß Ihr Alle vollkommen Recht habt! Andererseits freilich" . .

Indeß sagte die Eidechse nicht, was andererseits sei, weil sie fühlte, daß irgend etwas ihren Schwanz fest hielt.

Anton, der Kutscher war es, der den Braunen holen kam. Ganz unvermuthet trat er mit seinem plumpen Stiefel auf die kleine Gesellschaft und zerquetschte sie. Die Fliegen allein flogen davon, um ihr todtes, in den klebrigen Fruchtsaft gefallenes Mütterchen zu belecken, aber auch die Eidechse sprang mit ausgerissenem Schwanze davon. Anton nahm den Braunen beim Schopf und führte ihn aus dem Garten, um ihn vor die Spritztonne zu spannen. Dabei sagte er: „Na, geh nur, Du Geschwänzter!" worauf der Braune mit einem Flüstern antwortete.

Die Eidechse blieb ohne Schwanz. Allerdings wuchs er ihr wieder nach einiger Zeit, blieb aber etwas schwach und schwärzlich. Und wenn sie gefragt wurde, wie sie sich denn ihren Schwanz beschädigt habe, so antwortete sie bescheiden:

„Man hat ihn mir ausgerissen, weil ich meine Ueberzeugung vertreten wollte."

Und da hatte sie ganz Recht.

Aus der Hauptstadt.

Reuß und Preuß.

Die Freunde und Verehrer des Handelsvertrags-Grafen sehen den Tag ihres glänzenden Triumphes näher kommen. Zwar die Politik ist bankrott, die der Mann von Montreux, das Gesetz verlangte es so, verantwortlich zeichnete; Kanitz, dessen Forellen einst so lustig plätscherten, sitzt behäbig im Staatsrathe, und gramvoll wittert Eugen Richter, der dank der Begrenztheit und Einsichtslosigkeit seiner Gegner unsterblich ist, statt des würzigen Duftes billigen, russischen Roggenbrodes den scharfen Rauch monopolbeglückter Staats-Schrippen-Bäckereien. Aber wenn auch, undankbar genug, der mit so prächtiger Emphase, mit so vollen Backen und so köstlicher Naivetät vom „Reichsanzeiger" verleugnete Zickzack-Cours sich lächelnd von dem pensionirten Generale abwendet, der ihn in deutsche Gaue doch einführen half; wenn man es, müde des ewigen Einerlei's, um rasch mit der entgegengesetzten Politik versucht und das Vaterland, rechts um kehrt, in um 180 Grad veränderter Richtung glücklich machen will — zweierlei süßer Trost bleibt dem Gefallenen. Auch die unter seinem — nennen wir's einmal so — Regiment ewig mißvergnügt behaupteten, schlimmer könne es nun nicht kommen, müssen jetzt einsehen, daß es mit ihrem Kassandragaben schlecht bestellt war. Und in ihren Herzen wird sich etwas wie verliebte Sehnsucht nach dem wackeren Montecuculi regen, und Vielen wird es leid um manches böse Wort thun, das sie ihm sagen zu müssen glaubten. Die Popularität und die Liebe, die dem Nachfolger Bismarcks versagt blieb und die höchstens aus dem Montreuxer Veilchenbouquet, den Einladungen zum Kegelclub schamhaft hervorlugte, vielleicht wird sie ihm über ein Veilchen verschwenderisch zu Theil. Denn schon jetzt fallen Vergleiche mit den Erben seiner Macht ganz überraschend zu Gunsten unseres Grafen aus.

Doch das ist es nicht allein, was ihn im Schnee der Schweiz freudig bewegt und seinen Busen schwellen macht. Muß er auch thatenlos zusehen, wie man die bewährten Formen, in denen er regierte, verläßt, eins wird ihm doch immer offenkundiger: die Principien sind die alten geblieben. Festgehalten ist an dem staatsmännischen Grundsatz, die obersten Aemter nicht sowohl mit hervorragenden Geistern als mit ungemein selbstbewußten und schneidigen Herren zu besetzen; das Können sinkt mit Recht mehr und mehr zu einer erbärmlichen und plebejischen Nebensache, einer Eigenschaft, gut für Subalternbeamte, herab, kraftvolles und zielbewußtes Auftreten in Dingen, die man nicht versteht, frohe Unbefangenheit, die mit gentilem Spott belächelt, was sie nicht gelernt hat, kennzeichnet den geborenen Staatsmann. Unter Graf Caprivi, es ist wahr, kamen in dieser Hinsicht noch Mißgriffe vor, das System hatte sich noch nicht fest eingebürgert, wenn der deplacirte Ausdruck erlaubt ist. Miquel galt und gilt noch für einen sehr tüchtigen Finanzer; er hat nach sehr unvorsichtigem, eigenem Geständniß mehr als hundert Bücher „über die Frage" gelesen, er beherrscht das Gebiet, auf dem er Autorität sein will. Auch dem Freiherrn von Berlepsch sagen böse Zungen mit Recht nach, daß er ein unterrichteter und bedauerlicher Weise sogar begabter Mann ist; wer die einschlägigen Verhältnisse kennt, ja sogar wer nur die unterstaatssecretairlichen und ministeriellen Vertheidigungsreden der Umsturzvorlage gelesen hat, wird sich sagen, daß er unangenehm von den neuen Collegen absticht. Und da die Homogenität eines Ministeriums erste Bedingung seiner Existenzfähigkeit ist und da wir dem Cabinet Hohenlohe alle ein recht langes Leben wünschen, so scheint ohne Weiteres klar, daß abermalige Veränderungen im Staatsministerium bevorstehen. Der Reichsanzeiger und die Berliner Correspondenz des Herrn von Köller mögen deßhalb in feierlichem Sperrdruck „die frivole Verbreitung solcher Vermuthungen" noch so entschieden tadeln, mögen mit noch so großem Recht betonen, daß derartige Verbreitungen geeignet sind, das Ansehen der Regierung zu schädigen — in der Oeffentlichkeit wird man der eigenen gesunden Vernunft mehr Glauben schenken als den abwiegelnden Dementir-Hofräthen. Herr von Berlepsch trägt die Marke des Todes auf bleicher Stirn, denn er ist ein guter Redner, ist einigermaßen selbstständig, gut informirt und hat Erfolge gehabt; Miquel theilt dann wohl über ein Kleines sein Schicksal, und auch Anderen, denen man mit mehr oder minder viel Berechtigung ähnliche Eigenschaften nachsagt steht der Lucanus bevor. Ersatzmänner sind so leicht beschafft, Diplomaten und Staatskünstler, die im Erwerben eines umfangreichen Nichtwissens ihre schwierige Lebensaufgabe erblickten. Herr von Köller, es wird immer döller.

Da zur Zeit das Umsturzgesetz von Groebers's Gnaden alle Gemüther beschäftigt und die vornehmen Geister der Nation ausnahmslos seine unsinnigen Paragraphen auf das Schärfste verurtheilen, bietet sich der Regierung erwünschte Gelegenheit, ihre Kunst der Waffen zu zeigen. Und nur dieser Kunst wegen seien dem widrigen Gegenstande ein paar Worte gewidmet. Das Schicksal der Vorlage hängt ja nicht von den Einsichtsvollen und den Gebildeten ab, darüber entscheidet bekanntlich das Ja oder Nein des mit der Jesuitenfrage beschäftigten Bundesrathes, und jede Warnung, jede beschwörende Bitte, jeder Hinweis auf die geschichtliche Thatsache, daß nur verfaulende Völker oder zum Untergang bereite Machthaber Knebelparagraphen ersinnen und ertragen, ist in den Wind gesprochen. Wen es in den Fingern juckt, zu schreiben, der mag nach Veröffentlichung dieser Bestimmungen im Reichs-Gesetzblatt immerhin ruhig seinen Ideen über Maikäferzucht und Gemüseconserven weiter Ausdruck verleihen, es wird ihm Niemand etwas thun; ich für meinen Theil denke mich dann ganz auf Beschreibungen der nackten Spatzenbeine unserer lieben five Barrison sisters, der Fleischmassen decolletirter Vorstadt-Soubretten und ähnlicher ehe- und familienfördernder Objecte zu beschränken. Ich stehe also dem Gesetz so unbefangen harmlos gegenüber wie ein neupreußischer Minister den brennendsten Fragen seines Ressorts; mich interessiert es

nur insofern, als es Schlüsse auf seine Urheber und seine Vertheidiger gestattet. Unter dem enormen Material, das die Herren Nieberding und von Köller zur Begründung der Vorlage herbeigeschafft hatten und das eine niederträchtige Bosheit der Socialisten, ihr weihnachtlicher Auszählungs-Antrag, volle drei Wochen hindurch dem Gespött der gesammten Auslands-Presse überließ, fand sich neben mehreren, lang vergessenen Schmökern entlehnten Citaten auch eine Carricatur aus dem sogenannten Witzblatte „Wahrer Jacob", die angeblich den an Carnot begangenen Meuchelmord verherrlichen sollte. Excellenz von Köller trug die grausige Kunde mit Pomp und Entrüstung vor; aber schon am Schluß einer der nächsten Commissions-Sitzungen mußte der Geheimrath von Seckendorf nothgedrungen die Erklärung abgeben, er hätte sich nach Einsichtnahme in die mehrfach erwähnte Nummer des „Wahren Jacob" davon überzeugt, daß das Bild keine Glorification eines Verbrechens enthalte und daß, wenn die Regierung es vorher gekannt hätte, diese Nummer des „Wahren Jacob" nicht zur Begründung der Vorlage herangezogen worden wäre. Sind die Motive für die Umsturz-Vorlage schon an sich derart, daß sie in einer politischen Operette zuverlässig recht erfreulich komische Wirkungen erzielen würde, so ist es schwer zu sagen, welch einen Namen das „Material" verdient, wenn sich selbst seine thatsächlichen Behauptungen als absolut unzuverlässig erweisen. Zuweilen macht das ganze Spiel den Eindruck, als foppten einige schalkhafte Gentlemen Volk, Reichstag und Commission; man kann dann gar nicht glauben, daß es ernsthafte Freunde der neuen Paragraphen sind, die, frei nach Heine und Randolph Churchill, die Hände in den Hosentaschen und mit dem Spazierstock schlenkernd, so entsetzlich compromittiren, was sie vertheidigen wollen, mit so märchenhaftem Ungeschick den Gegnern in die Hände arbeiten. Herr Bebel bereitete sich das Vergnügen, einen sehr ehrenwerthen Herrn, der in mehreren Reichsämtern „verkehrt" und unter anderm auch officiell zur Schlußsteinlegung im neuen Reichstagshause zugelassen worden ist, dem berühmten Journalisten Reuß, ein paar knallende Peitschenhiebe zu versetzen, und Excellenz von Köller antwortete auf diese Anzapfungen, dem Bericht des „Vorwärts" und dem Protocoll des Schriftführers Frohme zu Folge, „daß er die Anstiftung zu Verbrechen durch Spitzel auf das Entschiedenste verurtheile und dafür sorgen würde, daß solche Handlungen bestraft werden. Vermeiden ließe sich das Spitzelthum aber nicht. Er kenne Herrn Reuß sehr gut, wisse, was er von ihm zu halten habe, da er ja lange genug im Lager der Anarchisten sich bewegt, so zu sagen lange im warmen Neste gesessen habe. Auch wollte der Minister von Reuß vieles schätzbare Material erhalten haben." Die Commission, der diese, auch stilistisch bemerkenswerthen Offenbarungen angeblich servirt worden sind, hielt es nach einer Weile mit Fug für räthlich, eine längere Frühstückspause zu machen, und es scheint fast, als wäre der Excellenz dabei in abgeschiedener Stille der Wunsch gekommen, das ihr soeben entfahrene Wort lieber im Busen bewahrt zu haben. Sie betonte deßhalb nach Beendigung des Dejeuners, man habe sie in ihren Aeußerungen über Herrn Reuß leider total mißverstanden, sie unterhalte zu diesem Idealisten keinerlei Beziehungen und habe ihn nur ein einziges, oder höchstens zwei Mal geschaut. Der helle Ehrenmann Reuß selbst aber sandte stracks den Berliner Zeitungen hektographirte Berichtigungen und machte damit wenigstens Herrn Brausewetter eine Freude, der „bekanntlich auch zum Volke gehört und nichts von Lockspitzeln weiß".

Leicht vermag nach diesen und anderen, nicht minder grellfarbigen Einzelheiten der nachdenkliche Leser das Profil der Charakterköpfe zu zeichnen, die derzeit Deutschlands Geschicke lenken. Schön sind die Silhouetten nicht, und Niemanden darf es Wunder nehmen, wenn die Leute außerhalb Preußens immer bedenklichere Gesichter dazu schneiden, wenn selbst die berufenen Vertreter der nichtpreußischen Regierungen Deutschlands den Herren von Köller, Schönstedt, Nieberding und Fürst Hohenlohe den Kampf für §§ 111 und 130 allein überlassen. Es liegt ein nicht mißzuverstehender Wink in dieser gleichgiltigen Neutralität; die Staatsmänner des Südens sind zum Theil — auch das wird hoffentlich bald anders werden — sehr kluge und sehr gewandte Leute, sie kennen die Stimmung in der Bürger- und Bauernschaft, und der Landtage wegen müssen sie Rücksicht darauf nehmen. Im Bundesrathe, der unter Ausschluß der Oeffentlichkeit tagt und abstimmt, läßt es sich ohne große Scrupel hinterm Stärkeren hermarschiren; im Reichstag wirkt sibyllinisches Schweigen vortheilhafter. Wir haben hier im Laufe der letzten Wochen die Capacitäten des Zickzack-Courses eingehend betrachtet, und es steht sehr zu befürchten, daß sie beim Bruder Schwab und Bayer noch weniger freudige Gefühle hervorrufen als im wohl disciplinirten Preußenland. Fürst Hohenlohe, der allerlei geheimnißvolle Reisen nach Süd und Nord unternimmt, um, wie die Welt behauptet, eine Autorität zu gewinnen, die ihm und seinem Thun sonst unter keiner Bedingung zugestanden werden würde; der, schon im höchsten Greisenalter stehend, gebeugten Hauptes und mit schwacher Stimme nur unter Aufbietung der letzten, schwachen Kraft dann und wann eine freilich erquickend kurze Rede memorirt und vorträgt. Herr Nieberding, den man Faustens Wagner nennen darf in demselben Sinne, in dem Fürst Hohenlohe allenfalls mit Faust zu vergleichen wäre; Wagner, der mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Regenwürmer findet, ganz gewiß ein trefflicher Bureaukrat, ein humaner Vorgesetzter, aber das gerade Gegenteil eines Mannes, der in die Tiefe der Dinge zu blicken weiß. Und Herr von Köller, der zwar kein trefflicher Bureaukrat und auch keine Seele von Vorgesetzter sein soll, der aber sonst, vom äußeren Habitus abgesehen, dem Geheimrath Nieberding täuschend ähnelt. Wenn die süddeutschen Landsleute diese Dreiheit und ihr Ziehkind, die Umsturz-Vorlage, sowie Herrn Theodor Reuß, der unbeirrt lächelnd im Hintergrunde die Reichsämter durchstreift, nicht eben in ihr Herz schließen, wenn mächtiger als je gegenüber diesem „Preußengesetz, das für Slaven und Wenden, nicht für uns gut ist", der Partieularismus aufloht, so ist das schlechthin selbstverständlich.

Es mußte deßhalb ein Mitglied der nationalliberalen Partei, der heruntergekommensten, zwar millionenreichsten, aber dennoch marklosesten aller Fractionen sein, das gerade jetzt mit der furchtbaren Drohung hervortrat, „die Noth würde dazu drängen, eine preußische Partei zu bilden". Herr von Eynern, der sonst unter den Nullen um sich her seinen Namen immer noch verdiente, hat die Ueberzeugung, „daß das deutsche Bürgerthum sich unter der Einführung einer solchen Partei zusammenscharen wird", einstweilen freilich nur zum Zwecke der Finanzreform. Auch die begeistertsten Verehrer des verehrten und überschätzten Fräuleins Netty brauchen jetzt ihre Flucht nach Wien nicht mehr zu beklagen; es hat sich mehr als ausreichender Ersatz für diese sehr jugendliche Naive gefunden.

Seitdem Caprivi's Wechselbalg, die Umsturz-Vorlage, das deutsche Volk beunruhigt, wächst mit jedem Tage die zornige Mißstimmung des Südens; wer ein paar Tage daran wenden will, die Volkspsyche dort unten gründlich zu studiren, möge es jetzt thun, in der Faschingzeit, und er wird blaue Wunder schauen. § 111, der bekanntlich die moralische Verrohung (der kleinen Leute) hindern und so pädagogischen Zwecken dienen soll — was nebenbei bemerkt gröbliche Verkennung des Wesens und der Aufgabe der Strafgesetzgebung verräth — wirkt in dieser Beziehung aufreizender als sonst irgend ein Fehlgriff der letzten Jahre. Und wenn § 131 schon jetzt dazu angewandt wird, um den seit 300 Jahren sanft im Herrn schlummernden Joachim II. vor „Beleidigungen", d. h. vor einer völlig correcten und unantastbaren Kritik seiner Regierungshandlungen zu schützen, dann vermag sich der Schwab leicht ein Bild davon zu machen, welch' pommerschen Segen der Paragraph in seiner neuen Fassung verbreiten wird.

Es ist wie eine Gnade Gottes, daß gerade in diesen Tagen Alles zusammentrifft, was der deutschen Welt beweisen könnte, daß Reuß und Preuß nicht geeignet und berufen sind, das Reich glücklich zu machen, unsere letzten paar armseligen Freiheiten in Wort und Schrift wieder zuzusetzeln. „L'Allemand, qui n'est pas un être assoiffé de libertés, n'en tient pas moins beaucoup à celles qu'il a acquises", notirte jüngst ein welscher Politiker, der zuweilen helle Augenblicke hat. Jeder

hüte sich wohl, die glimmende Wuth auf's Aeußerste zu reizen und zum lodernden Brande zu entfachen. Wir brauchen Ruhe, Frieden, Zeit zu ernster Arbeit; ein Ende nehmen muß endlich die dauernde Beunruhigung von oben herab, wenn nicht alles ein Ende nehmen soll. Wer nicht lächelnd über Dinge hinwegredet, die zu begreifen ihm nicht gegeben ist, wem beim Gedanken an seine Gottähnlichkeit doch bänger zu Muthe wird als einem oder dem anderen neugebackenen Portefeuille-Inhaber, der kann nur mit tiefer Melancholie ein zweites Wahrwort aus französischer Feder lesen, eine Reminiscenz, die unsere reußisch-preußische Politik und ihren Erfolg bengalisch illuminirt: „Le gouvernement ayant perdu la plus grande partie de sa popularité dans toutes les provinces qui ne sont pas essentiellement prussiennes, on ne verra pas ce qu'on vit pendant les dernières années du règne du vieux Guillaume: les gens votant contre leurs convictions pour ne pas faire de peine à ‚notre Empereur'."

Und bei alledem glaubt man, im Angesicht der kostspieligen Marinepläne, der Miquel'schen Steuerprojecte, des allerneuesten Hin- und Her-Courses und Umsturz-Entwurfes der reichstäglichen Opposition mit Auflösung und Neuwahlen officiös drohen zu können! Die Waffe sinkt Einem aus der Hand, so großer Harm- und Ahnungslosigkeit gegenüber.

Caliban.

Opern und Concerte.

Aus den Concertsälen.

Also das war Adelina Patti! Wie stellt sich in Wirklichkeit doch Alles so anders dar, als man es sich nach fremden Berichten ausmalt! Ich hatte mir die Patti als ein stolzes und glühendes südländisches Frauenbild vorgestellt, unnahbar, eine Dame der großen Gesellschaft vom Wirbel bis zur Zehe. Nichts von alledem in der Wirklichkeit. Sie ist ein bischen klein, ein bischen rund, ein bischen ungraziös und von liebenswürdigem, aber überraschend harmlosem, besser gesagt, unbedeutendem Ausdruck. Und wie das Aeußere, so boten auch die musikalischen Leistungen merkwürdige Enttäuschungen. Die Stimme ist immer noch schön, doch durchaus nicht mehr von überraschendem Wohllaut. Stimmbildung und Coloratur sind namhaft, zumal das Piano ist trefflich gepflegt; ich habe aber im Verlaufe des ganzen Abends auch rein technisch nichts gehört, was unsere besten deutschen Sängerinnen nicht mindestens ebenso gut machten. Die hohen und höchsten Töne der Patti sind scharf und hart geworden, als ob sie ihr Leben lang nur Wagner gesungen hätte. Die grimmigste Enttäuschung aber bot die geistige Seite ihres Vortrages. Man erwartete zum mindesten dithyrambisches Feuer, spanische Gluth und Leidenschaft, ein hinreißendes südliches Etwas — was man zu hören bekam, war aber der zahmste Maccaroni-Geist von der Welt. Wenn die Patti sich wenigstens begnügte, schlicht und natürlich das Wenige zu geben, was ihr dürftiges musikalisches Herz ihr spendet. Aber nein! Bewußt oder unbewußt fühlte sie, daß irgend etwas Besonderes zur Belebung des Vortrages geschehen müsse, und das Besondere, das sie nun giebt, liegt darin, daß sie in schrankenloser Willkür allen festen Rhythmus vernachlässigt und in angeblicher künstlerischer Freiheit die Compositionen theilweise so verzerrt, daß Dirigent und Orchester gänzlich lahm gelegt sind. Was mag Professor Mannstädt wohl gedacht haben, als er den launenhaften Sprüngen der Sängerin mit seinem Taktstock zu folgen genöthigt war und doch beim besten Willen nicht folgen konnte? Die Patti gehört einer vergangenen Epoche an — durchaus nicht ihres Alters wegen — und wird bei uns in Deutschland weder Ruhm noch Lorbeerkranz mehr ernten. Daß das Publicum trotz alledem in Entzücken schwamm und die Diva mit Beifall und sogenannter Begeisterung überschüttete, wird Niemand verwunderlich finden, der das Publicum im Allgemeinen und das Berliner Renommirconcert im Besonderen kennt.

Eine große That vollbrachte Siegfried Ochs durch seine Aufführung des Berlioz'schen Requiems. Ich gehöre durchaus nicht zu den Bewunderern von Berlioz, auch nicht zu denen seiner Todtenmesse. Ich halte die Veranlagung des französischen Componisten für eine wahrhaft tragische. Er besaß glühende Empfindung, Sinn für alles Hohe und Edle, was Menschen bewegt, dabei die Fähigkeit, in Tönen zu denken, ja, über das gesammte musikalische Material souverain zu gebieten. In furchtbarer Willkür hatte ihm das Schicksal aber gerade die letzte und wichtigste Eigenschaft des Componisten vorenthalten — die Fähigkeit, in Tönen zu gestalten, sie zu künstlerisch werthvollen Gebilden zu verdichten. Alles, was in Berlioz' reicher Seele lebte und gährte, drängte nach dem Ausdruck in Tönen und er selbst, der sich bewußt war, bei seinem künstlerischen Schaffen im Innersten betheiligt zu sein, mußte glauben, das wirklich ausgedrückt zu haben, was ihm vorschwebte. Es war aber schreckliche Täuschung. Der nicht voreingenommene Hörer fühlt zwar ein stetiges, echt künstlerisches Wollen, das nach Mittheilung ringt, dem aber die adäquate Versinnlichung versagt blieb. So gestaltete sich Berlioz' Leben zu einem traurigen Zwiespalte zwischen Wollen und Können, und nur eine Zeit, die Liszt als großen Componisten verehrt, muß folgerichtig auch Berlioz einen vergänglichen, kurzen Nachruhm gewähren, — zu ihrem eigenen Schaden und zum Schaden ihrer wirklich begabten Componisten. So war es denn auch bei der diesmaligen Aufführung nicht das Werk selbst, das zu begeistern vermochte, sondern nur die Leistung des Dirigenten und seines Chores. Siegfried Ochs ist ein Capellmeister von seltenen Qualitäten. Er besitzt, wie nur wenige, die Fähigkeit, den Vortrag zu beleben und zu durchgeistigen. Größe des Ausdruckes und zarte Weichheit stehen ihm in gleicher Weise zu Gebot. Außerdem ist er aber auch von großem Fleiße und peinlicher Gewissenhaftigkeit, denn wie anders wäre sonst ein so liebevolles Ausarbeiten aller Details im Chore erreichbar? Ich sehe die Vorzüge seines Chores weniger in der rein vocalen Behandlung — im Chorklang mit einem Worte — als in der überraschenden Belebung des melodischen Fadens und in der Verdeutlichung des complicirtesten Gewebes. Namentlich in der Hauptprobe konnte man sich der zwingenden Stimmung, die von diesem Taktstock ausging, nicht erwehren. Ich mochte hundert Mal die Composition mit kritischem Ohre mustern und mir sagen, daß sie leer und dürftig sei, es half alles nichts, Ochs interpretirte sie in einer Weise, daß man folgen und sich hingeben mußte, man mochte wollen oder nicht. Namentlich als er sich hochaufgerichtet den Posaunen der Nebenorchester zuwandte und ein Meer von Tönen den Saal durchfluthete, da beugte sich auch der Widerstrebende der elementaren, rein sinnlichen Gewalt des Tones.

Der Geiger Willy Burmester, dessen Name bei allen Einsichtigen so rasch einen guten Klang gewonnen hat, hatte sich im Gefühle seines Werthes vermessen, allein, er ganz allein, den großen Saal der Philharmonie füllen zu wollen. Die rauhe Wirklichkeit bereitete aber seinen kühnen Träumen ein jähes Ende — ein leeres Haus gähnte ihm entgegen. Gleichviel! Was ist Burmester's Ton so innig und so voll Leben! Alles gewinnt bei ihm erhöhten Reiz und neue Bedeutung. Die Composition mag noch so unbedeutend oder gewöhnlich sein, er erhebt sie aus dem Schmutze und stellt sie in strahlendes Licht, daß sie funkelt und leuchtet. Das Hauptthema des ersten Satzes in Mendelssohn's Concert gestaltete er auffallend zart und weich. Es war gewiß sehr schön, so wie er es zu Gehör brachte, doch möchte ich im Interesse des Gesammteindruckes rathen, gerade in diesem ersten Thema das zu betonen, was es von drängender, scharfer Leidenschaftlichkeit enthält, da sich sonst der ganze erste Satz zu sehr in contrastloser Weichheit verliert. Ueberall, wo sich das Hauptthema, sei es in ganzer Gestalt, sei es in thematischer Verarbeitung zeigt, wären nach meiner Meinung scharfe Momente sehr von Nöthen, besonders um des zweiten, wundervollen Themas willen, das seine ganze weibliche Innigkeit nur entfalten kann, wenn ihm Gelegenheit gegeben wird, zu einem männlich energischen Elemente in Contrast zu treten. Eine Meisterleistung — vielleicht das vollendetste, was Burmester je geboten hat — war die Ausarbeitung der Cadenz. Ruhig, zögernd hob sie an und erging sich in freier Deelamation. Langsam

und mächtig begann sie dann zu schwellen zu imposanter Breite, um sich behutsam zögernd wieder zu verlieren und wie eine zarte Fontaine in tausend Tropfen zu zerstäuben, in die der Klang des Orchesters einer milden Sonne gleich funkelnde Lichter unversehens zu werfen begann. Nichts gleicht dem Reize dieser Rückkehr zum geschlossenen Ganzen der Composition. — Saint-Saëns' Rondo capriccioso hatte man einige Zeit zuvor von Sarasate an derselben Stelle gehört. Ich bin der Meinung, daß Burmester dem Spanier in allen Stücken über legen ist. Er giebt ihm nichts nach an Süßigkeit des Tones und Sauberkeit der Technik. Während aber bei Sarasate die Süßigkeit gewissermaßen Selbstzweck ist und sich nur auf sich allein zu stützen vermag, fühlt man bei Burmester jeder Zeit den Untergrund eines männlich kräftigen Empfindens durch, auch wenn es sich nur für Momente in kräftigen Schattirungen oder kühnem Vorwärtsdrängen offenbarte. Sarasate's Vortrag ist ein liebliches, aber schwaches Rohr, das jeder Wind über den Haufen bläst. Burmester aber gleicht dem kräftigen, hoch gewachsenen Baume, der Zartheit nur als duftige Blüthe seines innerlich starken Wesens entfaltet. Einen Irrthum jedoch hat er sich St.-Saens gegenüber zu Schulden kommen lassen. Er zwang die Oboe durch das rücksichtslose Vorwärtsstürmen seiner Arpeggien ihre liebliche Melodie — vielleicht den hübschesten Gedanken des ganzen Stückes — eilig, rasch und ohne jede Betonung zu erledigen. Das war falsch und auch eine Verkümmerung des Rechtes der Oboe. Hier an dieser Stelle sind nicht die Arpeggien Selbstzweck, sondern es handelt sich um den melodischen Gedanken, der dem Solisten eine gefügige Rücksichtsnahme reichlich wieder vergibt. Um was es sich jetzt noch für Burmester handelt, das ist ein noch schärferes Herausarbeiten der dynamischen und rhythmischen Gegensätze — im Forte noch viel energischer, im Piano noch viel zarter. Die Sauberkeit seiner Arbeit ist ja kaum mehr zu übertreffen; seine Octavengänge waren blitzblank wie frisch geputztes Messingwerk. Wenn es nun noch gelänge, namentlich bei großen Steigerungen, dieser Sauberkeit noch mehr von Kraft und Größe des Ausdruckes zu Grunde zu legen, dann wäre Burmester jederzeit gewaltiger Wirkung sicher. Ich für meinen Theil verzichtete lieber auf die peinliche Genauigkeit, sofern mir als Entgelt ein entsprechend erhöhter Ausdruck geboten würde.

Der sechste Symphonie-Abend der kgl. Kapelle brachte als Novität d'Albert's Vorspiel zur Oper „Ghismonda". Es war das dritte Orchesterwerk d'Albert's, das man im Laufe der Saison zu hören bekam. Es ist sehr schön von Weingartner, daß er seinen componirenden Genossen wieder zu Wort kommen ließ, ob er ihm aber irgend wie damit genützt hat? Wieder steht man vor der peinlichen Aufgabe, einem redlichen Streben und soliden, wenn auch nicht gerade hervorragenden technischen Können, die erhoffte und gewünschte Anerkennung versagen zu müssen. Die Einleitung beginnt, ähnlich dem Vorspiel zum „Rubin", in breiten, getragenen, feierlichen Accorden, die Harmonien wogen hin und her ohne prägnante Gestalt, die Trompeten holen weit aus, finden jedoch nicht den erwarteten Aufschwung, ein tristanischen Geist athmendes Fortissimo zieht einher, und die Posaunen reden noch ein Mal ein ernst gemeintes Wort, plötzlich aber sind wir mitten im Wirbel des Allegro, ohne uns recht bewußt geworden zu sein, wie wir hinübergerissen wurden. Alles wogt und brandet und tobt, die Posaunen kommen mit seltsamen Harmonien, während die Violinen eine eigenthümlich rufende, schreiende, verzweifelte Figur unentwegt festhalten. Das Toben beruhigt sich, und das zweite Thema geht in den Holzbläsern seinen Weg, ruhig, getragen, aber ohne Reiz. Dann drängen sich die Bässe vor, ein starkes Crescendo führt unheimlich nach oben und leitet hinüber zu einer freien, klagenden Declamation, tiefste Stille tritt ein, und im leisesten Moll verfliegt das Bild.

Dies etwa, soweit das in Worten möglich ist, der äußere Gang der Composition. Das Wichtigste bleibt dabei allerdings ungesagt, eben weil es im wahrsten Sinne des Wortes unsagbar ist — der specifisch musikalische Gehalt. Man mag aber schon aus der Skizzirung der äußeren Umrisse entnehmen, daß d'Albert gewiß nicht nach Regel und Schablone componirt. Er ist sicherlich mit Leib und Seele dabei, wenn es gilt, künstlerisch zu schaffen. Leider ist es ihm bisher nicht vergönnt gewesen, für das, was ihn bewegt, denjenigen musikalischen Ausdruck zu finden, der auch den Hörer unmittelbar mit fortreißt. Alles ist hochachtbar bei ihm, wirkliche Erfindung sucht man aber vergebens. Daß sich das Publicum fast ablehnend verhielt, muß demnach, so ungern man es auch aussprechen mag, als berechtigt bezeichnet werden.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals über die Baukunst.

Geehrter Herr!

Ich kann nicht zugeben, daß durch die von Herrn Paul Moos angeführten Gründe die beiden allgemein angenommenen Voraussetzungen erschüttert seien, auf welche ich meine Auffassung über das Verhältniß der freien und unfreien Künste zu einander gestützt habe.

Wenn die Tanzkunst als solche zu den freien Künsten gehört, so hört auch die mit ihr zu einem Gesammtkunstwerk vereinigte Musik nicht auf, in dieser Verbindung zur freien Kunst zu zählen, und ihr Zweck ist kein außerästhetischer, selbst dann nicht, wenn die Ausführung der Tänze sich abschleift (z. B. in der heutigen Polonaise und dem kriegerischen Marsch, der ursprünglich Kriegstanz war). Wenn die religiösen und geschichtlichen Bilder ihren Ideengehalt aus den religiösen und geschichtlichen Ueberlieferungen, die Porträts ihn aus der lebendigen Wirklichkeit schöpfen, so wandeln sie ihn eben durch ihre Versinnlichung in einen ästhetischen Ideengehalt um, und an solchen Vorwürfen, die dieser Umwandlung spröde widerstreben, scheitert alle Kunst. Daß aber der ästhetische Ideengehalt aus Gebieten geschöpft wird, die an und für sich nichts mit der Kunst zu thun haben, beweist noch nicht, daß solche Kunstwerke wesentlich einem außerästhetischen Zwecke dienen, auch dann nicht, wenn sie zufällig einem solchen den Anstoß ihrer Entstehung verdanken. Ihr Kunstwerth hängt eben davon ab, ob der Künstler die Zufälligkeit des äußeren Anlasses künstlerisch zu überwinden vermocht hat. Gelingt ihm das nicht, schimmert vielmehr der zufällige außerästhetische Anlaß oder äußerliche Entstehungszweck noch hindurch, so steht das Werk noch nicht auf der Höhe der freien Kunst, sondern bleibt mit einer gewissen Unfreiheit behaftet. Dies gilt anerkanntermaßen auch für alle sogenannten Gelegenheitsgedichte und Tendenzdichtungen.

Der Straßburger Münster würde gar nicht so hoch geschätzt werden können wegen seiner künstlerischen Vorzüge, wenn irgend ein constructiver Grundfehler ihn zur gottesdienstlichen Verwendung unbrauchbar machte. Er ist also wesentlich Realität für einen außerästhetischen Zweck, und erst an dieser Realität haften alle die Schönheiten, die uns entzücken. Ruinen werden bei architektonischer Auffassung auf die praktischen Gebrauchszwecke bezogen, denen sie ehemals dienten; bei malerischer Auffassung aber liefern sie Stimmungsbilder verfallener Größe und Macht und entschwundenen Glücks. Die Kaserne ist architektonisch unschön, weil und insofern sie den Zweck, dem sie dient, nicht auch sinnlich veranschaulicht, sondern sich nach außen hin als ungegliederte, unorganische Masse darbietet.

Daß die Versinnlichung der constructiven Zweckmäßigkeit das die Architektur beherrschende Princip sei, wird neuerdings immer allgemeiner anerkannt, insbesondere auch für den Kirchenbau, in dessen gegenwärtige Zerfahrenheit nur durch diesen Grundsatz wieder Klarheit und Ordnung zu bringen ist. Gewiß kommt dem mathematisch Gefälligen, der wohl proportionirten Gliederung und fein abgestimmten Harmonie der Formen in der Architektur eine höhere Bedeutung zu als in irgend einer andern Kunst, schon darum, weil ihr die höheren Concretionsstufen der Lebendigkeit nicht erreichbar sind. Ohne Zweifel spielt auch das dynamisch Gefällige, die Veranschaulichung des rechten Verhältnisses zwischen den Lasten und den sie tragenden Stützen, hier eine bedeutende Rolle, und die einmal angenommenen verschiedenen Stilprincipien bestimmen bis in's Kleinste die verschiedenartige Durchbildung der homologen Glieder verschiedener Bauwerke. Auch findet in keiner Kunst die luxurirende Ornamentik einen so breiten Spielraum zu ihrer Entfaltung wie in der Baukunst. Aber das mathematisch Gefällige und das dynamisch Gefällige sind Concretionsstufen des Schönen, die keinenfalls über derjenigen des constructiv Zweckmäßigen, ja nicht einmal gleichberechtigt neben ihr stehen, sondern ihr untergeordnet und als aufgehobene Momente in ihr enthalten sind. Selbst das bestimmte Stilprincip wird in jeder Epoche der Baukunst nur deshalb gewählt und festgehalten, weil es zur Lösung der jeweiligen Aufgaben der constructiven Zweckmäßigkeit am geeignetsten erscheint. Der künstlerische Trieb in der Architektur ist nicht ein Zweites neben dem Princip der constructiven Zweckmäßigkeit, sondern das Nämliche in subjectiver mehr oder weniger unbewußter Gestalt, was jenes in bewußter Objectivität ausspricht.

Hochachtungsvoll Eduard v. Hartmann.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Essais und Skizzen

flott und modern geschrieben, acceptirt die Feuilleton-Redaction angesehener, großstädtischer Tageszeitung gegen angemessenes Honorar. Anerbietungen unter B. 219 durch Rudolf Mosse, Berlin SW.

Für jeden Musikfreund und Künstler:

Dr. A. Schüz,

Geheimnisse der Tonkunst.

Brosch. 4.50 M. Eleg. geb. 6 M.

Ausführliches Kritikenheft steht zu Diensten.

Für Brautleute, junge und alte Eheleute:

Johann Fischart's

Ehzuchtbüchlein

neben dem Ehestandskapitel aus dem Gargantua für Volk und Familie bearbeitet von

Richard Weitbrecht.

Hübsch geb. 2,40 M.

J. B. Metzler'scher Verlag in Stuttgart.

Grumpelt & Böhm

Antiquariat und Sortiments-Buchhandlung

Leipzig, Marschnerstr. 9,

empfehlen sich zu schneller und coulanter Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

Der ärztliche Hausfreund.

Gemeinverständliche Belehrungen für **Gesunde** und **Kranke**

herausgegeben von

Dr. med. A. Kühner, Physikus a. D.
Chefredakteur der „Gesundheit".

Vierteljährlich 6 Nummern.

Bezugspreis 60 Pfennige.

Bestgeleitetes Familienblatt, welches in keinem Haushalte fehlen sollte!
Zu beziehen durch

Grumpelt & Böhm, Leipzig.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Pfizer, G., Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege. Preis 75 Pfg.

Somogyi, Ed., Ludwig Kossuth. Sein Leben und Wirken. Preis 3 Mk.

Tkalac, E. J. von, Jugenderinnerungen aus Kroatien. Preis 4 Mk. 50 Pfg.

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

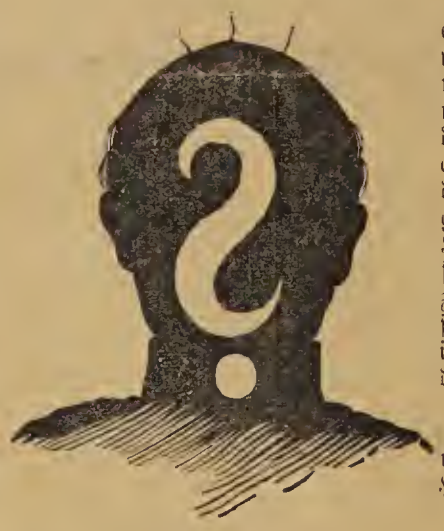
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Im Verlag der Gegenwart in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Um so wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt."

(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden."

(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen.** Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLVI. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 6. Berlin, den 9. Februar 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Sturz des Ministeriums Wekerle und die Lage in Ungarn. Von Fr. Guntram Schultheiß. — Die sociale Hygiene. Von Eduard Sokal. — Der biologische Streit Spencer-Weismann. Von Otto Gaupp (London). — Gespräche mit Robert Franz. Nach Mittheilungen von Wilhelm Waldmann. — **Feuilleton.** Karma. Nach einem buddhistischen Märchen. Von Graf Leo Tolstoj. — **Aus der Hauptstadt.** Aegiria. Ein Schattenspiel für nachdenkliche Leute. Von Timon d. J. — Offene Briefe und Antworten: Bismarck als Redner. Von Gymnasialprofessor Dr. Herm. Krüger. — Notizen. — Anzeigen.

Der Sturz des Ministeriums Wekerle und die Lage in Ungarn.

Von Fr. Guntram Schultheiß.

Der Sturz des Ministeriums Wekerle ist eines der wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der Gegenwart und verdient schon bei den engen Beziehungen zwischen der habsburgischen Monarchie und dem Deutschen Reich eine eingehende Würdigung, um so mehr als die öffentliche Meinung im Ganzen und Großen über ungarische Verhältnisse nur mangelhaft und einseitig unterrichtet wird. So hat man sich im Deutschen Reich daran gewöhnt, die bisherige Regierungspartei in Ungarn, die sich schlechthin die liberale zu nennen pflegt, als die feste Stütze des Zusammenhangs mit Oesterreich und weiter des Bundes mit dem Deutschen Reich zu betrachten. Diese Rolle zu spielen ist die Regierungspartei durch die Macht der Verhältnisse genöthigt; soweit sie dafür wirklich Opfer gebracht haben sollte, hat sie sich die Entschädigung auf anderem Feld gesucht und auf ihre Verdienste hin weidlich gesündigt. Denn unter dem Schirmdach der militärfrommen Loyalität gegen den Kaiser von Oesterreich und der Pflege der diplomatischen Beziehungen zu dem Deutschen Reich konnte Ministerium und Abgeordnetenhaus seit Tisza's Herrschaft ungestört der Magyarisirungswuth fröhnen. Dem Appell des Allgemeinen deutschen Schulvereins an die öffentliche Meinung im Deutschen Reich blieb jeder moralische Erfolg auf die Gestaltung der Dinge in Ungarn versagt, weil die officiellen Factoren sich in peinlicher Correctheit fern hielten und so die nationale Bewegung desavouirten und lähmten! Und doch hätte unzweifelhaft eine freundschaftliche Verwendung, wie sie sich z. B. der große Kurfürst bei der Hugenottenverfolgung in Frankreich erlaubt hat, ja auch nur eine private Mißfallensbezeugung aus den höchsten Kreisen Manches hintanhalten können, was heute als Mehlthau auf den früheren Sympathien für die Magyaren sich niedergeschlagen hat. Andererseits nahm sich die deutsch-liberale Partei und Presse Oesterreichs seit der Aera Taaffe ängstlich davor in Acht, der ungarischen Regierungspartei etwas einzureden, weil man sich in dem Glauben wiegte, dort einen letzten Rückhalt zu finden. Die Lobeshymnen auf den Liberalismus jenseits der Leitha wurden nur um so brünstiger, je länger man in Ungarn zögerte, dem Machthunger der österreichischen Liberalen Vorspann zu leisten. Diese Haltung der deutschen liberalen Zeitungen in Oesterreich bestimmte natürlich vielfach auch die Auffassung im Deutschen Reich bis zum heutigen Tag. Andererseits aber schöpfen sie auch ihre Informationen über Ungarn aus dem in deutscher Sprache — oder doch in deutschen Buchstaben! — geschriebenen „Pesther Lloyd", der als Sprachrohr der Regierung gilt, dessen Seele aber durch die Namen der Redacteure und Mitarbeiter Max Falk, Leo Veigelsberg, Adolf Silberstein ꝛc. genügend gekennzeichnet ist. Und wie mußte erst sein Ansehen gesteigert werden, als das Preßbureau des Herrn von Caprivi sich des Blattes bediente, um dem Fürsten Bismarck eines anzuhängen! Wir meinen den Artikel vom 9. März 1891 mit dem Titel „Der neue Curs", der über den „Beunruhigungsbacillus" handelte, die „Zeitungsschreiber" nur der Verbreitung schuldig erachtete, die „ersten" Gesellschaftskreise als den Nährboden für die Reincultur bezeichnete und dann den Trumpf ausspielte, es sei leicht zu verstehen, weßhalb immer wieder alle Beunruhigungssymptome auf Friedrichsruh deuteten. Der Verfasser und der Inspirator des Artikels haben sich ja nicht genannt, aber zur historischen Würdigung des lehrreichen Vorfalles aus der Geheimgeschichte des Grafen Caprivi gehört doch auch der Hinweis, daß dasselbe Blatt so und so oft sich in den giftigsten und rüpelhaftesten Ausfällen gegen deutsches Wesen gefällt, so seinerzeit beim Regierungsantritt Kaiser Wilhelm's II., so erst im vorigen Sommer, als in der Leipziger akademischen Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins nach einem Vortrage des rumänischen Professors Ghitza Popp über die siebenbürgisch-rumänische Frage die Resolution angenommen worden war: „Der deutsche Schulverein sieht es als Pflicht der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen an, Hand in Hand mit den übrigen Nationalitäten gegen die Magyarisirungsbestrebungen energisch Front zu machen." In dieser Resolution fand der Pesther Lloyd „derbe Einfältigkeit und unverschämten Inhalt", meinte, der dicke Athem der Verleumdung, der aus den Darstellungen Popp's die sonst so neugierigen Leutchen umwehte, habe ein inniges Gefühl niedrigen Behagens in ihnen erweckt; verbietet es, fragt das Pesther Blatt, nicht das primitivste Rechtsgefühl, ein auch nur halbwegs entwickelter Sinn für Schicklichkeit, ja die trivialste Klugheit, sich jedes Uebergriffes in das Machtgebiet des Anderen zu enthalten*), geschweige denn Aufruhr zu säen und die Unterthanen des Freundes gegen

*) Der logische oder stilistische Schnitzer gehört auf die Rechnung des Pesther Lloyd!

Gesetz und Recht in die Schlachtordnung zu führen?“ Freche Einmischung in die inneren Verhältnisse Oesterreich-Ungarns, Treubruch, Gesinnungsräude, Gelichter u. dgl. Ausdrücke könnten freilich damit erklärt werden, daß es am 25. Juli 1894 in Pesth sehr heiß gewesen ist, — aber es ist das überhaupt der Ton, in dem die magyarische Presse sich gefällt; mit solchen Phrasen täuscht sie sich über den tiefen Ernst der rumänisch-siebenbürgischen Frage, die doch die Magyaren selbst durch eine Interpellation in der Delegation als eine schon international gewordene anerkannt haben. Kann man demnach ohne Weiteres aus einem derartigen Blatte richtigen Einblick in die ungarischen Verhältnisse gewinnen? Es stellt sich eben die Aufgabe, alles so zu verdrehen, wie es dem magyarischen Standpunkte entspricht, und diese Aufgabe erfüllt es mit großem Geschick.

Die ungarische Regierungspartei und die aus ihr hervorgehenden Ministerien, wie sie überhaupt den ganzen Apparat der Macht und des Einflusses meisterhaft handhaben, verstanden und verstehen es auch sonst die Beziehungen der Presse zur öffentlichen Meinung in ihrem Sinne zu leiten. Es war gerade in der jüngsten Zeit wieder zu beobachten, wie schon die ersten Nachrichten über wichtigere Dinge, die Telegramme aus der ungarischen Hauptstadt, weit mehr der Rücksicht auf die bisher herrschende Partei, als den Ansprüchen auf Objectivität entsprechen. Man kann ja freilich an die betreffenden Individuen nicht die Anforderungen eines geschulten Historikers stellen, das Wolffische Bureau verwendet eben dabei Kräfte von der untersten Stufe der journalistischen Rangleiter, aber bei dem factischen Monopol telegraphischer Berichterstattung müssen dann eben schon die ersten Mittheilungen, für die Mehrzahl der Zeitungen zugleich die letzten, das Gepräge der Einseitigkeit tragen; wer dem Zeitungsdienst praktisch näher getreten ist, kennt das Mißliche einer nachträglichen Kritik und Ergänzung zur Genüge. Im Uebrigen aber ist es die Aufgabe des ungarischen Preßbureaus — wie der verflossene Ministerpräsident Wekerle am 26. Januar 1894 im Reichstag erklärt hat — dafür zu sorgen, daß die ungarischen Verhältnisse vor dem Ausland in der „richtigen“ Beleuchtung dargestellt werden. Mit 50000 Gulden läßt sich da schon Einiges ausrichten.*) Die Behauptung eines oppositionellen Abgeordneten, daß die deutschen Zeitungen vor den magyarischen begünstigt würden, blieb unwidersprochen; es wäre auch seltsam, wenn es anders wäre. Um principielle Gegner lahmzulegen, bedürfte es noch größerer Aufwendungen. Von Interesse in dieser Hinsicht ist es, was ein Pesther Blatt im Frühjahr über ein Unternehmen mitzutheilen wußte, oppositionelle Zeitungen aufzukaufen, um sie der Regierung zur Verfügung zu stellen, natürlich unter Gegenleistungen. Es wurde dabei eine Firma genannt, die bei der Theiß-Regulierung großen Gewinn gemacht hatte, später aber vom Staat bei Lieferungen und Accordarbeiten ausgeschlossen wurde; es ist nun, schrieb das Blatt, wahrscheinlich bloß Zufall, daß neuerdings den Bau des königlichen Palastes in Ofen trotz des Sträubens der Commission dieselbe Unternehmerfirma erlangte, die eine Reihe oppositioneller Blätter aufgekauft hat. Widerlegt ist diese Anschuldigung nicht worden; der Minister des Innern, Hieronymi, seither gleichfalls der Krise zum Opfer gefallen, ließ nur erklären, daß er erst nachträglich Kenntniß vom Aufkauf erhalten habe. Qui s'excuse, s'accuse.

Unter dem Gewicht all' dieser Einflüsse ist es nicht anders zu erwarten, als daß die Beseitigung des Ministeriums Wekerle als ein Anschlag auf die verfassungsmäßigen Zustände Ungarns, als Bedrohung des Ausgleichs mit Oesterreich, als Gefahr für das Bündniß mit dem Deutschen Reich, hingestellt worden ist. Ob jemand das auch geglaubt hat? Auf die Frage, weßhalb das Ministerium Wekerle gleich nach einem großen Erfolg seine Entlassung nehmen mußte, ist allerdings bis jetzt noch keine authentische Antwort erfolgt; Wekerle selbst hat es nicht für gut befunden, die Gründe dem ungarischen Reichstag mitzutheilen, trotz dessen Neugierde. Der Geschichtsschreiber einer fernen Zukunft wird — vielleicht! — die Antwort sich aus dem Geheimarchiv holen können, der Zeitchronist sieht sich auf seine eigene Combinationsgabe angewiesen, ohne deßwegen Neid zu empfinden im Hinblick auf den glücklicheren Enkel oder Urenkel. Wer rein äußerlich die Ereignisse nebeneinander stellt, kann eine Analogie finden mit dem jähen Abgang Caprivi's, der freilich verschwindet neben der Entlassung des Fürsten Bismarck, er wird zum Herrn Dr. Wekerle sagen: „Auch Patroklus ist gestorben und war mehr als du.“ In diesem Sinne hat man von einer Neuerstarkung des autoritären Princips gesprochen. Denkbar wäre es ja wohl, daß der Kaiser Franz Joseph auf das energische Eingreifen des so viel jüngeren deutschen Kaisers sich seinen Vers macht. Aber es muß den Zeitgenossen doch nachdenklich stimmen, wenn er in dem ersten Organ des österreichischen Liberalismus die folgenden Anfangssätze einer Weihnachtsbetrachtung liest:

„Während die gesammte abendländische Culturwelt das Fest der Erinnerung an jenen Stern feiert, der vor bald 1900 Jahren über der Krippe zu Bethlehem aufging, ist in unserer Monarchie ein Stern im Erlöschen, der leuchtend emporgestiegen, jäh gesunken ist und nun die Herzen mit Bangen vor dem Dunkel erfüllt, das nach seinem Untergang zu erwarten ist“.*) Gott behüte mich vor meinen Freunden, wird Wekerle gesagt haben, wenn er diesen Gefühlsausbruch gelesen hat. Die Antwort darauf hatte der Pesther Lloyd schon gefunden: „In dem Bestreben das Bißchen österreichische Spitalssuppe an der Flamme der ungarischen Begeisterung aufzuwärmen, entwickeln einige Wiener Blätter solch feurigen magyarischen Patriotismus und eine solche überströmende Zärtlichkeit für unser liberales Ministerium, daß man in den maßgebenden Wiener Kreisen die Absicht merken und verstimmt werden mußte — verstimmt zumal deßwegen, weil man besorgte, die liberale ungarische Bewegung würde auch die Ufer der Leitha überschreiten und in Oesterreich neue Verlegenheiten erzeugen.“

Einen wichtigen Einblick aber in die Taktik der liberalen Partei in Ungarn eröffnen die späteren Sätze des Pesther Lloyd: „Wem das Leben der Monarchie lieb ist, der wird sich vor einem reactionären Experimente in Ungarn wohl in Acht nehmen. Im Dualismus wurzelt die Macht und Kraft der Monarchie und die liberale Partei ist die erhaltende Seele der heutigen staatsrechtlichen Ordnung; würde aber der Liberalismus wieder einmal von Oesterreich her bedroht und dadurch in der ungarischen Nation neuerdings der alte Glaube wachgerufen werden, die hereditäre „Wiener Politik“ sei mit der ungehemmten freiheitlichen Entwicklung und dem Culturfortschritte Ungarns unvereinbar, dann würden die Parteien sich nicht mehr nach den bisherigen Formeln [so ist wohl statt Formen zu lesen!] scheiden, dann würde sich die ganze ungarische Nation unter dem Banner des staatsrechtlichen Radicalismus sammeln.“ Es ist das die offene Drohung mit der Revolution!

Abgesehen von der durchaus falschen Identificirung der liberalen Parteiherrschaft mit dem theoretischen Liberalismus als staatgestaltendem System, der unter Berufung auf die „Menschenrechte“ der französischen Revolution für Jeden Schutz gegen gewaltthätige Eingriffe in die Freiheit des individuellen Lebens und Denkens fordert, und weiter abgesehen von der nicht minder falschen Identificirung der

*) Ein neulicher Versuch der Pesther Regierung, durch eine eigene Zeitschrift im Deutschen Reich „über Ungarn aufzuklären“, scheiterte jämmerlich. Die betreffende Monatsschrift größten Stils hatte namentlich deutschschreibende Ungarn zu Mitarbeitern, wurde in Pesth gedruckt (!), und weder der Leipziger Verleger noch der Leipziger Redacteur — durchaus ehrenwerthe Männer — hatten eine Ahnung davon, welches Kuckucksei sie in's deutsche Nest legen halfen!

*) Vergl. Anmerkung auf voriger Seite.

ungarischen Nation mit der magyarischen Nationalität hat die Sanction der wichtigsten kirchenpolitischen Neuerungen, die der Pesther Lloyd eine friedliche Revolution genannt hat, deutlich genug bewiesen, daß dies Mißvergnügen des Königs von Ungarn sich nicht gegen das „liberale" Programm des Ministeriums Wekerle gerichtet hat. Es ist sicher, daß der Kaiser und König Franz Joseph sich nicht gerade dafür begeistert hat, bei den Traditionen des Herrscherhauses und der persönlichen Denkweise des Monarchen versteht es sich von selbst, daß er nicht ein liberaler Mann im Sinne einer Parteibezeichnung geworden sein kann; aber seiner gewissenhaften Einhaltung der verfassungsmäßigen Schranken hat er seit dem Bruch mit dem Absolutismus schon schmerzlichere Opfer von Ueberzeugung gebracht, sobald der parlamentarische Mechanismus sein letztes Wort ausgesprochen hatte. Wie leicht wäre es ihm gewesen, seinen Einfluß im ungarischen Oberhause gegen die kirchenpolitischen Gesetze geltend zu machen, und auch das versagte er sich. Wohl aber mußte seine Verstimmung hervorgerufen werden durch die Art und Weise, wie diese kirchenpolitischen Neuerungen vom Ministerium Wekerle als das schließliche Ergebniß der parlamentarischen Maschinerie durchgedrückt worden sind. Nun sind ja an sich die Civilehe und die staatliche Beurkundung des Personenstandes höchst nüchterne Dinge, und man müßte sich wundern, wie sie so viel Begeisterung, ja Fanatismus auf der einen, Abscheu auf der andern Seite hervorrufen konnten. Aber das erklärt sich zur Genüge daraus, daß sie zwar für eine kleine Anzahl einfach „liberale" Forderungen waren, die sich aus dem Anspruch Ungarns auf die Geltung als moderner Staat zu ergeben hätten, für die überwiegende Mehrzahl aber als ein durchschlagendes Kampfmittel galten, um die große Macht der katholischen Kirche in Ungarn zurückzudrängen und vielleicht noch tiefer die Lebensbedingungen der nichtmagyarischen Confessionen und Nationalitäten zu unterwühlen, deren Magyarisirung zu fördern. Der magyarische Standesbeamte stellt eben in Zukunft magyarische Zeugnisse aus statt der deutschen, rumänischen, slovakischen u. s. w. der Geistlichkeit, er richtet an die Brautpaare sinnvolle Ansprachen, um sie an ihre Pflichten gegen den magyarischen Staat zu mahnen, vielleicht in magyarischer Sprache auch dann, wenn die Betreffenden das kaum verstehen, er trägt die Namen in magyarischer Form vor, also Frigyes] statt Friedrich, János statt Johann, wohl auch Nagy statt Groß, Erös statt Kraft u. s. w. Ob der Gewinn den Kampf verlohnt? Zunächst brachte er der liberalen Regierungspartei nur Verluste durch Austritte von Mitgliedern, aber er verschaffte ihr dafür die Bundesgenossenschaft aus den Reihen der Gegner, der Unabhängigkeitspartei, die in den kirchenpolitischen Neuerungen Wasser auf ihre Mühle erblickten. Sie bekämpft den Dualismus und den Zusammenhang mit Oesterreich, die gemeinsame Armee und überhaupt alles Gemeinsame, ihr Ziel ist zunächst die Personalunion. Davon will aber der Kaiser und König Franz Joseph nichts wissen, für ihn sind die Bestimmungen des Ausgleichs von 1867 ein Noli me tangere. Um den Preis der stricten Aufrechterhaltung des Ausgleichs und der Vertheidigung der gemeinsamen Armee hat er bisher die liberale Partei in Ungarn schalten und walten lassen, so bunt sie es auch besonders den nichtmagyarischen Nationalitäten gegenüber getrieben hat. Durch ihr kluges Nachgeben gegen die persönlichen Wünsche des Herrschers bei der bosnischen Frage hatte sie einen Stein im Brett. Auch der Abgang Koloman Tisza's war ein bloßer Personenwechsel ohne Einfluß auf die Parteiherrschaft; seine Nachfolger Szapary und Wekerle waren mit Tisza in Uebereinstimmung. Das Zusammenwirken aber der liberalen Partei mit der äußersten Linken erregte das Mißtrauen des Herrschers um so tiefer, je mehr die führenden Männer die Leidenschaft der Massen für die Reformen zu erhitzen sich bemühten. Aus den Fenstern des liberalen Clubs in Pesth rief der Justizminister Szilagyi am 2. März der demonstrirenden Studentenschaft zu: „Wir wollen die Zusammenschweißung der magyarischen Nation," eine Phrase, die nichts anderes bedeutete, als was einige Tage später ein Häuptling der Unabhängigkeitspartei, der Vertraute des alten Revolutionärs Ludwig Kossuth aussprach: „Indem wir für die Grundsätze des Liberalismus kämpfen, haben wir den Boden für die staatliche Unabhängigkeit Ungarns vorbereitet." Die liberale Partei ließ es nach oben hin nicht an Versicherungen fehlen, daß der Pact mit der Unabhängigkeitspartei nach Abschluß der kirchenpolitischen Gesetzgebung abgelaufen sein werde, aber es zeigte sich von Tag zu Tag mehr, daß das Ministerium Wekerle thatsächlich für den Radicalismus des alten Kossuth und seiner Anhänger Propaganda machte. Sein Tod und sein Begräbniß zwang den Gedankenlosesten zur Erkenntniß, daß der ehemalige Dictator, der Todfeind der Dynastie, der Abgott der Magyaren geworden ist, dessen Bild fast in jedem magyarischen Bauernhaus hängt, ja selbst in öffentlichen Gebäuden, während das des Königs meist umsonst gesucht würde. An Kossuths Grab durfte einer seiner Anhänger — leider abermals ein geborner Deutscher aus der Zips! — mit Recht sagen, die unvertilgbare Sehnsucht nach der vollen Unabhängigkeit Ungarns lebe insgeheim oder offen in jeder magyarischen Seele! Schon nach wenigen Wochen wurde das erste Denkmal des Mannes im Lande enthüllt und der Kossuthcultus trat immer herausfordernder zu Tage, während das Ansehen des Herrschers durch die liberale Partei geflissentlich geschädigt wurde. Wir meinen die Vorgänge bei der ersten Demission des Ministeriums Wekerle, indem die Partei dem Vertrauensmann des Herrschers, dem Grafen Khuen, moralisch die Thüre wies und die Wiederberufung des Ministeriums Wekerle erzwang. Wekerle aber fühlte sich nunmehr seiner Sache so sicher, daß er sich der Rücksicht auf die persönlichen Empfindungen des Monarchen entledigte, um seine Popularität nicht auf's Spiel zu setzen, oder — wie man vielleicht richtiger annimmt, er gedachte die Kossuthbegeisterung dem Hofe gegenüber als Pression auszunützen, um sein kirchenpolitisches Programm durchzuführen. Denn mittlerweile war der Sohn des Dictators Ludwig Kossuth, Franz Kossuth, nach Ungarn zurückgekehrt, das er als Knabe verlassen hatte; bei der Beerdigung seines Vaters der Gegenstand schwülstiger Demonstrationen, hatte er gelobt, dessen politische Erbschaft anzutreten, nämlich die Unabhängigkeit Ungarns durchzusetzen. Jetzt verschaffte man ihm eine glänzend bezahlte Stellung, bereitete ihm auf dem Bahnhof den Empfang eines heimkehrenden Herrschers, proclamirte ihn zum Führer der Unabhängigkeitspartei, bevor er noch wählbar war, ja man stellte ihn in Parallele mit dem Sohne des Hunyady, der zum König gewählt wurde, und ein Pesther Blatt schrieb am 28. October 1894: „Unser Vater Kossuth ist gestorben, unser gekrönter König altert, unser Vertrauen, unsere Hoffnung, unser Trost ist Franz Kossuth." (Schluß folgt.)

Die sociale Hygiene.

Von Eduard Sokal.

„Die Einen wollen die Gesellschaft öconomisch organisiren; jeder Mensch soll seine Suppe, sein Rindfleisch und sein Gemüse haben. Die Anderen wollen den sittlichen Zustand heben; jeder Mensch soll mit seinem äußeren Schicksal zufrieden sein und in seinem inneren Bewußtsein das Glück finden. Die Gesellschaft muß aber auch sanitär reorganisirt werden. Was nützt Suppe, Rindfleisch und Gemüse, wenn der Magen nicht gesund ist? Was nützt es, wenn man den Menschen sittlich hebt, aber ihn Beute des Bacillus und des Coccus werden läßt?"

Diese Worte hat der berühmte Wiener Chirurg Albert in einem kürzlich gehaltenen Vortrag über „Entwickelung und Ziele der medicinischen Forschung“ gesprochen, sie sind das Motto einer neuerschienenen Abhandlung: „Einführung in das Studium der socialen Hygiene“ von Dr. Alfred Nossig*) und beides, die Abhandlung, sowohl als der Vortrag geben beredtes Zeugniß ab von einer mächtigen Strömung, welche lange Zeit unbeachtet und vergessen, nunmehr unter der spiegelglatten Eisoberfläche der herkömmlichen socialöconomischen Phrase hervorbricht. Es ist ein durch und durch moderner Gedanke, der in diesen Publicationen sich Bahn zu brechen sucht; es gilt ein uraltes Besitzthum der Menschheit, das durch Jahrhunderte verloren gegangen, nunmehr wieder zu erkämpfen. Die Entwickelung der socialen Hygiene war nämlich — und hier ist der springende Punkt der Ausführungen Nossig's — seit jeher weit mehr an die ethische Weltanschauung einer Zeit, denn an den Fortschritt der theoretischen Wissenschaft geknüpft.

„Es ist kein leeres Wort für Euch, sondern es ist Euer Leben, und durch dieses Wort werdet Ihr Eure Tage auf Erden verlängern“ (Denteron XXXII. 47), sagt Moses von seinem Gesetze, und die pünktliche Befolgung seiner Vorschriften will er nicht mit Anweisungen auf himmlische Seligkeit, sondern mit klingender Münze der Gesundheit und des Wohlergehens belohnen. Und er hatte das Recht, das zu versprechen. Wer die Abhandlung von Dr. Guéneau de Mussy: „Etude sur l'hygiène de Moïse et des anciens Israëlites“, Paris 1885, gelesen, wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß dieser hygienische Köder, welcher vor mehr als dreitausendzweihundert Jahren formulirt wurde, sich auf eine genaue Kenntniß der Bedingungen der Gesundheit des Individuums und des Stammes, auf die richtige Erforschung der Hauptursachen bedrohlicher Krankheiten gründet. Mit gutem Grunde konnte also Moses seinem Volke für den Fall, daß es sein Gesetz mißachten würde, zurufen: „Die Sterblichlichkeit wird sich an dich heften und der Eurige wird dich schlagen mit Mattigkeit und mit Fiebergluth, mit verzehrendem Feuer, mit Trockenheit und mit Brand. Ihr werdet untergehen unter den Völkern und die Erde Eurer Feinde wird Euch verschlingen. Und die unter Euch überleben, werden verdorren in Folge ihrer Sünden und in Folge der Sünden ihrer Väter.“ Das sind keine Shakespearischen Flüche, sondern exacte Voraussagungen eines Arztes. Jedes Wort kann auf die Goldwaage gelegt und sein Gewicht wird als richtig befunden werden. — Dieses kostbare Gut einer wohlorganisirten socialhygienischen Staatsleitung, das demnach die altorientalische Völkergruppe bereits ihr Eigen nannte, das die Griechen und Römer der Eigenthümlichkeit ihres Staatswesens gemäß umgeprägt und weiter gebildet haben, ist mit dem Untergang des römischen Reiches eingebüßt worden. Der Sieg des Christenthums, welcher für die ethische Cultur und Entwickelung der europäischen Völker von so großer Tragweite war, bedeutete für die hygienische Cultur eine Epoche des Verfalles. Diese Religion, welche eine derartige Macht über die Gemüther errang, daß sie fast alle Seiten der privaten Lebensführung und den Charakter des Staatslebens beeinflußte, lehrte die Verachtung des irdischen Lebens und des Körpers. Von der Idee eines ewigen, seligen Lebens im Jenseits geleitet, erblickte das Christenthum im Asketismus und im Cölibat das Ideal eines wahrhaft reinen Lebens. Es war eine in den socialen Entwickelungsgesetzen wohl begründete Reaction gegen das auf irdischer Basis fußende antike Lebenssystem, welches in völligen Materialismus ausartete.

Aber ist die Moral nicht auch eine Hygiene? War die tiefsinnige Auffassung des Weltenlaufes als einer ewigen Verkettung von Schuld und Sühne dem in qualvollen Fragen sich verzehrenden Menschengeiste nicht ein Heilmittel ohne Gleichen? „Alle Schuld rächt sich auf Erden“, da man alles, was sich auf Erden rächte, Schuld genannt hat; in diesem Glauben lag aber Balsam für alle Wunden, Linderung und Trost für alle Leiden. Und war nicht gerade die christliche Moral eine ganz unvergleichliche Hygiene? Jener wundersamen Kette der altdeutschen Sagen vergleichbar, die aus den zartesten Geweben gesponnen war und dennoch jeglicher Gewalt trotzte, hielten ihre seidenen Bande den brutalen Egoismus der Menschennatur nicht selten auch dann im Zaume, wo die eisernen Fesseln des Gesetzes nicht Stand halten konnten. „Das Gewissen ist eine Krankheit,“ sagt Nietzsche. Gewiß, wie das wohlthätige Fieber eine ist; es ist der Ausdruck der geistigen Naturheilkraft des Organismus!

Vor allen Anderen ist in unserer Zeit die Werthschätzung des Lebens „umgewerthet“ worden; in dieser Beziehung bietet die Schrift von Nossig ein ungemein interessantes Beispiel dar. Der Werth dieses Lebens! Die Größe, mit der der Staatshygieniker fortwährend operiren muß, nimmt er sie als absolut gegeben an? Ist sie für ihn, wie für das Individuum, mit allen anderen incommensurabel? Oder wird er nach Art der philosophischen Untersuchungen von Hartmann und Dühring bemüht sein, die Summe von Lust und Unlust, die jeder von uns erwarten kann, zu berechnen und dann daraus das entscheidende Facit zu ziehen?

Der Satz, daß das menschliche Leben unschätzbar und die Gesundheit das höchste aller Güter sei, mag im Rahmen gewisser philosophischer Systeme seine Berechtigung haben, aber für staatswirthschaftliche Berechnungen giebt er keine geeignete Basis ab. Es giebt einen anderen Gesichtspunkt, unter welchem der Werth dieser Güter sich präciser darstellt. Das Strafgesetz und die Lebensversicherungsinstitute haben uns an diesen Gesichtspunkt gewöhnt: es ist der der Nationalöconomie. Das einzelne bestimmte Individuum repräsentirt ein Kapital, dessen Zinsen dem Ertrage seiner Arbeit gleichkommen würden.

Man hat es mehrmals versucht, den durchschnittlichen Werth des Menschenlebens zu berechnen. Nach Dr. Edwin Charduick*) repräsentirt das Leben eines englischen Arbeiters den Werth von 200 Pfund Sterling (5000 Frcs.); im 40. Lebensjahre das Doppelte. Dr. Furr schätzt im „Registrar general“ durchschnittlich den Werth eines Einwohners von England auf 159 Pfund (3975 Frcs.). — Man muß jedoch, wie Nossig treffend bemerkt, den factischen nationalöconomischen Werth des Individuums von seinem Durchschnittswerthe als Mitglied einer Gesellschaft unterscheiden. Bei der Berechnung des Durchschnittswerthes eines menschlichen Lebens muß man berücksichtigen, daß es einerseits Kinder, Frauen und Greise giebt, welche nicht verdienen, daß es andererseits Individuen giebt, welche nicht von dem Ertrage ihrer Arbeit, sondern von dem ihres Vermögens leben. Man könnte die Summe des jährlichen Einkommens einer Gesellschaft durch die Zahl ihrer Mitglieder dividiren; der Quotient würde dann die Zinsen des Kapitals repräsentiren, welches als der Durchschnittswerth eines Mitgliedes dieser Gesellschaft aufzufassen wäre.

Auf einer anderen Basis ist Rochard bei der Berechnung des öconomischen Werthes des Menschenlebens vorgegangen.**) Dieser Werth repräsentirt nach Rochard jenes Kapital, welches die Familie, die Gemeinde und der Staat verausgaben müssen, damit das Individuum leben, sich entwickeln und sich bilden könne, oder mit anderen Worten, die Anleihe, welche das Individuum bei dem Nationalkapital machen mußte, um jenes Alter und jene Fertigkeiten zu erlangen, welche ihm erlauben, auf Grund seiner Arbeit den verausgabten Betrag zurückzuerstatten. Der factisch nationalöconomische Werth eines bestimmten Individuums läßt sich auf dieser Grundlage hier-

*) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

*) Congrès international d'hygiène tenu à Paris 1848. I. Section Hygiène générale et internationale t. II pag. 1.

**) Rochard, La valeur économique de la race humaine, Paris 1885.

durch nicht richtig berechnen; aber es ist ohne Weiteres klar, daß diese Methode in einer Gesellschaft, deren Kapitalkraft im Großen und Ganzen nicht zurückgeht, jedenfalls eine annehmbare (d. h. die minimale) Durchschnittsziffer giebt. Mit Hülfe der vom französischen Handelsministerium gesammelten Angaben berechnete nun Rochard, daß der Werth der ganzen Bevölkerung Frankreichs (im Jahre 1885) 41,321,236,650 Frcs. betrug; diese Ziffer dividirt durch die Zahl der Einwohner Frankreichs ergab als den Durchschnittswerth eines französischen Bürgers 1097 Frcs.

Mit dem Durchschnittswerthe des Menschenlebens ist zugleich der Verlust bestimmt, welchen die Gesellschaft durch den Tod eines Individuums erleidet. Im Jahre 1880 hatte Frankreich 858,237 Todesfälle zu verzeichnen, welche einen Verlust von 940,686,444 Frcs. repräsentirten! Die Kosten der Begräbnisse eingerechnet, kostet der Tod Frankreich jährlich etwa eine Milliarde.

Der Werth der Gesundheit läßt sich nicht direct berechnen, wie jener des Lebens. Er wird durch die Kosten der Krankheit, der Verpflegung und der verlorenen Arbeitstage bestimmt. Für Frankreich berechnet Rochard die Kosten der Krankheiten ziemlich präcise auf Grund der Ausweise der Spitäler. Spitalpatienten und Privatpatienten zusammengenommen, hat Frankreich im Jahr 1880 einen Verlust von etwa 708,420,563 Frcs. durch Krankheiten erlitten. Tod und Krankheit kosten demnach Frankreich nach den Berechnungen Rochard's jährlich etwa 1,649,107,027 Frcs., diese Summe, welche etwa die Hälfte des jährlichen Budgets Frankreichs ausmacht, stellt sich in Wirklichkeit ohne Zweifel höher. Würde bei energischer Durchführung der Gebote der Socialhygiene die Zahl der Erkrankungs- und Todesfälle nur um $^1/_{10}$ vermindert werden — in überzeugendster Weise zeigt Nossig, daß die Socialhygiene auf größere Erfolge zu zählen berechtigt ist — so würde Frankreich jährlich 165 Millionen ersparen. — In welchem Irrthume sind also — so ruft Nossig aus — die Staats- und Gemeindeverwaltungen befangen, welche sich, bei aller Anerkennung für die Wirksamkeit der Socialhygiene, aus Sparsamkeitsrücksichten gegen eine energische Inangriffnahme hygienischer Maßregeln sträuben, indem sie behaupten, Leben und Gesundheit wäre ein Luxus und die Völker seien noch nicht reich genug, um diesen Luxus zu erschwingen. Es giebt keine unrichtigere Behauptung als diese; es läßt sich im Gegentheil der Satz beweisen, daß jede rationelle Ausgabe, die für socialhygienische Zwecke gemacht wird, eine Ersparniß ist.

Nicht im Namen der Humanität also fordert die Socialhygiene die Besitzenden auf, die Kosten ihrer volkswirthschaftlich so fruchtbaren Maßnahmen aufbringen zu helfen. Sie wendet sich vielmehr — und darum darf sie mit Zuversicht auf Erfolg rechnen — an ihre vitalen Interessenten, an ihren Egoismus und Selbsterhaltungstrieb.

Der biologische Streit Spencer-Weismann.

Von Otto Gaupp (London).

Nichts zeigt besser, wie tiefgreifend Darwin's Einfluß war, als die Thatsache, daß heute, nur 35 Jahre nach dem Erscheinen seiner „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl", kein namhafter Naturforscher mehr bestreitet, daß Arten veränderlich sind und daß alle heutigen Lebensformen sich allmälig auf natürlichem Weg ohne specielles Eingreifen einer überirdischen Kraft aus früheren einfacheren Lebensformen entwickelt haben. Ueber das „Daß" biologischer Entwickelung ist man einig; der biologische Friede ist aber sofort zu Ende, wenn wir zu dem „Wie" kommen, zu der Frage nach den Factoren, die diesen als thatsächlich anerkannten Entwickelungsproceß bestimmt haben.

Darwin selbst hatte den Hauptfactor der Entwickelung in der „natürlichen Zuchtwahl" gefunden, darunter verstehend, daß die durch spontan auftretende Variationen den Lebensbedingungen besser angepaßten Individuen im „Kampf um's Dasein" überleben und sich vermehren; er hatte aber als Nebenursache auch einen andern Factor gelten lassen, auf den zuerst Lamarck hingewiesen hat, nämlich den directen Einfluß äußerer Umstände, insbesondere die Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs einzelner Körpertheile; die sogenannte functionelle Anpassung. Veränderte Function ruft eine veränderte Structur hervor, und indem diese Abänderungen der Structur sich vererben und dadurch accumuliren, entstehen schließlich neue Arten.

Seit Darwin haben sich dann die Biologen in zwei antagonistische Schulen getrennt. Die eine, deren Stimmführer der Freiburger Professor Weismann ist, leugnet den zweiten, den sogenannten Lamarck'schen Factor ganz und sieht die einzige und zureichende Ursache der biologischen Entwickelung in der „natürlichen Zuchtwahl", sie predigt in Weismann's Worten die „Allmacht der Naturzüchtung". Die andere anerkennt zwar die „natürliche Zuchtwahl" als einen mehr oder weniger wichtigen Factor im Entwickelungsproceß, hält aber diesen Factor allein für inadäquat und zieht neben ihm den Lamarck'schen zur Erklärung herbei. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Schulen, den Neu-Darwinianern und Neu-Lamarckianern, wie man sie genannt hat, hat in letzter Zeit zu einer sehr interessanten Controverse zwischen Professor Weismann und dem bekannten Philosophen Herbert Spencer geführt, eine Controverse, die auch in Nichtfachkreisen alle Beachtung verdient. Jener Gegensatz spitzt sich nämlich zu der Frage zu: „sind erworbene Eigenschaften vererblich oder nicht?" Die Beantwortung dieser Frage hat aber offenbar ein mehr als theoretisches Interesse; sie muß, wie Spencer bemerkt, unsere Ansichten in Bezug auf Erziehung, Moral, Gesellschaftswissenschaft und Politik auf's Tiefste beeinflussen, und er nennt sie daher mit Recht die wichtigste wissenschaftliche Tagesfrage. In einem kurzen Aufsatz, der für das große Publikum bestimmt ist, kann ich natürlich auf die einzelnen, sich sehr in's zoologische Detail verlierenden Argumente der zwei Gegner nicht näher eingehen; ich hoffe aber klar machen zu können, was eigentlich die Frage ist, und welche Gesichtspunkte den Standpunkt der zwei Parteien bestimmen.

Eine von niemand bestrittene Thatsache ist, daß ein Individuum im Laufe seines Lebens durch erhöhten Gebrauch oder fortdauernden Nichtgebrauch seiner Organe seine Structur abändern kann; man denke an die Armmuskeln des Turners, die krummen Beine von Reitervölkern, die Kurzsichtigkeit des Uhrmachers ꝛc. Solche functionelle Abänderungen i. e. erworbene Charaktere, behaupten die Neu-Lamarckianer, vererben sich, allerdings — und das ist festzuhalten — nicht in dem Sinne, daß jede im Individuum functionell hervorgerufene Abänderung sich nun sogleich und vollständig in seinen Nachkommen zeigte, wohl aber so, daß in diesen dieselbe functionelle Thätigkeit leichter eine entsprechende structurelle Aenderung hervorruft, und daß, wenn dieser Proceß für eine Reihe von Generationen fortdauert, sich seine Wirkungen accumuliren, bis zuletzt die structurellen Modificationen sich in den Jungen zeigen, bevor die Function, die sie in's Leben gerufen, in Thätigkeit getreten ist. Darwin hat dieser Behauptung zugestimmt, einmal weil ihm eine Reihe von Thatsachen direct auf sie hinzudeuten, und dann weil ihm die „natürliche Zuchtwahl" allein gewisse Erscheinungen nicht erklären zu können schien, so vor Allem die Verkleinerung fortgesetzt nicht gebrauchter Organe besonders in Fällen, wo, wie bei unseren Hausthieren, von „Oeconomie des Wachsthums" nicht die Rede sein kann. Er hat dann, um die Voraussetzung dieser Theorie, daß nämlich die Körperzellen im Stande sind, ihre Modificationen auf die Keim

zellen zu übertragen, erklärlich zu machen, seine Pangenesishypothese aufgestellt. Nach derselben bringt der Körper den Keim immer neu hervor und zwar dadurch, daß alle seine Zellen beständig unentwickelte Atome abstoßen, die sich dank einer natürlichen Anziehungskraft in den Ei- und Samenzellen ansammeln, und die unter günstigen Bedingungen zur Reproduction eines ähnlichen Körpers führen.

Gegen diese Pangenesistheorie nun hat sich Professor Weismann mit aller Kraft gewandt und ihr gegenüber eine allmälig bis in's kleinste Detail ausgebaute Vererbungstheorie aufgestellt, die im Laufe der Jahre zwar beständigen, tiefgreifenden Aenderungen unterlag, durchweg aber an dem Grundgedanken festhielt, daß nicht der Körper den Keim neu schafft, sondern daß das Keimplasma continuirlich ist, d. h. von einer Generation auf die andere direct übergeht, daß sich aus ihm zwar immer der Körper aufbaut, daß es selbst aber vom Körper nie beeinflußt wird. Hieraus folgte dann von selbst, daß eine Vererbung „erworbener Eigenschaften" unmöglich ist und daß nur congenitale, d. h. bereits in der Keimanlage begründete Eigenschaften vererblich sind; womit dann weiter gegeben wäre, daß der Lamarck'sche Factor, die Vererbung functionell entstandener Abänderungen der Structur, zur Erklärung der Entstehung der Arten nicht verwandt werden kann und daß ihre einzige „vera causa" in der „natürlichen Zuchtwahl" zu suchen ist. Um nun mit ihr allein das Rudimentärwerden von Organen und Instinkten erklären zu können, das gerade Darwin eine Anerkennung des Lamarck'schen Factors nöthig zu machen schien, hat Professor Weismann seine Theorie der negativen Auslese, genannt „Panmixie", aufgestellt. Nach ihr bleibt jedes Organ nur durch unausgesetzte Auslese auf der Höhe seiner Ausbildung; diese Auslese hört aber auf, sobald das Organ keinen Werth mehr für die Erhaltung der betreffenden Art hat. Es bleiben dann auch Individuen, in denen das Organ in einer Weise variirt, die zuvor ihre Zerstörung involvirt hätte, am Leben, vermischen sich mit den anderen und verursachen so ein allmäliges Verschwinden des Organs oder Instinktes. Diese Erklärung wäre aber eine Erklärung nur dann, wenn in solchen Fällen regelmäßig die Minusvariationen die Plusvariationen an Größe und Zahl überträfen; dafür hat aber Professor Weismann nicht den Schatten eines Beweises gegeben. — Der Grundgedanke Weismanns, daß das Keimplasma continuirlich ist, hat viel für sich; dagegen sprechen a priori Gründe und zahlreiche Thatsachen gegen seine Ausdehnung dieser Theorie in die weitere Behauptung, daß das Plasma, das Träger der Vererbung ist, von dem Plasma, aus dem der Körper besteht, vollständig getrennt ist und daß daher alle Modificationen des Letzteren an dem Ersteren spurlos vorübergehen. Weismann giebt jetzt selbst zu, daß alle individuellen Variationen nicht, wie er bis vor Kurzem behauptete, ausschließlich das Resultat geschlechtlicher Vermischung sind, d. h. der Mischung zweier Keimplasma, die ihrerseits jedes wieder das Ergebniß der Mischung zweier Keimplasma sind und so in infinitum, sondern daß sie sammt und sonders auf directe Einwirkung äußerer Umstände auf das Keimplasma zurückzuführen sind. Wenn dasselbe aber durch äußere Einflüsse, die durch das Somaplasma, d. h. den das Keimplasma einschließenden Körper wirken müssen, modificirbar ist, warum sollte es dann nicht auch durch das „Soma" selbst modificirt werden können?

Man wird jedenfalls gut daran thun, zu versuchen, die Frage nach der Vererblichkeit erworbener Eigenschaften ohne Rücksicht auf irgend eine Vererbungstheorie einfach durch Beobachtung und Erfahrung zu entscheiden. Leider ist das aber schwieriger als es scheint. Die Neu-Lamarckianer und Darwin selbst haben allerdings eine ganze Masse von Thatsachen angeführt, die prima facie die Vererbung erworbener Eigenschaften zweifellos zu machen scheinen; bei näherem Zusehen zeigt sich aber, daß sie sich auch von Weismann's Standpunkt aus erklären lassen, allerdings oft nur sehr gezwungen. Wenn es nämlich eine Vererbung erworbener Eigenschaften giebt, so bringt sie offenbar dieselben Wirkungen hervor, wie die „natürliche Zuchtwahl", nämlich bessere Anpassung an äußere Bedingungen, und Weismann kann daher immer Erscheinungen, in denen seine Gegner einen Beweis für die Erstere sehen, der Letzteren zu gut schreiben. Und wenn dieses nicht angeht, so kann er im schlimmsten Falle doch immer annehmen, daß, wenn äußere Umstände, z. B. das Klima, im „Soma" gewisse Veränderungen hervorgerufen haben, die sich unzweifelhaft vererbten, dies nicht daher komme, daß das modificirte Soma den Keim modificirt habe, sondern daß gleichzeitig mit der Modificirung des Somas direct durch den äußern Einfluß eine Veränderung in den dem betreffenden „Soma" entsprechenden „Determinanten" des Keimplasmas vor sich gegangen sei, die sich als congenital natürlich vererbt. Sein Keimplasma ist eben ein unsichtbares hypothetisches Ding, mit dem sich schließlich alles beweisen läßt. So führt Weismann aus, daß die Theile eines Organismus in doppelter Weise verändert werden können, einmal durch Aenderung der Keimesanlagen (blastogene Abänderungen), und dann durch gesteigerten oder geminderten Gebrauch des betreffenden Theils (somatogene Abänderungen), welch' Letztere allein nicht vererbbar seien. In Wirklichkeit benutzt er aber, um zu entscheiden, ob Abänderungen blastogen oder somatogen sind, einzig und allein das Merkmal, ob sie vererbbar sind oder nicht. Das heißt aber offenbar im Kreis schließen, wenn man nicht ein für alle Mal davon überzeugt ist, daß seine Hypothese von der Unberührbarkeit des Keimplasmas durch alle Veränderungen, denen das Somaplasma unterliegt, eine bewiesene Thatsache ist. Ich glaube, wer die heute vorliegenden Thatsachen ohne Vorurteil prüft, muß mit Spencer zu dem Schluß kommen, daß erworbene Eigenschaften vererbbar sind und daß Weismann diesem Schluß nur dadurch entgehen kann, daß er unbeweisbare Hypothese auf unbeweisbare Hypothese thürmt.

Um an einem Beispiel zu zeigen, was für Thatsachen Professor Weismann so zu sagen wegzuerklären hat, will ich eine neue Beobachtung wiedergeben, die Spencer in seinem letzten gegen Weismann gerichteten Aufsatz giebt und die er dem „Journal of Anatomy and Physiology" (Oktober 1893 und April 1894) entnommen hat. Hier beschreibt Mr. Havelock Charles, M. D., Professor der Anatomie am Med. Kolleg in Lahore, die Unterschiede, welche die Beinknochen der Europäer und der Punjaub-Leute aufweisen, Unterschiede, die davon herrühren, daß Erstere auf Stühlen zu sitzen, Letztere nach Art unserer prähistorischen Vorfahren auf dem Boden zu kauern pflegen. Er zählt mehr als 20 solcher Unterschiede auf, die sich hauptsächlich in der Structur des Knie- und des Knöchelgelenks finden, und die sich, wie er ausdrücklich betont, entsprechend schon in den ungeborenen Kindern und Säuglingen der zwei Rassen zeigen. Es ist offenbar schwer zu sehen, wie diese Unterschiede sich erklären lassen unter der Voraussetzung, daß functionell erworbene Structurveränderungen nicht erblich sind. Weismann's einziger Factor, positive und negative Auslese der Passendsten scheint hier wirklich nicht mitspielen zu können.

Spencer erscheint überhaupt, auch abgesehen von solchen Specialfällen, Weismann's Theorie schon durch die Thatsache gerichtet, daß das Wegleugnen des Lamarck'schen Factors sie zwingt, nun alle biologischen Entwickelungsphänomene einzig und allein durch „natürliche Zuchtwahl" zu erklären. Er geht so weit, zu sagen, entweder sind erworbene Eigenschaften vererbbar oder es giebt keine biologische Entwickelung. Nach seiner Ansicht konnten die Neu-Darwinianer zu ihrer Ueberschätzung der Tragweite der „Naturzüchtung" nur dadurch gelangen, daß sie sich den Unterschied, der zwischen natürlicher und künstlicher Zuchtwahl besteht, nicht klar vor Augen halten. Sie reden von der „Allmacht" natürlicher Zuchtwahl, weil sie stillschweigend annehmen, daß „natürliche Zuchtwahl" thun kann, was „künstliche" wirklich thut. Sie übersehen

dabei, daß bei Ersterer ein Factor fehlt, der für die Letztere charakteristisch ist, nämlich der bewußte leitende Wille des Menschen. Dieser kann allerdings jede einzelne Variation auslesen und sie ohne Rücksicht auf die übrigen Organe des betreffenden Wesens durch bewußte, sich über aufeinanderfolgende Generationen erstreckende Auslese verstärken, die natürliche Zuchtwahl aber kann eine Variation nur dann erhalten und verstärken, wenn sie in hervorragendem Maße das betreffende Individuum, oder seine Nachkommen, oder Beide vor anderen begünstigt. Die Neu-Darwinianer dagegen gehen praktisch davon aus, daß die natürliche Zuchtwahl jede günstige Variation erhalten und verstärken muß.

Das Princip der natürlichen Zuchtwahl versagt nach Spencer vor Allem da, wo, wie bei einem Hirschgeweih, dem Kopf eines Büffels, dem Hals einer Giraffe u. s. w., eine harmonische Abänderung der verschiedenen zu einer physiologischen Leistung zusammenwirkenden Theile angenommen werden muß. Die zusammenwirkenden Theile müssen offenbar gleichzeitig variiren, da ein nur theilweises Variiren positiv schädlich wäre. So muß einem stärkeren Muskel ein stärkerer Knochen entsprechen, der seiner Zusammenziehung Widerstand leisten kann, desgl. stärkere antagonistische Muskeln und Bänder, die die betreffenden Gelenke sichern. Er bedarf größerer Blutgefäße, die ihm Nahrung zuführen, eines stärkeren Nerven, der ihm den Reiz übermittelt, und endlich irgend einer stärkeren Entwicklung im Centralnervensystem, welche die Erzeugung dieses stärkeren Reizes möglich macht. Kann man nun ein gleichzeitiges spontanes Variiren aller dieser Theile annehmen, ohne den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit Hohn zu sprechen? Und doch muß ein solches stattgefunden haben, wenn eine Erklärung durch „natürliche Zuchtwahl“ möglich sein soll.

Prof. Weismann's Haltung gegenüber diesen Angriffen auf die von ihm behauptete „Allmacht der Naturzüchtung“ ist etwas sonderbar. Er giebt im Allgemeinen zu, daß seiner Theorie unendliche Schwierigkeiten entgegenstehen, daß „es wirklich sehr schwierig ist, sich diesen Proceß der Naturzüchtung in seinem Detail vorzustellen und daß es bis heute unmöglich ist, ihn in irgend einem Punkte zu demonstriren“, er meint aber dann, „daß keine andere Erklärung denkbar ist, und daß wir gerade deshalb, weil keine andere Erklärung denkbar ist, das Princip der Naturzüchtung annehmen müssen.“ Warum soll aber die Erklärung vermittelst Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften undenkbar sein? Doch wohl nur, weil sie der Weismann'schen Vererbungstheorie widerspricht, die bis Dato nicht mehr als eine unbewiesene, und wie wir wohl sagen dürfen, unbeweisbare Hypothese ist.

Doch genug! Wer sich für das Detail der Debatte interessirt, wendet sich am besten an die Quelle. Spencer hat seinen Standpunkt in drei Aufsätzen klargelegt, betitelt: „The Inadequacy of Natural Selection“, „A Rejoinder to Prof. Weismann“ und „Weismannism once more“. Prof. Weismann hat ihm geantwortet in dem Aufsatz „die Allmacht der Naturzüchtung“ und der im Druck erschienenen „Romanes lecture“, die er am 2. Mai 1894 in Oxford hielt.

Zusammenfassend möchte ich sagen: daß erworbene Eigenschaften vererblich sind, ist zwar noch nicht über allen Zweifel festgestellt — dazu bedarf es noch fortgesetzter eifriger Beobachtung und langwieriger biologischer Experimente — ist aber jedenfalls sehr wahrscheinlich gemacht. Jeder Unbefangene wird den Eindruck gewinnen, daß Prof. Weismann in der Controverse mit Spencer den Kürzeren zog, und zwar weil er für die schwächere Sache stritt; darüber kann aller Dogmatismus, ja Fanatismus, mit dem er für sie eintritt, nicht wegtäuschen. Es ist kein gutes Zeugniß für eine Theorie, wenn sie sich Thatsachen gegenüber nur durch Ausspinnen immer complicirterer Hypothesen zu halten weiß.

Gespräche mit Robert Franz.

Nach Mittheilungen von Wilhelm Waldmann.

Die Falk und Eckermann sterben nicht aus, und das ist eigentlich ein Glück, weil ihre Aufzeichnungen eine ganz wesentliche Bereicherung unserer Kunstgeschichte sind, denn sie zeigen uns das Persönliche, das Menschliche an unseren großen Geistern in der Apotheose des Genies. Erst jüngst haben wir hier einen solchen nützlichen Famulus kennen gelernt, den jungen Freund des greisen Schopenhauer, den Studenten Bähr, und heute erzählt uns ein Hallenser Stabsarzt, der Dr. med. Wilhelm Waldmann, von seinem großen Mitbürger, dem Liedercomponisten Robert Franz, der bekanntlich am 24. October 1892 gestorben ist. Waldmann ist ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, und die reine Begeisterung für die Compositionen von Franz führte ihn in stets engerer Freundschaft mit dem alten und kränklichen, viel angefeindeten und darum auch oft erbitterten Meister zusammen. Im Jahre 1881 lernte er ihn persönlich kennen, er stellte sich ihm vor als Verehrer der Tonkunst und im besonderen seiner Lieder, und bald standen sie im wärmsten Gedankenaustausch. Bei diesem ersten Begegnen schon trat ihm Franz' reiches inneres Wesen entgegen, so daß es ihn drängte, den Inhalt seiner Worte festzuhalten. Er traf von dem Tage an mit Franz häufig zusammen; — bald hatten sie ein Stück Weges gemeinsam, oder Franz besuchte ihn auf einige Stunden, oder er ging zu ihm, sobald er ihm etwas mitzutheilen hatte. So haben sie zeitweise viele Stunden verplaudert. Stets führte Waldmann ein Heft bei sich, um seine Antworten mit Bleistift niederzuschreiben; dies war der Weg, um austauschen zu können, was sie beschäftigte, — denn Franz war ja seit Jahren völlig taub. Zehn Jahre lang haben sie in dieser Weise verkehrt. Manches Wort über persönliche Beziehungen und Erlebnisse ist von Waldmann nicht wiedergegeben worden, — in Bezug auf einzelne Aeußerungen hat er ausdrücklich seiner Zustimmung sich versichert, ob er weiter mittheilen dürfe, — so bringt er in seinem bei Breitkopf & Härtel in Leipzig in diesen Tagen erscheinenden Buch: „Robert Franz“ nur das, was für den großen Tonmeister, für den genialen Menschen, für den liebenswerthen Mann charakteristisch ist. Oftmals ist bei Franz um Mittheilungen aus seinem Leben angefragt worden, so erzählte er mehrfach, — aber er antwortete: „Bekümmert Euch um meine Lieder, darin steht's, was ich gewesen bin!“

Waldmann nennt Franz eine groß angelegte Natur, aus diesem seinem Charakterzuge entsprang auch sein vertrauendes Sichaussprechen; — wie er's gerade fühlte, wie er gestimmt war, so gab er seinem innersten Denken und Empfinden Ausdruck. Ein Hauptzug seines Charakters war sein reines Empfinden, alles Gemeine war ihm fremd. — Bach und Händel waren die Größen, für deren Bewunderung und Verehrung ihm nie ein Wort fehlte, und besonders stand Bach ihm als unerreicht da. Die classische Reinheit der Musik dieser beiden Heroen ist ihm bis zu seinem Lebensende Vorbild und Ziel geblieben; alle Musik, die nicht den Stempel dieser Objectivität, dieses reinen Empfindens an sich trug, galt ihm nicht als Kunstwerk und so konnte es kommen, wenn ihm gerade eine mißfällige Stelle im Sinne lag, daß er heute einen Componisten mit heftigen Worten tadelte, den er im Uebrigen in seinem Werthe vollauf anerkannte und am nächsten Tage hoch rühmte. So von Schumann, von Mendelssohn und anderen. Es soll damit gesagt sein, daß Franz sehr wohl die Bedeutung eines Componisten würdigte, — und daß man einzelne seiner Aeußerungen nicht als Schmähungen, als ein Aburtheilen auffassen darf. Gleich in der ersten Unterredung thut er den Ausspruch: „Meine Compositionen sind das Wort in Musik übertragen, — Schubert's Lieder sind immer er selbst, sind immer Schubert.“

Franz erzählte dem Freunde von seiner Jugend als

Sohn eines armen Halloren, seiner vielfach classischen Bildung, seinem Ringen um die Kunst; wie er als Musikdirector nach Breslau hätte berufen werden sollen, und von Hemmnissen, die man ihm in den Weg legte, — so sagte man ihm nach, daß er mit einer Somnambule in Verbindung stehe, die ihm seine Lieder eingebe. Dann schildert er Begegnungen mit Stockhausen bei Frau Frege in Leipzig, mit David und Gade in Wittekind. David sagte ihm, er solle nicht so viel reflectiren, dadurch verlöre man die Unbefangenheit. — „Bleibe Du bei Deiner Art, ich bleibe bei der meinen," — rief Franz.

Franz erzählt einmal den Hergang seiner allmälig sich entwickelnden Taubheit. Entstanden war das Leiden durch einen Locomotivpfiff 1841, — „es ist ein solcher Pfiff ja nicht ein einziger Ton, sondern stets eine mit aller Gewalt hervorgestoßene, langgezogene Reihe von Tönen. Anfangs war nicht das innere Organ der Perception, die innere Claviatur, völlig vernichtet, sondern für eine bestimmte Reihe von Tönen war sie wie gelähmt; die tieferen Töne waren da. Zugleich war eine enorme Reizbarkeit des Hörnerven entstanden, so daß ich meine Ohren mit Watte dick verstopfen, oft ganz für mich bleiben mußte, weil schon das Sprechenhören äußerst empfindlich war. Als ich nach einiger Zeit die Singakademie übernahm, war mir die Leitung möglich; es war gerade, als wenn dies Hören heilsam auf den Zustand wirkte, gewisse Töne waren ja freilich vermindert. So nach einer langen Reihe von Jahren, 12—15 Jahre später, kam der zweite Ruck, von da an ging's bergab, da half auch die Singakademie nicht mehr. Nun können Sie ermessen, unter welchen Umständen meine Lieder entstanden sind!"

„Es ist lange her, daß ich mit Liszt zum ersten Male zusammengetroffen bin, — es war in Dessau, ihm gefielen meine Compositionen, und er sagte, er würde sich freuen, wenn ich einmal seinen Namen einem solchen Heft voransetzen würde. Als ich dann wieder ein Werk herausgab, widmete ich es ihm (op. 7), — ich wußte freilich gar nicht, wo Liszt gerade war. Da kam ich bald darauf nach Wien und hörte, daß er dort sei. Ich holte mir das Heft aus einer Handlung und ging zu ihm, traf ihn aber nicht, — ich gab die Noten einem Diener, der mir sagte, daß Liszt am Vormittag nach 11 Uhr zu sprechen sei. Anderen Tages nach 11 Uhr ging ich wieder in das Hotel, in dem er wohnte. Schon hörte ich Leben und Lärm von Weitem, — der Diener ließ mich eintreten, das Zimmer war voll von einer eleganten Gesellschaft, wie sie sich damals an Liszt herandrängte, er explicirte gerade etwas, machte einen langen Hals nach mir herüber, — ich blieb an der Thüre stehen, — wieder sieht er nach mir herüber, und ich bleibe halb verlegen stehen in der Hoffnung, daß er mich wiedererkennen werde. Endlich kommt er, — (er mußte denken, ich wollte ihn anbetteln) — sagt, er könne sich auf Nichts einlassen, er würde zu oft von dergleichen behelligt, und es war gerade, als wollte er mich zur Thüre hinausdrängen. Donnerwetter, — denke ich, soweit darf's doch nicht kommen, — ich sage also, hier herrsche ein Mißverständniß, ob er keine Notenrolle erhalten habe, ich heiße Robert Franz. Da stand er halb sprachlos, nahm meine Hand und rief: ‚Aber lieber Mann, warum sagen Sie das nicht gleich; ich bekomme so viel Noten zugeschickt, daß ich die Rolle noch gar nicht angesehen habe,' — sogleich ließ er den Diener sie bringen. Er umfaßte mich, stellte mich der Gesellschaft vor und war auf's Aeußerste liebenswürdig und freundlich — das ist Liszt, wie ich sagen muß, sein ganzes Leben bis auf den heutigen Tag gegen mich gewesen, wenn auch unsere Richtungen auseinander gingen."

Franz liebt Heine ganz besonders und er erwähnt ihn oft im Gespräch. „Seit Shakespeare hatte niemand einen höheren Schwung der Phantasie als Heine, doch will ich meine Ueberzeugung niemand aufdrängen." Er nimmt ihn gegen alle ihm gemachten Anschuldigungen in Schutz, (— daß er ein Vaterlandsverräther gewesen) — „im Gegentheil, er wollte die Gegensätze zwischen Franzosen und Deutschen ausgleichen, das Beste von beiden dem Anderen näher bringen, das ist jedenfalls größer, als die Völker auf einander los zu hetzen." Nicht bloß Heine's Lyrik, auch seine Prosa stellt er hoch: „die schwebt über dem Boden und funkelt von lauter Diamanten; — wenn ich mich mal recht erfreuen will, nehme ich einen Band vor. Wie herrlich hat er über Kunst sich geäußert!"

„Heine sagt, der Dichter bedürfe nur eines kleinen Stückes eines Ringes, um den ganzen Ring zu construiren; — so ist's, — die Geschichte von der Schlange, die sich in den Schwanz beißt, — die Kunst kehrt immer dahin zurück, von wo sie ausgegangen, — das trifft auch für meine Compositionen zu. Sehen Sie Heine, jetzt versetzt er uns nach Indien, der ganze Zauber einer indischen Nacht ruht über seinen Worten (‚Lotosblume'); jetzt führt er uns nach Spanien:

In dem Dome zu Cordova
Stehen Säulen, dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Riesensäulen.

sein Lebtag ist er nicht in Indien und nicht in Spanien gewesen. So muß auch die Musik zu dem Text sich verhalten, der Text muß in der Musik aufgehen; wie ich Ihnen schon früher sagte, daß ein Engländer, der die schottischen Länder bereist hatte, — die Gegenden, wo noch heute die Druidensteine stehen, — in Betreff der von mir componirten Lieder von Rob. Burns äußerte, sie klängen gerade wie schottische Volksmelodien."

Am Tage vorher hatte Waldmann H. Siemiradzki's Bild „Die lebenden Fackeln des Nero" angesehen, das im Gymnasiumssaale ausgestellt war; er suchte Franz zu bewegen, mitzugehen, doch er lehnte es ab: „Menschen mit Pech beschmieren und anstecken, das ist kein Gegenstand für die Kunst, das mag ich gar nicht sehen. In der Kunst hat man allein die Schönheit als Princip der Wahl aufzustellen; alles Schöne ist auch wahr, aber nicht umgekehrt ist alles Wahre auch schön, ein Schmutzhaufen ist nicht schön. Die Griechen hatten diesen richtigen Grundsatz und weil ihnen die Menschengestalt sogar noch nicht genügte, so veredelten sie dieselbe in ihren Darstellungen. Aber heute, — da malt Einer abgeschnittene Menschenköpfe, man sieht's ihnen an, daß sie schon drei Tage gelegen haben und man riecht's förmlich, wie sie stinken, — ist das schön? Und die Schriftsteller machen es nicht anders. In Freytag's ‚Verlorener Handschrift' Speihahn und Bräuhahn, diese beiden scheußlichen Hunde, sind das Kunstobjecte? Dergleichen findet sich aber schon früher, und wie machen sie's, da ihnen ihre Phantasie nichts hergiebt, was bleibt ihnen übrig zu thun? Dafür ist ein ergötzliches Beispiel die Autobiographie von Marx, — er schildert, wie er seinen ‚Mose' zu Stande gebracht, (bloß einen Theil, die zwei andern hat er der undankbaren Welt vorenthalten): — um sich in das ägyptische Leben und Land zu vertiefen, erzählt er, habe er öfters das ägyptische Museum in Berlin besucht, da habe er dann die Begeisterung gewonnen, aber die Wüste, wie sollte er die Wüste darstellen? Verzweiflungsvoll wanderte er hinaus zum Kreuzberg — nachdenkend, — siehe, da kam ihm ein Führer mit seinem Kameel entgegen — und ‚als ich in die sanften, treuen Augen dieses Thieres blickte, da ging in mir das Bild der Wüste wie von selbst auf.' Zum Todtlachen! Man denke dagegen an Schiller, — kann man eine herrlichere, großartigere Schilderung der Schweiz haben, als im Anfang des ‚Tell' und er war sein Tag nicht dort gewesen."

„Heute ist leider die Kunst dahin gekommen, in gewissen virtuosen Fertigkeiten und in Effecten ihr Hauptstreben zu suchen; die Alten konnten's auch, aber sie thaten es nicht, es war nicht ihre Hauptsache. Grundlage aller Kunst ist Naivetät, wo die fehlt, da ist nichts los; — unter den Musikern hat davon am wenigsten Mendelssohn; in seiner ersten Periode sind seine Sachen gut, später ist alles Salonarbeit, gemacht, deßhalb läßt er kalt. Mendelssohn ist zur rechten Zeit gestorben, er hat den Ruhm bei seinen Lebzeiten genossen, zuletzt nahm's schon ab, als die Anhänger Schumann's ihm vorhielten, man

sähe seinen Arbeiten die Oellampe an; ja, so ist's, keine Naivetät, bloß glatte, glänzende, vollendete Arbeit, — da ist keine Leidenschaft, das sieht bloß aus, als wäre es welche. Schumann steht in seinem musikalischen Empfinden viel höher, aber bei ihm fehlt's wieder an der Form, es läßt sich kaum ein Werk finden, was in der Form vollendet wäre; das macht, er kam zu spät in die Schule und gewisse Dinge, wie Contrapunkt, muß man in jungen Jahren lernen, sonst ist's nichts damit.

Mendelssohn besuchte einst in Halle eine mir bekannte Familie und auch ich wurde gebeten; ich zeigte ihm mein opus 1, — es gefiel ihm und nun spielte er auf dem Clavier seine Melodie ‚Auf Flügeln des Gesanges' und meine Melodie aus opus 1 Nr. 1 und Nr. 3 in einer Phantasie verwoben, ganz wunderbar, ja er war ein großer Künstler. Mein opus 1 — (nicht opus 2 die Schilflieder) — aber noch opus 3 hat wohl etwas, was aussieht, als wollte ich seinen Pfaden folgen und so lange hielt er's mit mir, aber von opus 4 an ließ er mich fallen, da war's vorbei, als er merkte, daß ich nicht seine Schleppe tragen wollte. Schumann ist mit mir gegangen bis opus 11, da wollte auch er, als er sah, daß ich nicht seine Bahn ging, nichts mehr von mir wissen. Damals lebte hier eine Familie: Professor Dalton, Anatom, er hatte eine Tochter von Rauch zur Frau; dieser — einen großen Orden auf der Brust, große weiße Vatermörder — war einst hier, ich hatte in dem Hause zu thun, — und sehr herablassend sagte Rauch: ‚Mein Freund Mendelssohn äußert sich sehr anerkennend über Ihre Compositionen!' Ich war damals noch sehr klein und mußte das höchst dankbar hinnehmen, ja, ich habe manche derartige Erfahrungen gemacht, — doch ich bin nicht besorgt — meine Lieder werden länger leben, als die Mendelssohn's. Wunderbar ist es, wie diese Sachen durch zu übermäßigen Gebrauch abgenutzt werden; dadurch, daß sie durch die Hände von jedem Schuster und Schneider wandern, bleibt von all dem Schmutz, den die Leute an den Fingern haben, etwas kleben, aller Glanz ist verloren, man mag diese Lieder gar nicht mehr hören.

Von Liszt auch und besonders von Wagner ist die Behauptung ausgegangen, daß die Juden in der Musik nicht productiv wären, daß sie nur reprodnciren könnten; es hat etwas Wahres, gemünzt aber war die Pointe mit gegen Mendelssohn. Nun, Eins muß man Mendelssohn lassen, — Stil; besonders in seinen ersten Werken, Ouverture zum ‚Sommernachtstraum', ‚Hebriden' u. s. w. da ist Stil, Klarheit, — zuletzt wurden seine Sachen mehr Salonarbeit, aber immer formvollendet. Wenn man ihm Nachahmung Händel's vorgeworfen hat, so wüßte ich nicht, worin die bestehen sollte, — höchstens in einem Sinne (Objektivität). Mendelssohn steht immer sehr hoch. Sie wissen auch, daß ich Liszt sehr hoch schätze, das hat aber mit seinen Werken nichts zu thun und — eine Ouverture zum ‚Sommernachtstraum' wird weder er noch ich machen."

Bei einem Begegnen begann Franz vom Tode Wagner's zu sprechen, von der Leichenfeier u. s. w. Der Freund machte ihn auf eine Recension des Leipziger Tageblattes aufmerksam. Franz kannte sie bereits, Dr. Prieger aus Berlin hatte ihn brieflich auf sie hingewiesen. „Als ob das für mich eine so große Ehre wäre, als ob ich dadurch mehr würde! — Als ich damals bei Wagner in Zürich war, sang und spielte er auch ein paar Lieder von mir, die ‚Widmung' und ‚Ja, du bist elend', dies besonders war sein Lieblingslied. Aber wie sang er sie, mit höchstem Pathos deklamirt, ganz dramatisch. ‚Sie müssen Opern schreiben!' rief er sodann mir zu, aber wer nur ein wenig in meine Lieder eingedrungen ist, weiß, daß das dramatische Element in ihnen gleich Null ist, — und es soll auch gar nicht darin sein."

„Auf einer Reise in die Schweiz — in den 50er Jahren — besuchte ich Wagner, der damals in Zürich lebte. Im Verlaufe der Unterhaltung öffnete Wagner seinen Notenschrank und sprach, auf dessen Inhalt deutend: ‚Das ist alles, was ich an Musikwerken besitze', — es standen da Bach, Beethoven und auch meine Lieder. Was sollte ich dazu sagen, ich hielt das Ganze mehr für Höflichkeit und legte demnach kein besonderes Gewicht darauf. Seither wurde mir bestätigt, daß Wagner gerade meine Lieder anerkennt. In seinen Werken finden sich dramatische Stellen, — da nahm Wagner sich Weber, auch Gluck als Muster, — epische Stellen, da war es Beethoven, und Lyrisches, — da war es Schubert und es mag sein, daß er hierin auch mit mir sympathisirt. Sehen Sie sich Schubert's Lied ‚Die Rose' an*) — es liegt darin das Lohengrin-Motiv ‚Mein lieber Schwan' — ganz deutlich. Und mein Sohn machte mich darauf aufmerksam, in meinem op. 51, in dem Liede ‚Wiedersehen' ist eine Stelle, das Recitativ, diese Stelle ist das Schicksalsmotiv aus der ‚Walküre'. Dieses op. 51 ist aber im Jahre 1844 von mir geschrieben, so lange hat es im Pulte gelegen, kein Mensch hat's gesehen, — Wagner auch nicht — und doch ist's das Motiv. Da werden am Ende Manche sagen, ich hätte Wagner abgeschrieben. Warum sollen wir nicht einmal auf Gleiches stoßen? Ich sagte es Ihnen schon früher, daß in meinen Liedern Musik und Wort sich decken, daß die Musik gleichsam aus dem Texte herauswächst, das ist ja auch Wagner's Princip. Daß unsere Formen andere sind, hat einen anderen Grund, denn wenn wir beide denselben Gegenstand behandeln würden, so würde meine Arbeit ganz anders aussehen. Es beruht darauf: Wagner ist von Natur hochveranlagt — als Dichter, als Maler, als Musiker, keine Seite wurde in seiner Ausbildung bevorzugt, daher er stets nach verschiedenen Richtungen hin gezogen wurde; dazu kommt das jahrelange Leben als Dirigent an kleinen Bühnen und Umgang mit schlechter Musik, bis sein Talent sich Bahn brach; — ein großer Wille steckt allemal in ihm. In seinen Schriften ist er zu weit und breit, da macht sich eben wieder das geltend, daß er nicht durch die Musik allein geleitet, sondern auch von anderen Richtungen gefesselt wird. — Er hat Unglück mit seinen Aeußerungen, er beleidigt da fast immer, ob er schreibt oder spricht. Wagner ist ein bedeutender Mensch, ich stelle ihn sehr hoch, und eine Anerkennung von ihm geht mir weit über die der ganzen Hochschule."

Gelegentlich dieser Unterhaltung hatte ihm Waldmann aufgeschrieben, das Lied sei das von der Natur uns Gegebene. „Ja," rief er, „das ist das Natürliche, die Oper ist an sich eine Lüge, eine Unwahrheit, die Musik hinkt allemal der Handlung nach. Wagner war ein ehrlicher, offener, gerader Charakter, — was er wollte, das sagte er, — hinterm Berge hielt er nicht und insofern dürfen Sie mich nicht falsch verstehen; ich bin auch keineswegs im Bösen mit ihm auseinander gekommen; wie gesagt, er wollte ganze Heeresfolge und da ich mich natürlich dazu nicht verstand, war's vorbei. Wir haben nichts mehr mit einander zu thun gehabt."

Auf einem Spaziergange traf Waldmann einmal den Componisten; grau wie der Himmel war seine Stimmung, er schimpfte über Dinge, über die es sich gar nicht lohnte, so viel Aufhebens zu machen. Sie plauderten und — in einer Viertelstunde lachten beide herzlich. „Glauben Sie ja nicht, daß das Dirigiren so was Gewaltiges ist; — es giebt eine Art Dirigenten, Leute, die es genau nehmen, die arbeiten, die von der Musik mit fortgerissen werden, die die Zähne förmlich aufeinander beißen müssen, wenn's gegen den Tact geht — und eine andere Sorte, Leute, die die nöthige Frechheit und Unverschämtheit haben, die sich durch nichts irre machen lassen, die durch nichts innerlich gepackt werden, nur immer mit der Hand gleichmäßig weiter wedeln, — diese kommen am besten durch."

„Die Kunst ist nicht wie eine Schraube ohne Ende, daß man denken könnte, es könne so bis in alle Ewigkeit weiter componirt werden. Nein, sehen Sie die griechische, gothische, die italienische Kunst an, — wo sind sie geblieben? Ebenso ist's mit der Musik, in Beethoven hat sie den Höhepunkt erreicht, solch große Formen sind seitdem nicht mehr geschaffen worden, von da an geht's langsam bergab."

Als er ihm entgegnete, das Gute werde niemals unter-

*) op. 73, Anfangsmotiv.

gehen, wenn auch der Musikschund in 50 Jahren verfault sein werde, sagte er: „Erst müssen wir diese Zeitepoche hinter uns haben, erst muß die sociale Frage durchgekämpft sein, die läßt sich nicht aufdämmen; also gelöst muß sie werden auf die eine oder andere Weise, und mit ihr muß der Materialismus schwinden, denn die sociale Frage beruht ja auf dem Materialismus; ob dann eine neue Art Musik zu empfinden kommen wird, — eine neue Tonreihe, Viertelstöne, — wer weiß es, freilich eine Beethovensche Symphonie würde man dann nicht mehr verstehen."

„Aber allerdings! das Publikum ist selbst Schuld daran, es hat die Leute groß gezogen, — es soll ja immer etwas Außerordentliches sein. Und wiederum die Virtuosen wollen nur den Effect, darum allein ist's ihnen zu thun, von Rücksicht auf die Kunst ist keine Rede. Man hört keinen ruhigen, schönen Ton mehr, weder im Gesang noch auf der Geige, alles wird bis auf's Aeußerste zugespitzt vorgetragen, — daher kein ruhiger Ton, ein ewiges Schwanken, daß einem die Ohren schmerzen, wenn man hören kann. Für die Geiger stammt dies von David her, er schraubte die Töne auf's Höchste und dies war für Leipzig Grundsatz, so lange er lebte, nach seinem Tode wurde es sogleich anders. — Etwas objectiv geben, das können die Leute nicht, es muß immer ein Reiz dabei sein."

Ein andermal schreibt Waldmann in sein Tagebuch:

„Wiederum nimmt Franz eine Reihe seiner Lieder am Clavier mit mir durch: op. 8 „Gewitternacht", „Meeresstille", op. 21 Nr. 6 „Verlaß mich nicht". Man vergißt völlig, daß Franz keinen Ton hört, so genau betont er und so genau giebt er seinem Anschlag Ausdruck, beachtet auch, ob ich die Singstimme richtig einsetze und richtig betone, er sieht es an den Fingern ab; zugleich z. B. bei „Meeresstille" giebt er die Musik und den Text erläuternde Bemerkungen; bei dem $^1/_4$-Vorschlag auf das englische the (sea-king), was in der deutschen Originalausgabe fehlt, ruft er jedesmal: „Dies scheußliche the, weg damit." Wunderbar klang das Lied unter seinen Händen. „Wer mich in meinen Liedern kennen lernen will, muß sie alle studiren, so nur kann er ein Bild gewinnen; — ein Urtheilen nach diesem und jenem Liede hat gar keinen Werth."

„Wenn man sagt, daß ich mich in anderen Formen nicht einmal versucht hätte, so ist das ein Unsinn. Gewiß brachte ich von Dessau Quartette und Sonaten und sogar eine Messe mit; als ich aber an Bach und Händel meinen Geschmack und mein Urtheil gebildet, sah ich, daß das Zeug nichts taugte und so beschränkte ich mich auf meine Lieder. Noch jetzt liegt unter meinen Manuscripten eine Sonate aus damaliger Zeit, aber damals machte kein Mensch etwas daraus. Der erste und dritte Satz ist nichts werth, der Mittelsatz ist ganz hübsch."

Auf einem Spaziergange spricht Franz von einem Aufsatze in einer englischen Musikzeitung, der über Bach und Händel handelt, von White, — und in welchem auch sein Name genannt wird. Der Autor erzählt, daß bei einem früheren gelegentlichen Besuche in Halle Franz ihm das Händeldenkmal auf dem Markte gezeigt und dabei ausgerufen habe, „aber Bach sei doch noch größer." Das klingt nun fast so, als ob er seinen Landsmann habe herabsetzen wollen. Beide stehen sehr hoch, unerreichbar hoch, doch sind beide ganz verschiedene Naturen, Händel nach außen der Welt zugewandt, Bach eine ganz innerliche Natur. Wenn man aber frage, wessen schöpferische Kraft die bedeutendere sei und darauf komme es doch an, — so stehe Bach wieder hoch, hoch über Händel. Bei Händel fänden sich gewisse Themen, Formen, Wendungen, auf die man in fast allen seinen Werken wieder träfe, — es sei ein bestimmter Kreis, in dem er sich bewege, — hingegen Bach's Inneres sei unerschöpflich, es sei staunenswerth und gar nicht zu fassen, wo der alles hernähme, sein Reichthum, seine Erfindungsgabe sei ohne Grenzen.

„Beethoven und Mozart stehen unserem Empfinden näher, — aber gewaltiger, universeller sind Bach und Händel, bei ihnen ist Alles so einfach und sicher, daß man staunen muß; ihre Kraft wird niemals Brutalität, ihre Weichheit niemals Sentimentalität, — maßvolle Schönheit — das ist das Gesetz, welches alle ihre Werke beherrscht, — davon gehen sie nicht ab, und da ist kein Schwanken, unbeirrt gehen sie ihren Weg: ‚Ich weiß, daß mein Erlöser lebt' — so steht's da und kein Hemmniß könnte daran rütteln."

„Aus meinen Gedanken über Musik verdiente wohl Manches aufbewahrt zu werden, doch wie ich mich hinsetze, derlei niederzuschreiben, beginnt mein Zweifeln, ob es auch gut werde, ob ich nicht Angriffspunkte gäbe, das hat mich abgehalten," sagte Franz eines Tages.

Als Waldmann hierzu bemerkte, in seinen bekannten Broschüren sei sein Stil, die Form sehr gut, — fuhr er fort: „Jetzt kann ich nicht mehr schreiben (er deutete auf seine durch sein Nervenleiden verkrümmte Hand), aber früher wenigstens beim Briefschreiben kamen mir keine Skrupel, da ging es ohne großes Bedenken und da ist auch kaum einer beendet, in den ich nichts hineingelegt hätte. Das wird wohl nicht verloren sein und wenn ich mal todt bin, wird gewiß Manches an's Tageslicht gefördert werden."

In den letzten Jahren konnte man wohl eine Abnahme seiner bislang bewundernswerthen körperlichen Frische bemerken, — seine Spaziergänge schränkten sich mehr ein, wozu er auch durch die Größenzunahme von Halle, durch den lebhafteren Menschen-, Wagen- und Pferdebahnverkehr gezwungen wurde; doch ist ihm Waldmann kaum je begegnet, ohne eine Strecke ihn begleitet zu haben. In dem letzten Sommer 1892 war er in Unterbrechungen viel von Halle abwesend, so sah er Franz in dieser Zeit seltener, — nach seiner Rückkehr wollte er ihn besuchen, — morgen, — in den nächsten Tagen, — zu spät, es kam die Trauerbotschaft.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Karma.

Nach einem buddhistischen Märchen.

Von Graf Leo Tolstoj.

Einzig autorisierte Uebersetzung von A. Elverfeldt.

Ein Brahmine und reicher Juwelier Namens Pandu fuhr mit seinem Diener nach Benares. Unterwegs traf er einen Einsiedler von ehrwürdigem Aeußeren, der in der nämlichen Richtung ging. Als er ihn sah, dachte er: Dieser Einsiedler hat ein würdiges und heiliges Aussehen. Der Verkehr mit guten Menschen bringt Glück, und wenn er auch nach Benares will, so lade ich ihn ein, in meinem Wagen mitzufahren! Darauf grüßte er den Einsiedler und fragte ihn, wohin er reise. Er nenne sich Narada, war die Antwort, und daß er nach Benares strebe. Pandu lud ihn ein, in seinem Wagen Platz zu nehmen.

„Ich danke Dir für Deine Güte," sagte Narada, „denn wirklich bin ich von der langen Reise müde. Da ich kein Vermögen besitze, kann ich Dir kein Geld anbieten, aber vielleicht kann ich Dir mit einem geistigen Schatz meines Wissens dienen, den ich mir in treuer Nachfolge des Cakja-muni, des seligen, großen Buddha, des Lehrers der Menschheit erworben habe."

Er stieg ein, und der Wagen fuhr weiter. Mit Vergnügen lauschte Pandu Narada's belehrenden Worten. Als sie eine Stunde gefahren waren, gelangten sie an eine Stelle, wo das Land auf beiden Seiten weggeschwemmt war und überdies ein Bauernkarren, an dem ein Rad gebrochen, den Weg versperrte. Dieser Bauer hieß Dewala, fuhr auch nach Benares, um dort seinen Reis zu verkaufen, und hatte große

Eile, um bis zum folgenden Morgen sein Ziel zu erreichen. Traf er verspätet ein, so lief er Gefahr, daß die Käufer ihren Bedarf schon anderweitig gedeckt und nach Hause gefahren waren.

Als der Juwelier sah, daß sein Weg auf solche Weise gesperrt war, gerieth er in Zorn und hieß Magaduta, seinen Sklaven, die Fuhre zur Seite zu stoßen, damit seine Equipage vorüber fahren könne. Der Bauer widersetzte sich, denn sein Fuhrwerk befand sich so nahe am Abhang, daß durch ein Verschieben des Karrens der Reis verschüttet werden konnte. Der Brahmine ließ aber die Gründe des Bauers nicht gelten und befahl seinem Diener, die Fuhre aus dem Wege zu schaffen. Magaduta war ein außerordentlich starker Mensch und jeder Schabernak machte ihm Spaß. Er gehorchte also gern, und noch bevor der Einsiedler einschreiten konnte, gab er dem Karren einen tüchtigen Puff. Pandu wollte nun seinen Weg fortsetzen, aber Narada sprang aus dem Wagen und sagte:

„Verzeih, daß ich Dich verlasse. Ich bin Dir sehr dankbar, daß Du mir eine Stunde erlaubt hast, in Deinem Wagen zu fahren. Als Du mich aufnahmst, war ich müde, jetzt aber bin ich durch Deine Liebenswürdigkeit wieder frisch. Und da ich in diesem Bauer die Wiedergeburt eines Deiner Ahnen erkannt habe, kann ich Dir für Deine Güte keinen besseren Dienst erweisen, als indem ich ihm helfe!“

Der Brahmine sah den Einsiedler erstaunt an.

„Du sagst, dieser Bauer sei die Wiedergeburt eines meiner Ahnen? Das kann nicht sein!“

Da erwiderte Narada: „Ich weiß, daß Dir die verwickelten und unsichtbaren Fäden unbekannt sind, die Dich mit dem Schicksal dieses Bauers verknüpfen. Aber von einem Blinden kann man nicht erwarten, daß er sehen soll, und darum bedaure ich, daß Du Dir selbst schadest, und werde mich bemühen, Dich gegen die Wunden zu schützen, die Du Dir selbst schlagen willst!“

Der reiche Kaufmann war keine Vorwürfe gewöhnt, und da er in Narada's Worten solche zu erkennen glaubte, obwohl sie in gütigem Tone gesprochen waren, so ließ er seine Diener sofort weiter fahren. Der Einsiedler grüßte den Bauer und war ihm behülflich, seinen Wagen in Ordnung zu bringen und den verschütteten Reis zu sammeln. Dies ging so schnell, daß Dewala unwillkürlich dachte: Dieser Einsiedler muß ein heiliger Mensch sein, denn unsichtbare Geister scheinen ihm beizustehen. Und er fragte ihn: „Ehrwürdiger Vater, kannst Du mir sagen, weßhalb ich Unrecht erlitt von diesem Menschen, dem ich niemals Böses gethan habe?“

„Mein lieber Freund,“ erwiderte Narada, „es ist Dir kein Unrecht widerfahren. Du hast nur jetzt an Dir gespürt, was Du an diesem Brahminen in einem früheren Leben gethan hast. Ich irre wohl nicht, wenn ich sage, daß Du sogar jetzt an diesem Brahminen gerade so gehandelt hättest, wie er an Dir gethan, wenn Du an seiner Stelle gestanden und einen starken Diener gehabt hättest.“

Der Bauer gestand es zu. Unterdessen war sein Karren wieder in Ordnung, und er und der Einsiedler strebten weiter gen Benares. Als sie sich schon der Stadt näherten, wurde plötzlich das Pferd scheu.

„Eine Schlange, eine Schlange!“ rief der Bauer.

Narada aber richtete seinen Blick auf den Gegenstand, der das Pferd erschreckt hatte, sprang vom Wagen und fand einen Beutel voll Gold.

„Das hat kein anderer als der reiche Juwelier verloren!“ sagte der Einsiedler, hob den Beutel auf und reichte ihn dem Bauer. „Nimm diesen Beutel, und wenn Du nach Benares kommst, fahre nach dem Gasthause, das ich Dir zeigen werde. Dort fragst Du nach dem Brahminen Pandu und giebst ihm seinen Beutel wieder. Er wird sich bei Dir wegen seiner Grobheit entschuldigen, und Du kannst ihm sagen, daß Du sie ihm verzeihst und ihm Glück und Segen wünschest. Denn glaube mir, je besser es ihm ergehen wird, um so besser wird es für Dich sein. Dein Schicksal hängt in mancher Beziehung von seinem Schicksal ab. Wenn Pandu um eine Erklärung bitten sollte, so magst Du ihn nach der Einsiedelei schicken, wo ich immer bereit bin, ihm mit gutem Rate zur Seite zu stehen!“ Und damit schieden sie.

Unterdeß war Pandu in Benares angekommen und traf Malmek, einen Geschäftsfreund, der ein reicher Wechsler war.

„Ich bin verloren,“ sagte Malmek, „wenn es mir heute nicht gelingt, eine Fuhre vom besten Reis für die königliche Küche zu kaufen. Mein Feind, der reiche Wechsler, hat erfahren, daß ich mich dem königlichen Verwalter verpflichtet habe, ihm noch heute ein Fuhre Reis zu liefern, und hat darum sämmtlichen Reis in Benares aufgekauft, mich zu verderben. Der königliche Verwalter wird mich von meiner Verpflichtung nicht befreien, und morgen bin ich verloren, wenn nicht Gott Krischnu mir seinen Engel sendet.“

Während nun also Malmek seinem Freunde sein Unglück klagte, bemerkte der letztere, daß ihm sein Beutel abhanden gekommen war. Er suchte danach in seinem Wagen, und als er ihn auch dort nicht fand, beschuldigte er seinen Sclaven, Magaduta, rief einen Beamten der Obrigkeit herbei, und bat ihn, den Sclaven zu binden und so lange zu foltern, bis er gestehen würde. Der Selave aber betheuerte heulend seine Unschuld.

„Ich bin vollständig unschuldig an dem Verbrechen und leide jetzt für die Sünden anderer!“ rief er aus. „Oh, wenn ich jetzt nur die Verzeihung jenes Bauers erlangen könnte, dem ich um meines Herrn willen Unrecht that! Diese Qualen sind gewiß die Strafe für meine Bosheit.“

In diesem Augenblick hielt der Karren vor dem Gasthause, und der Bauer übergab zum großen Erstaunen Aller den vermißten Beutel seinem rechtmäßigen Herrn. Der Selave wurde sofort befreit. Aeußerst unzufrieden mit seinem Herrn, der ihn ohne Grund bestraft hatte, benutzte er die allgemeine Aufregung und entlief nach den nahen Bergen, um sich den dort hausenden Räubern anzuschließen.

Nun erfuhr Malmek, daß der Bauer ihm eine Fuhre vom besten Reis verkaufen könne, und sofort bot er den dreifachen Preis dafür, nur um keine abschlägige Antwort zu erhalten. Und Pandu, glücklich, den schon verloren geglaubten Beutel wiedererlangt zu haben, eilte nach der Einsiedelei, um die versprochene Erklärung zu holen.

Als er Narada seinen Wunsch vorgetragen hatte, sagte dieser: „Ich könnte es Dir wohl erklären, aber da ich weiß, daß Du nicht fähig bist, eine geistige Wahrheit zu begreifen, so schweige ich lieber. Doch ich will Dir einen Rath geben: Behandle jeden Menschen, der Dir in den Weg kommt, als ob Du selbst es wärest, und komm ihm stets so entgegen, wie man Dir entgegenkommen soll. Auf solche Weise wirst Du den Samen guter Thaten ausstreuen, und eine reiche Ernte wird Dich lohnen.“

„Einsiedler, gieb mir noch eine Lehre,“ sagte Pandu. „Es wird mir alsdann leichter sein, Deinen Rath zu befolgen!“

Narada überlegte eine Weile und sprach: „So höre, ich will Dir den Schlüssel zum Geheimniß geben, und wenn Du es nicht fassest, so glaube wenigstens an das, was ich Dir sage. Es ist ein Irrthum, wenn man sich für ein freies Wesen hält, und derjenige, der seine Sinne darauf richtet, den Willen eines Einzelwesens zu erfüllen, folgt einem Irrlicht, das ihn in den Abgrund der Sünde führt. Daß wir uns für einzelne, freie Wesen halten, rührt daher, weil der Majaschleier unsere Augen blendet und uns hindert, die unlöslichen Fäden zu sehen, die uns mit unseren Nächsten verbinden, und zu erkennen, daß wir mit den Seelen aller anderen Wesen eins sind. Nur wenige fassen diese Wahrheit. Folgendes möge Dein Talisman sein: „Wer andern schadet, fügt sich selbst Leid zu, und wer andern hilft, erweist sich selbst Gutes!“ Höre auf, Dich für ein einzelnes, freies Wesen zu halten, und Du wirst den Weg der Wahrheit wandeln. Wessen Blick durch den Majaschleier verdunkelt ist, dem scheint die Welt in zahllose Wesen zersplittert. Der kann auch die Bedeutung der allumfassenden Liebe zu allem Lebendigen nicht verstehen.“

Pandu blickte den Einsiedler sinnend an und sprach:

„Deine Worte, ehrwürdiger Vater, haben einen tiefen Sinn und ich werde sie behalten. Ich habe einem Einsiedler während einer Reise nach Benares einen kleinen Dienst erwiesen, und wie sehr wurde ich dafür belohnt! Ich bin Dir dankbar, denn ohne Dich hätte ich nicht nur meinen Beutel verloren, sondern auch meine Geschäfte in Benares nicht geordnet, die meinen Besitz stark vermehrt haben. Außerdem warst Du die Ursache, daß meinem Freunde Malmek geholfen wurde. Wenn alle Menschen die Wahrheit Deiner Lehre erkennen, wie viel besser würde die Welt, wie würde sich das Böse verringern und die Wohlfahrt vermehren. Ich wünsche, daß Buddhas Wahrheiten von allen begriffen würden, und darum will ich eine Einsiedelei in meiner Heimat Kolschambi gründen. Ich lade Dich ein, mich zu besuchen, damit ich jenen Ort den Schülern Buddhas weihen kann."

— — — Jahre waren ins Land gegangen. Die von Pandu gegründete Einsiedelei Kolschambi war eine Stätte frommer Männer geworden und weit und breit bekannt als Quelle der Volksaufklärung.

Um diese Zeit hatte der König von den kostbaren Schmucksachen gehört, die Pandu verfertigte, und sandte seinen Schatzmeister, um eine Krone von reinem Golde, geschmückt mit den kostbarsten Steinen Indiens, bei ihm zu bestellen.

Als Pandu diese Arbeit vollendet hatte, begab er sich nach der Residenz, und in der Hoffnung, dort außerdem Geschäfte zu machen, nahm er einen großen Goldvorrath mit. Die Karawane, die diese Kostbarkeiten führte, war von einer Anzahl bewaffneter Begleiter geschützt. Als sie die Berge erreicht hatten, wurden sie jedoch plötzlich von einer Räuberbande überfallen, an deren Spitze Pandu zu seinem Entsetzen seinen entlaufenen Sklaven Magaduta erkannte. Er gab sofort den Befehl, sich nach Kräften zur Wehre zu setzen, doch sie erlagen der Ueberzahl, und alle kostbaren Steine und alles Gold wurde die Beute der Räuber. Pandu selbst gelang es mit Noth, sich zu retten. Dieses Unglück war ein furchtbarer Schlag für ihn, denn der größte Theil seines Reichthums war verloren. Aber trotz seiner großen Betrübniß ertrug er ohne Klage sein Unglück und sagte sich: Ich habe diesen Verlust durch Sünden erlitten, die ich in einem früheren Leben beging. In meiner Jugend war ich grausam gegen das Volk, und ich darf also nicht klagen, wenn ich jetzt die Früchte meiner Thaten ernte. — Infolge dieses Unglücks wurde er bei weitem gutmüthiger gegen seine Mitmenschen, so daß es eine Besserung seines Herzens bewirkte.

— — — Wiederum vergingen Jahre, als einmal Pantakka, ein junger Einsiedler und Narada's Schüler, auf einer Wallfahrt in die Hände der Räuber fiel. Da man aber keine Kostbarkeiten bei ihm vorfand, wurde er vom Hauptmann mißhandelt und dann freigegeben.

Am anderen Morgen ging Pantakka durch den Wald und vernahm einen ungeheueren Lärm. Als er dem Schalle folgte, sah er, daß viele Räuber auf ihren Hauptmann eindrangen. Wie ein Löwe, von Hunden umringt, wehrte sich Magaduta und tödtete viele seiner Angreifer. Aber es waren ihrer so viele, daß er doch mit Wunden bedeckt zu Boden sank und ohne Hülfe zurückgelassen wurde. Der junge Einsiedler näherte sich den Verwundeten, um vielleicht noch Hülfe zu leisten, aber alle waren schon todt, nur der Hauptmann lebte noch. Sogleich eilte der Einsiedler zum nahen Bach, holte in seinem Gefäß frisches Wasser und reichte es dem Sterbenden. Magaduta öffnete die Augen und sagte mit knirschenden Zähnen:

„Wo sind die undankbaren Hunde, die ich so oft zum Sieg geführt? Ohne mich werden sie wie von Jägern gehetzte Schakale zu Grunde gehen."

„Denke jetzt nicht an Deine Kameraden, die einem sündigen Leben verfallen sind," sagte Pantakka, „sondern benutze diese letzte Stunde, um Deine Seele, soweit es noch möglich, zu retten. Trinke und laß mich Deine Wunden verbinden, vielleicht gelingt es mir noch, Dein Leben zu retten!"

„Eitle Mühe!" erwiderte Magaduta. „Ich bin geliefert. Die Elenden und Undankbaren haben mich mit den Streichen erlegt, die ich sie gelehrt habe!"

„Du ernteſt also, was Du gesäet hast," fuhr der Einsiedler fort. „Hättest Du Deine Kameraden gelehrt, das Gute zu thun, so hätten sie Dir nur Gutes gethan. Du hast sie aber Mord gelehrt, und darum fielst Du von ihrer Hand."

„Du hast recht," antwortete der Hauptmann, „ich habe mein Loos verdient; aber viel schwerer ist mein Schicksal, daß ich die Früchte meiner schlechten Thaten noch im zukünftigen Dasein ernten muß! Lehre mich, heiliger Vater, was ich thun soll, mein Geschick zu erleichtern."

Pantakka sagte: „Vernichte alle Deine sündigen Wünsche und bösen Leidenschaften und erfülle Deine Seele mit Güte gegen alle Wesen!"

Mit schwacher Stimme erwiderte der Hauptmann: „Ich habe hier viel Böses und nichts Gutes gethan. Wie kann ich mich aus den Netzen befreien, die ich aus den bösen Wünschen meines Herzens gewoben habe? Mein Karma wird mich zur Hölle führen, und ich werde nicht fähig sein, den Weg des Heils zu betreten."

„Ja, Dein Karma wird in künftigen Verkörperungen die Früchte des Samens ernten, den Du gesäet hast. Wer Böses säete, wird Böses ernten. Aber verzweifle nicht. Jeder Mensch kann sich retten, wenn er nur den Irrthum des Glaubens an sein einzelnes Wesen vernichtet. Als Beispiel kann ich Dir die Geschichte des großen Räubers Kadatta erzählen, der ohne Reue gestorben war und als Teufel in die Hölle kam, wo er auf die schrecklichste Weise für seine schlechten Thaten büßte. Er litt schon viele Jahre in der Hölle und konnte sich aus seiner entsetzlichen Lage nicht befreien, als Buddha auf Erden kam und die selige Verklärung erreichte. In jener denkwürdigen Zeit fiel auch ein Strahl eines Lichtes in die Hölle und erweckte in allen Dämonen ein neues Leben und neue Hoffnung. Kadatta aber rief laut: ‚O seliger Buddha, erbarme Dich mein! Ich leide entsetzlich. Aber obgleich ich Böses gethan, will ich jetzt den Weg des Gerechten wandeln, doch ich kann mich nicht mehr aus dem Netze des Bösen lösen! Hilf mir, Herr, und erbarme dich mein!' Und als Buddha die Bitte des Dämons vernahm, sandte er ihm eine Spinne in einem Gewebe. Diese Spinne sagte: ‚Greife nach meinem Netz, halte dich daran fest und klettere so aus der Hölle heraus!' Die Spinne verschwand. Kadatta ergriff das Spinngewebe und begann daran hoch zu klettern. Das Gewebe war äußerst stark und er stieg immer höher und höher. Plötzlich fühlte er das Gewebe zittern, denn hinter ihm kletterten noch andere Verdammte daran empor. Kadatta erschrak, als er das dünne Gewebe sah und bemerkte, wie es sich in Folge der vergrößerten Last ausdehnte. Aber es hielt ihn noch immer. Bis zu diesem Augenblicke hatte er bloß nach oben gesehen. Nun aber sah er nach unten und merkte, daß hinter ihm an dem Gewebe eine zahllose Menge der Höhlenbewohner empor kletterte. Wie kann dieser feine Faden die Schwere all dieser Menschen aushalten! dachte er mit Entsetzen, und laut schrie er: ‚Laßt das Gewebe los, es gehört mir!' Im selben Augenblicke riß der Faden und Kadatta stürzte in die Hölle zurück. In ihm lebte noch der Irrthum des einzelnen Wesens. Er kannte noch nicht die Wunderkraft des innigen Strebens nach oben, den Weg der Wahrheit. Dieser Drang ist so dünn wie ein Spinngewebe, aber er erhebt Millionen von Menschen, und je mehr daran klettern, um so leichter wird es einem jeden von ihnen. Sobald aber im Herzen eines Menschen der Gedanke entsteht, daß das Gewebe sein ist, daß das Heil des Gerechten ihm allein gehört und niemand es mit ihm theilen soll, dann reißt der Faden, und er fällt zurück in den früheren Zustand des einzelnen Wesens. Die Einzelheit, die Unabhängigkeit, das ist der Fluch, und die Gemeinsamkeit ist der Segen! Was ist die Hölle? . . . . Die Hölle ist nichts als die Eigenliebe, und Nirwana das gemeinsame Leben."

„Laß mich auch an Deinem Gewebe emporklimmen," sagte der sterbende Magaduta, „und Du wirst sehen, daß ich nicht straucheln werde!" Und nach einer Pause fuhr er fort: „Höre mir zu, ich will Dir Alles bekennen! Ich war Diener bei Pandu, dem Juwelier in Kolschambi. Eines Tages ließ er mich ungerecht züchtigen. Ich entlief und wurde Räuber. Vor einiger Zeit erfuhr ich durch meine Kundschafter, daß er durch die Berge fahre. Ich raubte ihm einen großen

Theil seines Vermögens. Erweise mir nun den Dienst, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, daß ich ihm seine ungerechte Beleidigung von Herzen verzeihe und ihn bitte, auch mir zu verzeihen, daß ich ihn beraubte. — Als ich bei ihm lebte, war sein Herz so hart wie Stein, und bei ihm lernte ich nur der Eigenliebe fröhnen. Ich hörte, daß er jetzt fromm und ein Muster der Güte und Gerechtigkeit geworden. Auch darin will ich nicht hinter ihm zurückbleiben, und darum sage ihm, daß ich die goldene Krone für den König sowie die übrigen Schätze in einer Höhle verborgen habe. Nur zwei Räuber außer mir wußten den Ort, und diese beiden sind todt. Pandu soll sich mit bewaffneten Leuten dahin begeben und sein Eigenthum nehmen, das ich ihm geraubt habe." Mit immer schwächer werdender Stimme bezeichnete der Unglückliche noch näher die Lage der Höhle und starb in Pantakkas Armen.

Der Einsiedler kehrte nach Kolschambi zurück, eilte zum Juwelier und erzählte ihm, was im Walde geschehen war. Mit freudigem Staunen hörte Pandu die Nachricht und that so, wie der sterbende Räuber gewünscht hatte. Darauf begrub er mit seinem Gesinde den erschlagenen Hauptmann und dessen todte Kameraden. An seinem Grabe aber sprach Pantakka, der Lehre Buddhas gemäß:

„Der Einzelne thut das Böse und muß dafür selbst die Folgen tragen. Der Einzelne enthält sich des Bösen und gelangt zur Reinheit. Die Reinheit und Unreinheit sind streng persönlich. Niemand kann die Thaten des Anderen sühnen. Der Mensch muß sich strebend bemühen. Unser Karma ist die Folge unserer Thaten. Mein Thun ist der Mutterleib, der mich trägt, die Erbschaft, die mir wird, der Fluch meiner bösen Thaten und der Segen meiner Gerechtigkeit. Mein Thun ist das einzige Mittel zu meiner Rettung."

— — — Pandu führte seine Schätze nach Kolschambi zurück, machte aber selbst nur mäßigen Gebrauch davon und lebte still und glücklich ein langes Leben. Als er am Sterben lag und seine Söhne, Töchter und Enkel sich um sein Lager versammelten, nahm er mit folgenden Worten von ihnen Abschied:

„Theure Kinder, schiebt nie die Schuld eines Unglückes einem Anderen zu. Sucht die Gründe in Euch selbst. Und wenn der Ehrgeiz Euch nicht blendet, so werdet Ihr die Ursache erkennen und Euch vom Uebel befreien. Das Mittel gegen jedes Mißgeschick liegt in Euch selbst. Möge Euer geistiges Auge nie durch den Majaschleier verdunkelt werden. Und nun seid eingedenk dessen, was der Talisman meines Lebens war. Wer Anderen schadet, fügt sich selbst Leid zu, und wer Anderen hilft, erweist sich selbst Gutes. Haltet Euch nicht länger für einzelne, freie Wesen, und Ihr werdet den Weg der Wahrheit finden."

— — —

Aus der Hauptstadt.

Aegiria.

Ein Schattenspiel für nachdenkliche Leute.

Die Räume der Vilma Parlaghi-Ausstellung Unter den Linden. Discret einfluthendes, durch blauseidene Vorhänge gedämpftes Tageslicht. Ambradüfte. Stilvolle Diener, eine stilvolle Bibel, stilvolle Cataloge. Bitte rechts gehen!

Erste Scene.

Ständiger Besucher (vor einem Herrenporträt „in Privatbesitz"): Wunderbare Leistung, was?

Zahlender Gast (sieht den ständigen Enthusiasten sehr erstaunt an): Wie man's nimmt. Ich finde nur, daß dies Bild früher bedeutend besser gehangen hat.

Der ständige Besucher: Wirklich?

Der Zahlende: Nun ja — es befand sich doch bis gestern in einer Privat-Gallerie!

Der Ständige (begeistert): Und sehen Sie hier — den Kopf kriegen Sie bereits für achttausend Mark!

Der Zahlende: Achttausend Mark? Da merkt man doch, Frau Vilma ist thatsächlich eine große Künstlerin. Denn große Künstler wissen bekanntlich den Werth des Geldes nie zu schätzen.

Der Ständige: Mir scheint beinahe, als ob Sie . . . Hm . . . Aber sagen Sie mir doch, welches Werk der Meisterin imponirt Ihnen denn am meisten?

Der Zahlende: Unbedingt ihr Mundwerk!

Der Ständige (sehr verächtlich): Geschmack ist Geschmacksache. Aber Leute wie Sie gehören gar nicht hierher. Solche Leute wie Sie wird man sehr wenig hier treffen.

Der Andere: Das mag sein. Ich habe nämlich mein Billet bezahlt.

Zweite Scene.

Nickert: Sie auch hier, liebste Freunde? Es ist heute das dritte Mal, daß Sie die Ausstellung besuchen —

Träger: Was thut's? Mich hält ja doch kein Mensch für 'nen Kunstkenner, ich habe keinen Ruf zu verlieren.

Nickert: Gestehen Sie nur, Sie verfolgen irgend einen durchsichtigen Privatzweck . . . Sie hoffen hier Jemandem zu begegnen . . .

Drosselbarth: Muß sehr bitten! Wenn ich schon mit 'ner naiven, kleinen Politikerin ein Rendezvous verabrede, bestelle ich sie Abends in's Lessing-Theater — da ist man doch wenigstens völlig ungestört!

Nickert (blickt ihn scharf an, dann hoch aufathmend): So — so! Daran hab' ich freilich nicht gedacht! Das ist ja ganz unschuldig! Ich hegte einen anderen Argwohn . . . Sie müssen mir verzeihen, liebster College — aber nachdem Richter mit Knörcke so schlechte Erfahrungen gemacht hat, kann man ja keinem Menschen mehr trauen! Und ich selbst, hinter dem einst Millionen standen und der jetzt im Landtage nur noch über sechs Männer verfügt —

Träger: Sechs Nullen machen immer noch 'ne Million!

Nickert: Und Sie schwören mir, Sie warten wirklich nicht auf — auf —

Drosselbarth (interessirter): Auf wen denn?

Nickert: Verzeihung — aber da kommt eben der unfreiconservative Herr —

Dritte Scene.

Freiherr von Schlotenrauch (zu seinem Kammerdiener): Nun sehen Sie sich die Dinger mal gründlich an, und schreiben Sie nachher meine Eindrücke getreu nieder! (Für sich.) Sie ist noch nicht da! Schade! Möchte doch wissen, ob wirklich nicht in Ungnade . . . Ah, der Herr Graf Kanitz! Seit wann so hohes Interesse für Kunst, Erlaucht?

Graf Kanitz: Kunst — Dunst! Wenn's noch Kunstbutter wäre! Warte hier auf Jemanden . . . Sache ist von allerhöchster Wichtigkeit für mich —

Nickert (lauschend, bei Seite): Von allerhöchster! Ich hab' mir's doch gleich gedacht!

Freiherr von Schlotenrauch (vorsichtig): Gefällt Ihnen Künstlerin?

Graf Kanitz (begeistert): Colossal! Ein so starkes Talent! Wenn wieder mal bei Hofe lebende Bilder aus der Mythologie gestellt werden, wird sie als Kilo auftreten —

Freiherr von Schlotenrauch: Sie meinen als Kliv —

Graf Kanitz: Sollte ja Witz sein! Verstehen Sie denn nicht?

Freiherr von Schlotenrauch: Dieser despectirliche Ton, Herr Graf —

Vierte Scene.

Excellenz Dreller: Aeh — aeh! (nimmt die Hände aus den Hosentaschen, für sich) Verflucht fatal! Kerle noch schon da! (laut) Komme ganz zufällig herum — habe mir eben l'homme masqué nebenan angesehen — Kluger Kunde! Das heißt, was Gedächtnißkraft betrifft, darin ist ihm der Herr Reichskanzler doch weit über. Indivi

dumm war nämlich nicht im Stande, letzte Rede des Herrn Reichskanzlers auswendig zu lernen — greift ihn zu sehr an, kann dann keine Abendvorstellung geben. Aber doch enormer Kopp!

Freiherr von Schlotenrauch: Excellenz prüften ihn?

Excellenz Dreller: Prüfte ihn. Bestand großartig. Ließ mir von ihm alle preußischen Minister der letzten zwei Jahre hersagen — und es ging wie am Schnürchen. Hat vielleicht ein oder anderthalb Dutzend ausgelassen . . . aber darauf kommt's wahrhaftig nicht an, und wer kann das auch in der Eile controlliren? Hem. Schöne Ausstellung hier. Gute Bilder. Wäre was für Koscielski.

Ein Kunstfreund (im Vorübergehen zu seinem Begleiter): Und die Technik — wie sehr veraltet!

Nickert (eifrig): Muß schon bitten! Die Künstlerin zählt 24 Jahre, lassen Sie sich vorne den Taufschein zeigen — wie dürfen Sie da etwas an ihr veraltet nennen! . . . Ergebenster Diener, Excellenz! (für sich) Es stimmt also!

Excellenz Dreller (herablassend): 'n Tag, lieber Nickert! Und weil Sie gerade hier sind, können sie mir gleich 'mal die Seltenheiten der Ausstellung zeigen!

Nickert (sehr verlegen): Seltenheiten? (zum Aufseher) Haben Sie welche?

Aufseher: Die einzige Seltenheit hier sind die Besucher!

Fünfte Scene.

(Man hört jemand die Treppe hinauf kommen. Die Unterhaltung verstummt, alle Anwesenden blicken gespannt nach dem Eingange. Pause. Draußen ertönt eine zornige Stimme: „Doch noch bezahlen! Dann geh' ich doch lieber in't Panoptikum! Attjeh Sie!" Die Schritte entfernen sich wieder.)

Excellenz Dreller (zerstreut): Wo blieben wir nur gleich stehen?

Graf Kanitz: Wir besprachen die einzelnen Bilder. Nicht wahr, Herr Baron?

Freiherr von Schlotenrauch: Natürlich. Die einzelnen Bilder, die Neider, die Concurrenz. Und wie bemerkten Excellenz doch gleich sehr richtig dabei?

Excellenz Dreller: Ich glaube, ich — Vilma Parlaghi hat keine Concurrenz — höchstens den ecnen ollen Italiener — ganz richtig — ich kam auf Raffael zu sprechen.

Nickert: Raffael — war das nicht der, der selbst ohne Hände der größte Maler aller Zeiten geworden wäre?

Excellenz Dreller: Na, bitte, bitte — da müßte man doch immer erst abwarten, was aus Frau Vilma ohne Hände geworden wäre? (Sieht nach der Uhr.) Wenn man sich so angenehm unterhält, merkt man gar nicht, wie rasch die Zeit vergeht — es ist elf Uhr, meine Herren! Elf Uhr, Herr Graf!

Graf Kanitz (rührt sich nicht): Ja, ja — und man wird älter, mit jeder Minute.

Excellenz Dreller: Ich müßte mich sehr täuschen — aber war nicht für heut Vormittag um elf Uhr eine Sitzung der Freien Wirthschaftlichen Vereinigung angesetzt?

Graf Kanitz: Ei, das ist wahr — hab' ich ganz vergessen. Nun, was thut's — meine Forellen bleiben mir doch!

Excellenz Dreller: Und Sie, Herr Baron — wird man den geistvollen Redner in der Umsturz-Commission heute nicht sehr vermissen?

Freiherr von Schlotenrauch: Das wohl — indessen künstlerische Genüsse an Ihrer Seite sind mir werthvoller, Excellenz!

Excellenz Dreller (wie mit sich selber sprechend): Gerade jetzt wird Ahlwardt seine fulminante Rede gegen Rothschild beginnen — „wo ist Nickert?" fragt ängstlich und erwartungsvoll das erregte Haus.

Nickert: Zehn Narren können mehr fragen, als ein Weiser zu beantworten vermag. Aber Excellenz selber . . . Sie wissen, wie liebevoll und zärtlich all Ihre Beamten an Ihnen hängen — wird man sich im Ministerium nicht sehr um Sie ängstigen?

Freiherr von Schlotenrauch (zum Grafen Kanitz): Es wäre wirklich schade, wenn Ihr Antrag abgelehnt werden sollte, weil Sie der Berathung fern bleiben. Lassen Sie sich doch nicht stören, liebster Graf — so ungern wir Ihre Gesellschaft entbehren.

Graf Kanitz: Ich fürchte immer, man nimmt die Herausforderung zum Duell in § 111a. auf — na, Wagner würde dann lachen! Und das ganze Kathedervieh! Ich weiß nicht, ob Sie recht thun, sich und Ihre Grundsätze unseretwillen aufzuopfern . . . ich für mein Theil würde es verstehen und gern entschuldigen, wenn Sie doch lieber in die Commission gingen!

Excellenz Dreller: Und den Talmud werden sie heut 'mal wieder in gemeinster Weise angreifen, den lieben, alten, guten Talmud.

Träger: Ja, nicht wahr, 's ist schändlich, was die Antisemiten für 'ne Reclame für das Ding machen! Wenn sie meinen Gedichten nur halb so viel Aufmerksamkeit schenken wollten, dann hätte doch wenigstens ein deutscher Poet 'was von der Geschichte!

Excellenz Dreller (bei Seite): Verwünscht! Das sitzt fester als Ahlwardt, Pech und Schwefel!

Sechste Scene.

Die Künstlerin: O, meine Herren, wie ich Ihnen danke! Doch ich wußte ja, es giebt kunstverständige Menschen in Berlin — (die Corona springt wie electrisirt auf).

Träger: Ja, und es ist reizend, daß Sie ihnen durch Veranstaltung dieser Ausstellung so viele freie Stunden zu Promenaden in frischer Luft verschaffen!

Die Künstlerin: Gestatten Sie wenigstens, daß ich Ihnen im Namen der hochheiligen Kunst tausend Dank sage für Ihr Erscheinen — meine Photographie mit eigenhändiger Unterschrift haben Sie wohl bereits am Eingang erstanden. —

Excellenz Dreller: Madame kennen mich anscheinend nicht . . . mein Name ist —

Freiherr von Schlotenrauch: Schlotenrauch —

Nickert: Aus Putzig bei Danzig —

Graf Kanitz: Und was meinen Antrag anbelangt —

Excellenz Dreller: von Dreller ist mein Name, Minister des —

Die Künstlerin (mit holdem Lächeln): Weiß schon, weiß schon! Des Aeußersten. —

Excellenz Dreller: Pardon — des Inneren!

Die Künstlerin: So — ich hörte immer, wenn Sie 'mal Minister würden, dann müßte es schon zum Aeußersten gekommen sein.

Nickert (macht sich Notizen): Hihi — er wackelt! Er wackelt! Wo die Bemerkung herrührt, weiß man — arme Excellenz! (Er bürstet seinen Frack).

Excellenz Dreller (erschüttert): Und Sie glauben in der That, Madame, ich sei die längste Zeit im Cabinet gewesen, ich müßte so ohne Weiteres gehen? —

Die Künstlerin: Ja — weshalb haben Sie sich beim Engagement nicht vierzehntägige Kündigung ausgemacht? Das thut doch Jeder, wer ein Cabinet —

Freiherr von Schlotenrauch (hingerissen): Ihre politische Einsicht, Madame . . . . Ich werde diese Stunde nie vergessen. Sie sind eingeweiht, das merkt man sofort!

Graf Kanitz (mit bedeutsamem Lächeln): Bei Madame's Verbindungen! Wunder!

Nickert: Und wenn der Tanz nachher abermals losgeht — glauben Sie, daß wir von der nicht allzu linken Seite Aussichten haben? —

Die Künstlerin: Ich glaube kaum, daß in diesem Jahre neue Statisten gebraucht werden.

Graf Kanitz: Sehr gut, sehr gut! Neue Statisten!

Nickert: Sie sprechen natürlich von den jetzigen, nicht von den kommenden Männern. Sie sprechen von —

Die Künstlerin (etwas verlegen): Das führt zu weit. So genau kenne ich die Verhältnisse an unserer Hofoper nicht.

Excellenz Dreller: Welch' ein diplomatisches Genie! Hofoper! Aber ich weiß, worauf Sie anspielen! (Er flüstert ihr einige Worte in's Ohr. Die Künstlerin erröthet. Allgemeines Schweigen.)

Siebente Scene.

Der Aufseher: Madame, es hat eben Jemand ein Billet gekauft. Jetzt ist das erste Dutzend voll. Sollen wir einen Tusch blasen lassen?

Die Künstlerin: O — ich komme selbst! Komme schon selbst! Er muß mir sofort sitzen! (Ab.)

Excellenz Dreller (nachdenklich): Was meint sie wohl wieder damit?

Graf Kanitz: Enorm unterrichtet! Dachte aber doch nicht, daß sie so verschwiegen sein würde! Wenn sie bloß sagen wollte, wer nach Hammerstein kommt —

Freiherr von Schlotenrauch: Und ob mein Zweikampf imponirt hat —

Nickert: Jammerschade, daß ich schon verheirathet bin!

Timon d. J.

Offene Briefe und Antworten.

Bismarck als Redner.

Sehr geehrter Herr!

Die Nr. 46 der „Gegenwart" enthält in dem interessanten Artikel „Bismarck als Privatmann, nach H. von Poschingers Ansprachen-Sammlung" einen Passus, der mir der Berichtigung zu bedürfen scheint. Es wird da nämlich nach Poschinger erzählt, Bismarck habe bei Gelegenheit der glänzenden Ovation, die ihm nach Bekanntwerden der ersten Siegesnachrichten aus Böhmen am Abend des 29. Juni dargebracht wurde, inmitten seiner Rede ein Hoch auf den König ausgebracht, und als unmittelbar darauf ein Blitz, von einem gewaltigen Donner begleitet, herniedergefahren sei, mit machtvoll tönender Stimme hinzugefügt: „Der Himmel schießt Salut!"

Ich studirte in dem Jahr 1866 in Berlin, betheiligte mich mit verschiedenen Commilitonen an jener Ovation und hatte mit einem derselben, der jetzt als Professor an der Kieler Universität wirkt, gerade dem Fenster gegenüber, aus welchem Bismarck zu uns sprach, Posto gefaßt, so daß uns von seiner Rede kein Wort entging. Die Wiedergabe derselben bei Poschinger ist in Bezug auf Inhalt und Gedankenfolge etwas mangelhaft und der Ruf: „Der Himmel schießt Salut!" an eine ganz unrechte Stelle gekommen. Nach Poschinger (Ansprachen-Sammlung, S. 7) sagt Bismarck: „Lassen Sie uns den König, den Schöpfer dieses Kriegsheeres loben — der Himmel gebe seinen Segen dazu." So ungeschickt und zusammenhangslos hat sich Bismarck nicht ausgedrückt: er hat weder aufgefordert, den König zu loben, noch den Wunsch ausgesprochen, daß der Himmel zu diesem Loben seinen Segen geben möge. Dieser ganze Satz schwebt in der Luft. Wenn sodann Poschinger in einer Anmerkung hinzufügt, daß in diesem Augenblick, wo Bismarck ein Hoch auf den König ausgebracht, „ein gewaltiger Donner über die Königsstadt gerollt sei, ein fahler Blitz die Scene erleuchtet habe — was nach der Zeitfolge natürlich in umgekehrter Weise stattfand — und Bismarck mit machtvoll tönender Stimme über die Menge gerufen habe: ‚Der Himmel schießt sein Salut!'" so entspricht auch diese Darstellung nicht dem Zusammenhang, in welchem Bismarck jenen Ausspruch gethan hat. In Wirklichkeit verhält es sich damit so. Bismarck hatte soeben die, bei Poschinger fehlenden, Worte gesprochen: „Wir sind seit Langem von verrätherischen Bündnissen umstrickt gewesen, aber ich hoffe, daß das gute Schwert Preußens das Netz, das man uns über den Kopf werfen will, zerhauen wird", — als plötzlich aus den scharf umränderten Gewitterwolken, die am Abend jenes schwülen Tages allmälig über dem Thiergarten emporgestiegen waren, ein blendender Blitz hernieder fuhr, dem ein kurzer, keineswegs „gewaltiger" Donner folgte. Kaum war letzterer verhallt, so fügte Bismarck, den unerwarteten Donnerschlag mit großer Geistesgegenwart benutzend, die laut zum Fenster hinausgerufenen Worte hinzu: „Sie hören's, meine Herren, der Himmel schießt sein Salut dazu!" So ist der Vorgang gewesen und so berichteten ihn in den Tagen darauf auch verschiedene Blätter.

Empfangen Sie, sehr geehrter Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Schwerin, im Januar 1895.

Gymnasialprofessor Dr. Herm. Krüger.

Notizen.

Neumann's Ortslexikon des Deutschen Reiches. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Ein vortreffliches geographisch-statistisches Nachschlagebuch für deutsche Landeskunde, dessen hier vorliegende 3. Auflage von Wilhelm Keil bearbeitet wurde. Aufgenommen sind an 7000 Wohnplätze in alphabetischer Folge, nämlich alle Orte von 700 Einwohnern: Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Einöden, Zinken, Bäder, Rittergüter, Güter, Vorwerke, Höfe, Kolonien, Bauernschaften ꝛc. mit Angabe der Garnisonen, Post-, Telegraphen- und Eisenbahnstationen, Geld- und Kredit-Institute, Gerichte, Behörden, Vereine, Kirchen, Bildungsanstalten, Merkwürdigkeiten. Ueberall ist Handel und Industrie berücksichtigt. Die angegebenen Einwohnerzahlen beruhen bei allen Städten und anderen Orten, die über 2000 Seelen haben, auf den endgiltigen Ergebnissen der letzten Volkszählung vom 1. December 1890; bei kleineren Orten konnte die Bevölkerungsziffer nicht berücksichtigt werden, weil für Preußen amtliche Publikationen hierüber nicht erschienen sind und Bayern nur ein Verzeichniß der Gemeinden mit ihren Einwohnerzahlen, nicht der einzelnen Wohnplätze, veröffentlicht hat. Noch schlimmer ist es bei den Angaben über die Gewerbe, wo auf die Zählung von 1882 zurückgegriffen wird, und die über die Landwirthschaft dem Jahre 1878 angehören. Die Statistik für die Beurtheilung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse liegt eben bei uns noch sehr im Argen. Die Karten und Städtepläne sind nur zu loben.

Handbuch der Gemäldekunde von Theodor von Frimmel. (Leipzig, J. J. Weber.) Eine lichtvolle Kritik und Erklärung der materiellen Beschaffenheit und der technischen Eigenschaften der Gemälde: Malgrund und Grundirung, die Farbenschichten und der Firniß, die Unterschiede der Tempera- und der Oeltechnik, und der durch sie bedingten Erscheinungen, die kennzeichnenden Malweisen einer Reihe hervorragender Meister, die Beschädigungen nebst Restaurirung und Uebermalung, sowie die mannigfachen Folgerungen, die sich aus dem jeweiligen Zustande eines Bildes ergeben, und die Wege, die zur kunstgeschichtlichen Bestimmung der Herkunft des einzelnen Werkes führen. Der treffliche Wiener Beethovenkenner zeigt sich hier als ein zuverlässiger und angenehmer Führer auch auf dem Gebiete der Malerei und Gemäldekunde.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Der ärztliche Hausfreund.

Gemeinverständliche Belehrungen für **Gesunde** und **Kranke**

herausgegeben von

Dr. med. A. Kühner, Physikus a. D.
Chefredakteur der „Gesundheit".

Vierteljährlich 6 Nummern.

Bezugspreis 60 Pfennige.

Bestgeleitetes Familienblatt, welches in keinem Haushalte fehlen sollte!
Zu beziehen durch

Grumpelt & Böhm, Leipzig.

Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.

Vor kurzem erschien:

Schopenhauer.

Ein Beitrag zur Psychologie der Metaphysik.

Von

Rudolf Lehmann.

8°. (200 S.) Preis 4 Mark.

Die Schopenhauer-Litteratur ist um ein interessantes und lehrreiches Buch reicher.
(Litt. Centralblatt 1895. I.)

Im Verlage von **Ferd. Enke** in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

Der Proceß Czynski.

Thatbestand desselben und Gutachten über Willensbeschränkung durch hypnot.-suggestiven Einfluß, abgegeben vor dem oberbayer. Schwurgericht zu München von Prof. Dr. **H. Grashey**, Prof. Dr. **Hirt**, Dr. Freiherrn **von Schrenck-Notzing** und Prof. Dr. **Preyer**. 8. geh. M. 1.50.

In diesem Proceß, der mit seinem hochromantischen Thatbestand so außerordentliches Aufsehen erregte, wurde die hypnotische Willensbeschränkung zum ersten Mal in Deutschland Gegenstand einer Gerichtsverhandlung. Die Broschüre enthält: Den vollständigen Thatbestand, Proceßverlauf **und die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit abgegebenen, daher sonst nirgends noch publicirten Gutachten oben genannter Fachgelehrter.**

Ethische Essays

von **Gustav Bölzmer.**

I. **Schädige Niemand ohne Noth!** 1 M. 80 Pf.
II. **Liebe und Ehrgefühl.** 60 Pf.
III. **Die glücklichsten Menschen.** 60 Pf.

Allgemein verständlich geschrieben und auf wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut, verfolgen die Essays den Zweck, die deutschen Sitten, deren augenblicklichen Verfall und ein einfaches, leicht ohne Ausnahmsgesetze durchführbares Mittel zur Gesundung klar und kurz darzustellen.

Jeder Essays bildet ein abgeschlossenes Ganze, deren Zahl sich auf 5 berechnet.

Verlag von Fr. Bassermann in München.

Die Uebertragung der Nervenkraft.

(Ansteckung durch Gesundheit.)

Nervenstärkung, natürliche **Verjüngung.**

Das Werk erscheint **nicht** im öffentlichen Buchhandel, — **nur** zu beziehen v. Verlag C. Buttenstedt in Rüdersdorf bei Berlin für 5,40 M. Nachnahme. Besteller wollen auf **dieses Inserat** Bezug nehmen.

Stimmen über das Werk und den Autor:

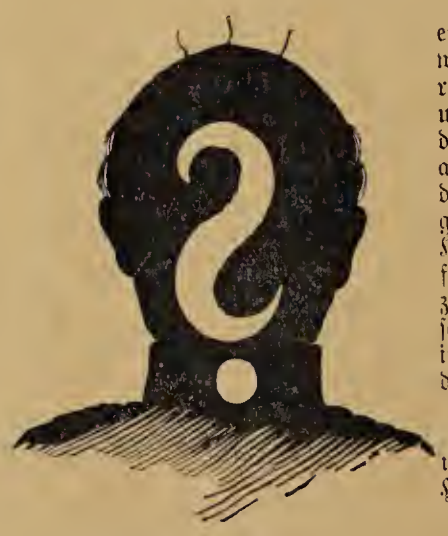
„Es ist **epochemachend!** Dr. med. Georg Berthenson, Physiologe u. Verfasser der „Grund-Principien der physiologischen Mechanik". — „Es ist **für Alle,** die **nicht Kinder ihrer Zeit sind!** wir **weisen** auf dies Werk! Dr. med. von Hartungen, Freies hyg. Blatt." — „**Frappant,** klar, neu, **reich an Gedanken.** Volksarzt." — „So etwas **Gescheidtes** liest man gern! Dr. med. et phil. C. Gerster, Chefredaktur der „Hygieia (Nachfolger des berühmten Dr. P. Niemeyer), Führer der medicinischen Reformer, Kurarzt und Leibarzt des Prinzen Albrecht zu Solms." — „Er ist der Vater einer **neuen Spannungs-Dynamik!** Dr. Carl Müller — Natur." — „Ich bin mit dem **Meisten,** was Sie vorbringen, einverstanden! Dr. med. List, Chefredakteur der „Heilquelle." — — „Bravo! Ihre Thesen befinden sich in **voller Uebereinstimmung** mit meinen, auf **15 jährige Praxis** gegründeten Anschauungen! Ich bin **nicht enttäuscht!** Ihre Theorie und Praxis hat **Vieles,** wenn nicht **Alles für sich!** sie ist **umfassend, allseitig,** naturalistisch. Ihr Resultat ist **natur**-philosophisch. Ihre **Spannungstheorie** ist mir **ganz plausibel!** — Was Ihre Praxis anlangt, so ist sie ja **geschichtlich** und **biblisch** beglaubigt. Ich **wende sie seit Jahren** an und sehe den **Erfolg;** es ist wahr! **die Gesundheit steckt an!** Ihre Theorie und Praxis ist **feiner naturalistisch,** als die der Schulmedicin! — Daß Sie den **Buchhandel ausschließen,** ist **auch recht!** Dr. med. Rieck, Kurarzt, Bad Schönberg, Holstein, Medicinischer Reformer, Mitarbeiter der „Hygieia." — Der **General-Arzt** Dr. von Stuckard spricht seinen **öffentlichen Dank** aus, für die Heilung seiner Leiden durch **Kraft-Uebertragung** von dem **jugendkräftigen** Herrn Willy Reichel, und empfiehlt die **allgemeine Einführung** dieser **Uebertragung** von **Nervenkraft** für Heilzwecke. „Pionier", Ztschr. für ꝛc. Hyg. u. Medicinal-Reform." — „Der Verfasser spricht große **Wahrheiten** aus! Ztschr. f. Erz.-Unterricht u. hyg. Aufklärung." — „Habe in Worms in **meinem Vortrage** Einiges aus Ihrem Buche vorgelesen, **das mit Begeisterung** aufgenommen ist! Hygieniker Welcker." — „Ein elektrischer Funke! das Buch **hat mich jauchzen gemacht!** Seite 12 des hyg. Werkes: **Jungbrunnen.**" — „Eine der **interessantesten** Schriften, die wir **je gelesen,** die **völlig neue** Gesichtspunkte für die Kranken-Behandlung aufstellt und gewiß in **mancher** Hinsicht **großen Nutzen** stiften wird. Uebrigens werden wir noch auf diese **sehr geistreiche** Schrift zurückkommen!" Der Hausarzt Nr. 9/94.

Im **Verlag der Gegenwart** in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Um so wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt."

(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden."

(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 7. Berlin, den 16. Februar 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Weckruf. Von Wilhelm Jensen. — Die wirthschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika. Von Karl Peters. — Der Sturz des Ministeriums Wekerle und die Lage in Ungarn. Von Fr. Guntram Schultheiß. (Schluß). — Zur Convertirung unserer Staatsanleihen. Von Midas. — Zur Mathematik des Schönen. Von Professor Conrad Hermann (Leipzig). — **Feuilleton.** Dichterschmerz. Von Matilda Serao. — **Aus der Hauptstadt.** Schmücke dein Heim. Von Caliban. — Kunstausstellungen: Polen und Holländer. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Ein Weckruf.*)

Von Wilhelm Jensen.

Etwas Unglaubhaftes bereitet sich im deutschen Land. Es scheint nur ein fratzenhaft-verzerrender Spuktraum sein zu können, und doch ist es Wirklichkeit. Wir träumen nicht toll, wir sehen und hören rasend den Wahnsinn handeln. Mit grinsenden Zähnen lachend, betreibt er ein Würfelspiel um die Zukunft unseres Volkes. Diesem ein Leichenhemd zu wirken, arbeitet er am Webstuhl.

Was mehr als ein Jahrtausend lang Rom vergeblich erstrebt — wofür es unzählbare Kriegsgreuel heraufbeschworen, Hunderttausende hingeschlachtet, das deutsche Land verheert, Geschlechter ausgerottet, Inquisitionsgerichte geschaffen und Scheiterhaufen entzündet — wonach es dennoch immer umsonst gerungen hat — das trachtet es am Schluß unseres Jahrhunderts, nicht zunächst durch äußere Gewalt, sondern im Verband mit der protestantischen Orthodoxie und feudalem Junkerthum durch ein Gesetz zu erreichen — sein unablässig gleiches Ziel: den deutschen Geist zu knechten.

Die Freiheit des Wortes soll erstickt, die Freiheit der Wissenschaft geknebelt werden. Das ist der ‚Umsturzvorlage' geheime Absicht und eigentlichster Inhalt. Aus Deutschland soll ein Spanien Philipp des Zweiten gemacht werden. Ein Alba ist erstanden, den wir nicht zu solcher Rolle fähig gehalten hätten.

Wie konnte es bei uns dahin kommen, daß dieser Plan zu einer Ausführungsmöglichkeit gelangte?

Laßt das Witzeln und Spotten darüber, die Ironie und Satire! Sie sind keine Waffen mehr im Kampf auf Tod und Leben. Man lacht nicht mehr, wenn die Flamme aus dem Dach schlägt; wer nicht stumpfsinnig zusieht, regt den Arm, die Feuersbrunst mit bewältigen zu helfen, eh' sie das Haus rettungslos überlodert und es in Asche zusammenstürzt. Es giebt nur noch eine wirkliche Waffe: das gerade Wort, unbemäntelt, Jedem laut ins Ohr gerufen, ihn aus träger Schlaffheit wachzurütteln. Der geistige Untergang droht dem deutschen Volk, droht auch Dir und Deinen Kindern, wenn Du stumm die Achsel zuckend dreinblickst!

Gieb dir zuerst Antwort, wie es dahin hat kommen können! Sie liegt einfach da.

Es geschieht, weil die plumpe Masse, die Unwissenheit, der ja das Geistesbedürfniß unbekannt ist, die Herrschaft im Deutschen Reich übt. Willenlos von Rom regiert, eine Herde von Pfaffen zur Urne getrieben, wählt sie der Todfeind und Verderber des deutschen Geistes sich zur Vertretung, das Centrum. Ihm verbanden sich Muckerthum und Junkerthum, weil beide ihre Selbstsuchtszwecke von jenem gefördert sehen. Hohnlachend schließen alle, die auf die Zertrümmerung des Deutschen Reiches sehen, sich ihnen an; sie wissen, daß sie ihre Zukunftsernte damit bereiten. So ist die Reichtagsmehrheit für Rom und seine Helfershelfer hergestellt.

Doch das Alles hätte nicht zu solcher entscheidenden Bedeutung auswachsen können, wenn nicht das Wesentlichste hinzugekommen. Wäre nicht der Boden bereitet, eine Saat in ihn gestreut worden, die tausendfältig aufgegangen.

Das Verdienst hat sich seit einem Vierteljahrhundert unsere „große Zeit" erworben.

Sie hat — gleichgiltig durch welche Werkzeuge, denn es ist geschehen — rastlos daran gearbeitet, im nachwachsenden Geschlecht die Selbständigkeit deutschen Geistes zu verkümmern und zu vernichten. Sie hat aus der Jugend das Höchste getilgt, Begeisterung für ideale Lebensgüter des Gedankens und Gemüths. Sie hat dem unabhängig Selbstdenkenden die Aussicht auf ein verdientes Fortkommen verschlossen und der willenlosen Fügsamkeit gleißenden Lohn vorgehalten. Sie hat den äußeren Schein und die innere Leere, die Heuchelei und die Gefühlsroheit, den knechtischen Sinn, das Streberthum und das Corpswesen als „Blüthe der Nation" großgezogen. Sie hat vom deutschen Herde den Geist geächtet und zum Lebensziel das Trachten nach einem genußreichen körperlichen Dasein gemacht.

Vor den Augen der Welt haben wir es „herrlich weit gebracht". Aber wahrlich, im Besten, was wir gehabt, sind wir seit dem Jahre 1870 unabsehbar weiter zurückgegangen.

Von dieser Saat droht Deutschland vor allem die Todesgefahr. Sie läßt an der Zukunftshoffnung verzagen.

Und im Reichstag ist die Gegenwart verloren. Enthält er überhaupt noch Vertreter des deutschen Geistes, oder nur Handelstreibende, im besten Falle von Parteiblindheit und politischem Größenwahn Besessene? Das M. d. R. auf der Visitenkarte ist eine traurige Empfehlung in Deutschland geworden. Der letzte, immer schwächer entartete Vernunfthalt, der Nationalliberalismus, hat in den jüngsten Tagen seinen Bankrott erklärt.

*) Jede deutschgesinnte Zeitung wird um Abdruck ersucht.

Unter allen, die officiell zur Leitung des Reiches berufen sind, suchen wir umsonst nach Einem, der den Mund zu rückhaltlosem Wort öffnet, von wirklicher Erkenntniß des Drohenden und einfachem, großem, nichts Anderes achtendem Trieb erfüllt, als unserem völligen Niedergange vorzubeugen.

Schadenfroh blickt das Ausland auf unsere innere Selbstentkräftung herüber, nach deren Fortschritt, mit jenem um die Wette, die Socialdemokratie lechzt. Sie weiß, daß die scheinbar gegen sie gerichtete „Umsturzvorlage" ihr am mächtigsten zur Förderung dient, im Begriff steht, ihren stärksten Widerhalt, die Geisteskraft in Deutschland zu zerdrücken. Wenn Pfaffen, Pietisten und Junkern diese zu vernichten gelingt, werden die Socialdemokraten mit der Heerkraft rasch fertig werden. Sie haben Augen, die einzigen, zu erkennen, was mit strotzenden Säften ihre Frucht zum Schwellen bringen muß.

Aber sind wir denn alle blind und taub? Alle Augendiener und Streber, gefügige Werkzeuge zur Betheiligung an der Wahnsinnsarbeit, die den „Umsturz" beschleunigt? Ist denn der Reichstag das deutsche Volk? Vertritt er den, wenn auch an Kopfzahl geringen geistigen Bestandtheil desselben, die wahre Bildung, die Wissenschaft, die Kunst?

Wir wissen, daß er in seiner gewaltigen Mehrheit einen Hohn auf sie darstellt. Aber wir wissen auch, daß außerhalb seiner Tagungsmauern noch Tausenden über Tausenden die freie Seele aufschreit, feig und wild das Blut bei der Vorstellung klopft, daß der deutsche Geist gebunden an seinen einzigen wirklichen Erb- und Todfeind, an Rom, Muckerthum und ihre Beihelfer — an Staatsanwalt und Gerichtsspruch ausgeliefert werden soll.

Aber sie alle sind Einzelne, Zerstreute. Ihre Stimmen verklingen wirkungslos, hier und dort, vereinigen sich nicht zum Brausen eines Sturmes.

Und doch — vor gerade drei Jahren thaten sie es. Als dasselbe Triumvirat denselben Versuch zur Zukunftsknechtung des deutschen Geistes unternahm. Da erhob sich aus diesem ein Sturmausbruch, vor dem die schleichende List erschrak, und das „Schulgesetz" fiel in nichts.

Wo sind die Rufer von damals?

Ist es denn möglich, daß drei Jahre sie alle mit dumpfer Gleichgiltigkeit und Stumpfsinn geschlagen? Wir haben keine Salier und Staufer mehr, keine Luther und Hutten — doch auch keinen Männermuth mehr?

Die Gefahr ist diesmal näher und ungeheurer! Mit Zunge und Feder reißt die Glocken zum Mahngeläut! Jeder Zaudernde, thatlos Schweigende ladet Mitschuld auf sich.

Ruft einen Sturm wach!

Wem Ihr zurufen sollt, weiß ich nicht. Bei der Reichsregierung wie beim Reichstag würde es nutzlos verhallen. Aber vereinigt Euch überall zu gemeinsamem Ruf vor dem Gehör des deutschen Volkes, die Ihr, welchen Glaubens immer, ‚Protestanten' seid! Legt Protest ein gegen die Vergewaltigung höchsten Besitzthums, deutscher Geistesfreiheit durch Rom, Orthodoxie und Junkerthum!

München, 3. Februar 1895.

Die wirthschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika.

Von Karl Peters.*)

Die Besitzergreifung von colonialen Landgebieten durch Verträge oder militärische Unternehmungen kann für einen Staat immer nur das Mittel für die wirthschaftliche Aneignung derselben bilden. Sie verliert jeden Zweck, wenn solche sich nicht daran schließt; ja, man kann geradezu aussprechen, daß Annection ohne wirthschaftliche Unternehmung einen unnützen Ballast eines Staatswesens darstellt und zu einer Schwächung seiner volkswirthschaftlichen Kraft führt. Sie ist, wie wenn Jemand sich den Magen mit Sand und Steinen vollpackt, welche er nicht verdauen kann. Auch bei dem deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet kommt demnach Alles darauf an, ob und wie weit Deutschland im Stande ist, seine wirthschaftlichen Kräfte zu entwickeln und sich nutzbar zu machen. Daraus allein kann die Frage nach der Bedeutung dieser Erwerbungen für unser Vaterland ihre Beantwortung finden. Diese Beantwortung ist im vorliegenden Falle um so wichtiger, als sie voraussichtlich darüber entscheiden wird, ob das Deutsche Reich auf der eingeschlagenen Bahn colonialer Erwerbungen fortfahren oder innehalten soll. Sie wird demnach für eine wichtige Wendung unserer gesammten zukünftigen Entwickelung maßgebend sein.

Man soll freilich nicht mehr von Deutsch-Ostafrika allgemein sprechen, da sich einheitliche Urtheile über diese großen vielgestaltigen Landcomplexe nicht geben lassen, sondern man muß seine Nachforschungen auf einzelne Gesichtspunkte und einzelne Landschaften richten. Man muß fragen, wo ist Ostafrika gesund, welche Landschaften haben gleichzeitig Feuchtigkeit genug für Ackerbau und Weidegras, und an welchen Punkten sind die Bodenarten für bestimmte Plantagenculturen vorhanden?

Deutsch-Ostafrika hat nach genauer Zusammenstellung ein Gesammtareal von rund 17 700 Quadratmeilen = 974 500 Quadratkilometer. Davon entfallen auf Wasserflächen (Antheil am Nyassa-Tanganyika und Victoriasee, Eiassi, Manyara, Rikwa 2c.) rund 1200 Quadratmeilen = 66 000 Quadratkilometer.

Es bleibt also eine Landfläche von rund 16 500 Quadratmeilen = 908 500 Quadratkilometer.

In diesem Gebiet wohnt nach meiner Berechnung eine Bevölkerung von rund 3 850 000 Menschen; es kommt demnach auf das Quadratkilometer eine Dichtigkeit von durchschnittlich 4 Kopf.

Von dieser Landfläche ist mehr als die Hälfte (53,83 %) das, was ich Cultivationsgebiet für Eingeborene nenne, nämlich 8900 Quadratmeilen = 490 000 Quadratkilometer; d. h. ein Areal, welches an Umfang nicht ganz dem Deutschen Reich gleichkommt. In diese Fläche sind auch Länder einbegriffen, welche man als Savannenland bezeichnet, wie Uha, Theile von Unyamwesi und Ukonongo, Usukuma, sofern nur Eingeborene darin, auf mehr oder weniger dichtem Raum, die Bedingungen für eine seßhafte Lebensweise finden, und andererseits das Klima dauernde Besiedelungen von Europäern verbietet. Es sind dies Länder, welche dauernd der schwarzen Rasse gehören, und unsere Aufgabe wird sich dort darauf beschränken, durch Schutz von Leben und Eigenthum, sowie Anleitung zu neuen Culturen und Arbeiten 2c. allmälig die Bevölkerungen emporzuheben und dadurch diese Gebiete handelspolitisch werthvoller zu machen.

Als Besiedelungsland betrachte ich solche Gebiete, welche durch ihre Höhenlage im Wesentlichen malariafrei sind und dabei genügend Feuchtigkeit für landwirthschaftliche Culturen aller Art haben. Es sind das durchweg Landstriche, die mehr als 1200 Meter über der See liegen und gleichzeitig Niederschlagverhältnisse besitzen, welche denen von Mitteleuropa

*) Reichscommissar Dr. Peters, der in der „Gegenwart" seine literarischen Sporen verdiente und zuerst vor ein größeres Publicum trat (1879—83), hat im Auftrage der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes eine beschreibende Darstellung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes besonders nach der Seite seiner wirthschaftlichen Verwendungsmöglichkeit ausgeführt. Wir entnehmen daraus die Hauptpunkte des resumirenden Schlußcapitels und verweisen unsere Leser, die sich eingehender unterrichten wollen, auf das in diesen Tagen bei R. Oldenbourg in München erscheinende umfangreiche, illustrirte Werk selbst: Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet, im amtlichen Auftrag von Dr. Karl Peters, das nicht nur für diejenigen Kreise, die ein praktisches Interesse an dieser Colonie nehmen, empfehlenswerth ist, sondern überhaupt für jeden Liebhaber einer lebendigen Schilderung fremder Länder und Völker.

wenigstens nicht nachstehen. Hiervon besitzen wir in Deutsch-Ostafrika ein Areal von 4000 Quadratmeilen oder 220 000 Quadratkilometern (24,50 %). Das bedeutet eine Ländermasse, welche nicht ganz $^2/_3$ des Königreichs Preußen ausmacht. Da aber in Ostafrika überall zwei Ernten im Jahr möglich sind, und Weidewirthschaft im Freien das ganze Jahr hindurch betrieben werden kann, so werden wir für die Werthschätzung im Auge zu behalten haben, daß bei sonst gleichen Verhältnissen der Boden das Doppelte von einem gleichen Areal in Mitteleuropa hervorzubringen im Stande ist.

Unter Plantagengebiet verstehe ich solches Land, wo Europäer nicht dauernd wohnen können, wohl aber tropische Plantagenwirthschaft möglich ist; und zwar unterscheide ich zwischen höher gelegenem Terrain, wo vornehmlich Kaffee, Thee, Cinchona ꝛc. wächst, und Tiefland, in dem Reis, Cocosnußpalmen, Baumwolle, Tabak und die meisten Gewürze besser gedeihen. Von ersterem (Handöi, Samanga ꝛc.) rechne ich 200 Quadratmeilen oder 11 000 Quadratkilometer, d. h. eine Fläche etwa so groß wie Niederbayern; von letzterem (Küstenstreifen, Marsch-Alluvien ꝛc.) 770 Quadratmeilen, oder 42 400 Quadratkilometer, d. h. eine Fläche, wie etwa die Schweiz. Natürlich werden als Plantagenland auch große Strecken des sogenannten Besiedelungsgebietes zu benutzen sein.

Die aufgezählten drei Gattungen von Terrain sind heute schon sämmtlich mehr oder weniger bewohnt. Hierzu kommt als vierte und letzte Klasse die im wesentlichen unbewohnte Steppe, welche zwar nicht völlig werthlos genannt werden kann, da sie Bäume, Faserstoffe, Wild und auch wohl Minerale birgt, aber bis auf Weiteres eine geeignete Grundlage colonialpolitischer Arbeit nicht bietet. Hiervon besitzt das Schutzgebiet 15,15 % seines Flächenumfanges; oder 2580 Quadratmeilen = 142 000 Quadratkilometer, d. h. ein Areal ziemlich so groß wie Bayern, Württemberg, Baden und Rheinprovinz. Abzuheben von diesem allgemeinen Steppengebiet sind noch die tiefer gelegenen Massai-Gebiete, wo Viehzucht durch Eingeborene immerhin betrieben werden kann, welche sich demnach dem Cultivationscharakter nähern. Von solchem Terrain besitzen wir (südlich und südöstlich des Kilima-Ndjaro) 480 Quadratmeilen oder 26 400 Quadratkilometer (wie die Rheinprovinz), so daß als völlig unbewohnbares Gebiet nur ein Flächenraum von 2100 Quadratmeilen oder 115 500 Quadratkilometer (wie etwa Süddeutschland) übrig bleibt.

Außer diesen vier Hauptkategorien ist noch ein kleines Gebiet, welches ebensowohl als Besiedelungsland, wie als Plantagengebiet eingetragen werden könnte. Es ist dies der Osten von Ukami, wo die Bedingungen ausgesprochenermaßen für beide Verwendungsarten zutreffen; ein Areal von 50 Quadratmeilen oder 2750 Quadratkilometer (wie Mecklenburg-Strelitz).

Wenn man diese Werthschätzungsclassen der 16 500 Quadratmeilen Landfläche unseres deutsch-ostafrikanischen Besitzes überblickt, so wird man zugeben, daß derselbe bei näherer Nachprüfung doch werthvoller erscheint, als selbst gute Kenner seiner Verhältnisse im Allgemeinen anzunehmen pflegten. Insbesondere fällt auf, daß die menschenleere Steppe längst nicht so vorwiegt, als wie dies häufig behauptet worden ist. Es ist nicht der Fall, was von sehr beachtenswerther Seite erklärt worden ist, daß die unbewohnte Savanne $^9/_{10}$ dieses Gebietes einnehme. Freilich muß man die Frage allgemein stellen nach Landschaften und nicht nach cultivirtem oder uncultivirtem Terrain in der einzelnen Landschaft. Wenn man das brachliegende und in Cultur genommene Land unseres Schutzgebietes mit einander vergleichen wollte, würde man allerdings zu einem noch außerordentlich viel größeren Mißverhältniß als 9:1 gelangen. Dies ist bei dem heutigen Stand unserer Kenntniß aber überhaupt nicht zu berechnen. Daß Cultivationsgebiet und Savannen-Land häufig, ja meistens in einander übergehen, braucht dem Leser kaum noch ausdrücklich bemerkt zu werden. Der Charakter sowohl der Unyamwesi-Länder, wie der sämmtlichen Küstengebiete wird recht eigentlich durch dieses Verhältniß bestimmt. Daß aber auch hier überall die Cultivation in einer für uns ganz unberechenbaren Weise ausgedehnt werden kann, steht fest; und mit dieser Thatsache möchte ich die von mir gewählte Bezeichnung für solche Länder begründen.

Nun liegt es auf der Hand, daß der Werth des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes durch die Bestimmungen, welche in diesen Unterscheidungen liegen, nur zum Theil gekennzeichnet ist. Der zweite mindestens ebenso wichtige Factor für die Werthschätzung eines Landgebietes wie Bodenbeschaffenheit, Bewässerung und Klima ist sein Verhältniß zum Weltverkehr oder seine räumliche Lage. Es könnte sein, daß auf dem Mars tadelloses Ackerland gelegen ist, und trotzdem ist dessen Werth für uns gleich Null, weil wir nicht dazu gelangen können. Der Werth eines Landes auch auf der Erde nimmt im Verhältniß seiner Entfernung von den großen Brennpunkten des wirthschaftlichen Verkehrs überall und nach allen Richtungen in ganz bestimmten Verhältnissen ab. In dieser nationalökonomischen Thatsache liegt die große Kehrseite für die Preisfestsetzung von Ländereien in so unerschlossenen Gebieten, wie Deutsch-Ostafrika. Da finden wir denn, daß das besiedelungsfähige Gebiet durchweg, das Plantagenland wenigstens zum größeren Theil mehr oder weniger weit auch von der Küste des Indischen Oceans entfernt liegt, ganz abgesehen von der Entfernung des gesammten Colonialgebietes von Deutschland, welche wir auf rund drei Wochen Reisezeit veranschlagen dürfen.

Daß da, wo schiffbare Flüsse fehlen, nur der Bau von Eisenbahnen im Stande ist, den mittelafrikanischen Block endgiltig aufzuschließen, ist eine oft ausgesprochene Thatsache. Stanley erklärte vor einigen Jahren, daß ohne die Congobahn der ganze Congostaat keine Kiste Tabak werth sei. Dies ist in Bezug auf seine finanzielle Ausbeutungsfähigkeit, welche vornehmlich auf den Mittel- oder Oberlauf angewiesen ist, ohne Frage richtig; und genau so verhält es sich mit dem größeren Theil Deutsch-Ostafrikas. Wir befinden uns insofern freilich in einer erheblich günstigeren Lage, als wir einen langen Küstenstreifen mit schönen Häfen besitzen, dessen unmittelbare Ausnutzung nicht an den Bau von Bahnen gebunden ist.

Für einen afrikanischen Eisenbahnbau nun werden sich Regeln im Allgemeinen kaum aufstellen lassen. Das wird sich überall nach den besonderen Verhältnissen richten. Aber das darf als Gesetz doch ausgesprochen werden, daß diese intensivste Erschließung des Erdtheiles in die Gegenden sich zu wenden hat, in denen für den Europäer etwas zu holen ist. Wir wollen unser Plantagenland und unsere Besiedelungsgebiete verwerthbar machen, und von deren Lage hat demnach die Richtung der Eisenbahnlinien abzuhängen. Dies ist so selbstverständlich, daß es geradezu trivial erscheinen könnte. Und doch, finde ich, ist dieser Gesichtspunkt bei den Erörterungen über die ostafrikanische Eisenbahnfrage nirgends so in den Vordergrund gestellt worden, wie er es verdient. Sodann wird man principiell als Grundsatz hinstellen können, daß gegenüber einem Verkehrssystem, welches im Wesentlichen noch nicht über die des Transportes auf Menschenköpfen hinausgewachsen ist, es nicht darauf ankommen kann, sofort die letzten und entwickeltsten Erfolge europäischer Eisenbahntechnik einzuführen, sondern daß die schnellste und billigste Herstellung durchaus auch die praktischste ist. In dieser Beziehung schließe ich mich durchaus dem Geheimrath Bormann an, welcher für Ostafrika das System der 60 centimeterspurigen Feldbahn, wie es, mit directer Anlehnung an das Gelände, durch die Eisenbahntruppe, z. B. von Uelzen aus in die Lüneburger Heide hineingelegt worden ist, zur Anwendung gebracht wissen will.

Im Norden deckt die Tanga-Korogwe-Bahn, welche in erster Linie Karl von der Heydt und Lucas, durch Dr. Bau-

mann's und Hauptmann Weiß' Anregung veranlaßt, in Deutschland betrieben und zur Ausführung gebracht haben, mit sich daranschließendem Wegebau auf die Höhen von Handeï und Usambara hinauf zunächst das vorhandene Bedürfniß. Für die Mitte bietet ein Bahnbau von Dar-es-Salam nach Ukami und von dort weiter nach Farhani ohne Frage weit günstigere Rentabilitätsaussichten; einerseits, weil Ukami und Usagara erheblich fruchtbarer und viel dichter bevölkert sind als Handeï Usambara; besonders aber, weil diese Linie ohne weiteres den einzigen nennenswerthen, in Ostafrika bestehenden Verkehr auffangen würde.

Ich bin kein Anhänger theoretischer Eisenbahnlinien, welche mit dem Lineal über die Landkarte gezogen werden, so, wie weiland Kaiser Nikolaus sein Eisenbahnsystem schuf. Solche Bahnen, welche immer auf ein einzelnes Gebiet angewiesen sind, finden in Deutsch-Ostafrika nirgends eine genügende wirthschaftliche Unterlage und dienen andererseits dem Zwecke der Erschließung des Schutzgebietes auch nur halb. Wenn irgendwo, so ist hier eine Entwickelung von Fall zu Fall in engster Anlehnung an das unmittelbar gegebene Bedürfniß die einzig richtige Politik: und hierzu ist nichts so fördernd, als wie die unmittelbarste Verbindung von Land- und Eisenbahngesellschaft, wie sie in allen neuen Ländern die Pionierarbeit gethan hat. Die Landgesellschaft hat Eisenbahnen nöthig, um ihr Land mit Erfolg bebauen zu können, und die Eisenbahn hat bebautes Land nöthig, um Frachten zu bekommen. Beide sind völlig auf einander angewiesen, und am natürlichsten ist es, daß ein und dieselbe Gesellschaft beide Aufgaben in die Hand nimmt. Der Staat aber ist an der Bildung solcher Unternehmungen unmittelbar interessirt, weil nur durch sie die Colonien zu dem werden können, wozu sie im Volkshaushalt bestimmt sind.

Freilich, auch wenn der Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika sich den localen Verhältnissen und Bedürfnissen noch so sehr anschließt, wird er seinen volkswirthschaftlichen Zweck selbstverständlich auch dort nur in Verbindung mit dem Bau von Fahrwegen und Straßen erfüllen können. In Europa hält es ein Kind für selbstverständlich, daß ein jedes einzelne Gehöft, ja, jedes Haus seinen Fahrweg zur Chaussee besitzt, welche wiederum zur Eisenbahn führt; bei afrikanischen Verhältnissen muß eine so triviale Nothwendigkeit noch ausgesprochen werden. Wie können Plantagen rentabel werden, wo solche natürlichste Voraussetzung unseres europäischen Verkehrs fehlt? Es wäre sehr leicht, aber es hieße Eulen nach Athen tragen, dies hier noch im Einzelnen darthun zu wollen.

Für die Ausführung ist auch hier der einfachste Weg zunächst der beste. Es ist gar nicht nöthig, Chausseen und Kunststraßen zu bauen, sondern der primitivste Fahrweg, auf welchem sich ein zwei- oder vierräderiges Gefährt bewegen kann, genügt vorerst allen Ansprüchen. Und ein solcher ist doch in den meisten afrikanischen Terrains nicht schwer herzustellen. Die Grassteppe bedarf streckenweise überhaupt kaum einer Bearbeitung, die Busch- und Baumsteppe aber ist bei Aufgebot der eingeborenen Bevölkerung mit nicht allzu großen Unkosten zu eröffnen. Auch hier braucht ja nicht gleich bis zu den Seen geplant zu werden; sondern man setze, bis zur Fertigstellung der Bahnen, zunächst einmal Handeï*) und Ukami in Fahrverbindung mit Tanga und Dar-es-Salam. Den Anschluß an die Hauptstraße mögen die einzelnen Anpflanzungen sich selbst anlegen. Nur da, wo es die Berggelände hinauf geht, bedarf es einer technisch kunstvollen Anlage. Aber die Unkosten einer Zickzackstraße berganwärts können nicht in Rechnung kommen, wo sie dem oberen Landgebiet allererst ihren Werth verleihen. Sie stellen gewissermaßen die Kaufsumme dar, mit welcher solche Ländereien erworben werden, da der „Kaufpreis" an den betreffenden Häuptling doch keinen eigentlichen Geldeswerth darstellt.

*) Mit dem Bau eines Weges von Handeï zur Eisenbahnstraße ist durch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft begonnen.

Eine Hauptsache, um möglichst schnell die Verkehrsfrage aus ihrer gegenwärtigen Lage herauszubringen, ist für weitere Entfernungen jedenfalls, daß wir die natürlichen Hülfsmittel, welche das Schutzgebiet selbst uns gewährt, uns nach Möglichkeit zu Nutze machen. Ich meine die Flüsse. Zwar besitzen wir, wie wir gesehen haben, in Ostafrika keinen Amazonenstrom, keinen Mississippi und keine Donau; aber etwas Aehnliches wie den Rhein z. B. haben wir doch: im Rufiyi-Ulanga, und der Pangani, Wami und Rovuma bieten wenigstens die Möglichkeit eines Schiffsverkehrs auf längere Strecken. Es ist ja nicht gleich nöthig, daß der Oceanverkehr sich auf ein Flußgebiet erstreckt, um denselben für den Binnenverkehr zu verwerthen. Nur muß man da, wo die Schifffahrt auf Strecken durch Schnellen, Katarakte oder Versandungen unterbrochen ist, mit Wege- oder, wenn es sich lohnt, Eisenbahnbau nachhelfen. Auf diese Weise wird der Pangani von Buiko bis zur Einmündung des Ronga für den Verkehr mit dem Kilima-Ndjaro-Gebiet verwendet werden können. Der Wami wird, mit Umgehung einzelner Schnellen, zu einer Hochstraße bis an die Abfälle von Usagara gemacht werden können. Der Rufiyi-Ulanga aber wird uns die Plantagengebiete an seinem Unterlauf unmittelbar, an seinem Mittellauf mit Umgehung der Strecke von den Pangani- bis zu den Shuguli-Fällen (etwa 95 Kilometer Luftlinie) mittelbar selbst erschließen, und uns bis an den Fuß des großen südlichen Besiedelungsplateaus den Zugang eröffnen können. Der Rowuma schließlich kann von seiner Mündung bis zu den Petersfällen hin ohne Unterbrechung und darüber hinaus von Neuem auf eine weitere Strecke bis über die Einmündung des Lujende hinaus befahren werden. Auch er wird seinen Theil zur Erschließung Ostafrikas beizutragen vermögen. Alle diese natürlichen Vergünstigungen wird eine praktische Verwaltung sich zu Nutze machen können, und damit wird sie dann weite Striche anpflanzungsfähigen Bodens der deutschen Unternehmung direct zugänglich machen.

Aber diese Lösungen der Wegefrage, so unmittelbar sie in Angriff genommen werden können, sind doch in ihrer Durchführung mehr oder weniger Zukunftsmusik, deren Vortheile immer erst nach einigen Jahren genossen werden. Daneben kann die Verwaltung Maßregeln ergreifen, welche auf der Grundlage der gegenwärtigen Beförderungsmittel selbst dem Verkehr unmittelbare Vortheile eröffnen. Wenn auch einstweilen noch Träger-Karawanen auf elenden Fußpfaden den ostafrikanischen Transport besorgen müssen, so kann doch Vieles geschehen, um die ungeheuerlichsten Mißstände dieses Systems aus der Welt zu schaffen. Bevor in Deutschland im Dampf eine unermüdliche Zugkraft für unsere Wagen gewonnen war, suchte man die Nachtheile, welche der Schnelligkeit des Verkehrs aus der Ermüdung der Lastthiere entstanden, im Postbetrieb durch häufigen Wechsel zu beseitigen. Man schuf die Relaispost. Etwas ganz Aehnliches läßt sich in Ostafrika auch schon heute einrichten. Es sind durch Verträge mit den Häuptlingen für die in Frage kommenden kleineren Strecken, welche nie größer sind als drei bis vier Tagemärsche, Trägerkräfte gegen entsprechende Entschädigung zu sichern, welche die Lasten bis zur nächsten Etappenstation befördern und dort wiederum Lasten zum Rücktransport an die Küste in Empfang nehmen. Diese Art der Beförderung ist zunächst und vor allem schneller, als die gegenwärtige, weil sie überall mit frischen Kräften arbeitet und die bei jedem Expeditionsbetrieb erforderlichen Rasttage ersparen kann. Auch erspart sie bei jeder Etappenstation einen Tag, weil die gegen Mittag eintreffenden Lasten einfach übernommen werden können, um in einem Nachmittagsmarsch bis zur nächsten Etappe geschafft zu werden.

Ich schlage vor, gewissermaßen eine Steuer auf die Arbeitskraft unserer afrikanischen Schutzbefohlenen, welche zur Zeit ihr einziger reeller, unter allen Umständen vorhandener Besitz ist, zu legen. Eine Besteuerung von Hab und Gut,

in welcher Form sie auch erhoben werden mag, wird diesen Leuten einstweilen doch immer als eine Art von Raub, verübt vom Stärkeren am Schwächeren, wie er ja in Afrika gang und gäbe ist, angesehen werden. Die Arbeitsleistung, wenn sie richtig angewendet wird, hat den Vortheil, daß ihnen unmittelbar der Zusammenhang zwischen Einzelbeitrag und Gesammtvortheil zur Anschauung gebracht wird. Wenn die Dörfer im Schutzgebiet gezwungen werden, für gute Wege zum Nachbardorf Sorge zu tragen, so werden sie zwar zuerst auch nur den Zwang solchen Ansinnens unangenehm empfinden. Aber es wird ihnen doch alsbald aufdämmern, daß, wenn der Weiße mit solcher Forderung einen unbequemen Eingriff in ihre Behaglichkeit vornahm, letzten Endes sie selbst den größten Vortheil aus der Erfüllung seines Gebotes hatten. Durch solchen staatlichen Zwang, welcher zunächst völlig auf den Straßenbau sich richten könnte, später aber alle anderen Arten der Verbesserung des Landes zu umfassen hat, wie Aufforstung, Drainirung, Regulirung von Flüssen ꝛc. wird die Verkehrsfrage sehr schnell in eine praktische Entwickelung kommen, und andererseits die Gewöhnung des Negers an geregelte Arbeit sich vollziehen.

Damit werden wir dann erst die Voraussetzung für die Unternehmungen geschaffen haben, auf welche es eigentlich bei der ganzen Colonialgründung ankam. Wenn Ostafrika für uns Werth gewinnen soll, so müssen wir es, kurz gesagt, bepflanzen und bebauen, soweit es mit nützlichen Artikeln bepflanzt und bebaut werden kann. Die Umwandlung des Landes aus Steppen und Brachland in Felder und Anpflanzungen ist die Aufgabe, welche uns obliegt. Dies kann durch Anlegung von Plantagen und durch Besiedelung geschehen.

Ueber den Plantagenbau braucht hier nicht gesprochen zu werden. Der Stand der Arbeiten, wie er heute vorliegt, hat gezeigt, daß das Schutzgebiet guten Caffee und gute Baumwolle, sowie Vanille hervorzubringen vermag, und daß in den Küstenstrichen Cocusnuß-Cultur im Großen möglich ist. Es ist ferner keine Frage, daß am mittleren Ulanga ein großartiges Reisgebiet gelegen ist. Daß ein anderes Plantagenproduct wie z. B. Tabak oder Caeao im Schutzgebiet überhaupt nicht gut gedeiht, ist nirgends bewiesen. Für Plantagenunternehmungen ist also ein weites Feld gegeben, und dieselben sind ja auch zunächst in Handeï und hinter Bagamoyo mit Energie in Angriff genommen worden. Hier wird sich die Entwickelung ganz von selbst vollziehen; eine gelungene Anlage wird eine ganze Reihe anderer nach sich ziehen, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo außer in Handeï auch zunächst in Ukami, im Samanga- und Makonde-Plateau deutsche Plantagen entstehen werden.

Eine Besiedelungsgesellschaft unter staatlicher Beaufsichtigung zu bilden, ist also die Aufgabe. Eine derartige Gründung wird, wie die Verhältnisse liegen, nur durch sehr weitgehende Landconcessionen zu ermöglichen sein. Wenn man erwägt, welche Capitalaufwendungen einer solchen Gesellschaft zugemuthet werden müssen, damit sie sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigt, und wie prekär ihre Gewinnsaussichten zunächst erscheinen, wird man geneigt sein, bei der Bemessung dieser Landüberweisungen nach großen Gesichtspunkten zu verfahren. Die Verwaltung gewinnt ja bei einer Besiedelung des Gebietes sofort durch Erhöhung der Zolleinkünfte, und könnte die Zahlung für derartige Landconcessionen von dem Zeitpunkt einer näher zu bestimmenden Dividendenzahlung an in Raten erfolgen lassen, wofern die Besiedelungsgesellschaft durch ihre Capitalkraft und die Zusammensetzung ihrer Leitung die Gewähr des Gelingens bietet. Oder aber, es empfiehlt sich, das amerikanische Schachbrett-System, daß man nämlich Land der Gesellschaft und das der Regierung verbleibende Land schachbrettartig vertheilt und dann der Gesellschaft, durch deren Arbeit das Regierungsland erst Werth gewinnt, ihre Hälfte ganz umsonst giebt. Erst eine Besetzung mit Colonisten wird auch den unanfechtbaren militärischen Besitz des Schutzgebietes verbürgen. Wo Colonisten, wenn auch nur in geringer Anzahl, wohnen, da bedarf es keiner Schutztruppe, da der deutsche Ansiedler sich ebensogut wie der angelsächsische in Amerika und Australien, und wie der Boer im Transvaal mit seinem eigenen Arm seiner Haut zu wehren vermag. Die von ihm eingenommenen Gebiete werden dann auch die eigentlichen Hochburgen der deutschen Herrschaft in Mittelafrika sein.

Oasenartig werden ja diese Weißen immer im weiten Schutzgebiet bleiben. Denn die große Masse desselben wird als Cultivationsgebiet dauernd der schwarzen Rasse angehören. Aber auch in diese Hauptmasse unseres Gebietes, welche europäischer Besiedelung verschlossen ist, können wir neues wirthschaftliches Leben tragen. Wir haben gesehen, wie die Entwickelung dieser Landschaften überall entweder unter dem Fluch der Sclavenjagden oder aber der einzelnen Stammesfehden darniederlag, wie besonders vom Norden her die Massais, vom Süden die Sulustämme Mord und Vernichtung über die Länder verhängten. Dies zunächst beseitigt die deutsche Herrschaft da, wo sie durchdringt, von selbst, und damit fällt eine Hauptheminung für die friedliche Productionsarbeit und das Anwachsen der Bevölkerungen fort. Wo das schwarz-weiß-rothe Banner weht und herrscht, da ist es das Symbol, daß jede ehrliche Arbeit Schutz und Sicherheit findet, und daß derjenige, welcher sich durch solche Arbeit Eigenthum verdient, dasselbe auch für sich zu genießen in der Lage ist. Damit erst ist die eigentliche Voraussetzung für die Entfaltung des Erwerbssinnes gegeben, und hiermit dem Unternehmungsgeist der schwarzen Welt der Weg gebahnt.

Einen unmittelbaren Ansporn gewinnt diese Neigung, sich Besitz zu schaffen dadurch, daß durch immer häufigere friedliche Berührung mit seinen deutschen Nachbarn der Neger die Bedürfnisse Europas anschaulich kennen lernt. Dies entfacht den Drang in ihm, sich ebenfalls für seinen Bedarf so viel wie möglich zu verschaffen. Wie sehr dies der Fall ist, beweist nicht nur der nordamerikanische Neger, auch an der Küste Deutsch-Ostafrikas, bei den Herrschern am Kilima-Ndjaro und von Uganda, bei den Nachbarn der großen Handelsmärkte in Tabora und Udjidji nehmen wir dieselbe Thatsache wahr. Ueberall zeigt sich das Verlangen nach europäischen Industricerzeugnissen, und überall wird dieses Verlangen auch zum Motiv, durch Arbeit sich die Mittel zu verdienen, um solche sich zu kaufen. Die Errichtung von Handelsfactoreien, welche den Eingeborenen solche Sachen unmittelbar vor die Augen bringt, ist ohne Frage das geeignetste Mittel, die „verfluchte Bedürfnißlosigkeit“ dieser Rasse zu überwinden und sie an europäische Artikel zu gewöhnen; das zu schaffen, was das Klima der sonnigen Tropenwelt diesen Leuten versagt, und was doch zu allen Zeiten der Geschichte die beste Lehrmeisterin der Völker gewesen ist, die Noth. Denn ein unbefriedigtes Bedürfniß schafft Noth, und diese zwingt zur Thätigkeit. Das Schaffen von Bedürfnissen ist also unsere Aufgabe, welches nur durch das Bekanntmachen mit den anschaulichen Genüssen der Civilisation zu erreichen ist. Erst, wenn dieser Drang mit genügendem Nachdruck erweckt ist, werden wir die Eingeborenen mit Erfolg belehren, wie sie ihn am besten befriedigen. Erst dann werden sie uns nämlich mit Interesse zuhören, wenn wir ihnen praktisch die große volkswirthschaftliche Lehre plausibel machen, daß jemand national-ökonomische Werthe schaffen muß, wenn er solche verbrauchen will; und daß man etwas für den Handel zu liefern hat, wenn man anderes aus ihm gewinnen will. Dann werden sie sich bemühen, ihrerseits Kaufartikel als Gegenwerthe für die Güter Europas zu schaffen, und geneigt sein, von uns zu lernen, was wir dafür haben wollen. Sie werden sich dann entschließen, Getreide, Früchte, Baumwolle u. s. w. nicht bloß für ihren eigenen Bedarf zu bauen, worauf es heute im Wesentlichen noch immer hinausläuft; sondern sie werden bewußt für die Ausfuhr arbeiten, um sich

Geld zu verdienen. In diesem Stadium vermag die Verwaltung dann von Neuem segensvoll einzugreifen, indem sie Sämereien austheilt und die Eingeborenen in der Behandlung einzelner Producte unterweist, um solche verwendbar für den Welthandel zu machen. Dann wird die Sonne des europäischen Wirthschaftssystems auch am Himmel des dunklen Welttheiles aufgehen, und damit die Vorarbeit für die Hereinbeziehung auch dieses Gebietes in die Weltcultur gethan sein. Für den deutschen Handel und die deutsche Industrie aber sind damit neue kaufkräftige Ausfuhr- und Umsatzgebiete gewonnen.

Die Weltgeschichte hat wiederholt gezeigt, was eine solche Aufschließung von Handelsgebieten für die Völker bedeutet, nirgends großartiger als in Indien. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr gestaltet sich dieses Land unter europäischer Anleitung zum Markt für europäische Güter; und in der Entwickelung Indiens erkenne ich das Ideal, dem wir in der Entwickelung der Cultivationsländer unseres Schutzgebietes zuzustreben haben. Denn Indien ist für Großbritannien ein Cultivationsgebiet im großen Stil. Freilich, erreichen werden die Neger Deutsch-Ostafrikas dieses Vorbild niemals, denn dafür ist der Unterschied in der Befähigung der schwarzen Rasse und der indogermanischen Welt zu groß. Aber wir haben das unsrige gethan, wenn wir die Schwarzen Ostafrikas diesem Vorbild so nahe wie möglich gebracht haben werden.

Der Sturz des Ministeriums Wekerle und die Lage in Ungarn.

Von Fr. Guntram Schultheiß.

(Schluß.)

Wenn der Hof erwartete, daß das ungarische Ministerium gegen ein derartiges Treiben energisch auftreten und der magyarischen Nation die Pflicht der Treue und der Achtung gegen das Herrscherhaus in's Gedächtniß rufen werde, so war er in vollem Recht; aber er wartete umsonst. Es ist unleugbare Thatsache, daß der Ministerpräsident selbst mit dem Prätendenten, denn als solcher gebärdete sich Kossuth und als solcher wurde er gefeiert, persönliche Beziehungen unterhalten hat, die weit über die gesellschaftlich unabweisbaren Berührungen hinausgingen, daß er stundenlange Unterredungen mit ihm gepflogen hat. Das Wiener „Vaterland" versicherte in seiner Nr. vom 1. Januar 1895, „der Ministerpräsident Sr. Majestät mußte so weit gehen, die Debrecziner Reise Franz Kossuths (zu Mitte November) in einer anderthalbstündigen Unterredung mit Kossuth und Gabriel Karolyi zu billigen, ja dem Ersteren Rathschläge zu geben, wie man in Debreczin die „Wiener" recht an die Wand schrauben könne, was ihnen auch so prächtig ausgefallen ist." Es ist bekannt, daß das Telegramm über den denkwürdigen Vorfall auf dem Bankett nur von einem Spottlied sprach, das die Zigeuner gespielt hätten. Der Pesther Lloyd redete von einem Lied, das früher, in der absolutistischen Zeit, politische Bedeutung gehabt. Die Lesarten über den Vorfall gehen, wie bei jedem historischen Ereigniß, das ohne Protocollführer stattfindet, etwas auseinander. Der Kern ist aber nach aller Wahrscheinlichkeit so festzustellen, daß ein Pastor den üblichen Trinkspruch auf den König ausbrachte, den die Anwesenden sitzend anhörten; als aber die Zigeuner nach dessen Schluß statt eines Tusches das Lied „Hei der Hundsfott von Deutschen" spielten, sprang alles auf und klatschte minutenlang Beifall. Die Beschönigungsversuche liefen darauf hinaus, daß die Zigeuner nicht gewußt hätten, wem der Tusch gelte — oder daß eine längere Pause nach dem Ende des Trinkspruches eingetreten sei. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse wenigstens die erste Strophe des Liedes in Uebersetzung vorzuführen.

Warte, Deutscher, es soll dich reuen,
Daß den Magyaren du willst bedräuen!
Einen Dudelsack giebt mir dein Fell,
Drauf zu blasen mein Liedlein hell:
Hei, der Hundsfott von Deutschen,
Daß der Krebs ihm doch fresse
Lunge und Leber im Bauch
Und dann fresse die Rippen auch!

Daß das Lied bei den Zigeunern bestellt worden war, haben diese ausgesagt; daß es ein Inventarstück des Kossuthcultus bildet, ist anzunehmen. In einer südungarischen Ortschaft hatte sich am letzten Namenstage Ludwig Kossuths ein ganz ähnlicher Vorfall ereignet; bei dem Bankett zu Ehren des „Vaters der Nation" erhob ein Theilnehmer in einer Anwandlung dynastischen Gefühls sein Glas auf den König; ein junger Bauer aber machte dazu die Bemerkung: „An diesem heiligen Tage ist Kossuths Feier, den lassen wir leben", zog einen Guldenzettel, warf ihn dem Zigeunerprimas hin und hieß ihn die gedachte Hymne anstimmen! Das Budapesther Strafgericht hat den Patrioten wegen dieser Majestätsbeleidigung zu acht Tagen Gefängniß verurtheilt! Uebrigens ist das Lied auch sonst sehr beliebt, so ließen es sich die Kgl. ungarischen Schulinspectoren der Comitate Bistritz und Dees am 14. August 1894 in einem Gasthaus in der sächsisch-deutschen Stadt Bistritz in Anwesenheit sächsischer Jünglinge aufspielen, die nur durch ihre Entfernung zu demonstriren sich erlaubten. Insofern hatte also der ungarische Justiz-Minister Szilaghi Recht, wenn er auf die Interpellation über das Vorkommniß erklärte, er sei weit davon entfernt, dem Zwischenfall eine besondere, außerordentliche Bedeutung beizulegen! Weniger philosophische Leute glaubten, daß Kossuth jetzt ausgewiesen werde, da er noch gar nicht ungarischer Staatsbürger war. Aber er bekam bloß Nasenbluten, das ihn verhinderte seine Agitationsreise fortzusetzen, auch erfolgten behördliche Vernehmungen, aber sonst wurde ihm bisher kein Haar gekrümmt. Vielmehr wurde er in beschleunigtem Verfahren in den ungarischen Staatsverband aufgenommen und konnte zu Anfang December schon wieder dem Bankett beiwohnen, das zur Feier seines Namenstages im großen Redoutensaal der ungarischen Haupt- und Residenzstadt veranstaltet wurde. Er gab dabei der Hoffnung Ausdruck, daß die Zeit kommen werde, wo von der gegenüberliegenden Königsburg aus die früher oder später magyarisirte Familie des Königs die Entwicklung und den Reichthum der Hauptstadt Budapesth beobachten werde! Er selbst verzichtet demnach freiwillig auf eine Beförderung, wie sie dem Matthias Corvinus durch die Wahl der Nation geworden ist; er hat auch sonst mehrfach erklärt, nichts dagegen zu haben, wenn der König des völlig unabhängig zu machenden Ungarns zugleich über andere Länder herrscht!

Angesichts derartiger Erscheinungen mußte der Hof sich doch die Frage vorlegen, ob er dem Ministerium, das diesem Treiben der Unabhängigkeitspartei und ihres Führers mit verschränkten Armen zusah, das durch sein Gewährenlassen die Auffassung nährte, der Ausgleich von 1867 sei nur eine Abschlagszahlung und in der ungehinderten nationalen Entwickelung müsse einmal doch die völlige „Unabhängigkeit von Wien" eintreten, noch länger die Zügel der Herrschaft überlassen könne, ohne sich selbst zu depossediren. Zum Mindesten mußte der Wunsch sich lebhafter färben, ein Ministerium in Ungarn zu bilden, das der Bundesgenossenschaft mit Anhängern der Unabhängigkeitspartei sich entledigend deren Umsturzbestrebungen entschiedenen Widerstand bieten könnte. So reifte der Entschluß, das Ministerium Wekerle durch Entziehung des Vertrauens zu stürzen und zwar nach ertheilter Sanction der kirchenpolitischen Gesetze, und nicht auf parlamentarischem Wege — wofür der Ministerpräsident im Abgeordnetenhause stolz erklärte sorgen zu wollen! Gegenüber dem Eingreifen der Krone regten sich düstere Befürchtungen

der bisher allmächtigen Regierungspartei, daß die Herrschaft ihren Händen entschlüpfen könnte. Der Kampf um die kirchenpolitischen Neuerungen hatte die Bildung einer ultramontanen Partei gereift, und die nichtmagyarischen Nationalitäten noch tiefer erregt: besonders die rumänische Bewegung, die durch den scandalösen Memorandumsproceß die Sympathieen des Auslandes erlangt hatte und bereits die internationalen Beziehungen berührte, nahm eine für die bisherige innere Politik unheimliche Gestalt an in der Rumänenversammlung zu Hermannstadt (27. November). Die bisher getrennt und vereinzelt der Magyarisirung widerstrebenden Nationalitäten verriethen die Neigung, sich enger aneinander zu schließen, in den Kreisen der Siebenbürger Sachsen, die bisher theils durch berechtigtes Mißtrauen, theils durch die politische Geschicklichkeit der Magyaren von den Rumänen ferngehalten worden waren, wurde die Idee einer politischen Bundesgenossenschaft mit den Rumänen lebhaft und gründlich erörtert. In Budapesth fand am 20. October ein Verbrüderungsfest der rumänischen, serbischen und slowakischen Studenten statt, auf dem Rumänencongreß demonstrirten Mädchen und Frauen für die Interessengemeinschaft der Rumänen und Slowaken. Die Bewegung erhält dadurch einen unangreifbaren gesetzlichen Boden, als sie nicht mehr fordert als die Ausführung eines Staatsgrundgesetzes, das nur bisher von den Machthabern mißachtet und durchbrochen worden ist. Der geplante Nationalitätencongreß wurde zwar rundweg verboten, aber weder dieses Verbot noch die Bedrohung rumänischer Versammlungen mit Strafen, noch die Aufhebung des Briefgeheimnisses, noch endlich die Vermehrung der Staatspolizei verspricht den gewünschten Erfolg. Dazu kam nun noch die Organisirung der katholischen Volkspartei, die in ihr Programm nicht nur die Beseitigung der kirchenpolitischen Neuerungen, sondern auch eine gerechte Behandlung der nichtmagyarischen Nationalitäten, die Erweiterung des Wahlrechts und die Verhinderung der Wahlmißbräuche aufgenommen hat. Sie gewinnt dadurch nicht nur die Anwartschaft auf Unterstützung durch eine etwaige selbstständige Nationalitätenpartei, sondern auch die Aussicht, gerade den bedeutenden Bruchtheil der Nichtmagyaren, der bisher völlig unter dem Einfluß der liberalen Partei stehend den Magyaren dienstbar war und für die Nationalitätenpartei wenigstens vorläufig nicht zu haben sein wird — nämlich die katholischen Deutschen, die Schwaben — an sich zu ziehen! Schon auf dem ersten Katholikentag in Stuhlweißenburg am 18. November vergangenen Jahres wurde auf einer der beiden gleichzeitigen Versammlungen auch deutsch verhandelt.

So entstand nun innerhalb der liberalen Regierungspartei große Beängstigung vor einem Systemwechsel der Art, daß die bisherige liberale Parteiherrschaft gebrochen und ersetzt würde durch eine Regierung, die sich auf die Ultramontanen und die nichtmagyarischen Nationalitäten stützen müßte. Zu Anfang December wollte die Wiener Neue freie Presse von einem hochstehenden Staatsmann erfahren haben, man sei an einflußreichen Stellen der Ansicht, daß in Ungarn eine conservative Richtung eingeschlagen werden müsse und in Verbindung damit eine größere Annäherung an die österreichischen Erblande zu suchen sei, aber nicht etwa an die freisinnigen Elemente in Oesterreich, wie sie durch die deutschliberale Partei vertreten werden, sondern an die österreichischen Conservativen und ihr Gefolge; dazu bedürfe es einer weitergehenden Berücksichtigung der Nationalitäten und ihrer Forderungen. Gegenüber solchen Befürchtungen erklärte darauf Wekerle im ungarischen Abgeordnetenhause, daß kein ernst zu nehmender Factor daran denke, ein anderes System begründen zu wollen, eine Erklärung, die natürlich Niemanden binden kann, die auch wohl nur darauf berechnet war, von dem Gedanken abzuschrecken. Die bisherige Majorität im ungarischen Abgeordnetenhause, eine Schöpfung des scrupellosen Koloman Tisza, weiß selbst zu gut, auf welche Weise sie zusammengetrieben wird; ein Product der Bestechung, der behördlichen Gewalt und der politischen Corruption nannte sie jüngst das Siebenbürgisch-deutsche Tageblatt; wie schon im Sommer ein magyarisches Blatt mit cynischer Offenheit das Streben nach Freiheit der Wahlen als eine zwar ideale, aber nicht nationale Politik bezeichnet hat, die jetzige Wahlpraxis, obwohl ethisch verwerflich, sei ein nothwendiges Uebel, ein Hinderniß der Wahl von Vertretern der nichtmagyarischen Nationalitäten, bei ideal correcten Wahlen müßte ein Dritttheil der Abgeordneten Nichtmagyaren sein. Allbekannte Thatsache ist es, daß diese die Mehrheit der Bevölkerung bilden, dafür ist aber, worauf das Kaisermemorandum der Rumänen hinwies, der Wahlcensus in Siebenbürgen fast neun Mal so groß, wie im magyarischen Tiefland. Die Aufgabe eines Umsturzes des ungarischen Parteiverhältnisses hat die junge katholische Volkspartei übernommen, und sie hat alle Aussichten, ihrem Vorbild, dem Centrum im Deutschen Reich, auch den Erfolg der Ausbreitung nachzumachen. Nur affectirte Geringschätzung oder staunenswerthe Verblendung konnte von der sich bildenden Partei als von einigen ultramontanen Magnaten sprechen, hinter denen Niemand stehe, als ihre Büchsenspanner. Bei der ersten Nachwahl, an der sie Theil nahm, in Leutschau in der Zips, das bisher stets der Regierungspartei gehörte, hat sie mit beträchtlicher Mehrheit gesiegt, in einem national und confessionell gemischten Bezirk. Dem Vernehmen nach besteht die Absicht, bei den nächsten allgemeinen Wahlen wenigstens 200 ultramontane Candidaten aufzustellen, also entsprechend dem Antheil der Katholiken an der Gesammtbevölkerung in nicht ganz der Hälfte aller Wahlbezirke; unter den Katholiken sind rund 60 % magyarisch (d. i. mehr als die Hälfte aller Magyaren), je 20 % deutsch und slowakisch. Die Kosten des eventuellen Erfolgs aber wird die bisherige liberale Regierungspartei bezahlen. Die innere Unwahrheit des bisherigen Systems in Ungarn sprach sich aus in der Denunciation einer österreichisch-liberalen Zeitung, Graf Ferdinand Zichy sei „kaum an die Bildung seiner katholischen Volkspartei geschritten, als er schon die Nationalitäten, die grimmigsten Feinde des Ausgleichs, zur Bundesgenossenschaft anrief, und seine Hand denselben Rumänen hinstreckte, die in ihrem Memorandum an den Kaiser mit der Forderung der Wiederherstellung Siebenbürgens einen Angriff auf die territoriale Integrität des ungarischen Staates, die erste Voraussetzung des Ausgleichs, unternommen hatten." So viel Worte, so viel Unterschiebungen. Um von hinten zu beginnen: Die Führer der Rumänen fordern eine Revision der Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn, weil das rumänische Volk, die Hauptmasse, dabei gar nicht in der Lage war, sich zu äußern, und als Politiker befolgen sie die den Magyaren abgelernte Praxis, mehr zu fordern, um wenigstens etwas zu erhalten, nämlich gerechte Behandlung: so wurde dem Schreiber dieser Zeilen von einflußreichen Rumänen an Ort und Stelle versichert. Dann hat Graf Zichy nicht den Rumänen Vorschläge gemacht, sondern nur als Princip der neuen Partei die Achtung vor den nichtmagyarischen Landessprachen in Schule und Kirche aufgestellt. Und vor Allem sind die Nationalitäten in Ungarn nicht die Feinde des Zusammenhangs mit Oesterreich, der vielmehr in den magyarischen Wahlbezirken angefeindet wird. Denn die bisherige Regierungsmehrheit wird gerade in den gemischten Bezirken gewählt.

Inwieweit nun aber der Monarch mit dem Gedanken eines Systemwechsels sich befreundet hatte, als er den Entschluß faßte, sich Wekerles zu entledigen, wer könnte darüber urtheilen? Mit der liberalen Parteiherrschaft, die die Autorität der Krone immer mehr geschwächt hatte, konnte er nicht zufrieden sein; gut bezeugt ist seine Aeußerung gegenüber einem der bei den jüngsten Audienzen empfangenen Parlamentarier: „Sie können nicht glauben, wieviel ich in diesen zwei Jahren gelitten habe!" Beachtenswerth sind auch die Sympathie

kundgebungen der Gemahlin des Erzherzogs Karl Ludwig, des vorläufigen Anwärters auf die Nachfolge, und des Erzherzogs Josef, des Obercommandanten der ungarischen Landwehr, den die Magyaren bisher für sich reclamirten, zu Gunsten der katholischen Bewegung. Als persönlicher Vertrauensmann aber des Monarchen, als bestimmt zum Ministerpräsidenten trat in den Tagen der Krisis der Graf Khuen-Hedervary hervor, wie schon im Sommer bei der ersten Entlassung Wekerles. Der Abkömmling eines Tiroler Geschlechts, halb zum Magyaren, halb zum Kroaten geworden, hat er als Banus von Kroatien die ungebärdige Opposition in Agram zu bändigen verstanden, und man traut ihm auch die Befähigung zu, dem ungarischen Parlamentarismus gegenüber die verlorene Autorität des monarchischen Princips zurückzuerobern. Die gutgeschriebene deutsche „Agramer Zeitung" glaubte zu Anfang dieses Jahres auch sein Recept voraussagen zu können. Vorerst werde er trachten, mit der Regierungspartei, wie sie jetzt besteht, bis zu den nächsten allgemeinen Wahlen „fortzuwursteln", also nach Taaffe'schem Vorgang. Denn eine vorzeitige Auflösung des Reichstags unter dem Eindruck des außerparlamentarischen Sturzes Wekerles würde zu viel Aufregung verursachen, und das könnte das Wahlergebniß ungünstig beeinflussen. Scheine ihm dann die Zeit gekommen, um sich von der Regierungspartei unabhängig zu machen, so werde er trachten, sich eine Mehrheit zu verschaffen, wie er sie brauche. Und dazu würden ihm die nichtmagyarischen Nationalitäten das erforderliche Material von Abgeordneten stellen. Wenn der Graf, was gar keine Schwierigkeiten biete, vierzig bis fünfzig Rumänen, je ein Dutzend Slovaken und Serben, und eine entsprechende Anzahl von Deutschen in den Reichstag wählen lasse, so hätte er im Vereine mit den 40 Kroaten eine Garde, mit der sich immerhin etwas anfangen lasse.

So weit sind nun aber die Dinge noch nicht gediehen. Die Ministerpräsidentenschaft des Grafen Khuen scheiterte zum zweiten Male an der Weigerung der liberalen Majorität sich ihm zur Verfügung zu stellen, als er verlangte, daß sie es ihn überlassen solle, eine Verschmelzung mit den andern auf der Basis des Ausgleiches von 1867 stehenden Gruppen zu bewerkstelligen, um eine ausgiebige Majorität zu bilden; auch eine andere Forderung, die einer gerechten Behandlung der Nationalitäten, scheint Mißtrauen erregt zu haben. Die liberale Regierungspartei, unter dem Befehl des alten Tisza und Wekerles, war entschlossen die alleinige Gewalt festzuhalten, der Monarch mußte ihr abermals nachgeben, weil zunächst die Bewilligung des Budgets nöthig ist, und mußte das neue Ministerium Banffy wieder aus der liberalen Partei nehmen.

Nur die oberflächlichste Beurtheilung könnte glauben, daß damit das Ringen zwischen dem monarchischen Princip und der Parlamentsherrschaft entschieden wäre. Die Mattsetzung des Grafen Khuen ist ein taktischer Erfolg, aber zugleich ein neuer Angriff auf die Krone, der früher oder später heimgezahlt werden muß, so sicher, als der Wiederberufung des Ministeriums Weckerle im Sommer sein gewaltsamer Sturz am Ende des Jahres gefolgt ist. Denn gerade dadurch hat die Krone eine Kraftprobe bestanden, die nach der Erfahrung des Sommers vielfach überrascht hat. Damals hat sich alles hinter den Coulissen abgespielt; jetzt liegen die Intriguen der Führer der liberalen Partei eben so klar zu Tage, wie die Schwäche ihrer Partei. Denn mit Recht wird gegen Wekerle der Vorwurf erhoben, illoyaler Weise die Vertrauensfrage vor Erledigung des Budgets gestellt haben, so daß der Herrscher sich genöthigt sah, den Candidaten Wekerle's und Tisza's für das Ministerpräsidium zu acceptiren. Nach der Erledigung des Budgets aber hat die Krone wieder freie Hand. Andererseits ist die Regierungsmehrheit der liberalen Partei so sehr zusammengeschmolzen, daß schon der Austritt der 13 siebenbürgisch-sächsischen Abgeordneten, der von einem Theil ihrer Wähler stürmisch gefordert wird, sie zur Minderheit machen würde. Denn der Ministerpräsident Banffy hat sich in seiner früheren Stellung als Obergespan eines sächsischen Comitates den üblen Ruf eines rücksichtslosen Vertreters der Magyarisirung zugezogen. Ein serbisches Blatt in Neusatz fordert auch den Austritt der 10 Mitglieder serbischer Nationalität aus der bisherigen Regierungsmehrheit; deren Stärke wird von clericaler Seite auf 212 Stimmen gegenüber 199 oppositionellen berechnet. Der Ministerpräsident hofft freilich, wie es den Anschein hat, die früher aus der Partei geschiedenen Mitglieder, sowie die Nationalpartei des Grafen Apponyi zum Anschluß zu bewegen oder die Ermächtigung zur Auflösung des Hauses zu erhalten. Im letzteren Fall müßte eine großartige Beeinflussung der Wahlen die Regierungspartei verstärken, im ersteren Fall müßten die Verschiedenheiten des Programms überwunden werden, die ebenso wie die persönlichen Spannungen der Parteiführer bisher die Verschmelzung gehindert haben. Die Erstarkung der katholischen Partei und die wachsende Erregung der nichtmagyarischen Nationalitäten aber stehen als die drohendste Gefahr für die Zukunft der bisherigen Regierungsmehrheit im Hintergrund der Aussicht auf Neuwahlen, und die Entscheidung über die Dauer des Ministeriums Banffy liegt, ganz abgesehen von parlamentarischen Ueberraschungen, in den Händen des Monarchen. Von Anfang an galt es als ein Uebergangsgebilde; es wird unter dem Schutz eines Gottesfriedens das Budget bewilligt erhalten. Was dann?

Die Lage der liberalen Partei in Ungarn hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der der deutschliberalen Partei in Oesterreich beim Aufsteigen der Aera Taaffe's; es handelt sich hier wie dort um eine Ueberschätzung der eigenen Kraft, um eine Unterschätzung der persönlichen Wünsche des Monarchen, die mit der Rücksicht auf die europäische Lage und die Machtstellung des Reiches sich deckten, dort die Besetzung Bosniens im Auftrag des Berliner Congresses, hier ganz unleugbar der Gedanke an den unliebsamen Eindruck der fieberhaften Magyarisirung im Ausland, zunächst in Rumänien und Serbien, vielleicht auch in der öffentlichen Meinung im Deutschen Reich. Dazu kommt die unverkennbare Thatsache, daß in Ungarn beim magyarischen Stamm das dynastische Gefühl und der Zusammenhang mit Oesterreich von der Unabhängigkeitspartei systematisch unterwühlt, von der Nationalpartei nur mit dem Vorbehalt der Lockerung der Armeeeinheit anerkannt, von der liberalen Partei in eigennütziger Berechnung um den Preis der Parteiherrschaft vertheidigt wird, unter dem verflossenen Ministerium ohne Energie, ja in verdachterregender Zweideutigkeit, unter Huldigungen vor der nationalen Selbstbestimmung. Dem ausländischen Beobachter mußte die Lage in Ungarn schon seit Jahren als eine unhaltbare erscheinen; es wäre nicht zu verwundern, wenn sie in letzter Zeit auch dem Hofe in bedenklichem Licht erscheint. Trügen nicht alle Anzeichen, so raunt man sich heute die historische Losung zu, die Sachen in Hungaria müßten auf anderem Fuße eingerichtet werden. Der Sturz des Ministeriums Wekerle wird demnach aller Wahrscheinlichkeit nach eine historische Wendung angebahnt haben, aber durchaus nicht einen Sturmlauf gegen den wahren Liberalismus oder gar das Magyarenthum, sondern nur die Zurückführung der inneren Politik Ungarns auf das Maaß der gegebenen Verhältnisse. Und damit könnte man im Deutschen Reich nur zufrieden sein.

Zur Convertirung unserer Staatsanleihen.

Die Coursentwickelung aller deutschen $3^1/_2\%$ und 3% Staats- und Communalpapiere, desgleichen der $3^1/_2\%$ Hypothekenbankpfandbriefe ist soweit gediehen, daß es nur noch fraglich sein kann, ob der $3^1/_2$ procentige oder ganz demnächst

schon der 3 procentige Zinsfuß der „normale“ für jene Art von Geldanlagen sein wird. Daß ein Zinsfuß von 4% als antiquirt und von der Entwickelung überholt zu betrachten ist, bedarf keines Beweises mehr. Ob das so bleibt, ob nicht durch heute nicht vorherzusehende Ereignisse eine Aenderung wieder eintritt, welche den Zinsfuß hebt, bleibe hier unerörtert. Jedenfalls stehen wir heute der Möglichkeit einer starken Entlastung des Staatsbudgets durch Umwandlung der 4% Consols in $3^1/_2$ oder 3 procentige gegenüber. Die Erwägung aller Folgen, die sich aus einer Herabsetzung des Zinsfußes ergeben, wird nicht hindern, daß diese Herabsetzung doch und bei unveränderten Geldverhältnissen relativ bald erfolgt. Es drängt sich dabei die Frage auf: Wie kann der Staat die Besitzer der weit verbreiteten 4% Consols noch im Genuß der jetzigen Zinsen lassen, wie kann er den Zinsrückgang für sich ausnutzen, ohne die Consols in niedrigprocentige umzuwandeln?

Die Antwort lautet: Der Staat soll sich an dem System der Amortisationshypotheken ein Beispiel nehmen. Nicht nur der Grundbesitz, auch der Staat ist zu stark verschuldet. Ersterer hilft sich theilweise, indem er außer den Zinsen noch einen Betrag zur Schuldentilgung zahlt; manche Banken geben andernfalls kein Hypothekengeld. Der Staat mache es ähnlich, indem er erklärt, der Zinsfuß der 4% Consols sei auf $3^1/_2$ oder $3^1/_4$ herabgesetzt; wer es aber vorziehe 4% weiter zu erhalten, habe davon $3^1/_2$ bezw. $3^1/_4$ oder 3 als Zinsen und 1 bezw. $^3/_4$ oder $^1/_2$% sammt den jährlich auf diese Beträge entfallenden oder sich berechnenden Zinsen als Amortisation zu betrachten, und es höre dann auf diese Staatspapiere nach Ablauf von ? Jahren, gemäß einer aufzudruckenden Tabelle, Zins- wie Capitalzahlung auf.

Der Staat verwandle also die ewige in eine zeitlich begrenzte Rente und er entledige sich ohne Budgetbelastung durch Anrechnung eines Theils der Zinsen auf das Capital seiner 4% Consols in absehbare Zeit. Wer das nicht will, der verkaufe seine Consols; wer die 4% Zinsen braucht, hat sie durch Annahme der neuen „Zeitrente“ auf ein Menschenleben hinaus; wer sie nicht braucht, verzehrt eben nur einen Theil der Zinsen und sichert durch Wiederveranlagung der Amortisationsquote sein Capital.

Ob der Staat jährlich 20—40 Millionen durch Zinsherabsetzung spart, ist einerlei für den Bürger; ganz anders und ungleich wichtiger ist es, wenn der Staat durch Belassung der Zinsen zugleich eine Schuldentilgung im größten Umfang ohne Neubelastung einführt, die ja in irgend einer Weise doch eingerichtet werden muß.

Der Staat schaffe also eine neue Categorie der Werthpapiere und erkläre: Der Zinsfuß der 4% Consols ist vom 1. Januar 1896 ab auf 3% herabgesetzt. Es werden jedoch 50 Jahre lang 4% weiter bezahlt, wovon 3% als Zinsen und 1% als Amortisation gelten. Eine auf jedes Stück aufzudruckende Tabelle wird angeben, wie sich von Jahr zu Jahr das Capital bezw. die Capitalforderung reducirt, und nach 50 Jahren wird dann jede Forderung auf Capital wie Zinsen verschwunden sein. Wer nicht einwilligt, erhält 100% in Baar für seine 4% Consols; wer aber einwilligt, kann 50 Jahre lang, d. h. auf ein Menschenalter hinaus, die 4% nach Belieben verzehren, oder gemäß Tabelle 3% als Zinsen ansehen und aus dem vierten Procent plus daraus zu ziehenden Zinsen sein Capital neu veranlagen. Das Ziel ist eine Staatsschuldentilgung großen Umfangs ohne Neubelastung des Budgets und eine Zinsreduction um 36 Millionen, nur soweit es 4% preußische Consols betrifft, ohne Erschütterung des Marktes. Eine einfache Convertirung schadet aller Welt und nützt dem Bürger nicht; die ersparten Millionen verschwinden und die Schulden bleiben. Auch bei neuem Geldbedürfniß gebe der Staat nur „Zeitrenten“ aus; will er sich mit dem Zinsfuß nicht auf allzu lange binden, so kann Vorsorge getroffen und eine Kündigung, jedoch mit fest bemessener längerer Frist vorbehalten bleiben, wodurch kein Theil benachtheiligt wäre.

Ganz gewiß ist eine Zeitrente, welche etwa 4% auf ca. 50 Jahre sichert und dann als getilgt zu betrachten ist, einer $3^1/_2$—3 procentigen ewigen Rate vom Standpunkte des Besitzers wie des Staates vorzuziehen. Der Inhaber erhält sein Capital zurück und ist den Wechselfällen der Coursentwickelung entrückt. Der Staat aber wird seine Schulden in absehbarer Zeit los; das unhaltbare System der Verschuldung und sogar der steigenden Verschuldung bricht. Wenn wir fortwährend Schulden machen, kommt der Tag, an welchem es nicht mehr geht und dann tritt gewaltsame Zinsreduction mit großem Unglück als unerbittliche Folge ein. Mit dem System der regelmäßigen Schuldentilgung aber giebt der Staat ein gutes Beispiel und wer seine Schulden zahlt, der vermehrt sein Vermögen. Der Zeitpunkt ist günstig — wie wäre es, wenn der Gedanke näher geprüft würde?

Midas.

Zur Mathematik des Schönen.

Von Professor Conrad Hermann (Leipzig).

Es ist in der neueren Aesthetik der Gedanke aufgestellt worden, daß alles Schöne in seinen Maßverhältnissen eigentlich mathematisch bestimmbar oder „calculabel“ sein müsse. Diese Ansicht hat insbesondere ihre Vertretung gefunden in den Untersuchungen Zeising's und Anderer über die Regel des sogenannten goldenen Schnittes. Es ist wahr, der Eindruck des Schönen an einer Sache beruht zunächst überall auf gewissen ganz exacten Verhältnissen des Maßes seiner Theile. Das Maß als solches ist überall der specifische Kern oder das eigentliche Wesen des Schönen. Der Eindruck des Schönen verschwindet, wenn die Grenze des Maßes nur irgendwie verletzt oder überschritten wird. Ist aber dieses der Fall, so ist an sich auch die Annahme gerechtfertigt, daß diese Verhältnisse auf irgend eine Formel der Mathematik zurückzuführen sein dürften. Die erste Spur dieses Gedankens findet sich schon im Alterthum in der Lehre und Weltanschauung der Pythagoreer. Diese hatten schon die Beobachtung über die mathematischen Verhältnisse der Intervalle der Töne in der Musik gemacht. Solche ganz einfache Zahlenverhältnisse, wie sie sich auch in den einzelnen Arten des antiken Versmaßes finden (– ⏑ –, – – –, – – – –, = 2 : 1, 2 : 2, 2 : 3), sind allerdings noch nicht geeignet, die Natur des Schönen wahrhaft zu bestimmen und zu erklären. Sie finden sich dann namentlich auch in der Architektur vor, aber doch immer nur an Stellen oder Theilen, welche für den ästhetischen Charakter des Ganzen nicht gerade die entscheidenden sind. Die bloße mathematische Regelmäßigkeit allein ist niemals schön, sondern gehört überall nur dem tragenden Unterbau eines ästhetischen Ganzen an. Die Regel des goldenen Schnittes aber ist allerdings von einer tieferen Art und sie hat, abgesehen von allen jenen doch immer nur äußerlichen und empirischen Untersuchungen, doch wohl einen gewissen Anspruch darauf, als ein allgemeines Grundgesetz oder ein mittleres Durchschnittsmaß in den Verhältnissen des Schönen anerkannt zu werden.

Die Regel des goldenen Schnittes ist ein Verhältniß zweier ungleicher Maße, von denen das kleinere oder der Minor zum größeren oder dem Major sich ebenso verhält, wie dieser zum Ganzen oder zur Summe von beiden. Dieses Verhältniß kann auch durch eine geometrische Construction auf einer Linie eingetragen werden, welche hierdurch in eine kürzere Hälfte a b und eine längere b c zerfällt. Dieses Verhältniß ist nicht durch reine Zahlen, sondern nur annähernd durch einen unendlichen Decimalbruch, etwa 13 : 21 . . ., zu bezeichnen, so daß also der Minor etwas kleiner als $\frac{2}{3}$ des

Major sein wird. Ein Rechteck z. B. wird dann am wohlgefälligsten sein, wenn sich die kürzeren und die längeren Seiten desselben nach dieser Regel zu einander verhalten. Ein Quadrat aber und ein Rechteck, dessen längere Seite noch einmal so lang ist als die kürzere, sind gleichmäßig unschön, weil in dem einen Falle nur Gleichheit, in dem andern aber absolute Ungleichheit zwischen den einzelnen Seiten stattfindet. Wenn uns ein Verhältniß von Maßen gefallen soll, so muß auf der einen Seite zwar eine gewisse Ungleichheit, auf der andern aber auch eine gewisse Aehnlichkeit oder Vergleichungsfähigkeit zwischen den einzelnen Theilen oder Hälften stattfinden. Dieses aber scheint am vollkommensten der Fall zu sein in der Regel des goldenen Schnittes und es dürfte sich zunächst wohl hierauf die hervorragende Bedeutung desselben für das Schöne begründen.

Es hat aber auch sonst wohl diese ganze Frage noch einen gewissen weiteren, tieferen und allgemeineren Hintergrund. Auch in allen anderen gegensätzlichen Ordnungen und Verhältnissen des Lebens giebt es immer einen Major und einen Minor, oder eine an sich höhere, bessere und stärkere und eine niedrigere, schwächere und weniger vollkommene Seite oder Hälfte. Wir geben dieses auch dadurch zu erkennen, daß wir der Regel nach in der Rede jene an die erste, diese aber an die zweite Stelle zu setzen pflegen. Wir sagen z. B. Gott und Welt, Mensch und Natur, Mann und Weib, Thier und Pflanze, oben und unten, rechts und links u. s. w., nicht aber umgekehrt. Auch alle diese Verhältnisse aber sind von einer ähnlichen Art wie die beiden Maße im goldenen Schnitt, indem auch hier überall der an sich schwächere Theil oder der Minor doch in gewisser Weise wieder dem Major als gleichwerthig an die Seite zu treten oder mit ihm in eine Vergleichung gestellt werden zu können scheint. Am typischsten ist hierfür, wie es scheint, das Verhältniß des männlichen und des weiblichen Geschlechtes. Wir nennen auch hier jenes geradezu das erste, dieses aber das zweite Geschlecht. Der allgemeine Werth des weiblichen Geschlechtes aber ist auch hier wieder in gewisser Weise ganz der gleiche, als der des männlichen, oder es liegt auch hier, wie beim goldenen Schnitt, ein aus Gleichheit und Ungleichheit des Werthes gemischtes Verhältniß vor. Beim Abwägen dieses doppelten Werthes schwankt die Wagschale fortwährend auf und nieder und wir kommen nie zu einem vollkommen einfachen, festen und klaren Abschluß hierüber. Es ist also, wie es scheint, der goldene Schnitt nur ein einfacher, mathematischer Ausdruck für ein sonstiges, allgemeines und durchgehendes Grundgesetz der Natur. Das Eigenartige bei der Regel des goldenen Schnittes ist überall dieses, daß uns bei einer Sache eines und dasselbe Verhältniß zweimal zugleich und zu einer Einheit verbunden entgegen tritt. Da bei jener Linie der größere Theil b c durch das Ganze a c ganz in derselben Weise übertroffen oder niedergezogen wird, als zuvor der kleinere Theil a b durch ihn selbst übertroffen oder niedergezogen worden war, so wird hierdurch insofern wieder ein Gleichgewicht zwischen diesen beiden Theilen hergestellt, als das Ganze gleichsam die Function eines Rächers für das dem kleineren Theile zuerst angethane Unrecht zu vollziehen scheint. Wir möchten uns hierfür auch des Ausdruckes eines ästhetischen Gerechtigkeitsgefühles bedienen zu dürfen glauben. Es entsteht auch hierdurch ein fortwährendes Auf- und Niederschwanken dieses doppelten, gleichartigen, zu einer Einheit verbundenen Verhältnisses. Dieser Eindruck des sich fortwährend balancirenden Schwankens, aber ist zuletzt auch das eigentlich Specifische bei unserer ganzen Stellung und Auffassung oder Würdigung des Schönen. Wenn wir bei einer Maschine ihre Einrichtung begriffen haben, so sind wir einfach fertig mit derselben, während das Schöne oder das Kunstwerk uns immer von Neuem zu sich heranzieht und wir eigentlich nie zu einem definitiv abschließenden Urtheil über dasselbe gelangen. Die Kunst ist eben die Darstellung der fortwährenden Kämpfe und Widersprüche der einzelnen Theile oder Elemente des Wirklichen, indem sie dieselben auf das richtige Maß ihres Werthes zurückführt und hierdurch die Stelle eines gerechten Richters über ihnen einnimmt. Wir müssen uns bei der Kunst überall sagen, daß die Wirklichkeit eigentlich so sein sollte, wie sie uns hier erscheint. Auch findet in der Wirklichkeit an und für sich immer eine gewisse Vergewaltigung der physisch schwächeren Theile oder Elemente durch die stärkeren statt, während in den idealen Verhältnissen der Kunst die ersteren oder der Minor immer auf eine relativ höhere Werthstellung neben den letzteren oder dem Major erhoben werden. So spielt in allen ästhetischen Verhältnissen des Lebens das weibliche Geschlecht überall eine relativ höhere Stelle neben dem männlichen als sonst. Auch der rohe Wilde sieht im Weib zunächst nur die geringere physische Kraft, während erst in der Geschichte mit dem Fortschreiten der Bildung dasselbe in eine höhere Stellung neben dem Manne eintritt. Auch die Pflanze ist als der Minor an und für sich immer schöner und ästhetisch werthvoller neben dem Thier als dem Major. Ausgerechnet also wie eine Maschine kann das Schöne in keinem Falle werden. Es sind überall feinere und complicirtere Maßverhältnisse, aus denen dasselbe besteht. Auch ist das Maß beim Schönen doch überall nur eine Inhärenz an bestimmten Beschaffenheiten der Art, und der Künstler muß immer danach streben, jedes Ding in diejenige Grenze des Maßes einzuschließen, welche ihm seinem inneren Werth oder Artcharakter nach gebührt. Die Regel des goldenen Schnittes aber kann nicht als eine mechanische Elle für die Ausmessung des Schönen, sondern nur als der reine oder ideale Ausdruck des allgemeinen Gesetzes oder Gedankens des Schönen an sich angesehen werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Dichterschmerz.

Von Matilda Serao.

Er schrieb Novellen und Romane und war dreißig Jahre alt, klein, stark, breitschultrig, mit kurzer Stirn, schwarzen und geisterhaften Augen, rothen Wangen, dicken und sinnlichen Lippen. Wenn es für den Dichter einen bestimmten Typus giebt, den hysterische Mägdelein und nervöse Frauen erfanden, — Gestalten mit schwarzen, eingedrückten Hüten, edlen Stirnen, arabisch gebräuntem Teint, träumerischen Augen, feinem Schnurrbärtchen, schlankem Körper, so entsprach Paolo Spada keineswegs jenem phantastischen Ideale. Er schlief sieben geschlagene Stunden jede Nacht, frühstückte Eier, Beefsteak, Käse und Wein, spazierte im Sonnenschein durch die Straßen, speiste vortrefflich zu Mittag, tanzte, spielte Clavier, besuchte den Fechtboden, lief Schlittschuhe und liebte schöne Frauen, wie jeder hervorragende, kräftige und moderne junge Mann es zu thun pflegt. Sein Humor war immer vorzüglich; kleine Anfälle von Schwermuth unterbrachen ihn wohl zuweilen. Er liebte gute Gesellschaft, geistreiche Unterhaltung, classische Musik, schöne Mädchen mit griechischem Profile. Er hatte weder Glauben, noch Zweifel, sondern war gleichgiltig — neutral. Sehr oft wechselte er den Gegenstand, in den er gerade verliebt schien. Dieser wackere Ehrenmann, der so vielen Ehrenmännern glich, hatte Genie, ein wirkliches Genie, aufgeklärt und hart wie Stahl. Nirgends war in seinem Verstand eine Weichheit, eine krankhafte Ueberreizung in seiner Phantasie: eine muskulöse Kraft sprach aus seinem Wesen, wie aus seinen Formen. Er bewunderte alle Autoren, deren Talent durch den Einfluß geheimnißvoller, körperlicher Ursachen in Krankheit ausgeartet. Er war voller Begeisterung für die furchtsamen Visionen, die finsteren, blutigen Erscheinungen, die dem Gehirn entströmen, wenn der Alcohol der Liebe, des Branntweins oder

der Kunst es überreizt hat. Aber es war die Begeisterung des Gegensatzes, des Widerspruchs: die Bewunderung, die der Gegner dem Gegner zollt, der Gruß mit dem Fleuret vor dem Duell, die Ehrbezeugung der Gerechtigkeit vor dem Feinde. Denn er war gesund an Leib und Seele.

Am Höchsten bei ihm war die Beobachtungsgabe ausgebildet. Dieser heitere und sorglose junge Mann, der mit vollen Zügen die Luft und die Wohlgerüche einathmete, der mit unbekümmertem Frohsinn von einem Vergnügen zum andern schweifte, von einem Eindruck zum nächsten sich mit jugendlicher Hast führen ließ, besaß den Sinn und die Intuition der Analyse. Wenn er schrieb, schien es, als ob er Erlebtes oder gesehene Bilder wiedergebe. Seine Werke hatten nichts Unwahrscheinliches, nichts Gemachtes, nichts, was einer gequälten Phantasie entsprungen schien. Seine Kunst war groß, in der Wahrheit und im Ausdruck. Aber es war keine Poesie in dem, was er schuf! Und doch war dieser Paolo Spada der größte Träumer, den ich je gesehen.

Er kannte den geheimen Reiz jener verlorenen, auf einem Divan verbrachten Stunden, wenn man, lang hingestreckt, eine weiße Decke betrachtet, worauf ein Kranz von Rosen gemalt ist. Er kannte jene aufgeregten Spaziergänge durch alle Zimmer, gesenkten Hauptes, die Fäuste in den Hosentaschen; jene Streifzüge, bei denen man nichts sieht, die Möbel anstößt und mit lauter Stimme spricht. Zu solchen Zeiten blieb seine Thür verschlossen, und er war weder für Freunde noch Frauen zu sprechen. Er träumte! Und es war ein so bestimmter, wahrer, lebendiger, so greifbarer Traum, daß er die Hände ausstreckte, um ihn festzuhalten. Alle Umrisse seines Traumes waren mit einer scharfen Linie umzogen, die fast zu stark schien, und sich zu energisch auf dem Untergrund abhob. Die Landschaft entschleierte sich ihm in ihren geheimsten Theilen, in ihren dunkelsten Winkeln, in ihren unbegrenztesten Fernen. Er sah sie wie in einem Rahmen; noch mehr, er sah sie ganz als Natur! Er wollte sich den Schauplatz seiner Novellen vor die Augen bringen, mit allen Personen, welche sprachen, handelten, sich bewegten, umarmten, tödteten — besser als auf der Schaubühne, ganz wie im Leben! Er bebte, erschauerte, wagte keine Bewegung, keinen Athemzug, so sehr war er aufgeregt im Angesicht seines Traumes, der — lebte!

Aber im Erschaffen von Menschen erreichte er die höchste Stufe von Traum und Wahrheit. Er sah sie, sie erschienen ihm; nicht wie bleiche Schemen, sondern wie blutwarme, lebende Personen; sie sahen ihn an, sprachen und lebten mit ihm; sie hatten das Antlitz, das er ihnen gab, den Leib, die Kleider, den Blick, die Stimme, die er ihnen lieh. Besonders die Frauen. Sie kamen zu ihm, in seinen versonnenen Stunden: brünette Mädchen mit Augen voller Licht und Güte und kindlichem Lächeln; zarte Blondinen mit anmuthigen Bewegungen und Carminlippen; dunkle, schöne Frauen mit Bajaderenblicken und vollen und verlangenden Lippen; blasse und geheimnißvolle Jungfrauen, bleich und hager; Sünderinnen mit gefärbten Lidern und geschminkten Wangen. Sie kamen in ihren seidenen Kleidern oder in Lumpen; armselig, von Schönheit strahlend, in Güte lächelnd, ausströmend Schwermuth, Weihrauch oder den Duft der süßen Sünde. Sie kamen, setzten sich zu ihm, erzählten ihm ihr Leben, weinten, lachten, legten ihr Haupt an seine Kniee, sangen ein Lied, flüsterten Verse voller Schmerz, spielten eine Tarantella auf der Guitarre, zerpflückten Blumen wie Ophelia, verschwanden, um wieder zu erscheinen. Er kannte sie, nannte sie mit Namen, wußte ihr Leben. Eine, von allen die seltsam Schönste, die geheim Bezaubernste, die Heiterste oder Traurigste, umarmte ihn, hauchte einen Kuß auf seine Stirn, denn er liebte sie . . . .

Sein erstes Buch Novellen machte großes Aufsehen und erregte vielerlei Meinungen. Niemand konnte die Kraft des Schriftstellers, die starke Männlichkeit seiner Kunst, die Reinheit und Einfachheit seiner künstlerischen Mittel leugnen. Wie in allen ersten Büchern, war eine Fülle von Ideen darin; man trat wie in ein dichtes Gebüsch, das fast undurchdringlich mit Schlingpflanzen bewachsen war.

Das Buch war das Ergebniß wohlerwogenen Denkens, ein Körper, dem es nicht an Fleisch mangelt. Und wie bei allen ersten Büchern, theilte sich die innere Wärme des Werkes dem Leser mit. Dieses keusche und starke Buch hatte das Publicum für sich. Und doch — gegen das Ende jeder Novelle bemerkte man ein gewisses Unbehagen, eine Verlegenheit, wie einen verborgenen Gedanken, der den Fluß der ersten Ideen hemmt — und all das übertrug sich auf den Leser. Und dann endeten die Novellen ohne logischen Schluß, als ob sie mit Unwillen weggeworfen wären. Besonders eine von einem verliebten Nönnchen schloß so unerwartet, so — dumm, daß die feindliche Kritik sie als einen Fehler bezeichnete. Die befreundete Kritik antwortete sehr schwach, das sei heilige Künstlerverachtung — und es schien Vielen so; man beruhigte sich in der Erwartung des ersten Romans von Paolo Spada.

Statt dessen folgte eine Erzählung von 180 interessanten Seiten, mit großer Gewissenhaftigkeit geschrieben. Selten noch hatte man eine solche Gedrungenheit bei so viel leichtem Fluß gesehen. Es war ein durchdachtes und doch frisches Werk. Gegen das letzte Capitel aber verloren sich abermals alle diese Eigenschaften kläglich. Da herrschte die Unbeholfenheit eines Anfängers, der sich nicht zu helfen weiß; im letzten Capitel mußte die Heldin unbedingt sterben: statt dessen, man wußte nicht warum und wieso, starb sie nicht im geringsten und heirathete irgend eine gleichgiltige Person. Es war eine Banalität, eines Künstlers unwürdig. Nachdem man den Anfang der Dichtung allgemein gelobt, tadelte man ebenso einstimmig den Schluß.

So ging es auch wieder in den Romanen Paolo Spada's. Während des überwiegenden Theils der Erzählung waren seine Heldinnen schön, gut, schlecht, menschlich oder sympathisch, am Ende aber alle trivial und lächerlich. Diejenige, welche sich umbrachte, that es nicht genügend, um zu sterben. Eine Andere, im letzten Grade schwindsüchtig, fand eine wunderthätige Arzenei, welche sie rettete, und heirathete den Arzt. Eine Dritte wurde von ihrer Gehirnaffection durch eine starke Chinineur geheilt. Eine Vierte, von hoffnungsloser Liebe zu äußerster Verzweiflung und Todessehnsucht gehetzt, tröstete sich ohne einen stichhaltigen Grund, ganz philisterhaft. Eine endlich verschwand, wie in den ersten Versuchen, ganz unerwartet und ließ nichts mehr von sich hören. Ein aufregendes Drama schloß in psychologischem Unsinn mit einer Heirath und verpuffte. So wurde ein Kunstwerk stets verdorben durch unlogisches, banales, unmögliches Ende, und Buch um Buch ging durch die verlorene Schlußenergie des Autors zu Grunde. Man nannte ihn schwach. Sein Genius habe Lichtblicke, doch umhülle ihn Finsterniß. Er könne anfangen, sagte man, verstehe aber nicht zu vollenden. Der Richterspruch wurde bestätigt. Und der Ruf Paolo Spada's als Romandichter verhallte unter der lärmenden Menge der Mittelmäßigkeit, welche die Kunst schändet.

Ich kam hinter sein Geheimniß. Eines Abends, in einer Stunde freundschaftlichen Vertrauens, da ich ihn stumm mit den Augen gefragt hatte, erzählte er mir ausführlich und begeistert seinen großen neuen Roman. Ich ließ ihn aussprechen und bewunderte seine Erfindung und Energie.

„Und die Heldin? Wie endet sie?“ fragte ich, doch bereute ich es sofort, als ich ihn erbleichen sah.

„Ich weiß nicht!“ antwortete er ausweichend. „Ich weiß nicht!“

„Wohlan,“ sagte er nach einem ziemlich langen Schweigen, „ich will Dir sagen, was ich noch keinem anvertraut. Dir will ich das Verhängniß meines Lebens erklären, den Ruin meines Künstlerideals. Wisse denn, für mich ist der Schein dessen, was ich schreibe, so wahr wie die Wirklichkeit. Meine Helden sind um mich her; — in mir, mit mir, meine Frauengestalten leben und weben durch mich. Ich beschwöre sie, sie kommen. Ich habe sie geschaffen, sie sind von meinem Ich, von meinem Wesen; sie gehören mir, sie lieben mich. Ich liebe sie maß- und grenzenlos, mit blindester Leidenschaft. Meine Geliebte ist nicht die Rosina, die Du kennst. Es ist meine Roman-Heldin Fulvia, deren Schöpfer ich bin. Die ideale Fulvia, die mehr Weib für mich ist, als die lebendige Rosina. Ich schreibe ihre Geschichte, von einer hinreißenden Gewalt ergriffen, als ob ich das Leben des Wesens erzählte, das ich

anbete. Ich schaffe, schaffe glücklich, begeistert, weil ich meinen Hörern seine Schönheit, seine Liebe sagen darf; ich entflamme mich an dem Gedanken, daß diese meine göttlichen Geschöpfe wieder andere Herzen höher schlagen lassen. Andere wie ich werden sie lieben, diese sinnlichen, liebenden Mädchen, diese leidenschaftlichen Frauen. Ich empfinde das höchste Glück, das einem sterblichen Geiste zu empfinden gegeben ist Aber wenn ihr Leben sich wendet, befällt mich eine geheime An. st. Ich liebe sie und kann ihren Verfall nicht mit ansehen. Wenn sie von der tödtlichen Krankheit ergriffen werden, so lasse ich mich von der Schwermuth umgarnen; wenn meine Geliebten der Katastrophe zugleiten, faßt mich Verzweiflung. Sollen sie denn sterben, während ich sie noch liebe? Ich sollte sie tödten? Länger oder kürzer sollte ich ihren Todeskampf schildern und sie dann morden? Ich kann es nicht. Es zerreißt mir das Herz, so daß ich es nicht fähig bin. Es ist mir, als ob ich verrätherisch eine gesunde, lebendige Person erschlüge; als ob ich in einem dunklen Winkel ein wehrloses Weib erdrosselte, zur Nacht ein Kind durchbohrte. Ich kann sie nicht tödten. Warum sollte ich die Liebende, die schön und gut ist, die mich nicht verrathen hat, umbringen? Unmöglich! Ich flöße mir selbst Widerwillen ein und vermag es nicht. Ich warte, denke, überlege; ich zermartre mich! Die Kunst sagt mir, Fulvia muß sterben. Und ich rufe ihr weinend zu: Ich will nicht ihren Tod. Die Kunst sagt: Tödte sie! Und ich rufe vor Schmerz: Wie könnt' ich es, da ich sie liebe! Ich harre, — qualvolles Harren! keine Lösung! und so rette ich denn mein zuckendes Geschöpf auf die gewöhnlichste, unkünstlerischste Weise. Es lebt. Ich sterbe. Das ist lächerlich, nicht wahr? Aber es ist tragisch. Diese angebeteten Gestalten, die ich nicht zu tödten vermag, tödten mich, mein Glück und meinen Ruhm. Ich sterbe an ihrem Leben!"

Aus der Hauptstadt.

Schmücke dein Heim!

Die grelle Illumination war herunter gebrannt, und man konnte es wieder wagen, einen Schritt in die Friedrichstraße zu thun, ohne befürchten zu müssen, von der begeisterten Menge an die Wand gequetscht zu werden. Noch lag auf allen Gesichtern ein Abglanz der Röthe des Bengallichtes, womit unser Prosadichter und Oberbürgermeister Zelle einem lieben, wenn auch nicht immer gern geübten Herkommen gemäß von der Höhe des Rathhausthurmes herab Seiner Majestät Geburtstag feierte, und ein letzter Dunst von niedergebrannten Kerzen und verloschenen Oellampen schien noch durch die frostige Nebelluft zu ziehen. In das heitere Schwatzen der sonntäglichen Müßiggänger, die sich von dem prächtigen Schauspiel gar nicht trennen konnten und durchaus sehen mußten, wie das letzte Talglicht verflackerte, klang plötzlich jenes laute Gebrüll, das sonst immer irgend ein öffentliches Unglück verkündet. Diesmal aber schienen die Extrablatt-Apostel erfreulichere Botschaft zu künden; „kaiserliche Gnadenerlasse" zeigte ihr volkstribunenhaft dröhnendes Organ an. Wer nicht neugierig war, erfuhr dann am nächsten Morgen aus dem Montagsblatte, daß Wilhelm II. der Hauptstadt und der Kunst Beweise seiner allerhöchsten Huld gegeben hatte; den Berlinern wollte er aus seiner Schatulle etwa ein Schock marmorner Standbilder schenken, gleichzeitig damit aber den Künstlern einen hübschen Auftrag überweisen, den man bei der unter Bildhauern allgemein üblichen Arbeitslosigkeit doppelt freudig begrüßen mußte. Und nicht genug daran, der Monarch setzte sogar noch für die kunstgerechte Wiederherstellung einer defecten Mänade den Preis von zweitausend Mark aus. 1894 hatte es nur die Ergänzung des nasenlosen Frauenkopfes von Pergamon gegolten, heuer handelte es sich um einen wirklichen, arm-, bein- und zum Theil auch rumpflosen Torso. Dafür war aber 1894 dem kühnen Sieger auch nur die Summe von tausend Mark zugesichert worden.

Die Stadt Berlin hat durch den Mund ihres dichterisch und auch steueramtlich hochveranlagten Bürgermeisters Seiner Majestät bereits den schuldigen Dank erstattet, und darin ist kein Zweifel, den deputirten Herren kam jedes Wort, das sie loyal hervorbrachten, aus innerstem Herzen. Stadtschulrath Bertram betonte schon in der von ihm zum 27. Januar verfaßten, schwungvollen Glückwunsch-Adresse, mit einer zarten Anspielung auf Aegir, daß unter dem Regimente des Kaisers die Künste einen colossalen Aufschwung nähmen; er wandte sogar derart enthusiastische, klangreiche und poesiedurchtränkte Metaphern an, daß ich sie aus Furcht, mich und ihn lächerlich zu machen, gar nicht zu wiederholen wage. Nun wird Niemand mit den Lenkern der Reichshauptstadt über Kunst und Kunstgeschmack disputiren. Wer Millionen daran verschwendet hat, durch die greulichen Obeliskenbrücken im Centrum und Nordwesten Berlins das Stadtbild unrettbar zu verschandeln, wer die naive Kühnheit besaß, im letzten Lustrum des Jahrhunderts so erheiternde Monstra wie die Dammmühlen-Gebäude aufzuthürmen, der ist über jede Kritik erhaben. Und da die Stadt Berlin sich solche Barbarenthaten ruhig gefallen läßt, und da es offenbar im Wesen der Selbstverwaltung liegt, daß ihre Söhne von architektonischer Schönheit, von Formensinn und Kunstgeschmack fast noch weniger wissen als der Neuntödter aus Neunkirchen von socialer Wissenschaft, so erledigt sich leicht die anläßlich des kaiserlichen Geschenkes vielfach aufgeworfene Frage, ob eine Besetzung der Siegesallee mit Marmorfiguren unserer Stadt denn auch wirklich zur Zierde gereichen würde. Denn Berlin ist künstlerisch gar nicht mehr zu verunzieren. Alle, die insgeheim und öffentlich so großes Lamento wegen des Siegesallee-Erlasses Wilhelm's II. erheben und ihrer Befürchtung, daß bei der ganzen Sache nichts Gutes heraus komme, mehr oder weniger deutlichen Ausdruck verleihen, erregen sich über eine ganz bedeutungslose Frage. Sechzig unkünstlerische Kunststücke mehr in Berlin — was schadet das dem Gesammt-Eindrucke der Stadt? Er würde vielmehr höchst unharmonisch, wenn plötzlich aus dem Boden gestampfte Meister der Bildnerei und Baukunst einen Theil der Metropole mit wahrhaften Kleinodien bestreuten.

So weit die Angelegenheit Berlin berührt, ist sie im höchsten Grade gleichgültig und verdient keinerlei Erwähnung und Erwägung. Interessant und wichtig aber wird sie dadurch, daß sie wieder einmal mitleidlos hell das Verhältniß des Deutschen Kaisers zur deutschen Kunst beleuchtet. Dies Verhältniß, schrieb ich genau vor Jahresfrist, dies Thema, das rein feuilletonistisch scheint, grade hinreichend für ein pikantes Entrefilet im Tageblättchen unterm Strich, ist doch in Wahrheit ernst und bedeutungsvoll, steht in engster Beziehung zu den wichtigsten Lebensfragen unseres Volkes. Freilich geht uns die Empfindung dafür in demselben Maße verloren, wie Deutschland sich mehr und mehr zu einem reinen Militärstaate ausbildet; für die Pflege der Kunst weisen die Etats beinahe säumtlicher Bundesstaaten so lächerlich geringfügige Summen auf, daß es gar nicht Wunder nehmen darf, wenn die Ansicht, Kunst sei Privatsache wie Religion, sich die so beliebten immer weiteren Kreise erobert. Nun mag es eine veraltete Ansicht sein, aber im letzten Grunde scheint mir frische, fleißige Kunstbethätigung für die Größe und Zukunft unserer Rasse wichtiger, als Hohenlohe's sämmtliche Umsturzparagraphen und Miquel's Stempelsteuergesetz dazu. Denn nicht die Vernichtung oder Niederhaltung der socialen Evolution, nicht einmal die Intensität des Börsenverkehrs zeigt den mehr oder minder hohen Grad der Entwickelung einer Nation an; etwas, das sich weder statistisch noch in Reichstagsdebatten feststellen läßt, entscheidet über ihre Culturstufe und damit über ihre Widerstandsfähigkeit im struggle for life: die Bedeutsamkeit ihres künstlerischen Schaffens und die Achtung, die dies Schaffen im Lande genießt.

Vielleicht ohne zu ahnen, daß sie damit und nur damit das Niveau ihrer Volkheit zu erhöhen vermochten, haben von jeher alle hervorragenden Fürsten die Kunst mit bewunderungswürdigem Eifer gefördert. Ob nun Wohlgefallen an verfeinerter, luxuriöser Lebensführung sie zu Mäcenen machte, ob ihr Reichthum, ihre Eitelkeit, ihr weiter Blick die

Veranlassung dazu waren, das bleibe in jedem einzelnen Falle dahingestellt. Betrachtet man aber die Stellung alter bedeutenden Herrscher zur Kunst, so scheint ihr hohes Interesse, ihre Liebe für sie geradezu ein Naturgesetz; rein instinctiv fördern die wahrhaft Großen, was der Zukunft, der Menschheit den Segen bringen muß. Und darum gebührt dem Monarchen, der als Mediceer regiert, kein besonderer Ruhmestitel: er thut einfach seine historische Pflicht.

Nun ist deutscher Fürsten Sinn für deutsche Kunst in früheren Zeiten sehr groß gewesen, und selbst heute soll es noch einige wenige Herrscher unter — pardon, über uns geben, die mit liebevoller Theilnahme ihrem Wachsen und Werden folgen. Se. königliche Hoheit der Herzog von Coburg Gotha hat zum Beispiel erst in vergangener Woche dem Director Adolf Ernst, der ihm eine ganz grauenhaft alberne Manègenposse vorgaukelte, die große Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. Im Allgemeinen aber entsprach das neue Reich bisher keineswegs den Erwartungen der Phantasten, die nach Tagen politischen Aufschwunges gewaltige Fortschritte auch auf geistigem Gebiete erhofften. Und es liegt doch nun einmal im Wesen aller, und trotz der vielcitirten Verse Schillers auch der deutschen Kunst, daß sie sich da nicht zur schönsten Blüthe entfalten kann, wo die Großen des Landes „wichtigere Interessen" wahrzunehmen haben. Fehlt ihr milde, warme Luft und ein opferfreudiger Gärtner, muß der Künstler, um nicht zu darben, Handwerker werden und sich dem gemeinen Geschmacke plebejischer, zu Reichthum gekommener Banausen fügen, so grüßt kein monumentales, bahnbrechendes Werk mehr die Nation. Denn in solcher Zeit ganz der großen Kunst leben und nicht verhungern, wäre die allergrößte Kunst. Statt der Schöpfer giebt es dann nur Macher; im wüsten Daseinskampfe siegt ja immer, wer sich am leichtesten anpassen kann, immer die besten Gedanken Anderer hat — und das gelingt dem ärmlichen Nachahmer und Nachempfinder stets, der selbstständigen, stolzen Künstlerseele wohl nie.

Zu den schönsten und schwerwiegendsten Vorzügen der Monarchie zähle ich nun den, daß sie sich bisher als die der Kunstentwickelung günstigste Staatsform erwies; die Republiken sind mit ganz geringen Ausnahmen der Kunst stiefmütterlich, ja feindlich gesinnt gewesen. Hundertmal wird von der Geschichte die immer wiederkehrende Demokratenphrase, fürstliches Wohlwollen habe auch hier nie befruchtend gewirkt, echte Kunst wachse und blühe von selbst, Lügen gestraft. Die Männer, die an der Spitze sogenannter freier Gemeinwesen stehen, können ihrem Vorbilde Perikles darum nicht nacheifern, weil sie aus naheliegenden Gründen vor allem Politiker sein müssen; ein Monarch, der nicht immer auf dem qui vive zu stehen braucht, da seine Macht ungleichlich fester als die ihrige ist, darf nach schöneren als parlamentarischen und staatsmännischen Lorbeeren streben.

Königliche Gunst aber fördert unsagbar den damit Beschenkten. Der Fürst zieht die Aufmerksamkeit des ganzen Volkes auf ihn, beeinflußt die öffentliche Meinung kraft der weittönenden Gewalt seiner Stimme zu seinem Vortheil. Und nun ist es freilich unerläßlich, daß reifes, tiefgründiges Kunstverständniß solche Urtheile dictirt, denn ein kritik- und geschmackloses Mäcenatenthum schädigt in gleicher Weise Gunstspender wie Günstling, statt ihm zu nützen, und hemmt dadurch die Entwickelung der Kunst mehr, als kalte Gleichgiltigkeit es vermöchte.

Wilhelms II. Stellung zur deutschen Kunst entspricht keineswegs dem vorhin gezeichneten Ideale. Sie enttäuscht andauernd die hochgespannten Hoffnungen und Erwartungen, die man einst dem jungen Fürsten entgegenbrachte.

Natürliche Anlage, die deutlich den Geist jenes prunkliebenden „ersten Königs in Preußen" erkennen läßt, und vielleicht auch kluge und begreifliche Berechnung haben ihn bewogen, seinen Hof in blendenden Glanz zu hüllen, fürstliche Pracht zu entfalten und den Märchenzauber verschollener Jahrhunderte wieder herauf zu beschwören. Er weiß, daß die Monarchie Licht, Glanz und Schimmer ausstrahlen muß, damit breite Volksmassen zu ihr emporschauen: c'est l'empire. Escarpins, Menuet, Fackeltanz und Reiherbeize sind keineswegs Aeußerungen romantischer Laune; sie sollen es dem anders nicht mehr zu übertrumpfenden Couponsreichthum unmöglich machen, mit der Pracht des Königshofes zu wetteifern; auf diese Gebiete vermag er ja nicht zu folgen, ohne lächerlich zu werden. Der Kunst könnte es am Ende schon recht sein, wenn sich der Monarch ihrer im gleichen Sinne bediente, wenn er sie nicht sowohl aus Neigung und Liebhaberei förderte, sondern um mit ihrer Hülfe den goldenen Zauber seines Hofes zu erhöhen. „Schmücke dein Heim!" Aber dann muß auch mit aller wünschenswerthen Entschiedenheit klar gestellt werden, daß der Monarch kein gekrönter Kunstfreund in der tiefsten Bedeutung des Wortes ist, daß er ihr vielmehr gegenübersteht, wie viele andere, gebildete und wohlhabende Männer auch. Ich erörterte hier wiederholt die Gründe, weshalb Wilhelm II. gar kein bedeutender Kunstkenner sein kann, und ich bemerkte, daß er mit vollem Recht gleich anderen Laien freimüthig sein Urtheil über allerlei Erzeugnisse der Kunst fällt, daß er aber ganz selbstverständlich irgend welche Autorität hierin nicht beansprucht. Im Wesen der Kunst liegt es, daß die Verständnißvollen relativ schnell über das Gute einig werden, schnell die Spreu vom Weizen zu scheiden vermögen. Hier ist nichts mit dröhnenden Worten zu erreichen, wie in der Politik; hier muß man wissen und können. Ob die vom Kaiser inaugurirte Politik dem Reiche und dem deutschen Volke Schaden oder Nutzen bringt, darüber sind die Ansichten durchaus getheilt, und die Entscheidung darüber steht nicht bei uns; daß aber seine bisherige Kunstkritik keineswegs immer das Richtige getroffen hat, keineswegs auf der Höhe steht (und ja auch gar nicht stehen kann), darüber giebt es unter den Stimmberechtigten nur eine Stimme.

Der Opfermuth des Monarchen für künstlerische Zwecke ist bewundernswerth, und daß er gerade jetzt, wo der Schloßumbau so horrende Summen verschlungen hat, großherzig die neue Last auf sich nimmt, verdient uneingeschränktes Lob. Aber wenn er schon einmal der Oeffentlichkeit ein Geschenk zu machen wünscht, so darf sie die bescheidene Hoffnung aussprechen, über das Wie und Weshalb des Geschenkes befragt zu werden. Ich weiß nicht, welcher Art der Geschmack des Kaisers gegenüber Werken der Bildhauerkunst ist, seine Sympathie für Begas spricht vielleicht für ihn, obwohl gerade dieser Künstler die specifisch berlinische Richtung vertritt, ich meine das Renommiren mit großen, bewegten und doch oft seelenlosen Massen; aber die unterm directen Einfluß des Monarchen entstandenen neuen Werke im Weißen Saale haben bisher bei keinem Beurtheiler auch nur schüchternen Beifall gefunden. Hierbei handelt es sich freilich um das Heim, um eine ganz persönliche Angelegenheit des Fürsten; die für den Thiergarten, für die weiteste Oeffentlichkeit bestimmten Schöpfungen indessen würden ein für alle Mal und in alle Ewigkeit Zeugniß ablegen über Wilhelms II. Stellung zur deutschen Kunst. Schon der Gedanke, just die Sieges-Allee mit Marmorgestalten zu schmücken, ist keineswegs einwandfrei, und es wird sich Gelegenheit bieten, die Bedenken wider ihn eingehend darzulegen. Jedoch scheint die Ausführung der Idee gesichert, und jede an ihr herumbohrende Kritik kommt zu spät. Deutschland erwartet aber mit Zuversicht wenigstens dies Eine von seinem Monarchen: daß er gerade diesmal glänzend documentirt, wie weit entfernt er davon ist, sein Urtheil in schwierigen Fragen der Kunst über das der Fachmänner zu stellen, und da nach eigenem Ermessen zu entscheiden, wo nur berufene Richter sprechen dürfen. Dem deutschen Kaiser aus seinen persönlichen Neigungen, seiner Vorliebe für Varnay, Frau Parlaghi, Ohnet e tutti quanti einen Vorwurf zu machen, ist Niemand berechtigt; die deutsche Kunst aber fordert von ihm ihrerseits, daß er sie nur insoweit commandire, als sie berufen ist, sein Heim zu schmücken, daß er ihr aber sonst freien Spielraum gewähre, freie Bahn, freien Kampf! — Daß er sie, der ja ein augusteisch Zeitalter noch nicht winken will, wenigstens in ihrer aus eigner Kraft, eignem Können entspringenden Entwickelung vor rohen Barbarenfäusten und plump zugreifenden Nichtskönnern schütze.

Caliban.

Kunstausstellungen.

(Polen und Holländer.)

Der „Verein Berliner Künstler" hat eingesehen, daß er mit eigenen Kräften gar wenig zu leisten vermag. Er hat sich Kunstgäste aus dem Auslande verschrieben. So kommt es, daß wir zum ersten Male seit langer, langer Zeit etwas von einer Ausstellung im Architektenhause zu erzählen haben.

Zwei Nationen sind's, die dort zu Worte gelangen: die Polen und die Holländer, — von einander so verschieden als möglich, aber beide gefestigt in rassiger untrügbarer Eigenart.

Die Polen werden an Eleganz und chevalereskem Wesen vielfach mit den Franzosen verglichen. Das ist völlig zutreffend. Doch verbinden sie damit eine Eigenschaft, die man bei Franzosen äußerst selten, vielleicht nur als Import-Erzeugniß antrifft: den Hang zum Mystischen und Phantastischen. Der Franzose ist im Grunde ein höchst klarer und nüchterner Kopf, praktisch, selbstsicher und klug. Er bringt seine Beobachtungen stets in eine reinliche Formel und zählt dabei Eins, Zwei, Drei. Den Polen, wie allen Slaven, wohnt dagegen etwas Problematisches inne. Aus den weiten Tiefebenen ihrer Heimath, wo der Blick endlos schweift und ein verhängter Himmel über Tausenden von Geheimnissen brütet, haben sie jene auswitternde Feinheit der Sinne, die an Urvölker erinnern würde, wenn sie nicht mit soviel culturellem Raffinement und geistiger Skepsis verbunden wäre. Sie sind die Menschen der edlen und feinen Impulse und des darauf folgenden schlaffen ironischen Lächelns, der entzündbaren verwegenen Einbildungskraft und der eintönig-bleiernen Blasirtheit, der ritterlich-galanten Schwärmerei und der kühlen wissenden Verachtung. Sie trauen weder Gott, noch den Menschen, noch sich selbst. Sie träumen von dem großen herrlichen Polenreich der Zukunft und spötteln schmerzlich-ergeben über die „improductivité slave".

Diese melancholisch anziehende Mischung verheißungsschwerer und illusionsarmer Wesenszüge ist auch für die polnischen Künstler charakteristisch. Sie findet sich beispielshalber in ausgesprochenem Maaße bei dem in Berlin lebenden Bildhauer Franz Flaum, dem man auf Ausstellungen leider so selten begegnet. Auch im Architektenhaus ist er nicht vertreten, vielleicht weil dort nur Maler vorgeführt werden. Unter diesen Malern sind aber einige höchst bemerkenswerthe Erscheinungen. Ich nenne Constantin Mankowski und Witold Pruszkowski. Beide sind Künstler von Nerv und Blut, voller Geschmack und Imagination. Des Mankowski Madonna, mit dem verhüllenden Titel „Die Tage der Blumen", ist ein wundersames, poesieerfülltes Werk, licht und leuchtend in der Farbe und von fascinirender Einfachheit und Anmuth der Zeichnung, dazu mit virtuosem Geschick in den Rahmen componirt. Eine liebliche Frühlingslandschaft thut sich auf. Ein Wasser schillert, von Buschwerk umsäumt. Auf saftig grüner Wiese prangen rosige Blüthenbäume. Ein Baum aber steht kahl, mit abgehauenen Zweigen. An dem hat die Madonna die Schaukelwiege ihres Kindes aufgehängt, und sie sitzt davor und legt die weiße wohlgebildete Hand schützend auf die Betten, unter denen der Kleine schlummert. Sonst aber scheint sie mit ihren Gedanken weit fern zu weilen. Nicht die lachende Landschaft, nicht das glückliche Kind wecken einen Widerschein auf ihrem ernsten fast herben Gesicht, in ihrer aufrechten fast starren Körperhaltung. An einem kahlen Ast unter lauter blühenden Bäumen schaukelt die Fülle und der Inbegriff aller ihrer süßesten Zukunftshoffnungen: Wehe! aus den Hoffnungen erwachsen Befürchtungen, und die Süße zerrinnt zu Herbigkeit. Auf Golgatha werden sie ein Kreuz errichten! . . . Dann sind die „Tage der Blumen" dahin!

Gedankenvolle Schwermuth lagert auch über den beiden Pastellbildern von Pruszkowski. Da ist ein armer kleiner Friedhof in Sibirien, tief versenkt in weiße hüllende Schneelaken. Es ist Abend, vielleicht schon Nacht, und rings keine Menschenseele zu sehen, kein Lebenshauch zu spüren. Da schreitet, licht und schattenhaft, wie aus Schnee und Nebeln gewoben, der Engel des Todes über die schweigenden Gräber. Und er segnet, die da unten ausruhen von schweren irdischen Drangsalen. Auf dem andern Bilde blicken wir in eine ärmliche dunkelnde Dachkammer, in der auf elendem Strohlager die Leiche eines schönen jungen Mädchens liegt. Es liegt da in weißem Todtengewande, und auf der Brust blüht eine blasse Rose. Durch das schmale Fenster bricht ein doppelter rother Strahl der untergehenden Sonne und küßt leise das Antlitz der Todten. Mitten im Licht aber steht ein Mann und preßt beide Hände schluchzend vor's Gesicht. Der Titel des Bildes lautet „Elenai's Tod". Ich bedaure, daß ich die Dichtung nicht kenne, auf die er sich offenbar bezieht. Nach dem Bilde zu urtheilen muß sie voll lauterer Poesie und berückender Schmerzensklage sein. Ich erwähne geschwind noch Olga von Boznanzka, die in Berlin als treffliche Bildnißmalerin einen Namen hat, wenn auch lange keinen so schallenden als die pfauenhafte Parlaghy, wofür sie denn freilich versichert sein darf, daß sie weit innigere und künstlerisch apartere Bilder malt.

Von den Polen zu den Holländern, das heißt: von beweglichen Slaven zu schwerfälligen Germanen, aber doch auch von Künstlern zu Künstlern. Die Holländer sind das Volk der gediegenen handwerklichen Ueberlieferung und der derben unbekümmerten Natürlichkeit. Sie sind von Haus aus Techniker und Realisten. Soweit man aus der Fremde beurtheilen kann, ist das Niveau ein recht hohes, aber nur Weniges ragt über das Niveau hinaus. Vielleicht, daß die Jungen auch dort ihre Ueberraschungen in den Rockfalten bergen, — die Ausstellung im Architektenhaus zeigt von dergleichen Ueberraschungen nichts! Ja, eine gewisse Abneigung gegen altes Unerwartete und Plötzliche charakterisirt sie augenscheinlich. Ihr Gepräge ist conservativ, freilich innerhalb des Modernen. (Nicht innerhalb des Veralteten, wie in Berlin; das Moderne ist dort zu Lande bereits etwas Selbstverständliches!) Will man erkennen, was von Seiten der Collegen am meisten geschätzt wird, so muß man die Bilder betrachten, die durch erste Medaillen ausgezeichnet wurden. Sie stammen aus der Courbet-Tradition, zeigen unerschrockene Lebenswiedergabe und eine gewisse gleichmüthige Darstellung des Häßlichen. Daneben freilich sind sie technisch unanfechtbar, mit breitem kühnem Pinsel hingestrichen. Das eine Bild zeigt Reisende der dritten Classe in mehreren hintereinanderliegenden Coupés, kräftige Volkstypen, modrig-feuchte Luft, kecke Ueberschneidungen. Es bietet nicht das mindeste Anziehende oder Interessante, aber auch nichts gesucht Abstoßendes, sondern ist einfach eine brave achtbare Leistung, bei der das Stoffliche Nebensache ist. Gemalt ist es von Jacobus van Looy. Das andere Bild stammt von Marius van der Maarel. Er hat ziemlich genau die Vorzüge des ersteren und dabei doch seinen eigenen Persönlichkeitsstempel, — wie es überhaupt etwas Merkwürdiges hat, diese stete Gleichartigkeit des Volksgepräges in lauter scharf von einander geschiedenen selbstbewußten Persönlichkeiten zu verfolgen. Man fühlt sich dort noch wohl in seiner eigenen Haut und wohl in der Luft des heimathlichen Landes. Man ist nicht nervös, leidet nicht an Originalitätssucht, hascht nicht nach neuen Moden und liebt durchaus nicht Ueberstürzungen irgend welcher Art. So breit und bieder-phlegmatisch, wie das Maarel'sche „Blumenmädchen" am stillen Wasser vor ihrem bunten Kram sitzt, sitzt die holländische Malerei, in emsig-stillem Können, vor der bunten Fülle der spendefrohen Natur. Sie äugt nicht nach Käufern; denn die Käufer kommen von selbst. Und sie hat, was die Käufer wollen, — ohne vor den feineren Käufern und Kennern erröthen zu müssen. Glückliches Land und glückliche Leute!

Soll ich noch mehr Namen nennen? Es hat kaum einen Zweck? Nur ein Bild ist mir aufgefallen, das ein wenig aus der Art der übrigen herausfällt, ohne doch diese Art zu durchbrechen. Ich muß gestehen, daß es das einzige Bild aus der Reihe ist, das ich für meine Person gern besitzen möchte. Es betitelt sich (und da zeigt sich schon die neue Note): „Poésies des soirs d'hiver", und es ist von Julius Merkaert gemalt. Also nicht schlechtweg ein Winterabend, sondern die Poesie dieses Winterabends! Nicht einfach die Natur redlich und tüchtig und möglichst objectiv reproducirt, sondern etwas Individuelles, Sehnendes hineingetragen und wieder herausgesogen. Die Seele in Schwingung versetzt. Intimes erlauscht und Intimes gebeichtet. Hingebung an's Unfaßbare, an's Unergründliche. Aber das Alles im Rahmen einer Landschaft, wie sie Jeder sehen kann, wenn auch nicht Jeder sieht. Schiffe im Eis in silbergrüner graudämmernder Nacht. Blasse schwankende Laternen und gelber stechender Schein aus Cajüten. Dumpf-gespenstisch die Rümpfe der Schiffe. Wirrverschlungen Maste und Takelwerk. Und überall Seufzen und Athmen der Stille, Lauschen der Einsamkeit.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Marienburg. Schauspiel in fünf Aufzügen von Ernst Wichert. (Berliner Theater.) — Zum wohlthätigen Zweck. Schwank in vier Akten von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg. (Königliches Schauspielhaus.) — Thielemanns. Lustspiel in vier Akten von Hans Olden. (Lessing-Theater). — Das liebe Geld! Schauspiel in vier Aufzügen von Elsa von Schabelski. (Neues Theater).

Was jeder verständige und nicht durch andauernden Freibilletsegen zur Begeisterung gebrachte Mensch vorhergesagt hat, ist nun eingetroffen: Herr Blumenthal mußte sich für unfähig erklären, das Berliner Theater auch nur im Geiste Barnay's weiterzuführen. Der schlaue und in allen Sätteln gerechte Virtuos Schindler hatte es verstanden, eine unerschöpflich scheinende Goldgrube aus dem Bühnenhause in der Charlottenstraße zu machen; das frühere Walhalla-Specialitäten-Theater war unter seinem Regiment Specialitäten-Theater geblieben, auf prunkende Costüme, echte Decorationen und platte Regiespäßchen legte er das Hauptgewicht, verstand es aber auch, große Namen für sich lebendig zu machen: Shakespeare, Schiller, Goethe, Wilhelm II. Das alles änderte sich, als der Director-Dilettant, der seine paar bisherigen Erfolge immer nur dem Zufall abrang, sie nie einem festen Programm oder gar seinem scharfen Bühnenblick verdankte, als Herr Blumenthal auf der Scene erschien. Im Handumdrehen verödete das Haus, in dem sich bisher der leicht zufriedengestellte, gut bürgerliche Mittelstand Berlins gern zusammengefunden hatte, dafür hielt zwar die Thiergartenmonde zweiter Garnitur ihren Einzug, aber an ihrem unbezwinglichen Widerwillen vor der Bezahlung eines Parkettplatzes scheiterten die schönsten Hoffnungen. Vielleicht gelingt es Herrn Aloys Prasch aus Mannheim, hinter dem bereits Barnay's Heldensigur, kapitalspendend und gastspielversprechend, auftaucht, die Götter des Sieges wieder zurückzurufen; freilich wäre ihm dringend zu empfehlen, sich rechtzeitig auf guten Fuß mit der maßgebenden Presse zu stellen und vor allen Dingen zu diesem Behufe den rituellen Leibesschaden zu erleiden, ohne den seit geraumer Zeit kein Berliner Theaterdirector mehr denkbar ist. —

Wer das Regime Barnay mit dem des Herrn Blumenthal vergleichen wollte, dem bot sich bei der neulichen Erstaufführung des Wichert'schen Schauspieles „Marienburg" ungemein günstige Gelegenheit dazu. Der Vorsitzende des Vereins Berliner Presse hatte ein Stück geliefert, das außer sieben verschiedenen Handlungen mehr als dreißig Personen auf die Bretter brachte, das mancherlei romanhafte, doch nicht schlecht erzählte

Episoden enthielt und einigen Schauspielern sogar gute Rollen bot. Alles in allem war das Schauspiel viel besser als die gar zu klägliche Jamben-Zappelkomödie „Aus eigenem Recht“, und dennoch . . . Barnay hatte des Kaisers Majestät im Theater, die sich lebhaft für das Drama des Herrn Kammergerichtsrathes interessirte und ihm zur Belohnung einen Orden anheftete, was weder Herrn Niemann noch Herrn Skowronnek, weder Herrn von Schönthan noch Herrn Kadelburg begegnete. Die fünffüßige Geschichtsklitterung brachte es auf beinahe sechzig Wiederholungen; „Marienburg“ gab man nicht sechsmal — denn des Kaisers Majestät geht nicht in ein Blumenthal-Theater. Und das verräth sehr guten Geschmack, das beschämt manche, die sonst nicht übermäßig hoch vom Kunstsinne deutscher Monarchen denken. Dem Herrn Adolf Ernst mit dem durchgefallenen „Fidelen Corps“ hilft vielleicht Se. Hoheit der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha wieder auf die Beine, in denen einst all seine so vielbejauchzte Komik steckte: Herr Blumenthal blieb ohne fürstliche Ermunterung, und Marienburgs Wappen sank dahin, wo schon andere zwei Wappen modern.

Dafür ward ein lobendes Wort des Monarchen den biederen Lustspielproducenten Schönthan und Kadelburg zu Theil, die es für zeitgemäß erachtet hatten, endlich einmal das noch nie dagewesene Thema der Wohlthätigkeits-Heuchelei aufzunehmen. Höchst originell war schon ihre erste Idee, in den Mittelpunkt des Schwankes eine ehemalige Bühnengröße zu stellen, die ihren philiströsen Gemahl zwar, wie üblich, von Herzen liebt, aber doch gar zu gern wieder einmal Komödie spielen möchte; ihr konnten natürlich der von leeren Häusern geplagte Director, der unaufgeführte Dichter, der ordenlose Streber nicht fehlen, und alsbald verbanden sich alle vier zu einer Wohlthätigkeits-Aufführung, die Jedem schaffen sollte, was er sich so inbrünstig wünschte. Unerklärlich bleibt es, wie auch Herrn Hans Land, der an der Börse Landsberger hieß, ganz dieselbe „Grundidee“ kommen konnte, sie ist doch wirklich ein absolutes Novum. Der erbitterte Zeitungskampf zwischen den Rivalen, der der Première des „Wohlthätigen Zweckes“ vorauging und der unter anderm Herrn Kadelburg das Geständniß erpreßte, jedes Wort im Schwanke wäre sein oder Schönthan's geistiges Eigenthum — Eigenthum ist bekanntlich Diebstahl —, dieser Journalkrieg war das Lustigste an dem grenzenlos öden und traurigen Machwerk. Irgend Jemand, der mit Herrn Kadelburg zusammen kneipt, schwatzte am nächsten Morgen etwas Weniges über die seine Satire, die darin liegen sollte, daß eine der spaßlosesten Personen des Schwankes es versteht, sich erst Wohlthaten erweisen zu lassen und nachher die Wohlthäter allesammt in schnödester Weise kujonirt und von sich abhängig macht; außer dieser wirklich feinen Satire entsinne ich mich noch einer andern, nämlich des Lorbeerkranzreifens ohne Blätter, den der arme Herr Keßler gleich im ersten Acte dem Publicum entgegen halten mußte. So jagten sich die guten Einfälle, ein Scherz schlug immer den zweiten todt, und ich selbst vergaß einmal völlig den Ort, wo ich mich befand, sowie den Ernst der Lage, dachte an den Umsturz-Entwurf und mußte zur peinlichen Verwunderung meiner Nachbarn laut auflachen. Leute, die von den neidischen Blicken der Zurückbleibenden verfolgt, bereits nach dem zweiten Acte das Theater verließen, betheuerten später, sich nie so gut amusirt zu haben, wie während der beiden letzten Aufzüge. Dafür wurde jedoch den tapfer Ausharrenden eine andere hübsche Ueberraschung zu Theil: nachdem der Vorhang gefallen war und im Zuschauerraum Grabesschweigen wie im Trappistenkloster herrschte, traten zwei Herren, ein Glattrasirter und ein Schnauzbärtiger, vor die Gardine, verbeugten sich, schnitten komische Grimassen und schienen nicht übel geneigt, die Zwischenpause mit ihrer mimischen Kunst auszufüllen. Ich habe nichts dagegen, wenn das Königliche Schauspielhaus den nordnordöstlichsten Vorstadt-Theatern die für sie geeigneten Stücke wegnimmt und selber aufführt, aber es deucht mir doch unrecht, den ohnehin schwer darniederliegenden Specialitätenbühnen durch Engagement der oben erwähnten Zwischenact-Künstler Concurrenz zu machen. Ein Gerücht, das im Foyer umlief und glauben machen wollte, die beiden so eilig hinter der Gardine hervorgekommenen Herren wären die Autoren gewesen, wies man allgemein entrüstet als unwahr zurück; hatte doch kein Mensch im Theater auch nur eine Secunde lang den Wunsch gehegt oder gar geäußert, die Verfasser zu sehen.

Wenige Tage später wollte Herr Blumenthal die Probe auf ein niedliches Exempel machen. Es war ihm nämlich schon seit geraumer Zeit aufgefallen, daß alle seine Novitäten am Sonnabend mit Pauken und Trompeten durchrasselten, und er zog daraus den ebenso interessanten wie wissenschaftlichen Schluß, daß der Sonnabend ein öffentliches Unglück und ein gewaltiges Hinderniß für die Weiterentwickelung des deutschen Theaters wäre. Nach längerem Nachdenken kam er auf die glückliche Idee, seine Premièren auf den Sonntag zu verlegen, genießt doch das Sonntagspublicum in Directorkreisen mit Recht den besten Ruf: einmal ist es noch mit dem schrecklichsten Schmarrn zufrieden, und zweitens, was vielleicht noch größeres Lob verdient, es bezahlt seine Plätze. Indessen bewies die Erstaufführung von Hans Olden's „Thielemanns“ dem gewiegten Bühnenleiter am Prinz-Friedrich-Carl-Ufer, daß es bedeutend leichter ist, sich zu verrechnen als den Theatercassierer angemessen zu beschäftigen. „Thielemanns“ sind, das hätte der schlaue Director wahrlich vorher wissen können, kein Futter für ein Sonntagspublicum, denn die guten Leute wollen sich für ihre fünf Mark erbauen oder amüsiren. Das Stück führt in dasselbe Milieu, worin die Schmetterlingsschlacht des verdächtig stillgewordenen Sudermann tobte; hier wie dort kämpft eine Mutter den erbitterten Kampf für ihre unversorgten, weiblichen Jungen, die durchaus mit goldenen Dümmlingen gut verheirathet werden sollen, hier wie dort suchen die Autoren das raffinirte Spiel des pfiffigen Mutterthieres nach allen Seiten hin aufzudecken. Und eins ist wahr: in viel höherem Grade als Sudermann, der die gefundenen Einzelzüge plump episch darstellte, der sich dann schließlich selbst vor widerlicher Sentimentalität nicht fürchtete und das seitdem berühmte Pfund Margarine auf die Bretter brachte, weiß Herr Olden das närrische und doch so tieftraurige Getriebe künstlerisch zu gestalten. Immer wieder macht er verzweifelte Ansätze zur Charakterkomödie, ermüdet nicht im heißen Streben, tragikomische Wirklichkeit wiederzuspiegeln. Und so ist ihm denn seine Mutter Thielemann, auch die rothröckige Göhre Mieze, der ein Frl. Jäger sehr vernünftiger Weise stark jüdischen Typus lieh, recht wohl gelungen. Alle anderen Figuren sind Schablone. Der so wenig aufs Geld erpichte Commerzienrath, der in seiner Jugend mit Hasenfellen handelte, sich einem „Geschäftsfreund“ aus jener Zeit zu Liebe ruinirt und dem dann am Morgen des Concurses sein Kaffee gerade so gut schmeckt wie in den Tagen höchsten Glanzes; der alberne, ungebildete, im Unglück plötzlich tüchtig werdende Commerzienrathssohn; der schwache, unterm Pantoffel stehende Kunstmaler; Herren und Damen aus der Gesellschaft — in ihnen allen pulst kein Tropfen rothen Blutes. Und dem entsprechend schwankt die dürftige Handlung zwischen Wahrheit und romantischer Dichtung hin und her. Das junge Paar soll nach Helgoland fahren, um sich dort heimlich trauen zu lassen, aber die bethörte Suse, der echt dramatisch erst im Coupé die Augen aufgehen, kehrt wieder um, damit sie schließlich, als Vater Commerzienrath pleite gegangen ist, in mondscheinübergossenem Selbstgespräch den edelmüthigen Entschluß fassen kann, nun freiwillig dem ungeliebten, aber dafür bankerotten Manne zum Altar zu folgen. So verschwenderisch Herr Olden auch naturalistische Mätzchen über das Stück ausstreut, so wirksam er Kindergeschrei schon vor Aufgehen des Vorhanges, schlampige Toiletten, auf Divans sich räkelnde Dämchen anwendet, ein annähernd richtiges Bild jenes schrecklichen, ruhelosen Lebens, das in der Jagd nach dem Schwiegersohne besteht, vermag er nicht zu liefern. Seine erschöpfte Phantasie weiß den sich bald offenbarenden Mangel an wirklicher, eingehender Beobachtung zuletzt nicht mehr zu ersetzen, sie hilft sich durch Wiederholungen. Kümmerlich nur umflackert am Ende ein Strählchen von Poesie Suse's Haupt — zu spät, um das Manco zu decken. Bei alledem beanspruchen Thielemann's unter den Varitäten dieser Saison einen vergleichweise vornehmen Platz, und das liegt nicht sowohl an ihrem Werthe, als an dem Unwerth der Nebenbuhlerinnen.

Mit dem in mancher Beziehung verfehlten, im großen Ganzen aber keineswegs der Begabung entbehrenden Drama „Gisela“ hat Fräulein von Schabelski gezeigt, daß sie wohl befähigt ist, den männlichen Stückeschreibern Concurrenz zu machen, und die Zähigkeit, womit sie einem Bühnenerfolge nachjagt, ihr regsamer Fleiß haben etwas unsäglich Rührendes. Fräulein von Schabelski hat sich keine kleinen Aufgaben gestellt, ihr Horizont ist viel weiter als der so manches Mitbewerbers vom stärksten Geschlechte, sie faßt muthig die großen Fragen der Gegenwart an, sucht nach machtvollen Conflicten. Man bedauert es beinahe, daß ihre Kraft so unzulänglich, so gar damenhaft ist, daß ihr dazu das eigentliche, heiße Theaterblut fehlt und daß sie es noch immer nicht versteht, sich zu concentriren. Sie hatte die Courage, den Theaterzettel mit den Namen von Börsianern und Banquiers zu füllen, sie hatte den Muth, in einem an sich recht gelungenen Acte das Treiben und Hetzen der niederen Speculanten mit nicht allzu schneidender Satire zu bespötteln. Sie wollte zeigen, wie die Sucht nach Gold mit glühendem Messer alle feinen, weiblichen Instinkte der Frauenseele ausbrennt, wie im erbarmungslosen Kampf ums Dasein selbst der edel veranlagte Mensch zur geldhungrigen Bestie herabsinken kann. Aber sie hütete sich ängstlich davor, den Fehdehandschuh aufzuheben und die Börsenkomödie zu schreiben, auf die wir warten; aber sie verstand es nicht, seelische Entwickelungen klar wiederzugeben, seinen Gedankengängen nachzuspüren. „Das liebe Geld!“ erzählt anfangs von einem spitzbübischen Papa und seinen verschieden gearteten Töchtern, für die alle die energische Aelteste sorgt, auch von den Versuchungen und Fallstricken erfahren wir, die armen Mädchen aus guter Familie gelegt werden, von ihren Listen, eine gute Versorgung zu finden. Das alles ist ganz gewiß recht interessant, um so mehr als die Verfasserin, trotz ihrer bedenklichen Neigung zu breitester Geschwätzigkeit, einige fesselnde Züge heranzubringen und in's Gewebe einzuflechten weiß. Aber mit der Idee des Stückes haben die Schicksale der beiden Schwestern Fanny's nichts zu thun. Statt nun wenigstens im dritten Acte das Hauptthema aufzunehmen und mit Nachdruck auszubauen, verliert sie sich hier in die schon erwähnte Skizze aus dem Wiener Kleinbörsenleben, und erst als der Vorhang zum vierten Male aufrollt, fallen über das Schicksal Fanny's die Würfel. Nun natürlich muß die Entscheidung über's Knie gebrochen werden; nun muß die Heldin es sich gefallen lassen, wenn ihr die Verfasserin plötzlich ein ganz anderes Gesicht aufsteckt als in den vorhergehenden Acten, nun wird jählings aus dem edelmüthigen und braven Geschöpf, das sich für die Ihrigen opferte, eine gemeine Harpye, in der die Habgier alle anderen Empfindungen, selbst die Neigung zum heißgeliebten Manne, erstickt hat. Fräulein von Schabelski zeigt nicht, wie das Alles kam, ihr genügt, daß es kam, sie verschmäht jede Erklärung, jede Begründung, sie glaubt, daß vier mit starker Nebenhandlung und weitläufigem Geschwätz gefüllte Acte die Psychologie überflüssig machen. So erscheint ihr Stück zuletzt roh, trivial, unwahr. Es ist denn auch trotz des lauten Erfolges am ersten Abend nur noch einige Male vor halb leerem Hause gegeben worden und schnell wieder vom Repertoire verschwunden — eine neue dramatische Leiche zu all den übrigen.

Anzeigen.
Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Grumpelt & Böhm
Antiquariat
und Sortiments-Buchhandlung
Leipzig, Marschnerstr. 9,
empfehlen sich zu schneller und coulanter Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. Kopfschmerz, Erregung mit Schlaflosigkeit durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in Berlin ist soeben erschienen:

Gomorrha's Ende.
Litterarische Komödie in drei Acten
von
Karl Bilz.
Mit Illustrationen von **Georg Heil.**
Preis: eleg. brosch. 1,50 Mk.
Eine anmuthige und geistvolle Satire auf unser modernes Drama und Theater!

Von **demselben Verfasser** ist früher erschienen:

Dramatische Humoresken. Verlag v. Imberg u. Lessen, Berlin S., alte Jacobstr. 64a.

Inhalt: Prolog. Warum die Deutschen keine Komödie haben. — Mein Mann schreibt Tragödien. — Wer ist der Verräther? Nach der gleichnamigen Göthe'schen Novelle. — Publikus und seine Verwandten. Historico-Komödie. — Preis: brosch. 4 Mk.

Anno Zweitausend. Posse. 2. Auflage. Stuttgart. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Preis 2 M.

Der Fürst von Raiatea. Posse. Stuttgart. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Preis 2 Mk.

Der Intendant in tausend Nöthen. Posse. Berlin. J. A. Stargardt. Preis 2 Mk.

Der Verfasser nimmt als Vertreter der litterarischen und politischen Komödie der Gegenwart eine hervorragende Stellung ein.

Verlag von **R. Oldenbourg** in **München** u. **Leipzig.**

Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet. Im amtlichen Auftrage von *Dr. Carl Peters*, kaiserl. Reichskommissar. Mit 3 Karten, 23 Vollbildern u. zahlreichen Textillustrationen von R. Hellgrewe. Preis brosch. M. 17,—, in Leinwand geb. M. 18,50.

Politische Geographie der Vereinigten Staaten von Amerika unter besond. Berücksichtigung d. natürl. Bedingungen u. wirtschaftl. Verhältnisse. Mit 1 Kulturkarte u. 16 Kärtchen im Text. Von *Dr. Fried. Ratzel.* Preis brosch. M. 15,—, geb. M. 18,—.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von *H. von Sybel.* Bd. 1—7. Preis broschiert à M. 7,50, gebunden in Halbfranz à M. 9,50.

Vorträge und Aufsätze. Von Prof. *Dr. Aug. Kluckhohn.* Herausg. v. Th. Heigel u. Ad. Wrede. Preis br. M. 6,50.

Historische Zeitschrift, herausgegeben von *H. von Sybel* und *Fr. Meinecke.* Preis pro Band (3 Hefte) M. 11,25.

Deutscher Novellenschatz, herausgeg. von *Paul Heyse, H. Kurz* und *L. Laistner.* 48 Bde. Preis pr. Band geb. M. 1,—. (Prospekte gratis u. franko.)

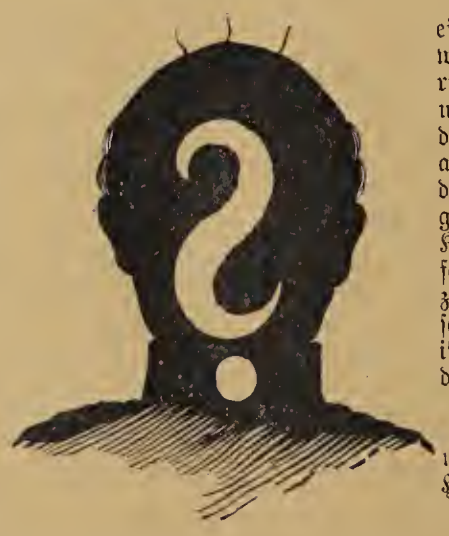
Etwas für Jedermann. Auskunftsbuch zum Gebrauche im öffentl. Leben u. Verkehr. Mit 1 Eisenbahnkarte von Deutschland. In Taschenbuchform geb. 75 Pf.

Im Verlag der Gegenwart in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Um so wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt."
(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden."
(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 8. Berlin, den 23. Februar 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Ursachen der Unzufriedenheit. Von Eduard von Hartmann. — Der Militärdienst der Volksschullehrer. Von Otto Berdrow. — Assecuranz-Verbrechen. Glossen zum Fall Jouiaux. Von Frhrn. Otto v. Boenigk (Breslau). — Aus Kaiser Wilhelms I. Anfängen. Nach Theodor von Bernhardi's Tagebüchern. — **Feuilleton.** Heilserum und Wunderschwindel. Von Hippokratos. — **Aus der Hauptstadt.** Postrath Schönlank. Von Prinz Vogelfrei. — Kunstausstellungen: Schotten und Jung-Berliner. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Berichtigung. — Anzeigen.

Die Ursachen der Unzufriedenheit.

Von Eduard von Hartmann.

Daß neuerdings die Unzufriedenheit in allen Ständen und Parteien wächst, kann nachgerade als eine ausgemachte Sache gelten, da alle Beobachter darüber einig sind. Aber nicht so einig sind die verschiedenen Beurtheiler über die Ursachen der wachsenden Unzufriedenheit; und das ist kein Wunder, denn diese Ursachen sind recht mannichfach und verwickelt. Es soll in dem Nachstehenden der Versuch gemacht werden, die wichtigsten derselben aufzusuchen.

Alle Berufe klagen, und alle mit einem gewissen Rechte, obwohl jeder Beruf sich für den am meisten benachtheiligten hält und die Klagen der übrigen mit Mißtrauen oder Unglauben aufnimmt. Allen voran klagen die Arbeiter, daß ihnen nicht der ihnen gerechter Weise zukommende Antheil am Arbeitsertrage überwiesen werde, sondern die Unternehmer einen unbilligen Antheil für ihren privaten Nutzen vorwegnehmen. Der Handwerkerstand klagt, daß er mit dem Großbetriebe nicht mehr concurriren könne und durch die Fabriken allmälig aufgerieben werde. Die Unterbeamten, Elementarlehrer und ähnlich Gestellte klagen, daß ihnen nicht die ihrem Bildungsstande und ihren socialen Leistungen entsprechende Entlohnung zu Theil werde.

Die oberen Beamten beschweren sich darüber, daß ihre Gehälter nicht wie die der Unterbeamten mit sinkendem Geldwerth erhöht worden, sondern seit vielen Menschenaltern sich gleich geblieben und noch dazu mit drückenden directen Steuern belastet worden seien, obwohl doch die Ansprüche an ihre Vorbildung und die Wartezeit bis zu fester Anstellung beständig gewachsen seien. Sie klagen über den Rückgang ihres gesellschaftlichen Ansehens und ihrer socialen Stellung, weil die durchschnittliche Lebenshaltung der gebildeten Stände bedeutend gestiegen sei, während die Zulänglichkeit ihrer Einkommen zur Deckung der Haushaltskosten sich vermindert habe. Die Kleingrundbesitzer klagen über den sie aussaugenden Wucher, die Großgrundbesitzer über die schlechten Preise ihrer Erzeugnisse und den Druck der Hypothekenschulden, und beide über die Höhe der directen und indirecten Reallasten.

Die jüngeren Söhne der Bauern und Parcellenbesitzer klagen, daß im Vaterlande kein Boden im Kleinen mehr käuflich sei, außer zu unwirthschaftlichen Liebhaberpreisen. Der Handel klagt über die Verringerung aller Provisionen durch die Concurrenz bis zu einem Grade, daß nur noch die größeren Geschäfte ihrer Art bestandfähig bleiben, oder diejenigen, die sich auf eine unsolide Ausbeutung des Publicums legen. Die gewerblichen Unternehmer klagen über die Verringerung des Unternehmergewinns bis zu einem Punkte, daß nur die großen oder besonders günstig situirten Unternehmungen bestandfähig bleiben, über die Belästigung ihrer Thätigkeit durch polizeiliche Beschränkungen und Beaufsichtigung und durch gesetzlich auferlegte Lasten, und über die Feindseligkeit und Unbotmäßigkeit der Arbeiter, die es immer unerfreulicher macht, Arbeitgeber zu sein.

Alle Berufe klagen ferner einstimmig über wachsenden Steuerdruck und Ueberfüllung. Die niederen Stände weisen dabei vorzugsweise auf die Vertheuerung der Lebensmittel und Genußmittel durch indirecte Besteuerung, die höheren auf das Anschwellen der directen Steuern in Staat, Kreis und Gemeinde hin. Ueberfüllung herrscht im Arbeiterstande, wie das Vorhandensein einer industriellen Reservearmee bei mittlerer Conjunctur es zu beweisen scheint; Ueberfüllung waltet in den kaufmännischen und technischen Berufen, wie die erschreckenden Zahlen stellenloser Kaufleute und Techniker es darthun, Ueberfüllung in allen gelehrten Berufen, wie aus der stets wachsenden Erschwerung der Vorbereitung und zunehmenden Wartezeit hervorgeht. Nur der Officierstand macht hier eine Ausnahme, da in ihm noch Lücken zu füllen sind, trotzdem sehr schnell ein Lieutenantsgehalt erreicht wird; dafür steckt aber hier die Unzufriedenheit in den zur Unthätigkeit verurtheilten Männern von 40—60 Jahren, soweit sie nicht das Ausnahmeglück haben, ungewöhnlich lange im Dienst zu bleiben.

Alles drängt zur Staatskrippe, um an ihr ein wenn auch mageres, so doch sicheres Futter zu finden; Beweis genug, daß die freien gewerblichen Berufe gegenwärtig zu wenig Gewinnchancen bieten im Vergleich zu dem an ihnen haftenden Risiko. An der Staatskrippe aber kann nicht jeder ankommen, und die Auswahl erfolgt vielfach nach privaten Empfehlungen, die den solcher Ermangelnden doch nöthigen, sein Glück in den freien gewerblichen Berufen zu versuchen. Die oberen Stände sind verdrießlich, daß sie ihr bisher in der Hauptsache allein besessenes Gebiet gegen immer zahlreicher anstürmende Eindringlinge vertheidigen müssen und dabei weit mehr ihrer Söhne als bisher erliegen und in untere Stände zurücksinken sehen, so daß z. B. schon jetzt drei Viertel aller Studenten auf Universitäten und technischen Hochschulen von nicht studirten Vätern abstammen. Die unteren Stände da-

gegen sind ergrimmt darüber, daß den oberen bei der Behauptung ihrer Stellung noch immer so viel Hülfsmittel und Erleichterungen zu Gebote stehen, die den Wettbewerb ungleich machen.

Nicht bloß das männliche, auch das weibliche Geschlecht ist wirthschaftlich unzufrieden. Es empfindet es als eine Ungerechtigkeit, daß in allen Berufen das Tagewerk einer weiblichen Person geringer entlohnt wird, als das einer männlichen, und fordert volle wirthschaftliche Gleichstellung, und zwar mit vollem Rechte, wenn der socialdemokratische Grundsatz richtig wäre, daß jeder Arbeiter für gleiche subjective Anstrengung unbeschadet ungleicher Leistungen doch gleichen Lohn beziehen muß. Da es gerade die bequemeren, leichteren und darum schlechter entlohnten Gewerbe sind, zu denen die weiblichen Arbeiter sich drängen, so ist es kein Wunder, daß alleinstehende weibliche Arbeiter ohne Familienanlehnung mit ihren Löhnen oft kaum zu leben vermögen und deßhalb schweren sittlichen Versuchungen ausgesetzt sind. Aber in den niederen Ständen pflegt doch der Regel nach die Ehe den Abschluß dieser Uebergangszeit zu bringen, während in den höheren Ständen es gerade die zunehmende Ehelosigkeit ist, die auf dem weiblichen Geschlechte lastet und es unzufrieden macht. Im Volke ist es die junge Jungfer, in der besseren Gesellschaft die alte Jungfer, die am meisten unter dem Druck der Verhältnisse leidet und die Atmosphäre der Unzufriedenheit um sich verbreitet. Die zunehmende Ehelosigkeit der höheren Stände ist aber selbst wieder eine Folge ihrer Unzufriedenheit, d. h. des gefühlten Widerspruchs zwischen Ansprüchen und Befriedigungsmitteln.

Als eine besondere Ursache der Unzufriedenheit wird häufig der wachsende Militarismus genannt, und diese Behauptung der Oppositionsparteien hat durch ihre häufige Wiederholung soweit Glauben gefunden, daß sie im Volke vielfach nachgesprochen wird. Man kann deßhalb nicht mehr bestreiten, daß der künstlich erzeugte Glaube an wachsendem Militarismus zu einer Quelle der Unzufriedenheit geworden ist. Aber dieser Glaube stützt sich auf eine irrthümliche Behauptung. Der Militarismus ist in keinem Sinne gewachsen, sondern hat in vieler Hinsicht abgenommen, und ist gerade bei uns in Preußen nicht nur geringer als er früher war, sondern auch als er in Nachbarstaaten noch ist. Friedrich der Große fand bei seinem Regierungsantritt einen Präsenzstand von $2^1/_4\,\%$ der Bevölkerung vor und hinterließ einen eben so hohen seinem Nachfolger. Die preußische Militärlast nach den Freiheitskriegen war für das verarmte Volk viel drückender als jetzt für das wohlhabende. Frankreich hält jetzt $1^1/_3\,\%$, Deutschland nur $1^1/_{10}\,\%$ unter den Fahnen, und wenn das heutige Frankreich für wohlhabender gelten kann als Deutschland, so war dasjenige Ludwigs XIV. sicherlich viel ärmer als das heutige Deutschland, und hatte doch auch schon $1^1/_4\,\%$ Präsenzstand. Rußland ist sehr viel ärmer als Deutschland und hält doch ein anderthalbmal so großes Friedensheer, das nicht mehr weit hinter einem Procent der europäischen Bevölkerung zurückbleibt.

Die Dienstzeit im stehenden Heere ist in allen Ländern immer kürzer, die Behandlung der Leute immer humaner geworden, und das heutige Deutschland steht in beiden Punkten den Nachbarstaaten weit voran. Höchstens die außerpreußischen deutschen Bundesstaaten mögen die intensivere preußische Ausbildung als eine unbequeme Neuerung empfinden; aber sie hat doch nur mit einem für die militärische Leistungsfähigkeit der Nation nachtheiligen Schlendrian aufgeräumt, ist also nur ein unentbehrliches Mittel für den Zweck. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß auch bei uns noch vieles verbesserungsfähig und verbesserungsbedürftig ist, und daß die sichtlich fortschreitende Besserung in manchen Punkten wohl ohne Schaden schneller gehen könnte; aber solche überall verbleibende Uebelstände könnten nimmermehr Ursache einer Volksunzufriedenheit werden, wenn sie nicht in ihrer Wichtigkeit agitatorisch übertrieben und mit falschen Behauptungen verquickt würden. Bei dem thatsächlich abnehmenden Militarismus, der in Deutschland auf dem relativ niedrigsten Niveau von den drei militärischen Großmächten ersten Ranges steht, mußte die Unzufriedenheit sich proportional vermindern, wenn sie aus dieser Quelle stammt. Daß sie trotzdem wächst, ist Beweis genug, daß sie andere Gründe hat.

Auch die allgemeinen Klagen über Wachsthum der Steuerlast sind nicht unbedingt berechtigt, eine Ursache der Unzufriedenheit abzugeben; daß sie es trotzdem thun, liegt doch theils an einem Mangel historischer Kenntnisse, theils an der Mißachtung oder doch Unterschätzung der höheren Leistungen, die der Staat und die Gemeinden für die höheren Steuern vollbringen. Die Steuern steigen zwar absolut, aber sie sinken im Verhältniß zum Volkseinkommen, das schneller als sie wächst. In keiner Periode der Geschichte waren die Steuern im Verhältniß zu dem, was Staat und Gemeinde ihren Bürgern leisten, so gering wie heute, und in keiner besser vertheilt. Daß gerade in dem letzten Menschenalter der Aufwand für Vaterlandsvertheidigung im Deutschen Reiche stark gestiegen ist, liegt nicht an unserer Regierung, sondern lediglich an denen von Frankreich und Rußland. Daß aber die allgemeine zweijährige Militärdienstpflicht eine unbezahlbar werthvolle hohe Schule für unser Volk bildet, das wird obendrein von den Unzufriedenen übersehen.

Der eigentliche Grund unserer wirthschaftlichen Beklemmung in den letzten zwei Jahrzehnten ist zu suchen in dem raschen Wachsthum unserer Bevölkerung im Zusammentreffen mit einigen anderen Umständen, nämlich der Entfaltung des Eisenbahnnetzes in Rußland, Nordamerika und Ostindien, der starken Erhöhung der Schutzzölle in den meisten Ländern, vornehmlich aber in Frankreich, Rußland und Nordamerika und der Verminderung der umlaufenden Zahlungsmittel in den Culturländern. Die Volkszunahme hat Deutschland gezwungen, aus einem vorwiegenden Ackerbauer- und Handwerkerstaat ein Industriestaat zu werden, der, um alle seine Hände beschäftigen zu können, mehr fabriciren muß, als er selbst braucht, also theilweise auf den Absatz im Auslande angewiesen ist, und der, um alle Magen zu sättigen, Nahrungsmittel einführen muß. So lange das Ausland unsere Industrieproducte zu lohnenden Preisen willig aufnahm, konnten wir mit diesen die einzuführenden Bodenproducte bezahlen. Seit aber das Ausland unsere Industrieproducte mit allzuhohen Zöllen belastet, stehen wir vor der Alternative, entweder unsere Einfuhr an Bodenproducten zu beschränken und an diesen Mangel zu leiden, oder diese Einfuhr auch ferner mit unseren Industrieproducten zu bezahlen, aber für diese so gedrückte Preise berechnet zu bekommen, daß die Herstellungskosten kaum oder gar nicht mehr gedeckt werden. Hätten wir gleich den Engländern, Franzosen, Holländern und Russen Colonien, die im Stande wären, uns für unsere Industrieproducte die erforderlichen Bodenproducte zu liefern, so könnten wir das Ausland als Abnehmer entbehren. Aber die deutsche Geschichte hat uns nun einmal diese Erleichterung versagt, und die Versuche, sie jetzt noch nachzuholen, können erst nach Menschenaltern einen immerhin bescheidenen Erfolg erzielen. Die Regierung soll die schwierige Aufgabe lösen, den einheimischen Markt durch Schutzzölle vor ausländischer Concurrenz zu schützen, die ausländischen Märkte aber für den Absatz der heimischen Industrie offen zu halten. Da diese widerspruchsvolle Aufgabe unlösbar ist, so wird immer ein Theil der Producenten, wenn nicht gar beide Theile, mit der Regierung unzufrieden sein, entweder der für den inländischen Absatz, oder der für die Ausfuhr arbeitende Theil.

Die Landwirthschaft hat sich bis jetzt der an sie herantretenden Aufgabe, die gewachsene Volkszahl zu ernähren, nicht gewachsen gezeigt, obwohl sie die für sie vortheilhafte Wirkung dieser steigenden Volkszahl in steigender Grundrente viele Menschenalter hindurch genossen hat. In Folge dessen

hatte sie sich gewöhnt, in den Güterkaufpreisen den Conjuncturgewinn der stetig steigenden Grundrente mit zu capitalisiren, eine Speculation auf die Zukunft, die natürlich zu einem Capitalverlust führen mußte, sobald einmal die stetige Grundrentensteigerung eine Unterbrechung erlitt, oder gar zeitweilig in eine rückläufige Bewegung umschlug. Dieser Umschlag ist nun eingetreten durch die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Rußland, Amerika und Indien in Verbindung mit Verbilligung der Schiffsfrachten, der Verbesserung der australischen Wollzucht und der Verbesserung der Fleischerhaltungsmethoden. Die Preise der landwirthschaftlichen Producte sind nicht nur nicht proportional dem Volkszuwachs gestiegen, sondern großentheils gefallen. Die Güter sind heute weniger werth als vor zehn bis zwanzig Jahren und bringen weniger Ertrag; ihre durchschnittliche Verschuldung ist aber beträchtlich gewachsen. Die Landwirthe verlangen für ihre Speculationsverluste vom Staate Ersatz durch künstliche Steigerung der Grundrente vermittelst künstlicher Vertheuerung der landwirthschaftlichen Producte. Der Staat hat diesem Verlangen durch landwirthschaftliche Schutzzölle Rechnung getragen, um eine allzuüberstürzte Umwälzung der Besitzverhältnisse zu verhindern, die dem Bodenertrage äußerst nachtheilig wäre. Aber die Landwirthe müssen diese Erleichterung benutzen, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. Sie müssen für das nächste Jahrzehnt aufhören, in den Güterkaufpreisen auf künftige Grundrentensteigerung zu speculiren, für immer aber aufhören, aus Großmannssucht und Speculationsfieber den Besitz eines großen, aber verschuldeten Gutes dem eines kleinen, aber schuldenfreien vorzuziehen, aufhören, die Güter bei jeder Erbtheilung von Neuem mit höheren Hypothekenschulden zu belasten, und aufhören, einen Aufwand zu treiben, der wohl der Größe des Gutes, aber nicht der Größe des ihnen daran gehörenden Werththeils entspricht.

Die Verminderung der Rentabilität sowohl der gewerblichen und Handels-Unternehmungen als auch der Landwirthschaft wird noch verschärft durch die Verminderung der umlaufenden Zahlungsmittel. Von 1873—1889 sind in den Culturländern gegen 15 Milliarden Mark Staatsnoten aus dem Verkehr gezogen; gegen diesen Betrag verschwindet das demonetisirte Silber vollständig, wohl aber fällt es schwer in's Gewicht, daß die Abnahme der Goldausbeute und die stetige Zunahme des industriellen Goldverbrauchs ein Wachsthum des monetären Goldvorrathes verhindert hat, obwohl nicht nur die Bevölkerung in allen Culturländern zugenommen hat, sondern auch mehrere Groß- und Kleinstaaten von der Silber- zur Goldwährung übergegangen sind. In Folge dessen hat das stetige Sinken des Geldwerthes im Verhältniß zu den Producten eine Unterbrechung erlitten und ist sogar zeitweilig in das Gegentheil umgeschlagen, so daß die in Gold ausgedrückten Waarenpreise nach schneller gefallen sind, als sie aus den bereits oben angeführten Gründen ohnehin hätten fallen müssen. Dieser durch die Goldwerthsteigerung bedingte Theil des Sinkens der Waarenpreise ist jedoch rein rechnungsmäßig und gleicht sich aus, da er alle Arten von Waaren, auch die Arbeit, gleichmäßig betrifft. Freilich trifft er nicht alle gleich schnell, da die Uebergangszeit für die neu angepaßte Preisgestaltung für manche Waaren kürzer, für andere länger ist, für die Arbeit zum Beispiel am längsten, weil die Bewegung der Löhne am schwerfälligsten ist. Es wäre aber eine sehr kurzsichtige Wirthschaftspolitik der Unternehmer, wenn sie auf den kleinlichen Profit einer solchen Uebergangszeit speculiren wollten, wo sie etwa die Löhne nach alten Sätzen in minderwerthigem Gelde auszahlen könnten, während sie ihre Producte bereits zu neu angepaßten Preisen verkaufen.

Die Industrie ist nicht kurzsichtig genug, um auf solche Vortheile vorübergehender Art zu fahnden, zumal, wenn dauernde Nachtheile für den auf das Ausland und den Weltmarkt angewiesenen Theil ihrer Producte damit verknüpft sind. Sie bedauert deßhalb auch nicht, daß wir von einem Metall mit sinkendem Werthe zu einem mit festem oder gar steigendem Werthe als Währungsgrundlage übergegangen sind. Die Landwirthschaft dagegen klagt über den Verlust der Silberwährung und verlangt deren Wiederherstellung unter dem Namen der Doppelwährung. Sie hofft damit einen Theil ihrer Speculationsverluste auf die ländlichen Arbeiter abwälzen zu können, indem sie ihnen die bisherigen Löhne in schlechterem Gelde auszahlt, vergißt aber dabei, daß dies den Arbeitermangel durch Wegzug und Auswanderung nur noch rascher steigern würde. Sie rechnet noch mehr auf die Erleichterung ihrer Schuldenlast, die ihr zu Theil würde, wenn plötzlich alle in Gold contrahirten Schulden in Silber verzinslich und rückzahlbar würden, d. h. um 40—50 Procent reducirt würden. Wenn auch die deutsche Landwirthschaft auf den Weltmarkt kaum Rücksicht zu nehmen hat, so sollte sie doch darauf Rücksicht uehmen, daß alle Erleichterungen, die ihr auf Kosten der ländlichen Arbeiter oder der Gläubiger eingeräumt werden, eine rechtswidrige Confiscation von Vermögenstheilen darstellen, daß aber eine Währungsänderung ihnen keine Erleichterung bringen kann, wenn sie nicht in unbilliger Weise einen Theil ihrer Lasten auf andere Schultern abwälzt.

(Schluß folgt.)

Der Militärdienst der Volksschullehrer.

Von Otto Berdrow.

Der bisherige zehnwöchige Militärdienst der Volksschullehrer mußte viele Unzuträglichkeiten und Aergernisse im Gefolge haben. Die in so kurzer Frist Ausgebildeten waren trotz des besten Willens außer Stande, ihren Platz im Heere auszufüllen. Das zeigte sich besonders in früheren Jahren, als die Lehrer noch mit den übrigen Mannschaften zusammen ausgebildet und gleichzeitig mit ihnen zu den Reserveübungen eingezogen wurden. Aus sehr stürmischen Reichstagssitzungen ist noch erinnerlich, welch einer entwürdigenden Behandlung von Seiten der Unterofficiere und Officiere der „dumme Schulmeister" damals ausgesetzt war; und jeder Verständige mußte sich sagen, daß eine so traurige Rolle, wie der Lehrer als Soldat sie damals vor den Augen gerade der Leute spielte, die ihm früher oder später ihre Kinder zur Erziehung übergeben würden, das Ansehen und die Autorität des ganzen Standes unzweifelhaft untergraben mußte. Ein strenges Kaiserwort hat diese jahrzehntelang beklagten Vorfälle mit einem Schlage beseitigt. Die Lehrer wurden seitdem — abgesondert von den übrigen Soldaten — in „Lehrercompagnien" ausgebildet, und die Behandlung wurde eine bessere. Aber dem Stachel, der in dem militärischen Dienstverhältniß der Lehrer liegt, wurde seine verletzende Schärfe nicht genommen: der Lehrer ist nach wie vor ein Soldat zweiter Klasse.

Die Wünsche der Lehrerschaft sind seit vielen Jahren auf die Gewährung der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst auf Grund ihres Bildungsgrades gerichtet. Noch der vorjährige Deutsche Lehrertag in Stuttgart, auf welchem etwa 80000 deutsche Lehrer durch ihre Delegirten vertreten waren, gab diesem Wunsche in folgender Fassung Ausdruck: 1. „Daß den Zöglingen der Lehrerseminare die Berechtigung, als Einjährig-Freiwillige zu dienen, bisher vorenthalten ist, bedeutet eine das Ansehen des Volksschullehrerstandes schädigende Ausnahmestellung. 2. Es ist deßhalb von sämmtlichen deutschen Lehrervereinen eine gemeinsame Eingabe an den Reichstag zu richten, in welcher gebeten wird, es möge die gesetzliche Bestimmung getroffen werden, daß der erfolgreiche Besuch eines Lehrerseminars die Berechtigung zum Dienst als Einjährig-Freiwilliger in sich schließt."

Niemand, der die Bildung eines Seminar-Abiturienten kennt, wird behaupten wollen, daß zwischen ihr und der-

jenigen eines Sekunda-Einjährigen ein Unterschied zu Ungunsten des ersteren bestehe. Kommt es doch häufig vor, daß aus der Sekunda einer höheren Lehranstalt abgehende junge Leute nicht einmal die Aufnahmeprüfung für ein Seminar bestehen; und diejenigen, welche sie bestehen, haben während der drei Seminarjahre meist tüchtig zu arbeiten, um das Ziel zu erreichen. Formell kommt in Betracht, daß für die Berechtigung Kenntnisse in zwei Sprachen gefordert werden, die der Seminar-Abiturient nicht besitzt; aber dies Manco wird ausgeglichen durch seine pädagogische Fachbildung, durch tiefere Kenntnisse in der Literatur und Geschichte, durch die größere Abgeschlossenheit seines Bildungsganges.

Die Bedenken gegen die Forderung der Lehrerschaft richten sich denn auch weniger gegen die innere Berechtigung des Wunsches, als gegen die praktische Seite der Frage. Zur Erlangung der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst ist außer dem Nachweis eines bestimmten Maßes von Bildung auch der von einer Behörde beglaubigte Nachweis nöthig, daß der Gesuchsteller sich während der Dienstzeit selbst erhalten kann. Man zweifelt im Hinblick auf die Vermögenslage der Lehrer daran, daß viele derselben von der Berechtigung Gebrauch machen würden. Man beruft sich zur Begründung dieser Ansicht auf Bayern. Hier berechtigt schon jetzt die Seminarbildung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst, aber nur 3 % der Seminar-Abiturienten machen von der Berechtigung Gebrauch; die übrigen ziehen die zehnwöchige Dienstzeit vor. Nun hat aber doch dieses Argument seine Schwächen. Es ist sehr fraglich, ob dieser geringe Procentsatz seine Ursache hat in dem Mangel an Mitteln oder nicht vielmehr in der Kürze der Dienstzeit für diejenigen Lehrer, welche nicht von der Berechtigung Gebrauch machen können oder wollen. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn die übrigen gebildeten Stände vor dieselbe Alternative gestellt würden, sehr viele junge Leute, die heute als Einjährig-Freiwillige dienen, die kürzere Dienstzeit vorziehen würden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Militärjahr für den bürgerlichen Beruf fast ausnahmsweise völlig verloren ist.

Daß sich die Lehrer ausschließlich aus den niederen und niedrigsten Volkskreisen rekrutiren und deshalb vermögenslos sind, ist ein Vorurtheil, das durch die Ergebnisse der neuesten Preußischen Statistik widerlegt wird. Ein großer Theil — mehr als ein Drittel — der preußischen Lehrerschaft entstammt dem ackerbautreibenden Theile der Bevölkerung, und viele derselben sind Söhne wohlhabender Bauern; und weit mehr als die Hälfte ergänzt sich aus den Kreisen der landwirthschaftlich und gewerblich thätigen Bürgerschaft, die, wie man zu sagen pflegt, ihr „gutes Auskommen haben". Auch im Beamtenstande liefern die unteren Schichten — die in der Statistik unter b. als „Aufsichts- und Rechnungspersonal" und unter c. als „Arbeitsgehülfen" angeführten Kategorien — nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Lehrkräfte. Trotzdem mag zugegeben werden, daß immerhin nur ein kleiner Procentsatz der Lehrer in der Lage sein würde, von der Berechtigung Gebrauch zu machen. Daraus aber den Schluß zu ziehen, daß mit der Verleihung der Berechtigung den Lehrern selbst nicht gedient wäre, würde durchaus falsch sein. Es handelt sich hier in erster Linie um eine Principienfrage. Soll dem Volksschullehrer auf Grund seiner Bildung hinfort die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst mit sämmtlichen Rechten und Pflichten des Einjährig-Freiwilligen zuerkannt werden, d. h. soll das Privilegium, dessen sich jeder gebildete und nicht ganz unvermögende, dienstfähige junge Mensch erfreut, künftighin auch auf den Lehrer ausgedehnt werden? — Oder soll er auch in Zukunft als Soldat eine Ausnahmestellung einnehmen?

Was würde, falls die Berechtigung ertheilt würde, aus den Lehrern werden, die nicht einjährig dienen können oder wollen? Sollen diese, wie bisher, zehn Wochen dienen? — Das würde nicht im Interesse der Militärbehörde liegen, die sehr wohl weiß, welch eine Summe von tüchtigen, brauchbaren Kräften dem Heere durch den zehnwöchigen Dienst der Lehrer verloren geht. Ueber diese Frage hat man sich bisher nicht einigen können. Auch in der Budget-Commission des Reichstages, die sich vor Kurzem mit der Materie beschäftigte, ergab sich nach dieser Richtung weder Einigkeit noch völlige Klarheit. Der von einer Seite gemachte Vorschlag, unvermögenden Volksschullehrern beim Einjährig-Freiwilligen-Dienst Unterstützungen aus Reichsfonds zu gewähren, wurde von Seiten der Militärverwaltung und des Reichsschatzamtes als eine unzulässige Privilegirung einer einzelnen Berufsklasse zurückgewiesen. Schließlich kam mehr und mehr die Ansicht zum Durchbruch, daß es nicht Sache des Reiches, sondern der Cultusministerien der verschiedenen Staaten sei, nach Einräumung der Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung an die Seminar-Abiturienten denselben im Unvermögensfalle aus Landesfonds die Mittel zu gewähren, als Einjährige sich selbst zu unterhalten. Darin war aber die ganze Commission einig, die Regierung aufzufordern, daß den Seminarien das Anerkenntniß gegeben werde, ihre Abiturienten mit dem Befähigungszeugniß für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst zu entlassen.

Es zeigte sich bei den Berathungen im Schoße der Budget-Commission, daß das Kriegsministerium sich nicht mit diesem Beschlusse befreunden wollte. Der Kriegsminister zeigte kein Interesse an dem Werthe, den die Durchführung des oben mitgetheilten Beschlusses für die sociale Stellung der Volksschullehrer haben würde; vielmehr trat ganz klar zu Tage, daß der Minister nichts weiter beabsichtigt, als den activen Militärdienst der Volksschullehrer von zehn Wochen auf ein Jahr zu verlängern, ohne daß sie im Uebrigen den Einjährig-Freiwilligen gleichgestellt werden. Es kommt der Militärbehörde bei dieser Aenderung vor allen Dingen darauf an, sich ohne Mühe einen Stamm von tüchtigen Unterofficieren zu bilden, da die Rekrutirung der Unterofficiere trotz der 1000 Mark-Prämie immer größere Schwierigkeiten macht.

Mit dieser Anschauung des Kriegsministers deckt sich vollständig der Inhalt der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 27. Januar d. J., durch welche die zehnwöchige Dienstzeit der Lehrer in eine einjährige umgewandelt wird, ohne die Frage der Qualifikation zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst irgendwie zu berühren. Der Kriegsminister wird aufgefordert, betreffende Vorschläge zu machen. Welcher Art diese Vorschläge sein werden, hat der Minister in der Budget-Commission bereits verrathen. Die Volksschullehrer sollen für ein Jahr ebenso kasernirt und verpflegt werden, wie jetzt für zehn Wochen; ferner wird beabsichtigt, sie in den Kasernen in besonderen Stuben zusammen zu legen und militärisch abgesondert auszubilden. Nach Ableistung der einjährigen Dienstzeit würden die Lehrer gleich den früheren Dispositionsurlaubern entlassen werden. Die Lehrer würden also in ihrem militärischen Dienstverhältniß eine Zwischenstufe zwischen den Zweijährigen und den Einjährig-Freiwilligen bilden.

Eine solche Ausnahmestellung würde selbstverständlich den Wünschen der Lehrerschaft durchaus nicht entsprechen, und es hat sich seit dem Bekanntwerden des Kaiserlichen Erlasses eine tiefe Mißstimmung dieser Kreise bemächtigt. Man erblickt in diesem Ausgang der Angelegenheit ein Versagen der socialen Achtung und Anerkennung, die der Stand vermöge seines Bildungsgrades beanspruchen kann, und deren er, um segensreich wirken zu können, bedarf. Man sagt sich: wir werden nicht der Ehre gewürdigt, des Königs Officiersrock zu tragen, einer Ehre, die jedem Kaufmanns- und Gutsbesitzerssohn, der seine kärgliche Bildung auf einer Presse ersessen hat, offen steht. — Leider würde ein der Resolution der Budget-Commission entsprechendes Votum des Reichstages auf die Entwickelung der Sache kaum einen Einfluß haben;

denn da die Militärverwaltung nach Lage der Gesetzgebung berechtigt ist, derartige Neuerungen ohne vorherige Aenderung des Militärgesetzes kurzer Hand im Verwaltungswege herbeizuführen, so hat der Reichstag in dieser Frage nur das Recht, Wünsche auszusprechen.

Möchten die maßgebenden Kreise solchen Wünschen Gehör schenken, indem sie der Lehrerschaft, welche ohnehin durch die geringen Aussichten auf Durchbringung des seit Jahren angekündigten, heiß ersehnten Dotationsgesetzes im höchsten Grade beunruhigt ist, wenigstens in diesem Punkte geben, was sie mit gutem Rechte beanspruchen darf. Es würde nicht politisch klug sein, heute, wo so viele Stützen der Autorität sinken, in einem Stande, der in so hervorragender Weise an der künftigen Gestaltung der Dinge mitarbeitet, in allzu hohem Maße Mißtrauen und gährende Unzufriedenheit Platz greifen zu lassen.

Assecuranz-Verbrechen.

Glossen zum Fall Joniaux.

Von Frhrn. Otto v. Boenigk (Breslau).

Kaum beginnt der Fall der Oberförster Gerlach'schen Eheleute in Erfurt aus den Tageblättern und damit aus dem Gesichtskreis der Gesellschaft zu verschwinden, als die kürzlich erfolgte Verurtheilung der Frau Joniaux in Brüssel von Neuem den Sturm der Entrüstung entfesselt. Und doch so entsetzlich und ganz außergewöhnlich dieses Hinmorden erscheint, es ist leider keineswegs das erste Vorkommniß dieser Art, wenn uns auch wenige Fälle gleich furchtbarer Schwere überliefert sind. Zur Zeit dürfte ein Rückblick, wenn er gleich wenig angenehme Aussichten in die Verirrungen der Menschheit gewährt, eines actuellen Interesses nicht entbehren. — Leider ist bei Vergegenwärtigung des Motivs eine derartige Handlungsweise vom psychologischen Standpunkte nur zu verständlich; bei der Joniaux ist er ja wieder klar zu Tage getreten. Sie brauchte, an eine luxuriöse Lebenshaltung gewöhnt, zur Weiterführung derselben Geld, und da sie dies weder besaß, noch sich ihr die Aussicht bot, es auf ehrliche Weise zu erlangen, so sah sie sich vor die Alternative gestellt: entweder wirthschaftlich ruinirt zu werden oder zum Verbrechen zu greifen. Sie wählte das Letztere, bediente sich zu diesem Zwecke der Versicherung, und es gelang ihr zwei Mal, sich auf diese Weise aus der mißlichen Geldklemme zu befreien. Doch bald trat von Neuem die Existenzfrage an sie heran und damit von Neuem die Verlockung, das mehrfach mit Glück geführte Spiel nochmals zu versuchen, sich also zum dritten Mal des Versicherungs-Princips als ahnungslosen Henkersknechtes zu bedienen. Doch verweigerte die betheiligte Gesellschaft unter Hinweis auf die früheren Vorkommnisse im Hause der Joniaux dies Mal die Zahlung der fälligen 100000 Mark, und schließlich wurde sie, wie ja bekannt, zum Tode verurtheilt.

Aehnlich stellt sich der Verlauf derartiger Verbrechen zu allen Zeiten dar, da ja die Grundlagen der Versicherung immer dieselben bleiben müssen, und eine absolut sichere Waffe gegen jene Betrügereien nicht wohl denkbar ist. Als z. B. nach dem deutsch-französischen Kriege Elsaß-Lothringen in deutschen Besitz übergegangen war und zahlreiche dort wohnhafte Franzosen für ihr altes Vaterland optirt hatten, mußten die verschiedenen Versicherungs-Gesellschaften auffallend viele Entschädigungsgelder an französische Fabrikanten zahlen, deren auf nunmehr deutschem Gebiete belegene Fabriken in großer Zahl ein Raub der Flammen geworden waren. — Ein Blick auf die Verhältnisse in der See-Assecuranz gewährt dasselbe Bild, besonders bei der sog. Casco-Versicherung, bei welcher mit dem Schiff auch dessen Ladung versichert ist. Ich will hier nur zwei besonders bekannt gewordene Ereignisse in's Gedächtniß zurückrufen: die vorsätzliche Versenkung des Barkschiffs „Alma" im Jahre 1864 durch den Schiffsrheder Behrendt und Genossen nahe bei den Scilly-Inseln im Atlantischen Ocean. Ganz besonderes Aufsehen erregte aber die Explosion der Höllenmaschine auf der „Mosel" in Bremerhaven im Jahre 1876. Thomas, so hieß der Verbrecher, hoffte bekanntlich, die Maschine werde erst auf hoher See explodiren und das Schiff erst dort mit Mann und Maus in die Luft sprengen, wodurch die Möglichkeit einer Entdeckung eine sehr geringe gewesen wäre. Der Betrug wurde zwar entdeckt, der Massenmord und die Vernichtung großer Mengen von Gütern konnte jedoch nicht verhindert werden.

Doch ich will zur Lebens-Versicherung zurückkehren, deren Geschichte ja auch reichliches Material zur Betrachtung bietet.

Vor einigen Jahrzehnten überkamen wir aus Amerika auf dem Wege der Concurrenz ein sehr zweifelhaftes Geschenk: das sog. Princip der Unanfechtbarkeit, gemäß welchem ein Versicherungs-Vertrag, wenn er einmal abgeschlossen ist, niemals mehr von der Gesellschaft angefochten werden kann, wenn auch der Versicherte falsche Angaben gemacht hätte ꝛc. Bafferson, der Präsident einer Lebens-Versicherungs-Gesellschaft in Nordamerika, sprach es 1891 auf einem Assecuranz-Congreß in Chicago direct aus, daß die Lebens-Versicherung mit Unanfechtbarkeit der Police zu zahlreichen, wohlüberlegten Selbstmorden Veranlassung gebe, wobei es sich meist um besorgte Familienväter handeln dürfte, welche ihrer Familie im Leben nicht mehr nützlich, sondern eher hinderlich zu sein meinen — sie greifen in liebender Fürsorge zu jenem letzten Auskunftsmittel, welches ja auch bei Geltung der Unanfechtbarkeit nicht einmal als ein Betrug bezeichnet werden kann. Doch weist die Geschichte Fälle auf, welche dem der Joniaux weit näher stehen; ich will hier einige*) mittheilen aus der „guten, alten Zeit".

Im Jahre 1730 — die Lebens-Versicherung war überhaupt eigentlich erst noch im Werden — lebten in einem ärmlichen Viertel Londons ein in mittleren Jahren stehender Mann mit einer jungen Dame, welche allgemein für seine Tochter gehalten wurde, und auf deren Leben eine Todesfall-Versicherung abgeschlossen war. Eines Tages fand sie der herbeigerufene Arzt todt, stellte ein bezügliches Attest aus, und die betheiligte Versicherungs-Anstalt nahm natürlich keinen Anstand, die fällig gewordene Entschädigung wirklich an jenen überlebenden Mitbewohner auszuzahlen. — Bald darauf tauchte in einem der fashionablen Stadttheile der englischen Hauptstadt ein „Capitain" auf, dessen Haus, geleitet von einer jungen Dame, bald der Mittelpunkt der Lebewelt wurde. Bald nimmt auch dies ein Ende, denn die junge Dame stirbt, und die Versicherungs-Gesellschaften zahlen dem tiefe Trauer an den Tag legenden „Capitain" die fälligen Gelder in einer Gesammthöhe von „vielen Tausenden" anstandslos aus. — Ein drittes Mal begegnen wir jenem „Capitain" als „Kaufmann" in Liverpool, wo er wegen seines wohlwollenden, klugen Auftretens, wie wegen seines gastfreien Hauses sich allgemeiner Achtung erfreut: als seine „Nichte" plötzlich stirbt, trauert die halbe Stadt, und langsam löst der trauernde Oheim nach allmäliger Eincassirung der fälligen 2000 Pfund, welche sich auf 10 Gesellschaften vertheilten, den Hausstand auf und verschwindet. — — — — Was weiter aus ihm geworden, ist nicht bekannt.

Aehnliche Vorkommnisse sind mehrfach berichtet: So starb im Jahre 1780 eine versicherte Dame, welche 6 Monate vorher völlig gesund gewesen war, an Lungentuberkulose, weßhalb die geschädigte Gesellschaft Nachforschungen anstellen ließ. Diese ergaben, daß eine Schwindlerin sich den Namen der Kranken beigelegt hatte, um durch ein Gesundheits-Attest die

*) Vgl. E. R. v. Herzfeld in A. Ehrenzweig's Assecuranz-Jahrbuch XV. Wien 1894.

Täuschung zu ermöglichen. — Weiter: In der Zeit des Goldfiebers heirathete eine schöne, sehr anspruchsvoll lebende Dame einen älteren Herrn, da sie ihn für sehr reich hielt; als sie sich hierin getäuscht sah, versicherte sie — das Interesse für den Abschluß lag ja bei ihr klar zu Tage — das Leben ihres Gatten mit 1000 Pfd., worauf er bald starb. Doch verbrauchte sie bald ihr Vermögen, heirathete einen jüngeren Mann, dessen Beseitigung sie unter den ähnlichen Umständen auszuführen plante; indeß scheiterte ihr Vorhaben daran, daß ihr Opfer noch rechtzeitg die Gefahr merkte und das Haus verließ. — Schließlich darf ich Mrs. Smith nicht vergessen, welche eine ganze Reihe von Personen, darunter Vater, Mutter und Schwestern, ihrer Geldgier auf Kosten der Versicherungs-Gesellschaften zum Opfer gebracht hat, wobei sie sich in allen Fällen desselben Arztes bediente. Als man auf diese auffallende Häufung von Todesfällen aufmerksam wurde und den Zusammenhang zu ahnen begann, siedelte Mrs. Smith nach Frankreich über, wo sie eine sogenannte „Kochschule" errichtete, von der man wenig Gutes erzählte. Nach Jahren nach England zurückgekehrt und dort an einen Kaufmann verheirathet, plante sie die Wiederaufnahme ihrer verbrecherischen Thätigkeit, doch brachte ein lauter Streit mit einem Diener die Sachlage zu Tage, sodaß schleunige Abreise geboten erschien.

Der Fall aber, welcher dem der Joniaux am ähnlichsten ist, auch wegen des Ausganges, trug sich im Jahre 1830 (gleichfalls in England) zu. Ein Mr. Griffith Wainwright, als sehr geschätzter Journalist seiner Zeit unter dem Namen James Weatercock bekannt, war ein überall beliebter Mann, dessen Vergangenheit jedoch Niemandem bekannt geworden ist. Es mag sein, daß durch Zufall einige Todesfälle in seiner Verwandtschaft, die ihm Versicherungsgelder einbrachten, ihn auf den fraglichen Gedankengang führten, — genug, nachdem die Summen verbraucht waren, die er in Folge von Fälschungen der Bank von England entlockt hatte, war der Tod sein ständiger Gehülfe. Schließlich gab das ganz plötzlich erfolgte Ableben seiner mit einer Summe von 18000 Pfd. (natürlich bei verschiedenen Gesellschaften) versichert gewesenen Schwägerin, Miß Abercrombie, den Ausschlag; die Zahlung wurde verweigert, zuerst aus formellen Gründen, dann aber auf Grund des furchtbaren Verdachtes, vor welchem Wainwright nach Frankreich entflohen war. Dort, in Frankreich, starb bald ein Freund nach einer kurzen Versicherungsperiode (5000 Pfd.) und Wainwright wurde auch dort, da man Strychnin bei ihm vorfand, zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. Gelegentlich einer kurzen, überaus heimlich durchgeführten Reise nach London, ereilte ihn sein Schicksal: er wurde erkannt, konnte aber nur des erwähnten Bank-Delictes überführt und in Folge dessen nur zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt werden. Doch sollte es ihm weit schimmer ergehen. Seine Frau machte nämlich ihre Ansprüche als Erbin bei den betr. Gesellschaften geltend; Wainwright dachte daher, er werde eine Straferleichterung erzielen können, wenn er den Gesellschaften durch Eröffnung des wirklichen Sachverhalts die Zahlung so bedeutender Summen ersparte. Die Folge seiner brieflichen Andeutungen waren jedoch die, daß seine Gattin natürlich nichts mehr erhielt und er in Ketten auf die Galeere gebracht wurde. Er endete in einem Spitale in Sidney. —

In diesen Tagen bringen die Zeitungen die Nachricht, daß Frau Joniaux Berufung eingelegt habe. Wenn auch der Spruch nur auf eine Reihe von Indizien hin erfolgen konnte, welche gegenüber dem unschuldsbewußten Auftreten der Angeklagten nicht immer ihren vollen Eindruck machten, so stellen schon die Geschichte der Versicherung und die Motive in Verbindung mit jenen Indizien eine Kette dar, an welcher meines Erachtens kein einziges Glied fehlt.

Aus Kaiser Wilhelms I. Anfängen.

Nach Theodor von Bernhardi's Tagebüchern.

Als König Wilhelm den Thron bestieg, trafen die Vorläufer einer großen europäischen Krisis zusammen, welche Deutschland unfertig und zerrissen — den zur Theilnahme an der preußischen Regierung berufenen Liberalismus in einem Zustande doctrinärer Unreife vorfand, der von demjenigen der 48er Revolutionszeit wenig verschieden war. Während Italien seine nationalen Kräfte mit unerwarteter Präcision und Raschheit sammelte, das ausschließlich mit sich selbst und der Aufhebung der Leibeigenschaft beschäftigte Rußland einem neuen Abschnitte seiner Geschichte entgegenging, und Frankreich nach Entschädigungen für die ihm in Italien bereiteten Enttäuschungen ausschaute, verzehrten die Kräfte Deutschlands sich in dem kleinen Kriege des Bundestagselends und der großen Thorheit des Liberalismus, der den einzigen rettenden Ausweg, die Wehrhaftmachung Preußens zu versperren drohte. Jahrzehnte lang in die engen Schranken gesperrt, die Kleinstaaterei und reactionäre Seelenangst ihm angewiesen hatten, vergeudete das deutsche Volk Zeit und Kräfte in der Theilnahme an kleinlichen Händeln, die sich unbefangenen Augen als bedeutungslos gewordene Hinterlassenschaften einer absterbenden Zeit darstellten, der Masse der Nation aber nichtsdestoweniger den Ausblick in die Zukunft benahmen. Zwischenfälle, auf welche die Theilnehmer selbst sich nach Jahresfrist nicht mehr besannen, — Streitigkeiten zwischen Mächten, die keine mehr waren, — Personalveränderungen, bei denen eine Nullität an die Stelle der andern trat, — polizeiliche und administrative Mißgriffe, die unter normalen Verhältnissen mit ein paar Zeitungsartikeln abgethan worden wären, — diese und verwandte Dinge stellten sich Jahre hindurch in den Mittelpunkt einer Nation, die des richtigen Gebrauchs ihrer Kräfte für immer entwöhnt worden zu sein schien. Aber Wilhelm I. reifte in der Stille zu einem guten, thatkräftigen Monarchen; die Nation, die ihm erst verständnißlos und unsympathisch gegenüberstand, fing nach und nach ihn zu begreifen an, und ein fester Punkt in der allgemeinen Haltlosigkeit war gegeben.

Seiner Zeit gehörte der Kriegshistoriker und Diplomat Theodor von Bernhardi, von dessen Tagebüchern soeben ein vierter Band bei S. Hirzel in Leipzig erscheint, der die Jahre 1860—63 behandelt, genugsam an, um ihre Leiden, Freuden, Irrthümer und Täuschungen mit erleben und mit fühlen zu können. — Außerhalb der Pfähle des Parteiphilisteriums stehend, erhebt er sich aber immer wieder zu einer auf das Wesen und auf die realen Bedingungen deutscher Nationalentwickelung gerichteten Anschauung. Dabei ist er in der glücklichen Lage, beinahe regelmäßig an die letzten Quellen gehen und bei den Betheiligten selbst Aufschluß über die Ereignisse holen zu können. Eingehende Unterredungen mit Moltke, Roon, Auerswald, Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha u. s. w. kehren in dem vorliegenden Bande ebenso häufig wieder, wie Begegnungen mit dem König, der Königin und dem Kronprinzen. Ueber Vorgänge des Auslandes pflegt der Verfasser sich mit Hülfe seiner russischen und englischen Verbindungen stets auf dem kürzesten und sichersten Wege zu unterrichten, sein Urtheil durch den Gedankenaustausch mit Gesinnungsgenossen wie Max Duncker, Gustav Freytag und Droysen zu klären und zu befestigen.

In diesen schwülen Zeiten des angehenden Conflicts ist Bernhardi ein scharfer und freimüthiger Beobachter. So entwirft er einmal in seinen Tagebüchern ein geradezu köstliches Bild aus dem Salon der Königin Augusta:

8. Januar. Es erscheint ein Hoffourier und entbietet mich zum Thee zur Königin — ganz unerwartet.

Um 9 Uhr hingefahren — auf der Treppe mit General Moltke und seiner sehr hübschen Frau zusammengetroffen — im Vorzimmer

Oberhofmeisterin Frau von Bülow — Gräfin Hacke — und als dienstthuendes Fräulein eine Comtesse Kospoth — dann der Graf Stillfried, der mich seiner ältlichen Frau vorstellt.

Dann kommen noch Graf Boos-Waldeck, als dienstthuender Major von Loë, als Flügeladjutant du jour — der Minister Schleinitz.

Nun erschien die Königin. Mein Platz am Theetisch zwischen der Gräfin Stillfried und Boos. Der König kommt aus dem Theater und grüßt mich im Vorbeigehen: „Noch nicht gesehen.“ Zu meiner Ueberraschung ist er in der rosigsten Laune und erzählt lustige Dinge —: daß der Kaiser Franz seinen Wahlspruch von Recht und Gerechtigkeit ꝛc. an das Burgthor in Wien geschrieben hat, über das oben ein Fußweg hinweg geht, wo dann der Wiener Volkswitz sagt, er habe seinen Wahlspruch da angebracht, „wo 's drunter und drüber geht“.

Stillfried erzählte von den Wahlsprüchen verschiedener Fürsten, und wie der oppositionelle Witz sie umgedeutet hat — die Königin sagte ein paar Mal: „Das ist ja abscheulich!“ — ich hörte nur den letzten: Württemberg: „furchtlos und treu!“ = fruchtlos und theuer.

Nach aufgehobenem Theetisch führt die Königin mich in eine Fenstervertiefung zu einem besonderen Gespräch. Ueber den überall, „wo man nur hinsieht“, bewölkten, sehr drohenden politischen Horizont. Schlimme Lage der Dinge in Rußland.

Königin: Ich habe oft an Sie gedacht während der Zeit, daß wir uns nicht gesehen haben: wie richtig Sie Alles vorhergesagt haben — in dem vertrauten mémoire — was jetzt dort geschieht — und zu einer Zeit, wo es kein Mensch glauben wollte.

Ich: Zur Zeit des Kaisers Nicolaus hätte man wohl manchmal eine Herabstimmung der russischen Ansprüche wünschen können: jetzt aber ist diese gänzliche Lähmung Rußlands eine europäische Calamität.

Königin: Ja gewiß! — O wie hat man geseufzt unter dem Druck! — und wie hat man dort gepocht auf die Macht! — und jetzt! — Man sieht sich um, es ist da eine Lücke!

Noch einige Bemerkungen über die Schwankungen der inneren Politik Rußlands.

Auch der König spricht von der Schwierigkeit der Zeiten — was ich von der neuen Kammer erwarte — „Unsere Feinde sind sehr thätig!“ (die Demokraten nämlich).

Ob ich die Artikel über die Armee schon gelesen habe, die jetzt in der Sternzeitung erscheinen? — sie sind sehr gut.

Ich: Gedruckt habe ich sie noch nicht gesehen, aber ich kenne sie: Dr. Wehrenpfennig, von dem sie herrühren, hat sie mir im Manuscript mitgetheilt und mich gefragt, ob ich etwas dabei zu bemerken habe.

König: Aha! Haben die Hand dabei im Spiel gehabt.

Ich: Ein wenig, Ew. Majestät.

Was ich jetzt schreibe?

Ich bin im Augenblick mit einem Aufsatz für die Preußischen Jahrbücher beschäftigt, in dem ich den Ernst der europäischen Lage klar zu machen suche, um darauf aufmerksam zu machen, daß jetzt wenigstens nicht die Zeit ist, in Beziehung auf die Armee zu theoretisiren.

König (im Ton der Ungläubigkeit): Ja! machen Sie das den Leuten klar!

Der König fragte mich auch, ob ich einen Leitartikel in der heutigen Spener'schen Zeitung gelesen habe, einen Aufruf zur Bildung einer conservativ-constitutionellen Partei? — Nein!

König: O! lesen Sie ihn ja! — Das ist mein Standpunkt! — Das ist der Standpunkt, den ich festhalten will!

Von einem andern Hoffeste notirt Bernhardi in sein Tagebuch:

Berthold Auerbach, der da ist, erlebte die Freude, daß der König ihn anredete. Der König hat seine Vorlesung über den Weltschmerz neulich mit angehört und äußerte, er habe bei der Gelegenheit erst erfahren, was das Wort bedeute; — er habe nicht gewußt, daß es so etwas giebt — in sich auch nie etwas davon erlebt.

B. Auerbach gab, wie er mir später erzählte — die glückliche Antwort: „Ew. Majestät dürfen den Weltschmerz auch nicht empfinden, denn Sie sollen ihn heilen, und wer eine Krankheit heilen soll, muß selbst gesund sein.“

Ein anderes Zeugniß für den damaligen Gemüthszustand des Königs. Bernhardi's Gewährsmann ist diesmal der Politiker Ernst von Saucken, der 1848 liberales Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung gewesen und bei Hofe sehr beliebt war.

Wie wir allein sind, erzählt mir Saucken wichtige Dinge. Er war auf der Durchreise hier, als der König von der Letzlinger Jagd sehr verstimmt zurückkehrte. Minister Auerswald und Petow hielten sich damals für entlassen — Auerswald veranlaßte Saucken, sich bei Hof zu melden, er war da in einer Abendgesellschaft, und der König hatte in einem besonderen Zimmer mit ihm allein ein langes Gespräch.

Da Saucken ihn daran erinnerte, daß er von dem Volke, über das er sich so entrüstet äußerte, in hohem Grade geliebt sei — warf der König ein: ob die Wahlen etwa ein Beweis von Liebe seien? „Nun werden sie sich noch den Löwe (aus Calbe) und den Jacoby (aus Königsberg) holen“ — von der Liebe des Volkes habe er gar nichts zu erwarten.

Saucken: Und Sie sind dennoch geliebt, wie kaum je ein König von Preußen war! Er solle nur darauf achten, daß im ganzen Reich kein Demokrat anders zu den Wählern sprechen durfte, als indem er mit einer Loyalitätserklärung anhob.

Der König meinte, auf das Hochrufen gebe er nichts; das sei leere Komödie.

Saucken: Es kann sein, daß mancher von den Demokraten damit nicht seine wahre Gesinnung ausgesprochen — daß er seine Rede als Rolle spreche wie ein Schauspieler — aber daß er das thun mußte, daß er den Wählern gegenüber so zum Schauspieler werden mußte, das hat seine Bedeutung.

Da der Gegenstand sich nicht auf der Stelle erschöpfen ließ, versprach ihm der König auf ein paar Tage später eine Audienz — die dann über zwei Stunden währte. — Saucken fand den König schon viel ruhiger, wiederholte alles früher Gesagte und warnte vor einer übereilten Auflösung des Abgeordnetenhauses, mit der eine Entlassung des Ministeriums selbstverständlich verbunden sein müßte: Damit käme der König auf eine abschüssige Bahn, auf der kein Anhalten mehr sei; er könne dann dahin kommen, das thun zu müssen, was er selber früher als das Unheilvollste von Allem bezeichnet habe — er könne dahin kommen, selbst die Verfassung verletzen zu müssen.

König: Wie das?

Saucken malte absichtlich so schwarz wie möglich. Ein demokratisches Ministerium sei nicht möglich; ein Ministerium der Kreuzzeitung werde der König niemals wählen, das wisse er — Saucken —: es bleibe also für den gegebenen Fall nur ein reines Beamtenministerium, aus politisch unbedeutenden Männern zusammengesetzt. Ein solches aber werde die Bevölkerung mit großem Mißtrauen aufnehmen; sie werde immer glauben, daß die Kreuzzeitungspartei dahinterstehe und die Regierung hinter den Coulissen leite; in Folge dessen würden die nächsten Wahlen noch schlimmer ausfallen als die gegenwärtigen — und wie dann weiter?

Der König schien dem zuzustimmen, sagte Manches über die Politik, die er zu befolgen gedenke — Manches über die deutsche Frage, was Saucken nicht wiedersagen darf.

Von Interesse ist folgende Mittheilung über eine literarische Frage, die zugleich ein Licht auf Hof und Regierung wirft.

Langes Gespräch mit dem Flügeladjutanten Strubberg über die Militärzeitschrift, die der Buchhändler Bath herausgeben wollte. Er wendete sich an Strubberg, der die Sache bei dem König befürwortete — der König nahm die Idee sehr günstig und mit großer Wärme auf,

und äußerte: freilich! das müsse geschehen; ja es sei ein Scandal, daß die preußische Armee kein solches wissenschaftliches Organ habe u. s. w.

Dennoch ist es dem General Manteuffel gelungen, die Sache unmöglich zu machen — und wie ich vermuthete, stecken zwei Persönlichkeiten dahinter, die Manteuffel protegirt: Courbière und Louis Schneider. Als die Sache nun an Manteuffel gelangte, äußerte dieser: die Sache sei eine sehr bedenkliche und müsse von allen Seiten wohl erwogen werden. „Die Armee darf nicht eine politisirende werden!"

Ueberrascht rief ich aus: „Ach! wollte Gott, daß sie das nicht schon längst wäre!

Strubberg: Eben! eben! — Dem General Manteuffel hat er gesagt: jedem Bedenklichen, was sich da ergeben könnte, ließe sich leicht vorbeugen, wenn man die einfache Verfügung träfe, daß Alles, was irgend das Gebiet der Politik berührt, zuerst dem Kriegsminister vorgelegt werden muß. Manteuffel erwidert: Das geht nicht, denn dadurch würde der Kriegsminister ein politischer Minister und das darf er nicht sein!

Die Forderung, daß der Kriegsminister, der Sitz und Stimme hat im Ministerium, kein „politischer Minister" sei, ist eine wissentliche Unwahrheit — denn Niemand weiß besser als Manteuffel, „wie viel Roon in Politik macht" — aber die Forderung deutet wieder sehr charakteristisch an, welche Rolle Manteuffel mit kluger Berechnung dem König gegenüber spielt. Sein ganzes Benehmen sagt beständig: „Siehst Du! — ich bin ein reiner Fachmann, ein Techniker! — ich thue, was meines Amtes ist, beschränke mich auf das Technische, und bekümmere mich um weiter gar Nichts! — und um Politik am allerwenigsten." — Und ebenso ein anspruchsloser, einfacher Fachmann muß auch der Kriegsminister sein!

Strubberg sieht auch sehr gut ein, daß die „Militärischen Blätter" Courbières sehr großen Schaden thun — aber Manteuffel hält den Mann und seine Zeitschrift. Louis Schneider steht bei Manteuffel in hohem Ansehen und hat sich auch dem König, der Anfangs nichts von ihm wissen wollte, sehr angenehm, beinahe unentbehrlich gemacht.

Louis Schneider versteht russisch — hat das zu seiner Zeit mit gutem Bedacht gelernt — hält die russischen Militär-Journale — den „Invaliden" u. s. w. und hält den König au courant der Veränderungen in der Organisation und Uniformirung der russischen Armee — von den Avancements in dieser Armee u. s. w., was natürlich Alles sehr interessirt.

Hier eine hübsche Anekdote!

30. März. Abend bei Frau v. Stackelberg. Wir sprechen von den verkehrten Ansichten, die der Kaiser Nicolaus in Beziehung auf Krieg und Kriegswesen hatte; von dem seltsamen Wahn, in dem er lebte, daß seine Russen im Bayonett-Kampfe unwiderstehlich seien, und auch Alles mit dem Bayonett abmachten.

Willisen erzählt: Als das Zündnadel-Gewehr neu erfunden und eingeführt war, kam der Kaiser Nicolaus hierher; er sah den Schießübungen zu, konnte die im Vergleich mit den früheren Schießwaffen staunenswerthen Ergebnisse ermessen. Die Officiere drängten sich um ihn, um zu hören, was er sagen würde. Er sagte auch einiges Lobende, aber ziemlich nachlässig, und fügte dann hinzu: „aber eine Heugabel ist mir lieber!"

Unter dem 6. Januar 1861 wird erzählt, wie der Prinz Karl von Preußen, dem die politische Richtung des Königs Wilhelm höchlich widerstrebt, diesen für die Zwecke der Reaction zu beeinflussen sucht; er nennt ihn stets „Egalité" und stellt sich, als hielte er ihn für einen ausgemachten Demokraten. Er hofft, ihn auf diese Weise dahin zu treiben, daß er sich für verpflichtet hält, den Beweis vom Gegentheil zu liefern. „Der muß unseren König schlecht kennen, der von solchen Mitteln einen Erfolg erwartet," bemerkt Bernhardi dazu. Ueberraschend ist ein Gespräch zwischen Moltke und Bernhardi vom 24. Mai 1861. In Preußen hatte man seit Langem das Gefühl, daß es mit dem flügellahmen Ministerium Schleinitz nicht weiter gehe.

Bernhardi: „Viele meiner Freunde und ich selbst, wir haben oft an Sie gedacht; wir wünschen Sie an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten zu sehen. Ich stehe, wie gesagt, keineswegs allein mit diesem Wunsche. Würden Sie annehmen, wenn Ihnen das Ministerium angeboten würde"?

Moltke: „Gott soll mich bewahren!" (NB. Bemerkenswerth ist dabei, daß ihn diese Frage nicht eigentlich befremdet, und das er mich durchaus für befugt hält, sie an ihn zu richten; er geht weiter auf die Besprechung ein.)

Bernhardi: „Es wäre allerdings ein großes Opfer, das er brächte, eine Stellung anzunehmen, die in diesem Augenblick nichts weniger als beneidenswerth ist; aber die Zeiten sind von der Art, daß sie Opfer fordern und zur Pflicht machen. Aus welchen Gründen, würde er ablehnen?

Moltke meint, er sei dem persönlichen Verkehr mit den fremden Gesandten nicht gewachsen. (NB. Doch macht ihn seine große Schweigsamkeit vielleicht gerade dazu sehr geschickt.)

Bernhardi: „Da ließen sich Mittel finden; ein tüchtiger Unterstaatssecretär könnte Ihnen diese Last abnehmen."

Moltke: „Meine erste Forderung wäre, Annäherung an Oesterreich." . . . so würde übrigens Niemand mehr ausrichten als Schleinitz; die augenblickliche Verstimmung des Königs sei nicht zu besiegen und ein wünschenswerther Entschluß daher nicht zu erwarten. Auch die Königin suche jeden energischen Entschluß, der zu einem Kriege führen könnte, zu hintertreiben. Ihr bangt vor jedem Krieg, und zwar weil sie von der militärischen Befähigung der Führer der preußischen Armee eine sehr geringe Meinung hat."

Am 15. Februar 1862 hatte Bernhardi eine längere Unterhaltung mit Roon über die innere und äußere Politik Preußens. Beide waren der Meinung, daß eine kräftige äußere Actionspolitik befolgt werden müsse, wozu Dänemark ein geeignetes, aber nach Roon's Ansicht auch ein gefährliches Feld sei. Bernhardi versprach sich von solcher Politik eine gute Wirkung auf regierungsfreundliche Wahlen zur Lösung der Militärfrage, Roon dagegen nicht. Interessant ist die Meinung Roon's über die Umgebung des Königs: „Die seltsame Furcht vor der Reaction hat überhaupt keinen Grund. Ich kann versichern, in der ganzen Umgebung des Königs denkt Niemand an Reaction. Die Umgebung des Königs theilt sich in zwei Parteien; die eine will auf dem gegenwärtigen Standpunkte stehen bleiben und nicht weitergehen, die andere will fortschreiten. Ich gehöre zu derjenigen, die fortschreiten will; ich habe im vorigen Jahre ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz unterschrieben, das viel liberaler war als das jetzige. Aber ich bin der Meinung, daß man einem Hause wie das jetzige durchaus keine Concession machen muß, denn bei einem solchen Hause erweckt jede Concession nur den Appetit auf mehr — und dann muß man vor allen Dingen in den unteren Schichten vorwärts gehen, um da in Landgemeindeordnung, Kreisordnung und Städteordnung die Leute an Selbstregierung und Selbstverwaltung zu gewöhnen und zu erziehen. So lange das nicht geschehen ist, so lange das alles in bureaukratischer, centralisirender Weise gehandhabt wird, ‚in den höchsten Regionen dem König ein Recht nach dem andern aus der Hand zu winden' — dann kann nichts Gutes entstehen."

Gegen Ende des Bandes erscheint der Name des Mannes, der der Retter aus allen Irren und Wirren werden sollte, immer häufiger. Bernhardi selbst ahnt seine Größe viel weniger als König Wilhelm, dessen Ruhmesthat es bleiben wird, Bismarck auserwählt und festgehalten zu haben.

Zu den Merkwürdigkeiten des Tages gehört dann auch, daß Bismarck-Schönhausen, der schon zum Gesandten in England ernannt war — durchgesetzt hat, daß man ihn nach Paris sendet. Die Politik, die

er im Sinne hat, ist bekannt; ein russisch-preußisch-französisches Bündniß — Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich — Vernichtung Oesterreichs — Vergrößerung Preußens im Innern Deutschlands. Bernstorff will dagegen Hand in Hand mit Oesterreich gehen.

Bismarck geht nun nach Paris, um eine Politik zu treiben, die der des gegenwärtigen Ministeriums diametral entgegengesetzt ist, — um die Politik einzuleiten, die er dereinst als Minister-Präsident treiben will. —

Lord Augustus Lostus ist sehr naiv. Er fragte Bismarck-Schönhausen, ob er nicht jetzt Minister-Präsident werde? „Non," antwortete Bismarck, „je vais à Londres pour achever mon éducation politique!" Lord Augustus nimmt diesen Hohn für ernstlich gemeint, ist sehr stolz darauf und erzählt die Sache weiter.

In einem Schriftstück König Leopold's von Belgien über den Nationalverein wird bestätigt, daß der Gedanke, Frankreich durch Abtretungen Preußens auf dem linken Rheinufer für ein Bündniß mit Preußen zu gewinnen, und dieses durch Hannover und Mecklenburg zu entschädigen, sowohl bei Graf Usedom wie auch bei Herrn v. Bismarck-Schönhausen thatsächlich längere Zeit das Ziel der Politik gewesen ist. Die bezügliche Stelle lautet: „Es sollte fest und scharf ausgesprochen werden, daß der Nationalverein einen jeden Deutschen, der schlecht genug sein würde, Abreißungen vom Vaterlande zu proponiren, als einen Verräther auf alle Weise verfolgen werde. Leider könnte ich Deutsche citiren, die dergleichen vorgeschlagen haben, unter Anderen Herr v. Bismarck-Schönhausen". Man wird sich hierbei des bekannten Wortkampfes im Reichstage zwischen Bismarck und Mallinckrodt erinnern, als Letzterer mit obiger Behauptung hervortrat.

Bemerkenswerth ist ein langes Gespräch vom 28. December 1862 zwischen dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und Bernhardi. Der Kronprinz hatte bekanntlich auf Reise nach Italien gehen müssen, weil er sich reactionären Maßnahmen entgegenstemmte. Bernhardi ließ Eingangs den Satz fallen, Bismarck komme mit seinen Plänen hinsichtlich Dänemarks und einer möglichen europäischen Vermittelung zu spät. Darauf der Kronprinz: „Glauben Sie denn, daß er irgend welche hat?" Bernhardi: „Möglich, daß er bereits inne geworden ist, wie unausführbar seine bisherigen Pläne geworden sind." (Nämlich die Abtretung deutscher Gebietstheile auf dem linken Rheinufer an Frankreich.) Der Kronprinz erzählt, wie er, nachdem der König seine Einwilligung zu seiner Reise nach Italien gegeben, mit der Ueberzeugung abgereist sei, „daß der wenigstens nicht Ministerpräsident würde". — „Wie war ich verwundert, wie ich vier Tage später seine Ernennung erfuhr." — Nach der Rückkehr habe der Kronprinz nur einmal ein längeres Gespräch mit Bismarck gehabt; der hat ihm gesagt, „um die innere Politik werde er sich gar nicht kümmern; die könne man seinetwegen liberal machen, er habe gar nichts dagegen; er werde sich auf die auswärtige Politik beschränken."

Bernhardi berührt das Bündniß mit Frankreich.

Der Kronprinz spricht sich dagegen aus, da es umsonst nicht zu haben sei, indem man der Betrogene wäre — und dann „Adieu liebes Rheinufer!" An Stelle eines Bündnisses Preußens mit Rußland und Frankreich sei England, Preußen, Italien die richtige Combination, doch war der Kronprinz im Zweifel, ob sich die Einheit Italiens durchführen lassen werde. Neapel werde nicht zu überwältigen sein. Die Bourbonen können gar nicht zurück, wer dort Herr wird, hängt von Unternehmungsgeist und Glück ab.

Endlich geht das Gespräch auf die inneren Verhältnisse Preußens über.

Bernhardi: „Es hat sehr viel dazu gehört, die Lage, die vor drei Jahren eine beneidenswerthe war, so gründlich zu verderben. Auch das liberale Ministerium hat große Fehler begangen."

Kronprinz: „Unterlassungssünden!"

Bernhardi: „Die Hauptschuld trägt immer die liberale Partei in der Kammer, hätte sie nur die Militärreform angenommen, so ständen wir anders! Jetzt hat man es nicht bloß mit der Fortschrittspartei zu thun, sondern noch in viel höherem Grade mit den Umtrieben der Kreuzzeitungspartei, die höchst bedenklich sind, nicht bloß wegen des Widerstandes und der Erbitterung, die sie im Lande hervorrufen, sondern auch an sich. Jetzt arbeitet die Partei daran, die Armee zu corrumpiren."

Kronprinz: „So ist es leider! — Und der Geist der Armee, des Officiercorps ist schon theilweise ein sehr verdorbener; aber ich hoffe, daß das nur Berliner und Potsdamer Geist ist — und daß es bei den anderen Armeecorps in den Provinzen nicht so schlimm steht."

Bernhardi: „Meine Nachrichten sind aus dem rheinischen Armeecorps, und es wird in den anderen Armeecorps gewiß nicht anders sein."

Der Kronprinz ist sichtlich erschreckt.

Bernhardi: „In der Armee wendet sich der conservative Volksverein zunächst an diejenigen Officiere, die als Abonnenten der Kreuzzeitung bekannt sind — oder überlaut „gute Gesinnungen" zur Schau stellen. Die nicht Aufgeforderten sind dadurch von Hause aus gewissermaßen gebrandmarkt — es entstehen Spaltungen im Officiercorps . . . Es käme darauf an, den König von diesem verwerflichen Treiben in Kenntniß zu setzen. Selbst höhere Officiere treten gegen ihre Ueberzeugung dem Verein bei, weil sie sich vor ihren hiesigen „Freunden", General Manteuffel und Genossen, fürchten."

Kronprinz: „Wenn die Sache von Manteuffel ausgeht, dann ist nichts zu machen!" Der König hat in neuester Zeit in auffälliger Weise den General Manteuffel ausgezeichnet und mit Ehren überhäuft. Er hat ihn nicht allein sehr bald nach seiner Verurtheilung zu Festungshaft — wegen des Zweikampfes mit Twesten — begnadigt, sondern auch zugleich wieder in seine amtliche Stellung bei der Person des Königs einrücken lassen, „was man doch sonst nicht thut mit Jemandem, der so gegen die Gesetze gehandelt hat." — Dann hat er ihn drei Mal in einem Jahre mit Orden und dergleichen bedacht. So — faßt der Kronprinz das Ganze zusammen — sucht sich die reactionäre Partei auf alle Weise der Armee zu bemächtigen — „und mir droht man dann mit dem Geist der Armee — mir sagt man: nimm Dich in Acht, das will die Armee nicht haben! — mir sagt man, daß ich mich dieser vox dei, der Stimme der Armee, fügen muß, denn die Armee sei die eigentliche Stütze des Thrones."

Mit diesen ersten Regierungsjahren des Königs schließt seine monarchische Lehrzeit. Was folgt, Bismarcks innere und äußere Politik, Roon, Moltke, die Kriege gegen Dänemark und Oesterreich, hat welthistorische Bedeutung. Der treffliche Bernhardi, der erst 1887 starb, wird uns auch dafür seine wichtigen Memoiren als immer zuverlässige und fesselnde Quelle bieten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Heilserum und Wunderschwindel.

Herr Müller hat soeben sein Diner eingenommen. Beim qualmenden Mokka, beim Dampfe der guten Bockcigarre liegt er hingestreckt auf dem Ruhebette und befindet sich gerade in jenem süßen Zustand zwischen Wachen und Träumen, dessen rechter Genuß nur dem sorgenlos lebenden Rentier zu Theil wird. Eine Störung in dieser lediglich der Verdauung gewidmeten Stunde würde Herr Müller schwer empfinden, und so weiß die sorgende Gattin des gerade in der Ferienzeit arg beschäftigten Mannes jede Störung abzuwenden. Aber heute wagt sie es doch, den eben in

tiefste Accorde übergehenden Schnarcher zu wecken. Das Mädchen hat Besuch gemeldet, Damenbesuch, der gerade Herrn Müller zu sprechen wünscht.

Zwei junge Mädchen sind's, die das wichtige Geschäft des Herrn Müller stören. Mit wenigen Worten ist der Zweck ihres Kommens erklärt. Es gilt für ein Wohlthätigkeitsconcert zu Gunsten des Heilserums Billets zu verkaufen. Heilserum! da ist Herr Müller dabei. Seit Wochen studirt er das Serum in allen Zeitungen des Clubs, jedes Fremdwort wird im neusten Conversationslexicon nachgeschlagen, jede Notiz von einer Heilung aus den Nachbarorten wird registrirt, am Stammtische beherrscht Herr Müller auf diesem Gebiete die Situation. Gewiß, gewiß, er wird kommen mit seiner ganzen Familie, er wird noch die Tante mit den beiden Nichten mitbringen, und beglückt legen die beiden bittenden jungen Damen zehn Billets in die Hand des edlen, freigebigen, wohlthätigen Mannes.

Dieser Act der Großmuth kostet Herrn Müller außer dem aufgewandten Gelde den Rest seiner Mittagsruhe. Zum so und so vielten Male beginnt er der geduldigen Gattin das Heilserum zu erklären. Das Gift der Diphtherie sitzt im Blute, Infection nennt man das, so docirt er, und die Pferde können die Diphtherie vertragen, wie die Kühe die Pocken, darum ist Pferdeblut gut bei Diphtherie. Und von sehr guten Pferden wird das Blut genommen, aus den Adern wird es abgelassen, darum nennt man es Serum, und da die Pferde so gut sein müssen, ist es so theuer. Aber helfen thut es! Schmidt's Söhnchen hat es ja auch geholfen, das wäre sonst sicher gestorben, daran kann Herr Müller nicht zweifeln. Was die da in Berlin dagegen sagen, namentlich jener freisinnige Herr, den Herr Müller nun schon gar nicht mag, das alles ist bloßer Neid! Solch' eine bedeutende Entdeckung muß unterstützt werden. Welche Hülfe für die Armen, wenn ihnen eine Hauptkrankheit abgenommen wird! So docirt und reflectirt Herr Müller. Da klopft es wieder. Auf das Herein tritt ein Mann mit einer blauen Mappe in die Stube. Herr Müller kennt ihn sehr wohl, es ist der Armensammler, und ehe dieser zu Worte kommt, wird ihm der noch nicht ausgesprochene Wunsch schon abgeschlagen. Er versucht es dennoch, das Herz des Herrn Müller zu rühren, schildert die Noth der Arbeiterwittwe, welche den Mann vor Jahresfrist nach langer Krankheit verloren hat, beschreibt in ruhiger, herzergreifender Weise die nackten, frierenden, hungernden fünf Kinder, von denen das kleinste sich heute auch gelegt habe; es klage über den Hals und liege im Fieber.

„Nein, nein, ich weiß besser, wie der Noth der Armen zu steuern ist. Das Kind wird Diphtherie haben, dafür ist das Serum da, und für dieses habe ich eben erst ein Goldstück gegeben," sagt Herr Müller.

Der Sammler verschwindet. Die Stunde zum Spaziergange ist da, und pünktlich zur Sekunde betritt Herr Müller das Stammlocal. Heute hat er wieder vom Serum Neues zu berichten. Das Kind der Wittwe ist an Diphtherie erkrankt, schon heute Abend wird es gespritzt, natürlich mit Gratis-Serum. Was hätte aus dem armen Weibe wohl werden sollen, wenn nicht so erfolgreich für das Serum gesammelt wäre?

— — — Herr Meyer ist heute sehr gut gelaunt. Er hat den Geschäftsgewinn des vorigen Jahres sehr glücklich angelegt. Die Actien sind im Laufe des Jahres fortwährend gestiegen, heute stehen sie 424! Das ist fürwahr ein guter Jahresabschluß. Schmunzelnd legt Herr Meyer den Courszettel bei Seite. Herrn Meyer ist Nationalstolz nicht gegeben. Heute aber wirft er sich in die Brust, heute fühlt er sich mal als Deutscher. Die deutsche Wissenschaft hat den Triumph gefeiert, ein werthvolles Heilmittel gegen eine tückische Krankheit zu entdecken, und dieses kostbare Mittel, nach welchem Tausende von Eltern und Kindern verlangend schreien, ist nicht bloß ein unentbehrliches Heilmittel geworden, nein, es läßt sich mit demselben auch ein Geschäftchen machen. Die Speculation konnte diesen Segenspender verwerthen, und Herr Meyer wurde reich. Das Publikum merkte es ja nicht, weshalb es denn eigentlich so theuer war, jener Saft, den emsige Wissenschaft nicht für die Börse, sondern für's Heil der Menschen braute. Das Publikum liest wohl, daß in England Pfennige kostet, was wir mit vielen Markstücken bezahlen müssen, aber kann man's denn glauben, daß selbst mit solchen Dingen Schacher getrieben wird? Und Herr Meyer steht stolz da! Dieses Mal sind die Engländer die Dummen!

Der Postbote bringt die Postsachen. Nachlässig öffnet Herr Meyer die Briefumschläge. Rechnungen und immer wieder Rechnungen. Ja, dies letzte Jahr ist theuer geworden. Frau Meyer war lange leidend, Tag und Nacht bedurfte sie der Pflege und der alte Medicinalrath kam oft und häufig auch Nachts ins Haus. Heute hat auch er seine Rechnung geschickt. Herrn Meyers Stirn umwölkt sich. Voll Entrüstung läßt er die Rechnung fallen, das ist doch etwas stark! 200 Mark soll er zahlen an den Arzt, der eigentlich nichts genützt hat. Zwar das schwere Fieber hat er beseitigt, die Todesgefahr abgewandt, aber Frau Meyer drückt es doch noch bald hier bald dort, dafür weiß der Doctor nichts, also hat er ja doch die Frau gar nicht geheilt! Hysterie hat er gesagt. Ja, was soll der Name, wenn man nicht zu helfen weiß. Und nun 200 Mark Honorar.

„Der Arzt wird abgeschafft, und zum Professor wird auch nicht gefahren. Morgen geht es nach Radbruch zum Wunderdoctor Ast. Das ist ein Mann! Aus den Nackenhaaren bestimmt er die Krankheit, und seine Mittel helfen sofort. Was soll die Wissenschaft der Aerzte, die weiß ja nichts, und für nichts mag ich nicht gern von meinem sauer erworbenen Reichthum hingeben. Also auf nach Radbruch!"

— — — Die Wittwe des Arbeitsmannes, welcher vor Jahresfrist durch einen Unfall umkam, wohnt in einer elenden Hinterwohnung. Eine schlecht schließende Bretterthür versucht das einzige Zimmer nach außen zu verriegeln. Die zerbrochenen Scheiben des Fensters sind mit Papier nothdürftig verklebt. Und drinnen im frostigkalten, zugigen Zimmer herrscht die bitterste Noth. Außer der geringen Armenunterstützung fließen der armen Frau keine Mittel zu, denn der Unfall des Mannes ist nicht anerkannt, das Unglück fand ja auf dem Wege zur Arbeit, „nicht während der Arbeit" statt! Heute liegt das Kleinste, ein blondlockiges Mädchen, fiebernd im Bett, — nein, ein Bett ist ja nicht vorhanden, — ein Lager von dumpfem, feuchtem Stroh ersetzt dies unentbehrliche Möbel. Die vier andern Kinder hocken zitternd vor Frost in den Ecken, eine Brodrinde kauend, die vom Tage noch übrig blieb. Die Abenddämmerung fällt durchs Fenster und röthet die geistesbleichen Wangen der Mutter und der Kinder. Eben ist der Arzt dagewesen. Diphtherie, hat er gesagt, habe das Kind, und eine Einspritzung mit Heilserum wurde sofort gemacht. Der Arzt hat die weinende Mutter getröstet, es werde schon morgen besser sein, sonst müßte er eine neue Einspritzung machen, diese sei zwar noch viel theurer, aber die guten Menschen hatten ja gesammelt für die Armen.

So schlummert die hoffende Mutter am Lager des Kindes einige Stunden ein. Sie träumt vom Serum, von dem vielen Gelde, welches es kostet, sie träumt, sie besäße das viele Geld, sie könne zum Schlächter, zum Kaufmann, zum Bäcker gehen und sie käme nun heim mit all' den Schätzen. Sie sieht im Traume die leuchtenden glücklichen Augen der Kinder, als sie alles auspackt und herrichtet, sie sieht sie schmausen und sich wärmen am flackernden Feuer des Ofens.

Zusammenschauernd vor Frost erwacht sie, der Morgen tagt, ihr kleiner Liebling schlummert sanft. Dann kommt der Arzt, er findet Besserung und verordnet gute Pflege, wobei er auf die Armenhülfe verweist. Die Armenunterstützung ist für sechs hungrige Magen nur allzu knapp bemessen. Ja, wenn die Kinder vom Heilserum satt werden könnten! Wenn die Mutter einmal das Geld hätte, was die Einspritzung gekostet hat! Mit der Errettung vom Tode ist's doch allein nicht gethan, Hunger und Frost herrschen nach wie vor im kleinen Hinterstübchen, wo das Heilserum das Heil nicht bringen konnte.

— — — Herr Meyer nebst Gemahlin sind in Radbruch angekommen. Sich schiebend und drängend mit allen den vielen Neugierigen, Kranken und eingebildet Kranken haben sie endlich das Haus des neusten Wunderdoctors erreicht. Kleine Geldspenden verschaffen einen schnellern

Zugang zum Sprechzimmer. Frau Meyer zuckt zwar etwas zusammen, als sie die Atmosphäre einer Schäferwohnung athmet, aber das schön parfümirte Taschentuch überwindet das Hinderniß. Die ärztliche Untersuchung ist schnell gethan, einige schön gekräuselte Löckchen sind im Nacken bald abgeschnitten, und die Diagnose ist noch leichter gestellt. Frau Meyer empfängt eine große Flasche brauner Mixtur und läßt 20 Mark in die schwielige Hand des Arztes gleiten. Der Wunderdoctor macht eine linkische Verbeugung, fletscht vergnügt die Zähne, und die Consultation ist beendet. Herr Meyer hat die 20 Mark gern hingegeben, die Sache hat ihm imponirt.

„Ein Arzt braucht oft Wochen, um eine Diagnose zu stellen," sagt er zu seiner Frau, „hier ist alles in wenigen Minuten gefunden."

Schon halb genesen reist das Ehepaar nach Hause zurück.

* * *

Heilserum und Ast'sche Wundercuren beherrschen schon geraume Zeit das Tagesgespräch. Mag's nun auch für den Entdecker des Heilserums nicht schmeichelhaft und angenehm sein, mit dem Radbrucher Wundermanne zusammengebracht zu werden, in der Wirkung auf die Menschen bieten beide Erscheinungen mehrere Berührungspunkte. Auf der einen Seite die jede Ueberlegung vergessende plötzliche Begeisterung am Wohlthun, ein förmlicher Taumel, für das Heilserum durch Sammlungen, Concerte, Vorträge große Capitalien zur Verfügung zu stellen, auf der andern Seite die Begeisterung für einen bewußt oder unbewußt ausgeübten Schwindel, der am Ende des 19. Jahrhunderts für nicht möglich gehalten werden müßte. Beim Heilserum das Resultat einer Jahre langen exacten wissenschaftlichen Forschung, die Aussicht auf ganz neue Wege, ganz neue Mittel, um den tückischsten aller Krankheiten, den Infectionen, Einhalt zu gebieten; dort beim Wundermanne plumpe Täuschung mit Reclame wirkungsvoll gemacht, Anpreisung schlechter oder in der gegebenen Form ganz unwirksamer Heilmittel, Anwendung von Kunstgriffen, die jedem denkenden Menschen ohne Weiteres zeigen müßten, daß sie nicht geeignet sind, schwere körperliche Leiden erkennen zu lassen; auf beiden Seiten aber hochgradiger Enthusiasmus des Publicums. Das Gewöhnliche, das Alltägliche macht keinen Eindruck mehr. Eine neue, epochemachende wissenschaftliche Entdeckung und eine neue, höchst dumme aber frappirende Komödie wirken in gleicher Weise, rauben ruhige Ueberlegung und verhindern klares Handeln.

Der alte Medicinalrath, der berühmte Professor, beide sind vergessen, wenn ein Charlatan in die Trompete stößt. Die Hülfsbedürftigkeit unserer Kranken kann und konnte nie solche außergewöhnliche Opfer zeitigen, wie sie für das Heilserum und dessen Fabrikation gebracht werden. Nirgends auch nur ein Bemühen, billiger zu schaffen, was zu theuer bezahlt wird, nirgends das Streben, den plötzlich erwachten Wohlthätigkeitssinn des Volkes in richtige Bahnen zu lenken. Nirgends die Einsicht, daß mit dem zu viel Gegebenen große Noth gelindert und viele Thränen getrocknet werden könnten! Hippokrates.

Aus der Hauptstadt.

Postrath Schönlank.

In den Reichstagsdebatten fällt jetzt während einer Sitzung das Wort „Niveau" häufiger als sonst wohl während einer ganzen Session, und wenn die Redner aller Parteien in weiter keinem Punkte übereinstimmen, wenn sie von ein und demselben Gesetz die Weltherrschaft deutscher Cultur, gleichzeitig aber auch den vollständigen Ruin des Vaterlandes, die grauenhafteste Verrohung seines Geisteslebens erwarten — darin sind sie einig, daß der Ton in unserm Parlament sich bedauerlich verschlechtert, daß der Reichstag entschieden an Würde eingebüßt hat. Man verargt es ja Herrn von Koeller nicht, daß er beim Reden vor der vornehmsten Körperschaft des Reiches beständig die doch wohlgepflegten Hände in den gedankentiefen Hosentaschen verbirgt, und man würde es zweifellos geduldig lächelnd hinnehmen, wenn er noch einen kleinen Schritt weiterging, die Rednertribüne völlig in eine bequeme Häuslichkeit umwandelte und sich gelegentlich während eines gesellschaftsrettenden Speeches die Zähne bürstete. Die zahlreichen vortrefflichen Eigenschaften, die diesen sehr seltenen Staatsmann sonst auszeichnen, sein hohes Wissen, seine Belesenheit — er kennt mehrere große Bibliotheken auswendig — nicht zuletzt die jedem Gelehrten eigene Bescheidenheit des Auftretens haben ihm im Fluge die Sympathien der Bevölkerung erworben, was u. a. recht deutlich aus Herrn von der Groeben's über Nacht berühmt gewordenen Brief an seinen hohen Chef hervorgeht. Auch die meisten übrigen Mitglieder der Regierung geben zu keiner Klage Anlaß; sie ähneln der Excellenz des Innern auffallend darin, daß sie entweder ebenfalls gern die Faust in den Abgründen ihrer Unaussprechlichen ballen oder aber wenigstens so oft wie möglich falsche Citate anwenden. Fürst Hohenlohe endlich hat sogar zu einer anerkennenswerthen Verbesserung der parlamentarischen Sitten beigetragen; dank seiner ingeniösen Idee, nur noch Reden vom Blatte zu halten, wird es in Zukunft jeder Abgeordnete vermeiden können, unbedachte Worte auszustoßen, die notwendig gepfefferte Ordnungsrufe nach sich ziehen müssen. Erwägt man nun noch, daß die Vertreter der Regierung auf's Aengstlichste Alles vermeiden, was irgendwie provociren und Anstoß erregen könnte, daß z. B. noch Niemand von ihnen eine geistvolle oder originelle, den Neid der Deputirten wachrufende Bemerkung gehört hat, daß das intellectuelle Niveau ihrer Auslassungen bescheiden genug ist, um selbst die Abgeordneten nicht peinlich zu berühren, die in pietätvoller Erinnerung an ihre Schülerjahre immer auf den letzten Bänken des Hauses Platz nehmen, so darf man die Verdienste des hohen Hohenlohe-Ministeriums um die Wahrung parlamentarischer Würde und parlamentarischen guten Tones befriedigt eingestehen. Ohne die kernigen Grobheiten des mecklenburgischen Bevollmächtigten wäre thatsächlich die Gefahr einer Verzärtelung und Verweichlichung des Reichstages seitens des Bundesrathes eingetreten. Nur an den Abgeordneten und in zweiter Linie am Volke liegt es, wenn trotzdem die Reichsidee zurückgeht und maßgebende Kreise sich mit der Absicht tragen, den derzeitigen, subordinations- und bonton-vergessenen Reichstag baldigst nach Hause zu schicken, sofern sich seine Wähler nicht gründlich bessern. Weit entfernt davon, sich durch die Gratis-Imbisse im grünen Gewölbe, durch Hohenlohe's kalte Büffets und Nieberdings Marine- und Umsturz-Diners zu einer ruhigen Betrachtung der Lage bewegen zu lassen, nimmt die Erregung und die Wuth der Bevölkerung täglich unheimlichere Dimensionen an, und es muß als eine unauslöschliche Schmach für deutsche Bildung und Gesittung betrachtet werden, daß deutsche Bildung und Gesittung einhellig, ausnahmslos gegen die doch von Geheimräthen erwogenen und befürworteten neuen Paragraphen 111, 112 und 130 Front macht. Der Reichstag kann ja an sich nichts dafür, er bemüht sich sogar redlich, zu beweisen, daß er nicht das allergeringste Verständniß für den fürchterlichen Ernst der Situation hat, daß Litteratur, Kunst und freie Forschung auch in seinen Augen alberne Schlagwörter sind, erfunden, um einer Herde faulenzender Drohnen ein Stubenhockerdasein zu gewährleisten. Der Millionär und Hüttenbesitzer von Neunkirchen, dessen sociale Curse sich nicht nur im Kreise Saarbrücken berechtigten Ansehens erfreuen; der Oberpräsident von Hannover, von dem wir schaudernd erfahren haben, was Friedrich Nietzsche für ein Haderlump und dummer Kerl ist, wenn man ihn an der selbst über's Militärmaß hinausgehenden, geistigen Größe des Herrn Oberpräsidenten mißt; die einsamen Denker aus Masuren; Herr Max Liebermann von Sonnenberg, der seine nicht gerade geschickt compilirten Reden gern mit blutrünstigen Versen aus socialen Gedichten schließt, die er nicht verstanden hat und der, an der Spitze des nun seinem Ruin geweihten Antisemitismus, Empörerköpfe fallen sieht und ganze gegnerische Parteien couragirt vor die Pistole fordert; Herr Lieber, der mit Thee und

Grundsätzen handelt, in Grundsätzen aber bedeutend größere Vorräthe hat und deßhalb bedeutend unvorsichtiger speculirt — diese Männer vertreten zur Zeit bei uns Bildung und Besitz derart, daß sich wenigstens die Bildung entsetzt nach Hülfe bei Eugen Richter und dem Genossen Singer umsehen muß. Vor wenigen Jahren gelang es ihr einmal, gelegentlich eines wesentlich gleichgültigeren Anlasses, einen solchen Sturm im Lande zu erregen, daß Parlament und Regierung tödtlich erschrocken nachgaben; das Volksschulgesetz, das phantastische, rasselte zu Boden. Jetzt, bei dem zweiten, ungleich gefährlicheren Attentat auf sie und die gesunde Vernunft, verhält Frau Bildung sich schon ruhiger und begehrt minder laut auf; Gewöhnung macht Alles . . . . .

Jene Profunden, die den Niedergang des Parlamentarismus und die Verrohung seiner Sitten am lebhaftesten beklagen, scheinen gar nicht zu ahnen, daß sie da über eine ganz naturgemäße, organische Entwicklung Zeter schreien und daß die Heilmittel jedenfalls ganz wo anders liegen als in der Verstärkung präsidentlicher Disciplinargewalt. Das Parlament in seiner heutigen Zusammensetzung scheint es darauf abzusehen, den Satirenschreibern ihre Arbeit ungewöhnlich leicht zu machen. Wenn schon an und für sich eine Körperschaft, die aus Zufalls- oder Schacherwahlen hervorgegangen ist, keinen besonderen Anspruch auf den Respect der Selbstdenker, will sagen der im letzten Grunde doch ausschlaggebenden Mitglieder der Volkheit, erheben darf, so verscherzt sie dies Recht auf alle Fälle in dem Augenblick, wo sie es nicht einmal mehr versteht, instinctiv im Sinne der culturell am weitesten vorgeschrittenen Minderheit zu sprechen und zu stimmen. Denn diese Minderheit hat immer Recht und wird immer siegen; auf die stumpfe, denkfaule Mehrheit stützen sich nur sehr unvorsichtige und sehr geschichtsunkundige Regenten. Herrscher wie Parlamente aber empfangen die Weihe nicht aus sich selbst und noch weniger von den Massen, die ihnen Hurrah zubrüllen oder Stimmzettel für sie abgeben; ihr Schicksal ruht allein in den Händen der vornehmen Geister ihrer Nation, die allein schreiben ihnen ihr Urteil, werthen sie. Handelt der Reichstag anders, als die Bewohner der Firnen es ihm vorschreiben; geht eine Regierung andere Pfade als die, die zu jenen Höhen, wenn auch in weiten Serpentinen, emporführen, so untergraben sie nothwendig ihr Ansehen, ihre Macht. Sie verlieren das Interesse und das Vertrauen gerade der Geister, von denen sie befruchtet werden sollten, sie verlieren damit Seele und Inhalt, sinken zu Gesetzgebemaschinen herab. Ihr Ja und Nein mag noch Bedeutung haben, weil es das Ja und Nein der Gewalt ist; auf die Gründe ihres Thuns aber, die sie gern selbstgefällig in schwatzhafter Breite darlegen, achtet Niemand mehr. Denn die sind völlig ohne Belang.

Es bedarf nur eines Blickes in unsere Kammern, nur einer oberflächlichen Prüfung der geistigen Qualitäten moderner Minister, und man weiß genau, auf welcher Stufe der Entwickelung wir angelangt sind.

Die Männer, die sich den Volksvertretern als Diener und Ausführer monarchischer Willensäußerungen vorstellen, verfügen über keine Eigenschaft, die sie irgendwie über den Durchschnitt erhöbe. Sie entbehren zum Theil der akademischen Bildung, was an sich gewiß kein Fehler wäre, im Zusammenhang mit anderen Mängeln aber ein sehr bedenklicher wird; ihre Untergebenen blicken nur kopfschüttelnd auf sie, ist ihnen doch bekannt, daß Excellenz neben anderen Unterlassungssünden auch die begangen hat, sein letztes Staatsexamen zu vergessen. Den Ministern, oder wenigstens einem und dem anderen, war vielleicht Gelegenheit geboten, sich in früheren Tagen als guter und geschickter Beamter hervorzuthun; aber vor bureaukratischen Talenten empfindet die öffentliche Meinung nur sehr geringe Hochachtung, und alle anderen, das weiß oder bemerkt man bald sehr genau, fehlen durchaus. Neuerdings kommt es sogar so weit, daß bei deutschen Staatsmännern selbst die einzige Gabe, die bisher jedem activen Politiker eignen mußte, die Rednergabe, nicht mehr erforderlich ist. Sie haben nur die Politik eines Höheren zu „vertreten", und das genügt. Stellt der Herrscher an seine unmittelbarsten und vornehmsten Diener so gar geringe Ansprüche, nun, so glaubt die Wählerschaft zu gleichem Thun berechtigt zu sein. Zwar darauf hält sie für ihr Theil noch immer, daß ihre Diener, wenigstens ihre Lieblingsdiener, des Wortes mächtig sind. Im Uebrigen jedoch schraubt sie ihre Anforderungen ebenfalls auf's Aeußerste herab, und das ist patriotisch von ihr, das ist loyal — wohin kämen wir, wenn einem Regierungstische der Mittelmäßigkeiten ein ganzes Haus voll großer, scharfsinniger und gewaltiger Geister gegenüber säße? Das Land führe wohl besser dabei, aber das „staatserhaltende" Princip ginge zum Teufel.

Beide Factoren, die über die Geschicke der Nationen zu entscheiden haben, legen sich keinerlei Zwang mehr auf; den Nullen im Cabinet will und braucht das souveräne Volk keine Einser entgegenzustellen, Gleich und Gleich gesellt sich gern. Und nun kommen die behaglichen Rentiers, die voll und ganz der Meinung irgend eines Parteiobristen sind, gern im Heimathstädtchen ein Röllchen spielen möchten und den vorübergehenden, wenn auch diätenlosen, Aufenthalt in Berlin zu schätzen wissen. Die Gesinnungstüchtigen und Opferfreudigen kommen, die für jahrelange Arbeit im Dienste unserer guten Sache mit einem Mandate belohnt werden müssen; dann die Genossen, die Verlegenheitsmänner und allmälig noch Schlimmere. Immer mehr wird die Politik des Sachlichen entkleidet, immer weniger Gewicht auf die geistige Kriegsbereitschaft der einzelnen Heerhaufen gelegt, denn dieser Regierung gegenüber bedarf es eben keiner Capacitäten, keiner besonderen Vorsicht, die blamirt uns nicht, selbst wenn sie's wollte. An die Stelle des bedeutsamen Kampfes um bedeutsame Fragen tritt der kleine, persönliche Hader, und die kleinlichen, die unfeinen Mittel kommen zu ihrem Recht. Als Bismarck war, sah man die Bebel und Richter kaum, trotzdem der Freisinnsführer doch einen gewaltigen Heerbann hinter sich aufmarschieren ließ; heute überragt der verbissene Tribun um Haupteslänge die Excellenzen, den einen, Miquel ausgenommen, verdunkelt sie und macht sie schweigen, obgleich nicht mehr zwei Dutzend Männerlein zu seiner Fahne halten. Wenn Bebel spricht, erleidet die Regierung fast allemal eine wuchtige moralische Niederlage, und eine mittlere Intelligenz wie die des ehemaligen Sattlers und Autodidakten Fischer schleudert sämmtliche Geheimräte, Commissare und Fackeltänzer in den Sand der Arena, daß sie quietschen. Es ist nicht die Zunge der Wahrheit, die aus ihm spricht und ihn unüberwindlich macht, von Parteifanatismus befangen, blickt er aus nicht minder kurzsichtigen Augen als die anderen; er färbt die Thatsachen und gruppirt sie, daß sie ihm Recht zu geben scheinen, und die andern thun dasselbe. Auch kein überlegener Geist, kein gründlicher Wissenschaftler ergreift mit ihm das Wort — wahrhaftig überlegen und gebildet ist der Sattler nur im Vergleich mit diesen Vierhundert, und nur diese Vierhundert beschämt er.

Der geistigen Verarmung des Reichstages, die sich noch besonders deutlich in der Vertheilung zahlreicher Führer-Rollen ausprägt, läuft die gesellschaftliche Verwilderung, die Mißachtung des guten Tones, parallel. Von Herzen erzeugt man ja nur dem Ehren, vor dem man sich von Herzen beugt, aber auch die conventionelle Höflichkeit, selbst collegiale Rücksichtnahme schwindet da, wo man sich aufrichtig mißachtet, weil man sich gegenseitig aufrichtig für höchst unbedeutend und belanglos hält. Wohl spendet man dem Fractionsgenossen Beifall, wenn man dem sinkenden Tonfall seiner Stimme entnehmen zu können glaubt, daß er sich dem Schlusse der Rede nähert; aber ehrlich gemeint und ehrlich verdient ist nur das höhnische Gelächter, womit man die schwulstigen Phrasen des Gegners wiehernd verhöhnt. Noch freilich stehen rissige Säulen da, deren Memnonsklingen rechts wie links einen kleinen Achtungserfolg erringt; allerhand prachtvoll glitzernde und dreist vorgetragene Armseligkeiten über Dinge, die der Herr Redner selber nicht kennt, von denen aber seine Hörer noch weit weniger wissen, rufen mitunter noch Staunen und selbst Bewunderung wach — aber in diesen seltenen Fällen beeilt sich dann regelmäßig die öffentliche Meinung, den Lacherchor zu stellen.

Man braucht gar nicht den Fall Kotze anzuziehen, gar nicht die indiscreten Veröffentlichungen in Liebknechts Zukunftsreichs-Anzeiger, auch nicht die Hunderttausend-Mark-Zettelchen des geheimnißvollen, hohenlohe-

freundlichen Unbekannten, wenn man den Fall Schönlank erklären will. Der lustige Brief, den fendale Unvorsichtigkeit im „Waschraume" verloren hat, eine Unvorsichtigkeit, wie sie so coulissenhaft keinem dramatischen Dichter mehr erlaubt wäre, dies Schreiben kam, noch dazu abschriftlich, weit behender nach Leipzig, als gewöhnliche Postfixigkeit vermocht hätte; Herr Schönlank würde rasch avancirt sein unter Stephans mildem Scepter. Die Schnelligkeit seiner Postbeförderung interessirt den Außenstehenden am lebhaftesten bei der ganzen Affaire; daß sie noch andere, eigentlich wichtigere und bedenklichere Seiten hat — was geht das uns an? Dieser Reichstag verdient seine Schönlanks . . .

Prinz Vogelfrei.

Kunstausstellungen.

(Schotten und Jung-Berliner.)

Bei Schulte sind Schotten aus der Schule von Glasgow und Jung-Berliner vom Künstler-Westelub.

Die Schotten wirken auf uns wie alte Bekannte. Und doch ist's noch keine drei Jahre her, daß die Secessionisten sie uns zum ersten Male nach Berlin gebracht haben. Seitdem sind sie häufiger bei uns zu Gast gewesen, noch kürzlich bei Gurlitt, in auserlesener Sammlung. Doch sie werden niemals alt und abständig, und Herr Schulte hat darum Recht gethan, sie abermals herzubitten, zumal er eine durchaus neue Collection zusammengebracht hat.

Was von den Holländern gesagt wurde, gilt zum Theil auch von den Schotten. Sie zeigen einen starken gemeinschaftlichen Landschaftscharakter, und alle Bilder erkennt man sofort als zueinander gehörig. Doch ist dieser Landschaftscharakter in sich reicher und nuancirungsfähiger als der holländische und darum künstlerisch ergiebiger und interessanter. Auch ist das künstlerische Können noch nicht bloßes überkommenes Erbe, das rechtlich und redlich verwaltet wird, sondern es zeigt viel jugendliche Frische des Erwerbstriebes und die Lust zu neuen Eroberungen und Abenteuern. Trotzdem sind die Schotten keineswegs, gleich den Skandinaven und Amerikanern, Neuländer der Kunst. Sie wissen sehr wohl, von wem sie geerbt haben, von der großen englischen Landschaftsmalerei des vorigen und des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts, und auch von deren französischem Ableger, der Schule von Fontainebleau. Aber niemals ist eine Tradition leichtmütiger getragen worden, als von den munteren „Boys of Glasgow". Während rings die europäischen Kunstvölker unter dem Ballast ihrer geschichtlichen Ueberlieferung stöhnen und schier zusammenbrechen, tragen sie so herzhaft ihr Bündel wie der Handwerksbursche sein Ränzel. Und etwas Handwerksburschen-Aehnliches haben diese schottischen Meister auch. Schon wie sie durch die Welt fahren, bald in Italien ansässig, bald in Algier, bald in der Capstadt, und wie sie doch immer zu den heimischen Bergen wiederkehren und ihr gesundes altes Herz mit zurückbringen, das hat etwas von der Poesie und Romantik vergangenen Landstreicherthums. Und wo sie auch hinkommen, bleiben sie alleweil Schotten und nehmen exotische und tropische Farbeneindrücke nicht anders hin als wie daheim den farbigen Rausch der untergehenden Sonne und des einbrechenden Herbstes. Mit morgenfrischen Sinnen und hellen Augen gucken sie in die immer neu zu erschließende Natur und wissen nichts von der Trübheit und Abgestumpftheit verstaubter, lichtentwöhnter Städter und Stubenmenschen. Sie stehen mit der Natur auf Du und Du, die Guthrie, Paterson, Grosvenor-Thomas, Morton, Hamilton, Macaulay-Stevenson, Roche, Walton und wie sie alle heißen. Aber trotz ihrer Duzbrüderschaft haben sie die große Ehrfurcht nicht verlernt und auch nicht die stille schwärmerische Andacht, die in der Natur das heiligste der Mysterien erkennt. Daher wagen sie auch nur anzudeuten, wo andere, unkünstlerischer empfindende Menschen dreist die Essenz und das Wesen selber zu geben vermeinen und dann mit plumpen Fingern in die feinsten Spinngewebe fahren . . .

Einen erlaube ich mir für diesmal namentlich hervorzuheben, John Lavery, weil er so ganz ausnehmend gut vertreten ist. Er hat einige entzückende kleine Bildchen ausgestellt, auf denen ein großes Volksgewimmel mit verblüffender Deutlichkeit und doch ohne kleinliche Auspinselung nach Art der Spanier dargestellt ist: „An Bord des Ophir", „Ein Festtag" und vor Allem das „Frühjahrsrennen im Hamilton-Park". Auf letztgenanntem Bilde sieht man die ganze Rennbahn mit den hetzenden Jockeys, das Publikum zu beiden Seiten und noch ein gut Stück der umgebenden Landschaft, — ein Kunststück, das aber mit einer Selbstverständlichkeit geleistet wird, als sei es das leichteste Ding von der Welt. Aber gerade dadurch wird das Kunststück zum Kunstwerk. Endlich ist noch von Lavery ein Porträt zweier Damen da, das an Intimität, Charakteristik und Stimmung seines Gleichen sucht, obwohl es in der Farbe nicht ohne Härten und in der Perspective vielleicht ein wenig flach ist. Aber es ist die kühle und doch menschliche Vornehmheit, es ist vor Allem der in jedem Pinselstrich waltende auserlesene Geschmack, der dieses Werk aus so vielen heraushebt, obgleich dicht daneben ein gleichfalls vorzügliches Damenporträt von Walton hängt, das sich in discreter Farbenabstimmung zweifellos weit überlegen zeigt.

Und nun daneben die Jung-Berliner, die rührigen Leutchen vom „Künstler-Westelub". Ich sprach eben das Wort „Geschmack" aus; sie haben verschwindend wenig davon aufzuweisen. Ich sprach hier öfter von ganz bestimmten Landschaftscharakteren; es ist so gut wie nichts davon in ihren Werken zu finden. Denn unter Berliner „Landschaftscharakter" verstehe ich nicht etwa, daß Jemand Bilder aus der Reichshauptstadt und der Mark Brandenburg malt, sondern daß in den Bildern, sie seien genommen woher sie wollen, ein unabhängiges, instinktsicheres, elementar hervorbrechendes Rasse-Element sich kundgebe. An Rasse aber fehlt es der deutschen Kunst mehr als an allem Anderen. Sie tritt der ausländischen Kunst nicht prägnant genug gegenüber (außer in einzelnen Erscheinungen wie Menzel, Klinger, Uhde ꝛc.). Vielmehr nimmt sie, wo sie kann, und ist eklektisch und schielend bis zum Ueberdruß. Das ist in München gerade so schlimm wie in Berlin, vielleicht noch etwas schlimmer. Und darin mag für die Jung-Berliner, wenn sie des begehren, ein Trost liegen. Auch ist ja, was ich ihnen zum Vorwurf mache, nicht ihre Schuld, es ist das Verhängniß unserer nach Gründlichkeit verfahrenen kunstgeschichtlichen Entwickelung. Dagegen glaube ich wohl, daß das, was ich ihnen zur Empfehlung nachsagen kann, auch wirklich ihr Verdienst ist. Und das ist eben ihre Rührigkeit; ihr Fenereifer, aus dem Sumpf endlich herauszukommen; das deutliche Gefühl und Bewußtsein, daß nun endlich etwas geschehen müsse, um doch wenigstens das Niveau soweit zu heben und den Boden dergestalt zu bereiten, daß eine neue Kunstsaat darauf aufgehen könne. Denn darüber werden sich die Herren vom „Westelub" wohl klar sein: entscheidende Talente sind in ihren Reihen nicht zu finden: sie müssen sich Alle miteinander in die Pfanne schlagen, um dem großen, kommenden Talente die Wege zu bahnen. Das ist eine Märtyrer- und Heroenthat. Und dafür sei ihnen gedankt.

Im Uebrigen ist ihre Ausstellung ein Tohuwabohn, indeß, wie ich schon andeutete, erfreulicher anzusehen, als die neuliche Ausstellung der Münchener „Vierundzwanzig". Denn es fehlt ein Zug, der dort so sehr verdroß: die Blasirtheit. Man nimmt zwar vom deutschen Reichshauptstädter in der Regel an, daß er davon eine gehörige Portion besäße, und kaum mit Unrecht. Bei unseren jungen Künstlern indeß ist das doch nicht der Fall. Denn diese haben unter den hiesigen ungünstigen Kunstverhältnissen viel zu sehr zu leiden und dawider anzukämpfen, als daß sie nicht alle Kräfte anspannen sollten, — soweit der Vorrath eben reicht. Und das ist eben das Schöne an dieser Ausstellung, so unselbstständig und kunterbunt sie auch sein mag, daß man darauf sieht: es will etwas hervor, es will etwas in die Höhe, auch bei den mittleren Talenten. Einen Mann wie Hendrich habe ich nicht oft loben können, weil er unangenehme Dilettantenzüge aufweist. Diesmal ist er wenigstens mit zwei Bildern, dem „Märchenwald" und einer „Herbstlandschaft", durchaus ansprechend und anziehend vertreten, vielleicht weil er auf das Figürliche, das er durchaus nicht beherrscht, beinahe gänzlich verzichtet hat. Ergötzlich ist es, wie manchmal Zwei dieser emsigen Talentlein auf ihrem Weg zur Modernität an denselben Punkt angelangt sind und sich dann gegenseitig in's Gehege gerathen. Es passirt dann, daß Beide, „unabhängig voneinander" (d. h. abhängig von derselben Moderichtung), genau in der gleichen Manier malen: wie diesmal Paul Hoeniger und Max Uth, deren Bilder sich vielfach zum Verwechseln ähnlich sehen. Beide haben sich nämlich, nach Ury's Vorgang, mit Vehemenz auf die Farbe gestürzt: Beide schillern recht gern einmal in Mnnchisch-mystischem Blau; Beide trachten nach dem modernen Chic und Lichtzauber eines Skarbina. Beide aber haben auf diesem Wege ganz annehmbare Bilder gemalt, die sich recht modern und verwegen ausnehmen, nur leider der tieferen Ursprünglichkeit entbehren. Hoeniger hat vor Uth einen längeren Aufenthalt in Paris voraus (den er freilich noch nicht ganz ausgeschwitzt hat), Uth darf sich dafür wohl die stärkere Begabung zutrauen. Ganz keimfähige Talente begrüße ich in W. Feldmann und B. Freudemann. Beide haben sich die Boys of Glasgow angesehen, Feldmann mehr auf die Schatten, Freudemann auf die Farben hin. Der Eine ist daher gemessenstimmungsvoll, der Andere coloristisch-turbulent. Beide aber zeigen ein entschiedenes und erfreuliches Talent, geschickt den Rahmen abzuschneiden. Auf neuen Wegen, d. h. für ihn neuen Wegen, versucht sich Normann. Sein Fjordbild (selbstverständlich mit einem Schiff S. M.) bringt in der blauen Mondnachtstimmung eine gute wirksame Ingredienz. Seine Darstellung der „Linden" bei Regen ist ein sehr tüchtiges und getreues Bild, dem auch das Malerauge manch bunte Einzelheiten und im Ganzen ein vibrirendes Leben abzugewinnen vermochte. Das feinste Bildchen der Ausstellung stammt vielleicht von Dettmann: Enten im Salat, voller Intimitäten und glitzernder Lichter, und auch viel Deutsches darin im besten und eigentlichsten Wortsinne. Derartiges mehr! — und wir werden im nächsten Jahre mit Vergnügen auf die West-Clubler zurückkommen.

In meinem in Nr. 3 erschienenen Kunstbericht ist auch des Londoner Porträtisten G. Sauter Erwähnung gethan. Irrthümlich wird

derselbe als Engländer bezeichnet. Wie ich verspätet, aber zu meiner hohen Freude erfahre, ist er vielmehr ein Deutscher, aus Wörishofen gebürtig und achtundzwanzig Jahre alt. Hoffentlich gelingt es, diese außerordentliche künstlerische Kraft dem Mutterlande zurückzugewinnen: Herr Sauter trägt sich, wie ich höre, mit der Absicht, sich möglichenfalls in Berlin niederzulassen.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Liebe von heut. Volksschauspiel in vier Acten von Robert Misch. (Neues Theater.) — Der Mann im Schatten. Schwank in vier Aufzügen von Carlot Reuling. (Deutsches Theater.)

Herr Misch beschäftigt sich, wenn ich nicht irrig bin, außer mit der Schriftstellerei auch noch mit dem etwas einträglicheren Lederhandel, oder zum mindesten interessirt sich seine allernächste Verwandtschaft stark für diesen nützlichen Beruf. Den Dramen, die Herr Misch bisher mit Aufbietung aller Geisteskräfte verfaßte, haften denn auch deutlich manche Merkmale des Gewerbes an, das sonst seine Seele füllt: todten Löwen wird behutsam das Fell über die Ohren gezogen, und der Autor gerbt dann nach seiner Weise für den Eigenbedarf zurecht, was nicht sein ist. Diesmal hatte Herr Misch mehrere wirklich sehr schöne Häute, die er irgendwo auf einsamen Gedankenpfaden gefunden hatte, in die dramatische Lohgrube gepackt; als sie gar waren und er sie heraus nahm, bedurfte es nur noch einer derben, „volksthümlichen" Bearbeitung, und der durchschlagende Erfolg stellte sich von selber ein. Ein braves Fräulein Aschenbrödel und ein Prinz Assessor, der gerade ihr seine Huld schenkt, obwohl viel schöner geschmückte und viel reichere Damen ihn zum Gemahl begehren. Eine ungebildete Millionärin, die mit dem Preise ihres *** Henessy-Cognacs renommirt, und ihre herzlose, niedrig gesinnte Tochter, die schließlich den Prinzen Assessor doch einfängt. Aschenbrödel ist nämlich in dem jungen, erfahrenen und klugen Mädchen bekanntlich eigenthümlichen, grenzenlosen Vertrauen zum Geliebten so hingebend gewesen, mit ihrem Haus eine Hochzeitsreise nach Italien zu machen, obgleich er ihr noch gar nicht angetraut worden ist; als der Herr Assessor nach der Spritzfahrt wieder heimischen Boden betritt, muß er zu seinem aufrichtigen Bedauern bemerken, daß die plebejische Millionärin alle seine Wechsel aufgekauft hat und ihn so zwingt, ihre Katze von Tochter zu heirathen, dem Aschenbrödel Helene aber den Laufpaß zu geben. Diese Grundzüge der Handlung erfreuen sich von Alters her mit Recht des besten Rufes und sind dementsprechend weidlich oft von dramatischen Dichtern benutzt worden; Herr Misch hat es aber mit großer Umsicht verstanden, ihnen auch nicht die allerkleinste neue Seite abzugewinnen. Er ist ganz Handwerker, ganz Coulissenreißer; sobald er die Schablone auch nur auf Augenblicke aus der Hand legt, gleitet ihm der Pinsel aus, und das Gemälde wird unverständlich, unklar, erweckt unbeabsichtigte komische Wirkungen. Andererseits weiß er dramatische Effecte, die schon ihre Vorbilder haben, recht gut herauszuarbeiten, ohne Scheu freilich vor Verzerrungen und plumpen Unwahrheiten. Die Sitzung eines Streik-Comités, das die albernsten Phrasen drischt und sich nebenher an Gilka viehisch betrinkt, wird mit derselben grobschlächtigen und verlogenen Satire geschildert, die vorher ihre Kraft an den Gästen und Mitgliedern der Parvenufamilie Lutschanski übt. Wer auch jemals nur einen Blick in's wirthschaftspolitische Leben gethan hat, weiß, daß die Arbeiter bei solchen Gelegenheiten einen geradezu komischen feierlichen Ernst und strengste Würde zeigen, für Herrn Misch aber ist ja nicht das wirkliche Leben, für Herrn Misch sind die Situationen und Späße maßgebend, die er als Schauspieler und Theaterbesucher früher auf der Bühne gesehen hat. Zusammengesucht, ohne die geringste Spur eigener Zeugungskraft, ohne ein Fünkchen innerer Wärme, ohne irgend welche Vertiefung oder irgend ein Zeichen dichterischer Erfassung — so grinst dies in echter Colportage-Manier roh zusammengehauene Machwerk den Beschauer an. Es ist bezeichnend für den Tiefstand unserer dramatischen Production, daß sich die Bühnen gezwungen sehen, schon Mitte Februar ihre Zeit an derart kunstlose Lederarbeiten zu vergeuden.

Der schöne Erfolg, den Carlot Reuling's „Mann im Schatten" im Deutschen Theater davontrug, erklärt sich denn auch zum Theil aus der ehrlichen Freude des Publicums, endlich einmal wieder dem Werk eines ganzen Kerls, einem literarischen Werke, gegenüber zu stehen. Nach monatelanger Wanderung durch Sand und dürre Steppe erquickt der Anblick eines grünenden, fruchttragenden Baumes hundertfach und löst überfrohe Empfindungen, löst einen Jubelruf aus, mit dem man unter günstigeren Verhältnissen kaum die Alpen begrüßt hätte. Vor fünf Jahren schon schrieb der junge Schwabe seinen „Mann im Schatten" — was Wunder, daß er all die köstliche, grüne Unreife der Jugend gepaart mit der ersten, schüchtern sich regenden Kraft des Aristophanes in der Wiege zeigt! Aber wenn die Arbeit noch tausendmal fehlerhafter, wenn sie gar gescheitert wäre, vielleicht am Mangel eines geeigneten Darstellers der Hauptrolle — Carlot Reuling verdiente dennoch und empfinge an dieser Stelle uneingeschränktes, warmes Lob. Dieser junge Mensch greift, während sich die „anerkannten Schwank- und Lustspiel-Dichter", die Blumenthal, Kadelburg, Fulda schwitzend an benedixischen Stoffen abmühen, keck ins volle öffentliche Leben hinein und liefert eine, liefert die lang ersehnte Socialsatire! Daran nicht genug, müht dieser junge Mensch sich redlich und mit Künstler-, mit gottgesegnetem Fleiß, Menschen auf die Bühne zu stellen statt der grell bemalten, abscheulichen Marionetten, die seine Nebenbuhler immer tollere Sprünge ausführen lassen. Es gelingt dem Carlot Reuling, seine beiden Hauptfiguren, vornehmlich aber den Mann in der Sonne, in einer Weise zu beleben, daß sie prächtigster, rundester Wirklichkeit ähneln wie ein Ei dem andern, daß sie mit zwingender, unmittelbarer Gewalt, ganz wie eigenartige Menschen auch auf uns wirken. Und weiter! dies komische Talent holt seine humoristischen Effecte ausschließlich aus den Charakteren seiner Personen heraus; da sind keine Requisitenspäße, keine unorganisch aufgepfropften Schlager, alles wächst aus einer Wurzel empor, blüht auf einem Stamme. Dieser Schwabe braucht, um schallendes Gelächter oder um jenes feine Lächeln zu erwecken, das köstlicher und erstrebenswerther ist als alle dröhnenden Beifallssalven, keine Wortwitze, keine Dialog-Geistreicheleien. Er ist so verwegen oder so kindlich naiv, daß er sich nicht scheut, das große Publikum zwei ganze Acte hindurch recht erklecklich zu langweilen; zwei ganze Acte hindurch ist er fast übersein, ergeht sich in ausführlichen Milieuschilderungen, intimen Charakterstudien. Und andererseits leitet ihn ein trefflicher Instinct, der nur dem geborenen Bühnenhumoristen eignet: die dünne, aber dem politischen Leben entlehnte und deßhalb ungemein wirksame Handlung wird durch keine veilchenblaue Liebesromantik verwässert, durch kein sentimentales Getändel barbarisch durchbrochen. An diesem Possenspiel, das so burschikos hingeschleudert zu sein scheint, ist doch alles so wunderfein bedacht und geordnet, und wo der Autor irrt oder fehlgreift, da schafft sein Fehlgriff neues Vergnügen, denn es handelt sich immer um den Irrthum eines vornehmen, klugen und dichterisch hoch veranlagten Kopfes. Obgleich Reuling durchaus kein Dialogkünstler ist, — diese Eigenschaft hat das Gute, daß sie sein Stück fast durchweg vor all und jeden Kalauern bewahrt — spinnt er den Dialog doch gern breit und behäbig aus; er charakterisirt und malt mit ihm, er wendet ihn weniger an, um die Handlung weiter zu schieben, als um ihre Wendungen vorzubereiten. Das ist im letzten Grunde undramatisch, gewiß, das schwächt den schlagkräftigen Effect der Situationen und hätte unter Umständen eine Katastrophe herbeiführen können, aber es verleiht der Posse auch eine Fülle von Licht und Farbe, die man sonst nicht in anderen Werken derselben Gattung findet. Es illuminirt das Scenengebäude für den Kunstfreund in ergötzlichster Weise.

Und darum hat das Publicum des Premiérenabends recht gethan, hat sich um die Zukunft der deutschen, ohnehin so spärlichen Lustspiel-Literatur verdient gemacht, als es den jungen Autor, dessen feinere Qualitäten ihm noch nicht klar wurden, doch für seine derben Schwankspäße immer wieder an die Rampe rief. Wäre Reuling's Stück, wären die beiden ersten Acte gefallen, die nun Dank des stark parodistischen Spiels, des „erhöhten Kesselzugs", den die sachkundige Regie angeordnet hatte, ohne Gefahr vorübergegangen sind, so hätte der Dichter seine Feder vielleicht entmuthigt bei Seite geworfen, und seine vornehmsten, noch halb unentwickelten Gaben wären vielleicht nie zur Reife gediehen. Der Mann, der die Figur des eitlen und schlauen Protzen Merkel schuf, hat die Kraft in sich, Augier, vielleicht den Sardou des „Rabagas" zu meistern; der Mann, der den im Schatten stehenden Privatsecretair erdachte, wird uns Menschen auf die Bühne stellen, die noch hellere Poesie des wirklichen Lebens umleuchtet. Reuling's Gestaltungskraft wird wachsen, sein Können, sein Wollen erreichen; mancher Zug, den er jetzt noch unnöthig karrikirt und unterstreicht, um ihn ja recht deutlich zum Bewußtsein des Hörers zu bringen, wird später viel feiner und doch schärfer herauskommen. Der Schwankschreiber wird sich zum satirischen Lustspieldichter fortentwickeln, der die treibende Idee seines Werkes nicht mehr fallen läßt, um desto ergötzlicherer und wilderer Carnevalskomik das Wort geben zu können. Reuling's künstlerisches Gewissen — er hat eins, und das trennt ihn von allen Mitbewerbern um die Gunst der komischen Muse — wird sich im gleichen Maße schärfen wie sein technisches Wissen sich vermehren und läutern wird. Beachtet er, daß in einem Kunstwerk auch alle Nebenpersonen organisch mit der Handlung verbunden sein müssen, daß sie, unter Berücksichtigung der Regeln der dramatischen Perspective, den Hauptfiguren an Frische, Wahrheit und Lebhaftigkeit der Färbung nicht nachstehen dürfen, daß schließlich Kürze immer die Würze ist, auch im Aufbau und Dialog, so wird es ihm schon bei seiner nächsten Gabe am Meisterruhm nicht fehlen. „Der Mann im Schatten" hätte bei seiner wunderfeinen Anlage und seiner köstlichen Grundidee ein Werk von bleibendem Werthe werden können, aber ein allzu langes, nachdenkliches Verweilen bei Details und Episoden in den ersten beiden Acten bedingte übermäßig possenhaften Trubel und Mangel an Vertiefung in den beiden letzten. Die Vorzüge und Schwächen der einen Hälfte des Stückes fehlen der anderen, und das war in diesem Falle wieder vielleicht ein Vorzug. Reuling wird die eigentliche entscheidende Feuerprobe seines Talentes erst über's Jahr ablegen, wo er uns zu zeigen hat, daß er aus Gold und Kupfer die rechte, haltbare Legirung zusammen zu schmelzen weiß.

Notizen.

Unsere zwei größten und einzig tonangebenden Conversations-Lexika, der „Brockhaus“ und der „Meyer“ erscheinen bekanntlich zu gleicher Zeit in einer neuen Auflage. Während Meyer bei seinem 7. Band angelangt ist, der sich durch treffliche Artikel über Galvanismus u. s. w. auszeichnet, liegen von der Jubiläumsausgabe von Brockhaus 12 Bände vor, in deren jüngstem wir bereits den Zaren Nicolaus II. angeführt und eine prächtige Holzschnitttafel des neuen Reichstagsgebäudes finden, was allein schon ein günstiges Zeichen für die rührige und stets auf die Actualität bedachte Redaction ist. Mit jedem neuen Bande steigert Brockhaus die Fülle seiner Kunstblätter; man bewundere nur z. B. die vielen Karten und Pläne zu den Artikeln Oesterreich und Paris und die Meistertafeln zur Niederländischen Kunst. Dieser 12. Band hat 83 Tafeln, worunter 10 farbige, 26 Karten und Pläne und über 200 Holzschnitte im Text. Das läßt alle Concurrenten weit hinter sich. Auch eine Vergleichung der Texte ist ganz interessant. In früheren Auflagen verdienten Meyer's naturwissenschaftliche und technische Artikel den Vorzug vor den entsprechenden Darstellungen bei Brockhaus, aber dieser hat den Vorsprung auf diesem Gebiete mehr als eingeholt, und so lederne biographische Artikel wie bei Meyer wird man im Brockhaus, der mehr auf Stil und künstlerische Form achtet, meist vergeblich suchen. Ein trüber Punkt Meyer's sind auch die französischen Aussprachebezeichnungen, die mit ihrem „puät“ für poète die Heiterkeit jedes Kundigen erregen, während Brockhaus sich wohlweislich an Sachs-Villatte hält. In den geschichtlichen Artikeln befleißigt sich Brockhaus der größtmöglichen Objectivität, indeß Meyer im Rufe steht, mehr vom nationalliberalen Parteistandpunkt zu urtheilen. Wir behalten uns vor, demnächst beide Lexika einer genaueren Vergleichung zu unterziehen und die gar nicht so müßige Doctorfrage: wer ist besser, Meyer oder Brockhaus? einer Lösung näher zu bringen.

Literarische Sünden und Herzenssachen. Von Heinrich Stümcke. (Berlin, Ed. Rentzel.) Der feinsinnige Literaturkenner hat sich durch die Aufdeckung von Heichen's frechen Fälschungen ein Verdienst erworben, obwohl er damit, ohne es zu wollen, jenseit der Vogesen ein chauvinistisches Schimpfen entfesselte, bei dem auch Alphonse Daudet die lose sitzende deutschfreundliche Maske fallen ließ und sozusagen unsere ganze moderne Literatur als Nachahmerin und Fälscherin französischer Muster hinstellte, was Stümcke selbst mit Entrüstung zurückweist. Im Uebrigen beurtheilt er den Pariser Literaturmarkt viel zu günstig, denn nimmt man Zola, Daudet, Ohnet, Prévost und noch drei oder vier Berühmtheiten aus, deren Bücher gekauft werden, so sieht es mit dem Absatz nur um Weniges besser aus als bei uns. Nicht umsonst wird dort neuerdings vom Krach du livre geschrieben. Auch die Hast, womit die Pariser Verleger Calman Lévy, Ollendorff ꝛc. jetzt in Berlin und Leipzig Filialen errichten, woran sie früher nie gedacht haben, kennzeichnet den Wunsch, für den faul gewordenen französischen Markt im Ausland ein Aequivalent zu finden. Daß dies in Deutschland, wo man nur Bücher liest, aber nicht kauft, mißlingen wird, kann als sicher vorausgesagt werden. Endlich bedürfen auch Stümcke's sonst sehr zutreffende Worte über unsere billigen Ausgaben theilweise der Einschränkung. Die Abonnementscollectionen (Spemann, Pfeilstücker, Paetel, Storm ꝛc.) verlieren bei unserem großen Publikum schon nach den ersten Serien jeden Anreiz. Die den Franzosen nachgeahmten billigen Romanausgaben zu 3, 2 und sogar 1 M. haben sich ebenfalls als schlechte Speculation erwiesen, weil der Deutsche solche Bücher nur leiht. Janke u. A. haben daher ihre unverhältnißmäßig hohen Preise beibehalten, denn sie wissen, daß sie fast ausschließlich bloß auf den Absatz der Leihbibliotheken rechnen können. Auch erleidet es gar keinen Zweifel, daß die Pfennigausgaben von Reclam, Meyer, Hendel den deutschen Sortimentern und Antiquaren, von den Schriftstellern ganz zu schweigen, nur Schaden gebracht haben. Wir empfehlen die anregende und geistreiche Schrift Stümcke's.

Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille geb. Sloman. (Berlin, Gebr. Paetel.) Die jüngst verstorbene edle Frau schrieb 1887 diese Erinnerungen auf ihrem Gute Mariafeld bei Zürich, das so viele Jahrzehnte sturmverschlagenen Künstlern ein Asyl bot. Dort gingen Semper, Herwegh, Rüstow aus und ein, Gottfried Keller erschien einige Male, Conrad Ferdinand Meyer entdeckte daselbst seinen Dichterberuf. Auch Wagner fand hier eine kunstverklärte Zuflucht, Freunde, Förderer und Helfer, aber es ist bezeichnend für seine leidenschaftliche Schrankenlosigkeit, daß man ihn zuletzt auch hier nicht mehr beherbergen wollte, ohne daß dies übrigens zu einem Bruch geführt hätte. Eliza Wille erzählt Manches, aber nicht Alles, und es war ihr gutes Recht, ihr weibliches Empfinden vor uns zu verschleiern. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, hat das Gefühl, daß hinter dem Vorhang sich eine Künstlertragödie abspielte, die durch das Erscheinen des Königs Ludwig als deus ex machina knapp vor der Katastrophe eine freundliche Wendung nahm. Der letzte Eindruck ist dann wieder harmonisch und rein, so ganz im Sinne der verehrungswürdigen Schloßfrau von Mariafeld.

Reines Deutschthum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung von Friedrich Lange. (Berlin, Hans Lüstenöder.) Das mehrfach aufgelegte Werk zeichnet sich, von seinem argen Judenhaß abgesehen, durch seinen nationalen Standpunkt aus, der aus einem reinen, sittlichen und starken Volk alles Fremdartige und Ungesunde ausgeschieden sehen will. Die Nation, meint der Verfasser mit Recht, müsse von unten auf für die große Aufgabe erzogen und geschult werden, damit die Brücke zwischen Besitzenden und Besitzlosen geschlagen werde, die nicht auf bloßer Wohlthätigkeit gegründet sei. Auch finden sich gute Worte über wirkliche Religion und gegen starres Dogma, für eine Frömmigkeit der Liebe und werkthätigen Kraft, damit auch Kunst und Literatur gesunden und wirklich rein und volksthümlich werden. Es ist schade, daß Lange in seinen Beobachtungen und Ermahnungen immer nur auf dem Standpunkt des Weltstädters steht, dem sich allerdings der Sittenverfall in abschreckender Größe zeigt, doch durfte er den Einzelfall nicht durchweg verallgemeinern. Am wenigsten fordert der Anhang über Kolonialpolitik und Schulreform unseren Widerspruch heraus, schon mehr die sittliche Bedeutung des Nationalen überhaupt und die stark willkürliche Auffassung des Christenthums, das uns ja gar nicht zu einer nationalen Wiedergeburt verhelfen kann und will, weil es die Hingabe an die Menschheit lehrt. Jedenfalls treffen Lange's Anklagen höchstens das Christenthum, nicht aber Jesus, dessen „weibische“ oder dienende Liebe noch thurmhoch über Lange's gerechter Liebe steht. Jedenfalls ein lesenswerthes Buch, aber nur für kritische Leser.

Berichtigung.

Wilhelm Jensen's Weckruf in letzter Nummer konnte leider vom Verfasser nicht mehr in der Correctur gelesen werden, und so sind einige Druckfehler stehen geblieben, die der Leser gewiß schon selbst verbessert hat. Auf Wunsch des Verfassers berichtigen wir sie nachstehend:

Spalte 1, Zeile 4: rasend statt: wachend.
„ 2, „ 2: ja das statt: jedes.
„ 2, „ 4: der Todfeind statt: den Todfeind.
„ 2, „ 6: verbanden statt: verbünden.
„ 2, „ 9: sehen statt: sinnen.
„ 2, „ 20: verkümmern statt: verkrümmen.
„ 3, „ 25: feig und wild statt: heiß und wild.
„ 3, vorletzte Zeile: Eures höchsten Besitzthums

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**
Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien vollständig:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Hermann Hettner.

In drei Theilen. gr. 8. Preis geh. 55 Mark, in 6 Bände geb. Preis 68 Mark 50 Pf.

Größtes Lesecabinet d. Königstadt!!

Außer **150** verschiedenen politischen u. Fachzeitungen liegt auch die **„Gegenwart"** bei mir aus.

Empfehle reichhaltige Frühstückskarte, helle und dunkle Biere vom Faß, Bouillon u. warme Pasteten.

F. W. Gumperts Conditorei,
Berlin C., Königstraße 23/24.

Soeben erschienen:

Das Rätsel des Lebens.

Dramatische Dichtung
von
August Sturm.
Der neueren Dichtungen siebenter Band.

Inhalt
Vorspiel: In der Hölle.
I. Mephistopheles oder die Weltkenntniß.
II. Satan oder die Welterkenntniß.
III. Demiurg oder die Weltüberwindung.

Naumburg a/S., 1895.
Verlag von Albin Schirmer.

Der ärztliche Hausfreund.

Gemeinverständliche Belehrungen für **Gesunde** und **Kranke**
herausgegeben von
Dr. med. A. Kühner, Physikus a. D.
Chefredakteur der „Gesundheit".
Vierteljährlich 6 Nummern.
Bezugspreis 60 Pfennige.
Bestgeleitetes Familienblatt, welches in keinem Haushalte fehlen sollte!
Zu beziehen durch
Grumpelt & Böhm, Leipzig.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Pfizer, G., Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege. Preis 75 Pfg.

Somogyi, Ed., Ludwig Kossuth. Sein Leben und Wirken. Preis 3 Mk.

Tkalac, E. J. von, Jugenderinnerungen aus Kroatien. Preis 4 Mk. 50 Pfg.

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Verlag von **R. Oldenbourg** in **München** u. **Leipzig.**

Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet.
Dr. Carl Peters, kaiserl. Reichskommissar.
Im amtlichen Auftrage von
Mit 3 Karten, 23 Vollbildern u. zahlreichen Textillustrationen von R. Hellgrewe. Preis brosch. M. 17,—, in Leinwand geb. M. 18,50.

Politische Geographie der Vereinigten Staaten von Amerika
unter besond. Berücksichtigung d. natürl. Bedingungen u. wirtschaftl. Verhältnisse. Mit 1 Kulturkarte u. 16 Kärtchen im Text.
Von *Dr. Fried. Ratzel.*
Preis brosch. M. 15,—, geb. M. 18,—.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.
Von *H. von Sybel.*
Bd. 1—7. Preis broschiert à M. 7,50, gebunden in Halbfranz à M. 9,50.

Vorträge und Aufsätze.
Von Prof. *Dr. Aug. Kluckhohn.*
Herausg. v. Th. Heigel u. Ad. Wrede. Preis br. M. 6,50.

Historische Zeitschrift,
herausgegeben von *H. von Sybel* und *Fr. Meinecke.* Preis pro Band (3 Hefte) M. 11,25.

Deutscher Novellenschatz,
herausgeg. von *Paul Heyse, H. Kurz* und *L. Laistner.* 48 Bde. Preis pr. Band geb. M. 1,—. (Prospekte gratis u. franko.)

Etwas für Jedermann.
Auskunftsbuch zum Gebrauche im öffentl. Leben u. Verkehr. Mit 1 Eisenbahnkarte von Deutschland. In Taschenbuchform geb. 75 Pf.

Im Verlag der Gegenwart in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Um so wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt."
(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden."
(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 9. Berlin, den 2. März 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Till oder Graf Kanitz? Zur Vorgeschichte des Antrags Kanitz. Von Rudolf Meyer. — Die Ursachen der Unzufriedenheit. Von Eduard von Hartmann. (Schluß). — Die Gefahr des Aushungerns in einem Coalitionskriege. Glossen zum Vortrag des Kaisers. Von v. Br. — An den Thermopylen. Von Wilhelm Jensen. — Verleger und Schriftsteller. Von Alfred Stoeßel. — **Feuilleton.** Der Zeitungsjunge. Von M. B. Williams. — **Aus der Hauptstadt.** Agrarisch ist Trumpf. Von Prinz Vogelfrei. — Piglhein-Ausstellung. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Till oder Graf Kanitz?

Zur Vorgeschichte des Antrags Kanitz.

Von Rudolf Meyer.

Am 22. Januar brachten die Wiener Zeitungen das sensationelle Telegramm aus Berlin — einem Orte, der sich überhaupt als recht fruchtbarer Sensationswinkel seit einiger Zeit bewährt — die „Kreuz-Zeitung" erkläre, daß das sociale Gespenst uns nachgerade nicht mehr schrecken könne, und es sei gut, wir wachsen allmälig in den Zukunftsstaat hinein. Das muß ich sagen, dachte ich: Vor 19 Jahren hat mich die „Kreuz-Zeitung" als verkappten Socialdemokraten entlarvt und excommunicirt, weil ich mich mit dem Normalarbeitstag befreundet und mit „Genossen" Aurin, Kapell und Grotkau die Möglichkeit der Productivassociationen ernsthaft erwogen hatte, und nun will dasselbe Blatt „in den Zukunftsstaat hineinwachsen" durch Einführung des Getreide- und event. Brodmonopols! Das ist nun das zweite Mal, daß ich eine solche Erfahrung mache: Im Jahre 1872 erregte mein schwächlicher Staatssocialismus den verdienten Abscheu der katheder-socialistischen Professoren in Eisenach, und ein paar Jahre darauf pries Professor Schmoller in der Singacademie die Hohenzollern als die „sociale Dynastie" vom Großen Kurfürsten ab. Am Ausgange stand die böse Secte der Lassalleaner mit Hasenklever an der Spitze und der sagte mir lachend: „Sehen Sie wohl, der versteht's Geschäft besser als Sie, der hat Sie ordentlich übertrumpft. Das haben Sie sich 1872 wohl nicht träumen lassen?" — Gewiß nicht, aber bald war der Straßburger Professor Berliner Geheimrath. Wer weiß, vielleicht wird die „Kreuz-Zeitung" noch der Moniteur des „Zukunftsstaats".

Nun, einen solchen Saulus-Paulus-Artikel muß man lesen, selbst wenn er in der „Kreuz-Zeitung" steht, und ich unterzog mich der Aufgabe, trotzdem ihm noch zwei andere folgten. Sie waren von Paul Dehn und begannen höchst spannend mit Einführung des so interessanten „großen Unbekannten", eines „bedeutenden fremden Socialpolitikers", der Herrn Dehn einen langen Blick hinter jene Coulissen thun ließ, vor denen sich das historische Schauspiel der Socialpolitik in wechselnden Coursen abspielt: „Der Kanitz'sche Antrag berücksichtige nur das Interesse einer Bevölkerungsklasse (richtig, und zwar einer sehr kleinen, etwa von ein Dutzend Tausend Rittergutsbesitzern); man entwickele daraus frischweg ein staatliches Getreide- und Brodmonopol, das allen übrigen Klassen auch dient!" Kurz darauf, d. h. jetzt vor einem Jahre, hat Herr Dehn auf der Wiener Ausstellung für Volksernährung die Bekanntschaft eines Practikers, des Kunstmüllers Herrn V. Till aus Bruck an der Mur, gemacht, welcher durch seine Brodausstellung den thatsächlichen Beweis für die Ausführbarkeit der Ideen des fremden Socialpolitikers erbrachte. Damit wollte nämlich Herr Till demonstriren, daß bei entsprechender, d. h. Monopoleinrichtung der Bäckerei 100 Kilo Roggenbrod nicht mehr zu kosten brauchen, als 100 Kilo Roggen. Ich habe die Ehre, Herrn Till schon länger zu kennen als Herr Dehn, habe auch seine Ausstellung gesehen, seine Broschüren, die bis auf 1875 zurückdatiren, schon viel früher gelesen und glaube, daß er den Beweis seiner Behauptung vollkommen erbracht hat. Herr Dehn brauchte nicht einmal bis Wien reisen, um eine solche Beobachtung zu machen: Es ist mir bekannt, daß in der Mark Brandenburg jetzt noch z. B. ein Wind- oder Wassermüller zugleich eine Bäckerei besitzt und vornehmlich Brodverkauf betreibt. Aber er macht auch mit den Rittergutsbesitzern der Nachbarschaft folgende Geschäfte: Er sendet auf eigenem Wagen einem nicht allzu entfernten Gutsbesitzer zweimal wöchentlich soviel Kilo Brod, als dieser bestellt hat, und empfängt dafür ebensoviel Kilo reinen Roggen: Die Kleie, das Staubmehl und der Wasserzusatz zum Mehl beim Brodbacken entschädigen den selbstbackenden Müller für Brod- und Roggentransport, Mahl- und Backkosten und lassen doch noch einen genügenden „Unternehmergewinn", sonst könnte dies System der Brodversorgung der Rittergüter nicht den Umfang gewonnen haben, den es seit 10—15 Jahren thatsächlich erreichte. Daraus ergiebt sich, daß eine Staatsmonopolverwaltung ganz gut auch den Consumenten das Kilo Brod zu dem Preise verkaufen können wird, den sie selbst für ein Kilo Roggen giebt, und daß sie noch einen Profit für die Staats- oder Reichskasse erzielen wird. Wenn also in Berlin, nach Dr. Hirschberg im December 1894 100 Kilo Brod 19.6 Mark kosteten und 100 Kilo Roggen nur 11.4 Mark, so hat Herr Till unzweifelhaft Recht, wenn er sagt, nach Einführung des Staatsbrod- und Getreidemonopols kann das Reich den Grund besitzern resp. Landwirthen 19.6 Mark für 100 Kilo Roggen geben, ohne daß dem consumirenden Berliner das Brod mehr als jetzt, d. h. mehr als 19.6 Mark pro 100 Kilo kosten würde. Da nun der Herr Graf Kanitz nur einen Preis von 16 Mark (genau 15.9) pro 100 Kilo Roggen verlangt,

würde das Kilo Brod, nach Einführung des Backmonopols erheblich billiger als jetzt, nämlich für 16 Mark an die Consumenten verkauft werden können. Es ist durchaus richtig, daß der Antrag Kanitz das Interesse der Kornproducenten und Verkäufer einseitig ins Auge faßt, wodurch, wenn Müllerei und Bäckerei freie Gewerbe bleiben, den Consumenten das Brod um 4.5 Mark pro 100 Kilo gegen jetzt vertheuert werden würde. Daß aber, nach Durchführung des Projects Till, die Getreideproducenten den vom Herrn Grafen Kanitz gewünschten Preis von 16 Mark für 100 Kilo Roggen auch erhalten, die Consumenten aber nur 16 Mark anstatt jetzt 19.6 Mark pro 100 Kilo Brod, also 3.6 Kilo rund weniger als jetzt zahlen würden. Der Vortheil aus Project Till gegenüber Project Kanitz stellt sich für den Consumenten also auf 4.5+3.6, rund 8 Mark. Es ist eine geradezu geniale Combination, welche Herr Till ersonnen hat: Der Getreideproducent erhält rund 4 Mark mehr pro 100 Kilo Roggen, und der Brodconsument zahlt rund 4 Mark weniger für 100 Kilo Brod als jetzt.

Dies ist also kurz die Angelegenheit, auf deren Tragweite ich in dieser Arbeit nicht eingehen kann, welche Herr Dehn den Lesern der Kreuz-Zeitung als etwas Neues und die Frucht seiner Reise nach Wien mittheilt. Er thut es sehr ansprechend, und da er von der Sache auch augenscheinlich nichts mehr kennt, so ist er im Recht. Dagegen muß es überraschen, daß die Redaction der „Kreuz-Zeitung" aus Anlaß dieses Artikels nicht verräth, daß sie damit ein Thor, so groß wie das einer Scheune, einrennt, welches schon Jahre hindurch offen steht und namentlich der „Kreuz-Zeitung" offen gestanden hat.

Zunächst sollte der größten agrarischen Zeitung Deutschlands die Broschürenserie Till's längst bekannt sein, deren älteste 20 Jahre zählt. Schon 1878 sagte er in „Die Lösung der Brodfrage, II. Auflage, S. 25": „Zur vollständigen Lösung der Brodfrage ist allein und ausschließlich die Gesammtheit, d. i. der Staat, berufen." In der Broschüre „Das Jahr 1910" entwickelte er 1890 schon vollkommen sein Getreide- und Brodmonopolproject. Wenn das Hauptblatt der Agrarier diese Broschüren nicht in seiner Bibliothek haben sollte, so müßte seine Redaction doch die November- und December-Nummern aus 1894 der einzigen conservativen Revue Oesterreichs, die „Oesterreichische Monatsschrift", besitzen, in deren zwei Leitartikeln der Herausgeber, Prälat Dr. Scheicher, die Till'schen Arbeiten eingehend und lobend bespricht; sie mußte auch wissen, daß Herr Till auf dem Congreß der Katheder-socialisten in Wien im Sommer 1894 einen Vortrag hierüber hielt. Ich frage mich, wie es möglich ist, daß der Redaction dieser großen Zeitung dieses Alles entging, und doch ist es Thatsache, sonst hätte sie die Dehn'sche Arbeit nicht sozusagen als eine Entdeckung, auch für sie selbst, gebracht.

Aber mein Erstaunen darüber, daß die Redaction der „Kreuz-Zeitung" diese Thür zu öffnen meinte, geht noch viel weiter, weil aus der Nichtkenntniß der „Kreuz-Zeitung" in dieser Angelegenheit hervorgeht, daß die Agrarier ihre Thaten und Pläne so sehr sorgfältig geheim halten, daß selbst die Redaction ihres größten Blattes davon nicht unterrichtet ist, denn sonst hätte sie wissen müssen, daß Herr Till höchst wahrscheinlich die erste Anregung und das theoretische Material geliefert hat, woraus der Kanitz'sche Antrag hervorging.

Dies nachzuweisen und nichts weiter, nämlich kein meritorisches Eingehen auf die wahrhaft ungeheure Monopolidee an sich, habe ich mir heute zur alleinigen Aufgabe gemacht.

Herr Till besitzt eine Kunstmühle von bedeutender Capacität und hat denkend den Mahlproceß vervollkommnet. In meinem Buche: „Das Sinken der Grundrente" S. 150 theile ich mit, daß er eine Roggenschälmaschine erfand und in seiner Mühle anwendet. Damit entfernt er die dunkle Kleienschale vom Roggenkorn und vermahlt den Rest, so daß er aus 100 Kilo Roggen jetzt 82 Kilo reines, weißes Mehl erhält, während andere Mühlen nur 60 Kilo solches und 10 bis höchstens 12 oder 15 Kilo graues Mehl liefern. Hierauf begründete er eine eigene Bäckerei und verbesserte Backofen und das Backverfahren, so daß er jetzt aus 100 Kilo Roggen 115 Kilo weißes Brod und 12 Kilo kleiartige Rückstände erzielt; diese letzteren und der Preis von 15 Kilo Brod decken, nach Till's Erfahrungen, die er seit vielen Jahren bei continuirlichem und bedeutendem Geschäftsbetrieb gemacht hat, alle Spesen der Verwandlung von 100 Kilo Roggen in 100 Kilo Brod und lassen noch einen genügenden Unternehmergewinn, sodaß also die übrig bleibenden 100 Kilo Brod zu demselben Preise verkauft werden können, den 100 Kilo Roggen gekostet haben. Hierauf gründet Herr Till sein Project des Staats-Getreide- und -Brodmonopols.

Für sein Project hat er seit ein halb Dutzend Jahren verschiedene Regierungen zu gewinnen versucht. Sein Plan war, der in Folge niedriger Getreidepreise nothleidenden Landwirthschaft, resp. dem Grundbesitzerstande (das ist nicht dasselbe) zu helfen, ohne den Consumenten mehr zu belasten, als er es jetzt ist. Zuerst hat er sich natürlich an die österreichische Regierung gewandt, und er meint, daß der „große Unbekannte" des Herrn Paul Dehn vielleicht Dr. Steinbach, der gelehrte und witzige letzte Finanzminister aus dem Ministerium Taafe sei, der Herrn Till früher öfter mit Wärme gehört hat, und dem es zuzutrauen ist, daß er schalkhaft Herrn Dehn das „Geheimniß der alten Mamsell" verrieth. Dann hat Herr Till der italienischen Regierung seinen Plan auch mitgetheilt und dabei hervorgehoben, daß der Fiskus ebenfalls ein Geschäft bei der Sache machen könnte, wenn er nur einen Theil des Profits den Grundbesitzern zuwiese und den Rest für sich behielte, ein Gedanke, der bei der italienischen Finanzmisère viel Verlockendes für einen italienischen Finanzminister haben muß. Endlich hat Herr Till auch nach Berlin seine Broschüren und begleitenden Briefe gesandt; hiervon ist er am wenigsten befriedigt. In Oesterreich und Italien ist freilich nichts von dem benutzt worden, was er zur Verfügung stellte, aber man hat doch artig gedankt. Dagegen ist in Berlin die Till'sche Mittheilung jedenfalls entgegengenommen und durchberathen worden. Vielleicht gab sie sogar den ersten Anlaß zum Antrag Kanitz — obgleich man das nicht sicher wissen kann; aber sicher ist, daß Herr Till letzteres glaubt und es schmerzlich empfindet, daß sein Name nicht in Zusammenhang mit jenem Antrage genannt wird. Ich habe nun die Beziehungen des Herrn Till mit den deutschen Agrariern chronologisch darzustellen.

Am 4. November 1892 sandte Herr Till Broschüren und Begleitschreiben an die Vereinigung der Steuer- und Wirthschaftsreformer zu Berlin und am 3. Februar 1893 an Baron von Minnigerode-Rossitten, worüber dieser am 24. Februar 1893 und der Secretair des Vereins, Herr Stephan, am 23. November 1892 quittiren, Letzterer mit dem Bemerken, daß „die von Ihnen erörterte Brodfrage in unserem Ausschusse zur Erörterung kommen wird". Von diesen Erörterungen dürfte Herr Graf Kanitz doch wohl Kenntniß gehabt haben — die Redaction der „Kreuz-Zeitung" augenscheinlich aber nicht.

Am 26. November 1893 dieselbe Sendung von Herrn Till an Herrn von Plötz-Döllingen, worauf von diesem offenen und deshalb sympathischen Chef des Bundes der Landwirthe am 3. Januar 1894 eine verbindliche Antwort erfolgte, worin der Herr aber schreibt: „So sympathisch manche Ihrer Vorschläge mir auch sind, halte ich es doch für sehr schwierig, dieselben durchzuführen und umsomehr, da sie uns sehr dem socialistischen Staate näher führen würden." Das Wort „socialistischen" hat Herr von Plötz selbst unterstrichen.

Aehnliche Sendungen machte Herr Till an den Herrn Grafen Mirbach, Herrn Dr. Otto Arendt, Freiherrn von Marschall und vor drei Jahren an den Herrn Fürsten Bismarck, am 9. April 1894, gleich nach Veröffentlichung des

ersten Kanitz'schen Antrages auch an den Herrn Grafen Kanitz, und am 18. November 1894 sandte Herr Till eine ehrfurchtsvolle Eingabe an Se. Majestät Kaiser Wilhelm II., adressirt „zu eigenen Händen durch die allerhöchste Hofkanzlei". Auf alle diese Briefe resp. Eingaben sind Antworten nicht erfolgt.

Herr Till war im vorigen Jahre schon erstaunt, daß seine meisten Briefe unbeantwortet blieben und wollte diese Sache vor das Publicum bringen; ich redete es ihm aber damals aus, denn ich hatte auf Anfrage aus Berlin die Auskunft von einem sehr unterrichteten Manne erhalten, er betrachte den Kanitz'schen Antrag nur als ein Scheinmanöver, das allerdings dem Grafen Kanitz ernst sei, aber nicht allen anderen Führern, und womit diese dem Publicum und vielleicht auch dem damaligen Kanzler, Herrn Grafen Caprivi, bange machen wollten, welcher außergewöhnlichen Pläne man sich von den Agrariern zu versehen hätte, um unter dem Eindruck der so erregten Besorgniß etwas Anderes durchzusetzen, und zwar nicht einige der sogenannten „kleinen Hülfen", sondern die — Doppelwährung! Auch jetzt tauchen beide Projecte wieder gleichzeitig auf, welche doch mit einander in Widerspruch stehen. Denn gesetzt, sie gingen beide nach Wunsch der Agrarier durch und wirkten nach deren Wunsch, so würde der durch die Goldwährung angeblich verdoppelte Werth und die verdoppelte Kaufkraft des jetzigen deutschen Geldes auf die Hälfte etwa reducirt, d. h. wenn jetzt 1 Mark rund = 1 englischer Schilling ist, so würde sie später nur noch gleich $^1/_2$ Schilling sein. Dafür würden alle Schuldner in Deutschland, alle Producenten wohl auch, nicht bloß landwirthschaftliche, zu gewinnen sein. — Wenn dieser Plan nicht gelänge, der Antrag Kanitz aber durchginge, so würden Landleute für 1000 Kilo Weizen 203 Mark oder 203 Schillinge englisches Goldgeld erhalten, anstatt heute etwa 130 Mark oder Schillinge. — Gingen aber beide Maßregeln gleichzeitig durch, so würden die Landwirthe zwar auch 203 neue Doppelwährungsmark erhalten, mit denen sie freilich auch 203 Mark Schulden abzahlen könnten, die aber im internationalen Verkehr nur $101^1/_2$ Schillinge englisch werth wären. Der internationale Verkehr in seiner Rückwirkung auf den inneren würde hier bald die Kaufkraft der neuen Doppelwährungsmark auf etwa die Hälfte der Kaufkraft der jetzigen Goldmark herabdrücken, und die Agrarier ständen sich in allen Beziehungen schlechter als jetzt, nur nicht ihren gegenwärtigen Schuldnern gegenüber. Deren Schuldforderungen würden allerdings um den Betrag der Differenz des „inneren Werthes" der jetzigen und der neuen Valuta dauernd geschädigt — wenn sie nicht Mittel fänden, durch Kündigungsdrohungen die Stipulirung in effectiver Goldzahlung zu erzwingen. Ich bin also auch jetzt noch der Ansicht, daß die oder doch einige einflußreiche Agrarier „Getreidemonopol" sagten, aber „Doppelwährung" meinten, als sie beide Anträge (Kanitz und Mirbach-Kardorff) jetzt wieder einbrachten. Indessen ist es thatsächlich nicht unmöglich, daß sie in diesem Reichstage das Getreidemonopol durchbringen können, weil es in den europäischen Parlamenten überall Gebrauch wird, eine wirthschaftliche Frage nicht nur sachlich zu behandeln, sondern als politische Machtfrage, als eine Maßregel, der eine andere Partei zustimmt, die an ihr kein Interesse hat, während die interessirte Partei der zu Hülfe kommenden wieder in einer anderen Frage zustimmt, an der die erstere kein Interesse hat, und die sogar nicht einmal eine volkswirthschaftliche zu sein braucht. So kommen in Parlamenten an sich incommensurable Größen zur Commensurabilität. Ich erinnere daran, daß man während der ersten Commissionssitzungen über die Umsturzvorlage diese für ganz aussichtslos hielt und daß in einer Nacht anscheinend die Zahl ihrer Anhänger sehr vermehrt wurde. Den Preis der Zustimmung wird man wohl erst später erfahren, und er wird nicht auf dem Gebiete der Strafgesetzgebung liegen — wenn wirklich, wie Viele annehmen, ein solcher Pact stattfand. Der wäre doch nun auch bezüglich des Kanitz'schen Antrages denkbar, und ich zweifle keinen Augenblick, daß die Agrarier zufrieden sein würden, ihn durchzubringen und ihre bimetallistische Agitation zu verlangsamen, zumal diese keinenfalls einen schnellen Erfolg verspricht, da derselbe nicht nur von der Zustimmung des deutschen Reichstages und Bundesrathes, sondern noch von jener einiger anderen Großmächte wenigstens abhängt.

Es ist sogar denkbar, daß der Kanitz'sche Antrag ebenso leicht im Reichstage durchgeht, wie zum Erstaunen Vieler der Kardorff-Mirbach'sche bimetallistische durchging, ohne jedes Compromiß heterogener Parteien sogar. Dies würde dann ausschließlich der bewundernswerthen Organisation und energischen Agitation zu danken sein, welche die Agrarier seit kaum zwei Jahren erst besitzen und treiben. Mir ist nichts widerlicher und verächtlicher im Volksleben, als die Hindu-Ergebenheit, diese niederträchtige Passivität, die sich Alles gefallen läßt, dies Mistbeet der Despotien! Deshalb habe ich die katholische Opposition gegen die Culturkampfpolitik, obschon Protestant, selbst mit gemacht, ich habe mich später des zähen Widerstandes der Socialdemokraten zur Zeit des Ausnahmegesetzes gefreut, und ich fühle mich verjüngt von dem mannhaften Kampf der Agrarier um ihre Existenz, ich wünsche ihnen Erfolg, ich sehe, daß sie Erfolg haben werden — — aber ich fürchte, sie werden einen verderblichen Erfolg haben, denn ihre Pläne sind in sich widerspruchsvoll und nicht genügend durchdacht, sie beseitigen auch die Uebel nicht an der Wurzel, an welchen die Agrarier kranken. Ueberhaupt sind sie nicht so tief in Noth gerathen, weil sie zu wenig Erfolge bei der Regierung und im Parlament gehabt hätten, sondern ganz im Gegentheil, sie haben zu ihrem eignen Schaden viel zu viel Erfolge erzielt und werden sich, fürchte ich, nunmehr vollends todtsiegen.

Unter diesen Umständen gewinnt der Kanitz'sche Antrag eine Bedeutung, die es nützlich erscheinen läßt, ihm mit dem Till'schen Project zu vergleichen, gleichgiltig, ob er daraus hervorging, oder durch dasselbe angeregt wurde, oder ohne Kenntniß desselben vom Herrn Grafen Kanitz concipirt wurde, weil er alle Bedenken gegen sich hat, die Till's Project erregt, und weil ihm all' das fehlt, was mit Till's Doppelmonopol versöhnen könnte. Dazu war der geschichtliche Zusammenhang beider zu wissen nöthig. — Uebrigens ist es meiner Meinung nach unrichtig, wenn behauptet wird, die Landwirthschaft sei in Gefahr unterzugehen, und die Preise deckten die Productionskosten nicht mehr. Sie thun das noch und werden es thun, sollten die Preise auch noch etwas weiter fallen, aber hoch verschuldete Grundbesitzer aller Größenclassen können bei solchen Preisen nicht mehr bestehen, und mäßig verschuldete Großgrundbesitzer, welche viele Lohnarbeiter in Geld löhnen müssen, theilweise auch schon jetzt nicht mehr. Und nun möge zum Schluß, mit des Herrn Till ausdrücklicher Zustimmung, sein Brief an den Herrn Grafen Kanitz folgen:

Bruck a/Mur am 9. April 1894.

Sehr geehrter Herr Graf!

In den Wiener Blättern lese ich heute, daß Herr Graf und Genossen den Antrag im Parlamente einbringen wollen, daß der Staat das Getreide-Monopol einführen möge. Bei dieser Notiz erscheint wörtlich folgende Bemerkung: „sie wünscht die Priorität im Reichstage für diesen Antrag auf Kosten der Gesammtheit, den Getreideproducenten dauernd so hohe Kornpreise zu garantiren. Eine solche Ungeheuerlichkeit beweise, daß Graf Kanitz und Genossen entweder den letzten Rest ruhiger Ueberlegung verloren, oder in Folge ihrer Niederlage beim deutsch-russischen Handelsvertrage jetzt aus Verzweiflung zu den unsinnigsten Agitationsmitteln greifen. Der Antrag soll nach der Meldung eines parlamentarischen Berichterstatters bereits eingebracht worden sein." —

Sehr geehrter Herr Graf! Ich war der Erste, der sagte, daß der

Staat den Getreidepreis bestimmen müsse; aber die Art der Ausführung muß sehr vorsichtig geschehen, sonst wird aus der Wohlthat ein großes Unglück. Wenn der Antrag von Ihnen, Herr Graf, wirklich so gestellt wurde, wie er in den Blättern steht, so ist dessen Annahme im Parlamente unmöglich; und wenn es Ihnen gelingt, ihn im Parlamente doch zur Annahme zu bringen, so würde der Antrag weit mehr Unheil anrichten und viel entschiedener bekämpft werden, als die bekannte Mahlsteuer in Italien, — bei der es höchste Zeit war, daß Italien sie aufgelassen hat, sonst wäre die Revolution jedenfalls ausgebrochen. Italien hatte nur eine Mahlsteuer von 2 Lire eingehoben pro 100 Kilo Getreide; — Sie hingegen wollen bei Weizen eine Erhöhung von über 7 Mark, und über 4 Mark bei Roggen. Eine solche Preiserhöhung läßt sich das Volk unmöglich aufbürden, wenn ihm nicht an anderer Seite eine volle oder theilweise Entschädigung geboten wird.

Ihre Forderung von 21.5 Mark für Weizen und 16.5 für 100 Kilo Roggen ist ja nicht zu hoch; aber es muß dieser Getreidepreis dem Landmann geboten werden, ohne daß der Brodpreis erhöht wird. Es mag dem Laien im ersten Augenblicke wohl als eine Unmöglichkeit erscheinen, dies durchzubringen, aber dennoch ist es leicht möglich; und hätte Italien die Einhebung der 80 Millionen Lire Mahlsteuer nicht auf eine so ungeschickte, plumpe Weise veranlaßt, so könnte diese Einnahme noch heute bestehen, und das Volk würde dieserwegen gar nichts sagen. Die Besteuerung des „Halbfabrikates Mehl" war der Mißgriff, weil das Volk nicht 2 Lire, sondern wenigstens 8 Lire mehr bezahlte, und überdies schlechtes — verdorbenes Brod erhielt. Eine solche tolle Steuer kann kein Volk ertragen, und Italien that gut, sich bei der Auflassung der Mahlsteuer zu beeilen; und will der jetzige oder ein zukünftiger Minister in Italien um einen Kopf kürzer gemacht werden, so braucht er nur den Antrag auf Wiedereinführung der Mahlsteuer zu stellen.

Nachdem ich bei dieser Mahlsteuer auch eine Rolle — und vielleicht eine sehr wesentliche Rolle gespielt habe, so gestatten Sie mir, Herr Graf, Ihnen über diese große Angelegenheit Einiges mitzutheilen.

Als Italien die Mahlsteuer durch mehrere Jahre einhob, und die Einnahmen immer größer und größer wurden, trotz entsetzlichen Protesten und Jammer des Volkes, kam es anderen Regierungen sehr verlockend vor, die Mahlsteuer auch einzuführen. Diese Länder, welche diesfalls schon recht weitgehende Erhebungen und Vorbereitungen getroffen hatten, — waren Oesterreich und die Türkei. Ich erhielt Kenntniß davon, und rieth den Herren bei der Regierung, den Plan fallen zu lassen. Ich wurde ausgelacht. Ich wendete mich an einige Abgeordnete, — kein Gehör! Ich ging an den Präsidenten des österreichischen Mühlenverbandes und einige Mitglieder des Vorstandes, — alles vergebens! Gut, sagte ich, geht ihr nicht mit mir, so gehe ich allein: Die Mahlsteuer darf in Oesterreich nicht eingeführt werden. Darüber noch größeres Gelächter. — Ich schrieb in größter Eile eine Broschüre: „Die Lösung der Brodfrage" (Verlag Leykam, Graz 1877). In dieser Broschüre besprach ich zuerst die Broderzeugung und wies nach, daß dem Brodgewerbe die Brodschule sehr nöthig sei, und daß durch Unkenntniß der Menschheit sehr viel Schaden zugefügt wird. Auch auf die große Gefahr bezüglich der Concurrenz aus Amerika-Rußland ꝛc. wies ich hin ꝛc. ꝛc. Zum Schlusse kam ich auf den Hauptzweck der ganzen Broschüre, und erklärte die entsetzliche Wirkung der Mahlsteuer in Italien und sagte, daß Italien die Mahlsteuer auflassen muß, da kein Land eine so entsetzliche Last tragen kann. Von Oesterreich sagte ich kein Wort, sondern verhöhnte gewissermaßen die Regierung von Italien. Diese Broschüre sandte ich in alle Kreise, besonders dorthin, wo in der Mahlsteuer für Oesterreich gearbeitet wurde. Kurze Zeit nachher ging ich dahin und fragte schüchtern, wie meine kleine Arbeit gefallen habe. — „Oh! Sie Höllenmensch! bekam ich zu hören; Sie haben uns die Mahlsteuer schon vertrieben; das Project ist vollständig fallen gelassen; Sie haben uns aufgeklärt, — es wäre eine große Thorheit gewesen." — Seit jener Zeit wird in Oesterreich von einer Mahlsteuer nicht gesprochen, allerdings auch bestritten, daß man die Einführung überhaupt plante.

Meine kleine Broschüre fand aber auch den Weg nach Italien; sie wurde im Parlamente in Rom vorgelesen, und sehr bald darauf ward beschlossen, die Mahlsteuer successive binnen 5 Jahren aufzulassen. Die Regierung war jedoch nicht im Stande, diese 5 Jahre abzuwarten, und schon nach 2 Jahren wurde die Steuer ganz eingestellt.

Wie schon oben erwähnt, ist jene Abgabe in Italien wesentlich kleiner als Ihre 7 und 4 Mark, — und es ist ganz und gar unmöglich für dieses Project die Zustimmung zu erhalten. Die Sache muß genau so durchgeführt werden wie ich diese in Vorschlag bringe, und zwar:

1. Der Staat bestimme den Getreidepreis.
2. Der Staat übernehme sämmtliches Getreide von den Landwirthen zu diesem bestimmten Preis.
3. Der Staat besorge die Broderzeugung im ganzen Staate, in allen Städten und Märkten. (Die Landwirthe mögen sich ihr Brod nach Belieben erzeugen.)
4. Einen etwaigen Abgang an Getreide hat der Staat im Auslande zu kaufen.
5. Der Staat darf aus dem Brodmonopol keinen oder nur einen sehr geringen Nutzen ziehen, und muß die Broderzeugung möglichst rationell durchführen.

Auf diese Weise können Sie erzielen, daß der Brodpreis auch bei sehr hohen Getreidepreisen nicht höher ist als gegenwärtig bei den niedrigen Getreidepreisen. Es geht jetzt durch das ungeschickte und auch unsolide Brodgewerbe enorm viel verloren, und das Brod hat auch eine schlechte Qualität. Hat der Staat die Broderzeugung, dann braucht auf dem Wege vom Landmann bis zum Consumenten nichts verloren zu gehen, und die Brodqualität kann überall sehr gut sein. Die Ersparungen, welche gemacht werden können, sind viel größer als die nothwendige Erhöhung des Getreidepreises es ist, — so zwar, daß bei den höchsten Getreidepreisen der Brodpreis nicht höher wird als er jetzt ist.

Obschon ich glaube, Ihnen, Herr Graf, meine Broschüren seinerzeit zugesendet zu haben, lege ich diese und einige Beilagen hier bei, und bitte Sie eindringlich, lassen Sie ihren einseitigen Plan mit dem Getreidemonopol fahren; — er muß Unheil bringen, und Sie verzögern die Ausführung der ganzen Ordnung der Sache.

Ihr Vorschlag ist ganz und gar undurchführbar, und in der heutigen unruhigen Zeit sehr gefährlich. Sie vergessen, daß, wenn der Getreidepreis gewissermaßen künstlich durch Staatsmithülfe höher gestellt wird, das Privatgewerbe, welches so fehlerhaft und unnöthig theuer arbeitet, nicht veranlaßt wird, sparsamer und billiger zu arbeiten. Das Privat-Brodgewerbe würde eine solche staatliche Getreidepreiserhöhung als eine sehr willkommene Gelegenheit benutzen, um nicht nur den Brodpreis um die 7 Mark respective 4 Mark zu erhöhen, sondern würde weit höher auf 10 und 15 Mark gehen, und die bedeutende Brodpreiserhöhung mit der Getreidepreiserhöhung begründen. Es ist ja bei allen staatlichen Abgaben immer dasselbe; es bezahlt der Consument niemals die einfache Umlage, sondern jederzeit den zwei- und dreifachen Betrag. In Italien war es mit der Mahlsteuer genau dasselbe; die Regierung bezog aus der Mahlsteuer im Jahre 1876 82 Millionen Lire, das ist circa 3 Lire per Einwohner. Das Volk jedoch bezahlte viel mehr, und hatte wenigstens jährlich eine Mehrzahlung von 200 Millionen Lire, oder nahezu 8 Lire per Kopf, und nebenbei noch schlechteres Brod.

Die internationale Getreidepreisbestimmung ist eine internationale Thorheit. Die Bestimmung des Getreidepreises muß Staatssache werden; es muß aber gleichzeitig verhindert werden, daß der nothwendige Getreidepreis bei der Weiterverarbeitung des Getreides in Brod, durch fehlerhafte Manipulation oder sonstige Umstände auf keinen Fall unnöthig erhöht wird. Wenn der Staat nur den Getreidepreis bestimmt, die Weiterumarbeitung des Getreides aber in der Privathand läßt, so wird aus der ganzen Sache ein babylonischer Thurm. Durch Ihren Antrag würde die Kluft zwischen dem Landwirth und dem Brod-Consu-

menten noch größer werden, als sie gegenwärtig ist; diese Kluft soll aber verkleinert werden und ganz verschwinden. Daß die Landwirthe ganz die entgegengesetzten Interessen haben wie die Stadtbewohner, ist nicht richtig Diese Interessen stehen sich durchaus nicht schroffer gegenüber als diese bei Käufer und Verkäufer — Hausherr und Miethpartei — Diener und Chef — Arbeiter und Fabrikant es sind. Jeder trachtet, sein Interesse zu wahren, und dies geschieht und vollzieht sich auch auf ganz ruhige, verständliche Art, ohne daß ein beständiger Krieg, ein Kampf auf Leben und Tod geführt wird, wie es zwischen den Landwirthen und den Brod-Consumenten seit Jahrhunderten geschieht. Es besteht nur der Unterschied, daß in den anderen Fällen die Betheiligten direct im Verkehr stehen, während zwischen dem Landwirthe und den Brod Consumenten, das Brodgewerbe und der Handel mit Getreide dazwischen steht. Der Bauer will einen entsprechenden Getreidepreis, um leben zu können; — die Stadtbewohner wollen möglichst billiges Getreide, weil sie in der fixen Idee leben, daß dies ausschließlich auf den Getreidepreis ankommt; und nun raufen diese zwei großen Parteien ohne Unterlaß. Indeß ist die Ursache des hohen Brodpreises das schlecht und fehlerhaft arbeitende Brodgewerbe; dieses steht ruhig mit verschränkten Armen da und sieht zu, wie sich die Raufenden gegenseitig zerfleischen und vernichten, — und lacht sie Beide aus. Die Forderung der Landwirthe, einen entsprechenden Getreidepreis zu erhalten, ist vollständig gerecht; aber der Brod-Consument hat auch das Recht, einen möglichst billigen Brodpreis zu fordern. Der wahre Werth des Getreides muß durch Rechnung erhoben werden, und mit diesem Preise haben die Stadtbewohner zu rechnen; ihre Sache ist es dann, auf Grund dieser Preise sich das Brod möglichst billig herzustellen. So lange man diese wichtigen Agenden aber in der Privathand läßt, ist an eine Herstellung der Harmonie zwischen Getreidepreis und Brodpreis absolut nicht zu denken. Und deshalb muß sich der Staat als Mittelmann zwischen den Landwirth und den Brod-Consumenten stellen, — den Getreidepreis einfach jedes Jahr erheben und ermitteln, und den Getreidehandel und die Privatbroderzeugung aufheben.

Von Seite des Staates ist die Broderzeugung möglichst rationell und ohne allen Nutzen durchzuführen, dann kann — dann wird Ruhe und Ordnung eintreten. Daß der Staat dieses Monopol — wenn man es so nennen will — ausbeuten würde, ist durchaus nicht zu besorgen; der Staat hat selbst das größte Interesse daran, das Gesammtvolk zufriedenzustellen, und die beste Gelegenheit dazu, durch entsprechende Getreidepreise die gesammten Landwirthe, und durch möglichst billge Brodpreise und gute Qualität des Brodes die Stadtbewohner, — Arbeiter — zufriedenzustellen. Der Einwand, daß der Staat das Brod noch schlechter erzeugen würde als die Privaten, und daß die mangelhaften Leistungen in den Militärbäckereien den Beweis liefern, ist durchaus nicht stichhaltig. Die Kriegsverwaltungen sind nicht der Staat, — nicht jenes Organ, ein schwieriges Gewerbe rationell ausüben und durchführen zu können; der Staat kann dies aber sehr leicht.

Zum Schlusse komme ich, Sie, Herr Graf, nun nochmals dringend zu bitten, ziehen Sie Ihren Antrag zurück, und legen Sie einen neuen nach obigen Grundzügen vor, — und Sie werden die Freude erleben, diesen recht bald angenommen zu sehen. Um noch deutlicher zu sein, will ich Ihnen mit einigen Zahlen dienen. Ende 1892 hatten Sie in Berlin einen Roggenpreis von 13.08 Mark, und einen Brodpreis von 22.45 Mark. Bei diesem Roggenpreis können die Landwirthe nicht bestehen, — sie wollen 16.5 Mark haben. Bei dem Roggenpreise von 13.08 Mark bezahlten die Bewohner von Berlin 22.45 Mark für Brod und waren vollständig zufrieden, und klagten nicht über zu hohen Brodpreis; höchstens über schlechten Geschäftsgang im Allgemeinen.

Nun, Herr Graf! lassen Sie die Berliner bei ihrer Zufriedenheit und halten Sie den Brodpreis von 22.45 Mark strenge ein, — übergeben Sie jedoch die Broderzeugung einer möglichst sicheren, geschickten Hand, und sorgen Sie dafür, daß bei der Umwandlung des Getreides in Brod keine überflüssigen Spesen gemacht werden, — und es werden Ihnen dann bei einem Brodpreise von 22.45 Mark — 19 Mark für den Roggen übrig bleiben, nach Abrechnung aller und aller Spesen. — Den Beweis von der Richtigkeit dieser Behauptung zu erbringen, erbiete ich mich mit Wort und Kopf an; — geben Sie mir die Gelegenheit, ihn erbringen zu können.

Die Ursachen der Unzufriedenheit.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.).

Der Zinsfuß ist in den letzten 25 Jahren von 5 auf 3—3½ Procent zurückgegangen, die Rentabilität des in Landwirthschaft und Gewerbe angelegten Capitals aber in noch viel höherem Grade, weil der Unternehmergewinn und der stetige Conjunctur gewinn theils rascher als der Zins gesunken, theils in Verlust umgeschlagen ist. In dieser verminderten Rentabilität des Capitals, die alle mit Schulden belasteten Vermögensstücke dem Ruin aussetzt, lassen sich alle Klagen der Capitalisten zusammenfassen. Wenn alle übrigen Umstände gleich geblieben wären, so hätte dem verminderten Antheil des nationalen Capitals am nationalen Arbeitsertrage ein entsprechend erhöhter Antheil der Arbeit an ihm gegenüberstehen müssen. Da aber das Sinken der Rentabilität aus der besprochenen Aenderung der Verhältnisse entspringt, so ist das nicht der Fall; der Antheil der Arbeit am nationalen Arbeitsertrage hat sich zwar gehoben, aber bei Weitem nicht in dem Maße, wie die Rentabilität des Capitals gesunken ist, und die Differenz ist dem Auslande zugeflossen, das unsere Waaren billiger kauft und aus den uns gelieferten Bodenproducten größere Summen bezieht. Den Klagen der Capitalisten über verminderte Rentabilität des Capitals stehen deßhalb die Klagen der Arbeiter über unzulänglichen Antheil der Arbeit am nationalen Arbeitsertrage gegenüber; den ersteren erscheint der Unternehmergewinn einschließlich des Zinses zu niedrig, den letzteren zu hoch. Wie kommt es nun, daß die Arbeiter gerade jetzt so stürmisch eine Erhöhung ihres Antheils am Arbeitsertrage auf Kosten des Capitals fordern, während doch ihr Antheil seit Generationen beständig gestiegen ist, selbst noch in den letzten Jahrzehnten, wo die Rentabilität des Capitals stark zurückgegangen ist? Hier liegt offenbar ein wirthschaftliches Paradoxon vor, dessen Lösung in doppelter Richtung zu suchen ist.

Die Rentabilität des Capitals ist gesunken, das ist zweifellos; aber eben so gewiß ist es, daß der Wohlstand trotzdem gestiegen ist. Beides läßt sich ohne Widerspruch nur durch die Annahme vereinigen, daß das Nationalcapital schneller gewachsen ist, als seine Rentabilität abgenommen hat. Die Capitallosen sehen aber nicht auf die procentuale Rentabilität, sondern auf den Wohlstand, der aus Capitalrente fließt, nicht auf die relative Höhe der Rente im Verhältniß zum Capital, sondern auf ihre absolute Höhe. Nur diese taxiren sie nach dem Aufwand, den die Capitalisten treiben, während die relative Höhe der Rente oder die procentualische Rentabilität des Capitals sich ihrer Schätzung entzieht und sie auch gar nicht interessirt. Was sie den Capitalisten allein beneiden, ist der Aufwand, den dieselben treiben können; dieser aber hängt nicht von der relativen, sondern von der absoluten Höhe des Rentenbezuges ab. Mit dem Wohlstande und dem Aufwande der Capitalisten ist auch der Neid der Capitallosen gewachsen.

Die Capitalzunahme der letzten zwanzig Jahre betrifft lediglich das nicht in der Landwirthschaft angelegte Capital, da das in der Landwirthschaft im Ganzen an Werth abgenommen hat. Die Capitalisten im engeren Sinne, die nicht zugleich Landwirthe sind, haben an Reichthum so viel zugenommen, daß sie ihren Aufwand trotz der abnehmenden Ren-

tabilität des Capitals mit Recht erhöhen durften. Die Grundbesitzer hingegen, deren Grundrente und Grundwerth abgenommen und deren Verschuldung zugenommen hat, hätten allen Grund gehabt, ihren Aufwand sehr bedeutend einzuschränken. Das haben sie aber im Durchschnitt bisher nicht gethan, sondern haben ihn im Gegentheil gesteigert, um die wachsende Ueberlegenheit der nicht landwirthschaftlichen Capitalisten nicht anzuerkennen.

Die Officiere und höheren Beamten haben diese Aufwandsteigerung mitgemacht, theils, soweit sie aus den vermögenden Ständen stammen, in Fortsetzung ihrer Jugendgewohnheiten, theils aus neidischem, gesellschaftlichem Wetteifer, eitler Großmannssucht und selbstischer Genußsucht. Die Künstler und Gelehrten, die mit allen diesen Kreisen gesellig verkehren, haben sich in den nämlichen Strudel mitreißen lassen. Die Folge davon ist in den vermögenslosen gebildeten Ständen zunächst ein üppiges Genußleben der Junggesellen, das die allgemeinen Sitten verschlechtert und viele wirthschaftlich scheitern läßt, sodann eine wachsende Ehescheu und zunehmende Unzufriedenheit derer, die doch zur Ehe geschritten sind. Auch der Mittelstand wird von diesem Emporschrauben der Lebenshaltung in den höheren Ständen angesteckt und sucht ihnen nach Kräften, wenn nicht gleich, so doch nahe zu kommen. Der Arbeiterstand aber läßt sich wiederum von dem Vorbilde des Mittelstandes beeinflussen; wo ersichtlich die allgemeine Lebenshaltung in allen über ihm stehenden Volksclassen wächst, will er allein nicht zurückstehen, und ahmt natürlich vor Allem die verstärkte Zufuhr materieller Genußmittel nach.

Am schlimmsten fahren bei der allgemeinen Steigerung der Ansprüche ans Leben diejenigen Gebildeten, welche befähigt und gewillt wären, die feineren und feinsten Genüsse des Lebens zu würdigen, aber völlig mittellos dastehen und gerade in den genußfähigsten Jugendjahren an der reich besetzten Tafel des modernen Genußlebens leer ausgehen. Wie in Rußland die Verbindung von Bildung und politischer Rechtlosigkeit den politischen Nihilismus erzeugt, so bei uns die Verbindung von Bildung und Mittellosigkeit jenen socialen Umsturzfanatismus der verschiedensten Färbungen, die alle nur in Einem Punkte übereinstimmen, in ihrem Haß gegen das Capital, den Capitalrentenbezug und die Capitalisten. Am hänfigsten recrutirt sich diese anticapitalistische Jugend aus den Söhnen niederer Stände, die in die höheren emporbrängen und durch die Ueberproduction unsrer höheren Schulanstalten zu diesem Wege verlockt sind. Sie stellen den Umsturzparteien der niederen Stände ihre geistigen Führer, sie drängen sich sogar in die Journalistik und Literatur der höheren Stände und verwirren die öffentliche Meinung selbst dieser höheren Stände durch beständige Wiederholung ihrer anticapitalistischen Schlagworte. Hat eine solche Geistesströmung erst längere Zeit gewirkt, so inficirt der Fanatismus auch abstract idealistische Schwärmer aus den Kreisen der capitalistischen Jugend selbst und verleitet sie zum Anschluß an solche Bewegung schon darum, weil der Widerstand gegen dieselbe ihnen als eine unedle Vertretung selbstsüchtiger Standesinteressen verdächtig wäre.

Eine solche, zugleich genußsüchtige und anticapitalistische Zeitströmung trifft nun unglücklicher Weise zusammen mit nervöser Entartung der überstudirten und vorzeitig sich auslebenden Jugend, mit einem epidemischen Größenwahn, mit Zerrüttung der früher giltigen heteronomen Moral der kirchlichen Autorität, mit allgemeiner Mißachtung der speculativen Philosophie und der von ihr gelehrten sittlichen Autonomie, mit dem Triumph der endämonistischen Pseudomoral im Zeitgeist und mit seiner Zuspitzung zu einem systematischen Cultus des überspannten Ich und seiner launenhaften Willkür. Da braucht man sich dann freilich nicht mehr zu wundern, daß die Unzufriedenheit in höchster Potenz aus solcher Saat aufschießt und wie eine Wucherblume sich ausbreitet. Die niederen Stände verstehen zwar nichts von diesen Krankheitserscheinungen einer jedes geschichtlichen Sinnes baaren Afterbildung, aber sie constatiren händereibend die Zersetzung innerhalb der gebildeten Stände selbst und glauben um so sicherer an die bevorstehende Blüthe der Kunst und Wissenschaft des vierten Standes nach Auflösung der des dritten.

Das ist aber nur die eine Seite der Auflösung jener Paradoxie, daß die arbeitenden Classen so stürmisch gerade jetzt mehr Antheil am Ertrage verlangen, wo die besitzenden Classen über die sinkende Rentabilität ihres Capitals klagen. Der Aufwand der höheren Classen ist nicht in dem Maaße gestiegen, daß er einen gewachsenen Neid der niederen rechtfertigen könnte. Im Gegentheil ist der Aufwand der niederen Classen eher noch schneller gestiegen als der der höheren, so daß das Verhältniß beider sich weit eher zu Gunsten als zu Ungunsten der niederen Classen verändert hat, also der objective Anlaß zum Neide eher ab- als zugenommen hat. Es muß also der subjective Antrieb zum Neide rascher zugenommen haben, als der objective Anlaß dazu abgenommen hat; die Begehrlichkeit muß schneller gewachsen sein als die Mittel, sie zu befriedigen.

Nun ist es in der That ein ganz allgemeines psychologisches Gesetz, daß bei jeder Steigerung der Lebenshaltung die Bedürfnisse schneller an Umfang, Stärke und Feinheit zunehmen, als die verfügbaren Mittel zu ihrer Befriedigung. daß also die Menschen mit jeder Steigerung ihrer Culturstufe nach dem Verklingen der Uebergangszeit nicht zufriedener, sondern unzufriedener werden. Auch die Geschichte der Völker bestätigt dieses Gesetz ebenso wie die Geschichte der Stände. Ein wirklich elendes Volk lebt stumpfsinnig in seinem Elend dahin und kommt gar nicht auf den Gedanken, seine Lage aus eigener Kraft zu verbessern; es kennt keine Ziele, glaubt nicht an seine Kraft und weiß nichts von Hoffnung. Erst mit einer gewissen Hebung des Culturniveaus beginnt die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit; erst nach Erlangung eines gewissen Wohlstandes und Kraftgefühls beginnen die Versuche, durch eigne Kraftanstrengung die Lage zu verbessern. Nur eine blühende und starke Provinz kann an Secession denken, nur ein zu Wohlstand und socialer Bedeutung gelangtes Sclaventhum kann Sclavenkriege entfesseln. Wie der Bauernkrieg zur Reformationszeit der Beweis für die bedeutende Erstarkung des Bauernthums durch Verbesserung seiner socialen Lage war, so die französische Revolution das Symptom für den Wohlstand und die Kraft des dritten Standes. Wenn also jetzt der Fabrikarbeiterstand mit Umsturzplänen umgeht und sich eine erhöhte Geltung im Guten oder mit Gewalt zu erringen strebt, so überreicht er damit die Quittung darüber, daß sich seine Lage sehr bedeutend gehoben hat, daß es ihm noch nie so gut ergangen ist, wie jetzt. Die künstliche Agitation, welche sich vor Allem bemüht, seine Unzufriedenheit zu wecken und zu steigern, gewinnt unter diesem Gesichtspunkt ein ganz anderes Aussehen. Sie erscheint nun nicht mehr als die wirkende Ursache für diese Unzufriedenheit, sondern nur als eines der Symptome der Lageverbesserung, das die aus ihr folgende Begehrlichkeit nur deutlicher zum Bewußtsein bringt.

Es ist nun außer Zweifel, daß unzufriedene Menschen sich subjectiv unbehaglicher fühlen als zufriedene. Vom Standpunkte des Behagens ist also die zunehmende Unzufriedenheit ein übles Zeichen. Unter dem Gesichtspunkt der Entwickelung aber beweist sie, daß wir uns in einer Epoche lebhafter Gährung und energischen Fortschritts befinden, und um dessentwillen muß man das gesteigerte Mißbehagen schon geduldig mit in den Kauf nehmen. Hoffen wir, daß die geeigneten Kräfte sich finden werden, um die Gährung zu gutem Ziele zu leiten, daß weder eine brutale Unterdrückung der Emporbrängenden, wie in den Bauernkriegen, die Entwickelung zurückschrauben, noch ein Sieg der in sich fassungslosen Revolution mit darauf folgender Reaction, wie in Frankreich, den geradlinigen Gang des Fortschritts unterbrechen werde.

Viele Einzelursachen der Unzufriedenheit lassen sich ja theils durch Selbsthülfe der Betroffenen, theils durch weise Gesetzgebung abstellen oder doch mildern. Aber es bleiben auch solche übrig, die nicht abstellbar sind, und in die man mit guter Art sich fügen lernen muß. Die Gutsbesitzer müssen sich daran gewöhnen, daß der Reichthum der sonstigen Capitalisten ihnen über den Kopf gewachsen ist und sie immer mehr in die zweite Linie drängt; sie müssen ihre thörichte und verderbliche Aufwandconcurrenz mit diesen einstellen und sich in einen zeitweiligen Stillstand oder Rückgang der im Allgemeinen steigenden Grundrente finden. Die Capitalisten müssen sich über die stetig abnehmende Rentabilität ihres Capitals mit dem Wachsthum des Capitals trösten und dafür Sorge tragen, daß dieses auch fernerhin schneller stattfinde als jene. Die Beamten müssen das Manco an materiellen Gütern und Genüssen durch den Stolz auf ihre socialen Leistungen ersetzen, und darauf verzichten, wohlhabender scheinen zu wollen als sie sind. Die Arbeiter müssen einsehen lernen, daß die möglichst rasche Vermehrung des Capitals der einzige gangbare Weg zur stetigen Verminderung seiner Rentabilität und damit zur Erhöhung ihres Antheils am nationalen Arbeitsertrage ist, daß aber die möglichst rasche Capitalvermehrung nur im privaten Capitalbesitz erfolgt. Sie müssen lernen auf eine allzurasche Steigerung ihres Antheiles am Ertrage zu verzichten, um ihren Kindern und Enkeln eine desto größere Steigerung zu sichern.

Die höheren Stände müssen sich darein finden, daß ihr kastenartiger Abschluß nicht durchführbar ist, und daß im Wettbewerb mit den aufstrebenden Talenten der niederen Stände immer mehr ihrer Söhne erliegen und in die niederen Stände hinabsinken. Die niederen Stände aber müssen begreifen, daß sie die ererbten Vortheile der höheren Stände in diesem Wettbewerb nicht aus der Welt schaffen können, und daß nach einer weisen Einrichtung der Vorsehung in der Regel drei Generationen erforderlich sind, um eine Familie aus den niederen Ständen durch den Mittelstand hindurch in die höheren Stände emporzuheben. Alle Deutschen müssen sich darein ergeben, daß mit der Umwandlung Deutschlands aus einem reinen Ackerbauer- und Handwerkerstaat in einen halben Industriestaat auch die Zahl der in der Luft schwebenden Existenzen im Vergleich zu den auf ererbter Scholle sicher wurzelnden gestiegen und dadurch das Volksleben aufreibender und sorgenvoller geworden ist. Alle müssen sich die aus der Volksvermehrung entspringende Verschärfung des Wettbewerbs im wirthschaftlichen Kampf um's Dasein gefallen lassen, weil mit der Verschärfung der Concurrenz auch die Auslese sich steigert, was eine um so raschere Rasseveredelung und Culturſteigerung zur Folge haben muß. Nur durch den Sieg der höheren Rassen und Stämme über die von ihnen verdrängten und ersetzten niederen vollzieht sich die allmälige Veredelung der Menschheit; die Expansion der höher entwickelten Rassen und Stämme über die von niederen bewohnten vollzieht sich aber nur unter dem eisernen Druck der Uebervölkerung des Heimathsgebietes, der die Liebe zur Heimath überwindet und zur Auswanderung nöthigt. Was das Vaterland durch diese verliert, das gewinnt die Menschheit.

Ziehen wir aus diesen Betrachtungen das letzte Ergebniß, so können wir dasselbe etwa folgendermaßen zusammenfassen. Wer die Glückseligkeit für den Daseinszweck der Menschen hält, der muß die gegenwärtige Erscheinung der allgemeinen Unzufriedenheit für etwas überaus Trauriges, weil dem Daseinszweck der Menschen schnurstracks Zuwiderlaufendes halten. Wer dagegen das Ziel in der Entwickelung sucht, und sei es auch auf Kosten der Glückseligkeit, der wird in einer zeitweiligen Zunahme der Unzufriedenheit kein schlechthin ungünstiges Symptom erblicken können Er wird wünschen müssen, daß die auf Irrthümern beruhende Unzufriedenheit durch Aufklärung der sie veranlassenden Mißverständnisse schwinde, und daß die auf abstellbaren Ursachen beruhende Unzufriedenheit durch Beseitigung oder doch Milderung dieser Ursachen gehoben werde. Aber er wird daran festhalten, daß die Unzufriedenheit des Menschen mit seiner Glückslage auch dem unabstellbaren Leid gegenüber der erste Dämmerschein der aufleuchtenden Wahrheit ist, daß wir überhaupt nicht dazu da sind, um glücklich zu sein, sondern um unsere Schuldigkeit zu thun, und weiter zu kommen.

Je gründlicher sich die Menschen überzeugen, daß die Jagd nach dem Glücke sie zum Narren hat und daß sie die Zufriedenheit auf dem Wege der Verbesserung ihrer Glückslage niemals finden können, desto eher werden sie sich bescheiden lernen und zu selbstverläugnender Pflichterfüllung erheben. Vom Standpunkte eines eudämonistischen Optimismus aus kann nur die stumpfsinnige Bedürfnißlosigkeit zufrieden sein, und muß trotz aller fortschreitenden Abstellung des abstellbaren Leides die Unzufriedenheit mit der Culturſteigerung und dem gleichzeitig wachsenden Bewußtwerden des unabstellbaren Leides wachsen. Zufriedenheit und Bildung zugleich sind nur nach Ueberwindung des eudämonistischen Optimismus möglich. Die letzte Wurzel aller Unzufriedenheit ist der klaffende Widerspruch zwischen dem vermeintlichen Daseinszweck der Glückseligkeit und der Unmöglichkeit ihn zu erreichen. Das einzige radicale Heilmittel dieser Unzufriedenheit ist die gründliche Einsicht, daß jene scheinbar so selbstverständliche Voraussetzung ein Wahn und die Glückseligkeit ewig unerreichbar sei, d. h. der Pessimismus, — denn weiter bedeutet dieses Wort nichts. Aus ihm allein fließt die Vereinigung von opferwilliger Resignation mit pflichttreuem Vorwärtsstreben, aus der allein die wahre Zufriedenheit erwachsen kann, und wer diese Vereinigung sammt der aus ihr erwachsenden Zufriedenheit besitzt, der ist Pessimist, gleichviel ob er sich dessen bewußt sein mag oder nicht, ob er diese Behauptung zugiebt oder bestreitet.

Die Gefahr des Aushungerns in einem Coalitionskriege.

Glossen zum Vortrag des Kaisers.

Unser oberster Kriegsherr hat im Hinblick auf die Forderungen für die Verstärkung der Marine wiederholt auf die Gefahr des Aushungerns hingewiesen, welche angeblich entstehen müsse, wenn im Fall einer Coalition Deutschland von seinen Gegnern die Zufuhr auf den Meeren abgeschnitten würde. Dem gegenüber ist zuerst zu bemerken, daß bei Weitem die größere Mehrzahl der Kreuzer des westlichen Gegners in diesem Kriegsfalle im Mittelmeer beschäftigt sein und gegen Italien und in der Adria zur Verwendung gelangen werden und daß andererseits die Gefahr einer thatsächlich aus Mangel an Zufuhr zur See eintretenden Hungersnoth in den Ländern der mitteleuropäischen Coalition denn doch sehr des sachlichen Nachweises und der Erhärtung bedarf, welche unseres Dafürhaltens in keiner Weise erbracht zu werden vermögen. Wenn aus diesem Anlaß auf die Blockade der Südstaaten im nordamerikanischen Secessionskriege hingewiesen wurde, in Folge deren denselben die Zufuhr zur See abgeschnitten ward und ihr Widerstand schließlich in der Umklammerung der Nordstaaten erstickte, so lagen die Verhältnisse in den Südstaaten damals völlig anders, als sie im Falle eines Coalitionskrieges heute bei Deutschland liegen würden. Die Südstaaten besaßen zu jener Zeit eine Bevölkerung von etwa 12 Millionen Einwohnern auf einem fast ausschließlich dem Feldbau und der Viehzucht gewidmeten Areal von etwa der $3^1/_2$fachen Größe des heutigen Deutschlands. Daß bei dieser Lage der Verhältnisse in Anbetracht der außerordentlichen kriegerischen Kraftanstrengung des Südens die der Production dort entzogenen Arbeitskräfte weit mehr zum Nachtheil derselben in's Gewicht fallen mußten, als die Streitermassen, welche Deutsch

land in dem angenommenen Kriegsfalle heute aufstellt, dies für Letzteres thun würden, liegt auf der Hand. Der Süden unterlag überdies nicht so sehr dem Mangel an Zufuhr, der sich übrigens besonders auf Waffen und Munition erstreckte, als dem ungeheuren numerischen Uebergewicht und dem ungleich größeren Reichthum des Nordens, der am 1. Januar 1865 nicht weniger als 959,460 Mann unter den Waffen hatte. Daß ein Land durch die Blockade zur See für die Zufuhr vom Auslande hermetisch abgeschlossen werden könne, wird heute bereits in England, dem auf diese Zufuhr am meisten angewiesenen und zur See am besten geschützten Lande der Welt, als ein überwundener Standpunkt anerkannt. Bei Nacht und trübem Wetter vermag die Blockade auch durch stärkere Zufuhrtransporte unterbrochen zu werden, und die bei den derzeitigen Flotten vorhandenen Kreuzer vermögen diese Möglichkeit nicht aus der Welt zu schaffen, und die geplante Vermehrung der deutschen Flotte um 4 Kreuzer gewiß nicht. Deutschland grenzt mit einer Küstenentwickelung von über 200 Meilen an die Nord- und Ostsee, und einige 30 der 53 Kreuzer der französischen Flotte und der 22 Kreuzer incl. 11 Klipper der russischen Ostseeflotte dürften, wenn man 30—40 Kreuzer beider Flotten einerseits für das französische Mittelmeergeschwader — pro großes Schlachtschiff 3—4 — und andererseits in den Colonien und anderwärts auf den Weltmeeren vertheilt, rechnet, auch im Verein mit den beiderseitigen Flotten keineswegs genügen, um die 200 Meilen lange Strecke der Nord- und Ostseeküsten gegen die Zufuhr aus dem Auslande zur See völlig abzusperren, da Nacht und trübe Witterung, wie erwähnt, das Durchbrechen der Blockade begünstigen. Auch bedürfen das französische Nordgeschwader und die russische Ostseeflotte pro Panzerschlachtschiff derselben Anzahl von Kreuzern zu deren unmittelbaren Unterstützung, wie die französische Mittelmeerflotte. Deutschland ist überdies in der Lage, durch das ihm unmittelbar angrenzende neutrale Belgien, Holland und Dänemark jeder Zeit Zufuhr an Lebensmitteln zur See zu beziehen, die nach den bestehenden Verträgen nicht als Kriegscontrebande angesprochen und behandelt werden darf, ebenso aber, wenn auch weit schwieriger, vermag diese Zufuhr über Schweden und Norwegen, allerdings alsdann die Ostsee passirend, zu erfolgen. Im Süden grenzt das Deutsche Reich an das getreidereiche Oesterreich-Ungarn, welches noch im Jahre 1893 für 86,7 Millionen Gulden Getreide und, beiläufig bemerkt, für 42,8 Millionen Vieh und 24,7 Millionen Eier exportirte, und ihm schließt sich Rumänien mit einem Getreide-Export von 339,4 Millionen Francs (1894), sowie Bulgarien mit einem solchen von 59 Millionen (1892) und Serbien mit 21 Millionen Francs (1893) an, ein Hinterland, welches den amerikanischen Südstaaten völlig fehlte. Das, was Oesterreich-Ungarn an Cerealien heute an Italien und die Schweiz abgiebt, dürfte in jenem Kriegsfalle wohl, angelockt durch hohe Preise, unter eventueller Zuhülfenahme von Ausfuhrverboten, den Bundesgenossen ausschließlich zugewandt werden, und ebenso aus ersterem Grunde die derartigen Producte der letztgenannten Länder. Im äußersten Falle aber könnten in Anbetracht der heutigen Verkehrsmittel auch die Producte Egyptens und diejenigen Indiens, letztere bei längerer Dauer des Krieges, in Contribution genommen werden, da die englische Flotte den Suezcanal und die mit gleichen Zielen operirende italienische und österreichisch-ungarische das östliche Becken des Mittelmeeres frei halten werden. Wir bestreiten daher auf das entschiedenste, daß ein mit den heutigen deutschen Heeresmassen geführter Krieg aus Mangel an Lebensmittelzufuhr vom Auslande her zu der Gefahr des Aushungerns und damit zur Niederlage des Reiches führen könne, und ein Blick auf die Verhältnisse dieser Heeresmassen und die heutige Kriegführung überhaupt, dürfte unsere Behauptung erhärten.

Die heutigen Kriege werden rasch mit wuchtigen Schlägen und kurz geführt und seit den letzten drei Decennien hat kein größerer europäischer Krieg über ein Jahr gedauert. Ein Theil der Kriegsvorräthe wird überdies bereits im Frieden bereit gestellt und ungeachtet des vorhandenen permanenten Importbedürfnisses besitzt jedes Land und somit auch Deutschland einen Bestand von Nahrungsmittelvorräthen, der in der Regel, wie bereits die Belagerung der Hauptstadt unseres westlichen Nachbarn 1870/71 bewies, sehr unterschätzt zu werden pflegt. Das Gleiche gilt heute auch für das nördliche China, auf welches ebenfalls exemplificirt wurde. Bis jetzt ist die Hungersnoth im Norden Chinas, d. h. in den Provinzen Petschili, Shantung und Tsching-King, nur eine in der englischen Presse vielfach vertretene, jedoch noch durch keine Erhebungen erhärtete Annahme und keine Thatsache, und nur in der südlichen Mandschurei, wo der Krieg unmittelbar verheerend gewirkt hat und noch wirkt, ist sie vorhanden. Nord-China hat seit Beginn des Krieges acht Monate Zeit gehabt, sich zu verproviantiren, ein Zeitraum, in welchem Transport-Fuhrwerke über 1000 Meilen zurückzulegen vermögen.

Es fällt ferner in's Gewicht, daß die Millionenheere, für welche heute das Menschenmaterial, jedoch nicht die vollständige Bewaffnung, Ausrüstung und das untere Führerpersonal, vorhanden ist, in ihrem gesammten Umfange keineswegs mit einem Male, sondern erst allmälig zur Aufstellung und Verwendung gelangen können, so daß von den 4 bis $4^1/_2$ Millionen, für den Kriegsdienst ausgebildete Mannschaften, welche Deutschland besitzt, in jenem Kriegsfalle mit Rücksicht auf die fehlenden Cadres ꝛc. kaum die Hälfte mit einem Male zur Einberufung zur Fahne gelangen können. Es bleiben somit alsdann von den 52 Millionen der Bevölkerung Deutschlands 50 Millionen für die Production verfügbar und erst allmälig würden, besonders bei, wie wir sahen, keineswegs zu erwartender längerer Dauer des Krieges, derselben erheblich mehr Arbeitskräfte entzogen werden. Somit kann die Erzeugung der Nahrungsmittel während eines der heutigen kurzen Kriege zwar als beträchtlich, jedoch nicht der Art beeinträchtigt gelten, daß die Gefahr des Aushungerns entsteht. Ueberdies wird Deutschland, den Traditionen Preußens folgend, den Krieg stets offensiv führen und daher mit seinem Ausbruch sofort in Feindesland einrücken und dort zum beträchtlichen Theil auf Kosten des Feindes zu leben in der Lage sein. Die Lebensmittelpreise im Inlande werden sich zwar steigern, allerdings eine Calamität, allein man wird sich unter Umständen erinnern müssen, daß der menschliche Organismus nach physiologischen Gesetzen nur $^1/_3$ dessen bedarf, was er an Nahrung zu sich nimmt, und wird nöthigenfalls zu entbehren wissen. Bei geordneter Finanzlage aber wird es möglich sein, die Zufuhr aus dem Auslande durch entsprechend hohe Preise in einer Weise anzuregen, daß der Gefahr des Aushungerns in dieser Richtung völlig vorgebeugt wird. Wenn wir jedoch unsere Finanzen durch einen übermäßigen Flottenaufwand neben der enormen Landmacht belasten und unsere Hauptseeverkehrsstraßen in Concurrenz mit Seemächten ersten Ranges zu schützen anstreben, so würde die gerade hieraus resultirende financielle Mehrbelastung uns der Gefahr des Aushungerns dadurch nahe führen, daß wir dem Auslande im gebotenen Falle keine genügend hohen Getreidepreise anzubieten vermöchten. Wenn daher unsere maritimen Ziele dahin streben, uns die Zufuhr zur See für den Fall des Krieges zu sichern, so vermag dies im Hinblick auf die politische Gesammtlage Deutschlands und auf seine voraussichtlichen Gegner zur See, da die Allianz mit England stets unzuverlässig bleiben wird, nur durch die Schaffung einer Kriegsflotte ersten Ranges zu geschehen. Denn eine Flotte geringerer Stärke vermag dies gegenüber dem Zusammenwirken des französischen Nordgeschwaders und der russischen Ostseeflotte nicht. Für eine Flotte von dieser Stärke aber reichen unsere Mittel keinesfalls aus, was ein Blick auf die

Budgets der in Betracht kommenden Großmächte deutlich beweist. Deutschland ist daher in Anbetracht seines gewaltigen Aufwandes für das Landheer nicht in der materiellen Lage, seiner starken Handelsflotte den der Aufwendung anderer Staaten entsprechenden unmittelbaren Schutz durch die Kriegsflotte angedeihen zu lassen; es hat diesen Schutz bis jetzt mit wenig Ausnahmen mit seiner bisherigen Flotte und der Autorität seiner Machtstellung, sowie auf diplomatischem Wege mit Erfolg erreicht und wird ihn auch künftig auf diesen Wegen zu erreichen suchen müssen, da es sich sonst eine überdies durch fortwährende Aenderungen der Schiffsbau-Technik und Bewaffnung stetig anschwellende und unübersehbare Last aufbürdet, welche seine wirthschaftliche Entwickelung nur zu schwer zu beeinträchtigen geeignet ist. v. Br.

An den Thermopylen.

Und wollt ihr's denn — euch ist die Macht
Des Augenblicks gegeben.
Und grant's euch nicht, so ruft zur Schlacht,
Zum Kampf auf Tod und Leben!
Und läßt uns Alles die Gefahr
Allein bestehn — wir fühlen,
Es steht noch unsre kleine Schaar
Treu an den Thermopylen.

Ob auf der Wahlstatt wir allein
Und feig uns ließ die Menge,
Wir weichen nicht, ob noch so klein,
Wir stehn dem Speergedränge!
Ob uns des Untergangs bewußt —
Wir kämpfen nicht zum Siegen,
Doch bieten wir dem Feind die Brust
Zu stolzem Unterliegen!

Ob zittern vor dem Xerxesschwarm
Achäer und Thebaner,
Die Stunde schlug, sie ruft den Arm,
Den Todmuth der Spartaner!
Ob Einer gegen Tausend steht,
Nicht zählen heißt's, nur fühlen:
Kampf für des Geistes Majestät
Gilt's an den Thermopylen.

Das Joch, drein ihr sie krümmen wollt,
Wir können es nicht wenden,
Ihr habt das Schwert, ihr habt das Gold,
Ihr werdet es vollenden.
Doch bengt auch unser Heimathland
Der Knechtschaft feig den Rücken,
Wir halten bis zum Letzten Stand,
Eh wir vor euch uns bücken!

So thut en'r Werk! So führt den Schlag!
Wir fallen ohne Klagen.
Doch kommen wird Platää's Tag,
Dann wird von uns man sagen:
Sie wichen nicht der Perserschaar,
Sie standen und sie fielen,
Als in das Land brach der Barbar,
Treu an den Thermopylen!

München. Wilhelm Jensen.

Verleger und Schriftsteller.

Von Alfred Stoeßel.

Wozu in aller Welt werden nur Vorwörter zu Romanen geschrieben? Erstens werden sie ja doch fast ausnahmslos überschlagen, und dann: Sind sie nicht richtige Anklageschriften des Autors gegen sich selbst, gegen das eigene Werk, nicht verschämte Geständnisse selbsterkannter Schwäche? Der Dichter ist sich der Mängel bewußt, die seinem Werke anhaften; aber statt sich nun hinzusetzen und sie auszumerzen, die ganze Sache, wenn es sein muß, umzuarbeiten, was ihm natürlich eine ganz gewaltige Mühe verursachen würde, wählt er den weit bequemeren Weg; er schreibt flugs ein Vorwort, in welchem er sich und seinen Lesern zu beweisen sucht, daß alle die Mängel gar keine Mängel seien, und daß das Ganze gerade so und nicht anders hätte gemacht werden können. Aber die Absicht wird von dem bezüglich seiner Geistesschärfe Seitens des Autors gewöhnlich stark unterschätzten geehrten Leser doch zu oft nur gemerkt, und der Dichter hätte also auch die Mühe des Vorwort-Schreibens füglich sich ersparen können.

Ich hatte dieses Raisonnement viel zu oft schon gemacht, als daß ich nicht ohne Besinnen auch über das Vorwort des Romanes „Kopf und Herz" von Theodor Duimchen*), der mir jüngst in die Hände fiel, hinweg, flugs mich in die fesselnde Handlung des geschickt gemachten Werkes gestürzt hätte. Ein geistreiches, zuweilen nur zu geistreiches Buch, ein kluger, manchmal nur allzu kluger Autor, ein Poet in seinen lebendigen, anschaulichen und farbensatten Schilderungen und zum wenigsten doch Einer, keine Null, wie sie gerade auf dem Gebiete der Romanliteratur zu Dutzenden sich blähen.

Um so erstaunlicher darum nur das Vorwort. Daß der Verfasser die Schwächen und Mängel des eigenen Werkes sehr wohl kennen mochte, das schien mir, soweit ich ihn aus der Lectüre seines Romanes richtig zu beurtheilen vermeinte, bei ihm im Grunde selbstverständlich; aber wie er glauben konnte, sie durch ein Vorwort zu bemänteln, war mir bei einem so gescheiten Kopfe, als der er sich an mehr als einer Stelle seines Buches unzweifelhaft manifestirt hatte, doch räthselhaft.

Und darum nahm ich jetzt doch noch das Vorwort zur Hand.

Welch' arge Enttäuschung! Und wie konnte ich nach Allem, was ich gesehen, diesen Autor derartiger Dummheiten für fähig halten! Kein Wort über den Inhalt seines Buches, keine Entschuldigung für die nicht zu leugnenden Schwächen desselben, kein Versuch einer Bemäntelung seiner Fehler; aber ein vollgiltiger Beweis für die Richtigkeit meines Urtheils über ihn, der ihn einen gescheiten Kopf geheißen, ein flammender Angriff gegen gewisse Krebsschäden des deutschen Verlagsbuchhandels, eine grelle Beleuchtung der so oft jämmerlichen Verhältnisse zwischen Verleger und Schriftsteller und eine Kritik eines einzelnen Falles, der nur leider mehr, als Unbefangene denken, ein typischer ist, vernichtend trotz der wenigen Worte und der sicherlich nicht unbeabsichtigten trockenen, nüchternen Darstellung.

„Der vorliegende Roman," heißt es dort, „ist zuerst bei E. Pierson in Dresden herausgekommen. Von diesem Verleger ist eine vertragsmäßige Abrechnung nicht zu erlangen gewesen; ich habe zwar im gerichtlichen Zwangs-Vollstreckungsverfahren erreicht, daß er seine Bücher vorlegen mußte, der mit ihrer Durchsicht beauftragte beeidete Buchhalter stellt aber in seinem Gutachten zunächst fest, daß Pierson nach seinen eigenen Erklärungen seine Bücher nach dem System der einfachen, nicht nach dem der doppelten Buchführung führen lasse, und daß ein Lagerbuch, aus dem sich der Ver-

*) II. Auflage. Leipzig. Rob. Friese, Sep. Eto. (Arth. Cavael.)

sandt und der Lagerbestand der einzelnen von ihm verlegten Bücher ersehen ließe, eben so wenig geführt werde, wie ein Contocorrentbuch, das die Conten seiner Kunden enthalte," und kam folgerichtig zu dem Schluß, daß „die Frage, ob nur die bei Pätz in Naumburg gedruckten Exemplare zum Versandt gekommen sind, sich nach Lage der Pierson'schen Buchführung nicht beantworten lasse". Irgendwelche Controle ist also nur mit Hülfe des Publicums möglich, um die ich hiermit bitte ꝛc."

Hat der gute deutsche Leser das Wort Zwangsvollstreckungsverfahren mit Bezug auf einen Poeten je in einem anderen Sinne vernommen, als in dem, daß hartherzige Gläubiger sich seiner mit Hülfe des Gerichtsvollziehers gegen den bei der Theilung der Erde nun einmal zu kurz gekommenen Dichter bedienen, und hat der gute Peter Kettenfeier Rosegger in seinen steirischen Bergen, der freilich auch den Heine nicht kennt, und dem nach dreizehnjährigem geschäftlichen Verkehre mit seinem Verleger erst jetzt die Augen darüber aufgegangen sind, was für ein uneigennütziger, aufopferungsfähiger und lediglich nur um den Ruhm und das Wohlergehen seines geschätzten Autors besorgter Mann dieser Herr Marx von der Wiener Firma Hartleben eigentlich ist, von solchen Dingen, wie „beeideter Buchhalter, Contocorrentbuch ꝛc." je etwas gehört?

Nein, sicherlich nicht, und die allezeit unentwegten Idealisten, die in gewissen Verlegerkreisen erfreulicherweise immer noch anzutreffen sind, sähen in Uebereinstimmung mit einem großen Theile des Publicums auch das Ende aller Kunst heraufdämmern, wenn hierin einmal eine Aenderung einträte. Denn es ist ein alter und nicht sobald zu erschütternder Köhlerglaube, daß, wie Simson's Stärke unter der Scheere der Delila, auch die Dichterkraft unwiderbringlich dahinschwinden muß, werden dem deutschen Poeten seine langen Locken geraubt und der Hunger, hat er satt zu essen, ist ihm nur ein Funken practischer Lebenserfahrung eigen, anstatt daß er, wie man es von ihm nach einer durch Jahrhunderte geheiligten Anschauung zu erwarten berechtigt ist, durch's Leben dahin wandelt, den Blick stets nach oben gerichtet und deßhalb an allen Ecken anstoßend, träumend, auf weichen Rosenpfaden dahinzuschreiten, während in Wirklichkeit sein Fuß nur Dornen tritt.

Den Untergang der deutschen Dichtkunst mit zu verhüten, das war offenbar die Absicht des vortrefflichen Herrn Marx, wenn er mehr als zwei Drittel des Honorars, das Rosegger für den ersten Abdruck seines Romanes „Peter Mayr", an dem er drei Jahre lang gearbeitet hatte, während Herr Marx nur ein paar Geschäftsbriefe schrieb, von der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" erhielt, in seine eigene Tasche steckte, oder wenn er die dreizehn Jahre hindurch, die er des steirischen Poeten Bücher verlegte, stets darauf hielt, daß sich kein Ueberfluß im Hause Rosegger's einstellte, durch den seine Schöpferkraft am Ende versiegen und die Welt um viele herrliche Dichtwerke betrogen werden könnte; und in gleicher Absicht handelte wohl auch Herr Pierson, von dem „vertragsmäßige Abrechnung nicht zu erlangen war" und der, offenbar lediglich im Interesse seines Autors, nur „im gerichtlichen Zwangsverfahren" dazu bewogen werden konnte, seine Geschäftsbücher vorzulegen. Denn wie anders wäre sonst der volltönende Spruch zu erklären, den dieser Herr allen bei ihm verlegten Werken auf das Titelblatt drucken läßt: Non sibi sed mundo?

Non sibi sed mundo! Aber der Löwe, den die Vignette über diesem famosen Dictum zeigt, brüllt zwar aus Leibeskräften und reckt erschrecklich seine Zunge; allein zum weitausholenden Sprunge fehlen ihm die kräftigen Hinterbeine, die die verständnißvolle Künstlerseele des Zeichners wegescamotirt hatte; und er vermag so zwar Kindern und Dichtern zu imponiren; Menschen aber mit halbwegs normal organisirtem Gehirne kann er nur ein mitleidiges Lächeln entlocken, er mag das Maul so voll nehmen, als er nur immer wolle.

Non sibi sed mundo! Wer lacht da nicht? Wer sieht nicht den edelherzigen Verleger, der kaum des Lebens Nothdurft beanspruchend, von Morgens früh bis Abends spät, rastlos arbeitet, und sein Letztes dahingiebt, nur um der Welt die erhebenden Genüsse zu vermitteln, die sie aus allen den herrlichen Werken zu schöpfen im Stande ist, vom opferbereiten Verleger ihnen aufgetischt? Und wer empört sich nicht bis in die Seele hinein bei der Lectüre dieses saftigen Kernspruches, der das Pierson'sche Verlagsverzeichniß überblickt und dabei auf die lange Reihe von Autoren stößt, von denen er weiß, daß sie aus eigener Tasche den Druck ihrer Werke bezahlt haben, jener Heuchelei gegenüber, die stolze Mottos auf ihre Schilder setzt, während ihr Wahlspruch in Wahrheit doch nur lautet: Möglichst großer Gewinn ohne jegliches Risiko.

Und das ist am Ende aller Verleger gutes Recht. Sie sind Geschäftsleute, und als solche müssen sie natürlich bestrebt sein, so viel als möglich zu verdienen. Aber während die Apotheker z. B., die aus den Waaren, mit denen sie handeln, und aus deren Zweck und Bestimmung sicherlich eben so viel Idealismus für ihren Beruf zu reclamiren berechtigt sind wie die Verlagsbuchhändler, es sich nicht beikommen lassen, die ideale Seite ihres Metiers bei jeder unpassenden Gelegenheit in den Vordergrund zu stellen und mit bombastischen Wahlsprüchen zu prunken, hängen gewisse Verleger mit Vorliebe das Mäntelchen des Idealismus um, weil man eine Reihe unsauberer Manipulationen so bequem darunter zu verbergen vermag, bei denen man sich doch nicht gerne von aller Welt auf die Finger sehen läßt.

Wehe dem Schriftsteller, der solch' einem Idealisten in die Hände geräth! Wenn möglich, sucht er zunächst den Autor dazu zu bestimmen, sein Werk auf eigene Rechnung herstellen zu lassen, wobei für die Kosten Seitens des Verlegers ein bestimmter Betrag festgesetzt wird, den der Verfasser des Buches an ihn zu bezahlen hat. Irgend einen Beleg, eine Druckerrechnung z. B. oder eine Nota für das Papier ꝛc. bekommt der Autor natürlich nur in den seltensten Fällen zu sehen, und er fragt auch nie danach, aus Furcht, den Verleger zu verletzen. Oder der Verleger übernimmt schon die Herstellung des Werkes auf eigene Rechnung und Gefahr und räumt dem Autor einen Procentsatz von jedem verkauften Exemplar ein; dann giebt er entweder gar keine Abrechnung — siehe den Fall Pierson-Duincken — oder er giebt eine Abrechnung; aber natürlich wieder ohne jede Belege. Und dem Autor fällt es aus dem angeführten Grunde natürlich auch dies Mal wieder nicht ein, solche zu fordern. Ebenso tappt er gewöhnlich auch darüber völlig im Dunkeln, ob nur die vertragsmäßig bedungene Auflage gedruckt worden ist, oder ob der Verleger, ohne ihn zu fragen, etwa eine größere Auflage habe herstellen lassen. Der Autor hält seinen Verleger selbstredend für einen Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, obwohl er mehr als einmal zugeben muß, daß er ihn gar nicht kennt, daß er ihn nie von Angesicht gesehen, daß es ihm nicht eingefallen ist, Erkundigungen über ihn einzuholen, daß er höchstens ein paar Briefe mit ihm gewechselt habe, und daß er weiter absolut nichts von ihm weiß, als daß jener Herr so und so viele andere Bücher außer dem seinigen schon edirt habe.

Wo in aller Welt aber werden Geschäfte lediglich als Vertrauenssache aufgefaßt, und wo ist es im Geschäftsleben Usus, Abrechnungen zu geben, ohne gleichzeitig die Belege mit vorzulegen, oder sie doch wenigstens zur Verfügung zu stellen?

Aber merkwürdigerweise finden derartige, und wie wir gesehen haben, keineswegs berechtigte Eigenthümlichkeiten in dem geschäftlichen Verkehr zwischen Verleger und Autor selbst noch in den Kreisen anständiger, und mit Bezug auf ihre Correctheit über jeden Zweifel erhabener Verlagsbuchhändler —

und es giebt ja auch solche noch — ihre Vertheidiger, und der bon à tirer, die gesetzliche Bestimmung, wonach kein Drucker eine andere, als die ihm vom Autor angegebene Auflage drucken darf, der auf der nächsten Versammlung der Association littéraire et artistique internationale, die im laufenden Jahre in Dresden tagen wird, zur Sprache kommen soll, wird selbst von Seiten solcher Verleger vermuthlich noch auf Widerstand stoßen, gegen die er gar nicht gemünzt ist.

Es kann nichts Verkehrteres geben. Im Gegentheil müßte der deutsche Verlagsbuchhandel vielmehr Alles daran setzen, energisch zu bekämpfen, was nur immer geeignet ist, den Stand zu discreditiren, und Idealisten, wie die Herren Marx und Pierson, mit aller Macht von seinen Schößen abzuschütteln suchen. Aber höchste Zeit wäre es freilich auch, daß mit der von einem großen Theile des Publicums und von so vielen Autoren selbst geglaubten Mähr, daß der Dichter aufhörte, ein Dichter, oder doch ein wahrer Dichter zu sein, sobald er in geschäftlichen Dingen besser verstünde, seinen Vortheil zu wahren und damit sich in erträglichere materielle Verhältnisse zu setzen wüßte, endlich aufgeräumt würde. Das Körnchen Wahrheit, das in einer solchen Anschauung liegt, weil alle Geschäfte thatsächlich der Muse feindlich sind, und weil das ruhige, nüchterne Ueberblicken der Verhältnisse, das kalte Erwägen, das dem guten Kaufmann eigen ist, nur schlecht zu der tiefen seelischen Erregung stimmt, die von jeder wahren, dichterischen Production nun einmal unzertrennlich ist, wiegt federleicht gegen den Berg von Unwahrheiten, der zugleich mit darin enthalten ist. Auch dem größten Genie ist es ja nicht möglich, sich dauernd in jenem Zustande höchster Geistesspannung zu erhalten, die das Schaffen bedingt, und in den Pausen, die nothwendiger Weise eintreten müssen, wenn die Phantasie erlahmt, kann auch der ruhig erwägende Verstand zu seinem Rechte kommen. Daß aber der Kampf mit den Sorgen des täglichen Lebens befruchtender auf die Schöpferkraft des Genius einwirken sollte, als ein jeglicher Noth enthobenes Dasein, wird man im Ernste wohl kaum behaupten wollen. Mag die bittere Nothwendigkeit den Dichter auch in einzelnen Fällen zu größeren Anstrengungen herausfordern; wie oft aber wird sie seine besten Kräfte lahm legen oder ihn nöthigen, Werke auf Werke auf den Markt zu bringen, die er bei größerer Muße ganz anders hätte ausreifen lassen und ausgestalten können. Daß Schiller, der doch als die Verkörperung alles Idealismus im deutschen Volksbewußtsein lebt, sobald er nur anfing, etwas berühmter zu werden, seine Interessen seinem Verleger gegenüber sehr wohl wahrzunehmen verstand und von dem betrügerischen Göschen zu dem vornehmen Cotta überging, ist längst erwiesen, und glaubt man wirklich, daß Rosegger's Dichterkraft gelitten hätte, wenn er in den dreizehn Jahren seines geschäftlichen Verkehrs mit der Wiener Firma Hartleben den vollen, ihm gebührenden Antheil an seinen Werken bezogen hätte, anstatt mit „einem mäßigen Beamtengehalt ohne Garantie für die Zukunft nach einer fünfundzwanzigjährigen aufreibenden Schriftstellerthätigkeit" sich begnügen und bei andauernder Kränklichkeit mit Geldsorgen sich herumplagen zu müssen, oder wenn er einige Stunden dazu verwendet hätte, sich über die allereinfachsten geschäftlichen Grundsätze belehren zu lassen, die ihm nach seinem eigenen Geständnisse in eigentlich beschämendem Maße abgingen? Und glaubt man ferner, daß es nun mit seiner Production jäh abwärts gehen müsse, wo er endlich etwas praktischer geworden, mit Herrn Marx gebrochen und durch einen neuen und günstigeren Vertrag mit einem neuen Verleger auf größere Einnahmen zählen darf?

Während ich diese Zeilen schreibe, gehen wieder einmal Sammelbogen durch die deutschen Lande, um für einen Schriftsteller, der sich einen gewissen Namen gemacht, zu collectiren, damit an seinem, durch schwere Krankheit umdüsterten Lebensabend ihm die allerdrückendsten Nahrungssorgen, für eine Zeit lang wenigstens, abgenommen würden, und er dem Armenhause nicht anheimfallen müsse. Und gar mancher Philistermund giebt, wie so oft schon, Angesichts dieser Thatsache wieder ein Mal seiner Entrüstung darüber Ausdruck, daß diese Leute eben nicht zu sparen wissen. Aber man frage bei Herrn Rosegger nach, was er bei allem seinem Fleiße und seinen sicherlich nicht übertriebenen Lebensansprüchen von dem Ertrage seiner Bücher sich zurückzulegen im Stande gewesen ist? Weit berechtigter als die Anklage, nicht sparen zu können, wäre darum, ohne damit etwa dem industriellen Betriebe der Literatur von Seite des Autors das Wort reden zu wollen, der gegen den deutschen Schriftsteller erhobene Vorwurf, warum er nicht mehr zu verdienen weiß, warum er nicht ein größeres Maß von Geschäftskenntnissen sich anzueignen strebt, mit Hülfe derer er sich, halbwegs wenigstens, den ihm gebührenden Ertrag seiner Arbeit zu sichern im Stande wäre, anstatt so ohne Rettung das Opfer des erstbesten verlegerischen Freibeuters zu werden? Dann würde es weit weniger als bisher sicherlich nöthig werden, an die öffentliche Mildthätigkeit für arbeitsunfähige Schriftsteller zu appelliren, die bettelarm geblieben, obgleich viele Tausende an ihren Werken sich erfreut hatten, wie es ja wohl kaum noch vorgekommen sein dürfte, daß man für einen einigermaßen renommirten Verleger, dem schweres körperliches Leiden in seiner Thätigkeit ein Ziel gesetzt hatte, gezwungen gewesen ist, den Klingelbeutel umher gehen zu lassen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Zeitungsjunge.

Von M. B. Williams.

„Neue Zeitungen!" hörte ich ein dünnes Kinderstimmchen rufen, so daß ich mich im Omnibus umdrehte.

Es war ein kleiner Knabe von höchstens sieben Jahren. Er stand auf dem Tritt und streckte mir eine Zeitung entgegen. Das schwächliche Kind wäre ohne Hülfe gar nicht hinaufgekommen, aber hinter ihm stand ein großer Bursche von unverkennbarer Negerabkunft, wie sie in Boston häufig zu sehen sind, und so zerlumpt und vernachlässigt er auch aussah, gefiel mir doch der Ausdruck von Stolz und Freude an dem Knirps, welchen jener schützend festhielt. Den eigenen Zeitungsvorrath, der ihm über den Arm hing, schien er vergessen zu haben, so ganz war er mit seinem kleinen Kameraden beschäftigt.

Ich kaufte dem Kleinen eine Zeitung ab und hatte die Freude, zu sehen, wie ein glückliches Lachen das breite Gesicht des großen Burschen verschönte; dann hörte ich ihn noch in seinem Kauderwälsch rufen: „O Klein-Abram, du Glücksjunge! Zwanzig Cents und es ist erst Zehn! Du wirst noch ein Millionär! Komm weiter!"

Er half dem Kleinen vom Wagentritt, und das seltsame Paar entschwand meinen Blicken.

Man weiß, wie so kurze Begegnungen oft im Gedächtniß bleiben; auch war es für eine Frau und Mutter traurig, ein so zartes Kind in dem Alter, wo andere noch von Liebe und Sorgfalt ängstlich beschützt werden, schon im Kampf um's tägliche Brod ringen zu sehen. Ich mußte in der nächsten Zeit oft an „Klein-Abram" denken. Hatte er wohl Vater oder Mutter? Und wie kam er zu dem großen Burschen? Es war nicht sein Bruder, denn zwischen dem feingeschnittenen Gesicht und jenem andern mit der niedrigen Stirn und stumpfen Nase bestand keine Verwandtschaft. Es lag auch mehr als Bruderliebe in dem Aus-

druck der glänzenden Augen des Großen, die so innig auf dem Kleinen ruhten.

Einen Monat später wanderte ich durch die Canalstraße in Begleitung eines Freundes, der sich durch philanthropische Bestrebungen einen Namen gemacht hat und fortwährend bemüht ist, das Gleichgewicht zwischen Arm und Reich herzustellen, ein Problem, woran schon Mancher seine Kraft und sein Geld eingebüßt hat.

Durch einen besonderen Lärm hinter uns aufmerksam gemacht, wandten wir uns um, und ich sah den großen Zeitungsjungen von neulich, der von einem starken, zornrothen Manne festgehalten wurde, der nach der Polizei rief. Als ein Schutzmann erschien, bezeichnete er den Burschen als Taschendieb, den er selbst dabei erwischt habe, als er sein Taschentuch mauste und schon nach dem Notizbuche griff.

„Ich schwöre, ich that es nicht," schrie der Bursche und suchte mit verzweifelter Anstrengung sich loszumachen. „Ich sah, wie ein Anderer nach Ihrem Tuche griff und lief herbei, Sie zu warnen. Jener warf es mir zu und Sie packten mich. Ich bin kein Dieb! Ich habe nie gestohlen. Ich wollte laufen, um einen Doctor für Klein-Abram zu suchen und hatte keinen anderen Gedanken. Um Gottes Willen, lassen Sie mich gehen, — oder schicken Sie jemand anderes zum Doctor. Klein-Abram stirbt, wenn er keine Hülfe bekommt."

Eine wahre Seelenangst lag in der Miene und den Worten des armen Burschen, aber der Polizist lachte höhnisch dazu.

„Um Gottes Willen," schrie der Bursche, „wer geht zu Dr. Davidsohn? Er ist immer so gut mit armen Leuten. Nachher will ich ja mit Euch gehen!" Und er schluchzte laut.

Ich glaubte ihm, denn ich kannte ja seine Zärtlichkeit für das Kind. Mit wenigen Worten theilte ich meinem Begleiter alles mit, was ich wußte, und er sprach mit dem Schutzmann. Der Ankläger war fortgegangen; es gelang, den Jungen frei zu machen, und nun eilten wir alle drei zu „Klein-Abram".

„Wir haben keine rechte Kammer," entschuldigte sich unser Führer, „aber sehen Sie, Klein-Abram und ich, wir behelfen uns".

Freilich war es keine rechte Kammer! Ein leerer Raum unter einer Treppe, ein paar Bretter als Thüre, dahinter ein Strohsack und unter einer alten Decke das kranke Kind, in heftigem Fieber und von einem argen Husten gequält! Das vor Schmerzen stöhnende arme Geschöpf schien unser Eintreten nicht zu bemerken.

„Ei, Klein-Abram," rief ihm der Große freundlich zu, „wie geht's?"

Das Kind hob mühsam die schweren Augenlider und flüsterte: „Ach, wie gut, daß du da bist, Jackey. Bleib bei mir; es thut so weh! Böse schwarze Buben waren hier und haben mich geschlagen!"

„Geh', Abram, was für Einfälle!" Er versuchte zu lachen, hatte aber Thränen in den Augen. „Er ist ganz ohne Besinnung," klagte er meinem Begleiter.

„Ich werde für das Kind sorgen!" versicherte mein Freund. „Er soll nicht in's Spital, sondern zu mir in's Haus. Meine Familie ist auf dem Lande und ich bin allein; übrigens scheint es mir keine ansteckende Krankheit, eher eine Lungenentzündung."

Mit Aufmerksamkeit hatte der große Junge zugehört und rief sichtlich erleichtert: „Sie glauben nicht, daß Abram die schwarzen Blattern oder Scharlach hat? Nicht wahr, dann wird er bald wieder gesund sein?"

„Das kann ich nicht versprechen, mein Junge," sagte der Herr freundlich, „aber wir wollen thun, was wir können."

„Da sieh Einer meinen kleinen Abram an!" scherzte Jackey. „Nu kommt er in ein schönes Haus mit Fenstern und Thüren und am Ende gar in ein eigenes Bett mit Leintüchern und Decken und Kissen, — und bei so einem guten Herrn!"

„Du kommst doch mit, Jackey?" fragte der Kleine mit schwacher Stimme und schlang sein Aermchen um den Hals seines Freundes.

Jackey's braunes Antlitz färbte sich noch dunkler, und der stumme Blick, den er auf meinen Freund warf, hatte jenen hülfesuchenden Ausdruck, den ich oft an edlen Hunden beobachtete.

„Gewiß," tröstete ihn mein Freund. „Du mußt alle Tage zu uns kommen und kannst dort bleiben, so lang Du nur willst. Aber wie bringen wir nur Klein-Abram von hier bis zum Wagen?"

Jackey lachte. „O, ich bin's gewohnt, Klein-Abram umherzutragen. Mit seinen dünnen Beinchen hat er nie lange Wege machen können. Lege deine Arme um meinen Hals, und dein altes Rößchen wird springen."

„Heute nicht galoppiren!" bat Abram. „Mein Kopf thut weh. Leg mich in kaltes Wasser — — o Jackey, sieh die schwarzen Jungens!"

Das Kind schrie laut auf und barg sein Köpfchen an Jackey's Brust. Mit dem Fieber nahm die Verwirrung wieder zu . . . .

Unterwegs erzählte Jackey, wie Abram erkrankt war. Er wurde in der Straße von einem riesigen betrunkenen Neger verfolgt und fiel vor Schreck ohnmächtig um. Jackey fand ihn wie todt liegen und hatte ihn seither, so gut er es vermochte, gepflegt.

„Seit wann kennst Du den Kleinen?" fragte ich ihn.

„Seit wann? O, Klein-Abram war ganz klein, als seine Mutter in dem Hause starb, wo ich mein Bett hatte. Sie stand ganz allein und Niemand wollte etwas mit dem Kinde zu schaffen haben; so wenig, wie mit mir. So kamen wir zusammen und so sind wir zusammengeblieben und haben zusammen die Wirthschaft geführt."

Es klang traurig und doch so komisch, daß ich mich unwillkürlich nach dem kleinen Kranken umsehen mußte, und da gewahrte ich, wie Jackey seine Lippen auf die mageren Händchen drückte.

„Es muß eine schwere Last für Dich gewesen sein?" fragte ich ihn.

„Schwer?" fragte er wieder. „Es war nicht schwerer, als wenn ich allein gewesen wäre. Er ißt nicht mehr als ein Vogel. Und was für ein guter Kamerad! Immer lustig wie ein Sperling. Als er klein war, war er mir das liebste Spielzeug."

Er dachte mit keinem Wort an alle Mühe, die ihm das Kind verursacht haben mußte, an die Sorge um das tägliche Brod, das er doch beschaffen mußte. Ich konnte nicht anders, als die Liebe dieses Burschen aufrichtig bewundern.

Nachdem wir das Haus meines Freundes erreicht hatten, wurde der Kranke in ein lauwarmes Bad gelegt und darauf in ein reines Hemd gesteckt. Als er nun wohlversorgt in seinem Bette lag, kannte Jackeys Freude keine Grenzen. Er hielt seine Arme fest an sich, aus Furcht, etwas in dem saubern Zimmer zu berühren und blieb auch auf Armlänge von dem Bette entfernt stehen, aber sein Blick ruhte auf dem Gesichtchen des kleinen Patienten, der in Schlaf oder Ohnmacht zu liegen schien. Plötzlich sah ich, wie Jackeys Miene sich verdüsterte. Ich konnte errathen, was in ihm vorging, das gesäuberte Kind, das reinliche Bett, die ganze Umgebung schienen eine Schranke zwischen ihm und seinem Liebling aufzurichten. Er sehnte sich danach, das Kind in seine Arme zu schließen, aber er sah auf seine zerlumpten Kleider nieder, und ich hörte und verstand seinen Seufzer.

Plötzlich öffnete Abram seine Augen und starrte Jackey an, aber schien ihn nicht zu erkennen und antwortete auf keinen Zuruf.

„Er kennt mich nicht!" jammerte Jackey. „O Herr, ist Klein-Abram schlimmer daran?"

„Lauf nach dem Arzt, von dem Du sprachst," sagte mein Freund, und ehe er geendet, war Jackey schon fort.

Ich mußte die Stadt in wenigen Stunden verlassen und hörte nicht mehr die Meinung des Arztes. Von Zeit zu Zeit erhielt ich aber Briefe von meinem Freunde, die mir von Abram's langem Krankenlager berichteten. Bald ging es besser, bald schlimmer, aber täglich war Jackey an seinem Bette, wie ein treuer Hund.

„Ich glaube, er vergißt Essen und Schlafen," meldeten mir die Briefe. „Ich konnte nicht anders, als ihm einen saubern Anzug schenken, damit er das Kind in seinen Armen halten kann. Er singt und spielt mit ihm und ist ein prächtiger Krankenwärter."

Endlich erhielt ich folgenden Bericht:

„Abram ist soweit hergestellt, daß ich ihn morgen auf mein Land-

gut hinaus nehme. Meine Frau sucht längst einen brauchbaren Jungen zu ihrer Hülfe im Garten und Hühnerhofe, und ich glaube, er wird sich gut dazu eignen. Ich habe mein Herz an den Jungen gehängt, der so dankbar und treu ist. Ich will ihn rechtzeitig zur Schule senden. Einstweilen muß er aber in der Landluft erstarken. Die Trennung von Jackey wird ihm schwer fallen, aber Jackey selbst hat es mir vorgeschlagen, und zur Belohnung habe ich ihm eine Stelle als Laufbursche besorgt. Ich muß gestehen, daß ich darüber froh bin, denn der Einfluß dieses jungen Heiden paßt mir nicht recht in meine Erziehungspläne."

Drei Monate später machte ich meinem Freunde einen Besuch auf seinem Landhause. Natürlich fragte ich sogleich nach Abram, und als er eintrat, erkannte ich ihn nicht wieder. Ein rosiger kräftiger Knabe mit heiterem Gesicht und leuchtenden Augen stand vor mir. Schlank und behend war er, und Alles gelang ihm, was er angriff, und er war glücklich und dankbar. Doch mein Erstaunen wuchs, als ich Abends am Fenster zusah, wie die Arbeiter vom Felde heimkehrten und ihre Maulthiere am Brunnen tränkten. Unter den jungen Männern sah ich einen kräftigen Burschen, der mir bekannt vorkam. Jetzt wandte er mir sein Gesicht zu, und ich erkannte Jackey.

„Ist's möglich?" rief ich erstaunt. „Ist es Jackey oder sein Geist? Ich dachte, Sie wollten den armen Heiden nicht in Ihren frommen Schafstall lassen?"

Mein Freund lächelte.

„Ich konnte nicht anders und hoffe wohl gethan zu haben. Der Bursche kam einige Wochen nach uns hier an und erhob keinen Anspruch, im Hause aufgenommen zu werden. Er stand nur stundenlang da, um Abram kommen und gehen zu sehen. Er ließ es ihn auch gar nicht wissen, daß er hier sei. Das konnte ich nicht länger mit ansehen. Ich bin nicht von Stein, und so nahm ich ihn als Tagelöhner. Jetzt bin ich überzeugt, daß er ein guter Arbeiter wird und das Kind von ihm nichts Böses lernt. Ich liebe Jackey wie meinen kleinen Schützling und beuge mich vor der Selbstlosigkeit dieses armen Burschen."

Aus der Hauptstadt.

Agrarisch ist Trumpf.

In vergangener Woche ist, sieht man von einigen Ministerempfängen mit kalten Büffets ab, kein einziges Mal politisch festgegessen worden, und die dankbare Bürgerschaft, die für ihre leitenden Staatsmänner schon Ehren-Tranchiermesser bereit hielt, muß mit der feierlichen Uebergabe noch etwas warten. Man hätte annehmen sollen, daß unsere Berufenen, die seit Monaten aus den Diners und den reinen Oberhemden gar nicht mehr herauskamen, die kleine Pause zu einer ernsthaften Förderung der politischen Geschäfte benutzen würden; aber weder erklärte Herr Nieberding in der Umsturzcommission, daß die Regierung nicht länger gewillt sei, sich von den Gesetzgebern hinter Lieber am Narrenseil führen zu lassen, noch gab der Mann mit den Händen in den Hosentaschen irgend welche Auskunft über den tieferen Sinn des Schönlank-Briefes. Mittlerweile hat die Reichstags-Wahlmaschine dem in einer Nacht ergrauten und antieapivisch gewordenen Grafen Stolberg die Weihen ertheilt, nach denen er so sehnsüchtig lechzte, hat des Kaisers Majestät den Männern vom Bunde der Landwirthe eine wunderschöne Rede gehalten, deren Wirkung freilich den Erwartungen nicht ganz entsprach. Die Nachtwächter unseres öffentlichen Lebens, M. d. R. Rickert und Barth, tuten trübsinnig die traurige Melodie, daß zur Zeit gemeine Interessenwirthschaft und Agrarisch Trumpf sei, daß an die Stelle der idealen Politik, der unbegrenzten Erwerbs- und Börsen Freiheit, schnöde Brodpolitik trete. Alles Nachtgevögel erwacht und rührt die Fledermausschwingen; die von Bamberger selig so oft für immer vernichteten Doppelwährungsmänner ziehen, mit Reichskanzler und Bundesrath an der Spitze, jubilirend in's Feld, und der noch vor Jahresfrist allgemein als platter Carnevalswitz verlachte Antrag Kanitz sammelt ganz in der Stille eine Mehrheit . . .

Gegenüber dieser Fülle der Gesichte nimmt es doch einigermaßen Wunder, wenn der freilich stark myopische und auch sonst dauernd untaugliche Herr Staatsminister von Bötticher den braven Richter unter Beifall rechts darüber belehrt, daß wir keine Politik der Ueberraschungen treiben, keinen Zickzack-Cours steuern, keine jähen Schwenkungen dem ruhigen Aufmarsch vorziehen Die neckische Excellenz leuguet alles und erwartet den Gegenbeweis. Ihr umständlich vorzurechnen, weshalb der zu immer bedrohlicherer Bedeutung kommende Abgeordnete für Hagen recht daran that, als er den mühevoll durchdachten Spruch der Excellenz mit einem einzigen, zugleich höhnischen und mitleidigen Achselzucken beantwortete, hieße so unnütz Zeit vergeuden wie die Besucher der Reichstags-Tribünen; aber unzweifelhaft läge es im Interesse des Gesammtministeriums, wenn es sein Mitglied auf's allerstrengste anwiese, nicht fürderhin gerade den einzigen Ruhm in Frage zu stellen, dessen sich die deutsche Politik seit 1890 erfreut und der sie in der Historie ein für alle Mal gründlich kennzeichnen wird: den Ruhm ausgedehntester, weitgreifendster Wandlungsfähigkeit.

Es hat sich, Dank der kreisenden Bewegung, in der unser ganzes öffentliches Leben ständig begriffen ist, allmälig die Bauernregel ergeben, daß ein loyaler Mann im März 1895 begeistert Ja zu dem sagen muß, was er im März 1894 entrüstet verdammte und im gleichen Zeitraum 1893 unsagbar komisch fand. Die entschieden Gouvernementalen haben's aller Orten schwer, sich Achtung bei denen zu verschaffen, die der innigen Ueberzeugung leben, man müsse, um eine Regierung unterstützen zu können, nothwendig ein Cretin oder ein bezahlter Schurke sein. Und anderwärts machen es die Regierungen ihren treuen Anhängern noch verhältnißmäßig leicht, für sie einzustehen; sie verlangen nicht von ihnen, daß sie täglich zwölf bis sechzehn theils norddeutsche, theils süddeutsche, manchmal auch Budapester und Londoner Zeitungen lesen, um sich von jedem Wechsel in den höheren Orts beliebten Anschauungen rechtzeitig zu unterrichten. Es ist für die Parteien, die sich zwar nicht staats-, aber doch regierungserhaltend nennen dürfen, ein Fluch, wenn oben der Wind so rasch umschlägt, daß auch geschickte Matrosen nicht schnell genug die Segel wenden können, und nicht minder verderblich wird die Situation den politischen Gruppen, die, erst halb oder ganz in die Opposition gedrückt, nun plötzlich Oberwasser bekommen und pfeilschnell zum Ziele schießen. Nur eine neue Drehung des Windes, und der Kahn kippt.

Die conservative Partei, die Bismarck alles verdankte, Stärke, Ansehen, Einfluß, machte dessenungeachtet die Lehrjahre des Mannes von Montreux fröhlich mit und war es recht eigentlich, die seiner unheilvollen Dilettanterei Dauer und Existenzmöglichkeit verlieh. Es erhob sich, und immer wieder muß diese Schmach ohne Gleichen betont werden, aus ihr wie aus den benachbarten, freiconservativ und nationalliberal genannten Parteiverbänden, kein muthiger Mann, der nach Bismarcks Sturz im Reichstag für den Gewaltigen zeugte. Im März und April des verhängnißvollen Jahres 1890 war es allein eine handvoll Broschürenschreiber, die couragirt und ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen für den sang- und klanglos Entfernten einsprang; schüchtern nur und erst spät regten sich dann die dünnen Stimmen conservativer Männer im Lande. Der Helgolandgraf war kein profunder Mathematiker und noch weniger ein kecker Draufgänger; als er aber seine Handelsverträge einbrachte, zog er nur die natürliche Consequenz des Verhaltens der Conservativen. Wie durften die, denen der Schöpfer des Werkes so gering galt, daß sie angstvoll selbst Begrüßungstelegramme an den Einsamen unterdrückten, sich zur Wehr setzen, wenn man sein Werk zerstörte? Und wirklich war die feige Furcht und die Rückgratlosigkeit im Lager der Partei so groß, daß sie die österreichischen Handelsverträge schweigend durchgehen ließ; erst als sich unter der agrarischen

Wählerschaft ein Sturm erhob und die Mandate wackelten, entschlossen sich die hochgeborenen Herren, den Widerstand lieber zu führen, als sich von ihm hinwegblasen zu lassen. Es tobte und wetterte zu jener Zeit tüchtig im Reiche, und Blitze fuhren hernieder, deren Feuer sich sehr unvortheilhaft von dem ruhigen Glanz der Windlichter beim Fackeltanz unterschied. Hätte die Fraction den Bund der Landwirthe zur rechten Stunde organisirt und mit denselben scharfen Agitationsmitteln gekämpft, deren sie sich bediente, als es zur Abwendung des Uebels längst zu spät war, so erfreuten sich die Latifundienbesitzer noch heute des Fünfmarkzolles, und der Kleinbauer darbte noch heute geduldig und schwiege weiter. Der Bund der Landwirthe, so ernst er gemeint sein mag, ist nichts als eine Theaterverschwörung, sein Programm nichts als ein Schaugericht. Zur Abwehr wäre die Waffe vortrefflich geeignet gewesen, wenn man sie früher aus der Scheide gezogen hätte. Zur Eroberung taugt sie gar nicht. Wir treiben Schaukelpolitik, werden von einer Schaukelpolitik getrieben. Doch ihr Eigenthümliches ist, daß sie nicht den Verhältnissen, sondern persönlichen Impulsen ihre Entstehung verdankt, und daß äußere Einflüsse, Drohungen und zornige Worte von dieser Persönlichkeit wirkungslos abprallen, ja sie sogar veranlassen können, noch schroffer Stellung zu nehmen. Vor Ablauf der Handelsverträge haben die Agrarier nichts zu hoffen; für sie könnte es sich höchstens darum handeln, dem Aufgebot der Getreuen hübsch dramatisch zu zeigen, daß all' die verspäteten Rüstungen nicht ganz umsonst gewesen sind. Man hat deßhalb den Antrag Kanitz neuerdings inscenirt, sehr geschickt und effectvoll sogar, und die geistvollen Grafen und Freiherren, denen bisher die Führung oblag, geben sich alle Mühe, ihren Heerbann glauben zu machen, daß die gewaltige Kanonade, deren Dröhnen durch alle Redactionen hallt, nicht bei Valmy stattfindet. Zu gewaltig haben sich die braven Bäuerlein in Hitze geredet, zu offen haben sie sich endlich einmal über ihren Jammer und ihre Noth ausgesprochen, Mann gegen Mann, als daß sie jetzt glauben könnten, all' das redliche Mühen und ehrliche Schimpfen hätte keinen Zweck gehabt. Sie erwarten von den mechanischen und im schlechtesten Sinne socialistischen Paragraphen des Antrages Kanitz alles Heil, und sie werden, wenn sich eine Reichstagsmehrheit dagegen findet, diese Mehrheit für den fortschreitenden Niedergang der Landwirthschaft verantwortlich machen. Soweit calculirt die conservative Partei richtig. Wie sie den Antisemitismus als Vorspann gebrauchte, um 1893 gute Wahlen zu machen, so hofft sie die tiefgehende bäuerliche Bewegung für sich benutzen zu können, wenn das schalkhafte Centrum die monströse Umsturzvorlage noch weiterhin zu solch' einem Schauspiel macht, daß selbst Herr Nieberding alle Vaterliebe für den Wechselbalg schwinden fühlt. Da die Regierung den phantastischen Forderungen der Agrarier nicht zu gehorsamen gedenkt, so wäre es im Interesse rascher Klärung der Verhältnisse wohl zu wünschen, daß sich im Reichstage eine kleine Majorität zu Gunsten des Antrages Kanitz fände; die conservative Partei, die allzu klug und allzu geschickt auf hohem Seile balancirt, müßte dann endlich Farbe bekennen, müßte zugeben, daß ihr nicht „bauernfeindliche" Reichstags-Fractionen, sondern das hohe Ministerium Hohenlohe selbst den Strich durch die Rechnung gemacht haben. Und damit stünde sie am Scheideweg, um den sie sich bislang so graziös herum gedrückt hat. Die freisinnige Presse, in Ermangelung kundiger Gegner immer noch die mächtigste im Lande, verliert zum Glück mit dem zunehmenden Greisenthum ihrer Verleger und dem wachsenden Stimmenschwund ihrer Partei allen früheren Scharfsinn; sie hätte sonst wahrlich nicht an das theatralische Entzücken der Agrarier über Hohenlohe's Berufung zur Macht und Caprivi's Abschiebung geglaubt, hätte ohne Schwierigkeit enträthseln können, warum diese Regierung, mit den Handelsverträgen im Sacke, den Landwirthen eine freundliche Rede halten und großmüthig Versöhnung anbieten durfte. Seit drei Jahren sind die Agrarier nicht einen Schritt vorwärts gekommen, haben auch nicht ein Sandkorn des verlorenen Gebietes wieder erobert; im lustigen Kartenspiele ist alles Andere eher als Agrarisch Trumpf, und nur das Volteschlagen glückt den vielgewandten Obern des Bundes. Den begangenen, schlimmen Fehler freilich macht auch das nicht wieder gut, und wenn wir eine wirkliche, deutsche Volkspartei hätten, eine nationale Partei des noch im Kern gesunden, wenn auch von oben und unten schwer bedrängten Kleinbürger- und Bauernthumes, so würde es den Erbeingesessenen schwer fallen, sich und ihre verfehlte Taktik zu rechtfertigen. Unsere conservative Partei krankt daran und wird daran zu Grunde gehen, daß sie nicht conservativ, sondern gouvernemental sein möchte, daß sie es in bei Weitem nicht genügendem Maße versteht, die gerade ihr zuströmenden neuen Ideen und neuen Männer zu verwerthen. Sobald die Hochfluth der agrarischen Bewegung verlaufen ist, — und sie muß nothwendig verlaufen, da sie wohl die Kraft hat, Deiche zu zerbrechen, aber nicht den Muth dazu — geräth die conservative Partei in dringende Gefahr, zu verknöchern. Heute noch gebietet sie über gewaltige Heerschaaren von Freien, die, von ihr Hilfe hoffend, mit dem Herzen zu ihr stehen; über ein Kleines, und sie wird auf die Kunst der Mache angewiesen sein, die in Saarbrücken ärmliche Wahlsiege erficht.

Dem Bauer wird es allmälig einleuchten, daß man ihn belogen hat, wenn man mit dröhnender Stimme immer wieder behauptete, sein Interesse und das des Großgrundbesitzers sei eins. Je mehr der kleine Landmann in Abhängigkeit von der Stadt geräth, die ihn braucht, wie er sie braucht, desto ausschließlicher wird er seine Production für sie einrichten. Er wird nur soviel Getreide bauen, wie er für den eigenen Haushalt bedarf, sich im Übrigen aber auf Gemüse- und Viehzucht beschränken. Sein Interesse am Kornpreise sinkt rapid; der Großgrundbesitzer vereinsamt. Und so wichtig in socialer Hinsicht die alten adligen Familien auf dem Lande sind und so bedauerlich es wäre, wenn an die Stelle unserer wackeren Junker der vaterlandslose Bankier träte — erholt sich Deutschland wirthschaftlich doch noch wieder, so müßte dies auch auf Kosten der Latifundieneigenthümer geschehen. Am großen Landbesitze verdarb Rom, und unsere Nation war so lange unbezwinglich, als ein starker, freier Bauernstand auf seiner Scholle hauste. Die agrarische Frage bewegt, so lange sie hauptsächlich Rittergutsbesitzer angeht, den nationalen Politiker nur mäßig; was man auch thun möge, sie zu lösen, wird immer Stückwerk, immer Provisorium bleiben. Erst wenn eine starke und weise Hand an die Verwestlichung des Ostens geht, an eine Zerschlagung der Latifundien und Domainen in Bauerngüter, erst wenn solcher Weise eine intensivere und einträglichere Bewirthschaftung des Landes ermöglicht und gleichzeitig eine Fülle kleinen bescheidenen Glückes begründet wird, erst nach einer Gesundung der agrarischen Verhältnisse nach dieser Seite hin wird es letzte und schönste Aufgabe des Staates sein, zu untersuchen, wie das Gewonnene zu bewahren ist. Und dann freilich wird uns kein Mittel zu radical sein, denn dann gilt dem Heile unseres ganzen Volkes, was jetzt nur Wenigen frommen würde, dann geschieht zu Gunsten kraftvoller Neugeburt, was jetzt naturgemäß Verfallendes noch einige Jahrzehnte am Leben erhalten soll.

Prinz Vogelfrei.

Piglhein-Ausstellung.

Die Durchmusterung der Nachlaßschätze Piglhein's stimmt wehmüthig. Diese Erfahrung habe ich bei mir und vielen Anderen gemacht. Die Fülle blühendsten Talentes hat so gut wie ungenutzt dahingehen müssen. Unsere Zeit, die die größten und monumentalsten Aufgaben zu vergeben hätte, hat eine Kraft wie Piglhein nicht zu beschäftigen gewußt. Das wird jetzt von allen Seiten beklagt. Aber wird Abhülfe geschaffen? Ich glaube, wir werden, im Hinblick auf Piglhein, uns sagen müssen: Er ist der Erste nicht, und er bleibt auch der Letzte nicht!

Dafür spricht schon ein bemerkenswerthes Symptom: gerade die besten Bilder Piglhein's haben zumeist bis heute noch keinen Käufer gefunden. Man achtet sie nicht, während die geringeren Produkte, bei denen der Maler aus Noth hat Concessionen machen müssen, unter Dach und Fach gekommen sind und stellenweise einen reißenden Absatz

gefunden haben. Aber Werke wie das Kentauren-Liebespaar am nächtlichen Meer, wie der erstochene Pierrot, wie das nackte Mädchen im Walde, wie die beiden Studien nubischer Schwerttänzerinnen, wie so manche Pastelle modern-interessanter Frauenköpfe haben noch keinen Liebhaber gefunden, der ein paar tausend, vielleicht bloß ein paar hundert Mark — denn die gute Kunst ist billig geworden! — daran riskiren möchte. Und ob denn wohl die National-Galerie es für ihre Ehrenpflicht erachten wird, jetzt, wo sie den sterbenden Christus (Moritur in Deo) zum Geschenk erhalten hat, einige andere Werke Piglheins, oder auch nur eines, käuflich zu erwerben?

Jenes „Moritur in Deo" gilt, nachdem das große Kreuzigungs-Panorama leider verbrannt ist, für das Hauptwerk Piglheins. Es stammt aus dem Jahre 1879, also aus verhältnißmäßig früher Zeit, nach der der Künstler sich noch reich und eigenartig weiterentwickelt hat. Nach meinem Dafürhalten gehört es nicht in die allererste Reihe der Piglhein'schen Schöpfungen. Die Composition hat zwar etwas wunderbar Visionäres, — namentlich die ziehenden Wolken und das ragende Kreuz sind schön, — aber die Figur des Engels, der sich herabbeugt, um den Erlöser auf die Stirn zu küssen, hat in der Haltung etwas Gezwungenes, und das Ganze des Bildes zeigt noch den bekannten „Galerie-Ton", dessen Unfrische Piglhein später gemieden hat. Auch hätte der Christuskopf, nach Ausweis einer Studie, schmerzlich-ergreifender ausfallen können, während jetzt der Ausdruck moderirter erscheint, so wie ihn die Menge bevorzugt.

Interessant ist es, die Entwickelung Piglheins zu verfolgen. Sie zeigt eine frühreife, geschmeidige, geist- und phantasiereiche Persönlichkeit auf den verschiedensten Wegen, aber immer im unverkümmerten Besitze ihrer selbst. Das Selbstporträt vom Jahre 1874, etwa in der Art des van Dyck, ist bereits ein Wunderwerk der Kunst. Es ist unmöglich, die Pinselführung geistvoller zu handhaben. Das kleinste Licht ist mit Geschmack und mit Verve aufgesetzt, und das Ganze von entzückender Liebenswürdigkeit und von tiefem dunklem Ernst. Dann kommen Bildnisversuche, die das Studium Frans Hals' verrathen, und auch Rubens und Velasquez sind mit Nutzen angesehen worden. Darauf ein starker vernehmlicher Einfluß Makarts, dessen dekoratives Genie in Piglhein verwandte Saiten anschlug, die dann in der Folge kräftig und eigenartig weiter tönten. Ferner Böcklin, der indes wesentlich stofflich anregte und zur Entfesselung der angeborenen Phantasiekräfte mithalf. Und endlich die modernen Franzosen, deren Esprit und Chic er sich ganz aneignete, sodaß er auf ihrem eigensten Gebiet ihr gefährlicher Nebenbuhler ward. In allen diesen Wandlungen und Phasen bewies Piglhein eine geniale Lernfähigkeit und Aneignungsgabe, oder besser noch: Verschmelzungskraft — denn niemals hat er um des Neuen willen das Alte verlernt oder lieblos abgelegt, stets wußte er das Erworbene zu behalten und unter neuen bereichernden Eindrücken überraschend und doch organisch fortzuentwickeln. Die Summe dieser Fähigkeiten war so groß, daß sie auf kleinen Bildern nur verzettelt und angedeutet werden konnte, an gewaltigen monumental-dekorativen Aufgaben dagegen zu herrlichster Entfaltung hätte gelangen müssen. Aber diese Aufgaben eben und diese Entfaltung sind ihm nicht vergönnt worden. Und uns nicht!

So bleibt Piglhein trotz seines funkelnden Witzes und seiner sprühenden Imagination eine melancholische Erscheinung. Jenes Kentaurenliebespaar am Meer, das ich oben erwähnte, ist eines seiner charakteristischsten Bilder. Etwas Grausiges und zugleich Wonniges liegt in dem Bilde. Meer und Himmel sind grau, und grau ist die abendliche Luft. In lang aufgerollten Kämmen schieben sich die Wellen zum Strande hin. Auf der Düne aber stehen eng verschlungen die verliebten Pferdemenschen. Das Weib scheint, im Anblick der bewegten Natur, von elementaren Empfindungskräften entbunden zu werden, und mit hochgeworfenen Armen und unruhig scharrenden Hufen drängt es sich an den Mann, der es ruhig und stark in seinen Armen aufnimmt. Stuck hat viele Jahre später einmal etwas Aehnliches gemalt; aber es wirkt wie eine Sentimentalität dagegen. Dann der todte Pierrot, — vielleicht das melancholischste Bild, das ich je gesehen habe. Es stammt aus Piglhein's Spätzeit, und man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, daß der Künstler in diesem Bilde sein eigenes Schicksal ingrimmig habe verspotten wollen. Hat er nicht lange Zeit und widerwillig den Pierrot spielen müssen? Und fühlte er nicht, in der schleichenden Krankheit der letzten Jahre, daß es bald mit ihm zu Ende sein müsse? Dann ist Pierrot todt und mag in der Gosse verwesen. So malte er seinen Narren, im lustigen Narrenkleide und mit der Todeswunde in der Brust. Trüb schwählt im Morgennebel eine gelbe Straßenlaterne. Sonst alles öde und leer. Der närrische Tode aber, ein Zerrbild seiner selbst, liegt kalt auf den kalten Steinen und krampft die Finger der mageren Hand zusammen.

Piglhein's Phantastik gründet sich auf individuelle Naturerfassung und leitet hinüber zu neuen decorativen Stilproblemen. Sie steht damit gleichsam in der Mitte zwischen dem sachlich-strengen Naturalismus der älteren Modernen und dem bis zur äußersten Subjectivität gelockerten Neu-Idealismus unserer Allerjüngsten und Radicalen.

Franz Servaes.

Notizen.

Das Denkmal König Friedrichs des Großen. Von Kurt Merkle. (Berlin, Wilh. Hertz.) Diese preisgekrönte Monographie enthält die ganze Denkmalsgeschichte und zugleich eine Entwicklung der neueren monumentalen Kunst. Bestimmt nachweisbar sind noch 89 Entwürfe von 44 Künstlern, darunter Männer wie Schadow, Chodowiecki, Gentz, Carstens, Dannecker, Langhans, Gilly, Weinbrenner, Schinkel und Rauch. Der Verfasser giebt uns eine Beschreibung des Denkmals und geht auf die übrigen Monumente über, die Friedrich II. errichtet sind. Eine ernste Lehre für unsere Zeit zieht der Verfasser selbst: Möge aus der Entwicklung des Friedrichdenkmals für das künftige Kaiser-Wilhelm-Monument die Lehre gezogen werden, daß ein großes National-Denkmal sich nicht einfach durch eine Cabinetsordre aus dem Boden stampfen läßt, sondern daß eine solche Idee Jahrzehnte langer Entwicklung bedarf, um zur Reife zu kommen. Denn daß der Begas'sche Entwurf in der Form und besonders an dem Platze, wie projectirt, ausgeführt werden soll, erscheint trotz Allem, was in der Sache geschehen ist, fast undenkbar. Wenn uns einmal Kaiser Wihelm I. zeitlich nicht mehr so nahe sein wird, wie jetzt, und wir seine bei aller Größe des Charakters doch so schlichte Gestalt dereinst vom „milderen Lichte der Ferne" umflossen sehen werden, dann wird uns erst die ganze Unnatur des Begas'schen Entwurfs mit seinem kolossalen plastischen und architektonischen Apparat recht klar werden. So viel ist jedenfalls sicher: es war noch immer ein Zeichen des Niederganges der monumentalen Plastik, wenn sie die anderen Künste zu Hülfe rufen mußte, angeblich „zur Erhöhung der Würde", in Wirklichkeit aber, weil sie allein ihrer Aufgabe nicht voll gewachsen war. Wer aber sehen will, was die Plastik für sich allein vermag, der gehe auf die Lange Brücke und betrachte des großen Schlüter großen Kurfürsten! Dieser und die herrlichen Reitermonumente der italienischen Renaissance sind eherne Wegweiser für den Bildhauer, um auf dem sicheren Pfade der Kunst zu bleiben. Wer auf Wegweiser nicht achtet, darf sich nicht wundern, wenn er schließlich auf eine falsche Straße geräth.

Ungetraut. Roman von Frankfort F. Moore. Deutsche Uebersetzung von Adele Berger. 2 Bde. (Jena, Verlag von Hermann Costenoble). Nicht der übliche englische Gouvernantenroman, sondern eine ernste Frage mit Ernst behandelt. Die Heldin ist der festen Ueberzeugung, daß die Trauungsceremonie nicht genüge, um bei mangelnder Liebe zwei Menschen unauflöslich aneinander zu binden, daß sie jedoch in dem Falle, wo wahre Liebe vorhanden ist, nicht blos überflüssig ist, sondern geradezu das Gefühl verletzt. Als der Geliebte ihr seine Gefühle gesteht, erklärt sie, die Seine nur werden zu wollen, wenn er auf jedwede kirchliche oder staatliche Trauung verzichtet. Vergeblich bietet er alle Künste seiner Beredsamkeit auf, sie von diesem ungewöhnlichen Schritte abzubringen; von Eifersucht auf ihren Jugendgenossen getrieben, giebt er zuletzt nach und führt sie ohne Sang und Klang heim, aber am Ende ihrer gemeinsamen Leiden und Freuden läuten die verschmähten Hochzeitsglocken. Der Roman erhebt sich über das Niveau der landläufigen Unterhaltungslectüre, schon sein geistreicher Humor, der alles Bedenkliche verklärt, vermag den Leser zu erfreuen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschienen:

Das Rätsel des Lebens.

Dramatische Dichtung
von
August Sturm.
Der neueren Dichtungen siebenter Band.

Inhalt:
Vorspiel: In der Hölle.
I. Mephistopheles oder die Weltkenntniß.
II. Satan oder die Welterkenntniß.
III. Demiurg oder die Weltüberwindung.

Naumburg a/S., 1895.
Verlag von Albin Schirmer.

Größtes Lesecabinet d. Königstadt!!

Außer **150** verschiedenen politischen u. Fachzeitungen liegt auch die **„Gegenwart"** bei mir aus.

Empfehle **reichhaltige Frühstückskarte, helle und dunkle Biere vom Faß, Bouillon u. warme Pasteten.**

F. W. Gumperts Conditorei,
Berlin C., Königstraße 23/24.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. Kopfschmerz, Erregung mit Schlaflosigkeit durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein Dr. Curbach & Cie.

Verlag von R. Oldenbourg in München u. Leipzig.

Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet. Im amtlichen Auftrage von *Dr. Carl Peters,* kaiserl. Reichskommissar. Mit 3 Karten, 23 Vollbildern u. zahlreichen Textillustrationen von R. Hellgrewe. Preis brosch. M. 17,—, in Leinwand geb. M. 18,50.

Politische Geographie der Vereinigten Staaten von Amerika unter besond. Berücksichtigung d. natürl. Bedingungen u. wirtschaftl. Verhältnisse. Mit 1 Kulturkarte u. 16 Kärtchen im Text. Von *Dr. Fried. Ratzel.* Preis brosch. M. 15,—, geb. M. 18,—.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von *H. von Sybel.* Bd. 1—7. Preis broschiert à M. 7,50, gebunden in Halbfranz à M. 9,50.

Vorträge und Aufsätze. Von Prof. *Dr. Aug. Kluckhohn.* Herausg. v. Th. Heigel u. Ad. Wrede. Preis br. M. 6,50.

Historische Zeitschrift, herausgegeben von *H. von Sybel* und *Fr. Meinecke.* Preis pro Band (3 Hefte) M. 11,25.

Deutscher Novellenschatz, herausgeg. von *Paul Heyse, H. Kurz* und *L. Laistner.* 48 Bde. Preis pr. Band geb. M. 1,—. (Prospekte gratis u. franko.)

Etwas für Jedermann. Auskunftsbuch zum Gebrauche im öffentl. Leben u. Verkehr. Mit 1 Eisenbahnkarte von Deutschland. In Taschenbuchform geb. 75 Pf.

Im Verlag der Gegenwart in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Um so wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen ans Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt."

(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden."

(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Hierzu beigeheftet eine Beilage von Dr. Hermann Türck, Jena.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 10. Berlin, den 9. März 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Socialdemokratie und Bauernschutz. Von G. Kätzler. — Das Scherl'sche Sparsystem und die Regierung. Von Sisyphus. — Zur Irrsinnserklärung. Von G. Pfizer (Ulm). — Agrarpolitisches aus Rußland. Von W. S Cechanowiecky (Moskau). — Ungedruckte Gedichte Karl Werder's. Mitgetheilt von Ludwig Geiger. — **Feuilleton.** Umsturz. Ein sociales Märchen von Carl Arndt. — **Aus der Hauptstadt.** Ein wahrer Staats-Rath. Von Timon d. J. — Kunstausstellung der Münchner Freien Vereinigung. Von Franz Servaes. — Anzeigen.

Socialdemokratie und Bauernschutz.

Von G. Kätzler.

Die Verhandlungen des socialdemokratischen Parteitages zu Frankfurt haben die öffentliche Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch genommen, als man den offenen Ausbruch von Gährungen innerhalb der Partei, für die man hinreichende Anzeichen zu haben glaubte, erwartete. In der That sind dort ernstlichere Gegensätze als je seit Aufhebung des Socialistengesetzes zu Tage getreten. Die Tagespresse hat die Differenzen, welche in persönlichen, wie in particularistischen Antagonismen, in dem Gegensatz von Radicalismus und Opportunismus wurzelten, einer ausgiebigen Erörterung unterzogen und die Chancen einer Parteispaltung eingehend discutirt.

Wichtiger indessen als das, was die Frankfurter Delegirten unter einander entzweite, ist vielleicht ein Punkt, in dem sie zur Einigung gelangten, ich meine die Schönlank-Vollmar'sche Agrarresolution, den durch diese acceptirten „Bauernschutz".

Welche theoretische Bedeutung hat die, laut Protokoll, mit großer Mehrheit erfolgte Sanctionirung dieser Vorlage? Die Frage nach der theoretischen Bedeutung einer Parteikundgebung hat bei der deutschen Socialdemokratie eine ganz besondere Tragweite.

Eine Arbeiterbewegung, ein Kampf zwischen Capital und Arbeit existirt überall, wo das Wirthschaftsleben die modernen Formen angenommen hat. Für den socialen Zwiespalt in Deutschland ist aber charakteristisch, einmal seine enge Beziehung zur ökonomischen Theorie überhaupt, sodann seine Abhängigkeit gerade von den von Karl Marx verkündeten Dogmen. Eine theoretische Schwenkung, ein Abweichen von den Lehren des Meisters würde also hier nicht nur das wissenschaftliche Interesse in besonderem Maße wecken, sondern auch von hervorragender praktischer Bedeutung für die Parteientwickelung sein. In England hat der eigentliche Marxismus kaum Wurzel gefaßt. Kürzlich erst wurde im „Vorwärts" das Eingehen des einzigen, halbwegs auf dem strengen Parteistandpunkt stehenden englischen Arbeiterblattes beklagt. In Frankreich dient dem Marxismus die kleine Schaar derer um Vaillant und Lafargue. Im Uebrigen stellen sich die als Socialdemokraten in Anspruch genommenen Persönlichkeiten bei näherer Besichtigung als Anarchisten, Proudhonisten, politisch Radicale mit socialistischen Allüren, Eisenbahn- und Bergwerksverstaatlicher, kurz als alles Andere, nur nicht als wirkliche Marxisten dar. Ganz im Gegensatz zu jenen Ländern zeigte die socialdemokratische Partei Deutschlands bisher eine unvergleichliche theoretische Centralisation, eine Strammheit der dogmatischen Disciplin, ein absolutes Unterordnen unter die von Marx entwickelten Lehren, wie sie wohl sehr selten bei einer Partei beobachtet worden ist, die nicht nur über solche Anhängermassen, sondern auch über nicht unerhebliche geistige Capacität verfügt. Die letzten lassalleanischen Spuren sind ängstlich aus dem neuen Parteiprogramm getilgt worden; Marx sans phrase galt die Loosung. Sollte das nun anders werden? Sollte sich eine selbstständige, zum theoretischen Begründer der Partei in Widerspruch tretende Richtung innerhalb der Socialdemokratie herausbilden?

Nach Marx*) hat der Kleinbetrieb, und zwar sowohl der industrielle wie der agricultur elle, als geschichtliche Phase betrachtet, das Privateigenthum des Arbeiters an seinem Productionsmittel zu seiner thatsächlichen Voraussetzung. Diese Productionsweise unterstellt die Zersplitterung des Bodens und der übrigen Productionsmittel. Sie ist nur verträglich mit engen, naturwüchsigen Schranken der Gesellschaft. Auf einem gewissen Höhegrad bringt sie die materiellen Mittel ihrer Vernichtung zur Welt. Ihre Vernichtung, die Verwandlung der individuellen und zersplitterten Productionsmittel in gesellschaftlich concentrirte, daher des zwerghaften Eigentums Vieler in das massenhafte Eigentum Weniger, daher die Expropriation der großen Volksmasse von Grund und Boden, Lebensmitteln und Arbeitsinstrumenten, bildet die Vorgeschichte des Capitals. Das selbsterarbeitete Privateigenthum wird verdrängt durch das capitalistische Privateigenthum, welches auf Exploitation fremder Arbeit beruht. Sobald dieser Umwandlungsproceß nach Umfang und Tiefe die alte Gesellschaft hinreichend zersetzt hat, gewinnt die weitere Verwandlung der Erde und anderer Productionsmittel in gesellschaftlich ausgebeutete, also gemeinschaftliche, Productionsmittel eine neue Form. Was jetzt zu expropriiren, ist nicht länger der selbst wirthschaftende Arbeiter, sondern der viele Arbeiter exploitirende Capitalist. Je ein Capitalist schlägt viele todt. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Capitalmagnaten wächst die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Em-

*) Das Capital. Bd. I, S. 726 ff. IV. A.

pörung der durch den Mechanismus des capitalistischen Productionsprocesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterclasse. Die Centralisation der Productionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punct, wo sie unverträglich werden mit ihrer capitalistischen Hülle. Diese wird gesprengt, die Stunde des capitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateure werden expropriirt. — Solchermaßen vollzieht sich nach der marxistischen Lehre die moderne wirthschaftliche Entwickelung. Das treibende Princip dieses Processes sind die immanenten Gesetze der capitalistischen Production selbst, nämlich die Centralisation der Capitale.

Die gesellschaftliche Rolle, welche Marx den Repräsentanten des Kleinbetriebs, also insbesondere den Handwerkern und Bauern zuweist, steht in Consequenz zu dieser Auffassung der Entwickelung. Kleinbauern (diese interessiren hier) sind verurtheilt, in's Proletariat hinabzufallen, weil ihr Capital zum Betrieb der großen Industrie nicht ausreicht, und weil ihre Geschicklichkeit von neuen Productionsweisen entwerthet wird. Ihren socialen Character anlangend, sind die Mittelstände, obwohl sie die Bourgeoisie zur Sicherung ihrer Existenz bekämpfen, ein reactionäres Element, welches das Rad der Geschichte zurückzudrehen sucht. Sie sind bestimmt, als selbstständiger Theil der modernen Gesellschaft gänzlich zu verschwinden und im Handel, der Manufactur, Agricultur durch Arbeitsaufseher und Domestiken ersetzt zu werden.

So die Doctrin. Auf dem Boden dieser Lehre bewegten sich die Discussionen der Internationale. Ueber die in absehbarer Zeit zu erwartende Vernichtung des ländlichen Kleinbesitzes war man nicht im Zweifel. Man debattirte nur noch darüber, welche Form man der agrarischen Production in der socialistischen Gesellschaft im Einzelnen zu verleihen gedachte. Die inzwischen erfolgte ungeahnte Ausbreitung der Socialdemokratie hatte die erneute Befassung mit dem Agrarthema auf dem Hallenser Parteitag (1890) zur Folge gehabt. Hier referirte Liebknecht über die Grund- und Bodenfrage ganz im marxistischen Sinn und empfahl als auch tactisch richtig die rückhaltlose Aussprache der letzten Ziele der Socialdemokratie, nämlich der Vergesellschaftung des Bodens.

Seitdem begann eine intensive socialistische Bearbeitung des Landvolks. Für den Frankfurter Parteitag war wiederum die Bodenfrage auf die Tagesordnung gesetzt worden. Vor Beginn der Tagung veröffentlichte der „Vorwärts" als werthvolles Material zu dieser Frage den Beschluß, den die französischen Socialisten einige Zeit vorher zu Nantes in Agrarsachen gefaßt hatten. In diesem war ausgeführt worden, daß das Productionsmittel der Landwirthschaft, nämlich der Grund und Boden, in Frankreich noch an vielen Puncten im Individualbesitz der Producenten stehe. Zwar sei das bäuerliche Eigenthum unvermeidlich zu verschwinden berufen, es könne aber nicht Aufgabe des Socialismus sein, diesen Proceß zu beschleunigen, also das Eigenthum von der Arbeit zu trennen. Daher sei es seine gebieterische Pflicht, den selbst arbeitenden Eigenthümer gegen den Fiscus, den Wucher und die Eingriffe der neuen Bodenmagnaten zu schützen. Daran schloß sich die Aufzählung einer ganzen Reihe von Hülfsmitteln, durch welche die Bauern in ihrem Besitz und ihrer wirthschaftlichen Selbstständigkeit gesichert werden sollten.

Ganz ähnlich erklärt die vom letzten Parteitage angenommene Resolution, daß allerdings die Agrarfrage, als nothwendiger Bestandtheil der socialen Frage, nur gelöst werde, wenn Grund und Boden mit den Arbeitsmitteln den Producenten wieder zurückgegeben sei. Für die Gegenwart aber müsse die Nothlage der Bauern und Landarbeiter durch eine gründliche Reformthätigkeit gemildert werden. Der Bauernschutz solle die Bauern als Steuerzahler, als Schuldner, als Landwirth vor Nachtheilen bewahren [und ihnen den rationellen und genossenschaftlichen Betrieb durch Staatshilfe erleichtern].*) Das Programm solle in dieser Richtung ergänzt werden.

Ihr volles Gewicht erhalten diese Sätze erst durch die ihnen von Vollmar zugefügte Erläuterung. Vollmar steht der Annahme der rapiden Auffangung der Kleinen zu Gunsten der Großen in der Landwirthschaft recht skeptisch gegenüber. Er entnimmt aus der Statistik, daß keineswegs der kleinere und mittlere Grundbesitz ganz besonders von Ueberschuldung bedrückt werde, daß es im Gegentheil mit dem Großgrundbesitz in dieser Hinsicht vielfach noch schlechter bestellt sei. Die Maschinen haben in der Landwirthschaft durchaus nicht die revolutionirende Wirkung geäußert, wie in der Industrie, Sei doch selbst in England die Anwendung des Dampfpfluges neuerdings zurückgegangen. Der Großbetrieb erweise sich heute im Allgemeinen im Wettbewerb keineswegs überlegen, am allerwenigsten in der Viehzucht, im Anbau von Obst, Reben, Gemüse und Handelsgewächsen, für welche sich im Gegentheil nur der kleinere Betrieb eigne. Die Zerstörung des Mittel- und Kleinbesitzes erfolge viel mehr von außen her durch das Geldcapital, als durch die Concurrenz der Großen gegen die Kleinen. Seien doch nicht wenige Agrarpolitiker der Meinung, daß mit zunehmender Intensität der Bewirthschaftung die Entwickelung auf eine Verkleinerung der Betriebe gehe. Das Bauernthum sei heute jedenfalls noch vorhanden und auf absehbare Zeit lebensfähig. Man dürfe weder nach manchesterlichem Muster dem Untergange des Bauernthums ruhig zusehen, noch auch zu einer, lediglich auf eine proletarische Minderheit gestützten, Revolution schreiten. Man müsse vielmehr positive Mittel zur Verbesserung der Bauernlage schon in der Gegenwart zur Anwendung bringen.

Die Resolution selbst wurde, wie schon erwähnt, mit großer Mehrheit angenommen. Auch gegen deren Begründung durch Vollmar erhob sich ein ernstlicher Widerspruch in der Versammlung nicht. Insbesondere schwiegen die leitenden Männer des Parteivorstandes. Man kann also sagen, daß die oben näher bezeichnete Auffassung diejenige der obersten socialdemokratischen Instanz gewesen ist.

Nach Schluß des Parteitages konnte man in den socialdemokratischen Reihen ein unverkennbares Mißbehagen, so eine Art theoretischen Katzenjammers, deutlich genug wahrnehmen. Zwischen der Theorie und der Wirklichkeit, wie sie der Agraragitation entgegengetreten war, war je länger je mehr ein klaffender Zwiespalt bemerklich geworden, der die Theorie selbst in Gefahr zu bringen drohte. Das war der geheimste Grund der überall zu Tage tretenden Mißstimmung. Eine solche klingt aus Bebel's Worten, man habe auf dem Parteitage vom letzten Ziele, der Verwandlung von Grund und Boden in Gemeineigenthum, fast gar nicht gesprochen, ja es sei verschleiert worden; eine solche aus Kautsky's Frage („Neue Zeit"), wo denn bei dem verlangten „Bauernschutz" und „Staatshülfe" die Partei des proletarischen Classenkampfes verbleibe? Engels beeilt sich, die Unterstellung einer Uebereinstimmung mit den Vollmar'schen Ideen energisch abzuweisen. Der Kleinbauer sei dem unvermeidlichen Untergange verfallen. Wolle man ihm diesen weniger schmerzhaft machen, so ließe sich principiell dagegen nichts einwenden. Gehe man aber weiter, wolle man den Kleinbauer permanent erhalten, so erstrebe man öconomisch Unmögliches, opfere das Princip, werde reactionär.

Aber mit all' diesen Verwahrungen und Protesten war schließlich wenig geholfen. Die Dissonanzen hatten tiefere Ursachen. Handelte es sich doch in Wahrheit um nicht mehr und nicht weniger, als um die Frage, ob die Doctrin des Marxismus sich mit der Wirthschaftsgestaltung der continentalen Culturländer und mit den Anforderungen einer praktischen Politik in Einklang setzen lasse oder nicht. — Marx

*) Die eingeklammerten Worte sind, wie nachträglich berichtigt wird, von den Antragstellern vor der Beschlußfassung zurückgezogen worden.

hatte seine Entwickelungsidee aus dem Wirthschaftsleben Englands abstrahirt. Hier ließ sich die Landwirthschaft mit ihrer Latifundienbildung zur Industrieentwickelung in eine wenigstens äußerlich scheinbare Parallele bringen. Daß diese mit dem Ruin des einheimischen Körnerbaues durch Uebersee-Import entstandenen Latifundien mit ihrer Viehzucht und ihren Jagdgründen, als wirthschaftliche Betriebsweise betrachtet, so ziemlich das genaue Gegentheil des die höchste Productivitätsteigerung aufweisenden industriellen Großbetriebes darstellte, blieb dabei auf sich beruhen. Es genügte der äußere Parallelismus. — Die Procrustesarbeit, die Agrarverhältnisse des Continents in das Bett dieser Theorie zu zwingen, mußte unternommen werden. In die Discussion von Neuem eingreifend, setzte Engels in der „Neuen Zeit" auseinander, daß auch in Deutschland dem landwirthschaftlichen Kleinbetrieb durch die capitalistische Productionsform der Lebensnerv abgeschnitten werde. Der seiner Markungsnutzungen beraubte, in die Geldwirthschaft versetzte, durch Steuern, Mißwachs, Erbtheilungen, Processe dem Wucher verfallene Kleinbauer, dieser Ueberrest einer vergangenen Productionsweise, sei unrettbar dem Untergange geweiht. Der Bauer sei ein zukünftiger Proletarier.

Dies wäre also die eine Seite der Medaille. Aber zum „immanenten Entwickelungsgesetz" der capitalistischen Production gehört auch die andere: Ueberlegenheit des agrarischen Großbetriebes durch Technik, Maschinen, Intelligenz, Capital, Arbeitsersparung und damit Anwachsen des Großbetriebes unter immer fortschreitender Expropriation des Kleinbesitzes, begleitet vom immer mächtigeren Anwachsen des ländlichen Proletariats und immer intensiverer Ausbeutung des ländlichen Lohnarbeiterthums. Diese Ueberlegenheit des Großbetriebes, die dadurch bewirkte Aufsaugung der Kleinen, die immer gewaltigere Vermögensconcentration, das waren ja gerade die Momente, die nach Marx mit innerer Nothwendigkeit automatisch zur neuen Wirthschaftsform überleiten sollten. Weil das Privateigenthum durch seine Zusammenballung in der Hand ganz weniger Capitalmagnaten, durch das immer größere Anschwellen der Armee der Besitzlosen praktisch zum Widersinn geworden, darum sollte es an seiner eigenen Unmöglichkeit scheitern, um einer neuen Eigenthumsform, dem gesellschaftlichen Eigenthum, Platz zu machen. Warum fehlt diese notwendige Ergänzung im Engels'schen Aufsatz? Die bloße Zunahme des Elends auf dem Lande reicht gerade nach der Marx'schen Auffassung zur Einführung der communistischen Aera nicht aus. Neben der Misere muß noch ein positiver Factor, die Capitalconcentration auftreten. Die Frage ist also gerade, ob eine solche sich in dem wichtigsten Zweige menschlicher Wirthschaft, in der Landwirthschaft, nachweisen läßt. Engels schweigt sich darüber aus — vielleicht fielen ihm gerade die 4 Millionen patrons ou chefs des exploitations ein, welche die Statistik im Ackerbau des heutigen Frankreichs nachweist. Dies bloße Schweigen kann wohl nicht zur Verscheuchung der Vollmar'schen Zweifel an der Allgemeingültigkeit der Lehre von der Ueberlegenheit der großen Betriebe, der Concentration des Agrarcapitals und der Zunahme des ländlichen Proletariats ausreichen. Da somit das Vertrauen auf den Mechanismus der capitalistischen Productionsform und dessen Fähigkeit, das Hineinwachsen der capitalistischen Gesellschaft in die socialistische spontan zu bewirken, erschüttert ist, kann die erwachende Vorliebe für eine active Agrarpolitik nicht mehr verwunderlich sein. Nachdem schon die Franzosen präludirt hatten, es sei nicht Aufgabe des Socialismus, das Eigenthum von der Arbeit zu trennen, sondern im Gegentheil die beiden Productionsfactoren in einer Hand zu vereinigen, beschließt der deutsche Parteitag den positiven „Bauernschutz" ..... für die Gegenwart. Was heißt denn der in Frankfurt proclamirte Bauernschutz anders, als Erhaltung, Sicherung, Förderung des Bauernstandes in seinem Eigenthum, Aufrechterhaltung der Vermögens-Decentralisation, Hintanhaltung der Expropriation der Kleinen und somit der Capitalconcentrirung? Je vollkommener dieser Bauernschutz gelingen würde, in um so nebelhaftere Ferne würde der gerade die Kleinbesitzvernichtung zur Voraussetzung habende Zusammenbruch des capitalistischen Systems versinken. Wer so etwas unternimmt, der kann Capitals- und Bodenconcentrirung in den Händen Weniger nicht als das unabwendbare Ziel der Entwickelung ansehen. Er tritt in praktischen Widerspruch zu dieser Auffassung. Diesen Gegensatz in der Grundauffassung vermag die formelle Anerkennung des Marx'schen Entwickelungsgesetzes wohl zu verschleiern, aber nicht zu beseitigen. Der Zwiespalt ist vorhanden. Die Beunruhigung des doctrinären Gewissens wird in dem Maße wachsen, als die practische Befassung mit den Agrarverhältnissen zunimmt. In den durch die Wirklichkeit immer wieder aufgedrängten Zweifeln an der Richtigkeit der auf die englischen Fabrikverhältnisse zugeschnittenen Entwickelungslehre liegt der letzte Grund des erwähnten theoretischen Mißvergnügens. Als ein besonders eclatanter Durchbruch dieser Empfindungen fordern die letzten Ereignisse in der socialdemokratischen Partei das Interesse heraus.

Das Scherl'sche Sparsystem und die Regierung.

Während die Reichsregierung, den Blick hypnotisch auf das Strafgesetzbuch gebannt, mit phantastischem Geiste immer neue Zuchthaus- und Gefängnißparagraphen erfindet, auf deren Rücken sie die entmuthigten Massen hinweg zu tragen gedenkt über den wirthschaftlichen Marasmus und die klaffenden Lücken socialer Schwächen und Schäden, scheint sich in dem gesunden Theile unserer Bevölkerung immer mächtiger jene wohlthuende Reaction durchzuringen, welche das erste Zeichen neuer Kräftigung ist. Neben den „Volkswirthschaftlichen Verband", welcher zum ersten Male eine Organisation gegen die Umsturzbewegung mit den positiven Mitteln innerer Reformen in die Praxis einzuführen versucht, treten Einzelmänner, die mit wohldurchdachten Vorschlägen gegen die Quacksalbereien amputationslustiger Socialchirurgen Front machen. So hat vor Kurzem Herr August Scherl eine Schrift*) versandt, welche, wenn ihr Verfasser nicht gerade Eigenthümer einer der verbreitetsten deutschen Zeitungen wäre, in der Tagespresse jedenfalls zu der ihr gebührenden Beachtung gekommen wäre. Da aber der Verfasser in seinem bürgerlichen Beruf nun einmal diese unglückliche Stellung bekleidet, so muß es schon den Wochenschriften vorbehalten bleiben, über das Werk des Herrn Scherl und die absonderliche Behandlung, die diesem Werke zu Theil geworden ist, und die für unser Ministerium des Innern geradezu beschämend wirken muß, die Oeffentlichkeit ein wenig aufzuklären.

Also betrachten wir kurz und schlicht, was in dieser Schrift erzählt wird.

Von dem Gedanken ausgehend, daß, wie bei jeder Feuersbrunst die Rettungsthätigkeit sich nicht auf den Punkt der höchstlodernden Flamme zu richten hat, sondern auf die Stellen, wo unbemerkt der Brand nach dem Nachbargrundstück hinüberzüngelt, so auch auf dem Gebiete der socialen Besserungsbestrebungen das Hauptaugenmerk in erster Linie auf diejenigen wirthschaftlich schwachen Volkskreise zu richten ist, deren Stärkung und Sicherung unter den gegebenen wirthschaftlichen und gesetzlichen Verhältnissen auch ohne sociale Gefährdung mit zweifellosem Erfolg zu ermöglichen ist,

*) Das Ministerium Eulenburg und das Scherl'sche Sparsystem. Ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Eigenthums. Von August Scherl, Begründer und Eigenthümer des Berliner Lokal Anzeiger. Verlag von August Scherl.

hat Herr Scherl ein System aufgestellt, „das die Gesammtheit aller sparfähigen Personen zur beharrlichen Ausübung der Sparthätigkeit zu erziehen, sie von der bewußt oder unbewußt ausgeübten Unwirthschaftlichkeit und Verschwendungs- sowie von der Spielsucht dauernd abzuwenden, sowie diese gewaltigen Massen des wirthschaftlich selbstständigen Volksganzen durch ein einiges Band bewußter Solidarität zu verbinden bestimmt ist". Das Programm ist, wie man sieht, ein gewaltiges und wenn auch erst seine Ueberführung in die Praxis lehren wird und kann, ob es seinem Urheber gelungen ist, nach zehnjähriger mühevoller Arbeit die letzten Ziele des Programms zu erreichen, so muß doch heute schon die Wissenschaft vor dieser Einzelarbeit eines Mannes, der nicht zu ihrer Zunft gehört, den Hut ziehen. Schon der Boden, auf dem der Verfasser baut, ist von vornherein ein eminent gesunder. Die Förderung der Sparthätigkeit gehört zu den wohlthuendsten socialen Aufgaben, die man an und in einem Gemeinwesen erfüllen kann. Durch kein Mittel kann besser der sociale Boden gefestigt werden. Wo Sparsinn und Sparfleiß ihren Einzug gefunden haben, da pocht der Umsturz vergebens um Einlaß. Alle Mahnungen zur Enthaltsamkeit in den Lebensgenüssen, alle Warnungen vor Uebermaß und Verschwendung prallen dort machtlos ab, wo der Sparthätigkeit nicht der Boden geebnet ist. Die günstigen Erfahrungen, welche man in Oesterreich mit den sogenannten Postsparkassen gemacht hat, die dem Publicum eine bequeme Gelegenheit zum Sparen auch in den kleinsten Beträgen ermöglichen, sind bekannt. Die Nachahmung der Postsparcassen in Deutschland ist bisher an dem Widerstande vornehmlich des Grundbesitzes gescheitert, der aus dieser Einrichtung eine Ablenkung der in den Gemeinden angesammelten, jetzt von den Sparcassen dort vielfach in seinem Interesse angelegten Gelder befürchtete.

Einen Ersatz für die Postsparcassen, deren Einführung in Deutschland auch sonst unleugbar manche Bedenken entgegenstehen, liefert uns der Plan, der von dem Verfasser der obigen Schrift bis in's kleinste Detail mit praktischer Umsicht und außerordentlichem Scharfsinn ausgebaut ist. Die Cardinalsätze des überraschend einfachen Systems sind folgende:

Um zunächst jedem sparfähigen Menschen im Gebiete des preußischen Staates bezw. später des Reichs die thatsächliche Möglichkeit zu gewähren, alle entbehrlichen Einnahmen regelmäßig ohne zeitraubende Mühewaltung und ohne Kostenaufwand bei einer öffentlichen Sparcasse in Sicherheit zu bringen, sollen die Spareinlagen allwöchentlich bei den Sparern abgeholt werden. Die Wocheneinlagen sind zu 50 Pfennig, 1 Mk., 2 Mk. und 4 Mk. festgestellt, um so je nach der Sparfähigkeit der einzelnen Volksclassen dem wenigst Bemittelten bis hinauf zu dem Wohlhabendsten eine Theilnahme an der neuen Einrichtung zu gewähren. Die Sparbeträge werden dem Abholer nur gegen Aushändigung von Sparquittungsmarken übergeben und diese Marken von der Sparcasse bedingungslos eingelöst. Die Spargelder bleiben alsdann im Gewahrsam der öffentlichen Sparcasse, welche der Sparer selbst bestimmt. Hierdurch erscheint die nöthige Sicherheit von vornherein gewährleistet und eine Schädigung des Sparers durch Unterschlagung u. s. w. ausgeschlossen. Die Spargelder werden von den Sparcassen während des Jahres angesammelt und während des Sammeljahres mit festen Zinsen von 1,7 % vergütet. Die Zinsen, welche so aus den regelmäßigen Wocheneinnahmen im Laufe des Sammeljahres erwachsen, werden am Schlusse desselben im Gebiete sämmtlicher Sparcassen zusammengezogen und mittelst des Looses als Prämien unter die beharrlichen Sparer vertheilt. Die Höhe der Prämien soll bis hinauf zu 100000 Mk. gehen. Am Jahresschlusse wird dann die gesammte Jahresersparniß auf ein gewöhnliches Sparcassenbuch überschrieben und von da ab als gewöhnliche Einlage behandelt und verzinst, während es natürlich jedem Sparer freisteht, sich im nächsten Jahre immer wieder an dem neuen Sparturnus und an der damit verbundenen Prämienverloosung zu betheiligen.

Die Durchführung dieses Planes müßte nach der wirthschaftlichen wie nach der socialpolitischen Seite von außerordentlich wohlthuendem Einfluß begleitet sein. Die Hauptgrundlagen, auf deren Verwendung das System beruht, sind die Sätze:

1) daß die Sparbeträge von den Sparern abgeholt werden und
2) daß die Sparer Prämien erhalten, ohne besondere Beiträge dafür zu leisten.

Die Vortheile des ersten Satzes sind oben angedeutet und bedürfen keiner weiteren Betonung. Aber auch der praktische Nutzen des zweiten ist in die Augen springend. Das Institut der mittelst des Looses erfolgenden Prämienvertheilung läßt die Sparthätigkeit, die dem Ausübenden immer eine gewisse Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung auferlegt, in einem besonderen Reize erscheinen. Indem nur derjenige eine Anwartschaft auf Gewinn erwirbt, der durch einjährige ununterbrochene Sparthätigkeit sich als ernster Sparer erwiesen hat, erlangt dieser Theil des Systems eine hohe positive sociale Bedeutung. Eine Anlage, die verloren gehen könnte, besteht nicht, da die Prämiengewinne lediglich aus den Zwischenzinsen gebildet werden, die ohne das Institut der Abholung überhaupt nicht zum Entstehen gelangt wären. Auf der anderen Seite besteht aber auch für den nicht gewinnenden Sparer ein offensichtlicher Gewinn durch das „psychische Agens", das ihn veranlaßt hat, während eines Jahres in den Spardienst zu treten.

Die praktische Ausführung seines Planes ist von seinem Urheber in der Weise gedacht, daß die Organisation der Sparabholung zunächst von ihm selbst und mit eigenen Mitteln durchgeführt wird. Ein mäßiger Beitrag von etwa 10 bis 25 Pf. monatlich, den die Sparer für das Abholen zahlen, reicht zur Deckung der Unkosten des Unternehmens aus. Als ein besonderes Bindeglied unter den Sparern ist die unentgeltliche Vertheilung einer Zeitung, des Wochenblattes der deutschen Prämiensparcasse (diesen Namen soll die neue Spareinrichtung führen), gedacht, zu deren Beschaffung aus eigenen Mitteln sich der Verfasser in uneigennütziger Weise verpflichtet hat. Der „Scherl'schen Vermittelungsanstalt" liegt lediglich die Einziehung der Spargelder und die Austheilung der Sparbücher und Sparmarken ob, dagegen nicht die Ansammlung und Verwaltung der Spargelder, diese geschieht vielmehr, wie schon aus dem obigen Plan hervorgeht, durch die officiellen Sparcassen, die nur gegen Baarzahlung die Sparmarken an die Vermittelungsanstalt herausgeben. In Anerkennung der Vortheile des neuen Systems beschloß daher auch der Vorstand des deutschen Sparcassenverbandes die Durchführung des Scherl'schen Sparsystems mit allen Kräften zu unterstützen, verpflichtete sich auch, die in dem System vorgesehene Prämienverloosung ehrenamtlich zu übernehmen und richtete hierauf am 14. März 1891 die formellen Anträge auf Bewilligung des Scherl'schen Sparsystems bezw. Genehmigung der damit verbundenen Prämienverloosung an das preußische Ministerium des Innern. — Nach drei Jahren langen und bangen Schweigens kam endlich am 5. April 1894 der kategorische Bescheid: „daß den Vorschlägen eine weitere Folge nicht gegeben werden kann, so lange die Durchführung des Sparsystems auf der Verbindung mit einem Lotterieunternehmen begründet ist."

Die kurze Abfertigung eines, man mag ihm zubilligen oder nicht, jedenfalls so großartig angelegten und bis in die kleinsten Einzelheiten sorgsam durchgeführten Planes kann ja denjenigen, der das Wesen unserer Bureaukratie kennt, nicht Wunder nehmen; desto verblüffender muß aber gerade um ihrer Kürze willen die Begründung, welche der präcisen und schneidigen Antwort beigegeben ist, auf jeden wirken, der mit

irgend welchen wirthschaftlichen Fähigkeiten gesegnet ist. Da in dem Scherl'schen Sparsystem von einer Verloosung an keiner weiteren Stelle die Rede ist, als bei der Prämienverloosung, so kann wohl nur diese unter dem „Lotterieunternehmen" verstanden sein. Zu Ehren des Verfassers des obigen Bescheides wollen wir annehmen, daß er trotz der drei Jahre, die er dazu Zeit hatte, sich mit diesem Theil des Sparsystems nicht weiter befaßt, sondern nur das Wort „Verloosung" näher in's Auge gefaßt und daraufhin die eingereichten Druckschriften mit berechtigter sittlicher Entrüstung in den Papierkorb versenkt hat.

Voraussetzung für ein „Lotterieunternehmen" ist wohl zunächst, daß von den Mitspielenden ein Einsatz geleistet wird, der beim Nichtgewinnen verloren geht. Daß von einem solchen, daher auch von der Möglichkeit eines Verlustes hier nicht die Rede sein kann, da der Verloosungsfond lediglich aus den Zinsen des Sammeljahres gebildet wird, ist bereits oben dargelegt. Voraussetzung ist ferner, daß für den Veranstalter ein Gewinn entsteht. Auch ein solcher ist offensichtlich hier für keinen Theil vorhanden, da der gesammte Prämienfonds zur Verloosung gelangt, sogar ein Abzug für Verwaltungskosten und Unternehmergewinn ausgeschlossen sein soll. Vor allem aber lehrt uns ein Vergleich zwischen dem innern Wesen des Glücksspiels und des hier in Rede stehenden Institutes die völlige Unhaltbarkeit der von der Regierung vertretenen Auffassung. Die verderblichen sittlichen und wirthschaftlichen Begleiterscheinungen des Spiels, nämlich das Jagen nach mühelosem Gewinn, die Stärkung der Trägheit, Förderung des Leichtsinns, die Ausbeutung und Demoralisirung der Armuth kehren sich in der Prämienverloosung gerade zum Gegentheil. Sie fördert das regelmäßige, pünktliche und beharrliche Sparen, sie stärkt das Vertrauen auf die eigene Kraft, sie erzeugt Zufriedenheit durch planmäßige Fürsorge für die Zukunft. Die einzige Gemeinschaft, welche das System der Prämienverloosung mit der Lotterie hat, besteht also in der rein äußerlichen Thatsache, daß hier wie dort dem Loos die Entscheidung zufällt. Wenn die Regierung aber um deswillen das Institut wortlos von sich weist, so hat sie wohl vergessen, daß bei der Amortisation ihrer Anleihen, der von ihr staatlich garantirten Pfandbriefe u. s. w., das Loos ebenso zur Anwendung kommt, ohne daß man ein derartiges Verfahren bisher für ein Lotterieunternehmen angesehen hätte, daß ferner im Parlament wie bei zahlreichen anderen Gelegenheiten des öffentlichen Lebens das Loos seine Rolle spielt, ohne daß bisher ein Zweifel an der Sittlichkeit derartiger Manipulationen aufgestiegen wäre. Man kann es Herrn Scherl nachfühlen, wenn er nach dieser liebenswürdigen Ablehnung kein besonderes Gefühl der Ermuthigung empfand. Wie aber mußte sich seine Stimmung in die eines berechtigten Stolzes umwandeln, als plötzlich am 10. Oktober 1894 im Reichsanzeiger ein an die Oberpräsidenten gerichtetes Rundschreiben des Ministeriums des Innern veröffentlicht wurde, das unter Hinweis auf die Nothwendigkeit, die breiten Schichten der Bevölkerung mehr an regelmäßiges Sparen zu gewöhnen, Vorschläge enthielt, deren Abdruck wir uns an dieser Stelle ersparen können, da sie wörtlich dasselbe enthalten, was oben als Inhalt des Scherl'schen Planes angegeben wurde. Die Sparcassenboten, welche die Beiträge abholen, die Sparmarken, die Sparmarkenbücher und deren Umtausch in Sparcassenbücher, die Höhe der Beiträge, ja sogar die 1,7 % Zinsen, alles was der schnöde abgewiesene Verfasser ersehnt hatte, erscheint von neuem in wohlwollender amtlicher Beleuchtung. Nur zweierlei fehlt:

1) die verhaßte Prämienverloosung oder mit anderen Worten der hervorragendste Kern des Scherl'schen Planes, mit dem dem ganzen System sein ureigentliches Leben genommen wird, und

2) der geistige Urheber dieses Erlasses.

Im literarischen Leben pflegt man ein derartiges Verfahren mit Plagiat zu bezeichnen. Es sei uns fern, dem damaligen Leiter des Ministeriums des Innern einen solchen Vorwurf zu machen. Wir können nur annehmen, daß der erste Bescheid, der dem Autor des Planes zugegangen war, auf einem Mißverständniß beruhte. Plagiatoren pflegen doch auch ihre Sache geschickter anzufangen. Sie würden nicht eine so verrätherische Zahl wie 1,7 % ohne Umänderung übernommen haben; um so weniger, als dieser ominöse Zinsfuß in ihr Project durchaus nicht hineinpaßt und dort eine ganz andere Rolle spielt, als in dem Scherl'schen Plan. Während dieser Plan allerdings einen normalen Zinsbetrag vorschlägt, welcher, in die Form eines Zinsfußes umgerechnet, bei regelmäßigen Wochenzahlungen und einem Jahreszinsbetrag von 1,80 Mk. ungefähr 1,7 % ergeben würde, ist dieser Satz, als fester Berechnungsfactor wie in dem ministeriellen Vorschlage gedacht, für die Praxis natürlich total unbrauchbar und ohne jede Unterlage.

Liegt aber hier, woran wir nicht zweifeln, ein Versehen der Regierung vor, so darf sie, nachdem nunmehr die ganze Angelegenheit der Öffentlichkeit unterbreitet ist, keine Stunde länger mit der Aufklärung warten. Sie ist sich wohl selbst dessen am besten bewußt, in welcher Weise das bisherige Bild, welches man durch die obige Schrift über die Sachlage erhalten hat, ihr Ansehen zu compromittiren geeignet ist.

Sisyphus.

Zur Irrsinnserklärung.

Von Landgerichtsrath a. D. G. Pfizer (Ulm).

Ueber die neuerdings vielerörterte Frage der Reform des Irrenwesens hat in letzter Zeit einer unserer ausgezeichnetsten Juristen, O. Bähr, das Wort ergriffen, um den Bestrebungen des im Jahre 1892 in der Kreuzzeitung erschienenen Aufrufs entgegenzutreten, die in dem Verlangen gipfeln: es solle die Entscheidung über jede Entmündigung wegen Geisteskrankheit und über jede Internirung in eine Irrenanstalt (statt in die Hände von Richtern, Verwaltungsbeamten und Aerzten oder Psychiatern) in die Hand einer Commission unabhängiger Männer gelegt werden, die das Vertrauen ihrer Mitbürger genießen. Diese Forderung ist im Wesentlichen kürzlich von einer Versammlung von Gelehrten und Laien wiederholt worden, die (am 21. Nov.) in Göttingen zum Zweck der Berathung über die in Frage stehende Reform gehalten worden ist.

Ich wüßte unter den Lebenden keinen Juristen, der freier wäre vom juristischen Zunftgeist und Zunftzopf, als Bähr; nur R. von Ihering stand ihm hierin gleich und — der Name Ihering steht unter dem erwähnten Aufruf: Beweis genug, daß es sich nicht um eine Parteisache, nicht um eine Sache der Kreuzzeitungspartei handelt, der darum die liberalen Parteien von vornherein mit Mißtrauen entgegenzutreten berechtigt wären. Ihering vermag auf den Angriff Bährs nicht mehr zu antworten; es möge darum einem Verehrer seines Geistes eine Intervention zu Ehren seiner Unterschrift gestattet sein, — nicht in dem Sinne, als ob ich den Ausführungen Bährs im Ganzen entgegentreten wollte, sondern nur, um gegen diese Ausführungen in einzelnen theils sachlichen, theils persönlichen Beziehungen Widerspruch zu erheben; in persönlicher Beziehung, sofern in die Erörterung Bährs der Name eines Mannes verflochten ist, mit dessen Proceß ich mich zufällig schon zu beschäftigen hatte und dessen Schicksal durch die Art, wie Bähr den Fall bespricht, ungünstig beeinflußt werden könnte.

In sachlicher Beziehung kann ich mich im großen Ganzen mit den Ausführungen Bährs nur einverstanden erklären. Durchaus treffend unterscheidet Bähr die zwei Seiten der Frage, die fast ganz unabhängig von einander sind: die Entmündigung wegen Geisteskrankheit und die Internirung

in eine Irrenanstalt. Seine Abhandlung befaßt sich in der Hauptsache nur mit der Entmündigung, hier nimmt er das bestehende Recht, die Reichscivilproceßordnung gegen die Angriffe des Aufrufs in Schutz, während er diesem zugiebt, daß er „vielleicht in Beziehung auf die Verhältnisse in den Irrenanstalten berechtigt" sei. Dieses „vielleicht" möchte ich beanstanden: daß die gegenwärtigen Verhältnisse der Irrenanstalten eine Reform dringend fordern, scheint mir kaum zweifelhaft. Die Entscheidung über die Verbringung eines Kranken in eine Anstalt und seine Zurückhaltung darin liegt zur Zeit ausschließlich in der Hand der Verwaltungsbehörde, der Polizei, die entweder von Amtswegen oder auf Anrufen der Angehörigen in Thätigkeit tritt, — mittelbar in den Händen der Irrenärzte, deren Gutachten für die Verwaltungsbehörde schlechthin maßgebend zu sein pflegen. Dagegen wäre wenig zu erinnern, wenn in jedem einzelnen Fall die Krankheit und die Gemeingefährlichkeit des zu Internirenden außer Zweifel stände; dies trifft aber keineswegs immer zu, die Krankheit und die Nothwendigkeit der Internirung wird von dem angeblich Kranken häufig bestritten, und wenn die Maßregel in solchen Fällen lediglich in die Hände der Verwaltungsbehörde gelegt wird, so ist dies eine schwere Gefährdung der persönlichen Freiheit; denn für die Polizei kommt in erster Linie die Rücksicht auf das allgemeine Wohl, auf die öffentliche Sicherheit in Betracht, sie darf die Rechte des Individuums nicht verletzen, aber sie ist nicht die zum Schutze dieser Rechte berufene Behörde, sie wird daher — sei es auch im besten Glauben — leicht geneigt sein, diese Rechte den wirklichen oder vermeintlichen Rücksichten des Gemeinwohls unterzuordnen. Schon die bloße Entmündigung (ohne Einsperrung in eine Irrenanstalt) ist ein schwerer Eingriff in die persönliche Freiheit; hat man es nun für nothwendig gehalten, hier beim Widerspruch des angeblich Kranken ein förmliches gerichtliches Verfahren unbedingt vorzuschreiben, um wie viel mehr erscheint ein solches geboten, wenn es sich nicht bloß um die Beschränkung oder Aufhebung der civilrechtlichen Handlungsfähigkeit, sondern, bei der häufig lebenswierigen Internirung, um die völlige Vernichtung der persönlichen Freiheit handelt! — Auf die Frage, was im Einzelnen in dieser Richtung zu geschehen habe, gehe ich hier nicht näher ein, weil auch Bähr diese Frage nicht weiter behandelt.

Was die Entmündigung angeht, so stimme ich, wie gesagt, mit Bähr in der Hauptsache überein, nämlich darin, daß die Angriffe gegen das jetzige Verfahren sehr übertrieben sind. Das Wort „Zahlen entscheiden!" gilt auch hier, und aus den von Bähr angeführten Zahlen ergiebt sich unwiderleglich, daß es eine Verkehrtheit wäre, in jedem Entmündigungsfall ein förmliches gerichtliches Verfahren in den Formen des Civilprocesses zu verlangen, wie es jetzt im Fall der Anfechtung des amtsgerichtlichen Entmündigungsbeschlusses Platz greift: nur etwa in zwei unter hundert Fällen der vom Amtsgericht verfügten Entmündigungen erfolgt Berufung an das Landgericht. Da wäre es augenscheinlich eine unverantwortliche Verschwendung an Zeit und Geld, wenn man in jedem Fall eine gerichtliche Verhandlung verlangen wollte; die einfache regelmäßige Gerichtsgebühr beträgt in Entmündigungssachen 44 Mark, die Anwaltsgebühr 36 Mark, diese Gebühren kommen hier dreimal in Ansatz, aus dem Vermögen des Entmündigten wären also $3 \times 44 + 3 \times 36$ M. = 240 M. zu bezahlen, die Zahl aller Entmündigungen in einem Jahre beträgt nach Bähr mehr als 10 000, also ein zweckloser Aufwand von mehr als zwei Millionen Mark! — In der sehr großen Mehrzahl der Fälle ist also gegen die Erledigung der Entmündigungen ohne förmliches gerichtliches Verfahren nichts einzuwenden, und auch die Ueberweisung dieser Fälle an das Amtsgericht ist nicht zu beanstanden; über die Handlungsunfähigkeit der betreffenden Personen besteht hier kein Zweifel, es handelt sich also nur darum, für ihr körperliches Wohl und für ihr Vermögen Sorge zu tragen, also um vormundschaftliche Thätigkeit, die von jeher in Deutschland in die Hände der Gerichte gelegt war. Eine wichtige Frage ist allerdings, ob das Amtsgericht selbst Vormundschaftsbehörde sein oder nur die Oberaufsicht über die Gemeinde als Vormundschaftsbehörde führen soll; diese über den Rahmen unserers Themas hinausgreifende Frage ist aber hier nicht zu erörtern. — Auch die Möglichkeit, daß sich das Amtsgericht bei der Entmündigung irrt, kann gegen die bestehende Einrichtung nicht geltend gemacht werden; durch die bloße Entmündigung wird ja nicht, wie durch die Internirung, die natürliche Freiheit aufgehoben, der Entmündigte kann thatsächlich immer von dem Rechte der Anfechtung Gebrauch machen, und es fragt sich nur, ob für die in Betracht kommenden 2% aller Entmündigungen das Anfechtungsverfahren sachgemäß geordnet ist.

Daß hier im Einzelnen Verbesserungen möglich seien, giebt auch Bähr zu; doch scheint es mir, daß er hier die obwaltenden, in dem Aufruf hervorgehobenen Bedenken zu gering anschlägt. Eine Frage von principieller Bedeutung ist: Sollen über eine streitige Entmündigung lediglich Berufsrichter, die bestehenden Civilgerichte entscheiden? — Daß ein Richter entscheiden muß, wenn es sich um die bestrittene Handlungsfähigkeit einer Person handelt, ist selbstverständlich — doch nein! selbstverständlich ist nichts, wir dürfen nur sagen: sollte selbstverständlich sein. In dem bekannten Hegelmeierschen Fall hat die württembergische Regierung die Selbstverständlichkeit bestritten und den Versuch gemacht, den unangenehmen Beamten dadurch zu beseitigen, daß man ihn im Verwaltungswege auf Grund eines (lediglich auf die „Akten" sich stützenden) ärztlichen Gutachtens für geisteskrank erklärte; der Sturm, der sich in der Oeffentlichkeit gegen dieses Beginnen erhob, nöthigte die Regierung allerdings schleunigst von dem Versuch Abstand zu nehmen. — Aber wenn es auch zweifellos richtig ist, über die Entmündigung den Richter entscheiden zu lassen, so ist es doch nicht ebenso zweifellos, ob die Civilkammer des Landgerichts der geeignete Richter sei. Der Civilrichter ist der Richter in Streitigkeiten über Mein und Dein; einen Streit über Mein und Dein stellt in gewissem Sinn auch der Streit über die Entmündigung dar, es wird gestritten über die civilrechtliche Handlungsfähigkeit, über das Recht einer Person, ihr Vermögen selbst zu verwalten. Allein die Bedeutung der Entmündigung ist damit nicht erschöpft: der Entmündigte verliert nicht nur die Fähigkeit, über sein Vermögen zu verfügen, sondern die Entmündigung erfaßt seine ganze privat und öffentlich rechtliche Stellung; der Vater verliert, wenn er (nach der unschönen Sprache des Entwurfs des bürgerlichen Gesetzbuches) für „geschäftsunfähig", d. h. handlungsunfähig erklärt wird, die „elterliche Gewalt", d. h. die Vormundschaft über seine Kinder, der Bürger verliert, wenn er entmündigt wird, das Wahlrecht u. s. w., kurz, durch die Entmündigung wird zwar nicht, wie durch die Einsperrung in eine Irrenanstalt, die natürliche Freiheit der Bewegung, aber doch die rechtliche Persönlichkeit des Bürgers in gewissem Sinne vernichtet, und da ist die Frage wohl berechtigt, ob die Entscheidung über diese Vernichtung sich durchaus in den rechten Händen befindet, wenn sie den Civilgerichten in der herkömmlichen Zusammensetzung übertragen ist, — sie ist doppelt berechtigt, wenn man den traurigen Buchstabendienst kennt, dem unsere Gerichte vielfach — in Uebereinstimmung mit der ganzen deutschen Bureaukratie — huldigen, der sie treibt, jedem Gesetz diejenige Anwendung und Auslegung zu Theil werden zu lassen, die dem gesunden Menschenverstand am kräftigsten ins Gesicht schlägt. Ich führe nur ein gerade dem Entmündigungsverfahren entnommenes Beispiel an. Nach § 603 der Civilproceßordnung tritt der Beschluß, durch den das Amtsgericht die Entmündigung einer Person verfügt, mit dessen Zustellung an die Vormundschaftsbehörde in Wirksamkeit, er bleibt, auch wenn er angefochten wird, in Wirksamkeit bis

zur Entscheidung über die Anfechtung. Die Bestimmung hat ja ihren guten Sinn, soweit es sich um den Schutz des Entmündigten und seines Vermögens handelt; aber die Justizbureaukratie fragt nicht nach dem Sinn und Zweck des Gesetzes, sondern sie erklärt unter Berufung auf dessen Buchstaben: Derjenige, der vom Amtsgericht für blödsinnig erklärt ist, gilt, mag er sich gegen den Spruch noch so sehr und mit bestem Grund wehren, für blödsinnig, bis in dem Anfechtungsproceß über seinen Widerspruch entschieden ist; und so wird die vorläufige Vollstreckbarkeit des Entmündigungsbeschlusses aus einem Schutzmittel für den Entmündigten zu einer gegen ihn gebrauchten Waffe: es kann geschehen, daß ein Antrag, den der vom Amtsgericht Entmündigte an ein Gericht stellt, von diesem zurückgewiesen wird mit der Begründung: „Da Sie für blödsinnig erklärt sind, so kann ein Antrag, den Sie ohne Mitwirkung Ihres Vormunds stellen, vom Gericht nicht berücksichtigt werden." (Der Beschluß ist, wenn ich mich nicht irre, in dem nachher zu erwähnenden Proceß Sternberg ergangen.) Ein solcher Beschluß ist entweder eine bodenlose Rohheit oder eine grenzenlose Dummheit, das erste, wenn der Entmündigte in Wirklichkeit nicht blödsinnig, also mit Unrecht entmündigt ist („So einer zu seinem Bruder sagt: Du Narr! der ist des höllischen Feuers würdig"), das zweite, wenn der Entmündigte wirklich blödsinnig, mit Recht entmündigt ist, denn an einen Blödsinnigen richtet ein Richter, der nicht selbst blödsinnig ist, keine Decrete. — Wenn man dann noch weiter weiß, mit welcher Gedankenlosigkeit sich oft selbst höhere Gerichte das Gutachten eines Sachverständigen aneignen und mit welcher Ueberhebung oft die Jünger der noch fast in den Kinderschuhen steckenden Psychiatrie über die geistige Gesundheit eines Menschen und über die Gemeingefährlichkeit des angeblich Kranken aburtheilen, so sind die Zweifel daran, ob das Entmündigungsverfahren bei uns in allen Theilen wohlgeordnet sei, nicht von der Hand zu weisen, und es erscheint das Verlangen berechtigt, daß an der Entscheidung über eine angefochtene Entmündigung auch unbefangene, gebildete Männer theilnehmen, die weder Beamte noch (Gerichts-)Aerzte sind. Das Verlangen erscheint um so mehr begründet, als solche Entmündigungsprocesse unter Umständen sogar einen politischen Charakter tragen können: ist doch nach dem Gesetz in allen Fällen, wo eine Entmündigung wegen Geisteskrankheit statthaft ist, der Staatsanwalt von sich aus zur Stellung des Antrags berechtigt — ein Umstand, der allein schon beweist, daß Entmündigungsprocesse eigentlich nicht vor die Civilgerichte gehören, denn im deutschen Civilproceß hat der Staatsanwalt von Rechtswegen nichts zu schaffen; im preußischen Landtag aber hat ein Regierungsvertreter bei der Verhandlung über eine Beschwerde wegen unbegründeter Entmündigung die bedenkliche Aeußerung gethan: es sei allgemein üblich, Personen, die durch fortgesetzte Klagen und Beschwerden den Behörden lästig werden, durch Entmündigung unschädlich zu machen. — So wenig, wie der Civilrichter, ist aber auch der Strafrichter zur Feststellung der Geisteskrankheit einer Person berufen; er hat nur über die bestimmte That zu urteilen, die einem Angeklagten zur Last gelegt ist; findet er, daß der Angeklagte sie im Zustand der Unzurechnungsfähigkeit, der Geisteskrankheit verübt hat, so muß er ihn freisprechen, und die Folge ist nach bestehendem Recht, daß der Angeklagte, wenn er verhaftet war, auf freien Fuß gesetzt wird. Mit Recht nimmt Bähr hieran Anstoß, denn es wird auf diese Weise manchmal, wenn auch nur vorübergehend, d. h. insolange, bis die Polizei die Verbringung des Freigesprochenen in eine Irrenanstalt anordnet, die bürgerliche Gesellschaft den Angriffen äußerst gemeingefährlicher Personen ausgesetzt, und für das Opfer eines solchen Angriffs ist es einerlei, ob es das Opfer eines Mörders oder das Opfer eines Wahnsinnigen geworden ist. Die verderbliche Richtung in der Psychiatrie macht sich auch hier bemerklich; während man es auf der einen Seite leicht nimmt, einen Menschen, der noch Niemand etwas zu Leide gethan hat, für geisteskrank und darum gemeingefährlich zu erklären, und seine Einsperrung in ein Irrenhaus zu befürworten, bewahrt man auf der andern Seite Manchen, der seine Gemeingefährlichkeit durch die That bewiesen hat, vor der Einsperrung in's Zuchthaus, indem man bei ihm eine geistige Krankheit oder „psychopathische Minderwerthigkeit" constatirt. Gäbe es Gerichtshöfe, die über streitige Entmündigungen und Internirungen als über Angelegenheiten des öffentlichen Rechts zu entscheiden hätten, so könnte Derartiges nicht vorkommen; die Abtheilung des Gerichts für Strafrecht, die Strafkammer, die einen Angeklagten wegen Unzurechnungsfähigkeit freisprechen oder straflos lassen muß, würde den Fall sofort vor die Abtheilung für öffentliches Recht, die „Verwaltungskammer", verweisen.

Zum Schluß noch einige Worte über den Fall des Dr. Sternberg, den Bähr als einen Beweis dafür anführt, wie der Kreuzzeitungsaufruf das bestehende Entmündigungsrecht grundlos angreife; meines Erachtens könnte man den Fall ebensowohl in entgegengesetzter Richtung verwerthen. — Bähr führt über den Fall in thatsächlicher Beziehung nur an: Sternberg sei durch Beleidigungsklagen, Queruliren und Aehnliches vielfach in Berührung mit den Gerichten und anderen Behörden gekommen, sein Verhalten sei hierbei so auffallend gewesen, daß es den Verdacht partieller Geistesstörung (Verfolgungs- oder Querulantenwahnsinn) erregt habe, er sei daher auf Grund ärztlicher Gutachten für geisteskrank erklärt und entmündigt worden. In dem gerichtlichen Verfahren vor Landgericht und Oberlandesgericht seien wiederholt Gutachten von vertrauenswürdigen Aerzten eingeholt worden; „die Thatsache", heißt es hierbei wörtlich, „daß einer der Aerzte ein 800 Seiten langes Gutachten ausgestellt haben soll, wird begreiflich, wenn man das ungeheure Material kennt, zu dessen Beurtheilung das Verhalten Sternberg's Veranlassung gegeben hat"; daneben anerkennt Bähr allerdings, daß ein Gutachten von solcher Länge, gerade so wie ein entsprechendes gerichtliches Urtheil stets zweckwidrig sei. Bähr schließt: „Liest man die beiden Urtheile, die sich über den Geisteszustand Sternberg's aussprechen, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß sie mit der größten Umsicht und Besonnenheit erlassen sind. Die Behandlung der Sache im Herrenhaus (Ueberweisung einer Beschwerde Sternberg's an die Regierung zur Berücksichtigung bei einer im Sinn des Aufrufs von 1892 zu veranlassenden Reform des Irrenwesens) hatte also keine innere Berechtigung."

In thatsächlicher Beziehung ist zunächst ergänzend zu bemerken: es waren nicht Klagen und Beschwerden, die Dr. Sternberg erhoben hat, sondern — wenigstens unmittelbar — eine gegen ihn erhobene Strafklage, die Veranlassung zum Entmündigungsverfahren gab. Sternberg hatte gegen einen hohen preußischen Beamten schwere Vorwürfe erhoben, die diesen zur Stellung des Strafantrags veranlaßt hatten. (Ob die erhobenen Vorwürfe irgendwie begründet waren, vermag ich nicht zu beurtheilen.) Das Strafverfahren wurde aber nicht durchgeführt, sondern eingestellt, nachdem zufolge des vom Staatsanwalt betriebenen Entmündigungsverfahrens Sternberg (nicht für „geisteskrank", sondern) für „blödsinnig" erklärt worden war. Die gegen den Entmündigungsbeschluß von Sternberg erhobene Anfechtungsklage hatte in I. und II. Instanz keinen Erfolg: beide Richter schlossen sich den ärztlichen Gutachten an, die den vom Amtsgericht festgestellten „Blödsinn" bestätigten; das Hauptgutachten hat in der That etwa 800 Seiten gefüllt; ich habe es nicht gesehen, aber in dem Urtheil II. Instanz, das ich gelesen habe, ist darauf unter Anführung der Seitenzahlen verwiesen, und diese Verweisungen ergeben die Richtigkeit der Zahl. Jetzt ist, wie auch Bähr anführt, die Sache beim Reichsgericht anhängig, und es wäre darum kaum schicklich, die vorhergehenden Urtheile hier zu kritisiren; auf Bähr haben sie den Eindruck

gemacht, daß sie mit der größten Umsicht und Besonnenheit erlassen seien, — ich gestehe, daß mein Eindruck entgegengesetzter Art war: die Urtheile haben die ärztlichen Gutachten adoptirt, und diese Gutachten, namentlich das 800 Seiten lange, scheinen mir keineswegs überzeugend. Ein Urtheil oder ein Gutachten, das 800 Seiten füllt, ist nicht nur, wie Bähr mit vollem Recht sagt, stets zweckwidrig, sondern in neun Fällen unter zehn, wo nicht in neunundneunzig unter hundert, verkehrt: die Länge und der Apparat von Gelehrsamkeit sollen die Dürftigkeit des geistigen Gehalts verdecken. — Es mag mancherlei Formen der Geisteskrankheit geben, deren Dasein nur der Arzt feststellen kann, aber der Blödsinn gehört zu diesen Formen nicht, ob ein Mensch blödsinnig sei, das vermag jeder Richter, überhaupt jeder halbwegs gebildete Laie zu entscheiden — es wäre denn, daß der Richter zuvor mit Hülfe des Psychiaters einen Begriff des Blödsinns construirt, unter den auch eine hohe Intelligenz subsumirt werden kann, — nach dem Vorbild der Richter, die einen Beamten der Achtung unwürdig erklären, obgleich oder weil er sich die allgemeine Achtung erworben hat. Von Dr. Sternberg aber habe ich eine Reihe von Briefen in Händen, die schlechterdings keine Spur von Blödsinn zeigen; sie lassen erkennen, daß der Mann sehr reizbar, leidenschaftlich, mißtrauisch, argwöhnisch ist; der Arzt mag darin vielleicht etwas „Krankhaftes" finden, aber der Richter wird und soll sich doch zweimal besinnen, ehe er aus solchen Charakterfehlern das Urtheil ableitet: der damit Behaftete sei unfähig, seine Angelegenheiten selbst zu besorgen. Und so darf man wenigstens in diesem Fall dem Dr. Sternberg sein Mißtrauen nicht verübeln, das ihn annehmen läßt, die Entmündigung sei nicht aus Fürsorge für ihn, sondern aus Rücksicht auf seinen hochgestellten Gegner erfolgt. Auffallend ist das Vorgehen des Staatsanwaltes unter allen Umständen; weder die Ehefrau noch ein Verwandter Sternberg's hat den Antrag auf Entmündigung gestellt, auch die Gemeindebehörde, auf deren Veranlassung sonst wohl der Staatsanwalt thätig wird, hat keinen Anstoß zu dem Verfahren gegeben, sondern ganz aus eigenem Antrieb hat der Staatsanwalt den einer schweren Beleidigung angeklagten Arzt der Bestrafung entzogen, indem er die Verhängung einer Maßregel herbeiführte, die allerdings nicht den Namen einer Strafe trägt, aber von dem Betroffenen zehnmal härter empfunden wird, als die höchste nach dem Gesetz zulässige Geld- oder selbst Gefängnißstrafe. Meines Erachtens hätte sich der Staatsanwalt die zärtliche Fürsorge für das Vermögen Sternberg's ersparen können, hätte er jedenfalls damit zuwarten sollen, bis etwa der Strafrichter den Angeklagten von der Beschuldigung der Beleidigung wegen erwiesener Unzurechnungsfähigkeit oder wegen zweifelhafter Zurechnungsfähigkeit freigesprochen und dem angegriffenen Beamten die vielleicht mit vollem Recht begehrte Genugthuung verweigert hatte. So aber scheint mir der Fall Sternberg ein sehr starker Beweis für die Berechtigung des Verlangens, daß über eine Entmündigung im Streitfall nicht bloß Juristen und Psychiater, sondern auch gebildete Laien entscheiden sollen.

Dem Fall Sternberg möge übrigens zum Beweis, wie bedenklich es ist, den Schutz auch der persönlichen Freiheit eines angeblich Geisteskranken einerseits von dem Gutachten von Psychiatern, andrerseits vom Belieben der Staatsanwaltschaft abhängig zu machen, ein Fall zur Seite gestellt werden, über den vor etwas mehr als zwei Jahren ein Berliner Blatt berichtete, ohne von oben rectificirt zu werden. Ein angesehener Berliner Bürger — so erzählt das Blatt —, ein alter, aber noch rüstiger und geistig gesunder Mann, Gärtner E., wurde von seinen eigenen Söhnen, die das Vermögen des Vaters gern in ihre Verwaltung bekommen hätten, mit Gewalt in die Irrenabtheilung der Charité gebracht, nachdem sie sich von zwei angesehenen Aerzten — nicht aber vom zuständigen Gerichtsarzt, der die Ausstellung eines ihren Wünschen entsprechenden Gutachtens abgelehnt, dem alten Mann vielmehr ein Gesundheitsattest ausgestellt hatte, — ein Zeugniß verschafft hatten, das den Vater als in gemeingefährlicher Weise geisteskrank bezeichnete. Acht Tage wurde der Mann in der Irrenanstalt gefangen gehalten, bis es dem vom Vormundschaftsrichter vorläufig bestellten Pfleger, einem ebenso energisch handelnden, wie rechtlich denkenden Anwalt, gelang, seine Freilassung zu erwirken. Der von den Söhnen gestellte Entmündigungsantrag wurde trotz der ärztlichen Gutachten in zwei Instanzen zurückgewiesen. Der alte Mann wollte gegen die Söhne nichts unternehmen; einer der Unterzeichner des Eingangs erwähnten Aufrufs machte aber, über den Vorfall empört, der Staatsanwaltschaft Anzeige, um eine Bestrafung der Schuldigen wegen Verbrechens der Freiheitsentziehung herbeizuführen. Der Staatsanwalt erwiderte ihm jedoch, daß er sich zu einem Einschreiten gegen die Söhne nicht veranlaßt sehe, „da ein Bewußtsein der Beschuldigten von der Widerrechtlichkeit ihrer Handlungsweise nicht erwiesen sei (erwiesen konnte es erst durch die gerichtliche Untersuchung werden!), dieselben vielmehr auf Grund der ihnen damals vorliegenden (von ihnen veranlaßten!) Gutachten zweier bewährter Irrenärzte zu der Annahme berechtigt gewesen seien, ihr Vater sei geisteskrank und zwar in gemeingefährlicher Weise und da die Strafbarkeit der genannten Irrenärzte oder eines Verwaltungsmitglieds der k. Charité ausgeschlossen sei".

Die Söhne waren des am Vater verübten Verbrechens der Freiheitsberaubung jedenfalls dringend verdächtig: einer von ihnen soll nach dem Bericht der dem Staatsanwalt vorgelegten Zeitung bei der Ablieferung des Vaters in die Irrenanstalt diesem noch zugerufen haben: „Adieu, Papa, auf immer!" und es ist schwer zu verstehen, wie die Staatsanwaltschaft jedes Einschreiten gegen sie kurzer Hand ablehnen konnte. Freilich: wenn gegen die Söhne Untersuchung eingeleitet wurde, so war damit ein gewisser Verdacht der Mitthäterschaft gegen die „bewährten Irrenärzte" ausgesprochen, und deren Strafbarkeit war nach dem Schreiben des Staatsanwalts von vornherein „ausgeschlossen". Diese Aufstellung klingt gerade wie die in Württemberg übliche Urtheilsbegründung: „Herr X. oder Y. ist ein allgemein geachteter, angesehener Mann, also kann der gegen ihn erhobene Vorwurf nicht begründet sein." Es kann unter den Aerzten so gut wie unter den Rechtsanwälten oder den Richtern einzelne Verbrecher geben; es ist jedoch keineswegs nothwendig, im Fall des Gärtners E. eine Mitschuld der Aerzte anzunehmen: ihr Gutachten war unrichtig, aber es muß nicht aus bösem Willen —, es kann auch aus Berufsfanatismus entsprungen sein. Wie es Advokaten giebt, die in jedem an sie herantretenden Fall eine Krankheit oder Unklarheit des Rechts entdecken, der sie ihre Hülfe angedeihen lassen müssen, auch wenn dem unbefangenen Auge das Recht ganz klar zu sein scheint, so giebt es auch — und zwar in ziemlicher Zahl — Psychiater, die an jedem zur Untersuchung vor sie tretenden Menschen eine Geisteskrankheit entdecken, in ihm mit Freuden ein Object für ihre wissenschaftlichen (?) Untersuchungen erblicken. Sie mögen dabei in gutem Glauben sein, aber ich sage schwerlich zu viel, wenn ich solche Irrenärzte als gemeingefährlich bezeichne, gemeingefährlicher als manche der Menschen, die sie für geisteskrank erklären. Solche Berufsfanatiker waren wohl auch die „bewährten Irrenärzte" im Fall des Gärtners E., und als solche wären sie durch eine gegen die Söhne des E. eingeleitete strafrechtliche Untersuchung bloßgestellt worden! dieser Bloßstellung sind sie durch die Weigerung des Staatsanwalts, öffentliche Klage gegen die Söhne zu erheben, entgangen. Der Gerechtigkeit ist aber damit schlecht gedient, vielmehr wiederhole ich: die persönliche Freiheit des Bürgers ist gefährdet, wenn er auf das von habgierigen Verwandten veranlaßte Gutachten zweier beliebiger Psychiater in eine Irrenanstalt verbracht werden kann und wenn die Verfolgung derer, die die Einsperrung veranlaßt

haben, von den Entschließungen der im Besitz des Anklagemonopols befindlichen, nach Rücksichten der Zweckmäßigkeit handelnden Staatsanwaltschaft abhängig ist.

Agrarpolitisches aus Rußland.

Von W. S. Cechanowiecky (Moskau).

Kürzlich wurde nach Petersburg beim Ministerium der Reichsdomänen und des Ackerbaus ein landwirthschaftlicher Conseil berufen. Dieser besteht aus Beamten und aus 15 von der Regierung gewählten Gutsbesitzern. Das Programm und der Wirkungskreis der neuen Institution ist sehr ausgedehnt. So soll der Conseil Statuten für provinzielle landwirthschaftliche Congresse ausarbeiten, die Größe der Dotationen an die „Semstwos" (Gutsbesitzer-Gemeinde-Verwaltungen) bestimmen, ein Schulproject dem Ministerium vorschlagen und ein Meliorations-Credit-Project ausarbeiten. Seine anderen Functionen sind rein technischer Art.

Für Rußland, wo sich nur 0,9% der Bevölkerung mit der Industrie beschäftigt und die bäuerliche Bevölkerung 85,25% ausmacht, ist die Agrarpolitik von der höchsten Wichtigkeit. Wie sie aber unter dem „ancien régime" vernachlässigt wurde, zeigte am besten die Hungersnoth vom Jahre 1891/1892. Diese hat laut der Welt verkündigt, was die russische Presse verschwieg und verschweigen mußte. Wenn schon wenige Monate nach einer Mißernte Millionen von Landleuten darauf angewiesen waren, von Wurzeln, Kleie und Unkraut zu leben, so ist der volle Beweis erbracht, daß das Volk seit Jahren am Hungertuche nagt. Eine genauere Prüfung förderte noch mehr zu Tage. Die Krise, welche das ganze ökonomische Gleichgewicht des Landes über den Haufen warf, war nicht die Schuld einer jener Heimsuchungen, gegen welche menschliche Voraussicht und Macht hülflos sind. Die Mißernte von 1891/92 bedeutete blos den Ausfall von einem Fünftel einer Mittelernte. In Frankreich ergab sich im Jahre 1888 derselbe Ausfall von 20%, trotzdem wurde dadurch nicht der geringste Mangel verursacht und in der ganzen Welt ahnte man nicht einmal, daß in jenem Lande irgend etwas nicht in Ordnung sei. Ein Ausfall von zwanzig Procent des Ertrages liegt im landwirthschaftlichen Betriebe innerhalb der normalen Grenzen, und wenn er in Rußland die Hungersnoth hervorrief, so bedeutete dies nichts anderes, als daß sie der letzte Ring ist in einer Kette von Hungersnöthen, welche dieser voraufgingen. Was ist aber die Ursache dieses Nothstandes?

Die letzten statistischen Berichte zeigen, daß durchschnittlich nur 12,1 Djeßjatinen Land einer Bauernfamilie frei zur Benützung stehen. Unterdessen kann und muß ein jeder Hof, eine jede Bauernwirthschaft, vorausgesetzt daß ihre Werkzeuge in gutem Zustande sind und sie ihre normale Zahl von Vieh hat, wenigstens 20 Djeßjatinen Boden bebauen, wovon sie leben kann und mit Hülfe dessen sie ihre Steuern zu zahlen im Stande ist. Denn die bei uns vorherrschende Dreifelderwirthschaft ist entschieden ein sehr primitives Ackerbausystem. Der Durchschnittsertrag des Getreides in Rußland ergiebt 2,9 Körner (neben dem Saatkorn). Das ist fast das Minimum, unter welchem der Landbau kaum noch möglich ist. Aber dieses System ist eben das billigste, diese Art des Ackerbaus braucht das geringste Anlagecapital, und eben darum ist sie für den Bauer die einzig mögliche. Während in England 61% und in Frankreich 83% der Gesammtfläche unter Cultur stehen, wird im europäischen Rußland nur 28% des culturfähigen Bodens bebaut, und dabei muß der Bauer wegen Mangel an Boden Hungersnoth leiden. Wohin man auch blicken und welche Rechnung man auch aufstellen mag, allenthalben findet sich der Nachweis, daß der Ertrag der Landwirthschaft auf dem Gemeindelande die Bauernbevölkerung höchstens $^1/_3$ bis $^2/_3$ des Jahres hindurch ernährt.

Daß der Bauer wirklich Hungersnoth leidet, beweist augenscheinlich auch die Thatsache, welche das statistische Amt im Jahre 1886 über die Rekrutenaushebung in dem Zeitraume von 1874 bis 1883 veröffentlichte. Es geht nämlich daraus hervor, daß die Zahl der tauglichen jungen Leute alljährlich mit erstaunlicher Regelmäßigkeit abnimmt. Als 1874 die allgemeine Wehrpflicht zuerst in Wirksamkeit trat, wurden von allen Stellungspflichtigen 70,5% von der Rekrutircommission als tauglich bezeichnet. Das nächste Jahr wies sogar eine kleine Steigerung auf 71,5% taugliche. Aber von da an ist die Abnahme ununterbrochen. Es waren 69,4% im Jahre 1874. Dann 69,0, 68,8, 67,7, 65,8, 62,2, 59,1 und schließlich im Jahre 1883 59,0%. Das bedeutet in neun Jahren eine Abnahme um 12,5% der tauglichen Leute, der Blüthe der Nation, der jungen Männer im Alter von 20 Jahren, von welchen 85,25% dem Volke, dem Bauernstande angehören.

Der Umstand aber, daß der russische Bauer ein sehr geringes Bodenquantum besitzt, hat noch eine schwerwiegende und paradox klingende Folge. Wenn der Bauer einen zu kleinen Landantheil besitzt, hat er keine Zeit, diesen zu bebauen. Das ist kein Widerspruch, sondern eine logische Folgerung und bewiesene Thatsache. Der Landantheil genügt nicht, wie ich gezeigt habe, um das Leben zu fristen, also muß der Bauer seine Arbeit und daher auch seine Zeit dem Gutsbesitzer verkaufen, um nicht Hungers zu sterben. Während er sein eigenes Feld bebauen müßte, arbeitet er, seinen Verpflichtungen nachkommend, auf demjenigen des Großgrundbesitzers. Alle, welche sich mit der landwirthschaftlichen Frage in Rußland beschäftigt haben, führen diese Thatsache an. Man schlage nur die statistischen [illegible] beliebigen Provinzen und Distrikten auf, überall lesen wir, daß die [illegible] Arbeit geschieht darum auf den Bauernfeldern rechtzeitig; nur auf geackerten, sondern auf geeggten Boden findet die Aussaat statt. Und wenn der Bauer endlich dazu kommt, seine eigene Ernte abzuschneiden, ist oft die Hälfte auf dem Felde verfault oder aus den Aehren gefallen.

Der Act der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland erinnert an denselben Act in Polen durch Napoleon I. am 22. Juli 1807.. Der vierte Artikel der Constitution, welche Napoleon dem Warschauer Herzogthum gegeben hat, lautet: „L'esclavage est aboli. Tous les citoyens sont égaux devant la loi, l'état des personnes est sous la protection des tribunaux." Befreit, aber ohne jeglichen Besitz an Boden, wurde der polnische Bauer, wenn er früher leibeigen war, jetzt nach der Befreiung ein Sclave. Denn wenn früher seine Verhältnisse zu dem Gutsbesitzer gewissermaßen von dem Gewohnheitsrecht regulirt wurden, war nachher sein ganzes Dasein von der Laune und Willkür des Herrn abhängig. Dasselbe sehen wir gegenwärtig in Rußland.

Ich erlaube mir eine Angabe anzuführen, welche von einem Experten aus der Provinz Cherson vor der letzten officiellen Untersuchungscommission gemacht wurde. Sie ist in den officiellen Berichten zu finden. „Bei uns," sagt er aus, „giebt es eine andere Methode zu ernten, die für die Bauern sehr verderblich ist. Sie erhalten von einem Großgrundbesitzer ein Darlehen von 10 Rubel; dafür verpflichten sie sich statt der Interessen die Erntearbeit von einer Djeßjatine Korn und zwei Djeßjatinen Heu zu leisten, und den Capitalbetrag im Herbste zurückzugeben. Wenn aber das Geld nicht zurückgestellt wird, so gilt derselbe Vertrag für das nächste Jahr u. s. w. Neue Darlehen werden nicht verweigert, aber nur unter denselben Bedingungen gewährt. So gerathen die Bauern nach und nach in einen Zustand der Schuldknechtschaft, denn sie sind meist nicht im Stande, das Capital zurückzuerstatten und arbeiten Jahr für Jahr ganz umsonst."

Wir sehen also, daß der Mangel an Land die Bauern

von ihren eigenen Feldern treibt, die Knute des Steuereinnehmers aber bringt sie in die Klauen des Wucherers. „Wenn Ihr einem Bauern Geld zu 18% leiht", sagt der wohlbekannte Oeconom W. W. (siehe „Wjestnik Jewropy" [„Europäischer Bote"], October 1890) „so habt Ihr Euch als Wohlthäter gezeigt, den er bis an's Ende seiner Tage im dankbaren Andenken behalten wird." Nach der officiellen Statistik, die durch den verstorbenen Orloff sorgfältig aufgestellt wurde, betrugen in der Provinz Moskau die von den Bauern durchschnittlich gezahlten Zinsen 30% jährlich vom Nominalbetrage des Darlehens. Aber da sie gewöhnlich für Summen quittirten, die viel höher als die wirklichen Vorschüsse waren, stellt sich der Zinsfuß in Wirklichkeit viel höher. Sozonoff, welcher diese Seite der Frage untersuchte, führt folgende Beispiele an: 200 Rubel Darlehen — eine Quittung über 400 Rubel, 70 Rubel-Darlehen — Quittung über 300 Rubel; 50 Rubel Darlehen — Quittung auf 115 Rubel u. s. w. Die Interessen werden immer von der Nominalsumme gerechnet. Im Gouvernement Kursk ist es in ganzen Gemeinden üblich, Geld zu 60% Zinsen auszuleihen. Aber das ist ziemlich selten. Die Zinsen erreichen oft 300, ja 800%.

Ohne Zweifel sind alle diese Thatsachen dem landwirthschaftlichen Conseil bekannt, ich zweifle auch nicht an seinem guten Willen, allen landwirthschaftlichen Uebeln abhelfen zu wollen, aber wie? Ein jedes Unternehmen muß scheitern, so lange der russische „Tschinownik", der Beamte, nicht aus seiner gegenwärtigen Versumpfung gehoben wird, so lange er der allmächtige und factisch uncontrolirbare Herr bleiben wird. Dagegen giebt es nur ein Mittel, sich vollständig von den asiatischen Tendenzen des verstorbenen kaiserlichen „Friedensstifters" loszulösen. Man muß endlich aufhören, die Enthüllung des Verbrechens als Verbrechen zu bestrafen. Und wenn die Bemühungen der jetzigen Regierung, der Noth ihres Landes ein Ende zu machen, aufrichtig sind, wenn ihre Bestrebungen für die Cultur und den Wohlstand ihres Volkes ernst und uneigennützig sind, dann fürchte sie nicht das helle Licht des Tages, und ihre erste Aufgabe muß die Befreiung der Presse sein. Damit scheint es aber auch unter dem neuen Herrn noch gute Wege zu haben.

Ungedruckte Gedichte Karl Werder's.

Mitgetheilt von Ludwig Geiger.

Die schöne, von Otto Gildemeister pietätvoll herausgegebene und sinnig eingeleitete Gedichtsammlung Karl Werder's*) erweckt auch dem jüngeren Geschlecht die Erinnerung an einen Dichter, der Jahrzehnte lang verstummt schien. Nur gelegentlich bei großen und feierlichen Gelegenheiten, z. B. der goldenen Hochzeit des Kaiserpaares, erschien ein Gedicht des greisen Sängers; sonst wußten nur die, die in alten Almanachen zu Hause oder mit der Berliner Tradition verwachsen waren, daß der Professor ein Dichter war. Es ist zu hoffen, daß die neue Sammlung die Erinnerung an den geschmack- und kraftvollen Dichter wieder belebt, der die Zeitereignisse mit einem dichterischen Commentar begleitete, eigene Erlebnisse poetisch schilderte, vornehmlich die innige, sein Leben erfüllende Liebe zu einer verehrten Freundin, mit stets neuen Tönen besang.

Von Werder's auch durch Gildemeister aufgenommenen Gedichten finden sich nun einige in Werder's charakteristischer Handschrift, einer Reinschrift, die nur selten Correcturen aufweist, in dem mir zur Bearbeitung übergebenen Nachlasse eines mit Werder innig befreundeten Mannes. Es sind drei der größten und stimmungsvollsten Gedichte: Die Ode an's Meer 1848, die an die Freiheit 1848 und das größte Gedicht: Bei Tieck's Tode 1853. Bei dem ersten bietet die Handschrift die wenigsten Varianten; am charakteristischsten erscheinen mir die Verse: „Das Meer, das freiheitgebende ist frei | Trägt keines Königs Joch", an deren Stelle es im Druck minder kraftvoll heißt: „Das Meer verschlingt ihr Joch! Das Meer ist frei. | Kein Herrenrecht erkennt's". Die große, freiheitathmende Revolutionsode lautet in der Handschrift genau so wie im Druck. Nur ist in letzterem eine Strophe ausgefallen, möglicherweise von Werder bei der endgiltigen Redaction gestrichen, wahrscheinlicher bei der letzten Abschrift versehentlich weggelassen, da diese Strophe mit demselben Worte anfängt, wie die folgende. Die ausgelassene (die 4., gehörend zu S. 133 des Druckes) lautet:

Heil dem Geist, dem Sieger! Nur sein Odem
Hat Bestand;
Nirgends heißt: in Gottes Schooße!
Im Gedanken nur ist Land;
Und das Jenseits nur hat Grund und Boden!
Element der Schöpferkraft
Ist das Nichts, das ursprunglose,
Und das Wort ist's, das die Welt erschafft!

Die bedeutendste Vermehrung kann durch unsere Handschriften die Ode an Tieck erfahren, jene prächtige Würdigung des Dichters, Vorlesers und Menschen. Auch Varianten sind höchst bemerkenswerth, die bedeutendste, bei der die Lesart der Handschrift den Vorzug verdient, ist folgende: Bei der Schilderung von Tieck's berühmten unvergleichlichen Shakespeare-Vorlesungen heißt es im Druck ziemlich gezwungen: „Durch seines Wort's Leibhaftigkeit | In Fleisch und Blut sie bannend festzuhalten | In gegenwärtigster Wahrhaftigkeit". Statt dessen liest die Handschrift: „In eigenster Wahrhaftigkeit | Zum zweiten Mal sie schaffend festzuhalten | In seines Laut's Leibhaftigkeit". Es ist leicht möglich, daß die letztangeführte Lesart die frühere ist, die dem Dichter später nicht mehr genügte, aber die von ihm vorgenommene Aenderung war nicht glücklich. Wichtiger indessen ist eine längere Stelle, deren Auslassung nicht leicht begreiflich erscheint. Sie folgt ziemlich unmittelbar der eben angeführten, denselben Gegenstand weiter ausführend und lautet so:

Hier war sie Spiel! Hier war er siegesfertig,
Hier ganz, hier vollauf gegenwärtig!
All' seiner Gaben Luftvereinung
Zum Freudenfeste war's, sein Glück!
Die Wunderblüthe der Erscheinung
War seines Wesens Silberblick!
Hier-heimathsselig loderte empor
Der Himmelsfunk' in ihm, ein Meteor!
Der Fittich seines Genius umwob
Der Maja Schleier — ihm ein Zaubermantel,
Der auf den Gipfel seines Ziels ihn hob!
Hold war die Täuschung ihm, dienstbar der Wandel.

So interessant es nun auch ist, den Dichter in seiner Werkstatt zu belauschen und die Veränderungen des Bekannten kennen zu lernen, so ist es ungleich wichtiger, Unbekanntes von demselben Dichter zu vernehmen, dessen Schöpfungen das allgemeine Interesse erwecken. Auch solche Gedichte mitzutheilen bin ich in der Lage. Sie gehören höchst wahrscheinlich zu dem reichen, der Lebensfreundin Caroline gewidmeten Gedichtkranz und dürfen sich, so meine ich, sehr wohl neben den Schwestern sehen lassen. Die Gedichte, die durchaus zusammengehören, lauten:

I.

Laß es werden, laß es reifen,
Bis die Geister dich ergreifen,
Bis die Himmelsstunde kommt,
Der das Thun der Thaten frommt.

Wie's dem Herzen auch gelüftet,
Sorge, daß dich's nicht bezwingt,
Bis die Göttin ganz gerüstet
Aus der freien Stirn sich schwingt.

*) Berlin, F. Fontane u. Comp., 1895.

Habe Achtung vor dem Heute,
Schätze ewig deinen Tag,
Denke, daß er dir zur Beute
Ein Jahrhundert bringen mag.

Und im Schlimmsten — wär's vorüber,
Bist du ird'schem Trost zu schnelle,
Und dich trägt die eine Welle
Rasch, wohin du mußt, hinüber.

II.

Der Garten ist mir aufgethan,
Der Garten deiner Welt!
Entzücktes Auge, schau ihn an,
Unsterblich aufgehellt.

O laß mich heilige Natur,
Allmächt'ger Geist und du
An deinem Busen athmen nur
In heil'ger tiefer Ruh!

Vor diesen Höhn, auf dieser Fluth,
In diesem Sonnenlicht,
O einzig Herz, da ist es gut,
Ach, mehr bedarf ich nicht!

III.

Was gethan ist, ist gethan;
Und was kommen soll, kommt an;
Da ist nichts zu fragen.
Denn wie viel gesündigt ward,
Wer vermag's zu sagen?
Sei bereit, die Gegenwart
Und die Zukunft zu ertragen.

Das ist Alles. Wirf es ab
Was von ird'schem Stoffe,
Heilig an dem frischem Grab
Rank' hinauf und hoffe:
Wende den verklärten Blick
Still dem Ew'gen zu
Und du hast der Sel'gen Glück,
Frieden, Himmelsruh.

Oder bleibe in den Banden,
Die dich schlangengleich umwanden,
Und erwarte, was dich trifft,
Eignes oder fremdes Gift,
Halt dich rein und lebe treu,
Daß dein Dulden lieblich sei —
Für den Staub des Staubes Noth,
Für die Sünde zahlt der Tod.

Geht vielleicht, was du gesät,
Manches dir nicht auf,
Und was wunderferne steht
Bricht in deinem Lauf —
Aber nichts wird dir vergessen,
Alles wird dir zugemessen,
Sei gefaßt darauf.

Ach, wo ist der Ganzgesunde,
Der auf diesem Erdenrunde
Rein und schuldlos weilt!
Jeder krankt an seiner Wunde,
Doch für Jeden kommt die Stunde,
Die ihn sicher heilt. —

IV.

Woher die Freudenfülle,
Das Weh, das mich bedrückt?
Weil mich die ird'sche Hülle
So wunderbar entzückt!

Weil meine Seele jauchzet,
Die Seele anzuschaun;
Weil mich Natur umrauschet
Mit wollnstvollem Graun;

Weil mich das süß Wahrhaft'ge
So namenlos durchglüht,
Weil rings mir das Leibhaft'ge
Den Gott entgegensprüht!

O Schöpfung! Leib und Sinne,
Und Farbe, Ton und Bild!
Mit welchem Lustgewinne
Hat mich der Staub erfüllt!

Wohl mir in meinen Schmerzen,
Wenn Alles dies vergeht,
Daß mir's im ew'gen Herzen
In stiller Flamme weht.

Diese Gedichte sind von Werder selbst als ein zusammengehöriges Ganze bezeichnet worden. Eines Commentars bedarf es für diese stimmungsvollen, schöngebauten Verse nicht; sie mögen sich und dem Dichter neue Freunde gewinnen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Umsturz.

Ein sociales Märchen von Carl Arndt.

Es war einmal ein altes großes Haus. Darin wohnten viele Leute. Es sah recht stattlich aus, denn es wurde alle paar Jahre frisch gestrichen, immer in anderer Farbe. Dann gab es jedesmal einen großen Zank, denn jeder hatte einen anderen Geschmack. Die einen wollten mehr Roth in der Farbe haben, die andern mehr Blau, Andere wollten das ganze Haus schwarz anstreichen. Aber die Hauptsache blieb doch, daß es schließlich immer wieder einen Anstrich bekam und daher stets sauber und blank aussah.

Das Haus hatte zwei Eingänge, einen auf der Vorderseite und einen auf der Rückseite. An dem vorderen stand ein Schild: „Aufgang nur für Herrschaften. Für Gesinde verboten." Hinter das Wort „Gesinde" hatte ein Witzbold ein l gesetzt und gemeint, das käme auf dasselbe heraus.

Wenn man durch diese Thür eintrat, so fand man es innen gar sehr behaglich. Im Winter strömte Einem wohlthuende Wärme entgegen, nach Sonnenuntergang brannte helles Licht. Auf dem Fußboden und auf den Treppenstufen lagen schöne Decken, das Geländer war mit Sammet überzogen, damit es den Händen der Gehenden und Kommenden recht warm und weich sei.

Der andere Eingang, auf der hinteren Seite, war recht schmutzig und eng, aber das schadete nichts, denn die vornehmen Leute sahen das ja nicht, und wenn mal einer von ihnen da vorüber gehen mußte, dann sah er nach der andern Seite oder machte die Augen zu. Oder wenn er einmal wirklich hineinschaute, dann hielt er sich die Nase und sagte: „Gräßlich! das würde unser Einer nicht aushalten. Gottlob, so etwas ist nur für das Gesinde!" Und der Witzbold machte wieder ein l dahinter.

Das Haus enthielt zwei Stockwerke und außerdem einen Keller- und Bodenraum. In dem oberen Stockwerke wohnte der König mit seinem Hofstaat. Das war merkwürdig, daß der König mit andern Leuten in einem Hause wohnte und nicht in einem eigenen Schlosse. Aber es war so. Ganz früher hatte er freilich ein eigenes Schloß gehabt, das stand ein Stück entfernt auf einem hohen Berge, ganz nahe dem Himmel, so meinte der König. Aber da waren aufsässige Männer gekommen und hatten vom König gefordert, daß er zu ihnen in das große Haus zöge. Es wäre richtiger, so meinten sie, daß der König näher den Menschen wohne als dem Himmel. So könne er besser sehen, was Allen Noth thäte und ob Alle zufrieden wären mit dem, was er thue. Auch müßten sie jetzt mit ihren Anliegen immer so weit zu ihm laufen und dann unten am Berge stehen und hinaufschauen, bis er sie einmal zufällig bemerkte, und das vertrüge sich mit ihrer Constitution nicht länger.

Und sie räumten ihm im Hause das vornehmste, obere Stockwerk ein, und das erste, was der König sagte, als er dort einzog, war: Ich bin ja auch hier noch dem Himmel am nächsten.

Unmittelbar am Fuße der Treppe, welche zum Stockwerk des Königs führte, lag ein sehr schönes Zimmer, das von allen Räumen des unteren Stockwerkes bei Weitem der vornehmste war. Dahinein zog zur selben Zeit, als der König in das Haus kam, ein Officier. Er hatte früher mit auf dem hohen Schlosse des Königs gewohnt, und dieser war ihm sehr wohlgesinnt. Der Officier aber war sehr stolz und sah mit Verachtung herab auf die andern Einwohner, weil sie keinen so bunten Rock anhatten und der König ihnen nicht so geneigt war. Der Officier war auch verheirathet, denn er war reich. Böse Leute aber drehten diesen Satz um, und das war doch gewiß eine Beleidigung.

Weiter wohnte noch in dem Hause ein Landwirth. Der war recht verdrießlich, denn er litt Noth. Er hatte nämlich keine Arbeit und putzte deshalb den ganzen Tag seine Jagdgewehre oder schrieb an seinen Sohn: Ich freue mich, daß Du so noble Passionen hast, aber wenn's sein kann, schone meine Kasse ein wenig. Es war zu schlimm für ihn, daß die andern Leute gern billiges Brod essen wollten, und er trank alle Tage darauf, der König möge bald zur Einsicht kommen und befehlen, daß Jedermann gehalten sein soll, das Korn von ihm zu kaufen.

Nebenan wohnte ein Fabrikant. Sein Zimmer war prachtvoll eingerichtet. Alles war Luxus und Bequemlichkeit. An der einen Wand hing ein prachtvolles Gemälde: Die ersten Menschen. Es stellte in symbolisch-mythologischer Einkleidung die Entstehung des ersten Fabrikbesitzers und des ersten Aufsichtsraths-Vorsitzenden dar. Denn bei diesen fing nach Auffassung des Malers der Mensch an. Es war ergreifend. — Der Fabrikant aber saß und hatte eine Drahtrolle vor sich und schnitt davon Drahtenden von 0,2 bis 5 Meter Länge, an denen er seine Beamten, Lieferanten, Arbeiter und sonstige Hörige tanzen ließ. Sonntags saß er vor einem Faß und zog etwas auf Flaschen. Auf dem Fasse war zu lesen: Lacrimae . . . . Weiter war nichts zu entziffern. Ein Geldschrank und ein sehr weites, sanftes Ruhekissen vervollständigten das Mobiliar. Auf einem Tischchen lag ein aufgeschlagenes Buch, dessen Seiten am Kopfe den Titel führten. Man konnte deutlich sehen, daß es nicht die „Weber" waren. Ueber dem Sopha hingen die Porträts von Dr. Stroußberg, v. Lesseps, Bahre und einigen anderen weniger berühmt gewordenen aber sicher ebenso Verdienstvollen.

Das nächste Zimmer gehörte einem Börsenmanne. Sein Leben war Papier, d. h. veredeltes. Er besaß eine Villa in Heringsdorf, eine in Thüringen und eine an irgend einem Lago. Er miethete im Winter, weil seine Rebekka sonst „gar Nichts hatte" eine Loge in der Oper, eine im Schauspiel und eine im Circus. Er aber ging zu keinem von den Dreien. Er wechselte mit Erholungsorten weniger aufregender Art, wie das nach dem mühevollen Tagewerk ihm wohl zu gönnen war. Er war Mitglied des Vereins zur Hebung sittlich gesunkener Mädchen und handelte ganz diesem Berufe entsprechend. Unglaubliche Summen wandte er diesen Hilfsbedürftigen zu. Aber er war vor allen Dingen ein großer Mann, denn Alles, Gelehrte, Künstler, Officiere, Geistliche krochen auf dem Bauche vor seinem Arnheim und seinem Weinkeller.

Der nächste Einwohner war ein Mann in einem langen, schwarzen Gewande. Neben ihm wohnte ein Anderer, der sah fast noch schwärzer aus und hatte ein glattes, rundes (andere behaupten, ein hohläugiges, mageres) Gesicht, trug eine Brille und war nicht verheirathet. Beide litten an einer fixen Idee: Sie glaubten, ihr Zimmerofen heize das ganze Haus, und deshalb feuerten sie darauf los, was das Zeug hielt, und meinten, die Leute müßten erfrieren, wenn *sie* nicht wären. Natürlich hielt jeder den andern für complet verrückt, sich selbst aber für höchst vernünftig und begnadet und glaubte, der liebe Gott habe sich persönlich bemüht, aus der Fülle seiner Menschenkinder gerade ihn auszusuchen, damit er den Beruf wähle, für das Haus den Ofen zu heizen. Nun lag aber die Sache so, daß Einige, namentlich mehrere alte Frauen und geistig Zurückgebliebene, sich einbildeten, ihr Zimmer werde wirklich warm von der Mühe eines der beiden freundlichen Herren. Andere aber lächelten über die fruchtlosen Anstrengungen, denn sie wußten, daß die Ofenrohre längst geplatzt waren und die ganze Feuerluft wirkungslos in Gottes freie Welt strömte. Sie heizten sich ihr Zimmer im eigenen Ofen und befanden sich sehr wohl dabei. Andere wiederum wußten das zwar auch, thaten aber so, als wüßten sie's nicht, denn es galt für vornehm, sich die Zimmer heizen zu lassen und für plebejisch und proletarisch, einen eigenen Ofen zu haben und ihn selbst zu feuern.

Die Zimmer der beiden Herren sahen einfach und freundlich aus. Das viele schwarze Tuch, das zur Decoration diente, konnte die heitere Stimmung des vorurtheilsfreien Besuchers nicht beeinflussen. Der nicht ganz so schwarze Herr hatte sonst wenig Schmuck im Zimmer. Ueber seinem Arbeitsplatz hing an zwei ganz dünnen Seidenfäden ein Schwert, darauf stand „Apostolicum". Es mochte wohl noch eine Erinnerung an seine gesunde Studentenzeit sein.

Der Schwärzere hatte mehr Bilderschmuck an den Wänden. Eine Scene der heiligen Inquisition mit der Unterschrift: Liebet Euch unter einander; Huß auf dem Scheiterhaufen, darunter die Worte: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen; ein Papst-Porträt mit der Umschrift: Unser Wissen aber ist Stückwerk. Auf einem Postament stand eine sehr alte Pendeluhr, die nicht mehr ging und deren Zifferblatt eine Sonne darstellte. Darauf standen die Worte: Und sie bewegt sich doch! Der Schwarze aber hatte, dem Thatbestande entsprechend, das Wörtchen „nicht" dazu gekratzt.

Zum Unglück wohnte neben diesen Herren ein böser Professor, der Alles besser wissen wollte als seine Nachbarn. Ueber den hatten sich die beiden schwarzen Herren oft zu beklagen gehabt. Sie hatten den Kindern auf ihre Frage, wo die Schmetterlinge herkämen, immer gesagt, es seien „Blumen des Aethers". Das war so wunderschön poetisch. Eines Tages aber fragen die Rangen auch den bösen Professor, und da sagt dieser: sie kommen aus den Raupen. Pfui Teufel, war das materialistisch! Die Seelen der Kinder waren nun verderbt, denn nun glaubten sie nicht mehr an die Blumen des Aethers. Die schwarzen Herren aber verlangten, man solle dem Professor sein Schandmaul verkleistern.

Es wohnten nun noch mehr Leute in dem alten, großen Hause; aber man kann sie nicht alle aufzählen. Interessant waren noch zwei, der Eine war ein staatlicher Baumeister, der Andere ein staatlicher Ingenieur. Die beiden Herren waren seit langer Zeit mit gesenktem Haupte herumgegangen, hatten in alle Ecken des Hauses geguckt und geseufzt, so daß sie den Anderen ordentlich unheimlich wurden. Und weil man nicht wußte, was sie bewegte, so redete man ihnen Uebles nach und sagte, sie seien mit dem alten Hause nicht zufrieden und murrten gegen die darin herrschende Ordnung. —

Betrat man durch den hinteren Eingang das Haus, so wurde Einem weh um's Herz. Da ging es auf einer steilen, gefährlichen Treppe hinab in den Keller. Dort hauste armes Volk, immer mehrere Familien in einem Raume. Schlecht war die Luft, schmucklos waren die Wände, niedrig und schmal die Fenster, hart der Boden, elend die Geräthe. Auf schlechten Matratzen schliefen Mann, Weib, Söhne und Töchter. Die Kost war mager genug, und die eiserne Faust der Nothwendigkeit scheuchte die Müden mit dem ersten Tagesgrauen hinaus zu mühseliger Arbeit bis Sonnen-Untergang. Da hörte man freilich manch unschönes Wort, das die Sitte der verwöhnten Tugend verletzte, und mancher Fluch über das zu enge Haus, das diesen Armen nicht genug Raum, Luft und Licht bot, wurde laut. Da ballte sich denn auch manche Faust nach oben und Manches knirschte zwischen den Zähnen.

Oben, auf dem Bodenraum, unter dem Dache, war es

ebenso wie im Keller. Fast noch schlimmer. Im Sommer brannte die Sonne, im Winter glitzerte das Eis an den Wänden. Denn das Heizen der freundlichen schwarzen Herren drang nicht bis hierher, und sich selbst einen Ofen zu halten und ihn zu heizen, dazu fehlte es den Armen an Allem, was man besitzen muß, will man über einen eigenen Ofen verfügen und will man ihn selbst nach Bedarf auch warten. Aber über Eins freuten sich diese Dachbewohner doch: sie waren so nah dem Himmel, noch näher als der König. Der wußte Nichts davon, daß zwischen ihm und den Sternen ein Volk von Bedürftigen hause, und deßhalb hielt er sich für dem Himmel am nächsten.

Aber im Lande des Königs gab es noch andere Leute, die gar nicht in das alte, große Haus hineinkommen konnten. Es waren die ganz Armen. Sie mußten auf dem Felde schlafen und hatten Nichts, sich gegen Wind und Wetter zu schützen. Sie hatten nur Lumpen auf dem Leibe, und eine Schnitte trockenen Brodes war für sie ein Festmahl. In dem Hause konnten sie nicht wohnen, denn Keller und Boden waren überfüllt, und die anderen Stockwerke waren ja auch besetzt. Deßhalb murrten auch sie, und sie fingen plötzlich an zu schreien: Wir sind desselben Gottes Kinder wie ihr. Gebt uns Platz in eurem Hause. Langt's dazu nicht, so taugt es nicht, darum reißt es nieder und baut ein neues, größeres! Und die im Keller und die auf dem Boden hörten das Geschrei und mischten auch ihre Stimmen dazu und riefen: Ja, baut ein neues, besseres und größeres Haus!

Die anderen Einwohner hörten das und sprachen untereinander: Das ist aber einmal ein freches Gefchrei! So etwas wollen wir nicht hören. Wir wollen ein Gesetz erlassen, auf daß Jeder, der sich über das schöne Haus beklagt oder der nach einem neuen verlangt, eingesperrt werden soll. Und so geschah es. Manche redeten weiter und wurden eingesperrt, manche waren still und flüsterten nur unter sich, wenn es Niemand hörte. Aber — das Haus wurde davon nicht weiter.

Nach einiger Zeit sagten die Bewohner der beiden guten Stockwerke: Jetzt können wir wohl das Einsperrungsgesetz wieder aufheben. Die Leute da draußen und hier oben und hier unten sind nun wohl zur Vernunft gekommen. Und das Gesetz wurde aufgehoben. Da fing aber das alte Geschrei sofort wieder an, und noch viel, viel ärger als vorher. Und es wurde so arg, daß Einem angst und bange dabei werden konnte. Und der staatliche Architekt und der staatliche Ingenieur wurden immer geheimnißvoller, schüttelten ihren Kopf immer mehr und seufzten immer lauter.

Da ging eines Tages eine Frau, die auch nicht in dem großen Hause wohnte, mit ihrem kleinen Kinde vorbei. Das Kind fragte nach Allem, und die Mutter erzählte ihm viel von dem Hause und wie gut es die hätten, die darin wohnten, daß es aber zu klein sei und sie nicht hinein kommen könnten. Aufmerksam hörte das Kind zu, aber plötzlich blieb es dicht vor dem Hause stehen und rief: Mutter, sieh doch, sieh, die Mauer fällt ja ein, das Haus stürzt ja zusammen, dort fehlen schon Steine, und sieh den langen Riß! Es kann nicht mehr lange stehen! Dann müssen sie ein neues bauen, groß genug, daß auch wir mit hinein können!

Und viele Leute, solche, die im Hause wohnten, und solche, die nicht darin wohnten, waren herbei geeilt und sahen, daß das Kind Recht hatte, und nun verlangten sie noch ungestümer, daß ein neues Haus gebaut werde.

Da riefen der staatliche Architekt und der staatliche Ingenieur die Bewohner der guten Stockwerke zusammen und sprachen: Sie haben Recht. Wir haben es längst gewußt, aber wenn es schon die Kinder sehen, hilft kein Verschweigen mehr. Das Haus ist baufällig. Es ist ja auch alt genug. Die Mauern sind morsch, die Balken faul. Schon fallen Steine herab, und der prächtige Stuck eurer Decken bröckelt. Wir müssen daher an einen Neubau denken, nicht nur, weil nicht Alle hier behaglich wohnen können, sondern auch, weil die Vernunft erheischt, daß wir uns unter den Trümmern des alten Hauses nicht begraben lassen.

Aber in den schönen Zimmern der beiden guten Stockwerke lagen dicke Teppiche, die verdeckten das morsche Gebälk, und der Stuck der Decke verbarg die Risse des Mörtels. Die schönen Tapeten hielten das klaffende Mauerwerk versteckt, und so glaubten die Einwohner nicht an das, was die Sachverständigen sagten. Sondern sie waren entrüstet, nannten solche Aussprüche Frevel, Umsturz und Verbrechen. Und sie schickten eine Deputation zum Könige, die sagte ihm, das seien zwei Nörgler, die redeten dummes Zeug, und einige dumme Leute schrieen ihnen nach. Sonst wäre Alles in schöner Ordnung. So sprach die Deputation. Da bat der König: Helft mir das alte Haus erhalten. Das sagten sie zu. Im Herausgehen aber sprach Einer, der ein wenig klüger war als die Andern: Wie sollen wir das anfangen? Der Gefragte antwortete: Wir streichen's wieder schön über, dann soll wohl Einer merken, daß die alte Bude ganz wackelig ist. Der Andere aber sprach: Wenn's nur was hilft!

Und als die Deputation wieder zu den Ihrigen kam, berichtete sie, wie gut Alles gegangen. Da waren Alle seelenfroh, denn so ein Umzug mit allen Teppichen, Gemälden, Geldschränken ꝛc. wäre doch ein unbequemes Ding gewesen. Und ehe man sich dann im neuen Hause wieder einrichtet! Und wer weiß, ob man's da wieder so gut trifft!

Plötzlich riefen Einige: Was machen wir mit den beiden Nörglern? — Holt den Staatsanwalt, rief Einer, werft sie zum Hause hinaus, ein Anderer. Nein, sagten die Einflußreichsten, wir haben's erfaßt: „Wir machen wieder ein Gesetz!" Bravo! riefen Alle. „Wer noch einmal sich unterfteht, zu sagen, eine Mauer sei schief, ein Balken faul, oder es wolle uns was auf den Kopf stürzen, kurz, wer uns nochmals mit solchen Sachen kommt, wird einfach wieder eingesperrt!" Bravo! riefen Alle. Da standen die beiden schwarzen Herren auf und riefen laut: Wir beantragen, daß hinzugesetzt wird: „Desgleichen wer sagt, unsere Heizung tauge nichts oder wer sagt, daß der Schmetterling aus der Raupe kommt!" Bewilligt! riefen Alle. Da rief ein Anderer: „Ich beantrage den Zusatz: Desgleichen wer sagt, daß auf dem Boden, zwischen dem oberen Stockwerke und dem Himmel, noch Leute wohnen!" Bravo! „Noch ein Antrag!" rief wieder Einer, „desgleichen der, der überhaupt die Lehre verbreitet, daß Irren menschlich ist!" Bravo, bravo! „Noch ein Antrag!" tönte es. „Desgleichen wer behauptet, daß unseres Königs Kinderfrau nicht schön singen kann!" —. Bravo, bravo, bravo! —

„Still", rief jetzt eine Stimme, „ich weiß das Beste: Desgleichen, wer überhaupt was sagt!"

Da meinte Einer; das ginge vielleicht doch ein Bischen weit. Ein Anderer aber sagte: Wieso? Immer consequent durch.

Da beschlossen sie, über diesen letzten Antrag noch etwas eingehender zu berathen. —

Vielleicht sitzen sie heute noch.

Als das kleine Kind davon hörte, sagte es zu seiner Mutter: „Mama, wenn es nun aber doch einstürzt?"

Aus der Hauptstadt.

Ein wahrer Staats-Rath.

Der Sitzungssaal des Staats-Rathes.

Grafen, Bankdirectoren, Wirkl. Geh. und gewöhnliche Geh. Commerzienräthe, Gold-, Silber-Männer und andere schulterschwache Millionäre. Fabrikant Dreißiger. Experte Ahlwardt. Excellenzen. Ein kaltes Büffet.

Erste Scene.

General-Consul Russel (sieht auf seine Uhr, sehr unruhig): Wir sollten doch anfangen, lieber Fürst. Ich möchte dieser Lappalie wegen nicht gern die Börse versäumen.

Reichskanzler Fürst Hohenlohe (memorirt eben eine große

Programmrede, blickt ärgerlich auf): Lassen Sie mich in Ruhe — wenn ich nachher stecken bleibe, hat die ganze Geschichte keinen Zweck. (Er erkennt den Herrn Geschäftsinhaber der Disconto-Commandit-Gesellschaft; etwas verbindlicher): Vielleicht beschäftigen Sie sich inzwischen schon mit den wichtigeren Vorlagen, das Büffet ist wirklich sehr gut besetzt. Und es muß leer werden, radikal leer.

General-Consul Russel: Es muß?

Reichskanzler Fürst Hohenlohe: Freilich. Sonst behaupten die Leute nachher mit Recht, unsere Verhandlungen hätten nicht das geringste Resultat gehabt.

Russel: Da wir aber alle beisammen sind, so mein' ich —

Fürst Hohenlohe: Es geht nicht, geht wirklich nicht. Mein lieber Freund Bismarck fehlt noch. Und ich hab' so 'ne schöne Begeisterungsrede für ihn auswendig gelernt. Man will sich doch schließlich nicht umsonst abgequält haben. Koeller läßt auch noch auf sich warten, unser fähigster Kopf —

Graf Kanitz-Podangen (ahnungsvoll): Pensionsfähigster! Ich weiß nicht, aber mir träumte heute Nacht so viel von Forellen —

Fürst Hohenlohe (sichtbar erschüttert, aber fest): Unsinn, Unsinn! Seine Berliner Correspondenz hat die umlaufenden Gerüchte bereits total entkräftet.

Graf Kanitz: Ich besorge nur, daß er an dieser totalen Entkräftung sterben wird.

Zweite Scene.

Kammerherr Graf zu Inn- und Knyphausen: Na, Onkel Chlodwig, geht's denn noch nicht los? Dann sorgt wenigstens für 'ne neue Schüssel Caviarbrödchen!

Fürst Hohenlohe: Hört 'mal .... Das muß ich sagen, die Parlamentarier und die Journalisten auf meinen Abenden waren gegen euch noch reine Reichs-Waisenknaben.

Kammerherr Graf zu Inn- und Knyphausen: Wunder — von denen ist auch mehr als die Hälfte hungrig wieder nach Hause gegangen.

Russel: Durchlaucht sollten in der That beim nächsten parlamentarischen Abend auch ein koscheres Büffet aufstellen. Mehrere preßbetheiligte Redacteure haben sich mir gegenüber sehr bitter beschwert, und wenn Excellenz nicht wollen, daß ein paar Ultras sich zum nächsten Abend ihre eigene Mazze mitbringen —

Fürst Hohenlohe: Pst — da kommt Koeller!

Dritte Scene.

Der Minister des Innern (die Hände diesmal nicht in den Hosentaschen, sondern auf die Stirn gepreßt): Au — au! (läßt sich in den nächsten Sessel fallen) Kellner, eine Soda, aber fix!

Fürst Hohenlohe: Was ist Ihnen, liebster Kollege?

Herr von Koeller (wüthend): Das kommt von der verdammten modernen Literatur! Sagen Sie mir, Durchlaucht, kennen Sie einen Dichter Namens Mayer?

Fürst Hohenlohe: Gewiß. Das ist ja ein sehr bekannter Name.

Herr von Koeller: Also gut. Vorige Woche, kaum daß ich die moderne Literatur ein bischen zerschmettert habe, theilt mir mein vortragender Rath mit, ein gewisser Wildenbruch sei gegen mich losgezogen. Wer is Wildenbruch? frage ich. Ein moderner Nacheiferer Schillers, manche nennen ihn auch den uckermärkischen Shakespeare, entgegnet er. Also auch National-Oekonom! sage ich ganz selbstbewußt, denn nur durch Bildung imponirt man seinen Untergebenen. Verzeihen Excellenz, meint der Kerl, so'n Ignorant, dem wegen seiner Dummheit sogar nicht einmal das Staats-Examen erlassen worden ist, Schiller und Shakespeare waren zwei Dichter ... Weiß ich, weiß ich, versetze ich ihm von oben herab, ich meine aber natürlich nicht die Dichter, ich meine die National-Oekonomen. Von denen haben Sie freilich keine Ahnung! Der Kerl schüttelt den Kopf, und ich sah nachher in dem Bureaux sehr vergnügte Gesichter. Die seh' ich sonst nicht, wenn ich in den Bureaux erscheine.

Graf von Dönhoff-Friedrichstein (sehr interessirt): Excellenz verzeihen — aber Sie sprachen erst von einem Dichter Mayer —

Herr von Koeller: Schon gut. Human, wie ich bin, wollte ich meinem Rathe eine zweite Blamage ersparen und frage nachher meinen geheimen Kanzleidiener über den Wildenbruch aus. Man sollt's nicht glauben, aber der Mensch ist Legationsrath im Auswärtigen Amte, und wenn ihn Marschall 'mal auf ein paar Minuten aus den Augen läßt, dichtet er unterm Tisch heimlich Dramen Aha, denk' ich, da hast du noch einen von der Sorte Hauptmann gefaßt und erkundige mich nun bei dem geheimen Kanzleidiener, ob er nicht zufällig wüßte, wie man, ohne sich 'was von seinem Decorum zu vergeben, die ganze Blase kennen lernen könnte. Nu aber ob, replizirt der, mein Neffe Mayer, der bekannte naturalistische Dichter, wird die Sache schon machen. Au — Kellner, noch 'ne Flasche Soda!

Staatsminister Graf Zedlitz-Trützschler: Und was wußte Mayer zu sagen?

Herr von Koeller: Er verschaffte mir Material — Nieberding wird paff sein! Wir besuchten zusammen alle naturalistischen Berliner Bühnen. Auf einer wurden „Unsere Rentiers" verhöhnt; sonst übrigens 'n Meisterwerk, das Stück, habe ordentlich mit Rührung lauter Witze gehört, die mein Urgroßvater selig, als er kindlich geworden war, immer vor sich hinmurmelte. Nachher bei Adolf Ernst gewesen, auch ein Meisterwerk, Chordamen garantirt alle in diesem Jahrhundert geboren. Muß sagen, daß ich in meinen Ansichten über moderne Literatur doch etwas schwankend wurde und ganz gern mit Mayer ging, der mir bei sich zu Hause ein eignes modernes Drama vorlas. „Rum und Cognac" hieß es; der Held geht am Schwanken zwischen beiden Liqueuren zu Grunde. Und da —

Russel: Wenn wir jetzt nicht endlich anfangen, Durchlaucht ... Meine Aktionäre sind sozusagen auch Menschen, und Hansemann nimmt's ohnedies schon krumm, daß Sie ihn nicht eingeladen haben!

Fürst Hohenlohe: Ja, ja, ja doch — haben Sie's aber auch eilig!

Freiherr von Huene: Lassen Sie uns doch wenigstens gemüthlich plaudern; weiter kommt bei der Geschichte ja doch nichts 'raus!

Russel: Im Namen der Finanzmächte, die ich vertrete —

Fürst Hohenlohe: Also in Gottes Namen!

Graf Kanitz: Da sieht man wieder, die Börse setzt ihren Willen immer durch! Das Geld reicht heut zu Tage faetisch gegen alles aus!

Expert Ahlwardt: Nur nicht gegen Ende des Monats!

Vierte Scene.

Fürst Hohenlohe (zu seinem Adlatus): Jetzt wird's ernst! Haben Sie sich auch genügend vorbereitet?

Der geheime Rath: Sehr wohl, Durchlaucht! Ich bin gestern Abend schon um acht Uhr schlafen gegangen. Ich hoff' es auszuhalten.

Fürst Hohenlohe (sehr feierlich): Meine Herren! Im Namen der Gäste danke ich den vereinigten Studirenden von Berlin für die freundlichen Grüße und die Ehre, die Sie uns damit haben zu Theil werden lassen. (Bravo!) Ich danke auch dem Festausschuß, daß er mir durch die Einladung Gelegenheit gab, den Mann mitzufeiern, in dem ich nicht allein den größten Staatsmann unseres Jahrhunderts (bravo!), sondern, wie ich mit Stolz hinzufüge, auch meinen Freund verehre.

Der geheime Rath (unterbrechend, leise): Durchlaucht verzeihen — das ist ja die Rede vom Bismarck-Commers!

Fürst Hohenlohe (gleichmüthig): Nu, wenn schon! Es ist ohnehin völlig gleichgiltig, was wir hier reden! Wünscht vielleicht irgend einer der Herren zu irgend einem Gegenstand der Tagesordnung das Wort? Das sag' ich Ihnen aber gleich, Zweck hat's nicht.

Graf Kanitz: Ich hätte wegen meines Antrages wohl einige Wünsche —

Geh. Commerzienrath Frentzel: Wenn vielleicht einer oder der andere von den Herren Lust zu einem kleinen Scat verspürt — ich glaube, die Rede belästigt uns weiter nicht!

Graf v. Dönhoff-Friedrichstein: Wissen Sie 'was, Herr Graf — dictiren Sie die Rede man gleich dem Stenographen, wenn wir sie morgen in der Zeitung lesen, ist's immer noch früh genug.

Geh. Commerzienrath Damme: Ich beantrage Schluß der Debatte und Uebergang zum nächsten Punkte der Tagesordnung.

Russel (am Telephon): Wie stehen Credit-Actien? Um Gottes willen keine Italiener!

Graf Dönhoff (am Büffet): Und sagen Sie, Durchlaucht — neue silberne Löffel haben Sie nach den parlamentarischen Abenden nie zu kaufen brauchen?

Fürst Hohenlohe: Nein. Er gehörte nicht zu den Eingeladenen.

Fünfte Scene.

Graf Kanitz: Was nun die Grundlage des von mir eingebrachten und vertretenen Antrages anbelangt —

Ein älteres Mitglied des Staatsrathes (vom Sessel auffahrend): Wer schreit da denn so unvernünftig? Ein Mittagsschläfchen können Sie 'nem alten Manne doch wohl noch gönnen. (Lebhafte Zustimmung.)

Fürst Hohenlohe: Nach diesen, ich will es nicht verhehlen, ermüdenden und sehr ausgedehnten Debatten über den allerdings wichtigen Gegenstand kann ich nicht umhin, den hohen und hochverehrten Herren Mitgliedern des Staatsrathes von Herzen Dank zu sagen für die hingebende Aufmerksamkeit (sehr gut!), mit der sie den zuweilen zwar weitausgreifenden, aber immer streng sachlichen Debatten gefolgt sind. Die Rednerliste ist erschöpft; wir noch mehr. Ich schlage also vor, eine längere Frühstückspause eintreten zu lassen, ehe wir zum zweiten Punkte der Tagesordnung, der Erörterung der Silberfrage, übergehen.

Graf Kanitz: Mir scheint doch, als nähme die Mehrzahl der anwesenden Herren recht wenig Antheil an der unleugbaren Nothlage der Landwirthschaft. (Heftiges Tellergeklapper, Prositrufe.) Der Ernst der Zeiten ... Agrarisch ist Trumpf ... kein Kanitz, keine Kähne ... (dem Redner gelingt es nicht, die Privat-Unterhaltungen der Staatsräthe zu stören).

Lakei (kommt herbeigestürzt): Herr Graf — Sie haben vorhin im Waschraum etwas liegen lassen — wollen Sie nicht 'mal auf 'nen Augenblick herauskommen?

Graf Kanitz (stürzt erschrocken ab).

Director Albrecht (gemüthlich lachend): So — den hätten wir uns glücklich vom Halse geschafft! ... Haben Sie noch 'was von der Ananasbowle, Kellner?

Sechste Scene. Nach Wiedereröffnung der Sitzung.

Fürst Hohenlohe: Wir schreiten nunmehr zur Vernehmung der beiden Experten für die Silberfrage, des Reichstags-Abgeordneten Ahlwardt und des Herrn Fabrikanten Dreißiger. (Murren.)

Ahlwardt: Ich muß gestehen, daß mir beide Metalle gleich lieb sind, daß ich aber das Silber deshalb vorziehe, weil ich es öfters kriege. Welchem von beiden Metallen die Zukunft gehört, weiß ich nicht und kann jetzt nur so viel sagen, daß mir persönlich die Golddecke anfängt, knapp zu werden. Ich möchte Ihnen daher vorschlagen, daß Jeder von

Ihnen eine bestimmte Summe in Gold und Silber zur Gründung meiner neuen Tageszeitung vorschießt; nach Jahresfrist wird sich dann leicht feststellen lassen, welches Metall größere Widerstandsfähigkeit besitzt oder größere Sicherheit bietet. Eventuell nehme ich aber auch Papiergeld.

Graf zu Inn- und Knyphausen: Nach dieser lichtvollen Erklärung dürfen wir, wie ich glaube, beruhigt eine Pause eintreten lassen. Lebhafte Zustimmung.)

Fürst Hohenlohe: Sollte es nicht rathsam sein, vorher noch den Herrn Fabrikanten Dreißiger über die Bedeutung der Silberfrage für die ärmere, speciell die Weberbevölkerung, zu hören? (Lärm.)

Graf Mirbach (ungeduldig): Dessen bedarf es wohl kaum. Es ist doch klar, daß nach Einführung der Doppelwährung allenthalben die Löhne steigen —

Herr Dreißiger (großartig): Nee, mei gutestes Herrchen — bei uns, da steigen Sie die Löhne un schon gar nich! 'Des is Sie überhaupt nich meglich bei uns!

Herr von Koeller: Ein guter Kerl! Ich muß ihn doch nächstens — au! — im Deutschen Theater besuchen! 'ne Soda, Kellner!

Russel (sieht auf die Uhr): Und nun, meine Herren, adjeh! Bei Hansemann ist heute Directionssitzung — acht Gänge — und ich solt nach der bereits bestehenden Tischordnung Madame führen. Und da ich mich als Vertreter von Bildung und Besitz nicht gegen die bestehende Ordnung auflehnen darf —

Graf Kanitz (ärgerlich): Schluß, Schluß!

Fürst Hohenlohe (schnell): Herr Graf Kanitz beantragt Schluß der Sitzung! Wer dagegen ist, den bitte ich, sich vom Platze zu erheben. (Der Schluß der Sitzung wird mit großer Mehrheit beschlossen.) Ich danke Ihnen! (zum Lakeien) He, Jean, wecken Sie die Herren — wir haben Alles aufgearbeitet! Timon d. J.

Kunstausstellung der Münchner Freien Vereinigung.

Es giebt Künstler, sowohl des Pinsels wie der Feder, denen bei dem Wort „radical" sogleich das überheiße Herz in nervösen Wupfern an zu hüpfen hebt. Wenn man sie nur für „radical" hält, so mag man ihnen sonst vorwerfen was man will — es rührt sie wenig. Es ist ihnen ganz gleichgültig, ob sie radicalen Aristokratismus, oder radicalen Symbolismus oder radicalen Blödsinn produciren. Nicht auf das Hauptwort, sondern auf das Beiwort kommt es ihnen an, und sie ließen sich lieber die Nase abhacken und die Augen ausstechen, als daß sie auf den Ruhm verzichten mochten, zu den Allermodernsten zu gehören. Wahrhaft selbständige Naturen gehören nie zu dieser Rotte. Denn denen ist es noch stets gleichgültig geblieben, wo sie hingestellt wurden, wenn sie nur ihrer selbst gewiß blieben. Es sind vielmehr stets die Talente zweiten bis siebenten Grades, die sich am radicalsten gebärden. Ihnen steckt in der Nase, was Andere, Größere geleistet haben. Sie sind geblendet von deren Kühnheit und Originalität. Ein einziger Wunsch verzehrt sie: es Jenen gleich zu thun oder womöglich noch ein halbes Schrittlein weiterzugehen. Und die Grenze, an der Jene mit gutem Bedacht Halt machten, überschreiten sie leichtmüthig und tänzeln scharmant hinüber ins Land des transscendentalen Idiotismus und der absoluten Confusion.

Solche Leute beginnen jetzt mehr und mehr in die Oeffentlichkeit vorzudringen, und ihr arrogantes Geschwätz und Geklecks (z. B. des göttlichen Heinrich Pudor, des „Einen") droht die ruhige und segensvolle Entwickelung der Künste zu hemmen. Es ist schade, daß verschiedene von ihnen auch Zutritt zu einer Föderation moderner Maler gefunden haben, der einige ganz hervorragende und eine Anzahl schätzenswerther Talente angehören, der „Münchener Freien Vereinigung", die vor Kurzem im „Salon Gurlitt" ihre Ausstellung eröffnet hat.

Da ist ein Herr J. F. Willumsen aus Kopenhagen, der den Tiefsinnigen spielt und angeblich einen neuen ornamentalen Stil entdeckt hat. Ich glaube weder an das Eine noch an das Andere, und bezweifle, daß irgend Jemand, Willumsen einbegriffen, daran glaubt. Warum Herr Willumsen malt, ist mir überhaupt unerfindlich. Denn da er seinen Bildern gedruckte, wortriesende Erläuterungen beigiebt, so könnte er sich ja eigentlich mit seinen literarischen Leistungen begnügen und auf das Gemalte ganz verzichten, das den Eindruck der Worte nur verwirren und abschwächen kann. Wie verheißungsvoll z. B. klingt es, wenn es irgendwo heißt: „In der Gemse mit den Flügeln und Schwimmfüßen sind die laufenden, fliegenden und schwimmenden Thiere in einem Wesen vereinigt" — und wie traurig sieht das armselig zusammengeknüppelte Mischmaschvieh aus, das diesmal übrigens nicht gemalt, sondern auf Goldblech gebuxt ist, worin natürlich auch ein aparter symbolistischer Tiefsinn steckt. Auch sonst hat Kopenhagen, eine Stadt, die doch so viele der trefflichsten Maler in ihren Mauern beherbergt, die absonderlichsten Brüder herübergeschickt. Weder in L. Find noch in G. Clement noch in W. Hammershoj kann ich die Zeichen echter Begabung und natürlicher Eigenart erkennen. Mir scheint das alles gequälter, anmaßender Schwachsinn zu sein, über den man möglichst bald zur Tagesordnung übergehen darf.

Entschieden günstiger wirkt der Finnländer Axel Gallén auf mich ein, obgleich ich ihm auch nicht durch Dick und Dünn folge. Am wenigsten befriedigt mich ein stehendes nacktes Mädchen von abnormen Proportionen und in Laterna magica-Beleuchtung. Decorativ außerordentlich fein empfunden, wenn auch inhaltlich nichtig, ist ein kleines Blatt japanischen Stils. Das nächtliche Gelage einiger Herren zeigt prachtvolle Charakter- und Physiognomiestudien, und die schlagenden Flügel, die purpurnen Wolken und der buntglitzernde Mond sind zwar höchst wunderliche Dinge, indes als Delirium Erscheinungen der trunkenen Schwärmer doch immerhin verständlich. Recht erfreulichen Zuzug haben die Münchner aus Brüssel erhalten. Jean Delvilles „Orpheus", ein schwimmendes Haupt auf einer Leier, ist zwar gar zu sehr ats Schluß effect einer großen Oper (mit magischer Beleuchtung!) gemalt. Dafür scheint mir aber Ciamberlanis Ophelia, gleichfalls als schwimmendes Haupt, ein mystisch reizvolles und stimmungsvolles Werk. Im Landschaftlichen wissen Omer Coppens und Henri Ottevaere eine leuchtende Farbengluth zu entfalten, die trotz ihres Ungewöhnlichen etwas Zwingendes hat und von tief-poetischer Naturauffassung zeugt. Von Letzterem stammt auch eine Zeichnung auf blauem Grund, Melancholie, der Kopf einer alten Frau, der zum Schönsten gehört, was diese Ausstellung bietet, etwa an Thoma erinnernd.

Von den Münchnern selbst sind Leibl, Trübner, Corinth, Schlittgen, Olde bestens bekannt und wiederholt von mir besprochen worden. Ich hebe hervor Trübner's Porträt einer Dame in Schwarz, mit roter Rose am Busen und vor einem graugrünen flimmernden Hintergrund, ein herrliches Bild, voll strotzender Leiblichkeit und sinnenfroher Gesundheit. Ferner von Corinth einige seiner hochoriginellen Radirungen und eine treffliche Aktstudie. Schlittgen im Rein-Technischen einer der vorgeschrittensten, ist als Beleuchtungstüftler und -erst recht als Darsteller und Symbolisirer der raschen rauschvollen Tanzbewegung nicht ganz frei und noch weniger naiv. Das ist nicht so sehr erschaut als ergrübelt und zusammengestellt und ach, wie mühsam! — und nebenbei verdrießt das Schielen nach dem Modisch-Neuesten. Olde ist der Alte geblieben, d. h. er hat sich auf seinem eigensten Gebiet, der Wiedergabe farbig leuchtender Sonnenlandschaften, noch vervollkommnet, insofern sich nämlich das Technische minder aufdringlich bemerkbar macht und doch der gleiche starke Effect erzielt wird.

Ich erwähne zum Schluß noch Otto Eckmann und E. Strathmann, der Eine so anlehnungsbedürftig wie der Andere selbständig. Eckmann hat sich uns schon in den verschiedensten Costümen präsentirt. Jetzt scheint er sich seit etwa Jahresfrist in der Flitterjacke des decorativen Symbolismus endlich heimisch zu fühlen. Sein Sechsflügelbild über die menschlichen Lebensalter ist inhaltlich eine Trivialität und formal ohne zwingende Kraft, zudem in seinem Besten stark an L. von Hofmann erinnernd. Doch ist es ein gefälliges Werk, von geschickter Hand entworfen, das jedem Salon zur Zierde gereichen würde. Auf einigen kleineren Bildern, namentlich der „Herbstempfindung", versucht Eckmann sich in der Stimmungsphantastik, wie sie etwa in der Lyrik Dauthendey repräsentirt. Doch ist der Maler dem Dichter an innerem klingendem Reichthum nicht zu vergleichen, wiewohl er auch hier Hübsches und Reizvoll-Pikantes zu Wege bringt. Eckmann braucht sich bloß ein wenig zu bescheiden und die radicalen Allüren thunlichst abzulegen und man wird ihn überall freundlichst aufnehmen, als ein feines, liebenswürdiges Talent, das er ist.

In Strathmann dagegen steckt mehr, weit mehr. Er erscheint mir als der Bedeutsamste und Fruchtbarste der ganzen Gruppe. Ein Mann, der an Consequenz des Naturells und der Begabung durchaus mit Stuck zu vergleichen ist, nur geistig wo jener sinnlich ist, und deshalb der Menge weit schwerer zugänglich. Was Willumsen möglicher Weise vorschwebt, das hat Strathmann längst spielend und souverän gelöst: die Schöpfung eines persönlich eigenartigen, durch viele Naturformen bereicherten und unendlich bereicherungsfähigen decorativen Stils. Er begann als Caricaturist und Schüler der Japaner. Etwa vor drei Jahren sah ich die ersten Sachen von ihm, Gigerl-Travestien. Da war schon alles vorhanden, was auch jetzt zu bewundern ist. Aber wie hat es sich seitdem entkeimt und ist in prangende, üppige Blüthe geschossen. Strathmann's Caricaturen wohnte von vornherein ein eigener phantastisch pessimistischer Zug inne. Er wollte nicht lediglich lachen machen. Er wollte auch neue Vorstellungskreise anregen und zum Nachdenken zwingen. Und er umgab seine Darstellungen stets mit einem eigenthümlichen ornamentalen Rahmen, in dem allerhand Embleme und Figuren unmerkbar feine symbolische Beziehungen zum Hauptgegenstande anknüpften. Dieses ganze System, sowie das Malen in Wasserfarben bei scharfen Conturen und bescheidener aber wirksamer Coloristik, stand von Anfang an da. Strathmann hat es beibehalten und ruhig und organisch sich auswachsen lassen. Damit hat er sich allmälig als einer der originellsten, phantasievollsten und eindringlichsten Künstler hingestellt, die nicht bloß Deutschland sein eigen nennt. Er gehört heute bereits zur europäischen Künstler-Elite.

Langsam beginnt Strathmann sich von der Carricatur loszulösen Sie war ihm offenbar ein Mittel, seine Gedanken und Einfälle gewisser maßen einzuschmuggeln. Jetzt fühlt er sich gefestigt genug, auf dieses Mittel zu verzichten, soweit es ihm eben „Mittel" war. Denn dem Humor und der Satire hat er darum keineswegs entsagt. In manchen Einzeldarstellungen und als ganz, ganz leiser Unterton bei ernsten Darstellungen klingt die Carricaturistenlaune immer wieder an. Aber gewaltig sind Compositionen, wie die „Todtenwacht", wie „Satan", wie die „Nacht" über das, was Strathmann früher zu bieten hatte, hinausgewachsen. Da regt sich vielfach ergreifende Poesie, und das phantastische Beiwerk wird immer vieldeutiger und beziehungsreicher und die dekorative Ausgestaltung concentrirter und farbenvoller. An Strathmann werden wir noch viel zu staunen und — zu rathen haben. Franz Servaes.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Tausend Thaler.
Roman von
Ada von Gersdorff.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Was ist Glück?
Roman von
Alexander Römer.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Der tolle Schmettwitz.
Roman von
Arthur Zapp.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Ekstase.
Roman aus dem Holländischen
von
Louis Couperus.
Preis geheftet M. 2.—; fein gebunden M. 3.—.

Die gelbe Rose.
Roman aus dem Ungarischen
von
Maurus Jókai.
Preis geheftet M. 2.—; fein gebunden M. 3.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Größtes Lesecabinet d. Königstadt!!

Außer **150** verschiedenen politischen u. Fachzeitungen liegt auch die **„Gegenwart"** bei mir aus.

Empfehle **reichhaltige Frühstückskarte, helle und dunkle Biere vom Faß, Bouillon u. warme Pasteten.**

F. W. Gumperts Conditorei,
Berlin C., Königstraße 23/24.

Oswald Weigel's Bücher-Auktion.

Am 27. März und folgende Tage findet in meinem Auktions-Lokal die Versteigerung einer sehr umfangreichen und äußerst werthvollen Bibliothek statt; dieselbe enthält hervorragende Erscheinungen aus verschiedenen Wissenschaften, namentlich aus den Gebieten: **Geschichte, Biographien, Briefwechsel, Länder- und Völkerkunde, Reisen, Literaturwissenschaft, Belletristik, Kunstwissenschaft, Architektur, Naturwissenschaften.**

Der nahezu 3400 Nummern starke Katalog steht auf Verlangen unentgeltlich zu Diensten; zur Besorgung von Aufträgen für diese Auktion halte ich mich empfohlen.

Leipzig, Königsstraße 1.

Oswald Weigel.

Die Uebertragung der Nervenkraft.

(Ansteckung durch Gesundheit.)

Nervenstärkung, natürliche Verjüngung.

Das Werk erscheint **nicht** im öffentlichen Buchhandel, — **nur** zu beziehen v. Verlag C. Buttenstedt in Rüdersdorf bei Berlin für 5,40 M. Nachnahme. Besteller wollen auf **dieses Inserat** Bezug nehmen.

Stimmen über das Werk und den Autor:

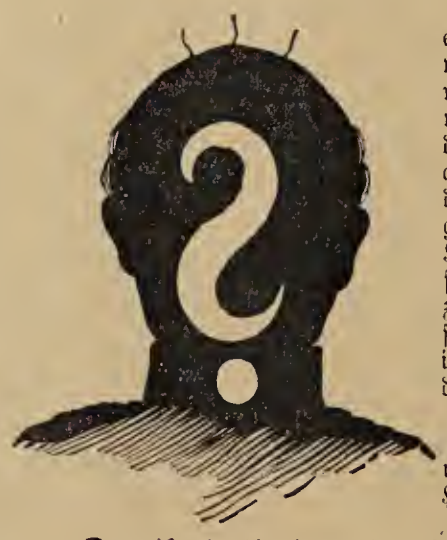
„Es ist **epochemachend!** Dr med. Georg Berthenson, Physiologe u. Verfasser der „Grund-Principien der physiologischen Mechanik". — „Es ist **für Alle,** die **nicht Kinder ihrer Zeit sind!** wir **weisen** auf dies Werk! Dr. med. von Hartungen, Freies hyg. Blatt." — „**Frappant,** klar, neu, **reich an Gedanken.** Volksarzt." — „So etwas **Gescheidtes** liest man gern! Dr. med. et phil. C. Gerster, Chefredaktur der „Hygieia (Nachfolger des berühmten Dr. P. Niemeyer), Führer der medicinischen Reformer, Kurarzt und Leibarzt des Prinzen Albrecht zu Solms." — „Er ist der Vater einer **neuen Spannungs-Dynamik!** Dr. Carl Müller — Natur" — „Ich bin mit dem **Meisten,** was Sie vorbringen, einverstanden! Dr. med. List, Chefredakteur der „Heilquelle." — — „Bravo! Ihre Thesen befinden sich in **voller Uebereinstimmung** mit meinen, auf **15 jährige Praxis** gegründeten Anschauungen! Ich bin **nicht enttäuscht!** Ihre Theorie und Praxis hat **Vieles,** wenn nicht **Alles für sich!** sie ist **umfassend, allseitig,** naturalistisch. Ihr Resultat ist **natur**-philosophisch. Ihre **Spannungstheorie** ist mir **ganz plausibel!** — Was Ihre Praxis anlangt, so ist sie ja **geschichtlich** und **biblisch** beglaubigt. Ich **wende sie seit Jahren** an und sehe den **Erfolg;** es ist wahr! **die Gesundheit steckt an!** Ihre Theorie und Praxis ist **feiner naturalistisch,** als die der Schulmedicin! — Daß Sie den **Buchhandel ausschließen,** ist **auch recht!** Dr. med. Rieck, Kurarzt, Bad Schönberg, Holstein, Medicinischer Reformer, Mitarbeiter der „Hygieia." — Der **General-Arzt** Dr. von Stuckard spricht seinen **öffentlichen Dank** aus, für die Heilung seiner Leiden durch **Kraft-Uebertragung** von dem **jugendkräftigen** Herrn Willy Reichel, und empfiehlt die **allgemeine Einführung** dieser **Uebertragung** von **Nervenkraft** für Heilzwecke. „Pionier", Ztschr. für ꝛc. Hyg. u. Medicinal-Reform." — „Der Verfasser spricht große **Wahrheiten** aus! Ztschr. f. Erz.-Unterricht u. hyg. Aufklärung." — „Habe in Worms in **meinem Vortrage** Einiges aus Ihrem Buche vorgelesen, **das mit Begeisterung** aufgenommen ist! Hygieniker Welcker." — „Ein elektrischer Funke! das Buch **hat mich jauchzen gemacht!** Seite 12 des hyg. Werkes: **Jungbrunnen.**" — „Eine der **interessantesten** Schriften, die wir **je gelesen,** die **völlig neue** Gesichtspunkte für die Kranken-Behandlung aufstellt und gewiß in **mancher** Hinsicht **großen Nutzen** stiften wird. Uebrigens werden wir noch auf diese **sehr geistreiche** Schrift zurückkommen!" Der Hausarzt Nr. 9/94.

Im Verlag der Gegenwart in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Um so wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt."

(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden."

(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 11. Berlin, den 16. März 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Vor der Conferenz zur Hebung des Silberpreises. Von Kurt Klein. — Eine Nordpolexpedition im Luftballon. Von Oberingenieur S. A. Andrée (Stockholm). — Eine Emancipirte. (Sonja Kovalevsky.) Von Felix Poppenberg. — **Feuilleton.** Ein Mord. Von Björnstjerne Björnson. — **Aus der Hauptstadt.** Ritter Udo. Erinnerungen aus dem Leben eines Verwandlungs-Künstlers. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Die XI und die Aquarellisten. Von Franz Servaes. — Anzeigen.

Vor der Conferenz zur Hebung des Silberpreises.

Von Kurt Klein.

Es sind nunmehr fast zwei Jahrzehnte verstrichen, seit die verschiedenen Staaten der civilisirten Welt sich unter dem Druck der plötzlichen starken Silberentwerthung zusammenthaten, um bei herrlichen Reden und geistsprühenden Plaidoyers zu erkunden, wo der Wurm nage und wie er zu entfernen sei. Aber seit dem Jahre der ersten Silberconferenz, seit den Tagen von Paris ist der Silberpreis immer mehr gefallen, hat sich die Werthrelation zwischen Gold und Silber immer weiter zu Ungunsten des Silbers verschoben und zu immer neuen Conferenzen hat man sich vereinigt. Alles was diese und jene Partei für ihre Ansichten vorbringen konnte, hat sie vorgebracht, nichts hat sie versäumt, aber geholfen hat dies leider alles nichts. Als man sich nach den heißen Tagen von Brüssel trennte, da fragte sich die Welt schon, wie lange wird es dauern, bis wieder die verschiedenen Mächte ihre Vertreter zu einer internationalen Besprechung behufs Hebung des Silberpreises entbieten werden? Nun, es sind noch keine drei Jahre vergangen und schon schickt man sich wiederum an, gegen die verwünschte Entwerthung des weißen Metalls zu Felde zu ziehen, man wird wieder hin und her rathen, wie der Silberwerth wieder hergestellt werden kann. Und eine Besprechung der verschiedenen Staaten zu diesem Zwecke ist nur zu billigen, ein solches Bemühen müßte auch der Goldwährungsmann als wirthschaftlich nützlich anerkennen.

Aber diesseits und jenseits des Oceans schreit man, dies genüge nicht, eine wirkliche Hebung des Silberpreises könne nur durch Einführung der Doppelwährung bewerkstelligt werden; diesseits und jenseits giebt es wirthschaftliche Gruppen, die bei dem jetzigen Zustand sonst dem wirthschaftlichen Tode nahe zu sein erklären. Alle diese Gruppen, welche, so verschieden ihre Interessen sind, sämmtlich die Entwerthung des Silbers schädigt, führen alles Unheil vor allem auf einen Mangel an Gold zurück und behaupten, dieser Mangel sei es, der den Niedergang der Preise zur Folge gehabt habe.

Zugegeben, die Preise seien in der letzten Zeit gefallen, so kann der Beweis, daß die Vertheuerung des Goldes der erzeugende Factor sei, doch noch lange nicht für gebracht erachtet werden. Nehmen wir einmal das Zeitalter der Erfindungen, jene Periode, wo eine volle Umwälzung in der Productionsweise stattgefunden hat, so hat man in dieser Zeit die Waarenpreise ungeheuer fallen sehen.

Da hat man allerdings nicht als Grund des Preisniedergangs das verwünschte Gold anführen können, nicht auf das Vorherrschen des gelben Metalls hinweisen können, wo das Silber einen festen Platz in der Währung einnahm, wo das weiße Metall Jahrzehnte lang in einer festen Werthrelation zum Golde sich befand. Nein, damals führte man alles auf die bahnbrechenden Errungenschaften des Erfindungsgeistes zurück. Und heute? Warum sollen wir denn da einen anderen Factor für den Niedergang der Waarenpreise einführen? Leben wir doch in dem Zeitalter des Dampfes und der Electricität, der Cultur und der Wissenschaft. Als nach Erfindung der Webmaschine die Webstoffe um ein Ungeheueres sanken, sah man darin die Folge der Erfindung; warum sollten aber wir, die wir den Verkehr sich immer erweitern, die Colonisation immer zunehmen, die Production sich immer vereinfachen sehen, nicht eben hieraus den Sturz der Waarenpreise herleiten? Aber die Anhänger der Einführung der Doppelwährung setzen eben ein für alle Mal das Kriterion des Niedergangs der Waarenpreise in die Vertheuerung des Goldes. Der Werth des Goldes steige immer mehr, also müßten die Preise fallen. Der Mangel an Gold im Verkehr sei die Ursache der niedrigen Preise. Deßwegen müsse man das Silber einführen, damit endlich die Preise gehoben würden. Wir haben uns zur Ansicht der Bimetallisten in Hinsicht auf den Grund des Preissturzes nicht bekennen können, aber selbst nehmen wir einmal gleichwohl diese Ansicht als berechtigt an, so brauchen wir dennoch solche Umsturzmaßregeln noch lange nicht zu ergreifen. Herrscht doch augenblicklich ein immer größeres Anschwellen der Goldproduction, nimmt doch dieselbe von Jahr zu Jahr zu.

Nach den Berichten des amerikanischen Münzdirectors ist die Goldproduction

von	444	Mill.	Mark	im Jahre	1887
auf	518	„	„	„ „	1889
auf	583	„	„	„ „	1892

gewachsen.

Sueß, der bekannte Wiener Geologe, hat allerdings in den siebziger Jahren, da man das Gold hauptsächlich als Alluvialgold gewann, behauptet, das Gold sei eine Ernte ohne Nachwuchs. Die wenigen Stellen der Erde, wo das Gold auch durch Bergbau gewonnen werde, seien schon durch die Menschen in Betrieb genommen, und die größere Productionsart als Alluvialgold werde nur eine spärliche Nachernte für wenige Jahrhunderte geben. Aber er hat sich getäuscht, heute ver-

sorgt das Bergwerksgold die Welt. Die Technik ist weiter vorgeschritten als es Sueß vermutete, und immer weiter entwickelt sie sich.

In der jüngsten Zeit sind ferner Goldlager in Australien und den Vereinigten Staaten entdeckt worden und es ist zu erwarten, daß Rußland, dank der fortschreitenden Technik, immer mehr Alluvialgold liefern wird, ebenso wie Transvaal Berggold. Ueberall ist also eine Zunahme der Goldproduction, d. h. eine Verbilligung desselben zu gewärtigen. Selbst wenn sich also der Preisniedergang der Waaren aus dem Mangel an Gold erklären ließe, so brauchte man deßhalb nicht das Silber zu Hülfe zu rufen, müssen sich doch ja nach der bimetallistischen Ansicht die Preise von selbst durch ein Billigerwerden des Geldes heben; somit würden wir also mit einer Entwerthung des Goldes in Folge der zunehmenden Goldproduction höhere Preise bekommen und denen, die das Fallen der Preise von der Vertheuerung des Goldes abhängig machen, wäre gedient, ohne deßhalb die Doppelwährung einführen zu müssen.

Aber ein guter Bimetallist führt nicht nur diesen Grund an, um dringend die Einführung des Silbers als etwas Unumgängliches zu fordern, nein, er hat mehr Beweisstücke bei sich, alles Leiden der heutigen Zeit, für die er allein als Heilmittel die Doppelwährung erachtet. Jeder Anhänger dieser Währung behauptet, das Silber sei so entwerthet, weil man es nicht mehr prägt, man wendet ein, weil die Deutschen 1873, weil der lateinische Münzbund 1874 der freien Silberprägung ihre Münzstätten verschlossen, ist der Werth des weißen Metalls immer gesunken.

Nach Soetbeer war die Werthrelation des Silbers zum Golde

1866—1870	1:15,55
1870—1875	1:15,98, d. h. in der

Zeit der Sistirung der freien Silberprägung und 1894 stand sie etwa 1:30. Zwischen 1870 und 1875 verschob sich die Relation kaum, und das war während der Einführung des Verbots der freien Silberprägung.

Sollte nicht ein weit ausschlaggebenderer Faetor für die Silberentwerthung da sein? Die Silberproduction

1866—1870	1,339,085	Mill. Kilogramm
1871—1875	1,969,400	„ „
1892	4,727,119	„ „

d. h. mit anderen Worten, die Silberproduction nimmt um so mehr zu, je mehr wir es zurückweisen. Nicht weil man das Silber boycottirte, ist sein Werth gesunken, sondern weil sein Werth so sehr gesunken, weil das Angebot die Nachfrage so sehr überstieg, daß man in dem gesammten wirthschaftlichen Verkehr sich ungeheueren Gefahren ausgesetzt hätte, hätte man dem Silber nicht den Eintritt in die Prägstätten verschlossen, weil, sage ich, sein Werth solchermaßen gesunken, hat man seine freie Prägung aufgehoben. Dem sollte man etwa durch Freigebung der Silberprägung, d. h. durch Einführung des Bimetallismus steuern? Das Uebel würde dadurch nur verschlimmert. Man hätte meinen sollen, die Werthverminderung des Productes würde die Production am Fortschreiten hindern. Weit gefehlt. Wenn die Silberproduction vom Jahre **1881** bis zum Jahre **1892** unter den ungünstigsten Verhältnissen, trotz einer Verschiebung der Werthrelation von

1:18,63 zu	1:23,72

von 2,808,400 Mill. Kilogramm auf 4,727,119 Mill. stieg, also sich trotz Sistirung der Prägefreiheit fast verdoppelte, wenn, sage ich, unter solchen Umständen die Silberproduction dergestalt zunahm, wie soll es dann aussehen, wenn dem Silber jetzt Thür und Thor geöffnet wird? Die Production würde so ins Unermeßliche steigen, daß, obwohl jetzt schon für eine gesteigerte Nachfrage übergenug auf dem Markt, an dem Tage, wo das Verhältniß wieder 1:15½ sein würde, die Production abermals so die Nachfrage überflügeln würde, daß die Freude nur kurz und der status quo ante bald wieder erreicht würde. Man braucht ja nur auf die amerikanische Bill von 1890 zu verweisen, durch die die Silberprägung freigegeben wurde. Dadurch hob sich naturgemäß vorübergehend der Silberpreis. Die Werthrelation war

1889	1:22,09
1890 infolge der Bill	1:19,76.

Jetzt aber nahm natürlich die Silberproduction trotz oder gerade in Folge der Maßregeln der Vereinigten Staaten ungeheuer zu, das Angebot stieg weit über die Nachfrage und der Schlußeffeet war der, daß 1892 das Silber den tiefsten Preis, den es bisher jemals gehabt, erreichte, die Werthrelation war

1892	1:23,72.

Und warum sollen wir dies Beispiel nachahmen, warum sollten wir die unbeschränkte Silberprägung einführen, wo doch die amerikanischen Maßregeln keine Hebung des Silberpreises auf die Dauer bewerkstelligen konnten? Nun denn, meinen die Verfechter der Einführung der Doppelwährung, weil sonst unsere Industrie ihre Absatzgebiete im Auslande verlöre. Denn wie können wir noch ferner nach Ländern mit unterwerthiger Valuta exportiren? Diese Länder können bei ihrer Währung unsere Preise nicht zahlen und wir können sie nicht mehr herunterseţen. Die Ausfuhr nach diesen Silberländern ist, wie die Vorkämpfer der Doppelwährung selbst zugestehen, nur ein winziger Satz der Nationalausfuhr Deutschlands, nur wenige Procente. Dieser wenigen Procente wegen können wir doch nicht unser Währungssystem über den Haufen werfen, wo dies eine schädliche Wirkung auf das ganze wirthschaftliche Leben des Volkes ausüben würde. Die Nationalökonomie hat den Wohlstand des ganzen Volkes, die Wohlfahrt Tausender, nicht Einzelner ins Auge zu fassen. Für Einzelne kann sie nur sorgen, insoweit sich dies mit dem Gesammtwohl vereinbaren läßt. Und das möchte in dieser Hinsicht, wie wir noch zeigen werden, nicht gehen. Es ist nicht das erste Mal, daß die deutsche Production sich ein anderes, neues Absatzgebiet erringen mußte, und in diesem Falle, wo es sich um einen geringen Absatzmarkt, eine geringe Productenmasse handelt, wird das auch möglich sein; deßhalb aber können wir doch noch nicht unser ganzes Währungssystem einer schädlichen Umwälzung aussetzen. Warum gehen denn die Staaten, in die wir exportiren, nicht zu einem gesunden Währungssystem über, dann wäre doch aller Schaden gehoben? Aber wie schrecklich wäre es doch, wenn immer mehr Länder zur Goldwährung übergingen, wo schon ein solcher Mangel an Gold herrsche, hört man einwenden. Dann würde ja das Gold ungeheuer im Preise steigen.

Nun denn, eine gesteigerte Nachfrage wird die Goldproduction um so mehr steigern, wird die Capitalien dahin locken, und daß die „Decke zu kurz“ sei, das anzunehmen liegt doch nach der Statistik der jetzigen Goldproduction kein Anlaß vor. Wenn also zum Beispiel Rußland, das Getreideland, das dem bimetallistischen Landwirth als der leibhaftige Gottseibeinus erscheint, etwa zu einer Goldwährung überginge, Rußland, jenes Land, das uns mit Getreide überschwemmt, das in Folge seiner unterwertigen Valuta unser Goldstück mit einem so hohen Agio nimmt, für unser Gold nach der eigenen Lehre der Bimetallisten so viel Getreide giebt, daß unsere Landwirthschaft damit nicht concurriren könne! Nun da wäre es doch eigentlich ein großes Glück auch für unsere Landwirthschaft, wenn Rußland die Goldwährung einführte, dann wäre der Schade, daß dies Land mit unterwerthiger Valuta auf unser Gold eine so hohe Prämie in billigem Getreide zahlt, hinweg getilgt.

Aber noch mehr rufen die Leute nach Einführung des Silbers, die gerade zufällig mit Schulden überlastet sind. Ein Theil von ihnen erklärt, er habe Hypotheken auf Grund und Boden in Silber vor Jahr und Tag aufgenommen und solle sie jetzt in Gold zurückzahlen, er habe ein Darlehn auf-

genommen und müsse es in Gold zurückzahlen. Es ist ja bedauerlich, daß sie durch die plötzliche Umwandlung benachtheiligt sind; aber wie soll man dem abhelfen? Etwa durch Einführung der freien Silberprägung? Was würde der Gläubiger dazu sagen, wenn er jetzt weniger zurückbeläme als er gegeben? Der Schuldner würde allerdings ein gutes Geschäft machen, er würde die Doppelwährung preisen. Es wäre ein Unrecht gegen den Gläubiger. Aber, meinen die, welche die Einführung der Doppelwährung verfechten, es wäre ja nicht so schlimm, wenn der reiche Gläubiger gekürzt wird, es ist doch nicht unmoralisch, wenn die Schulden dem Armen erleichtert werden; eher könnte man dieses Vorgehen ein moralisches nennen, als jene Operation, die durch Einführung des theueren Metalls die Schulden ins Unermeßliche steigerte. Ja, der „reiche“ Gläubiger! Aber durch eine solche Operation würde ja gerade der Arme gekürzt. Der Arbeiter, der Handwerker, der Knecht, der seine sauer erworbenen Pfennige auf die Sparcasse gebracht hat, er soll sie in einem Metall zurücknehmen müssen, für das er sich viel weniger kaufen kann als für das, was er vor Jahr und Tag einzahlte. Der Gläubiger ist noch lange nicht immer der reichere Theil, im Handel und Gewerbe eben so wenig wie in der Landwirthschaft. Denn bei dem Hypothekeninstitut, das dem Landwirth Geld auf sein Gut ausgeliehen hat, hat der kleine Mann nicht minder seine Ersparnisse in einem Pfandbrief angelegt, als es der Reiche gethan haben mag. Wir sehen das Volk seine Ersparnisse in einem Bank-, in einem Staatspapier anlegen und nun sollte es sein sauer Erworbenes in vermindertem Geldwerth entgegennehmen müssen? Bei den Invaliden-, bei den Pensions-, bei Lebensversicherungscassen, kurz bei allen diesen segensreichen Instituten ist es der unmittelbar arbeitsame Theil der Bevölkerung, nicht der Millionär, der seine Pfennige nach und nach eingezahlt hat, um sie in der Noth zurückfordern zu können. Und dieser arme Gläubiger sollte sich plötzlich so geschmälert sehen? Und denken wir erst an die großen Verheerungen, die im gesammten wirthschaftlichen Leben, im Handel und Gewerbe, die Einführung der Doppelwährung anrichten würde. An dem Tage, an dem man die Einführung derselben als bestimmt voraussehen wird, wird alles zu seinem Gläubiger, zu den Geldinstituten, zu den Banken stürmen, um seine dort angelegten Capitalien zurückzufordern. Welche Stockungen daraus dem ganzen Verkehr entstehen würden, das braucht man wohl nicht zu erörtern. Und wenn erst die Doppelwährung eingeführt ist: der Fabricant, der zum Betrieb seiner Unternehmung Rohstoffe einkaufen muß, müßte sie dann so hoch bezahlen, daß er mit Nutzen nicht mehr weiter arbeiten kann. Nach eigener Anschauung der Bimetallisten müssen ja dann alle Preise steigen und wie erst der Preis der Producte, die aus Goldwährungsländern kommen! Den könnten wir bei unserer Silberwährung ja kaum erschwingen. Wie kann dann der Nationalreichthum wachsen! Nein im Gegentheil, alle diese Kreise können sich nicht mehr halten. Der kleine Mann kann für seine Ersparnisse jetzt weniger einkaufen, seine Kaufkraft wird geschwächt, er kann nicht mehr als kaufkräftiger Consument auf dem Markte auftreten, geschweige denn die Nachfrage verstärken, die Producte werden in Folge dessen schlechten Absatz finden, der Fabricant kann außerdem manche Rohstoffpreise nicht mehr aufbringen, er wird sein Werk still stehen lassen, oder wird wenigstens Arbeiter entlassen müssen, kurz überall wird eine Stockung sich bemerkbar machen, wenn die Doppelwährung bei uns eingeführt würde. Wenn eine Regierung daran denkt, zur Doppelwährung von einer besseren Währung überzugehen, so soll sie sich vor allem die Folgen ins Gedächtniß zurückrufen, die die amerikanische Bill von 1890 herbeigeführt hat. Man kann behaupten, diese unglückliche Operation ist eine der Hauptursachen der Ueberproduction an Silber, des heutigen tiefen Courses des weißen Metalls. Im Uebrigen kann eine Regierung allein sich niemals an die Einführung der Doppelwährung machen, ohne ungeheuere Gefahren herbeizurufen. Wie könnte z. B. Deutschland allein jetzt dem Silber seine Münzstätten öffnen. Was wäre die Folge, wenn in Deutschland der Schuldner seinen Gläubiger in Silber bezahlen dürfte? Keiner würde dies Vorrecht unbenutzt lassen, Jeder würde seine Schulden in Silber bezahlen. Das Ausland aber würde darauf nicht eingehen, die auswärtigen Länder mit Goldwährung würden ihre Forderungen jetzt wie vorher nur in Gold bezahlt haben wollen, das Gold würde also massenhaft aus dem Lande entströmen. Und da sich bei uns dann die Werthrelation von 1 : 30 bei Einführung der Doppelwährung etwa auf $1 : 15^1/_2$ verschoben haben würde, in den auswärtigen Goldländern dagegen das alte Werthverhältniß noch bestehen würde, so würde natürlich ein Jeder sein Gold dem Ausland, das ein so hohes Agio zahlt, verkaufen. Zwangsmaßregeln würden wenig dagegen ausrichten, das hat die Geschichte gezeigt. Der Schlußeffect also wäre der, daß alles Gold entschwinden und das eine Land vor der reinen Silberwährung stehen würde. Ein Land allein könnte also niemals an die Doppelwährung denken, obgleich manche dies verlangen. Die gesammten großen Handelsstaaten mit Einschluß Englands müßten gemeinsam ein Doppelwährungssystem mit gemeinschaftlichem Werthverhältniß einführen und das giebt bereits im Jahre 1852 Schübler zu, der eine Verständigung sämmtlicher Staaten behufs Einführung der Doppelwährung wünscht, vor allem aber dürfe England nicht fehlen. Aber das ist eben der Haken. Wenn England dem Bunde beiträte, so würde der Hauptfactor der Nachfrage nach Gold wegfallen. Die internationalen Zahlungsverbindlichkeiten könnten dann eben so gut in Silber wie in Gold beglichen werden. Aber ohne England vorzugehen, scheint bei der enormen Handelsmacht dieses Colonialreiches eine Unmöglichkeit. Daß aber England bei seiner Bilanz und seinem Krämersinn sich ohne Noth jemals zu einer so gewagten Operation hergeben wird, das kann man entschieden verneinen. So lange ist aber die Einführung der Doppelwährung ein Hirngespinnst, ein zu gewagtes Experiment, als daß sich ein Staat darauf ohne Noth einlassen sollte. Und das hat man auf den internationalen Conferenzen auch eingesehen und sich deßwegen allein auf die Hebung des Silberpreises beschränkt. So sollte die letzte Conferenz zu Brüssel auf Verlangen Englands von vornherein ihre Versuche darauf beschränken, wie der Silberpreis zu heben, wie größere Verwendungen des weißen Metalls zu erzielen seien. Und darauf wird sich auch die nächste Conferenz beschränken.

Eine solche Hebung des Silberpreises auf dem Wege der Vereinbarung unter den verschiedenen Staaten wäre wünschenswerth. Ob aber irgend welche Vorschläge zum Ziele führen werden, das ist die Frage. Die einen werden wieder zur Nachahmung des Beispiels der amerikanischen Gesetzgebung rathen, nämlich durch jährliche Silberankäufe den Silberpreis künstlich zu heben. Eine solche Operation möchte aber bei dem jetzigen Stande der Finanzen mancher Staaten nicht verwirklicht werden können oder wenigstens die Schulden so steigern, daß sie der Erzeugung eines neuen Uebels durch Beseitigung des andern gleichkommen würde. Im Uebrigen würde ein solches Vorgehen, das für jedes Jahr festgesetzt sein soll, die Silberproduction wieder emporschießen lassen. Aber dagegen kann man schon sich sichern, meint man, dagegen hat man ein Hauptmittel, nämlich staatliche Beaufsichtigung der Silberproduction. Alle Staaten sollen ein Welteartell behufs Beschränkung der Silberproduction abschließen. Gewiß wäre das ein großer Fortschritt, wenn endlich der Ueberproduction an Silber ein Ende gemacht würde. Eine staatliche Beaufsichtigung der Minengesellschaften wäre gewiß nicht zu verwerfen und vielleicht zu realisiren bei denjenigen Betrieben, bei welchen das Silber als reines Silber gewonnen wird. Aber zum großen Theil wird das Silber als Nebenproduct gewonnen, indem es

aus dem Gold, Blei oder Kupfer ausgeschieden wird. Nun könnte man ja alle diese Betriebe unter staatliche Aufsicht stellen. Aber man könnte ihrer Production keine Grenzen setzen, da ja viele nur wegen dieser Blei- und Kupfererze noch arbeiten, die mit dem Silber verbunden sind. Was soll man dann mit dem Silber anfangen, das aus dieser Production als einer Blei- und Kupferproduction gewonnen wird? Man müßte es doch freigeben. Ferner kann man doch nicht alle die Minengesellschaften, die so viele Arbeiter erhalten, durch Hemmung ihrer Production vor den Kopf stoßen. Durch Zwangsmittel ist da leider wenig zu machen, die einzige Hoffnung ist die, daß durch die schlechte Lage die Betriebe allmälig eingehen werden und die Capitalien ein anderes Gebiet aufsuchen werden. Eben so alt wie dieser Vorschlag der Beaufsichtigung der Silberproduction ist jener, der bereits auf dem Kölner Programm figurirte, nämlich behufs Hebung des Silberpreises alles Gold und Papiergeld unter 10 Mark einzuziehen. Der Zweck sollte sein, durch diese Einziehung die Staaten zu neuen Silberankäufen zu bringen.

In Deutschland wäre dieser Vorschlag noch am ehesten zu realisiren, aber die übrigen Staaten, z. B. die Vereinigten Staaten, haben einen solchen Silbervorrath aufgespeichert, daß sie durch eine solche Maßregel doch noch nicht zu Silberankäufen gebracht würden. Ein wirklicher Lichtschimmer eröffnet sich in dem Gedanken, daß bei der fortgesetzten Entwerthung des Silbers die Industrie ihren Bedarf zur Production von Gegenständen, die heute noch in Neusilber ꝛc. hergestellt werden, dem Silber entnehmen wird und so dessen Preis heben wird. Darauf muß man eben sein Augenmerk richten, wie man dem weißen Metall neue Absatzwege schaffe, wie man seine Verwendung in Handel und Gewerbe auf irgend welche Weise vermehre. Und der Wunsch, zu diesem Zwecke die Staaten zu einer Besprechung einzuladen, ist nur zu billigen, nicht aber der, ein gesundes Währungssystem umzustoßen. Das wäre vergebliche Mühe und ein solches Experiment würde dem Nationalwohlstand nur ungeheuere Wunden schlagen — und schließlich würde man doch wieder zu dem alten System zurückkehren müssen. Besser ist, alle Kräfte und alle Bemühungen auf den einen Punkt zu concentriren, wie man den Silberpreis heben könne. Das positive Resultat einer solchen Conferenz wäre nur mit Freuden zu begrüßen. Und auch der schroffste Anhänger der Goldwährung sollte seine Anerkennung nicht versagen, wenn es der vierten internationalen Conferenz zur Hebung des Silbers gelänge, auf einem solchen Wege zur Lösung der Währungsfrage beizutragen.

Eine Nordpolexpedition im Luftballon.

Von Oberingenieur S. A. Andrée (Stockholm).

Die Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen ist zugleich eine Geschichte der größten Gefahren und Entbehrungen. Als es galt in unbekannte Gebiete einzudringen, Australiens, Asiens oder Afrikas große Wüsten zu erforschen, Nordamerikas Prairien und Süd- oder Centralamerikas Urwälder zu durchziehen, waren die Entdeckungsreisenden Gefahren ausgesetzt und haben Leiden erduldet und Hindernisse überwunden, von welchen derjenige, der nicht mit dabei gewesen ist, sich kaum einen Begriff machen kann. Doch kein Forschungsgebiet legt dem Entdeckungsreisenden so viele Schwierigkeiten in den Weg, wie die Polargegenden. Bei genauerer Betrachtung sieht man nämlich, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen den Hindernissen, die der Reisende jenseits des Polarkreises zu überwinden hat, und denjenigen ist, die sich ihm in den Tropen in den Weg stellen. Denn in den letzteren liegen nicht nur zu überwindende Schwierigkeiten, sondern zugleich auch die Hülfsmittel zu ihrer Ueberwindung. Die Wilden fallen den Forschungsreisenden oft an, sie werden aber auch ebenso oft seine Freunde und Mithelfer, die ihn mit Rath und That in seinem Vorhaben unterstützen. Die gewaltigen Wälder versperren ihm den Weg, schützen ihn aber auch gegen Wind und Wetter, und oft findet er in ihrem Schooße die Naturproducte, deren er zu seiner Nahrung bedarf. Die Flüsse und Seeen können seine Reise aufhalten, sie können sie aber andererseits auch wieder beschleunigen und tragen in jedem Falle zu seinem Lebensunterhalte bei. Sogar in den Wüsten findet der Forscher Mittel, die ihm die Reise erleichtern. Wohl verbrennt die Sonnengluth einen Theil des Pflanzenreiches, aber die Hitze erzeugt auch stellenweise eine Vegetation, die ihm Schutz und Schatten giebt; und das im großen Ganzen ebene Terrain der Wüsten, die Oasen, die dort wohnenden Stämme mit ihren Kenntnissen von den Wegen und der Art, wie man am besten und sichersten auf denselben vorwärts kommt, sind unter Anderem günstige Umstände für den Reisenden.

In den Polargegenden liegen die Verhältnisse anders. Dort ist ein Hinterniß selten mit Vortheilen verbunden, und die Vortheile, die man dort zu erlangen vermeint, führen gewöhnlich neue Schwierigkeiten herbei. Die Kälte ist nur todtbringend. Sie erzeugt keine Oasen in der Eiswüste, keine Vegetation und keinen Brennstoff. Sie liefert allerdings eine Eisdecke, die zur Fahrt einladet; aber diese Decke ist unbefahrbar, da sie mit gewaltigen Eisblöcken, die aus den übrigen Eismassen herausgepreßt worden sind, dicht besäet ist, und diese Blöcke Barrièren bilden, deren Ueberfahren sich bisher als unmöglich erwiesen hat. Die Meeresströmungen führen das Schiff des Reisenden zwar mit sich, sind jedoch so voller Treibeis, daß das Fahrzeug in denselben nicht an's Ziel geführt, sondern auf dem Wege dahin zertrümmert wird. Der beständige Sonnenschein im Sommer erhellt den Weg des Forschers, aber die Mitternachtssonne zerreißt auch die Eisdecke, so daß er weder zu Wasser mit seinen Booten, noch auf dem Eise mit seinen kleinen Schlitten vorwärts kann, und verwandelt den festen Schnee in zähen Schmutz, auf dem er nicht einmal festen Fuß fassen kann. Der Polarforscher hat nichts von feindlich gesinnten Wilden zu befürchten, aber er findet auch keinen, der ihm rathen und beistehen könnte.

Fügen wir noch hinzu, daß der Polarforscher sich mit seinen Versuchen, nach Norden vorzudringen, auf eine kurze Zeit des Jahres beschränken und die übrige Zeit abwärtend still liegen muß, während Kälte und Finsterniß erlahmend auf ihn einwirken; daß er fast neun Monate lang auf ein winziges Terrain beschränkt und auf Lebensmittel angewiesen ist, die stets ungeeignete, oft aber auch unzureichende Nahrung geben; daß ferner seine Energie von dem Bewußtsein erschüttert wird, daß die Resultate, die sich möglicherweise erreichen lassen, sich in quantitativer Hinsicht ohne Zweifel minder wichtig erweisen werden, als diejenigen, welche der Forschung in anderen Gegenden in Aussicht stehen. So wird man mir darin Recht geben, daß die Polarforschung erheblich größere Schwierigkeiten bietet, als diejenigen es sein können, mit denen die geographische Forschung anderswo zu kämpfen hat.

Betrachten wir nun die bisher zur Durchdringung der arktischen Eisfelder angewandten Mittel, so finden wir, daß der Forscher sich eigentlich nur des Schlittens bedient, ja, streng genommen, auch gar kein anderes Transportmittel besessen hat. Ich nehme natürlich das neue Mittel aus, das Nansen jetzt versucht, und dessen Anwendbarkeit und Zweckmäßigkeit die Erfahrung noch nicht bewiesen hat. Der Schlitten ist stets das einzige Transportmittel, und der einzige Unterschied zwischen den verschiedenen Expeditionen lag nur in der Fortschaffungsmethode, ob man nämlich Thiere oder Menschen vor denselben spannte. Ich kann mir kein Urtheil darüber erlauben, welches dieser Zugthiere sich am besten auf einer

Fahrt über das Polareis bewährt, ich will nur feststellen, daß die Expedition in beiden Fällen mißlungen ist, obgleich man sich dadurch nicht von neuen Versuchen hat abschrecken lassen. Mißglückt kann ich mit Recht sagen, denn es ist ein Factum, daß wir in einem Zeitraume von 250 Jahren Menschen, Fahrzeuge, Thiere, Instrumente, unerhörte Summen und viele Zeit fortgeworfen haben, ohne daß es uns gelungen ist, den geraden Weg durch die Eiswüste, den Weg zum Nordpol zu finden.

Wird es nicht endlich Zeit, daß wir diese Frage einmal gründlich revidiren und zusehen, ob wir nicht noch ein anderes Transportmittel zur Bereisung dieser Gegenden besitzen? Ja, die Zeit dazu ist gekommen, und wir brauchen nicht weit zu gehen, um ein Hülfsmittel zu finden, das eigens zu diesem Zwecke geschaffen scheint. Es ist der Luftballon.

Nicht der erträumte, vollständig lenkbare Luftballon, das noch nicht verwirklichte Ideal des Zukunftsreisenden, sondern der Luftballon, wie wir ihn jetzt besitzen, und den man so ungünstig beurtheilt, weil man seine Vorzüge nicht sehen will. Er kann den Forscher sicher an den Nordpol und wieder nach Hause bringen, mit ihm läßt sich die Fahrt über die Eiswüste ausführen.

Ich möchte zuerst betonen, daß das Problem „Kann man zum Nordpol gelangen" oder „Kann man überhaupt die arktische Eiswüste durchdringen" nicht nur ein rein wissenschaftliches, sondern auch ein technisches Problem ist. Das Resultat, das erreicht werden soll, hat natürlich in erster Hand für die Naturwissenschaften Bedeutung, die Erfindung der zur Erreichung desselben nöthigen Mittel fallen aber ihrer Natur gemäß der Technik zu. Da es sich herausgestellt hat, daß dem Forscher auf diesem Wege Hindernisse von einer gewissen Beschaffenheit begegnen, und es constatirt worden ist, daß sich diese Hindernisse nicht mit den zu Gebote stehenden technischen Hülfsmitteln überwinden lassen, ist es nur in der Ordnung, daß wir den Techniker fragen, ob er nicht ein besseres Mittel zur Ueberwindung wisse. Bisher hat der Maschinentechniker diese Frage nicht bejahen können, wenden wir uns aber mit derselben Frage an einen Ballontechniker, so wird er es ohne Zweifel thun, sobald ihm die unerläßlichen Bedingungen, die ein Polarballon erfüllen muß, mitgetheilt worden sind. Diese sind meiner Meinung nach:

1. Der Ballon muß eine so große Tragkraft besitzen, daß er drei Passagiere, alle zur Anstellung von wissenschaftlichen Beobachtungen nöthigen Instrumente, Lebensmittel auf vier Monate und Ballast, Alles in Allem ein Gewicht von 3000 Kilogramm tragen kann.

2. Der Ballon muß so dicht sein, daß er 30 Tage und Nächte in der Luft schweben kann.

3. Man muß den Ballon irgendwo in den Polargegenden mit Gas füllen können.

4. Der Ballon muß sich in irgend einer Weise lenken lassen.

Stellt man nun dem Ballontechniker die Frage: „Können Sie uns ein solches Ballonmaterial zur Verfügung stellen?", so wird die Antwort lauten: „Ja, das kann ich." Daß man eine solche Antwort mit voller Berechtigung geben kann, dürften folgende Facta beweisen.

Henri Giffard verfertigte 1878 für die Pariser Ausstellung einen Ballon captif, dessen Durchmesser 36 Meter und dessen Inhalt 24500 Kubikmeter betrug. Sein wirkliches Gewicht betrug bei voller Ausrüstung 17000 Kilogramm und er hatte, nachdem er mit Gas gefüllt worden war, noch 12000 Kilogramm Ueberschuß an Tragkraft. Er stieg ungefähr 1500 Mal auf und wurde jedesmal von einer zahlreichen Gesellschaft — 30 bis 40 Personen auf einmal — benutzt. Dieser Ballon hatte also eine Tragkraft, welche die für einen Polarballon nöthige um 9000 Kilogramm übersteigt. Da überdies seit Giffard's Zeit viele Ballons construirt worden sind, die dieselbe Tragkraft, die ein Pollarballon haben muß, in jeder Hinsicht besitzen, so ist das Problem, einen Ballon, der die erste Bedingung erfüllt, herzustellen, schon gelöst.

Auch in Betreff der Dichtigkeit des Ballons, d. h. in seiner Sicherheit, das Gas nicht ausströmen zu lassen, liegen sehr günstige Erfahrungen vor.

Der Giffard'sche Ballon soll so dicht gewesen sein, daß er erst im zweiten Jahre seines Gebrauches wieder gefüllt werden mußte. Die von Graham und Poiseuilles angestellten Untersuchungen haben ergeben, daß ein Ballon von 8 Meter Durchmesser so dicht gemacht werden kann, daß er in einem Monate nur 6 Kilogramm seiner Tragkraft verliert. Da der Verlust der Tragkraft (Gasverlust) mit der Area in gleichem Verhältniß steht, so kann man bei einem Ballon von 23 Meter Durchmesser — so groß müßte der Pollarballon sein — im günstigsten Falle auf einen Tragkraftsverlust von nur 50 Kilogramm in 30 Tagen rechnen. Der Gasverlust kann also so vermindert werden, daß er nicht so nachtheilig auf die Tragkraft des Ballons einwirkt, um die zweite Bedingung unerfüllbar zu machen.

Bezeichnend dafür ist, daß ich, als ich am 8. Januar 1894 an Gabriel Yon in Paris, der meinen Ballon geliefert hat, schrieb und anfragte, wie viel ein Ballon im Durchmesser von 22 Meter bei dreißigtägiger Dienstleistung wohl kosten könnte, eine Antwort erhielt, in der die Unmöglichkeit der Herstellung eines solchen Ballons nicht einmal angedeutet war. Yon's Antwort, die übrigens für diese Frage von Interesse ist, lautet in der Uebersetzung folgendermaßen:

„Bei der Beantwortung Ihres letzten Briefes habe ich mich in einem wesentlichen Irrthum befunden, nämlich in Betreff der Größe des Ballons, angenommen, daß der Diameter desselben 20 Meter sein, und er also einem Volumen von circa 4000 Kubikmeter entsprechen sollte. Jetzt sehe ich, daß Sie 22 Meter geschrieben haben, was ein Volumen von circa 5500 Kubikmeter ausmachen würde. Eine solche Sphäre hat bei 22 Meter Durchmesser eine Oberfläche von 1520 Quadratmeter und kostet 30000 Francs, wenn man sie aus achtfacher Goldgaze herstellt. Die äußere Umhüllung von Seide, die als schützender Ueberzug für den inneren Ballon dient, kostet 1500 Francs. Netz, Ventil, Schläuche, Landungsgeräthe, wie Anker und Schleppthau, Gondel und Tragring kosten zusammen 10000 Francs; der Preis des ganzen Ballons würde sich also auf 55000 Francs stellen. Doch ich wiederhole, was ich Ihnen schon früher gesagt habe, daß die Benutzung der Goldgaze kein so gutes Resultat erzielt, wie die Anwendung von doppeltem Seidenzeug; letzteres erhöht allerdings das Volumen des Ballons ein wenig, bietet aber auch entschiedene Vortheile. Man kann dem Seidenballon ohne Nachtheil ein Volumen bis zu 3000 Kubikmeter geben, ohne daß die Gesammtausgabe die mäßige Summe von 50000 Francs übersteigt. Die Tragkraft des Seidenballons ist auch bedeutend größer, obgleich das todte Gewicht des schwebenden Ballonmaterials dabei größer ist."

Dieser Herr Yon ist vielleicht der erfahrenste Ballonconstructeur und Ballonfabrikant auf der ganzen Welt. Er begann seine Laufbahn 1850 als Genosse des obenerwähnten berühmten Ingenieurs Giffard, während des deutsch-französischen Krieges war er Chef einer der großen staatlichen Ballonwerkstätten in Paris und hat von da an den Armeeen der Großmächte, wie einer Menge Privatpersonen Ballons geliefert. Er hat ebenfalls verschiedene Luftreisen gemacht. Man kann also nicht an der Competenz dieses Mannes in der Beurtheilung einer solchen Frage zweifeln.

Ich werde jetzt zu der dritten Bedingung übergehen nämlich, daß der Ballon irgendwo in der Polargegend wieder mit Gas gefüllt werden muß. Auch hierin liegen keine besonderen technischen Schwierigkeiten vor. Das Militärballonwesen hat nämlich zur Erfindung von transportablen Gasapparaten geführt, die wirksam, leicht zu handhaben und billig

sind. Mit Hülfe eines Apparates von gewöhnlicher Größe kann man leicht 150 bis 200 Kubikmeter Fettgas in der Stunde bereiten und ein Ballon von der in Frage stehenden Größe kann in der kurzen Zeit von 30 bis 40 Stunden gefüllt werden. Doch für die Erreichung dieses Zweckes kann man sich auch noch eines anderen Mittels bedienen. Es wird ja jetzt Fettgas für den Verkauf fabricirt; es wird mit einem Drucke 100 bis 200 Atmosphären in Cylindern comprimirt und so fertig geliefert. Jeder Cylinder enthält ungefähr 3,5 Kubikmeter comprimirten Fettgases. Diese Cylinder werden an die Stelle gebracht, wo das Gas gebraucht werden soll, und hier braucht man nur die erforderlichen Leitungsrohre anzulegen und den Cylinderkrahn zu öffnen. Um einen Polarballon zu füllen, würden 1700 bis 1800 Cylinder genügen. Die Sache ist jedoch noch ein wenig complicirter, weil man die Füllung vielleicht nicht im Freien vornehmen kann. Es ist immerhin vorsichtiger und sicherer, dazu einen provisorischen Schuppen zu errichten, in dem der Ballon während des Füllens vor Wind geschützt ist und in dem er, wenn er einmal gefüllt ist, so lange bleiben kann, bis ein für die Reise günstiger Wind weht. Ein solcher Schuppen muß jedoch so groß sein, daß der ganze Ballon darin Platz hat. Solche Ballonschuppen findet man im Auslande an mehreren Stellen, z. B. in Aldershot, und das Bauen eines solchen bietet dem Techniker keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Man wird mir darin recht geben müssen, daß die Bedingung des Ballon-Füllens in der Polargegend sich ohne Zweifel erfüllen läßt, daß man den Ballon dort sogar eben so leicht füllen kann, wie man es hier bei einer Gasanstalt oder — falls es sich um militärische Zwecke handelt — auf freiem Felde thut. Der Techniker kann ruhig versichern, daß er die in dieser Hinsicht an ihn gestellten Forderungen erfüllen kann.

In Betreff der drei Bedingungen, die ich eben besprochen habe, konnte ich mich auf allgemein bekannte Thatsachen innerhalb der modernen Ballontechnik stützen und auf die Autorität erfahrener, geschickter Männer berufen. Doch mit der vierten Bedingung, einer gewissen Lenkbarkeit des Ballons, ist es nicht so wohl bestellt. Hierbei kann ich nur auf die von mir ausgeführte anspruchslose Arbeit hinweisen und mich auf meine selbsterlangte Erfahrung berufen. Wenn ich es trotz alledem wage, mit einer auf solcher Grundlage errichteten Behauptung hervorzutreten, so geschieht es, weil ich bestimmt weiß, daß es kein Irrthum meinerseits ist, wenn ich sage, daß ein Ballon wie der Polarballon sich lenken läßt, ja sich sogar ziemlich sicher steuern läßt.

Das Experiment, dessen Kosten der Großhändler Douglas Kennedy in Gothenburg trug, wurde am 14. Juli 1894 ausgeführt und der ausführliche Bericht darüber der Akademie der Wissenschaften in Stockholm vorgelegt. In Betreff der Details weise ich auf jenen Bericht hin und beschränke mich augenblicklich darauf, das Princip der Anordnung und einige der wichtigsten Resultate mitzutheilen. Das Princip ist, daß der Ballon mit einem verstellbaren Segel und mit einer oder mehreren Leinen — Schlepptauen —, die auf der Erde nachschleppen, versehen sein muß. Diese Taue sollen die Fahrt des Ballons ein wenig hemmen, so daß er nicht ebenso schnell wie der Wind vorwärts schwebt, und die dadurch entstehende Differenz zwischen der Schnelligkeit des Windes und der des Ballons soll für das auf dem Ballon angebrachte Segel benutzt werden. Der Ballon wird dadurch gezwungen, von der Windrichtung abzuweichen. Die Abweichung kann bedeutend oder gering sein, je nach der Größe und Richtung der wirkenden Kräfte. Vermittelst dieses Steuerapparates brachte ich meinen Ballon dahin, daß er im Durchnitt 27° von der Windrichtung abwich. Bei einigen Gelegenheiten betrug die Abweichung fast 40 Grad. Es wird Manchem scheinen, als wäre eine Abweichung von 27° nicht viel werth; doch man wird gleich sehen, daß sie wirklich eine ziemlich große Bedeutung hat, besonders bei Luftreisen über weite Distancen. Nehmen wir z. B. an, daß der Ballon mit einem Winde segelt, der von Gothenburg gerade nach Stockholm weht. Wenn der Ballon keinen Steuerapparat hat, kann er natürlich keiner anderen Linie als der, welche diese beiden Städte verbindet, folgen. Er kann keine anderen Punkte, als die auf dieser Linie liegenden, berühren und kann also auf der schwedischen Ostküste in keiner andern Stadt als Stockholm ankommen. Doch hat er einen Steuerapparat, vermittelst dessen er 27° von der Windrichtung abweichen kann, so kann er bei demselben Winde von Gothenburg aus nach jedem beliebigen Punkte an der Ostküste zwischen Vestervik und Söderhamn reisen und jeden beliebigen Punkt innerhalb des Triangels, dessen Winkel Gothenburg, Vestervik und Söderhamn bilden, berühren. Das Areal dieses Triangels beträgt ungefähr 70 000 Quadratkilometer. Schon auf einer so kurzen Reise wie der Fahrt schräg über Schweden — einer Strecke von nur 400 Kilometer — macht es also schon viel aus, wenn der Ballon 27° von der Windrichtung abweichen kann. Doch je größer die Entfernung ist, die man zurücklegen soll, desto größeren Werth hat ein solcher Steuerapparat, und besonders hoch muß man ihn schätzen, wenn es sich um eine Reise in gänzlich unbekannte Gegenden handelt, deren Untersuchung in geographischer Hinsicht die Hauptaufgabe der Reise ist. Denn eine solche Untersuchung macht es mehr als sonst nöthig, daß der Luftreisende den Cours seines Ballons bestimmen kann. Selbst wenn ich auch nicht annehmen darf, daß es mir gelingen wird, einen noch wirksameren Steuerapparat als den bei meiner obenerwähnten Reise angewandten provisorischen zu erfinden, möchte ich doch auf Grund des Angeführten behaupten, daß der Polarballon kein allen Launen des Windes preisgegebenes Fahrzeug, sondern ein Werkzeug sein wird, das sich dem Willen seines Herrn in ziemlich hohem Grade fügt. Auch die vierte und letzte der unerläßlichen Bedingungen läßt sich also erfüllen.

Hiermit dürfte ich hinlänglich bewiesen haben, daß der Ballontechniker die Frage des Forschers, ob er einen die für eine Polarreise unerläßlichen Bedingungen erfüllenden Ballon liefern kann, zu bejahen berechtigt ist. Nun will ich noch etwas genauer auf die nothwendige Beschaffenheit des Ballonmaterials und der übrigen Ausrüstung eingehen.

Der Ballon soll aus doppelter Seide bestehen, ein Volumen von 6000 cbm. haben, mit Fettgas gefüllt werden und die Expedition 30 Tage und Nächte tragen können. Er soll mit einem Segelsystem und mehreren ungleich langen Schlepptauen versehen sein, die alle aus Cocusfasern bestehen müssen, damit sie auf dem Wasser treiben können und der Ballon sich dadurch in derselben Höhe über offenem Wasser wie über Land und Eis halten kann. Er muß überdies noch mit einer großen Anzahl frei hängenden schweren Ballastleinen versehen sein, die theils als gewöhnlicher Ballast, theils als automatischer Rettungsapparat dienen sollen, falls der Ballon sich plötzlich sehr tief senkt. Eine solche Bewegung kann durch den plötzlichen Fall der Gastemperatur oder durch einen nach unten gerichteten, heftigen Windstoß verursacht werden. Wenn die unteren Enden der Ballastleinen dann auf die Erde fallen, wird der Ballon von einem entsprechenden Drucke befreit und das Fallen hört auf, ehe die Gondel hat auf die Erde stoßen können. Alle Ballastleinen müssen nummerirt sein; die Nummern müssen auf festgelötheten Metallplatten angebracht werden; über die Zeit und den Ort des Kappens muß genau Buch geführt werden, damit man, wenn man sie später wiederfindet, dadurch Kunde über die Meeresströmungen und die Bewegung der Eismassen erhalten kann. Der Ballon muß so balanciren können, daß er sich durchschnittlich 250 Meter über der Erdoberfläche halten kann, d. h. unter der tiefsten Wolkenregion, aber über den von der Erde aufsteigenden Dünsten. Man muß auch eine Strickleiter an Bord haben für den Fall, daß die Möglichkeit eines Besuches auf der Erdoberfläche sich darbieten sollte. In diesem Fall werden

so alle Schlepptaue eingeholt, bis der Ballon sich ohne Gefahr senken kann und man läßt sich dann an der Strickleiter hinab. Vielleicht kann man auch auf solche Weise landen und braucht dann das Gas nicht ausströmen zu lassen. Die Gondel muß sehr geräumig sein, muß eine sogenannte Dunkelkammer zu photographischen Zwecken enthalten, gut verdeckt sein und Schlafräume für drei Personen bieten. Sie muß außerdem Treibbojen haben und sich durch einen einzigen Handgriff vom Ballon lösen lassen. — Der Zweck dieser Einrichtung ist, daß die Luftsegler sich im Nothfalle auf dem Meere dadurch retten können, daß sie, falls sich ein Schiff in der Nähe befindet, sich auf die Wasserfläche herablassen und sich bei starkem Winde dann schnell von dem Ballon befreien können. Zur Ausrüstung gehört ferner ein leichter Schlitten, ein leichtes Segelboot, Waffen und Munition sammt Proviant für vier Monate — alles um die Rettung der Luftsegler zu ermöglichen, falls der Ballon verunglücken sollte. Ich will jedoch ausdrücklich betonen, daß die Expedition nicht so ausgerüstet werden darf, daß der Charakter einer Ballonexpedition dadurch verloren geht, denn mit dem Ballon soll die Reise ausgeführt werden und auf den Ballon müssen die Reisenden ihr Vertrauen setzen. Die Rettungsapparate haben nur denselben Zweck wie die auf jedem Schiffe angebrachten. Es versteht sich von selbst, daß zur Ausrüstung auch Landungsapparate aller Art gehören, die alle in mehreren Exemplaren vertreten sein müssen, und daß der Ballon auch eine Sprengeinrichtung mit sich führen muß. In Betreff der Instrumente müssen natürlich in erster Linie alle zur Orts- und Zeitbestimmung nöthigen mitgenommen werden; ferner alle, mit denen man Schnelligkeits- und Höhenmessungen vornehmen kann und schließlich eine vollständige Sammlung meteorologischer Instrumente. Außerdem muß die Expedition vollständig für photographische Zwecke ausgerüstet werden, da bei einer so schnellen Fahrt wie einer Ballonreise von correcter Kartenzeichnung keine Rede sein kann, und die Photographieen daher die Stelle der sonst gebräuchlichen Karten vertreten müssen. Nichts darf fehlen, was die Ausführung guter, scharfer Photographieen erleichtern kann. Unter anderem muß man auch darauf bedacht sein, so viel wie möglich Farbenplatten anzuwenden, doch dürfen diese erst nach der Rückkehr ausgeführt werden. Außerdem darf man auch nicht unterlassen, die Hauptzüge der Geographie der Landschaften zu skizziren und an Bord gewöhnliche Photographieen aufzunehmen, denn, sollten die Mitglieder der Expedition das Unglück haben, die größere photographische Ausrüstung nicht retten zu können, so kann durch diese Skizzen und Photographieen doch der wesentlichste Theil der Entdeckungen der Expedition bewahrt werden. Weil an Bord von Feueranmachen nicht die Rede sein darf, müssen Davy's Sicherheitslampen, eine electrische Batterie, ein electrischer Kochheerd und ein electrischer Bratapparat zur Ausrüstung gehören. Die electrische Batterie muß auch die zu den Arbeiten in der obenerwähnten Dunkelkammer nöthige Erleuchtung liefern. (Schluß folgt.

Eine Emancipirte.

(Sonja Kovalevsky.)

Von Felix Poppenberg.

In ihrem äußeren Leben das hochbedeutende Weib, das die Grenzen ihres Geschlechts überschritten, das mit Männern um die höchsten wissenschaftlichen Ehren siegreich gerungen, Professor der Mathematik in Schweden, gekrönt 1888 durch den Prix Bordin von der französischen Akademie und in ihrem Innern eine tief unglückliche, zerrissene Frau, leidend unter der Tyrannei ihrer Geistesgaben, wie Kassandra unter ihrer Prophetie, gedrückt und gebeugt unter dem Joch des Gedankens, schmerzvoll sich sehnend vom Verstand zum Gefühl — das ist das Bild der Sonja Kovalevsky, wie es aus Briefen und Erinnerungen ihrem Wunsche entsprechend Anne Charlotte Edgren-Leffler gezeichnet hat.*)

Eine complicirte Natur thut sich hier auf, die in ihrer Mischung neben verschwenderischem Reichthum mitleiderregende Armuth zeigt, die im Ueberfluß des einen Gutes nach dem andern verschmachtete. In ihrer Jugend fühlte sie sich nicht als Weib, nur Wissensdurst und Ehrgeiz trieb, und was sie in der Jugend wünschte, das ward ihr in späteren Jahren in Fülle; jetzt aber erwachte, zu spät, in der Gelehrten das Weib und jetzt machte sie die Forderungen des Weibes geltend. Man verstand sie nicht. Sie streckte die Hände aus nach Liebe und unter ihren Händen ward ihr alles zu Ruhm und Ehren. In Ruhm und Ehren ist sie dann, erst vierzig Jahr alt, verdürstend gestorben.

Mit einer seltsamen Lebenslüge, die wie Hochmuth gegen die Natur aussieht, beginnt Sonja's Eintritt in die Welt ihrer Selbstständigkeit. Um aus der Petersburger Häuslichkeit, aus der strengen väterlichen Zucht des stolzen Generals sich zu befreien, in die Freiheit zu gehen und zu studiren, überredete sie, die Siebzehnjährige, den jungen Studenten Kovalevsky zu einer Scheinehe. Der General mußte, durch Sonja's öffentlichen Schritt gezwungen, in die vermeintliche Heirath einwilligen — die „Kameraden" fahren nach Heidelberg ab. Diese Scheinehen, um von den Eltern frei zu werden, zum Studium zu kommen, waren damals in Rußland an der Tagesordnung. Die Wissenschaft lockte die jungen Mädchen, sie galt als höchster, als einziger Lebenszweck; niedrig und verächtlich schien die Liebesheirath, als ein Verrath an den höheren Aufgaben des Weibes, als ein Zurücksinken in eine niedrigere Kulturstufe. So dachte auch Sonja und so dachte sie während der ganzen Zeit ihres Studiums, während sie an der Seite des Mannes lebte, der als ihr Gatte galt und in Wahrheit nicht die Vertragsschranke brach. Der fieberhafte Fleiß, die hochgradig gesteigerte Geistesthätigkeit der jungen Studentin in Heidelberg und in Berlin, wo sie Weierstraß' bewunderte Schülerin war, ließ Gefühlsregungen überhaupt nicht aufkommen. Sie kapselte sich so fest in die Denkthätigkeit ein, sie concentrirte sich so krampfhaft, daß nur der Verstand über sie Herrschaft hatte, eine Gewaltherrschaft, die alles andere, was immer auf Menschen bestimmend wirken könnte, an die Kette legt. Um so schlimmer, wenn einst die Ketten springen. Von kindlich schmächtigem Wuchs war sie damals; in Heidelberg hieß sie der „kleine Sperling"; aber auf dem unentwickelten Körper der Achtzehnjährigen saß ein interessanter Kopf, von kurzem, kastanienbraunem lockigen Haar eingerahmt, mit lebhaft beweglichen Mienen und höchst ausdrucksvollen, gedankentiefen Augen. Von den frauenhaften Künsten der Toilette verstand sie nichts und dem praktischen Leben gegenüber war sie hülflos, stets rathbedürftig.

Verrätherisch offenbaren sich in dieser Zeit schon in der Gelehrten Züge ihrer verborgenen Frauennatur. Sie verlangte und begehrte, vor allem von dem Scheingatten, krankhaft verletzlich Erfüllung ihrer Wünsche, kleine Opfer; man sollte immer um sie herum sein; auf den leisesten Wunsch, die leiseste Laune hören. Ueberaus leicht fühlte sie sich zurückgesetzt. Man sollte in ihr, in ihrem Gedanken- und Interessenkreis aufgehen, eine andere Persönlichkeit neben sich duldete sie nicht. Es war schwer mit ihr zu leben. Sie forderte alles und gab nichts. —

1874 erreichte Sonja das erste Ziel ihres Ehrgeizes. Sie wurde in Göttingen zum Doctor promovirt. Und ganz kurz nachher kam die erste Reaction gegen ihr bisheriges Leben. Sie kehrte zunächst auf den alten Herrensitz Palibino

*) Sonja Kovalevsky, was ich mit ihr zusammen erlebt habe und was sie mir über sich selbst mitgetheilt hat. Von A. Charl. Leffler, Herzogin von Cajanello. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. Heinrich von Lenk. Leipzig, Ph. Reclam jun.

zu ihren Eltern zurück. Stolz auf die Erfüllung und doch wieder ganz und gar unbefriedigt. Eine tödtliche Müdigkeit kommt über sie, eine Sattheit von aller Wissenschaft. Ihr Gehirn hat zu viel davon consumirt. Es widersteht ihr förmlich. Sie möchte alles bei Seite werfen. Eine fast krankhafte Lust beherrscht sie, mit möglichst nichtigen Dingen die Zeit zu täuschen. Tagelang streckt sie sich träge, ohne zu denken, auf den alten rothen Damastmöbeln; der Samowar summt auf dem Tisch; draußen heulen die Wölfe. Sonja dämmert gedankenlos hin oder sie liest einen gleichgiltigen Roman. Aus diesem vegetativen Leben wird sie mit einem Schlage jäh aufgeschreckt. Ihr Vater, dem sie sich in letzter Zeit ganz genähert, der sie besser verstand als früher und sie ganze innige Zärtlichkeit fühlen ließ, starb plötzlich. Sonja fürchtete nichts mehr als die Einsamkeit, den leeren Raum, wo man nach allen Seiten vergeblich suchend die Hände streckt, eine andere weiche, vertraute, stützende Hand zu finden. Jetzt war sie einsam. Die Mutter blieb ihr immer fremd; die Schwester hatte ihren Mann, und Sonja sah, wie sie an dessen Brust ihren vollen Schmerz ausweinen konnte. Ihre Sehnsucht nach Liebe, nach umschließenden Armen, die sie warm und nahe faßten, trieb sie in diesem Trauerhaus zu dem, den sie bis jetzt sich fern gehalten, zu ihrem Gatten. Sie gab sich ihm ganz, von dieser Hingabe alles erhoffend! Sie wurde dadurch aber nicht zum glücklichen Weibe, sie wurde nur zur Mutter. Kovalevsky, der Pedantische, der Brave, der Fleißige, der auch nicht ein bischen mehr war als pedantisch, brav und fleißig; der auf Commando verzichtete und auf Wunsch zum Liebhaber wurde, war nicht der Mann, die Frauennatur in Sonja wirklich zu lösen. Sie wurde Mutter, aber von einer starken psychischen Umwandlung ist nichts zu spüren; von Mannesliebe weiß sie nicht viel mehr als früher; höchstens ist sie etwas desillusionirter. Zu den inneren Mißverständissen kommen äußere Calamitäten. Ihr Mann läßt sich in Speculationen ein; er giebt sich einem Abenteurer in die Hände; entzieht ihr sein Vertrauen; es kommt zum Bruch. Sie geht nach Paris. Noch immer herrscht die Wissensmüdigkeit in ihr; und durch die Enttäuschung ist die Gefühlssehnsucht in ihr noch stärker und brennender geworden. Zu dieser Zeit tritt ein junger Pole in ihre Kreise. Und zwischen Beiden entspinnt sich ein krankhaft-exaltirtes fieberheißes Verhältniß, schwärmerisch-romantischer Seelenminne gleich; aber nur die Seelen dürfen sich küssen. Vor der körperlichen Hingabe schreckt man zurück. Er, weil er nicht den Muth zur Initiative hat; sie, weil sie wieder Enttäuschung fürchtet und Verknistern der glutheißen Gefühle, an denen sie sich jetzt schön wärmen konnte, ohne irgend etwas einzusetzen.

Auf die sinnlich-übersinnliche Gefühlsperiode folgt wieder die Zeit des Verstandes. Professor Mittag-Leffler verschafft ihr einen Docenturnf nach Stockholm, und das riß sie mächtig aus allen Dämmerbanden auf. Die Gelehrte und die Ehrgeizige erhob wieder das Haupt, sie folgt dem Ruf.

Den ersten Eindruck, den sie in Stockholm macht, schildert Frau Anne Charlotte, des Professor Lefflers Schwester: „Ehe sie mir entgegenkam, vermochte ich ein ernstes und stark eingeprägtes Profil zu erkennen, ein reich kastanienbraunes Haar, in einer nachlässigen Flechte aufgesteckt, eine schlanke Gestalt mit einer gewissen geschmeidigen Eleganz in der Haltung, aber nicht wohl proportionirt, weil der Rumpf im Verhältniß zu dem monumentalen Kopf zu klein erschien. Der Mund war groß mit frischen, vollen, stark wellenförmig gezeichneten, sehr ausdrucksvollen Lippen. Die Hände waren überaus klein ‚wie die eines Kindes, und fein gebildet, aber von den allzustark hervorstehenden blauen Adern etwas verunziert.“ Aber schön an ihr waren die Augen, die zu schildern in ihrer Intensität, ihrem Farbenspiel, ihrer magnetischen Kraft die Biographin nicht Worte genug findet.

Sonja ist also nun Frau Professor. Aber die Concentration ihrer Mädchenjahre findet sie nicht mehr wieder. Sie kann nicht mehr ausschließlich Gelehrte sein; die Frau in ihr spricht mit und zeigt sich deutlich. Und von jetzt ab ist ihr Leben ein ständiger Conflict. Schon in kleinen Zügen verrät sich das Weib in ihr. Sie verkauft als Japanerin Thee in den Bazars; Aberglaube treibt sie; sie reitet und läuft Schlittschuh, um zu gefallen. In ihrer Kritik steht sie nur auf dem Standpunkt der Durchschnittsfrau. Ein Buch gefällt ihr, wenn seine Anschauungen die ihrigen sind; sie hat also den unkritischsten aller Gesichtspunkte, den der Sympathie und der Unsympathie. Auch in ihrer Receptivität ist sie ganz Weib. Während Anne Charlotte Leffler ihre Bestes in einsamer Arbeit leistete, braucht sie immer Resonanz. Sie konnte nichts schaffen, nichts anfassen, ohne es mit einer Anderen zu theilen. Alles, auch was sie mathematisch producirt hat, stand immer unter dem Einfluß einer anderen Persönlichkeit; und ihre Vorlesungen, das ist das Charakteristische, hielt sie nur an den Tagen gut, wo sie wußte, daß Gäste zuhörten. Diese Abhängigkeit gab sie selbst in einem Gedicht zu, in dem sie mehr bezeichnend als schön sagt:

„Von dem Chamäleon hat man dich unterwiesen.
Sobald es einsam sitzt in seinem Bau,
Ist es so anspruchslos, so häßlich grau: —
Im rechten Licht gesehen, wird seine Pracht gepriesen.
Selbst ist's nicht schön, nur spiegeln kann es treu beflissen,
Was rings umher sich darbeut schön und hold;
Erglühen kann's in Grün, in Blau, in Gold,
Wie das, was lieb ihm ist, wird es sich zeigen müssen.“ —

Sie fühlte sich ja selber im qualvollen Zwiespalt. In dem kleinen Stockholm mit seinem Alltagsleben fand sich ihre stets reizbegierige Natur unbefriedigt. Ein Lebenshunger überkommt sie, sie betäubt ihn in einer Vergnügungshetz, während eines Berliner Weihnachtsaufenthaltes 1884. Als Reaction stellt sich dann übergroße Sattheit, Müdigkeit und Muthlosigkeit, Ekel über die Zwecklosigkeit ihres Lebens ein. In dieser Stimmung schreibt sie in einem Briefe: „Wie verabscheuungswürdig ist doch das Leben und wie dumm ist es, weiter fort zu leben. Heute ist gerade mein Geburtstag, ich bin heute 31 Jahre alt, und es ist schrecklich zu denken, daß ich vielleicht noch eben so lange zu leben habe. Wie schön ist es doch in Dramen und Romanen; sobald eine Person entdeckt hat, daß das Leben keinen Werth mehr für sie hat, gleich kommt jemand oder etwas, ihr die Passage „dans le Jenseits“ zu erleichtern. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, steht die Wirklichkeit weit zurück ... Ich bin wirklich in etwas düsterer Stimmung. Das Schlimmste ist, daß ich keine Lust zur Arbeit habe. Ich habe mich noch nicht zwingen können, mich ernstlich mit meinen Vorlesungen für das nächste Semester zu beschäftigen ...“

Interessant ist es, zu beobachten, wie nun über die reife Frau alle die psychischen Kinderkrankheiten hereinbrechen, die sie in ihren früheren Mädchenjahren verschont haben. Nur ihrer Reife und ihrem intensiveren Seelenleben entsprechend, viel stärker, angreifender, gefährlicher.

Weich und sentimental wird sie; sie träumt und sehnt sich zitternd, den Mann zu finden, der ihr ein zweites Ich werden könnte. Das gährende, treibende Frühlingswehen macht sie unruhig, nervös und sehnsüchtig. Die lichten Nächte entnerven sie: „Dieser ewige Sonnenschein, der so vielversprechend scheint, hintergeht doch Alle, denn die Erde bleibt kalt, die Entwicklung geht gerade so zurück, wie sie gekommen ist, und der Sommer erscheint wie ein Gaukelbild, das man niemals festhalten kann. Daß die lichten Nächte lange vor der Sonnenwärme kommen, ist so aufreizend, da sie eine Freude zu versprechen scheinen, die sie doch nicht gewähren.“ Und sie sprach in diesen Zeiten über die Tragik ihres Lebens und kam auf die müde, resignationsschwere Frage: Warum, wozu das alles; es hat ja doch keinen Zweck. Die Wissenschaft erfreut die Menschheit nicht und bringt sie nicht vorwärts. Eine Thor-

heit ist's, die Jugendjahre sich durch Arbeit zu vergällen, ein Unglück für ein Weib, wissenschaftlich begabt zu sein und dadurch aus ihrer Sphäre, der weiblichen, in den elenden Zustand eines Zwittergeschöpfes gedrängt zu werden.

Es ist das Jahr 1888. Nur zwei Lebensjahre liegen noch vor Sonja. Und diese beiden bringen, indem sie gleichsam die Tragödie ihres Lebens noch einmal in zwei Scenen compact zusammenfassen, ihr ihren höchsten wissenschaftlichen Triumph und ihre tiefsten Gefühlsniederlagen. Sie schrieb für die Akademie zu Paris eine Preisarbeit und errang den Prix Bordin. Aber während der Arbeit kam die ersehnte große Liebe über sie. Ein russischer Weltmann, imposant und erfahren, ein reifer Lebenskünstler hatte sie unwiderstehlich angezogen. Sie liebte zum ersten Mal, und sie liebte zaghaft und nüchtern wie ein junges Mädchen. Was andere Frauen in ihren jungen Jahren durchgemacht, das erlebte sie verspätet, gleich jenen anderen Kinderkrankheiten, erst jetzt. Nur eben tiefer, schmerzvoller, es war bange, scheue, erste Liebe; aber sie, die sie empfand, war äußerlich eine reife Frau, eine bedeutende Frau. Es war die Liebe eines Mädchens, nicht die eines Weibes. Das gab ein Mißverhältniß, ein Mißverständniß. Der Mann, den sie liebte, brachte ihr die größten Sympathien entgegen, er bot ihr seine Hand und wollte sie heirathen. Aber ihre inneren Gefühlsvorgänge verstand er nicht; für Schwärmen, Opfer, zart sich ihrem Dienste weihen, war er zu lebensklug geworden. Und wieder fühlte Sonja, daß man ihr, die nach Brod schrie, einen Stein gab. Krampfhaft kämpfte sie um die ganze Liebe dieses Mannes, des ersten, und wie sie genau ahnt, des letzten. Während ihr Gefühlsleben zerrissen und zerpflückt ist, arbeitet sie die Nächte mit brennenden Augen an jener Preisarbeit. Sie haßte sie eigentlich, denn sie weiß, daß diese Arbeit zwischen ihr und dem geliebten Manne steht, dem sie alle Gedanken widmen möchte. Sie sagt sich bitter, daß sie wieder einmal alles dem Ehrgeiz opfere, aber sie kann nicht zurück. Alle ihre wissenschaftlichen Freunde wissen von ihren Hoffnungen, sie kann die Segel nicht streichen. Und dann kommt der große Triumph. Sie erhält den Preis; sie wird in Paris gefeiert, wie eine Königin; man schleppt sie von Festen zu Festen; man huldigt ihr in Vers und Prosa. Aber sie, sie fühlt sich so einsam. Sie hat unter dem Druck der Huldigungen keinen Augenblick Zeit, sich dem Manne zu widmen, der sie hier aufsuchte, um ihres Ruhmes Zeuge zu sein. In Briefen und mündlichen Aeußerungen sprach sie es damals aus, wie sie gern Alles hingeben möchte gegen das Loos des gewöhnlichen Weibes, das nur einen kleinen Kreis um sich hat, den sie liebt. Und das Bitterste für sie war, daß ihr Niemand glaubte; man hielt ihre Gefühlsforderungen für Paradoxien, und sie nur für eine ehrgeizige Gelehrte. Voll ernster Lebenstragik ist in dieser Zeit die Begegnung mit ihrem Vetter. Er, der Landjunker, der den künstlerischen Bestrebungen seiner Jugend hatte entsagen müssen, beneidete sie, die Frau, die für ihn auf der Höhe des Lebens steht, und beklagt *sein* verfehltes Leben. Sie sieht sein „heiteres wohlerhaltenes Antlitz mit dem rosigen harmonischen Ausdruck", sie hört ihn von seinem stillzufriedenen Familienleben auf dem abgelegenen Gute im fernen Rußland sprechen. Hier ist nichts Complicirtes, Zerquälendes. Und sie beneidet ihn und beklagt *ihr* verfehltes Leben. —

Sterbensmüde und elend verbrachte sie dies Jahr. Sie vernachlässigte sich; ihr Interesse nahm ab, sie ging, wie Frau Lessler sagt, fast ausschließlich „in der Tragödie ihres inneren Lebens auf". Als sie sich heftig erkältete, hielt sie sich nicht, setzte sich gleichgiltig Rückfällen aus, und dieser Krankheit erlag sie. Einsam, wie sie gelebt, ist sie, eigenschicksalsvoll auch aus der Welt geschieden. Zwei Freundinnen pflegten sie. Eine Nacht, die der Arzt als ungefährlich bezeichnet hatte, verließen sie sie. Und in dieser Nacht starb sie. Zum letzten Mal wurde ihr da wohl die ganze große Qual ihres Lebens gegenwärtig, als sie zum letzten Mal und vergebens wie immer nach einer zärtlichen Hand die krampfenden Hände verlangend streckte . . .

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Mord.

Von Björnstjerne Björnson.

So ungefähr sieben Jahre war ich alt, als sich eines Sonntags am Nachmittag im Pfarrhof das Gerücht verbreitete, zwei Männer hätten am selbigen Tag im Eidsfjord im Vorüberrudern dicht über dem Meeresspiegel, halb liegend, halb hängend ein Weib gefunden, das über einen hohen Fels hinabgestürzt war. Sie jagten fünf Meilen Seeweges zum Doctor und vorher noch zu meinem Vater, um von ihm den Aufnahmeschein ins Spital zu verlangen. So lag sie also länger als vierundzwanzig Stunden ohne Hülfe, und kurz nachdem sie ihr gebracht worden, starb sie. Vorher hatte sie gesagt, Per Hagbö habe es gethan; „aber," fügte sie hinzu, „Ihr dürft ihm dafür nichts zu Leide thun."

Alle wußten, daß zwischen ihr, die auf Hagbö Dienstmagd war, und dem Sohne ein Liebesverhältniß bestanden, und die Scharfsinnigsten begriffen gleich, warum er sie aus dem Wege hatte schaffen wollen.

Ich erinnere mich noch deutlich, wie die Nachricht kam. Es war, wie gesagt, am selbigen Sonntag Nachmittag, als sie am Vormittag ermordet worden war, und wir waren mitten im Sommer, im vollsten Sonnenschein und in voller Freude auf dem Hofe. Ich erinnere mich noch, daß es mir war, als sänke die Dämmerung herab, die Gesichter erstarrten, der Fjord wurde fahl, der Wald und Alles schwamm wie in Schatten ineinander. Ich erinnere mich, daß wir es noch am folgenden Tage wie einen Schlag durch alle gewohnte Lebensordnung fühlten, ich vermochte nicht in die Schule zu gehen, die Arbeiter hörten auf und ruhten sich, sobald es ihnen einfiel. Besonders die Frauen waren wie gelähmt; sie fühlten sich selbst bedroht, das war deutlich zu merken, und es wurde auch ausgesprochen. Kamen Fremde auf den Hof, so verkündeten ihr Gesicht und ihre Bewegung, daß der Mord auf ihnen drückte, und dasselbe verkündeten die unseren. Wir gaben uns die Hände wie aus weiter Ferne; der Mord war's, der allgegenwärtig war; wir hörten den Mord immer aus der Stimme und jeder Wendung. Das letzte Gefühl am Abend, das erste am Morgen war, daß Alles ohne Halt dastehe, und daß die Lebensfreude stehen geblieben sei, wie ein Zeiger beim bestimmten Glockenschlage. Aber nach und nach fügte auch der Mord sich in alles Andere ein; dafür sorgten die Neugierde und der Klatsch; diese hoben und drehten, besichtigten und rieben ihn so lange, bis er nur noch die neueste Neuigkeit war. Bald kannten wir das Verhältniß zwischen der Ermordeten und dem Mörder bis ins Kleinste, wir wußten, wer die sei, die Per nach dem Willen seiner Mutter heirathen sollte; wir kannten die Leute von Hagbö aus- und inwendig.

Als der Richter nach dem Pfarrhof kam zum ersten Verhör, bot der Mord ein unerschöpfliches Gespräch; aber als am nächsten Morgen der Districtsexecutor und noch ein paar Männer mit dem Mörder kamen, da wurde ich von einem ganz neuen Gefühl erfaßt — vom allergrößten Mitleid. Ein junger, hübscher Bursche von gutem Wuchs, mit feinen Gliedern und ziemlich klein, mit dunklem, ziemlich starkem Haar, mit gutmüthigen Augen, die jetzt scheu waren; mit klarer Stimme und einer gewissen Anmuth im Wesen, alles das im Zusammenhang mit dem Leben und nicht mit dem Tode, mit der Freude, ja mit der Munterkeit . . . ich empfand unsäglich viel Erbarmen mit ihm. Sowohl der Districtsexecutor wie die Anderen sprachen freundlich mit ihm, sie mußten also dasselbe Gefühl haben. Nur der kleine, jähzornige Schreiber kam ihm mit einer Menge harter Worte, auf die der Mörder jedoch gar nicht

antwortete. Er ging in Hemdärmeln auf dem Hof auf und nieder — der Tag war sehr warm — mit einer niederen Tuchmütze auf dem kurzgeschnittenen Haar, die Hände in den Hosentaschen oder unruhig mit einem Strohhalm beschäftigt. Der Hofhund hatte Besuch bekommen, und das Spiel zwischen diesem und den Hühnern und uns Kindern verfolgte er mit den Augen, als sehne er sich nach Gemeinschaft mit uns. Die Worte des Mädchens: „Aber thut ihm nichts zu Leide!“ tönten überall, wo er ging und stand oder saß. Ich wußte, daß er geköpft werden müsse, und da ich glaubte, es würde sehr bald geschehen, war ich voll Entsetzen, wenn ich mir vorstellte, daß er sagen müsse: in einem Monat werde ich sterben, und dann in einer Woche, dann wieder in einem Tage, in einer Stunde . . . das mußte doch nicht zum Aushalten sein. Ich schlich mich hinter ihn, um seinen Nacken zu sehen, er legte just die Hand darauf, eine kleine braune Hand, und später konnte ich das Bild nicht mehr los werden, daß vielleicht die Finger dazwischen kamen, wenn das Beil fiel.

Er und die Wache wurden zum Essen hereingerufen. Ich mußte sehen, ob er es fertig brächte. Ja, er aß wirklich und plauderte so gut wie die Anderen, und so lange verlor ich auch die Angst. Aber wie ich wieder draußen und allein war, setzte ich alle meine Gedanken daran und meinte, es sei hart, daß ihre Worte: „Aber Ihr dürft ihm dafür nichts zu Leide thun!“ so gar nicht beachtet wurden. Ich mußte hinein und es meinem Vater sagen, aber er, langsam und ernst, und der Schreiber, klein und lebhaft, gingen im Zimmer auf und ab und sprachen so laut, daß sie meine Herzensangst übertönten. Ich schlich wieder hinaus und näherte mich seiner Jacke, und die berührte ich leise.

Das Verhör wurde in unserem Schulzimmer oben gehalten, mein Lehrer war Secretär, und ich durfte dabeisitzen und zuhören. Der Schreiber schrie dermaßen, daß der ganze Hof ihn durch das geöffnete Zimmer hören konnte. Der Aermste mußte Rechenschaft über den ganzen Sonntag ablegen, an dem der Mord begangen war, über jede Stunde des Tages; er leugnete, sie getödtet zu haben, und sagte mit größter Bestimmtheit: „Nicht ich habe es gethan.“ In den Worten des Richters lag übrigens sowohl Scharfsinn wie Güte; er rührte Per bis zu Thränen, aber erlangte kein Geständniß.

„Das wird lange dauern,“ sagte der Richter zu meiner Mutter, als das Verhör des ersten Tages vorbei war. Aber gegen Abend kam Per's Schwester auf den Hof und war die ganze Nacht bei ihm; wir hörten sie immer flüstern und weinen. Am Morgen war Per bleich und schweigsam; vor dem Gerichte bezichtete er sich plötzlich selbst.

Es sei so gekommen, erklärte er, daß er in Beziehungen zu ihr gestanden, und das habe die Mutter nicht gelitten; da trafen sie sich eines Sonntags im Walde, als sie mit dem Psalmbuch in der Hand zur Kirche ging; sie setzten sich, und er fragte, ob es wirklich ihre Absicht sei, ihn als Vater des Kindes anzugeben, das sie unter dem Herzen trug. Sie erwiderte, daß sie keinen anderen anzugeben habe. Er hielt ihr vor, welche Schande es sein würde, und wie aufgebracht seine Mutter jetzt schon sei. Ja, meinte sie, das wüßte sie nur allzuwohl; seine Mutter sei ja böse gegen sie, und von Per sei es sonderbar, daß er sie nicht in Schutz nehme; er wisse doch am besten, wessen Schuld das sei, was geschehen war. Aber Per behauptete, daß sie noch mit anderen als ihm schön gethan; darum würde er sich auch nicht gefallen lassen, daß sie ihn als Vater des Kindes angebe. Er legte es darauf an, sie böse zu machen, aber es gelang ihm nicht, sie war so sanft. Aber er mußte trotzdem . . . Im Heidekraut, wo sie saß, hatte er eine Axt versteckt, und nun holte er sie vor und gab ihr von hinten einen Schlag auf den Kopf. Sie war nicht sofort bewußtlos, sondern wehrte sich und bat um ihr Leben. Er wußte nicht, was weiter geschehen war; er selbst sei wie sinnlos geworden. Für alles übrige ließ er jede Erklärung gelten, die ihm zugeschoben wurde.

Die Schwester wartete auf dem Hofe, bis er verweint und gebrochen aus dem Verhör kam; sie gingen wieder beiseite und flüsterten. Ich kann mich nur erinnern, daß sie gebeugt ging und viel weinte.

— — — Es war Winter, als er hingerichtet werden sollte. Das wurde ihm mit besonders kurzer Frist verkündigt. Alle im Hause bekamen die Hände voll zu thun; mein Vater sollte auf der Richtstätte reden, und der Propst als Seelsorger und der Districtsexecutor sollten Tags vorher zu uns kommen. Per und die Wache und ein Freund, sein Lehrer aus der Gefangenzeit, Schulmeister Jakobsen, sollten unten im Schulhause schlafen; das Essen sollten wir ihm und Jakobsen schicken.

Ich erinnere mich, wie sie eines Vormittags in zwei Booten kamen, der Propst, der Districtsexecutor und der zum Tod Verurtheilte. Aber ich mußte in der Schule sitzen und durfte am Tage auch später nicht hinunter. Dieses Verbot machte das Ganze noch geheimnißvoller. Zeitig wurde es dunkel, die schwarze See fegte gegen den halbweißen Strand, die Wolken jagten, wir fürchteten ein Unwetter. Da schlug ein Schornsteinbrand aus dem Pfarrhof auf, die meisten der Soldaten kamen gestürzt, um zu helfen; die große Brandleiter wurde aus der Vorrathskammer vorgeholt; sie war außerordentlich schwer, so daß man Mühe hatte, sie aufzurichten, bis mein Vater sich Bahn brach und sie ganz allein aufstellte. Daran erinnert man sich noch heute im Kirchspiel, ebenso, daß der Districtsexecutor, ein kleiner, gewandter Zigeuner, ein Waschfaß in jede Hand nahm und die Leiter hinaufstieg, bis er auf dem Strohdach stand. Der schwarze Fjord, das unruhige Jagen der Wolken, das, was für den morgigen Tag drohte, die Flammen und der Lärm . . . und dann die Stille, das Flüstern in den Stuben und auf dem Hofe, wo mehrere umhergingen und auf das ruhige Licht im Schulhause hinabsahen! Dort saß Schullehrer Jakobsen mit seinem Freunde; sie sängen und beteten zusammen, sagten jene, die von dort kamen. Per's Familie kam am Abend in einem Boote, ging zu ihm hinauf und nahm Abschied; er soll so tapfer gewesen sein in seiner Gewißheit, am nächsten Tage schon bei Gott zu weilen, und soll sie so schön ermahnt und namentlich so herzlich gebeten haben, auch die Mutter zu grüßen, und daß sie alle bis ans Ende gut gegen sie seien. Einige sagten, sie sei mit im Boote gewesen, habe aber nicht hinaufgehen wollen. Dem war nicht so; ebenso wenig wie daß einige von der Familie am nächsten Tag bei der Hinrichtung gewesen, was ebenfalls gesagt wurde.

Ich erwachte am Morgen mit Herzklopfen und Angst. Das Wetter war umgeschlagen und gut geworden, aber trotzdem war es so drückend. Niemand sprach laut, und alle sprachen so wenig wie möglich.

Ich sollte mit dabei sein und zusehen dürfen, und ich beeilte mich daher, meinen Lehrer aufzusuchen, den ich, wie mir geheißen, nicht verlassen durfte. Die beiden Geistlichen kamen im Talar, wir gingen hinunter nach dem Hafen und ruderten den ersten Theil des Weges. Der Verurtheilte und seine Begleitung waren bereits fort und warteten dort, wo wir anlegten, um dann zur Richtstätte, ungefähr einen Kilometer, zu gehen. Die Hinrichtung sollte an einem Kreuzwege vorgenommen werden, und es gab nur einen solchen, nämlich in Ejdsvaag, fast eine Meile von der Stelle, wo der Mord geschehen war. Der Districtsexecutor eröffnete den Zug, dann kamen Soldaten, dann der Verurtheilte mit dem Propst an der einen und meinem Vater an der anderen Seite, dann Jakobsen und mein Lehrer, und ich zwischen beiden, dann viele andere Leute und wieder Soldaten. Wir gingen vorsichtig auf dem glatten Boden; die Geistlichen sprachen fortwährend mit dem leichenblassen Menschen; seine Augen schienen sanft und müde geworden, und er sprach nicht viel. Meine Mutter, die so gut gegen ihn gewesen war, und der er auch dafür gedankt, hatte eine Flasche Wein mitgegeben, damit er sich stärken solle; als mein Lehrer sie ihm das erste Mal reichte, sah er die Geistlichen an; er wollte wissen, ob es nicht Sünde sei. Mein Vater erwähnte aber Paulus' Rath an Timotheus, und sofort nahm er einen langen Schluck.

Am Wege standen Leute, die ihn sehen wollten und sich dann dem Zuge anschlossen; darunter waren Kameraden von ihm, denen er traurig zunickte; ein paar Mal lüftete er auch die Mütze, dieselbe niedere, mit der ich ihn das erste Mal gesehen. Offenbar hatten ihn die Kameraden gern; ich sah auch junge Weiber weinen, die es gar nicht zu verbergen

suchten. Er ging mit über der Brust gekreuzten Händen, wahrscheinlich betete er.

Als wir zur Stelle kamen, wurden wir alle durch das dröhnende: „Achtung!“ des Hauptmanns aufgeschreckt. Das Militär war in einem offenen Viereck aufgestellt, das sich schloß, als es den Districtsexecutor, die Geistlichen, den Verurtheilten und einige andere eingelassen hatte, zu denen ich auch gehörte. Hier stand eine große, schweigende Menschenmenge versammelt, und alle überragte der Vogt im dreieckigen Hut und zu Pferde. Als die Soldaten, die mit uns gekommen waren, nach verschiedenen dröhnenden Kommandos in das Viereck aufgenommen waren, las der Vogt das Todesurtheil und den königlichen Befehl vor, der die Hinrichtung befahl.

Der Vogt hielt gerade vor der Stelle, wo über dem Grabe gehobelte Bretter lagen, und an einem Ende der letzteren stand der Block. Auf der anderen Seite des Grabes war eine Erhöhung; von dieser herab sollte der Propst sprechen. Per Hagbö kniete auf der Stufe, das Antlitz abgekehrt und in den Händen vergraben, dicht vor den Füßen seines Seelsorgers. Der Propst war ein Däne, einer von den gar nicht wenigen, die bei der Trennung für Norwegen optirten. Seine Reden waren auf dem Papier sehr tüchtig; aber er trug sie schlecht vor, zumal wenn er bewegt wurde und das wurde er sehr leicht. Dann schrie er die ersten Worte, worauf er den Kopf zwischen die Schultern zog und ihn unaufhörlich schüttelte, während er die Augen schloß und einige erstickte Laute stotterte. Ein paar Vatermörder, die bis an die Mitte seiner Ohren reichten — ich habe nie etwas Aehnliches gesehen — streckten sich zu dem kahlgeschorenen Kopf mit dem zwiefachen Doppelkinn empor, und die Schultern brachte er durch lange Uebung höher hinauf als andere. Wer ihn nicht kannte — denn ihn kennen, hieß ihn lieben! — konnte sich schwer des Lachens enthalten. Seine Rede hörte und verstand man nicht, aber sie war kurz; er mußte vor Bewegung abbrechen. Nur Eines begriffen Alle, er liebte diesen jungen, blassen Mann, den er für den Tod vorbereitet hatte, und wünschte, daß Alle so ruhig und freudig zu ihrem Gott eingehen möchten. Als er herabstieg, umarmten sie sich zum Abschied. Per bot meinem Vater und nach ihm noch Mehreren die Hand und stellte sich neben seinen Freund Jakobsen. Dieser wußte, was es bedeutete: er band sich ein Halstuch ab und knüpfte es um Per's Augen. Einer kam, um Per die Hände auf dem Rücken zu binden, aber er bat, frei gehen zu dürfen; das wurde gestattet. Dann nahm Jakobsen ihn bei der Hand und führte ihn vor; wo Per knieen sollte, blieb Jakobsen stehen und Per beugte langsam die Kniee; Jakobsen hielt die Hand noch und beugte sich nieder, bis das Haupt auf dem Blocke lag. Dann zog er sich zurück und faltete die Hände. Dies sah ich, und wie ein hoher Mann vortrat und Per am Nacken faßte, während ein kleinerer ein blankes, scharfgeschliffenes Beil aus zwei Handtüchern nahm. Da wandte ich mich ab. Ich hörte das fürchterliche: „Präsentirt das Gewehr!“ des Hauptmanns, hörte ein „Vaterunser“, vielleicht war es Per selbst, dann einen Hieb, genau wie in eine große Kohlrübe. Sogleich blickte ich auf und sah, wie der Scharfrichtergehülfe den Kopf zu dem Körper in den Sarg warf. Die Bretter waren nämlich über den Sarg gelegt gewesen und nun lag der Körper darin. Dann wurde der Sarg in's Grab gesenkt.

Nun bestieg mein Vater die Erhöhung; ihn verstanden Alle, und seine gewaltige Stimme hörte man weit. Er warnte die Jugend vor den Lastern, die in der Gegend häufig waren, vor Trunksucht, Streitsucht, Buhlerei und anderen Rohheiten; die Predigt mußte ihnen gut gefallen haben, denn auf dem Heimweg wurde sie ihm aus der Tasche seines Talars gestohlen.

Ich selbst ging so krank von dort, so starr vor Angst, als sollte ich der Nächste sein, der hingerichtet würde. Und später sprach ich mit Vielen, die genau das gleiche Gefühl hatten. Mein Vater und der Propst speisten oben auf der Anhöhe beim Hauptmann mit den anderen Beamten zu Mittag; aber vom Essen kamen sie gleich nach Hause. Und nun denke man sich meinen Schrecken, als ich in einem Winkel — Niemand achtete meiner — hörte, wie der Propst meinen Eltern erzählte, daß Per ihm vor dem heiligen Sakrament im Gefängniß gesagt, nicht er habe das Mädchen auf den Felsen geschleppt und auch nicht hinabgestoßen; wenn der Propst es verlange, wolle er ihm sagen, wer es gewesen sei. Aber der Propst sagte: „Nein, ich habe nur mit Dir zu thun!“

— — — Später hörte ich, im Kirchspiel werde erzählt, Per's Mutter sei's gewesen, die ihn geheißen hatte, das Mädchen aus dem Wege zu räumen, wenn es nicht einen anderen als Vater des Kindes angeben wolle; daß Per ihr allerdings einen Beilhieb versetzt und mit ihr gerungen, es dann aber aufgegeben habe und fortgelaufen sei; darauf sei die Mutter hingegangen und habe den Mord vollbracht. Für seine Mutter ging er also in den Tod, und das war es, wozu die Schwester ihn bewogen hatte. Dies Geheimniß war es wohl auch, das ihn und Jakobsen in schwärmerischer Freundschaft verband und ihn dem Propst so theuer machte — so habe ich mir wenigstens später gedacht.

Und nun noch ein Wort von jenen, die an diesem Tage der Wiedervergeltung und Sühne im Namen des Königs das Urtheil vollzogen — nicht von ihren Namen, sondern ihrem Charakter. Der Hauptmann war ein kräftiger, lebenslustiger Mann; er hatte unsere beiden letzten Kriege mitgemacht, war aber so gleichgiltig gegen alle Moral, daß er schließlich eines empörenden Verbrechens angeklagt wurde; er wurde zwar freigesprochen, doch Niemand zweifelte an seiner Schuld. Der Vogt kam zehn Jahre in's Zuchthaus wegen Unterschlagung im Amte; er war bereits schuldig, als er damals an dem Mittagstische saß: das wußte mein Vater. Der Districtsexecutor verdustete, und als man seine Rechnungen durchging, zeigte es sich, daß er das halbe Kirchspiel betrogen hatte; keinem Mann sind in jener Gegend unseres Landes so viele Flüche nachgefolgt wie ihm.

Aus der Hauptstadt.

Ritter Udo.

Erinnerungen aus dem Leben eines Verwandlungs-Künstlers.

I.

Mitbürger! Gesinnungsgenossen! Wähler!

Der Tag der Entscheidung naht, der Tag, wo Ihr zeigen sollt, daß Euch das Vaterland mehr werth ist als die Partei, die Allgemeinheit mehr als eine gierig auf Erwerb erpichte Kaste .... Von Neuem hat das begehrliche Agrarierthum sein gleißendes Haupt erhoben, furchtbare Kämpfe stehen bevor, wichtige Rechte des Staatsbürgers sind in dringender Gefahr, wir stehen am Rande eines Abgrundes. Die Wahl des agrarischen Candidaten würde für unseren Kreis bedeuten, daß er aus der Reihe regierungstreuer und patriotischer Bezirke ausscheidet; diese Wahl würde ihn um Jahrzehnte in seiner culturellen Entwickelung zurückwerfen .... Nur ein Mann, ein ganzer Mann, kann dem drohenden Ruin vorbeugen, ein Mann, der stolze Unabhängigkeit mit tiefer Einsicht in die politischen Verhältnisse paart, ein unerschrockener Charakter, ein Mann von unbeugsamem Rückgrat .... Herr Oberpräsident Ude Graf Stolberg ... mit schneidiger Klinge dreinschlagen ... Ende der wüsten Interessenpolitik ... utopistische Pläne und Anträge ... schamloser Brodwucher ... glorreiche Handelsverträge ... wählt Stolberg!

Das Comité.

II.

„. . . . . Und so müssen wir denn bekennen, daß uns gegenüber der rohen, demagogisch aufhetzenden Agitation der Bündler das Vorgehen der freisinnigen Partei im Wahlkreise fast sympathisch berührt. Diese Männer kämpfen, das wissen wir, nicht schnöde und gemein für die Füllung des eigenen Geldsackes, sie haben Ideale, die irrig sein mögen, aber Respect einflößen. Dazu stehen sie im harten Kampfe gegen eine

nichtsnutzige und gewissenlose, räuberische und parasitische Interessenwirthschaft auf unserer Seite, und wir dürfen hoffen, daß zahlreiche unter ihnen gleich bei der Hauptwahl für Udo Graf Stolberg stimmen, in dankbarer Erinnerung an den unsterblichen Mann, der die unvergänglichen Handelsverträge schuf und zu dessen treuesten, unwandelbarsten Anhängern Udo Graf Stolberg gehört."

Aus der ersten Beilage des „Krokodils am Memelstrand."

III.

„. . . . . Der Vorredner glaubte einen Trumpf damit auszuspielen, daß er Udo Graf Stolberg als Regierungsbeamten quasi verdächtigte und sozusagen für unfähig erklärte, unabhängige Wähler ohne Rücksichten nach oben und unten zu vertreten. Meine Herren! Ich will nicht auf die Heimtücke hinweisen (sehr gut! Wacker, wacker!), die darin liegt, einen hohen Beamten ohne Weiteres niedrigen Streberthums und verächtlicher Charakterlosigkeit zu bezichtigen; solche Anwürfe, meine Herren, richten sich selber und kennzeichnen sich als umstürzlerisch. Freilich sind sie ganz im Sinne der Kampfart des Bundes. (Pfui!) Seit wann, meine Herren, ist es denn eine Schande, daß ein selbstständiger Mann sich in der Beurtheilung einer Frage eins weiß mit seinem Landesherrn, dem Landesvater; seit wann ist es eine Schande, daß er dies furchtlos und tapfer öffentlich kundgiebt? Wir haben unsern Udo Graf Stolberg allzugut kennen gelernt, als daß wir auch nur eine Secunde an ihm und seiner felsenfesten Ueberzeugungstreue zweifeln könnten (stürmisches, minutenlanges Händeklatschen); dieser Mann kann fallen, umfallen nie. (Erneuter, brausender Beifall.) Und in diesem Sinne fordere ich sie auf, sich von den Plätzen zu erheben und mit mir einzustimmen in den begeisterten Ruf: Unser Candidat, Udo Graf Stolberg . . ."

Rede des Wirkl. Geh. Regierungsrathes Wackelmann in der großen Wählerversammlung zu Lyck.

IV.

J.-Nr. 23, 476. B/95.

„. . . . . Ich beeile mich, Ew. Excellenz ergebenst diesen Bericht zu unterbreiten und würde glücklich sein, wenn mein Vorgehen, wie ich zuversichtlich annehme, in allen Punkten Ew. Excellenz Billigung fände. Die Vertretung unseres Kreises durch einen Mann, der — ich darf es wohl sagen — unerschütterlich festhält an seinen Ueberzeugungen und glücklich ist, daß sie sich so vollkommen mit denen des hohen Ministeriums decken, wird auch außerhalb Ostpreußens allenthalben den besten Eindruck machen . . . ."

Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister von Koeller in Berlin.

V.

J.-Nr. 25 301. B/95. (Acht Tage später.)

„. . . . Gleichzeitig beehre ich mich, meinen Bericht J.-Nr. 23, 476 B./95 ergebenst zu bestätigen, der bislang noch keine Antwort Ew. Excellenz fand. Die Angriffe des Bundes gegen meine Person berühren mich so lange nicht, als ich mich eines festen Rückhaltes bei Ew. Excellenz sicher weiß und die Ueberzeugung habe, durch die Annahme der Candidatur im Sinne des hohen Ministeriums gehandelt zu haben. Einige hierauf bezügliche Zeilen Ew. Excellenz würden mir die weitere Stellungnahme erleichtern, und gestatte ich mir daher . . . ."

An den Obigen.

VI.

J.-Nr. 26, 244. B./95. (Drei Tage später.)

„. . . . kann ich, wenn die Bemerkung gestattet ist, nicht umhin, recht aufrichtig zu bedauern, daß Ew. Excellenz bislang keine Zeit fanden, auf meine ergebensten Berichte sub J.-Nr. 23,476. B./95 und J.-Nr. 25, 301. B./95 einzugehen. Eine desfallsige Erklärung Ew. Excellenz würde in mancher Hinsicht segensreich wirken, und wenn ich sie auch selbstverständlich nur mit größter Vorsicht und Zurückhaltung außeramtlich benutzen würde . . . ."

An den Obigen.

VII.

„. . . Was Caprivismus, was Agrarierthum? Leere Schlagworte, eitle Hülsen, die dem forschenden Blicke des klarsehenden und zielbewußten Politikers die Hauptsache nicht verbergen, die ihn nicht davon abhalten können, unentwegt dem Ganzen zu dienen. Der Cours der Regierung ist sicher und gut; möge der Bürger dessen eingedenk sein, daß starke Hände das Steuer führen und das Schiff sicher in den Port geleiten werden! Indem wir uns von den Ausschreitungen rechts wie links in gleicher Weise fern halten, indem wir durchaus nicht verkennen, daß, wie die Thronrede so lichtvoll darlegt, unsere Landwirthschaft sich thatsächlich in bedrängter Lage befindet, glauben wir es doch von der Hand weisen zu müssen, daß sie auf Kosten der Allgemeinheit . . . An unserer Sympathie für die wackeren Landwirthe kann natürlich diese kühle Erwägung nichts ändern, und die freisinnige Partei, die ihr Zwischenhändler-Ideal über alles in der Welt stellt, scheint uns insofern eine verfehlte Taktik zu befolgen: wir stimmen mit ihr in der Sache und dem Resultate, nicht aber in den Gedankengängen überein, die zu diesem Resultate führen."

„Das Krokodil am Memelstrand."

VIII.

„. . . . Uns ist natürlich vor allem daran gelegen, Excellenz Koeller keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Da er aber allein in der Lage ist, uns zu helfen, möchte ich Sie, mein hoher Chef, ergebenst bitten, ihn auf die hiesigen Verhältnisse aufmerksam zu machen; er kann vielleicht doch etwas thun und die unhaltbaren Zustände bessern. Im andern Falle ist die Candidatur des Bundes aussichtslos. . ."

Fragment eines im Reichstag-Waschraum gefundenen Briefes.

IX.

Berlin, Abends 9 Uhr. (W. T. B.) Se. Majestät der Kaiser empfängt Morgen früh eine Deputation des Bundes der Landwirthe in Audienz.

X.

J.-Nr. 28, 110 B 95.

„. . . . . will ich in der That Ew. Excellenz ruhig eingestehen, daß ich mich zur Uebernahme der Candidatur nur entschloß, weil eine große Mehrheit loyal gesinnter und regierungstreuer Männer sie mir förmlich aufdrängte. Ich selbst glaube meine schwache Kraft im Dienste des Vaterlandes hier wie in Berlin gleicherweise consumiren zu können, und war mein einziger Ehrgeiz die Hoffnung, Ew. Excellenz Politik durch meine Wahl fördern und stützen zu können. Grundsätzlich stehe ich dem Bunde der Landwirthe keinesfalls gegenüber. Unsere Landwirthschaft befindet sich ja thatsächlich in einer bedrängten Lage; nur glaubte ich es bisher — was vielleicht ein Irrthum war — von der Hand weisen zu müssen, daß sie auf Kosten der Allgemeinheit . . . . . An meiner warmen Sympathie für die wackeren Landwirthe kann natürlich diese unmaßgebliche Erwägung nichts ändern . . . . ."

Sr. Excellenz
dem Herrn Staatsminister von Koeller
in Berlin.

XI.

„. . . . . Man müßte mit sehenden Augen blind sein, stumpf und theilnahmlos müßte man durch die Welt laufen, wenn man die zum Himmel schreiende Noth der Landwirthschaft nicht erkennte! Hier hat der Staat unverzüglich einzugreifen, nur seine starke Hand kann noch retten und den edelsten Stand, das Mark der Nation, vom Untergange bewahren. Wir haben den Antrag Kanitz bekämpft, so lange er uns nicht in allen Details bekannt war; wir geben unumwunden zu, daß wir uns geirrt haben und sind stolz darauf, heute in der ersten Reihe seiner Vertheidiger zu stehen. Die Irrlehren und Phrasendrescherein der Manchestermen aber, deren Verbohrtheit jedem klarsehenden und zielbewußten Politiker ohne Weiteres einleuchtet, verdienen eine wissenschaftliche Widerlegung nicht; diese Ruinen aus grauer Vorzeit . . . ."

„Das Krokodil vom Memelstrand."

XII.

J. Nr. 30, 754 Ca 95.

Bin für den Antrag Kaniß, verpflichte mich, im Falle meiner Wahl im Reichstage dafür zu stimmen.

An

den Vorstand des Bundes der Landwirthe für die Provinz Ostpreußen.

XIII.

Mitbürger! Gesinnungsgenossen! Wähler!

Der Tag der Entscheidung naht, der Tag, wo Ihr zeigen sollt, daß Euch das Vaterland mehr werth ist als die Partei, die Allgemeinheit mehr als eine gierig auf Erwerb erpichte Kaste, sei sie auch so stark wie der organisirte Börsen und Zwischenhandel . . . . . Von neuem hat das Manchesterthum sein gleißendes Haupt erhoben, furchtbare Kämpfe stehen bevor, wichtige Rechte des Staatsbürgers sind in dringender Gefahr, wir stehen am Rande eines Abgrundes. Die Wahl eines antiagrarischen Candidaten würde für unseren Kreis bedeuten, daß er aus der Reihe regierungstreuer und patriotischer Bezirke ausscheidet; diese Wahl würde ihn um Jahrzehnte in seiner kulturellen Entwickelung zurückwerfen . . . . . Nur ein Mann, ein ganzer Mann, kann dem drohenden Ruin vorbeugen, ein Mann, der stolze Unabhängigkeit mit tiefer Einsicht in die politischen Verhältnisse paart, ein unerschrockener Charakter, ein Mann von unbeugsamem Rückgrat . . . . Herr Udo Graf Stolberg . . . mit schneidiger Klinge dreinschlagen . . . Ende der verderblichen Aera sogenannter Handelsverträge . . . glorreicher Antrag . . . wählt Stolberg! Das Comité.

XIV.

Berlin, 3 Uhr Nachmittags (Privat-Telegramm). Es bestätigt sich, daß Se. Majestät der Kaiser auf dem gestrigen Festmahl die Worte fallen ließ: „Ich will den armen Leuten das Brod nicht vertheuern.“ Eine andere Version lautet dahin, Se. Majestät der Kaiser habe gesagt: „Brodwucher kann ich nicht treiben.“

XV.

„. . . . . Ich will den armen Leuten das Brod nicht vertheuern!“ Hehres Kaiserwort, Hunderttausende liegen heute in Deutschland mit gefalteten Händen auf den Knien und preisen dich! „Ich will den armen Leuten das Brod nicht vertheuern!“ Wie versinken, gegen dies einfache Wort gehalten, die lärmvollen und inhaltlosen Redeergüsse der Brodwucherer, wie kleinlich und erbärmlich sehen nun die Selbstsüchtigen aus, die ihres schäbigen Vortheils wegen sich nicht scheuen, krankhafte Projecte auszuhecken, an denen unser Volk nothwendig zu Grunde gehen müßte! Nun, zum Glück ist die furchtbare Gefahr vorübergegangen; die Majestät selber griff ein, der agrarische Sturmangriff ist abgeschlagen. Und freimüthig wollen wir nun auch bekennen, daß uns gegenüber der rohen, demagogisch aufhetzenden Agitation der Bündler das Vorgehen der freisinnigen Partei im Wahlkreise (wörtlich wie in II.“ „Das Krokodil am Memelstrand.“

XVI.

J. Nr. 32, 417. B 95.

„. . . . . schlechterdings untröstlich . . . eine Reihe unseliger Mißverständnisse . . . heute zu krank, gebe Morgen gewünschte detaillirte Aufklärung.“

XVII.

„. . . . . und können wir nur wiederholen, daß uns das Verbleiben dieses Mannes in der verantwortungsvollen Stelle eines Oberpräsidenten der Provinz ganz unzulässig erscheint. Auf so hohem Posten bedarf es eines festen, unerschütterlichen Charakters, der die Politik seines kaiserlichen Herrn versteht und folglich billigt, der sich nicht Seitensprünge gestattet und sich, schwankender Volksgunst wegen, in schroffen Gegensatz zum hohen Ministerium stellt.“

„Das Krokodil am Memelstrand.“

XVIII.

„. . . . . und so habe ich denn, liebster Freund, gestern meinen Abschied eingereicht. An diesem Beispiel aber siehst Du wieder deutlich, daß man's heut zu Tage wirklich keinem Menschen mehr recht machen kann und deshalb am besten daran thut, keine eigenen, kostspieligen Gesinnungen zu haben.“ Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Aus Berlin W. . . Lustspiel in drei Acten von Bruno Köhler (Lessing-Theater. — Das Examen. Lustspiel in fünf Acten von Heinrich Lee (Landsberger) (Lessing-Theater). — Das Baumeister Gastspiel im Neuen Theater.

Herr Köhler, der sich in Wien Opitz nannte und so seinem Parquet die Mumpitz-Wortspiele all zu leicht machte, schauspielert, zeichnet Kostüme, spielt die Violine und Scat mit gleicher Meisterschaft, versteht sich auch auf Briefmarkensammeln und schneidet sich selber die Haare; was Wunder, daß der Vielseitige auch endlich auf den „Gedanken“ kam, ein modernes Lustspiel zusammen zu schneiden. Er hatte die von Edelmuth und männlicher Entsagungskraft förmlich duftende Hauptscene des „Hüttenbesitzers“ nie vergessen können, er mußte sich diesen Einfall eines Dritten von der Seele schreiben, und so machte er aus dem süßen Philipp Derblay einen jungen Techniker, aus der marmorkeuschen Gräfin ein verhätscheltes und verwöhntes Schooßkindchen, Namens Leonie; Ort der Handlung angeblich Berlin W. . ., und daher der Name. Leonie hat viel Geld und will, auf diesen schnöden Mammon pochend, das Männlein beherrschen; das Männlein geberdet sich aber gar trutziglich, flieht die Prachtwohnung, in die ihn seine millionärrischen Schwiegereltern gepackt haben, und zwingt das Schooßkind, mit ihm in seiner früheren Junggesellenklause zu hausen. Hier, zwei Schritte vor der Scheidung, erkennt Leonie den inneren Werth ihres Technikers, hört noch ein paar scandalös armselige, aber um so knotigere Scherze über den kommenden Kindersegen mit an und wird glücklich. Das auf diese Handlung aufgebaute Stück hat laut Waschzettel Herrn Oscar Blumenthal so imponirt, daß er sich alsbald an die „Redaction des Textes“ machte und es spornstreichs da aufführen ließ, wo Kunst und Natur eines nur, nämlich gröblicher Dilettantismus, ist. Eine Reihe alter, aber noch ganz rüstiger und mit der üblichen Geschmacklosigkeit eingezwängter „Witze“ hätten dann auch Herrn Blumenthals schöpfende Schöpferhand verrathen, wenn die für das Jammerwerk losgelassene Reclame seine Mitthäterschaft schamvoll verschwiegen hätte. Was die buchstäblich aus zwanzig bis dreißig anderen Bühnenstücken zusammengestohlene Kleisterei mit Berlin W. zu thun hat, dies Geheimniß wird in ewige Nacht gehüllt bleiben und zwar um so mehr, als sich kein Mensch die geringste Mühe gegeben hat, es zu lüften und zu diesem Ende vorher einen Parquetsitz zu miethen. Nur der dummfreche Dialog mit seinen schmutzigen Anspielungen und greisenhaften Zoten erinnerte dann und wann an den in gewissen Thiergartenvillen herrschenden Ton; im Uebrigen hat Kotzebue dies „Aus Berlin W. . .“ schon zehn Mal besser geschrieben in einer Zeit, wo es noch gar kein Berlin W. gab.

Genau so geschickt und „naturalistisch“ getreu wie Herr Köhler die moderne Großstadt abschilderte, hat ein sicherer Landsberger, der es wirklich nicht nöthig hatte, sich als „Lee“ zu verpuppen, denn es kennt ihn ohnehin Niemand, den großen Königsberger Kant auf die Bühne gestellt. Die Blumenthal-Bühne, die vom Anekdotensammeln lebt, erschloß sich auch ihm, der fünf Acte an die Ausnützung aller beliebt gewordenen Kant Späße vergeudet; was sich die Hausknechte und die Nachtwächter von dem beträchtlichen Philosophen erzählten und wodurch er im Andenken ihrer Nachfahren fortlebt, das serviert Herr Landsberger bis aufs letzte Restchen. Kant's übergroße Sparsamkeit und Genauigkeit, die seinen Markthelfer allerdings tödtlich kränken mußte; Kant's Lieblingsspeisen, nicht minder seine pedantische Pünktlichkeit und seine Gewohnheit, zur Sommer- wie zur Winterszeit nur bei genau 19° Wärme im Zimmer zu „denken“ — alle diese Eigenthümlichkeiten, die ein Dienstbote nie vergißt, werden uns von des Poeten gestaltender Kraft szenisch vorgeführt. Daß Kant selber bei alledem ein jader Trottel bleibt, dem der Autor zwar hin und wieder eine salbungsvolle Höhenweisheit in den Mund legt, der aber sonst genau der so beliebten Professoren Type aus den fliegenden Blättern gleicht. — Das versteht sich am Rande von selber. Der Gelehrte wird, und dies soll als Handlung des Fünfacters gelten, durch ein Dirnlein aus Sachsen in schlimme Versuchung geführt, aber echt kantisch rettet er sich vor ihr und bleibt der integre Denker. Des Dirnleins Geliebter soll sie nur dann kriegen, wenn er bei Kant sein Examen besteht; nun schmeichelt sich das zudringliche Christel bei dem Alten ein, will ihn dem guten Ulrich günstig stimmen, erreicht aber vorerst nur, daß er sich selber bis über die Ohren, also colossal, in sie verliebt. In seinem Denkerbusen erwacht der Wunsch, das ebenso hübsche wie dumme Geschöpf selbst zu heuern, und nur nach schwerem Kampfe entsagt er der drallen Gans. „Wir haben heute beide das Examen bestanden!“ ruft er feierlich dem Studiosus zu, dem Christel verloren gegangen wäre, wenn Kant ihn allzu streng geprüft hätte.

Dieser schwächliche Scherz reicht natürlich bei Weitem nicht hin, auch nur einen Akt zu füllen; die übrigen vier beschäftigen sich daher mit einem Gewirr von Nebensignren und Episoden, bringen den Gaudeamus igitur, pomphafte Fackelzüge, Musikaufführungen, Kant-Auszüge und andere wirksame Schlager; der Hauptwitz besteht darin, daß die Christel sächselt, Kant hingegen ostpreußelt. — Es lagerte über dem ganzen, ausschließlich auf Aeußerlichkeiten gestellten Opus eine so stickige Langeweile, und die an Altweiberklatsch erinnernde Redseligkeit des Autors wirkte dermaßen einschläfernd, daß man der begeisterten Claque dankbar für ihren tactmäßig einsetzenden und gut berechneten Jubel sein mußte. Ohne dies Amusement wär' es wahrlich nicht zum Aushalten gewesen. Ernstlich zu tadeln hab' ich an dem so glänzend mißlungenen Stück nur eines: daß Herr Landsberger es dabei bewenden ließ, beim Dichten seinen ehrlichen Gattungsnamen um drei Viertel zu kürzen, nicht aber das Stück selber. Für das umgekehrte Verfahren hätte er herzlichsten Dank verdient und erworben. Aber so sind die Dichter — sie verstehen sich nie auf ihren Vortheil. Anerkennenswerth ist dagegen die edle Kühnheit eines Obscuranten, als Pseudonym den unsterblichen Vatersnamen des „grünen Heinrich" zu wählen. — — Die grausig verwahrloste Darstellung zeigte sich dem Werke des Dichters ebenbürtig. Das Fräulein Groß hat nie so fingerdick Schminke wie in der Christel-Rolle aufgelegt; jedes Wort, jede Miene, jeder Blick schnödeste, armseligste Theatermache. Diese Dilettantin giebt sich jetzt nicht einmal mehr Mühe, ihre Talentlosigkeit hinter angenommener Naivetät zu verbergen; was Herr Landsberger zu viel an Harmlosigkeit besitzt, geht ihr ab. Sie outrirte, wie kein Circusclown outrirt, und brachte keinen richtigen Ton aus der Kehle. Ehre und Bewunderung den tapferen Mannen im Parquet, die ihrer Abhängigkeit immer pünktlich gedachten und auch diese „Leistung" mit frenetischem Jubel überschütteten!

Wir Magusse im Norden verlören schließlich jeden Maßstab und jedes Verständniß für schauspielerische Kunst, wenn nicht dann und wann andere Theaterstädte sich unserer erinnerten und uns von ihren „Sternen" beweisen ließen, daß es wenigstens jenseits des Berliner Bannkreises noch große, nicht in Manier erstarrte Mimen giebt. Die jungen Leute, die sich hier zu Lande in kritischen Stilübungen ergehen und die gewohnheitsmäßig noch rasch vorm Nachtessen „Schauspieler beurtheilen", haben gemeinhin außer posenschen Musentempeln nur die Berliner gesehen, und es ist deßhalb kaum verwunderlich, daß sie, sofern der Verleger oder der leitende Redacteur nichts dagegen haben, vor allen möglichen Talmigrößen in stammender Anbetung niedersinken. Es giebt dreiste, aber gar nicht gottesfürchtige Jünglinge, die zwar alle Künstler unseres schnorrerfeindlichen königlichen Schauspielhauses grundsätzlich verreißen, die aber eine Jenny Groß ernsthaft für bedeutsam halten und in Kadelburg die Blüthe alles Bonvivantthums verehren. Das sind die Leute, die Rudolf Rittner künstlerisch zu Grunde gerichtet haben, die seine Latschigkeit, seine liederliche Sprachweise und seine Gewohnheit, immer nur sich zu spielen, so lange als Zeichen vollendeter Meisterschaft in allen Tonarten spriesen, bis der lächerlich junge Herr ihnen glaubte und es wagte, dem Berliner Publikum einen Laertes und einen Ferdinand zu bieten, der in Meseritz überreife Aepfel zu kosten bekommen hätte. Eben diese Leute sind nun freilich naiv und unschlau genug, ihrem tobenden Enthusiasmus die Zügel schießen zu lassen, sobald einmal ein fremder Künstler, der wirklich diesen Ehrennamen verdient, auf dem Plane erscheint; die tobenden Erfolge der Duse und anderer italienischen Schauspieler zeigten deutlich, wie unsere Kirchthurm- oder vielmehr Synagogen-Kritik jeglichen Maßstabes, jeder Fähigkeit des Vergleiches entbehrt. Sarah Bernhardt würde man bei uns die Locomotive ausspannen, und selbst der recht einseitige Irving wäre rauschender Triumphe sicher. Immerhin müssen wir im Interesse unserer Kunstentwickelung den fremden Besuchern von Herzen dankbar sein; so lange es bei uns, von zwei oder drei Ausnahmen abgesehen, keine durchgebildeten oder auch nur bildungsbedürftigen Recensenten giebt, die sich in Rom, Paris und Wien Wissen erwerben, so lange ist es gut, daß den Theaterbütteln wenigstens durch Gastspiele ausländischer Heroen ausländische Kunstübung gezeigt wird.

Director Lautenburg, der sich um die Erziehung der Kritik schon manches große, wenn auch nicht anerkannte Verdienst erworben und der es deßhalb eigentlich gar nicht nöthig hat, den Lehrlingen Verbeugungen zu machen, veranlaßte heuer eine der ältesten Stützen des Burgtheaters, Baumeister, zu einem Besuche Berlins. Baumeister ist alt geworden, volle siebenundsechzig Jahre; klärlicher Weise zwingt ihn diese hohe Ziffer zu manchen Concessionen, manchen Ruhepausen des Temperamentes. Und dennoch, welch ein beträchtlicher Künstler stellte da neue Welten vor uns hin, wirkte auch auf die, die ihn schon in früheren Jahren gehört hatten, wieder wie eine Offenbarung! Er überholt Sonnenthal, den flinken Faiseur, mit Leichtigkeit, ja, man thut ihm eigentlich unrecht, überhaupt diese Parallele zu ziehen; da aber Sonnenthal es durch allerlei Künste, die mit der Kunst nichts zu thun haben, verstanden hat, sich in die vorderste Reihe zu drängen und da er im vergangenen Jahr ebenfalls ein Gastspiel am Neuen Theater absolvirte, mag er hier Erwähnung finden. Baumeister's schauspielerisches Können erscheint so überragend durch die elementare Kraft und Leidenschaft, die ihm innewohnt, und durch den edlen, vornehmen Realismus seiner Darstellungsweise. In seinem „Erbförster" stört kein falscher Ton; jede Klangfärbung, jede Geste ist überzeugend echt — und was das besagen will, weiß nur, wer an dieser Rolle sehr tüchtige, hochbegabte Schauspieler scheitern sah. Baumeister macht aus der blutigen Tragödie der Zufälligkeiten erst das, was Otto Ludwig erträumte: den Kampf des herzenseinfältigen, kerndeutschen Berserkers für sein vermeintliches Recht gegen geschriebenes Unrecht. Ludwigs lärmvolle Tragik beleidigt und ermüdet das moderne Ohr, und man denkt nur mit nervösem Schrecken der knallenden Schüsse und Schlüsse, man überhört ihretwegen so leicht die süße, goldechte Poesie, die doch allenthalben in diesem Dichterwerke melodisch singt und klingt; Baumeister's Neuschöpfung übt so wunderbare Zaubermacht aus, daß ich seinem Erbförster an zwei Abenden hintereinander atemlos lauschte. Wenn ihm der körnige Humor des merry old England schon weniger liegt, wenn im Falstaff Manches blanke Verstandesarbeit scheint und der überwältigenden Komik entbehrt, mit der Baumeister, aller Falstaffe König, früher die Rolle durchdrang, so muß hier des hohen Alters gedacht werden, dem auch unser Künstler seinen Tribut zu zahlen hat. Aber wenn ich Laube wäre und Shakespeare's Königsdrama vom vierten Heinrich noch einmal „bearbeiten" sollte — dieses einen Mannes wegen machte ich abermals eine ulkige Falstaffiade daraus .... Der Wiener Gast darf nicht zum letzten Male in Berlin gewesen sein. Das Neue Theater möge es sich noch mehr als bisher zum Programm machen, dem hiesigen, so wenig verwöhnten Publicum Kunstfreuden dieser und ähnlicher Art zu bereiten; es wird auf die Dauer zuversichtlich seine Rechnung dabei finden. Der Director Lautenburg aber, der uns in einer Saison die Bekanntschaft zweier Könnenden, zweier ziemlich einsam Ragenden vermittelte, während andere höchstens den lieben Friedrich Haase aus der Versenkung zu holen wissen, Director Lautenburg darf sich schon eine ganze Menge Sünden leisten, dieser beiden guten Thaten wegen.

Die XI und die Aquarellisten.

Wilhelm Scherer sagt's: In der Entwickelung der Künste giebt es Zeitalter von männlichem wie von weiblichem Geschlechtscharakter, und die lösen einander ab und liegen zu Zeiten gegen einander in wildestem Ringkampf. In unserer Gegenwart scheint jetzt das weibliche Element triumphiren zu wollen, und das männliche bereitet sich auf den Rückzug vor. Eine Kunstschöpfung modernster Prägung muß irgend welche Symptome femininer Geschmacksbildung aufweisen; sonst ist sie schon halb außer Curs gesetzt, und die Vorgeschrittensten lächeln bereits darüber. Eine Entwickelungs-Krise voll von dramatischer Spannung und novellistischer Zusetzung, — gleichsam ein Kampf der Geschlechter auf geistig-ästhetischem Gebiet! Wer nicht in Person daran theilnehmen will, ist zum mindesten als Zuschauer geladen und hat vielleicht den besten Theil erwählt. Ein wenig den Zuschauer zu spielen, möge daher für heute unser kurzes Vergnügen sein! Ich contrastire zwei Künstler mit einander, die beide der (eben wieder bei Schulte tagenden) Vereinigung der „XI." angehören, zwei echte Künstler von Blut und Nerven: Max Liebermann und Ludwig von Hofmann. Sie verhalten sich zueinander wie Mann und Weib, viel mehr als etwa wie Realist und Phantast. Dieses würde nur das Stoffliche treffen, jenes aber trifft das Wesentliche. Liebermann ist der Mann, Hofmann das Weib. Und wer sich auf die Zeitsymptome versteht, muß kühl und sachlich constatiren, daß der männlich-herbe Liebermann vor dem weiblich-graeilen Hofmann in der Schätzung der geistigen Avantgarde zurückzutreten beginnt. Die für Liebermann bedingungslos Begeisterten gehören zumeist der Avantgarde von gestern an, der heute eine neue Vorpländlerschaar bereits um ein Beträchtliches vorausgeschwärmt ist. Und diese Vorschwärmer von heute sind Anbeter des weiblichen Kunstevangeliums, mehr oder weniger verkappt, mehr oder weniger unbedingt.

Uns als Zuschauer hat das in unseren Werthurtheilen nicht zu kümmern. Wir hüten uns wohl unsere geheimste Sympathie zu befragen; denn unsere geheimste Sympathie ist oft genug unsere offenkundigste Krankheit. Wir urtheilen bloß nach rein-künstlerischen Maaßstäben und nach der Energie unseres gerechtigkeits-bedürftigen Gewissens. Und da steht Liebermann hinter Hofmann nicht um ein Haarbreit zurück, mag auch der Modegeschmack des Tages seine Gunst vielleicht anders vertheilen. Weit richtiger aber als alle ästhetische Werthmesserei, ist uns jenes oben erwähnte zeitpsychologische Phänomen, kraft dessen sich Liebermann und Hofmann als zwei gleichwerthige Ringkämpfer gegenüberstehen, jeder als die Verkörperung eines bestimmten Zeitgeistes und eines künstlerischen Geschlechtscharakters.

Künstler von vorstehend männlichem Charakter sind, neben Liebermann, der alte Menzel, Klinger, Thoma, Stuck, Maison u. a. Ihre männliche Geschmacksbildung zeigt sich in der Vorliebe für strenge Linien, kantige Umrisse, herbe Formen, für wenige aber starke, unaufdringliche Farben, für ernste, gedankenvolle, selbst düstere Themen, für die Abwesenheit alles Buhlerisch-Reizenden und Ziervoll-Coquettirenden, für germanisch-spröde Einfachheit und gelassene Schlichtheit, für wuchtige, erschütternde, im Innersten tragische Lebensprobleme und für das in tiefster Lust und höchstem Leid kühl bewahrte Gleichgewicht der Seele. Welch ein Bild z. B. ist Liebermanns schreitender alter Bauer in der Schulteschen Ausstellung! Mit ganzer heiliger Seelenkraft ist daran ge-

arbeitet und mit keiner Wimper ist dabei gezuckt worden. Die Natur selbst, schlicht und ungeschminkt, in das Bild hineinzubannen, und aus dem Bilde, gewaltig und bedeutungsvoll, sich offenbaren zu lassen, war höchstes Bestreben. Keine Andeutung eines Symbols, doch das Ganze in seiner vieldeutigen Lebenswahrheit, sich selbst ein Symbol! Der Pinzel aber wandte seine ganze Kraft und all seine Kunst auf, um diesen auf öder Haide dem Grab entgegenwankenden Bauer zu einer monumentalen Gestalt voll Ewigkeitsgehalt zu machen, zu einem Document unserer Zeit und unseres Menschenthums, zu einer tragischen Enthüllung unserer socialen Ringkämpfe. Nicht in helle tönende Entzückungen geräth man vor solchem Bilde. Aber in den davor angeregten Betrachtungen wird man sich seiner Männlichkeit in einem tieferen Sinne bewußt. — Den völlig gleichen Charakter, nur einer bedeutenden im Geistigen wurzelnden Persönlichkeit gegenüber, zeigt Liebermanns Virchow-Porträt, eine ganz vorzügliche Arbeit, voll von eindringendem Charakterstudium, von vornehm-stolzer Zurückhaltung und von souveräner künstlerischer Beherrschung.

Ich schließe hier an Liebermann einen Maler an, der nicht zu den „XI" gehört, auch kein Deutscher ist, sondern ein Däne, der zufällig gleichzeitig bei Schulte ausgestellt hat, Carl Ventorf. Er ist nicht so herb wie Liebermann und besitzt auch noch nicht dessen Grad von künstlerischer Durchbildung. Aber er wandelt selbstständig durchaus verwandte Wege und spürt den Zügen des Menschlichen, auch in der am wenigsten liebreizenden Umhüllung nach. In die Armenhäuser ist er gegangen und hat sich dort seine Motive und seine Belehrung geholt. Es spricht für ein bei männlich-ernstem Suchen doch ungewöhnlich liebenswürdiges Naturell, daß Ventorf auf solchen Wegen nicht lauter Bitterniß gepflückt hat. Vielmehr hat er mit stiller Gemüthlichkeit und seinem Humor und mit sehr guter, charakteristischer Beobachtung das Leben wiedergegeben, wie er es fand, ohne tragische Verdüsterung und ohne socialistische Accente. Auf seinen Bildern wird ungemein viel erzählt. Jeder dieser Figuren steht ein Stück Lebensgeschichte auf dem Gesicht geschrieben, und ihr Gebahren und Treiben, in der Gemächlichkeit des Alltags und in der Gewohnheit eines unfreiwilligen Beieinander, verräth in kleinen Zügen oft bedeutsame individuelle Noten. Vortrefflich ist vor Allem ein kleineres Bild, auf dem zwei Armenhäusler gegen einander contrastirt sind, verfallen und abgestumpft beide, aber der Eine in stupider Trägheit allmälig idiotisirt, der Andere, den Cylinder auf dem Kopf, mit vielbeschriebenem Antlitz, sicher auf mancherlei Irrwegen und unter harten Schicksalsprüfungen sehr wider Willen langsam dorthin gedrängt, wo er nun seine letzten Tage in zermürbendem Einerlei beschließen muß

Zu den „XI" mich zurückwendend, nenne ich Klinger, dessen productiver Künstlerkraft auch nicht der leiseste Zug weiblicher Empfindungsart beigemischt ist. Vielleicht hat man deßhalb im vorigen Jahre seine Kreuzigungstragödie nicht so recht „modern" finden wollen. Vielleicht versteht er sich deßhalb nicht so gut auf die lockenden Reize der Farbe, begnügt sich für seine tiefsten Gedankengänge mit der Schwarz-Weißkunst des Radirers und wendet sich in den letzten Jahren mit wachsender Entschiedenheit der Plastik zu. Mit einem plastischen Werk hat er uns auch diesmal beschenkt, einer „Kassandra", erschütternd durch tragische Gewalt und erfreuend durch reife künstlerische Vollendung. Die Unheilsseherin, die Ausgestoßene, die heroische Dulderin sind in Körperhaltung und Gesichtsausdruck ungemein eindrucksvoll wiedergegeben. Die Augen (von Bernstein eingesetzt) haben etwas matt Verschleiertes, wie bei einsiedlerischen Personen, die durch den Hohn der Menge auf sich selbst zurückgeworfen sind. In den fest zusammengekniffenen Lippen sowie in den breiten Backenknochen liegt ein fast männlich herber Ernst, und der starke Hals ist ungebeugt und trotzig-zurückgeworfen. Ausgezeichnet ist die polychrome Behandlung durch geschickte Tönung und Anwendung verschiedenfarbiger Marmorarten, eine ästhetisch völlig befriedigende Lösung dieses schwierigen Problems.

Und nun Ludwig von Hoffmann! Gleich bei Klinger und Liebermann hängt seine entzückende Frühlingsphantasie. Aber wie verschieden von diesen beiden strent er seine Kunstoffenbarungen aus! Was ich als das Weibliche in der modernen Künstlerseele zu bezeichnen wagte, allüberall regt es sich auf diesem Bilde. Lyrik, Musik, süße Trunkenheit, selige Hingabe: das sind die Vorstellungen, die Einem sofort aufsteigen, wenn man sich einem Hofmann'schen Werke gegenüber befindet. Und da es den Frauen selten (oder nie?) gegeben ist, ihr eigenstes Empfindungsleben zu vollgiltigen, rückgratkräftigen Künstlerleistungen zusammenzuzwingen, da es hierzu denn doch einer männlichen Kraft zu bedürfen scheint, die freilich in wundersamer Erratherkunst mit der weiblichen Natur organisch sympathisirt, so möge man die mehr feminin gearteten Künstler keineswegs schelten, sondern fasse sie vielmehr als eine willkommene Ergänzung ihrer ausschließlich männlich veranlagten Collegen auf — wofern sie nur reife und ganze Künstler sind. Denn diese den Frauen verwandten Künstler (in der Dichtung beispielsweise Jacobsen, in der Musik etwa Mozart) haben nur mancherlei Dinge zu künden, die dem verschlossenen Geist des schwerer beweglichen Mannes zumeist unerschlossen bleiben. Sie bringen uns daher eine bedeutende Bereicherung, indem sie neue Gebiete des Künstlerisch-Schönen und Intim Phantasievollen erschließen, und indem sie der künstlerischen Sprache neue Worte, neue Wendungen, neue Rhythmen zuführen. Vor allem ist ihr specifisch ästhetisches Empfinden meist sensibler als das des streng virilen Künstlers, und ihr Bestreben richtet sich daher instinctiv auf stärkere decorative Wirkungen. Ein solches decoratives Genie, inmitten einer frühlinghaft blühenden Phantasie und einer ungewöhnlich schwingungsreichen Farbenempfindung, ist Ludwig von Hofmann.

Auf seinem neuen Frühlingsbilde bebt alles von junger, werdender Lust. Die Farben klingen ineinander wie Flöten und Schalmeien. Eine lachende Helle jauchzt. Paradiesische Seligkeit öffnet die Unschuldsaugen. Junge nackte Menschenleiber blühen zwischen schwellenden Wiesen und keimenden Fruchtbäumen. Und Träume weben und wallen und spannen die Wundersittiche aus. — Es ist nicht möglich in anderen Worten von diesem Bilde zu reden, wenn man seinem künstlerischen Wesen sprachlich einigermaßen nahe kommen will. Und gleicher Ausdrücke müßte ich mich bedienen, wenn ich von Hofmann's zweitem Bilde, einer decorativen Skizze über das Thema „Freude, schöner Götterfunke" sprechen wollte. Daß Einem der Schlußsatz der „Neunten" dabei in den Ohren klingt, ist schon selbstverständlich.

Geistig der intimste Schüler Hofmann's ist Walter Leistikow. Aber wer bei Hofmann „Schüler" sein will, muß vor allem bereits ein eigenartiger Künstler sein. Nur die kann er etwas lehren, die ihm mit verwandt gestimmter Seele entgegen kommen. Und denen hilft er dann, die eigene Seele finden und erschließen. Ich weiß aber nicht, ob Leistikow nur mit Hofmann das werden konnte, was er geworden ist. Ich weiß aber, daß er ohne ihn nichts Anderes hätte werden dürfen. Wenn Otto Eckmann, Hofmann in Motiven und Farbengebung nachahmt, so steht Leistikow weit selbständiger da. Er ist geblieben, was er war, schlichter Landschaftsmaler. Aber das Seelische, das Lyrische, das Weiblich-Empfindungsvolle ist bei ihm stärker geworden. Er ist jetzt einer der allerfeinsten Landschafts-Psychologen und Landschaftsmärchendichter, die wir in Deutschland haben. Sowohl seine Bilder bei den „XI" wie bei den „Aquarellisten" (bei Amsler und Ruthardt) zeigen das. Am liebsten weilt er an sanftfließenden Flüssen oder lauschig eingesenkten Weihern, und wenn ihm so ganz märchenheimlich zu Muthe ist, dann wandert er hinaus in den Wald und lehrt dort den Pinsel duftige Träume malen. Sowohl in der Mark wie namentlich in Dänemark hat Leistikow mit feingestimmtem Ohr auf die Stimmen des Waldes gelauscht, und was er uns mit leisen deutenden Worten davon erzählt, das weiß er mit vollendetem Geschmack vor uns hinzustellen. Denn auch in der decerativen Begabung kommt Leistikow Hofmann nahe. Leider aber läßt er sich in letzter Zeit etwas zu sehr dazu verleiten, seine landschaftlichen Impressionen zu stilisiren, ein Gebiet, auf das ich ihm nicht folgen kann, und wo er mir nicht ganz echt erscheint.

Ein zweites starkes Landschaftstalent der jung-berlinischen Schule ist Ludwig Dettmann, auch er seiner delicaten Empfindung nach den „Weiblichen" zuzuzählen. Man findet ihn aufs Beste vertreten in der Aquarellistenausstellung. Er ist weniger decorativ und mehr naturalistisch als Leistikow, aber von gleichentwickeltem Geschmack. Diese beiden gehören überhaupt zu den wenigen jung-deutschen Malern, bei denen man das Wort „Geschmack" überhaupt aussprechen darf. Was Dettmann malt, gleich wie man am Bach ein Veilchen pflückt, überall aus den unbelauschtesten, unentweihtesten Winkeln der Natur zusammengelesen. Aber stets stellt er etwas Lebendiges hinein, — und wenn es nicht Menschen sind, dann sind es Enten. Wie schön, daß diese Natur dieses Leben bei sich duldet! Der Mensch erscheint so rein in dieser Umgebung, — so ganz aufgelöst in die Natur, in Luft, Wiese und Busch. Das ist die zarte und innige Poesie der Dettmann'schen Bilder. Malerisch aber sind sie mit einem geradezu fabelhaften Raffinement gemacht. Die winzigsten Farbenfleckchen sind mit einer Präcision und Sicherheit aufgetragen, daß das duftigste Ganze daraus entsteht. Und dieses Ganze ist so reich am tausendfältig-wimmelndem Kleinleben, daß man die Natur in ihrer ewigen Spendelaune auf dem kleinsten Fleckchen Erde dankbar zu erkennen glaubt.

Franz Servaes.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Die anerkannt beste Litteraturgeschichte.

Probeheft durch jede Buchhandlung.

Scherr

Erscheint in 20 Lieferungen à 80 Pf.

Illustrierte Geschichte der Welt-Litteratur

Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Tausend Thaler.
Roman von
Ada von Gersdorff.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Was ist Glück?
Roman von
Alexander Römer.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Der tolle Schmettwitz.
Roman von
Arthur Zapp.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Ekstase.
Roman aus dem Holländischen
von
Louis Couperus.
Preis geheftet M. 2.—; fein gebunden M. 3.—.

Die gelbe Rose.
Roman aus dem Ungarischen
von
Maurus Jókai.
Preis geheftet M. 2.—; fein gebunden M. 3.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Pfizer, G., Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege. Preis 75 Pfg.

Somogyi, Ed., Ludwig Kossuth. Sein Leben und Wirken. Preis 3 Mk.

Tkalac, E. J. von, Jugenderinnerungen aus Kroatien. Preis 4 Mk. 50 Pfg.

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. Kopfschmerz, Erregung mit Schlaflosigkeit durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.

Im Verlag der Gegenwart in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Um so wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt."

(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden."

(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Oswald Weigel's Bücher-Auktion.

Am 27. März und folgende Tage findet in meinem Auktions-Lokal die Versteigerung einer sehr umfangreichen und äußerst werthvollen Bibliothek statt; dieselbe enthält hervorragende Erscheinungen aus verschiedenen Wissenschaften, namentlich aus den Gebieten: **Geschichte, Biographien, Briefwechsel, Länder- und Völkerkunde, Reisen, Literaturwissenschaft, Belletristik, Kunstwissenschaft, Architektur, Naturwissenschaften.**

Der nahezu 3400 Nummern starke Katalog steht auf Verlangen unentgeltlich zu Diensten; zur Besorgung von Aufträgen für diese Auktion halte ich mich empfohlen.

Leipzig, Königsstraße 1.

Oswald Weigel.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien vollständig:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.
Von Hermann Hettner.
In drei Theilen. gr. 8. Preis geh. 55 Mark, in 6 Bände geb. Preis 68 Mark 50 Pf.

Grumpelt & Böhm
Antiquariat
und Sortiments-Buchhandlung
Leipzig, Marschnerstr. 9,
empfehlen sich zu schneller und coulanter Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

Ethische Essays
von Gustav Böhmer.
I. **Schädige Niemand ohne Noth!** 1 M. 80 Pf.
II. **Liebe und Ehrgefühl.** 60 Pf.
III. **Die glücklichsten Menschen.** 60 Pf.

Allgemein verständlich geschrieben und auf wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut, verfolgen die Essays den Zweck, die deutschen Sitten, deren augenblicklichen Verfall und ein einfaches, leicht ohne Ausnahmsgesetze durchführbares Mittel zur Gesundung klar und kurz darzustellen.

Jeder Essays bildet ein abgeschlossenes Ganze, deren Zahl sich auf 5 berechnet.

Verlag von Fr. Bassermann in München.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 12. Berlin, den 23. März 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Verfall unserer Rechtsprechung. Von Justus. — Die Knebelung der Consumvereine. Von Hans Elden. — Eine Nordpolexpedition im Luftballon. Von Oberingenieur S. A. Andrée (Stockholm). (Schluß.) — Ein Katholik über das Papstthum und Italien. Von Richard Mahrenholtz. — Nietzsche als Lyriker. Von Heinrich Stümcke. — **Feuilleton.** Wie Herr Kuhlike M. d. R. wurde. Von Gustav Beßmer. — **Aus der Hauptstadt.** Bismarck und der Umsturz. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Der Verfall unserer Rechtsprechung.

Traurig, mit verzagter Miene steht Frau Justitia in unseren Tagen da. Sie, die einst mit eherner Hand unentwegt die Wage gehalten, vor der sich Kaiser und Könige gebeugt, sie ist das Aschenbrödel in der Verwaltung geworden und muß sich still in der Küche mit den kärglichen Resten begnügen, die von der Finanzschüssel des Staates für sie zurückbleiben.

Und wie man sagt, geschieht ihr ganz recht. Muß man doch schon gewaltsam die Augen verschließen, um nicht zu erkennen, welche Mißstimmung sich in den breiten Massen des Volkes gegen das Berufsjuristenthum und seine Rechtsprechung angesammelt hat. Das ehrende Vertrauen, das man dem alten preußischen Richter entgegenbrachte, die hohe Achtung, die er, mochte auch seine wissenschaftliche Durchbildung nicht auf der Höhe der Zeit stehen, bei dem rechtsuchenden Publicum genoß, ist einem verhaltenen Unmuth gewichen, einer Verbitterung, die sich auch in der gut bürgerlichen Presse oftmals Luft macht, wenn ein besonders vernunftwidriges Urtheil die Runde durch die Oeffentlichkeit macht. Man unterschätze nicht den Ernst dieser Frage. Wohl giebt es im Reich Millionen von Menschen, die ruhig und friedlich dahinleben, ohne mit den Gerichten je in Berührung gekommen zu sein oder kommen zu wollen. Allein das Gefühl der Rechtsunsicherheit wirkt störend und zerstörend auch auf Diejenigen ein, die im Augenblick den Gerichten ganz fern stehen. Wen sollte es auch nicht bekümmern, wenn die Rechtsprechung, in deren Hand unsere edelsten Güter, Freiheit, Ehre und Vermögen, liegen, vornehm über die Gefühle der Volksseele hinwegsieht, sich immer weiter von dem Strom des Lebens abwendet, ohne Verständniß für die kraftvollen socialen Erscheinungen der Zeit.

Der flüchtige Beobachter wird behaupten, daß die Kraft und der Fleiß unseres juristischen Nachwuchses zu schwinden beginnt, und daß hierin die eigentliche Ursache für den Verfall unserer Rechtsprechung zu suchen ist. Aber weit gefehlt. Selten ist so viel und so nachhaltig gearbeitet worden, wie von unserem heutigen jungen Juristenthum. Mit Verwunderung blickt mancher ältere Richter auf die Kenntnisse, die manch ein junger Referendar von sich zu geben weiß. Nein: die Kenntnisse sind vorhanden, nur die Art ihrer Anwendung ist eine andere geworden. Hier liegt die tiefere Ursache. Die Anwendung geschieht nicht mehr von innen heraus nach den Grundsätzen, die redliches Wollen und Lebenserfahrung vorschreiben, sondern ein ödes Streberthum hat seinen Einzug in unsere jüngeren Richter gehalten. Der frühere unabhängige Richter, der nach beendetem Examen seine bescheidene Anstellung gewiß hatte, ist dem commissarischen Assessor gewichen, der fünf Jahre lang ängstlich den Blick nach oben gerichtet halten muß, um einem Vordermann den Rang abzulaufen, oder wenigstens nicht von dem Nachwuchs erdrückt zu werden. 3233 Referendare stehen trübselig an der Wende des Jahres und sehen bang aber sicher dem Zeitpunkt entgegen, wo sie in Folge ihrer verfügungsmäßigen „ausgedehnten Heranziehung zu den Geschäften eines Gerichtsschreibers“ bald alle Assistenten, Actuare und anderen Subalternbeamten aus dem Gerichtssaale verdrängt haben werden. 1700 Assessoren fristen sorgenvoll ein gehaltloses Dasein. Durch 1700 von der Regierung abhängige Leute wird im Preußischen Staat Recht gesprochen. Je nach Gefallen der Regierung erhalten sie ein Commis voyageur-Gehalt von 200 Mark monatlich oder müssen vollkommen unentgeltlich ihre Dienste dem Staate leisten.

In dem commissarischen Assessorenthum liegt der wundeste Punkt unseres heutigen Justizwesens. Eine Eintheilung dieser edlen Einrichtung hat uns jüngst in den „Grenzboten“ ein augenscheinlich wohlbewanderter Anonymus gegeben. Er unterscheidet: das dreimal gekreuzte giftige und gemeingefährliche, das doppelt gekreuzte als giftig und gefährlich verdächtige, und das einfach gekreuzte besorgnißerregende Commissorium. Der ersten Art bedient sich der Staat, wenn er Aemter, deren Inhaber gestorben sind, eine Zeit lang billig verwalten lassen will. Dies Verfahren findet nicht nur bei den unteren Aemtern, sondern hinauf bis in die höchsten statt. Natürlich wird dem unbesoldeten Assessor nicht kurzer Hand die commissarische Verwaltung einer Oberlandesgerichtspräsidentenstelle übertragen. Der Hergang ist vielmehr der, daß die erledigte Stelle des Oberlandesgerichtspräsidenten dem ältesten Senatspräsidenten, dessen Stelle wiederum dem jüngeren Senatspräsidenten, natürlich immer ohne Functionszulage, überwiesen wird, der frei werdende Senatspräsident dann durch den ältesten Rath und so fort vertreten wird, bis schließlich eine Land- oder Amtsrichterstelle offen bleibt. Zu den Geschäften dieses Richters wird dann ein commissarischer Assessor für 200 Mark monatlich berufen. Das wirthschaftliche Ergebniß für den Staat ist also, daß eine mit 14 000 Mark ausgeschriebene Stelle in Wegfall kommt und an seine Stelle

eine Ausgabe von 2400 Mark tritt. Das Beispiel ist nicht übertrieben. Denn, wie die Statistik beweist, sind am 1. October 1894 von den etatsmäßigen Richterstellen in Preußen nicht definitiv besetzt gewesen: 3 Oberlandesgerichtsraths-, 2 Landesgerichtspräsidenten-, 4 Landgerichtsdirectoren- und 67 Richterstellen an den Land- und Amtsgerichten! Ebenso waren die Stellen von 6 Ersten Staatsanwälten unbesetzt. Und das in einer Zeit, wo ein Heer von 1700 Assessoren auf eine feste Anstellung wartet.

Zu der zweiten Art werden die Fälle gerechnet, wo ein Assessor, um einem „zeitweiligen Mehrbedarf an Richtern" abzuhelfen, als Hilfsrichter einem Gerichte überwiesen wird. Zu welchem Mißbrauche sich diese Ueberweisungen ausgestaltet haben, zeigt die Thatsache, daß es an den größeren Landgerichten, so insbesondere in Berlin zahlreiche Kammern giebt, die einen Richter als Vorsitzenden und sonst nur Assessoren als Beisitzer haben. Man muß ernstlich daran zweifeln, ob eine derartige Kammerbesetzung gesetz- und verfassungsgemäß ist, da bekanntlich die richterliche Gewalt durch unabhängige, nur dem Gesetz unterworfene Gerichte ausgeübt werden soll.

Zu der dritten rechnete man diejenigen Commissarien, die einem „zeitweiligen Bedürfniß" abhelfen sollen. Da sie bei der heutigen Praxis nur die Uebergangsstufe zu der zweiten Gattung bilden, sind auch diese an und für sich harmlosen und erlaubten Commissarien „besorgnißerregend".

Außerhalb dieser drei Rubriken endlich steht die große Schaar derjenigen, die völlig unentgeltlich dem Staate zur Verfügung stehen müssen. Es ist interessant, in welcher Weise diese Arbeitskräfte ausgenutzt werden. Ist ein Amtsgericht mit drei Richtern besetzt, die Geschäftslast aber derart, daß fünf Richter ausreichende Beschäftigung hätten, so werden nicht etwa, wie man meinen sollte, zwei neue Richterstellen geschaffen, vielmehr werden bei dem Gericht zwei Assessoren „domicilirt", auf die nun von jedem der Richter ein Theil der Geschäft übertragen wird. Hierdurch wird der Etat von zwei neuen Richterstellen entlastet.

Das sind Zustände, wie sie einfach nicht weiter geduldet werden dürfen, soll nicht die unparteiische Rechtspflege in ihrem Innersten zu Schaden kommen. Man beruft sich immer auf den Massenandrang zur juristischen Laufbahn, man hält es für unmöglich, daß der Staat der wachsenden Schaar von Candidaten Genüge leiste, da das Angebot weit über den Bedarf hinausgeht. Aber das widerspricht vollkommen den thatsächlichen Verhältnissen. Die Berichte, die dem Etat der Justizverwaltung für 1893/94 beigegeben sind, beweisen, daß trotz der Zuhilfenahme der 1700 Assessoren die Arbeitslast der Richter nicht mehr zu bewältigen ist. Es heißt da u. A. wörtlich:

> Amtsgericht Posen. Die etatsmäßigen Richter, deren Zahl, trotz der Vermehrung der Zahl der Gerichtsangesessenen, die gleiche geblieben ist, sind schon seit langer Zeit nicht mehr in der Lage, die in fortschreitender Zunahme befindlichen Geschäfte zu erledigen.
>
> Amtsgericht I, Berlin. Die Geschäftslast ist eine ganz außerordentliche. Zur Bewältigung der starken Arbeitsvermehrung sind vorläufig (!) mindestens vierzehn neue Amtsrichterstellen erforderlich.
>
> Landgericht Halle a. S. Es ist ungeachtet der seit dem 1. April 1889 und dem 1. April 1890 eingetretenen Vermehrung der Zahl der Landrichterstellen nicht möglich gewesen, einen ordnungsmäßigen Geschäftsgang aufrecht zu erhalten.

Der neue preußische Justizminister ist jüngst mit einem edelgedachten Neujahrswunsche vor seine Richter getreten, in dem er die Beschleunigung der Straffachen zu einer ernsten Pflicht macht. An die Spitze wird der Satz gestellt, daß jede Straffache „mehr oder weniger" als Eilsache zu behandeln sei. In goldenen Worten wird alsdann die Nothwendigkeit einer schnellen Strafjustiz und der Werth einer solchen für das Staatsganze betont. Als Mittel hierzu wird jedoch nur eine Abkürzung des Vorverfahrens und die Innehaltung naher Termine und kurzer Fristen genannt. Auch ohne diesen Hinweis hat es wohl bisher bei keinem Richter an den Willen gefehlt, seine Termine möglichst nahe anzusetzen, so lange er die Sache, die er eben durchgearbeitet, noch frisch im Gedächtniß hat. Leider fehlt ihm dazu die thatsächliche Möglichkeit, da heute auch bei angestrengtester Thätigkeit der Beamten die Termine auf Wochen hinaus vorbesetzt sind. Wie sollte mit diesem Wust von Arbeit aufgeräumt werden, wenn nicht in ausreichendem Maße für durchgreifende Vermehrung der ordentlichen Richterkräfte Sorge getragen wird. Der neue Justizminister wird auch mit den bestgemeinten Mahnungen wenig Glück haben, wenn er nicht mit aller Kraft und Energie seine und des Volkes guten Rechte dem Finanzminister gegenüber zur Geltung zu bringen weiß.

Wenn auch in der Verfügung des Justizministers nicht von der Civilgerichtsbarkeit die Rede ist, so darf man sich doch keiner Täuschung darüber hingeben, daß die dort eingerissenen Mißstände noch schlimmer sind und noch augenfälliger hervortreten, als in der Strafjustiz. Nach statistischer Feststellung dauern von den wirklich streitigen Sachen bei den Landgerichten etwa 44% über 6 Monate, etwa 36% über 3 Monate. Von den Processen am Landgericht I zu Berlin kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß, wenn mehrere Beweisaufnahmen erforderlich sind, der Rechtsstreit kaum vor einem Jahre seine Erledigung findet. Aber auch die einfachsten amtsgerichtlichen Sachen werden kaum vor Monaten zu Ende geführt. Für den mittellosen Mann aus dem Volke sind derartige Zustände geradezu mit einer Rechtsverweigerung gleichbedeutend. Greifen wir uns einen alltäglichen Fall heraus. Ein armer Mann, der mit der Miethe im Rückstande geblieben ist, wird auf die Straße gesetzt. Der Vermiether behält ihm, trotz der neuen gesetzlichen Beschränkung, seine sämmtlichen Möbel, Kleidungsstücke, Geräthschaften, Werkzeuge zurück. Der plötzlich obdachlos Gewordene, dem durch Einbehaltung seines Handwerkszeugs auch die Fortsetzung seines Berufs und damit das Mittel zu seiner und seiner Familie Ernährung unmöglich gemacht ist, rennt zur Polizei, wird aber von dort, trotzdem das ihm angethane Unrecht handgreiflich ist, den geltenden Vorschriften gemäß an die ordentlichen Gerichte verwiesen. Er ist also genöthigt, die Klage auf Herausgabe anzustrengen. Da ihm die Mittel zur Entrichtung eines Kostenvorschusses fehlen, muß er zuvörderst die Bewilligung des Armenrechts beantragen und hierzu zunächst ein Armuthsattest der Armendirection beibringen. Bis nunmehr auch nur der erste Termin anberaumt ist, kann er mit der ganze Familie verhungert sein. Erhält er schließlich die ihm zu Unrecht zurückbehaltenen Sachen zurück, so ist er froh, nichts mehr mit dem Gericht zu thun zu haben. An eine Klage auf Ersatz des ihm durch den verlorenen Arbeitsverdienst entstandenen Schadens denkt er nicht mehr. Derartige Beispiele finden sich in unserem großstädtischen Leben täglich zu Dutzenden. Hieraus ist das abfällige Urtheil, dem in den unteren Volksschichten die Thätigkeit der Gerichte ausnahmslos begegnet, zu erklären, aus dieser Scheu vor den ordentlichen Gerichten auch das Ueberhandnehmen von Sondergerichten für einzelne Klassen der Bevölkerung; kaum sind die Gewerbegerichte geschaffen, so wird der Ruf nach Landwirthschaftsgerichten laut; ein unklares Verlangen nach Laienbetheiligung bei der Rechtspflege gewinnt immer mehr an Boden.

Dieselben Anschauungen faßte ein Bericht zusammen, der bei der jetzt in Oesterreich schwebenden Reform des Civilprocesses von dem Permanenzausschusse des österreichischen Abgeordnetenhauses erstattet wurde, wenn er sagt: „Die besitzlosen und die weniger gebildeten Volksklassen kommen heute mit ihren Rechtsansprüchen entschieden zu kurz, und es ist daher ganz natürlich, daß wir es jetzt mit einer populären Strömung zu thun haben, welche sich allerdings über

ihre Endpunkte nicht klar ist, die aber die unleugbare Thatsache der Hülflosigkeit der unteren Klassen durch die verschiedenartigsten Vorschläge und Wünsche ausdrückt, so z. B. nach der Verstaatlichung der Rechtsanwaltschaft, oder indem sie dem Richter die Verpflichtung auferlegen will, ohne Weiteres jeden Rechtsuchenden selbst zu vertreten. . . . . Der Proceß muß Normen erhalten, welche die Rechtdurchsetzung für alle Bevölkerungsschichten erreichbar machen, welche geeignet sind, jener Entfremdung der Bevölkerung von der Rechtsprechung entgegen zu wirken, die heute in so hohem Grade eingetreten ist."

Wir wollen uns an dieser Stelle nicht auf die Frage einlassen, in wie weit bei diesen tiefgehenden Unzuträglichkeiten, die dem Heere der Unzufriedenen täglich neue Rekruten zuführen, auch Mängel des heutigen Verfahrens mit schuld sind. Wohl entspricht unser bürgerliches Verfahren in seiner plumpen und gekünstelten Weise keineswegs mehr den Anforderungen, welche die modernen socialen Anschauungen auch an den Civilproceß stellen. Wohl fehlen ihm besonders die Mittel, um in ausgedehnterer Weise ein sofortiges Eingreifen des Richters zur Sicherung bedrohter rechtlicher Interessen veranlassen zu können. Aber was würden die besten Normen nützen, wenn die Kräfte zu ihrer Durchführung fehlen?

In erster Linie wird man an der Forderung festhalten müssen: Der Staat muß seinen Bürgern so viel Richter stellen, als derselbe zur schleunigen Durchführung seiner Rechtssachen nothwendig bedarf. Und diese Richter müssen, um eine unparteiische Rechtspflege zu gewährleisten, nicht „zur Aushülfe" angestellt sein, sondern feste etatsmäßige Stellen innehaben. Wenn das neue Jahr, wie jetzt verlautet, wirklich nur 70 — sage und schreibe siebzig — neue Richterstellen im preußischen Staate hervorbringen soll, dann möge sich die Regierung nicht wundern, wenn eines Tages plötzlich die große Masse sich besinnt, daß ihr in letzter Linie auch noch ein Faustrecht zu Gebote steht, um sich das Recht zu erzwingen, zu dessen ordnungsmäßiger Verwirklichung sie nicht gelangen kann. Auch auf diesem engeren Gebiete unseres großen Staatslebens liegt die Frage sehr nahe: Reform oder Revolution? Justus.

Die Knebelung der Consumvereine.

Von Hans Elden.

Sollte man's glauben, daß wir so ganz plötzlich lichterloh brennen vor Liebe zum „Mittelstand"? Daß wir selber nicht mehr wissen, wohin mit all unserer Zärtlichkeit für den „kleinen Mann", dem, wie sich die „Volksrundschau" ausdrückt, erst das Capital den Rock genommen hat, damit ihm nun die Consumvereine „das Hemd vom Leibe reißen"? Also: fort mit den Consumvereinen! wie folgerichtig der Stand der Kaufleute schreit, während Regierung und Reichstag schon etwas parlamentarischer die Ausbreitung der Consumvereine durch die bewährten Mittelchen der Concessionsbeschneidung zu dämpfen suchen. Als da sind erstens: das liebenswürdige Versprechen des Reichskanzlers in seiner Programmrede; um die Handwerker und kleinen Kaufleute zu schützen, soll den Consumgenossenschaften der Verkauf von Waaren an Nichtmitglieder verboten werden. Zweitens: drei gleichzeitige Anträge aus dem Schooße des Hauses, unter denen sich derjenige der Conservativen auf einen allgemeinen Appell an die Regierung beschränkt, während diejenigen des Centrums und der Nationalliberalen das eben erwähnte Verbot und außerdem die Einschnürung des Spiritusenverkaufes in die Concessionspflicht fordern. Beides war übrigens die Regierung von selbst zu geben willens.

Das sind nun alles sehr unschuldig blickende Beschränkungen: bis auf verschwindende Ausnahmen sind die deutschen Consumvereine schon längst gewohnt, nur an Mitglieder zu verkaufen, und wenn es ihnen jetzt unter schärferen Strafdrohungen verboten würde, an dem Vortheil ihrer anerkannt besseren Waaren auch Nichtmitglieder participiren zu lassen, so könnte das höchstens dazu führen, ihre Reihen zu verstärken. Mit dem etwaigen Spirituosengesetz würde man sich ebenfalls, unter Ertragung der Behelligungen, die es reichlich im Gefolge haben wird, abzufinden wissen, und diese Einschränkungen sind es denn auch keineswegs, welche die Clientel der mittelstands-besorgten Parlamentarier wünscht. Nicht eingeengt will man die Consumvereine, nein unmöglich will man sie sehen, „todtgeschlagen" nach Herrn von Köller's geschmackvollem Lieblingsausdruck. — Die interessante Frage ist nur: Wer sind denn die Consumvereine, und wer und mit welchem Rechte möchte er sie erdrosselt wissen, bevor sie noch bei uns die sieghafte Rolle antreten, in der sie bei den Engländern zum „Staat im Staate" angewachsen sind?

Was die Consumvereine wollen, weiß ein Jeder unter meinen Lesern, schwerlich aber, was sie in ihrem festen, einmüthigen Streben, den Güteraustausch für den Consumenten weniger drückend zu gestalten, bisher erreicht haben. In Deutschland gestattet der letzte, leider nur für den dritten Theil der Vereine bestimmte Ziffern gebende Jahresbericht des Genossenschaftsverbandes, die Zahl der Mitglieder der Consumvereine auf 600 000 bis 800 000 zu schätzen, die Menge der Waaren, welche sie in einem Jahre ohne Vermittelung der Zwischenhändler umgesetzt haben, auf den Betrag von 200 Millionen Mk., den Gewinn aber, der den Mitgliedern, zu 60 Proc. Arbeitern und Handwerkern, erwachsen ist, auf 15 Millionen*) zum wenigsten. Dies Sümmchen stellt nach Abzug aller Gehälter, Unkosten, Verzinsungen u.s.w. die Ersparniß vor, welche der feste Wille, nur gut, nur baar und nur unter eigener Aufsicht vom Fabrikanten oder Großhändler beschaffte Waaren zu kaufen, in einem Jahre erzielen konnte. Sie ist noch, ach! nur zu bescheiden, denn die englischen Erfolge daneben gehalten, zeigen unsere heimischen noch ein beschämend tiefes Niveau. Die Zahl der Mitglieder hat dort $1^1/_4$ Million erreicht — mehr als 10 Proc. der Inselbevölkerung, wenn man die Familien der zumeist dem vierten Stande angehörigen Genossen in Betracht zieht, gegenüber 5 bis 6 Proc. der deutschen (und höchstens 4 Proc. der französischen) Bevölkerung. Der Abstand wäre bald nachgeholt, wie aber steht's mit den Erfolgen dieser Genossenschaften? Der Umsatz der englischen Vereine ist nahezu viermal größer gewesen als derjenige der deutschen, der Reingewinn mit einem Betrage von 70 Millionen Mk. (i. J. 93) ebenfalls.**) Siebzig Millionen in einem Jahre erspart, und erspart für die Taschen von größtentheils kleinen Leuten, erspart mit dem einzigen Opfer, daß von einem durch unsolide Concurrenz ohnehin weit überfüllten, in Großstädten von Hinz und Kunz ohne Sachkenntniß, auf dem Lande aber oft von Wucherern der schlimmsten Art betriebenen Gewerbe einige Tausend Mitglieder mehr als früher überflüssig werden, zu Gunsten einer Million kleiner und mittlerer Existenzen — heißt das einen Mittelstand verderben oder heißt es einen Mittelstand erzeugen? Man sieht ruhig zu, wenn sich Kohlengruben- und Eisenwerk-, wenn sich Glashütten- und Petroleumquellenbesitzer, wenn sich Riesengesellschaften und einzelne Finanzriesen in Trust- und Cartellmauern schließen, um den Massenconsumenten die Bedürfnisse des Lebens zu vertheuern, aber nun, da in der unschätzbaren Form der Genossenschaft auch der Einzelne, die gesellschaftliche Null plötzlich beginnt, seine Macht und in ihr sein Recht zu betonen, nun — ist

*) Für 377 unter 1339 deutschen Consumvereinen ist der Umsatz auf 68,3 Millionen, der Reingewinn auf 6,2 Millionen Mk. festgestellt.

**) Vgl. Roscher, System der Volkswirthschaft, Bd. V.

das wieder einmal ganz etwas Anderes. Und doch ist die Genossenschaft für den wirthschaftlich Schwachen das einzige Mittel, dem Mächtigen zu widerstehen. Die Handwerker, die in sog. Rohstoffgenossenschaften durch billige Materialbezüge sich dem Fabrikanten zu nähern, die kleinen und mittleren Landwirthe, die in landwirthschaftlichen Consumvereinen durch den Engrosbezug von Dünger, Kohlen u. s. w. die maschinellen Vortheile der Großbetriebe wettzumachen suchen, die Detaillisten, die in Einkaufsgenossenschaften die drückende Concurrenz der großen Bazare abzuwehren bestrebt sind — was thun sie anders, als daß sie durch Multiplication der kleinen Kräfte erstreben, was dem schwachen Einzelnen mißlingen muß? Sie vertauschen ein verbrauchtes wirthschaftliches Princip mit einem neuen, scharfen, und es giebt für ihr, leider nur noch zu seltenes Vorgehen fast nur eine Stimme des Wohlwollens. — Was thut nun die Masse der Consumenten Anderes? Aus allen Schichten der Bevölkerung zusammengesetzt*), mit dem Druck der Verhältnisse fast durchweg kämpfend, unter allen Klassen der Bürgerschaft und der Steuerzahler mitzählend, sollen die Mitglieder der Consumvereine allein nicht das Recht haben, zur Erhöhung ihrer Lebenshaltung, zum besseren Bestehen im Kampf ums Dasein das Gewicht ihrer Menge in die Wage zu werfen? — Aber der Stand der Kaufleute, derjenige der Handwerker, so ruft man, wird durch sie geschädigt! — Was die Handwerker betrifft, welche ja übrigens den zweitstärksten Procentsatz zu den Mitgliedern der befehdeten Consumvereine stellen, so fürchte ich sehr, daß sie sich kurzsichtig genug haben ins Schlepptau einer Bewegung nehmen lassen, die ihnen selbst verhängnißvoll werden dürfte, als sie gegen die Consumvereine Stellung zu nehmen begannen. Gerade die Handwerker sind heute nur noch auf dem Wege der weitgehendsten Vergenossenschaftlichung — wenigstens auf eine Weile — gegen den Hochdruck des Capitalismus und der Actiengesellschaften zu retten. Konsumvereine zur billigen Befriedigung ihrer Bedürfnisse und zum Bezug der Rohstoffe, Productionsgenossenschaften als Front gegen die Sturmfluth der Fabriken, Verkaufsgenossenschaften zur Milderung des Concurrenzelendes — das thut dem Handwerker noth, nicht aber ein vergebliches Sturmlaufen gegen Corporationen, welche gerade ihren eigenen Reihen schon viel Geld erspart haben. — Nun die Krämer, die Detaillisten. — Sie werden in der That durch das Anwachsen der Consumvereine geschädigt, das kann nur ein Blinder leugnen. Sie werden geschädigt, so gewiß wie die Fabriken durch die Corporation der genügsameren Handwerker, so gewiß wie die großen Rheder durch die Cartelle der kleinen Schiffsbesitzer, so gewiß wie der Kornspekulant durch die Verkaufsgenossenschaften der Landwirthe — so gewiß wie eine jede, den Erwerb gewisser Kreise vermittelnde wirthschaftliche Arbeitsform geschädigt und schließlich ruinirt wird durch jede andere, von irgend welchen dauernden Vorzügen begleitete Erzielung derselben Effecte. Man kann dieser Erscheinung gleichgiltig oder voll Mitgefühl gegenüberstehen, aber man wird, volkswirthschaftlich und fortschrittlich gedacht, niemals berechtigt sein, in den Gang der socialen Entwickelung hemmend einzugreifen, so lange der durch die Neugestaltung bewirkte Nutzen größer ist als der Schaden auf Seiten des Alten. Und das scheint mir im Fall der Consumvereine unleugbare Thatsache. Auf der negativen Seite der Ruin einiger Tausend fleißig, aber unfruchtbar arbeitender Existenzen, von denen mehr als die Hälfte nur kümmerlich, unter Aufwand ungesunder Reclame und oft noch bedenklicherer Mittel sich über Wasser hielten und von denen übrigens ein großer Bruchtheil, wenn anders er wollte, in den Magazinen der Consumvereine weiterhin eine lohnende Beschäftigung finden könnte. Auf der positiven Seite dagegen Millionen Familien, deren Lebenshaltung materiell durch bessere und billigere Lebensmittel, moralisch aber durch Vermeidung der Borgwirthschaft, durch vermehrte Sparsähigkeit und Spareifrigkeit erhöht worden ist, denen ihre Zugehörigkeit zur Consumgenossenschaft ein höheres Maaß wirthschaftlicher Freiheit und Lebensfreudigkeit und damit auch einen höheren Bürgerwerth verliehen hat. Man lese z. B. Roscher's kurze, aber meisterhafte Darlegung über die Consumvereine und frage sich, ob soviel volkswirthschaftliche Vortheile leichtsinnig verscherzt werden dürfen.

Aber die Sache hat freilich auch noch ihre andere Seite. Die wirthschaftlich Schwachen macht der Consumverein, — besonders in seiner, bis jetzt in Großbritannien allein erreichten höchsten Ausgestaltung zu Engros-Gesellschaften mehrerer, ja mehrerer hundert Vereine, — frei und mächtig. Der starke Bürger aber, so willkommen er einem starken Staate sein muß — sollte er am Ende von einem schwachen gefürchtet werden? Die mißtrauische Abneigung der Regierung und der „staatserhaltenden" Parteien gegen die Consumvereine, gegen den starken Mittelstand von morgen und übermorgen, ihre zärtliche Neigung für die alternden, rückgratsschwachen, stumpfen Elemente des Mittelstandes von gestern, sollte es am Ende weniger Kurzsichtigkeit sein, als — Weitsichtigkeit? Freilich rief auf dem belgischen Socialistencongreß von 1879 der Socialdemokrat Finance noch ein lautes Veto über die Consumvereine und alle ähnlichen Corporationen, „die aus Arbeitern bourgeois machen und sie damit demoralisiren. Nur die bourgeois und die Regierungen empfehlen die Corporation!" Aber könnte sich das Blatt nicht einmal umgekehrt präsentiren? Die deutschen Consumgenossenschaften gehören fast zur Hälfte Arbeitern, Bergleuten u. dgl. an, die belgischen sind fast ganz in den Händen der Socialdemocraten, in den französischen und englischen Vereinen spielt ebenfalls der vierte Stand eine große Rolle. In Oesterreich tritt die unabhängige „Volkswehr" mit großer Energie für die genossenschaftliche Organisation der arbeitenden Klassen auf der Basis der Consumvereine ein, mit deren Hülfe die Arbeiter mehr erreichen könnten, als alle Bemühungen der Gewerkschaften oder als die Socialdemokratie ihnen je verschaffen würde. Das genannte Blatt beruft sich auf die großartigen Ersparnisse, welche die zu Consumgenossenschaften organisirten Arbeiter würden erzielen können und von denen schon ein Bruchtheil in der That den jetzigen, nur mit Mühe aufzubringenden Beiträgen der Gewerkschaftsvereine gleichkommen würde. Es weist darauf hin, wie nach der Bildung großer Consumvereine im Falle eines Streikes eine oder die andere Gewerkschaft ihre sämmtlichen Ersparnisse in Form von Lebensmitteln herausziehen könnte, ohne den Verein zu gefährden, wie diese Organisationsform allein es ermöglichen würde, im kleinsten Orte, auf jedem Dorfe die Arbeiter durch die Gründung von Zweigniederlassungen zu organisiren, und wie dem Landarbeiter und dem Bauern die Möglichkeit, beim bloßen, zielbewußten Einkauf seiner Bedürfnisse Geld zu ersparen und — Macht zu concentriren, ungleich schneller einleuchten würde, als alle Programmreden socialistischer Agitatoren. „Man wende ja nicht ein, daß die Consumvereine eine Arbeiteraristokratie schaffen", ruft der Verfasser, „daß die Belgier behaupten, in dieser Beziehung nicht weiter gehen zu wollen, denn die deutsche Socialdemokratie hat mit ungeheuren Opfern durch ihre politische Duselei (sic!) ebenso wenig erreicht, als die Trades Unionisten Englands durch die Nichts-als-Gewerkschaftlerei!"

Wohl möglich, daß der hitzige Vertreter der Arbeiter-Consumvereine sich hier etwas zu viel von ihnen verspricht, vielleicht würde aber in der That eine allumfassende Organisation der arbeitenden Classen gerade in dieser Richtung mehr leisten als alle bisherigen Anstrengungen und Opfer des vierten Standes. Verbände sich doch mit der Constitution

*) Die procentuelle Betheiligung der Berufe an den Consumvereinen stellt sich wie folgt: 44% gehören dem Arbeiterstande, 15% den Handwerkern, 9% den geistigen Berufen, 9% den landwirthschaftlichen, 4% den kaufmännischen Betrieben an u. s. w.

großer, das ganze Land, wie in England schon jetzt, umspannender Consumgenossenschaften gleichzeitig das schärfste Kampfmittel der Arbeiter, die Möglichkeit des Boykotts, in bisher ungeahnter Weise. Pflegen sich doch ferner an große, besonders an zu Verbänden geeinigte Consumvereine sehr bald auch die großartigsten Productionsgenossenschaften zur völlig selbstständigen Befriedigung der Bedürfnisse der Mitglieder anzuschließen! In England werden bereits 15 Proc. des ganzen Umsatzes der Consumvereine, d. h. Waaren im Betrage von 100 Millionen Mk. im Jahre, in den eigenen Fabriken der Consumvereine hergestellt. Welcher Fabrikant würde es mit den Leistungen solcher, lediglich aus Arbeiterkreisen herausgebildeten Productionsgenossenschaften aufnehmen können? Nicht in den Kreisen nachdenkender Arbeiter allein, auch unter Socialpolitikern, die dem Wesen der Genossenschaftsbildung und ihren Leistungen näher getreten sind, beginnt der Glaube sich Bahn zu brechen, daß auf diesem Wege, von dem die Consumvereine bisher den erfolgreichsten Abzweiger darstellen, eine Umbildung der heutigen, wesentlich capitalistischen Wirthschaftsweise am ersten zu erreichen sei. Wie? wenn sie lange Fühler hätten, die Vertretung der bestehenden Macht auf politischem und finanziellem Gebiete? Wenn sie eine neue destructive Gewalt im genossenschaftlichen Zusammengehen der wirthschaftlich Schwachen (das doch kürzlich der Landwirthschaftsminister noch so beredt den nothleidenden Agrariern empfahl) erblickten, eine Gewalt, die vielleicht noch umstürzlerischer wirken könnte, als das bramarbasirende Poltern der Socialdemokratie? Dann hätten sie freilich wohl ein Recht von ihrem Standpunkt, die Schlinge für das Genossenschaftswesen bei Zeiten bereit zu halten und sacht zu öffnen. — Ob allerdings die Consumvereine sich beeilen würden, hineinzuschlüpfen?

Eine Nordpolexpedition im Luftballon.

Von Oberingenieur S. A. Andrée (Stockholm).

(Schluß.)

Die Hauptaufgabe der Expedition ist, so viel wie möglich in geographischer Hinsicht von den nördlichen Polarregionen zu erforschen. Sie wird Europa im Vorsommer 1896 verlassen und in der Mitte des Juni auf den Norskinseln an der Nordwestspitze von Spitzbergen eintreffen. Auf einer dieser Inseln wird ein Ballonschuppen errichtet, der Ballon wird gefüllt und so vollständig in Ordnung gebracht, daß man nur weniger Stunden bedarf, um ihn zur Reise klar zu machen. Sobald das Wetter im Juli es erlaubt, wird aufgestiegen. Ich meine damit, sobald die Luft hinreichend klar ist und eine frische Brise aus Süden oder beinahe aus Süden weht. Diese Windrichtung ist eine der Hauptbedingungen, um den Ballon möglichst bald in das unbekannte Gebiet, dem Pole, zuführen zu können. Weil dies für den Erfolg der Expedition von größtem Einfluß ist, muß, von Anfang an, der Einwirkung der Schlepptaue und des Steuerapparates auf die Bewegungen des Ballons die größte Aufmerksamkeit zugewendet werden, und man darf beim Manöveriren nichts unterlassen, was eine Annäherung an den Pol befördern könnte. Bei günstigen Witterungsverhältnissen kann man in sehr kurzer Zeit am Orte seiner Bestimmung ankommen. Ist der Wind so schnell, wie der, welcher am 25. November 1870 einen französischen Luftballon von Paris nach Livfjeld in Norwegen führte, so kann der Polarballon die Reise von Spitzbergen bis an den Nordpol in fünf bis sechs Stunden zurücklegen. Schwebt der Polarballon mit derselben Schnelligkeit, wie mein Ballon am 29. November 1894 von Gothenburg nach Gothland, so wird die Nordpolreise wohl 10 Stunden dauern. Legt er dagegen nur 27 Kilometer in der Stunde zurück, eine Schnelligkeit, die der Wind durchschnittlich bei 250 Meter Höhe über der Erdoberfläche hervorbringt, so muß man wohl dreiundvierzig Stunden auf die Reise rechnen. In Bezug auf die Schnelligkeit wäre Maßhalten auch das Beste, man könnte dann unterwegs mehr und genauere Beobachtungen anstellen. Sollte der Wind ungünstig werden, so daß der Pol nicht im Anfange der Expedition erreicht werden kann, so versucht man, sich so nahe bei demselben wie möglich zu halten und benutzt die erste günstige Gelegenheit, ihn zu erreichen. Erbietet sich die Gelegenheit öfter — was wohl das Wahrscheinlichste sein dürfte —, so muß sie jedes Mal benutzt werden, falls es sich ohne so großen Gas-, Ballast- und Zeitverlust, daß die Heimkehr der Expedition dadurch compromittirt werden kann, bewerkstelligen läßt. Die Durchschnittsschnelligkeit des Windes betrug im Juli 1883 nach den Beobachtungen der schwedischen Spitzbergenexpedition 3,8 Meter in der Secunde. Die Beobachtungen auf dem Eiffelthurme haben ergeben, daß die Windeseile in einer Höhe von 300 Meter um 6,3 Meter größer sind, als unten auf der Erde. Man kann also darauf rechnen, daß der Polarballon von einem Winde erfaßt werden wird, der sich mit einer Schnelligkeit von $3{,}8 + 6{,}3 = 10{,}1$ Meter in der Secunde bewegt. In Folge der Friktion der nachschleifenden Schlepptaue wird sich diese Schnelligkeit doch ein wenig vermindern. Ich kann nicht bestimmt sagen, um wie viel, da die Bodenbeschaffenheit, die Höhe des Ballons und die Länge der auf der Erde nachschleppenden Enden hier mit in's Spiel treten. Schlagen wir den Schnelligkeitsverlust auf 2,6 Meter in der Secunde an, so eilt der Ballon mit einer Schnelligkeit von 7,5 Meter in der Secunde vorwärts, legt also in einer Stunde 27 Kilometer und in 24 Stunden 648 Kilometer zurück. Daß auf der amerikanischen Seite des Nordpoles ungefähr dieselben Luftbewegungsverhältnisse herrschen, wie auf der europäischen, und daß sich auch in den Polargegenden die Schnelligkeit des Windes mit der Erhebung über die Erdoberfläche vergrößert, ist durch die Beobachtungen der amerikanischen Expedition, die sich in dem Jahre 1882 und 1883 in Fort Conger an der Lady Franklin-Bai aufhielt, unbestreitbar festgestellt worden. Man fand dort nämlich, daß der Wind im Monate Juli bei gewöhnlicher Anemometerhöhe durchschnittlich 2,3 Meter in der Secunde zurücklegte, während auf der 467 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Klippe die Schnelligkeit 3,1 mal so groß war. Die Station lag auf einem nur im Süden und West-Süd-Westen und an einer Stelle im Osten offenen Terrain und war an den übrigen Seiten in einer Entfernung von 2 bis 4 Kilometer durch Bodenerhebungen, die sich 450 bis 550 Meter über den Meeresspiegel erhoben, gedeckt. Die beobachtete Schnelligkeit des Windes dürfte auf einem nach allen Seiten offenen Terrain nicht unwesentlich größer sein. Auf Dutch Island, das nicht weit vom Fort Conger, aber weit weniger geschützt liegt, betrug die Schnelligkeit im Monate Juli durchschnittlich 4,9 Meter in der Secunde. —

Es muß das Streben der Expedition sein, hauptsächlich das centrale Polgebiet — d. h. den am schwersten zugänglichen Theil der arktischen Regionen — zu untersuchen. In zweiter Linie sollen auch die äußeren Theile der Polarregion untersucht werden, besonders diejenigen, welche mit den der Forschung schon bekannten Gebieten zusammenhängen. Zugleich mit den geographischen Untersuchungen müssen physisch-meteorologische Beobachtungen in möglichst großer Scala angestellt werden, und man muß jede andere durch die Umstände gebotene Untersuchung vornehmen. Der Aufenthalt in den unbekannten Polargebieten soll natürlich so lange ausgedehnt werden, wie die Verhältnisse es irgend gestatten, wobei jede Gelegenheit zu einem Besuche auf der Erde benutzt werden muß. Bei der Rückreise soll, wenn möglich, der Curs so gewählt werden, daß die Hauptrichtung der ganzen Fahrt, so gut es sich machen läßt, eine Linie einhält, die von Spitzbergen über

den Nordpol nach dem nordwestlichen Theile von Nordamerika führt, dessen civilisirte Gegenden die Expedition aufsuchen muß, ehe sie ans Landen denken darf. Wenn der Ballon 30 Tage und Nächte schwebt, wird er, in Uebereinstimmung mit der oben berechneten Durchschnittsschnelligkeit des Polarballons, in dieser Zeit eine Strecke von 19400 Kilometer zurücklegen. Die Reise von Spitzbergen über den Nordpol nach der Behringstraße — eine Strecke von 3700 Kilometer — nimmt nur 6 Tage und 6 Nächte, also nur den fünften Theil der Schwebedauer des Ballons, in Anspruch. Die Kosten des ganzen Unternehmens dürften schwerlich über 129000 Kronen schwedischer Währung betragen.

Das Gesagte könnte genug sein, doch ich will nicht unterlassen, noch Einiges hinzuzufügen, aus dem deutlich hervorgeht, daß die arktischen Regionen sich nicht nur mit dem Luftballon durchreisen *lassen*, sondern auch für Luftreisen verhältnißmäßig viele Vortheile bieten. Wenn man diese Frage näher untersucht, so findet man sofort, daß die das Polargebiet charakterisirenden Eigenthümlichkeiten, welche sich den Nordpolexpeditionen bisher hindernd in den Weg gestellt haben, eine Luftballonreise begünstigen. In erster Linie will ich dabei die unschätzbaren Vortheile hervorheben, die daraus erwachsen, daß die Sonne sich die ganze Zeit über immer über dem Horizonte befindet. Dies verhindert vor Allem, daß die Dunkelheit es dem Luftsegler unmöglich macht, die Beschaffenheit des Gebietes, das er durchreist, kennen zu lernen. Die Sonne erhellt beständig seinen Weg und erlaubt ihm, jeder Zeit das Bild der Landschaft mit dem Photographieapparate zu fixiren. Er braucht also seinen Ballon nicht jeden Abend zu verankern, wie er es in den Gegenden, wo Licht und Dunkelheit abwechseln, thun muß und hat nicht zu befürchten, daß ihm über Nacht ein Unglück, wie die Losreißung des Ballons durch einen Sturmwind, passirt. Weil der Polarreisende seinen Weg also ununterbrochen fortsetzen kann, braucht er natürlich beinahe nur die Hälfte der sonst zur Reise erforderlichen Zeit. Durch das beständige Scheinen der Sonne werden außerdem auch noch detaillirte Ortsbestimmungen ermöglicht, wobei der niedrige Stand der Sonne über dem Horizonte von großem Vortheil ist, denn bei hohem Sonnenstande würde der Ballon oft die Sonne verdecken und zwar gewöhnlich während der Tagesstunden, an denen die Sonnenobservationen den größten Werth haben. Der beständige Sonnenschein bringt den Luftseglern aber auch noch auf andere Weise Nutzen. Er erzeugt eine gleichmäßige Lufttemperatur, wodurch die Tragkraft des Ballons sich besser erhält und nur wenig der sonst unvermeidlichen Veränderung ausgesetzt ist. Die niedrigste Temperatur im Juli 1883 war, nach den am Cap Thorden auf den Spitzbergen angestellten Beobachtungen, 0,3 ° und die höchste 11,6 °. Die niedrigste Durchschnittstemperatur eines Julitages war 2,2°, und die höchste 8,2°. In diesen Gegenden ist also die tägliche Temperaturvariation während des Sommers sehr unbedeutend, und die Bewegungen des Luftballons werden daher nicht durch zu heftigen Temperaturwechsel gestört werden. Der Luftballon des Afrikareisenden hingegen ist bei Tage starker Erhitzung ausgesetzt, während seine Temperatur des Nachts bis beinahe auf den Gefrierpunkt herabsinkt, was natürlich großen Gas- und Ballastverlust verursacht. — Ein anderer für die Reise des Polarballons wichtiger und vortheilhafter Umstand ist die Vegetationslosigkeit des Terrains. Die Schlepptaue können daher leicht und unbehindert auf dem Boden dahingleiten und der Ballon sich besser im Gleichgewicht erhalten, was für das Photographiren sowohl wie für alle wissenschaftlichen Beobachtungen, z. B. mit den Sextanten, Anemometern und Nivellirungsinstrumenten, besonders günstig ist. Wenn die Schlepptaue sich hingegen durch Baumkronen hindurch arbeiten müssen, so giebt dies dem Ballon jedes Mal einen Stoß und die Arbeit an Bord wird dadurch sehr benachtheiligt; bei sehr starkem Widerstande können die Taue die Gondel sogar in vertikale Stellung versetzen, so daß von Arbeit überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Ich habe dies selbst bei meinem obenerwähnten Experiment mit dem lenkbaren Luftballon erprobt.

Ein dritter sowohl wichtiger wie günstiger Umstand ist es, daß in den Polargegenden beinahe niemals electrische Entladungen vorkommen. Man hört an diesem Theile der Erde kaum von Donner und Blitz sprechen. Im Aequatorgebiete hingegen gehören Electricitätsentladungen und Niederschläge zur Tagesordnung, und da ein Ballon mit nassen Schlepptauen natürlich einen vorzüglichen Leiter für die atmosphärische Electricität bildet, so wäre die Gefahr, daß er vom Blitze getroffen würde, als ziemlich sicher anzunehmen, während ein solches Unglück in den Polarregionen nicht zu befürchten ist.

Nicht weniger wichtig ist es, daß in der arktischen Zone nur unbedeutende Niederschläge vorkommen. Man hat gemeint, daß eine Luftreise nach dem Nordpole durch einen einzigen Schneefall, der den Ballon mit 30 Kilogramm Schnee pro Quadratmeter belastete, vollständig unmöglich gemacht und daher wenig Aussicht auf Erfolg haben würde. Allerdings wäre eine so große Belastung des Ballons gefährlich. Doch die Beobachtungen der schwedischen Spitzbergenexpedition ergeben, daß dieses Unglück nicht eintreffen kann, da *nicht einmal die Summe* der Niederschläge im Juni, Juli und August die Höhe von 30 Kilogramm auf den Quadratmeter erreicht, und die Niederschläge im Juli — in der Reisezeit also — nur 6,8 Kilogramm auf den Quadratmeter beträgt. Wenn man dabei bedenkt, daß Niederschläge, die bei einer Temperatur über 0° fallen, fortgeweht werden (denn der Ballon bewegt sich nicht eben so schnell wie der Wind) und daß ferner der Schnee oder das Eis, das sich möglicherweise auf dem Ballon sammeln könnte, einer Verdunstung ausgesetzt ist, die mehr als dreimal soviel Feuchtigkeit entfernt wie der Niederschlag enthält, so findet man leicht, daß die Niederschläge einer Luftreise in der arktischen Zone kein Hinderniß in den Weg legen werden. Auch Stürme sind nicht zu befürchten, denn diese kommen im Juli auf Spitzbergen selten vor. Die schwedische Expedition hat 1882 und 1883 festgestellt, daß im Juli die Schnelligkeit des Windes 16,8 Meter in der Secunde nicht überstieg und gewöhnlich nur 3,8 Meter in der Secunde betrug.

Schließlich will ich noch hervorheben, daß, obgleich bis jetzt noch keine so lange Luftreise, wie die von mir vorgeschlagene, ausgeführt worden ist, die Erfahrung doch bewiesen hat, daß man mehrtägige Ballonreisen machen kann. In Frankreich haben kürzlich zwei berühmte Luftsegler Villfrid de Fonvielle und Maurice Mallot eine fünftägige Reise mit einem Luftballon ausgeführt, der kaum größer, aber besser gearbeitet ist, als mein Ballon „Svea“. Sie reisten nur bei Tage, landeten des Abends vor einem Dorfe oder einer Stadt, verankerten den Ballon, stellten Wachen aus und begaben sich dann in das nächste Hotel, woselbst sie die Nacht zubrachten. Am nächsten Morgen wurde die Reise fortgesetzt. Auf diese Weise segelten sie fünf Tage und sie würden noch länger dabeigeblieben sein, wenn das Wetter nicht so ungünstig geworden wäre, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Sie sahen sich also gezwungen, die Reise abzuschließen und konnten dies auch ruhig thun, da ihr Zweck, die Möglichkeit einer längeren Ballonreise zu beweisen, vollständig erreicht worden war.

Fassen wir nun das oben Besprochene möglichst kurz zusammen, so finden wir, daß die Luftreise nach dem Nordpol nicht nur ausführbar ist, sondern daß auch sehr viel für einen solchen Versuch spricht. Die bisher angewandten Methoden, durch die Eiswüste vorzudringen, haben nicht zu dem beabsichtigten Resultate geführt, und es liegt keine Erfahrung vor, die uns zur Annahme berechtigen könnte, daß künftige Versuche derselben Art wesentlich günstiger ausfallen werden. Als der berühmte Nordpolfahrer Capitain Nares

von seiner letzten Expedition zurückkehrte, erklärte er, daß er der Anzahl derjenigen beitrete, welche die Möglichkeit, den Nordpol zu Schiff oder zu Schlitten zu erreichen, bestimmt verneinen. Man kann aber auch wieder nicht bezweifeln, daß unsere Kenntniß der Polargebiete allmählich immer größer werden wird, wenn wir auf dieselbe Weise wie bisher weiter arbeiten. Doch diese Kenntnisse werden auch ebenso langsam wachsen, wie sie es bisher gethan haben, und einige Jahrhunderte werden wohl noch vergehen, ehe man an dem so heiß ersehnten Ziele steht. Unsere Erfahrung in Betreff der Schlittenreisen in der arktischen Zone vergrößert sich allmählich, aber wahrscheinlich nehmen auf den Breitengraden, die wir noch nicht erreicht haben, auch die zu überwindenden Schwierigkeiten zu. Jede Latitudesminute, die wir mit Anwendung der bisherigen Mittel zurücklegen, wird uns Hunderttausende kosten und große Menschenopfer fordern.

Diese Erkenntniß muß uns ermahnen, andere Mittel zur Ausführung dieser schweren Arbeit aufzusuchen und jeden billigen Vorschlag in dieser Hinsicht ernst und vorurtheilsfrei zu prüfen. Meine Vorlage enthält das Resultat einer Untersuchung über die Anwendbarkeit des Ballons als Mittel zur Erforschung des Polargebietes, und man wird das Resultat nur günstig nennen können. Ich wage es um so mehr die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, als es nicht das Ergebniß einer dunklen, auf nichts fußenden Theorie ist, sondern aus der Zusammenstellung klarer, unwiderleglicher Thatsachen entsprungen ist, die mir eine sehr überzeugende Sprache zu führen scheinen. Diese Thatsachen lehren uns, daß ein Luftballon tief in das Polargebiet eindringen kann, daß er dort die nöthige Zeit über schweben kann, daß er den Forscher an's Ziel und wieder nach Hause bringen kann, und daß viele der Eigenthümlichkeiten der arktischen Zone, die bisher den Polarforschern die hauptsächlichsten Schwierigkeiten bereitet haben, einer Luftballonfahrt besonders günstig sind. Ist es also nicht viel wahrscheinlicher, daß man auf einem guten Luftballon wirklich an den Pol gelangt, als daß ein Hundeschlitten den Forscher dorthin führen kann oder gar ein Schiff, das an dem Rande des Eiscontinentes festfriert, den es durchsegeln sollte? Ja, ganz gewiß wird man erkennen müssen, daß die Aussichten für den Erfolg einer Nordpolfahrt bei einer Ballonfahrt viel größer sind als bei jeder anderen bisher erprobten Art zu reisen. Wir dürfen hoffen, daß wir durch eine einzige Luftreise in einigen Tagen mehr Kunde von der Geographie der arktischen Zone erlangen können, als auf gewöhnlichem Wege in Jahrhunderten.*)

*) Wir verdanken diesen Vortrag und seine Uebersetzung einer schwedischen Mitarbeiterin, Fräulein Margarethe Langfeldt, und sie schließt mit der Bemerkung, daß Herr Oberingenieur Andrée an seinen Vorschlag die Erwartung knüpfte, daß in Schweden, wo auf dem Gebiete der Naturforschung im Allgemeinen und dem der Polarforschung im Besonderen herrliche Traditionen aufrecht zu erhalten seien und sowohl alte, erfahrene Männer, die dort oben Großes geleistet haben, wie auch viele entschlossene, junge Leute leben, die dort schon gewesen sind, sich ohne Mühe Theilnehmer an einer solchen Reise finden würden. „Sind wir Schweden nicht vor allen anderen Nationen berufen und geeignet, dieses großartige Werk auszuführen? Und ich glaube nicht, daß ich mich im Irrthum befinde, wenn ich annehme, daß, wie wir von den Mittel und südeuropäischen Völkern die Erforschung Afrikas erwarten, sie auch darauf rechnen, daß wir Nordländer den weißen Welttheil erforschen sollen." Hierauf verlangte der Entdecker der Nordwestpassage, Baron A. E. Nordenskiöld das Wort und sprach sich sehr günstig über das Project aus. Er theilte den Anwesenden mit, daß er im Laufe der Jahre eine Menge Vorschläge zur Lösung der Polarfrage erhalten habe, von denen mehrere auf der Benutzung des Luftballons basirten, doch keiner habe ihm Aufmunterung zu verdienen geschienen. Dies sei jedoch mit dem jetzt vorgelegten Projecte anders. Dieser Vorschlag würde von einem Manne gemacht, der schon ein Jahr im Polargebiete zugebracht habe, verschiedentlich im Ballon gereist sei, sich eingehend mit dem Studium der modernen Ballontechnik beschäftigt habe und durch frühere Arbeiten seine Competenz als Forscher beweisen könne. Aus der auf sehr gute Gründe gestützten Darstellung der Sache, die Herr Andrée eben vorgelegt habe, gehe hervor, daß eine Nordpolreise im Luftballon ausführbar sei und auch hauptsächlich auf die angegebene Weise ausgeführt werden müsse. Er wolle es deshalb der Akademie der Wissenschaften dringend an's Herz legen, Herrn Andrée in der Ausführung seines Projectes kräftig zu unterstützen

Ein Katholik über das Papstthum und Italien.

Von Richard Mahrenholtz.

Die Fragen, was wird nach dem Tode des greisen, von körperlichen Leiden oft heimgesuchten Papstes Leo XIII. aus dem Papstthum werden, wer wird der Nachfolger des Trägers der dreifachen Krone sein, wie wird dieser sich zu dem Königreich Italien und den großen Mächten Europas stellen, sind öfter in der Presse von diesem oder jenem Parteistandpunkt besprochen worden. Es ist darum ebenso lehrreich, wie anziehend, wenn einer der berufensten Kenner der römischen Kirche und zugleich ein gediegener Erforscher der Geschichte des Papstthums von Neuem dieser Tagesfrage eine Abhandlung widmet*), die zugleich den geschichtlichen Thatsachen, wie den politischen Voraussetzungen Rechnung trägt.

Bekannt ist es, daß der Papst ursprünglich nur ein „Bischof von Rom", d. h. ein Bischof, wie die anderen war, aber durch die vorherrschende Bedeutung, welche die Siebenhügelstadt als Sitz eines Weltreiches hatte, allmälig zu einer Stellung des Schiedsrichters streitiger Kirchenfragen, dann zu der eines Vorgesetzten der übrigen Bischöfe gelangte. Im vierten Jahrhunderte, wenn nicht erst später, wird die ursprüngliche Amtsbezeichnung durch den Titel „Papst" ersetzt, sicher ist es, daß der sogenannte heilige Leo, der Zeitgenosse Attilas, sich denselben beilegte. Mit der Stellung des ehemaligen Bischofs von Rom hob sich auch die Bedeutung der Cardinäle, die anfänglich Verwaltungsbeamte der Kirche gewesen waren. Der ursprünglich locale Charakter des Papstthums ist demselben nie ganz verloren gegangen, trotz der weltumspannenden Ideen eines Gregor VII. und Innocenz III. Schon der weltliche Besitz, den die angeblichen Nachfolger Petri auf Grund echter und gefälschter Schenkungsurkunden sich aneigneten, ließ ihren Blick oft nicht allzuweit über das Weichbild der Stadt Rom hinaus schweifen. Aber das Herkommen, nur einen National-Italiener zum Papste zu wählen, schreibt sich erst aus der Zeit der Kirchenspaltung her. Seit Urban VI., der im Jahre 1378 dem aus dem Exile von Avignon nach Rom zurückgekehrten Gregor XI. nachfolgte, ist dasselbe nur selten unterbrochen worden. Zwar waren die beiden Päpste aus dem Hause Borgia Unterthanen der Krone Spanien, aber doch von italienischer Abstammung und die Herrschaft des Holländers Adrian VI. war eine schnell vorübergehende. Seit dessen Tode, also seit dritthalb Jahrhunderten bis zur Wahl des jetzigen Machthabers Leo's XIII., hat kein Nicht-Italiener mehr auf dem Stuhle Petri gethront. Wie die Päpste, so die Cardinäle, denn jeder Papst suchte bei Ernennung von Cardinälen natürlich seine Landsleute geflissentlich zu bevorzugen. Berthelet weist dies mit Hilfe einer sorgsamen, allerdings nur bis zum Jahre 1621 geführten Statistik nach und schließt dann mit vollem Rechte: „Da sämmtliche Päpste seitdem ausschließlich Italiener geblieben sind, so kann man im Durchschnitt annehmen, daß fast bis in die neueste Zeit hinein $^2/_3$ der Cardinäle Italiener und deßhalb im Conclave in der Mehrheit waren."

Das Italienerthum der meisten Päpste ist bis zum Jahre 1870 weder für Italien noch für das Papstthum von Segen gewesen. Italien war damals ein von Parteiungen, inneren Kämpfen und äußeren Händeln arg zerrissenes Land, eine Art tabula rasa, wie das deutsche Staatenkonglomerat in der Leidenszeit des 30jährigen Krieges. In all' diese Wirren sahen sich die Päpste schon im Interesse der Erhaltung und Ausbreitung ihres weltlichen Besitzes hineingerissen. So wurden sie, die nach einer Weltherrschaft über Völker und

*) G. Berthelet: Muß der Papst ein Italiener sein? Das Italienerthum der Päpste, seine Ursachen und seine Wirkungen. Leipzig 1894, Renger'sche Buchhandlung (Gebhard u. Wilisch).

Fürsten strebten, zu Werkzeugen der einander entgegengesetzten Herrschaftsgelüste der großen Mächte. Der eine schloß sich an Spanien-Oesterreich und verfeindete sich mit Frankreich, der andere suchte sich von dem erdrückenden Uebergewicht, das die erstere Macht auch in Italien ausübte, zu befreien, indem er nach der meist versagenden Stütze der noch schwachen französischen Monarchie griff. Dazu kamen die politischen und religiösen Parteiungen im deutschen Reiche, namentlich die Händel der Reformationszeit. Der kirchliche Hauptzweck des Papstthums wurde so fortwährend den politischen Vortheilen untergeordnet und Schachergeschäfte der unlautersten Art wurden unter dem Deckmantel des Kirchenwohles geschlossen. Streng katholische Fürsten, wie Karl V. und Philipp II., mußten sich der Feindschaft und Ränkesucht der Päpste mit den Waffen erwehren und die Erfolge des ketzerischen Schwedenkönigs Gustav Adolf wurden von einem französisch gesinnten Papste mit geheimer Freude begrüßt. Ebenso ließen die ewigen Parteifehden in Italien die Päpste nicht zur pflichttreuen Ausübung ihres wahren Berufes kommen. Mit den Bannstrahlen nicht nur, sondern auch mit dem Schwerte griffen sie in die Kirchthumshändel von Florenz, Venedig, Mailand, Ferrara u. s. w. ein. Die Hauptursache dieser Entfremdung von den geistlichen Pflichten war natürlich der weltliche Besitz. Um ihn zu mehren und die Anverwandten zu reichen, großen Herren zu machen, griffen die Nachfolger Petri zu den schändlichsten Mitteln, selbst zu Raub und Mord. Allgemeine Entrüstung erregte der sogenannte Nepotismus der Päpste. Das Streben nach materieller Ausbeutung der ganzen Christenheit zu dem Zwecke, sich Geldmittel zu prunkendem Hofhalte und zur Einmischung in die europäischen Händel, sowie zur Ausschmückung Roms zu erwerben, gab den Anstoß zur Reformation und zur Loslösung der Hälfte Europas von der gemeinsamen Mutterkirche. So blieb die weltliche Macht der Pfahl im Fleische des Papstthums und als einen Erlösungstag für die Kirche begrüßt daher Berthelet den 20. September 1870, den Tag, an welchem die Truppen Victor Emanuels in Rom einzogen und der Kirchenstaat in das neugeschaffene Königreich Italien einverleibt wurde. Er meint, es sei ein Glück für die Neugestaltung der italienischen Angelegenheiten gewesen, daß Pius IX. Italiener nach Abstammung war. Denn ein dem Auslande entsprossener Papst würde fremde Hilfe zur Wiedererlangung seines weltlichen Besitzes angerufen haben. Mit breiter Phantasie wird uns dabei ausgemalt, was ein Dupanloup oder ein Lavigerie an Stelle Pius IX. gethan haben würden, wie sie Frankreichs Militairmacht zum Beistande aufgerufen, den Bürgerkrieg in Italien entzündet und im Kirchenstaate selbst zu schlimmen Parteiungen den Anstoß gegeben hätten. Aber auch ein solches Verfahren hätte dem neuen Königreiche jenseits der Alpen nicht mehr geschadet, als die Proteste und Verfluchungen des altersschwachen Pius. Keine Macht wäre im Stande und geneigt gewesen, einen Kreuzzug zu unternehmen, um dem Papste sein entrissenes Gut wiederzuschaffen. Frankreich hatte mit seiner Neugestaltung nach den Leiden und Wirren des großen Krieges genug zu thun und an eine Intervention des Deutschen Reiches oder Oesterreichs wird Niemand denken.

Die Stellung, welche das Papstthum seit 1870 zur italienischen Regierung einnimmt, erscheint Berthelet mit Rechte ebenso unhaltbar, wie die Kirchenpolitik Italiens. Denn durch die Beschränkung der päpstlichen Befugnisse auf den Vatican wird der Papst nebst seinen Cardinälen in der That zu Gefangenen, so wenig natürlich die ultramontanen Lügen von der Mißhandlung des Hauptes der katholischen Christenheit irgend welchen Glauben verdienen. Die Nichtanerkennung des 1870 geschaffenen Einheitsstaates Italien von Seiten des Papstes macht auch den Cardinälen und ihrem gläubigen Anhange eine Betheiligung an den Parlamentswahlen und den öffentlichen Angelegenheiten unmöglich und läßt sogar ein Erscheinen außerhalb der Räume des Vaticans nicht immer räthlich sein. Denn da die große Mehrzahl der italienischen Nation fest zur Regierung hält, so sehen die hohen geistlichen Würdenträger bei unvorsichtiger Haltung der Oeffentlichkeit gegenüber sich leicht feindseligen Kundgebungen ausgesetzt. Andrerseits hat auch die italienische Regierung sich der schwierigen Lage dem Vatican gegenüber nicht immer gewachsen gezeigt. Statt, wie Berthelet vorschlägt, den beliebten Weg der sogenannten Concordate zu betreten, hat man dem Papste ein Garantiegesetz aufgenöthigt, gegen das er zwar protestirt, aber dessen Vortheile er geeigneten Falls ausnutzen kann. Auch ist die päpstliche Partei durch nichts gehindert, mit ihren reichen Geldmitteln für ihre Zwecke zu wirken. Trotz des Gesetzes über die religiösen Corporationen hat sich, in Folge der stillschweigenden Duldsamkeit der italienischen Regierung, die Zahl der Ordenshäuser und ihrer Mitglieder verdreifacht, die alten Klösterbauten sind zwar verschwunden, aber an Stelle dieser armseligen und rohen Baulichkeiten sind Prachtbaue getreten, die allen Forderungen der Gegenwart entsprechen. Neben den neuen Klöstern haben sich auch neue, schöne Kirchen erhoben. Die Jesuiten allein sind jetzt Besitzer von zehn Gebäuden, unter denen vier herrliche, geräumige Palaste sind. Die billigen Privatschulen der Geistlichkeit machen den staatlichen Lehranstalten erdrückende Concurrenz. In der Stadtverwaltung haben die Päpstlichen ein ansehnliches Gewicht, an den Neubauten der ewigen Stadt ist das katholische Capital stark betheiligt. So hat der Einfluß der päpstlichen Partei sich keineswegs vermindert und auch die Stellung des Papstes selbst hat sich nach Außen hin gehoben. Leo XIII. wird daher so wenig, wie Pius IX., an ein freiwilliges Exil im Auslande denken und die fremden Mächte würden ihn so wenig aufnehmen, wie sie seinethalben einen Kreuzzug gegen Italien zu unternehmen gesonnen sind. Vom Vatican aus greift er in die Welthändel ein, fast wie die mächtigen Herrscher des Kirchenstaates es im XVI. und XVII. Jahrhundert gethan haben. Im Deutschen Reiche stützt er sich auf die, trotz anscheinender Zerklüftungen, allem Nationalen und Antirömischen gegenüber festgeschlossene Partei des Centrums und ist deßhalb von dem größten Staatsmann der Gegenwart zum Schiedsrichter in dem Streite mit Spanien erwählt worden. Oesterreich kann um seines mächtigen Clerus und seiner bigotten Aristokratie willen es ebensowenig mit dem länderlosen Haupte der katholischen Welt verderben. Die zwingenden Rücksichten auf den Vatican haben in dem diplomatischen Verkehr mit Italien, wie bekannt, beiden Kaiserreichen die peinlichsten Schwierigkeiten bereitet. Die französische Republik hat, trotz ihrer jetzigen kirchenfeindlichen Richtung und trotz der radicalen Schulgesetze der Jahre 1880—1882, es nie gewagt, den Botschafterposten am Vaticane aufzuheben, ja, nach Berthelet's Ansicht ist der französische Botschafter der tonangebendste unter Allen. Aus Haß gegen das Deutsche Reich und den Dreibund hat Leo XIII. seine Getreuen zur Unterwerfung unter den Präsidenten Carnot, den Enkel des Conventsmannes, aufgefordert.

Man merkt es der Darstellung, die Berthelet von dem Verhältnisse zwischen dem Papstthume und Frankreich giebt, deutlich an, welch' einen Stich die französische Kirchenpolitik Leo's dem gläubigen Katholiken in's Herz versetzt hat. In breiter Schilderung, mit Bevorzugung aller grellen Farben malt er uns aus, was die Päpste von den Zeiten des Schismas an bis auf Napoleon I. durch den französischen Absolutismus erlitten haben. Aber fromme Gefühlsregungen haben eben zu keiner Zeit über die politische Haltung des Papstthums entschieden. Bis nach Rußland und die Türkei hinein erstrecken sich Leo's schlau berechnete Versuche, mit den Machthabern, oft auf Kosten der gläubigen Katholiken, Fühlung zu gewinnen. Bis jetzt hat er damit nicht mehr Erfolg gehabt, als mit seiner Einmischung in die brennende irische

Frage zu Gunsten des britischen Ministeriums. Aber nichtsdestoweniger vermögen wir das ungünstige Urtheil, welches Berthelet über Leo's Kirchenpolitik zu haben scheint, nicht zu theilen. Vielmehr sehen wir in derselben, wenn wir sie vom römischen Standpunkte aus — und ein anderer Standpunkt ist für den Papst doch unmöglich — auffassen, ein Muster wohlberechneter, alle Conjuncturen schlau benutzenden Geschäftsführung. Ebenso wenig aber kann uns Italiens Anschluß an den Dreibund, der durch Frankreichs feindliche Haltung herbeigeführt wurde, als Nachtheil für das jüngste der Königreiche Europas gelten. Denn die arge Zerrüttung der italienischen Finanzen hat damit gar nichts zu thun. Vielmehr hat die veränderte Machtstellung Italiens seit 1870 dasselbe zu einer Ueberspannung seiner Finanzkraft genöthigt. Um neben den Großmächten eine ebenbürtige Stellung zu gewinnen, mußten die Ausgaben für Heer und Flotte, für Eisenbahnen und Communicationsmittel auf's stärkste vermehrt werden. Daneben blieben aber die Mißstände der früheren Kleinstaaterei bestehen: die Ueberzahl unnützer Beamten und kümmerlich vegetirender, kostspieliger Universitäten, die einseitige Bevorzugung der Localinteressen und der landschaftliche Particularismus vieler Abgeordneten. Erst muß ein Staatsmann in dieses Wespennest der eigennützigen Sonderinteressen entschiedener greifen, bevor eine wirthschaftliche Gesundung und finanzielle Kräftigung Italiens möglich wird; alle andere Heilmittel, wie die vorgeschlagene Einschränkung des Heeres- und Flotten-Bestandes und die Erhebung neuer Steuern, sind theils unmöglich, theils machen sie das Uebel noch schlimmer. Der Anschluß an den Dreibund hat aber keine von den erdrückenden Lasten verschuldet, vielmehr Italien von der Bevormundung durch Frankreich erlöst und gegen jede Kriegsgefahr sicher gestellt.

Hat das Papstthum, trotz des Verlustes seines weltlichen Besitzes, nur an Selbstständigkeit den europäischen Mächten gegenüber gewonnen und die persönliche Geltung des höchsten kirchlichen Würdenträgers sich gehoben, so begreifen wir, daß auch ein treuer Sohn der Kirche, wie Berthelet, eine Wiedererlangung des früheren Besitzes der Päpste nicht wünschen kann. Namentlich scheint es ihm unerträglich, daß die Cardinäle wieder zu Ministern, zu Verwaltungs- und sogar Polizeibeamten gemacht werden, und daß die inneren Parteiungen und Umtriebe in dem ehemaligen Kirchenstaate wiederkehren sollten. Hofft er auch keine Versöhnung zwischen Papst und italienischer Regierung, so ist er doch verständig genug, um jede Störung der Einheit Italiens durch fremde Einmischung zu Gunsten des Papstes zu verabscheuen. Eben deßhalb bejaht er die Hauptfrage seiner Schrift: Muß der Papst ein Italiener sein? Die Möglichkeit, daß bei der starken Minderzahl der ausländischen Cardinäle im Conclave auch ein Nicht-Italiener Papst werden könne, bezweifelt er nicht, wenn schon der Ausgang der von ihm ausführlich erörterten künftigen Papstwahl für ihn so unsicher ist, wie für jeden weniger Eingeweihten. Aber keine Macht würde einer anderen die Besetzung des heiligen Stuhles durch einen Nicht-Italiener zugestehen wollen und nur ein National-Italiener würde sich auf den bloßen Protest gegen die Einziehung des Kirchenstaates beschränken können. Um also dem Widerstreite der großen Mächte bei der Besetzung der päpstlichen Würde vorzubeugen und den Weltkrieg, wie den Bürgerkrieg in Italien unmöglich zu machen, glaubte er, das jahrhundertlange Herkommen müsse auch in Zukunft bestehen bleiben. Jedenfalls wird dabei die katholische Kirche sich ebenso wohl befinden, wie Italien.

Nietzsche als Dichter.

Von Heinrich Stümcke.

Tact als Anfang, Reim als Endung,
Und als Seele stets Musik:
Solch ein göttliches Gequiek
Nennt man Lied. Mit kürzrer Wendung,
Lied heißt: „Worte als Musik."

Sinnspruch hat ein neu Gebiet:
Er kann spotten, schwärmen, springen,
Niemals kann der Sinnspruch singen,
Sinnspruch heißt: „Sinn ohne Lied." —
Darf ich euch von beiden bringen?

Vielleicht hätte der Dichterphilosoph diese Verschen zum Motto genommen, wenn sein geplantes Spruch- und Liederbuch „Prinz Vogelfrei" zu Stande gekommen wäre. Die Beschäftigung mit größeren Werken hat Nietzsche daran verhindert. Die Sprüchlein streute er wie funkelnde Rubinen hier und da in das flimmernde Geschmeide seiner Aphorismen, die Lieder bilden als „Scherz, List und Rache" und als „Lieder des Prinzen Vogelfrei" die heitere Umrahmung jenes Buches, das die „Trunkenheit der Genesung" dictirt hat, „Die fröhliche Wissenschaft". Jetzt ist im achten Bande der Gesammtausgabe seiner Werke (Leipzig, C. G. Naumann), die in Zeitschriften, zum größten Theile erst nach Nietzsche's Erkrankung gedruckten, sowie mehrere handschriftlich überlieferte Gedichte gesammelt und in chronologischer Folge gruppirt worden. Man ist bei der Auswahl des handschriftlichen Materials vielleicht zu vorsichtig und sparsam gewesen. So würden gewiß einzelne Gedichte aus Nietzsche's frühester Schaffensperiode, aus der Gymnasiasten- und Studentenzeit, für alle, die den Werdegang dieses freiesten der Geister studiren wollen, von Interesse sein, mögen nun diese Jugendversuche das ex ungue leonem verrathen oder in ihrer etwaigen Unselbstständigkeit uns die Meister zeigen, denen der junge Dichter damals nachfolgte. Indeß auch ohnedem sind die gesammelten Gedichte im Verein mit den in der „Fröhlichen Wissenschaft" enthaltenen Poesien ausreichend, nicht nur ein Bild des Dichters Nietzsche, sondern auch des Philosophen zu geben.

Einem Manne, der selber schon den „Willen zum System für einen Mangel an Rechtschaffenheit" erklärt und der den Ehrgeiz hat, in dem knappen Raum eines Aphorismus das zu sagen, was „tausend Andere in einem Buche sagen oder auch nicht sagen", bietet ein Gedicht, ja schon ein Epigramm hinreichenden Tummelplatz für die Aeußerungen jenes extremen Subjectivismus, der blitzartig sich entladend die moralischen und ästhetischen Werthungen zweitausendjähriger Cultur vernichten und die Einfälle des souverainen Ich an ihre Stelle setzen möchte. Man merkt, daß die knappe Form des Spruchs und Epigramms dem Aphorismenfreunde Nietzsche die liebste ist. Hier und da faßt er den Inhalt eines oder mehrerer seiner Aphorismen noch einmal in einem mehr oder minder treffenden und boshaften Kernsprüchlein zusammen. So den Tadel gegen diese „mittelmäßigen Engländer" Darwin und Consorten, oder die Quintessenz seines „Schopenhauer als Erzieher" in einer Grabschrift auf den Frankfurter Meister, nach Lessing's Recept mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd. Eine geistreiche Bosheit wider Spinoza, die sich in „Jenseits von Gut und Böse" findet, münzt er poetisch in folgendem Verschen aus:

Dem „Eins in Allem" liebend zugewandt,
Amore dei, selig aus Verstand —
Die Schuhe aus! welch dreimal heilig Land! —
— Doch unter dieser Liebe fraß
Ein heimlich glimmender Rachebrand,
Am Judengott fraß Judenhaß . . . .
Einsiedler! Hab ich dich — erkannt.

Richard Wagner, der bereits am Schlusse des „Fall Wagner“ mit einem versificirten Tadel wegen des Parcival bedacht worden war, erhält in den Gedichten einen neuen, der in dem jauchzenden Bekenntniß Nietzsche's ausklingt: „Die Narrenkappe werf ich tanzend in die Luft, denn ich entsprang“. Als erfolgreichen Nebenbuhler Martial's zeigt sich unser Dichterphilosoph in zahlreichen Stachelversen, die „ses haines“, mit Zola zu reden, treffen. Da heißt es von Seneca und ähnlichen Scribenten:

Das schreibt und schreibt sein unausstehlich weiser Larifari,
Als gält es primum scribere,
Deinde philosophari.

Der „echte“ Deutsche bekommt folgendes Compliment zu hören:

Jeder Buckel krümmt sich schiefer,
Jeder Christ treibt Juden—Schacher,
Die Franzosen werden tiefer,
Und die Deutschen — täglich flacher!

Boshaft und treffend zugleich, heißt es von dem „unfreiwilligen Verführer“:

Er schoß ein leeres Wort zum Zeitvertreib
In's Blaue — und doch fiel darob ein Weib.

Wer da weiß, wie oft gerade auf dem Gebiete der Epigramm- und Spruchdichtung die Gedankenarmuth und Trivialität sich unter einer den oberflächlichen Beschauer durch geistreichelnde Paradoxen und Glätte der Form täuschenden Außenseite verbergen oder sich gar nicht Lessingisch bescheiden an erborgtem Feuer wärmen, bewundert auch hier den Gedankenreichthum und die fein pointirte Treffsicherheit des Mannes, der stolz über seine Hausthür das Sprüchlein setzen konnte:

Ich wohne in meinem eignen Haus,
Hab Niemandem nie nichts nachgemacht
Und — lachte noch jeden Meister aus,
Der sich nicht selber ausgelacht.

Zu den wenigen Bürgern der großen Republik der Dichter und Denker, denen der rücksichtslose Umwerther aller Werthe seine Anerkennung zollt, gehört Heinrich Heine. Er ist, wie Schopenhauer, für Nietzsche ein europäisches Ereigniß, eins der letzten. Aus welchem Grunde, ist für den intimern Kenner der Nietzsche'schen Werke unschwer ersichtlich. Heine ist einer der freien, allzufreien Geister mit den leichten Füßen, die tanzen können, mit den Füßen, wie der Felsenwandler von Silz Maria sie liebte. Er spottete über das Evangelium von Nazareth und nicht minder über das Bierbankevangelium des deutschen Philisters, er haßte den preußischen Drill und fand nicht unter den Linden, sondern auf den Boulevards Freilicht und Höhenluft. Er schlug der landesüblichen Moral in Theorie und Praxis gern ein Schnippchen und machte spät erst in der Matratzengruft einen Scheinfrieden mit den himmlischen Mächten. Nietzsche, der für den Rachegott des alten Bundes sich begeistert und auf eine bekannte derbe Aeußerung Bismarcks anspielend einmal sogar bei der Züchtung seines Idealtypus der Lebensstärke und Rücksichtslosigkeit das jüdische Element neben dem germanisch-militärischen Blaublut nicht entbehren möchte, verzeiht dem Menschen und Künstler, besonders dem Stilisten Heine darum gern, daß er der Rasse entstammt, der nun einmal der große Schöpfer der Sclavenmoral und der gefährliche „Dysangelist“, sein großer Schüler, der Mann von Damascus, angehören. Nietzsche ist nicht weniger beißend, aber ehrlicher in dem Bekenntniß seiner Neigungen und Abneigungen als der ungezogene Liebling der Grazien. Auch auf ihn paßt letzteres Epitheton, nur ist er weit weniger als Heine darauf bedacht, die Grazie um jeden Preis zu wahren und jene Sentimentalität, die bei dem Düsseldorfer Poeten das Product kalter Mache, ist ihm völlig fremd. Goethe'schen Geistes spürt man oft einen Hauch. Nicht den der abgeklärten Spruchweisheit des alternden Weimarer Geheimraths, sondern den Geist des Dichters des „Faust“ erster Theil und der „Italienischen Reise“. Etwas Siegfrisches, Kraftgenialisches, derbe Worte und Reime, die man sich im Stillen nicht ausgeschrieben nach den hingestreuten Punkten lächelnd ergänzt, Sinnenfreude aus den „Venetianischen Epigrammen, wo das Weib dem nüchternen und doch seligen Zarathustra seligere Trunkenheit in ihren Armen verheißt, graciöse Formtändelei in den Gedichten auf das Mädchen mit dem Lamme und auf die kleine Brigg, genannt „das Engelchen“, voll schalkhafter Diminutiva und kokettem Refrain „Amorosissima“. Gewisse Beziehungen zur Antike verleugnen sich auch in der Lyrik Nietzsche's nicht. Ihn mit Professor Ludwig Stein als Philosophen direct einen Neocyniker zu nennen, heißt freilich dem Streben, auch diese Proteusnatur in einem Schubfache zu rubriciren, zu weit nachgeben. Antike Elemente beeinflussen den Aesthetiker und Poeten Nietzsche weit mehr als den Moralphilosophen. Wie die künstlerische Weltanschauung des Zarathustradichters in dem von ihm ausgeprägten Gegensatz zwischen dem Apollinischen und Dionysischen Element wurzelt, so hat er auch seine höchste poetische Leistung nicht zufällig auf den Namen des Dionysos getauft und als Form den Dithyrambenschwung Pindar's gewählt. Der Lehrling der Griechen verleugnet sich in allen freien Rhythmen Nietzsche's nirgends, so verkehrt es auch wäre, dabei an die Verdeutschungen und eigenen Reimversuche älterer und neuerer Altphilologen und dilettirenden Schulmeister zu denken. Ebensowenig darf ein leiser Hinweis, daß sich in dem ganzen Zarathustrabuche, vielleicht in Folge von geistigem Atavismus, etwas vom orientalischen Schwung und der Bilderkraft alttestamentlicher Prophetie findet, mißdeutet werden. Die Dionysosdithyramben, die nur im Zusammenhange mit „Also sprach Zarathustra“ eine ausreichende Würdigung erhalten können, sind durchaus von eigenem kühnen Geiste erfüllt, der conventionelle Vorbilder und Rücksichten nicht kennt und bald fesselos jauchzend in trunkenen Versen dahinstürmt, bald bedächtig mit magischen Zaubertacten den Hörer in seinen Bann schlägt, uralte Weisheit enträthselnd.

Wie diese Dithyramben den poetischen Niederschlag der Periode des Zarathustrismus bilden, so fehlt es auch in den früheren Epochen Nietzsche'scher Lyrik nicht an Gedichten, die geeignet sind, von Nietzsche's Weltanschauung in wesentlichen Punkten ein Bild zu geben. Der Reichthum dieser Gedichte an Gleichnissen und Gedanken, andererseits gelegentliche Neigung zum dithyrambischen Stil oder zur epigrammatischen Zuspitzung ist freilich der Grund, weßhalb sich bei Nietzsche, obgleich er eine so mächtige Subjectivität mit so viel Formgewandheit verbindet, keine rein lyrischen, volksliedmäßigen Töne finden. Vergessen wir nicht, daß er über das göttliche Gequiek selber lächelte. Auch wo er ein leichteres Thema anschlägt, spielt bei ihm stets ein gewaltiges unsichtbares Orchester die Begleitung zur Hirtenpfeife und Fidel, immer bereit, in einem Tutti dieser complicirten Instrumente wie in einer Wagner-Oper ihre polyphone Urkraft zu bethätigen. Wie sein angebeteter und dann verleugneter Meister verfügt der große Sprachmusiker auch über süße einschmeichelnde Melodieen oft voll sanfter Wehmuth. Man lese z. B. „Vereinsamt“: „Weh' dem, der keine Heimath hat“ oder „Mein Glück“ mit dem sehnsüchtigen Refrain:

Die Tauben von San Marco seh ich wieder:
Still ist der Platz: Vormittag ruht darauf.
In sanfter Kühle schick' ich müssig Lieder
Gleich Taubenschwärmen in das Blau hinauf —

Und locke sie zurück,
Noch einen Reim zu hängen in's Gefieder
— mein Glück! mein Glück!

Oder als Gegensatz das prachtvoll dahinstürmende Tanzlied: „An den Mistral“:

Jagen wir die Himmels-Trüber,
Welten-Schwärzer, Wolken-Schieber,
Hellen wir das Himmelreich!
Brausen wir . . . o, aller freien
Geister Geist, mit dir zu zweien
Braust mein Glück dem Sturme gleich.

Wahrlich, diesem „Neocyniker“ fehlt es nicht an Empfindung, genug etliche Dutzend Modepoetlein und Minnesängerchen damit auszustatten, die der junge Goethe und Geibel in einer Person zu sein glauben und in ihren Backfischgedichten sich „am Wein der Stimmung“ berauschen und dabei weniger andere begeistern als selber vor Selbstüberschätzung trunken taumeln.

Vielleicht giebt es Leute, die Nietzsche die Verse auf seine eigenen Bücher übelnehmen und sie als Ausfluß von Selbstüberschätzung ansehen. Man lese, wie der Gedanke zum Zarathustra keimte. „Silz Maria“ ist das Gedicht überschrieben.

Hier saß ich, wartend, wartend, — doch auf Nichts,
Jenseits von Gut und Böse, bald das Licht
Genießend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
Ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.
Da plötzlich, Freundin! wurde Eins zu Zwei —
— Und Zarathustra ging an mir vorbei . . . .

Und daneben halte man den „Wanderer und sein Schatten“.

Fünf Fuß breit Erde, Morgenroth,
Und unter mir — Welt, Mensch und Tod!

Jeder Zusatz von fremder Hand würde die elementare Wirkung dieser Verse nur abschwächen. Wer wollte es wagen, die Stimmung, die Goethe am Ufer des Gardasees empfand und der er in der „Iphigenie“ Ausdruck gab, in nüchternen Worten nachzufühlen? Oder wer möchte „die Gaya scienza“ anders und treffender charakterisiren als mit ihres Schöpfers eigenen Versen:

Dies ist kein Buch: was liegt an Büchern!
Was liegt an Särgen und Leichentüchern!
Dies ist ein Wille, dies ist ein Versprechen,
Dies ist ein letztes Brückenzerbrechen,
Dies ist ein Meerwind, ein Ankerlichten,
Ein Räder-Brausen, ein Steuer-Richten;
Es brüllt die Kanone, weiß dampft ihr Feuer,
Es lacht das Meer, das Ungeheuer!

In der That, auch auf den Lyriker Nietzsche paßt die in „Ecce homo“ enthaltene Selbstcharakteristik:

Licht wird Alles, was ich fasse,
Kohle Alles, was ich lasse,
Flamme bin ich sicherlich!

Feuilleton.

Nachdruck verboten

Wie Herr Kuhlike M. d. R. wurde.

Von Gustav Beßmer.

Man hatte sich vergewissert, daß die Thüren des Vorzimmers geschlossen waren; die Sitzung des engeren Ausschusses der Partei konnte beginnen. Der Herr des Hauses hatte einige Kistchen Cigarren auf die Tafel stellen lassen, an der seine Gäste, zehn an der Zahl, Platz nahmen. Die Thüre zum Balkon stand weit geöffnet, die Sonnensegel waren herabgelassen; von der Straße herauf drang in kurzen Zwischenräumen das rollende Geräusch der Dampfbahn, die die Villenstraße mit der ehemaligen Reichs- und nunmehrigen Industrie- und Handelsstadt verband.

Man schritt zur Wahl eines Vorsitzenden; die Stimmen einigten sich auf Commerzienrath Haller, einen jovialen alten Herrn, der sein verantwortungsvolles Amt, eine Importirte im Munde, antrat.

„Meine Herren,“ begann er, „vor Allem danke ich unserem liebenswürdigen Wirthe, Herrn Dr. Vorster, der als glücklicher Wittwer — kein ‚Oho!‘ . . . wir sind hier nicht im Reichstage — der als glücklicher Wittwer an kein häusliches Gesetz gebunden ist. — Wie Sie wissen, ist der Reichstag aufgelöst. Unsere Pflicht ist, da unser seitheriger Vertreter reichstagsmüde geworden, für einen Ersatz zu sorgen. Hoffen wir, daß es uns gelinge, einen solchen zu finden . . . zum Heile unseres deutschen Vaterlandes und zum Wohl unserer engeren Heimat! — Ich erkläre die Sitzung für eröffnet. Unser Cassier, Herr Oekonomierath Mahleisen hat das Wort.“

Beim „Heile des Vaterlandes“ waren einige der Anwesenden von Hüsteln befallen worden; der Hausherr blickte auf das kleine Büffet, das in einer Ecke des Zimmers errichtet war, ein Schmunzeln zog über sein Gesicht: was die Zehn wohl zu seinem Scharlachberger Auslese sagen würden! . . . Oekonomierath Mahleisen hatte sich einen Stoß von Papieren zurecht gelegt; er begann, ohne der erschreckten Blicke zu achten, die von rechts und links auf ihn fielen.

„Als wir vor zwei Jahren den Beitrag zum Wahlfond der Partei beschränkten, geschah dies in der Voraussetzung, die Regierung werde ihre Absicht, den Reichstag künftig fünf Jahre beisammen zu halten, nicht selber durchkreuzen. — Unser Cassenbestand beträgt achttausendvierhundert Mark und sechzig Pfennige. Ich gebe den Herren zu bedenken, ob eine so geringfügige Summe genügen wird, auch nur die Kosten der ersten Agitation zu decken. Die letzte Wahl hat zweiundzwanzigtausend Mark gekostet. Rechnen Sie hinzu, daß die Verhältnisse heute ungünstiger liegen, daß es uns schwer fallen wird, die breite Masse der Wähler zu gewinnen, so werden Sie mir zustimmen, wenn ich sage: unser Erstes muß sein, die finanzielle Seite zu sichern.“

Die Stille, die seinen Worten folgte, wurde durch den Vorsitzenden unterbrochen.

„Haben Sie uns in dieser Richtung Vorschläge zu machen?“

Der Befragte ergriff das zu oberst liegende Blatt.

„Drei,“ erwiderte er, einen Blick auf die Runde werfend. „Der erste: Erhebung eines außerordentlichen Beitrages von zweihundert Mark auf das Mitglied; würde bei einer Mitgliederzahl von einhundertdreiundzwanzig die Summe von vierundzwanzigtausendsechshundert Mark ergeben. Der zweite: eine Anleihe der Partei bei einigen besonders gut gestellten Gliedern unseres Kreises.“ Er hielt ein und weidete sich an der Bläße der Umsitzenden. „Der dritte — doch den werden sich die Herren vielleicht selbst gesagt haben“, schloß er, das Blatt zurücklegend.

„Deckung der Kosten seitens des Candidaten?“ frug eine Stimme vom Ende der Tafel her.

„Kuhlike,“ warf Dr. Vorster ein, die Asche seiner Cigarre abstreifend und dem Scharlachberger einen zweiten Blick zuwerfend.

„Unmöglich!“ rief Commerzienrath Haller. „So werth uns Herr Kuhlike als Glied der Partei ist — ihm die Vertretung unserer Interessen übertragen! . . . nein!“ Innerlich war er empört: der frühere Wichsfabrikant und nunmehrige Millionär als Vertreter der Partei! . . . Ja, wenn der Mann nicht so beschränkt wäre! . . . Doch darüber könnte man noch hinwegsehen . . . der seitherige Vertreter war auch keine Leuchte gewesen . . . nein, ganz und gar nicht. Aber er präsentirte wenigstens, seine Dummheit hatte nichts Aeußerliches . . . Kuhlike dagegen! . . . Schon der Name! . . . ‚Mitbürger, wählt Kuhlike!‘ . . .

„Gräßlich!“ murmelte er, seinen Gedankengang abbrechend.

„Zweitausend Mark unseres Cassenbestandes sind von ihm bei gestenert,“ sagte trocken der Oeconomierath. „Falls die Herren anderer Auffassung sind, bleibt ja noch immer der erste Ausweg.“

Ein allgemeines Räuspern folgte.

„Man könnte ja auch dies Mal die Wahlreden von einem anderen Mitglied halten lassen. Von Herrn Dr. Pröller zum Beispiel,“ schlug Rentier Gnauer vor.

„Danke!“ brummte der Rechtsanwalt. „Ich habe gewisse Versprechungen vier Mal gestellt. Zumuthung überhaupt! Bald käme es so weit, daß man selber ein Mandat annehmen dürfte.“

„Gratulire! Gratulire!“ sagte Fabrikant Pilz halblaut zu dem neben ihm sitzenden Hausherrn. Er hatte soeben erfahren, daß dessen ‚Einziger‘ zum Premierlieutenant avancirt sei. „Nun werden Sie wohl

daran gehen müssen, ihn zu — Die Versuchung, mein Verehrtester . . . die Versuchung!" Er lächelte verständnißvoll.

Dr. Vorster zuckte die Achseln. „Das eilt nun gerade nicht. Ich möchte ihn ganz seiner Neigung folgen lassen."

Herr Pilz lächelte. „Natürlich! . . . Kein Glück ohne Neigung. Neigung ist das Fundament einer glücklichen Ehe." Er erinnerte sich, den Satz im Feuilleton seiner Börsenzeitung gelesen zu haben. „A propos — Kuhlike", fuhr er nach einigen Augenblicken flüsternd fort: „Glauben Sie, daß er seiner Tochter wirklich 'ne halbe Million mitgiebt? Soll's ausgesprochen haben . . . Sehr nettes Mädchen . . . sehr nett und so bescheiden! Hatte erst kürzlich Gelegenheit . . . im Stadtpark . . . Schwerenöther, Ihr Herr Sohn! . . . Versteht mit Damen zu verkehren."

Dr. Vorster warf ihm einen raschen Blick zu.

„Jugend will sich amüsiren," sagte er gleichgiltig.

„Ja, ja, Sache der Alten ist zu denken und zu — rechnen", schloß der Fabrikant.

Der Vorsitzende klopfte an die vor ihm stehende Glocke.

„Ich sehe, die Herren vermögen sich nicht zu entschließen. Dürfte ich bitten, sich zu äußern."

„Entäußern," witzelte Herr Pilz.

„Zweihundert Mark — dafür kriegen wir die Wenigsten!" versicherte Rechnungsrath Belz im Brustton tiefster Ueberzeugung.

„Ein Massenaustritt würde die Folge sein," prophezeite Dr. Pröller.

„Also — Kuhlike!" seufzte der Commerzienrath. „Ich wasche meine Hände." ‚In Unschuld', hatte er hinzusetzen wollen, brach aber noch zeitig ab.

„Ich möchte einen Ausweg vorschlagen," ergriff der Oekonomierath das Wort. „Ich denke mir die Sache so: wir beehren Herrn Kuhlike gewissermaßen . . . wir bieten ihm das Mandat an. Lehnt er ab — was ich voraussetze, so bitten wir ihn" — ein Lächeln spielte um seine Lippen — „uns als Ersatz seiner geistigen Kraft eine klingende Beihilfe zu gewähren . . . Entsprechend, natürlich."

„Vortrefflich!" rief Rentier Gnauer zustimmend. „Sehr gut!" — „Zustimmung!" riefen Andere.

„Wie aber, wenn er annimmt? . . ." warf Commerzienrath Haller ein.

„Wenn er annimmt —" Mahleisen zuckte die Achseln. „Ja dann . . . dann allerdings . . . Ein Trost bleibt uns selbst in diesem Falle: ein Durchfall ist ausgeschlossen. Wenn Sie sich der Reclame erinnern, die er für seine Glanzwichse gemacht —"

„Herr Oekonomierath!" unterbrach der Vorsitzende stöhnend.

„Na — ich meinte ja nur," entschuldigte sich Herr Mahleisen.

Man schritt zur Abstimmung. Mit einer Mehrheit von neun gegen zwei Stimmen wurde beschlossen, Herrn Heinrich Kuhlike um Uebernahme der Candidatur anzugehen. Oekonomierath Mahleisen und Dr. Vorster wurden beauftragt, dem ‚sogeschätzten Parteigenossen' den Antrag zu unterbreiten. Die beiden versprachen, ihrer Mission im Sinne der Versammlung gerecht zu werden und bald herrschte eine durch den Scharlachberger Dr. Vorsters gehobene Stimmung, der auch der Vorsitzende sich nicht zu entziehen vermochte.

„Meine Herren . . ." — rief er, sein Glas erhebend — „wenn unser Vaterland nichts hervorbrächte, als diesen Goldtrank, dessen volles Glas ich unserem Wirth bringe — es dürfte erwarten, daß wir uns ihm weihen mit Gut und Blut!"

„Mit Gut und Blut!"

Die Gläser klirrten, die Augen glitzerten; der Engel der Vaterlandsliebe hatte seine Schwingen über die Versammlung gebreitet.

— — — „Herr Dr. Vorster, Herr Oekonomierath Mahleisen," meldete der Diener, die Portière in Herrn Kuhlike's ‚Arbeitszimmer' zurückstreifend; die Herren traten ein. Durch zwei hohe seidenverhängte Fenster drang ein mildes Licht in den verschwenderisch ausgestatteten Raum; vor einem der Fenster stand ein großer Herrenschreibtisch, mit Papieren, Büchern und Broncen beschwert; aus dem Lutherſessel, der davor stand, erhob sich ein untersetzter, etwas beleibter Herr. Herr Kuhlike war über der Lectüre seines Leibblattes eingeschlafen und durch die Anmeldung mit rauher Hand dem Schlummer entrissen worden. Er blinzelte noch.

„Ah! Sie, meine Herren!" rief er mit breitem Lachen. „Jean, drei Rothsiegel!" Jean verschwand.

„Mein verehrtester Herr Kuhlike —" wehrte Dr. Vorster, „wir wären untröstlich —"

„Ich bitte Sie!" lachte Herr Kuhlike: „Wenn Sie nicht wollen, daß wir Streit bekommen —"

„Zu liebenswürdig!" sagte der Oekonomierath. Er war bereit, die drei Rothgesiegelten auf sich zu nehmen. Jean brachte die Flaschen, den Kühler und ein kleines Tischchen, Alles rasch und geräuschlos. Die Drei setzten sich, der Diener suchte den Champagnerhaken und fand ihn auf dem — Schreibtische.

„Besorge selbst," entschied Herr Kuhlike, das Instrument an sich nehmend.

„Gedrillt — was!" lachte er, als er sich mit den Gästen allein sah.

„Wunderbar!" rief der Oekonomierath, dessen Augen sich auf die Flaschenhälse richteten.

„Haus Kuhlike," sagte Dr. Vorster. „Doch: was uns herführt —"

„Richtig — was Sie herführt," unterbrach der Hausherr. Er war beschäftigt, den Draht zu lockern.

„Wir sind hier, Ihnen Namens der Partei die Candidatur für den Reichstag anzutragen."

„Die Candidatur für —" Herr Kuhlike unterbrach seine Beschäftigung und starrte auf seine Gäste, abwechselnd von Einem zum Andern.

„— den Reichstag," ergänzte Mahleisen nervös. Er befürchtete, der Kork könnte abspringen und ein Theil des Weines verloren gehen.

„Aber wie kommen Sie denn auf mich?! . ." rief der noch immer Fassungslose.

„Wir fanden unter den Parteigenossen keinen, dessen Name und geistige Qualitäten einen so günstigen Erfolg verhießen," versicherte Dr. Vorster mit unerschütterter Ruhe. Der Oekonomierath betrachtete den Korb mit steigender Besorgniß.

„Streifen wir alles Formelle ab!" fuhr Dr. Vorster fort.

„Ja — streifen wir ab!" rief Herr Kuhlike, der das dunkle Gefühl hatte, etwas erwidern zu sollen.

„Sie sind der Mann, den wir brauchen," schloß der Andere.

„Dem ist so," bestätigte der Oekonomierath mit einem Seitenblick auf den Korb.

„Jean!" rief der künftige Volksvertreter. Der Gerufene erschien, fast zu plötzlich.

„Meine Frau . . . meine Tochter . . . sogleich!" Jean verschwand.

„Meine Herrn . . . ich . . . ich bin gerührt!" rief der Hausherr. „Jawohl — gerührt bin ich . . . Das kommt nicht alle Tage vor."

„Tragen Sie es wie ein Mann," tröstete der Oekonomierath. Er hatte sich vergewissert, daß der Korb noch hielt.

„Nein! Wer mir das gesagt hätte!" fuhr der Andere fort. „Kuhlike," sagte mein Vater oft — nein, so nicht; Heinrich, sagte er — aus Dir wird nie 'was Gescheidtes . . Na — aber ich! . . ."

„Sie haben ihn widerlegt . . . glänzend widerlegt," bestätigte Dr. Vorster.

„Dem ist so," bekräftigte der Oekonomierath.

Frau Kuhlike und Fräulein Tochter standen auf der Schwelle.

„Sie, meine Herrn," sagte die Erstere lächelnd, das weibliche Gegenstück des Gatten; ihr seidegepanzerter Busen wogte.

„Gnädigste Frau . . ." flüsterte Dr. Vorster, ihre Hand an die Lippen führend, „es giebt Orte, zu denen es uns zieht . . . Mein liebes gnädiges Fräulein," wandte er sich an das junge Mädchen, das etwas unsicher daneben stand — „Ich freue mich, Sie wiederzusehen; mein Sohn spricht mir zwar häufig von Ihnen. — Der gute Junge, er macht mir Sorgen!" seufzte er, zur Mutter zurücksprechend.

„Inwiefern?" frug Frau Kuhlike theilnahmvoll.

„Ach er — Nein verehrteste Frau. Es sind Vatersorgen," brach er ab.

Länger vermochte Herr Kuhlike nicht an sich zu halten.

„Kenn' ich . . . kenn' ich!" rief er. „Aber was ich Euch sagen wollte . . . ich soll Abgeordneter werden . . . in Berlin natürlich!"

„Du, Kuhlike?! . . . Und Du nimmst an?"

„Ja," rief Herr Kuhlike, sich in die Brust werfend: „Ich nehme an. Ich . . . ich sitze in den Reichstag!"

„Herrlicher Mann!" sagte Dr. Vorster, fast etwas zu laut.

„Er opfert sich," murmelte der Oekonomierath dumpf.

„So ist er immer," schluchzte Frau Kuhlike, ihr Taschentuch an die Augen führend.

— — — „Mitbürger, wählt Herrn Heinrich Kuhlike!" stand zwei Tage später an sämmtlichen Anschlagsäulen und Straßenecken zu lesen; „Mitbürger, wählt Herrn Heinrich Kuhlike!" starrte den Lesern der Localpresse täglich in großen Lettern entgegen; „Mitbürger, wählt Herrn Heinrich Kuhlike!" zog sich als rother Faden durch die abendlichen Wahlversammlungen, wo Herr Kuhlike den Wählern vorgestellt und diesen eröffnet wurde, daß die Fortdauer des Staates von der Wahl dieses ihres Mitbürgers abhänge, die Berufung eines Gegners jedoch den sofortigen Zusammenbruch nach sich ziehen werde. In seiner Erkenntniß der Beziehungen zwischen dem politischen und dem Anzeigentheil der Presse hatte er bei sämmtlichen Localblättern für die Dauer des Wahlkampfes eine Seite vorausbestellt; die Partei lieferte den Text, Herr Kuhlike — bezahlte. So fand denn die Presse fast einmüthig, daß die Candidatur des „verehrten Mitbürgers der glücklichste Griff" sei, den die Partei seit Bestehen gethan habe; kein Tag verging, an dem der Candidat nicht Schwarz auf Weiß zu lesen bekam, daß seine Ansprache vom vergangenen Abend „markig", „überzeugend", oder gar „zündend" gewesen sei; er erfuhr, daß er „ein Mann von seltenen Geistesgaben, ungewöhnlicher Charaktergröße und wie geschaffen für das politische Leben sei; dem arbeitenden Volke wurde er präsentirt als ein seinen Reihen Entstammter, dem Mittelstand als Säule der Ordnung, den glücklichen Besitzern eines Cassenschranks als — Millionär. Er war der Mann für Alle. Keine Hand, die er nicht gedrückt, keine Versammlung, die er nicht besucht, keine politische oder sociale Forderung, die er nicht schon voraus bewilligt hätte. Er schwärmte für „Fortschritt", wie für „Erhaltung des Bestehenden", trat ein für „Stärkung der Religion", wie für „freie Geistesforschung", er — ja was versprach er nicht? In den ersten Tagen hatte er seine Zusagen gewissenhaft notirt; er sah sich jedoch gezwungen, diese aufreibende Arbeit aufzugeben und sich mit Auswendiglernen des Parteiprogramms zu begnügen, was ihm nach vierzehntägiger angestrengter Thätigkeit auch gelang.

Der Tag der Schlacht kam näher und näher, aus dem Herrn Heinrich Kuhlike der Anschlagsäulen war ein Heinrich Kuhlike, ein

Kuhlike, ein Kuhlike und — schließlich — ein unser Kuhlike geworden. Unser Kuhlike trank Bier, unser Kuhlike fuhr Pferdebahn, unser Kuhlike grüßte zuerst und Jeden, unser Kuhlike lächelte, wenn ein Wähler grob wurde, unser Kuhlike war auf dem Wege ein politischer Charakter zu werden. Der Morgen des großen Tags fand ihn gerüstet. Lächelnd saß er im Hauptquartier der Partei, um sich die Getreuen seiner Krone. Der Saal zum Siegesbankett war gemiethet, der Champagner stand bereit: diesmal nicht Rothsiegel, sondern ein billig erstandener Ramschposten aus der Fabrik eines Parteigenossen; für die Tische der Partei war eine bessere, äußerlich jedoch gleich ausgestattete Marke reservirt.

Die Stunde nahte, die Herrn Kuhlike sonst im Kreise der Seinen getroffen, heute aß er ein Beefsteak und trank einige Cognacs, sein Magen lächelte nicht. Die Aufregung der letzten Woche, das schlechte Bier und die mangelnde Ruhe hatten dieses, für die Erhaltung seines Besitzers so nöthige Organ in besorgnißerregenden Zustand versetzt. Ein Parteifreund, dem Herr Kuhlike sein Leid geklagt, versicherte ihn, daß diese Erscheinung in Candidatenkreisen allgemein sei; die Ruhe des Reichstags und ein mehrmonatlicher Schlummer im Fauteuil des hohen Hauses werden das Uebel verschwinden machen.

Unabtässig kamen und gingen die Boten, wurden Mahnbriefe und Wahlzettel an säumige Wähler versandt; eine Abtheilung der „Freiwilligen Krankenwärter" war im Dienste unseres Candidaten beschäftigt, Hochbetagte und Schwerkranke in Sänften und Wagen nach den Wahllokalen zu schaffen. Das Telephon ruhte keinen Augenblick; es brachte Nachrichten aus den Wahllokalen, Bitten der größeren Restaurants um sofortigste Anweisung weiterer Mengen Freibier, verspätete Anzapfungen politischer Querulanten und Witzbolde, Injurien aus den Lagern der Gegner und — verfrühte Glückwünsche.

Herr Kuhlike lächelte.

Inzwischen war der Zeiger auf sechs gerückt; die Wahl war vorüber, Wagen um Wagen fuhren vor und brachten die Vertrauensmänner, die der Wahlhandlung beigewohnt. Ihnen allen hatte Herr Kuhlike zu danken und — er that's.

Viertelstunde um Viertelstunde verstrich, das Telephon und der Telegraph brachten die Ergebnisse aus Stadt und Umgegend. Dr. Vorster und Oekonomierath Mahleisen führten die Listen. Noch schwankte der Ausgang. Da — wieder ein Rollen, ein Wagen, er hielt! Athemlos stürzte Commerzienrath Haller in das Lokal!

„Der Sieg ist unser!"

Herr Kuhlike sank in einen Stuhl, man glaubte ihn ohnmächtig und schüttete ihm Cognac ein. Rechtsanwalt Pröller schwang sich auf einen Stuhl und improvisirte eine Ansprache.

„Meine Herren," rief er am Schlusse, „es kam, wie wir gehofft — das Gute mußte siegen. Die Partei und ihr Vertreter, sie sollen leben hoch!"

„Hoch!" riefen die Versammelten, „Hoch!" schrie das Volk, das sich durch die weitgeöffneten Thüren wälzte, um den Sieger im Triumph in den Bankettsaal zu tragen.

— — — Zehn Tage später brachte die Presse folgende Notiz:

„Unser Abgeordneter für Stadt und Umgegend wird sich morgen nach Berlin begeben, um seiner Pflicht Genüge zu leisten. Heute vollzieht er eine Feier in engem Kreise, die Verlobung seiner Tochter mit Herrn Premierlieutenant Vorster."

„Leonie!" rief Kommerzienrath Haller, als er die Nachricht gelesen. „Nein — wer hätte das gedacht!" fügte er hinzu, auf seinen Sitz am Frühstückstisch zurücksinkend.

„Was, Liebster?" frug die Gattin; sie stand am Fenster und blickte einem Wagen nach.

„O nichts!" sagte er das Blatt zurücklegend. Besser, er schwieg. Er hatte ja auch einen Sohn und in gleichem Alter, und — Frauen sind so praktisch.

Aus der Hauptstadt.

Bismarck und der Umsturz.

Wenn man seine politische Lectüre auch in deutscher Bescheidenheit auf das nun leider schönlaukose Blatt beschränkte, das die Unsittlichkeiten der modernen, capitalistischen Weltanschauung mit Stumpf und Stil ausrotten und dafür Singer Rosenthal'sche Ethik spenden will — man merkte doch, daß ein denkwürdiger Tag heranrückt. So viel Schimpfreden hat Herr Liebknecht, der Beträchtliche, selbst in jenen glückseligen Tagen nicht ersonnen, wo kein Umsturzgesetz schlafverscheuchend über seinem Denkerhaupte schwebte, und die staubfreie Müll Abfuhr, die eben von der Commune ernsthaft geplant und erörtert wird, fände gerade jetzt in der Beuthstraße segensreichste Verwendung. Nun scheint mir freilich das Beiudetn des historischen Namens Bismarck heute eine weit minder gefährliche Beschäftigung als die ehrliche und anständige Kritik auch der unglaublichsten Maßnahmen unserer durchleuchteten Regierung, denn Bismarck war, und Köller ist; immerhin aber muß anerkannt werden, daß die überzeugungstreuen Stilisten um Liebknecht und Richter zur Zeit nicht mehr auf ein befriedigtes Schmunzeln in den „maßgebenden Kreisen" rechnen dürfen und daß ihr Bock-Radau ihnen zwar keine Gerichtskosten, aber auch keinen Druck einer fein gantirten Hand mehr einträgt. Die unvergeßlich schönen Worte der Depesche vom 9. Juni 1892, die dem Manne von Montreux in alle Ewigkeit eine bleibende Stelle unter unseren Staatsunglücken sichern würden, selbst wenn es kein Helgoland und kein Zanzibar gäbe, diese Worte sind augenblicklich nicht modern. „Falls der Fürst oder seine Familie sich Eurer Durchlaucht Haus nähern sollte, ersuche ich Sie, sich auf die Erwiderung der conventionellen Formen zu beschränken, einer etwaigen Einladung zur Hochzeit jedoch auszuweichen. Diese Verhaltungsmaßregeln gelten auch für das Botschaftspersonal. Ich füge hinzu, daß Se. Majestät von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden. Ew. Durchlaucht sind beauftragt, in der Ihnen geeignet scheinenden Weise sofort hiervon dem Grafen Kalnoky Mittheilung zu machen." Nein, wir sind ausgesöhnt, alle mit einander, eine Reihe rauschender Festlichkeiten, symbolischer Geschenke, Visiten und Gegenvisiten haben den Frieden, wie man sagt, wieder hergestellt, und den ersten April dieses Jahres darf man auch als loyaler Mann und Ministerialbeamter in angemessener Weise festlich begehen. Und das ist gut. Ein freudiger Taumel, eine lachende Begeisterung, sentimentale Rührung bewegt und erregt in diesen Wochen das Herz unseres Volkes, der lustige Lärm dringt bis in die schmutzigsten Redactionslöcher, und so frech ist diesmal Niemand, sich die Ohren mit der sonst recht wohl feilen Baumwolle zu verstopfen und das Getös einfach abzuleugnen. Man schimpft und lügt und fälscht, aber man giebt die Thatsache zu. Der erste April wird ein nationaler Feiertag werden, dahinter sich am Ende sogar die so glänzend verlaufenen Parteitage von Frankfurt und Eisenach verstecken müssen. Und welch eine glückliche Wendung des Schicksals, daß die Aussöhnung, die vielberufene, vollzogen ist, daß Fürst Hohenlohe sich erst neulich in einer angeregten Studentenversammlung „mit Stolz den Freund" des Einsiedlers von Friedrichsruh nennen konnte! Welch eine Gnade, daß Ferdinand von Bismarck die erfolgte glückliche Entbindung seiner lieben Frau Luise Wilhelmine von einem gesunden Sohne am 2. April 1815 und nicht 1813 anzuzeigen hatte! Vor zwei Jahren hätte dieser Bismarcktag eine zerschmetternde Demonstration gesehen, ein vernichtendes Scherbengericht der Nation über einen unheilvollen Systemwechsel bedeutet; heute sind dem Drachen die Zähne ausgebrochen, heute wird der Tag in allen Schulen und von allen Officiösen gefeiert. „Die Sache hat nichts mehr zu bedeuten." Aus dem Aufschrei der Volksseele, die sich in ihrer Verzweiflung an den Einen hing und ihn vergötterte, den Nachfolgern zum Trotze, ist ein artiges Gratulationssprüchel geworden. Was man dem Bismarck von heute an thut, ist persönliche Ehrung, entbehrt alles politischen Beigeschmackes, und die Klugen, die denselben Mann vor zwei Jahren ächteten, machen ihm jetzt fein lächelnd ihre Reverenz. Es geht nicht mehr gegen sie, und indem sie spaßhalber an dem Rummel theilnehmen, ja sich in die vordersten Reihen der Festgenossen drängen, verstehen sie es, das Prestige des großen Namens sich selber dienstbar zu machen.

Die politische Laufbahn Bismarcks ist zu Ende, der Achtzigjährige hat abgeschlossen. Als er aus seinem Amte geschieden war, im ersten Schmerz über eine Kränkung, die dem Stolzen fast das Herz brach, wandte er sich ab von dem undankbaren Berufe, schien sein Mund verstummt. Dann aber, angesichts einer Politik, die von Fehler zu Fehler tappte und das Land in unerhörter Weise aufrührte, gewann die Liebe des Schöpfers zu seinem Werke die Oberhand, und geistreicher und tapferer als sonst Jemand kritisirte der Meister das Thun und Treiben seiner allzu muthigen, allzu waglustigen Nachfolger. An dieser Stelle ist, als Bismarcks Opposition ihr Höchstes an drastischer Schärfe leistete, darauf hingewiesen worden, daß er nun nicht mehr aufbauender Künstler,

daß er nur noch ein feinsinniger, großer Recensent sei, daß seine politischen und wirthschaftlichen Grundsätze den Forderungen der Modernen schon darum nicht entsprechen können, weil er sie in einer anderen, einer vergangenen Zeit, für eine andere, vergangene Zeit gemünzt habe. Es war verkehrt, von ihm Directiven für den socialen Kampf dieser Tage zu erwarten, neue Partei- und Kampf-Programme auf sein Wort hin zu entwerfen, ihm unbedingt zu folgen auf Gebieten, die er, Mensch wie wir Alle, und der Menschlichkeit seinen Tribut zollend wie wir Alle, nicht mehr so zu meistern vermochte wie beispielsweise das weite Feld der internationalen Beziehungen. Vielmehr handelte es sich für alle Gegner des Caprivi-Courses allein darum, seine überragende Persönlichkeit auf ihrer Seite zu wissen, den Cid zum Anführer zu haben; das lieh dem Kämpen die Kraft und Ausdauer, den Kämpfen die Intensität und Erbitterung, deren sie in schwerer Zeit bedurften. Der neue Cours mußte seinen Bankerott anmelden, den empörten Gegengewalten fiel der im Grunde ja recht unschuldige Handelsvertrags-Graf als Opferlamm, aber auch Bismarck hatte inzwischen die Feindseligkeiten eingestellt. Und wenn es auch Vermessenheit ist, den Schweigsamen einen Verbündeten des Zickzack-Courses zu nennen, so dürfen ihn die Feinde dieser merkwürdigen Regierungsform doch noch weniger zu den Ihrigen zu zählen. Er ist vom Kriegsschauplatze abgetreten, hat seine Laufbahn abgeschlossen, ein für alle Mal. Erst jetzt muß man von einem Bismarck a. D. sprechen.

Unter den Zehntausenden, die in der ersten Aprilwoche nach Friedrichsruhe wallfahren werden, sind Zahllose, die mit brünstiger Sehnsucht ein erlösendes Wort aus dem Munde des alten Riesen erwarten. Die von ihm erhoffen, daß er mit zündendem Strahl, ein Mahner und ein Strafender, die zum Ersticken schwüle Atmosphäre reinigen, unter dem Jubel des gebildeten Deutschlands einem Unfuge ohne Gleichen das Grab schaufeln werde. Derer, die im Stillen darauf hoffen, wartet eine herbe Enttäuschung. Was nun Otto Bismarck's Seele auch bewegen mag gegenüber dem phantastischen Treiben, das alle unabhängigen und stolzen Männer in Waffen ruft — er hat seinen Frieden gemacht, will die feindlichen Gewalten gewähren lassen. Das Schlößlein von Friedrichsruh wird in den kommenden Wochen viele Ausbrüche herzlicher Liebe und Verehrung hören, manches hübsche und zum Herzen gehende Dankwort wird die Pilger erfreuen, aber aller heißer Kampf des Tages, alles Triumphgeschrei des Unverstandes, der die Macht hat, alle Hülferufe der Idee werden den winterlichen Frieden des Sachsenwaldes nicht stören.

Fürst Bismarck stand selber lange im Kampfe gegen die moderne sociale Bewegung, und wenn er, das umfassende und in die Tiefe der Dinge blickende Genie, sie auch mit andern Augen betrachtete als die derb zufahrenden Selbstbewußten von heute es thun, so war sie ihm doch immer und unter allen Umständen gewaltig unsympathisch. Er vertummelte seine frohe Jugend in ökonomischen Verhältnissen und wuchs unterm Einfluß von Anschauungen heran, die dem gereiften Manne die Fragestellung der Marx und Genossen ganz unverständlich machten; er versuchte dann, sich diesen Geistern zu nähern, er lernte sie begreifen, lernte aber nicht und konnte nicht lernen, daß ihre Lehren eine Naturnothwendigkeit waren und just aus dem Boden herauswuchsen, dem auch er entsprossen war. Wie er die Lassalle'sche Bewegung gegen die dummpfiffigen Conflictler ausspielen wollte, wie er sie dann später, als sie ihm über den Kopf zu wachsen drohte, mit Belagerungszustand, Ausweisungen und Bajonetten auszurotten suchte — das ist der schlagendste Beweis dafür, daß er ihre bethörende, entflammende Macht bei Weitem unterschätzte. Der kluge Mann durchschaute den Stöcker'schen Antisemitismus von der ersten Stunde an, ganz instinctiv witterte er auch in ihm Beelzebub, den verhaßten, aber er erkannte nebenher sofort, welchen Nutzen ihm diese Hülfstruppen gegen den Liberalismus bringen konnten, und er stellte sich deßhalb zu ihnen, wie einst zu Lassalle. Ganz ähnlich verfährt gerade jetzt der vom Cardinal Rampolla, dem feinsten und geistreichsten Diplomaten unserer Zeit, so bewunderungswürdig geleitete Papst Leo, der sich trotz verzweifeltster, hochkomischer Bemühungen der österreichischen Coalitions-Gesinnungslosen sehr entschieden weigerte, die Wiener Christlich-Socialen zu verdammen. „Die Kurie weiß, daß diese Partei eine werthvolle Reserve der ecclesia militans ist, ein starkes und nützliches Heer gegen unchristliche und seetirerische Angriffe wie auch gegen schwache Regierungen."

Beinahe darf man also annehmen, daß Otto Bismarck die in der Umsturz-Vorlage zu Tage getretenen Anschauungen des Hohenlohe-Regimes billigt und daß sie in seinen Augen einen Vorzug bedeuten gegenüber der zuwartenden Haltung des neuen Courses. Er hat durch die Hamburger Nachrichten, als deren hochbesoldeter Chefredacteur er Herrn Eugen Richter noch immer gilt, in dem Zweikampf Stumm-Wagner für den Freiherrn gegen den Professor Partei ergreifen lassen und dadurch seinen principiellen Standpunkt recht deutlich zu erkennen gegeben. Eine Petition gegen das Umsturz-Gesetz würde im Schlosse von Friedrichsruh nicht allein darum keine Unterzeichner finden, weil Fürst Bismarck all und jeder politischen Bethätigung entsagt hat.

Die Herren, die den schon an sich reine, abgezogene Satire darstellenden Regierungs-Entwurf in der Commission noch so ummodelten, daß Juvenals allzu bekanntes Wort jämmerlich zu Schanden ward und es diesmal wirklich schwer fiel, eine Satire zu schreiben und die unfreiwilligen Witzbolde zu übertrumpfen, diese Herren haben Bismarck's Wort nicht zu fürchten. Vielleicht wären sie heute, wo der Altkanzler wieder im hellsten Sonnenschein kaiserlicher Gunst sitzt, geneigter, auf ihn zu hören als in jenen Tagen, da Keiner von ihnen den Muth fand, vor versammeltem Reichstage dem über Nacht Gestürzten ein Wörtlein des Dankes nachzurufen, und so ist es fast zu begrüßen, daß der Achtzigjährige dem Hexensabbath der Rückwärts-Reformer ruhig, mit ermunterndem Kopfnicken, zuschaut. Denn über die Philister wird in Kürze ein Anderer kommen, es ist Frühlingszeit, und der Föhn bleibt kaum noch lange aus. Herr von Köller, der die sprichwörtliche Ungesundigkeit neuerer, preußischer Ministersauteuils bereits an sich erproben mußte und influenzakrank wurde, gerade in schwerster Zeit, hatte mit Herrn Persius Mittwochs eine freundschaftliche Unterredung, von der er schon am Freitag nichts mehr wissen durfte; und eines Vormittags um die elfte Stunde beglückwünschte er telegraphisch den in Breslau residirenden Regierungspräsidenten Dr. von Heydebrand und der Lasa zu seiner Ernennung zum Oberpräsidenten von Ostpreußen, um ihm vier Stunden später ebenfalls telegraphisch mitzutheilen, daß er irrthümlicher Weise gratulirt habe. Graf Udo Stolberg's tragisches Geschick dürfte unvergessen bleiben. Auch die höchsten Regierungsbeamten hören wohl des Windes Brausen, wissen aber nicht, von wannen er kommt und wohin er geht — eine Drehung, und sie selbst gehen dahin, von wannen sie gekommen sind. Und ihre Werke folgen ihnen nach.

„Les vérités qu'on aime le moins à entendre sont celles qu'on a le plus d'intérêt à savoir", meinte der biedere Chinese und Vicekönig Li Hung Tschang, als er noch in seines Glückes Scheine stand und hinreichend Zeit und Laune zum Philosophiren hatte. Nicht minder biederen Chinesen, die sich auch gern Vicekönige dünken, möge es daher kein vorlauter Rathschlag scheinen, wenn sie aufgefordert werden, an die Vergänglichkeit der Stunde und des Amtes zu denken. Der deutsche Kaiser liebt rasche Entschlüsse, und er hat schon ein Mal dargethan, daß er damit unter Umständen sogar freudig zu überraschen versteht. Und wenn Fürst Bismarck das Geschenk auch gar nicht erbeten hat — der deutschen Nation machte die Opferung der Umsturz-Spaßparagraphen zur Feier seines Geburtstages nicht minder herzliche Freude als ihm nach einem autoritativen Wort die Bewilligung der vier Kreuzer.

Caliban.

Notizen.

Illustrirte Geschichte der Weltliteratur. Von Johannes Scherr. Neunte Auflage bis zur Gegenwart ergänzt von Professor O. Haggenmacher. (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung). Die neue Lieferungsausgabe eines Buches, das vor 46 Jahren zum ersten Mal erschien und noch heute jung, frisch und schön ist, wie am ersten Tag. In über 40,000 Exemplaren hat es in die weiten Kreise deutschen Bürgerthums Verbreitung gefunden, überall den Sinn für das Schöne und Gute geweckt und unendlichen Nutzen gestiftet. Es war nach den Versuchen von Grässe und Mundt die erste systematische Darstellung der Weltliteratur, und bei Lebzeiten Scherr's hat sich keine irgend namhafte Nachahmung hervorgewagt. An den seitherigen Versuchen gemessen, steigt Scherr's Werk um ein Beträchtliches. Adolf Stern, Karpeles, Leixner haben doch nur mehr oder minder nachempfundene Compilationen geboten, die höchstens durch die beigegebenen Bilder etwelchen Werth erhalten. Scherr's Weltliteratur aber ist ein Originalwerk durch und durch, von einem Originaldenker verfaßt, der eine an's Fabelhafte grenzende Belesenheit und daneben Schärfe und Genialität des Urtheils und die formelle Kunst eines kernigen, sprachschöpferischen Stils besaß. Und nun das herrliche Buch, das dem allgemeinen Verlangen des Publicums nach „Anschaulichkeit" Rechnung trägt, in reichem bildnerischen Schmucke erscheint, haben die Nachahmungen jede Daseinsberechtigung verloren. Die Gestalten der hervorragendsten Vertreter der Literatur, Facsimiles ihrer Handschriften, Druckproben, Titelbilder berühmter Bücher und dergleichen Curiosa mehr, kurz interessante und bedeutsame literargeschichtliche Denkmäler jeder Art, werden in der neuen Auflage vorgeführt, um uns die Geistesheroen menschlich näher zu bringen und das Verständniß früherer Literaturepochen zu erleichtern. Jeder Freund des Buches wird dem neuen Verlage für diese zeitgemäße Metamorphose Dank wissen. Der Text ist unverändert; nur die durch seitherige Forschungen gebotenen Erweiterungen und die Fortführung bis in die neueste Zeit sind im Geiste Scherr's vorgenommen worden. Auch hiefür hat die Verlagshandlung sich an den richtigen Mann gewandt. Es ist Scherr's Mitarbeiter und Stiefsohn Otto Haggenmacher, ein Sohn der trefflichen Susanna Kübler und selbst ein geschätzter Dichter, von dem wir eines fein nachfühlenden, fachmännischen Verständnisses gewiß sein können. Wir kommen auf das Buch nach seiner Vollendung zurück.

Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen. Von Wilhelm Roscher. (Dresden, v. Zahn & Jaensch.) Der letzten Bestimmung gemäß werden diese geistlichen Gedanken erst jetzt nach dem Tode des großen Volkswirths herausgegeben, und sie bilden für seine zahlreichen Verehrer und Freunde, seine Collegen und Schüler jedenfalls eine liebe Erinnerung. Der unentwegt objective Gelehrte, der vornehme Geist, der auf jede Popularität verzichtete und immer über den Parteien stand, erscheint hier zum ersten Mal in seinem intimsten Denken und Fühlen. Abgelegt ist der Professor, er giebt sich nur als Mensch, als machtvoll subjective Persönlichkeit und — dies wird Manchen, der ihm ferner stand, verwundern — als wirklich frommer Christ. Seit 1850 pflegte er diese kurzen, allgemein verständlichen Gedanken niederzuschreiben, Herzensansichten über literarische, ethische und zumal religiöse Fragen. Wie er über Luther, Schiller, Goethe, Shakespeare, über Darwin, über den Rationalismus, den Materialismus, den Socialismus, das Judenthum dachte, welche Stellung er zur Bibel, zum evangelischen und katholischen Bekenntnisse einnahm, wie er die große Frage: Was dünket euch von Christo? beantwortete, wie er das Leben nach dem Tode auffaßte: alles das, bis zu den feinsten Fragen des persönlichen Seelenlebens, findet sich in edler, ruhiger, überzeugender Sprache dargelegt. Er dozirt hier nicht, will Niemand überzeugen und meistern, es sind vielmehr Monologe, denen jeder Gedanke an die Oeffentlichkeit fernzuliegen scheint, Beichten eines gläubigen Bekenners. Und sein Glaube ist so fest gegründet und findet so beredte und überzeugende Worte für sein heiligstes Empfinden, daß auch der Widerstrebende sich in den Bannkreis dieser edlen, hochfliegenden und gütigen Seele gezogen sieht. Sein Buch wird ein Brevier für Kinder Gottes und der Welt sein und beide trösten und erheben.

Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Literatur. Nach den Quellen gearbeitet von Gustav Könnecke (Marburg, Elwert'sche Verlagshandlung). Das weitverbreitete und allbeliebte Werk — eine deutsche Literatur in Bildern — erscheint in reich vermehrter zweiter Auflage. Dichtung und Dichter in Vignetten, Portraits, Autographen, keine der berüchtigten illustrirten Klassiker, wie der dummdreiste Ausdruck lautet, sondern authentische Documente der Kunst und des Buchdruckgewerbes. Die Vermehrungen erweisen sich wirklich als Bereicherungen, und in den uns vorliegenden ersten Lieferungen, die sich mit Goethe und Schiller befassen, wird man manches so gut wie unbekannte und vortreffliche Bildniß der Dioskuren finden. Auch die neuere und neuste Literatur scheint mehr bevorzugt werden zu wollen, und wenn wir auch schon mit der Auswahl der neuen Portraits nicht immer einverstanden sind, so freut uns doch diese Rücksicht auf zeitgenössisches Literatenthum. Wir kommen auf das Werk nach seiner Vollendung zurück.

Dewajtis. Roman von Marie Rodziewicz. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Das Werk der bekannten polnischen Schriftstellerin ist einer der wenigen ausländischen Romane neuerer Zeit, der eine Verdeutschung verdient. Dewajtis ist die tausendjährige Göttereiche, und die ganze Schwermuth der lithauischen Natur mit ihren düsteren Urwäldern und trotzigen, verschlossenen Menschen umgiebt das Symbol des mannhaften Völkleins, aus dem in der Noth ganz vorzeitwürdige Helden sich entwickeln. Die Schilderungen zeigen einen großen Zug und doch wieder eine innige Vertiefung in die Welt des Kleinen und der Empfindung. Einige echt weibliche Uebertreibungen in der Charakteristik und im Dialog gefährden die Bedeutung des unterhaltenden Buches kaum.

Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen. I. Band: Die Kinder und jugendlichen Arbeiter von Jul. Post. II. Band: Die erwachsenen Arbeiter von Jul. Post und H. Albrecht. (Berlin, Robert Oppenheim). Eine Darstellung der bisherigen Versuche zur materiellen und sittlichen Hebung der „Geschäftsangehörigen" und jedenfalls das ausführlichste Werk, das wir über die Wohlfahrtseinrichtungen in der socialpolitischen Literatur besitzen. Eine Lösung der socialen Fragen enthält es nicht und soll es ja auch nicht bieten. Post sagt es selbst, daß er es nur mit winzigen Oasen in einer großen Wüste zu thun habe. Wir theilen seine Hoffnung, daß den socialen Gegensätzen im heutigen Wirthschaftsleben durch eine gutgemeinte Patronisirung der Arbeiterklasse die schärfste Spitze abgebrochen werden könnte. Freilich hat unsere sociale Entwickelung leider so gar keine patriarchalisch-feudalen Tendenzen, daß auch die bestgemeinten Wohlfahrtseinrichtungen nur Palliativmittel bleiben, was jeder Freund des socialen Friedens bedauern muß.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**
Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Der ärztliche Hausfreund.

Gemeinverständliche Belehrungen für **Gesunde** und **Kranke**

herausgegeben von

Dr. med. A. Kühner, Physikus a. D.
Chefredakteur der „Gesundheit".

Vierteljährlich 6 Nummern.

Bezugspreis 60 Pfennige.

Bestgeleitetes Familienblatt, welches in keinem Haushalte fehlen sollte!
Zu beziehen durch

Grumpelt & Böhm, Leipzig.

Größtes Lesecabinet d. Königstadt!!

Außer **150** verschiedenen politischen u. Fachzeitungen liegt auch die **„Gegenwart"** bei mir aus.

Empfehle **reichhaltige Frühstückskarte, helle und dunkle Biere vom Faß, Bouillon u. warme Pasteten.**

F. W. Gumperts Conditorei,

Berlin C., Königstraße 23/24.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in Berlin ist soeben erschienen:

Gonorrha's Ende.

Litterarische Komödie in drei Acten
von
Karl Bilz.
Mit Illustrationen von **Georg Heil.**

Preis: eleg. brosch. 1,50 Mk.

Eine anmuthige und geistvolle Satire auf unser modernes Drama und Theater!

Von **demselben Verfasser** ist früher erschienen:

Dramatische Humoresken. Verlag v. Imberg u. Lesson, Berlin S., alte Jacobstr. 64a.

Inhalt: Prolog. Warum die Deutschen keine Komödie haben. — Mein Mann schreibt Tragödien. — Wer ist der Verräther? Nach der gleichnamigen Göthe'schen Novelle. — Publikus und seine Verwandten. Historico-Komödie. — Preis: brosch. 4 Mk.

Anno Zweitausend. Posse. 2. Auflage. Stuttgart. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Preis 2 M.

Der Fürst von Raiatea. Posse. Stuttgart. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Preis 2 Mk.

Der Intendant in tausend Nöthen. Posse. Berlin. J. A. Stargardt. Preis 2 Mk.

Der Verfasser nimmt als Vertreter der litterarischen und politischen Komödie der Gegenwart eine hervorragende Stellung ein.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Pfizer, G., Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege. Preis 75 Pfg.

Somogyi, Ed., Ludwig Kossuth. Sein Leben und Wirken. Preis 3 Mk.

Tkalac, E. J. von, Jugenderinnerungen aus Kroatien. Preis 4 Mk. 50 Pfg.

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Zur Bismarck-Feier empfohlen!

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Wunder-Cigarren-Spitze.

Der Rauch zaubert im Röhrchen reizende Bilder auf Blättchen hervor. Amüsant für jeden Raucher. Echt Weichsel mit echt Bernstein **M. 1,25,** desgl. Cigarettenspitze M. 1,10. Von 2 Stück an **frankirte** Zusendung überallhin: von ½ Dtzd. an 20% Rabatt. Briefmarken in Zahlung. Zu beziehen von

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstr. 49.

Ethische Essays

von **Gustav Böhmer.**

I. **Schädige Niemand ohne Noth!** 1 M. 80 Pf.
II. **Liebe und Ehrgefühl.** 60 Pf.
III. **Die glücklichsten Menschen.** 60 Pf.

Allgemein verständlich geschrieben und auf wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut, verfolgen die Essays den Zweck, die deutschen Sitten, deren augenblicklichen Verfall und ein einfaches, leicht ohne Ausnahmsgesetze durchführbares Mittel zur Gesundung klar und kurz darzustellen.

Jeder Essays bildet ein abgeschlossenes Ganze, deren Zahl sich auf 5 berechnet.

Verlag von Fr. Bassermann in München.

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.

Soeben erschien:

Geschichte
des
Gothaischen Hoftheaters
1775—1779.

Nach den Quellen
von
Richard Hodermann.

1894. *M* 3.50.

Hierzu eine Beilage: Prospekt „Deutscher Michel".

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 13. Berlin, den 30. März 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Arbeitlosigkeit. Von F. Schotthoefer (Berlin). — Von den dänischen Volkshochschulen. Eine Reiseerinnerung von Professor W. Rein (Jena). — Bismarck als Humorist. Nach H. v. Poschinger's neuer Ansprachen-Sammlung. — Die deutschen Symbolisten. Von Oskar Panizza. — **Feuilleton.** Harun al Raschid II. Von B. — **Aus der Hauptstadt.** Riesenspielzeug. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Die Arbeitlosigkeit.

Von F. Schotthoefer (Berlin).

Für die staatlichen Gewalten, für die herrschenden Classen ist es nichts weniger als eine Ehre, daß die sociale Frage der Arbeitlosigkeit noch in einem so ungewissen Dämmerschein liegt. Praktisch-statistisch und wissenschaftlich gab man sich nur geringe Mühe, das Räthsel zu lösen. Wir sind heute so weit, daß wir gar nicht genau sagen können, wie viel Personen, die nichts haben als ihre Arbeitskraft, jeweils in jenem trostlosen Zustande sich befinden, der sie bei gesunden Gliedern und willigen Händen zum Müssiggang und zum Hungern zwingt. Amtliche Ermittlungen liegen in Deutschland nur aus einigen Provinzialstädten vor. Die englische Regierung hat schon vor etlichen Jahren Untersuchungen nach dieser Richtung veranstaltet und die gewonnenen Resultate in einem umfangreichen Blaubuche veröffentlicht. Was wir Deutsche an genauen Angaben besitzen, ging fast ausschließlich aus privater Initiative, und zwar der Arbeiter selbst, hervor. Dabei fanden die Arbeiter aber keineswegs überall die bereitwillige Unterstützung der Behörden. In Dresden ereignete sich im vorigen Winter, wie Schikowski berichtet, sogar der wunderbare Fall, daß eine von Arbeitern beabsichtigte Zählung der Erwerbslosen von Haus zu Haus von der Polizeidirection untersagt wurde „mit Rücksicht auf die hieraus für die Einwohnerschaft erwachsenden Belästigungen und sonstigen Unzuträglichkeiten". Zuwiderhandelnde hatten 60 Mark Strafe oder 14 Tage Haft zu erwarten. Zum Glück zeigte man nicht überall solche socialpolitische Weisheit und wir gelangten so in ca. 30 Städten zu einer allerdings ungenauen Statistik. Darnach ergriff der Arbeitsmangel im Winter 1892/93 in diesen Orten 1—1,5 % der gesammten Ortsbevölkerung, d. s. ungefähr 1,6—2,5 % aller im erwerbsfähigen Alter stehenden. Die weitaus größere Hälfte der Gezählten war verheirathet. Die Dauer des Arbeits- und Erwerbsmangels bewegte sich durchschnittlich zwischen 6 und 17 Wochen. Für Berlin berechnete Dr. Hirschberg aus den Verzeichnissen der Krankenkassen (ohne die freien Kassen und ohne die Vororte), daß die höchste und geringste Zahl der beschäftigten männlichen Arbeiter im Jahre 1893 um 22000 schwankte und daß für den Januar 1894 etwa 16000 stellenlos sein werden. Zu- und Abzug läßt sich nicht in Rechnung bringen und somit nicht genau abschätzen, wie viel von diesen 16000 Arbeitern, die seit November aus den Kassen ausgetreten sind, thatsächlich sich auch in Berlin aufhalten und wie viele neu hinzukommen.

Fast so wenig, wie man sich bemühte, praktisch den Umfang der Arbeitlosigkeit festzustellen, versuchte sich auch die wissenschaftliche Nationalöconomie auf dieser Ecke ihres Gebietes. Wenn man von den Schriften der großen Socialisten absieht, die überhaupt alle socialen Uebel mit Stumpf und Stil austilgen wollen, so liegen in der deutschen Literatur nur wenige kleine Untersuchungen vor. Die neuesten Schriften von Adler, Hirschberg und Schikowski machen nicht den Anspruch, das Thema zu erschöpfen, beschäftigen sich — wenigstens die beiden ersten — auch mehr mit den Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitlosigkeit als mit dem Eindringen in den Kern und die Ursachen derselben. Das ist übrigens bei dem geringen statistischen Material auch rein unmöglich. Das beste, was meines Wissens über die Frage geschrieben wurde, ist zweifellos das kürzlich erschienene Buch „The Unemployed" von Geoffrey Drage, dem Secretair der Labour Commission, worin die statistischen Materialien des oben erwähnten Blaubuchs der englischen Regierung einer eingehenden Bearbeitung unterzogen werden. Im Folgenden werden wir zum Theil uns an die Erörterungen des Engländers anschließen. Die Ursache der geringen Erfolge, welche man bisher im Kampfe gegen die Arbeitlosigkeit davontrug, liegt zweifellos in der geringen Kenntniß vom eigentlichen Wesen des Problems. Bei allen Veranstaltungen gegen dieselbe ging man mehr oder weniger blind und direct auf den Feind los. Man sah die Rotten hungernden Gestalten durch die Straßen ziehen und hielt es für die einzige Ausflucht und das einzige Ziel, diesen unfreiwillig Feiernden Arbeit und Brot zu schaffen. Man betrachtete sie als eine durch und durch homogene Masse. Alle wurden über einen Leisten geschlagen, die dauernd wie die vorübergehend Arbeitlosen, die gelernten wie die ungelernten Arbeiter, die guten wie die schlimmen, die arbeitsfähigen und willigen wie die physisch und moralisch herabgekommenen. Dazu kam noch die alte Neigung, den Baum des Unheils mit einem einzigen Hiebe fällen zu wollen, wodurch man sich die Aufgabe ungeheuer erschwerte. Zu jener höhern Strategie, welche dem Feind die Wege verlegt und ihn vorher zu zersplittern sucht, wenn sie angreift, hat man sich nirgends aufgeschwungen. Ein tieferes Eingehen auf die Ursachen, eine Classification der Arbeitlosen hätten manchen lichtvollen Ausblick eröffnet, und es ist das Verdienst Drage's, das Problem so gedreht und gewendet

zu haben, daß es nicht mehr als das unentwirrbare Chaos vor uns liegt. Drage kommt zu dem Schlusse, daß die Aufgabe als eine nationale und keine locale aufgefaßt werden muß, daß sie aber trotzdem nicht von einer centralen Stelle aus in Angriff zu nehmen ist. Sie muß vielmehr als ein Ganzes betrachtet werden, das aber zur praktischen Lösung zu zergliedern ist in die Abschnitte, welche in den Bereich der bestehenden socialen und staatlichen Organe fallen, also der Armenpflege, der freien Mildthätigkeit, der Selbsthülfe der Arbeiter oder der communalen und staatlichen Behörden. Die Maßregeln gegen die Arbeitlosigkeit werden sich dann darstellen einmal als präventive, welche sich gegen die Ursachen richten, und repressive, welche die nicht zu verhindernder Wirkungen lindern oder aufheben.

Ueber die Ursachen der Arbeitlosigkeit ist Neues kaum zu sagen. Sie sind längst bekannt, wenn auch mehr nur als verschwimmende Ahnungen wie als klar erkannte Thatsachen, die statistisch zu beweisen sind. Zunächst sind zwei Gruppen von Arbeitlosen zu unterscheiden, die dauernd und vorübergehend Arbeitlosen. Die Ursachen des Erwerbsmangels traten denn in drei großen Gruppen auf: Es sind solche, welche aus Verhältnissen hervorgehen, die der Einwirkung der Arbeiter entzogen sind, solche, welche in den Arbeitern selbst begründet sind und zuletzt solche, welche der unvollkommenen Organisation unserer Volkswirthschaft entspringen.

Der vorübergehende Verlust der Arbeitsstellen resultirt in der Hauptsache aus Verhältnissen, die der unmittelbaren Einwirkung der Arbeiter entgegen sind. Es sind die schwankende Nachfrage nach Arbeitskräften, hervorgerufen durch die Saisonarbeit, durch die Einflüsse der Mode und der Jahreszeit in einzelnen Industriezweigen, sodann die allgemeinen wirthschaftlichen Depressionen, welche ganze Branchen zeitweise ergreifen. Vorübergehende Erwerbslosigkeit kann aber auch durch die Arbeiter selbst verschuldet sein, durch ungehöriges Betragen bei Einzelnen, durch den Kampf um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen bei größeren Massen.

Die dauernde Arbeitlosigkeit geht ebenfalls sehr häufig hervor aus Ursachen, die mehr oder weniger in den Arbeitern selbst liegen, freilich ohne daß man direct von eigenen Verschulden reden kann. Sie findet sich hauptsächlich bei den ungelernten Arbeitern, die überhaupt reguläre Beschäftigung nicht haben, bei den Gelegenheitsarbeitern. Aber sie dehnt sich auch aus auf den gelernten, welche durch Einführung arbeitssparender verbesserter Technik in den Betrieben überflüssig werden, und diese technischen Fortschritte sind sehr häufig eine Folge zu hoher Löhne, welche möglicher Weise von den Arbeitern ertrotzt werden. Wo die Macht der organisirten Arbeiter zu groß wird, ist es auch wahrscheinlich, daß der Unternehmer bei erster Gelegenheit seine Betriebe einstellt und die Capitalien sonst wie anlegt, wo er dieser Macht nicht unterworfen ist. Thatsache ist es auch, daß die Gewerkvereine durch ihre weit reichenden Einflüsse die outsiders aus ihren Stellen vertreiben, um sie mit eignen Mitgliedern zu besetzen, was wir ja gerade jetzt bei den Bierboycotts erleben. Viele gelernte Arbeiter werden dadurch zu dem Range der ungelernten Arbeiter ohne regelmäßige Beschäftigung herabgedrückt. Von den einzelnen Arbeitern völlig unverschuldet ist die Erwerbslosigkeit, die durch das Ueberangebot von Arbeitskräften hervorgerufen wird. Die regellose Wanderung der Arbeiter, der Zustrom vom Lande nach den Städten, die fremde Einwanderung schaffen eine solche Anhäufung von Arbeitsuchenden namentlich in den großen Städten. Die geringen Ansprüche dieser Zuwandernden entziehen oft dem regulären Arbeiter den Verdienst, sie arbeiten billiger, freilich auch schlechter, weil sie entweder an einen geringern standard of life gewöhnt sind oder aber in Folge ihrer augenblicklichen Mittellosigkeit um jeden Preis arbeiten. Man denke nur an die italienischen Erdarbeiter, die massenhaft bei unsern Eisenbahnbauten verwendet werden.

Zuletzt kommt jene Reihe von Ursachen, welche nach Drage in der imperfect organisation of industry ruhen und sowohl dauernde wie vorübergehende Arbeitlosigkeit erzeugen können. Man mag die Principien der herrschenden Wirthschaftsordnung völlig billigen, aber man wird doch zugeben müssen, daß die thatsächlichen Institutionen nicht ausreichen, um diese Principien zur völligen Durchbildung zu bringen. Der freie Austausch von Arbeitsangebot und Nachfrage entbehrt aller jener Organe, welche ihn zu einem leichten und vollständigen machen. Der Arbeitsuchende findet oft den Unternehmer nicht, der Arbeiter begehrt, und umgekehrt. Der heutige Stand des Arbeitsnachweises kann seine Aufgabe nur sehr mäßig erfüllen. Unter diese Reihe fallen dann auch alle jene Momente, welche die Stabilität der wirthschaftlichen Entwicklung fortwährend stören, die aber noch so viele und so verschiedenartig sind, daß man sie kaum zu charakterisiren vermag.

Das Uebel wird auf die Spitze getrieben durch die Häufung und gegenseitige Einwirkung der verschiedenen Gründe der Arbeitlosigkeit unter sich. So entsteht jene Masse von Arbeitern, die beständig außer Stelle sich befinden. Die einzelnen Individuen wechseln, sind nicht immer dieselben, aber die Reservearmee an sich bleibt immer vorhanden und drückt auf alle Existenzbedingungen der arbeitenden Classen überhaupt. Die Arbeiter aber, welche immer wieder zeitweilig außer Verdienst stehen und in diese Armee eintreten, verderben selbst an Charakter und Geist, der gelernte Arbeiter verliert seine technische Bildung, die Entbehrungen machen ihn energielos und zur Immoralität geneigt. Und der Fluch von allem sind die Einflüsse auf die kommenden Generationen. Wie soll der Mann, der selbst beständig zwischen Leben und Sterben schwebt, seine Kinder zu Menschen erziehen, die Freude und Lust zur Arbeit haben?

Prof. Adler sagt in seiner Baseler Antrittsrede: „Da der Staat somit zur Abschwächung der Ursachen wenig zu thun im Stande ist, kann es sich nur um einen Kampf gegen die Wirkungen handeln.“ Die einzige Bekämpfung der Ursachen erblickt Adler in der Organisation der Industrie in Cartellen, und diese hält er für unmöglich, wenigstens durch staatlichen Zwang, während die freiwillige Bildung von Cartellen jedenfalls noch in weiter Ferne steht. So unausführbar, wie Adler meint, dürfte aber der präventive Eingriff des Staates nicht sein. Er müßte sich eben nur auf andere kleinere Einzel-Ursachen erstrecken. Die Kartellirung ist im Grunde doch auch ein Mittel, das auf einen Schlag helfen soll. Es wird sich mehr um mittelbare Einwirkungen handeln, zunächst um eine Gesetzgebung, welche mehr Stabilität in die Volkswirthschaft bringt. Man wird z. B. den heutigen Unterstützungswohnsitz nicht für ein einziges Dogma halten dürfen. Das Einschreiten gegen den unlautern Wettbewerb, gegen gewissenlose Speculationen, die alle den ruhigen Gang der Dinge stören, gehört ganz zweifellos hierher. Sollte es ferner absolut zu verneinen sein, daß der Staat für den Austrag der Arbeitskämpfe neutrale Zonen schafft, so daß wenigstens die Aussperrungen und Arbeitseinstellungen aufhören und die Streitigkeiten in einem Industriezweige nicht auch hundert andere Branchen in Mitleidenschaft ziehen? Warum sollte auch eine Einschränkung der Lehrlingszucht in manchen Gewerben nicht eine Verminderung des Arbeitsangebots zur Folge haben können? Warum könnte nicht das Verbot oder doch die weitere Einschränkung von Frauen- und Kinderarbeit, der übermäßigen Arbeitszeit in einzelnen Betriebsorten, das Verbot der fremden Einwanderung den gleichen Effect haben?

Die nicht staatlichen Maßregeln gegen die Ursachen der vorübergehenden Arbeitlosigkeit sind verschieden. Da ist vor allem die Bewegung der Bergarbeiter zu nennen, die dahin zielt, die Ueberproduction zu vermeiden und die Arbeit auf das ganze Jahr gleichmäßig zu vertheilen. Gleiche Be-

strebungen dürften in manchen Saisongewerben Platz greifen. Wie Hirschberg hervorhebt, könnte auch von den Unternehmern in diesen Gewerben den Schwankungen dadurch begegnet werden, das sie in den Perioden der Baisse Nebengewerbe betreiben, oder aber auch ihre Arbeiter nicht dauernd, sondern alternirend auf einzelne Tage entlassen.

Jedenfalls giebt es zahlreiche Wege, die Arbeitlosigkeit präventiv abzuschwächen. Ein Rest und vielleicht ein sehr großer wird aber immerhin bleiben. Für diesen sind dann positive Schritte zu thun: Entweder Versorgung mit Arbeit, sei es durch Nachweis oder Schaffung von Arbeit, oder aber Unterstützung. In der richtigen Ausbildung des Arbeitsnachweises ist der staatlichen oder communalen Thätigkeit ein weites Gebiet eröffnet. Allerdings wird man nicht allzu große Verminderung des Heeres der Arbeitslosen davon erwarten dürfen. Aber ein großer Gewinn wäre zweifellos die Statistik der Arbeitslosen, die mit einem staatlich centralisirten Arbeitsnachweis von selbst gegeben wäre. Im Anschluß daran wäre auch die Beschaffung und Leitung der Nothstandsarbeiten sehr erleichtert. Auch eine Arbeiterversicherung ist consequent durchzuführen nur im Anschluß an einen Arbeitsnachweis, zu dem Arbeitnehmer wie -Geber verpflichtet sind. Nur dadurch wäre die Zahl derjenigen zu ermitteln, welche absolut arbeitlos sind und der Unterstützung bedürfen.

Bei den Nothstandsarbeiten und Arbeiterversicherung müßte endlich eine sorgsame Unterscheidung der Zugelassenen getroffen werden. Zunächst wären nur jene zu den Nothstandsarbeiten anzunehmen, die keine Aussicht auf baldige anderweitige Beschäftigung haben, die in Folge ihres Familienstandes den Verdienst am nöthigsten haben, die moralisch intact sind. Alles, was geeignet wäre, fremde Arbeiter anzuziehen, müßte den Nothstandsarbeiten genommen werden, und vor allem müßten diese Arbeiten stets für sich einen Zweck haben. Durch geeignete Disposition über die öffentlichen Arbeiten ließe sich das wohl erreichen. Was zuletzt an fähigen und willigen Arbeitern bleibt, müßte dann mit baaren Mitteln unterstützt werden, wozu sich jedenfalls am besten das System der Versicherung eignen wird.

Für die physisch und moralisch Herabgekommenen müßten die Arbeitercolonien, die Arbeitshäuser und zuletzt die Armenpflege eintreten.

Mit all den erwähnten Vorkehrungen, welche vielfach ja schon praktisch erprobt sind, wäre aber jedenfalls immer noch nicht alles gethan. In gewissem Sinne hat Malthus wohl doch Recht. Von einer relativen Uebervölkerung kann man sehr wohl reden. Es würde sich bei Durchführung aller erwähnten Maßnahmen doch herausstellen, daß fortwährend ein Theil arbeitsfähiger und williger Hände feiert, weil keine Arbeit für sie vorhanden ist. Mag ihre Noth auch gehoben sein durch die Versicherung, das Brachliegen dieser Kräfte ist eben doch eine Calamität. Die industrielle Reservearmee würde dadurch nicht aus der Welt geschafft; sie würde immer noch auf die gesammten Arbeiterverhältnisse drücken und so immer wieder ein neues Ueberangebot erzeugen. Hier könnten nur Auswanderungen mit Staatshülfe in Verbindung mit einer Colonialpolitik abhelfen. Der Gedanke, der den phantastischen Ackerbaucolonien Napoleons III. in seiner „Austilgung des Pauperismus" zu Grunde lag, ist ein sehr gesunder; unserer Zeit dürfte es vielleicht nicht sehr ferne liegen, denselben in praktischer Weise zu verwirklichen.

Von den dänischen Volkshochschulen.

Eine Reiseerinnerung von Professor W. Rein (Jena).

Daß die sociale Frage nicht bloß eine wirthschaftliche Seite hat, sondern in hervorragendem Maße eine Bildungsfrage ist, wird nachgerade ein recht abgedroschener Satz. Und doch giebt es noch Leute genug bei uns, die wie mit Blindheit geschlagen das Heil darin erblicken, daß unser Volk in seinen unteren Schichten in einer, wie man meint, heilsamen Unwissenheit erhalten bleibe. Als ob das überhaupt noch möglich sei, nachdem man den allgemeinen Volksschulunterricht eingeführt und diesen selbst mit der Tendenz einer fortwährenden Vervollkommnung ausgestattet hat. Und dann welcher Widerspruch! Das allgemeine Stimmrecht ist dem Volk verliehen worden, aber das Volk dafür reif zu machen, hält man für überflüssig. Soll dieses Geschenk nicht zum Unsegen gereichen, so muß die Einsicht sich Bahn brechen, daß mit dem allgemeinen Stimmrecht eine allgemeine Bildungspflicht verbunden ist. Ein Volk, das große Freiheiten besitzt, wird sich dieser Freiheiten erst dann wahrhaft erfreuen können, wenn es in allen Schichten der Bevölkerung eine tüchtige Bildung besitzt. Erst Bildung, dann Freiheit! Wo dieser natürliche Gang umgekehrt wird, da sehe man nur bei Zeiten zu, daß die nothwendige Grundlage eines freien Lebens innerhalb einer constitutionellen Verfassung bald nachgeholt werde, nämlich die Uebermittelung einer gründlichen Bildung für alle Volksschichten.

Das ist die Ueberzeugung, die unser nordisches Nachbarvolk, die Dänen, tief ergriffen hat. Seit der Bischof Grundtvig, der dänische Heros, Geschichtschreiber, Dichter und Politiker, seine Landsleute zu begeistern wußte, war der Gedanke einer tüchtigen Volksbildung nicht mehr zu vernichten. Im vergangenen Jahre feierten die Dänen das 50jährige Jubiläum der ersten Volkshochschule, die 1844 in Rödding, Südjütland, gegründet worden war.*) Aber bis zum Jahre 1864 konnte die Bewegung, die auf die Hebung des Volkes im Bauern- und Handwerkerstand gerichtet war, keinen rechten Boden fassen. Nachdem aber Dänemark den unglücklichen Krieg geführt hatte, durch den es Schleswig-Holstein verlor, machte sich die nationale Bewegung so stark geltend, daß in Verbindung mit den Freiheitsbestrebungen, die von 1848 her wirkten, die Ausbildung und Ausbreitung der Volkshochschulen nun raschen Fortgang nahm.

Eine dieser Volkshochschulen habe ich im Januar d. J. kennen gelernt, und zwar zu Ryslinge, einem Dorf auf Fünen, südlich von Odense gelegen, nicht weit von dem Bahnhof zu Ringe. Diese Volkshochschule kann wohl als Typus gelten. Christen Kold, ein Volksphilosoph und Selfmademan, hatte hier den Boden bereitet, insofern er lernbegierige Jünglinge und junge Mädchen in seinem Hause versammelte, ihnen erzählte und sie zum Lesen guter Schriften anregte. Aus diesen Anfängen hat sich nun eine Volkshochschule entwickelt, die jetzt unter der tüchtigen Leitung des Directors Paulsen und seiner Frau sich weithin eines guten Rufes erfreut. Schlicht und einfach im Aeußern, lehnt sich Schule und Wohnhaus an den Hügel an, der die alte von Bäumen beschattete Kirche trägt. Dem schlichten Aeußern entspricht die gute, einfache Art, die in dem Hause herrscht, die feste Sitte, die Alles regelt und Alles zügelt.

Was aber ist das Ziel dieser Volkshochschulen? Sie wollen keine Fachbildung vermitteln, sondern eine gute Allgemeinbildung geben, und zwar jungen Handwerkern, Bauern und Arbeitern, die fünf Wintermonate hindurch an ihrer Fortbildung hier von früh bis Abend sich abmühen — und ebenso jungen Mädchen, die im Sommer hier auf drei Monate einkehren, um an ihrer Weiterbildung zu arbeiten. Dabei ist vor Allem das Trachten der Lehrer darauf gerichtet, die jungen

*) S. Danmarks Folkehojskoler og Landbrugsskoler 1844—1894. Odense 1894; Hojskolebladet Tidende for Folkeoplysning. Kolding; Tidens Ström. Kopenhagen; vergl. The Oxford University Extension Gazette. September 1894. Vergl. Congrès international d'Anvers sur la législation douanière et la réglementation du travail. Juillet 1894, Section I, La situation au Danemarck, p. 5: „Les hautes écoles populaires à la campagne,

Leute nicht etwa über ihren Stand, über ihren Beruf hinauszuheben, sondern vielmehr sie darin festzuhalten. Aber in der gehobenen Bildung ihres Innern will man ihnen ein Gegengewicht geben gegen die Einförmigkeit des Berufes; man will ihren Blick ausweiten und sie theilnehmen lassen an dem tieferen Verständnis für die Kulturarbeit des Volkes. Es ist also ein durchaus idealer Zug, der durch die Volkshochschulen Dänemarks hindurchgeht. Auf die Ausbildung religiös-sittlicher Charaktere ist es abgesehen, die, national gerichtet, ihrem Volke mit ganzer Seele dienen wollen. Tüchtige Bürger und Bürgerinnen will man hier erziehen, nicht etwa praktisch-nützliche Tendenzen einpflanzen. Das soll den Fachschulen überlassen bleiben, den Handwerker- und landwirthschaftlichen Schulen.

Um dies ideale Ziel zu erreichen, nimmt man, wie schon erwähnt, die jungen Leute im Winter auf fünf, im Sommer auf drei Monate ganz in die Anstalt auf. Sie erhalten hier Wohnung, Kost und Unterricht. Mit der Familie des Direktors lebt die erweiterte Anstaltsfamilie zusammen. Abends wird gelesen, erzählt und gespielt, am Tage tüchtig im Unterricht gearbeitet.

Dieser Unterricht umfaßt folgende Gegenstände: Vor allem Geschichte, zwei Stunden täglich, eine Stunde Weltgeschichte, eine Stunde vaterländische Geschichte; dazu noch eine Stunde Staatsverfassung. Dänisch eine Stunde täglich; Geographie vier Stunden wöchentlich; Physik einschließlich Hygiene, drei Stunden, ebensoviel für das Rechnen, ein oder zwei Stunden für Naturgeschichte, Schreiben und Zeichnen. Religionsunterricht wird nicht ertheilt; aber der Charakter, der der Anstalt das Gepräge giebt, ist ein echt evangelischer in humanem Sinne. Das gesammte Leben in der Volkshochschule ist von religiös-sittlichem Geist durchweht — und das ist das Rechte. Bei uns in Deutschland würde man bei solchen Anstalten wahrscheinlich zuerst an religiöse Unterweisung denken; hat man doch allen Ernstes geglaubt, unsere Fortbildungsschulen durch Einführung des Religionsunterrichtes heben zu können! Welche Verblendung! Der Mensch besitzt von Haus aus ein gut Theil religiösen Sinnes, aber der gewöhnliche theologisch-dogmatische Unterricht hat bei uns dafür gesorgt, daß religiöses Interesse und religiöses Bedürfniß immer mehr abgenommen haben. Das hat ja auch Geh. Rath Wiese erkannt — leider zu spät.*) Denn so lange er im Amte war, hat er m. W. nicht an der Quantität des Religionsunterrichts gerüttelt. Die dänischen Volkshochschulen sind auch in dieser Beziehung recht gesunde Schöpfungen. Sie legen keinen Werth auf die Masse des religiösen Wissens, sondern darauf, daß religiöses Fühlen, verbunden mit sittlicher Gesinnung, das Leben durchdringe und heilige, frei von aller dogmatischer Beschränktheit. Sie wollen Religion nicht lehren, aber leben. Wollten unsere höheren Schulen dies doch beherzigen und vor allem unsere Lehrer-Seminare befreit werden von der unsinnigen Art des Religionsunterrichtes, der die jungen Leute nach Verlassen der Anstalt nur zu oft in den extremsten und ödesten Radicalismus hineinwirft.

Eine weitere vortreffliche Einrichtung ist, daß täglich in den Vormittags-Unterricht eine Stunde schwedische Gymnastik eingeschoben wird. Es war mir erstaunlich, mit welcher Exactheit, Sicherheit und Kraft die Uebungen in Ryslinge unter der vortrefflichen Leitung eines jungen Theologen ausgeführt wurden. Dabei keine Ermüdung, sondern vielmehr eine Auffrischung der Kräfte. Geht unser deutsches Turnen vielleicht zu einseitig auf die Ausbildung der Muskeln in virtuoser Weise und strengt es vielleicht die jugendlichen Körper zu sehr an, so will die schwedische Gymnastik mit ihren vielerlei Uebungen, die während einer Stunde an den verschiedensten Geräthen und als Freiübungen vorgenommen werden, den ganzen Körper gleichmäßig in Thätigkeit setzen und ausbilden. Deshalb können auch diese täglichen Gymnastikstunden in den Vormittag-Unterricht eingeschoben werden, weil sie erfrischend nicht ermüdend wirken, wovon ich mich auch in Stockholm in einer Volksschule und in der Centralturnanstalt überzeugen konnte. Wann wird dies bei uns möglich sein? —

Das Alter der jungen Leute, die die Volkshochschul besuchen, schwankt zwischen 18 und 25 Jahren Die Zahl der Zöglinge, die in Ryslinge in diesem Winter den Cursus durchmachten, betrug 75; das Lehrercollegium besteht aus sechs Lehrern, dem Director, zwei Geistlichen, zwei Candidaten der Theologie und einem Landwirth, der zugleich die ökonomische Verwaltung der Anstalt besorgt. Der Besuch ist freiwillig. Die Kosten betragen den Monat 30 Kronen. Dafür erhalten die jungen Leute Wohnung, Kost und Unterricht. Es wäre dieser geringe Preis wohl nicht ausreichend, wenn nicht Staat und Kreis den Volkshochschulen jährliche Zuschüsse gewährten.

Gegenwärtig besitzt Dänemark etwa 50 solcher Volkshochschulen mit circa 3000 Schülern, die aus allen Theilen des Landes in diese Schulen strömen, um ihre Fortbildung energisch zu fördern. In der Freiwilligkeit der Theilnahme liegt nun wohl auch der Hauptgrund dafür, daß die Disciplin in den Anstalten keine Schwierigkeit macht. Die jungen Leute regieren sich selbst. Was vielleicht noch höher anzuschlagen ist, als die Ergebnisse des Unterrichts, ist die Gewöhnung an einen gesitteten Ton im Verkehr, an eine bescheidene, wenn auch bestimmte Haltung. Hierbei wird der unmittelbare Einfluß, der von der Directorfamilie ausgeht, die voller Aufopferung sich der Jünglinge und Jungfrauen des Volkes annimmt, vor Allem in Betracht zu ziehen sein.

Ohne Zweifel wird in den fünf Winter- und den drei Sommermonaten auf das innere Leben der Zöglinge ein großer Einfluß ausgeübt, der bestimmend ist für ihr Leben und für das Leben und die Arbeit des Volkes. Während das äußere Dasein in dörflicher Stille und Abgeschiedenheit ruhig dahin fließt, bilden sich im Inneren vielverheißende Ansätze durch die Sitte der Umgebung, durch den Zufluß neuer Gedanken und Gesichtspunkte aus Umgang Lectüre und Unterricht. Eine neue und schöne Welt eröffnet sich den Blicken der jungen Leute, die bestimmend für ihre Zukunft wird. Und dies ist der Fall, trotzdem — oder vielleicht weil keinerlei Examina in den Volkshochschulen abgehalten werden. Das ist auch ein Zeichen echter Gesundheit gegenüber der Prüfungswirthschaft, wie sie z. B. in England mit der University Extension verbunden ist und wie sie in Deutschland an den höheren Schulen herrscht. Denn wo Abschlußprüfungen als Staatsactionen behandelt werden, wird die Arbeit der Schule nothwendig veräußerlicht, d. h. es wird auf ein möglichst umfängliches präsentes Wissen hingearbeitet, die sittliche Ausbildung der Persönlichkeit hat damit aber ganz nichts zu thun. Viel wichtiger, als ein bestimmtes Wissensquantum in den Köpfen der Schüler anzuhäufen, bleibt es, ihr Interesse für geistiges Wachsthum zu wecken, innere Regsamkeit zu pflegen und den Drang nach charakterfester Bildung und Haltung festzulegen. Das ist freilich viel schwerer als Wissen einzupauken. Dazu bedarf es keiner Erzieher sondern nur gut eingedrillter Lehrer. Dänemark kann sich Glück wünschen, Erzieher für seine Volkshochschulen zu besitzen die es an idealem Sinn, ernstem Eifer und voller Hingabe an die Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend mit den Erziehern anderer Völker aufnehmen können.

Uebrigens ist die Einrichtung der Volkshochschulen für das Land auch von großem wirthschaftlichen Vortheil. Das Geld das man der Fortbildung zuwendet, trägt reichliche Zinsen. Es ist durch die Erfahrung bewiesen, daß eine solche Hebung der Allgemeinbildung, wie sie durch die Volkshochschulen herbeigeführt wird, dem Volke auch in wirthschaftlichen Dingen im Kampfe der Concurrenz, in der Hebung der Leistungs-

*) L. Wiese, Der ev. Religions-Unt. im Lehrplan der höheren Schulen. Berlin 1890.

fähigkeit zu Gute kommt. In den Jahren 1870—80 mußte die dänische Landwirthschaft eine schwere Krisis durchmachen. Die alte Art der Bewirthschaftung reichte nicht mehr aus; die Kornpreise fielen so, daß die Landwirthe sich nahe dem Untergang sahen. Da wurde in wenig Jahren ein völliger Umschwung dadurch vollzogen, daß man zur Milchwirthschaft überging, besonders zur Buttererzeugung.*) In England eröffnete sich dafür ein großes Absatzgebiet, so daß die Landwirthschaft neu aufblühen konnte. Daß ein so rascher Umschwung überhaupt möglich war, schrieb man in erster Linie dem Einfluß der Volkshochschulen zu. Denn die Leute, die zuerst in den neuen Betrieb sich zu finden wußten, waren Schüler derselben gewesen und vermöge ihrer höheren Bildung, ihres weiteren Blickes befähigt, neue Betriebe einzurichten und für den Vertrieb ihrer Producte zu sorgen. Auf solche Weise wird die Volkshochschule zugleich ein hervorragender Factor in dem ökonomischen Leben des Volkes. Der wichtigste Einfluß freilich, der nicht auf Zahlen gebracht werden kann, muß immer in der Wirkung auf das religiös-sittliche Leben der Nation gesehen werden, hier ist ein herrliches Beispiel dafür gegeben, was ein kleines Volk, von idealem Sinn und lebhaftem Bildungsstreben durchdrungen, zu leisten vermag. Dänemark kann stolz sein auf diese eigenartige Schöpfung der Volkshochschulen, die in langsamem, aber stetem Fortschritt alle Hindernisse siegreich überwunden haben und nun, vom gesammten Volksbewußtsein getragen, segensreich wirken. Anfangs hat es nicht an Gegnern gefehlt. Es giebt überall in der Welt Leute, sogar solche, die vermeinen, fromm zu sein, welche die Bildung als ein Privilegium der höheren Schichten ansehen und alle Bestrebungen auf Fortbildung einfach als Ueberhebung brandmarken. Ihnen kann man nur rathen, ihre Nasen ein Mal aus ihrem beschränkten Umkreis herauszuheben und sie von dänischer Luft umwehen zu lassen.

Uebrigens haben unsere nordischen Nachbarn, Norweger, Schweden und Finnländer, die dänische Einrichtung mehrfach schon nachgeahmt. Das bringt uns zum Schluß auf den Gedanken, ob sie nicht auch auf deutschen Boden verpflanzt werden könnte.

Daß es möglich sei, warum nicht; daß es nothwendig ist, zweifellos. Denn unsere „allgemeinen Fortbildungsschulen" sind, an den dänischen Volkshochschulen gemessen, recht klägliche Einrichtungen. Sie leisten für die Erziehung so gut wie nichts, und für den Unterricht recht wenig. Wie wäre es auch anders möglich? Die 15- und 16jährigen Burschen kommen müde und abgespannt von der Tagesarbeit zwei Mal die Woche zur Schule, um zwei Stunden abzusitzen, wider Willen. Die Mädchen aber gehen ganz leer aus. Ist das Fortbildung? Selbst wenn in den vier oder sechs wöchentlichen Unterrichtsstunden in der allgemeinen Fortbildungsschule wirklich etwas Ordentliches geleistet würde, dürfte man dabei sein Gewissen beruhigen?

Aber vielleicht verdienen die englischen und amerikanischen Fortbildungsbestrebungen vor den dänischen Volkshochschulen den Vorzug? Ich glaube nicht. Die University Extension ist zwar eine vortreffliche Einrichtung, aber im Wesentlichen doch auf die beschränkt, die bereits über ein nicht gewöhnliches Maß von Bildung verfügen. In Oxford traf ich im August 1894 zwar unter etwa 1000 Theilnehmern an der University Extension auch auf 60—70 junge Fabrikarbeiter, über ich zweifele, ob ein vierwöchentlicher Aufenthalt auch nur annähernd das erreichen kann, was ein fünfmonatlicher Cursus in einer dänischen Volkshochschule leistet. Vor Allem geht doch in der University Extension der erzieherische Einfluß verloren, wie er von einem geschlossenen Internat mit einheitlichem Geist ausgeübt werden kann.

Ob die Zukunft uns ähnliche Einrichtungen in unserem Vaterlande bringen wird, die wir es angeblich so herrlich weit in aller Bildung gebracht haben? Wir hoffen es, wenn die Anregung, die „die Gegenwart" in dieser Nummer giebt, auf fruchtbaren Boden fällt; wenn sich Leute bei uns finden, die Mühe und Opfer nicht scheuen, um die dänischen Volkshochschulen zu studiren, und dann etwa mit Hülfe einiger Besitzenden, die die Zeichen der Zeit verstehen, den Versuch auf deutschem Boden wagen.

*) Dänemarks Butterexport trug in den letzten Jahren ein:

1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893
46	57	74	89	92	93	97 Millionen Franks.

Unter den reichsten Nationen Europas steht Dänemark an zweiter Stelle, Deutschland an achter.

Bismarck als Humorist.

Nach H. v. Poschinger's neuer Ansprachen-Sammlung.

„La gaîté, voilà la force de ma vie!" jubelte Beaumarchais in die gewitterschwere Luft der Vorrevolution hinaus. Es mag paradox klingen, aber eine künftige Bismarck-Psychologie wird neben der Willenskraft, dem Scharfsinn, der Geradheit, der Leidenschaftlichkeit unseres Reichsschöpfers auch seinem Humor eine überwiegende Rolle in all seinem Denken und Fühlen, Thun und Lassen zuweisen müssen. Auch seine Lebenskraft ist die Fröhlichkeit, der freudige Glaube an sich selbst, an die Dummheit und Niedertracht der Menschen und an die Nichtigkeit alles Irdischen. Nur sein echt deutscher Humor half ihm über die Kämpfe der Conflictszeit, gegen die Camarilla, gegen den allzeit kurzsichtigen Reichstag, wider innere und äußere Feinde und über seine Nerven hinweg. Es steckt in ihm eine ganz eigene Mischung von feiner Ironie und draftischer Komik, und wenn wir nach literarischen Beispielen suchen, so finden wir Jean Paul's und Raabe's Thränenlächeln, Hans Sachsen's Derbheit und zumal Scheffel's Burschikosität in ihm vertreten. Man braucht nur H. v. Poschinger's neuesten Band: „Neue Tischgespräche und Interviews des Fürsten Bismarck" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) durchzublättern, um fast auf jeder Seite bestätigt zu finden, daß der undefinirbare Zauber seiner Persönlichkeit zum guten Theil in seinem Humor steckt, der seinem Herzen entspringt und oft blitzartig hervorbricht, erwärmend, blendend, aber, wenn es sein muß, auch vernichtend.

Da schreibt z. B. ein anonymer deutscher Diplomat*) über ein Frankfurter Jugenderlebniß mit Bismarck: „Der Königlich preußische Bundestagsgesandte empfing den jugendlichen, durch gemeinsame Bekannte ihm empfohlenen Besucher mit der ihm eigenen gelassen artigen, einigermaßen überlegenen Liebenswürdigkeit und hörte nach kurzem allgemeinem Gespräch wohlwollend die Bitte desselben um Befürwortung einer amtlichen Berufung in seine Umgebung. Aber, je unverkennbarer dieses Wohlwollen, um so überraschender war die Antwort des Gebetenen: „Ich habe mich aufrichtig gefreut, Sie kennen zu lernen, und werde thun, was in meinen Kräften steht, um die Erfüllung Ihres Wunsches zu hintertreiben." Bevor ich indessen meines Schreckens recht inne wurde, fuhr der Gesandte fort: „Das wundert Sie, aber setzen Sie sich in meine Lage. Sie haben mir ja nichts zu Leide gethan. Warum also sollte ich eine Hoffnung Ihnen lassen, die ich in einem Andern bereits selbst genährt habe? Versuchen Sie jedoch wider mich Ihr Glück, und sehe ich Sie dann nochmals hier, so sollen Sie mir herzlich willkommen sein." Dieses Wiedersehen fand nicht allzulange Zeit hernach

*) „Capitel aus einem bewegten Leben." Von ... dw ... (Leipzig, S. Hirzel).

ſtatt und mein Herr Vorgeſetzter hielt Wort. Er regelte die Weſenheit unſerer dienſtlichen Beziehungen ſchon gleich gelegentlich meiner Antrittsmeldung bei „Seiner Excellenz“. „Excellenz? Nein, mein Lieber, die übliche Hausexcellenz mag hier am Orte mir zuſtehen, der König aber hat mir dieſe Bezeichnung noch nicht verliehen. Darum meine ich, wir halten es ſo: Sie ſind Herr . . ., ich Herr von Bismarck, und außer dem Dienſt ſind wir gute Kameraden. Im Dienſt,“ ſo ſchloß er zwiſchen Ernſt und Munterkeit dieſe Auseinanderſetzung, „im Dienſt will ich Sie ſchon faſſen.“ Dann, als ich, vielleicht etwas betroffen über dieſen meinen Verſtoß gegen weltmänniſchen Brauch, ein verlegenes Geſicht zeigte, fügte er wie begütigend noch hinzu: „Nehmen Sie nur ja meine harmloſe Bemerkung nicht ſchwerer, als ſie gemeint iſt, nein, nur etwa ſo wie den Zuruf Ihres Rittmeiſters vor der Front: Bitte um eine halbe Pferdelänge mehr in die Richtung.“ — Da haben wir den ganzen Bismarck'ſchen Humor, dieſe ſeltſame Miſchung von Ernſt und Spott, von Malice und Naivetät, von überlegener Ironie und gutmüthigem Sarcasmus. Und er hat Wort gehalten, denn der junge Beamte erzählt weiter von ſeinen Erfahrungen, privaten und dienſtlichen: „Der Lernende durfte eines Rufes in das Arbeitszimmer des Geſandten zu jeder Stunde gewärtig ſein, ja, es kam wohl vor, daß er, zwiſchen Mitternacht und Morgen von einem Balle oder deſſen Epilog am Bierkrug heimkehrend, alle ſeine Müdigkeit bei dem Hut und den Cotillonſchleifen laſſen und die eilends hervorgeſuchte Feder einen Dauerwalzer ohne Pauſen nach dem Dictat des ſchon damals oft ſchlummerloſen Herrn Geſandten lehren mußte. Bei ſolchen Anläſſen früh oder ſpät fielen dann mancherlei Winke auf einen — die Erinnerung täuſcht mich nicht — meiſt dankbar empfänglichen Boden. Eine geſchichtliche Ungenauigkeit hatte die Frage zur Folge: „Sollte Ihnen ein oder das andere Blatt in Becker's Weltgeſchichte etwa bisher noch entgangen ſein?“ Auf die Erkundigung nach einer fürſtlichen Verwandtſchaft in nicht eben höchſtſtehender Familie hieß die Antwort: „Das wiſſen Sie nicht? Der junge Diplomat muß den Gothaer Hofkalender auswendig wiſſen; denn die Beziehungen, welche ſeinen Inhalt bilden, ſpielen eine große Rolle in der Politik.“ Peinlicher wurde einmal die etwas flüchtige Ausführung eines gegebenen Auftrags gerügt: „Es wird Ihnen ſelbſt überaus unangenehm ſein; denn ohne Zweifel ſind Sie mit mir der Meinung, daß, was ein Cavalier zu thun übernommen hat, ſchon ſo gut wie gethan iſt.“ Eiskalt höflich war der leiſe Ton ähnlicher Bemerkungen, deren Klangwirkung indeſſen wohl Niemand in der Umgebung dieſes Mannes ein zweites Mal ſich ausſetzte. Den geſelligen Bismarck kannten, fürchteten und verwöhnten Alle, den arbeitenden ſahen ſtaunend die dazu Berufenen. Den ſchnellen und zugleich unermüdlichen. Es mußte ſich in die Seele prägen, wie er ſeine Berichte dictirte. Im großgemuſterten Hausrock aus grünem Seidendamaſt, die Hände in den Taſchen deſſelben, ſein Studirzimmer auf und nieder wandelnd, ſchien er laut in geduldig gewaltſam hervorſprudelnden Sätzen zu denken, nun den Schreibenden zu jäher Haſt nöthigend, nun durch irgend eine eingeſtreute Bemerkung ihm die Feder aus der Hand zwingend, damit die Erſchütternng der Lachmuskeln nicht etwa einen Tintenfleck zur Folge habe. Zuweilen geſchah es, daß Frau v. Bismarck den Fleißigen mit einer häuslichen Frage unterbrach, und drollige Zwiſchenfälle pflegten die Folge davon zu ſein. So erinnere ich mich, daß einmal über den bequemen Sitz neu beſchaffter feiner Hemden eine Anfrage an den Schreibtiſch gebracht wurde. Der Hausherr, welcher eben eines aus dieſem Dutzend trug, erklärte ſich im Allgemeinen befriedigt, im Beſonderen aber tadelte er die Höhe der Vatermörder und gab durch einen raſchen Gebrauch der Papierſcheere oberhalb ſeiner Cravatte artig lächelnd das wünſchenswerthe Maß der Verkürzung an.

Wo Bismarck in den Kreis trat, empfing ihn das nicht immer willige oder neidloſe Aufmerken der Herren, die Neugier und die cokettirende Kampfluſt der Damenwelt, und heiter und ſchlagfertig, ſcheinbar ſorglos nach beiden Richtungen hin ſtand er ſeinen Mann. So auch, wenn er voll genußfrohen Dankes in gaſtlicher Theeſtunde nicht gerade die erſte Silbe betonte, wie erging ſich der zu jener Zeit vierzigjährige Mann in ruhiger und dennoch ſprühender Laune. Er ſagt immer das Unerwartete, behaupteten die ſchönen Lippen um ihn her, und allerdings, es war nicht das geiſtreichelnde Spiel eines geſchulten Salontalentes, ſondern die aus unerſchöpflichen Quellen fort und fort ſich friſch erneuernde Urwüchſigkeit, die als ſolche ihren Inhaber kaum weniger denn die übrigen Zuhörer überraſcht und den Geber zugleich zu einem harmlos mitgenießenden Empfänger macht. Freilich, dieſes Behagen um ſich her ſchuf weder die ab und zu in Frankfurt auftauchende müde Eroberungsmiene Morny's mit ihrem napoleoniſchen Halbbruder-Nimbus, noch entſchlüpfte es den Plauder-Arabesken des Freiherrn von Beuſt oder dem Handſchuhleder ſeiner zierlichen Stiefeletten. Verzeihlich daher die kleine Bosheit ihrer oder ähnlicher Treppenrachſucht, die es liebte, den ehemaligen Deichhauptmann von Schönhauſen einen Diplomaten „en sabots“ zu nennen, — in der That, ſehr verzeihlich; denn, nicht wahr? Beſſer Holzſchuh als Holzweg.“

Ueber den Verlauf eines Mittageſſens bei dem preußiſchen Bundestagsgeſandten ſchreibt derſelbe Attaché: „Hier gab es beſondere Gemüthlichkeit, namentlich wenn etwa die Rülzer Geſchwiſter kamen oder gar die Kröchelndorfer Arnim's. Wer, der die Frau von Arnim, die Hauptempfängerin der ſpäter ſo berühmt gewordenen Bismarckbriefe, in ihren jüngeren Jahren gekannt, hat ſich je dem Zauber dieſer vornehmen und geiſtvoll anmuthigen Weiblichkeit zu entziehen vermocht? Noch ſteht mir ein Vorgang vor Augen, der ſie eben in jenen Eigenſchaften unendlich reizvoll hervortreten ließ. Die Mittagstafel war beendet. Während derſelben hatten die Geſchwiſter förmlich und für die übrigen Anweſenden ſehr ergötzlich ſich geneckt und führen damit fort, bis ſie, der Bruder die Schweſter am Arm führend, einen ſchmalen langen Gang erreicht hatten, der das Speiſezimmer mit den übrigen Wohnräumen verband. Hier faßte Bismarck plötzlich das ſchlanke Frauenbild und nun flogen die beiden in einer Walzergaloppade vor uns übrigen her den Corridor hinab. Frau von Arnim ſtieß ſich beim Halt ziemlich empfindlich die Hand am Thürrahmen, und nun mußte man die ritterliche Art des um ſeine Schweſter bemühten Bruders ſehen und die Grazie, mit welcher dieſe jenem zu Lieb' ihr ſchmerzhaftes Unbehagen hinwegleugnete. Ein allerliebſter Augenblick.“

Ein anderes Beiſpiel! Ein im Honigmond der jungen Ehe ſchwärmendes Pärchen, Frankfurter Patricier, hatte im Hotel Beau séjour an der Table d'hôte nichts ahnend Platz genommen, als ſich plötzlich die Flügelthür des Speiſeſalons öffnete und ein neuer Gaſt eintrat, auf den ſich unwillkürlich die Blicke der Franzoſen richteten. Konnte er doch unter dem kleinen Menſchenſchlage der Provençalen für einen Rieſen gelten. Die markige Körpergeſtalt, die hohe Stirn, die ſcharf ausgeprägten Geſichtszüge, der lebhafte Blick der unter buſchigen Augenbrauen ſtark hervortretenden Augen ließen auf eine geiſt- und kraftvolle Perſönlichkeit ſchließen. Jedermann ſchien das Gefühl zu haben, daß man dieſe Geſtalt, wenn man ſie einmal geſehen, nicht leicht wieder vergißt.

Indeſſen, unſer Frankfurter Pärchen hatte keine Zeit, den Fremdling zu muſtern und ereiferte ſich eben über das berühmte Altarbild in der Chapelle de la miséricorde, natürlich — war es doch Mitte September 1862 — in deutſcher Sprache, als jener mit deutſchem Gruß vis-à-vis an der Tafel Platz nahm und mit gewinnender Freundlichkeit ſeinem Erſtaunen Worte lieh, Landsleute in der Provence anzutreffen.

In der Fremde folgt dem erſten Wort die Vorſtellung auf dem Fuße, und ſie wäre eigentlich nur von einer Seite nothwendig geweſen, denn der junge Frankfurter Kaufmann

Lüning antwortete, als ihm der Name von Bismarck-Schönhausen entgegentönte:

„O, Excellenz, zwar habe ich Sie nur ein Mal in Frankfurt am Main gesehen, aber in meinem Leben vergesse ich nicht die Aufregung unserer guten Bürgerschaft über die näheren Umstände."

„Und die waren?" fragte Bismarck.

„Es war auf der Zeil am Vorabende des österreichisch-italienischen Krieges und Sie promenirten zum Aerger der Oesterreicher und der Frankfurter, die auf ein Bündniß mit Preußen rechneten, Arm in Arm mit dem italienischen Gesandten Grafen Barral auf und ab."

„Ja," lachte Bismarck, „und zum Aerger des Grafen Rechberg. Aber die Herren Oesterreicher waren rascher als ich. Am nächsten Morgen hatte ich schon die telegraphische Ordre, die mich nach Petersburg versetzte. — Aber pardon, gnädige Frau, da sehen Sie uns Deutsche. Bei den ersten Worten in der Fremde sind wir so ungalant, über die garstige Politik zu schwatzen und vergessen in der Provence den provençalischen Ritterdienst."

Der preußische Gesandte plauderte wie ein jugendlicher Cavalier mit der gebildeten jungen Frau, und erst, als schließlich einem gemüthlichen Poculiren eine duftige Havanna folgte, kam man nochmals auf die leidige Politik, und Bismarck erzählte, daß er auf der Rückreise von Biarritz begriffen sei, wo er mit dem Kaiser Napoleon conferirt habe. Schließlich acceptirte er den Vorschlag Lüning's, sich an einem kleinen Ausflug in die Umgegend zu betheiligen.

Es war der Tag, da Bismarck aus der Hand der Frau Lüning den „Oelzweig von Avignon" empfing und in seine Brieftasche steckte, welchen er am 30. September 1862 in der Budgetcommission des Abgeordnetenhauses Herrn von Bockum-Dolffs mit den Worten zeigte: „Diesen Oelzweig habe ich von Avignon mitgebracht, um ihn der Fortschrittspartei als Friedenszeichen zu bieten; ich sehe aber, daß ich damit zu früh komme."

Von dem Humor Bismarck's im Amt hat Geheimrath Aegidi, der 1872 die Leitung der Beziehungen des Auswärtigen Amts zur Presse hatte, Manches aufgeschrieben. Vorträge von längerer Dauer konnten den Chef sehr ungehalten machen. Als Aegidi eines Tags zum Vortrag zu seinem Chef hinaufging — er arbeitete unmittelbar unter dem Arbeitszimmer desselben — kam ihm einer der Räthe entgegen, ihm zurufend: „Machen sie rasch Kehrt, der Fürst ist heute in schlechtester Laune." — Aegidi hatte aber eine dringliche Sache und ließ sich nicht abhalten. Zu seinem großen Erstaunen war der Kanzler ihm gegenüber von unveränderter Liebenswürdigkeit. Der Geheime Rath hatte fünf Minuten gebraucht, um auf den Kern des Vortrags zu gelangen, und Bismarck hatte einfach die Geduld verloren.

Aegidi, der bald die Sache heraus hatte, trug nun eines Tags einen Gegenstand sehr aphoristisch vor, so daß Bismarck bald veranlaßt wurde, zu sagen: „Das verstehe ich nicht. Wie liegt der Punkt?" Auf diese Weise konnte Aegidi die Frage gründlich erledigen. Ein zweites Mal gelang derselbe Kniff. Beim dritten Mal aber erhob der Kanzler den Finger, als wollte er sagen: „Glaubst Du, ich sei hinter Deine Schliche nicht gekommen? Wage es noch einmal!"

Einmal kamen sie in Varzin bei einem Storchnest vorüber, wo zwei Störche gerade sich mit einer Störchin zu schaffen machten. „Ich sehe — bemerkte Bismarck zu Aegidi, der den Vorgang mit Interesse verfolgte, — „Sie sind ein Freund französischer Romane, sonst würden Sie nicht mit dem Eifer die Ehebruchsgeschichte verfolgen, die dort oben sich eben abspielt."

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" brachte zur selben Zeit im Feuilleton einen englischen Roman. Es kam die Rede auf seinen Ausgang. „Den kann ich Dir genau sagen," bemerkte der Fürst zur Fürstin gewendet. Als Bismarck die ganze Entwickelung vorausgesagt hatte, bemerkte Aegidi, der den Roman in der Ursprache gelesen hatte: „Aber so ist es, Durchlaucht haben den Roman in der Ursprache gelesen?" „Keineswegs." — Er hatte nur vermöge seiner Divinationsgabe sich das ganze Gebäude aus der Disposition des Romans herausgebildet. Aegidi war sprachlos.

Schon in seiner für einen Diplomaten doppelt verblüffenden Offenheit liegt ein wundervoller Humor, und wie oft hat Bismarck damit operirt, besonders, wo er voraussah, daß man ihm seine Wahrheit — nicht glaubte. Die Scene spielte in Kettenhof bei Wien im August 1864. Nach dem Diner beim Grafen Rechberg entspinnt sich ein lebhaftes Gespräch über den soeben beendeten deutsch-dänischen Krieg. Bismarck spricht mit schreckenerregender Unbefangenheit über die deutschen Verhältnisse, die Beziehungen Rußlands zu Dänemarck und eine Interventionsgefahr. „Wir in Berlin betrachten zur Zeit Wien als eine nichtdeutsche Stadt und, was in Wien vorgeht, als außer Beziehung zu Deutschland stehend. Ich weiß wohl, daß Wien eigentlich auf deutschem Gebiete liegt, aber es ist die Hauptstadt eines nichtdeutschen Reiches, und ich lege dagegen Verwahrung ein, daß man uns Deutsche dafür mithaftbar macht, was in Wien geschieht. Ich fürchte," fügte er mit fühlbarer Ironie hinzu, „daß der Ort schlecht gewählt ist, um Ihnen dieses Glaubensbekenntniß abzulegen; aber glauben Sie, man gewinnt Nichts, wenn man seine Augen den offenkundigen Thatsachen verschließt; es ist augenscheinlich, daß die österreichische Monarchie wenig deutsch ist, wenn man die Zahl der deutschen Provinzen derselben mit derjenigen der nichtdeutschen vergleicht. Sie thäten also viel besser, sich auf ihre wirkliche Kraft, welche in dem Bunde ihrer zahlreichen Völkerschaften beruht, zu stützen, als dem Traum einer Oberherrschaft in Deutschland nachzulaufen, welche wir Ihnen streitig machen, und auf welche Sie keinen Anspruch hat. Was deutsch ist, wird früher oder später zu Deutschland zurückkehren, das ist unvermeidlich. Es ist nicht schwieriger, Wien von Berlin aus zu regieren, als Pest von Wien aus. Es würde sogar leichter sein." Man denke sich das Erstaunen der anwesenden österreichischen Staatsmänner über dieses welthistorisch bedeutsame Glaubensbekenntniß.

Auf der Höhe seines Glücks und seines Humors zeigte sich der eiserne Kanzler während des Krieges in Frankreich. So erzählte er selbst in Versailles von den Entbehrungen im Felde. „Für das Hauptquartier wird nicht viel gesorgt, und es gilt der Grundsatz: Jeder kann sich für sein Geld selbst verpflegen. Am Tage von Gravelotte z. B. sind wir früh ausgeritten, Nachts 2 oder 3 Uhr, und haben bis zum Abend nichts zu essen bekommen. Da endlich habe ich mir für 20 Francs 5 Eier gekauft. Ich habe, da ich sehr hungrig war, zwei davon gegessen, bin dann mit den drei übrigen zu General Sheridan und einem Dritten, die mit mir dasselbe Schicksal getheilt, geritten und habe ihnen, meinen Vorempfang der beiden Eier verschweigend, zu ihrer großen Freude angeboten, die 3 Eier brüderlich mit mir zu theilen."

Diese Erzählung wird durch die Darstellung von Busch bestätigt. Danach hatte man am 18. August 1870 selbst für den König, als er äußerte, daß er Hunger habe, anfangs nichts als trockenes Brod. Endlich trieb man ein Paar Coteletten auf, gerade genug für den König, aber nicht für seine Umgebung. Der Kanzler erzählte, auf seine Person kommend, auf der Fahrt nach Busaney: „Ich hatte den ganzen Tag nichts als Kommißbrod und Speck gehabt. Jetzt kriegten wir ein Paar Eier — fünf oder sechs. Die Andern wollten sie gekocht; ich aber esse sie gern roh, und so unterschlug ich ein Paar und zerschlug sie an meinem Degenknopf, was mich sehr erfrischte. Als es dann wieder Tag geworden war, genoß ich das erste Warme seit sechsunddreißig Stunden, — es war nur eine Erbswurstsuppe, die mir General Göben gab, sie schmeckte aber ganz vortrefflich. Später hatte es noch ein gebratenes Huhn gegeben, an dessen Zähigkeit aber

der beste Zahn verzweifelte." Es war dem Minister von einem Marketender angeboten worden, nachdem er von einem Soldaten ein ungekochtes gekauft hatte. Bismarck hatte jenes angenommen, dafür bezahlt und dem Manne noch obendrein das von dem Soldaten erworbene gereicht. „Wenn wir uns im Kriege wieder treffen," sagte er, „so geben Sie es mir gebraten wieder. Wo nicht, so hoffe ich, daß Sie es mir in Berlin zurückerstatten."

Prachtvoll ist auch die scherzhafte Weise, womit Bismarck sich damals der aufdringlichen Friedensvermittler entledigte, die oft nur Abenteurer und Spione waren. In Versailles speiste Graf Bismarck einmal bei dem Kronprinzen in Gesellschaft des Amerikaners John L. O'Sullivan, welcher ehedem die Stellung eines Ministerresidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Lissabon inne hatte und zu der Classe jener Leute zählte, die à tout prix glaubten, durch ihre Vermittelung den Frieden herstellen zu können. Der amerikanische Gesandte Washburne hatte den Amerikaner an den General Sheridan empfohlen. O'Sullivan saß bei dem Diner Bismarck zunächst und sprach über seine Lieblingstheorie, die Neutralität. Beim Weggehen gab ihm Bismarck die Hand und sagte, er wäre erfreut, seine Bekanntschaft zu machen. „Aber Mr. O'Sullivan" — sagte Bismarck — „eine merkwürdige Sache begegnet mir manchmal. Ich mache Nachmittags die Bekanntschaft eines sehr angenehmen Herrn und am folgenden Morgen sehe ich mich wider Willen gezwungen, ihn aus Versailles weisen zu lassen." O'Sullivan erwähnte dies zu den Freunden, welche er Abends besuchte, fand darin aber keine Anspielung auf sich. Sie fanden es indessen. Er ging nach seinem Hotel und traf vor seiner Thür einen preußischen Officier mit dem Befehl, daß er in der Nacht Versailles zu verlassen habe. Er remonstrirte und man willigte schließlich ein, daß er um acht Uhr Morgens abreisen sollte. Vor seiner Schlafzimmerthür wurde eine Schildwache aufgestellt, welche glaubte, die genaue Erfüllung ihrer Pflicht verlange, daß sie alle fünf Minuten während der Nacht die Thür öffne, um sich zu überzeugen, daß der Gefangene nicht entwischt sei.

Bald darauf ein Versailler Seitenstück. Eines Abends wurde dem Kanzler durch den Lieutenant von Uslar eine kurz vorher aus Paris herausgekommene Persönlichkeit zugeführt, deren Pässe auf „M. Angel de Valleyo, Vice-Präsident der spanischen Finanz-Commission in Paris, Attaché der spanischen Botschaft" lauteten. Da Bismarck diesen Angaben nicht traute, sich aber Gewißheit über die Person des Spaniers in möglichst unauffälliger Weise verschaffen wollte, bot er ihm einen Imbiß an, zu dem er noch den Grafen Hatzfeld und seinen Neffen, den Lieutenant Grafen Bismarck, hinzuzog. Bismarck bat, ihn zunächst wegen einer dringenden Arbeit auf kurze Zeit zu entschuldigen, und die drei Herren setzten sich in dem durch Kerzen, welche auf leere Weinflaschen gesteckt waren, erleuchteten Speisesaal zu Tisch, wobei Graf Hatzfeld die Unterhaltung führte. Während dieser dem Spanier versicherte, daß die Deutschen bald in Paris einrücken würden, daß die Loire-Armee vernichtet sei und Metz nächstens capituliren werde, vergaß er keineswegs, den Gast über die geringsten Einzelheiten der Lage in Paris auszuforschen.

Mittlerweile kehrte der Kanzler zurück; er setzte sich auf einen Stuhl dem Spanier gegenüber und verlangte Burgunder. Der Haushofmeister trat in Begleitung eines Bediensteten ein; sie brachten eine Anzahl Flaschen. Bismarck kostete die erste; es war Wein aus Nuits; er fand keinen Anklang. Eine zweite Flasche wurde entkorkt; diesmal schien er befriedigt; er prüfte den Stoff im Licht der Kerze und rief: „Ausgezeichnet! der ist aus Romanée."

„Sie sind Kenner, Herr Graf," antwortete der Spanier, „und in dieser Hinsicht werden Sie mit dem Keller dieses Hauses zufrieden sein . . . ."

Bismarck unterbrach ihn: „Sie sind im Irrthum, dieser Wein ist nicht aus diesem Hause hier, er stammt aus dem Hôtel des Reservoirs. Ich würde Bedenken tragen, für mich selbst das Geringste zu requiriren. Alles was ich brauche, kaufe ich; ich will nicht, daß meine Söhne über mich zu erröthen haben. Das wird Ihnen," fügte er, auf die als Leuchter dienenden Flaschen zeigend, hinzu, „den hier herrschenden Mangel erklären."

Als Bismarck bemerkte, daß das discrete Lächeln, mit welchem der Spanier diese Worte aufnahm, ein wenig Ungläubigkeit ausdrückte, interpellirte er lebhaft den Bediensteten:

„Wie viel bezahlen Sie für diesen Romanée?"

„Sechs oder acht Thaler . . . . Excellenz," stotterte der Diener. „Wohl acht Thaler, glaube ich."

Die Unterhaltung drehte sich weiter um diesen Gegenstand, da Bismarck von seinem Keller in Berlin sprach.

„Ein ausgezeichneter Keller" — sagte er — „denn ich habe einen außerordentlichen Lieferanten, den Marquis de T . . . . ., welchen Sie in Paris kennen gelernt haben müssen. Das ist ein Diplomat, welcher Talleyrand einmal in seinem Leben ausgestochen hat, indem er den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten des Kaisers zwang, ihn zum Marquis zu machen, ohne dies zu wissen. Er ist der Sohn eines reichen Landwirths und hieß einfach Lemarquis. Nachdem er erreicht hatte, daß er als Attaché der französischen Gesandtschaft nach Frankfurt geschickt worden war, fügte er seinem Namen den Namen eines seinem Vater gehörenden Landgutes hinzu; das machte Lemarquis de T . . . . .; dann gewöhnte er sich allmälig daran, daß man seinen Namen in zwei Worten schrieb; endlich schrieb er ihn selbst so. Er kam nach Berlin; ich kannte die Geschichte; als ich das Vergnügen bemerkte, mit welchem er sich Marquis anreden ließ, schmeichelte ich dieser Manier und ließ bei einem diplomatischen Diner unter sein Gedeck eine Speisekarte legen, auf welcher sein Titel auf die aristokratischste Weise schön rund geschrieben stand. Er war hierüber gerührt und schickte mir am nächsten Tage einen Korb ausgezeichneter Burgunderweine, welche er von seinen Gütern in Frankreich bezog. Seitdem ist er mein Lieferant geblieben, und ich befinde mich wohl dabei."

Bismarck erzählte dies alles mit großer Lustigkeit, welche den Diplomaten, dessen Geschicklichkeit in diesem Augenblick ganz Europa in Ungewißheit erhielt, wenig errathen ließ. Man kam auf Paris, dessen Hülfsmittel Bismarck für erschöpft erklärte, und auf die Pariser zu sprechen, welche ohne Zweifel schnellstens capituliren wollten und die Männer des Stadthauses verwünschten. Der Spanier bezeichnete die ganze Bevölkerung von Paris als zur Vertheidigung bis auf das Aeußerste entschlossen, was Bismarck nicht glauben wollte.

. . . „In Paris," warf der Spanier ein, „hatte man großes Vertrauen zu den von Herrn Thiers unternommenen Verhandlungen."

„Diese Verhandlungen, glauben Sie mir," sagte der Kanzler, „betreffen im Grunde viel weniger den Frieden, als die Thronbesteigung der Prinzen von Orléans. Die Franzosen sind unschlau, wenn sie das nicht begriffen haben. Uebrigens haben sie es vielleicht begriffen und sind darum noch mehr dafür eingenommen, mit Herrn Jules Favre anzusaugen und mit dem General Trochu aufzuhören. Ich begreife, daß man dies Alles lieber will, als die Dictatur des Herrn Gambetta, dieses Advocaten ohne Clienten, dessen ganzes politisches Gepäck in Kaffeehausexpectorationen und in drei in der Kammer gehaltenen Reden voll liberaler Phrasen besteht."

„Ich glaube nicht," entgegnete der Spanier, „daß man die Mission des Herrn Thiers in diesem Sinne in Paris aufgefaßt hat. Jedenfalls wurde in Paris gesagt, daß Rußland und England übereingekommen wären, zu interveniren."

„Was sagt man nicht alles in Paris? Rußland und England im Einverständniß!" . . . . Ha! Ha! Ha! Der Kanzler lachte laut und sah dabei den Grafen Hatzfeldt an, welcher respectvoll mit einem discreten Lächeln erwiderte,

worauf er fortfuhr: „Und ihr Spanier, werdet Ihr auch in diese schreckliche Coalition gegen uns eintreten? . . . . Ich hätte geglaubt, daß Sie in diesem Kriege unsere Verbündeten sein würden."

„Der Herr Graf belieben zu scherzen!" warf der Spanier ein.

„Nicht im geringsten. Wir haben den Krieg doch auch ein wenig für Sie geführt, und ich würde es natürlich gefunden haben, daß Sie an unserer Seite marschirt wären. Darum habe ich am Tage nach der Kriegserklärung den Marschall Prim fragen lassen, welches Contingent Spanien stellen würde. Ich bin sehr überrascht gewesen, als ich wahrnahm, daß der Marschall vor den Folgen seiner Politik zurückschreckte."

„Ich bitte um Verzeihung!" erwiderte der Spanier lebhaft, „Spanien hat ebensowenig wie der Marschall Prim die Gewohnheit, zurückzuweichen. Wenn der Prinz von Hohenzollern seine Candidatur nicht zurückgezogen hätte und wenn wir für die Erhaltung unseres Rechts hätten kämpfen müssen, würden wir uns selbst gegen Frankreich geschlagen haben."

„Es ist sehr schade, daß die Sache nicht so gekommen ist," entgegnete Bismarck, „Frankreich wäre dann im Norden und im Süden gefaßt worden und wir würden zu dieser Stunde in Paris sein. Welch ein Aufschwung für Ihr schon zu lange schlummerndes Volk!"

Nach einer Pause fügte er hinzu: „Und welche Absichten hat der Marschall Prim jetzt?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Spanier, „der Marschall beehrt mich mit seinem Vertrauen, jedoch nicht bis zu dem Grade, mich in seine politischen Pläne einzuweihen."

„Nun wohl! da Sie ja bald mit ihm zusammentreffen werden, so sagen Sie ihm, er möge bedenken . . . . Ich bin nicht der Mann, mich in die Angelegenheiten Anderer zu mischen, und Preußen hat nicht im geringsten die Absicht, in die innere Politik Spaniens oder eines anderen Landes sich einzumengen. Indessen, man kann sagen, daß die Wahl eines deutschen Prinzen für Sie die Garantie einer Regeneration geboten hätte . . . . Sehen Sie, die lateinische Rasse ist verbraucht; ich gebe zu, sie hat große Dinge ausgeführt, aber heute ist ihre Bestimmung erfüllt; sie ist dazu berufen, abzunehmen und möglicher Weise schließlich ganz zu verschwinden — als Gesammtheit wenigstens. Weiter sehende Staatsmänner der lateinischen Länder sollten diesen Umwandlungsproceß beschleunigen und leiten, anstatt in unfruchtbaren Anstrengungen sich zu erschöpfen, um eine vom Schicksal bestimmte Sache zu verhindern . . . . Unser Prinz auf Ihrem Throne würde den Spaniern ohne Gewaltsamkeit und ohne Demüthigung etwas deutsches Mark beigebracht haben. Die germanische Rasse ist jung, kräftig, ebenso voller Tugenden und Unternehmungsgeist, wie Sie es ehemals waren. Den nordischen Völkern gehört die Zukunft und sie treten nur in die ruhmvolle Rolle ein, welche sie für das Wohl der Menschheit auszufüllen bestimmt sind . . . ."

. . . Nachdem die Unterredung mehrere Stunden gewährt und der Spanier um die Erlaubniß gebeten hatte, sich entfernen zu dürfen, begleitete ihn Bismarck bis zur Thür und sagte, indem er ihn seinem Neffen überwies:

„Man findet schwer Unterkommen in Versailles. Ich habe Ihnen ein Quartier zurecht machen lassen. Morgen werde ich mein Möglichstes thun, um bei der Militairbehörde zu erreichen, daß sie Ihnen ohne Verzug Ihre Passirscheine aushändigt."

Der Spanier fand seinen Wagen vor der Thür, fünf Minuten später setzte ihn derselbe vor Nummer achtzehn der Rue Montbauran ab, wo Zimmer „für eine Person von Distinction" bestellt worden waren. Die Ordonnanz, welche ihn begleitet hatte, sagte zum Besitzer:

„Sorgen Sie für diesen Herrn, das ist eine große Persönlichkeit: Seine Excellenz hat drei Stunden mit ihm gesprochen und er hat mir soeben zwanzig Francs gegeben . . . ."

Ach! Seine Größe sollte bald zu Falle kommen.

Bismarck mochten die Haltung und die Reden des spanischen Diplomaten, welcher ostentativ den Stern Isabella's und das Kreuz Saint Jean de Jérusalem, letzteres am Halse, trug, auffällig gewesen sein, denn er ließ alsbald Erkundigungen über die Persönlichkeit seines Tischgastes anstellen. Das Ergebniß war: Angel de Valleyo war identisch mit einem Redacteur des „Gaulois", welcher unter dem Namen Angel de Miranda erst kürzlich für dieses Blatt einen von Haß und Galle gegen Preußen erfüllten Artikel geschrieben hatte, worin unter Anderem der König Wilhelm ein „caporal mystique" genannt worden war. In Folge dessen wurde unser Spanier polizeilich überwacht und bereits am 14. October verhaftet, demnächst nach Mainz transportirt und dort als Gefangener „auf Ehrenwort" internirt. Dies hinderte ihn jedoch nicht daran, sich bald heimlich aus dem Staube zu machen.

Diese wahrhaft dramatische Scene, die der falsche Spanier selbst ohne wesentliche Entstellungen veröffentlicht hat, ist ein fertiges, kleines Lustspiel, das den ganzen Bismarck und seinen Humor enthält.

Gewiß, wir kennen auch den leidenden, den verbitterten, sogar den weinenden Reichskanzler, aber das sind nur vorübergehende Stimmungen und Nervosität*en*. Das leichte Thränen seiner Augen ist, wie er erzählt, nur eine vom Vater ererbte Schwäche der Augen, nicht der Empfindung, und als er in Nikolsburg einen Weinkrampf bekam, weil die Generale nach Wien und Ungarn marschiren wollten, da waren es seine durch die Aufregungen und Entbehrungen zerrütteten Nerven, die revoltirten. Immer bricht gleich wieder sein Humor durch und verklärt die herb-großen Züge seines weltgeschichtlichen Profils. Und er ist ihm treu geblieben durch allen Wandel der Zeiten. Die Ungnade seines kaiserlichen Herrn, der Undank seiner Collegen, der Haß der Parteien, die Wuth der Römlinge, Polen, Demokraten und Socialisten — Alles hat er mit geruhigem Humor als etwas Unabänderliches philosophisch ertragen, denn er weiß, wie die Geschichte, wie einst sein *gesammtes* Volk über ihn urtheilen wird. Darum wird er auch heute die „tiefste Entrüstung" seines kaiserlichen Herrn über die dem Einiger die Ehrung versagenden Reichstag verstehen, aber nicht theilen und den verweigerten Huldigungen großer preußischer Städte nur sein oft citirtes „Gefühl der Wurschtigkeit" entgegenbringen, das ebenfalls in seinem Humor wurzelt. Er weiß, daß die Stunde schlagen wird, wo alle Gegnerschaft verstummt und sich mit dem bis zuletzt eisernen Kanzler versöhnt. Wir aber hoffen, daß schon der 90. Geburtstag, den wir noch mit ihm feiern wollen, ein solcher ungetrübter Jubeltag des nationalen Gedankens sein wird.

Die deutschen Symbolisten.

Von Oskar Panizza.

Es schleicht eine Menschenrasse durch Deutschland herum, die mir noch nicht genügend charakterisirt zu sein scheint; deren Staubfäden und geistige Receptiv-Organe noch nicht beschrieben sind. Bald taucht sie in Berlin auf, bald in Wien; einer von ihnen steckt meistens in Skandinavien, einer in Paris; zur Zeit hält sich eine größere Gruppe in München auf. Ich benutze die Gelegenheit, die Gattung zu beschreiben. Die Gattung. Sie Alle sind nämlich *Eins*. Ein Individuum. Viele Persönlichkeiten, aber eine Sache, ein Stock. Wie bei der Koralle: tausende von Thierchen, aber eine Koralle. Ich wurde gefragt, ob ich die Gruppe unter physiologischem oder pathologischem Standpunkte betrachten wolle, also unter Hyrtl oder unter Rokitansky. Ich kann das zunächst nicht beantworten. Wer zum ersten Mal ein Pfauenschwänzchen

unter den Tauben beobachtete, würde leicht auf die Meinung kommen, hier einer pathologischen Bildung gegenüber zu stehen. Aber das Pfauenschwänzchen ist eine wohlcharakterisirte Taube. — Jedenfalls ist es eine neue Menschenrasse.

Sie nennen sich Symbolisten. Das heißt: sie wollen damit sagen, daß sie nicht sie sind, sondern etwas Anderes. Daß ihre Erscheinung, ihr Körper nicht sie sind, sondern nur das Symbol von ihnen. Daß hinter ihnen etwas Anderes steckt, dem gegenüber der symbolische Körper als eine verhältnißmäßig geringfügige Sache erscheint. Daher auch ihre Gemeinschaft, ihre Zusammengehörigkeit, ihre Unität. Denn während sonst Körper sich doch nicht — oder nur schwer — vereinigen können, sind sie, da sie nur den hinter ihnen stehenden psychischen Factor betonen — „transcendentales Subject" würde du Prel sagen — eine Einheit, z. B. eine Kugel, dem gegenüber das äußere Zerfallen in Individualitäten eine Zufälligkeit ist.

Die Symbolisten sind meist Schriftsteller, Künstler, Dichter, Philosophen, Musiker — aber auch gewöhnliche Menschen. Die Gruppe kann gegenwärtig in München, im nordwestlichen Viertel, gut beobachtet werden. Ich mache aber gleich hier auf eine Schwierigkeit aufmerksam, für den Fall, daß Zoologen oder Besitzer von Naturaliencabinetten sich zu einer Nachprüfung des hier Gesagten entschließen sollten: da die Symbolisten ihre sinnliche Erscheinung als etwas ihrem Werthe nach Nicht-Sinnliches, Symbolisches, Anders-Bedeutendes auffassen, so muß auch Alles, was unter diese sinnliche Sphäre als Aeußerung ihrer leiblichen Erscheinung fällt, anders gedeutet werden, nämlich: symbolisch. Wenn also z. B. ein Symbolist singt:

„Die Rose duftet durch den Garten
Und Ambraduft erfüllt das Haus . . ."

so darf ja nicht erwartet werden, daß Rosenduft vom Garten hereindringt, daß überhaupt Rosen im Garten sind. Um Gotteswillen nicht! Auf solche Mißverständnisse sind alle die unrichtigen Berichte zurückzuführen, die bisher in die Literatur und Zeitungen gedrungen sind. — Wie soll man denn dann die Wendungen der Symbolisten überhaupt verstehen? — Dazu gehört eben symbolische Auffassung, Vorbereitung und esoterischer Sinn. Es ist wie mit der Wagner'schen Musik. Den „Tannhäuser" verstand Jedermann; man wußte, um was es sich handelte, und was die Musik ausdrücken wollte. Den „Tristan" verstand bei seinem erstmaligen Auftreten fast Niemand, weil man ihn nach dem Hopsassa des Verdi, nach Mozart'schen Melodien, meinetwegen nach dem „Tannhäuser"-Marsch registriren wollte. Der esoterische Klang drang noch nicht bis in die Seele vor. Heute verstehen die Meisten den „Tristan", und die ihn nicht verstehen, behaupten es doch. Die Spät-Wagnerianer sind eben eine ganz neue Menschensorte, und so sind auch die Symbolisten in der Literatur eine neue Menschensorte.

Triffst du nun, freundlicher Leser, den der symbolistische Stachel noch nicht verletzt hat, in Gesellschaft, bei einem ästhetischen Thee, in einem Concert einen hageren, fast erloschenen Jüngling in düsterer Kleidung, mit crêpe-noir-Cravatte, melancholischen Chopin-Locken und einem Hemdkragen, der das Mondlicht getrunken, so sei auf der Hut, denn gegebenen Falls ist er ein Symbolist. Gehe dann nicht preußisch auf ihn zu und schnarre ihn an: Erlaube mich vorzustellen, mein Name ist Soundso! sondern warte; suche erst seinen Augen zu begegnen — sie sind Gazellen! — Trifft dich dann ein Strahl — keusch wie das Od-Licht — der dir sagt, daß du Derjenige bist, Derjenige welcher, der Freund, der Ersehnte oder der Adept, der Symbolist-Candidat, dann tritt näher, dann wirst du sehen, daß diese Lippe, diese meist glatt-rasirte Lippe — diese Rose — „zu stolz, den Thau des Himmels zu empfangen" — sich dir entknospet, und dir, o du Glücklicher, zulächelt — o schweigt, Nachtigallen! — und ein Reflex, vom Kronleuchter geholt, von einem seiner halbentblößten Schneidezähne — sie sind Elfenbein — dich trifft und dich erfrösteln macht . . .

Die Symbolisten trinken kein Bier. Dies gilt auch für die Münchener Gruppe. Die deutschen Symbolisten trinken kein Bier. Liegt allein schon in diesem furchtbaren Satz eine Welt von Kritik, so wird sie noch vervollständigt, wenn ich hinzufüge: Sie trinken nur Thee und den „schlürfen" sie. Der Symbolist ist meist glatt rasirt, weil ihm seine Apollo-Miene dies gestattet. Seine Wangen sind Thäler mit Maiglockenbüschen. Durch seine Augen ziehen die Schatten der Paranoia. Seine Händedrücke sind Schlangen, die sich durch's Gras ringeln, liebliche Nattern. Auf seinen Lippen lächelt der Selbstmord. Niemals hat der Symbolist eine Stumpfnase, niemals einen Rausch, niemals gebraucht er Kernflüche, niemals trägt er schwere Stöcke, mit denen man zuhauen kann, niemals spricht er so laut, daß ihn noch ein Dritter versteht, niemals hat er ein Examen gemacht, niemals hat er eine unbezahlte Rechnung, niemals trägt er Wäsche, die nicht das Mondlicht getrunken.

Die Vertreter der neuen Gruppe sprechen laut von Schelling, erwähnen freundlich Goethe, preisen Böcklin und lieben Platen. Es ist aber sehr fraglich, ob sie wirklich Schelling, Goethe, Böcklin und Platen meinen, da ihre Sprache symbolistisch, und, wie ich schon oben erwähnte, nicht nach ihrem directen Begriffswerth geprüft werden darf. Es ist sogar Hundert gegen Eins zu wetten, daß, wenn sie von Goethe freundlich reden, sie nicht den Goethe meinen, den wir Alle kennen, sondern den Goethe, den sie sich herauslesen, also einen esoterischen Goethe. Denn daß sie ihn nicht als Vorbild verehren können, liegt glatt auf der Hand. Ob sie bei Böcklin mehr wie die schöne blaue Farbe im Auge haben, möchte ich bezweifeln. Was sie unter Schelling verstehen, ist um so räthselhafter, weil auch schon vor den Symbolisten, wenn Einer sagte, er habe den Schelling verstanden, niemand wußte, was er meinte. Und was sie unter Platen verstehen, was sie darunter verstehen, wenn sie sagen, daß sie Platen lieben, ich weiß nicht, was sie damit meinen.

In himmelblauen Plüsch-Schlafröcken von weichster Seide, die in geistlichem Schnitt bis auf die Ferse reichen, und deren herzförmiger Ausschnitt oben den nackten Hals — o weißer Schwan! — umschließen, ruhen diese Göttlichen zu Hause auf weichunterlegten Lutherstühlen oder auch auf Dreifüßen, den himmlischen Kopf leicht auf die Seite geneigt, in der langen, bleichen, weißen Hand den schlanken Kiel, und mit dem Ausdruck leichenhaften Empfindens im wächsernen Antlitz, auf den ausgesogenen Lippen die Lieblichkeit des mißglückten Selbstmordversuches, hauchen sie auf die elfenbeinerne Schreib-Unterlage:

„— du müßtest mir durch die Gemächer schreiten — —"*)

Oder:

„Owe war sint verswunden alliu miniu jar!"

oder ein Citat aus Baudelaire:

„O Mort, vieux capitaine, il est temps! levons l'ancre!
Ce pays nous ennuie, o Mort!"

Sonst? „Was schreiben sie sonst?" — Was sollten sie sonst schreiben? Sollten sie denn sonst Etwas schreiben?! — „Wie geht das Gedicht weiter?" — Welches Gedicht? — „Du müßtest mir durch die Gemächer schreiten." — Ist es denn ein Gedicht? — „Es steht doch als Gedicht dort.

*) Fritz Cassirer, „Edgar", eine Dichtung. In 100 Exemplaren gedruckt. Nr. 22, 101 Seiten. Druckort? Keiner! (Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874. § 6.) Verlag? Keiner! (Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874. § 6.) Vertrieb? R. Loebell, München, Theresienstraße 53. Papier? Feinstes Elfenbeinpapier. Wieviel pagina? Hundertsechs. Davon bedruckt? Siebzig. Von den bedruckten wie viel zur Hälfte leer? Einundfünfzig. Lettern? Für die Ueberschriften Fractur, für den Satz Schwabacher, für den Umschlag Antiqua.

Reimt es sich denn oder hat es Rhythmik?" — Nein! „Also ist es doch kein Gedicht!" — Eine Zeile! — „Was folgt denn nach der Zeile?" — Nichts! — „Was kommt denn vorher?" — Nichts! — „Ist es denn der Anfang des Gedichts?" — Der Anfang! — „Und wie geht es weiter?" — Es geht nicht weiter! — „Wie schließt es denn?" — Es schließt ebenso! — „Und was steht zwischen Anfang und Schluß?" — Nichts! — „Was steht denn auf der vorhergehenden Seite?" — Nichts! — „Und auf der folgenden?" — Nichts! — „Ist es denn das ganze Gedicht?" — Das ganze Gedicht! — „Was steht sonst noch auf der Seite?" — Die Seitenzahl 101.

Eine der Hauptbeschäftigungen der Symbolisten ist das Sterben, und mit wahrer Inbrunst ergeben sie sich dieser grausamen Uebung:

„Manchmal gehe ich zur Folterkammer
Die aus schwarzem Eisen ist
Meine stille Freundin zu besuchen
Die aus schwarzem Eisen ist
die eiserne Jungfrau

Fridolin, mein lieber Trautgeselle,
Hülle meine Ohnmacht, trage
Mich im Blute meiner rothen Wunden
Aus der schwarzen Kammer weg
von der eisernen Jungfrau

Denn nun kann ich schöne Lieder singen
Mich und Dich gar tief zu rühren
Nun im Blute meiner roten Wunden
Jubl' ich wie ein Sommervogel.
Dank! eiserne Jungfrau!"*)

Ueber das Verhältniß der Symbolisten zum Weib habe ich die genauesten Forschungen angestellt, aber leider nichts in Erfahrung bringen können. Kein Klatsch, keine Indiscretion, kein Ehebruch, kein breach of promise, geschweige ein uneheliches Kind. In der ganzen vorhandenen Literatur, so weit ich ihrer habhaft werden konnte, kein echtes, ehrliches Liebesgedicht. Bei einem Dutzend der Ergüsse weiß man nicht, an wen sie gerichtet sind, da die verwaledeite Einrichtung der deutschen Sprache die Feminin-Endung bei Eigenschaftswörtern und participia perfecta nicht erkennen läßt. An wen ist es z. B. gerichtet, wenn Stefan George singt:

„Lauschest Du des feuers gesange
Lagert sich neben dein knie meine wange
Mit zagen geniesst sie dein zartes warm

Ihre kühne flammende röte
Fürderhin mir deine nähe verböte
Ich bin in dem himmel ein sklav dem harm

Legst in mitleid du mir die haare
Einzige Lohnung! und oft noch in fahre (?)
Verharr ich vor deinem erhabnen stolz . . . . ."**)

oder wenn Cassirer — nebenbei gesagt der Begabteste neben Dauthendey — klagt:

„Als ich Dich hielt in der Nacht und Dein Herz schlug an meinem Herzen —
Als ich Dich fühlte in jener Nacht und meine Wange fühlte die zarte Feuchte deiner Wange —
Als in jenen Stunden mein Finger Dich zu erraten suchte — — —
Da, eng Dir verbunden, wagten meine Lippen nicht schüchterne Frage.
Doch siehe! ich fühlte ich fühlte — —: Daß Du mich nicht liebtest.
Zu Eis glaubte ich würde das klopfende Herz in mir und wie einen Schrei fühlte ich meine Einsamkeit.
Aber nächtens, auf einsamem Lager, darf ich da nicht — nicht wahr? — Dann darf ich träumen, Du träteſt zu mir an mein Lager?
und Deine engelländischen Finger besänftigten die schwarzen Locken meines Hauptes?
oder legten aus der Stirne mir die schwarzen Haare feucht vom Schweiße geheimer Ängste? — —
Denn ich bin, mußt Du wissen, sehr verlassen."***)

*) Fritz Cassirer, a. a. O. S. 85.
**) Stefan George, Pilgerfahrten. Wien, Verlag der Blätter für die Kunst. S. 11.
***) Fritz Cassirer, a. a. O. S. 37.

Auf der andern Seite muß ich aber ebenso wahrheitsgetreu versichern, daß ich kein Gedicht getroffen habe, welches direct an einen Knaben gerichtet gewesen wäre. Wie dieses Fischgeschlecht sich fortgepflanzt, ist noch nicht eruirt.

Geheimnißvoll, wie ihre erotischen Beziehungen, ist auch alles Uebrige an diesem merkwürdigen Geschlecht. Wo sie ihre Bücher drucken lassen, niemand weiß es. Wo sie das körnige Papier hernehmen, gemischt mit Sandelholz, niemand weiß es. Das Elfenbeinpapier von Fritz Cassirer bringt die Papier-Grossisten, denen ich es zeigte, außer sich. Kein Verleger verlegt sie. Kein Drucker druckt sie. Kein Reichspreßgesetz straft sie. Die „Blätter für die Kunst", der Versammlungsort ihrer gemeinsamen Seele, erscheinen nirgends, sie haben kein Titelblatt, tragen als Band- und Heft-Nummer die tollsten Zeichen und auf dem Umschlag wird jeder gewarnt: „Der Leserkreis dieser Zeitschrift ist ein geladener!" Man glaubt allgemein, die Hefte werden auf dem Meere gedruckt, zwischen Norwegen und der deutschen Nordseeküste. Die Reihenfolge der Verse und Worte macht den Eindruck, als wäre nur jedes zweite oder dritte Wort irdischer Provenienz, der Rest dagegen in der vierten Dimension gelegen, wo wir groben Irdischen sie eben nicht sehen, und daher die Gedichte nicht verstehen, z. B. wenn Stefan George singt:

„In alte lande laden bogenhallen
Schlanke kolonne
Und licht in dem getragne strofen schallen
Dort sog ich sonne
Nach einer flucht aus feuchter drachen krallen

Am rand der gärten riss mich eine nadel
Theerose gelbe rose
Mit sattem schmelz und ohne weissen tadel
Mächtige mildelose
Schon tropfen tau beklömmen ihren adel

Zu früh noch will ich mich am wolgeruche
Erster veilchen beleben
In heissen häusern ich sie spärlich suche
Ihr in die nähe zu schweben
Erlös ich freunden duft aus meinem tuche."**)

Dort, in jener vierten Dimension, liegen offenbar auch die Interpunktions-Zeichen und großen Buchstaben, die hier fehlen. Wir machen alle deutschen Regierungen, auch wenn das „Umsturz"-Gesetz nicht zu Stande kommen sollte, nachdrücklichst auf diese gefährliche Sorte moderner Rosenkreuzer und Illuminaten aufmerksam, die auf der einen Seite von einer „höchsten Freiheit der Bewegung" reden**), auf der andern Seite durch ihren Wortführer Paul Gerardy verkünden, sie seien „keine Sittenprediger und lieben nur die Schönheit die Schönheit die Schönheit."***)

Ich besann mich und besann mich. Ich wollte der Sache auf den Grund kommen. Mit all' meiner naturwissenschaftlichen Methode, mit der ich die Anatomie, die Physiologie, die Fortpflanzung, die Erotik und die literarischen Künste dieser neuen Secte ergründet zu haben glaubte, blieb ein bitteres Gefühl in mir zurück, daß ich nicht auf den Grund gekommen sei, daß ich die wahre geistige Sphäre dieser „Schönheits"-Enthusiasten nicht ganz erfaßt habe. — Und ich ward fortgetragen im Geiste. Und siehe, ich sah einen schlanken Tempel mit glatten Marmorsäulen, eingehüllt in Epheu, verborgen im Dunkeln, wie sie auf Cythere stehen und dem Adonis geweiht sind. Von Fern her glänzte das blaue Meer und ich hörte das Aufschlagen der weißen Wellenkämme. Und der Engel, der mich geleitet hatte, trat zu meiner Rechten und sprach: Tritt näher. Und ich trat näher. Und siehe, ich sah zu beiden Seiten des weißen Portals, welches griechisch gebaut war und herausleuchtete aus dem Ginster wie die Schneehäupter des Hebron aus dem Nacht-

*) Stefan George, a. a. O. S. 15.
**) Blätter für die Kunst (ohne Verlag). Zweite Folge, Band I, S. 1.
***) a. a. O. Zweite Folge, Band IV, S. 113.

himmel, zwei nackte Knaben, die waren köstlich gebaut und auf ihren Stirnen lag Lieblichkeit. Und trugen Tafeln in den Händen; darauf stand: „Anmuth“ und „Schönheit“. Und ich stieg hinauf die Treppen und kam hinein, und siehe, es waren da keine Fenster; der Bau ringsum geschlossen, also daß niemand hinein sehen konnte. Und ringsherum in der Runde, ein weniges von der Wand entfernt, standen zwölf Säulen aus Jaspis, die glänzten wie die Morgenröthe, mit Akanthus und Weinlaub in den Kapitälen, und trugen die Kuppel. Und von oben goß blutrothgefärbtes Sonnenlicht in die Mitte des Saales. Und der Estrich war gedielt und gebohnt mit Symbolen, die ich nicht nennen darf, und glänzte heftig. Und der Engel schritt mir voran und ging für mir. Ich aber folgte. Und der Engel sprach: Komm und siehe! Und ich kam, und siehe, da war gebaut in der Mitte ein Opferaltar, der war aus einem einzigen Stück. Und war weiß. Und auf dem Block lag ein Kissen aus weißem Atlas, genähet mit Seide. Und auf dem Kissen lag ein Haupt, das war frisch abgeschnitten. Und blutete heftig. Und es lief herunter über den Atlas und färbte ihn roth. Und lief auf den Block von weißem Marmor. Und rieselte herunter auf den Boden. Und das Haupt leuchtete in jünglinghafter Reinheit und war tadellos wie eine köstliche Leiche. Die Stirne geglättet in Schönheit und frei von den Furchen des Gedankens. Die Schläfe weiß wie Alabaster und mit dem blauen Geäder des Granits. Die Nase glatt und tadellos gebaut wie eine Lilie. Und war nichts Jüdisches an ihr. Die Locken weich und wallend wie Antinous-Locken. Auf den bleichen Wangen lag Lieblichkeit wie Maiblumenbüsche. Und von den blutleeren, geöffneten Lippen lächelte die Freude des gelungenen Selbstmords.

Und ich wandte mich zum Engel und frug: Was bedeutet es? — Und der Engel antwortete: Es ist das Haupt des deutschen Symbolismus! — Ich verwunderte mich aber und sprach: Ist es das Haupt von Otto Erich Hartleben? — Und der Engel verneinte. — Ich ärgerte mich aber, daß es nicht das Haupt von Otto Erich Hartleben war. Und frug wiederum und sprach: Ist es das Haupt von Paul Gerardy (Berlin)? — Und der Engel verneinte — Oder das Haupt von Dauthendey (Norwegen)? — Oder von Stefan George (Paris)? — Oder von Loris (Wien)? — Oder von Fritz Cassirer (München)? — Und der Engel wandte sich zu mir und sprach: Es ist nicht das Haupt Dieses oder Jenes. Es ist das Haupt des deutschen Symbolismus. Denn sie sind alle Eins. — Und warum ist das Haupt des deutschen Symbolismus abgeschlagen? — Die symbolistische Dichtung gedeiht nur im Augenblick des Selbstmords, wie geschrieben steht: „Denn sie sind keine Sittenprediger, sondern lieben nur die Schönheit die Schönheit die Schönheit.“ —

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Harun al Raschid II.

„Gut! Sehr gut! Ganz meine Auffassung,“ entschied der Fürst beifällig nickend. „A propos — wie lange haben wir noch zu fahren?“ fügte er hinzu, sich von seinem Sitze erhebend und an eines der Fenster tretend. Eine Anzahl Glühlampen verbreiteten ein mildes Licht in dem Salonwagen des Hofzuges; das zarte Goldbraun der Polster leuchtete im Widerstrahl der Spiegel, die in Abständen die Wagenwände bedeckten.

„Majestät, vierzig Minuten,“ erwiderte der Adjutant, der sich gleichfalls erhoben hatte. Der König hatte geruht, ihn in ein Gespräch zu ziehen; die Verwendung der Cavallerie im Zukunftskriege hatte das Thema gebildet. Zum Glücke hatte der junge Graf einige Tage zuvor einen einschlägigen Artikel der Militärzeitung in sich aufgenommen, der — obgleich aus bürgerlicher Feder — die Frage vortrefflich behandelte. Er beschloß das Blatt künftig mit noch größerer Sorgfalt zu lesen; für den Augenblick befolgte er den erhaltenen Wink und entfernte sich, nach einer — der königlichen Rückseite gemachten — Verbeugung.

In gleichmäßiger Schnelligkeit verfolgte der Zug seinen eisernen Weg, durchfuhr Station um Station, deren Lichtreihen im Fluge hinter sich lassend. Der Mann am Fenster hatte das seidene Gehäng zurückgeschoben und blickte hinaus in die hereinbrechende Nacht; sein Land war's, das er durchfuhr, jede Drehung der Räder brachte ihn der Hauptstadt näher. Fern im Westen lag noch ein dumpfes Roth, vermischt mit Streifen von Grauviolett, die langsam in Schwarz übergingen; dort war die Sonne hinabgesunken. Die Streifen verschoben sich und nahmen Gestalt an; über das Roth hatte sich eine Wolke gesenkt, sie theilte sich und ließ die dunkle Gluth des Hintergrundes durchschimmern, einem Riesenthore gleich, aus dessen Wölbung Feuer brach. Vor dem Thore lag ein Ungeheuer, sein gleichfalls aus Wolken gebildeter Schweif verlor sich im Dunkel. Einige Augenblicke noch erglühte das Roth, warf seinen Abglanz auf den Kopf des phantastischen Ungethüms, dann wurde es bläßer und bläßer, und bald lag Nacht, eine stille Märznacht über der weiten Ebene. Der Fürst war dem Farbenspiel gefolgt, er trat zurück und griff nach einer Zeitung. Er überflog die Spalten, plötzlich stutzte er und wurde aufmerksamer.

„Donnerstag Abend findet in den Sälen der Löwenbrauerei eine Volksversammlung statt. Thema: Die neuen Steuermaßnahmen der Regierung.“

„Täglich kecker!“ murmelte er. „Sie warten nicht mal mehr, bis die Kammer sich damit beschäftigt.“

Er legte das Blatt weg und griff nach einem anderen, um es nach kurzer Frist wieder bei Seite zu schieben. Seine Laune war gestört. Glaubten die guten Leute denn, es mache ihrer Regierung nur so Spaß, hin und wieder die Steuerschraube etwas anzuziehen. . . . Im Grunde war es wohl gar nicht das Volk, . . . dessen Lage war gar nicht so schlimm, wie einzelne behaupteten; die säten das Unkraut der Unzufriedenheit, stachelten die Massen und warfen sich auf zu Führern. Was denn — so frug er sich — hatte er vor seinen Unterthanen voraus? Die größeren Schulden etwa . . . das bessere Essen und Trinken? . . .

„Gott bewahre!“ murmelte er lachend. „Wenn man, wie ich, Wein zu einer Mark die Flasche trinkt! . . . Und die Souverainetätsrechte! . . . Die haben wir uns selbst beschnitten . . . Was also bleibt viel! . . . Das Vergnügen, jedes Halbjahr einen neuen Minister zu suchen . . . einer immer ‚fähiger‘ als der andere.“

Doch die Selbstironie hielt nicht lange an, der Aerger kehrte wieder: was konnte dieser Referent vorbringen? Wahrscheinlich war er Rechtsanwalt, einer von der Sorte, die sich aus Mangel an Klienten an der Regierung rieb; zugleich die beste Art, sich einen Namen zu machen . . . Wollte der Kerl gerecht sein, so mußte er gestehen, daß kein Pfennig verloren ging, das Geld floß wieder zurück . . . in's Volk . . . wenn auch nicht gerade in die Taschen derer, die es hergegeben . . . Ob wohl Gegner auftraten? . . . Hoffentlich! . . . Wozu hatte er seine Beamten, wenn sie dem Erstbesten zuließen, die Regierung anzugreifen! Wieder griff er nach dem Blatte. Es war nicht unter jenen, die ihm regelmäßig vorgelegt wurden; ein Zeitungsverkäufer mußte es unterwegs in den Wagen geworfen haben. Allem nach schien es besser redigirt, als die „Offiziöse“, die zu lesen er verurtheilt war. Er vertiefte sich mehr und mehr in den Inhalt.

„Unverschämt!“ murmelte er nach einer Weile. „Unverschämt, aber — wahr.“ Er las weiter:

„So sehen wir denn, daß der Mann, der am meisten Grund hätte das Leben des Volkes, *seines Volkes* zu kennen, die denkbar geringste Fühlung mit demselben besitzt. Ja — wir behaupten, er kennt sein Land nicht einmal äußerlich. Die Stadt, das Städtchen, die er mit seinem Besuche beglückt, sie legen Festgewand an, desgleichen die Menschen. Wir wollen die Potemkin'schen Dörfer, über die sich hier sprechen ließe, heute unerwähnt lassen, wir erinnern nur an die Vorfälle im L. . . .'schen Kreise, wo den Bauern während der letzten Hofjagden nahegelegt worden war, in sonntäglicher Gewandung ihren Arbeiten nachzugehen. Der Kreis ist einer der ärmsten des Königreichs; dem Landesvater sollte das Gegentheil beigebracht werden.“

„Wirklich hübsch! Der Sache werden wir auf den Grund gehen!“ murmelte der Lesende. Das Blatt sollte künftig täglich auf seinem Schreibtisch liegen! Er fuhr fort in seiner Lectüre:

„Aber das Parlament . . . werden einzelne unserer Leser sagen, . . es ist doch der Ort, von dem aus das Volk zu seinem Herrscher spricht! . . . Wir lassen den Wenigen, die so sprechen werden, ihren glücklichen Wahn; wir sehen uns zu selten veranlaßt, den Parlamentarismus im Lichte dieser hohen Auffassung zu betrachten. Uns erscheint diese Institution ein republicanisches Pfropfreis auf den — beiläufig gesagt etwas gealterten — Baum der Monarchie. Das Volk, das sich gewöhnt hat, auf dieses Pfropfreis zu blicken, glaubt sich zu regieren und wird regiert. Der Wille Gottes geschieht allezeit, sagt das Buch der Bücher an mehr denn einer Stelle, wir möchten sagen: das Parlament mag stimmen wie es will, am Ende geschieht doch nur, was die Regierung gut heißt.“

„Hat etwas für sich,“ murmelte der Fürst mit ironischem Lächeln; er steckte das Blatt zu sich und lehnte sich zurück, den Blick auf die

Intarsien und Malereien der Decke gerichtet. Das Blatt hatte ihn zum Nachdenken angeregt, was sich von der Lectüre der „Officiösen“ nur in seltenen Fällen sagen ließ. Unter das Volk gehen! . . . Die Sache klang so einfach, fast einladend; in der Nähe betrachtet, fiel sie ab. Wann, wo? war die Frage. . . . Er gehörte nicht zu denen, die vor einer Berührung mit dem Volke zurückschreckten; nein — er war nie zimperlich gewesen und würde es auch niemals werden. Doch da war ja die angekündigte Versammlung! Sie hatte ja den Anstoß zur Durchsicht des Blattes gegeben. . . . Ein Hinderniß lag nicht vor, nöthigenfalls konnte er sich Zeit schaffen . . . Gut denn! . . . Er wollte sehen mit eigenen Augen, hören mit eigenem Ohr; wie jener Chalif von Bagdad wollte er unter sein Volk gehen und — —

„Harun al Raschid II.“ murmelte er lächelnd, während sich seine Augen zu leichtem Schlummer schlossen. Indessen verfolgte der Zug seinen Weg um Windeseile.

— — — So hatte er denn seinen Entschluß ausgeführt. Im einfachen grauen Ueberrock stand er an einer der Säulen des Hintergrunds, über sich die Galerie, vor sich den endlos großen Saal und die Rücken der Menge. Der Redner war zu Ende, der Beifall hatte sich gelegt. Der Vorsitzende erhob sich und forderte etwaige Gegner auf das Wort zu ergreifen. Der Mann an der Säule ließ den Blick über den Saal schweifen; da war auch nicht eine Hand, die sich erhob, nicht eine Stimme, die sich des angegriffenen Theils annahm. Die Tausende, die eben noch Beifall gebrüllt, sie würden hingehen im Glauben an die Wahrheit des Gehörten; hatten doch die Gegner nicht einmal den Versuch einer Widerlegung gemacht.

In ihm kochte es. Wo waren sie heute . . . die sich um ihn schaarten bei Festen und an Tagen, da der Gnadenregen der Standeserhöhungen und Ordensverleihungen auf die in Demuth gebeugten Rücken niederträufelte! . . . Hatten die, deren Beruf es war, über der Ruhe des Landes zu wachen, keinen Andern zu entsenden gewußt, als den Polizeilieutenant?! . . . Wo waren die Männer des Geistes und der Politik?! . . . Wollten sie alle warten, bis daß der Kampf auf der ganzen Linie ausgefochten . . . bis Volk und Herrscher sich freund gegenüberstanden! . . . Kein Hahn brauchte die Stunde zu bezeichnen, da er verleugnet wurde; die Stunde zog sich durch den ganzen Tag.

So wollte er denn selbst vor die Menge treten, als der Ihren einer zu ihr sprechen, denn sein Volk war und blieb es selbst hier, wo er es auf Irrwegen betraf. Er war sich sicher, unerkannt zu bleiben, und wenn er erkannt wurde — was verschlug's! Nur in seltenen Augenblicken hatte ihn eine so hohe Auffassung seines Berufes erfüllt.

„Herr Kaufmann Walter hat das Wort,“ rief der Vorsitzende zur Klingel greifend.

Er stand oben, vor sich die Gesichter der Menge. Ihm war als blickte er in ein großes Antlitz des Hasses und des Widerwillens, und doch wußten sie alle noch nicht mehr, als daß er beabsichtige sich der Regierung, ihrer Regierung anzunehmen! . . . Genügte das schon, ihm einen solchen Empfang zu bereiten, wo war dann das Volk, von dessen Jubel die Dithyramben der „Officiösen“ zu berichten wußten, wenn er oder ein Glied seines Hauses Anlaß zur Feier eines Tages hatten! . . . Einer Wolke gleich lagerte dichter Tabakrauch über dem Saale; dort unten, am Ende, stand die Säule, daran er gelehnt; nun stand ein Anderer dort; er trug denselben grauen Ueberrock; sein Gesicht war nicht zu erkennen.

Inzwischen war Stille eingetreten, die Klingel ruhte.

Er begann. Punkt für Punkt suchte er den Gegner zu widerlegen; der stand am Fuße des Podiums; sein spöttischer Blick lag abwechselnd auf ihm, dann wieder auf der Versammlung. Zwischenrufe ertönten, sie steigerten sich, bald war ein Weitersprechen unmöglich gemacht. Der Vorsitzende saß verschränkten Arms vor seiner Klingel und starrte zur Decke.

Erbitterung erfaßte ihn. Nicht ehrliche Gegner hatte er vor sich, hier bedurfte es einer andern Sprache.

„Verführte!“ rief er über die Versammlung hin, „ist denn nicht einer unter Euch, der sich sagt, daß Ihr an den Säulen des Baues rüttelt, der Euch alle trägt! . . .“

Ein Tosen erhob sich, darin das Gebimmel der Glocke machtlos verklang. Die Vordersten erstiegen die Tribüne, sie drangen auf ihn ein.

Schon sah er sie vor sich, verzerrte Gesichter, Haß in den Augen und die Fäuste zum Schlage erhoben.

„Ein letztes Mal zurück! . . Vor Euch steht Euer König.“

Sekundenlange Stille folgte, es war, als habe ein Zauberwort die Entfesselten gebändigt, dann erhob sich ein brausendes Hohngelächter und ließ ihn erschauern bis in die letzte Fiber.

Blitzgleich durchfuhr ihn die Erkenntnis: Du bist ihnen ein —

Im nächsten Augenblick gewahrte er den Polizeilieutenant. Der Mann trat auf ihn zu, er lächelte . . verbindlich . . liebenswürdig und einladend . . er legte ihm die Hand auf die Schulter . . . . ein Stoß und — der Fürst erwachte. Der Hofzug war in die Halle eingefahren.

— — — Der Minister und die Spitzen der Behörden standen auf dem Bahnsteig versammelt; sie alle bückten sich, als der Fürst dem Wagen entstieg. Bleich und finstern Blicks nahm er die Begrüßung entgegen. Doch auch die Harrenden schienen durch ein besonderes Ereigniß bedrückt zu sein; dem geschärften Blick des Monarchen entging dies nicht. Der Bahnsteig war für das Publicum gesperrt, an den Zugängen zur Halle standen Posten mit blanker Waffe. Im Wartesaal angelangt, wandte er sich an den anwesenden Polizeidirector.

„Was soll die Absperrung? . . Mein bester Hilben — Sie wissen, ich bin nicht für Dergleichen.“

„Majestät — ich glaube . . zumal heute —“ Er brach ab und blickte hilflos auf den anwesenden Staatsminister.

„Was ist vorgefallen?“ wandte sich der Fürst an den Minister.

„Majestät . . wir alle sind indignirt . . . Heute Früh fand eine Ansammlung Arbeitsloser statt, es kam zu Zusammenstößen. Die Polizei sah sich genöthigt Verhaftungen vorzunehmen, zwanzig an der Zahl . . . Ich würde Eure Majestät gebeten haben, mir heute noch eine Audienz zu bewilligen.“

Der Fürst preßte die Lippen zusammen und blickte zu Boden.

„Kamen Verwundungen vor?“ frug er nach einer Pause.

„Nein.“

„Gott sei Dank!“ murmelte er. Noch lag kein Blut zwischen ihm und Jenen. „Aber . . haben die Leute denn gar keinen Versuch gemacht, sich Gehör zu verschaffen?“ setzte er lauter hinzu.

„Doch.“ Der Minister zuckte die Achseln und warf einen Blick auf das anwesende Stadtoberhaupt.

„Ja, und —?!“ Der Fürst begann ungeduldig zu werden. „Wer ist der Schuldige?! . . .“

„Majestät . . der Magistrat . . wir alle glaubten —“ stotterte das Haupt der Stadt.

„Ich verstehe. Sie empfehlen den Leuten weiterzuhungern,“ fiel der Fürst schneidend ein. „Wir werden die Sache verfolgen. . . . Vorläufig . .“ — er warf einen Blick auf die Runde, dann auf den Polizeidirector — „vorläufig sind die Inhaftirten freizulassen und mir vorzuführen und zwar innerhalb einer Stunde! . .“

In Begleitung des Adjutanten bestieg er den harrenden Wagen, eine Versammlung Verdutzter zurücklassend. Die elektrischen Lichtträger des Bahnhofsplatzes machten die Nacht zum Tage; die harrende Menge, die sie beleuchteten, verhielt sich anfänglich zurückhaltend. Als die Pferde anzogen, begannen Hochrufe laut zu werden, sie verstärkten sich, der Fürst dankte.

Wer weiß — dachte er — ob die, die den Anfang gemacht, nicht dafür bezahlt sind. Er blickte an den Häusern empor, er bemerkte, daß ein großer Theil Flaggenschmuck angelegt hatte; vom Balcon eines Hôtels strahlte eine Gassonne mit dem königlichen Wappen in die Nacht hinaus: er wandte den Blick ab und zur andern Seite. Der Wagen lenkte aus dem Geschäftsviertel in das der „obersten Zehntausend“. Immer brausender erklangen die Hochrufe des Publicums, das in eleganten Frühjahrstoiletten die breiten Bürgersteige entlang fluthete; Reihen kleiner Lämpchen zogen sich die Gesimse entlang; die Straßen waren stellenweise in Licht getaucht. Ein bitterer Zug legte sich um den Mund des Gefeierten. Hier Glanz — und dort hungerten sie! Ihm schien mit einem Mal, als fahre er durch ein großes Potemkin'sches Dorf . . . . . Sein Herz sehnte sich nach dem Augenblicke, da jene hungernden Parias vor ihm stehen würden; als Vater des Landes wollte er ihnen gegenübertreten, Brod und Freiheit sollten sie empfangen — aus seiner Hand.

Da plötzlich . . kehrte ihm das Hohnlachen seines Traumes im Ohre wieder. Der helle Schimmer auf seinen Zügen erlosch. Die Zeit, die Jahre . . „Zu spät!“ murmelte er, „zu spät geboren!“

Und langsam fuhr der Wagen über die Schloßrampe und vor das Portal. B.

Aus der Hauptstadt.

Riesenspielzeug.

Die pudelnärrische Nation, die das nicht ganz unebene Landgebiet zwischen Zugspitze und Belt, Riemen und Vogesen pflügt, beerutet und mit Hypothekenzinsen belastet, fand in diesen letzten Tagen wieder überreiche Gelegenheit, ihre absonderlichsten Eigenschaften ins helle Licht des Tages zu rücken. Sie liebt es, Dinge schweigend zu ertragen, die jedes andere Volk, wenn nicht zu aufrührerischer Verzweiflung, so doch zu tobender Entrüstung treiben würde, und sie entrüstet sich wüthend über Menschen und Geschehnisse von unsagbarer Gleichgiltigkeit. Eben hat der Staatsrath seine Sitzungen mit einer Ablehnung des Antrages Kanitz geschlossen, des Antrages, auf den die Bauernschaft, ob mit Recht oder Unrecht, ihre letzten Hoffnungen setzte, und triumphirend dürfen die Agrarierfeinde — das heißt, rund heraus gesagt und ohne alles Comödienspiel, die Zwischenhandel Erösusse, die Industrie Goldspinnen — triumphierend dürfen die Stadtpolitiker verkünden, daß nun der Landwirth-Bewegung das Rückgrat gebrochen sei. Der Staatsrath ist von Bismarck einst mit beleidigend drastischer Satire gekennzeichnet worden; es kennzeichnet ihn heute, daß Herrschaften, wie der Geschäftsinhaber der Discontobank, Herr Russel, daß Wirkl. Geh. Commerzienräthe und sonstige Gelddirectoren allen Ernstes über bäuerliche Interessen mit berathen und sogar über Maßnahmen zum Heile oder Unheile des Korner-

haus abstimmen dürfen. Man hat nichts davon gehört, daß in der Börsen-Enquête-Commission Gutsbesitzer und Viehzüchter vernommen worden sind, obgleich diese Männer seit Argentinien und Baring Brothers doch leider gar nicht mehr der erforderlichen Sachkenntniß entbehren. Die Beschlüsse des Staatsrathes, deren positiver Werth etwas weniger als Null ist, weckten in der agrarischen Presse hier und da ein leises Knurren des Widerstandes; wären die Leiter dieser Presse ehrlich und bedächten sie, daß durch das Votum einer an sich so eminent einflußlosen Körperschaft die ganze Bewegung mit einem Schlage zur thatsächlichen Unfruchtbarkeit verdammt worden ist, so müßten sie jetzt wie auf Commando ihre Posten dem tapfern Manne aus Ranzen überlassen, der wenigstens schreien konnte, schreien, schreien. Jede weitere Beschäftigung mit dem doch sehr wohl discutirbaren und zum mindesten sehr geistvollen, sehr entschlossenen Antrag Till-Jaurès-Kanitz im Reichstage und in Commissionen würde jetzt eine kindische Farce sein; helle Entrüstung, begeisterter Widerstand, Verstärkung der bäuerlichen Bundesmacht, bis der letzte Mann und der letzte Groschen aufgebracht ist, wäre die einzige Antwort. Aber alle Entrüstung, über die der vaterländische Deutsche zur Zeit verfügt, verschwendet er an untergeordnete Männerchen. Der Riese reckt nicht das gehärtete Erz seiner Arme zu beträchtlicher That und dringt dann durch, trotz alledem, um zu erreichen, was er erreichen muß; er nimmt sich ein Spielzeug her und läßt daran seine Wuth aus.

Ein paar putzige Kerlchen, die durch irgend ein verrücktes Wahlsystem dazu berufen sind, die Geschicke der großen Commune Berlin zu leiten, haben das Bedürfniß verspürt, Europa von sich reden zu machen. In Friedenszeiten sucht ein Theil dieser ehrenwerthen Brutusse höchste Befriedigung darin, Markthallenterrains mit gar nicht bescheidenem Nutzen an die Stadtverwaltung zu verkaufen und Söhnen, Neffen und Vettern, oder auch sich selbst, gut bezahlte Stellen in den Aufsichtsräthen und Directionen solcher Actiengesellschaften zu verschaffen, die von der Stadt und unter Umständen von den Launen der sogenannten Stadtväter abhängig sind. An sich ist gegen diese Ausübung des Mandates nichts einzuwenden, und einzuwenden ist auch nichts gegen die gentile Geflogenheit einzelner, zufällig jüdischer Mitglieder des Collegiums, antisemitische Lehrer an städtischen Schulen dadurch zu vernichten, daß man ihnen, die sich nicht vertheidigen können, grobe Pflichtwidrigkeiten vorwirft. Das reizvolle Bild dieser Gruppe, die Vaterstatt an der unglücklichen Vaterstadt vertritt, empfängt allerdings noch intimere Beleuchtung durch den Umstand, daß sie einem achtzigjährigen, großen Sohne unseres Volkes verweigert, was sie jedem Kanzleisecretair gewähren würde, der fünfzig Jahre lang treulich punkt drei Uhr das Rathhaus verlassen hat, um essen zu gehen; daß sie aber eben diesem, nun freilich machtlosen Achtzigjährigen vor nicht allzu langer Zeit durch Verleihung des Ehrenbürgerbriefes zu schmeicheln versuchte, weil er damals noch allgewaltig, Zerschmetterer und Donnerer, war. Wer über Affencapriolen nicht lacht, sondern sich entrüstet, der hat das Recht, die Mehrheit der Berliner Stadtverordneten-Versammlung zornschnaubend anzugreifen; wir Anderen können nur bedauern, daß Bismarck zufällig nicht als Sohn eines sozusagen unbesoldeten Stadtrathes auf die Welt gekommen ist, dann würde er aller erdenkbaren, nun verweigerten Ehrung theilhaftig geworden sein und hätte sich noch dazu den Luxus gestatten dürfen, den erstaunlichsten Hohlkopf der Welt zu besitzen, trotzdem aber die größten Actiengesellschaften an Tantièmen und anderen Trinkgeldern zu erleichtern. Unterm Schatten des Mühlendammes geboren zu werden, ist immer vortheilhafter, als sich auf irgend einem sandigen Junkersitz der Frau Mama schreiend vorzustellen.

Langerhans, dessen Pariser Tante in dieser Beziehung mit ihrem Neffen voll und ganz einverstanden ist, präsidirt bekanntlich nicht nur dem Berliner Gemeinderathe, sondern vertritt auch den mühvoll einem socialdemokratischen Schneider abgerungenen, ersten Wahlkreis der Hauptstadt im Reichstage. Trotzdem giebt es Leute, die sich mit der Entrüstung über unsere Stadtverordneten-Versammlung nicht begnügten, die sich vielmehr noch extra vom Parlamente ärgern ließen. Man muß die fast groteske Ueberschätzung der Reichssprechmaschine bedauern, deren sich Herr von Levetzow schuldig machte, als er seinen mit Mehrheit zurückgewiesenen Vorschlag einbrachte; dem Theile des deutschen Volkes, der politisch zurechnungsfähig ist, bedeutet diese Körperschaft seit Langem nur noch einen Gegenstand vergnügten Spottes. Es hätte vermieden werden sollen, Gelegenheit zu persönlicher Rache solchen Leuten zu geben, die dürstig darauf warteten; ein einfaches Rechenexempel hätte genügt, um die Aussichtslosigkeit des Antrages zu beweisen. Den Freunden Bismarcks wie ihm selber konnte nichts daran gelegen sein, einen gegebenen Falls doch nur mit knapper Mehrheit beschlossenen Glückwunsch von Menschen herauszuholen, die im alten Kanzler noch auf ihrem Sterbebett den Inbegriff aller Verruchtheit sehen werden. Und zu kreischender Entrüstung über das reichstägliche Votum, wie sie die ganze Woche hindurch das Land erregte, war um so weniger Ursache vorhanden, als dieser Beschluß an sich eine unerhört glänzende Ehrung des Alten ist: alle, die er vor Jahren als Reichsfeinde an den Pranger stellte, die bornirten Manchesterboys und die „Exoten", leiden noch so schwer unter seinen damaligen, wuchtigen Hieben, daß sie's dem strengen Zuchtmeister nie vergessen können. Im Uebrigen handeln die sehr unrecht, die dem Reichstage beständig einreden wollen, er setze sein Ansehen durch Abstimmungen dieser Art herab; das sind sykophantische Redensarten. Der Bankrotte hat nichts mehr zu verlieren.

* * *

Der geringe Eindruck, den Herrn von Levetzow's Rücktritt auf die Parteien des Widerspruchs machte, zeigt deutlich genug, wie sehr sich die wohlmeinenden Optimisten verrechneten, als sie glaubten, der Reichstag würde vor solch einer Züchtigung zurückschrecken. Ganz gewiß ist es ein trefflicher Spaß, daß hinfort das Centrum und Eugen Richter's Mißerfolgs-Partei, die ihre sämmtlichen Mandate der Barmherzigkeit Paul Singer's verdankt, im Präsidium maßgebend sein sollen, und die Protestler in der Umsturzfrage dürfen nun nicht ohne Fug gutes Wetter erwarten. Recht unerwartet wurde der Strick zerschnitten, an dem die Angstmeier aller Ordnungsparteien kräftig zogen, um die Schildburg-Kuh, das freie Wort, aus dem Bereich der sie zu Ausschreitungen verführenden Umsturzherde zu ziehen; die Kuh blieb noch einmal vor dem Erwürgen bewahrt, Lieber und Stumm können sich hinfort, auch wenn des Freiherrn Influenza curirt ist, nicht mit der alten Vertraulichkeit in der Commission begrüßen. Das ist immerhin ein Erfolg des Levetzow'schen Antrages, und ein recht beachtenswerther dazu, nur kam er allzu unverhofft. Vom Standpunkte des bisherigen Reichstagspräsidenten aus hat seine Demission nur Unheil angerichtet, und der Entschluß der conservativen und nationalliberalen Parteien, aus ihrer Mitte keinen neuen Candidaten zu präsentiren, verpufft wirkungslos und hat keinen Sinn, wenn ihm nicht die letzte Consequenz, massenhafte Mandatsniederlegung und dadurch erzwungene Auflösung des Reichstages, folgt. Ohne diesen Schritt bleibt alles Vorhergegangene leere Demonstration, deren geräuschvoller Lärm nicht über ihre Kraftlosigkeit hinwegtäuscht; man spielt, statt Ernst zu machen, und wer mit seiner Waffe tändelt, verdirbt sie.

Daran zu erinnern ist just heute Zeit, wo alle Lyriker und Pathetiker in großen und schönen Worten den alten Riesen von Friedrichsruh feiern, wo Millionen deutscher Herzen, so im Vaterlande wie draußen in der Welt, andachtsvoll seiner gedenken. Es ist ein Tag, um den uns kommende Jahrhunderte nicht minder beneiden werden als um den einzigen Mann selbst, ein Tag, den würdig zu begehen eine Pflicht ist, die uns die Weltgeschichte auferlegt. Nun wird ja kein Nest, habe es auch die neuberlinischste Gemeindevertretung, heute ohne Fahnen und Wimpel und Guirlanden die Himmel grüßen; ein Banketsegen ohne Gleichen wird sich über alle deutschen Gaue ergießen, und die patriotischen Toaste dürfen auf so brausenden Wiederhall rechnen, daß auch die liebe, rednerische Eitelkeit allenthalben ihre Rechnung finden wird. Sehr schön. Ich bin fest entschlossen, heute Abend mit zu trinken und zu reden, Pietsch und Speech sind ein verträgliches Brüderpaar. Aber ich besorgte doch, das vom trefflichen Kardorff prophezeite Schicksal unseres Reichstages zu teilen und mich, wenn auch Kardorff unbekannter Weise, hinreichend unsterblich lächerlich zu machen, falls mir der Bismarcktag nichts als ein Vorwand wäre, die ganze Nacht über von Hause fort zu bleiben. Und demselben Fluch, nein, berechtigtem Spott schon heute würde unser Volk anheimfallen, wenn es mit dem Herunteressen eines mehr oder minder üppigen Festmenus, dem Zutrinken beim Commerse und dem Absenden eines vorgedruckten Glückwunsches seine Verpflichtungen gegen Otto Bismarck erfüllt zu haben glaubte. Wenn der Riese Michel in dieser Feier nichts als ein niedliches Spielzeug sähe, dem er sich heute zwar mit regem Bereifer widmen will, das aber morgen schon in der Ecke liegen und rasch verstauben wird.

Es liegt an uns, den ersten April 1895 zu dem schönsten Bismarck-Denkmal zu gestalten, das aus den Niederungen in die Wolken aufragt. Das fein verästelte, unerschöpfliche Genie, die Eisenfaust, mit der der Reichserbauer sein Wollen verwirklichte, braucht unter Millionen Männern nur Einem zu eignen; der nationale und schaffensfreudige Geist, der ihm dazu verhalf, daß er sich selbst entdeckte, sollte uns Allen innewohnen. Das im wahren Sinne, nicht nur zufälliger Geburt nach deutsche, das echte, starke Bürgerthum möge sich endlich aufraffen und wieder theilnehmen an der Politik und dem politischen Leben. Wohl ist ihm diese Theilnahme verekelt worden durch jene Banden von Schreiern und Nichtswissern, die den Markt lärmend bevölkern und alle fünf Jahre ihren alten Kleons mit einem funkelnagelneuen Paphlagonier den Garaus machen. Man überläßt den Rowdies das Feld, die die Politik so furchtbar einfach finden, weder für eine Kunst, noch für eine exacte Wissenschaft, sondern für einen Vorwand halten, unter dem man persönliche Gegner und Leute, deren Lächeln Einem nicht gefällt, mit gemeinen Schimpfworten beschmutzen kann. Aber wie gelegentlich der Erörterung über den thörichten Paragraph 130 durch die Proteste unserer Dichter und Gelehrten dieser Mißgeburt ein jähes Ende bereitet wurde, genau so gewaltig würde ihr Wort in anderen Streitfragen der Nation schallen und wirken. Es ist nicht abzusehen, warum sich unsere vornehmsten und feinsten Geister just von dem Berufe fern halten sollten, durch dessen vernünftige, weise Ausübung ihnen allein der Bestand ihrer Schöpfungen gewährleistet wird; warum Banausen und Ignoranten, die ihre Muttersprache nicht kennen, die die Literatur und die Geisteskämpfe ihres Landes nicht kennen, den Ausschlag geben sollen in Fragen, von denen unseres Reiches und unserer Rasse Zukunft abhängt. Aus der ruhigen Deutschland-Atmosphäre, darin unser kerngesundes und schaffenskräftiges Bürgerthum athmet, gingen alle seine Heroen hervor; erst neuerdings drängt sich von rechts und links heulend Pöbel in Cylindern und Ballonmützen in unsere Ruhmeshallen. Es ist die letzte Stunde zur Abwehr, und vielleicht kommt eine so glückliche Minute, wie eben jetzt, nie wieder, wo Deutschlands Culturträger sich zum Kampf gegen gesetzgeberisches Hunnenthum und zur Ehrenfeier Otto Bismarck's verbunden haben, wo die sich sonst leider so Fremden

Fühlung mit einander gewinnen. Wen schmutzige Geldgier nicht so erniedrigt hat, daß er keine anderen Gedanken mehr denken mag, als den Harpagon's, daß er die Menschen nur in drei Classen theilt: in Steuer Erheber, die von ihm nehmen, in Sclaven, die ihm geben, schließlich in seine Familie, seine Sippen und Magen — wem, Alles in Allem, noch ein wenig gelegen ist an der Wohlfahrt des Landes, der Wohlfahrt kommender Geschlechter, der arbeite an seinem Theil mit. Nicht nur bei der Studirlampe, sondern auch draußen im sausenden Leben; nicht nur in sachwissenschaftlichen Disputen mit Fachgelehrten, sondern Aug' in Aug' mit Menschen aus den Tiefen, von anderen Höhen.

Dergleichen gute Vorsätze zu fassen, ist kein Tag geeigneter, als dieser nationale Feiertag, der zwar nicht im Kalender steht, der aber schon darum nicht drin zu stehen braucht, weil ihn Niemand vergessen kann. Wenn die Begeisterung, die heute aller Orten emporflackert, kein spaßiges Strohfeuer wäre, rasch verweht und belanglos wie das ärgerliche Geschrei der abseits Stehenden, die nicht mitfeiern wollen; wenn sie die Herzen nicht nur ergriffe, sondern auch festhielte, ein unverlöschbarer Brand, dann brächte unser Volk dauernden Gewinn nach Hause vom Tage Bismarck, und aus dem hübschen, bunten Spielzeug wäre ein Siegfriedsschwert, aus dem Redewasserfall ein Jungbrunnen geworden.

Caliban.

Notizen.

Engelke und andere Erzählungen. (Köln und Paris, A. Langen). Von Sven Lange. Dieser Neffe Paludan-Müller's weiß trotz seiner 24 Jahre erschrecklich viel und kann auch schon erfreulich viel, nur Schade, daß er neben einigen Einwirkungen von Daudet und Maupassant noch ganz in der Nachempfindung Ibsen's lebt. Dasselbe Hineingeheimnissen, die gleiche nordisch nebelhafte Symbolik, sogar derselbe abgebrochene Stil im Dialog und die nämlichen psychologischen Schrullen. Vortrefflich ist die Titelerzählung mit ihrer Satire auf politisches und wissenschaftliches Streberthum in seiner geistreichen Blasirtheit und sittlichen Erbärmlichkeit.

Die Nachtigall von Sesenheim. Goethe's Frühlingstraum. Ein heiter-ernster Sang vom Rhein. Von Gustav Adolf Müller. (Leipzig, Walther Fiedler). Schon der süßlich sentimentale Titel verräth, für welches Publikum der Verfasser singt. Alles darin ist veilchenblau und rosenroth, auch die Menschen, und die Tragik des Stoffes, ein herzlos verlassenes Mädchen, deckt der Verfasser mit den Blumen seiner hohlen Rhetorik. Gestaltungskraft fehlt ihm ganz und gar. Der dünne Idyllenstoff wird in ermüdender Weise ausgebreitet und aus dem kleinsten Geschehniß ein eigener Gesang gemacht. Daß schon Goethe genöthigt war, durch Erfindung heiterer und ernster Episoden Leben und Fülle hineinzubringen, war Herrn Müller keine Lehre. Am Besten sind ihm noch die paar Schilderungen des Straßburger Studenten- und Bürgerlebens gelungen. Wo es aber gilt, mehr als nur Scheffel's Nachempfinder zu sein, da verstummt unser Dichter. „Laßt den Sänger es verschweigen, Wie die Beiden hier gerungen Mit des Herzleids Nachtgestalten. Wer ein liebend Paar sieht weinen, Mag die Hände betend falten!" Macht Herr Müller es sich hier etwas bequem, so erschwert er sich andererseits wieder die Mühe unnöthig, indem er die eingelegten Lieder Goethe's und Friederikens umdichten zu müssen glaubt, nur damit sie ins Versmaß des „Trompeters von Säkkingen" hinein passen. Es kommen da recht hübsche Verballhornungen heraus, wie bei der Reimerei: „Balde komm' ich, goldne Kinder! Denn vergeblich sperrt der Winter Schon in Stuben uns und Hütten. Wollen uns zum Feuer setzen, Tausendfältig uns ergötzen, Freuen uns in Freundes Mitten: Wollen kleine Sträußlein winden, Selbst im Winter Blumen binden Und um einen Frühling bitten." Denselben Geist zeigt Müllers Umdichtung von „Kleine Blumen, kleine Blätter". Offenbar gefiel dem geschmackvollen Herrn das Original nicht. Schade um die schöne Ausstattung des Verlegers.

Käthe und ich. Erlebnisse und Erfahrungen aus junger Ehe. Von Manuel Schnitzer. (Berlin, Schriftsteller Genossenschaft.) Der talentvolle Verfasser, damals noch ein unbekannter Jüngling in Galizien, ist zuerst in der „Gegenwart" an die Oeffentlichkeit getreten. Er bedarf aber ihrer Aegide nicht mehr, denn er hat seither in Wien und Berlin seinen Weg gemacht und zählt im Genre der Novellette und Satire schon zu unseren besten Schriftstellern. Dieses Erstlingsbuch beweist es, dem wir in deutscher Sprache nichts Aehnliches zur Seite stellen können, und das an Gustav Droz' „Monsieur, Madame et Bébé" hinanreicht. Feine Beobachtungs- und Schilderungsgabe, auch einen prächtigen Humor besitzt es, der Allem die heitere Seite abgewinnt und in seiner wohlthuenden Heiterkeit ansteckend auf den Leser wirkt. „Käthe und ich" enthält eine Reihe liebenswürdig geschriebener Geschichten und Erzählungen, welche all die großen und kleinen Ereignisse in dem Alltagsleben einer jungen Ehe behandeln, für die der Autor so zu interessiren weiß, daß man sich gleichsam als der Dritte im Bunde fühlt und Freude und Leid des jungen Paares mit durchlebt. Köstlich ist die Geschichte vom „Ersten Mittagessen", von der „Columbus Torte" und von „Männe", dem kleinen Mops der lieben Schwiegermama, der dem jungen Ehemann keine freundlichen Gefühle entgegenbringt. Hier und da stiehlt sich auch ein ernsterer, satirischer Zug in die Schilderungen; so geißelt der Autor in der komischen Geschichte von der „Braut von Messina" die Ausschlachtungsgelüste der „Literaturlehrer", für welche die Meisterwerke unserer Classiker weiter nichts sind, als eine Themensammlung für Schulaufsätze, und in „Unsterblichkeit" wird der speculativen Verlegerwuth: Sammelwerke „unserer Dichter in Wort und Bild" 2c. herauszugeben, arg mitgespielt, nicht minder wie der kindischen Eitelkeit von Dichterlingen, die sich für zehn Mark eine schadhaft gewordene Unsterblichkeit darin erkaufen können. Von den Aufzeichnungen, die angeblich aus der Feder der klugen Frau Käthe stammen, ist die über den „Kopfzerbrecher" unbedingt die reizendste, ja vielleicht die beste des ganzen liebenswürdigen Buches.

Die Arbeiterfrage in der deutschen Landwirthschaft. Von Kuno Frankenstein. (Berlin, Oppenheim). An der Hand der Erhebungen des Vereins für Socialpolitik wird hier ein anschauliches Bild der Lage der ländlichen Arbeiter im deutschen Reiche gegeben und erörtert, wie sie sich innerhalb der letzten Jahrzehnte gestaltet hat. Der Verfasser untersucht, worin eigentlich die Arbeiterfrage auf dem Lande gipfle, und wie bei ihrer Lösung die Interessen von Staat, Arbeitgeber und Arbeiter gegen einander abzuwägen und zu berücksichtigen seien. Sehr lesenswerth sind seine Erörterungen über den Arbeitermangel und dessen Einfluß auf den Betrieb der Landwirthschaft, über die bisherigen Versuche der Abhülfe, über die Nothwendigkeit, durch planmäßige Colonisation dem Osten das Deutschthum zu erhalten und den Grundbesitzern Arbeitskräfte zu sichern. Eine Darlegung der Aufgaben, die der Staat und die ländlichen Arbeitgeber auf dem Gebiete der ländlichen Arbeiterfrage zu lösen haben, beschließen die verdienstvolle Schrift.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Die anerkannt beste Litteraturgeschichte.

Probeheft durch jede Buchhandlung.

Scherr

Erscheint in 20 Lieferungen à 80 Pf.

Illustrierte Geschichte der Welt-Litteratur

Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

„Bromwasser" von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. Kopfschmerz, Erregung mit Schlaflosigkeit durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.

Marksteine von Bismarcks Lebensweg.

Eine chronologische Darstellung der bedeutsamsten Ereignisse aus dem Leben des Altreichskanzlers an der Hand seiner Reden. Von **Johs. Penzler.** Leipzig 1895. Verlag von Otto Wigand. 10 Bogen gr. 8°. Preis 1 Mark 50 Pf.

Eine Uebersicht über Bismarcks Lebensgang, bei der jedes bedeutsame Ereignis durch die markigsten Stücke aus seinen Reden beleuchtet ist. — Das köstliche Buch verdient die weiteste Verbreitung; und der bei der schönen Ausstattung und dem Umfange sehr geringe Preis macht seine Anschaffung auch heutzutage noch jedem möglich.

Zur Bismarck-Feier empfohlen!

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Abonnement

auf das

II. Quartal 1895.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer 13 schliesst das I. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 14. Berlin, den 6. April 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Prolog zur Bismarckfeier vom 1. April 1895. Von Felix Dahn. — Bismarck im Urtheil seiner Zeitgenossen. Originalbeiträge von Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, Karl Emil Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, Ed. von Hartmann, Paul Heyse, Hans v. Hopfen, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Anatole Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. v. Pettenkofer, Henryk Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff. — Die Aussichten der deutschen Frauenbewegung. Von Karl Walcker (Leipzig). — **Feuilleton.** Dilettanten. Eine Humoreske von Gustav Beßnard (Stuttgart). — **Aus der Hauptstadt.** Der Sturmgott von Friedrichsruh. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Prolog zur Bismarckfeier

vom 1. April 1895.

Wohl werthvoll ist des Mannes Eigenart,
Die angeborne, seines Wesens Kern.
Jedoch die Wurzeln seiner Kraft, sie saugen
Aus seinem Volksthum Leben und Gedeihn:
Der Mann verdorrt, gelöst von seinem Stamm,
Aus dessen Sprache, Sitte und Geschichte
Er all sein Bestes zieht:
Drum ist des Mannes höchstes Gut sein Volk!

Jedoch dies Volk ist formlos, rechtlos, schutzlos,
Dem Feind, dem Nachbar hilflos preisgegeben,
Der mit der Freiheit auch die Eigenart
Ihm rauben mag. Drum nennen wir mit Recht
Das höchste Gut des Volkes seinen Staat!

Und wer dem Volke seinen Staat geschaffen,
Hat höchste Wohlthat seinem Volk gethan:
Dem Deutschen Volk schuf Bismarck seinen Staat!
Er hob uns aus der Zwietracht und der Ohnmacht,
Darob die Nachbarn uns verspotteten,
Die eine deutsche Flagge auf den Meeren
Piraten-Flagge schalten: ruhmlos, rechtlos
War in der Fremde, wer ein Deutscher hieß.

Da hat mit Kaiser Wilhelms weiser Stäte
Und Moltke's Feldherrnschaft zusammen Bismarck
Dem Deutschen Volk geschaffen Reich und Ruhm.
Dafür ihm Dank und Ehre für und für!
Zerbröckeln mag der Stein, das Erz verrosten,
Daraus man Angedenken-Bilder baut:
Doch unzerstörbar lebt im deutschen Herzen
Sein Bismarck fort, nicht als ein leblos Bild,
Nein, als das Vorbild deutscher Heldenschaft.
Heil ihm, Otto dem Großen, Heil und Dank!

Felix Dahn.

Bismarck
im Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, Karl Emil Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, Ed. von Hartmann, Paul Heyse, Hans v. Hopfen, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Anatole Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. v. Pettenkofer, Henryk Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.

In diesen denkwürdigen Tagen, wo die Verehrung für den greisen Reichsbegründer einen Sturm der Liebe und Verehrung entfesselt, aber auch Haß und Groll sich rühren, die noch keine weltgeschichtliche Größe im Leben verschont haben, lieben es die vornehmer denkenden Geister nicht, ihre Gefühle in dem Lärm des Tages kund zu geben. Und doch schien es uns wünschenswerth, solche Stimmen womöglich zu sammeln und in der „Gegenwart" zu veröffentlichen als gewichtige kulturhistorische Zeugnisse, wie einige Männer von europäischem Ruf sich zur Bismarckfeier stellen. Also nicht um mehr oder minder freundliche Glückwünsche konnte es sich handeln, um Worte der banalen Höflichkeit oder Gratulation: Documente für die Nachwelt wollten wir, Urtheile, die das schwankende Charakterbild Bismarck's ergänzen, uns seine Wirkung auf namhafte Mitlebende zeige, ein Stück Bismarck und seine Zeit.

Wir wandten uns deßhalb an einen kleinen Kreis hervorragender Männer und Frauen aller Länder. Unsere Correspondenten in Paris, London und Florenz unterstützten unsere, wie jeder Sachkundige weiß, mühevolle Arbeit. Ein Freund unseres Blattes, der sich an die deutschen Dichter wandte, soweit sie nicht schon Mitarbeiter der „Gegenwart", stellte uns die Ergebnisse seiner Umfrage in dankenswerthester Weise zur Verfügung. Die Frage lautete klipp und klar:

Wie denken Sie über Bismarck?

Aber da wir befürchteten, daß diese Frage in ihrer Allgemeinheit auf manche fast abschreckend wirken würde, wählten wir in besonderen Fällen eine etwas umschreibende Form:

In welchem Werk haben Sie Bismarck behandelt oder auf ihn angespielt?

Erhielten wir hierauf eine Antwort, so war es ein Leichtes, aus dem betreffenden Werke die Meinung des Verfassers zu erkennen. Und wer darauf nicht antworten konnte oder wollte, schrieb uns vielleicht seine Ansicht über den bekannten Ausspruch Prof. Berthold Litzmann's (Bonn), den wir seinem Buch über das deutsche Drama entnahmen:

„Der Literarhistoriker des 18. Jahrhunderts macht die Beobachtung, daß für den Werth der Schriftsteller der sechziger und siebziger Jahre es ein ziemlich sicheres Merkmal ist, welchen Grad von Verständniß sie der incommensurablen Größe des Genies, die sich in Shakespeare offenbart, entgegenbringen. Die Vertreter der absterbenden Generation haben nichts als Hohn und Spott, im besten Falle Gleichgiltigkeit. Aber alles was eine Zukunft hat, das wendet sich dem damals für uns Deutschen neu aufgehenden Gestirn zu, wie die Blume dem Licht. Der Name Shakespeare ist das Schibolet, an dem sich der geistige Adel der Nation erkennt. Wir leben in einer anderen Zeit, im Gegensatz zu jenem unpolitischen, in literarischen Interessen aufgehenden Zeitalter. Es ist kein Zweifel, daß in unserer Epoche das Schwergewicht der Interessen auf einem anderen Gebiete liegt, daß die großen uns vorbehaltenen Aufgaben wesentlich socialer und politischer Natur sind. Es wird deßhalb schwerlich für einen Historiker unseres Zeitalters die Werthschätzung, die wir einer Erscheinung auf dem Gebiet der schönen Literatur zu Theil werden lassen, das Hauptkriterium dafür abgeben, ob und wie wir den uns von unserer Zeit gestellten Aufgaben gewachsen waren. Der Historiker unseres Zeitalters wird sich nach anderen Maßstäben der Urtheile umsehen müssen. Und er wird auch nicht darum verlegen sein. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß das Urtheil der Nachwelt über jeden im politischen und literarischen Leben des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts eine Rolle spielenden Deutschen wesentlich mit bestimmt werden wird durch das größere oder geringere Verständniß, das er dem größten staatsmännischen Genie, das je in Deutschland auferstanden, Bismarck, entgegengebracht hat."

Im Nachfolgenden geben wir eine kleine Auswahl der eingelaufenen bemerkenswerthen Antworten. Etwaige interessante Nachzügler sollen gelegentlich zum Worte kommen in einem Nachtrag, der auch ein kritisches Resumé der ganzen Umfrage enthalten, vielleicht auch manches Pikante aus der Geheimgeschichte dieser Enquête ausplaudern soll. Vorläufig sprechen wir unseren Mitarbeitern unseren Dank aus und geben ihnen das Wort zur Tagesordnung Bismarck, wobei den fremden Gästen, wie billig, der Vortritt gelassen sei.

Anatole Leroy-Beaulieu
Membre de l'Institut.

En demandant à un Français son opinion sur le prince de Bismarck, c'est une opinion française que vous lui demandez, et notre langage formera une note discordante au milieu du concert d'éloges des voix allemandes.

Bismarck restera pour la postérité, qui voit les choses en gros, le fondateur de l'unité allemande. C'est une grande œuvre et une œuvre qui durera parce qu'elle est conforme aux lois de la nature et aux lois de l'histoire. J'ai toujours pensé, quant à moi, que l'unité de l'Allemagne était aussi naturelle que l'unité de la France.

Toute la question est de savoir si cette Allemagne nouvelle sera un Etat centralisé ou un Etat fédéral. A cet égard, l'Allemagne de Bismarck me semble avoir quelque chose d'hybride. Pour un Etat fédéral elle manque de proportion, de symétrie. Elle a, en quelque sorte, une tête plus grosse que le corps, la Prusse, à elle seule, ayant plus d'importance que tous les autres Etats réunis. C'est donc quelque chose d'assez mal fait, d'assez mal venu, que cette Allemagne bismarckienne. Elle eût été mieux faite, et elle eût semblé plus viable, si le chancelier de fer avait tenu davantage compte du droit des princes allemands et du libre consentement des pays allemands. Mais c'est ici précisement le côté faible, le côté inférieur de la politique bismarckienne. L'ancien chancelier a toujours montré peu de respect pour le droit, — qu'il s'agit de l'ancien droit traditionel, du droit dynastique, maintefois violé par lui sans scrupule — ou qu'il sagit du droit nouveau, du droit moderne, du droit des peuples, dont il n'est plus permis de disposer sans les consulter. Bismarck a dépossédé les princes comme il a annexé les Etats et les provinces, ne se souciant que de l'intérêt apparant de la Prusse et n'ayant confiance que dans la force.

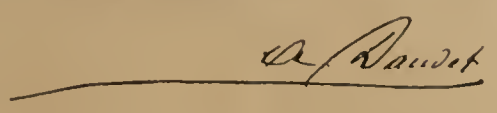
Ce mépris du droit — ancien et nouveau — reste, pour nous Français, la caractéristique de la politique bismarckienne. En dedans de l'Allemagne, comme aux confins de l'Allemagne, dans ses annexions à la Prusse aussi bien que dans ses annexions à l'empire allemand, Bismarck ne s'est jamais laissé arrêter par le droit. Il n'a pas craint d'exercer le compelle intrare. Les Danois du Nord du Slesvig et les Français de Metz en ont fait l'expérience. La politique de Bismarck a été aussi dénuée de tout principe, elle a été fondée par la force et dirigée uniquement par l'intérêt; c'est ce qui nous empêche de l'admirer autant que le mérite son génie.

Je me permets de croire que son œuvre eût été plus solide et plus stable, qu'elle lui eût fait plus d'honneur devant l'histoire s'il eût eu davantage le sentiment du droit. — Bref, pour dire toute ma pensée, si, comme nous l'espérons, l'humanité doit de plus en plus reconnaître le droit des peuples, Bismarck sera justement regardé comme un homme du passé.

Anatole Leroy-Beaulieu.

Alphonse Daudet (Paris).

Question: Que pensez-vous de Bismarck?
Réponse:
Odi et amo. Quare id faciam fortasse requiris? nescio.
Pour copie conforme



E. Melchior de Vogüé
de l'Academie Française.

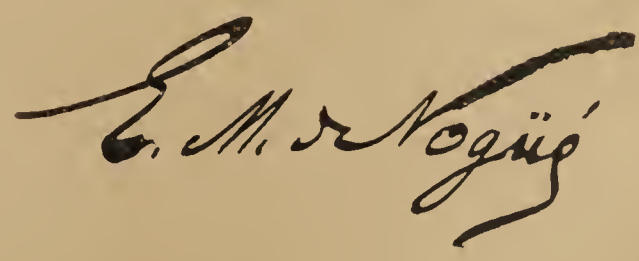
Nous pouvons aujourd'hui juger avec équité le peuple allemand; mais j'estime qu'un jugement définitif sur le prince de Bismarck est encore difficile pour les hommes de ma génération, qui ont vécu sans joie à cause de lui. Attendons qu'il soit entré dans l'histoire; attendons l'heure où les ressentiments humains n'ont plus de raison d'être, Dieu restant seul chargé des justes rétributions.

Pour répondre autant que je le puis à votre désir, je me bornerai à reproduire ici quelques notes de psychologie écrites il y a neuf ans, en 1886, dans un compte-rendu du livre de J. J. Weiss sur l'Allemagne. — Mr. Weiss dit du Chancelier: „Il est, avec une précision terrible, calculateur de moyens, et en même temps il est visionnaire." — Voilà bien, je crois, les deux traits caractéristiques du Prince de Bismarck. Dans tous les grands esprits qui ont remué le monde de la pensée ou le monde de l'action, Colomb, Pascal, Napoléon, Bismarck, vous retrouvez un géomètre doublé d'un voyant. Ils savent que l'homme doit pousser le plus loin possible son calcul, que ce n'est jamais fort loin, et qu'après l'homme doit sauter délibérément dans l'inconnu, voire même dans le fantastique. — „Vous allez me trouver fantastique . . . ." écrivait un jour Bismarck à Bluntschli. Ces esprits règlent d'instinct leur œuvre sur le plan de l'univers, qui est un prodige incompréhensible continué par des lois rationnelles, mathématiques. Ils font d'abord un rêve chimérique, dérision pour tous les gens de bon sens; ils avisent ensuite à le réaliser avec plus de bon tens et de précaution qu'un négociant n'en apporte dans la conduite de l'affaire la plus sage. Ainsi procèdent les fous dans leurs manies, et l'on ne m'ôtera pas de l'idée que les fous sont les maquettes des hommes de génie, essayées, puis rejetées par le Créateur. Mr. Weiss signale des extravagants parmi les aïeux du Chancelier; il ajoute, avec son bonheur habituel d'expression: „La folie des Bismarck est une audace rectiligne, extrêmement tendue, qui va jusqu'au bout d'elle-même et qui est généralement heureuse."

Cette „audace rectiligne" est venue à son heure. Comme Disraëli, comme Gladstone, Mr. de Bismarck a compris qu'il est passé, le temps des roueries et des boîtes à surprises qui ne trompent plus personne. Les nations modernes renferment trop de gens avisés et vite informés; l'homme d'Etat ne peut les mener qu'en leur jetant de prime abord à la face une idée très simple, très claire. Peu importe si l'idée est un objet de scandale, si elle heurte de front beaucoup de préjugés, de passions et d'intérêts; l'homme qui s'y acharne avec opiniâtreté a de grandes chances d'y rallier la masse. On ne mesurera jamais le pouvoir d'aimantation que le caractère d'un seul exerce sur l'irrésolution de tous. Le jeu est périlleux sans doute; beaucoup moins que cet autre jeu qui se borne à suivre le flottement du caprice populaire, avec l'espoir de dissimuler de timides secrets. A tous les exemples connus de la franchise de Mr. de Bismarck, j'en puis ajouter un; je tiens d'un témoin certain qu'il y a vingt ans, à l'entrevue de Gastein, en 1865, le ministre de Prusse disait déjà au comte Prokesch-Osten: „Je veux la guerre pour faire mon roi Empereur et pour le faire couronner à Rome empereur de l'Allemagne protestante."

Un autre trait particulier à cet homme étrange, c'est l'ironie perpétuelle pour sa propre action, le sentiment de l'insignifiance des grands évènements qu'il brasse. On l'imagine, avec plus de loisir, écrivant l'Ecclésiaste, ou mieux encore la partie de Méphistophélès dans Faust. Par ce côté, il est bien de son temps; il y a du nihiliste en lui; dans les plus graves conjonctures, il sourit à son anneau de fer rapporté de Russie, où est gravé le mot nitchévo. Nous devons toujours aller reprendre sa pensée dans les lettres de Francfort. Dès cette époque, il avait pesé le monde et ses comédies solennelles à leur juste poids. — „Je fais des progrès rapides dans l'art de ne dire rien du tout avec beaucoup de paroles. Personne, pas même le plus méchant des démocrates, ne peut se faire une idée de ce que la diplomatie cache de nullité et de charlatanisme." — „Le libéralisme n'est qu'une niaiserie qu'il est facile de mettre à la raison, mais la révolution est une force et il faut savoir s'en servir." — Et de tout ainsi. Cet acteur nous invite à rire discrètement de son grand rôle. Nous aimons cela. Ce calculateur merveilleux fait volontiers aveu d'ignorance et de soumission au hasard. Cela nous repose des petits hommes d'Etat, à la raison sèche et contente d'elle-même, qui montent à la tribune avec des solutions sur toutes choses, depuis le péché originel jusqu'à la question sociale. Nos générations sont trop subtiles et trop douteuses pour prendre ces fantoches au sérieux.

Mr. de Bismarck doit peut-être à ce détachement sceptique le plus grand miracle de sa carrière, la modération dans une fortune inouïe. Les circonstances, il est vrai, lui ont facilité cette vertu. Le sabre tentateur qui fait et défait les empires n'est pas dans ses mains; quand il lui permet de sortir du fourreau, le chancelier s'efface par cela-même, une autre figure glorieuse masque la sienne; le sentiment de la personnalité se ligue avec l'esprit de sagesse pour lui conseiller d'employer sobrement une arme qui éclipse sa plume. Ce n'est pas le moindre bonheur de l'Allemagne, cet équilibre des forces qui l'ont édifiée, néanmoins, il ne suffit pas à expliquer un phénomène unique dans l'histoire, l'arrêt volontaire d'un astre au point culminant de son ascension droite. Mr. de Bismarck passe souvent à Magdebourg. Je vois d'ici, sur le Breite-Weg, le boulevard qui coupe parallèlement à l'Elbe la ville Saxonne, une vieille maison du temps de Wallenstein. Le fronton est décoré d'un cartouche qui porte cette devise: Intraque fortunam ipsius fortunae memor esto. Mr. de Bismarck a retenu et médité la devise de la maison de Magdebourg. — — — Ces lignes, tracées à l'époque où le Chancelier était à l'apogée de sa carrière, ne seront pas suspectes de refléter les préoccupations du temps présent.



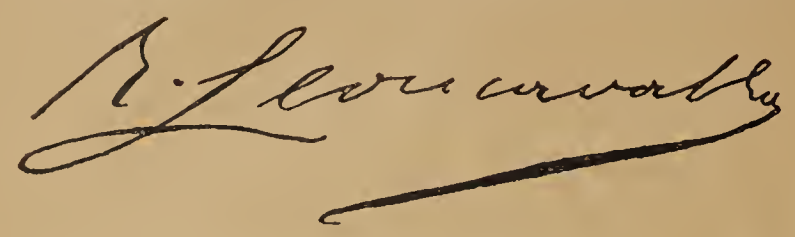
Ruggiero Leoncavallo (Neapel).

Ammiratore di tutto ciò che è volontà ed energia potente unito al genio non posso che dichiararmi un entusiasto ammiratore della grande figura di Bismarck.

Un uomo di stato della sua forza è come un' artista strapotente che sogna e mette in esecuzione il più gran

poema, che scolpisce nel granito un nuovo monumento gigantesco.

Ecco l'opinione di un modesto artista che Ella ha voluto interpellare e gliela mando coi più distinti saluti.*)



Antonio Fagazzaro (Vicenza).

Ho sempre ammirato Bismarck non tanto per il suo genio quanto per la forza colossale della sua volontà che il mondo vide agire costantemente, ordinatamente, inesorabilmente come una energia della natura. In questo egli mi pare quasi sovrumano. Nella lucidità meravigliosa del pensiero e della parola, nello sdegno delle idealità vaghe, delle astrazioni metafisiche mi pare quasi sovratedesco; e osservo che la Provvidenza per fare una e grande la nazione germanica ha suscitato in mezzo a lei un uomo disforme in molta parte da lei, come per fare una e grande la nazione italiana ha suscitato un uomo che non aveva intelletto d'arte.

Nell' opera politica del principe di Bismarck questo mi pare sopra tutto mirabile che insieme al patriottismo più appassionato essa rivela il più acuto senso della misura e del modo in cui, trasformando la costituzione politica di un paese, conviene tener conto della sua storia, delle sue tradizioni, della sua configurazione geografica, del carattere de' suoi abitanti.

Quel patriottismo che tutto pospone all' interesse diretto e immediato della patria, ha in sè un germe di morte, è destinato, nella evoluzione morale della società, a trasformarsi. Tale fu il pattriotissmo del principe di Bismarck il cui vigore immortale è attestato da tutto il paese tedesco, la cui mortale debolezza si manifesta nella occupazione tedesca della Lorena francese.**)

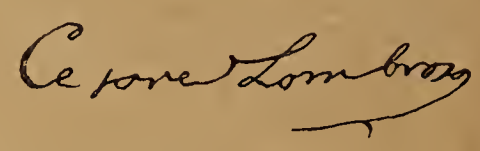
*) Bewunderer jeglicher Willenskraft und Willensmacht, vereint mit Genie, kann ich mich nur als begeisterter Bewunderer der großen Gestalt Bismarck's erklären. Ein Staatsmann von seiner Kraft gleicht einem mächtigen Künstler, der die größte Dichtung ausdenkt und ausführt oder ein neues Riesendenkmal in Granit meißelt. Dies die erbetene Meinung eines bescheidenen Künstlers, und ich sende sie Ihnen mit besten Grüßen.

**) Ich habe Bismarck immer bewundert, nicht so sehr wegen seines Genies, als seiner riesenhaften Willenskraft, welche die Welt gleichmäßig, gesetzmäßig, unerbittlich wie eine Naturkraft wirken sah. Darin scheint er mir fast übermenschlich. In der wunderbaren Klarheit seiner Gedanken und Worte, in der Verachtung der unklaren Idealität, der metaphysischen Abstractionen scheint er mir fast überdeutsch; und ich mache die Beobachtung, daß die Vorsehung, um das deutsche Volk einig und groß zu machen, in ihm einen Mann geschaffen hat, der in mancher Beziehung ihm unähnlich ist, so wie sie, um Italien einig und stark zu machen, in der italienischen Nation einen Mann ohne Kunstgefühl erschaffen hat. An dem politischen Werke des Fürsten Bismarck scheint mir dies vor Allem bewundernswerth, daß es im Verein mit der leidenschaftlichsten Vaterlandsliebe den schärfsten Sinn für die maßvolle Art und Weise verräth, wie man bei der Umwandlung der politischen Verfassung eines Landes seine Geschichte, seine Traditionen, seine geographischen Formen, den Charakter seiner Bewohner berücksichtigen muß. Jener Patriotismus, der Alles dem unmittelbaren und augenblicklichen Interesse des Vaterlandes unterordnet, trägt in sich einen Todeskeim, er ist bestimmt, in der moralischen Umwandlung der Gesellschaft sich zu verwandeln. Dieses war der Patriotismus des Fürsten Bismarck, dessen unsterbliche Kraft von ganz Deutschland bezeugt wird, dessen sterbliche Schwäche sich aber in der Annexion von Französisch-Lothringen zeigt.

Cesare Lombroso (Turin).

Se si chiama grande ministro un uomo il quale ha sostenuto con una grande intelligenza e con un energia portata anche fino alla spietataggine gli interessi della propria classe Bismarck è un grand' uomo.

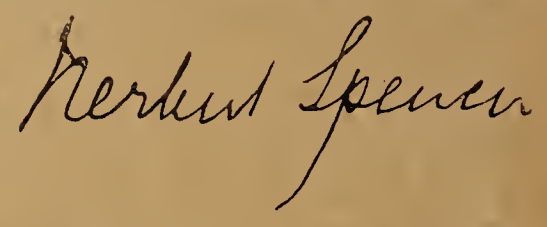
Certo però fra i grandi uomini vi sono gradazioni. E tra Cavour che libera quasi un paese e lo sa poi reggere senza ricorrere alla violenza, — tra Gladstone che previene la rivoluzione degli Irlandesi coll' appagarne i giusti desiderii, che nell' acume della potenza inglese cede spontaneamente le isole Jonie e che soccombe per far trionfare una legge sull' alcoolismo — e Bismarck che lavora col concorso di mezzo milione di soldati e col pieno consenso imperiale e che per trionfare non teme di aizzare una classe contro l'altra — la preferenza della storia sarà per Cavour e Gladstone.*)



Herbert Spencer (London).

As to the request to express my opinion upon Prince Bismarck for publication along with other opinions my first reply is that I have nothing to say sufficiently special to be worth saying. I have not thought about him in any definite way.

My second reply is that even were I in a position to give any laudatory expression of opinion I should be disinclined to do it. He has been quite sufficiently glorified. The world is always going to extremes in its estimations of men. It either greatly undervalues them or greatly overvalues them; and I generally find myself in this as in other matters in opposition to the world.**)



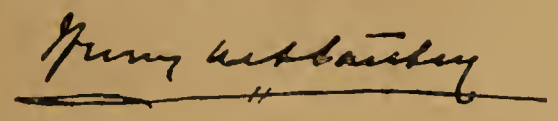
Henry M. Stanley (London).

You ask me what I think of Bismarck? It is a big question. He is neither a Cromwell nor a Pitt but if you could imagine a happy union of the best qualities of each, you would go near finding a popular likeness of the Bismarck we know and just the personality we require

*) Wenn man einen großen Minister einen Mann heißt, der mit großer Klugheit und einer bis zur Unbarmherzigkeit gehenden Energie die Interessen seiner eigenen Klasse vertreten hat, so ist Bismarck ein großer Mann. Aber zwischen den großen Männern giebt es verschiedene Abstufungen. Und zwischen Cavour, der fast ein Land befreite und es dann zu lenken wußte, ohne zur Gewaltthätigkeit zu greifen — zwischen Gladstone, welcher der Revolution der Irländer vorbeugte, indem er ihre gerechten Wünsche unterstützte, welcher auf der Höhe der englischen Macht aus freiem Willen die jonischen Inseln abtrat, und der gestürzt wurde, indem er das Gesetz über die Trunksucht zum Siege führte — und zwischen Bismarck, der mit Hülfe einer halben Million Soldaten und dem vollen Einverständniß seines Kaisers arbeitet und, um zu triumphiren, sich nicht scheut, eine Klasse gegen die andere zu erheben — wird die Geschichte Cavour und Gladstone den Vorzug geben.

**) Auf die Bitte, meine Ansicht über Fürst Bismarck auszudrücken, um dieselbe dann neben andern Ansichten zu veröffentlichen, ist meine erste Antwort, daß ich nichts zu sagen habe, das speciell genug wäre, um des Sagens werth zu sein. Ich habe mir über ihn gar keine bestimmten Gedanken gemacht. Meine zweite Antwort ist, daß ich nicht geneigt wäre, eine „laudatorische" Meinungsäußerung abzugeben, selbst wenn ich dazu im Stande wäre. Er ist ganz genügend glorificirt worden. Die Welt geht in ihren Schätzungen der Menschen immer ins Extrem. Sie unterschätzt sie entweder sehr oder überschätzt sie sehr; und ich finde mich hier wie in andern Dingen gewöhnlich in Opposition zu der Welt.

for Englands needs at the present time. Your Prince is a man who has known exactly what he wanted and has directed his course straight ahead. What a world of meaning lies in that! If I were to fill pages I could not convey to you the whole of my admiration for Bismarck. As a Leader of men he is above all living men. As a man he is altogether loveable for his directness, his honesty and simplicity. If we could only express some of his moral strength and courage into a bottle and could hearten our statesmen with a minim or so of the wonderful extract we should soon have reason to be proud of them. As there is no likelihood of our being able to follow up this truly African idea — we must wait until some one will make a textbook of his character for the special benefit of weeckkneed and degenerate statesmen — then we may hope that Britain may begin to reap some of the advantages that have made Germany universally respected.*)



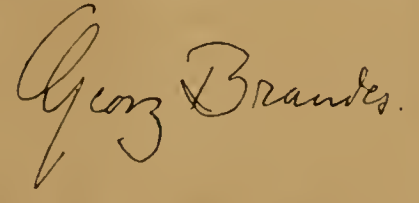
Georg Brandes (Kopenhagen).

Seit Bismarck nicht mehr regiert, ist er eine große historische Gestalt, mit der ich mich nicht beschäftigt habe. Während er noch an der Macht war, habe ich einmal Folgendes über ihn geschrieben:

„Was ist Bismarck für Deutschland? Der eiserne Handschuh, der für Goetz von Berlichingen geschmiedet wurde, als er seine Hand verloren. Fünfzig Jahre hindurch hatte Deutschland ohne Kraft zum Handeln, ohne rechte Hand dagestanden. Dann erhielt es den eisernen Kanzler, das eiserne Werkzeug, das dem Riesen seine Rührigkeit wiedergab. Aber diese Hand ist ursprünglich dem Körper fremd gewesen, und der Riese, der sie gebrauchte, bekam sie nur, weil er ein Krüppel geworden war.

Ja! Bismarck ist ein Glück für Deutschland, wenn er auch kein Wohlthäter für die Menschheit ist! Er ist für Deutschland, was ein paar ausgezeichnete, ungeheuer starke Brillen für den Schwachsichtigen sind. Es ist ein großes Glück für den Mann, daß er so ausgezeichnete Brillen hat, aber ein großes Unglück, daß er sie nöthig hatte." — —

Ich bemerke dazu: Ich konnte doch unmöglich als Däne irgendwie verpflichtet sein, eine besonders günstige Meinung über Bismarck zu hegen. Er hat Dänemark wahrlich keine Wohlthaten erzeigt.



*) Sie fragen mich, wie ich über Bismarck denke? Das ist eine große Frage. Er ist weder ein Cromwell noch ein Pitt; könnten wir uns aber eine glückliche Mischung der besten Eigenschaften beider vorstellen, so würden wir wohl etwas bekommen, das unserem Bismarck nicht unähnlich wäre, und gerade eine Persönlichkeit der Art, wie sie England heute Noth thut. Ihr Fürst ist ein Mann, der immer genau wußte, was er wollte und immer gerade auf sein Ziel los ging. Wie unsäglich viel will das besagen! Wenn ich Seiten füllte, ich könnte Ihnen nicht all' meine Bewunderung für Bismarck ausdrücken. Als Menschen-leiter und -Anführer steht er über allen Zeitgenossen. Als Mensch ist er geradezu liebenswürdig dank seiner Geradheit, Ehrlichkeit und Einfachheit. Könnten wir nur etwas von seiner moralischen Stärke und seinem Muth in einer Flasche auffangen und mit einer Dose dieses wundervollen Extracts unsere Staatsmänner „beherzigen", wir hätten bald Ursache, stolz auf sie zu sein. Leider ist es nicht wahrscheinlich, daß wir je im Stande sein werden, diese wahrhaft afrikanische Idee zu verwirklichen — und so müssen wir eben warten, bis Jemand aus seinem Charakter ein Textbuch machen wird zum Specialbesten kniesschwacher und degenerirter Staatsmänner. Dann mögen auch Großbritannien einige der Vorzüge blühen, die Deutschland heute die Achtung der ganzen Welt sichern.

Henryk Sienkiewicz (Warschau).

In der That kann ich mich nicht zu den Verehrern des Fürsten Bismarck zählen, aber da das moralische Gefühl der Gesellschaft, der ich angehöre, uns die Pflicht auferlegt, vor Allem unsere Feinde gerecht zu beurtheilen, so will ich mich bemühen, meine Ansicht mit möglichster Unparteilichkeit darzulegen.

Geben wir dem Kanzler, was des Kanzlers ist. Er ist ein bedeutender praktischer Politiker und als solcher überragte er hoch alle seine Zeitgenossen. Wenn die Idee der Einigung Deutschlands nicht vor ihm existirt hätte, so wäre er wahrscheinlich nicht darauf gekommen; denn er ist nicht einer von jenen schöpferischen Geistern, die große Ideen hervorbringen und der Welt schenken. Aber wenn er nicht wäre, so wäre auch die Einigung Deutschlands ein Traum geblieben und nicht eine vollbrachte Thatsache.

In der Geschicklichkeit, die von der Nation geschaffenen Gedanken praktisch durchzuführen und ihnen Leben zu verleihen, kann vielleicht Cavour allein mit ihm verglichen werden, aber zunächst ist Cavour Hülfe von außen gekommen und sodann hat dessen Werk Europa nicht in dem Maße erschüttert und nicht eine solche Macht geschaffen, wie es Deutschland ist. In dieser Hinsicht ist die Stellung des Fürsten Bismarck die allererste. Unvergleichlich in der Ausnutzung der Menschen, der Dinge und der Verhältnisse, hat Fürst Bismarck in der That eine bewundernswerthe Fülle von Ereignissen erfaßt und es verstanden, nicht nur aus den günstigen Nutzen zu ziehen und die gefährlichen zu meiden, sondern, was noch viel größer ist, er verstand sie alle nutzbringend für seinen Zweck zu gestalten. In dieser Hinsicht lag eine große schöpferische Kraft in seinem Wesen. Er brachte nicht eine Idee hervor, so wie der Schauspieler nicht die Gestalt schafft, die er darstellt, aber gerade so wie der geniale Schauspieler es versteht, in die von einem Anderen geschaffene Gestalt seine individuelle Kraft hineinzulegen, so hat auch er es verstanden, auf sein Werk den Stempel seiner großen Individualität zu drücken, so daß er der erstaunten Mitwelt nicht nur als der Vollstrecker, sondern auch als der Vater des Werkes erschien.

Es ist hier nicht Raum für seine Geschichte. Es genügt zu erwähnen, daß von Beginn des Jahres 1863 Alles, was in der Welt geschah, wenn nicht durch ihn, so doch für ihn geschah. Der Strom der europäischen Ereignisse glaubte dort zu fließen, wohin ihn seine natürliche Kraft drängt, indeß führte ihn der große Müller auf seine eigenen Räder und mahlte das Mehl, aus dem er sich solches Brod buck, welches er haben wollte.

Es war etwas in seiner Methode, was in ungewöhnlicher Weise die menschliche Phantasie frappirte. Es vereinigten sich in ihm scheinbar die entgegengesetztesten Eigenschaften: Unbesonnenheit mit der größten Vorsicht; er war gleichzeitig aufrichtig und hinterlistig. Er liebte nicht die Wahrheit und doch bediente er sich zeitweilig derselben, wie die Anderen der Lüge, um seine Gegner irre zu führen. Der Bau, den er aufgerichtet, war kunstvoll und fein und zugleich war er wie aus cyclopischen Blöcken hergestellt. In jeder seiner Thaten sah man eine geschickte Riesenhand. Ein Verehrer der Kraft, hat er die Kraft ausgebildet. Er hat das Werk vollbracht. Er hat die Einigung Deutschlands mit dem Hammer geschmiedet, mit dem er nicht anstand, auf die deutschen Köpfe zu schlagen, wo er es für nöthig fand. Sein Name verbündet sich mit der ruhmvollsten Epoche Deutschlands. Darum ist es nicht verwunderlich, daß er für die Deutschen eine Art Thor aus der Walhalla ist und bleiben wird, das ist, die Verkörperung des deutschen Ruhmes, das Monument seiner Kraft.

Aber aus derselben Quelle, aus der seine Vorzüge flossen, stammten auch seine Fehler. Der praktische Politiker hat in

ihm den großen Menschen getödtet. Dieser Verehrer und Schöpfer der Kraft war zugleich oft ein Philister derselben. Je treuer der Erfolg seinen Spuren folgte, je größer sein Werk wuchs, desto weniger war Fürst Bismarck im Stande zu begreifen, daß die Kraft eine Seele besitzen muß und zwar eine reine und moralische Seele, und daß im umgekehrten Falle die durch ihn geschaffene Kraft ein Damm für die Civilisation und die Entwickelung Deutschlands selbst werden muß oder eine Art von Fels, der im Weltmeer des Lebens liegt und die Wege des Lebens verengt. Und so ein Damm ist immer dazu verurtheilt, einmal früher oder später bei Seite geschoben zu werden. Ein Land hat das Recht, nach Macht zu streben, aber es muß sich zu den allgemein menschlichen Pflichten bekennen. Dort gerade, wo diese Pflichten aufangen, endete der Genius Bismarcks. Dieser Verehrer des Thor verstand es nicht genug, der Diener der leitenden Moral-Gesetze der Menschheit zu sein. Er verkörperte diesen rein heidnischen Geist, der unbarmherzig und unerbittlich wie ein Fatum in den internationalen Beziehungen nur die Uebermacht anerkannte.

Es ist ganz gleichgiltig, ob Fürst Bismarck wirklich gesagt hat: „Macht geht vor Recht" oder nicht. Die Vox populi, die ihm diese Losung zuschreibt, sieht in ihm die Verkörperung dieses Gedankens, und sie sieht richtig. Denn er war unzweifelhaft die Seele und der Ausdruck seiner gesammten Politik. Und dieses Princip führte Bismarck nicht nur selbst, sondern dank den unerhörten Erfolgen gab er ihm auch den Schein einer positiven Wahrheit. Er verallgemeinerte es, drängte es der Menschheit auf und erniedrigte das moralische Niveau des europäischen Lebens so tief, wie es keiner von ihm seit Jahrhunderten gethan hatte.

„Was würde daraus werden, wenn dieses so mächtige Deutschland nun auch gut werden wollte?" frug irgend ein französischer Bischof mit der ganzen Schlichtheit eines Christen und zugleich mit der Angst eines Franzosen nach der Entlassung des Kanzlers. Aber Bismarck's Deutschland könnte nicht gut sein. Bismarck stellt sich sogar den Deutschen nur zur Hälfte als die Verkörperung der Kraft dar — zur andern Hälfte aber als die Personification der verschiedenen Gefühle des Hasses, beginnend mit dem thatsächlich antichristlichen und zugleich parvenuhaften Haß gegen das große und wehrlose Volk und endend mit dem Haß gegen die verschiedenen Parteien in Deutschland, die eine der seinigen entgegengesetzte Politik getrieben haben. Das fühlt der Kern der deutschen Gesellschaft, und bei der vollen Bewunderung für Bismarck sagt ihm zugleich der Instinct der Abwehr wie auch das Bewußtsein der hohen Bestimmung, daß die Einigung Deutschlands vielleicht wirklich das Werk dieses Mannes gewesen sein konnte, daß aber in Zukunft Deutschland nicht mit seinem Geiste fortlesen könne. Die Epochen der christlichen Cultur sowie der gesunde Menschenverstand sprechen viel lauter als die Götzenanbeter aus Varzin, daß diese Cultur, mit der die Menschheit seit fast zweitausend Jahren lebt, positiv größer sei und unbesieglicher als die Bajonette und daß der Imperator der ungezählten Heerschaaren die Gerechtigkeit allein sein müsse.*)

Henryk Sienkiewicz

*) Unser Mitarbeiter Dr. Gustav Karpeles hatte die Güte, diesen bedeutsamen Brief des polnischen Romandichters für uns in's Deutsche zu übertragen.

Die Redaction.

Eduard von Hartmann (Groß-Lichterfelde).

Bismarck's Leistungen in der auswärtigen Politik werden nur von Wenigen in Zweifel gezogen, aber von Vielen darum nicht willig anerkannt, weil sie Gegner seiner inneren Politik sind. Wenn man seine Wirksamkeit in der inneren Politik richtig würdigen will, so darf man nicht auf das Stückwerk blicken, das er widerstrebenden Mächten mühsam abgerungen hat, sondern auf dasjenige, was er geplant und erstrebt hat. Wie anders stände z. B. heute das Deutsche Reich da, wenn es ein Reichseisenbahnnetz, Tabaks- und Branntweinmonopol und eine voll durchgeführte Arbeiterversicherung ohne Klebechicanen hätte!

Eduard von Hartmann.

Professor Ernst Haeckel (Jena).

Meine hohe Verehrung für den Fürsten Bismarck dürfte Ihnen bekannt sein durch seinen Besuch in Jena (1892), welcher in der Geschichte unserer kleinen Universität eine glänzende Episode bildet. Mir selbst wurde dabei das Glück zu Theil, nicht allein an dem Zustandekommen dieses Besuches wesentlich mitzuwirken, sondern auch in die nächste persönliche Berührung mit unserem größten deutschen Staatsmanne zu kommen. Hatte ich schon vorher für den außerordentlichen Mann, der die patriotischen Träume unserer Väter erfüllt und das neue deutsche Kaiserreich unter den größten Schwierigkeiten begründet hatte, die aufrichtigste Bewunderung, so wurde dieselbe durch den persönlichen Verkehr mit ihm, und durch den unmittelbaren Genuß seiner geistvollen Reden noch in hohem Maße gesteigert.

Ich bedaure es sehr, und betrachte es als einen schmerzlichen Beweis für die bekannte politische Unfähigkeit des deutschen Volkes, daß die engherzigen und kurzsichtigen Partei-Interessen (— ebenso wie die liberalen Phrasen und der Pseudo-Idealismus —) so viele unserer besten Landsleute bisher verhindert haben, die unsterblichen Verdienste Bismarck's um die nationale Gestaltung des deutschen Volkes ehrlich anzuerkennen. Was unser Reichstag ihm beharrlich verweigerte, hat er seinen unfähigen Nachfolgern oft bewilligt. Auf der trüben Folie der Letzteren treten Bismarck's Verdienste seit fünf Jahren immer glänzender hervor.

Ernst Haeckel

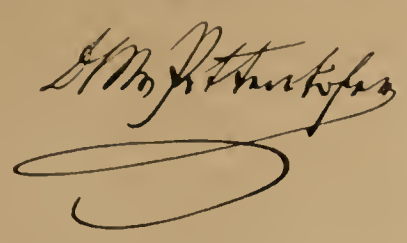
Geheimer Regierungsrath Prof. Max von Pettenkofer (München).

Bezüglich der Bedeutung Bismarck's ganz mit Litzmann einverstanden.

Herr von Poschinger bringt in einem Artikel „Tischgespräche ꝛc." in der Deutschen Revue auch, was ich ihm über Bismarck und Entwickelung der Hygiene mitgetheilt habe.

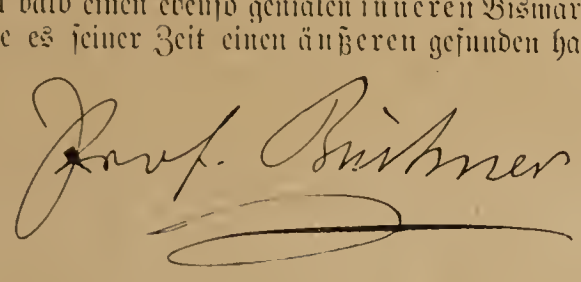
Was ich nicht vergessen kann, ist der Scharfsinn und das Wohlwollen, mit welchem Fürst Bismarck die Aufgaben der Reichs-Cholera-Commission förderte. Für die Entwickelung der öffentlichen Gesundheitspflege und der wissenschaftlichen Hygiene hat man überhaupt der persönlichen Initiative des Fürsten mehr zu danken, als man heutzutage glaubt. Die Errichtung der Cholera-Commission für das Deutsche Reich im Jahre 1873 war ein erster Schritt. Daß dieser wirklich für das Allgemeine und nicht für einen engen Gesichtskreis galt, geht schon daraus hervor, daß von den Mitgliedern der Commission nur zwei aus Berlin, die übrigen aus Sachsen, Baden und Bayern genommen waren. Ein zweiter, viel größerer Schritt war die Errichtung des Kaiser-

lichen Gesundheitsamtes, welches geradezu als eine Marksäule im Entwickelungsgange der öffentlichen Gesundheitspflege in Deutschland bezeichnet werden kann. Diese Thatsachen dürften genügen, um dem Fürsten Bismarck nicht nur in der politischen Geschichte, sondern auch in der Entwickelungsgeschichte der öffentlichen Gesundheitspflege und der Hygiene Bewunderung zu zollen.



Professor Ludwig Büchner (Darmstadt).

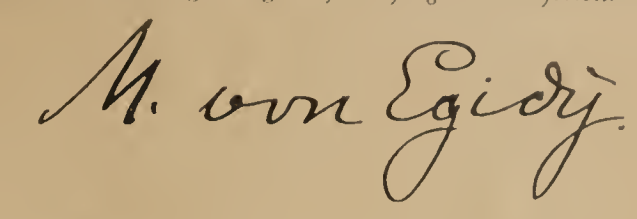
Ich halte Bismarck für eines der größten staatsmännischen Genies aller Zeiten, welchem allerdings bei Ausführung seiner Pläne das Glück wunderbar zur Seite gestanden hat. Aber geradeso wie bei Shakespeare nicht Alles vollkommen ist und auch nicht sein kann, so auch bei Bismarck, dessen einem stolzen und eigenwilligen, durch das Glück verwöhnten Charakter entspringende Schwächen ich hier nicht näher charakterisiren will, um nicht das Bild des der deutschen Nation so theuer gewordenen Nationalhelden unnöthiger Weise zu trüben. Was Bismarck für die Größe und Einheit des deutschen Vaterlandes gethan hat, muß und wird ihm ja ewig unvergessen bleiben, auch wenn die trübe Richtung, welche die Entwickelung der inneren Zustände Deutschlands seitdem genommen hat, fortdauern sollte. Ob und inwieweit diese Richtung mit dem Bismarck'schen Regiment in Verbindung gebracht werden kann, wage ich für mein Theil nicht zu entscheiden, und spreche schließlich nur die Hoffnung aus, daß Deutschland recht bald einen ebenso genialen inneren Bismarck finden möge, wie es seiner Zeit einen äußeren gefunden hat.



M. v. Egidy (Berlin).

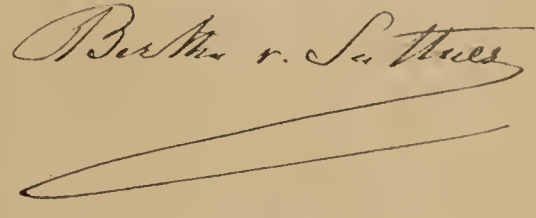
Bismarck hat den Besten seiner Zeit genug gethan. Bismarck war „der" Mann seiner Zeit. Bismarck hat seine Zeit ausgefüllt, so ausgefüllt, daß er für alle Zeiten einer der markantesten Männer in der Geschichte unseres Volkes bleiben wird.

Bismarck hat aber nur, gerade nur, seine Zeit ausgefüllt. Sein Denken und Verstehen macht Halt vor den Erfordernissen der folgenden Zeit, wenngleich er selbst die Gestaltung dieser neuen Zeit vorbereitete. Das schmälert die Bedeutung des Mannes nicht, noch berechtigt es zu einem Vorwurf oder gar zur Undankbarkeit. Diejenigen aber, welche das Thun und Lassen, die Meinung und das Wollen eines Mannes der vergangenen Zeit als alleinbestimmend auch für die hereingebrochene Wandlungsepoche hinstellen, thun ein doppeltes Unrecht: Unrecht an unserem Volke, dessen Bewußtsein zwar mit allen Fasern dankbarer Pietät an der großen Zeit hängt, die unter dem Wahrzeichen „Bismarck" steht, das aber mit pflichttreuem Verständniß jetzt sich den neuen Aufgaben — Wandlung unserer bisherigen Lebensauffassung (Weltanschauung) — zuwendet, und Unrecht an dem Manne ihrer Verehrung selbst. Denn: Ein Bismarck läßt sich nicht umprägen; jede Verwerthung dieser typischen Währung seiner Zeit in einer ihm nicht mehr zugehörigen Zeit ist ein Fehler; selbst Diejenigen, die den Bismarck seiner Zeit herzhaft lieben, werden durch solche außerzeitliche Verwerthung abgestoßen. Viele werden dadurch zu einem Widerspruch gereizt, der in minderen Menschen die Erinnerung an den großen Kanzler — zwar zu Unrecht, aber doch begreiflich — zu trüben vermag. In welchem Grade Bismarck selbst Schuld ist an dieser (vorübergehenden) Trübung, wage ich nicht zu beurtheilen.



Baronin Bertha von Suttner (Harmannsdorf).

Man weiß nicht, was sich in Bismarck am deutlichsten zeigt: die Erfolge eines gewaltigen Charakters oder der Gewaltcharakter des Erfolges? Einerlei, selbst seine Gegner können sich nichts besseres wünschen, als daß die herbeigesehnte, schon heranbrechende Zeit der Völker- und Classenversöhnung auch ihre Bismarcks finden möge, d. h. Männer von solcher Kraft — mit solchem Glück.



Max Nordau (Paris).

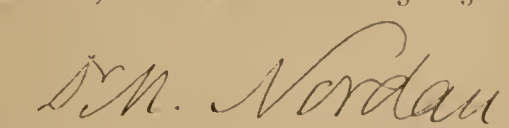
Auch die Zukunft wird, glaube ich, Korybantengeschrei nicht als Geschichtsquelle ansehen und nicht daraus ihr Urtheil über Fürst Bismarck's staatsmännische Thätigkeit schöpfen. Sie wird deutlicher als die Mitlebenden erkennen, daß alles Dauernde im politischen Werke des Fürsten nicht von ihm, sondern von der deutschen Volkskraft geschaffen wurde, sein persönlicher Antheil daran aber nicht dauernd ist.

Seine Größe liegt nicht in dem, was er that, sondern in dem, was er ist. Die Bewunderung für seine Persönlichkeit wird denn auch ohne Zweifel mit der Zeit nur noch wachsen. Er hat alle Eigenschaften eines sagenhaften Stammeshelden: Die Ungeheuerlichkeit in Liebe und Haß, die Gewalt und Dauer des Wollens, die spielende Ueberlegenheit allen Menschen gegenüber, und er hat dazu und darüber hinaus noch eins, was den modernen Heros hoch über den antiken erhebt: den sieghaften, göttlichen Humor, der den irdischen Geschicken alle Macht über seine Seele raubt.

Die Zeitgenossen leiden zu sehr unter der Wucht einer solchen zermalmenden und verheerenden Persönlichkeit, um ihre ganze Schönheit zu würdigen. Die Nachgeborenen dagegen können sich ihrer künstlerischen Freude an der prachtvollen Menschenerscheinung voll genießend hingeben, da diese dann nicht mehr zerstörende, sondern nur noch ästhetische Wirkungen übt.

In den späteren Geschlechtern wird das deutsche Volk mit Stolz des Mannes gedenken, in dem es die eigenen Eigenschaften monumental gesteigert und durch diese Steigerung idealisirt erkennen wird, und es wird Kraft und Selbstbewußtsein aus der Vorstellung gewinnen, daß Fürst Bismarck den deutschen Menschen in vollkommenster Ausgestaltung darstellt.

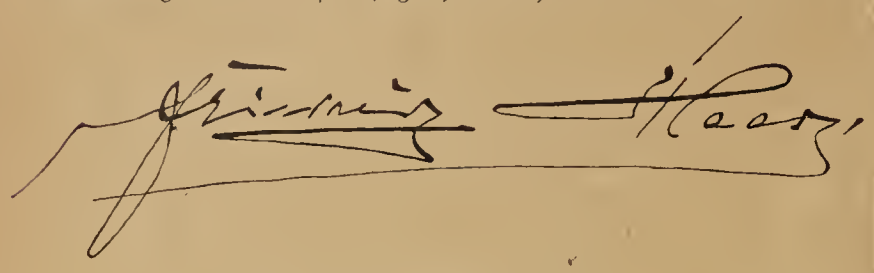
Aber einen derartigen Idealtypus bringt ein Volk nicht ohne Schmerz und Erschöpfung hervor. Ein großer Mann der That ist ein überaus kostspieliger Luxus für ein Volk. Und die Kosten des Fürsten Bismarck haben wir Mitlebenden getragen.



Hofschauspieldirektor Friedrich Haase (Berlin).

Ehrlich gestanden, würde ich es für recht arge Anmaßung meinerseits empfinden, wenn ich dieser Ehrung entspräche,

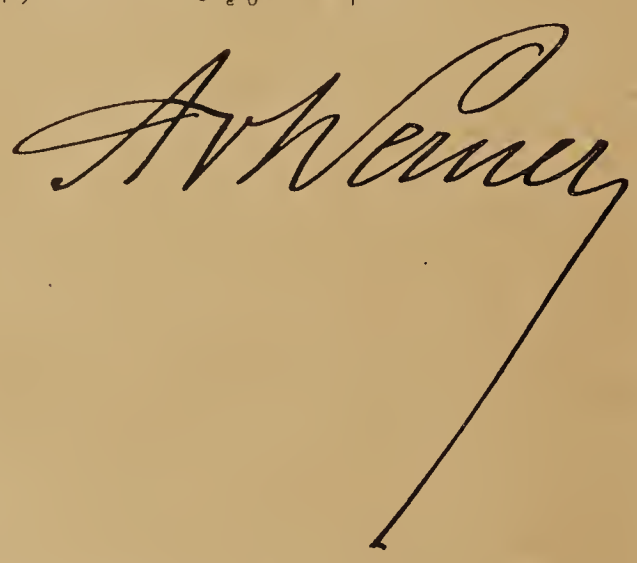
denn was läge daran, ob ein simpeler Histrione unter heutiger Werthschätzung seiner hohen Ehrfurcht und innigen Verehrung irgend welchen öffentlichen Ausdruck giebt für die granitene, historische Erscheinung des Fürsten Bismarck, bei dessen Andenken jedem warm empfindenden Patrioten das Herz erglüht von Liebe und Dankgefühl!? — Zudem dachte ich immer, daß die schon der Geschichte anheim gefallene Erscheinung Bismarck's auch der „Geschichte" angehörig bleiben sollte und aller Tageskontroversen füglich entbehren kann!



Anton von Werner (Berlin).

Eine unter und mit uns lebende historische Persönlichkeit kann der Zeitgenosse befeinden und befehden, sie lieben oder hassen, sich für sie begeistern oder sie verabscheuen — — — Alles, nur nicht ein Urtheil über sie fällen! Das muß er meines Erachtens kommenden Geschlechtern überlassen, und sich bescheiden darauf beschränken, zu registriren und Chronik zu führen über ihre Thaten und ihre Persönlichkeit. Das wenigstens wird für die Nachwelt — je genauer und sorgfältiger es geschieht — um so werthvoller sein, als alle abschätzenden Urtheile von Mitlebenden über den Werth einer historischen Persönlichkeit. Sollte Ihnen etwas an Friedrichs des Großen Urtheil über die deutsche Literatur, über Lessing und Goethe liegen, oder an der Meinung eines andern Zeitgenossen von damals über Friedrichs des Großen Meinung über dies Thema, falls Sie sich selbst ein Urtheil über unsere Literatur bilden wollten? Ich glaube kaum.

Daß die Tagespresse einen anderen Standpunkt einnehmen muß oder in der That einnimmt, als ich ihn der von Ihnen mir gestellten Frage gegenüber einnehme, ist wohl berechtigt. Ich beantworte Ihre Frage auch nur als Maler, entsprechend der Anschauungsweise, unter welcher ich z. B. an einem Bilde arbeite, welches historische Persönlichkeiten oder einen historischen Act der Jetztzeit darstellt.



Klaus Groth (Kiel).

Wie ich über Bismarck denke — habe ich vor zehn Jahren zu seinem siebzigsten Geburtstage, so gut ich es vermochte, in einem Gedicht ausgesprochen. Meine Ehrfurcht vor dem gewaltigen großen Mann hat sich seitdem nicht geändert. Zum Beweise dafür können ein paar Verschen dienen, die ich vor einiger Zeit für irgend ein Album geschrieben habe.

Die drei letzten Strophen des längeren Gedichtes lauten:

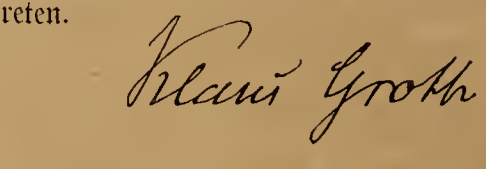
. . . En Ahnung sä em jümmer dar:
He harr en Wark to lösen.
Dat keem. — So kumt dat Weltgericht!
Vergeltung kumt! de Weltgeschicht;
Vel falsche Götzen möt to nicht,
As oltids mal de Riesen.
Wi brukt en Mann, as Thor so stark,
En Ritter gegen't Lögenwark.
Kumm nu! Du Eekbom ut de Mark,
Du Mann vun Stahl un Isen!

He keem. Mit Fedder un mit Swerd,
Mit Klokheit un mit Moth bewehrt —
Wi hebbt wul mal ut Märken hört
Vun Helden, Hünen glik —
De drev de Fulen ut ehr Nest,
Den Arffiend drev he rut int West,
Un broch för uns toletz dat Best:
Uns' Drom: dat dütsche Rik.

Nu fürcht de Welt em wit un sit,
Nu ehrt dat Vaderland em hüt.
Doch denkt he geern wul an de Tid,
As Otto swärm int Holt,
Un denkt: de Weg weer wunnerbar!
Wi ok! un hofft: noch menni Jahr
Steit unse Bismarck rüstig dar
As Dütschlands Schutz un Stolt.

In Prosa, gleichsam als Historiker, etwas, das wie eine Beurtheilung aussehen könnte, über den großen Mann niederzuschreiben, fühle ich nicht den Muth. Wäre es ja doch auch nur wie das Läuten eines Schneeglöckchens zum ersten April, wo ein viel tausendstimmiger Chor über den Erdball, so weit er von Deutschen bewohnt ist, ertönen wird zu seinem Preis und Ruhme.

Ich werde lebhaft einstimmen in den Chor, aber möchte nicht als Solist hervortreten.



Paul Heyse (München).

Die Aeußerung Prof. Litzmann's scheint mir in dieser Fassung zu weit zu gehen.

Zur Feier des 70sten Geburtstags habe ich ein Lied gedichtet, das in der Composition von Eichrl auf dem Königsplatz in München gesungen wurde. Eine poetische Epistel: Fürst Bismarck in München enthält meine Eindrücke bei der Begegnung mit dem Reichskanzler in Lenbach's Hause, 24. bis 26. Juni 1892.

. . . So menschlich sich uns gab der Uebermensch,
Bedacht, es Allen wohl zu machen, heimlich
Blieb eine Spannung in uns rege, wie
Genüber einem Gast aus andrer Welt.
Ich selbst, sonst ohne Menschenfurcht, gewohnt,
Vor irdischer Größe nicht den Blick zu senken,
Vor diesem Hohen wandelte mich doch
Ein Schauer andachtsvoller Ehrfurcht an.
Dies Antlitz, sagt' ich mir, das hier dich grüßt
In Fleisch und Blut, — wenn lange schon der Odem,
Der es beseelt, in's All zurückgeschwebt,
Der letzte Blitz aus diesem Herrscherauge
Versprüht ist und der Mund, auf dessen Wort
Der Erdkreis lauschte, stumm für ewig ward,
Dann, wie das Sphinxhaupt, das im Wüstenbrand
Noch unverschüttet auf zur Sonne ragt,
Ob auch jahrtausendalter Flugsand rings
Emporgeweht ist, wird dies Heldenhaupt
In mächt'gem Umriß noch die Blicke bannen,

Die Stirn, die weitenweite Pläne barg,
Von der Geschichte Nebelglanz umhaucht.

Paul Heyse

Friedrich Spielhagen (Berlin).

Die Gestalt Bismarck's selbst habe ich in keinem meiner Werke eingeführt, schon deßhalb nicht, weil ich aus theoretisch-ästhetischen und noch mehr: praktisch-poetischen Gründen niemals noch lebende Personen in meinen Romanen vorführe. An Anspielungen auf Bismarck habe ich es allerdings nicht fehlen lassen, und das war in Romanen, deren Zeit die Gegenwart war, auch nicht zu vermeiden. So schreitet seine mächtige Gestalt durch den Hintergrund — wenn ich mich so ausdrücken darf — von „Sturmfluth", „Ein neuer Pharao" und „Was will das werden". In letzterem Roman (II. S. 61) lasse ich den jugendlichen Helden sich über Bismarck aussprechen in drei „Goethe und Bismarck" überschriebenen Sonetten, die ich auch, in etwas veränderter Form, in meine „Gedichte" aufgenommen habe, hier unter dem Titel „Die Dioskuren" (S. 207).

Den Ausspruch Professor Litzmann's: Die Stellung des betreffenden Autors zu Bismarck zum Werthmesser seiner Qualification als Dichter der Gegenwart zu nehmen, halte ich für völlig falsch; und ich habe mit diesem meinem Urtheil dem Herrn Professor gegenüber brieflich nicht zurückgehalten. Professor Litzmann, als ein noch junger Mann, steht aber unter dem Zauber des Gewaltigen auf Friedrichsruh, gerade wie unsere ganze junge Generation. Von Jemand, der, wie ich, bereits im Jahre 48 Republikaner war und es noch heute im Herzen ist, kann man die gleiche Begeisterung für den Begründer des Deutschen Reiches nicht erwarten; ich wäre ein Narr, wollte ich die Größe des Mannes nicht anerkennen, aber ich müßte meine langjährigen politischen und moralischen Ueberzeugungen verleugnen, um das ohne jede reservatio thun zu können. Ich müßte sehr, sehr weit ausholen, um klar zu legen, worin denn diese Reservationen bestehen. Ich habe eben ein Ideal von deutschem Volke in meinem Kopfe, dem die Gegenwart in sehr vielen und sehr wichtigen Punkten nicht entspricht. Nach meiner Ansicht darf man den Dichter von heute nicht fragen: wie stehst Du zu Bismarck? sondern: wie stehst Du zu Christus? d. h. zu dem Evangelium von der Brüderschaft der Menschen? Ich glaube an dies Evangelium von ganzem Herzen, und daß, wer sich nicht zu ihm bekennt, früher oder später zu den Todten geworfen wird, ob sie auch heute aller Orten auf seinen Namen schwören.

Friedrich Spielhagen

Julius Wolff (Berlin).

Auf die erste Ihrer beiden Fragen erwidere ich Ihnen ergebenst, daß ich auf den Fürsten Bismarck zwei Gedichte gemacht habe.

Das erste bei seinem Abgange von Berlin 1890; es ist abgedruckt in „Der eiserne Kanzler im deutschen Lied" von Paul Grotowsky (Gießen 1894, bei Karl Krebs).

Das zweite jetzt im Auftrage des „Vereins Berliner Künstler" hierselbst, der dem Fürsten das Gedicht, auf eherner Tafel eingravirt, als Huldigung und Glückwunsch zu seinem 80. Geburtstag darbringen wird. Dieses Gedicht darf nicht veröffentlicht werden, ehe es der Fürst nicht selber erhalten und gelesen hat.

Auf Ihre zweite Frage erwidere ich Ihnen ergebenst, daß ich mit der Meinung Litzmann's durchaus einverstanden bin, soweit diese den Fürsten Bismarck betrifft und nicht das Urtheil über Spielhagen.*) Weiter möchte ich mich jedoch darüber nicht auslassen, weil ich mit Friedrich Spielhagen innig befreundet bin.

Julius Wolff

Wilhelm Jordan (Frankfurt a. M.).

Vor zehn Jahren war ich das von den Spendern in Frankfurt a. M. abgesandte Mitglied der Deputation, welches dem Fürsten Bismarck zu seinem 70. Geburtstage, unter Führung des Herzogs von Ratibor, das Nationalgeschenk von etlichen Millionen überreichte. Schon daraus ist zu schließen, wie ich mich als Dichter zu Bismarck verhalte.

In meinem Demiurgos, Bd. III, S. 239, gedruckt 1854, geschrieben 1851, also vor 44 Jahren, finden Sie die berühmt gewordenen und viel citirten Verse, in denen auf das Bestimmteste prophezeit steht, was nachher Kaiser Wilhelm I. und Bismarck vollbracht haben.

Das erste Lied meiner Nibelunge, Sigfridsage, vollendet 1862, in demselben und in folgenden Jahren in vielen Städten öffentlich vorgetragen und in den Zeitungen mit betreffenden Stellen citirt, wimmelt von prophetischen Hinweisen auf den bald für uns auftretenden „Weltüberwinder", den „Führer zur vollen Genesung", den „Schmieder der Krone der einigen Kraft" ꝛc.

Im Nachgesang zum zweiten Liede Nibelunge, Hildebrant's Heimkehr, erschienen 1874, finden Sie eine Anzahl solcher Stellen als nun glorreich erfüllte Weissagungen wiederholt.

Von oberster Wichtigkeit ist ein im Juni 1890, also zur Zeit der heftigsten Anfechtungen Bismarck's, in der Münchener Allgemeinen Zeitung erschienenes Gedicht „Mahnspruch". Wie in Bildern der Griffel und Pinsel Lenbach's, giebt es in Worten die treffendste Charakteristik des großen Mannes. Es steht abgedruckt S. 102 meiner Sammlung „Letzte Lieder".

... Bewundernd und mit Stolz zum Bilde
Des Riesen schaut sein Volk empor
Und wirft ihm doch der Zwergenmilde
Unmöglichkeit als Mangel vor.

Genies, auch frei von Vorzugsfehlern,
So stimmesanft und herzensweich
Als doch unbeugsam stark und stählern,
Bestellt euch aus dem Himmelreich.

Zum Kampf mit Neid und Noth hienieden
Versteht Natur die rechte Art
Von Helden anders nicht zu schmieden
Als diamantisch hell und hart.

Mit der Aeußerung des Professors Litzmann bin ich sehr weit einverstanden. Vielleicht richtiger gesagt, er mit mir. Denn das oben bezeichnete Gedicht war ihm schwerlich unbekannt, als er sie niederschrieb.

Wilh. Jordan.

*) Litzmann schreibt a. a. O.: „Daß Spielhagen diesem Gewaltigen gegenüber nichts anderes empfunden als das Gefühl eines lastenden Druckes, daß er nicht über alle Parteiverstimmungen sich hat hinwegtragen lassen können zu einem verständnißvollen, dankbaren und bewundernden Aufblick vor der Größe dieses nationalen Helden, der ohne seine rauhen Ecken und Kanten, die noch jeder gespürt, der mit ihm zu thun gehabt, nicht er selber wäre, daß der Dichter Spielhagen dem Parteimann Spielhagen dafür nicht hat die Augen öffnen können, das zeigt, daß auch Spielhagen zu einem nationalen Dichter eine wesentliche Eigenschaft fehlt."

Martin Greif (München).

Ich theile Ihnen mit, daß ich in einem soeben erschienenen Festspiel „Das erste Blatt zum Heldenkranz" unseren großen nationalen Helden Bismarck zu verherrlichen trachtete und daher mit Genugthuung Ihnen dessen bevorstehende Aufführung an folgenden Orten melden kann: Hamburg, Lübeck, Augsburg, Graz, Speyer (durch die Stadttheater); Frankfurt a. M., Breslau, Gießen, Darmstadt, Wittenberg, Bochum, Obornik (durch Mitglieder des nationalliberalen Vereins). Wie den achtzigjährigen Geburtstag, so habe ich auch bereits das 70jährige Wiegenfest des Allverehrten als Poet begangen, indem ich damals eine „Hymne" in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte, die laut dem in unterschiedlichen Orten z. B. im vorigen Jahr in Weimar zum öffentlichen Vortrag gelangte.

Heil dem Helden, der das Vaterland erhöht,
Dessen Name die Länder durchdringt
Und bewundert wandert auf allen Meeren;
Den die Brandung widerhallt an entlegenen Inseln,
Wie an fernen, gefügig dem Aar, aufhorchenden Küsten;
Der um den Kiel der befrachteten Schiffe rauscht
Und um die Wimpel der getreu hineilenden Kriegsgeschwader,
Welche mit Scheu begrüßt der rollende Donner der Porte.
Heil dem ruhmgewaltigen, sieggekrönten, unsterblichen Helden!

Martin Greif.

Adolf Wilbrandt (Rostock).

Die Gestalt Bismarck's habe ich (wenigstens in der Erzählung eines Andern) redend eingeführt in meinem Roman „Der Dornenweg"; stark auf sie hingedeutet in meiner Novelle „Dämonen" (Ein neues Novellenbuch, Wien 1875). Mein Lustspiel „Der Unterstaatssekretär" sucht — mit künstlerischer Freiheit natürlich — einen jungen Bismarck darzustellen. Wo ich mich sonst auf ihn bezogen haben mag, ist mir jetzt nicht gegenwärtig.

Ob das Urtheil der Nachwelt über jetzt Lebende wesentlich dadurch mitbestimmt werden wird, wie viel Verständniß sie Bismarck entgegengebracht haben? — Ich wünsche, ich hoffe es; mehr mag ich nicht sagen. Wer blickt in die Zukunft? Wer weiß auch nur, was morgen sein wird?

Adolf Wilbrandt.

Felix Dahn (Breslau).

Ihre beiden Fragen beantworte ich folgendermaßen:

I. Ich habe Bismarck-Gedichte veröffentlicht oder Bismarck erwähnt in nachstehenden Stücken: „Jung Bismarck", Gedichte V. Sammlung („Vaterland") Leipzig 1892 S. 50, zum 15. December 85, ebenda S. 51. „Armin" S. 52, an Kaiser Wilhelm I., S. 55, Vale Imperator, S. 72, ferner S. 77. Moltke S. 100, S. 101, dann S. 118. Ferner Bismarck-Lied 1. April 95, Münchener allgemeine Zeitung, Bismarck-Prolog zu gleichem Tag, im vorliegenden Heft der „Gegenwart". Meine beiden Bismarckreden vom 1. April 92 und 1. April 93 darf ich wohl auch anführen, sowie daß ich erst nach seinem Sturze mich ihm genähert, ihm „Otto dem Großen" meine „Bataver" zugeeignet und ihn auf seine Einladung hin in Friedrichsruhe aufgesucht habe.

II. Ich bin allerdings auch der Meinung, daß ähnlich wie das Verhältniß zu Shakespeare und andern großen Männern das zu Bismarck bezeichnend für einen Deutschen Schriftsteller ist.

F. Dahn.

Hans von Hopfen (Berlin).

Auf Ihre freundliche Anfrage erlaube ich mir zu antworten, daß ich über Bismarck geschrieben habe: im Festspiel zum 90. Geburtstage des Kaisers Wilhelm I. („Theater" Berlin, Hofmann und Co. 1889); in der Widmung des Romanes „Das Allheilmittel" (Dresden, Minden 1885); im vorigen Jahre ließ ich mein „Bismarcklied" in der Münchner Allgemeinen Zeitung veröffentlichen, das dann von anderen Blättern nachgedruckt und von mehreren Componisten, am besten wohl von v. Schulers, Schweinfurt, vertont wurde.

Zur Zeit giebt mir das Bismarckdenkmal, das aus Beiträgen alter Corpsstudenten nächst der Rudelsburg ob der Saale aufgerichtet werden soll, viel zu thun. Die kurze Inschrift, die es tragen wird, habe ich geschrieben. Möglich, daß ich auch sonst an einer oder anderen Stelle von dem herrlichen Traum, dem das Vaterland seine Neugestalt und Größe verdankt, geschrieben habe. Es ist mir augenblicklich im Drange der Geschäfte nicht erinnerlich.

Was ich über Litzmann's Ausspruch denke?

Zunächst, daß das ästhetische Urtheil über einen Dichter eines anderen Jahrhunderts und eines anderen Volkes mit dem Verhältniß, das ein Zeitgenosse zu einer staatsmännischen Größe seiner eigenen Nation einnimmt, die auf deren Geschichte den mächtigsten bestimmenden Einfluß geübt hat, in gar keine Parallele zu bringen ist. Das eine ist Geschmacksache, das andere eine Frage patriotischen Gefühls, historischer Urtheilskraft, politischen Instincts, mehr oder weniger Charaktersache (wenn Sie dies häßliche Wort gelten lassen wollen). Zweitens gestatte ich mir zu bemerken, daß mir diejenigen, die z. B. einen Voltaire lediglich nach dem Verständniß, das er Shakespeare entgegenbringt, beurtheilen wollen, leid thun, denn sie werden der Bedeutung dieser merkwürdigen Erscheinung nicht gerecht werden und um manchen hohen Genuß ärmer bleiben, den ihnen die genauere Bekanntschaft mit dem einflußreichsten französischen Schriftsteller seiner Zeit bereitet hätte. Jeder wichtige Mensch will als ein Ganzes beurtheilt und erfaßt werden mit seinen Vorzügen und Schwächen, und jeder Meister ist einseitig.

Hans v. Hopfen.

Karl Emil Franzos (Berlin).

Ich habe meiner Begeisterung für Bismarck schon als Student, 1868—1871, in zahlreichen politischen Liedern Ausdruck gegeben, die zumeist in dem damals gut deutsch gesinnten Wiener „Figaro" erschienen sind; namentlich stammt auch die Mehrzahl der Leitgedichte vom Juli 1870 bis zum Mai 1871 aus meiner Feder. Anspielungen auf den Mann, in dem ich den größten Deutschen verehre, der uns seit Goethe beschieden war, finden sich in meinen Schriften oft. Eine Art Gegenstück zu seiner Gestalt habe ich in der Skizze: „Der deutsche Teufel" (in meinem Buche: „Aus der großen Ebene") zu zeichnen versucht.

Den Ausspruch Prof. Litzmann's, den Sie mir vorlegen, habe ich bisher nicht gekannt. Er ist ein neuer Beweis für die ohnehin genügend bestätigte Erfahrung, daß zuweilen auch sehr gebildete Männer von wirklichem Geist — und das trifft auf Prof. Litzmann zu — nicht ernst zu nehmende Aussprüche thun. Für den ästhetischen Geschmack eines Dichters kann sein Verhältniß zu Shakespeare, einem Dichter, ein Maßstab sein, aber nicht seine Denkweise über einen Staatsmann.

Karl Emil Franzos

Die Aussichten der deutschen Frauenbewegung.

Von Karl Walcker (Leipzig).

Eine vollständige Aufzählung all' der Ziele, die sich eine verständige, maßvolle Frauenbewegung unter deutschen und ähnlichen Verhältnissen stellen kann und soll, würde sehr lang werden. Beispielsweise seien erwähnt: die Zulassung der Frauen zu gewissen Berufsarten, die ihnen früher verschlossen waren; die Sicherung des Vermögens einer Frau gegen einen verschwenderischen Ehemann; die Sicherung der Frauen, Kinder, Dienstmädchen gegen Mißhandlungen durch trunksüchtige Männer und grausame Frauen; die Verbesserung der Lage schlecht bezahlter Mäntelnäherinnen ꝛc durch Frauengewerkvereine und andere geeignete Mittel; die Betheiligung der Frauen am geistigen Leben u. s. w.

Es wäre ungerecht zu leugnen, daß viele Frauen und einzelne Männer, z. B. W. A. Lette, sich große, dankenswerthe Verdienste um die Frauenbewegung erworben haben. Trotzdem ist es wahr, daß diese Bewegung den größten Theil ihrer berechtigten Ziele noch lange nicht erreicht hat; daß sie dazu der Sympathien, der energischen Unterstützung der öffentlichen Meinung bedarf; und daß die Bewegung zur Zeit bei der öffentlichen Meinung ziemlich schlecht angeschrieben ist. Die ungebildeten Klassen wissen kaum etwas von der Frauenbewegung; während die ungeheuere Mehrheit der gebildeten Männer, Frauen, Jungfrauen der Sache feindlich, gleichgiltig, im günstigsten Falle etwas mißtrauisch, kühl und kritisch gegenübersteht. Dies zeigt sich auch in der Haltung der Tagespresse. Wenn eine Commission die letzten Jahrgänge aller bedeutenderen conservativen, liberalen, demokratischen und ultramontanen Zeitungen der verschiedenen Gegenden des Reiches durchsähe, so würde sie kaum einen freundlich oder auch nur feindlich gehaltenen Leitartikel über die Frauenbewegung finden, obgleich unter der Rubrik „Vermischtes“ gelegentlich Notizen über Doctorpromotionen von Damen stehen. Manche Gegner der Frauenbewegung haben offenbar schlechte Motive, und andere Gegner und Gegnerinnen sind pseudoconservativ, gedankenlos, aber viele wohlwollende, besonnene Kritiker und Kritikerinnen der Bewegung vertreten durchaus berechtigte Interessen, echt wissenschaftliche staatsmännische Anschauungen, die natürlich auch bei Führerinnen und Anhängerinnen der Bewegung zu finden sind. Keine beliebige Männer- oder Frauenbewegung hat das Recht, anstößige, nach links oder nach rechts viel zu weit gehende Tendenzen zu verfolgen. Die nicht socialistischen Arbeitervereine, z. B. die Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine, die evangelischen und katholischen Arbeitervereine, bethenern daher mit Recht, daß sie keine socialdemokratischen Ziele verfolgen. Schon in den 1870er Jahren führten die Gewerkvereine einen solchen Revers ein. Wenn Jemand Mitglied werden will, so muß er einen Revers unterschreiben, ausdrücklich erklären, weder Mitglied, noch Anhänger der Socialdemokratie zu sein.

Aehnlich verhält es sich mit der Frauenbewegung. Wenn sie die mächtige Unterstützung der öffentlichen Meinung gewinnen will, so müssen die Frauenvereine durch geeignete Mittel, z. B. durch Statutenparagraphen, erklären, daß sie nur eine maßvolle, bedingte, organische, nicht eine utopische, unbedingte, mechanische Gleichheit aller Erwachsenen beider Geschlechter erstreben. Die socialdemokratische Forderung, den Frauen das active und passive Wahlrecht zum Reichstage, zu anderen Volks- und Localvertretungen zu geben, beruht z. B. auf falschen, mechanischen Gleichheitsideen. Im fernen Westen der Vereinigten Staaten und in Neuseeland bestehen bereits ähnliche Einrichtungen, aber solche zukunftslose Experimente junger Territorien und Staaten beweisen nichts für die nordamerikanischen Küstenstaaten, für den Militairstaat Deutschland, überhaupt für Gegenden alter Cultur. In einem jener Fälle sollen viele Männer nur deshalb ihre Zustimmung gegeben haben, um das Einerlei des täglichen Lebens durch einen schlechten Scherz zu unterbrechen. Auch in den übrigen Fällen können solche Motive mitgewirkt haben. Ueberdies bilden die Frauen in all' jenen Volksvertretungen eine kleine Minderheit der Versammlungen. Extreme Gleichheitsideen führen folgerichtig (practisch, oder wenigstens theoretisch) zur Forderung der socialdemokratischen Republik, der communistischen Republik oder des Anarchismus. Die Anhänger des Letzteren wählen in Berlin und anderswo keine Präsidenten für ihre Versammlungen; aber sie haben doch Einberufer, und sie sprechen nicht alle gleichzeitig, nur Einer spricht zur Zeit. Es kommen zwar Zwischenrufe vor, das ist aber nicht specifisch anarchistisch, es kommt auch in Parlamenten und Gelehrtenversammlungen vor. Jules Simon deutet mit Recht an, daß das Frauenstimmrecht ein furchtbares Unglück für Frankreich wäre, eine ultramontane Reaction herbeiführen würde. Dabei ist zu beachten, daß er ein Freund der Frauenbewegung und selbst klerikal angekränkelt ist. Aehnlich würde das Frauenstimmrecht im deutschen Reiche den reactionären Parteien, den Curpfuschern und sonstigen Schwindlern nützen, den Culturfortschritt und die wohlverstandenen Interessen der Frauen auf's schwerste schädigen. Man darf nicht vergessen, daß die gebildeten Frauen eine kleine Minderheit aller Frauen bilden; daß viele Frauen der ländlichen Gegenden, ja, sogar der Städte an Hexen, Wahrsagerinnen ꝛc. glauben.

Wenn eine tüchtige Aerztin solche Patientinnen heilt, die sich aus Gründen der Decenz an keinen Arzt gewandt hätten, so ist die Sache rein erfreulich; obgleich man nicht für den ärztlichen Beruf der Frauen schwärmen darf. Die Gegengründe sind häufig dargelegt worden, z. B. von Dr. med. B. Langer in seiner lesenswerthen, 1894 erschienenen Broschüre, „die Frau in der Heilkunde“. Wenn eine Dame eine auch von Männern zu bekleidende Stelle erhalten hat, z. B. Buchhalterin geworden ist, so ist das für sie ein privatwirthschaftlicher Vortheil. Ein Nationalökonom, ein Socialpolitiker, darf indeß nicht übersehen, daß sie anderen Bewerberinnen und Bewerbern um die Stelle so zu sagen das Brod weggenommen haben kann. Das Wünschenswertheste ist nicht die Verdrängung der Männerarbeit durch die Frauenarbeit, sondern eine großartige Hebung der Volks- und Weltwirthschaft. Dann würden mehr junge Männer und Mädchen zur Ehe schreiten können, wie bisher, weil die Erwerbsgelegenheiten zugenommen hätten. Man denke z. B. an landwirthschaftliche Be- und Entwässerungen, deutsche Colonien in den nichtdeutschen Gegenden Preußens und Oesterreich-Ungarns, in Deutsch-Südwestafrika. Volkswirthschaftliche Fortschritte des Auslandes kommen auch dem Inlande zu gut, namentlich durch das Steigen der inländischen Exportindustrie. Andererseits darf man mit dem Gemeinplatz „die Frau gehört in die Familie“ keinen Mißbrauch treiben. Da in den meisten Ländern die Frauen bedeutend zahlreicher sind als die Männer, und da die Bigamie mit Recht verboten ist, so können nicht alle heirathsfähigen Wittwen und Mädchen einen Mann bekommen. Es verstößt überdies gegen die menschliche Würde, Menschen und — Kaninchen auf eine Stufe zu stellen. So manche junge oder alte, unverheirathet gestorbene Damen waren viel achtungswerther, der Menschheit weit nützlicher, als viele verstorbene Ehefrauen oder Wittwen. Man denke z. B. an die heldenmüthige Aufopferung von Krankenpflegerinnen in Friedens- und Kriegszeiten, an Lehrerinnen und an Vertreterinnen so mancher anderer Berufe. Es ist philiströs und oberflächlich zu sagen, eine 25 oder 30 Jahre alte, vornehme, reiche, kinderlose, hochbegabte Wittwe sei moralisch verpflichtet, wieder zu heirathen oder ein Pflegekind zu nehmen. Die erste oder die zweite Entscheidung kann rationell sein. Es sind indeß noch andere Fälle möglich. Die Dame kann dem eigenen Volke und der übrigen Menschheit z. B. am meisten nützen, wenn sie Doctorin der Rechte und der Nationalökonomie wird. (Die Ausdrücke Doctor der Philosophie, der Staatswirthschaft, der Staatswissenschaften sind in diesem

Zusammenhange gleichbedeutend.) Meines Wissens sind bisher nur sehr wenige Damen Doctorinnen der Nationalökonomie geworden; aber verschiedene Damen aus Deutschland, der Schweiz, Italien, Rumänien ꝛc. sind bereits Doctorinnen der Rechte geworden. Es genügt nicht, daß tüchtige Damen die Frauenintereſſen in Frauenvereinen, Zeitschriften, Denkschriften vertreten; sie müssen auch im Verein für Socialpolitik, im Deutschen Juristentage und in anderen, geeigneten Versammlungen das Wort ergreifen. Es giebt bereits Präcedenzfälle dafür. Zwei hochverdiente Vorkämpferinnen der Frauensache, Fräulein Auguste Schmidt und Frau Emilie Kempin, hielten z. B. in den 1890er Jahren in der Leipziger Gemeinnützigen Gesellschaft interessante, sehr beifällig aufgenommene Vorträge über Themata aus dem Gebiete der Frauenfrage. In politischer Beziehung dürften die Glieder dieses hochangesehenen Vereins meist Nationalliberale, zum Theil auch Conservative sein. In einer nicht fernen Zukunft dürften begabte, akademisch gebildete Damen im Vorstande des Vereins für Socialpolitik und des Deutschen Juristentages zu finden sein. In Zürich giebt es bereits eine Doctorin und Docentin der Rechte, nämlich die erwähnte Frau E. Kempin. 1894 gab es in England, den Vereinigten Staaten, Frankreich Fabrikinspectorinnen; und die Einführung dieses Instituts in den übrigen Culturstaaten ist eine bloße Frage der Zeit. Diese Frauen haben Aufgaben zu erfüllen, die man Männern aus Gründen der Schicklichkeit nicht übertragen kann. Bei socialen, amtlichen oder privaten Enqueten sind auch Frauen zu vernehmen. Fürsten, Minister, parlamentarische Parteiführer können Deputationen von Frauenvereinen empfangen. Frauenvereine können Petitionen an Fürsten und Volksvertretungen richten u. s. w. Es ist ganz in der Ordnung, wenn Frauenvereine bei geschlossenen Thüren verhandeln, andere Damen nur ausnahmsweise, Männer gar nicht zulassen. Es ist aber nicht in der Ordnung wenn irgend ein Frauen- oder Männerverein Resolutionen über delicate volkswirthschaftliche, sociale, rechtliche, politische Fragen veröffentlicht, ohne vorher nüchtern denkende Sachverständige mit ihren Einwänden gehört zu haben. Die Freunde und Freundinnen der sogenannten Sittlichkeitsbewegung dürfen z. B. nicht vergessen, daß der Staat und die Gesellschaft nicht allwissend, allgegenwärtig, allmächtig sind; daß sie beim besten Willen nicht alle Uebelstände beseitigen können. Die Redacteure großer und kleiner Zeitungen pflegen keine Zeit und Lust zu haben, aus den vielen Zeitschriften und Broschüren über die Frauenfrage das Wichtigste, Interessanteste herauszusuchen. Es wäre daher nützlich, eine kurz gefaßte, für Zeitungsredaktionen und Privatpersonen bestimmte Korrespondenz*), etwa unter dem Titel „Die Frauenfrage", herauszugeben und bei der Redaction mindestens einen Herrn zu betheiligen, denn ein solcher kann sich besser in die Seelen von Zeitungsredacteuren und anderen Männern hineinversetzen als eine Dame.

Die Zulassung von Frauen zu akademischen Studien hat natürlich eine gewisse Berechtigung, aber auch verschiedene Schattenseiten. Wenn zum männlichen Gelehrtenproletariat noch ein weibliches Gelehrtenproletariat käme, so wäre das kein Fortschritt. Die Vorstellung, daß alle begabten Knaben und Mädchen studiren sollen, ist ungesund. Gut geleitete Frauengenossenschaften zur Production von Blumen, Obst, Beeren, Gemüse, Eiern, Geflügel, Milch, Teichfischen ꝛc. können sehr gut gedeihen. Sie können sehr wohl männliche Sachverständige und Handarbeiter zur Hülfe nehmen. Ferner ist zu beachten, daß sogar Docenten nichtmedicinischer Fächer durch die Gegenwart von Zuhörerinnen genirt werden können. Wenn ein Professor der Nationalöconomie z. B. 100 Zuhörer und 1 Zuhörerin hat, so kann ihm die Gegenwart der Dame sehr genant sein, wenn er über die Malthus'sche Bevölkerungslehre, über die Systeme der Städtevereinigung, über die Bodenerschöpfung und Düngung zu sprechen hat. Es wäre daher wünschenswerth, eine Universität zu stiften, an der nur Damen lehren und lernen. Die Kosten könnten durch Legate reicher Damen und durch Collegiengelder gedeckt werden. Ueberdies brauchten nicht alle Fächer gelehrt zu werden. Professuren der verschiedenen orientalischen Sprachen wären z. B. überflüssig. An Studentinnen würde es nicht fehlen. Aus dem deutschen Sprachgebiet würden viele kommen; Engländerinnen, Amerikanerinnen, Russinnen, Polinnen ꝛc. würden sich ebenfalls einfinden. Die Frage nach dem Sitze der Universität hätte eine untergeordnete Bedeutung. Man könnte z. B. Weimar oder Eisenach wählen. Die hohen Bodenpreise und Miethen, sowie die sittlichen Gefahren einer Großstadt würden gegen die Wahl einer solchen sprechen.

Kurz, die Aussichten der Frauenbewegung des Deutschen Reiches und anderer Culturstaaten stehen günstig. Sie wird ihre berechtigten Ziele desto leichter und rascher erreichen, je sorgfältiger sie extreme, utopische Forderungen, z. B. die Forderung des Frauenstimmrechtes, vermeidet. Die Weltgeschichte zeigt, daß extreme Bewegungen stets Fiasco gemacht haben; daß nur besonnene Reformfreunde mit einer stark entwickelten conservativen Ader, Männer wie Luther, der Freiherr A. v. Stein, Bismarck Erfolg gehabt haben. Talleyrand's Mahnung „Pas trop de zèle" ist sehr beachtenswerth. Schon ein altes deutsches Sprüchwort sagt „Allzu scharf macht schartig".

*) Frau Professor Lily v. Gizycki in Berlin giebt seit dem 1. October 1894 eine ähnliche „Korrespondenz für die Frauenbewegung" heraus.
Die Redaction.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Dilettanten.

Humoreske von Gustav Beßnard (Stuttgart).

„Bonjour, Herr Doctor: Wohin des Wegs?"

„Das nenne ich Glück! Sie kommen mir wie gerufen."

Der Antwortende war Redacteur einer kurz zuvor gegründeten Tageszeitung. Wir trafen uns auf der Straße. „Inwiefern?" frug ich.

„Sie könnten mir einen Dienst erweisen. Mein Berichterstatter für Theater und Vereinsleben — unter uns gesagt, mein einziger — ist erkrankt. Ging auch etwas toll zu . . . schwankte schließlich nur noch, der Arme . . . allein vorige Woche achtundzwanzig Stiftungsfeste!" Er faßte mich am Rockknopf, mir die Flucht abzuschneiden. „Nun ist heute Abend wieder so 'ne Veranlassung; die „Harmonie", unser erster Verein . . . Hauptrummel! Sie wissen ja . . . Werden 'nen besonderen Artikel bringen müssen . . . Abonnenten darunter . . . Wenn Sie mich vertreten würden! Hm? Wäre Ihnen riesig dankbar!"

„Ich . . .?" rief ich erbleichend. „Wissen Sie nicht, daß ich der einzige Bewohner dieser Stadt bin, der keinem Verein angehört und ich soll —"

„Ich bitte Sie!" sagte er achselzuckend. „Lange halten Sie das doch nicht mehr." Innerlich gab ich ihm Recht. Meine Frau hatte mir am Mittagessen mitgetheilt, sie werde sich von mir scheiden lassen, wenn ich nicht wenigstens ‚einigen' Vereinen — vier bezeichnete sie gleich — beitreten würde. „Ich bestelle Ihnen ein lyrisches Gedicht," drängte er.

„Doctor!" rief ich. Ich war gerührt. Zwei große Thränen kamen mir zwischen die Finger; ich zerdrückte sie.

„Ich bestelle Ihnen zwei Gedichte! Wenn Sie ein Jahr warten wollen, bringe ich beide! . . . . Ich habe einmal ein Gedicht von Goethe gebracht . . . ‚Guter Mond, du gehst so stille!'" fügte er erklärend hinzu.

„Ist nicht von Goethe!" bemerkte ich, immer noch schluchzend.

„Gut . . . dann ist's von einem Andern. Für mich ist die Hauptsache, Sie nehmen an."

„Weßhalb gehen Sie nicht selbst?"

„Abhaltung — Familienereigniß. Sie wissen doch. Nun — heute ist Taufe. Wenn ich wegbliebe . . . es müßte doch auffallen."

„Allerdings," gab ich zu. — Zwei Gedichte! hatte er gesagt! Ich dachte an die Vorräthe, die ich auf Lager hatte, an den Anbau, den mein Schwiegervater ausführen ließ . . . ich kämpfte. Heute weiß ich: Der vor mir stand, war der Versucher.

Ich, der ich dies schreibe, bin heute Mitglied von vierzehn Vereinen, außerdem noch Ehrenmitglied der „Harmonie" und des „Vereins für Hebung der Kaninchenzucht" . . .!

Die Thränen dringen mir aus den Augen; ich lege die Feder nieder und bitte um die Erlaubniß, drei Sternchen machen zu dürfen . . . nur drei bescheidene Sternchen. —

* * *

Abend war's; ich saß im Festsaale der Harmoniegesellschaft. Es war mir gelungen, unerkannt hereinzukommen. Ein kleines Tischchen in einer Ecke des Saales diente mir zum Ausgangspunkt meiner Beobachtungen. Das Programm wies zweiundzwanzig Nummern auf: Decla-

mationen, Einzelgesänge, Duette und Chöre, Piston-, Violine- und Clavier-vorträge, einen Ringkampf, zwei dramatische Soloscenen und einen Einacter. In den Pausen concertirte eine Militärcapelle. Das Beste war, ich hielt mich an den Wein; der war gut. Für alle Fälle hatte ich ein Päckchen Baumwolle zu mir gesteckt. Parterre und Galerie füllten sich allmälig. Die Musik intonirte einen Hochzeitsmarsch. Die Conversation wurde lebhafter; bald übertönte sie Alles. Ab und zu klang's vom Podium wie Donnerrollen: die große Trommel. Nun folgte Nummer auf Nummer. Eben wieder schleppte ein langhaariger Herr einen in Rosa verpackten Gegenstand auf das Podium. Der Langhaarige setzte sich an das Clavier, die Rosafarbene machte eine Verbeugung, ich griff nach der Baumwolle. Der Kellner stellte die zweite Flasche vor mich, ich schenkte ein, trank und blickte in das Glas. Das Licht brach sich in dem goldschimmernden Nass. Ich lag oben, wo der Waldrand in die Weingärten übergeht; vom Thale herauf drang ein dumpfes Geräusch, der Pulsschlag der werdenden Großstadt. Eine Schaar Tauben umflatterte einen ihrer Kirchthürme, Falter nur schienen es, von oben gesehen. Hin und wieder ein schriller Pfiff von einem der Bahnhöfe her, dann wieder Stille, Rebengrün und die Tannen des Waldrandes, und überall all' dem der Sonnenschein eines Septembertages. — — — —

Wie lange ich so träumend saß — ich weiß es nicht zu sagen. Ich erwachte; ich wollte einen Blick auf das Programm werfen. Was . . . was war das . . .?! Der Saal lag in Dunkel gehüllt, durch eines der hohen Fenster, nahe meinem Tischchen, drang ein schwacher Lichtschein, einen hellen Streifen bildend. In diesem Streifen waren einige Tische zu unterscheiden; die weißen Tafeltücher schimmerten gespenstig; die auf ihnen stehenden Flaschen hoben sich deutlich ab. Ich mußte eingeschlafen und zurückgeblieben sein.

Ich tappte mich durch das Dunkel, die Augen gewöhnten sich allmälig daran. Meine Schritte widerhallten von allen Seiten des großen Saales. Vielleicht, daß eine der Thüren nicht verschlossen war. Langsam war ich bis in die Mitte des Saales gedrungen. Hier standen die Tische besonders dicht. Ich stieß an einen Stuhl; er fiel und nahm einige weitere mit sich. Schaurig tönte der Widerhall des Gepolters in die Todtenstille hinein. Unwillkürlich zögerte ich etwas. Wieder war es still geworden . . . Nein! Eben hatte ich einen Ton vernommen . . . jetzt wieder . . .! Es kam vom Podium her. Ich bin nicht furchtsam, doch in dem Augenblicke begann mir ein wenig ungemüthlich zu werden. Trotzdem beschloß ich, der Sache auf den Grund zu gehen. War dort oben ein Mensch, und in gleicher Lage, so konnten wir vereint einen Ausweg suchen. „Wer da . . .?!" rief ich. „Wer da . . . . . ?!" hallte es aus allen Ecken wider.

Ich kam näher; wieder hörte ich das Geräusch . . . es wurde stärker und stärker. Das war kein einzelner Ton mehr; ein Summen schien es unzähliger Stimmen, ein Stimmen ungezählter Instrumente. Dazwischen hinein ein Knistern wie vom Umwenden zahlloser Notenhefte, ein Klappern von Clavierdeckeln, ein Rücken von Stühlen und Dergleichen mehr. Ich mußte mich an eine Säule lehnen, meine Kniee zitterten, meine Augen bohrten sich in das Dunkel. Kalter Schweiß trat auf meine Stirne. Mit einmal wurde es hell, eine Fluth bläulichen Lichtes drang durch die Fenster der einen Längsseite und erfüllte den Saal. Eine Wolke musste vor dem Mond gestanden haben. Heute noch sträubt sich die Feder, niederzuschreiben, was meine Augen geschaut.

Auf dem Podium standen und saßen unzählige schemenhafte Gestalten jeden Alters und Geschlechts. Sie drängten sich in die letzten Ecken, sie füllten die stufenartige Erhöhung des Hintergrundes. Immer noch schienen neue hinzuzukommen; schon begannen sie sich in den Saal herabzudrängen, ihre Zahl wuchs in das Ungeheure. Langmähnige Jünglinge mit Violinen, Harfen, Pistons, Zithern und anderen Instrumenten, Jungfrauen in Gewändern aller Farben, ausgeschnitten und unausgeschnitten, Notenhefte, Rollen, Goldschnittbände und dergleichen mit sich schleppend. Hier schoben vier Langmähnige einen Flügel um die Ecke; dort schleppten Zwei an einer Baßgeige; wieder Andere keuchten unter der Last von Coulissen und Bühnenrequisiten. Es schien kein Ende nehmen zu wollen.

Ich wollte fliehen . . . rückwärts . . . so weit der Saal reichte. Ich fühlte mich gebannt. Und das Schrecklichste — die Augen Aller waren auf mich gerichtet. Nein — nicht Aller. Einer bot mir den Rücken. Der Eine stand am Dirigentenpult. Der Mond schien auf seine Glatze, mit unheimlicher Deutlichkeit ihn und seine nächste Umgebung beleuchtend . . . Was ich für eine Glatze gehalten, war — — —

Eine furchtbare Gewißheit durchzuckte mein Gehirn — Geister waren es, Seelen abgeschiedener Dilettanten. Im Grabe — zu nächtiger Stunde — hatten sie Kunde erhalten, daß ein Mensch, ein Mensch mit zwei Ohren, einer Derer, die vereint das ‚Publicum' bilden, sich im Saale befinde. Da hatte es sie nicht länger gelitten in der Kühle des stillen Erdenschooßes; sie waren herbeigeeilt, mir ein Concert zu geben . . !

Der Mann am Dirigentenpult hob seinen Stab. Seine Gestalt wuchs und wuchs vor meinen Blicken; sein Haupt reichte bis zur Brüstung der Galerie, seine Arme glichen Windmühlenflügeln. Ich wollte rufen, um Gnade bitten — umsonst! Kein Ton entrang sich meiner Kehle. Nun hob er zum dritten Mal seinen Stab, der Mann mit den Riesenarmen. Ich aber, ich sank bewußtlos zu Boden. — — — — — —

„Bravo . . .! Da capo . . .!" drang's an mein Ohr, dann wieder ein Klatschen und Stampfen, daß der Saal erzitterte. Ich erwachte und blickte um mich. Vor mir stand ein Weinglas. Das Licht brach sich in dem goldschimmernden Nass. Das Baumwollpäckchen lag daneben, noch unberührt . . . Welcher Spuk äffte mich jetzt wieder . . .?! Aber das Andere, das Klatschen und Bravorufen . . .?! Hatten sie sich den fehlenden Beifall selbst gespendet, jene Schrecklichen, deren Anblick mein Haar gebleicht haben mußte . . .?!

Ich wandte mich. Vor mir lag der Saal. Die drei Kronleuchter brannten und viel Volk saß an den Tischen rundum. Auf dem Podium aber stand die Rosafarbene, der Langhaarige hatte ihr den Arm geboten. Ein kleiner, dicker Herr kletterte eben zu den Beiden hinauf. Er trug einen großen Blumenstrauß, den er der Sängerin überreichte. Wieder schrieen die im Saale „Bravo!", Einige auch „Da capo!" Aber der kleine, dicke Herr hatte nur einen Strauß, konnte also keinen zweiten verabreichen. Die Rosafarbene, der Langmähnige und der kleine Dicke verbeugten sich nochmals, dann zogen sie, der Kleine hintendrein, durch ein Nebenpförtlein ab in das Künstlerzimmer.

Ich saß starr . . . War es Wirklichkeit . . . war es Traum . . .?! Saß ich hier, an meinem Tischchen oder lag ich bewußtlos an der Säule . . .?!

Ich beschloß den Kellner zu fragen. Einen Augenblick fixirte mich der Befrackte, dann lächelte er und sagte: „Vorzüglich . . . gewiß vorzüglich! Werde Ihnen noch eine Flasche bringen." Dienstfertig verschwand er. Ich blickte ihm nach. So viel stand fest — eine Antwort auf meine Frage, konnte das nicht sein. — —

* * *

Morgen war's, der Morgen nach der Schreckensnacht. Mit der Gewißheit, daß ich nicht geträumt, daß, was ich erlebt, mich wachen Sinnes getroffen hatte, verbanden sich ein unleugbarer Kater und ein dumpfer Zorn gegen den Urheber dieser Dinge. Sein Abgesandter, ein kleiner Druckerjunge, stand an der Thüre und wartete. Um sieben schon hatte das kleine Scheusal die Hausglocke gezogen, hatte man mich aus den Federn gescheucht. Um neun, erklärte der Quälgeist, müsse das Manuscript in der Druckerei sein, wenn das Blatt rechtzeitig erscheinen solle. Ich unterdrückte einige Bemerkungen, die nicht in Knigge's ‚Umgang' stehen, und setzte mich an den Schreibtisch. Die Feder knirschte, ich ließ meiner Erbitterung die Zügel schießen. Nach einer Stunde übergab ich das ziemlich umfangreiche Schriftstück dem Jungen. Ich rieb mir die Hände. Mochten sie die Geschichte drucken! Wenn ihnen ein Abonnent blieb, wollte ich — — Ja, was alles wollte ich nicht? . . . Vorläufig legte ich mich nochmals nieder und schlief bis es zwölf schlug.

„So Bertha," sagte ich am Abend, das Dienstmädchen hereinrufend. „Tragen Sie das zu Herrn Dr. Weidner vom ‚Neuen Anzeiger'!" Ich deutete auf ein umfangreiches Packet, das am Boden lag. „Sie könnten es nicht tragen, meinten Sie? . . . Dann entlehnen Sie beim Krämer gegenüber ein kleines Handkärrchen!"

Ich wußte, der Mann hatte ein solches. Am Ende konnte ich mir auch selbst so ein Ding anschaffen. Das Mädchen konnte darauf die Manuscripte zur Bahn fahren. Ich malte mir aus, welche Augen Dr. Weidner beim Anblick des Packetes machen würde. „Zwei Gedichte", hatte er gesagt. Ich war großmüthig gewesen; ich hatte ihm nur eines gesandt, aber ein Epos in zwölf Gesängen, zu je dreihundert Versen. Wenn er täglich ein Dutzend druckte, würde er in einem Jahre damit fertig sein. Meiner Frau sagte ich vorläufig nichts. Ich wollte ihr die Ueberraschung, mich ein Jahr hindurch täglich gedruckt zu sehen, nicht verderben.

Andern Tags — wir saßen noch am Mittagstisch — meldete das Dienstmädchen zwei Herren. ‚Balduin Fasterrath, Vorstand der Harmoniegesellschaft', stand auf der einen Karte, ‚Franz Wetter' auf der andern. Na — die Geschichte konnte angenehm werden! Auf dem ‚Neuen Anzeiger' schienen sie die ganze Kritik gedruckt zu haben. Nun hetzten sie die Meute auf mich. Das war gegen jedes journalistische Herkommen. Ich befahl, die Herren in den Salon zu führen.

„Was ist Dir denn, Fritz?" frug meine Frau. Ich weihte sie ein. „Die Manders hast Du eine Patti in spe genannt!" rief sie lachend. „Aber hör mal — die ist im Stande und glaubt das!"

„Aber Minnie! Ich sagte Dir doch: auch die Andern habe ich —"

„— Gelobt?" frug sie lustig.

„Was — gelobt! Zu Genies, zu Titanen habe ich sie gestempelt! . . Ein Fräulein Wild habe ich einen weiblichen Strakosch genannt, den Geigenkünstler habe ich mit Paganini verglichen, Frau Berger habe ich Duse der Zukunft titulirt! Kurz — der Spott ist handgreiflich!"

„Ich weiß nicht," sagte meine kleine Frau, „was das Gelobtwerden betrifft, darin können die Meisten etwas ertragen!"

Sollte sie Recht haben? frug ich mich. Doch nein — sie wußte ja nicht — — „Wenn das alles wäre!" rief ich. „Aber daß ich unsere hiesigen Vereine Pflegestätten wahrer Kunst nannte, den Vorstand der Harmonie für ein Denkmal vorgeschlagen habe, daß ich — — du mein Gott!" stöhnte ich. „Ich habe mich unmöglich gemacht. Wir werden wegziehen müssen!"

„Fritz, Fritz!" sagte meine Frau, mit erhobenem Zeigefinger. „Für so schlau hätte ich Dich nicht gehalten!" Sie brach in ein fröhliches Lachen aus, warf sich in einen Fauteuil und baumelte mit den Füßchen. „Aber Schatz!" rief sie plötzlich, „wir vergessen — die beiden Herren!"

Als ob ich die vergessen hätte! Na — wenn es denn sein musste! Gut! Ich trat in den Salon. Zwei Herren in Frack und weißer Binde standen vor mir. Der eine war sehr groß, der andere sehr klein. Der Kleine trug zwei Mappen aus rothem Leder. Er war der Herr, der der Rosafarbenen das Bouquet überreicht hatte.

„Herr Professor!“ rief der Große und stürzte sich auf mich, „an meine Brust! Hier stehe ich ... ich kann nicht anders!“

„Mein Herr!“ sagte ich höflich, doch etwas erstaunt, als er mich einige Zeit später frei gab: „Ich verstehe nicht ganz. Auch bin ich nicht Professor. Sie täuschen sich vielleicht in der Person.“

„Sie sind es noch nicht,“ rief der Große. „Aber Sie werden es in Kürze sein!“

„Ach nein!“ murmelte ich schamhaft. „Darf ich nicht bitten?“ setzte ich hinzu und lud zum Sitzen ein.

„Mit Vergnügen,“ sagte der Große.

„Es wird uns eine Ehre sein,“ lispelte der Kleine. Die Mappen legte er auf seine Kniee.

„Die Sache ist die —“ begann der Große. „Herr Wetter, geben Sie die Mappen! — Die Sache ist die, mein Herr: wir fühlen uns außer Stand, Ihnen unsere Dankbarkeit in Worten auszudrücken.“ Ich machte eine abwehrende Bewegung. Im Uebrigen that ich, als ob ich ihn verstünde. „Der Verein hat deshalb beschlossen,“ fuhr er fort, „Sie zu seinem Ehrenmitglied zu ernennen.“ Er erhob sich, der Kleine gleichfalls. Beide machten mir eine Verbeugung; der Große überreichte mir die Mappen.

„Mein Herr!“ stammelte ich sprachlos. Mein Nächstes war, mich in den Arm zu zwicken. Kein Zweifel: ich war wach!

„Außerdem —“ fuhr der Große fort, „außerdem hat sich der Verein für Hebung der Kaninchenzucht, dessen Vorstand Herr Wetter ist —“ er wies auf den Kleinen; wir verbeugten uns gegenseitig, „— hat sich der Verein für Hebung der Kaninchenzucht gestattet, diesem Beispiel zu folgen.“

Ich war überwältigt. „Meine Herren!“ rief ich schluchzend, „seien Sie überzeugt — ich weiß diese Auszeichnung zu würdigen. Ich werde mich bemühen, ein würdiges Mitglied des Vereins für Hebung der —“ (das Wort war mir entfallen).

„— Kaninchenzucht,“ ergänzte der Kleine.

„— Zu sein,“ schloß meine Wenigkeit. Wir verbeugten uns nochmals, die Beiden verabschiedeten sich und zogen — der Große voraus, der Kleine hinterdrein — die Treppe hinab. Bei meiner Rückkehr in's Wohnzimmer fand ich einen weitern Besuch vor, Dr. Weidner. Augenblicklich schien er meiner Frau den Hof zu machen.

„Männchen!“ rief sie lachend, als sie meiner ansichtig wurde. „Der Herr Doctor macht Dir den Vorschlag, den kritischen Theil seines Blattes zu übernehmen.“

„So viel steht fest,“ sagte Dr. Weidner, „wir erhielten gestern und heute im Ganzen vierhundertsiebzig Abonnementserklärungen. Mein Verleger hat heute etwas geradezu Menschliches an sich. Er lächelt; soll sogar einen Witz gemacht haben.“

„Haben Sie mein Epos erhalten?“ frug ich.

„Gewiß,“ entgegnete er lächelnd. „Der erste Gesang kommt heute.“

„Der —“ Mein Vorsatz, mich heute über nichts mehr zu wundern, war vergessen.

„Ja, der erste Gesang,“ wiederholte er. „Mein Lieber, Ihr Name zieht augenblicklich. Uebrigens —“ er lächelte boshaft, „ein Roman als Nächstes, wäre mir schon angenehmer. Wissen Sie, daß Sie uns Alle dupirt haben! ... Und das Recept ... so einfach!“ Er seufzte. „Hätten wir es früher angewandt, wir hätten zweitausend Abonnenten mehr ... Da läuft man seine vierzig, fünfzig Jahre herum, ohne die dumme Gewohnheit, den Leuten die Wahrheit zu sagen, loszukriegen!“

„Sie glauben also, ich habe die Kritik in gewisser Absicht geschrieben?“

„Das ist doch klar! Wollen Sie mir vielleicht beibringen, Sie — —“ Er stieß einen pfeifenden Ton aus. „Das ist mehr als gerieben! Darauf wäre ich nicht verfallen!“

„Möglich,“ versetzte ich trocken.

„Nein, Fritz!“ rief meine Frau schluchzend. Dr. Weidner hatte ihr einige Worte in's Ohr geflüstert. „Das wäre abscheulich! Der Herr Doctor sagt, wer so gerieben sei, dem sei auch in anderer Hinsicht nicht zu trauen! Ist das wahr, Fritz?!“ Sie legte den Kopf an meine Schulter und schluchzte.

„Aber Minnie!“ tröstete ich. „Ich habe Dir doch stets die lautere Wahrheit gesagt!“

„Wirklich? Auch heute?“

„Auch heute, Schatz.“

„Doctor, Sie sind ein böser Mensch!“ Sie zog ihr Taschentuch und trocknete sich die Augen. „Männchen!“ rief sie plötzlich, sich an meinen Arm hängend: „Sonnabend ist Harmonieball! Wir gehen! Nicht wahr? Weißt Du, jetzt, wo Du Ehrenmitglied bist, *mußt* Du!“

Dr. Weidner lächelte boshaft. Ich seufzte und — gab nach.

Eine Seele mußte ich doch haben, die mir glaubte, daß es mir mit dieser Geschichte Ernst, bluttger Ernst sei!

Aus der Hauptstadt.

Der Sturmgott von Friedrichsruh.

So lange ist es noch nicht her, und ein so schlechtes Gedächtniß können selbst deutsche Politiker nicht haben, daß bereits jetzt das Jahr des Unheils 1890 allgemein vergessen sein sollte. Vor dem Thore des Kanzlerhauses hatte sich, als kein Zweifel mehr war am Sturze des gewaltigen Mannes, ein Häuflein klein eingefunden, das begeistert und gerührt dem in's Exil gehenden Riesen einen Abschiedsgruß nachrief; wo Drei beisammen saßen, da tuschelten sie ingrimmig auf einander ein und schüttelten, bis es Zeit ward, nach Hause zu gehen, melancholisch-bedenklich die schweren Häupter. Und das war Alles. Ein leises, furchtsames Rauschen nur ging durch den Wald, als krachend der Titan fiel, dessen bloßes Wort zerschmetternde Stürme entfesselt, dessen Gedanken Orkanen gleich unser Volksthum bis in die dunkelsten Tiefen aufgerührt hatten. Die so geschwätzige deutsche Presse, der ja doch, wenn man anders den eben jetzt wieder erfreulich massenhaft ausschwirrenden Einladungen zum Abonnement trauen darf, bei Beurtheilung politischer Fragen die größten Gesichtspunkte für ihre Leser gerade gut genug sind, die deutsche Presse kam über ein paar verlegene Floskeln nicht hinaus, soweit sie dem Verbannten freundlich gesinnt war, oder erging sich in karnevalistischen Tanmelsprüngen, sofern sie ihn seiner Strafanträge wegen redlich haßte. Im Deutschen Reichstage fand weder der Präsident noch sonst Jemand auch nur das kleinste Wörtchen des Bedauerns oder der dankbaren Anerkennung; so ruhig nahmen die Geschäfte ihren Fortgang, so stille ward's von dem Namen Bismarck, als hätte sich sein Träger zeitlebens ausschließlich mit Deichregulirungsarbeiten, Wruken-bau und Sandbodenverbesserung beschäftigt. Die große Feigheit lag auf den Gemüthern, und wenn nicht endlich ein paar Stimmchen in der Stille erklungen wären, dünne Stimmchen zwar, aber von weinender Empörung und heiligem Zorn zitternde, wer weiß, ob sich dann die öffentliche Meinung überhaupt je wieder auf den Friedrichsruher Entthronten besonnen hätte. Man möge von Eugen Richter und seinen Korybanten immerhin das schlechteste denken, aber diese Leute zeigten bei ähnlicher Gelegenheit den unerschrockenen Muth und die Ehrlichkeit anständiger Menschen; als ihr vergötterter Caprivi sank, da zeugte der Abgeordnete für Hagen vor versammeltem Reichstagsvolke für ihn und pries ihn über die Maßen, ohne sich daran zu stoßen, daß er wie Bismarck in Ungnade entlassen worden war und daß man den Sänger seines Ruhmes oben vielleicht mit scheelen Augen betrachtete. Otto Bismarck fand unter den „maßgebenden Politikern“ Niemand, der ihm die gleiche Liebe erwiesen hätte. Der kluge Menschenverächter wird mit seinem Lächeln die stattliche Heerschaar nationaler Abgeordneter gemustert haben, die sich nach der Aussöhnung plötzlich darauf besann, daß es noch immer einen größten Deutschen gab; ihm wird die Erinnerung an jene Tage gekommen sein, wo man es im Lager conservativer Parteimänner kaum für erlaubt hielt, dem Geburtstagskinde ein Glückwunsch-Schreiben zu senden, wo man unter albernen Vorwänden Abstand davon nahm, ein schlichtes Hoch auf ihn auszubringen.

Und aus diesen und ähnlichen Gründen theilt der Alte die tiefste Entrüstung über die schon wieder halb sagenhaft gewordene Abstimmung des Reichstages kaum. Ihm sind, dessen bin ich gewiß, die armen Burschе lieber, die es in brennendem Parteihaß nicht über's Herz bringen konnten, dem nun längst unpolitisch Gewordenen ein paar höfliche Worte zu sagen, als die heuchlerischen und feigen Cumpane, die angstbebend bei Seite standen, während er geächtet wurde, und die sich jetzt brüllend und tosend herandrängen, officiell an Ehrencommersen für ihn theilnehmen, schwungvolle, officielle Reden für ihn halten, weil kaiserliche Gunst wieder die Buchen des Sachsenwaldes bestrahlt. Herr von Levetzow ist, trotz des Strickes im Reichstagshause und trotz seiner hübschen Majorsuniform bei parlamentarischen Weihefesten, ein stolzer, tapferer Mann; aber die Muse deutscher Geschichte, die an seiner Abdankung vom 22. März d. J. still vorübergeht, hätte seinen Namen in glänzend goldenen Lettern der Nachwelt überbracht, wenn er fünf Jahre früher, als es Noth that, eine ähnliche Abstimmung herbeigeführt hätte. In der Reichstagscommission, die über das Nationaldenkmal für den unvergeßlichen Heldenkaiser beriet und in der die ersten conservativen und nationalliberalen Parteimänner saßen, fand sich Keiner, dem es auffiel, daß dem eigentlichen Reichsschöpfer jede Erwähnung auf diesem Monument, jede Ehrung versagt worden war, und Keiner erhob seine Stimme und heischte Gerechtigkeit. Lächerlicher noch als die Reichstagsmehrheit, die dem Ueberragenden einen förmlichen, bedeutungslosen Glückwunsch versagte, machte sich in alle Ewigkeit die, welche gehorsam feig die Kosten des Nationaldenkmals ohne Bismarck bewilligte. Rein menschlich genommen, verdient sogar die Mehrheit vom 23. März zehnmal größere Sympathien; sie hatte Courage, sie wußte, daß sie Oel ins Feuer goß, in krassem Gegensatz zur Volks- und Hofstimmung stand, und sie verharrte trotzdem bei ihrem kindischen Hasse. Die andere Mehrheit hatte so viel Rückgrat nicht ...

Herr Bebel wetterte neulich gegen die Bedientenhaftigkeit des deutschen Volkes, mit Recht fuhr ihm der Reichstagspräsident zornig in die Parade, das deutsche Volk hat keine Bedienten-Natur. Es bleibt treu in Liebe und Abneigung, grad heraus, komme dann auch, was da will, sagt es Jedermann seine Meinung. Von seinen Vertretern aber läßt sich das nicht mit derselben Sicherheit behaupten.

Wenn deßhalb der Alte von Friedrichsruh lächelnd darauf Verzicht leistet, sich darüber zu grämen, daß der ohnehin schon um ein volles Lustrum verzögerte Reichstagsbeschluß auch jetzt noch nicht zu erlangen war, so ist es vielleicht andererseits möglich, daß gerade die Ablehnung ihn mit erhöhtem Stolze erfüllt. So gewaltig ist der Einfluß des Machtlosen, so aufwühlend der Klang seines bloßen Namens, daß beim Aussprechen des Zauberwortes alle künstlichen Parteicombinationen in Trümmer brechen und die alte Wuth, die alten, grundsätzlichen Verschiedenheiten wieder erwachen. Dieser Mann, der die Nation zugleich in zwei Heerlager theilte, als er eine Hauptrolle auf den politischen Brettern zu

spielen begann, der sie dann aus einer wohlthätigen Erschütterung in die andere warf und sie dadurch zwang, die Augen offen zu halten, mit Energie am politischen Leben theilzunehmen, dieser Hexenmeister versteht die alte Kunst auch heute noch. Fünf Jahre des Caprivismus haben unsere Politik völlig versumpft, haben rechts und links vertauscht; den wechselnden Majoritäten von früher fügte man wechselnde Principien hinzu, und die Entscheidung über Culturfragen, über Existenzfragen der Nation ward am Ende immer zu einem kahlen Handelsgeschäfte. In der politischen Entwickelung unseres Volkes, daran Bismarck mit nimmer müdem Eifer, bewußt und unbewußt, durch den Zauber seiner Persönlichkeit allein, arbeitete, in dieser Entwickelung sind wir 1890 stehen geblieben, und seitdem ist viel geschehen sie zurückzuschrauben, nichts, sie auszubauen und zu krönen. Ein kleinliches Geplänkel hob an, ein parlamentarisches Fortwursteln, ein Rechnen mit den Mitgliederziffern der Fractionen und Fractiönchen; die Mühle klapperte weiter, aber zwischen den Steinen lief längst kein Korn mehr. Alle Gegensätze, auch die schneidendsten, schliffen sich ab oder wurden doch vertuscht; die Socialdemokratie machte gelegentlich der Handelsverträge in patriotischen Abstimmungen, und ihre erbitterten Feinde, die allerergebensten Gouvernementalen, die Mannen um Stumm, kämpften Schulter an Schulter mit ihnen gegen das Volksschulgesetz. Diese Vermischung der Contraste hatte neben bedenklichen Seiten auch ihre guten, wenn man es anders gut und begrüßenswerth nennen darf, daß Kämpfe, deren Auskämpfen den Gegnern doch nicht erspart bleibt, durch langen Waffenstillstand hinausgeschoben werden. Mit dem Bewußtsein nicht geringen Könnens und besten Wollens trat der junge Kaiser seine Regierung an; allerlei Lieblingspläne, kühn ausschauende und großgedachte darunter, zogen durch sein Herz, und von ihrer Verwirklichung erhoffte er das Heil. Gleich zu Anfang trat ihm hindernd das Parlament entgegen, nicht in offenem, sondern in latentem Widerstand, der schaffensfreudigen Menschen verhaßter als ehrliche Opposition ist. Des Fürsten impulsives Wollen scheiterte an dem Gegendruck der trägen Masse; er sah seine edelsten Absichten verkannt, und sein Verhältniß zum Reichstage veranlaßte bald genug Bismarck zu der lange nicht genug gewürdigten und erörterten Bemerkung, daß wir im Gegensatze zu früher in einer Zeit lebten, wo es nöthig wäre, das Parlament zu kräftigen. Dem Monarchen, der in sich Beruf und Berufung fühlte, aus eigener Kraft das Heil seines Volkes herbeizuführen, mußte es auf die Dauer unerträglich werden, jede seiner Maßnahmen bekrittelt zu sehen; er empfand es mit kaum verhaltener Bitterkeit, daß Vorschläge und Pläne, für die der Mann von Montreux verantwortlich zeichnete, verstärktem Widerspruch im Reichstage begegneten, sobald bekannt wurde, daß er besonderes Gewicht auf ihre Durchführung legte. Bei alledem machte sich aber die beruhigende Wirkung der Thatsache geltend, daß unsere Verfassung förmlich auf Wilhelm II. zugeschnitten ist; sie enthebt den König der Sorge um die Balancirung des Budgets, nimmt von ihm und seiner Regierung das Odium der Steuerausschreibung und wälzt diese Last auf die Schultern der Kammer, während sie doch gleichzeitig dem persönlichen Regimente weitesten Spielraum läßt. Und so verspürte Wilhelm II. zwar lebhaften Verdruß über eine Reihe von Beschlüssen des Reichstages, tadelte sie auch in seiner energischen und lebhaften Weise, ließ es aber bei diesen gelegentlichen Vorstößen bewenden. Es war erforderlich, daß man sein allerpersönlichstes, feinstes Empfinden schroff verletzte wie in der Frage einer Beglückwünschung Bismarcks, um ihn zu veranlassen, ein Votum des Reichstages mit so entschiedenen und scharfen Worten zurückzuweisen, wie es geschehen ist. Nach seiner Aussöhnung mit dem treuen Diener, nach der Selbstüberwindung, zu der dieser stolze Mann sich verstand, glaubte er mit Recht verlangen zu dürfen, daß nun Niemand mehr im Lande eine andere Stellung einnehmen würde. Gewohnt, den Schwerpunkt aller Entscheidungen in seinem Herzen zu suchen, empörte ihn der Reichstagsbeschluß doppelt, und unvermuthet jäh that sich die so lange verborgen gebliebene, tiefe Kluft zwischen dem Fürsten und der Volksvertretung auf.

Eine bedeutungsvolle Frage will zur Entscheidung kommen, eine Frage, die unser politisches Leben wie keine zweite aufwühlen wird. Daß sie nicht länger verkleistert blieb, daß es wieder frischen, fröhlichen Sturm, eine Auseinandersetzung giebt, bei der sich die Kräfte ehrlich messen können und wollen, das bewirkte der Sturmgott von Friedrichsruh, ohne sein Zuthun, allein durch die erregende Macht seines Namens.

Der Reichstag muß hinfort mit der Thatsache rechnen, daß der Monarch nicht gezögert hat, seiner Mehrheit öffentlich, man darf es wohl sagen, mit Entrüstung, ja Verachtung entgegenzutreten. Durch den Einwurf, es habe sich bei der Glückwunsch-Debatte um eine innere Angelegenheit des Hauses gehandelt, die zu beurtheilen und zu erledigen Niemand ein Recht zustehe als dem Hause selbst, durch diesen Einwurf wird die Schwierigkeit der Lage noch wesentlich erhöht, gewinnt das Votum des Kaisers noch an Schärfe und Nachdruck. Und es ist nicht nur der gegenwärtige Reichstag, den das fürstliche Wort empfindlich trifft, es ist die Institution an sich. Denn wenn der Kaiser, wie der constitutionelle Gedanke es ja verlangen soll, den Reichstag als eine ihm gleichstehende Macht betrachtete, so wäre er natürlich nicht in der Lage, ihn so zu tadeln wie es geschehen ist; enthält sich ja auch der Reichstag auf Grund seiner Hausgesetze jedes Urtheils über die Handlungen des Monarchen. Indem Wilhelm II. aber öffentlich und feierlich eine That der Kammer kritisirt, zeigt er, daß seines Erachtens der Träger der Krone über der Gesammtheit der Volksvertreter steht und daß sein landesväterlich strafendes Wort sie so gut treffen kann wie z. B. einen Regierungsbeamten, eine Zeitung. Unter dieser Voraussetzung hat es nicht den geringsten Sinn, Auflösung des Reichstages zu verlangen; es ist ein schwerer Irrthum, anzunehmen, daß der Conflict damit aus der Welt geschafft sei. Denn entweder kehrt die getadelte Majorität in alter Stärke oder gar — was, nebenbei bemerkt, mehr als wahrscheinlich wäre — vergrößert zurück, und dann behielte das Wort seine Geltung, oder die Wahlen erzielen eine dem Wunsche des Monarchen entsprechendere Zusammensetzung der Kammer — dann erfreut sie sich indeß seiner Achtung und Liebe nur, weil sie mit ihm übereinstimmt, weil sie fügsamer ist als ihre Vorgängerin, nicht auf Grund ihrer Bedeutung an sich.

Den Gegensatz gleicht man nicht mehr aus, und keine staatsrechtliche Fiction täuscht über ihn hinweg. Es geht auch nicht an, den Kaiser, der als Repräsentant des ganzen Landes zu Bismarck ging, in seiner Aeußerung über den Reichstag gewissermaßen als Privatperson zu betrachten; er that sie furchtlos und entschieden vor aller Oeffentlichkeit, ein zürnender Fürst. Wohl möglich, daß die famosen Mehrheitsparteien ihr Päcklein in Geduld auf sich nehmen und mit berühmtem Stillschweigen, das einmal als Haupteigenschaft dieses Reichstages gelten wird, auch über Wilhelm's II. schweren Tadel hinweggehen wird. Dadurch aber richtet er sich selbst, damit löscht er die Erinnerung nicht aus. Alle Welt weiß, welche Empfindung der am höchsten stehende Mann im Reiche der, wie man sagt, vornehmsten Körperschaft des Reiches gegenüber hegt, und alle Welt wird glauben, daß dieser erste Kanonenschuß mehr als ein Warnungssignal bedeuten soll. Das Ansehen des Reichstages, das zu untergraben er selbst sich krampfhafte Mühe gegeben hat, muß rapid sinken bei allen, die monarchistischer Gesinnung sind und den Worten des Kaisers in Ehrfurcht lauschen; nicht minder bei denen, die Menschen und Körperschaften danach einschätzen, wie sie vermeintliche und wirkliche Rechte zu wahren wissen. Es ist billig, in dieser Streitfrage, die eine Frage der Macht und der Entschiedenheit ist, das ehrwürdige Verfassungsblatt zu bemühen und von allerlei schönen Dingen zu schwatzen, die am Himmel hängen unveräußerlich; hier kommt es auf die Streitkräfte der Parteien an. Die des Reichstages sind dank seinen Sünden gar ärmlich und gering; er weiß es wohl und wird sich deßhalb redliche Mühe mit der Rückwärtsconcentration geben. Er, hinter dem Millionen stehen, wird, wenn es zum fröhlichen Tanze kommt, hinter Millionen stehen.

Und der alte Sturmgott wird noch weniger Werth als bisher auf einen Glückwunsch von dieser Seite legen. Caliban.

Notizen.

Die Bismarckfeier hat, wie vorauszusehen war, den deutschen Kunst- und Buchverlag in eine fieberhafte Thätigkeit versetzt. Von allen Seiten wird der Markt namentlich mit neuen Bismarck-Porträts versehen. Eines der schönsten und besten ist das von der Firma G. Heuer & Kirmse in Berlin verlegte jüngste Lenbach-Bildniß des Jubilars. Wie die meisten Porträts des Fürsten, die von Lenbach herrühren, fesselt auch dieses durch seine Lebenswahrheit und die monumentale Kraft der Darstellung. In Civil, den Schlapphut auf dem mächtigen Kopf, um den Hals die weiße Binde, sitzt der Fürst in ungebengter Haltung da, die Hände auf den Knotenstock gestützt. Die Eigenart des Lenbach'schen Vortrages kommt in der Ätzung wunderschön heraus; insbesondere sind die Feinheiten des hell beleuchteten Antlitzes charakteristisch ausgeprägt. Auch die neuste Lieferung des im Erscheinen begriffenen Werkes: Unser Bismarck von C. W. Allers (Stuttgart, Union) enthält neben einigen gleichgiltigen Kissinger Badetypen mehrere prächtige Bismarck-Bildnisse; namentlich das Blatt, wo der Fürst mit dem Reichshund die Huldigung der Corpsstudenten entgegennimmt, ist ganz hervorragend und verdiente sogar eine monumentalere Ausführung. Unter den Festschriften, die viel Spren enthalten, erwähnen wir die fleißige Geistesstrahlen-Sammlung: „Fürst Bismarck in seinen Aussprüchen 1845—1894" v. E. Schröder (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) und die hübsche Anthologie: „Bismarck und das deutsche Vaterland im zeitgenössischen Lied" von Ad. Jädicke (Dresden, Henkler), sowie „Bismark ein Freund des deutschen Arbeiters", Auszüge aus seinen Reden von J. Vorster (Köln, Schmitz), das in socialdemokratisch verseuchten Gegenden hoffentlich massenhaft zur Vertheilung kommen wird. Ebenso empfehlenswerth ist das überreich illustrirte Lebensbild: „Otto von Bismark" von Karl Strecker (Berlin, Pauli's Nachf.), ein warmherziges Volksbuch im besten Sinne. Sehr originell und probat enthält die Festschrift: „Marksteine von Bismarck's Lebensweg" von Joh. Pentzler (Leipzig, Otto Wigand) in chronologischer Folge eine köstliche Sammlung der markigsten Stücke aus Bismarck's Reden und Briefen und zwar stets mit der genauen Angabe, wann und bei welcher Gelegenheit die betreffenden Worte entstanden. Es ist sozusagen ein curriculum vitae von des Fürsten eigener Factur, ein bedeutsames Stück Autobiographie, jedes Wort Weltgeschichte. Und endlich erwähnen wir den neuesten (4.) Band von Hans Blum's großer Biographie: „Fürst Bismarck und seine Zeit", der von 1867 fast bis 1872 reicht und also den großartigsten Abschnitt im Leben des Nationalhelden behandelt. Blum schildert einfach, klar, ohne Phrasen und ist ein genauer Kenner der oft zerstreuten und schwer zugänglichen Bismarck Quellen. Auch sein Werk wird dazu beitragen, die Kenntniß von Bismarck's Leben und Streben zu vertiefen und zu verbreiten und damit zugleich naturgemäß die Liebe und Bewunderung der Nation noch zu erhöhen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Grumpelt & Böhm
Antiquariat
und Sortiments-Buchhandlung
Leipzig, Marschnerstr. 9,
empfehlen sich zu schneller und coulanter Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.

Vor kurzem erschien:

Schopenhauer.
Ein Beitrag
zur Psychologie der Metaphysik.
Von
Rudolf Lehmann.
8°. (200 S.) Preis 4 Mark.

Die Schopenhauer-Litteratur ist um ein interessantes und lehrreiches Buch reicher.
(Litt. Centralblatt 1895. I.)

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Pfizer, G., Willibald IIg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege. Preis 75 Pfg.

Somogyi, Ed., Ludwig Kossuth. Sein Leben und Wirken. Preis 3 Mk.

Tkalac, E. J. von, Jugenderinnerungen aus Kroatien. Preis 4 Mk. 50 Pfg.

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Soeben erschienen:

Das Rätsel des Lebens.

Dramatische Dichtung
von
August Sturm.
Der neueren Dichtungen siebenter Band.

Inhalt
Vorspiel: In der Hölle.
I. Mephistopheles oder die Weltkenntniß.
II. Satan oder die Welterkenntniß.
III. Demiurg oder die Weltüberwindung.

Naumburg a/S., 1895.
Verlag von Albin Schirmer.

Marksteine von Bismarcks Lebensweg.

Eine chronologische Darstellung der bedeutsamsten Ereignisse aus dem Leben des Altreichskanzlers an der Hand seiner Reden. Von **Johs. Penzler.** Leipzig 1895. Verlag von Otto Wigand. 10 Bogen gr. 8°. Preis 1 Mark 50 Pf.

Eine Uebersicht über Bismarcks Lebensgang, bei der jedes bedeutsame Ereignis durch die markigsten Stücke aus seinen Reden beleuchtet ist. — Das köstliche Buch verdient die weiteste Verbreitung; und der bei der schönen Ausstattung und dem Umfange sehr geringe Preis macht seine Anschaffung auch heutzutage noch jedem möglich.

Zur Bismarck-Feier empfohlen!

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Abonnement
auf das
II. Quartal 1895.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer 14 beginnt das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbroehen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Hierzu eine Beilage: Prospekt „Verein für Freies Schriftthum".

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 15. Berlin, den 13. April 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Depot und Speculation. Von J. Lenthold. — Die Verstaatlichung des Aerztestandes. Von Dr. med. M. Alsberg. — **Literatur und Kunst.** Deutsche Arbeiterdichtung. Von Ernst Kreowski (München). — Ein provençalischer Bauerndichter. (Batisto Bonnet.) Von Josef Ettlinger. — **Feuilleton.** Ob sie wohl durchgehen wird? Eine zeitgemäße Humoreske. — **Aus der Hauptstadt.** Schwarz-Gelb. Von Caliban. — Aus den Kunstausstellungen. (Edvard Munch und Axel Gallén.) Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Depot und Speculation.

Von J. Lenthold.

Wie ein ungerathenes Kind, dem täglich Prügel angedroht werden, ohne daß es jemals solche zu spüren bekommt, schließlich für jede neue Androhung nichts Anderes übrig hat als ein leises überlegenes Lächeln, so schaut auch die Börse, nachdem sie jetzt vier volle Jahre hindurch von unterrichteten, wohl unterrichteten und vorzüglich unterrichteten Specialcorrespondenten aller Parteischattirungen mit der Ruthe des Börsenregisters, der Staatsaufsicht und der unbeschränkten Verantwortung für schwindelhafte Emissionen geängstigt worden ist, mit freundlicher Behaglichkeit auf die ernsten Herren, die jetzt am grünen Tisch eifrigst damit beschäftigt sind, Salben und Traktätchen für den Beginn des großen Reinigungsprocesses fertig zu stellen, und auf die „öffentliche Meinung", die hin und wieder triumphirend ein kleines Theil Product dem erstaunten Volke zeigen kann.

Auch die Tartarennachricht über das neue Depotgesetz, mit der jüngst der längst verblichene Similiofficiosus vom Rhein den Muthesmuth der Getreuen in der Burgstraße zu erschüttern gedachte, hatte die Gemüthsruhe dieses Völkchens nicht einmal auf der Oberfläche zu kräuseln vermocht. Man las, schüttelte die Köpfe und ging fünf Minuten später zu der jetzt gewohnten Tagesarbeit, dem Fixen in österreichischen Creditactien wieder über — einer viel lohnenderen Beschäftigung als der müßigen Nachdenkens. Und doch war die Nachricht gar nicht so unglaubhaft. Wer die Thätigkeit der wirthschaftlichen Gesetzgebungsfactoren unserer Regierung in den letzten Jahren etwas genauer betrachtet hat, wie sie in ehrfurchtsvoller Scheu, zu irgend einer großen wirthschaftlichen That sich aufzuraffen, sprunghaft die aus der pessimistischen Grundstimmung der gegenwärtigen Krisis fortdauernd auftauchenden Schäden mit einer auf das Symptom hin losenrirenden Heilmethode verfolgt, successive auf jedem Gebiet des Wirthschaftslebens den „Schuldigen" zu entdecken unternimmt und bald auch das Vernichtungsmittel für ihn parat hat: der wird auch dieses neue Werk ihr wohl zutrauen dürfen. Und darum sind bei Zeiten einige Worte darüber am Platz.

Im Jahre 1892 war bereits, wie man sich erinnern wird, im Anschluß an die bekannten Bankbrüche der Schwindelepoche des Jahres 1890 von der preußischen Regierung beim Bundesrath ein Gesetzentwurf eingebracht worden, der unter dem eben so kurzen wie geschmackvollen Namen: „Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Pflichten der Kaufleute bei Aufbewahrung fremder Werthpapiere", durch Ordnungs- und Strafvorschriften die sonderbare Rechtsverwirrung beheben sollte, welche im Depositenverkehr in der Bankwelt eingerissen war. Nach diesem Entwurf sollte der Banquier, welcher Werthpapiere unverschlossen zur Aufbewahrung oder als Pfand übergeben erhalten hatte, verpflichtet sein, dieselben unter äußerlich erkennbarer Bezeichnung jedes Hinterlegers oder Verpfänders gesondert von seinen eigenen Beständen und denen Dritter aufzubewahren. Hatte der Commissionair einen Auftrag zum Einkauf von Werthpapieren ausgeführt, so sollte er den Committenten binnen dreier Tage ein Verzeichniß der Stücke mit Angabe der Gattung, des Nennwerthes, der Nummern oder sonstiger Unterscheidungsmerkmale übersenden. Jede Verfügung des Commissionairs mit dem in seinen Besitz gelangten Werthpapieren seiner Kunden sollte bei hoher Gefängnißstrafe untersagt sein. Wollte der Kunde den Banquier ermächtigen, über die Papiere in seinem Nutzen zu verfügen oder an Stelle deponirter Werthpapiere nur gleichartige, nicht dieselben Stücke zurückzugewähren, so sollte er diese Erlaubniß in jedem einzelnen Falle besonders und schriftlich abgeben. Mit letzterer Bestimmung sollte insbesondere dem überhandnehmenden groben Unfug der gedruckten „Geschäftsbedingungen" entgegengetreten werden, die der Kunde ungelesen unterschreibt, ohne Kenntniß, welcher Rechte er sich dadurch begiebt, welche weitgehenden Befugnisse er darin dem Banquier einräumt.

Man hatte den Entwurf im großen Publikum und in denjenigen Kreisen der Handelswelt, denen es um eine Reinigung des Bank- und Börsenverkehrs in ihrem eigenen Interesse wirklich ernst war, und die aus einer bestehenden Unsicherheit Vortheile zu ziehen nicht gewillt waren, mit Zustimmung begrüßt. Die Bestimmungen waren harmlos und verständig, nur leider bei Weitem nicht ausreichend, um die angestrebte Verkehrssicherheit in genügendem Maße zu gewährleisten. Der Kernpunkt der ganzen Depotfrage, nämlich die Fixirung desjenigen Zeitpunktes, mit welchem Gefahr und Eigenthum der in Folge eines Einkaufsauftrages durch den Banquier erstandenen Werthpapiere auf den Committenten übergeht, und das Commissionsgut dadurch in seiner eigentlichen Natur als Depot der Verfügungsgewalt des Commissionairs entzogen wird, war auch durch den neuen Entwurf nichts weniger als gelöst. Gerade diese Lücke aber durfte keineswegs lediglich der Rechtsprechung zur Ausfüllung überlassen werden. Denn gerade hier wirft der Kampf, der unser ganzes bürgerliches

Recht und seine Lebensprobleme beherrscht, der Kampf zwischen starrer Doctrin und lebendiger Praxis, seine Schatten auch auf unser Thema. Unsere Rechtsprechung muß nach Lage der Gesetze festhalten an der Traditionstheorie des römischen Rechts, wie sie sich in den Ländern des preußischen und gemeinen Rechts zu Tode ermattet hinschleppt und in dem „Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich" ihre Auferstehung feiern soll. Danach kann nur der das Eigenthum über eine bewegliche Sache erlangen, dem sie der Rechtsvorgänger, sei es durch reale Uebergabe, sei es durch Vornahme gewisser Handlungen, die den Uebertragungswillen nach außen kenntlich machen — das famose constitutum possessorium — übertragen hat. Unter Zugrundelegung der oben angeführten neuen Vorschriften würde also der Commissionair zunächst, weil er das Geschäft in eigenem Namen abschließt, das Eigenthum für sich erwerben, und erst nach Empfang der Nummern der in Verwahrung genommenen Stücke würde der persönliche Anspruch des Kunden in das ihm gebührende dingliche Eigenthum umgewandelt werden, erst mit diesem Augenblick würde das mit seinem Gelde eingekaufte Gut die rechtliche Natur eines unantastbaren „Depots" annehmen.

Und doch ist gerade aus dieser, dem einfachen Menschenverstand nimmer erklärlichen Theorie die eingerissene Rechtsverwirrung entstammt. Heißt es nicht ein gefährliches Spiel mit Rechtsbegriffen treiben, wenn man von einem willkürlichen mechanischen Handgriff oder von einer leeren conventionellen Redewendung die Frage des Eigenthums abhängig macht?

Als daher die erste Nachricht von der Neueinbringung eines Depotgesetzentwurfs auftauchte, war man allgemein der Ansicht, daß das neue Gesetz nichts Anderes bringen werde als den Inhalt des damaligen Gesetzentwurfs unter Hinzufügung einer Norm, wonach das Eigenthum an den von dem Banquier gekauften und noch zu liefernden Papieren entweder mit der Ausführung des Kaufauftrages oder wenigstens im Augenblick der Absendung der Anzeige, daß der Auftrag ausgeführt sei, auf den Kunden übergehen solle. — Nach den oben skizzirten Auslassungen des rheinischen Blattes scheint indessen der Entwurf auf einer ganz anderen Grundlage zu ruhen.

Unter der Bezeichnung „Depot" finden sich drei nach innerer Beschaffenheit, juristischer Gestalt und wirthschaftlichem Zweck grundverschiedene Einrichtungen im Bankleben zusammen. Entweder der Banquier hat Effecten zur Aufbewahrung erhalten, sei es mit, sei es ohne Verwaltungsbefugniß, dann liegt das „reine Depot" vor. Oder die hinterlegten Effecten haben den Charakter einer Sicherheit, dann haben wir die einzelnen Arten des Lombarddepots, oder das Depot bildet sich mittelbar für den Kunden in Folge von Geschäften die der Banquier für Rechnung seines Kunden mit dem Dritten oder vermöge seines Selbsteintrittsrechts „mit sich selbst" abschließt. Dieses dritte Depot ist das „Commissionsdepot".

Der Entwurf des Jahres 1892 hatte seine Hauptregelung auf letztere Art des Depots erstreckt. Glaubt man den jetzigen Veröffentlichungen, so ist dieser Unterschied ganz fallen gelassen und eine das ganze Einlagebankwesen betreffende Neuordnung in Aussicht genommen. Das Recht, überhaupt noch Einlagen anzunehmen und aufzubewahren, sei es direct, sei es indirect, soll denjenigen Banken entzogen sein, die den „Börsenhandel pflegen", d. h. sich mit börsenmäßigen Geschäften irgend welcher Art befassen. Der Entwurf beabsichtigt also eine vollkommene Trennung des Depositenverkehrs vom Börsengeschäft. Ein derartiger Vorschlag ist bekanntlich bereits im vorigen Jahre auf dem deutschen Juristentage aufgetaucht, wo Professor Strohal aus Göttingen, der dort mit einer von allem überflüssigen Ballast wirklicher Kenntniß des Börsenlebens befreiten Unbefangenheit das Innerste der Börse beleuchtete, für eine möglichste Scheidung des Bankdepotwesens vom Börsengeschäft eintrat. Später ging das Gerücht, die Centrumspartei habe diesen Vorschlag aufgenommen und gedenke ihn in Gestalt eines Gesetzentwurfs dem Reichstage vorzulegen. Diesem Plan scheint nunmehr die Regierung mit einem eigenen Werk zuvorgekommen zu sein.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine Trennung, wie sie hier beabsichtigt ist, auf den ersten Blick etwas ungemein Ansprechendes für sich hat. Der Banquier vereinigt in der Doppelstellung zwei nach ihrer Beschaffenheit entgegengesetzte Dinge in sich: Hier das werbende Capital, das in der Befriedigung eigenster Interessen sein natürliches Ziel sucht, dort die Vertrauensstellung des Verwalters und Vermittlers, die die Interessen des Auftraggebers nach Kräften wahrzunehmen verpflichtet. Die Insolvenz des Banquiers hat in vielen Fällen den Angriff auf die Depots der Kunden veranlaßt, und diese Insolvenz ist wiederum stets die Folge speculirender Thätigkeit des Banquiers gewesen. Wer aber, von solchen Gedanken ausgehend, in der Trennung dieser Personalunion das Heil erblickt, der vergißt zunächst, daß diese Trennung nichts Anderes bedeuten würde, als ein allgemeines Verbot für den Commissionair, Geschäfte für eigene Rechnung einzugehen. Das „Selbsteintrittsrecht" des Banquiers in die ihm aufgetragenen Geschäfte und damit ein Institut von hoher wirthschaftlicher Bedeutung, würde dadurch beseitigt werden. Gerade durch die Verbindung des Eigenhandels mit dem Commissionsgewerbe wird dem Banquier die Möglichkeit gegeben, seine Kunden schneller und besser zu bedienen, als wenn er erst in jedem Einzelfall einen dritten Abgeber oder Abnehmer suchen muß. Und erfahrungsgemäß wendet sich die Handelswelt am liebsten an solche Bankhäuser, die einen bedeutenden Eigenhandel betreiben, auch schon deßhalb, weil sie oft vermeiden wollen, daß der Banquier, um einen Dritten zur Ausführung des Auftrages aufzusuchen, in jedem Falle erst die Börse besuchen und durch sein Erscheinen an der Börse, durch Vermehrung des Angebots ein Sinken, durch Vermehrung der Nachfrage ein Steigen der Preise, somit eine Preisschwankung herbeiführen muß, die auf die Interessen und beabsichtigten Operationen der Committenten leicht ungünstig zurückwirken kann.

In England allerdings ist durch die Trennung von bankers und merchants ein ähnlicher Zustand geschaffen, wie er jetzt in Deutschland durch den neuen Entwurf erstrebt wird. Nach den Bestimmungen, wie sie in den englischen Compagnies acts von 1862—1883 und in den Gesetzen 7 und 8 vict. cap. 32 enthalten sind, darf in England Jeder Börsengeschäfte machen, mit Ausnahme des Banquiers. Zur Empfangnahme von Depots sind nur die bankers und diejenigen Bankgesellschaften berechtigt, welche als limited erklärt sind. Sie besorgen alle Bankgeschäfte, führen jedoch keine Börsenaufträge aus, die allein dem broker (Makler) zustehen.

Die englischen Zustände können aber für uns niemals als Beispiel angeführt werden; was dort den broker und dealer, banker und foreign banker trennt, das hat sich nach dem streng durchgeführten wirthschaftlichen Gesetze der Arbeitstheilung in Jahrhunderten ausgebildet, und das Bankleben hat sich dem angepaßt. Bei uns ist die wirthschaftliche Entwickelung im Bankgewerbe den entgegengesetzten Weg gegangen; das Bankgewerbe hat sich gerade aus der Vereinigung von Speculations- und Vermittlungsthätigkeit von Grund auf gebildet, und niemals wird es der Gesetzgebung gelingen, ein natürliches Kind des Verkehrslebens aus dem Wege zu schaffen, ohne dem Wirthschaftsleben damit einen ernsten Schaden zuzufügen.

Wer würde dann aber den ganzen Vortheil aus einem solchen Gesetze ziehen? Niemand Anders als die großen Actienbanken. Kann wird das neue Gesetz publicirt sein, so werden diese nichts Eiligeres zu thun haben, als mit einem Theilbetrage ihres Actiencapitals Zweigdepositenbanken zu errichten, die zwar äußerlich von der Mutterbank gesondert erscheinen, in der That aber mit ihr natürlich einheitlich ver-

knüpft sein würden. Durch Ueberweisung der auf den Depositenverkehr bezüglichen Geschäfte an die Zweigbanken, während sie selbst nur dem Speculationsverkehr obliegen, würden diese Banken nicht nur durch das Gesetz eine neue Quelle reicher Rentabilität, sondern sogar das Monopol für die Verbindung von Speculations- und Vermittlungsthätigkeit gewinnen und damit in absehbarer Zeit die kleinen und mittleren Banquiers vollständig vom Markte verdrängen. Sind diese Folgen aber vorauszusehen, so müssen wir uns doch wirklich fragen, ob die Gesetzgebung irgend eine Veranlassung hat, diese Banken, die mit ihren schwindelhaften Emissionen von exotischen Staatspapieren und werthlosen Industrieactien das ganze Unheil der modernen Tagesspeculation großgezogen haben, in diesem ihrem Treiben noch mit dem Siegel des Monopols zu privilegiren. Schon das Angstproduct des Börsenregisters wird das Seinige dazu thun, um das Banquiergewerbe lediglich in den Händen dieser Banken, die namenlos als „juristische" Personen im Rechtsverkehr umherirren und daher keine Eintragung in eine schwarze Liste zu scheuen haben, zu concentriren.

Wie auf allen Gebieten, so hat auch auf dem des Banklebens eine Auffaugung der Kleinen durch die Großen begonnen, die das werbende Kapital immer mehr der Willkür Einzelner Preis giebt und damit drückend und erdrückend auf das ganze Wirthschaftsleben zurückwirken muß. Will die Regierung diesen Auffangungsproceß noch durch gesetzliche Privilegien erhöhen, Glück zu! Uns aber erscheint dies Opfer, nur um der sogenannten „allgemeinen Stimmung" einer kritiklosen Masse eine kleine Sühne zu bringen, denn doch zu schwer.

Die Verstaatlichung des Aerztestandes.

Von Dr. med. M. Alsberg.

Die nationalökonomischen Studien der letzten Jahrzehnte haben der Anschauung zu allgemeiner Anerkennung verholfen, daß ein Staat nicht sowohl, wie man früher anzunehmen pflegte, aus einem gewissen Ländergebiet, sowie aus Städten und Dörfern, sondern vielmehr aus Menschen sich zusammensetzt und daß der Nationalwohlstand auf der Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit der Staatsangehörigen beruht. Während zu Anfang unseres Jahrhunderts Malthus lehrte, die socialen Schäden der Neuzeit ließen sich am Besten dadurch beseitigen, daß man durch Beschränkung des Heirathens und ähnliche Mittel die Zunahme der Bevölkerungsziffer thunlichst verhindere und dadurch den auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Antheil am Nationaleinkommen steigere — im Gegensatz zu diesen Anschauungen ist man in neuerer Zeit zu dem Schlusse gelangt, daß es für das Wohlergehen eines Staatslebens von Vortheil ist, der Bevölkerungszunahme kein Hinderniß entgegen zu stellen, dafür aber das Volk zu einer möglichst großen Leistungsfähigkeit zu erziehen, ihm eine Anspannungsfähigkeit und Ausdauer zu verleihen, gegen welche concurrirende Völker nicht aufkommen können. — Worauf beruht aber die Leistungsfähigkeit eines Volkes? Doch im Wesentlichen auf zwei Factoren, nämlich: 1) auf der Volksbildung, und 2) auf der Volksgesundheit. Lassen wir den ersterwähnten Factor hier unberücksichtigt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Volksgesundheit die unerläßliche Voraussetzung für den Volkswohlstand bildet und daß alle Maßregeln und Institutionen, welche derselben dienen, nicht nur dem Wohlergehen des Einzelnen, sondern auch der Wohlfahrt des Staatswesens zu Gute kommen. Obwohl nun die Hygiene seit Jahrzehnten bestrebt ist, alle jene Schädlichkeiten, welche die Gesundheit des Individuums und der Gesammtheit mit Gefahren bedrohen, möglichst aus dem Wege zu räumen, so liegt es doch in der Natur der Dinge, daß dieselbe nicht von einem Tage zum anderen Erfolge zu erzielen im Stande ist — Letzteres um so weniger, als der praktischen Durchführung jener Maßregeln, die von der Gesundheitspflege als nothwendig anerkannt werden, mancherlei Hindernisse sich entgegenstellen. Auch verdient der Umstand Beachtung, daß neuerdings wiederholt und zwar ebensowohl in England wie in Deutschland die Ansicht ausgesprochen worden ist, daß die Bekämpfung der die Gesundheit des Einzelnen und somit auch das Gesammtwohl bedrohenden Schädlichkeiten keine nennenswerthen Erfolge verspreche, wenn nicht zugleich die Stellung, die der Arzt im Gemeinwesen gegenwärtig einnimmt, von Grund aus verändert, wenn nicht der Jünger Aeskulap's, der gegenwärtig von den Pflichten, die die ihm die Behandlung erkrankter Personen auferlegt, ausschließlich oder doch fast ausschließlich in Anspruch genommen ist, durch Veränderung seiner Lebensstellung zugleich zur Wahrnehmung der staatlichen Gesundheitsmaßregeln herangezogen würde.

Dr. Havelock Ellis, ein englischer Arzt und Naturforscher, dessen Schriften weit über die Grenzen seines Heimathlandes hinaus die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise auf sich gelenkt haben, erörtert in einem kürzlich veröffentlichten Buche*) die Maßregeln, die er zur Aufrechterhaltung der gegenwärtig von Großbritannien behaupteten Machtstellung als unerläßlich bezeichnet, wobei er zugleich den Verlust, der dem Nationalwohlstand des vereinigten Königreiches Jahr für Jahr durch die mangelhafte Rücksicht auf die Volksgesundheit zugefügt wird, in Zahlen auszudrücken sucht. „Man hat berechnet — so bemerkt der besagte Gelehrte — daß durchschnittlich in Großbritannien 125,000 Menschen vermeidbaren Krankheiten (letzteren Begriff im engeren Sinne des Wortes genommen) jährlich zum Opfer fallen, und daß, wenn man jene Krankheitsfälle in Betracht zieht, die auf jeden Todesfall kommen, jährlich 78¼ Millionen Arbeitstage verloren gehen, was einen jährlichen Verlust an Verdienst im Betrage von 7¾ Millionen Pfund Sterling (= 155 Millionen Mark) bedeutet, leichtere Erkrankungen, die durch gesundheitswidrige Zustände geschaffen werden, noch gar nicht mitgerechnet." Welche Stellung wir aber auch im Uebrigen den Anschauungen und Vorschlägen von Havelock Ellis gegenüber einnehmen, und ob wir die im Vorhergehenden aufgeführten Ziffern als völlig zutreffend betrachten oder nicht, so müssen wir doch zugestehen, daß der Verlust, der dem Nationalwohlstand der europäischen Völker Jahr für Jahr durch vermeidbare Krankheiten und Todesfälle zugefügt wird, ein ganz enormer ist und daß die Kosten und Mühen jedweder Organisation zur Hebung der Volksgesundheit immer nur einen kleinen Procentsatz der durch solche Maßnahmen bewirkten Ersparniß betragen werden.

Bei seinen zum Zwecke der „Verstaatlichung der Gesundheit" gemachten Vorschlägen geht der englische Arzt aus von dem bereits heute hochentwickelten Hospitalwesen Großbritanniens. Die jetzt bestehenden Hospitäler des vereinigten Königreiches sind in ihrer überwiegenden Mehrheit weder staatliche noch städtische Institute, sondern vielmehr Privatunternehmungen, die theils von den Zinsen großartiger Stiftungen, theils durch Jahresbeiträge unterhalten werden. Obwohl diese Hospitäler hinsichtlich der ärztlichen Behandlung und der Pflege, die den Kranken daselbst geboten wird, nichts zu wünschen übrig lassen, und obwohl sie hinsichtlich des Comforts, den die Insassen jener Krankenhäuser genießen, die Krankenanstalten des continentalen Europas im Allgemeinen weit überragen, obwohl die hervorragendsten Aerzte und Chirurgen Englands an diesen Anstalten beschäftigt sind — ungeachtet aller dieser Vorzüge sind jene Krankenhäuser

*) The Nationalisation of Health. London, Fisher & Co. 1894.

bei der wohlhabenderen Bevölkerung Englands doch keineswegs beliebt, was darauf beruht, daß jenen Instituten als Wohlthätigkeitsanstalten von Alters her der Duft des Almosens anhaftet. Neben den aus Privatmitteln bezw. Stiftungen unterhaltenen Hospitälern giebt es in Großbritannien ferner noch staatliche oder staatlich subventionirte Krankenhäuser, die gegenwärtig noch auf einer etwas niedrigeren Stufe stehen, sich aber von Jahr zu Jahr zu größerer Vollkommenheit entwickeln. Es sind dies die bekannten Poor-Law-Infirmaries, von denen allein die Stadt London gegenwärtig 24 mit einer Gesammtzahl von 14000 Betten besitzt. Diese Krankenhäuser des vereinigten Königreichs, die als Institute für die Ausbildung der zukünftigen Aerzte zum Theil schon jetzt eine hervorragende Rolle spielen, sollen nun nach den Vorschlägen von Havelock Ellis in Zukunft die Centren für alle auf dem Gebiete der Heilkunde, der Krankenpflege und Hygiene anzustrebenden Reformen abgeben. „Das Hospital muß — so bemerkt der besagte Gelehrte — der Mittelpunkt der ärztlichen Thätigkeit werden; aber es muß ein „Reformhospital" sein und in engster Berührung stehen mit der wachsenden sanitären Organisation des Landes. Das Hospital als mildthätige Zufluchtsstätte für heruntergekommene Existenzen muß der Vergangenheit angehören; das Hospital, dessen wir jetzt bedürfen, muß eine nationale Gesundheitsinstitution werden." Der von Ellis befürwortete Gedanke, demzufolge der Staat selbst die Leitung und Verwaltung der Krankenhäuser in die Hand zu nehmen hätte, ist allerdings für England nichts ganz Neues, da ein im Jahre 1891 erlassenes, unter dem Namen des Public Health Act bekanntes Gesetz, jedem Einwohner Londons, der an einer gefährlichen oder ansteckenden Krankheit leidet, bereits unentgeltliche ärztliche Behandlung und gute Verpflegung in einem der Krankenhäuser des Metropolitan Asylum Board zusichert — ein Privileg, von dem allerdings der wohlsituirte Londoner bisher nur in den allerseltensten Fällen Gebrauch gemacht hat, da die Aufnahme in eine solche Anstalt von demselben als eine Beanspruchung der Wohlthätigkeit empfunden wird. Andererseits unterliegt es allerdings kaum einem Zweifel, daß die Verstaatlichung der ganzen Einrichtung und die Bestreitung ihrer Bedürfnisse aus den Taschen aller Steuerzahler, wie sie Ellis im Sinne hat, hierin Wandel schaffen und mit der Zeit das „Reformhospital" zu einer höchst populären Institution machen würde. — Wie schon bemerkt, sollen in Zukunft die großen Hospitäler den Mittelpunkt für die gesammte ärztliche Thätigkeit abgeben; jeder Arzt soll mit ihnen in Verbindung gebracht, durch sie in Berührung mit den Fortschritten der Wissenschaft erhalten und somit zu einem öffentlichen Beamten gemacht werden. Indem jene Krankenhäuser, deren Zahl natürlich je nach Bedürfniß — und insbesondere auch in den ländlichen Distrikten Englands, Schottlands und Irlands — erheblich vermehrt werden müßte, die hervorragendsten Aerzte und Chirurgen an sich ziehen würden, wäre es unausbleiblich, daß jene Kranken, die bisher ausschließlich als Material für die ärztliche Privatpraxis gedient haben, sich den durch die Vorzüglichkeit ihrer Leistungen jede Concurrenz aus dem Felde schlagenden Staatsheilanstalten zuwenden würden und der Effect würde dann natürlich der sein, daß die Privatpraxis entweder ganz aufhören oder doch sehr wesentlich eingeschränkt werden würde. Jene durchschnittlich sehr bedeutenden Honorare, die der Patient aus den wohlhabenden Classen Englands seinem ärztlichen Rathgeber zu entrichten gewohnt ist, würden in Zukunft an die Hospitalcasse zu entrichten sein. — Endlich sei hier noch erwähnt, daß nach den Vorschlägen von Ellis die Krankheits- und Unfallverhütung ebenfalls zur Domäne jener neuzubegründenden Anstalten gehören, daß in denselben jene Aerzte ausgebildet werden müßten, welche als Decernenten und Sachverständige bei der Kranken- und Unfallversicherung ihres Amtes walten. Von einem solchen System, verbunden mit den ausgedehntesten sanitären Maßregeln zur Verhütung der Ausbreitung ansteckender Krankheiten und mit der scharfen Beaufsichtigung gefährlicher Industriebetriebe erwartet Ellis dann eine starke Kräftigung der Gesundheit bei der Bevölkerung des britischen Reiches.

So weit die Ausführungen des englischen Arztes, die in der ärztlichen und nichtärztlichen Presse Großbritanniens neuerdings zu lebhaften Discussionen und zu theils günstigen, theils abfälligen Beurtheilungen den Anstoß gegeben haben. In Deutschland haben die bezüglich der Verstaatlichung der Gesundheitsinstitutionen und des ärztlichen Standes gemachten Vorschläge nicht so viel Staub aufgewirbelt wie bei unseren Vettern jenseits des Canals, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß ein Theil der von Ellis für Großbritannien aufgestellten Forderungen — so insbesondere die Kranken- und Unfallversicherung — bei uns bereits Thatsache geworden ist. Immerhin fehlt es auch nicht an deutschen Aerzten, welche der vollständigen Verstaatlichung der Gesundheitsinstitutionen, sowie des ärztlichen Standes das Wort reden. Obwohl von wesentlich verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, wie diejenigen es sind, welche den Ausgangspunkt der Havelock Ellis'schen Deductionen bilden, gelangt Dr. med. W. Schallmayer (Düsseldorf) in seiner bereits vor einigen Jahren veröffentlichten, höchst bemerkenswerthen Schrift*) doch zu Schlüssen, die denjenigen des englischen Gelehrten sehr nahe kommen. Durch die Ausführungen Schallmayer's zieht sich als rother Faden der Gedanke, daß die ärztliche Thätigkeit nicht auf die Bekämpfung von Krankheiten und auf die Linderung von körperlichen Leiden zu beschränken sei, daß vielmehr dem Arzte zugleich auch die Aufgabe zufalle, der drohenden körperlichen Entartung der Culturmenschheit entgegen zu wirken. Was letzteren Punkt anlangt, so beruft sich Schallmayer auf die Thatsache, daß gerade durch die Thätigkeit des Arztes, dem es obliegt, auch schwächliche und für die Erzeugung einer gesunden, kräftigen Nachkommenschaft ungeeignete Individuen am Leben zu erhalten, dem Einflusse der natürlichen Zuchtwahl, durch welche alle für die Erzielung einer gesunden und kräftigen Rasse ungeeigneten Individuen frühzeitig eliminirt werden, entgegen gearbeitet werde. Abgesehen von der möglichst langen Erhaltung von mit körperlichen Gebrechen behafteten schwächlichen Personen, welche die ihnen anhaftenden Schwächezustände und krankhaften Veränderungen in der Form von Krankheits-Anlagen auf ihre Nachkommen vererben, seien auch gewisse staatliche Einrichtungen besonders dazu angethan, eine körperliche Entartung der Bevölkerung herbeizuführen.

Während z. B. den kräftigen jungen Männern durch die Militärpflicht die Gründung einer selbstständigen Existenz und somit die Verheirathung und Fortpflanzung erheblich erschwert wird, gelangen die militäruntauglichen, d. i. mit körperlichen Fehlern behafteten Männer durchschnittlich frühzeitig dazu, sich einen eigenen Herd zu gründen und Nachkommen zu erzeugen. Um aber — so argumentirt Schallmayer dann weiter — um jener drohenden körperlichen Entartung und Rassenverschlechterung entgegen zu wirken, ist es vor Allem erforderlich, daß die menschliche Vernunft die menschliche Zuchtwahl so viel wie irgend möglich beeinflusse, mit anderen Worten: daß bei der Abschließung von Ehen die körperliche Veranlagung der Ehecontrahenten, sowie die event. in den betreffenden Familien sich findenden Krankheitsanlagen Berücksichtigung finden. Damit nun aber jeder Ehecontrahent in den Stand gesetzt werde, über die körperliche Veranlagung

*) „Ueber die drohende körperliche Entartung der Culturmenschheit und die Verstaatlichung des ärztlichen Standes". Neuwied, Heuser's Verlag 1891.

der Persönlichkeit, mit der er die Ehe einzugehen im Begriffe steht, sowie über die in der Familie sich findenden, voraussichtlich auf die folgenden Generationen zu vererbenden Krankheitsanlagen Erkundigungen einzuziehen — zur Erreichung dieses Zieles empfiehlt Schallmayer eine vollständige Umgestaltung der Organisation des ärztlichen Standes, eine Neuorganisation, welche darauf hinausläuft, daß sämmtliche Aerzte in Zukunft die Stellung von Staatsbeamten einnehmen sollen. Kraft seiner Qualification als Staatsdiener soll der Arzt in Zukunft verpflichtet sein, gewissermaßen das gesundheitliche Nationale aller Personen, die seinen Rath in Anspruch nehmen, zu führen. Auch soll jeder Staatsangehörige — gleichgiltig, ob momentan krank oder nicht — eine amtlich ausgefertigte Gesundheitspaßkarte erhalten, welche ähnlich wie ein Reisepaß, mit den die gesundheitliche Veranlagung des Individuums und die erblichen Familienfehler betreffenden Einzeichnungen zu versehen ist, wodurch es ermöglicht werden soll, daß man sich jeder Zeit über die gesundheitlichen Verhältnisse einer Person bezw. einer Familie auf's Genaueste unterrichten kann. Um der drohenden Rassenverschlechterung entgegenzuwirken, müßte nach Schallmayer in jedem Falle die amtliche Ehebewilligung von der Beibringung eines Zeugnisses abhängig gemacht werden, worin von der zuständigen Behörde auf Grund der Krankenpaßeinträge — unter Umständen auch auf Grund einer besonderen ärztlichen Untersuchung — constatirt wird, daß der Gesundheitszustand der betreffenden Person ein Ehehinderniß zur Zeit nicht begründe. Das in der angegebenen Weise gesammelte statistische Material würde einerseits das Studium hygienischer und sanitärer Fragen in hohem Grade fördern, andererseits würde es über die Erblichkeitsverhältnisse, über die wir zur Zeit noch nicht genügend unterrichtet sind, Licht verbreiten. Die durch die besagte Statistik verursachte Arbeitsvermehrung würde dazu beitragen, den Ueberschuß von Aerzten, der schon seit Jahren vorhanden und noch nicht in der Abnahme begriffen ist, zu beschäftigen. Seine Besoldung müßte der zum Staatsdiener umgewandelte Arzt natürlich auch vom Staate beziehen, während die Honorare für ärztliche Behandlung und dergleichen nicht in die Tasche des Arztes, sondern vielmehr in die Staatskasse fließen würden.

Wir haben im Vorhergehenden die Vorschläge Schallmayers in ihren Grundzügen wiedergegeben, obwohl wir uns nicht verhehlen, daß der practischen Durchführung jener Vorschläge bezw. Maßnahmen fast unüberwindliche Schwierigkeiten sich entgegenstellen — Schwierigkeiten, die dadurch nicht beseitigt werden, daß Schallmayer dem Selbstbestimmungsrecht des Individuums insofern gewisse Zugeständnisse macht, als er für's Erste nur bei Personen, die an einer Geisteskrankheit leiden oder gelitten haben, sowie bei solchen, die mit Epilepsie und gewissen anderen unheilbaren und zugleich vererbbaren Nervenleiden behaftet sind, ein Eheverbot eintreten lassen will. Andererseits muß zugestanden werden, daß der den obigen Vorschlägen zu Grunde liegende Gedanke der Berechtigung nicht entbehrt. Der Zukunft muß es vorbehalten bleiben, darüber zu entscheiden, ob jene Vorschläge nicht vielleicht in modificirter Form verwirklicht werden können, ob durch eine Neuorganisation des ärztlichen Standes dem Arzte eine Stellung angewiesen werden kann, in welcher demselben die Autorität des Staatsbeamten verliehen wird, ohne daß er die als höchstes Privileg des Arztes zu betrachtende Freiheit des Entschließens und Handelns aufzugeben genöthigt wäre. Wie dem auch sei, unbestreitbar ist jedenfalls, daß die gegenwärtige Stellung des Arztes im Deutschen Reiche der Wichtigkeit der Interessen, mit deren Wahrnehmung er betraut ist, und seiner Bedeutung für das Staatswesen keineswegs entspricht. Wenn uns ein in der Presse vielfach erörterter Proceß erst kürzlich wieder darüber belehrt hat, daß der Arzt, der eine absolut nothwendige, lebensrettende Operation bei einem Kinde gegen den Willen des Vaters oder Vormundes unternimmt und mit Erfolg zu Ende führt, sich der strafrechtlichen Verfolgung aussetzt*), wenn ein Arzt, über die Gesundheitsverhältnisse einer Person befragt, durch die wahrheitsgemäße Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen — auch dann, wenn durch die Nichtbeantwortung derselben namenloses Elend hervorgerufen werden kann — unter Umständen sich eines Vergehens schuldig macht und wegen seines Verhaltens zur Rechenschaft gezogen werden kann, wenn nach den gegenwärtig bestehenden Gesetzen jeder Charlatan, Naturheilkundige u. drgl. dem Arzte, der sich durch ein langes und mühsames Studium auf seinen verantwortungsvollen Beruf vorbereitet hat und denselben unter Aufbietung aller geistigen und körperlichen Kräfte auszuüben bestrebt ist, ungestraft in's Handwerk pfuschen darf — wenn solche Mißstände bestehen, so liegt es auf der Hand, daß eine Reform entweder durch Veränderung der bezüglichen Gesetze oder durch eine Neuorganisation des ärztlichen Standes angestrebt werden muß.

Literatur und Kunst.

Deutsche Arbeiterdichtung.

Von Ernst Kreowski (München).

Daß wir die Aera der nationalen Begeisterungs-Politik gründlich hinter uns haben, kann eigentlich Niemand, der den Gang der Entwicklung seit 1870/71 aufmerksam verfolgt hat, ernstlich befremden. Jene idealen Bestrebungen sind durch die materialistisch-socialen Kampfbewegungen gewaltsam verdrängt worden. An Stelle der vorwiegend in der Richtung dynastischer Interessen und staatlicher Machtstellung nach Außen hin gravitirenden Nationalpolitik ist als weiteres Glied in der Kette menschlicher Freiheitsentwicklung die Socialpolitik getreten. Die Wahrnehmung der Interessen des Volks, des Proletariats schlechtweg, stehen im Vordergrund aller gesetzgeberischen und ökonomischen Maßnahmen parlamentarischer Körperschaften, wie der bundesstaatlichen Factoren. Es ist bezeichnend, daß sich auch die Dichtung dieser wichtigsten aller Culturaufgaben zugewendet hat; und es spricht für das allseitige Erwachen des deutschen Volksgeistes, es spricht für den tiefgespannten Ernst der unteren Volksclassen: mitzubauen, mitzurathen, mitzuthaten durch beredte Propaganda in Schrift und Wort. Solchen Erscheinungen kann und darf sich heute Niemand, er stehe politisch auf welchem Standpunkt er wolle, mehr engherzig verschließen. Und so rechtfertigt sich eine Betrachtung der deutschen Arbeiterdichtung sehr wohl. Sie ist entschieden ein neues Reis auf dem ziemlich verwilderten Baume der deutschen Kunst-Poesie, weniger nach ihrer statistisch-controllirbaren Erscheinung, als vielmehr hinsichtlich ihrer innerlichen Wesenheit.

Ich möchte eben zweierlei auseinandergehalten wissen: sociale Dichtung, d. h. solche, welche die Leiden und Freuden des Volkes rein menschlich, um ihrer selbst willen, daher in poetischer Zweckmäßigkeit in Bildern wiederspiegelt, und socialpolitische, d. h. Tendenz-Dichtung. Die Tendenz-Poesie als solche bildet seit Anbeginn die oppositionelle Begleiterin

*) Der Vater, der sein Kind nicht zur Schule schickt und dadurch dessen geistiges Wohl schädigt, wird mit Fug und Recht zur Rechenschaft gezogen; dagegen bleibt es demselben Vater unbenommen, durch Verhinderung einer nothwendigen Operation oder indem er einen Curpfuscher zu Rathe zieht, das leibliche Wohl des Kindes zu schädigen oder gar das Leben desselben hinzuopfern — das ist die Logik unserer Gesetzgebung am Schlusse des vielgerühmten 19. Jahrhunderts!

aller Aeußerungen des geistigen, gesellschaftlichen und staatlichen Lebens: bald in epigrammartig zugespitzter, bald in fein versteckter, bald in offner satyrischer Form, oder als Klage, oder programmpredigend, oder auch voll Begeisterung in die ferne Zukunft weisend. Die politische Tendenz-Poesie an sich entbehrt nicht des nationalen, patriotischen Hintergrundes, tritt stets bei von Außen herkommenden politischen Anlässen auf und taucht im großen Strom des Welt-Lebens wieder so schnell unter, wie sie gekommen. Anders die rein sociale Dichtung und die socialpolitische Tendenz-Poesie. Sie ist streng genommen ein Kind des 19. Jahrhunderts und hat wohl zuerst in Irland, Frankreich, dann auch Nordamerika, d. h. dort, wo am frühesten, weil bedingt durch gegebene industrielle und ökonomische Verhältnisse, der krasse Gegensatz zwischen Besitz und Armuth sichtbarlich zu Tage trat, ihre Erstlingsblüthen gezeitigt. In anderen Staaten, wie z. B. in Deutschland, wo jene capitalistischen Scheidungsprocesse sich erst später vollzogen haben, tritt die sociale Dichtung natürlich auch später auf. Am jüngsten ist sie wohl in Rußland und Italien.

Es ist nun merkwürdig zu sehen, wie sie sich in ihren Anfängen zeigte. Schon einige deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts geben Bilder der Armuth. Doch die menschliche Armuth erfährt hier mehr oder weniger eine fatalistische Auffassung: als „Schickung" des Himmels, die nach Herder ertragen werden müsse und gewissermaßen als ein sicherer Wechsel aufs Leben im „Jenseits" gedeutet wird. Die französische Revolution corrigirte jene, zum Theil biblisch-religiöse, zum Theil aber auch aus humanistisch-orientalischem Weisheits-Gemengsel herausfiltrirte Ansicht vom Zweck und Ziele des menschlichen Erdenlebens. Die Folgezeit aber, so sehr die Interpretirung des feudal-absolutistischen Staatsprincips, wie auch der Romanticismus und Hellenismus in Kunst und Wissenschaft der Entwicklung des menschlichen Freiheitsgedankens hinderlich waren, sollte dessen ungeachtet auch in Deutschland schärfere fortschrittliche Wandlungen herbeizuführen berufen sein. Die Juli-Revolution in Frankreich warf neuerdings ihren aufklärenden Wiederschein hinüber. 1831 hatte in Lyon der erste Arbeiter-Aufstand stattgefunden; 1838—42 erreichte die erste nationale Arbeiterbewegung der englischen Chartisten ihren Höhepunkt. Solche und ähnliche historische Thatsachen gaben der bisher gepflegten idealistischen Geschichtsauffassung naturgemäß den Todesstoß. Marx war es dann, welcher die materialistische Geschichtsauffassung begründete. Und indem er die Geschichte des Capitals analysirte und das Geheimniß der capitalistischen Production vermittelst des Mehrwerths enthüllte, gab er dem Socialismus als solchem zugleich eine wissenschaftliche Basis, auf welcher zunächst Engels und Lassalle als die bedeutendsten Interpreten durch practisch-wissenschaftliche Auslegung und agitatorische Ausbreitung weiter bauten. Schon das „tolle Jahr" von 1848/49 zeigte, welche Lehren man aus dem Umschwung der historischen Thatsachen gewonnen hatte. Hier tritt bereits der Classenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie in den Vordergrund. Hier setzt auch gewissermaßen die neuere politische Tendenz-Dichtung ein: mit Heinrich Heine, als ihrem ausdrucksvollsten und leidenschaftlichsten Apostel, um dessen Fahne sich das Häuflein der jungdeutschen Poeten schaarte. Sie waren es, die in ihren Poesien der Sehnsucht des Volkes nach Freiheit und verfassungsmäßigen Zuständen einen flammend-beredten, wenn auch zuweilen überhitzten, unsicheren, verworrenen Ausdruck gaben; wozu eben kommt, daß bei diesem und jenem der national-politische Standpunkt, nationale Forderungen und Interessen überwiegen. Bestimmter waren jene socialen Poesien, welche das Elend des unterdrückten Volkes in epischen Bildern aufzeigten. Da ist schon ein gewisses Milieu, eine bewußtere Scheidung der Classen, eine provocatorische Kampfstellung erkennbar. Man merkt, daß die Dichter, ohne von der Höhe reiner Kunst herabzusteigen, den forschenden Blick in die Niederungen des Lebens gesenkt hatten; daß sie in Hegel'schem Sinne den Quellen des Elends durch alle Irrgänge nachspürten und aus der gewonnenen Erkenntniß heraus — allerdings beengt durch politische Unfreiheit und conventionelle Katheder-Aesthetik — ihre Klagen und schüchterne Anklagen erhoben. Und es ist nicht mehr das Wolkenkuckucksheim der „göttlichen Vorsehung", wohin sie resignirt aufblicken. Es sind die Geld- und Gewalt-Mächtigen der Erde, an welche sie ihre glühenden Apostrophen richten! Aber der Abstand zwischen der Superiorität ihres Geistes und der noch in trostloser Unkenntniß, Indolenz und geistiger Unfreiheit schmachtenden unteren Volksclasse war doch zu groß. Sie mochten wohl ehrliche Demokraten sein, aber sie meinten als Dichter „auf einer höheren Warte, als auf den Zinnen der Partei" verharren zu müssen. Ueberdies dichteten sie, mit wenigen Ausnahmen, in einer zu gebildeten Sprache, welche jeden vulgären, sachlichen Ausdruck aus ästhetischen Rücksichten ängstlich umschrieb. Und wenngleich es trotz alledem ihr Verdienst bleibt, dem Freiheitsgedanken des Volkes weittragende Flügel gegeben zu haben, so bleibt doch auch zu Recht bestehen, daß die von ihnen ausgestreute Saat des freiheitlichen Gedankens erst in einer späteren Generation Wurzel geschlagen.

In formaler Hinsicht könnte man also auch die Arbeiterdichtung als die natürliche Tochter jener Freiheitsdichtung ansehen. Indessen fällt bei ihrer Betrachtung schon rein äußerlich genommen ein Unterscheidungsmerkmal auf: diese Poesien sind von Arbeitern für Arbeiter. Wenn irgend etwas, so ist gerade diese Erscheinung ein Beweis für den Wissenstrieb, für den Aufstieg der Geistesbildung im arbeitenden Volke. Die deutsche „Arbeiterdichtung" ist übrigens keineswegs aus künstlerischen Voraussetzungen entsprossen: „Der Vater der deutschen Arbeiterdichtung," heißt es im Vorwort zu: Deutsche Arbeiterdichtung*), „ist der Druck der Oberen auf die Unteren. So kann folgerichtig ihr Charakter kein anderer sein, als der des Gegendrucks — sie ist eine Lyrik der Opposition. Und wenn ihr künstlerischer Werth auch nicht immer ein hervorragender ist, so fällt sie inhaltlich um so schwerer in's Gewicht. Punkt für Punkt, klar und bestimmt, stellt sie die Forderungen derjenigen Classe auf, aus der sie hervorgegangen, die socialen und die politischen Forderungen der deutschen Arbeiterclasse." Dies fünfbändige Sammelwerk stellt gewissermaßen die im poetischen Gewande krystallisirte Geschichte der socialen Kampfbewegungen in den letzten dreißig Jahren dar, und wer sie verstehen will, der muß entschieden jenen poetischen Niederschlag in Betracht ziehen.

„Was ist ein „Chansonnier"? fragt Adolf Strodtmann in seiner „Arbeiterdichtung". Und er antwortet: Ein Chansonnier ist ein dichtender Proletar, oder mit anderen Worten: ein Arbeiter, der neben seiner Erwerbsbeschäftigung seine Empfindungen, Wünsche und Erwartungen in Versform kleidet, um so in spielender Weise auf die verbitterten Gemüther seiner Leidensgefährten befruchtend einzuwirken. Solche Chansonniers sind die in dem Dietz'schen Sammelwerke vereinigten sieben Autoren. Adolf Lepp ist Cigarrenarbeiter seines Zeichens; der Wiener Andreas Scheu Zeichner und Modelleur in Spiegelfabriken Oesterreichs und Englands, schrieb Gedichte, Dramatisches und lieferte zahlreiche Uebersetzungen aus dem Englischen; Max Kegel, Schriftsetzer, war mehrere Jahre Redacteur an Parteiblättern und ist nun lediglich als externer Mitarbeiter an dem Witzblatt „Der wahre Jacob" thätig. Der Reichstagsabgeordnete und Redacteur K. Fr. Eg. Frohme in Hamburg war Schlosser und Maschinenbauer; Rudolf Lavant ist Kaufmann. Wilhelm Hasenclever und Jakob Audorf schließen den Reigen.

Obgleich Hasenclever, der als Reichstagsabgeordneter vor mehreren Jahren irrsinnig aus dem Leben schied, auch nur

*) Stuttgart, J. H. W. Dietz. Eine Auswahl Lieder und Gedichte deutscher Proletarier.

einfacher Handwerker und zwar Lohgerber gewesen war, allerdings mit einiger Gymnasialbildung, die er genossen, so tragen doch alle seine Hervorbringungen den Stempel eines künstlerischen Geistes. Er zeigte viel Geschick im zugespitzten Feuilleton, schrieb Novellen und schlägt als Poet wirklich lyrische Töne an. Auch von Frohme kann das letzte in gewissem Sinne gelten, wie er denn mit Hasenclever in ästhetischer und formaler Hinsicht verwandtschaftliche Züge aufweist. Rudolf Lavant und Jakob Audorf sind Herolde einer neueren politischen und literarischen Zeitströmung und Dichter von individueller Färbung und charakteristischer Prägnanz. Der größere von Beiden ist Jakob Audorf. In Hamburg geboren, durchwanderte er als gelernter Schlosser und Maschinenbauer die Schweiz, England, Frankreich. In Paris verweilte er einige Zeit. In den folgenden Jahren treffen wir ihn als Geschäftsreisenden in Rußland, wohin er nach einem kurzen Aufenthalt in heimathlichen Gauen wieder zurückkehrt. Seine Reisen führten ihn kreuz und quer bis nach Tiflis. Hatte er früher schon die französische Sprache sich angeeignet, so lernte er nun das Russische in Wort und Schrift vollkommen beherrschen wie seine Muttersprache und fand auf seinen Fahrten die beste Gelegenheit, sich gründlich umzusehen und den Horizont seines Wissens zu erweitern. Nunmehr lebt er mit seiner Frau, einer Südrussin, in Deutschland.

Hätte Audorf auch nicht die „Arbeiter-Marseillaise" geschrieben, er müßte dennoch vollen Anspruch auf den Namen eines echten Poeten haben. Unter seinen lyrischen Gedichten sind mehrere Perlen. Da ist eigene Anschauung, selbstständige Auffassung. Da ist tiefe Natur-Andacht und Beseelung. Da quillt überall ein so köstlich reines, reiches Gemüth. Da blitzt Geist, Zorn und Begeisterung und unter der Gluth des Herzens schmilzt das Metall der Sprache, wird Melodie, rhythmischer Stahlklang, volksthümlich anheimelnde Poesie. Was das beste: Audorf müßte kein echter Dichter sein, wenn ihm nicht zuweilen ein loser Schalk im Nacken säße. Alle diese von Genrebildchen oder auch düstern Ausschnitten aus dem Volks- und socialen Kampfleben durchsetzten lyrischen Blüthen sind in Audorf's Sturm- und Wanderperiode entstanden; wie er andererseits auch jedes wichtige Ereigniß, das sich auf der Bühne des großen Welttheaters oder im engeren Partei- und gewerkschaftlichen Getriebe abspielte, poetisch festnagelte. Aber selbst diese Moment-Poesien, ob sie nun Festprologe oder Kampf- und satyrische Spottgesänge, sind nicht saft- und kraftlose Reimereien, sondern von künstlerischem Gepräge. Indessen sollte ihn erst seine „Arbeiter-Marseillaise" zur vollen Bedeutung erheben; und es ist wohl möglich, daß dies Lied den Namen des Dichters in fernste Zeiten hinüberträgt. Es wurde 1864 zu Lassalle's Todtenfeier zum ersten Male gesungen und „später" — schreibt Audorf bescheiden — „die deutsche Arbeiter-Marseillaise genannt." Dem Liede kommt historische Bedeutung zu, nicht bloß deßhalb, daß es verboten und sein Verfasser in Anklagezustand versetzt gewesen — es ist wirklich das „Kern- und Parteilied" der Socialdemokraten Deutschlands geworden. „Wie oft — schreibt einmal ein Kenner — haben schon unter den Klängen derselben deutsche Arbeiterherzen hoffnungsfreudig höher geschlagen, deutsche Arbeiteraugen kühner geleuchtet!" Wer Arbeiterversammlungen angewohnt, wird das bestätigen müssen, wobei freilich wohl das Hauptverdienst der begeisternden Melodie von Rouget de l'Isle zuzuschreiben ist.

Wer die socialdemokratische Bewegung verstehen will, muß auch ein im vorvergangenen Winter erschienenes Werk heranziehen, welches sich gewissermaßen als eine palaestra musarum der jüngeren aufsteigenden Dichterbegabung im socialdemokratischen Lager darstellt. Das Buch führt den charakteristischen Titel: „Aus dem Classenkampf.*) Sociale Gedichte. Herausgegeben von Eduard Fuchs, Karl Kaiser, Ernst Klaar." Eduard Fuchs, der jüngste von ihnen — er zählt fünfundzwanzig Jahre — ist, wie Kaiser, Württemberger. Ehedem Kaufmann, steht er nunmehr seit einigen Jahren dem satyrischen Witzblatt „Süddeutscher Postillon" als Redacteur mit Geschick vor. Er debütirte währenddem mit einer kleinen epischen Dichtung: „Ein königliches Mahl", welche mit überreichem Aufwand von Pathos und Rhetorik den Cäsaren-Wahnsinn geißelt. Die Dichtung liegt bereits in 11. Auflage vor. — Karl Kaiser arbeitet als Tischler in einer Stuttgarter Clavierfabrik. Er gehört, wie der Sachse Ernst Klaar, welcher früher als Schriftsetzer thätig war, zum ständigen Mitarbeiter-Stabe des „Süddeutschen Postillons". — Von allen dreien ist zu sagen, daß sie von frühester Jugend an mit beiden Füßen in der socialdemokratischen Bewegung stehen; daß sie aber alle Fundamentallehren des Socialismus als Wissenschaft in sich verarbeitet haben und dieselbe gründlich, wenn auch einseitig, verfechten. Alle Ideen, alle Kämpfe, alle Gebrechen der Zeit schlagen in ihrem Buch im kochenden Wirbel zusammen, erfahren ihre vivisectorische Bloßlegung, ihre grelle, typische Beleuchtung. Wie Gewittersturm fegt der revolutionäre Geist dieser Poeten über die zusammenstürzenden Trümmer einer alten abgestandenen Welt. Er rüttelt an allen Thoren, er legt seine Sturmböcke an alle Wälle und Mauern, die der menschlichen Freiheit den Weg versperren; er wetterleuchtet in allen Winkeln. Seine Satyre ist ätzend, wie Scheidewasser. Sein Zorn und Witz ist brutal; sein Hohnlachen diabolische Fratze. Kurz es ist nacktester Radicalismus, krassester Realismus, der hier in allen Formen die schärfsten, unerbittlichsten Consequenzen zieht. Der Kampf der arbeitenden Volksclassen, des Proletariats, gegen die Bourgeoisie, das Capital: das sind die schroffen Gegensätze, welche in immer neuen Farben und Tönen, die einander an Schärfe, an Leidenschaftlichkeit immer wieder zu überbieten scheinen, in diesem Buche zum Ausdruck kommen. Die Erkenntniß, welche Eduard Fuchs in seinem Einleitungsgedicht: „Der Prometheus unserer Zeit" ausspricht:

„Hungern sollen nicht die Einen,
Wo des Brods in Fülle ist!
Prassen niemals mehr die Andern,
Wo der Bruder hungrig ist!
Nimmer soll im Kampf um's Leben
Brechen jedes Menschen Glück,
Frei soll jede Stirn sich heben,
Freude künden jeder Blick"

kehrt in mancherlei Deutungen und Gleichnissen wieder. Um so felsenfester ist die Zuversicht, daß „Prometheus" (= Proletariat) doch den Kampf gewinnen werde:

„Ewigen Gesetzen folgend,
Muß er siegen in dem Streit,
Und so wird sich selbst befreien
Der Prometheus unsrer Zeit!"

In diesem Gefühle schleudert Ernst Klaar sein wuchtiges „Hammerlied" in die Volksmassen:

„Kling-klang, kling-klang
Dröhnt der Hämmer mächt'ger Sang.
Und es dröhnet durch die Welt,
Daß es in die Ohren gellt:
Kling-klang, kling,
Unsre Kette spring'."

Aber auch die Wissenschaft und Kunst soll, um neue Bahnen wandeln zu können, um sich fruchtbar zu erweisen für die Idee der Freiheit socialistisch sein. Und so weist Eduard Fuchs der modernen Dichtergeneration geradezu ins qualmende, gährende Volks-Leben, zeigt im „Weltstadtschlamm" ihre unabweislichen Ziele. Denn:

*) München, M. Ernst.

„Wo schwirrend zieh'n die Transmissionen
Um blinkend Erz- und Stahl-Geäst,
Dort gellt der Kampf der Nationen,
Dort feiern sie ihr Siegesfest."

Karl Kaiser ist Satyriker. Man lese seine „Ode an die Schönheitler", seine Professorenstudie „Einerseits" und „Anderseits", die „Wadelreise", „Sitte", das keck hingeworfene „Gut denn", die packende Apostrophe „Proletarier-Pfingsten". Und wie läßt der Dichter erst seinen Witz spielen, wenn er in seinen zahlreichen „Federzeichnungen" scharfe Silhonetten von der Straße, aus Werkstatt-, Partei- und Weltleben zum besten giebt oder gar die „Vornehmen" in ihrem Thun und Treiben belauscht! Welch' spielender Humor in dem Gedicht „Patriotismus", und welche eminente Wirkung weiß der Dichter hier durch die Anwendung diminutiver Wortformen zu erzielen. Oder variirt „Der tuberkulose Spatz" nicht eine sehr ernste sociale Frage?

Dieser schwäbische Möbelschreiner ist überhaupt eine durchaus originelle Dichternatur. Was er hinwirft und wie er's hinwirft, hat Kraft, Farbe, Stimmung. Er besinnt sich nicht lang um einen Ausdruck. Er hantirt mit dem derben Sprach-Material der Straße, der Fabrik, ob er in eigener Selbstschau das Erdenloos eines Poeten betrauert oder das kampflustige „Fabriklerlied" von den „Landsknechten" der Arbeit hinausschleudert; ob er mit grellen Farben eine „Menschengeburt" oder eine „Thiergeburt" malt; ob er den armen „Schuhmachermeister" in seinem Mansarden-Elend aufsucht oder eine „Arbeiter-Idylle" zeichnet. Wie einfach ist diese „Idylle" von den zwei Leutchen, die sich lieben, heirathen, dann eine Kinderschar ernähren müssen, endlich Hungers sterben — „mit zwei Mark täglich" . . . Wer, wenn er nicht selbst im Fabrik-Qualm gestanden, vermöchte auch ein Lied zu schreiben, wie die surrende „Werkstattphantasie":

„Der Riemen schnurrt, und ob auch murrt
Des Stahles blanker Bolz,
Die Kreissäg' surrt, die Bandsäg' knurrt
Durch's harte Eichenholz."

Die beiden anderen Autoren reichen an Kaiser nicht heran. Aber ausgesprochene Individualitäten sind sie doch. Ernst Klaar ist von allen dreien ganz entschieden das größte Verstalent. Er handhabt die schwierigsten Formen mit sprudelnder Leichtigkeit; wiewohl er andererseits auch manchmal verleitet wird, am leichtfließenden Reime sich fortzugängeln und statt in die Tiefe zu steigen, in die Breite zu gehen. Aber hat ihn einmal ein Stoff in der Seele gepackt, dann weiß er ihn auch mit schlagkräftiger Kürze zu gestalten. Man lese „Proletarierloos", „Der Selbstmörder", „Arbeitslosen-Versammlung", „Oben und Unten", „Maiengruß", „Weihnacht", „Begräbniß". Seine Satyre ist nicht so wuchtig, wie bei Kaiser, sie ist mehr das Merkmal eines logisch-disciplinirten, scharfsinnigen Kopfes, vermischt mit einer Dosis gesunden Humors, der kecke Seitensprünge und Purzelbäume schlägt und der Tragik zuweilen ein liebenswürdiges Lächeln abzugewinnen versteht. Eduard Fuchs zeigt noch viel Ueberschwänglichkeit. Die Gluth, mit der er empfindet und denkt, hat noch nicht jene Abgeklärtheit und Reife, um stets den natürlichsten Ausdruck zu finden, weshalb sie öfter als angebracht in wortseliges Pathos umschlägt. Jedenfalls sind diese Anfänge einer echten Arbeiterdichtung der Beachtung werth.

Ein provençalischer Bauerndichter.

(Batisto Bonnet.)

Von Josef Ettlinger.

Seitdem der letzte echte Troubadour sein Schwanenlied gesenfzt, schien der Wohllaut der provençalischen Sprache Jahrhunderte hindurch der Poesie so gut wie ganz verloren und entrückt zu sein. Erst in dem jetzt zu Ende eilenden Jahrhundert belebte sich, wie bei uns selbst die Freude an der mittelhochdeutschen Dichtung, so in Frankreich das Interesse an der südfranzösischen Sprache und ihrer alten Literatur aufs Neue, und Dichter, wie Frédéric Mistral, Theodor Aubanel, Joseph Roumanille, Adolphe Dumas und Andere schufen der so lange als plebejisches Patois mißachteten Mundart ihr eigenes Schriftthum wieder. Unter der Führung Mistrals, des gefeierten Dichters der „Mireille", entstand in den fünfziger Jahren der Bund der „Félibres", der sich die Pflege und Verbreitung der provençalischen Dichtung zur Aufgabe gesetzt hat und eine Sammlung ihrer Sprachschätze in dem mehrbändigen „Trésor du félibrige" niederlegte.*)

Bei der Geringschätzung, mit der die gebildeten Bevölkerungsklassen der Provence auf die Sprache des Volkes herabsahen, war es nur natürlich, daß die ersten Talente, die diese poetische Renaissance heraufführen halfen, denjenigen Kreisen zunächst entkeimten, denen die Landesmundart zugleich die Muttersprache bedeutete: dem niederen Volke.

Alphonse Daudet, der schon von Geburt her einer höheren Gesellschaftsschicht angehörte, beklagt es noch heute lebhaft, daß der Dialekt seiner Heimat in seiner ultrabourgeoisen Familie von jeher verschrieen und sein Gebrauch im Hause nur den Dienstboten gestattet war. Und doch übte der Zauber dieser klangreichen, melodischen und wurzelkräftigen Sprache seine Wirkung so stark auf ihn aus, daß er schon frühe den ziemlich fruchtlosen Versuch machte, sie in poetischen Formen zu meistern. Er und gleich ihm so manche seiner Landes- und Standesgenossen wurden so durch ihre Erziehung der Möglichkeit entzogen, provençalische Dichter zu werden: nur in den von Bildungsvorurtheilen noch nicht angekränkelten Kreisen der Landbevölkerung wurzelte die alte, schöne Sprache tief genug, daß alsbald von hier aus wieder ihre ersten, frischen Triebe und Schößlinge aufsprießen konnten. Mistral selbst, Roumanille, Anselm Mathieu und Andere ihresgleichen waren Bauernsöhne; aber ihre Schule haben sie doch alle besucht und sogar das Gymnasium der nächsten Stadt: auch sie sind also von der höheren Cultur beleckt und stehen unter ihrem Einfluß. Wirkliche Volksdichter, die kaum durch die Kenntnisse von Lesen und Schreiben wesentlich beschwert waren, gab es nur Wenige, wie den Erdarbeiter Charles Rieu aus Paradou und Anfos Tavan, und diese Wenigen wiederum machten nur Verse.

Zum ersten Male taucht jetzt ein provençalischer Bauernpoet auf, der nur in Prosa dichtet — in einer Prosa, die sich ihre Gesetze selbst erfindet und die Regeln der akademischen Stilkunst durch ein ungebundenes, freies Rhapsodiren und einen fesselosen, rhythmischen Wohlklang ersetzt. Alphonse Daudet, der sich für Sprache und Gebräuche seiner Heimath ein warmes und thätiges Interesse bewahrt hat — die Tartarin-Satire zielt nur auf die südfranzösische Bourgeoisie, nicht auf das Volk — Alphonse Daudet hat dieses bisher verborgen blühende Talent entdeckt, angeleitet und seiner Werke ersten Band kürzlich mit einer liebenswürdigen Vorrede und einer von ihm und Henri Ner geschaffenen meister-

*) Die „Félibres", deren Bund heute in Frankreich mehrere tausend Mitglieder zählt, knüpfen mit ihrem Namen an eine alte Toulousaner Dichterschule an, die 1323 durch sieben Bürger von Toulouse begründet ward. Ueber die Ableitung des Wortes gehen die Ansichten auseinander. Die Einen wollen es mit dem mittellateinischen „fellibris", d. h. Schüler, zusammenbringen, Andere leiten es von foi libre (freier Glaube) ab u. dgl. m.

lichen Uebersetzung ins Schriftfranzösische an die Oeffentlichkeit gegeben.*)

Und das Buch verdient solch einflußreiche Pathenschaft. Mit den Erzeugnissen der modernsten Pariser Belletristik verglichen, wirkt es, wie ein farbenfroher, frisch vom Stengel gepflückter Feldblumenstrauß inmitten all der kunstvoll arrangirten, drahtgestielten Bouquets von bleichen Tuberosen und duftlosen Camelien — ein Vergleich, der übrigens zu seinem Gegenstand in ziemlich naher Beziehung steht, denn Batisto Bonnet, der Verfasser dieser poetischen Erstlinge, ist von Beruf ein Gärtner und betreibt sein Kunsthandwerk in Billancourt, dicht bei Paris. Hier machte ihn Daudet mit einiger Schwierigkeit ausfindig, nachdem er in einem zu Paris erscheinenden provençalischen Blatte mehrfach kleine Beiträge gesehen hatte, die mit Bonnets Namen gezeichnet waren, und unter seiner Aegide tritt sein Schützling — selbst schon ein hoher Vierziger an Jahren — jetzt an die Oeffentlichkeit des Büchermarktes, wohin er sonst den Weg schwerlich je gefunden hätte.

Zwischen Nimes und Beaucaire, in dem Dörfchen Bellegarde stand Batisto Bonnets Wiege. Dorthin, auf die Grenzscheide zwischen Provence und Languedoc, hatten seinen Großvater von Mutterseite die Stürme der Revolution verschlagen. Als Salumé Bonnet, sein Vater, um die Hand der hübschen Bertette anhielt, waren Beide so arm, wie die Kirchenmäuse; gar nichts hatten sie, als „ein Hemd auf dem Rücken und eines im Bach". Vater Bonnet war Erdarbeiter und schlug sich und die Seinen mit dem lächerlich geringen Tagelohn, den er verdiente, tapfer und unverdrossen durchs Leben, wobei ihm seine resolute, allzeit rührige kleine Frau treulich Beistand leistete. Einmal spricht ihn bei der Feldarbeit ein fremder Herr im Vorübergehen an und fragt: „Wieviel verdient Ihr denn so mit Eurer Arbeit?" — „Wieviel ich verdiene? Vierzig Sous im Tag!" — „Und Ihr habt Kinder?" — „Freilich, gnäd'ger Herr; sieben Kinder und alle gesund und munter." — „Was? Sieben Kinder und nur vierzig Sous? Ja, wie könnt Ihr denn nur damit auskommen?" — „Hm — wenn ich Ihnen nun sage, gnäd'ger Herr, daß wir von meinen vierzig Sous nicht nur allesammt leben, sondern daß ich auch noch meine Schulden damit bezahle und mir eine Rente für später davon anlege?" — „Dann habt Ihr wohl eigenen Grund und Boden — oder andere Hülfsquellen ...?" — „Nicht ein Körnchen." — „Aber wie ist denn das ..." — „Nun, zerbrechen Sie sich den Kopf nicht weiter, gnäd'ger Herr — ich will's Ihnen sagen. Meine Schulden, die bezahl' ich — weil ich für meine beiden alten Eltern sorge; und die Rente, die ich mir anlege — das ist die gute Erziehung, die ich meinen Kindern gebe."

Diese für unser Empfinden stark nach Gellert, Pfeffel oder Lafontaine schmeckende Geschichte ist gleichwohl bezeichnend genug für die rüstige Lebensfreude und den gesunden, anspruchslosen und arbeitstüchtigen Sinn des Menschenschlages dort zu Lande, wie ihn Bonnets Buch mit seiner naiven, von Schminke und Retouche gänzlich freien Kunst aus eigenster Bekanntschaft schildert. Seine ganze Jugend, vom Wickelkissen bis zu dem Tage, wo er als halberwachsener Junge sein Vaterhaus verlassen muß, um als Hirte sich sein Brod schon selber zu verdienen, rollt er in Skizzen und Bildern buntester Folge vor dem Leser auf. In die elterliche Hütte träumt er sich zurück, malt das trauliche Intérieur der engen Familienstube mit all' den kleinen häuslichen Freuden und Leiden, Nöthen und Scherzen, schwärmt von der klugen, energischen und doch so zärtlichen und umsichtigen Mutter, wie sie die Mädchen lehrt und den Knaben wehrt, sie anweist und aufmuntert, mit ihnen plaudert und spielt und durch leisen Spott ihren Ehrgeiz stachelt — eine ländliche Frau Aja. Von all' den kleinen Begebenheiten erzählt er, die für den heranwachsenden Buben epochemachende Ereignisse und Lebensabschnitte bedeuteten: wie ihm der Vater den ersten Schiebkarren gemacht, bei dem die Räder aus den Scheiben eines Ulmenstammes, die Füße aus Tamarisken-, die Deichsel aus Weidenholz, der Kasten aus einer alten Faßdaube bestand; wie sie ihr erstes Weingütchen kaufen und so stolz darauf sind, wie die Könige, und Luftschloß auf Luftschloß errichten; wie sein Vater eines freien Tages einen Ausflug nach Arles, seiner Vaterstadt, mit ihm, dem kleinen „Brisquimi", unternimmt und dem andächtig Horchenden unterwegs die Brücke mit der Bank darauf zeigt, auf der er einst die Mutter kennen gelernt. Mit Liebe und Ausführlichkeit wird namentlich der wichtigsten Begebenheit im Lebenslauf des Knaben gedacht, der Communion mit ihren weihevollen Vorgenüssen und Erwartungsfreuden; dabei mit gutem Humor die liebe Noth geschildert, die es der Mutter schafft, dem kleinen Confirmanden einen halbwegs annehmbaren Hut zurechtzumachen: am Ende wird ein alter Strohhut, den Klein-Brisquimi im Bache aufgefischt, getrocknet, zugeschnitten, frisch mit Band gesäumt und so die große Frage zu Aller Zufriedenheit gelöst.

Eine große Rolle im Laufe der manchen frohen Feste, die den sauren Wochen folgen, spielt auch der Weihnachtsabend mit seinen eigenartigen Bräuchen, den seltsamen Feuerceremonieen, die fast an den alten keltischen Druidenkult gemahnen, der patriarchalischen Herzlichkeit des Familienlebens und dem Festmahl, das aus einem Gericht Krabben und frischen Schnecken mit Selleriesalat besteht. Da pflegen des Vaters greise Eltern zum alljährlichen Besuch zu kommen und der allezeit muntere Großvater läßt die beiden jüngsten Enkel auf den Knieen tanzen und singt dazu den alten Kinderreim:

Le toupin
Fait ding-din!
Le chaudron
Fait ding-don!
Madame des Cloques
Joue des pendeloques,
Monsieur Seranon
Joue du violon!*)

Nach dem Essen darf dann Brisquimi zur Feier des Tages mit Vater und Großvater in das unvermeidliche „Café" des Orts, wo Karten, Billard, Domino gespielt, ungeheuer viel gegessen und noch mehr getrunken wird. In einem Nebenzimmer spielt man Lotto um Hasen, Wildenten, Wachteln und anderes Kleinwild, das als Preis für den Gewinner winkt. Vater Bonnet spielt einen Hasen heraus, den der Kleine im Triumph nach Hause zu der Mutter und den jubelnden Geschwistern entführt; dann bäckt die Mutter den Kindern arme Ritter und erzählt dazu vom Heiland und seiner wunderreichen Geburt. Um Mitternacht kommen Bonnet Vater und Sohn aus der Kneipe zurück und Groß und Klein packt sich in Mäntel und zieht zur Weihnachtsmette in die lichterglänzende Kirche. . .

Eine förmliche Pastoralsymphonie tönt aus der enthusiastischen Schilderung des Landlebens heraus: die rhythmischen Lieder der Winzerinnen und das Brausen des Mistrals, der Flintenknall der Jäger und das Gebell der Hunde, der Zuruf der Burschen bei der Feldarbeit, das Kreischen und Kichern der Mädchen, Wachtelruf und Lerchentriller, Waldesrauschen und Heimchenzirpen, Eulenkrächzen und Hahnenschrei. Dazu thut sich der ganze blühende Zauber der südfranzösischen Natur mit ihrer gesegneten Gabenfülle dem Beschauer auf: ein wahres Gartenland voll Wein, Oliven, Mandeln, Feigen, Zwiebeln, Bohnen, Anis und Tomaten. In allem lebt Gesundheit, Wärme und ein würziger, stärkender Duft, wie von frisch aufgepflügten Erdschollen oder von Heu, das lange in

*) Batisto Bonnet, Un Paysan du Midi. Ire série: Vie d'enfant. Traduction et présentation par Alphonse Daudet (Paris, Dentu).

*) Nach Daudets neufranzösischer Uebertragung.

der Sonne gelegen. Die ganze Darstellung ist so kräftig in der Farbe, so zart im Ton, so blühend in ihrer Frische, wie sie auch einem gereiften Stimmungskünstler nicht trefflicher hätte gelingen können. Kein schulmäßiges Schildern, kein episch dünnes Dahinerzählen ermüdet den Leser: alles ist genremäßig, rund, lebhaft, fast dramatisch gehalten, ein Eindruck, der namentlich durch reichliche Anwendung des belebenden Dialogs und vieler tonmalender Interjectionen erzeugt wird.

Von Sünde und Elend fällt kein Schatten auf die freundlich-helle Scenerie, wenn auch der Ernst des Lebens nicht verleugnet wird, und es scheint wirklich, als ob diese bedürfnißlosen, sanguinischen Südländer nur den Segen, nicht den Fluch der Armuth kennen gelernt und sich aus der einstigen aurea prima aetas noch ein Erbtheil bis in unser von Blut, Eisen und Dampf erfülltes Jahrhundert herein gerettet hätten. Darin aber liegt, neben den künstlerischen Reizen der Stimmung und Form, der unleugbare ethische Werth dieses bäuerlichen Skizzenbuchs, das in Daudets nicht zu übertreffender Adaptirung voraussichtlich im Unterrichtsplan französischer Lehranstalten bald eine bevorzugte Rolle erhalten dürfte und auch für Deutschland zu gleichen Zwecken besonderer Beachtung empfohlen sei.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ob sie wohl durchgehen wird?

Eine zeitgemäße Humoreske.

Er war die ehrlichste Haut, die ich je gekannt, nur wollte es ihm nie recht glücken; allerdings hatte er den für ihn ungeeignetsten Beruf erwählt — er war ins Bankfach getreten. Doch brachte er es im Laufe der Jahre zum Procuristen der Gewerbebank; das heißt — statt der ursprünglich bedungenen Gehaltsaufbesserung, übertrug ihm der Verwaltungsrath die Procura und die Kassenschlüssel. Ein Anderer hätte sich den Umstand zu Nutze gemacht, nicht so Wunzel; sein Vorsatz, das Schild der Wunzel unbefleckt weiter zu geben, war durch nichts zu erschüttern.

Vorläufig zwar fehlten die nöthigen Nachkommen, allein Wunzel hatte sich mit einer jungen Dame geeinigt, diesem Mangel abzuhelfen; zur Vorbereitung auf den Pantoffel erhielt er drei Monate bewilligt.

Unsere Tafelrunde hatte ihn aufgegeben, düsteres Schweigen folgte, wenn ein unbedachter Mund des Heimgegangenen gedachte. Hin und wieder tropfte dann eine Thräne auf den Marmor des Bierhaustisches, um von Fritz, dem verständnißvollen Garçon, mittelst Serviette hinweggetupft zu werden. — In jenen Tagen erfuhren wir, daß Wunzel seine Stellung gekündigt habe und im Verein mit einem Börsenmakler ein Bankgeschäft eröffnen werde. Die junge Firma bezog den Erdstock eines jener Neubauten, die für den baldigen Einsturz errichtet scheinen und machte gute Geschäfte. Ich selbst traf ihn nur selten und auch dann nur vorübergehend; der früher so gemüthliche kleine Mann hatte etwas Unruhiges bekommen; er hatte jetzt stets Eile.

Ein Jahr war ins Land gegangen; der Frühling lockte mit seinem Grün und seinen Vogelstimmen; ich hatte mich losgemacht und schlenderte in der Absicht mich einmal gründlich von der Sonne bescheinen zu lassen, einen Nebenweg des Stadtparks entlang. Auf einer Bank saß ein kleiner dicker Herr und starrte zu Boden; den Hut hatte er neben sich liegen; bei meinem Näherkommen hob er den Kopf und fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirne; es war mein Freund Wunzel, nur müder, zerfallener.

„Mann des Goldes . . .“ rief ich, ihm die Hand reichend, „was führt Sie zu solcher Zeitvergeudung?! . . .“

Er lächelte trüb und schien meine Frage umgehen zu wollen. Aha! — dachte ich — letzte Station! . . . Am Ende hatte ich einen Selbstmörder in spe vor mir . . . Ich beschloß, ihm auf den Zahn zu fühlen . . . Vielleicht auch waren es nur häusliche Gründe . . . Ich begann mit einer Nachfrage nach seiner jungen Frau.

„Sie ist ein Engel!“ rief er mit einem Aufleuchten der müden Augen. „Das heißt — sie könnte ein solcher sein,“ verbesserte er, als ich ungläubig schwieg. Mit der Fassung ließ sich eher rechnen; ich brachte das Gespräch auf Geschäftliches; sein Gesicht verfinsterte sich, er stieß einen Seufzer aus.

„Mensch . . . Wunzel . . .“ sagte ich kurz entschlossen: „Ihr Hiersein — allein und um diese Zeit — ist mir verdächtig . . . Einen Bankier habe ich noch nie hier bemerkt, außer — —“ Ich warf einen prüfenden Blick auf seine Taschen. „Also: reinen Wein! . . . Was beabsichtigen Sie?! . . .“

Er starrte mich einen Augenblick verdutzt an, dann brach er in Lachen aus.

„Sie konnten wirklich meinen — — Nein! Soweit sind wir denn doch noch nicht! Zumal jetzt, wo — —“ Er lächelte verschämt und blickte nach einem Aste, darauf ein Fink saß und Triller componirte.

„Wirklich?!“ rief ich, ihm die Hand schüttelnd.

„Ja,“ sagte er stolzer. „Wir sind übereingekommen, ihn Ferdinand zu nennen . . . Vorausgesetzt, daß es kein Mädchen ist.“

Ich bemerkte schonend, daß dergleichen schon vorgekommen sei. „Uebrigens —“ schloß ich meine Ansprache: „den Grund Ihres Hierseins sind Sie mir schuldig geblieben.“

Erst zögerte er, dann wurde er offener. Ich erfuhr, daß er das Aufgeben seiner Stellung bedauere und im Begriffe sei, sich nach einer andern Thätigkeit umzusehen. „Aber —“ sagte er gedrückt: „das ist noch unsicher . . . Wenn ich nur wüßte, ob sie wohl durchgehen wird?! . .“ Das Letztere murmelte er nur. Ich war empört; eben noch hatte er sie als Engel vorgestellt und nun — —

Ich hielt an mich und ließ ihn weiter sprechen. Er klagte, daß sich eine Kluft gebildet habe zwischen seinem Theilhaber und ihm, ein Zwiespalt, wie er verhängnißvoller nicht gedacht werden konnte. Er, Wunzel, kenne keine größere Genugthuung, als die des Wiederauszahlens; Horsky aber — so hieß sein Compagnon — sei ein abgesagter Feind dieser Einrichtung; ein Depot, einen Geldbetrag, die er einmal übernommen, betrachte er als untrennbaren Theil des Geschäftsvermögens. Mehr und mehr sei es darüber zu Auftritten gekommen; ja, Horsky habe ihm Unkenntniß der elementarsten Bankgebräuche vorgeworfen und mit Entziehung der Cassenschlüssel gedroht.

„Kurz,“ endete mein Freund, „er ist der beste Mensch, an Tagen, die viele Einzahlungen bringen, doch nicht zu haben, sobald lumpige hundert Mark zurückverlangt werden.“

„Armer Wunzel!“ sagte ich mir im Stillen: „der Mann ist im Rechte. Wohin sollte ein Bankier kommen, der sich auf Deinen Standpunkt stellte! . . . Zumal in einer Zeit des Nothstands, die Einzelne bereits gezwungen hat, sich mit moussirendem Hochheimer oder Mainzer Kaiserblume zu begnügen!“

„Können Sie denn gar nichts thun, diese Ihre verhängnißvolle Leidenschaft zu bekämpfen?! . . .“ frug ich theilnahmsvoll.

Er schüttelte wehmüthig das Haupt. „Nein, ich habe es versucht, aber — — Ich hätte nicht Bankier werden sollen,“ brach er ab. „Uebrigens — ich habe eine Idee! . . .“

Der Gute! Er wollte von Ideen leben! . . . Ich lächelte nachsichtig.

„Sie werden von dieser sogenannten Umsturzvorlage gehört haben,“ fuhr er fort. „Sie wollen ausreißen?! . . . Doch! Leugnen Sie nicht!“

Der Ahnungsvolle hielt mich an einem Rockknopf fest, dieser verwundbarsten Stelle des Junggesellen. Zum einhundertunddreißigsten Mal sollte ich in eine Erörterung des fürchterlichen Gesetzes verwickelt werden! Ich war entschlossen, das Weite zu suchen, doch mein Peiniger hatte sich eines weitern Knopfes bemächtigt.

„Also — ich habe eine Idee . . Ich werde eine Versicherung in's Leben rufen . . . eine Versicherung gegen die Folgen dieses Gesetzes . . . Der Gedanke ist neu und zeitgemäß, er wird eine der größten Segnungen des kommenden Jahrhunderts bilden! . . . Sie zweifeln! . . . Ich werde Ihnen den Beweis liefern."

Und nun begann er ein Schreckbild der Zukunft vor meinen Augen zu entrollen; ich sank auf die Bank, die er zuvor eingenommen und beschwor ihn einzuhalten. Vergeblich. . . . Er stand vor mir . . er schien gewachsen; ein triumphirendes Lächeln lag um seine Lippen, seine Augen glühten in unheimlichem Feuer. So mochten die Propheten geblickt haben, die dem auserwählten Volke Jerusalems Untergang geweissagt.

Alldeutschland war — frei nach Wunzel — ein großes Zuchthaus geworden, mit vier Eingängen nach den vier Windrichtungen; eine Riesenmauer, höher denn das sagenhafte Monstrum der Chinesen, zog sich um das ganze Land. Die Bevölkerung war im Laufe der Jahre insgesammt den furchtbaren Paragraphen des Umsturzgesetzes anheim gefallen.

„Wunzel!" rief ich dumpf: „Halten Sie ein!"

„Nein!" rief er gebieterisch. „Sie sollen das Segensreiche meiner Idee würdigen! . . Ich gründe die Versicherung auf Gegenseitigkeit. Die Versicherten werden in bestimmte Gefahrenklassen abgetheilt. Gewisse Berufe, wie der Redacteure, Schriftsteller, werde ich leider ausschließen müssen. Das heißt — Ausnahmen werden auch hier gemacht werden. Bei Hofe Eingeführte, Leiter von Amtsblättern und Inhaber bestimmter Orden sind zugelassen."

„Zu gütig!" murmelte ich gerührt.

„War ich stets," sagte er milder gestimmt. „Doch keine Unterbrechung mehr! . . Die größte Untugend, die einzelnen von Euch Federmenschen anhaftet, ist die, daß Ihr immer und ungefragt Eure Meinung sagt . . . Ihr seid dazu da, die Liebe und andere nahrhafte Dinge zu besingen, nicht mit der Feder an staatlichen und sittlichen Einrichtungen herumzunörgeln. Na, das Umsturzgesetz wird Euch Mores lehren. — Also: in den ersten Jahren werden Summen angehäuft werden . . . Die Capitalien werden im Auslande, in Paris oder London angelegt. An einem dieser Orte hat die Gesellschaft ihren Sitz. Wir entgehen dadurch einer Beschlagnahme des Vermögens. . . Aber Sie hören ja nicht!"

„Doch!" stöhnte ich zerknirscht. Mein Blick war auf das sonnenbestrahlte junge Grün der Umgebung gefallen. Frau Sonne . . alte Umstürzlerin — Dich werden sie zuerst ausschließen müssen! zog's mir durch den Sinn.

„Gut," fuhr er fort. „Denen, die ihre Strafe verbüßt, gewähren wir die Mittel zur Auswanderung, denn — auswandern müssen sie auf alle Fälle; es wäre denn, sie wollten innerhalb der Mauer bleiben, aber . ." — er machte eine ablehnende Handbewegung — „das ist ausgeschlossen. . . Also — wo blieb ich? — ja: wir gewähren ihnen die Mittel. Außerdem unterhalten wir eine internationale Liste der Arbeitgeber, die bereit sind, politische Verbrecher in ihre Dienste zu nehmen. . . Ich glaube, daß sich bei der sonstigen Brauchbarkeit unserer Nation eine gewisse Anzahl finden wird. . . Sie werden mir beipflichten?"

„Gewiß!" rief ich: „Ich versichere Sie —"

„Bitte sehr!" schnitt er ab: „Ich versichere! . . Mein ist die Idee — Doch — für den Augenblick habe ich eine Sorge."

„Und die wäre?" frug ich mechanisch.

„Ob sie wohl durchgehen wird? . . Die Vorlage nämlich . . Wird sie abgelehnt, dann fällt mein Project und ich muß mich nach einer andern Beschäftigung umsehen. . . Ich habe deßhalb eine Petition um Annahme ausgearbeitet. . ." Er zog ein umfangreiches Schriftstück aus der Tasche seines Ueberrocks. „Ich muß Sie bitten, zu unterzeichnen! . . Hier!" Er bot mir eine Taschenfeder; gleichzeitig wandte er sich ab, hundert Schritte entfernt tauchte ein Spaziergänger auf. Ich benutzte den rettenden Augenblick, schleuderte die Blätter auf die Bank und machte mich aus dem Staube. Zehn Schritte vor meinem Verfolger erreichte ich eine Droschke; hineinspringen und dem Lenker meine Adresse zurufen, war das Werk eines Augenblicks. Größer und größer wurde der Abstand und bald war Wunzel nur noch ein kleiner schwarzer Punkt im Staub der sonnenbeglänzten Straße. —

— — — — Acht Tage waren verflossen; so oft ich eine Zeitung zur Hand genommen, war ich an Wunzels Project erinnert worden. Auch ich frug mich nun täglich: wird sie wohl durchgehen? . . nur, daß meine Wünsche eine andere Richtung nahmen.

Immer düsterer erschien mir die Zukunft; ich bereitete mich langsam auf den Gedanken an Auswanderung vor. Der Vertreter einer Ueberseelinie, der — das Wie ist mir heute noch räthselhaft — von meinem Vorhaben Kunde erhielt, beehrte mich mit seinem Besuche und ließ mir eine kleine Bibliothek von Brochuren zurück, aus denen ich zu meiner Genugthuung ersah, daß es noch Landstriche gab, gegen deren Fruchtbarkeit das Palästina des alten Bundes eine Wüste war. Besonders eines der Hefte — es führte den vielversprechenden Titel: „Manitoba, die Kornkammer Nordwestamerikas, oder: Wie man Millionär wird," erquickte mich auf's Tiefste. Die betreffende Dampferlinie war bereit, Jeden, der im Besitze einiger hundert Dollars war, in dieses Eldorado zu schaffen und ihm ein Grundstück von der Größe eines mittleren deutschen Fürstentums zu überweisen. Ich ward zu Thränen gerührt ob solcher Uneigennützigkeit und würde menschlicher Voraussicht nach die Gilde der Millionäre um ein Exemplar vermehrt haben, hätte ich mich nicht noch rechtzeitig vergewissert, daß das Land neun Monate des Jahres von Eis und Schnee bedeckt war, die übrigen drei jedoch unter Wasser stand.

Ich verzichtete denn blutenden Herzens und entschied mich für die Feuerlandsinseln, für die ein anderes der Heftchen äußerst warm eintrat.

Nächte hindurch saß ich über einer Grammatik der Ursprachen Patagoniens und des feuerländischen Archipels und mühte mich die manchmal etwas eigenthümlichen Laute in mich aufzunehmen. Zu meinem Bedauern vermißte ich jedoch alle die Weltformen, deren wir uns zur Bezeichnung bureaukratischer Einrichtungen bedienen; ich war tief indignirt. Einige Tage hindurch schwankte ich sogar und frug mich, ob es nicht besser wäre, ich würde den Gedanken an Patagonien aufgeben. Doch hatte ich bereits zu viel Zeit auf das Studium verwendet und dann sagte ich mir auch, daß im Laufe der Jahre wohl eine größere Zahl meiner Landsleute folgen und diesem Mangel gründlich abhelfen werde. Wohlthuend berührte mich anderseits das Fehlen von Begriffen des Steuerwesens.

„Herrliches Land!" rief ich, das Buch an den sehnsuchtgeschwellten Busen pressend: „Ich grüße Dich im Geiste, theuerer und doch wieder so billiger Boden!"

An weiteren Ergüssen wurde ich durch das Erscheinen eines Boten verhindert; er brachte einen Brief, wenige mit zitternder Hand geschriebene Zeilen Wunzels, in denen er mich beschwor, sofort zu ihm zu kommen. . . . Was konnte er mir noch anhaben! Ich fühlte mich bereits als freier Patagonier — ich ging.

Er saß vor einem Doppelpult, den Kopf in beide Hände gestützt. Mit bebender Stimme berichtete er, daß Horsky in der Nacht durchgebrannt sei und Depots, wie auch Baarbestände mit sich genommen habe.

Er führte mich vor den Cassenschrank; ich überzeugte mich von der gähnenden Leere, die darin herrschte. Einsam und melancholisch lag in einer Ecke noch eine Freimarke; der Edle schien sie beim Einpacken übersehen zu haben. Oder sollte er sie absichtlich zurückgelassen haben? . . . Mehr und mehr gewann mir der Gedanke an Wahrscheinlichkeit und ich beugte mich vor der uneigennützigen Größe, die aus dieser That sprach.

„Hier! . . Lesen Sie!" keuchte Wunzel und schob mir einen beschriebenen Wisch zu. Ich las:

„Verehrter Herr Compagnon!

Es war mir nicht länger möglich, Zeuge Ihrer inneren Kämpfe zu sein. Ob sie wohl durchgehen wird? — ich wage es nicht zu entscheiden. Soviel steht fest: ich bin durchgegangen. Ihr Horsky."

Welches Zartgefühl . . welch' tiefe Empfindung! . . dachte ich. Und da gab es noch Leute, die behaupteten, der stete Verkehr an der Börse tödte die edelsten Gefühle der menschlichen Natur!

Wunzel schien sich nicht zu meiner Auffassung bekennen zu wollen. Ihn zu beruhigen, frug ich, ob er eine Ahnung habe, wohin sich Horsky gewandt haben könne.

„Nein," stöhnte er: „Ich weiß nur, daß er öfters sagte, die Beförderung über Havre sei die schlechteste".

Ich erwiderte nichts, packte ihn in einen Wagen, schloß das Lokal und klebte einen Zettel an die Thüre: „Familienereignisse halber ist das Geschäft auf unbestimmte Zeit geschlossen." — Dann fuhr ich mit dem Unglücklichen zum Polizeiamt. Der Commissar lächelte verständnißvoll, als ich ihm über Horskys Abneigung berichtete; fünf Minuten später ging ein Telegramm nach Havre ab; ein Geheimpolizist folgte mit dem ersten Zuge. Wunzel nickte nur noch bei den Fragen des Verhörs, er wurde von Minute zu Minute apathischer. Ich zog mich mit ihm in ein Vorzimmer zurück und sprach ihm Trost zu. Besonderen Erfolg hatte ich nicht; der Gedanke an seine Frau schien ihn am meisten zu quälen.

Drei qualvolle Stunden mochten wir so gesessen haben, als der Commissar mit einem Telegramm in der Hand im Thürrahmen erschien — Horsky war gefaßt. Wunzel fiel erst dem Beamten, dann mir um den Hals und würde diese Beschäftigung fortgesetzt haben, wenn ich es nicht verhindert hätte. Er wurde überhaupt ganz ausgelassen, schrie und gestikulirte; wenig fehlte und man hätte ihn zurückbehalten. Allein die Freude des Guten war zu augenscheinlich; die heilige Hermandad drückte ein Auge zu, zumal es Ausdrücke der Bewunderung waren, die von Wunzel's Lippen flossen.

Am nächsten Morgen wurde Horsky eingeliefert, die Ehre meines Freundes war gerettet.

Einige Tage später hatte ich das Vergnügen, seine junge Frau kennen zu lernen und fand, daß der Enthusiasmus des Gatten eine gewisse Berechtigung hatte. Ich bat ihr im Stillen alles Böse ab und vereinigte mich mit ihr in dem Wunsch, es möchte Wunzel gelingen, wieder in seine alte Stellung zu kommen. Das machte sich denn auch rascher, als wir gehofft. Die Actionäre der Gewerbebank hatten sein Andenken treu gepflegt und segneten sich, als mit Freund Wunzel wieder der süße Schlaf sorgloser Sicherheit in ihren Hütten Einkehr hielt.

Von seiner Versicherungsidee war er plötzlich abgekommen — Wunzel jun., vom Vater bei seinem Erscheinen mit dem bereitgehaltenen Namen begrüßt, schien den letzten Gedanken daran verscheucht zu haben.

Ich übergebe daher das Project meines Freundes der Oeffentlichkeit und hoffe, daß sich im Falle eines Zustandekommens des Umsturzgesetzes Männer finden werden, die seinen Gedanken verwirklichen und ausbauen. Entschädigung wird nicht beansprucht.

Ich selber bin dabei uninteressirt. Ich gedenke bis dahin mein Studium der patagonischen Landessprache beendet zu haben; mein Koffer ist gepackt. Vielleicht entschließt sich der eine oder andere der geneigten Leser, mich zu begleiten. . . Raum für alle ist in Patagonien; der Gefahr einer Uebervölkerung ist durch gewisse harmlose Neigungen der Eingeborenen vorgebeugt.

Aus der Hauptstadt.

Schwarz-Gelb.

Während es in der deutschen Politik vor den Coulissen so auffällig still geworden ist, daß auch die Regisseure der Umsturzkomödie, deren letzter Act eben jetzt im Cabinet der Herren Lieber und Bachem vorbereitet wird, einigermaßen verdutzt, argwöhnisch sogar bei der Arbeit innehalten, herrscht jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle ein ganz ungewöhnlich reges Leben und Treiben. Von den österreichischen Bundesbrüdern und ihren politischen Aventuren dringt nur selten und spärliche Kunde zu uns; die Wiener Correspondenten unserer in Anführungsstrichen maßgebenden Blätter haben alle Hände voll damit zu thun, geduldigen und gläubigen Lesern die grandiosesten Operettendurchfälle als sensationelle Erfolge aufzuschwindeln und sich dadurch den Pump- und Lump-Collegen an der Donau auf wohlfeile Art gefällig zu erweisen. Bis auf eine oder zwei Ausnahmen sind diese Herren von einer Unfähigkeit und Unwissenheit, die neuerdings zwar höheren Verwaltungs-Beamten glänzende Carrièren und Ministerportefeuilles gewährleistet, die aber bisher für den Zeitungsschreiber-Beruf nicht als unumgänglich nothwendig erachtet wurde. Sie beschränken sich darauf, die Freibillet-Generosität der Wiener Theaterthyrannen bis zur äußersten Grenze auszunutzen, nicht immer gut gewachsene Choristinnen zu fördern, sich bei jedem „Empfang" plumpsatt zu essen und die märchenschönen Toiletten einer Lady Patroneß mit regerem Eifer zu studiren, als sie jemals in grüner Jugend Tagen für freilich trockenere Studienobjecte übrig hatten. Leider sind sie vom Verleger verpflichtet, nicht nur das „geistige und gesellschaftliche", sondern auch das politische Leben der Stadt zu beobachten, und dieser höchst unangenehmen Aufgabe suchen sie dadurch gerecht zu werden, daß sie die Leitartikel der Neuen Freien Presse und die orientalisch bilderreichen Ergüsse der Szeps und Consorten für den Berliner Bedarf umschreiben. Ganz gewiß ist die Neue Freie Presse ein Blatt, das ich mir ohne Weiteres zum Leiborgan wählte, wenn ich der Baron Hirsch, der Taussig oder sonst ein übermenschlich groß — gerathener Börsianer wäre, und ganz gewiß ersetzt Szeps vollkommen den Firdusi allen Denen, die morgenländischen Schwulst und morgenländischen Schwung der Phantasie nicht an den Urquellen studiren wollen. Einen anständigen und gebildeten Mann hingegen, den solche durch Jahrzehnte fortgesetzte, dumme und phrasenhafte Verlogenheit endlich langweilt, vermögen diese Stimmführer des sublimirten Austrialiberalismus kaum zu fesseln, und so kommt es denn, daß man in Deutschland fast durchweg keine Ahnung hat von dem Wollen und Wünschen, dem Streben und Kämpfen der großen Nation, die im nächsten, letzten Kriege Schulter an Schulter mit uns die Entscheidungsschlacht gegen gewaltig starke Feinde schlagen soll. Und dabei ist zur Zeit kein Land der Welt politisch so hochinteressant wie Oesterreich, wird nirgendwo so tapfer und ausdauernd gegen die Verderber des Volkes, gegen Mammonismus und Industriesclaverei gerungen wie hier, sind nirgends die Gegensätze so scharf und klar ausgeprägt wie hier. Wer einmal die Geschichte des Verzweiflungskampfes der europäischen Mittelstände schreiben will, der muß sein Hauptaugenmerk auf Oesterreich lenken, und der vaterländische Politiker, der bang und doch so hoffnungsfroh die tastenden Versuche des deutschen Kleinbürgerthums, sich aus eigener Kraft zu helfen, verfolgt, sieht in den Zuständen Oesterreichs prophetisch angedeutet, wohin wir selber steuern. Eine Weltanschauung, die man die liberale hieß und die wie ein befruchtender Frühlingssturm über alle Lande brauste, ist von den Judassen, die sich ihre Jünger nannten, geschändet, in den Koth getreten worden; überall hat sie ihren Bankrott anmelden müssen, aber nirgends wurde die schöne und erlauchte Idee so schamlos als Aushängeschild für schmutzigste Räuberei und Gesinnungslosigkeit gemißbraucht wie in Oesterreich.

Der österreichische Liberalismus beherrschte das Land ein halbes Menschenalter hindurch unumschränkt; er dominirte im Herrenhause, im Abgeordnetenhause des Reichsrathes, in den meisten Landtagen und in allen größeren Städten. Graf Taaffe, der Jugendfreund des Kaisers, verstand es, langsam dies Uebergewicht zu zerstören; im Reichsrathe wurde der „eiserne Ring", der die Vereinigte deutsche Linke von der Theilnahme an der Regierung ausschloß, gebildet, und mit einer ganz knappen Mehrheit fristete der kluge Graf, der von Bismarck Parteien zu behandeln gelernt hatte, zehn Jahre hindurch sein parlamentarisches Leben. Diese langen, mageren Jahre der Opposition hätten den österreichischen Liberalismus läutern und härten, von den Schlacken befreien müssen, die den „Herbstzeitlosen" anhafteten, sie hätten es auch bewirkt, wenn die Partei nicht im Kern verfault gewesen wäre, wenn sie nicht allzu deutlich bemerkt hätte, daß die Bevölkerung immer massenhafter von ihr abfiel. Trotz alledem leistete sie dem Grafen Taaffe sehr entschlossenen Widerstand, und der fast fanatische Haß des Premiers zeigte am besten, wie gut es die Redner der Deutschen Linken verstanden, ihn zu reizen und zu beunruhigen. Welch prachtvolle Reden hielt der Herr von Plener gegen All und Jeden, auch den harmlosesten Nepotismus, wie oft und wie energisch betonte er die Unsittlichkeit der Coalition, des eisernen Ringes, der aus den einander feindseligsten Parteien zusammengeschweißt war! Indessen verminderte sich, ungeachtet der meisterhaften Paraden des Führers, die Anhängerschaft der Linken fortwährend rapid; die Bevölkerung war nicht mehr zufrieden mit Bildung und Schulen, diesen zwei schönen Dingen, die sie dem Liberalismus verdankte, sie begehrte Brot, Schutz gegen die Rothschild und Reitzes, sie machte für ihr materielles Elend die Männer verantwortlich, unter deren Leitung neben anderen vielgerühmten Freiheiten auch Erwerbs- und Ausbeute-Freiheit proclamirt worden waren. Die Fünfguldenmänner, die Kleingewerbtreibenden hatten Jahrzehnte lang die treueste Compagnieschaft der Deutschen Linken abgegeben, ganz wie bei uns der Handwerkerstand bis 1880 etwa selbstmörderisch zur Freisinnigen Partei schwur; als Taaffe sie aber in Zwangsgenossenschaften organisirte, als sie über den Ursprung des unerträglichen Druckes belehrt wurden, der zerquetschend auf ihren bescheidenen Existenzen lastete, brach der Unwillen dieser Braven vernichtend los, und was bei uns nur eitle, rasch vergängliche Schaumschlägerei blieb, die sogenannte Berliner Bewegung, führte in Nieder-

österreich und besonders in Wien zur Gründung einer neuen und ungemein schlagkräftigen Volkspartei. Durch und durch anticapitalistisch, von begeistertem Zorne gegen Börse und Zwischenhandel erfaßt, mußte diese Partei gerade in Wien mit Nothwendigkeit antisemitische Allüren annehmen, und dies um so mehr, als sie auf streng religiösem Boden stand und fromm und treu am alten Kaiser hing, dem der Liberalismus nie besonders hold gewesen war. Die tiefgreifende Bewegung fand, und das war ein besonders glücklicher Zufall oder ein neuer Beweis für den Satz, daß die rechte Stunde stets den rechten Mann gebiert, einen Führer von gewaltiger Kraft und Begabung. Wir haben in unseren Parlamenten Niemand, der sich dem Dr. Karl Lueger an hochpolitischen Talenten und gleichzeitig an bewundernswerthem Scharfblick für die Instinkte des Volkes messen könnte; keinen so witzigen und schlagfertigen Debatter, keinen Redner, der so über alle Register des dröhnendsten Pathos und des ätzendsten Hohnes verfügt. Ein unermüdlicher, unbesiegbarer, fortreißender Agitator, ein tüchtig durchgebildeter, luchsäugiger Budgetkritiker, ein organisatorisches Genie zu alledem — so vereinigt dieser seltene Mann, an dem die Bevölkerung mit kindlicher Liebe hängt und dem sich die Parteigenossen unbedingt beugen, alle Vorzüge des geborenen Parlamentariers und modernen Staatsmannes in sich. Entwickeln sich die Verhältnisse in Niederösterreich wie bisher fort, bleibt der industriellen Arbeiterschaft, was wahrscheinlich ist, ein ausgedehnteres Wahlrecht vorenthalten, so wird Dr. Lueger auf die Zukunft des ganzen Landes bald entscheidenden Einfluß ausüben. Einstweilen darf er sich mit gerechtem Stolz den meistgeliebten Mann im Reiche nennen, nicht nur seine Wiener vergöttern ihn, wohin er kommt, führt er die Partei zum glorreichen Siege; den hauptstädtischen Liberalismus und die hauptstädtische Demokratie — aus deren Reihen er hervorging — hat er für alle Zeit erwürgt. Die letzten Gemeinderathswahlen in Wien zerbrachen die fortschrittliche Mehrheit, die seit der Autonomie der Stadt unbestritten ihre Geschäfte führt, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das nächste Jahr den Führer der christlich-socialen Partei Wiens auf dem Bürgermeisterstuhle sieht. Es ist dies ein zerschmetternder Axthieb gegen den gesamten österreichischen Pseudoliberalismus, der Wien behaglich seine Hochburg nannte; es ist sicher, daß die Vereinigte deutsche Linke nunmehr die letzten, kleinbürgerlichen Wählerschaaren, die bisher noch treu zu ihr hielten, desertiren sehen wird. Eine boshafte Tücke des Schicksals hat ihr kurz vordem noch ein Mal die Zügel der Regierung in die Hand gegeben und dadurch ihren unausbleiblichen Fall, von dem sie sich kaum wieder erholen wird, besiegelt.

Graf Taaffe war es allmälig müde geworden, mit einer jeweiligen Mehrheit von zehn bis zwölf Stimmen fortzuwursteln; hinzu kam, daß er ernsthaft eine Ablehnung seines Budgets besorgen mußte, und so entschloß er sich denn, den einigermaßen verfahrenen Karren kurzer Hand stecken zu lassen. Bevor er aber ging, bereitete er seinen Freunden von der deutschen Linken noch einen letzten, unangenehmen Augenblick. In feierlicher Reichsrathssitzung trat er hervor, ein Blatt Papier in der Hand haltend, dessen Inhalt niemand in der Welt außer ihm und dem Monarchen kannte: Die Regierung beantragte darin allen Ernstes die Einführung des allgemeinen, gleichen und directen Wahlrechtes in Oesterreich. Die Verwirrung, die diesem Bombenwurf folgte, war grenzenlos. Oesterreich besitzt ein ständisches und diesem in so viel Nationalitäten zersplitterten, von so vielen halbwilden oder verwahrlosten Völkerschaften bewohnten Lande ziemlich gut angepaßtes Wahlsystem; die Durchführung des Princips a man a vote hätte die liberale Linke, deren Mitglieder zumeist von Handelskammern in den Reichsrath entsandt worden sind, auf den dritten oder vierten Theil ihrer jetzigen Stärke verkleinert. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Taaffe für seine Anträge eine Mehrheit zusammengebracht hätte, wenn ihm irgend etwas daran gelegen gewesen und er entsprechend vorgegangen wäre; ihm genügte es aber, einen guten Witz zu machen und den heuchlerischen Liberalismus, der sonst immer und überall das allgemeine Wahlrecht auf sein Panier geschrieben hat, in die wüthendste Opposition gegen dies Wahlrecht zu bringen. Thatsächlich war denn auch die ungemessene Angst der Plenaristen um ihre Mandate so groß, daß sie Grundsätze, Freiheitsideen, Phrasen und Mannesstolz Hals über Kopf von sich warfen und dem Vorschlage des übel berufenen Liberalenfressers Graf Hohenwart, mit seinem Club und den immer bereiten „Polen" eine neue Mehrheit zu bilden, jubelnd folgten. Die Coalition war damit begründet, die Ministerportefeuilles wurden unter die Gründer vertheilt, so zwar, daß die über 120 Mann starke liberale Linke ein Fauteuil besetzen durfte, denn Graf Wurmbrand, der früher einmal die Partei sogar sprengen wollte, darf nicht einmal mehr im Plener'schen Sinne liberal genannt werden — während die dreimal so kleine „conservative" Partei und die Polen je zwei und drei Minister aus ihren Reihen entsandten. Aber der Liberalismus beugte sich mit Freuden unter das Joch und hätte noch härtere Bedingungen anstandslos acceptirt; er war froh, ungeschunden, mit unzerbrochenen Gliedern der schrecklichen Katastrophe entronnen zu sein.

Das nun seit beinahe zwei Jahren bestehende Coalitionsregiment bietet Jedem, der Sinn für weltgeschichtlichen Humor hat, eine Fülle unsäglicher Freuden; die Lectüre, auch der langweiligsten österreichischen Zeitungen, gehört jetzt zu den fröhlichsten Amüsements, die der Politiker sich verschaffen kann. Als auf Befehl des Grafen Hohenwart Fürst Windisch-Grätz, der unserem Fürsten Hohenlohe auch darin ähnelt, daß wenigstens er alle seine Reden zu lesen pflegt, die Premierwürde im Coalitionsministerium übernahm, war seine erste That, den Arbeitern feierlich eine Wahlreform zu versprechen und das neue Regiment ein Regiment der Wahrheit und Offenheit zu nennen. Zum Zwecke der Wahlreform ist seither ein Comité und ein Subcomité eingesetzt worden; die endlosen Verhandlungen ergaben nicht das geringste, greifbare Resultat, und wenn nicht der ehrliche und noble Kaiser Franz Josef selbst ein sehr ernsthaftes Wort hineingeredet hätte, würde man die ohnehin unverkennbare Absicht der Coalitionsparteien, zu Gunsten ihrer Mandate die Reform in alle Ewigkeit zu verschleppen, überhaupt nicht mehr verschleiert haben. Das Regiment der Wahrheit und Offenheit zeigte sich ergötzlich, als der ungeheuer dreiste Nepotismus des polnischen Ministers von Madeyski enthüllt wurde; nahezu sämmtliche, auch sehr entfernte Verwandte dieses edlen Schlachzizen wurden mit Courirzugsgeschwindigkeit über die Köpfe zahlloser, verdienter und in Ehren grau gewordener Beamten hinweg in hohe Verwaltungsstellungen befördert. Von Lueger scharf zur Rede gestellt, erklärte der Mann der polnischen Wirthschaft und der Onkel der Nichte der Coalition, daß es unter seiner Würde wäre, sich zu vertheidigen, und selbst diejenigen seiner Collegen, die bei ähnlichen, schmutzigen Anlässen tapfer für ihn einsprangen, saßen diesmal kalt ergraut und kriegten kein Sterbenswörtchen heraus. Mit Avancements und Gehaltserhöhungen, mit Orden und Titeln werden auch sonst eifrige Deputirte der drei Coalitionsparteien überreich bedacht, und in diesem Sinne darf man allerdings von directen Vortheilen der Coalition sprechen. Nicht leicht sind in Oesterreich sonst in Jahrzehnten so viele Parteimänner zu Hofräthen ernannt worden, wie jetzt im Laufe weniger Monate.

Die Antwort auf dies zuchtlose und corrupte Treiben hat neulich das Volk von Wien gegeben, und nicht allein das gewerbfleißige, sondern gerade die Kreise der Intelligenz und Bildung. Der Talmiliberalismus ist, in beständiger Furcht, Anlaß zur Sprengung der Coalition zu geben, allen Wünschen der Verbündeten eilfertig nachgekommen und hat nicht gezögert, die vitalsten Interessen der deutschen Bevölkerung, die er doch vertreten soll, der Portefeuillelust seiner Führer zu opfern. Er weiß, daß er nun zum letzten Male das Scepter über Oesterreich schwingt und will den Augenblick, der so schön ist, verweilen sehen; diesem erklärlichen Wunsch zu Liebe hat er all das prächtige Theatercostüm, mit dem er sich bislang malerisch drapirte, den Posamantel abgeworfen und auf die Heuchelei, die klangvollen Worte aus Oppositionstagen verzichtet. Dies krampfhafte Sichfestklammern an die augenblickliche Macht, dies Ausnutzen der Galgenfrist ist immer und unter allen Umständen das deutlichste Zeichen der Agonie einer Partei, einer Weltanschauung gewesen.

Wer noch daran zweifelt, daß eine neue Zeit mit neuen Ideen und neuen Idealen nicht nur erst heraufrückt, sondern schon Besitz von uns und der Welt ergriffen hat, dem liefern die Vorgänge in Oesterreich das letzte Glied in der Beweiskette. Und der Student der Politik kann sich kein schöneres und instructiveres Leichen-Präparat denken als es der Liberalismus des Herrn von Plener und seiner 120 Reichsräthe ist.

Caliban.

Aus den Kunstausstellungen.

(Edvard Munch und Axel Gallén.)

Munch erscheint mir wohl als die tragischste Künstlererscheinung unserer Zeit. Abseits von alledem, was die europäische Malerei bewegt, verfolgt er seine einsamen Ziele. Dies rührt daher, daß er, obwohl Maler von Beruf, dennoch von Naturell Dichter und Denker ist. Er malt in Farben und Gestalten, wozu sonst die Zunge mühsam die deutenden Worte sucht. Und was man nur stammelnd sagen kann, weil es unser Tiefstes und Geheimstes umschließt, weil es unser Reifstes herleitet aus dem Aller-Primitivsten, wie soll man es mit dem Pinsel zwingend, gestaltenkräftig auszudrücken vermögen? Vielleicht wird einmal die Malerei eine Sprache hierfür entdecken. Heute auch bloß danach zu trachten, bekundet eine knabenhafte Kühnheit und — einen stolzen ehrwürdigen Märtyrergeist. Das heißt: hineinbauen in die Zukunft, wo das nächste Jahrhundert noch kaum die Fundamente wird legen können. Das ist eine Kunst der wüsten, genialen Eingebungen, der völligen Losgelöstheit von allem culturell Gewordenen. Das ist kindisches Lallen und heilige Seherweisheit.

Man hat Munch's Bilder „psychologische Präparate" genannt. Ja, wären sie das, das hätte etwas Tröstliches. Aber bis zum „Präparat" ist es noch meilenweit. Das setzt eine sichere erprobte Technik, eine scharf durchdachte Methode voraus. In Wahrheit liefert Munch bloß Stoff für Präparate. Er zeigt, wo des Forschers Kunst einsetzen müßte, um zu neuen grundlegenden Erkenntnissen, zu tiefaufwühlenden Seelenanschauungen zu gelangen. Er selbst aber tappt noch im Finstern. Er ist noch ein Blinder, der nur einen fernen Lichtschimmer gewahrt, aber diesem Lichtschimmer tastet er sich zu —, mit unheimlicher Beharrlichkeit, mit felsenfestem, unerschütterlichem Glauben, mit einer ehrlichen Lauterkeit, die nicht das Mindeste zu sehen vorgiebt, was ihrer Augenschwäche noch verschlossen ist. Und diese Redlichkeit, diese seltene Aufrichtigkeit und Selbstbescheidung sollte zum mindesten anerkannt werden

wo man zu bequem und zu lässig ist, dem Künstler auf seine dunklen Dornenpfade zu folgen.

Man muß ja zunächst einen Choc überwinden bei Munch, einen schreckhaften, peinigenden Choc. Man möchte am liebsten davonlaufen oder laut und schmerzlich auflachen, wenn man harmlos, aus seiner gewohnten Welt, in diese Munch'sche Ausstellung tritt. Und doch steht man wieder wie angenagelt und kann nicht weg. Und eine Unruhe bemächtigt sich unser, die quälend forscht: Wie kam dieser Mensch dazu, dieser ernste hohe Mensch mit dem bleichen eingesunkenen Gesicht und dem weltfremd leuchtenden Auge, wie kam er dazu, solche Dinge zu malen? Man steht vor des Künstlers Selbstporträt und starrt empor. Man sucht in diesen Zügen zu lesen nach einer Antwort. Ein mystisch verzücktes Antlitz leuchtet uns entgegen, schweigsam, verschlossen, seiner eigenen Räthselwelt angstvoll unterthan. Wer so in die Welt blickt, wer so *sich selber sieht*, dem ist nicht spöttisch und leichtherzig zu Muth, auch wenn er Dinge malt, die uns zunächst als arge Farcen berühren. Der Beschauer wird bescheiden im Anblick dieses Selbstbildnisses. Er ahnt Geheimnißvolles, Künftiges . . .

Man muß Munch's Bilder als seelische Probleme auffassen, fern von aller ästhetischen Voreingenommenheit und Gewöhnung. Man muß vor allen Dingen dem künstlerisch erzogenen Auge eine peinliche Zurückgezogenheit auferlegen, — was freilich nicht Jedermanns Sache ist. Aber nur dann ist es möglich, sich langsam zur Mitarbeit und damit auch zum Mitgenuß an der Munch'schen Geistes- und Künstlerthätigken zu erziehen. So subjectiv und dictatorisch ist Munch, daß er vom Beschauer seiner Gemälde eine völlige Unterwerfung, ja eine förmliche Selbstkasteiung verlangt. Nicht einen Schritt thut er uns entgegen, wir müssen alle ihm entgegenthun. Er bleibt, wie die Auster, in seiner Schale, und verlangt, daß wir uns auch noch die Finger wund klemmen, um ihn aus seiner Verkapselung herauszuholen. Das ist natürlich eine schlimme Eigenthümlichkeit, aber tief eingeschlossen im Wesen der Munch'schen Kunst, die nach dem Unbekannten, Unerschlossenen trachtet, und aus Unbekanntem, Unerschlossenem geboren wird. Formal und inhaltlich bleiben seine Bilder stets Probleme.

Was bedeutet z. B. das Gemälde „Sphinx"?

Ein Mann und drei Frauen in einer dunklen Baumlandschaft am Meer. Der Mann in trübe bohrende Gedanken versunken, starr an einen Stamm gelehnt. Die drei Frauen neben ihm in einer Reihe Die erste schwarz und bleich wie das leibhaftige Verhängniß, mit hysterischen larvenhaften Gesichtszügen. Die zweite nackt, cynisch, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, mit kalt-buhlerischem Lächeln um Mund und Augen. Die dritte pfauenhaft-gespreizt, damenhaft-dämlich, mit albernem Dünkel sich abkehrend, dem Meer zurauschend — aber mit einer dünnen Haarsträhne hängt sie fest an dem Baum, unter dem der trübe Mann vor sich hinstarrt. Was bedeutet das? Ist das ganze Bild nicht ein Sphinx-Räthsel? Nun, ein wenig kann man es wohl deuten. „Das" Weib erscheint „dem" Mann eben in verschiedenerlei Gestalt, so daß er nicht daraus klug werden kann und dunkel darüber nachgrübelt. Er sieht sie als Vamphr, als Kokette und als Prüde. Er wird sie vielleicht noch in vielen anderen Gestalten sehen. Aber welche ist die wahre? Ewiges Sphinxräthsel!

Dieses Bild charakterisirt Munch sehr gut. Es zeigt die Wahl seiner Stoffe nach völlig unmalerischen Gesichtspunkten. Es zeigt seine naive Methode, sich mit dem malerisch Unergiebigen in einer gewiß nur ihn selbst befriedigenden Weise abzufinden. Es zeigt ihn in seiner tiefen und eigenthümlichen Geistigkeit und in seiner durchaus rudimentären Formenanschauung und kindlichen Technik. Durch alles dieses hat das Bild etwas Bedrückendes. Es nistet sich ein in unser Gehirn, mit seiner ganzen Problemhaftigkeit und Fratzenhaftigkeit. Es zwingt uns darüber nachzusinnen und verfolgt uns womöglich, als beängstigender Spuk, bis in den nächtlichen Traum.

Zu erwähnen bleibt noch, daß Munch sich neuerdings auf die Radirung verlegt hat und in dieser wundersam ergiebigen Technik ein individuelles Ausdrucksmittel gefunden hat, das ihm wohl am ehesten gestattet, sich einem weiteren Beschauerkreis mitzutheilen.

Neben Münch sehen wir *Axel Gallén*, den Finnländer. Man fragt, wie diese Beiden wohl zusammengekommen sein mögen, da sie doch weidlich verschieden sind. Nun, zunächst ist ihre Verschiedenheit doch ein Glück, — denn nichts wäre schrecklicher als zwei Munche auf einmal zu sehen. Dann aber ist es doch wohl der entschiedenste Charakterzug der modernen Kunst, daß sie ein möglichst reiches Farbenspiel contrastirender Individualitäten vor uns aufthuen will.

Wenn Munch wohl der abgründigste Verächter aller rassinirten und virtuosenhaften Technik ist, vielleicht des öfteren aus der Noth eine Tugend machend, so zeigt sich Gallén als eifrig beflissen, das Handwerkliche seiner Kunst sich in souveränem Maße anzueignen und so gleich durch sein Können den Beschauer für sich einzunehmen. Er ist ein Zeichner von ganz hervorragend glücklichen Qualitäten; er weist intime Formenkenntnisse auf, die ein gründliches und andauerndes Studium verrathen; er hat eine coloristische Kraft und Verve, die auf ein ungemein hoch entwickeltes Auge schließen läßt; und er verräth im Arrangement seiner Bilder durchgängig einen kühnen und sicheren Geschmack, wie er immer noch nur in Paris erworben werden kann. Doch neben dem Aeußeren vernachlässigt er keineswegs das Innerliche seiner Kunst. Man spürt hinter seinen Bildern einen denkenden Geist, dem mit der Wiedergabe bloßer Sinneseindrücke nicht Genüge gethan ist, sondern der auch *hinter* den Dingen spionirt. Den ursprünglich-naiven Tiefsinn Munch's freilich dürfte Gallén nicht besitzen. Er macht mehr den Eindruck eines mit den Bildungselementen und Gedankenproblemen seiner Zeit fein vertrauten Mannes, der fremde Anregungen geschickt zu verwerthen und interessant umzugestalten weiß. Jedenfalls ist er niemals trivial, selten dunkel, und meist von einer gewissen spannenden Kraft, die sich des Betrachters unmittelbar bemächtigt.

Stofflich sehen wir Gallén auf den verschiedensten Gebieten thätig, vermuthlich je nach den Tagesströmungen, denen er sich unbefangen hingab. Da ist das Arbeiterbild, da ist die Landschaft, da ist die mythologische Composition, da ist die phantastisch-symbolistische Allegorie. Aus diesem Umherflanirен dem Künstler einen Vorwurf zu machen, wäre nur dann berechtigt, wenn sich nachweisen ließe, daß er von sich selber etwas dabei verloren hätte. Doch zeigt Gallén auf den verschiedenartigsten Bildern stets die gleiche volle Beherrschung seiner Kunst, und nichts verräth, daß er unsicher getastet oder mit halber Hingabe experimentirt habe. Auf den Bildern aus der finnischen Mythologie zeigt sich vor allem das Talent zu kühnen und glücklichen Gruppirungen, sowie zu eigenartiger Lichtvertheilung. Die Landschaften, meist kleinen Formates und dem Winter entlehnt, wurzeln in liebevoller Versenkung in die Natur, wie sie nicht wohl „anempfunden" werden kann. Sie haben einen traulich-heimathlichen Zug.

Am größten aber erscheint mir Gallén als Socialist und als Symbolist.

Die beiden Arbeiterbilder „Siesta" und „Wundfieber" sind zunächst reintechnisch, in der Wiedergabe lichtloser modriger Innenräume, wahre Prachtwerke und des auf dem Champ de Mars erhaltenen Ehrenpreises wohl werth. Dann aber auch, welch eine Seelenschilderung, zumal auf dem Bilde „Wundfieber"! Dieser schmierige zerlumpte Kerl liegt in seinem elenden Bettverschlag wie in einem Sarg, so tief und hoffnungslos eingesenkt. Und wie er sich halb aufrichtet und mit irren flimmernden Augen angstvoll starrt, da macht er uns zu Mitempfindern und Leidensgefährten all seiner schwül bedrückenden Phantasieen, die der Künstler nicht zu malen braucht, um sie lebendig in uns zu erwecken. Wir sehen den Kranken, und wir begreifen sofort, wie er die Umwelt anschaut. Munch hat bei einem ähnlichen Vorwurf eben diese krankhaft entstellte Umwelt *gemalt* und possenhafte Zerrbilder zu Tage gefördert, die einem entwickelten Auge keine Sensation geben können und die selbstthätige Kraft der Phantasie lahmlegen. Munch ist eben auch hier der Mann des hochfliegenden Wollens, wo Gallén der Mann des sicheren, ruhigen Könnens ist.

Fast zu sehr als Könner zeigt sich Gallén auf dem Bilde „Conceptio artis". Die „Empfängniß" der Kunst wird hier mehr zu einem Packen der Kunst. Denn dieser nackte Mann in Ringerstellung, der sich an die kühl und arglistig lächelnde Kunstsphinx heranduckt, scheint nicht gerade des Empfangens demüthig zu harren, sondern er will haschen, niederzwingen, vergewaltigen. Ringsum aber, um die dunkelgrüne Wiese mit den spärlichen symmetrisch eingepflanzten Feuerblumen, ist ein graues lauerndes Boskett, mit zahlreichen gefälligen Schlupfwinkeln, — und ehe der starke Mann sie hat, wer weiß, ob nicht längst die behende Sphinx auf Nimmerwiedersehen darin verschwunden ist. Die Idee ist neu und reizvoll, dabei klar und stark versinnbildlicht. Doch dürfte die Figur des nackten Mannes etwas discreter behandelt sein und weniger Actstudium verrathen, was von dem ideellen Kern des Bildes einigermaßen abzieht.

Wohl das jüngste Bild Axel Gallén's ist sein Porträt des Schauspielers Rittner. Das Block'sche Bildniß, das wir neulich bei Schulte sahen, ist damit aus der Welt geschafft. Es müßte flach und gequält erscheinen, neben dieser machtvollen, geistvollen Gestaltung. Etwas Dämonisches geht durch dieses Gallén'sche Porträt, was vielleicht bloß ein Resultat der außerordentlich prägnanten und aparten Beleuchtung ist, was aber eben da ist. Dazu die köstlich stilisirte Raucharabeske, die sich neckisch und tückisch zugleich um den sprühend lebendigen Kopf schlingt. Wenn Gallén uns noch manche derartige Bilder malen will, dann möge er nur ja recht lange in Berlin bleiben.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Drohnen. Schauspiel in vier Acten von *Rudolf Stratz*. (Deutsches Theater). — *Hans der Träumer.* Lustspiel in drei Acten von *Hermann Faber*. (Neues Theater.) — *Am Spieltisch des Lebens.* Schauspiel in vier Acten von *Klaus Arsen*. (Lessing-Theater.)

Die großartige und spesenfreie Reclame, die der ministerielle Literaturkenner Köller für Hauptmann's Weber gemacht hat, hält dies Stück immer noch auf dem Repertoire des Deutschen Theaters und verdeckt dadurch die schweren Fehler der Direction, Fehler, von denen sonst ein einziger hingereicht hätte, ihr den Hals zu brechen. Indem sie sich mit einem Treffer begnügt und ein Tendenzstück bis zur Erschöpfung ausbeutet, wird sie die Folgen dieses Raubbaus kennen lernen; es ist sehr schön, rasch Geld zu verdienen, aber man darf darüber nicht die gewöhnlichste Klugheit vergessen. Hierzu kommt, daß ohnehin am Deutschen Theater Zustände

herrschen, die über kurz oder lang zu unterschiedlichen niedlichen Skandalen führen müssen. Herr Kainz, der Unbelehrbare, fühlt sich bereits wieder so sehr, daß Brahm'sche . . . . na, sagen wir Güte dazu gehört, seine schelmischen Launen zu ertragen; dem Vorbild des Meisters folgen auch die kleineren Geister, und auf den Proben geht es derart ungemüthlich her, daß der „Bühnenleiter" sie auf ein Minimum beschränkt hat. So kriegt er wenigstens nicht mehr so viele Grobheiten wie früher zu hören.

Hatte man dem Deutschen Theater bisher immerhin nachrühmen können, daß es halbwegs Stücke herausbrachte, denen eine gewisse literarische Bedeutung innewohnte, so bemüht es sich jetzt augenscheinlich, auch dies Restchen guten Rufes zu zerstören. Was Rudolf Stratz' „Drohnen" auf einer Bühne sollen, die den Tiefstand des neben dem Schuhmann-Theater belegenen Lessing-Circus noch nicht erreicht hat, ist ganz unbegreiflich. Drohnen sind — um uns das zu sagen, bedurfte es wirklich keiner besonderen Figur und noch dazu einer Excellenz — Drohnen sind die Fresser im Bienenstock, mit denen die Arbeitsbienen um die Herbstzeit kurz entschlossen aufräumen, indem sie sie massenweise „totstechen". Graf Greiff wird uns als solch eine Drohne vorgeführt, Geld und Lebenskraft hat er bei Jeu und Weibern längst durchgebracht, nun lebt er lustig weiter, von Jeu und Weibern, und fühlt sich wirklich recht wohl dabei. Neben anderen Beautés umschwirrt die Drohne mit vielleicht beneidenswerthem Glück eine hübsche Millionärsfrau, deren Mann, Montjoye aus Blut und Eisen, hier Witt genannt, fürchterliche Rache nehmen will. Er gewinnt dem Drohnengrafen beim Bluff eine viertel Million oder dergleichen auf Ehrenschein ab, und als der noble Aristokrat sie nicht einlösen kann, da stellt er ihm sehr umständlich die Wahl, sich entweder vor Madame in seiner ganzen Schurkenhaftigkeit zu blamiren oder die Kugel zu wählen. Der Graf macht denn auch anfänglich den Spaß mit, als aber im dritten Acte der Millionär, der nun noch Schlimmeres über Greiff und Madame aus Madame's eigenem Munde gehört hat, noch einmal zur Nachtzeit bei ihm erscheint, lacht er ihn sehr vergnügt aus und begiebt sich zu einem gutbürgerlichen Diner, das er als Verlobter einer ich weiß nicht wie vielfachen Millionärin verlassen wird. Morgen ist die Ehrenschuld bezahlt . . .

Der Verfasser scheint allen Ernstes geglaubt zu haben, eine sociale Satire zu schreiben; sein Werk giebt sich ungeheuer prätentiös. Aber es bedarf gar nicht der näheren Prüfung, um zu erkennen, daß es in allen seinen Bestandtheilen unwahr, unmöglich, daß es als Ganzes eine aus Gouvernantenromanen zusammengekleisterte grobe Coulissenreißerei ist. Nicht eine Scene, die von psychologischer Kunst und liebevoller Vertiefung zeugte; oberflächlich zusammengehauen alles und — immer der letzte Beweis für heillose, herzlose Mache — alberne Kalauer auch dann im Dialog, wenn die Situation tragischen Ernst athmet. „Was ist Ihr Vater? — Tot!" Keineswegs läßt sich dem Autor technische Geschicklichkeit in der Verwerthung des Zusammengelesenen absprechen; er steigert die dünne Handlung recht klug, er beschließt sogar den überaus ermüdenden ersten Act mit einem guten Trumpfe, er versteht es, wenigstens das Schlimmste zu verhüten und die Hörer daran zu hindern, in die offene Scene hineinzulachen. Am besten versteht er das freilich, wenn er witzig wird. Und diese technische Geschicklichkeit erstreckt sich in der Hauptsache auch nur auf Nebensächlichkeiten; der Grundriß des Stückes ist schlecht, gänzlich verfehlt. Statt die Drohnen mit Arbeitsbienen zu contrastiren — den Millionär Witt, der den Inhalt seines Geldschrankes bereits vom Herrn Papa erbte, hält unser Dichter doch hoffentlich nicht dafür? — zeigt Stratz nur faule Schlemmer und räuberische Schurken; statt den Drohnen wenigstens ein Drohnenschicksal zu bereiten, verlobt er sie mit reichen Erbinnen.

Eine Drohne zu idealisiren und uns als wackere, nur etwas schwärmerisch veranlagte Arbeitsbiene aufzuschwindeln, versucht Herr Goldschmied, der sich Faber nennt, in seinem Lustspiele „Haus der Träumer". Dieser Hans verprasst das erheirathete Vermögen seiner Frau, die den Trottel auffällig lange gewähren läßt, in allerhand tollen Streichen, von denen er behauptet, daß sie dem Wohle der Menschheit dienen werden. Und es ist sehr scherzhaft zu schauen, wie er sich um seinen eigenen Sohn nicht mehr kümmert und den Frauen im Hause sogar verwehren will, das Unschuldswurm täglich zu baden. „Wasch' ich mich denn alle Tage?" fragt der wahrscheinlich eben aus Galizien Eingewanderte, dem anzurathen wäre, statt eines Festspielhauses für alle Völker eine Badestube für sich selbst zu begründen. Sehr scherzhaft ist es auch zu schauen, wie der Träumer Hans eine Rede über Zukunftsideale hält und dabei von Frau und Schwester gefüttert und getränkt wird. Hinreißend scherzhaft. Solche lieben Witze füllen den ersten Act; im zweiten übernimmt Hans auf Zureden mehrerer Schwindler und Schwindlerinnen ein halb verkrachtes Theater, mit dem er nach kurzer Zeit völlig scheitert. Er begreift nun, daß seine vergötterte Freundin, die schon aus Fulda's Lustspielen und anderen alten Witzblättern bekannte Unverstandene, ein sehr gerissenes und selbstsüchtiges Frauenzimmer ist und daß seine Mitidealisten ausnahmslos Spitzbuben sind. Bekehrt wird er indessen durch diese Schicksalsschläge keineswegs, und der letzte Act des Lustspiels entläßt uns mit der tröstlichen Gewißheit, daß Hans seine arme, dumme Frau schon noch an den Bettelstab bringen wird. Der Autor gab sich erdenklichste Mühe, den unpraktischen Träumer unserer Sympathie würdig zu machen und schüttete alles, was er an hübschen Einfällen gesammelt hatte oder doch dafür hielt, über ihn aus; ein Mann aber, der sich von seiner Frau ernähren läßt und außerdem ihr bischen Hab und Gut in so bodenlos dummer Weise verwirthschaftet, gehört nicht auf die Lustspielbühne, sondern in's Irrenhaus. Mit unheilbar Gestörten soll man keinen Spaß treiben.

Kunst ist in dem Machwerk keine. Entweder tauchen grobe und dennoch wirkungslose, weil veraltete, Schwankmotive auf und Alles verschwimmt dann in plumper Caricatur, oder die Figuren bleiben todt und nüchtern. Wenn Herr Goldschmied, wie ich mit Vergnügen höre, wirklich einen so einträglichen bürgerlichen Beruf betreibt, soll er doch das dumme Dramenschreiben an den Nagel hängen. Warum es Hans, dem Träumer, nachmachen und seine Einkünfte durch ungeheuerliche Premièrenkosten empfindlich vermindern?

Friedrich Haase brachte ein Drama „Auf Triburg und Rodeck" (für Berlin: „Am Spieltisch des Lebens") mit, das ihm die Paraderolle eines erst geckenhaften, nachher sehr würdig und ernst werdenden alten Edelmannes bietet; das Stück ist abscheulich, reizt unwiderstehlich zum Lachen und wimmelt derart von unbegreiflichen Fehlern, daß es dem Publicum des Lessing-Theaters ausnehmend gefiel. Einer Comtesse geht der geliebte Lieutenant durch, den ein sehr wohlhabendes Backfischlein für sich kapert; die Comtesse heirathet alsobald traurig den alten und reichen Herrn Graf Stengel, obgleich sie dem Lieutenant bereits so viel gegeben hatte, daß ihr zu geben nichts mehr übrig blieb. Die Ehepaare werden Nachbarn, und ein verbummelter, ehemaliger Cumpan des Verführers erzählt im Rausche dem betagten Stengel, was vor Zeiten vorgefallen ist. Er kam zu diesem Behufe extra aus Amerika herüber. Stengel ist ein Philosoph, der Lieutenant Ehemann und die ci-devant-Comtesse ehrbare Menschen, die seit jener schwachen Stunde nichts Böses mehr gethan haben; folglich vergiebt der Alte den Jungen, was erstens nicht mehr zu ändern und zweitens immerhin vor der Ehe geschehen ist. Die Naivetät des Autors wirkt von der ersten Scene an so erschütternd und rührend zugleich, daß man ihm nicht ernsthaft gram zu sein vermag.

Haase's Kunst hat viel von dem Virtuosenhaften, Manierirten früherer Jahre verloren, und seine Vorzüge, die ihn heute noch zum angebeteten Götzen machen, sind noch immer stark genug, um zu fesseln. Indem er sich menschlich und natürlich gab und dabei doch die feinste Kunst des Schauspielers, unmerklich zu pointiren, mit großer Gewandtheit übte, machte er den albernen Text seiner Rolle fast vergessen. Die humoristischen wie die ernsten Situationen gelangen ihm gleicherweise, und wenn es auch lauter bekannte Töne waren, die man hörte, so wirkten sie doch an Blumenthal's Stätte des gröblichsten Dilettantismus mit doppelter Kraft. Die Genialen von heute haben ja nicht einmal mehr nöthig, ihre Rollen zu lernen; auch die tüchtigsten Kräfte der Berliner Amateur-Schwimmclubs streichen vor unsern beliebten Schauspielern ohne Weiteres die Segel. Glückselige Zukunft, die diese Herren und Damen einmal pflichtschuldigst zu bewundern hat, wenn sie alt geworden sind und auf Gastspiele gehen!

Notizen.

Die sociale Frage eine sittliche Frage. Von Theobald Ziegler (Stuttgart, Göschen), liegt uns schon in 4. Auflage vor. Der Verfasser ist überzeugt, daß dem socialen Gedanken die Zukunft gehört. Der Umschwung in unserem staatlichen Leben sei unverkennbar; alle politischen Fragen seien bereits durchsetzt von socialen Gesichtspunkten und Interessen, und jede Partei werde in Zukunft daraufhin anzusehen sein, wie weit sie vom socialen Geiste durchdrungen ist. Unter den Mitteln, welche uns den Sieg sichern sollen, stellt Ziegler an erster Stelle die Erziehung der Jugend. „Es versteht sich von selbst, daß wir bei der Erziehung der Jugend anfangen müssen. Aber gerade da wird am schlimmsten gesündigt. Ich kann von meinem Fenster aus täglich beobachten, wie eine thörichte Mutter ihr zwölfjähriges Mädchen für zu vornehm hält, um sie ihre Mappe selbst zur Schule bringen zu lassen, und wie daher eine Dienerin der verwöhnten Puppe die Bücher nachträgt: Was Wunder, wenn die Dienerin das „zum socialdemokratisch werden" findet und das Mädchen in zwanzig Jahren herzlos und brutal wie der Priester und der Levite an Elend und Noth vorübergeht und zeitlebens hochmüthig auf Leute niedrigen Standes herabsieht! Und wie schwer unsere hochmüthigen lateinischen Jungen, denen schon die häßliche Einrichtung der Vorschulen den Kopf mit Standesvorurtheilen anfüllt, dazu zu bringen sind, den Handwerksmann, der in's Haus kommt, artig zu grüßen, kann Jeder wissen, der — nicht selber ebenso thöricht ist, wie sein dummer Junge." Das fesselnde Büchlein wird Gutes wirken und sich viele Freunde erwerben.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschienen in meinem Verlage:

Ammon, Otto, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Social-Anthropologie zum Gebrauch aller Gebildeten, die sich mit socialen Fragen befassen.

Preis brosch. Mk. 6.—
elegant gebunden Mk. 7.—.

Kidd, Benjamin, Sociale Evolution. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer. Mit einem Vorwort des Herrn Geheimrat Prof. Dr. Weismann in Freiburg i. Br. Autorisierte Uebersetzung.

Preis brosch. Mk. 5.—
elegant gebunden Mk. 6.—.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Diese **Bismarck-Nummer** bildet Nr. 14 der „Gegenwart" und wird an neu hinzutretende Abonnenten ohne Aufschlag mitgeliefert.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.
Direct zu beziehen durch den **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien vollständig:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.
Von Hermann Hettner.
In drei Theilen. gr. 8. Preis geh. 55 Mark, in 6 Bände geb. Preis 68 Mark 50 Pf.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalischerdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. Kopfschmerz, Erregung mit Schlaflosigkeit durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Redakteur
Ein Berliner Witzblatt sucht für redaktionelle und technische Arbeiten eine tüchtige jüngere Kraft (Christ). Gefl. Anerbiet. m. Referenz, Lebenslauf, Gehaltsansprüchen unter **K. M. 606 an Haasenstein & Vogler A.-G., Berlin, Friedrichstr. 190.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 16. Berlin, den 20. April 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Ende des Antrags Kanitz? Von Silesius. — Das öffentliche Verdingungsverfahren. Vom Königl. Regierungsbaumeister Gustav Meyer. — In zwölfter Stunde. Von Robert Haaß. — Leo Tolstoi's christlicher Anarchismus. Von E. Davidson. — Studentenheime. Von Privatdocent Hans Schmidkunz (München). — **Feuilleton.** Hinter der Scheibe. Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Labaschin's Schutztruppe. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Das Ende des Antrags Kanitz?

Der Antrag Kanitz ist im Staatsrathe mit 39 gegen 4 Stimmen abgelehnt worden, und er wird ein gleiches Schicksal wahrscheinlich im Reichstage erfahren. Aber es wäre sehr irrig, wenn man deßhalb annehmen wollte, er sei begraben. Millionen Landwirthe glauben in ihm eine Rettung aus der Noth zu sehen, und diesen Hoffnungsanker werden sie nicht auf Wunsch einer ihnen sehr gleichgiltigen Majorität irgend einer hohen Körperschaft fahren lassen. Für jeden Beschluß gebildeter und denkender Männer dagegen weisen die Bündler triumphirend auf tausend Resolutionen erleuchteter Bauernversammlungen hin; und Herr v. Ploetz hat es ja mit dürren Worten gesagt: Es wird fortagitirt. Fast möchte man wünschen, daß die Schweizer den Antrag Rougemont, der ja Aehnliches bezweckt, annehmen möchten; dann würde sich bald auch der verstockteste Agrarier bekehren, wenn er die Erfolge dieser Radicalcur bei dem „socialpolitischen Versuchskarnickel der Welt" sähe. Denn jeder wahre Freund der deutschen Landwirthschaft kann in deren Interesse nur dringend wünschen, daß der Antrag möglichst bald von der Bildfläche verschwinde. — Der Antrag Kanitz ist falsch in seinen Voraussetzungen, ist undurchführbar, und würde, wenn er durchgeführt werden könnte, der Landwirthschaft in kürzester Zeit zum Schaden gereichen.

Graf Kanitz geht von der Annahme aus, daß die augenblickliche Preisdepression eine dauernde sei. Nichts berechtigt dazu. Ganz abgesehen davon, daß in den ersten Monaten dieses Jahres bereits die Preise wieder steigen, der Getreideimport sich vermindert, der Export wächst, ist die Preissenkung überhaupt keine unerhörte. Im Gegentheil, bis in die Mitte des Jahrhunderts sind, abgesehen von der Zeit unmittelbar nach den napoleonischen Kriegen und den Hungerjahren 1846 und 1847, die Preise von 1893 und 1894 kaum jemals überschritten, im Durchschnitt bei Weitem nicht erreicht worden. Trotz des Druckes, den die Weltproduction ausübt, stehen die tiefsten Durchschnittspreise des Roggens im Jahre 1894 (116 Mark) noch um mehr als das Doppelte höher, als 1825 (52 Mark). Die Krise der zwanziger Jahre war bei weitem gefährlicher und umfassender als die jetzige, und doch ist sie ohne irgend welche außergewöhnlichen Maßregeln überstanden worden. Als vor 15 Jahren die Vereinigten Staaten in die landwirthschaftliche Concurrenz eintraten, glaubte man schon die Bude zumachen zu müssen, und in einigen Jahren wird Nordamerika bereits importiren! Im gewöhnlichen Verlauf der Dinge wird der jetzige Getreideüberfluß in zehn Jahren in Folge des Anwachsens der Bevölkerung bereits zu einem Mangel werden. Es sei in diesem Zusammenhang noch darauf hingewiesen, daß die Viehproducte fortwährend im Preise steigen, wie denn auch in den Viehzucht- und Handelsgewächsbau treibenden Theilen Deutschlands im Gegensatz zu Ostelbien von einem Nothstand kaum die Rede sein kann.

Ein zweites Präliminarbedenken ist die Erwägung, daß wir uns mit der Garantirung eines Mindestpreises für Getreide auf einen sehr gefährlichen Weg begeben. Welche Waffe in der Hand der Socialdemokratie, die doch die Agrarier bekämpfen wollen, wird die staatliche Brodvertheuerung werden! Und zu welchen Consequenzen führt diese Einnahmegarantie! Der rettende Kanitz der Schuster, der in den Witzblättern bereits paradirt, wird dann nicht lange auf sich warten lassen. Wenn der Landwirthschaft eine Mindesteinnahme recht ist, so ist sie auch der Textil-, der Eisenindustrie, dem Kupferbergbau billig. Und warum soll das Handwerk, der Handel, die Arbeiterschaft leer ausgehen?

Doch Graf Kanitz meint, daß die Landwirthschaft allein Schutz verdiene, und Kanitz ist ein ehrenwerther Mann. Das Reich soll entweder das Monopol des Getreidehandels erhalten oder die Einfuhr monopolisiren. In beiden Fällen soll das Reich das eingekaufte Getreide nur zu einem Mindestpreise wieder verkaufen, der gleich dem Durchschnittspreise der letzten 40 Jahre zu bemessen ist. In schönem Idealismus verzichtet der Antragsteller auf eine reale Begründung und einen Ausführungsvorschlag; das wird vertrauensvoll der Regierung überlassen. Das ist die beliebte Taktik à la Zukunftsstaat, den auch kein Mensch kennt, für den man aber überzeugt einzutreten hat.

Zunächst das Monopol, das wenigstens anscheinend den einen Vorzug hat, mit den Handelsverträgen vereinbart zu sein. Das Reich kauft also alles Getreide des Inlands und das etwa noch nöthige ausländische Getreide. Wo das gelagert werden soll, bleibt unklar; eine Kostenrechnung für die Speicher, die doch mindestens an jedem Marktorte zu errichten sein werden, fehlt in der „Begründung" des Antrags; ebenso Angaben über Zahl und Gehalt der anzustellenden Beamten. Aber hierin denkt der Graf wieder ideal; auf den Kostenpunkt kommt's ihm nicht an; denn bezahlen muß ja — der Staat. Aber die andere Seite, die Preise, die der Staat den Landwirthen zahlt. Ja, wem denn? Dem der zuerst kommt oder

allen pro rata? Und wird der Ueberschuß, falls der Bedarf des Marktortes bereits gedeckt ist, einfach an einen anderen Platz verwiesen oder trägt der Staat die Transportkosten? Wenn nun der Bauer deutschfreisinnig oder socialdemokratisch gewählt hat, erhält er dann denselben Preis wie der Reichstreue? Der betreffende Beamte braucht nur Qualitätsbemängelungen zu machen, um in unanfechtbarer Weise den Preis zu drücken. Wie soll der Preis festgesetzt werden? Denn mit dem Durchschnittspreis ist natürlich nichts anzufangen. Graf Kanitz selbst spricht von Zuschlägen für theurer producirende Gegenden. So betrug im Durchschnitt des Jahres 1893 der Unterschied des Marktpreises für Roggen zwischen Ost- und Westpreußen einerseits und Rheinland andererseits 23 Mark. Also Preisfestsetzung für jede Provinz. Nach der in der Statistischen Correspondenz veröffentlichten Uebersicht der Marktpreise im Februar 1895 kostete in Neuß der Roggen 94, in Trier 126 Mark, an zwei Marktorten einer Provinz eine Differenz von 32 Mark. Also Preisfestsetzung für jeden Marktort, deren die preußische Statistik allein 165 „bedeutendste" verzeichnet. Im Jahre 1893 (das letzte Jahr, von dem eine genaue Statistik vorliegt) schwankten, um ein paar Beispiele herauszugreifen, zwischen Juli und December die Höchstpreise für Roggen in Görlitz zwischen 150 und 122 Mark, die Mindestpreise für Weizen in Frankfurt a. M. zwischen 170 und 145 Mark. Also Preisfestsetzung für jeden Markttag. Im Juli des Jahres 1893 betrugen in Glatz die Differenzen zwischen Höchst- und Mindestpreisen für Hafer 30 Mark, für Weizen in Strigau 28 Mark. Also Preisfestsetzung für jede Qualität. Diese Differenzenliste ließe sich noch ins Endlose vermehren, da in der That an jedem Ort zu jeder Zeit ein anderer Preis maßgebend ist. Und das soll schablonisirt, reglementirt werden! Nur noch ein Beispiel, das alle diese Unterschiede recht kraß zeigt. Im Jahre 1893 kostete lieferungsfähiger Weizen im Großhandel, bei dem die Preisdifferenzen natürlich geringer sind als im Markthandel, im August in Breslau 146, in Lindau 216 Mark, im December 132,20 und 194 Mk. Wo man Beamte herbekommen will, die, ohne wie der Händler, von Selbstinteresse geleitet und von der Concurrenz gezügelt, die Preisfestsetzung für Ort, Tag und Qualität bestimmen können, bleibt ganz unerfindlich. Civilversorgungsberechtigte Unterofficiere sind ja genug da, aber die Werthung von Rekruten befähigt noch nicht zu der von Weizen und Gerste.

Am merkwürdigsten ist jedenfalls, daß ein Landwirth, wie Graf Kanitz, die Qualitätsunterschiede unberücksichtigt lassen konnte. Bordeauxweizen und Squareheadweizen sind zwei ganz verschiedene Dinge, die unmöglich einen Preis haben können. Es ist eben richtig, was Conrad kürzlich sagte, daß ein Practiker, der Theorieen aufstellt, schablonenhafter verfährt als der eingefleischteste Bureaukrat.

Sieht man vom Monopol ab und überträgt man dem Reich allein die Einfuhr, bezw. Contingentirung, so liegt, abgesehen von der Unvereinbarkeit mit den Handelsverträgen, zunächst wieder dieselbe Schwierigkeit bei der Preisfestsetzung für dieses Einfuhrquantum vor, das ja für das inländische Getreide preisregulirend wirken soll. Wir wollen hierauf nicht noch einmal eingehen, sondern nur die Rolle des Händlers betrachten. Der Staat magazinirt das von ihm gekaufte ausländische Getreide oder verkauft es sofort an die Händler. Der einheimische Landwirth kann nur an die Händler verkaufen. Wer nun sein Getreide zurückzuhalten im Stande ist, wird wohl schließlich den fixirten Preis erhalten; doch der kleine Bauer, der nicht warten kann, der Gutsbesitzer, der verschuldet ist, stehen dem Händler geradeso wie früher gegenüber. Nur daß der capitalkräftige Händler jetzt einen Mindestpreis garantirt bekommt, wenn er verkaufen will!

Doch vielleicht findet ein zweiter Kanitz einen Plan, wie die Idee des ersten auszuführen sei. Was ist nun die Folge? Zunächst sicher ein Steigen des Getreidepreises, die Anbaufläche vermehrt sich, der Ackerbau wird intensiver und in 2 bis 3 Jahren erzeugt Deutschland seinen eigenen Getreidebedarf. Wie leicht das ohne besondere Anstrengung zu erreichen ist, hat der vortragende Rath im Landwirthschaftsministerium, Geheimrath Thiel, voriges Jahr in einem schönen Aufsatze in Mentzel und Lengerckes Kalender nachgewiesen. Dann ist aber, wie Graf Kanitz selbst zugiebt, die Wirkung des Minimalpreises vorbei, die eben ein event. künstlich zu erzielendes Zurückbleiben des Angebots hinter der Nachfrage zur Voraussetzung hat. Oder der umgekehrte Fall: die Bevölkerung wächst rasch, und die Preise bleiben hoch. Wie ein Mann wird dann die gesammte nichtlandwirthschaftliche Bevölkerung Deutschlands und alle die Landwirthe, die Getreide zukaufen müssen (d. s. die Kleinbauern und die Viehzüchter) gegen die Brodwucherer zusammenstehen. Ist der Riesenapparat des Getreidemonopols geschaffen, dann ist die Landwirthschaft einfach verloren, sowie die Gegner die politische Macht haben: es wird dann vom Parlament kurzer Hand ein Durchschnittspreis für Roggen von 80 Mark statt der Kanitz'schen 165 decretirt. Dieselbe, nur etwas abgeschwächte Wirkung würde die Herabsetzung des Preises bei dem auch an und für sich minder bedeutsamen Einfuhrmonopol haben.

Doch, um die Consequenzen voll zu ziehen, sei angenommen, daß die Agrarier stets im Besitze der politischen Macht bleiben werden, daß der Antrag durchführbar und von dem gewünschten Erfolg sei. Wem nutzen dann die stabilen hohen Preise? Unzweifelhaft dem, der jetzt im Besitze ist. Sowie das Gut oder Gütchen zum ersten Mal den Besitzer wechselt, wird der erhöhte Getreidepreis in dem erhöhten Grundstückwerth capitalisirt. Der Käufer oder Erbe braucht dann wieder einen Kanitz, der neue höhere Mindestpreise festsetzt. Die Hülfe für die Landwirthschaft liegt hauptsächlich auf dem Gebiet des Erb- und Schuldrechts; der Antrag Kanitz aber ist bestenfalls — eine Schraube ohne Ende.

Silesius.

Das öffentliche Verdingungsverfahren.

Vom Königl. Regierungsbaumeister Gustav Meyer.

Ueber die Nachtheile der öffentlichen Verdingung wird neuerdings wieder viel und oft geschrieben, gewöhnlich im Anschluß an Einzelfälle, die in die Zeitungen dringen und aus denen dann Folgerungen gezogen werden, die das Verfahren der öffentlichen Verdingung ungerecht und unhaltbar erscheinen lassen. Da aber wirklich brauchbare Vorschläge zur Abänderung dieser wichtigen Einrichtung bisher nicht aufgetaucht sind, so darf vermuthet werden, daß sie eine so üble Nachrede gar nicht verdient. Es sei gestattet, hier das Wesen der öffentlichen Verdingung kurz zu besprechen und danach ihre Mängel und Vorzüge darzulegen.

Die Verdingung wird eingeleitet, um Arbeiten und Lieferungen für öffentliche Bauten zu möglichst billigen Preisen zu beschaffen; sie kann eine öffentliche oder beschränkte sein. Erstere bildet die Regel; die Andere findet nur statt, wenn es sich um Arbeiten handelt, die besondere Kunstfertigkeit voraussetzen (z. B. Bildhauerarbeiten), oder wenn Lieferungen von Stoffen ausgeschrieben werden, die an bestimmte Fund- oder Erzeugungsgebiete gebunden sind (z. B. Werksteine aus namhaft gemachten Steinbrüchen).

An der öffentlichen Verdingung kann sich, da in Deutschland Gewerbefreiheit besteht, Jeder betheiligen. Die Behörde behält sich nur vor, die Leistungsfähigkeit der Unternehmer zu prüfen, bevor sie einem der drei Mindestfordernden den Zuschlag ertheilt. Zur Theilnahme an der beschränkten Verdingung werden nur wenige — mindestens drei — Unternehmer durch die Behörde schriftlich aufgefordert. Bei diesem Verfahren erhält der Mindestfordernde stets den Zuschlag.

Da die Behörde durch die Verdingung möglichst gute Arbeit für den möglichst geringen Preis fordert, der Unternehmer aber Geld verdienen will, so müssen schon vor der Verdingung Rechte und Pflichten beider Parteien genau klar gestellt werden; dies geschieht in den sog. Verdingungs-Unterlagen, nämlich durch

1. den Kosten- (oder Verdingungs-) Anschlag,
2. die allgemeinen Bedingungen,
3. die besonderen und technischen Bedingungen und
4. die etwa nöthigen Werkzeichnungen.

Der Kostenanschlag bezeichnet die Menge und Art jeder Arbeit und beschreibt sie in großen Zügen.

Die allgemeinen Bedingungen handeln von der Vergütung von Mehr- oder Minderleistungen, Entschädigung nicht vertragsmäßiger Arbeiten, vom Beginn und der Beendigung der Vertrags-Ausführung, vom Schiedsgericht, Zahlungen und anderen Verwaltungssachen. Die allgemeinen Bedingungen gelten für den ganzen Umfang der Monarchie und liegen meist ohne jede Abänderung allen Verdingungen zu Grunde.

Dagegen werden die besonderen und technischen Bedingungen eigens für jede Verdingung besonders aufgestellt; sie enthalten eine genaue Beschreibung aller Arbeiten, die im Kostenanschlage genannt sind und berücksichtigen mehr oder minder erschöpfend alle eigenartigen Verhältnisse des jedes Mal vorliegenden Falles.

Die Werkzeichnungen endlich geben dem fachmännisch gebildeten Unternehmer ein klares Bild von der Art der ausgeschriebenen Arbeit.

Je eingehender die Verdingungsunterlagen ausgearbeitet sind, desto genauer vermag der Unternehmer sein Geschäft zu berechnen, desto weniger Meinungsverschiedenheiten werden zwischen Jenem und der Behörde bei der Ausführung der verdungenen Arbeiten entstehen.

Wenn der Zuschlag ertheilt ist, schließt die Behörde mit dem Unternehmer einen Vertrag, in den die vorgenannten Verdingungs-Unterlagen einbeschlossen sind. Behörde wie Unternehmer sind also an diese gebunden; jene darf nicht mehr verlangen, dieser nicht weniger leisten, als dort festgesetzt wurde.

Die vertragsmäßige Ausführung der Arbeit sichert sich die Behörde durch ihre die Aufsicht führenden Beamten, deren sachverständige Beurtheilung der vom Unternehmer gelieferten Arbeiten für diesen zunächst maßgebend ist. Für streitige Fälle ist die Berufung an die höhere Instanz oder an ein Schiedsgericht vorgesehen.

Alle diese Bestimmungen gelten natürlich nicht bloß für Arbeitsausführungen, die durch öffentliche Ausschreibung verdungen sind, sondern überhaupt für alle Arbeiten, die für Behörden geleistet werden.

Welches sind nun die Vorwürfe, die man dem Verfahren der öffentlichen Verdingung entgegen hält?

Man sagt, daß es dem Interesse unseres Handels und Gewerbes zuwider liefe, wenn die Ergebnisse einer Ausschreibung bekannt würden, was bei öffentlicher Verdingung unvermeidlich sei. Auswärtige Concurrenten erführen dadurch den Stand unseres Marktes und könnten diese Kenntniß zu unserem Schaden benützen.

Hierin liegt etwas Wahres, und darum suchen auch manche Behörden bei uns, wie z. B. in England allgemein, die Verdingungsergebnisse zu verschweigen. Aber es ist doch heute kaum möglich, dies durchzuführen. Ein Concurrent, der sie erfahren will, wird dazu stets Mittel und Wege finden; dieser Einwand gegen die öffentliche Verdingung erscheint nicht stichhaltig.

Dann aber wird behauptet, sie schädige die soliden Unternehmer und den Staat; jene würden benachtheiligt, weil bei der schrankenlosen Bewerbung um Arbeiten der Zuschlag auch solchen Leuten ertheilt werde, die zu niedrige Preise forderten; dies geschehe theils aus mangelnder Fachkenntniß und der daraus folgenden Unfähigkeit, die Herstellungskosten einer Arbeit zu berechnen oder geradezu in der Absicht, sich durch minderwerthige Arbeiten schadlos zu halten; dadurch aber werde der Staat und das öffentliche Interesse geschädigt.

Was ist hieran Wahres?

Es ist richtig, daß oft solide Unternehmer unterboten werden, obwohl ihr Angebot bei sorgfältiger Erwägung aller Verhältnisse nur gerade noch einen bescheidenen Gewinn ermöglichte; der diese Preise noch unterbot, hat also dabei wahrscheinlich keinen Verdienst mehr, und es ist erklärlich, daß alle übrigen Betheiligten unwillig sind, weil ihnen ein erhoffter Gewinn entging, ohne doch einem Andern zu Gute zu kommen. Nun kann aber Niemand wissen, ob nicht trotz des scheinbar verlustbringenden Angebotes der Mindestfordernde doch keinen Schaden hat oder ob er nicht diesen durch andere Vortheile wett macht, die ihm aus der Uebernahme der Arbeit entspringen. Allgemeine Geschäftsrücksichten, der Wunsch, einen tüchtigen Arbeiterstamm, selbst mit großen Opfern, bis zu einer besseren Geschäftszeit zu erhalten oder einen gefährlichen Concurrenten nicht aufkommen zu lassen, können auch bei soliden Firmen schwerwiegend genug sein, um Arbeiten zu einem Preise zu übernehmen, der baaren Verlust bedeutet. Oft aber sind die Preise auch nur scheinbar zu niedrig; der mindestfordernde Unternehmer kann besonders billige Rohstoffe z. B. durch Verwerthung von Abfällen oder Nebenproducten seines Betriebes oder zufällig billige Arbeitskräfte zur Verfügung haben. Soll der Staat auf die Ausnützung so günstiger Conjuncturen einfach verzichten, indem er dem Mindestfordernden den Zuschlag verweigert, obwohl jener sonst jede Gewähr für tüchtige Arbeit bietet? Ist aber das allzu niedrige Angebot die Folge eines Rechenfehlers oder sonstigen Irrthums, den der Unternehmer bei seiner Calculation beging, so ist zu bemerken, daß ihm die Vermeidung solcher Fehler gerade bei einer öffentlichen Verdingung, deren Unterlagen stets besonders sorgfältig ausgearbeitet sein werden, in hohem Grade erleichtert wird; und wenn er seinen Irrthum rechtzeitig bemerkt, so wird keine Behörde anstehen, ihn auf seinen Antrag von seinem Angebote zu entbinden.

Auch diese Fälle bieten also kein Belastungsmoment gegen die öffentliche Verdingung. Und wenn der Unternehmer trotz seiner scheinbar oder wirklich zu niedrigen Preise gut und vertragsmäßig liefert, so liegt gar kein öffentliches Interesse vor, ihn zu Gunsten theurerer Mitbewerber von der Verdingung auszuschließen.

Schwerer wiegt der Vorwurf, daß die öffentliche Verdingung selbst ganz der Sachkenntniß entbehrende Unternehmer zur Betheiligung zuläßt, die absichtlich oder unwillkürlich ihre zu niedrigen Angebote durch minderwerthige Arbeit oder gar durch betrügerische Handlungen auszugleichen versuchen. Gelänge ihnen dies, so wäre freilich der Staat und das öffentliche Interesse geschädigt. Aber es kann immerhin nur dann gelingen, wenn die aufsichtführenden Beamten pflichtvergessen oder nicht sachverständig genug sind, um den Unternehmer genügend zu überwachen. Und das sind immer noch Ausnahmefälle. In allen andern wird der nicht sachkundige oder betrügerische Unternehmer mit seiner minderwerthigen Arbeit überall auf den Widerspruch der Beamten stoßen und entweder seine Pflichten gezwungen, wenn auch mit Verlust, erfüllen oder die Arbeit niederlegen müssen. In beiden Fällen ist der Staat nicht direct geschädigt, nur die Beamten haben eine erhöhte Arbeitslast und den Zeitverlust zu tragen. Für den Unternehmer wird seine Niederlage dann eine heilsame Lehre sein, die ihn das nächste Mal von der Betheiligung an einer Verdingung mit zu niedrigen Preisen fernhält.

Die Behörde behält sich allerdings das Recht vor, sich von der Leistungsfähigkeit eines ihr nicht bekannten Unternehmers zu überzeugen, ehe sie ihm den Zuschlag ertheilt. Aber es ist heute, wo Gewerbefreiheit herrscht, schwer, zu ent-

scheiden, wer leistungsfähig, d. h. technisch und finanziell in der Lage ist, eine Arbeit zu übernehmen. Wem das Erste fehlt, der kann sich sachverständige Werkführer anstellen, und Geld erhält jeder thätige Bauunternehmer geborgt, so viel er braucht. In diesen Beziehungen sind die Behörden leicht zu täuschen und zufriedenzustellen. Immer aber ist selbst dann ein öffentliches Interesse nur in dem Falle verletzt, daß der Staat minderwerthige Arbeit erhält; in allen übrigen muß es der Behörde gleichgiltig sein, ob der Ausführende ein Mann von Ruf und Vermögen ist oder nicht.

Sorgfältige Prüfung und Aufsicht ist aber bei allen für Behörden ausgeführten Arbeiten nothwendig, gleichviel, ob sie in öffentlicher oder beschränkter Verdingung, oder ob sie gar freihändig, ob sie zu hohen oder niedrigen Preisen verdungen sind. Die Versuche, minderwerthige Arbeit zu liefern, entspringen nicht der öffentlichen Verdingung.

So scheint es nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß die allermeisten Klagen nicht daher stammen, daß durch die öffentliche Verdingung ein allgemeines Interesse geschädigt wird, sondern von Unternehmern ausgehen, deren Hoffnungen getäuscht wurden, entweder weil andere ihnen die Arbeit wegnahmen oder weil sie selbst durch zu niedrige Angebote Mindestfordernde wurden und nun sehen, daß sie damit nicht durchkommen; trifft Letzteres zu, so sind sie in den meisten Fällen selbst schuld; sie haben die Verdingungsunterlagen nicht genügend studirt oder sich verrechnet. In's Reich der Fabel aber sind alle die Räubergeschichten zu verweisen, die man oft von solchen „reingefallenen" Unternehmern hört. Da sollen ungeheure Mehrleistungen von ihnen ohne Entschädigung verlangt oder unerhörte Anforderungen an ihre Arbeit gestellt worden sein, wodurch sie unermeßlichen Schaden gehabt haben. Nun zeige man mir die Behörde im Deutschen Reiche, die, selbst wenn sie wollte, einen Unternehmer zwingen kann, mehr zu leisten, als in seinem Vertrage steht. Wenn aber dieser vom Unternehmer anerkannte Vertrag klar und deutlich ausspricht, daß ihm für diese oder jene Nebenarbeit keine besondere Entschädigung gewährt wird, wenn ihm darin ausdrücklich zur Pflicht gemacht ist, schriftlich Einspruch zu erheben, sobald von ihm etwas verlangt wird, wozu er nicht verpflichtet ist, widrigenfalls seine Entschädigungsansprüche verloren gehen — wenn er diese wichtigen Bestimmungen nicht beachtet, dann kann er freilich sich nicht wundern, wenn mit ihm nach Recht verfahren wird. Denn die Behörde ist auch an den Vertrag gebunden und darf schon mit Rücksicht auf die Concurrenten des Mindestfordernden, diesem keinen Nachlaß an den Bedingungen zugestehen, die er freiwillig und mit sehenden Augen anerkannt und unterschrieben hat.

Der Schmerz, einen gehofften Gewinn durch die Dazwischenkunft eines billigeren Concurrenten entschwinden zu sehen, mag für jeden Unternehmer bitter sein, zumal wenn er überzeugt ist, daß jener selbst auch Nichts dabei verdient; aber die Concurrenz ist heute auch in anderen Gebieten rücksichtslos und schrankenlos, nicht bloß bei der öffentlichen Verdingung. Selbst im freien Handelsverkehr kommen Preisangebote vor, die einen Verdienst unwahrscheinlich erscheinen lassen und doch von durchaus vertrauenswerthen Firmen ausgehen. Wie das möglich ist, danach fragt kein Privatkäufer, sondern er benützt wohlgemuth die günstige Gelegenheit und freut sich der Ersparniß, die er dabei erzielt. Wie soll die Behörde, die durch tausend Vorschriften gebundene, schwerfällige Staatsverwaltung ermitteln, wie der Mindestfordernde zu seinem Gebot gelangt ist!

Die Folgen der Gewerbefreiheit und der schlechten Geschäftslage sind es, die den Unternehmern öffentlicher Arbeiten Klagen entlocken, nicht die öffentliche Verdingung, auf deren Rechnung die Sünden Anderer gesetzt werden.

Betrachten wir nun auch ihre Vorzüge!

Die öffentliche Verdingung verhütet die Bevorzugung begünstigter Unternehmer. Wie der Privatmann nicht ohne triftigen Grund von einem Geschäfte, bei dem er einzukaufen pflegt, abgeht, so würde auch eine Behörde, selbst wenn man pflichtwidrige Absichten der Beamten nicht voraussetzt, geneigt sein, immer wieder dieselben bewährten Unternehmer heranzuziehen, wenn ihr dies gestattet wäre. Nun gelten aber wegen des Ansehens, das die Behörden heute noch genießen, und wegen der baaren und pünktlichen Bezahlung, die Arbeiten für jene immer noch als ehrenvoll und gewinnbringend. Es muß daher dem jungen strebsamen Unternehmer Gelegenheit geboten werden, sich durch Betheiligung an öffentlichen Arbeiten Ruf und Vermögen zu erwerben. Das ist aber nur durch öffentliche Verdingung möglich.

Vor Allem aber und an diesem Punkte sind bisher noch alle Vorschläge zur Abänderung des Verdingungsverfahrens gescheitert, ist die Forderung der größtmöglichen Sparsamkeit bei Bauausführungen nur durch die öffentliche Verdingung zu erfüllen. Der augenblicklich billigste Preis einer Arbeit ist durch sie zu erfahren; Ersparnisse lassen sich aber bei Bauten, von deren veranschlagten Massen nun einmal Nichts mehr weggenommen werden kann, nur durch Abgebote erzielen, und das steuerzahlende Publikum wird sich niemals damit einverstanden erklären, daß man auf Tausende und Zehntausende von Ersparnissen verzichte, aus reiner Angst, sonst schlechte Arbeit zu erhalten. Vielmehr wird man und mit vollem Rechte sagen, daß ja dazu die Beamten da seien, um dafür zu sorgen, daß dem Staate nicht zu wenig geleistet werde.

Diese Vorzüge werden das öffentliche Verdingungsverfahren lebensfähig erhalten; daß es verbesserungsfähig sei, soll deshalb nicht geleugnet werden. Aber es wird auch stetig verbessert. Unsere aufsichtführenden Behörden sind unausgesetzt bemüht, die Härten des Verfahrens zu mildern, unerfüllbare Bestimmungen, die durch übereifrige Beamte in die besonderen Bedingungen hin und wieder eingefügt waren, zu streichen und auf eine humane Handhabung derselben zu dringen. Ein großer Fortschritt ist die Einführung des Verdingungs-Anschlages, in dem Preise nicht enthalten sind, so daß das früher mögliche, oft unüberlegte Abbieten nach Procenten der Gesammtsumme nicht mehr stattfindet. Dadurch, daß der Unternehmer gezwungen wird, selbst den Preis jeder einzelnen Arbeit zu ermitteln und einzuschreiben, wird er vor Uebereilungen so wirksam geschützt, wie dies durch Andere überhaupt möglich ist.

Den größten Schutz gegen üble Erfahrungen bei der öffentlichen Verdingung aber werden die Unternehmer stets in sich selbst suchen müssen. Wenn sie fest entschlossen sind, nur solche Bedingungen zu unterschreiben, die zu erfüllen sie den Willen und die Mittel haben, wenn sie lieber den Gewinn einer Unternehmung mit einem Mitbewerber theilen, statt durch rücksichtsloses Ueberbieten sich und den Andern Verlust zu bringen, so wird manche Klage über das Verdingungs-Verfahren verstummen.

Man darf erwarten, daß die Urtheile über das öffentliche Verdingungsverfahren milder werden, als sie bisher lauten. Wie unser Volk erst zum öffentlichen Leben überhaupt erzogen werden mußte und dessen noch täglich bedarf, so müssen auch die Unternehmer und — wer wollte das leugnen — noch mancher Beamte erst zum vollen Verständniß des öffentlichen Verdingungs-Verfahrens erzogen werden, das, wie alle menschlichen Einrichtungen, Mängel und Schwächen hat, aber dem Zuge unserer Zeit, wichtige Angelegenheiten öffentlich zu behandeln, viel zu sehr entspricht, als daß es ohne Weiteres von der Bildfläche verschwinden könnte.

In zwölfter Stunde.

Nun, braves Deutschland, hast du bald genug
Des schweren Schimpfs, der Schläge in's Gesicht?
Genug an Pöbelhohn und Pfaffentrug?
Bei'm neusten Streich reißt die Geduld noch nicht?

Noch brennt im Antlitz bluthroth dir die Schande,
Dir angethan zu deinem Ehrentag,
Und neue Frechheit heckt die schwarze Bande:
Nach deiner Seele zielt der schuft'ge Schlag!

Jetzt gilt es, die Germanenkraft zu zeigen,
Mit der so prunkend du zu prahlen weißt
Der Feind rückt an, — laß alle Feste schweigen! —
Ein Unheil droht des Deutschthums heil'gem Geist!

Volk Hutten's, Lessing's, Kant's! Sie wollen's wagen
Mit frechen Händen und mit frecher Stirn,
Mit wenig Witz, doch pfäffischem Behagen,
Ganz sachte auszuschneiden dir das Hirn!

Bist darum aus der Ohnmacht du gestiegen,
Du blindes Volk, zu Waffensieg und Macht,
Daß nun dein bess'res Theil soll unterliegen?
Fürwahr, dann hast du's herrlich weit gebracht!

Dann wär' dir wahrlich besser, noch zu stecken
Im alten Elend eingeschlaf'ner Zeit,
Als daß sie Schild und Waffen dir beflecken
Mit feiger, tückischer Erbärmlichkeit!

Empor aus deinen faulen Träumereien!
Die Zeit ist voll Gefahr, sie fordert mehr,
Als Kannegießern und als Hurrahschreien —
— Wohlan, du „Volk der Denker": an's Gewehr!

Und sorge, daß dies Wort, dies „Volk der Denker"
Nicht wird zum Spottruf vor der ganzen Welt,
Wenn deines Geistes geistesarme Henker
Zu deines Denkens Wächtern sind bestellt,

Wenn in verwässerter Canossascene
Du, stolzes Reich, dich duckst so bettelarm,
Wenn in die Hände edler Hetzcapläne
Du deinen Geist befiehlst — daß Gott erbarm!

Erwache, Deutschland! Schütze deine Güter
Vor des erneuten Mittelalters Wahn!
Sei deiner Seele, deiner Ehre Hüter!
Die Losung ist: „Dem Geiste freie Bahn!"

Nun wehre dich! Schon greift es aus den Nebeln
Dir nach dem Haupte — — Auf! Die Schmach gesühnt!
Samson! Empor! Wenn sie dich wieder knebeln,
Bei Gott, so hast du's besser nicht verdient!

Robert Haaß.

Leo Tolstoi's christlicher Anarchismus.

Von E. Davidson.

Jede Moralphilosophie leidet an Einseitigkeiten. Der Grund dieses Mangels liegt in der Denkart der meisten Philosophen, welche die Gesetze der Moral von den metaphysischen Gesetzen des Seins, oder wenigstens nach ihrem Muster, abzuleiten bemüht sind. Nachdem zur Erklärung der Erscheinung und des Dinges an sich eine hinreichende Construction der physischen und psychischen Welt festgestellt worden ist, steht der Denker vor der Aufgabe, auch die mannigfaltigen sogenannten moralischen Empfindungen des Menschen mit jener Construction der Welt zu verknüpfen, sie in Gesetze zu ordnen, die ebenso wie die übermüthig starren Naturgesetze ewig und unveränderlich seien. Nach diesem Verfahren werden die Moralgesetze nicht auf ihrem eigenen Gebiete gesucht, als ob sie außerhalb des menschlichen Bewußtseins, außerhalb der Gesellschaft und ihrer verschiedenartigen Functionen zu finden wären. Es erscheint somit die auf dieser Grundlage construirte Moralphilosophie einseitig durch ihre allzu große Allgemeinheit; denn nur die ganz entfernten Ursachen werden als ein allgemein gültiges Gesetz in Betracht gezogen, die nahe liegenden aber, d. h. diejenigen Erscheinungen im menschlichen Leben oder in der Gesellschaft, aus welchen unmittelbar die moralischen Empfindungen fließen, werden wegen ihrer unversöhnbaren Verschiedenheit außer Acht gelassen. Die geschichtliche Evolutionstheorie, welche in der neuesten Zeit sämmtliche Geisteswissenschaften in rein geschichtliche Forschungen umgewandelt hat, versäumte auch nicht, der Moralphilosophie ihr wahres Forschungsgebiet zuzuweisen. Es wurde dabei aber öfters die eigenthümliche Natur der Sache übersehen; immer versuchte man, die existirende Moral von den herrschenden wirthschaftlichen oder seltener auch politischen Verhältnissen abzuleiten, wobei ihr jede Bedeutung in der Geschichte abgesprochen wurde. Die Moral aber hängt von der Lebensanschauung der Menschen ab und nöthigt sie in gewissem Sinne in dieser oder jener Richtung ihre Thätigkeit zu entfalten; sie hat also auch ihren eigenen Einfluß auf den Gang der Geschichte und muß daher wohl geschichtlich in ihrer Entwickelung verfolgt werden, aber nicht gänzlich als ein secundärer, abgeleiteter Moment, nicht als etwas Unwesentliches, nebenbei Entstehendes, sondern auch als wirkender, mit der herrschenden Lebensanschauung eng verbundener Factor der Geschichte.

Tolstoi's unvergeßliches Verdienst besteht eben darin, daß er trotz seiner manchen übereilten und paradoxen Schlußfolgerungen die Moralphilosophie richtig aufgefaßt hat. Er geht von dem Satze aus, daß die herrschende Moral und die nach ihr construirte gesellschaftliche Ordnung correlativ mit der menschlichen Lebensanschauung, oder — wie er es in eigenthümlicher Weise nennt — Lebensverständniß, in der Geschichte fortgehen und mit dem Wechsel des letzteren wechseln. Die Lehre des Lebens läßt sich somit von der Lebensanschauung ableiten, und nach einer Classification der Lebensanschauungen werden uns die verschiedenen Grundsätze der Ethik und die gesellschaftliche Ordnung begreiflich. Diese Art moralischer Forschung kann als erster Versuch auf dem Gebiete der Moralphilosophie angesehen werden, welcher die geschichtliche Methode mit der metaphysischen in ihren wesentlichen Theilen verbindet.

Der Mensch forscht von der ersten Stufe seiner Entwickelung an nach einem Sinn für sein irdisches Leben. Durch verschiedene Altersstufen hindurchgehend glaubt er immer einen höheren Sinn des Lebens gefunden zu haben, nach welchem er mittelbar oder unmittelbar, bewußt oder unbewußt seine Thätigkeit und seine Beziehung zur Welt ordnet. Ein Erwachsener müßte vor Langeweile vergehen, wenn er bei seiner kindischen Lebensanschauung geblieben wäre. Das einfache Leben mit dem einfachen kindischen Sinn hat für ihn mehr keinen Reiz, und er muß in seinem Leben einen neuen Sinn herausfinden. Ebenso die Menschheit. Die Evolutionsgesetze gelten dabei ebenso wie beim individuellen Leben. Die staatliche Ordnung im Allgemeinen erscheint als ein Correlat dieses Sinnes, welchen zu verschiedenen Zeiten die Menschen in ihrem Leben gefunden zu haben glaubten. Das ist die Grundlage der Tolstoi'schen Philosophie, welche, wie ersichtlich, mit dem Tolstoismus sehr wenig Gemeinschaftliches hat.

Wohl aber kommt in seiner weiteren Darlegung der bekannte tendenziöse Zug zum Vorschein. Wir wollen aber dessenungeachtet die weiteren ethischen Betrachtungen verfolgen, insofern sie aus dieser Grundanschauung abstammen, denn wir erblicken darin eine eigenthümliche und beachtenswerthe Art der Begründung einer moralischen Lehre.

„Drei Lebensverständnisse giebt es in der Geschichte der Menschheit, von denen zwei schon abgelebt sind, das dritte aber tritt gegenwärtig im Christenthum hervor. Diese drei Lebensverständnisse sind folgende: das erste — das persönliche oder thierische, das zweite — das gesellschaftliche oder heidnische, und das dritte — das universelle oder göttliche." („Gottes Reich in euch" 1. Theil, S. 126).

Nach der ersten Lebensanschauung, der persönlichen, war der Sinn des individuellen Lebens in der Persönlichkeit enthalten. Der Wilde sieht den Zweck seines Lebens in der Befriedigung seines persönlichen Willens. Sein Motor bleibt immer die persönliche Lust. Seine Religion besteht in Anbetung und Aussöhnung der Götter, welche ebenfalls für ihre persönlichen Zwecke leben. Auf dieser Stufe der Entwickelung sorgt der Mensch für sich selbst, er lebt ohne Gesellschaft und hat noch keinen Begriff von geistigen Gütern, wie Tapferkeit, Tugend u. s. w. Die rohe Gewalt wird von ihm auf jedes Ding angewendet, das er in seinen Besitz zu bringen sucht, unabhängig davon, ob das äußere Ding der todten oder der lebendigen Natur angehört, ob es ein Mensch, Thier, Baum, Stein u. s. w. ist. Mit allen seinen Handlungen, welche theils in Eroberung, theils in Sich-Vertheidigung vor der stärkeren Gewalt bestehen, huldigt der Wilde seinem persönlichen Leben und bleibt sich immer treu, so lange er bei seiner primitiven Lebensanschauung beharrt, so lange die rohesten Empfindungen seiner persönlichen Lust ihm den Sinn des Lebens liefern.

Durch die mannigfaltigen Berührungen des allein stehenden primitiven Menschen mit seinen Mitmenschen werden allmälig gesellschaftliche Corporationen gegründet, in Form von Gens, Familie, Stamm und endlich Staat. Diesem gesellschaftlichen Menschen kann nicht mehr die persönliche Lebensanschauung genügen, er könnte mit ihr allein nicht mehr sein Leben fortsetzen, und da kommt ihm eine höhere Lebensanschauung zu Hülfe, wonach der Sinn des Lebens nicht in der Wollust der Persönlichkeit, sondern im Wohl der Gemeinde zu suchen ist; das wahre menschliche Leben besteht demnach in der Gemeinschaft und der Aufeinanderfolge vieler Persönlichkeiten. Der ausgebildete gesellschaftliche Mensch opfert für diese Gemeinschaften sein eigenes Glück, und der Ruhm, die ehrenvolle Anerkennung in der Gesellschaft ist für ihn der Hauptmotor im Leben. Er verehrt und verherrlicht seine nationalen Götter, seine Ahnen, Stammväter und Herrscher. Anstatt der Persönlichkeit mit ihren einfachen egoistischen Bedürfnissen gewinnt die abstracte Summe von Individuen die Oberhand über das menschliche Gemüth. Alles Edle, Erhabene, Glorreiche dreht sich um die Gesellschaft, zu deren Erhaltung die höchsten Tugenden im Menschen erzogen werden.

Wegen ihrer geschichtlichen Rolle wird diese Lebensanschauung bei Tolstoi heidnisch genannt. Die ganze antike heidnische Welt bildet nämlich eine Geschichte der Umwandlung der thierischen, persönlichen Lebensanschauung in die gesellschaftliche. Hellas und Rom zeigten die Culminationspunkte, welche die Menschheit durch die Verehrung der Gesellschaft, des Staates erreicht hat. Bildet aber diese Lebensanschauung eine unerschöpfliche Quelle, woraus der Mensch neuen Muth zum Leben und neuen Reiz zu edlen Thaten gewinnen kann? Basiren die gesellschaftlich erzogenen höheren Gefühle sicher auf dieser Gesellschaftsabstraction?

Die Liebe, die der Mensch zu seiner Person fühlt, versuchte diese Lebensanschauung durch künstliche Abstractionen auf die Gesellschaft auszudehnen. Durch Gens, Familie, Stamm und Staat durchgehend, sollte die primitive, eigennützige, persönliche Liebe auf die größte collective Einheit, die Menschheit, übertragen werden. Vermag doch der Mensch seine Familie, seinen Stamm, welche nichts Anderes sind, als Gemeinschaften von ihm gleichen Persönlichkeiten, zu lieben und oft seine egoistischen Zwecke für sie freiwillig zu opfern; warum sollte es nicht möglich sein, durch fortwährende gesellschaftliche Erziehung dem Menschen eine tiefe, innige Liebe zum Staat und zur Menschheit einzupflanzen, eine Liebe, um derentwillen er ebensolche Opfer freiwillig bringen wird, wie er es jetzt für seine Familie thut? Auf dieser Consequenz stützte sich die gesellschaftliche Moral und hoffte mit der erprobten Erziehungsart der Menschheit das Princip der allgemeinen menschlichen Brüderlichkeit auf Erden zu verwirklichen. Allein bei dieser consequenten Schlußfolgerung wurde übersehen, daß die Liebe nach Ausdehnung ihres Umfanges in ihrer Intensität abnimmt. „Sich selbst lieben, ist natürlich, und Jedermann liebt sich selbst, ohne darin angeregt zu werden; ebenso natürlich ist die Liebe zum Stamm, der mich unterstützt und vertheidigt, zur Frau — der Freude meines Lebens, zu den Kindern — dem Trost und der Hoffnung des Lebens, zu den Eltern, die mir Leben und Erziehung geschenkt haben. Und diese natürliche Liebe, wenn auch nicht so stark, wie die Liebe zur eigenen Person, existirt wirklich unter den Menschen. Sein Volk des nationalen Stolzes wegen zu lieben, ist zwar nicht mehr so natürlich, kommt aber auch häufig vor. Die Liebe zu den Stammes- und Glaubensgenossen ist möglich, obwohl dieses Gefühl lange nicht so stark ist, wie die Liebe zu sich selbst oder zu seiner Familie. Allein eine Liebe zu einem Staat wie Türkei, Deutschland, England, Oesterreich, Rußland ist eine völlig unmögliche Sache und existirt nicht trotz der unablässigen Erziehung nach dieser Richtung in der Wirklichkeit, sie wird bloß als solche angenommen." Hier, an dieser Gemeinschaft ist die Schwelle, wo die verdünnte menschliche Liebe nicht mehr ausgedehnt werden kann, und jeder Versuch einer Vergrößerung ihres Umfanges muß daher aufgegeben werden.

Dies ist der erste Fehler, den die gesellschaftlichen Moralisten nach Tolstoi in ihren consequenten Hoffnungen begangen haben. Ihr zweiter Fehler besteht darin, daß sie die Menschheit als einen concreten Gegenstand betrachten, während sie bloß als Begriff existirt, in Wirklichkeit aber eine leere Fiction bildet. „Gens, Familie, auch Staat, sind nicht von Menschen erdacht, sondern sie sind durch ihre eigene Entwickelung entstanden, ebenso wie ein Bienen- oder Ameisenschwarm, und existiren in der That. Der Mensch, der seine Familie liebt, weiß, wen er liebt; die Anna, die Else, den Peter, den Johann u. s. w. Wer seinen Stamm liebt, weiß ebenso genau, daß er z. B. alle Welfen oder alle Ghibellinen liebt; auch wenn er den Staat liebt, weiß er, daß er z. B. Frankreich, ein Land zwischen den Alpen und den Pyrenäen, seine Hauptstadt Paris, seine Geschichte u. s. w. liebt. Was liebt aber der die Menschheit liebende Mensch? Es giebt wohl Staat, Volk, es giebt auch einen abstracten Begriff: Mensch; aber Menschheit als etwas Reales, Concretes giebt es nicht. Die Menschheit? Wo sind die Grenzen der Menschheit? Wo liegt ihr Anfang und ihr Ende? Endet sie beim Ausschluß des Wilden, Idioten, Alkoholikers, Wahnsinnigen? Sollen wir einen Strich ziehen und damit die niederen Repräsentanten des menschlichen Geschlechtes ausschließen, wo soll dieser Strich gezogen werden? Sollen wir die Mohren ausschließen, wie das die Amerikaner thun, oder die Inder, wie es einigen Engländern gefällt, oder die Juden, wie es Andere fordern. Sollen wir aber alle Menschen ohne Ausnahme darunter fassen, warum dann auch die höheren Thierarten nicht, von denen Mehrere höher stehen als die niedrigen Repräsentanten des menschlichen Geschlechts." („Gottes Reich in euch." 1. Theil, S. 150.)

Die Liebe ist keine Vorstellung, welche mit abstracten Begriffen associirt werden könnte, sondern ein Gefühl, welches

einen concreten Gegenstand haben muß, um darauf gerichtet zu werden. Die Menschheit aber ist nach Tolstoi kein concreter Gegenstand, sie bleibt daher eine leere Fiction, die man nicht lieben kann.

Daher müssen alle Versuche der positiven Moralisten, auf dem Wege der gesellschaftlichen Erziehung dem Menschen Liebe zur Menschheit einzuflößen, vergeblich bleiben. Schon an den Grenzen des Staates verschwindet die gezüchtete Liebe, zur Menschheit läßt sie sich auch nicht denken. Und der Mensch merkt diese schwache Seite der herrschenden Lebensanschauung, ihm fehlt wieder der Sinn des Lebens, und er fühlt sich nicht mehr frei bei der allgemeinen Verherrlichung der Gesellschaft. Er geräth in einen kläglichen Zustand der Unzufriedenheit unter dem Joche des Gesellschaftscultus, und seine Individualität bricht von Zeit zu Zeit in einem bitteren Proteste hervor . . .

Auf dieser Stufe der geschichtlichen Entwickelung bekommt der Mensch die wahre Einsicht der dritten universellen Lebensanschauung. Sie geht dahin, daß das menschliche Leben weder in der Persönlichkeit noch in der Gemeinschaft und Aufeinanderfolge von Persönlichkeiten, sondern in der Quelle alles Lebens, in Gott enthalten ist. Statt der einfachen persönlichen Motive wird der Mensch in einem großen Theil seiner Handlungen durch die ewige Liebe zu allem Lebenden angespornt. Seine Religion besteht in der Verehrung dieser Urkraft, der Gottheit durch That und Wahrheit. Von der Zeit des römischen Kaiserthums an bildet die Geschichte einen allumfassenden Umtauschproceß, wobei der Staats- mit dem Gottescultus umgetauscht wird. Diese christliche Lebensanschauung setzt natürlicherweise eine umfangreiche Liebe voraus, diese Liebe aber ist nicht von außen entstanden, sondern sie hat ihre Wurzel in der eigenen Persönlichkeit, in der göttlichen Persönlichkeit, deren Wesen ganz Liebe ist.

Der Unterschied der christlichen Lehre von den früheren besteht nach Tolstoi darin, daß die gesellschaftliche Lehre dem Menschen wider seine Natur (die thierische Natur allein gemeint) zu leben befahl: seine Persönlichkeit *soll* dem äußeren Gesetz der Familie, der Gesellschaft, des Staates untergeordnet sein, während das reine Christenthum ihn seiner Natur gemäß (auch die göttliche Natur darunter verstanden) leben läßt. Das Christenthum führt den Menschen zu seinem ursprünglichen Selbstbewußtsein zurück, wobei er sich nicht nur als Thier, sondern auch als Gott, als Sohn, welcher ein eben solcher Gott ist wie der Vater, erkennt. Dieses Bewußtsein, und nur dieses allein läßt den Umfang der Liebe bis in's Unendliche ausdehnen, denn wo bei der gesellschaftlichen Lebensanschauung die Liebe als nothwendiges Anpassen an die äußeren Gegenstände aufgefaßt wurde, tritt sie jetzt als eine wesentliche Eigenthümlichkeit der menschlichen Seele auf. Der Mensch liebt nicht, weil es ihm vortheilhaft ist, sondern weil die Liebe das Wesen seiner Seele ausmacht, weil für den Menschen Leben — Lieben heißt. Damit ist ein neuer Sinn des Lebens gegeben, und dieser Sinn heißt Liebe.

Man kann nicht umhin bei der Betrachtung der Tolstoi'schen Theorie das unwillkürliche Auftauchen der alten Hegel'schen Dreiheit nicht zu bemerken. Die zweite Lebensanschauung verhält sich zur ersten wie die Antithese zu der These. Die Persönlichkeit wird verrückt, und es entsteht an ihrer Stelle eine Gesellschaftsabstraction. Durch Verneinung der Verneinung aber schlägt die gesellschaftliche Lebensanschauung auf synthetischem Wege wieder in die Persönlichkeit, in die göttliche Persönlichkeit, um. Wir wollen keineswegs mit dieser Bemerkung Leo Tolstoi in den Verdacht des Hegelianismus ziehen; sie möge bloß zeigen, wie der russische Moralist, trotz seiner Verachtung jeder Speculation, fortwährend in seinen philosophischen Betrachtungen zu den allertiefsten Speculationen zurückkehrt.

Aber außer diesen erwähnten Vorzügen erblickt Graf Tolstoi in der christlichen Moral eine Eigenthümlichkeit, welche sie verwirklichungsfähig macht. Es ist ihre dynamische Grundlage. Während jede andere Morallehre gewisse Sätze den Menschen vorschreibt, Ziele ihnen stellt, die sie zu erreichen haben, stellt das reine Christenthum für den Menschen blos das *gute Streben* auf; während somit jede andere Moral als eine *statische* aufgefaßt werden kann, beruht die eigentliche Kraft der christlichen Lehre in der ewigen ununterbrochenen *Dynamik*. „Der Unterschied zwischen der christlichen und der heidnischen Lehre vom Guten besteht darin, daß diese die Lehre von der endlichen, jene aber die von der unendlichen Vollkommenheit ist. Plato stellt z. B. als Muster der Vollkommenheit die Gerechtigkeit auf; Christus aber stellt die Liebe als Muster der unendlichen Vollkommenheit hin. „Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater." Daher stammt auch das verschiedenartige Verhältniß der heidnischen und christlichen Lehre zu den verschiedenen Stufen der Tugenden. Nach der heidnischen Lehre ist die Erreichung der höchsten Tugend möglich, und jede Stufe, die zu ihr hinführt, hat ihre relative Bedeutung: je höher die Stufe desto größer das Verdienst; so daß vom heidnischen Standpunkte aus die Menschen in tugendhafte und nichttugendhafte eingetheilt werden. Der christlichen Lehre zu Folge, die das Ideal von der unendlichen Vollkommenheit aufgestellt hat, ist die Theilung unzulässig. Nach dieser Lehre, die auf die Unendlichkeit der Vervollkommnung hinweist, sind in Bezug auf das unendliche Ideal, alle Stufen unter sich gleich. Der Unterschied des Verdienstes im Heidenthum besteht in der Höhe oder Tiefe der Stufe, die der Mensch erreicht hat; im Christenthum besteht das Verdienst nur im Proceß des Erreichens, im größeren oder geringeren Eifer des Fortschreitens. Vom heidnischen Gesichtspunkte aus steht der Mensch, der die Tugend der Besonnenheit (Klugheit, Einsicht, Ueberlegung) besitzt, in sittlicher Bedeutung höher als derjenige, der diese Tugend nicht besitzt; der Mensch aber, welcher sich nicht nur durch Besonnenheit, sondern auch durch Tapferkeit auszeichnet, steht wieder höher; und derjenige, der Besonnenheit und Tapferkeit mit Gerechtigkeit vereinigt, steht am höchsten. Ein Christ kann aber in sittlicher Beziehung weder höher noch niedriger als ein anderer Christ gestellt werden, denn er ist nur dann christlicher als ein anderer, wenn er sich der unendlichen Vollkommenheit *eifriger* nähert; die Stufe aber, auf der er sich im gegebenen Moment befindet, kommt dabei gar nicht in Betracht. Daher steht auch die unbewegliche Gerechtigkeit des Pharisäers tiefer als die Regung des reuigen Sünders am Kreuze." (Zeitschrift „Fragen der Philosophie und Psychologie" Moskau 1892. Maiheft.)

Die christliche Lebensanschauung lehrt wohl die göttliche Natur des Menschen zur Entwickelung zu bringen, sie vermuthet aber keineswegs, daß dadurch das menschliche Leben nach der von Christus angezeigten Richtung gehen wird. Christus hat beide Seiten des Parallelogramms anerkannt, die thierische wie die göttliche Natur des Menschen; indem er die erste als constant außerhalb der menschlichen Macht stehend annimmt, spricht er blos von der zweiten, die durch den menschlichen Willen auf den Weg der geraden Entwickelung gelenkt werden kann. Das Leben aber wird immer die Resultante dieser beiden Kräfte vorstellen.

Das Christenthum ist berufen, das hohe unerreichbare Ideal der allgemeinen Liebe zu allem Lebenden anzudeuten, ohne es für Jemanden obligatorisch zu machen, denn Christus lehrte Menschen, nicht Engel. Jedoch stellt die christliche Moral einige Sätze auf, welche als erste Stufe auf der Leiter der moralischen Bildung anzusehen sind. Diese Sätze gipfeln in einem allumfassenden Satz, welcher den Kern der christlichen Moral bildet; er heißt: *dem Uebel ist durch Gewalt nicht zu widerstreben*. Der Gesellschaftscultus mußte zur Erhaltung der außerhalb des Menschen und oftmals wider seine Natur wirkenden Gesellschaft jedwede Art von Gewalt in Anspruch nehmen. Die Freiheit des Individuums

mußte geopfert werden, um ihm die Ehrfurcht vor der ihm persönlich ganz fremden Abstraction des Staates aufzudringen. Gelangt aber der Mensch zur Erkenntniß seiner wahren göttlichen Natur, welche in Liebe besteht, so muß jede Gewaltanwendung als absurd erscheinen, denn sie würde nichts anderes als Gewalt gegen seine eigene Person bedeuten. Ein christlicher Moralist kennt blos das gute nicht von außen aufgedrängte Streben, er kennt aber kein absolutes Uebel.

In der That wurde durch die staatliche Einrichtung versucht, das Uebel durch die Autorität der herrschenden Classe für Jeden gläubig zu machen. So lange die Menschen zur Aufnahme der christlichen Lebensanschauung noch nicht reif genug waren, war es wohl möglich, jede Herrschaft, jede Gewalt moralisch zu rechtfertigen. Der alte Sklave wußte, daß er seiner Natur nach Sklave ist, der Herrscher sah sich von Gott gekrönt; der eine sah in seiner Knechtschaft wie der andere in seiner privilegirten Stellung eine vollkommene Uebereinstimmung mit der ewigen Gerechtigkeit. Unser Arbeiter aber, der sich als Knecht fühlt, weiß ganz genau, daß er nicht als Knecht geboren ist, er weiß, daß alle Menschen gleich sind, und in seiner Religion huldigt er dem Princip der menschlichen Brüderlichkeit auf Erden. Und doch muß er auf seine Freiheit verzichten, während sein Gebieter, eigentlich sein Bruder, sie voll genießen kann. Unser Arbeiter wird in derselben Lage bleiben, wenn er auch den achtstündigen Arbeitstag erreichen wird, denn er muß immer arbeiten, nicht weil er will, sondern aus Noth zur Befriedigung der Begierden üppiger Müßiggänger. Es bleibt immer der Widerspruch zwischen dem Erkennen der Freiheit und Gleichheit, dem reinen christlichen Glauben, und der herrschenden Gewalt in der Praxis. Darin, in diesem unabwendbaren Widerspruch bestehen sämmtliche Leiden der Menschen. Sie sind in der Theorie Christen geworden, ihr Leben ist aber immer noch heidnisch, gesellschaftlich geblieben.

Giebt es eine Rettung aus dieser Verwirrung der Theorie der Freiheit mit der Praxis der Knechtschaft? Tolstoi giebt eine bejahende Antwort darauf und sieht sie in dem erwähnten Hauptsatz der christlichen Lehre: Widerstrebet nicht dem Uebel durch Gewalt. Alle Formen der Gesellschaft, insofern sie dem Menschen von außen aufgedrängt werden, beruhen auf Gewalt, durch welche man dem conventionellen Uebel zu widerstreben suchte. Was aber die einen als Uebel ansahen, betrachteten die anderen als Rettungsmittel für die Menschheit, und es entstand daraus ein beständiger Krieg zwischen den Alten und den Neuen, den Konservativen und den Freien, wobei von beiden Seiten Gewalt in Anspruch genommen wurde. Wer siegt, der bleibt Herrscher. Das Herrscherthum und die Sclaverei werden dadurch nie vernichtet werden, denn durch Gewaltausübung kann niemals die reine Freiheit erreicht werden.

Der Staat wurde schon längst durch die christliche Lebensanschauung in der Theorie negiert. Warum sollte er auch nicht in der Praxis verworfen werden? Und das kann ohne Bomben und Dynamit geschehen, wenn Jedermann, der zur christlichen Erkenntniß gelangt ist, fest an dem Prineip hält, dem Uebel durch Gewalt nicht zu widerstreben. Die Regierungen bleiben doch immer auf die freien Dienste des Volks angewiesen, sie sind durch die Armeen, durch das Beamtenthum, durch die das falsche Christenthum predigende Geistlichkeit stark. Was würden aber die Regierungen zu schaffen haben, wenn alle diese freien Dienste ihnen gekündigt würden? Und das eben muß Jedermann thun, denn wenn er es nicht thut, nimmt er an den schrecklichsten Gewaltausübungen der Regierungen Theil, er übt also selbst Gewalt auf seinen Mitmenschen aus.

Vier Mittel braucht der gewaltsame Staat, d. h. die Regierung, um die Menschen in Knechtschaft zu halten. Das erste Mittel ist sehr alt, es hat aber seine Wirksamkeit bewahrt. Es besteht darin, daß die herrschende Ordnung als heilig, unveränderlich dargestellt, und jeder Versuch zur Aenderung dieser Ordnung am härtesten bestraft wird. Ueberall, wo Regierungen herrschen, wird dieses Mittel in Anwendung gebracht: in Rußland gegen die sogenannten Nihilisten, in Amerika gegen die Anarchisten, in Frankreich — abwechselnd gegen die Imperialisten, Monarchisten, Communarden und Anarchisten. Jede Regierung, sei sie weltlich oder geistlich, despotisch, constitutionell oder republikanisch, solange sie regiert und herrscht, richtet ihre Gegner (d. h. diejenigen Leute, welche ihre Unverletzlichkeit nicht anerkennen) zu Grunde.

Das zweite Mittel ist die Corruption. Durch Abnahme von Steuern bei der arbeitenden Bevölkerung vertheilt die Regierung diese Summen unter den Beamten, damit sie für diesen Lohn die Knechtung des Volks unterstützen und verstärken. Die Beamten sind nämlich einfach corrumpirte Leute, die vom Minister bis zum Schutzmann auf ihre Ernährung von der Arbeit des Volkes angewiesen sind. Sie werden von der Regierung, auf Kosten der Arbeiter, um so mehr belohnt, je ergebener sie mit Wort und That die Gewalt der Regierung vertheidigen.

Das dritte Mittel bezeichnet Tolstoi als Suggestion. Die Regierung sorgt nämlich am eifrigsten dafür, daß die freie Geistesentwicklung der Masse gehemmt wird, und bemüht sich durch allerlei ihr zu Gebote stehenden Maßnahmen, das Volk in der abgelebten Lebensanschauung zu halten. Schon von Kindheit an wird der Mensch in dem religiösen Aberglauben erzogen, oder, wie es in den republikanischen Ländern üblich ist, es wird ihm der Aberglaube des Patriotismus und die sinnlose Pflicht des Gehorsams eingeflößt. Dazu bedient sich die Regierung der neuesten Erfolge — der Wissenschaft und der Kunst; es werden zu diesem Zweck Tempel, Denkmäler, Processionen, allerlei Ceremonien eingerichtet. Die Geistlichkeit wird dazu berufen, durch falsches Pathos, Predigten, durch ihr Eingreifen ins private Leben, bei Geburten, Eheschließungen, Beerdigungen, die Menschen in einem Suggestionszustand zu halten. Diese und ähnliche Suggestionsmittel bilden die sogenannte Organisation des Staates, welche der Regierung das Material der Selaverei liefert.

Nun kommt aber das vierte Mittel, welches den Gewaltmechanismus der Regierung ergänzt. Mit den erwähnten drei Hülfsmitteln wird aus der Menge geknechteter und betäubter Menschen ein Theil herausgenommen, welcher das Werkzeug der Regierung für allerlei Gewaltthaten bilden soll. Im jugendlichen Alter wird der halbentwickelte Mensch in die Kaserne genommen, damit er da die aufgelegte Militärpflicht erfüllen soll, d. h. auf dem Befehl der Obrigkeit zu morden und zu foltern. Diese Jünglinge werden auf neue Art erzogen, sie werden mit allen Mitteln unter die Suggestion gebracht und bilden somit die Stärke des Staates, die Armee.

Nun ist der Kreis geschlossen: mit Hülfe der Armee werden die ersten drei Mittel in Anwendung gebracht, welche ihrerseits die Menschen zum Armeedienst erzieht; nun schreitet die Regierung an ihre Thätigkeit und geht sicher den Weg der Gewalt, den sie sich so sorgfältig geebnet hat.

Diejenigen aber, die sich zum Werkzeug der Regierung machen lassen, die freiwillig ihre Staatspflichten erfüllen, nehmen selbst an allen Gewaltthaten der Regierung Theil. Daher muß jeder Mensch, der die Einsicht in die Gewalt der Regierung erlangt hat, die von ihm geforderten Dienste ablehnen. In diesem Sinne ruft Tolstoi die christlich gesinnten Menschen an, sich dem Militärdienste, der Steuerzahlung, der Theilnahme an Gericht u. s. w. entschieden zu weigern. Nur auf diesem Wege kann die Menschheit befreit werden. Und auf diesem Wege verliert die Regierung ihre Macht, denn gegen das christliche Gebot öffentlich zu streiken, wird der Regierung, welche Form sie auch haben möge, sehr schwer fallen.

Der Staat ist eine abgelebte Form der Ordnung menschlicher Thätigkeit; er stammt aus einer abgelebten Lebensanschauung und beruht ausschließlich auf Gewalt, welche von

jener Lebensanschauung anerkannt wurde. Nun aber muß der christlichen universellen Lebensanschauung der Platz geräumt werden, welche jede Gewalt verwirft und gänzlich auf Freiheit und Liebe basirt. Nun muß der Staat mit allen seinen Einrichtungen, wie Gericht, Polizei, Gefängniß u. s. w. abgeschafft werden, und das muß einzig und allein dadurch geschehen, daß die freie Person der staatlichen Gewalt zu dienen sich weigert. Die freie Person, indem sie dem Uebel, welches immer conventionell ist, mit Gewalt nicht widerstreben will, braucht sich nicht darum zu kümmern, wie und ob die Menschen ohne Gericht und Vertheidigung der Gerechtigkeit leben können. Der neue Sinn des Lebens wird auch neue Bedingungen im Leben auffinden, wobei die obigen Zwangsmittel als ganz überflüssig sich erweisen werden. Wie man sieht, lehrte Tolstoi nichts weiter als einen christlichen Anarchismus, der sich so ziemlich gegen alles Bestehende wendet.

Studentenheime.

Von Privatdocent Hans Schmidkunz (München).

Das Studiren ist in Deutschland theuer. Man darf diese Behauptung um so unbedenklicher dogmatisch hinwerfen, als man — abgesehen von der allgemeinen Billigkeit Deutschlands gegenüber England ꝛc. und abgesehen von den Auswegen, auf die wir noch zu sprechen kommen — kaum einen Widerspruch, vielmehr täglich neue Bestätigung zu gewärtigen hat. Wir meinen hier zunächst nicht die eigentlichen Studienkosten, die Collegiengelder, Taxen, Ausgaben für Lehrmittel ꝛc., wie sie von der theologischen Facultät, der billigsten, angefangen bis hinauf zur medicinischen eine kleine Capitalshöhe erreichen; Professor Lexis hat in dem großen Werke „Die deutschen Universitäten“ (Berlin, Asher, 1893, I) darüber nähere Angaben zusammengestellt. Wir meinen hier auch das nicht, was das deutsche Studentenleben kosten kann, wenn es demgemäß betrieben, wenn es im Sinn jenes idealen Luxus, des Couleurlebens, geführt wird, der bekanntlich ebenfalls seine Klimax bis zu luftigen Höhen besitzt. Dabei sei nicht vergessen, daß bereits viele studentische Verbindungen sich für ihre besonderen Zwecke eigene Häuser und Häuslichkeiten geschaffen haben, daß ein schönes Couleurhaus zu den höchsten Wünschen einer akademischen Vereinigung gehört, und daß dieses, wie wir wohl vermuthen dürfen, ihre Ausgaben auf die Dauer nicht erhöht, sondern bedeutend verringert. Es ist eben nicht schwer einzusehen, daß sich nirgends so billig leben läßt wie im eigenen Heim.

Was wir meinen, ist etwas viel Einfacheres: dies, daß des deutschen Studenten Lebenshaltung auch ohne die akademischen Kosten im ersterwähnten nächsten und im zweiterwähnten entferntesten Sinn sehr theuer ist. Wenn nicht absolut, so doch relativ: er erreicht um sein Geld, wie uns scheint, nicht jene Höhe der Lebensführung, die mit ökonomischer Findigkeit daraus herauszuschlagen wäre. Zwar sind es gegenüber der socialen Höhe, in die der deutsche Student einzurechnen sein dürfte, immerhin geringe Summen, die er bei Wegfall von „Nebenberufen“ verbraucht; sagen wir auf's Gerathewohl 100 Mark im Monat, so ist damit wahrscheinlich schon der Durchschnitt und erst recht die häufigste Höhe des deutschen Studentenwechsels überschritten. Sei uns vergönnt, das unheimliche Studentenelend, das sich unterhalb jener Summe mannigfach ausbreitet, beiseite zu lassen; nur auf das eine, den oben erwähnten Ausweg, soll es uns mit hinweisen, daß der deutsche Student versteht, sehr anspruchslos zu sein. Das ist er aber auch dann, wenn er sich nicht etwa mit 2 Mark im Tag durchfristen muß, sondern etwa mit 4 Mark „nichts abgehn lassen“ soll. Er und die Seinen glauben allerdings vielleicht, er lebe sehr gut; und in der That gönnt er sich manches, um das ihn Leute, die über mehr verfügen, sogar beneiden mögen. Allein in Wirklichkeit lebt er nicht nur nicht seinen gerechtfertigten Bedürfnissen, sondern auch nicht seinem jeweiligen thatsächlichen Einkommen gemäß. Der reale Grund dafür liegt erstens darin, daß er, meist außerhalb einer Familie, auf das sogenannte Junggesellenleben angewiesen ist, dies aber, wie jeder Budgetvergleich zeigen kann, relativ sehr theuer kommt, und zweitens, daß diese Weise des Junggesellenlebens beim deutschen Studenten ganz besonders stark ausgeprägt ist.

Für's Erste. Wenn eine Familie von fünf Köpfen in Deutschland mit monatlich 300 Mark anständig und mit 400 Mark schon einigermaßen gut (allerdings je nach der socialen Höhe nicht immer genug würdig) zu leben vermag, so sollte man meinen, daß ein einzelner Mann mit dem Fünftel davon, mit 60 oder 80 Mark im Monat, das Gleiche, ja sogar Besseres genießen kann, da gewisse besondere Familienkosten wegfallen. In der That ist es nicht so: vielmehr wird hier mindestens die doppelte Summe nöthig, um auch nur annähernd das zu haben, was dort mit der Hälfte zu erreichen ist. Man darf dies doch wohl ausdrücklich als eine Verschwendung auffassen. Zudem drängt das familienlose Leben, je länger es dauert, desto mehr zu diesem oder jenem Ersatz, der die Kosten der einzelnen Existenz so bedeutend erhöht, daß sich statt des bezeichneten Doppelten ein Vielfaches ergiebt, und es schafft auch über dieses natürliche Drängen hinaus Gelegenheit zu manchem Ersatz, der nicht bloß noch theurer kommt, sondern auch unvergleichlich weniger Befriedigung, geschweige denn Nutzen gewährt, als das, wofür er eintritt. Kenner wissen davon manches Lied zu singen.

Für's Zweite. Der Student ist in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auf's Junggesellenleben angewiesen. Verheirathet sind nur die allerwenigsten Studirenden, und bei den Eltern zu bleiben ist wenigen möglich, die Eltern mitzunehmen, noch wenigeren; ja man kann sagen, es sei für den Studenten besser, nach langem Daheimsitzen einmal auch außerhalb des angestammten Nestes herumzufliegen. Es giebt allerdings Musensöhne, die einen Werth darauf legen, etwa die verwittwete Mutter zu sich zu nehmen und dadurch die Bemühung für das äußere Leben zu ersparen, oder die zu diesem billigeren Ausweg gezwungen sind, und wieder andere, die sich mit Freuden an dieses Heim eines Collegen anschließen; es müssen all' diese durchaus noch keine Muttersöhnchen sein. Allein die große Masse der Studirenden lebt in ökonomischem Individualismus dahin; und für diese gilt, was wir vorhin gesagt, in erhöhtem Maß. Zunächst schon deßhalb, weil der sonstige Junggeselle in der Hauptsache auf eine nähere Benutzung seines Zimmers, der „Bude“, verzichten kann, der Student nicht. Jener hat für sein Berufsleben die meist wohleingerichteten Geschäfts- oder Amtsräumlichkeiten; dieser kann schwerlich seine gesammte Berufsarbeit außer Haus durchführen. Das Hören von Vorlesungen und das Arbeiten auf den Büchereien erschöpfen lange nicht seine Pflicht- und Neigungsarbeiten, machen ferner von dem unangenehmsten und leider wichtigsten Theil seiner Arbeit, dem Keilen zur Prüfung, nur das Geringste aus und füllen endlich auch meist nicht einmal seine Tageszeit ganz. Der letztere Mangel ist um so störender, als die übrigbleibenden Stunden nicht immer eine geschlossene Zeitstrecke bilden, sondern sich häufig vereinzelt über den ganzen Tag erstrecken. Es giebt genug Studenten, die z. B. von 10—11, dann von 2—3 und dann wieder von 5—6 Uhr nicht wissen, was anfangen. Entweder denken sie mit einigem Recht, daß sich in diesen kleinen Zeittheilen doch nichts Ordentliches beginnen läßt, und füllen sie mit irgend etwas Entbehrlichem aus, oder sie wandern heroisch nach Hause, um den so gewonnenen Bruchtheil einer Stunde zu verwerthen. Was sie da erwartet, ist jedenfalls nicht so bequem wie die Meinung des Philisters, der Student solle

mehr studiren und weniger bummeln. Vor allem ist die „Bude" entweder nicht geheizt, oder wenn sie es von 10—11, 2—3, 5—6 Uhr, d. h. also fast den ganzen Tag über ist, so kostet dies mehr, als ein Student durchschnittlich zahlen kann. Nun aber weiter. Jeder Arbeiter, der körperliche wie der geistige, kennt die oft übersehene Bedingung eines gedeihlichen Arbeitens oder eines Arbeitens überhaupt: das ist ein Arbeitsraum und das Arbeitszeug. Wie viel dazu in Studentenbuden fehlt, läßt sich leicht feststellen. Wir dürfen darauf um so mehr Gewicht legen, als der Mensch nun einmal ein Mensch ist und von Bedingungen praktischer und gefühlsmäßiger Art, von Gelegenheiten, von Anziehungen und Abstoßungen weit mehr abhängt, als es beim kategorischen Imperativ der Fall ist; für ein junges Studentenblut aber gilt dies in verstärktem Maß. In seinem Zimmer steht selten ein ordentlicher Arbeitstisch, bestenfalls ein sogenannter Schreibtisch, der genügt, um einen Liebesbrief zu schreiben, nicht aber, um wissenschaftlich zu arbeiten, wozu meist eine größere Menge von Büchern und Schriften, also auch eine entsprechend breite und freie Fläche gehört. Der Inhaber eines Miethzimmers liegt außerdem oft in beständigem Kampf mit der Miethfrau, die ihre verschiedenen Sachen und Sächelchen möglichst unbenützt und unberührt haben will. Dazu bedenke man die Schwierigkeit, mit einem einzigen Zimmer für Schlafen, Arbeiten und etwaige kleinere Mahlzeiten auszureichen, das überdies jedenfalls für die günstigste Arbeitszeit, den Morgen, äußerst schwer zu benutzen ist, das häufig nicht die Ruhe bietet, auf die jeder geistige Arbeiter Anspruch hat, u. dgl. mehr. Vom Unterbringen einer kleinen Handbücherei unter solchen Umständen, und selbst von ihrer Anschaffung ist unter den materiellen Verhältnissen und — sagen wir — psychischen Constellationen eines Studenten ebenfalls schwer die Rede. Das bis zu einem gewissen Maß unabweisbare Bücherbedürfniß eines Musensohnes fällt somit vorwiegend der selten durch andere Bibliotheken unterstützten Universitätsbücherei zur Last; und da solche Sammlungen in Deutschland meist nur einige Stunden des Tages offen sind und gewisse wichtige Bedarfsbücher nicht in ebensoviel Exemplaren halten können, als sie's nach den studentischen Ansprüchen müßten, herrscht überall Noth. Zum Theil ist diesen Uebelständen durch Seminare, Laboratorien und ähnliche Anstalten abgeholfen, die ihrem Benutzer für sein geistiges Leben beinahe ein förmliches Heim bieten; allein sie machen nur einen Theil dessen aus, was die Universität verlangt und bietet. Schließlich kommt ein richtiger akademischer Bohêmien dazu, auch seine Arbeitszeit in's Caffeehaus zu verlegen und dort sich für's Examen aus dem vom Buffettisch geholten Conversationslexicon vorzubereiten und auf einem der Marmortische seine Doctordissertation zu schreiben. Wenigstens wagen wir die Behauptung, daß an vielen Examenverzögerungen ganz einfach die „Bude" schuld ist.

Soweit die geistige Seite des Studentenlebens. Nun aber seine körperliche. Ganz abgesehen von dem Mangel feinerer Bequemlichkeiten und Verschönerungen des Lebens hat der Student auch nicht einmal das Wichtigste so recht zur Hand. Man sehe sich nur das eine, kleine, niemals ordentlich trocknende Handtuch an, das der Bewohner eines „Junggesellenzimmers" zur Benutzung bekommt, und man wird einsehn, daß von größeren Reinlichkeits- und sonstigen hygienischen Ansprüchen fast ganz abgesehen werden muß. Gar irgend ein „Kneippen" würde sich die Budenwirthin sehr verbitten; lauter Dinge, für die in einem eigenen Haushalt gesorgt ist oder leicht gesorgt werden kann. Zudem sind dies individuelle Angelegenheiten, also der Schablone unzugänglich; mehr als eine Schablone jedoch läßt sich von der heutigen durchschnittlichen Studentenbude nicht verlangen. Für eine solche zahlt der Musensohn meist etwa 20 Mark, also nicht viel weniger als für eine kleine unmöblirte Wohnung. Aehnlich ist es mit seiner Kost: wendet er dafür täglich 2 Mark auf, bereits eine ziemliche Summe, hat er jedenfalls nicht so viel und bei der bekannten unhygienischen Wirthshauskost lange nicht so Gutes als etwa drei Familienglieder am häuslichen Tisch. Rechnet er noch 20 Mark für Nebenbedürfnisse, so sind 100 Mark monatlich, etwa 800 Mark jährlich, entsprechend einem Capital von 20000 Mark, für die bare Existenz ausgegeben, ohne die Studienkosten im engeren Sinn und ohne das, was auch der geringste, geschweige denn ein Bildungsmensch sonst vom Leben verlangen darf. Um das gleiche Geld aber wäre für zwei Menschen eine bessere Existenz herzustellen als für Einen, wenn sie in einem eigenen Heim dargeboten würde.

Und nun vergleichen wir mit dem jetzigen Leben des Studenten in unserem Land das in anderen Ländern, und aus früheren Zeiten das in fast allen Ländern. Dort giebt und gab es förmliche Studentenheime, meist Collegien, englisch Colleges genannt, welcher Name dann schließlich, zumal in den Vereinigten Staaten, auf die Hochschulen überhaupt übergegangen ist. Dem Beispiel derjenigen Studenten des Mittelalters, die Ordensgeistliche waren und meistens am Universitätsort im Haus ihrer Ordensniederlassung wohnen konnten, suchten die weltpriesterlichen oder weltlichen Studenten bald nachzukommen. Wer in Georg Kaufmann's „Geschichte der deutschen Universitäten" (1888) liest, wie Robert von Sorbon, Canonicus von Paris und Hofkaplan Ludwig's des Heiligen, ungefähr 1257 eine Genossenschaft von Scholaren, gleichviel welcher Nation, stiftete, mit einer Hausordnung, die einigermaßen gemeinsames Leben forderte, sonst aber genügende Freiheit ließ, mit einem Unterhalt der Armen auf Kosten der Reichen, mit eigener Verwaltung unter der Aufsicht eines Bevollmächtigten der Universität, mit einer Bücherei, in welche die Genossen ihre eigenen Bücher, falls sie dort fehlten, zur gemeinsamen Benutzung einliefern mußten; wie diese „Sorbonne" allmälig zu ihrem späteren Glanz emporstieg; wie dann bald andere Collegien, in Paris während dreier Jahrhunderte 50, entstanden; wie auch in Deutschland ähnliche Einrichtungen aufkamen, nur in noch freierem Stil, und wie es endlich neben diesen Collegien oder Bursen noch Privatschulen mit Pension in entfernterem Anschluß an die Universität gab: wer dies liest und überdenkt, der darf doch fragen, ob es denn bloß der Unterschied zwischen dem Mittelalter und unserer Zeit und vielleicht manche spätere Uebelstände jener Collegien sind, die uns heutige Deutsche das Gute daran entbehren lassen. Bekanntlich haben wir von der Sache die Namen gerettet, indem „Collegien" für Vorlesungen steht und aus „Burse", „Bursarii" die Bezeichnung „Burschenschaft" entsprungen ist; die Engländer hingegen haben mit dem Namen auch die Sache beibehalten, indem ihre Universitäten, wenigstens die zwei hauptsächlichen, Oxford und Cambridge, in wirkliche Studentenhäuser, Colleges, zerfallen. Aus Amerika wird von einer Ausgestaltung der Colleges, auch der für weibliche Studirende, berichtet, die uns wahrlich beschämen kann: was dort an hygienischer Anlage und Einrichtung des Hauses, an Sorge für Spielplätze und all dieses Um und Auf eines vernünftigen Lebens, an Haus-Bibliotheken, Lesezimmern u. s. w. geleistet wird, bleibt hoffentlich für uns nicht lange mehr bloßer Gegenstand von Reiseberichten, sondern wird uns mit der Zeit doch ein Muster werden.

Wir verlangen Studentenheime, die dem Musensohn um ein geringeres Geld, als er heute für sein unpraktisches Leben aufwendet, Besseres bieten. Die einfachsten Erwägungen zeigen, daß sich derartiges sogar ohne außerordentlichen Geldaufwand, lediglich aus den Beiträgen der Theilnehmer selbst, herstellen läßt. Kommt dann eine vorläufige materielle und autoritative Unterstützung von Seiten der Universitäten und der Staaten, die ja beide auch ihr Interesse dabei finden, hoffentlich noch seitens „gütiger Spender" hinzu, so läßt sich zugleich für arme Studenten eine Hülfe und für alle Betheiligten eine Erhöhung des „Lebensstandes", vornehmlich auf dem Gebiet

der Gesundheitspflege, erreichen. Das Nähere ist vorweg nicht zu bestimmen, muß vielmehr ausgeprobt werden. Nur so viel: der Charakter unserer Zeit und die derzeitige Beschaffenheit des deutschen Studentenlebens verbieten eine zwangsmäßige Durchführung — wie sie im 16. Jahrhundert zu Paris und fast überall in Deutschland durch den Zwang, in eine der Bursen einzutreten, bestand, — sowie eine klösterliche Abgeschlossenheit. In der Hauptsache wird es sich doch wohl um privaten Unternehmungsgeist und um mehr oder minder freie Selbstbestimmung handeln. Gelingt es einem solchen Haus, seinen Bewohnern mehr zu geben als „Pension", mag sich mit der Zeit selbst ein näherer Anschluß an gewisse akademische Anstalten, an Kliniken, naturwissenschaftliche Institute, an Seminarien, Lesezimmer, Bibliotheken u. s. w. versuchen lassen. Damit wäre aber auch wieder den eigenen Bemühungen der Universität um eine möglichst leichte und erfolgreiche Ausbildung ihrer Schützlinge nachgeholfen.

Wir haben, so viel ich weiß, in Deutschland derzeit noch nichts Derartiges. Ein Versuch, der 1847 zu München gemacht wurde, eine neue Burse zu gründen, mißlang. An eben dieser Universität besteht noch, über 500 Jahre alt, die einzige Burse, das katholisch-theologische „Georgianum". Kranken- und Unterstützungsvereine giebt es wohl an jeder Universität; doch ihr Wirken trifft nicht die alltägliche Weise des Studentenlebens. Die zu Wien eingerichtete Mensa academica kann wenigstens durch ihren schönen Erfolg vermuthen lassen, daß den Bedürfnissen des Studenten auch noch in anderen Punkten entgegenzukommen ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Hinter der Scheibe.

Von E. Würthmann.

„Er ist schon ein absonderlicher Bursch gewesen," behauptete Hugo Meier, „voll wunderlicher Eigenheiten und furchtsam über die Maßen."

„Furchtsam? Ich weiß, daß er über Dich herfiel wie ein Rasender, und Du warst einen halben Kopf größer als er."

„Ach ja, weil ich einer Fliege das Bein ausreißen wollte, er hatte sie aus dem Brunnentrog herausgefischt und ließ sie auf seinem Finger in der Sonne trocknen. Ich hab's ihm damals gehörig eingetränkt." Mir war der Ausgang anders in der Erinnerung verblieben. Ich meinte, das handfeste Dienstmädchen, das den kleineren der beiden Kämpfer aus der Schule abzuholen pflegte, hätte entscheidend eingegriffen und den größeren in schleunige Flucht gejagt.

„Wir sind Nachbarkinder gewesen," sagte Hugo Meier, um mich über seine Beziehungen zu dem besprochenen Jugendgefährten aufzuklären, „unsere Gärten stießen aneinander. Ich sehe ihn noch bei seiner Tante in der Laube sitzen und Perlen einfädeln, indeß ich über den Zaun stieg und hinter ihrem Rücken die Reineclaudenbäume leerte."

„Hatte er keine Eltern?"

„Du hast doch den Professor Rather gekannt. Er war bei den alten Griechen und Römern wie daheim und vergaß darüber sozusagen eines jungen Deutschen in der eigenen Behausung, der Nepomuk Rather hieß und sein einzig leiblicher Sohn war, besonders seit er die Frau unterwegs im Nebel verloren hatte. Weißt Du das nicht mehr?" fragte Hugo Meier, über mein befremdetes Kopfschütteln erstaunt. „Sie ist eine kleine schwächliche Figur gewesen, der Professor dagegen hatte lange Beine, drum zappelte sie immer anderthalb Schritt hinter ihm drein. Winter war es, glatt war es auch, so glitt sie aus und fiel, er aber stelzte ahnungslos nach Hause, wo er sich über seine Bücher setzte und höchlich überrascht war, als sie ihm die todte Frau hereintrugen."

„Die todte?"

„Mit dem Kopf auf einen Sandstein aufgeschlagen. Damit solches nicht dem Mukel widerfahre, ist die Tante herzugezogen, die führte ihn immer sorglich an der Hand, sobald sie mit ihm auf die Straße schritt. Auch sonst hielt sie auf Ordnung, schnitt ihm die langen Haare ab, die er wie einen bergenden Vorhang vor das Gesicht zu schütteln die Gewohnheit hatte, fegte eigenhändig mit dem Besen die Spinnweben von der Wand, obgleich der Mukel heulend bat: „Laß doch die kleinen Spinnlein leben," und fing die Mäuse zusammen, die in Haus und Garten sich breit gemacht. Da saß der Mukel vor der Falle und jammerte über die gefangene Frau Mauserink und ihre verwaisten Kinder und ließ sie entwischen, wo er konnte, bis die Alte die Geduld verloren und ihm den Märchenkram weggeschlossen hat. „So war es ja gut," belobt' Hugo Meier der Tante thatkräftiges Walten in des Professors vernachlässigtem Heim. „Ist aber der Bub zuerst ein verträumter Hansel gewesen, der immer von Feen und Zauberwerk gefaselt und mit den Spatzen auf der Hecke und den Hühnern im Hof ernsthafte Gespräche hat anknüpfen wollen, so ist er unter der Alten scharfem Regiment bald selber wie ein gescheuchtes Huhn herumgehuscht. Und der verschüchterte Blick ist ihm geblieben; daran erkannte ich ihn gleich, als ich vor drei Jahren ins alte Nest zurückkam und über den Zaun in den Nachbargarten sah. Im Anfang zog er sich blöde zurück, ich aber ließ nicht aus — es war ein gutes Werk," versicherte Hugo Meier tugendstolz, — „und mit der Zeit ist er zuthunlicher geworden, fragte mich um meine Meinung mitunter, allein lieber Himmel . . . ." Er zuckte die Achseln, um anzudeuten, wie wenig selbst die praktische Einsicht des erfahrenen Geschäftsmannes solch weltunkundiger Hülflosigkeit gegenüber zu erzielen vermöge.

„Was ist aus ihm geworden?"

„Er hat studirt, der Alte hätte es nicht anders gethan, der mußte einen Philologen aus ihm machen. Den Mukel hat es nicht sonderlich gefreut, ein großes Licht ist er nie gewesen, jedoch er wurde nicht gefragt. So haben denn die Buben im Gymnasium in Bergheim ihren Spaß mit ihm gehabt. Bald summten ein paar Maikäfer gegen des Candidaten Rather Nase an, während er es sich sauer werden ließ, den Schlingeln eine schwierige Regel auseinander zu setzen, bald zog eine Procession von grünen Raupen feierlich das Buch entlang, wonach er greifen wollte, einmal hüpfte ein wißbegieriger Laubfrosch quakend auf sein Pult, und wieder miaute eine Katze kläglich hier und dort im Classenzimmer. Statt denen, die am lautesten lachten, die Köpfe zusammenzustoßen —" Hugo Meier machte eine kräftige Armbewegung — „kroch der Mukel auf allen vieren unter den Bänken herum und suchte das Thier, das gar nicht da war. Noch schlimmer trieben es die Mädel von der Töchterschule. Es war da eine von den Großen, ein hübsches ausgelassenes Ding mit neckischen Flatterlöckchen, die ihm die schmachtendsten Augen machte, so oft sie ihm auf dem Schulwege begegnete. Der gute Mukel nahm's für Ernst, hielt den Unband für einen lichten Engel und war bis über die Ohren verliebt darein. Wie daher eines Tages ein rosenfarbenes Briefchen für ihn abgegeben worden, worin ein helles Flatterlöckchen lag, und er geheißen wurde, mit einer rothen Rose im Knopfloch gegen Abend in der Kastanienallee sich einzufinden, spazierte er, bis man die Hand nicht mehr vor den Augen sehen konnte, dort unverdrossen auf und ab, mit einer Riesenrose, welche ihm immer aus dem Knopfloch rutschte, und ärgerte sich nur über die spöttisch grüßenden Gymnasiasten, die hier brummelten und das vorwitzige Mädelvolk, das Arm in Arm kichernd an ihm vorüberschwänzelte. Die Geschichte machte Lärm — Bergheim ist ein kleines Nest — schier wäre der arglose Mukel als Jugendverführer dagestanden, und er hatte doch den unschuldvollen blonden Engel nur warnen wollen, vor falschen Schritten bewahren — den durchtriebenen kecken Backfisch — weßhalb er bereitwillig längeren Urlaub bekam, da kurz darauf sein Vater starb.

Nach Bergheim zog es ihn nicht mehr zurück, der Professor hatte ihm das Haus hinterlassen und auch die Mittel darin zu leben. Er hatte im untern Stockwerk gehaust, der alte Rather mit seinen Büchern und der Gelehrsamkeit, die Tante dagegen in ihren letzten Jahren das obere inne gehabt; der Mukel setzte sich unten fest. Nachdem wir vertrauter miteinander geworden, redete ich ihm zu, doch oben zu schlafen, in alten Häusern ist es im Erdgeschoß meistens feucht. Er gab mir eine ausweichende Antwort, gebrauchte leere Ausflüchte, als ich darauf zurückkam, und ich kriegte es bald heraus, daß er eine angstvolle Abneigung dagegen hatte, seinen Wohnsitz in den oberen Räumen aufzuschlagen. Zuletzt bekannte er mir, es sei ihm unbehaglich da oben, es sei ihm unheimlich geradezu, ein unerklärliches Gefühl der Beklemmung schnüre ihm die Brust zu, sobald er im ererbten väterlichen Hause die Treppe hinaufsteige, nicht anders, als ob hinter der Glasthüre, welche der Tante ehemalige Wohnung abschloß, ein unbekanntes Grausen für ihn auf der Lauer liege. Ich wurde neugierig dadurch, mir das Ganze anzusehen. Drei Stuben vorn hinaus und zwei nach rückwärts, mit gewöhnlichem Hausrath angefüllt, altmodische Tapeten und weißangestrichenen Thüren, von etwas Schreckhaftem nicht die Spur. Nur — das muß des Mukel Gerede gewesen sein — wie wir die Stiege heraufkamen, meinte ich, hinter der Scheibe der Glasthüre müsse der Tante weiße Haube auftauchen und ihr faltiges, gelbes herbes Gesicht. Ach nein, betheuerte der Mukel, an die Tante dächte er nicht dabei, nicht im entferntesten. Schließlich sagte ich ihm, er solle das Stockwerk vermiethen, zum Hausverkauf könne ich ihm nicht rathen, wo die Grundstücke hier außen gerade jetzt im Werthe stiegen. Von beiden wollte er nichts hören, wollte keine fremden Gesichter sehen, um die Welt nicht mit Fremden in Berührung kommen. Dann müsse er sich wenigstens eine tüchtige Person in's Haus thun, unter der Aufwärterin Hand verkomme ja Alles in Staub und Schmutz, gab ich ihm zu bedenken. Hierauf ging er denn ein, meine Frau machte sich für ihn auf die Suche, und es fand sich schneller jemand, als wir gedacht, ein gesetztes Mädchen Anfangs der Dreißiger, brauchbar, fleißig, reinlich, Alles, was man wünschen kann. Die zwei, der Mukel und die Margreth vertrugen sich prächtig zusammen.

Der Mukel saß in seines Vaters Studirzimmer und besserte mit Schwärze und feinsten Pinseln schadhafte Kupferstiche aus. Die Tante Seliger hatte dem Professor seiner Zeit eine Sammlung alter Stiche vermacht, und dieser die Mappen, ohne sie anzusehen, in einen Winkel geschoben, daraus der Mukel nach seiner Heimkehr sie hervorgeholt. Er strichelte den lieben langen Tag, erst gegen den Abend hin, am liebsten, wenn es zu dämmern anfing, kroch er heraus. Achtsam wich er jedem Wurm und jedem Käfer aus, der über den Weg kroch, und sah er abgerissene Blumen auf der Erde liegen oder eine ausgerissene Staude, hob er sie auf und trug sie heim und ließ die Blumen in dem großen Gießfaß schwimmen, was aber Wurzel hatte, wurde in den Garten gepflanzt, das gemeinste Unkraut wucherte darin in schöngehegter Ueppigkeit. Die Margreth indeß rannte steif und bolzengerade mit dem gefüllten Wasserkübel treppauf, treppab, und wusch und kochte und deckte auf die Minute den Tisch und sprach kein Sterbenswörtlein dazu. Das sagte dem Mukel am meisten zu.

Im letzten Sommer sah ich ihn öfter. Ich ließ ein Hinterhaus aufführen und zwei Magazine im Hof, da ist die Gartenmauer ein Stück abgerissen worden. Wenn die Arbeiter fort waren, und er im Garten seine Unkräuter goß, schlüpfte ich ein Bißchen hinüber, um ihn bei guter Laune zu erhalten, damit er mir keine Chicanen machte wegen des Baues. Ihm war es einzig um die Vogelnester zu thun, die mit den alten Bäumen weichen mußten, geduldig schluckte er den Staub. Einmal bat ich ihn um die letzten Beiblätter des „Taganzeigers“, wir hatten sie verschleudert, und meine Frau las die Erzählung. Als er mir sie geben wollte — er hob sie der Schachaufgaben wegen auf, spielte Schach für sich allein — fehlten ihm desgleichen ein paar Nummern. Während er nach ihnen suchte, kam die Margreth, die vorher im Zimmer gewesen, wieder herein mit ihrem unbeweglichen hölzernen Gesicht und hielt die fehlenden Blätter in der Hand. Woher sie dieselben hatte, sagte sie nicht, noch fragte ihnen der Mukel weiter nach.

Bei diesem ihrem schweigsamen Verkehr nimmt es ihn daher nicht wenig Wunder, daß sie eines Morgens ungerufen in sein Zimmer tritt und, da sie sieht, er ziehe sich zum Ausgehen an, flehentlich anhebt: „Ach, Herr Rather, gehen Sie doch heute nicht aus.

„Ich bin zum Notar bestellt,“ erklärt ihr der Mukel, beklommen wie immer, falls er unter Menschen soll, „man zahlt mir eine Hypothek zurück.“

„Es kommt Jemand, der Sie sprechen muß,“ erwidert die Margreth, nichtsdestoweniger auf ihrem Verlangen bestehend, und sie wird dunkelroth. „Herr Rather,“ sagt sie, „Sie dürfen sich nach einer anderen Haushälterin umsehen, ich verheirathe mich demnächst.“

„Das ist ja sehr plötzlich,“ meint der Mukel, sobald er vor unliebsamem Erstaunen die Sprache wieder gefunden hat, „wen heirathen Sie denn?“ Er denkt an den Polizeidiener, mit dem die Margreth öfter verhandelte wegen der Gassenkinder, die an der Klingel rissen, Steine in den Garten warfen und sonstigen Unfug an des Mukel Besitzthum verübten.

„Den Anwalt Brandner,“ sagt sie, und ihr Herr reißt Mund und Augen auf und will seinen Ohren nicht trauen.

„Das ist es ja,“ spricht die Margreth und fängt zu weinen an, „was mich so bedrückt, daß ich solch armes Mädchen bin und er ein so feiner Herr.“ — Rechtsanwalt Brandner war ein hübscher junger Mann, ein flotter Gesellschafter, überall gern gesehen, das wußte selbst der Mukel, so einsiedlerisch er lebte, auf den die schönsten, reichsten Mädchen der Stadt ein Auge hatten. „Alle werden erstaunte Mienen machen wie Sie, Herr Rather,“ fährt die Margreth schluchzend fort, „und er wird über die Achsel angesehen werden um meinetwillen . . . .“

„Nein, nein,“ widerspricht ihr weichmüthiger Herr und nimmt sich ein bißchen zusammen, „so schlimm wird das nicht sein, es hat schon Mancher unter seinem Stand geheirathet, Sie sind ein braves, unbescholtenes Mädchen,“ und giebt ihr in seiner dämlichen Herzenseinfalt solcherweise die besten Worte.

Ihre Thränen versiegen auch allmälig und sie sagt: „Anwalt Brandner kommt hernach und will bei Ihnen um mich anhalten.“

Dies wollte den Mukel eine ungereimte Veranstaltung dünken. Er war etliche Jahre jünger als der Anwalt und die Margreth und hatte nicht das mindeste Verfügungsrecht über deren Hand.

„Bei mir?“ fragt er darum höchlich verwundert.

„Zu wem soll er sonst?“ entgegnet vorwurfsvoll die Margreth. „Ich habe keine Eltern mehr, und es giebt doch so Vieles zu besprechen. Ach, lieber Herr, thun Sie mir den einzigen Gefallen und bleiben Sie, er kommt zwischen elf und zwölf Uhr.“

Dem Mukel wird es angst und schwül, da sie so beweglich bittet, dann erfaßt ihn der Muth der Selbstverleugnung, er läßt seinen Notar im Stich, macht sich an einen alten Kupferstich und zieht verkehrte Striche hinein. Die Geschichte ging ihm im Kopfe herum. Die Margreth zu verlieren, war ihm nicht einerlei, war ihm ein Schrecken sozusagen. Hätte er sie selber heirathen sollen, um ihre schätzenswerthen stummen Dienste nicht einzubüßen? Was Anwalt Brandner that . . . . Ich habe es aus ihm herausgelockt,“ fügte Hugo Meier in der Absicht bei, mir seine überraschende Kenntniß der geheimsten Gedanken unseres früheren Schulkameraden begreiflich zu machen, „und daß er sich die Margreth um alles nicht als seine Frau hat denken mögen. Hätte er mich damals aufgesucht“ — der Erzähler hob bedeutsam seinen Zeigefinger — „sich bei mir ausgesprochen, es wäre möglicherweise seine und der Margreth Rettung gewesen — möglicherweise,“ wiederholte er mit Vorsicht, „ich habe einen klaren Blick.

Der Mukel gab es schließlich auf, an seinem Kupferstich herumzuflicken, er setzte sich ans Fenster und sann ernstlich darüber nach, wie er Anwalt Brandner das Gewissen schärfe, damit derselbe in der Folge die Margreth ihre geringe Herkunft nicht entgelten lasse, sondern sie lieb und werth halte nach wie vor.

„Die Leidenschaft flieht,“ hatte der Mukel um elf Uhr zum passenden Anfang gefunden, den er bis viertel sich tief in das Gedächtniß geprägt, darüber hinaus war er um halb noch nicht gekommen und nach dreiviertel in großer Sorge, wie Fortsetzung und Nutzanwendung daran zu knüpfen, bis um 12 Uhr die Margreth wiederum ins Zimmer trat.

„Heute kommt er nicht mehr,“ sagt sie ruhig, „er wird eine Abhaltung gehabt haben. Nun kommt er morgen um diese Zeit.“ An der Thüre kehrt sie sich um. „Aber nicht wahr, seine Gedichte, Herr Rather, die haben ihnen doch auch gefallen?“

„Ich habe noch keines gelesen,“ spricht der Mukel, der das erste Wort von des Anwalts dichterischer Begabung hört, „schreibt Anwalt Brandner Verse?“

Die Margreth nickt verschämt. „An mich,“ sagt sie, „in der ‚Abendstunde‘, deshalb hatte ich die Blätter genommen, die Herr Meier verlangte. Ich habe sie aber gern heraus gegeben, ich kann sie alle auswendig.“

„Steht sein Name darunter?“ erkundigt sich der Mukel.

„Wo denken Sie hin, Herr Rather‘“ belehrt ihn seine Haushälterin, „das thut man nicht, die es angeht, weiß schon, wer es ist,“ und sie geht gekränkt hinaus.

Nach dem Essen holt sich der Mukel die ‚Abendstunde‘ bei. Die Verse, die er darin erspäht, gefallen ihm nicht sonderlich, auch wollen sie auf die Margreth nicht recht passen. Daß diese aber sie auf sich bezogen, beweisen verschiedene Fettflecken, deren Ausgangspunkt irgend eine Küchenschublade gewesen: der Mukel bekam eine immer schlechtere Meinung von des Anwalts Geschmack.

Dennoch saß er am anderen Vormittag abermals voll banger Erwartung am Fenster und übte seine Rede ein von der Leidenschaft, die flieht. Nachdem es 12 Uhr geschlagen, tritt die Margreth herein wie tags zuvor, nur sagt sie dieses Mal: „Jetzt kommt er nicht mehr.“

„Vielleicht nach Tisch,“ will ihr Herr sie vertrösten.

„Nein,“ giebt sie in aller Ruhe zurück, „nun hat er mich verlassen,“ und geht in die Küche und fängt an, das Geschirr zu putzen.

Als sie damit fertig ist, läuft sie in den Garten, und weil sie nicht an die Unkräuter rühren darf, recht sie den Sand in den Pfaden glatt. Der Mukel sieht es mit Erstaunen an, und nachdem er die Sache den Nachmittag mit sich herumgetragen, kommt er gegen Abend zu mir und trägt sie mir vor.

„Unsinn,“ sage ich sofort, „wo denkt Anwalt Brandner daran, Deine Haushälterin zu heirathen, nicht im Traume. Vielleicht — da war ich denn auf falscher Fährte,“ gab Hugo Meier bescheiden zu — „ist in früherer Zeit Etwas zwischen den Beiden vorgefallen, die Margreth hat vielleicht in seiner Eltern Haus gedient, Jugend hat keine Tugend, aber jetzt, lächerlich. Er solle sich weiter keinen Kummer machen und beileibe nicht einmischen. Kaum ist er fort, und ich bin meiner eigenen Eingebung überlassen, treffe ich auch gleich das Rechte.

„Die Person ist verrückt,“ denke ich mir, „das mit den Gedichten ist Narrheit, kein wahres Wort daran,“ und es wird mir ganz unbehaglich für den Mukel. „Du mußt ihn warnen,“ halte ich mir vor und, wie ich bin, eile ich hinüber durch den Garten, es war noch ein Stückchen Mauer offen.

Der Hauseingang war nicht verschlossen. Ich drücke auf die Klinke und habe noch keine zwei Schritte in den Flur gethan, als ein Schrei von oben herab klingt so schaurig, so entsetzensvoll, daß die Haare auf dem Kopfe sich mir sträuben, und zugleich stürzt eine Gestalt die Stiege herunter mit entgeisterten, angstentstellten Zügen, der Mukel, kaum zu erkennen. Ich will ihn aufhalten, er stößt mich zurück, ich taumle an die Wand, da bricht er auch schon zusammen und windet sich auf dem Boden in schauerlichen Zuckungen.

„Margreth, Margreth!“ rufe ich verzweifelt, kein Mensch giebt mir Antwort. „Ich habe starke Nerven,“ rühmt sich Hugo Meier, „allein es läuft mir eiskalt über den Rücken, ich springe auf die Straße und hole Leute herbei.

Ein Doctor in der Nachbarschaft wird glücklich aufgetrieben, während er an dem Mukel herumhantirt, treibt es mich die Stufen hinauf in's obere Stockwerk, Einer und der Andere geht mir neugierig nach. Und wie wir die Treppe oben sind“ — unwillkürlich dämpft mein vormaliger Schulfreund seine gewöhnlich lauterhobene Stimme — „da starrt es uns an in unverhülltem Schrecken durch die Scheibe der Glasthüre, das Grausen, das auf den armen Mukel gelauert hatte, vor dem ihm bang gewesen, seit er in's väterliche Haus zurückgekehrt — da hängt die Margreth im Gang mit einem Wäschestrick um den Hals und vom Oberlicht herunter fällt ein heller Schein auf ihr gräulich verzerrtes Gesicht, die hervorgequollenen Augen, die Zunge . . .“ Hugo Meier schüttelte sich und winkte sich selber Schweigen mit der Hand.

„Sie war verrückt die ganze Zeit, wo sie den Mukel mit wortkarger Aufmerksamkeit bediente, hatte mit dem Anwalt nie ein Wort gewechselt, kannte ihn nur vom Sehen und er sie gar nicht,“ fing er nach einer kleinen Weile wieder an. „Zuerst hat sie es in einer von

der Tante Stuben versucht, wo der Nagel nicht Stand gehalten. Er lag auf dem Boden und herausgebrochener Kalk dabei und nebenan auf einem Stuhle das Gesangbuch an der Stelle aufgeschlagen: „Das Grab ist tief und schauerlich sein Stand."

„Dem beklagenswerthen Rather geht es noch nicht besser?"

„Immer dasselbe. Er gräbt im Irrenhausgarten um, bis er auf einen Wurm stößt, dann giebt er die Gärtnerei auf und erläßt Gesetze zum Schutz der Thiere. Wie mir der Wärter sagte, hegt der Director keine Hoffnung für seine geistige Genesung. Ich weiß nicht, ob es der Schreck allein gewesen ist, der seine wackelige Vernunft vollends umgeworfen, oder ob er sich innerlich beschädigt hat, als er im Flur zusammensank. Kürzlich habe ich ihn besucht. Ich bin nicht sicher, daß er mich so recht erkannte. Er war ganz erfüllt von seinen Leistungen für den Thierschutz, erzählte mir triumphirend, er habe die spanischen Stiergefechte abgeschafft und werde vor Herbst noch den Vogelmord in Italien beseitigen, worauf er selbstbewußt mit großen Worten um sich warf von seinem segensreichen Wirken."

„Hugo Meier," rief ich aus, „so herrlich war ja dem Mukel in seinem Leben nie zu Muthe."

Er sah mich einen Augenblick verblüfft an, hierauf nickte er bestätigend mit dem Kopfe und sagte: „Wirklich, Du hast so unrecht nicht."

— ·‒· —

Aus der Hauptstadt.

Labaschin's Schutztruppe.

Ueber Leichen und zuckende Gliedmaßen vorwärts stürmt der Starke. Seinen Weg bezeichnet zerschmettertes Glück von hundert Braven, die ihm nie ein Leides gethan, in sein Ohr gellt der Jammerschrei ungezählter Fleißiger, Redlicher, denen er mit fester Faust nahm, was sie in jahrzehntelangem, unermüdlichem Ringen für ihre alten Tage zusammengescharrt haben. Habebald und Eilebeute keuchen unter der gewaltigen Last, die sie sich aufladen, aber sie erhaschen nimmer genug, und sie morden und zerstören bis zum letzten Augenblicke, wie das Raubthier bis zum letzten Augenblicke mordet und zerstört. Machtlos verhallen hinter ihnen die Flüche der zu Grunde Gerichteten, und das Heer verbitterter, haßerfüllter Bettler schwillt mit jedem Tage an, ohne doch bis heute jenen schwerbewaffneten Goliaths den Sieg und Siegespreis streitig gemacht zu haben.

In diesem Lande wüthet ein Krieg, nicht wahr? der Feind ist triumphirend über die Grenzen gedrungen und erprobt seine Macht an den armen Geschlagenen?

Ganz und gar nicht. Wir leben im allertiefsten Frieden. Nirgendwo wird das Eigenthum so heilig gehalten wie bei uns, es ist sogar das Einzige, das dem Meisten unter uns noch heilig ist; und keine Zeit vor dieser schützte das Eigenthum mit so drakonisch strengen Gesetzen. Trotzdem rauchen rings die Hütten, jagt man ringsum unsere bis aufs Hemd ausgeraubten Bauern über's Meer, stößt man Tausende gerade der besten, ruhigsten und thätigsten Bürger in die schmutzigsten Höhlen des Proletariats hinab. Das macht, wir leben in einem Rechtsstaate, und in einem christlichen dazu. Das macht, wir gestatten dem schlauen und geriebenen Schuft, der Tags über auf nichts Anderes sinnt als auf den Ruin harmloser Michel, gestatten der gefräßigen Bestie, deren idealer Lebenszweck darin besteht, arbeitsame Ameisen anzufallen und auszusaugen — wir gestatten all diesem abscheulichen, „intelligenten" Ungeziefer, nach Herzenslust die „Dummen" zu plündern. Eine weise Regierung bemerkt wohl, daß sich der rathlosen, verzweifelten Kleinen immer größer werdende, immer rascher anschwellende Mißstimmung bemächtigt; eine weise Regierung bemerkt wohl, daß die Wackeren, die sich ihr ganzes Leben hindurch in erbarmungswürdigem Fleiße abrackerten, mit geballten Fäusten gen Himmel starren und den Tag der Rache inbrünstig herbeisehnen. Denn dem Stumpfesten und Gottergebensten dämmert's doch endlich, wenn er sich Jahr um Jahr immer wieder um die Ernte betrogen sieht, und er erkennt doch endlich, daß die Sense vielleicht auch zu anderen Dingen gut ist als zum Garbenschneiden im Dienste der Leute, die gar nicht gesäet haben. Eine weise Regierung und die „herrschenden Classen", auf die sie sich stützt, sehen aber nicht ein, was von den Volksgenossen Jeder sieht, der zwei gesunde Augen im Kopfe hat. Es ist ja die Signatur dieser Zeit, daß der Aermste und Verlassenste im Reiche genau weiß, was geschehen muß, um diese alte Welt vor der Götzendämmerung zu bewahren, daß unendliche Colonnen geistvoller und muthiger Männer den Weg zur Rettung bahnen und beleuchten, und daß nur die Unglücklichen, die blinder Zufall zur Regierung berief, nichts wissen, nichts ahnen, nicht helfen können oder wollen. Sind auch nicht alle von denen, die leichten Sinnes fürchterlich schwere Verantwortung auf sich nehmen, derart weltgeschichtlich naiv wie jener österreichische Ackerbauminister Graf Falkenhayn, der den hungernden Bergleuten von Mährisch-Ostrau nur den Rathschlag zu geben wußte, zu Gott zurückzukehren, so steht doch die Einsicht der meisten regierenden oder reich mit Gütern gesegneten, d. h. die Regierungen controlirenden Europäer, auf keiner höheren Stufe. Da sind begrenzte Scheuklappenpolitiker, die durch neue Vereinsgesetze den Schrei nach Brod und Gerechtigkeit unterdrücken wollen, durch Vereinsgesetze, die, um den albernen Spaß voll zu machen, zuerst dem Oberhause, der Lordkammer vorgelegt werden; da sind noch einfältigere Narren, die sich auf's Schwert stützen wollen, der im siegreichen Anmarsch begriffenen Idee gegenüber.

Und alles Das, um Habebald und Eilebeute vor jeder Erwerbsstörung zu schützen. Habebald und Eilebeute, die die Herren sind im Lande achtzehn Jahrhunderte nach der Auferstehung des einzigen Mannes, der in weißglühenden Anklagen furchtbar wie kein Zweiter den unredlichen Reichthum verfluchte, des einzigen Mannes, den wir unsern Gott und Heiland nennen und dem man noch unablässig Tempel und Dome errichtet, dicht neben Wechslergeschäften und prunkvollen Wucherwohnungen.

* * *

Herr Labaschin ist auch aus dem gesegneten Osten zu uns gekommen, wie die Friedländer und Sommerfeld, und Herr Labaschin hätte wie sie eine erste Etage in der Drakestraße bezogen, hätte wie sie gallonirte Diener gehalten und Prunkessen gegeben, bei denen den Damen Brillantbroschen, den Herren ebensolche Ringe als Gastgeschenk unter die Serviette gelegt werden, wenn ihn die sogenannte irdische Gerechtigkeit nicht schon zufällig nach Zurücklegung des zweiten Hunderttausends gepackt hätte. So lange ein Spitzbube nur mit fünfstelligen Zahlen operirt, gilt er noch nicht als Respectsperson; erst nachdem er seinem Bankgut haben die sechste Null angefügt hat, fragt Niemand mehr, wie er denn zur fünften kam. Herr Labaschin vermochte in der eleganten Berliner Welt die Rolle noch nicht zu spielen, zu der ihn doch seine Intelligenz ausnehmend befähigt; Feinschmecker erkennen ihn als Autorität nicht an, und wenn man ihn fragt, ob er die Auster gebacken oder roh vorziehe, oder ob er Pommery rouge cordon aus Verdauungsgründen über Mumm extra dry stelle, so hat er gewiß geantwortet, daß ihm Mazze mit Butter zu Ostern das Liebste sei. Herr Labaschin trat aus dem kleinen Leben, in dessen Cirkeln er sich mit beachtenswerther Sicherheit bewegte, etwas zu früh in die große Oeffentlichkeit hinaus. Nur ein paar Jahre noch, und der unbesoldete Stadtrath wär' ihm sicher gewesen oder doch die Bezirksvorsteherwürde, nur ein paar Jahre noch, und bei allen philantropischen Veranstaltungen hätte sein Name an erster Stelle geglänzt, hätten seine Töchter in allen Wohlthätigkeits-Bazaren den umlagertsten Verkaufsstand gehabt. In der Bendlerstraße, wo sonst nur beliebte Dramatiker wohnen, Künstlergrößen und Spitzbuben allerersten Ranges, hätte dann auch seines Hauses Fassade die neidvolle Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden wachgerufen; an schönen Winterabenden hätten sich die Equipagen vor der Auffahrt in unabsehbarer Reihe gestaut, und vergnüglich mit der Zunge geschnalzt hätten all die glatzköpfigen Barone ohne haar und die dicken Bühnen-Weiblein, die seinem Souper entgegenharrten. So hätte er sich schlicht und einfach durch die Jahrzehnte schmarutzt, angesehen und geliebt, und wenn ihm unvorhergesehene Transactionen nicht den Revolver in die Hand gedrückt hätten, wäre er im Vollbesitz der bürgerlichen Ehrenrechte ge-

storben, und alle Aufsichtsräthe, die seinem unter Lorbeerkränzen versteckten Sarge traurig folgten, hätten gesenkten Hauptes bewundernd in den Bart gemurmelt: „Er war doch ein riesiger Gauner!“

Solches Loos war ihm nicht beschieden. Nur im allerengsten Kreise, von Millionen ungekannt, ein verwunschener Finanzkönig, konnte er sein Genie spielen lassen. Er war — man darf den heiligen und theuren Versicherungen seines von echter Menschenliebe durchglühten Vertheidigers getrost glauben — ein Freund der Bedrängten und Armen; hunderte von Anerkennungsschreiben aus allen Classen der Gesellschaft lagen, zierlich in Schweinsleder gebunden, bei ihm zur Ansicht aus, und es gelang ihm, eine Unzahl von Menschen, die sich bereits dem faulen Drohnenleben des Rentners in die Arme geworfen hatten, wieder zu werkthätiger Arbeit zu zwingen. In seinen volkswirthschaftlich so ungemein wichtigen und segensreichen Bemühungen unterstützte ihn eine auserlesene Schaar rechtskundiger Berather, denen es zum Theil, dank der fascinirenden Macht ihres Blickes, gelang, auch die mißtrauischsten und ungebildetsten Clienten Labaschin's zu beruhigen. Und diese diensteifrigen Anwälte des Rechtes, die sich immer so rasch bereit fanden, den Geschäften des Wucherers das juristische placet zu ertheilen, beanspruchten im Proceß Labaschin weitaus das höhere Interesse. Ob ein Gaunerchen der geldbedürftigen Menschheit von Staatswegen auf neun oder sechs Monate entzogen wird, macht an sich nicht viel aus, das Giftgewächs bleibt mit den Wurzeln und Sporen doch im fruchtbaren Erdreich haften und wuchert nach halbjähriger Zeit der Dürre um so fröhlicher. Diesen Leuten gegenüber, denen zwar nicht der Talmud, wohl aber jahrhundertelange Ueberlieferung die mitleidlose Auspressung des lieben Nächsten als ein beinahe gottgefälliges Werk erscheinen läßt, ist moralische Entrüstung recht wenig angebracht; sie folgen den brutalen und tückischen Instinkten, mit denen sie geboren, die ihnen anerzogen worden sind, für sie giebt es keine andere als die Erpresser-Moral. Will man sie an den Galgen hängen oder sperrt sie in's Zuchthaus, so erblicken sie darin eine schreiende Ungerechtigkeit, eine Prüfung, die höhere Mächte über sie verhängt haben und der sie durch fleißiges Beten möglichst schnell zu entgehen trachten müssen. Anders aber nimmt sich das Gemälde freilich aus, wenn man die Männer ins Auge faßt, die im Gefolge der galizischen Wucherbande einhermarschiren, als ihre Schutztruppe, manchmal auch als ihre Pacemaker. Hier fällt plötzlich der Blick in einen der schmutzigsten Abgründe des socialen Lebens, hier offenbart sich grauenhafte Verwahrlosung und Verwilderung der sittlichen Empfindungen just bei Menschen, die Geburt, Erziehung und Beruf zu strengen Hütern des moralischen und des Rechts-Sinnes der Bevölkerung stempeln.

Das Unrecht höbe nicht so frech und schamlos sein Haupt, wenn es sich nicht nachgerade bewußt geworden wäre, daß ein staatlicher Heerhaufe von Jüngern und Dienern des Rechtes alleweil, hohe Bezahlung vorausgesetzt, zu seiner Verfügung steht. Die beträchtlichen Honorare, die reiche, zufälligerweise einmal statt in den Adelstand in den Anklagestand versetzte Schelme ihren redegewandten Vertheidigern gewährten und die sie zu verdoppeln, zu verdreifachen gelobten, wenn ein freisprechendes Urtheil erfolgte, haben zahlreiche unserer Rechtsanwälte zu Unrechtsanwälten gemacht und bereits ein sehr scharfes, nicht genug zu billigendes Wort des Kaisers hervorgerufen. Bieten diese enormen Entlohnungen nun auch den einen Vortheil, daß sie dem angeklagten Gauner von vornherein eine höhere Geldstrafe auferlegen als das in dieser Beziehung äußerst zimperliche Gesetz jemals verhängen könnte, so führen sie andererseits nothwendig zu einer tiefgehenden, rasch um sich fressenden Corruption des Juristenthums. Das Richteramt bietet Raum nur für einen sehr geringen Theil des juristischen Nachwuchses; alles Avancement geht hier so langsam, so schwerfällig vor sich, daß begabtere und lebhaftere Kräfte in der Regel die Rechtsanwalt-Carrière einschlagen. Vom ersten Tage an ist ihnen ihr Wissen und Können eine Waare wie andere mehr, die sie am liebsten den Meistbietenden verkaufen, und sie fragen keine Secunde lang, ob die Sache, für die sie sich verpflichten, ihrer Unterstützung würdig ist. Die moralischen Begriffe sind zudem bereits so verworren, daß der Anwalt auch unter Collegen den höchsten Ruhm genießt, dessen forensische Kunst ganz unzweifelhafte Verbrecher freizubringen weiß. Vor Disciplinarmaßregeln fürchtet man sich sehr wenig, sie sind auch kaum zu besorgen, so lange nicht ein öffentlicher Skandal ausbricht oder eine hochgestellte Persönlichkeit mit fester Hand in das dunkle Getriebe eingreift. Das Recht, das nur im Stande ist, die gesetzlichen Gebühren zu bezahlen, kann oft mit der Laterne einen freundwilligen Vertheidiger suchen gehen, es müßte denn gerade seine Vertretung zu den glänzenden Aufgaben zählen, deren geschickte Lösung eine bedeutende Reclame macht; die Schuld braucht nur ein Checkbuch mit auf den Weg zu nehmen und darf gewiß sein, daß gemacht wird, was gemacht werden kann. In einer Zeit, wo die Säulen aller Religion schwanken und selbst von ethischer Cultur kein Mensch hören will, ist es doppelt erforderlich, daß wenigstens der Glaube an die Heiligkeit und die Würde des Rechtes nicht verloren geht. Entkleidet man den höchsten Richter mehr und mehr seines Amtes, weist man den Kleinen unwiderleglich nach, daß sie kaum noch Grund haben, ihn und seine strafende Hand zu fürchten, so muß nothwendig den verloren gehenden Einfluß der himmlischen Gerechtigkeit die irdische erobern, denn sobald er keine Respectsperson mehr scheut und keine ausreichende Sühne seiner Missethaten, wird der Normalmensch zur Bestie. Und einstweilen ist unsere Erdenjustiz viel glücklicher in dem Bestreben, durch allerlei menschliches Irren an sich irre zu machen; man darf billiger Weise nicht behaupten, daß die letzten Jahre besonders dazu beigetragen haben, ihr Ansehen zu erhöhen. Kommt nun zu dem fehlerhaften, unbefriedigenden Gang des officiellen Apparates ein fast gänzliches Versagen des vom Staate unabhängigen anwaltlichen Elementes, so wird das Vertrauen in unsere Rechtspflege völlig untergraben. Aber eine Reihe von Justizmorden, aber selbst deutliche Beweise der Existenz einer Cabinets-Justiz schädigen dies Vertrauen bei Weitem nicht so, wie es die Gewissenlosigkeit vieler unserer „berühmtesten“ Vertheidiger thut, die Lebensführung und die laxen Anschauungen dieser Männer, die im Club beim Bluff prächtige Gesellen sein mögen, gegen deren Stil aus Höflichkeit auch nichts gesagt werden soll, die aber besser thäten, die Blutbäder von Monte Carlo zu studiren und Auchliteratur zu machen, als das Rechtsbewußtsein unseres Volkes Tag für Tag mit Füßen zu treten. Das Juristenthum nimmt im Staate eine so bevorzugte, eine so übermüthig bevorzugte Stellung ein, daß ihm aus den einfachsten Gründen der Selbsterhaltung und des Fortdauerns seiner Macht daran gelegen sein muß, rein und stark an Haupt und Gliedern zu sein.

Im Proeesse Labaschin hat sich allzu deutlich gezeigt, wie wenig sympathisch recht angesehenen Mitgliedern des Standes diese Forderungen sind.

* * *

Durch die Zeitungen spuken geheimnißvoll-hochpikante Darstellungen des Falles Wilde in London; zu Berlin hat man ein paar niedliche, rosa beleuchtete Lasterhöhlen ausgenommen, als deren Besucher sehr respectable Gentlemen genannt werden, und auch sonst gehen betrübsame, nachdenkliche Geschichtchen um, aus denen hervorgeht, daß just die Vertreter der feinsten Blüthe europäischen Geistes, die Vorkämpfer für Sitte, Ordnung und andere liebe Dinge am wenigsten Grund haben, nach Kampfsmaßregeln gegen die Rohheit und Unsittlichkeit der armen, geplackten Vorstadt-Proleten zu schreien, die zumeist doch keinen Genuß kennen als Hetzreden, Schnaps und Weiber. Es scheint, als sei die sittliche Verwüstung der zur Herrschaft berufenen Klassen bereits so groß, daß Bußprediger getrost ihr Handwerk an den Nagel hängen können, selbst wenn sie den Befähigungsnachweis zu erbringen vermöchten; als brüte die Verderbniß in uns allen, die bisher stolz das Scepter schwangen, und nicht nur in den Wenigen von uns, auf die dann und wann zufällig der helle Lichtschein öffentlicher Bloßstellung fällt. Wenn die geistigen Kräfte, die Führer und die an Besitz Starken dahin gelangt sind, daß sie ihre seelische Dürftigkeit und Niedrigkeit nur noch durch maßlose Heuchelei verdecken zu können glauben, durch Worte und Thaten zelotischen Zornes,

tatmigoldner Sittenstrenge wider die sinnenfröhlichen Barbaren an der Grenze, dann steht der Zusammenbruch ihrer Herrschaft vor der Thür. Valtour's „les gens règlent leur vie sur des maximes qu'ils ne voudraient pas voir graver sur leur tombeau" ist dann dahin zu ergänzen, daß diese Maximen trotz alledem auf ihren Grabmälern verewigt und daß sich die Grabmäler selber früher erheben werden, als die dann darunter Schlummernden je geahnt hätten. Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Pastor Brose. Schauspiel in vier Aufzügen von Adolf L'Arronge. (Deutsches Theater). — Der Hexenkessel. Schauspiel in drei Acten von Georg Engel. (Berliner Theater.)

Am ersten Abend waren die Freunde und Tischgänger des verehrungswürdigen Autors in wimmelnden Massen erschienen, sie thaten, was ihre Pflicht war, und jubelten den gerührt dankenden Dichter wohl an die zehn Mal heraus. Nun hat aber auch aufopfernde Freundschaft ihre natürlichen Grenzen, und die raffinirtesten Diners, bei denen Hühner von Châlons regelmäßig zur Wiederholung begehrt werden und der gemischte Braten minutenlangen Beifallssturm zu entfesseln pflegt, machen keinen Menschen selbstmordmuthig. L'Arronge sah das ein und schickte seinen intimen Bekannten, die der Première mannhaft bis zum Schlusse beigewohnt hatten, keine Billets zur zweiten Aufführung. Infolgedessen stand das Theater leer, und ein menschenscheuer Eremit in der siebenten Reihe machte der Direction unverzüglich einen Pacht-Antrag.

Im „Pastor Brose" gluthet die ganze, unverfälschte Stürmerseele Aronche's, der sich L'Arronge nennt. Was dieser epochale Mann im Laufe eines langen und gesegneten Lebens gelernt hat, breitet er in diesem Stück aus, mischt es schmackhaft mit den Weisheiten, die er dem politischen Theile der Vossischen Zeitung und des Börsen-Couriers entlehnte: Die christlich-sociale Partei ist eine Vereinigung von ausgetragenen Halunken, und nur niedrige Streber, Kriecher und Mitgiftjäger treten ihr bei; die Agrarier, die beim Champagner über bitterliche Noth klagen und in frecher Begehrlichkeit Staatshülfe heischen, sind für den Galgen reif. Andererseits kann die Thatsache nicht geleugnet werden, daß im Kriege gegen Frankreich der Sohn eines Hausirjuden seinen respectiven Geist aufgegeben hat — um dieselbe Zeit etwa wie L'Arronge —, ferner ist es Thatsache, daß mosaische Bandhändler eine unbezwingliche Vorliebe für antisemitische Wähler-Versammlungen hegen und sie fleißig besuchen, selbst auf die Gefahr hin, furchtbare Schläge zu kriegen. Schließlich darf auch nicht geleugnet werden, daß die Börse eine ungemein segensvolle und das ganze Volk beglückende Institution ist und daß man es gemein nennen muß, wenn ein Christlich-Socialer bei der Stichwahl lieber den Socialdemokraten als Knörcke wählt. Alle diese Perlen sittlicher und künstlerischer Weisheit warf L'Arronge seinen freisinnigen Premièrentigern vor, und sie lehnten es nicht ab, sich mit ihnen zu befassen, sondern jauchzten und wieherten und grunzten vor Entzücken.

Der dramatisirte Leitartikel erzählt umständlich vom guten Pastor Brose, unter dem wir uns wohl L'Arronge selbst vorstellen müssen und den ich sehr ernstlich im Verdacht habe, daß er eigentlich ein Rabbiner ist. Pastor Brose, dieser vornehme Denker, erfreut sich eines beschränkten Weibleins, das aber dafür alle hausfraulichen Tugenden in sich vereinigt, und eines begabten Knaben, der schon frühzeitig von Eugen Richter abfiel und sodann eine ganze Reihe anderer Schurkenthaten vollbrachte. Anders geartet als Hermann war Franz und durchaus keine Canaille; sanftmüthig und fromm ging des Dorfschmiedes Sohn durchs Dasein und liebte seinen rußigen Vater von Herzen, obwohl der doch lange nicht so gebildet und deshalb auch nicht so entschieden deutsch-freisinnig war. Und dafür wurde der gute Franz am Ende reich belohnt, denn eine Zimmervermietherinnentochter Namens Gretchen, die erst Hermann der Rabe umgarnt, nachher aber verlassen hatte, weil sie sich als mitgiftlos erwies, begnadete den guten Franz mit ihrer körperlichen und seelischen Schönheit. Hermann aber, der u. a. einer Comtesse nachstellte und dafür vom Herrn Grafen, wie's recht und billig ist, aus dem Schlosse geworfen wurde, ging, durch so viel Trübsal geläutert, in sich und wanderte nach Australien aus, um dort eine deutsch freisinnige Partei zu begründen.

Diese Handlung ist — ich drücke mich liebevoll aus, um den alten Herrn, der sich L'Arronge nennt, nicht zu kränken — condensirter Stumpfsinn, dazu höchst wirr und unklar ausgesponnen, und wenn der Dichter den „Pastor Brose" wirklich sein literarisches Testament genannt hatte, so würde ich rathen, dies Testament anzugreifen; es ist vor dem Gesetz ungültig, da der Erblasser bei der Abfassung sicher nicht mehr im Besitz seiner geistigen Kräfte war. Mit einer Ungeschicklichkeit und Langweiligkeit sondergleichen, durch die nur noch hier und da ein kläglicher Rest der früheren, zwar rohen, aber doch fesselnden Theatermache des Autorgreises schimmert, sind die Scenen geführt; in endlosen Episoden wird Brose-L'Arronge's adliger Charakter beleuchtet, und frech verlogene, widrige Sentimentalität ruft allenthalben triste Erinnerungen an das Meisterwerk: Mein Leopold wach. Zuweilen funkelt auch der Humor des Greises auf, aber darüber gelacht haben außer einigen munteren Seifensiedern nur die Auguren, die am nächsten Morgen lobende Feuilletons über den erbärmlichen Schmarrn schreiben mußten und sich während der Vorstellung vieldeutig grinsend ansahen. Wenn man, am Schluß des Theaterjahres, noch Lust hätte, sich kritisch zu entrüsten, dieser Faustschlag ins Gesicht des guten Geschmacks gäbe wahrlich Grund dazu, aber man thäte der in ihrer Armseligkeit belustigenden Tragödie eine Ehre damit an, die den Autor unter Umständen sogar veranlassen könnte seinen Kohl weiter zu bauen. —

Als „vielverheißend" wurde, wie üblich von der stammverwandten Kritik ein junger Mann, Georg Engel, begrüßt. Sein Hexenkessel erlebte am Berliner Theater indeß nur drei Aufführungen, und die Oede im Parquet entsprach vollkommen der auf den Brettern. Woran Kleist und Größere sich nur zögernd wagten: an die Gestaltung der Todesschauer, die den Helden befallen, wenn er seinen Untergang vor Augen sieht, das unternimmt Georg Engel en gros mit einfach ergötzlicher Naivetät und mit einer Siegeszuversicht, die Bewunderung einflößt. Im übrigen flößt sein Opus das gerade Gegentheil von Bewunderung ein. Der Verfasser läßt einen braven preußischen Officier unterm Schatten des Todes die grenzenlose Infamie begehen, das geliebte Mädchen zu verführen; sein Held weiß, daß er am nächsten Morgen sterben muß und will den Becher der Lebenslust zum letzten Mal bis zum Grunde leeren. So hat vielleicht ein Anführer der Maccabäer gehandelt, und wenn der Autor von dem berichtete, glaubten wir ihm ohne Zögern; im vorliegenden Falle aber wäre eine feine, ins letzte Detail gehende, psychologische Begründung nöthig gewesen, für die Herr Engel leider nicht die geringste Spur von Begabung zeigt. Mit dem Obersten geht sein ganzes Regiment in den Tod, ein Paß, der „Hexenkessel", soll forcirt werden, um die Franzosen vom Hauptheer abzulenken; bei dieser Forcirung aber ist der Untergang der Angreifer sicher. Welch ein colossaler Vorwurf für einen genialen Seelenmaler — und welche Unklugheit, wenn ein schwachmüthiger Dilettant sich daran versucht! Durch kriegerische Rufe, Estafetten, Wachposten, Chorale, Marschmusik soll das „Milieu" geschaffen werden — und ebenso plump äußerlich zeigt uns der Verfasser, daß die Zeit der Handlung das Jahr 1806 ist: wir erkennen's an den Uniformen der Soldaten. An sonst weiter nichts; culturhistorische Farbe ist nicht ein Tüpfelchen in den langgezogenen drei Acten zu finden. Ein dichterisches Talent hätte versucht, von den wundervollen seelischen Stimmungen, die der Stoff in quellender Fülle bietet, wenigstens eine oder die andere aufzugreifen und zu gestalten; dieser kalte Schreiber, den man nicht einmal Faiseur nennen darf, weil seine mit plumpen und doch conventionellen Mitteln, mit endlosen Monologen und immerwährendem Beiseitesprechen arbeitende Technik überall den tastenden, muskelschwachen knownothing verrät, dieser Schreiber läßt keins von den zerschmetternden Gewittern aufsteigen, die in solchen Stunden höchster Erregung durch das Menschenherz brausen. Dafür behilft er sich mit einem wirren Spiel des Zufalls, das den letzten Act zu einem unerquicklich ennuyanten Hin und Her macht, statt, wie es anscheinend beabsichtigt war, die Nerven der Zuschauer auf qualvollste Folter zu spannen. Was aber bei Sardou allenfalls fesselt, macht bei ungeschickten und noch poesieloseren Nachahmern nicht einmal gähnen.

Notizen.

Sterben. Novelle von Arthur Schnitzler. (Berlin, S. Fischer.) Ein trauriges und peinliches, aber ein feines und bedeutendes Werk eines echten Künstlers. Das Sterben eines Schwindsüchtigen wird geschildert, sein Ringen mit Leben und Tod, das langsame Scheiden von der Geliebten, die Empörung, das Aufbäumen, der Todeskampf. Jeder Zug ist beobachtet und wahr, nichts übertrieben, dem Dramatischen wird discret aus dem Wege gegangen, wie jeglichem schildernden Naturalismus. Das Zuständliche ist knapp, die Menschen ohne Individualisirung gezeichnet — sie haben auch keinen Familiennamen —, aber die Seelenanalyse ist voll feiner Züge, so daß uns weder Ekel noch Schauer erfaßt und die rein menschliche Theilnahme bis zuletzt rege bleibt.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Diese **Bismarck-Nummer** bildet Nr. 14 der „Gegenwart" und wird an neu hinzutretende Abonnenten ohne Aufschlag mitgeliefert.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.
Direct zu beziehen durch den **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Ethische Essays

von **Gustav Böhmer.**

I. **Schädige Niemand ohne Noth!** 1 M. 80 Pf.
II. **Liebe und Ehrgefühl.** 60 Pf.
III. **Die glücklichsten Menschen.** 60 Pf.

Allgemein verständlich geschrieben und auf wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut, verfolgen die Essays den Zweck, die deutschen Sitten, deren augenblicklichen Verfall und ein einfaches, leicht ohne Ausnahmsgesetze durchführbares Mittel zur Gesundung klar und kurz darzustellen.

Jeder Essays bildet ein abgeschlossenes Ganze, deren Zahl sich auf 5 berechnet.

Verlag von Fr. Bassermann in München.

David Friedrich Strauß

Gesammelte Schriften.

Herausgegeben von **E. Zeller.**

12 Bände, Ladenpreis **60 Mark,** liefert broschirt wie neu

für 26 Mark

franko, bei frankirter Einsendung des Betrags

Eugen Stoll, Antiquariat,
Freiburg i. Baden.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche ausquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalischerdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Verlag v. Zahn & Jaensch in Dresden.

Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen

von

Wilhelm Roscher.

Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinem Sohne.

Ca. 20 Bogen in 8° mit dem Bildnisse in Heliogravüre.
Elegant gebunden 5 *M.* — Broschirt 4 *M.*

Tagebuchartige Aufzeichnungen eines der größten und vielseitigsten deutschen Gelehrten über die wichtigsten, jeden Gebildeten berührenden Lebensfragen: Christenthum, Judenthum, Heidenthum, Katholicismus, Protestantismus, Literatur, Parteiwesen, Darwin's Lehre, Materialismus, soziale Fragen u. a. Bei aller Tiefe gemeinverständlich und getragen von gerechter Würdigung abweichender Ansichten. Mit dem letzten und besten Bilde des ehrwürdigen Verfassers in Heliogravüre.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 17. Berlin, den 27. April 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der heutige Zustand des französischen Heeres. Von Oberstlieutenant R. von Bieberstein. — Das Acetylen und seine volkswirthschaftliche Bedeutung. Von Paul Ernst. — Professoren-Honorare. Von H. S. — Japanische Sprüchworte. Von B. Katscher. — Hermann Prell's Fresken in Breslau. Von Franz Hermann Meißner. — **Feuilleton.** Die Furcht. Von Guy de Maupassant. — **Aus der Hauptstadt.** Der Fall Kotze. Von Caliban. — Französische Maler in Berlin. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der heutige Zustand des französischen Heeres.

Von Oberstlieutenant R. von Bieberstein.

Die jüngsten Kammerdebatten über das französische Kriegsbudget lenken von Neuem die Aufmerksamkeit auf den Zustand des französischen Heeres, in welchem in den letzten Jahrzehnten fast alle zwei Jahre und selbst nach kürzerer Zeitdauer, ein neuer Kriegsminister dem anderen folgte, und ein jeder seine besonderen Pläne und Entwürfe zur Durchführung brachte oder zu bringen bestrebt war, in Folge dessen die Armee einem häufigen, überaus nachtheiligen Experimentiren ausgesetzt wurde. Jene Debatten und die sie begleitenden Emanationen der französischen Fach- und Tagespresse haben unzweifelhaft ergeben, daß, ganz abgesehen von dem Fehlen eines wie in monarchischen Staaten mit dem Heere von Generation zu Generation verwachsenen und innig verbundenen dynastischen Staatsoberhauptes und obersten Kriegsherrn, es der Mangel an Stabilität in der Leitung der Heeresverwaltung ist, welcher die französische Heeresorganisation zu keiner Abklärung und gedeihlichen Ruhe gelangen läßt. Sie legten ferner die Vorzüge der monarchischen Staatsform für die gesunde Constituirung der Wehrmacht eines Reiches deutlich dar. Die vielgenannte rage des nombres war es, welche Frankreich nicht sowohl zur Erhöhung der Präsenzstärke seiner Truppen und namentlich der der Hauptwaffe, der Infanterie, wie zur Vermehrung der tactischen Einheiten schreiten ließ, um sein gesammtes, bei minimalsten Anforderungen wehrfähiges Menschenmaterial, im Falle des Krieges in das Heer einreihen und zur Verwendung gelangen lassen zu können. Die Anzahl dieser tactischen Einheiten beträgt heute über 3600; allein der Rahmen, den sie für die ihnen entsprechenden Kriegsformationen, abgesehen von den neu aufzustellenden Truppen, bilden sollen, ist besonders im Vergleich zum deutschen Heere so schwach angefüllt, daß nicht nur der Gang der Ausbildung, sondern auch der Geist der Truppe im Falle der Mobilmachung in Folge der erforderlichen, unverhältnißmäßig starken Einstellung von dem häuslichen Heerde entrissenen und den Mannschaften bei der Fahne an Zahl weit überlegenen und nur ausnahmsweise nahezu gleichkommenden Reserven nachtheilig beeinflußt ist. Wenn auch der gesetzliche Etat der französischen Infanteriecompagnien von 132 Mann incl. Chargen, demjenigen von 150 Mann der deutschen Infanteriecompagnien, mit Ausnahme derjenigen an der Grenze, nicht erheblich nachzustehen scheint, so tritt jedoch durch vorzeitige Entlassung, Beurlaubungen ꝛc. eine derartige Minderung der Zahl ein, daß namhafte französische Fachmänner selbst die tactischen Einheiten im Innern Frankreichs, namentlich die der Infanterie, nicht mit Unrecht als „Skelette" bezeichneten. Bei derartig schwachen Effectivstärken leidet jedoch ganz besonders die Ausbildung in den größeren Verbänden, und es bedürfen dieselben, wie die letzteren größeren Truppenübungen bewiesen, bereits für die Manöver der starken Completirung durch Reserven. In der That gelangt im Falle der Mobilmachung im französischen Heere bei den Compagnien im Innern des Landes durchschnittlich etwa das Doppelte ihrer factischen Präsenzstärke, beim deutschen Heere dagegen nur $^2/_5$ an Reserven zur Einstellung, ein Umstand, durch welchen auch das Mobilmachungsgeschäft erschwert wird.

Als ein fernerer bedenklicher Uebelstand hat sich die factische Herabsetzung der Dienstzeit im französischen Heere unter das gesetzliche Maß von drei Jahren herausgestellt, welche in Folge der vorzeitigen aus Ersparnißrücksichten stattfindenden Entlassungen ganzer Jahresclassen und der Berechtigung des Kriegsministers, dieselben bereits nach einjähriger Dienstzeit eintreten zu lassen, in einem Maße verringert wurde, daß die Schulung und Trainirung eines beträchtlichen Theiles der Armee für den Krieg darunter offenbar gelitten hat. Der bereits geringe Maßstab, welcher an die Tauglichkeit zum Waffendienst im französischen Heere neuerdings angelegt wurde, erfuhr in neuester Zeit noch eine Herabminderung, indem die Aushebungscommissionen die Weisung erhielten, auch die bedingt tauglichen Mannschaften, welche bisher für die Hülfsdienstzweige bestimmt wurden, zum Dienst mit der Waffe auszuheben, so daß die abermalige Steigerung der Zahl der aus dem Dienst als unbrauchbar entlassenen Mannschaften die unvermeidliche Folge sein muß. Derartigen tief eingreifenden Mißständen gegenüber vermögen einige Fortschritte auf organisatorischem Gebiete, wie die Vermehrung der Feld-Artillerie um zwei neue Regimenter und 28 Feldbatterien; die Neugliederung der Geniewaffe, der Fortfall der Artillerie-Pontonniere, die fast überall durchgeführte Ergänzung der Jägerbataillone auf sechs Compagnien, die Schaffung der durch das Cadregesetz von 1893 vorgesehenen Officierstellen, die neuen Maßregeln für die Ausbildung der Reserveofficiere, sowie Veränderungen in der Eintheilung der Territorialarmee, nicht wesentlich ins Gewicht zu fallen; denn die Fundamente, auf welchen moderne Heere sich aufbauen: nicht nur an Zahl für den Kriegsfall völlig ausreichende,

sondern auch für die Kriegsausbildung, Schlagfertigkeit und Stoßkraft der Armee der I. Linie genügend gefüllte Cadres bei für jene Ausbildung vollständig zureichender thatsächlich abgeleisteter Dienstzeit, sind es, welche im französischen Heere heute erschüttert erscheinen. Daneben machen sich Bestrebungen nach weiterer Herabsetzung der Dienstzeit auf Seiten der Parteien der Linken geltend, die, von Erfolg begleitet und beharrlich fortgesetzt, schließlich zur Miliz und Nationalgarde führen müßten, und mit den Ansichten der besten französischen Generale, wie z. B. General Jamont, welcher das Portefeuille des Kriegsministeriums ablehnte, wenn ihm nicht die fünfjährige Dienstzeit garantirt werde, im schärfsten Widerspruch stehen.

Diesen bedenklichen Stand der Dinge im französischen Heere zu beseitigen und ihm womöglich ein Ende zu machen, scheint jedoch der neue Kriegsminister, General zur Linden, die Fähigkeit zu besitzen. Er erkennt die vorhandenen Uebelstände unumwunden an, und ist von der dringenden Nothwendigkeit, die französische active Armee, in deren Händen das Schicksal des Landes liege, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu consolidiren und zu verstärken. Er ist der Ansicht, daß die Armee ein Opfer der Anämie werde, wenn man fortfahre, sie den unaufhörlichen vorzeitigen Entlassungen der Mannschaften auszusetzen. Zwar liege auf der Hand, daß die Reserveformationen soviel als möglich vorbereitet und in Stand gesetzt werden müßten, um wirksam in den Kampf einzugreifen; allein diese Bemühungen dürften keinen Moment außer Gesicht verlieren lassen, daß es die Truppen der I. Linie sind, die den ersten entscheidenden Angriff führen oder aushalten müssen, und daß es allein vom stehenden Heere abhänge, den ersten Ereignissen eine Wendung zu geben, die schwer wieder zu modificiren sei. Er beabsichtigt das stehende französische Heer, welches im Innern Frankreichs offenbar durch seinen Vorgänger, General Mercier, in den angedeuteten Richtungen stark vernachlässigt wurde, auf sein höchstes Maß an Kraft, Solidität und Beweglichkeit zu bringen und ihm daher nur völlig tüchtige Elemente einzureihen; die starken Jahrescontingente, genommen wo und wie man sie finde, brächten ein Element der Schwäche in die Armee und bedingten die Verkürzung der Ausbildungszeit der kräftigen leistungsfähigen Mannschaft. Der Minister hat bereits die bezüglichen Verfügungen seines Vorgängers aufgehoben und unter ihm wird das französische Heer keinen so schlechten Jahrgang wie den von 1895, sondern künftig nicht mehr Rekruten einstellen, als es unter günstigen Bedingungen auszubilden, unterzubringen und zu verpflegen vermag, und daher nicht genöthigt sein, kaum einigermaßen ausgebildete sogenannte alte Soldaten der älteren Jahrgänge nach kurzer Präsenszeit zu entlassen. General zur Linden ist ein ausgesprochener Vertheidiger der dreijährigen Dienstzeit und ist der Ueberzeugung, daß die französischen Regimenter, um dem Feinde mit Erfolg entgegen treten zu können, ihres dritten Jahrganges bei der Fahne nicht entbehren können, da derselbe aus den physisch gut trainirten, den Kern der Infanterie bildenden Mannschaften bestehe, dessen präsentes Vorhandensein sowohl für die Ausfüllung der Cadres, wie um ihren jungen Kameraden und den plötzlich einberufenen Reservisten das Beispiel zu geben, unerläßlich sei.

Deutschland, bemerkt derselbe, welches immer mehr Ueberfluß der Mannschaften gewinne, könne zu Maßregeln der Herabsetzung der Dienstzeit, die es für gut halte, greifen, um im Bedarfsfalle seine ganze wehrfähige Bevölkerung verwenden zu können, und der übrigens stark begrenzte Versuch, den es zur Zeit unternähme, biete ihm um so weniger Gefahren, als es auf Grund solider, seit lange erprobter militärischer Institutionen verfahre.

Frankreich dagegen, welches die seinigen zwei Mal innerhalb zwanzig Jahren umgestaltet habe, und welches seine um ein Viertel schwächere und stationäre Bevölkerung gegenüber seinen mächtigen Nachbarn in den Zustand unausrottbarer Inferiorität in dieser Hinsicht versetze, könne überzeugt sein, daß das heutige Rekrutirungsgesetz das Minimum der mit seiner Situation verträglichen Anforderungen verwirkliche. Darüber hinaus gehen hieße, sich auf die Bahn, die zur Milizarmee, zur Nationalgarde führe, begeben, einer Armee, deren Chef der Minister nicht zu sein beabsichtige. Er wolle vielmehr und halte für unerläßlich, daß das Gesetz von 1889 endlich zur Wahrheit werde, und man begrüßt ihn daher in den französischen Fachkreisen als den Reformer des französischen Heeres nach der bisherigen Periode des Tastens und der Irrthümer. Obgleich man von dem Minister ein noch energischeres Vorgehen hinsichtlich der Nothwendigkeit und der Mittel zur Wiederherstellung des durch das letzte deutsche Militärgesetz zum offenbaren Nachtheil Frankreichs gestörten militärischen Gleichgewichts erwartete, so erkennt man in französischen Fachkreisen an, daß bereits ein Schritt dazu geschehen und daß es schon eine schwierige Aufgabe sei, die französische Armee wieder auf den Stand zu bringen, in welchem General Mercier sie vorgefunden und nicht zu erhalten vermocht habe.

In ihrer Gesammtheit bilden die Ausführungen des Generals zur Linden ein Eingeständniß der Mängel des französischen Heeres und derjenigen der Principien in dem Verfahren zu ihrer Beseitigung, welche die Kammerdebatte klar gelegt hatte. Die französische Armee kann sich Glück wünschen, daß ihr auf der Bahn der inneren Schwächung, auf welcher sie sich in den letzten Jahren befand, ein Halt geboten zu werden scheint, ein Bestreben, auf welches auch die beschlossene Führung des Präsidiums des obersten Kriegsraths durch den Präsidenten der Republik und der Abhängigmachung eingreifender organisatorischer Maßnahmen des Kriegsministers von der Zustimmung des obersten Kriegsraths abzielt.

Das Acetylen und seine volkswirthschaftliche Bedeutung.

Von Paul Ernst.

Calcium-Carbid und Acetylen sind längst bekannte Stoffe, deren technische Verwendung jedoch bisher wegen der hohen Herstellungskosten nicht möglich war. Mit Hülfe der Elektricität, welche ja bereits die billige Herstellung des Aluminiums und dessen industrielle Verwendung ermöglicht hat, ist es nunmehr gelungen, Calcium-Carbid und Acetylen für die Industrie benutzbar zu machen.

Ein Atom Aetzkalk und 3 Aequivalent Kohlenstoff liefern beim Glühen ein Aequivalent Calcium-Carbid und ein Aequivalent Kohlenoxyd, welches letztere gasförmig entweicht. Uebergießt man die erhaltene Schmelze von Calcium-Carbid mit Wasser, so findet eine Doppelzersetzung statt, und es bildet sich Aetzkalk und Acetylen. Das Glühen wird in einem elektrischen Ofen vorgenommen*).

Der amerikanische Erfinder des Verfahrens berechnet die Productionskosten einer short ton (etwa 900 Kilo) Calcium-Carbid auf etwa 64 Mark, und ungefähr ebenso hoch werden sich die Kosten in Deutschland stellen. Aus der short ton Calcium-Carbid sind etwa 300 cbm Acetylengas zu erzeugen. Dieses hat ungefähr die 15fache Lichtstärke unseres gewöhnlichen Leuchtgases, ist also ebenso leuchtkräftig wie 4500 cbm Leuchtgas. Zu deren Herstellung sind etwa 17 tons Kohle erforderlich; die ganze Differenz zwischen der Fracht für 1 ton

*) Die chemischen und technischen Ausführungen entnahm ich zum großen Theil einer Arbeit von Dr. Frank im „Polytechnischen Centralblatt".

Calcium-Carbid und 17 tons Kohle wird also von den Gaswerken nunmehr gespart; da die Kohle im Verhältniß zu ihrem Werth sehr schwer ist, so macht das sehr viel aus: man kann sicher rechnen, daß im Durchschnitt am Consumtionsort die Transportkosten der Kohle ebenso hoch sind, wie ihre Productionskosten. Für Berlin wird in dem citirten Artikel ausgerechnet, daß bei Acetylengas, unter Annahme größerer Lichtmenge, die Gesammtkosten für 2800 cbm Gas von 135 Mark auf 80 Mark fallen müßten; die Berechnung ist aber noch sehr ungünstig.

Alles in Allem gerechnet, ist für die Production derselben Leuchtkraft nur $^1/_8$ der Kohlenmenge nöthig, die jetzt erforderlich ist.

Viel wichtiger aber ist das Folgende. Führt man dem Acetylen 2 Aequivalent vasairenden Wasserstoff zu, so erhält man Aethylen, wird dieses in Schwefelsäure geleitet, so ergiebt sich Aethylschwefelsäure, und diese, mit Wasser destillirt, zerfällt in Alkohol und Schwefelsäure. Daß man Alkohol auf diesem Wege chemisch herstellen konnte, war schon lange bekannt, die industrielle Verwerthung dieser Kenntniß scheiterte bis jetzt jedoch noch immer an der theuren Herstellungsweise des Acetylens. Als durchaus sicher erscheint es, daß man binnen Kurzem auch Zucker und Stärke, vielleicht auch die Eiweißverbindungen mit Hülfe des Acetylens wird herstellen können.

Um indessen zunächst nicht den Boden der Thatsachen zu verlassen, wollen wir beim Alkohol stehen bleiben. Soll die Erfindung auch in dieser Hinsicht eine practische Bedeutung haben, so muß offenbar Gewinnung des Alkohols mit Hülfe des Acetylen billiger kommen, als die aus Kartoffeln.

Der Gehalt an Stärkemehl der Kartoffeln schwankt zwischen 9—28,5 %; 1 kgr Stärke liefert ungefähr 0,5 kgr Alkohol. Es liefern also 1000 kgr Kartoffeln 45—142,5 kgr Alkohol; bei Annahme eines mittleren Stärkegehalts von 15 %: 75 kgr Alkohol. Der Marktpreis der Kartoffeln war in Preußen im December der Jahresdurchschnitt 85/90 23 Mark.

1000 kgr Calcium-Carbid liefern nach Dr. Frank 400 kgr Acetylen, und diese 718 kgr Alkohol. Der Preis des Calcium-Carbid würde sich, wie wir sahen, auf etwa 70 Mark stellen.

Es würden also im Werth des kgr Alkohol resp. 30 und 10 Pfennige für die Kartoffeln resp. das Acetylen stecken, wobei der Werth der Schlempe im einen, der Schwefelsäure im andern Fall wieder zurückgerechnet werden müßte.

Genauere Berechnungen lassen sich ohne weitere practische Erfahrungen nicht anstellen. Jedenfalls aber erscheint es nach allem durchaus wahrscheinlich, daß aus Acetylen der Alkohol sich billiger herstellen läßt, als aus Kartoffeln.

Machen wir uns klar, welche Consequenzen das haben wird.

Wie bekannt, wird namentlich im Osten der preußischen Monarchie viel Boden mit Kartoffeln bebaut. Zum weitaus größten Theile ruht die ganze Wirthschaft auf dem Kartoffelbau. Wenn die Kartoffeln in der Brennerei verwerthet werden und die Schlempe als Viehfutter in die Wirthschaft zurückkommt, so wird dem Boden kein mineralischer Bestandtheil entzogen; der Alkohol besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff; alle drei Bestandtheile werden durch die Pflanze der Luft entzogen, durch den Verkauf des Alkohols wird also dem Boden nichts genommen. Die Schlempe, welche die übrigen Bestandtheile der Kartoffel enthält, kehrt durch das Vieh als Dünger wieder auf das Feld zurück. Da das Vieh nun nicht nur mit Schlempe gefüttert werden kann, so muß noch Futter von außen in die Wirthschaft zugekauft werden; indem auch die mineralischen Bestandtheile dieses Futters im Dünger auf das Feld kommen, so findet durch die Kartoffelproduction sogar eine Bereicherung des Bodens statt. Dazu kommt als weiterer wirthschaftlicher Vortheil, daß durch die Kartoffel, welche gehackt werden muß, der Boden unkrautfrei wird. Aus diesem Grunde erklärt es sich, daß heute in denselben Wirthschaften, in denen der Kartoffelanbau das Areal für den Kornbau verkleinert hat, gerade wegen des Kartoffelbaues auf dem verkleinerten Areal noch ebenso viel Roggen produciert wird wie früher. Wird der Kartoffelanbau unlohnend und muß er also zurückgehen, so wird das folglich einen Rückgang in den gesammten Erträgen, auch an Korn verursachen. Indem, ceteris paribus, die Productionskosten der Früchte dieselben bleiben, muß die Grundrente sinken; daß außer diesem indirecten Druck auf die Grundrente der Rückgang der Spirituspreise durch den Ausfall der Kartoffel natürlich auch einen directen Druck ausübt, ist ja ohne weiteres klar. Wenn man nun erwägt, wie weit die Grundrente bereits gedrückt ist, namentlich in jenen östlichen Theilen Preußens, durch den Einfluß der überseeischen Concurrenz, so wird man zu der Ueberzeugung kommen, daß der Ruin eines außerordentlich großen Theils der betreffenden Grundbesitzer bevorsteht. Da bei uns in Preußen diese Klasse die ausschlaggebende politische Rolle spielt, so muß diese wirthschaftliche Krisis merkwürdige politische Folgen haben.

Die Weltgeschichte hat bekanntlich eine ausgesprochene Neigung zur Ironie. Wenn man der gegenwärtigen deutschen Politik noch eine weltgeschichtliche Bedeutung zusprechen kann, so sind wir augenblicklich Zeugen einer amusanten Aeußerung dieser Neigung. Während die staatsmännischen Intelligenzen, welche Hinterpommern hervorbringt, in Gemeinschaft mit den überzeugten Centrumspolitikern, weise den „Umsturz" verbieten wollen durch Strafgesetzbuchparagraphen gegen Schriftsteller und Redner, welche zu unintelligent sind, um sie zu umgehen, bereitet sich durch die Erfindung des Amerikaners ein „Umsturz" vor, der an Gewalt und Wucht wenige seines Gleichen in der Geschichte findet, und dem auch mit keinem Paragraphen gehindert werden kann, nicht weniger als eine vollständige Revolution alles Bestehenden.

Denn alles Bisherige ist doch nur die Schilderung der allernächsten Folgen, welche die neue Erfindung haben muß. Viel bedeutender noch ist die Rolle, welche die Erfindung spielt in dem Kampf der Menschen um völlige Emancipation seiner Lebensbedingungen von der Natur.

Die Nahrungsmittel des Menschen werden vermittels der landwirthschaftlichen Thätigkeit aus der Erde hervorgebracht, theils direct, wie alle pflanzlichen, theils indirect, wie alle thierischen. Da nun der Boden Privateigenthum ist, so erheben dessen Besitzer für die Erlaubniß, auf und mit ihm zu produciren, eine Abgabe von den Producenten, die Grundrente. Weil ferner der Boden von verschiedener Güte ist, das heißt, bei gleicher Anwendung von Capital und Arbeit verschieden hohe Erträge liefert; die Zahl der Menschen, welche essen wollen, aber so groß ist, daß auch der schlechtere Boden angebaut werden muß, die Anbauer dieses aber natürlich Ersatz ihrer Capitalaufwendung und Profit haben müssen wie jeder Geschäftsmann, folglich der Preis der landwirthschaftlichen Producte sich nach den Herstellungskosten auf dem schlechtesten Boden richtet, so erhalten die Producenten auf gutem Boden außer Ersatz der Capitalaufwendung und Profit noch die Differenz zwischen den Unkosten pro Producteneinheit auf schlechtem und auf gutem Boden. Diese Differenz beanspruchen die Besitzer des Bodens gleichfalls für sich, und diese Differentialrente kommt zu der ursprünglichen Grundrente noch hinzu. Beide Renten, die ursprüngliche, welche auch existiren würde, wenn keine Verschiedenheiten der Bodenqualität vorhanden wären, und die einfach als Entgelt für die Benutzung des Bodens verlangt wird, und die Differentialrente, werden zusammen als „Grundrente" betrachtet.

In einer capitalistisch denkenden Zeit erscheint jedes feste jährliche Einkommen, was die Grundrente ja für den Besitzer ist, als Zins eines Capitals. Will man das Capital wissen,

wovon die Rente der Zins ist, so „capitalisirt“ man diese, das heißt, man multiplicirt sie einfach mit 20 oder 25. Das so entstandene „Grundcapital“ ist nun aber offenbar eine bloße Fiction, eine Fiction wie die, daß Jemand, der Staatspapiere hat, damit ein „Capital“ besitzt: er besitzt nur einen Titel auf den Bezug von Renten aus der Staatscasse; das Capital ist längst verschwunden, für Kanonen, Kriegsentschädigungen ꝛc. ausgegeben und verbraucht. In beiden Fällen ist das Capital nur fingirt: wenn ich für 100 000 Thaler ein Gut kaufe, so kaufe ich damit nur einen Besitztitel, welcher mir den jährlichen Bezug einer entsprechenden Rente sichert.

Von wem wird die Rente nun bezahlt?

Im Kaufpreis eines Doppelcentners Roggen sind so und so viel Productionskosten calculirt, so und so viel Unternehmergewinn für den Pächter, und so und so viel Grundrente. Zunächst bezahlt also der Käufer, der Consument die Grundrente. Die Productionskosten, mit Ausnahme der in ihnen mit steckenden Verzinsung des Pächtercapitals, sind schließlich immer Ersatz der Arbeitskraft; Unternehmergewinn und Zins des Pächtercapitals sind nicht Reproduction der Arbeitskraft, sondern von der Arbeitskraft neu geschaffener Werth, den sich unter diesen beiden Titeln, nach dem Verhältniß, welches die Durchschnittsprofitrate ihm anweist, der Pächter aneignet. Das steckt alles im Productionspreis des Kornes. Die Grundrente steckt aber nicht darin, sie ist ein Aufschlag auf den eigentlichen Productionspreis des Kornes. Der Consument, welcher die Grundsteuer bezahlt, bezahlt also über den wirklichen Preis des Kornes hinaus. Die Summe aller Consumenten bezahlen also an die gesammten Grundbesitzer jährlich eine Summe Geld gleich der Summe der einzelnen Grundrenten, ohne ein Aequivalent dafür zu erhalten, einen wirklichen Tribut. Da die Grundbesitzer diesen Tribut consumiren, so kann er nur einen Theil des jährlich geschaffenen Neuwerthes darstellen, denn sonst müßte ja die Nation verarmen, wie ein Mann, welcher nicht die Zinsen, sondern die Substanz seines Vermögens verzehrt.

In der jährlichen Gesammtproduction der Nation müssen wir unterscheiden die Reproduction der vorhandenen Werthe sowie der Arbeitskraft, und die Production von Neuwerth. Der Lohn, mag er noch so hoch sein, dient immer nur zur Reproduction der Arbeitskraft. Der Neuwerth, der früher noch nicht da war, das ist der Mehrwerth, der von den Arbeitern ohne Aequivalent geliefert wird. Von diesem geht, wie wir sahen, zunächst die Grundrente ab; gleichzeitig alle Schuldzinsen der Unternehmer, auch die Zinsen, welche sie sich selbst für ihr Capital berechnen müßten, dann die Steuern ꝛc. Der Rest bleibt den Unternehmern. Diese kann man als Actionäre des gesellschaftlichen Gesammtunternehmens betrachten, welche pro rata ihres Capitals sich in den Rest theilen. Die Theilungsquote ist die Durchschnittsprofitrate, die Summe, die auf den Einzelnen fällt, der Unternehmergewinn. Je kleiner die Grundrente, desto größer der zu vertheilende Rest. Wenn die Grundrente fiele oder ganz verschwände, so würde also offenbar die Durchschnittsprofitrate und die Masse des Unternehmergewinnes steigen.

Sobald nun der Mensch in der Production seiner Lebensmittel vom Boden unabhängig ist, verschwindet naturgemäß auch die Grundrente. Augenblicklich sind wir ja freilich noch sehr weit entfernt von diesem Zeitpunkt; allein das neue Herstellungsverfahren des Acetylens ist doch der erste Schritt zu diesem Ziel, und es kann deßhalb durchaus nicht phantastisch erscheinen, wenn man schon jetzt die Möglichkeit ernsthaft ins Auge faßt: umsomehr, als die Darstellung des Alcohols aus Acetylen allein schon genügt, die alsdann zu erwartenden Erscheinungen schon jetzt theilweise hervorzurufen.

Wenn die Grundrente verschwindet, so verschwindet damit auch das aus ihr abgeleitete fictive Capital. Das würde ein analoger Proceß dem sein, welcher in einem Sclavenstaat bei Aufhebung der Sclaverei stattfindet: auch die Sclaven stellen bis dahin Capital dar, dessen Zinsen der Reinertrag sind, den sie bringen; mit Aufhebung der Sclaverei wird mit einem Male diese ungeheuere Summe aus dem Vermögensconto der Nation gestrichen — man kann sagen, der „Nationalreichthum“ um sie vermindert, in jenem Jargon gesprochen, der einen capitalisirten Tributanspruch als Reichthum erscheinen läßt. Wollen wir uns die Consequenzen einigermaßen klar machen, so müssen wir einmal eine Vermögensaufstellung irgend einer Nation durchsehen, um zu finden, welche Rolle das Grundvermögen im gesammten Nationalreichthum spielt. Ich will dazu die Zahlen wählen, welche in dem 1890er Census des Vereinigten Staaten festgestellt sind (mitgetheilt im Censur Bulletin Nr. 379 vom 19. März 1894). Wenn die Zahlen — sie beruhen auf den Angaben der Besitzer — natürlich auch keine absolute Giltigkeit haben werden, so ist doch das Verhältniß der Vermögensanlagen aus ihnen zu erkennen, und darauf kommt es ja hier allein an. Die Zahlen sind Milliarden Dollars.

Grundbesitz mit Amelierationen	39,5
Lebendes und todtes Inventar der Farmen	2,7
Gruben und Steinbrüche	1,3
Gold und Silber, gemünzt und in Barren	1,2
Fabriken	3,0
Eisenbahnen nebst Inventar	8,7
Telegraphen, Canäle ꝛc.	0,7
Verschiedenes	7,9
Sa.	65,0

Fast $^2/_3$ also des gesammten Nationalreichthums repräsentirt der Grundbesitz. Welche ungeheuerlichen Folgen also muß das Fortfallen der Grundrente für das sociale Leben der gesammten Nation haben: der Ruin der Grundbesitzer, der Verlust der Hypothekencapitalien und damit wieder Ruin weiter, von den Zinsen dieser „Capitalien“ lebender Kreise — ein ungefähres Bild kann man sich machen, wenn man sich an die Zustände in den Südstaaten nach dem Secessionskrieg erinnert.

Dazu kommt noch ein Weiteres.

Es wird immer noch Geld neu accumulirt, das nicht productiv angelegt wird, sondern mit welchem der Besitzer nur einen sichern Rententitel kaufen will. So lange die Grundrente steigt, steigt offenbar der Werth der Güter und damit ihre Fähigkeit, Hypotheken aufzunehmen. Wenn der Zins fällt, steigt der Werth der Güter auch — es wird, wenn er von 5 auf 4 % fällt, die Grundrente statt mit 20 mit 25 multiplicirt — und gleichfalls jene Fähigkeit. In den letzten Jahren ist nun die Grundrente freilich gefallen, der Zins aber auch, und zwar theilweise schneller, sodaß trotzdem die Güterwerthe stiegen. Das neu accumulirte Geld machte hier Anlage und fand sie. Wenn die Grundrente verschwindet, so verschwinden, wie schon erwähnt, auch diese „Capitalien“, die ja gleichfalls nur fictiv sind: der Ausdruck für den Rechtstitel auf den Bezug eines Theiles der Grundrente. Aber es verschwindet auch die Möglichkeit, neu accumulirtes Geld hier anzulegen. Als einziges Gebiet für derartige Anlage bleibt dann nur der städtische Grundbesitz, die Staatsschulden und die Anleihen der Eisenbahngesellschaften ꝛc. — Actien darf man nicht hierher rechnen, denn der Actionär bezieht nicht eine Rente, sondern ist Theilhaber einer Unternehmung.

Die Folge wird sein, daß die geringere Nachfrage nach Leihcapital den Zins drückt.

Zins wie Grundrente haben wir als Abzüge der jährlichen gesellschaftlichen Neuwerthe kennen gelernt, dessen Rest die gesellschaftliche Summe des Unternehmergewinnes war. Es wird also der Unternehmergewinn und die Profitrate steigen.

Die Existenzen, welche durch das Verschwinden der Grundrente ruinirt sind, die Grundbesitzer und Hypothekengläubiger, sind ihrer Natur nach die conservativsten Elemente. Sehr conservativ sind auch die Landarbeiter, welche jetzt zum

größten Theil in den neu zu gründenden Fabriken Beschäftigung finden werden und damit vermuthlich zur Socialdemokratie übergehen. Das Fallen des Zinsfußes ruinirt oder schädigt gleichfalls viele conservative Elemente. Die gewaltige Industrie, welche sich jetzt zum Zweck industrieller Lebensmittelerzeugung an Stelle der früheren agricalen entwickelt, bildet sich natürlich gleich auf größter Stufenleiter, womöglich gleich in Cartellen. Damit sind alle Vorbedingungen erfüllt zu einem raschen Uebergang in die gesellschaftliche Productionsweise — man braucht ja nur die verhältnißmäßig lächerlich geringen Zahlen anzusehen, welche in einer Aufstellung des Vermögens in den Vereinigten Staaten auf das wirkliche Capital fallen, das in der Industrie angelegt ist.

Diese Ausführungen klingen vielleicht phantastisch. Aber ist es denn nicht phantastisch genug, daß wir in absehbarer Zeit unseren Eiweißbedarf aus Steinkohlen werden decken können, statt mit Hülfe von Mastochsen, die uns Beefsteak liefern? Daß schon jetzt der Nordhäuser in westphälischen Gruben gewonnen werden kann, statt auf den Aeckern ostpreußischer Gutsbesitzer?

Wir haben bis jetzt immer angenommen, daß bereits alle Nahrungsmittel industriell hergestellt werden können. Das ist nur der einfacheren Darstellung wegen geschehen. Aehnliche Consequenzen wie jener, muß es schon haben, wenigstens für Deutschland, wo Zucker und Alcohol in der landwirthschaftlichen Production eine so große Rolle spielen, wenn neben dem Alcohol auch noch der Zucker industriell herstellbar ist; von Surrogaten für das Getreide soll noch ganz geschwiegen werden. Die Grundrente setzte sich zusammen, wie wir sahen, aus dem primären Tribut und der Differentialrente. Wenn plötzlich alles Land, das bisher mit Kartoffeln und Rüben bebaut war, frei wird, wie muß das schon die Differentialrente erniedrigen — vielleicht fast auf Null! Vielleicht im größten Theil von Deutschland liefert der bloße Körnerbau schon heute keine Rente, theilweise wird er sogar mit Verlust betrieben.

Man muß nur nicht den umsturzängstlichen Aberglauben hegen, daß auch das, was wir heute sehen, nicht aus ähnlichen Kataklysmen hervorgegangen ist. Schließlich kann der Mensch phantasiren so viel er will: nie wird er so phantastisch sein wie die Wirklichkeit.

Professoren-Honorare.

In den öffentlichen Erörterungen über Universitätsdinge erregen besonders zwei Fragen mehr, als sie es gegenüber wichtigeren Punkten wohl verdienen, die Aufmerksamkeit: einerseits die der Vorlesungsgelder überhaupt, andrerseits die der financiellen Ungleichheit zwischen den Professuren. Am schärfsten hatte wohl auf eben diese der Verfasser der „Akademischen Carrière der Gegenwart", Johannes Flach, hingewiesen, zuletzt in seiner „Reform der Universitäten" (Hamburg 1888) und zwar anschließend an Professor Hasse's „Schäden der heutigen Universitätseinrichtungen und ihre Besserung" (Jena 1887), die er selbst vorher in der „Gegenwart" (XXXI, 24) recensirt hatte. Beide Autoren schlugen einen Ausgleich der materiellen Einnahmen der akademischen Lehrer, eine „allgemeine financielle Convertirung in den akademischen Kreisen," nicht aber eine Aufhebung des Collegiengeldes vor und zielten damit zugleich auf Verschärfung des Beamtencharakters der Professoren und auf Stärkung der staatlichen Macht über die Universitäten ab. Flach, der überhaupt gegen die von ihm gerügten Universitätsübel den Staat anzurufen liebt und dabei gegenüber Süddeutschland für Preußen schwärmt, meint sogar, man dürfe „leider daran nicht zweifeln, daß die Willkür des Individuums größer wird mit den bedeutenderen materiellen Einkünften, über die es zu verfügen hat, so daß derjenige Professor, der über eine Einnahme von 6000 Mark verfügt, persönlich eine ganz andere und bescheidenere Rolle spielen wird, als ein akademischer Nabob, der jährlich 50000 Mark zu verzehren hat." Schließlich Berufung auf den deutschen Idealismus.

Bekanntlich wurden diese Fragen immer wieder weiter erörtert. Einerseits von Professoren selbst, wie z. B. Jürgen Bona Meyer und Erich Haupt, andererseits von Volksvertretern wie z. B. zu Beginn des Jahres 1894 im bayerischen Landtag von den Socialdemokraten und dem Bauernbündler Dr. Ratzinger; dort sollte sogar in den Ministerien die Neigung zum Durchbruch gelangt sein, „in der Bemessung und Verwendung der Honorare, welche für Universitätsvorlesungen entrichtet werden, ersprießliche Aenderungen zu erwägen," und die Nachricht davon sei „in breiten Schichten der akademisch Gebildeten mit hoher Befriedigung aufgenommen worden." Abermals angeregt wurde das Interesse der Oeffentlichkeit dafür durch einen Artikel Professor Paulsen's. Unter Anderem knüpfte daran ein anonymer Aufsatz in der socialdemokratischen Wochenschrift „Die Neue Zeit" an. Paulsen habe in dem hellen Bilde, zu dem er gelangt, freilich auch die Schatten angedeutet — „wenn auch mit so versöhnlicher Hand, daß es fraglich bleibt, ob er die wunden Stellen nicht nur deshalb aufdeckt, um sie zudecken zu können." Gegen die Erlebnisse, zu denen dieser Aufsatz gelangt, wendete sich schließlich in einer späteren Nummer derselben Zeitschrift Herr Arthur Jacoby.

Man nimmt gewiß gern ein solches Artikelpaar aus dem Lager der jugendfrischen Bergpartei entgegen und freut sich darauf, über die eigenen Vorurtheile recht radical aufgeklärt zu werden, ein „evolutionistisches" Verständniß der Sache zu gewinnen und bei der vielgerühmten Wissenschaftlichkeit der Partei sowohl auf Grund einer Einsicht in akademisches Leben als auch mit Verwerthung und Ueberwindung des bisher Gesagten sprechen zu hören. Indessen fehlt schon daran viel; und wer gar erwartet, gegenüber dem Flach'schen Beamtenideal eine Vertheidigung der akademischen Selbstständigkeit oder gar eine solche der akademischen Großindustrie als der Beschleunigerin eines Hintreibens zu dem marxistischen jüngsten Gericht, der Expropriirung der Expropriateure zu hören, möge sich erst des starken staaterhaltenden Zuges in der deutschen Socialdemokratie erinnern. Statt von dem allseits anerkannten Satz, daß sich bis jetzt die Bezahlung geistiger Arbeit nicht nach ihrer sachlichen Bedeutung, sondern gleichwie bei allen anderen Arbeiten nach dem Marktwerth, also nach ihrer thatsächlichen Begehrtheit, kurz nach der Nachfrage richtet, fortzuschreiten zu der Erkenntniß, die theure und ungleiche Honorirung der Universitätslehrer sei ein Ergebniß der bestehenden Verhältnisse, und nur kleinbürgerliche Kurpfuscher dächten an eine Heilung des Symptoms, nicht des Grundübels — statt dessen sagt die „Neue Zeit": „Gewiß ist die Thätigkeit des wissenschaftlichen Lehrers so wenig wie die des Künstlers direct irgend einer Geldsumme commensurabel. . . . Allein wenn überhaupt" — d. h. also: wenn schon commensurirt, nicht: wenn statt freien Wettbewerbs staatlich gemessen werden soll — „so muß man an dem Maßstab messen, der für ähnliche Leistungen allenthalben als genügend anerkannt wird, und dabei in Betracht ziehen, daß die Thätigkeit des Universitätsprofessors als Lehrers eine ungewöhnlich behagliche, wenig aufreibende und sorgenlos unabhängige ist." Man wird hier bedenklich an jenen socialdemokratischen Redner vom letzten Parteitag erinnert, der einen Kohlenarbeiter besser bezahlt wissen wollte, als einen Redacteur mit seinem „bischen Schreiberei". Und während wir gerade von unserem Socialisten erwarten, ihm sei die

Thatsache vereinzelter wirthschaftlicher Vollblütigkeit inmitten allgemeiner Blutleere ebenso vertraut und derzeit unabänderlich wie etwa das „eherne Lohngesetz", lesen wir: „Die Wissenschaft, die allenthalben noch am Nöthigsten Mangel leidet, zeigt hier plötzlich eine Plethora, deren Segnungen leider nicht, wie es allein gerecht wäre, auf sie zurückfließen." Die Hauptwurzel des Uebels sei eine Monopolisirung — wir hätten eher gedacht, als die Hauptwurzel dieser angeblichen Monopolisirung den freien Wettbewerb beschuldigt zu sehen. Man wird offen zugestehen müssen, daß eine solche Schein-Monopolisirung im akademischen Leben nicht zu leugnen ist; allein sie geht nicht von der Verfassung oder behördlichen Lenkung der Universitäten aus, die ja allein den Begriff eines Monopols rechtfertigen würden, sondern eben vom gegenseitigen Kampf der Individuen. Nun hatte Paulsen, der preußische Staatsbeamte, für den individualistischen Charakter des Universitätslebens gegenüber einer Mehrbetonung des Beamtenwesens gesprochen; die „Neue Zeit" hingegen spricht für das Umgekehrte. Trotzdem gelangt sie schließlich mit Paulsen dazu, von einer Aufhebung der Collegiengelder abzuraten. Die Gründe sind: Schutz der Privatdocentur und Schutz des Studenten vor einem „starken Reiz zur Zersplitterung". Hatten nun Hasse und Flach die „Convertirung" so gedacht, der Staat solle nur ausgleichend eingreifen und könne höchstens ein Erübrigtes „im Sinne einer allgemeinen Ausgleichung oder anderer akademischen Zwecke verwenden, wie für Stipendien, Unterstützungen, Bauten u. s. w." — wohlgemerkt: „akademischer Zwecke" — schlägt bei unserem Socialdemokraten gleich wieder die Staatstreue durch und giebt ihm den Zusatz ein: „Wohl aber könnte man daran denken, das unvermindert eingezogene Collegienhonorar nicht mehr dem Professor unvermindert auszusetzen, sondern oberhalb einer gewissen Grenze entweder eine progressive Steuer zu erheben oder es ganz und gar einzubehalten. Die Nation, die das höchste Interesse daran hat, ihrem wissenschaftlichen Lehrer eine behagliche und sorglose Existenz zu bereiten, hat nicht das geringste, ihn darüber hinaus auf ihre Kosten mit einem Luxuseinkommen auszustatten. Man könnte ein Maximaleinkommen, etwa gleich dem eines Ministerialdirectors, fixiren und, sobald dies erreicht ist, die darüber hinausgehenden Honorare zu Gunsten wissenschaftlicher Zwecke cassiren."

Herr Arthur Jacoby geht von der Uebereinstimmung Aller — in der That nur der Meisten — bezüglich Aufhebung der Collegiengelder aus und sucht die Einwände des Vorgängers zu entkräften. Hier nun ist's, wo wir, diesem Aufhebungswunsch zu lieb, ganz besonders auf neue Beweisgründe gespannt sein dürfen. Allein über das Bekannte kommen wir auch dabei nicht hinaus. In der Bekämpfung des ersten Einwandes heißt es sogar: „Noch gründlicher allerdings würde das Uebel gehoben, wenn man die ganze freie Privatdocentur abschaffte und die Aufnahme in den akademischen Lehrkörper von einer Prüfung oder einer hervorragenden Leistung abhängig machte, dann aber den Bewerber sofort als bezahlten Professor anstellte, ähnlich den ‚professeurs aggrégés' in Frankreich!" Es darf getrost behauptet werden: hier liegt eine völlige Unkenntniß der akademischen Welt und eine Ueberbureaukratisirung des Bureaus vor. Die meisten Aemter haben ja ihre Privatdocenten, d. i. Praktikanten, nur mit dem Unterschied, daß diese ihre Anstellung „ersitzen" können, die Universitätspraktikanten nicht, und daß diese allzuhäufig auch bei voller Würdigkeit vergeblich dasitzen. Es gehört der ganze Conservativismus eines deutschen Socialdemokraten dazu, der Universität nicht einmal das mit den Aemtern gemeinsame Minimum von freiem Praktikantenthum zu gönnen, und dies noch dazu gleichzeitig mit den französischen Bemühungen, die dortigen Veraltetheiten durch deutsche akademische Vorzüge zu ersetzen.

Im Weiteren streitet der Verfasser mit Recht gegen den allerdings noch unglücklicheren zweiten Einwand, gegen die Besorgniß vor Zersplitterung des nicht zahlenden Studenten. Eine Erkenntniß dessen, was diesen zum Zersplittern treibt, ist darin allerdings nicht erreicht. Blickte er tiefer in's Akademische, würde er den Grund einer jetzigen wie künftigen Zersplitterung in einem Mangel an Zielsicherheit im Ertheilen und Nehmen des Unterrichts finden, welcher Mangel allerdings zum Theil wieder auf den derzeitigen Zustand der Universitäts-Wissenschaften zurückgeht. Blickte er so tief, dann würde er auch nicht, wie er es thut, die Aufhebung oder besser die Vertheilung der Collegiengelder an den technischen Hochschulen als Stütze seiner Meinung von der Dringlichkeit des Gleichen an den Universitäten verwerthen und vielmehr einsehen: das Eine dort und das Andere hier sind beides symptomatische Wirkungen ungleicher Grundverhältnisse theoretischer wie pädagogischer Natur.

Wesentlich Neues bringen somit beide Aeußerungen nicht, bleiben sogar hinter dem schon Geleisteten zurück. Allein sie sind durch ihren socialistischen Ursprung geeignet, die Erkenntniß der Sache zu fördern. Gerade was sie vermissen lassen, das scheint bisher in der Betrachtung der beiden — hier übrigens ziemlich zusammengeworfenen — Fragen, der nach den Honoraren überhaupt und der nach ihrer Vertheilung, vernachlässigt worden zu sein. Vor Allem: ist denn die Ueberzahlung einzelner „Nabobs" — nach meiner Schätzung höchstens ein Sechstel aller Professoren — wirklich ein so schreiendes Uebel, wenigstens ein so schreiendes, als es die Unterzahlung der schlecht gestellten Professoren — wahrscheinlich weit mehr als die Hälfte aller — sein dürfte? Ich glaube: wenn überhaupt, so läßt sich ein unnöthiges Häufchen Tausender in den Händen eines deutschen Professors noch am ehesten ertragen; die vielen kleinen Universitätsstädte können sogar sehr froh darüber sein. Und nun vergleiche man einmal einerseits einen „akademischen Nabob", an dem Flach und Jacoby die „Willkür des Individuums" entfaltet sehen, mit einem der jetzigen oder künftigen kleinen Professoren, dessen Einkommen zwischen 0 und 6000 Mark liegt, also ihn noch nicht „sorgenlos unabhängig" macht. Trifft sich einmal an einer Universität der Fall, daß durch Schuld des Staates oder der überkommenen Einrichtungen oder unvernünftiger Individuen irgend eine Zopfpendelung außergewöhnlich große Elongationen zeigt: wer wird dann der fortschrittlichere von beiden sein? Der Großindustrielle, der den überwiegenden Theil seines Einkommens durch freien Erwerb gewinnt, oder der kleine Beamte, dem endlich nach bangem Langen der Staat, vielleicht noch durch Vermittlung maßgebender Zwischenglieder, ein Gehalt von 2400 Mark, die Hoffnung auf spätere 3000 Mark und die Möglichkeit, statt 300 Mark 600 Mark Honorar frei zu erwerben, gewährt hat? Doch gewiß jener; und wie er seiner nächsten Außenwelt materiell nützt, kann er es auch ideal, zumal in irgend einem Philisternest, für das so ein wohlhabender moderner Naturforscher mit einem guten Appetit und nicht allzu „historischer" Denkweise höchst vortheilhaft ist.

Allerdings nagt es an unserm sittlichen Gefühl, wenn zu diesem Reichen ein akademischer Armer einen trostlosen Gegensatz bildet. Aber sind wir denn auf Krupp böse, weil in seiner Nähe ein kleiner Schlossermeister sich kümmerlich weiter fristet? Nein, böse dürfen wir, wenn überhaupt, nur ganz anderen Factoren sein. Und die Gegner des akademischen Großcapitals mögen nur einmal bei den weltbewanderten Führern der Socialdemokratie anfragen: sie werden die Antwort hören, mit den „Großen" sei, wenigstens in Deutschland, weit leichter auszukommen als mit den „Kleinen", die ihre Arbeiter eher als jene ausbeuten und gegen „evolutionistische" Ideen viel vernagelter sind als jene, die auf der Höhe heutiger Daseins- und Denkmittel stehen.

Das ist das Eine, was wir zur Frage der Honorar-Vertheilung sagen wollen: begreifen wir die heutigen socialen Gewebe und verkennen wir sie nicht durch bloßes Wegwischen

des Eiters aus ihren Wunden. Das Andere aber ist eine Anwendung dieses Begreifens auf akademische Gewebe. Auch hier wollen wir der Gefahr ausweichen, Symptome zu beseitigen. Die äußere Einrichtung der Universitäten ist das Ergebniß ihrer inneren, wenngleich jene, die ja als Wirkung hinter der Ursache zurücksein muß, diese einigermaßen hemmen kann. Das Honorarübel, soweit es nicht auf allgemeine gesellschaftliche Gründe zurückgeht, ist ein Ausfluß gewisser akademischer Verhältnisse, die entweder noch bestehen oder sich schon in Ueberwindung befinden, ohne daß ihre Wirkung diesem Fortschritt bereits nachgefolgt ist. Die Collegiengelder sind der symptomatische Ausdruck dafür, daß individuelle Leistungen Einzelner mehr gelten oder galten als das Zusammenwirken der universitas; sie sind ein Zeichen dafür, daß die Studenten ihren Professor, den sie eigens bezahlen, nicht aber eigentlich die Lernanstalt, so da Universität heißt, besuchen und genießen. Die Thatsache, daß beinahe nur Vorlesungen, nicht jedoch Uebungscollegien honorirt werden, dürfte für die hier gemeinten Verhältnisse am bezeichnendsten sein. Aus diesen heraus entwickeln sich die deutschen Universitäten vor unsern Augen zu anderen Formen, und diese anderen Formen werden hinwieder, während wir noch über „Aufhebung des Collegiengeldes“ streiten, andere financielle Beziehungen bewirken, gleichwie, während in einem Parlament noch über Schutzzoll und Freihandel debattirt wird, gleichzeitig das erste lenkbare Luftschiff über die Köpfe der entsetzten Zollbeamten hinweg seine Contrebande einführt, die damit auch schon aufhört, Contrebande zu sein.

Also kurz: wir stimmen einer „Aufhebung der Collegiengelder“, natürlich bei Ablösung der bisherigen Rechte, oder (abgesehen von einer Entlastung des Studenten) ihrer gerechteren Vertheilung mit Vergnügen zu und versagen es uns nicht, schon jetzt den Zustand nachher, den nächsten akademischen Zukunftsstaat, als ein Ideal zu besingen. Allein die Kräfte, die auf die Vorwärtsbewegung des Wesens unserer socialen und universitätspädagogischen Verhältnisse so nothwendig zu sammeln sind, wollen wir nicht auf ein Anstürmen gegen die Folgen dieses Wesens vergeuden. H. S.

Japanische Sprüchworte.

Von B. Katscher.

Ein Vortrag, den N. Okoschi, der jetzige japanische General-Consul in Shanghai, in der Japanischen Gesellschaft zu London*) über diesen interessanten Gegenstand gehalten hat, läßt uns einen tiefen Blick in das Seelenleben der Nation thun, die jetzt durch ihre siegreichen Schlachten die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregt. Sehr richtig bemerkte der Vortragende: Sprüchworte sind der Spiegel des nationalen Charakters und ein Maßstab für die moralische, cultnrelle, literarische Entwickelung und für den Witz einer Nation. Nicht nur in Japan, sondern auch in jedem anderen civilisirten Lande hat es seit undenklichen Zeiten Sprüchworte gegeben, und es wäre sehr schwer, den Zeitpunkt ihrer Entstehung festzustellen. Man kann annehmen, daß die Ausspräche kluger, geistvoller Menschen sich von Generation zu Generation fortpflanzten, um schließlich Gemeingut der gesammten Nation zu werden. So z. B. giebt es ein sehr gebräuchliches japanisches Sprüchwort: „Um einen Mon (kleinste Münze Altjapans) zu retten, verliert man hundert.“ Eine Legende berichtet über den Ursprung dieses Sprüchwortes folgendes: Awoto Sajemon, ein sehr reicher aber sparsamer Mann, ging eines Abends über eine Brücke. Ein Mon entglitt seinen Fingern und fiel in den Fluß. Er rief sofort die Dorfleute zusammen und befahl ihnen, das Kupferstück zu suchen. Es dauerte mehrere Stunden, bis der verlorene Schatz gefunden wurde. Awoto mußte für Fackeln und Arbeitslohn 100 Mon bezahlen. Er tröstete sich damit, daß er das Geld nicht unnütz hinausgeworfen habe, denn die armen Dorfbewohner konnten es sehr gut brauchen. Diese aber lachten über den seltsamen Kauz, der, um einen Mon zu retten, 100 verausgabte. Das Sprüchwort hat sich aber bis auf den heutigen Tag erhalten. Viele Sprüchworte sind religiösen Ursprungs wie z. B. „Freude ist die Ursache des Elends, Schmerz ist der Nachfolger des Vergnügens.“

So verschieden die Civilisation des Ostens von der des Westens auch sein mag, so finden sich doch da wie dort Sprüchworte von gleicher Bedeutung, denn schließlich ist die Empfindung von Recht und Unrecht, Laster und Tugend allen Nationen eigen. Was in dem einen Lande vom moralischen oder socialen Standpunkt gelobt oder getadelt wird, erfährt in der Regel auch in dem anderen Billigung oder Mißbilligung; die menschliche Natur verleugnet sich weder im Westen noch im Osten. Das Gefühl der Freude, des Schmerzes, des Vergnügens und des Kummers, das in den Sprüchworten aller Völker Ausdruck findet, ist der stichhaltigste Beweis von der Gleichheit der menschlichen Natur aller Rassen und Länder. Die Sprüchworte im Allgemeinen dienen dazu, uns vor thörichten Handlungen zu warnen; sie zeigen uns den rechten Pfad, ermuthigen uns, das Gute zu thun, das Böse zu lassen; sie deuten auch die Beziehungen an, in denen der Mensch zum Menschen, zu den Thieren und Dingen steht. In keinem anderen Lande spielen die Sprüchworte eine so große Rolle wie in Japan, denn selbst in der gewöhnlichen Conversation kann man ihrer nicht entrathen. Okoschi behauptet sogar, daß der Sprachunkundige sich nur eine Anzahl der gebräuchlichsten Sprüchworte anzueignen braucht, um im Lande fortzukommen, denn der Japaner liebt die bilderreiche Sprache und drückt das, was er sagen will, durch synonyme Sprüchworte aus. Schon den kleinen Kindern werden durch das ebenso unterhaltende wie lehrreiche I-ro-ha Karuta („Alphabet-Sprüchwortkartenspiel“) die gebräuchlichsten Sprüchworte bildlich gelehrt. Jedes Spiel enthält 47 Karten und in einer Ecke jeder Karte befindet sich ein Buchstabe des japanischen Alphabets und ein durch ein Bildchen illustrirtes Sprüchwort. Ein zweites Spiel Karten enthält die den Buchstaben entsprechenden Auflösungen der Bilder. Wie Okoschi versichert, ist das I-ro-ha Karuta eines der beliebtesten Kinderspiele, und es würde gewiß auch bei unseren Kleinen lebhaften Anklang finden, wenn es sich einbürgern ließe. Warum sollten wir nicht auch etwas von japanischer Cultur profitiren? Doch nun zu den Sprüchworten:

„Ein guter Schreiber wählt nie seine Feder.“

„Für Narren giebt es kein Heilmittel.“

„Aerzte sind auf ihre Gesundheit am wenigsten bedacht.“

„Wenn du Eile hast, thust du gut, einen Umweg zu machen.“

„Wasser in's Froschgesicht.“

„Wenn ein Hund ohne Anlaß bellt, folgen hundert andere seinem Beispiel.“

„Wände haben Ohren, Flaschen Mäuler.“

„Besser du hast Knödel, als Blumen.“

„Geschäftsleute sind einander feind.“

„Wenn du vom nächsten Jahre sprichst, lacht sich der Teufel in's Fäustchen.“

„Ehrliche und arme Leute haben viele Kinder.“

„Gebrauche deinen Stock bei Zeiten, um das Fallen zu verhindern.“

„Wenn sich Staub ansammelt, giebt es schließlich einen Berg.“

*) Vergl. den soeben erschienenen zweiten Band der „Transactions and Proceedings of the Japan Society, London.“

„Halte das Unglück drei Jahre lang und es wird sich am Ende als nützlich erweisen."

„Bete vertrauensvoll zu einem Sardinenkopf*) und dein Wunsch wird in Erfüllung gehen."

„Ein Todter hat keinen Mund."

„Ehe noch deine Thränen getrocknet sind, sticht dich schon eine Biene in's Gesicht."

„Wenn du deinen Durst stillst, vergißt du die Hitze."

„Kleine Fische schaaren sich, wo große Fische sind."

„Wer sich selbst preist, ist ein Narr."

„Geld vermag Einem selbst in der Hölle Trost zu bringen."

„Erfahrung ist mehr werth als Schildkrötenschalen."

„Ein Koku (Viertelstunde altjapanischer Zeit, gleichbedeutend mit unserer halben Stunde) ist mehr werth als tausend Goldstücke."

„Ein Geschwätz dauert nur 75 Tage."

„Wenn das Unrecht über die Straße geht, verschwindet das Recht."

Die bisher angeführten japanischen Sprüchworte dürften unsere Leser nicht ganz fremd anmuthen, und wenn sie ein wenig nachdenken, so werden sie finden, daß wir im Deutschen Aehnliches mit anderen Worten ausdrücken. Nun wollen wir einige folgen lassen, die sich rein aus der japanischen Denkart und aus den japanischen Verhältnissen herausgebildet haben:

„Wühle in einem Bambusstrauch und Schlangen werden herauskriechen."

„Thränen in des Teufels Augen."

„Der Knabe, der in der Nähe eines Tempels wohnt, weiß die Gebete auswendig."

„Der Besuch eines Diebes macht dir doppelte Auslagen."

„Hören ist Paradies, sehen ist Hölle."

„Binde das Band deines Helmes nach einem Siege fester."

„Wer im Unglück ist, fordert himmlische Hülfe heraus."

„Beachte die Fehler Anderer und verbessere deine eigenen."

„Gott wohnt im Haupte eines jeden ehrlichen Menschen."

„Selbst ein großer Elephant läßt sich mit einem Frauenhaar fangen."

Besonders interessant sind die Erläuterungen Okoschi's zu japanischen Sprüchworten, deren Sinn uns sonst unverständlich wäre, wie z. B.: „Acorus calamus am sechsten, und Chrisanthemum am zehnten"; dieser geheimnißvolle Ausspruch wird angewendet, wenn man ausdrücken will, daß es keinen Zweck habe, über Geschehenes zu disputiren. Seine Entstehungsgeschichte ist folgende: Einer alten Sitte gemäß ist der fünfte Tag des fünften Monats ein großer Festtag zu Ehren der japanischen Iris (Acorus Calamus), während der neunte Tag des neunten Monats dem Chrisanthemum geweiht ist. Wenn man daher diese Pflanzen einen Tag nach dem Feste erhält, verlieren sie begreiflicherweise ihren Werth, wie etwa ein Christbaum nach dem Weihnachtsfest.

Spricht der Japaner von einem Menschen, der ein Kleinlichkeitskrämer ist, so sagt er: „Er stochert mit seinem Zahnstocher in jedem Eckchen seines Tellers." Handelt es sich um Jemanden, dessen Schönheit und Charakter bis auf einen einzigen Defect unantastbar ist, so drückt man das mit dem trefflichen Gleichniß aus: „Ein Fleck auf einem Edelstein." Von einem Schwätzer sagt man: „Er spricht wie brennendes Oelpapier." „Er blickt durch ein Nadelöhr zum Himmelszelt empor," gilt von einem Menschen mit engem Gesichtskreis.

Wir könnten noch eine große Anzahl von Gleichnissen anführen, die die bilderreiche Sprache Japans am Besten illustriren, aber wir glauben dies mit den vorhergehenden Proben zur Genüge dargethan zu haben. Zum Schluß wollen wir nur noch erwähnen, daß es den im Auslande lebenden Japanern große Freude bereitet, wenn sie, fern von ihrer Heimath, aus dem Munde eines Europäers ein Sprüchwort hören, das sie an eines im fernen Osten gebräuchlich erinnert. Ich selbst habe diese Erfahrung zu wiederholten Malen gemacht. Ueber das Gesicht meiner japanischen Bekannten ging jedes Mal ein freudiges Leuchten, wenn ich zufällig im Gespräch ein landläufiges Sprüchwort benutzte, das in ihrer Muttersprache ähnlich lautete. Der Japaner ist eben stolz auf seine sonnige Heimath, seine Sitten und seine Sprache. Dabei ist er sehr empfänglich für europäische Cultur.

An fast allen europäischen Universitäten aller Facultäten findet man heutzutage japanische Studenten, die nach ihrer Heimkehr die japanischen Lehrstühle einnehmen und das in Europa Gelernte weiter verbreiten. Wie lange noch und die chinesischen Mauern, mit denen sich der ferne Osten seit Jahrhunderten umgeben hat, werden vor dem siegreichsten Herrscher unserer Zeit, dem allgewaltigen Internationalismus, fallen!

*) In Japan pflegt man einen Fischkopf auf einen Baum zu hängen, um böse Geister fern zu halten.

Hermann Prell's Fresken in Breslau.

Von Franz Hermann Meißner.

Wer in ernsthafter Weise von Breslauer Kunst reden will, kommt heute leicht in den Verdacht eines Spaßvogels — und obwohl der große Adolph Menzel dort zu Lande geboren ist, seine Jugend verlebte und in seinem Grundzuge nüchterner Exactheit, vermischt mit einem feinen Beisatz von harmloser Lebensfreude, stillen Humors, den Typus einer preußisch-schlesischen Kunst schuf — nicht mit Unrecht. Denn Breslau ist kein fruchtbarer Boden für die Kunst und über ein paar academisch gute, aber markloſe Leistungen ist die Professorenschaft an der dortigen Academie, von der nie ein Wort verlautet, nicht hinausgekommen. Trotzdem hat sich dort seit einiger Zeit in aller Stille ein auffälliger Umschwung vollzogen, der anoch freilich wie alle nicht aus dem eigensten Boden erwachsene Kunst ein Treibhausergebniß ist, aber doch künftighin festen Boden fassen wird: das Museum unter der zielklaren, energischen und einsichtsvollen Leitung des Director Dr. Janitsch ist — im Besitz einer stattlichen Anzahl von modernen Meisterwerken ersten Ranges neben reicher Sammlung alter Bilder und Sculpturen — längst nicht mehr eines der Provinzial-Museen, von denen man mit herabgezogenen Mundwinkeln spricht, sondern eine Sehenswürdigkeit, die von einem Kunstmenschen gekannt sein muß — und dieses Museum hat im vergangenen Herbst in aller Stille und ohne den üblichen Posaunenton einen Zuwachs von künstlerischer Höhe erhalten, wie ihn in dieser Art kein anderes Institut in Deutschland aufzuweisen hat.

Das sind die Treppenhausfresken von Hermann Prell — sechs Wandgemälde in der echten Renaissancetechnik, welche die beiden großen Culturkreise der Antike und des Christenthums verherrlichen.

Prell ist als der einzige Frescomaler von Bedeutung im gegenwärtigen Deutschland, besonders aber als Schöpfer der Wandgemälde im Hildesheimer Rathhause bekannt geworden. Aus den norddeutschen Kunstkreisen versäumen heute Wenige, auf einer Fahrt von Osten nach Köln oder Paris das unmittelbar an der Hauptschienenstraße dorthin gelegene „niedersächsische Nürnberg" zwischen zwei Zügen zu durchwandern und in dem wundervollen Rathhaussaal am Märchen des Hildesheimer Hauptmarktes die riesigen Schöpfungen einer Hand zu bewundern, welcher es gelang, die in der germanischen Gesammtcultur ziemlich belanglose Localgeschichte zu packenden Kunstwerken zu gestalten. Auch die originellen Compositionen

im Festsaal des Berliner Architektenhauses sind von dieser Hand — viel gesehen daselbst, ungenügend gewürdigt auf den künstlerischen Werth wie das Verdienst der noch jugendlichen Frescotechnik darin.

Die Kenntniß des echten Fresco's ist bekanntlich in Deutschland im vorigen Jahrhundert erloschen — Cornelius hat versucht, es lebendig zu machen, aber da er überhaupt nicht malen konnte, kam er über bunte und harte „farbige Illustration" nicht hinaus. Fast alle seine Nachfolger haben es seitdem bis zu Gesellschap mit Surrogaten versucht, indem sie mit einem durch die Zeit löslichen Bindemittel die Farben außen auf die Wand setzten. Die älteren Darstellungen dieser Art sind schnell ruinirt oder gehen dem Untergange entgegen, die neueren haben ihre Lebensfähigkeit noch nicht bewiesen — sie vermögen ohnehin an Schönheit und Adel des durchsichtigen Tones, an Feinheit der Uebergänge, malerischer Ausdrucksfähigkeit mit dem Fresco nicht zu wetteifern. Die echte unvergängliche Technik der alten Wandmalerei beruht darauf, daß jede Kalkwand beim Trocknen eine glasige, für Feuchtigkeit unempfängliche Außenschicht bildet. Werden auf die nasse Wand in geeigneter Weise Farben aufgetragen, so verwachsen diese beim Trocknen gleichsam mit der Mauerfläche und werden durch die sich bildende Glasschicht geschützt wie sie von ihr auch den eigenthümlich schimmerigen, lasurartigen Ton erhalten. Freilich erfordert diese Technik, weil jede vorbereitete Fläche in 24 Stunden trocknet und erst nach drei Wochen die definitive Klangfarbe des Tones erkennen läßt, nicht nur sichere Beherrschung und Klarheit der Darstellung — sie stellt auch die schwersten Anforderungen an die physische Kraft wie die ausdauernde Stimmungsfähigkeit des Künstlers. Dafür ist die schwer zu besiegende und oft schier unbezwingliche Anforderungen Stellende die Königin aller Malertechniken, welcher ihr größter Besieger, Michelangelo, den Namen der „Malerei der Männer" gab — die Prell selbst schon in den Anfängen seiner Versuche als ein „wahres Prachthandwerk" bezeichnete. Als ihm für das Architektenhaus Anfang der achtziger Jahre diese Technik vorgeschrieben war, schien die Verlegenheit groß. Nur durch Hörensagen war Unzuverlässiges festzustellen, und erst in mühseliger Durchforschung antiker und mittelalterlicher Kunstschriftsteller, durch Nachforschungen in ganz Italien, Abschlagen unbedeutender Wandmalereien, Nachfragen bei Maurern und Handwerkern daselbst, unter denen die Tradition nie ganz verloren gegangen war, konnten die Fundamente ermittelt werden — freilich wesentlich solche, welche die Fehler schlechter Werke und Urheber ergaben, immerhin aber Handhabe für jahrelange eigene Experimente boten. Schon im Hildesheimer Werk ist Prell's Fresco technisch von einer königlichen Fülle und an jenen Eigenschaften reich, welche mit einer gegen die Renaissance-Anschauung wesentlich entwickelten Ausdrucksfähigkeit und intimer Feinheit der Tonbehandlung einen modernen Beschauer allein packen können — im Breslauer Werk aber wird die technische Fertigkeit von dem hohen geistigen Inhalt wie dem Stil, der hier als etwas Neues, Bedeutendes und sicherlich Fortzeugendes gegeben ist, übertroffen. Wer unbefangen die Werke betrachtet, welche im Zusammenhange mit dem reichen geschichtlichen Leben am Ende des Jahrhunderts die deutsche Monumentalkunst der Zeit hervorgebracht, der wird mit vereinzelten „kleinen" Ausnahmen kein Bedauern über das voraussichtliche Schicksal der Surrogatfresken empfinden — so frische realistische Versuche hier, so poetische Compositionen dort, so leicht Gesellschap in der Ruhmeshalle blendet durch den Reiz von Farbe und Form — von einem starken Reflex aus der kraftvollen zeitgenössischen Tafelmalerei auf die Monumentaldarstellung war bislang nichts Ernstliches zu spüren. Der Verlust in den nächsten Jahrzehnten aber ist so gering anzuschlagen, wie der wahrscheinlich-schnelle Verfall der weitaus meisten modernen Oelgemälde wegen der meist schlechten Technik — das Gute bleibt ohnehin und wird der Zukunft gegebenen Falles wichtig genug zur Erhaltung durch die Kunst der Restauratoren sein. Ein monumentaler Stil fehlte bis heute auf all den vielen bemalten Wänden. Nach meiner Auffassung setzt hier hauptsächlich Prell's Verdienst ein: das Hildesheimer Werk mit seinem charakteristischen Mangel an Illustration und decorativen Manieren, mit seinem vollen Accent individueller lebendiger Geschichte im Lichte einer von großen landschaftlichen Stimmungen ausgehenden, gerade im Monumentalen die große Natur, Raum, Ortszauber, Jahreszeit groß wiedergebenden und die Menschen und ihr Thun als Leitmotive daraus entwickelnden Kunst war schon ein erster kühner Schritt, der den höheren zweiten im Breslauer Werk zur Folge hat.

In diesen sechs Bildern ist die große Kunst einer sofort durchsichtigen Symbolistik mit sehr wenigen, beinahe mit einer Gestalt. Die Vorstellungsformen sind, obwohl den betreffenden Kulturkreisen ganz angehörig, originell, Ergebnisse einer ebenso selbstständigen als tiefen Auffassung des Gegenstandes und in ihrer malerischen Bewältigung von abgeschlossener Klarheit und frischpulsirender Kraft. Das antike Triptychon zeigt so mit dem Motto: „ver erat aeternum" den inneren Kern jener Kultur — nicht geschichtliche Erscheinungen der Blüthezeit, von Kriegsruhm, Kunst und Wissenschaft, sondern die physische „Natur" des Hellenen, aus der seine Auffassung vom Sein und seine Werke gewachsen sind — die glutvolle, schöne Sinnlichkeit der Rasse, die ihre Eigenschaften unter örtlichen Verhältnissen entwickelt hat. Im Mittelfeld am schattigen Hain, von dessen goldenem Apfelbaum die Hesperiden die Früchte des Lebens pflücken, Apoll, der sich auf einem seiner Altäre niederließ, um unsichtbar der drunten lauschenden Familie inmitten dieser entzückenden Landschaft die lieblichen Stimmen der Musik durch die Seele gleiten zu lassen. Das ist die Stimmungssphäre, aus der die Antike in geschichtlichem Werden die Wunderwelt Athen, Korinth, Kleinasien geboren hat. —

In dem Wurf des linken Seitenfeldes wird die Gesammtstimmung durch die sinnliche, die erotische, ergänzt. In kühl verschwiegener Waldeinsamkeit, zwischen Hainwänden und von Bergen überragt, der scheu vor der Leibesschönheit vor ihm zitternde Hirte Paris mit Aphrodite — ein glühendes Gedicht von berauschenden Rythmen, in das kein niederer Ton der Begierde oder lüsterner Brunst sich mischt; auch diese an die Sage knüpfende Episode ist zu einer logischen Wahrheit ausgestaltet: harmonische Kraft, die entzückt über vollendete Formen und klassische Verse der Begeisterung auf den Lippen mit Heldenempfindung ins Bett der Aspasia stieg. — Die geistige Seite dieser Lebenssphäre charakterisirt in scharf umrissener Silhouette, aber auch malerisch von nicht minderem Adel, der von einem begeisterten Jüngling auf der Meeresklippe zum Aufschwung gezügelte Pegasus. — Das erscheint als der Kern der vollendetsten Kulturblüthe, und in diesen von der herkömmlichen Symbolisirung abweichenden drei Darstellungen liegen alle Phasen 600jähriger Geschichte eingeschlossen. An der Befreiung von den schablonenhaften Motiven solcher Bilder, an der sieghaften Sicherheit, mit der eine neue, präcisere, einfachere Auffassung in drei harmonischen Seitenstücken dargestellt ist — an der kühnen und freien, formalen Bewältigung scheinen mir Böcklin und Nietzsche in gleichem Maße von Einfluß gewesen zu sein. —

Trotzdem das parallele Triptychon auf der Gegenseite eine geringe stilistische Anlehnung an die englischen Präraphaeliten, etwa an Burne Jones, zeigt, scheint dieses in der charakteristischen Vertiefung der Hauptmomente des Christenthums noch glücklicher zu sein. Es ist dabei von feinem Geist ersonnen und mit glücklicher Hand durchgeführt, so daß immer das correspondirende Bild gegenüber dasselbe Thema in der verschiedenen Auffassung des anderen Kreises zeigt. In der Mitte der ernst über dem Brunnen des Lebens aufragende Christus, der das Motto: „fons oritur vitae" ver-

sinnbildlicht. Cherubim mit Posaunen des Gerichts und ein solcher, der müde Pilger und nahende Heilige tröstet, umgeben den Rand — und es ist in Aufbau und Haltung der Gestalten mit ihrem ernstem Pathos die Quintessenz der christlichen Lehre sichtbar gemacht, die alles Heil in das Ringen aus irdischer qualvoller Zeitlichkeit zur himmlischen Ewigkeit verlegt. „Dienen, dienen" stöhnt Kundry verzweifelt ja auch im Parsifal. Der erste Blick auf die beiden Mittelbilder der Triptycha läßt den Kontrast klar hervortreten — hier die seelische Daseinsruhe, das Lauschen inmitten paradiesischer Flur auf die bethörende Stimme des tränmerischen Seelenklingens — dort in geheimnißvoll düsterer und öder Au das feierliche Pathos der ethischen Forderung: „du sollst"! — Der heilige Georg im Drachenkampf bildet in flotter Komposition und mit phantastischem Zauber das linke Seitenfeld — dem Pegasus der Antike gegenüber mit seinem daseinsfreudigen Schwung dient er fein abgetönt als Kontrast des Christlichen, seines weltflüchtigen Thaten- und Heiligenkultus, seines grüblerischen Mysticismus. Auf dem rechten Seitenfeld ist als Gegenstück zur irdischen Liebe des Hellenismus und seinem Kult der Leibesschönheit die himmlische Liebe verherrlicht: Dante, der Sänger von Himmel und Hölle, auf ödem Felsgrat den Zug der Erlösten am Himmel brennenden Auges betrachtend, indeß Beatrice ihm unsichtbar die weisende Hand auf seine Schulter legt.

In Allem — in dem knappen und doch reichen geistigen Inhalt, in der Bildung edler, modern empfundener Gestalten voll edlen Pathos, in der rhythmischen Zeichnung voll Schwung und den lieblichen Farbentönen, in dem freien, schöpferischen Geist blutvoller Weltvorstellungen — eine hohe Vollendung kündend sind diese Fresken Prell's mitten in dem unkünstlerischen Rassenmischmasch von Breslau der glänzendste Punkt: sie ergreifen mit der Schönheit der Erscheinung und dem Tiefsinn origineller Gedankenformen den gebildeten Kopf — sie berauschen das einfältig-naive Gemüth durch die schöne, stille, leichtverständliche und gedankenlos wirkende Pracht der Vorweltausschnitte. Von Bedeutung aber scheint dies Werk auch als vielversprechende Etappe für Prell's nächste Schöpfung: die den altnordischen Jahresmythos behandelnden Fresken im römischen Palazzo Caffarelli (deutsche Botschaft), welche den Urenkeln von Cäsar, Augustus und den Medicäern eine neue Wunderwelt erschließen werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Furcht.

Von Guy de Maupassant.

Nach dem Mittagessen stieg man auf die Schiffsbrücke. Vor uns das Mittelländische Meer, nicht eine Stelle kräuselte sich, die endlose Fläche beleuchtete ein großer, stiller Mond. Das mächtige Schiff fuhr dahin und warf zum sternenübersäten Himmel eine große Schlange von schwarzem Rauch empor. Hinter uns zischte das schneeweiße Wasser; erregt durch den schnellen Lauf des Fahrzeuges und gepeitscht von der Schraube, strömte es so viel Klarheit aus, daß es wie der Widerschein eines sinkenden Mondes erschien.

Wir waren sechs bis acht Personen, und den Blick dem sich nähernden Afrika zugewandt, bewunderten wir schweigend die herrliche Landschaft. Der Capitän, der mit uns eine Cigarre rauchte, nahm plötzlich die Unterhaltung vom Diner wieder auf und sagte:

„Ja, ich hatte an jenem Tage Furcht. Mein Schiff saß, vom Winde gepeitscht, mit der Felsspitze im Leib, sechs Stunden lang auf der Sandbank fest. Zum Glück wurden wir gegen Abend von einem englischen Schiff, das uns bemerkte, aufgenommen."

Jetzt nahm zum ersten Mal ein großer Mann mit sonnenverbranntem Gesicht und schwermüthigem Ausdruck das Wort. Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er viele Länder bereist und manche Gefahren bestanden, denn sein ruhiges Auge schien in seiner Tiefe etwas von den geschauten fernen Gegenden zurückbehalten zu haben. Einer jener Männer, denen man es ansieht, daß der Muth ihnen angeboren ist.

„Sie sagen, Herr Capitän," begann er, „Sie hätten Furcht gehabt, aber das glaube ich nicht. Sie irren sich über die Bedeutung des Wortes und die gehabte Empfindung. Ein energischer Mann hat im Angesicht der Gefahr niemals Furcht. Er ist bewegt, aufgeregt, ängstlich, aber Furcht ist etwas ganz anderes."

Lachend erwiderte der Capitän: „Nun ich bürge Ihnen dafür, daß ich Furcht hatte."

Der Mann mit dem sonnverbrannten Gesicht fuhr mit langsamer Stimme fort: „Dann gestatten Sie mir, mich näher zu erklären. Die Furcht (und die furchtlosesten Menschen können Furcht haben) ist etwas Entsetzliches, eine schreckliche Empfindung, so zu sagen eine Zersetzung der Seele, ein Krampf in Herz und Hirn, dessen Erinnerung allein schon einen Schauder der Angst hervorruft.

Aber dieses Gefühl kann bei einem tapferen Menschen weder bei einem Angriff, noch bei dem unvermeidlichen Tode, noch in allen bekannten Formen der Gefahr eintreten, sondern nur unter gewissen abnormen Umständen, unter bestimmten geheimnißvollen Einflüssen und vor unbekannten Gefahren. Die wahre Furcht ist gleichsam die Erinnerung an längst vergangene Schrecken. Ein Mann, der an Geister glaubt und sich einbildet, er sehe Nachts ein Gespenst, empfindet wirklich die Furcht in ihrer entsetzlichen Größe. Ich habe die Furcht vor ungefähr zehn Jahren am hellheiteren Tage kennen gelernt, dann ist sie mir erst wieder im letzten Winter in einer Decembernacht begegnet. Und doch habe ich viele Todesgefahren bestanden, mich oft geschlagen; Räuber haben mich überfallen und ließen mich für todt liegen; ich wurde als Insurgent in Amerika zum Tode verurtheilt, und in China von einer Schiffsbrücke ins Meer geworfen. Und jedesmal, wenn ich mich verloren glaubte, war ich auf das Aeußerste gefaßt und ohne die geringste Furcht. Erst in Afrika habe ich die Furcht kennen gelernt. Und doch ist sie ein Kind des Nordens, die Sonne verjagt sie wie einen Nebel. Ja, meine Herren, bei den Orientalen hat das Leben keinen Werth; man verzichtet ohne Bedauern darauf; die Nächte sind klar und von Schrecknissen frei, wie die Seelen von den düsteren Qualen und Befürchtungen, welche die Gemüther im kalten Norden bedrücken. Im Orient kann man wohl die Panik kennen, aber nicht die Furcht. Nun wohl, mir ist auf afrikanischem Boden Folgendes begegnet.

* * *

„Ich durchquerte die großen Dünen im Süden von Uargla. Eine der merkwürdigsten Gegenden der Welt. Sie kennen den eintönigen, glatten Sand der endlosen Küsten des Oceans. Nun also, dann stellen Sie sich den Ocean vor, wie er bei einem Orkan selbst zu Sand geworden; denken Sie sich einen schweigenden Ocean von unbeweglichen Wogen aus gelbem Staube. Sie sind hoch wie die Berge, ungleich, verschiedenartig, wie aufgewühlte Wogen, ja sogar noch größer und stürmen dahin, wie das entfesselte Element. Auf dieses wüthende, stumme, weglose Meer gießt nun die verzehrende Sonne des Südens unerbittlich ihre Flammenströme aus. Diese Hügel von goldener Asche muß man durchschreiten, unaufhörlich ohne Ruh und Rast. Die Pferde schnaufen, sinken bis an die Knie in den Sand und stolpern über die sich immer neu bildenden Sandberge.

Wir waren zwei Freunde, in Begleitung von acht Spahis und zwei Treibern mit ihren Kameelen. Wir sprachen nicht mehr, denn wir

erlagen der Hitze und Ermüdung. Plötzlich stieß einer der Männer einen Schrei aus. Wir machten Halt und blieben unbeweglich, überrascht von einem unerklärlichen Phänomen, das den Reisenden jener öden Gegenden bekannt ist.

Von irgend einer unbestimmten Richtung her hörten wir ein Trommeln, das geheimnißvolle Trommeln der Sanddünen; bald stärker, bald schwächer, hielt es von Zeit zu Zeit an, um seinen phantastischen Wirbel dann wieder aufzunehmen.

Die Araber sahen sich erschrocken an und einer sagte in seiner bilderreichen Sprache: „Der Tod schwebt über uns.“ Im selben Augenblicke fiel mein Gefährte, den ich wie einen Bruder liebte, vom Sonnenstiche getroffen, vom Pferd und todt in den Sand.

Zwei Stunden lang suchte ich vergebens ihn wieder zum Leben zu erwecken, und noch immer dröhnte uns dieses unfaßbare Trommeln mit seinem stoßweisen, eintönigen Wirbel in den Ohren. Ich fühlte, wie die Furcht, die wirkliche, die entsetzliche Furcht mich erfaßte, und die Haare sträubten sich mir beim Anblick des geliebten Leichnams, während das Echo uns, die wir 200 Meilen von jedem französischen Dorfe entfernt waren, das seltsame Trommeln zujagte. An jenem Tage begriff ich, was es heißt, Furcht haben, aber ich habe es noch besser ein zweites Mal erfahren.“

Der Capitän unterbrach den Erzähler. „Verzeihung, mein Herr, wissen Sie etwas Näheres über das Trommeln?“

Der Reisende entgegnete: „Ich weiß nichts, Niemand weiß etwas. Die Officiere, die oft dieses seltsame Geräusch hören, sind der Ansicht, es sei das vergrößerte, vertausendfältigte, ins Maßlose angeschwellte Echo der Sanddünen, ein Hagel von Körnern, die vom Winde fortgerissen und gegen die trocknen Gräser geschleudert werden, denn man hat bemerkt, daß das Naturspiel sich stets in der Nähe kleiner sonnenverbrannten Pflanzen, die so hart wie Pergament geworden sind, vollzieht. Dieses Trommeln wäre also nichts weiter, als eine Fata morgana des Tones.

* * *

„Ich komme zu meiner zweiten Furchterscheinung. Es war im letzten Winter, in einem Walde des nordöstlichen Frankreichs. Die Nacht brach zwei Stunden früher herein, so dunkel war der Himmel. Ich hatte zu meinem Führer einen Bauer, der an meiner Seite auf einem schmalen Pfad unter den hohen Fichten, die der Wind heulend peitschte, dahinschritt. Zwischen den Wipfeln sah ich die Wolken wild dahinjagen, und es schien, als ob sie ängstlich vor einem unbekannten Schrecken flohen. Ab und zu beugte sich der ganze Wald unter einem gewaltigen Windstoß tief aufstöhnend nach einer Seite, und trotz meines schnellen Schrittes und meiner warmen Kleidung fröstelte mich. Wir sollten bei dem Feldhüter, dessen Haus nicht mehr ferne lag, Unterkunft finden; dort wollte ich jagen. Mein Führer drehte manchmal die Augen gen Himmel und murmelte: „Scheußliches Wetter!“ Dann erzählte er mir von den Leuten, bei denen ich übernachten sollte. Der Vater hatte vor zwei Jahren einen Wilddieb erschossen und war seither schwermüthig geworden. Seine zwei verheiratheten Söhne lebten bei ihm.

Es war nach und nach finster geworden. Ich sah nichts vor mir, nichts neben mir, und die fortwährend aneinanderschlagenden Baumäste erfüllten die Nacht mit beständigem Lärmen. Endlich bemerkte ich ein Licht, und bald klopfte mein Gefährte an die Thüre des zum Nachtlager bestimmten Hauses. Von innen hörten wir kreischende Weiber, dann fragte eine halb erstickte Männerstimme: „Wer da?“

Mein Führer nannte seinen Namen, und wir traten ein. Das Bild, das sich mir bot, werde ich nie vergessen. Ein alter Mann in weißem Haar und mit weltfremden Blicken erwartete uns mit angeschlagenem Gewehr in der Mitte der Küche, während zwei große Burschen, mit Aexten bewaffnet, die Thür hüteten. Im Winkel lagen zwei Frauen auf den Knieen und weinten.

Man sprach sich aus. Der Alte legte seine Waffe weg und befahl, mein Zimmer in Ordnung zu bringen. Da die Frauen sich aber nicht rührten, so sagte er zu mir:

„Sehen Sie, mein Herr, heute vor zwei Jahren habe ich einen Menschen getödtet. Im vorigen Jahre wollte er mich holen, heut er warte ich ihn wieder.“ Dann fügte er in einem Tone hinzu, über den ich lächeln mußte: „Darum sind wir auch gar nicht ruhig.“

Ich war glücklich, gerade an diesem Abend hergekommen zu sein und dem Schauspiel dieses abergläubischen Schreckens beizuwohnen. Um die Anwesenden zu beruhigen, erzählte ich also allerlei Geschichten, und es gelang mir auch, die allgemeine Gespensterfurcht zu verscheuchen.

Am Heerdfeuer schlief ein alter, borstiger, fast blinder Hund, die Nase auf die Pfoten gedrückt; einer von den Hunden, welche Menschen ähnlich sehen. Draußen heulte der Sturm um das Häuschen und durch ein Schiebefensterchen in der Thür sah ich plötzlich, wie ein Strauch, vom Sturme gepeitscht und von Blitzen beleuchtet, hin und herschoß.

Trotz all meiner Anstrengung, sie zu beruhigen, sah ich doch, daß ein tiefer Schrecken die Leute im Bann hielt, und jedesmal, wenn ich zu sprechen aufhörte, lauschten alle Ohren in die Ferne. Müde dieses albernen Benehmens, wollte ich eben zu Bett gehen, als der alte Feldhüter plötzlich vom Stuhl aufsprang, wieder zum Gewehr griff und mit wilder Stimme schrie:

„Da ist er, da ist er, ich höre ihn!“

Die beiden Frauen fielen abermals in ihrem Winkel auf die Kniee und bedeckten sich das Gesicht, indeß die Söhne die Aexte ergriffen. Ich wollte sie wieder beruhigen, als der Hund, der bis dahin geschlafen, plötzlich aufwachte, den Kopf erhob, mit seinen fast erloschenen Augen nach dem Feuer sah und ein Mark und Bein erschütterndes Geheul ausstieß. Alle Augen richteten sich auf ihn, aber er stellte sich auf seine Hinterbeine, als sähe er ein Gespenst und heulte weiter, einer unbekannten, unsichtbaren Erscheinung zu, die ohne Zweifel entsetzlich sein mußte, denn sein ganzes Fell sträubte sich. Der alte Feldhüter rief wie wahnsinnig:

„Er wittert ihn, er wittert ihn! er war dabei, als ich ihn tödtete.“

Und die beiden Frauen fingen plötzlich an, mit dem Hunde zu heulen. Wider Willen überkam mich ein heftiger Schrecken. Diese Erscheinung des Thieres an diesem Orte, zu dieser Stunde, unter diesen erschreckten Leuten, war entsetzlich anzusehen.

Eine Stunde lang heulte der Hund, ohne sich zu rühren, wie in einem schrecklichen Traum, und die Furcht, die entsetzliche Furcht beschlich mich. Die Furcht vor wem, vor was? Weiß ich's? Es war die Furcht, das ist alles.

Wir blieben unbeweglich und erwarteten mit gespanntem Ohr und klopfendem Herzen und beim leisesten Geräusch zusammenfahrend, ein entsetzliches Ereigniß. Dann begann der Hund, um das Zimmer zu hetzen, roch an den Wänden und heulte fortwährend. In einem Anfalle von Wuth packte mein Führer das Thier am Halse, öffnete eine kleine, nach dem Hofe gehende Thür und stieß den Hund mit einem Fußtritt hinaus.

Sofort wurde es still, aber dies Schweigen war noch entsetzlicher. Plötzlich fuhren wir alle empor. Es hatte draußen leise an die Thür geklopft; dann strich es wie mit einer leichten Hand über die Thür; zwei Minuten lang hörten wir wieder nichts; darauf kratzte es wieder leise, leise, und plötzlich erschien ein Kopf am kleinen Fenster, ein weißer Kopf mit funkelnden grünen Augen, und gleichzeitig drang ein Ton aus seinem Mund, ein düsteres, klagendes Gemurmel.

Da geschah ein furchtbarer Knall in der Küche; der alte Feldhüter hatte geschossen, und im selben Augenblick verrammelten seine Söhne die Thür.

Ich schwöre Ihnen, bei dem unerwarteten Knall des Gewehres hatte ich eine solche Angst des Herzens, der Seele und des Körpers, daß ich mich ohnmächtig fühlte und zu sterben glaubte.

Bis zum Morgen blieben wir unbeweglich, sprachlos an derselben Stelle, denn die entsetzliche Furcht hatte uns förmlich gelähmt. Erst

als ein schwacher Strahl der aufgehenden Sonne die Küche beleuchtete, wagte man, den Eingang freizugeben.

Auf der Schwelle der Thüre lag mit einer Kugel im Kopf — der alte Hund."

Der Mann mit dem sonnenverbrannten Gesichte schwieg und sagte dann nach einer kurzen Pause:

„In jener Nacht hatte ich keine Gefahr zu befürchten, und doch möchte ich lieber die entsetzlichsten Kämpfe bestehen, als jene furchtbare Minute noch einmal zu erleben, als der Greis durch das Schiebefenster auf den alten Hund schoß."

Aus der Hauptstadt.

Der Fall Kotze.

Kraftvoll wieder erwachender Glaube, der unwiderstehliche Drang des vom öden Verneinen und kahlen Vernichten angeekelten Menschenherzens, zu etwas Erhabenem, Lieblich-Herrlichem emporschauen zu können, tief mystische Regungen, die das augenverderbende Gasglühlicht des Materialismus fliehen und Waldeskühle, Waldesschatten, Tempelstille suchen — sie geben unserer unruhvollen, aus den Fugen gegangenen Zeit ein ganz besonderes Gepräge. Immer mächtiger schwillt die Schaar Derer an, die in der Heimkehr zu Gott alleinige Rettung erblicken, jede Geheimlehre findet aller Orten in der Culturwelt begeisterte Anhänger, und das Lachen der gewaltigsten Spötter verhöhnt heute die, die noch vor wenigen Jahrzehnten aufklärerisch als Pioniere des geistigen Fortschrittes allem „Aberglauben und Götzendienst" den Garaus gemacht zu haben wähnten. Es geht ein frischer Windzug, Pfingstgeist geht durch alle Lande, nicht eine tiefe Ermüdung, wie die spaßelnden Feuilletonistlein behaupten, die im sittlichen Liberalismus das Endziel aller Entwickelung sehen; Neues will sich gebären, eine neue Kirche, und der unermeßlich starke Mann von Nazareth ist an der Arbeit, nun erst wirklich aus den heidnischen Molochstaaten Europa's christliche Gemeinwesen zu schaffen. Bliebe der selige Hang, die Luft an den Weihrauchdüften und Glockenklängen der Religion auf unsere Dichter und Denker beschränkt, deren Bücher frömmer werden und gottsuchender mit jedem Jahr, so dürfte man wohl mit Recht von einer vorübergehenden Laune dieser Hypernervösen sprechen; aber die neureligiöse, die socialchristliche Bewegung wirft ihre höchsten Wellen nicht in den Alpenseen, sondern unten im Weltmeer, im Volke selbst. Den socialistischen Schwarmgeistern und Eitelfriedrichen, den Bebel und Singer, tritt plötzlich als furchtbarer Nebenbuhler der Gekreuzigte gegenüber, den die armen Thoren längst für überwunden erklärten; nur noch geringe, ganz geringe Zeit, nur ein paar Jahre ohne Umsturzdummheiten und andere grobe Fehler einer talent- und einsichtslosen Regierung, und die Duodeztyrannen aus der Beuthstraße, der Agathokles vom Werder'schen Markt stehen vereinsamt, weit abgedrängt von der christlich-deutschen Volkspartei, die dann vielleicht Herr von Vollmar oder Theodor Wächter oder ein Pastor Naumann führt. Unaufhaltsam wächst die Kraft der christlich-socialen Bewegung, der Strom rauscht und braust nicht mehr wie früher, denn er ist tief geworden, und selbst die unfähigsten Führer, ein brüllender Liebermann von Sonnenberg und ein Oswald Zimmermann nicht — warum hat der Herr den ehrbaren Handlungsgehilfenstand verlassen? — vermögen die Idee zu Grunde zu richten. Und wie in Deutschland, so regt es sich in Oesterreich, wo ein freilich genial veranlagter Volksmann dem blöden Auge ganz unbegreifliche Triumphe feiert; in Ungarn, wo eine christliche Bauernpartei in der Bildung begriffen ist — überall ebnet die Volksseele dem Nazarener jauchzend die Pfade. Solch' ein Wachsen, solch' einen Frühling — wer hätte sie erwartet hundert Jahre nach der officiellen Vernichtung des Christenthums?

Er wird wiederkommen, der begeistertste, der reinste und gedankenreichste, der unerbittlichste und entschlossenste aller socialen Reformer, die je über die Erde schritten. Schon liegen die Grundsteine seiner neuen Kirche, und die Armuth, deren Gott und Parteiführer er ist, schleppt die Steinblöcke für den Bau rastlos heran. Das wird keine Kirche werden, wie die Leisetreter sie erhoffen, die Pfründeneigner und die feigherzigen Schergen der Gewalt, die nur dem hungrigen Pöbel seine kleinen Sünden vorzuhalten wagen, nie aber auch nur das bescheidenste Wörtlein wissen gegen adlige und commerzienräthliche Laster. Das wird keine Kirche werden nach dem Sinne Derer, die in der Religion nichts als eine Kette sehen, daran man begehrliche Armuth schmiedet, die aber selbst von dieser Kette frei sein und ungehindert von ihr vornehmen Amüsements obliegen wollen. Den Heuchlern, die mit Umsturzgesetzen dem Volke wieder Gottesfurcht und Tugend beizubringen suchen, jene Gottesfurcht, die, in's Deutsche übersetzt, stumpfes, ergebungsvolles Hindämmern bedeutet, und jene Tugend, die sich willig von Kartoffelschalen nährt; den Pharisäern, die nach strengen Polizeiparagraphen gegen plebejische Unsittlichkeit schreien, die aber stillschweigen, wenn ein Prinz von Wales, ein Oscar Wilde unauslöschlich gebrandmarkt werden, wenn man Berliner Lasterhöhlen für die „allervornehmste" Welt ausnimmt und Proceße verhandelt, darin die Obersten scheußlicher, unnatürlicher Verbrechen geziehen werden — allen Denen gefällt die rechte Religion Christi, von der jetzt im Lande froh verwunderte Rede geht, wohl kaum, sie glauben nur an einen Gott, der ihnen ungestörten Zinsgenuß gewährleistet, und ihr einziges Heiliges ist das Eigenthum. Sie halten nicht einmal mehr die äußeren Vorschriften der Kirche ein, zu der sie sich bekennen und deren Satzungen sie einem freien Volke wieder aufzwingen wollen; Mitglieder ihrer Kreise scheuen sich nicht, den geweihtesten, stilltraurigsten Tag der Christenheit durch einen lärmend inscenirten Zweikampf, durch Revolverschüsse zu entheiligen. Diese Mißachtung, diese grobe Verletzung, sagen wir, der einfachen Höflichkeit, die Christenmenschen ihrem Religionsbegründer schulden, ist das beschämendste und empörendste Vorkommniß unter den zahlreichen, beschämenden und empörenden im Falle Kotze.

* * *

Herr von Kotze, der in Friedrichsfelde ein sehr comfortables Schloß und auch sonst allerlei das Leben verschönernde Annehmlichkeiten sein nennt, war am Berliner Hofe persona gratissima. Der Berliner Hof darf nicht mit dem des roi soleil verglichen werden, so viele Mühe man sich auch gegeben hat, ihn auf die gleiche Höhe zu bringen; alle Prachtentfaltung, alle kostbaren Eigenheiten, durch die er die neugierigen Blicke auf sich lenkt, vermögen das nicht zu schaffen, was den Prunk erst adelt: geistige Größe, geistigen Glanz. Cangrande's Hofhaltung leuchtet durch die Ewigkeiten, denn Dante schmückte ihn, den roi soleil bestrahlt in Ewigkeit die Sonne Molière's. Am Berliner Hofe fehlt ganz und gar die Aristokratie des Geistes, wenn man anders nicht Phili Eulenburg, der so auffallend unverkäufliche Gedichte geschrieben hat, dazu rechnet. Wilhelm II. selbst ist bei seinem lebhaften Wunsch, ein echt kaiserliches Hoflager zu halten, doch viel zu sehr gewissenhafter, deutscher Hausvater, als daß er sich die spielende, schöpferische und rücksichtslose Grazie eines Renaissancefürsten aneignen könnte; sein Volk schätzt das hoch an ihm, aber der Hof kann dabei nicht zu dem gedeihen, was er vielleicht werden sollte und was Escarpins, Menuett, Reiherbeize, Fackeltanz und costümirte Soldaten vorzubereiten schienen. Aeußerlich an Luxus und Sinnenfröhlichkeit jenen vielberühmten Höfen alter Tage vielleicht gleich, umweht ihn doch scharfe, preußische Luft, die zahllose Triebe verkümmert, gute und böse, wie sie sonst dem Parquett entsprießen und in den Vorzimmern zur Blüthe zu kommen pflegen. Ein Geistesleben, das auch nur auf einem oder dem anderen Gebiete vorbildlich sein könnte für die Nation, von dem Anregungen und Keime ausgingen, existirt hier nicht; gewiß stellt kaiserliche Munificenz und Opferfreudigkeit den Künstlern

häufig materiell lohnende Aufgaben, aber die dazu Herangezogenen geben regelmäßig Unzulängliches, Todtes, auch wenn sie sonst schöpferischer Kraft nicht entbehren. Das Gold des Hofes befruchtet sie nicht, bleibt kalter Lohn für kaltes Handwerk. Der Sporn fehlt. Der Künstler, der die Hofgesellschaft aus ihrer Stellungnahme zur Kunst kennt, weiß doch genau, daß man sein Bestes nicht verstehen, daß man es lästern würde, und er giebt Conventionelles, Ungefährliches. Nicht umsonst ist ein Köller Minister des Innern, nicht ungestraft darf der erste Diener des Monarchen von der höchsten Tribüne des Reiches aus Ansichten über Kunst und Kunstübung verlautbaren, wie sie ein civilversorgungsberechtigter Wachtmeister auch haben könnte. — Sehr deutlich zeigt sich der Geist des Berliner Hofes in den Intriguen, die man dort einfädelt und durchführt. An den teufelsklugen und mit hinreißendem Raffinement componirten Machenschaften, von denen die Memoiren großer und kleiner Höflinge des vergangenen Jahrhunderts behaglich zu erzählen wissen, erquickt sich auch moderner Geschmack noch, denn der Scharfsinn gefällt und imponirt immer, welch' schnöde Zwecke ihn auch in Bewegung setzen mochten. Zweierlei lehrt die Hofgeschichte jener Tage: die Person des Monarchen selbst blieb aus dem Spiel, nur um seine Gunst buhlte man, nur den Nebenbuhler in seiner Gnade suchte man zu stürzen, und die Waffen, mit denen man kämpfte, waren feingeschlissene, hellblinkende Floretts. Wie so ganz anders bei uns! Jener Unbekannte, der die Meldung von den 100,000 Mark Zuschuß in die Oeffentlichkeit brachte, verrieth ein Geheimniß, das nur wenige, sehr hochstehende Persönlichkeiten wußten, er gehörte zu ihnen; dumme Erfindung war die halbofficiöse Meldung, daß ein untergeordneter Canzlist, über dessen Namen man an maßgebender Stelle nie im Zweifel gewesen sei, der Uebelthäter wäre. Auf gleich geheimnißvolle Weise ward der Brief veröffentlicht, den Prinz Albrecht über die Frage schrieb, ob man beim Berliner Hofe die — später doch nicht erfolgte — Einladung des Fürsten Bismarck zur Enthüllung des Görlitzer Kaiserdenkmals erwirken könne. In diesen und anderen Fällen führte der vornehme Buschklepper den Stoß geraden Wegs auf eine geweihte Brust. Es ist psychologisch mehr als erklärlich, daß die Erregung des Herrschers mit der Zunahme dieser tückischen Angriffe wuchs, und die zermalmenden Maßregeln, die gegen Herrn von Kotze ergriffen wurden, waren nur ein Ausfluß der gereizten Stimmung und der Empörung bei Hofe.

Während die eben erwähnten Verrätherein offenkundig von Männern ausgingen, die sich für irgend welche Zurücksetzungen und ihrer Meinung nach unverdiente Kränkungen rächen wollten — plötzliche Entlassung, jäher Wechsel in den Hofämtern, dadurch verminderten Einkommen und verschlechterte soeiale Stellung brachten die Giftsaat rasch zur Reife — so handelte der Unheimliche, der die fälschlich Herrn von Kotze zugeschriebenen Briefe schleuderte, aus tiefer liegenden, dämonischeren Gründen. Mag sein, daß er eine boshafte Zerstörer-Natur war, ein überreizter Herostrat, den es kitzelte, Anderen seine furchtbare Macht zum Bewußtsein zu bringen; vielleicht aber war dies teuflische Beginnen nur der vom Autor der häßlichen Tragikomödie wohl vorbereitete Expositionsact. Soviel erscheint sicher, daß man plötzlich, nachdem der Giftmischer jahrelang den Spürhunden entronnen war und noch immer jeder Schlinge lachte, auf einem Schreibtisch im Casino, an dem eben der bedauernswerthe Herr von Kotze gearbeitet hatte, ein Löschblatt fand, das die verhaßte Antiqua-Druckschrift des Unbekannten und den unsauberen Text eines neuen Schmähbriefes spiegelte. Es bleibe dahingestellt, ob der Urheber des Bubenstückes den ganzen Verleumdungsrummel schon in Hinblick auf Kotze begonnen hatte oder ob er sich nur der Handschrift des furchtbaren Anonymus bediente, um den armen Ceremonienmeister zu verdächtigen — die letzte Annahme ist jedenfalls wahrscheinlicher, spricht doch die ungeheure Plumpheit der Kotze-Cabale nicht dafür, daß jener Maskirte, ein Mann von zerschmetterndem Witz, bewundernswerther Combinationsgabe und fast juvenalischer Kraft des Hohnes, sich ihrer schuldig gemacht hat. Ein gewöhnlicher Spitzbube tauchte sein rostiges Schwert in das Gift des Gefürchteten und hieb damit auf den lieben Freund und Nachbar von Kotze los. Daß der begüterte Mann, der ein großes, verschwiegenes Schloß für etwaige gefährliche Stilübungen zur Verfügung hat, so grauenhafte Briefe im Arbeitsraum des Casino's schreiben wird, wo ihm in jeder Secunde ein vorbeischlendernder Späher über die Schulter lugen kann; daß er nicht bedenken soll, in wie unendlich vielen Lustspielen schon das funkelnagelneue Löschblatt zum Verräther heimlicher Briefein geworden ist — dies Alles ist so lächerlich unmöglich, daß es schwer hält, zu begreifen, wie seinen Anklägern auch nur in der ersten Ueberraschung Glauben geschenkt werden konnte.

Der gequälte Mann saß sechzehn Tage hindurch unschuldig im Gefängniß, das über ihn zusammengetretene Kriegsgericht kam Monate lang nicht zum Spruche, immer neue, unvorhergesehene Hindernisse traten ein und schoben die Verhandlungen weiter hinaus. Längst aber war die völlige Unschuld des Angeklagten erwiesen, nicht der geringste Beweisgrund konnte gegen ihn aufgebracht werden, alle Begleitumstände, daneben — was natürlich nicht besonders wirkungsvoll war — der gesunde Menschenverstand sprachen überzeugend für ihn. So fand denn auch das Kriegsgericht keine Schuld an ihm, und der Monarch erkannte die Gerechtigkeit des Urtheils an. Nun erwarteten die Eingeweihten mit Recht, daß endlich die strengste Untersuchung einsetzen würde gegen die muthmaßlichen Entrepreneure der niedlichen Cabale; statt dessen aber hörte die Welt nur davon, daß man Herrn von Kotze im Zweikampf den Oberschenkel zerschmettert habe und daß ihm dann aus aristokratischen Kreisen prächtige Blumengewinde, Visitenkarten und Sympathiebezeugungen in ganzen Wagenladungen zugegangen seien.

* * *

Beleuchtete der Fall Kotze nicht grell die Zustände und das Leben am Berliner Hofe, so hätte die Oeffentlichkeit nicht das allergeringste Interesse an ihm gehabt, und jene modernisirten Schmocks, die das Vorkommniß zeilenschindend fast ein Jahr lang ausbeuteten, würden schließlich doch die Kundschaft auch der Klatschsüchtigsten verloren haben. Die noch immer maßgebende deutsche Presse handelte in der ganzen Angelegenheit vom Anfange an so beschränkt oder charakterlos, wie es ihrer Vergangenheit und ihren hohen, freisinnigen Principien entspricht; zum Theil hütete sie sich ängstlich, Moral und Sinn dieses Ereignisses darzustellen, und begnügte sich damit, breitspurig die widrigste oder nebensächlichste Einzelheit des Handels zu beschreiben, zum andern Theil ließ sie ihrer sittlichen Empörung erst nach dem Revolverschuß des Herrn von Reischach die Zügel schießen. Aber das Duell am Charsonnabend und die Art, wie unsere Aristokratie eine unleugbare Verhöhnung des Gesetzes und einen Schlag ins Gesicht allem christlichen Empfinden verherrlichte, ist nur symptomatisch für den Niedergang des preußischen Adels; überraschend und neu wird dieser Vorgang auch dem Harmlosesten unter unsern, Gott sei Dank, reich gesäeten harmlosen Politikern kaum gewesen sein. Der Fall Kotze hat eulturhistorische Bedeutung, weitaus größere noch als der Hannover'sche Spieler- und Wucherer-Proceß; dieser Scheinwerfer zeigt den klaffenden, sich ständig erweiternden Spalt zwischen dem neuen Wegen, neuen Träumen und Idealen nachstrebenden, werkthätigen Volk, das thatsächlich conservativ ist, weil es das gute Alte durch kluge Benutzung moderner Ideen erneuern, kräftigen will, und zwischen Jenen, die in Nichtigkeiten ihr Leben verkümmern, die sich conservativ nennen, weil ihnen das vergnügliche und intrigueliche Leben, das sie zur Zeit führen, des Conservirens werth scheint, und die sich doch muthwillig selbst zu Grunde richten, sich, ihre Macht, ihren Einfluß.

Fragt sich nur, welche von beiden Parteien in Wahrheit am Umsturz der bestehenden und bestehenswerthen Verhältnisse arbeitet — wenn man hier überhaupt von „Arbeiten" sprechen darf — und gegen welche deshalb ein Umsturzgesetz von Nöthen wäre. Caliban.

Französische Maler in Berlin.

Es wird jetzt in deutschen wie französischen Zeitungen viel commentirt, daß wir auf der heurigen Berliner Kunstausstellung eine beträchtliche Abtheilung von Werken Pariser Künstler haben werden. Auf beiden Seiten, an der Spree sowohl wie an der Seine, thut man ziemlich geziert. „Ist die Ehre auch nicht allzu groß?" so fragt man in stolzem Dünkel oder demüthiger Verschämtheit. Doch Andere sagen dagegen, rauh und rüpelhaft: „Es ist überhaupt keine Ehre, wir haben die Pariser Windbeutel hier gar nicht nöthig." Natürlich, „nöthig" haben wir sie nicht. Wir haben überhaupt die ganze Kunst nicht nöthig, es sei denn zu Staats- und patriotischen Zwecken oder allenfalls zu Prachtsälen und Festessen. Aber sie ist doch ganz nett — ich meine: die echte Kunst?! Nun ja also, dann ist es doch zum mindesten „ganz nett", daß die Pariser Maler nach Berlin kommen.

Aber Hand auf's Herz, wenn es auch wohl noch etwas mehr sein wird als ganz nett, daß die vielumworbenen Spröden aus Paris sich endlich einmal nach Berlin wagen, wird es — von Politicis abgesehen — auch wirklich ein „Ereigniß" sein, so eines, wie es wohl vor vier, fünf Jahren noch gewesen wäre? Brauchen wir uns wirklich hinter das Gefühl zu verkriechen, daß uns eine große, eine unverdiente Ehre widerfährt, daß uns nun erst die einzig wahren, einzig prophetischen Kunstoffenbarungen gnädigst gespendet werden? Ich deutete es schon an: dafür kommt die Franzosen-Ausstellung doch wohl etwas zu spät, dafür hätte sie zum mindesten vier, fünf Jahre früher kommen müssen. Denn wenn auch in dieser Zeit in den „leitenden Kreisen" keinerlei veränderte Grundanschauung vom Wesen der modernen Kunst „Platz gegriffen" hat, so hat es doch umsomehr in den Tiefen gegährt, neue Kräfte sind hervorgetreten, früher unbeachtet gebliebene sind auf den Schild gehoben worden, haben Verständniß und Anerkennung gefunden. Und viele merkwürdige Fremde sind an uns vorübergewandelt und haben uns die Augen gar seltsam geöffnet. Wir sind nicht unvorbereitet mehr, wir können auch durch den stärksten gallischen Angriff nicht mehr über den Haufen gerannt werden. Wenn wir auch gern Vieles lernen werden und fortfahren, in Paris die europäische Kunstmetropole zu verehren, so haben wir uns doch innerlich, in nationaler Kunsteigenart genügend gefestigt, um unseren Gästen kritisch gegenüberzutreten und kühl zu sagen: „Dieses wollen wir — dieses wollen wir nicht; hier haben wir noch zu lernen — hier lernen wir besser nicht." Kurz, wir haben uns allmälig eine eigene Auffassung vom Wesen der Kunst gebildet, die in ihren Fundamenten nicht mehr erschüttert werden kann, und die sich gegen alles Fremde vorerst — abwartend verhält.

Ich fühle mich daher nicht weiter „von erhabenen Schauern angeweht," wenn ich kühl und sachlich berichte, daß zwei moderne Franzosen, Besnard und Pissarro, im „Salon Gurlitt" eine Ausstellung veranstaltet haben. Es sind zwei echte und erlesene Künstler, und sie haben uns Eigenes und Reifes vorzuführen, und Jeder kann mir leid thun, der sie nicht zu genießen versteht. Aber zu superlativischen Entzückensausrufen geben sie keinen Anlaß. Wir haben diesen Winter Manches gesehen, das ebenso interessant war wie diese Werke, und Einiges vielleicht war sogar noch interessanter.

Besnard vor allen Dingen ist aus den paar Schnitzeln dieser Ausstellung gar nicht ordentlich kennen zu lernen. Sein Bestes kann er überhaupt nicht versenden. Es ist in den Fresken enthalten, die er in der „Ecole de pharmacie" an die Wand gemalt hat. Die Studien, die wir bei Gurlitt sehen, lassen uns fast ausschließlich den kühnen und geschmackvollen Techniker erkennen, ohne von der brennenden, gestaltendurchwogten Künstlerseele allzuviel zu verrathen. Man kann nur schließen: wer als Techniker von solcher Eigenart ist, der muß auch Seele besitzen; denn er empfängt durchaus individuelle Eindrücke, die er mit durchaus individuellen Mitteln widerzugeben weiß. Die tiefste Anregung kam wohl von Whistler. Doch erscheint mir Besnard farbiger und bunter als dieser. Er zeigt sich weniger bestrebt, alles auf einen Ton zu zwingen, sondern läßt im Großen und im Kleinen dem Contrast sein Recht. Das heißere Blut des Franzosen zeigt sich darin. Aber trotzdem bleibt der Gesammteindruck weich, verschwimmend, abenddustig. Besnard meidet peinlich alle Conturen. Die Umrisse der Dinge vertonen sich in das umgebende atmosphärische Milieu. Besonders wundersam heben sich Frauenköpfe in dieser Behandlung heraus. Das freundliche Schmunzeln der Lippen und Zwinkern der Augen, das derb-gesunde Erglühen der Backen, — nichts von Erdenschwere erscheint mehr darin, — es wirkt wie eine Entlehnung irdischer Reizmittel für mystisch-sphinxhafte Wesen, und darum um so verführerischer, beängstigender . . .

Auch Pissarro geht den Problemen des Lichtes nach. Aber er sucht nicht die fahle Dämmerung, sondern den intensiven Sonnenbrand. Auch für ihn löfen sich die Conturen. Aber sie vergleiten nicht ineinander, sondern zehren gleichsam einander auf. Lauter prismatische Farbenfunken sprühen und flirren grell durcheinander, und stellt man sich in richtiger Entfernung davon ab, so sieht man Formen darunter leben. Das ist die Pointilleur-Technik, die wir wiederholt schon bei uns sahen, am raffinirtesten durchgebildet wohl bei Segantini, aber höchst eindrucksvoll auch bei Hans Olde und, kürzlich, bei Christian Rohlfs, und so noch bei Anderen, wie Baum und Uth. Es bleibt also nichts Anderes übrig, als zu sagen, daß Pissarro sich in dieser schwierigen und gewagten, aber nicht mehr ganz unbekannten Technik als beherrschenden Meister zeigt, daß er sehr schöne, aber auch einige gekünstelte Bilder damit zuwege gebracht hat, und daß gewiß die meisten deutschen Maler ihn mit Vortheil sich ansehen werden. Doch glaube ich, daß beispielsweise ein Mann wie Ury, der gleichzeitig mit den beiden Franzosen ausgestellt hat, nichts mehr von ihm zu lernen braucht. Er hat sich seinen eigenen Stil in jahrelanger zäher Arbeit erkämpft und durchaus organisch aus einem heißblütigen, flackernden Künstlertemperament heraus entwickelt. Das Resultat ist, daß er neben zwei so bedeutenden Größen der Pariser Malerei, wie Besnard und Pissarro, als Ebenbürtiger erscheint, und damit können wir uns, denke ich, zufrieden geben. Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

See. Schauspiel in zwei Aufzügen von Axel Delmar. (Königliches Schauspielhaus.) — Das Urtheil der Welt. Schauspiel in drei Aufzügen von Feodor von Zobeltitz. (Lessing-Theater.) — Im Forsthause. Schauspiel in vier Acten von Richard Skowronnek. (Neues Theater.)

Herr Demandowsky, dessen marlittisch süßklingendes Pseudonym allzu deutlich verräth, weß Geistes Kind er ist, nimmt unter unsern Bumbum-Dramatikern unbestritten den ersten Platz ein. Sein grausames Tscherkessenlibrett „Mara" fand einen wahlverwandten Komponisten, der den groben Unfug wagnerisirte und volle Häuser damit machte; die folgenden Theaterschöpfungen Axel's wurden nicht in geräuschvolle Musik gesetzt und erzielten deßhalb nur geräuschvolle Durchfälle. Auch die „See" verräth den geborenen Wasserdichter. Von irgend welcher dramatischen Begabung im höheren Sinne zeigt der Autor diesmal noch weniger als vorher; er versteht nur mit Schminke zu wirthschaften, und je dicker er sie aufträgt, je rohere Effecte er mit rohen Mitteln herauswirthschaftet, desto siegsbewußter schaut er in sein treues Publicum, desto dröhnender, weiß er, klascht man ihn heraus. Im ganzen Stück, dessen plattdeutscher Dialog die widrig romantischen Vorgänge noch widriger und ungenießbarer macht, giebt es nicht ein wahres, wirklich aus dem Gemüth unserer wackeren Ostseebauern geschöpftes Wort; Auerbach's Dorfgeschichten sind Muster tiefgründigsten Realismus, mit dieser schwatzhaft sentimentalen Mache verglichen. Es ist unmöglich, daß Herr Demandowsky auch nur einen halben Tag unter unseren wortkargen, verschlossenen und nüchternen Fischerslenten im Norden verbracht hat, er könnte sonst nicht so ungeheuerliche Theaterpuppen aus ihnen machen; es ist unmöglich, daß der Dramaturg, der seinen hohen Vorgesetzten die „See" zur Aufführung empfehlen konnte, in seinem Leben etwas anderes als knallroth gefärbte Opernlibretti gelesen hat. Das königliche Schauspielhaus sollte nicht so drauflossündigen und die Achtung, die es sich bei ernsten literarischen Männern mühsam genug wieder erworben hat, abermals leichtsinnig in Frage stellen; eine Bühne dieses Ranges ist verpflichtet, wenigstens scheinbar mehr zu bieten als Quarg's Vaudeville-Theater oder Weimann's Volksgarten.

Der rührenden Demandowsky-Geschichte von der wunderschönen Fischermaid, deren Liebster, unverbürgten Schiffernachrichten zu Folge, seinen Tod in den Wellen findet, worauf sie schnurstracks einem Kinde das Leben giebt und außerdem das Augenlicht verliert, setzt Feodor von Zobeltitz eine nicht minder interessante Historie entgegen. Die blinde Fischerin gefiel dem alten Seebären Paetow trotz alledem so gut, daß er, um sie zum Eheweibe zu gewinnen, eine Flaschenpost fälschte und ihr dadurch des alten Liebhabers Tod verkünden ließ; bei Zobeltitz heirathet ein ungemein strebsamer Commerzienrath eine sich Schauspielerin nennende Dirne, die ihm nach neun Jahren etwas unbequem wird, ihm aber an niedriger Gesinnung und in der Gewohnheit, von allerlei höchst eigenhändig begangenen Gemeinheiten schamlos zu erzählen, vollkommen ebenbürtig ist. Ich weiß nicht, ob Commerzienräthe und Commerzienräthinnen aus der Thiergarten- oder Bellevuestraße wirklich in einem fort von ihrer dunklen Vergangenheit und ihren Schurkenstreichen aus der Gegenwart langathmig schwatzen; für so dumm halt' ich diese meist doch recht ausgetragenen Herrschaften wirklich nicht, indessen mag Herr Feodor von Zobeltitz andere Erfahrungen gemacht haben, auf Grund derer er denn auch seine Mißachtung des Packes deutlich zu erkennen giebt. Beispielsweise läßt er zwar die „beste" bürgerliche Gesellschaft in Camilla's Haus intim verkehren, den hohen, gerade jetzt durch den Fall Kotze so reizvoll illuminirten Adel aber jeden solchen Verkehr rundweg ablehnen. — Stine Romin's geliebter Franz kehrt nach acht Jahren des Verschollenseins heim, er hat in Asien irgendwo als Sclave gefrohndet; Camilla's Jugendgeliebter braucht neun Jahre, nach deren Ablauf er aus Amerika wiederkommt und sich um eine Secretärstelle im Hause des Commerzienrathes bewirbt. Capitän Paetow und der Commerzienrath haben sich in gleicher Weise, in schnöder Sinnenlust entbrannt, an den Jugendgeliebten ihrer Gemahlinnen versündigt; der eine durch die schon erwähnte Flaschenpost, der andere, indem er den netten Möhring wegen einer kleinen Wechselfälschung hinterlistig denuncirte und so über's Meer trieb. Nun aber kommt die Vergeltung über sie: Der alte Schurke Paetow wird von den entrüsteten Dorfbewohnern zum Tode in der See verurtheilt und auch richtig von der Ramme hinabgeschleudert, den

Commerzienrath) dagegen verläßt sein thränenreiches Gemahl, angeblich, um zu büßen, wie ich aber annehme, um sich die Zeit unter Leuten zu vertreiben, die es nicht übel deuten, wenn eine noch immer schöne Frau fortgesetzt von ihren holden Jugendeseleien plappert. — Einen Fortschritt Zobeltitz' gegen sein Erstlingsdrama „Ohne Geläut" stellt dies Werk keineswegs dar; es ist eine platte, conventionelle und dazu merkwürdig ungeschickt gemachte Talentlosigkeit, der selbst Lieutenant Schönfeld mit seinen rauschend applaudirten Gemeinplätzen über anständigen Journalismus, Civil- und Militär-Ehre ꝛc. nicht auf die Beine zu helfen vermochte. Die theatralische Romantik des Stoffes, die curios viel Berührungspunkte mit der Handlung von Delmar's „See" bietet, zeigt so recht deutlich, wie armselig, wie durchaus schablonenhaft alle Coulissenphantasie ist, möge sie sich auch noch so trotzig geberden.

Am Ostersonntage ging Herrn Richard Skowronnet's Schauspiel „Im Forsthause" über die Bretter des Neuen Theaters — ein wahres Meisterwerk, wenn man die sogenannten Lustspiele dagegen hält, die der junge Mann nach der Geburt dieses seines ersten Musenkindes zusammen gehauen hat; für sich betrachtet eine nervenerregende Radaucomödie. Der stark bewegten Handlung liegt ein packender, wenn auch in seiner brutalen und unnatürlichen Tragik abstoßender Stoff zu Grunde. Anton Spalding's alter Vater hat, um seinem heißgeliebten Sohne den Weg zu hohen Ehren bahnen zu können, königliche Gelder unterschlagen, Holz aus königlichen Forsten zu einer Zeit verkauft, wo der Raupenfraß im Walde wüthete und eine Controlle nicht mehr möglich war. Niemand entdeckte den Betrug; der Tag kommt, wo der alte Förster sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feiern soll, große Ehrungen sind geplant, Anton, der Sohn, ist Oberförster geworden und da — da erfährt er von dem Diebstahl, dessen sich sein Vater schuldig gemacht hat. Und nun hält ihn nichts mehr zurück, weder Drohungen noch Bitten; er, um den allein das Häßliche geschehen, der vergötterte Liebling seiner armen Eltern, gedenkt ehern nur seiner beschworenen Pflichten und denuncirt, Officier wie er ist und sonst nichts, den eigenen Vater. Der Alte geht hin und erschießt sich.

Möglich, daß ein großer Dichter die niederträchtige Handlungsweise des Sohnes erklären, begreiflich machen könnte; so lange er nicht kommt und uns in die Tiefen blicken läßt, verabscheuen wir den leichtherzigen Gesellen, dessen Kindesliebe schwach genug ist, um längst vergessene, begrabene, in treuer, ehrlicher Arbeit wieder gut gemachte Schande über seines Vaters weißes Haupt zu bringen. Die jungen Theaterschreiber von heute versuchen sich an Stoffen und Problemen, denen sie ganz und gar nicht gewachsen sind; auch Skowronnek vermag nur zu lärmen und zu überraschen, alle Aeußerlichkeiten gelingen ihm, sofern sie nicht aus natürlichen Regungen hervorgehen, aber keine Seele steckt in dem sich ganz mechanisch bewegenden Automaten. Anton ist Officier — und dies Argument muß genügen, muß sein schreckliches Thun begründen. Es giebt keine Menschen für Skowronnek, nur Schauspieler, die gute Rollen und effectvolle Abgänge brauchen, keine Psychologie und freie, liebevolle Seelenforschung, sondern nur schreiende, verblüffende Handlung. Stockt die auch nur auf Secunden, so glotzt die Langeweile, erbarmungswürdige Unfähigkeit aus dem Werk heraus, und um diese Langeweile zu überwinden, muß der Autor zu immer gewaltsameren, immer äußerlicheren Mitteln greifen. So richtet sich selbstmörderisch zu Grunde, was hoffnungsfroh und hoffnungweckend begann.

Notizen.

Anhaltische Fürstenbildnisse. Herausgegeben von Egbert v. Frankenberg und Ludwigsdorf. (Dessau, H. Oesterwitz.) Dieses prächtig ausgestattete Porträtwerk bringt die auf Münzen, Grabsteinen, Siegeln, in Oel- und Lichtbildern erhaltenen Conterfei's der Askanier, Ballenstedter und Anhaltiner, zum Theil nach werthvollen Gemälden von Kranach, Pesne, Gustav Richter u. A. Von dem sagenhaften Gero, dem Gründer von Gernsrode, dem liedermächtigen Herzog Heinrich I., der auch im Manneſſe'schen Buch von den Minnesängern seine Ehrentafel hat, bis zu dem volksthümlichen alten Dessauer und dem heute regierenden Hause ist es ein kunstliebendes und tapferes Fürstengeschlecht, dessen hier knapp aufgezeichnete Memorabilien historisch und culturgeschichtlich lebhaft ansprechen. Auch der Maler und Costümkundige findet besonders in den Tafeln aus der Zeit von Allonge und Reifrock manches Interessante. Die Heliogravüren sind von ebenso großer Feinheit als Schärfe, mögen sie nun die zarten Linien einer Bleistiftskizze, die warmen Farbentöne einer Kranach'schen Holztafel oder das Relief eines Bildhauers wiedergeben. Auch die sonstige Ausstattung macht das Werk zu einem vornehmen Geschenk geeignet, für engere Landeskinder wie überhaupt für patriotische Deutsche aller Stämme.

Im Morgenlicht. Gedichte von Wilhelm Langewiesche. (Leipzig, H. Haessel.) Langewiesche ist ein Dichterenkel. Sein längst verstorbener Großvater hat einmal eine gedankenreiche Liedersammlung unter dem Titel: „Vorhvsklänge eines Wahrheitsuchers" herausgegeben, die mehrfach neu aufgelegt wurde, und seiner beschaulichen und erbaulichen Art ist die seines Enkels in mancher Beziehung verwandt. Aber Wilhelm Langewiesche ist reicher veranlagt und, ganz abgesehen von seiner jugendlichen Frische, vielseitiger. Nicht nur die gleichsam erblich überkommene Gedankendichtung, auch epische Gestaltung, markige Balladen, echte sangbare Lieder gelingen ihm. Er besitzt dabei eine große formelle Gewandtheit und, was nicht weniger werth ist, einen starken kritischen Zug, der auch gegenüber den eigenen Geisteskindern streng seines Amtes waltet. Wir haben überall die Empfindung, als wäre dieser schmächtige Band die kritische Auslese vieler Dichterjahre, und wenn uns doch einmal bedünkt, als wäre noch hier und da ein Minderwerthiges durchgeschlüpft, so lehrt uns eine zweite Lectüre, daß dem leichten Ding wenigstens ein gewisser musikalischer Reiz eignet, der es uns lieb macht. Was aber Langewiesche vor anderen Mitstrebenden auszeichnet, das ist seine unbestreitbare Selbstständigkeit. Höchstens zwei oder drei der ersten Lieder heinesiren noch ein Bischen — ohne Zweifel jugendliche Frühprodukte: später klingt derlei nicht mehr durch, und eine ernste, in sich gekehrte Männlichkeit, die ihren eigenen Weg geht, behauptet sich bis zuletzt. Er ist vor Allem Lyriker, und selbst seine epischen Versuche sind meistens Monologe von starker Subjectivität. In einigen Visionen glauben wir einen Anklang an Conrad Ferdinand Meyer's knappe, kraftgedrungene Gestaltung zu vernehmen. Ganz meisterlich ist z. B. der allerdings ziemlich ungriechische Ganymed, der sich vom Göttervater hinweg nach der bunten Erde und ihren vergänglichen Freuden sehnt. Am liebsten ist uns freilich der Liedersänger, der im Morgenlicht wandert und schwärmt und träumt. Seine Liebeslieder zumal sind voll von Klang und Duft, und auch neckische Tändelei steht ihm allerliebst zu Gesicht. So glaubt er einmal in seinen wachen Träumen unter anderen Gestalten auch die Geliebte zu sehen:

„Aber will ich rasch umfangen,
Die so lieblich vor mir steht,
Ist sie plötzlich fortgegangen,
Wie im Wind ein Hauch vergeht.
Doch es kichert in den Ecken —
Kuckuck! ruft es auf dem Flur —
Will die Kleine sich verstecken?
Oder war's die alte Uhr?"

Und daneben halte man das Folgende, jede Zeile markig, einfache Größe, ohne Rhetorik, kein Wort zu viel:

„In meine Brust hat Keiner noch geschaut,
Auch Du hast blindlings Dich mir anvertraut.
Dein eigen Herz ist gut und treu und rein,
Drum, denkst Du, müßt' es auch das meine sein.
Im Lauf der Jahre aber wird's geschehn,
Da wirst Du tief in meine Seele sehn ...
Ich weiß es wohl, doch fürcht' ich nicht, daß einst
Du der Enttäuschung bitt're Thränen weinst,
Ich scheue Deine reinen Augen nicht:
Wo die hinsehn, da wird es rein und licht."

Neben Karl Busse und Gustav Falke gehört Wilhelm Langewiesche zu unseren hoffnungsreichsten lyrischen Talenten der letzten Jahre.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

David Friedrich Strauß

Gesammelte Schriften.

Herausgegeben von **E. Zeller.**

12 Bände, Ladenpreis **60 Mark,** liefert broschirt wie neu

für 26 Mark

franko, bei frankirter Einsendung des Betrags

Eugen Stoll, Antiquariat,
Freiburg i. Baden.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Diese **Bismarck-Nummer** bildet Nr. 14 der „Gegenwart" und wird an neu hinzutretende Abonnenten ohne Aufschlag mitgeliefert.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Direct zu beziehen durch den **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Der ärztliche Hausfreund.

Gemeinverständliche Belehrungen für **Gesunde** und **Kranke**

herausgegeben von

Dr. med. A. Kühner, Physikus a. D.
Chefredakteur der „Gesundheit".

Vierteljährlich 6 Nummern.

Bezugspreis 60 Pfennige.

Bestgeleitetes Familienblatt, welches in keinem Haushalte fehlen sollte!
Zu beziehen durch

Grumpelt & Böhm, Leipzig.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk mnthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche ausquellende Bewnnderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz nnmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Anhaltische Fürsten-Bildnisse

herausgegeben von

Egbert von Frankenberg und Ludwigsdorf.

115 Porträts in Heliogravüre

circa 100 Textillustrationen

elegant geb. M. 16.—

Rich. Kahle's Verlag

Inhaber **Herm. Oesterwitz,**
Kgl. Hofbuchhändler
in **Dessau.**

Im Verlage von **Ferd. Enke** in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

Der Proceß Czynski.

Thatbestand desselben und Gutachten über Willensbeschränkung durch hypnot.-suggestiven Einfluß, abgegeben vor dem oberbayer. Schwurgericht zu München von Prof. Dr. **H. Grashey,** Prof. Dr. **Hirt,** Dr. Freiherrn **von Schrenck-Notzing** und Prof. Dr. **Preyer.** 8. geh. M. 1.50.

In diesem Proceß, der mit seinem hochromantischen Thatbestand so außerordentliches Aufsehen erregte, wurde die hypnotische Willensbeschränkung zum ersten Mal in Deutschland Gegenstand einer Gerichtsverhandlung. Die Broschüre enthält: Den vollständigen Thatbestand, Proceßverlauf **und die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit abgegebenen, daher sonst nirgends noch publicirten Gutachten oben genannter Fachgelehrter.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 18. Berlin, den 4. Mai 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Terminhandel und Differenzgeschäft. Von Landgerichtsrath a. D. Gustav Pfizer. — Zeitgeschichtliches zur Friedensbewegung. Von Bertha von Suttner. — Unterconsumtion. Von P. Asmussen. — **Literatur und Kunst.** Paul de Lagarde. Biographisches nach Mittheilungen seiner Wittwe. — Eine dichtende Bäuerin. (Johanna Ambrosius.) Von Felix Poppenberg. — **Feuilleton.** Sommer. Von Amalie Skram. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Helene Baronin von der Recke. — **Aus der Hauptstadt.** Die Schmach von Fuchsmühl. Von Caliban. — Anzeigen.

Terminhandel und Differenzgeschäft.

Von Landgerichtsrath a. D. Gustav Pfizer.

„Mit Gefängniß bis zu einem Jahr wird bestraft, wer die Einrichtung der Börse in beschimpfender Weise angreift."

Da im gegenwärtigen Reichstag für alles Verkehrte und Verwerfliche eine Mehrheit zu finden ist, so wüßten wir nicht, warum nicht die Umsturzvorlage eine Ergänzung in dem soeben bezeichneten Sinn erfahren könnte; der Tendenz des jüngst bekannt gewordenen Entwurfs eines Börsengesetzes würde sie entsprechen. Seit Jahren verlangt die öffentliche Meinung und der anständige Theil der Presse Maßregeln gegen das Börsenspiel, die freilich von den Kreisen der Börse oder genauer: der Börsenspieler auf's eifrigste bekämpft werden. Und was bringt nun der Entwurf? „Da die Meinungen über Terminhandel und Differenzgeschäft so weit auseinandergehen, so hat der Entwurf einen Mittelweg eingeschlagen;" so ungefähr lautet die Begründung der Vorschläge, durch die der ehrliche Handel geschädigt, das Börsenspiel aber von Reichswegen legitimirt werden soll: in der That ein schöner Mittelweg zwischen Sittlichkeit und Unsittlichkeit!

Nach dem Entwurf soll der Terminhandel in gewissen „Effecten", d. h. Staatspapiere, Actien u. dgl., und in gewissen Waaren nur von solchen Personen betrieben werden dürfen, die gegen Bezahlung einer Gebühr von 300 Mark im ersten, 50 Mark in jedem folgenden Jahre die Eintragung in das Börsenregister erlangt haben; aus Termingeschäften, die von nicht eingetragenen Personen über die dem Börsenterminhandel vorbehaltenen Waaren und Effecten geschlossen werden, erwächst kein klagbarer Anspruch; der Klage einer in das Register eingetragenen Person dagegen darf niemals die „Spieleinrede" entgegengesetzt werden.

Was bedeuten diese Bestimmungen? Um darauf zu antworten, ist es zunächst nothwendig, das Wesen des Terminhandels im Verhältniß zum „Differenzgeschäft" klarzulegen. Der ehrliche Handel hat den Zweck, jede Waare dahin zu bringen, wo sie ihren Zweck am besten erfüllt. Ein so betriebener Handel dient dem allgemeinen Wohl, auch wenn der einzelne Kaufmann sein Geschäft nicht um des Gemeinwohls, sondern um seines eigenen Vortheils willen betreibt. Der Kaufmann sucht billig einzukaufen und theuer zu verkaufen, und dagegen ist, so lange er keine unredlichen Mittel anwendet, nichts einzuwenden. Bei seiner erlaubten Speculation hat er vor Allem mit der Zeit zu rechnen: wenn er erwartet, daß der Preis einer Waare im nächsten Jahr steigen werde, so wird er jetzt schon seinen Bedarf für dieses Jahr decken; er ist aber nicht in der Lage, sofort den Kaufpreis für den ganzen Jahresbedarf bezahlen zu können, er schließt darum mit einem Producenten oder mit einem anderen Kaufmann einen Vertrag, wonach dieser ihm sofort ein Viertel, in drei Monaten ein zweites Viertel, in einem halben Jahr ein drittes und nach neun Monaten das letzte Viertel seines Bedarfs zu jetzt schon fest vereinbarten Preisen zu liefern hat. Das ist ein „Terminhandel", gegen dessen Rechtmäßigkeit schlechterdings nichts einzuwenden ist und den zu erschweren oder mit einer besonderen Steuer zu belegen nicht der geringste Grund vorliegt. Nun kann es aber geschehen, daß der Preis der Waare im Laufe des Jahres gegen die Berechnung des Käufers oder des Verkäufers sinkt oder steigt; in einem Falle wird der Käufer, im anderen Falle der Verkäufer von der ihm lästigen Verbindlichkeit, die Waare zu empfangen oder zu liefern, loszukommen wünschen: nach zwei Monaten erklärt der Käufer dem Verkäufer, daß er die Waare nicht mehr beziehen — der Verkäufer dem Käufer, daß er sie nicht mehr liefern wolle; der Verkäufer droht, der Käufer hier läßt sich solchen einseitigen Rücktritt, d. h. Vertragsbruch, nicht gefallen, er besteht auf der Erfüllung des Geschäfts oder aber verlangt Schadenersatzanspruch wegen Nichterfüllung, und der vertragsbrüchige Theil muß im letzteren Falle, sei es freiwillig oder vom Richter gezwungen, den Unterschied, die „Differenz," zwischen dem vereinbarten Kaufpreis und demjenigen Preis bezahlen, den die Waare nach drei, sechs und neun Monaten hat. Auch das ist ganz in der Ordnung; von einem „Differenzgeschäft" wird aber hier Niemand reden, denn wenn auch die Erledigung des Geschäfts dadurch erfolgt ist, daß an die Stelle der Erfüllung des Terminhandels die Zahlung der erwähnten Differenz getreten ist, so hat doch beim Abschluß des Geschäfts auf der einen wie auf der anderen Seite die Absicht bestanden, die Waare wirklich zu beziehen oder zu liefern.

Nun werden aber an der Producten- wie an der Effectenbörse jahraus jahrein Termin-Geschäfte in großer Zahl, an einem Tage oft über Werthe von Millionen, geschlossen, bei deren Abschluß die Betheiligten entfernt nicht an wirkliche Erfüllung denken, sondern wo von Anfang an nur die — gewöhnlich nicht ausgesprochene — Absicht besteht, daß der eine Theil dem anderen die Differenz zu bezahlen habe, die sich zu des Letzteren Gunsten zwischen dem beim Abschluß des

Geschäfts vereinbarten Preis und dem Preis der Waare oder des „Effects“ am „Stichtag“ ergeben werde; ist der Preis an einem und am anderen Tage derselbe, so liegt ein „todtes“ Geschäft vor. — Solche „Differenzgeschäfte“ sind fast ausnahmslos die Termingeschäfte über Effecten, d. h. über Werthpapiere, aus dem einfachen Grunde, weil Staatsschuldscheine, Actien u. dgl. keine Waaren sind, die dem ehrlichen Handel im oben bemerkten Sinne dienen. Ob tausend Stück Creditactien sich heute bei Rothschild in Frankfurt oder in Monatsfrist bei Bleichröder in Berlin befinden, daran ist das allgemeine Wohl ganz und gar nicht interessirt, und wenn ein Termin-Handel über tausend Stück solcher Actien geschlossen wird, so wird dabei so gut wie niemals die Absicht bestehen, irgend ein allgemeines Bedürfniß (selbstverständlich mit entsprechendem Gewinn für den Käufer) zu befriedigen, sondern die Absicht ist lediglich auf diesen Gewinn gerichtet, der auf Kosten des anderen Contrahenten gemacht werden soll. Beim Terminhandel in Effecten spricht also die Vermuthung dafür, daß es dabei nur auf ein Differenzgeschäft abgesehen sei; beim Terminhandel in Waaren (Getreide, Kaffee, Spiritus u. dgl.) ist für eine solche Vermuthung kein Raum, aber Differenzgeschäfte kommen auch hier massenhaft vor, und einem verständigen Richter, d. h. einem Richter, der mehr versteht, als nach dem Buchstaben von Gesetzen und Verträgen zu urtheilen, wird es nicht schwer fallen, ein solches von einem reellen Termingeschäft zu unterscheiden.

Worin besteht dieser Unterschied? Wie schon bemerkt, wird die Absicht, daß das Zeit-Geschäft nicht wirklich erfüllt, sondern nur von einem oder vom anderen Theil die „Differenz“ bezahlt werden solle, auch da, wo diese Absicht von Anfang an bei beiden Contrahenten vorhanden und jeder Contrahent sich dieser Absicht des Gegners bewußt und damit einverstanden ist, gewöhnlich nicht ausgesprochen, das Geschäft trägt vielmehr durchaus die Form oder sagen wir besser: die Maske eines wirklichen Lieferungskaufs. Der Sache nach aber ist es kein Kauf, sondern eine Wette. Das reelle Termingeschäft bezweckt wie jeder andere Kaufvertrag den Austausch von Leistung gegen Leistung, und selbst wenn die Preise zur Zeit der Erfüllung gegenüber den Preisen, wie sie beim Abschluß des Geschäfts standen und vereinbart wurden, gestiegen oder gefallen sind, kann die Erfüllung immer noch im beiderseitigen Interesse gelegen sein, d. h. es kann der eine wie der andere Contrahent immer noch einen (sei es auch kleineren als den gehofften) Vortheil haben. Ein Landwirth verkauft im Juni den Ertrag seiner Ernte, lieferbar Ende October, den Centner zu 10 Mark; die Productionskosten stellen sich auf 8 Mark, der Marktpreis der Frucht beträgt Ende October 11 Mark. Der Käufer hat hier augenscheinlich ein gutes Geschäft gemacht, der Landwirth aber keinen Verlust erlitten, sondern zwar 1 Mark pro Centner weniger, als er ohne das Termingeschäft erlöst hätte, aber immerhin noch 2 Mark pro Centner verdient. Umgekehrt: der Händler, der mit dem Landwirth das Termingeschäft zu obigen Bedingungen abgeschlossen hat, schließt hernach seinerseits einen Lieferungsvertrag mit einem Dritten auf Anfang November zu 12 Mark pro Centner; Ende October ist der Preis auf 9 Mark gefallen: bei der Erfüllung haben der Händler und der Landwirth einen Nutzen, jener allerdings 1 Mark weniger, dieser 1 Mark mehr, als wenn der Terminhandel nicht geschlossen worden wäre. Beim Differenzgeschäft dagegen hat, wenn es nicht „todt“ wird, immer nur der eine Contrahent einen Gewinn, der andere Schaden. Darin liegt der Grund, warum die auf ein bloßes Differenzgeschäft gerichtete Absicht regelmäßig nicht zum Ausdruck kommt: wäre sie ersichtlich, so müßte sich derjenige, der auf die Differenz klagt, auf die Einwendung gefaßt machen: es liege kein Kaufvertrag, sondern ein nach dem Gesetz nicht klagbares Spiel — richtiger: eine (unklagbare) Wette vor. Der Sinn des Geschäfts, das, was die Parteien damit bezwecken, ist ja kein anderer als der: für den Fall, daß eine gewisse Waare, ein gewisses Papier bis zu einem bestimmten Zeitpunkt im Preis oder Cours steigt, macht sich die eine Partei, der sogenannte Verkäufer, verbindlich, der anderen, dem sogenannten Käufer, den Unterschied zwischen dem Preis oder Cours zur Zeit des Abschlusses des Kaufs und den Preis am Stichtag zu bezahlen, während für den Fall des Sinkens der „Käufer“ sich zu der entsprechenden Leistung an den „Verkäufer“ verpflichtet: der eine wettet also den (noch ungewissen) Betrag der Differenz auf das Fallen — der andere eben diesen (sei es gleich großen oder größeren oder kleineren) Betrag auf das Steigen des Preises oder Courses.

Rechtsprechung und Gesetzgebung (vgl. den revid. Entwurf des bürgerl. Gesetzbuchs § 705) sind in neuerer Zeit wenigstens thatsächlich von der — begrifflich freilich immer noch festgehaltenen — verkehrten Gegenüberstellung von Spiel und Wette als zwei coordinirten Rechtsgeschäften verschiedenen Inhalts zurückgekommen (das Spiel ist für sich allein kein Rechtsgeschäft, es wird dazu erst durch Hinzutritt einer Wette) und neigen sich dazu, eine Wettschuld ebenso für unklagbar zu erklären, wie eine Spielschuld. Mit vollem Recht: die Wette ist zwar kein positiv unsittliches, aber sie ist ein durchaus unwirthschaftliches Geschäft; der Staat hat (für gewöhnlich) keinen Grund, sie zu verbieten oder mit Strafe zu bedrohen, aber er soll ihr auch keinen Schutz gewähren. Es verhält sich mit der Wette ähnlich wie mit der Schenkung: Schenkung ist Hingabe einer Sache ohne Gegenleistung („aus Wohlwollen“ wird gewöhnlich beigefügt), das Schenkungsversprechen ist das Versprechen einer solchen Hingabe; bei der Wette verspricht in gleicher Weise ein Theil dem andern eine Leistung ohne Gegenleistung für den Fall des Eintritts eines gewissen Ereignisses, während der Empfänger des Versprechens für den entgegengesetzten Fall sich zu einer eben solchen (nicht nothwendig gleich großen) Leistung verpflichtet. Wie nun ein Schenkungsversprechen nur in beschränkter Weise klagbar ist, so versagt der Staat auch der aus einer Wette entsprungenen Verbindlichkeit die Klagbarkeit, und zwar mit noch größerem Recht, weil der Schenkung meistens Wohlwollen, der Wette aber regelmäßig Gewinnsucht zu Grunde liegt, d. h. die Hoffnung eines jeden Theiles, daß nicht er dem anderen, sondern der andere ihm aus dem bedingten Versprechen werde haftbar werden. — Die Versagung der Klagbarkeit genügt gegenüber dem Differenzgeschäft in Effecten: wer hier geschädigt wird, das sind nur die Börsenspieler, und der Staat mag es ihnen überlassen, ob sie von der Spiel-Einrede Gebrauch machen wollen oder nicht. Anders beim Differenzgeschäft in Waaren: dieses ist gemeingefährlich, denn durch die in die Form wirklicher Kaufverträge gekleideten Geschäfte werden die Preise der Waaren beeinflußt, durch die unlauteren Manipulationen, mit denen die Spieler dem Zufall zu Hülfe kommen, um die Preise in ihrem Sinne hinaufzutreiben oder herabzudrücken, entsteht ein unnatürliches Schwanken in diesen, und darunter leidet auch der ehrliche Handel. Dieses verderbliche Treiben fordert die Strafgewalt des Staates heraus, und nachdem noch unlängst amtlich bekannt gemacht worden war, daß der preußische Staatsrath unter den Maßregeln, wodurch dem Nothstand der Landwirthschaft abgeholfen werden solle, die Bekämpfung des Spiels an der Productenbörse genannt und empfohlen habe, durfte man ein Einschreiten des Staates in dieser Richtung erwarten; statt dessen erscheint der Entwurf des Börsengesetzes mit den Eingangs angeführten Bestimmungen. Wenn darüber nicht an allen Börsen lauter Jubel herrscht, so ist dies nur aus der Klugheit der geriebenen Börsenmänner zu erklären: sie stellen sich bekümmert über die Beschränkungen der natürlichen Freiheit, indem sie darauf rechnen, daß ihr scheinbarer Widerspruch dem Entwurf um so sicherer zur Annahme verhelfen werde.

Ist es nicht ein wahrer Hohn auf das Verlangen einer wirksamen Bekämpfung des Börsenspiels, wenn die preußische

Regierung einen Entwurf vorlegt, der jedes Börsenspiel für vollkommen berechtigt, Spielschulden aus „Börsengeschäften" für klagbar erklärt, wenn nur die Spieler dem Staat in der Gestalt der für die Eintragung ins Börsenregister zu bezahlenden Gebühr einen Antheil an ihrem Gewinn überlassen?! Wenn das Börsenspiel verwerflich ist, kann es dadurch, daß die Spieler in ein Register eingetragen werden, löblich werden? Denn die Eintragung ist doch wohl nicht so gemeint, wie die Einschreibung gewisser Frauenzimmer zum Zweck des Aufenthaltes und Gewerbebetriebes in manchen deutschen Großstädten? Und welchen Erfolg verspricht man sich denn von der Maßregel, wenn sie je als eine solche *gegen* das Börsenspiel gemeint ist? Gewisse Classen von Personen, namentlich solche in öffentlicher Stellung, werden sich allerdings nicht ins Börsenregister eintragen lassen; aber werden sie darum aufhören zu spielen? Wenn die Urheber des Entwurfes dies glauben, so sind sie schlechte Menschenkenner! Der Beamte, der Officier ꝛc., der bisher das Börsenspiel getrieben hat, wird sich dadurch, daß das Gesetz jetzt seinen Ansprüchen aus Termin- oder Differenzgeschäften die Klagbarkeit ausdrücklich versagt, von der Fortsetzung des Spieles nicht abhalten lassen; er rechnet darauf und kann darauf rechnen, daß sein Banquier im Interesse des eigenen Credits sich nicht weigern wird, ihm einen etwaigen Spielgewinn auszubezahlen; und der Banquier riskirt bei der Unklagbarkeit des Geschäftes auch nicht viel: die Bezahlung einer Spielschuld zu verweigern gilt — ob mit Recht oder mit Unrecht, ist hier gleichgiltig — für unanständig, die Unklagbarkeit ist ja auch, wo sie besteht, nicht sowohl im Interesse der leichtsinnigen Spieler, als vielmehr im allgemeinen Interesse ausgesprochen, es ist dadurch dem Geschäft ein Makel angeheftet, von dem der Gesetzgeber die freilich oft genug unbegründete Hoffnung hegt, daß er das Publicum von solchen Geschäften fernhalten werde; aber wie kann er diese Hoffnung hegen, wenn er selbst diese Geschäfte für vollkommen legitim erklärt, sobald diejenigen, die sie treiben wollen, ihre Namen in ein Register eingetragen haben. Ja, wenn der deutsche Schreiber („Bureaukrat" läßt er sich lieber nennen) wieder ein neues „Register" erfunden hat, dann meint er alle Schäden der Welt geheilt zu haben!

Ist die vorgeschlagene Regelung des „Börsentermingeschäfts" im Allgemeinen verwerflich, so ist es schwer, einen passenden Ausdruck dafür zu finden, sofern sie auf den Terminhandel in Waaren Anwendung finden sollen. Ein solcher Handel kann, wie wir gesehen haben, durchaus ehrlich sein, der Landwirth, der Productenhändler, der Kunstmüller ꝛc. kommt oft in die Lage, „auf Zeit" zu verkaufen oder zu kaufen, Mitglied einer Börse zu werden hat er aber nicht die mindeste Veranlassung, oft auch kaum Gelegenheit, wenn die nächste Productenbörse meilenweit von seinem Wohnsitz entfernt ist: es genügt ihm, in geschäftlichen Beziehungen zu einem *soliden* Mitglied der Productenbörse zu stehen, mit dem er seine Termingeschäfte abschließt. Nun soll es ihm nach dem schönen Elaborat deutscher Beamtenweisheit unmöglich gemacht werden, dergleichen Verträge rechtsgiltig abzuschließen, wenn er nicht die Erlaubniß dazu für 300 Mark im ersten, für 50 Mark in jedem folgenden Jahr erkauft! — Was ist die Folge? Ohne Zeitkäufe kann er sein Geschäft nicht betreiben, er hat also nur die Wahl, entweder wie bisher, ohne Börsenmitglied zu sein, Zeitgeschäfte zu machen im Vertrauen darauf, daß sein Gegencontrahent sich auf deren Ungiltigkeit nicht berufen werde, oder Mitglied der Börse zu werden. Ueber die Gefährlichkeit des ersten Weges ist es kaum nöthig ein Wort zu sagen: der Mann, der nicht Mitglied der Börse ist, ergiebt sich damit auf Gnade und Ungnade dem Börsenmann; er darf sich, wenn er seinen Credit nicht verlieren will, bei einer ihm ungünstigen Veränderung des Marktes auf die Ungiltigkeit des Geschäftes nicht berufen; auch der Börsenmann wird, wenn die Conjunctur sich zu seinen Ungunsten gestaltet, nicht plump die Unklagbarkeit des Vertrages geltend machen, aber er sucht Ausstände und Einwendungen hervor, um sich der strikten Erfüllung seiner Verbindlichkeit zu entziehen, und sein Gegner, im Bewußtsein, daß im Fall des Widerstrebens die Ungiltigkeit des ganzen Geschäftes geltend gemacht werden könne und werde, muß nachgeben, muß den Gewinn aus dem Geschäft ganz oder theilweise opfern! — So bleibt ihm kaum etwas Anderes übrig, als sich ins Börsenregister eintragen zu lassen. Aber wie viel muß der kleinere Landwirth arbeiten, wie viele Geschäfte muß der kleinere Kaufmann, Müller, Bäcker ꝛc. machen, bis er die Eintrittsgebühr von 300 Mark und die Jahresgebühr von 50 Mark verdient! Diese Gebühren sind für ihn reiner Geschäftsverlust; doch er hat ja durch ihre Bezahlung nicht bloß die Erlaubniß zu redlichen Zeitgeschäften, sondern auch die Erlaubniß zu Differenzgeschäften, zum Börsenspiel erkauft; soll er sein Geld vergeblich aufgewendet haben, soll er von der theuer erkauften Erlaubniß nicht Gebrauch machen, um seinen Verlust und vielleicht noch einiges darüber hereinzubringen? Wer will den ersten Stein auf ihn werfen, wenn er so denkt, wenn er den Gedanken zur That werden läßt und wenn er das Opfer des Börsenspiels wird? — Es ist nicht anders: das Börsengesetz, das sich den Anschein giebt, die Mißstände des Börsenwesens zu bekämpfen, sanctionirt nicht bloß das Börsenspiel, sondern treibt dem Moloch die Leute, für die es am gefährlichsten ist, die Geschäftsleute von geringerer Capitalkraft, geradezu als Opfer in die Arme; die deutschen Finanzminister aber, in deren Bereich sich eine Productenbörse befindet, stehen dabei und reiben sich schmunzelnd die Hände: die Gebühren, die für den Eintritt in die Spielhölle bezahlt werden müssen, sollen ja nach dem Entwurf den Kassen der Einzelstaaten zufließen. *Geld zu machen* — das ist der einzige Zweck der Vorschläge des Börsengesetzentwurfes über den Terminhandel, und blöd ist das Auge, das dies nicht erkennt. Nicht umsonst ist jüngst verkündigt worden, daß in der socialen Reformarbeit ein Stillstand eintreten solle: die sociale Reform erstrebt oder soll erstreben den Schutz der Schwachen gegen die Starken; der Börsengesetzentwurf, wenn er Gesetz würde, wäre ein treffliches Mittel — noch besser als der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches —, um das Uebergewicht der Starken über die Schwachen zu erhalten und zu verstärken.

Vom sittlichen wie vom wirthschaftlichen Standpunkt kann eine wirkliche Börsenreform über den Terminhandel nichts anderes bestimmen als dies: ein Terminhandel, sei es in Effecten oder in Waaren, hinter dem sich nur ein Differenzgeschäft, ein Spiel oder eine Wette, versteckt, ist ungiltig; wer Differenzgeschäfte in Waaren macht, unterliegt öffentlicher Strafe.

Zeitgeschichtliches zur Friedensbewegung.

Von Bertha von Suttner.

Im englischen Unterhause — so berichteten unsere Tagesblätter in ihrem Depeschentheile vom 20. März — brachte Sir Wilfrid Lawson den Antrag ein, den Voranschlag der Regierung von £ 4,333,500 für Marinezwecke um tausend Pfund zu reduciren. Der Antrag wurde mit 153 gegen 32 Stimmen abgelehnt.

Daß es sich im Geiste des Antragstellers und auch im Geiste der Stimmabgeber nicht um den verschwindenden Betrag handelte, sondern um Verfechtung eines Princips, das springt in die Augen. Sir Lawson gehört der englischen Gruppe der „Interparlamentarischen Union für Frieden und Schiedsgericht" an, und er betrachtete es daher als seine Pflicht, die in der Volksvertretung sich ergebenden Gelegen-

heiten, für die gemeinsame Sache einzustehen, nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. Schon seit geraumer Zeit wird von den Friedensfreunden im englischen Parlament dieser Brauch geübt und es ist dadurch auch eine Action erreicht worden, welche für die practische Entwickelung der internationalen Rechtsfrage von höchster Bedeutung sein wird — nämlich die in Gang gebrachten Verhandlungen eines ständigen Schiedsgerichts-Vertrags zwischen Großbrittannien und den Vereinigten Staaten Nordamerikas. —

Die Geleise der parlamentarischen Beredsamkeit über das Thema Völkerfrieden sind noch nicht ausgefahren, während die gewissen „patriotischen Couplets", bei welchen die bekannten Sätze sich mühelos aneinanderreihen und die billigsten Beifallsbezeugungen zu holen sind, schon fast gar keine neuen Varianten mehr bieten. Es ist also immerhin interessant und lehrreich, für Gesinnungsgenossen und für Gegner, ausführlicher, als durch so trockene Telegramme wie das obenerwähnte, zu erfahren, auf welche Weise die Völkersehnsucht nach Frieden und Entlastung durch die Volksboten der Regierungen und der Welt verkündet werden kann.

Hier einige Auszüge aus dem mir protokollarisch vorliegenden Bericht jener Sitzung.

Sir Wilfrid Lawson wünscht, da die Einzelheiten erledigt seien, eine Herabminderung von 1000 Pfund zu beantragen. Er trete da nicht als Optimist auf, sondern als ein unabhängiges Mitglied, das über die furchtbaren Ausgaben des Marinedepartements entsetzt sei und dieselben nicht ohne Protest lassen könne. Man hat uns neulich gesagt, die Sicherheit des Landes beruhe auf einer unüberwindlichen Flotte. Was versteht man denn unter „unüberwindlicher Flotte"? (Heiterkeit.) Soll eine Flotte unüberwindlich sein, so müßte sie nicht nur stärker als zwei andere, sondern als alle anderen vereinten Flotten der Welt sein. (Heiterkeit.) Es wurde oft gesagt, wenn man den Frieden wünsche, müsse man den Krieg vorbereiten. Redner ist der Ansicht, daß es gerade so vernünftig wäre, zu sagen, wenn man trocken bleiben will springe man in's Wasser, oder wenn man sich nüchtern erhalten will, nehme man ein Seidel Branntwein (Erneute Heiterkeit.) Die Erfahrung habe die Verrücktheit (the folly) dieses sogenannten Weisheitssatzes gezeigt.

Ein Mitglied, dem dieser Satz wahrscheinlich ein theures Inventarstück ist, wendet sich an den Präsidenten mit der Bemerkung, ob denn der ehrenwerthe Redner nicht gegen die Ordnung verstoße, in dem er eine allgemeine Frage erörtere; aber der Präsident erwiderte, daß Sir Lawson nicht von allgemeiner Politik, sondern zu der Herabminderung des Voranschlags spreche.

Hierauf fährt der Redner fort: Es giebt nur zwei Mittel, Streitigkeiten zu schlichten, durch Vernunft oder durch Dreinschlagen, und der Grund, warum er gegen den Antrag stimme, sei der, weil die Regierung, indem sie so große Anstrengungen zu Gunsten des Dreinschlagens macht, gar keine practischen Schritte mache, um für die andere Schlichtungsweise zu sorgen. Er hatte immer geglaubt, daß das Programm der liberalen Partei Frieden, Einschränkung und Reform sei, und es wäre ihm angenehm, die Herren auf der Regierungsbank nach diesem Motto handeln zu sehen. Sie könnten wohl nichts thun, was ihren Namen mehr Ehre und Ruhm brächte, als wenn sie anstrebten, diese abscheulichen Ausgaben loszuwerden und zur Schlichtung der Streitigkeiten andere Mittel zu verwenden, als die wahnsinnige Rivalität internationalen Mordes. Was ist der Nutzen einer liberalen Regierung, was der Nutzen des Christenthums, wenn solche Greuel fortdauern sollen? Nichts liebt John Bull (auch der deutsche Michel, auch die lenkbare Stimmheerde in allen andern Ländern. Anm. d. Uebers.) so sehr als eine Panik und man weiß, wie das gemacht wird: Die Zeitungen werden in Bewegung gesetzt, es wird eine Versammlung in der City unter Vorsitz des Lord-Major einberufen und Lord Salisbury hält eine Ansprache. Der britische Löwe wird beim Schweif gezogen (Heiterkeit), die Stimme Jingo's (der engl. Chauvin) erschallt im Lande, die Flagge wird geschwungen, und ein Halleluja-Chor erhebt sich unter allen Lieferanten, Panzerschiff-Fabricanten und lieberalen Abgeordneten, welche Werfteninhaber sind. (Heiterkeit). Redner wundere sich, wie die Arbeiter das ertragen. Es sei nachgewiesen, daß jeder Arbeiter im Reiche täglich um eine halbe Stunde mehr arbeite als er sollte, in Folge der Rüstungskosten. Ehe die Regierung nicht versucht habe, Streitigkeiten auf dem Vernunftwege zu schlichten, habe sie kein Recht, mit diesen elenden feindlichen Vorbereitungen fortzufahren. Es wäre eine herrliche Sache (a noble thing), wenn England die Initiative ergriffe in diesem erhabenen Werke.

Nachdem Sir Lawson geendet, erhob sich sogleich ein Redner für das Rüstungscouplet. Man kann ja den Ideengehalt der beiden Ausführungen mit einander vergleichen.

W. Allan sendet voraus, daß er ein Radicaler ist und ein Mann des Friedens. Der ehrenwerthe Vorredner müsse, wie Rip Van Winkle, eine Anzahl Jahre geschlafen haben (Heiterkeit); er habe die Thatsache vergessen, daß wir in einem Zeitalter von Eisen, Stahl und Dampf leben, und daß man ein Panzerschiff nicht so bauen könne, wie ein Kanonenboot vor 100 Jahren. (Man sieht, auf den Grundgedanken des Vorredners geht sein Widersacher gar nicht ein.) Wäre England mit der Küste von Frankreich verbunden, so verfiele jeder Mann der allgemeinen Wehrpflicht, aber Großbritanniens Festungswall ist die See. Es sei daher eine unabweisbare Nothwendigkeit, diese Heerstraße zu behaupten und dafür zu sorgen, daß im Falle eines Krieges die Flotte genügend stark sei, damit der 4 Pfund-Brodlaib nicht im Preis steige. (Hört, hört!) Redner sei der Ansicht, daß die Ausgaben für die Flotte nichts mehr und nichts weniger seien, als die Police für die Lebensversicherung der Nation. (Hört, hört!) (Uns will übrigens scheinen, daß man diesen Satz schon öfters gehört hat.) Es giebt noch keine Anzeichen des tausendjährigen Reiches (warum versucht man denn, sie ganz niederzuschreien, diese Anzeichen?), und unterdessen darf die Regierung ihre Flotte nicht in einen schwachen Zustand verfallen lassen. Man möge das Landheer einschränken, wenn's beliebt, aber die Flotte darf nicht eingeschränkt werden. (Beifall). Durch diesen Beifall hingerissen fährt der Redner fort: Im Gegentheil, es müssen noch höhere Summen auf die Marine verwendet werden, größere Schiffswerfte seien erforderlich . . . Aber hier unterbricht der Vorsitzende mit dem Bemerken, daß der Redner über die Grenzen des Antrags schweife. . . Dieser sagt, er wolle also mit der Erklärung schließen, es sei die Pflicht des Briten, der dieses Namens würdig ist, jede und was immer für eine Regierung zu unterstützen, deren Politik auf der Idee beruht, stets eine starke Flotte zu unterhalten, denn von dieser allein — und das sage er furchtlos — hänge die Größe des britischen Kaiserreiches ab. (Beifall.)

Sir Boden Powell, derselbe, welcher vorhin Sir Lawson zur Sache zurückrufen wollte, bemerkt jetzt, daß in dem vorliegenden Programm kein einziges neues Schlachtschiff gefordert werde und dies sei ein ernster Fehler.

Labouchère sagt, daß in den letzten zwölf Jahren die Heeres- und Flottenausgaben sich beinahe verdoppelt haben. Es seien ewige Mehrausgaben im Gange, hervorgerufen durch die ewigen Alarme und Paniken in den Zeitungen, und was immer die Summen seien, welche die Minister bewilligten, die Marine-Experte forderten immer noch mehr. Was er bedauere, ist, daß die Liberalen, wenn sie im Amte sind, nicht mehr die Grundsätze vertreten, denen sie außerhalb des Amtes Ausdruck gaben. Jetzt, seit sie Minister geworden, werfen sie mit dem Geld herum als ob sie Conservative wären. (Heiterkeit.) Wäre Gladstone anwesend, so wäre er der erste, gegen solche unsinnige Ver-

schwendung zu protestiren. Er selber (Labouchère) leugne, daß große Rüstungen zum Frieden führen. Wenn ihr starke Rüstungen habt, so bekommt ihr die Empfindung, daß ihr sie benutzen sollt. (Hört, hört.)

Dalziel erwidert, der schwache Punkt in des Vorredners Sache sei, daß er keinen einzigen Posten zu nennen vermöge, worin die Einschränkungen zu machen wären. Was ihn betreffe, so wolle er die Regierung unterstützen, weil diese besser als Andere in der Lage sei, zu urtheilen, was die Interessen des Landes erfordern. (Beifall.)

Diese, mit abermaliger Ignorirung der Principienfrage vorgebrachte Erwiderung veranlaßt den Commandeur Bethel dem Abg. Dalziel zu seiner klareren Einsicht und der Regierung zu ihrer kühnen Politik zu gratuliren.

Sir Charles Dilke führt die Discussion auf einen concreten Boden, indem er von dem Vortheil der Besetzung des mittelländischen Meeres spricht. Ferner weist er auf das Beispiel des Festlandes, wo es bewiesen ist, daß der Frieden trotz der großen Rüstungen erhalten werde, und das spreche deutlich gegen die Argumente Labouchère's.

Mr. Lough hofft, daß das Land einem so grausamen Wetteifer mit den europäischen Mächten nicht zustimmen werde, und er freue sich, daß den Abgeordneten Gelegenheit gegeben worden ist, diesen Protest zu erheben.

Dr. Maegregor, als ein Friedensfreund, legt gleichfalls gegen solche Verschwendung Verwahrung ein. Es sei nichts geringeres als Humbug, das bekannte „si vis pacem". Bis zu den Zähnen bewaffnete Leute seien eine Herausforderung zum Krieg. Sie machen Kampfhähne aus sich (Heiterkeit) und der geringste in ihre Mitte fallende Funken würde sie in die Luft fliegen machen, wie Pulvermagazine. (Lebhafte Heiterkeit und Beifall). Diese immer steigenden Ausgaben seien der Ausfluß des niederträchtigen Jingoismus. Ja diesen Augenblick singen Tausende von Jingos, daß sie die Schiffe und das Geld haben, und daß sie entschlossen sind, sich zu schlagen, „and by jingo if they do!" (Heiterkeit.) Er weiß, daß seine Ansichten unvolksthümlich seien (Rufe: Nein, nein!), er könne annehmen, daß er in der Wüste predigt, aber dennoch: eine noch nicht laute Stimme sagt ihm, daß er seine Pflicht gethan, gegen sich selbst, gegen seine Wähler und gegen sein Land. (Beifall.)

Nun erhob sich Randal Cremer zum Worte, unterstützte den Lawson'schen Antrag und hob hervor, daß die Regierung, während sie das Geld zur Linderung des Elends versagte, immer bereit sei, Millionen für Rüstungen auszugeben. Thatsache sei, daß, wenn die Arbeitslosen nach Brod verlangen, so gebe man ihnen ein Panzerschiff dafür.

Randal Cremer ist derjenige Abgeordnete, der mit dem Franzosen Frederic Passy einer der Gründer der Interparlamentarischen Union war; derselbe, der für eine Petition zu Gunsten der Friedenssache im Lande 3 Millionen Unterschriften gesammelt; derselbe, der die Verhandlungen betreffs eines Schiedsvertrages mit den Vereinigten Staaten immer wieder vor das Haus bringt, und zuletzt, im vorigen Januar d. J. mit einer von 354 Mitgliedern des Ober- und des Unterhauses gezeichneten Denkschrift nach Washington gereist ist, um dieselbe persönlich dem Präsidenten Cleveland zu überreichen.

Ueber den Erfolg dieser Mission giebt der nachstehende Brief des Hon. Phillip Stanhope (Parlamentsmitglied) an die Schreiberin dieses einige Auskunft. Die Theilnehmer der letzten Interparlamentarischen Conferenz im Haag werden sich erinnern, mit welcher warmen und doch sachlichen Beredsamkeit Ph. Stanhope (jüngerer Bruder Lord Chesterfields) über den Vorschlag seines Freundes Gladstone zur Errichtung eines Staaten-Tribunals berichtet hat.

Der Brief lautet: London, 3 Carlton Gardens, 10. März 1895.

— — — Mr. Cremer ist zurückgekehrt und ich hatte mit ihm eine längere Unterhaltung. Er ist von dem Erfolge seines Besuches in den Vereinigten Staaten sehr befriedigt. Er wurde auf das Herzlichste von dem Präsidenten Cleveland, der sich stets als ein warmer Freund der Bewegung erwiesen hat, empfangen, und wurde auch bei den Mitgliedern des Senats und des Repräsentantenhauses vorgelassen, und fand hier bestätigt, sowohl durch die Aeußerungen der leitenden Männer des Congresses, als durch Einsichtnahme in die verschiedenen Anträge und Beschlüsse über den Gegenstand, daß in Amerika ein sehr weitverbreiteter Wunsch vorherrscht, das Princip des Schiedsgerichtes zu fördern und demselben durch den Abschluß eines ständigen Vertrages mit England die Sanction zu ertheilen. Es werden gegenwärtig zwischen den beiden Regierungen Verhandlungen gepflogen, welche wahrscheinlich bald mit der Verkündigung eines zwischen ihnen beiden getroffenen Uebereinkommens ihr erfolgreiches Ende finden werden. Was das Parlament betrifft, so ist es nicht wahrscheinlich, daß der diesbezügliche Antrag*) — der ja vor zwei Jahren schon einstimmig angenommen worden — dem Hause noch einmal vorgelegt wird, da dies überflüssig wäre. Die Friedensfreunde der ganzen Welt haben keinen Grund über die gegenwärtige Lage der Angelegenheit entmuthigt zu sein. Wie Sie wissen, wird die nächste Interparlamentarische Conferenz in Brüssel zusammentreten und ich hoffe bei dieser Gelegenheit auf das Vergnügen Sie, Frau Baronin, wiederzusehen und u. s. w. Philip Stanhope.

Nun zurück zu dem unterbrochenen Sitzungsbericht. Zum Verständniß des nachfolgenden war die Kenntniß der Cremer'schen Mission erforderlich.

Mr. Morton fortsetzend, sagt, daß er wünsche, ehe zur Abstimmung geschritten werde, einige Worte von dem Herrn Schatzkanzler zu hören: er verlange zu wissen, was die Regierung mit Bezug auf die Schiedsgerichtsfrage gethan habe. Der Grund, warum die Liberalen Mandate verlieren, sei, weil diese vergessen, ihre Versprechungen zu erfüllen; sie sollten doch für ihre Grundsätze einige Achtung zeigen. Schließlich, der Krieg sei — man nenne ihn, wie man wolle — doch Todtschlag, und die Bibel — welche einige der Herren Abgeordneten vielleicht gelesen haben? — (Heiterkeit) befehle „Du sollst nicht tödten". Redner wird erinnert, daß er sich von der Sache entferne. Er erwidert, daß er der Versammlung einige heilsame Wahrheiten gesagt und deren noch mehr sagen könnte und schloß mit der Forderung, daß die Regierung, statt die Ausgaben des Krieges stets zu vermehren, die Sache des Friedens und der Schiedsgerichte fördern solle.

Es sprechen noch der Admiral Field, der sein Bedauern ausdrückt, daß es überhaupt zu dieser Debatte gekommen und Major Rasch, welcher die Meinung vertritt, daß das Land eine starke Flotte braucht.

Der Schatzkanzler giebt auf die Anfrage des Abg. Morton die Erklärung ab, daß die Regierung beflissen sei, die Sache der internationalen Schiedsgerichte zu fördern. Im letzten Jahre habe sie diesen Wunsch in der Behrings-Angelegenheit erfüllt. Die Regierung sei auch beflissen, einen Vertrag mit den Vereinigten Staaten zum Abschluß zu bringen, aber er sei nicht befugt, über den Stand der Angelegenheit genaue Mittheilungen zu machen.

Zum Schlusse sei eine Stelle aus der Rede eines amerikanischen Abgeordneten angeführt, der im Repräsentantenhause, am 15. Februar, gleichfalls zur Flottendebatte die Schiedsgerichtsfrage aufgeworfen hat:

William Everett of Maß.

— — Es giebt nichts, womit man die Menschen leichter erregen und begeistern kann, als mit Worten über militärischen

*) 16. Juni 1893. Von Cremer eingebracht, von Gladstone mit einem Amendement unterstützt.

Ruhm und Kampf für die Ehre der Fahne. Doch stehe ich hier, um zu sagen — und wäre ich der Einzige, der es sagte —: es gehört der Vergangenheit, es gehört barbarischen Zeitaltern, dem europäischen System gehört es an, die Chancen eines kommenden Krieges zu berechnen und zu erwägen. Immer wieder hört man von den Berichterstattern der Militärvorlagen die schrecklichen Worte: „Im Kriegsfalle — im Ernstfalle“ . . . Es ist das alte Kriegsfieber. Es ist die Gewohnheit, sich die Gefahr, die Möglichkeit, die Schrecklichkeit des Falles vorzustellen, für sein Vaterland kämpfen zu müssen. O ja, wir können dafür kämpfen — keiner auf der Welt kann es besser; wir haben es bewiesen; und wir brauchen es nicht von neuem zu beweisen, — wir haben eine edlere Bestimmung. Ueberlassen wir den Europäern ihre Riesen-Kriegsvorbereitungen; lassen wir Italien sich in den Bankerott stürzen, lassen wir Rußland Anleihe über Anleihe von einem verarmten Volke nehmen; lassen wir Deutschland unter der Herrschaft des Bismarck- und Moltkegeistes und lassen wir England seine 43 Kriegsschiffe aufeinander thürmen . . . aber nicht für die Vereinigten Staaten geziemen sich solche Dinge. Wir können unsere Differenzen anders schlichten. Wir können uns in solche Beziehungen zu anderen Nationen bringen, daß es einer Flottenvermehrung nicht bedarf.

Ja, es giebt einen Feind, der uns bedroht. Aber der ist nicht in Großbrittannien oder Frankreich; nicht in Oesterreich oder Chili — der ist in unseren großen Städten: das Elend der Massen. Dorthin muß der Ueberschuß unseres Staatsschatzes verwendet werden. Wir haben die Bevölkerungen unserer großen Städte zu erziehen, emporzuheben, zu assimiliren; denn von diesen droht den amerikanischen Institutionen Untergang und nicht von fremden Panzerschiffen. — Als ich noch Knabe war, Herr Vorsitzender, da war ich so begeistert wie Einer, wenn ich von kriegerischen Ruhmesthaten las. Nichts konnte mich mehr entzücken als die Geschichte von Siegen, von Marathon bis Waterloo, und damals fielen mir auch Verse von einem unserer Dichter in die Hand, Verse, die ich damals in meinem Lesebuch als verdammenswerth anstrich, weil ich sie für falsch und dumm hielt, von denen ich aber jetzt weiß, daß sie wahr und weise sind. Ja, ich weiß, daß Longfellow Recht gehabt, als er in seiner herrlichen Beschreibung des Arsenals von Springfield die Nationen anrief, in jenem unwürdigen Wettlauf innezuhalten:

O diente doch nur halb des Goldes Macht,
Vom Söldnerthum verpraßt, mit goldnem Strahle
Uns aufzuhellen unsers Irrthums Nacht —
Nicht Vesten braucht es mehr, noch Arsenale.
Dann würdet ihr, dem ihr Bewundrung zollt,
Mit Grauen nur den Kriegernamen nennen,
Und schlug ein Volk sein Brudervolk, dem sollt'
Das Kainsmal stets auf der Stirne brennen.

Sie sagen, meine Herren, die Anderen sollen anfangen. Wir können nicht abrüsten, solange es die Anderen nicht thun. Ich sage: ja — wir können es. An uns ist es, anzufangen; uns geziemt es, den Nationen, die noch unter der Herrschaft mittelalterlicher Wildheit zucken, zu verkünden: „Hier stehen wir in unserem alten Ruhme, der keiner Geltendmachung bedarf, in unserer Gerechtigkeit, unserer Mäßigung — bereit, einem friedlichen Schiedsgerichte alle Fragen zu unterbreiten, welche sich zwischen uns und unseren Brüdern erheben könnten; fahret fort, wenn es euch beliebt, eure Schlachtschiffe zu vermehren und eure Arsenale zu füllen: die Vereinigten Staaten sind zu groß, zu edel, zu modern, um zu dem militäristischen Geist der alten Welt herabzusinken.“

Nun, auch aus diesem Stückchen parlamentarischer Rhetorik spricht etwas von der überall beliebten nationalen Ueberhebung: das Große, Edle und Moderne wird ebensowenig das Attribut eines Landes sein, wie die entgegengesetzten Begriffe in einem anderen Lande sich verkörpern. Ueberall, in der ganzen civilisirten, solidarischen Welt, dies- und jenseits des Oceans, entwickelt sich Neues aus Altem, Edles aus Rohem — und was die Zukunft als „groß“ erst aufbauen wird, das soll vergangener Größe nichts von ihrem Nimbus rauben.

Unterconsumtion.

Von P. Asmussen.

„Nicht Ueberproduction, sondern Unterconsumtion ist das Leiden unserer Zeit!“ sagt Rodbertus, der Socialreformer. Daß das Verhältniß zwischen Production und Consumtion ein immer ungünstigeres wird, daß mehr erzeugt als verbraucht wird, räumt Jeder ein. Die praktische Folge davon ist, daß eine Reihe von Erzeugnissen nicht zu lohnenden Preisen abgesetzt werden kann und daß die Arbeitslöhne sinken müssen, weil der Fabrikant nicht verdient, was er verdienen sollte. Woran liegt das?

Zunächst, so unwahrscheinlich das klingen mag, an der Uebervölkerung der meisten Culturstaaten. Man sollte ja meinen: Je mehr Menschen auf Erden sind, desto mehr brauchen sie und desto mehr muß producirt werden, um sie zu erhalten. Aber leider wächst mit der Bevölkerung das Nationalvermögen nicht in gleichem Maße. In einem wenig bevölkerten Lande überwiegt die Urproduction: Ackerbau und Viehzucht, Forstwirthschaft und Bergbau. Was auf diesem Wege erzeugt wird, ist direct benutzbar. Die Industrie, die die Urproducte verarbeitet, und der Handel, der Urproducte und Industrieerzeugnisse austauscht und vertreibt, treten zurück. Der Sage nach mußte Heinrich der Vogler halben Zwang anwenden, um Bewohner in seine Städte zu bringen, und wenn er den neunten Mann dazu bestimmte, so folgt daraus, daß die Lust an städtischem Erwerb an Industrie und Handel annoch wenig bei den Deutschen zu finden war und daß ein geringer Bruchtheil der Bevölkerung für die Versorgung der Bevölkerung mit Erzeugnissen dieser beiden Erwerbszweige genügte. Noch im folgenden Jahrhundert war in Deutschland nur etwas über $^1/_{10}$ der Bevölkerung in den Städten ansässig. Auch von diesen waren die meisten oder doch viele Ackerbürger. Es genügte mindestens der zwölfte Theil der Bevölkerung für den Betrieb von Handel und Gewerbe, $^{11}/_{12}$ lebten mithin von Urproduction.

Was damals genügte, wird heute kein Mensch mehr für genügend halten, macht doch heute der gemeine Bürgersmann größere Ansprüche an das Leben als damals ein König. Zu der Anspruchslosigkeit damaligen Lebens können wir gar nicht mehr zurück, können wir auch gar nicht mehr zurückkehren wollen, wenn wir auch den stellenweise stark übertriebenen Luxus nicht billigen. Aber Millionen würden dem Hungertode preisgegeben, kämen derartig anspruchslose Zeiten, wie ums Jahr 1000, wieder. Denn gegenwärtig lebt noch nicht die Hälfte aller Menschen in Deutschland von Urproduction, die größere Hälfte muß von Handel und Industrie leben. Dabei macht sich der Einfluß des Großbetriebes immer mehr geltend. Eine beschränkte Anzahl großer Handelsfirmen monopolisirt den Handel und drückt die Zahl der mittleren Kaufleute zum Range von Krämern herab, wie die Großindustrie das Handwerk unrentabel macht. In vielen Geschäftszweigen bekommt der Handwerker fast nur noch die Flickarbeit. Die Großindustrie stellt nun mehr und mehr die Maschine in den Dienst des Betriebes. Dadurch werden die Arbeiter selber zu Theilen der Maschine degradirt und ein großer Theil braucht gar keine besondere Vorbildung und Tüchtigkeit und muß, will er nicht brodlos werden, mit geringem Lohne zufrieden sein, da anders er leicht durch einen Genossen ersetzt wird.

Die Industrie erzeugt, und der Handel vermittelt in der

Regel mehr Waaren als augenblicklicher Bedarf für sie vorhanden ist. Die Concurrenz drückt die Preise und macht die Waaren billiger. Aber eben dadurch wird der Absatz nicht größer, sondern geringer. Denn weil in Folge der Concurrenz der Preis der Waare billig gestellt werden muß, kann an die Herstellung derselben nicht so viel Geld gewendet werden. Da nun das Rohmaterial seinen Preis, allerdings mit den jeder Marktwaare anhaftenden Schwankungen, hält und man die Devise: Billig und schlecht! als im Allgemeinen unrentabel preisgegeben hat, kann nur an den Arbeitslöhnen gespart werden. Da nun aber der Gewerbtreibende des Mittelstandes, von harter Noth getrieben, in immer größeren Schaaren sein Gewerbe an den Nagel hängen und in die Reihen der Angestellten, ja der Arbeiter treten muß, so tritt Unterconsumtion ein.

In Preußen hat die Selbsteinschätzung zur Einkommensteuer ergeben, daß über $^2/_3$ aller Familienväter noch kein steuerpflichtiges Einkommen von mehr als 900 Mark im Jahre haben. Diese Leute fallen nun als Consumenten wenig ins Gewicht. Wenn von 900 Mark eine Familie erst einmal sich nothdürftig nähren und kleiden und bescheiden wohnen soll, so bleibt für andere Zwecke wenig genug übrig. Ja man muß noch bedenken, daß unter diesen Leuten eine ganze Menge sind, deren steuerpflichtiges Einkommen 900 Mark nicht erreicht, die also an Nahrung und Kleidung nicht das brauchen, was man normal nennen muß, da für Wohnung und Heizung ein nicht geringer Theil der Jahreseinnahme abgeht. Alle Leute, die 900 Mark und weniger haben, sind Unterconsumenten, sind Leute, die mehr brauchen würden, wenn sie mehr hätten. Ja man kann einen Schritt weiter gehen und sagen, daß in den meisten Gegenden Deutschlands eine Familieneinnahme von 1500 Mark im Jahre noch verbraucht werden würde, wenn sie vorhanden wäre und daß in der Regel erst der Ueberschuß zur Capitalbildung gebraucht werden würde. Rechnet man aber, daß die sieben Millionen Familien in Deutschland, die noch keine 1000 Mark Jahreseinnahme haben, diese erlangen würden, so würden für zwei bis drei Milliarden im Jahre mehr consumirt werden und alle Klagen über angebliche Ueberproduction würden ein jähes Ende finden. Es ergiebt sich aber daraus, daß wir nicht an Ueberproduction, sondern an Unterconsumtion leiden.

Dasselbe aber ergiebt sich aus einer ganz einfachen anderweitigen Erwägung. Gesetzt, es würden sich alle Producenten einig, die angebliche Ueberproduction dadurch zu beseitigen, daß nicht mehr Waare hergestellt würde, als sich mit Aussicht auf Erfolg gut verwenden ließe, so würde eine bedeutende Arbeiterentlassung stattfinden müssen. Diese Arbeiter müßten entweder auswandern oder sie würden ins denkbar tiefste Elend gerathen, also als Consumenten noch weniger in Betracht kommen als heute. Da sie nun aber bei der Berechnung des Consums mitgerechnet wurden, so wäre natürlich sofort wieder eine scheinbare Ueberproduction vorhanden, die sich durch neue Reduction und neue Arbeiterentlassung zwar beseitigen ließe, aber erst dann ihr Ende erreichte, wenn einer kleinen Zahl von Producenten eine große Zahl kräftiger Consumenten gegenüber stände. Es liegt also der Fehler in der Unterconsumtion.

Dieser Unterconsumtion von Seiten der Arbeiter und des unteren Mittelstandes steht nun freilich eine Ueberconsumtion der begüterten Classen gegenüber. Aber beides kann sich schon deßwegen nicht das Gleichgewicht halten, weil die oberen Zehntausend ein so kolossales Vermögen besitzen, daß es ihnen selbst bei wahnsinnigster Verschwendung nicht möglich ist, ihre Jahreseinnahme zu verzehren. Hier muß das Capital sich mit Naturnothwendigkeit vergrößern und es wird, heutiger Sitte gemäß, productiv angelegt, nicht consumtiv.

Man hat nun verschiedene Vorschläge gemacht, die Unterconsumtion zu beseitigen. Man hat von einer Erhöhung der Arbeitslöhne gesprochen, die naturgemäß die Kaufkraft des Arbeiterstandes heben würde. Aber wie ist das zu machen? So lange auf dem Arbeitermarkte das Angebot größer ist als die Nachfrage, so lange noch die Arbeitslosigkeit von annähernd einer Viertelmillion arbeitsfähiger deutscher Arbeiter, von den Arbeitslosen in höheren Kreisen zu schweigen, nachgewiesen ist, so lange der Arbeitgeber viele gar nicht in der Lage sind, höhere Löhne bewilligen zu können, so lange ist auf diesem Wege nichts zu machen. Man kann doch keinen Arbeitgeber, der billige Arbeiter haben kann, zwingen, theurere in Lohn und Brod zu nehmen. Und selbst wenn man das wollte, wenn man darauf bezügliche Gesetze erließe, so würde man eine Reihe von Arbeitgebern brodlos machen und damit auch eine Anzahl von Arbeitern, die Consumtionsfähigkeit der Arbeiter würde nicht steigen, sondern sinken, wenigstens wenn man den Arbeiterstand als solchen in Betracht zieht.

Ebensowenig können wir in der Verkürzung der Arbeitszeit ein Radicalmittel sehen. Würde wirklich der Achtstundentag eingeführt, wie die Socialdemokraten ihn wollen, so würden mehr Arbeiter Beschäftigung finden, wenn dasselbe Arbeitsquantum geliefert werden sollte, z. B. müßten in den Fabriken, die heute nur Tag- und Nachtschicht kennen, eine neue Schicht eingelegt werden. Aber die Befürchtung liegt sehr nahe, daß mit der Verkürzung der Arbeitszeit auch eine Verkürzung des Arbeitslohnes eintreten würde, oder falls die Arbeiter in eine solche nicht willigen sollten, in manchen Fabriken eine Einschränkung des Betriebes, denn kein Mensch kann einen Arbeitgeber zwingen, länger und mehr arbeiten zu lassen als er will. Immerhin würden also die Arbeiter das Bad kühlen müssen, ihre Consumtionsfähigkeit würde sich wenig oder gar nicht steigern und für unsere Zwecke wäre nichts erreicht.

Selbst den Nutzen der Handelsverträge können wir in dieser Hinsicht nicht allzu hoch schätzen. Ideal betrachtet haben sie ja den Zweck, das, was wir zu viel produciren oder zu wenig consumiren, ins Ausland abfließen zu lassen. Durch die Handelsverträge soll Deutschland in den Stand gesetzt werden, trotz der Unterconsumtion im seitherigen Umfang fortzuproduciren. Die Industrie und der Handel sollen geschützt werden. Dadurch will man auch den Verdienst der dabei beschäftigten Arbeiter und ihre Kaufkraft für eine lange Zeit befestigen. Die Sache hat aber einen Haken. Wir können wohl unsere Handelsfreunde verpflichten, unseren Waaren ihre Märkte zu öffnen, wir können sie aber nicht zwingen, uns für so und so viel Millionen im Jahre abzukaufen. Nun macht sich die Unterconsumtion auch im Auslande bemerkbar und wächst dort stellenweise noch schneller als in Deutschland und andererseits machen mehr oder minder langsam die Culturstaaten alle eine Wandlung durch, deren Entwickelung sie alle in die Reihe der Industriestaaten stellt. Langsam, aber sicher muß der Export Deutschlands nach dem Auslande abnehmen, muß abnehmen in dem Maße, als unsere Abnehmer im eigenen Hause eine Industrie einrichten.

Eben deßwegen aber können wir an der Gewinnbetheiligung der Arbeiter kein Genüge haben, so sehr sie bei der ersten Einführung von Nutzen sein kann. Bekommt die ganze Arbeiterschaft eines Etablissements von dem in einem Jahre erzielten Reingewinn nach Maßgabe des Einzellohnes einen bestimmten Bruchtheil ab und zu dem unverkürzten Arbeitslohne als Prämie hinzu, so hat jeder Arbeiter ein Interesse daran, treu und fleißig zu arbeiten, vom zu verarbeitenden Material nichts umkommen zu lassen, die Maschinen u. dgl. möglichst zu schonen und die Waare so herzustellen, daß sie einen Concurrenzkampf bestehen kann. Dazu wächst mit dem Mehrverdienst auch seine Kaufkraft. Aber in dem Maße, wie das Absatzgebiet sich verkleinert und der Absatz schwindet, schwindet auch der Antheil der Arbeiter am Reingewinn. Ein Radicalmittel gegen die Unterconsumtion kann auch in der allgemeinen Einführung der Gewinnbetheiligung nicht gesehen werden.

Wohl aber kann die Beschränkung der Kunstproduction zu Gunsten der Urproduction zu diesem Ziele verhelfen. Der Bauer ist auf Gottes weiter Welt der unabhängigste Mann, kann es wenigstens sein, weil er seine Arbeit auf seinem Erbe und Eigenen findet und nicht von Gunst oder Ungunst irgend welchen Arbeitgebers abhängig ist. Freilich sind wir nach und nach so weit in's Capitalistische hineingerathen, daß auch die Bauernarbeit nach capitalistischen Gesichtspunkten bemessen wird. Man fragt nicht mehr: Nährt die Arbeit des Bauern noch ihren Mann? sondern: Wieviel kann noch darüber hinaus zurückgelegt werden? Der Boden soll Rente erzeugen und wird nach dem Rentenwerth berechnet. Das ist von Anfang an nicht so gewesen. Da war man zufrieden, wenn die Landstelle den Eigenthümer und seine Familie nährte und ihn befähigte, seine Lasten und Abgaben zu bezahlen. An Bodenerzeugnissen mußte man nur so viel verkaufen können, als man Geld brauchte, um die nöthigen Kunstproducte dafür einzukaufen. Die heutigen Verhältnisse sind eine Folge davon, daß der Grund und Boden in Deutschland knapp geworden und in Staats- oder Privatbesitz übergegangen ist. Nicht mehr wie in Urzeiten kann der Einzelne sich niederlassen, urbar machen und roden, wo er will. Grund und Boden ist ein verhältnißmäßig sehr theurer Handelsartikel geworden.

Schuld daran ist auch die Rechtslehre, die besser als Rechtsirrlehre bezeichnet werden müßte, daß auf die Hinterlassenschaft der Eltern alle Kinder ein Erbrecht haben. Wenn die Eltern ihre Kinder bis zu einem gewissen Zeitpunkt, etwa bis zum Tage der Mündigkeit, unterhalten, so sind sie dadurch ihren naturgemäßen Verpflichtungen nachgekommen. Vom Tage der Mündigkeit an sind die Kinder rechtlich der Vormundschaft ihrer Eltern enthoben, haben damit aber naturgemäß von ihren Eltern nichts mehr zu verlangen. Der Sohn, der sich vielleicht 30 Jahre um seine Eltern nicht gekümmert hat, meldet sich nach ihrem Tode und erbt: ist das Naturrecht? Freilich wird die Liebe der Eltern zu ihren Kindern dafür sorgen, daß sie, auch wenn kein Gesetz es ihnen vorschreibt, für das Fortkommen aller ihrer Kinder Sorge tragen und nicht die Sorge für alle Anderen zu Gunsten vielleicht des Aeltesten außer Acht lassen. Aber ist es nicht heute dem Aeltesten gegenüber ein Unrecht, wenn er seine Geschwister mit Baarem abfinden muß und seine Stelle mit Schulden belastet und arg in der Patsche sitzt, sobald schlechte Jahre kommen? Seine Geschwister haben doch das baare Geld und können damit machen, was sie wollen. Ist aber einmal nicht so viel Baarvermögen vorhanden oder besteht das Vermögen aus ohne Schaden nicht gut theilbaren Gegenständen, so ist nicht einzusehen, warum nicht unter den Erben einer die ganz unteilbare Hinterlassenschaft bekommen sollte. Wenn er dafür verpflichtet wird, seine Eltern bis an ihren Tod zu verpflegen, während die leer ausgehenden Erben von einer solchen Verpflichtung entbunden werden, so ist das auch eine Gegenleistung. Zu den auf einen Erben übergehenden untheilbaren Erbgütern aber möchten wir Landgüter in mäßigem Umfang rechnen.

Aber um unserer Sache näher zu kommen, wir wünschen, daß mehr Leute zu der Urproduction herangezogen werden, daß Landgüter geschaffen werden, groß genug, um eine Familie zu ernähren und um ihren Besitzer das Jahr hindurch Arbeit zu geben, ohne daß er von anderweitigen Arbeitgebern abhängig ist. Aber woher denn den Grund und Boden nehmen, der sich doch nicht erzeugen läßt? Einstweilen haben wir in Deutschland noch Oedländereien, die fleißiger Arbeit lohnen. In Schleswig-Holstein sind durch solche Colonisation viele Hectaren Land urbar gemacht worden, und wir finden nette Bauernstellen da, wo vor fünfzig Jahren noch die braune Haide war. Die Oedländereien brauchen ja nicht theuer gestellt zu werden. Wie sie sind, bringen sie dem Eigenthümer ja doch wenig oder gar nichts ein. Ferner sind da die Großgrundbesitze, die viel mehr Land umfassen, als ihr Besitzer zum Leben gebraucht und die gut und gern etwas von ihrem Ueberfluß abgeben könnten. Da sind ferner die für Europäer bewohnbaren und bearbeitbaren Gebiete unserer Colonieen. Mag man auch vom nationalökonomischen Standpunkte noch so viel von dem Werthe reden, den die Colonieen schon dadurch haben, daß deutsches Geld nicht mehr für Colonialproducte in's Ausland geht, den größten Werth bekommen sie dadurch, daß in ihnen Stellen geschaffen werden, in denen Deutsche leben können, nur leben, verdienen, was nöthig ist, anständige Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Auf die Ansammlung von Capitalien darüber hinaus legen wir kein Gewicht. Wir wollen Lebensstellungen schaffen und verzichten gern auf Capitalansammlungsstellen.

Ja, aber kann man denn noch Jemand bei der „Nothlage der Landwirthschaft" rathen, Bauer zu werden? Ganz gewiß, wenn man endlich einmal unterscheiden lernt zwischen Leben und Capitalansammeln. Der Nothstand der Landwirthschaft ist eine einfache Folge der Verschuldung — brauchten die Besitzer nicht für den Hypothekengläubiger zu arbeiten, so würden sie keinen Nothstand kennen — und des Bestrebens, für alle Erben des Landmannes durch den Betrieb eine sichere Zukunft zu schaffen. Wir wollen keinen Grundbesitzerstamm schaffen, der auch unter Schuldknechtschaft zu seufzen hat. Wir sind darum auch zufrieden, wenn er für sich ein behagliches Auskommen haben kann und wenn er wenigstens einem seiner Erben ein solches hinterlassen kann. Ein Mehreres wäre freilich kein Fehler, wir halten es aber nicht für absolut erforderlich und zu erstreben.

Aber woher die Mittel nehmen? In polnischen Gegenden kauft der Staat Güter an und formt sie zu mäßigen Bauern-Gütern um, die zumeist als Rentengüter an den Mann gebracht werden. So könnte es auch in anderen Gegenden gehalten werden. Und wenn nur das Capital patriotische Anwandlungen hätte, so ginge die Sache noch leichter. Es ist wirklich nicht einzusehen, warum der Capitalist nicht mit einer kleinen Summe Zins und Amortisation lieber zufrieden sein sollte, wenn sein Geld sicher steht, als daß er es in exotische Anleihen steckt und sich der Gefahr aussetzt, Capital und Zins zu verlieren. Auch an staatliche Hülfe in größerem Umfange könnte man denken, wenn die Culturstaaten nicht in erster Linie bestrebt sein müßten, ihr Geld zur Ausbildung und Erhaltung kostspieliger Armeen zu verwenden. Auch auf die Spargroschen der Leute ist zu rechnen, die Lust haben, eine Landstelle zu kaufen. Einerlei übrigens, woher das Geld kommt. In anderen Dingen fragt man auch nicht zuerst: Ist Geld dazu da? Man fragt einfach: Ist es nöthig? und wenn diese Frage bejaht ist, muß das Geld flüssig gemacht werden.

Daß aber die Sache nöthig ist, läßt sich nicht wohl in Abrede stellen. Die Arbeitslosigkeit nimmt zu und damit die Unterconsumtion, die wieder weitere Arbeiterentlassungen zur nothwendigen Folge haben u. s. f. Findet unser Plan Beifall, so wird ein neuer Grundbesitz geschaffen, dessen Inhaber sorgenfrei auf seinem Erb und Eigenen sitzt und als Consument von Kunstproducten den Absatz der Industrie und des Handels vermehrt. Zugleich aber, da der neue Grundbesitzerstamm sich aus den heutigen besseren Arbeitern rekrutirt, werden neue lohnende Arbeiterstellen frei und mit consumfähigen Leuten besetzt, d. h. mit Leuten, die nun erst consumfähig werden. Weiter aber wächst auch der Gebrauch an Landarbeitern; Stadt und Industriebezirk werden entlastet und die Kunstproduction muß der Menge nach abnehmen, weil nicht mehr so viele Hände zu ihrer Herstellung vorhanden sind. Kurz, das heute ganz aus der Richte gegangene Verhältniß zwischen Ur- und Kunstproduction kommt in ein richtigeres Verhältniß.

Literatur und Kunst.

Paul de Lagarde.

Biographisches nach Mittheilungen seiner Wittwe.

Drei Jahre sind es her, daß der streitbare Göttinger Professor ganz plötzlich, in Folge einer Krebsoperation, die Augen schloß. Während Julius Langbehn, der in seinem „Rembrandt als Erzieher“ zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, schon vergessen ist, hat sich der Verehrerkreis des kraftvollen, rücksichtslosen Verfassers der „Deutschen Schriften“ eher vergrößert, denn was er schrieb, waren keine ephemere Sensations- und Modewerke, sondern die reifen Aeußerungen eines genialen Forschers, Denkers und Wahrheitsuchers. Seine Freunde ersehnten stets eine die Lebensarbeit des Mannes würdigende Biographie, und ihnen zu Gefallen hat nun dessen Wittwe wenigstens einen Beitrag dazu veröffentlicht, unschätzbare Bausteine, bunte Lebenserinnerungen, meist Auszüge aus Briefen mit verbindendem Text. Die Hand der Liebe hat dies Buch*) geschrieben, kunstlos und doch harmonisch, fein nachfühlend und congenial, denn diese herrliche Frau war nicht allein die Vertraute, sondern die Mitarbeiterin ihres Gatten. Tiefe Einblicke gestattet sie uns in seine geistige Werkstatt, seine ganze innere Entwickelung, aber auch das Auf und Ab einer enttäuschungsreichen Gelehrtenlaufbahn wird vor dem Leser enthüllt. Und wie ganz anders erscheint in diesem intimen Spiegelbild der vielverehrte, vielangefeindete Mann! Daß der tiefbohrende Sprach- und Religionsforscher kein trockener Stubenhocker war, das künden schon seine „Deutschen Schriften“; der zornmuthige, kampffrohe Kerndeutsche, dessen Worte so viele verletzten, war auch eine weiche, gemüthvolle, friedliche Natur, die der selbstsüchtigen, gemeinen Welt gegenüber den hoffnungsfreudigen Glauben an das Gute festhielt, der aufopferndste Gatte, der treuste Freund seiner Freunde, deren er in allen Lagern besaß. Freilich war seine Wahrheitsliebe übermächtig, wie sein Drang sie zu verkünden. Kein Wunder, daß ihm viele haßvolle Feinde und Widersacher erstanden.

Wie hatten diese schon über die Entdeckung gelacht, daß der französische Lagarde und „teutsche“ Mann eigentlich Paul Böttticher hieß! Auch seine Wittwe bestätigt es, daß der Namenswechsel ihm vielfach verdacht und geradezu zum Vorwurfe gemacht worden ist — weniger in der Familie, als von Fremden —: man solle seines Vaters Namen in Ehren halten, hieß es. Aber sie meint, „besondere Verhältnisse können es wohl rechtfertigen, wenn dem Namen der mütterlichen Familie der Vorzug gegeben wird. Da dieser Zweig der Familie Lagarde am Aussterben war, ist schon frühzeitig der Gedanke aufgetaucht, den Namen auf diesen Sohn des letzten jüngeren weiblichen Mitgliedes zu übertragen: so viel ich weiß unter Zustimmung des Vaters, allerdings zu einer Zeit, da noch kein fester Plan vorlag. So war dieser Gedanke schon dem Knaben vertraut, ja, er hatte für seinen Sinn einen ganz besonderen Reiz. Die Vorfahren mütterlicherseits hatten einst, nur um ihrem Glauben treu zu bleiben, Haus und Hof verlassen: sie waren, zum Theil unter Mühsalen und Gefahren, aus der Heimath in die Fremde geflüchtet, aus Wohlhabenheit und gesicherter Lebensstellung der Armuth und einer ungewissen Zukunft entgegenziehend. Ist das nicht werth, in Ehren und im Andenken gehalten zu werden? Dazu kam noch, daß die innerlich wunde, mit der Vergangenheit hadernde und ringende Seele sich von dieser Vergangenheit so vollkommen wie möglich zu befreien strebte: es sollten nicht nur peinvolle Erinnerungen, es sollte gewissermaßen das eigene Selbst, der alte Mensch, abgeschüttelt, es sollte ein neuer, besserer Anfang gemacht werden. Gar manchmal habe ich Anlaß gehabt, Paul Böttticher kräftig gegen Paul de Lagarde zu vertheidigen; und Viele werden mein Eintreten für ihn gerechtfertigt finden. Galten doch auch diesem Paul Böttticher die Worte Friedrich Rückerts vom 31. October 1846: Gott behüt' Sie auf Ihrem schönen Wege vorwärts und aufwärts!“

Noch ein anderer Vorwurf wurde gegen Lagarde erhoben. Im Frühjahr 1872 erschien Bordier's Buch: L'Allemagne aux Tuileries, worin von Böttticher-Lagarde ein Dankbrief an den Präsidenten Napoleon mitgetheilt wurde. Theodor Mommsen (1866) und Heinrich von Sybel (1867) danken dort für Begünstigung ihrer Arbeiten in ähnlicher Weise wie es 1851, im ersten Theile seines Schreibens, der noch unbekannte Halle'sche Privatdocent gethan hatte: Professor Mommsen mit Uebersendung seiner neuesten Ausgabe der Pandecten, Professor von Sybel, indem er einen, in einem der französischen Archive aufgefundenen alten Brief des Generals Bonaparte überreicht. Lagarde konnte seine, dem Danke für die ihm geliehenen Pariser Handschriften beigefügten Bücher nicht, wie Mommsen die seinigen, Napoleon als einem Sachverständigen übersenden: er überreichte sie ihm als „dem erwählten Vertreter“ des französischen Volkes. Niemand wird bezweifeln, daß er in Betreff der damaligen französischen Regierungsgrundsätze, sowie in Betreff der Liberalität, mit der ihm die koptischen Handschriften geliehen worden waren, nichts Anderes ausgesprochen hat, als was seine Meinung war. Der andere Theil des von Bordier veröffentlichten alten Briefes, worin Lagarde den Neffen des großen Napoleon um die Erlaubniß bittet, den von Lagarde's Großonkel dem abenteuernden König von Corsica, Baron Theodor v. Neuhof, gestifteten Befreiungsorden tragen zu dürfen, ist, nach dem Urtheil von Anna de Lagarde, eine vollendet thörichte Kinderei — „große Geister machen, so scheint's, auch ihre Dummheiten und Knabenstreiche in großem Stil!“ Die Mutter des Großvaters Klebe war eine geborene Neuhof: an sie knüpfte die von der ganzen Familie, auch vom Vater Böttticher fest geglaubte Sage von der Verwandtschaft mit jenem Baron Theodor von Neuhof. „Zu seiner Jugendthorheit hat der in ihm ganz ungewöhnlich stark ausgeprägte Familiensinn, verbunden mit einer damals etwas kränklichen Romantik, ihn verleitet — nicht einmal jugendliche Eitelkeit, denn eitel war er nicht, weil er, fast mehr als recht war, meinte, gar keine Ursache dazu zu haben: und über Orden und Ordensverleihungen urtheilte schon der junge Mann so klar, wie später der alte. Uebrigens würde er jedenfalls auch diesen Familienorden, auf den er ein Anrecht zu besitzen glaubte, höchstens ein einziges Mal getragen haben: wir Alle hätten so unbarmherzig gespottet, daß das Kleinod sicherlich sogleich und für immer in die Tiefe eines Raritätenkastens verschwunden wäre, wo es dann mit jenem später dazu kommenden Spottgedichte zusammen hätte ruhen können.“

Hätte nun 1872 alle Welt die Thatsachen genau gewußt und richtig beurtheilt, so wäre eine Weile gelacht worden, und Lagarde hätte mit lachen können: wie es aber in der Welt zugeht, so stand durch Zeitungsartikel über „deutsche Bettelbriefe und Servilität“ die Sache von vorne herein schief: es war und blieb für die Oeffentlichkeit nur das vorhanden, daß, mit Anderen, auch Lagarde sich durch einen „servilen Bettelbrief um einen Orden“ an den damals gern völlig in den Staub gezogenen „Kaiser“ Napoleon, den soeben geschlagenen „Erbfeind“, „compromittirt“ hatte. Lagarde machte sich klar, daß er auf die Regierung wie auf seine Corporation Rücksicht zu nehmen habe, und reichte, unter Angabe der Gründe, sein Entlassungsgesuch ein. Weder die Collegen noch die Regierung fanden seinen Rücktritt auf diesen Grund hin geboten, und so ist er auf seinem Platze geblieben: zunächst nicht einmal mit dem Gefühle der Erleichterung. Im Jahre 1882 sah er sich zu

*) Paul de Lagarde. Erinnerungen aus seinem Leben, für die Freunde zusammengestellt von Anna de Lagarde. Göttingen, Dieterich.

einer öffentlichen Abwehr genöthigt: in einem Anhange zu seiner „Ankündigung einer neuen Ausgabe der griechischen Uebersetzung des alten Testaments“ (S. 60/61) heißt es:

. . . . Ich bin mir bereits, als auf diesen Brief die Antwort des Herrn Mocquard einging, darüber klar geworden, daß ich mit ihm einen dummen Streich gemacht: ich war im Januar 1851 ein unerzogener, das Leben nicht kennender Romantiker, der noch jetzt die Folgen seiner nie geleiteten Jugendträume zu tragen hat. Es ist aber beispiellos gemein, im Jahre 1881 einen Mann von 53 Jahren für das verantwortlich zu machen, was er im Alter von 23 Jahren, in einem ganz von den heutigen Anschauungen abweichenden, von ihm nicht freiwillig gewählten, sondern ihm überlieferten Ideenkreise stehend, in gutem Glauben an die Berichte seiner nächsten Blutsverwandten gethan hat. Ich habe 1851 sehr viele Ueberzeugungen mit mir herumgetragen, welche ich habe aufgeben müssen: Niemand darf behaupten, daß ich je eine Meinung um eines äußerlichen Vortheils willen gehegt oder geändert habe: im Gegentheile, ich habe zum Schaden meines Fortkommens auch der Macht gegenüber stets nur das bekannt, was ich nach dem Stande meiner Einsicht für recht und wahr hielt. Meine Lebensschicksale und die beiden Bände meiner Deutschen Schriften sind dafür Beweis genug.

Ueberaus fesselnd sind die Auszüge aus seinen Familienbriefen, geniale Improvisationen, geistreich, in der Form classisch. Wir können es uns nicht versagen, Einiges daraus mitzutheilen.

Aus Bonn soll ich dich von einem neuen Freunde grüßen, vom alten Ernst Moritz Arndt. Denke ihn dir als einen großen, knochigen Mann, dessen edeltrotzigem, frischem Gesicht mit den nicht großen blitzend graublauen Augen man die achtzig Jahre nicht ansieht, welche es in die Welt schaut. Er ging in Schuhen und blauem Fuhrmannskittel, das Hemd mit deutschem Bande zugenestelt. Wir wurden in den anderthalb Stunden, welche ich bei ihm war, die allerbesten Freunde, ich schien ihm sehr zuzusagen, und mir ging das ganze Herz auf, ihn so jugendlich begeistert und doch so greisenhaft besonnen und verständig reden zu hören. Du hättest die Stimme hören sollen, als er von unserm König sagte: zürnen kann er nicht, er grämt und ärgert sich, aber zürnen kann er nicht. Hätte er nicht wegen Schleswig in eine Sitzung gemußt, so wäre ich den ganzen Abend bei ihm geblieben. Wir nannten uns nur lieber Doctor und lieber Professor, und er küßte mich zum Abschied.

Die ganze Nacht fast habe ich schlaflos gelegen, ich dachte an Deutschlands und an unsere Zukunft. Und dann kam der stille, wintertrübe Morgen, die Luft hängt voll Schnee, wie es zur Weihnachtszeit sich gehört. Da kam denn alle Sehnsucht über mich, die ich je in meinem Leben gefühlt, und das ist sehr viel: mir war so still zu Herzen, so still. Traurig ist es hier in der Fremde.

Warte nur, bald kommt der Abend schön,
Durch den stillen Wald die Quellen gehn,
Die Mutter Gottes wacht, mit ihrem Sternenkleid
Bedecket sie dich sacht in der Waldeinsamkeit.

Wir können doch die Romantik nicht los werden! Immer wieder spukt so ein alter Novalis-Arnim-Eichendorff'scher Vers, der den 17jährigen einst bewegt. Der weite große Himmel ist ja blau über uns, warum sollten wir uns da nicht zuweilen die Freiheit nehmen, etwas in's Blaue auszuschreiten? . . . . . Weihnachten und Pfingsten bleiben dem Deutschen doch die Hauptfeste. Daß das ewige Wort, die ewige Vernunft und Weisheit Gottes selbst Fleisch und Mensch geworden, und daß der heilige Geist, in dem diese Vernunft einst ruhte, selbst die versprühenden Funken der göttlichen Flamme, die wir Menschen nennen, zu der Einheit eines großen Bruder- und Schwesterbundes zusammenzufassen bereit ist, das ist uns die Hauptsache. Ueber den Tod sagen wir: Es mag was will und kann geschehen. Und im Grunde läßt sich an ein Ostern auch erst nach Pfingsten glauben. Der Geist ist es ja, der auch die Todten zu Einem Kranze zusammenwindet.

Gestern war ich hier wieder einmal zur Kirche. Ach, daß doch überall Phrasen von den Kanzeln fließen, nach Recepten, die die Theologie der Zeit verschrieben. Ist es denn so schwer, von Dem mit Begeisterung zu sprechen, den jedes Menschenherz lieben muß, wenn es ihn gesehen? Aber es scheint, als habe ihn Niemand gesehen. Vorsichtige Gemüther haben nach Zeiten großer religiöser Erregung und Begeisterung das sprudelnde Quellwasser, aus dem lebendigen Felsen springend, in Flaschen gefüllt, und nun ist es im Lauf der Jahrhunderte in den Flaschen schaal und faul geworden, und doch sollen wir es trinken. Hätten sie nichts eingefangen und nichts aufgehoben, und ließen uns nur zum Rande des Brunnens! Unwahr ist Alles, und ich fürchte, in Europa muß die Civilisation mit Stumpf und Stiel untergehen. Sie hat nur eine Rettung — wahr zu werden. Sagt, wie's Euch um's Herz ist, und beugt nicht die Kniee vor dem Götzen, geheißen fait accompli!

. . . . . Ich hasse schon das bloße Wort liberal, weil ich noch nicht einen einzigen Liberalen kennen gelernt habe, der nicht der inconsequenteste Mensch von der Welt gewesen wäre, und jeder Tyrannei das Wort zu reden fähig, vorausgesetzt, daß er der Tyrann ist. Ueberhaupt sieht es mir je länger immer trostloser in der Welt aus, und schwerlich wird etwas Anderes übrig bleiben, als in sich selbst die Persönlichkeit so mächtig, rein und klar herauszubilden als möglich. Mag dann an dieser Fackel sein Licht anzünden wer will.

Gestern hab' ich bitterlich geweint und mich geschämt, als ich Beethoven's Leben las. Da muß sich unsereins doch demüthigen und tief schämen. Was bin ich gegen Beethoven, der den Schleier der Göttin von Sais wenn nicht gelüftet, so doch hat rauschen hören. Er, ein ursprünglicher, lichtreiner Strahl der göttlichen Kraft, von Niemandem gelieht, nur benutzt von aller Welt und einsam gestorben, von aller Welt vergessen, weil Rossini Mode war! Alle Gelehrsamkeit erforscht doch nur das Vorhandene, aber die Musik schafft es neu — was sind selbst Grimm und Savigny gegen Beethoven und Bach?

Vornehmes Leben hindert doch das volle Auswachsen des Herzens leicht, wie manche Bäume und Blumen, die Rose z. B., in voller Sonnengluth unter der Linie nicht leben können. Armuth und Reichthum gieb mir nicht, laß mir aber mein bescheiden Theil zukommen, betet Salomo, der weise König.

Ueberraschend ist es dabei, die Wurzeln seiner Weltanschauung bereits in seiner Frühzeit zu finden, und wie die Ansichten und Meinungen des reiferen Mannes schon die des jungen Berliner Gymnasiallehrers sind. So heißt es in einem Briefe vom December 1859: „In der That ist nicht schwer einzusehen, daß unser ganzes jetziges Erziehungssystem nichts taugt; wenn aber die Minister sich fürchten, Hand anzulegen, was soll man da sagen? Sie fürchten sich eben Alle vor der sogenannten öffentlichen Meinung, da ja die wahre Freiheit häufig genug nur durch eine Reaction, durch einen Rückgriff auf die ersten einfachen Begriffe von Staat und menschlicher Gesellschaft wird gegründet werden können.“ Oder wenn er in London 1853 die wissenschaftlichen Pläne des Gelehrten mit den Gedanken des Patrioten verbindet: „Alle meine Studien sind nur Vorbereitungen zu meiner Geschichte des römischen Kaiserreichs von Cäsar bis auf Constantin, in der ich die drei Religionen kämpfend zeigen und den Ursachen des Verfalls einer jeden nachspüren will. Wir leben ja in einem ähnlichen Herbste jetzt: wir müssen die Gesetze des Vergehens studiren und den Keim frischen Lebens schon sehen, wenn er noch unter der Erde schwillt, und nur erst der Boden über ihm sich hebt und birst.“ Freilich ist der greise Gelehrte genöthigt, seine Frühträume zu belächeln. „Der Jugend ist es gestattet, ihre Kraft zu überschätzen,“ schreibt er in reifer Selbstbescheidung. „Und doch darf ich es nicht Jugendthorheit schelten, daß ich 1845 und in den nächstfolgenden Jahren davon träumte, die Bibel beider Testamente mit einem Apparate vorzulegen, der

so knapp und klar wäre, wie mich Lachmann's Apparat zum Wolfram zu sein däuchte. Hätte ich den Weg weisende Freunde, hätte ich Hülfe gefunden, und nicht so viele Jahre mit Abarbeiten unerwünschter Reiseschätze und dem Kampfe um mein tägliches Brod hinbringen müssen, wäre nicht noch später so viel widerwärtige Hinderung mir in den Weg geworfen worden, es wäre mehr schon jetzt fertig gestellt, als ich nun überhaupt zu vollenden hoffen darf. Freilich der freie Mann wäre ich ohne jene harte Schule nicht, der ich bin, und Freiheit — innere Unabhängigkeit von der Welt, und Zuwendung zu Gott — gilt mir mehr als jede wissenschaftliche Leistung. So soll, was mich selbst angeht, die harte Schule gebenedeit sein, wenn auch mein Tagewerk um ihretwillen nicht zum Ende gelangt, also das Ganze einen Schaden erleidet."

Hier hat man den ganzen Lagarde in seiner liebenswerthen Größe, voll hohen Ernstes und sittlicher Kraft, immer muthig und vertrauensvoll, in seiner trüben Jugend unter einem verständnißlosen Vater wie gegenüber den jahrelangen Zurücksetzungen oder im Kampfe mit der tauben, ungerechten Mitwelt, die ihn verspottet. Am Abend seines Lebens darf er mit Selbstgefühl schreiben: „Dem raschen Vergessen unserer Zeit gegenüber bin ich mir schuldig, darauf aufmerksam zu machen, daß eine Reihe von Urtheilen, welche, als ich sie zuerst drucken ließ, für Symptome meiner äußersten Unfähigkeit galten, gegenwärtig bereits Gemeingut der Nation sind. Ueber die in Deutschland regierende Dictatur, die Nothwendigkeit wenigstens Posen germanisch zu colonisiren, die deutsche Industrie, die preußische Kirchenpolitik, den Altkatholicismus, den österreichischen Dualismus, die Ungarn und Rußland möchte man jetzt doch wohl ziemlich allgemein ungefähr so denken, wie ich zu einer Zeit gedacht, als die officiellen Köpfe und die Generalpächter des Patriotismus noch ganz anders dachten: danach scheint mir die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auch in Punkten, welche meinen Lesern jetzt noch nicht einleuchten, die Zukunft mir Recht geben werde". Seine Frau fügt hinzu: „Ich glaube, unter die schon zur Geltung gekommenen Anschauungen hätte er damals auch die über den Parlamentarismus rechnen dürfen, und ich erlaube mir jetzt, noch auf seinen Vorschlag des Geldmonopols ausdrücklich aufmerksam zu machen, von dem er sich eine große materielle wie moralische Wirkung versprach, und der inzwischen mehrfach, auch öffentlich, entschiedenen Beifall gefunden hat." Solchen Erfolgen gegenüber durfte er schon sein Selbstvertrauen ruhig bewahren. Als ihm einmal die Hoffnung auf eine Professur in Halle fehlschlug, schrieb er in vornehmer Gesinnung: „Ich werde weiterarbeiten. Es ist meinem ganzen Sinne weit lieber, die Leute fragen, warum ich nicht Professor bin, als daß sie fragen, warum ich es bin." Und 1871 aus Wildungen, wo er zur Kur sich aufhielt, schreibt er: „Mit der Leichtlebigkeit wird es sich wohl halten lassen. Wir sollen Fremdlinge sein in der Welt, je älter, desto mehr: damit ist Heimweh und Unbehagen nothwendig verbunden. Ich trage das ganze Leben, wie ich das Badeleben hier trage, als nothwendiges, erziehendes, nützliches Uebel." Auf seinem Todenbette las ihm seine Frau noch den Artikel der „Gegenwart" vor, wo Cornelius Gurlitt ihn mit begeisterten Worten feierte. Es war seine letzte Freude.

Eine dichtende Bäuerin.

(Johanna Ambrosius.)

Von Felix Poppenberg.

Für die Poetik, für die Psychologie des Schaffens sind oft primitive Künstler, naiv producirende, unverbildete, sogar ungebildete Menschen, bei denen man die Factoren ihres inneren Lebens leicht und präcis scheiden kann, ergebnißreicher als die complicirten, die Summe der Cultur in sich tragenden Persönlichkeiten, deren Wesen unsere Rechnung nie ganz restlos lösen wird. Die erstgenannte Art ist in der modernen Literatur selten; unsere Schriftsteller gehören, oder haben wenigstens den Ehrgeiz es zu thun, zu den geistigen oberen Zehntausend. In diesen Kreis wird durch einen eifrigen und im Finden glücklichen Förderer weiblichen Schriftthums, Professor Karl Schrattenthal, eine dichtende Bäuerin geführt, eine richtige Bauersfrau, die im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod auf dem Felde sucht und der der Acker Dornen und Disteln trägt. Eine Proletarierin ist sie, wie die Italienerin Ada Negri. Nur daß sie in noch erdrückenderen Verhältnissen lebt und ein noch schwereres Joch trägt.

Johanna Ambrosius ist eine Ostpreußin, die Tochter eines Handwerkers. Ihre Jugend drückte schwerste und niedrigste Arbeit, und aus dieser Arbeit ist sie ihr Leben lang nicht heraus gekommen, die Dorfschule, die „Gartenlaube", einige Bände Reuter und Stieler waren ihre Bildungsmittel. Sie wurde die Frau eines Bauern; in einem ärmlichen Häuschen, ärmlicher als die Nachbarhäuschen, in dem Dorfe Gr Wersmeninken schleppt sie ihre langen Tage, eine kranke, hagere, dürftige Frau, deren Rücken von der Frohn gebückt und gebeugt ist und die nicht die Zeit hat, je die Hände in den Schooß zu legen und zu ruhen. Sie arbeitet für ihre Kinder, denen sie ein anderes Leben gründen möchte, als sie es selbst geführt. Und sie darin zu unterstützen, soll der Zweck dieser Schrattenthal'schen Gedicht-Ausgabe sein.*)

Ich halte den Gedichten dieser Bäuerin gegenüber den etwas panegyrisch, pathetisch-salbungsvollen Ton des Herausgebers nicht für angemessen, es scheint mir interessanter, hier weder im Guten noch im Bösen zu kritisiren, sondern charakterisirend zu zeigen, welches die dichterische Welt dieser primitiven Künstlerin ist, welche Züge sie aufweist und wie sie sich an ihr erklären lassen. Man wird beobachten, wie in ihr fruchtbares, empfängnißweiches Innere gelesene Bücher Keime gelegt und Variationen erzeugt haben. Man wird mit Spannung verfolgen, auf welche Töne anderer Dichter diese Frau aus dem Volk reagirt, oder worin sie sich mit anderen, die sie vielleicht gar nicht kennt, instinctiv berührt; man wird einen stark betrachtenden resignirenden Zug finden, den Lebenserfahrung und Prüfungen vertieft haben, und der sich gelegentlich wohl auch in angehängter Moral zu Nutz und Frommen äußert, etwas katechetisch-kanzelhaften Einfluß verrathend. Man wird aber auch aus dem sachlichen Betrachten zu reinem Genießen bei nicht wenigen Stücken dieser Sammlung kommen, die ganz eigenechtes Gepräge tragen.

Empfindungen und Anschauungen stehen in diesen Gedichten in bunt wechselnder Reihe. Neben kräftig erfaßten realistischen Wirklichkeitsaufnahmen stellen sich romantisch-sentimental erträumte Bilder. Leicht erklärlich: aus der Alltagsmisere flüchtet sie sich auf den Flügeln ihres Liedes und läßt sich durch ein Wunder tragen in das schöne Wunderland. Der Apparat, mit dem sie dies erstehen läßt, sind freilich die Wasserrosen und die Nixen, die verblutenden Nachtigallen; die Lilien, die sehnend zum Mond aufsehen; die Elfen und die keuschen Rehe. Also Gefühlsformulirungen, die in ihrer Composition den Cultivirten jetzt fadenscheinig und schlimm verbraucht erscheinen. Der dichtenden Bäuerin aber ist das unabgegriffen, und rein und heilig, ihr sagt es gewiß noch viel und sie bedient sich dieser Mittel ohne Arg. Was bei anderen komisch sein würde, wirkt hier rührend. Alles klingt an dieser receptiven Natur wieder. Die Bibel und der Kirchenton, wenn sie spinadmodisch-pathetisch anhebt: „Im Staube liegt mein matt Gebein" oder etwas tractätchenhaft-gleichnißweise demonstrirend wie in der Geschichte vom

*) Johanna Ambrosius. Preßburg und Leipzig, G. Hecker, auto. Nachfolger.

„Blinden und Taubstummen“; die Texte der populären „Liederkränze“, zu denen helle, dünne Schulkinderstimmen gehören, wenn sie in naiver Herzlichkeit, preisend mit viel schönen Reden, ihre Heimath besingt. Auch hier vertraut sie weniger ihren Augen und ihrem Wirklichkeitsgefühl, sondern strebt, gewiß durch Lectüre verleitet, nach „poetischem“ Ausdruck. Sie giebt in diesen Preisliedern keine La terre-Bilder, sondern pinselt mehr in „trauten“ Farben, idyllisch-anakreontisch. Der Kuckuck ruft vom Wald; die Mädchen und Buben eilen zum Ringelreihen; sogar die Hirtenflöte tönt. Und in diesem Dörfchen „blüht die Wunderblume Treu“ und „Mädchenherzen giebt's, kennen wie die Blum' im Märzen“.

Diese Constatirungen, die kein Tadel sein und nur die Persönlichkeit charakterisiren sollen, geben den wirkungsvollsten Fond für die Stücke, in denen sie ganz eigen ist und durch keinen Einfluß auf ihrer instinctiven Bahn tangirt wird. Sie kann ganz realistisch und ohne Schönfärberei dörfliche Charakterbilder zeichnen, die Ehe des reichen alten Mannes mit dem armen jungen Mädchen; den Trunkenbold, der die Frau mißhandelt; leichtsinnige Heirathen in Bettelarmuth; durstige Treiber auf dem Tanzboden; das Armenspital mit zur Erde hängendem Dach und trüben Fenstern.

Und ganz ohne Pathos und Sentimentalität findet sie für das, was ihr Herz im tiefsten bewegt, echte volle Töne. Wie einfach und ergreifend, wenn sie ihren Freund, den Schmerz besingt:

Nur manchmal ladet er zu Gaste
Sich seine Schwester Leid,
Die bleibt dann lang bei uns zu Raste
Und näht für mich ein Kleid.

Oder, wenn sie von ihrem Schicksal spricht:

Zerrissen bis zur Seele Grund,
An Händ und Füßen todeswund,
Zerstampft von harter Füße Tritt,
Wie ich geduldet, wie ich litt;
Wie ich geächzt, geweint, gestöhnt,
Wenn mich der böse Feind verhöhnt!
Wie bitter traf solch herber Spott,
Das weiß nur Gott.

Wie heiß kann sie des geängsteten Herzens Nöthe schildern in dem Lied: „Einst zog ich in die schlimme Welt hinaus“ und in jenem anderen:

Stillschweigen, wenn in wilden Höllengluthen
Das Herz von tiefer Sehnsucht muß verbluten,
Die wunde Brust an scharfe Felsen drücken
Und Dornen pflücken!

Gebunden liegen, ohne sich zu regen,
Das müde Haupt dabei nicht nieder legen,
Der trocknen Lippe keine Labung bringen
Und dabei ringen!

So hin, bis zu des Grabes dunkler Pforte,
Hin bis zum letztgehauchten Sterbeworte;
Erst wenn die Seele sich vom Leib geschieden,
Soll werden Frieden!

Und wie aufathmend und erlösungsvoll klingt der Ton in der Heimkehr:

Mutter, stell wieder die Ofenbank so,
Wie sie gestanden vor Zeiten,
Setz dich daneben und laß deine Hand
Wie einst durch die Haare mir gleiten.

Auch jene anakreontisch aufgeputzte Idylle mit Hirtenflöte und Ringelreihe findet ihr Gegenstück: echte unverzierte Stimmung. Da singt sie von ihrer Welt:

Ein warmes Strohdach, kleine Fensterlein,
Umsponnen dicht vom lustig grünen Wein;
Ein Wiesenplan, mit Blumen übersät,
Ein schmaler Pfad zum Aehrenfelde geht.
Das kleine Feld vom Tannenwald umsäumt,
Darin es sich so wonneselig träumt. —
Der Vöglein bunte Schaar das Herz erfreut,
Der stille Friedhof ein paar Schritte weit,
Ein Blick in's blaue schöne Himmelszelt —
Wie klein und ärmlich ist doch meine Welt.“

Einen seltsamen und interessanten Anblick gewährt es, ähnliche stoffliche Vorwürfe und Gemüthsstimmungen von einer Persönlichkeit in doppelter Weise behandelt zu sehen, conventionell und matt, wenn sie sich an das Vorbild anlehnt; frisch und stark, wenn sie sich frei macht und aus sich herausschöpft.

Johanna Ambrosius ist freilich keine Ada Negri. Das Kühne, Revolutionäre, Heißpulsirende fehlt ihr, wenn sie gleich noch schwerer trägt als jene. Steht sie doch mit ihren Gefühls- und Herzensbedürfnissen völlig allein in einer für sie blinden und tauben Umgebung und wenn sie einer Frau Nachbarin ein Gedicht vorliest, so fragt diese: „Schriewe Se dat von wo af, oder wie make Se dat?“ —

Aber die Ostpreußin gewährt wie die Italienerin das menschlich ergreifende Schauspiel einer streitenden Märtyrerin, die sich ihre Kunst von ihrem Leben in hartem Ringen erkämpfen muß. Und dies Schauspiel ist tragisch und erhebend zugleich.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Sommer.

Von Amalie Skram.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von Helene Baronin von der Recke.

„Ihre Frau sehr krank.“ —

„Sehr krank“ — was hieß das nur? — Wenn sie so sehr krank wäre, warum hatte Dr. Helt dann in dem Telegramm nicht hinzugefügt: „Kommen Sie gleich“, oder „Wünsche Sie zu sehen“. — Advocat Knayenhjelm saß kerzengrade und sonnengebräunt in dem kleinen Einspänner, der zur Eisenbahnstation rollte. Sein dunkles, kurzgeschorenes Haar wurde fast ganz von dem Stanley-Hute verdeckt, und die schmalen, blaugrauen Augen, unter geraden, kräftigen Augenbrauen fuhren unruhig herum, während sie gegen die Sonnenwärme blinzelten. Er kehrte fortwährend den Kopf von der einen Seite des Weges nach der andern, als ob er nach Etwas blickte. Die Hände hielt er fest um den Stock des weißen Sonnenschirmes, der zwischen seine Kniee hineingesteckt war.

Eine junge hellgekleidete Dame mit großem Strohhut und einem Sommerfrischlerkorbe, aus welchem ein Badehandtuch hervorguckte, kam auf ihn zu, am Rande der sonnenweißen Landstraße. Sie hielt den Arm abwehrend auf gegen die hellgraue Staubwolke vom Fuhrwerk und drehte mit einem Prusten das Gesicht gegen die See, doch im nächsten Nu kehrte sie sich blitzschnell gegen den Wagen und rief erstaunt: „Wo wollen Sie hin!“

Knayenhjelm ließ den Kutscher anhalten. „Nach der Stadt!“ rief er zurück.

Die Dame kam schnell auf ihn zu. „Davon sprachen Sie kein Wort beim Frühstück. Sollte es eine heimliche Flucht sein?“ Sie blickte erzürnt zu ihm hinauf.

„Ich bekam ein Telegramm, als Sie eben gegangen waren.“

„Sind es Geschäfte?“

Meine Frau ist krank geworden, wollte Knayenhjelm sagen, aber dann war Etwas in ihm, das die Worte anhielt, so daß er sie nicht hervorbrachte. Statt dessen nickte er nur mit dem Kopfe.

„Das ist ärgerlich! Wer soll nun mit mir segeln?“

„Es sind ihrer ja genug. Ein ganzer Krug voll Männchen und Weibchen jeden Alters. Der Kutter steht zu Diensten.“

„Nein,“ sagte sie kurz und schüttelte heftig den Kopf. Er betrachtete mit Wohlgefallen ihr jugendfrisches, unregelmäßiges Gesicht, mit dem nußbraunen Haar, das störrisch unter dem Schirm des Hutes emporbrauste, und genoß den trotzig enttäuschten Ausdruck in ihren klaren Augen, die warm schimmerten, wie Sonnenblick in Gebirgsseen. Dann streckte er die Hand gegen sie aus, seine hübsche, feste Hand, welche die Dame schnell ergriff.

„Adieu, mein Fräulein.“

„Warum sollen Sie reisen?“ sie sagte es mürrisch, während sie die Finger fest um seine Hand klemmte und sie hin und her schwenkte. „Kehren Sie lieber um, und lassen Sie mich mit Ihnen fahren.“

„Unmöglich,“ antwortete er und lächelte mißmuthig.

„Wann kommen Sie dann zurück?“

„Weiß nicht,“ er entzog ihr die Hand und setzte sich auf dem Sitze zurecht, kehrte sich aber gleich wieder zu ihr und sagte mit einem Lächeln, das einen warmen Glanz in seine etwas harten Augen legte, wobei er die großen, weißen Vorderzähne unter dem gekräuselten Schnurrbart zeigte: „Sobald ich es nur vermag, Sie Sommersee! In ein paar Tagen, hoffe ich. Fahr zu, Kutscher!“

Sie riß den großen Strohhut vom Kopf und winkte ihm damit zu, während sie ihm nachrief: „Ja, denn Sie müssen natürlich den Kutter selbst nach Hause segeln. Und ich habe noch eine Menge Sachen die“ — — mehr hörte er nicht. —

Gott, wie war sie süß! Knayenhjelm zündete eine Cigarre an und lehnte sich in den Wagen zurück. Wie es ihr ähnlich war, den Hut vom Kopfe zu reißen mitten in der Sonnengluth, weil dies rascher ging als das Taschentuch hervorzuziehen. Nie hatte er ein junges Mädchen getroffen, so gerade heraus, so bestrickend frisch. Was sie ihm nicht Alles von sich und ihren Verhältnissen erzählt, während dieser zwei Tage, wo sie vom Morgen bis zum Abend im Kruge zusammen gewesen. Und es war so natürlich gekommen! Sie war frei von der Empfindung gewesen, daß etwas Auffallendes in diesem Vertrautsein eines jungen Mädchens mit einem älteren, noch dazu verheiratheten Herrn lag. Keine von diesen obligaten Unterbrechungen oder Einleitungen: „Bitte, Sie müssen es nicht für sonderbar ansehen, daß ich so mit Ihnen spreche.“ Oder: „Weiß Gott, was Sie von mir denken“ ꝛc. Das war es eben, was sie so frisch und unnatürlich machte. Und gar nicht die Rede von irgendwelcher Coquetterie, oder daß sie sich einen Augenblick daran kehrte, es zu verheimlichen, wie gut er ihr gefiel. Es war auch nicht die geringste Spur von etwas Schmachtendem oder Verliebtem an ihr. Nicht die Spur! Doch das könnte er sicher in ihr heraufbeschwören, wenn er es wollte. Wäre sie auch ohne einen Gedanken daran, was ihre Art des Umganges, wenn sie fortgesetzt würde, mit sich führen könnte, ja mußte, so wußte er um so genauer Bescheid. Er hatte stark darüber nachgedacht, gestern Abend und heute Nacht, ehe er eingeschlafen — Alles für und wider abgewogen, und diesen Morgen, als er aufgewacht, war er fest entschlossen, sie nicht aus dem Gesicht zu verlieren, sondern sie in dieser oder jener Weise an sich zu binden. Einen solchen Frühling in sein Leben zu bekommen! Diese Tage mit ihr zusammen waren wie Minuten entschwunden und hatten in seinem Gemüthe ein erfrischendes Wohlbehagen hinterlassen. Das fröhliche Zutrauen dieses jungen Blutes zu besitzen und dann zuletzt . . . Ja, denn es würde natürlich so enden. Doch das müßte die Zeit lehren. „Was geschehen soll, das geschieht.“

„Ihre Frau sehr krank.“ — Er schnellte mit einem Ruck empor und strich eilig mit dem Taschentuch über die Stirn. Kein Wort davon, daß er solche Gedanken hatte. Nein, pfui! Kein Wort davon! Uebrigens so wie seine Frau nur war, so hart und kalt, nein, das nicht — aber gleichgiltig, nein, das auch nicht, aber wenn es ein Wort gäbe, das noch gleichgiltiger wäre und zur selben Zeit Pflichterfüllung, Tadellosigkeit, Freundlichkeit ausdrückte, ja, das war es eben, daß sie so vollkommen, so geradezu widerlich vollkommen, und daß sie kraft dieser ihrer Vollkommenheit diese großen Ansprüche machte. Ach, eigentlich nein, sie nahm übrigens die Leute wie sie waren; sie bekamen nur nichts mit ihrem inneren Menschen zu schaffen. — Und stolz! Sollte sie sich z. B. je dazu herabgelassen haben, eifersüchtig zu sein, obgleich, weiß Gott, es war ab und zu Grund genug dazu gewesen. Sie that einfach, als ob so etwas gar nicht für sie vorhanden wäre, und so Allem gegenüber, was sie nicht mochte oder nicht verstand. — Sonderbar, ihr fehlte die Fähigkeit, sich in einer andern Gegend zu orientiren als da, wo sie ihre Merkmale gesteckt! Eigentlich beschränkt — merkwürdig beschränkt für eine so kluge Frau!

Nein, sie paßten nicht zusammen. Ihre Theorie, daß, einen Menschen zu lieben, dasselbe wäre, als das „Kreuz“ auf sich nehmen, und dann lege man ein für alle Mal sich selbst und all seinen Besitz dem Geliebten zu Füßen, und dann nehme man Alles mit, sowohl was da paßte, als was da nicht paßte, und liebte sich in Alles hinein, über Alles hinweg. Ja, es war nun doch etwas Hübsches darin: die Fehler, die der Geliebte besaß, die liebte man mit der Zeit, sowie man schwächliche oder verkrüppelte Kinder liebt. So hatte sie oft gesagt. Und hübsch war es, das war nicht zu leugnen. Er konnte es so ganz ästhetisch verstehen und es auch bewundern. — Aber sie! Sie hatte danach handeln können, ja, wenigstens viele Jahre lang. Aber zuletzt hatte es doch ein Ende. Und was war dann eigentlich daran? Entweder — oder. Entweder blieb man dabei — nach ihrer Theorie — einen Menschen zu lieben trotz Allem, und wie es auch war, immer und unaufhörlich und bis zum Tode, oder man ging von Anfang an auf Accord. Sie hatte jedoch nicht auf Accord gehen wollen, hatte sich in ihrem Gefühl so mächtig und unüberwindlich gewähnt, bis sie eines Tages diese Worte, deren Klang und Tonfall er noch immer hörte, gesagt: „Jetzt sehe ich den Grund in meiner Liebe.“ Ach ja, ihre unglaubliche Selbstgerechtigkeit war die Schuld daran. Selbstgerecht war sie in ihrer Liebe gewesen, selbstgerecht in ihrer fehlenden Liebe. Daher kam ihr Mangel an Elasticität, ihr bornirtes Sichverschanzen in sich selbst, ihre hochmüthige Vorstellung von dem Lebensollen auf dem Wrack, nach dem ihr Leben und ihr Glück Schiffbruch erlitten, wie sie es einst gesagt. Aber, schon gut, so hatte auch er nichts Anderes. Sie hatte den Weg gezeigt, er mußte folgen.

Der Wagen hielt bei der Eisenbahnstation an. Er sprang heraus, bezahlte den Kutscher und löste ein Billet. Bald darauf war der Zug da. Nachdem er dem Schaffner eine halbe Krone in die Hand gesteckt, wurde ihm ein leeres Coupé zweiter Classe angewiesen. In schräger Stellung warf er sich auf den grau- und braungestreiften Sammetsitz, steckte die Hände unter seinen Nacken und rückte an seinem Hut.

„Ihre Frau sehr krank“ — hm, nicht ein Wort sonst. Hatte sie vielleicht selbst ausdrücklich verlangt, daß er nicht heimberufen werden sollte oder hatte Dr. Helt ganz auf eigene Hand telegraphirt, und wider ihr Wollen und Wissen. Das wäre ihr ähnlich, da liegen zu wollen und vielleicht noch zu sterben, ohne ihn zu sehen. Sie war ja so unerschütterlich ruhig und gleichmüthig. Nichts brachte sie mehr aus dem Gleichgewicht. Ohne eine Miene zu verziehen, hatte sie ihn können erzählen hören, daß er nach Australien reise, um unter den Wilden den Rest seines Lebens zu verbringen. Als er ihr vor einer Woche plötzlich mitgetheilt, daß er die Absicht habe, eine Reise von vierzehn Tagen mit dem Kutter zu unternehmen, hatte sie nur gesagt: „Gewiß, mein Freund. Das wird Dir sicher sehr wohl thun.“ Er hatte sich gedacht, sie würde vielleicht fragen, ob sie wohl mit könne oder wenigstens, daß sie vorgeschlagen hätte, sich mit ihm irgendwo zu begegnen. Sie wußte ja ebenso gut wie er, daß man am Strande unter Sommerfrischlern allerlei Damen trifft, und daß Damen und Herren unter solcher Willkür ganz anders und schnell und amüsant sich einleben als sonst. Aber nein — nicht ein Wort.

„Schon gut, lieber Freund — wie Du es willst. Wie Du willst.“

Vielleicht war es dennoch das Beste für sie, wenn sie — Denn wenn nun — Wer konnte es wissen? — Es geschah ja, daß man auch in seinem Alter, ja sogar noch viel später, von einer Liebe ergriffen werden konnte, so stark, daß sie alle alten Bande sprengte und neue knüpfte und dann — Nicht daß sie seinen Verlust betrauern würde — sie hatte sich gewiß schon längst ausgetrauert, aber allein und verlassen leben zu sollen den Rest ihrer Tage — sie würde nie dazu kommen, eine neue Verbindung zu knüpfen, obgleich sie trotz ihrer 34 Jahre hübsch und anziehend genug, und noch dazu klug und gut war. Aber sie war nicht so beschaffen. Sie hatte einmal ihr ganzes Selbst gegeben und würde es nie wieder thun können. Seit diesen 5—6 Jahren, wo ihre Ehe wie eine leere Schale gewesen — nie einen Augenblick hatte sie sich mit irgend einem von den verschiedenen Männern abgegeben, die sie bewunderten und ihr den Hof machten. Freundlich und liebenswürdig, aber sonst nichts als: Guten Tag und Adieu. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Schmach von Fuchsmühl.

Das elende Nest an der Böhmergrenze wird dann verlassen liegen, eine todte Stätte. Wenn die Männer aus dem Gefängniß zurückgekehrt sind, packen sie ihre paar Habseligkeiten, die Holzaxt, die Bibel und eine zerrissene Wolldecke, zusammen, und die Weiber, deren eine dem herrlichen modernen Rechte im Fuchsmühler Walde mit unnachahmlich prachtvoller Satire ihre Meinung zu verstehen gab, folgen willig und ohne sentimentale Empfindungen den Männern. Was soll man auch noch länger in dem tannenumstandenen Hungerdorf? Die Gerechtsame ist „abgelöst“, und von der Ablösung, die ohnehin binnen wenigen Jahren bis auf den letzten Heller dem Dorfbankier zugefallen sein würde, wird kein Bauernmagen satt — also hinaus und über's Weltmeer! Alle müssen hinaus, die zäh auf ihrem alten Rechte, auf alten Gewohnheiten bestehen, aber keinen Adelsbrief und keinen Commerzienraths-Titel im Kasten haben. Dies Volk ist noch nicht ganz gebeugt, es giebt noch steife Nacken, entschlossen blitzende Augen hier und dort; dies Volk marschirt noch nicht Mann für Mann hinterm rothen Banner, fühlt noch deutsch, liebt noch Gott und den König. Machen wir ein Ende damit. Hinaus über's Weltmeer!

* *

Warum die Geschichte eigentlich am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts passirt ist, warum sie sich nicht zu Beginn des sechzehnten zugetragen hat, kurz vor dem Ausbruch des frischen, fröhlichen Bauernkrieges — das wird dem künftigen Historiker unserer Zeit ein verwunderliches Räthsel bleiben. Da sitzen die armen Leute auf der Lehne des unwirthlichen Fichtelgebirges; der schnell vorbeihastende Sommer gewährt ihnen kärgliches Brod nur für die paar Monate, die er bescheint, hätten sie für den Winter nicht die Holzgerechtsame, so vermöchten sie ihn nimmer zu überstehen. Als deßhalb der hochmögende Herr, dem der Lehnswald eignet, ihnen für ihre Forstrechte eine Ablösung bieten läßt — denn es ist klärlicherweise unangenehm, das elende Bauernpack quasi als Mitbesitzer des Holzes anerkennen zu müssen — da lehnen sie sein Angebot rundweg ab; sie wollen in Fuchsmühl bleiben, dem alten windschiefen Bergloch, darin ihre Ahnen gehaust und gesorgt haben, auf dessen sturmüberwehtem Friedhof ihre Väter und Kinder schlafen. Es ist nämlich eigenthümlich, daß das gemeine Volk mitunter Anwandlungen von Liebe zur Heimath verspürt, daß sich in diesen rohen und zurückgebliebenen Herzen Gefühle regen, die unstreitig erst dem Menschen vom Geheimen Rath an aufwärts zukommen. In einem Proceß, den der mit gutem Fug empörte Marein Sapieha den dickköpfigen Bauern anhängt, entscheidet das Gericht selbstverständlich zu seinen Gunsten — aber man sollte dergleichen im Zeitalter der socialen Versöhnung nicht für möglich halten: das Fuchsmühler Gesindel kratzt unter blutigen Thränen die letzten, rothen Heller zusammen, legt Berufung gegen das Urtheil ein und siegt! Siegt, weil die Richter der zweiten Instanz nicht einsehen, daß die Umwandlung der Bauernschaft in Industriepöbel noch immer viel zu langsam vor sich geht, daß wir noch viel zu viel kleines Eigenthum im Lande haben, daß altem Recht keine Giltigkeit mehr innewohnt in einer Zeit, wo man das funkelnagelneue bereits mit Umsturzgesetzen nothdürftig abzustützen beginnt. Zum Glück machte das höchste Gericht den begangenen, schweren Fehler glänzend wieder gut, und ein günstiger Zufall hatte es außerdem gewollt, daß Dank dem formellen „Versehen“ einiger Jünger der Jurisprudenz die Bauern nicht zu dem ihnen in zweiter Instanz zuerkannten Rechtholz gekommen waren. Für das „Versehen“ eines Gerichtsschreiberleins oder Gerichtsoberen müssen nämlich bei uns, wo das Recht mit unheimlicher Geschwindigkeit seinen Verfaulungs-Prozeß durchmacht, die Parteien büßen; im barbarischen China, das nun endlich unserer Hochcultur erschlossen wird, erhalten in ähnlichen Fällen die schuldigen Beamten die Bastonade. Die Fuchsmühler erkannten jetzt, daß ihr Recht gewissermaßen Unrecht war, daß man es ihnen aber trotzdem freistellte, entweder zu verhungern oder auszuwandern. Sie entschieden sich, illoyal genug, für keins von beiden, zogen vielmehr zu hundertfünfzig in den Wald, der ihren Vätern gehört hatte, und hieben sich ihr Holz heraus. Wenn die Rothschilde lumpen und betrügen, preist man ihren Unternehmungsgeist und macht sie zu Baronen, denn mit Gewalt richtet man gegen sie doch nichts aus. Wenn aber die Kleinen gegen die Gesetze freveln, dann weiß man ihnen im Handumdrehen sehr gewaltig zu imponiren. Eine Militärmacht zog wider die furchtbaren Leute von Fuchsmühl zu Felde und errang einen herrlichen Sieg. Wir dürfen auf diesen neuen, unvergeßlichen Triumph unserer Waffen stolz sein, und die ohnehin schon überbürdeten Schüler der höheren Lehranstalten werden ein neues, unvergeßliches, glorreiches Datum auswendig lernen müssen.

Gleich nach dem Bekanntwerden der erhebenden Vorfälle kam das Wort von der „Fuchsmühler Schmach“ auf. Es ist nie ganz klar geworden, was die verehrliche, öffentliche Meinung darunter verstanden wissen wollte. Sie begnügte sich vorsichtig mit der tönenden Phrase und überließ es Jedermann, sich bei dem entrüsteten Worte etwas Beliebiges zu denken. Man sagte nicht, daß das Verfahren des Waldherrn eine Schmach wäre, und man thut klug daran; der Bauer ist nur zum Stimmvieh gut und zum Ausbeute-Object der Klugen, eine andere volkswirthschaftliche Bedeutung besitzt er nicht, den Entwickelungsgang moderner Cultur hemmt er sogar durch sein schwerfälliges Wesen, seine unzeitgemäße Zufriedenheit, seine unstädtisch gesunden Nerven. — Man wandte den häßlichen Ausdruck auch nicht auf den Herrn Bezirksamtmann und die, wie es scheint, recht instructionswidrige Bravour einiger Bajonettschwinger an; das thaten höchstens phantastische Schwärmer, die bisher allen Ernstes geglaubt und geschrieben hatten, daß in deutschen Monarchien solche Gemetzel undenkbar wären, wie die von Fourmies und Falkenau, wo französisches und österreichisches Bürgerblut in den Sand niedersickerte, jeder Tropfen ein unauslöschbarer Schandfleck auf dem Schilde des betroffenen, unglücklichen Landes.

Worin die eigentliche Schmach von Fuchsmühl bestand, sollte erst später deutlich werden.

* * *

Man kann es gar nicht oft genug wiederholen, wir leben in der Zeit der socialen Versöhnung. Der Pennäler, der sich zum Fuchs wandelt, versöhnt social, der Student gehört social versöhnenden Vereinigungen an, der Wahlcandidat gelobt feierlich in öffentlicher Volksversammlung, für die sociale Versöhnung zu sterben, und Baron Harpagon, dessen Gebahren sonst mit dem der Volkswirthschaftslehre entlehnten technischen Ausdruck „Schmutzerei“ bezeichnet werden könnte, müht sich unablässig bis an's Grab, social zu versöhnen. Zwar hat die unterrichtete, kluge und begabte Regierung, deren wir uns diesmal auffällig lange erfreuen, das Geständniß gemacht, sie wisse keinen Rath im ökonomischen Wirrwarr dieser Tage, und wenn man ihr schon weiter nichts glauben mag, in diesem Punkte darf man ihr getrost Glauben

schenken. Sie sucht sich zu helfen, indem sie mit frohem Trompetenklang über alle Schwierigkeiten hinwegsetzt und Zuchthausstrafen, Ehrverlust, Polizeiaufsicht u. a. m. gegen die Hetzseher beantragt, die immer wieder warnend, bittend und beschwörend auf die brennende Röthe am Horizont hinweisen. Andere wieder, die die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt haben und deßhalb keinem Ministerium angehören, sympathisiren unleugbar mit den Propheten, und sie beeinflussen den gesammten Heerbann der socialen Versöhner derart, daß die Oeffentlichkeit bei jedem Conflict zwischen Reich und Arm fast regelmäßig für die Schwächeren Partei ergreift. Das Mitleid ist ja — man muß das beklagen — noch immer eine große, herzenbewegende Macht, deren bethörender Gewalt sich nur zu entziehen vermag, wer zwölf bis hundert eigene Schlote rauchen und mehrere tausend Morgen Hochwald zu schlagen hat. Bei dem Fuchsmühler Unglück stellte sich das ganze Land wie ein Mann auf die Seite der Bedrängten, und da nach bayrischen Gesetzen über Anklagen wegen Aufruhrs Geschworene aus dem Volk zu entscheiden haben, so lag die staatsbedrohende Gefahr nahe, daß die Jury die armen, gehetzten Schächer von jeder Pön ledig sprach. Diesem Schreckniß entging man weise, indem man den Fuchsmühlern nur Landfriedensbruch, Forstfrevel und ähnliche minder arge Sünden nachsagte, und so kam es denn, daß die Waldleute Strafen auferlegt erhielten, die die erdrückende Mehrheit von ihnen rettungslos zu Grunde richten werden, wenn nicht ein Gnadenwort der Krone wieder aufbaut, was undeutsches Recht zerstören will.

Wenn in unserem Parlament eine Partei säße, die als ihren officiellen Hauptredner nicht regelmäßig den früheren Handlungsreisenden Singer herausschickte, wenn wir uns einer socialen Volkspartei erfreuten, die ihre Triumphe nicht allein den märchenhaften Mißgriffen einer noch nie dagewesenen Regierung, sondern eigener Tüchtigkeit verdankte, so würde die Fuchsmühler Tragödie noch in eine Beleuchtung kommen, die alle Herzen rührte und zu ingrimmiger Wuth entflammte. Diese Volkspartei fehlt uns, und keine unserer Kammern verfügt über einen Redner von dem ehrlichen, wahrhaftigen Pathos, das beispielsweise dem Oesterreicher Pernerstorffer eignet und jedes seiner Worte zu einem zerfleischenden Peitschenhiebe, jeden seiner Sätze zu einem furchtbaren Menetekel macht. Die Verhandlungen im Rathhaussaale zu Weiden werden also vor keiner höheren Instanz fortgeführt werden, formell behalten die Juristen Recht, die so empfindlich schwere Strafen über die Hundertfünfzig verhängten. Von dem allerhöchsten Gerichtshofe aber, dem deutschen Volke selbst, ist ihr Urtheil cassirt worden; die erschütternden Jammerrufe der Gequälten, denen man ihr gutes Recht stehlen wollte und die es als deutsche Männer vertheidigten bis in den Tod, weil sie keine Feiglinge waren, diese Stimmen schreien zum Himmel und künden, daß die Bajonettstiche und die Kerkerstrafen nicht die wirklich Schuldigen trafen.

Der unüberbrückbare Riß zwischen dem sogenannten gelehrten Recht, will sagen der Handwerkerei, die nach dem kahlen Buchstaben richtet und von psychologischer Durchdringung ihres Gegenstandes, von den Gesetzen der Menschlichkeit keine Ahnung hat, die Kluft zwischen juristischer und volksthümlicher Rechtsauffassung ist noch tiefer und breiter geworden seit den düsteren Tagen von Weiden. So groß ist die allgemeine gährende Unzufriedenheit mit unseren antisocialen Rechtsverhältnissen, daß von dem früher oft und mit einem gewissen Stolz erwähnten Glauben der Bevölkerung an die Vortrefflichkeit der Gerichte längst keine Spur mehr vorhanden scheint. Indem zu allem Malheur die Regierungs-Geheimräthe durch eifriges Entwerfen neuer, tyrannisch roher Strafbestimmungen, wie es die Umsturz-Paragraphen sind, unserer Rechtspflege das gehässige Odium der Classen-Justiz noch mehr anheften, kommen wir rasch dazu, in allen gerichtlichen Entscheidungen entweder trocken formalistische, des warmen Herzblutes völlig baare Klügeleien zu sehen, oder aber sie für Ausstrahlungen begrenzten Geistes zu halten, der nur in die Gegenwart, nicht vorwärts und nicht rückwärts schaut. Vom lebendigen Leben abgeschlossen, eingesponnen in vorgefaßte theoretische Anschauungen, dazu müde und stumpf geworden im ewigen, ekten Einerlei der juristischen Tretmühle, steht der professionelle Urtheilmacher den Parteien halb theilnahmlos, halb gereizt gegenüber, und aus dem Richter wird zumeist der Nachrichter. In diesem Sinne aber ist richten soviel wie ungerecht sein. „Ich mag eure kalte Gerechtigkeit nicht: aus dem Auge eurer Richter blickt mir immer der Henker und sein kaltes Eisen," sprach Zarathustra. Sie rächen, aber sie richten nicht.

Wenn es noch des Beweises bedurfte, daß die heraufziehende, die neue Zeit ein neues Recht heischt und sich nicht mehr mit einem absterbenden, versandenden, undeutschen zufrieden geben kann, so hat ihn das Urtheil im Proceß wider die Fuchsmühler geliefert. Allzu lange beugte sich unter das Joch einer fremden Jurisdiction unser Volk, einer Jurisdiction, in der nichts erklingt, nichts lebt von dem, was die germanische Volksseele bewegt. Kräftiger mit jedem Tage regt sich unser Nationalgefühl, alle Zweige des öffentlichen Lebens durchdringt es, und ein nationales Recht darf uns nicht weiter vorenthalten bleiben. Wie die allgemeinen und geheimen Wahlen haben auch die Volksgerichte, die in des Laien Hand die Entscheidung über Schuld und Unschuld legen, ihre schweren Fehler; aber selbst wer sie dieser Unvollkommenheiten wegen sonst erbittert angreift, muß sie vertheidigen in einem Augenblick, wo sie allein Freiheit und Unabhängigkeit der Nation zu gewährleisten scheinen, wo ihr Rechtsgefühl zu Grunde ging ohne sie. Das gelehrte Richterthum hat dermaßen abgewirthschaftet, daß ihm ein Ende gemacht werden muß, je früher, desto besser zum Heile des Vaterlandes; die Juristerei und ihre Jünger erlangten nachgerade einen Einfluß auf unsere Geschicke, den ein jungkräftiges Volk nicht dulden darf, der nur in einem niedergehenden Staate erklärlich ist. Diesem juristischen Uebergewichte verdanken wir es auch, wenn die lustige Parodie eines Volksgerichts, der moderne Schöffenstuhl, bei Weitem nicht den frohen Erwartungen entspricht, die man daran knüpfte; die Laien-Beisitzer, die oft keineswegs zur Intelligenz des Landes gehören, folgen zumeist hülflos den Winken und Wünschen des präsidirenden Assessors. Die Fuchsmühler Affaire schreit nach einer Vergrößerung der Schwurgerichts-Competenzen; in die Gerichtssäle soll allenthalben wieder leuchtendes junges Leben hineinfluthen und den Actenstaub wegblasen, mit den Herzen soll geurtheilt werden, mit dem gesunden, fühlenden Menschenverstande; eine Göttin der Gerechtigkeit, die nicht sieht, die sich sogar die Augen verbinden läßt, damit kein Sonnenstrahl die sich abdrehende Paragraphenwalze lichtempfindlicher macht, taugt nicht mehr in unsere Zeit. Wir fürchten keine Cabinetsjustiz mehr, und die Gefahr einer Classenjustiz lag bisher immer nur bei gelehrten Richtern vor; die Volksgerichte sind noch nie diesem schlimmen Irrthum verfallen, sie ließen stets auch politischen Gegnern und schwärmerischen Neuerern Gerechtigkeit widerfahren. In den Frühlingstagen, denen wir entgegengehen, wird die Menschenliebe Recht sprechen und die Seelenkunde; der tiefste Menschenkenner wird der beste Richter sein, und er wird verzeihen, weil er versteht. Heute ist es, Gott sei's geklagt, just umgekehrt; heut' will man strafen und schrecken, nicht aufrichten und trösten, hat die Abschreckung sogar in ein System gebracht.

Wenn die Fuchsmühler Schmach und die drakonische Härte, mit der vom grünen Tische aus den Aermsten unserer Brüder entgegengetreten wurde, den verzweifelnden Bauern, für deren Wohl sonst zehntausend brüllende Tribunen einzutreten behaupten; wenn das Urtheil von Weiden wieder auch die dicksten Schläfer mit der Nase darauf stößt, daß unsere mittelalterliche Rechtsprechung uns nicht länger tyrannisiren darf, dann wäre das Blut der niedergestochenen Greise nicht umsonst geflossen, wären die schweren Kerkerstrafen nicht umsonst verhängt worden. Ueber zerschmettertes Glück führte bislang jeder Culturfortschritt. Und die täglich steigernde, fiebernde Erregung, mit der nicht allein Deutschland mitleidvoll und zornig auf den Ausgang des Processes wider die Geplünderten und Unterdrückten wartete, wird Bürge dafür sein, daß sich die Bewegung für ein nationales, heimisches Recht machtvoll vertieft; wir hören schon die klingenden Schläge der Nagelschmiede, wo man die Nägel hämmert zum Sarge undeutscher, römischer Juristerei. Nach dem Recht für Herren und Sclaven folgt das Recht für Freie.

Caliban.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlage von W. DRUGULIN in LEIPZIG erschien:

Katalog der Bücher

eines deutschen Bibliophilen

mit literar. u. bibliograph. Anmerkgn.

von

Eduard Grisebach.

VIII u. 288 Seiten in 8°.

Mit Porträtradirung nach dem Pastell von M. Liebermann.

Preis 6 Mark.

— — **Supplement und Namenregister 1895.** 60 Seiten in 8°. Preis 75 Pf.

„Es ist nicht ein trockner Katalog, sondern ein Stück literarhistorischen Commentars, der fast auf jeder Seite von dem emsigen Forschen des Verfassers Zeugniss ablegt. Namentlich die galante Literatur von Brantome und Apuleius bis Scheffner ist reich vertreten. . . . . Besonders werthvoll sind die Excurse über Anthoine de la Sale."

„Die Gegenwart" No. 23. 1894.

„Der Grisebachsche Katalog verschafft dem Benutzer Belehrung und gewährt ihm Freude."

Ludwig Geiger.

(Beilage zur Allgem. Zeitung No. 134.)

„Wer den Katalog mit Sorgfalt liest — und das kann man thatsächlich, da er des Interessanten die Fülle enthält — wird sich hier auf eine Menge von Schriftstellern und Dichtwerken hingewiesen sehen, die nicht so bekannt sind, wie sie es verdienten."

W. von Seidlitz.

(Preussische Jahrbücher LXXVI, 3.)

Anhaltische Fürsten-Bildnisse

herausgegeben von

Egbert von Frankenberg und Ludwigsdorf.

115 Porträts in Heliogravüre

circa 100 Textillustrationen

elegant geb. M. 16.—

Rich. Kahle's Verlag

Inhaber **Herm. Oesterwitz,**

Kgl. Hofbuchhändler

in **Dessau.**

Ethische Essays

von Gustav Böhmer.

I. **Schädige Niemand ohne Noth!** 1 M. 80 Pf.
II. **Liebe und Ehrgefühl.** 60 Pf.
III. **Die glücklichsten Menschen.** 60 Pf.

Allgemein verständlich geschrieben und auf wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut, verfolgen die Essays den Zweck, die deutschen Sitten, deren augenblicklichen Verfall und ein einfaches, leicht ohne Ausnahmsgesetze durchführbares Mittel zur Gesundung klar und kurz darzustellen.

Jeder Essays bildet ein abgeschlossenes Ganze, deren Zahl sich auf 5 berechnet.

Verlag von Fr. Bassermann in München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Theodor Schiemann.**

Sechster Band:

Michail Bakunins Sozial-politischer Briefwechsel

mit

Alexander Iw. Herzen und Ogarjow.

Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Professor **Michail Dragomanow.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Prof. **Dr. B. Minzès.**

Preis geheftet 6 Mark.

Die vertrauliche Korrespondenz Bakunins, des Begründers der internationalen Anarchistenpartei, mit seinen Freunden darf den Anspruch erheben, als ein Denkmal der sozialen Krankheitsgeschichte der Gegenwart eine Lücke in unserer Kenntnis auszufüllen, die ohne diese Briefe nie hätte geschlossen werden können.

Man darf wohl erwarten, daß diese heute besonders aktuelle Publikation in weitesten Kreisen Aufsehen erregen wird. Stellung dazu muß jedenfalls jeder nehmen, der an den sozialen Problemen der Gegenwart nicht gedankenlos vorübergehen will.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). —

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 19. Berlin, den 11. Mai 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die gelbe Weltmacht. Zum ostasiatischen Friedensschluß. Von Rudolf Meyer. — Die Zwangserziehung in England. Von E. Ehrlich (Wien). — Zur Frage des Zweikampfes. Von Ludwig Fuld (Mainz). — **Literatur und Kunst.** Frauenfragen. Von Alfred Stößel. — Plastische Natur. Von Maler K. Scheffler (Hamburg). — **Feuilleton.** Sommer. Von Amalie Skram. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Helene Baronin von der Recke. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Die Lalenburger Erwerbe-Ausstellung. Von Prinz Vogelfrei. — Die große Kunstausstellung. 1. Erster Einblick. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Die gelbe Weltmacht.

Zum ostasiatischen Friedensschluß.

Von Rudolf Meyer.

Wilhelm I. — Moltke — Bismarck bilden eine bleibende Dreiheit, aber der markante Mann ihres Jahrhunderts ist Napoleon I., weil er nicht nur der „Große Capitän" war, sondern auch ein die Welt umfassender Staatsmann, während der Staatsmann des deutschen Großen Capitäns doch nur eine centraleuropäische Auffassung besaß. Napoleon wollte den Continent geeinigt den damaligen beiden Weltmächten England und Rußland gegenüberstellen. Daher die sein Leben lang dauernden Kriege gegen England, verbunden mit dem Continentalsystem, daher sein energischer Stoß-in's-Herz gegen Moskau. Sein Sturz ließ einen zerrissenen Continent als Intriguenbühne der beiden Weltmächte, die wechselseitig, als Alliirte und Gegner des Continents, Herren geblieben waren.

Seine Weltauffassung überlebte ihn, les idées Napoléonniennes. In großem Stil hat der Vertraute Napoleon's III. und dessen wahrer Freund, der große Ingenieur, Socialpolitiker und Weltbürger Frédéric Le Play, u. A. Schöpfer der ersten Pariser Weltausstellung, diese Weltauffassung des „Großen Capitäns" weiter entwickelt: „Es giebt vier große Reiche: Rußland, England, solange es Indien besitzen wird, die Vereinigten Staaten und China. Ihnen gegenüber müssen die kleinen Nationen des Continents sich zu einer starken Föderation zusammenschließen, oder sie werden zu Grunde gehen."

Das Resultat des siegreichen Krieges von 1870/71 ist leider die Allianz Rußlands mit Frankreich gewesen. Napoleon's I. Continental(sperr)bund und Le Play's Föderation war zerstört.

Bismarck that, was er konnte. Er schuf den „Dreibund" und trennte Rußland von Frankreich durch einen breiten Landstreifen vom Mittelmeer bis zur Ostsee, die See sollte ihm England frei halten. Zu schwach, den Einbruch in diesen bajonettenstarrenden Barrièrebund zu wagen, sah sich Rußland nach einem zweiten Alliirten um. Es fand dazu bereit die Vereinigten Staaten. Sie haben schon eine politische Tradition, aufrecht gehalten und fortgepflanzt durch 3—4 Generationen, in gewissen senatorischen Familien des Ostens. Sie wissen, daß sie Ganzamerika werden müssen und darum mit England eines Tages zu kämpfen haben, wie Rußland mit England um Indien. Die beiden Gegner Englands wollen sich mit ihren Flotten von San Francisco nach Wladiwostok die Hand reichen — aber Rußland besitzt wohl den Körper und die Hand, doch nicht den Beide verbindenden Arm. Die sibirische Eisenbahn soll dieser Arm sein. Sobald er fertig ist, tritt die Union als dritte Weltmacht neben England und Rußland, und der Kampf um die Weltherrschaft kann beginnen. An Le Play's vierte Weltmacht, an das schlummernde Dornröschen China, denkt niemand.

Da kitzeln japanesische Bajonnette China aus dem zweitausendjährigen Schlaf. Die Japaner sahen, daß Bismarck Oesterreich besiegte, um es als Verbündeten leiten zu können. Das wollen sie jetzt mit China thun.

Der englische Adel ist alt und hält sich jugendkräftig: Er stößt überflüssige Mitglieder in die Volksmasse zurück und nimmt, durch Reception in den Adel und Heirath mit Bürgerlichen, frisches Blut in sich auf, dabei bewahrt er einen massiven Kern mit historischer Tradition und politischem Scharfblick. Zuerst erschienen ihm Japans Siege unbequem. Chinas bloße Existenz deckte ihm Indien vom Kaiberpaß bis Bengalen. Es durfte durch Japan nicht geschwächt werden. Aber sobald es klar wurde, daß Japan sich mit China verbünden und es militärisch „lebendig" machen wolle, ergriffen die englischen Staatsmänner den Ball im Fluge. Mit der ihnen eigenthümlichen Gleichgiltigkeit für Consequenz und Principienreiterei begünstigen sie das Aufkommen der vierten, der gelben Großmacht, bevor noch die sibirische Eisenbahn fertig ist und bevor noch die Yankeegroßmacht politisch actionsfähig wurde. Japan hat eben noch den richtigen Moment benutzt, bevor die beabsichtigte amerikanisch-russische Allianz perfect werden konnte, d. h. bevor die sibirische Bahn fertig wurde, um die ostasiatische Weltmacht zu gründen. Existirt diese, so ist jene Allianz Rußlands mit der Union unmöglich. Liegt südlich von Sibirien eine Militärmacht, so kann Rußland freilich seine sibirische Bahn bauen. Dieselbe kann und wird auch eine bedeutende Handelsstraße werden, niemals aber eine strategische Bahn, niemals der Arm, durch den das europäische Rußland den Amerikanern die Hand auf dem Stillen Meere reichen kann. An tausend Stellen kann China nach Norden über die Grenze ausfallen und die Bahn zerstören: Eine bloße Südflanke zwischen dem Ural und dem Stillen Meere, von doppelter Länge als die Entfernung zwischen Paris und Moskau, kann gegen China nicht gedeckt werden. Entsteht die gelbe, militärische Weltmacht, so existirt die sibirische Eisenbahn nur von Japans

Gnaden — solange sie Commerzbahn bleibt. Sowie sie anfangen sollte, strategische Bahn zu werden, hat sie aufgehört zu existiren.

Das Entstehen der gelben Weltmacht isolirt die beiden Gegner Englands, Rußland und die Union.

Die „gelbe" Weltmacht hat seit kurzer Zeit einen unruhigen Nachbar im Südwesten (Tonkin), Frankreich. Sie liegt in Asien ebenso zwischen den Alliirten Rußland und Frankreich, wie in Europa zwischen ihnen der Dreibund liegt.

Sind beide Barrièrereiche nicht auf einander angewiesen?

Wenn das der Fall sein sollte, was kann Deutschland bewegen, das Entstehen eines „gelben" Barrièrereiches zu hindern? Kann logischer Weise Deutschland in Asien der Verbündete seiner europäischen Feinde und der Gegner seines europäischen Freundes, England, sein?

Die Zwangserziehung in England.

Von **E. Ehrlich** (Wien).

Unter den Staaten Europas dürfte England der erste gewesen sein, wo die Frage der Behandlung der verbrecherischen und verwahrlosten Jugend seit Jahrzehnten weit über das Stadium der bloßen Discussion und der ersten Versuche gediehen ist. Wir haben es hier mit einem ausgebildeten, erprobten und theilweise auch bewährten System zu thun. Die große Actualität des Gegenstandes dürfte den Privatdocenten an der Universität Wien, Adolf Lenz, veranlaßt haben, an Ort und Stelle die englischen Institute und Einrichtungen zu studiren. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen verwerthete er in einer interessanten Schrift*), die, trotzdem sie ganz objectiv gehalten ist und insbesondere alle Lobpreisungen geflissentlich vermeidet, in der Sache selbst ein warmes Plaidoyer für die Einbürgerung des englischen Systems auf dem Continente enthält.

Die Bewegung für die Errichtung der Zwangserziehungsanstalten greift in England auf den Schluß des vorigen Jahrhunderts zurück. Die ungeheure Verderbtheit der englischen Jugend zu jener Zeit gab den Anlaß. Sie erreichte um die fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts ihren Höhepunkt: nach zeitgenössischen Berichten war ein Drittel der Angeklagten, die vor die Assisen kamen, weniger als 30 Jahre alt gewesen und 30,000 unter den Londoner Strolchen hatten das 16. Lebensjahr noch nicht überschritten. In weiten Kreisen begann man sich mit der Frage zu beschäftigen, wie da zu helfen wäre. Es wurden mehrere Versuche gemacht, die jedoch ohne größere Bedeutung und ohne Folgen geblieben sind, bis sich die bekannte Philanthropin, Miß Mary Carpenter, der Frage annahm.

In einer im Jahre 1851 erschienenen Schrift schlug sie drei Gattungen von Schulen für die ausgeartete Jugend vor: Free Day Schools für verlassene, Feeding Industrial Schools für landstreicherische und Reformatory Schools für verbrecherische Jugend. Sie verpönte strenge das bisher herrschende System, das die alten und jugendlichen Verbrecher in denselben Gefängnissen vereinigte: dieses mache die Kinder zu ständigen Mitgliedern der Verbrecherclasse, brandmarke sie für das ganze Leben und hindere sie in ihrem Fortkommen. Die Kosten der von ihr vorgeschlagenen Schulen könnten durch freiwillige Gaben Privater allein nicht aufgebracht werden: in erster Linie seien die Eltern zur Beitragsleistung heranzuziehen, die nur zu häufig die Ursache des Verkommens der Kinder seien, dann aber müßten auch die Gemeinden dazu beitragen, endlich auch der Staat, dem dafür ein gewisser Einfluß auf die Leitung der Anstalten einzuräumen wäre. Alle Behörden sollen ermächtigt sein, Kinder, die eines Vergehens überwiesen werden, solchen Schulen zu überantworten. Darin sind in wenigen Sätzen die Grundprincipien ausgesprochen, die heute noch die englische Zwangserziehung beherrschen.

Für die Sache der Zwangserziehung war Miß Mary Carpenter seither in Wort und in zahlreichen Schriften thätig. Schon im Jahre 1846 gründete sie in Lewin's Mead eine Schule, die von ihren Nachfolgern auf diesem Gebiete den Namen Ragged School (Schule der Zerlumpten) erhielt. Nach diesem Muster entstanden Schulen in Aberdeen, Dundee, Guntlee, Edinburgh und Glasgow. Sie starb im Jahre 1877, im Alter von 70 Jahren in Bristol, in der Nähe der von ihr begründeten noch heute blühenden Zwangserziehungsanstalten Red Lodge und Kingswood.

Unter dem Einflusse der Agitation der Miß Mary Carpenter entstand im Jahre 1854 der Reformatory Act, die erste gesetzgeberische Maßregel auf diesem Gebiete. Der Staatssecretär solle für England und Schottland Erziehungsanstalten für verbrecherische Jugend genehmigen: die genehmigten haben Anspruch auf staatliche Unterstützung. Die Gerichtshöfe wurden ermächtigt, Delinquenten unter 16 Jahren, die zu einer mindestens 14 tägigen Gefängnißstrafe verurtheilt wurden, zur Anhaltung in einer Reformatory School für nicht weniger als 2 und nicht mehr als 5 Jahren zu verurtheilen. Die Eltern haben eine Beisteuer von höchstens 5 Sh. zu leisten. Spätere Gesetze betrafen die Beitragspflicht der Localbehörden. Ihre gegenwärtig giltige Regelung erhielten die Reformatory Schools im Jahre 1866, die sie im Allgemeinen nur einem besonderen Inspector unterstellte, die Verurtheilung jedes Kindes zu einem mindestens 10 tägigen Gefängniß zur Voraussetzung der Anhaltung machte, Kinder unter 10 Jahren aber nur dann dorthin zuließ, wenn sie von den Assises oder Quarter Sessions verurtheilt oder bereits früher eines Verbrechens schuldig erkannt worden waren, das mit Strafknechtschaft oder Gefängniß bedroht ist.

Die Industrial Schools wurden zuerst durch ein für Schottland giltiges Gesetz vom Jahre 1854 geregelt, das jeden Grafschaftsvorsteher und jede Executivbehörde ermächtigte, landstreicherische Kinder unter 14 Jahren einer Reformatory oder einer Industrial School zu überweisen, vorausgesetzt, daß die Eltern keine Friedensbürgschaft leisten. Die Kosten der Anhaltung sollten von den Eltern, und wenn sie zahlungsunfähig waren, von der Gemeinde gedeckt werden, die zur Armenpflege der Familie verpflichtet war. Die Anstalten wurden vom Staatssecretär genehmigt, die Hausordnung vom Lord Advocate bestätigt. Die staatliche Beitragspflicht sollte von einem Beschlusse der Erziehungsabtheilung des Kronraths (nach einem späteren Gesetze des Staatssecretärs) abhängen. Eine Anordnung desselben Inhalts treffen für England Gesetze vom Jahre 1857 und 1860, wo die Beitragspflicht der Eltern ursprünglich mit 3 Sh. für die Woche bestimmt, später das Höchstmaaß auf 5 Sh. erhöht wurde.

In der Folge wurde die Ueberweisung an die Industrial Schools gestattet: durch ein nur für Schottland giltiges Gesetz bei Kindern im Alter von weniger als 12 Jahren, die eines Vergehens bezichtigt wurden, und solche, die noch vor dem 14. Lebensjahre rückfällig wurden — vorausgesetzt, daß weder die einen noch die andern eine mehr als 30 tägige Gefängnißstrafe erlitten, ferner bei widerspenstigen Kindern auf Verlangen der Eltern, bei verwahrlosten Kindern in England auf Antrag der Local Prison Authorities, in Schottland auf Antrag der County Boards regelmäßig, bei widerspenstigen Kindern, die sich in Armenhäusern und Armenschulen befinden, bei Kindern einer Mutter, die zweimal wegen eines Verbrechens verurtheilt wurde, bei Kindern, die mit allgemein bekannten

*) Die Zwangserziehung in England. (The Reformatory and Industrial Schools.) Eine kriminalpolitische Studie. Stuttgart, Ferdinand Enke.

oder ausgerufenen Prostitnirten wohnen oder in Häusern leben, die von Prostitnirten bewohnt oder benutzt werden. In England sind Kinder, die wegen felony, in Schottland solche, die wegen Diebstahls verurtheilt wurden, von der Aufnahme in eine Industrial School ausgeschlossen.

Eine Erweiterung erhielt die Wirksamkeit der Industrial Schools durch die englische Volksschulgesetzgebung. Durch ein Gesetz vom Jahre 1870 wurde bestimmt, daß ein Kind zwangsweise an eine Industrial School abzugeben sei, wenn sich dessen Eltern weigern, es in eine Volksschule zu schicken. Sechs Jahre später wurde die Abgabe vagabundirender Kinder in Day Industrial Schools gesetzlich angeordnet: diese beherbergen die Kinder bloß während des Tages. Ferner können Schulbehörden bei jedem mit Jurisdictionsgewalt ausgestatteten öffentlichen Beamten gegen Eltern, die die Erziehung ihrer Kinder im Alter von 5 bis 14 Jahren gewohnheitsmäßig vernachlässigen, die Ausfertigung eines Schulbesuchsauftrages beantragen. Wird einem solchen Auftrage nicht Folge geleistet und liegt die Schuld nicht an den Eltern, so hat das die Abgabe in die Zwangserziehung zur Folge. Die Schulbehörden können selbst für ihre Zwecke Industrial Schools errichten, die Truant Schools genannt werden.

Im Allgemeinen gehören daher verwahrloste Kinder in die Industrial Schools, verbrecherische Kinder in die Reformatory Schools. Von der letzteren Regel giebt es keine Ausnahme; ein Kind, das bloß verwahrlost ist, aber noch kein Delict begangen hat, wird nur einer Reformatory School zugewiesen. Wohl aber können Kinder, die eine strafbare Handlung begangen haben, je nach dem Ermessen des erkennenden Richters entweder in eine Reformatory oder in eine Industrial School abgegeben werden, je nachdem der Richter eine vorläufige Bestrafung des Kindes für nothwendig hält oder nicht: wenn die zur Erkenntniß der Strafbarkeit der That erforderliche Einsicht wohl schon vorhanden ist, aber es immerhin der Mühe werth scheint, den Versuch zu wagen, eine Widerstandskraft gegen die Versuchungen zu schaffen, denen das Kind unterlegen ist, so kann der Richter entweder von jeder Strafe absehen und die Abgabe in eine Industrial School verfügen, oder, wenn er der Ansicht ist, daß eine criminelle Bestrafung nicht zu umgehen ist, die Ablieferung in eine Reformatory School nach verbüßter Strafe verfügen.

Wie sich aus der Geschichte der Institution ergiebt, gaben philanthropische Bestrebungen Anlaß zur Gründung von Vereinen und Gesellschaften, die die Errichtung und Verwaltung einer Erziehungsanstalt übernahmen. In der Folge haben Schul- und Armengemeinden, hie und da auch Grafschaften, die Gründung unternommen. So ist denn auch die Leitung der Schulen in sehr verschiedenen Händen, da die Gründer sie in der Regel auch behielten: die Oberaufsicht steht jedoch stets dem Ministerium des Innern zu, das hierfür einen besonderen Inspector of Reformatory and Industrial School ernennt. Sobald die Schule den gesetzlichen Anforderungen entspricht, erhält sie vom Staate ein Certificat, und wird dadurch Certified School, das heißt, sie übernimmt die Pflicht zur Aufnahme der ihr von den Gerichten zugewiesenen Zwänglinge gegen einen staatlichen Kostenbeitrag, sofern nicht ein gesetzlicher Ablehnungsgrund vorliegt.

Zwangserziehungsanstalten werden vom Staate weder errichtet noch erhalten und es ist auch keine Localbehörde zur Beistener verpflichtet. Die Anstalten werden größtentheils als Privatunternehmungen aus eigenen Mitteln erhalten oder als Chantable Institutions auf die allgemeine Mildthätigkeit verwiesen. In Wirklichkeit liefern aber in Großbritannien der Staat, Armen- und Gefängnißbehörden, Grafschaften, Stadt-, Land- und Schulgemeinden Zuschüsse, die je nach der Veranlassung der Zwangserziehung und ihrer Dauer verschieden sind. Die Einnahmen der Anstalten setzen sich daher aus den Zuschüssen des Staates und der erwähnten Behörden, Geschenken, Legaten, Erbschaften und Subscriptionen zusammen. Der Staat sucht seine Zuschüsse von den zahlungsfähigen Eltern einzubringen, was freilich in der Regel nicht möglich ist.

An der Spitze der Anstalt steht ein Superintendent, der vom Verwaltungsrathe der Schule (Committee of Managers) ernannt wird. Ausnahmsweise versieht der Manager selbst die Directionsgeschäfte. Ihm sind der Kaplan, der Secretär, der Anstaltsarzt, der Hausvater, die Wirthschafterin und der Wirthschaftsdirector als Hülfsbeamten beigegeben.

Die Grundzüge der Erziehung sind allen Anstalten gemeinsam: Unterricht in den Gegenständen der Elementarschulen durch 3 Stunden täglich, ferner in der Landwirthschaft, Gärtnerei und allen Handwerken, die nach den Mitteln der Schule zugänglich sind. Die Mädchen werden zur Häuslichkeit erzogen; Stricken, Waschen und Kochen bilden die Hauptbeschäftigung. In keinem Falle darf die gewerbliche Beschäftigung in den Reformatory Schools länger als 6 Stunden und in den Industrial Schools länger als 7 Stunden dauern. Bei Truant Schools entfällt die Unterweisung in den Handwerken gänzlich, da die Kinder nur kurze Zeit zurückgehalten werden. Die freien Stunden werden daher mit häuslichen Beschäftigungen, als Kochen, Waschen, Turnen und Reinigung des Hauses ausgefüllt. Endlich haben die Kinder Religionsunterricht zu genießen und Sonntags dem Gottesdienste in einer öffentlichen Kirche oder Kapelle beizuwohnen.

Bei der Erziehung wurde ursprünglich das Probationssystem in Anwendung gebracht. Der Zwängling wurde nach seiner Einlieferung in das Probationary Departement abgegeben, wo er zu ununterbrochener Thätigkeit unter strenger Aufsicht verhalten wurde. Wurde er hier einigermaßen gebessert, so versetzte man ihn in das Manufactory Departement, wo er gewerbliche Thätigkeit zu leisten hatte. Er genoß hier schon einige Freiheit. Es wurde stets darauf Gewicht gelegt, daß im Kinde das Bewußtsein selbstständiger Arbeitsfähigkeit geweckt wurde: ein gewisses Maaß der Arbeit muß er auch hier leisten.

Hatte der Knabe nun nach ein bis drei Jahren ein Handwerk bis zu einem gewissen Grade erlernt, und ist sein sittliches Betragen ein befriedigendes gewesen, so wurde er zu einem Meister außerhalb der Anstalt in die Lehre gegeben.

Dieses System, das noch heute von Bedeutung ist, ist von dem Grundsatze beherrscht, daß Güte und Ausdauer vereint schließlich im Stande sind, das Kind selbst an seiner Besserung zu interessiren. Der Zwängling soll überzeugt werden, daß alle Strenge nur zu seinem Gunsten geübt ward, und daß sie in demselben Maaße nachläßt, als er durch sein Benehmen beweist, daß er sich selbst auf der gewiesenen Bahn zu erhalten vermag.

Die meisten Anstalten sind gegenwärtig nach dem Familiensystem nach Muster der französischen Unternehmung in Mettray eingerichtet. Leitende Grundsätze sollten dabei sein: religiöser Einfluß, strenge Aufsicht und ständige Beschäftigung. Der Gedanke der Familienerziehung kommt darin zum Ausdruck, daß der Vorstand der Abtheilungen, in die die Institution zerfällt, sich als Vater der ihm zugewiesenen Kinder benimmt. Er bewohnt mit seinen Zöglingen ein eigenes Haus und hält sich immer in ihrer Nähe auf: er leitet den Unterricht und die Erziehung, ißt, wohnt und schläft zusammen mit seinen Kindern. Es wird Hauswirthschaft getrieben, gleichwie in einer Familie. Das eine Heim lehrt seinen Zöglingen Schuhmacherei und Schneiderei, das andere Tischlerei und Schlosserei, das dritte Korbflechterei, das vierte Bäckerei, das fünfte Maurerarbeit. Alle Knaben wurden abwechselnd zum Landbau angehalten; von der Saat bis zur Ernte, von der Butterbereitung bis zur Kuhmolkerei sind sie beschäftigt. Der Vorsteher, der verheirathet sein muß, ist Vater, Lehrer und Werkmeister in einer Person. Da die Anzahl der Zöglinge, die ihm unterstehen, gering ist, so kann er den Charakter

eines Jeden, dessen Eignung zu einem bestimmten Handwerker kennen lernen, und hiernach das Erforderliche verfügen. Der Zweck dieser Erziehungsmethode ist die Ausbildung dessen, was Miß Mary Carpenter Family Feeling genannt hat. Brüderliche Liebe zu den Kameraden, Achtung und Liebe zum Familienvater sollen nicht nur gelehrt, sondern auch geübt werden.

Dieses Familiensystem ist in der größten Anzahl der Erziehungsanstalten Englands eingeführt: doch ist diese Belegziffer stets eine geringe. Bei Anstalten von höheren Belegziffern findet sich die entgegengesetzte Methode des sog. Collectivsystems. Die Anstalt zerfällt in Unterabtheilungen, an deren Spitze ein verantwortlicher Aufseher steht, dem die sonst dem Werkmeister oder Superintendenten zufallende Aufgabe der persönlichen Einwirkung auf den Zögling obliegt. Ihm unterstehen die Kinder jedoch nur während seiner nach dem Unterricht, Gewerbe oder Beschäftigung im Freien specialisirten Function. Dieselbe Abtheilung wird im Laufe des Tages von vier oder fünf Beamten je nach der Art ihrer Beschäftigung beaufsichtigt. Stramme militärische Disciplin wird geübt, der Trompetenstoß oder das barsche Wort soll die Zucht bewirken. Der Director ist mehr Verwaltungsbeamter als Pädagog: er nimmt täglich die Berichte der Lehrer und Werkmeister, sowie des für jede Abtheilung bestimmten Inspectors entgegen und registrirt sie. Die Vortheile dieses Systems bestehen in den großen Geldmitteln: es können daher auch geeignete Lehrer und Erziehungskräfte erlangt werden. Es können noch Handwerke und in größerer Ausdehnung betrieben werden: die Massenproduction erhöht den Arbeitsertrag. Aber die ganze Institution gleicht eher einer exact arbeitenden Maschine, die unter ihren Rädern alles zermalmt, was sich nicht fügen will. Dem Collectivsystem ist darnach in sittlicher Beziehung entschieden nicht dieselbe Einwirkung wie dem Familiensystem zuzusprechen.

Von den bisher genannten verschieden ist das Erziehungssystem Training Ships. Die Erziehungsanstalt, ein Schiff, am Ufer eines größeren Flusses vor Anker liegend, giebt den Zöglingen nicht nur äußerlich, sondern auch in den inneren Einrichtungen und Gebräuchen ein deutliches Bild des Seemannslebens. Es herrscht dort ein scharfer Ton der Disciplin, unbedingte Subordination, Drill und Abhärtungsmittel sind die Erziehungsmittel. Die strenge Zucht zeitigt Erfolge selbst bei verwilderten und verkommenen Burschen, bei denen keine Anstalt etwas ausgerichtet hatte. Die Knaben stehen auf verhältnißmäßig beschränktem Raume unter beständiger Controle eines militärisch geschulten Personals. Hierzu kommt noch die vollständige Trennung der Knaben von der übrigen Welt und der Wechsel des Orts und der Gesellschaft, wenn sie nach ihrer Entlassung gleich in See gehen.

Nach Ablauf der urtheilsmäßigen Zeit winkt den älteren Burschen ein sicheres Unterkommen in der Königlichen Marine oder auf einem Kauffahrteischiffe oft in der Höhe von 10 £ monatlich — also viel mehr als ein in Landanstalten herangebildeter Handwerker je erreichen könnte. Kehrt nun der junge Mann von seiner ersten Seereise zurück, so hat er eine ansehnliche Summe Geldes in der Tasche — der Sold für die Seereise wird erst bei der Ankunft im heimathlichen Hafen ausbezahlt — und nun fühlt er ein natürliches Bedürfniß seine Freunde und Bekannte zu besuchen und sich zu unterhalten. Da hilft ihm bald Jedermann sein Geld durchzubringen und in kurzer Zeit hat er nur mehr wenig Geld übrig, zu wenig um sich für eine zweite Seereise auszurüsten. Um den jungen Seemann vor derartigen Gefahren zu schützen, gestattet ihm ein neueres Gesetz beim Abschlusse des Verdingungsvertrages auf einen Theil seines Soldes, höchstens aber auf die Hälfte zu Gunsten seiner Anverwandten zu verzichten. Auch kann dieser Antheil einer Sparbank zugewiesen werden.

Die Dauer der Anhaltung in einer Anstalt wird durch richterliches Urtheil bestimmt: sie darf fünf Jahre nicht überschreiten. Doch braucht der Zögling die volle urtheilsmäßige Zeit innerhalb der Anstalt nicht zu verbringen, ja es ist dies sogar nur Ausnahme. Er wird bei gutem Betragen und offenkundigen Zeichen der Besserung aus der Anstalt nach Ablauf einer Mindestzeit, die in Großbritannien 18 Monate, in Irland die Hälfte der urtheilsmäßigen Zeit beträgt, vorerst provisorisch entlassen, damit er sich an das freie Leben wieder gewöhne; bei schlechter Aufführung wird ihm jedoch die Freiheit wieder entzogen.

Bei dieser provisorischen Entlassung, die licensing genannt wird, da der Erlaubnißschein, mit dem sie erfolgt, license heißt — wird der Zögling in einer vertrauenswürdigen Familie untergebracht, die sich bereit erklärt, ihn in ihre Mitte aufzunehmen. Arbeit in Haus, Gewerbe und in der Wirthschaft gleich den übrigen Familiengliedern unter strenger Aufsicht des Familienoberhauptes sollen dem Zögling ein Bild seiner künftigen Laufbahn geben. Die Licenz kann in Großbritannien nur für 3 Monate ertheilt, aber nach Ablauf der Frist erneuert werden. In Irland gilt die Licenz für ein Jahr. Insofern der Zögling sich während der Licenzzeit nicht etwas zu Schulden kommen läßt, wird ihm die außerhalb der Zwangserziehungsanstalt verbrachte Zeit in die urtheilsmäßige eingerechnet. Kann aber eine geeignete Familie, bei der der Zwängling untergebracht werden könnte, nicht gefunden werden, so wird das Kind in der Praxis oft mit seiner Zustimmung durch einen förmlichen Arbeitsvertrag verpflichtet in ein Unternehmen als Lehrling oder Geselle einzutreten. Ein solcher, vom Manager der Anstalt genehmigter Vertrag hat dieselbe Wirkung, wie wenn ihm die Eltern zugestimmt hätten: der Lehrling oder Geselle kann nunmehr selbst wider seinen oder seiner Eltern Willen zur Arbeit bei dem bestimmten Gewerbsmanne angehalten werden.

Diese Licenzertheilung verfolgt in erster Linie pädagogische Zwecke: es soll das Kind unter Aufsicht der Anstalt, die sich die Rückberufung des Kindes vorbehält, behalten und doch dabei eine gerechte Freiheit gestattet werden, damit das Kind sich an die Selbstbestimmung gewöhne. Diese Zwecke werden allerdings von der Praxis nicht im Auge behalten. Da die Licenz in der Regel nur einmal und zwar gerade 3 Monate vor Ablauf der vollen urtheilsmäßigen Zeit ertheilt worden. Der Zeitraum von 3 Monaten ist zu kurz, um sich von der Besserung des Kindes zu überzeugen, ist er aber verstrichen, so kann das Kind nicht mehr in die Anstalt rückberufen werden, da die urtheilsmäßige Zeit um ist. Diese Praxis ist von dem eigenen Interesse der Anstalten dictirt, die die Arbeitskraft des Kindes solange als möglich auszubeuten suchen.

Ist die urtheilsmäßige Zeit voll abgelaufen, so wird der scheidende Zwängling in der Erziehungsanstalt mit zwei Anzügen, dem nöthigen Handwerkszeuge und einem Zeugnisse über die erworbenen Kenntnisse entlassen. Die Anstaltsleitungen bestreben sich auch ihn nunmehr, wenn er sich nicht bereits während der Licenzzeit verdungen hat, in einem Gewerbe unterzubringen oder seine Anwerbung zum Heer oder zur Marine zu bewirken. Größere Anstalten unterhalten sogar Agenten in den britischen Colonien, Britisch-Nordamerika und Australien, und versuchen so durch die Auswanderung dem Kinde auf neuem Boden ein gedeihliches Fortkommen zu verschaffen.

Die Wirkung der Zwangserziehung wurde vom Verfasser an der Hand statistischer Tabellen und in Uebereinstimmung mit englischen Beurtheilern als außerordentlich günstige bezeichnet. Die Tabellen zeigen nämlich eine regelmäßige Zunahme der verbrecherischen Jugend in England und Wales, die mit der Zunahme erwachsener Verbrecher Hand in Hand geht. Vom Jahre 1869 an sinkt die Zahl der jugendlichen Rechtsbrecher jährlich um durchschnittlich 150—200. Die Zahl der erwachsenen Verbrecher erreichte im Jahre 1882 ihren Höhepunkt. Von da an trat große Abnahme ein. In

Schottland schwankt die Ziffer der jugendlichen Verbrecher — sinkt aber seit dem Jahre 1885 rapid. Diese Ziffern entsprechen so ziemlich der Entwicklung des Zwangserziehungswesens in Großbritannien; sie lassen sich daher auch wohl nur aus diesem erklären. In dieser Annahme wird man bestärkt dadurch, daß die Zahl derer, die nach Entlassung aus der Zwangserziehungsanstalt rückfällig wurden, nicht mehr als 6% beträgt. Der durchschnittliche Procentsatz der Gebesserten beträgt seit dem Jahre 1882 bei Knaben 82,4, bei Mädchen 81,6. Der Unterschied zu Ungunsten der Mädchen erklärt sich damit, daß für diese die Prostitution als Erwerbsquelle eine starke Versuchung bildet.

Zur Frage des Zweikampfes.

Von Ludwig Fuld (Mainz).

Bei der ersten Commissionsberathung der sogenannten Umsturzvorlage, die in der That eine ganz andere Bezeichnung verdienen würde, ist bekanntlich seitens der Mitglieder des Centrums der Versuch gemacht worden, die Verherrlichung des Zweikampfes mit tödtlichen Waffen zu einer strafbaren Handlung nach § 111a des Regierungsentwurfs, jetzt § 111 Absatz 2 zu stempeln; bei der zweiten Lesung hat das Centrum von dieser Verschärfung der Duellgesetzgebung Abstand genommen, ohne die Inconsequenz, welche hierin enthalten ist, mit sachlichen Gründen rechtfertigen zu können. In den Gesetzgebungen der meisten Staaten ist eine Strafandrohung nach Art der vom Centrum vorgeschlagenen bisher nicht bekannt, wie uns das vor einiger Zeit erschienene großangelegte Werk des französischen Advocaten Croabbon*) zeigt, das vermöge seines eigenartigen Charakters mit Recht die Aufmerksamkeit der juristischen Kreise sowohl in Frankreich wie im Auslande auf sich gezogen hat, aber auch außerhalb dieser Kreise Anspruch auf Beachtung besitzt. Die Duellfrage ist in der Literatur, der juristischen wie der übrigen, in den verschiedenen Ländern wiederholt zum Gegenstande einer eingehenden Behandlung gemacht worden, besonders oft hat man sich in Frankreich hiermit beschäftigt, die Reihe der von Croabbon aufgezählten, seit Beginn dieses Jahrhunderts in Frankreich hierüber veröffentlichten Schriften ist eine außerordentlich erhebliche und nur ein Specialforscher, wie der soeben genannte Rechtsgelehrte, wird den Anspruch erheben dürfen, diese reiche Literatur vollständig zu beherrschen. Das Buch Croabbons unterscheidet sich ganz wesentlich von den bisher veröffentlichten Arbeiten; der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Duell in seiner thatsächlichen Gestaltung in den einzelnen Ländern zu schildern, keine einzige der zahllosen Fragen, die dabei in Betracht kommen, ist übergangen worden; die Gründe, welche nach dem ungeschriebenen Ehrencodex der einzelnen Länder die Ablehnung eines Zweikampfes als berechtigt erscheinen lassen, die Duellregeln, die zu einer Herausforderung berechtigenden Beleidigungen werden nicht minder ausführlich behandelt wie die rechtlichen Folgen und zwar die civil- wie die strafrechtlichen. Es ergiebt sich hieraus, daß der Titel dieses mit wahrem Bienenfleiße verfertigten Werkes seinem Inhalte nicht gerecht wird; wir haben es nicht mit einem doctrinären Buche zu thun, welches unter Benutzung vorhandener Schemata über Ehre und Genugthuung philosophirt, sondern mit einem Handbuch des Duells, in welchem Alles seine wissenschaftliche Darstellung gefunden hat, was mit dem Zweikampfe irgendwie in Zusammenhang steht. Der Utilitarier wird fragen, ob ein derartiges Werk von Vortheil oder Nachtheil ist, ob es Schaden oder Nutzen anstiftet? Vielleicht Beides, je nach der Individualität des Lesers. Aus der Fülle interessanter Ausführungen mag hier auf diejenigen des Näheren eingegangen werden, welche sich auf England beziehen; der Umstand, daß England kein stehendes Heer und keine Universitätsverfassung im Sinne der deutschen besitzt, erklärt mit Nichten, wie oft genug angenommen wird, die Thatsache, daß in England der Zweikampf als Mittel zur Wiederherstellung der verletzten Ehre nicht bekannt ist; daß der Engländer an persönlichem Muthe weder hinter dem Deutschen noch dem Franzosen nachsteht, ist nicht bestritten, und was seine Waffengeübtheit betrifft, so geben die Annalen der britischen Geschichte darüber Auskunft. Croabbon findet mit Recht die Erklärung dieser Thatsache in der Volkssitte, die sich, und dies muß besonders betont werden, im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat. Das Duell ist in England deshalb außer Gebrauch gekommen, weil der Engländer weiß, daß der Schutz seiner Ehre durch die Gerichte in ausreichendem Maße gewahrt wird, weil die Strafen, welche die Gerichte gegen Ehrverletzer verhängen, eine sehr empfindliche Höhe erreichen und dieserhalb für ihn gar kein Anlaß vorliegt, selbst für diesen Schutz zu sorgen. Warum, so fragt Croabbon, sollte der Engländer zur Selbsthülfe greifen, da ihn doch die Gesetze in genügendem Maße beschützen und die Selbsthülfe nur der Unfähigkeit der Gesetzgebung gegenüber eine Existenzberechtigung besitzt? Diese Erklärung ist gewiß zutreffend, aber nicht vollständig, sie könnte wohl durch manche Erwägungen ergänzt werden, beispielweise wäre darauf hinzuweisen, daß eine Anschauung, welche dahin geht, daß eine Beleidigung nur mit Blut abgewaschen werden könne, in England einfach nicht verstanden wird, ferner wäre auch daran zu erinnern, daß der staatliche Sinn des Engländers viel zu stark entwickelt ist, als daß er sich einen Eingriff in das Hoheitsrecht des Staates, für den Schutz seiner Unterthanen besorgt zu sein, erlauben würde. Der Staat kann eben durch seine Gesetzgebung und deren rücksichtslose Anwendung die Sitten beeinflussen und umbilden, der englische Staat hat dies mit Erfolg gethan. In Frankreich steht, wie Croabbon durch ein reiches Material darthut, das Duellverbot auf dem Papier, Niemand stößt sich an es, und die Unsitte des politischen Duells ist unter der dritten Republik nicht nur nicht schwächer, sondern sogar stärker geworden. Wie könnte dies auch fehlen, wenn die Minister, die vereidigten Hüter des Gesetzes, mit dem schlimmsten Beispiel vorangehen und eine Injurie in den Kammern mit dem Degen oder der Pistole erwidern zu müssen glauben? Bei aller Umständlichkeit und Weitschweifigkeit, die vielfach ohne Nachtheil für die Gründlichkeit hätte vermieden werden können, ist das Buch des Herrn Croabbon wohl das beste und zuverlässigste Werk, das über die Duellfrage vorhanden ist. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß die Duellvorschriften in manchen Ländern eine Verschärfung erfahren werden; wenn die Gesetzgebung an diese Aufgabe herantritt, wird ihr dieses Handbuch des Duells eine nicht zu unterschätzende Unterstützung gewähren.

*) A. Croabbon, La science du point d'honneur, première partie (Paris, 1894) 593 S.

Literatur und Kunst.

Frauenfragen.

Von Alfred Stößel.

Es war in einem Vortrage über die Frauenfrage. Die Rednerin des Abends, eine hübsche, temperamentvolle Frau mit lebhaften Augen und einer scharf pointirten, schauspielerisch zurechtgestutzten Diction, hatte sich über den „infamen" Satz gebührend entrüstet, wonach das Weib dem Manne nichts

weiter sein solle, als das Geschlecht, als das Mittel zur Fortpflanzung der Rasse, und hatte daran die Frage geknüpft, was denn die Herren der Schöpfung dazu sagen würden, wenn die Frauen sich einmal auf den gleichen Standpunkt stellen und ihrerseits in dem Manne auch nichts weiter mehr erblicken wollten, als lediglich das Geschlecht, nichts als das Mittel zur Erhaltung der Art?

Ein beifälliges Gemurmel ging durch die, zum größten Theile aus Frauen und Mädchen der Mittelklasse bestehende Versammlung, und von den wenigen Männlein, die sich hierher gewagt hatten, und die sich ausnahmen wie die Rosinen in einem bäuerlichen Festtagskuchen, klatschten einige unter den höhnisch auf sie gerichteten, triumphirenden Blicken ihrer Nachbarinnen, demonstrativ sogar Beifall.

In der Garderobe darauf, wo man außer seinen Sachen auch den eben gehörten Vortrag, als Brochüre für ein paar Groschen haben konnte, war ich dann in der Lage, mancherlei Kritik über das, was die Rednerin gesagt hatte, vergnügter Ohrenzeuge zu sein. Ein kleines, schmächtiges Männlein balgte sich galanter Weise um die Garderobenstücke von ein paar recht handfest aussehender Damen, in deren Begleitung er war, und nachdem er alle die Mäntel, Shawls, Schirme ꝛc. im Schweiße seines Angesichtes glücklich erlangt hatte, die zur Armatur seiner ihm in jeder Hinsicht augenscheinlich überlegenen Weiblichkeit gehörten, wagte er, während er der einen der Damen, offenbar seiner eigenen Frau, dienstfeifrig in ihren pelzgefütterten Paletot half, die schüchterne Bemerkung: „Gott, es ließe sich ja Manches dagegen sagen —!"

Aber ein Blick aus den Augen seiner Gattin, die sich überaus köstlich erstaunt nach ihm umwendete, ließ ihn erschrocken im Augenblicke verstummen. Ich sah nur noch die voll Verachtung aufgeworfene Oberlippe in dem Antlitz der schönen, stattlichen Frau mit den großen, üppigen Formen, ohne im Uebrigen verstehen zu können, was die Beiden weiter mit einander redeten.

Ein anderes Gespräch zwischen zwei Männern, hochgewachsenen, kräftigen Gestalten, die die Neugierde offenbar nur hierher getrieben hatte, fesselte meine Aufmerksamkeit.

„Nun, wie hat es Ihnen gefallen?" fragte der Eine mit einem eigenthümlichen Lächeln, in dem seine eigene Ansicht deutlich genug sich wiederspiegelte.

Der Andere knöpfte seinen Oberrock zu, stülpte sich den Hut auf den Kopf und sagte laut und bestimmt, so daß es die Umstehenden alle hören konnten, nur ein einziges Wort: „Quatsch!"

Der beiden Aussprüche mußte ich noch lange gedenken. Immer wenn ich jenes Vortrages im Frauenverein mich erinnerte, oder wenn ich eine jener zahllosen Schriften über die Frauenfrage zur Hand nahm, die aus einem schier unversiegbaren Quell jetzt über die deutschen Lande sich zu ergießen scheinen, und die, ach, zu so großem Theile nichts Anderes enthalten, als das, was jener Herr so brutal und drastisch zugleich als „Quatsch" bezeichnet hatte.

Gott, es ließe sich ja so Manches dagegen sagen! Aber kann man es denn sagen, unter all den zahlreich auf einen gerichteten Blicken von so vielen Mädchen und Frauen? Muß man erröthend nicht verstummen, wie jenes kleine, verschüchterte Männlein, das dienstbeflissen seiner Frau in ihren Paletot half? Und doch ist das, was so schwer sich sagen läßt, aber unglücklicher Weise gerade dasjenige, worauf es in der Frauenfrage in erster Linie ankommt, der springende Punkt, ohne den die ganze Sache immer und ewig nichts Anderes bleiben wird als Quatsch, und nichts als das. Es ist die nun einmal mit allen Mitteln nicht aus der Welt zu schaffende Verschiedenheit der Geschlechter, die besondere physiologische Eigenthümlichkeit der Weibernatur gegenüber dem Manne, welche die theoretisch ohne Weiteres zugestandene Gleichberechtigung der Geschlechter praktisch immer wieder als ein Uebergewicht des Mannes über das Weib wird erscheinen lassen; die gewaltigen Triebe der Natur, die aller Ableugnung zum Trotze nie ganz zum Schweigen gebracht werden können, die sich übertäuben lassen eine Zeit lang, um desto mächtiger auf diese oder jene Weise dafür später einmal zum Durchbruche zu kommen und Rache zu nehmen an ihren Unterdrückern.

Aus zwei Ursachen ist die moderne Frauenfrage in der Hauptsache herausgewachsen. Zunächst aus den wirthschaftlichen Kämpfen unserer Zeit, durch die breite Schichten des Mittelstandes unaufhörlich proletarisirt werden, und die es mit sich bringen, daß die Frau in immer größer werdenden Umfange genöthigt ist, für sich selbst zu sorgen; und dann aus der enormen Verbreiterung der allgemeinen Bildung, an der das schwächere Geschlecht gerade einen so hervorragenden Antheil hatte, daß die Frau von heute in der That eine ganz Andere ist, als die Frau noch zur Zeit unserer Großmütter es gewesen, mit ganz anderen Ansprüchen an das Leben, als sie von einem so verschiedenen Bildungsniveau aus einstens gestellt wurden. In den Wettbewerb mit dem Manne gedrängt, war das Weib sich nur zu schnell bewußt, der schwächere Theil zu sein, und es erhob ungestüm deßhalb den Ruf nach der Möglichkeit besserer Ausbildung, die nur kleinliche Beschränktheit ihm verwehren kann, nach freiem Zutritt zu allen bisher dem Manne allein zugänglichen Berufen ꝛc. ꝛc., weil es darin allein den Grund für die Ueberlegenheit des Mannes erkannt zu haben glaubte. Andere Gründe gestand es nicht zu, oder es wollte sie nicht zugestehen. „Und da sie wirklich ihre Examina machen und ihre Cigarretten rauchen konnten, ohne daß ihnen beides schädlich zu sein schien, so erkannte der Gleichheitstrieb dieses Jahrhunderts darin ein Anzeichen der Gleichheit zwischen Mann und Weib und proklamirte die Gleichberechtigung beider — die Gleichheit der Gehirne. Von den anderen menschlichen Bestandtheilen, die nie und nimmer gleich oder gleichartig werden können, redete man nicht, weil es sich ja niemals schickt, von dem Grunde der Dinge zu reden": Wer es aber dennoch wagte, davon zu reden, und sei es auch nur in noch so zarten Anspielungen, der konnte sicher sein, in einem häßlichen Wuthausbruche dafür angefallen zu werden. Aber die Sache selbst konnte deswegen doch nicht aus der Welt geschafft werden, „so wenig, wie das Sterben aus der Welt zu bringen ist", und deßhalb mußte endlich doch davon geredet werden und wird immer wieder davon geredet werden müssen. Irgend Jemand mußte die Courage haben, allen voraussichtlichen Angriffen zum Trotze unumwunden und ohne Rückhalt die Sache bis auf den Grund zu erörtern, und das, warum man sich immer herumdrückte, ohne sich je zu getrauen, es ernsthaft anzufassen, beim rechten Namen zu nennen.

Aber daß dieser Jemand gerade selbst eine Frau sein sollte, mußte doch im höchsten Grade überraschen. Zugleich freilich gab der Umstand ihren Worten ein besonderes Gewicht. Denn der Vorwurf: „Was versteht ihr vom Weibe?" wird dem Manne, und meist nicht ganz zu Unrecht, zu leicht nur gemacht, und wenn er auch der Rigaerin Laura Marholm (Frau Laura Hanssson geb. Mohr) selbst, von der hier die Rede sein soll, von gewisser Seite sicher nicht erspart bleiben wird; er kann mit der gleichen Gewalt nicht treffen, als wenn er gegen einen der „Herren der Schöpfung" gerichtet wäre. Denn sie ist nicht nur Weib, nicht nur ein scharf beobachtendes, ernsthaft reflectirendes, geistreiches Weib; sondern vor Allem auch ein Weib voll warmen, weiblichen Empfindens, das in breiten Strömen durch ihre beiden jüngst erschienenen Bücher: „Das Buch der Frauen"*) und „Wir Frauen und unsere Dichter"**), aus denen ich oben einige Sätze citirt habe, hindurch sich ergießt.

Diese Bücher gehören sicherlich zum Besten und Inter-

*) Leipzig, Albert Langen.
**) Wien, Verlag der Wiener Mode.

essantesten, was seit langem in der Frauenfrage gesagt und geschrieben worden ist. Man kann über sie nicht hinweg sehen, wenn man mit dieser Materie sich beschäftigt, wie man Hunderte von anderen Schriften ohne Schaden ignoriren kann; zum Besten und Interessantesten trotz aller der Mängel, die auch Frau Marholm anhaften. Aber die Mängel sind bei ihr doch nur gleichsam bis zum Extrem ausgebildete, bis zum Uebermaß gesteigerte Vorzüge, Fehler nicht in dem Sinne, daß etwas fehlt zur Vollständigkeit und Vollkommenheit; sondern in der Hinsicht, daß ein Zuviel da ist, das ihre Arbeiten schädigt. Sie ist geistreich ohne Frage; aber sie wird oft hypergeistreich, ihr Stil ist glänzend, voll der glücklichsten, anschaulichsten Wendungen; aber manchmal doch allzuschillernd, und überladen mit zu sehr ausgeklügelten und darum oft in der Luft hängenden Wortbildern; ihre Darstellung ist getaucht in eine Fluth von Phantasie und Stimmung; aber manchmal so stark damit durchtränkt, daß es wie Manier sich ausnimmt und Unnatur. Sie ist eine feine Beobachterin, ein trefflicher Psychologe, der die geheimsten und verborgensten Fäden des Seelenlebens aufzuspüren und bloszulegen weiß, aber ihr psychologischer Spürsinn ist so stark in ihr entwickelt, daß er sie zuweilen doch auch dort Beziehungen wittern läßt, wo gar keine sind. Und das ist schließlich ihr schlimmster Fehler: daß sie in mehr als einem Falle die Dinge so lange sich zurecht rückt und zurecht schiebt, bis sie das Bild von ihnen hat, das sie von ihnen haben will, und daß sie ihnen zuletzt auch ihre eigene Seele einhaucht und sie also geformt und belebt nach ihrem Willen, durch ihre Bücher gehen läßt. Sie zeichnet dann nicht gerade falsch; aber auch nicht gerade richtig. Es ist, als ob sie zuweilen die Menschen just in dem Momente malte, wenn diese auf dem Rücken liegen. Sie sieht dann eine Menge Sachen, die niemand Anderes sieht, weil wir ja die Gesichter fast niemals horizontal, sondern meist nur vertical zu erblicken gewohnt sind, und ihre Porträts wirken dann nicht nur fremdartig: sondern sie sind auch unrichtig. Denn das Porträt soll nicht einzelne Züge hervorheben, die in irgend einer besonderen Stellung oder unter einer ausnahmsweisen Beleuchtung vielleicht stärker hervortreten; sondern den Dargestellten im Bilde so wiedergeben, wie er im Leben gewöhnlich erscheint

Wem Laura Marholm dafür aber voll in's Gesicht gesehen, den zeichnet sie mit einer blendenden Virtuosität, mit einer Treffsicherheit, die frappirt, und in köstlichen, fein abgetönten Farben. So hat sie Björnson vor Allem gezeichnet und Ibsen, so Marie Baschkirtzew und die Kowalewska, die Frau auf dem Lehrstuhle des Universitätsprofessors, so zeichnet sie auch die moderne Frauenbewegung, scharf umrissen und in ihren charakteristischsten, markantesten Zügen, wie selten eine Schriftstellerin. Aber freilich sie hat auch die Bewegung dort, wo sie in Europa ihre höchsten, aufgeregtesten Wellen warf, mit eigenen, kritischen Augen studirt, in Rußland und Skandinavien. Sie sah sie entstehen und wachsen, und ihren Höhepunkt erreichen, das was an ihr gut ist und berechtigt: aber auch das, was an ihr faul ist und morsch und woran sie immer von Neuem Schiffbruch leiden muß — rettungslos.

Das Weib war in den Concurrenzkampf mit dem Mann getreten, so schildert sie die Bewegung, und es hatte sich wirklich Ellenbogenraum in diesem Kampfe erobert. Eine Menge Väter und Brüder waren der Last der Versorgung ihrer unverheiratheten weiblichen Angehörigen enthoben, ja sie waren sogar der Last enthoben, sie unter die Haube zu bringen. Dagegen arbeiteten jetzt viele Töchter und Schwestern für ihre armen Eltern und Geschwister. Die Welt war mürrischer geworden, das ganze Dasein sah aus wie ein ungeheuerer grauer Arbeitstag. Von Jahr zu Jahr verschärfte sich die Concurrenz auf allen Gebieten, nervös, keuchend, neidisch hetzten sich die Menschen an einander vorüber. . . Und das Weib hielt tapfer mit. Es hielt mit, weil es doch nur auf diesem Wege die Möglichkeit sah, in den Besitz seiner selbst, zu seiner vollen Selbstständigkeit, zu dem vollen Verfügungsrecht über sich selbst zu kommen; es hielt mit, weil es rennen mußte, oder niedergetrampelt wurde; es rannte, weil Alle rannten. Und es nahm die Sache ernsthaft wie alle Anfänger. Es muthete sich viel zu, zu viel zu. Mit seinem vom Naturleben abhängigeren Körper, mit seinem rascher ermüdenden Gehirn drückte es die Schulbänke in Cursen und Extracursen und Fortbildungscursen bis in und über sein zwanzigstes Jahr. Und dann saß es weiter in ungesunden Räumen als Kunsthandwerkerin, Buchhalterin, Telegraphistin ꝛc., und wenn es besonders gut begabt und strebsam war und sogar Mittel hatte, dann studirte es, — und war es fertig, dann war es sechsundzwanzig, achtundzwanzig und mehr Jahre alt. Und dann konnte die eigentliche Arbeit anfangen.

Ja — aber es war frei!

Ja — aber es war Weib. Oder war es noch Weib?

Wie viele haben sich nicht diese Frage fern gehalten mit einem dunklen Instinkte! Aber wenn sie sich in ihrem Spiegel sahen, dann sahen sie, daß ihre Augen müde und ihre Wangen schlaff und ihre Haut welk und blaß war von Anämie, sie sahen, daß sie kränklich und abgearbeitet waren. Des Weibes süßeste Instinkte schwiegen in ihnen, oder redeten stoßweise und ungleich. Arbeit, Arbeit, wenig Freuden, und selbst die seltenen Freuden machten matt. Und wozu nützte ihnen ihre Freiheit, und was war bei der ganzen Sache herausgekommen außer ein paar Aerztinnen, einer Sündfluth von Volksschullehrerinnen, und einer bedeutend gesteigerten Kränklichkeit? Die Frauen hatten, zumal in Skandinavien, wo die Universitäten ihnen offen stehen, alle Collegien ihnen zugänglich sind, ihr Selbstbestimmungsrecht sich erkämpft und ihre persönliche Freiheit; aber nur gegen den Verzicht auf ihr Geschlecht. Und ist das, was dafür erreicht worden ist, ein solches Opfer werth?

Nach der Ansicht der Frauenrechtlerinnen natürlich, nach derjenigen sowohl, die durch das heiße Begehren der Jugend sich schon hindurchgerungen haben zu Männerhasserinnen aus ihrem mißachteten Weibinstinkt heraus, als auch nach der Ansicht derer, die in den Jahren der Jugend andere Aufgaben für wichtiger halten, als Gattinnen und Mütter zu werden und mit Ungestüm auf irgend einen Beruf sich werfen. Für sie, wie für ihren großen Mitstreiter Björnson, dem „Apostel der Reinheit", ist das Geschlecht nichts, ganz Nebensache, eine unzüchtige Dichterphantasie. Nach ihnen giebt es viele Freuden; erzieherische Freuden, seelsorgerische Freuden, studirerische Freuden, die der weiblichen Natur viel natürlicher und eingewachsener sind, als die ganz künstliche Fiction der Liebe. Aber sie belügen sich nur selbst, die Frauen, die von ihrem Geschlechte nichts wissen wollen, weil es ihnen hinderlich ist bei ihrem Wettlauf mit dem Manne. Sie wissen es nicht, daß sein Geschlecht hingeben heißt, seinem Glücke, dem Glück seines Lebens entsagen, oder sie erfahren es doch meist zu spät, dann, wenn es gewöhnlich vorbei ist mit der Möglichkeit dazu. Und dann gehen sie entweder darüber zu Grunde oder sie schleppen sich dahin, todtesmatt mit einer unheilbaren, nie verharschenden Wunde im Herzen.

Das zu zeigen, wie das Weib hindurchbricht trotz alledem, und wie es hindurchbrach gerade bei den begabtesten Frauen, bei denen, die von der modernen Emancipationsbewegung emporgetragen, es am weitesten in irgend einem Beruf gebracht hatten, „durchbrach trotz der Theorien, auf denen diese Frauen ihr Leben aufbauten, trotz der Ideen, deren Vorkämpferinnen sie waren und trotz der Erfolge, die sie in stärkere Fesseln schlugen, als es die Unbemerktheit gethan hatte," das ist es, was Laura Marholm in ihrem „Buch der Frauen" sich zur Aufgabe gesetzt hat. Dieses Buch, dessen Titel freilich zu weit gefaßt ist — wenn man ihn etwa nicht: „Das Buch für die Frauen" lesen soll — denn

es ist nur eine bestimmte Gattung Frauen, die erst mit der Frauenfrage in die Welt gekommen ist, die uns darin vorgeführt wird, die Frauen, die an „der inneren Spaltung zwischen ihrer Verstandesrichtung und der dunkeln Basis ihrer Weibnatur" kranken, schrieb sie als ein „Mene Tekel" für so viele ihrer Schwestern, denen die „Frauensach-Frauen" den Kopf verdreht, und die über die Jagd nach Stellung und Beruf, nach Gleichberechtigung mit dem Manne nach Wahl-, Stimm- und anderen Rechten vergessen haben, daß sie zuerst Frauen sind und nicht wissen, wie sehr sie ihr eigen Glück mit Füßen treten. Das ist der Refrain, der immer wieder bei Laura Marholm wiederkehrt, der Grundton ihrer beiden letzten Publicationen: Besinnt Euch, ihr Frauen und Mädchen, und erkennt die Grenzen Eures Geschlechts! Die unwandelbare Natur hat Euch bestimmt, Gefäß zu sein, aus dem ein Inhalt wächst; versucht darum nicht Inhalt sein zu wollen, aus dem doch Nichts wachsen kann. Die Tragik Eures Irrthums ist nicht großartig; sie ist nur trostlos, öde, zehrend, und wie sie leer ist in sich, so theilt sie dem Weibe, das ihr verfällt, eine Leere mit, an der es verschmachtet!

In ihrem Essay über Björnson erzählt Laura Marholm eine köstliche Geschichte von einem Besuche, den sie dem nordischen Poeten in Paris einmal abgestattet hatte. „Es ist kein Muß," sagte Björnson dabei zu seinem Gaste, „es giebt keinen Naturzwang. Das ist nur lockeres Gerede, z. B. Sie," wandte er sich plötzlich an Frau Marholm, „Sie sind frisch und stark. Haben Sie Anfechtungen gehabt?"

„Ich erwiderte ihm selbstverständlich," schreibt die also Ueberfallene, „daß ich keine gehabt hätte, und ich konnte es mit um so besserem Gewissen, da offenbar nur eine sehr grobe Form gemeint war."

Ebenso selbstverständlich wissen natürlich auch alle die Frauenrechtlerinnen, die Mitglieder alle der für die Unabhängigkeit des Weibes kämpfenden Frauenvereine nichts davon, und man kann es sich vorstellen, wie die Meisten von ihnen über Frau Marholm nun herfallen werden, die, schamlos genug, die natürlichsten Instikte und Triebe im Weibe nicht abgelegnet oder gar unterdrückt wissen will. Aber Andere werden sicher doch auch stutzig werden, und sich besinnen, ehe es zu spät ist. Spurlos jedoch werden Laura Marholms Bücher an Keiner von ihnen vorübergehen, und an Keinem überhaupt, der sie gelesen. Und das ist es, mag man im Einzelnen auch noch so viel gegen sie einzuwenden haben, was vor Allem den Werth dieser Arbeiten ausmacht, die zugleich mit zu den Anfängern einer Literatur gehören, von der man gar Vieles noch erhoffen kann: jener Literatur, die eine Psychologie des Weibes giebt, nicht vom Manne geschrieben, sondern vom Weibe selbst, und nicht als Nachahmung der Männerliteratur, unbrauchbar, wie zumeist bis jetzt, weil unaufrichtig oder aus zweiter Hand und deßhalb unwahr; sondern echt und unverfälscht und Tiefen der weiblichen Natur erhellend, in die der Mann allein sonst wohl niemals einzudringen vermocht hätte.

Plastische Natur.

Von Maler K. Scheffler (Hamburg).

„Die Kunst," heißt es in der Emilia Galotti, „muß malen, wie sich die plastische Natur — wenn es eine giebt — das Bild dachte, ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft." Wer sich bemüht, ursprünglich zu sehen, also etwa so wie sehend gewordene Blinde, der wird die Erfahrung machen, daß sein bisheriges Sehen eigentlich nichts als ein Selbstbetrug gewesen ist; daß er Raum und Tiefe zu sehen vorgegeben hat, wo er nur Linien und Flächen sehen konnte. In Wahrheit ist das Sehen beeinflußt durch das ganze Leben, von der erworbenen Kenntniß der körperlichen Oberfläche der Dinge. Jenes reine Sehen wird uns jeden Augenblick gestört von der Phantasie, welche so lebendig mit sieht, daß sich das zeigt, was man Plastik nennt. Ja, der Phantasie fällt sogar die meiste Arbeit beim Sehen zu; alle Erfahrungen, die Kenntniß der Raumunterschiede, die Gesetze der Licht- und Schattenwirkung — welche gekannt sind auch da, wo sie nicht gelehrt worden — Alles wirkt zusammen, um das angeschaute Bild zu vervollständigen, plastisch zu machen. Die eminenteste Leistung des Gedächtnisses wird hier offenbar. Das schließt nicht aus, daß sehr oft falsch gesehen wird, daß ein Körper rund erscheint, wenn er es nicht ist oder umgekehrt. Hier ein Beispiel: Man steht vor einem Gebäude und versucht bei gewisser Beleuchtung vergeblich, den Charakter der Gesimse zu erkennen. Wenn eine Ecke oder Ueberschneidung nicht das Profil zeigt, ist es oft eine Unmöglichkeit, die einzelnen Glieder zu bestimmen. Licht und Reflexlicht wirken so zusammen, daß alle Erfahrung über den Haufen geworfen wird. Und doch ist in diesen Fällen die eventuelle Schönheit des Gebäudes nicht beeinträchtigt; es ist ganz gleich, ob ein Schattenstreif, den man als dunkeln Ton sieht, einer Hohlkehle oder einem Karnies angehört; die Schönheitswirkung bleibt die gleiche, wenn der Streifen in guten Verhältnissen wirkt. Die ästhetische Frage, ob eine Hohlkehle oder ein Karnies gedanklich besser sei, kommt erst in zweiter Linie. Hier liegt also ein Beweis, daß die äußere Schönheit in der Architektur nichts ist, als eine zweckmäßige Anordnung von Linien, Abständen, Silhouetten ꝛc.; eine zweckmäßige Vertheilung, die zum größten Theile schon erreicht wird, wenn man den Gesetzen der höheren Nothwendigkeit — die zu erkennen eben Kunst ist — strenge folgt. Aesthetisches Anschauen und logische Nothwendigkeit sind eng verwandt; sie entspringen beide einem gemeinsamen Instincte. Was nicht zuletzt bei einem Körper die Schönheitswirkung hervorbringt, das ist der Wechsel von geraden und gebogenen, von kurzen und langen Linien, ein Zueinanderstehen der Verhältnisse, das ein Gefühl hervorbringt, als höre man Musik, und das ein physisches Wohlbehagen zurückläßt. Wenn aber nun nach den Anforderungen logischer Nothwendigkeit geschaffen wird, so tritt jener schöne Linienwechsel scheinbar zufällig auf und das Schönheitsmoment ist vorhanden, ohne absichtlich gewollt zu sein. Freilich ein Geheimnißvolles wie bei allem Schönen bleibt auch hier.

Was hier als Schönheit wirkt, das wird in der Fläche gesehen und das plastische Vervollständigen des Gegenstandes mit der Phantasie kann von dieser Wirkung nichts abnehmen und nichts zugeben. In diesem ursprünglichen Sehen giebt es nur Höhe, Länge und Breite, keine Tiefe.

„. . . . wie sich die plastische Natur — wenn es eine giebt — das Bild dachte . . . ."

Mit dem Sehen kommen wir dem Verständniß der plastischen Natur — wenn es eine giebt — also nicht näher, im Gegentheile.

Wie steht es nun mit dem Fühlen? mit jener Lebenskraft, die an keinen bestimmten Sinn gebunden, doch alle in sich vereinigt. Es giebt ein plastisches Fühlen, wenn auch ein sehr begrenztes, denn für jeden Menschen ist wohl nur ein Körper wirklich plastisch zu nennen, und das ist der seine. In sich selbst kann man sich plastisch fühlen; es wird von innen heraus empfunden, und darum ist das plastische Verständniß von Körpern, die man berührt, nur sehr bedingt, denn auch hier ist die Phantasie wieder zu geschäftig. Und wenn auch; plastisches Verständniß ist noch kein Fühlen. Das plastische Fühlen in sich selbst ist phantasielos, es ist erst der Begriff des Wortes Raum und zugleich seine engste Begrenzung. Es ist ein Instinct, und wenn wir einen anderen Körper auf sein plastisches Sein hin prüfen wollen, müssen wir versuchen,

dieses Gefühl in ihn hinein zu phantasiren. Das Sehen ist äußerlich, die Plastik wird gelebt. Die Linie ist unerschöpflich, die Plastik begrenzt. Die Art des phantasielosen Sehens aber klingt leise an ein Begreifen der Unendlichkeit des Raumes an: diese Unendlichkeit kann mit keinem Gefühl der Plastik gemessen werden.

Noch etwas Anderes kann das plastische Empfinden wecken: die Bewegung. Befindet sich ein Körper in Ruhe, so ist es leichter, die Phantasie zurückzuhalten und rein zu sehen; unmöglich wird es, wenn der Körper in Bewegung kommt. Dieser zeigt dem Beschauer dann in jedem Momente eine andere Oberfläche, andere Umrisse. Indem nun die Erinnerung der vorangegangenen Anschauungen, von der Einbildungskraft zu jedem momentanen Eindrucke summirt wird, ist das Nachdenken auf die Oberfläche des Körpers hingelenkt und das plastische Gefühl ist vorhanden, gedacht, nicht gesehen. So verweben sich bei der Betrachtung der Natur das phantasievolle Sehen und Fühlen — hervorgebracht durch Gedächtniß und Bewegung — zu einem Ganzen, das den Genuß steigert, aber die Schärfe der Beobachtung verringert.

Der Versuch, ein plastisches Gefühl zu konstatiren, wenn auch ein begrenztes, muß als Antwort genügen auf den schwierigen Zweifel: „— wenn es eine giebt —".

Nach diesen Andeutungen über Sehen und Fühlen der Plastik wird es leichter sein, zu untersuchen, wie die Kunst zu diesen Erscheinungen steht.

„Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur das Bild dachte . . . ."

Angenommen auf Grund unseres Instinctes, es giebt eine plastische Natur, so entsteht in der bildenden Kunst gleich ein Widerstreit, weil dieser Instinct nichts Gemeinsames mit dem Sehen hat, das doch einzigstes Werkzeug der darstellenden Kunst ist. Oder wäre doch etwas Gemeinsames? Die Phantasie, die das Sehen ergänzt, ist sehr ungenügend und geht oft irre: daher muß die Kunst es sich vor Allem angelegen sein lassen, die Einbildungskraft mit den verfügbaren Mitteln in die rechten Bahnen zu leiten. Nämlich so: die äußere Darstellung des Objectes muß derart sein, daß sie dem phantasievollen Sehen wenig Arbeit übrig läßt und daß die dadurch frei werdende Einbildungskraft von den abstracten Gedanken des Bildes in Anspruch genommen wird. Auch da giebt es wieder zwei Wege.

Entweder die Kunst giebt z. B. einen menschlichen Kopf so wieder, daß die Absicht der plastischen Natur — die besonderen Merkmale des Stammes der Familie, des Individuums — deutlich wird; oder sie zeigt an der Hand der vorhandenen Materie — ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht, ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft — die Seele des Individuums. Das heißt also: Entweder kann der Körper als Ausdrucksmittel, sozusagen als Sprache der Seele oder auch als widerstrebender Stoff, als Einengung des Seelenausdruckes angesehen werden. Unter den alten niederländischen Porträts finden sich Prachtstücke der ersten Auffassung, während man das Verhältniß der sixtinischen Madonna zu einem imaginären Original als Beispiel der zweiten Kunstart anführen kann.

Wie dem aber auch sei; die Kunst, vor Allem hier die Malerei, muß die Begrenzung des Sehens dadurch erweitern, daß sie die plastischen Bestrebungen des Körpers mit wenigen einfachen Linien wiedergiebt — das ist möglich — und die frei gewordene Phantasie mit abstracten Gedanken beschäftigt. Weil die Grenzen der Kunst so eng gezogen sind, muß sie sich nothwendig vertiefen; sie muß einen Körper in allen Erscheinungen an sich vorüberziehen lassen und dann malerisch resumiren. Das ist freilich Arbeit des Genies. Es entsteht dann eine höhere Aehnlichkeit, die im Gegensatz zu der Photographie nicht nur die Sinne, sondern auch die Phantasie des Beschauers für sich beansprucht und letztere bestimmte Wege führt. Zum Beispiel: Man sieht in einer Landschaft einen Menschen, der in Entfernung einfach als Farbenfleck wirkt und nicht als Mensch erkannt würde, wenn die Phantasie ihn nicht vermittelst seiner Bewegungen zu einem solchen construirte. Diesen Menschen darf die Malerei also nicht in einem beliebigen Erscheinungsmoment wiedergeben, sondern sie muß seine Bewegungen zu einer neuen Erscheinungsform summiren, so daß er jedem Beschauer auch im Bild als Mensch deutlich wird.

Eine so ausgeübte Kunst fordert natürlich einen Beschauer von gründlichen Qualitäten.

Hier ist auch der einzigste Punkt, wo plastisches Sehen und Fühlen zusammenarbeiten, denn das malerische Resumiren bedingt ein Hineinphantasiren in das plastische Gefühl des darzustellenden Objectes, und wenn diese Verbindung nicht hier stattfindet, so wird das Kunstwerk zu seinem Nachtheile das zeigen. Ja, ohne diese Verbindung ist es kaum eins. Die Kunstfertigkeit ist schwer von der Kunst zu unterscheiden, weil jene oft glänzend auftritt, wo diese bescheiden einhergeht. Wer aber Anspruch erheben will auf den Namen Künstler, der muß zuerst das Wollen der Natur — das plastische Gefühl — verstehen und wiedergeben können. Wenn ein Solcher gedankenvoll in die Natur hineinsieht, so kann er schaffen was er will; seine Arbeit wird stets wieder wie ein Gedanke wirken. Jeder Künstler muß vor Allem erst Poet sein. Darin liegt das Gemeinschaftliche für alle Künste; der Gegenstand muß von der Poesie geboren sein, die Mutter aller Künste ist. Ich stelle zum Vergleich zwei Bilder nebeneinander. Das Eine ist ein geschriebenes, das Andere ein gemaltes. Das Letztere, die „Todteninsel" von A. Böcklin, ist allgemein bekannt; das Erstere von Jean Paul kann hier abgemalt werden:

— Mir träumte, ich stehe in der zweiten Welt; um mich war eine dunkelgrüne Aue, die in der Ferne in hellere Blumen überging und in hochrothe Wälder und in durchsichtige Berge voll Goldadern — hinter den krystallenen Gebirgen loderte Morgenroth von perlenden Regenbogen umhangen — auf den glimmenden Waldungen lagen statt der Thautropfen niedergefallene Sonnen, und um die Blumen hingen wie fliegender Sommer, Nebelsterne . . . . Zuweilen schwankten die Auen, aber nicht von Zephyrn, sondern von Seelen, die sie mit unsichtbaren Flügeln bestreiften. . . . .

— . . . . . Am Ufer der zweiten Welt ruhte die heilige Jungfrau neben ihrem Sohne und schaute auf unsere Erde hinab, die unten auf dem Todtenmeere schwamm mit ihrem engen Frühling, klein und hinabgesenkt, und nur vom Widerschein eines Widerscheins düster beschienen und jeder Welle nachirrend . . . . ."

Man betrachte diese Bilder zweier Großer. Der Unterschied liegt nur in den Kunstmitteln, hier Wort und Sprache, dort Linie und Farbe; aus beiden spricht ein Poet zu uns.

Gesehen sind beide Bilder vor der Darstellung im Geiste als Ausdruck einer poetischen Empfindung. Und diese soll die Hauptsache bleiben.

Die ganze uns umgebende Natur, alles Leben, fremdes und eigenes, stellen wir so dar, wie es sich den Sinnen bietet. Es ist uns eine scheinbare Unmöglichkeit, daß die Welt anders sein könnte, wie der Mensch sie empfindet, so daß er nicht sagt: das erscheint mir so — sondern: das ist so. Und doch sehen wir nur von einem bestimmten Punkte aus, Alles, was jenseits unseres Gesichtes liegt, was unseren Sinnen verborgen ist, gilt uns als nicht vorhanden. Nur Verstand und Phantasie vermögen sich über die engen Grenzen der Sinne hinweg, eine andere, weitere Welt zu denken; eine Welt, von der sie doch wieder nicht erzählen können ohne die Ausdrucksmittel unserer Sinne. Sie müssen ihr Geschautes vergröbern, um es sagen zu können.

Und hier zeigt sich die geheimnißvolle Macht des Genies, das mit den Kunstmitteln so arbeitet, daß man durch diese hindurch den Urgedanken des Dichters (Künstlers) glänzen

sieht. Nicht lehren läßt sich diese Art der Kunstausübung, nicht sagen läßt es sich, was auszuwählen, was wegzulassen ist; man kann es oder man kann es nicht. — Hier erlaube man einige Betrachtung der modernen Malerei. Es hat sich in den letzten Jahren eine Umwälzung in dieser Kunst vollzogen, die scheinbar einem ganz Neuen und Unerhörten den Weg frei läßt, die, mit der Absicht, das Publicum zu erziehen, dieses nur verwirrt und bei der wohl nur der Beobachter, welcher von Wirkung auf Ursachen zurückgeht, seine Rechnung findet. Mit einem Schlage verlassen die Künstler die alten Ueberlieferungen, ohne deren Berechtigung zu untersuchen, und bringen nicht mehr Bilder, sondern nur noch Studien. Fleißig und aufmerksam sehen diese Künstler die Natur an, zweifellos und vieles Neue und Gute, hauptsächlich in farbiger Hinsicht, haben sie schon geboten; aber damit glauben sie auch genug gethan zu haben. Sie behaupten, ein Stück Erde, mit der sorgfältigsten Beobachtung abgemalt, sei schon ein Bild, denn ein ganzes Gedicht läge unsichtbar mit darin und es kommt fast auf die Variation hinaus: „Wisset, ein erhabener Sinn legt das Große in die Kunst und er sucht es nicht darin."

Natürlich ist es nur Armuth; wären diese Künstler reich, so würden aus dem neuen Schauen, neue Bilder entstehen und nicht Studien. Sie sehen gut mit den Augen, nicht mit der Seele; sie sind kunstfertig, nicht künstlerisch! Das Neue in ihren Anschauungen stellt sich ihnen dar als Neuheit der dargestellten Natur, und indem sie sich selbst darbieten, glauben sie Natur zu geben; sie erfassen ein Stück, nicht den Geist der ganzen Natur. In ihrer Einseitigkeit leisten sie oft Treffliches, nie Großes, sie bringen jeden coloristischen Witz und Tiefsinn; diese zu unterdrücken zu Gunsten eines Gedankens, vermögen sie nicht. Sie geben ihr ganzes Handwerkzeug — ihre Vocabeln und Regeln, selten die neue Sprache und gar das Gedicht in dieser neuen Sprache finden nur die wenigen Großen, die Individualitäten.

Und das fühlt das Publicum. Man glaube nur nicht mit dem Schlagwort von der Unverständigkeit des Publicums fertig zu werden. Gewiß ist es unverständig, aber seine Instincte sind wahr und berechtigt. Der Kunstinstinct des Volkes ist Poesie; aus diesem heraus ist die Kunst überhaupt erst geboren worden. Einem Volke, das Lieder und Märchen singt wie das deutsche, sollte man doch poetisches Fühlen zugeben. Wozu also das Lärmen.

Das Volk hat Recht, wenn es sich im Bilde etwas erzählen lassen will; es hat und kann kein Interesse für Technik und dergl. haben. Dies Interesse wird von den Malern vorausgesetzt, weil es sie selbst zu sehr beherrscht. Gewiß, Kunst heißt Können; aber was denn können? Doch in einer beliebigen Kunstform einen großen Gedanken aussprechen können. Die Mittel der Malerei sind zuletzt doch nur Beitrag zur Anatomie des Auges und dem Physiologen muß die moderne Farbenmalerei nicht uninteressant sein.

Also nochmals: Jede Kunst ist zurückzuführen auf die Poesie und jedes Kunstwerk muß von dieser geboren werden.

Die Specialkünste scheiden sich erst ab, wenn das empfundene Gedicht in die Kunstsprache übersetzt werden soll. Da mag dann die Untersuchung einsetzen, wo die Grenzen dieser Ausdrucksmittel sind; die Gefahr einer Ueberschreitung ist gering, und vor Allem den gemeinsamen Quell zu zeigen, das ist heute leider nothwendig.

Auch in den Mitteln ist die Poesie am wenigsten beschränkt. Was bei der Malerei in der Ausführung eindringlicher wirkt, wenn auch weniger weit, das wird bei der Poesie Erweiterung und geht an Eindringlichkeit verloren.

Die Poesie, die eigentlich plastische Kunst und zugleich die am meisten abstrakte, bedarf als Kunstmittel der Sprache. Diese hat sich gebildet als die Phantasie selbstständig wurde, als die Anschauungen sich genug geklärt hatten, um zu einem sinnlichen Ausdrucksmittel sich verdichten zu können. Gedanke und Sprache soll das Gleiche sein; und weil die Kunstform der Poesie krystallisirte Phantasie ist, die Kunst selbst aber sich ausschließlich an die Phantasie wendet, ist das Wirkungsfeld der Poesie das weiteste. Diese Kunst kann mit ihren Werken die verschiedensten Anschauungen in ihren Bann zwingen; sie vereinigt in sich wie keine Andere, das plastische Sehen und Fühlen. —

Jede selbstständige Kunst ist eine Pallas Athene, die aus dem Haupte des Volkes entspringt. d. h. sie geht aus dessen stärkstem geistigen Punkte hervor. Man ersieht es in der Geschichte, wie die Künste aus den reifsten Trieben des Volkslebens hervorwachsen; bei den Alten meist aus der Religion, bei den Renaissance-Völkern aus der Kraft des alles durchdringenden monarchischen und feudalen Princips. Wenn wir also für unsere Zeit eine moderne Kunst hoffen und erstreben, so ist die Untersuchung nöthig, wo die größte Kraft des modernen Volkes sich äußert. Das ist schwer zu sagen, doppelt schwer für die Mitlebenden; aber vermuthen darf man immerhin schon, wo die Entwicklung der neuen Kunstblüthe einsetzen durfte.

Heiß tobt der Kinderkampf; Schlagworte und Stilarten schwirren durch die Luft, und ein paar Jahrtausende werden ausgeschöpft zum täglichen Gebrauch; deßhalb wohnen wir in Städten ohne Character, in Straßen mit italienischen, französischen, deutschen und sogar maurischen Häusern, Börsen bauen wir als griechische Tempel, Staatsgebäude als Barockpaläste; — was das Volk ist und wie es ist, das zeigt sich in seinen Künsten noch nicht. Aber wo denn? Der Nebel zieht durch die Straßen der nordischen Stadt, er verhüllt die Façaden der Häuser und sucht die Lichter der Gaslaternen, des elektrischen Lichtes zu ersticken; ein Menschenstrom hastet an beiden Seiten der Straße, ein reibendes Gedränge Geschäftiger, Stimmengewirr, Wagengerassel, weiterhin ein Flimmern von bunten Signallichtern, ununterbrochenes Läuten der electrischen Bahnen, und plötzlich ein Schnauben und Donnern: ein Eisenbahnzug rasselt über die Brücke; mit den großen Lichtern der Locomotive wie mit Augen durch die Nebel glotzend; ein Augenblick nur, und er ist verschwunden wie eine Erscheinung. — Es ist doch ein Stil in den Städten.

Hier wird der Punkt sein, wo eine neue Architectur — die führende der bildenden Künste — einzusetzen hat. Die harte Kraft der Maschinenformen, der Locomotiven und Dampfschiffe schafft neue Schönheitsformen, die entstehen, ohne gewollt zu sein, nur von der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit hervorgerufen. Es giebt Maschinen von hoher Schönheit, und eine Locomotive in Bewegung ist ein ganzes Gedicht.

Hier liegt auch die Stärke des modernen Volkes, eine mächtige Kraft, die das Material zu einer neuen Renaissance werden könnte, eine Renaissance, deren Künste malen, „wie sich die plastische Natur das Bild dachte" — wenn es eine giebt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Sommer.

Von Amalie Skram.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Helene Baronin von der Recke.

(Schluß.)

Mit einem Seufzer richtete er sich empor und zündete eine Cigarre an. Ja, für ihn war es eigentlich gut, aber sie war deswegen zu bedauern. Dies Vermögen, mehrmals im Leben lieben zu können, war die herrlichste Gabe eines Menschen. Jedes neue Verliebtsein wie etwas

nie Gewesenes, Neues und Erstammendes fühlen zu können, wie Etwas, das mit nichts Vorhergegangenem verglichen werden konnte ... Von einem Glück erfüllt zu sein, das jedem Tag seinen Zauber verlieh und Leere und Ueberdruß bannte. Und weiter immer noch besser und inniger zu lieben in jedem Jahr ... Er kniff plötzlich die Lippen zusammen, und die Hand mit der Cigarre, welche er eben zum Munde führen wollte, sank langsam auf seine Kniee. Warum sollte er sich mit solchen Gedanken täuschen? Das ganze Leben hindurch lieben, das war ja eben, was er nicht konnte. Darüber hatte ihn seine Ehe vollständig belehrt. Er vermochte sich nur von Stimmungen berauschen zu lassen, an dem Genuß aufzuregen, der darin lag, daß er den Frauen gefiel und sie ihn zu fesseln versuchten. Begeistert konnte er werden, erhitzt, konnte eine Ekstase fühlen, die alle äußeren Zeichen der Liebe hatte, so echt und mannigfach, daß sie ihn selbst sogar täuschten. Aber Liebe, lieben ... ach nein, nein, nein. Mimi, sein Weib, die konnte lieben, er nicht. Aber was dann? er mußte wahrlich verstummen, und froh bei dem sein, was er hatte! Es war doch wunderschön, verliebt zu sein, und intensiver Jubel, von welchem er ergriffen wurde, wenn so Etwas anfing. Dauerte es auch nicht lange, so wirkte es um so kräftiger.

Mit dem Arm der Geliebten in dem seinen, unter schattigen Bäumen, auf moosigem Pfade, sich neugeboren und siegessicher zu fühlen und zu denken, daß es Niemanden gäbe, als nur sie beide! Er bückte sich, um seinen weißen Sonnenschirm, der vom Sitz heruntergerollt, aufzuheben, und in demselben Augenblicke fühlte er einen langsam nagenden Schmerz durch sein Herz. Der weiße Sonnenschirm hatte ihn plötzlich an den ersten Sommer seiner Ehe erinnert. Damals hatte er auch einen weißen Sonnenschirm gehabt, und den trug er, wie auch das Wetter war, aufgespannt, wenn er des Nachmittags von der Eisenbahnstation nach Hause ging, damit ihn Mimi, die ihm immer auf dem Waldwege entgegenkam, aus so großer Entfernung wie möglich erkennen konnte. Und als er abgenutzt war und er ihn verwerfen wollte, da hatte sie ihn genommen und gesagt, sie wolle ihn das ganze Leben hindurch verwahren. Ihr „Wimpel", ihr „herrlicher weißer Festwimpel!" Er strich liebkosend an dem Sonnenschirme hinunter, ehe er ihn weglegte, und seine Nasenflügel zitterten. Ja Mimi hatte ihn geliebt, nicht nur mit Worten und Liebkosungen, sondern in Allem, was sie dachte und wollte und that. Wie war sie von Anfang an durch jeden kleinen Mißton gequält gewesen, und wie hatte sie nicht gearbeitet und gekämpft Jahr für Jahr, um die Liebe zwischen ihnen zu erhalten, immer Wort gehalten, immer dieselbe geblieben! Immer nur fortwährende Güte gewesen, mit dem Einen vor Augen, Tag für Tag: daß er es gut haben und fröhlich sein solle. Ihr ganze beste und früheste Jugend war in diesem Kampfe aufgezehrt. Sechs Jahre hatte sie es ausgehalten, sechs wunderschöne, traurige Jahre — ja, denn sie waren dennoch wunderschön damals, als er der Gegenstand dieser Alles hingebenden, grenzenlosen Zärtlichkeit dieses feinen, weichen Weibes gewesen, das nur ihn hatte und sonst Nichts auf der Welt. Er fühlte und verstand es erst recht, als die Umwandlung kam: der ungeheure Unterschied, der darin lag, mit einem Menschen ihrer Art zusammen zu leben, der Einen liebte und mit demselben Menschen zusammen zu leben, nachdem die Liebe todt und verschwunden war. Wie hatte sie es doch gelernt, zu lieben und zu verlangen, wie sie es gethan! All' die unzähligen Male, wo er sie gekränkt, gethan, als ob sie gar nicht existire, wenn sie mit Andern zusammen, sich in auffallender Weise mit den jungen Damen abgegeben — sie von sich gestoßen, sie aufgerieben, sie heruntergezogen, wenn sie am allerfroheften und alleranziehendsten, sie geringschätzend unbeachtet gelassen, das Beste und Zarteste rauh abgewiesen, was sie ihm bot. Und warum? Er grübelte etwas nach und fand nur die eine Antwort: Weil er so war. Er hatte sich von Launen und Einfällen treiben lassen, sie hatte aus ihrer großen, ruhigen, disciplinirten Liebe herausgehandelt. Für sie war er der Inhalt und das Schlußziel des Lebens gewesen, während er immer suchend herumgegangen, stets mit dem Hintergedanken, ein Weib zu finden, das ihn ganz von Mimi hinwegnehmen konnte, um dann — ja, was dann? — Reicher, besser, mannigfaltiger. — Ach, Unsinn. Es gab in der Welt keine Bessere als Mimi. Es gebe viele Arten, in denen man zu lieben vermochte — so hatte er behauptet, sie wußte jedoch nur von Einer. Ihre Liebe war so unwandelbar gewesen, das Gepräge, welches sie ihr verlieh, folgte so von selbst. Immer hatte sie mit ausgebreiteten Armen dagestanden, immer bereit, die vielen Brüche gegen und das Versündigen an ihrer Liebe zu decken. Das war es eben, was ihn ermüdet und gelangweilt. Ja, es gab Zeiten, wo er Etwas gegen sie gehabt, sie fast gehaßt ob dieser Unerschütterlichkeit, womit sie die Kränkungen hinnahm, die eine Andere zur Wuth gereizt. Und selbst wenn es geschah, daß sie die Geduld verlor und heftige Worte aussprach, so war doch ihr Zorn so voller Liebe. Wie damals, als sie auf einige Tage fort gewesen, um ihren kranken Bruder zu besuchen, und er sie bei ihrer Heimkehr so kühl empfangen, so boshaft kühl, damit sie verstehen solle, wie schwierig es sei, ihn fest zu halten oder, weiß Gott, was. Sie hatte ihn mit einem bittenden, verwunderten Blick angesehen, und Etwas davon gesagt, daß sie sich die ganze Zeit darauf gefreut habe, seine Freude zu sehen, wenn sie käme, doch könne sie jetzt gar keine Freude erkennen. „Du hast mich ja doch lieb, Eyvind, aber Du solltest nicht so mit Dir selbst und mit mir spielen. Denn bedenke, daß Alles, was wir thun, Folgen hat." Und als er darauf weggegangen und spät in der Nacht heimgekehrt, da hatte sie sich bei seinem Hereintreten aus der Tiefe des Lehnsessels erhoben und war auf ihn zugekommen, verweint und lächelnd, und hatte ihre Arme um seinen Hals gelegt und ihren Kopf auf seine Schulter und hatte geflüstert: „Laß mich hier ruhen, ich habe nichts Anderes in der Welt."

„— Ihre Fahrkarte!" Er schrak zusammen, suchte in seinen Taschen und fand das Verlangte. Dann zündete er seine Cigarre an, setzte sich im Sitz zurecht und verfiel in Gedanken.

Ja, wie war es natürlich, daß sie sich nichts mehr aus ihm machte. Wenn all' sein Trachten, all' sein Bestreben in den ersten 5—6 Jahren ihrer Ehe darauf ausgegangen war, Alles zwischen ihnen zu zerstören und zu verwüsten; so könnte es nicht mehr vom Grund aus geschehen sein. Sie hatte immer mit den Händen voller Scherben dagestanden, die sie mit ihren Thränen netzte und vergebens zusammen zu leimen versuchte, bis sie es aufgab, und die Scherben für immer liegen ließ. Damals, als ihre Mutter gestorben und er hingereist war mit einem Strauß von Rosen, die Mimi ihm gegeben, damit er sie noch einmal sehen solle, ehe der Deckel auf den Sarg gelegt wurde, diese Mutter, die ihm mehr gewesen als die eigene. Er hatte damals eine seiner wüsten Stimmungen und hatte in 3—4 Tagen kein Wort an Mimi gerichtet; sie, die erkältet und nicht hinaus durfte, hatte still und fein einige Worte gesagt, daß er ihren Strauß auf der Mutter Bahre legen solle. Und als er dann zurückgekehrt, hatte Mimi, in Trauer gekleidet und verweint wie sie war, die Thür vom Eßzimmer geöffnet, ihn angesehen, nur angesehen, und gar nichts gesagt, und dann war sie in ihr eigenes Zimmer hineingegangen und dort geblieben. Ja, dort war sie geblieben, nicht nur den Abend und die Nacht, sondern die ganze folgende Zeit. Alles, was er später gethan, um sie herauszubringen, sie zurückzugewinnen, war fruchtlos. Damals hatte sie den Wimpel, der über ihrer Ehe geweht, gestrichen, ihr Wimpel, ihr herrlicher, weißer Festwimpel. „Ihr Wimpel, ihr herrlicher, weißer Festwimpel" — murmelte er fortwährend, indem die Thränen langsam in seinen Augen aufstiegen.

Herrgott, — daß er doch nicht ein Anderer hatte sein können, als er war. Daß dies Mißtrauen seine besten und stärksten Gefühle getödtet! Hätte er nur von Anfang an gewußt, wie Mimi war, zu würdigen verstanden, was sie gab; aber er hatte nie geglaubt, daß sie mehr damit meinte mit dem, was sie sagte und that, als die anderen Frauen, die er kannte. Damals, als sie nach der Trauung auf ihre Hochzeitreise sollten, und er die Droschke vor der Post halten ließ, um hinauf zu gehen und zu telegraphiren, hatte sie eifrig gesagt: „Ich will

mit.“ Und als er überlegen lächelnd meinte, es wäre unnütz, da entgegnete sie, von jetzt an würde sie ihn keinen Augenblick ihres Lebens mehr verlassen. Und sie war mitgekommen, und war ihm auf den Füßen gefolgt mit einem benommenen glücklichen Ausdruck und hatte dicht neben ihm gestanden, während er das Telegramm schrieb. Damals schien sie ihm zunächst etwas lächerlich. Jetzt verstand er, für welche Tiefe der Liebe ihr Auftreten damals der Ausdruck war. Ach, Mimi! Du strahlendes, feines, warmes Weib, die Du willig das „Kreuz“ auf Dich genommen, die unter Allen, die ich kenne, und von denen ich weiß, allein zu lieben verstand! Er beugte den Kopf und barg das Gesicht in den Händen. Selbst wenn Du Deine Liebe von mir genommen, selbst wenn ich Dich nie mehr mir zulächeln sehen soll, wie nur Du lächeln kannst, und so wie Du es in alten Tagen gethan, selbst wenn ich nie mehr diesen zündenden Schein in Deinen Augen sehen soll! Ihre Augen waren sonst eigentümlich klar und mild und glücklich, wenn nichts im Wege stand, wenn sie aber betrübt oder außer Fassung war, dann verschwand der Glanz vollkommen und sie wurden häßlich und todt und erinnerten an Fischschleim. Mit Entsetzen und Ekel hatte er diese Augen angesehen und ihre unheimliche und plötzliche Umwandlung. Dennoch, das Zusammenleben mit Dir soll nicht vergeblich gewesen sein. Die Lehre, die du mir gegeben, ist der teuerste Besitz meines Herzens. Das Gedenken Deiner Liebe ist ein Schatz, der mich immer reicher, besser und glücklicher machen wird, selbst wenn ich der unglücklichste Mensch der Welt bin. Durch Dich habe ich die Erkenntniß gewonnen, daß es Menschen giebt, auf die man vertrauen kann, und dies ist ein Gewinn, ein unendlicher Gewinn. —

Der Zug hielt an, er eilte hinaus, bekam eine Droschke und stieg ein.

Dieses, daß er nicht diese Prüfung erkannt, dachte er weiter, daß er das einzige wirklich Gute, das Einem im Leben gegeben und geboten wird, unbeachtet gelassen, das ist das Schlimmste, was einen Menschen treffen kann. Ach, Mimi, theueres, theuer erkauftes Lösegeld hast Du geben müssen, um mich aus der unfruchtbaren Wüste des Mißtrauens zu befreien. Deine junge Seele, Dein köstliches Herzblut ist geflossen für mich Unwürdigen, und jetzt bist Du leer und nackt und arm, während ich Nahrung und Wuchs von dem erhalten, was Du verloren. Und er sank in sich zusammen und schluchzte still. Aber wäre es nicht möglich, Alles wieder gut zu machen? Ihre einstige Liebe wieder durch Liebe hervor zu bringen? Still, demüthig, bittend, erwartend darauf hin zu arbeiten, den Glauben bei ihr neu zu erwecken, den sie durch den Schiffbruch ihres eigenen in ihm erschaffen. Das würde nicht schnell gehen, es bedürfte dazu Jahre und Jahre. Und besaß er diese selbstverleugnende Geduld? Hatte er den Stoff dazu, um sich langsam umbilden zu lassen? —

„Ihre Frau sehr krank,“ murmelte er wieder und fühlte mit einem Male die Angst wie ein Eiseshauch durch seinen Körper rieseln. Aber woran sollte Mimi sterben können? Sie, die so gesund und schön und kräftig war. Dr. Helm machte sich so wenig aus den Krankheiten der Menschen, bis sie in den letzten Zügen lagen. Vielleicht hatte er nur telegraphirt, um ihn zu erschrecken. Es war ja ein solcher Bewunderer von Mimi, und hatte gewiß immer gefunden, daß sie für ihren Mann viel zu schade war. Wenn sie aber nun wirklich? — Dies Telegramm von Dr. Helt war ja sonderbar genug. Wie ging es doch langsam mit diesem verfluchten Droschkenpferd. Er ballte die Fäuste und erhob sich vom Sitz, um dem Kutscher zuzurufen, gab es jedoch wieder auf.

Dennoch, selbst wenn es schlimm wäre, und er käme und sich vor ihr Bett niederwürfe, und ihre feine, schmale Hand ergriffe und mit Reue und Jammer ihr in das brechende Auge blickte und aus der stummen Qual seiner Seele um ein Wort, einen Blick flehentlich bäte — Ja, er sah, wie sie hülflos den Kopf schüttelte und versuchte sich auf dem Kissen umzudrehen, und ihre Augen würden häßlich und todt sein wie Fischschleim, und hätten einen Ausdruck etwa wie der eines kranken Thieres, welches sich fortschleppt, um in Frieden zu sterben. So war sie, gestählt, eigengerecht, vornehm und einsam bis vor die Pforte des Todes. Nein, so war sie nicht, so war sie geworden.

Nun ja, in Gottes Namen — es war nicht seine Schuld, es war nicht die ihrige. Es war Niemandes Schuld. Es war entsetzliche Eigenmächtigkeit der Zufälle des Lebens. Wer konnte sie bewältigen? Er hatte wahrlich gelitten und gestritten, um sie zurück zu gewinnen, auch vordem schon gelitten — nicht aus Böswilligkeit gehandelt, war nur so gewesen, wie er es mußte und konnte. Sie paßten nicht zusammen. Sie waren zu verschieden. Da lag der Knoten. Selbst wenn er den ganzen Rest seines Lebens, Alles einsetzen würde, sie zurück zu gewinnen, so würde es nicht gelingen. Um das Zunächstliegende zu entnehmen: die Sommersee — sie aufgeben? Nie in aller Welt! Das Leben bot wahrlich nicht so Vieles in dieser Art. Nein, die Sommersee wollte er nicht fahren lassen.

Er war aus der Droschke gestiegen und ging nun schnell die Treppen herauf. „Nein, meine Theure, die Sommersee und ich, wir gehören zusammen,“ wiederholte er immer wieder.

Er schloß sich selbst den Flur auf, und ihm wurde beklommen von der dumpfen Luft: eine Mischung von Karbol und Blumen. Dann ging er in sein Zimmer, wo einige Briefe lagen, die er betrachtete; ohne sie zu öffnen. „Wie still es hier ist,“ dachte er, und ging in die Wohnstube. Dort auf dem Nähtisch lag Mimi's Stickerei und auf dem Schreibtisch ihre Mappe, von wo der Rand eines angefangenen Briefes hervorlugte. Er nahm das Papier und las:

Lieber Eyvind!

Ich fühle mich so krank diesen Abend, habe Halsschmerzen und ein lähmendes Gefühl in allen Gliedern. Natürlich geht es wieder vorüber — aber wenn es nun nicht vorüberginge? Ach lieber, lieber Eyvind. Du weißt es nicht, wie vieles ich Dir sagen möchte, für wie Vieles ich Dich um Vergebung bitten möchte. Ich habe es wohl gesehen, wie lieb Du die letzten Jahre gewesen, wie gern Du mir hast näher kommen wollen. Aber ich habe nicht mithelfen können. Ich ging immer und dachte, daß wenn wir Beide einst alt sind und weiße Haare haben, dann sollte es kommen, der große Frieden und das große Glück für uns Beide. Ich habe das große Glück gehabt; ich habe unter dem schweren Joch der Liebe gesenzt, aber Du, Eyvind, Du lieber, guter . . . Ein Mensch ist wie er ist, und es gilt nur, die Hand nie von ihm abzuziehen. Hätte ich nur vom Anfang an richtig Bescheid gewußt, verstanden, wie krank und zerrissen Dein Gemüth war, aber ich ging von meinen eigenen Voraussetzungen aus.

Viele Male habe ich Dir Aehnliches sagen wollen, doch immer wurde ich von einer sonderbaren Muthlosigkeit daran gehindert. Ich habe keine Energie mehr. Weißt du noch, damals, als Du mein Haar nach dem Bade kämmtest und sahst, daß es so störrisch und energisch in seinem Fall und seinen Wellen war? Ach süßer, theurer, lieber Eyvind, Du warst gut und liebevoll gegen mich, viele, viele Male.

Nun heute Abend sammelt es sich in mir und bedrängt mich. Es treibt mich zum Schreiben.

Du bist mir Alles in der Welt gewesen, und selbst, als ich Dich nicht mehr so liebte wie früher, warst Du noch immer Alles. Ich wußte und hatte und konnte nichts Anderes. Das Geheimniß im Zusammenleben besteht darin, einander vom Grund aus zu kennen und zu verstehen, nicht nur von sich selbst Bescheid zu wissen.

Ich muß jetzt schließen. Ich werde kränker und kränker und sende das Mädchen nach Dr. Helt. Sobald ich mich wieder erholt habe, setze ich dies fort und dann sollst du es bekommen, wenn nicht eher, so doch wenn Du heimkehrst.“

— — Er brach in Thränen aus und legte das Briefpapier in die aufgeschlagene Mappe zurück, während die Stille um ihn her ihn mit Entsetzen erfüllte. Vorsichtig schlich er sich ins Eßzimmer. Alles war aufgeräumt und nett, aber sonderbar ausgestorben. Er stand einige Zeit

und blickte die Thür an, die in Mimi's Schlafzimmer hineinführte. Dann ging er leise hin und öffnete sie.

Er blieb auf der Schwelle stehen, bleich und erstarrt. Das Bett war von der Wand weggerückt, mit dem Fußende mitten ins Zimmer hinein, und im Bett lag Mimi, von einem Laken bedeckt, welches hoch bis zur Brust hinaufreichte. Ihr helles Haar war von der Stirne weggestrichen, und die langen Flechten fielen über die Schultern hinüber und reichten an den gekrümmten Ellenbogen vorbei. Zwischen die Hände, die auf dem Laken zusammengelegt, war ein Rosenstrauß gesteckt. Das Gesicht war gelb und spitz, und um die feinen, vollen Lippen mit den ein wenig nach unten gezogenen Mundwinkeln lag ein Ausdruck von unendlicher Sanftmuth und Schmerz. Das eine Auge war geschlossen, aber das Lid des andern war halb geöffnet, und mit diesem halboffenen Auge starrte sie wie fragend auf den Rosenstrauß zwischen den kalkweißen Händen.

Aus der Hauptstadt.

Die Lalenburger Erwerbe-Ausstellung.

Nun brechen in schallendem Reigen die Frühlingsstimmen los. Obgleich die deutschen Poeten wohl wissen, daß der allzu schneereiche Winter uns ohnehin einen Lenz voller Wasserfluthen gebracht hat, spitzen sie allesammt ihre Federn, den Sturz der Umsturzvorlage schmetternd zu besingen und so die Wassernoth noch wesentlich zu erhöhen; das Volk der Dichter und Denker hat obgesiegt im grausigen Kampfe, und wenn es mehr als den einen classischen Reim auf Köller gäbe, würde die blamirte Excellenz schweren metrischen Körperverletzungen kaum entrinnen. Herrlich bewährte sich in diesen düsteren Tagen Kampfmuth und Mannesstolz unserer nach Besitz und Bildung maßgebenden Kreise, die sich in langer, politischer Ruhe schon in gar nicht mehr maßgebende Greise umzuwandeln begonnen hatten; der Petitionen wurde Legion, und daß man sie in jedem Falle so submissest wie nur immer erdenklich abfaßte, warf ein schönes Licht auf unsere staatserhaltende Loyalität, die, hinterrücks überfallen, von Culturfortschritten, Kunst und Wissenschaft dem Würger noch weitläufig vorzuschwatzen versucht. Nach dem herrlichen Japan-Traetat, den die erfahrenen Diplomaten um Hohenlohe rußlandfreundlich schufen, ist wohl Niemand mehr, der unserer Regierung vorwerfen mag, sie blicke phantastisch und ewig unruhvoll in die Zukunft grübelnd über den heutigen Abend hinaus; aber so sehr ihr alle politische Gerissenheit und alle Fähigkeit scharfsinnigen Abwägens der Ereignisse auch mangelt, der Anti-Umsturz-Bewegung gegenüber vermochte sie sich doch auf den richtigen Standpunkt zu stellen. Griesemann, der erreicht zu haben heuchelt, was Pindtern immer versagt blieb: Abhaltung nächtlicher Weißbier-Conferenzen zwischen ihm und den Spitzen der Regierung, Griesemann konnte lächelnden Mundes darthun, daß dem Ministerium der ganze Rummel nicht imponire. Wenn sonst ein Volk sich in seinen Existenzbedingungen bedroht sieht, ergreift es eine Raserei ohne Gleichen, und es ruht nicht, bis die Störenfriede weggefegt sind; unser nach Besitz und Bildung maßgebendes Bürgerthum sah Monate lang ruhig zu, wie man die Schraube schmiedete, mit der es um ein paar hundert Jährchen zurückgeschraubt oder erdrosselt werden sollte. Erst als es schandenhalber nicht länger schweigen durfte, piepste es leis und jämmerlich seine Protestelein in die Frühlingsluft, und das deutsche Schriftthum hat seit Begründung des Parlamentarismus so gewundene, zitternde Phrasen, so unschlüssiges Gestammel um Erbarmen nicht gesehen, wie gerade die Geistesheroen es beliebten, von deren Energie alles, Ehre und Zukunft germanischen Geistes, abhing. Höhnisch machte Herr von Köller darauf aufmerksam, daß er und sein Werk vor solchen Angriffen ganz und gar nicht fielen; die Regierung kümmerte sich nicht den Deut um die Haufen zwecklos bekleckten Petitionspapieres, und wenn nicht die Ergebnisse der letzten Nachwahlen mit Donnerstimme den reichstäglichen Schächern das Gewissen geschärft hätten, würde die Pensionirung der Excellenz, die die Sache machen wollte, noch in weitem Felde stehen. Die Angst um ein paar lumpige Mandate jedoch wirkte hier wie anderswo ganz untrierische Wunder.

Zu dem Nachtrab der wackeren Reisigen, die dem im Verrecken liegenden Umsturzlöwen noch zähnefletschend einen derben Entrüstungs-Fußtritt versetzten, während sie der lebendigen Bestie mehr als scheu aus dem Wege gegangen waren, gehörte die in letzter Zeit wieder recht berühmt gewordene Stadtverordneten-Versammlung der Reichshaupt- und Residenzstadt in Berlin. Die Ungeschicklichkeit und die Gesetzunkenntniß eines hohen Regierungsbeamten — der Dank diesen beiden Eigenschaften die besten Aussichten hat, es noch zu hohen Ehren und Würden zu bringen — ermöglichte es ihr, allerlei kleine Dummheiten der letzten Zeit vergessen zu machen und sich einen, wenn auch etwas zurückgesetzten, so doch billigen und ganz gut passenden Glorienschein auf's Haupt zu stülpen. Berlin, das früher aufstand als die Potsdamer Excellenz Achenbach, steht nicht minder groß da als Berlin, das nach Herrn von Mirbach's unbegreiflich einsichtsloser Rederei die halbe Million Kirchenbaugeld verweigerte, und wenn da nicht zum Unglück allerlei Fragen der Communal-Politik wären, die nun gebieterisch zur Entscheidung drängen, so könnte die deutsch-freisinnige Musterverwaltung das Jahr 1895 zu den gesegnetsten und erfolgreichsten zählen.

Leider hat Lalenburg sich von arbeitslustigen und tollköpfigen Menschen, die einer Hauptstadt höhere Pflichten zumuthen als Eincassirung und Ausgabe von 95% Steuerzuschlag, zu Unternehmungen drängen lassen, vor denen es nun rathlos wie jenes nützliche Geschöpf steht, das in gelegentlichen Spaziergängen durch Nadelöhre eine nicht minder große Gewandtheit besitzt wie im Durchschiffen der Wüste. Lalenburg ließ sich überzeugen, daß des Reiches vornehmster Flecken sich endlich einmal ein Muster an den Glanzmetropolen der Nachbarstaaten nehmen müsse, und Herr Zelle fiel auch auf diese Einflüsterungen hinein, trotzdem der vielberühmte und vielbeschlagene Jurist die Nachahmung jener Muster als ungesetzlich und mit dem Patentrecht in Widerspruch stehend einfach von der Hand hätte weisen können. Lalenburg verlangte nach einer Ausstellung, wie sie Paris und Chicago glorreich geschaut hatten; es war dann damit zufrieden, daß man diese Ausstellungen „concentrirte", das heißt der Kosten wegen zu einer National-Schau verkleinerte, und es murrte auch nicht, als aus dem National-Fair eine simple Gewerbe-Ausstellung wurde. Auf der beharrte es, um sich nicht allzu lächerlich zu machen; sonst wäre es ja leicht gewesen, die allgemeine Gewerbe-Ausstellung zur Thiergarten-Bezirks-Ausstellung, und die Thiergarten-Bezirks-Ausstellung zum Hansa-Platz-Jahrmarkt zu „concentriren". Lalenburg wollte einen großen Wurf wagen, und die Inhaber seiner Karawansereien, seine Gastwirthe und Theaterdirectoren, seine Ballhaus-Besitzer, Grundstücks-Speculanten und Hauswirthe waren von ganzem Herzen mit dem Wagniß einverstanden.

Und in der That, warum sollte die große, reiche, deutsche Stadt nicht vermögen, was den Pariser Windbeuteln so glänzend gelungen war? Glänzend gelungen, trotzdem es dort keine Musterverwaltung mit Rieselfeldern giebt, trotzdem der Pariser Gemeinderath in deutsch-freisinnigen Blättern unermüdlich als ein wirrer Haufe socialistisch-confuser Schwadroneure angelkt wird! 126 Männer, die aus dreifach siebender Wahl hervorgegangen sind, also ganz offenbar die Begabtesten, Einsichtsvollsten, Arbeitsamsten und Opfermuthigsten innerhalb des gesammten Weichbildes, kommen Woche für Woche zu ernster, stundenlanger Berathung zusammen — da kann es ja gar nicht fehlen! Um im Stande zu sein, die Ausstellungsfrage mit ihrem Drum und Dran recht eingehend und gründlich zu erörtern, schob man die Eröffnung der großen Schau auf das Jahr 1896 hinaus und begann nun, sich Pläne und Entwürfe über und für alle erfindbaren Bauten, Bahnen, Vergnügungen, Sehenswürdigkeiten vorlegen zu lassen. Der Antrag, eine Riesen-Vogel

wiese zu errichten, in deren äußerster Ecke die Ausstellung selbst malerisch „concentrirt“ werden könne, ward mit genügender Mehrheit abgelehnt; ernst und imposant, würdig und hoch wünschte man das Werk. Diese Würde und Höhe sollte gleichzeitig die Vertraulichkeit entfernen, deren Eintritt man mit Recht befürchtete, wenn des Pöbels rohe Massen den Treptower Park überflutheten, und so beschloß man ferner, die Thüren der Ausstellungs-Gebäude bereits um sechs Uhr Abends zuzuschlagen. Dadurch hätte man erstens das Proletariat, das vor sechs Uhr Abends zu langen Besichtigungen und Bummeleien keine Zeit hat, daran gehindert, mit staubigen Stiefeln die sauber gefegten Gänge der Ausstellung zu verunreinigen, hätte zweitens und drittens den Angestellten und Aufsehern socialpolitisch das Leben erleichtert, durch verminderte Arbeitszeit, und wäre viertens ohne alle Beleuchtungs-Unkosten davon gekommen. Leider wurde später, unter'm Drucke der sogenannten öffentlichen Meinung, dem das Ministerium Hohenlohe nun und nimmer gewichen wäre, dieser Beschluß wieder umgestoßen und ebenso ein neuer, weitergehender Antrag abgelehnt, der zwecks Ersparung aller Gehälter und Spesen die Ausstellung gleich nach der Eröffnung überhaupt wieder geschlossen zu sehen wünschte. Vermochten nun die echten Lalenburger auch auf diesem Gebiete nicht durchzudringen, so gelang ihnen das dafür um so besser in der Frage der Verkehrsgelegenheiten. Allzu unternehmende Männer hatten eine unendliche Reihe von Plänen, unsinnig phantasievolle und lächerlich einfache, vorgelegt, durch deren Ausführung jede Schwierigkeit in der Beförderung städtischer Menschenmengen zur Ausstellung sofort gehoben werden konnte. Die Lalenburger überwiesen alle Vorschläge ihrem Magistrat und seinen Commissionen, die Commissionen und der Magistrat beschliefen sich's auf's Beste und lehnten nach Ablauf eines Jahres die Vorschläge entweder ohne Weiteres ab oder verlangten von ihren Vätern Bürgschaften und Proben ihres Könnens, die hingereicht hätten, die Unglücklichen vor'm ersten Spatenstich zu ruiniren. Am 1. Mai 1895 resolvirte sich dann der Magistrat in feierlicher Sitzung, einstweilen überhaupt keine Verkehrlinien für die Ausstellung zu concessioniren, sondern einmal „behufs Kenntnißnahme der neueren Verkehrs-Anlagen in ihren verschiedenen Construetionen, wie Stadtbahnen, Hochbahnen, Untergrundbahnen, elektrische Bahnen, Pferdebahnen, Omnibus ꝛc. die Herren Stadtbaurath Hobrecht, Stadt-Syndieus Meubrink und Stadtrath Marggraff nach einigen größeren Städten zu entsenden, so nach Paris, London, Mailand.“ In Paris und London ist es jetzt recht nett, das Bois und der Hydepark eignen sich überaus zu erfrischenden Spaziergängen nach gelinden Katern, und vielleicht schickt der Berliner Magistrat, wenn ihm die Hitze zu Kopf steigt, seine Vertreter zu Studienzwecken nach dem Nordpol, wo ganz besonders schwierige Verkehrsverhältnisse herrschen sollen. Kommen die Herren Verkehrsstudenten von dort überhaupt jemals zurück, so doch sicher nicht vor Schluß des Jahrhunderts, und bis dahin ist die Lalenburger Ausstellung hoffentlich schon wieder abgerissen, der Magistrat also jeder Verantwortlichkeit und jeder Nötigung zu einem endgültigen Beschlusse enthoben.

Wer nicht in Lalenburg, der Hochburg des Deutschfreisinns und der Angstmeierei, sondern etwa in Schilda oder Krähwinkel a. d. Knatter wohnt, begreift vielleicht nicht, daß in einer von 126 Gemeinderäthen und reichlich vielen Magistratsmitgliedern gehandhabten Musterverwaltung unter so zahlreichen Köpfen Keiner ist, der die Anderen anfeuert und zu entscheidenden Beschlüssen zwingt. Er kennt dann eben Lalenburger Verhältnisse, kennt die Grundsätze nicht, nach denen unser Stadtparlament sich zusammensetzt und die Unterthanen regiert. Jedes Stadtviertel erfreut sich eines Bezirksvereins, der im Allgemeinen von einem verblichenen Markthallen- oder Gemeindeschulgrund-Speculanten gegründet worden ist und dem zur Zeit das großmäuligste Bezirksmitglied präsidirt. Das Großmaul gehört eo ipso dem Gemeinderathe an; wer ihm an Lungenkraft zunächst steht oder eine besonders ekstatische Liebe für seine Spucknäpfe zeigt, wird ebenfalls in's Rathhaus entsandt, wo es sich dann natürlich der Fraction des führenden Großmauls anschließt. Gemeinhin verfügen Chef und Truppen über sehr viel freie Zeit; Einige theilen ihre Freistunden zwischen Aufsichts- und Verwaltungsräthen, in deren Sitzungszimmern sie nicht entfernt so bekannt sind wie an der Casse der betreffenden Gesellschaften; Andere wieder betreiben im Nebenberufe ein langweiliges, bürgerliches Gewerbe, das eines Posa Brust nicht ausfüllen kann, und die meisten sind behäbig kleine Rentner, deren sechs Dreier es ihnen nicht erlauben, den ganzen Tag über in der Kneipe zu liegen und die sich dafür lieber das minder kostspielige Vergnügen machen, die Stadt, so gut es geht, zu Grunde zu richten. Die Leute aus der ersten Kategorie sind verhältnißmäßig harmlos, sie suchen den Gesellschaften, die ihnen Trinkgelder zahlen, im Stadtparlament, in gewissen Ausschußdebatten und noch gewisseren Vorzimmern thunlichst zu nützen; daneben aber stimmen sie gelegentlich auch ganz gern für Dinge, die im Interesse der Allgemeinheit liegen, sie hoffen so ihre unbedingte Integrität glänzend zu beweisen und dadurch gelegentlich in den Reichstag zu voltigiren. Schlimmer schon muß man die zweite Classe nennen, deren Mitgliedern nur daran gelegen ist, sich gehörig ausquasseln zu können, die aber als tüchtige Kaufleute Blick und Interesse allein für das ganz Naheliegende haben und jede über's Mittelmaß hinausgehende Neuschöpfung mit erschreckten Kaninchenaugen anglotzen. Verderblich aber wie der am Hintertheil des Wagens angeschirrte Ochs, wirkt die breite, geschlossene Schaar der Philister, das Gros der Bezirksvereins-Größen, die mit Energie für Neupflasterung und „Verschönerung“ aller Straßen ihrer „Gegend“ eintreten, die Verantwortung für weitergehende Beschlüsse aber ablehnen und unter großen Gesichtspunkten immer große Geldausgaben verstehen. Sie sind es, die dem Magistrat Muth zu den kostbarsten Dummheiten machen, auf ihre Phalanx stützt er sich, im Schatten ihrer Aengstlichkeit schläft er süß und ruhig. Das städtische Geld mag immerhin so nichtsnutzig sinnlos verschleudert werden wie bei den Mühlendammbauten, mit schwerem städtischen Gelde mag ein geist- und kunstverlassener Greis wie Herr Blankenstein das Stadtbild so verschandeln, daß Lalenburg zum Spott der Culturwelt geworden ist — all' diese rasende Verschwendung stört des Bezirksschreiers Frieden nicht, für jede Mark kriegt er einen Backstein, und das genügt ihm. Seine knauserige, schmutzige Sparsamkeit dagegen beginnt sofort da, wo es sich um Opfer für zukünftige, große, allgemein deutsche Interessen handelt, um Bauten, die sein blödes Auge nicht sinnenfällig plump aus dem Boden schießen sieht. Käme Rothschild und bürgte den Lalenburgern dafür, daß genau so viel Mark an Eintrittsgeldern und Miethen wieder einflössen, wie sie für eine wahrhaft große Ausstellung hingeben müßten, daß jeder Bezirksvereins-Budiker und jeder einem freisinnigen Wahlcomité angehörende Hôtelier zehn bis zwanzig Fremde für die ganze Dauer der Ausstellung zur beliebigen Nota-Ertheilung zugemessen erhielt, handelte es sich nicht mehr um ideale Interessen des deutschen Gewerbes, sondern um's Berliner Erwerben, dann ständen die Millionen längst bereit, und Blankenstein wiese bereits stolz auf die nach eigenen Zeichnungen und Ideen gebaute, zusammengemauerte Backstein-Schwebebahn oder die Blankenstein-underground railway, deren Tunnels keine Locomotive passiren kann, weil die Locomotiven dummerweise bei uns zu Lande viel zu breit und hoch gebaut werden . . .

Die Weltausstellung auf Pump ist zusammengekracht, als die Terrainspeculanten erkennen mußten, daß die Schafe sich dies Mal nicht gutwillig scheeren lassen wollten; die Gewerbe-Ausstellung wird, so oder so, eine Schmach für Berlin werden, eine Carricatur voll beißendem Witz, weil ihre Unternehmer nicht begriffen, an welcher Stelle man das moderne, das neuberliner Herz zu fassen hat. Hier fehlt jeder Zug von Größe, den doch selbst der emporgeschwindelte Chicago-Rummel noch unleugbar trug, aller froher Wagemuth, alle nicht auf Quartalszinsen erpichte Opferfreudigkeit. Neuberlin hätte sich seinen Mühlendamm nicht abreißen lassen sollen. Er war sein schönstes, sein ausdrucksvollstes Wahrzeichen.

Prinz Vogelfrei.

Die große Kunstausstellung.

1. Erster Einblick.

Wenn nicht Alles trügt, so wird man dieses ersten Mai in der Geschichte der Kunstentwickelung Berlins fürderhin zu gedenken haben. Worauf wir seit manchen Jahren hingearbeitet haben, das wurde von officieller Seite als erstrebenswerthes und gleichsam als naturgegebenes Ziel hingestellt: Angliederung Berlins an die übrigen großen europäischen Kunstcentren. Ob der Cultusminister Bosse, der diesem Gedanken in seiner Sprache Ausdruck lieh, sich der vollen Tragweite dieser Worte (auch im negativen Sinne!) bewußt geworden ist, mag dahin stehen. Jedenfalls that er in seiner höchst bemerkenswerthen Eröffnungsrede Alles, was ein Minister nur thun kann, um eine wiederholt und ruckweise eingeleitete Bewegung nunmehr in ein gleichmäßiges und stätiges Fahrwasser zu leiten. Er sprach den Wunsch und die Hoffnung aus, daß die süddeutschen und ausländischen Kunstbrüder, die diesmal unsere Ausstellung in so ungewohnt reicher Weise und freudig beschickt haben, auch fürderhin in unserer norddeutschen Weltstadt sich heimisch fühlen möchten. Und er verwies ausdrücklich auf die kommende Ausstellung des nächsten Jahres, die, aus Anlaß einer Centenarfeier, auf einen größeren Umfang angelegt werden soll, im Wesentlichen aber bestimmt sein dürfte, das jetzt glücklich Eingeleitete mit Entschiedenheit festzuhalten und einem weiteren planmäßigen Ausbau entgegenzuführen.

So stehen wir also möglicherweise am Beginn einer neuen Entwickelungsstufe für Berlin als Kunststadt. Das unzweideutige Fiasko der kläglichen Ausstellung vom vorigen Jahre hat uns eine Lehre eingeschärft, dieselbe, die ein Jahr vorher die „Secessionisten" gegeben hatten, aber die man damals nicht hören wollte: es ist ganz und gar unmöglich, Berlins isolirte Stellung gegenüber der gesammten modernen Kunstbewegung noch länger aufrecht zu erhalten. Die Brausewetter Ausstellung war das letzte Aufbäumen, zugleich aber auch das erste Todeszucken der Reaction. Graf Harrach, der diesjährige Leiter, erkannte mit dem Weltblick des Aristokraten, daß unabweislich der Zeitpunkt gekommen sei, um internationale Politik zu treiben. Die zeither beliebte Kirchthurmweisheit mußte endgültig zu Grabe getragen werden. Es ging wirklich nicht länger an, Geschmacklosigkeit und Talentlosigkeit mit allen Machtmitteln zu stützen, unter dem Vorgeben, daß sie specifisch nationale Eigenthümlichkeiten seien, die man als Alt-Ehrwürdiges und Ererbtes dem Ansturm der Fremden und Neuerer nicht preisgeben dürfe. Man braucht es nicht länger als eine Schande zu erklären, wenn man lernt, wo Etwas zu lernen ist, und anerkennt, wo Etwas anzuerkennen ist. Weder den Ausländern noch den „Jungen" gegenüber ist der einfache Ignorirstandpunkt weiterhin officiöserseits angebracht.

Für's erste hat man sich den Ausländern huldvoll erwiesen, während die „Jungen", wenigstens soweit sie Berliner sind, noch auf eine systematischere Fürsorge zu warten haben. Diese Fürsorge ist aber nichtsdestoweniger dringend geboten und sollte schon im nächsten Jahre kräftigst geleistet werden. Denn es ist eine bedenklich halbe Politik, die Auswärtigen zuzulassen und gleichzeitig die Einheimischen nur geschwächt ins Treffen zu führen, und hierdurch die ohnehin schon so geringe Concurrenzfähigkeit Berlins noch empfindlich herabzumindern.

Namen wie Liebermann, Hofmann, Ury, Klinger, Flamm, Munch, Fidus, Gallén dürfen einfach gar nicht fehlen, wenn es sich darum handelt, einen Wettkampf auf breiterer Basis zu insceniren. Mögen Ziel und Richtung einiger dieser Künstler noch umstritten sein — ihr Talent und die Berechtigung ihrer Individualität lassen sich nicht umstreiten — und schließlich: ist nicht eine Ausstellung eine große Palästra, in der jeder Tüchtige seine Kräfte soll erproben dürfen? Und wenn hie und da gekränkte Empfindlichkeit und absichtliche Zurückhaltung mit im Spiele sein sollten, so müßte man Alles aufwenden, derartige Erscheinungen zu tilgen, und sich stets das eine große Ziel vor Augen halten, ein umfassendes Gesammtbild des großartigen künstlerischen Ringens, wie es sich gerade jetzt auf dem Boden der deutschen Reichshauptstadt vollzieht, in die Schranken zu führen. Mag noch Vieles als unausgegohren und „absurd" erscheinen, jener Eindruck von Todtheit und Blutlosigkeit, der auch jetzt noch auf der berlinischen Abtheilung vorzuherrschen versucht, muß unter allen Umständen schwinden — schon weil er nicht der richtige ist. Berlin ist Neuland in der Kunst, und mehr und mehr fühlen die künstlerischen Neulandler sich von diesem jungfräulichen Boden angelockt und versucht, ihre Keime dort zu entwickeln. Bei ein wenig mehr Einsicht und gutem Willen in den leitenden und wohlhabenden Kreisen wäre es so kinderleicht, die zukunftfreudigsten und unternehmungslustigsten unter den jüngeren Begabungen nach Berlin zu ziehen. Wir haben Joseph Sattler jetzt eben erst gewonnen. Aber ein Mann wie Sauter ist wieder abgezogen (hoffentlich nicht für immer!), weil es diesem eminenten Menschenschilderer und feinen Artisten nicht gelingen wollte, Porträtaufträge zu bekommen. Und das ist blamabel für unsere sonst so hochstrebende Weltstadt — ich kann ihr diese Wahrheit nicht ersparen.

Hier bleibt also für künftige Jahresausstellungen — und ich denke dabei sogleich an die nächstfolgende — noch gewaltig viel zu thuen übrig. Man darf auch „intra muros" die zahmen und halben Talente nicht ausschließlich mehr pflegen (sie gar nicht zu pflegen wäre das Beste) und derweile die Ganzen und „Wilden" draußen herumlaufen und . . . hungern lassen. Es kommt darauf an, einen jugendlich kecken, derb-trotzigen Heerbann zu organisiren und geschlossen auftreten zu lassen, damit man in der Welt erfährt, was die in Berlin versammelte, nach Berlin verschlagene künstlerische Jugend eigentlich will. Gerade auf den großen Massenausstellungen dürfte diese Gruppe entschlossener Neulandler nicht fehlen. Man würde bei Betrachtung so mancher auswärtiger Erscheinungen zu beobachten haben, daß es weder hier noch dort sich um vereinzelte von den Zeitwurzeln losgelöste Phänomene handelt, sondern man würde vielleicht zu seinem Erstaunen erkennen, daß diese Zeitwurzeln doch weit tiefer sich senken und weit seiner, weit reicher sich verästeln, als man es am Theetisch und auf der Bierbank sich doch eigentlich gedacht hatte. Wir haben im Laufe gerade dieses Winters manche treffliche Einzelausstellungen gehabt, die den Kenner und Kunstfreund auf Wahrnehmungen dieser Art zu führen vermochten, — ins allgemeine Bewußtsein eindrücken lassen sie sich erst durch die allgemeinen Ausstellungen. Und wenn erst einmal der Appell an das große Publikum erfolgt ist, das große Publikum, in der untrügbaren Gesundheit seiner Instincte, wird unter allen Umständen ein wildwüchsiges und ungebärdiges Leben lieber wollen als — gar kein Leben.

Man braucht also auf der jetzt mit so großem Nachdruck inaugurirten Bahn nur fortzuschreiten, und man wird es in der Hand haben, für Berlin die Zeit einer weitaus regeren und rascheren Kunstbewegung, eines weitaus energischeren künstlerischen Blutumlaufs und Pulsschlags zu eröffnen. Man wolle alsdann auch darauf achten, das Ausland etwas vollzähliger zum Wettkampf zu rufen. Für dieses Mal sind, wenn wir von den münchener Secessionisten absehen, nur die Franzosen, die Amerikaner, die Schotten und die Polen in größeren Gruppen geschlossen aufgetreten, allerdings eine erlesene Mannschaft. Es blieben also vor allem noch die Skandinavier und Engländer heranzuziehen, weil gerade diese Völkerschaften ein so vernehmliches Wort in der Entwickelung der modernen Kunst mitsprechen. Und wenn ich einen besonderen Herzenswunsch beichten darf: — Man sollte uns vor allem einmal, so weit es angängig ist, das Werk des großen Mystikers Burne-Jones vorführen, schon damit wir Gelegenheit hätten, den englischen Phantasten unserem vielbewunderten Meister Böcklin gegenüber zu stellen, von dem dann gleichzeitig eine umfassende Collection zur Ausstellung kommen müßte. Kämen dann noch einige moderne Italiener, wie vor allem Segantini und Rietti, einige Russen, Spanier und Ungarn hinzu, und thäten die einheimischen Kräfte alle ihr Bestes, dann könnten wir für das nächste Jahr eine Weltkunst-Ausstellung zu Stande bringen, gegen die die diesjährige ein schwacher Vorklang ist.

Doch zunächst müssen wir uns mit dem Vorklang begnügen, und wir wollen die nationalen Stimmen dabei sondern, und wie billig, den Deutschen dabei den Vortritt lassen. Davon das nächste Mal!

Franz Servaes.

Notizen.

So unwiederbringlich die Zeit der „Prachtwerke" alten Stils vorüber ist, der aus mehr oder minder oft gebrauchten Clichés und prunkenden Einbanddecken zusammengestellten protzenden „Festgeschenke", so aufmerksam wendet sich der Blick des Bücherfreundes den Neuerscheinungen zu, die das Bedürfniß nach kostbareren Erzeugnissen des Büchermarktes zu befriedigen trachten, gleichzeitig aber auch den höchsten Ansprüchen erlesenen Geschmackes genügen wollen. Zu diesem gehört das im Verlag von Conrad Slopnik, Berlin erschienene Werk: „Helgoland". Unsere Reichsinsel, geschildert von F. Freiherr von Dincklage Campe. Das Werk enthält auf fünfzehn Foliobildern in photographischem Kunstdruck Ansichten der eigenartigsten Partien des Felseneilands; die in Fach- und Amateurkreisen bestbekannte Firma Dr. E. Mertens & Co. hat sie aufgenommen und ausgeführt. Die Blätter sind mit solcher Accuratesse und dabei mit so hohem künstlerischen Verständniß durchgearbeitet, daß sie nicht mehr Photographien, sondern selbstständige Kunstwerke scheinen; in der That verdienen sie den Namen „Photographie" nur noch in dem einen Sinne, der auch auf die meisten, zuerst durch die Camera fixirten Landschaften unserer Maler zutrifft. Es ist auf diesen Blättern das landschaftlich Wirkungsvolle mit wahrem Poetenblick fixirt: Meer, Fels und Düne geben immer neue Stimmungen her, und bis in die feinsten Einzelheiten erstreckt sich die liebevolle Arbeit des Künstlers. Ein „Blick von der Düne", die die letzte Sturmfluth so übel mitnahm, zaubert jedem Helgolandfahrer die eigenthümliche Schönheit wolkenumhängter Sommertage am Meer vor die Augen: alle blendende Weiße des Sandes, alle abgetönten Schatten, selbst das flackernde Farbenspiel im Wasser zeigt sich da. Die „Felspartie der Südspitze", die Westküste mit der „Nonne" bringen Beleuchtungseffecte von frappantem Reiz; ein staffagereiches Bild ist das Unterland von Falm aus gesehen; hier wie auf dem Blatt, das die Westküste zur Zeit der Ebbe darstellt, fesselt die ganz eigenartige Wiedergabe der ruhenden See. „Südspitze mit dem Mönch" — diese mächtigen, plumpen Thonmassen, zwischen denen Schatten und Sonnenlichter so wirkungsvoll und geheimnißvoll lagern, daß dieser „Abklatsch der Natur" wie ein Gedicht anmuthet; die traumhafte Stimmung, die über dem alten Kirchhof schwebt, und das ganz besonders auffallende, vollendete Schlußbild mit den messerscharf ins Meer einschneidenden Felsen — jedes einzelne Blatt verlangt ein Lob für sich. Freunde des uns so „theuren" Eilandes werden gut thun, den Preis für dies Buch, das Herr v. Dincklage sehr hübsch und anregend einleitete, in ihren Reise-Etat einzustellen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Diese **Bismarck-Nummer** bildet Nr. 14 der „Gegenwart" und wird an neu hinzutretende Abonnenten ohne Aufschlag mitgeliefert.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.
Direct zu beziehen durch den **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Grumpelt & Böhm
Antiquariat
und Sortiments-Buchhandlung
Leipzig, Marschnerstr. 9,
empfehlen sich zu **schneller** und **coulanter** Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

Soeben erschienen:

Das Rätsel des Lebens.

Dramatische Dichtung
von
August Sturm.
Der neueren Dichtungen siebenter Band.

Inhalt
Vorspiel: In der Hölle.
I. Mephistopheles oder die Weltkenntniß.
II. Satan oder die Welterkenntniß.
III. Demiurg oder die Weltüberwindung.

Naumburg a/S., 1895.
Verlag von Albin Schirmer.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). —

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Theodor Schiemann.**

Sechster Band:

Michail Bakunins
Sozial-politischer Briefwechsel
mit
Alexander Iw. Herzen und Ogarjow.

Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Professor **Michail Dragomanow.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Prof. **Dr. B. Minzès.**

Preis geheftet 6 Mark.

Die vertrauliche Korrespondenz Bakunins, des Begründers der internationalen Anarchistenpartei, mit seinen Freunden darf den Anspruch erheben, als ein Denkmal der sozialen Krankheitsgeschichte der Gegenwart eine Lücke in unserer Kenntnis auszufüllen, die ohne diese Briefe nie hätte geschlossen werden können.

Man darf wohl erwarten, daß diese heute besonders aktuelle Publikation in weitesten Kreisen Aufsehen erregen wird. Stellung dazu muß jedenfalls jeder nehmen, der an den sozialen Problemen der Gegenwart nicht gedankenlos vorübergehen will.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 20. Berlin, den 18. Mai 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der preußische Beamte und seine politischen Rechte. Von R. Richardi. — Die deutschen Gewerbegerichte. Von J. Sabin. — Die Verstaatlichung der Privat-Kliniken. Von A. Gemberg. — **Literatur und Kunst.** Die Leidensgeschichte des Malers Diefenbach. Von Max Kretzer. — **Feuilleton.** Daphne. Von Alexander Swjentschowsky. Autorisirte Uebersetzung von M. Posner-Garsein. — **Aus der Hauptstadt.** Revolution von Oben. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Frage der Studentenheime. Von Martin Boldt-Görlitz. — Notizen. — Anzeigen.

Der preußische Beamte und seine politischen Rechte.

Von R. Richardi.

Das vornehmste der durch die Verfassung gewährleisteten Rechte jedes preußischen Staatsunterthanen, der im Besitze seiner bürgerlichen Ehrenrechte sich befindet und eine gewisse Altersgrenze überschritten hat, auch sonstigen bestimmten persönlichen Beschränkungen nicht unterworfen ist, besteht in der Berechtigung, seine politische Meinung öffentlich bekunden zu dürfen, was hauptsächlich durch die Ausübung des activen Wahlrechts bethätigt wird.

Da nun aber jeder preußische Unterthan gleichzeitig deutscher Reichsangehöriger ist und die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause öffentlich, diejenigen zum deutschen Reichstage jedoch geheim sind, so kann dieses Wahlrecht in zweierlei Form ausgeübt werden. Bei der ersten muß der Wähler sich offen zu einer bestimmten Parteirichtung bekennen, bei der anderen bleibt dies sein alleiniges Geheimniß.

Da die Interessen der in den verschiedensten Lebenslagen und Verhältnissen befindlichen Wähler das Bedürfniß ausgebildet haben, die Ansprüche einzelner Kategorien der Bevölkerung an den Staat durch besondere Abgeordnete an maßgebender Stelle zum Ausdruck zu bringen, so ist es naturgemäß, daß die Wähler, die gemeinsame Interessen verbindet, vor der Wahl sich nach einer geigneten Persönlichkeit umsehen und von dem sich anbietenden oder vorgeschlagenen Candidaten verlangen, daß er ihnen seine Ansichten über die ihre Interessen berührenden Tagesfragen klarlegt und sich darüber ausspricht, in welcher Weise er dieselben vertreten würde, damit die Wähler sich ein Urtheil bilden können, ob der betreffende Candidat der rechte Mann für sie sei oder nicht.

Nachdem nun die Wahl erfolgt ist, würde es sodann während der Wahlperiode die Pflicht des Gewählten sein, bei jeder neu auftretenden Tagesfrage sich Klarheit über die Meinung seiner Wähler zu verschaffen, um danach sein Thun und Lassen einrichten zu können.

Wir sehen also, daß vor der Wahl der zu Wählende, um die Stimmen auf sich zu vereinigen, nach der Wahl aber der Wähler, um seine Meinung in richtiger Weise vertreten zu sehen, in die Lage versetzt wird, öffentlich über Tagesfragen sich zu äußern, sofern überhaupt das allgemeine Wahlrecht einen Zweck haben soll.

Eine Aeußerung nun über Tagesfragen, die erschöpfend sein soll, muß aber bestehen: erstens in einer Betrachtung der Verhältnisse und Maßnahmen der Regierung, die dieselben gezeitigt haben, zweitens in der Besprechung der von anderen Parteien für und wider diese Tagesfragen stattgefundenen Kundgebungen, und drittens in der Angabe der Mittel, die dem sich Aeußernden am geeignetsten zur Ablehnung oder Beförderung derselben zu sein scheinen. Es ist hierbei nicht zu vermeiden, daß in diesen Aeußerungen eine Kritik enthalten ist, die den bisherigen staatlichen Einrichtungen und Maßnahmen günstig oder nicht günstig sein, aber auch je nach der Lage der Sache selbst und nach den hervortretenden Interessen der Einzelnen sehr scharf ausfallen kann. Und während nun dem Gewählten im Abgeordnetenhause oder im Reichstage, dem Wähler aber im Kreise seiner Gesinnungsgenossen zu dem ihm gewährleisteten Rechte Kritik auszuüben, Gelegenheit gegeben werden sollte, muß dies doch oft unterbleiben, da nicht jeder in der Lage ist, wie wir unten sehen werden, solches ungestraft thun zu können.

Ein Staat setzt sich zusammen aus Producenten und Consumenten, aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern, der eine hängt von dem anderen und der andere wieder von dem einen ab, je nach der Lage, in der sich der Einzelne befindet.

Der Arbeiter nun, der gegen die Interessen seines Arbeitgebers handelt und seine eigenen Interessen über die seines Brodherrn stellt, wird entlassen; wer wollte dies auch einem Lohnherrn verargen? Der Producent, der gegen die Interessen seiner Consumenten aber arbeitet, wird von letzteren gemieden und muß zu Grunde gehen, und kein vernünftiger Mensch wird wohl auf seinen Ruin hinarbeiten, der eine hängt eben von dem anderen ab und beide sind in der Aeußerung ihrer Willensmeinung geknebelt oder wenigstens verhindert, dieselbe so frei, wie es ihnen um das Herz ist, zu äußern. So schroff sich nun diese einzelnen Gruppen gegenüber zu stehen scheinen, so giebt es aber doch einen Berührungspunkt zwischen denselben, der sie oft zwingt, Hand in Hand zu gehen, nämlich den der gegenseitigen Existenzfrage, und hierdurch wird oft der Mittelweg gefunden. Nur ein Arbeitgeber und ein Arbeitnehmer nimmt hierbei aber in unserem Gemeinwesen eine Sonderstellung ein: Der Staat und seine Beamten.

Der Staat ist der Leiter des Gemeinwesens, gleichzeitig aber der Consument der Abgaben der einzelnen Staatsangehörigen; er ist der Arbeitgeber seiner Beamten, die hinwieder zu den Producenten, den Abgabenzahlenden, gehören, die allein dem Staat seine Existenz ermöglichen. Da ergiebt

sich nun ein böses Mißverhältniß „Wess' Brod ich esse, dess' Lied ich singe," heißt es; aber wer ißt nun hier das Brod und wer muß dementsprechend singen?

Die Leitung unseres Gemeinwesens liegt in der Hand des Königs, der hierin durch seine Beamten unterstützt wird. Der Herrscher steht aber über den Parteien, um sich ein ungetrübtes Auge für alle Verhältnisse zu bewahren. Man müßte nun annehmen, daß die Beamten, die berufen sind, ihrem Herrscher mit Rath und That zur Seite zu stehen, ebenfalls fern von allen politischen Bewegungen gehalten werden. Dem ist aber nicht so; nur einem Stande, dem Soldatenstande, ist dies zugesprochen, die andern alle stehen mitten im Parteigetriebe.

Doch sehen wir einmal zu, ob es denn wirklich nothwendig war, nur den Soldatenstand allein außer allen Parteiströmungen zu stellen.

Weßwegen stellt man zum Beispiel den Richter, weßwegen den Regierungsbeamten nicht auch fern davon ab? Der Richter hat doch wahrlich nichts zu thun mit den einzelnen Parteien, er wäre am ehesten wohl berechtigt, über denselben zu stehen, denn er hat nur zu richten nach bestem Wissen und Gewissen und nur dem Gesetze muß er sich beugen. Kann er dies aber, wenn er hineingedrängt wird in den Parteikampf? Wir glauben nein; er ist auch nur ein schwacher mit Fehlern behafteter Mensch, wie wir alle. Der Mann aber, der Recht zu sprechen hat über andere, von dessen richtigem und unbefangenem Urtheil das Wohl und Wehe, die Existenz von tausend und abertausend Familien abhängt, er muß doch noch mehr zurückgehalten werden von allen Einflüssen, wie der Soldat. Dieser steht unter der eisernen Disciplin, jener aber hat Niemandem Rechenschaft abzulegen über sein Thun und Lassen, als sich selbst.

Unseres Erachtens hat da die preußische Städteordnung, die Richter und Staatsanwälte von dem Amt der Stadtverordneten fern hält, den richtigen Weg eingeschlagen. Dieselbe Städteordnung zeigt uns auch den richtigen Weg bei der Frage der Wählbarkeit der Regierungsbeamten; nach ihr sind die Beamten der Stadtverwaltung nicht wählbar zu Stadtverordneten.

Es ist thatsächlich auch ein Unding, wenn ein Beamter, der berufen ist, die Anordnungen seiner vorgesetzten Behörde auszuführen, heute unweigerlich und mit pflichtgemäßem Diensteifer Anordnungen anwenden muß, über die er morgen vielleicht als Abgeordneter aus Ueberzeugung oder als Vertreter der Meinung seiner Wähler eine sehr abfällige Kritik zu üben gezwungen ist. Ein solcher Mann muß in einen schweren Conflict mit sich selbst gerathen. Doch wir können die bestehenden Verhältnisse zur Zeit nicht ändern, wir wollen auch nur darauf hinweisen, zu welchen Unzuträglichkeiten dieselben führen.

Bei einer Verfassung, die den Beamten berechtigt, als Parlamentarier über die Maßnahmen seiner Regierung Kritik zu üben, darf auch das Recht der Kritik dem steuerzahlenden Bürger, der Beamter ist, nicht geschmälert werden. Geschieht dies aber? Wir werden ja sehen. — Es gelangt heutzutage gegen den Beamten oft eine Formel zur Anwendung, die denselben zum willenlosen Sclaven macht, will er nicht brodlos werden, sie heißt: „Im Interesse des Dienstes." Rechtlos und willenlos, ein Spielball in der Hand Höherstehender ist der Beamte dieser Formel gegenüber. In den seltensten Fällen erfährt er den Grund ihrer Anwendung und kann sich daher auch kaum dagegen schützen.

Der sogenannte höhere Beamte, der vielleicht als Abgeordneter irgend eine Maßnahme der Staatsregierung einer scharfen Kritik unterworfen hat und zwar aus Pflichtgefühl, als verfassungsmäßiger Vertreter seiner Wähler, er kann plötzlich „Im Interesse des Dienstes" in ein anderes Amt versetzt werden, geht dadurch seines Mandats verlustig und ist so mit einem Schlage oft politisch todt gemacht. Der Subaltern-Beamte, dem es gelungen ist, für seine politische Anschauung, die vielleicht mit der seiner Vorgesetzten nicht in vollem Einklang steht, in den Kreisen, in denen er sich bewegt, oder vielleicht sogar über diese hinaus Anhänger zu finden, er kann ganz unvorhergesehen „Im Interesse des Dienstes" abberufen und in Kreise verschickt werden, die ihm fern stehen und in denen seine politische Ansicht nicht zur Geltung gelangen kann. Wie oft hört man ferner noch sagen, die Regierung dürfe nicht dulden, daß ein Lehrer sich in politische Sachen einmische, namentlich solche nicht, die womöglich Confessionsfragen berühren. Officiell hat die Regierung hierzu ja nicht Stellung genommen, Gott bewahre, so unvorsichtig ist sie nicht, aber fragen wir doch einmal einen der Lehrer, die sich schon öffentlich mit politischen Fragen befaßt haben, warum er denn mit einem Male von einer Stelle, an der er jahrelang segensreich gewirkt hat, fort und in eine andere Stelle versetzt ist, auf der er nicht den zehnten Theil des früheren zu leisten in der Lage ist? „Im Interesse des Dienstes" ist es geschehen, wird er uns mit vielsagendem Achselzucken erwidern, sich näher darüber auszusprechen wagt er vielleicht gar nicht mehr „in seinem eigenen Interesse". Aber der Staat, o nein, der Staat verbietet keinem seiner Beamten, denen er jeden Pfennig ihres Einkommens besteuert, eine eigene politische Meinung zu haben und dieselbe auszusprechen, seine Maaßnahmen, die hiergegen zu sprechen scheinen, sind nur allein „Im Interesse des Dienstes" erfolgt.

Wir wissen nun, daß es unter den verschiedenen politischen Parteirichtungen zwei Hauptgruppen giebt, von denen die eine die staatserhaltenden, die andere die staatsfeindlichen umfaßt. Die einzelnen Parteien der ersteren bezwecken, unter welchen Bedingungen mag hier gleichgültig sein, den Staat in der Form und Art, wie er augenblicklich besteht, zu erhalten, die der anderen aber erstreben, auch wieder jede auf ihre Art, eine völlige Aenderung des Bestehenden von Grund auf.

Es ist ja selbstverständlich, daß der Staat keinen Beamten dulden darf, der nach seinen Gesinnungen zu einer Partei gehört, die das bestehende Gemeinwesen, also den Staat selbst, zerstören will, aber wir bestreiten dem Staate wiederum das Recht, königstreue Bürger zu zwingen von den Kundgebungen ihrer politischen Ansichten abzustehen, wenn diese der Regierung entgegenstehen. So lange der Beamte dieselben Pflichten zu erfüllen hat, wie jeder andere Bürger, so lange hat er auch dieselben Rechte und dürfen ihm dieselben nicht geschmälert werden, auch nicht „im Interesse des Dienstes". Ein Beamter aber, der nur die politische Meinung seiner vorgesetzten Behörde haben und äußern darf, der ist politisch rechtlos und einer Puppe gleich.

Ob wir in unserem preußischen Staate bereits so weit sind? Wir glauben, viel fehlt nicht mehr daran.

Es giebt hier nur zwei Möglichkeiten: entweder der Beamte hat die Lasten, Steuern und Pflichten gleich allen anderen Staatsbürgern zu tragen und ist unbeschränkt und frei in seiner politischen Meinung, sofern sie nicht auf den Umsturz des Bestehenden gerichtet ist, oder er ist frei von allen Lasten, Steuern und Pflichten der übrigen Staatsbürger und nimmt den Standpunkt des Soldaten ein, d. h. er ist politisch rechtlos.

Da nun die Eigenschaft des Beamten als Lohnempfänger stets seiner Eigenschaft als Steuerzahler vorangesetzt werden wird, da er allein von dem Staate seinen Unterhalt erhält, der Staat aber nur einen Theil seiner Einnahmen aus den Steuern der Beamten bezieht, so wird es stets in der Hand der Regierung liegen, einen gewissen Druck auf ihre Beamten ausüben zu können, und wird die Möglichkeit, dem Beamten die völlige ungehinderte Aeußerung seiner freien politischen

Meinung zu garantiren, nie zu erlangen sein. Wir wollen uns daher mit der anderen Möglichkeit näher befassen.

Es klingt hart, politisch rechtlos zu sein, und doch sind es tausend und abertausend Personen bereits jetzt schon, sie fühlen sich aber durchaus nicht unbehaglich dabei, es ist ihnen dies eben bereits in Fleisch und Blut übergegangen. Oder hat man bereits gehört, daß der Officier sich beklagt hätte, nicht an dem activen oder passiven Wahlrechte Theil zu haben? Nach den jetzt im deutschen Reiche herrschenden Ansichten ist es nicht denkbar, daß der Soldat auch nebenbei Politiker sein kann, er ist nur Soldat und weiter nichts. Und was für Folgen hat diese Einrichtung gehabt? Ist der Officier, wir wollen nur von dem Berufs-Soldaten sprechen, etwa weniger geachtet, weil er nicht Wähler oder Abgeordneter ist? Sicher nicht. Hat er etwa eine geringere Berufsfreudigkeit oder besitzt er weniger patriotisches Gefühl? Auch das nicht. Im Gegentheil, der Mann, der fern von allem Parteigetriebe steht, sieht nur zu seinem höchsten Vorgesetzten, zum Könige, auf, und was der will, ist allein für ihn maßgebend und gut: er fühlt sich mit ihm eins von Anfang seiner Berufsthätigkeit an. Ist er aber wirklich einmal in der Lage, nicht mehr Hand in Hand mit seinem obersten Herrn gehen zu können, nun, so zieht er des Königs Rock aus und ist dann in die Lage versetzt, seiner entgegengesetzten Meinung Ausdruck geben zu können. Ja, noch etwas Anderes. Für den Officier giebt es keine andere Möglichkeit, als in seinem Beruf sich hervorzuthun, um in höhere Stellen aufzurücken; er ist gezwungen, seine ganze Kraft seinem Berufe zu widmen, und ist dadurch das, was er sein soll, nämlich allein nur Soldat und zwar mit Leib und Seele. Woher kommt es denn, daß wir gerade in den Officierskreisen einen so großen Corpsgeist und eine so rege Berufsfreudigkeit auch unter den schwierigsten Verhältnissen finden? Doch nur allein aus dem Umstande, weil das Interesse und die Arbeitskraft jedes Einzelnen durch nichts abgelenkt wird, er nur für seinen Beruf lebt und ihm alles außerhalb desselben fern steht.

Die steigende Unzufriedenheit in allen Beamtenkreisen, die größtentheils durch die politische Bevormundung hervorgerufen wird, sie wird bald die maßgebenden Körperschaften zwingen, dieser Frage näher zu treten, und wir glauben kaum, daß sie auf eine andere Weise ihre Lösung finden kann.

Die deutschen Gewerbegerichte.

Von J. Sabin.

Die Gewerbeordnung für das deutsche Reich enthielt einen Paragraphen, wonach es den Gemeinden gestattet war, zur Schlichtung gewisser Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern besondere Gewerbegerichte einzusetzen. Eine Anzahl Städte hatte von dieser Befugniß Gebrauch gemacht, und die neue Einrichtung, die hauptsächlich auf billiges, schnelles und sachgemäßes Verfahren abzielte, bewährte sich auf das vorzüglichste. Diese Erfahrung einerseits und Conflicte zwischen Gemeindeverwaltungen mit staatlichen Behörden wegen Genehmigung von Ortsstatuten andererseits legte den Gedanken nahe, durch besonderes Gesetz bestimmte Normen für Gewerbegerichte hinsichtlich ihrer Zuständigkeit und ihres inneren Ausbaues aufzustellen. So kam das Gewerbegerichtsgesetz vom 29. Juli 1890 zu Stande, welches zwar ebenfalls facultativen Charakter trägt, aber doch die Landescentralbehörde ermächtigt, im Bedürfnißfalle die Einsetzung eines Gewerbegerichts anzuordnen.

Mit einer gewissen Begeisterung hatte man die Regelung der Gewerbegerichtsmaterie gefordert, mit einer allzugroßen Nüchternheit ging man an die parlamentarische Berathung des Stoffes. Die Vertreter der Industrie mochten sich mit dem Gedanken nicht gern befreunden, daß ein Gericht geschaffen werde, in dem der Arbeiter neben dem Arbeitgeber als gleichberechtigtes Mitglied das Urtheil finden helfen sollte. Und doch war der Gedanke durchaus kein neuer, weist ihn doch auch die Zunftverfassung auf. Ja, er ist heute um so berechtigter, als auch von Seiten der Unternehmer vielfach über die Unkenntniß der Berufsrichter in bürgerlichen Erwerbsangelegenheiten geklagt wird. Hier aber, wo es galt, auch den Arbeiter als gesellschaftlich wichtigen Factor anzuerkennen, verstummte diese Klage, und man wendete sich mit Schroffheit gegen den neuen Eindringling. Und das Alles, trotzdem eine sachgemäße Rechtsprechung wohl gesichert war: denn der Gerichtshof soll aus einem unparteiischen Beamten als Vorsitzenden und aus der gleichen Anzahl Arbeitgeber und Arbeitnehmer bestehen. Der Grund des Widerstandes war demgemäß nicht in der Furcht vor Parteilichkeit zu suchen. Das Gesetz kam nun mit etwas abgeschwächten, aber doch immer noch wirksamem Inhalt gegen die Stimmen der Linken zu Stande. Die Ablehnung von dieser Seite geschah angeblich, weil nicht alle ihre Forderungen berücksichtigt waren. Es gab aber trotz Allem eine große Anzahl Personen, die mit Enthusiasmus auf das neue Gesetz blickten und von ihm eine neue Aera des Friedens, der Versöhnung erhofften. Man glaubte, das Zusammenwirken von Arbeitern und Unternehmern in praktischen Fragen, die deren beiderseitiges Interesse betrafen, werde die Arbeiter einen Einblick in die schwierigen Verhältnisse der meisten Handwerker und Industriellen gewinnen lassen und diese Einsicht werde sie schließlich von allzu schroffen Forderungen zurückhalten. Man glaubte ferner, die Unternehmer würden durch den tiefen Einblick in die persönlichen Verhältnisse der Arbeiter zu größerem Entgegenkommen veranlaßt werden. Schließlich setzte man große Hoffnungen auf die Thätigkeit des Gewerbegerichts als Einigungsamt, man sah bereits im Geiste die Zeit des socialen streiklosen Friedens vor sich. Doch weder die sanguinischen Hoffnungen, noch die pessimistischen Befürchtungen haben sich erfüllt.

Als am 1. April 1891 das Gesetz in Kraft trat, begannen sofort die Schwierigkeiten. Manche Gemeindeverwaltungen setzten gegen den Wunsch der Interessenten, namentlich der Arbeiter, der Constituirung eines gewerblichen Schiedsgerichts Hindernisse entgegen, und sie mußten theilweise von der obersten Verwaltungsbehörde ihres Staates geradezu gezwungen werden, sich den Wünschen der Arbeiter zu fügen. Das ist bei der Zusammensetzung der Gemeindebehörden auch nicht verwunderlich. Ueberdies hatte der socialen Begeisterung der Jahre 1889 und 1890 ein schwachmüthiges, kurzsichtiges Mißtrauen Platz gemacht. So kam es, daß in den vier Jahren seit Inkrafttreten des Gesetzes nur etwa 200 Gewerbegerichte neu errichtet wurden, während ungefähr 50 schon vorher bestanden hatten. Für die in den Bergwerken des preußischen Fiscus beschäftigten Arbeiter sind in den verschiedenen Theilen des Staates fünf besondere Gerichte eingesetzt worden, außerdem haben wir seit langer Zeit viele Innungsschiedsgerichte, deren Befugnisse das neue Gesetz nicht schmälerte. Wenn Industrielle und Handwerker von dem neuen Schiedsgerichtsinstitut eine Schürung des Interessenkampfes gefürchtet hatten, so erfüllte sich ihre Voraussage in gewissem Sinne. Als es nämlich zu den Wahlen für die Beisitzer kam, rückte die Socialdemokratie mit ihrer wohlorganisirten Agitation in geschlossenen Reihen vor, und in den meisten Städten fiel ihr der Sieg zu. Dieser Kampf und Sieg ist in mehr als einer Beziehung interessant. Die Socialdemokraten gewannen nämlich meistens die Plätze der von den Arbeitern zu wählenden Beisitzer ganz, und das war

durchaus natürlich, denn die nicht-socialdemokratischen Arbeiter hatten damals noch keine feste Organisation; die Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine aber haben ihre frühere Bedeutung ganz eingebüßt und sind von den socialdemokratischen Gewerkschaften um das Vielfache überflügelt worden. Besonders bemerkenswerth aber ist die Eroberung auch der Plätze, welche die Arbeitgeber zu besetzen hatten. Zweierlei trug dazu bei. Erstens die Theilnahmslosigkeit der Arbeitgeber, die sich nur in geringem Procentsatz an der Wahl betheiligten. Wer waren aber Diejenigen, die an den Wahlen theilnahmen? Hauptsächlich Kleinmeister. Es ist ein bedenkliches Zeichen, daß gerade diese den Socialdemokraten zum Siege verhalfen. Denn im Innersten seines Herzens ist der Kleinmeister viel weniger communistisch gesinnt als der große Arbeitgeber; ja er ist im Grunde genommen einer Socialreform zu Gunsten der Gehilfen abgeneigt. Wenn er dennoch auch in nichtpolitischen Fragen socialdemokratisch wählt, und, falls er selbst der Gewählte ist, sich nach außen hin als Socialdemokrat gerirt, so zeugt das von dem gewaltigen Einfluß, den die organisirte Arbeiterschaft erworben hat, von der tiefen Unzufriedenheit der kleinen Arbeitgeber und von der großen Kluft, die sie von den größeren Fabricanten trennt. Diese Thatsachen dürften einen deutlichen Fingerzeig geben für den Weg, den eine Socialreform zu Gunsten des unteren Mittelstandes einschlagen müßte.

Nun würde man vielleicht denken, daß eine solche Zusammensetzung der Gewerbegerichte, wie sie in vielen Städten vorhanden ist, eine parteiische Rechtsprechung zur Folge habe. Nach dem Urtheil aller sachkundigen, uninteressirten Personen ist das aber keineswegs der Fall, und es wird von vielen Vorsitzenden der Gewerbegerichte, die ja in der Regel aus dem Beamtenstande genommen werden, versichert, daß gerade die socialdemokratischen Beisitzer sich gewissermaßen einer ostentativen Unparteilichkeit befleißigen und leichtfertige Klagen, die bei dem billigen und bequemen Proceßverfahren natürlich nicht selten vorkommen, energisch zurückweisen. Wie bezüglich der Schürung des Interessenkampfes so haben auch die dem Gesetz Widerstrebenden Recht gehabt, wenn sie vermutheten, daß eine große Zahl von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zum Austrag kommen würde. Diese Voraussage war aber sehr leicht. Denn bislang konnte der Arbeiter wegen des langwierigen und kostspieligen Verfahrens vor den ordentlichen Gerichten nur in seltenen Fällen einen Proceß anstrengen. Die neue Einrichtung hat sich durchaus bewährt und vielen Nutzen gestiftet, wozu nicht bloß die gemeinsame Thätigkeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, sondern in vielleicht noch höherem Maße der unparteiischen, social-politisch geschulten Vorsitzenden beitrug. In sehr vielen Fällen verstehen sie es mit feinem Tact und kluger Einsicht, den Streit durch friedlichen Vergleich zu beendigen.

Einige Zahlenangaben werden hier nicht ohne Interesse sein. Bei den neun württembergischen Gewerbegerichten wurden 1892 1480 Klagen erhoben, davon 160 von Arbeitgebern gegen Arbeiter und 1320 von Arbeitern gegen Arbeitgeber. Davon wurden erledigt durch Urtheil 408, durch Vergleich 711, durch Rücknahme und auf andere Weise 293. Im Jahre 1893 wurden daselbst 1751 Klagen anhängig gemacht, darunter 154 von Arbeitgebern. Es wurden erledigt durch Urtheil 527, durch Vergleich 749, durch Rücknahme 417. Nur in 311 Fällen dauerte das Verfahren länger als eine Woche, und das Streitobject betrug in 1600 Fällen 50 Mark und darunter. — In Berlin wurden von April 1893 bis ebendahin 1894 13900 Klagen angebracht, wovon 12947 für die Rechtsprechung verblieben; von Arbeitgebern rührten nur 356 Klagen her. Erledigt wurden durch Vergleich 4775, durch Zurücknahme 1512, durch Versäumnißurtheil 1819, durch andere Endurtheile 2629. — Das Gewerbegericht zu Frankfurt a. M. hatte 1893/94 über 1795 Klagen zu verhandeln — 26 stammten von Arbeitgebern —, von denen 925 durch Vergleich, 690 durch Urtheil erledigt wurden. Das Verfahren war hier sehr rasch, nur in 486 Fällen dauerte es länger als acht Tage. — In Hamburg kamen 1894 Klagen von Arbeitgebern 63, von Arbeitnehmern 2526, von denen 1266 mit einem Vergleich abschlossen. — In ganz Deutschland wurden 1893 bei 217 Gewerbegerichten etwa 37500 Klagen erhoben, von denen bei 14865 ein Vergleich zu Stande kam, während 6346 in der Verhandlung zurückgenommen wurden.

Die hier vorgeführten Zahlen, die leicht durch das Beispiel aller anderen Gewerbegerichte vermehrt werden könnten, beweisen zweierlei: die hohe Einsicht und Geschicklichkeit der Vorsitzenden, denen die Vergleiche und Zurücknahmen in erster Linie zu verdanken sind, und andererseits die Unparteilichkeit auch da, wo Socialdemokraten Beisitzer sind. Muß dies aber anerkannt werden, und Beweise für das Gegentheil sind bisher von Niemandem erbracht worden, so erscheint der heute verdoppelte Widerstand und Widerwille der Unternehmer gegen die Gewerbegerichte beinahe verwunderlich. Da sachlich gegen das Institut nichts vorgebracht werden kann, so versucht man auf Umwegen, seine Wirksamkeit lahmzulegen. Man bestürmt nämlich die Regierungen in Anträgen und Petitionen, die Berufung an die ordentlichen Gerichte gegen alle Urtheile der Gewerbegerichte zuzulassen, während bisher die Berufung nur bei einem 100 Mark übersteigenden Betrage stattfinden konnte. Gäbe man diesem Ansinnen nach, so würden die Gewerbegerichte jeden Werth verlieren. Denn man braucht nicht socialdemokratisch zu sein, um doch zu wissen und zu glauben, daß recht viele Unternehmer grundsätzlich gegen die Urtheile der Gewerbegerichte appelliren würden. Unsere Richter aber, so hoch man ihre Unparteilichkeit, ihre klare Logik und ihren Scharfsinn schätzen mag, können sich doch nur schwer in die ganz besondere Art der gewerblichen Verhältnisse hineinfinden, zumal hier immer mehr neue Formen entstehen, die sich nicht aus einem hergebrachten juristischen Satze deuten lassen. Ihr Urtheil wird daher häufig abstract sehr gerecht, concret jedoch ungerecht erscheinen. Das bereits vorhandene Mißtrauen gegen die berufliche Rechtsprechung fände dadurch in weiten Kreisen des Volkes reichliche Nahrung. Dazu kommt noch die Erwägung, daß bei Einführung der Berufung der Gedanke, daß sich durch die Thätigkeit der Gewerbegerichte eine constante Rechtsspruchpraxis herausbilden soll, völlig in den Hintergrund träte. Die Streitigkeiten, welche sich aus dem modernen Arbeitsvertrage ergeben, lassen sich nicht aus den gegenwärtig geltenden Rechtssätzen heraus entscheiden, wenn man den Dingen nicht geradezu Gewalt anthun will. Aus dem praktischen Gebrauch heraus, aus der Fülle des realen Lebens muß sich eine neue fruchtreiche Theorie des modernen Arbeiterrechts entwickeln. Für den einseitig romanistisch geschulten Juristen mag der Streit zweier Contrahenten über Lieferung einer Waare unter denselben Gesichtspunkt fallen wie der Streit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer über den Arbeitsvertrag und dessen gegenseitige Erfüllung. Aber dem Rechtsempfinden des Volkes entspricht das nicht; dieses verlangt mit Recht eine scharfe Unterscheidung zwischen Personen und Sachen. Wie wenig das Proceßverfahren in bürgerlichen Streitsachen heute wie schon vor zweihundert Jahren dem Rechtsbewußtsein des Volkes entspricht, beweist wohl am besten der Gebrauch der Redensart: einen Proceß verspielen oder gewinnen. In den Petitionen der Arbeitgeber wird darauf hingewiesen, daß Processe über Objecte unter 100 Mark, die ja neun Zehntel aller Streitigkeiten darstellen, ebenfalls von principieller Tragweite seien. Doch ist für die Berechtigung der Klage, daß die Gewerbegerichte in ihrer heutigen Zusammensetzung diese „principielle Tragweite" nicht zu erfassen vermögen, ein thatsächlicher, zwingender Beweis nicht erbracht worden.

Den Gewerbegerichten ist im Gesetze außer der Rechtsprechung noch eine andere sehr wichtige sociale Aufgabe zu-

gedacht worden: als Einigungsamt zu wirken. Aber trotz der zahlreichen und großen Ausstände der letzten Jahre ist das Gewerbegericht leider nie angerufen worden. Nur hie und da haben die Vorsitzenden aus eigenem Antrieb die Schlichtung eines Massenstreiks versucht. So ist die Beilegung des Berliner Bierboycotts nicht zum wenigsten den Bemühungen eines Gewerbegerichtsvorsitzenden zu verdanken. Welches Vertrauens und Ansehens die Gewerbegerichte bei der Regierung sich erfreuen, beweist die häufige Einforderung von Gutachten in Fragen des Arbeiterschutzes, namentlich in Bezug auf die Sonntagsruhe in der Industrie. Seit etwa zwei Jahren haben sich eine Reihe der bedeutenderen Gewerbegerichte zu einem Verbande zusammengeschlossen, um ihre Erfahrungen gegenseitig auszutauschen. Dieser Verband dürfte ein geeigneter Boden sein, aus dem in Zukunft die Rechtspraxis und Rechtstheorie des modernen Gewerbewesens in seinen Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern herauswachsen wird. —

Die Verstaatlichung der Privat-Kliniken.

Von A. Gemberg.

Von verschiedenen Gesichtspunkten aus sind in letzter Zeit Vorschläge gemacht, um die Irren- und Nervenheil-Anstalten zu verstaatlichen. Damit würde gewiß einem dringend empfundenen Bedürfnisse abgeholfen werden. Weßhalb soll man aber bei den Irren-Anstalten stehen bleiben und den glücklichen Gedanken der Verstaatlichung nicht auf andere Privat-Heilanstalten ausdehnen? Die Mißstände, die in den jetzigen Verhältnissen liegen, treten vielleicht gerade bei den Irren-Anstalten am meisten hervor, sind da dem ferner Stehenden am begreiflichsten, aber deßhalb sind sie bei den anderen Anstalten durchaus nicht geringer.

Der deutsche Reichstag hat sich kürzlich mit der Frage der Concessions-Ertheilung für Privat-Heilanstalten beschäftigt. Leider ist bei dieser Gelegenheit von keiner Seite der Vorschlag gemacht, diese Concession überhaupt zu versagen und die ganze Sache dem Privat-Erwerbe zu entziehen. Sollte es jemals dahin kommen, daß der Leiter einer jeden Heilanstalt ein staatlich besoldeter Sanitätsbeamter ist, und daß jeder Leidende, seinen Verhältnissen entsprechend, zu einem festen Preise Unterkommen und Hülfe in einer derartigen Anstalt finden könnte, so würde das einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete der Volks-Gesundheitspflege und -Erhaltung bedeuten. Viel Kummer und Sorge würde damit aus den Familien, in denen ein Krankheitsfall eingetreten ist, verschwinden. — — Der ärztliche Stand würde durch diese Maßregel jedenfalls an Ehre und Ansehen in den Augen des Publikums gewinnen, denn man klagt jetzt vielfach mit Recht, ebenso oft aber mit Unrecht, über die Geldschneiderei in den Privatkliniken vieler Aerzte.

Wenn aus den untersten Volksschichten bei Leuten, die sich nicht zu schenen brauchen, offen und vor aller Welt als „Arme" zu erscheinen, Jemand krank wird, so ist bei dem vortrefflichen Zustande aller unserer humanitären Einrichtungen im Allgemeinen für ein solches Individuum gesorgt. Es giebt überall Krankenhäuser, Poliklinieen, Diakonissen- und Ordenshäuser, in denen Kranke aus dem Volke Unterkommen, Pflege und ärztliche Behandlung zu einem festen und sehr niedrigen Preise finden. Durchschnittlich sind die Pflegegelder, die von solchen Anstalten erhoben werden in Deutschland, speciell in Preußen, auf 1 Mk. 50 Pfg. für den Tag festgesetzt. Wo für einen Kranken dieser Preis noch zu hoch erscheint, treten allerlei Cassen, Vereine und, in außerordentlich großem Umfange, die öffentliche und private Wohlthätigkeit helfend heran. Es giebt in den meisten Krankenhäusern Freistellen. Ueberdies ist die Armen- und Gemeinde-Pflege bis in die kleinsten Ortschaften so großartig organisirt, daß es als eine Ausnahme bezeichnet werden kann, wenn ein unbemittelter Kranker, der sich an die richtige Stelle wendet, nicht Aufnahme in einer Anstalt, sorgsame Pflege und ärztliche Hülfe findet. Zu diesen großen Errungenschaften kommt in der letzten Zeit noch das Streben hinzu, auch für die Genesenden zu sorgen und neben den allgemeinen Krankenhäusern noch Anstalten zu gründen, an denen Special-Aerzte die Behandlung ganz bestimmter Leiden übernehmen.

Das Werthvollste an diesem ganzen, wundervoll organisirten Krankenhaus-Wesen aber ist die Thatsache, daß mit dem täglichen Verpflegungssatze, der überall zu zahlen ist, die sämmtlichen Unkosten der Krankheit gedeckt sind. Der Vater, der beispielsweise sein Kind für den Pflegesatz von 1 Mk. 50 Pfg. einem Diakonissenhause oder einer Klinik übergiebt, weiß, wie viel er monatlich für diesen Zweck aufzubringen hat, und kann sich danach einrichten. Er braucht nicht zu befürchten, daß eine Doctor- oder Apotheker-Rechnung von nicht genau vorher zu bestimmender Höhe ihn eines Tages in Noth und Verlegenheit bringen wird.

Wie viel ungünstiger, wie viel verdrießlicher, ja geradezu unglücklicher liegen, dieser sicheren, fast idealen Hülfe für das Volk gegenüber, dieselben Verhältnisse für den Mittelstand! Dieser ist auf die Privatkliniken angewiesen. Der Inhaber einer Privatklinik übt aber ein freies Gewerbe aus. Der drängendsten Noth gegenüber herrscht hier das Verhältniß von Angebot und Nachfrage. Die Concurrenz, die Uebertheuerung und zuweilen die äußerste Unzulänglichkeit verschärft hier dem Kranken und seinen Angehörigen noch das Leid, das ohnehin mit der Krankheit über das Haus hereingebrochen ist.

Familien, die eine Jahreseinnahme von vier bis achttausend Mark besitzen, haben nicht das Recht, von den Wohlthaten der öffentlichen Kranken-Anstalten Gebrauch zu machen, sondern sind in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle auf die Privat-Kliniken angewiesen. Wenn die Frau eines Arbeiters sich ohne Bedenken zu 1 Mk. 50 Pfg. pro Tag in eine Frauen-Klinik aufnehmen läßt, so wird die Frau eines Beamten, eines jüngeren Officiers, eines kleineren Geschäftsmannes, vielleicht unter großen Leiden, sich mit derselben Krankheit Jahre lang zu Hause herumquälen, weil ihre Mittel ihr nicht gestatten, die chirurgische Hülfe eines Specialarztes in einer Privatklinik zu benutzen, die der Arbeiterfrau in einer öffentlichen Klinik ohne Weiteres zur Verfügung steht.

Gerade auf dem Gebiete der chirurgischen Hülfeleistung liegt der größte Mißstand, der den Privat-Kliniken anhängt. Der Pensionspreis in einer solchen Anstalt beträgt zuweilen, ausschließlich seltener, einschließlich der regelmäßigen ärztlichen Behandlung, zwei- bis dreihundert Mark monatlich. Wenn das auch für Familien mit mittlerem Einkommen sehr schwer zu erschwingen ist, so ließe sich doch nichts dagegen sagen, wenn das dann wenigstens Alles wäre, was zu bezahlen ist.

Leider aber ist das nicht der Fall. An allen Privatheilanstalten müssen sämmtliche Operationen besonders bezahlt werden. Nun liegt es vollkommen in der Hand des Arztes seinen Kranken zu „taxiren". Es giebt billige und theure Operateure, es giebt Größen mit berühmten Namen, die eine Operation sehr billig berechnen, wenn sie wissen, daß ein armer Hauptmann, ein Pastor, ein Schriftsteller, ein Beamter mit vielen Kindern, oder sonst eine vom Glücke etwas dürftig bedachte Existenz durch eine große Forderung schwer getroffen werden würde.

Andere Berühmtheiten geniren sich nicht, Tausende für eine Operation zu fordern, die vielleicht eine Stunde gedauert hat. Es ist eben eine nicht in Geld zu übersetzende Leistung, sie läßt sich so wenig taxiren wie der Werth des Lebens, der

Gesundheit selbst. Jedenfalls ist es aber ein beschämendes, peinliches, drückendes Gefühl für einen gebildeten Kranken, oder dessen Angehörige, sich sagen zu müssen, daß der Operateur mit Rücksicht auf seine Verhältnisse von ihm weniger gefordert hat, wie er sonst zu nehmen pflegt. Die Kranken in einem Hause erzählen sich oft unter einander, wie viel der Professor für dieselbe Operation von dem Einen und von dem Anderen gefordert hat.

Oft lassen auch die Herren in ihren Privatkliniken operative Eingriffe durch ihre Assistenten ausführen. Dagegen in der Universitäts-Klinik, wo der Kranke für die Operation gar nichts bezahlt, operirt der berühmte Mann selbst. Allerdings thut er es da in Gegenwart von Studenten oder jungen Aerzten. Es giebt aber manchen Familienvater, der gern eine Operation, bei welcher er ja doch narkotisirt ist, an sich vor Zeugen vornehmen lassen würde, wenn er damit die fünf-, achthundert oder wie viel Mark, die es nun in der Privatklinik kosten wird, seiner Familie zuwenden und die Ausgabe sparen könnte.

Am peinlichsten ist es für das leidende Publikum, daß man sich vorher gar keinen Ueberschlag der Kosten machen kann. Wer in eine Privat-Klinik geht, namentlich wenn das Leiden voraussichtlich wiederholte chirurgische Eingriffe erfordern wird, kann auch nicht annähernd berechnen, wie viel das kosten wird. Unter diesen Umständen ist es gewiß sehr erklärlich, daß das Volk, dem alle Fortschritte der Wissenschaft zu den günstigsten Bedingungen zur Verfügung stehen, von den Kliniken und anderen Anstalten reichlich Gebrauch macht, während der Mittelstand sich nach dieser Wohlthat bis jetzt vergeblich sehnt.

Die Polikliniken aller Universitäten sind so überfüllt, daß schon damit der Beweis gegeben ist, wie dringend das Bedürfniß nach special-ärztlicher Behandlung, nach unentgeltlichen Operationen und billiger Verpflegung in den betreffenden Kreisen der Bevölkerung ist. Nun wird Niemand die Forderung aufstellen wollen, daß etwa für den Mittelstand das Recht freigegeben werden sollte, ganz einfach von den, für andere Kreise berechneten, vorhandenen Einrichtungen für sich Gebrauch zu machen. Das würde Unzuträglichkeiten für die Kranken sowohl, wie für die Aerzte und das Personal der Anstalten haben. Außerdem hat ein Kranker, der 300 Mk. im Monat bezahlen kann und will, doch schließlich auch etwas höhere Ansprüche an Comfort und Verpflegung zu stellen, wie der, welcher nur etwa 40—50 Mk. monatlich zahlt. Die Universitätskliniken kommen diesem dringenden Bedürfniß des Publikums entgegen, indem sie einige Zimmer erster und zweiter Classe an Kranke aus besseren Ständen abgeben. Wenn ein Kranker das Glück hat, unter diesen Bedingungen Aufnahme zu finden, so hat er das Ziel erreicht, dem die ganze Privat-Krankenpflege entgegengeführt werden müßte.

Für einen Pflegesatz von 6—10 Mk. täglich gewähren die Universitätskliniken ärztliche Behandlung, Wohnung, Kost und geschulte Krankenpflege, ohne daß Operationen besonders bezahlt werden.

Beiläufig sei hier noch erwähnt, daß in den, nicht nur Millionären zugänglichen, billigeren Privat-Kliniken oft gar keine geschulte Krankenpflegerin zu finden ist, sondern daß die Kranken hier von gewöhnlichen Dienstboten bedient werden. In den Universitätskliniken genießt also der mäßig bemittelte Patient auch diesen Vorzug der besseren Pflege. Stellt sich aber ein Kranker dem leitenden Arzt einer Klinik mit der Bitte vor, zu den Pflegesätzen der ersten oder zweiten Classe Aufnahme zu finden, so wird von 100 Fällen neunzig Mal der Professor antworten müssen, daß die wenigen verfügbaren Zimmer schon auf Wochen hinaus vergeben seien und — — er wird den Kranken auffordern, in seine Privatklinik zu kommen. Ist das dem Betreffenden zu theuer, so miethet er sich vielleicht irgendwo ein und begnügt sich mit der Sprechstunden-Behandlung. Es muß da täglich Stunden lang antichambriren, und von irgend welcher Pflege und Behaglichkeit, die doch gerade dem kranken Menschen ein Bedürfniß ist, kann oft Monate lang keine Rede sein.

Mancher geht auch in ein Diakonissenhaus, wo er doch wenigstens gute Pflege hat, namentlich bettlägerige Kranke sind ja dazu gezwungen. Aber auch im Diakonissen-Hause, wo wohl feste Tages-Preise für Aufenthalt und Pflege sind, ist eine unsicher drohende Rechnung des Arztes die drückende, quälende Perspective. Oft bleibt nach der Bezahlung dieser Rechnung nichts mehr übrig für eine Erholungsreise, oder für sonst eine Erleichterung, die man sich für die Reconvalescenz gehofft hatte, schaffen zu können. Muß es nicht dem Ansehen des ärztlichen Standes schaden, wenn das Publikum sich davon erzählt, was für Uebertheuerungen in dieser oder jener Privat-Klinik vorkommen, und wie hier oft den hygienischen Ansprüchen weniger genügt wird, als in dem ersten besten städtischen Krankenhause?

Ein wie kaufmännisches Princip viele dieser Anstalten charakterisirt, geht schon daraus hervor, daß es gar nichts Ungewöhnliches ist, wenn die Kranken sich ihren Wein bei dem Oekonomen der Anstalt kaufen müssen, weil der Aufnahme-Paragraph ihnen verbietet, sich Wein mitzubringen. Ebenso ist es mit der Bedienung. Nach Operationen müssen die Kranken sich in den meisten Privatkliniken eine besondere Pflegerin halten, jede Nachtwache besonders bezahlen, und außerdem wird ihnen noch ein Betrag für die Bedienung im Hause angerechnet. Da gute Pflegerinnen theuer und schwer zu haben sind, so sehen sich weniger bemittelte Kranke oft genöthigt, zu ihrer Pflege jemanden von ihrer Verwandtschaft heranzuziehen. Aber auch das ist nur eine geringe Ersparniß, denn für die Begleitung wird in der Privatklinik auch wieder ein Pensionspreis gefordert, der oft an die Preise der theuersten Hotels erinnert.

Wie viel besser ist also auch hinsichtlich der Pflege derjenige Kranke daran, der zufällig in einer Universitätsklinik ein Zimmer erster Classe erhielt und von dem vorzüglich geschulten Personal dieser Anstalten bedient wird! Ob nun die Inhaber von Privatkliniken eine unangenehme Concurrenz in diesen ersten und zweiten Classezimmern der Kliniken sehen, oder ob thatsächlich die Nachfrage so viel hundert Mal größer ist als die geringe Anzahl derartiger Stellen — genug, es ist leider feststehend, daß es zu den größten Seltenheiten gehört, wenn es Jemand gelingt, in den Genuß dieser Vergünstigung zu gelangen. Die enorme Nachfrage könnte den Leitern der Universitätskliniken nun eigentlich wohl als Beweis dafür dienen, ein wie dringendes Bedürfniß des Mittelstandes diese Krankenzimmer mit festen Preisen sind, leider findet aber dem Publikum gegenüber nicht nur kein Entgegenkommen statt, sondern die meisten Gesuche werden ganz rücksichtslos abgewiesen. Darin liegt sogar ein gewisses Princip. Augen-, Ohren- und Kehlkopfkranke werden beispielsweise an keiner preußischen Universitäts-Klinik unter der Vergünstigung des ersten Classen-Preises aufgenommen. Gerade diese Kranken werden aber dadurch sehr empfindlich getroffen, denn ihre Leiden erfordern oft in längeren oder kürzeren Zwischenräumen eine ganze Reihe von größeren oder kleineren Operationen. Die zu erwartende ärztliche Rechnung ist also nicht leicht zu taxiren. Außerdem sind gerade diese Krankheiten meistens sehr langwierig. Thatsächlich greifen auch gerade diese Kranken am häufigsten zu dem verzweiflungsvollen Auswege der Sprechstunden-Behandlung.

Nun fragt es sich, ob es, den dem Volke dienenden Wohlfahrtseinrichtungen unserer Zeit gegenüber, noch ferner berechtigt ist, daß das Unglück und die Krankheitsnoth des Mittelstandes so wenig Berücksichtigung und Abhülfe findet. Diese Einrichtung der Privat-Kliniken, die, richtig organisirt, zum Segen der leidenden Menschheit werden könnte, wird jetzt ängstlich gemieden, oft auf Kosten von Gesundheit und Leben, weil sie dazu mißbraucht wird, einer kleinen Anzahl

beliebter Aerzte geradezu als kaufmännische Speculation zu dienen. In einigen, von der Mode begünstigten, Kurorten giebt es Privat-Frauen-Kliniken und Nervenheilanstalten, die für ihre Inhaber zu Goldgruben geworden sind. In Paris haben sich mehrere Aerzte, deren Privatkliniken Mode sind, Millionen erworben, in Wiesbaden und einigen anderen Orten sind wir auch nicht mehr weit von diesen Zuständen entfernt.

Schließlich giebt es aber eine ganze Anzahl reicher Patienten, die es genau wissen, daß sie jeden Schnitt ihres Operateurs mit einem Tausendmarkschein zudecken müssen. Sie gehen trotzdem in diese Mode-Anstalten, und man kann es daher auch den Aerzten, die ja doch ein freies Gewerbe ausüben, nicht übel nehmen, wenn sie diesen Erwerb, der sich ihnen darbietet, ausnutzen. Auf der anderen Seite aber erscheint es als eine berechtigte Forderung an die Humanität unserer Zeit, daß auch für das Krankenhauswesen, so weit es dem Mittelstande dienen soll, endlich einmal etwas geschieht.

Zwei Forderungen wären da aufzustellen. Die erste ist eine erhebliche Vermehrung der Krankenzimmer für Patienten erster und zweiter Classe an den Universitätskliniken, namentlich auch für Specialfälle, wie Nerven-, Augen-, Ohren-, Hals- und Frauenleiden. Eine solche Vermehrung würde ein großer Segen sein, kann indessen, der großen Zahl der in Frage kommenden Patienten gegenüber, nicht dem Wohle einer ganzen großen Bevölkerungsschicht dienen. Eine wirklich durchgreifende Wohlthat für den leidenden Mittelstand kann nur die zweite Forderung: eine Verstaatlichung der Privat-Kliniken bringen. Es müssen Anstalten geschaffen werden, in denen Kranke, für einen Pflegesatz von 5—10 Mark täglich, dieselben Vortheile genießen, wie die Unbemittelten in den öffentlichen Krankenhäusern. Der Kranke und seine Familie muß aber nicht die Empfindung haben, daß der Arzt oder die Pflegerin ihm mit dieser Preisermäßigung etwas schenkt, sondern er muß die beruhigende Gewißheit haben, daß Alles ehrlich bezahlt ist. Die Angehörigen zu Hause dürfen nicht länger vor der Eventualität zittern, daß eine etwa nöthig werdende Operation plötzlich die Kosten der Krankheit verdoppelt oder verdreifacht, sondern die ganze Familie muß sich bei dem Entschluß, einen Angehörigen der Klinik anzuvertrauen, darüber klar sein, wie hoch sich bei einer doch annähernd zu berechnenden Dauer des Aufenthaltes, die Kosten desselben stellen werden.

Nun ist es wahrscheinlich, daß derartige Anstalten sich rentiren würden, daß der Staat also Nichts verlieren oder zusetzen würde, wenn er Aerzte besoldete, Diakonissen einstellte, hübsche, geeignete Häuser und Gärten erwürbe, die Hauswirthschaft und Küche jeder derartigen Anstalt in die Hände geeigneter Angestellten legte, kurz, die jetzt bestehenden Privat-Kliniken übernähme. Es würde sich rentiren, wenn die Kranken, je nach ihren Ansprüchen an Wohnung und Kost 5—10 Mark täglich zu bezahlen hätten. Aber selbst, wenn es sich nicht gleich rentirte, selbst wenn das Reich ein kleines Opfer bringen müßte, so muß die Forderung nach Verstaatlichung der Privat-Kliniken doch aufrecht erhalten werden, denn auch der Mittelstand erfüllt seine Bürgerpflichten und hat das Recht, eine Erleichterung zu verlangen, die von den ohnehin trüben Zeiten körperlichen Erkrankens wenigstens die Sorge hinwegnimmt, die der Gebrauch einer Institution mit sich bringt, die so, wie sie jetzt ist, wohl dem Erwerbe dient, nicht aber der Nächstenliebe. Ein Nachtheil würde gewiß Niemand aus der Verstaatlichung der Privatkliniken erwachsen. Das Publikum, das unter der jetzigen Einrichtung schmerzlich leidet, würde die Veränderung freudig begrüßen, und mancher strebsame junge Arzt, der jetzt sorgenvoll auf Patienten wartet, würde gern eine fest besoldete Stelle an einer derartigen Anstalt annehmen, namentlich wenn das damit verbundene Einkommen auch pensionsberechtigt wäre.

Literatur und Kunst.

Die Leidensgeschichte des Malers Diefenbach.

Von Max Kretzer.

Wer hätte nicht bereits vom Maler Diefenbach gehört, als von einem „sonderbaren Heiligen, der in alttestamentarischer Gewandung einherlaufe, seine Leibessprossen zu „Sonnenkindern“ erziehe, sich und die Seinen nur von Obst ernähre und im Allgemeinen vor der Ordnung dieser Welt so wenig Respect empfinde, daß er aus dem Conflict mit der Obrigkeit nicht herauskomme? Die Kunde von seinen Sonderbarkeiten ist weit über die engeren Grenzen seines Adoptivvaterlandes Bayern gedrungen. In München, das er von seiner Bergklause Höllriegelsgreut aus nur aufsuchte, um nothgedrungen geschäftliche Dinge zu erledigen, war er Jahre lang eine stadtbekannte Figur, die den wohlfeilen Spott und den beißenden Hohn derjenigen herausforderte, die ihn nicht begriffen und nicht verstanden. Der „Kohlrabi-Apostel“ war in Aller Munde. Es war noch die harmloseste Bezeichnung, die der Volkswitz ihm in Bezug auf seine vegetarische Neigung angehängt hatte; die schlimmere war die eines „Cynikers“, „Asketen“, „Schwindlers“, eines „Narren“, eines „Verrückten“, den man aus „Gründen sittlicher Natur“ der nächsten Irrenanstalt überweisen müsse.

Er aber, dem das alles galt, blieb der Weise, der das Sein über den Schein stellt. Hic Rhodus, hic salta, dachte er, bekümmerte sich nicht um die verletzenden Zurufe der Gaffer, sondern schritt barhäuptig wie immer, angethan mit Sandalen und härenem Gewande, in der einen Hand den Landsonnenschirm, an der anderen seinen hübschen Sohn Helios, fürbaß seines Weges weiter. Und allmälig imponirte der blöden Menge dieser philosophische Gleichmuth, schämte sie sich ihrer rohen Gewaltacte einem friedfertigen, harmlosen Mann gegenüber, der weiter nichts verlangte, als Duldsamkeit für seine Lebensauffassung. Auf Verständniß dafür hatte er längst verzichtet. So ging man denn in sich, und fühlte sich schließlich gehoben, wenn man die Neugierde eines Fremden mit den Worten befriedigen konnte: „Dös is der Diefenbach.“

Man konnte den braven Münchenern ihren anfänglichen Aerger auch nicht übel nehmen. Lief da ein Kerl herum, der nicht rauchte, nicht soff, sich niemals nach dem „Heurigen“ erkundigte, die „Thierleichen“ verschmähte und bei alledem ein tief-religiöses Gefühl zeigte, das an die ursprüngliche Naivetät der alten Apostel erinnerte. Und das Schlimmste war: dieser Kerl konnte Etwas. Er malte ganz vortreffliche Bilder; „allerdings“ Bilder mit Gedanken: — große symbolische Darstellungen, die eine Verquickung seines jeweiligen Seelenzustandes und seiner Moralphilosophie mit der christlichen Lehre bildeten. Rousseau wollte aus Christen Menschen machen; Diefenbach wollte sich den Menschen mittheilsam machen, um ihnen das Verständniß für seine Natur abzuringen. Da er gleich Jenem den überzeugenden Stil eines philosophischen Schriftstellers nicht besaß, so beschränkte er sich auf die Malerei als Ausdrucksmittel für seine Gedankenwelt.

Diese einfache Thatsache muß allen denen klar werden, die des Meisters soeben erschienenes Buch: „Ein Beitrag zur Geschichte der zeitgenössischen Kunstpflege“ (Wien, im Selbstverlage des Verfassers) zur Hand nehmen und sich mit Hingebung in die seltsamen Enthüllungen des merkwürdigen Mannes vertiefen. Ich sage: Enthüllungen; denn aus dem Untertitel: „Mein Verhältniß zu dem Oesterreichischen Kunstverein in Wien. Zur Rettung meiner mir entwundenen und zur executiven Feilbietung ausgeschriebenen Gemälde“, geht der eigentliche Zweck der Veröffentlichung hervor. Und wiederum auch nicht! Eine einfache Brochüre

zur Wahrnehmung seines guten Rechtes wollte Karl Wilhelm Diefenbach schreiben, und ein beinahe 300 Seiten umfassendes Werk reifte allmälig in seiner bedrängten Seele, bis er, fast erdrückt von Kummer und Sorgen, es seinen Feinden als gewaltige Anklageschrift entgegenschleudern durfte.

Es ist eins der persönlichsten Bücher, die jemals geschrieben worden sind — eine jener seltenen Schriften, deren Inhalt sich völlig mit der Person des Verfassers decken und die Character- und Lebensauffassung ihres Autors klar und durchsichtig wie Krystall erscheinen lassen. Nur starke, ausgeprägte Individualitäten vermögen sie zu schreiben, mit dem Muthe jener innersten Ueberzeugung, die die Wunden am eigenen Körper bloßlegt, um den ganzen Menschen zu geben. Das Buch beginnt mit einem persönlichen Glaubensbekenntniß und der Schilderung alles dessen, was Diefenbach seiner „Naturlehre“ wegen von Polizei und Gericht erdulden mußte. Der Gensdarm wachte über seine „Sittlichkeit“. Als Diefenbach im verlassenen Steinbruch „Höllriegelsgreut“ in absolnter Einsamkeit seinen damals neun Monate alten jüngsten Knaben einem „Sonnenbad“ aussetzte, (natürlich in adamitischem Costum), weil er den beständigen Aufenthalt des schwächlichen Kindes in Luft und Licht für dessen Gesundheit am vortheilhaftesten hielt (und die Erfahrung gab ihm Recht), wurde er zu drei Wochen Gefängniß verurtheilt wegen „Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit“. Bei der dritten Gerichtsverhandlung erst gelang es ihm, seine Freisprechung zu erzielen. Ein Jahr später wurde er zu sechs Wochen Gefängniß verurtheilt, weil auf seine Anordnung sein damals achtjähriger Helios mit einem achtzehnjährigen Schüler vor dem Hause gymnastische Uebungen und künstlerische Studien zu dem Kinderfestzuge „Per aspera ad astra“ machten — einem Fries, der später die Bewunderung aller wahren Kunstfreunde hervorrief. Niemand beobachtete die nackten Leiber, nur der Gensdarm, der um das einsame Haus schlich und die Anzeige erstattete. In den Urtheilen wird Diefenbach mit den verletzendsten Ausdrücken belegt. Es wird von einem „Schweineleben“, „grober Sinnlichkeit“ und „unsittlichen Excessen“ gesprochen. Man muß sich unwirkürlich an die Stirn fassen und jenes altgriechischen Gymnasiums zu Elis gedenken, in dem die blühenden Leiber der Hellenen in keuscher Ungebundenheit zu den olympischen Spielen sich vorbereiteten, die das Entzücken eines Phidias bildeten.

Gegen diese brutale Verkennung seiner durchaus naivsittlichen Anschauung war Diefenbach machtlos. Mürbe geworden durch Krankheit, eingeschüchtert durch die Last der Armuth, die nicht von ihm wich, war er schon zufrieden, als man Gnade für Recht ergehen ließ und in Anbetracht seiner „krankhaften Geistesverfassung“ die Gefängnißstrafe „milderungshalber“ in eine Geldstrafe umwandelte. Aber die Urtheilsbegründung des Gerichts blieb auf ihm sitzen. Fortan war seine „Sittlichkeit“ gerichtet, galt er als ein Individuum, vor dem man am besten drei Kreuze machen müsse. Sein Krieg mit der Gesellschaft wurde immer heftiger und gestaltete sich schließlich zu einem Kampfe der Verzweiflung für ihn. Es war der Trotz der Individualität gegen die Herdenmoral, der ihn verbitterte und seelisch tief unglücklich machte. Durch partheiische Ränke mitten im Winter aus seinem Heim im einsamen Steinbruch vertrieben, mit dem Gefühl halben Siechthums in seinen Gliedern, angefeindet von seinem von ihm getrennt lebenden Weibe, das nur den Mann der Versorgung in ihm erblickt hatte, nicht aber den Geistesschöpfer, der nach Verständniß lechzte, von Kummer erfüllt um das Wohl seiner Kinder, die er zärtlich liebte, seelisch niedergedrückt durch das Urtheil seiner Widersacher, die in ihm den unproductiven Tagedieb schmähten — raffte er seine letzte Energie zusammen, um sich ein neues Heim zu gründen. Und es gelang ihm.

In der Nähe von Wolfrathshausen, sieben Wegsstunden von München entfernt, erwarb er ein kleines Bauernanwesen, das er sich unter den erschwerendsten Umständen zu einem bescheidenen Künstlerheim umgestalten ließ. Auf's Neue aber hatte er unter seinen Widersachern zu leiden, deren Endurtheil über ihn immer dasselbe blieb: er könne nichts leisten und sein einziges Bestreben sei, die ihm erwiesenen Wohlthaten zu mißbrauchen. Man wollte ihm keinen Credit mehr bewilligen, gänzliche Vernichtung drohte ihm, und so veranstaltete er im Sommer 1891 in der sogenannten „Löwengrube“ zu München auf eigene Faust eine Ausstellung seiner Gemälde, die den Besuchern als „ein Ausdruck seines Wesens und seines Strebens“ gelten sollte.

Seine Bitte, in dem Vorraume der internationalen Kunstausstellung im Glaspalaste zu München ein Placat zur Bekanntmachung seiner Ausstellung anheften und seinen Catalog zur Vertheilung bringen zu dürfen, wurde ihm vom Vorstande der Künstlergenossenschaft abgeschlagen, trotzdem Geschäftsanzeigen anderer Art geduldet wurden. Auch sein Ersuchen, ihm als Künstler freien Eintritt in die Ausstellung zu gewähren, hatte merkwürdiger Weise keinen Erfolg, trotzdem unbemittelten Kunstangehörigen diese Vergünstigung gewährt wurde.

Die tonangebende Münchener Gesellschaft nahm von seiner Ausstellung fast gar keine Notiz, und da Diefenbach zu arm war, um eine öffentliche Ankündigung seiner Bilder in dem Inseratentheil der Localpresse stattfinden zu lassen, so wurde es ihm außerordentlich schwer gemacht, die Aufmerksamkeit des großen zahlenden Publikums auf seine Werke zu lenken. Es spricht als ein characteristisches Zeichen für die Lebensauffassung Diefenbachs, daß er in seiner Herzensangst um die gute Sache, und in steter Geldverlegenheit sich befindend, alle Welt mit seinen Gemälden „bezahlen“ wollte, worauf „alle Welt“ niemals eingehen wollte, am allerwenigsten aber die Annoncenacquisiteure, die durch seinen naiven Vorschlag in ihrer Ansicht nur bestärkt wurden, es mit einem nicht ganz normalen Menschen zu thun zu haben. Er blieb ewig das große Kind, in dessen Kopfe sich die Welt anders malte als sonst in Köpfen.

Die Ausstellung hatte fast gar keinen Gelderfolg; ihr Veranstalter vermochte nicht einmal die Localmiethe und die allgemeinen Unkosten durch die geringen Einnahmen zu bestreiten. Der Gerichtsvollzieher saß dem Meister abermals auf dem Pelz, und da dieser durch den inzwischen eingetretenen Tod seiner Frau die Kinder wieder erlangt hatte, die ihm aus „Gründen des Mangels einer sittlichen Erziehungsmethode“ genommen worden waren, so gerieth er wiederum in den bitteren Lebenskampf hinein, der auf's Neue an seinen schon schwachen Nerven zu rütteln begann. Um so mehr künstlerischen Erfolg hatte das Wagniß des Sonderlings gehabt. Man muß es dem Meister nicht als Eitelkeit anrechnen, wenn er in seinem Buche alle die Urtheile der kleinen verständnißreichen Gemeinde über seine Bilder vereinigt; es ist wohl nur in dem Bestreben geschehen, die Vertheidigung seiner Individualität so eingehend als möglich zu führen und der Welt diejenige Seite seines Wesens zu zeigen, die man mit Gewalt zu unterdrücken versucht hatte.

Ein Bild namentlich erregte die allgemeine Aufmerksamkeit der Kenner und fand ungetheilte Anerkennung. Es ist so zu sagen ein gemaltes seelisches Bekenntniß des Meisters, in dem sein Hoffen und Vertrauen auf den Erlöser am klarsten zum Ausdruck kommt. Das drei Meter breite Gemälde zeigt beängstigende Nachtstimmung. Nur allmälig gewöhnt sich das Auge an die Bergeslandschaft, über die der Sturm dahintost. Mitten in dem Aufruhr dieser Elemente erblickt man eine dunkle, zusammengesunkene Gestalt — einen vom Lebenskampfe erschöpften Pilger, der des Malers Züge trägt. Ueber ihm aus dem Dunkel hervor flammt das Kreuz mit dem Erlöser auf, die todte Gegend wie ein Apostolicum ewigen Glaubens beherrschend, zu gleicher Zeit

als symbolischer Ausdruck der Augenblicksgedankenwelt des einsamen Verlassenen unten auf felsigem Boden. Ernste, kunstverständige Männer, die sich befleißigten, den Naturmenschen Diefenbach nicht als ein Curiosum, sondern als etwas aus sich heraus Gewordenes zu betrachten, rühmten die große malerische Wirkung dieses Bildes, die vortreffliche Zeichnung, und vermochten es nicht zu begreifen, wie dieser „Gewitter- und Seelen-Sturm" nicht einen hervorragenden Platz in irgend einer der üblichen Ausstellungen bekommen konnte. Der Grund dafür war ein sehr einfacher. Als der Künstler seinen damaligen Wohnsitz Dorfen erwerben wollte, gebrauchte er Geld, und so verkaufte er dieses Gemälde mit zwei anderen Bildern an einen Münchener Restaurateur, der sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, auf Kosten des Sonderlings demnächst gute Geschäfte zu machen. Und so prangt nun die Höllriegelsgreuter Christuserscheinung in einer Münchener Bierwirthschaft, deren Schild die verlockende Aufschrift trägt: „Zum Meister Diefenbach." Was die vortrefflichen Münchener, bei ihrem Maßkruge sitzend, angesichts der lichten Golgatha-Erscheinung sich wohl denken mögen? Hoffentlich nichts Böses von dem gastwirthschaftlichen Helfer in der Noth, und alles Gute von dem Künstler, der demüthig sein eigenes Kreuz weitertrug, als er das gemalte seines einzigen Trösters der Einwirkung von Bierdunst und Tabaksqualm überliefern mußte. Und weßhalb sollte er es auch nicht mit einem gewissen Gefühl menschlicher Genugthuung vollbracht haben? Wenn unsere modernen Jahresausstellungen von in Freilichtunmanier gehaltene Darstellungen ebenso öder als langweiliger Kohlrübenfelder und Hyacinthenbeete überschwemmt werden, die ihren Zweck durchaus nicht verfehlt hätten, als Aushängeschilder für Grünkram- und Blumenhandlungen zu dienen, so durfte wohl Diefenbach der Verzeihung aller duldsamen Menschen gewärtig sein, als er seine Gedankenkunst zum Bränstübel trug.

Jedoch hatte er nun genug von dieser Anerkennung in Malz und Hopfen, und so nahm er denn, eingedenk des Spruches, daß der Prophet in seinem Vaterlande Nichts gelte, eine Einladung des „Oesterreichischen Kunstverein" in Wien an, seine sämmtlichen Gemälde dort auszustellen, ohne zu ahnen, was für Widerwärtigkeiten daraus entstehen würden, die ihn fast gänzlichem wirtschaftlichen Ruin zuführen sollten.

Sein eigentliches Martyrium begann. Die Enthüllungen, die Diefenbach über die Art und Weise macht, wie man seine Naivetät und Arbeitskraft ausbeutetete, ihn als Schauobject behandelte, das dazu da sei, durch seine Lebensweise und außergewöhnliche Kleidung den zahlenden Kunstgaffern so zu sagen als Extrabeilage servirt zu werden; wie man ihn fast unter Polizeiaufsicht stellte, damit er, sobald er sich auf der Straße zeige, keine Veranlassung zu öffentlichem Unfug gebe, wie man sein im Ausstellungsgebäude gelegenes Atelier zum Gefängniß für ihn machte, sein Kommen und Gehen an bestimmte Bedingungen knüpfte, ihm die Besuche vorschrieb, die er zu empfangen habe; wie man ihn und seine Kinder als Gäste einlud und diese Gastfreundschaft schließlich mit fünf Gulden täglich in Rechnung stellte — alle diese Schilderungen, bekräftigt durch den Abdruck zahlreicher beweisführender Correspondenzen, sind so himmelschreiender Natur, verrathen in ihrer Offenheit so sehr das tief verhaltene Gefühl angethanen schweren Unrechts, daß man keinen Augenblick Veranlassung zu haben braucht, an der Wahrheitsliebe des Verfassers zu zweifeln. Oft glaubt man Tolstoi zu lesen, den ruhigen, gemessenen Lebensphilosophen, der unter Verzichtleistung auf alle irdischen Güter mit unbeabsichtigter, überlegener Ironie einer mühselig zusammengeflickten Scheincultur zu Leibe geht. Hin und wieder wird man an den verhaltenen Schmerz erinnert, dem Dostojewski in seinem „Todten Hause" so ergreifenden Ausdruck gegeben hat. Dann verläßt Diefenbach schließlich doch die Ruhe: die helle Empörung des gemißhandelten Mannes lodert empor, und so läßt er sich denn hinreißen, die stärksten Ausdrücke gegen diejenigen zu gebrauchen, durch die er sich brutalisirt und betrogen glaubt. Die Beschuldigungen, die er gegen ein Vorstandsmitglied des Oesterreichischen Kunstvereins schleudert, das die Titulatur eines hohen Beamten trägt, sind so außerordentlich starke, daß ein Mensch von Ehrgefühl sie unmöglich auf sich sitzen lassen könnte.

Als Diefenbach nach Wien kam, war der „Oesterreichische Kunstverein", dessen Mißwirthschaft bereits früher dadurch die Oeffentlichkeit beschäftigt hatte, daß der Kaiser von Oesterreich ihm seine Protection entzog, so weit herunter, daß seine Ausstellungen einen nur geringen Anklang beim Publikum fanden. Diefenbach's Bilder brachten wieder neues Leben in die Räume und erregten die Aufmerksamkeit aller Kreise der Bevölkerung bis zum Hofe hinauf. 70,000 Besucher durfte der Verein mit Genugthuung verzeichnen. Der Meister arbeitete fleißig von früh bis spät, um allen Ansprüchen zu genügen, die sein „Kunstförderer" (wie er mit grimmigem Hohn den Director des Vereins nennt), der dem Publikum immer Abwechselung bieten wollte, an ihn stellte. Gemartert von Sorgen, die ihn immer noch drückten (seine Gläubiger hatten sich inzwischen auch seines neugegründeten kleinen Eigenthums Dorfen in Bayern bemächtigt und durch den Gerichtsvollzieher die Versteigerung der ganzen Einrichtung beantragt), fast siech von Nervenschwäche in Folge der ununterbrochenen seelischen Aufregungen, bestieg er immer auf's Neue die Leiter vor seinen Colossalbildern, bemühte er sich so schnell als möglich, die Copieen zu liefern, die kauflustige Leute aus dem Publikum zu besitzen wünschten. Er selbst bekam die klingenden Eingänge dafür nie zu Gesicht, empfing stets den Trost einer „allgemeinen Verrechnung", und wurde ganz wie ein Mensch behandelt, der unter Curatel gestellt ist und mit dem zufrieden sein muß, was man ihm in außergewöhnlichen Fällen mit Herablassung in die Hand drückt.

Es war eine Kunst-Leibeigenschaft in des Wortes härtester Bedeutung, die Ausnutzung der Schwäche eines begabten, verschüchterten Mannes, den die materielle Abhängigkeit und die stete Empfindung, seiner Lebensauffassung wegen in der modernen Gesellschaft ein Geduldeter zu sein, wehrlos gemacht hatten. Was Diefenbach am meisten empörte und sein ganzes passives Verhalten in dieser trüben Angelegenlegenheit einigermaßen erklärlich macht, ist der Umstand, daß gerade sein Peiniger, ausgestattet mit den Gewohnheiten des überlegenen Durchschnittsweltmannes, ihn als *Mensch* nicht ernst nehmen wollte, seinen Einwendungen mit Hohn begegnete und die Sonderlingsnatur wie eine Art „sensationelles Ereigniß der Saison" betrachtete, mit dem man aus äußeren Gründen rechnen müsse. Es war wohl kein bloßer Zufall, daß die Ausstellung von dem weiblichen Geschlecht besonders stark besucht wurde und daß gerade die Frauen dem als Asketen verschrieenen Künstler großes persönliches Interesse entgegenbrachten. Zahlreiche Damen der Geburtsaristokratie, überhaupt der vornehmen Gesellschaft, wetteiferten darin, sich Diefenbach's und seiner Kinder anzunehmen, nachdem sie ihn persönlich kennen gelernt und sich von der Ursprünglichkeit seines Wesens überzeugt hatten. Dem Kenner des Ewigweiblichen bietet das gerade nichts Ueberraschendes. Das Außergewöhnliche am Manne hat die Frauen immer angezogen, sei es auch nur in Folge der geheimen Lust, irgend welche Bekehrungs- oder „Besserungs"-Versuche anzustellen, um das zu erreichen, wonach Andere vergeblich gestrebt hatten. Das auffallende Verständniß, das gerade die Frauen dem Meister als Menschen und liebenden Vater seiner Kinder nicht nur durch Worte, sondern auch durch die That bewiesen, rechtfertigt denn auch die Hochachtung, mit der Diefenbach von den Frauen spricht. Ganz besonders von Einer, einer Frau von S., die sich sofort nach der ersten persönlichen Bekanntschaft zu dem Sonderling hingezogen fühlte

und in seinem Schicksal eine Verknüpfung mit dem ihrigen erblickte. Die Folge war innige Seelenfreundschaft, die sie mit dem Meister schloß. Man könnte sie als eine Art tugendhafter verarmter Frau von Warens bezeichnen, die in den „Confessions“ Rousseau's eine so bedeutsame Rolle spielt. Von Hause aus reich, einem alten ungarischen Adelsgeschlechte entstammend, hatte sie mit 25 Jahren einen blutjungen Lieutenant geheirathet, der kurz zuvor erst aus der Cadettenschule gekommen war. Das beiderseitige Vermögen war bald verpulvert; durch wessen Schuld, sei dahingestellt, wahrscheinlich durch die des Mannes, der sich später genöthigt sah, als eine Art Unterhändler in Geldangelegenheiten sein Dasein oftmals nicht ganz rein zu fristen. Die Folgen des Vermögensverlustes untergruben die zarte Gesundheit Georginens und als sie einem Kinde das Leben gab, verschlimmerte sich ihr Zustand. Auch das Kind war schwächlich und krank. Beide wurden von den Aerzten aufgegeben. Ein bekannter Naturarzt in Meran rettete sie und brachte durch seine Behandlung namentlich das Kind so weit, daß es sich zu einem blühenden, kraftstrotzenden Mädchen entwickelte. Es ist als sicher anzunehmen, daß gerade die excentrische Neigung Diefenbach's zur unverfälschten Naturanbetung die etwas hysterische Frau zu ihm besonders hinzog und sie bewog, unter Verachtung aller Lebensgenüsse, die sie vordem in so reichlichem Maße kennen gelernt hatte, sich seiner armen, halbverwaisten Kinder anzunehmen und ihnen die Mutter zu ersetzen.

Dem Meister war es gelungen, sein kleines Besitzthum in Bayern den Händen seiner Gläubiger zu entreißen. Frau von S. überlegte nicht lange: sie ging auf den Vorschlag des Freundes ein, nahm ihr Töchterchen und die drei Kinder Diefenbach's und siedelte nach Dorfen über, wo sie unter den einfachsten Verhältnissen die wirthschaftlichen und familiären Interessen des Meisters nach jeder Richtung hin wahrnahm und sein Martyrium dadurch zu dem ihrigen machte. Trotzdem alles Das mit Einwilligung ihres Mannes geschah, der jedenfalls froh war, dadurch des Unterhalts für Frau und Kind enthoben zu sein, gerieth Diefenbach bei seinen „Vorgesetzten“ in den Verdacht einer unreinen Neigung zu der opfermuthigen Freundin, der schließlich zu der merkwürdigen, geschäftsmäßigen Auffassung des „Kunstförderers“ führte: daß, wenn die Frauen Wiens erführen, Diefenbach habe eine Frau aus der Gesellschaft in sein Haus genommen, keine Einzige mehr in die Ausstellung käme; die letzte Folge davon wäre, daß jeder Funken von Interesse für den Meister bei dem „gesammten Frauenzimmervolke Wiens“ erlösche.

Um diese Zeit war es auch, als Diefenbach die Katharina Kolarik kennen lernte, die in einem Bilde des Künstlers eine Wiederspiegelung ihres verfehlten Lebens zu erblicken glaubte, sich für ihn begeisterte, späterhin seinem Hausstande in Hüttelsdorf bei Wien vorstand und kürzlich durch Selbstmord endete. Bereits früher hatte sie einen Versuch gemacht, sich das Leben zu nehmen, was jedenfalls auf den krankhaften Seelenzustand einer unbefriedigten Natur schließen ließ. Charakteristisch ist, was der Meister über sie aus Wien im Juli 1892 an Georgine von S. nach Dorfen schrieb:

„Die arme Idealistin, ein die heutigen Männer verachtendes Weib, mit gewaltigem und feinem Gefühl, war gestern (Samstag) Nachmittags bei mir, schilderte mir durch Documente, soweit sie dieselben vor dem beabsichtigten Selbstmord noch nicht vernichtet hatte, ihr interessantes Leben; sie ist Damenkleidermacherin für feinste Kreise, kam 1885 zwei Mal zur Kaiserin, für welche sie arbeitete; ich prüfe sie auf die Fähigkeit, sich unter Deiner Leitung als Gouvernante für für die Kinder heranbilden zu lassen; sie ist 40 Jahre alt, aber von jugendlichem Feuer, Böhmin.“

Der Kunstverein hatte eine großartige Weihnachtsausstellung geplant, wofür Diefenbach neue Bilder entwerfen und ausführen sollte. Trotz der guten Einnahmen war Ebbe in der Casse und so wurde der Meister überredet zu Gunsten des Vereins ein baares Darlehn von 5000 Gulden aufzunehmen, für dessen Sicherstellung er eine Anzahl seiner Gemälde verpfänden mußte. Er ließ sich um so leichter dazu bewegen, als er stets einen idealen Zweck im Auge hatte und die Ausführung der neuen Bilder, in denen er sein Bestes geben wollte, gefährdet sah. Die 5000 Gulden flossen in die Vereinscasse, und Diefenbach, der darauf gebaut hatte, mit einem Theil des Darlehns materiell sich möglichst unabhängig zu machen, hatte das Nachsehen. Dieser neueste Gewaltsact verleidete dem Künstler den längeren Aufenthalt in dem Ausstellungsgebäude. Aller Mittel entblößt, betrat er die Straße und irrte in dem rauschenden, heiteren Wien obdachslos umher, bis Menschenfreunde ihm für die ersten Tage der Noth ein bescheidenes Asyl anboten. Man könnte geneigt sein, alle diese Ungeheuerlichkeiten, geschehen in einem Culturstaat am Wendepunkt unseres glorreichen Jahrhunderts zu bezweifeln, wenn Diefenbach durch Veröffentlichung des Notariatsactes und sonstiger Belege nicht den Beweis für den an ihm verübten, jedem Rechtlichkeitsgefühl hohnsprechenden Terrorismus gegeben hätte. Die Staatsanwaltschaft, durch die sich der Meister Genugthuung verschaffen wollte, ging auf die Untersuchung der Angelegenheit nicht näher ein. Ich weiß nicht, ob sich die Wiener Künstlerschaft mit den Vorgängen beschäftigt hat, trotzdem dieselben in der Kaiserstadt an der Donau viel Staub aufgewirbelt haben. Neuerdings haben sich dort Frauen der gebildeten Kreise zusammengethan, um die Ausstellung eines großen „Erlösung“ benannten Gemäldes Diefenbach's zu ermöglichen und seine wirthschaftliche Lage verbessern zu helfen. Hoffentlich gelingt den Frauen das, was die Männer dem Sonderling bisher nicht zugestehen wollten (wenigstens nach den ewigen Klagen des Meisters): ihm zu dem Rechte der Anerkennung seiner eigenthümlichen Daseinsauffassung zu verhelfen, die für ihn gleichbedeutend ist mit Licht und Luft, den Förderern jeglichen organischen Lebens. Wenn Friedrich der Große in religiöser Beziehung den Ausspruch gethan hat, daß in seinem Staate Jeder nach seiner Façon selig werden könne, so ist es vielleicht nicht ganz unangebracht, in unserer Zeit des beginnenden allgemeinen socialen Ausgleichs, in der jeder gebildete und ungebildete Straßenkehrer die Verpflichtung in sich zu fühlen meint, dem weltbeherrschenden Genie den Koth seiner Verständnißlosigkeit entgegenzuspritzen, immer auf's Neue das Verlangen zu stellen: „Platz für die Individualität!“

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Daphne.

Von Alexander Swjentschowsky.
Autorisirte Uebersetzung von M. Posner-Garfein.

Im Kleinod der Erde, im geliebten Griechenland, sah Apollo seit einiger Zeit alltäglich herrliche Werke, weise Gedanken, gute Thaten und Eintracht unter den Menschen. So wollte er ihnen denn gnädig sein. Kaum weckte ihn Aurora, so befahl er sogleich den Winden, alle Wolken vom Himmel zu vertreiben und sie in Grotten unter dem Horizont einzuschließen, damit sie nicht einmal an den Rand des Himmelgewölbes heranschleichen. Als die Natur sich in solche Stille gehüllt hatte, daß sogar das Geräusch der Blättchen in den aufquellenden Knospen vernehmbar war, als auch der leiseste Hauch den Blumenkelchen ihren Duft nicht mehr entwand, da hob Apollo die Finsterniß von der Sonnenscheibe, ergriff diese, bestieg seinen Wagen, gab den feuerfarbenen Rossen das

Zeichen zum Aufbruch und fuhr hinaus auf den blauen, klaren Himmel. Im Chor begrüßten ihn auf der Erde alle lebenden Wesen mit Dank und Entzücken, er aber eilte weiter, immer höher hinauf, verscheuchte die Sterne, schleuderte Funken in die Tropfen des Morgenthaues und hielt Umschau von oben herab, herrlich, stolz und freudestrahlend.

Schon hatte er die Sonne beinah bis an die Spitze der Himmelskuppel geführt, als er plötzlich die Rosse im Laufe ein wenig hemmte und seine verwunderten Blicke an der Erde, an einem einsamen, am Meere gelegenen Haine haften ließ. Unter einem schattigen, seine Zweige tief herabhängenden Baum, auf Schilf und weichen Rasen gebettet, unweit der plätschernden Wellen eines Stromes ruhte eine bezaubernde, von Schmetterlingen umschwärmte Nymphe. Auf Baumstängeln sitzend, schauten ihr die Einen schalkhaft zu, Andere umflattern sie, wieder Andere schmiegten sich an ihr schwarzes Haar, gleich blauen, gelben, rothen, weißen Blüthen. Von diesem Spiele belustigt, neigte sie jedesmal ihren Kopf über den in den Uferrand einschneidenden Wasserspiegel, um sich zu überzeugen, welches Schmetterlingsflügels Farbe sie am reizendsten schmücke. Mit ihrer eigenen Schönheit vertraut, lächelte sie dennoch dem blendenden Bilde zu, das ihr aus der krystallenen Wasserfläche entgegenstrahlte. Sie bewunderte die weiße, gedankenvolle Stirn, die rabenschwarzen Brauen, die gluthblitzenden Augen, das zierliche, von innerem Feuer bewegte Näschen und die halbgeöffneten, unerschöpfliche Wollust verheißenden Lippen.

Unverwandt, mit immer wachsendem Entzücken betrachtete sie Apollo. Endlich hielt er seinen Wagen an, legte die Sonne auf ihn und fuhr blitzschnell zur Erde hinab. Als er vor die Nymphe trat, erwehrte sie sich gerade zweier Schmetterlinge, die sich auf ihren Busen setzen wollten. Die verscheuchten Buhler flüchteten und schauten, an die Blätter eines Baumes geklammert, voller Bewunderung und Eifersucht auf den schönen Gott hernieder; sie hingegen, erschreckt durch sein plötzliches Erscheinen, sprang hurtig in die Fluth und hüllte sich bis über die Arme in den wallenden Wassermantel. Unruhe sprach aus ihren weit geöffneten Augensternen, die Korallelippen erbleichten, und die zitternden Hände suchten den weißen Flaum der schäumenden Wogen festzuhalten und über den entblößten Körper höher zu ziehen.

„Wer bist Du?“ fragte Apollo, ans Ufer tretend.

„Ich bin Daphne,“ erwiderte sie mit schwacher, doch klangvoller Stimme.

„Weshalb habe ich Dich bis heute nicht gesehen?“

„Zeus hat mich erst vor Kurzem erschaffen und befahl mir, die Insecten zu malen.“

„Was verbirgst Du Deine Schönheit? Ist sie durch irgend einen Fehler entstellt?“

„Nein.“

„So entferne dieses Wassergewand!“

„Scham hat mich darein gehüllt.“

„So will ich es denn abstreifen!“

Als er dies gesagt hatte, rief er in den Wald hinein; das Echo ergriff seine Stimme, trug sie weiter, und bald durchschnitt der an der Quelle aufgehaltene Strom sein silbernes Band. Die letzten Wellen der Fluth sanken, und enthüllt stand die Nymphe da. Von dem Zauber ihrer Reize berauscht, stürzte Apollo auf sie zu. Sie aber kam ihm zuvor und flüchtete sich in's Dickicht. Einer Schwalbe gleich schlüpfte sie behend zwischen den Bäumen hindurch, während er, wie ein Adler ihr nachsetzend, immer näher kam. Endlich faßte er sie. Im Augenblicke jedoch, wo er sie berührte, seufzte sie tief auf, verwandelte sich allmälig in einen Strauch und bedeckte sich mit Laub. Statt ihres Armes hielt Apollo einen Zweig, in dem nur noch ein schwacher Pulzschlag sich vernehmen ließ. Betrübt und gerührt pflückte er einen der Schößlinge, die aus ihrem Haare entstanden waren, wand ihn um seine Stirne, kehrte zum Himmel zurück und fuhr seine Sonne weiter. Der Strauch aber, in den sich die Nymphe verwandelt hatte, benannte man nach ihr: „Lorbeer“.

* *

Apollo's Schicksal hat sich in seine Nachkommen fortgeerbt, deren Erlebnisse und Namen Klio in langer Reihe verzeichnet und nennt. Da war unter ihnen Einer, mit besonderen Gaben vom Vater ausgestattet. Die Fackel seines Genies den Menschen vorantragend, erblickte er unter ihnen eine reizende Jungfrau, die von der Natur wie eigens für ihn geschaffen zu sein schien und zu der er in Liebe entbrannte. Als er jedoch seinen Arm nach ihr ausstrecken wollte, wurde sie zum Lorbeer und legte auf sein Haupt einen bis heute frischen Kranz unsterblichen Ruhmes und in sein Herz das Gefühl einer tiefen Liebe; denn obschon sie verschwand, folgte er, von diesem Gefühle begeistert, ihrer leuchtenden Gestalt, die seinen Gedanken solchen Glanz verlieh, wie die Sterne den Meereswellen, durchmaß die Hölle, das Fegefeuer und den Himmel und erzählte den Menschen diese Wanderung in einer erschütternden Sprache, der sie bis heute mit Bewunderung lauschen.

Da war ein Zweiter, der die ihm entschlüpfende Fee verfolgte, als er sie aber in seine Arme schließen wollte, umarmte er den Lorbeer. Von da an besang er nur sie, wurde zur Nachtigall der Dichtkunst und entlockte seiner Brust Töne wehmüthigster Liebessehnsucht.

Da war ein Dritter, der vergebens einer wunderbaren Nymphe nachsetzte und statt ihrer den Lorbeer errang. Denn er sah und malte ihr Antlitz in allen Frauengestalten, sie war es, die sich in seinem Pinsel und seinen Farben verborgen hatte, in seiner Phantasie andere Züge verwischte, der Reihe nach die Gestalt von Göttinnen und Sterblichen, Heiligen und Sünderinnen, Glücklichen und Leidenden annahm und stets seinem Genie eine erstaunliche Kraft verlieh.

Da war ein Vierter, der sich mit seiner Geliebten nie vereinigte, aber in dem fernen, freudigen Zwiegespräche mit ihr gewann sein Geist an Macht. Der große Seelenschmerz ließ ihn die Geheimnisse des Lebens errathen, aus ihm schöpfte er die gluthvollen Farben und die berauschenden Düfte der Empfindungen und reichte der Welt einen Becher thränenschimmernder Wahrheiten, gleichsam einen Kelch perlenden Weines. So kamen denn die Weisheit und die Liebe, die Philosophie und die Dichtkunst, den Liebenden und Denker zu bekränzen.

Da war ein Anderer, dem sich einmal ein schönes Weib offenbarte, eine Lorbeerkrone auf sein Haupt setzte und verschwand. Verzückt fiel er in tiefe Träumerei, aus der er eine solche Musik hervorzauberte, daß die sangeskundigsten Vögel beschämt verstummten und es nicht wagten, sie in Nachklängen zu wiederholen, um dadurch die göttliche Harmonie nicht zu stören.

Da war ein Anderer, von dessen Herzen die flüchtende Geliebte den regenbogenfarbenen Faden einer wunderbaren Poesie wob, und er schuf aus diesem Gewebe herrliche Bilder, die Keiner verdunkelt hat, die Alle bewundern und die seine dankbare Nation mit einem nie verwelkenden Lorbeerkranze schmückt.

Es waren noch viele, sehr viele Andere, die jedoch nur die Muse der Geschichte aufzuzählen vermag.

* * *

Inmitten der Huldigungen, die ihnen dargebracht wurden, inmitten des Lobpreisens, das sie umschwebte, vergaßen sie alle ihr Herzeleid nicht und klagten es dem Gott, der ihr Vater war. Von ihrem Schmerze gerührt, stieg Apollo eines Abends vom blauen Himmel, an dem nur noch Sterne, gleichsam weggewehte Gluthreste von feurigen Fackeln, zurückgeblieben waren, hüllte die Sonnenscheibe in das Gewand der Nacht und berief die Geister seiner sehnsuchtskranken Söhne in seinen goldenen Palast. Sie weilten in neuen, lebenden Verkörperungen auf Erden, erschienen jedoch als Schatten mit umkränzten Häuptern.

„Ich grüße Euch, meine gottbegnadeten Kinder!“ sagte er. „Ich habe die Stimme Eurer Schmerzen gehört und beschlossen, sie zu heilen.“

Eine Wand des Palastes öffnete sich und in der Ferne, auf dem dunklen Himmelsgrunde erschien strahlend in durchsichtigem Wolkengewande Daphne. Ihr schönes Antlitz veränderte jeden Augenblick seine Züge, sodaß sie, ohne ihren Reiz zu verlieren, jedesmal eine andere

Gestalt bedeutete. Die versammelten Geister riefen ihr die verschiedensten Namen zu, denn jeder sprach sie mit dem Namen des Weibes an, das er liebte.

„Sie wird sich in so viel Gestalten zeigen," sagte Apollo, „als deren in Euren Herzen wohnen, und jeder wird die seinige erhalten. Doch vorerst reißet den Lorbeer von Euren Häuptern und schleudert ihn mit Verachtung hinweg!"

Er wartete. Die Geister schwiegen. Endlich sprach einer von ihnen und es war, als ob in ihm die Gedanken der Uebrigen zusammengeströmt wären.

„Nicht diejenigen lieben wir, die uns den Lorbeer nehmen, sondern jene, die ihn um unsere Stirne winden!"

Die Palastwand schloß sich, das Gesicht verschwand, und in langer Reihe kehrten die bekränzten Schatten auf die Erde zurück. Stolz lächelnd schaute ihnen Apollo nach.

Von nun an empfindet er keine Rührung mehr, wenn er sieht, wie seine Söhne, Daphne verfolgend, den Lorbeer gewinnen.

Aus der Hauptstadt.

Revolution von Oben.

Man legt es allenthalben, das ist klar, auf die Stärkung unseres politischen Gedächtnisses an. Fürst Hohenlohe, der seinen zaghaft gewordenen Anti-Umstürzlern mit natürlicher Geschicklichkeit den Text las, brachte den schon vom weiland Grafen Zedlitz erfolgreich ausgegrabenen Scherz wieder an, daß die meisten und die wüthendsten Gegner des Gesetzes es gar nicht gelesen hätten; der Schöpfer des Japantractates scheint demnach der allerdings unmaßgeblichen Meinung, auf die Kunst des Lesens verstände hier zu Lande er sich allein. Seine ministeriellen Mitstreiter mühten sich wie er, komische Effecte, jauchzende Heiterkeit rechts und links zu erzielen, und das gelang ihnen nicht übel mit ihren Tragödenposen; im Uebrigen beschränkten sie sich darauf, die schon zwei Mal vorgebrachten, jammervoll unzulänglichen „Gründe" der Regierung für das Knebel-Schandgesetz zum dritten Male weitläufig auszupacken. Die muntere Excellenz Köller ersetzte wenigstens durch kräftige Ausdrücke, was ihren Reden an Kraft und Ausdruck abging; über den mißglückten Sprechversuchen der Collegen aber lag staubigste Langweile. Und wie der Herr, so's Gescherr, wie die verbündeten Regierungen so die Vertreter der regierten Knechte, die den vorgelegten Gesetzen zuzustimmen und Gelder zu bewilligen haben. Die Abgeordneten erließen der gar nicht mehr erstaunt aufhorchenden Menge keins von den zahllosen Donnerwettern, keinen beißenden Sarkasmus, kein gewaltiges Wort, das seit einem halben Jahre von Nichtabgeordneten gegen die beim Concurs-Verwalter angemeldete Umsturz-Erbschaft des Mannes in Skyren bei Krossen geschleudert worden ist — alle Leitartikel der Saison zogen noch einmal, und durchaus nicht kurz, zusammengefaßt vorüber. Schmeichelhaft war für die Verfasser der mit so großem Fleiß benutzten Aufsätze eigentlich nur der Umstand, daß die Herren Parlamentsredner völlig davon absahen, sie zu citiren und als Quellen anzugeben; die Rhetoren handelten ganz offenbar in der Annahme, die Citate seien bereits allgemein bekannt und berühmt, bühnenfähig wie Aussprüche Schillers und Trägers, bei denen man ja auch nicht mehr die Autoren zu nennen pflegt. Wenn der hoffentlich nicht zu sehr geneigte Leser diese Zeilen überfliegt, sind die reichstäglichen Wasserträger höchst wahrscheinlich noch immer angelegentlich damit beschäftigt, die Gedanken Anderer laut zu wiederholen, trotzdem der tolle Grabspuk nun doch endlich gebannt ist, und im Wonnerausch der Eitelkeit, im glitzernden Schmuck zusammengesuchter Pfauenfedern vergessen die ehrlichen Gegner des Entwurfes, daß jeder mit überflüssigem Geschwätz todtgeschlagene Tag eine neue Gefahr bedeutet, eine neue Gelegenheit zum Pferdehandel hinter den Coulissen.

Aus der unendlichen, monoton aufrauschenden Wortfluth tönten nur ein paar Mal Klänge hervor, die des aufmerksameren Hinhorchens werth waren, aber sie verwehten bald wieder im wirren Geschwirr erregter Stimmen. Ein welfischer Abgeordneter wollte Schutzmaßregeln wider den Umsturz von unten her nur beipflichten, wenn man sich entschließen könne, auch dem von oben drohenden mit Kraft und Nachdruck zu begegnen; andere Sprecher streiften leise und mehr in vergnügtem Hohn als mit ernsthafter Strenge Begebenheiten der letzten Monate, die darauf hinwiesen, daß man es in den höheren Regionen unserer Gesellschaft nicht ganz genau nimmt mit allen Vorschriften des Strafgesetzes, jedenfalls nicht so genau, wie man wünscht, daß das Volk, die nicht gesellschaftsfähige Plebs und Crapule, all diese Vorschriften nehme. Nur obenhin erklang im Redeorchester diese feine Saite, aber für die Ohren des Justizministers doch scharf und schneidend genug, daß er nervös aufsprang und lauter und leidenschaftlicher, als sonst seine Art ist, die argwöhnischen Bemerkungen der Sprecher zurückwies. Die Excellenz des Rechtes, der irdische Stellvertreter der Göttin mit den verbundenen Augen erfreut sich feinerer und empfindlicherer Ohren als seine Mitkämpen und die Mehrzahl seiner Gegner; er weiß, daß der springende Punkt des ganzen Umsturzscandals darin liegt, ob man die harte Pön, womit Ausschreitungen und Gefährdungen des Staatswesens durch den Pöbel geahndet werden sollen, auch in Anwendung bringen will, wenn von der Höhe her Schläge gegen dies Staatswesen und seine Gesetzparagraphen erfolgen. An diese interessanteste Seite der Angelegenheit haben bewußt und muthig nur wenige Parteipolitiker gerührt, aber instinctiv streifte sie fast Jeder. Die Duell-Anträge Nadbyl, die so großen Unwillen hervorriefen und von den Griesemännern böswillige Bubenstreiche gescholten wurden, bestimmt, der Umsturzvorlage überhaupt ein Bein zu stellen, diese Anträge entsprossen sichtbar der Empfindung, daß sich nicht nur in den Tiefen Feinde und Verächter des geltenden Rechtes ansammeln. Und der Welf Hodenberg, der in den Revolutionen von unten nur eine Folgeerscheinung der Revolutionen von oben erblickt, dachte bei seinen Worten klärlich zuerst an die ihm revolutionär dünkende Annexion seines Vaterlandes durch preußische Waffen, aber sehr wuchtig trifft sein Lehrsatz auch die sich neuerdings geltend machenden verbrecherischen Bestrebungen, unveräußerliche Volksrechte, das Recht der allgemeinen, directen und geheimen Wahl z. B., in einer Weise zu ändern, die nicht Ausbau und Steigerung der darin enthaltenen Idee, sondern ihre Vernichtung bezweckt.

Es ist ein billiger wenn auch amüsanter Witz, den grauköpfigen Umsturzkämpfern einen Spiegel ihrer eigenen Jugend vorzuhalten, sie mit der Nase darauf zu stoßen, wie revolutionär sie sich einst selbst geberdeten, welchen großklingenden, hochverrätherischen Tollheiten sie einst selbst zujauchzten. Es ist nicht minder amüsant, aber es ist für die Beurtheilung der vorliegenden Frage auch nicht minder werthlos, wenn den besorgten Geheimräthen Friedrichs des Großen Antimaechiavell, Jesu Christi flackernde Anklagen wider die Reichen und Mächtigen dieser Erde entgegengehalten werden. Weder leben wir in einem Idealstaate, wie ihn sich der geistvolle Grübler von Sanssouci in seinen Sonntags-Nachmittagsträumen aufbaute, noch leben wir in einem christlichen Staate; auch die lieben, obgleich zauberschönen Märzefeleien sind uns Hebuka. Uns gehen nur die Verhältnisse und Bedürfnisse des deutschen Staatsgebildes am Ausgange dieses Jahrhundertes an, nicht Philosophen und Religionsstifter, nicht schwärmerische Kindsköpfe und versonnene Träumer können uns die rechte Bahn weisen, einzig und allein unsere, vielleicht begrenzte, vielleicht sogar philiströse politische Erkenntniß vermag das.

Auf der Grundlage einer Verfassung haben sich Krone und Volk geeinigt; diese Verfassung bindet Jeden, der sich staatserhaltend und ordnungsliebend nennt, bindet ihn unter allen Umständen. Er hat ihr sclavisch zu gehorchen. Verstößt die Socialdemokratie gegen einzelne ihrer Bestimmungen,

macht sie gar kein Hehl daraus, daß sie hier und da „reformiren“ will, so verzichtet sie damit durchaus nicht auf den Bestand und folglich den Schutz der von ihr anerkannten Verfassungscapitel. Wer sie bekämpfen will, darf es nur mit den von ihr selbst aufgegebenen, angegriffenen Paragraphen, darf sich nur aus diesem Stahl das Schwert schmieden; nun und nimmer aber ist er berechtigt, sich auch seinerseits von jeder Rücksicht auf die Grundgesetze loszumachen. Die beschworene Verfassung bleibt unverletzliches Heiligthum. Gegen jeden Frevler soll der Staat, dessen Säulen auf ihr ruhen, alle seine Machtmittel aufbieten; die strengsten Maßregeln sind dann, sofern sie Erfolg versprechen, die besten, und es bleibt sich vollkommen gleich, ob sie von einem „höheren Gesichtspunkte“ aus als barbarisch, des Jahrhunderts der Aufklärung unwürdig und als sonst dergleichen erscheinen. Nur eine Bedingung müssen sie erfüllen: sie müssen selbst verfassungsgemäß sein. Wird diese Grenze überschritten, die Verfassung im Eifer des Kampfes von denen verletzt, die sie vertheidigen sollen, dann unterscheidet beide Parteien nichts mehr, sind sie beide Gesellschaftsfeinde im eigentlichsten Sinne und dann freilich behält von ihnen, die sich Beide in's Unrecht gesetzt haben, auch vor'm Forum der Geschichte der Stärkere Recht.

Das ist politische Algebra, trocken, langweilig, aber untastbar richtig und maßgebend.

Die Verfassung decretirt Gleichheit vor'm Gesetz und decretirt das allgemeine, geheime Wahlrecht. Seitens der Socialdemokratie wird immer wieder versucht, die Oppositionsstellung, die man gegen einzelne Capitel der Verfassung einnimmt, damit zu erklären und zu entschuldigen, daß die Gegner es mit dem Stück Papier noch weniger genau als sie nehmen. Es war ein unleugbares und großes Verdienst des Justizministers, daß er mit wuchtiger Entschiedenheit den so geringfügig scheinenden und doch so überaus gefährlichen Vorwurf zurückwies, die Stumm und Kotze fänden für ihre ungesetzlichen Handlungen keinen Staatsanwalt. Verschwinden deshalb auch die ungesetzlichen Handlungen selbst nicht von der Welt, deren sich just die lautesten Kämpfer für die bestehende Ordnung, die „Edelsten der Nation“ schuldig machten, so wäscht doch die Staatsgewalt ihre Hände in Unschuld; ihre obersten Diener wachen streng darüber, daß wenigstens offiziell keine verfassungswidrige Classenjustiz constatirt werden kann. Zum Unglück ist nur ein kleiner Theil der „Freunde des Bestehenden“ von den gleichen vernünftigen Impulsen beseelt. Der Ruf nach groben Verfassungsbrüchen, nach einem roh reactionären Staatsstreich, nach einer Beschneidung und Rückwärtsrevision des Wahlrechtes erschallt mit den Jahren immer lauter aus den Reihen sogenannter conservativer und mittelparteilicher Auch-Politiker. Mag sein, daß die guten Leute nicht wissen, was sie thun, nicht ahnen, daß sie sich verbrecherisch vom Boden des gemeinen Rechtes entfernen, nun nichts mehr voraushaben vor ihren verhaßten und erbittert geschmähten Feinden, den Socialdemokraten. Daß sie Umstürzler und Verfassungs-, d. h. Staatsfeinde geworden sind wie die, daß dem ruhigen, auf wahrhaftigen Fortschritt bedachten Volksfreund von nun an eine Bundesgenossenschaft mit ihnen genau so unmöglich ist wie mit den Socialdemokraten.

Ganz gewiß hat die Verfassung, Menschenwerk wie alle Menschensatzungen, ihre schweren Fehler, und Verbesserungen müssen als möglich, sogar als nothwendig anerkannt sein. Unter keiner Bedingung aber dürfen diese Aenderungen dem Grundgedanken der ganzen Schöpfung Gewalt anthun, ihn schädigen und unterdrücken — vervollkommnen, zu größerer Klarheit entwickeln sollen sie ihn. Das allgemeine und geheime Wahlrecht bezweckt, Jedem, auch dem Aermsten und Geringsten im Volke, Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu gewähren; es soll dem Herrscher und seinen Dienern in gemessenen Zwischenräumen sagen, wie die Bevölkerung insgeheim über ihre Thaten denkt. Nächstdem will es ein Regierungssystem herbeiführen, das auf die großen, bedürftigen Massen, auf die Schwachen und Bedrängten die meiste Rücksicht nimmt. Jede Reform des Wahlrechtes, die diese drei Hauptsätze nach schärfer ausprägt und noch zweckmäßiger für die Erzielung der gewünschten Resultate scheint, muß hochwillkommen sein; jeder Reformvorschlag aber, der die Grundlagen verwirren und umstoßen, die Volksrechte herabmindern und unterschlagen will, kennzeichnet sich als Versuch eines Verfassungsbruches.

Nun gehen wie Sturmwind über alle theoretischen Abmachungen und alle ausgeklügelten Gesetzlein elementare Umwälzungen hinweg, die der Zeitgeist und die Noth der Zeit erzwingen; aber zum Revolutionsmachen gehört neben der rein äußerlichen Kraft der Muskeln die innere Stärke, die sieghafte, unwiderstehliche Macht eines großen, neuen, völkerbefreienden Gedankens. Der braucht nicht nothwendig in den Tiefen geboren zu werden, viel reiner und umfassender steigt er von den Höhen der Menschheit herab, und wir, die wir eine sociale Monarchie ersehnen, hoffen immer noch, daß er nicht durch eine Revolution von unten zur Herrschaft gelangt. Einstweilen freilich ist die Zeit noch nicht gekommen, wo der Herrscher das Banner der wirthschaftlichen und sozialen Befreiung aufpflanzen darf. Denn selbst wenn ihn der Geist dazu triebe, wenn es ihm danach verlangte, eine That zu thun, vor deren Ruhm die Sterne aller Geistescäsaren erblassen würden — heute vermöchte er es nicht. Er müßte sich bei solchem Werk auf seine Umgebung, seine Freunde und Vertrauten stützen, müßte reine, flammende Begeisterung, Aufopferungsfähigkeit und unbedingte, selbstlose Treue bei ihnen mit Bestimmtheit voraussetzen dürfen. Man hat indeß nur nöthig, die Scandalchronik der letzten Monate zu durchblättern, um zu wissen, daß von alledem nicht im Entferntesten die Rede sein kann.

Die Revolution von oben, wie liebe Leute sie sich heut' denken, der Staatsstreich, wozu man ohne Unterlaß stacheln und reizen möchte, wäre ein Anachronismus tollster Art, bedeutete eine so groteske Rückschleuderung deutscher Cultur, daß die Geschichte ihm kein grausigeres Narrenspiel an die Seite zu stellen hätte. Eine Revolution wenigen Tausenden zu Liebe, die ihren concentrirten Besitz dadurch sichern und heiligen wollen, daß sie den Besitzlosen noch ihre paar bürgerlichen Rechte nehmen lassen — wo ist der Thor, der sie im Lande der Gensenkönige für möglich hielte, der die nackte Gemeinheit ihrer Beweggründe allen Ernstes durch Umsturzgefasel verhüllen zu können hoffte? Gegen solch eine Revolution brauchte man nicht einmal Polizei und Feuerwehr aufzubieten, ein paar gewiegte Psychiater genügten, um sie zum Erlöschen zu bringen.

Caliban.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Frage der Studentenheime.

Geehrter Herr!

In der „Gegenwart“ vom 20. April dieses Jahres findet sich ein Aufsatz des Herrn Dr. Schmidkunz, worin Studentenheime als wünschenswerth bezeichnet werden. Nicht bekannt scheint es ihm zu sein, daß ein Studentenheim nicht nur ehemals, sondern sogar noch heute zu Paris im Quartier latin bestanden hat und besteht. In der Rue Vaugirard, Nr. 46, gegenüber dem Luxembourg-Palast haben die „Protestantischen Studenten“ ihr Heim, dessen Vorsteher Herr Pastor J. Monnier ist. Dieser Herr, der keine Pfarre bekleidet, faßte vor einigen Jahren den Entschluß, seine ganze Kraft dem Wohlsein der protestantischen Studenten zu widmen und diese von dem Schmutze und dem Sumpfleben des lateinischen Viertels zu befreien. Er versammelte also einige Studenten um sich und mietete ein kleines Parterrelocal in der rue St. Jacques, das zunächst nur als Lese- und Arbeitszimmer diente. Das Unternehmen fand so großen Anklang, daß man am 1. Februar d. J. das große 1. Stockwerk des Hauses 46, rue Vaugirard beziehen konnte. Diese Räume sollen zunächst einen gesunden Aufenthalt während des ganzen Tages bieten, müssen also zum Arbeiten, Lesen, Plaudern und Spielen eingerichtet sein. Demgemäß verfügt das Protestantische

Studentenheim über ein Vorzimmer für die Zeitungsleser und zur Erledigung der Briefcorrespondenz, einen hellen Arbeitssaal, einen Saal für wissenschaftliche Vorträge und einen schmucken Salon für das gesellige Treiben. In der dahinterliegenden Küche werden kleine Imbisse verabfolgt, so daß der Studierende — abgesehen von der Zeit des Collegs und der Mahlzeiten — den ganzen Tag im Heim bleiben kann. Mit der Gewährung eines behaglichen Aufenthaltes begnügt sich die Leitung des Heimes aber nicht. Es soll geistige und moralische Entwicklung der hier verkehrenden Studenten nach Möglichkeit gefördert werden. Dieser Zweck wird erreicht durch die Bücherei, die Sectionssitzungen und Vortragsabende. Im Arbeitssaal sind die zum Studium nothwendigsten Werke aufgestellt und stehen jedem Mitgliede zur Benutzung frei. Ferner liegen französische, deutsche, englische Revuen und Tagesblätter aus. Eine entschiedene Förderung sind die Sectionssitzungen. Die 300 Besucher des Heims gehören nicht nur verschiedenen Facultäten, sondern auch verschiedenen Hochschulen (Kunstakademie, Polytechnikum, Universität) an. Die Angehörigen der einzelnen Fächer bilden je eine Gruppe, die in allwöchentlichen Sitzungen über fachliche Fragen discutirt. Die Studirenden der Kunstakademie verbinden damit eine permanente Kunstausstellung. Die stud. iur. et cam. hatten letzten Winter einen älteren Collegen gewonnen, der ein Repetitorium der Volkswirthschaftslehre abhielt. Von der Thätigkeit der Literarhistoriker legte eine öffentliche Volksvorstellung eines Molière'schen Lustspiels das beste Zeugniß ab. Außer diesen Sectionssitzungen giebt es endlich allwöchentlich einen Vortrag, gehalten von irgend einem Gelehrten. So haben wir unter anderen Prof. Maspero über den Ursprung des Hellenismus, Prof. Allier über Renan's sociale Ansichten, Prof. Sabatier über „Unsterblichkeit im materialistischen Sinne" sprechen hören; kurz es fehlt nie an Anregung für den Geist. Wem bei allem wissenschaftlichen Streben das Wissen nicht genügt, wer auch für sein Herz Nahrung wünscht, findet diese in den facultativen religiösen Conférences des Herrn Monnier. Die Conferenzen sind nicht kurzweg Gebetversammlungen, sondern es werden während derselben Betrachtungen angestellt, wie man die alten christlichen Wahrheiten in neuer Form auf praktische Tagesfragen anwenden könne. Wir betonen dies ausdrücklich, um das Protestantische Studentenheim nicht der Muckerei zu verdächtigen. Das ist in kurzen Zügen ein Bild des Pariser Studentenheims, indem wir uns sehr, sehr wohl gefühlt haben. Sollte also jemals die von der „Gegenwart" angeregte Idee eines deutschen Studentenheims sich verwirklichen lassen, so möchten wir auf das Pariser Institut als Vorbild hinweisen. Wir wollen nicht sclavisch alle französischen Modethorheiten nachahmen, aber etwas Gutes kann man immer annehmen, wenn's auch aus Frankreich kommt.

Hochachtungsvoll

Martin Boldt-Görlitz.

Notizen.

Von der mit so viel Geräusch eingeläuteten Kunstzeitschrift „Pan" ist soeben das erste Heft erschienen. Es läßt in der äußeren und künstlerischen Ausstattung Alles weit hinter sich, was der deutsche Kunstmarkt auf diesem Gebiete bis heute hervorgebracht hat. Da finden wir eine schöne Heliogravüre nach Böcklin's wunderherrlichem „Drachentödter", eine kraftvolle Radirung: Kellergarten in Rosenheim von Max Liebermann, interessante Netzätzungen nach Uhde, dem hochmodernen Whistler, dem träumerischen Belgier Fernand Khnopff, dem Satansmaler Rops. Meister Thoma, der Unvergleichliche, hat originelle Kopfleisten und Schlußstücke beigesteuert und Joseph Sattler stilvolle Federzeichnungen. Anderes ist weniger originell als excentrisch, und dies gilt zumal von den poetischen Beiträgen, wie denn überhaupt der Text nicht entfernt auf der Höhe des illustrativen Theils steht. Wir bewundern die Thatkraft Otto Julius Bierbaum's, die das ganze Unternehmen geschaffen hat, aber die Redaction läßt überall die zielbewußte, kräftige und doch kunstgewiegte Hand vermissen. Zu viel Clique und Schule, zu viel Aesthetik des Häßlichen. Als Curiosum läßt man sich ja einmal Verlaine und Mallarmé, den confusen Dehmel und den fürchterlichen Scheerbart gefallen, aber der Aufsichtsrath sollte dafür sorgen, daß diese „incohärenten" Dichter möglichst sparsame Verwendung finden und nicht etwa, wie in diesem ersten Hefte, mit ihren wahlverwandten Illustratoren den Ton angeben. Zum Glück beweisen die lesenswerthen Prosabeiträge von Director Bode und Lichtwark und das köstliche Capitel aus Altmeister Fontane's Jugenderinnerungen, daß auch besonnene Geister mitreden dürfen. Wir wissen wohl, daß dies „Unternehmen der reinen Kunst" nicht für das große Publicum bestimmt ist, aber auch der kleine Kreis zahlungsmächtiger Kunstfreunde — wie dünn sie in Deutschland gesät sind, beweist die Liste der Genossenschaftsmitglieder — huldigt in seiner Mehrheit gewiß nicht der extremen Richtung der Vielwoller und Nichtskönner. Wenn nicht Alles täuscht, kehrt gegenwärtig wieder die Zeit der soliden Kunstübung mit ihrer sicheren Technik zurück. Der feinspürige Octave Mirbeau hat sie bereits in Paris verkündet. Hoffentlich versteht auch „Pan" die Zeichen, damit er nicht nur die Kunstfeindschaft weiterer Kreise besiegt, sondern auch einen Exodus der seiner gestimmten „Genossen" vermeidet. Wir wünschen dem großartigen Unternehmen alles Gute.

Der auch im Ruhestand noch rastlose Kürschner bringt etwas verspätet, aber nicht zu spät die 95er Jahrgänge seines „Staatshandbuchs (Eisenach, Kürschners Selbstverlag) und seines „Deutschen Literatur-Kalenders" (Stuttgart, Goeschen) heraus, zwei längst eingebürgerte Jahrbücher, über die sich eigentlich nichts Neues sagen ließe, wenn der Herausgeber nicht immer wieder auf Verbesserungen und Erweiterungen bedacht wäre. So wächst sich das Staatshandbuch zu einem statistischen Nachschlagebuch über die Hofstaaten, Regierungen, Behörden aus und ist schon heute das handlichste und vollständigste Compendium der deutschen Bureaukratie. Besonders interessant sind die Zahlen aus dem Reichshaushalt im Etatsjahr 1892/3 und das hinzugekommene Verzeichniß sämmtlicher deutschen Versicherungsanstalten. Auch die kurzgefaßte Darstellung der wichtigeren außerdeutschen Staaten ist eine praktische Neuerung. Vielfach bereichert zeigt sich gleichfalls der Literatur-Kalender, fast zu viel Segen, denn die Schriftstellergilde wächst so ungeheuerlich, daß sogar der optimistische Kürschner sein Jugendideal der Vollständigkeit für unerreichbar erklärt. Seine launige Vorrede hat uns aber mit der Mittheilung über die Schillerstiftung und das Reuterhaus einen Schmerz bereitet. Bekanntlich hat Luise Reuter ihr Haus am Fuße der Wartburg der Schillerstiftung hinterlassen, damit es ein Asyl für alte und sieche Schriftsteller werde, leider aber fehlen noch die Mittel, um ein solches Wohn- und Kosthaus auch zu unterhalten. Die schwerfälligen alten Herren von der Schillerstiftung sollen daher über das unbequeme Legat mehr erschreckt als erfreut gewesen sein und schon den sträflichen Entschluß erwogen haben, die Reuter-Villa einfach — zu vermiethen. Nun, diese Schmach scheint vorläufig abgewendet zu sein, aber die Schenkung liegt noch immer ihrem hochherzigen Zweck entfremdet da. Kürschner als Vorsitzender des Reuterhaus-Comité's, schreibt elegisch: „Ob sich je wird verwirklichen lassen, was der Verstorbenen vorgeschwebt haben mag, läßt sich heute noch nicht entscheiden. Jetzt gilt es zunächst in pietätvoller Erinnerung an den großen Sohn Deutschlands und im Geiste seiner Lebensgefährtin die Stätte in ihrer ursprünglichen Form zu erhalten und ein Reutermuseum zu begründen, das möglichst alles an Erinnerungszeichen an den unsterblichen Humoristen in sich vereint." Mit Verlaub: nein das gilt es jetzt ganz und gar nicht, sondern um jeden Preis muß das Asyl für Veteranen und Invaliden der Feder in's Leben gerufen werden, wie es Reuter und seine Frau bestimmten. Nicht um Handschriften Reuters handelt es sich, die ja im Goethehaus wohl

aufgehoben sind, sondern um die Beschaffung des „Betriebscapitals" der Stiftung. Wenn es Kürschner und Genossen in der kürzesten Zeit gelungen ist, die 85000 Mark aufzutreiben zum Ankaufe des Richard-Wagner-Museums, das schon jetzt übermäßig viel Spreu enthält, in Wien fast gar nicht besucht wurde und bei dem wandelnden Theater- und Musikgeschmack vielleicht schon in wenigen Jahrzehnten ein belächeltes und gemiedenes Eisenacher Curiosum sein wird, dann begreifen wir seine voreilige Elegie nicht recht. Freilich sind die Eisenacher Honoratioren, wie es scheint, mehr auf die Hebung ihres Fremdenverkehrs bedacht, und ein Rentermuseum, etwa gar verquickt mit dem Wagnermuseum, mag allerdings Besucher anlocken, während ein Schriftstellerasyl wenig einbringt und auch keine feudale Nachbarschaft ist. Aber das nun einmal angenommene Vermächtniß muß durchaus im Sinne der Erblasserin verwaltet werden, und wenn sich so viel Geld für Herrn Oestertein fand, so wird das bescheidene Capital für das Reuter'sche Schriftstellerasyl noch leichter beschafft werden. Die bestehenden literarischen Vereinigungen würden gewiß freudig die Sache in die Hand nehmen und die altersschwache Schillerstiftung, die sich durch ihr Zaudern in dieser Angelegenheit viele Sympathien und manches Legat verscherzen wird, und die Eisenacher Gründer an ihre Ehrenpflicht erinnern.

Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1778. Nach den Quellen von Richard Hodermann. (Hamburg, Leopold Voß.) Der Verfasser schildert die Gründung des Hoftheaters unter der Regierung des Herzogs Ernst II. von Gotha-Altenburg, der die Seyler'sche Truppe aus Weimar aufnahm. Gotha war damals eine Stadt mit regem geistigen Leben und hatte bereits ein von Gotter geleitetes Liebhabertheater. Die junge Hofbühne erfreute sich bald nach ihrer Eröffnung (8. Juni 1774) Goethe's Protection, der seinen „Goetz" zur Aufführung schickte. Das Repertoir (nach Reichardt's Theaterkalender) und das Mitgliederverzeichniß sind von Interesse. Der Verfasser giebt eine interessante Schilderung der Engagements, des Reglements, der Gehalts- und Pensionsverhältnisse. Ekhof's, Beck's und Beil's ist gedacht. Das Debüt Iffland's im Jahre 1777 bezeichnet den Höhepunkt des theatralischen Lebens. Von da erfolgt der Niedergang. In einem Anhange giebt Hodermann eine Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben, das Reperloire, Ekhof's Tagebuch, ein alphabetisches Verzeichniß der Vorstellungen und des Schauspielerpersonals. Auch die Oberhofmarschallsacten sind benutzt worden. Die Schrift bildet einen sehr verdienstvollen Beitrag zur theatergeschichtlichen Forschung.

Ein Wort an den Fürsten Hohenlohe. Von G. Waldersee. (Berlin, Thormann und Gretsch.) Wenn die Geschichte einmal den drei Reichskanzlern Deutschlands Beinamen zu verleihen sich anschicken wird, so müßte Fürst Hohenlohe den Zunamen der „Vielberathene" erhalten. Nur einige Monate ist er im Amte, und schon giebt es so viele Broschüren, in denen ihm unerbetene Rathschläge ertheilt werden, als seine Amtszeit an Monaten beträgt. Die seltsamste davon, ein wunderbares Gemisch von echt hegelscher Geschichtsconstruction und von willkürlichem Durcheinanderwerfen der Staaten und Völker, wie man es seit den Tagen des Wiener Congresses nicht wieder erlebt hat, verdient schon, um ihrer Originalität willen, der schnellen Vergessenheit, dem gewöhnlichen Loose solcher literarischer Eintagsfliegen, entrissen zu werden. Der gesammte Gährungsstoff unserer Zeit, meint der Verfasser, kommt davon her, daß es im Deutschen Reiche zu eng ist, daß seine Bewohner danach streben, sich über fremde Länder auszubreiten. Freilich haben wir in Afrika Colonieen, die recht viele mit den heimischen Zuständen Unzufriedene aufnehmen könnten, indessen davon hätten nach des Verfassers zunächst unbewiesener Ansicht weder die Landwirthschaft, noch die Industrie, noch sonst Jemand, mit Ausnahme von „Soldaten, Beamten und einigen wenigen Personen, die den Erwerb in's Auge fassen", etwas. Englands Colonisirungssystem dürfe uns nicht verlocken, denn die britischen Colonieen hätten meist „einen ausgedehnten Ackerbau und zum größten Theile auch Capitalreichthum" besessen, wie z. B. Ost und Westindien. (Auch das Kasserntand?) Indessen für die Ausbreitung des zu eng gewordenen Deutschen Reiches biete sich von selbst der Orient, in erster Linie die Donau- und Balkanländer, dar. Dorthin solle man alle diejenigen werfen, welche „Umsturzgedanken" irgend welcher Zeit hegten. Aber wie der Gefahr eines Weltkrieges entgehen, wenn wir so offen Eroberungspolitik treiben? Das ist des Verfassers geringste Sorge. Vor Gefahren zurückweichen, sei nicht preußische Art, die Politik des Zauderns und Bangens möge man den Habsburgern überlassen. Auch sei es ja nicht unmöglich, die anderen europäischen Mächte bei dem Geschäftsgewinne zu betheiligen, oder sonst abzufinden. Oestreich-Ungarn würde z. B. nichts dagegen haben, wenn es bis zum Schwarzen Meere vorgeschoben würde, vorausgesetzt, daß es dem Deutschen Reiche „sich angliedere", wie Bayern. Freilich, was die Herren Czechen und Ungarn dazu sagen, kümmert den Verfasser auf seiner hohen politischen Warte nicht. So könnten dann Reichs-Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen die Cultnrfahrt in den Orient unternehmen. Rußland würde das ruhig mit ansehen, ohne daß die „traditionelle (?) preußisch-russische Freundschaft in die Brüche ginge", wenn man ihm Indien und Constantinopel als Beutetheile hinwürfe. Letzteres, meint Herr Waldersee freilich, würde Rußland wohl gar als „Danaergeschenk" verschmähen, denn Byzanz sei das Grab aller dort bestehenden Reiche und Dynastien geworden. Lag das aber an Byzanz oder an der inneren Schwäche der daselbst „etablirten" Reiche und Dynastieen? Wenn die Balkanländer in den Händen Deutschlands wären, so hätte der Besitz Constantinopels durch die Russen keine Gefahr für Andre. Die Dardanellen scheint des Verfassers schnelle Phantasie dabei ganz zu überfliegen. Nun könnten ja Frankreich und England auch ein Wörtchen mit reden wollen, wenn man so Länder und Völker nach Laune verschenkt und des Bären Fell sich theilt, ehe der Bär erlegt ist, was bei der Eroberung Ostindiens durch Rußland doch sehr zu beachten wäre. Aber von beiden wird Frankreich — mit der Suprematie in Griechenland (vermuthlich zur energischeren Regelung der griechischen Zinszahlung?) befriedigt, oder man könne es auch auf Aegypten, Marocco, Tunis, unter Umständen selbst — auf Belgien verweisen. Das letztere hätte bei einem deutsch-französischen Kriege kein Bedenken, denn, wenn Belgien französisch würde, so müsse sich Holland an Deutschland angliedern, England würde zu dieser Welttheilung, bei der es die Hauptkosten (Indien, Aegypten) zu tragen hätte, stillschweigen und sich „vor der Macht der Thatsache verneigen". Oesterreich-Ungarn müßte für den Beuteantheil im Orient auf den Handelsvertrag ganz oder theilweise verzichten, damit auch die — Partei Kanitz zufrieden gestellt würde. Die Kleinstaaten an Donau und Balkan sollen übrigens weiter fortbestehen — unter der Aegide der Bruderstaaten Deutsches Reich und Oesterreich-Ungarn. So wären ja in dem Phantasiebilde des Verfassers alle Staaten Europas, Gewinner, wie Verlierer zufriedengestellt, alle Unzufriedenheit im Deutschen Reiche verschwände, die Socialdemokratie müßte sich auflösen, die Umsturzvorlage und alle socialen Reformen, die doch Niemanden befriedigen könnten, würden unnöthig sein. Ex Oriente lux, sagt der Verfasser. Aber der Orient ist auch die Heimath der Märchenwelt und wie eine phantastische Erzählung aus „Tausend und eine Nacht" dünkt uns Herrn Waldersee's politischer Zukunftstraum.

R. Mahrenholtz.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Diese **Bismarck-Nummer** bildet Nr. 14 der „Gegenwart" und wird an neu hinzutretende Abonnenten ohne Aufschlag mitgeliefert.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.
Direct zu beziehen durch den **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.

Soeben erschien:

Geschichte
des
Gothaischen Hoftheaters
1775—1779.
Nach den Quellen
von
Richard Hodermann.
1894. *M* 3.50.

Größtes Lesecabinet d. Königstadt!!

Außer **150** verschiedenen politischen u. Fachzeitungen liegt auch die **„Gegenwart"** bei mir aus.

Empfehle **reichhaltige Frühstückskarte, helle und dunkle Biere vom Faß, Bouillon u. warme Pasteten.**

F. W. Gumperts Conditorei,
Berlin C., Königstraße 23/24.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalischerdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltuug.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz immittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt).

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verlag v. Zahn & Jaensch in Dresden.

Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen
von
Wilhelm Roscher.

Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinem Sohne.

Ca. 20 Bogen in 8° mit dem Bildnisse in Heliogravüre.
Elegant gebunden 5 *M*. — Broschirt 4 *M*.

Tagebuchartige Aufzeichnungen eines der größten und vielseitigsten deutschen Gelehrten über die wichtigsten, jeden Gebildeten berührenden Lebensfragen: Christenthum, Judenthum, Heidenthum, Katholicismus, Protestantismus, Literatur, Parteiwesen, Darwin's Lehre, Materialismus, soziale Fragen u. a. Bei aller Tiefe gemeinverständlich und getragen von gerechter Würdigung abweichender Ansichten. Mit dem letzten und besten Bilde des ehrwürdigen Verfassers in Heliogravüre.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 21. Berlin, den 25. Mai 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein deutscher Nationalverein. Von Karl Walcker (Leipzig). — Der heutige Stand der Gehirnphysiologie. Von Eduard Sokal. — Socialaristokratische Strömungen. — Der neue Kurs im höheren Schulwesen. Von Gerhard Budde. — **Feuilleton.** Umsturz im Brautstand. Von Gustav Bessmer. — **Aus der Hauptstadt.** Querulantenwahn. Von Caliban. — Die große Kunstausstellung. 2. Porträtisten. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die dänischen Volkshochschulen. Von N. Svendsen, Lehrer. — Anzeigen.

Ein deutscher Nationalverein.

Von Karl Walcker (Leipzig).

Weltgeschichtliche Kämpfe verschiedener Art pflegen sich durch Jahrzehnte, Jahrhunderte, manchmal sogar durch Jahrtausende hinzuziehen. Man denke z. B. an die Kämpfe des Papstthums mit seinen Gegnern vor und nach der Reformation, an seine Streitigkeiten mit dem Kaiserthum, an die französisch-österreichischen, die preußisch-österreichischen Kriege der letzten Jahrhunderte und Anderes. Aehnlich bildeten der preußische Schulkampf von 1892 und der deutsche Kampf gegen die clericalisirte Umsturzvorlage nur Episoden weltgeschichtlicher Principienkämpfe aller Culturvölker, einschließlich der republicanischen. 1892 und 1895 handelte es sich im letzten Grunde nicht bloß um den Kampf des Liberalismus gegen die Reaction, sondern auch um den Kampf des geistesaristokratischen Cooptationsprincips, der Wahlen von oben, gegen das demokratische Princip der Wahlen von unten, der schlechtweg sog. Wahlen. Die Comités, welche 1895 den Geisteskampf leiteten, wurden nicht von Volksversammlungen gewählt, sondern von namhaften Professoren, Abgeordneten und Notabeln auf dem Wege der Cooptation gebildet. Die Cooptationsaristokratie kann und soll aber auch pseudoliberale, socialistische und andere Ideologien und Mißbräuche bekämpfen. In den Vereinigten Staaten sind wiederholt good citizens, anständige Leute, Notabeln, zusammengetreten, und sie haben die politicians, die Bentepolitiker, bei städtischen Wahlen besiegt. In Großbritannien und Irland sind fast alle anständigen Leute offen, oder wenigstens im Herzen, für die Union, gegen die Homerule-Projecte. Sogar katholische Edelleute und Geistliche Irlands sind für die Union.

Nationalliberale und konservative Juristen und Politiker haben mit Recht ausgeführt, daß die ursprüngliche Regierungsvorlage von 1895 einige brauchbare, berechtigte Vorschläge enthielt; aber sie litt trotzdem an einem starken Mangel an Logik. Ein praktischer Politiker, der den Socialdemokratismus bekämpft, hat die Wahl zwischen zwei verschiedenen, sich gegenseitig ausschließenden Standpunkten. Er muß entweder sagen: „Die revolutionären Reden und Programme der und der Socialisten sind ungefährliche Ideologien, die Partei wird sich zu einer gesetzestreuen Reformpartei fortentwickeln.“ Oder er muß sagen: „Die Abschaffung des Privateigenthums könnte, wenn überhaupt, nur durch blutige Bürgerkriege, durch den Umsturz der Monarchie, bewerkstelligt werden. Folglich muß man erklärten Socialdemokraten das active und passive Wahlrecht entziehen; ähnlich wie die Jacobiten im 18. Jahrhundert in England vom Wahlrecht ausgeschlossen waren, und wie die Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine sich durch Reverse gegen das Eindringen von Socialdemokraten schützen.“ Für und wider beide Standpunkte läßt sich mancherlei anführen, aber es ist jedenfalls unlogisch und unpolitisch, wenn ein Antisocialist sagt: „Ich will ein Socialistengesetz, oder ein Umsturzgesetz, kurz, ein Gesetz gegen „socialdemokratische Ausschreitungen.“ Ein solcher Mann behauptet, unbewußt, daß der Kern des Socialdemokratismus, das Streben nach der Abschaffung des Privateigenthums, etwas Berechtigtes, Harmloses sei (!).

Sowohl die Annahme der ursprünglichen Vorlage wie die Annahme der clericalisirten Vorlage hätte nicht eine so große Tragweite gehabt, wie viele Gegner des Gesetzentwurfes im Eifer des Kampfes behaupteten. Die Frage, ob ein Schriftsteller das Recht hat, aus christlicher Nächstenliebe oder aus Patriotismus, im öffentlichen Interesse, Mißbräuche zu rügen, ist z. B. strafrechtlich controvers. Sie ist vom Reichsgericht und von anderen Gerichten manchmal bejaht, häufig (wohl viel häufiger) indeß verneint worden, d. h. man hat den Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches auf Vertreter eigener berechtigter Interessen beschränkt. 1883 und 1895 wurden zwei Personen vom Reichsgericht wegen einer scharfen Polemik gegen die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit verurtheilt. Es ist ferner übertrieben, zu sagen, die Annahme der Vorlage wäre ein reiner Vortheil für das Centrum gewesen. Wenn ein ultramontaner Historiker z. B. die Absetzung Kaiser Heinrichs IV. durch Gregor VII., die Ketzer- und Hexenverbrennungen billigte, so könnte er, wenn die Vorlage Gesetz geworden wäre, wegen Anpreisung strafbarer Handlungen verurtheilt werden.

Es ist mit Recht üblich, politische, geistige Kämpfe mit Kriegen zu vergleichen. Es liegt daher nahe, zu sagen: die deutsche Geistesaristokratie hat im kurzen Zeitraum von 3 Jahren, zwei Mal, 1892 und 1895, milizartig, landsturmartig mobil machen müssen. Es wäre daher zweckmäßig, die Geistesaristokraten nach Art eines stehenden Heeres, eines Generalstabes, zu organisiren, einen Verein zu bilden, der etwa Staatswissenschaftliche Gesellschaft oder, besser Deutscher Nationalverein zu benennen wäre und sich durch Cooptation ergänzte; nicht, nach Art des Vereins für Socialpolitik, gegen Zahlung des Jahresbeitrages Jedermann offen stände. Tüchtige

Rentiers haben in Sachen der schwierigsten und delicatesten wirthschaftlichen und politischen Fragen, d. h. der wichtigsten Probleme, der Lebensfragen des deutschen Volkes und Reiches, viel weniger Rücksichten zu nehmen, als gleich tüchtige Fürsten, Minister, Abgeordnete, Wahlcandidaten. Reiche, adelige und bürgerliche, ländliche und städtische Rentiers eignen sich daher vorzüglich zu Führern der Nation, besonders wenn sie Juristen, Verwaltungsbeamte, Professoren, Officiere gewesen sind, im besten Mannesalter, mit 30—35 Jahren ihren Abschied genommen haben, um ganz der Wissenschaft und Politik, zum Theil als Reichstags- und Landtagsabgeordnete, zu leben. Auch weniger bemittelte Männer wären natürlich zu brauchen, vorausgesetzt, daß sie hoch begabt sind, gemäßigte, cultur-freundliche Tendenzen auf dem Gebiete der Volkswirthschaft, Politik, Religion, Philosophie vertreten. In ständischer Beziehung müßte der Verein weitherzig, quasi-demokratisch sein, auch geeignete kleine Leute, z. B. Handwerker, Krämer, Arbeiter, Bauern, als ordentliche Mitglieder, außerordentliche Mitglieder oder Correspondenten aufnehmen. Die Sitzungen müßten zum Theil geheim, zum Theil öffentlich sein. In den letzteren könnten sogar gut empfohlene Gäste zum Wort zugelassen werden. Der Sitz des Vereins müßte natürlich in oder bei Berlin sein; ein Verein mit so reichen Mitgliedern könnte sich leicht ein eigenes Haus und eine Bibliothek anschaffen. Er würde die Blüthe des Adels und des Bürgerthums, überhaupt der ganzen Nation in sich schließen, mächtiger sein, als die Ultramontanen und die protestantischen Reactionäre zusammen genommen. Mit einer solchen Macht müßten selbst die Fürsten, Minister, Volksvertretungen, einschließlich des Reichstages, die Parteien und die Presse sehr ernstlich rechnen.

Zunächst käme es darauf an, die Preß- und Lehrfreiheit zu sichern, zu schützen, etwa durch einen Reichsverfassungs-Artikel folgenden Inhalts: „Die Preßfreiheit wird garantirt. Sie besteht in der staats- und strafrechtlichen Gleichstellung der Nichtbeamten und der Beamten in Bezug auf die Freiheit der Meinungsäußerung der Preßerzeugnisse aller Art. Erlaubt ist dasjenige, was ein Professor, ein Staatsanwalt, ein Privatkläger, ein Kläger vor einem Ehrengericht oder Rechtsschutzverein in einer ähnlichen Lage in wissenschaftlicher, pflichtgemäßer, strafloser Weise sagen muß und kann. Alle Personen, welche eine solche Preßfreiheit, den Lebensodem des constitutionellen Staates, zu unterdrücken versuchen, werden mit den und den Geld- oder Gefängnißstrafen belegt." Dann könnte Niemand mehr bestraft werden, weil er die päpstliche Unfehlbarkeit, die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier ꝛc. bekämpft. Auch eine sachgemäße, scharfe Polemik gegen Gründer und sonstige Schwindler aller Art, Wucherer, Reactionäre, socialistische und andere Demagogen wäre straflos. Der bekannte Vorschlag, alle Preßproceſſe vor Geschworenengerichte zu bringen, ist bereits von Bluntschli bekämpft worden. Er weist mit Recht darauf hin, daß ungebildete Geschworene, z. B. ultramontane Bauern, haarsträubende Freisprechungen und Verurtheilungen aussprechen könnten. Viel richtiger wäre es, das ehemalige Institut der Actenversendungen mit zeitgemäßen Verbesserungen wieder herzustellen. Bis ins 19. Jahrhundert hinein wurden die Acten schwieriger Strafsälle an Juristen-Facultäten versandt. Heutzutage wären an Stelle der Facultäten (die man auch consultiren kann) Rechtsschutzvereine großer, mittlerer, ja sogar kleiner Städte zu setzen. Diese Vereine wären durch Cooptation, nicht durch demokratische Wahlen, aus tüchtigen Juristen und geeigneten Nichtjuristen zu bilden. Zu den Juristen müßten auch Professoren der Rechte, Richter und Staatsanwälte a. D. gehören. Die Geschworenengerichte wären in ähnlicher Weise zu bilden. Die Freisprechung eines unschuldig Angeklagten, z. B. eines Redacteurs A. in B., würde sich dann folgendermaßen gestalten. A. schickt zunächst den incriminirten Artikel an die Rechtsschutzvereine der wichtigsten Städte des Reiches. Sie erklären A. für unschuldig, das Schwurgericht in B. spricht ihn frei. Früher oder später wird das von F. v. Holtzendorff, R. v. Gneist und Anderen längst bekämpfte Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft aufgehoben werden. Dann würden auch Privatpersonen und besonders Rechtsschutzvereine Anklagen gegen Verbrecher, z. B. gegen Gründerringe erheben können.

Der Deutsche Nationalverein müßte sich ferner mit der Reform der Militärjustiz beschäftigen. Das Haupthinderniß des Abschlusses dieser längst schwebenden Frage besteht wohl in der üblichen Forderung voller Oeffentlichkeit. Wenn der Reichstag sich mit einer beschränkten Oeffentlichkeit begnügte, so dürfte die Reform bald zu erlangen sein. Es ist wirklich nicht nöthig, Reporter eines sensationslüsternen Klatschblattes oder eines socialdemokratischen Hetzblattes zuzulassen, überhaupt alle Namen zu veröffentlichen. Rohe Mißhandlungen und Beleidigungen sind natürlich drakonisch zu bestrafen, und das Beschwerderecht muß wirksam sein; aber ein Officier oder Unteroffizier, der sonst correct handelt, nur einmal etwas die Geduld verloren hat, soll dem Preßpöbel nicht als eine Art Opfer preisgegeben werden.

Unter den vielen volkswirthschaftlichen und politischen Fragen, mit denen der Deutsche Nationalverein sich zu beschäftigen hätte, seien beispielsweise erwähnt: die Frage der örtlichen Vertheilung der Industrie, des Handels und der Bevölkerung über das gesammte Reichsgebiet, der großstädtischen Uebervölkerung und Wohnungsnoth, der kleinstädtisch-ländlichen Untervölkerung, der Einschränkung des Getreidebaues und Ausdehnung der Viehzucht, der systematischen Be- und Entwässerung ganzer Stromgebiete, der Kleinbahnen, der Zolleinigung mit Oesterreich-Ungarn, der deutschen colonisatorischen Auswanderung nach den nichtdeutschen Gegenden des Donaureiches, der Zerschlagung der deutschen und österreichisch-ungarischen Latifundien, der Einziehung der Latifundien und Capitalien der Todten Hand (so weit sie nicht wirklich zu rationellen Zwecken nöthig sind), der Neuansetzung von Bauern- und Arbeiterstellen und Anderes.

Es ist kein Zufall, daß sich das Princip der Cooptation, der Selbstverwaltung, der Selbstregierung, der freien Forschung, bisher vorzugsweise in den drei germanischen, überwiegend protestantischen Großstaaten, in der nordamerikanischen Union, in England und im Deutschen Reiche geltend gemacht hat. In anderen Ländern liegen die Verhältnisse für das freiheitliche, geistesaristokratische Cooptationsprincip viel weniger günstig; aber es hat trotzdem in der ganzen Culturwelt eine große Zukunft, denn die Uneinigkeit und Rathlosigkeit der sog. Ordnungsparteien und so manche andere Gründe einer berechtigten Unzufriedenheit schreien zum Himmel. Mit polizeilichen, gerichtlichen, militärischen Mitteln allein kann man die Socialdemokratie und die Anarchisten nicht überwinden. Es bedarf der vereinten Manneskraft der tüchtigsten, wahrhaft conservativen und zugleich wahrhaft reformfreundlichen, volksfreundlichen Köpfe. Der römische Senat (nach Pyrrhus eine Versammlung von Königen), das Cardinalscollegium, der Jesuiten-, Freimaurer- und pour le mérite-Orden, die Aristokratien von Venedig, Bern, England, das preußisch-deutsche Officiercorps (bekanntlich das erste der Welt) und die deutschen Universitäten ergänzten und ergänzen sich im Wesentlichen durch das machtvolle Princip der Cooptation.

Der heutige Stand der Gehirnphysiologie.

Von Eduard Sokal.

Wir sind in der Werkstätte des Mikroskopikers. Eine graue Masse, an die sich ein feingeädertes, von rothen Strängen durchzogenes Spinngewebe enge anschmiegt, liegt vor uns. Es ist das Gehirn mit seinen Hüllen. Diese weiche, nach allen Richtungen von seichten und tiefen Furchen durchzogene Masse ist also der Sitz der psychischen Functionen, der Herd des Lebens und Empfindens, das Schlachtfeld aller Instincte und Leidenschaften! Während überall sonst die anatomische Untersuchung (häufig schon der flüchtige Anblick eines Organes) uns einen Aufschluß über seine Function zu ertheilen vermag, läßt sie uns hier rathlos im Stiche. Es ist dies leicht zu begreifen! Jedwede andere Organthätigkeit besteht (allgemein gesagt) in Bewegung, sei es größerer Massen, sei es kleinster Theilchen oder endlich der chemischen Atome, sie knüpft an die sinnliche Wahrnehmung an, Ursache und Wirkung sind Größen gleicher Ordnung. Hier ist nichts dergleichen zu finden. Mit fieberhafter Neugierde pochen wir an das geheimnißvolle Thor, wo wir das Wesen unseres Ich zu finden hoffen. Es giebt nach und was uns entgegenblickt ist das wohlbekannte Alltagsgesicht, da wir den innersten Kern zu erfassen strebten. Es ist, um ein Bild Th. Fechner's zu gebrauchen, als wären wir in einen Kreis gebannt, dessen Außen- und Innenseite uns einzeln zugänglich sind, aber niemals gleichzeitig übersehen werden können. Wir können mühselig und langsam den inneren Processen im Gehirn nachforschen, nichts ist uns leichter zugänglich und wohlvertrauter als unser eigenes Seelenleben; als Uebergang zwischen beiden jedoch klafft ein jäher Abgrund durch alle Gebiete unseres Wissens und weder die Phantasien der Naturphilosophie noch die Erfahrungen und Schlüsse der Wissenschaft vermögen bis jetzt eine Brücke über ihn zu schlagen.

Es kann uns demgemäß nicht wundern, daß die Beziehungen des Gehirns zu den psychischen Functionen erst verhältnißmäßig spät erkannt worden sind. Sie wurden schon im Alterthum von Einzelnen bemerkt, später jedoch durch eine sonderbare Theorie verdrängt, nach welcher das Gehirn das Organ der Schleimbildung sein sollte. Zu voller Gewißheit wurden sie eigentlich erst durch die epochemachenden Thierversuche von Flourens gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erhoben. Flourens stellte seine Experimente hauptsächlich an Hühnern an. Durch Exstirpation größerer oder kleinerer Gehirnpartien gelang es ihm, wie er sich höchst charakteristisch ausdrückt, „das Bewußtsein der Versuchsthiere gleichsam schichtenweise abzutragen". Die Thiere verloren das Vermögen der Lautbildung, die Fähigkeit, sich Nahrung zu suchen, schließlich auch die eigentlich vegetativen Functionen oder vielmehr die psychischen Impulse zu denselben: Hunger, Durst ꝛc. Hiermit war jeder Zweifel über die Verrichtungen des Gehirns (im Groben) beseitigt.

Die Flourens'sche Untersuchungsmethode schien durchaus ungeeignet, uns in die intimeren Details der Gehirnthätigkeit einzuführen. Allerdings ergab sie (außer dem obenerwähnten) noch manches bedeutungsvolle Resultat. Vor Allem stellte sie die merkwürdige Thatsache fest, daß Verletzungen des Gehirns, selbst wenn sie sich über große Partien desselben erstreckten, den Thieren gar keine Schmerzen zu bereiten schienen. Auch wiesen ihre Ergebnisse darauf hin, daß Verletzungen aller Hirntheile mehr oder weniger dieselben Erscheinungen hervorrufen, daß es für die Auslösung des typischen Krankheitsbildes ganz gleichgiltig sei, ob das exstirpirte Stück dem Stirn-, Scheitel- oder Hinterhauptslappen angehörte.

Wenn das Gehirn eine Maschine war, so war es also jedenfalls ein Mechanismus höchst eigenthümlicher Art. Ein Mechanismus, dessen Bestandtheile alle gleich functionirten, der demgemäß jeden zu leistenden Effect gewissermaßen als Ganzes erzielen mußte, so daß jeder bestimmten Leistung ein ganz bestimmter Zustand des ganzen Systems entsprechen würde. Es war dies die sogenannte dynamische Gehirntheorie. Zu ihrer Festigung trug nicht wenig der Umstand bei, daß es niemals gelingen wollte, durch elektrische Reizung des Gehirnes irgendwelche Muskelcontractionen hervorzurufen. — Diese Theorie gehört nunmehr der Geschichte an. Es würde uns zu weit in das Gebiet der Untersuchungstechnik führen, wollten wir des Näheren hier darlegen, welche Fehlerquellen den Versuchsmethoden anhafteten und wie demgemäß ihre streng logische Deutung zu unrichtigen Ergebnissen gelangen müßte.

Im Jahre 1874 zeigten Fritsch und Hitzig an Hunden, daß man durch Reizung gewisser Windungen des Stirnlappens ganz bestimmte Muskelbewegungen auslösen kann. Fritsch zog sofort daraus den bedeutungsvollen Schluß, daß „die meisten, vielleicht alle Gehirnfunctionen in bestimmten Theilen desselben localisirt sein dürften". Derselbe wurde vollinhaltlich bestätigt. Es folgten die Untersuchungen von Hermann Munck, die dem glänzenden Siegeszuge eines Eroberers vergleichbar, über alle Gebiete der Gehirnphysiologie neues und unerwartetes Licht verbreiteten. Es kann nunmehr als feststehend gelten, daß wir im Hinterhauptslappen das Sehcentrum, im Schläfenlappen die Hörsphäre, im Stirnlappen die psychomotorischen Centra ꝛc. ꝛc. zu suchen haben.

Das Thatsachenmaterial wurde immer reicher, wuchs unter den Händen der Meister und einer zahlreichen Schaar von Jüngern, welche die neue Lehre zu rastloser Mitarbeiterschaft begeisterte, in's Unermeßliche an; das Bedürfniß nach kritischer Sichtung und Prüfung machte sich mehr und mehr geltend. Hier beginnt eines der interessantesten Capitel in der Geschichte des erkennenden Geistes und ein höchst merkwürdiges Schauspiel fesselt die Aufmerksamkeit des Beobachters. Während der Zusammenhang zwischen den oben genannten Gehirntheilen und den erwähnten Functionen immer deutlicher, sozusagen immer fühlbarer wird, wird es mit dem Fortschritte unserer Kenntnisse immer schwieriger und schwieriger, einen präcisen, deutlichen Ausdruck für die Art dieses Zusammenhanges zu finden. Die Gehirntheile sind die conditio sine qua non. das steht vollständig fest, ist aber ein rein negativer Ausspruch, in welcher Art und Weise das Gehirn jedoch mit den Vorstellungen verknüpft ist (wir sprechen nicht vom metaphysischen, unlösbaren Problem), durch welche anatomisch-physiologische Einheiten die einzelnen Vorstellungen am Gehirn vertreten sind, entzieht sich bis jetzt vollständig unserer Kenntniß.

Seit jeher macht sich auf diesem Forschungsgebiete die charakteristische und gänzlich unwissenschaftliche Tendenz geltend, die psychischen Erscheinungen in directe, geradezu greifbare Analogie mit den physischen zu bringen. Seit den Tagen Czolbes, der das Selbstbewußtsein durch eine kreisförmige Bewegung im Nerven erklären wollte (weil „bei einem jeden Bewußtseinsacte das Subject von sich selbst ausgehe und zu sich selbst zurückkehre"), zieht sich eine ähnliche Auffassung (wenn auch in weniger krasser Weise) wie ein rother Faden durch die Geschichte der physiologischen Psychologie. Man spricht von Association der Ideen, Verknüpfung der Vorstellungen, spinnt dieses Gleichniß von aneinander gebundenen Vorstellungen des Näheren aus und sucht dann nach anatomisch-physiologischen Belegen für diese selbstgeschaffenen Schemen. Es ist nun von größter Wichtigkeit, und dahin zielt die neueste Phase dieser Wissenschaft, sich klar zu machen, daß eigentlich gar keine derartige Analogie von vornherein angenommen werden muß. Das, was man bis unlängst häufig als selbstverständliche Postulate aufgestellt, sind in Wirklichkeit nur höchst grobe Vergleiche, die der „gesunde Menschenverstand" seit jeher zur scheinbaren Verdeutlichung des Vorganges herangezogen hat. Es wäre ebensogut möglich, daß die Dinge in ganz anderer Weise zusammenhängen. Ein Beispiel wird übrigens genügen, um uns den principiellen Unter-

schied physikalischer und rein psychologischer Erklärungsmethodik klar zu machen. Denken wir uns irgend ein physikalisches System in einem bestimmten Zustande befindlich, so ist durch diesen Zustand die ganze Zukunft des Systems in unverrückbarer Weise festgesetzt. Niemand wird es hingegen einfallen, zu behaupten, daß durch den momentanen Bewußtseinszustand eines psychologischen Systems, eines Individuums, die ganze Reihe der späteren Bewußtseinszustände eindeutig gegeben ist.

Wir erwähnten bereits am Eingange, daß der Gehirnphysiologie nicht in ähnlicher Weise, wie es bei anderen Organen der Fall ist, durch die anatomische Untersuchung eine mächtige Stütze geboten wurde. Im Gegentheil: die Physiologie übernahm hier die Führerrolle, und die obenerwähnten Theorien trübten die unbefangene Auffassung der Anatomen. Man sah (was bei der großen Schwierigkeit der gehirnanatomischen Untersuchung sehr begreiflich) nur zu leicht das, was einem die physiologischen Theorien zu sehen geboten, „anatomische Hypothesen" traten zum Theil an Stelle wirklich beobachteter Thatsachen. Die Physiologie verlangte z. B. für ihre Associationstheorie eine Verknüpfung der Ganglienzellen des Gehirns miteinander; die Existenz dieser Verbindung wurde, obwohl sie Niemand gesehen hatte, stillschweigend vorausgesetzt.

Es ist das große und unbestreitbare Verdienst von Camillo Golgi, einem italienischen Histologen, zum ersten Male diesen Bann gebrochen und durch eine neue mikroskopische Untersuchungsmethode eine endgiltige Entscheidung dieser letzten Frage herbeigeführt zu haben. Indem es durch die sogenannte Golgi'sche Färbungsmethode möglich wurde, die Nervenzellen des Gehirnes und ihre protoplasmatischen Fortsätze mit bis jetzt ungeahnter Schönheit und Deutlichkeit darzustellen, gelang es mit Sicherheit, den Nachweis zu führen, daß diese Fortsätze sich nicht mit einander verbinden, vielmehr frei in dem Nervenbindegewebe (Neuroglia) endigen. Denken wir uns zwei dicht verzweigte Bäume, die mit ihren Kronen in einander gesteckt sind, so bekommen wir ein annähernd richtiges Bild von der Natur und auch von der Schwierigkeit dieser Frage. Während man früher annahm, daß diese mikroskopischen Bäumchen sich direct mit einander vereinigen, hat Golgi nachgewiesen, daß ihre Zweige sich bloß innig durchflechten.

Nach der Auffassung Golgi's besteht demnach das Nervensystem aus zahllosen, selbstständigen Neuronen (=zelle und ihren Fortsätzen), die einzig und allein durch Berührung mit einander zusammenhängen. Die Wichtigkeit dieses Befundes für die Gehirnphysiologie springt in die Augen. Er macht vor Allem (wenn man nicht zu höchst complicirten Annahmen greifen will) alle Theorien unmöglich, die auf der Annahme constanter, vorgezeichneter Leitungsbahnen im Gehirne fußen. Während man früher das Nervensystem mit Vorliebe einem weitverzweigten Telegraphennetze verglich, dessen Leitungsdrähte die Nerven, dessen Centralstation das Gehirn sein sollte, wissen wir nunmehr, daß jeder Reiz auf dem Wege zum Gehirne gewöhnlich auf mehreren Stationen umgeschaltet und neuen Einflüssen ausgesetzt sein kann. Aber auch auf das Grundphänomen des menschlichen Geistes, das Gedächtniß, scheint die Golgi'sche Lehre ein neues Licht werfen zu können. Während man früher das Wesen des Gedächtnisses in den sogenannten „Spuren" chemischer Natur, die ein jeder Eindruck in's Gehirn zurücklassen sollte, suchte, ist die Lösung dieser Frage durch Tanzi, unter dem Einflusse der Golgi'schen Untersuchungen, auf einem ganz anderen Wege angebahnt worden. Tanzi ist der Ansicht, daß bei einer jeden functionellen Erregung des Gehirns die Fortsätze der entsprechenden Zellen sich durch die Thätigkeit selbst um einen, wenn auch minimalen, Bruchtheil verlängert, einander dadurch näher rücken, so daß bei häufigerer Wiederholung die betreffende Bahn vor allen anderen bevorzugt sein wird. Diese Hypothese ist höchst einfach und hat den Vortheil, oben mit bekannten Größen zu operiren.

So werden und müssen nun die Golgi'schen Entdeckungen in Gemeinschaft mit den Bedenken, die eine erkenntnißtheoretische Vertiefung des Gegenstandes uns aufdrängte, zu einer gründlichen Reform der „modernen Phrenologie" (wie Goltz die Theorien der Gehirnphysiologie nennt) führen.

Socialaristokratische Strömungen.

Schneller als man erwarten konnte, ist der Rückschlag in der demokratisirenden Zeitströmung eingetreten. An die Stelle des schwächlichen Humanitätsgefühles, das sich von der Ungleichheit der menschlichen Loose bedrückt fühlt und deßhalb eine Ueberbrückung der scheidenden Kluft zwischen den verschiedenen Ständen anstrebt, tritt mehr und mehr das berechtigte Selbstgefühl des durch seine höhere Bildung auch zu einer höheren Einsicht gelangten Besitzenden. Das Gerechtigkeitsgefühl hat sich lange genug in allerlei Reformen für die weniger günstig gestellten Classen bethätigt, es hat auch in dieser Richtung noch lange nicht abgewirthschaftet, sondern beabsichtigt in seinen Reformen langsam aber stetig weiterzugehen, aber es hat in seinem Fortgang von der Theorie zur Praxis eingesehen, daß es die Tragweite seines Princips nicht überschätzen darf, weil es sonst das Gegentheil von dem erreicht, was es anstrebt. Gleiches wirthschaftliches Recht für Alle, d. h. gleicher Anspruch auf den Gebrauch wirthschaftlicher Güter für Alle bedeutet nichts mehr und nichts weniger als die schreiendste Ungerechtigkeit für die höher Begabten, die stets ein Ausnahmerecht für sich in Anspruch nehmen müssen, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollen. Die Träume der Idealisten von einem Reiche allgemeiner Glückseligkeit und Zufriedenheit, in welchem eine selbstlose Unterordnung des Einzelnen unter den Willen der Gesammtheit die Gewährleistung ewigen Friedens ist, sind von allen Einsichtigen längst als Utopien erkannt und bei Seite gelegt worden.

Aber die einmal aufgerührten Ideen, die sich in ihrem innersten Kern auf den alten Ruf nach „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" zurückführen lassen, verschwinden trotz der Einsicht der Schärferblickenden in ihre illusorische Beschaffenheit nicht gleich von der Bildfläche, weil sie sich im Laufe der Zeiten mit einer starken Rüstung umgeben haben, die zu zertrümmern eine gar nicht so leichte Aufgabe ist. Diese Rüstung ist zusammengesetzt aus den Thatsachen des Elends des menschlichen Daseins, vernietet durch die Vorurtheile in Betreff der wirthschaftlichen Entwickelung und hart geglüht im Feuer des edelsten Mitleids. Eine so schöne Rüstung scheint eher der Bewunderung als der Vernichtung werth zu sein; und doch hängt unsere ganze Cultur davon ab, daß wir sie ihres glänzenden Schimmers, mit dem sie die Augen der Jugend blendet, entkleiden, die Nieten lösen und die ganze veraltete Pracht dem verdienten Untergang preisgeben, damit die darin enthaltenen Ideen in ihrer Nacktheit und Absurdität zum Vorschein kommen. Dann wird man erkennen, wie klein der Wahrheitsgehalt ist, der den Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zukommt, und wird sich eingestehen, daß man sich Jahrzehnte lang von einem Phantom hat äffen und ängstigen lassen, das viel eher mit Humor als mit Ernst hätte angegriffen werden müssen. Die Freiheit ist zu beschränken auf die sittliche Autonomie, die anzustrebende Gleichheit bedeutet nur die Gleichheit der gleich Begabten und nach denselben Zielen Strebenden, die Brüderlichkeit wird erreicht durch die verzeihende Nachsicht mit den

Schwächeren, denen allen je nach ihrer Veranlagung ihr Recht werden soll. Inwiefern und ob es gelingt, die natürlichen Gesetze der Auslese, der Anpassung, der Entwickelung ihrer Härte zu entkleiden und durch die Gesetzgebung des reflectirenden Bewußtseins in milderer Form zu ersetzen, bleibt eine der am schwersten zu lösenden Fragen, an deren Beantwortung sich von jeher die scharfsinnigsten Köpfe versucht haben, ohne ein wesentlich anderes Antlitz der wirthschaftlichen Entwickelung herbeigeführt zu haben.

Im Hinblick auf alle diese Bemühungen, die Härte der Naturgesetze zu mildern, erscheint es gerechtfertigt, daß von manchen Seiten, die dem Schopenhauer'schen Pessimismus und Quietismus nahe stehen, die gänzliche Aussichtslosigkeit menschlicher Bewußtseinsthätigkeit betont wird. Daneben begegnet man jetzt auch manchmal einer Verbindung Hegel'scher und Darwin'scher Elemente, die den Versuch wagen, alles Bestehende als vernünftig und gesetzmäßig zu erklären. Der Darwinist betont dabei mehr das Mechanisch-Gesetzmäßige, ohne sich auf die innerste Begründung dieser Gesetzmäßigkeit einzulassen, der Hegelianer mehr die Vernünftigkeit des im Weltproceß sich Entfaltenden, ohne das Thatsachenmaterial ebenmäßig daraufhin zu prüfen, ob es durchaus und an jedem Punkte dem innewaltenden Princip entspricht. Gemäß der größeren Fruchtbarkeit seines Princips ist der Hegelianer dabei im Vortheil, da er die mechanische Causalität überall als einen Ausfluß desselben einschalten kann, während der Darwinist einen z. B. für die Sittlichkeit verpflichtenden Charakter seiner Naturgesetze in keinem Punkte nachweisen kann. Die mechanische Vermittelung darf gewiß nicht übersehen werden, ohne sie vollzieht sich nicht der geringste logische und ethische Motivationsproceß, aber sie bildet nicht allein den Grund aller dieser Vorgänge, sondern weist auf einen transcendenten Ursprung zurück, in dessen Erschließung allein der suchende, bis zum Letzten vordringende Menschengeist Ruhe und Befriedigung findet. Wenn der Darwinist immer wieder die Macht der Naturgesetze darzustellen und deren Geltungsbereich auf immer neue Gebiete auszudehnen bemüht ist, so fühlt sich der logisch veranlagte Menschengeist doch nicht eher zufrieden, als bis er das Netz der vielfach verschlungenen Gesetzmäßigkeit dem Bereich der brutalen Thatsächlichkeit entrückt und einem höheren Princip untergeordnet hat. In der That ist die Proclamation der logischen Gesetze, denen sich alle Vorgänge anzupassen haben, ja schon ein Uebergriff vom mechanischen ins logische Gebiet, aber davon wollen die Anhänger des Mechanismus nichts hören, weil sie durch die Anerkennung eines logischen Princips zu Weiterungen getrieben zu werden fürchten, die mit ihrem Ausgangspunkt in schroffstem Widerspruch stehen.

In der letzten Zeit sind mehrere Bücher erschienen, die von der Wandlung der wirthschaftspolitischen Ansichten bedeutsames Zeugniß ablegen. Georg Hansen, nicht zu verwechseln mit dem kürzlich verstorbenen Professor G. Hanssen in Göttingen, hat es in seinem Buch „die drei Bevölkerungsstufen" (München, 1889?) unternommen, das Gesetz der wirthschaftlichen und culturellen Entwickelung dem sogenannten „Bevölkerungsstrom" zu unterstellen. Er unterscheidet drei Stände, den des ländlichen Grundbesitzerstandes oder der Landbewohner, des Mittelstandes, worunter er die Vertreter der geistigen Arbeit, die Beamten, die Fabricanten und Handwerker rechnet, und des Arbeiterstandes. Alle Kraft eines Volkes beruht auf der Zahl und Tüchtigkeit des Grundbesitzerstandes, der einen so großen Ueberschuß hervorbringen muß, daß er davon die anderen Stände mitspeist. Ein Theil davon, und zwar der intelligentere, wandert in die Städte, um sich zunächst dem niederen Mittelstande anzuschließen, oder, wenn seine Begabung nicht so weit reicht, sofort das Arbeiterheer zu verstärken. Wenn dieses, durch einen zu starken Zuwachs beengt, anfängt gegen seine Grenzen zu drängen, entsteht das Heer der Arbeitslosen und Vagabunden, ohne das kein Staat denkbar ist. Die Auslese vollzieht sich ganz von selbst ohne Zuthun irgend eines höheren staatlichen Eingreifens, deßhalb ist es verkehrt, mit Humanitätsmaßregeln diesen Proceß aufhalten zu wollen. Für jeden Arbeiter 2. Ordnung, den man in Arbeitercolonien, Besserungsanstalten u. s. w. zu einem brauchbaren Menschen heranzubilden suche, müsse ein Arbeiter 1. Ordnung in das Heer der Arbeitslosen übertreten. In früheren Jahrhunderten haben die Söldnerschaaren des Mittelalters und die Klöster einen großen Theil dieser Vagabunden und Arbeitsscheuen aufgenommen, heutzutage ist es die berüchtigte industrielle Reservearmee, die allen Verkommenen Zuflucht gewährt, ohne sich viel um das Woher ihrer Glieder zu bekümmern. Da die meisten davon genöthigt sind, im Cölibat zu leben, so liegt die Gefahr der Fortpflanzung dieses Auswurfs der Menschheit wenigstens nicht nahe, und darin liegt eine gewisse Milderung des sonst so grausam scheinenden Gesetzes, das sich täglich mit der größten Unerbittlichkeit von Neuem durchsetzt. Es gehört zu den Vorzügen des Hansen'schen Buches, daß er die unausweichliche Nothwendigkeit dieses socialen Vernichtungsapparates für die unangepaßten Theile der Gesellschaft betont hat und der Sentimentalität des guten Herzens, das kein Elend mehr in der Welt sehen möchte, energisch entgegentritt. Auch unserer Ansicht entspricht es, wenn man die Wohlthätigkeit nicht an verlorene Posten verschwendet, sondern sie denjenigen Gliedern der Gesellschaft zuwendet, die noch nicht auf der allerntersten Stufe angekommen sind. Die Besserungsversuche an Arbeitsscheuen, entlassenen Sträflingen, gefallenen Mädchen u. s. w. lohnen in den meisten Fällen ohnehin kaum die darauf verwendete Mühe und Kosten, während ein zinslos gewährtes Darlehen zur Beschaffung von Productionsmitteln, die Vermittelung von Arbeitsgelegenheit im Fall acuter Arbeitslosigkeit oder auch eine directe Unterstützung in Fällen unerwartet eingetretener Noth bei sonst tüchtigen Mitgliedern des Arbeiter- oder Mittelstandes viel Segen stiften kann. Es wäre vielleicht überhaupt an der Zeit, daß man die barmherzige Fürsorge mehr als jetzt üblich von den untersten Schichten fort- und den Kreisen des niederen Mittelstandes zuwendete. Zum Theil ist es die Ehelosigkeit, die dort oft die größte Noth hervorbringt und eine Menge tüchtiger Kräfte ihrem eigentlichen Berufe entzieht; aber diese Noth macht sich nicht so bemerkbar, weil die feiner empfindenden Glieder dieses Standes sich scheuen, sie an die große Glocke zu hängen.

Hansen ist der Ansicht, daß die Blüthe jedes Staates von jeher an dem raschen Zuwachs der dem Lande entnommenen städtischen Bevölkerung gelegen habe. Wo immer ein Reich zu einem plötzlichen Aufschwung gekommen sei, könne man denselben zurückführen auf eine momentane Steigerung des ländlichen Zuwachses, sei es durch erobernde Unterdrückung des Bauernstandes, sei es durch Bauernlegung oder Städtegründung. Er belegt diese Ansicht mit zahlreichen historischen Excursen, die zu den interessanten Theilen des Buches gehören, obgleich auch hier hervorzuheben ist, daß es entschieden die Tragweite eines Princips überschätzen heißt, wenn man jede Erscheinung des wirthschaftlichen und geistigen Lebens auf ein zu Grunde liegendes Moment zurückführen will. Der Zustrom vom Lande kann im besten Fall erst in der zweiten Generation eine Hebung des geistigen Niveaus der Städte erzeugen; denn wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die körperliche Frische der Landbevölkerung den degenerirenden Einflüssen namentlich der Großstädte einen höchst werthvollen Damm entgegensetzt, so muß man doch auch in Betracht ziehen, daß nicht alle Städte Groß- und Fabrikstädte sind, daß sich aber in den Mittel- und Kleinstädten die Familien auch ohne Zuwachs vom Lande lange intact erhalten können. Hansen ist auf Grund zahlreicher Zählungen, namentlich in Bayern, zu der Ueberzeugung gekommen, daß jede Familie, die dauernd in eine Großstadt übersiedele, die

größte Gefahr laufe, in wenigen Generationen auszusterben, wenn sie sich nicht durch die Zufuhr frischen Blutes vom Lande neue Kräftigung zuführe. Dem ist entgegenzuhalten, daß es, in Norddeutschland wenigstens, eine ganze Reihe von Städten giebt, deren Patricierfamilien auf einen Jahrhunderte alten Stammbaum zurückblicken können. Nicht, daß man in der Großstadt lebt, ist absolut tödtlich, sondern wie man in ihr lebt. Vielleicht gehört mehr Selbstbeherrschung dazu, sich in einer Großstadt vor schädlichen Einflüssen zu bewahren als in der Abgeschiedenheit des Landes, aber gerade der tägliche Kampf mit den Versuchungen erzeugt auch wieder jene Kraft der Selbstüberwindung, von der der Landbewohner meist weit entfernt zu sein pflegt.

Hansen findet seine Ansicht gestützt dadurch, daß die Bevölkerung der Städte in ihrem Glaubensbekenntniß fast immer dem des umliegenden Landes entspricht. Das ist jedenfalls eine interessante Bemerkung, man könnte daraus aber auch den Schluß ziehen, daß der geistige Einfluß der Städte auch über die Grenzmauern hinaus einen dominirenden Einfluß auf die Umgebung ausgeübt hat. Wenn die Kinder der evangelischen Landpastoren ein starkes Contingent unserer Bildung darstellen, so ist doch auch nicht zu vergessen, daß diese Geistlichen selbst ihre Bildung den Städten verdanken. Somit geben sie ein Bindeglied zwischen Stadt und Land ab. In dieser Vereinigung der städtischen und ländlichen Vorzüge liegt unleugbar ein großer Vortheil, und es ist wohl einzusehen, daß sich der Katholicismus durch das Cölibat um ein gut Theil seines Einflusses auf die zeitgenössische Bildung gebracht hat und noch immer bringt. Die großen geistigen Bewegungen, z. B. die der Reformation und der Revolution, sind doch ausschließlich von den Städten ausgegangen. Die Bedeutung einer zahlreichen und möglichst gut situirten Landbevölkerung soll damit keineswegs in Abrede gestellt werden; den grundbesitzenden Stand zu festigen und namentlich den kleinen Grundbesitzer, wenn nöthig, auf Kosten der großen zu heben, muß unter allen Umständen eine der wichtigsten Aufgaben des weiterblickenden Staatsmannes sein, denn ohne die Grundlage einer landbebauenden Bevölkerung kann kein Staat auf die Dauer gedeihen. Man kann sogar zugestehen, daß es manchmal wichtiger ist, auf einen wirthschaftlich rentablen Großbetrieb zu verzichten, wenn der Kleinbetrieb dafür eine größere Anzahl von Menschen leistungsfähig erhält — wieder ein Grund mehr, der socialdemokratischen Doctrin entgegenzutreten — aber alle diese Zugeständnisse vermögen doch nicht die Thatsache abzuändern, daß die Industrie nun einmal existirt und doch nicht wieder aus dem Wege geschafft werden darf, damit allein der Ackerbau- und Handwerkerstand übrig bleibe. Die Städte haben schließlich doch auch ihre Berechtigung, selbst die Großstädte, wenn ihre Ausdehnung nicht in das Ungeheuerliche wächst, was ja leider jetzt auch in Deutschland immer mehr der Fall zu werden scheint. Dieser ungesunden Expansion einen Riegel vorzuschieben, wird eine immer dringlichere Aufgabe. Alle Vorschläge in dieser Richtung sind mit Freuden zu begrüßen; die liberale Gesetzgebung hat sich durch die in ihrem Sinn erlassenen Gesetze z. B. der Freizügigkeit selbst den größten Schaden zugefügt, und eine Rückgängigmachung mancher dieser Gesetze würde nur dem gesunden Menschenverstande entsprechen. Von dem System, durch Wohlfahrtseinrichtungen aller Art den Aufenthalt in der Großstadt gerade für die untersten Volksclassen immer verlockender zu machen, muß entschieden abgegangen werden, sonst schafft man eine künstliche Brutstätte der Arbeitsscheu. Der Grundsatz, daß Härte oft die größere Milde ist, sollte auch in der Theorie mehr zur Geltung kommen. Vielleicht trägt das Hansen'sche Buch dazu bei, dieser allerdings sehr unzeitgemäßen Auffassung einige Beachtung zuzuwenden.

Julius Wolf in Zürich wendet sich in dem ersten kritischen Theil seiner „Socialpolitik", die unter dem Titel „Socialismus und capitalistische Gesellschaftsordnung" erschienen und in diesen Blättern besprochen ist, energisch gegen die Lehren der Socialdemokratie, die er bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt. Namentlich die Ausführungen Marx' unterzieht er einer eingehenden Kritik. Wolf ist kein Systematiker. Seine Darstellungen tragen mehr das Gepräge zwangloser Essays als den Ausdruck einer festgefugten, die Menschheitsziele überschauenden Auffassung, von der aus sich das Bestehende ebensowohl erklären wie das Zukünftige ahnen läßt. Wenn er einmal eine tiefer greifende, in das philosophische Gebiet hinüberspringende Frage aufwirft, so führt er uns zwar in einer kurzen historischen Uebersicht einige Männer vor, die sich ebenfalls mit dieser Frage beschäftigt haben, aber er läßt manchmal im Unklaren, wie er selbst sich zu der Beantwortung der Frage verhält. Dieser Mangel ist zurückzuführen auf eine vorwiegende Beschäftigung mit metaphysikfeindlicher Philosophie. Man begreift seinen Standpunkt, wenn man hört, daß er sich auf Albert Lange beruft. Wer wie Wolf die Wirthschaftslehre nicht nur den Thatsachen und Zuständen nach vortragen, sondern eine Socialpolitik daraus entwickeln will, in deren Harmonie der Einzelne sich seiner berechtigten Gliedschaft bewußt wird, der darf die Bundesgenossenschaft der speculativen Philosophie nicht unbeachtet lassen, zumal wenn deren Resultate wohl geeignet sind, ein aufhellendes Licht auf den scheinbar in ein falsches Bett gerathenen Fluß der Entwickelung zu werfen. In der modernen Nationalökonomie unterscheidet Wolf sich entschieden von den Kathedersocialisten, deren verderblichen Einfluß er klar erkennt. Neuerdings hat er seine Stellung diesen gegenüber scharf präcisirt, wodurch es ihm hoffentlich gelingt, eine führende Stellung unter der studirenden Jugend zu erringen, deren diese gar sehr bedarf, um der Tendenz zur Demokratisirung einen Damm entgegenzusetzen.

Heutzutage, wo sich alle Discussion darum dreht, die Nothwendigkeit des so und nicht anders gestalteten Daseins vor dem Forum der Moral zu rechtfertigen, ist es allein der Philosoph, von dem man Aufklärung verlangen kann, und in richtiger Würdigung dieses Verlangens bilden sich die Nationalökonomen selber immer mehr zu Philosophen aus, ohne sich dessen allerdings klar und deutlich bewußt zu sein. Mit der christlichen Religion schwindet trotz der Bemühungen Adolf Wagners die Fühlung immer mehr, dagegen wird vielfach die Anlehnung an den Materialismus versucht. In Amerika ist diese Richtung besonders beliebt, aber auch in Deutschland sind es nicht allein die Socialdemokraten, die sich von dem Christenthum abwenden, es wenigstens als irrelevant bei Seite schieben, sondern die Meinung der meisten wissenschaftlich Gebildeten geht dahin, daß die Religion Privatsache sei und mit dem öffentlichen Leben nichts zu thun habe.

Unter den Philosophen ist neuerdings E. von Hartmann mit einem socialen Werk an die Oeffentlichkeit getreten. Die „socialen Kernfragen" (Leipzig, W. Friedrich) sind der Niederschlag einer mehr als dreißigjährigen Gedankenarbeit. Da sie in der „Gegenwart" eine ausführliche Besprechung erfahren haben, sind die Leser derselben von der durchaus aristokratischen und gegen alle Gleichmacherei energisch protestirenden Haltung des Verfassers unterrichtet.

Neben ihm, Wolf und Hansen ist auch Wilhelm Neurath zu nennen, der in verschiedenen Schriften, vor Allem in den „Fundamenten der Volkswirthschaftslehre" (Leipzig, Klinkhardt) und in den „Elementen der Volkswirthschaftslehre" energisch für ein neues System des Austauschverkehrs eintritt. Er gehört zu denjenigen Nationalökonomen, die sich zwar polemisch gegen die heutige Wirthschaftsordnung verhalten, aber keineswegs socialdemokratisch gesinnt sind. Nach ihm beruhen die Absatzkrisen mit ihrem unendlichen Elend wesentlich auf Geldkrisen, und er fordert deßhalb einen Ersatz für den Geldverkehr, den er in einer möglichst großen Ausdehnung des Buch- und Abrechnungsverkehrs zwischen Producenten und Consumenten am besten

erfüllt sieht. Alle Production soll unter einander in Verbindung stehen, ebenso die Consumenten, und ein einziges großes „Verbandsystem“ tauscht die Güter und Dienste buchmäßig gegen einander aus mit möglichster Umgehung des baaren Geldes, das nur als Scheidemünze und zum Ausgleich der internationalen Handelsbilance im Umlauf bleibt. Wir finden hier die Hertzka'schen Ideen in leicht veränderter Fassung wieder. Neurath ist der Ansicht, daß die Production nie und nirgends einer Fessel bedürfe, daß es sich nur darum handle, die Theorie, wonach hundert Thaler mehr als hundert Thaler bringen müssen, um irgendwo eine Production in Gang zu bringen, zu beseitigen, und daß es nur der Nachfrage bei den Consumenten bedürfe — die stets bejahend ausfallen würde, wenn man billigere Preise anbieten könnte — um die Production auf allen Gebieten zu steigern. Dieser Wunsch nach Steigerung der Kaufkraft ist gerade auch bei Hertzka ein charakteristisches Merkmal. Aber wir drehen uns da im Kreise herum: die Production soll gesteigert werden, wenn man des Consums sicher ist; der Consument kann aber erst dann dazu werden, wenn die gesteigerte Production ihm auch den höheren Verdienst gewährt. Neurath ist wie so viele Andere stutzig geworden bei dem Phänomen, daß bei der jetzigen Wirthschaftsordnung eine hoch gesteigerte Production unter Umständen den Producenten solchen Verlusten aussetzt, daß er die Production lieber einschränkt, resp. die Vorräthe vernichtet, wie die Besitzer der Petroleumquellen, die das Naphta in das Meer laufen ließen, oder die Besitzer der Gewürzplantagen, die ganze Schiffsladungen von Gewürzen vernichteten, als daß er die Preise so heruntergehen läßt, daß auch die mindest Begüterten sich einen Antheil davon gewähren könnten. (Schluß folgt.)

Der neue Kurs im höheren Schulwesen.

Von Gerhard Budde.

Wenn man die Reformbestrebungen in den verschiedenen Lehrfächern der höheren Schulen betrachtet, so tritt als gemeinsames Charakteristikum ein Streben nach Zurückdrängen der formalen Bildung hervor. Um dieses Ziel ist so hartnäckig gekämpft worden, daß schließlich die Schulverwaltung sich genöthigt gesehen hat, ihm Rechnung zu tragen und dem neuen Kurs auf dem Gebiete der Methodik des höheren Unterrichts in den neuen Lehrplänen gewisse Concessionen zu machen, von denen es fraglich erscheint, ob sie sich alle in Zukunft als richtig erweisen werden. Mir scheint dies für das Gymnasium nicht der Fall zu sein. Ich halte besonders für das Gymnasium die formale Bildung für außerordentlich wichtig und bin der Meinung, daß sämmtlichen Lehrfächern des Gymnasiums die Aufgabe zufällt, an ihrer Beförderung mitzuwirken. Es kann nicht das Ziel der gymnasialen Bildung sein, den jugendlichen Kopf mit allen möglichen Kenntnissen anzufüllen, die wieder vergessen werden, es muß vielmehr das Gymnasium danach streben, durch fortwährende und verschiedenartige Uebung Geist und Charakter so zu bilden, daß sie, wenn sie später vor bestimmte durch den Lebensberuf bedingte Aufgaben gestellt werden, im Stande sind, diese Aufgaben richtig anzufassen und zu lösen. Damit soll nicht gesagt sein, daß nun die formale Bildung das einzige Ziel des Gymnasialunterrichts sein muß. In diesen Irrthum waren früher viele Altphilologen verfallen, die der Meinung zu sein schienen, daß die Lectüre der griechischen und lateinischen Schriftsteller in der Schule nur dazu da sei, um mit ihrer Hülfe allerhand spitzfindige grammatische Untersuchungen anzuregen und resultatlos zu beendigen. Dieses Verfahren war geradezu ein Hohn auf das „edle, schöne Menschenthum“, das man so gerne als Ziel der Gymnasialbildung hinstellt, das aber doch sicherlich nicht aus den grammatischen Wortformen zu schöpfen ist, sondern aus den durch die Sprache veranschaulichten Gedanken. Dabei wurde der Schüler derartig mit schwierigen grammatischen Spitzfindigkeiten abgequält, daß er nicht zum richtigen Genuß des in den Sprachformen zum Ausdruck gebrachten Gedankens durchdrang. Und hatte der eine oder der andere schließlich doch nach langer, mühevoller Arbeit endlich den Sinn erfaßt, dann hatte ihm die marternde Anstrengung die Freude über die Entdeckung herzlich verleidet, dann war er nicht mehr im Stande, ungetrübt die Schönheit oder Erhabenheit des Gedankens zu genießen. Das war in der That ein Verfahren, dem eine weise Unterrichtsverwaltung mit Entschiedenheit steuern mußte. Deßhalb betonen auch die neuen Lehrpläne in den alten Sprachen scharf die Berücksichtigung des Inhalts der zu lesenden Schriftsteller. Nur wird jetzt — vielleicht ließ sich das unter den gegebenen Verhältnissen nicht vermeiden — die Grammatik zu sehr in den Hintergrund gedrängt, so sehr, daß es auf die Dauer sich als unmöglich erweisen wird, von den Schülern noch Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische zu verlangen. Solche Uebersetzungen kann nur derjenige einigermaßen befriedigend anfertigen, der hinreichend Zeit und Gelegenheit gehabt hat, sich darin zu üben. Die erforderliche Zeit und Gelegenheit zu solchen Uebungen ist aber durch die neuen Lehrpläne meiner Meinung nach nicht gegeben, und daher kommt es auch wohl, daß schon jetzt die sogenannten lateinischen Extemporalien in der Prima eine derartige Menge von groben grammatischen Fehlern aufweisen, daß mancher Altphilologe schier verzweifeln möchte. Die Consequenz der Bestimmungen der neuen Lehrpläne ist Abschaffung dieser Extemporalien und Ersetzung derselben durch Uebersetzungen aus den alten Sprachen in das Deutsche. Wenn diese Consequenz nicht voll und ganz gezogen ist, so ist dies vielleicht auf einen unbewußten Respect vor der formalen Bildung zurückzuführen, für die ja die Extemporalien von unbestreitbarem Werte sind. Früher stellte man beide alte Sprachen in den Dienst dieser formalen Bildung und vernachlässigte darüber den Gedankeninhalt, jetzt betont man in beiden alten Sprachen den Inhalt und vernachlässigt darüber die grammatisch-logische Schulung. Beides ist meines Erachtens nach pädagogisch nicht richtig. Wie da Hülfe zu schaffen ist, vermag ich nicht mit Sicherheit anzugeben; zuweilen will es mir scheinen, als ob ein Verzicht auf eine der alten Sprachen und dafür Berücksichtigung ihrer Literatur in einem verstärkten deutschen Unterricht ein Weg zum richtigen Ziele sei. Wenn man diesen Weg einschlagen würde, würde man meiner Meinung nach das Eindringen in den Geist des Alterthums, soweit davon auf den Gymnasien überhaupt die Rede sein kann, eher fördern als hemmen. Unsere guten deutschen Uebersetzungen z. B. griechischer Autoren werden von manchen Altphilologen ihrem Werte nach unterschätzt. „Was das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft,“ sagte nach Eckermanns Bericht Goethe, „so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Uebersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besonderen Zweck nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viel Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigenthümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Uebersetzungen durchaus treu und vollkommen. Und dann ist wohl nicht zu leugnen, daß man im Allgemeinen mit einer guten Uebersetzung sehr weit kommt. Friedrich der Große konnte kein Latein, aber er las seinen Cicero in der französischen Uebersetzung ebenso gut als wie andere in der Ursprache.“ Ich meine nun, daß

es vielleicht im Interesse der formalen Bildung und des Eindringens in den Geist des Alterthums liegen würde, wenn man den ganz besonderen Zweck, den die Gymnasien noch mit der Erlernung der alten Sprachen verbinden wollen und müssen, nämlich die formale Bildung, im lateinischen Unterricht energisch verfolgte und dafür auf die griechische Sprache Verzicht leistete, ihre Literatur aber in einem verstärkten deutschen Unterricht gründlich mit heranzöge. Doch dies nur nebenbei! Mir liegt nur daran, zu constatiren, daß in den Bestimmungen der neuen Lehrpläne die durch die Erlernung der alten Sprachen zu erzielende formale Bildung nicht genügend gewürdigt ist.

Das oben erwähnte Streben, die formale Bildung zurückzudrängen, macht sich, wie ich glaube, neuerdings auch auf dem Gebiete der Mathematik geltend, insofern hier in einer etwas bedenklichen Weise eine gewisse mechanische, praktische Fertigkeit betont zu werden scheint. Man mag es anmaßend finden, daß ich mit dieser Bemerkung auf ein Lehrfach zu sprechen komme, das mir als Neuphilologen noch ferner liegt als die alten Sprachen, über die ich mir oben einige bescheidene Aeußerungen erlaubte. Allerdings habe ich persönlich großes Interesse für Mathematik mir seit meiner Schülerzeit bewahrt und lasse kaum eine Woche verstreichen, ohne einige mathematische Aufgaben zu lösen, was ich dem Umstande zuschreibe, daß ich als Primaner in der Mathematik einen Lehrer hatte, der nicht durch ein mechanisches Rechnen nach gegebenen und nicht entwickelten und zum Verständniß gebrachten Formeln das geistige Interesse ertödtete, sondern mit einer mir noch heute bewundernswerth erscheinenden pädagogischen Weisheit durch ein consequentes Hinarbeiten auf die Entwickelung der Formeln und die Erkenntniß ihrer Richtigkeit den jugendlichen Geist in steter Spannung erhielt. Aber trotzdem würde ich es nicht gewagt haben zu behaupten, daß auch auf dem Gebiete der Mathematik in schädlicher Weise das handwerksmäßige Können auf Kosten einer wirklichen Verstandesbildung, wie sie dieses Fach gerade in hervorragendem Maße zu geben vermag, sich neuerdings geltend macht, wenn nicht diese meine persönliche Meinung durch anerkannt tüchtige Fachleute, mit denen ich gelegentlich diese Frage ventilirt habe, bestätigt würde. Es nützt meiner geistigen Bildung wenig, wenn ich nach der Formel $K = aq^n$ allerlei Aufgaben, der Zinseszinsrechnung lösen kann, aber ich habe meinen geistigen Fonds werthvoll vermehrt, wenn ich eingesehen habe, wie diese Formel entstanden und warum sie richtig ist. — Man vergleiche hierzu das, was Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft (§ 62: Von der objectiven Zweckmäßigkeit, die bloß formal ist, zum Unterschiede von der materiellen) sagt: „In einer so einfachen Figur, als der Cirkel ist, liegt der Grund zu einer Auflösung einer Menge von Problemen, deren jedes für sich mancherlei Zurüstung erfordern würde, und die als eine von den unendlich vielen vortrefflichen Eigenschaften dieser Figur sich gleichsam von selbst ergiebt. Ist es z. B. darum zu thun, aus der gegebenen Grundlinie und dem ihr gegenüberliegenden Winkel einen Triangel zu construiren, so ist die Aufgabe unbestimmt, d. i. sie läßt sich auf unendlich mannigfaltige Art auflösen. Allein der Cirkel befaßt sie doch alle insgesammt, als der geometrische Ort für alle Dreiecke, die dieser Bedingung gemäß sind u. s. w. Alle Kegelschnitte für sich und in Vergleichung mit einander, sind fruchtbar an Principien zur Auflösung einer Menge von Problemen, so einfach auch ihre Erklärung ist, welche ihren Begriff bestimmt. Es ist eine wahre Freude, den Eifer der alten Geometer anzusehen, mit dem sie diesen Eigenschaften der Linien dieser Art nachforschten, ohne sich durch die Frage eingeschränkter Köpfe irre machen zu lassen, wozu denn diese Kenntniß nützen sollte."

Am entschiedensten aber tritt der Geist der Verachtung der formalen Bildung in den Bestrebungen eines Theiles der neusprachlichen Reformer hervor, und ich begrüße es mit Freuden, daß die neuen Lehrpläne bei der Revision der neusprachlichen Methodik sich von diesem Geiste nicht zu weit haben verleiten lassen und sich ablehnend verhalten haben gegen die Uebertreibungen des neuesten Kurses auf diesem Gebiete. Ich bin der Erste, der anerkennt, daß auf diesem Gebiete früher gesündigt und die praktische Sprachfertigkeit im Unterricht zu wenig berücksichtigt ist. Doch deßhalb braucht man noch nicht gleich das Kind mit dem Bade auszuschütten und nun zu meinen, daß der neusprachliche Unterricht nun bloß noch auf praktische Sprachfertigkeit hinzuarbeiten und weiter gar keine Ziele zu verfolgen habe. Doch les extrêmes se touchent! Gerade in der Arena der neusprachlichen Methodiker macht sich besonders das Bestreben geltend, gegenüber der formalen Bildung das Nützlichkeitsprincip zu betonen und einer Kellnerbildung das Wort zu reden. Wenn schon die von extremen Reformern empfohlene Methodik des neusprachlichen Unterrichts an und für sich mir pädagogisch sehr wurmstichig erscheint, so ist es mir völlig unverständlich, wie man eine Befolgung derselben an Gymnasien überhaupt für zulässig erachten kann, wenn man sich die Ziele des Gymnasialunterrichts vergegenwärtigt. Für pädagogisch wurmstichig halte ich die neueste Parliermethode, weil sie meiner Meinung nach von falschen Voraussetzungen ausgeht und außerdem Ziele verfolgt, die an einer höheren Schule überhaupt nicht zu erreichen sind. Auf einer falschen Voraussetzung beruht z. B. die Forderung, daß die Schüler in der Schule die fremde Sprache so erlernen sollen, wie das Kind seine Muttersprache lernt. Auf diese sich von dem Boden der thatsächlichen Verhältnisse entfernende Forderung kann ich nicht besser antworten, als es Conrad in seiner Schrift: „Englische Realien als Gegenstand englischer Sprechübungen" thut. Er sagt: „Wenn das Kind seine Muttersprache oder ein Erwachsener im Auslande eine fremde Sprache sprechen lernt, so wird der Erfolg erreicht durch massenhaftes Sprechenhören und massenhaftes eigenes Sprechen. Obgleich die verschiedenartigsten Gebiete des Lebens in bunter Reihenfolge in der fremden sprachlichen Einkleidung an ihrem Geiste vorüberziehen, lernen sie doch in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich auf ihnen zurechtfinden infolge der massenhaften Wiederholung der nämlichen Ausdrücke und Wendungen. Der Schüler nun soll sprechen lernen ohne diese massigen, mächtigen Förderungsmittel; er hört sehr wenig sprechen, besten Falles drei oder vier Stunden die Woche, und er spricht fast nichts, zwei, höchstens drei Sätze in der Stunde, ein Dutzend in der ganzen Woche — das ist so gut wie nichts. Wollte der Lehrer unter diesen Verhältnissen das Leben nachahmen und mit den Schülern bald dieses, bald jenes Gebiet behandeln, so würde das Resultat dieser ebenso mannigfaltigen wie flüchtig vorüberziehenden Sprechübungen ein zerfließendes, unfaßbares, von dem Schüler nicht zurückzuhaltendes Sprachwissen sein." Und was will man denn mit all den Recepten der Neuzeit im neusprachlichen Unterricht erreichen? Daß man, besonders an Gymnasien, wo für die neueren Sprachen eine so geringe Stundenzahl angesetzt ist, es mit allen erdenklichen praktischen Kunstgriffen niemals so weit bringen wird, daß die Abiturienten wirklich Französisch und Englisch sprechen können, ist wohl für jeden Einsichtigen selbstverständlich. Und nun denke man sich einen Abiturienten eines Gymnasiums, der von unten auf nur nach der Parliermethode unterrichtet ist und bei dessen Ausbildung in den neueren Sprachen alle anderen Ziele des Unterrichts dem einen Ziel einer möglichst großen Parlierfertigkeit dienstbar gemacht sind. Er wird in der ersten Zeit nach dem Verlassen der Schule sich über dies und jenes ein wenig französisch und englisch unterhalten können. Gewöhnlich bietet sich ihm nun weiterhin keine Gelegenheit — oder wenn sie sich auch bieten sollte, sucht er sie meistens nicht auf — durch fortwährende praktische Uebung das erworbene praktische Sprachwissen sich zu

erhalten oder es noch zu vermehren, und wie bald ist dasselbe dann in alle Winde zerstoben! Was für ein Nutzen des neusprachlichen Unterrichts ist dann aber für ihn zurückgeblieben? Ich glaube, gar keiner. Hat er aber einen Unterricht genossen, in welchem in verständiger Weise außer für die praktische Sprechfertigkeit durch eine angemessene Behandlung der Grammatik, durch an die Behandlung grammatischer Regeln sich anschließende Uebersetzungsübungen für die Bildung des Verstandes, sowie besonders auf der Oberstufe durch Lectürestoffe, die nicht nach ihrer Tauglichkeit für Parlirzwecke, sondern nach ihrem wissenschaftlichen, künstlerischen und sittlichen Werth ausgewählt sind, für die Bildung seines Verstandes, seiner Phantasie und seines Charakters gesorgt ist, dann wird der Nutzen eines solchen Unterrichts ein dauernder sein. Mögen dann auch die positiven Kenntnisse vergessen werden, der Einfluß, den sie seiner Zeit auf die intellectuelle und sittliche Bildung des Schülers ausgeübt haben, wirkt in seinem ganzen Leben fort.

Und so schließe ich meine Arbeit mit der Behauptung, daß es für die höheren Unterrichtsanstalten weniger darauf ankommt, den Schülern eine möglichst große Summe von Fachkenntnissen beizubringen, als vielmehr die Kräfte ihrer Individualität auf intellectuellem und ethischem Gebiet nach Möglichkeit zu wecken und in Hinblick auf die später vom Leben von ihnen geforderte eigene Weiterentwickelung zu stärken.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Umsturz im Brautstand.

Von Gustav Bessmer.

Von den fünf oder sechs Tagesblättern, die in der Stadt erschienen, war das „Echo“ zwar nicht das gelesenste, doch das geachtetste; es zeichnete sich durch einen Freimuth aus, der der übrigen „unabhängigen“ Presse der Stadt an dreihundertfünfundsechzig Tagen des Jahres abging. Der Redacteur, Dr. Oehlers, saß vor dem Schreibtisch seines Privatbureaus, einem über und über mit Papieren bedeckten Möbel, und hatte einen Brief vor sich liegen, den er schon zum zweiten Mal durchlas. Es waren nur wenige Zeilen einer Frauenhand.

„Lieber Bernhard!

Sei so gut und komme heute schon über Tisch! Tante Marie und ich sind furchtbar in Angst! Am nettesten wäre es, wenn Du bei uns essen würdest. Aber bitte — komme bald!

Deine Helene.“

Dr. Oehlers erhob sich und schritt langsam im Zimmer auf und ab. „Dummheiten!“ murmelte er ärgerlich. „Da haben sie allem nach den Artikel der Morgenpost gelesen. Irgend eine gute Seele wird ihnen das Geträtsch in's Haus getragen haben.“ Er trat zum Schreibtisch und nahm eines der dort liegenden Blätter auf. Der Artikel drohte mit der Verläumdungsklage eines Stadtrath Hetlich, dem das „Echo“ den Vorwurf gemacht, er habe seine Kenntniß des in geheimer Sitzung erweiterten Stadtbauplanes benutzt, eine Anzahl Güterstücke aufzukaufen und sich so einen betrügerischen Vermögensvortheil zu verschaffen. Am Schluß war die Erwartung ausgesprochen, das „Echo“ werde sich zu einer Abbitte oder Gegenerklärung verstehen.

„Dummer Kniff!“ lachte er, das Blatt zurücklegend. „Wird sich hüten, der Herr Stadtrath! . . Sei es um zwei Tage, wird sich das Gericht mit ihm beschäftigen müssen. . Der Morgenpost gönnen wir diesen Schützling.“ Er blickte zur Uhr: ein Viertel nach Elf. Sollte er sie eine Stunde in Sorge lassen? . . . Nein . . dazu hatte er sie denn doch zu lieb, sein Fräulein Immerklug, wie er die Braut oft scherzend nannte. Die Tagesnummer war von ihm aus fertiggestellt, ein Hinderniß lag also nicht vor. Er kleidete sich an, strich vor dem kleinen erblindeten Spiegel, der in einer Ecke hing, Haar und Bart etwas zurecht — er war zwölf Jahre älter als seine Helene, die knapp sechsundzwanzig zählte — und verließ das Haus, nachdem er noch dem Personal die nöthigsten Weisungen ertheilt.

Es mochte ein Vierteljahr sein, daß er sich mit Fräulein Helene Weller, Tochter eines verstorbenen Kaufmanns Weller, verlobt hatte. Er hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht gehabt, sein Dasein als Junggeselle zu enden; das junge Mädchen hatte es verstanden, diesen Vorsatz zu erschüttern. Der frühere Hagestolz ertappte sich oft inmitten eines hochpolitischen Leitartikels auf Zukunftsplänen, die mit Politik rein gar nichts zu thun hatten. — Seine Braut lebte mit einer ältlichen Tante zusammen, doch war ihre Stellung eine unabhängige; sie besaß ein kleines, mütterliches Vermögen; der Vater hatte ihr nur wenig zu hinterlassen vermocht. Dr. Oehlers pflegte seine Abende bei der Braut zu verbringen; sie war ein über Durchschnitt kluges und gebildetes Mädchen, das den Werth des Erwählten zu schätzen wußte. Eine Marotte besaß sie jedoch. So oft sie von der gerichtlichen Verurtheilung eines Redacteurs las, zitterte sie für ihren Verlobten. Sie malte sich aus, wie schrecklich es wäre, ihn eines Tages unter polizeilicher Bedeckung abführen zu sehen. Dann kämen die Verurtheilung und der Aufenthalt im Gefängniß. Nicht, daß sie es als entehrend betrachtet hätte, dazu war sie zu aufgeklärt, aber ihn sollte es nicht treffen.

Dr. Oehlers wußte von dieser fürsorglichen Furcht zur Genüge. Nun mußte dieser freche Drohschuß eines Winkelblattschreibers dazukommen! . . Er kannte den weiblichen Gedankengang und sagte sich, daß selbst bei einem Mädchen, wie seiner Braut, hier mit Logik nicht zu helfen war. Jenes Wenn und Aber, das nun einmal zum Weibe gehörte, wie die Hacke zum Stiel, erhielt dadurch neue Nahrung. Er würde ihr erklären, daß ein Grund zur Furcht nicht vorlag, daß er die Beweise besaß, für das Gebahren des Stadtraths. Sie würde ihn anhören und zum Schlusse sagen: „Ganz gut! Aber einmal kann es doch sein, daß Du im Kampf gegen das Unrecht den Kürzeren ziehst und dann!“ — — Er lachte ärgerlich und blieb stehen. Er war allmälig zur Quaipromenade gelangt, einer einseitig bebauten Straße, in der seine Braut wohnte. Er lehnte sich an die Brüstung und blickte auf den Fluß, auf dem ein Schleppschiff nahte, das eine Reihe von Kohlekähnen zu Berg zog. Wenn die Kette bräche?! . . Aber sie brach nicht! . . Man hatte gelernt, sich des richtigen Materials zu bedienen . . Auch er hatte das gelernt . . . Er wußte, daß der dreifach gewappnet sein muß, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, der Wahrheit zu dienen und war's auch nur in den bescheidenen Grenzen einer Stadt, deren erstes Hunderttausend noch nicht einmal voll war. Er war ein einfacher Soldat im Dienste der politischen Freiheit, ein Kämpfer in den Reihen derer, die Gewehr im Arm einer Regierung gegenüberstanden, deren reactionäre Gelüste in täglichem Steigen waren.

Fünf Minuten später sah er sich am Ziel; das Hausmädchen öffnete. Er überraschte die Braut in der kleidsamen Leibschürze, die sie der Küchenthätigkeit wegen umgelegt; sie traten in's Wohnzimmer. Es gelang ihm, ihre Befürchtungen etwas zu zerstreuen.

„Gott sei Dank!“ sagte sie aufathmend, als er geendet. „Du erlaubst — ich bin sofort wieder hier.“

„Wozu, Schatz?“ frug er lächelnd. Sie gefiel ihm ganz besonders in dem knappanliegenden Kleidungsstück; die Aermel hatte sie ein wenig aufgestreift; die rundlichen, rosigen Unterarme blickten neugierig daraus hervor. Auf den Stirnlöckchen lag ein leichter Mehlstaub, sie mußte sich im Eifer mit der Hand in's Haar gefahren haben.

„Wozu?“ . . „Ich möchte mich in einen annehmbaren Zustand versetzen, mein Herr und Gebieter,“ gab sie lächelnd zurück. Sie suchte sich ihm zu entziehen; er hatte ihre Rechte gefaßt und strich den Arm mit zärtlichem Interesse.

„Schöner Gebieter!“ verspottete er sich. „Vor einer halben Stunde erhielt ich Deinen Brief und — — Doch lassen wir! . . Weißt Du, daß Du mir so ganz ausnehmend gefällst, Helene?“

„Wirklich?“ sagte sie mit unverhehlter Befriedigung; das Umkleiden schien plötzlich nicht mehr zu eilen.

„Ja Schatz.“

„Schmeichler! . . . . . Ach Bernhard . .“ — sie seufzte, ein Schatten flog über ihr Gesicht — „daß Du diesen greulichen Beruf haben mußt! . . . Sei nicht böse!“ schmeichelte sie, als er sich abwandte: „ich meinte ja nur.“

„Hoffentlich! . . Uebrigens, Schatz — Du vergißt, daß wir uns durch meinen Beruf kennen lernten.“

„Allerdings . . .“ gab sie zu. „Sag 'mal . .“ — ihre Augen ruhten prüfend auf ihm — „bist Du immer so . . so liebenswürdig, wenn Damen auf die Redaction kommen?“

„Aber Schatz, Du wolltest doch auf die Expedition!“

„Ganz recht! Und da frug ich Dich auf dem Corridor. Trotzdem, es kann doch der Fall sein, daß eine Dame zu Dir auf das Bureau kommt. Nehmen wir an, sie sei jung und . . hübsch. Wie benimmst Du Dich da?“

„Abstoßend . . höchst abstoßend,“ versicherte er, das Gesicht in finstere Falten legend.

„Hm! . . Du . . ich weiß nicht ganz. — Na . . lassen wir's! . . . Ich bin nicht eifersüchtig . . . Sieh 'mal, Liebster . .“ — sie hängte sich an seinen Arm, ihr Ton wurde angelegentlicher — „da war gestern Onkel Anton hier. Du weißt, er ist Director der Dampfstraßenbahn. Er will sich zur Ruhe setzen, aber sein Vermögen im Unternehmen lassen. Er meint, es würde ihn nur ein paar Worte kosten, falls Du Lust hättest . . . Und dann denk 'mal, wie viel mehr freie Zeit Dir bliebe! . . Du könntest Dich den schriftstellerischen Arbeiten widmen, von denen wir so oft sprachen . . . Wir bekämen das kleine Haus mit Garten an der Harthofer Chaussee als freie Wohnung . . Onkel Anton würde Dich einführen . . Es wäre reizend!“

Er hatte sich losgemacht und sich mit dem Rücken gegen das Fenster gestellt; sie stand vor ihm, schlank, aufrecht. „Danke!“ sagte er kurz. „Ich hätte geglaubt, Du kennest mich genügend, mir solche Vorschläge zu erlassen.“

„Natürlich . . an mich denkst Du nicht . . . Du meinst wohl, es sei eine Kleinigkeit für eine Frau . .“ — sie erröthete und verbesserte sich rasch — „es sei eine Kleinigkeit für mich, Dich eines Tages in's Gefängniß führen zu sehen! . . Erst vorigen Monat wurde ein Redacteur zu sechs Wochen verurtheilt.“

„Unbesorgt!“ tröstete er.

„Unbesorgt?! . . . Das Gleiche kann auch Dir einmal passiren und dann — — Ich wäre todesunglücklich! . .“ schloß sie, das Taschentuch an die Augen führend.

Er näherte sich ihr und legte den Arm um ihre Schultern, sie ließ es geschehen. „Aber Helene . . Du bist doch sonst ein vernünftiges Mädchen! . . . weshalb in dem einen Punkt so unbelehrbar?! . . . .“

„Weil —“ Sie brach ab, der Augenblick schien ihr geeigneter für eine andere Art Vorgehen. Sie schlang beide Arme um seinen Hals und blickte ihm in die Augen. „Nicht wahr, Du überlegst es Dir wenigstens!“ flüsterte sie. „Es muß ja nicht sofort sein, daß Du Ja sagst.“

Er wollte schroff werden; er unterließ es. Sie war ja ein Weib, eine Angehörige des Geschlechtes, das stets zuerst an das Heim, den eigenen Kreis denkt, und dem war gut so. „Nein,“ entgegnete er ruhig aber bestimmt. „Es ist nicht meine Sache, falsche Hoffnungen zu machen.“ Sie wollte erwidern, schwieg jedoch und verließ einige Augenblicke später das Zimmer. Es war die erste Verstimmung, die sich über ihr gegenseitiges Verhältniß legte. —

— Ein Monat war verstrichen, das Jahr neigte sich seinem Ende zu. Die letzten Wochen brachten die Veröffentlichung der sogenannten Umsturzvorlage. Das deutsche Volk nahm das ihm zugedachte Geschenk mit jener glücklichen Gleichgiltigkeit entgegen, durch die es sich in solchen Fragen auszeichnet; die Prüfung glaubte man dem Reichstag überlassen zu dürfen, und der übernahm sie denn auch. Statt — was jede andere Volksvertretung gethan haben würde — das Gesetz kurzer Hand abzulehnen, machte sich die Mehrheit jener Mannesseelen daran, den Strick noch zu verstärken. Doch gerade diese Bestrebungen sollten dazu führen, den schwachen Funken freiheitlicher Gesinnung anzufachen; auch die so liebevoll mitbedachte Presse fand plötzlich, daß es ihr Beruf sei, eine Wächterin bürgerlicher Freiheit zu sein. Man hielt Volksversammlungen und sandte Proteste und Petitionen an eben den Reichstag, der sich so warm für die Aufzucht des kleinen Ungeheuers interessirte. Als wider Erwarten die Polizei diese staatsbürgerlichen Vergnügungen nicht störte, wurde man kecker und begann zu schimpfen; die Regierung schwieg auch dazu. Wozu den guten Leuten die Frist bis zur Annahme noch vergällen! mochte sie denken: Hernach werden sie schon still werden. Zu den wenigen bürgerlichen Tagesblättern, die sich sofort und unerschrocken an eine Kritik des Gesetzes machten, gehörte auch das „Echo“; seine Auslassungen zwangen auch die übrige Presse der Stadt zur Stellungnahme. — Unterdessen war es Frühling geworden; die Aussichten für Annahme des Gesetzes wurden fraglicher. Eine Anzahl Reichsboten, die während der Osterferien sich erinnern durften, daß sie durch ihre Wähler in den Reichstag gelangt, sah sich aus Partei- und Wiederwahlsgründen genöthigt, langsam in's Lager der Gegner zu schwenken; manche stolze Mannesbrust verzichtete seufzend darauf, die Blöße des Knopflochs in absehbarer Zeit zu decken. — Den Männern der Presse schien ein doppelter Frühling blühen zu sollen, ein Frühling, der sie nicht nur von Schnee und Eis, nein auch von der Umsturzvorlage befreite. Es war doch erfreulicher, den ersten Maikäfer von Abonnentenhand auf den Schreibtisch gestellt zu bekommen, als das Summen besagten Thierleins durch die Fenstergitter eines staatlichen Pensionats zu verfolgen.

Nur Dr. Oehlers schien die allgemeine Freude nicht theilen zu können. Er schritt an einem der letzten Apriltage die Quaistraße entlang und dem Hause seiner Braut zu. Das Licht der Abendsonne lag auf den still dahinziehenden Wassern des Stromes; flußabwärts verschwammen die Ufer im Flimmern der lichtdurchtränkten Luft. Wieder zog ein Schleppschiff zu Berg. Dr. Oehlers erinnerte sich des Tages, da er einige Monate zuvor auch hier gestanden. Heute sollte es sich entscheiden, ob sie ihm folgen würde, selbst auf die Gefahr eines verschärften Preßgesetzes hin. Er wollte nicht warten, bis das Schicksal der Vorlage entschieden war. — Seit jenem ersten Streite hatte sie peinlich vermieden auf das Thema zurückzukommen; vor einer Woche jedoch hatte sie einen zweiten und letzten Ansturm unternommen. Der Oheim Director schien gedrängt zu haben, dazu die Umsturzvorlage am Preßhorizonte — die Waffen waren auf ihrer Seite gewesen. Er war fest geblieben; sie hatten sich im Zorn getrennt. Inzwischen hatte er ihr geschrieben und — so weh ihm dies gethan — ein Ultimatum gestellt.

Er traf sie allein und am Fenster sitzend. Die Hände hatte sie im Schooße liegen; sie war zum Ausgehen gekleidet; ihr leichter Frühlingshut lag auf dem Tisch. Sie erhob sich und bot ihm die Hand.

„Ich schrieb Dir,“ begann er nach einigen conventionellen Worten. „Du wirst den Brief erhalten haben?“

Sie nickte und wies auf einen Stuhl; sie setzten sich beide.

„Ehe ich Dir darauf erwidere — ein paar Worte,“ sagte sie ruhigen Tons. „Als wir uns das letzte Mal sahen, es war vor 8 Tagen, wenn ich nicht irre, — aber bitte! . . es soll kein Vorwurf sein — da sagtest Du, meine Liebe sei keine Liebe, sondern Tyrannei . . . Doch! . . doch! . . das hast Du gesagt . . . Ich habe über diesen Vorwurf inzwischen nachgedacht und gebe Dir Recht, wenngleich — ‚übergroße Fürsorge‘ hätte vielleicht auch genügt . . . Nun zu Deinem Briefe! Du schreibst mir, daß Du weniger denn je den gewählten Beruf aufgeben werdest; Du gehörest nicht zu denen, die in der Stunde der Gefahr fahnenflüchtig werden . . . So etwa? . . Nicht? . .“

„Ja.“ Er war blaß geworden, seine Stimme klang rauh.

„Nun denn . . . Ich will Dich nicht abhalten.“ Ihr Gesicht blieb unbeweglich: er erhob sich, sie einen Augenblick später sich gleichfalls. Sie vermied, ihn anzusehen und blickte zur Seite; um ihre Mundwinkel lag ein verrätherisches Zucken. Eben überlegte er, ob er ihr die Hand zum Abschied reichen sotle, da wandte sie sich ihm zu.

„Du gehst schon?“ frug sie unbefangen.

Was sollte dies Benehmen? . . was die Frage? . . wollte sie ihn verspotten? Eine dumpfe Wuth stieg ihm in die Kehle — war's möglich, daß er sich so hatte täuschen lassen?

„Dann gestattest Du vielleicht,“ sagte sie, ohne seine Antwort abzuwarten. „Ich bin angekleidet; außerdem wäre es Sünde, den schönen Abend nicht zu benutzen.“

Er hielt mühsam an sich. „Ich verstehe nicht ganz. Seit wann ist es Sitte, daß Entlobte diesen Schritt auf solche Weise feiern?“

„Entlobte! . .“ Sie brach in fröhliches Lachen aus, im nächsten Augenblick fühlte er einen Arm um seinen Hals liegen. „Schändlicher Mensch!“ rief sie zwischen Lachen und Weinen: „Meinst Du, ich würde Dich jemals freigeben? . . Nicht, wenn zehn Umsturzvorlagen Gesetz würden! . . Du schreibst mir nochmal solche Briefe und bleibst acht Tage weg!“

Was blieb ihm, als sein Unrecht einzusehen . . . Zudem — das mündliche Verfahren hatte seine Vorzüge.

Lachend und plaudernd schritten sie fünf Minuten später die Quaipromenade entlang. Am Westhimmel stieg die Sonne hinab; ihr Goldglanz lag um die Dächer und Fabrikessen der jenseitigen Vorstadt. Aus dem Garten eines Gasthauses, das dicht am Wasser lag, drang ein Volksliet über den Strom.

Dr. Oehlers sah und hörte nichts davon, nicht so seine Braut — so glücklich sie war — sie hatte einen Wunsch. Das Feuer, das den Abendhimmel überglühte, sollte ein großes Johannisfeuer sein, dessen Flammenzeichen das ganze Land durchstrahlten . . . ein Scheiterhaufen für die Umsturzvorlage.

Und dafür hatte sie ihre Gründe, wenn sie sie auch nicht mehr aussprach.

Aus der Hauptstadt.

Querulantenwahn.

Auf den Gassen tobt allenthalben Fremd Höllenlärm, und der wuchtige Scandal, den das Geklapper der falstaffischen Parteisäbel weckt, füllt die Ohren allzu sehr, als daß man im Stande wäre, inmitten der brüllenden Langeweile auf feinere, zartere Stimmchen zu hören, die den Geist unserer Tage viel deutlicher und interessanter aussprechen als es die Margarinefabricanten der öffentlichen Meinung vermögen. Um Herrn von Köller tobt erbitterter Streit, auch die Würdigsten und Ernstesten drängen sich hinzu, dem burschicosen Manne guten Rath zu ertheilen, der auf der keineswegs unmodernen Anschauung beharrt, daß ein deutscher Staatsmann außer hochgradigem Selbstbewußtsein und titanesker Unterschätzung des Steuerzahlergesindels keinerlei Fähigkeiten oder gar Kenntnisse bedarf. Jeder Bezirksverein entrüstet sich über die Conflictsfreunderl und Maulstaatsstreichler, die breitspurig ein Verbrechen ankündigen, zu dessen Ausführung ihnen alle Muskelstärke fehlt, ein Verbrechen, das man so wenig wie einen Raubmord anderthalb Jahre vor der Ausführung in miserablen Leitartikeln geschwätzig ankündigt. Mit vergnügter, hämischer Andacht horcht jeder Stammtisch auf die neuesten Späße über den Greis, der nicht zu reden weiß, und jeder gebildete Deutsche lacht empört und zornig auf, wenn eine der vornehmsten Stützen dieser noch nie dagewesenen Regierung, der Herr Graf Posadowsky, eine Unkenntniß unserer classischen Literatur an den Tag legt, deren sich heute wohl kaum noch ein naives Dienstmädchen schuldig machte. Werther's Lotte von Schiller! Es ist Wahnsinn, über solche Vorkommnisse Satiren zu schreiben. Aber es ist auch Narrheit, darüber groß in Erstaunen zu gerathen und schon des Auslandes wegen eine würdigere Vertretung der deutschen Regierungsgewalt zu verlangen. All' diese Herren, an denen schließlich der schärfste Witz sich stumpf schreiben muß, weil sie ihm zu viele und zu schartige Angriffsflächen bieten, haben von Anfang an Niemanden über ihr Können und Wissen zu täuschen versucht, hätten es auch kaum vermocht; sie stehen nicht kraft ihrer Persönlichkeit, sie stehen auf höheren Befehl da, und das Versuchskaninchen Volk muß sie gewähren lassen. Nach der Umsturzschande, die brutales Unrecht in Paragraphen zu setzen dachte, nach den Jahren ideal-, ziel- und willenlosen Capriviregimentes, thut der Verständige gut, den Haupt- und Staats-Actionen gegenüber Entrüstung und Neugierde zu verlernen; es lohnt sich wahrlich nicht mehr. Ein großer Verwesungsproceß entwickelt seine mephitischen Dünste, unsere Staatskunst versault, aber die Erscheinungen bei diesem Vorgange sind so lehrreich und abwechslungsreich nicht, daß es sich verlohnte, die Augen starr auf sie gerichtet zu halten. Lohnender mag es sein, zu forschen und zu sinnen, ob denn nur die Oberfläche von dem Zerstörungspilz überwuchert ist, oder ob sich die verderblichen Keime des Knownothingthums schon Eingang in die inneren Gewebe verschafft haben.

Es liegt im Wesen der modernen Staatsformen und in den Forderungen, die sie an die Selbstverleugnungsgabe des Einzelnen stellen, daß das individuelle Rechtsgefühl zurückgeht und trotzige Steifnackigkeit, unerschütterliches Verharren auf seinem Schein sichtbar seltener wird. Das noch immer mit so großem Aufwand an Spott und Ekel getadelte Mittelalter beherbergte kaum einen Feigling, der sich gutwillig sein einmal für Recht erkanntes Recht nehmen oder beugen ließ; machte irgend Jemand den Versuch, so ließ man's auf blutige Entscheidung ankommen und wagte Kopf und Kragen, der Dickschädel trotzte bis zur letzten Minute. Die immerhin anerkennenswerth instructiven Debatten über die Umsturzschmach haben auch freisinnigen und aufgeklärten Köpfen klar gemacht, daß alle großen Menschen des Mittelalters, der grobe Luther voran, aber der feine Erasmus nicht minder, im Zuchthaus gestorben wären, wenn sie im Lichte unserer Hochcultur gewirkt und geschrieben hätten; wer nach diesen anmuthvollen Pröbchen Lust verspürt, Dinge kennen zu lernen, über die ihm Hochmuth und Faulheit bisher mit einer klingenden Phrase hinweghalfen, der wird verdutzt bemerken, daß auch in den finstersten Tagen des Mittelalters der Rechtssinn blendend hell strahlte und daß höchstens Rathsherrenbornirtheit und übermächtig gewappnete Selbstsucht, die ja auch heute noch nicht ganz ausgestorben sein sollen, ihn zuweilen mit Gewalt niederhielten. Obgleich das freie Wort damals Adlerschwingen und Adlerkrallen hatte, obgleich man Niemandem, selbst notorischen Umstürzlern nicht, mit Knebeln den Mund stopfte, obgleich man selbst den Frevlern wider das Allerheiligste jener Zeit, den religiösen Reformern, nicht mit solchen Schandparagraphen entgegentrat, wie wir sie den armen Sündern wider unser Allerheiligstes, das Eigenthum, vorhalten — obgleich man die Thaten der Zunge nicht verfolgte und es sogar dem Verurtheilten freistellte, während dreier Tage nach Fällung des Spruches die Richter weidlich zu beschimpfen, griff der Einzelne, sobald er sich in seinem Rechte benachtheiligt glaubte, ohne Weiteres zum Schwert und ging jauchzend dafür zu Grunde. Eine Vertheidigung des Mittelalters und gar eine Verherrlichung dieses barbarischen Jahrhunderts hat, der zahlreichen, aufgeklärten Meyer wegen, sein Uebles; wie man aber über die in ihrer Enge und Kleinlichkeit doch wenigstens sinnvollen, zeitgemäßen und wohlthätigen Einrichtungen unserer Vorfahren auch denken mag, dies ist gewiß: ihr tapferer Trutz und ihr unbändiges Rechtsgefühl allein waren Ursache, daß aus deutschem Boden eine Bevölkerung aufsproß, die den fluchwürdigsten und verrücktesten aller Kriege, den dreißigjährigen, mühsam zwar, aber doch siegreich und zu weiterer Entwickelung fähig, überdauerte. Die civilisirte Nation von heute wäre nach dreijähriger Kosackenbedräng

niß in Grund und Boden ruinirt; im Gouvernement Berlin würden die treuesten Unterthanen des weißen Zaren hausen. Dahin hat uns neben der grauenhaften, wirthschaftlichen Verwahrlosung, derengleichen das Mittelalter kaum in den schlimmsten Pestjahren gesehen hat, neben der capitalistischen Pest die systematische Beugung des Mannesstolzes, die Erziehung zum Maulhalten gebracht.

Nun giebt es jedoch da und dort noch klotzige Gesellen, mit Urvätergeist, die auch im modernen Rechtsstaate den Kopf durchsetzen wollen und mit fanatischer Zähigkeit ihr gutes Recht vertheidigen. Nicht der Volksmund, sondern Juristenwitz hat den Namen „Proceßhansl" für sie erfunden. Um überhaupt irgendwelche Aussicht auf Erfolg zu haben, müssen sich diese Unbändigen dazu bequemen, die Rüstung zu tragen, die der Advocatenstaat erheischt, müssen sie den Instanzenzickzack, die wirr verschlungenen und mit Prellsteinen besetzten Beschwerdegänge bis auf's T-z studiren. Kommen sie damit zu Rande und bringen sie's endlich so weit, daß sie wenigstens, was die Formalien anbelangt, nicht mehr straucheln, so kann der Tanz um's Recht beginnen; mit den ruhigen Stunden ihres Lebens ist es dann freilich vorbei, und von einer nervösen Aufregung taumeln sie in die andere. Diese Nervosität lenkt ihnen zuweilen die Feder. Das kleinste, scharfe oder unbedachte Wort aber, im amtlichen Verkehr angewandt, führt unweigerlich schwere Beleidigungsklagen herbei. Indessen hat auch für Kluge und Kaltblütige, die keine Secunde lang die besonnene Ruhe verlieren, der zähe Kampf um ihr wirkliches oder vermeintliches Recht noch furchtbarere Gefahren. Seitens unserer Psychiater ist nämlich die Existenz einer besonderen Abart des Irrsinns, der Querulantenwahn, festgestellt worden. Und ob Jemand vom Querulantenwahn besessen ist, darüber entscheiden wieder die Psychiater.

Das arme Seelchen muß viel ertragen. Dank der glorreichen, materialistischen Welt- und Lebensanschauung hat man sich längst dahin geeinigt, daß die Seele sozusagen nichts als eine Function des Körpers ist; den menschlichen Körper zu studiren und, wenn's gerade einmal geht, auch zu curiren, hält nicht schwer, wird leicht in den Universitäten gelernt — na, und warum sollt's mit der sogenannten Seele nicht eben so einfach sein? Spaß! Man wird „Psychiater", wie man Jurist, Specialist für Hautkrankheitten und Anderes wird; irgendwelche Schwierigkeiten giebt es nicht dabei. Eine Afterwissenschaft, die die Gemüther verwirrt, weist zwar darauf hin, daß wir weniger vom Seelenlande wissen als von den flimmernden Sternen des Nachthimmels über uns, daß wir allen Eescheinungen auf diesem Gebiete, so dem Phänomen der Gedankenarbeit, dem Traum, dem Vermögen des Gedächtnisses, absolut hülflos gegenüberstehen — ignorabimus! Hypothesen genügen, glatte Redensarten sind ausreichende Fundamente der „Wissenschaft". Die Handwerker machen es sich in ihr so behaglich breit wie in jeder anderen, in ihr, der dunklen, geheimißvollen, die nur dann und wann, in Abständen von Jahrhunderten, die Leuchte des Genies blitzartig erhellt . . .

Es giebt keine Psychiater, die nicht zugleich große Dichter, nicht geniale Bergleute sind, die den Gedankengängen des Mitmenschen bis in die unheimlichsten, schwärzesten Tiefen nachzukriechen vermögen. Es ist eine zum Himmel schreiende, unsagbar freche Versündigung, ein ausgesucht giftiger Hohn auf die „Naturerkenntniß" unserer Tage, daß wir uns von einer Handvoll Menschen hänseln lassen, die Wunder was Großes gethan zu haben glauben, wenn sie für einen unverstandenen Begriff ein Wort setzen, wenn sie auf ein verschleiertes, seltsames Geheimniß eine Etikette mit lateinischen Namen kleben. Man könnte die prahlenden Nichtswisser, deren umfangreiche Bibliotheken füllende Werke durch einen Band Shakespeare, durch die Lebensarbeit des einen Dostojewski aufgewogen werden, getrost gewähren und dem vernichtenden Spott der nach uns Kommenden anheimfallen lassen, wenn sich da nicht eine fürchterliche Gefahr austhäte, die mit dreister Kralle in das Leben des Einzelnen eingreift. Die Psychiatrie ist eine staatlich anerkannte Wissenschaft, eine Staatseinrichtung, der ein Umsturzgesetz freilich nöthiger als irgend einer anderen ist; ihre Jünger herrschen in den Häusern, die der Pflege des wunden Gemüthes dienen, und ihr Gutachten entscheidet zumeist darüber, ob ein Menschengeist von Staats wegen als gesund oder krank angesehen werden soll.

Wenn der Poet rückwärts schauend und neu bauend, Seelenkämpfe Gewesener klar umrissen vor uns hinstellt, wenn er freischaffend Seelen zeugt, dann läßt er sich monatelanges, heißes Ringen nicht verdrießen, und kein Zug gilt ihm so gering, daß er ihn zu vernachlässigen wagte, keine Forschung so mühselig, daß er sie des untheilbaren, goldechten Ganzen wegen nicht freudig unternähme. Und doch geht es hier nur um ein eitles Spiel der Phantasie, und doch grübelt hier ein Meister, ein wahrhaftiger Psychiater! Wie ein großer Theil der „Wissenschaft" vorgeht, wenn es sich darum handelt, lebendige Menschen, von Fleisch und Blut wie wir, ihrer Selbstbestimmung zu entkleiden, Seelen aus der Liste der Geister zu streichen, davon gaben erst unlängst Debatten im preußischen Herrenhause beredtes Zeugniß, darüber existirt eine Unmenge Schriftwerk; klagt donnerstimmig eine Schaar unleugbar gesunder Männer, die um ein Haar der Irrenzelle verfallen wären. Den Irrenärzten soll kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie nur in handgreiflich deutlichen Fällen klar sehen; wohin wir blicken, im politischen Leben, im Gerichtstreiben, überall ist der Sinn für Psychologie, die Gabe, Seelenregungen zu erforschen, vollkommen gleich Null. Die das Menschenherz und sein verworrenes, dunkles Wünschen und Sehnen instinktiv erkennen, die großen Dichter, sind zu spärlich gesät und für Handwerkerarbeit nicht zu haben, aber der auffällige Mangel an kleinen Talenten in dieser höchsten Kunst läßt sich nur durch den Mangel an Pflege und Entwicklung solcher Begabungen erklären.

In der Politik verhilft psychologisches Durchdringen des Gegners und des Freundes sicherer und schneller als jedes andere Mittel zu glänzenden Erfolgen; es giebt mit eins den richtigen Schlachtplan an die Hand, zeigt genau die Grenzen, bis zu dem der Angreifer vordringen darf und macht den anderen zur Marionette des Wissenden. Immerhin ist die Kunst hier nicht unentbehrlich, nur nützlich. Der Richter hingegen kann ihrer unter keinen Umständen entrathen. In der scheinbar durchsichtigsten Bagatelle gelangt er mit Sicherheit zu einem ungerechten Urtheil, wenn er sich auf die Erwägung der äußerlichen Momente beschränkt und gleichgiltig bleibt gegen die verborgenen Motive und Gedanken der Parteien. Der Normalrichter wird indeß mit Sicherheit auf diesen Standpunkt gelangen. Erdrückt von der niemals abnehmenden Arbeitslast, die seine Geisteskräfte übersteigt und die er nur erledigen kann, wenn er, wo irgend angängig, ganz mechanisch verfährt und statt seines Gehirns den Paragraphen spielen läßt, wird er allmälig zum Rechtsarbeiter, den gewiß die besten Absichten beseelen, der aber in den Recht Verlangenden unbewußt Friedensstörer erblickt, den Angeklagten mit ganz bestimmten Meinungen entgegentritt. Allmälig kommt ihm alle Frische und Schaffensfreudigkeit abhanden, redlich thut er Tag um Tag seine Pflicht, aufmerksam betrachtet er die groben Hauptlinien jeder ihm vorgelegten Frage, aber in die feinen oder gar versteckt liegenden Details einzudringen, die Unterströmungen zu studiren, von denen doch alle Ereignisse auf der Oberfläche abhängen — das vermag er nicht mehr. Und wie beim Geistlichen, der in der Kirche niemals Widerspruch gegen seine Anschauungen und Ideen findet, bildet sich auch in ihm jenes starke Selbstbewußtsein, jene feste Ueberzeugung von der Schärfe des eigenen Blickes aus, die den Angeklagten meist so unsagbar entmuthigt, weil er mit empfindlichen Nerven vom ersten Momente an spürt, daß die Ansicht des Richters über ihn feststeht. Männer wie der verstorbene Landgerichts-Präsident Martius, dessen Objectivität für jeden Zuhörer etwas fast Ueberirdisches hatte und dessen menschlich empfindendes Herz sich doch nie verleugnete, vermochten diesen Eindruck nur deßhalb hervorzurufen, weil ihre Collegen in der Mehrzahl ganz anders waren als sie. Und wenn die alte Generation ganz ausgestorben ist und die neue völlig regiert, die in Talmischneidigkeit und allzuübertriebenem Bewußtsein eigener Größe erzogen, dann werden die schweren Gebrechen unserer Rechtsprechung auch dem blindesten Auge genügend grell einleuchten.

Der Ruf nach Volksrichtern, die in die Herzen spähen und nicht juristisch, sondern menschlich urtheilen, nach deutschem Recht muß sich verstärken mit jedem offenkundigen Mißgriff, dessen sich die heutige Rechtsprechung schuldig macht. Von Männern, die während ihres ganzen Lebens vielleicht nur eine Woche lang auf der Richterbank sitzen, darf man annehmen, daß sie zwar geringere Erfahrung und Gewandtheit, aber ungleich mehr Frische, Freudigkeit und Menschlichkeit mitbringen, die sich immer nur im freien, fluthenden Leben, niemals in der weltfernen Abgeschiedenheit einer Kaste gebiert. Ernennt man zu Geschworenen nur die intelligentesten Bürger, die sich ja unschwer aus der Masse herausfinden lassen, und vermehrt ihre Gerechtsame, so darf man sicher sein, daß einerseits die Vota der jetzt allzuoft im Assessorensinn urtheilenden Schöffenstühle eine lichtere Färbung annehmen und daß andererseits das Zwölfmänner-Gericht von heute auch in schwierigsten Fragen sich dem Fünfrichter-Collegium überlegen zeigt. Bis dahin wird der Deutsche gut thun, seinen Dickkopf behalten und vor Allem wohl Sorge zu tragen, daß der „Querulantenwahn" nicht gänzlich bei uns ausstirbt.

Caliban.

Die große Kunstausstellung.

2. Porträtisten.

In einem der Hauptsäle hängen dicht bei einander, Wand an Wand, ein Damenporträt von dem Berliner Konrad Dielitz und ein Herrenporträt von der Amsterdamer Malerin Therese Schwartze.

Herr Dielitz wird in unserer Reichshauptstadt sehr geschätzt. Er hat — in der guten Gesellschaft natürlich) — seine festen Kreise, die zu ihm halten und ihn mit Aufträgen versorgen. Es wird mir glaubwürdig versichert, daß man ihn dort sogar für einen Künstler taxire. Man lobt an ihm, daß seine Bilder so hübsch „fertig" seien. Darunter versteht man, daß alles drauf ist, wovon man weiß, daß es da ist — ausgenommen natürlich diejenigen Dinge, die man unter gebildeten Leuten übersieht, wie Warzen oder Altersrunzeln. Hemdfalten dagegen kann man auf seinen Bildern nachzählen: es fehlt nicht eine. Und auch die Manschetten kommen stets frisch aus der Wäsche, wahrhaftig! Diesmal aber hat er einen Spitzenkragen gemalt, mit solch inniger Treue, daß man das Muster nachklöppeln kann. Es ist ein sehr hübsches Muster, und das Original kostet sicherlich seine fünfzig Thaler. Es verdient also vollauf die Ehre, von einem unserer „ersten" Bildnißmaler porträtirt zu werden. Und auch sonst noch sind manche sehenswerthe Dinge auf dem Bilde, z. B. ein grünsammtenes Kleid, ein rothplüschener Sessel, und andere, die ich vergessen habe. Und dann ist auch natürlich noch ein Gesicht da, und es soll seiner Photographie sehr ähnlich sehen und wirklich kaum dahinter zurück zu stehen brauchen, so gut ist es gemalt. Die Farben des Ganzen freilich wollen leider nicht recht mit einander harmoniren, stehen todt und hart wider einander. Aber das ist nun einmal so in der Wirklichkeit. Jede Bäckersfrau wird es euch versichern, — die sieht die Farben auch nicht anders.

Ein Maler aber sieht sie anders! Das kann man eben an dem Bilde von Therese Schwartze lernen. Da hat ein künstlerisch geschultes Auge das Unverbundene verbunden, das Unabgetönte abgetönt, das Unbeseelte beseelt. Freilich strahlt das Bild nicht in öligem Fettglanz, und manche Einzelheiten deutet es an, die discret verschwinden. Es ist nach dem landläufigen Bauausenurtheil „nicht fertig". Es bewahrt in seinem Aufbau überall noch die Spuren der schaffenden Hand. Es erzählt von der geistigen und inneren Arbeit der mit ihrem Stoff- und ihrem Bilderreichthum ringenden Künstlerin. Es sagt nicht das Letzte liebloshart heraus und gefällt sich nicht mit prosaischer Nüchternheit in ablenkendem seelenlosem Detail. Kurz, es ist ein Kunstwerk in all seiner Bescheidenheit und all seinem Stolz. Etwas, was ein Mensch uns über einen Menschen zu sagen hat. Nicht eine objectiv gefühllose, temperamentlose Wiederspiegelung unorganisch gebliebener Netzhautreizungen, und „fertig" gemacht hinterher, mit dem sinnenfremden Verstand! Der echte Künstler weiß eben, daß er, so oder so, stets „unfertig" wird bleiben müssen. Michel Angelo hat sein ganzes achtzigjähriges Leben lang in keinem einzigen Falle „fertig" werden können. In Berlin aber kann man es auf alle Fälle, wenn man nur erst die Regeln gründlich capirt und die nötige innige Fühlung gewonnen hat mit den Bedürfnissen und Geschmacksansprüchen des zahlungsfähigen Publicums.

Uebrigens muß ich mich entschuldigen, daß ich Herrn Dielitz überhaupt genannt habe. Als malendes Individuum ist er mir wie allen ernsten Kunstfreunden völlig gleichgültig. Er ist bloß soeiologisch bemerkenswerth als typischer Vertreter jenes speeifisch berlinischen nieolaitischen Rationalismus, der sich leider immer noch existenzberechtigt vorkommt, nachdem er all die Jahre hindurch unseren Kunstausstellungen sein blelernes Gepräge aufgedrückt hat. — Dieser Geist des Nicolai muß ganz verschwinden, — sonst kann für freie Kunstentfaltung nicht der genügende Luftraum geschaffen werden. Denn wenn man die Kunst will, dann muß man die Nicht-Kunst — nicht wollen. In diesem Punkte giebt es keine Gnade und kein Erbarmen. Ernähre sich jeder so redlich als er kann! Wer aber auf unsere Ausstellung kommt, sollte Künstler sein müssen.

Und man kann Künstler und Porträtist sein, nach so viel verschiedenen Richtungen und Geschmäckern! Es giebt da gar keine Dogmen und keine Grenzen. Das Einzige, was verlangt wird, ist der eigene Nerv und der individuelle Blick (und das bischen Handwerk, das sich von selbst versteht). Wer das aber besitzt, der wird auch dem „Auftraggeber", suaviter in modo fortiter in re, als Gesetzgeber gegenübertreten und nicht eitle und unnütze Klagen darüber führen, daß er die Freiheit seines Künstlerthums habe verkaufen müssen, weil das Publicum gerade dieses und jenes durchaus wolle und nicht davon abzubringen sei. Niemand braucht seine Freiheit zu verkaufen, der den Beruf zur Freiheit gebietend in sich fühlt. Den Herren Kiesel, Schlabitz, Emil Pohle und Verwandten sei's gesagt, die so trefflich ihr Künstlerthum den nichtigen Modelaunen der eleganten Welt unterzuordnen verstehen. An den französischen und amerikanischen Malern mögen sie lernen, wie man mondain und tout à fait comme il faut sein kann und doch ein Künstler bleiben, in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Da ist etwa John Sargent (London), ein Mann der inhaltlich kaum viel mehr will als Kiesel, wenn er auch ursprüngliche Piquanterie vor ihm voraus hat. Aber was er künstlerisch mehr will und leistet, das eben macht den gewaltigen Unterschied aus. Die elegante junge Frau, die er uns vorführt, ist nicht gerade ungewöhnlich tief individualisirt. Sie hat ihr Gesellschaftsgesicht aufgesetzt und zeigt ihr Gesellschaftslächeln, vielleicht mit einem kleinen Migränezug. Da ist nicht viel zu deuten. Der Künstler scheint andeuten zu wollen, daß diese Dame in der Gesellschaft eben aufgeht und außerhalb der Gesellschaft schwerlich zu denken ist. Aber er adelt die Gesellschaft durch den souveränen und individuellen Geschmack, mit dem er eines ihrer Mitglieder darzustellen weiß. Die rosenrothe Sammetrobe mit ihren grausilbernen Lichtern und der breiten schweren Silberspitze ist mit dem sensibelsten Auge aufgenommen worden. Sie ist durchaus nicht übertrieben wichtig oder gar pedantisch behandelt, aber sie ist zu einem wundersamen decorativen Effect verwerthet. Die ganze Umgebung mit ihren hellen, matten, ein wenig morbiden Farben ist zu ihr in einen prickelnden, doch milden Contrast gebracht; und durch die etwas geziert-nervöse und doch für ein solches Geschöpf so völlig natürliche Körperhaltung der Dame ist auch in die Linien und in die Verteilung der Flächen etwas hineingekommen, was überaus apart wirkt. Sargent hat es verstanden, ein Werk zu schaffen, das in der großen Welt gefallen, und doch den Kunstkenner erfreuen wird.

Aehnliches gilt von dem Frauenbildniß des Parisers Henri Gervex. Auch hier werden Publicum und Kenner gleicherweise zufrieden gestellt. Doch herrscht hier ein mehr bewußtes Arrangement, eine fein berechnete Coquetterie des gesammten Auftretens. Aber ohne diese gewinnende Coquetterie wäre das allerliebste Persönchen, das Gervex uns gemalt hat, eben undenkbar. Die Toilette ist schwarz, aber man weiß, daß diese gekünstelte Schlichtheit nur die wirklich hübschen Damen sich gestatten dürfen. Auch ist der Schulterkragen weiß ausgefüttert und mit absichtlicher Nachlässigkeit so gelegt, daß der Farbengegensatz diseret zur Geltung kommt. Auf dem listig geneigten süßen Köpfchen wippt und plüstert sich jenes unsagbar reizvolle Nichts oder Etwas, das man ein modernes Damenhütchen nennt. Und diese scharmante, schlanke, chicke Erscheinung steht in ihrem schlichten Schwarz und mit ihrer vibrirender Selbstgewißheit vor einem gerafften feuerrothen Vorhang, der einen ungemein starken Hindergrundston zu ihr abgiebt. Zweifellos, an diesem Werk ist vieles Mache, aber eine Mache, zu der man eines ganz eigenen angeborenen Talents bedarf.

Auch Boldini, dieser verwegene Tausendsassa der Pariser Porträtkunst, verschmäht die Mache keineswegs. Doch ist er zu sehr sorgloser Bohémien, um sich in erster Linie auf dem Eleganten herauszuspielen. Ihm kommt's drauf an, mit dreistem Griff ein Stück echtes zappelndes Leben in die Hand zu bekommen und uns dann lachend zu präsentiren. Alle seine Bilder, die ich von ihm gesehen habe, sind mit unglaublicher Frechheit gemalt. Aber die sprudelnde Liebenswürdigkeit und Lebensfrische erteilen ihm ein für allemal Generalpardon. Auf unserer Ausstellung ist er sehr gut und charakteristisch vertreten. Seine „Fürstin Poniatowka" giebt edelstes polnisches Feuer mit italienischer Verve wieder. Die gewählte Toilette dieser Dame würde Sargent zweifellos mit innigerem ästhetischen Behagen in all ihrer seltenen Pracht uns dargelegt haben. Für Boldini hat sie etwas Selbstverständliches, über das man zwar nicht gleichgiltig hinweggeht, das aber schon einen etwas flotten Pinselzug vertragen kann. Den Nachdruck legt er auf den zuckenden Lebensfunken, der von Augen und Lippen des prachtvoll profilirten Rassekopfes springt. Und ebenso sucht er auch bei seinem „Familienbildniß" den Lebensfunken zu erhaschen. Familienbildniß! — wie das klingt in unserem biederen Deutsch! Man denkt sich die Leute gleich, wie sie um den Kaffeetisch auf der Terrasse sitzen und dazu feierlich ehrbare Gesichter machen. Der Schalk Boldini machts ganz anders. Auf der Straße, an irgend einem Werkeltag, kommt die Familie uns entgegen; Vater, Mutter und Tochter, und begrüßt uns schon von

Weitem mit einem frohen, neckischen Gelächter. Schief und schräg kommen sie an, als sorglose Bummler und echte Yankees, unverlegen um den Eindruck, den sie machen, und doch so voller Eindruck ungeschminktesten, robust-freudigen Lebens. Das ist im Fluge erhascht und mit Meisterhand auf die Leinwand geworfen, feind aller Convention bis auf den letzten Farbenklex.

Ein Sir John Everett Millais wird solcher Burschenmanieren sich nicht befleißigen und um so weniger, wenn er einen Cardinal im rothen Talare malt. Da sind eine gewisse Bedenklichkeit und Feierlichkeit angebracht, und jener große Stil kommt da zur Geltung, den die englische Porträtkunst, sich vom vorigen Jahrhundert her unverkürzt erhalten hat. Aber auf dem Gesicht des kirchlichen Greises hat John Everett viel gelesen, viel Kümmerniß und Nachdenklichkeit, und getreulich hat er es in sein Bildniß hineingetragen. Das Porträt einer englischen Dame von E. A. Walton hat unser Auge schon in der Schulte'schen Ausstellung erfreuen dürfen durch seine ästhetisch-vornehme Abgestimmtheit und feinen schwermüthig leisen Seelenzug. Es sei hier aber nochmals erwähnt, weil man etwas so Gutes wohl wiederholt hervorheben darf, und weil dieses Bild uns zugleich jene für die moderne Empfindung so vielbedeutende Weise verkörpert, die mit dem Namen Whistler verknüpft ist.

Von Deutschen sind Lenbach und sein steter geistiger Rivale Leo Samberger, ferner Freiherr von Habermann (mit seinem überaus rühmenswerthen Selbstporträt), Ludwig Herterich (mit dem vorzüglichen Bildniß des Prinz-Regenten von Bayern), Stuck (mit einigen Studienköpfen) in gewohnter Güte vertreten. Diesen gegenüber sind die Berliner zweite Qualität, obwohl George Mosson und Dora Hitz sich kühn in die Schranken stellen können. Curt Stoeving kommt uns mit Bildern von Nietzsche und Klinger, und man muß ihre Ehrlichkeit und sachliche Versenktheit rühmen, mag man sich auch den künstlerischen Vortrag nüancirter wünschen. An Nüance fehlt es auch bei Hanns Fechner und Georg Meyn, die sonst in der Charakteristik wacker ihren Mann stellen. Aber ihre Bilder sind zu berlinisch, um ganz künstlerisch zu sein.

Von den Polen spreche ich das nächste Mal. Sie sind Psychologen. Und damit öffnet sich vor uns ein Gebiet der Menschendarstellung, das über die bloße Porträtirkunst hinausgeht.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Die zweite Frau. Schauspiel in drei Aufführungen von W. A. Pinero. (Neues Theater.) — Die Mutter. Schauspiel in drei Acten von Georg Hirschfeld. (Freie Bühne.)

Die dramaturgische Kartoffelernte ist total verregnet, die Mieten stehen leer, und den nothleidenden Agrariern, denen L'Arronge-Aaronche neulich noch so spaßhaft ernst die Leviten las, können sich nun die Berliner Theaterdirectoren schmerzlich lächelnd an die Seite stellen. Noch trennen uns fünf volle Wochen vom Saisonschluß, aber schon seit wohlgezählten, anderen fünf Wochen nähren sich die Berliner Bühnenhäuser von den Brosamen, die lang vergessene, verschollene Poeten übrig ließen; weil der Jahrgang 1894/95 so gar nichts gebracht hat, servirt man dem Publicum die schale Neige früherer Jahrgänge. Moser feiert Triumphe, die abgespieltesten Pariser Harlekinaden, an die sich kein Provinzdirector mehr heranwagt, tauchen wieder auf und erhalten sich auf dem Repertoire; Sudermann's „Ehre" spukt, wie es scheint, um auch dem Gläubigsten deutlich zu beweisen, daß man sie unverzeihlich überschätzt hat; und wer sich's halbweg leisten kann, sucht der jammervollen Misère durch fleißige Aufführung von Classikern ein dünnes, literarisches Mäntelchen umzuhängen. Es ist ja doch alles eins. Auch der misantropischste Cassirer hat so etwas von Menschenmangel wie in diesem Jahre noch nicht gesehen. Die großmäuligen Nichtswisser und Dentschverderber, die neben angestrengter Verdammungsthätigkeit und Schauspielerinnenprotection auch noch recensiren, haben endlich erreicht, was sie erreichen mußten: an dem alten harmlosen Theaterschnack ist den Leuten aller Appetit verdorben, in die naturalistischen Unbeträchtlichkeiten gehen sie trotz jauchzender Lobesfanfaren nicht hinein, und so stehen, vom Wintergarten und dem flohgesegneten Apollo-Theater abgesehen, alle Musentempel dauernd leer, gleich Abklatschen des beschlußunfähigen Sprachpalastes am Königsplatz.

Wäre da nicht ein gewisser Ordnungsinn, der den Chroniken zwänge, auch über die letzten Irrfahrten in Thaliens verwüsteten Gauen zu berichten, nachdem er dem geduldigen Kunstfreund keine der vorhergegangenen erspart hat, so könnte man sich und andere mit der „Besprechung" der Schluß-Novitäten billig verschonen. Die Nachlese verläuft ja immer ergebnißloser noch als die Hauptmahd. Aber weil es den Anschein nimmt, als sollten von der kommenden Saison an Specialitäten-Theater und Circus den Platz der Schauspielhäuser einnehmen, als sollten sich Geistesleben und Geisteskämpfe der Nation von nun an nur noch an den Stätten wiederspiegeln, wo weiße Unterhöschen und pralle Tricots den Kunstverstand der Verständigen beschäftigen, so scheint es doppelt geraten, die letzten Zuckungen der alten, dramatischen Muse wenigstens zu registriren.

An dieser Stelle ist es oft genug ausgesprochen worden, daß unser Theater rapid auf die niedrige Stufe des englischen sinkt; heute darf man bereits behaupten, daß die Londoner Faiseur uns zu überholen beginnen. Die Schöpfungen der Bühnenschreiber jenseits des Canals sind bei uns so gut wie unbekannt; unsere Kritik bezog ihr Wissen darüber ausnahmslos aus zweiter und dritter Hand, und die dummen Verballhornungen, die sich z. B. Blumenthal mit den Arbeiten der Jones und Paulton erlaubte, nahm rührende Unwissenheit für unverfälschte Offenbarungen des Londoner Geistes. Nun sind indeß die Herren um Wilde und Pinero bei Weitem nicht so geschmacklos und nüchtern wie ihre Berliner Propheten. Pinero kann sich, was sogenannte Klarheit der Composition, Dialogblender und kluge Benutzung gerade moderner Ideechen anbelangt, getrost mit Sudermann messen, und gegen Wilde, den verschrieenen, kommt keiner unserer einheimischen Geistbolde auch nur entfernt auf. Herr Siegmund Lautenburg, dem der Bombenerfolg des Dirnen- und Unterhosen-Stückes „Fernands Ehecontract" eine Reihe kostspieliger und dankenswerther Experimente erlaubte, hat deßhalb ein gutes Werk gethan, als er die Londoner selbst, unverfälscht, unbearbeitet zu Worte kommen ließ; Pinero's „The second Mrs. Tanqueray" machte doch die Ehrlichen unter den Dreisten stutzig und erpreßte allerhand amüsante Geständnisse. Nicht daß Anlage und Ausführung des Stückes irgendwie den Meister loben, Pinero stand vielmehr nach meinem Geschmack in seinen früheren Werken ganz beträchtlich höher; aber verglichen mit den Sudeleien, die uns deutsche, gepriesene Autoren vorzusetzen wagten, mußte „Die zweite Frau" — alles das natürlich cum grano salis — durch ihre Feinheit und Vertiefung, die Sauberkeit der Technik auffallen. Die Geschichte von der ehemaligen Dirne, die gut geheirathet hat und sich nun vergebens müht, eine geachtete Stellung in der Gesellschaft zu erringen, fanden wir in dieser Saison, zuletzt von Zobeltitz, mehrfach benutzt; Pinero weiß sie auszubauen, weiß uns einmal begreiflich zu machen, weßhalb der gute Tanqueray dies lockere Weibchen an sich fesselte, weiß uns dann auch statt der herkömmlichen Magdalena ein lebendiges, warmblütiges Frauenzimmer vor die Augen zu stellen. Paula ringt um die Liebe ihrer Stieftochter, die jedoch in der Stiefmama instinctiv die Baalspriesterin a. D. wittert und sie flieht — dieser schmerzliche, verzweifelte Kampf der Gefallenen, diese Sehnsucht nach reiner Zuneigung, herzlicher Achtung ist von allertiefster Wirkung und oft mit starker Künstlerhand gestaltet. Gegen Schluß des Dramas freilich macht sich Pinero die Arbeit wieder sehr leicht und benutzt die Schablonen alter Coulissenromantik; Paula's Jugendgeliebter kommt aus Indien heim (vgl. Zobeltitz!), die Stieftochter gewinnt diesen Mann lieb, und Mrs. Tanqueray weiß nun, niedergeschmettert und hoffnungslos, nur noch einen Ausweg: den Selbstmord. Als vergnügliches Theaterstück betrachtet, darf „die zweite Frau" Anspruch auf Beachtung und Lob erheben; der grobe, stoffliche Reiz läßt kaum Langweile aufkommen, und die psychologische Kleinmalerei in den ersten Acten fesselt auch feinere Sinne.

Das kann von den „Müttern" eines Herrn Georg Hirschfeld nicht behauptet werden, der, im wahrsten Sinne des Wortes, in der Wiege schon ein Held, sich anschickt, den Genius des „Naturalismus" endgiltig dadurch zu erwürgen, daß er ihm heuchlerisch huldigt. Der Herodische Kindermord zu Bethlehem wird entschuldbar, wenn man das mühselige, aus tausend Reminiscenzen mit Diebskunst zusammengehackte Gestammel unserer literarischen Jüngsten anzuhören gezwungen ist. Herr Hirschfeld hat bereits ein sich durch knabenhafte Geilheit widerwärtig auszeichnendes episches Machwerk auf dem Gewissen; die Unvernunft der Cumpanei, die das im Uebrigen, Gott sei Dank, ganz verborgen gebliebene Opus schmetternd pries, verschuldete die Frühgeburt des ersten Hirschfeld-Dramas. Der mit Ach und Krach ausgeklügelte, völlig unmotivirte Titel verfolgt nur den einen Zweck, neugierig zu machen; wenn er aber auch die Erwartungen einigermaßen spannt, so sorgen gleich die ersten Scenen des ersten Actes dafür, daß jedes Interesse wieder schwindet. Ein neuer, farbloser Aufguß der so schon genügend schauderhaften Gerhard Hauptmann'schen „Familienkatastrophe", eine kindische Nachahmung der Ibsen-Nachahmung, worin sich der Weber-Dichter zu Beginn seiner Laufbahn gefiel. Da ist der mit Recht so beliebte Decadent und Schwächling aus der großen Hjalmar-Sippe; er hat sich mit seinen Angehörigen überworfen, einer hübschen Fabrikarbeiterin zu Liebe, von der er sich nun ernähren läßt. Auch er hält sich natürlich für ein beträchtliches Genie, auch er kommt langsam zu der Ueberzeugung, daß in Mariens Armen sein Künstlerthum erstirbt, und er sehnt sich heim, wo es ohnehin wesentlich behaglicher zugeht, als in der armseligen Stube, die Marie für ihn gemiethet hat. Nun würde alles ganz schön und gut werden, die Familie will ihren Robert versöhnt wieder ans Herz nehmen, will sich sogar die Arbeiterin als Schwiegertochter gefallen lassen, aber nun mag Marie nicht mehr und geht ins Wasser. Aus Opfermuth. Diese armselige bis in den Kern verlogene und sentimentale Birchpfeiffer-Handlung, von der drei Viertel übrigens zur Vorfabel gehören, muß das Gericht hergeben für wahre Kameellasten unfäglich inhaltlosen und flachen Geschwätzes, bombastischer Phrasen, die der eigentlichen Moral der Handlung geradezu in's Gesicht schlagen. Es ist ein Gewoge unverstandener, pomphafter Redensarten, die uns lang vorher in den Ibsendramen begegnet sind, die Rechte der Persönlichkeit, die Grausamkeit jedes Zwanges, den die Gesellschaft auf das Individuum ausübt, und zehnerlei anderes mehr wird mit dem Wortschwall des geborenen, philosophirenden commis voyageur aus Posen abgehandelt — aber diese Ideen zu verdichten, zu gestalten ist dem Herrn

Hirschfeld an keiner Stelle gelungen, ja, er straft sie durch den Ausgang seines Stückleins selber Lügen. Unverständlich und deßhalb langweilig wie ihre Reden, sind auch die Personen selbst; nicht eine, deren Charakterzeichnung nicht plötzlich, wo es die „Oekonomie" des Werkes verlangt, ihren tüchtigen Knacks bekommt. Von dem Strich für Strich plump nachempfundenen Helden und der Heldin Marie ganz zu schweigen, deren Selbstmord im schneidensten Gegensatz zu ihren Charakteranlagen steht, durch nichts poetisch erklärt und begründet wird — was für curiose Menschen sind aber auch Mama Frey, die ihrem Gatten sclavisch untertban gewesene, haltlose und gedrückte Frau, die nun jählings fest und eisern, in sich selbst gegründet dasteht; Hedwig Frey und ihr Musikdirector, diese stumpfsinnigen Creaturen, die hirschfeldisch geistsprühend und tief in dem Augenblick werden, wo auch die klügsten und geistvollsten Menschen vergeblich nach einem verständigen Wort ringen: in dem Augenblick, wo sie sich ihre Liebe erklären! Ueberhaupt das Gespräch dieser Leute! Bei Hauptmann gehört wie bei seinem Vorbild Ibsen jeder Satz nothwendig in den Bau des Dramas, man zöge einen Nagel aus dem Gerüst, strich man hier und da Perioden fort; in dem Hirschfeld'schen Dialog mit dem Blaustift herum zu streichen, muß dagegen ein Vergnügen ersten Ranges sein, man brauchte kaum noch hin zu sehen, fände überall Unnöthiges.

Und so weiter. Nur das schamlose Korybantengeheul der Freunde und Gönner des Herrn Hirschfeld, die dem mißhandelten, deutschen Volke schon wieder einmal einen „Wahrheitsdichter", einen neuen Stern und was weiß ich noch aufschwindeln wollen, erheischt eingehendere Beschäftigung mit der talentlosen Copirarbeit, die sonst kaum zwei Zeilen vergnügten Hohnes verdient. Herr Abrahamsohn vom Deutschen Theater will die Posse im nächsten Herbst spielen. Nur zu! Besser kann man den totalen Bankrott gar nicht einläuten.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die dänischen Volkshochschulen.

Geehrter Herr!

Mit großer Genugthuung las ich in Nr. 13 der „Gegenwart" den Aufsatz von Herrn Prof. W. Rein über die nordischen Hochschulen. Als geborener Nordschleswiger bin ich schon frühzeitig mit den Bewegungen, die sich jenseits der Königsau regen, vertraut geworden, und selbst als deutscher Lehrer muß ich mich allerdings von manchen Geistesrichtungen des Nachbarlandes angezogen fühlen. Daß die erwähnten volksthümlichen Bildungsanstalten mein Interesse in hohem Grade fesseln, ist selbstverständlich. Eigenthümlich ist es eigentlich, daß dieselben schon ein halbes Jahrhundert hindurch haben bestehen und segensreich wirken können, ohne daß sie in Deutschland eine nennenswerthe Beachtung fanden. Vielleicht mag dieses darin begründet sein, daß der Geist, von dem diese Schulen getragen werden, von demjenigen, der durchweg die deutschen Bildungsanstalten ähnlicher Art beherrscht, so ganz und gar verschieden ist. Die dänischen Volksschulen können mit den deutschen vielleicht keinen Vergleich vertragen, und doch glaube ich, daß das nordische Nachbarvolk dem unserigen an Intelligenz wenigstens ebenbürtig und an gesunder Lebensanschauung überlegen ist. Diese Erscheinung möchte ich auf die Rechnung der Volkshochschulen schreiben, deren Arbeit tiefe Spuren hinterläßt, zwar nicht durch Einimpfung eines bestimmten Wissens, sondern vielmehr durch die Erweckung einer frischen Lebensanschauung. Schulen für's Leben wollen diese Anstalten sein; eine Quelle soll im inneren Menschen hervorgerufen werden, aus der später die Fähigkeit für den Beruf des Staatsbürgers entspringen soll und wird. Eine gewisse Romantik schwebt über dem ganzen Wirken der nordischen Volkshochschulen; aber auch diese scheint mir gesunder Art zu sein, da sie so eng mit dem Nationalitätsgefühl verbunden ist. Merkwürdig ist es übrigens, welche Bedeutung der nordischen Mythologie beigemessen wird. Doch durch die Weise, wie sie vorgetragen wird, muß auch sie fruchtbringend verarbeitet werden. Daß man dem Unterricht in der Geschichte überhaupt eine so ungewöhnlich große Bedeutung als Erziehungsmittel eingeräumt hat, ist wohl auch beachtenswerth, da hinreichendes Wissen gerade auf diesem Gebiete für den Bürger eines constitutionellen Staates fast nothwendig geworden ist. Uebrigens wissen die Männer, die an den Hochschulen arbeiten, recht wohl, den Erfordernissen der Zeit Folge zu leisten. Bei der Jubiläumsfeier im vorigen Jahre suchten sie, zu der socialen Frage Stellung zu nehmen, und wenn auch über diesen Punkt keine Einigung erzielt werden konnte, so zeigt doch dieser Umstand, daß diese Leute bestrebt sind, auf die Bewegungen der Zeit ein wachsames Auge zu richten. Die Aufklärung, welche die Hochschule bietet, ist ja für die gesammte Jugend, wenn auch vornehmlich für den Bauernstand berechnet. Alle Schichten der Gesellschaft trifft man hier vertreten; ein Jeder empfängt nach seinem Bedarf, und während man sonst beobachten kann, daß solche, die eine außerordentliche Belehrung erhalten haben, einem anderen Berufszweig sich zuwenden, kehren die Schüler der Volkshochschulen nach beendeter Schulzeit in den Kreis ihres früheren Wirkens zurück. Man findet bei diesen jungen Leuten keine Furcht vor der sogenannten groben Arbeit, im Gegentheil: freudig und mit frischer Kraft gehen sie an die gewohnte Arbeit. Eine Erscheinung ist wohl ganz besonders bemerkenswerth: das unvergleichbar schöne Verhältniß zwischen den Lehrern und den Schülern. Wenn etwas nachahmungswerth ist, so ist es gewiß dieses; denn dadurch wird eine Kluft überbrückt, die oft verhängnißvoll wirkt, eine weitgehende Beeinflussung auf die Jugend ermöglicht und ein unerquickliches Zusammenhalten der Schüler gegen den Lehrer verhindert. Das Jahr 1864 wurde für die Grundtvig'sche Volkshochschule von Bedeutung. Seit der Zeit ist der Zudrang zu den Volkshochschulen immer größer geworden; denn hier wurde ja das Volk in einer Sprache belehrt, die ihm so ganz und gar verständlich war. Zuerst suchte man das geistige Verlangen zu erwecken, indem man der reiferen Jugend zeigte, was das Menschengeschlecht an Großem und Erhabenem besitzt aus Vergangenheit und Gegenwart. Alsdann folgte die Aufklärung. Ist das Interesse der Schüler erst geweckt, wird das Unterrichten eine Lust. Studenten, Lehrer, Bauernknechte verkehrten hier in vertraulicher Gemeinschaft, fügten sich der einfachen Hausordnung und lauschten dem Vortrag, der die menschliche Arbeit pries, aber zugleich darauf hinwies, daß die Arbeitslust nicht dem Streben nach materiellem Wohlsein entstammen soll, sondern daß das Wirken dem Leben, der Menschheit zu dienen bestimmt ist. — Soll man überhaupt auf die Spuren der Wirksamkeit dieser Männer hinweisen, die im Dienste der Volkshochschule ergraut sind, so wird man sie in der Aufklärung des Volkes zu suchen haben, und diese Einwirkung hat einen großen bildenden Einfluß ausgeübt: Der Drang des einfachen Mannes nach Bereicherung seines Wissens ist gewachsen, Volksbibliotheken sind überall angelegt, Vortragsvereine sind gegründet und Versammlungshäuser gebaut worden; kurz: durch und durch hat sich das Ebenmaß der Intelligenz der Skandinavier durch den Einfluß der Volkshochschulen gehoben.

Ein jeder, der über die Einrichtung und das Wirken dieser Anstalten unterrichtet ist, wird deßhalb Ihre Anregung mit Freude begrüßen und mit Ihnen hoffen, daß sie auf fruchtbaren Boden gefallen ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung

N. Svendsen, Lehrer.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Grumpelt & Böhm
Antiquariat
und Sortiments-Buchhandlung
Leipzig, Marschnerstr. 9,
empfehlen sich zu schneller und coulanter Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

Verlag von **Gustav Fischer** in Jena.

Soeben erschienen in meinem Verlage:

Ammon, Otto, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Social-Anthropologie zum Gebrauch aller Gebildeten, die sich mit socialen Fragen befassen.
Preis brosch. Mk. 6.—
elegant gebunden Mk. 7.—.

Kidd, Benjamin, Sociale Evolution. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer. Mit einem Vorwort des Herrn Geheimrat Prof. Dr. Weismann in Freiburg i. Br. Autorisierte Uebersetzung.
Preis brosch. Mk 5.—
elegant gebunden Mk. 6.—.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Diese **Bismarck-Nummer** bildet Nr. 14 der „Gegenwart" und wird an neu hinzutretende Abonnenten ohne Aufschlag mitgeliefert.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.
Direct zu beziehen durch den **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Soeben erschien:

Zimmermann, Tante Eulalias Romfahrt.

17 Bogen 8°

mit bildlichem Schmuck von **Kunz Meyer,**

in hochelegantem farb. Umschlag, geh. Preis M. 3.—.

Das Buch, in welchem der als Kunsthistoriker bekannte Verfasser sich als feinsinniger Erzähler zeigt, behandelt mit liebenswürdigem Humor und feiner Satire die ergötzlichen Erlebnisse einer enthusiastischen deutschen Kleinstädterin und ihrer Gefährtin in der Ewigen Stadt.

☛ In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

☛ Fünfte Auflage. ☚

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt).

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 22. Berlin, den 1. Juni 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Sturz des Grafen Kalnoky. Von Heinrich Kanner (Wien) — Börsenpapiere. Von Sisyphus. — Zum social-wissenschaftlichen Kursus in Halle a. S. Von Adam Alten (Jena). — Die Kunst, sich ein Paradies zu schaffen. Von Hans Schmidkunz. — Socialaristokratische Strömungen. (Schluß.) — **Feuilleton.** Bureaukratentod. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Hohenlohe & Co. in Liquidation. Von Caliban. — Die große Kunstausstellung. 3. Seelenschilderungen. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Der Sturz des Grafen Kalnoky.

Von Heinrich Kanner (Wien).

Vierzehn Jahre lang hat Graf Kalnoky die äußere Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie geleitet.

Als er in das Ministerium am Ballplatz einzog, war das deutsch-österreichische Bündniß bereits geschaffen, aus dem die Tripelallianz sich ergab, die das Werk des Fürsten Bismarck war. Weder diese noch jenes gehören auf das Conto des Grafen Kalnoky. Während seiner Amtsdauer wurden die Handelsverträge mit den großen europäischen Staaten geschlossen. Graf Kalnoky fungirte dabei als Zeitgenosse. Die Handelsvertragspolitik ging von Deutschland aus, und Graf Kalnoky folgte bloß willig den Fußspuren, die Caprivi und Marschall ihm vorgetreten hatten. Nur im Nachtrab fühlte er sich wohl. Als Rußland, bei den Handelsvertrags-Verhandlungen im Sommer 1893, ihn förmlich an den Haaren hervorziehen wollte, um Oesterreich-Ungarn einen gewinnreichen Vorsprung vor dem Deutschen Reich zu verschaffen, widerstand Graf Kalnoky mit der angeborenen Höflichkeit der geistigen Secundogenitur und wartete, bis Deutschland ihm auch bei Rußland zuvorgekommen war. Wenn Graf Kalnoky heute das Ministerium des Aeußeren verläßt, bleibt darin nichts zurück, was er sein nennen könnte, vorausgesetzt, daß er nicht etwa einen Toilettegegenstand dort vergessen hat. Er hat kein geistiges Eigenthum.

Die österreichische Geschichte erzählt von einer besseren Vergangenheit des Ministeriums des Aeußeren. Von Kaunitz bis Andrassy nennt sie große Namen, berichtet sie von Männern mit Ideen, Initiative, mit einer ausgesprochenen Individualität, deren Regungen ganz Europa lauschte. Heute ist das anders. Wohl giebt es noch eine äußere Politik. In der großen Welt geht immer viel vor. Und, wenn irgendwo etwas geschieht, so fragt die Welt wohl, was man in Berlin dazu sagen wird, und was in Paris, was in London und was in St. Petersburg; aber sie hat es verlernt, nach Wien zu schauen, seitdem hier Graf Kalnoky vor dem Webstuhl der Geschichte sich sozusagen die Nägel putzte. Ob nun im Süden oder im Norden, ob im Osten oder im Westen, ob in diesem oder in jenem Erdtheil eine politische Veränderung sich vollzog: Graf Kalnoky bewahrte die Kaltblütigkeit eines Taubstummen, der an beiden Augen erblindet ist. Er blieb ruhig, wenn in Serbien oder in Bulgarien die Ereignisse sich förmlich überpurzelten; er wurde nicht nervös, wenn Frankreich sich Rußland, wenn Deutschland sich Beiden näherte, er nahm keinen Antheil, wenn sich die Völkerschaften in Ostasien gegenseitig die Köpfe blutig schlugen. Was auch sich ereignen mochte, Graf Kalnoky rührte sich nicht, ihm fiel nie etwas ein, und die publicistischen Vertreter seines Ideenmangels schrieben ihre Artikel immer auf demselben Faulenzer: Oesterreich-Ungarn hat keine Interessen im Orient, Oesterreich-Ungarn hat keine Interessen im Occident. Die einzige, wenigstens finanziell wohlthätige Consequenz aus dieser Anschauung wäre gewesen, daß Oesterreich-Ungarn auch seine kostspieligen Botschafter und Gesandten aus dem Ausland zurückgezogen und durch wohlfeile Briefträger und Kanzlisten ersetzt hätte.

So wie Graf Kalnoky mag ein Minister des Aeußeren in Belgien, in Spanien oder in Dänemark sich benehmen. Für den Leiter der äußeren Politik eines Großstaates geziemt es sich nicht. Der Mensch, der sich für nichts mehr interessirt, ist geistig todt, wenn auch sein Stoffwechsel-Proceß sich noch so regelrecht vollzieht; der Bürger, der sich um die politische Entwickelung seines Vaterlandes nicht kümmert, ist eine politische Null, mag er auch sonst ein Millionär sein; und der Staat, der nirgends mehr Interessen zu vertreten sucht, hört auf Großmacht zu sein, wenn er auch vierzig Millionen Einwohner zählt. Man braucht wahrlich nicht eine Politik der Abenteuer zu betreiben. Auch Frankreich, Deutschland, Rußland und England thun dies nicht. Wohl aber sind sie darauf bedacht, ihren geistigen Einfluß auf die äußeren Geschicke dieser Welt zu bewahren, indem sie an Allem, was geschieht, regen Antheil nehmen. Oesterreich-Ungarn ist auch unter Kalnoky eine Großmacht geblieben, aber lediglich weil und insofern es mehrere Millionen Kriegsvolk in's Feld zu stellen vermag. Es ist eine physische Großmacht, daran ist Graf Kalnoky nicht schuld, sondern die Bevölkerungszahl; aber Oesterreich-Ungarn ist keine geistige oder moralische Großmacht mehr in der äußeren Politik. Andere Minister, Graf Kalnoky's Vorgänger, haben es verstanden, nach unglücklichen Kriegen, die ungeheure materielle Einbußen brachten, Oesterreich seine geistig-politische Großmachts-Autorität in Europa zu bewahren. Dem Epigonen, dem Mann ohne Interesse, den nichts interessirt, der Niemanden interessirt, war es vorbehalten, sie in einer langen Friedensära, in der das Reich materiell so viel gewonnen hat, zu verlieren, lediglich, weil der Kopf ihm fehlte, der den Staatsmännern fremder Länder Achtung zu gebieten vermöchte.

Nicht mit Unrecht wird allerwärts das Ministerium des Aeußeren als das vornehmste Staatsamt angesehen. Minister anderer Ressorts messen sich immer nur mit ihren Mitbürgern, und die Concurrenz ist durch die Staatsangehörigkeit beschränkt; auch brauchen sie in constitutionellen Staaten gerade in den größten Fragen keine eigenen Gedanken zu haben, weil für sie — sofern nicht etwa, wie in Oesterreich, durch eine bestehende „Coalition" das Denken beiderseits „zurückgestellt" ist — die Partei denkt. Nicht so der Minister des Aeußeren. Er muß für die Anderen denken, den politischen Kopf der Millionenmenge bilden, und seine Capacität hat sich im internationalen Wettbewerb zu erproben. Sowie ein Fabricant auf die Landes- oder Provinzausstellung auch das Mittelgut schickt, für die Weltausstellung aber nur das beste Fabricat bestimmt, so mag auch ein Staat in der inneren Verwaltung sich mit einem gewissen Mittelmaß von Begabung begnügen, für die äußere Politik muß er ein Gehirn ersten Ranges auswählen. Der Minister des Aeußeren ist der Staatsmann im höchsten Sinne, die Stelle, die er bekleidet, der letzte Posten, der in dieser nivellirt-civilisirten Welt dem nationalen Heros geblieben ist. Man denke an Bismarck, an Cavour! Und dann versuche man an den Grafen Kalnoky zu denken, bei dem man sich eben leider gar nichts mehr denken kann.

Nirgends ist Geist, eigenes Denken, so nothwendig als im Aeußeren Amte. Wodurch unterscheidet sich der Minister des Aeußeren von den Botschaftern? Lediglich dadurch, daß der Eine die leitenden Ideen geben muß, welche die Anderen bloß ausführen, oder auch nur gewähren lassen sollen. Graf Kalnoky dagegen unterschied sich von den österreichisch-ungarischen Botschaftern bloß noch dadurch, daß diese ihren Amtssitz in den Hauptstädten fremder Länder, er in der Hauptstadt des eigenen Landes hatte. Graf Kalnoky war der österreichisch-ungarische Botschafter am österreichisch-ungarischen Hofe, und nur den Namen hatte er vom Minister des Aeußeren.

Graf Kalnoky war ein rückständiger Diplomat der alten Schule, die sich, obwohl durch Cavour und Bismarck auf's Haupt geschlagen, in Oesterreich doch bis auf den heutigen Tag noch erhalten hat. Im bürgerlichen Leben hat das Diplomatische einen schlechten Ruf; es gilt als gleichbedeutend mit Unehrlichkeit, Hinterlist und Heuchelei. So war auch in der That die Diplomatie der alten Zeiten, die aus der Hofintrigue erwuchs und in den Lehren des Macchiavelli und der Jesuiten ihr Moralsystem fand. Wie die Dunkelheit für den diebischen Einschleicher, so war für diese Art Diplomatie das Geheimniß die Bürgschaft des Erfolges. Seitdem jedoch Parlament und Presse die großen Staatsgeheimnisse ausplaudern, mußte die diplomatische Kunst der alten Schule schmählich scheitern.

Die moderne Politik mit ihrer constitutionellen Oeffentlichkeit verdrängt jene Art Diplomatie, wie die elektrische Beleuchtung die Einbrecher verscheucht. Die großen Staatsmänner dieses Halb-Jahrhunderts sind denn auch weniger Diplomaten im schlechten, als Politiker im besten Sinne gewesen. Einer der ersten und größten war Cavour. Ihm trat noch, in der Person seines Amtsvorgängers, die alte Schule leibhaftig entgegen, und indem er sein eigenes Vorgehen ihr gegenüber vertheidigte, brachte er es gewissermaßen in ein System. So — um nur einen seiner Aussprüche zu nennen — hatte er sich in einer Parlamentsrede im Jahre 1857 gegen die Angriffe des ehemaligen Ministers des Aeußeren Grafen Solaro zu wehren, welcher die Lehre der alten Schule festhielt, „man müsse die eigenen Absichten und Pläne verbergen, heucheln, Sympathien und Anthipathien verschweigen, mit einem Wort sich vollständig verstellen und durch diese Verstellung Freund und Feind täuschen, um im geeigneten Momente für seine Interessen handeln zu können". Graf Cavour erwiderte ihm damals: „Wäre die Diplomatie das, was der geehrte Solaro aus ihr macht, würde ich nicht einen Moment zögern, mich denen anzuschließen, welche sie entschieden verdammen." „Aber" — fuhr Cavour dann fort — „ich bin der Ansicht, daß man ein anderes diplomatisches Verfahren, welches der Graf Solaro als verwegen verwirft, weil es weniger heuchlerisch ist, offener verfährt, die Thaten mit den Worten in Einklang zu bringen sucht, daß man ein solches System anwenden kann." Das ist das moderne System der Diplomatie. Es verhält sich zum alten, wie die große offene Feldschlacht, bei der jeder Theil die Stärke und Stellung des Gegners so gut kennt als dieser selbst, zu dem Kleinkrieg halbwilder Indianer, die listig hinter Bäumen und Hecken versteckt, ihre vergifteten Pfeile abschießen. Nach Cavour hat Fürst Bismark die neue Diplomatie, welche die höchste Politik ist, zu großen Erfolgen geführt. In dem Grafen Kalnoky ist die atavistische alte Diplomatie der Politik der Ungarn unterlegen.

Graf Kalnoky dachte noch ganz im Stil von Gänsekiel und Zündstein. Er war ein Clericaler und haßte die liberale Kirchenpolitik der Ungarn. Er hatte seine politischen Sympathien und Antipathien. Also mußte er sie — nach dem Receptdes seligen Grafen Solaro — verschweigen, und er verwendete dazu die Mittel, welche man nur noch im vorigen Jahrhundert für geeignet halten mochte. So oft die Ungarn sich über seinen Clericalismus beklagten, ließ er in seinem Organ, dem „Fremdenblatt", in Form eines Leitartikels, der Welt verkünden, daß er, weit davon entfernt ein Clericaler zu sein, geradezu ein fortgeschrittener Freisinniger, schier radicaler als die Ungarn selbst sei. Aber er täuschte niemanden, als sich selbst. Und er hätte sich diese Täuschung leicht ersparen können. Denn nur in der Kindheit der modernen Presse durfte ein Minister hoffen, daß die Leute ihm das glauben würden, was er in seinem offen erklärten Organe drucken ließe. Ueber diese Idiotien sind wir heute längst hinaus. Schon 1828 schrieb ein alter ausgedienter deutscher Diplomat, Friedr. Kölle, in seinen amüsanten „Betrachtungen eines Diplomaten" die treffenden Worte nieder: „Nur wenn ein Tagblatt ganz unabhängig und noch unverbraucht ist, kann eine Regierung auf Erfolg rechnen, wenn sie einen Artikel durch dasselbe in die Welt gehen läßt. Nur der Unschuld der früheren Zeiten konnte eine Leydner Zeitung genügen, jetzt muß Kampfplatz, Ton und Verkleidung oft und mit großem Aufwande von Scharfsinn gewechselt werden." Wie hat Fürst Bismarck dieses Wort wahr gemacht, der in einem Dutzend Zeitungen und von mehr als einem Dutzend Federn für sich schreiben ließ! Und Graf Kalnoky glaubte noch im Jahre 1895 mit einer Art „Leydner Zeitung" auskommen zu können, die er noch überdies mit dem österreichischen Ministerpräsidenten Fürsten Windischgrätz theilte. Welch' geringer „Aufwand von Scharfsinn", mit dem da die Welt regiert wurde; welche „Unschuld" der Auffassung bei den Regierenden!

Der Zwischenfall Agliardi stellte die höchsten Anforderungen an das diplomatische Genie des Grafen Kalnoky. Auch hier half er sich mit einem verbrauchten Mittel der alten Schule, mit der Doppelzüngigkeit. In der berüchtigten Note vom 25. April d. J. versprach Graf Kalnoky den Ungarn mehr, als sie je gefordert hatten: die bekannte Demarche bei der Curie; natürlich in der Voraussetzung, daß die Ungarn, wenn sie's mit der Unterschrift des Grafen Kalnoky schwarz auf weiß hätten, sich dabei beruhigen und das Geheimnis streng bewahren würden. Die Demarche wirklich zu vollziehen, fiel dem Grafen Kalnoky nicht im Traum ein, und er hat ja lieber zweimal demissioniert, ehe er den Ungarn einmal das Wort gehalten hätte. Seine Note war nur eine auf Täuschung berechnete Diplomatie. Die Politik hat sie zerstört. Indem Baron Banffy, wie es einem Politiker geziemt, von der Demarche öffentlich im Parlament Mittheilung machte, vollzog er sie auch und stellte den Grafen Kalnoky bloß. Nicht die Ungarn, sondern Graf Kalnoky selbst war der Be-

trogene. In der Note nannte er den Nuntius tactlos, während er in Wirklichkeit keinen auswärtigen Diplomaten mehr verehrte als Herrn Agliardi. Wenn sich's die Curie oder Herr Agliardi einmal einfallen ließen, auch ihrerseits zu veröffentlichen, was Graf Kalnoky ihnen unter strengster Discretion über den Baron Banffy gesagt hat, so könnten wir vielleicht mit diplomatischen Wendungen Bekanntschaft machen, die an die höfliche Titulatur „Mords—" erinnern, mit welcher das Organ der Partei des Grafen Kalnoky, das „Vaterland", den Baron Banffy regaliert.

Graf Kalnoky hat sich als unverbesserlich gezeigt. Nach dem ersten hat er einen zweiten gleichartigen Streich vollbracht. Wie es scheint, hat er in den letzten Tagen seines Regimes dem Baron Banffy, abermals um diesen zu täuschen und zu beruhigen, geschrieben, daß die Curie Herrn Agliardi abzuberufen gedenke, und der Politiker Banffy hat, wieder durch Veröffentlichung dieser diplomatischen Wahrheit, den Grafen Kalnoky ein zweites Mal bloßgestellt. Graf Kalnoky ist neuerdings der Betrogene, und er hat diesmal endgültig ausdiplomatisirt. Daß er jetzt geht, ist nicht mehr als historische Gerechtigkeit.

Graf Kalnoky lebte vierzehn Jahre lang von der Kurzsichtigkeit seiner österreichischen und der Nachsichtigkeit seiner ungarischen Kritiker, wie ein schlechter Schauspieler, der mit allen Recensenten Bruderschaft getrunken hat. Zuletzt aber ist er, wie der ungarische Abgeordnete Helfy sagte, insolent geworden, und die Ungarn haben ihm auch endlich ihre Nachsicht entzogen. Die diplomatische Note Kalnoky's an Banffy vom 25. April und das Communiqué der Wiener „Politischen Correspondenz" vom 3. Mai haben vor aller Welt den Schleier weggezogen, der bis dahin die Wirksamkeit des Grafen Kalnoky deckte. Die beiden Publicationen waren allein schon Beweis genug gegen den diplomatischen und staatsmännischen Beruf des Grafen Kalnoky. Durch sie ist auch Graf Kalnoky schmählich gefallen. Oesterreich-Ungarn und seine internationale Stellung kann dabei nur gewinnen. Daß es nichts mehr zu verlieren habe, dafür hat Graf Kalnoky in den vierzehn Jahren seiner geschäftigen Thatenlosigkeit gesorgt.

Börsenpapiere.

Wer den Entwurf eines Börsengesetzes unbekümmert um das Angstgeschrei der Manchesterschule in gleicher Weise wie um den Jubelsturm agrarischer Heißsporne einer kleinen Betrachtung unterzieht, dem kommt unwillkürlich ein Vergleich mit jenen schönen Decorationsstücken, wie man sie in den Auslagefenstern der Ramschbazare gefällig präsentirt sieht. Ein Stuhl mit vergüldeten Füßen, der freundlich zum Sitzen einladet und zusammenbricht, wenn man den kühnen Versuch macht, ihn zu einem natürlichen Beruf zu benutzen. Es gehört eben die ganze Unkenntniß einer von dem trügerischen Geschrei der öffentlichen Meinung irregeleiteten großen Masse dazu, um sich über dieses ärmliche Scheinmanöver hinwegtäuschen zu lassen, mit dem die Regierung den bedrängten „kleinen Mann" aus dem Sumpfe eines chronischen Wirthschaftsmarasmus herauszuziehen augenfällig sich bemüht: um ihn auf der anderen Seite einigen nunmehr mit dem Monopol des Schwindels gesegneten Banken in die würgenden Arme zu werfen.

Auf welchen Theil des Entwurfs wir auch blicken, überall zeigt sich uns ein geradezu auffallend geringes Eindringen in den gewaltigen allumspannenden Mechanismus des Börsenverkehrs, überall jenes schwächliche Operiren mit äußeren mechanischen Mitteln, das, unfähig, einzelne unleugbare Auswüchse des Wirthschaftskörpers zu beseitigen, den ganzen Körper in das todte Schema der Schablone zu zwängen sucht, — ein echtes Kind moderner Bureaukratie. Statt sich auch nur zu dem Versuch einer neuen organischen Reform zu bequemen, wird nach altbekannter Methode mit casuistischen Verwaltungsmaßregeln und mechanischen Vergewaltigungen die berühmte Cur auf das Symptom hin unternommen. Es erregt wirklich Wunder, daß der Entwurf nicht auch einen Paragraphen aufweist, wonach der mit Gefängniß bestraft wird, der in dem verschwiegenen Hinterzimmer eines Bank- und Commissionsgeschäftes sich aufhält, oder an einem „Telephon zur Börse" in den Vormittagsstunden betroffen wird. Das hieße doch wenigstens offen die Farbe des Gesetzes bekennen. Das Börsengesetz, wie es uns sich heute präsentirt, ist ein Spinngewebe gegen die Wiederholung von Ausschreitungen, wie sie am Anfang dieses Jahrzehnts die noch lange nicht überwundenen Folgen für die wirthschaftliche Stellung und das Erwerbsleben Deutschlands nach sich gezogen haben, und eine Mauer gegen die großen wirthschaftlichen Vortheile, die sich trotz Allem heute noch von dem Mittelpunkt des gesammten wirthschaftlichen Verkehrs in die Poren des Landes ergießen.

Wir brauchen nur die Vorschriften über die Zulassung von Werthpapieren zum Börsenhandel herauszugreifen. Auf diesem Gebiete hätte die Regierung den Kernpunkt der ganzen Reform suchen müssen. Bei der Verschiedenartigkeit der Wirkungen, die der Terminhandel in den einzelnen Classen von Werthpapieren auf den Weltmarkt und auf die Interessen des kaufenden Publicums ausübt, hätte jede einzelne Classe einer gesonderten Untersuchung unterzogen werden und eine gesonderte Behandlung im Gesetze erfahren müssen. Es ist ganz unmöglich und zeugt von der großen Unkenntniß, mit der die Regierung bei der Ausarbeitung des Entwurfs zu Werke gegangen ist, wenn man, wie es der Entwurf des Börsengesetzes thut, durch einheitliche Vorschriften nicht nur in localer, sondern auch in sachlicher Beziehung den gesammten Speculationshandel, und auch hier wieder ohne den geringsten Unterschied zwischen Termin- und Cassahandel, zu regeln, bezw. zu beschränken sucht. Die Zulassung der Börsenpapiere nach dem dürren Schema eines todten Mechanismus zu regeln, das ist ein Hohn auf die moderne Gestaltung des Wirthschaftslebens. Welch' ein gewaltiger Unterschied in Wesen und Wirkungen besteht in dem Speculationshandel in Industrie- und Anleihepapieren? Die Letzteren rechtfertigen bei Weitem nicht die Besorgnisse wie die Ersteren. Welche Uebertreibungen sind augenblicklich wieder bei Neuausgabe gewisser Industrieactien zu beobachten? Daß junge Actien von Industriegesellschaften gleich beim Erscheinen mit einem Aufgelde von 25—30% obgleich der Ausgabecurs schon ein beträchtliches Agio in sich schließt, auf dem Markte erscheinen, daß die Differenz zwischen den Tagescursen einer Woche oft 100 und mehr Procent beträgt, ist keine Seltenheit mehr. Werden diese Erscheinungen, die die ernstesten Bedenken für das kaufende Publicum nach sich ziehen, nach dem neuen Gesetz unmöglich sein? Wird den Männern der Laurahütte und den Gasglühlichthelden damit ihr Handwerk gelegt werden können?

Ein Muster moderner Gesetzesmache ist ferner die Vorschrift, welche die Haftung der Emissionshäuser für Unrichtigkeiten und Unvollständigkeiten ihrer Prospecte betrifft. So sehr wir auch auf diesem Gebiete ein gesetzgeberisches Eingreifen für nothwendig halten, so sehr bedauern wir die unglückliche Fassung des neuen Paragraphen. Die darin verwandten unklaren Begriffe geben der juristischen Auslegungskunst den weitesten Spielraum. Man denke, daß eine Haftung des Emittenten dann eintreten soll, wenn er die Unrichtigkeit eines Prospects „ohne grobes Verschulden hätte kennen müssen", oder die Unvollständigkeit desselben

auf der „böslichen Unterlassung“ einer „ausreichenden Prüfung“ Seitens derjenigen beruht, die den Prospect erlassen haben. Für unehrenhafte Elemente, die außerdem nichts zu verlieren haben, wird es eine Kleinigkeit sein, sich durch einzelne äußerliche Handlungen Deckung gegen die Haftpflicht aus diesen dehnbaren Bestimmungen zu schaffen. Für einen ehrenhaften Kaufmann wird es eine ständige Gefahr sein, unter diesem Damoklesschwert dem Emissionshandel obzuliegen, um nach jeder Emission der Gefahr ausgesetzt zu sein, eine Fluth von Denunciationen und Processen über sich ergehen zu lassen. In beiderseitigem Interesse hätte die Regierung wenigstens die gesetzlichen Grundlagen für ein gemeinsames Auftreten der angeblich Verletzten schaffen und nur der entsprechend organisirten Gesammtheit das Recht zusprechen müssen, den Streit über eine zu vertretende Pflichtverletzung zu führen und erst nach Austragung dieses Streites die Einzelansprüche einer Untersuchung zu unterziehen. Der ganze Paragraph erscheint in seiner jetzigen verfehlten Form nur dazu angethan, in dem großen Publicum durch die Aussicht auf Regreß im Falle des Rückschlags ein gefährliches Gefühl der Sicherheit zu verbreiten, und damit dem wirksamen Mittel der Erziehung zur eigenen genauen Prüfung der Verhältnisse geradezu entgegenzuarbeiten. Wer etwa meint, daß durch ein, auch noch so gutes Gesetz die Börse in einen harmlosen Blumengarten verwandelt werden kann, in dem ein Jeder ungestört Blüthen und Früchte pflücken kann, der hat diejenige Kraft, die Gesetzesarbeit auf die Entfaltung des Wirthschaftlebens auszuüben vermag, niemals erkannt.

Eine besondere Verstärkung muß dieses trügerische Sicherheitsgefühl noch erfahren durch die Einführung des neuen Ueberwachungsorgans, das in der Gestalt eines Regierungscommissars „von den Vorgängen an der Börse fortlaufend Kenntniß zu nehmen, über etwa hervortretende Mißstände zu berichten und Vorschläge zu deren Beseitigung zu machen hat“. Diese Neuerung ist für die Börse ebenso unnöthig wie bedeutungslos. Das beste Beispiel bilden dafür die Wiener und andere österreichische Börsen. Die größeren deutschen Börsen stehen bereits heute unter einer Aufsicht, und zwar unter der einzig statthaften ihrer Handelsvertretung. Die Börse wird auch über diesen neuen Börsenstaatsanwalt ruhig zur Tagesordnung übergehen? Welche Folgen aber wird die Staatsaufsicht für das große Publicum hervorrufen? Das Publicum wird sich gewöhnen, nunmehr in der Börse ein staatlich controlirtes und ständig überwachtes Institut zu sehen. Dadurch wird einmal für das Publicum ein neuer gefährlicher Anreiz zur Speculationslust gegeben, andererseits belastet sich die Regierung mit einer Verantwortlichkeit, die sie niemals übernehmen kann und darf. Wird sich überhaupt in unseren Beamtenkreisen ein Mann finden, der mit der hierfür erforderlichen umfassenden Sachkenntniß auch die Bereitwilligkeit verbinden würde, in Zeiten des Rückschlags als Prügelknabe für alle Verluste des Publicums sich hinzugeben? Wer das Wesen unserer Bureaukratie kennt, der wird dies zu bezweifeln wagen.

Während uns also hier ein Ueberschuß von lästigen und schädlichen Bestimmungen entgegentritt, die dem Schutzbedürfniß des großen Publicums in keiner Weise entgegenzukommen vermögen, die Gefährlichkeit des Börsenhandels vielmehr nur erhöhen und durch ein nutzloses Bevormundungssystem auf Handel und Wirthschaft lähmend einwirken müssen, vermissen wir auf der andern Seite Einzelvorschriften, die offenbaren Auswüchsen des Speculationshandels entgegenzutreten bestimmt sind. So hat die Regierungsvorlage sich nicht den Vorschlag der Enquêtecommission zu übernehmen getraut, wonach bei Umwandlung von gewerblichen Unternehmungen in Actiengesellschaften die Actien des umgewandelten Unternehmens nicht vor Ablauf eines bestimmten Zeitraums nach Eintragung der Gesellschaft in das Handelsregister zur Börse zugelassen werden dürfen. Es ist bekannt — und an diesem Uebelstande krankt insbesondere die neueste Zeit in bedenklicher Weise — wie viel gewerbliche Unternehmungen nicht aus wirthschaftlich berechtigten Gründen, sondern aus unlauteren Absichten in Actienunternehmungen umgewandelt werden. Bald sind es die Eigenthümer des Unternehmens, die neben ihrem bisherigen Gewinn, den sie in der Form von Dividenden weiter beziehen, auf Kosten der neuen Actionäre noch hohe Tantièmen schlucken wollen; bald sind es Bankhäuser, die sich gewerbsmäßig mit derartigen Umwandlungen befassen, und durch eine künstliche Hausse dem Privatpublicum die Betheiligung an Speculationskäufen der neuen Papiere mundgerecht machen. Neben dem Schaden, den durch diese unlauteren Mittel die Zukunft der Unternehmungen erleidet, treten die gewaltigen Bedenken, die durch die wachsende Erweiterung des Actienbetriebes in socialpolitischer Beziehung offenbar hervortreten. Man sieht es täglich, daß gerade in den Actienbetrieben die socialdemokratische Bewegung die üppigsten Wurzeln schlägt und keine Wohlfahrtsbestrebung einen rechten Boden findet, weil hier die persönlichen Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer fortfallen, die bei Privatunternehmungen, besonders bei altbestehenden ein wohlthuendes Band knüpfen, und das hohe Gewicht der Persönlichkeit fehlt, aus dem allein ein wahres Interesse für das Wohlergehen der Arbeitnehmer hervorfließen kann. Dieser unfruchtbaren Erweiterung unangebrachter Actienbetriebe einen Riegel vorzuschieben und der wilden Actienagiotage in den Papieren derartiger Industrieunternehmungen durch Einführung einer obligatorischen Ernüchterungszeit die Mittel aus der Hand zu nehmen, wäre im Interesse der Industrie sowohl wie des Publicums wohl am Platze gewesen.

Die Regierung hat mit ihrem Conglomerat von systemlosen Bestimmungen, wie sie behauptet, vor allem einen Schutzwall gegen die Anlage deutschen Capitals in „ausländischen Werthen“ zu errichten gesucht. Wie viel Millionen in den letzten Jahren dem deutschen Publicum durch ehrlose Staatsbankerotte, ungesetzliche Zinsherabsetzungen und rechtlose Besteuerungen seitens nichtsdestoweniger sehr befreundet gebliebener Staaten verloren gegangen sind, und ob diese nicht durch die Millionen, die früher an denselben Staaten verdient worden sind — man denke nur an die Kriegsanleihen der Vereinigten Staaten der sechsziger und an die rumänischen Anleihen der siebziger Jahre — mehr als aufgewogen werden, dafür fehlt bisher jeder annähernd glaubwürdige statistische Nachweis. Es würde aber von einer großen wirthschaftlichen Unkenntniß zeugen, wollte man aus Mangel an diesem Nachweis die beklagenswerthen Vorgänge der letzten Jahre zu einem allgemeinen Haß gegen die ausländischen Werthpapiere umsetzen. Durch den jährlich entstehenden Ueberschuß an Capital ist Deutschland auf die Anschaffung ausländischer Papiere angewiesen, und ein reicher und mannigfaltiger Besitz an ihnen drängt das deutsche Capital nicht nur von schwindelhaften inländischen Industrieunternehmungen zurück, sondern ist auch für die Ausgleichung der Zahlungen im internationalen Waarenverkehr von größter Bedeutung. Durch das Ausleihen deutschen Capitals an Länder, die auf niedrigerer Culturstufe stehen, durch die dortige Verwendung deutschen Capitals entstehen Beziehungen zu jenen Ländern, die der deutschen Volkswirthschaft nur förderlich sein können. Allerdings, betheiligen darf sich an solchen Anleihen nur, wer einen Verlust ertragen kann; deshalb ist es und bleibt es das Wichtigste, immer von Neuem dem Publicum das Risico solcher Kapitalanleihen einzuschärfen und ihnen stets die warnende Wahrheit vor Augen zu halten, wie thöricht es ist, sich durch die Aussicht auf höhere Zinsen geringe Ersparnisse in unsicheren Papieren anzulegen. Mehr zu thun, etwa die Vermögenslage der einzelnen Personen zu prüfen und ihnen darnach die passende Anlage ihres Capitals vorzuschreiben, kann unmöglich Aufgabe der Behörden sein.

Man erinnere sich nur der Aussage des allmächtigen

„Verantwortlichen" der Discontogesellschaft, der in der Enquêtecommission den Vorwurf, dem deutschen Volke zu den Papieren eines ganz besonders verdächtigen und später bankerottirten Staates im fernen Westen verholfen zu haben, geheimnißvoll mit der unbestrittenen Behauptung abwehrte, daß ihm diese Emission durch eine vertrauliche Aufmunterung aus dem Reichsamt des Innern zu einer nicht mißzuverstehenden Pflicht gemacht worden sei. Man sieht, auch die Regierung hat manchmal Interesse an Sachen, die für das Gemeinwohl nicht als Nutzen angesehen werden können.

Wozu also alle diese Spiegelgefechte? Bei kundigen Leuten erregen sie Lächeln oder Kopfschütteln, auf Unkundige wirken sie wie die Betäubungsmittel medicinischer Quacksalber. Derartige Beruhigungsmittel, die über die Schmerzen einiger Stunden hinwegtäuschen, um für den Gesammtorganismus desto nachtheiligere Folgen zu hinterlassen, sind eine Sünde an der Nation. — — Sisyphus.

Zum social-wissenschaftlichen Kursus in Halle a. S.

Von Adam Alten (Jena).

„Das waren herrliche Tage für uns Evangelisch-Sociale" schrieb im Februar d. J. der Herr Licentiat Weber vom evangelisch-socialen Kurse in Elberfeld. Ich glaube vom social-wissenschaftlichen Kurse, der vom 16. bis 20. April 1895 in Halle a. S. stattfand, wird die große Mehrzahl der Vertreter der ecclesia militans dies nicht sagen, obgleich in den März-Mittheilungen des evangelisch-socialen Congresses geschrieben wurde, daß derselbe „als Vorbereitung auf unsern Congreß in Erfurt" abgehalten werde. Ursprünglich von diesen Herren angeregt, waren die Hallischen Professoren für die Idee eines Lehrkursus nur zu gewinnen gewesen, wenn auf jede confessionelle Propaganda Verzicht geleistet würde, und die ungemein geschickt und verständig geführten mitteldeutschen streitbaren Geistlichen hatten dies gethan. So waren alle Vorträge in Halle weit davon entfernt, auf das Programm des evangelisch-socialen Congresses eingeschworen zu sein, und die ganze Art der Behandlung klang, den meisten Theilnehmern zur großen, wenn auch nicht gleichmüthigen Ueberraschung, weit mehr an die University-Extension-Bestrebungen Englands und Amerikas an. Aber so erfreulich dies einerseits Vielen, die mit gewissem Mißtrauen und bangen Zweifeln die Universität betreten hatten, sein mußte, so lag hierin meines Erachtens auch die Schwäche der Unternehmung. Denn mit dem evangelisch-socialen Programm war dem Kursus leider jeglicher einheitliche Gesichtspunkt genommen, und es mußte ein nicht durch akademische Vorbildung daran gewöhntes Publicum gewiß eher verwirren als aufklären, wenn in fünf Stunden täglich fünf Professoren sich über das lustig machten und für gänzlich verfehlt erklärten, was ihre Vorredner soeben zur Evidenz bewiesen hatten.

Die Betheiligung war, für den ersten Versuch eines derartigen freien Lehrkursus in Halle, eine starke und bis zur letzten Stunde anhaltende, wenn auch das Gros der 352 Theilnehmer, die die Präsenzliste aufwies, Studirte oder Studirende ausmachten. Im Laufe der Discussion wurde der Vorschlag gemacht, ein nächstes Mal, denn der Kursus war wegen seines guten Erfolges in Permanenz erklärt worden, durch geeignete Agitation dahin zu wirken, daß auch Gewerbetreibende, Handwerker und Arbeiter in größerer Zahl sich betheiligten. So innig zu wünschen dieses Ziel wäre, muß ich doch sagen, daß unsere deutschen Professoren, oder wenigstens die Mehrzahl derselben, vor solcher Zuhörerschaft zu reden, noch nicht verstehen, und daß es deßhalb zunächst wohl besser ist, sich, nach dem Vorbild des „Vereins für Socialpolitik", an „Referendare, Assessoren, Geistliche, Lehrer, Beamte aller Art, Journalisten und gebildete Frauen", zu wenden und vielleicht nur noch die industriellen Unternehmer besonders heranzuziehen.

Daß knappe vier Tage eine zu kurze Zeit für einen Lehrkursus sei, wurde allgemein empfunden, und das Comité kündigte an, bei Wiederholungen mindestens eine achttägige Dauer in Aussicht zu nehmen. Die meisten Vortragenden verstanden es jedoch, in den engen Zeitgrenzen geschlossene Uebersichten über die behandelten Specialgebiete zu geben.

Die vom Pastor Dr. Lorenz geschickt geleiteten Discussionsabende gaben für die verschiedenen Interessenten recht nützliche Aufklärungen. Es müßte meines Erachtens gerade auf sie der Schwerpunkt gelegt werden. Leider war jedoch in Halle des Abends fast allgemein eine gewisse Abspannung zu bemerken, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß dem Theilnehmer, bevor er um 8 Uhr zur Discussion eilte, von früh Neun bis Abends Sieben mit zwei Stunden Mittagspause Vorträge gehalten worden waren. Diese Abendversammlungen, mit der Fülle ihrer typischen Figuren, boten aber auch dem einfachen Beobachter ein höchst ergötzliches Schauspiel. Da sah man intelligente Leiter großindustrieller Unternehmungen, die mit beiden Füßen im Leben stehen und bei allem Wohlwollen für die Arbeiter mit großer Ruhe ihren gesunden Egoismus betonen, ohne den der Unternehmer nicht auskommen könne; sie bildeten einen eigentümlichen Contrast zur geistigen Unterlegenheit und exaltirten Beschränktheit einer großen Anzahl Landpfarrer und Predigtamts-Candidaten, die mit ihrem pathetischen „erstens, zweitens, drittens" nie vom Flecke kommen. Einige von diesen, zum Ueberfluß auch meist noch in Wort und Schrift sehr productiven Herren sprachen so thöricht und verworren und gossen solch eine Fluth halbverstandener Schlagworte und Floskeln über die Zuhörerschaft aus, daß sie weit unter das Niveau des socialdemokratischen Volksversammlungredners herabsanken, und man sich wirklich immer versucht fühlte, ihnen zuzurufen: Schuster, bleib bei deinem Dogma! — Dann hörte man, wie an den Tischen gute Bürgersleute über Adolf Wagner schimpften und Conrad lobten und erstaunt waren, daß so ein Professor gar nicht so schlimme Dinge redet und eigentlich ganz vernünftig ist. Man sieht hieraus, welchen Vortheil es bringt, wenn die Leute den Kathedersocialisten einmal, anstatt aus ihrem Parteiblatt, von Angesicht kennen lernen. Natürlich fehlte auch der den Mund weit aufreißende Socialdemokrat, der ausfällig wird, weil seine Schlagworte keinen Eindruck machen, ebensowenig, als der etwas mittelalterliche Anschauungen mit großem Stimmaufwand von sich gebende Vertreter, der emphatisch von den bösen, immer schlechter und begehrlicher werdenden Arbeitern und den viel zu guten und sanftmüthigen Unternehmern spricht. Und auch eines sehr charakteristischen preußischen Beamtens möchte ich Erwähnung thun, vertreten in der Person eines Amtsrichters, eines Herrn, der eigentlich hätte zur Regierung gehen sollen: immer etwas schneidig und etwas nervös, immer mit weißer Cravatte und mit Interesse für den gemeinen Mann, wenn's nicht anders geht, aber — nur die Leute zehn Schritte vom Leibe halten und möglichst schützende Mauern aufrichten. Er hat selbstverständlich bei allem sehr große Bedenken und wird gottlob von Niemand ernst genommen.

Alles in allem habe ich jedenfalls von diesem social-wissenschaftlichen Kurse das Gefühl mitgenommen, daß durch derartige Unternehmungen viel gewirkt werden kann und daß sie zwar noch sehr verbesserungsbedürftig aber auch verbesserungsfähig sind. Auf den Laien haben gewiß viele Ausführungen in Halle nicht sonderlich klärend gewirkt, weil eben unsere deutschen Gelehrten noch immer zu gelehrt sind

und die allgemeine Bildung der sogenannten Gebildeten bei Weitem überschätzen. Ich fand die meisten Vorträge zu akademisch, während ein höherer Kirchenbeamter, der neben mir saß, flüsterte: für wie ungebildet halten einen denn diese Herren, daß sie solche Dinge vortragen! Hieraus kann man entnehmen, daß die Auffassungen allerdings sehr weit auseinandergehen, und wie schwer es sei, allen Erwartungen eines so verschiedenartig zusammengesetzten Auditoriums zu entsprechen, führte Professor Conrad am Schluß seiner Vorlesungen sehr richtig aus. Ich will den Herren, die mit großem Aufwand von Zeit und Mühe das Unternehmen gefördert, daher beileibe keine Vorwürfe machen, sondern ihnen von Herzen zu ihrem Erfolge Glück wünschen.

Die erfreulichste und wichtigste Erscheinung in Halle war für mich das sichtlich wachsende und wirklich aufrichtige Interesse der höheren gesellschaftlichen Kreise für die Socialwissenschaften, und das Bestreben, Belehrung an competenterer Stelle zu suchen, als in den Spalten des Parteiblättchens.

So hoch ich es aber auch schätze, daß die Hallischen Professoren frei Farbe bekannten und man bei jedem Einzelnen genau wußte wo und wie, so sollte meines Erachtens ein solcher Kursus doch mehr aus einheitlichen Gesichtspunkten heraus erwachsen und immer ein nächstes Ziel im Auge haben, ein praktisches Ziel. Hier darf es nicht heißen, wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen; hier schadet spitzfindiges Vertheidigen verschiedenster Standpünktchen der guten Sache. Man möge mich nicht falsch verstehen: ich will gewiß nicht, daß man populäre, social-politische Allheilmittel anpreise, aber man vermeide unnöthige Polemik um wiedersprechende Theorien und allzu persönliches Gelehrtengezänk, — dazu haben die Herren Professoren ja sämmtliche übrige Tage im Jahre Zeit.

Die Kunst, sich ein Paradies zu schaffen.

Von Hans Schmidkunz.

Wo südlich von München der Starnberg- oder Würm-See seine weitberühmten und vielbesuchten Ufer vom Gebirge gegen das Flachland hin zusammenschließt, bei dem Ort Starnberg selbst, dort runden sich nahe dem See die waldreichen Anhöhen zu einem lieblichen Halbkreis. Einst war dieser selbst das Ufer des noch weit größeren Sees; und fruchtbarer Boden, „Anschwemmung“, erinnert an ehemaliges Spiel der Gewässer. Mit diesem Halbkreis endet auch die weltbefahrene, leutereiche Gegend; von ihm an bis weit über Wälder und eingestreute Wiesen dehnt sich nach Westen und Nordwesten ein Land, das kaum je eines Sommerfrischlers und selten eines Touristen Sohle streift. Wer da an der Grenze des abgetretenen und des fast unbetretenen Landes, an jenen Abhängen, von denen der Blick den See zu Füßen und dahinter den Wall der bayerisch-österreichischen Alpen schaut, planlos wandelt, der geräth leicht an eine Stelle, an der es ihm ist, als sei er bei einem verwunschenen Schloß angelangt. Aus kargem Pflanzenwachsthum, aus dürftiger Pflege der Wohnstätten, aus geräuschvollem Durcheinander frohnender und faullenzender Menschen heraus sieht er sich mit einem Mal mitten in einem schier nicht mehr europäischen Garten. Bekannte und unbekannte Bäume und Sträucher wetteifern in einem Wachsthum, dessen Kraft hier zu Lande wohl Ausnahme ist. Tiefes Grün, breite Schatten, bald gerade, bald Schlangenwege, Bänke und ein Brunnen, Sprüche da und dort, und zu Füßen ein Ausblick über See und Vorlande und Berge, der sogar überrascht, wenn man bereits länger die Umgebung abgestreift hat. Inmitten mächtiger Bäume ein verschlossenes Haus, nicht Villa und nicht Bauernhaus, auch nicht Palast und Schloß. Die Wege, die herumführen, verlieren sich geheimnißvoll in dichtem Gehölz. Hinter dem Haus leiten sie zu einer kurzen, tiefen Schlucht, und ob dieser Schlucht ragt fast gespenstig ein runder Thurm hoch empor. Daß er ein Denkmal, doch ein auffallend gut erhaltenes oder wiederhergestelltes, aus alter Zeit sei — vielleicht aus Römerzeit, deren Spuren ja des Wanderers Wege in Oberbayern immer wieder kreuzen — das scheint dem Beschauer zweifellos. Und wenn er auf all den künstlichen Wegen, zwischen all dem kunstvoll gepflegten Grün kein menschliches Wesen findet, dann weiß er sich kaum anders zu helfen als durch den Glauben, er sei trotz aller der 19 Jahrhunderte, die seit der Geburt Christi dahingegangen, in ein verzaubertes Schloß versetzt, oder er sei trotz der vieltausend Kilometer, die das Morgenland von ihm entfernt ist, in ein orientalisches Märchenheim entführt, oder endlich, er habe einen seiner wundersamsten Träume erlebt und sei allaugenblicks in Gefahr, sich erwacht in seinem märchenlosen Bett zu finden.

Indessen schreitet er durch all das Unheimliche mit jener Tapferkeit, die ein Märchenheld haben muß, gerade aus auf den Thurm los, den ersichtlichen Kern des Geheimnisses, den Hauptvers des Räthsels. Stufen führen zu einer runden Terrasse; der Anblick in der Nähe erinnert an ein Papageienheim in einem unserer Thiergarten. Und unter der offenen Thüre empfängt den Eintretenden ein Greis, wie wir ihn uns verwunschener und märchengerechter selbst an diesem Ort kaum denken können. Ein langsam gezogener, freundlicher Gruß in klarer heimischer Sprache und eine gemüthvoll gesprochene Aufforderung einzutreten — es klingt so menschlich klar und doch so verzaubert, daß wir nun erst recht glauben, in's Märchen hineinzugerathen. Wir stehen im runden Innern des Thurmes und fühlen uns schon heimischer: es ist wenigstens nicht mehr der ferne Orient, sondern etwa die waldeinsame Stube deutscher Sagen, die uns jetzt umschließt. Zwei Schwarzwälder Uhren an der Wand regen ihre Pendel in genau gleichem Schlag — ist's Kaiser Karl V., der hier verzaubert weiter schläft? Sprüche auch hier; wenig Möbel, aber die runde Stube voll gefüllt. Ein stilles behendes Mütterlein schafft da und dort. Der Alte scheint wie aus einem Schlaf von Jahren aufzuwachen: man glaubt zu sehen, wie in seinem Schädelraum einige Bewegungen beginnen. Eingekeilt in das Verließ und zwischen die zwei einzigen lebendigen Wesen, wird's dem verschlagenen Besucher erst recht unheimlich: nur die freundlich üppige, kunstvoll gerundete Sprache des Alten bringt wieder menschlich gemüthliches Fühlen dazu. Und wie er dem Besucher von seinem Lebenslauf, von Leiden und Freuden erzählt; wie er ihn dann hinausführt in die selbstgeschaffene Gutspracht, in's Untergeschoß des erst neu von ihm erbauten Thurmes — mit stärksten Wänden, die keines Privaten Haus hier zu Lande wieder erreicht — dann zu den strotzenden Pflanzen, den tadellosen Wirthschaftsräumen, den Sinnsprüchen, denen der Alte noch andere mündlich zugesellt: da findet sich der Besucher wieder als Mensch in einem Menschenheim zurecht und weiß, daß er's mit einem steinharten Kopfe voll reicher Einsamkeit zu thun hat, den keiner vergißt und keiner geringschätzt, der ihm nahe gekommen.

* * *

Er ist kein Märchenfürst, kein Karl V., kein Gespenst und auch kein Spinnender, der 86jährige Alte von der Max-Josefs-Höhe in Söcking bei Starnberg. Er ist auch kein Religionsstifter noch einer von den neuen Aposteln wie Pudor, Gutzeit und Diefenbach, und doch in einigen weiten Kreisen bekannt und berufen, verehrt und belächelt als ein Prediger seines Evangeliums; dieses Evangelium aber ist kein Märchenspruch, keine socialistische Weltstürzung, keine Philosophie der

künstlerischen oder sonstigen idealistischen Wiedergeburt der Menschheit: sein Grundzug ist vielmehr die — mineralische Pflanzennahrung, und seine Schöpfung ist das Mustergut, das landwirthschaftliche „Paradies“ am Starnbergsee.

Wir müßten gelehrte Auseinandersetzungen anrufen, wollten wir die sachliche Grundlage dessen erörtern, was uns nur eben als Freunde eigenartigen und edlen Wirkens anzieht. Landwirthschaftliche Chemiker von der hohen Schule behaupten dies und das, und praktische Landwirthe behaupten natürlich das Gegentheil davon. Der Privatgelehrte Julius Hensel in Hermsdorf am Kynast (im Riesengebirge), Verfasser der Bücher „Das Leben“ (1885) und „Makrobiotik“ (1892), hat die Lehre vom Mineraldünger, den man durch Verkleinerung von Gestein erhält, wohl am lautesten verkündet; schon wetteifern mehrere Fabriken in der Herstellung des Hensel'schen Düngers. Ein begeisterter Anhänger der neuen Lehre, Berthelen, trug sie unter dem Schlagwort „Wie sich Steine in Brod verwandeln“, durch einen Artikel in „Ueber Land und Meer“ vom Jahr 1887 weiter. Wir sehen, es handelt sich um eine Art Naturalismus in der Landwirthschaft, um eine Gegnerschaft gegen das, was man auch hier mit irgend einem Namen wie Idealismus bezeichnen könnte, was aber ganz einfach der künstliche Dünger ist, den sich viele Landwirthe um theures Geld oft von weither kommen lassen. Unsere Sache ist hier nicht das Für und Gegen, ist nur das Interesse für den Gegensatz und für das, was eigenartige Köpfe aus ihm herausschlagen. So hat unser Alter vom Söckinger Berg Jahrzehnte darauf verwendet, zu zeigen, wie für die dürftige Menschheit mit einfachen Mitteln neue Paradiese zu schaffen sind, in denen nicht nur der wirkliche Naturdünger, sondern auch ein naturgemäßes Leben neue und doch so alte Ideale von Zufriedenheit, von körperlicher, geistiger und sittlicher Gesundheit erzeugt.

Der Alte hat ein genug reichbewegtes Leben hinter sich, daß er seine Weisheit aus dem Leben selbst schöpfen kann. Er war bayerischer Forstmeister, ist viel und weit in der Welt herumgezogen, forstlich und landwirthschaftlich thätig, studirte mit 53 Jahren an der Universität Erlangen Chemie und bildete sich sonst noch in stetem Fortschritt als Autodidakt in seinen Lieblingswissenschaften, der Geologie und anderen Naturwissenschaften, weiter aus; die Antike ist ihm vertraut geworden, Lucrez und Vergil's Bukoliken sind im Urtext seine Lieblinge. Eine einfache Lebensweise, die er mit hygieinischer Einsicht und mit Warnung vor allem Uebertreiben unermüdlich, doch nicht aufdringlich predigt, hat ihm eine erstaunlich rüstige Gesundheit geschaffen und erhalten: es ist eine Freude, zu sehen, wie der Alte seinen Besucher im „Paradies“ herumführt, ihm Alles zeigt und ohne Anstrengung erklärt, ihn endlich noch ein gut Stück Weges begleitet und ihm, wann er Abschied genommen, bei besonders freundlicher Laune einen gut bayerischen Juchzer nachsendet. Doch nicht nur ein verirrter Wanderer auf den Starnberger Geländen, deren seegeschwemmter Boden unserem Alten ein besonders wichtiges Stück für seine Theorie und Praxis der Pflanzenernährung abgiebt, lernt den fast sagenhaften Herrn Forstmeister kennen, auch die literarische Oeffentlichkeit hat bereits mit ihm zu thun bekommen. Ein Bändchen Gedichte, von deren Eigenart schon die einladenden Sprüche seines Paradieses Zeugniß ablegen, ist gleich so vielen lyrischen Wellen im Strom der poetischen Güsse vorübergerauscht. Anders mit seinen „Forst- und landwirthschaftlichen Briefen“, die vor 16 Jahren erschienen und nun vergriffen sind. In ihnen hat er auf seine bescheidene doch eigenköpfige Weise den Theoretiker Liebig bekämpft und hat die eigenen Ideale und ihre paradiesische Erprobung für alle Welt beschrieben und verkündet. So ist der Name unseres Alten, Roman Friedrich Hochfärber, bereits ein öffentlicher geworden; und wo die neuen landwirthschaftlichen Lehren Hensel's besprochen werden, dort erinnert man sich, neben wenigen Anderen, auch des Mannes, der sie schon lange vorher praktisch durchgeführt hatte. Neun Jahre später kam der Director der landwirthschaftlichen und literarischen „Actiengesellschaft Pionier“ zu Berlin, Fritz Spiethoff, nach Starnberg, um eine Woche lang die Stätte jenes Lehrens und Lebens zu studiren. Was er dort gesehen und gehört, was ihm der Herr des Paradieses erzählt und gezeigt, das hat dann der Besucher zu einem Büchlein verwerthet, dessen intimere Aufschlüsse freilich vielleicht ohne Wissen und Willen des „Helden“ so in die Oeffentlichkeit gerathen sind. Es betitelt sich „Recept. Praktische Anweisung zur Schaffung neuer Paradiese' von Friedrich Hochfärber, Forstmeister a. D.“ (Berlin, Pionier, 1888). Das Buch selbst, das also keineswegs, wie der Titel vermuthen läßt, ein Werk des Alten selber ist, darf nicht als eine literarische Leistung betrachtet werden; verarbeitet oder gar künstlerisch gestaltet hat der Verfasser sein Product keineswegs, hat vielmehr nur die verschiedenen schon vorhandenen Materialien — Mittheilungen, Familiendocumente und Briefe des Helden, Stellen aus seinem früheren Werk, Briefe und Artikel von Gesinnungsgenossen — mit vielen Breiten und Wiederholungen an einander gereiht. Indessen braucht Niemand das Buch mit dem Verlangen nach einem literarischen Genuß zur Hand nehmen, denn es will ganz etwas Anderes bieten: die Verkündigung der Sache selbst. Wir erfahren den Lebenslauf des Alten, begleiten ihn bei seinen Studien und Reisen und lernen seine „Dreieinigkeit“ kennen: „ein unverwüstlicher Humor à la Jean Paul, mein Gleichmuth und das mich beglückende Denken über die auf wissenschaftliche Grundsätze zu stützende Beschaffung der wohlfeilsten, massenreichsten und wirksamsten Pflanzennahrung, womit auch den Menschen und Thieren am meisten gedient wird.“ Dann bekommen wir ein „Erziehungs-Ideal“ vorgeführt, als Beleg dafür, daß Hochfärber nicht nur ein Beispiel für Schaffung neuer Paradiese an landwirthschaftlicher Fruchtbarkeit liefere, sondern daß bei ihm auch Recepte für Schaffung neuer Paradiese an Familienglück und Seelenfrieden, an poetischer und wissenschaftlicher Vergeistigung zu holen seien. Irgend einen specifisch modernen Zug, eine andere Opposition als die gegen die Uebercultur unserer Zeit, etwas wesentlich Neues ist freilich weder hier noch in dem ganzen Bilde, das uns vom Paradieshelden entworfen wird, zu finden: wir bewegen uns auf dem bekannten Boden der Denkweise des Landbauers mit ihrem verehrungsvollen Festhalten an den überlieferten Autoritäten (auch am Altar, so wenig wir hier mit Religion zu thun finden), ihrer Liebe zur Vertheidigung des Bestehenden, ihrem Einsgefühl mit Recht und Sitte, ihrer Verwachsung sozusagen mit den alten geologischen und sociologischen Formationen.

Das eigentliche „landwirthschaftliche Recept“ spricht u. a. von einem durch Hochfärber selbst entdeckten „Naturgesetz“, dem nämlich, daß die Natur allüberall und ausdauernd für ihre Pflanzen den „Humus“ bereitet; darunter wird verstanden „alles Organische, so lange bis es ausgenutzt ist und nur noch die darin befindlich gewesenen mineralischen Bestandtheile verbleiben“. Natürlich ist es für unseren chemischen Prediger nicht diese organische Nahrung allein, was nach seiner Lehre die Pflanzen in der Natur und nach seiner Praxis die Pflanzen unter Menschenhand zu ihrem vollen Wachsthum bekommen, sondern erst ihre Verbindung mit mineralischer Nahrung, mit den mannigfaltigen Mischungserden, wie sie Hochfärber selbst aus verschiedenem Gestein, das künstlich oder noch lieber natürlich zerfeinert wird, darstellt. Dazu beschreibt er — stets bedacht auf die Bedürfnisse kleinster Wirthschaften, ohne die ja der Mehrzahl der Menschen keine Paradiese gegeben werden können — seine Gewinnung von „Brauderde“, von Kiesgrubenergebnissen, von Teichschlamm, von Compost, alle Mittheilungen immer wieder durchsetzt von gemüthlich warmen und geistvollen Betrachtungen aller Art, Verschen ꝛc., und jedesmal der Schluß-Beweis für das Ganze angerufen, das Paradies auf der Max-Josefs-Höhe, zu dem der Alte

seine Mitwelt einladet, auf daß sie ihr eigenes Bestes kennen und nachahmen lerne, und unter dessen Sinnsprüchen einer lautet:

„Mein alter Herr hat tracht' und dicht',
Hat Alles für Dich hergericht',
Und jetzt — — warum kommst denn nicht?"

* * *

Nach Glück und Paradiesen möchten seit Menschenexistenz Viele langen; nach einem Entkommen aus dem Druck eines cultivirten Glanzes und materiellen Elends rufen heute alle möglichen oder unmöglichen „Lösungen der socialen Frage". Gesteinsmehl hin und Gesteinsmehl her: aber wer sich durch solche Berichte in der Ferne oder gar durch eigenen Augenschein inmitten grünleuchtender Pflanzen, eigengebauter Dauerwände, sinniger Auslassungen eines zufrieden heiteren und arbeitsam rüstigen Menschen und im Anblick eines der schönsten Stücke Land in die Grundsätze vertieft, durch die eine solche Musterstätte geschaffen worden ist, der wird doch wenigstens nachsinnen, ob nicht vielleicht hier das beste Theil dessen liegt, was heute an socialer Erlösung zu erreichen ist. Wenn's Jeder, der irgend kann, so machte und mit entsprechender Allgemeinhülfe ein kleines Paradieschen für sich so anlegte, wie es droben auf der Max-Josefs-Höhe allerdings in größerem und reicherem Stil geschehen ist: würden dann nicht wenigstens einige Störungen des socialen Lebens von heute, die Unzufriedenheit, dieses Unkraut des Großstadtpflasters, die Siechheit durch körperliche Unthätigkeit und noch manch anderes zurückgehalten werden? Und wenn wir kleine und mittlere Wirthschaften kräftig gedeihen sehen, wird uns dies nicht wenigstens zu einem erfahrungsgestützteren Urtheil über das volkswirthschaftliche Schlagwort von „Concentrirung des Besitzes" u. dgl. verhelfen? Ist es bloß ein Witzwort und nicht auch eine tiefere Wahrheit, wenn Hensel sagt: „Ein kleiner Besitzer von 4 Morgen kann sich mit solchem Pulver Nr. I so viel Segen verschaffen, daß er nicht verzehren kann, was er producirt. Aber 1500 Morgen? — Gott soll mich bewahren! Da habe ich ja nicht die 1500 Morgen, sondern die 1500 Morgen haben mich" —? Ist es nicht wenigstens des Versuches werth, in unserer mit Recht nach Hygieine langenden Zeit das hier gegebene „Musterbild naturgemäßer Lebensweise", das zum Glück ohne Erörterungen über Pflanzen- und Fleischkost bleibt, in's eigene Leben zu übersetzen? Ist es nicht mindestens beachtenswerth, wenn uns gezeigt wird, wie im Bereiten von Humus ein neues, einfaches, lohnendes Handwerk entsteht? Daß der Mineralmann Hensel, der sogar noch, den Gelehrten zum Trotz, an eine Urzeugung glaubt, mit seiner Lehre auch „die Beseitigung des socialen Elends durch höhere Entwickelung der Landwirthschaft" ermöglicht haben soll, nehmen wir einstweilen zur Kenntniß. Allein Anderes kann uns mit Recht tiefer rühren. Es ist schon viel, wenn wir die Eigenart der Arbeit eines typischen Proletariers von heute, d. h. eines, der um täglichen Lohn einen ihm außer allem sachlichen Interesse liegenden Arbeitstheil leistet, vergleichen mit der so ganz gegensätzlichen des selbst und vom Herzen weg schaffenden Landeigenthümers. Wir begreifen, warum sie gegenseitig ihre diametral verschiedenen Forderungen nicht verstehn; wir fragen, wer Recht behalten werde, und glauben antworten zu dürfen: Beide. Wohin führt dies aber? Wir lesen aus der Feder eines der uns hier entgegentretenden Pioniere folgende Zukunftserwartung: „Wenn die kleineren Sorgen für das körperliche Bedürfen gestillt sind, werden die großen Sorgen um Stillung des seelischen Bedürfens beginnen. Dann wird sich zeigen, daß eine tägliche Viertelstunden-Arbeit für die allermeisten Menschen kein Glück, sondern ein Unglück wäre. Dann werden sich auch die Ansichten über Groß- und Kleinbetriebe klären. Wie es jetzt noch zu den großen Aufgaben gehört, die Mehrzahl der Menschen von körperlicher Ueberarbeit und darin liegenden Verthierungsgefahren zu befreien, so wird es später zu den großen Aufgaben gehören, die Menschen vor dem Uebermaß an körperlicher Muße und den darin liegenden viel größeren Verthierungsgefahren zu bewahren. Man wird dann nach Arbeitsgelegenheiten als Schutz vor den sittlichen Gefahren des Müßigganges schmachten und die Kleinbetriebe schon deßhalb befördern, statt sie völlig zu vernichten."

So weit brauchen uns indessen unsere Fragen heute noch nicht führen. Genug, wenn sie uns zu näherliegendem Nachdenken führen, z. B. darüber, ob denn all das derzeitige Elend der Landwirthschaft, das uns in der täglichen Politik von den Agrariern vorgehalten wird, wirklich nur auf sociale, politische, financielle Verhältnisse zurückgeht und auf ebensolche zu seiner Linderung hinweist, oder ob nicht in der eigentlich landwirthschaftlichen Seite der Angelegenheit eine „paradiesische" Lösung verborgen liegt. Am befriedigtesten aber würde der, dem diese Zeilen aus der mittheilungsfrohen Feder geflossen sind, sich fühlen, wenn sie den oder jenen Leser vorläufig doch einmal zu den Schilderungen vom Paradies auf der Söckinger Höhe oder gar selbst zu dem Schöpfer und Fürsprecher eines social-medicinischen Receptes hinleiteten.

Socialaristokratische Strömungen.

(Schluß.)

Die sociale Frage ist Neurath nicht gerade eine Vertheilungsfrage wie den Socialdemokraten, aber eine nahezu collectivistische Organisation der Production scheint ihm doch die einzig mögliche Lösung der socialen Wirren darzustellen. Das „Verbandsystem" verfügt über unbegrenzte Mittel und soll allen unternehmungslustigen, aufstrebenden Geistern solche an die Hand geben, selbst die allerkühnsten Gründungen zu wagen. Die den Unternehmungen auferlegten Zahlungsverpflichtungen sollen aber nicht in Gold und Münzen, sondern in Gütern und Diensten abgetragen werden. Es würde zu weit führen, auf die abweichenden Werththeorien Neurath's hier näher einzugehen; sie sind nicht mit wenigen Worten zu erklären. Nur soviel ist zu erwähnen, daß Neurath das mobile Capital gegenüber den vorhandenen Natur- und Menschenkräften sehr gering schätzt und von einem Capitalisiren, das aus Consumsersparniß entsteht, nichts wissen will. Zwar unterscheidet er auch, wie Hartmann, zwischen schädlichem und nützlichem Luxus, aber er zieht die Grenzen zwischen Beiden nicht so eng wie Jener und verweist jetzt schon Vieles in das Gebiet des nützlichen Luxus für Alle, was Hartmann vorläufig noch dem Consum entzogen sehen möchte, damit durch die so gewonnenen Mittel neue fruchtbare Productionen entfesselt werden. In diesem Punkte berührt sich Neurath wieder nahe mit Hertzka, der ja auch die Ansicht vertritt, daß es nur einer richtigen Vertheilung der Arbeit bedürfe, um mit einem sehr geringen, etwa 3—4stündigen täglichen Arbeitsaufwand alle nöthige Arbeit zu leisten, um Jedermann, ohne des Sparens zu benöthigen, in auskömmlichen Besitz zu setzen. Diese beiden Oesterreicher sind so sehr von dem unerschöpflichen Reichthum der Natur durchdrungen, daß ihnen der künstlich construirte Reichthum des mobilen Capitals, wenn auch nicht gerade überflüssig, so doch minderwerthig erscheint, während Hartmann die Vermehrung der künstlichen Productionsmittel als einen Hauptfactor bei künftigen Erleichterungen des wirthschaftlichen Lebens betrachtet und es darnach für eine staatsbürgerliche Pflicht ansieht, durch fortgesetztes Capitalisiren zu dieser zukünftigen Gestaltung beizutragen. An eine andere Vertheilung der Arbeit zur Entlastung der überbürdeten Theile denkt Hart-

mann ja auch, aber in wesentlich anderem Sinne wie Hertzka und Neurath. Er wünscht die Arbeiter selbst zu veranlassen, in Zeiten der Arbeitslosigkeit sich mit den Arbeitslosen in die Arbeit und allerdings auch den Lohn zu theilen, anstatt daß der eine Theil alle Arbeit allein leistet, der andere auf Kosten der menschlichen Gesellschaft und doch auch der arbeitenden Genossen, denen er oft durch Bande des Blutes verwandt ist, bummelt und verkommt. Ohne Zwang wird sich ein solches Verfahren kaum durchführen lassen trotz der unleugbar großen Segnungen, die es im Gefolge haben würde.

Nach Neurath wird der Credit nicht gerade abgeschafft, aber er wird in Commanditantheile des Creditgebers verwandelt. Das ist ein Gedanke, dem man durch die Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht schon näher getreten ist. Neurath wünscht, wie schon gesagt, das Metallgeld möglichst abgeschafft zu sehen; damit im Widerspruch erklärt er aber auch wieder, daß fixe Capitalauszahlungen oder feste Zinsen bei der Einrichtung des Verbandsystems nicht ausgeschlossen seien, worin wohl eine Anbequemung an den heutigen Vorstellungskreis zu sehen ist. Er sieht in der Natur eine Fülle unerschlossenen Reichthums, im Menschengeist die Fähigkeit und Bereitwilligkeit, diese Naturkräfte sich zu unterwerfen und meint, es sei allein die Schuld einer falschen Werththeorie, daß es nicht dazu komme, die Fülle Allen nutzbar zu machen. Die Marx'sche, schon von Wolf in geistreicher Weise kritisirte Ansicht, daß dem Capital als solchen eine Art Zauberkraft innewohne, vermöge deren es sich vermehre, indem es ausbeuterisch wirke, wird von Neurath viel zu ernst genommen. Das Capital an sich vermag ja gar nichts; wenn es im Strumpf des Bauern versteckt bleibt, merkt kein Mensch etwas von seiner Zauberkraft; sobald es sich aber mit der Arbeit verbindet, vermehrt es sich nicht allein in sich selbst, sondern schafft neue Werthe. Aber diese neuen Werthe können nur in den seltensten Fällen, eigentlich nur bei den rohesten Naturvölkern, aus sich selbst oder vielmehr nur durch Arbeit entstehen; in unseren heutigen Culturzuständen bedürfen sie des Capitals, welches als auslösende Kraft fungirt und in um so höherem Maße befruchtend wirkt, je größer es ist. Das ist ja richtig: nicht um der Vermehrung des mobilen Capitals willen sollen letzten Endes die Productionen unternommen werden, sondern um der gesteigerten Wohlfahrt des Ganzen willen; aber ohne eine Vermehrung des (mobilen) Capitals ist an eine Steigerung der Volkswohlfahrt, zumal bei stetig zunehmender Bevölkerung nicht zu denken, sie ist einerseits der Gradmesser des Nationalreichthums, andererseits die nicht bei Seite zu schiebende Ursache neuen Wohlstandes.

In einem Punkte ist Neurath entschiedener Aristokrat: er betont den hohen Werth der geistigen Arbeit, von der allein jeder Fortschritt herrühre, die daher auch das werthvollste Capital der Menschheit sei. Ganz optimistisch sieht er, wie Hertzka, in der Steigerung der Technik die Möglichkeit, zukünftig allen widrigen und langweiligen Arbeiten zu entgehen, eine Ansicht, der wir uns leider keineswegs anschließen können. Von einer Gleichstellung aller Berufe, einer gleichmäßigen Löhnung aller Menschen ist nirgends die Rede, ebensowenig von einer Aufhebung des Privateigenthums. Auf durchaus individualistischer Basis soll sich das Verbandsystem aufbauen. Die Schwierigkeiten desselben liegen in der colossalen Ausdehnung der Buchwirthschaft. Ehe man die Hausfrauen dazu erzogen hat, über alle Ausgaben buchmäßig Rechnung zu führen, wird an eine Verwirklichung der Neurath'schen Vorschläge nicht zu denken sein. Wer sich aber einigermaßen dafür interessirt hat, der weiß auch, daß selbst in den höchst gebildeten Ständen die Thätigkeit der Hausfrau in Bezug auf eine buchmäßige Feststellung der einzelnen Ausgabenposten eine höchst ungenügende zu sein pflegt. Man kann sich also nicht wundern, wenn in den unteren Classen das Bedürfniß eines geregelten Anschreibens gar nicht vorhanden ist. Ohne Zwang würde auch hier die Forderung einer buchmäßigen Wirthschaft jedenfalls nicht durchzuführen sein. Den Consum jeder Haushaltung für alle einzelnen Posten im Voraus zu berechnen, ist nur möglich nach einem sehr detaillirten Anschreiben von mindestens drei Jahren, indem man den Durchschnitt dieser drei Jahre nimmt und daraus den Consum des nächsten Jahres unter Berücksichtigung der etwa eingetretenen Veränderungen feststellt. Ohne Zweifel kann man die Frauen der höheren Stände zu einer solchen Buchführung erziehen, ob aber auch die der niederen Stände, scheint sehr fraglich.

Unter den Streitern für die höheren Rechte und Ansprüche der Bildungsaristokratie macht sich neuerdings auch Otto Ammon mit mehreren Schriften, vor Allem mit der „Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen" (Jena, Fischer), sehr verdient. Er bezieht sich mehrfach auf das Wolf'sche Werk, hat auch Anregungen von Hansen empfangen, auf den sich bereits die kleine preisgekrönte Schrift „die Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft" bezieht, und erwähnt Hartmann, von dem er indeß nur die „Socialen Kernfragen" zu kennen scheint, an einigen Stellen. Ammon ist ein strenger Darwinianer; dem Gesetze der Auslese im Kampf um's Dasein ordnet er Alles unter; auch die Philosophie scheint ihm vom Standpunkt des Darwinismus aus einer neuen Begründung fähig. In diesem Sinne hat sich in den 70er Jahren schon Bärenbach und Carneri hören lassen. Die Rolle, welche Ammon der Anthropologie zuertheilt, gebührt weit eher der Philosophie, denn alle Fragen nach dem Warum? der naturgesetzlich sich abspielenden Entwickelung, auch des Menschen, fallen bereits aus dem Rahmen der Anthropologie heraus. Wenn Ammon die Darwin'sche Theorie zum Princip der sittlichen Weltordnung erheben will, so ist das eine Verwechslung des Mittels mit dem Zweck. Nicht um die Auslese an und für sich handelt es sich im Weltproceß, sondern darum, zu welchem Zweck die Auserlesenen schließlich Verwendung finden. Die Beantwortung dieser Frage bleibt uns Ammon schuldig. Indessen erkennt er ganz richtig, daß es bei der socialen Entwickelung lediglich darauf ankommt, den Culturproceß zu fördern; — dem Princip der größtmöglichsten Glückseligkeit, der größtmöglichsten Zahl, steht Ammon ebenso kritisch gegenüber wie Wolf und Hartmann — und aus diesem wesentlich philosophischen Gesichtspunkt heraus vertheidigt er noch schärfer als Wolf das „arbeitslose" Einkommen aus Zinsgenuß, weil nur dadurch einer führenden Minorität die nöthige Muße und Sorglosigkeit gewährt werden könne, sich den öffentlichen Angelegenheiten oder dem Dienste der Wissenschaften mit Eifer und Begeisterung hinzugeben. Eine directe Kritik gegen die Socialdemokratie, wie Wolf und Hartmann sie liefern, giebt Ammon nicht, wenigstens behandelt er die wissenschaftliche Begründung der Socialdemokratie nicht so eingehend wie namentlich Wolf, aber sein ganzes Buch ist ein Protest gegen die Gleichmacherei und in diesem Sinne als ein höchst willkommener Bundesgenosse im Kampf gegen die Demokratisirung zu begrüßen. Da der Darwin'sche Standpunkt mit dem Hegel'schen die Betonung des Bestehenden als des Vernünftigen gemein hat, so eignet er sich vorzüglich zur Opposition gegen die neuen Verbesserungstheorien, die alle nur das blinde Walten der Unvernunft in unserer heutigen Gesellschaftsordnung erblicken. In diesem Streben, alle socialen Einrichtungen zu rechtfertigen, geht Ammon sogar so weit, selbst den Prüfungen eine auslesende Kraft beizumessen, während sie doch nur ein nothwendiges Uebel sind, das eher eingeschränkt als ausgedehnt werden müßte. Seine Ueberschätzung der Naturwissenschaften und der Mathematik veranlaßt ihn, eine Reform des Gymnasialunterrichts in der Richtung der Einheitsschule zu verlangen. Diese Forderung entspringt dem mit dem Materialismus so leicht Hand in Hand gehenden Utilitarismus. Was nicht von unmittelbarem praktischen Nutzen für das spätere Leben werden kann, soll

auf der Schule nicht gelehrt werden. Daß die Mathematik vor Allem dazu beiträgt, praktisch tüchtige Menschen heranzubilden, ist sehr zu bezweifeln. Die Mathematiker von Fach sind oft technisch ganz unpraktische Menschen, weil die Anlage für Mathematik eine specifische ist, die mit der sonstigen intellectuellen Begabung nichts zu thun hat.

Sehr richtig sind die Ausführungen über den Befähigungsgrad der unteren Classen. Gegenüber der Agitation der Socialdemokratie in Bezug auf die Unmöglichkeit der Armen, in der jetzigen Gesellschaftsordnung sich Bildung und dadurch Macht und Einfluß anzueignen, vertritt Ammon die Ansicht, daß heutzutage eher zu viel als zu wenig geschehe, um scheinbaren Talenten emporzuhelfen. Er meint, daß die meisten wirklich begabten Söhne der unteren Classen so reichlich Gelegenheit hätten, sich in die Höhe zu arbeiten, daß ein wirklich großes Talent wohl kaum der Beachtung und Aufmunterung entgehen könne. Daraus sei aber der Schluß zu ziehen, daß der Bodensatz der untersten Schichten hinsichtlich seiner Durchschnittsbegabung auf einer tieferen Stufe zurückbleiben müsse. Dies stimmt ja auch mit der von den Pädagogen gemachten Erfahrung überein, daß die Söhne aus den guten Familien im Allgemeinen in den höheren Classen besser fortkommen als die aus den Proletarierkreisen, weil der Ton und die Vorbilder des elterlichen Hauses auf die Bildung der heranwachsenden Generation einen anspornenden Einfluß ausüben. Aus demselben Grunde wünscht Ammon — und wir können ihm hierin nur beistimmen, daß die Stände in ihrer Sonderung erhalten bleiben, damit die durch den Aufstieg einmal erreichte höhere Befähigung nicht wieder durch Panmixie verloren gehe. In Anlehnung an die Untersuchungen des Engländers Galton stellt er eine Begabungscurve als Seitenstück zu der von den Socialdemokraten einerseits, Wolf andererseits gebrachten wirthschaftlichen „Gesellschaftspyramide“ auf, deren Berechtigung man nicht verkennen kann. Diese Begabungscurve weist schlagend nach, daß nur ein geringer Bruchtheil der Menschheit auf eine außergewöhnliche Begabung rechnen kann, daß aber andererseits auch die geistige und moralische Inferiorität zu den Ausnahmen gehört. Im Anschluß an die Einkommensstatistik stellt er dann selbst eine Pyramide der Einkommen auf und kommt zu dem Ergebniß, daß die Einkommenscurve sich im Wesentlichen mit der Begabungscurve deckt, daß also Besitz und Bildung selten von einander zu trennen sind. Er macht den Statistikern den Vorwurf, daß sie bei ihrer Aufstellung einen falschen Weg eingeschlagen haben, indem sie erstens die Zunahme der Bevölkerung auf den einzelnen Stufen nicht genug in Betracht gezogen und zweitens die Steigerung der Einkommen zu sprungweise vorgenommen hätten (die unterste Classe bis 500 Mark, die folgende bis 900, die dritte plötzlich bis 1600, die vierte bis 3300, die fünfte bis 9600), wodurch die auch in „kathedersocialistischen“ Kreisen viel verbreitete Ansicht von der Abnahme der mittleren und der Zunahme sowohl der kleinsten wie der größten Einkommen („die Reichen werden immer reicher, die Armen immer ärmer, der Mittelstand verschwindet“) entsprungen sei. Schon Wolf hat durch sein Werk ein aufhellendes Licht auf dieses von den Socialdemokraten natürlich mit Eifer ausgebeutete Vorurtheil geworfen, und Ammon erwirbt sich nun das Verdienst, diesem schädlichen Vorurtheil noch gründlicher entgegengetreten zu sein, indem er darauf hinweist, daß die Zunahme der Zahl der Reichen sich doch nur durch das Aufsteigen aus den mittleren Schichten erklären lasse.

Die Berechtigung einer führenden Aristokratie und die Ueberzeugung, daß nur bei einer solchen Leitung des Staatswesens das allgemeine Wohl gedeihen könne, steht für Ammon felsenfest. Es ist charakteristisch, daß er aus dieser Ueberzeugung heraus das allgemeine Wahlrecht verwirft. Gleiche politische Rechte ungleichen politischen Elementen zu gewähren, deucht ihm unbillig. Die Einsicht, daß unsere Wahlgesetze reformbedürftig sind, bricht sich jetzt mehr und mehr Bahn, nachdem der erste Rausch der Begeisterung verflogen ist. Schon E. v. Hartmann hat vor acht Jahren*) in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß eine Accumulation von Stimmen auf eine Person je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihrem Bildungsgrad sehr wohl möglich und nur der socialen Gerechtigkeit entsprechend sei. Nun macht Ammon, ohne diese Vorschläge zu kennen, ähnliche Forderungen geltend. So mehren sich die Zeichen des Rückschlags der aristokratisch Gesinnten gegen die demokratische Strömung. Ammon sieht die politischen Zustände des deutschen Reiches sehr pessimistisch an. Er meint, die gesammte, außerhalb des Beamtenthums stehende Bildung besitze kein Organ, sich Einfluß und Gehör zu verschaffen. Wie seltsam contrastiren damit die Vorwürfe der Socialdemokratie, daß die bürgerliche Presse fast durchweg in dem Dienst der besitzenden Classen stehe! Ganz so schlimm, wie Ammon meint, ist die Sache wohl nicht, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die Gefahr der Demokratisirung in den letzten Jahrzehnten bedenkliche Fortschritte gemacht hat. Wer von den Gebildeten sich heutzutage politischen Einfluß verschaffen will, hat um den Beifall der urtheillosen Menge zu buhlen, und das ist nicht nach dem Geschmack vornehmer Naturen.

Es ist immer ein eigenthümliches Zusammentreffen, wenn mehrere Männer von verschiedenen Ausgangspunkten zu demselben Ergebniß kommen. Die unbewußte Vernunft sucht sich eben stets da ihre Träger, wo sie den am meisten vorbereiteten Boden findet. Das, was man mit den Worten Instinct oder Trieb zu bezeichnen pflegt, ist nichts weiter als das Walten dieser unbewußten Vernunft, welche der reflectirende Menschengeist sich allerdings zum Bewußtsein und damit zum Verständniß bringt. Die mechanische Causalität behält ihr Geltungsbereich innerhalb des Weltprocesses, aber sie reicht zur Erklärung des letzten Grundes nicht aus. Das möchten wir auch gegenüber der Socialanthropologie betonen, die es sich genügen läßt, bei der sichtbaren Erscheinung stehen zu bleiben. Ob Langköpfe oder Rundköpfe die Welt beherrschen werden, ob geographische und klimatische Einflüsse die Cultur hervorlocken oder ob es lediglich Raceeigenthümlichkeiten sind, die den Ausschlag geben, ist letzten Endes gleichgültig. Alles dies sind nur Factoren im Dienst der logischen Idee, die sich bald dieses, bald jenes Moments bedient, um sich durchzusetzen, gleichviel, ob der grübelnde Menschengeist ihr seinen Beifall zollt oder ihrer Härte mit Abscheu gegenübersteht. Der discursive Verstand vermag wohl einzelne große Gesetze zu erkennen — und es ist nicht zu leugnen, daß die Auslese zu diesen gehört, weßhalb ein aristokratischer Standpunkt der einzige dem Verstand angemessene ist — aber es gehört schon ein philosophischer Kopf dazu, um nur dem Zweckbegriff Einlaß zu gewähren, und eine speculative Veranlagung, um nach dem Warum dieses Begriffs zu fragen. Goethe hat zwar von der Frage nach dem Warum? sehr gering gedacht und der Frage nach dem Wie? den Vorzug gegeben, womit er Wasser geschüttet hat auf die Mühle der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise, aber Goethe war in Sachen der Philosophie kein competenter Richter, sobald es sich um theoretische Abstractionen handelte, während er der dichterischen Intuition die schönsten Lichtblitze des unbewußt auch philosophisch-schöpferischen Genies verdankte. Von der heutigen Complication unserer Lebenshaltung, von der Steigerung der Ansprüche einerseits an das Leben selbst, andererseits an die Fähigkeiten, welche der Einzelne mitbringen muß, um den Kampf zu überstehen, hatte man früher kaum eine Ahnung. Glücklicherweise giebt es auch jetzt noch Geister, die, dem Getriebe des Tages entrückt, der ruhigen Contemplation sich widmen können, um den synthetischen Fäden des Weltgespinnstes nachzuspüren. Diesen

*) „Die Gegenwart“ 1887, Nr. 48.

höchsten Spitzen der Geistesaristokratie, deren stille Arbeit den nachfolgenden Generationen erst zu Gute kommt, möchte die kurzsichtige Politik der Socialdemokratie gern die Existenz verkümmern: sich dagegen zu wehren ist Pflicht jedes wahrhaft Gebildeten, dem die geistigen Errungenschaften seines Volks nicht zu den überwindungsbedürftigen Momenten des Weltprocesses gehören, sondern ein organisch fest gefügtes Glied im Ganzen bedeuten, das zwar der Entwickelung fähig ist, aber nicht der Aufhebung und Vernichtung benöthigt. Es gilt, die mattherzige Sentimentalität, von der ein großer Kreis der Gebildeten leider selbst zu sehr durchdrungen ist, abzuwerfen und zu der Einsicht vorzudringen, daß es gegen das Elend des Daseins kein Allheilmittel giebt, ebensowenig wie gegen den Tod, daß es aber eine ganze Reihe von Pflichten giebt, deren ernste Erfüllung auf manchen Gebieten noch eine wesentliche Linderung des wirthschaftlichen Elends herbeiführen kann. Wenn die Socialdemokraten von den „Sünden der Reichen" sprechen, so ist zuzugeben, daß eine Einschränkung des überflüssigen Luxus zu Gunsten einer rascheren Capitalisirung (wovon allerdings die Socialdemokratie selber nichts wissen will) zu den Aufgaben gehört, die unsere Zeit uns stellt, aber man soll auch nicht vergessen, daß die „Sünden der Armen" ebenfalls einer gründlichen Kritik bedürfen. Erst wenn beide Theile sich ihrer Unzulänglichkeit deutlich bewußt werden, kann an ein gedeihliches Zusammenwirken gedacht werden. Nichts ist unfruchtbarer als die Anklagen der Parteien gegen einander; augenblicklich scheint die Classe der Besitzlosen in der Maßlosigkeit ihrer Anschuldigungen den Gipfelpunkt erreicht zu haben; es steht also zu hoffen, daß der Paroxysmus der Leidenschaft nachläßt und eine objectivere Würdigung der Thatsachen endlich wieder einmal Platz greift.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Bureaukratentod.

Von Anton Tschechow

Eines schönen Abends saß der alte Bureaukrat Iwan Dmitriewitsch Tscherwjakow in der zweiten Reihe des Parquets und sah sich durch das Opernglas die „Glocken von Corneville" an. Er war ganz vertieft und deuchte sich auf dem Gipfel des Glücks. Da plötzlich .... Wie oft heißt es in Erzählungen: „Da plötzlich"! Doch der Schriftsteller ist in seinem Recht, denn das Leben ist reich an Zufälligkeiten. Da plötzlich also zog sich sein Gesicht in Falten, seine Augen traten vor, der Athem stockte .... er nahm das Opernglas von den Augen, bückte sich .... und hatschi! nieste, wie Sie sehen. Niesen ist niemand und nirgend verboten. Bauern niesen, Polizisten niesen, mitunter sogar Geheimräthe. Alle niesen. Tscherwjakow war auch nicht im geringsten verlegen, sondern wischte sich mit dem Taschentuch ab, und schaute als höflicher Mensch um sich, ob er nicht vielleicht durch sein Niesen irgendwen belästigt habe. Da aber war es um seine Ruhe geschehen. Er bemerkte, daß ein alter Herr gerade vor ihm etwas murmelte und seinen Kahlkopf und Hals sorgfältig mit dem Handschuh abwischte. In dem alten Herrn erkannte Tscherwjakow Seine Excellenz Brisschalow aus dem Ministerium der Wege-Communication.

Ich habe ihn bespritzt! dachte Tscherwjakow. Er ist nicht mein Vorgesetzter, aber dennoch wie fatal! Ich muß ihn um Entschuldigung bitten!

Er räusperte sich, lehnte sich nach vorn über und flüsterte dem General zu:

„Excellenz entschuldigen, ich habe Sie bespritzt . . . nicht mit Absicht . . ."

„Schadet nichts . . ."

„Ich bitte wirklich um Verzeihung. Ich . . . es geschah nicht mit Absicht . . ."

„Ach, seien Sie doch gefälligst ruhig! Ich kann ja nichts hören."

Nun wurde Tscherwjakow ganz verlegen; er lächelte einfältig und sah wieder auf die Bühne. Doch von Glück war schon keine Spur mehr. Unruhe erfaßte ihn. Im Zwischenacte näherte er sich Brisschalow, drehte sich um ihn herum und murmelte, indem er seine Schüchternheit bezwang.

„Ich habe Sie bespritzt, Excellenz. Verzeihen Sie . . . ich . . . Nicht, daß ich etwa . . ."

„Ach lassen Sie doch! Ich habe es schon vergessen, und Sie fangen wieder davon an," sagte der General und verzog unwirsch die Unterlippe.

. Vergessen! und dabei blickte ihm die Tücke aus den Augen! dachte Tscherwjakow und sah den General mißtrauisch an. Ich müßte ihm doch erklären, daß es nicht meine Absicht war . . . daß es ein Naturgesetz ist, sonst denkt er gar, daß ich ihn anspucken wollte. Und denkt er es jetzt nicht, so denkt er es später! . . .

— — — Zu Hause erzählte Tscherwjakow seiner Frau von seinem Mißgeschick. Die Frau nahm, wie ihn dünkte, das Geschehene zu leicht; sie erschrak zwar erst, aber als sie hörte, daß Brisschalow kein Vorgesetzter sei, beruhigte sie sich.

„Aber gleichwohl, geh' und bitte ihn um Entschuldigung!" sagte sie. „Er denkt sonst am Ende noch, daß Du dich in Gesellschaft nicht zu benehmen weißt."

„Das ist es ja! Ich habe mich entschuldigt, aber er war so sonderbar und sagte kein Wort. Und dann fehlte auch die Zeit, ordentlich zu sprechen."

Am andern Tage zog Tscherwjakow seine neue Uniform an, ließ sich frisiren und machte sich auf den Weg, um Brisschalow die Sache zu erklären . . . Im Empfangszimmer des Generals traf er viele Bittsteller, und mitten unter ihnen stand der General, der ihre Wünsche entgegennahm. Nachdem er mit einigen Bittstellern gesprochen, kam er auch zu Tscherwjakow.

„Gestern im Theater, wenn sich Excellenz erinnern," begann der Beamte ganz unterthänigst, „nieste ich . . . und . . . bespritzte Sie unversehens . . . Entsch . . ."

„Was für Dummheiten! . . . Gott im Himmel! — Was wünschen Sie?" damit wandte sich der General an den nächsten Bittsteller.

Er will sich nicht äußern! dachte Tscherwjakow und wurde blaß. Er ist also erzürnt. Nein, das darf so nicht bleiben. Ich muß ihm erklären . . .

Als der General den letzten Bittsteller abgefertigt hatte und sich auf sein Zimmer zurückzog, ging Tscherwjakow hinter ihm her und stotterte:

„Excellenz! Erlaube mir Eure Excellenz nochmals zu belästigen, weil ich wirklich bereue! . . . Es war nicht meine Absicht, gernhen Sie doch selbst zu urtheilen! . . ."

Der General verzog das Gesicht und wehrte ihm mit der Hand ab.

„Sie machen sich wohl über mich lustig, mein Herr!" sagte er und verschwand hinter der Thür . . .

Wer macht sich da lustig? dachte Tscherwjakow, mir ist gar nicht lustig zu Muth. Ein General, und kann das nicht verstehen! Steht es so, dann entschuldige ich mich nicht mehr vor diesem eingebildeten Tropf! Hol ihn der Teufel! Ich schreibe ihm einen Brief, aber hin gehen werde ich nicht mehr. Nein, wahrhaftig nicht!

— — — So dachte Tscherwjakow, indeß er nach Hause ging. Den Brief an den General schrieb er nicht. Er dachte und dachte, brachte den Brief aber nicht fertig. So ging er also am andern Tage selbst wieder hin.

„Ich habe Eure Excellenz gestern belästigt . . ." stotterte er, als

der General fragend die Augen auf ihn richtete. „Es geschah nicht, um mich über Sie lustig zu machen, wie Sie sich auszudrücken beliebten. Ich wollte nur um Entschuldigung bitten, daß ich Eure Excellenz beim Niesen bespritzt hatte ... mich über Eure Excellenz lustig zu machen, daran habe ich nicht zu denken gewagt. Wie sollte ich mich auch unterstehen, mich lustig zu machen: Wenn unser Einer sich lustig machen wollte, wo bliebe da die Ehrfurcht vor solchen Persönlichkeiten, wie ..."

„Scheren Sie sich zum Teufel!" stieß der General plötzlich hervor, blau vor Wuth und bebend vor Aufregung.

„Wa—as?" brachte Tscherwjakow leise hervor, ganz starr vor Entsetzen.

„Scheren Sie sich zum Teufel!" wiederholte der General und stampfte mit dem Fuße.

Tscherwjakow fühlte, daß in seinem Innern Etwas zersprang. Er sah Nichts, hörte Nichts, wankte rückwärts der Thüre zu, kam auf die Straße und taumelte weiter. Er wußte gar nicht, wie er nach Hause kam. Dann legte er sich, ohne die Uniform auszuziehen, auf den Divan und ... starb ...

Aus der Hauptstadt.

Hohenlohe & Co. in Liquidation.

Der Kriegsminister des Inneren, die Nochexcellenz Köller, wählte vorsichtig genug zum Ferienaufenthalt eine Landschaft, die von den derzeitigen Jagdgefilden des Kaisers durch die gesammte Breite Deutschlands getrennt ist; man wird dieser seiner ersten, von wirklicher Weisheit zeugenden Handlung ein beifälliges Lächeln nicht versagen können. Aller Redenöthe enthoben, durfte er in den Vogesen spazieren, während die minder glücklichen Collegen daheim den Kelch bis zur Neige leeren mußten. Der 24. Mai, der schwarze Freitag, an dem sich Fürst Hohenlohe vielleicht zum letzten Male in der Kunst öffentlichen Vorlesens übte und dem Reichstage den Prökelwitzer Erlaß des Monarchen zur Kenntniß brachte, bescheerte der Regierung eine Abrechnung von so vernichtender Schärfe, daß alle vorhergegangenen nothgedrungen den Charakter zartsinniger, feinstreichelnder Liebkosungen annahmen. Und wenn in den freisinnigen Zeitungen auch kaum irgendwo der Schrei nach Demission erschallt, den man doch noch vor sechs Jahren allwöchentlich bei jeder Gelegenheit gellen hörte, so dient dieser Umstand kaum dazu, die Stellung des moralisch zerschmetterten Ministeriums zu festigen; im Cabinet Hohenlohe muß die Nickertei ihr derzeitiges Ideal erblicken, sie weiß genau, daß, was kommt, nur schlimmer sein kann, daß ein starkes, sich auf den Willen der Nation stützendes Regiment alles vernichten und umstürzen wird, woran sie mühselig und schwatzselig Jahrzehnte lang baute. Das Ministerium Hohenlohe war der letzte, sozusagen ernsthafte Versuch, mit kleinen Mitteln, ohne grundlegende Aenderungen die Verwaltungsform von heute den Forderungen des Zeitgeistes anzupassen; ohne daß seine Mitglieder sich dessen bewußt wurden, durch den bloßen Contrast zwischen seinem pomphaft angekündigten Wollen und seinem ärmlichen Vollbringen verrieth es sein allzu diplomatisches Programm. Aber die Politik des Verzögerns und Hinhaltens ist bankrott; unterm unwiderstehlichen Druck der wirthschaftlichen Strömungen sahen sich am letzten Tage der Session alle Parteien genöthigt, dieser Politik ihr entschiedenes Mißtrauen auszusprechen. Mit sinnlosen und aufregenden Debatten über die Brutalisirungs-Paragraphen ist unwiderbringlich kostbare Zeit läppisch vertrödelt worden; all die gesetzgeberischen Maßnahmen dagegen, nach denen das Volk schrie, der Schutz der Kleinen, Arbeitenden gegen Zwischenhändler und Börsenbanditen ward abermals verabsäumt. Mit Zucker und Spiritus suchte man der Landwirthschaft, die von ihrem Antrag Kanitz und ihren bimetallistischen Träumereien doch nun und nimmermehr läßt, den Mund zu stopfen; Ergänzungen zu den §§ 112 und 130 sollten erleuchtete Antwort auf das Reformbegehren der übrigen, bedrängten Bevölkerungsschichten sein. Und der Hinweis darauf ist wohl am Platze, daß man die Niemandem Nutzen bringenden, Hunderttausende aber an den Rand des Abgrunds stoßenden Handelsverträge in wenigen Wochen ausarbeitete, in wenigen Tagen durch den Reichstag peitschte, daß die Gesetzentwürfe gegen unlauteren Wettbewerb und Ausschreitungen der Jobbersirmen indessen schon Jahre lang vorbereitet und in den phantastischsten Commissionen immer von neuem „durchgreifenden Verbesserungen" unterzogen werden. Im Cabinet Hohenlohe, das die Eierschalen des Verlegenheits- und Uebergangs-Ministeriums allzeit überaus treulich zur Schau trug, wird man nicht geneigt sein, sich die Rolle eines bloßen, trägen Hemmschuhs zuweisen zu lassen; im Collegium sitzen immerhin Männer von Geist und weitem Blick, wie Miquel und Bronsart von Schellendorf, und selbst Köller wird von vielen als ganzer Bismarck angestaunt, nur daß er um einen Kopf kleiner als der ist. Trotzdem hat diese Regierung sich bislang nur als Hinderniß für alle kerngesunden, urdeutschen Fortschrittsbestrebungen erwiesen, als eine keineswegs zu unterschätzende Gefahr für die Gesundung unserer Zustände. Kein Zweifel, sie meinte es in ihrer Art gut, war vielleicht sogar redlich bestrebt, die mit Fanfaren angekündigten Reformen in's Werk zu setzen, aber ihre Unfähigkeit und Unzulänglichkeit offenbarte sich dadurch, an den Resultaten gemessen, nur um so ergötzlicher.

Ohne Freude und ohne Wärme hat nach dem Sturze des Mannes von Skyren Fürst Hohenlohe ein Amt übernommen, das auch unter gewöhnlichen Verhältnissen volle, junge Kraft beansprucht und das heute, soll es recht ausgefüllt und in seiner ganzen Wichtigkeit dargestellt werden, fast eines Riesengeistes bedürfte. Der Siebzigjährige ist nie ein Staatsmann großen Stils gewesen, und scharfkantige, originale Anschauungen konnten ihm nie zum Vorwurf gemacht werden; der gänzliche Mangel daran war wohl auch der vornehmste Grund für seine Berufung. Geschmackvoller als Graf Caprivi hat er nicht bei jeder sich bietenden, meist noch unpassenden Gelegenheit betont, daß er nur auf höheren Befehl, nicht aus Anlaß eigener Eitelkeit, hier stehe; er trug die Last, ohne groß Aufhebens davon zu machen, und er verleugnete die weltmännischen Gesinnungen des alten Aristokraten nie, dem im letzten Grunde doch alles um ihn herum recht gleichgiltig und belanglos erscheint, der Allem und Allen mit gleicher Bonhommie begegnet. Er ließ Andere gewähren, mischte sich nie in den Lauf der Geschäfte ein. So wäre er ein Juwel von Reichskanzler gewesen unter einem Fürsten, der mit unbeugsam fester Hand einem hohen Ziele zustrebt, von dessen frühzeitiger Erreichung das Geschick einer großen Nation abhängt; so wäre er unschätzbar gewesen als Vermittler und Einiger an der Spitze eines Ministercollegiums, in dem schöpferisch veranlagte Männer Gedanken eigener Prägung gegen einander ringen ließen. Aber das war ihm nicht beschieden. Wilhelm II. steht, wie sein freundschaftliches Verhältniß zu dem Freiherrn von Stumm beweist und wie im Uebrigen Erziehung, Studiengang und täglicher Verkehr selbstverständlich machen, nicht auf dem wirthschaftlichen Standpunkt, den heute, rechts und links, reichlich sieben Achtel des deutschen Volkes einnehmen; der Monarch geht nicht schweigend und blind vorüber an dem Elend der Unteren, er hat viele schöne, ja flammende Worte zu ihren Gunsten gefunden, aber er scheint der zuversichtlichen Meinung, daß sich die größten Schwierigkeiten beseitigen lassen durch eine socialpolitische Gesetzgebung, die den kranken und den erwerbsunfähigen Arbeiter schützt, den Handwerker und den Bauer im gegenwärtigen Besitzstande erhält. Von den Ministern, mit denen Fürst Hohenlohe arbeitet, steht mit dem wirklichen Leben des Tages nur Miquel im engeren Connex; Miquel ist auch der Einzige, dem eine Luxussteuer auf schöpferische und zeitgemäße Gedanken etliche Silbergroschen kosten würde. Im Uebrigen besteht das Cabinet aus einigen braven oder sogar verständigen Fachleuten, die sich jedoch darauf beschränken, das Ressort zu studiren, das sie am nächsten angeht, aus

Nebenministern, die dem Princip des Fortwurstelns mit Leidenschaft huldigen, und ans Herrn von Köller. Fürst Hohenlohe hat es hier nicht nöthig, grundsätzliche Widersprüche zu versöhnen, Ideen zu verschmelzen und abzuschleifen; kommen im Cabinet überhaupt Reibungen vor, so sind sie persönlicher Natur, Verstimmungen etwa der Art, wie sie der Premier selbst seinem Minister des Innern gegenüber empfand und noch empfindet. Man hält sich eben nur für die höchste Verwaltungsbehörde, für den höchststehenden Schutzmann des Ressorts, man glaubt seine Pflicht gethan zu haben, wenn man den Gang der Maschine überwacht und gegebenen Falls in Ordnung bringt; weder hält man sich für fähig, neu zu schaffen, noch glaubt man ein Mandat dazu zu haben.

So bequem diese Anschauung sein mag, so wenig läßt sie sich aufrecht erhalten. Es giebt Niemand mehr, der zu bestreiten wagt, daß unserer Zeit Aufgaben harren, wie sie so gewaltig groß und so schwierig noch kein Jahrhundert gesehen hat. Je weiter man ihre Erledigung hinausschiebt, desto bedrohlichere Gestalt nehmen sie an, desto geringer wird die Möglichkeit, sie in Frieden und Ruhe zu lösen. Bismarck versuchte sich mit ihnen in seiner Weise auseinander zu setzen, aber an dieser Stelle ist schon vor längerer Zeit darauf hingewiesen worden, daß, von einer Seite aus gesehen, sein Sturz weltgeschichtlich nothwendig war: er gehörte, wie der große Mann auch jüngst selbst freimüthig anerkannte, einer nun vergehenden Zeit an, in ihr wurzelt er mit allen Fasern des Herzens und des Geistes, des Empfindens und Wissens, aus ihr und ihren Ansichten vermag er so wenig wie aus der eigenen Haut herauszuschlüpfen. Das neue Jahrhundert verlangt den neuen Mann. All' das wüthende, verzweifelte Ringen um Bismarck nach Bismarcks Abgang wäre Narretei gewesen, wenn dieser neue Mann sich alsbald auf dem Plane gezeigt hätte. Er kam nicht, er konnte nicht kommen, weil ihm Niemand die Bahn öffnete, und dadurch ward Bismarcks Entlassung zu einem unsagbar schweren Fehler, den alle Aussöhnungen und Ehrungen nicht verwischen und nicht wieder gut machen können. Bismarcks Abgang hat keinen Zweck gehabt, keinen Grund, der vorm Urtheile der Geschichte zu bestehen, der ihre Billigung zu finden vermöchte. Ein Ministerium Caprivi nach Bismarck wäre entschuldbar gewesen, wenn es den Aufklärungsdienst zu besorgen, das Terrain für den Aufmarsch der Socialreform herzurichten gehabt hätte; es that, wie man weiß, das gerade Gegentheil, stärkte die antisocialen Strömungen und rüttelte manchesterlich an den Fundamenten, worauf das neue Haus gebaut werden sollte. Die Regierung Hohenlohe's versprach zwar, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, beschränkte sich aber auf die Vorführung einiger hübscher Schaugerichte und hoffte im Uebrigen, mit unentschlossenem, unsicherem Hin und Her, das sich Jedermann zu seinen Gunsten deuten konnte, und einer Verschärfung der Strafgesetze auszukommen.

Bei der Verrottung unserer Parteien wäre die Politik vielleicht so übel nicht, wenn nicht allenthalben hinter den Abgeordneten das Volk sich erhöbe und deutlicher immer seinen Willen kundgäbe. Unfaßbare Thorheiten wie die Umsturz-Vorlage haben doch das eine Gute und Segensreiche, daß sie die Leute draußen im Lande mißtrauisch machen und aufrühren, daß sie dem politischen Leben neuen Inhalt, neue Frische, neue Thatkraft zuführen. In den letzten Wochen haben so viele Abgeordnete ihren Wählern Rede und Antwort stehen müssen, daß ihnen allen das Gewissen geschärft worden ist; einmal erwacht, bekümmerte sich das so mißhandelte Stimmvieh auch gleich noch um andere Dinge, und just den Parteien, die sich staatserhaltend nennen, ist bang um's Herz geworden bei den neuerdings wieder grimmiger und drohender hervorgebrochenen Klagen der kleinen Leute. Noch recrutiren sich ihre Wahlbataillone aus den Reihen dieser Schlichten, Gläubigen und Arbeitsamen, aber die Unzufriedenheit des Bauern, des Handwerkers hat allmälig eine Temperatur erreicht, deren stechende Schwüle das Gewitter unvermeidlich zu machen scheint. Der conservativen Partei, die trotz ihrer fortgesetzten, groben taktischen Fehler noch einen zuverlässigen und starken Anhang besitzt, droht jetzt eine Schwächung gerade von der Seite, die ihr bisher den Nachwuchs an Intelligenz lieferte; trennt sich der christlich-sociale Flügel wirklich von ihr, so wird die Scheidung weitergetrieben und einen Keil auch in den Bund der Landwirthe treiben, in die nächst dem Antisemitismus stärkste Säule unserer preußischen Conservativen. Des ewigen, ergebnißlosen Geschwätzes wird gerade der Bauer sehr bald satt, er bevorzugt und liebt sich schon jetzt eine Tonart, die grundverschieden ist von der sanftmüthigen früherer Jahrzehnte, er will Hilfe für sich sehen, nicht nur für die durch Zucker- und Branntwein-Gesetze etwas beruhigten Großgrundbesitzer. Ueber kurz oder lang wird er dazu kommen, die grundverfehlte Strategie der conservativen Partei, rund herausgesagt, ihre bedauernswerthe Feigheit zu analysiren und zu verdammen. Wie es im März 1890 Pflicht jedes conservativen Mannes gewesen wäre, dem einzigen Manne Bismarck laut und freudig herzlichen Dank auszusprechen und damit nicht nach Sykophantenart bis zum Januar 1894 zu warten, wo der Wind sich wieder endgiltig gedreht hatte, so mußte nach der Einbringung der verhängnißvollen Handelsverträge die ganze Partei mit einem Ruck in die entschiedenste Opposition einschwenken, nicht sich aber mit vereinzelten, zwecklosen Nadelstichen begnügen. Was Muth der Ueberzeugung anbelangt, so besaßen zweifelsohne die putzigen Kerlchen mehr davon, die ihrem alten Feinde Geburtstags-Ehrung versagten, als es wieder erlaubt war, ihn zu ehren, weit mehr jedenfalls als die conservativen Gentlemen, die sich 1895 so entrüstet über das Reichstagsvotum geberdeten und im Sturmjahr 1890 angstvoll zitternd, aus taktischen Gründen kein freundlich Wörtlein für den großen Gefallenen fanden. Und die Socialdemokraten verdanken ihre Erfolge nicht zum kleinsten Theil der Entschiedenheit ihres parlamentarischen Vorgehens, das keinerlei Mißdeutung zuläßt; die Erwägungen indeß, die unsere conservative Partei veranlaßten, der Regierung von Neuem ihre Unterstützung zu leihen, ehe der von den Handelsverträgen angerichtete furchtbare Schaden so oder so wieder gut gemacht worden war, versteht der deutsche Bauer nicht. Die versteht nur ein durch und durch Gouvernementaler.

Hier wird's anders werden, und bald, denn Michel ist wach geworden. Schon sieht die Firma Hohenlohe u. Co. sich gezwungen, zu liquidiren; in der alten Weise vermag sie das Geschäft nicht weiter fortzuführen, der letzte Krach war allzu schmerzhaft, brachte allzu große Verluste. Und ihre Geschäftsfreunde müssen sich bei Zeiten auf eine Aenderung des Betriebes einrichten. Wann der Herbst kommt, will er andere Männer und andere Ideen, genau genommen, Männer und Ideen finden, denn bisher war von Beiden beängstigend wenig zu finden. Es ist nach dem Bankrott vom 24. Mai wahrlich keine Zeit mehr zu verlieren.

Caliban.

Die große Kunstausstellung.

3. Seelenschilderungen.

Ein Bildhauer sitzt allein in seinem Atelier. Es ist ein kahler, unfreundlicher Käfig. Nichts giebt der Phantasie einen höheren Schwung. An Noth, Entbehrung, Aufzehrung gemahnt Alles. Und da sitzt denn eder arm Schelm, der hier gebietender Herr ist, sitzt neben dem ausgebrannten Eisenofen und friert. Er hat sich seinen Winterüberzieher angezogen und einen rothen Fez auf den Kopf gestülpt, und nun schlägt er die Kniee übereinander und preßt die Arme an den Leib und senkt den Kopf auf die Brust und ist ganz in sich verkrochen und verkrümmt. Sein Leib nicht bloß, auch seine Seele friert, von all der Freudlosigkeit da in ihm und um ihn. Sein Mund hat einen bitteren, verdrossenen Zug, und das Auge ist wie erloschen und starrt trübe vor sich hin. Er hat gekämpft und gelitten und wird weiter kämpfen und weiter leiden. Die Menschen werden ihm immer fremder werden, und die Kunst immer heiliger, und das Dasein immer einsamer und leerer. Eines Tages ist er still verloschen. Und die Menschen werden nicht einmal seinen Namen kennen.

Zu solcherlei Betrachtungen regt ein Bild an, das sich in der polnischen Abtheilung unserer Ausstellung befindet. Es rührt von Josef Mehoffer her, einem mir bislang unbekannten Maler. Das Bild

bietet technisch nichts sonderlich Bemerkenswerthes. Es ist in einer soliden, aufrichtigen Art gemalt, ohne Ueberraschungen. Aber seelisch ist es weit tiefer und feiner als der Durchschnitt. Es hält von einem Menschen nicht bloß das Aeußere fest, es erzählt auch von seinem Leben und seinem Leiden und gestattet uns einen Einblick in sein Inneres. Für die polnischen Maler ist es charakteristisch, weit mehr charakteristisch als für die deutschen, daß ihnen das Aeußere leerer Schein ist, und daß sie sensibel und emsig spüren nach dem, was wohl dahinter liegt. Auf dem Bilde von Mehoffer tritt dieser Zug besonders prägnant und bewußt hervor. Deßhalb durfte länger dabei verweilt werden.

Psychologie in der Malerei, das ist eine Forderung, die sich stärker und nachhaltiger aufdrängt, nachdem reichlich zwei Menschenalter darauf verwendet wurden, der Malerei neue technische Ausdrucksmittel zu erwerben und zu sichern. Von diesen technischen Errungenschaften auch nur das Mindeste zu opfern, wie es junge Dränger und Stürmer fordern und leider auch thun, erscheint nicht räthlich. Derartiges muthet vielmehr an wie ein Attentat auf das Gesetz der geschichtlichen Entwickelung. Im Gegentheil, die neue psychologische Malerei wird alle handwerklichen Errungenschaften weise zu gebrauchen haben und wird sie noch erweitern und verfeinern müssen, je nach den Aufgaben, die sie sich stellt. Nur dann kann für die Malerei insgesammt, und besonders für die Bildnißmalerei, nochmals ein neuer Tag anbrechen.

Hier und da findet man auf der Ausstellung Porträts, in denen nicht bloß Charakterstudien geboten werden (was Einer vorstellt), sondern auch Seelenstudien sich zu regen beginnen (was Einer ist). So wiederholt bei den Polen, besonders bei Margaretha von Kurowska, und auch bei der so hervorragend tüchtigen Berliner Malerin Sabine Lepfius geb. Graef.

Einen sehr merkwürdigen und durchaus eigenartigen Weg schlägt der Franzose Carrière ein, um seinen Bildern ein intimeres, seelisches Interesse zu sichern. Er sucht dies vielleicht weniger durch eine intensive, spürkräftige Seelenerräthselung zu erreichen, als durch ein besonderes technisches Raffinement, wodurch er seinen Gemälden den Anhauch von etwas Unsagbarem verleiht. Man hat vielfach gesagt, Carrière's Bilder sähen so aus, als ob Nebeldämpfe davor lagerten, und man in Folge dessen die Personen nur durch einen Dunstschleier hindurch sähe. Damit ist das Aeußere der Bildnisse ziemlich richtig bezeichnet, aber auch nur das Aeußere. Das Wesentliche erscheint mir, daß der Maler durch die grauen Dämmerungstöne, mit denen er Menschen und Dinge überspinnt, eine besondere Stimmung erregen, oder besser: seine eigene Seelenstimmung zum Ausdruck bringen will. Es liegt etwas in den Carrière'schen Bildern wie das Geständniß: „Alles ist nur ein Traum", und auch etwas von der instinctiven Reaction des Aesthetisch-Sensitiven wider die gemeine Deutlichkeit der Dinge. Hierdurch erscheint Carrière als der stärkste Gegenpol wider den nüchtern zupackenden Berliner Rationalismus, dessen classisch bedeutsamer Vertreter der alte Menzel ist, und dessen traurige Ausläufer wir in Leuten wie Anton von Werner und Dielitz sehen. Hätte etwa Dielitz dieselbe Familie zu malen gehabt, die Carrière auf seinem großen Ausstellungsbilde uns vorführt, welch' geistige Oedigkeit würde uns aus geschniegeltem Putz daraus entgegentreten, welch trostloser Philister- und Pharisäergeist! Bei Carrière athmen wir seelische Vornehmheit. Wir fragen gar nicht, wer diese Leute sind, wir lassen sie wie eine Vision auf uns wirken. Und wie eine Vision erfüllen sie uns mit etwas Ahndungsvollem, und lenken unsere Blicke zurück in unser eigenes Innere.

Es ist eine seelische Atmosphäre, worein Carrière seine Bilder einzutauchen weiß, und eben dies ist neben dem objectiv reproducirenden Naturalismus etwas Neues und Innerliches. Kommt dabei auch weniger die besondere Seelencomplexion des dargestellten Individuums als eine allgemeine seelische Disposition des Malers zur Wiedergabe, so ist doch eine ungemein fruchtbare Anregung damit gegeben und etwas künstlerisch Werthvolles damit erreicht. Einem Porträt Poesie zu verleihen, das scheint nur auf dem Wege psychologischer Vertiefung möglich zu sein. Dann kommen Duft und Stimmung wie von selber in das Bild. Denn Duft und Stimmung sind das Athmen der menschlichen Seele.

Man blicke noch einmal auf Kroyer's berühmtes Bild, sein Weib am abendlichen Meer, die Seele voll von Abend und Meer! Dies Bild ist zu unserer lebhaftesten Freude durch die Münchener Secessionisten auf unsere Berliner Ausstellung gebracht worden, und es sollte dorthin gewallfahrtet werden von allen Künstlern, die aus sich selbst heraus etwas Großes und Reines gestalten wollen. Kroyer's Bild wird bei öfterem Anschauen immer noch poetischer, tiefer und schöner. Eine Spätsommermelancholie liegt darin ausgegossen, über abendlich weiche Schatten, auf denen die letzten irrenden Sonnenlichter glimmen. Und Alles ist wie versenkt in ein tiefes, schwingungsvolles Schweigen, aus dem sich wehmüthig-sanft, wie vom Horizont herschwebend, zarte Töne lösen und das Innere mit schwärmerischer Musik erfüllen. Wie Musik gleiten alle Linien, weich verfließend wie ein hinschmelzendes Adagio, und wie Musik rinnen und verrinnen die gedämpften, geduldigen Farben und einigen sich zu schmeichlerischem Wohllaut. Und das schöne Weib, das mitten inne steht in all dem Zauber, erscheint als die spendende Fee dieser blühenden Herrlichkeit, und wir ahnen ihrer Seele Schönheit, Wehmuth und Fülle.

Ein anderes Menschenkind am unendlichen Meer zeigt uns Kroyer's Stammesgenosse, der Norweger Eilif Peterssen. Nicht eine schöne Frau, sondern ein armer häßlicher Krüppel steht da am Strand und starrt hinaus auf die blauende See. Und wie das schöne Weib, so empfindet auch der häßliche Zwerg die Uebermacht des gewaltigen Naturschauspieles, das sich vor ihm aufthut. Denn auch er ist ein Mensch und fühlt Menschliches in der Brust, das Große und das Kleine. Und das Meer redet zum Enterbten und Besitzlosen gerade so mit vernehmlicher Stimme wie zum Glänzenden und Beglückten. Der bucklige arme Schlucker aber in seinen dürftigen Lumpen steht da und lauscht, andächtigversenkt und doch auch ein wenig stumpf und trübe, — denn mit dem irdischen Gut haben sie ihm auch ein Stück von seiner Seele geraubt, und sie geht nur in zagen verschüchterten Schwingungen auf und nieder. Dies ist der überaus feine Seelenton, den Eilif Peterssen auf seinem gelungenen Bilde zum Anschlag bringt!

Von verwandtem Charakter ist Graf Kalckreuths Gemälde, das dicht daneben hängt, ein vortreffliches, auch rein-malerisch hervorragendes Werk. Der Vorwurf enthält nichts Neues und ist durch die naturalistische Tradition überkommen. Das Bild zeigt Aehrenleserinnen auf abendlichem Stoppelfelde, aber Graf Kalckreuth hat es verstanden, etwas besonders Innerliches und Menschliches hineinzulegen. Er malt eine junge, hagere, schwindsüchtige Magd mit etwas idiotischen Gesichtszügen und Körperbewegungen, ein verstoßenes empfindungsarmes Geschöpf. Sie schlottert über das Stoppelfeld, das braun-violett uns entgegendämmert, und hält einen Augenblick inne, um in den goldig-roth entzündeten Abendhimmel zu schauen. Sie thut es nur ganz nebenbei, stumpf und ohne Freude, aber doch ist zu spüren, wie ihr dünnes, mattes Blut für einen kurzen Moment in lebhafteres Kreisen geräth. Von dem Schönheitsmeer, das den Künstler durchrauscht, hat eine letzte auslaufende Welle auch ihre arme vertrocknete Seele erreicht, und sie schaut auf, wie ein verwundertes Tier, der eigenen Regung sich kaum bewußt. Dahinter aber flammt der Himmel in allen Prächten, gleichmäßig für Arme und Reiche an Geist, unbekümmert, ob man ihn bewundere.

Noch tiefer und gewaltiger berührt mich ein anderes Werk des gräflichen Malers, das in einem der Nebensäle hängt. Es ist betitelt: „Das Alter" und trägt einen monumentalen Charakter, der ihm Unvergänglichkeit zu verheißen scheint. Wiederum ist es so einfach wie eben möglich und scheinbar nichts anderes als eine Erfüllung beliebter naturalistischer Forderungen. Aber was dahinter rauscht, kommt aus des Lebens geheimnißreichen Tiefen. Ein lauer Sommerabend ist's, an dem die Gänse schnatternd dahinziehen. Da hocken zwei alte Weiber auf dürrem Feld. Sie hocken auf niedrigen Hutschen und sind ganz sich selber überlassen und ihren trüben nagenden Gedanken. Nebeneinander sitzen sie, aber die eine fühlt nichts von der anderen, jede für sich allein ein vereinsamter Mensch. Ihr Leben liegt hinter ihnen, — was hat ihnen dies Leben gebracht? Die Eine, in stummer, noch hoffnungsbedürftiger Verzweiflung, scheint mit sich zu ringen, und sie blickt mit ihrem verrunzelten, verwitterten Gesicht empor zum gleichgiltigen Himmel. In ihrem Auge glimmt der Funke des Glaubens, den fremde Hände und fremde Worte darin entzündet haben. Aber das Herz giebt diesem Funken keine Nahrung, das erschaut klar die Nichtigkeit der Dinge. Denn es kennt die Erbarmungslosigkeit des Schicksals, das wenig giebt und alles nimmt. Die Zweite hat nichts mehr als das stumpfe, ewig sich selbst erzeugende Leid. Sorgen und immer wieder Sorgen haben sich auf ihr Gesicht geschrieben, und der Kopf ist ihr schwer und dumpf davon. Sie stützt ihn scheu in die rauhe schwielige Arbeitshand und möchte wohl etwas denken, — aber sie kann nicht. Sie fühlt nur ihre Sterbensmüdigkeit und, dicht daneben, die grauenvolle, unausrottbare Furcht vor dem nahenden Tode. So wirkt dieses Bild wie ein erschütterndes Gedicht in ernsten strengen Zeilen, mit hartklingenden phrasenlosen Worten, von unbeweglichen Rhythmen und eintönigen Reimen. Von Liliencron könnte vielleicht dieses Gedicht sein, wenn es existirte.

Neben dem Alter die Jugend, die frühe Jugend, aber schon befallen von Greisenhaftigkeit. Burne-Jones hat das Bild gemalt, das erste und einzige, soviel ich weiß, das je auf eine Ausstellung nach Berlin gekommen ist. Ich muß vor diesem Kinderporträt des englischen Mystikers immer an unseres Gottfried Keller's rührsame Geschichte vom armen Meretlein denken; denn etwas vom Meretlein steckt in diesem bleichen, schmalen, verängstigten Gesicht, in diesen dürren, knöchernen, zusammengekrampften Fingern. Aber es ist nicht mehr das heile Meretlein, mit der bis zum Tode ungebrochenen Elementargewalt seiner Naturinstincte. Es ist ein minder in sich befestigtes Schwesterchen, in das das schleichende Gift Eingang gefunden hat, und das nun in mystisch-religiöser Verzückung und Entrückung dahinhimmelt. Es fühlt sich geplagt von steter Angst vor der Sünde, die sie als ein lüsternes Raubthier sich unschleichen spürt, und die sie doch noch nicht versteht, in der Arglosigkeit ihres Kinderherzens. In diesem zarten blassen Geschöpf hat sich der irdische Mensch schon beinahe verflüchtigt. Fast nur die Seele noch ist übrig geblieben, wie sie brennend und hungernd aus den erschrocken-großen, wundertiefen Augen bricht. Da ist schon jetzt, auf Erden, der Engel vollendet, aber ein Engel ohne Himmelsfreude, voller Höllenfurcht.

So sehen wir durch alle Nationen hindurch die verheißenden Ansätze einer neuen, seelisch vertieften Malerei. Franz Servaes.

Notizen.

Der evangelische Kirchenbund. Ein Vorschtag von J. G. A. Watch. (Dessau, Oesterwitz.) Die dreiste Klerikalisirung der Umsturzvorlage hat aufs Neue dargethan, daß der durch die Centrumspartei an der Gesetzgebung des Deutschen Reiches betheiligte Ultramontanismus darangeht, die in sich gespaltenen protestantischen Parteien zu sprengen und die Gesetzgebung an sich zu reißen. Die Erkenntniß der hieraus nothwendigerweise entspringenden Gefahren ist für Viele mit Recht ein Grund zu den lebhaftesten Besorgnissen. Der Verfasser schlägt daher vor, der disciplinirten Heerschaar der Ultramontanen die freien Glaubenskräfte der evangelischen Christenheit gegenüberzustellen. Diesem Gedanken entsprechend beschäftigt sich der erste Theil vorliegender Schrift mit der Gestalt einer freieren Gemeindebildung, als dem gebotenen Schritt zur Belebung der starren Massen, und der zweite mit den Formen des Zusammentrittes der evangelischen Gemeinden und Kirchen zu einem Kirchenbunde. Der Fortschritt, den der Zusammentritt zu einem solchen gegenüber dem jetzigen Zustande zunächst bedeuten würde, wäre der, daß die Zugehörigkeit zu einer der dem Kirchenbunde angehörenden Gemeinden eine ausreichende Legitimation bezüglich des Bekenntnißstandes abgeben würde, wo eine solche von einem Staate im Gebiete des Kirchenbundes gefordert wird. In der Anerkennung eines gemeinsamen kirchlichen Indigenats Seitens der Staaten, in deren Territorien sich zum Bunde gehörige Kirchen befinden, liegt die Bürgschaft für die autoritative Stellung des Kirchenbundes und das dauernde Vorhandensein einer denselben stützenden materiellen Grundlage. Für den Staat in seinem Wirkungskreise würde also die Losung dahinlauten: aus Interesse für die Einheit und Größe des evangelischen Glaubens gegen Confessionen indifferent zu sein. Hinsichtlich der Kirchenregimente aber ist der der Verfassung des Bundes zu Grunde liegende Gedanke der, daß jede Kirche in dem ruhigen und unveränderten Besitz desjenigen Bekenntnisses verbleibt, welches sich in ihrem Schooße entwickelt hat und welches sie bewahren zu müssen glaubt. Sonst ist an eine Einigung der Kirchenregimente nicht zu denken. Es giebt aber doch große gemeinsame Interessen des Evangelismus, welche über allen Confessionalismus erhaben sind, wie die evangelische Mission, die Gustav-Adolf-Vereinssache und vieles Andere, was naturgemäß der Pflege und Leitung eines Kirchenbundes bedarf. Dahin gehört nicht zum Wenigsten auch der Schutz des kirchlichen Bundesgebietes vor den Angriffen des Ultramontanismus. Der evangelische Kirchenbund würde zur Pflege der gemeinsamen Interessen des Evangelismus auch ein besonderes Vermögen besitzen, kurz, ein Abbild des Reiches mit Bundesrat und Reichstag sein, das heißt eine zur Vorbereitung der Materien gewählte Körperschaft und eine beschlußfassende Synode haben. Die sehr erwägenswerthen Vorschläge des Verfassers haben jedenfalls den Vorzug, daß sie der kirchlichen Autorität ebenso gerecht zu werden suchen als dem natürlichen Freiheitsgefühl. Hoffentlich fallen sie auf einen günstigen Boden.

Unter den vier ersten Königen Bayerns. Nach Briefen und eigenen Erinnerungen von Luise v. Kobell. (München, C. H. Beck, 2 Bände.) Die Verfasserin hat für ihre geschichtliche Darstellung die Memoirenform gewählt. „Wenn einerseits", sagt sie, „der Historiker die Reihenfolge der wichtigsten Weltereignisse zu einem Bau architektonisch zusammenfügt, um die Nachwelt zu belehren, so übernimmt anderseits der Memoirenschreiber, auch zur Unterhaltung, die Ueberlieferung scheinbar nebensächlicher Einzelheiten. Zu ihrer Brauchbarkeit müssen derartige Angaben gleichfalls aus echtem Material sein, ohne falschen Glanz und Prunk." Diesem Grundgedanken ist sie treu geblieben. Lola Montez, die Cholera in München, die Thronbesteigung Ludwigs I., die Verlegung der Universität nach München, die wichtigsten Epochen der allgemein-deutschen Geschichte mit dem Höhepunkt: Darstellung der bewegten Zeit des jungen Ludwigs II. Besonders interessant ist die Darstellung der Mobilmachung des Königs in den Tagen der französischen Kriegserklärung. „Der König", heißt es nach den Aufzeichnungen des Staatsrathes v. Eisenhart, „empfing mich im Balkonzimmer. Wie gewöhnlich ging er während des Vortrags auf und ab, nur dann und wann setzte er sich einen Augenblick, ich stand am Arbeitstisch. Stunden vergingen über die Auseinandersetzung der Sachlage, über die Abwägung der Verhältnisse, inbegriffen die Haltung der Kammer, wobei der König wieder das ihm eigene schnelle, scharfe Auffassungsvermögen bekundete. Sehnlich wünschte er eine friedliche Lösung, und immer wieder kam er auf den Satz zurück: „Ist denn kein Mittel, keine Möglichkeit vorhanden, den Krieg zu vermeiden?" Als er die Unmöglichkeit einsah, wurde die Lage erörtert, ob Bayern neutral bleiben könne, oder ob dasselbe gemäß dem Allianzvertrag von 1866 an Preußens Seite kämpfen müsse. Ich fühlte, daß in dieser Stunde das Heil Bayerns, vielleicht das Heil Deutschlands entschieden werde, und betonte aus innerster Ueberzeugung, die Neutralität bedrohe die selbstständige Existenz Bayerns, und der Kampf an Seite Frankreichs gegen Preußen wäre eine Schmach, an den Allianzvertrag, der ja die Grundlage der ganzen Discussion bildete, binde sich nach meinem Ermessen Pflicht und Recht. „Ja," sagte der König, „der casus foederis ist gegeben," und groß trat hierbei seine deutsche Gesinnung zu Tage, kein Schatten seiner französischen Sympathien trübte sie, denn diese gehörten nur dem französischen absolulen Königthum und der französischen Kunst an. „Doch will ich," setzte der Monarch hinzu, „ehe ich eine Entscheidung fasse, noch Berchem's Ankunft abwarten, sofort nach dessen Eintreffen darf man mich wecken. Lesen Sie das Schreiben Bray's, das Berchem mitbringt und berichten Sie mir den Inhalt. Das ist mein Wille. Gute Nacht!" Um 6 Uhr Morgens am 16. Juli traf der Secretär des Ministers Bray mit wichtiger Botschaft von München ein, und Herr v. Eisenhart ließ in der That den König wecken. „Der König empfing mich in seinem Schlafzimmer. Er lag in seinem blauen Himmelbette und begrüßte mich mit einer Freundlichkeit, die den idealen Ausdruck seines Gesichtes noch erhöhte. „Nun, was bringen Sie?" Der König richtete sich in seinen Kissen auf, ließ sich Bray's Schreiben vorlesen und erkundigte sich nach Berchem's Mittheilungen. Noch einmal wurden die Hauptpunkte der großen Frage berührt. „Rasche Hülfe ist doppelte Hülfe, Majestät," sagte ich. Eine Pause trat ein. Dann sprach der König: „Bis dat, qui cito dat, entwerfen Sie meinen Befehl zur Mobilmachung." Auch die Tage des Unglücks, als der hochherzige, ideale König ein so tragisches Ende fand, sind von der Verfasserin mit warmem Herzen geschildert. Alles in Allem eins der hervorragendsten Memoirenwerke unserer Zeit.

Dürers Bilder zur geheimen Offenbarung Johannis. (München, Hamböck). Diese photochemischen Reproduktionen geben die Dürer'schen Holzschnitte in Originalgröße und in einer Treue wieder, die auch dem Kenner vollständigen Ersatz für den Besitz der Originale bietet. Das geist- und phantasievolle Jugendwerk unseres größten deutschen Meisters wird von Professor Sepp in einem lichtvollen Vorwort erklärt, wodurch die Popularität des mehrfach räthselhaften Werkes nur gewinnen kann.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Der

Evangelische Kirchenbund.

Ein Vorschlag

zur

Abwehr des Ultramontanismus.

Von

J. G. A. Walch.

—• Preis: brosch. 40 Pfge. •—

Rich. Kahle's Verlag, Dessau.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Diese **Bismarck-Nummer** bildet Nr. 14 der „Gegenwart" und wird an neu hinzutretende Abonnenten ohne Aufschlag mitgeliefert.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Direct zu beziehen durch den **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Mainländer,

Die Philosophie der Erlösung.

2 Bände. 1894.

Preis Mark 12.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direct durch die Verlagsbuchhandlung von

Georg Hübscher,

Köln, Laurenzplatz 1.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalischerdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt).

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Wunder-Cigarren-Spitze.

Der Rauch zaubert im Röhrchen reizende Bilder auf Blättchen hervor. Amüsant für jeden Raucher. Echt Weichsel mit echt Bernstein **M. 1,25,** desgl. Cigarettenspitze M. 1,10. Von 2 Stück an **frankirte** Zusendung überallhin: von ½ Dtzd. an 20% Rabatt. Briefmarken in Zahlung. Zu beziehen von

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstr. 49.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 23. Berlin, den 8. Juni 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Selbsthülfe für die Landwirthschaft. Von Rudolph Meyer. — Die strategische Bedeutung des Nordostsee-Canals. Von Nauticus. — Ueber die Erziehung zum Officier. Allerlei Vorschläge. — Marx und seine Widerleger. Von Paul Ernst. — **Feuilleton.** Nr. 1054. Von Alfred von Hedenstierna. — **Aus der Hauptstadt.** Sergeant Buzfuez. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Selbsthülfe für die Landwirthschaft.

Von Rudolph Meyer.

Rodbertus, Wagener und ihre Anhänger strebten nach Gesetzen und Institutionen, welche die Großgrundbesitzer politisch und wirthschaftlich unabhängig, von den Geldmächten sowohl, wie von der Regierung, machen und erhalten sollten. Als Bismarck den Entschluß faßte, sie durch Schutzzölle zu subventioniren, sah ich mit Bedauern ein, daß dadurch ihre Unabhängigkeit aufhören müsse, sobald ihr Einkommen nicht mehr ausschließlich vom Reinertrag ihrer Geschäfte, sondern zum Theil von Zwangsbeiträgen ihrer Mitbürger abhinge. Ich studirte 1879 die Geschichte der englischen Korngesetze und schrieb 1880 in den „Christlich-socialen Blättern": „Man suchte damals (vor 1846) den Kornpreis in England hoch zu halten, wie es jetzt Deutschland versucht, und erzielte nur einen englischen Ausnahmspreis" — den England schließlich nicht mehr aufrecht erhalten konnte. „So wird auch der Versuch, in Europa künstlich höhere Kornpreise zu halten, als es die amerikanischen, zuzüglich der Handelsspesen sind, scheitern." Wohin diese neue Politik des Fürsten Bismarck in Deutschland wahrscheinlich führen werde, sagte ich im selben Jahre in einem Buche, das hinterlassene Briefe des Dr. Rodbertus enthält: „Weil ich conservativ bin, bin ich für freien Kornhandel — so lange nicht etwa der Staat ihn zum Monopol macht, was heute nicht von mir empfohlen wird." Inzwischen ist, nach der „Kreuz-Zeitung" vom 12. März d. J., der Herr Graf Kanitz ebenfalls, schon einige Jahre, bevor er damit an die Oeffentlichkeit trat und unabhängig von Herrn Till, auf das Monopol verfallen, und Herr Till hat es schon 1890 bis zur Idee eines Bäckereimonopols weiter entwickelt. Es ist also das Monopol, wie man sieht, die vorausgesehene, logische Entwickelung der Bismarck'schen Agrarschutzzollpolitik, die immer steigenden Schutzzoll erfordert, und wenn es unmöglich wird, ihn zu erhöhen, zum fast allgemeinen Bankerott der Gutsbesitzer des Ostens führen muß. Stehen sie aber vor diesem Bankerott, so rufen sie nach dem Monopol, d. h. sie sind nun bereit, auch noch den Schein von Selbstständigkeit aufzugeben und Staatspensionäre zu werden. So weit sind wir jetzt! Einer der Ihrigen, der Herr Graf Kanitz, ist mit einem Monopolantrage hervorgetreten, der indessen nur die Interessen der nordöstlichen Rittergutsbesitzer berücksichtigt und nur ausgeführt werden kann, wenn die 6—7 östlichen preußischen Provinzen, event. auch Hannover und Mecklenburg, aus dem Reichszollverbande austreten und einen „Zollausschluß" bilden, wie früher lange Zeit Oldenburg und Hannover, und bis 1866 Mecklenburg einen Ausschluß vom Zollverein bildeten. Aber selbst wenn ein solcher Zollausschluß gebildet würde, so erregt der Antrag Kanitz große Bedenken, jedenfalls größere als das weitergehendere Brod-Monopol des Herrn Till, welches nicht nur die Interessen der Gutsbesitzer, sondern auch diejenigen der Brodconsumenten in's Auge faßt. Da dieses nun das Brod nicht verthenern würde, so hatte Herr Till gehofft, daß die Agrarierpresse es mit warmer Theilnahme aufnehmen werde. Allein dies ist nicht geschehen, und darauf hat Herr Till dem Staatsrathe diese seine Monopolidee, nebst einem zweiten, auf Selbsthülfe beruhenden Project unterbreitet. Er erhielt hierauf von dem Secretair des Staatsrathes die Antwort, „daß es nicht die Aufgabe des Staatsrathes ist, Vorschläge von privater Seite in Berathung zu nehmen. Indessen ist Ihre Vorstellung dem Ministerium für Landwirthschaft, Domänen und Forsten überwiesen worden." Ich begehe also keine Indiscretion, wenn ich dem Publikum den zweiten Selbsthülfevorschlag des Herrn Till mittheile, welchen der Staatsrath in Berathung zu ziehen ablehnte. Derselbe lautet:

„Alle Landwirthe vereinigen sich genossenschaftlich, und errichten in allen halbwegs größeren und auch größten Städten Consumhallen. In diesen Hallen bringen die Landwirthe alle ihre Erzeugnisse dem Publikum direct zum Verkaufe. In den Consumhallen wird das Getreide in Brod umgewandelt, das Vieh geschlachtet. Sie werden nebst Brod, Mehl, Fleisch, auch Geflügel, Obst, Milch, Butter, Käse, Eier, Fett, Kartoffeln, Gemüse, Wein, Hafer, Heu, Brennholz, Fische, Wild ꝛc., überhaupt alle landwirthschaftlichen Erzeugnisse zum Verkaufe bringen. Alle Landwirthe liefern ihre Erzeugnisse ausschließlich an die Consumhallen; die Erzeugung wird mit dem Bedarf in Einklang gebracht — die Zwischenhändler entfallen vollständig, diese bekommen gar keine Waaren zu kaufen, die Bäcker, Fleischhauer, Greißler hören auf. Desgleichen auch die sämmtlichen Getreidehändler, denn die Landwirthe liefern alles erbaute Getreide an die Consumhalle ab, wo es in Mehl und Brod umgewandelt wird, und die Landwirthe kaufen den etwaigen Getreideabgang direct im Auslande."

Herr Till befürchtet nicht, daß dieser Vorschlag undurchführbar sei, sondern im Gegentheil, daß die vereinigten Landwirthe die Preise ihrer Producte ungebührlich hoch treiben würden.

Dieser Umstand, wenn er unvermeidlich wäre, was meine Ansicht nicht ist, würde die Landwirthe gewiß nicht abhalten, sich zu gemeinsamem Absatz ihrer Producte als fertiger Fabrikate zu vereinigen, in welchem Falle sogar der bisherige Schutzzoll auf Getreide und Fleisch wegfallen könnte. Uebrigens würden auch nicht alle Fleischer, Bäcker und Greißler überflüssig werden.

Dieser Till'sche zweite Selbsthülfevorschlag ist in Oesterreich entstanden und erklärt sich durch die österreichischen Verhältnisse. Hier ist auch der Anfang zu seiner Ausführung bereits gemacht worden.

In Oesterreich hat sich die conservative Partei, welche die eventuellen Agrarier in den Deym- und Hohenwartelubs enthält, mit Polen und Liberalen bekanntlich coalirt und Herrn von Plener als Finanzminister aeceptirt. Dieser war nie radical und wurde als Minister nicht conservativ-agrarisch, er blieb sich treu und gleich, sozusagen, liberaler Doctrinär. Von ihm haben die Agrarier weder Aufhebung der Grundsteuer, noch Erhöhung der Schutzzölle oder gar Getreidemonopol zu erwarten, höchstens eine Erhöhung der Zuckerexportprämie, falls Deutschland sie erhöht. Nun sind aber die Preise landwirthschaftlicher Producte in Oesterreich noch niedriger als in Preußen. Es kosteten im Februar 1895 100 Kilo Weizen in Berlin 12.90 Mk., in Wien 10.72, — 2.18 Mk.; Roggen in Berlin 11.36 Mk., in Wien 9.39, — 1.97 Mk.; Rindfleisch, Schlachtgewicht, I. Qualität in Berlin 60.38 Mk., in Wien 55.31 Mk., — 4.87 Mk. Dadurch ist Getreidebau in Oesterreich vielfach bereits passiv, während das in Deutschland noch nicht der Fall ist. So waren auf einem großen Gute Böhmens 1874 die Productionskosten von 100 Kilo Weizen 7.73 fl., 1894 = 8.13 fl., der Verkaufspreis 1874 12.50 fl., 1894 = 7.10 fl.; die Grundrente betrug pro Hectar 1874 $76^1/_3$ fl. und war 1894 passiv um $16^1/_2$ fl. — Wenn dieses Gut in Preußen läge, daher keine Grundsteuer zu zahlen gehabt hätte und der Verkaufspreis des Weizens $8^1/_3$ fl. gewesen wäre, wie 1894 durchschnittlich in Deutschland, so würde der Hectar noch 11 fl. reine Grundrente getragen haben. Der Weizenbau ist in Oesterreich also, caeteris paribus, Boden, Clima, Lohn, durch Grundsteuer und niedrigeren Preis pro Hectar um 27 fl. oder um 43 Mk. schlechter gestellt als in Deutschland. Und dabei keine Aussicht auf Staatshülfe! Also schaut man sich um, wie man sich selbst helfen könnte, und greift nun zum zweiten Till'schen Project, dessen Ausführung in Böhmen bereits begonnen hat.

Die großen Grundherren gehen hier mit dem Beispiel so voran, wie sie es bei allen landwirthschaftlichen und sogar vielen industriellen Fortschritten seit etwa 150 Jahren gethan haben. Ein Graf C., der große Reisen gemacht und die Welt mit Vortheil gesehen hat, baute im v. J. eine Mühle und richtete eine Bäckerei ein, worin er alles von ihm auf einer Domaine von ca. 3000 ha producirte Brodgetreide in Brod verwandelte, das er loco und in der Umgegend verkauft. — Ein anderer großer Herr, der eine Domaine, 15 Minuten von einer Stadt mit ca. 40000 Einwohnern gelegen, besitzt, verkaufte früher ca. 30000 Mtc. Rohzucker aus eigner Fabrik, Milch, Fettvieh, Weizen und Gerste. Er hat nun bereits eine Mälzerei und Brauerei eingerichtet, verkauft Bier anstatt Gerste und verfüttert die Malzkeime an Milchkühe. Im folgenden Sommer will er eine Mahlmühle mit Kornschälapparat nach Till'schem System einrichten und eine Bäckerei, damit verwandelt er dann den producirten Roggen in Brod, verkauft dies und verfüttert die Kleie. Hiermit mästet er mehr Schlachtvieh als bisher und dies schlachtet er, verkauft Filets, Cotelettes, Zungen, soweit er sie nicht loco absetzt, nach den böhmischen Badeorten und läßt den Dorfbewohnern und Städtern der Nachbarstadt das andere Fleisch billig ab. Da er jetzt mehr Vieh zur Milch- und Fleischerzeugung hält als früher, gewinnt er mehr Stalldung und braucht weniger Kunstdünger zu kaufen. Endlich schafft er die amerikanischen Pflüge und Drillmaschinen an, auf welchen die Arbeiter sitzen und mit denen sie mehr Land pro Tag bearbeiten, als mit Instrumenten, hinter denen sie in ermüdender Weise hergehen müssen. Es ist berechnet, daß durch diese Maßregel die Grundrente der Domaine, die seit 1891 sehr erheblich gesunken war, höher steigen wird, als sie Anfangs der siebziger Jahre war. Ich will hier nur für Brod und Getreide einige Zahlenangaben machen, um nachzuweisen, daß diese Art Selbsthülfe wirklich den Landwirthen noch mehr nützen kann, als das Kanitz'sche Project.

Die agrarische Presse pflegt zu behaupten, daß der Brodpreis nicht stiege, wenn der Getreidepreis steigt, d. h. daß hier einmal der Fall vorkomme, in welchem eine Ursache keine Wirkung erzeuge. Dr. Hirschberg vom statistischen Amt der Stadt Berlin hat nun für 10 Jahre Roggen- und Roggenbrodpreise für Berlin festgestellt und sich dadurch ein großes Verdienst erworben. Ich mache aus seinen Arbeiten den folgenden Auszug:

Berliner Preise für 100 Kilo in Mk.:

	Roggen:	Roggenbrod:	+	Procente des Roggenpreises:	
1885	14.06	21.31	7.25	52	
1886	13.06	20.80	7.74	58	
1887	12.09	20.65	8.56	70	59
1888	13.45	21.22	7.77	58	
1889	15.55	24.72	9.17	59	
1890	17.00	27.18	10.18	59	
1891	21.12	31.62	10.50	50	
1892	17.60	29.46	11.86	67	62
1893	13.37	21.89	8.52	63	
1894	11.77	20.43	8.66	73	
				61	

Die Tabelle ergiebt einen Parallelismus von Brod- und Kornpreisen, obschon keine absoluten. Sie ergiebt ein allmähliches Steigen des procentischen Backaufschlages, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil Steuern, Miethe, vielleicht auch Löhne gestiegen sind. Der Aufschlag beträgt in den letzten 5 Jahren 62%, fast $^2/_3$ des Roggenpreises!

Herr Till nun verkauft an den österreichischen Fiscus sehr gutes mittelweißes Militärbrod, das Kilo zu 7 Kreuzer, während 100 Kilo Roggen 6.30 fl. kosten, d. h. Roggen 100 Kilo = 10.1 Mk., Brod 100 Kilo = 11.2 Mk. Aufschlag. 1.1 Mk. = 11%. — Wenn das Kanitz'sche Monopol durchgeführt würde, erhielte der Landmann 16 Mk. pro 100 Kilo Roggen und der Consument zahlte bei 62% Backaufschlag rund 26 Mk. für 100 Kilo Brod. Machten die Landwirthe Brodverkaufsassociationen, so könnten sie 16 Mk. für ihren Roggen nehmen und 100 Kilo Brod mit 11% Backaufschlag zu $17^3/_4$ Mk. verkaufen, während es 1894 in Berlin $20^1/_2$ Mk. kostete und der Landwirth nur $11^3/_4$ Mk. für 100 Kilo Roggen erhielt.

Bei Herstellung von Weizengebäck würden die Landleute noch viel bessere Geschäfte machen, da der Backaufschlag bei „Schrippen" in Berlin im Jahre 1894 $21^1/_2$ Mk. pro 100 Kilo über den Weizenpreis betrug.

Eine solche Selbsthülfeoperation der Landwirthe entlastet also sogar die Consumenten gegenüber der Gegenwart und giebt den Landwirthen das, was sie durch den Kanitz'schen Antrag zu erreichen hoffen! Soweit ich diese Dinge übersehen kann, an deren Betrachtung ich doch seit 30 Jahren gewöhnt und wobei ich von eminenten Lehrern unterstützt und unterwiesen bin, ist der ganze lärmende Ansturm der deutschen Agrarier auf die Gesetzgebung um Unterstützung vollkommen überflüssig. Sie stehen sich noch viel besser als die österreichischen Großgrundbesitzer, zahlen weniger Steuer und erhalten höhere Preise als die

Oesterreicher, und wenn diese sich selbst helfen können, mögen die norddeutschen es doch auch thun — oder sie werden zu Grunde gehen, denn ich hoffe nicht viel vom Staat für sie.

Die strategische Bedeutung des Nordostsee-Canals.

Man hat die Eröffnung des Nordostsee-Canals und ihre Feier in ihrer Bedeutung für die maritime Welt in überschwänglicher byzantinischer Weise mit derjenigen des Suezkanals, sowie mit der Columbusfeier in Genua und der der Columbia-Ausstellung in Amerika verglichen; allein wenn auch der dabei entwickelte äußere Pomp demjenigen jener Feierlichkeiten voraussichtlich nicht nur gleichkommen, sondern ihn hinsichtlich der Repräsentation der dabei vertretenen Schiffe aller Nationen übertreffen wird, so ist die Bedeutung der Eröffnung des Suezcanals, welcher die Wellen des Orients und des Occidents, die Gewässer des indischen und stillen Oceans mit denen des Mittelmeers und des atlantischen Meeres auf dem kürzesten Wege zu verbinden bestimmt war, von offenbar ganz anderer weltumfassenderer Tragweite, als diejenige der directen Verbindung zwischen dem Binnenmeer der Ostsee und der deutschen Nordsee, einer verhältnißmäßig kleinen Bucht des gewaltigen atlantischen Oceans. Der gesammte Verkehr, der sich von der Ostseeküste, sowie der West- oder Nordwestküste Schwedens und Norwegens aus in westlicher Richtung von Hull ab nördlich nach den englischen und schottischen Küsten und um diese herum nach Amerika erstreckt, wird, wie uns erfahrene Hamburger Kenner der Verhältnisse versichern, seinen alten Weg beibehalten, und selbst der durch den Nordostsee-Canal via Hull ermittelte Zeitgewinn von 15 Stunden dürfte die betreffenden Rheder in Anbetracht der dabei zu entrichtenden Canalgebühr kaum zur Aufgabe ihrer bisher innegehabten gewohnten Linien veranlassen. Dagegen werden alle Schiffe und Güter, die von Hull ab südlich von der Küste Englands auslaufen oder die den Canal passiren, sowie die von der Ostsee dorthin gesandten, den Nordostsee-Canal benutzen und ihre Zahl ist, wie die Statistik nachweist, sehr beträchtlich.

Möge nun die Rentabilität des Nordostsee Canals, wie wir dies lebhaft wünschen, eine große werden oder nicht, so unterliegen jedenfalls die strategischen Vortheile, welche er der deutschen Kriegsflotte bietet, nicht dem mindesten Zweifel, und die Zeit liegt hinter uns, wo Graf Moltke es für fraglich hielt, ob wir die nöthigen Landstreitkräfte zum Schutze des Canals zur Verfügung haben würden, und wo der berühmte Stratege, die Nützlichkeit des Canals zwar anerkennend, sich über denselben im Reichstage mit den Worten äußerte: „Aber wofür wollen wir eigentlich den Canal bauen? doch für die deutsche Flotte; sorgen wir daher zuvor, daß eine deutsche Flotte geschaffen wird.“ Heute ist diese Flotte thatsächlich vorhanden und regen sich lebhafte mit der wirthschaftlichen Lage des Reichs allerdings nicht im Einklange befindliche Wünsche für ihre rapide Weiterentwickelung. Die Existenz des Nordostsee-Canals involvirt an und für sich eine beträchtliche Verstärkung, wenn auch nicht bezüglich der Zahl der Schiffe, so doch der Leistungsfähigkeit der Flotte, da diese mit seiner Vollendung heute nach Belieben und, je nach dem Erforderniß der Lage, vereint in den Gewässern der Nordsee oder denen der Ostsee aufzutreten vermag und in beiden, in Wilhelmshaven oder Cuxhaven, der Elbmündung und Kiel, die Stützpunkte findet, auf welche sie sich jederzeit zu basiren im Stande ist. Die Streitkräfte der maritimen Wehrmacht des Reiches, bisher durch die jütische Halbinsel und die dänische Inselmasse getrennt, sind heute durch den Canal zu Kriegs- und Friedenszeiten leicht zu vereinigen und haben daher unbedingt eine beträchtliche Steigerung ihres Leistungsvermögens erfahren. Ueberdies war es bisher nicht völlig ausgeschlossen, daß, ganz abgesehen von dem bedeutenden Umwege, den das Passiren des Sundes oder der Belte in sich schließt, dieser Weg im Falle eines Krieges, wenn Dänemark, was nicht unwahrscheinlich, Stellung gegen Deutschland nahm, durch seinerseits rechtzeitig angelegte Torpedosperren bei der Insel Sprogö, sowie durch Batterien bei Korsör und Nyborg am Großen Belt, oder bei Middelfahrt am Kleinen Belt, der dort bereits durch einen Panzerthurm vertheidigt wird, oder durch die Geschütze der neuen Seefrontbefestigung Copenhagens, namentlich die des Middelgrundforts, deren Wirkungsbereich sich bis zur Insel Saltholm erstreckt, den deutschen Geschwadern eine Zeit lang gesperrt wurde. Von weit größerer Bedeutung aber vermochte diese Sperrung zu werden, wenn eine mit Dänemark sich verbindende Macht, wie etwa Frankreich, auf den dänischen Inseln festen Fuß faßte und Copenhagen als Stützpunkt für ihre Operationen gewann. Die letztere Möglichkeit, wenn auch ihre dereinstige thatsächliche Verwerthung ziemlich unwahrscheinlich ist, besteht jedoch auch heute noch; allein die, wenn auch an Streitkräften voraussichtlich überlegene Flotte jener Macht vermag heute das in dem völlig geschützten vortrefflichen Kriegshafen von Kiel anzunehmende deutsche Ostseegeschwader nicht mehr an der Vereinigung mit dem Nordseegeschwader zu hindern, und ebenso wenig das rechtzeitig nach der Elbmündung unter den Schutz Helgolands und Cuxhavens gegangene Nordseegeschwader an der Vereinigung mit dem Ostseegeschwader. Sowohl die Küstenbefestigungen Cuxhavens und die Batterien von Westerdeich und Brunsbüttel an der Westmündung des Nordostsee-Canals, wie die von Kiel, bilden heute gesicherte Debouchepunkte für die gesammte deutsche Flotte aus der Nord- und Ostsee, und sie dürfte heute vermöge des Nordostsee-Canals zweifellos, ungeachtet ihrer wahrscheinlichen Inferiorität an Zahl, selbst einem numerisch überlegenen westlichen und östlichen Gegner gegenüber die Offensive ergreifen, da als beste Abwehr auch im Seekriege der Hieb gilt, vorausgesetzt, daß diese Ueberlegenheit keine überwältigende ist.

Bei einer Beurtheilung der strategischen Bedeutung des Nordostsee-Canals erscheint es jedoch unerläßlich, neben diesen allgemeinen Momenten der concreten Machtverhältnisse der Gegner zu gedenken, mit denen das deutsche Nord- und Ostseegeschwader im Falle eines Krieges zu rechnen haben. Bei einem, bei der derzeitigen politischen Constellation allerdings unwahrscheinlichen Kriege mit Frankreich allein, würde allerdings selbst das Vorhandensein des Nordostsee-Canals die gewaltige maritime Ueberlegenheit Frankreichs Deutschland gegenüber nicht auszugleichen vermögen; allein die heute durch den Canal leicht zu vereinigende deutsche Flotte würde in diesem Falle zwei mindestens ebenso starke Flotten des Gegners an die Elbmündung und die Kieler Bucht zu ihrer Beobachtung fesseln, falls sie nach einem ersten offensiven Engagement mit dem Feinde nach der Entwickelung der überwältigenden Ueberlegenheit desselben nach der Elbmündung und dem Nordostsee-Canal zurückgegangen ist. Von den gesicherten Debouchepunkten der Elbmündung und Kiels aus vermag sie jedoch alsdann immer noch zu Offensivunternehmungen, namentlich mit ihrer zahlreichen Torpedoflottille und bei sich bietender Gelegenheit auch mit Schlachtschiffen zu schreiten; allein sie wird, wenn die Hauptstärke der nicht etwa durch Beobachtung in anderer Richtung sehr beträchtlich geminderten Seemacht Frankreichs ihr vor jenen beiden Häfen gegenüber tritt, den Schutz des übrigen Theils der Küsten, den allen Unternehmungen eines Angreifers zur See glücklicher Weise höchst ungünstigen maritimen Verhältnissen der Nordseeküsten und deren Befestigungen und Landtruppen und an der Ostsee diesen Schutz den dortigen Befestigungen und der Landarmee allein überlassen müssen.

In Anbetracht unseres vortrefflich entwickelten Küsten

vertheidigungssystems dürfen jedoch in dieser Beziehung nicht die mindesten Besorgnisse gehegt werden. Völlig anders und weit günstiger in Bezug auf die Streitkräfte liegen die maritimen Verhältnisse Deutschlands bei einem zwar ebenfalls zur Zeit unwahrscheinlichen, jedoch zu erwägenden Kriege mit Rußland allein. Die russische Ostseeflotte, von der, beiläufig bemerkt, heute neun der besten Schiffe und voraussichtlich auf längere Dauer, in den ostasiatischen Gewässern stationirt sind, ist der deutschen an Anzahl der Schiffe — 213 gegenüber 89 — zwar beträchtlich überlegen; allein an Stärke des Tonnengehalts, der Armirung und Qualität, namentlich der Schlachtschiffe, sowie ihrer Bemannung, übertrifft die deutsche Flotte die russische, so daß sie den Kampf mit derselben mit aller Aussicht auf Erfolg aufzunehmen vermag. Hier würde es sich vorerst um eine oder einige, beiderseits unter offensivem Vorgehen geführte Seeschlachten handeln, und vermag der Nordostsee-Canal auch hierfür von größter Bedeutung zu werden, da er das deutsche Nordseegeschwader rasch nach der Ostsee heran zu ziehen gestattet. Im Uebrigen aber würde er bei einem Kriege mit Rußland allein, kaum in anderer Richtung, es sei denn die erleichterte Benutzung des maritimen Kriegsmaterials der Nordseestationen und deren Retablissementsstätten, zu bedeutsamer Verwendung gelangen können.

Der dritte Fall, der eines Coalitionskrieges, ist in Anbetracht der heutigen politischen Gesammtlage, wenn es dereinst zum Kriege kommen sollte, der weit wahrscheinlichere und derjenige, welcher die Leistungen des Nordostsee-Canals ins hellste Licht setzt. In diesem Falle hat die deutsche Flotte es mit zwei räumlich durch die Entfernung von circa 300 Meilen (Luftlinie) zwischen Cherbourg und Kronstadt von einander getrennten Gegnern zu thun und vermag durch den Nordostsee-Canal ihr Nord- und Ostseegeschwader nach erfolgter Versammlung beider binnen vierzehn Stunden zu vereinigen und dem einen der beiden Gegner mit vereinigten Kräften gegenüber zu treten. So lange der Nordostsee-Canal nicht existirte, war diese Vereinigung in Anbetracht des Umweges um Dänemark, bei raschem Auslaufen des französischen Nordgeschwaders von Cherbourg nach der Nordsee, sowie bei etwaigem feindlichen Auftreten Dänemarks und Sperrmaßregeln desselben in beiden Belten und im Sunde, in Frage gestellt; heute jedoch ist sie dem deutschen Nordsee- und Ostseegeschwader vermöge des Canals unbedingt gesichert. Es würde sich in jenem Coalitionskriege für die deutsche Flotte zunächst darum handeln, ob sich dieselbe zuerst gegen das französische Nordgeschwader oder gegen die russische Ostseeflotte wenden will, um vor der Vereinigung der nach gemeinsamem Operiren und Kämpfen strebenden beiden Flotten die eine derselben anzugreifen und zu schlagen. Für den betreffenden Entschluß aber dürften im Wesentlichen die folgenden Verhältnisse in Betracht kommen. Der Seeweg von Cherbourg nach der Elbmündung ist um ein Drittel kürzer als derjenige von Kronstadt nach Kiel. Das französische Nordgeschwader vermag daher weit rascher vor der Elbmündung zu erscheinen, als die russische Ostseeflotte vor Kiel. Die maritime Position der deutschen Flotte ist in der Nordsee in Folge der Beschaffenheit der dortigen Küstengewässer und der Stützpunkte Wilhelmshaven, Helgoland, Cuxhafen und der übrigen Elbmündungsbefestigungen eine vortreffliche, und nur eine sehr starke überwältigende Ueberlegenheit des französischen Nordgeschwaders würde die vereinigte deutsche Flotte von der Annahme einer offenen Seeschlacht abstehen lassen können. Das französische Nordgeschwader ist im Frieden nur 1 Schlachtschiff, 1 Panzerkreuzer, 3 Panzerküstenschiffe, 1 Kreuzer 1. Classe, 2 Kreuzer 3. Classe, 2 Torpedobootjäger, 1 Torpedodivisionsboot und 3 Hochseetorpedoboote stark. Hierzu kommt jedoch im Kriegsfalle die sehr beträchtliche Reserve, und der französische Marineminister General Besnard erklärte noch unlängst in der Kammer bei der Berathung des Kriegsbudgets: weit entfernt, daß Frankreichs Rüstungen vermindert würden, müsse vielmehr, sobald der Nordostsee-Canal eröffnet sei, das französische Nordgeschwader ebenso stark wie das Mittelmeergeschwader sein. Wenn es nun auch ungeachtet des in lebhaftem Vorschreiten begriffenen Kriegschiffsbaues in Frankreich diesem Lande kaum möglich werden dürfte, sein Nordgeschwader binnen absehbarer Zeit auf diese Stärke zu bringen, und wenn auch das Schwergewicht der maritimen Action Frankreichs sich in jenem Coalitionskriegsfalle voraussichtlich gegen Italien richten würde, so müssen wir doch darauf gefaßt sein, daß Frankreich bei der gewaltigen Ueberlegenheit seiner Flotte von 444 Fahrzeugen gegenüber 89 deutschen, mit einem der deutschen an Anzahl, Tonnengehalt und Armirung überlegenen Nordgeschwader in den deutschen Gewässern auftreten kann. Von dem Maße dieser Ueberlegenheit dürfte es abhängen, in welcher Weise die deutsche Flotte den Kampf aufnehmen wird, und selbst wenn sie bei zu starkem Uebergewicht auf französischer Seite den Kampf mit der Escadre du Nord in offener Seeschlacht nicht versuchen würde, so würde sie dennoch durch zahlreiche Offensivunternehmungen, namentlich ihrer Torpedoboote bei Nacht, dem französischen Nordgeschwader unbedingt sehr viel zu schaffen zu machen, die Verbindung desselben von Wilhelmshaven und der Wesermündung aus bedrohen und mindestens sehr beträchtliche französische Streitkräfte an die Elbmündung und diejenige des Nordostsee-Canals fesseln und den Gegner darüber im Ungewissen lassen, ob die deutsche Flotte sich mit einem beträchtlichen Theil ihrer Fahrzeuge gegen die russische Ostseeflotte gewandt hat. Gestatten dagegen die beiderseitigen Stärkeverhältnisse die Aufnahme des Kampfes in offener Seeschlacht, und war derselbe für die deutsche Flotte ein entscheidender Sieg, so vermag sich diese alsdann in weit kürzerer Frist, als es früher vor der Eröffnung des Canals möglich, gegen die russische Ostseeflotte zu wenden und mit jener abzurechnen. Sieht sie sich jedoch dem französischen Nordgeschwader gegenüber zu einer unter offensiven Vorstößen innezuhaltenden Defensive veranlaßt, so vermag sie, gestützt auf die starken Befestigungen der Elb- und Nordostsee-Canalmündung, sich ebenfalls unter Maskirung ihres Abzuges und unausgesetzter Beobachtung des Gegners durch schnelle Kreuzer auch nach den Belten und dem Sunde hin gegen die russische Ostseeflotte zu wenden, um mit dieser, welche, wie erwähnt, ihr zwar an Gesammtzahl der Schiffe überlegen, jedoch an Tonnengehalt und Armirung, besonders der eigentlichen Schlachtschiffe, nicht gleichwerthig ist, den Kampf mit aller Aussicht auf Erfolg aufzunehmen. In beiden Fällen aber ist die Benutzung des Nordostsee-Canals für die deutschen Geschwader von höchstem Werth, und noch für zahlreiche andere Kriegslagen und Fälle ließe sich dasselbe mit Leichtigkeit nachweisen. Der Nordostsee-Canal bietet, was nochmals betont sei, in seiner jetzt vollendeten Gestalt das verbindende Glied zwischen den beiden stark befestigten Flottenstations- und Debouchéepunkten Kiel und der Elbmündung an der Küste der beiden durch Jütland getrennten Meere, und das Rokiren zwischen diesen ist, wie aus den vorstehenden Ausführungen hervorgehen dürfte, nicht nur für die strategische Verwendung der deutschen Geschwader, sondern auch für ihre Approvisionirung und ihr eventuell erforderlich werdendes Retablissement von höchstem Werthe.

Allein die Vollendung dieses neuen intermaritimen Weges scheint von politischen und wirthschaftlichen Consequenzen begleitet zu werden, die eine neue Perspective für die Bedeutung des Nordostsee-Canals in dieser Richtung eröffnen, und wenn in den kommenden Junitagen die zur Theilnahme an den Eröffnungsfeierlichkeiten entsandten französischen und russischen Geschwader den militärisch in erster Linie gegen sie gerichteten Canal passiren und der vermöge desselben bewirkten Versammlung von 53 großen Kriegsschiffen mit 17,400 Mann Besatzung im Kieler Hafen beiwohnen, so dürften sich der Eindruck, den die Eröffnung des Canals,

namentlich in französischen Marine-Kreisen, bereits hervorgerufen hat, und die Intensität der an sie sich knüpfenden Folgerungen nur erhöhen. Bereits hat der französische Marineminister, wie erwähnt, auf die Nothwendigkeit für Frankreich hingewiesen, nach Eröffnung des Canals der französischen Escadre du Nord die Stärke des französischen Mittelmeergeschwaders zu geben, und es erscheint keine zu weitgehende Folgerung, wenn man annimmt, daß die dahin zielenden Schritte Frankreichs eine Vermehrung der russischen Ostseeflotte im unmittelbaren Gefolge haben würden, da der Canal auch Rußland gegenüber, wir wir nachwiesen, die Leistungsfähigkeit der deutschen Flotte ganz wesentlich erhöht. In einer derartigen Vermehrung der maritimen Streitkräfte der Nachbarreiche und präsumtiven Gegner würden jedoch die Leiter der deutschen Wehrmacht zweifellos eine neue gebieterische Aufforderung zur Wiederaufnahme ihrer wohl nur momentan unterbrochenen Bestrebungen zur Verstärkung der deutschen Flotte und damit der Erfüllung eines Lieblingswunsches des Imperators erblicken. Damit aber würde die noch vor wenig Jahren bei gegen heute völlig unveränderten Küstenentwickelungsverhältnissen und weit besserer wirthschaftlicher Lage, dem Leistungsvermögen des Reiches als entsprechend erkannte vorzugsweise defensive Rolle und dementsprechende Entwickelung der deutschen Flotte, noch mehr als bisher, jede Aussicht verlieren, wieder zur Anerkennung zu gelangen. Es bedarf daher keiner besonderen Sehergabe, wenn man annimmt, daß sich an die Vollendung des Nordostsee-Canals, sobald jener Zuwachs der maritimen Streitkräfte Frankreichs oder Rußlands in den Deutschland benachbarten Gewässern eintritt, in nicht allzu ferner Zeit neue starke „unabweisbare" Marineforderungen knüpfen werden. Ob aber alsdann, wenngleich sich die Anlage- und Unterhaltungskosten des Canals mit der Zeit durch die Canalgebühren wiedererstatten dürften, bei neuen nicht nur einmaligen, sondern dauernden Millionenbewilligungen für die Flotte, in Folge ihrer sich der Canal wirthschaftlich thatsächlich rentiren würde, erscheint vor der Hand denn doch mehr als fraglich. Nauticus.

Ueber die Erziehung zum Officier.

Allerlei Vorschläge.

„Der Geist der preußischen Armee sitzt in ihren Officiers", dieser Ausspruch des Generals Rüchel (bei Jena verwundet, 1807 außer Dienst, † 1813), ist nicht seiner Form, wohl aber seinem Inhalt nach noch zeitgemäß. Die Tüchtigkeit des Officiercorps ist Grundbedingung für die Leistungsfähigkeit des ganzen Heeres. Selbst mittelmäßige, mangelhaft ausgerüstete Truppen werden leistungsfähig unter tüchtigen Officieren; und umgekehrt, vorzüglich bewaffnete, gut geschulte Truppen unter untauglichen Officieren werden geschlagen. Die Tüchtigkeit unseres Officiercorps ist unsere schneidigste Waffe.

Die Zeit ist vorüber, in der lediglich der Geburtsadel dem Heere seine Söhne zuführte. An seine Stelle ist die Bildungsaristokratie getreten. Eine gediegene Bildung ist unerläßlich für den Officier, denn sie ist die Grundlage für veredelte moralische Eigenschaften. Wie bei allen eine führende Stellung einnehmenden Ständen, kommt es natürlich auch beim Officier nicht etwa nur auf wissenschaftliche Bildung an, sondern auch auf solche des Körpers und des Charakters. Vom Officier wird verlangt, daß er persönliche Vortheile, Erwerb und Wohlergehen dem Nutzen einer großen, gemeinsamen Sache unterordnet. Abgesehen von dem grundbesitzenden Adel, der ja fast allgemein nach alter, guter Tradition seine Söhne am liebsten im Heere sieht, hat darum nach ihm in erster Linie der Berufsofficier und der höhere Beamte seine Söhne dem Heeresdienst zugeführt, viel weniger aber der Handelsstand; denn gerade die Officiere und Beamtensöhne sind in jenen Gesinnungen aufgewachsen, haben also durch die sie umwehende Luft des Vaterhauses schon eine gewisse Erziehung für den Officiersstand genossen. Aber das ist natürlich noch lange nicht genug für den Berufsofficier. Fordert doch die Aufgabe, die der Officier im Frieden an dem Manne aus dem Volke zu erfüllen hat, nämlich ihn zum tüchtigen Soldaten zu erziehen, vor allem gute erzieherische Eigenschaften. Der Officier muß, da er Volkserzieher in eminentem Sinne ist, vor allem in seinen Beruf eine Bildung mitbringen, die ihn sofort dem sehr oft heute durchaus nicht ungebildeten gemeinen Manne und Unterofficier überlegen sein läßt. Es ist also für den Officier ein fester, abgeschlossener Charakter erforderlich.

Das aber ist eine schwer zu erfüllende Forderung, weil der Officier möglichst frühzeitig seine Laufbahn beginnen soll; denn geistige Frische und körperliche Rüstigkeit sind leider der großen Menge nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt im Leben eigen. Daraus ergiebt sich ein großer Uebelstand: Die Erziehung zum Officier erfährt heutzutage der Soldat im Wesentlichen erst, wenn er schon Officier ist. Der Officier tritt in den Genuß vieler Rechte noch ehe er die Pflichten seines Standes zu erfüllen in der Lage ist. Und der Stand des Officiers genießt große Vorrechte. Kein Mitglied eines anderen Berufes wird schon in so frühem Alter wie das beim jungen Officier der Fall ist, als vollberechtigtes Glied der Gesellschaft betrachtet. Es soll das auch durchaus nicht getadelt werden; im Gegentheil, der Corpsgeist fordert, daß der zum Officier Beförderte nun auch in allen Beziehungen als solcher betrachtet wird. In keinem anderen Stande gilt das Einer für Alle und Alle für Einen so sehr wie im Officiersstande. Aber es sind doch aus so frühzeitiger Ernennung zum Officier schwere und große Uebelstände hervorgegangen, die schon manchen bangen Seufzer aus der Seele älterer verantwortlicher Officiere herausgepreßt haben. Es liegt nicht bloß für solche, die in der Lage sind, Einblicke in das innere Leben des Officierscorps zu thun, sondern fast kann man sagen, für die Oeffentlichkeit nur zu klar zu Tage, daß es dem jungen Officier von heute gar sehr an den für seinen wichtigen Beruf unerläßlichen Eigenschaften d. h. also an der nöthigen Bildung fehlt. Zwar wird mit großer Sorgfalt darauf geachtet, daß gewisse Vorgänge nicht vor weitere Oeffentlichkeit kommen, aber schon die Rangliste verräth manches; der außerordentliche Abgang, von dem sie bei vielen Regimentern zu berichten weiß, deutet auf Ereignisse hin, die gewiß in so mancher Familie schweren Kummer, in den Officiercorps der betreffenden Regimenter Aerger und Sorge, in der Garnison unangenehmes Aufsehen, bei den Untergebenen der in Frage kommenden Officiere Minderung der Achtung, für die Allgemeinheit aber großen Schaden verursacht haben. Vieles wird verschleiert und, wenn irgend möglich, vertuscht; es kommt nicht vor die Oeffentlichkeit, da ist dann der Schaden geringer; aber groß genug ist er immer noch. Eine Statistik über die im Heere gescheiterten Existenzen kann nicht gegeben werden. Unerbittliche Zahlen sprechen hier nicht; sie sind jedenfalls nur wenigen Eingeweihten bekannt. Vielleicht ist auch der einstige Officier, der als Landstreicher und Bettler auftritt, nicht so zahlreich vorhanden, wie nach so mancher Schilderung anzunehmen ist; aber er ist vorhanden, leider vorhanden!

Woran läßt es der Officier, namentlich der junge Officier, fehlen? Oder — um die Frage mit unserem Thema in Einklang zu bringen — woran hat es bei der Erziehung zum Officier gefehlt, so daß mangelnde Bildung unverkennbar ist?

Es ist zweifellos, daß Leichtsinn in Geldangelegenheiten und Sucht nach sinnlichen Genüssen vielen jungen Officieren den Hals bricht. Vielleicht wird vor dieser Verdächtigung des Officiercorps Mancher erschrecken, und Viele werden sehr entrüstet dagegen aufbegehren. Aber wir wollen uns doch über vorhandene Schäden nicht hinwegtäuschen. Oben genannte Uebel sind natürlich keineswegs dem jungen Officier einzig und allein eigen; im Gegentheil, sie sind ein heutzutage alle Stände gleichmäßig treffender Vorwurf. Aber der Officier sollte davon frei sein; er sollte auch darin seine Aufgabe sehen, diese inneren Feinde des Volkes zu bekämpfen. Schuldenmachen und Spiel um Geld sind die beiden hervorstechendsten Arten des Leichtsinns in Geldangelegenheiten, wie sie in besonders hervorragendem Maße das Officiersleben zeigt. Der Cadett ist kurz und streng gehalten worden; plötzlich bekommt sein ganzes Leben einen anderen Anstrich; er ist sein eigner Herr. Sein Einkommen ist gut; denn zu den 15—1800 Mark, die ihm an Gehalt, Servis und Wohnungsgeldzuschuß jährlich zukommen, fügt das Vaterhaus noch 50—100 Mark monatlich hinzu, so daß im ganzen jeden Monat 200—250 Mark zu Gebote stehen; hiervon gehen freilich vorweg gewisse Abzüge ab, die aber ermöglichen, daß der junge Officier mit dem, was er in der Hand behält, um so sorgenloser wirthschaften kann; 100 Mark aber sind schnell ausgegeben; da beginnt das Anschreibenlassen: erst im Casino, dann auch anderswo; am nächsten Monatsersten reicht der nach den Abzügen noch bleibende Ueberschuß nur gerade aus, alles Angeschriebene zu bezahlen; zuerst kommt da die Casinorechnung in Betracht: denn ein gewissenhafter Commandeur hält darauf mit großer Strenge. Zu Hause wird nichts gesagt — es ist zu peinlich — ein Kamerad hilft aus — er braucht bald sein Geld selbst — wo es hernehmen? — Die schiefe Ebene ist beschritten — es gehört schon Charakterstärke dazu, nun durch lästige Sparsamkeit wieder in Ordnung zu kommen.

Und das Spiel? Auch hier hat es oft klein angefangen. Vielleicht mit Scat zum halben Pfennig. Bliebe es dabei, es wäre nicht gefährlich, denn gar zu lange Sitzungen gestattet der Dienst nur selten. Aber ein kleiner Tempel, nur so zum Spaß, wird gelegentlich aufgelegt. Es ist dieselbe Geschichte wie mit dem Schuldenmachen. Auch hier die schiefe Ebene.

Das zuerst so gesunde Sportwesen ist krank geworden durch das damit in so enge Verbindung gebrachte Spiel um Geld.

Als zweites unter jungen Officieren besonders stark verbreitetes Uebel stellt sich neben den Leichtsinn in Geldangelegenheiten die Genußsucht. Auch damit — es sei nochmals ausdrücklich betont — ist nicht etwa der Officier allein behaftet. Er leidet aber ganz naturgemäß mit an den Leiden des ganzen Volkes, zu dem er als ein Glied gehört. Aber auch hier ist gerade der Officier zunächst zum Ankämpfen berufen. Essen und Trinken sind in Officierskreisen heutzutage keineswegs mehr einfach und billig. In den Abendgesellschaften giebt es zwar oft nur zwei Gänge und eine Sorte Wein, aber sehr oft ist es auch anders. Manches, was noch vor wenigen Jahren allgemein als Delicatesse galt, z. B. Hummermajonnaise, veranlaßt heute schon den jungen Officier des Oefteren zum Naserümpfen; denn „Büchsenhummer" kann man doch eben heutzutage nicht mehr essen! In der Klage darüber, daß die Gesellschaft von heute, in besonders hervortretender Weise der Theil derselben, der aus den „jungen Herren" besteht, sehr verwöhnt d. h. überaus anspruchsvoll und materialistisch ist, giebt es keine Verschiedenheit der Ansichten. Für den jungen Officier ist das aber ein besonders großer Schaden.

Und nun ein heikles Gebiet. Die Genußsucht des jungen Officiers zeigt sich auch darin, daß er eigentlich wohl nur ganz ausnahmsweise sich frei erhält von dem Verkehr mit liederlichen Frauenzimmern. Leider ist in diesem Punkte nicht bloß die Moral junger Officiere eine sehr laxe. Ueber solche Dinge spricht man nicht gern; aber es ist nothwendig auf ein entschieden vorhandenes Uebel hinzuweisen. Der Student ist hierin weit besser daran als der Officier; denn er steht viel mehr mit dem Vaterhause im Zusammenhange als dieser; die Ferienzeit läßt ihn doch nach nicht sehr langer Abwesenheit immer wieder die heilsame und heilende Luft der heimathlichen Umgebung athmen; der junge Officier dagegen bleibt oft der Heimath viel länger fern, vielleicht 10 Jahre hindurch und länger in ein und derselben Garnison; da wird er gewisse Fesseln, die ein leichtsinnig angesponnenes „Verhältniß" ihm aufgelegt, oft nicht mehr los; er geht langsam aber sicher zu Grunde an einer Unbesonnenheit, begangen in der Zeit, als er noch ganz junger Officier war. Leider hat gerade nach dieser Seite hin die neueste Zeit traurige Vorgänge gesehen, von denen freilich weitere Kreise nichts erfahren haben. Natürlich können in den meisten Fällen hierher gehörende widerwärtige Vorgänge nicht völlig vor Unteroffizieren und Mannschaften verborgen bleiben. Gerade die jüngsten Officiere wohnen vielfach in der Kaserne. Es muß der Autorität des Officiers schaden, wenn der gemeine Mann bei ihm Dinge sieht, die ihm als etwas Unrechtes bisher bekannt waren. Gerade in der Zucht und Sitte muß der Officier durchaus den Untergebenen überragen. Anders wird eine sehr große und gefährliche Verwirrung in den Köpfen der Gemeinen angerichtet; ein großer Theil des guten Einflusses den als eine das Volk erziehende Einrichtung das Heer ausübt, geht auf diese Weise verloren — ja verwandelt sich sogar in das Gegentheil.

Daß nach heutigen Verhältnissen der Officier seine wichtige erzieherische Thätigkeit in einem Alter beginnt, wo er selbst noch nicht eine abgeschlossene Erziehung hinter sich hat und darum noch nicht als ein fester Charakter erscheint, muß nach alledem als ein großer Mangel des obwaltenden Systems erkannt werden. Der vielleicht 18 Jahre zählende junge Mensch, der ein Gymnasium durchgemacht hat, bisher in strenger Zucht des Vaterhauses oder einer Pension gehalten wurde, ist etwa $1^1/_2$ Jahre, nachdem er die Schule verlassen hat, schon Officier. Natürlich ist er im Dienst tüchtig herangenommen worden; er fühlt sich auch leidlich sicher in seinem Auftreten vor den Mannschaften — aber ein älterer Unteroffizier ist ihm in vielen Dingen weit überlegen. Das wird nur ganz ausnahmsweise anders sein. Und die geistige Ausbildung? Ja — die ist im besten Falle eben die, die ein junger Student mit auf die Hochschule bringt, wo er doch eine eigentliche geistige Ausbildung erst genießen soll. Im Allgemeinen bummeln ja die Studenten, die auch urplötzlich über ihre sonst so streng eingetheilte Zeit frei verfügen, in den ersten Semestern gehörig, so daß der junge Officier und der im dritten Semester stehende Student vielleicht das gleiche Maß dessen, was sie einst wußten, vergessen haben; aber der Officier soll doch eigentlich schon etwas Ordentliches vorstellen, d. h. seinen sehr wichtigen Beruf erfüllen, während an den Studenten diese Ansprüche noch lange nicht gestellt werden. Der junge Mediciner, der etwa einem verkaterten Kommilitonen Opiumtropfen zu verordnen sich herausnimmt, nimmt die hierüber gemachten Scherze nicht übel. Welcher Pfarrer würde einen im dritten Semester stehenden Studenten auf seine Kanzel lassen, ohne daß er vorher genau die zu haltende Predigt angesehen hätte! Den Philologen können wir hier kaum vergleichsweise anführen; er ist im achten Semester wahrscheinlich noch ebenso unerfahren als im dritten, wenn er plötzlich vor einer 40 Jungens zählenden Classe unterrichten soll. Er steht als Erzieher schließlich dem Officier am nächsten — und das Unheil, das er anrichtet, ist oft auch nicht gering! Wird etwa der junge Officier, der doch bis auf die letzten $1^1/_2$ Jahre den gleichen Bildungsgang wie jene genommen hat, in seinem Fache tüchtiger sein?

Es ist nach Allem wohl klar, daß der Officier, wenn er in seine wichtige Thätigkeit eintritt, noch nicht erzogen genug ist; aber er ist natürlich selbst nicht schuld daran, sondern das System.

Wie ist zu helfen?

Sehr einfach. Man muß die Zeit der Ausbildung zum Officier verlängern. Bis zu den Scharnhorst'schen Reformen war keine bestimmte Altersgrenze für den Eintritt der Officiersaspiranten — sie hießen damals Junker oder Frei-Corporale — festgesetzt. So finden wir, daß in dem Heere des Preußens vor 1806 sogar zehnjährige Knaben als Junker eintraten. Wurden sie in so jugendlichem Alter zwar vorerst nur in den Listen geführt, ohne eigentlichen Dienst zu thun, so finden wir doch zwölfjährige Knaben, die allen Ernstes den oft recht strengen Dienst leisten mußten. Das war entschieden falsch. Eine Knabe, der noch weit in der körperlichen Entwickelung zurück ist, kann unmöglich das leisten, was sonst nur von Männern verlangt wird. Die Einrichtung konnte sich nicht bewähren; bei den Scharnhorst'schen Reformen mußte sie abgeschafft werden. Aber sie hatte das Gute, daß der zum Officier Beförderte durch eine lange und harte Schule hindurchgegangen und in ihr gereifter geworden war. So falsch es damals also gewesen sein mag, Knaben zu Soldaten zu machen, deren Thätigkeit doch durchaus Manneskraft forderte, — besonders in einer Zeit, wo das Heer sehr viele recht bejahrte gemeine Soldaten und nicht selten Unterofficiere in seinen Reihen hatte, die schon Greise waren — so falsch ist es heute, unreife Jünglinge zu Officieren zu machen, in denen unsere oft durchaus nicht ungebildeten Soldaten und die oft auch nicht mehr jungen Unterofficiere ihre Vorgesetzten ehren sollen.

Der Eintritt des Officiersaspiranten kann natürlich erst erfolgen, wenn die körperliche Entwickelung gestattet, ihn in ein Glied mit den gemeinen Soldaten von 20—22 Jahren zu stellen. Das 17. Lebensjahr wird hier die äußerste Grenze nach unten bezeichnen, aber sie muß streng innegehalten werden, und 17 Jahre müssen eben wirklich die äußerste Grenze sein, so daß im Allgemeinen erst dem 18jährigen der Eintritt gestattet werden wird. Es muß durchaus von dem Maße körperlicher Entwickelung abhängen, ob der Eintritt schon mit 17 Jahren oder erst später erfolgen darf. Hier muß das Zeugniß des Militärarztes ebenso entscheidend sein wie das einer Prüfungscommission, die über die wissenschaftliche Befähigung ihr gewichtiges Urtheil abgiebt. Connexionen dürfen bei diesen Fragen durchaus nicht irgend welchen Einfluß ausüben. Auch der höchste Adel darf hier nicht bevorzugt werden.

Die Beförderung zum Officier dürfte im Allgemeinen nicht früher als fünf Jahre nach dem Eintritt in's Heer erfolgen. Diese fünf Jahre müßten sehr fleißig zur praktischen und theoretischen Ausbildung in alle dem, was der Officier braucht, benutzt werden. Die Zeit wäre keineswegs etwa zu lang. Den Dienst muß ja heutzutage der Avantageur erst ordentlich beherrschen, ehe er zur Kriegsschule zugelassen wird; darauf wird auch streng gehalten. Aber doch ist es eine alte Erfahrung, daß der Officiersaspirant als junger Unterofficier sich in den meisten Fällen noch recht unsicher fühlt. Darüber giebt es so manche ergötzliche Anekdote; viele von ihnen mögen ja nicht wahr sein, aber sie sind gut erfunden und kennzeichnen die Verhältnisse. Ein volles Dienstjahr sollte der künftige Officier als Gemeiner dienen; und die Hälfte dieser Zeit müßte er mit dem gemeinen Manne in der Kaserne die Wohnung theilen. Einzig auf diese Weise lernt er das Leben und die Denkart des gemeinen Mannes kennen; und wie unendlich wichtig ist gerade das für den Officier, der doch als Vorgesetzter seine Untergebenen richtig beurtheilen soll. Nur den Mittagstisch muß der Officiersaspirant mit den Officieren gemeinsam im Casino haben, um nicht etwa durch den täglichen unausgesetzten Verkehr mit dem gemeinen Soldaten in diesen oder jenen Dingen zur, natürlicherweise oft rohen, Denkart dieser Leute herabgezogen zu werden. Das zweite Dienstjahr gehört im Sommer dem Unterofficiersdienst, im Winter der Kriegsschule, die aber der künftige Officier mindestens ein ganzes Jahr besuchen muß. Die Kriegsakademie bietet auch jetzt noch, nachdem die lange schon geplant gewesene Vermehrung der Stellen an ihr zur Durchführung gekommen ist, doch für eine viel zu geringe Anzahl von Officieren die Möglichkeit der Weiterbildung: darum sollte die Kriegsschule zu sprachlicher und geschichtlicher Fortbildung ausgedehntere Möglichkeit bieten. Wie wichtig, ja unerläßlich es heute für jeden Gebildeten ist, daß er wenigstens eine fremde Sprache beherrscht und gediegene geschichtliche Kenntnisse besitzt, um dahingehende selbstständige Studien treiben zu können, ist nicht erst nöthig zu erörtern. Die höhere Schule, wie sie heute nun einmal ist, und ebenso das Cadettencorps hat das dem Officiersaspiranten nicht geboten. Es muß nachgeholt werden, ehe die Beförderung zum Officier erfolgt.

Von der Kriegsschule zur Truppe zurückgekehrt, müssen die folgenden $2^1/_2$—3 Jahre zur weiteren praktischen und theoretischen Ausbildung immer noch sehr fleißig ausgenutzt werden. Der Officiersaspirant — Fähnrich oder Junker wäre wohl eine angemessene Bezeichnung, vielleicht so, daß Fähnrich die dem Officier nähere, Junker die ihm noch fernere Stellung bezeichnete — thut nun durchaus Officiersdienste, ist aber durchaus noch Unterofficier. Größere Garnisonen werden es auch ermöglichen, daß unter der Leitung tüchtiger älterer Officiere die Officiersaspiranten auch wissenschaftlich weiter arbeiten.

Erkannten wir oben in dem Materialismus einen Feind, der auch unser Officierkorps schwer bedroht, so muß ihm entgegengearbeitet werden, indem ein Officierkorps die Stätte sein muß, wo Einfachheit gepflegt wird. Dazu bietet gerade das Officierscasino Gelegenheit. Eine Stätte, an der der Luxus Eingang findet, darf es durchaus nicht sein. Leider ist heute von der ursprünglichen Einfachheit des Officierscasino's wenig noch vorhanden und darum verfehlt es seine Aufgabe. Der Officiertisch mag ja noch oft ein gutes, verhältnißmäßig einfaches und natürlich auch wohlfeiles Essen bieten, der nicht billige Wein aber, der gegen einen schnell geschriebenen Bon dem Officier verabreicht wird, vertheuert ihn doch sehr. Und was das Schlimmste ist, gerade die älteren unverheiratheten Officiere betheiligen sich immer weniger an dem gemeinsamen Tische. Vielleicht wäre es am besten, wenn für Lieutenant und Hauptmann gar keine Ausnahme gelten dürfte, abgesehen davon, wenn etwa die Gesundheitsverhältnisse besondere Kost verlangen. So hart es klingen mag — auch der verheirathete Hauptmann muß am Mittagstisch des Officiercorps Theil nehmen; nur der Stabsofficier kann von dieser Verpflichtung befreit werden; aber der Commandeur muß es erst genehmigen, denn es kann in Zeiten sehr heilsam sein, wenn auch ein älterer Stabsofficier regelmäßig am gemeinsamen Tische erscheint. So wohlthätig die Einrichtung des Officiertisches ist, unsere materialistisch gerichtete Zeit ist mit dem, was er bietet, nicht mehr zufrieden. Die Hauptleute richten sich in irgend einem Hôtel oft einen Sondertisch ein, den Casinotisch dem Lieutenant überlassend. Das ist falsch. Das gemeinsame Mittagessen ist ein nicht zu entbehrender Factor zur Erziehung des Officiersaspiranten und jungen Officiers. Gerade durch ihn bietet sich Gelegenheit für einen Commandeur, mit eiserner Strenge darauf zu halten, daß durchaus Einfachheit und Anspruchslosigkeit im Essen und Trinken dem Officier in Fleisch und Blut übergeht. Wird hier allgemein, d. h. also auch in Potsdam und Berlin bei der Garde! der Hebel eingesetzt, so muß unser zahlreiches Officiercorps Schule machen für eine strenge Einfachheit, die gewiß einer schneidigen Waffe gleichkommen würde, wenn die Kräfte der Völker Europa's einst im Kriege sich

messen sollten. Gerade unsere Zeit sieht mit an, wie die inneren Verhältnisse des Officiercorps sich vielfach ändern. Der Officier heirathet ein reiches Mädchen oder gar nicht. Er weiß zu genau, denn allgemein wird es gesagt, daß ein nur kleiner Zuschuß heutzutage nicht mehr die Existenz ermöglicht. Die Ansprüche sind zu groß. So lautet die allgemeine Klage; sie ist zum Theil berechtigt, weil alle Lebensbedürfnisse theuer geworden sind, zum Theil unberechtigt, weil die Klagenden selbst diese Ansprüche erheben. Aber durch solche Geldheirathen kommt ein bisher so gut wie unbekanntes Element in unser Officiercorps. Damen mit stark semitischem Gesichtsausdruck sind selbst in Gardekreisen nicht mehr selten! Der Glanz, die Ueppigkeit, das Protzenthum in derartigen Häusern wirkt natürlich nicht günstig ein auf den jungen, solchen Eindrücken leicht sein Herz eröffnenden Officier. Da muß jeder entgegenwirkende Factor hoch willkommen sein! Als solchen bezeichnen wir den gemeinsamen Mittagstisch der Officiere, an dem der Officiersaspirant einen Theil seiner Erziehung zum Officier erhält.

Noch einem Einwurf wollen wir begegnen. Man wird erwidern, der Anfang des Officierdienstes ist nach oben gemachtem Vorschlag zu weit hinausgerückt, wenn die Beförderung zum Officier erst fünf Jahre nach dem Diensteintritt stattfindet. Aber dem läßt sich sehr leicht begegnen. Ist heute der Eintritt in die Hauptmannsstellung nach etwa 12—15 Dienstjahren zu erwarten, so kann man dabei bleiben, auch wenn der Officiersaspirant fünf Jahre statt wie bisher etwa $1^1/_2$ Jahre auf die Beförderung zum Lieutenant gewartet hat. Man lasse aber die Beförderung zum Premierlieutenant schon $4^1/_2$—5 Jahre nach der Ernennung zum Secondelieutenant eintreten. Der eben beförderte Premierlieutenant hat dann nahezu zehn Dienstjahre hinter sich; die Verhältnisse würden also nicht andere sein als heute.

Das Einkommen des Premierlieutenants könnte auf diese Weise auch die längst als wünschenswerth bezeichnete Aufbesserung erhalten, indem ja natürlich das Einkommen des Officiersaspiranten nicht so hoch sein darf wie das des Secondelieutenants. Was durch die hierdurch nothwendige Verminderung der Secondelieutenantsstellen erspart wird, kann den Premierlieutenants zu Gute kommen. Auf diese Weise tritt auch in der Officierslaufbahn eine gewisse Anbequemung an die Verhältnisse in anderen Berufsarten ein. Die fünf Jahre vom Eintritt als Soldat bis zur Beförderung zum Lieutenant würden für den verpflegenden Vater in pecuniärer Hinsicht der Studenten- und Candidatenzeit etwaiger studirender Söhne gleichkommen, die überhaupt noch kein eigenes Einkommen genießen. Sind für diese Zeit höhere Opfer erforderlich, so wäre das allerdings erschwerend für die Officierslaufbahn; aber der Unterofficier, auch der Officiersdienst thuende, ist in Bezug auf Anzug und ganze Lebenshaltung zu größerer Einfachheit gezwungen; könnte also vielleicht mit ziemlich dem gleichen Zuschuß von Hause auskommen, den heute der Secondelieutenant unumgänglich nothwendig braucht. Und nach unserem Vorschlag würde ja das Stehen auf eigenen Füßen durch den erhöhten Premierlieutenantsgehalt eher eintreten.

Hat der alte Rüchel recht, wenn er sagt, daß der Geist der preußischen Armee in ihren Officiers sitzt und haben wir demnach diesen Geist zum großen Theil des deutschen Vaterlandes Kraft und Größe zu verdanken, so muß Alles geschehen, diesen Geist gesund zu erhalten. Wie das geschieht, ist weniger eine streng militärische als vielmehr eine pädagogische Frage. Wer zu ihrer Lösung beiträgt, dient dem Vaterlande.

Marx und seine Widerleger.

Von Paul Ernst.

Das „Capital" von Marx ist eine Analyse der zur Zeit herrschenden Gesellschaftsorganisation, ungefähr wie die „Politik" des Aristoteles eine solche der antiken Gesellschaftsorganisation ist. Da die modernen Zustände sich auf viel complicirteren Productionsverhältnissen aufbauen wie die antiken, so ist die Analyse naturgemäß auch complicirter.

Die Marx'sche Analyse kann man für richtig oder für falsch halten. Man kann sie für richtig halten, ohne deßhalb Socialdemokrat zu sein, und man kann sie für falsch halten und doch Socialdemokrat sein. Trotz dieser offenkundigen Thatsache, und trotz der doch einfachen Erwägung, daß ein Buch, und sei es noch so bedeutend, doch keine politische Partei machen oder vernichten kann, ist in gewissen Kreisen immer noch die Ansicht populär, daß man die Socialdemokratie vernichten könne, wenn man ihre „Bibel" widerlege. Aus dieser Meinung sind bereits die merkwürdigsten Schriften hervorgegangen, gelehrte und ungelehrte, denen allen das Eine gemein ist, daß die Verfasser die Disproportion zwischen ihren eigenen Fähigkeiten und denen ihres Gegners nicht bedacht haben; denn Marx ist ein Denker, dem sich in einem Jahrhundert nicht viele Gleichwerthige an die Seite stellen können.

Eine neue derartige Schrift ist von Herrn Friedrich Bertheau, Baumwollspinner in Zürich, verfaßt, und ist betitelt „Fünf Briefe über Marx an Herrn Dr. Julius Wolf, Professor der Nationalökonomie in Zürich". Da diese Schrift auf einem sehr weit verbreiteten Mißverständniß aufgebaut ist, so verlohnt sich vielleicht eine nähere Betrachtung der sonst nicht sehr werthvollen Arbeit.

Zunächst dürfte eine kurze Orientirung über den Adressaten der Briefe am Platze sein, durch dessen Buch „Socialismus und capitalistische Gesellschaftsordnung" Herr Bertheau auf seine Kritik gekommen ist. Dieses Buch ist sehr dick — über 600 Seiten — und enthält auch eine Widerlegung von Marx. Mit welcher Gründlichkeit diese Widerlegung eines Werkes, das die Arbeit von Jahrzehnten darstellt, abgefaßt ist, geht aus dem Geständniß des Verfassers hervor, „daß der Druck des Buches begonnen hat, lange bevor es fertig war."

Natürlich ist eine erschöpfende Kritik des Werkes hier unmöglich: nur ein einziges Beispiel für die wissenschaftliche Methode desselben soll herausgehoben werden; und es ist nicht die gewöhnliche Phrase, wenn ich sage, daß ich noch viele, viele gleich starke Quidprocos aus dem Buch citiren könnte.

Um zu beweisen, daß die großen Vermögen stärker wachsen wie die kleinen, hat man die Vermögen oder Einkommen eines bestimmten Districts in gewissen Perioden mit einander verglichen. Es sind etwa 4 Einkommenstufen angenommen, und man stellt nun die Zahlen der Leute, welche unter diese Stufen rangiren, für die Perioden einander gegenüber. Wäre in der Zwischenzeit die Bevölkerungszahl dieselbe geblieben, so könnte man die absoluten Zahlen verwerthen, man könnte sagen: in Stufe A sind x weniger, oder mehr, u. s. f. Da die Bevölkerungszahl sich aber vermehrt hat, so kann man nur relative Zahlen verwenden, etwa: in Stufe A haben sich die Censiten um x% vermehrt. Man pflegt dann zu finden, daß in den höheren Stufen die Vermehrung größer ist, wie in den niedrigen.

Mit großem Selbstbewußtsein erzählt nun Herr Wolf in Band I., 231 seines Buches folgendes: „Man beruft sich sonst auf die Statistik als die Wissenschaft, die uns lehrt, die Ziffern zu lesen. Auf dem Gebiete der Einkommenstatistik hat sie sich bisher nicht bewährt. Trotzdem hervorragende Statistiker sich mit ihr beschäftigt haben, ist man fort und fort in die gröbsten methodischen Irrthümer verfallen. . . Daß aber die Irrthümer, von denen wir sprechen, und insbesondere der Grundirrthum, mit dem die falsche Auffassung der Sachlage zusammenhängt, nicht auf

der flachen Hand liegen, sondern einiges Sichvertiefen in den Gegenstand verlangen, ist nach der Lage der Dinge selbst verständlich."

Es wird dann eine Vermögensstatistik des Cantons Zürich mitgetheilt. Derselbe zählte Steuerpflichtige eines Vermögens von:

		1848	1888
I.	100— 2 000 Fr.	25 991	21 108
II.	2 100—20 000 „	13 959	24 406
III.	20 000—25 000 „	2 409	6 584
IV.	25 000 und mehr	81	484

Der Schnitzer: statt 2001 zu sagen 2100, statt 20001 20 100, auch der zu große Sprung gerade auf der wichtigsten Grenze von 2001 auf 20 000 sollen gar noch nicht einmal gerügt werden. Herr Wolf fährt fort: „Was wird nach der gegenwärtigen geläufigen, von uns unhistorisch und falsch genannten Methode aus diesen Ziffern herausgelesen? Daß die Zahl der Censiten sich erhöht hat in der:

II. Classe um 10 447 auf 13 959 = 75 %
III. „ „ 4 175 „ 2 409 = 174 %
IV. „ „ 403 „ 81 = 500 %."

Nachdem der Herr Professor der Staatswissenschaften sich in den Gegenstand vertieft hat, hat er den groben methodischen Irrthum, der in dieser Berechnung liegt, erkannt, und löst das Problem einfach, indem er zunächst die Bevölkerungsvermehrung vergißt. Statt die relativen Zahlen zu gewinnen, läßt er den Zuwachs in Classe II—IV aus den 25 991 Censiten in der I. Classe von 1848 „aufsteigen". Daß, wenn 10 447 + 4175 + 403 = 15 025 Censiten aus der ersten Classe „aufsteigen", diese doch um die Zahl geringer werden müßte, also 1888 nur noch 10 966 betragen könnte und nicht 21 108, ist trotz der „Sichvertiefung" Herrn Wolf entgangen.

Aber die geniale neue Methodologie der Vermögensstatistik ist mit der bloßen Vergeßlichkeit noch nicht zu Ende. Wie schon gesagt, läßt er die in den drei letzten Classen Zugekommenen sämmtlich aus der ersten Classe aufsteigen, dann die in den zwei letzten aus der zweiten, und die in der vierten aus der dritten (wobei er übrigens mit gewohnter Liederlichkeit sich mehrmals verrechnet). Bezeichnen wir der Kürze halber die Vermehrung mit V. Er setzt nun V II + III + IV in Beziehung zu I (von 1848), V III + IV zu II und V IV zu III, indem er sagt: so und so viel Procent des ursprünglichen Bestandes sind aufgestiegen. Selbstverständlich erhält er dadurch von Classe I—III fallende Procentzahlen.

Da der verblüffende Sachverhalt nicht auf den ersten Blick klar ist, so will ich ihn an vereinfachten Zahlen exemplificiren. Die Zahlen von 1848 verhalten sich ungefähr wie 240 : 170 : 30 : 1; diese vereinfachten Zahlen wollen wir einsetzen und gleichzeitig für II—IV eine Vermehrung von je 100 % annehmen. Dann haben wir:

	1848	1888
I	240	
II	170	170 + 170
III	30	30 + 30
IV	1	1 + 1

Nach der Methode des Herrn Wolf sind dann aufgestiegen aus I: 170 + 30 + 1 = 201 = 90 % von I; aus II: 30 + 1 = 31 = 40 % von II; aus III: 1 = 3 % von III.

Wenn der Aufstieg aus II und III gleichfalls 90 % von respective II und III hätte betragen sollen, so hätten aus III 27 und aus II 153 aufsteigen müssen; aber dann hätte der Aufstieg aus I nicht mehr 170 + 30 + 1 = 201, sondern 170 + 153 + 27 = 350 betragen müssen, das wären dann nicht mehr 90, sondern 140 % von I (auch der Aufstieg aus II hätte sich natürlich vergrößert). Man sieht, diese geniale „Methode" ergiebt sich stets mit der Promptheit eines Automaten, daß der Aufstieg aus dem kleinen Vermögen immer stärker ist, wie aus dem großen, die Zahlen mögen sein, wie sie wollen.*)

Der Leser wird an dieser lächerlichen Entdeckung des Herrn Professors wohl genug haben, um sich ein ungefähres Bild von dem dicken Buche zu machen, und da wir nunmehr endlich auf die „fünf Briefe über Marx" kommen, so wird er bereits vermuthen können, weß Geistes Kind Herr Bertheau ist, der für seine kritischen Bemerkungen keine wirksamere Reclame wußte, als sie Herrn Wolf zu dediciren.

Das Werkchen enthält eine Anzahl von Correcturen ziemlich nebensächlicher Punkte des Werkes von Marx, die theilweise auf offenkundigen Mißverständnissen des Verfassers beruhen, theilweise richtig sein mögen —, daß in einem so umfangreichen Werke nicht kleine Irrthümer mit unterlaufen sollten, ist ja unmöglich. Ihretwegen würde sich eine größere Besprechung nicht verlohnen; aber die Auffassung des Verfassers von der Marx'schen Theorie ist typisch, und sein Mißverständniß kann man fast überall wiederfinden.

In der Geschichte — und die Marx'sche Theorie ist eine geschichtliche — giebt es nicht Gesetze in dem Sinne, wie z. B. in der Mathematik. Es ist im geschichtlichen Leben stets eine Vielheit von bewegenden Factoren thätig, die zum Theil mit einander parallel gehen, zum Theil sich kreuzen, und zum Theil einander entgegenwirken. Die Aufgabe des Historikers besteht nun darin, das verschlungene Netz dieser Strebungen zu entwirren; mit Hülfe der Abstraction jeden einzelnen Factor, losgelöst aus dem Zusammenhang mit den übrigen, ihm freundlichen und feindlichen, zu verfolgen; dann die Bedeutung der so rein dargestellten Factoren gegeneinander abzuwägen und zu zeigen, wie ihre verschiedene Wucht und Kraft den Lauf des Einzelnen und dann den Gesammtverlauf des Geschehenden bestimmt. Der vorsichtige Forscher wird Schritt für Schritt in diesem Proceß des Forschens behutsamer werden, denn, mag ihm auch die Analyse der einzelnen Factoren gelingen, so weiß er doch genau, daß er bei dem weiteren Vorgehen Irrthümern, Auslassungen, falschen Werthschätzungen ausgesetzt ist; statt also schließlich das abgerundete Bild des geschichtlichen Gesammtverlaufs zu geben, was ja das Ideal wäre, wie eben geschildert, wird er sich behutsam damit begnügen, die Tendenzen des Gesammtverlaufs aufzuweisen, mit dem ausdrücklichen Reservat, daß bloße Tendenzen natürlich noch nicht historische Wirklichkeit sind.

Ein derartiger vorsichtiger Forscher ist nun Marx, und diesem Umstande verdankt er das in der Wolf'schen Einleitung zu Herrn Bertheaus Werkchen, mit dem üblichen Wolf'schen Selbstbewußtsein ausgesprochenen Urtheil: „Je mehr ich mich mit Marx beschäftige, desto klarer wird mir, daß ein mit gesundem Menschenverstand und Sinn für die Wirklichkeit begabter Mensch kaum je hoffen kann, Marx ganz in sich aufzunehmen." Diesem Umstand verdankt er auch die übliche falsche Auffassung seiner Lehre.

Der Kern der Marx'schen Lehre ist folgendes:

Werthbildend ist nur die menschliche Arbeit. Durch die historisch gewordene Trennung der Arbeit von den Productionsmitteln werden die Besitzer der Productionsmittel, die Unternehmer, in den Stand gesetzt, den Arbeitern, in der Form des Lohnes, nur ein Aequivalent für die Production ihrer Arbeitskraft zu geben, den Theil des von ihnen geschaffenen Werths aber, den Mehrwerth, welcher über die Reproduction des Werthes der Arbeitskraft hinausgeht, für sich zu behalten. Die beständigen technischen Veränderungen in den

*) Nur 1) bei unmöglich hohen Procentzahlen der Vermehrung versagt der Automat. So würden in unserm Beispiel, wenn statt einer Vermehrung von je 100 eine solche in II von 100, in III von 5000 und in IV von 10000 angenommen würde, die entsprechenden Procente des Aufsteigens von I—III sein: 700, 800 und 300; und 2) wenn die Differenzen der absoluten Zahlen in I—IV unmöglich gering sind; nehmen wir an, die absoluten Zahlen seien 4, 3, 2, 1, und die respectiven Vermehrungen betragen 100, 300, 600 %, so sind die respectiven Aufstiege 400, 600 und 600 %.

Productionsmitteln haben alle den Erfolg daß auf der einen Seite menschliche Arbeit überflüssig wird, also ein ständiges Angebot freigewordener Arbeiter fortwährend auf den Lohn drückt, mindestens mit dem Erfolg, daß der neue Lohn der Verbilligung der Consumtionsartikel des Arbeiters, die durch die neue Verbesserung hervorgerufen ist, entspricht — die industrielle Reservearmee — indeß auf der andern Seite nur das große Capital, welches sich die technischen Veränderungen zu Nutze machen kann, concurrenzfähig bleibt, das kleine zu Grunde geht — die Concentration des Capitals. Also: zunehmender Reichthum in der Hand von immer Wenigeren und bei der Menge zunehmende Armuth. Das ist eine Tendenz der Entwicklung.

Die andere wirkt ihr gerade entgegen.

Neue arbeitsparende Maschinerie kann regelmäßig genügend ausgenutzt nur bei gesteigerter Production werden. Auf gesteigerte Production drängt außerdem das in seinen Gründen hier nicht zu erörternde Fallen der Profitrate. Daher das Streben nach Aufsuchen neuer Markt- und Absatzgebiete. Gesteigerte Production macht aber mehr Arbeiter nöthig.

Macht und Schwäche der Arbeiterclasse hängt — ihr Verständniß für den Werth gemeinschaftlichen, solidarischen Vorgehens vorausgesetzt — von der Zahl der unbeschäftigten Arbeiter ab. Sinkt diese in Folge von Ausdehnung der Production durch Vergrößerung der Absatzgebiete, so kann die entgegenwirkende Tendenz, die oben geschildert ist, nicht nur paralysirt werden, es kann den Arbeitern nicht nur gelingen, den alten Nominallohn beizubehalten, das heißt, dieselbe Geldsumme, mit der sie nun mehr Waaren für ihren Consum kaufen können, wie früher; es ist ihnen sogar möglich, den Lohn zu steigern. Da die Industriearbeiter nicht zu capitalisiren pflegen, sondern in der Regel den Lohn verzehren, so führt das wieder die Möglichkeit einer Erweiterung der Production durch größere Nachfrage auf dem innern Markt nach sich, damit zu einer Nachfrage nach Arbeitern und so fort. Daß es ihnen möglich ist, durch politische Organisation entweder direct oder durch Beeinflussung der bürgerlichen Parteien gewisse Forderungen — Arbeiterschutz, Normalarbeitstag ꝛc. — durchzusetzen und dadurch auf einem andern Wege gleichfalls eine Verbesserung ihrer Lage herbeizuführen, ist außerdem selbstverständlich.

Im Allgemeinen ist nun in den Hauptländern capitalistischer Entwicklung bis jetzt wohl die letzte Tendenz die herrschende gewesen — mit großen Ausnahmen natürlich, die durch irgendwelche durchkreuzende besondere Verhältnisse verursacht sind. Ob sich die Arbeiter subjectiv überall relativ wohler fühlen wie früher, darf freilich bezweifelt werden, und das bricht dem Triumph über diesen Fortschritt die Spitze ab; indessen ist das eine Frage, die uns hier nicht zu beschäftigen hat.

Soweit die Schrift Bertheaus nicht kleine Ausstellungen unbedeutenderen Genres enthält, beschränkt sie sich auf den Nachweis, daß speciell die Arbeiter in der englischen Textilindustrie, an welcher Marx zu exemplificiren pflegt, ihre Lebenshaltung bedeutend gebessert haben, daß ferner die Profitrate in gerade dieser Industrie außerordentlich gesunken ist, und daß statt der Marx'schen Capitalconcentration eine Decentration eingetreten ist, dadurch, daß an die Stelle der früheren Spinnerfürsten Actiengesellschaften getreten seien, deren Actien sich zum großen Theil gerade in der Hand kleiner Leute befinden. Was diesen letzten Punkt betrifft, so vergißt Herr Bertheau hier ganz, daß bei Unternehmungen, welche bergab gehen, die Actien regelmäßig in die Hand kleiner Leute zu kommen pflegen, und so wird es auch mit ganzen Industrien gehen. Der große Geldcapitalist, welcher die Uebersicht über die Weltmarktsverhältnisse besitzt und ganz genau weiß, daß in der Textilindustrie heutzutage keine Profite mehr zu holen sind, wird sich schwerlich mit derartigen Actien die Finger verbrennen; wie russische und argentinische Staatspapiere oder Panamaactien werden solche Werthe den kleinen Capitalisten von dem interessirten Banquier aufgehängt. Wenn man übrigens weiß, und es ist wunderbar, daß Herr Bertheau noch nie davon gehört hat, wie es bei den Gründungen derartiger Unternehmungen zugeht, bei welchen auf die Mitwirkung kleiner Capitalisten gerechnet wird, dürfte sich über die Dividendelosigkeit derselben nicht wundern. Indessen ist ja die Idee, daß durch das Actienwesen, das, notorisch ein Haupthebel zur Concentration des Capitals ist, eine Decentration des Capitals stattfinden soll, so grotesk, daß ein näheres Eingehen sich nicht verlohnt.

Aus den beiden anderen Erscheinungen, der Steigerung der Lebenshaltung der englischen Textilarbeiter und dem Fall der Profitrate irgend welche Schlüsse gegen die Marx'sche Theorie zu ziehen, ist aber absolut unmöglich, nur gewisse vulgäre Anschauungen werden getroffen.

Die sogenannte sociale oder Arbeiterfrage wird von den unberufensten Leuten bearbeitet, zu denen sich in der letzten Zeit sogar die sonst so ruhigen protestantischen Pastoren gesellt haben. Die von dem Gros dieser Leute vertretene Ansicht ist die, daß man auf der einen Seite die „Besitzenden an ihre Pflichten erinnern müsse" — nämlich Volksküchen, Verpflegungsstationen, bessere gesellschaftliche Behandlung der Arbeiter und eventuell auch Anerkennung als politische Macht und höheren Lohn — und auf der anderen Seite die Arbeiter zu Zufriedenheit u. s. w. erziehen solle. Gegen diese vulgären Ansichten richtet sich die vulgäre Kritik der Herren Wolf und Bertheau, welche darauf hinweist, wie enorm die Löhne in manchen Industrien gestiegen sind, wie sich alle Ansprüche der Arbeiter an's Leben gehoben haben, wie die Unternehmer, die ja in vielen Fällen durchaus keine beneidenswerthe Existenz führen, sich gegen früher oft schlechter stehen, und so fort.

Aber was hat denn das alles mit der Marx'schen Theorie zu thun? Das ist lediglich ein Kampf zwischen zwei Parteien; den gutmüthigen Leuten, welche gern etwas für die Arbeiter von den Besitzenden erbetteln möchten, und den weniger gutmüthigen Leuten, welche den Besitzenden rathen, ihren Beutel geschlossen zu halten, weil die Arbeiter sich schon gut genug stehen, wozu als vermittende dritte Partei noch der Schlag der Socialpolitiker à la Böhmert kommt, die zwar auch annehmen, daß es den Arbeitern heute besser geht wie früher, ihnen aber doch noch Etwas gönnen möchten. Um diese Trivialitäten — denn solche Dinge setzen sich nicht durch guten oder bösen Willen der betheiligten Agenten der Production durch, sondern durch den geschichtlichen Mechanismus — werden große, „wissenschaftliche" Kämpfe ausgefochten; Sparcassenstatistiken und Lebensmittelphysiologie herangezogen, auch neue Methoden der Vermögens- und Einkommenstatistik entdeckt, wie die im Eingang dargestellte des Herrn Professor Wolf.

Das muß man sich von vorn herein klar machen: die sogenannte Arbeitsfrage hat nur secundäre Bedeutung; um sie zu verstehen, muß man die Arbeiterbewegung als Glied in der Entwicklung unserer gesammten gesellschaftlichen Zustände betrachten. Ob die Arbeiterbewegung durch die gegen früher bessere oder schlechtere Lage der Arbeitsclassen berechtigt ist oder nicht, ist offenbar eine Frage von ähnlicher Bedeutung wie die, ob ein Krieg berechtigt ist oder nicht. Es handelt sich eben einfach um ein fait accompli, das man zu verstehen, dessen Folgen man abzuschätzen hat, dessen moralische Beurtheilung aber die überflüssigste Sache von der Welt ist, und von den Leuten, welche wirklich ausschlaggebend sind für die geschichtliche Bewegung, gern den kannegießernden Philistern überlassen wird.

Die geschichtliche Bewegung nun ist das Resultat der beiden gebildeten Tendenzen. Die zweite, die auf fortwährende Ausdehnung der Production durch Eröffnung neuer ausländischer Märkte hat aber offenbar ein Endziel vor sich. Schon

Sismondi, den gewiß Niemand socialistischer Ansichten zeihen wird, hat das gelegentlich der ersten Krise dieses Jahrhunderts vorausgesehen. Alle neuerschlossenen Absatzgebiete entwickeln sich mit der Zeit zu Concurrenzländern, die nicht nur ihre Waaren selbst herstellen, sondern auch solche noch auf den Weltmarkt werfen. Die Suprematie Englands als Industrieland par excellence, das überallhin Fabricate exportirte und dafür Rohstoffe importirte, ist längst gebrochen, und gerade in der Baumwolltextilindustrie kann davon keine Rede mehr sein. Es beginnt jetzt die Zeit, wo einzelne Industriestaaten sogar daran denken müssen, ihren inneren Markt zu schützen, die Aera der modernen Schutzzollpolitik.

Ein paar Zahlen mögen den Vorgang illustriren. Es hob sich der Export von Baumwollgarn in Millionen englischer Pfunde von 139,77 im Jahresdurchschnitt 1846—50 auf 232,40 im Durchschnitt 1876—80; 1892 ist er nur 233,22; der von Maschinenzwirn von 4,67 in 1851—55 auf 15,04 in 1885: 1892 ist er 16,17; der von Baumwollstoffen in Millionen Yards von 1157,28 in 1840—50 auf 4850,21 in 1886; 1892 ist er 4873,30; der von Baumwollstrümpfen in Millionen Dutzend von 0,81 in 1846—50 auf 1,07 in 1871—75: 1892 ist er 1,12. Innerhalb dieser Zeiträume liegt ein Höchststand von respective 270,90 in 1884; 21,72 in 1888; 5038,31 in 1888; und 2,00 in 1883. Wenn auch noch von keinem eigentlichen Rückgang des Exports gesprochen werden kann, so ist doch ein Stillstand unverkennbar, und in England selbst rechnet man mit demselben.

Es soll nicht bestritten werden, daß in anderen Ländern noch eine gewaltige Entwickelung stattfindet: offenbar müssen aber auch diese früher oder später dahin kommen, daß Stillstand eintritt, und nach dem Stillstand Rückgang.

Wir hatten oben gesehen, daß die Fähigkeit der Arbeiter, an den Fortschritten der Technik und des Reichthums durch Erhöhung ihrer Lebenshaltung Theil zu nehmen, abhing von der Ausdehnung des äußeren Marktes, und daß die Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiter eine Erweiterung auch des inneren Marktes zur Folge hatte. Gerade die englische Baumwollindustrie, welche eine Zeit lang die Welt beherrschte, liefert die beste Illustration hierzu; Bertheau erzählt von einer Spinnerei in Oldham, wo ein Spinner auf wöchentlich 72 sh 11 d Lohn kommt; das ist natürlich Ausnahme, der Durchschnitt aber ist immer noch 40 sh, gegen 19 sh vor 50 Jahren; dabei sind alle Waaren, vor allem die Lebensmittel bedeutend billiger geworden, darunter wichtige Consumartikel um die Hälfte. Wenn man weiß, daß wirthschaftliche Bewegungen sich nicht durchsetzen wie ein Rechenexempel, so wird man es verstehen, daß trotz des stabil gebliebenen Exports doch die Production sich noch gesteigert hat. Der Wochenverbrauch an Baumwolle betrug in Ballen 1880: 65.920, 1886: 70.800 und 1891: 80.280; auch die Zahl der Spindeln vermehrte sich noch von 40,35 Mill. in 1881 auf 40,51 in 90, die der Webstühle von 550.000 auf 615.714, und die der Arbeiter von 488.677 auf 528.795. Aber dieser Schein eines noch vorhandenen Aufschwunges wird in Bälde vergehen; die nächste Krisis, vielleicht in drei Jahren schon, wird schwer, schwer auf die Arbeiter drücken, ohne daß ihnen die Erwartung besserer Zeiten bleibt.

Als Marx schrieb, und auch noch als er starb, kannte man die Cartelle noch nicht. Durch das Entstehen dieser ist die Situation wesentlich geändert. Gerade bei der Baumwollenindustrie indessen scheint eine nationale Cartellirung doch äußerst schwierig, ein internationales Cartell fast unmöglich, hier dürfte also im Wesentlichen die Entwickelung den Gang nehmen, den Marx ihr vorgezeichnet, und die ein bedeutender bürgerlicher Oekonom, Sismondi, schon vor 80 Jahren, wenn auch in unrichtigem Zusammenhange, vorausgeahnt hat. Nachdem das Sicherheitsventil gesteigerten Exports verstopft ist, muß es zur Explosion kommen, damit Bankerotte von Unternehmern in großem Umfange, Arbeiterentlassungen, aussichtsloses Verkommen der Arbeitslosen, damit weitere Verringerung der Absatzmöglichkeit; jede neue Erfindung wird dieselben Resultate haben, und die grauenhafte Dialektik der modernen Gesellschaftsordnung, die zuerst Sismondi herausgefunden hat, wird in die Erscheinung treten: jedes neue Mittel, den Hunger der Menschen zu stillen, wird neuen Hunger von Menschen schaffen. Marx vermuthete nun, daß vor dem Eintreten dieses Umschlages sich eine andere Tendenz durchgesetzt haben würde, daß nämlich dann die Arbeiter die politische Macht in der Hand hätten und die capitalistische Gesellschaftsordnung in die socialistische überführten.

An einem anderen Orte habe ich bereits ausgeführt, wie sich die Aussichten für die Zukunft durch die zu vermuthende weitere Ausgestaltung des Cartellwesens bilden werden. Zur besseren Illustration will ich kurz einen Plan skizziren, der von den sehr einflußreichen französischen Katholisch-Socialen ausgegangen ist. Natürlich läßt sich eine geschichtliche Entwickelung nicht nach einem vorher entworfenen Plan leiten; das Project ist an sich eine Utopie wie so viele sociale und socialistische Utopieen; es soll auch nur zur Illustration dienen.

Den Ausgangspunkt bildet das justum pretium, der gerechte Preis, d. h. ein Preis, der dem Unternehmer Ersatz für seine Auslagen und den gebührenden Profit läßt, welch letzterer natürlich in irgend einer moralischen Vermummung erscheint. Der gerechte Preis wird natürlich nicht mehr wie im Mittelalter von den Bischöfen, sondern von einer Art Cartellleitung — wir werden sehen, daß das Ganze auf eine Art Cartell hinauskommt — fortgesetzt. Der Arbeiter erhält einen Lohn, welcher zum Unterhalt für eine christliche Familie genügend ist, und außerdem hat der Unternehmer für ihn bei Krankheit, im Alter ꝛc. zu sorgen. Unternehmer, welche nicht das genügende Capital haben und durch Preisdrückerei oder durch Druck auf die Arbeiter ihr Geschäft machen müßten, werden nicht zugelassen. Auf diese Weise wird dem Arbeiter eine bescheidene, aber anständige Existenz, dem Unternehmer ein gesichertes Auskommen und die Ewigkeit des Privateigenthums garantirt — letzteres ist die Hauptsache, denn man irrt sehr, wenn man meint, daß die Kirche, die stets das größte Eigenthum besessen hat, je socialistisch gesinnt gewesen sei. Ob eine Contingentirung der Production auf die einzelnen Unternehmungen vorgesehen ist, weiß ich nicht: sie würde sich aber als nothwendige Consequenz des gerechten Preises herausstellen, denn sonst könnte ja ein Unternehmer seinen Absatz auf Kosten seines Nachbarn ausdehnen, dessen Capital dadurch theilweise lahm legen und so für diesen den gerechten Preis illusorisch machen, da er dann ja nicht mehr den seinem Gesammtcapital entsprechenden Profit haben würde.

Feudale Instinkte sind bei einer katholischen Partei selbstverständlich immer lebendig. Die Realisirung des geschilderten Programms wäre einfach ein neuer Feudalismus: zwei Kasten, jede in festen und gesicherten Verhältnissen: die Herrenkaste mit dem gesicherten Profit, den sie sehr bald nicht mehr selbst, sondern durch Directoren und andere Beamte appropriiren würde, und die Arbeiterkaste, wo Jeder lebenslänglich versorgt ist mit auskömmlicher Existenz, aber offenbar vollständig in jeder Beziehung von der Herrenkaste abhängig: denn da es sich um eine allumfassende Organisation handelt, außerhalb deren es Nichts giebt, so ist ja keinerlei Widerstand möglich. Der technische Fortschritt ist ausgeschlossen, da dessen Ursache, die freie Concurrenz, fehlt, und mit dem technischen jeder andere Fortschritt.

Im Wesentlichen dasselbe würden die Cartelle, wenn auf die ganze Production ausgedehnt, bedeuten, nur daß das, was in jenem Plane als bewußte Absicht erscheint, sich hier naturgemäß entwickeln würde. Eine Festsetzung der Preise ähnlich dem gerechten Preise ist der Anfang alles Cartellirens: eine Contingentirung der Production, Fixirung der Profite der Einzelunternehmungen, Abkommen über die Behand

lung der Arbeiter ꝛc. haben verschiedene Cartelle bereits praktisch durchgesetzt. Zu einer Behandlung der Arbeiter, ähnlich wie jener Plan vorsieht, und welche, da der Preis ja bis zu einem gewissen Grade vollständig in der Hand der Cartellleitung liegt, keine besonderen Opfer erfordert, werden die Cartelle in ihrem eigenen Interesse genöthigt sein, um nicht eine gefährliche Unzufriedenheit zu erwecken — denn man darf nicht vergessen, daß vom allgemeinen Cartell zur communistischen Gesellschaftsorganisation nur ein sehr kleiner Schritt ist: nur ein Strich durch die privaten Besitztitel ist nöthig und Uebernahme der Unternehmungen mit ihrer gesammten Organisation auf die Gesellschaft.*)

Auch das ist nur eine Tendenz der Entwickelung; wie der wirkliche Verlauf der Dinge sein wird, wer kann das wissen? Jeder Tag bringt Neues in unserer umwälzungsreichen Zeit, und jeder neue Factor kann die ganze Rechnung umwerfen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Nr. 1054.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Sie waren Beide jung und hatten den Adel der Schönheit, aber er ganz allein stand im Adelsregister verzeichnet. Sie waren Beide voll von Jugendlust und Lebensfreude, doch nur er war auch reich an Geld. Zur Frühlingszeit, als die Bäume in Blüthe standen und die jungen Herzen höher schlugen und erwartungsvoll hofften, sie wissen selbst nicht worauf, trafen sie sich draußen auf dem Lande. Sie saß auf dem Stumpfe einer gefällten Tanne, einen Band Molière auf ihrem Schooße, ihren Hut neben sich, den kleinen Fuß unter dem Kleide sichtbar. Er als eifriger Jäger wollte, mit der Büchse auf der Schulter, hinausgehen, um den Frieden der Natur zu stören und ein paar Vöglein ihres Lebens zu berauben. Schon vor acht Tagen hatten sie sich auf einem Balle kennen gelernt. Dort war es, wo ihre Bekanntschaften mit den denkwürdigen Worten gegründet worden: „Mamsell Axelsson, die beliebte Lehrerin unserer Kinder . . .“ „Graf Rosenhjelm, unser nächster Nachbar hier draußen auf dem Lande . . .“

Die Vöglein draußen im Walde durften ihr Lied ungestört weiter singen, denn der Graf hatte heute keine Lust zum Jagen, sein Molière lag ungelesen auf dem Schoße. Zum nächsten Tage wieder ein Stelldichein zu bestellen, dazu war er zu klug und sie zu naiv. Aber nach dem Naturgesetze, dem 20jähriges Blut blindlings gehorcht, kamen sie auch am zweitnächsten und die folgenden Tage, und so noch manchen schönen Tag zusammen und trafen sich dort unten bei der verfaulenden Tanne. Das war eine herrliche freie Zeit für die kleinen Schüler und Schülerinnen und desgleichen für die Vögel und alles eßbare Wildpret im Walde! Ich kann es nicht sagen, ob die Schwalben auf ihrem windschnellen Fluge einander Etwas sagen, wenn sie zum ersten Male ein Uebereinkommen treffen, um die Nacht unter einem Dache zu verbringen. Aber die beiden jungen Leute auf der umgestürzten Tanne sprachen kein Wort miteinander, als sie sich Beide umarmten. Der duftige Wald, das lockende Jubeln der Vögel, der sanfte Dämmer unter dem grünen Zeltdach, alles, alles war so berauschend und sprach eine so beredte Sprache für die beiden jungen Leute, daß sie tausend Küsse tauschten, was die Cultur den Menschen bekanntlich verbietet. Vielmehr glichen sie mit ihrem Schnäbeln den Tauben dort in der Hecke. Dann kam der Herbst.

Ein reizender Knirps mit lichtem Haar, rosigen Wangen und frohem hellen Lachen, womit er nicht geizte, kam endlich auf diese schöne Welt. In dem heimat- und elternlosen Waisenhause trug das herzige Bürschchen seine Nummer wie ein Soldat: Nr. 1054. Dann kamen Leute in das Waisenhaus, wohlhabende Leute, denen der Himmel ein Glück versagt hatte und die nun einem anderen, wenn auch fremden Wesen etwas von der Liebe opfern wollten, die in ihrem Herzen aufgespeichert war. Sie alle standen lange, lange bei Nr. 1054 und flüsterten: „Ein wunderhübsches Kind!“ um schließlich doch fort zu gehen, denn wenn das Kind auch schön war, so lag etwas Scheues, halb Wildes, Eigensinniges in seinem Blick, das die kinderlosen Leute abschreckte. Und so wählten sie lieber das arme, bleiche Geschöpf mit der verschnupften Nase, eine andere Nummer, zum Trost und zur Pflege ihres Alters.

Der kleine 1054 aber wurde bei dem Dorfschuster untergebracht zu dem dort gewöhnlichen Verpflegungspreise. Dort hatte er es gut, bekam Alles zu essen, was des Schuhmachers Kinder nicht mehr wollten. Er durfte auch, ohne darüber einen Verweis zu erhalten, mit den Holzleisten im Schubfach des Schustertisches spielen. Manchmal bekam er freilich viel, viel zu essen, dabei durfte er sich sogar fein kleiden und wurde mit wohlriechender Seife gewaschen. Nämlich, wenn Jemand von der Waisenhaus-Direction kam. Alsdann schien er kräftig und vergnügt und wie von Elternliebe gehätschelt. Wenn dann Mutter Pliggelin am Sonntag Nachmittag Kaffeebesuch hatte und Semmeln und Kringeln auf den Tisch kamen, dann geschah es wohl häufig, daß die Nachbarinnen für eines der neun Kinder etwas Süßes mitbrachten. Dann stand das kleine Bürschchen Nr. 1054 mit offenem Munde daneben, doch niemals kam ein bittendes Wort über seine Lippen. Häufig rief die Frau des Statthalters: „Wenn man doch nur erfahren könnte, woher der Bursche stammt!“

„Nach seiner Hochnäsigkeit zu urtheilen, muß er von sehr feiner Herkunft sein,“ meinte dann die Schuhmachersfrau.

So wurde 1054 fünf Jahre alt, und bei Schuhmachers wurden Vorbereitungen zum Christfest getroffen. Auf dem Boden der Küche stand auf Holzkloben ein Kessel voll dampfender Bierwürze. Der Meister war nicht daheim, er mußte einem Kinden noch ein paar Schuhe anmessen, und die größeren Kinder waren draußen bei der Kuh. Die kleinen Kinder und Nr. 1054 spielten am Boden umher. Aber als der Schuhmacher und seine Frau heimkamen, lag der kleine 1054 am Boden, halb verbrüht von der Bierwürze, die er umgestoßen hatte. Schnell wurden ihm die paar Kleider, die er anhatte, ausgezogen, und da glich der Kleine einer großen Brandwunde. „Ein nichtswürdiger Bengel! Ich glaube schon, er ist halb verbrannt,“ jammerte Frau Pliggelin.

„Nein, das kann unser Herrgott uns nicht anthun, daß er uns den Verdienst von 75 Mark entzieht und das Wurm sterben läßt!“ setzte der Meister hinzu.

— — — Auf der Landstraße glitzerte und leuchtete der Schnee, die Aeste glänzten in der Sonne und beugten sich unter ihrer Last;

*) Während ich die Correctur lese, schlage ich zufällig den Artikel „Unternehmerverbände“ von Kleinwächter im Handwörterbuche der Staatswissenschaften nach und finde, daß Kleinwächter, eine Autorität auf dem Gebiete des Kartellwesens, zu denselben Resultaten kommt, nur daß ihm die Aehnlichkeit mit dem Feudalismus entgangen ist. Er schreibt: „Setzt man nämlich den Fall, daß die Unternehmerverbände als öffentlich-rechtliche Körperschaften gesetzlich anerkannt würden und daß ihnen das (durch Zollschranken entsprechend geschützte) ausschließliche Recht zuerkannt würde, den betreffenden Artikel im Lande zu erzeugen (das unter solchen Umständen das consumirende Publicum durch Preistaxen, amtliche Beschau und Prüfung der Waare und dergleichen Maßregeln geschützt werden müßte, ist selbstverständlich), so ist es evident, daß die Unternehmer sich in einer überaus günstigen Position befinden würden, weil sie — genau so wie etwa die Tabakverwaltung in einem Lande des Tabaksmonopols — im Stande waren, ihre Production dem Volksbedarfe anzupassen, dieweil sie auf einen sicheren Absatz ihrer Producte und auf lohnende Preise rechnen durften. Unter solchen Umständen wäre es für die Staatsverwaltung ein Leichtes, diesen privilegirten Unternehmerverbänden die Verpflichtung aufzuerlegen, ihre Bediensteten lebenslänglich mit dem Recht auf Vorrückung in höhere Gehaltsstufen und Dienstposten, mit dem Anspruch auf Alterspension, auf Witwen- und Waisenversorgung anzustellen, d. h. dieselben ebenso anzustellen, wie etwa heute die Staatsbeamten angestellt sind.“ — Zollschranken, obrigkeitliche Preistaxen und Waarenprüfung, das ist doch altes reinstes Mittelalter!

überall war fröhliches Leben und Treiben, vermischt mit Schellengeläut. Die ganze Natur legte ihr Festgewand an. Auf der Chaussee jagte ein eleganter Schlitten mit schlanken Pferden und Diener und Kutscher in Livree. Die beiden Leute waren reiche Leute in theuren Zobelpelzen, aber sehr glücklich sahen sie beide doch nicht aus, trotzdem sie Hand in Hand saßen und einander anblickten.

„Jetzt sind wir bald an Ort und Stelle, mein Liebling."

„O mein Otto, wenn Du nur ahnen könntest, wie mein Herz sich zusammenkrampft! Wie wird wohl diese Begegnung ausfallen! Wie ungeheuer dünkt mich doch meine Sünde! Vor Scham möchte ich in den Boden sinken."

„Hättest Du eine Ahnung, wie jede Silbe, die Du darüber sagst, mir mein Herz verwundet, Du würdest Dich mir zu Liebe ein wenig beherrschen. Habe ich nicht schon ein ganzes Jahr Dich immer um Vergebung gebeten? War es meine Schuld, daß mein Vater mir drohte, mich zu enterben? Ich fühle es, ich habe wie ein Elender gehandelt, doch als ich Dich nach dem Tode meines Vaters auf den Knieen um Verzeihung bat, da hast Du mir doch versprochen, zu vergeben."

„Gewiß, lieber Otto, ich habe Dir verziehen, doch Du mußt mir versprechen, wenn wir unseren Liebling finden, ihn so zu erziehen, daß er ein braver Mensch wird."

„Ich verspreche es Dir bei meiner Ehre, daß ich alles thun werde, um seinen Charakter so zu bilden, daß der Vater nicht vor seinem Kind erröthen muß," erwiederte der Herr im Zobelpelz. „Ist hier die Wohnung des Schuhmachermeisters Pliggelin?"

„Jawohl," sagte der Schuhmacher, der beim Anblick des eleganten Schlittens aus seinem Hause gestürzt war.

„Dann ist in Ihrem Hause wohl ein Kind 1054 aus dem Waisenhause untergebracht? Das ist doch die richtige Nummer?"

„Jawohl, Herr, und es war ein Einkommen von 75 Mk. jährlich, aber jetzt ist die Freude aus."

„Was sagen Sie? um Gottes willen, reden Sie!" rief ein bleicher Frauenkopf aus dem Fenster des Schlittens.

„Ich wollte damit nur sagen, daß dem armen Kinde etwas zugestoßen ist!"

— — — Auf einem groben Betttuch lag der kleine 1054 in der Wohnung des Schuhmachermeisters. Der kleine Körper war bedeckt mit Brandwunden, nur das edle, feine Antlitz, das dem schmerzerfüllten Manne, der gebeugten Hauptes vor der kleinen Leiche stand, so ähnlich sah, war unversehrt geblieben.

Die Fremde war außer sich vor Schmerz. Plötzlich aber legte die Herrschaft wieder ihre vornehme Maske an und der Herr Graf sagte mit herablassendem Lächeln zum Meister: „Mein lieber Herr Pliggelin, ich schulde Ihnen und Ihrer herrlichen Frau eine Erklärung unseres sonderbaren Benehmens. Dieser kleine Bursche war der Sohn unseres Kammerdieners, die Mutter starb bei der Geburt, und der arme Vater sah sich genöthigt, das Kind dem Waisenhause zu übergeben. Wir haben dies jetzt erst erfahren, und da wir beide kinderlos sind, wollten wir den Knaben an Kindesstatt zu uns nehmen. Sie werden nun unseren Kummer über die fehlgeschlagene Hoffnung der Frau Gräfin verstehen. Hier, lieber Meister, nehmen Sie diese kleine Vergütung für alle Liebe, die Sie dem armen Kinde zu Theil werden ließen."

Der Meister machte eine tiefe Verbeugung und schnitt ein Gesicht dazu, als sei er selbst von all der Liebe und Güte gerührt, die er dem Kind hatte zu Theil werden lassen. Frau Pliggelin wünschte des Himmels Segen auf all die reichen Leute hernieder, und der Schlitten glitt schellenklingelnd von dannen.

Aus der Hauptstadt.

Sergeant Buzfuez.

Auf meinem Tische häufen sich seit einigen Wochen allerhand fremde Processacten, die von verblüffend lustigen und doch zugleich unsäglich traurigen Rechtshändeln zu erzählen wissen, und eines immer energischeren Stoßes bedarf es, um Platz zu schaffen für die paar Schreibereien, die höhere Pflicht nun doch einmal gebieterisch fordert. Wer auch nur ganz beiläufig die krassesten Mängel unserer modernen Rechtspflege berührt und den Finger an ihre häßlich schwärenden Wunden legt, der darf gewiß sein, daß sich unverzüglich Dutzende jener Unglücklichen an ihn wenden, die schwer mißhandelte Opfer von Justizmorden zu sein glauben, und wenn er Geduld genug besitzt, um sich durch Handacten vom Umfang mehrbändiger Romane durchzuarbeiten, dann lernt er am Schlusse zweierlei immerhin Tröstliches. Die hohe Obrigkeit lehnt zwar die wie Schneeschauer massenhaft auf sie niederrieselnden Beschwerden, Gegenbeschwerden und Anträge der rechtheischenden Unterthanen zumeist rundweg ab, aber sie vertieft sich doch in jedes, auch das confuseste Schriftstück und weiß in jedem Falle ganz plausible Gründe für ihre abschlägigen Bescheide ausfindig zu machen. Diese Gewissenhaftigkeit, die strengstens prüft, ehe sie verwirft, heischt begeistertes Lob. Man kann einwenden, die Obrigkeit thue damit nur ihre Schuldigkeit, aber man darf auch nicht vergessen, welche Qualen juristische Tretmühlarbeit gerade dieser Art verursacht, wohin der Geistesarbeiter endlich gelangt, der einen Tag um den andern leeres Stroh dreschen muß und sich doch nie die kleinste Nachlässigkeit gestatten darf. Nein, daß unsere Gerichtspersonen so erfreulich viel Logik anwenden und, um mit Goethe zu reden, so viel sprechen, wenn sie versagen, das erhebt und erbaut, das läßt auch den Schwarzseher nicht ganz verzweifeln an der Existenz des Rechtsstaates. Und dann ein zweites. Diese Actenungethüme vor mir — erzählt nicht Jeder von ihnen die rührend-possirliche Leidensgeschichte eines urdeutschen Starrkopfes, der trotzig bis zur letzten Secunde auf seinem vermeintlichen Rechte besteht, der nie nach Canossa, stets nach Leipzig geht, ja selbst vor einer Belästigung des hohen Justizministeriums, vor allen langen Klagebriefen an des Kaisers Majestät nicht zurückschreckt? Zuzusehen, wie solch ein Kampf um's Recht sich allmälig entwickelt und auswächst, wie die fixe Idee nach und nach eine Seele vollständig umspinnt, wie der Kläger schließlich kein Mittel, keine dialectische Kunst unversucht läßt, seine Zeit an unendlich lange Schriftsätze vergeudet, lächelnd die erschrecklichsten Kostenrechnungen bezahlt, sich und die Seinen, sein Geschäft vernachlässigt, um ungestörter dem Phantom nachjagen zu können, — das gewährt Eindrücke wirksamster Natur. Sanitätsrath Mittenzweig mag in solchem Treiben Querulantenwahn erblicken, mir aber scheint, daß sich etwas Höheres, Werthvolleres darin ausprägt: unbeugsamer Eigensinn, der sich lieber todtschlagen läßt, ehe er von der Scholle weicht, die ihm nach seiner Meinung gehört. Ein so goldecht germanischer Charakterzug, daß man billig stolz und froh darüber sein sollte, ihm in dieser allzu gleichartig abgeschliffenen und allzu stark übersirnißten Zeit noch so häufig zu begegnen. Die Actenbündel dort sind mir nicht nur deßhalb liebe und vertraute Zimmergenossen, weil sie atterintimste Documente zur Beurtheilung selbstherrlicher und unbeugsam starrer Naturen darstellen, so intime Documente, daß man sich billig über die kläglichen psychologischen Gaben unserer Richter wundert, die dergleichen ihr ganzes Leben lang durch die Finger laufen lassen; diese Actenbündel sind auch der schlagendste Beweis dafür, daß im Volke das Material für ein neues, kerniges, kraftvolles Volkrecht noch nicht ausgestorben ist, daß wir uns in die römische Juristerei noch nicht genug eingelebt haben, um feige Sclaven eines formellen, mechanischen Rechtes geworden zu sein.

* * *

Eins ist auf den ersten Blick befremdend an diesen Rechtsstreitigkeiten, zu deren Zeugen und Laienrichter fremdes Vertrauen uns macht:

in allen Fällen entzweit sich unser Schützling, oft schon gleich nach Beginn des Gefechtes, mit seinem Vertreter, den er dann nachher mit dem bittersten Hasse verfolgt, vor die Anwaltkammern und Aufsichtsbehörden zu ziehen trachtet und im geheimen Einverständniß mit den Gegnern glaubt. Der Gründe für diesen Argwohn und diesen zornigen Grimm mögen zahlreiche sein, der scheinbar naheliegendste und am ehesten einleuchtende wäre in der zänkischen Gemüthsart des Klägers zu suchen, der auch mit seinen Freunden nicht Frieden zu halten im Stande ist. Aber mich dünkt, man muß tiefer schürfen. Der Fanatiker des Rechtes sieht ein himmlisches Heiligthum darin, ihm ist es nicht sowohl darum zu thun, den Ertrag des Streites einzuheimsen als am Schluß für den Vertheidiger der Wahrheit zu gelten, nicht Recht behalten, Recht haben will er und will, daß Alle dies anerkennen. Naturgemäß setzt er bei dem Manne, den er zu seinem Vorkämpen und Helfer im Streite erwählt, ganz ähnliche Empfindungen voraus, und bitter enttäuscht, entrüstet wendet er sich ab, sobald er bemerken muß, daß dem Andern seine hohe Göttin nur als melkende Kuh dient, daß die Rechtskunde für den Rechtshandwerker ein Geschäft ist wie jedes andere. Die überreizte Nervosität des mit der Justiz in ständigem Streit Liegenden sieht diese Dinge zu grell beleuchtet, und in ungerechter Verbitterung wittert er schurkische Gesinnung, wo der Anwalt doch nur kaufmännisch kühl und klug handelt. Aber den Kern der Frage trifft er deßhalb nicht minder scharf. Die Vertheidigung des Rechtes sollte kein Gewerbebetrieb sein. Das deutsche Volksrecht, das mit der Neugestaltung unseres gesammten wirthschaftlichen und sittlichen Volkslebens kommen muß, macht dem Vertheidiger unserer Zeit so sicher den Garaus wie der ganzen verschnörkelten, verstiegenen Gelehrten-Juristerei; doch auch heute schon hätte der Staat die Pflicht, den ärgsten Uebelständen auf diesem Felde abzuhelfen. Indem er den Advokaten ihre Gebühren vorschreibt, und indem er durch Disciplinarkammern dafür sorgt, daß unwürdige Elemente aus dem Stande ausgestoßen werden können, glaubt er hinreichend genug gethan zu haben, um der Entsittlichung des Vertheidigerberufes, der Herabdrückung dieser edlen Kunst zu einem schmierigen Geldgeschäfte entgegenzuwirken; thatsächlich aber hat er dadurch nur seine Verpflichtung anerkannt, dafür zu sorgen, daß die Jünger der Göttin mit den verbundenen Augen die ihrigen nicht nur dazu benutzen, eins zuzudrücken, wenn Gold klimpert. Es ist ein Gemeinplatz, und doch ist es ein Beweis fürchterlichster, abscheulichster Corruption, daß unsere sogenannten glänzenden Vertheidiger sich fast bedingungslos zu Anwälten des Unrechtes aufwerfen, sofern das Unrecht zahlungsfähig ist, daß nicht die Ueberzeugung von der Unschuld ihres Clienten, sondern die Ueberzeugung von der Höhe seines Bankguthabens sie für ihn einnimmt und sie antreibt, jene scharfsinnigen, geistsprühenden Reden für ihn zu halten, die wir ärgerlich und widerwillig bewundern. In einem sensationellen Fall, der neue und dröhnende Reclame verspricht, leiht der berühmte Rechtsanwalt seinen kraftvollen Arm wohl auch gelegentlich dem armen Haderlumpen, sonst aber tritt das besitzlose Recht, das sich gegen Millionäre zur Wehr setzen muß, regelmäßig an der Seite des unbegabten, unbekannten Anwaltes in die Schranken wider den verbrecherischen Gewaltigen, der sich eine Capacität miethen kann. Das Sprichwort weiß sehr gut, warum es beständig vom „armen" Sünder redet, reiche Sünder giebt es nicht, so lange Vertheidiger zu kaufen sind. Wie tief unsittlich, wie alle Sittlichkeitsbegriffe des Volkes verwüstend diese abscheulichen Zustände sind, das bedarf im Jahrzehnt der ethischen Cultur kaum noch des Nachweises; wirken sie aufreizend und stachelnd schon in Privatprocessen, so werden sie schlechthin staatsgefährlich und verdienen ein Umsturzgesetz für sich, wenn sie sich auch in den großen, öffentlichen Gerichtsverhandlungen breit machen, auf denen nach einem schönen Worte die Augen der Nation zu haften pflegen. Die Vertheidigung eines notorischen Spitzbuben wie es Polke war und der unglückselige Umstand, daß dem zungengewandten, aalglatten Advokaten kein Staatsanwalt von auch nur annähernder Vollendung entgegenstand, haben das öffentliche Rechtsbewußtsein und die Rechtssicherheit tiefer erschüttert, furchtbarer gefährdet als ein Dutzend hyperweiser, am grünen Tische ausgeklügelter Falschurtheile irgend eines hohen Gerichtshofes. Daß hier Wandel geschafft werden muß, daß Anwälte, denen die Freude am Geschäft allzu sichtbar aus den Augen leuchtet und die durch ihr Thun und Treiben selbst verrathen, nach welchen Grundsätzen sie sich für Clienten interessiren, daß solche Anwälte nicht mehr an die Barre gelassen werden dürfen, ist für unser modernes Recht eine Forderung der Selbsterhaltung.

Die Maus weiß von dem unsterblichen Sergeant Buzfuez zu erzählen, der die glorreiche Firma Dodson & Fog gegen Herrn Pickwick vertrat; wer unsere Barristers nicht kennt, hält seine Zeichnung für eine plumpe Carricatur, wer ihnen aber dann und wann begegnet, bedauert, daß der kluge Herzenskenner dem grotesken Gemälde so verhältnißmäßig wenige, kostbare Einzelzüge lieh. Mich kostete es neulich große Mühe, den feierlichen Ernst einer Gerichtsscene nicht durch lustiges Lachen zu stören, als ich vergnügt beobachtete, wie der „Anwalt des Beklagten" raschelnd in seinen Acten blätterte, während der Gerichtsschreiber den gelangweilt dreinschauenden Schöffen einen von pöbelhaften Injurien strotzenden Brief „seines Clienten" mit der üblichen, monotonen und leisen Stimme vorlas; offenbar hoffte er durch das Geräusch einige der blühenden Kraftausdrücke zu dämpfen. Schon Sergeant Buzfuez hat in glücklichen Verhältnissen gelebt und eine große Nachkommenschaft in die Welt setzen können, deren Schildbürgerstreiche so belustigend sind, daß man über dem Lachen ihre grobe Unsittlichkeit vergißt.

* * *

Dem Sergeant Buzfuez des Charles Dickens ähnelt mit nichten Herr Fritz Friedmann, dessen niedlicher Proceß jüngst alle Welt, die nicht blufft und champagnisirt, so ungemein neugierig machte. Herr Fritz Friedmann, dessen Weltruf nur steigert, wer ihn unsanft anfaßt, war einiger Handlungen beschuldigt, deren Bekanntwerden seinen Ruf als verschlagener Schwerenöther nur steigern können, und er erstritt in glänzendem Plaidoyer ein Urtheil von hinreißender Schöne. Der Gerichtshof erkannte an, daß sich Herr Fritz Friedmann etwelcher Verfehlungen schuldig gemacht habe, aber mit Rücksicht auf die gesammte Persönlichkeit des Gentlemans, seinen Ernst und Eifer in der Ausübung seines Berufes hielt das Collegium jene lieben, kleinen Sünden nicht für so strafwürdig, daß er ihretwegen auf Amtsentsetzung hätte erkennen mögen. Das scheint auf den ersten Blick ein vernünftiges Votum. Ist aber die Persönlichkeit des Angeklagten und die Art seiner beruflichen Thätigkeit dem Gerichte thatsächlich derart lobenswürdig, daß sie, gerade sie ihn vor einem zerschmetternden Spruch bewahren, der ohne diese mildernden Umstände zweifellos eingetreten wäre, dann muß die trotzdem erkannte Strafe unbillig hart genannt werden. Sie stellt sich als die schärfste Buße dar, die Herrn Friedmann nächst der Ausschließung vom Anwaltsstande treffen konnte. Besteht doch die mildeste Disciplinarstrafe in einer Warnung, der sich dann der Verweis und, wenn's schlimmer kommt, Geldstrafen bis zum Höchstbetrage von 3000 Mark anschließen. Und diese Pön verdient der Mann nicht, dem an Gerichtsstelle so viel Schmeichelhaftes über sein Vertheidigergeschäft gesagt wurde; mag er, und dazu noch in allen Ehren, immerhin köstlichen, poesievollen Amüsements mit scheidungsbedürftigen Däulein obgelegen, mag ihn capitalkräftige Freundeshand noch so oft gegründet haben, wenn er dem Clubleben und den Clubbisten selbst nichts mehr abzugewinnen vermochte — derlei entschuldbare Lebemannstreiche haben mit der Ausübung der Advocatur sicher nichts zu thun. Und deßhalb handelte die Oberstaatsanwaltschaft sicherlich zu grausam, als sie sich mit dem übermäßig strengen Spruche des Berliner Ehrenrathes nicht zufrieden gab und nach Leipzig ging. Die im neuberliner Sinne musterhafte Amtsführung des Verunglückten hätte ihn vor der Gefahr billig bewahren sollen. Denn man weiß allzu gut, in Leipzig weht eine rauhere, strengere Luft; diese Provinznester üben verhängnißvollen Einfluß auf Gemüth und Geistesrichtung ihrer Einwohner, und wenn ich mir die klaren, deutschen Worte wieder ins Gedächtniß rufe, die des Reichsgerichtes Präsident vor Kurzem einer Festversammlung im Buchhändler-Börsenhaus sagte, dann bangt

mir fast um Herrn Friedmann, sorge ich, daß man in Leipzig just seinen Ernst und Eifer in der Ausübung des Berufes, seine gesammte Persönlichkeit aus einem von dem neubertiner recht verschiedenen Sehwinkel betrachten wird.

Denn, um es nur zu sagen, die Sergeants Buzfuez vergangener Zeiten und ihre das klägliche System der kleinen Rechtsbeuge Mittel humoristisch ausbauenden Nachfahren sind lange, lange nicht so gefährlich wie die ganz modernen Buzfuez großen Stils. Wie die starken Begabungen, denen eine sündhaft gütige Natur nicht nur glänzende Redner-gabe, sondern auch außergewöhnliche Gelenkigkeit und beträchtlichen Manget an jenen philiströsen Eigenschaften mit auf den Weg gab, die man neuerdings pflegt und hätschelt, weil man von ihnen, Gott gebe, mit Recht, die fröhliche Wiedergeburt deutschen Geistes erhofft. Schreitet dieser Geist zum Siege, hat er sich vielleicht schon aufgemacht und ist auf dem Wege zu uns, dann kann er nicht anders, dann muß er unter vielen, die es nicht minder verdient hätten, zuerst die Buzfuez am Kragen packen und würgen. Wer den Proceß Polke aufmerksam gelesen hat und andere Dinge hernach und andere Dinge vorher, der ängstigt sich nun doch ein bißchen um das Schicksal des als Vertheidiger wie als Lebemann gleich bekannten Juristen oder erwartet wenigstens mit nicht alltäglicher Spannung sein vielleicht letztes Plaidoyer vorm Leipziger Ehrengerichtshof.

Sein vielleicht letztes Plaidoyer. . . Was klagt diese Zeit herber an: daß sie eine große Kraft, die unendlichen Segen hätte bringen können und die sich nur davor hüten muß, Romane und Feuilletons zu schreiben, daß sie diese Kraft sich so weit verirren ließ, ehe sie ihr Halt gebot, oder daß sie es nicht vermochte, mit einer in ihr ruhenden, unwiderstehlich starken, sittlichen Idee diese große Kraft großen Zielen dienstbar zu machen?

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Alt-Berlin. Schauspiel in vier Akten von Wilhelm Wendtlandt. (Königliches Schauspielhaus.) — Drei. Drama in drei Akten von Max Dreyer. (Lessing-Theater.) — Zwei Wittwer. Schauspiel in zwei Scenen von G. Eßmann. (Deutsches Theater.)

Daß das vaterländische Drama da landen, von einem Wasserdichter auf diese Sandbank gelootst werden würde, hätte niemand geahnt, als des Kaisers Majestät der Bühne die Aufgabe zuwies, patriotischen Sinn zu pflegen; Wilhelm Wendtlandt's Puppenkomödie aus der Zeit des mittelalterlich trutzigen Berlins durfte uns Opfern dieser höchst martervollen Saison nicht erspart bleiben; sie setzt dem tollen Humbug die Krone auf. Wildenbruch ist immerhin ein Dichter, wenn er auch nach Scholarensitte beim Versificiren das Maul allzu voll nimmt; Wichert, an sich ein trockener Pedant, vermag doch manche Scene episch zu gestalten und hat mit seinen Theaterstücken wenigstens bewiesen, daß er vielleicht unter Umständen einen recht brauchbaren Roman schreiben kann; das dritte W im Bunde aber, dieser Doctor Wendtlandt, darf auf keine mildernden Umstände Anspruch machen. Als wäre er der schärfste Kritiker unter den Scharfen, mit so trefflicher Genauigkeit hat er — wahrscheinlich instinktiv — Wildenbruch's und Wichert's schwere Fehler erkannt; während aber weisere Autoren nur die guten Gedanken Anderer zu holen und anzubringen pflegen, gefiel es Wendtlandt, die Schwächen seiner beiden Nebenbuhler ins Ungeheuerliche zu übertreiben und aus diesen Uebertreibungen sein Schauspiel „Alt Berlin" zusammenzustellen. Wildenbruch's Lust am rasenden Gebrüll und aufgeblasenen Pathos steigert er ins Unmenschliche, Wichert's Philistrosität artet bei ihm in banausische Albernheit aus, und sich selbst verdankt er nur die wie aus einem Cotportageheft herausgeschnittene Handlung. Schön Irmgard kommt vors Tribunal, weil sie über einem wohlthätigen Werke ganz vergaß, daß es den Kurfürstlichen unter Anderem strengstens verboten war, den Mühlendamm entlang zu spazieren. An ihren Reizen aber entzündet sich das Herz des Bürgermeistersohnes, er schwingt sich zu ihrem Anwalt auf, was aber für die junge Dame zunächst nur die unangenehme Folge hat, daß man sie als Liebeszauber bereitende Hexe den Folterknechten überantworten will. Der Bürgermeistersohn sinnt verzweifelt auf Umsturz, reizt das Volk, seine Herzallerliebste zu befreien, zum Klassenhaß und zur Mißachtung der Obrigkeit auf und wird von dem eigenen Vater, einem mit Tiberwasser getauften Spreeathener, zum Tod durch Henkershand verdammt. Sehr schlimm ginge die Sache nun, wenn sich nicht der Mangels einer geeigneteren Herrlichkeit stellte noch in Brandenburg residirende Kurfürst rasch zu einer kleinen Revolution von oben entschlösse; er wettert nach Berlin, stürmt es und jagt die hartherzigen Patricier zum Teufel. Zum Schluß erlaubt er sich noch einen geistreichen Scherz. Der alte Bürgermeister hat sich nämlich, aus Furcht vor des Eisernen Zorn, im Hui aus dem Staube gemacht; ihm schickt der Kurfürst als Verfolger den eigenen Sohn nach, will er doch daran erkennen, ob Jung Joachim Schön Irmgard auch wirklich verdient und als Muster vorbildlicher Fürstentreue hingestellt werden kann. Joachim zeigt sich des allerhöchsten Vertrauens nicht unwürdig: er erwischt seinen durchgegangenen Erzeuger, liefert ihn unbeschädigt und pünktlich ab und vervollständigt so den Sieg Seiner Durchlaucht. Wie mir gesagt wird, lehnte ein Stettiner Privatverein die Aufführung des curiosen Stückes rundweg ab: die Leute haben Geschmack, und unser königliches Theater thäte vielleicht gut, ihnen die eingereichten Novitäten zur Nachprüfung vorzulegen, ehe es aus Gründen, die mit der Kunst nicht das allergeringste zu thun haben, Schmarren wie die Radaukomödie des braven Wendtlandt auf die Bretter zerrt.

Etwas glücklicher war mit seiner Schlußnovität das Lessing-Theater, trotzdem brütende Sommerglut und bedenkliche Neigung zu unpassender Heiterkeit im Freibillet-Publikum recht störend wirkten. Herrn Dreyer's Ehestands- und Hausfreunds-Drama „Drei" hat eine längere und betrübsame Leidensgeschichte hinter sich; die letzte Station überwand es in diesem Winter, als es nach dreijähriger Friedensruhe im Archiv für den December angekündigt wurde und doch bis Ende Mai geduldig harren mußte. Es ist, im Großen und Ganzen, ein feines und sauberes Werk, das dem abgedroschenen Stoff zwar keine besonders neuen Seiten abgewinnt, aber ihn doch mit Innigkeit und nicht ohne Poesie behandelt. Sein scharf geschliffener und beziehungsreicher Dialog, die treffliche Charakteristik des Hausfreundes, der ohne es zu ahnen den durch ihn wiederhergestellten Frieden der Ehe neuerdings zerrüttet, das echte Gefühl, das zuweilen golden aufsprudelt — alles dies macht nicht unbeträchtliche Längen vergessen und hält das Interesse auch derer wach, die der unmaßgeblichen Meinung sind, daß man mit psychologischen Bohrereien und Vertiefungen allein auf dem Theater keine Fortuna machen kann. Erfindet sich Herr Dreyer eine kräftige, nicht nur rein innerliche Handlung, die sein nachdenkliches und vergrübeltes Talent zwingt, rasch vorwärts zu gehen, so darf man wohl ein Stück von ihm erhoffen, das verständige Theaterdirektoren nicht bei 20° R., sondern in der Zeit geben werden, wo man Erfolge noch auszunutzen vermag.

Unerbittlich in seiner Logik, klar und zweifelsohne in den Prämissen wie den Folge-Ereignissen, im Aufbau der kleinen Handlung und in der Seelen-Synthese, unterscheidet sich Dreyer's Arbeit höchst vortheilhaft von der letzten Gabe des Deutschen Theaters, um die man Dänemark beneiden zu müssen glaubte. Zwei Scenen im rasch nachdunkelnden Zwielicht, zwei geheimnißvoll-unbestimmte Menschen, von denen zu alledem fast nur der Eine spricht — ein rembrandtisch beleuchteter Monolog. Der Ehemann hat soeben sein Weib verloren, sein Weib, das er allzu lange schwer vernachlässigte; in einer Gegend, in der sie eigentlich gar nichts zu suchen hat, gerieth sie unter die Räder eines Wagens. Zufällig wohnt nicht weit ab von der Unglücksstelle der einsilbige Hausfreund, und im Busen des Ehemannes taucht langsam ein schwarzer Verdacht auf, der von vielen Nebenumständen verstärkt wird, den der schweigende Hausfreund aber kaltblütig abwehrt. Fesselnd ist an der abgerissenen und unfertigen Arbeit ganz gewiß die versonnene Leichenrede des herzlich ergriffenen Mannes, die, den Sprecher anklagend, der so jäh Verstorbenen höchstes Recht widerfahren läßt, ihr Leben in Einsamkeit und Abgeschlossenheit anschaulich schildert und ganz plötzlich den schlimmen Argwohn aufblitzen läßt. Aber als sich die beiden Wittwer Aug' in Aug' gegenüberstehen, als der Mann in aufbrausender Wuth Wahrheit vom Freunde heischt und der ihm unerschütterlich Trotz bietet, als der dramatische Effect sich endlich einstellen will, einstellen muß, da tritt, hellen Lampenglanz mitbringend, des Hauses dienende Magd ins finstere Zimmer und macht ihren Gebieter darauf aufmerksam, daß sie gedeckt habe. Schleunigst lassen die Beiden ab vom düsteren Zank und begeben sich, ausgesöhnt, Freundschaft und Erhabenheit im Blick, zu den sauren Häringen, dem Lachsschinken und dem Käs, die duftend ihrer harren. Dieser Schluß ist nicht minder unwahrscheinlich und nicht minder gewaltsam als das Finale von Dreyer's Composition, wo Frau Susanne, durch ihres Mannes Schuld in Liebe zum Freund entflammt, ihn bittet, sie mitzunehmen und sich nach erfahrener Abweisung entschließt, à la Nora aus dem Hause zu gehen, um „etwas zu arbeiten". Eßmann beabsichtigt und bietet, was inzwischen längst überwunden ist; die unbedeutende, inhalt- und zwecklose Skizze hätte dank ihrer Gedrungenheit und ihrer Finesse in der Wiedergabe rasch wechselnder Seelenstimmungen zur Zeit der „Gläubiger" Strindberg's wohl schon ein bißchen Sensation gemacht. Heute aber, wo der große Pan Naturalismus todt ist, sind das alles trübselige Bonmots von vorgestern.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
erscheint soeben in zweiter durchgesehener Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Diese **Bismarck-Nummer** bildet Nr. 14 der „Gegenwart" und wird an neu hinzutretende Abonnenten ohne Aufschlag mitgeliefert.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.
Direct zu beziehen durch den **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Susi. *Eine Hofgeschichte von*
Friedrich Spielhagen.

Zwei Bände — *Preis pro Band 50 Pf.* — *Gebunden 75 Pf.*

Soeben erschienen!

Größtes Lesecabinet d. Königstadt!!

Außer **150** verschiedenen politischen u. Fachzeitungen liegt auch die **„Gegenwart"** bei mir aus.

Empfehle reichhaltige Frühstückskarte, helle und dunkle Biere vom Faß, Bouillon u. warme Pasteten.

F. W. Gumperts Conditorei,
Berlin C., Königstraße 23/24.

Soeben erschien:

Zimmermann, Tante Eulalias Romfahrt.

17 Bogen 8°

mit bildlichem Schmuck von **Kunz Meyer,**
in hochelegantem farb. Umschlag, geh. Preis M. 3.—.

Das Buch, in welchem der als Kunsthistoriker bekannte Verfasser sich als feinsinniger Erzähler zeigt, behandelt mit liebenswürdigem Humor und feiner Satire die ergötzlichen Erlebnisse einer enthusiastischen deutschen Kleinstädterin und ihrer Gefährtin in der Ewigen Stadt.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

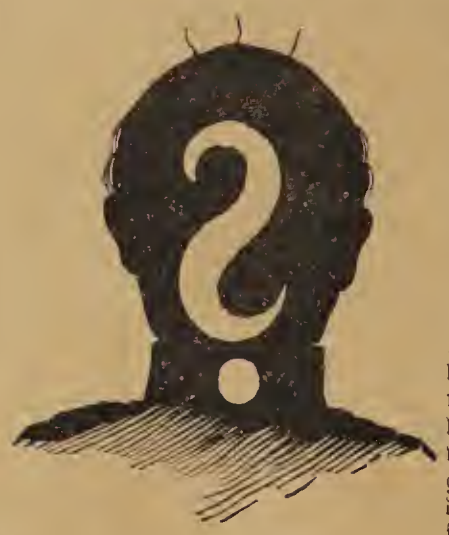
A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche ausquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt).

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 24. Berlin, den 15. Juni 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Deutsche Auswanderung und Colonisation. — Zu den italienischen Abgeordneten-Wahlen. Von Prof. Josef Schuhmann (Rom). — **Literatur und Kunst.** Moderne Liebe. Von Felix Poppenberg. — Knut Hamsun und Amalie Skram. Von Carl Busse. — **Feuilleton.** Drei Frauenbriefe. Von Matilda Serao. — **Aus der Hauptstadt.** Mariaberg. Von Caliban. — Die große Kunstausstellung. 4. Stilistisch-decorative Tendenzen. Von Franz Servaes. — Offene Briefe und Antworten: In eigener Sache. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Deutsche Auswanderung und Colonisation.

Welches das größere Unglück für ein Land ist, Uebervölkerung oder Untervölkerung? Nationalökonomen, die schnell fertig mit dem Wort waren, besonders die Capacitäten der malthusianischen Schule, haben Alles gethan, eine übermäßig starke Menschenproduction als der Schrecken schrecklichsten hinzustellen, und wenn schon keine Entvölkerung, so doch ein ruhiges Stehenbleiben der Bevölkerungsziffer begeistert zu predigen. Ihr Altmeister lehrt, auf Grund welcher Beob...tungen, hat er nie verrathen, daß die Bevölkerung der Culturländer sich alle 25 Jahre verdoppelt, also in einem Verhältniß wie 2 : 4 : 8 : 16 zunimmt, während die Mehrerzeugung von Nahrungsmitteln für diese Massen allergünstigsten Falls nur im geometrischen Verhältniß 2, 4, 6, 8 erfolgen könne, so daß, ungehindertes Wachsthum der Bevölkerung vorausgesetzt, schon nach 3 × 25 Jahren für die Hälfte aller Menschen keine Nahrung mehr vorhanden wäre und dem reichen Kindersegen die denkbar furchtbarste Hungersnoth folgen müßte. Nun ist diese Fiction, wie ein Blick auf die thatsächlichen Zustände beweist, hinfälliger als irgend eine der tausend anderen, die begrenzte Volkswirthe ausgetüftelt haben. Wohl vermehrt sich im Laufe der Zeit bei günstigen Lebensbedingungen, seltenen Kriegen und Epidemien, die Menschheit beträchtlich; fast kein Staat Europas, der heute nicht die doppelte Bevölkerungszahl als vor hundert Jahren aufwiese, aber in viel gewaltigerer Weise hat sich inzwischen unsere Fähigkeit, Existenzmittel zu produciren, entwickelt, so daß heut auf jeden einzelnen Menschen eine bedeutend höhere Summe von Lebensgenuß kommt, als im Jahre 1794 oder gar vor mehreren hundert Jahren, wo die Erde noch dünner bevölkert war. Je mehr Menschen, desto mehr Reichthum; ohne unsere Arbeit und unsern Geist sind die Schätze des Bodens werthlos, bleiben ungehoben. Die Thatsache, daß 99% der festen Erdoberfläche entweder gar nicht oder nur sehr spärlich bewohnt sind, daß volle neun Zehntel dieses Gebietes noch des Pfluges harren, beweist am besten, wie wenig wir uns vor Malthus' Schreckgespenst zu fürchten brauchen, wie werthvoll vielmehr für das Culturwerk jeder Zuwachs an arbeitsfähigen Händen ist. Darum darf als das schönste Geschenk, das der Patriot seinem Lande und der Menschheit machen kann, ein Kind gelten, ein dereinst schaffensfreudiges, schaffensfähiges Kind, und je öfter er dies Geschenk wiederholt, desto höher steigen seine Ruhmestitel. Die Gesetzgebung, vornehmlich in Deutschland, erschließt sich allmälig diesem eminent sittlichen Standpunkte, und es ist auch hier Miquel's preiswerthe preußische Einkommensteuer, die in socialer Weisheit eine Prämie auf Kindersegen setzt.

Aber nicht nur wirthschaftliche, sondern auch nationale, hohe Bedeutung hat der Kinderreichthum eines Landes. Besitzt ein Volk angemessen große und günstig gelegene Gebiete, die es dicht mit Menschen seines Stammes zu besäen vermag, so ist es beinahe unüberwindlich. Ja, noch mehr! Je stärker die Bevölkerung anschwillt, je mehr Seelen auf jede Quadratmeile Landes kommen, um so gewaltiger wird im Volke der Drang werden, die Landesgrenzen zu erweitern. Denn das ist klar, und darin hat Malthus Recht: in's Unendliche hinein darf die Volkszahl, die auf ein bestimmtes Terrain zusammengepfercht ist, nicht wachsen, ohne daß der nothwendige, schon der Zuchtwahl halber unentbehrliche Kampf um's Dasein allzu grauenhafte Formen annimmt; tritt wirkliche Uebervölkerung ein, d. h. werden mehr Kinder geboren, als der Ackergrund und die Arbeitskraft des Volkes zu ernähren vermag, so muß ein Aderlaß erfolgen, muß die Spannung im Kessel den Kessel zertrümmern. Ganz natürlicher Weise vollzieht sich diese Entlastung immer schon frühzeitig, immer rechtzeitig. Das Volk, dem es daheim zu eng wird, nimmt dem Nachbar, der mehr Platz hat, mit Gewalt von seinem Boden, oder es schickt Hunderttausende seiner Söhne und Töchter auf dem friedlichen Wege der Auswanderung in fremde, schwach bewohnte Welttheile. Das ist wie ein Naturgesetz. Und Heil jeder Nation, die das Walten dieses Gesetzes am eigenen Körper verspürt, die sich vor die Nothwendigkeit gestellt sieht, neuen Raum für ihre Angehörigen zu schaffen! Sie beweist dadurch ihre innere Gesundheit, ihre Tüchtigkeit, ihren Beruf, die Welt zu erobern. Durch Auswanderung wie durch gewaltsame Occupation fremden Landes dehnt ein Volk seine Machtsphäre immer mehr aus und fördert seine Rasse, sofern es eben durch reichlichen Nachwuchs im Stande ist, seine Nationalität auch unter anderen Nationen zu bewahren und die in Besitz genommenen Bezirke schnell mit Menschen seines Stammes zu füllen. Dem Volke gehört die Zukunft, das die meisten Familien unter vernünftigen Existenzbedingungen zu begründen vermag und das mit den fruchtbarsten Müttern gottgesegnet ist; es wird, so oder so, alle Nebenbuhler um die Hegemonie der Welt vernichten. Die Größe des Nationalvermögens und die Höhe der Kopfsumme eines Landes gewährleisten keineswegs seine Machtstellung;

ja, übermäßiger Wohlstand, der ein allzu üppiges und arbeitarmes Leben gestattet, hindert die Entfaltung der zeugenden Volkskraft noch viel mehr, als es schmutzige, hungrige Armuth thut, die zwar zahlreiche, aber schwache und widerstandsunfähige Kinder hervorbringt. Man sieht, wie eng sich auch hier wirthschaftliche und nationale Interessen berühren, wie gerecht und wahrhaft patriotisch die Forderung nach der Ausbreitung des Mittelstandes über alle Stände ist. Frankreich, weit reicher als Deutschland und mit einer weit höheren Kopfsumme bedacht, würde uns zweifelsohne an Bevölkerungszahl rasch überholen, wenn nicht der Reichthum zu ungleichmäßig vertheilt wäre und wenn die neumalthusianische Lehre nicht gerade dort Millionen von Anhängern hätte. Die strikte Befolgung einer so unnatürlichen Theorie wie des absurden Zweikinder-Systems zeigt klar, daß Frankreichs Lebenskraft im Erlöschen ist. Seit Jahrzehnten nimmt die Zahl der in Frankreich geschlossenen Ehen ständig ab; Jahre sind gekommen, wo die Zahl der Todesfälle die der Geburten überstieg, und jedenfalls ist, Alles zusammengefaßt, der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle dort so gering, daß Frankreich nach Verlauf eines Menschenalters dieselbe Bevölkerungsziffer wie heut haben, daß aber dann den 35 bis 40 Millionen Galliern eine Masse von 75—80 Millionen Reichsdeutscher gegenüber stehen wird. Denn Deutschlands Volkszahl wächst noch immer in glücklichster Weise, seine Kraft steht in voller Blüthe. Jahr um Jahr vergrößert sich der Einwohnerstand um etwa 520,000 Menschen, die unter heutigen Verhältnissen freilich nicht der Heimath erhalten bleiben, sondern ihr zu zwei Fünfteln durch Auswanderung wieder verloren gehen. Die in unseren miserablen socialen Zuständen begründete hohe Kindersterblichkeit thut leider ein Uebriges, den eigentlichen jährlichen Zuschuß herabzudrücken. — Rußland erfreut sich noch einer relativ und absolut viel größeren Bevölkerungszunahme als Deutschland; bei seinem kolossalen Flächeninhalt aber und seinen unausgesetzten Neueroberungen bietet es noch auf Jahrhunderte hinaus unabsehbaren Nachwuchsschaaren reichlichen Raum und Ackergrund.

Betrachtet man die Lage Europa's aus diesem Gesichtswinkel, so scheint es beinahe, als könne in nicht allzu ferner Zukunft die Pflicht der Selbsterhaltung Deutschland zwingen, der „Störer des Weltfriedens" zu werden. Denn selbst gesetzt den Fall, eine kluge Regierung komme dem Durst unserer Rasse nach Land entgegen, verbäuerliche die Latifundien des Ostens, colonisire unsere weiten Haiden und Moore — lange würden auch diese Mittelchen nicht vorhalten. Nichts thörichter und kurzsichtiger als die salbungsvolle Behauptung, Deutschland sei saturirt, denn Deutschland wird in Kürze Land so nöthig brauchen, wie das liebe Brod, ja wie die Luft. Ersticken wird es in seiner Fülle und Gesundheit ohne neue Erde. Die Colonien, die wir heute „nicht geschenkt" haben wollen, werden wir einst in unerhört blutigem Kampfe erobern müssen; jede Quadratmeile anbaufähigen Landes, heute von uns in Afrika besetzt, erspart vielleicht unsern Enkeln furchtbare Opfer an Blut und Geld.

Die Wegnahme Elsaß-Lothringens durch unsere Waffen, die Germanisirung der polnischen Provinzen war oder ist ein Gebot höchster und klügster Politik, während sich die krampfhaften Versuche Frankreichs, seine verlorenen Departements, sei es durch Kampf, sei es durch Kauf, wieder zu gewinnen, von unserem Standpunkte aus als historischer Unsinn kennzeichnen. Vermag dies Land ja nicht einmal seine eigenen Gebiete mit Menschen zu versorgen — wie darf es daran denken, den immer menschenreicher werdenden Nachbar noch enger einzupferchen! So laut wir die coloniale Opferfreudigkeit der Franzosen rühmen müssen, die einmüthige Begeisterung, mit der sie ihren überseeischen Aufgaben obliegen, die weitausschauende Klugheit ihrer oft wechselnden, aber in diesem Punkte zäh beständigen Ministerien — ihre Colonien in Asien und Afrika werden sie, Menschenmangels wegen, über kurz oder lang einbüßen, und nur ihr Welthandel wird noch großen Nutzen daraus ziehen.

Rußland könnte sich, wie dargethan, mit den Ländermassen im Osten begnügen, um seine Bevölkerung unterzubringen, aber die Sehnsucht der Menschheit geht nun einmal dahin, von Sonnenaufgang nach den schöneren Gebieten im Abendlande zu ziehen. Es befindet sich nicht entfernt in solcher Nothlage wie Deutschland, aber es wird, kommt der Zeitpunkt, kraftvoll genug gegen unsere östlichen Thore drängen. Wenn die Entwickelung in Europa etwa die gleiche wie seit fünfzig Jahren bleibt, wenn kein bahnbrechendes Genie auftaucht, dessen Weisheit sein Vaterland wirthschaftlich hoch über alle Concurrenten erhebt und dadurch weit mächtiger stärkt, als bloße Volkszunahme es vermag, so steht mit Sicherheit zu erwarten, daß bereits Anno 1950 deutsche Einwanderung, im Guten oder mit Gewalt, das ganze östliche Frankreich in Besitz genommen hat — der innere Druck sprengt eben die dünne Grenzscheidewand. Unser Osten wird dann von russischen Volksmassen gefährlich bedroht sein. Wir drängen die Franzosen aus Europa fort, während uns die Russen westwärts pressen — eine Völkerwanderung, deren Zeitpunkt sich beinahe so genau vorher berechnen und bestimmen läßt wie Sonnen- und Mondfinsternisse. Gegen diese elementaren Bewegungen werden weder Gesetze noch Einwanderungsverbote helfen. Sie sind in der Natur der Rassen begründet. Wir Deutschen vermehren uns schneller als die Romanen und brauchen deshalb ihr Land; die Slaven vermehren sich rascher als wir und brauchen unsere Gebiete, wenn Deutschlands Heereskraft und Wirthschaftsordnung sie nicht zwingt, mit der Colonisation Asiens fürlieb zu nehmen und ihren Ueberschuß an Volksmasse nach dieser Richtung hin abzuleiten. Leicht wird es uns dereinst nicht fallen, dieser Völkerwanderung den Weg zu versperren und sie zu umgekehrtem Lauf zu zwingen. Welch ein gefährlicher Gegner das Slaventhum ist, zeigt es in Böhmen, wo es die Deutschen allmälig mehr und mehr zurückgedrängt, die deutschen Sprachinseln mehr und mehr überschwemmt. Wehe, wenn in jenen Tagen, da slavische und germanische Rasse den letzten Ringkampf um die Weltherrschaft beginnen, der Westen von tiefen, socialen Wunden zerfleischt, von Millionen verbitterter, hungernder Sclaven bewohnt ist, statt von widerstandsfähigen, heldenmüthigen Männern, die mit jeder Faser ihres Herzens am theuren Vaterlande hängen, deren Jeder ein eigenes, trauliches Heim, behaglichen Wohlstand zu vertheidigen hat!

Deutschland giebt, um sich zu entlasten, jetzt jährlich etwa 200,000 Menschen, zumeist naturgemäß kräftige, arbeitsfrohe, auf dem Wege der Auswanderung an das Ausland ab, und diese 200,000 Menschen nützen hinfort der Heimath nichts mehr. Bleiben die Verhältnisse unheilvoll und verworren wie jetzt, so wird die Zahl der Auswanderer steigen, bis sie endlich der Ziffer des Geburtsüberschusses gleich ist und Deutschland damit bei der Stagnation, d. h. beim Anfang des Unterganges, angelangt ist. Wie gewaltig die Gunst oder Ungunst wirthschaftlicher Verhältnisse auf die Auswanderung einwirkt, bedarf als selbstverständlich eigentlich gar keiner besonderen Darstellung; trotzdem sei erwähnt, daß in den für ehrliches, deutsches Erwerbsleben nicht gerade guten, aber doch immerhin acceptablen Jahren 1871/80 an 620,000 Menschen, in dem folgenden, minder günstigen Jahrzehnt aber 1,340,000 den Staub von ihren Pantoffeln schüttelten. Nach den bisher laut gewordenen Emigrantenziffern wird das Decennium 1891/1900 allermindestens 2 Millionen Deutsche in fremde Lande, zumeist über's Weltmeer, senden. Vergeudete Kraft! Jämmerlich nutzlos wird weggeworfen, was dazu dienen könnte, dem Deutschthum, der deutschen Rasse alle Erdtheile zu erobern! Denn von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, streift der Deutsche in der Fremde rasch sein heimathliches Kleid ab, assimilirt sich den Umwohnern und stärkt mit seiner Muskelkraft, seiner Intelligenz ein anderes, uns

vielleicht feindlich gesinntes Volk. Neben gewissen Eigenschaften unseres Nationalcharakters, die zum großen Theil von der jahrhundertlangen, staatlichen Ohnmacht Deutschlands verschuldet werden, ist es die Verständnißlosigkeit und Gleichgiltigkeit unserer Regierung, welche die schnelle Entdeutschung unserer Auswanderer-Massen, wenn nicht bewirkt, so doch zuläßt.

Jeder Volksstamm, der an sich selbst und die Nothwendigkeit seiner Existenz glaubt, jede noch lerngesunde Rasse hat die Eroberung der Welt auf ihr Panier geschrieben, und ob sie die Standarte nun verborgen hält oder frei in Lüften flattern läßt, ihr Sehnen und Drängen geht nach dem einen Ziel. Darwin's Gesetz von der Herrschaft des Stärksten, d. h. des Besten, Entwickelungsfähigsten, trifft wie in der Klein-Natur auch hier zu, wo um das Schicksal von Millionen gewürfelt wird. Alle ethischen und alle Friedensgesellschaften der Welt vermögen nicht ein Tüttelchen abzubröckeln von den ehernen Bestimmungen, nach denen der Culturfortschritt sich regelt. Kampf und Sieg heißt die Losung, nicht Frieden und Gleichheit. Wer nicht niedergetreten und ausgerottet werden will, muß vorwärts drängen und tüchtig die Arme regen. Die Franzosen setzen, ohnmächtig zu anderen Kraftäußerungen, ihren Stolz darin, wenigstens französischen Geist (diesen Geist sehr aparter Art) überall siegreich zu wissen, und die Regierung des abfaulenden Staates vergißt doch mitten im Panamaschmutz nicht, in fremden Welttheilen große Colonialreiche zu gründen. Sie baut Nester für eine Brut, die das unfruchtbar gewordene Volk nicht mehr zeugen wird; aber sie baut doch Nester. — Die englische Sprache ist die verbreitetste auf der Welt, Englands Geld das mächtigste und der Kaiserin Victoria Reich das größte; aber nur lose hängen noch die einzelnen Theile zusammen, die Volkskraft des Mutterlandes wird sich nicht als stark genug erweisen, all' die riesigen Provinzen in Asien, Afrika und anderswo wirklich zu anglisiren. Es bedarf vielleicht nur weniger Jahrzehnte, so fallen, wie einst die Vereinigten Staaten Nord-Amerikas, Canada, die Cap Colonie u. a. ab; es bedarf nur eines Zusammenstoßes mit Rußland, so ist Indien verloren. Und nur Rußland, die Vormacht des Slaventhums, scheint deßhalb befähigt, dem deutschen Reiche die Weltherrschaft streitig zu machen; Rußland ist der Feind, der niedergeworfen werden muß, bevor er uns niederwirft, uns versklaven und verschachern kann. Seit ihrer „Erfindung" hat die großpanslavistische Idee ungeheure Fortschritte gemacht und von allen denkenden Köpfen in den Slavenländern Besitz genommen; sie bedroht den Westen, und die Armseligkeit westländischer Politiker fördert sie noch. Gortschakow hat selber eingestanden, daß es keineswegs der Mangel an gutem Willen, daß es bisher nur der Mangel an Kraft war, der den weißen Zaren an der „Befreiung aller slavischen Stämme" hinderte. Langsam, aber nachhaltig wächst das russische Reich heran; es erstarkt militärisch wie wirthschaftlich. Schon heute zählt Europa 30 Millionen mehr Slaven als Deutsche, und dank dem enormen Kinderreichthum der Slaven wird sich die Sachlage in Zukunft immer mehr zu unseren Ungunsten verschieben. Die deutsche Familie bringt es auf 3—5, die slavische auf 5—7 Sprößlinge im Durchschnitt. Kraftvoll bemüht sich die slavische Hauptmacht, Rußland, ihre ökonomischen Verhältnisse zu verbessern. Die Regierung thut das Aeußerste, in ihren unendlichen Gebieten Verkehr und Industrie zu heben, und die obrigkeitliche Pflege dieser wichtigen Zweige der Nationalthätigkeit gemahnt zuweilen an Treibhausgärtnerei. Keine Maßregel, und scheine sie westeuropäischem Gefühl noch so barbarisch (wie die ewigen Judenquälereien) oder noch so phantastisch (wie die Rubelexperimente und die übertriebenen Eisenbahnbauten durch wilde Steppen), keine Maßregel, die zur Hebung des Wohlstandes der Eigenbevölkerung dienen könnte, bleibt unversucht Und was immer der empfindsame Westeuropäer der zarischen Regierung vorwerfen möge, in einem Punkte steht sie unerreicht da und kann den neuerdings besonders bei uns auftauchenden internationalistischen Ideen gegenüber als Vorbild hingestellt werden: in der Betonung des nationalen Standpunktes, in der rücksichtslosen Förderung des eigenen Vortheils.

Es giebt der Vaterlandsfreunde genug, die in Erkenntniß dieser Sachlage und mit dem Bewußtsein, daß unser östlicher Nachbar ein Nimmersatt ohne Gleichen ist, allen Ernstes rathen, schon jetzt den Entscheidungskrieg mit Rußland zu wagen. Aber der Culturmensch bebt mit Recht vor dem Gedanken eines Weltkrieges zurück. Und eine weitblickende, deutsche Regierung wäre wohl im Stande, auch ohne Kanonen den Sieg an unsere Fahnen zu fesseln. Nicht durch Abschluß von kriegerischen Allianzen, denn die haben Sinn nur für heut und morgen, für Jahre oder Jahrzehnte, die wie Tage sind im Menschheitleben; die wiegen leicht in trügerische Sicherheit, brechen aber zusammen, wenn die Verhältnisse sich ändern. Selbst ist der Mann, auf sich selbst muß Deutschland stehen können. So lieb und werth ihm seine Verbündeten sind, so fest es auf ihre Treue baut und bauen darf — im Nothfalle soll es dazu im Stande sein, den Kampf aus eigener Kraft durchzuführen.

Wenn es nun nicht möglich ist, Rußland weiter nach Osten zurückzudrängen, es immer mehr zu einem asiatischen Staat zu machen, wenn wir es nicht aus dem Königreich Polen und aus den Ostseeprovinzen hinauswerfen können, — und dies alles ist ohne einen langwierigen, blutigen und in seinem Ausgang sehr zweifelhaften Weltkrieg eben nicht möglich —, dann bleibt uns nur übrig, mit äußerster Kraftanspannung unsern Osten zu einem unübersteiglichen Bollwerk umzuschaffen, hier einen die Ewigkeiten durchdauernden Damm gegen das Slaventhum aufzuwerfen. Die Politik des verflossenen Reichskanzlers Graf Caprivi ging, Gott weiß warum, der Herr Reichskanzler selbst wußte es gewiß nicht, gerade den entgegengesetzten Weg. Und der Zickzack-Cours thut desgleichen. Statt den Osten mit Menschen zu füllen, verödet man ihn. Schon jetzt stellen die Provinzen Westpreußen und Posen allein über die Hälfte der Mannschaften zum Riesenheer deutscher Auswanderer. Der deutsch-russische Handelsvertrag, der den ostpreußischen Latifundienherren den Roggenbau unmöglich macht, wird es dahin bringen, daß man noch mehr Roggenboden als bisher mit schlechten Schnapskartoffeln bestellt, daß man so weite Quadratmeilen trefflicher Ackerkrume aussaugt, bis schließlich die Kiefer über sie kommt. Und immer menschenärmer wird die Gegend werden, immer menschensehnsüchtiger das Land, und wenn endlich der Kosak in die von Deutschland und den Deutschen verlassene Ebene fällt, wird ihrer schnellen Slavisirung nichts mehr im Wege stehen.

So muß die Entwickelung vor sich gehen. Wer daran zweifelt, für den ist die Weltgeschichte ganz umsonst geschrieben, der hat aus allen Besitzverschiebungen seit 3000 Jahren nichts gelernt. Ein Volk geht unter, sobald die Volksmasse des Nachbars hinreicht, es zu erdrücken; ein Volk verliert die Territorien, die es nicht mehr ausreichend zu bevölkern vermag. Weder hohe Cultur noch gewaltige Militairbudgets schützen und gewährleisten auf die Dauer unser Eigenthum und den Bestand unserer Rasse. Allein die Zahl der arbeitsfähigen und arbeitslustigen Arme entscheidet.

Deutsche Bauern müssen den Osten füllen, Hof an Hof muß sich dort dicht drängen. Die Latifundien müssen zerschlagen werden, wie man unter Bismarcks glorreichem Regiment in der Provinz Posen aus ähnlichen, klug nationalen Beweggründen zu thun begann. Es ist ein ökonomisches Gesetz, daß die Rentabilität des Großgrundbesitzes von einer gewissen Grenze an aufhört, daß er dann mit der bäuerlichen Bewirthschaftungsart nicht mehr concurriren kann. Der Bauer, den seine Familie unterstützt, der selbst die Arme rührt und selbst die Augen überall hat, arbeitet weit intensiver als die Mieths-

kräfte des Großgrundbesitzers. Es erübrigt fast, auch nur ein Wort über die Unentbehrlichkeit des Bauernstandes aus nationalen Gesichtspunkten zu verlieren. Dieser Stand ist der Jungbrunnen jedes Volkes; er frischt das verdorbene, kraftlose Blut der sich unterzeugenden Städte immer wieder auf, ihn schwächt seine Thätigkeit nicht, sondern sie stählt seine Muskeln; er ißt ein zwar bescheidenes, aber sicheres Brod und erfreut sich deßhalb einer ruhigen Lebensauffassung, die ihn im eminentesten Sinne staatserhaltend macht. Je mehr Bauern, desto mehr behagliche Zufriedenheit im Lande. Gelingt es, den deutschen Auswandererstrom in die Bezirke des Ostens zu lenken, oder besser noch, die Auswanderungslustigen dieser Gegenden hier festzuhalten, so würden dadurch nicht allein Jahr um Jahr Hunderttausende ehrensester Kernbürger dem Vaterlande gerettet, sondern auch ihre Nachkommen gehörten uns, statt die Volkskraft fremder Nationen zu erhöhen. Selbstverständlich müßte durch alle möglichen Vergünstigungen, in erster Reihe durch ganz billigen Verkauf des Bodens bei überaus kleinen Ratenzahlungen und niedrigster Verzinsung, dann durch Sicherung gegen Pfändung, Subhastation und Ausschlachtung, gegebenen Falls durch Erlaß und Reduction von Steuern, selbst durch Erleichterung der Wehrpflicht die Lockung zur Ansiedlung recht groß gemacht werden. Vielleicht gehen die Regierungsmänner der Zukunft beim alten Fritz und seinem Vater in die Lehre, die es herrlich verstanden, trocken gelegte Brüche in blühende Provinzen, slavische Wasseröden in deutsche Ackercolonien zu verwandeln. Von ungeheurer Wichtigkeit und von größtem Einfluß auf die Gestaltung unserer socialen Lage überhaupt wäre diese Verbäuerlichung des Ostens darum, weil nach so durchgreifenden Reformen auch alle anderen Theile des Reiches, alle anderen bedrängten Volksschichten wirthschaftliche Befreiung fordern würden. Auf eine beträchtliche, dauernde Erhöhung der Bewohnerzahl Deutschlands ist naturgemäß nur dann zu hoffen, wenn gründliche Verbesserung der Erwerbsverhältnisse unsere jungen Männer frühzeitig in den Stand setzt, zu heirathen. Die traurige sociale Lage von heute schiebt das Heirathsalter unnatürlich weit hinaus, zwingt die jugendliche Männerwelt, das Mark der Nation an käufliche Weiber zu vergeuden, und betrügt das Vaterland Jahr für Jahr um zahllose, um die kräftigsten und gesundesten Kinder. Ist es nicht ein verbrecherischer Wahnsinn, daß Dank dem ausbeutenden Mammonismus und der daraus folgenden materiellen Heirathsunfähigkeit von Millionen junger Leute fast 50 Procent der deutschen Mädchen zur Ehelosigkeit verdammt sind? Wie lange noch glauben wir ungestraft natürlichem und göttlichem Recht ins Gesicht schlagen zu dürfen? . . . .

Immerhin wird, die Durchführung dieser oder ähnlicher, zu gleichem Ziele führender Pläne angenommen, der Zeitpunkt eintreten, wo auch das wirthschaftlich neu organisirte Deutschland der Gefahr einer Uebervölkerung entgegengeht. Dieser Zeitpunkt mag relativ spät kommen, da mit steigendem Wohlstand die Zahl der Geburten abnimmt, trotzdem haben wir mit ihm zu rechnen. Es wird dann, um eine Herabsetzung der bestehenden hohen Kopfsumme zu verhüten, darauf Bedacht genommen werden müssen, die überschüssige deutsche Kraft außerhalb Deutschlands zu verwerthen. Also Auswanderung. Nur eine geregelte und dem Vaterland Nutzen bringende Auswanderung an Stelle der jetzigen, die es schwächt.

Wir sind bei der Theilung der Erde zu spät gekommen. Die tastenden Versuche des großen Kurfürsten, brandenburgisch-deutsche Colonien zu schaffen, fanden keine Nachahmung, und noch in unseren Tagen fiel aus dem Munde des Grafen Caprivi das geistvolle Wort, nichts Schlimmeres könne uns passiren, als ganz Afrika geschenkt zu erhalten. Also Aegypten, Algerien, Tunis, Marocco, Kapland, den Transvaal u. dgl. m. Schenkte uns Jemand Afrika, so befreite er Deutschland von seiner drückenden Zukunftssorge. Denn was wir heute nicht geschenkt haben wollen, werden wir in den nächsten Jahrhunderten mit dem Schwert in der Hand, unter furchtbaren Opfern, nehmen müssen. Die heutige, unorganisirte Auswanderung wirft Millionen Deutsche in alle Welttheile, ja, seit Anfang dieses Jahrhunderts sind annähernd fünf Millionen mit Sack und Pack aus unsern Gauen gezogen. Was haben sie für die Ausbreitung des Deutschthums gethan? Nichts! Welchen Einfluß wußten sie auf die Gestaltung der Dinge in ihrer neuen Heimath zu gewinnen? Keinen! Von den deutschen Regierungen im Stich gelassen, ohne Schutz, ohne Rückhalt, ohne Grund zum Stolz auf ihre Nationalität — wie sollten sie anders handeln, als im Strom untergehen? Noch heut ist es die allgemeine Klage deutscher Reisender, daß sich die Consuln unseres Landes ihrer überall nur lau, fast widerwillig annehmen, ihnen umständliche, bureaukratische Scheereien machen und ihre Interessen nie so nachdrücklich fördern, wie es z. B. die Vertreter Englands bei ihren Landsleuten thun. Und während der Engländer immer stolz auf seine Herkunft bleibt, auch aus practischen Gründen allewei sein Engländerthum wuchtig betont, verbirgt der Deutsche am liebsten, was seine Zugehörigkeit zu uns verrathen könnte. Sammelpunkte der Deutschen giebt es nur in wenigen ausländischen Großstädten. Und ob wir zu Hunderttausenden in einem fremden Gemeinwesen wohnen, ob unsere Zahl die entschiedene Mehrheit ausmacht, ob es nur an uns liegt, die Zügel in die Hände zu bekommen — wir stehen bei Seite und helfen die Kämpfe der andern ausfechten. Nie als ihre Söldner, o nein, immer als ihre dupes.

Prächtige Stücke der neuen Welt könnten uns gehören, wenn wir jemals die Kunst verstanden hätten, zuzugreifen, wenn wir sie wenigstens heute verstünden. So sind z. B. Bodenverhältnisse, Klima und Lage der südamerikanischen Staaten unserer Rasse ungemein günstig und zuträglich, wie für uns geschaffen. Argentinien, das mit seinen 2142946 Quadratkilometern Rauminhalt Deutschland an Größe fast um das Fünffache übertrifft, dessen fruchtbarer und warmer Boden geringe Mühe verschwenderisch lohnt, wird von Kennern immer dringender zur Colonisation durch deutschen Fleiß empfohlen. Heute sind von den zwei Millionen Quadratkilometern kaum 20000 bebaut, und die Bevölkerung dieses mächtigen Gebietes schwankt zwischen drei und vier Millionen. Wäre seit 1871 der deutsche Auswandererstrom durch geeignete Maßnahmen nach Argentinien geleitet worden, wir besäßen bereits ein Deutschland in Amerika. Die blühenden deutschen Colonien in Südostbrasilien beweisen ja am besten, wie wohl sich unsere Bauern in jenen Bezirken fühlen und wie geringer Nachhilfe es bedurft hätte, um aus ihnen einen deutschen Freistaat zu formen. So viel ist sicher: Den von ewigen Bürgerkriegen zerfleischten Ländern im Südosten Amerikas würde das Regiment einer festen, väterlichen Hand heiß ersehnte Erlösung bedeuten. Gerade jetzt, wo die verwahrloste Regierung der Conföderation sich schnöde ihren Pflichten gegen Deutschland entzieht und unsere Sparer gannerisch um ihr Capital betrügt, gerade jetzt hätten wir wohl Veranlassung, uns ausreichendes Faustpfand zu sichern. Die Monroë-Doctrin der militärisch kraftlosen Vereinigten Staaten schreckt nicht einmal Kinder. Ein zusammenhängendes, deutsches Reich in Amerika aber bedeutete nicht allein eine gewaltige Stärkung des europäischen Deutschland, das dadurch mit einem Schlage unerhört große neue Machtmittel gewönne, dessen Handel und Gewerbe sich dann den La Plata-Markt völlig reserviren könnten, nein, es würde auch für das Gedeihen und den Sieg der Rasse von hoher Wichtigkeit sein.

Dem amerikanischen Deutschland, das auf lange, lange Jahre den gesammten einheimischen Auswandererstrom aufzunehmen und reich zu versorgen vermöchte, hätte sich später ein Deutsch-Afrika an die Seite zu stellen. Wir besitzen in diesem Welttheil recht werthvolle Colonien, aber ihre gedrückte Lage und der geringe Eifer, mit dem sich Parteien und

Regierungen ihrer annehmen, macht sie verkümmern. Der Energie deutsch empfindender Männer, die von einem germanischen Weltreich im schwarzen Erdtheil träumten, verdanken wir die beiden Stützpunkte einer kraftvollen Colonialpolitik, im zanzibarischen Osten wie in Kamerun; aber statt nun, den kühnen Zügen der Forscher folgend, alles aufzubieten, diese Stützpunkte zu verbinden, läßt man sich durch Verträge und allerhand absurde Flaggenhissungen vom Hinterlande abdrängen. Zum Glück hat auch Deutsch-Westafrika für sich allein eine große Zukunft, und der kommenden nationalen Regierung wird es nicht schwer fallen, wenigstens einen Theil unserer anschwellenden Auswandererheere hierher zu ziehen. Die Buren im Transvaal zeigen zur Genüge, wie heimisch gerade germanische Bauern sich im Süden Afrikas fühlen können.

Deutsche Emigration und Colonisation, solchermaßen in engsten Zusammenhang gebracht und bewußt gefördert, bedeuten für uns die Lösung einer Anzahl der bedenklichsten und brennendsten Fragen. Je schneller und je entschlossener wir uns an diese Aufgaben wagen, desto mehr erleichtern wir unsern Enkeln die ohnehin erdrückende Last, an der sie zu schleppen haben. Durch unsere Milliardenanleihen, durch die Verschlechterung des Menschenmaterials, an der unsere socialen Zustände schuld sind, treiben wir Raubbau auf ihre Kosten; so ist es denn auch unsere Pflicht, wenigstens in einer Beziehung Gutes für sie zu thun. Gethan muß dies Gute werden, früher oder später. Beginnen wir also wenigstens, die Grundsteine zu dem großen Gebäude zu legen, das dereinst der germanischen Rasse als weltumspannendes Wohnhaus dienen soll.

Ein mächtiges deutsches Staatenreich in Europa, dessen verhältnißmäßig kleines Gebiet dicht mit zufriedenen, starken Menschen besetzt ist, das einen gesunden, wohlbegüterten, großen Mittelstand beherbergt und durch einen „verwestlichten" Osten die Russen in ihren Revieren festhält; deutsche Ackerbaustaaten in Amerika und Afrika, die der Heimath billiges Brodgetreide zu liefern vermögen und dafür ihren industriellen Producten einen kaufkräftigen Markt, ein durch Schutzzölle vor der Concurrenz anderer Staaten gesichertes, weites Absatzfeld bieten — vermag sich die deutsche Rasse auf solche Säulen zu stützen, so ist sie unbesiegbar. Sie frischt dann mit ihrem köstlichen, gesunden Blute nicht mehr die senilen Körper anderer Völker auf, sie behält, was sie an Menschen erzeugt, für sich, für ihren Dienst. Dann gehört ihr als der arbeitsamsten Nation die Zukunft, als der wanderlustigsten die Welt.

Zu den italienischen Abgeordneten-Wahlen.

Von Prof. Josef Schuhmann (Rom).

Der Kampf in den Parlamenten liegt weit durchsichtiger und klarer vor den Augen des Beobachters, als der Kampf um den Eintritt ins Parlament. Große ungegliederte Heeresmassen sind nicht so leicht zu überschauen, wie kleinere Truppenkörper. Der Abgeordnete muß früh oder spät Farbe bekennen, wenn er sich nicht lächerlich oder verächtlich machen will. Was aber der Wahlkreis oder seine Mehrheit eigentlich wollte, das zeigt sich bisweilen erst — bei einer zweiten Wahl. Die siegende Mehrheit will es nicht Wort haben, daß sie ihre Erfolge nicht ausschließlich einer weitverbreiteten Anschauung von der Trefflichkeit der Leistungen ihrer Parteifreunde verdankt. Der Minderheit oder den Minderheiten thut man keinen Gefallen, wenn man nachweist, daß nicht alle für ihre Candidaten abgegebenen Stimmen von überzeugten Parteigängern kommen. Wer rücksichtslos mit seiner Fackel in das Halbdunkel der Wahlbewegung hineinleuchtet, der erwirbt sich gewiß wenig Freunde.

Der Wahlkampf in Italien hat einige Eigenthümlichkeiten, die nicht leicht in den Correspondenzen der deutschen Tagesblätter hervorgehoben werden. Oft hat es den Anschein, als beständen im Lande selbst die vielen Fractiönchen, in die das Parlament zerfällt. Es sind aber fast ausschließlich materielle Interessen des betreffenden Wahlkreises, die für die Entscheidung am Wahltage bestimmend sind. Nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Wahlkreisen hat die politische Parteirichtung des Candidaten größeren Einfluß auf das Stimmenverhältniß. Sehr viele Candidaten um ein Abgeordnetenmandat werden gar nicht nach ihrem Programm gefragt, womit freilich nicht gesagt ist, daß nicht hier und da ein Einzelner einen Bewerber durch eine ungelegene Frage in Verlegenheit setzt. An demselben Orte kommt es allerdings nicht leicht vor, daß Jemand bei den Einen als Liberaler, bei den Anderen als Conservativer candidirt. Wohl aber ist es ergötzlich, daß sich nur eine kleinere Anzahl von Candidaten offen zum Conservatismus bekennt. Vielleicht ist dies so lange unvermeidlich, als es eine förmlich conservative Partei in der Kammer nicht giebt. Die „Nationalgesinnten" nennen sich fast immer liberal, auch wenn sie es im Grunde, im Gegensatze zu den nicht zahlreichen Anhängern der weltlichen Gewalt des Papstes oder der Bourbonen, nicht sind.

Nicht bloß in den Südprovinzen, in den meisten Wahlkreisen des Landes siegt fast immer derjenige Candidat, der die ersten Familien der Gegend, also vorzugsweise die Großgrundbesitzer für sich hat. Sind diese Magnaten unter sich im Streit oder giebt es mehrere Ortschaften von Belang im Wahlkreis, so ist eine Verständigung oft schwer zu erzielen. In der Regel erfolgt sie nach dem praktischen Grundsatz, daß einer der Gruppen der Abgeordnetensitz, der zweiten die Vertretung im Provinzialrath, der dritten die Leitung der Gemeinden überlassen wird.

Oft kommt es vor, daß sich die Candidaten förmlich verpflichten müssen, zu einer bestimmten Zeit zurückzutreten, um einem Anderen Platz zu machen, sobald dieser die Erbschaft antreten kann. Nicht selten läßt man den durch eine derartige Coalition gewählten Volksvertreter so lange in Ruhe, bis er sich nach einer dritten Wahl die Möglichkeit der Berufung in den Senat ersessen hat. Das thatsächlich dem Ministerium, formell natürlich dem König, zustehende Recht der Ernennung der Senatoren ist eines der wuchtigsten Wahlmittel.

Das Ministerium hat Personalkenntnisse, die am Wahltage unschätzbar sind; bei jeder Ernennung von Regierungspräsidenten (prefetti) spielen die künftigen Wähler ihre Rolle. Allerseits wird ihm ein weitgehender Einfluß auf die Abgeordnetenwahlen zugeschrieben. Nicht ohne Grund melden sich Hunderte von Bewerbern erst bei dem Minister des Innern an, ehe sie Schritte im Wahlkreise thun. Oft begnügen sich ministeriell Gesinnte mit der Erklärung, daß das Ministerium, das leider bereits gebunden sei, sich neutral verhalten werde. Manchmal auch sieht sich der Candidat genöthigt, Opposition anzukündigen, weil der vom Ministerium begünstigte Nebenbuhler sich billiger Weise zum ministeriellen Programm bekehrt hat. Die Oppositionspresse hebt selbstverständlich hervor, wenn während der Wahlperiode gegen Gesetz und Recht Beförderungen und Neuanstellungen, Versetzungen und Entlassungen vorkommen. Allein auch das Ministerium muß den allgemeinen Weg gehen, indem es bestimmte Großwähler für sich gewinnt. Unter Umständen, um nicht zu sagen ganz regelmäßig, kostet diese Einwirkung dem Staate viel mehr als jener Mißbrauch der Amtsgewalt, durch den Einzelne veranlaßt werden, der ministeriellen Fahne zu folgen.

Folgenreich ist das Ansehen und die Macht der Regierung bei den Hauptbanken. Wir sprechen absichtlich nicht von den früheren Bankscandalen und noch weniger von solchen, die allenfalls später ans Licht gezerrt werden könnten. Von der politischen Haltung des Königlichen Commissärs,

der gegenwärtig den „Banco di Napoli“ verwaltet, wissen wir vorläufig nichts, was hierher gehörte. Der Natur der Sache nach zeigt es sich immer erst später, ob der Credit, der einzelnen Firmen kurz vor den Wahlen bewilligt wird, verdient, ob die Minderung oder Kündigung des Credits, womit oppositionelle Neigungen bestraft zu werden scheinen, berechtigt oder gar nothwendig war.

Italien hat 508 Wahlkreise. In mehr als hundert pflegt es am Wahltage keinen Gegencandidaten zu geben. Das letzte Mal (November 1892) waren mehr als 120 in dieser glücklichen Lage. Die amtliche Statistik über diese Wahlen berücksichtigte mit Recht nur diejenigen Candidaten, die wenigstens fünfzig Stimmen für sich hatten. 1892 hatte derjenige gewählte Abgeordnete, der am wenigsten Stimmen erlangte, deren 752, das Maximum der auf einen Abgeordneten entfallenden Stimmen war 5979. Manche treten als Bewerber auf, um geschäftliche Reclame für sich zu machen Andere sind geduldig genug, um in mehreren Wahlschlachten hinter einander Ansprüche zu erheben, weil sie entweder später doch noch zu ihrem Ziele zu gelangen hoffen oder es darauf anlegen, daß man ihnen den zeitigen Rücktritt von der Candidatur auf irgend eine Weise, selbst mit baarem Gelde bezahle.

Die Aufmerksamkeit des Ministeriums, das indessen viele Augen hat und, was man nicht ohne Grund sagt, jederzeit zum Wahlkampfe gerüstet ist, concentrirt sich in der Regel auf eine geringe Anzahl von Wahlkreisen. Nachdem Giolitti 1892 seine Kammer gebildet, gingen einzelne seiner Feinde so weit, zu behaupten, er habe für Wahlbeeinflussungen drei Millionen Lire ausgegeben. Ein Klerikaler unserer Bekanntschaft, der freilich nie in seinem Leben viel Geld beisammen gesehen hat, sprach von der Kleinigkeit von dreißig Millionen.

Immerhin wird während der Wahlen viel mehr Geld umgesetzt, als für die größten Feste. Dem Staate, auch wenn die Regierung sich neutral verhält, was bis jetzt niemals der Fall war und auch heute für eine seltsame Neuerung gelten müßte, besonders aber den Gemeinden erwachsen durch die Wahlen beträchtliche Ausgaben, die indessen, wenn die Kammer nur einigermaßen ihre Pflicht thut, Niemand reuen sollten. Eine mittelmäßige und schlechte Kammer ist immer noch besser und eines Großstaates würdiger, als eine ministerielle Diktatur. Vor 25 Jahren, als das Land etwa 600,000 eingeschriebene Wähler hatte, während sich deren Zahl nunmehr auf $2^1/_2$ bis 3 Millionen beläuft, war es viel, wenn ein Candidat sich seine Wahl 5000 Lire kosten ließ. In neuerer Zeit spricht man oft, ohne Verwunderung zu zeigen, von 50,000 Lire. Warum so viele mittellose Candidaten sich entschließen, auf lang gesuchte Aemter und Stellen zu verzichten, warum so viele Juristen ihre Privatpraxis in der Provinz aufs Spiel setzen, um Mitglied einer diätenlosen Kammer zu werden, das ist sicherlich ein interessantes Problem, gehört jedoch nicht in dieses Capitel von dem Kampfe ums Mandat.

In Piemont, dem Stammlande des italienischen Parlamentarismus, gilt es für zulässig, daß der Candidat außer den Druckkosten und der Saalmiethe auch die Omnibusse und Wagen, sowie eine leichte Zehrung für die von den entfernteren Weilern abgeholten Wähler bezahle. Will oder kann der Candidat nicht bezahlen, so muß es eben ein Gönner oder der betreffende Wahlausschuß thun, dessen Vorgeschichte nicht immer einwandfrei ist. Ein Häuflein energischer, politisch angeregter Naturen, das die Bande der Kameradschaft anerkennt und ausnützt, ist häufig der erste Kern der im Gesetz nicht vorgesehenen, thatsächlich so nothwendigen „Parteiorganisation“ für einen bestimmten Wahlkreis.

Die bürgerlichen Parteien haben in den Großstädten politische Vereine, die außer der Wahlperiode nur sehr ausnahmsweise den Mitgliedern etwas zu thun geben. Die Organisation der Socialisten, die sich indessen nur über die Großstädte und über die Industriebezirke zu erstrecken scheint, soll trotz des strammen Einschreitens der Polizei intact sein. Daß die Clericalen in einem Lande mit dreihundert Bisthümern gut organisirt sind, wird nicht Wunder nehmen. Bekanntlich treten die Clericalen als geschlossene Partei nicht in den Wahlkampf ein, während sie, ohne Aufsehen zu erregen, in verschiedenen Wahlkreisen, nicht etwa bloß in der Stichwahl den Ausschlag geben. Die letzte Aeußerung des Papstes wird nichts an dieser Thatsache ändern.

Sobald allgemeine Wahlen in Aussicht stehen, werden Zeitungen im Interesse der Parteicandidaten ins Leben gerufen. Während der Wahlperiode wächst der literarische Trieb von Tag zu Tag. Die Erfindungsgabe feiert ihre Triumphe, wenn es gilt, dem Gegner im letzten Augenblick etwas anzuhängen. Doch dies ist nicht specifisch italienisch. Gewürfelte Wahlagenten sind bis zur amtlichen Verkündigung des Wahlergebnisses auf ihrer Hut. Die betrügerische Einschiebung einer hinreichenden Anzahl von Wahlzetteln oder gar die Ersetzung der thatsächlich gebrauchten Wahlurnen durch solche, die im Voraus in Bereitschaft gehalten werden, soll nur im Süden vorgekommen, nach den neuesten Einrichtungen aber nicht mehr möglich sein. Auch wird es, wenn die Gegenpartei nicht gar zu dumm ist und auf ihr Beschwerderecht verzichtet, kaum mehr geschehen, daß die gerade auf dem Rathhause herrschende Partei so viel Minderjährige und Unberechtigte einschreiben läßt, als zur Niederkämpfung des Gegners nothwendig erscheint. Die langsam steigende Bildung der Volksmassen hilft der formellen Ehrlichkeit im Wahlkampfe ein wenig nach. Daß 1892 Stimmen um 2, sage zwei Lire, gekauft worden seien, hat man uns mehrmals versichert.

Abgeordnete, die ihren Wahlkreis gut vertreten, will sagen wichtige Interessen ihrer Wähler oder Großwähler, vielleicht unter Schädigung des Staatsinteresses, gefördert haben, dürfen sich meistens getrauen, ihrem Wahlkreis einen passenden Nachfolger zu empfehlen. Unlängst that dies auch ein ministerieller Abgeordneter, der 1892 ohne Gegencandidaten gewählt worden ist und als Romanschreiber seine Verdienste hat, indem er auf einer Wahlreise den Sohn eines Ministers mit den Worten vorstellte: „Dies ist der junge und hochbegabte Schriftsteller und Anwalt, der so gut wie ich, ja besser als ich geeignet ist, die Interessen Ihres Wahlkreises zu wahren. Sie gewinnen durch den Tausch. Ich werde, wie Sie wissen, zum Senator ernannt und somit haben Sie im Senate zwei Vertreter Ihrer Wünsche, den Bruder Seiner Excellenz und mich. In der Abgeordnetenkammer haben Sie, wenn Sie Ihren Vortheil verstehen, ebenfalls zwei Freunde, den Minister und dessen Sohn, zu Ihrer Verfügung.“

Solche Naivetäten sind gewiß selten. Warum sollte ein gewesener Parlamentarier nicht eine ganz persönliche Angelegenheit durch hochpolitische Erwägungen in den Hintergrund zu stellen verstehen?

Mittheilenswerth ist aus der jüngsten Wahlbewegung ein Vorkommniß, das unseres Wissens in Italien kein Präcedenz hat. In einem umbrischen Wahlkreis, wo der 1892 durch eine kleine Mehrheit geschlagene Candidat dieses Mal allein steht, haben sich 1200 Wähler aus allen Gemeinden öffentlich mit Namensunterschrift für den Mann ihres Vertrauens erklärt, so daß gewiß nur sehr wenige derjenigen, die ihn nicht wollen, sich die Mühe geben werden, an der Abstimmung Theil zu nehmen.

Die Socialisten stellen an mehreren Orten Zählcandidaten auf und werden dazu von Regierungsorganen ermuntert. Die Moderirten unter Di Rudini's Leitung (ein Theil der Moderirten unterstützt bekanntlich die Regierung) versucht man durch den Vorhalt, daß sie sich anständiger Weise nicht mit den Gegnern ihrer Anschauungen verbinden können, von einem entschiedenen Eintreten für die Coalition zurückzuhalten.

Namentlich in den Stichwahlen, vereinzelt aber schon am 26. Mai, wird der Ausgang davon abhängen, ob die verschiedenen Parteien, also die Moderirten, die piemontesische Opposition von der Linken, die wenigen Anti-Crispini von den Südprovinzen, die äußerste Linke und die Socialisten mehr den Sieg des Regierungscandidaten oder den eines nicht zu ihrer Gruppe gehörigen Candidaten verhindern wollen. Welchen Einfluß die durch das Gesetz vom 11. Juli 1894 angeordnete Säuberung der Listen auf den Wahlkampf und den Ausgang der Wahlen haben wird, steht dahin. Die Oppositionsblätter brachten Nachrichten von einer fabelhaft großen Verminderung der Wählerzahl. Da die Oberlandesgerichte noch bis in die letzte Stunde hinein mit der Entscheidung über die Beschwerden des Wählers beschäftigt sind, bleibt gar nichts anderes übrig, als mit seinem Urtheil zu warten, bis die amtlichen Ziffern vorliegen. Nach dem Wahlgesetz vom 24. September 1882 wurden Viele, ohne die gewöhnliche Vorbedingung des dreijährigen Schulbesuches erfüllt zu haben, als Wähler eingeschrieben, wenn sie das Gesuch um Zulassung zum Wahlrecht eigenhändig vor einem Notar unterschrieben. Diese vorübergehende Bestimmung verschaffte vielen Proletariern, die vielleicht nicht alle sehr gut lesen und schreiben konnten, das Wahlrecht. Der Artikel 100 verdankte seine Existenz dem Umstande, daß man den liberaleren Stadtbewohnern eine kleine Vergünstigung gewähren wollte, da die bedeutende Erweiterung des Wahlrechts hauptsächlich den conservativeren Landkreisen zu gute zu kommen schien. In diese Kategorie von Wählern ohne nachweisbaren Schulbesuch, die, wie amtlich festgestellt ist, von ihrem Wahlrechte sehr fleißigen Gebrauch machte, waren auch solche eingeschrieben, die aus irgend einem anderen Grunde wahlberechtigt waren, es aber für einfacher hielten, ein derartiges Gesuch zu unterschreiben. Eine nicht unerhebliche Anzahl von Arbeitern soll nun um ihr Wahlrecht gekommen sein, weil sich die entsprechenden Gesuche nicht mehr in den Gemeindearchiven fanden und die vorhin geschilderte Anmeldung zum Wahlrecht nicht mehr rechtsgültig ist. Viele bisher eingeschriebene Wähler wurden also bei Androhung der Strafe der Streichung aus den Wählerlisten aufgefordert, durch eine besondere Prüfung ihre Wahlberechtigung nachzuweisen. Darunter waren nicht nur Schriftsetzer, sondern auch geprüfte Ingenieure, sowie andere Leute mit Universitäts- oder Mittelschulbildung. Viele haben es nicht für der Mühe werth gehalten, ihre Rechte geltend zu machen oder sich zu der leichten Prüfung zu stellen. Die auf Socialisten und Radicale gemünzte Maßregel hat auch conservative und liberale Wähler getroffen.

Literatur und Kunst.

Moderne Liebe.

Von Felix Poppenberg.

Fernand Vandérem heißt der neueste erotische Psycholog Frankreichs, und seine erotische Psychologie trägt die Etiquette „La Cendre“ — Asche*). Es ist kein theoretisches Werk, sondern ein Roman. Aber ein Roman, in dem nicht Einzelschicksale behandelt sind, sondern in dem alle Personen als typische Vertreter kommen, typische Vertreter moderner erotischer Gefühlsspielarten. Die Personen gelten nicht als Hauptsache, vielmehr nur ihre Empfindungen — eine Psychologie de l'amour moderne an practischen Beispielen demonstrirt, eine psychologie vivante. Es ist nicht das Buch eines Dichters, eher die Aufzeichnung eines kühlen sachlichen Beobachters. Nicht die Herzensgewalt Maupassants und Flauberts steckt darin, eine mathematisch disponirte, geistreich componirte Casnistik aus der großen Krankheitsgeschichte der Liebe giebt Vandérem, den Demi-vierges Marcel Prevost's, die auch ein Typus-Roman sind, vergleichbar. Aber diese Casnistik ist so interessant, sie ist in allen ihren Episoden und Intermezzi, in jeder Gefühlsschwankung so echt und garantirt wahr; von jener rücksichtslosen Spiegelechtheit, die Manchem das, was er sich selbst nicht eingestehen will, fatal verräth.

Das Herzensleben eines modernen jungen Mannes, Gilbert Marenil, wird durch seine verschiedenen Stationen und Perioden, von seinem ersten Verhältniß bis zu seiner Heirath verfolgt. Ein Kreuzgang voller Opferaltäre und Folterwerkzeuge. Damit Gilbert das geeignete Beobachtungs- und Versuchsobject wird, muß er natürlich ein pecuniär unabhängiger Mensch, ohne bestimmte Thätigkeit sein, der um nichts anderes als um seine Herzensangelegenheiten zu sorgen braucht.

Die erste Station. Das ist jene schmerzvolle Passion des jüngeren Mannes zu einer reiferen Frau. Sie ist die Erfahrene, Er der Neuling. Den ganzen Schatz seiner Gemüthsempfindungen besitzt er unverbraucht, und sie alle werden nun durch neue ungekannte, ungeahnte Hebel in Action gesetzt, er selbst bis in's Innerste durchschüttelt und durchbebt. Er fühlt voll und stark und ungetheilt. Aber was für ihn ein Erlebniß ist, kann für sie, der das alles nicht nur schon ein Mal, sondern schon öfters passirte, nur die Geltung momentaner Erregung eines spielenden Zeitvertreibs haben. Und was für ihn Hauptsache, kann für sie nur eine Nebensache mehr sein, die hinter Toiletten- und Gesellschaftsinteressen zurücktreten muß. Daraus ergeben sich nun jene Leiden und Schmerzen des Mannes, die Maupassant im „Notre Coeur“ als Hauptthema geschildert hat. Jene Qual vergeblichen Wartens, jene Furcht vor dem Briefträger, der den zärtlich retouchirten Absagebrief für das heutige Rendezvous bringt, und dessen Inhalt der nervös überreizte Empfänger schon kennt, ehe noch die zitternden fliegenden Finger den Umschlag zerrissen. Mit anschaulicher Kraft hat Vandérem alle Nuancen dieses Verhältnisses geschildert. Wir gehen mit dem verstörten Gilbert durch die Straßen von Paris. Er sieht Gespenster. Fortwährend glaubt er in einer Frauengestalt seine Geliebte zu erkennen, er folgt ihr herzklopfend, am ganzen Leibe zitternd, um gleich darauf enttäuscht zu erkennen, daß er sich geirrt. Müde und abgehetzt schleicht er nach Hause. Dann die Scene zu zwei, wo ihn seine ganze vorher so wohl vorbereitete Ruhe verläßt, und sie ihn mit der sicheren überlegenen Erfahrung, mit ihrer durch die Erfahrung erworbenen Ruhe aus der Fassung bringt, daß er anfängt sich zu fürchten und seine Vorwürfe in Nichts zerflattern. Er ist ihr gegenüber immer nur der „gute Junge“, seine allzu stürmische Zärtlichkeit wird ihr oft lästig, der Gefühlsausbruch ihr unbequem. Ihre Küsse sind leicht und zerstreut und während er sie gluthvoll umarmt, denkt sie daran, ja nicht die Stunde zur Anprobe des neuen Kleides zu verpassen. Sie ist eine verheirathete Frau, sie betrügt ihren Gatten; sie betrügt aber auch ihren Liebhaber. Nicht aus gebieterisch fordernder Sinnlichkeit, sondern aus einem kätzchenhaften Hang zu heimlichen Wegen, zum Spiel mit dem Feuer, zum bunten Wechsel, zum Gefühlsvagabondiren.

Fällt solchem Geschöpf ein unverbrauchter frischer Mensch in's Netz, so saugt sie ihn völlig aus. Er bringt ihr verschwenderisch Alles entgegen, was er in sich trägt. Sie nimmt es gleichmüthig, wirft es weg und giebt ihm Nichts dafür. Bis schließlich auf Seiten des Mannes ein Gefühlsbankerott eintritt, bis die Gluth ausgebrannt ist zu Asche, und in der nun leeren Gefühlsprovinz die Skepsis

*) Asche. Uebersetzung von M. Mann. Paris und Leipzig, Albert Langen, 1895.

sich zur Herrin macht. Er befindet sich im Vollbesitz seiner physischen Kräfte, aber sein Gemüth reagirt nicht mehr, die feineren seelischen Empfindungen sind verbraucht, zerflattert, impotent. Das ist das Ende der ersten Station Gilbert Marenil's.

Nun beginnt die psychologisch viel interessantere Periode. Der Zögling der Weltdame ist in der Schule des Leidens reif geworden. Seine weiche Gefühlsseligkeit ist gehärtet. Das Opfer der Frau wird jetzt zum kühl berechneten Verführer der Frauen, der sie seinen sinnlichen Bedürfnissen dienstbar macht, ohne irgendwie mit dem Herzen engagirt zu werden. Da Gilbert jedoch kein brutaler Mensch ist, sondern ein feiner und künstlerischer Empfinder, da er als ausgelernter Schüler jetzt nun auch beobachtet und reflectirt, sich und die anderen analysirt, so liefert das Studium seiner zweiten Periode eine reiche Ausbeute.

Wie scharf und genau wird die Strategie geschildert, die Gilbert jetzt den Frauen gegenüber anwendet, die er selbst in erregten Momenten, in denen er früher völlig aufging, selbst auf sich und die anderen achtet. Dann die jähen Anfälle von Ueberdruß und Langeweile. Die Angst vor der Zärtlichkeitsverpflichtung, die Unmöglichkeit sich zu den wenigen Zeilen eines Liebesbriefes aufzuraffen. Alle jene süßen, kosenden Worte, in denen er früher schwelgerisch gewühlt, wollen ihm nicht mehr aus der Feder, sie sind ihm ekelhaft geworden. Er genirt sich, sie zu brauchen. Nichts Natürliches, Herzliches fällt ihm ein und schon die Ueberschrift bereitet ihm Verlegenheit.

Sehr fein und lebensecht ist, wie in dieser zweiten Periode Gilbert's die Rollen getauscht sind. In der ersten war er das Spielzeug und die Frau die Ueberlegene, die Herrin. Jetzt steht er über der Sache, genau so wie damals seine mondäne Geliebte. Da sein Herz nicht betheiligt ist, können ihn die kleinen Mädchen und kleinen Frauen nicht mehr quälen; er quält sie. Und wenn sie dann allzu zärtlich und hingebungsweich werden, in jener so blitzschnellen Metamorphose nach dem ersten Schritt, so ist ihm der Ueberschwang jetzt genau so lästig und langweilig, wie sein Ueberschwang der Herrin aus seiner Sünden Maienblüthe war. Wie eine Rache am Geschlecht ist's, daß ihre Nachfolgerinnen jetzt leiden müssen, was er einst von ihrer Schwester litt. Er schreibt ab, er betrügt sie, er kommt rücksichtslos zu spät, er läßt sie im Stich. Er behandelt sie kühl und skeptisch, duldet keinen Widerspruch, und wenn sie es wagen sollten, ihm Vorwürfe zu machen, fängt er an zu gähnen und geht aus dem Zimmer.

Dabei fühlt er sich tief unglücklich. Ihn peinigt diese innere Leere, dieser Mangel an starken inneren Erregungen, die ihn einst so selig, und so unselig gemacht haben. Er gäbe hohen Preis darum, sie sich zurück zu kaufen. Aber der Boden, auf dem solche Gefühle grünen, ist verdorrt. Er will sie sich illusioniren. Er sucht sie im Rausch des Eroberns, des Gefallens. Und manchmal ist's auch, als käme jene sonderbare Unruhe, jenes Fiebern, jener zitternde Zwang wieder über ihn. Aber nur für Momente, am nächsten Tage geht alles wieder in graue Nüchternheit unter. „Es waren die letzten Ueberreste von Zärtlichkeit, die kleinen Ersparnisse der Liebe, die er in einem Winkel seines eigenen Ichs gefunden hatte, wie das Goldstück, das ein im Spiel zu Grunde Gerichteter zufällig auf dem Boden seiner Westentasche findet". Die Autosuggestion der Liebe erscheint ihm wie die Parodie der echten Leidenschaft.

Allmälig findet er sich resignirt in sein Schicksal und so erreicht er langsam seine dritte Station. Die Periode, in der die Leidenschaftsstürme verrauscht sind und der Mann den sinnlichen Lebensgenuß in Ruhe schätzen lernt. Gilbert will nun seine galanten Bedürfnisse mit möglichst wenig Opfern an Bequemlichkeit, persönlicher Freiheit und Zeit erkaufen. Er kann sie nicht entbehren, sie sind ihm aber schon nicht mehr Hauptsache. Er hat jetzt andere Interessen, und darin sollen ihn so kleine Scherze nicht stören. Er hat wieder an zu malen angefangen, man bewirbt sich um ihn, sein Ehrgeiz wird geweckt. Er hat Besseres zu thun, als sich dauernd auf seinem alten Schlachtfelde zu tummeln. Das ist gut als Intermezzo. Flüchtig verplauderte Liebesstunden, deren Erinnerung so schnell verfliegt als der Rauch der zum Dessert geranchten Cigarette — mehr will jetzt Gilbert nicht. Und daß er keinem Rückfalle ausgesetzt ist, lehrt ihm ein Wiedersehen mit Jack, jener ersten Geliebten, das ihn völlig kalt läßt. Er ist ihr jetzt gewachsen, durchaus ebenbürtig. Er sieht sie jetzt in ihrer ganzen Verlogenheit, in ihrer naiven selbstverständlichen Verderbtheit, die ihm ganz ungenirt eingesteht, daß sie ihn gerade sechs Wochen geliebt hat.

Das ist die letzte große Abrechnung. Und ihr Endresultat wird der Plan zu heirathen, jetzt, „wo die Hörner abgelaufen und der Jugend Lust gebüßt ist". Seinen Entschluß motivirt und rechtfertigt Gilbert in einem interessanten Briefe:

„Freilich hat die Ehe für einen Mann, der sich in einem solchen Zustande von Herzenserschlaffung, von innerer Zerrüttung befindet, wie es bei mir der Fall ist, große Vortheile. Fühlt man, daß man den Stoff zum Liebhaber, zu einem jener kühnen, beharrlichen Willensmenschen, welche die Damen hinreichend zu begehren wissen, um sie zu erlangen, nicht mehr in sich trägt — so bietet uns die Ehe eine bequeme, regelmäßige, häusliche Liebe in Gestalt einer hinreichend verliebten Frau, die uns voll und ganz gehört — sie ist mit einem Worte in vielen Fällen die gröbere, aber auch die einfachste Lösung, die man für das Problem, eine Frau zu besitzen, erfunden hat."

„Uebrigens merke ich, daß ich im Begriffe bin, ein sehr annehmbarer Ehemann zu werden. Für eine Frau, die sich mir gegenüber nicht in Schulden gestürzt hat, indem sie sich von mir erobern ließ — für eine Frau, von der ich nicht verlange, daß sie mir diese Gluthen der Leidenschaft einflößt, diese Gefühlswallung, die ich einer Geliebten gegenüber zu empfinden wünschte — für eine Frau, von der ich nur ein klein wenig gegenseitige Hingebung und ruhige Zuneigung fordere, glaube ich, werde ich das genügende Quantum Nachsicht, Liebenswürdigkeit, zarter Fürsorge haben, um ihr den Eindruck zu machen, daß ich sie wirklich liebe.

Und dann glaube ich, daß es mit den in der Liebe geschulten Männern so geht, wie mit den Soldaten, daß ihnen selbst außer Dienst, selbst, nachdem sie ihren Abschied genommen, die alten Manieren noch in hohem Maße anhaften, in Bezug auf die Stimme, die Bewegungen, die Haltung."

„So bin ich denn wie ein Invalide in den Schoß des Familienlebens zurückgekehrt, gleich einem Helden, der des Abenteurerlebens müde ist, dieser ewigen Jagd auf Intriguen, auf leidenschaftliche Verhältnisse, auf alle diese gefahrvollen Vergnügungen, die mir einst als das Höchste erschienen, und für die ich mich nicht mehr kräftig genug fühlte, — so bin ich denn auf dem besten Wege, ein guter Bürger, ein ruhiger Ehemann zu werden, mich vielleicht aus Schwachheit, mit dem friedlichen Leben des Arbeiters, des Capitalisten bescheidend."

Fernand Vandérem ist ein klug disponirender Kopf, ein weiser Regisseur. Er sorgt dafür, daß seine Hauptgestalt von allen Seiten beleuchtet wird. Dazu schafft er ihr Contrastfiguren. Mit herbem Ernst wird dem galanten, verzärtelten Genießer, der sich den Luxus der Gefühlsleiden gestatten kann, da er zähnefletschende äußere Sorgen nicht kennt, sociale Not vorgehalten. Den Klagen der weichen Liebeszither brutaler Schrei um das tägliche Brod.

Dem Gefühlsausschweifer, dem Erotiker, werden ferner Menschen gegenüber gestellt mit robuster, psychischer Constitution, die durch Liebesleiden nicht erschüttert werden, die in der Liebe sich nicht ausgeben und den Frauen keinen größeren Raum in ihrem Leben verstatten, als ihre Hauptgeschäfte erlauben. Und diesem Genre folgt das Geschlecht der Männer, die überhaupt nicht lieben, die den geschlechtlichen Verkehr vom

Standpunkte des großen Philosophen Colline aus den Scènes de la vie de Bohème als „une espèce de purgation, bonne à prendre à chaque saison nouvelle, pour se débarrasser des humeurs“ auffassen. Die Frauen sind für sie nicht umkämpfte, erringenswerthe Wunder, sondern nur Mittel zum Zweck. Lange Feldzüge und Belagerungen sind ihnen unbequem. Die mise en scène der Eroberung, der Uebergabe ist ihnen gleichgültig. Ihnen kommt es nur auf den Effect an. Drum gehen sie in die großen Gasthäuser der Liebe, wo sie schnell und prompt bedient werden, und von denen sie erathmend ohne lästige Verpflichtung, frei und unabhängig wieder zu ihrem Beruf und ihrer Thätigkeit zurückkehren können.

Bunt und mannigfaltig schillernd ist auch das weibliche Departement des Buches. Von der geborenen Liebes-Abenteurerin zur coquett-lüsternen jungen Witwe bis zur normalen „anständigen Frau“, die felsenfest an sich und ihre Tugend glaubt und nachher entsetzt ist über das, was sie an sich selbst erlebt. Gerade diese Species ist mit raffinirter Finesse geschildert. Die sichere Unnahbarkeit, die ins Wanken geräth; dann der jähe Umschlag, nachdem der erste Schritt geschehen ist; das hurtige Erwachen des Verständnisses, als hätten auch die Ehrbarsten eine atavistisch schlummernde Neigung für die Verderbtheit, die nur des Falles bedarf, um in's Leben zu treten; das schnelle Verschleißen und Abgenutztwerden der Schamhaftigkeit.

Die sanften und guten kleinen Mädchen, die prädestinirten Paschasclavinnen, die nicht herrschen, sondern nur gehorchen wollen, fehlen nicht, so wenig als das Gegengenre zu Gilbert Marenil in seiner ausgebrannten Phase, die Frauen, die die Liebe als Gemüthserregung bereits überwunden haben, und selbst gefeit und gehärtet, den Männern, die sich an ihnen versehen, doppelt verderblich werden.

So entrollt Vandérem reich variirte Scenen aus der Gefühlstragicomödie, ein skeptischer, scharfer Beobachter der kleinen Menschlichkeiten. Mit festem Griff ist das Markante ausgewählt, gepackt und zu Typen umgestaltet. Zu Typen, die völlig freie künstlerische Selbstständigkeit haben und keineswegs blassen Demonstrationsphantomen gleichen.

Dem Moralisten mag dies wilde Heer wenig erbaulich sein. Wer aber vom ethischen Beurtheilen zum Lebensverständniß gekommen ist, der wird am treuen Abbild dieser Schlimmen eine, allerdings grausame, Freude haben. Kennt er doch ihrer Brüder und Schwestern allzureiche Fülle in dieser besten aller Welten allzugut.

Knut Hamsun und Amalie Skram.

Von Carl Busse.

Sie haben eben jeder ein neues Buch erscheinen lassen. Zwei Damen haben das Eine wie das Andere übersetzt: M. von Borch und Mathilde Mann; der Pariser Verlag von Albert Langen hat uns die Werke vermittelt. Knut Hamsun nennt das seine: „Pan. Aus Lieutenant Thomas Glahn's Papieren.“ Amalie Skram hat als Titel gewählt: „Professor Hieronymus.“

Die beiden Bücher sind grundverschieden. Nur die Titel ähneln sich insofern, daß man sie beide nicht versteht. Hamsun hat als Mann einen Mann im Mittelpunkt, den Lieutenant Glahn; die Skram eine Frau, die Malerin Else Kant. Hamsun's Buch macht die Seele fröhlich; es ist, als ob man durch einen Frühling geht, über die blühende Erde und unter einem reinen Himmel. Das Buch der Skram peinigt und quält, es liegt ein widerlicher Lazarethgeruch darüber, es riecht förmlich nach Carbol. Was wir so Roman nennen, sind beide Werke nicht. Feste Umrisse, einen festen Besitzstand hinterlassen sie nicht. Aber aus ganz verschiedenen Gründen. Knut Hamsun's „Pan“ nicht, weil dieses Buch ein großes lyrisches Gedicht ist; und wenn man es bei Seite legt, dann spielt es nur vor unserem Blick wie lichte Sommerwölkchen und klingt im Ohr wie eine süße, verschwommene Melodie. Amalie Skram's „Professor Hieronymus“ dagegen erreicht das angedeutete Ziel nicht, weil wir zwischen den sich abspielenden Vorgängen einen Causalnexus nicht zu erkennen vermögen und ewig im Dunklen tappen.

Bleiben wir zunächst bei Hamsun. Vor ein paar Wochen wurde er für Frankreich entdeckt. Sein Entdecker war der Mann, der im „Figaro“ eines Tages zuerst den Namen Maurice Maeterlinck nannte und dem jungen belgischen Dichter einen Weltruf verschaffte: Octave Mirbeau. Diesmal hat er im „Journal“ die Alarmtrompete geblasen. Der Roman „Hunger“ hat es ihm angethan. Und ehe er ihn zu preisen beginnt, spricht er es aus, daß nach der Erfüllung, die sich Ibsen nannte, der Norden uns in Strindberg eine grausame Enttäuschung bereitet hätte. Man wird diesem Urteil nur zustimmen können. Im übrigen läßt der Aufsatz Mirbeau's den gallischen Esprit völlig vermissen. Eine Formel für das Wesen Hamsun's findet der Autor nicht; er begnügt sich mit dem bloßen Hinweis, der Entdeckung.

Wir in Deutschland sind diesmal unsern westlichen Nachbarn um ein gutes Stück voraus. Wir kennen den „Hunger“ nicht nur seit Jahren schon, sondern haben inzwischen auch eine ganze Reihe neuer Schriften des jungen Norwegers gelesen, die „Mysterien“ sowohl wie die „Neue Erde“ und manches Einzelne. In allen lag schon jener wundervolle Lyrismus im Keime, der sich in „Pan“ zu schönster Blüthe entfaltet hat.

Der Inhalt des Buches ist nicht zu erzählen; er läßt sich nur andeuten. Da ist der Lieutenant Glahn, er wohnt in einer Art Waldhütte mit seinem Hunde und geht auf die Jagd. Edvarda, eine Kaufmannstochter, verliebt sich in ihn; er auch in sie. Dann fängt ihre Liebe an nachzulassen. Er geht von ihr. Das ist die Hauptsache. Der Lieutenant erzählt es selbst, schreibt seine Erlebnisse und Stimmungen auf. Es sind viele einzelne Abschnitte und Capitel, jedes ein Gedicht voll höchster Poesie. Hamsun componirt als Lyriker; alles Nebensächliche, Zufällige, ich möchte sagen: Materielle läßt er aus. Er giebt nur Scenen, Höhepunkte; er ist in diesem Buche der größte Gegner des Naturalismus. Wenn Edvarda zu Thomas Glahn kommt, spricht sie drei, vier Sätze, gerade das, was wir zu wissen nöthig haben, was sie sagen muß — jede Einleitung bleibt fort. Man muß oft suchen nach dem, was verschwiegen wird, man muß ergänzen, muß Lücken der äußeren Handlung ausfüllen, Andeutungen auflösen — und darin liegt vielleicht auch ein Reiz des Buches. Hamsun berührt sich hier mit Jacobsen, dem größten lyrischen Dichter in Prosa, den der Norden kennt. Er folgt ihm in der sprungartigen Technik. Aber sonst ist er derber.

Hamsun's Sprache bildet den zweiten und vielleicht größten Reiz des Buches. Sie ist ebenso durchsichtig und doch natürlicher als die Jacobsen's. Nicht etwa natürlich im Sinne des consequenten Naturalismus. Nicht einmal natürlich im Sinne des Realismus unserer Freytag oder Keller. Nein — es ist in ihrer Art genau eine so „schöne“ Sprache, wie die der Romantiker, eine Sprache, die keiner spricht, die sich Hamsun erst gebildet hat. Aber das Natürliche daran ist die Färbung, nicht die Worte; ist die Wirkung auf uns. Durch diese Sprache wird uns die seelische Stimmung des Sprechers so wunderbar deutlich gemacht. Wenn Thomas Glahn z. B. zu Edvarda sagt: „Du bist mein, und mein Herz liegt den ganzen Tag still in mir und denkt an Dich“ — wie verrückt müssen die Naturalisten das finden, vorausgesetzt, daß es in Deutschland noch einige giebt! Und doch reden die paar Worte viel stärker, als alle nachstenographirten Liebeserklärungen. Hamsun läßt wie Jacobsen nicht den Mund reden, sondern die Seele. Und er besitzt eine nicht ausdeutbare Kunst, die Sprache so durchsichtig zu machen,

daß man hinter den Worten oft auch das sieht, was sie verbergen sollen. Wenn ein Mädchen einem versichert, daß sie ihn liebe, daß er zum Feste kommen solle, daß sie an ihn gedacht habe — dann gelingt es dem Dichter, mittels irgend eines intimen Kunstgriffes durch all die guten Worte ihr gerades Gegentheil hindurchschimmern zu lassen, was sich im Leben nur durch die Klangfärbung bemerklich macht. Damit hat diese „stilisirte" Sprache aber etwas erreicht, was der naturalistischen versagt blieb. Und daraus erklärt sich auch, daß diese Sprache nicht geschraubt wirkt, sondern eher wie eine neue Offenbarung, und daß es sich leicht darin individualisiren läßt, wenn man — diese Sprache überhaupt schreiben kann.

Den dritten großen Vorzug des „Pan" machen die Naturschilderungen aus. Sie sind von einer Gegenständlichkeit, einer Zartheit, einer discreten Farbigkeit, die zur Bewunderung zwingt. Ich erinnere mich nicht, seit Jahren auf diesem Gebiete etwas gelesen zu haben, das sich damit messen könnte. Und bei aller Natürlichkeit und Wahrheit und Einfachheit diese tiefe Lyrik, diese Sätze, die nur zu Versen umgegossen zu werden brauchten, um das schönste Gedicht zu ergeben. Durch das ganze Buch geht dieses Waldesrauschen, und dazwischen das Meer und die Felsen, einen Tag wie den andern und doch immer neu. Sommernächte und stille Wasser und unendlich stille Wälder, und die Luft leuchtet von fliegenden Insecten, und irgendwo sind wilde Nelken, aber man sieht sie nicht, man spürt nur ihren Duft — das ist so eine Stimmung, ein Naturbild Hamsun's. Und in diesem Milieu der Held, der ein stummer Dichter ist und es nicht weiß, mit seiner wunderlichen Liebe, seinem Glück und den vielen Schmerzen, die sich aber gar nicht aufdrängen — ein Held, der von alten geheimnißvollen Märchen träumt, von Dundas, dem Schotten, und Iselin; ein Held, der halb im Dunklen ist und doch mit so vielen echten Zügen des Lebens ausgestattet.

Es ist eine heimliche Dämmerung in dieser Dichtung wie unter den Wipfeln dänischer Buchen. Ganz dänisch ist eigentlich auch der ganze „Pan"; man ist von Norwegern sonst mehr Herbheit gewöhnt. Die Gestalten tauchen auf und versinken, sie stehen so dicht vor uns, daß wir sie mit Händen greifen zu können glauben, aber wenn wir es versuchen, wenn wir analysiren wollen, dann sind sie plötzlich fern, die Umrisse verschwimmen, es bleibt nur etwas wie goldiger Nebel.

Der Fehler des Buches ist ein Nachwort: „Glahn's Tod." Es steht mit der eigentlichen Geschichte in gar keiner Verbindung. Was darin erzählt wird, ist abenteuerlich; es fällt nach der wunderbaren Stimmungspoesie allzusehr ab; es ist unnöthig. Wer es ungelesen läßt, thut sich selbst den größten Gefallen. Er wird dann einen reineren Genuß haben. Und man sollte sich vor dieses Buch setzen, wenn Alles still ist. Dann überwältigt es geradezu. Es ist ein Meisterwerk, vor dem man jenen seltenen Schauer fühlt, den etwas Erhabenes hervorruft.

Und nun Frau Amalie Skram! Sie schreibt auch norwegisch wie Hamsun, sie wird wie dieser zur modernen Richtung gezählt, sie hat ein ähnliches Lebensschicksal. Denn ich las einmal, sie theile als Frau eines Schiffscapitäns mit ihrem Manne alle Entbehrungen, sei von ihren Geschlechtsgenossinnen fast stets getrennt, immer auf dem Wasser, immer einsam. Und Hamsun hat in der „Revue blanche" ja seine Autobiographie gegeben: wie er von Hunger und Elend aus Norwegen vertrieben als gewöhnlicher Fischer zum Schellfischfang nach Neufundland geht, und wie er dort zwischen zwei Welten, inmitten des Meeres, in tiefster Einsamkeit Monate und Jahre lebt, ohne jeden weiblichen Verkehr, ohne andere Menschen zu sehen, als die anderen Fischer des Schiffes; wie er nach Amerika auswandert und sich dort durchschlägt als Handwerker, als Arbeiter, wie er zurückkehrt und mittellos nach Paris kommt. So haben die Skram und Hamsun mancherlei Berührungspunkte. Und doch können zwei Bücher kaum in schärferem, innerem Gegensatz zu einander stehen, als „Pan" und „Professor Hieronymus."

Hier kann ich den Inhalt noch schneller erzählen. Frau Else Kant, eine Malerin, ist so nervös, daß sie sich auf den Rath ihres Gatten sowohl wie ihres Hausarztes in eine von Professor Hieronymus geleitete Heilanstalt giebt. Dort ist sie mit Wahnsinnigen zusammen und lernt alle Schrecken eines Irrenhauses kennen. Sie will wieder heraus, aber der Professor verwehrt es ihr. Ihr Mann darf sie nicht sehen, später wird sie für wahnsinnig erklärt und kommt nach der Irrenanstalt St. Jörgen. Das ist Alles.

Halten wir uns nun Folgendes vor: diese Else Kant ist es, durch deren Augen wir das Meiste sehen. Wir wissen, sie ist alles Andere, nur nicht wahnsinnig. Aber sie ist und bleibt trotz aller Proteste in der Irrenanstalt internirt. Weßhalb? Will sich ihr Mann ihrer entledigen, und erklärt mit dem Hausarzt zugleich, daß sie unzurechnungsfähig sei? Nein, denn ihr Mann liebt sie. Also? Nun, wir wissen nichts, gar nichts. Und gerade das ist das Entsetzliche: mit einer Breite sondergleichen werden uns alle Schrecknisse des Hospitals ausgemalt. Irrsinnige, dem Säuferwahnsinn verfallene Weiber jagen mit gellem Schrei vorüber; die Luft ist getränkt mit dem eigenthümlichen Carbolgeruch; das Heulen der Kranken tönt schauerlich durch die Nacht. Und die gesunde Else Kant muß das Alles mit ansehen und alle Qualen der Hölle leiden — und wir wissen den Grund nicht. Der Titelheld, Professor Hieronymus, tritt kaum auf. Nur übereinstimmend bezeugen alle Aerzte, daß er der Tüchtigste in seinem Fache sei. Er zeigt sich sonst etwas herrschsüchtig, bleibt aber im Ganzen schemenhaft für uns.

Ich habe mich hundert Mal gefragt, was dieses Buch will. Nicht als ob es für einen Gedanken eintreten oder Etwas beweisen solle. Eine Dichtung ist kein Rechenexempel. Aber sie darf auch kein Bilderräthsel sein. Umsonst jeder Versuch, eine Logik in dieses Buch zu bringen, einen Zusammenhang der Vorgänge, eine Erklärung dafür zu finden. Endlich, nach mühevollem Suchen, dämmerte mir eine Ahnung auf von dem, was die Skram wollte. Denn eine Frau *will* immer Etwas mit einer Schöpfung. Vielleicht sollte gerade gezeigt werden, wie man einen gesunden Menschen, ohne lange Geschichten mit ihm zu machen, ins Irrenhaus stecken kann, so lange noch die Vorschrift besteht, daß zur Internirung einer Frau auch *gegen* ihren Willen die Aussage ihres Mannes und eines Arztes genügen. Um aber dem arg an den Schauerroman streifenden Thema eine neue Seite abzugewinnen, hat Frau Skram die beiden Zeugen aus bester Ueberzeugung sprechen lassen. Das ist die einzige Erklärung.

Worauf baut sich also der Roman auf? Einzig auf einem Irrthum. Und beugen wir uns vor einer grausamen Nothwendigkeit, in der wir ein ehernes Gesetz erkennen, so rebellirt Alles in uns gegen den nicht tragischen, sondern nur traurigen Zufall, der dichterisch keine Existenzberechtigung hat. Die Consequenzen, die sich für den weiteren Verlauf des Romans daraus ergeben, lassen sich leicht vorstellen. Was uns nämlich sonst erschüttert hätte, die Schilderung menschlichen Elends in seiner schrecklichsten Form, das peinigt jetzt nur — peinigt auf eine Weise, daß man sich zehn Mal versucht fühlt, den Roman in die Ecke zu werfen. Aber man liest weiter, weil man von Seite zu Seite hofft, es werde ein Wort fallen, das die unverständliche Situation klärt. Vergeblich! Am Schluß eröffnet sich die Perspective, daß Else Kant in der neuen Irrenanstalt, in die sie überführt wird, von dem Oberarzt jahrelang gefangen gehalten werden kann. —

Hier haben wir den fortgeschrittenen Naturalismus, der das Leben auch in seinen Zufällen der Darstellung werth erachtet. Was die Skram geschildert hat, ist vielleicht ein-

mal, vielleicht öfter passirt. Aber künstlerisch steht da der Schauerroman, wenigstens in der Composition, höher, der einen Causalnexus construirt, der meinetwegen diese Else Kant von ihrem Manne, der ihrer überdrüssig ist, und einem bestochenen Arzte zur Einkerkerung verdammen läßt.

Im Gegensatz zu der Hamsun's ist die Sprache der Skram nüchtern und trocken. Aber die seltsame Frau, die den nur für starknervige Personen lesbaren „Professor Hieronymus" schrieb, verfügt doch über ein mächtiges Darstellungstalent. Die Scenen im Irrenhause üben eine grausige Wirkung aus und schwächen sich nur in der Wiederholung ab. Wie jedes weibliche Talent hat auch die Skram ihre Hauptkraft in der Situation, nicht in der Entwickelung. Das hat sie auch in früheren Büchern bewiesen. In manchem davon findet man eine gewisse männliche Brutalität, und in den meisten, wenn auch versteckt, die polemische Spitze.

Wenn man die Werke liest, die der skandinavische Norden uns alljährlich sendet, wird man in allen das finden, was der Engländer spleen nennt. Einen Stich ins Verrückte haben die Helden der Ibsen und Björnson, der Skram und Hamsun, der Strindberg und Jacobsen. Sie sind uns sehr fremd; Keiner von uns handelt, lebt, spricht so wie sie. Und noch eine zweite Beobachtung läßt sich machen. Nichts ist für die nordischen Schriftsteller so charakteristisch, wie die Art, in der sie die Frauen zeichnen. Ein Däne sagte mir einmal: solche Frauen, wie unsere Schriftsteller sie schildern, giebt es bei uns gar nicht. Ich möchte dem Manne glauben: der Naturalismus ist todt. Und weil er todt ist, kann auch das Skram'sche Buch nicht fesseln. Eine neue Dichterjugend ist auch im Norden herangeblüht. Sie strebt mit Macht heraus aus der Nüchternheit, sie will sich in Licht baden und in Schönheit. Diese jungen Poeten wollen für ihr Volk wieder werden, was Emerson „befreiende Götter" nennt. Hamsun steht in erster Reihe. Ueber nordischen Nebel dringt er als junger Aar zur ewig-schönen Sonne.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Drei Frauenbriefe.

Von Matilda Serao.

In der kostbaren Schatulle von Ebenholz, die nach Wohlgerüchen duftet, fand ich unter allerlei Reliquien ein Armband, einen Fingerhut, Bruchstücke von Marmor und echten Spitzen, eine Glasperle und — diese drei Briefe. Sie bilden zusammen auch eine Reliquie und sind die Ueberbleibsel eines Seelenkampfes.

12. Mai . . .

Geehrter Herr. — Ihr Brief hat mich verletzt. Ich befrug die ganze Nacht mein Gewissen, das Gewissen einer ehrbaren Frau, welche Handlung, welches Wort von mir Sie ermuthigt hat, mir so zu schreiben? Sie lieben mich, Signor Cesare, und Sie wollen von mir geliebt sein, von mir, einer gebundenen Frau — gewiß, unglücklich gebunden — aber eben doch gebunden. Wie denken Sie vom Weibe, von der Tugend, der Ehre? In welch schlechtester Gesellschaft haben Sie gelebt, daß Sie alle Frauen für schlecht halten? Gedenken Sie nicht mehr Ihrer Mutter, die gewiß eine Heilige war? Verzeihen Sie das Ungestüm meiner Worte. Ich bin beleidigt, und wenn ich allein auf den Rath meiner Würde hörte, antwortete ich Ihnen gar nicht! Aber meine Güte stimmt mein Herz milde. Ich bin nicht schuld an dem Schmerze, den Sie mir so aufrichtig schildern. Ich begegnete Ihnen mit jenem Interesse, das man einem gebildeten und geistvollen jungen Manne entgegenbringt; ich unterhielt mich mit Ihnen in angenehmen Gesprächen, die die Seele erheben und läutern, wenn des Lebens Alltag sie herabgestimmt hat. Ich nahm Ihre Achtungsbeweise an und erwiderte sie. Alles war keusch, ehrlich, naiv zwischen uns — und nun erschrecken Sie mich durch die feurigen Erklärungen einer Liebe, die ich nicht in Ihnen dulden darf, und welche nie und nimmer die gleichen Gefühle in mir wecken wird. Ich bin vermählt, Signor Cesare. Glauben Sie, daß ich es vergessen habe? Ich werde und kann es nie vergessen.

Freilich sind Sie so allein, so niedergeschlagen, so liebevoll, daß ich Ihnen nicht ernstlich gram sein kann. Ich selbst bin viel allein und sehr unglücklich in diesem harten und langen Leben, das man so schwer erträgt. Sie kennen die vielen Enttäuschungen meiner Jugend. Meine liebsten und rosigsten Hoffnungen sanken zu Boden, wie welke Blätter eines verdorrten Baumes. In der endlosen Einsamkeit ringsum höre ich keines Freundes Stimme, sehe ich keinen warmen Blick, der mich erhellt. Mein Traum ist geträumt, die Liebe in meinem Herzen zerstört. Ich weiß nicht, womit ich diese Wüste bevölkern sollte. Ich habe Frost in der Seele. Sie würden selbst daran erstarren. Sind Sie, mein Herr, eines großen Opfers fähig? Wollen Sie jedem gegenwärtigen und zukünftigen Gedanken an Liebe entsagen? Wollen Sie mir dies schwören, hoffnungslos, bedingungslos?

Sagen Sie Ja, aber erst nach ruhiger Prüfung, wenn Sie Ihrer selbst ganz sicher sind. Dann finden Sie mich nicht undankbar für den unermeßlichen Verzicht, den Sie mir zu Liebe geleistet. Ich habe eben einen schönen, einen unerhörten Plan, ganz Seele, ganz Geistesduft: wenn Sie wollen, bin ich Ihre Freundin, Ihre gute und dienstwillige Freundin. Und Sie sind mein aufrichtiger Freund. Freundschaft ist ein viel ernsteres und verläßlicheres Gefühl, als man annimmt. Viele — die gewöhnlichen Seelen — nehmen es leicht. Wir können es verstehen. Sie sind ein muthiges Herz — ich bin im Unglück gestählt. Uns Beiden zerstörte ein geheimer Gram die Blüthen der Jugend — reichen wir uns die Hand. Seien wir Bruder und Schwester. Vereinen wir unser beiderseitiges, nagendes Unglück, damit aus dieser Vermählung nicht die Liebe — denn sie ist unmöglich — aber doch wenigstens der Friede unserer Herzen hervorgehe. Sie werden in mir die Zuneigung finden, die nie endet, das tröstende Wort, die hülfbereite That. Sie werden mich bereit sehen zu jeder Entsagung, zu jedem Opfer. Ich werde ihre Schwester, ihre Freundin und Mutter sein. Und sie versprechen mir, daß ich bei Ihnen den weisen Rath, das ehrliche Wort, die männliche That finde. Ich zähle stets auf Ihr starkes Herz, Sie auf mein zartfühlendes Herz. Wir richten uns gegenseitig im Geheimen auf, in diesem steinigen, dornenvollen Leben. Die Welt wird nichts erfahren und nichts darüber sagen. Es wird ein undurchdringliches Geheimniß. Dann werde ich am letzten Lebenstage zufrieden in Ihren Armen sterben und in der letzten Umarmung flüstern: Ich liebte Dich, ich war rein, ich liebe Dich! — Aber nur dann! Schreiben Sie mir.

Adriana.

25. September . . .

Cesare, mein Geliebter, komm! Heut Abend geht er für vier Tage nach Rom. Er fährt um halb Elf. Ich begleite ihn zum Bahnhof. Dann kehre ich heim. Um halb Zwölf wirst Du kommen, Du mein verzehrendes Feuer. Wir werden vier göttliche, göttliche, göttliche Tage verbringen. Ich zittere, wenn ich daran denke. Komm also! Denke Dir aus, wie wir in diesen vier Tagen zusammen leben und sterben können. Ich liebe Dich nicht, ich bete Dich an, ich verhimmele Dich. Du bist mein Gott.

Adriana.

4. December . . .

Mein Freund! Ohne Zweifel ist dies die schmerzlichste Stunde meines Lebens. Was ich in diesem Augenblicke leide, kann ich Ihnen nicht beschreiben, nicht sagen. Es ist eine namenlose Qual. Ich fühle eine Kralle, die mein Herz zerfleischt, ich fühle mich verbluten, Tropfen um Tropfen verliere ich die Quelle meines Lebens. Ich kann nicht weinen, nicht schreien, nicht seufzen, ich ersticke. Mein Freund — nun

ist der tragische Moment unserer Liebe da. Meinen ganzen Muth fasse ich zusammen, um Ihnen zu sagen, daß diese Liebe enden soll. Verlöschen muß das Licht unseres Daseins, das Glück unserer Jugend. Ja, enden. Sterben, mein Freund, ist unser Schicksal. In diesen Tagen — was habe ich geweint, gebetet, wie habe ich Gott um die Kraft für das Opfer angefleht! Heute bin ich aufgelöst, ohnmächtig — und doch entschlossen. Zu meiner Seele spricht die laute Stimme der Pflicht. Wir sündigten. Wir betrogen einen sorgenlosen und vertrauenden Mann, der an meine Ehre und Liebe, an Ihre Ehre und Freundschaft glaubte. Wir hießen das Gewissen schweigen, wir irrten süß, aber schwer. Wir trugen die Maske der Tugend, indeß wir strafbar waren. Offen und stolz trug ich die reine Stirn der ehrbaren Frau zur Schau, während Ihre Küsse meine Lippen vergifteten. Bereuen wir zusammen. Ich wollte nicht — erinnern Sie sich. Lesen Sie meinen ersten Brief wieder. Sie haben mich überrascht, überfallen, ich war wie betäubt. Ich verlor den Kopf: aber Sie, der Sie ein Mann sind, weshalb waren Sie nicht weiser, kälter? Ich wollte nicht. Vielleicht liebte ich Sie gar nicht. Ich habe Sie dann geliebt, Cesare, ich liebe Sie noch, aber ich verlasse Sie, gebe Sie auf. Ich ertrage dies Leben der Schande und Ehrlosigkeit nicht länger — ich erröthe vor meinem Gatten, vor dem Gesinde. Ich wünsche fast, daß mich das letzte Unglück treffe, der verrathene Verrath. O, Cesare, welche Verzweiflung! Wir müssen viel Muth haben. Helfen Sie mir dabei. Bleiben Sie ruhig. Seien Sie nicht verzweifelt in meiner Gegenwart, schreiben Sie mir nicht, besuchen Sie mich nicht. Ueberlassen Sie mich meinen nächtlichen Thränen, meinen heißen Gebeten. Sie wollen nicht, daß ich an der Schmach, an dem Schmerze darüber sterbe. Ich muß leben für jenen Mann, den ich getäuscht, und dessen Trost ich bin. Ich bin eine unwürdige, aber reuevolle Gattin. Ich liebe Sie noch und werde Sie lieben noch lange, lange; ich werde Sie nie vergessen. Sie sind mein Glück, meine einzige Liebe gewesen. Alles sinkt nun in die Vergangenheit zurück. Ich fahre fort zu leben, mechanisch, wie eine Uhr, ohne Gefühle, ohne Trost, mit der einzigen, unfruchtbaren Genugthuung: der Rückkehr zur Pflicht. Lebe wohl, Cesare! Seien Sie glücklich. Wenn Sie können, lieben Sie anderwärts, auf's Neue. Aber vielleicht werden Sie es nicht vermögen. Adieu, Cesare!

Adriana.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie viel Jahre sind seither verflogen? Ich weiß nicht, — viele jedenfalls. Aber wie lange es auch her ist, wie viel ich auch nachgedacht habe, ich konnte doch nicht ergründen, in welchem dieser drei Briefe jenes Weib log.

Aus der Hauptstadt.

Mariaberg.

Der Jesuiten-Antrag liegt noch beim Bundesrathe, in der Nachbarschaft von allerhand anderen, interessanten Schriftstücken und Entwürfen, deren Erledigung naiven Leuten dringendes Gebot wirklicher Staatskunst zu sein schien; die Herren Bundesräthe sind, gleich den untergeordneten Gesetzgebe-Collegen vom Königsplatz, etwas eilfertig in die Ferien gestürzt, und nach den Kieler Ereignissen, die, wenn weiter nichts, so doch den raren Anblick eines beschlußfähigen Reichstages gewähren werden, steht die schlecht geölte Maschine endgiltig auf ein paar Monate still. Aus mehr als einem Grunde gönnt diesmal die Bevölkerung den regierenden Herren ihre Sommermuße; so lange unsere Staatsmänner auf Urlaub weilen, werden keine schweren, politischen Fehler gemacht und ist eine weitere Beunruhigung der ohnehin allzu erregten Regierten nicht gut möglich. Der Jesuiten-Antrag könnte heute Gesetz sein, wenn das Centrum weniger Furcht vor seinen Wählern und mehr Windthorst-Schlauheit an den Tag gelegt hätte; trotz einiger hitzköpfiger Protestanten und der Hand voll reinwüthiger Ulk-Freidenker würde die nächstjährige Berliner Gewerbe-Ausstellung in den schwarzen Schlapphüten mit den klugen Hirnen darunter eine werthvolle und dabei wenig kostspielige Attraction besessen haben. Nun freilich sind diese Hoffnungen auf Null herabgestimmt, nun freilich kehrt Lieber aus der Campagne ärmer noch als Graf Kanitz heim, dem doch wenigstens Zucker und Spiritus blieben, und die Wiederzulassung der Jesuiten, der der Reichstag mit verständiger Wurstigkeit entgegensah, würde heute, nach Beendigung des schlimmsten Sensationsproceßes der Neuzeit, in den Kreisen des gebildeten Bürgerthums hallende Entrüstung wecken. Seitdem Zedlitz-Trützschler und Köller an diesem Entrüstungs-Prellsteine fast Hals und Bein brachen und, um sich selbst nothdürftig zu retten, ihre sauber ausgearbeiteten Gesetzentwürfchen nebst allen Motiven im Graben liegen lassen mußten, seitdem liebt man sich in maßgebenden Kreisen die Entrüstungs-Scandale nicht mehr, wird man alle Anlässe dazu thunlichst vermeiden. Mariaberg, die liebliche Sommerfrische, hat den mehr oder minder Frommen im Lande einen unverzeihlich dicken Strich durch die sauber geschriebene Rechnung gemacht.

* * *

Es ist nicht Zola allein, der, aus ein wenig heuchlerischen Beweggründen, Leo XIII. den vollkommensten aller Päpste genannt hat; die Literatur aller Länder, die sich mit Kosmopolis befaßt, erweist ehrerbietig und bewundernd dem geistesstarken Greise ihre Reverenz, und allenthalben beeifert sich die Politik, ihr darin noch zuvorzukommen. Am Ausgange des Jahrhunderts, nach dem totalen Bankerott der materialistischen Doctrinen, an denen sich jetzt nur noch Kinder und Socialdemokraten erquicken, ist eine Geistesströmung erwacht, deren ständig zunehmende Gewalt jeden wirklichen Zeitgenossen, jeden Kämpfer fast unwiderstehlich in ihren Bann zwingt. Auf die Kirche richten sich, da der Staat seine Unfähigkeit, der socialen Bedrängniß abzuhelfen, officiell erklärt hat, auf die Kirche richten sich viel hunderttausend sehnsüchtige Blicke, und Leo der Reformator, hat in geschickt compilirten und gar nicht übermäßig frömmelnden Encykliken gezeigt, daß er der Mann ist, wenigstens Worte zu wagen, vor denen die weltlichen Oberen bange zurückschrecken. Sein Beispiel hat den kleinen Klerus aller gut katholischen Lande, so den österreichischen, den ungarischen, den von Belgien, entflammt, und wo christlich sociale Volksparteien entstanden sind, da verdanken sie Blüthe und Dauer zum besten Theile der niederen Geistlichkeit, der socialen Demokratie der Kirche. Diese Volksparteien, die überall in denkbar schroffstem Gegensatz zu den Herrschenden getreten sind und die dem Capitalismus zehn Mal mehr Angst einflößen als die blutrothen Tiraden der Singercompagnie, haben zu Rom nicht nur im Papste selbst, sondern auch in seinen bevorzugten Rathgebern unerschütterlich feste Stützen, und es gehört die ganze einsichtslose, ahnungslose Borniertheit des österreichischen Liberalismus dazu, daß er sich just an den römischen Papst um Hülfe gegen diese Volksbewegung wendet und daß er zu dem Ende sogar Harakiri an seinen sogenannten Grundsätzen vollzieht.

Auf den ersten Blick muß es deßhalb einigermaßen befremdlich scheinen, daß der Katholicismus auf alle sociale Bethätigung gerade in einem Lande verzichtet, wo er im eigenen Interesse regsamer als irgendwo anders sein sollte, wo er zwar wenig Terrain zu erobern, aber viel zu verlieren hat, wo die reformerische Bewegung weitere Kreise zieht und tiefer geht als irgend sonstwo. In Deutschland ist es im Laufe weniger Jahre der evangelischen Kirche gelungen, ihre Nebenbuhlerin auf diesem Gebiete vollkommen aus dem Felde zu schlagen; sie proclamirte den christlichen Socialismus, sie hat das Banner entrollt und schickt sich an, die Volkspartei zu begründen, die in den Nachbarländern Capläne und Vicare führen. Es giebt kein schöneres und mit freundlicherer Zuversicht erfüllendes Zeugniß für den Lutherglauben, als daß seine gesammte theologische Jugend, soweit sie durch ihre geistige Begabung in Betracht kommt, social denkt oder doch denken lernt; daß aber auch seine alternden Prediger und Bekenner, dieselben Menschen, die

unvernünftiger Haß als Finsterlinge brandmarken möchte, daß sie zu diesen Jungen stehen und sich mühen, die Bewegung zu läutern, in ruhige Bahnen zu lenken und dadurch zu stärken. Der katholischen Kirche bleibt dabei nichts zu thun; sie beschränkt sich auf die Vertheidigung ihres Besitzstandes und sieht gemächlich zu, wie in die Reihen des ihr unterthanen Kleinvolkes mächtiger immer der Bebelgedanke einbricht. Ja, mehr noch, sie stellt sich hier zu Lande jedem Versuch, unterm Muttergottesbilde für die Heilung wirthschaftlicher Gebrechen zu wirken, feindselig entgegen; sie bekämpfte den bayerischen Bauernbund bis auf's Messer, erstickte selbst in den Gesellenvereinen die schwachen Regungen der Reformer. Es mangelt ihren deutschen Führern keineswegs die Einsicht, und es mangelt unserer katholischen Kirche keineswegs die junge Intelligenz, obgleich sie sich hier minder reichhaltiger Auswahl rühmen darf und obgleich ihr die Rivalin just die Provinzen entrissen hat, aus denen „nach jahrhundertelanger Tradition" Deutschlands Denker hervorgehen. Das Unglück des deutschen Katholicismus ist seine allzu enge Verbindung mit der Centrumspartei. War diese Fraction ursprünglich dazu bestimmt, den bedrängten Glauben zu schützen und hatte sie auf Grund dieses Programms gerechten Anspruch auf weitgehende Unterstützung Seitens der Kirche, so ist sie heute, nach der Beendigung des Culturkampfes, nur noch eine Last und eine alle freie Bewegung hemmende Fessel für die ecclesia militans. Was sie wollte, hat sie in vollem Umfange erreicht, sie besteht nur noch gewohnheitsmäßig fort, ein todtes Gewicht, ein Archaismus, den Rom erhalten zu müssen sich gleichwohl verpflichtet glaubt. Und dem Papste dient kein deutscher Rampolla, und im Vatican ist Niemand, der mit besonderem, innerem Interesse und mit klugen Priesteraugen die Windungen deutscher Social-Politik verfolgt. Wenn der Katholicismus in Deutschland von sich reden macht, so geschieht's gewiß nur zu seinem Schaden. Wunderbar hat sich in wenigen Jahren die Lage geändert; so schnell leben wir und mit so rasender Eile drängen die Dinge der Entscheidung zu, daß kurzer Müßiggang genügt, um einen Mitbewerber um den Sieg völlig aus der Bahn zu schleudern.

* * *

Trotzdem machen die abscheulichen Greuel von Mariaberg, die so viel gesunde Empörung frei werden ließen, Sr. römischen Heiligkeit augenblicklich vielleicht weniger zu schaffen als der königlich preußischen Regierung und der mehr denn hochwohlweisen Facultät, die sich unter Anderem auch mit Irrenpflege und Psychiatrie zu befassen vorgiebt. Dem grenzenlosen Mißtrauen gegen alles modernes, ärztliches Wissen, so weit es nicht die allerdings bewunderswürdig hoch entwickelte Beinschneidekunst betrifft, ward an dieser Stelle immer wieder recht deutlicher Ausdruck verliehen; wie das Volk über die „Dötersch" denkt, geht am schlagendsten aus dem Triumph der vielgenannten Naturheilmethoden hervor, die, zumeist von jämmerlich ungebildeten und jämmerlich beschränkten Gesellen ausgetüftelt, gewaltigen Zulauf finden und schiffbrüchigen Existenzen heute bereits ein sichereres Brod gewähren als selbst der gebenedeite Journalismus. Der Geist der inneren Medicin ist leicht zu fassen, hie Gift-Pillen, hie Brunnenwasser; und einfacher noch stellt sich dem Blicke des Wissenden die Psychiatrie dar. An sich ein Gebiet voll zermalmend schwerer Aufgaben, die nur das Genie zu lösen hoffen darf, das Genie, in dem sich ärztlicher und Dichter-Blick harmonisch verbinden, wird ihr Studium zu einer frechen Farce, wenn die Handwerker ihre tastenden Finger daran legen. Eine Reihe sensationeller Processe aus allerneuster Zeit, deren Stenogramme aus rothdeckeligen Colportage Romanen herausgeschnitten zu sein scheinen, haben so viel gewissenlosen Leichtsinn und so viel Ignoranz gebrandmarkt, daß der Fall Mariaberg nicht von Nöthen gewesen wäre, um jedem Laien die Augen zu öffnen über die furchtbaren Gefahren, die wissenschaftlicher Dünkel und gar nicht wissenschaftliche Scrupellosigkeit über ihre „Patienten" heraufzubeschwören vermögen. Wer die gesammte moderne Psychiatrie, soweit sie sich in die Gerichtssäle wagt und sich nicht durch ihre klarsten, vorsichtigsten Köpfe vertreten läßt, zum Gelächter der Nachwelt machen will, der hat nur nöthig, jene Urtheile zu verzeichnen, die den gelinden Kater eines Schnapsfreundes für Blödsinn erklären und den Widerwillen eines Eingesperrten vor traurigen Pfuschern für Verfolgungswahnsinn. Wer dem Heerdenvieh nicht Zug für Zug gleicht, wer dem Normaltypus, den der „Psychiater" sich nach dem eigenen Bilde schafft, hier und da nicht entspricht, Leidenschaften und Neigungen kennt, die Sanitätsräthen fern liegen, der gilt ihnen als reif für die Zwangsjacke. Der fanatischste Feind unseres „wissenschaftlichen" Zeitalters, unserer Talmi-Aufklärung und unseres großmäuligen Geschreies von den Errungenschaften des menschlichen Geistes vermöchte nicht so giftigen Hohn über all diese längst rostig gewordenen Phrasen auszugießen, wie es vorm Aachener Gerichtshof die Männer der Wissenschaft thaten. Für Jeden, der nicht selbst ein Opfer so ungeheuerlicher Leichtfertigkeit geworden ist, liegt eine grausige Komik in diesen Vorgängen, eine Komik, die mit ungeahnt grellen Lichtern das demüthigfreche Wort beleuchtet: Ignorabimus!

Kehrt sich die Spitze des Mariaberger Scandals in erster Linie gegen pflichtvergessene Aerzte und in zweiter gegen eine Behörde, unter deren Augen die Greuelscenen vor sich gehen konnten und die nicht einmal fähig war, überraschende Revisionen auszuführen, so trifft der Schlag, vielleicht von hinten herum, aber deßhalb nicht minder nachdrücklich, auch die katholische Kirche und ihre Oberen. Der im protestantischen Volke unausrottbar wurzelnde Haß gegen sie muß sich mächtig verstärken, nun unwiderleglich dargethan worden ist, welcher Art die Kerntruppen der römischen Kirche in Deutschland sind, wie sie, im Gegensatz zur jungkräftigen evangelischen, social versöhnt und die Lehren des Heilandes auslegt. Anatole France's „c'est dans les plus grands filous que se trouve l'étoffe des plus grands saints" eröffnet den Brüdern, die Folterknechte und Meineidgenies in einer Person sind, allerfreundlichste Aussichten; die katholische Kirche Deutschlands aber steht am Rande des Unterganges, wenn sie nicht aus eigener Kraft so stinkende Fäulniß an ihrem Körper zu beseitigen weiß, wenn sie sich meilenweit rückständig zeigt in einer Zeit, da die reinen Lehren Christi aus langem Winterschlafe wieder erwacht sind und sich, sinnbethörend, herzentflammend, von Neuem anschicken, den Lauf der Weltgeschichte zu bestimmen.

Caliban.

Die große Kunstausstellung.

4. Stilistisch-decorative Tendenzen.

Es kann nicht ausbleiben: wer lange Zeit als Künstler mit vollen Seelenkräften der Natur nachgerungen hat, der wird schließlich von einer müden Melancholie und stillen Resignation befallen. Es nagt an ihm die Erkenntniß, daß, je mehr er sich der Natur zu nähern glaubte, er um so mehr sich von ihr entfernt hat. Ueberall drang er nur bis zur Schale vor, klammerte sich an die Schale fest und verlernte beinahe, an einen Kern überhaupt noch zu glauben. Und wäre er noch der Schale völlig Meister geworden! Aber auch sie ist unendlich mannigfaltiger, unendlich complicirter, nuancenreicher, flüchtiger und zuguterletzt gar noch unendlich einfacher, als ein Menschenauge zu sehen, eine Menschenhand zu gestalten, ein Menschenhirn zu begreifen vermag!

Dieses wird der Künstler sich eingestehen, wenn er ehrlich ist. Und wenn er nicht ehrlich ist und es sich nicht eingesteht, nun, dann merken es die Andern. Die Andern aber sind klüger, und fangen nicht erst da an, wo Jener nicht zu enden vermochte. Sie wissen sich von vornherein zu bescheiden, wenn sie der Natur einmal näher rücken. Sie wollen nicht Alles haben, sondern nur Einiges. Und dem Wenigen wollen sie mit Freiheit gegenübertreten. Sie wollen nicht sclavisch (oder „gewissenhaft") reproduciren. Sie erlauben sich umzubilden, zurechtzustutzen, zu stilisiren. Die unendlichen Mannigfaltigkeiten werden auf bestimmte Einheiten zurückgeführt, und diese erhalten um so festere, umgrenztere, zuweilen auch ausdrucksvollere Formen. Denn alle ablenkenden Zufälligkeiten sind getilgt. Die Natur wird gleichsam auf mathematische Formeln gebracht, wird planvoll übersetzt in einen Zustand der Destillirtheit und der ästhetischen Reinecultur. Nicht besser, tiefer oder schöner will man sie machen. Sie soll lediglich begreiflicher, durchsichtiger und vielleicht auch strenger werden. Sie scheint der Architektur verwandt, bei der Alles rhythmisch,

symmetrisch, abgewogen ist. Aber nur das Einzelne wird faßbarer. Das Gesammte, in seiner spröden Unzugänglichkeit, erscheint um so ungeheuerlicher.

Und noch ein zweiter Gesichtspunkt wird maßgebend. Man hat herumgehorcht, was die Leute von der Kunst eigentlich erwarten. Da hat man denn immer wieder erfahren: sie wollen erfreut und erhoben, wollen in eine festliche Stimmung versetzt werden. Man weiß, als Künstler, daß man sich unmöglich darauf einlassen kann, derartigen Anforderungen unter allen Umständen immer gerecht zu werden. Aber man fühlt doch dunkel heraus, daß diesen Anforderungen etwas anhaftet wie ein Ewiggesetzmäßiges. Und man macht sich klar, daß eines Tages, wenn eben die Kunst ihre unabwendbaren Lern- und Entwicklungsstadien durchlaufen hat, sie von Neuem in den Dienst der cultivirten Schönheit treten darf. Sie will alsdann das Leben nicht bloß bereichern, sie will es auch schmücken. Sie sieht in sich selbst nichts Anderes als den feinsten edelsten Luxus. Darin erkennt sie ihre eigenste Natur, darin begreift sie ihre tiefste Sendung. Und so tritt denn der Hang zum Decorativen auf, bewußt, thatenlustig und reformatorisch. Eine naturalistische Aera wird abgelöst von einer neuen stilistisch-decorativen.

Man weiß zur Genüge, daß wir uns in diesem Stadium der Ablösung momentan gerade befinden. Wenn vor einem Jahrzehnt die jungen Künstler dem Naturalismus zuströmten, so wenden sie sich heute einem eklektischen Neu-Idealismus zu. Vieles, was sich früher nur schüchtern hervorwagte, hebt heute verwegen den Kopf empor. Namen, die früher umstritten oder selbst verlacht waren, leuchten heute einer verzweigten, ergebungsvollen Gemeinde. Dies gilt vom Formalen, wie vom Inhaltlichen. Wir wollen für diesmal lediglich das Formale betrachten.

Die Franzosen zeigen künstlerisch eine merkwürdige Doppelnatur. Sie haben die ärgsten Naturalisten hervorgebracht, die mit Betonung einen wahren Häßlichkeitscultus trieben. Die Instincte der Nation aber waren stets auf das Ziervolle, Elegante, Einschmeichelnde gerichtet. Wenn man „Chic" sagt, so denkt man sogleich an Paris, — und das ist auch für die Kunst nicht ohne Bedeutung. Unsere Ausstellung zeigt sogar, daß es von einer fast bedenklichen Bedeutung ist. Künstlerischer Chic, das ist Schönheit im Dienst der gesellschaftlichen Mode. Die Mode aber ist die eigentlichste Gegnerin der freien künstlerischen Entfaltung. Sie erläßt strenge Gesetze ohne eigentlich zu wissen warum. Zufällige Laune und das Bedürfniß nach Abwechslung sind allein maaßgebend. Das Einzige, was sie stets verlangt, ist verzierlichte äußere Gesittung, also eben Chic. Die Pariser Künstler aber besitzen, in ihrer erdrückenden Mehrheit, für unser deutsches Empfinden viel zu viel Chic. Sie werden geradezu unkünstlerisch dadurch. Das fängt beim alten Akademiker Bougereau an, und endet beim neuern Akademiker Le Quesne, mit seinem Caféchantant-Rausch, dem Tamtam von Weibersleisch „Le Torrent". Dazwischen laufen viele Andere, wie Madeleine Lemaire mit ihrer Putzmacherinnen- und Theatervorhang-Phantasie, oder Guillaume Dubufe, dem Maskeraden-Garderobier für Demi-Monde und Demi-Vierges. Man geht an den Bildern dieser Leute vorüber und kann ein Lächeln nicht unterdrücken. Diese kätzchenhafte Grazie und geschminkte Unnatur ist mit so viel ödem, flirrendem Pomp angethan! Sie will um jeden Preis bezaubern, betäuben und imponiren. Unwillkürlich gedenkt man der „Damen", die draußen im Park, zwischen Kaffeehaustischen und Musik-Kapellen abenteuernd auf- und abtrippeln und aus Belladonna-Augen werbende Blicke schießen.

So hat denn ein großer Theil der französischen Ausstellung bittere Enttäuschung gebracht. Dies gilt in eingeschränktem Maße leider auch von einem Künstler, bei dem man so gerne nicht bloß loben, sondern bewundernd anerkennen möchte. Aber Puvis de Chavanne hat nur einige ziemlich frostige Kleinigkeiten nach Berlin geschickt, aus denen man den Schöpfer eines neuen decorativen Stiles nicht nach Gebühr kann würdigen lernen. Man muß nicht bloß seine Augen, sondern auch ziemlich viel guten Glauben und guten Willen haben, um wenigstens aus dem größten der drei Bilder, „Le Sommeil", die Bedeutung des Meisters heraus zu lesen. Man wird dann bei hingebender Betrachtung eine vornehme, gedämpfte Art der Anschauung und des Vortrags erkennen, wie sie eben doch nur bei einem echten Künstler anzutreffen ist, mag sie auch in diesem Falle ein wenig matt wirken.

Puvis de Chavanne ist heute ein alter Mann. Er hat zu Zeiten der unbestrittenen Herrschaft des Naturalismus schon geradeso gemalt wie er jetzt malt, unbekümmert um das verhetzende und beirrende Geschrei von rechts und von links, eine beschauliche, stille, unwandelbar auf sich selbst gegründete Poetennatur. Für ihn hatte die Malerei von jeher nur einen Sinn als künstlerischer Ausdruck für den dem Menschen innewohnenden Trieb, sein Dasein zu schmücken und zu verherrlichen. Er sah niemals ein Bild lediglich auf der Staffelei, sondern componirte es von Beginn an für die Wand, der es zur Zierde dienen sollte. Dadurch war er der geborene Fresco-Maler und hat denn auch in dieser Eigenschaft sein Unsterblichstes geschaffen. Aber auch in der Tafelmalerei blieb er seinen decorativen Principien getreu, indem er seine Bildschöpfungen dem Charakter hängender Gobelins näherte. Damit war von vorneherein bekannt, daß die Naturreproduction nur beschränkte Bedeutung haben konnte, daß vielmehr Farben und Töne so gut wie Gruppencomposition und rahmendes Beiwerk sich festen stilistischen Rücksichten unterzuordnen hatten.

So ist denn nach und nach: „Gobelin-Charakter" das Schlagwort für die Bestrebungen einer sichtlich sich mehrenden Gruppe meist jüngerer Maler geworden, als deren künstterischer Ahnherr ziemlich unumstritten Puvis gilt. In Deutschland ist der leider auf der Ausstellung nicht vertretene Ludwig von Hofmann der bedeutendste und selbstständigste Repräsentant dieser Gruppe. In Frankreich ist sie ziemlich verbreitet. Man kann Proben davon etwa bei Mangeant, auf dessen Triptychon „Die Wahrheit", oder, in einem gewissen Uebergangsstil, auf dem „Garten der Hesperiden" von Gorguet studiren. Daß die Bewegung auch in Berlin neuerdings an Boden gewinnt, beweisen Bilder von Koberstein („Larghetto amoroso") und Seliger („Herbstabend"). Doch hat Letzterer sich im Stärkegrad bereits bedenklich vergriffen. Er sucht sein Gemälde nicht etwa dem Gobelin anzunähern, sondern möchte es am liebsten in einen wirklichen Gobelin verwandeln. Aber wozu dann Pinsel und Oel? Was gemalt ist, muß gemalt bleiben; man darf nichts daran vertuschen. Sonst wird Stil zur Stillosigkeit. Denn jeder echte „Stil" geht von den natürlichen Bedingungen des verwendeten Materials aus, und man darf da wohl verfeinern, aber nicht aufheben.

Eine starke und eigenthümliche Erweiterung haben einige Schotten dem Gobelinstil in der Malerei gebracht. Sie haben ihn geradezu mit seinem geborenen Gegner, mit dem Naturalismus verquickt. Was da auf technischem Gebiete vorgegangen ist, wird für einen Nicht-Techniker, also auch für den Kritiker, wohl immer sein Räthselhaftes behalten. Thatsache nur ist zweierlei: daß der allgemeine Eindruck des Gobelinhaften in stellenweise frappirender Weise erreicht ist, und daß doch in allen Einzelheiten ein tiefversenktes Naturstudium sich unzweideutig ausspricht. Man sehe etwa Alexander Roche's „Idyll". Diese verblichenen müden Farben, wie sie so sorgsam, in einer Scala verwischender Uebergänge, auf einander gestimmt sind! Und dazu dieser Reichthum eminent beobachteten Details, diese märchenhafte Luft- und Abendstimmung, dieser erfrischende Hauch von Plein-Air! Oder man betrachte des schwer ergründlichen Brangwyn „Orientalische Würfler". Das soll, auf den ersten Anblick, wohl nicht mehr als schlecht und recht eine der bekannten Orientschilderungen sein, wenn man auch sofort einen seltsam verwirrenden Eindruck erhält, den man sich nicht recht erklären kann. Das sprüht und glüht von Farben, wie sie nur afrikanische Sonne und afrikanische Kleiderpracht im Verein mit einander schaffen können. Aber es ist doch noch etwas mehr da. Und dieses Mehr ist nichts Anderes als der wunderliche decorative Charakter des Bildes, der mit zwingender Macht die Erinnerung an kostbare persische Teppiche wachruft. Dann aber gar Charles H. Mackie's „Herbststimmung". Da sieht man einen orangerothen Baumzweig die saulige Gluth seiner Blätter tief über das ganze Bild senken: ein Farbeneindruck, der sich wie ein beängstigender Alb Einem über das Herz legt. Und dann gewahrt man — nur undeutlich kommt es heraus — eine weiße und eine rostrothgescheckte Kuh an einem stumpfblauen Teich unten in der Mulde. Und oben auf dem Haug ein grüngeängtes Mädchen abermals mit Kühen. Das alles ist so ungewöhnlich und zugleich so bezwingend, daß man ungewiß zwischen widerstrebenden Stimmungen hin und her schwankt. Schließlich aber triumphirt der ästhetische Eindruck. Wie von einer bizarren exotischen Stickerei fühlt man sich unwiderstehlich angelockt und geblendet.

Unter den Deutschen ist der wiederholt von mir gerühmte Strathmann wohl der stärkste Stilist. Ich muß indeß gestehen, daß mir sein großes Bild „Salammbo" an die künstlerische Reinheit seiner kleineren Schöpfungen nicht heranzureichen scheint. Der Humor erscheint wie weggezwungen, und die angestrebte Tragik erstickt unter der angehäuften Pracht. Als Stilmuster schwebt das Mosaik vor, und nach dieser Richtung zeigt wieder Strathmann sein ungewöhnliches Können und hochentwickeltes Stilgefühl. Stuck's Name sei in diesem Zusammenhange bloß genannt. Sein Stilisiren zeigt sich vor allem in einem bewußten und starken Simplificiren. Eingehenderes über ihn spare ich mir für einen anderen Betrachtungskreis auf.

Als eine Nebenart der decorativen Stilkunst darf man die archaisirende Richtung gewisser Maler bezeichnen. Hier hat der Flame Julian Devriendt das Beste auf unserer Ausstellung gebracht. Seine „Anbetung der Hirten" erinnert in Anordnung und Charakteristik lebhaft an die Werke seiner künstlerischen Altvordern. Hier ist die Natur durch eine scharf und apart geschlissene Brille betrachtet. Aber welch' ein Malermuth gehört dazu, sie zu tragen, und welch' eine individuelle Veranlagung dazu, sie nicht unerträglich zu machen! Franz Servaes.

Offene Briefe und Antworten.

In eigner Sache.

Herr Wilhelm Arent giebt unter dem Titel „Die Musen" zwanglose Hefte für Production und Kritik heraus, worin er in seiner Art nicht gerade mit den schärfsten Waffen Stellung gegen allerlei Corruption und Lotteratur nimmt. Das ist gewiß ein verdienstliches Unter-

uehmen und des höchsten Lobes werth, wenn man damit auch leider Gottes kennen Hund vom Backofen lockt; weniger lobenswerth scheint es mir, daß der Herr Herausgeber sich für seine Angriffe auf einen sicheren Herrn Adalbert von Hanstein meines Pseudonymus bedient. Dergleichen galt bislang nicht für fair und steht zudem Jemandem, der so wacker wider Ungehörigkeiten in Kritik und Production den Bakel schwingt, außerordentlich schlecht zu Gesicht. Ich glaube, daß es nur dieses Hinweises bedarf, um Herrn Arent zur Wahl eines anderen „Spitz"namens zu veranlassen — hält doch gerade Shakespeare so zahlreiche, schöne und treffende zur gefälligen Auswahl bereit! Caliban.

Notizen.

An die Freunde des Thüringer Waldes, dessen Besucherzahl just in diesem Jahre trotz der erschrecklichen Krisengerüchte aus Coburg Gotha ganz außergewöhnlich zugenommen hat, wendet sich das in dem, ähnlicher Veröffentlichungen wegen so vortheilhaft bekannten, Verlage von Conrad Skopnik erschienene Prachtwerk „Thüringer Wald". August Trinius, der feinsinnige Wanderpoet, dessen Veröffentlichungen über das liebe, grüne Bergland classisch genannt zu werden verdienen, hat einen ungemein anregenden, frischen Text zu den von Dr. E. Mertens & Co. hergestellten 25 Foliobildern in photographischem Kunstdruck geschrieben, so daß sich Bild und Wort in anmuthigster Weise ergänzen. Die Firma Mertens erfreut sich Dank ihrer photographischen Schöpfungen eines so ausgezeichneten Rufes, daß es schwer hält, selbst dem Nicht Amateur noch Besonderes darüber zu sagen; ihre Conterfeie der Thüringer Herrlichkeiten, die mit glücklichem Geschmack und mit Dichteraugen ausgewählt worden sind, entzücken wieder durch echt künstlerische Auffassung und liebevollste Durcharbeitung jeder Einzelheit. Wir glauben dem köstlichen Werke, einer malerischen Wanderung von ganz ungewöhnlichem Reiz, kein klingenderes Lob mit auf den Weg geben zu können als die Versicherung, daß es zu den Büchern gehören wird, die von Mund zu Mund weiter empfohlen werden, aber nicht von Hand zu Hand gehen, weil jeder wohlhabende und kunstfreundliche Thüringfahrer es selbst besitzen will.

Bekanntlich hat Schopenhauer der Biographie einen höheren Werth als der eigentlichen Geschichtsdarstellung zuerkannt. Mag man nun diese seine Vorliebe theilen oder nicht, immerhin übt die Biographie einen ganz besonderen Reiz und wird, als wesentlicher Bestandtheil der Geschichtsdarstellung, stets belangvoll bleiben Darum ward ihr von jeher eine sorgfältige Pflege zugewandt, wie es die beträchtliche Zahl einzelner und gesammelter Monographien und ebenso die vielfachen encyclopädischen Werke dieser Art hinlänglich beweisen. Bisher hat es aber an einem periodischen Organ gefehlt, das dem Actuellen auf biographischem Gebiet eigens gewidmet wäre. Allerdings haben Tagesblätter wie Revuen und namentlich die illustrirten Blätter derartige Vorkommnisse sich keineswegs entgehen lassen. Es aber zum Gegenstande einer besonderen Pflege zu machen und alles Biographische von Belang, in unmittelbaren Mittheilungen oder orientirenden Hinweisen, handlich und übersichtlich auf einen Posten zusammenzutragen, ist eine bisher versäumte Aufgabe. Zu deren Lösung ward kürzlich ein Unternehmen gegründet, das wir der freundlichen Theilnahme unserer Leser empfehlen möchten. „Biographische Blätter" betitelt sich eine seit dem jüngsten Frühling ins Leben getretene Vierteljahrsschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung, herausgegeben von Anton Bettelheim, bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin verlegt. Bereits in zwei stattlichen Heften vorliegend, verfügt sie über eine Reihe bedeutender Mitarbeiter, von denen ein guter Theil schon zu Wort gekommen. Selbstständige Abhandlungen zur Theorie und Entwickelungsgeschichte der Biographie brachten die Hefte von Aut. E. Schönbach, Fr. v. Bezold und Ludw. Stein; die beiden erstgenannten beschäftigen sich mit Erscheinungen aus dem Mittelalter, der dritte mit dem classischen Alterthum. Ihnen schließt sich Alfr. Dove mit einem vortrefflichen Artikel über Ranke's Verhältniß zur Biographie an. Selbstständige biographische Aufsätze von hervorragender Darstellungskunst erhalten wir in Mich. Bernay's Denkrede auf Scheffel bei der Enthüllung seines Denkmals in Karlsruhe, und in Alb. Sorel's meisterhaften Rede über Hyp. Taine, gehalten beim Eintritt in die französische Academie, wohin der hochverdiente Historiker als Nachfolger Taine's berufen worden, dessen vielseitige Bedeutung hier in einer ebenso anregenden wie für viele Leser durchaus neuen Weise beleuchtet wird. Ueberaus schätzenswerth ist auch K. v. Lützow's anziehendes Referat über eine neuerlich erschienene Biographie des Malers Anselm Feuerbach und ebenso die Erinnerungen des Malers Rudolf Lehmann über Franz Liszt und den Techniker W. Siemens. Bei den auf Liszt bezüglichen Mittheilungen erlauben wir uns die kleine Berichtigung, daß die (S. 209) dort erwähnten Enthüllungsfeierlichkeiten zu Weimar am Säculartage der Geburt Karl August's, also am 3. September 1857 stattgehabt, nicht 1850, wie an gedachter Stelle angegeben. Bei der überaus ansprechenden Charakteristik des vor einigen Jahren verstorbenen Chediven Ismail von Aegypten aus der Feder von Georg Ebers wäre, aus rein practischen Gründen, eine Angabe der Geburts- und Todesdaten sicherlich ebenso erwünscht, wie dies mit Recht in den bereits genannten Artikeln berücksichtigt worden und ebenso in den warmen und lebensvollen Gedenkworten von G. F. Knapp über den Göttinger Nationalökonomen Georg Hanssen, von G. Jellinek über den Wiener Civilrechtslehrer Adolf Exner, von Ernst Roth über den Botaniker Nath. Pringsheim und von Max Haushofer über den zu Anfang dieses Jahres einem gedeihlichen Wirken an der technischen Hochschule zu München vorzeitig entrückten Karl v. Haushofer. Ueber die Todten haben die Biographischen Blätter aber die noch Lebenden nicht vergessen: mit seinen beiden Eingangsartikeln bietet das zweite Heft gleichsam eine Nachfeier der diesjährigen Bismarck-Huldigung, eine begeisterte Betrachtung über diese selbst von Erich Marcks und interessante Mittheilungen aus den Schuljahren des Reichskanzlers von H. Kraemer. Diesem Artikel ist das Bildniß des Gefeierten aus seinen letzten Gymnasialzeiten beigefügt, während das erste Heft eine Zeichnung von dem vorhin genannten Rudolf Lehmann schmückt: Alexander v. Humboldt darstellend, dem einige vom Philologen Aug. Böckh an ihn gerichtete Briefe beigegeben worden. Ein besonderes Augenmerk ist den hervorragenden Persönlichkeiten im Bereich geistiger Thätigkeit in Oesterreich gewidmet. Was in solcher Hinsicht über West-Schreyvogel, Grillparzer, Gentz, Freih. v. Wessenberg und P. K. Rosegger mitgetheilt wird, verdient zweifellos dankbare Anerkennung. Nicht minder gilt das von den bibliographischen Uebersichten, von den Buchanzeigen und den Miscellen, die in beiden Heften enthalten sind. — Im Anschluß an diese neubegonnene Publication sei uns gestattet, an ein unter der nämlichen Leitung und im gleichen Verlage erscheinendes Sammelwerk für Biographie zu erinnern, das unter dem Gesammttitel „Geisteshelden" bereits 14 verschiedene Lebensbilder gebracht hat. Von diesen ist bisher nur die Biographie des Freih. v. Stein aus der Feder des Dr. Fr. Neubauer den Lesern unserer Wochenschrift bekannt gegeben worden. Nicht minder beachtenswerth ist eine Darstellung der Lebensschicksale des Turnvaters Jahn von F. G. Schultheiß, des Buchhandelsfürsten J. Fr. Cotta von Alb. Schäffle, und namentlich die Goethe-Biographie von R. M. Meyer. Mit diesem sonst vortrefflichen Buch sind freilich die Proportionen weit überschritten, die mit Recht für das Unternehmen als maßgebend angenommen und von A. E. Schönbach in seiner meisterhaften Schilderung Walthers von der Vogelweide, in Soph. Ruge's Columbus, in A. Brandl's Shakspere und G. v. Schulze-Gaevernitz' Carlyle, ebenso im Spinoza von W. Bolin und im Anzengruber vom Herausgeber gewissenhaft eingehalten worden. Aber schon der sonst schätzenswerthe Moltke vom bekannten Militärschriftsteller Max Jähns hat es bei einem ansehnlichen Doppelbande nur zu einem ersten Theil gebracht, der jedoch, was den Umfang anbelangt, weit übertroffen wird von einer in gewissen Kreisen äußerst beifällig aufgenommenen Lutherbiographie von Arn. E. Berger, die auf mehr als 500 Seiten in der Entwickelung des Reformators nur bis zum Jahre 1525 gelangt, das überreiche Material gar zu freigebig in einer Weise verwendend, die vielfach ein concentrirteres Verfahren als wünschenswerther erscheinen läßt. Außer den noch ausstehenden Fortsetzungen zu Luther und Moltke stellt das Unternehmen zunächst einen Darwin von W. Preyer und einen Montesquieu von dem vorhin genannten Alb. Sorel in Aussicht, letzterer im Original den Proportionen entsprechend, wie sie dem anerkennenswerthen Unternehmen bestens geeignet sind. Für Leser von allgemeiner Bildung berechnet, soll es handliche, übersichtliche Darstellungen bringen, frei von umständlichem Gelehrtenthum und aller ermüdenden Weitschweifigkeit. —lmn—.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Größtes Lesecabinet d. Königstadt!!

Außer **150** verschiedenen politischen u. Fachzeitungen liegt auch die **„Gegenwart"** bei mir aus.

Empfehle reichhaltige Frühstückskarte, helle und dunkle Biere vom Faß, Bouillon u. warme Pasteten.

F. W. Gumperts Conditorei,

Berlin C., Königstraße 23/24.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Susi. Eine Hofgeschichte von

Friedrich Spielhagen.

Zwei Bände. Preis pro Band 50 Pf. Gebunden 75 Pf.

Soeben erschienen!

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Diese **Bismarck-Nummer** bildet Nr. 14 der „Gegenwart" und wird an neu hinzutretende Abonnenten ohne Aufschlag mitgeliefert.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Direct zu beziehen durch den **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 48.

Geisteshelden. (Führende Geister.)

Eine Biographieen-Sammlung.

Herausgegeben von **Dr. Anton Bettelheim.**

1. **Walther von der Vogelweide.** Von Prof. Dr. A. E. Schönbach.
2./3. **Renter.** — **Hölderlin.** Von Dr. Adolf Wilbrandt.
4. **Anzengruber.** Von Dr. Anton Bettelheim.
5. **Columbus.** Von Prof. Dr. Sophus Ruge.
6. **Carlyle.** Von Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz.
7. **Jahn.** Von Dr. Franz G. Schultheiss.

— Preisgekrönte Arbeit. —

8. **Shakspere.** Von Prof. Dr. Alois Brandl.
9. **Spinoza.** Von Prof. Dr. Wilhelm Bolin.
10./11. **Moltke.** Von Oberstlieutn. Dr. M. Jähns.
12 (Doppelbd.) **Stein.** Von Oberlehrer Dr. Friedr. Neubauer.

— Preisgekrönte Arbeit. —

13./15. **Goethe.** Von Privatdocent Dr. Richard M. Meyer.

Gekrönt mit dem I. Preise.

16./17. **Luther.** I. Von Privatdocent Dr. Arnold E. Berger.
18. **Cotta.** Von Minister Dr. A. Schäffle.

Preis jedes Bandes: Geheftet 2.40 Mk.; in Leinenband 3.20 Mk.; in Halbfranzband 3.80 Mk. — Bei Bezug (Subskription) von 6 Bänden tritt für jeden einfachen Band eine Ermässigung von 40 Pfg. ein.

Verlag v. Zahn & Jaensch in Dresden.

Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen

von

Wilhelm Roscher.

Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinem Sohne.

Ca. 20 Bogen in 8° mit dem Bildnisse in Heliogravüre.

Elegant gebunden 5 *M.* — Broschirt 4 *M.*

Tagebuchartige Aufzeichnungen eines der größten und vielseitigsten deutschen Gelehrten über die wichtigsten, jeden Gebildeten berührenden Lebensfragen: Christenthum, Judenthum, Heidenthum, Katholicismus, Protestantismus, Literatur, Parteiwesen, Darwin's Lehre, Materialismus, soziale Fragen u. a. Bei aller Tiefe gemeinverständlich und getragen von gerechter Würdigung abweichender Ansichten. Mit dem letzten und besten Bilde des ehrwürdigen Verfassers in Heliogravüre.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalischerdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Soeben erschien:

Zimmermann, Tante Eulalias Romfahrt.

17 Bogen 8°

mit bildlichem Schmuck von **Kunz Meyer,**

in hochelegantem farb. Umschlag, geh. Preis M. 3.—.

Das Buch, in welchem der als Kunsthistoriker bekannte Verfasser sich als feinsinniger Erzähler zeigt, behandelt mit liebenswürdigem Humor und feiner Satire die ergötzlichen Erlebnisse einer enthusiastischen deutschen Kleinstädterin und ihrer Gefährtin in der Ewigen Stadt.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 25. Berlin, den 22. Juni 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Eröffnung des Nordostsee-Canals. Von Ingenieur Hans Elden. — Die Unionsfrage in Norwegen. Von Professor Ludwig Meyer (Christiania). — **Literatur und Kunst.** Ludwig Eichrodt. Zur Enthüllung seines Denkmals in Lahr. — Louis Couperus. Von Paul Aché. — **Feuilleton.** Versäumtes Glück. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Die Alster-Insel. Eine Haupt- und Staats-Action aus großer Zeit. Von Timon d. J. — Die große Kunstausstellung. 5. Vom Vater Naturalismus. Von Franz Servaes. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Villa Reuter und die Schillerstiftung. Von Joseph Kürschner. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Eröffnung des Nordostsee-Canals.

Von Ingenieur Hans Elden.

Weßwegen wohl eigentlich der Nordostsee-Canal gebaut worden ist? Und ob er wohl je gebaut worden wäre, wenn Deutschland nicht in der Kieler Föhrde ein schwimmendes Nationalvermögen von 200 oder 300 Millionen in Stahl und Eisen deponirt hätte, und dieses hin und wieder den unwiderstehlichen Trieb in sich verspürte, die kurze Spanne Leben, die ihm, bis es wieder außer Cours gesetzt sein wird, noch übrig bleibt, zu einer und der anderen Reise in die Nordsee oder weiter hinaus zu benutzen? So viel ist jedenfalls gewiß, daß bei allen früheren Entwürfen und Ausführungen von jütischen oder holstein'schen Parallelcanälen zum Wege um Cap Skagen die Politik am meisten mitgewirkt hat. Die Hansa unter Lübeck baute ihren Stecknitzcanal im 14. Jahrhundert, um Dänemark zu ärgern, wie ein Vierteljahrtausend später Oliver Cromwell Holland und Dänemark, und Wallenstein Schweden durch einen Nordostsee-Canal zu schaden suchten: er blieb freilich beide Male im ersten Spatenstich stecken. So oft vor- oder nachher noch ähnliche Ansätze zu einer künstlichen Wasserverbindung beider Meere gemacht wurden, der treibende Grund war immer die Rivalität der ost- oder westwärts strebenden Mächte.

Das ist auch erklärlich: eine Wasserstraße, die zwischen den Grenzen so vieler Staaten eingezwängt liegt und der Schifffahrt so vieler Länder zur Durchfahrt dienen muß, wie die Gewässer zwischen Malmö und Christiansand, wird immer den Mittelpunkt politischer Complicationen bilden. In dieser Beziehung sind die schwedisch-dänischen Meerengen die Dardanellen des Nordens und sie sind es während des ganzen Mittelalters in weit höherem Maße gewesen als heute. Das hätte für diejenigen Staaten, denen ein unmittelbarer Einfluß auf jene Gewässer nicht zusteht, selbst dann zu dem Wunsche nach einer zweiten Nordostsee-Durchfahrt führen müssen, wenn mit derselben keine Kürzung, sondern nur eine Verdoppelung des Wasserweges verbunden war. Ließ sich die Abkürzung der Fahrt gleichzeitig erreichen, so war das um so besser und wurde am Ende auch ausschlaggebend für diejenige Macht, der an einer Verkürzung der Nordostseefahrt, besonders wenn sie für etwaige Fälle diese Verkürzung allein in der Hand hatte, besonders liegen mußte. Nach der Schöpfung der Kriegsflotte und der Häfen von Kiel und Wilhelmshafen war diese in erster Linie interessirte Macht Deutschland, dessen Panzer durch den Canal in ebensoviel Stunden Plymouth oder Havre erreichen können, wie sie deren bisher von Kiel nach Wilhelmshaven gebrauchten. Mag es immerhin zu einer Action in dieser Richtung niemals kommen, so liegen für den umgekehrten Fall, die Zurückziehung unserer Nordseeflotte in die Ostsee, die Vortheile auf derselben Seite. Die deutsche Flotte würde den zur Blockade der Ostseehäfen ausbrechenden Schiffen stets um 36 bis 48 Stunden zuvor sein. Und endlich besitzen wir zwei, anstatt eines Zufahrtsweges in unseren Ostseehäfen für die Handelsflotte: zwei Wege, von denen derjenige um Skagen und durch den Sund immerhin einmal gesperrt werden möge, es bleibt uns dann noch der zweite, dessen Ausgänge hüben wie drüben im Bereiche unserer ersten Kriegshäfen und unter den Geschützen sehr respectabler Batterien liegen.

Unter diesen Umständen haben die Franzosen sehr Recht, wenn sie den Canal ein eminent kriegerisches Werk nennen; es wäre lächerlich, von ihnen die Annahme zu erwarten, Deutschland und Preußen hätten lediglich den Welthandel mit einer neuen Straße beschenken wollen. Aber eine militärische Vornahme großen Stils braucht deßwegen noch nicht offensiv zu sein, und in der Einladung an Frankreich, sich gleich sämmtlichen Flottenstaaten den Canal einmal anzusehen, mittels dessen wir die schnelle Actionsfähigkeit unserer Kriegsflotte mit einem Schlage verdoppelt haben, braucht weder eine Herausforderung noch eine Beleidigung zu liegen. Es ist ja sehr erklärlich, daß die Franzosen von der gesellschaftlichen Pflicht der Höflichkeit, den Canal, welcher unsere oft belächelte Flotte nunmehr bedeutend achtunggebietender macht, einweihen zu helfen, nicht gerade sehr erbaut sind, aber ihre Ausschließung von der allgemeinen Einladung des Deutschen Kaisers hätte entschieden weniger friedenfördernd gewirkt, als ihre Gleichstellung mit den übrigen Gästen des Reiches. Uebrigens hat es Frankreich ganz in der Hand, sich zu revanchiren. Möge es doch auch einen „Nordostsee-Canal", der freilich dort zum „Südwestsee-Canal" werden würde, erbauen: die Verbindung des Atlantischen mit dem Mittelmeer ist ja schon lange das Steckenpferd der dortigen nautischen Kreise. Ein bischen schwieriger freilich ist die Sache dort; von Bordeaux nach Narbonne ist's reichlich drei Mal weiter als von der Kieler Föhrde zum Elbstrom, und die Bodenerhebungen sprechen dort anders mit als hier, aber an Mitteln fehlt es Frankreich ja nicht, und mit der Milliarde von Panama hätte man schon etwas ausrichten können. — Viel-

leicht also dürfen wir am 19. Juni in Kiel denken: Auf Wiedersehn in Toulon 1905 oder 1910, wenn der erste Panzer von Brest in's Mittelmeer dampft, ohne Gibraltar gesehen zu haben. Der Gewinn würde in der That beim Durchstich zwischen der Gironde und dem Mittelmeer dem Aufwand entsprechen: etwa eine Woche Zeitgewinn zwischen dem Aermelcanal und den Golfen von Lyon oder Genua. Und die politische Lage hat dort eine starke Aehnlichkeit mit der in den nordischen Durchfahrtsgewässern; auch die Straße von Gibraltar kann im Seekriege der Zukunft verhängnißvoll werden, und auch der zu ihrer Umgehung ersehnte Mittelmeercanal würde eine kriegerische That in erster Linie sein, wie es der Nordostsee-Canal ist, mag man von seinen Segnungen für die Handelsflotten Nordeuropas auch noch mehr sprechen und schreiben, als schon geschah.

Denn nicht Handelskreise (obwohl einem Hamburger Rheeder die in den 70er Jahren erneute Agitation für den Nordostsee-Canal zu danken ist), nicht Handelskreise und wirthschaftliche Capacitäten wurden nach seiner Opportunität befragt, sondern der eiserne Kanzler und der Lenker der französischen Schlachtfelder. Und wenn Moltke dem Plan in seiner kühlen Weise skeptisch und reservirt gegenüberstand, ganz entgegen dem warmen Enthusiasmus Bismarcks, so geht daraus nur hervor, daß der Feldmarschall entweder an die Entscheidung eines Zukunftskrieges durch die Flotte oder an die ausschlaggebende Bedeutung des Canals zwischen beiden Meeren für die deutsche Marine nicht glaubte. Nun, der neue Verbindungsweg ist trotzdem mit großem Nachdruck begonnen, vollendet, und seine, in völlig militärischem Pomp erfolgende Einweihung zeigt, wie man in den maßgebendsten Kreisen über seine Bedeutung denkt.

Das konnte allerdings die ganze Art der Ausführung und Anlage schon früher zeigen. Die Canalroute leitet aus der Tiefe des Kieler Busens in den Mündungstrichter des Elbstromes, aus dem, wie Seeleute behaupten, der Eintritt in die offene Nordsee wenigstens für Segelschiffe ziemlich ebenso bedenklich ist als die Fahrt um Skagen. Die Handelsschifffahrt braucht weder den versteckten Eintritt noch den gefährlichen Ausgang, der überdieß einen ziemlichen Umweg bedingte. Aber die Kriegsmarine brauchte beides, denn während der Frachtfahrer mit einer geraden Linie von Eckernförde nach Husum, die bedeutend billiger gewesen wäre, am besten bedient sein würde, sollte die Kriegsflotte von den drohenden Geschützrohren bewacht sein, welche die Elbmündung und den Eingang der Kieler Föhrde bestreichen. Es läßt sich in der That nicht leugnen, daß die Ostseezufuhr in einem Kriegsfalle so am besten gewahrt blieb, die Frage ist bloß, ob es je soweit kommen wird.

Nun soll mit diesen Ausführungen nichts weniger als ein Zweifel an der Brauchbarkeit des Nordostsee-Canals für die Handelsflotte ausgesprochen sein. Nur die Zeit kann über diese Frage entscheiden, soviele bald vertrauende, bald zweifelnde Berechnungen darüber auch schon laut geworden sind. Rechnet man nach den Bestimmungsorten und der Weglänge der bisherigen Nordostsee-Schifffahrt, so ist nach den Frequenzberechnungen, welche der Regierungsvorlage zum Bau des Canals seiner Zeit beigefügt waren, kaum die Hälfte (45 %) des Frachtenverkehrs zwischen beiden Meeren als canalpflichtig anzusehen, was nach den Ziffern, die 1886 zu Gebote standen, rund 5500000 Tonnen Jahresverkehr für den Nordostsee-Canal bedeutet oder etwa die Hälfte dessen, was der Suez-Canal befördert. Sartori, der fünf Jahre später dieselbe Frage untersuchte, fand, daß man ruhig 70 % des Gesammtverkehrs um Skagen künftig dem Canal zurechnen dürfe, und daß außerdem die Verkehrsziffern im Allgemeinen rapide anwüchsen. Im Jahre 1882 betrugen sie rund $12\frac{1}{2}$, 1889 rund $16\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen. Danach könnte der Canalverkehr mindestens um die Hälfte, nach Sartori's Procentsatz um das Doppelte höher geschätzt werden, als es 1886 geschah. Wer aber bürgt für die Wahrscheinlichkeit des Benutzungscoefficienten, den von zwei gewissenhaften Berechnern der eine auf 45, der andere auf 70 Hunderttheile annimmt? Kann er nicht am Ende 80,40 oder 20 % betragen? Hängt das nicht ganz von den Canaltarifen, die noch nicht einmal festgesetzt sind, von der Ausdehnung der etwaigen Scherereien bei der Durchfahrt, von der Belästigung durch flanirende Kriegsschiffe in dem eng bemessenen Fahrwasser und noch von hundert anderen Gründen ab? Die Segelschifffahrt wird, wenn sie günstigen Wind findet, sicherlich die alte kostenlose Route nach wie vor benutzen, anstatt von ihren schmalen Renten noch einen Theil der Canalverwaltung zu gönnen. Bei widrigen Winden, welche das Auslaufen aus der Ostsee in den Sund oder aus der Nordsee ins Skager-Rack lange Zeit erschweren, werden sie ebenso eifrig den bequemen Schleppdienst des Canals aufsuchen, um an Heuer zu sparen. Die Dampfschifffahrt, welche freilich bei weitem überwiegt, ist nicht ganz so unberechenbar, doch gehen auch hier über die Vortheile, welche die Canalfahrt einbringen würde, die Ansichten himmelweit aus einander. Zunächst wird man annehmen dürfen, daß die Schifffahrt lange Zeit brauchen wird, um sich an den neuen Weg zu gewöhnen, selbst wenn niedrig gestellte Tarife für die Benutzung desselben einigen Gewinn in Aussicht stellen würden. Bis dahin aber, daß diese Aversion der Angewöhnung an das Alte überwunden ist, werden bereits wieder ganz andere Ziffern für den in Frage stehenden Verkehr maßgebend sein. Die Nordostsee-Schifffahrt wächst jährlich um 2,6 % und wird sich danach beispielsweise im Jahre 1900, fünf Jahre nach der Eröffnung, auf rund 22 Millionen Tonnen belaufen. Das gäbe für den Canal alsdann, wenn Gewöhnung und Tarif bis dahin das Ihrige gethan und den kürzesten Weg wirklich zum besten gemacht haben, 10000000 Tonnen nach der Vertheilungsziffer des Regierungscommissars, aber 15000000 Tonnen nach der Berechnung Sartori's. Das wäre ein Erfolg, wie ihn noch kein Canal der Erde erreicht hat, und er ist um so sicherer, je weniger man versuchen wird, Profit aus den durchfahrenden Schiffen zu ziehen.

Selbstverständlich muß uns vor Allem derjenige Theil des zu erwartenden Canalverkehrs interessiren, welcher unter deutscher Flagge fährt. Nur wenn er der überwiegende ist, kann der Nordostsee-Canal in der That ein Werk von nationaler Bedeutung auch im Sinne friedlicher Entwickelung genannt werden, während andernfalls sogar erhöhte Tarife dem Auslande gegenüber geboten sein würden, um nicht den Engländern oder Norwegern die Möglichkeit zu bieten, durch die Vortheile der Canalfahrt ihre Schifffahrt auf Kosten der unsrigen noch weiter auszudehnen. Allerdings scheint nun wenigstens diese Gewähr geboten, denn wenn auch nach Sartori der Antheil der deutschen Flagge am Nordostsee-Verkehr überhaupt nur wenig über $\frac{1}{5}$ beträgt, so ist er doch gerade auf diejenigen Häfen besonders gerichtet, deren Schifffahrt der Canal in erster Linie zugute kommen wird. So wird der Verkehr zwischen der Ostsee und den Weserhäfen zu 83 %, zwischen der Ostsee und den Elbhäfen zu 61 % von deutschen Schiffen besorgt und gerade diese Routen, welche das jütische Verkehrshinderniß bisher in seiner ganzen Ausdehnung umkreisen mußten, werden vom Canal den schnellsten Aufschwung zu erwarten haben. Zu bedauern ist es, daß Deutschland an demjenigen Theil der Nordostsee-Schifffahrt, der durch den englischen Canal und weiter geht und mehr als $\frac{1}{4}$ der ganzen Schifffahrt zwischen beiden Meeren ausmacht, bisher nur schwach betheiligt ist, möglich indessen, daß hierin der Nordostsee-Canal eine Aenderung hervorbringt, indem er den größeren Ostseeplätzen die Möglichkeit giebt, sich an der überseeischen Schifffahrt, für welche bisher Hamburg, Kopenhagen und London das Monopol haben, stärker zu betheiligen. Dagegen besitzt die deutsche Flagge den Verkehr

zwischen den Ostseehäfen einer- und Holland nebst Belgien andrerseits schon zum dritten Theil und wird sich seiner wohl durch den Canal noch mehr bemächtigen.

Seine volle Einwirkung auf die deutsche Schifffahrt wird der Nordostsee-Canal überhaupt erst dann ausüben können, wenn die übrigen zur deutschen Küstenschifffahrt in Beziehung stehenden Canalbauten, die das letzte Jahrzehnt gezeitigt hat, vollendet sind. Dahin gehört aber in erster Linie der Canal von Dortmund nach Emden, welcher bei zwei Meter Tiefgang Schiffe bis 500 Tonnen Tragfähigkeit aufnehmen soll und dem ergiebigen Ruhrkohlengebiet endlich einen Weg in die deutsche Nordsee erschließen wird. Absatzgebiete für den rheinisch-westphälischen Kohlenbezirk hätten sich in den Ostseeländern, wo noch unendlich viel englische Kohle importirt wird, längst gefunden, wenn nicht der Eisenbahnweg dahin zu theuer und der bisherige Schifffahrtsweg über die Rheinmündungen zu weit gewesen wäre. Ist nun erst der Ruhrmulde ein gerader Schiffsweg in die östliche Nordsee und von hier durch den Nordostsee-Canal in die Ostsee freigegeben, so dürfte sich der englische Steinkohlenexport zu Gunsten der Ruhrkohle sehr vermindern, während gleichzeitig in umgekehrter Richtung für die Getreideüberschüsse im Osten der Monarchie ein willkommener Abzug nach den westlichen Industriebezirken angebahnt werden könnte.

Nun aber noch ein kurzes Wort über den derzeitigen Stand der Arbeiten am Nordostsee-Canal selbst. Es hat viel Aufsehen erregt, daß noch kurz vor der Fertigstellung der Baggerarbeiten einige größere Uferrutschungen in dem tiefen Einschnitt bei Grünenthal stattgefunden haben. Das war nun eben nicht nöthig: Ein tiefer Canal, der auf beiden Ufern in mehr als 30 Kilometer Länge von 20 bis 30 Meter hohen Sand-, zum Theil Flugsandböschungen eingefaßt ist, besonders wenn letztere hier und da auf Lehmschichten nasser Beschaffenheit ruhen, ist gegen dergleichen Zufälle nicht gefeit, besonders nicht, solange die trotz der gewaltigen Erdaushebungen immerhin noch steilen Böschungen unbewachsen sind. Wenn auf ihnen, wie es auf älteren Canalstrecken schon vielfach der Fall ist, erst eine Grasnarbe Platz gefaßt hat, so sind weitere Uferablösungen viel weniger zu fürchten. Auch ist jetzt, da durch die bevorstehende Vollendung der meisten Strecken allmälig eine größere Zahl von Baggern frei wird, ein solcher Einsturz nicht so sehr zu fürchten, sofern er nicht gerade in den späteren Schifffahrtsbetrieb oder aber in die letzten Tage vor der Eröffnung fällt. Andererseits ist aber die Erklärung des Staatssecretärs im Reichstage, die Uferrutschungen hätten gar nichts zu bedeuten und gingen ganz „programmmäßig" vor sich, denn doch als verfehlt, wenn nicht auf die Unwissenheit berechnet anzusehen. Wenn den Herren bei der in diesen Tagen von dem Kanzler nebst den Spitzen einiger Ministerien unternommenen Inspectionsreise durch den Canal eine derartige Rutschung, wie ich sie kürzlich bei Grünenthal und Rosenkranz, oder älteren Datums mehrfach an anderen Stellen sah, in die Flanken ihres Schiffes gefallen wäre, so würde das entschieden sehr unprogrammmäßig gefunden werden. Wenn bei den auf $1:1^1/_2$ geböschten Sandufern die nachmalige Rutschung als programmmäßig, soll doch wohl heißen als unvermeidlich, vorher erkannt worden wäre, so war es eben mit Rücksicht auf die Erhaltung und den Schiffsbetrieb nothwendig, auf 1:2 zu böschen, wenn nicht nach und nach die ganzen Uferlinien, wo sie hochlaufend sind, einfallen sollen. Es läßt sich indessen wohl noch immer hoffen, daß im Allgemeinen die Böschungen stehen werden und ihre Abflachung, die z. B. vor der Grünenthaler Brücke schon auf größeren Strecken durchgeführt ist, nicht allenthalben nöthig werden wird. —

Daß der Canal zum Zeitpunkt der Eröffnung fertig werden wird, ist nicht zu erwarten. Genug, wenn, nachdem gerade der letzte lange Winter die Arbeiten so sehr aufgehalten, eben die Rinne für die Durchfahrt der Festschiffe, die Schleusen, deren bauliche und maschinelle Einrichtung glücklicherweise bei Zeiten unter Hochdruck betrieben wurde, und die nächste Umgebung des Festplatzes bei Holtenau soweit vollendet werden, um den Theilnehmern ein rundes, erfreuliches Bild zu bieten. Auf der Strecke, an den Ufern, bei den zahlreichen, dem Betriebe oder der Bedienung gewidmeten Bauten, an der Umgebung der kleinen Häfen, die sich bei Holtenau und Brunsbüttel innen an die Schleusen schließen, ist noch unendlich viel zu thun. Lade- und Verkehrsstraßen, schon mit Bäumen eingefaßt, sind noch ungeschottert, Ladeplätze liegen noch zum Theil unter dem Niveau des Canals, Maschinen harren noch der Montage, Leitungen der Verlegung, und wenn das obenhin Sichtbare bis zur Schlußsteinlegung noch einigermaßen in Stand gesetzt wird, so werden viele Hände später noch lange ihre Arbeit finden, um für die vorübergehende, decorative Ausschmückung die solide, bleibende Einrichtung zu setzen. Wenn freilich bei der Einweihung der von Rechts wegen den schaffenden und nützenden Kreisen gebührende Raum auch hier wieder so ganz dem prunkenden Element des Waffenspiels eingeräumt wird, wie etwa bei der Einweihung des deutschen Reichshauses, — und wer erwartet es noch anders, — so werden wenig sachkundige Augen da sein, das Fehlende zu bemerken, wenige freilich auch, das technisch Große zu schätzen.

Die Unionsfrage in Norwegen.

Von Professor Ludwig Meyer (Christiania).

Der in den sechziger Jahren von der Unionscommission ausgearbeitete Entwurf einer neuen Reichsacte wurde, soweit er Norwegen betraf, im Jahre 1871 vom Storthing abgelehnt. Nur siebzehn Stimmen hatten sich dafür erhoben. Der Entwurf wollte dem schwedischen Minister des Auswärtigen die auswärtigen Angelegenheiten beider Länder übertragen, ihn also zum Unionsminister machen, und dies erregte großen Anstoß in Norwegen. In der überwältigenden Majorität, die damals die Reichsacte verwarf, finden wir alle Vertreter der Linken des Storthings. Ihr langjähriger Führer, Johann Sverdrup — eine der phantasievollsten und charakteristischen Gestalten des politischen Liberalismus, ein Mann, dem in allen großen Dingen eine wahrhaft hinreißende Beredsamkeit zu Gebote stand — leitete den Angriff. Die Minorität der Siebzehn bildeten dagegen die allerconservativsten Volksvertreter; es sind die Namen Derjenigen, die in den letzten 40 bis 50 Jahren in der Rechten des Storthings einen hervorragenden Platz eingenommen haben. Von dieser Entscheidung an bis zum Jahre 1885 ruhte die Unionsfrage in Norwegen.

Man hatte ein Gespenst erblickt, das noch schlimmer war als die bisherige Lage der Dinge, und diese Vision machte Jedermann abgeneigt, sich überhaupt mit der Unionsfrage zu beschäftigen. Außerdem entwickelte sich auch in diesen Jahren ein immer gespannter werdendes Verhältniß zwischen dem Storthing und der Regierung, und der Verfassungsstreit erfüllte bald alle Gemüther in Norwegen. Zu bemerken ist jedoch, daß die Linke der Rechten alle diese Jahre hindurch Mangel an Nationalgefühl vorgeworfen und dabei auf die Theilnahme der Rechten an der Unionscommission der sechziger Jahre und ihre Stellung zu dem Entwurf der Reichsacte hingewiesen hat.

Das Jahr 1885 bezeichnet einen neuen — in seinen Folgen vielleicht den wichtigsten — Meilenstein in der Geschichte der Union von 1814. Der Verfassungsstreit war da

eben ausgekämpft, Sverdrup hatte die neue Regierung gebildet und zwischen dieser und dem Storthing herrschte augenblicklich streng parlamentarische Einigkeit. Da schien natürlich die Zeit gekommen, um die für Norwegen institutionell so ungünstigen Unionsverhältnisse, die auswärtigen Angelegenheiten und ihre Leitung neu zu ordnen. Und daß dies auf dem Wege eines gütlichen Appells an die schwedische Regierung um ein gegenseitiges Entgegenkommen geschehen sollte, darin waren damals alle Parteien in Norwegen einig. Doch manchmal ereignet sich etwas, das dem Laufe der Dinge vorgreift. Hier war es die schwedische Grundgesetzveränderung von 1885, wodurch die Zusammensetzung des Staatsrathes verändert und auch die Vorbereitung der auswärtigen Angelegenheiten zur ministeriellen Verantwortung vor dem schwedischen Reichstag gezogen wurden. In diesem Staatsrathe aber werden gerade die auswärtigen Angelegenheiten behandelt, an denen Norwegen Theil hat oder die oft sogar nur Norwegen angehen. Seit der Resolution von 1835 war Norwegen in diesem Rathe mit einem Vertreter auf zwei schwedische repräsentirt worden. Das neue Grundgesetz stellte die Anzahl der schwedischen Minister auf drei gegen einen norwegischen fest, und dabei ist es geblieben. Daß die auswärtigen Angelegenheiten also vorbereitet und geleitet werden, ohne daß der Staatsrath der norwegischen Regierung gegenüber die geringste constitutionelle Verantwortlichkeit hat, mußte nach der schwedischen Grundgesetzveränderung noch stärker ins Auge fallen.

Sverdrups Regierung setzte sich also in Bewegung, um mit der schwedischen Regierung einen Entwurf zu vereinbaren, demzufolge dieser Punkt so geordnet werden sollte, daß die Veränderung, welche die Grundgesetzänderung in Schweden hervorbringen mußte, auch Norwegen zu Gute käme. Die schwedische Regierung ging auch auf den Vorschlag ein, daß Norwegen die gleiche Anzahl Mitglieder in den Staatsrath senden sollte wie Schweden, gab aber diesem Vorschlage zugleich eine solche Redaction, daß das bisher nach norwegischer Auffassung allein existirende Verhältniß, welches den schwedischen Minister die auswärtigen Angelegenheiten leiten läßt, dadurch gesetzlich bestätigt wurde, und in diesem Punkte war keine Aenderung zu erreichen. Sverdrup gestand selbst, daß sein Ministerium sich bei diesen Verhandlungen hat hinters Licht führen lassen, und keine der norwegischen Parteien wollte diesen von den beiden Regierungen vereinbarten Entwurf annehmen.

Das Stang'sche Ministerium versuchte 1891 die Arbeit an der Stelle, wo Sverdrup sie hatte fallen lassen, wieder aufzunehmen. Es gelang auch, die Einwilligung der schwedischen Regierung zu einem neuen Vorschlage zu erlangen, in Folge dessen Norwegen eine entsprechend größere Rolle im Staatsrathe spielen sollte. Doch die Motivirung der schwedischen Regierung enthielt die ausdrückliche Bemerkung, daß Norwegen auf dergleichen Zugeständnisse keine Rechtsansprüche habe. Es ist jetzt kein Geheimniß mehr, daß diese Bemerkung ein Glied in der Kette der Uebereinkünfte war, das Stang trotz aller Anstrengung nicht entfernen konnte. Die Linke und die Westlands-Gemäßigten (die beiden ersten Männer dieser Gruppe, Jakob Sverdrup und Haugland, waren nicht zum Storthing gekommen) sahen diese Bemerkung als eine Beleidigung für Norwegen und daher den ganzen Entwurf für unannehmbar an. Das Ministerium Stang reichte seine Demission ein, und die Steen'sche Regierung erhielt durch die Wahlen von 1891 eine entschiedene, wenn auch nicht besonders große Majorität.

Wir müssen hier indessen um einige Jahre zurückgehen. Nachdem die Verhandlungen des Sverdrup'schen Ministeriums mit der schwedischen Regierung 1885 zu keinem Resultate geführt hatten, begann die Linke die Dinge mit anderen Augen anzusehen. Sverdrup hatte im Storthing das Zustandebringen unioneller Delegationen als die Basis möglicherweise erneuerter Verhandlungen angedeutet. Keine der norwegischen Parteien hat es später gewagt, diesen Gedanken auf ihr Programm zu schreiben. Die Linke erklärte auch sofort: „Keine neue unionelle Genossenschaftsinstitution, keine weitere Ausdehnung der Unionsbrüderschaft!" Und es dauerte auch gar nicht lange, bis die Linke anfing, die etwaige Einsetzung eines gemeinschaftlichen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten als eine der Erweiterungen der Unionsgenossenschaft, denen sich Norwegen widersetzen müssen, zu betrachten. Und von da bis zum Proteste gegen diesen Unionsminister für Norwegen war nur ein kleiner Schritt, der natürlich den ebenfalls nicht großen zur Folge hatte, daß man nun nicht nur einen eigenen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sondern auch eine eigene diplomatische Vertretung, ein selbstständiges Consulatwesen haben wollte. Diesmal aber sollten keine Verhandlungen mit Schweden eingeleitet werden; Norwegen wollte alles dies allein zu Stande bringen. Dies war das Programm der Linken bei den Storthingwahlen im Jahre 1891.

Diese Bewegung ist von den Gegnern der Linken „Dichterpolitik" genannt worden. Björnson war es, der die Weise zuerst angestimmt hatte, und die Männer der Linken folgten ihm schaarenweise. „Laßt uns sehen, was wir jenseits der hohen Berge finden werden!" Die Reise nach unbekannten Ländern hat stets eine große Anziehungskraft. „Wird von der Union etwas mehr bestehen als der Schein, wenn jedes Land seine auswärtigen Angelegenheiten selbstständig leitet? Wird diese Scheinunion nicht am Ende neue Gefahren bringen? Wird man es nicht wenigstens in Schweden fürchten? Wäre es nicht besser, gleich von vornherein die Auflösung der Union zu verlangen?" Alle diese Fragen haben unsere Politiker niemals in nüchtern vernünftige Erwägung gezogen, ebensowenig wie sie sich damals des Gefühls ihrer Verantwortlichkeit bewußt waren. Sie hörten eben nur auf Björnson's Zauberflöte. Schwedens einseitiges Vorgehen im Jahre 1885 — die später ebenfalls gescheiterten Versuche — Alles forderte die Vergeltung heraus. Der schwedische Widerstand mußte durch das entschiedene Auftreten des norwegischen Volkes verringert, wenn nicht ganz gebrochen werden. Doch während Alle so raisonniren, hört man plötzlich die klingende, alle Anderen übertönende Stimme eines Mannes. Er hat einen bestimmten, klaren Willen und sieht die Dinge und ihren Verlauf klar vor sich. Deßhalb könnte er so gut der Leitstern der Anderen durch die unbekannte Wüste sein, doch man sieht ihn nicht. Von den meisten der bedeutenderen Männer der norwegischen Linken ist viel Gutes zu sagen. Sie sind fast alle ideal angelegte Naturen. Vielleicht wird ihr Idealismus den älteren Culturvölkern etwas primitiv erscheinen, aber er ist an und für sich eine so seltene Waare bei den bürgerlichen Parteien unserer Tage, daß man ihn nicht unterschätzen soll, wenn man ihn einmal findet. Ullmann z. B. verdankt seine in den letzten Jahren hervorragende politische Stellung wesentlich seiner langjährigen, aufopfernden uneigennützigen Thätigkeit außerhalb des Storthings. Doch eine wirklich zusammenhaltende Führerkraft fehlt ihnen seit Sverdrups Abgang. Einer hat den Andern sozusagen an kräftigen Ideen überboten, und die Linke hat sich bald Diesem, bald Jenem angeschlossen. Anders läßt sich die an den Beschluß über die Einziehung der Legation in Wien geknüpfte Bedingung der Verweigerung des ganzen Diplomatiebudgets wirklich nicht erklären.

Es ist nicht wahr, daß die Unionspolitik der Linken von Anfang an das Endziel hatte, Norwegen von Schweden loszureißen. Wohl aber wird im Laufe der Agitationen den Meisten der Gedanke aufgestiegen sein, daß die Auflösung der Union in Wirklichkeit die einzig befriedigende Lösung dieser Frage sei, bis sie schließlich unwillkürlich zu der Ansicht gekommen sind, daß die Trennung von Schweden der nothwendige Schlußstein der ganzen Bewegung sein muß,

und sie darin nicht eine Gefahr oder gar ein Schreckbild, sondern die Erfüllung einer Hoffnung zu sehen anfingen. Eigentlich hatte die Union 1885 nur einen erklärten Gegner, den Professor Ernst Sars. Er räumt es selbst bereitwillig ein. In seinem Grundriß der norwegischen Geschichte, einer geistreichen und originellen Arbeit, finden wir eine geradezu leidenschaftliche Polemik gegen die Union. Es mag von der Calmar-Union oder von der Vereinigung mit Dänemark die Rede sein, immer werden wir in seinem Buche scharfe Anspielungen auf die bestehenden Verhältnisse finden. Ernst Sars hat weder jemals eine Stellung gesucht, noch ist ihm eine solche aufgezwungen worden, in der sich eine politische Verantwortlichkeit an seine Worte knüpfen konnte. Er ist eine ebenso liebenswürdige wie ehrwürdige Persönlichkeit, der das Docíren zur zweiten Natur geworden ist. Zu Hause, wie auf der Straße umgiebt ihn stets ein Kreis von Schülern, zu denen unter Anderen die meisten liberalen und radikalen Zeitungsredacteure von Christiania gehören.

„Doch die Linke hätte ihre Absichten gegen die Union offen kund geben sollen!“ Diese Beschuldigung der Unaufrichtigkeit ist ganz natürlich und folgerichtig erhoben worden, aber nichtsdestoweniger ungerecht. Es handelte sich anfänglich nicht um Absichten, sondern nur um Gedanken, die sich unter Zweifeln und Zagen zu klarem Bewußtsein emporarbeiteten. Doch noch sind sie, wenigstens bei Vielen nicht, zu so klarer Erkenntniß geworden, daß sich naturgemäß eine praktische Politik daraus gestalten kann. Ich weiß recht gut, daß man die Norweger in Schweden für ein verdächtiges Volk hält, das im Trüben fischen will. Doch hierin setzt man sie einerseits zu sehr herab und erweist ihnen andererseits allzuviel Ehre. Man kann ihnen in diesem Jahrhundert schwerlich Furchtlosigkeit absprechen, ja nicht einmal einen ziemlich hohen Grad von Furchtlosigkeit. Wäre der Wunsch, aus der Union auszutreten, wirklich zu praktischer, zielbewußter Politik herangereift, so würden die norwegischen Politiker gewiß nicht davor zurückschrecken, dies offen einzugestehen, obgleich man billiger Weise zugestehen muß, daß eine solche Action sich für eine aufrichtige Politik nicht gerade eignet. Sie würde natürlich einer gewissen Courtoisie, die bei dergleichen Ankündigungen einmal üblich ist, Platz machen müssen.

Es ist übrigens wohl eine offene und berechtigte Frage, ob die Union wirklich ein Glück für die beiden vereinigten Reiche und die beiden Völker ist. In den Protocollen der schwedischen Reichstagsverhandlungen während der letzten fünfzehn Jahre, besonders im Januar dieses Jahres ließe sich aus verschiedenen Erklärungen entnehmen, daß Schweden ebenfalls nicht länger mit der Union gedient sei und es besser thäte, sie abzuschütteln. Doch kein einziger der schwedischen Abgeordneten erklärt eine solche Erwägung für unerlaubt, ebensowenig wie die schwedischen Volksvertreter zu bezweifeln scheinen, daß es Schweden rechtlich zustehe, nach seinem Belieben die Union seinerseits aufzuheben. Dieselben Erwägungen soll man aber auch Norwegen nicht verdenken. Norwegen muß doch ebenfalls das Recht haben, freiwillig aus der Union austreten zu können! Ich möchte hier anführen, was Louis de Geer in seinen Memoiren (zweiter Theil, Seite 273) sagt: „Allmälig hat man in Norwegen eine andere Stellung eingenommen und fordert jetzt Gleichstellung mit Schweden als etwas bei einer Vereinigung zweier selbstständiger Völker in der Natur der Sache Liegendes, da keines dieser Völker durch einen Vertrag gebunden ist; und in Schweden, das in den ersten Jahrzehnten der Union zweifellos die Heiligkeit derselben im Nothfalle mit Waffengewalt aufrecht erhalten hätte, dürfte jetzt kaum mehr Jemand es Norwegen verwehren wollen, das Bündniß aufzulösen. Man ist bei uns nämlich zu der Einsicht gelangt, daß eine diesem Lande gegen seinen Willen aufgezwungene Union für Schweden nicht den geringsten Nutzen hat.“ Wir Norweger können hierin mit Recht eine Anerkennung unserer staatlichen Souveränität und unserer wirklichen Gleichberechtigung mit Schweden sehen. Sollten wir nicht ebensogut wie dieses Land offen überlegen und frei wählen können, wie wir es mit der Union halten wollen, dann ist damit auch gesagt, daß wir, als Staat betrachtet, nicht denselben souveränen Rang haben wie Schweden. Und können die Machthaber daselbst sich Norwegens Austritt aus der Union wirklich nicht denken, ohne daß die Antwort darauf die Anwendung von Zwangsmaßregeln und Gewalt von schwedischer Seite sein müßte — dann ist jede Institutionsveränderung innerhalb des Unionsverhältnisses, welcher Art sie auch sein möge, kein Ausdruck der wirklichen Gleichberechtigung der beiden Länder, sondern nur eine Formalität ohne weitere Bedeutung. Es scheint jedoch, als sprächen mancherlei Gründe dafür, daß es für beide Nationen gut wäre, wenn sie, die Vergangenheit und die Gegenwart aufmerksam studirend, einmal ernstlich erwägten, ob diese Union denn wirklich ein Glück ist. Bisher ist es halb und halb ein Glaubensartikel gewesen, daß die Union den beiden Reichen nach außen hin die beste Sicherheit gewährt. Doch dieser Ansicht widerspricht die Thatsache, daß gerade die staatliche Verbindung mit Schweden Norwegen in Kriegsgefahr gebracht hat, der es sonst unmöglich ausgesetzt gewesen wäre. So standen die Dinge in den beiden dänischen Kriegen, so war es auch während des Krimkrieges. Andererseits aber wird man schwerlich einen Fall anführen können, in dem die Union den beiden vereinigten Reichen einen Schutz gewährt hätte, den sie ohne dieselbe nicht gehabt hätten. Daß die beiden Länder in ihrer staatlichen Existenz eine natürliche Solidarität besitzen, ist klar. Doch ist es eine offene Frage, die man recht gut sollte in Frieden und Freundschaft erwägen können, ob diese Solidarität in der bestehenden Union wirklich einen befriedigenden Ausdruck findet.

Man kann sagen: „Die Union hat institutionelle Schattenseiten und Mängel gehabt und hat sie noch heute; dieselben haben immer bitterer werdende Zwistigkeiten zwischen den beiden Völkern hervorgerufen — laßt uns diese Mängel beseitigen und die Quelle des Streites muß versiegen.“ Doch diese Ansicht kann nur durch eine oberflächliche Betrachtung der Sachlage entstehen. Allerdings haben sich die Streitigkeiten während der Unionszeit meistens um Institutionsmängel gedreht. Doch wenn man die Verhältnisse genauer studirt, gelangt man bald zu der Erkenntniß, daß Uneinigkeiten auch dann entstanden wären, wenn der Institutionszankapfel gefehlt hätte. Sie mußten an und für sich aus der zu beiden Seiten der Grenze vollkommen verschiedenen Auffassung der Union entstehen. Die Schweden brauchten kein Bedenken zu hegen, das Band fester zu knüpfen, ja, sie mußten unwillkürlich danach trachten, da ihr Vortheil es heischte. Die Norweger dagegen erblickten in dem Widerstande gegen jegliche Erweiterung des Genossenschaftsverhältnisses eine nationale Selbsterhaltung. Diese verschiedenartige Auffassung ist jetzt vielleicht nicht mehr so scharf divergirend. Norwegen wird stets hinter Schweden in Betreff der Bevölkerung und der Hülfsquellen zurückbleiben. Und weil es dem anderen Unionslande so unterlegen, wird es stets auf seiner Hut vor vermutheten Uebergriffen von der anderen Seite sein, und diese Stellungnahme verspricht schon an und für sich beiden Theilen nichts Gutes. Die innere Entwickelung der beiden Länder während der Unionszeit hat ja eigentlich die beiden Völker mehr auseinander als zusammengeführt, und ihre innere Politik wird mit jedem Tage grundverschiedener. Norwegens Handelspolitik entwickelt sich ebenfalls in verschiedener Richtung, und damit versteht es sich natürlich von selbst, daß die Unionsinteressen der beiden Länder auf diesem Gebiete beständig schwächer werden.

In rein politischer Hinsicht gehen die verbundenen Völker ja auch nicht Hand in Hand, und Norweger sowohl wie Schweden haben sich hierin absolute Handelsfreiheit vorbehalten. Doch gerade hierin hat das Unionsverhältniß seinen

allerstärksten Feind. Schweden ist streng conservativ, in Norwegen herrscht ein scharf ausgeprägter demokratischer Geist, der seit langer Zeit dem politischen Leben seinen Stempel aufgedrückt hat. Daher ist es ganz natürlich, daß die Norweger bei jedem Zusammenstoße mehr oder weniger den Ausfluß des conservativen Unwillens der Schweden über die norwegische Demokratie zu sehen glauben, und damit zugleich auch die Gefahr fremder Einmischung in rein innere Politik zu erblicken vermeinen. Am wesentlichsten wird dadurch das Verhältniß der gemeinschaftlichen Königsmacht berührt. In Schweden hat sie ihren Schutzwall in dem strengsten Conservatismus. In Norwegen liegt in der ganzen demokratischen Entwickelung eine beständig wachsende Tendenz, die Königsmacht zu schwächen. Die Tendenz wird natürlich auf eine Annäherung an ein einfacheres Präsidium abzielen, sei es auch in den Händen eines nominellen Königs. Doch da der schwedische Conservatismus das Prestige der Königsmacht innerhalb Schwedens aufrecht erhalten muß, kann ihm die Stellung des Königs in dem anderen Reiche auf die Dauer gar nicht gleichgiltig sein. Und bei allen Zwistigkeiten wird Norwegen den Verdacht hegen, daß der König sich stets in einseitiger Parteilichkeit auf die Seite Schwedens stellt. Bisher ist es wenigstens in der Einbildung der Norweger stets so gewesen.

Doch wenn man sich auch darüber einigen könnte, daß die Union mehr Nachtheil als Vortheil bringt, so ist es doch ein ernstes Ding, sie nun, da sie einmal besteht, aufzulösen. Jedenfalls würde eine solche Auflösung schwerwiegende Nachtheile für beide Reiche mit sich führen. Doch was auch eintreffen möge, das lebhafte Interesse beider Völker erfordert ein freundschaftliches Uebereinkommen! Dieser Nothwendigkeit gegenüber ist selbst die Frage der Unionsexistenz von untergeordneter Bedeutung. Ihr Bestehen wird wohl hauptsächlich davon abhängen, ob die künftigen Unionskönige die nothwendigen Eigenschaften besitzen, um eine Lage beherrschen zu können, welche beständig wachsende Forderungen an große persönliche Begabung stellen zu wollen scheint.

Ein Ding, das in Schweden beständig mißverstanden wird, ist die Furcht der Norweger vor einer Erweiterung der Unionsgenossenschaft, auch wenn dieselbe nur darin bestehen sollte, schon vorhandenen Verhältnissen eine gesetzliche Form zu geben. Man ist in Schweden stets nur zu geneigt, hierin eine mehr oder minder verblümte Feindseligkeit gegen die Existenz der Union an und für sich zu sehen. Es ist vielleicht auch nur natürlich, daß der Stärkere sich in die Bedenklichkeiten des Schwächeren nicht hineindenken kann. Was man in Norwegen fürchtet, ist, daß das Land, als das kleinere und schwächere, durch jede neue Genossenschaftsinstitution geschädigt werden, und selbst eine scheinbare Gleichstellung es auf die Dauer nicht vor wirklichen Verlusten schützen kann. Infolge dieses Gedankenganges sehen wir in Norwegen Tausende rechtlich denkender Männer, die nicht einmal im geheimsten Herzen die Auflösung der Union wünschen, sich der Einrichtung von Reichsactsinstitutionen widersetzen, der Einführung eines mit Schweden gemeinsamen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten bestimmt entgegentreten. Sie können sich eben nicht von der Furcht freimachen, daß diese Einrichtung als natürliche Consequenz andere ähnliche Institutionen, wie Delegationen u. dgl. nach sich ziehen könnte.

Man kann daher auch mit Sicherheit die Behauptung aufstellen, daß die auf beiden Seiten gemachten Anstrengungen, eine gesetzmäßige Unionsleitung der auswärtigen Angelegenheiten beider Völker zu Stande zu bringen, ziemlich erfolglos bleiben werden. Um eine Veränderung an der bestehenden Reichsacte vorzunehmen, bedarf es einer Majorität von zwei Dritteln aller abgegebenen Stimmen im norwegischen Storthing. Und alle Gründe sprechen dafür, daß eine solche Majorität in dieser Sache niemals erreicht werden wird.

Schon aus diesem Grunde allein erscheint das in Schweden ausgeübte Abwarten einer Veränderung in der norwegischen Parteistellung ziemlich zwecklos. Man baut leichtherzig auf die in Stavanger und Buskerud stattgefundenen Neuwahlen. Wir wissen, daß die Rechte hier den Sieg davon trug, weil es ihr gelang, die Gemüther durch das Waffengerassel der schwedischen Zeitungen einzuschüchtern. Doch man müßte einsehen, daß ein solches Verfahren eine unionelle Selbstmordpolitik ist. Oder sollte wirklich Jemand glauben, daß Leute, die bei einer einzigen Wahl aus Furcht zur Rechten übergehen, dadurch für die Zukunft begeisterte Unionsfreunde werden? Es ist allerdings wahr, daß auch die norwegische Linke in Folge der Reaction, die das politische Auftreten des Proletariats für die liberalen Parteien aller Länder mit sich geführt hat, immer mehr an Terrain verliert. Doch selbst wenn die Linke bei einzelnen Wahlen unterliegen sollte, ist die nationale Politik der Partei dadurch noch nicht zu Boden getreten. Verschiedene Thatsachen zeigen an, daß sich in solchem Falle die gemäßigte Westlandsfraction auf diesem Gebiete näher an die Linke anschließen wird. Wie dem auch sei, zwischen der einfachen Majorität der conservativen Parteien und der zur Grundgesetzveränderung nöthigen Ueberzahl von zwei Drittel aller Stimmen ist ein himmelweiter Unterschied, und damit ist, vom praktischen Standpunkte aus gesehen, die Entscheidung klar und deutlich ausgesprochen.

Literatur und Kunst.

Ludwig Eichrodt.

Zur Enthüllung seines Denkmals in Lahr.

In diesen Tagen haben Freunde und Verehrer dem vor vier Jahren gestorbenen badischen Humoristen und ehrsamen Amtsrichter ein schönes Denkmal von Künstlerhand gestiftet. Sie hätten auf den Sockel seine eigenen Worte schreiben können, die er freilich nicht ernsthaft meinte:

Es ist mir gut gegangen
Auf dieser schlechten Welt.

Mit diesen Worten zog nämlich eines trüben Tages Eichrodt, als angehender Dichter und Beamter, das Facit seines Lebens und Strebens; er meinte das bitter ironisch, denn er fährt fort:

Ich wurde nicht gehangen,
Ich wurde kaum geprellt
Um tausend Lebensfreuden,
Um jede Hoffnung schier,
Und Wünsche zu vergeuden,
Blieb immer übrig mir.

Immerhin war es eine geruhige, gesicherte Beamtenlaufbahn, und die Enttäuschungen seines Lebens lagen nur auf literarischem Gebiete. Lange hatte er sich gegen die juristische Carrière gesträubt, aber schließlich sich doch unter das Joch gebeugt und Alles in Allem wohl darunter befunden. In jungen Jahren war ihm sogar, ganz wie dem gleichalterigen Friedrich Spielhagen, der Einfall gekommen, Schauspieler zu werden, und sein Biograph, J. Kennel*), theilt einen wunderschönen Brief mit, den der um Rath angegangene

*) Ludwig Eichrodt. Ein Dichterleben. Lahr, Moritz Schauenburg.

Ludwig Dessoir väterlich abwehrend dem jungen Dichter und Assessor schrieb.

„Wenn ein alter Schauspieler, sei er in den besten und glänzendsten Verhältnissen, einem jungen Manne zuredet, diesem Stande sich zu widmen, so nimmt er eine große Verantwortlichkeit auf sich, hat aber der junge Mann bereits eine Schule hinter sich, so ist es gewissenlos, ihm eine neue anzurathen, da der Erfolg völlig unsicher und unbestimmbar. Ich wenigstens bin mit vielen verständigen und erfahrungsreichen Kollegen der Ueberzeugung, daß das Talent zur Schauspielkunst keineswegs bei einem Anfänger mit Gewißheit festzustellen ist. Man hat Anfänger gesehen von außerordentlicher Ungeschicklichkeit, ihnen alles Talent abgesprochen, — nach Jahren hat sich herausgestellt, daß man sich sehr geirrt. Man hat Anfängern alles Talent zugesprochen und nach Jahren sie auf derselben Stufe gefunden und bekennen müssen, daß man sich getäuscht. Der Genuß im und am Berufe ist in der Jugend beim Schauspieler aus Neigung groß, — bei vorgerücktem Alter und nach ruhig gewonnener Einsicht in die Verhältnisse verschwindet dieser Flitterstaat, und Unmuth bleibt zurück, wenn nicht Trostlosigkeit über die Unsicherheit der Existenz; denn unter 100 Schauspielern, talentvollen Schauspielern, hat kaum einer das Glück, eine Sicherheit für das Alter zu erlangen. Auch bei der Bühne haben Sie einen langen Weg und 10 gegen 1 ohne Ziel. — Glück ist's — nicht Verdienst, wenn einer trotz Verdienst nach 25 Jahren eine Stellung sich erringt, die ihn vor Sorgen schützt — und dann ist der Nimbus abgestreift, und er erkennt das Glück nicht mehr an. Ein Mann von Vermögen — der unabhängig und ruhig seiner Zukunft entgegen sehen kann — hat recht, seiner Lust zum Theater zu folgen und so die Jugend zu genießen, die er, von schwärmerisch poetischem Aufschwung durchzittert, in keinem anderen Stande genußreicher durchlebt, aber selbst dazu sind Sie zu alt. Mit 27 Jahren finden Sie dort, wo wir alten Cumpane unsere Lust, an deren Erinnerung wir zehren, gefunden, am Vagabundenleben — sie nicht mehr. Erfrischen Sie sich in Ihren Mußestunden mit Ihrer Poesie, wovon Sie bereits so schöne Proben gegeben, für deren Mittheilung ich Ihnen danke. Wissenschaft ist auch eine Quelle reichen Genusses, auch eine Basis für jede Kunst, aber jede Kunst bedarf eines speciellen Talentes — und ob das vorhanden, kann man, wie schon erwähnt, unmöglich sofort erkennen. Glauben Sie mir, der Klang: qui bene vixit, bene latuit ist kein schaler Klang, der alte Ovid hat recht, das wahre Glück reift nicht auf dem lauten Markt der Oeffentlichkeit, in unserer eigenen Brust, in dem stillen Frieden des Hauses finden wir es einzig und allein. Wenn Sie meinem wohlgemeinten Rathe folgen, suchen Sie kein Glück in dem lauten Beifallruf der Menge, es schwindet so rasch, als es erstanden. Wenn es Ihnen gelingt, sich eine Häuslichkeit zu gründen, werden Sie ruhig und zufrieden, und zwar auch hierdurch wieder in jedem anderen Stande leichter als in dem meinen; denn wer der Außenwelt so ganz gehören muß und von ihrem Beifall abhängt, der heutzutage, unter uns gesagt, fast werthlos, weil er käuflich — der kann sich dem einzigen wahren Glück, seinem eigenen Herd, nie so hingeben, wie er sollte, um zufrieden zu sein. Glauben Sie mir, Sie werden, mit je größerer Schwärmerei und sanguinischer Hoffnung Sie sich der Kunst widmen, mit so größerem Schmerze enttäuscht zu spät Ihre Illusionen erkennen."

Eichrodt betrachtete es später selbst als ein Glück, von dem großen Menschendarsteller so wohl berathen worden zu sein. Er blieb also bei Kanzlei und Akten und machte sich das öde Berufsleben durch fleißige Abstecher auf den Helikon erträglich. Ernstes und Heiteres sprang ihm aus Kopf und Herz. Namentlich Heiteres, Uebermüthigstes. Als er 1846 mit einem Freunde zu Freiburg auf dem Schloßberg in der Abendsonne lag improvisirte er die erste Strophe der „Wanderlust":

Nach Italien, nach Italien
Möcht' ich, Alter, jetzt einmaligen,
Wo die Pomeranze wohnt;
Wo die wunderschönen Mädchen
Unter süßen Triolettchen
Singen wandelnd unter'm Mond —
Dahin, Alter, laß mich zieh'n!

Es sind ja mancherlei Erklärungen laut geworden, wie der Dichter das mit dem Fehlschlagen aller Freiheitsbestrebungen um sich greifende Auswanderungsfieber habe verspotten wollen, oder die kosmopolitische Allerweltsbegeisterung der Deutschen; — schon die Jahreszahl der frühesten Anfänge des Gedichtes 1846 und die Zeit des Erscheinens in den Fliegenden Blättern, Sommer 1848, worauf schon 1849 die erste Fortsetzung folgte, widerlegt die eine Behauptung, und was die zweite anlangt, so lag ihm jedenfalls die eigene Wanderlust, „zu der er kein Geld hatte", näher, als daß er an das germanische Weltstürmerblut hätte zu denken brauchen. Wie schon der Kehrreim: Dahin, Alter, laß mich zieh'n! noch mehr aber der ganze Ton der Strophe beweist, haben wir es mit einer bewußten Parodie des poetischen Mignonliedes: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?" zu thun; nicht Parodie im gewöhnlichen Sinne, auch noch nicht lyrische Carikatur, die in eines Meisters Maske einherschreitet und dadurch, daß sie die eigenartigsten Züge — wohl auch kleine Unarten desselben ein wenig betont, ihre komische Wirkung erzielt: nein! die heiße Sehnsucht nach dem sonnigen Süden, die Goethe's Mignon in süßen Thränen ausweint, die hat auch Eichrodt's junges Herz gefühlt; aber er verbiß die Thräne und lachte sich den Druck vom Herzen — das ist der Unterschied.

Die Wanderlust fand allgemeinen Anklang — und wenn die meisten, die sich daran ergötzten, auch über die drolligen Witze in Wort und Bild gelacht haben mögen: die Thatsache, daß das Lied weit und breit gesungen wurde, zeigt doch, daß das Melodische, auf welches Eichrodt hier, wie in all' seinem Dichten ein Hauptgewicht legte, wohl herausgefühlt wurde. Schon im nächsten Frühjahre schickte ein Ungenannter eine Fortsetzung der „Wanderlust" an die Fliegenden Blätter, während des Dichters eigene zweite Sendung bereits im Drucke war. „Der fruchtbare Spaß ließ mich lange nicht los", bemerkte er. Und in der That, im Jahre 1860 folgte — nicht in den Fliegenden Blättern — eine „Neue Wanderlust", weiterhin eine „Academische Wanderlust"; in den Lyrischen Karikaturen sogar eine Selbstcaricatur: „Nach Kamtschatka, nach Kamtschatka" und endlich in Nummer 2179 der Fliegenden als letzte Einsendung unseres Dichters überhaupt die „Allerneueste Wanderlust" im Jahre 1888. In den Gesammelten Dichtungen schloß er das Ganze mit der fast rührenden Abschiedsstrophe:

Nach dem Himmel, nach dem Himmel
Wandr' ich aus dem Weltgetümmel,
Wo die ew'ge Wonne wohnt;
Wo die Widersprüche schwinden,
Wo sich Alle wiederfinden
Und der Wahnwitz uns verschont —
Dahin leuchte mir, o Mond!

Zusammen sind es mit der Zeit 133 Strophen geworden, eine Fülle lustigen, treffenden Witzes, eine Fülle eigenthümlichen Wohllautes! Und doch mag es ja mit Recht manchem ein wenig zu viel scheinen; hat doch Eichrodt selbst von der Parodie — freilich im eigentlichen Sinne — gesagt, „sie ist ein Spiel und ein solches darf nicht zu lange dauern!" Aber — welche Weltgegend konnte ohne Ungerechtigkeit verkürzt werden? Wie unersättlich in Humor und Parodie war nicht auch sein schwäbischer Freund, der Schartenmaier (F. Th. Vischer)? Und wie manche wehmuthvoll beglückende Erinnerung hing für den Dichter mit diesem Liede zusammen!

Es war ja sein erster Erfolg, bemerkt J. Kennel weiter, ein echt deutscher Schriftstellererfolg! In England, sagte ihm zu Baden ein Engländer, hätte ein Dichter, der das Wanderlied gemacht, damit ein Vermögen erworben. Er „hatte ungefähr Nichts davon", nicht einmal den Vortheil des Bekanntseins bei Verlegern, da damals die Fliegenden Blätter keine Namen unter die Einsendungen druckten. Außer „dem Wandertriebe, der ihn oft gegen Frühjahr wie die Vögel unter dem Himmel" nach wie vor befiel und dann wieder durch Verstandesgründe gezügelt wurde, hatte er die „Genugthuung", in norddeutschen Blättern nach Jahren noch von dem „berühmten" Wanderliede zu lesen oder aus der Allgemeinen Zeitung zu erfahren, daß der alte Soundso in Köln, der Verfasser des beliebten Wanderliedes, nun auch gestorben sei. „Bereits der dritte", ruft er aus, „welcher dafür sich ausgiebt oder ausgegeben wird. Ich schweige und lache. Zur Zeit — Juli 1855 — wäre ein Streit um diese Autorschaft auch sehr wenig am Platze für mich. Das einzige, was mich nicht verdrießen kann, ist, daß das Lied im Gedächtniß der Menschen bleibt. Unsinn vergessen die Leute nie, wenn er dem Ohre schmeichelt."

Später nahm das Lied mit neuer Illustration den ersten Platz in „Deutschlands Leierkasten" ein, der verschiedene Auflagen erlebte. Ihn hatte Niemand gefragt, ob er den Abdruck gestatte oder sonst Etwas begehre. Aber er hatte doch die Freude, Jemand auf dem Todtenbette getröstet zu haben. Maler Braun, der Herausgeber der „Fliegenden Blätter", erzählte ihm in München, ein pensionirter General habe sterbend verlangt, ihm noch ein Mal die „Wanderlust" vorzulesen, bald darauf sei er in die ewige Heimat eingelaufen. Ferner theilte ihm einst ein Russe mit, Kaiser Nikolaus I. lese die Fliegenden Blätter und habe über den Vers auf Rußland in der „Wanderlust", worin der Kaiser „in starrer Wendung" dasteht und „seinen grimmen Ukas schreibt", gründlich gelacht. „Das war immerhin erfreulich zu hören, während fürsichtige Deutsche das Gedicht wegen Mangels an erforderlichem Respect nicht zu loben wagten, unbeschadet seiner Ergötzlichkeit."

Der Anklang, den „Die Wanderlust" fand, wurde für den Schriftsteller Eichrodt bestimmend, ein Mal, indem ihn das Verhängniß der Druckerschwärze überhaupt nicht mehr los ließ, noch mehr aber in Folge der Thatsache, daß er als Humorist aufgetreten war, und daß ihn, wie wir sehen werden, trotz aller Bemühungen, diese Richtung zu verlassen, die Oeffentlichkeit immer nur als Humoristen kennen wollte, insbesondere als Parodisten. Lange vor Mauthner hat Eichrodt schnurrig nach berühmten Mustern gedichtet.

Der Historiker Ludwig Häusser, dem Eichrodt ein Exemplar der „Gedichte in allerlei Humoren" übersandte, ließ sich Ende 1852 folgendermaßen aus: „Man kann den Amaranthismus, die Heine'sche resp. schweinische Selbstbespiegelung, den Renommistenton südostdeutscher Versmacher u. a. m. nicht besser kritisiren, als Sie es gethan. Ich verspreche mir guten Erfolg von Ihrer gesunden Satire; denn es scheint mir im allgemeinen der Widerwille gegen die bloß klingende, wehmüthige, sehnsüchtige, himmelstürmende und augenverdrehende Versmacherei sehr in der Luft zu liegen; daß Sie ihm Worte geliehen, wird gewiß gut thun. Je mehr die Tendenzpolitik unserer Tage Kraftanstrengungen macht, der Tendenzpoesie à la Redwitz u. s. w. neue Bedeutung zu geben, desto mächtiger wird Natur und Wahrheit dagegen reagiren, und zu den Symptomen dieser erfreulichen Reaction gehören auch Ihre Gedichte. — Ich denke mir, daß unser gemeinsamer Freund J. Scheffel, der jetzt in Rom genießt und mir einen prächtigen Brief geschrieben hat, seine lebhafte Freude an diesem Ihrem Wirken haben wird."

Häusser hatte sich in dieser Vermuthung nicht getäuscht; denn als Redwitz in der damals eingeschlagenen Richtung immer weiter ging, schrieb Scheffel unterm 28. Januar 1854 mit Uebersendung eines poetischen Flugblattes vom genannten Verfasser an Eichrodt: „Nach historischem Recht ist der Mann Dir verfallen. Fang mit ihm an, wozu Dich der Geist treibt. Du hast das Anrecht auf ihn, wie Buttler auf Wallenstein!"

Zu den Freunden, welche neben Scheffel von den Heidelberger Tagen her mit Eichrodt verbunden waren und es bis ans Ende blieben, gehörte auch Dr. med. Adolf Kußmaul, der nachmalige berühmte Kliniker der Straßburger Universität. Derselbe hatte sich als praktischer Arzt damals im Heimatlande Hebels, im Städtlein Kandern, niedergelassen und war neben seiner sehr anstrengenden Berufsthätigkeit der Dichtkunst, zu der er entschiedene Begabung besaß, mit Liebe zugethan geblieben. Im Mai des Jahres 1853 muß es nun gewesen sein, daß die beiden Freunde durch einen Zufall auf die komische Figur des Biedermaier verfielen, womit keineswegs gesagt sein soll, daß nicht in den parodirenden Gedichten derselben schon vorher die naive Spießbürgerbegeisterung für alles Hergebrachte und Behaglichbeschränkte, die Biedermaier kennzeichnet, eine gewisse Rolle gespielt haben kann. Der nachmalige Redacteur Heinrich Goll hat das Verdienst, „die sämmtlichen Gedichte des alten Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Sauter, welcher anfänglich in Flehingen, dann in Zaisenhausen war und als Pensionär wieder in Flehingen wohnt. Mit zwei Abbildungen. Auf Kosten des Verfassers. Karlsruhe, in Commission bei Creuzbauer und Hasper 1845" ihnen aus der Büchersammlung seines Vaters, welcher Sauter „tiefverehrte", auf kurze Zeit verschafft zu haben. Kußmaul, von einer Krankheit noch nicht ganz genesen, mußte auf der Durchreise im Elternhause Golls Rast machen, erhielt dort das Buch und gab es durch Eichrodt wieder zurück. Beiden war nicht dieses drollige Buch mit seinem Gemisch echter Poesie und unfreiwilliger Komik, wohl aber ein geringer Theil seines Inhalts längst bekannt. Das Kartoffellied und das arme Dorfschulmeisterlein wurden ja von den Studenten gesungen, insbesondere letzteres hatte Dr. Kußmaul als freiwilliger Arzt „jenseits der Eider" anstimmen hören, und der Wachtelschlag: „Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor" ist unter verschiedenen Namen — nur nicht demjenigen Sauters — bis in die Schullesebücher gedrungen. Ludwig Eichrodt hatte sogar in früher Jugend — es war in den Osterferien 1841 zu Flehingen — Sauter selbst gesehen, wie er „noch mit Huttenfrisur (Simpelhaaren) und Stulpstiefeln umherging."

Aber auf die Entstehung der Biedermaiergedichte hat jene frühere Bekanntschaft der Freunde mit Sauters Gedichten jedenfalls wenig Einfluß geübt; denn am 2. Juni 1853 — nachdem im vorhergehenden Briefe vom 19. April noch keine Spur von Biedermaier oder Sauter zu finden war — schreibt A. Kußmaul: „Hier überschicke ich Dir das große Werk weniger Tage: Biedermaiers und Schartenmaiers Gedichte!" Es hat ihm, wie er berichtet, außerordentliches Vergnügen gemacht, diese Dinge zurecht zu machen, und er ist überzeugt, daß Eichrodt gewiß vortreffliche Beiträge seiner eigenen Muse liefern werde. „Obschon Du den Sauter nicht übertreffen kannst," meint er, „so dürfte Dir's doch gelingen, ihn zu erreichen."

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß die Biedermaier-Lieder, einem ebenso seltenen wie einmüthigen Zusammenwirken zweier humoristisch und dichterisch gleichgestimmten Freunde ihre Entstehung verdanken, unter mehr oder weniger freier Anlehnung an ein in seiner Naivität unübertreffliches Original. Die Perle dieser naiv-schnurrigen Gedichte ist die „Große deutsche Literaturballade", hinterlassen vom alten Schulmeister Gottlieb Biedermaier und seinem Freunde Buchbinder Horatius Treuherz. Sie ist entschieden das beste komische Gedicht, das Ludwig Eichrodt geschaffen; es vereinigt nach Kennel die beiden Hauptvorzüge seiner Poesie: Den Vollstrom der poetischen Rede, wie er Bürger, Goethe,

Schiller und nach ihnen keinem mehr in gleicher Fülle und Kraft von den Lippen floß, und den naiven Humor, den lustigen Unsinn, der „so recht aus dem Aermel geschüttelt scheint und doch reife Frucht ist."

So wurde Ludwig Eichrodt als humoristischer Dichter zumal im schwäbisch-allemanischen Süden immer bekannter, aber man vergaß darob, daß er auch ein ernsthafter und ernst zu nehmender Liederdichter war. Das war der Schmerz seines Lebens. „Unsere Worte haben oft Schicksalsmacht" hat er einst warnend niedergeschrieben; wie viel mehr ist das wahr, wenn unsere Worte erst hinausgeworfen sind in die Oeffentlichkeit! Karl Gutzkow sagte es ihm schon 1853 voraus: „Nachdem Sie im Scherzhaften viel Treffendes gegeben, werden Sie mit Ernstem schweren Stand haben. Man wird entweder sagen: Machen Sie uns lachen, es erfreut uns mehr! oder Ihrem Ernste selbst will man den Schalk ansehen und traut ihm nicht recht. Das ist das Leid der Komiker auf der Bühne, man denkt bei den tragischen Partien, die sie so gern spielen, immer an ihre komischen." So erging es auch Eichrodt. Das tragische Schicksal des Parodisten traf ihn, und seine gemüth- und stimmungsvollen Lieder gingen so gut wie unbemerkt vorüber. Freilich muß eingestanden werden, daß Eichrodt zwar ein feiner Sinn für musikalischen Wohlklang eignete, nicht aber für lyrischen Duft. Viele seiner besten Lieder werden bei aller formellen Meisterschaft durch Flickwörter und triviale Wendungen entstellt, so daß ein reiner, ungetrübter Genuß selten ist. Schon sein Freund Auerbach erbat sich, zärtlich-besorgt, von ihm die Erlaubniß, einige Biedermaier-Ausdrücke corrigiren zu dürfen. Und Theodor Storm, der Feinste der Feinen, vermißte bei Eichrodt's ernsten Gedichten die „innere Nothwendigkeit", den „Naturlaut aus dem innersten Geheimniß der Menschenbrust." Der Parodist hat den Lyriker verdorben.

Und so rückte denn der liederkundige Amtsrichter in die Zeit des „behaglichen" Alters hinüber. Der Wanderlustige war behäbig, der Lebhafte ein Philosoph geworden. Er saß im schönen Lahr, verehrt von der Bevölkerung, umgeben von gleichgesinnten Freunden, worunter Friedrich Geßler und Moritz Schauenburg die erste Stelle einnehmen, oft auch in seinem gastlichen Heim aufgesucht von auswärtigen jungen Verehrern und alten Freunden und im Kreise einer beglückten und ihn beglückenden Familie. Die einzige Tochter, seit 1884 vermählt, bereitete ihm die Freude, Enkelkinder um seine Knie spielen zu sehen. Und als der weitgereiste Sohn in den letzten Lebensjahren erfüllte, was der Vater stets ersehnt hatte, als er wenigstens in den brieflichen, oft poetischen Schilderungen desselben schwelgen durfte von tropischen Breiten und den Wundern der Südsee, als dieser gar auf der höchsten Pagode der Chinesenstadt Kanton ins Fremdenbuch die auf „Chinesien" bezügliche Strophe der „Wanderlust" einschreiben konnte mit dem Zusatz: „der Vater singt's, dem Sohne gelingt's — welche wehmüthige Befriedigung für das alte Herz!

Louis Couperus.

Von Paul Rache.

Es ist erst wenige Jahre her, daß man anfängt, der neueren holländischen Literatur bei uns einen Theil des Interesses zuzuwenden, das man allem, was aus Frankreich, Rußland und dem Norden kam, bisher so reichlich entgegenbrachte. Der Grund, daß die uns sprachlich und geistig so nahe verwandte holländische Literatur so wenig Beachtung in Deutschland gefunden hat, liegt in erster Linie in dem eigenthümlichen Charakter, den die literarische Production Hollands Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit hinein zur Schau trägt. Der ängstlich conservative Sinn des Holländers, sein Haften am Althergebrachten, die gemüthliche Behäbigkeit, aus der er sich nicht gern aufrütteln läßt — alles das spiegelt sich in der Literatur getreulich wieder und gab der Mehrzahl ihrer Schöpfungen einen etwas monotonen, an's Langweilige streifenden Beigeschmack. Mit ihrem Ueberfluß an moralisirenden und didactischen Reimereien, ihrer oft unerträglichen Breitspurigkeit und Detailmalerei und dem völligen Mangel an wärmeren, tiefergehenden Gefühlstönen, war die holländische Literatur lange Zeit für Jeden ungenießbar, der außerhalb des eigenthümlichen, specifisch holländischen Empfindungskreises von Mynheer und Mevrouw stand.

Erst in den achtziger Jahren kam ein frischer, belebender Zug in die holländische Literatur, nachdem schon vorher mancher gelungene Versuch gemacht war, sie aus ihrem alten Schlendrian herauszureißen. In erster Linie war es die Lyrik, die einen erfreulichen Aufschwung nahm. Während man bis dahin von einer holländischen Lyrik kaum sprechen konnte, nimmt dieselbe gegenwärtig eine Stellung ein, die den Vergleich mit keiner anderen Lyrik zu scheuen braucht.

Das eigentlich moderne Gepräge aber kommt in der holländischen Literatur weniger in der Lyrik, als im Roman zur Geltung, der in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre auftritt. Der Einfluß von außen ist nicht zu verkennen. Namentlich ist es Frankreich, mit dem Holland von jeher im regsten geistigen Verkehr gestanden hat, das befruchtend auf die junge Literatur einwirkte. Flaubert, Zola, die Goncourts, zum Theil auch Bourget und Huysmans übten im Verein mit den nordischen und russischen Dichtern, die vielfach übersetzt wurden, einen weitgehenden Einfluß auf die Gestaltung des modernen holländischen Romans aus. Von all' den Schriftstellern aber, die in neuerer Zeit in Holland aufgetreten sind, hat keiner einen solch nachhaltigen Erfolg zu verzeichnen gehabt, wie Louis Couperus, sicherlich die hervorragendste und zukunftreichste Erscheinung der gegenwärtigen holländischen Literatur. Couperus steht noch nicht in der Vollkraft seiner Entwickelung, die höchste Höhe des literarischen Könnens liegt noch vor ihm, aber sein letzter Roman „Majestät", der soeben in einer deutschen Uebersetzung erschienen ist (Dresden, H. Minden), beweist, daß er diese Höhe nahezu erreicht hat.

Couperus wurde 1863 im Haag geboren, verlebte seine Jugend in Batavia und kehrte dann nach Holland zurück, wo er mit zwanzig Jahren seine erste Gedichtsammlung „Een Lent van Vaerzen" (Liederfrühling) veröffentlichte, der er 1887 eine zweite „Orchideen" folgen ließ. 1889 erschien sein zweibändiger Roman „Eline Vere" und der außerordentliche Erfolg dieses Romans veranlaßte Couperus, sein Schaffen gänzlich auf dieses Gebiet zu concentriren. Eline Vere, „een Haag'sche Roman", führt uns mitten in das gesellschaftliche Leben der niederländischen Residenz hinein. Es ist ein Städteroman, wie er bei uns vielfach existirt. Aber für Holland bedeutete Eline Vere etwas ganz Neues und stellte den jungen Autor mit einem Schlage in die erste Reihe der holländischen Romanschriftsteller.

Eigenartiger in Form und Handlung und litterarisch ungleich bedeutender ist Couperus' zweiter Roman „Noodlot" (Schicksal) 1890, der von allen Schöpfungen des Dichters die Eigenartigkeit und Stärke seines Talentes wohl am deutlichsten zum Ausdruck bringt. Eine deutsche Uebersetzung dieses Romans erschien 1892 (Stuttgart, Verlagsanstalt). Die beiden nächsten Jahre brachten eine Erzählung „Extase, ein Buch vom Glück", und einen Novellenband „Eene Illuzie". Was zunächst das erstere Werk anlangt, so scheint mir der große Beifall, den es in Holland gefunden, weniger gerechtfertigt als bei „Noodlot". Dazu ist das Werk in Stoff

und Ausführung zu apart, zu gesucht, dazu schmeckt es zu sehr nach Schule. Auch Couperus hat dem Schicksal nicht entgehen können, einer —ismus-Gruppe zugezählt zu werden. Man betrachtet ihn in Holland als das Haupt der Sensitivisten. Der Sensitivismus, wie alle die neueren Formen aus dem Naturalismus erwachsen, ist eine Weiterentwickelung des Impressionismus und im Grunde von dem Symbolismus der Jean Moréas, Maurice Barrès, Stephane Mallarmé u. s. w. nur durch den Namen verschieden. Der Entwickelungsgang, den Couperus von seinem Erstlingsroman „Eline Vere“ an bis zu „Ekstase“ durchgemacht hat, tritt am deutlichsten in dem erwähnten Novellenbande hervor. Es ist zwar nur ein Zeitraum von wenigen Jahren, aber die Veränderung ist doch deutlich genug, die Vorliebe des Dichters für das Geheimnißvolle, Ungewöhnliche im Seelenleben des Menschen, sein sein tastendes Nachspüren abnormer psychischer Vorgänge, seine virtuose Kraft im Seciren der Gedanken und Empfindungen kommt immer mehr zum Ausdruck. Das Innenleben seiner Personen geht ihm über Alles, durch äußere Geschehnisse Interesse zu erwecken, verschmäht er vollständig. In seinem zweiten Roman „Schicksal“ verband sich noch die Schilderung psychologischer Zustände in harmonischer Weise mit den Handlungen, in „Ekstase“ tritt die Letztere bereits ganz in den Hintergrund. „Ekstase“ ist die Geschichte zweier Menschen, die ihr höchstes Glück in einer über alles Körperliche erhabenen Seelenharmonie suchen, und die sich trennen, als das physische Liebesbedürfniß das ekstatische Ineinanderschmiegen ihrer Seelen zu zerstören droht. Wir haben hier, ebenso wie in der Novelle „Illusion“ nur noch Stimmungsmalerei und weiter nichts als diese. Ekstase ist ebenfalls ins Deutsche übersetzt worden (Stuttgart, Verlagsanstalt).

Von dieser etwas krankhaften und die äußere Wirkung sehr beeinträchtigenden Originalitätssucht hat sich Couperus glücklicher Weise in seiner neuesten Schöpfung, dem bereits erwähnten Roman „Majestät“ freigehalten. Die deutsche Uebersetzung dieses Romans verzeichnet den Namen des Uebersetzers nicht, wie das leider in neuerer Zeit so oft beliebt wird, und erweckt dadurch von vornherein das Mißtrauen, daß wir es hier mit einer auf Bestellung angefertigten Handwerkerarbeit zu thun haben, die dem Original auch nicht entfernt gerecht wird. Diese Befürchtung trifft bei der vorliegenden Uebersetzung leider zu. Ein Hauptreiz der Couperus'schen Schöpfungen liegt in der Eigenart der Darstellungsweise, bei keinem der neueren holländischen Schriftsteller kommt die Schönheit der Form zu so vollendetem Ausdruck wie bei ihm. Wir haben bei Couperus ungemein viel Stimmungsmalerei, deren Eigenart in einer Verdeutschung nur sehr schwer wiederzugeben ist. Einfach Wort für Wort übersetzen läßt sich so etwas nicht. Das muß nachempfunden und aus derselben Stimmung heraus nachgedichtet werden. Dieses Nachdichten läßt die vorliegende Uebersetzung sehr vermissen. Immerhin sind der Schönheiten in dem Roman so viele, daß auch eine weniger gute Uebersetzung großen Genuß gewährt und die Lectüre lohnend macht.

„Majestät“ ist kein Sensationsroman mit allerlei versteckten Anspielungen, wie man vielleicht vermuthen könnte, es ist eine Dichtung unpersönlichster Art, hoheitsvoll, „majestätisch“ nicht nur in der Handlung, sondern vor Allem auch in der äußeren Form, vornehm in jedem Capitel, in jeder Zeile. Der Held des Romans ist Othomar, Kronprinz von Liparien, der Erbe eines mächtigen Reiches. Othomar hat so gar nichts von der feudalen Selbstherrlichkeit an sich, die sein Vater und auch sein jüngerer Bruder zur Schau tragen. Er ist ein Mensch, der tief denkt und fühlt, er hat etwas von einem Schwärmer und Träumer an sich und der Gedanke an seinem einstigen Herrscherberuf bringt ihn fast der Verzweiflung nahe. Denn er sieht sich außer Stande, seinem Volke die große Liebe zu beweisen, die er für dasselbe fühlt, er sieht, daß all' seine Mühe und Aufopferung nutzlos sein wird gegenüber dem großen Elend, das er doch nicht aus der Welt zu schaffen vermag, der großen Masse wird er allzeit ein Fremder bleiben, man wird ihm mit Haß begegnen, wo er Liebe sucht, man wird ihn verwünschen, wo er Dank erwartet. Er ist sich seiner vollkommenen Ohnmacht zu sehr bewußt, um mit reinem Gewissen seinen Herrscherberuf antreten zu können; er will Krone und Macht dem jüngeren Bruder überlassen, aber das Schicksal mahnt ihn durch den Tod dieses Bruders gebieterisch an seine Pflicht: er muß die Majestät bleiben, erhaben über die Tausende seiner Unterthanen, während er am liebsten zu ihnen herabsteigen, in ihnen aufgehen möchte. Couperus entrollt uns die ganze Tragik eines Lebens, dem das Geschick seinen Weg von Anfang an vorgezeichnet hat, dessen Gefühle erstickt werden in der Enge altherkömmlicher Begriffe, dessen Wille gebunden ist durch unlösbare Fesseln — ein Unfreier als Herrscher, ein Sklave auf dem Throne. Es würde zu weit führen, hier näher auf den Inhalt eingehen zu wollen. Ich muß mich damit begnügen, hier auf das Werk aufmerksam zu machen, das in seiner eigenartigen, vornehm realistischen Gestaltungskraft eine tiefgehende Wirkung auf den Leser ausübt. Was besonders angenehm an dem Romane berührt, ist, daß er in keiner Weise nach Schule schmeckt. Es ist das Werk einer großen, mächtigen Dichter-Individualität, die über jeder engherzigen Einschachtelung steht und von der wir noch manches Schöne zu erwarten haben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Versäumtes Glück.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Lenz und Sonnenschein und lustiges Spiel im Grünen. Solch ein heiterer Tag kommt nicht noch einmal. Der Himmel bleibt vielleicht ebenso heiter, die Luft so mild und rein, der Gesang der Vögel so lieblich, das Lachen der Fröhlichen ebenso hell, aber unser Herz, unsere Ohren und auch unsere Augen sind älter geworden und hören und sehen den Frühling nicht mehr so, wie damals, wo auch im Herzen wie in der Natur Lebensfrühling war. Wäre man auch der reichste Mensch oder ein mächtiger Fürst, alles kann dir den Lenz des Lebens mit seiner ungetrübten Heiterkeit nicht ersetzen. Was ist eigentlich die heitere, herrliche Jugend? Es ist das Empfinden ohne Anregung, die Liebe ohne Verstand, die Schwäche eines jungen Kindes, das starke Vertrauen auf die Menschen, die hochjauchzende Freude und der tiefe Schmerz, kein Mangel, auch ohne Geld nicht, fröhlicher Gesang, Unverzagtheit und ein ewiges Hoffen. Und hell und immer heller ertönte das Lachen und fröhlicher Gesang, und dazu spielte der Musikanten-Peter auf seiner Geige eine wohlbekannte Weise.

Die Gutsbesitzer feierten auch mit, und waren fröhlich beim Maifest. Der Schmied des Ortes tanzte mit Pfarrers Anna, und die festen Arme des Vorwerkeigenthümers drehten die Gouvernante nach den Tacten des Walzers. Nur die Herrin des Hauses und die Frau Pfarrer vergnügten sich auf ihren Stühlen mit Zuschauen. Doch Otto, der Sohn des Gutsbesitzers war der vergnügteste des ganzen Festes. Warum sollte er auch nicht? Tanzte doch die „kleine Liese von Norrland“, die beim Unteroffizier in Björkudden gerade zum Besuch war, ausschließlich mit ihm. Und fröhlich war sie. Wenn man in ihre heiteren Augen sah und den Zauber und Liebreiz, der ihre ganze Gestalt umwob, genoß, so konnte es rings herum Winter sein, denn man hatte ja den Frühling in ihrer Person. Und der junge Gutsbesitzer wäre kein Mensch und noch dazu kein Mann

und kein Gymnasiast gewesen, wenn es ihm die Liese von Norrland nicht angethan hätte. Nun aber war die Zeit gekommen, daß auch dieser schöne Traum sein Ende erreichen sollte, und nur noch der heutige Tag gestattete ein fröhliches Zusammensein, denn morgen schlug die Scheidestunde. Der junge Mann mochte gar nicht daran denken, sie wieder zu verlieren. Aber warum auch schon heute trauern? Er hatte sie ja noch den ganzen Tag. Und immer wieder lockte die Musik:

„Vorwärts, meine liebe Liese,
Tanzen und springen wir auf der Wiese!"

Jetzt machte der Musikant eine Pause, und man unterhielt sich unterdessen mit Spielen. Nur der Gutsherrnsohn und die kleine Liese saßen unter einem Baum, sprachen von der Zukunft, und ich glaube gar, sie küßten sich auch hin und wieder.

* * *

Gerichtsrath Lundberg hatte eine angenehme Stellung: großes Gehalt, die Achtung der Leute, den Nordstern-Orden, wenig zu thun, dafür reichlich zu essen, und für das Alter sichergestelltes Geld auf der Bank. Nur Eines fehlte, Frau und Familie. Er hätte es ja oft genug gekonnt, aber da wollten zuerst die Schulden bezahlt sein, dann, als Alles geregelt war, fielen ihm seine Junggesellengewohnheiten, die er unmöglich einer Frau zu Liebe opfern durfte, schwer auf's Herz. Und als er sich wirklich einmal verlieben wollte, da ging es nicht. Was lag ihm eigentlich im Sinn? Er mußte doch einmal darüber nachdenken. Ich glaube gar, ein braungelocktes, rothwangiges Mädchen vom damaligen Maifest. Ob sie wohl jetzt die artige Hausfrau irgend eines kleinen Beamten in Norrland war? Mit einem Male kam dem Herrn Gerichtsrath der Gedanke, es sei wohl an der Zeit, seinen Haushalt der Führung einer zuverlässigen Person zu übergeben. Er wurde ja immer älter und da bedurfte er einer Stütze.

Er machte bekannt, daß in seinem Hause eine Stelle offen sei, und eines Tages zog ein Fräulein, das die besten Zeugnisse aufzuweisen hatte, in sein Junggesellenheim.

Fräulein Svenssou hatte ungefähr fünfzig Lenze durchlebt und einen Fleck gerade an der Lippe. Sie war aber brav und tüchtig und kochte und backte wie man ihresgleichen suchen mußte. Ihre Stärke war das Omelettenbacken, und da der Herr Gerichtsrath ein außerordentlicher Freund davon war, so mußte sie sie täglich backen und durch die viele Uebung wurden sie immer schöner.

Nach und nach stellte sich aber auch noch bei dem Herrn Gerichtsrath das Podagra ein, weßhalb er auf jeden Verkehr verzichten und nur mit der Gesellschaft seiner Haushälterin vorlieb nehmen mußte. Da saßen sie nun und plauderten Stunde für Stunde über die Zeitungsnachrichten, über die Schmerzen des Herrn Gerichtsrath, den Husten des Fräulein Svenssou, was der Gerichtsrath mit all dem vielen Gelde anfinge, und warum er so einsam geblieben sei.

„Der Herr Gerichtsrath werden meine Frage entschuldigen, waren Sie nie verliebt in Ihrer Jugend?"

„Aber wie kann eine so vernünftige Person eine so einfältige Frage stellen! Warum sollte ich nicht auch einmal verliebt gewesen sein? Ich weiß es ganz genau, es war, als ich das Gymnasium besuchte, beim Maifest des Gutsherrn. Ich war gerade bei meinem Papa zu Besuch. Kennen Sie vielleicht Sjöminne und das Gut meines Vaters?"

Sie wurde kreidebleich und rief mit zuckenden Lippen: „Um Gottes Willen! des Gutsbesitzers Sohn Otto!"

„Ist Ihnen schlecht geworden? Sie sind so bleich und seltsam."

Endlich kam es heraus, daß sie die kleine Liese war, die gehofft hatte, ihren Liebestraum von damals an seiner Seite zu Ende zu träumen. Und nach und nach erinnerte sich das alte Paar noch all der Einzelheiten, und sie besprachen sie, wenn auch unter Erröthen.

„Wie doch die Zeit die Menschen verändert! Ich hätte niemals geglaubt, in dem Herrn Gerichtsrath meinen Jugendgeliebten zu erkennen."

Dann saßen sie Beide ohne sich nur anzuschauen da und dachten über ihr Lebensschicksal nach. Namentlich die Haushälterin sann über ihr trauriges Loos und wie schwer es sei, in fremden Häusern sein Brod zu verdienen. Auch der Herr Gerichtsrath war nachdenklich geworden und hätte gern all sein Geld und Stellung und Ansehen geopfert, um noch einmal jung zu sein und mit der kleinen Liese zu tanzen.

Endlich erhob er sich, wurde verlegen, klopfte ihr freundschaftlich auf die Schulter und rief: „O was für Narren sind wir Männer doch! Bei all' dem Ringen nach Geld und Stellung versäumen wir unser höchstes Glück."

„Ja, so ist nun einmal das Schicksal des Menschen, aber bei alledem vergesse ich ganz die Chocolade des Herrn Gerichtsrath."

Als sie dann mit der Chocolade wieder hereinkam, machte der Herr Gerichtsrath gerade sein Schläfchen, aber ein freundlicher lächelnder Zug in dem alten faltenreichen Gesicht ließ erkennen, daß der Traumgott ihm ein liebliches Bild vorgaukle. Er träumte sich vielleicht zurück in seine Jugend.

Aus der Hauptstadt.

Die Alster-Insel.

Eine Haupt- und Staats-Action aus großer Zeit.

Erste Scene.

Rathhaussaal.

Der Herr Präsident der Republik: Meine Herren! Das gerade ist unserer theuren Stadt kostbarster Hort, das ihr höchster Stolz, daß sie unerschütterlich fest an ihrer alten Verfassung hält und sich kein Tüttelchen davon abhandeln läßt! Meine Herren! Nothwendiger als irgendwann ist es gerade jetzt, wo uncontrolirbare Gerüchte aufregendster Art das Land durchschwirren, unverantwortliche Rathgeber an den Grundfesten der Demokratie zu rütteln wagen, daß wir durch Wort und That zeigen: Unser Gemeinwesen verdient voll den Ehrennamen, den es trägt, ist eine Republik im schönsten Sinne des Wortes, wie wir selbst Republikaner in nicht minder schönem Sinne sind! Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, gewiß, aber bleibt in Ewigkeit euren Ueberzeugungen treu, euren Idealen, (Bravo! Bravo!) und bedenkt, daß der Wunsch, Deutschland in allen seinen Theilen zu einem monarchisch regierten Lande zu machen, nicht mehr den Namen Royalismus, sondern Geisteskrankheit verdient! (Sehr gut! Wacker, wacker!) Ich beantrage demnach, den für die Empfangsfeierlichkeiten ausgesetzten Betrag um hunderttausend Mark zu erhöhen (hört, hört!) und bitte die Herren, sich zum Zeichen ihres Einverständnisses und zur Ehrung meiner staatsmännischen Talente von ihren Plätzen zu erheben. (Es geschieht. Die officielle Versammlung wird geschlossen).

Herr Senator Hämmerling: Weil wir gerade so gemüthlich und geistvoll mit einander plaudern, will ich den Herren Collegen einen Vorfall erzählen, der auf die jetzt bei Hofe herrschende Stimmung gegen unsern Bismarck ein bezeichnendes Licht wirft. Ein hoher Würdenträger hatte sich im vorigen Jahre einen Cacadu gekauft, der den Sang an Aegir fast fehlerlos pfiff; nur ein paar Mal kam er versehentlich in die Wacht am Rhein und die Marseillaise hinein. Nun gut. Als der Bismarck-Geburtstag heranrückte und die loyale Welt sich vorschriftsmäßig für den Alten begeisterte, was ihr um so leichter fiel, als sie volle drei Jahre hindurch rohrspatzenmäßig auf ihn geschimpft hatte, da brachte unser Würdenträger seinem gelehrigen Cacadu den Freudenschrei: Es lebe Bismarck! bei. Schön. Zwei Tage nach der famosen Rede des Alten fährt eine Drohne — es kann auch ein Kleber gewesen sein! — bei dem hohen Würdenträger vorbei; der Cacadu sitzt am Fenster und

schmettert, ahnungslos und heiter, seinen Bismarck-Toast in die Luft. Und was soll ich Ihnen sagen — drei Stunden später ließ sich Herr von Lucanus bei dem Besitzer des Cacadu's anmelden! (Bewegung.)

Dr. Schwankian: Ist das authentisch?

Herr Senator Hämmerling: Was am Hofe vorgeht, Sie wissen, darin bin ich Fachmann.

Mitglied der Bürgerschaft Veilchenfeld: Ich bin zufällig in der Lage, die Erzählung des Herrn Senators nach einer bestimmten Richtung hin ergänzen zu können. Bismarck wird wieder völlig in Ungnade fallen. Mir ist auf's Bestimmteste versichert worden, daß man es einer sehr hohen Persönlichkeit nahe legte, nach dem Festessen in unserem Rathshause Friedrichsruhe zu besuchen und dort den Kaffee einzunehmen; die Antwort lautete wörtlich: „Eben so gut können wir ihn ja auch mitten auf der Alster trinken." Ich möchte meinen Gewährsmann nicht nennen, aber ich hab's aus einer allerbesten Quelle Unter den Linden.

Herr Senator Hämmerling: Ja, da giebt es mehrere Bierquellen.

Dr. Schwankian (sehr ernst): Ich glaube, die Sache eignet sich wenig dazu, in's Lächerliche gezogen zu werden. Bismarck's letzte Rede war, Scherz bei Seite, wirklich etwas — etwas anstößig — nehmen Sie's mir nicht übel!

Herr Senator Purzelbaum (betroffen): Nein, nein, ich nehm's Ihnen gar nicht übel! Sie haben ganz recht — Bismarck hätte sich wirklich mäßigen sollen! Königliche Minister Drohnen und Kleber zu nennen! Das ist stark! Das ist unverzeihlich!

Herr Senator Pendel (wiederholt nachdenklich): „Eben so gut können wir ihn ja mitten auf der Alster trinken!" Deutlicher, aber ich muß auch sagen, seiner, kann man sein Mißfallen über Bismarck's beklagenswerthe Verirrung kaum ausdrücken (ärgerlich). Und ich hab' dem Kerl zum ersten April ein ganz neues Britannia-Theeservice geschenkt! Hätt' ich doch wenigstens in der Widmung meinen Namen fortgelassen!

Die Versammlung (steht in düsterem Schweigen).

Zweite Scene.

Arbeitszimmer des Herrn Präsidenten.

Der Herr Präsident: Und Sie halten diese Desinfection wirklich für dringend nothwendig, für ganz unumgänglich —

Ober-Gesundheits-Inspector: Ganz gewiß, Ew. Gnaden. Der Sommer ist im Anzug, Sie wissen, die Cholera —

Der Herr Präsident (ihn hastig unterbrechend): Schweigen Sie mir von der, ich bitte Sie!

Ober-Gesundheits-Inspector: Und die Bevölkreung würde es nicht verstehen, wenn in einer Zeit, wo ungezählte Summen für Festlichkeiten verausgabt werden, so dringende Bedürfnisse hintangestellt —

Der Herr Präsident: Nun ja, nun ja, schon gut! Meinetwegen, desinficiren Sie.

Ober-Gesundheits-Inspector: Wir nehmen demnach eine vierprocentige Carbollösung —

Der Herr Präsident: Vierprocentig? Ach, wissen Sie, wir leben doch in der Conversions-Aera — eine dreiprocentige Lösung wird's auch thun!

Ober-Gesundheits-Inspector: Ich mache aber ergebenst darauf aufmerksam —

Der Herr Präsident: Bitte — keinen Widerspruch! Sparsamkeit ist die erste Bürgertugend; wir können mit dem Gelde nicht so schmeißen. Die Sache ist erledigt! (Der Inspector ab.)

Dritte Scene.

Herr Senator Hämmerling: Störe ich Ew. Gnaden?

Der Herr Präsident (auffahrend): Bringen Sie Neues über den Fall Bismarck?

Herr Senator Hämmerling: Ganz recht, deswegen komme ich. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die Geschichte mit dem Cacadu doch nicht so schroff aufgefaßt werden darf, wie wir dies gethan haben. Nach ganz verläßlichen Informationen, die mir eben zugekommen sind, handelte es sich überhaupt gar nicht um einen Cacadu, sondern um einen Wellensittich: nicht um einen hohen Würdenträger, sondern um eine junge Banquierstochter; und nicht Herr von Lucanus ließ sich bei ihr anmelden, sondern ihr Friseur. Der ganze Witz bestand darin, daß die Banquierstochter dem Wellensittich den Namen ihres Verlobten Sebastian beizubringen versuchte, und als ihr das endlich gelungen war, ging die Verlobung zurück, und der neue Verlobte hieß Samuel. Alle Quälerei mit dem Sittich war umsonst gewesen. Sehr peinlich, nicht wahr, Herr Präsident?

Der Herr Präsident (erleichtert aufathmend): Freilich — aber da bleibt immer noch Veilchensteins Information —

Herr Senator Hämmerling (sehr verächtlich): Was weiß ein Veilchenstein über Hofinterna! Gar nichts! Der hat irgendwo eine Glocke läuten hören und beunruhigt uns nun Alle mit seinem Geschwätz! Aber wir wollen's ihm eintränken, dem Wichtigthuer! Keinen Minister soll er in Herberge kriegen — nicht 'mal einen lumpigen Unterstaats-Secretär!

Der Herr Präsident: Nein, ganz gewiß nicht! Wie mich der Mensch geängstigt hat! Quartiren Sie eine ganz untergeordnete, unwohlgeborene Persönlichkeit bei ihm ein — 'nen berühmten Schriftsteller vielleicht, der sich zu neuen Ghettogeschichten anregen lassen will! So'n Kerl!

Herr Senator Hämmerling: Weil ich aber gerade bei Ihnen bin und so geistvoll mit Ihnen plaudere, will ich Ihnen den reizenden Ausspruch einer sehr hohen Persönlichkeit über die cubanischen Wirren erzählen, den mir mein Berliner Gewährsmann heute morgen telegraphisch übermittelte. „Der Ausbruch der Revolution auf Cuba nimmt mich gar nicht Wunder", sagte der hohe Herr wörtlich, „die Cuba-Cigarren taugen schon sehr lange nichts mehr." Famos, was?

Der Herr Präsident (sinnend): Cuba! Hören Sie doch einmal ... Man unterhält sich jetzt bei Hofe so gern über Inseln, scheint es ... Wie sagte Veilchenfeld gleich? „Eben so gut können wir ihn ja mitten auf der Alster trinken!" (Plötzlich mit starker Stimme) Mir kommt eine Idee ... wahrhaftig, ohne Scherz ... Wenn das Wort nun einen ganz anderen Sinn gehabt hätte, als wir anfänglich annahmen! Man ist eben mit Bismarck, daran kein Zweifel mehr, noch immer gut Freund, ist es immer gewesen. — Aber man war der Meinung, daß man ja nicht gerade bei ihm den Kaffee zu nehmen brauche ... Friedrichsruh liegt ein bischen weit ab von unserem Rathshause ... daß man vielmehr mitten auf der Alster den Mocca schlürfen könne. Verstehen Sie denn nicht?

Herr Senator Hämmerling (stotternd): Ja, ja — aber das geht ja gar nicht — wie sollte das angefangen werden? Auf einem Dampfer Kaffee trinken — ich möchte den hohen Herrschaften dergleichen nicht zumuthen!

Der Herr Präsident (überlegend): Wohl wahr, sehr wahr ... Aber (triumphirend) Cuba giebt uns da einen unbezahlbar guten Wink ... ganz offenbar wünscht man höheren Orts so'n kleines Cuba zum Kaffeetrinken auf der Alster — eine Insel!

Herr Senator Hämmerling (hingerissen): Aber selbstverständlich! Lassen Sie nur heut' Abend noch anfangen, Herr Präsident!

Vierte Scene.

Die Feststraße am 19. Juni.

Der Herr Präsident (sehr nervös): Also bei Ihnen, lieber Schwankian, wird Excellenz der Herr Minister des Aeußersten wohnen — es ist doch Alles in bester Ordnung, und dem hohen Gaste widerfahren alle Ehrenbezeugungen —

Dr. Schwankian: Ueberfordt, Ew. Gnaden — in meinem Garten bildet sogar das Obst vor ihm Spalier!

Der Herr Präsident: Und Sie, lieber College Purzelbaum, Sie werden den Herrn Staatssecretair —

Herr Senator Purzelbaum: Na, na, selbstverständlich! Meine sechs Töchter erwarten ihn weiß gekleidet und führen ihn sofort in seine Gemächer — das wird schon Eindruck machen, denk' ich!

Der Herr Präsident (etwas mürrisch): Ihre Töchter ... na ja ... in der Zahl sind sie ja den Grazien entschieden über!

Herr Senator Pendel: Offen gestanden, Herr Präsident — einfacher wär' es am Ende doch gewesen, wir hätten auf unsere Kosten die Excellenzen drüben in den Hôtels untergebracht — wir Hamburger haben's ja doch dazu!

Der Herr Präsident: Hôtels, Hôtels — Sie sind mir der Richtige! Das wäre 'ne schöne Grobheit — hieße den Excellenzen quasi sagen, daß bei dem ewigen Gehen und Kommen von Ministern in Preußen der Sitz der Regierung am besten in ein Hôtel verlegt würde! Solcherlei Anspielungen passen sich absolut nicht!

Herr Senator Hämmerling (drängt sich heran): Uebrigens, Ew. Gnaden, es hat sich herausgestellt — die Geschichte mit Cuba ist denn doch ein bischen anders gewesen, als wir annahmen. Es handelte sich nicht um die Revolution, sondern um den Maikäferslug, nicht um Cuba, sondern um die Uckermark, nicht um Cigarren, sondern um kühle Witterung, und der Witz bei der Sache war der —

Der Herr Präsident (ungeduldig): Schon gut — darüber plaudern wir ein ander Mal geistvoll — lieber Brüllmann, ist der Sängerchor so weit? (Kanonendonner, Glockengeläute).

Fünfte Scene.

Einzug der Festgäste.

Der Festredner: Dieser Moment ist so unsäglich erhaben, so unbeschreiblich wunderbar — in diesem Momente, dem kein schönerer, größerer folgen kann, möcht' ich sterben —

Eine Excellenz (begütigend): Keine Unvorsichtigkeit! Sie sind ja noch gar nicht pensionsberechtigt!

Sängerchor (fällt ein)

Aegir's Sang an den Kaiser.

Text von Wilhelm Röseler.

Musik von Friedrich Robert Richter.

Mit Lust hab' ich vernommen des hehren Skalden Lied,
Wie Feuerwein belebend strömt es durch Herz und Glied,
Du hast mich schier gezwungen, ein Wunder Dir gelang,
Nun bin ich selbst bezaubert durch jenen Zauberklang.
Widar, der Gott des Schweigens, des ew'gen Odin Sohn,
Raunt' leise zu den Wogen: das war ein süßer Ton!
Wenn Loki den gehöret, wohl hätt' er nie versucht
Beim Göttermahl zu höhnen Aegirn, den er verflucht.

Sie haben oft verspottet, gelästert, mich verkannt,
Die Asen selbst voll Zorne sich von mir abgewandt —
Dein Sang hat mich, o Kaiser, erhoben bis zur Firn
Der Berge, mir geglättet die Runen von der Stirn.
Und sieh', die Wellenmädchen, die lieben Kinder mein,
Umschlingen ihren Vater in fröhlichem Verein,
Und Ran, des Hauses Ehre, mein Weib und meine Lust,
Sinkt thränend, stumm vor Wonne, an ihres Mannes Brust.

Wenn's sommert ...

(Der Festzug ist schleunigst vorüber geritten und gefahren, der Schlußvers verhallt ungehört.)

Herr Senator Hämmerling: Majestät haben sehr vergnügt aufgelacht, als sie die Alster-Insel erblickten ... man könnte sogar sagen, ein bischen ironisch ...

Herr Senator Purzelbaum: Aber nicht wahr, die Insel ist trotzdem schön?

Dr. Schwankian: Ja — für 'ne Republik wirklich 'ne großartige Leistung!

Herr Senator Purzelbaum: Und sie bedeutet doch wieder 'ne neue Mehrung des Reiches — neben Helgoland kann sie sich immer noch sehen lassen, und außerdem ist sie bedeutend billiger und dauerhafter!

Herr Senator Pendel: 's wird 'ne vergnügte Jause werden! Schade, daß so wenig Wasserfläche geblieben ist — die höchsten Herrschaften können wahrhaftig kaum von der Insel aus in die Alster speien!

Dr. Schwankian: In die Alster speien! Natürlich, das wäre so ein Leckerbissen für unsere Republikaner! Die Alster wäre dann morgen früh ausgesoffen!

Timon d. J.

Die große Kunstausstellung.

5. Vom Vater Naturalismus.

Dem Naturalismus geht's wie dem Socialismus und Materialismus. Sie standen am Beginn einer neuen Zeit; und für Viele bedeuten sie noch immer die Signatur dieser Zeit. Sie haben schon in ihrem bloßen Wortklang etwas so fürchterlich Umstürzlerisches, Negatives, Pietätloses. Wer an den Großväterzeiten festhält, der bekreuzt sich vor diesen Namen. Aber es lacht darüber, wer an unserer Enkel Zeiten denkt. Dann werden diese bösen „ismen" ausgeglüht haben, und jeder wird ein steif-ehrwürdig Inventarstück sein in der Rumpelkammer der Geschichte. Man wird kaum begreifen können, wie man sie einmal für gefährlich hat halten können. Sie erscheinen dann so wunderbar harmlos und entzückend trivial.

Wie gesagt, in unserer Enkel Zeiten! Aber in unseren eigenen Zeiten? — sind wir noch nicht ganz so weit! Doch weiter immerhin als Manche sich denken. Ungefähr so weit, daß man seelengeduldig, mit verschränkten Armen, der Entwickelung der Dinge zuschauen kann. Man hat es gar nicht nöthig, den alten Drachen ingrimmig todt zu sagen. Zunächst ist er ja gar kein Drache mehr. Und dann ist er auch noch nicht geradezu todt. Er hat sich vielmehr in jene behagliche Daseinsexistenz hineingebiedert, in der sich „das köstliche Gut Zufriedenheit" einstellt, — eine Zufriedenheit, die sich mit fixer Geschwindigkeit zur Selbstzufriedenheit befestigt. Papa Naturalismus sitzt jetzt gemächlich da, in der Hauskappe und raucht seine Pfeife. Er raucht jetzt wirklich, Gott sei Dank!

Aber er sah auch einmal härtere Zeiten und stand in schneidigerem Luftzug. Damals war er jugendlich rüpelhaft, voll großer Versprechungen und verwegener Illusionen. Er fühlte, wie in seinen Adern das beste Blut seiner Zeit klopfte. Und wirklich war er damals eine Erlösung. Mit frechem Hieb säbelte er gleich hundert Zöpfe auf einmal herunter und wand daraus einen Galgenstrick für den denaturirten akademischen Classicismus. Von Geist hat er freilich niemals viel gehalten. Er schwärmte für Sachlichkeit und Objectivität. Die Schönheit verachtete er in dem Maße, daß ihn bei dem Wort schon eine Gänsehaut überlief. Er sah darin nichts als Unehrlichkeit und Verlogenheit, ähnlich wie heute noch in gewissen Bohème-Kreisen der schmutzige Hemdkragen für ein Symbol der Seelenreinheit gilt.

Dieses Feuer hat ausgeraft. Was davon übrig geblieben ist, hat sich theils in neue Formen gewandelt, oder imponirt als Feuer der Persönlichkeit. Nehmen wir doch gleich einen der Schöpfer des deutschen Naturalismus, den prachtvollen Wilhelm Leibl! Was ist's, das ihn uns werth macht? — sein Naturalismus, oder seine Persönlichkeit? Ich denke: die Letztere. Und jener ist uns bloß die zufällige Form, die die Persönlichkeit annahm, um Ausdruck für sich zu gewinnen. Der Naturalismus war eben damals das Pathos der Zeit, und die Großen wie die Kleinen zwang er in seinen Bann. Leibl ist ein Großer, darum ist er ein so ehrlicher Naturalist und scheint gar nichts Anderes sein zu können als gerade dieses. Die „Richtung" hat's eben noch niemals gemacht, man mußte nur innerhalb der Richtung ein ganzer Kerl sein, oder besser noch: ein ganzer Mann.

Jenes Bild „In der Kirche", das Anfang der siebziger Jahre so gewaltiges Aufsehen machte, heute würde man es, wenn es neu wäre, als eine achtbare und fleißige Leistung bezeichnen. Man würde es vielleicht mit intimer Freude studiren, aber man würde sich nicht im mindesten darüber aufregen. In dem Grade ist heute Gemeingut geworden, was damals nahezu für gemeingefährlich ausgeschrieen wurde. Mit anderen Worten: die Geschichte hat Wilhelm Leibl recht gegeben. Nicht seinem Princip — denn was ist der Geschichte ein „Princip"? — sondern seinem Einstehen für sich selber. Mag man nach heutigen ästhetischen Maßstäben das Bild bemängeln oder meinetwegen selbst verurtheilen, — jene Maßstäbe müssen zerbrechen, so wie man sich an die Seelenanalyse des schaffenden Künstlers giebt. Da kommt dann immer wieder der Mann heraus, der mit voller Gluth an seinem Werke schafft und nach seinem Glück und seinem Ruhm nicht fragt. Wie da jegliches Muster

auf Schürzen und Umschlagetüchern, jede Runzel auf Gesichtern und Händen, jede Letter in den Gesangbüchern deutlich und haarscharf angegeben ist, das hält man heute für unkünstlerisch. Vor einem Vierteljahrhundert aber war es eine Eroberung, die, mag man sie auch nicht ganz acceptirt haben, doch ihre Früchte getragen hat. Es wird sich ja wohl stets wiederholen, daß die Söhne ihre eigenen Wege gehen. Aber gegen die Tüchtigkeit der Väter beweist das nichts. Diese sind nämlich auch — ihre eigenen Wege gegangen.

Sein Höchstes feiert wohl Leibl's Naturalismus im Porträt. Er hat ihm jenen Zug des Dauernden gegeben, aus dem für alle Zeiten der echte Mensch herausspringt. Ein Genuß für den Kenner ist allein schon der breite weiche Pinselauftrag, wie sich die Fleckchen in sicheren Uebergängen nebeneinandersetzen und so jenes wunderliche Ding wieder herauszaubern, das sich das menschliche Gesicht nennt. Ein Zug von Monumentalität kommt dadurch auch in das kleinste Bildniß, und wie sehr erst in das groß angelegte eines selbstbewußt-biderben alten Herrn! Das ist gewiß — meine Rassen- und Physiognomieenkenntniß wird mich schwerlich im Stich lassen! — das ist Einer vom patriarchalisch-machtvollen Handwerkmeisterschlage Alt-Kölns, ein frommer, ehrenfester Rheinländer, eigensinnig „wie e Pääd", aber hinterm Sonntags-Bowlenhümpchen aufgeknöpft, redselig und humorvoll. Sobald er den Mund aufthut, meint man seinen Dialekt hören zu müssen. Das Leben selbst ist nicht echter als dieses Abbild des Lebens.

Ein Mitkämpe Leibl's und in gewissem Sinne sein Schüler ist Wilhelm Trübner. Auch er hat ein Recht, Bilder, die im Jahre 1872 gemalt sind, im Jahre 1895 in der deutschen Reichshauptstadt auszustellen, ohne daß man sie darum veraltet schelten dürfte. Im Rein-Malerischen hat er sehr viel von Leibl. An Naturell und Charakter zeigt er sich verschieden. Er ist von Haus aus subjectiver veranlagt, und hat, auch wo er die Natur ganz unbarmherzig anblickt, nicht jenes reine Aufgehen im Object. Dies war vielleicht ehedem ein Mangel, bringt ihn den Heutigen aber näher. Denn man liebt heute jene Sonderlinge, die trotz aller Anstrengungen nie recht aus ihrer Haut herauskönnen. In Trübner's Art steckt aber freilich etwas Trübsinniges und Verdrossenes, etwas geradezu „Unliebenswürdiges", und das ist den eleganten Schmieglingen von heute doch wieder nicht ganz nach der Mütze. Aber wenn er es auch Niemandem recht machte, — sich selber hat er es stets recht gemacht: und das ist die Hauptsache. Doch nicht in dem Sinne „recht", als ob er es sich leicht gemacht hätte. Im Gegentheil, jeder Pinselzug verräth, wie schwer er es sich gemacht hat, erzählt gar mancherlei von den intimen Leiden eines selbstquälerischen Künstlers.

Das harte und schwere Sehen bleibt allüberall für Wilhelm Trübner charakteristisch, im Landschaftlichen sowohl wie im Porträtfach. Diese Landschaften, — haben sie eigentlich Luft? kennen sie das stille Zittern und geheime Erschauern im Wechsel der Temperaturen? Sie legen sich so störrisch vor uns hin, wie eine Kuh, die wiederkäut, und jetzt nicht gestört sein mag. Sie weigern sich geradezu, zu uns zu sprechen. Aber unsere Seele spricht zu ihnen ... Das Gleiche im Porträt. Sie sind wie von einem Menschenfeind gemalt, der sich vorgenommen hat, einmal recht genau zu sein und nichts zu verschweigen. Da hängen drei Frauenbildnisse, in deren Liebreiz sich schwerlich je ein Mann verlieben wird. Sie notiren Charakterzüge, die man wohl manchmal beim Weibe findet, aber die man niemals beim Weibe sucht. Etwas Hartes, Rohes, Herzloses spricht aus diesen Gesichtern, eine Seelenkälte, die etwas Feindliches hat. Da ist ein Zug von Grausamkeit, ein beklemmendes Gemisch von unersättlicher Sinnlichkeit und frostiger Berechnung. Auch wo die Natur Derartiges bietet, bedarf es doch eines stark subjectiven Temperamentes, um es für die künstlerische Wiedergabe sich eigens herauszulesen.

Der Franzose Fernand Piet zeigt verwandtes Beobachtungsmaterial. Aber es ist mit den Augen des Satirikers gesehen, der beim seelisch und körperlich Häßlichen das innere Gleichgewicht sich kühl bewahrt. Man kann sogar sagen: Piet hat da Lustempfindungen, wo Trübner von Unlustempfindungen geplagt wird. Ihn amüsirt die Häßlichkeit. Er findet sie stilvoll. Dagegen kommt Jean-François Raffaëlli wieder mehr unserem Leibl gleich. Er ist der Maler der kleinen Leute. Mag ihm bei ihrer Darstellung zuweilen die gallische Lustigkeit über die Schultern gucken, im Ganzen ist er mit einer Art Frömmigkeit bei seinem Werk. Man merkt es ihm an, wie er gerade das Unscheinbare und Verachtete sich geflissentlich heranssischt und mit Liebe zur Darstellung bringt. Er bestrebt sich dabei einer äußersten Sachlichkeit, eines schlichten Ernstes, der nicht erzählen und nicht unterhalten will, sondern der einzig darauf ausgeht, ein Stückchen Leben künstlerisch getreu festzuhalten. Es liegt etwas Vornehmes in diesem Zurücktreten hinter den Stoff. Das sollte man nicht übersehen, auch wo man keine Lust verspürt, dergleichen interessant zu finden.

Von den holländischen Naturalisten ist erst kürzlich (in Nr. 7 d. J.) die Rede gewesen. Die meisten der damals im Architektenhaus beherbergten Bilder sind jetzt in die große Kunstausstellung übergegangen und weisen der durch sie vertretenen Nation eine charakteristische Stellung an. Die Amerikaner sind in erster Linie brillante Techniker und nebenbei alles Mögliche, was die Zeit gerade von ihnen verlangt. Also unter Anderem auch Naturalisten. Ich nenne Gari Melchers, Sprague Pearce und Walter Gay), die uns in die Kreise der Landbewohner, bald in die Kirche, bald auf's offene Feld, hineinführen und sociale Accente nicht sparen. Indeß, das ist ein Naturalismus aus zweiter Hand, ohne die Herbigkeit und Spröde, mit denen er bei den Vätern und Schöpfern dieser Kunstrichtung auftrat. Er ist eleganter, glänzender, lichtfroher geworden. Er fühlt sich nicht als Kämpfer für etwas Neues; er giebt sich als etwas Selbstverständliches, das man schon kennt. Man vergleiche etwa Melchers' Kirchenscene mit der von Leibl! Wie viel mehr springt doch dieses Bild in die Augen, allein schon durch die kokette Farbe! Da giebt es Alles zu schauen, was die moderne Malerei an Mittelchen nach und nach angesammelt hat. Und dann auch die selbstbewußte Größe der Leinwandflächen! Die amerikanischen Naturalisten sind eben moderne Pariser, die vor Allem effectvoll zu insceniren wissen.

Es scheint, daß die jungen Berliner Naturalisten es ihnen ein wenig nachthun möchten, wenn auch der große Zug, den die Vertreter der neuen Welt so leicht nicht vermissen lassen, bei ihnen kaum je anzutreffen ist. Liebermann freilich hat ihn. Aber der ist ein „Aelterer" und zudem auf der Ausstellung nicht vertreten. Die Brücke schlägt etwa Skarbina, der bekanntlich in seinem Kunstcharakter mehr Pariserisches als Berlinisches aufweist. Er ist in seiner jetzigen Phase kaum den Naturalisten mehr zuzuzählen, wohin ihn seine sensible und feine Natur vielleicht niemals hätte führen sollen. Aber er hat es unseren Jüngeren ermöglicht, dem Naturalismus einen gewissen Salonparfüm zu verleihen und seine stoffliche Rauhheit mit allerhand Farbenwitzchen auszustatten, die ihm ein gefälliges Aeußere verleihen. Da ist z. B. das Bild „Arbeitslose" vom Skarbina-Schüler Paul Höniger, eine sehr charakteristische Stichprobe. Wäre dieses Bild vor zwanzig, oder selbst vor zehn Jahren gemalt worden, die Not und das Elend des Hungerkampfes hätten daraus zum Himmel geschrieen. Aber heute? Ein magisch-blaues Nachtstück voll venezianischen Farbenschimmers, mit spiegelndem Fluß und gelb stechenden Fabrikfenstern, eine „poetische" Nacht für romantische Liebesleute, und darein dann als gespenstische Schatten einige Bassermann'sche Gestalten gezaubert! Gewiß ist das die Arbeit eines strebsamen Talentes, das sich möglichst viel — allzuviel! — anzueignen sucht. Aber wie zahm, wie leidenschaftslos! Und wie herausgeputzt für die Augen geputzter Damen und Herren! Ganz so auf pikanten Nervenschauer berechnet, wie jene in Gasthäusern aufgestellten „Elektrisirmaschinen", wo man die gewaltigste Naturkraft in minimalsten Bruchtheilen als angenehmen Kitzel auf die sensationslüsterne Haut leitet.

Des Spaßes halber will ich anflicken, daß es auch einen Düsseldorfer Naturalismus giebt. Er kommt direct aus der Vautier-Schule und vergnügt sich an harmlosem Anekdotenerzählen und spitzfindiger Charakteristik. Etwa wie auf Otto Heichert's Bild „Die Dorfältesten".

Franz Servaes.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Villa Reuter und die Schillerstiftung.

Lieber Freund!

Gestatten Sie mir auf die Bemerkungen Ihres Referenten in Nr. 20 der „Gegenwart" zuerst zu erwidern, daß im Vorwort zu meinem Literatur-Kalender ausdrücklich steht, daß es Frau Reuter vorgeschwebt haben „mag", ihre Villa zu einem Schriftstellerasyl durch die Schillerstiftung umgestaltet zu sehen. Von einer Bestimmung in diesem Sinne ist nirgends die Rede. Das Testament knüpft an das Vermächtniß lediglich eine Bedingung betr. die Erhaltung des Reuter'schen Begräbnißplatzes auf dem hiesigen neuen Friedhofe. Wie eigentlich das Gerücht von einem zu begründenden Asyl entstanden ist, ist mir nicht erklärlich, jedenfalls aber schien auch mir anfänglich der Gedanke so verlockend, daß ich mit wirklicher Freude dem Rufe, dem Comité zur Verwaltung des Reuterhauses beizutreten, Folge leistete. Freilich eine halbwegs gründliche Umschau in dem Hause, vorgenommen mit nicht ganz unpraktischem Blick, mußte sofort die Ueberzeugung aufdrängen, daß das Haus zu allem Möglichen gut sein mag, nur nicht zu einem Schriftstellerasyl. Das Souterrain der Villa dient Wirthschaftszwecken, der Hauptstock ist so unglücklich eingetheilt, daß z. B. der nördliche Tract vier Zimmer enthält, die zusammen nur durch einen Ausgang direct mit dem Corridor verbunden sind, was sich nach der ganzen Beschaffenheit des Grundrisses auch nicht nachträglich ändern läßt. Der Oberstock besteht aus ungewöhnlich niedrigen Zimmern von ungeschickter Anordnung, die noch dazu direct unter einem Blechdache liegen, das im Sommer auch den wärmebedürftigsten Greisen mehr Wärme abgiebt, als ihnen auf die

Dauer lieb sein kann. Das ganze Haus mit seiner stattlichen Loggia ist eigentlich ein Blender, der hinten nicht hält, was er vorn verspricht, dabei so nahe an den wasserabgebenden Felsen gebaut, daß die Feuchtigkeit Verheerungen anrichtet, die das Vermächtniß thatsächlich zu einem „Danaergeschenk" stempeln könnten. Es dürfte nicht zu viel gesagt sein, daß die Ausbesserung der Schäden, ohne die das Haus in wenigen Jahren zur vollständigen Ruine werden würde, allein schon zehn Procent des Werthes verschlingen werden. Die Reparaturkosten und die Unterhaltungskosten (Versicherung, Steuer, Bewachung, Wasserzins, Reinigung ꝛc.) auszugeben, hat die Schillerstiftung, streng genommen, nur dann ein Recht, wenn sie sicher sein darf, früher oder später das aufgewendete Capital den in dem § 2 ihrer Statuten*) ausgesprochenen Zwecken wieder zugeführt zu sehen. So hart und pietätlos das klingen mag, kann ich doch nicht umhin, zu erklären, daß m. E. der Vorstand der Schillerstiftung sich als bester Haushalter zeigen würde, der das Haus zu dem denkbar höchsten Preise verkaufte und den Ertrag den Zwecken der Schillerstiftung nutzbringend machte. Damit würde dem nothleidenden Dichter mehr gedient sein, als mit der Aufnahme in das Asyl, das auf dem Papier sehr hübsch und in der Wirklichkeit sehr ungemüthlich aussehen würde. Ich habe den größten Respect vor den meisten meiner Collegen und das herzlichste Mitgefühl mit den Nothleidenden unter ihnen, und doch bin ich überzeugt, daß die Unterbringung einer Anzahl der letzteren in einem gemeinsamen Asyl zu den größten Unzuträglichkeiten führen würde. Und was wäre überhaupt den Armen, die zugleich nach dem Statut der Schillerstiftung — das eben maßgebend ist, ob es recht hat oder nicht — Leute sein müssen, die „für die Nationalliteratur verdienstlich gewirkt" haben, damit genützt? So gut wie gar Nichts! Wer als Einzelner mit der Raumbeschränkung, die ihm die Villa Reuter auferlegen müßte, in Eisenach zeitweilig oder dauernd leben will, kann schließlich auch noch die Kosten für ein möblirtes Zimmer erschwingen. Und dann ist er sein eigner Herr, frei in der Wahl seines Umganges, unabhängig und weder dem Philister, noch dem nach Sehenswürdigkeiten lüsternen Fremden gegenüber als der Bedürftige gekennzeichnet. Soll aber auch der Unterhalt gegeben werden — wie es der Verfasser will (er spricht vom „Wohn- und Kosthaus"), aber wohl Frau Reuter nicht wollte, da sie dann gewiß auch ein Legat zu diesem Zwecke ausgesetzt hätte — so entsteht sofort die Frage: wer zahlt diesen? Der Verfasser scheint in seinem Leben nicht oft mit dem Klingelbeutel herumgegangen zu sein, und besonders nicht häufig für nothleidende Collegen, er würde sonst nicht das große Wort vom „leichten Beschaffen" der nöthigen Mittel so gelassen aussprechen, wie er es thut. Nehmen wir nur 10—12 Asylbewohner an, so wären mindestens ausschließlich der Nebenausgaben 12000 Mark jährlich zur Erhaltung nöthig. Das setzt bei heutigen Zinsverhältnissen ein Capital von 350,000 Mark voraus. Glaubt der Verfasser ernstlich, daß sich die so „leicht beschaffen" lassen? Ich bin anderer Meinung und zugleich auch darin, daß es zur „Ehrenpflicht" der „Eisenacher Gründer" (worunter doch wohl das Lokalcomité für Erwerbung des R. Wagner-Museums verstanden ist) gehöre, das nöthige Capital zusammenzubringen. Warum gerade dieses Comité, warum gerade Eisenach das Geld für die Unterbringung verdienter Dichter aufbringen soll, ist mir einfach unerfindlich. Doch nicht deßhalb etwa, weil zufällig im Weichbilde Eisenachs ein Haus steht, das die Besitzerin einer zu Eisenach in gar keiner besonderen Beziehung stehenden Gesellschaft vermacht hat? Eisenach hat doch wahrlich keinen Grund, sich mehr der Ehrenpflicht der Nation für ihre siechen Dichter zu erinnern, als jede andere Stadt. Eher sogar weniger, als etwa die großen Buchhandlungscentren, die aus der Literatur Ansehen und Reichthum schöpfen oder die Reichshauptstadt. Dafür will ich aber trotzdem ohne Weiteres bürgen, daß Eisenach, wenn etwa Berlin vorangeht, in Spenden für die Begründung eines Schriftstellerasyls in Eisenach, mit seinen Gaben im Verhältniß zu Größe und Reichthum, keine Stunde zurückbleiben wird. Jedenfalls ist die Specialaufforderung des Verfassers an Eisenach in dieser Sache und der daran geknüpfte Vorwurf unberechtigt. — Ueber das Wagner-Museum kann natürlich Jedermann denken wie er will. Wir halten weder die Summe für verloren, die dafür gezahlt wurde, noch zweifeln wir daran, daß wir eine Pflicht erfüllten, die merkwürdige Sammlung vor Zersplitterung und Verlust an's Ausland zu retten.

In freundschaftlicher Gesinnung

Joseph Kürschner.

*) Paragraph 2 lautet: Der Zweck der Deutschen Schillerstiftung besteht darin: Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächst angehörigen Hinterlassenen, in Fällen über sie verhängter Lebenssorge, Hilfe und Beistand darbietet . . .

Notizen.

Philippine Welser. Eine Schilderung ihres Charakters und Lebens von Wendelin Boeheim. (Innsbruck, Verlag des Museum Ferdinandeum.) Das schöne Werk enthält manches Neue auf Grund eigener Studien des Verfassers, auch sind die Ergebnisse der historischen Forschung hier sorgfältig berücksichtigt. Vor Allem wird die alte Fabel, Philippine sei — als 53jährige kränkliche Matrone! — von den Jesuiten ermordet worden, ad absurdum geführt, denn Niemand hätte daran ein Interesse gehabt. Trotzdem wird auf Schloß Ambras noch heute das Baderstübchen bei der Kapelle gezeigt, wo man der schönen Augsburgerin die Adern geöffnet haben soll. Uebrigens war sie für unsere Begriffe nichts weniger als schön, das bezeugen sämmtliche hier wiedergegebene Bildnisse, die den Schmuck des Buches ausmachen. Das Ferdinandeum, die Kaiserlichen Sammlungen haben zu den Illustrationen Manches beigesteuert, wie auch der kunstsinnige Verleger der „Modenwelt", Franz v. Lipperheide, der in seinen kostbaren Tiroler Kunstsammlungen manches werthvolle Welserstück birgt, aber nicht verbirgt, wie dies Prachtwerk zeigt.

Deutschlands Helden in Krieg und Frieden. Deutsche Geschichte von Karl Neumann-Strela. (Hannover, Meyer.) Das populäre Werk des bekannten vaterländischen Schriftstellers liegt nun in drei reich illustrirten Bänden vollständig vor. Mit Friedrich dem Großen beginnend, wird die deutsche Geschichte bis zur Gegenwart fortgeführt, indem es nicht nur die Helden des Schwertes, sondern auch die der Friedensarbeit bespricht; auch die Culturgeschichte ist eingehender als in den meisten andern Werken herangezogen. Die Darstellung ist einfach und ohne Phrasen und steht überall auf der Höhe der neueren Geschichtsforschung. Es ist ein Jugend- und Volksbuch im besten Sinne.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue belletristische Erscheinungen!

Geschieden.
Roman von
Sophie Junghaus.
2 Bde. Preis geh. M. 8.—; fein geb. M. 10.—.

So wachsen deiner Seele Flügel.
Roman von
Bernhardine Schulze Smidt.
2 Bde. Preis geh. M. 6.—; fein geb. M. 8.—.

Bühne des Lebens.
Ein neues Novellenbuch
von
Eugen Salinger.
Inhalt: Der vierzehnte Kriegsartikel. — Assessor Mach. — Das Blumenmädchen von Arricia. — Das neue Stück.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Aus dem Künstlernest.
Roman von
Fanny Klinck-Lütetsburg.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
„Gegenwart“
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart“ machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Diese **Bismarck-Nummer** bildet Nr. 14 der „Gegenwart“ und wird an neu hinzutretende Abonnenten ohne Aufschlag mitgeliefert.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Direct zu beziehen durch den **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Soeben erschien:

Zimmermann, Tante Eulalias Romfahrt.

17 Bogen 8°

mit bildlichem Schmuck von **Kunz Meyer,**

in hochelegantem farb. Umschlag, geh. Preis M. 3.—.

Das Buch, in welchem der als Kunsthistoriker bekannte Verfasser sich als feinsinniger Erzähler zeigt, behandelt mit liebenswürdigem Humor und feiner Satire die ergötzlichen Erlebnisse einer enthusiastischen deutschen Kleinstädterin und ihrer Gefährtin in der Ewigen Stadt.

☛ In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

☛ Fünfte Auflage. ☚

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk mnthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden.“ (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt).

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

souveränes Mittel bei nervösen **Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 26. Berlin, den 29. Juni 1895. Band XLVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Verdeutschung des Ostens. Von R. Richardi. — Die jüngsten Erdbeben und ihre Ursache. Von Wilhelm Stoß. — **Literatur und Kunst.** Aesthetische Schlagworte in der Musik. Von Heinrich Ehrlich. — Wilhelm Wolfsohn. Von Eugen Isolani. — **Feuilleton.** Der Kirchthurm in der Ferne. Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Excellenz Drohne. Von Timon d. J. — Die große Kunstausstellung. 6. Der Impressionismus und seine Spielarten. Von Franz Servaes. — Anzeigen.

Zur Verdeutschung des Ostens.

Von R. Richardi.

Ein Jahrhundert ist verflossen, seit der größte Theil der jetzigen Provinzen Westpreußen und Posen dem preußischen Königreiche einverleibt ist, seitdem ein Königreich Polen zu existiren aufgehört hat und doch trägt ein großer Theil dieser Gegenden noch immer ein unverkennbar polnisches Gepräge, das verhältnißmäßig viel stärker ist, als das französische in unseren erst seit einem Vierteljahrhundert deutschen Reichslanden. Man könnte für letzteres vielleicht darin eine Erklärung suchen, daß die Reichslande früher deutsches Gebiet gewesen und in vielen Gegenden bei ihrer Einverleibung schon die deutsche Sprache, wenn auch in veränderter Mundart, gesprochen wurde; dem ist aber nicht so. Bei ihrer Eroberung waren die Reichslande vielfach von französischem Geiste und Wesen beherrscht und ein deutsches Nationalbewußtsein in keiner Weise vorhanden, vielmehr fand man eine zähe Vorliebe für Frankreich in allen Schichten der Bevölkerung.

Es drängt sich daher unwillkürlich die Frage auf, aus welchem Grunde denn gerade in den polnischen Gebieten die Verdeutschung so schwache Fortschritte gemacht habe, und nur zu gern ist man geneigt, dieses, namentlich wenn die herrschenden Verhältnisse weniger bekannt sind, dem in manchen Büchern so viel gerühmten Nationalbewußtsein der Polen zuzuschreiben. Diese Annahme dürfte aber nicht ganz die richtige sein. Ich bin weit davon entfernt, dem gebildeten Polen ein ausgeprägtes Nationalbewußtsein abzusprechen, aber ich bestreite entschieden, daß dasselbe in dem gewöhnlichen Volke so stark vorhanden sei, um diesem hartnäckigen Widerstande gegen alle Verdeutschungsversuche eine genügende Erklärung geben zu können. Nicht das Nationalbewußtsein des gewöhnlichen Volkes ist es allein, welches dieses Hemmniß bildet, sondern wir haben es hier mit einer Verquickung desselben mit religiösen Fragen zu thun, mit einem zum Fanatismus getriebenen Mischmasch religiöser und polnisch-patriotischer Gefühle.

Der Pole ist ein guter, fast fanatischer Katholik, und sich dieses, wie wir später sehen werden, im günstigen Augenblicke zu Nutze machend, haben die leitenden Führer die polnische Frage mit in eine Religionsfrage umgewandelt. Hierfür zum Belege eine Beobachtung, die man in diesen Gegenden täglich machen kann und über die man bei anderen Verhältnissen wohl mit Achselzucken hinweggehen könnte, wenn sie nicht unter diesen Gesichtspunkten eine größere Bedeutung gewänne. Fragt man nämlich irgend einen Polen aus dem Volke nach seiner Konfession, so wird die Antwort nicht etwa „katholisch" lauten, sondern fast ohne Ausnahme „polnisch". Dies ist aber nicht etwa ein Ausfluß von Beschränktheit, sondern eine Folge der Erziehung der auf diese Leute Einfluß habenden Personen, nämlich der Dienstherren und Geistlichen. Diese Leute haben in dem gewöhnlichen Volke die Vorstellung zu erwecken gewußt, daß jeder gute Katholik auch Pole sein oder wenigstens die polnische Sprache kennen muß. Ja so weit geht es oft, daß wenn Jemand dem gewöhnlichen Polen vorhalten würde, der Papst könne gar nicht polnisch sprechen, der Mann dem Betreffenden ob seiner Unkenntniß in das Gesicht lachen — oder ihm in das Gesicht schlagen würde, indem er in solch einer Behauptung eine Verhöhnung des Papstes fände.

Aber dies ist nicht der alleinige Grund, der die Verdeutschung bisher hier nicht hat fortschreiten lassen: der zweite Grund liegt in den verkehrten Maßnahmen, die die preußische Regierung und einzelne sich dazu besonders berufen fühlende Personen zum Zwecke der Verdeutschung in Anwendung zu bringen beliebten.

Ich will nicht weitschweifig werden und jede einzelne kleine Maßregel durchkneten, sondern nur die hierbei angewandten bedeutendsten Schritte in das Auge fassen. Denn gerade in den kleinlichen, oder sagen wir lieber für das Ganze unbedeutenden Maßnahmen ist eine geradezu grenzenlose Politik der Duldsamkeit, Schroffheit und wiederum auch Gleichgiltigkeit zu finden, die wir besser mit Stillschweigen übergehen. Als Beispiel hierfür sei aber doch Folgendes angeführt. Es wurde, wie wohl Jedem bekannt sein wird, s. Z. mit der Verdeutschung der Ortsnamen begonnen und dieselbe auch ziemlich systematisch durchgeführt. Da lese man nun aber Folgendes in dem Amtsblatte der Kgl. preußischen Regierung zu Marienwerder (Nr. 2 vom 9. Jan. 1895): „Bekanntmachung: Die an der Bahnstrecke Gnesen-Jarotschin belegene Haltestelle „Dietrichsfeld" führt vom 1. Februar 1895 ab die Bezeichnung „Chwalibogowo". Bromberg, den 29. December 1894. Königliche Eisenbahn-Direction." Man könnte da doch wirlich fragen, ob eine Verdeutschung oder eine Polonisirung vorgenommen werden soll, wenn man sieht, wie ein echt deutscher Name in einen polnischen umgewandelt wird. Aber ein Commentar ist hierfür wohl überflüssig. —

Doch solches sind, wie schon gesagt, für heute nebensächliche Dinge, wir wollen hier nur drei Hauptmaßnahmen in das Auge fassen, nämlich erstens die Ausweisung aller

nichtpreußischen Unterthanen beziehungsweise nichtdeutschen Reichsangehörigen aus den Provinzen Posen und Westpreußen, zweitens das Ansiedelungsgesetz und drittens den angeblich von der Regierung unterstützten Verein zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken.

Bis zu der in der Mitte der achtziger Jahre veranlaßten Ausweisung der Ausländer hatten die Grundbesitzer des Ostens ihre Arbeiter aus den unteren Bevölkerungsclassen, die sich in diesen Provinzen vorfanden, genommen, natürlich ohne Rücksicht darauf, welche Staatsangehörigkeit der einzelne Arbeiter besaß. Der Arbeiter war eben da, und es genügte bei den nicht in allzu großer Menge zur Verfügung stehenden Arbeitskräften, daß er mit seinen Ansprüchen so gering war, um es dem Landwirthe zu ermöglichen, sich, wenn auch nicht glänzend, so doch immerhin angemessen durchschlagen zu können. Nun kamen mit einem Male die Ausweisungsbefehle und plötzlich sah sich der Landwirth seiner billigen Arbeiter beraubt und war gezwungen, da ein großer Mangel an Arbeitskräften eintrat, sich deutsche Arbeiter aus fernen Bezirken für theures Geld herbeizuholen. Die Bewirthschaftung der Grundstücke wurde hierdurch aber in einer solchen Weise vertheuert, daß der Landwirth unter diesen Verhältnissen schlechterdings nicht mehr auskommen konnte. Die Regierung sah dies denn auch bald ein und begann nun das Verkehrteste, was sie thun konnte, sie gestattete in der Saat- und Erntezeit, also den ganzen Sommer über, den vorübergehenden Aufenthalt ländlicher nichtdeutscher Arbeiter. Nach dieser Kraftanstrengung auf ihren Lorbeeren ausruhend, überließ sie dann den paar deutschen Lehrern und anderen Koryphäen in der Arbeit der Verdeutschung alles Andere. Dabei schien sie gar nicht zu ahnen, daß durch die Inconsequenz, die in der letzten Anordnung lag, die ganzen Ausweisungsbestimmungen mit all' ihren Härten über den Haufen geworfen wurden. Denn was im Winter für die Verdeutschung gewirkt war, das wurde im Sommer durch die aus Russisch-Polen hereinkommenden Arbeiter wieder und zwar gründlich vernichtet. Mag man über jene Ausweisungsbestimmungen denken wie man will, zugeben muß wohl Jeder, der jene Zeit miterlebt hat, daß oft maßlose Härten dabei vorgekommen sind. Eltern, deren Kinder im Kriege 1870/71 gefallen waren, mußten ihre ihnen lieb gewordene Scholle verlassen, Kinder, die von Jugend auf als Deutsche erzogen waren und sich als solche fühlten, ja die oft gar nicht Polnisch konnten, mußten unweigerlich das Land verlassen, – so wurden Familien getrennt, Existenzen vernichtet. Solche Maßnahmen lassen aber in den Herzen der davon Betroffenen und in den Herzen der Angehörigen, guten Freunde und Bekannten derselben stets einen Stachel zurück, und dieser Stachel wird nun jeden Sommer von Neuem in das Herz der Betroffenen gedrückt. Denn daß die zum Sommer wieder nach Preußen Kommenden, die zumeist zu den früher ausgewiesenen Leuten gehören, nicht gerade die herzlichsten Gefühle für Deutschland hegen, kann man sich leicht denken, und so kommt es denn, daß das, was im Winter für das Deutschthum unter dem gewöhnlichen Volke gesät ist, im Sommer wieder herausgerissen wird und rettungslos verloren geht. Diese Maßnahme ist also verfehlt, sie nützt nichts dem Deutschthum, sondern schadet ihm nur, denn sie bringt weder deutsche Arbeiter nach unseren polnischen Provinzen, noch macht sie die preußische Regierung bei den Polen beliebter.

Doch gehen wir zu der zweiten Maßnahme der Regierung über, zu der Bildung der Ansiedelungs-Commission. Der leitende Gedanke war hierbei etwa folgender: Der in den Händen von Polen befindliche ländliche Großgrundbesitz sollte angekauft, in kleine Parzellen getheilt und an aus dem Westen heranzuziehende deutsche Bauern verkauft werden. Es sollte hierdurch der Einfluß des polnischen Großgrundbesitzers gebrochen und ein deutscher Bauernstamm geschaffen werden, denn den polnischen Großgrundbesitzer und Adeligen hielt man, wohl oft nicht mit Unrecht, für die treibende Kraft bei der Schürung des polnischen Nationalbewußtseins. Die Regierung wollte aber bei ihrem Vorgehen den feinen Mann spielen, der nicht viel feilscht und handelt, sondern das, was er nimmt, reichlich und voll bezahlt. So kam es denn, daß dem bankerotten polnischen Großgrundbesitzer seine Besitzung für einen Preis abgekauft wurde, der es ihm sehr oft ermöglichte, mit dem übrig gebliebenen Reste des Kaufgeldes als Rentier zu leben. Die Regierung hatte dabei wohl gehofft, diese ihr unbequemen Elemente, nachdem sie von ihrer Scholle losgelöst waren, in alle Windrichtungen zerstieben zu sehen. Dem war aber nicht so. Der frühere polnische Großgrundbesitzer ging mit dem Gelde nicht etwa nach Paris oder sonst irgend wohin weit fort, sondern zog nur bis zu einem der nächstbelegenen, kleinen Städtchen, lebte dort behaglich als Rentier und beschäftigte sich, da er ja auf Gottes weiter Welt nichts gelernt und auch sonst hier nichts weiter zu thun hatte, aus reiner Dankbarkeit mit der Entfachung patriotischen Gefühls, aber nicht des deutschen, sondern des polnischen. Und so hatte denn die Regierung, dank ihrer weisen Maßnahmen, statt der verschuldeten Großgrundbesitzer, die mit sich allein zu thun hatten, einen Stamm eifriger und einflußreicher Agitatoren für die polnische Sache geschaffen, wogegen der Zuzug capitalkräftiger deutscher Bauern aus dem Westen sehr viel zu wünschen übrig ließ.

Mit diesem Experimente war es also auch nichts, und da sehen wir denn als würdigen Dritten im Bunde den Verein zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken in die Schranken treten.

Während die Regierung in den beiden bisher erwähnten Maßnahmen den Kampf gegen die polnische Landbevölkerung geführt hatte, so bei der ersten gegen den polnischen ländlichen Arbeiter und bei der zweiten gegen den polnischen Großgrundbesitzer, begann dieser neugegründete Verein den Kamp mit dem polnischen Kaufmanns- und Handwerkerstande.

Wie will nun aber der Verein zur Förderung des Deutschthums sein Verdeutschungswerk durchführen? Er sagt, um das Princip desselben mit kurzen Worten darzulegen, etwa Folgendes: „Zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken bedarf es eines kräftigen Mittelstandes, der aus deutschen Kaufleuten und Handwerkern bestehen muß. Unsere Hauptaufgabe liegt also darin, den polnischen Kaufmann und Handwerker zu verdrängen und an deren Stelle deutsche Kaufleute und Handwerker zu setzen." Mit anderen Worten: durch einmüthiges Zusammenhalten muß der polnische Kaufmann und Handwerker boycottirt und zu Grunde gerichtet werden.

Und die Wirkung dieses neuen Vereins, dieses Vereins des unlauteren Wettbewerbes, der unchristlichen Geschäftsmache, auf die Polen? Nun die ist sehr einfach und natürlich. Diese Leute sehen ihre Stammesgenossen von den Deutschen boycottirt und erwidern Gleiches mit Gleichem. Das Endresultat ist aber die Schaffung eines neuen Kittes für polnische nationale Einmüthigkeit, oder wie Mancher sagt, Verstocktheit.

Meiner Ansicht nach sind diese beiden letzten Maßnahmen nicht allein moralisch verwerflich, sondern auch höchst unklug. Wenn ein Staat fremde Landestheile sich einverleibt und die in diesem Lande ansässigen Einwohner zu seinen guten Staatsbürgern machen will, dann muß sein erstes Werk sein, sich bei seinen neuen Unterthanen Zuneigung und Vertrauen zu erwerben. Er muß nicht ein solches Volk Jahrzehnte und Jahrzehnte hindurch sich selbst überlassen und dann plötzlich auftreten und sagen: So nun habe ich Euch Zeit genug gelassen, Euch an mich zu gewöhnen, wollt Ihr das nicht, so werde ich Euch dazu zwingen! Und nun wird frisch drauf losgeschlagen. Das ist nicht der richtige Weg. Es ist mit diesem „die Sache gehen lassen, wie sie wolle" in der Mitte unseres Jahrhunderts in unseren polnischen Landestheilen viel gesündigt worden, wenn es auch entschuldbar war, da Preußen mit sich allein genug zu thun hatte.

Blicken wir aber einmal ein Vierteljahrhundert zurück! Nach dem Kriege 1870/71 kam das deutsche Reich und mit ihm der preußische Staat zur Ruhe. Man begann sich mit inneren Angelegenheiten zu beschäftigen, und plötzlich kamen da die Maigesetze zum Vorschein, als erste von den Polen seit ihrer Einverleibung als Gewaltthat tief empfundene Maßnahme. Wie schon oben gesagt, die polnische Bevölkerung ist gut, ja fast fanatisch katholisch, und da erregten denn, geschürt durch die katholische Geistlichkeit, die neuen Gesetze überall die Gemüther. Hier haben wir nun den Zeitpunkt, den die polnischen Führer wahrnahmen, um die polnische Frage mit der Religionsfrage zu vermengen. Der Pole wurde als Katholik verhetzt und mißtrauisch gemacht gegen sein neues Vaterland, den evangelischen preußischen Staat. Und dann nach kaum zehn Jahren kommt derselbe Staat, tritt als Herr auf, sagt: „Du Pole, willst nicht Deutscher werden, nun dann mach', daß Du aus dem Lande Deiner Väter kommst", und kauft alle in polnischem Besitze befindlichen Ländereien, deren er habhaft werden kann, auf, um das eingesessene Volk zu verdrängen und eigene Leute aus anderen Landestheilen hineinzupflanzen.

Was nennt man dann aber nationalisiren, etwa das angesessene Volk hinaustreiben und eigene Leute hineinsetzen? Sicher nicht, das nennt man brutal entvölkern und mangelhaft neu bevölkern. Unter Nationalisiren versteht man doch das Bestreben und die Ausführung, ein neu einverleibtes Volk allmälig mit dem alten Volke untrennbar zu verschmelzen, so daß schließlich nur eine Nation vorhanden ist und zwar eine, die sich aus den beiden Völkern zusammensetzt.

Wird dies aber jemals bei einem Volke möglich sein, das sich zuerst in seiner Religion bedroht glaubt, und, nachdem es schon hierdurch mit Mißtrauen erfüllt ist, mit einem Male sieht, wie der Staat, dem es angehören, bei dem es Schutz und Recht finden soll, sich rüstet zu einem Kampfe, der das neu einverleibte Volk zum wirthschaftlichen Ruin treibt?

Diese Frage möge sich Jeder selbst beantworten.

Ich will aber nicht nur eine Kritik ausüben, das wäre zu billig, sondern ich will auch offen, wenn auch nur kurz, meine Ansicht über die allein unter den jetzigen Verhältnissen noch möglichen Mittel, die zur Verdeutschung der polnischen Landestheile führen könnten, darlegen. Eine Ansicht, die sich auf langjährige Erfahrung und gründliche Kenntniß polnischer Art und polnischen Wesens gründet.

Vor allen Dingen müssen wir uns dabei klar werden, welche Leute wir uns heutzutage unter Polen vorzustellen haben. Zu dieser Gesammtheit gehören nicht allein Diejenigen, deren Muttersprache das Polnische ist, sondern auch Diejenigen, die die polnische und deutsche Sprache von Kindheit an gleichzeitig erlernt haben, und schließlich leider auch ein großer Theil Derjenigen, und deren sind es nicht wenige, die von Jugend auf allein deutsch gesprochen und erst später das Polnische sich angeeignet haben. Alle diese Leute zählen sich, wenn sie außerdem katholisch sind, ob mit oder ohne Recht, kann ja hier gleichgiltig bleiben, zu den Polen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit gewinnen sie durch ihre gemeinsame Kenntniß der polnischen Sprache und ihre Vermittler und Zwischenträger bilden die polnisch-katholischen Geistlichen.

Bei dieser kurzen Feststellung erblicken wir auch sofort die Punkte, an denen die Hebel zur Verdeutschung angesetzt werden müssen. Es sind dies die polnische Sprache und die polnisch-katholische Geistlichkeit. Den Polen ihre Existenz untergraben zu wollen, um sie dadurch zu Deutschen zu machen, führt, wie wir oben gesehen haben, gerade zum Gegentheil und ist, mag es hier nochmals gesagt sein, grundfalsch und moralisch verwerflich. Die Polen unserer beiden Provinzen sind preußische, uns völlig gleichberechtigte Staatsbürger, sie zahlen ihre Steuern wie jeder Andere, müssen ebenso in dem preußischen Heere dienen und gegebenen Falles für Preußen und Deutschland Gut und Blut opfern, was sie auch in den von uns geführten Kriegen brav gethan haben, darum haben sie aber auch Anspruch auf unseren Schutz und unsere thätige Mithülfe zur Beschaffung ihres Fortkommens. Anders aber liegt es mit ihrem Verlangen nach dem Schutze der polnischen Sprache: sie sind, wenn auch nicht freiwillig und gern, Preußen und Deutsche und haben kein Recht, unsere Forderung abzulehnen, daß in einem deutschen Staate auch nur deutsch gesprochen werden dürfe. Fügen sie sich hierin nicht freiwillig, nun so müssen sie eben dazu gezwungen werden. Unser erstes Hauptziel muß also die absolut strenge Durchführung der Kenntniß der deutschen Sprache sein. Wie erreichen wir dies aber? Durch eine allgemeine große Erweiterung der Volksschule, eine gründlich und weit ausgeführte Vermehrung des deutschen Sprachunterrichts an derselben und durch Zwangsmittel, nicht etwa körperlicher, sondern moralischer Natur. So kann etwa ein bestimmter Zeitraum festgesetzt werden von, nehmen wir einmal an, 25 Jahren: wer nach Ablauf dieser Zeit der deutschen Sprache nicht mächtig ist, geht, solange diese Unkenntniß andauert, seiner Fähigkeit zur Ausübung der preußischen und deutschen Staatsbürgerrechte verlustig, er darf keine öffentlichen und Ehrenämter bekleiden, er darf nicht das Wahlrecht ausüben, muß bei gerichtlichen Handlungen bevormundet werden und darf keinen selbstständigen Erwerbszweig ergreifen. Ferner muß die Herstellung von Zeitschriften in polnischer Sprache verboten werden. Es liegt hierin durchaus keine Härte, denn wer in dieser Zeit nicht die deutsche Sprache erlernt hat — wir müssen hierbei berücksichtigen, daß bereits viele Jahre hindurch hierzu Gelegenheit gegeben war — der hat dies aus bösem Willen gethan, der wollte sich nicht fügen und muß demgemäß die Folgen tragen. Leuten aber, die etwa wegen vorgeschrittenen Alters oder sonstiger Unfähigkeit nicht dazu im Stande waren, mangelt dann auch die Fähigkeit, ihre preußischen und deutschen Staatsbürgerrechte frei und unbeeinflußt ausüben zu können, sie müssen eben gleich den Unmündigen behandelt werden. Ist aber die deutsche Sprache allgemein durchgeführt, dann sind Zeitschriften und Tagesblätter in polnischer Sprache auch nicht mehr nothwendig, dann kann Jeder seine Wissenschaft aus deutschen Blättern sich verschaffen, nebenher kann ja Jeder die polnische Sprache pflegen, so viel wie er will.

Sind wir erst so weit, dann wird der andere Hebel angesetzt, es wird tabula rasa mit der polnischen Geistlichkeit gemacht, der jetzigen Brutstätte des Polonismus. Geistliche, die sich zum Polenthum bekennen, werden nicht mehr geduldet, überhaupt muß, wenn es noch nothwendig ist, aufgeräumt werden mit dem in den niederen Volksschichten festgewurzelten Aberglauben, daß Polonismus und Katholicismus untrennbar sind. Nur ganz vereinzelt dürfen in der ersten Zeit noch katholische Geistliche, welche der polnischen Sprache mächtig sind, in den beiden Provinzen geduldet werden. In der Kirche darf aber die polnische Sprache niemals mehr Anwendung finden und in der Schule nur in derselben Form facultativ gelehrt werden, wie Griechisch, Lateinisch oder Französisch.

Dieser Weg ist nicht so schwer bei einigem festen Willen, aber sicher, und würde viel weniger Kämpfe kosten, als alle bisher angewandten Gewaltmittel. Denn ihres Bindemittels, der polnischen Sprache, und ihrer Führer, der polnisch-katholischen Geistlichen, beraubt, würden die Polen bald gezwungen sein, mit der deutschen Sprache auch deutsche Sitte und deutsches Wesen anzunehmen.

Die jüngsten Erdbeben und ihre Ursache.

Von Wilhelm Stoß.

Aus dem Labyrinth von Hypothesen, die in alter und neuer Zeit zur Erklärung der Erdbeben erfunden worden sind, hat uns die Methode befreit, die in der Naturwissenschaft überhaupt die einzig erfolgreiche gewesen ist, die Methode, erst aus den beobachteten Thatsachen den Grund der Erscheinungen zu suchen. Anstatt irgend eine „Theorie" aufzustellen und dann mit mehr oder weniger Gewalt die Erdbebenerscheinungen ihr anzupassen, hat man seit Kurzem den Weg eingeschlagen, alles sichere Beobachtungsmaterial von Erdbeben einzelner Gebiete zu sammeln, um dann durch Vergleiche Aufschlüsse über deren letzte Ursache zu erhalten. Auch von den Erdbeben Krains besitzen wir eine solche Sammlung von H. Mitteis, aber ohne jede Schlußfolgerung. Dafür finden wir in der Monographie Hoefers über die Erdbeben in dem benachbarten Kärnten zum Theil auch Aufschlüsse über die Ursache der Erdbeben in Krain.

Die ältesten Nachrichten von Erdbeben in Krain hat Valvasor in seinem 1689 in Nürnberg gedruckten Werke „die Ehre des Herzogthums Crain" niedergeschrieben. Danach sind die ältesten bekannten Erdbeben die der Jahre 792 und 1000. Es wird nur kurz angegeben, daß sich in diesen Jahren in Krain, besonders in Laibach, „entsetzliche Erdbeben ereigneten". Näheres berichtet Valvasor dagegen über das Erdbeben 1348. „In diesem Jahre wurde nicht nur Innerkrain, sondern auch Oesterreich, Mähren, Ungarn und Kärnten durch ein gewaltiges Erdbeben erschreckt, sintemalen es ganze 40 Tage stark angehalten und bei 26 Städte sammt vielen Schlössern geschüttert und verwüstet." Das stärkste und zugleich am weitesten verbreitete Erdbeben, das Krain je heimgesucht hat, war „das grausame erdpidem" von 1511. „Es hat ein halbes Jahr gewährt und in Krain hin und wieder regiert." Prof. Radics hat nach allen vorhandenen Ueberlieferungen ermittelt, daß sich die ersten Spuren des Erdbebens am 24. März in Laibach und in dessen näherer und weiterer Umgebung zeigten. In Laibach stürzten das deutsche Haus mit der Kirche, das Vicedomhaus und viele andere Gebäude ein. Am 26. März kehrte das furchtbare Naturereigniß wieder. Laibach büßte acht Thürme und einen Theil der Stadtmauer ein, das alte Landhaus stürzte in Trümmer. In Oberkrain fielen die Schlösser Oberstein, Stein und Flödnig nieder, ebenso das Schloß Bischoflack und die unten gelegene Stadt Lack. Auch die Schlösser Neumarktl, Gutenberg und Veldes fielen zusammen, in Veldes sollen nach Valvasor die Stöße so stark gewesen sein, daß die Leute in der Furcht, das Schloß würde in den See gestürzt, entliefen. In Innerkrain wurden die Schlösser Adelsberg, Billichgratz und Hasperg zum großen Theil zerrüttet und verwüstet. Bei Idria fand ein großer Bergsturz statt. In Unterkrain ward das Stammschloß der Auersperge, die Veste Auersperg, in Schutt verwandelt. Auch im benachbarten Kärnten, Friaul und im Triester Gebiet fanden zu gleicher Zeit Erdbeben statt. Von 1511 bis 1575 wird kein Erdbeben erwähnt, dagegen von 1575 bis 1691 zwölf, von denen das am 10. März 1689 das stärkste war. Von 1691 bis 1800 schweigt wieder die Erdbebenchronik. Von da bis 1838 werden 13 weniger starke erwähnt. Dagegen zeichnen sich die beiden folgenden von 1840 bis 1845 wieder durch Stärke und Ausdehnung besonders aus. Am 27. August 1840 hörte man in Laibach ein dem Rauschen des Sturmwindes ähnliches Getöse, auf dieses folgten unmittelbar sehr bemerkbare, horizontale Erdstöße oder Schwankungen, die beinahe drei Secunden anhielten. Das Erdbeben wurde um dieselbe Zeit in Krainburg, Vodice, Reifing, Jantschberg, sowie auch in der benachbarten Steiermark und Kärnten wahrgenommen. In Laibach erhielten mehrere Gebäude Risse, einige Schornsteine stürzten ein. Aus der Atmosphäre fiel eine schwefelgelbe Materie in kleinen Tropfen nieder, die vertrocknet zerreibbar war. Am 30. August wurde wieder in Stein ein starkes Erdbeben verspürt, am 2. September in Jantschberg. Am 24. September wurde wieder in Laibach eine Erschütterung wahrgenommen. Dieselbe Erschütterung wurde auch in Klagenfurt bemerkt. Im Jahre 1845, am 21. December, wurde die Bevölkerung Laibachs durch eine so heftige Erschütterung, wie man sie seit Menschengedenken nicht erlebt, in Bestürzung versetzt. Die Erschütterung erfolgte ohne besondere Vorboten plötzlich in der Richtung von Südwest nach Nordost, von einem dumpfen, rollenden Donner begleitet. Mehrere Secunden lang schwankte unter anfangs gedehnteren, dann kürzeren, sehr rasch aufeinander folgenden Stößen der Erdboden, das Gemäuer der Gebäude bebte auf und nieder, Geschirr und Geräthe hörte man in geräuschvoller Bewegung. Ebenso wurde in Möttling in Unterkrain eine bedeutende Erderschütterung wahrgenommen. Während des Erdstoßes, dem ein sonderbares Brausen voranging, klapperten die Fensterscheiben und Gläser und krachten die Fußböden. In Saglana in Innerkrain dauerte der erste Stoß um $9^1/_2$ Uhr fünf bis sechs Secunden, dann schien der Boden bis 2 Uhr nach Mitternacht in beständiger Bewegung zu sein. Tags darauf wurden noch vier Erdstöße wahrgenommen. Das Erdbeben wurde außer in Krain in Klagenfurt, Steiermark, besonders in Römerbad, wo plötzlich die Quellen ausblieben, Triest und Venedig gespürt. — In neuerer Zeit, wo man mit empfindlichen Seismometern ausgerüstet, aufmerksamer, als früher, Erdbeben beobachtet, ist fast jedes Jahr ein solches in Krain bemerkt worden. Mitteis führt von 1850 bis 1858 zwölf an, in der Statistik von Erdbeben von 1865 bis 1885 von Fuchs werden fast jährlich eins oder mehrere genannt. Die bemerkenswerthesten sind die von 1856, 1879 und 1882, denen sich als eines der stärksten das diesjährige von Laibach anschließt.

Verzeichnet man die durch Erdbeben zerstörten Orte auf einer Karte, so erhält man die Linien stärkster Erschütterung, die man nach dem Vorgange von Sueß Stoßlinien benannt hat. Solche Stoßlinien lassen sich auch in Krain nachweisen. Sie documentiren sich, wie alle Stoßlinien, nicht bloß durch eine Erderschütterung, sondern haben sich im Laufe vieler Jahrhunderte als constante Erdbebenheerde offenbart. Die durch die Erdbeben 1511, 1691 und 1840 erschütterten Orte sind nach einer Linie angeordnet, die sich so weit längs der oberen Save fortzieht, als diese die Richtung von Nordwest nach Südost einhält. Während die Save nördlich von Laibach ihre Richtung ändert, behält dagegen die Stoßlinie ihr Streichen nach Süden bei. Unmittelbar an ihr liegen die stark verwüsteten Orte: Veldes, Gutenberg bei Radmannsdorf, Neumarktl, Bischoflack und Lack, Flöding, Stein und Oberstein, Billichgratz, Laibach und Auersperg. Diese von Radmannsdorf nach Auersperg verlaufende Linie größter Intensität nennt Hoefer die Stoßlinie Radmannsdorf-Auersperg. Sie ist orographisch durch das tiefe Thal der oberen Save und, als dessen Fortsetzung, durch den Isonzo-Bach zwischen Auersperg und Laibach charakterisirt. Ueber Auersperg hinaus setzt sie sich bis nach Ognlin, südwestlich von Karlstadt, und noch weiter fort. Vergleicht man die Linie mit den Stoßlinien der benachbarten Gebiete, so ergiebt sich, daß sie nur ein Element jener gewaltigen Stoßlinie Köln-Laibach ist, die ganz Mitteleuropa durchzieht und deren Zusammenhang bei mehreren Erdbeben erkannt worden ist.

Eine zweite Stoßlinie in Krain erhält man, wenn man die 1511 und 1840 erschütterten Orte Tolmein, Idria, Hasperg, Adelsberg und Auersperg verbindet. Man hat sie die Stoßlinie Tolmein-Adelsberg oder die Idria-Linie benannt. Sie ist durch den Lauf des Isonzo's und den unteren Theil der Idria angedeutet und bildet einen Theil der größeren Stoßlinie Greifenberg-Adelsberg. Südöstlich von Radmannsdorf scheint eine secundäre Stoßlinie abzuzweigen, die über

den Loiblpaß nach Klagenfurt läuft. — Die beiden genannten Stoßlinien werden von einer dritten, der Laibacher Spalte oder Lacker-Linie, quer durchschnitten. Diese bildet die Grenze zwischen dem Karst und den südöstlichen Kalkalpen, streicht von Bellino über Gemmo, Caporetto und Lack, wo sie sich theilt und einerseits über Stein nach Tüffer, andererseits über Watsch nach Montpreis verläuft. Hoefer schließt aus dem Verlauf des Erdbebens 1511, daß damals diese Stoßlinie die dominirende war. Ueberhaupt erklärt sich aus der Thatsache, daß Laibach in der Nähe der Kreuzung der Laibacher Spalte und der Linie Radmannsdorf-Auersperg, also zweier seismisch besonders wichtigen Linien, liegt, die große Häufigkeit und Stärke der Erdbeben daselbst. Die meisten Beben in Krain blieben auf Laibach und dessen Umgegend beschränkt.

Im südöstlichen Alpengebiet entsprechen die Ost-Westlinien dem allgemeinen Streichen der Gebirgsschichten und auch den orographischen Grundzügen des Landes. Sie werden deßhalb Längslinien, die nach Nordwest oder Nordost streichenden Stoßlinien dagegen Querlinien genannt. Diese letzteren werden aber in Krain, wohin sie sich von Kärnten aus fortsetzen, mit Rücksicht auf den Bau des Landes zu Längslinien. Wie sicher nachgewiesen, gehen die größten zerstörenden Wirkungen der Erdbeben von Längslinien, parallel zu dem Streichen der Schichten und Kammlinien, aus. Dem entsprechend haben sich auch die Stoßlinien in Krain durch gewaltige Zerstörungen von Schlössern und Städten offenbart. Nach den Untersuchungen von Sueß, Hoefer u. a. fallen die Stoßlinien im südöstlichen Alpengebiete mit den Bruchlinien oder Dislocationen zusammen, die für den Aufbau der Gebirgsketten bestimmend und durch weitgehende Thäler oder Senkungen gekennzeichnet sind. Diese Linien müssen senkrecht zur Richtung jener Kraft gestellt sein, die aus dem ehemaligen horizontalen Schichtensystem eine Reihe von Falten bildete. Diese vorwiegend horizontal wirkende Kraft hat in den Alpen die Längsbrüche erzeugt. Wie aber erklärt sich die nordöstliche Richtung der Querbrüche in den Ostalpen? Dadurch, daß diese Kraft von Süd nach Nord gerichtet ist. Denken wir uns nämlich die gesammte Erdmasse zwischen dem Odenwald, Böhmerwald und der Adria in Bewegung, etwa wie ein Gletscher, nur unvergleichlich langsamer, so ist nach allen Beobachtungen über die Spalten und Sprünge in jenen Eismassen eine Bewegung von Nord nach Süd ausgeschlossen. Wir haben in den Querbrüchen dieselben Erscheinungen, die uns in Gletschern als sogenannte Randspalten vorliegen, als Spalten, die sich von den Ufern des Gletschers schräg nach aufwärts, der Bewegungsrichtung entgegengesetzt, ziehen. Sie entstehen dadurch, daß die Geschwindigkeit des Gletschers in der Mitte größer ist, als an seinen Rändern, weil hier die Reibung stärker ist, als im mittleren Theile. Wenn nun die genannte Erdmasse von Süd nach Nord geschoben wird, so hat sie im böhmischen Massiv einerseits und in dem alten Gebirgsrücken Schwarz- und Odenwald andererseits ihre beiden Ufer. Es werden Randspalten entstehen müssen, die die bewegte Masse derart durchschneiden, daß sie stromaufwärts, also südwestlich und südöstlich oder, von den Alpen aus betrachtet, nordöstlich und nordwestlich gerichtet sind. Die beiden Systeme von Querbrüchen sind thatsächlich vorhanden. Zu dem ersteren gehören die Querbrüche in Krain. Die Erdbeben beweisen, daß diese stauende, zur Erde tangentiale Kraft auch noch heute wirkt, und daß die alten Bruchlinien der Alpen noch nicht vernarbt sind, sondern sich immerfort noch als seismische Stoßlinien zu erkennen geben. Die Stoßlinien Krains sind deutlich charakterisirte Bruchlinien, und zwar Längsbrüche; nur der Theil von Radmannsdorf bis Auersperg ist ein Querbruch.

Als Ursache der Erdbeben ist somit die gebirgsbildende Kraft auf der Erde anzusehen. Nach Sueß und Heim vermindert die Erde in Folge ihrer allmäligen Abkühlung fortwährend ein wenig ihr Volumen. Diese Verminderung reicht hin, an einzelnen Stellen auf der Oberfläche Faltungen zu veranlassen, die wir Kettengebirge nennen. Wenn wir, sagt Heim, ein Kettengebirge in Gedanken wieder ausglätten, so erhalten wir ein Zuviel von Erdkruste. Der Erdumfang war also vor der Stauung der Gebirge um denjenigen Betrag größer, der sich aus dem Ausglätten der Kettengebirge im Vergleich zu der jetzigen Breite der Gebirgszone ergiebt. Für die Alpen hat Heim diesen Zusammenschub zu etwa 120,000 Meter gefunden. Früher war also diese Zone der Erdrinde um den genannten Betrag breiter. Da der Erdumfang 40,023,512 Meter beträgt, war er vor der Alpenbildung 40,143,512 Meter groß. Er hat sich somit durch die Alpenbildung doch bloß um das Dreitausendstelfache verkleinert, d. h. um nicht ganz $^1/_3$ Procent. Nach Heims Berechnung genügt eine Abkühlung des Erdinnern von 200°, um in Folge der Volumverminderung eine Rindenrunzelung oder Gebirgsfaltung von der Ausdehnung der Alpen zu verursachen, eine Abkühlung von 500° aber reicht hin, um auf einem größten Kreise der Erde drei Gebirge, wie die Alpen, also so ziemlich alle Gebirge der Erde aufzuthürmen.

Die gebirgsbildende Kraft ist noch fortwährend thätig, die Faltung geht unter uns immer weiter. Selbst der langsamste Faltenvorgang ist aber ohne zahllose Erschütterungen der Oberfläche nicht denkbar. Die durch die Stoßlinien markirten Dislocationen in dem Felsgerüst der Erde werden deßhalb auch fernerhin gefürchtete Erdbebenheerde bleiben.

Literatur und Kunst.

Aesthetische Schlagworte in der Musik.

Von Heinrich Ehrlich.

„Idealistisch", „realistisch", „subjectiv", „objectiv", „klassisch", „romantisch", „künstlerisch", „virtuosenhaft", „durchgeistigt", „trocken" — — — solchen Worten begegnet man in fast allen Beurtheilungen wiedergebender Tonkunst; nur jene beim großen Publikum immer mehr in Betrachtung kommenden Kritiker, die vor Allem darauf ausgehen, ihren persönlichen Sym- und Antipathien in allerpikantester Weise Ausdruck zu geben, vermeiden solche ästhetische Bezeichnungen, die einerseits ihnen die Verpflichtung kunstkritischer, deutlicher Erklärung auferlegen, andererseits auch ihren Lesern einen gewissen Grad der Bildung und des Nachdenken-Könnens zumuthen.

„Subjectiv", „objectiv" sind die am häufigsten vorkommenden Schlagworte, ohne daß jemals deutlich ausgesprochen wird, was sie denn eigentlich bedeuten, was darunter zu verstehen sei.

Vor Allem ist darauf hinzuweisen, daß die Anwendung der Worte „subjectiv und objectiv" in der musikalischen Kritik in die Neuzeit fällt, wie denn überhaupt die eigentliche Musik-Aesthetik der jüngste Lehrgang der Philosophie ist. Und aus einem sehr einfachen Grunde: die ausübenden Künstler haben sich bis zum Erscheinen von Clara Wieck und Liszt alle gar nicht — oder nur höchst selten — in der Nothwendigkeit befunden, objectiv zu sein; sie haben immer ihre eigenen Compositionen vorgetragen, und diese selbstverständlich für ihre künstlerische Wesenheit erdacht und ausgearbeitet. Ein Rückblick auf die Concertprogramme der berühmtesten Geigen- und Clavierkünstler bis in die dreißiger Jahre giebt das unwiderlegliche Zeugniß dieser Thatsache. Viotti, Baillot, Bériot, Paganini, Spohr, Lipinski, Ernst u. A., dann Moscheles, Hummel, Kalkbrenner, Herz, Field, Chopin,

Thalberg u. s. w. haben mit den allerseltensten Ausnahmen nur ihre eigenen Compositionen vorgeführt; die Geiger spielten allenfalls hie und da auch Haydn'sche, Mozart'sche und Beethoven'sche Quartette, doch gehörte die Kammermusik noch nicht zu den ständigen öffentlichen Concert-Vorträgen.

Felix Mendelssohn war wohl der erste große Künstler, der oft (nicht ausnahmsweise) Werke der Großmeister öffentlich zu Gehör brachte; er legte aber in den späteren Jahren seiner glorreichen Laufbahn den Schwerpunkt geistiger Thätigkeit in das Schaffen neuer Werke und in die Leitung des Conservatoriums, trat nur selten als Clavierspieler hervor, auch hat er niemals als solcher Concerte gegeben. Die herrliche Clara Wieck-Schumann und der Jupiter des Claviers, Liszt, waren also eigentlich die ersten großen ausübenden Künstler, die in ihre Programme vorwiegend fremde Compositionen aufnahmen. Und mit ihrem Erscheinen begannen die manchmal recht komischen Abhandlungen über subjective Auffassung. Das Wort selbst ward damals noch nicht so oft ge- und mißbraucht als heutzutage; dafür gab es Tüfteleien und Vergleichungen aller Art. Ich erinnere mich genau, wie in Wien, nachdem Clara Wieck in ihrem Concerte Beethoven's Sonate op. 57 (die fälschlich apassionata genannte) ganz herrlich vorgetragen hatte, eine geharnischte Kritik dagegen erschien. Der Verfasser war Herr Baron von Lannoy, einer der drei Directoren der „Concerts spirituels"*); er bewies, daß Clara „die Liebe", die Leidenschaft, und noch eine Menge Dinge, welche die Sonate nach seiner Auslegung enthielt, nicht wiedergegeben hatte, und daß sie mit dem großen Virtuosen Thalberg nicht verglichen werden dürfe. Nun hatte Thalberg nur eigene Compositionen vorgeführt; dann war die erwähnte Sonate noch nie vorher öffentlich gespielt worden; endlich lautete das fast einstimmige Urtheil aller Musiker und Kenner, daß Clara die Sonate (und auch Beethoven's großes B-dur-Trio im Verein mit Maiseder und Merck) ganz vortrefflich vorgetragen hatte. Lannoy's Auslassungen erzeugten eigentlich nur einen komischen Eindruck; aber sie gewannen eine gewisse Bedeutung durch einen Zwischenfall, der sich kurz nach ihrem Erscheinen ereignete. Liszt war angekommen in dem Moment, als Clara ihre höchsten Erfolge gewann; seine außerordentliche Persönlichkeit, seine dämonisch überwältigende Künstlerschaft riß Publikum und Kritik auf seine Seite, erregte einen nie erlebten Enthusiasmus. Was er that, ward als wunderbar, als unerreichbar gepriesen; Keiner durfte wagen ein leises Bedenken, geschweige denn gelinden Tadel zu äußern, ihn traf allgemeine Verdammung. Liszt spielte die oben erwähnte Sonate in einem Concerte, wenige Wochen nach Clara Wieck's Vortrag; er war an dem Tage nicht gut gestimmt, ermüdet, sein Vortrag ließ das erkennen; nichtsdestoweniger verkündigten die Hymnisten, jetzt erst habe man die Sonate gehört und verstanden.

Möge jedoch der Leser sich durch die Erzählung dieses Zwischenfalles ja nicht zu der Meinung verleiten lassen, Liszt wäre „kein klassischer" Spieler gewesen, wie hinterher von manchen „soliden" Leuten behauptet wurde; seine Auffassung war immer eine großartige, geniale, und (wie ich in einem anderen Artikel bemerkt habe) aus seinen Irrthümern konnte der echte Musiker oft mehr Belehrung und Anregung schöpfen, als aus der zahmen Correctheit mancher „klassischen" Spieler. Seine Vorträge haben zuerst in den Musikern und gebildeten Kritikern die Betrachtungen über subjective und objective Auffassung erweckt, weil er wahrhaft Ueberraschendes, Originelles und Schönes vorbrachte. Beispielsweise hat er in Beethoven's Cis-moll-Sonate das „Allegretto" (Des-dur) viel langsamer genommen, als es bisher gehört worden war; manche ältere Musiker wollten sich erinnern, auch Beethoven habe es so gespielt; sein Ausspruch über dieses Stück „une fleur entre deux abimes" (eine Blume zwischen zwei Abgründen) wurde ein geflügeltes Wort. Ob es von ihm erdacht oder nur wiederholt wurde, läßt sich nicht feststellen.

Aber nicht blos die Wiener, von dem allgemeinen Taumel mitergriffenen Musiker, auch ein ganz Anderer, viel Größerer und höchst Berechtigter, Robert Schumann, war erstaunt und begeistert von Liszt's eigenthümlicher genialer Auffassung, „wie er das Weber'sche Concert anfaßte", von der „Großheit" der Wiedergabe.

Mehr als fünfzig Jahre sind verflossen seit Liszt's Erscheinen in Deutschland, in allen Gebieten der Tonkunst haben große Umwandlungen — man könnte sagen, Umwälzungen — stattgefunden; die Musik-Aesthetik und -Kritik mußten ebenfalls neue Anschauungspunkte gewinnen, neue Redewendungen erfinden. So kam denn bei Beurtheilung der Vorträge klassischer Werke die Frage von der „Auffassung" in Schwang. Spielt doch jeder Clavier- oder Geigenvirtuose ein paar „klassische" Stücke, in denen er seine „Auffassung" zeigen will, wobei denn manchmal recht sonderbare Versuche zu Tage treten. Ein sehr glänzender Pianist, der ungemein lebhafte, sichere Technik mit schönem Anschlage verbindet, hat einmal ein einfaches Menuett aus einer Beethoven'schen Sonate mit einem Aufwande von Ton und Ausdruck gespielt, als wäre es ein tief leidenschaftliches Stück, und ein zu schneller Berühmtheit gelangter Geiger trug Schumann's liebenswürdige Kinderscene „Von fremden Ländern" mit gezogenen Tönen und allen möglichen Schattirungen vor wie ein Klagelied! Derartige Mißgriffe ließen sich zu Dutzenden anführen. Und wie nun gar ein beim großen Publikum berühmtester Clavierspieler mit den klassischen Werken umspringt in „subjectiver" Auffassung, das konnten zuletzt seine eifrigsten Lobpreiser in den Zeitungen nicht vertheidigen und mußten zu allerhand Phrasen ihre Zuflucht nehmen, um das Gebahren nur einigermaßen zu beschönigen. Gegenüber derartigen Vorkommnissen drängt sich dem Beobachter immer von Neuem die Frage auf: Was bedeuten eigentlich die so viel gebrauchten Worte „subjective Auffassung", „objective Wiedergabe" klassischer Werke? Dem gewöhnlichen Sprachgebrauche folgend sagen Kritiker und Dilettanten von einem Virtuosen, der in einem bedeutenden Werke grelle Schattirungen und Tempi-Wechsel anbringt, die sie vordem nicht gehört hatten, er fasse das Werk vielleicht geistreich, aber zu subjectiv auf; dagegen wird einem Anderen, der sich streng an das Vorgeschriebene hält, alles in gleichem Zeitmaße spielt, die Melodien in ruhiger, schön klingender Weise vorträgt, scharfe Betonungen vermeidet, oft nachgerühmt, seine Auffassung und Wiedergabe seien künstlerisch objectiv. Beide Urtheile sind unzutreffend, weil sie dem richtigen Begriffe von Auffassung widersprechen. Ich will versuchen, mit Vermeidung der zu streng philosophisch klingenden Ausdrücke darzulegen, wie denn eigentlich die Worte „künstlerische Auffassung" aufzufassen sind. —

Sie bezeichnen die Kraft der geistigen Wahrnehmung, die in den Inhalt eines künstlerischen Gegenstandes derart eindringt, daß sie jede Einzelheit erfaßt, zusammenfaßt und als einheitliches Gebilde darzustellen oder wiederzugeben vermag. Die Entfaltung dieser Kraft ist aber an die Erfüllung mancher Vorbedingungen — angeborner und erworbener — gebunden, von deren Existenz und Wirken den meisten Dilettanten, aber auch nicht wenigen Feuilleton-Kritikern besonders im Musikfache wenig oder gar keine Ahnung innewohnt. Es ist hier auch zu bemerken, daß gleichwie die Aeußerungen physischer Kraft auf gleichzeitiger Thätigkeit verschiedener Organe beruht, so auch die der geistigen; und was man Auffassung nennt, ist eine vielfältig zusammengesetzte. Sie verlangt eine lebhafte, leicht erregbare gesunde Einbildungskraft, dazu ein starkes Gedächtniß und eine durch Uebung kräftig entwickelte angeborene Gabe der Aufmerksamkeit. Die

*) Diese Concerts spirituels wurden von einem Dilettantenvereine gegeben (nur die Bläser waren bezahlte Fachmusiker) und von den Dilettanten Baron v. Lannoy, Holz und Titze dirigirt; im Jahre 1848 hörten sie ganz auf.

Phantasie allein ermöglicht die künstlerische Anschauung eines Gegenstandes; sie giebt dem Beschauer zu erkennen, was sich aus dem Gegenstande herausholen läßt; das Gedächtniß hält die Eindrücke der ersten künstlerischen Anschauung so fest, daß sie den Vorstellungen der Phantasie gegenwärtig bleiben; die Aufmerksamkeit betrachtet, prüft, durchdringt diese Eindrücke und Vorstellungen. Ueber Ursprung und Wesen dieser Aufmerksamkeit, ob sie als Perception oder als Apperception zu bezeichnen, sind die Philosophen sehr uneinig; für den Zweck dieses Artikels ist es gleichgültig, ob Leibnitz oder Kant, Herbart oder Wundt — dessen physiologische Psychologie ästhetisch-praktischen Untersuchungen eine wahre Fundgrube bietet — Recht hat; es genügt die Thatsache unabweislicher Nothwendigkeit, d. h. daß ohne die Fähigkeit kräftiger Aufmerksamkeit eine richtige Auffassung von vornherein nicht stattfinden kann; im besten Falle eine „genialische", aber nicht nachhaltig wirkende. Zur vollkommenen Auffassung, in der schaffenden wie in der wiedergebenden Kunst, gehören vielleicht noch jene geistigen Thätigkeiten schnellen Erkennens der verschiedenen Gegensätze und Aehnlichkeiten, das man im Sprachgebrauche als Scharfsinn und Witz bezeichnet.

Alle diese Gaben sind jedoch unnütz, führen zu keinem künstlerischen Ergebnisse, wenn sie nicht mit vollkommen gebildeter Technik, mit Beherrschung der Mittel verbunden sind. Die Thätigkeiten der Phantasie, des Gedächtnisses, der Aufmerksamkeit sind Vorarbeiten; „soll auf diese die wirkliche Ausführung folgen, so tritt die Aufgabe, das Material sinnlich zu bewältigen und zum Träger des Phantasiebildes umzugestalten" hervor, sagt der große F. Vischer in seiner Aesthetik. Der schaffende und der wiedergebende Künstler, beide müssen das „Handwerk", die mechanische Thätigkeit für äußere Zwecke, sich vollkommen angeeignet haben, wenn sie wahre Kunstleistungen bieten wollen. Andererseits müssen sie die Technik immer nur als Mittel betrachten.

Die Prüfung der verschiedenen Grade der Gaben, die als Vorbedingung für „Auffassung" bezeichnet waren, führt zu folgenden Ergebnissen: Die Phantasie muß eine lebhafte, starke, gesunde, eine volle, sinnliche sein, im höheren Begriffe des Wortes (siehe Vischer's Aesthet. II. Theil, II. Abth., S. 316). Das geistige Auge des Künstlers muß stark sein, weit blicken. Gleichwie der Kurzsichtige nur die naheliegenden Gegenstände ganz genau zu erkennen vermag, während ihm die entfernten wie im Nebel verschwimmend erscheinen, so wird auch der Künstler, dessen Phantasie nicht eine kräftig weitschauende ist, an dem Gegenstande, den er behandeln will, nur das Naheliegende richtig erfassen und ausführen; der wiedergebende Musiker, dem nicht eine lebhafte Phantasie, eine ästhetische Erregbarkeit der Sinne beschieden ist, wird beim Studium bedeutender Werke nicht in das Innere, Geistige dringen, sondern an der Oberfläche der Form haften bleiben.

Aber auch die kräftigste, schnellen Erfassens, weitesten Aufschwunges und tiefen Einblickes fähige Phantasie bedarf künstlerischer Regelung, auf daß sie nicht anstatt einheitlicher organisch entwickelter Gebilde unklare, wenn auch vielseitige schaffe. Solche Gebilde werden nicht selten in Feuilletons und von Dilettanten als „geistreich", „originell", „interessant", „genial" gepriesen; der künstlerischen Prüfung gegenüber können sie nur selten Stand halten, lassen oft mehr Phantastisches als Phantasievolles, mehr Sucht nach Ungewöhnlichem als wahrhaft Eigenthümliches, mehr Affectirtes als Affectvolles, mehr Genialisches als Geniales erkennen. Der gewissenhafte Beurtheiler hat übrigens bei solchen Werken genau nachzuforschen, ob nicht manche Ausschreitungen durch ein wahrhaft idealistisches Streben entstanden sind, durch ein Sehnen nach Höhepunkten, zu deren Ersteigung die Kräfte nicht hinreichten.

Die Regelung der Phantasie ist das Resultat einer zweifachen geistigen Thätigkeit: zuerst des umfassenden, weit ausgreifenden Fachstudiums, dann aber der Selbstklärung. Gründliches Fachstudium ist keinem Künstler so unentbehrlich, als dem ausübenden Musiker, wenn er zu wahrer Meisterschaft gelangen, und wahrhafte Erfolge (nicht durch momentanes Verblüffen, sondern durch nachhaltige Wirkung) gewinnen will. Er kann unmöglich jene Mannigfaltigkeit der höheren technischen Mittel erwerben, die Tonfärbungen, die Stärkegrade des Anschlages, die rhythmische Sicherheit ꝛc., welche für den charakteristischen „objectiven" Vortrag bedeutender Werke unumgänglich nothwendig sind, ohne genaueste Kenntniß der hervorragenden Schöpfungen aller Richtungen. „Sehr viel können, Alles kennen um zu erkennen", diesen Grundsatz habe ich vor 20 Jahren hier in der „Gegenwart" ausgesprochen und wiederhole ihn heute mit noch festerer Ueberzeugung. Es mag ja sein, daß jenes allumfassende Studium für andere Künste, besonders für die schaffenden, nicht im selben Maße unentbehrlich ist. Adolf Menzel z. B. hat seine Meisterwerke geschaffen, ohne besondere Studien gemacht zu haben, also als Autodidakt; es wird auch vielleicht einmal ein Bildhauer erstehen, der nur nach norddeutschen Modellen und ohne Kenntniß der Antike Meisterwerke hervorbringt, oder ein Architekt, der aus der Berliner Passage und den Villen-Colonien mehr Anregung schöpft, als aus der Galleria Vittoria Emmanuele in Mailand, aus der „Umberto" in Neapel und den Villen bei Genua und Neapel. Aber in der Musik hat es keinen gegeben und wird es keinen geben, der ohne tiefes, allseitiges Studium zur vollen Meisterschaft gelangt ist; hier beginnt die Selbstbelehrung, selbst beim Schaffenden erst nach Befolgung von Mustern, nach der Befreiung von den vorhergehenden Formen. Das beweist am besten der Schöpfer des Musikdramas; seine ersten Opern stehen unter dem Einflusse Weber's und Meyerbeer's; daß er auch contrapunktische Formen und Formenlehre sehr gut studirt hatte, zeigte er in der Ouvertüre und in dem prachtvollen Aufbau der ersten Scene (selbst in der viel verpönten Prügelscene) der „Meistersinger". Wie er sich in Beethoven's Werke vertieft hatte, das bezeugte seine großartige Leitung der Symphonie, noch viel besser als seine Artikel. Die größten ausübenden Künstler des Jahrhunderts, Liszt, Bülow, Rubinstein, Tausig waren die am tiefsten und umfassendsten gebildeten Musiker, kannten alle bedeutenderen Werke, nicht etwa nur die für das Clavierspiel geschaffenen, sondern die jedes Zweiges ihrer Kunst; so auch der letzte Große, der noch lebt, Joachim. Liszt und Rubinstein haben manchmal, in nicht guter Stimmung, classische Werke incorrect wiedergegeben, was bei Bülow und Tausig niemals vorkam; wenn aber einer von jenen beiden Großen mit voller Sammlung am Flügel saß und Großes spielte, dann hörte man oft Neues, Entzückendes und doch vollkommen dem Charakter des Tonstückes Entsprechendes. Wie trug Rubinstein die einfachen f-moll-Variationen von Haydn vor, mit welchem Reichthum von Färbungen, und doch so ganz ohne vordringliche Virtuosität! Und wenn Joachim Beethoven's Concert einmal mit rauhem Striche und nicht ganz unfehlbarer Technik wiedergab, so gewann der innere Blick des Hörers noch immer eine bessere Anschauung der musikalischen Ideen und des Aufbaues des unvergänglichen Werkes, als wenn es ein anderer, sehr berühmter moderner Violinvirtuose mit viel schöner klingendem Tone und ganz correcten Passagen vortrug. Die wahren Künstler besitzen eben einen durch Studium erworbenen, viel größeren Reichthum der charakteristischen Ausdrucksmittel als die Virtuosen, deren Hauptübungen auf Effectmachen gerichtet sind. In der Wiedergabe bedeutender Werke wirkt der wahre Künstler durch den Gesammteindruck, der glänzende Virtuose sucht durch Zuspitzen einzelner Stellen originelle Auffassung zu zeigen; und im großen Publikum giebt es Leute genug, die solche Spielmarke für baare Münze ansehen.

Was nun die Regelung der Phantasie durch Selbst-

läuterung betrifft, so ist die letztere eine Gabe, die in vollem Maße nur den begnadeten Genies zu Theil wird, die reiche Erfindung und Vollkraft der Ausführung mit Schönheitssinn und dem genauen Bewußtsein des zu Wollenden, des Seinsollenden verbinden; ihre Werke sind das Evangelium der Versöhnung, vor ihnen verschwinden die Miseren des Alltagslebens.

Diese Selbstklärung ist eigentlich vom ausübenden Musiker nicht streng zu verlangen, weil bei diesem ein Vorwalten lebhafter Phantasie, ein momentaner Flug ins Ueberschwängliche fast zu den Bedingungen für die unmittelbare Wirkung gehört, die ja ein jeder Concertgeber anstrebt. Doch eine Eigenschaft müssen seine Leitungen dem musikalisch gebildeten Hörer zu erkennen geben, wenn sie als künstlerische gelten sollen: die ideale Richtung des Geistes nach dem Wahren und Schönen in der Kunst; jene Richtung, die Goethe so schön in den Versen schildert:

> Irrthum verläßt uns nie, doch ziehet ein höher Bedürfniß
> Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Dieses „höhere Bedürfniß“ unterscheidet den ausübenden idealistischen Künstler vom glänzenden Virtuosen. Wenn Jener bedeutende Werke vorträgt, so wird seine Wiedergabe, selbst wenn sie durch momentane Mißstimmung manchmal fehlerhaft ist, dem gebildeteten Hörer die Ueberzeugung geben, daß ein tiefes und weit umfassendes Studium zu Grunde liegt, es wird immer einzelne Momente geben, in welchen der Geist des Vortragenden über die Materie siegt und sie in höhere Regionen bringt; solche Momente bietet die glänzendste Leistung des Virtuosen niemals, er beherrscht die Materie ganz vollkommen, ohne sie zu vergeistigen; der wahre Künstler hat die großen Werke studirt, um das „höhere Bedürfniß“ zu befriedigen, der Virtuose, um mit ihnen zu paradiren. Jener zeigt Individualität, dieser im besten Falle eine Specialität, deren Aeußerlichkeiten aber von vielen Halbgebildeten in allen Fächern als Kundgebung subjectiver Auffassung angesehen werden, während sie vom künstlerischen Standpunkte betrachtet nur als Verzerrungen erscheinen.

Eine wahrhafte subjective Auffassung kann bei der Wiedergabe bedeutender Werke nur stattfinden, wenn ihr eindringlichstes objectives Studium vorangegangen ist. Der Ausführende muß den ganzen Bau des Tonwerkes in allen Theilen so genau kennen, daß er ihn dem inneren Auge des Hörers klar darzustellen vermag. Dieses Erkennen ist nur möglich, wenn der ausübende Musiker eine allumfassende Fachbildung erworben hat, und auch die Technik in starkem Maße beherrscht. Aber dieses eindringliche Studium und die Beherrschung der Technik sind hochachtbar, erzielt aber noch keine künstlerische Leistung, wenn sie nicht mit warm empfindender und lebhafter sinnlicher Phantasie vereint wirken, weil diese allein das Erworbene selbstständig (also subjectiv) verwerthet. Ohne das gründliche Studium ist die Wiedergabe großer Tonwerke eine verfehlte, oft verzerrte, ohne die warm empfindende Phantasie im besten Falle eine sehr correcte, allen Kunstformregeln entsprechende, aber keine erhebende, nachhaltig wirkende; sie ist jenen Landschaftsbildern oder Portraits vergleichbar, auf denen jedes Hälmchen und Baumblättchen, jeder Zug des Gesichts mit photographischer Genauigkeit gemalt sind, das Ganze aber keinen lebendigen Eindruck hervorbringt, während ein genialer Maler es versteht, den Charakter einer Landschaft oder eines Kopfes derart wiederzugeben, daß der Beschauer sich sofort der lebenden Wirklichkeit gegenüber versetzt fühlt. Die wahre, subjective Auffassung beginnt also mit der Phantasie, durchschreitet alle Stadien des objectiven Studiums, um wieder zur Phantasie zurückzukehren.

Wilhelm Wolfsohn.

Von Eugen Isolani.

Am 25. Februar waren dreißig Jahre seit dem Tode Otto Ludwig's vergangen, die Werke des Dichters sind druck- und aufführungsfrei geworden, und es ist erstaunlich genug, daß nicht bereits jetzt schon billige Ausgaben seines „Erbförsters“ und seiner „Makkabäer“ vorliegen, die ja noch keineswegs vom Spielplan der deutschen Bühnen verschwunden sind. Am 13. August dieses Jahres werden dreißig Jahre seit dem Tode eines anderen Dichters, Wilhelm Wolfsohn's, verflossen sein, und es ist wohl angebracht, aus diesem Anlaß die Aufmerksamkeit auf diesen der lebenden Generation schon beinahe aus dem Gedächtniß entschwundenen Dichter zu lenken. Hierbei sei aber zunächst einmal darauf hingewiesen, wie ungleich die Wirkungen an sich lobenswerther Gesetze sein können, wie die dreißigjährige Schutzzeit, die den Geisteswerken des Dichters nach seinem Tode für den Einen zum Segen, dem Anderen zum Schaden gereichen kann. Dem Andenken Wilhelm Wolfsohn's hat diese Schutzzeit sicherlich geschadet. Sein reiches literarisches Schaffen ist zur Zeit fast völlig vergessen. Von seinen Dramen „Nur eine Seele“, „Zar und Bürger“, „Die Osternacht“, die einst in den fünfziger Jahren auf allen deutschen Bühnen gegeben wurden, ist heute kaum bei Antiquaren ein Exemplar zu beschaffen, von den Bühnen sind sie längst verschwunden, um minderwerthigen Werken Platz zu machen. Warum, so wird man antworten, haben die Angehörigen des Dichters, — seine Wittwe starb erst im vorigen Jahre, sein Sohn ist selbst ein begabter Dichter, — nicht längst eine billige Ausgabe seiner ausgewählten Werke veranstaltet? Gewiß, aber eine derartige Veranstaltung ist nicht immer gar so leicht. Da stehen derselben schwer zu lösende Verlagsanrechte entgegen, — dies war wohl bei Wolfsohn der Fall, — in einem anderen Falle stehen die Hinterbliebenen nicht auf der geistigen Höhe, um einen großen ideellen Vortheil einem kleinen materiellen vorzuziehen. Es ist vielleicht auch kein dem verstorbenen Dichter congenialer Geist immer vorhanden, der sich der Mühe unterzöge, die Werke des Dichters zu sichten, die eines Neudruckes würdigen Werke herauszufinden. So werden sie vergessen, so gehen der deutschen Nation werthvolle Güter verloren, denn dreißig Jahre nach dem Tode wirklich dann wieder aus dem Bibliothekstaub hervorgeholt, sind diese Geistesschöpfungen nicht selten dem Denken und Fühlen der Nation so fremd geworden, daß es uns aus ihnen wie Moderluft entgegen zu wehen scheint, während sie uns weit frischer anmuthen würden, hätten wir, gleichsam im geistigen Verkehr mit ihnen, die drei Jahrzehnte durchlebt. Die Werke unserer großen Dichter der letzten classischen Periode, die wir von Jugend an lesen, in der Schule kennen lernen, in Theatern gesehen haben, muthen uns so frisch und lebendig an, als ob sie in unserer Zeit entstanden wären, andere Werke jener selben Schaffenszeit, Werke, die in nicht minder gewaltiger Weise das Geistesleben ihrer Entstehungszeit zum Ausdruck brachten, erscheinen uns, wenn wir sie zur Hand nehmen, wie Documente einer völlig anderen Zeit. Sie sind uns fremd geworden, weil wir den Umgang mit ihnen gemieden haben. Gustav Freytag's, des eben verstorbenen Dichters Dramen, sein „Graf Waldemar“, seine „Valentine“, selbst seine „Journalisten“ sind unseren heutigen Lebensanschauungen keineswegs mehr entsprechend, aber wie viel frischer, wie viel jünger werden sie uns erscheinen, als die in derselben Schaffensperiode entstandenen Werke eines Wilhelm Wolfsohn und vieler anderer Dichter, die uns dreißig Jahre aus dem Gesichtskreis entschwunden sind. Wir werden uns in den Ideengang dieser Dichter erst hineinleben müssen, während uns derjenige der früheren nie aus den Augen entschwundenen Werke Freytag's immer geläufig geblieben ist.

Wilhelm Wolfsohn verdient es wohl, daß wir uns in seine geistige Eigenart wieder einleben, daß wir ihn der Vergessenheit entreißen und seine Werke in neuen billigen Ausgaben erscheinen. Er starb im fünfundvierzigsten Lebensjahre. Wäre ihm ein gleiches Alter, wie Gustav Freytag beschieden gewesen, so hätte man dem Lebenden gewiß nicht schon das Bühnenrecht versagt, sein Drama „Nur eine Seele", das durch Davison's geniale Darstellung der Hauptgestalt des Fürsten Michel eine besondere Bedeutung gewann, wäre sicher noch heute auf dem Repertoire der deutschen Bühnen.

Wilhelm Wolfsohn hat in den kaum fünfundzwanzig Jahren seines literarischen Schaffens ungemein viel und viel Gutes hervorgebracht, und wir werden nun, da seine Werke frei werden, auch Gelegenheit haben, zahlreiche Werke der russischen Romanliteratur in seiner mustergiltigen Uebersetzung kennen zu lernen. Selbst ein Deutschrusse, am 20. October 1820 zu Odessa geboren, trat er literarisch zuerst mit der Schrift „Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen" auf und war dann lange Jahre der vornehmste Vermittler der geistigen Interessen Rußlands und Deutschlands, indem er Rußlands Novellendichter durch eine deutsche Ausgabe derselben mit biographisch-kritischen Einleitungen herausgab, auch später eine „Russische Revue" in Dresden erscheinen ließ.

Wilhelm Wolfsohn's Schaffensgebiet war ein weitumfassendes. Er war einer der vornehmsten Kritiker Dresdens, in einer Zeit, als das geistige Leben Deutschlands mehr als heute verschiedene Centren hatte und Dresden eines der ersten Centren war, dessen literarisches und künstlerisches Leben durch Männer wie Gutzkow, Otto Ludwig, Berthold Auerbach, Davison seine vornehmste Bedeutung gewann.

Wilhelm Wolfsohn war auch einer der begabtesten Lyriker. In der Brust des Mannes, die von gewaltigen, freiheitlichen Regungen erfüllt war, lebten auch die zartesten Empfindungen, die gelegentlich in fein geformten Gedichtchen zum Ausdruck kamen. Groß ist insbesondere die Anzahl seiner spruchartigen Gedichte, in denen eine Fülle von Lebensweisheit steckt. Zum Theil sind sie zerstreut in Zeitschriften erschienen, zum Theil wurden sie in Heften nur einer kleinen Gemeinde zugänglich. Auch ungedruckte sind vorhanden.

Ein Gedichtchen, es erschien zuerst in der „Russischen Revue", hat wiederholt die Runde durch die deutsche Presse unter anderem Autornamen gemacht und mußte stets erst für Wolfsohn reclamirt werden. Es lautet:

Arbeit.

Das ist das seligste Genügen,
Wenn man sich selbst genug gethan.
Wie mit geliebten Kindes Zügen
Blickt Dich der Geist der Arbeit an:
Du kannst um ihren Werth Dich trügen,
Doch nicht um Deine Lust daran.

Als im Jahre 1882 dem Dichter Egon von Ebert ein Album gewidmet wurde, durchlief das Gedicht als besonders schöne Widmung des Freiherrn von Loën in dasselbe die Zeitungen. Später war es als besonders beachtenswerthe Eintragung in Fritz Reuter's Album in allen Blättern zu finden. Auf einem Abreißkalender werden die Verse als Gedicht von R. von Schlagintweit bezeichnet. Es ist daher nicht unangebracht, wenn hier wieder und immer wieder Wolfsohn als der Schöpfer desselben reclamiert wird.

Es sei hier gestattet, noch einige dieser kleinen feinsinnigen poetischen Gaben mitzutheilen. Sie mögen den Appetit reizen, auch die größeren Schöpfungen Wolfsohn's kennen zu lernen. Und als Ergänzung zu den demnächst erscheinenden billigen Ausgaben einiger Werke dieses Dichters werden die hier zum Theil ungedruckten, zum Theil in längst vergessenen Zeitschriften zerstreut erschienenen gewiß willkommen sein.

Gedankensünden.

Die todeswürdigen Gedankensünden,
Ach, zahllos sind sie, wie der Sand am Meer:
Wenn die der Besten vor Gerichte stünden,
Wo nähmst Du Zeit, ihr Urtheil zu verkünden,
Wo nähmst Du Raum, es zu vollziehen, her!

Unwiderruflich.

Du wähnst, um Reue Dir zu sparen:
Manch Unrecht macht sich wieder gut! —
Vielleicht an Jenem, der's erfahren,
Doch nie an Jenem, der es thut.

Beständigkeit.

Wohl wahr: die Liebe kann nicht alten —
Doch nicht durch unbeweglich Treusein.
Soll alte Liebe sich erhalten,
So muß in Dir sie täglich neu sein.

Nachklang.

Wenn sich des Glückes selt'ne Blüthe
Dir aufgethan in voller Pracht,
Bewahr' es ewig im Gemüthe,
Ob sie auch welke über Nacht.

Es ward nur Wenigen gegeben
Ein solcher Blüthenaugenblick —
Und wer ihn einmal hatt' im Leben,
Der segne dankend das Geschick.

Milde und Strenge.

Die Liebe macht nicht Krumm gerade
Und lügt zum Guten nicht, was schlecht.
Als Freund des Menschen übe Gnade,
Als Feind der Sache sprich das Recht.

Abgethan.

Nie Deinen Unmuth übertrage
Von einem Du zum andern Tage:
Ein neuer Tag, ein neu Geschlecht.

Dem heute noch um gestern grollen,
Das ist: den Vater strafen wollen,
Indem man sich am Sohne rächt.

Distant a carmine mores.

Glaub' nicht, weil so viel Leidenschaften
Des Dichters Geist vorüberführt,
Es blieb an ihm auch endlich haften
Das, was er tausendfach berührt.

Er gleicht dem Arzte, den in Ketten
Weit seltener die Krankheit legt,
Obwohl er sich an Krankenbetten
Jahraus, jahrein herumbewegt.

Das Gefährlichste.

Du rettest Deine Seele leicht,
Wenn nichts als ein gemeines Regen,
Wie es den Besten selbst beschleicht,
Dich dem Gemeinen zog entgegen.

Doch ist Dir Heil und Leben lieb,
Laß nie Dich an Gemeines ketten
Von einem edlen Herzenstrieb —
Dann bist du nimmermehr zu retten.

Aus den langjährigen Erfahrungen eines Kunstkritikers scheinen die folgenden prächtigen Verse geschöpft:

Fütterst Du die kleinen Geister
Mit des Lobes Leckereien,
Immer frecher, immer dreister
Werden sie Dein Lob erschreien.

Und du darfst es nicht mehr wagen,
Endlich sie zurückzuweisen,
Weil sie dann dich selbst benagen,
Deinen guten Ruf verspeisen.

Darum laß den Lobgefräß'gen
Nie den Mund nach etwas wässern,
Was die Winz'gen, Mittelmäß'gen
Doch nicht heben kann und bessern.

Decke niemals ihre Blöße
Mit der Nachsicht zarter Hülle —
Preise nur die echte Größe,
Rühme nur die wahre Fülle.

Von Wolfsohn's Uebertragungen römischer Gedichte, die zu den besten Uebertragungen gehören, welche wir von der römischen Literatur besitzen, ist insbesondere die folgende Uebertragung von Martial's „Uxorem quare locupletem —" (Epigr. VIII, 12) bekannt geworden:

Ihr fragt, warum kein reiches Weib ich nehme?
Weil ich des Weibes Weib zu sein mich schäme.
In Unterordnung muß die Gattin stehen,
Nur das allein giebt Gleichheit in den Ehen.

Und nun zum Schluß noch treffende Verse auf die „Wallungsnaturen":

Nicht sind's die Schlimmsten, die ich fand,
Die, um das Herz Dir zu berücken,
Sich, wie mit schimmerndem Gewand,
Mit gleißender Empfindung schmücken.

Nein, jene sind's, die Lieb' und Leid
In wahrem Mitgefühl ergreifen,
Die aber beide, wie ein Kleid,
In raschem Wechsel von sich streifen.

Ich glaube diese wenigen mitgetheilten Verse charakterisiren die vornehme Poetennatur des Dichters, Philosophen und Kunstästhetikers Wilhelm Wolfsohn besser, als die Mittheilung seiner weniger interessanten Lebensdaten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Kirchthurm in der Ferne.

Von E. Würthmann.

Dächer ringsum, wohin er das Auge wandte, schiefergrau wie die Wolken, welche einfarbig düster den Junihimmel verhüllten, selten schimmerte eines ziegelroth heraus, dort der First des langen Kirchendaches mit dem schweren massigen Thurm auf der Kreuzung; Kamine nicht zu zählen — er hatte es einst versucht — dazwischen die Stangen von Blitzableitern und die Windfahnen auf den Spitzen vereinzelter Erkerthürmchen, die, wenn die Sonne schien, golden glitzerten, heute aber nur durch ein dunkleres Grau hervorstachen. Er kennt sie wohl, die dächerbeherrschende Aussicht vom Fenster der nach rückwärts gelegenen fünf Treppen hohen Wohnung, und doch hebt der Hiesel immer wieder den Blick zu ihr, statt ihn nach Gebühr auf die Weste in seiner Hand zu halten, die erste eines der Litzeneinfassung harrenden Stoßes.

„Bis zum Abend müssen sie fertig sein," hatte der Pathe Schneidermeister gesagt; bevor er nach dem Laden gegangen war, und sein Pathenkind hatte sich gehorsam darangesetzt und geschäftig gestichelt, volle fünf Minuten lang. Dann waren Auge und Gedanke abgeirrt hinaus in die Ferne, die mit den verschwimmenden Wipfelumrissen hoher Pappeln grüßend zu ihm herüberzuwinken scheint weit hinter dem letzten Dach. Dem letzten? Der Hiesel weiß es besser. Die nehmen auch dort kein Ende, wo es grünlich schimmert, sie sind nur niedriger und stecken hinter Buschwerk und Gartenbäumen verborgen und decken die Heimstätten reicher Leute, die den enggeschlossenene Straßen entfliehen konnten. Der Pathe hatte ihn einmal mitgenommen über die Brücke nach den Anlagen, und das Dorfkind es gesehen, daß auch hier außen Haus an Haus sich reihte, weniger dicht freilich und durch Blumenbeete und Gesträuch getrennt, und als sie die Anlagen durchschritten hatten, waren wieder Häuser dagestanden, und der Vetter Schneidermeister hatte stolz gesagt, auch die gehörten jetzt zur Stadt. Einmal aber mußte sie doch ein Ende haben und dann mußten grüne Wiesen kommen und Kornfelder, über denen die Lerchen gleich schwarzen Pünktchen in den Lüften schwebten. Wer ein Vogel wäre und sich hinüberschwingen könnte über das Stein- und Mauerwerk, das so beklemmend auf Herz und Sinn drückt: die Schwalbe, die draußen auf der Pathin Wäschestangen zwitschernd sitzt, ist wohl schon dort gewesen, vielleicht oft schon, vielleicht heute erst. Verlangend hafteten des Hiesel Blicke an der Lücke im Dächermeer, durch welche die Pappelgruppe nunmehr deutlicher hervortrat.

Es war Bewegung in die träge Wolkenmasse gekommen, sie hatte sich verschoben, und während sie über der Stadt noch in regendrohender Schwere hing, wurde der äußerste Horizont von den belebenden Strahlen der unsichtbaren Sonne getroffen und erhellte sich mit einem Mal in überraschender Klarheit.

Staunend richtetete sich der Hiesel in die Höhe auf seinem Stuhl, die Weste fiel zu Boden, und in der Erregung des Augenblicks trat er achtlos auf das seiner fleißigen Sorgfalt anvertraute Gewandstück. Ungläubig wischte er sich über die Augen, es konnte doch nicht sein, es war ja ganz unmöglich, daß dort neben den Pappeln, die er so oft gesehen, wenn auch nie so greifbar nahe, der Kirchthurm seines Heimathdorfes sich erhob — ein schlichter viereckiger Thurm mit weißem Bewurf und einem rothen Satteldach? Und dennoch stand er da und glänzte im Sonnenlicht und sah zum Hiesel hinüber: „Armer Hascher, sitzest im rauchgrauen Stadtqualm drinnen, und bei mir außen ist blaue Luft und eitel Sonnenschein". Lag es wirklich da drüben, das Dörflein, daran er mit allen Fibern seiner Kindesseele hing, nach dem er krank gewesen die ganze Zeit, seit der Pathe ihn zu sich geholt an einem trüben Tag im letzten Herbst? . . . Nicht anders war es des Vetters Pathenkind dazumal ergangen wie dem lustigen Finken, den zu des Hiesel bitterem Verdruß der Stadtfrack, des Lehrers Gast, sich eingefangen. Der Finke hatte im städtischen Käfig bös rumort und zuletzt sich doch darein gegeben, das Büblein aber war ganz still gesessen und hatte das Schneiderhandwerk erlernt.

„Muß es Dir wohl sein, daß Du unter Verwandten bist," war der Base oft geäußerte Meinung, denn der Hiesel hatte bisher unter Fremden gehaust. Wahrscheinlich war ihm der Familiensinn dadurch verkümmert worden, weßhalb der Unterschied zum Bessern in dem jetzigen Verhältniß ihm nicht zum Bewußtsein kommen wollte, und er mit verwundert glückseligem Lächeln den schmucklos unschönen Thurm anstarrte, das Wahrzeichen vergangener Tage, das sonnenübergossen aus nebelverhüllter Ferne vor ihm aufgetaucht.

Allein unter seinen Augen veränderte sich abermals das Bild. Die sonnige Helle der weißen Thurmmauer verblich, das leuchtende Roth erlosch, immer schwächer wurden die Umrisse, dann verschwanden sie völlig, und nur der Pappeln verschwommene Wipfel blieben in der Lücke noch erkennbar. Durch das Gewölk aber über den Stadtdächern waren sieghaft der Sonne Strahlen gedrungen und hatten die Luft mit ihrem unverhüllten Glanze erfüllt. — „Bist ja doch auf den Ohren gesessen" tönte der heimkehrenden Schneidermeisterin Stimme in ihres Schützlings

betroffene Versunkenheit herein, „wenn Du den Neumann nicht hast klopfen hören.“

Sie war, einen kleinen Korb am Arm, in die Stube getreten, von einem verschrumpften alten Mann gefolgt, der ein Bündel Kleider trug. Pathe Schneidermeister war vorgeschritten mit der Zeit, er hielt sich längst keine Gesellen mehr, statt ihrer hatte er seine Arbeiter, die im eigenen Heim die ihnen zugewiesenen Stücke anfertigten. Darum hatte er auch die Wohnung bekommen in der eleganten Straße und in dem feinem Haus, darin eine Werkstätte nimmermehr ihre Unterkunft gefunden hätte. Bei dieser neuzeitlichen Handwerksgestaltung wäre der Hiesel als Lehrling wohl abkömmlich gewesen und seine Aufnahme schier ein gutes Werk zu heißen, denn, wie die Base Pathin auseinanderzusetzen liebte, die paar Gänge, die er ihr that und sein bischen armselige Schneiderarbeit wogen doch die Kosten seines Unterhalts nicht auf. „Aber,“ pflegte sie zu sagen, „unsereins hat auch ein Herz. Hat doch mein Mann sich ehedem nicht geweigert, der Mettenleiter Afra Kind über die Taufe zu halten, ob ihm gleich der Vater gefehlt hat, den die Afra, das dumme Ding, nicht genannt hat, so lang es Zeit war. Sie hat freilich nicht gedacht, daß sie über Hals und Kopf fort muß in die Ewigkeit, wenn der Hiesel seinen Eintritt in die Welt thut. Ist schad' gewesen um die Afra, war das sauberste Mädel im Dorf, was der eine oder andere von den fremden jungen Malern wird herausgefunden haben, die beim Grafen im Wald das Jagdschloß innen angemalt.“

„Ist dort drüben Engelskirchen?“ fragte der Hiesel, nur von einem Gedanken erfüllt, der ihn die Rüge in der Pathin Worten nicht empfinden lassen. Er hob die Hand in der Richtung nach den Pappeln hin.

„Es wird schon dort hinaus wo liegen,“ meinte gleichmüthig die Schneidermeisterin, indem sie dem mit ihr Hereingekommenen das Kleiderbündel abnahm.

„Ich hab' den Kirchthum gesehen vorhin, gewiß, ich hab' ihn gesehen,“ rief eifrig der Hiesel. Sein Finger deutete mit solch auffordernder Beharrlichkeit zum Fenster hinaus, daß der alte Neumann gutmüthig näher trat, es aber gleich aufgab in das Sonnengeflimmer zu stieren.

„Hat es hier oben eine Helle,“ meinte er und zwinkerte mit den von mancher Nachtarbeit gerötheten Augen.

„Und die Luft,“ fiel die Schneidermeisterin rühmend ein, wobei sie mit ihrer Schürze die dichten schwarzen Rußflocken vom Sims hinunterstäubte, „wie auf dem Land.“

„An der Straße nach dem Dorf sind lauter Pappelbäume, freilich,“ hub der Hiesel wieder an, der mit der Ausdauer eines Wegeweisers seinen Arm ausgestreckt gehalten, „einer steht am andern, kannst nicht irregehen.“

„Hör auf damit,“ gebot seine Beschützerin und geh an Deine Arbeit.“ Sie hatte mißfällig den Westenstoß in Augenschein genommen und fügte ihm von des alten Neumann Vorrath ein oder andere Stücke bei.

Der Gemahnte ließ sich's nicht zweimal heißen, er setzte sich auf seinem Stuhl zurecht und schob emsig die Nadel durch Litze und Stoff. Prüfend sah ihm der alte Neumann zu.

„Stellst Dich nicht ungeschickt, Büberl,“ gab er alsdann ein anerkennendes Urtheil ab, „kannst dem Herrn Pathen einmal den alten Neumann machen.“

Der Hiesel schüttelte stumm den Kopf, nicht so sehr aus Bescheidenheit, wie sein Lobredner annahm, als weil das anzustrebende Vorbild ihm nicht zusagen mochte. Trotz seines nachholenden Fleißes that der also Angespornte noch mehr als einen hurtig verstohlenen Blick nach der Pappelgruppe hinüber und schnellte auch wohl, falls er sich allein in der Stube wußte, eilfertig in die Höhe, eine günstigere Uebersicht zu gewinnen. Obschon seinem heimlichen Bemühen der Erfolg versagt, und der weiße mit dem rothen Satteldach gekrönte Thurm seinem Sehfeld beharrlich entzogen blieb, lag es doch den ganzen Tag auf des Hiesel Gesicht wie ein Abglanz jenes sonnverklärten Bildes, das ein Augenblick seltener Beleuchtung ihm so täuschend nah gerückt. Erst gegen den Abend zu glaubte er gleichsam den Schatten dessen, was er geschaut, am Horizont wieder erstehen zu sehen. Der dunkle Fleck links von den Pappeln war das rothe Dach, es nahm ihn nur Wunder, daß es so viel niederer als diese, und was sich in gerader Linie darunter dehnte, ganz blaß, das war die weiße Mauer des Thurmes, der in Gestalt nun fast den Bäumen ihm zur Seite glich. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Sonntag war es, und der Hiesel hatte einen freien Tag; der Vetter und seine Frau waren mit dem Herrn Sohn — so nannte der Lehrbub ehrfurchtsvoll seines Pathenpaares einzigen Sprößling — nach einem Belustigungsort der Umgebung unterwegs, wo des Hiesel Anwesenheit allerseits für überflüssig erachtet wurden. Der Herr Sohn — Schreiber bei einem kleinen Geldwechsler und in der Eltern Augen vom Nimbus eines künftigen Bankbeamten verklärend umschwebt — wollte dieselbe auch im häuslichen Kreise nicht so recht von Nöthen finden, verschloß aber der mütterlichen Bezugnahme auf die mannigfachen Handreichungen, die der Aufgenommene ihr leiste, umsoweniger das Ohr, als selbe gewohntermaßen von einem begütigenden heimlichen Zuschuß zu dem vom Vater gespendeten Taschengeld begleitet war.

So wurde dem Hiesel ein Topf mit Speiseüberresten zur Verfügung gestellt, nicht anders wie seinem zeitweiligen Schicksalsgenossen, dem schwarzen Pudel, der drei Stiegen tiefer und nach der Straße zu beheimathet war und wegen seiner durch charakterfestes Bellen lärmend bethätigten Abneigung wider die Eisenbahn von etwaigen Ausflügen seines Besitzers, des Herrn Rathes, desgleichen häufig ausgeschlossen blieb. Pluto wäre der Hausgenosse gewesen, zu dem der Hiesel nach seiner gewaltsamen Verpflanzung in die Stadt sich mächtig hingezogen gefühlt, nur hatten die verschiedenartig gestalteten gesellschaftlichen Verhältnisse einen näheren Verkehr leider unmöglich gemacht, und denselben auf eine gelegentliche Artigkeit des Dorfkindes: „Bist schon recht schön,“ „Gar so brav ist er halt, der Hund,“ und ein huldvoll entgegennehmendes Schweifwedeln des Pudels beschränkt.

Wenn Pluto seine mitunter vereinsamte Lage nicht immer so geduldig hinnahm, als es im Interesse der Nachbarschaft zu wünschen gewesen wäre, fand sich sein zweibeiniger Freund und Bewunderer anscheinend um so leichter darein. Kaum hatte die Thüre hinter den Abziehenden sich geschlossen, den strahlenden Eltern und dem verdrossenen Sohn, den ärgerliche Leere seines Geldbeutels in ihrer Gesellschaft heute festhielt, so schlüpfte der Zurückgelassene behende aus dem städtischen Sonntagsrock heraus, in dem er aus der Kirche gekommen, und hing ihn achtsam hinter den grünen Vorhang, der die Garderobe der Familie unberufenen Blicken entzog. Als er dahinter wieder aufgetaucht, trug er eine alte graue Jacke in der Hand, worin er seiner Zeit seinen Einzug in den nach der Pathin Ueberzeugung so hoch zu schätzenden Verwandtenkreis gehalten, und einen verschossenen grünen Hut, den er mit gehobener Miene auf den Kopf drückte, noch ehe er das andere Kleidungsstück fast allzu stürmisch über den Rücken zog. Die Löcher an den Ellbogen gewährten jugendlicher Thatkraft einen weiteren Spielraum, der Hiesel, indem er seine Arme nach innen drehte, betrachtete sie mit sachverständigem Auge, strich zögernd mit der Hand darüber hin und schüttelte entschlossen das blonde Haupt, gleich einem, der sich durch nichts beirren läßt. Mit raschem Griff drehte er den Schlüssel im Schloß und eilte die Treppen hinab, respectvoll auf den Zehen bei aller freudigen Hast. Halbwegs nach unten trat ihm der Briefträger entgegen. „Kannst mir den Weg ersparen,“ meinte der und bot ihm ein großes Schreiben dar.

Der Hiesel machte gehorsam Kehrt die Stufen wieder hinan und nahm sich nicht einmal die Zeit, einen Blick auf die Aufschrift zu thun. Vielleicht wären ihm die Schriftzüge bekannt erschienen, es waren die seines Lehrers in der Schreibkunst, und auch der Stempel hätte ihn heimathlich angemuthet, Engelskirchen war zwar etwas verwischt, mit einiger Aufmerksamkeit aber dennoch zu entziffern.

Unten angelangt, ließ ihn ein kurzes Bellen innehalten, er wandte sein Gesicht zurück und in die Höhe; freilich war es der Pluto, der auf dem Fensterbrett stand; der Hiesel winkte ihm zu, hierauf nahm er den

Herrn Rath wahr im Hintergrund und lief beschämt davon. Vorüber an den Blumenovalen im drahtgeschützten Rasen, dem Schmuck der schönen breiten Straße, den, schriftlicher Verwarnung ungeachtet, der Pudel wiederholt betreten und unter Zwangsanwendung und nachträglicher Polizeiahndung widerwillig verlassen hatte, an geputzten Kirchenbesuchern und Sonntagsspaziergängern vorbei, über die Brücke hinüber, darunter, von Gewittergüssen angeschwellt, das wilde Bergwasser dahinrauscht, auf sorgsam gehaltenen Pfaden die Anlagen hindurch, welche eine kurze Strecke längs des hohen Flußufers die sonnglühende Fläche schattig unterbrechen. Nach ihnen dehnt sich das mit der Stadt vereinte Dorf und hinter diesem die pappelbewachsene Landstraße, der Hiesel schwenkt ihr seinen grünen Hut entgegen. Ihr nach, dann ist's gewonnen.

Vielleicht machen sie noch Heu daheim auf der Auenwiese, dort wird immer zuletzt gemäht, wohl ist's Sonntag heute, allein, wenn ein Gewitter droht .... Beobachtend blinzelt er zum Himmel empor, in seinem Rücken trübt ein leichter grauer Hauch die wolkenlose Bläne. Das ist die Stadtluft, die steigt dort auf, er aber schreitet rüstig weiter. Mit den erker- und balcongezierten Villen ist es allgemach zu Ende, die langgestreckten niederen Gebäulichkeiten an der Wegesseite, von Riesenschornsteinen überragt, sind Ziegelbrennereien, wo kämen auch sonst die Ziegelwagen alle her, die bis zum Hiesel hinauf ächzen und knarren den lieben langen Tag! Durch die vornehme Straße vorn dürfen sie nicht fahren, so drücken sie sich hinten herum, den Seitengassen nach. Auf der Landstraße hat er noch Keinen getroffen, keinen Wagen und keinen Fuhrmann und schier keinen Menschen, nur die Post ist vorhin an ihm vorbei gefahren, 's ist Ruhetag. Jetzt möchte es ihn dennoch ärgern, daß er in der zerrissenen Jacke steckt. Gepackt hat es ihn halt mit einem Mal, er hat nicht schnell genug aus dem Stadtrock fahren können und in das Dorfgewand hinein, den grünen Hut auf's Ohr und fort. Er liegt auch nicht so viel daran. Den Waldl stört es nicht und den Wirthszamperl auch nicht, der Hiesel lacht vergnüglich vor sich hin, das sind ihm schon die liebsten von den Hunden daheim, mit denen läßt sich's besser reden als mit dem stolzen Stadtpluto drinnen. Und soll der Bernkoserjakerl ihn auslachen derentwegen, thut es auch nichts, der findet immer etwas, daran er seinen kecken Schnabel wetzt; der Hiesel hat Erfahrung darin, er ist ja lang genug auf dem Bernkoferhof gewesen, nachdem die alten Gschwendnerleut', die ihn aus dem Gröbsten aufgezogen haben, gestorben waren. Sie haben oft die Hüterbuben mitsammen gemacht, er und der Jakerl, im Herbst, wo man das Vieh hinaustreibt. Da hat sein Hütgenosse ihn mitunter einen armseligen Fretter geheißen, einen Bettelbuben, falls er nicht hat leiden wollen, daß der den Waldl auf die Kühe hetzt, was dem Dackel eine Tracht Prügel hätte eingetragen von des Bernkofer, des Bauern, schwerer Hand. Unwillkürlich fährt der Hiesel bei diesem Rückblick sich an's Ohr. Er hat es dem Jakerl so groß nicht übel genommen, ob er auch nicht betteln dürfen, hat ihn doch die Gemeinde erhalten müssen, so geht es, wenn einer keinen Vater hat, nie im Leben einen gehabt hat. Mag wohl der Bräundl noch auf dem Hof sein, mag der noch leben? Der Schimmel schon, der ist noch jung, aber der Bräundl, dem er so manches Bröckerl von seinem Brod hat zugesteckt? Sowie der Hiesel in den Stall getreten, hat der Bräundl aufgewiehert, der Knecht hat es selber gesagt, daß er ihn kennt. Dem Dorfkind ist es, wie wenn es lange Jahre in der Fremde verbracht, und es sind doch 10 Monate erst, seitdem der Vetter so überraschend im Dorf erschienen und sein Pathenkind im Einspänner mitgenommen hat. Selbiges Mal hat der Hiesel vermeint, er wäre, weiß Gott, wie lang in die Nacht hinausgefahren, und es kann doch halb so weit nicht sein. Ausschreiten, freilich, darf er schon, bei jeder Biegung denkt er, der Thurm soll hinter den Pappeln hervorspitzen, und immer ist es nichts damit. Weil sich nur die Sonne verschlüpft, die macht es heut schier allzu warm. Ja, der Dackel, der ist manches Mal sein Bettkamerad gewesen auf dem Strohsack in der Bodenkammer bei der Nacht, das ist ein schlauer, der Waldl, den sperrt so leicht nicht einer aus. Es giebt auch nichts Wärmeres im Winter als so ein Dackelpelz, wo der Dackel noch drinsteckt ....

Hören denn die Ziegelstadeln noch nicht auf? Die reichen doch schon bis zum Pentenrieder, das ist das erste Haus ein Stück heraußen vor dem Dorf. Juchhe, da ist eine Wiese rechts und Heuhaufen darauf, die schönsten, nun ist es dennoch gut, daß er den Stadtrock herunten hat, kommt er etwa noch darüber im Sprung? Da sitzt er auch schon mitten drauf, jetzt kopfüber hinunter, das kann er noch und wieder in die Höhe und drüber über den allergrößten. Dem Hiesel fällt die geschenkte Liesel ein, die junge Kuh, die er hinaus hat treiben helfen auf die Weide, die hat die gleichen wilden Hupfer gemacht wie er. Sie haben ihm wohlgethan, wenn er auch schnaufen muß und ihm die Beine zittern, kommt doch das herrliche Lüftchen von hinten her und kühlt ihm seinen heißen Rücken. Endlich ist er der Stadt entwischt, es gehen die Felder an, und wie er vorn am nächsten Kamin, am großen, vorbei ist, muß er unfehlbar den Thurm sehen, der ihn zu sich herausgewinkt, so ganz im Vertrauen, so ganz verstohlen, als die Base fort war. Weit hinter ihm liegen die Häuser alle, dort, wo vorher der graue Duft gewesen, er dreht sich um, damit er besser die Entfernung schätzen mag.

Der trübe Hauch hat sich nach rechts und links über den Himmel gebreitet und ist dadurch nicht dünner geworden, weit schwerer noch und schwärzer zieht er sich über die Pappelwipfel hin. „Das könnt' ein böses Wetter geben," kommt es dem Hiesel, „schade um das trockene Heu." Flink ist er über dem Straßengraben drüben und läuft, als gälte es mit dem Jakerl um die Wette. Nicht lange. Ein gewaltthätiger Wirbelwind packt ihn plötzlich von allen Seiten zugleich, schüttelt ihn, daß ihm der Athem vergeht, reißt ihm den grünen Hut vom Kopf und füllt ihm die Augen mit Erde, daß er hilflos den Raub sich gefallen lassen muß. Die Pappeln rauschen und stöhnen, und ihre Aeste krachen, und da er die Lider wieder von einander kriegt, sind die zahllosen Räderspuren alle von der Landstraße verschwunden, sie ist glatt gefegt, und der Staub jagt vor ihm her, eine undurchdringliche Wolke. In das verhallende Brausen des Sturmes mischt sich ein anderer schärferer, klirrender Ton. Wie mit kaltem, hartem Finger klopft es mahnend auf seine Schulter, es ist ein großes Hagelkorn, ein zweites trifft die Stirne, dann prasseln deren ungezählte auf ihn herab. Mit beiden Händen sucht er den unbedeckten Kopf zu schirmen, stürzt taumelnd eine Strecke vorwärts und wieder zurück, zuletzt seitwärts über die Straße, unter einer Bretterhütte ein Obdach von des Unwetters Wüthen zu gewinnen.

Fast ist es Nacht da drinnen, er tastet sich vom Eingang fort, den der Hagel bestreicht, sein Fuß tritt auf etwas Weiches, Köstlichduftendes, auf Heu, das vielleicht eine unberechtigte Hand zum Lager sich hereingeholt. Er läßt sich darauf fallen, zu schlimm hat es ihn gezaust, alle Kraft aus ihm heraus, die Erschöpfung auf den in drückender Sonnengluth zurückgelegten Weg, welche die hocherregte freudige Erwartung bisher nicht fühlbar werden lassen, fällte ihn gleichsam zu Boden. Zickzackfeuer fährt vor dem Schuppen herunter, Donnerschläge rollen über ihn, als wollten sie ihn klaftertief in die Erde schlagen, der Hagel rasselt auf das Dach — der Hiesel kriecht nur ein wenig besser in das Heu, nachdem er einen Augenblick aus dem betäubten Halbschlummer aufgefahren, in dem wohl die gewaltsamen Laute der Außenwelt an sein Ohr und zu seinem Bewußtsein dringen, er aber dennoch in goldenem Sonnenschein an's Ziel gelangt, den Waldl streichelt und dem Wirthszamperl verstohlen schön thut, von wegen der Eifersucht, die von Alters her zwischen diesen seinen Freunden leicht zum Ausbruch kommt, den Jakerl besorgt um den Bräundl befragt und dessen spottsichtigem Blick dabei die Ellbogen zu entziehen sich müht, und auf dem Kirchhof gar den alten Gschwendner leibhaftig und lebendig auf dem eigenen Grab sitzen sieht, kein bisserl schreckhaft, mit der gemüthlichen Pfeife im Mund.

So fest halten allgemach die Heimathsträume ihn gefangen, daß ihn nicht einmal die Stille, die in der Natur eintritt, aus seinem Unterschlupf herauslockt, witterungsprüfende Umschau zu halten. Sie wäre noch nicht tröstlich gewesen. Ueber den schmalen lichten Spalt, der ver-

heißungsvoll die Wetterwolken zu trennen angefangen, schob sich von Neuem schwarzes Gewölk. Ein grell herniederzuckender Blitz schien die ganze Gegend in loderndes Feuer zu setzen, während zur selber Zeit die Erde erbebte unter einem schauerlich dröhnenden Schlag, dem ein helles kürzeres Knattern folgte wie Kleingewehrfeuer einem Kanonenschuß. —

— — — — — — — — — — — — — —

Der erquicklich abgekühlten Abendluft zu Gefallen und der strahlend zum Untergang sich neigenden Sonne, zogen in vorgerückteren Tagesstunden zahlreiche Spaziergänger über die Brücke den Anlagen zu. Die meisten endigten ihre Wanderung in den Wirthsgärten des zur Stadt gezogenen Dorfes, nur wenige bogen hinüber zur Pappelallee, hie und da ein Neugieriger oder ein Naturfreund, der sich zu überzeugen dachte, ob der Hagel den Fluren großen Schaden gebracht, statt welcher allerdings hier vorerst nur Mauerwerk sich seinen Augen darbot.

Daß Pluto's Eigenthümer, den Herrn Rath, einen rüstigen Fußwanderer, sein Spaziergang ein gutes Stück weiter hinausführte als die Anderen, hatte seine Ursache zum Theil in des Pudels ungestümem Wandertrieb, vor allem aber in der Erwägung, wie lang sich ohnehin der Abend für Jemand dehne, der heute die gewohnte Tarokgesellschaft unlieb entbehren mußte. Seitdem der junge Assessor zugelassen worden, hatte dessen rastloser Unternehmungsgeist zwei der übrigen bisher ruhig sesshaften Mitglieder in ärgerlicher Weise angesteckt. Abgesehen von dem dadurch verursachten Ausfall so manches gemüthlichen Beisammenseins, hörten sich auch beim nächsten Abendtarok, die Karte in der Hand, eingehende Beschreibungen der gemachten Bergfahrt und der hiebei genossenen Aussicht mit weit geringerem Interesse an, wie die in ihre Erinnerungen vertieften Erzähler ahnten.

In derartige mißvergnügte Betrachtungen versunken, war der Herr Rath gewissenhaft den Krümmungen der Pappelallee gefolgt, indeß sein vierfüßiger Begleiter an diesen es sich nicht genügen ließ, sondern bald zur Rechten, bald zur Linken zwischen die einfachen Baulichkeiten der Ziegelbrennereien schweifte. Durch den feuchten Dunst, der von der endlich erreichten Wiese aufstieg, an seinen Rheumatismus und die späte Stunde erinnert, pfiff der Gebieter etwas ungeduldig seinem Hund. Ein aufgeregtes Bellen aus einem seitwärts gelegenen Schuppen war die Antwort, und auch ein zweiter schärferer Pfiff vermochte den Säumigen nicht zur Stelle zu bringen, welcher vielmehr seinerseits seinen Herrn herbeizurufen schien. Etwas unwirsch holte dieser eine Schnur aus der Tasche und schickte sich an, den Unfolgsamen mit Gewalt zu sich herauszuholen.

Es verging jedoch einige Zeit, ehe er selbst wieder die Landstraße betrat und bleich und mit verstörter Miene den erregten Blick nach allen Seiten suchend irren ließ. Sonntagabendstille überall, und in ihr keine Menschenseele zu erspähen nicht nah noch fern. Weit feldeinwärts schimmerte, von den letzten Sonnenstrahlen getroffen, ein Kirchthurm, weiß mit rothem Satteldach, herüber, derselbe, der in seinem schlichten Bau so täuschend jenem glich, in dessen Schatten des Hiesel Kindheitstage verronnen waren. Mit dem Auge maß der alte Herr die Entfernung ab und schritt dann in beschleunigter Gangart den Weg zurück, den er soeben gekommen, und auf dem er noch am ehesten menschliche Behausung zu erreichen gedachte.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Abend war es unstreitig der Herr Rath, welcher zögerte, die vor ihm liegende Karte aufzuheben und dafür selbst die Führung bei dem ihm sonst verhaßten Spieltischgespräch übernommen hatte.

„Ja," meinte er bedächtig, „da liest man so beim Frühstück in der Zeitung — vorgestern ist es darin gestanden, ich habe nur die Zahl nicht festgehalten — so und soviel Menschen gehen alljährlich durch Blitzstrahl zu Grunde. Es sieht einen nicht sonderlich an, höchstens denkt man, es ist ein leichter Tod. Steht man aber unverhofft vor Jemand, der solcher Art gewaltsam aus seinem unfertigen Leben herausgerissen worden, so kommt einem die Sache brutal vor, ich habe kein anderes Wort dafür. Und wie ich noch heute Morgen die Zuschrift lese vom Lehrer und Gemeindeschreiber von Engelskirchen — der Schneidermeister hat sie mir heruntergebracht — hat mich dies Alles doch seltsam berührt wie lange nichts. Erst erkenne ich in dem vom Blitz Erschlagenen das blasse Schneiderbüblein, das sich auf der Stiege immer mit meinem Pluto hat anfreunden wollen, dann stellt es Tags darauf sich gar heraus, daß dem armen Schlucker eine Erbschaft zugefallen, wenn er nicht in jenen Schuppen gekrochen wäre, darin er nichts verloren hatte, wie in der ganzen Gegend nicht — seine Heimath, falls er sie aufsuchen gewollt, liegt weitab in entgegengesetzter Richtung, Schicksal, Verhängniß!" bedeutsam zuckte der Sprecher die Achseln.

„War es groß der Mühe werth, was er bekommen sollte?" fragte des Rathes Gegenüber, der unternehmende Assessor.

„Mehrere hundert Mark — für solche Leute ein Vermögen. Jedenfalls war es der Vater, der auf dem Todtbett seine Verpflichtung in dieser Weise nachträglich anerkannt hat. Ja, ja, zu spät, das ist ein tragisches Wort, das seine Rolle spielt im menschlichen Leben."

Der Herr Rath nickte gewichtig mit dem Kopf und es trug den Anschein, als hätte die tiefen Falten auf seiner Stirne der Jammer über vom tückischen Zufall verpfuschtes Menschengeschick ihm ins Antlitz gegraben. Dann nahm er seine Karten auf und mit veränderter Stimme und einem angenehmen Zucken um die Mundwinkel sagte er: „Herzsolo, meine Herren."

Aus der Hauptstadt.

Excellenz Drohne.

Pomphaft eingerichtetes, mit Marmorbüsten u. dgl. m. geschmücktes Ministerhôtel.

Erste Scene.

Geh. Canzlei-Rath (behutsam eintretend): Ich weiß wohl, die Nachtruhe Ew. Excellenz darf auch bei Tage nicht gestört werden — aber es ist eine Handwerker-Deputation draußen, die durchaus ihre Bitten vortragen und sich nicht abweisen lassen will . . .

Excellenz Drohne, klebenslänglicher Minister (für sich, ärgerlich): Wenn das verfluchte Gehalt nicht wäre, schmiß ich den ganzen Krempel noch heute bei Seite! Nicht 'ne halbe Stunde bleibt man ungestört! (laut): Wie sehen die Kerle denn aus?

Geh. Canzlei-Rath: Aeußerst desperat! Ich fürchte, wenn wir sie abweisen, bringen sie uns wieder in die Zeitung —

Excellenz Drohne: Sie hätten den Leuten klar machen müssen, daß ich unablässig für sie thätig bin, jeden Tag zwei Enquêten veranstalte, drei Untersuchungen anstelle, vier Studienreisen vornehmen lasse, daß ich (auf das Sopha blickend) Tag und Nacht nur davon träume, sie zu befriedigen! Können diese Menschen nicht 'mal das bißchen Hungern und Zugrundegehen aushalten, dann soll ja der Teufel ein Minister sein! — Lassen Sie das Gesindel eintreten!

Zweite Scene.

Meister Hämmerlein, Führer der Deputation: Ew. Excellenz! Die feste Zuversicht in dero wirthschaftliche —

Excellenz Drohne: Seien Sie ganz beruhigt, meine Herren! Ich werde von dem Posten, den ich, und wie man sagt, dauerhaft, bekleide, nicht weichen, bevor alle Ihre Wünsche befriedigt sind. Die Regierung weiß, was sie Ihnen schuldig ist; es sitzen Fachleute in der gegenwärtigen Regierung, meine Herren, wenigstens was das Schuldigsein anbelangt. Rastlos sorgen und sinnen wir, der werthschaffenden Bevölkerung Hülfe zu bringen, ist es doch des Staates vornehmste Pflicht, dem Handel immer neue Wege zu eröffnen. Der Nordostsee-Canal, der dieser Tage übrigens einen anderen Namen bekommen hat, darf deshalb besonders freudig begrüßt werden; nicht nur soweit seine Wellen spülen, nein, durchs ganze, liebe deutsche Vaterland wird der rührige Kaufmann die segensvollen Wirkungen dieser epochalen Wasserstraße —

Meister Hämmerlein: Entschuldigen Excellenz — aber wir Handwerker haben von dem Canal doch eigentlich keinen Nutzen —

Excellenz Drohne: Aeh . . . ganz recht, ganz recht . . . ich verwechselte Sie im Moment mit dem Vorstand des Vereins Berliner Kaufleute und Großindustrieller, der sich für heute Vormittag angesagt hat! Indessen thut das ja gar nichts! Das alte deutsche Handwerk, das einen so goldenen Boden hat, daß es allenthalben im Keller betrieben werden muß — sagen Sie selbst, meine Herren, dürfen wir, darf unser geliebtes Vaterland nicht stolz auf sein in aller Welt so hochberühmtes Handwerk sein? Schwellt nicht jede deutsche Brust ein Hauch, ich möchte sagen, eine Nordostbrise, wenn der Canal nicht einen anderen Namen

bekommen hätte — kurz und gut, meine Herren, was wollen Sie eigentlich?

Meister Hämmerlein: Das Gesetz gegen unlauteren Wettbewerb —

Excellenz Drohne: Geht ja gar nicht, meine lieben Herren, geht ja gar nicht! Fordern Sie von mir, was Sie wollen, verlangen Sie, daß ich die Börse mit Petroleum begieße und anzünde, daß ich noch heute demissionire und auf das Gnadenquartal verzichte — aber begehren Sie nicht so etwas! Unlauterer Wettbewerb! Wenn der verboten wird, was sollten dann die Claqueure anfangen, die in unseren Theatern doch gar nicht lauter werden können! Wollen Sie, Männer, die die Noth des Lebens am eigenen Leibe gespürt haben, wirklich armen Familienvätern das Brod nehmen? Vermögen Sie es über's Herz zu bringen —

Meister Hämmerlein: Nun ja, Excellenz — was jedoch die Zwangsorganisationen anbelangt, die uns noch immer fehlen —

Excellenz Drohne: Fehlen? Zwangsorganisationen? Was Sie doch sagen! Also unsere Einjährig-Freiwilligen, unsere Presse, das halten Sie alles für keine Zwangsorganisationen? Ja, sind Sie denn wirklich so naiv? Nun, dann ist Ihnen geholfen! Dann haben Sie alle Chancen, demnächst einen Ministerposten —

Meister Hämmerlein (muthig): Excellenz sprechen gerade von der Presse! Und da möcht' ich betonen, daß der anständigere und vaterländische Theil kräftig für unsere Forderungen —

Excellenz Drohne: Nicht doch, lieber Meister, nicht doch! Das weiß ich besser! Die Handwerkerwünsche werden als total blödsinnig hingestellt in der heutigen Nummer der Kölnischen, der Weser-, der Münchner Allgemeinen, der Breslauer Morgen-, der National- und Kyritz a. d. Knatter-Zeitung, die, nebenbei bemerkt, einen sehr hübschen Aufsatz über Kuhkäsebereitung enthält; ferner sprechen sich entschieden dagegen aus der heutige Graudenzer Gesellige, der Westphälische Courier, die Vossische und der Wassersport —

Meister Hämmerlein: Excellenz lesen so viel Journale?

Excellenz Drohne: Ja, glauben Sie denn, der Staat bezahlt Einem die Arbeitsstunden zwischen zehn und drei Uhr für nichts und wieder nichts?

Meister Hämmerlein: In Anbetracht der Lage des deutschen Handwerks möchten wir Ihnen deßhalb empfehlen —

Excellenz Drohne: Sie wollen sich schon empfehlen? Ach, das thut mir aber wirklich leid; es plaudert sich so nett mit Ihnen! Indessen, was sein muß, muß sein — hier ist die Thür, meine Herren! (Die Deputation verschwindet.)

Dritte Scene.

Excellenz Drohne (wirft sich gähnend auf's Sopha): Donnerwetter, schändlich, wie man sich für die paar tausend Mark monatlich zu quälen hat! (Es klopft.) In Teufels Namen, herein! (Vortragender Rath erscheint.) Was haben Sie denn schon wieder für Quängeleien?

Vortragender Rath: Es sind eine Reihe von Urlaubsgesuchen zu erledigen, Excellenz! Zunächst der alte Secretär Schmalbein —

Excellenz Drohne: Papperlapapp! Womit begründet?

Vortragender Rath: Er verträgt das Berliner Klima im Hochsommer nicht mehr!

Excellenz Drohne: Lächerlich! Für ausdauernde Beamte ist das Berliner Klima so günstig wie kein anderes, das weiß ich aus eigener Erfahrung; höchstens die Steuerzahler hätten Grund zur Klage. Was weiter?

Vortragender Rath: Die Canzlei-Beamten wiederholen ihre ehrfurchtsvolle Bitte um Gehaltsaufbesserung; sie können mit dem jetzigen Salär wirklich nicht mehr existiren!

Excellenz Drohne: Ich bewillige Jedem eine Woche Urlaub nach Misdroy — die Kerle sollen dort Mücken fangen, aus den Mücken Elephanten machen und das Elfenbein verkaufen, dann ist den Curgästen und ihnen geholfen! Lassen Sie doch die langweiligen Geschichten! Was giebt's Neues von socialpolitischem Belang in der Zeitung?

Vortragender Rath: Der große Maurerstreik in Leipzig, die Streik-Cravalle in Schlesien. —

Excellenz Drohne: Merkwürdig, alles streikt — nur wir Kleber streiken nie!

Vortragender Rath: Ein reuiger Cassirer hat einem Pariser Bankhause, dem er vor mehreren Jahren 300,000 Mark entlehnte, die Summe zurückgesandt!

Excellenz Drohne: Ach nee! Was war denn das für ein Landsmann?

Vortragender Rath: Ein Russe!

Excellenz Drohne: Da kann man eben wieder sehen, die Russen sind eingefleischte Barbaren und nie ganz zu civilisiren.

Vortragender Rath (fortfahrend): Bei dem letzten Erdbeben in Laibach hat ein bisher ganz rüstiger Greis vor Schreck die Sprache verloren.

Excellenz Drohne (auffahrend): Na das — das ist gut! (vertraulich.) Hören Sie 'mal, lieber Rath — sollte man nicht Bismarck bewegen können, in diesem Jahe zur Cur nach Laibach zu gehen?

Vortragender Rath: Schließlich theile ich Ew. Excellenz noch mit, daß Graf Phili Eulenburg demnächst einen neuen Band Gedichte herausgiebt.

Excellenz Drohne: Hm . . Phili Eulenburg's Gedichte sind nicht gut, wirklich nicht, haben ihre Fehler — aber das Publikum drückt bei der Lectüre die Augen zu. Uebrigens, bei der Gelegenheit fällt mir ein — hier nebenan in der Studentenkneipe wird jetzt öfter Abends ein Lied gesungen: „So kleben wir, so kleben wir, so kleben wir alle Tage!" Schicken Sie zu dem Wirth herum und lassen Sie ihm sagen, ich verbäte mir solche Anspielungen ganz energisch; Professor Pfleiderer hat es den Studenten erst neuerdings verboten, Politik zu treiben. Adieu! (Der Rath ab, die Excellenz streckt sich behaglich auf dem Ruhebett aus.)

Vierte Scene.

Excellenz General Kléber.

Excellenz Drohne: Gott zum Gruß, Gott zum Gruß, Herr College — wie steht's in dero Ressort?

Excellenz Kléber: Danke, schlecht! Und was machen Sie?

Excellenz Drohne: Schulden!

Excellenz Kléber: Diese fortgesetzten Niederlagen in der äußeren Politik — glauben Sie denn nicht, daß Majestät es doch einmal übel vermerkt? Diese Franzosen, die uns so en canal behandeln! Diese Russen — aber was kann ich dafür, daß sie immer so unchevaleresk six sind und mir alle Erfolge vor der Nase wegschnappen? Ganz offen gestanden, in dem Japanhandel fühle ich mich doch wie auf's Haupt geschlagen —

Excellenz Drohne (in seinen Zügen lesend): Den Eindruck machen Sie mir schon lange!

Excellenz Kléber: Ich weiß es ja ganz genau, zum Minister des Aeußeren tauge ich nicht — höchstens des angenehmen Aeußeren; aber mein Gott, man hat doch seine Stellung lieb, und wenn Lucanus schläft, dann ist das ja seine Sache. Und was speciell den Handel mit Rußland und Japan anbelangt, den mir die Welt zum Vorwurf macht — ja, mein Gott, den Rubel erkennt man eben daran, daß er rollt; dagegen komme ich mit all meinem Scharfsinn nicht auf. Ja, besäßen wir noch den Welfenfonds —

Excellenz Drohne (sehnsüchtig): Ach ja, ein paar gute Ideen hatte die alte Raketenkiste von Friedrichsruh doch!

Excellenz Kléber: Denn sehen Sie, staatsmännische Kunst versagt in manchen Lagen, und um so leichter, wenn sie gar nicht vorhanden ist; das Geld aber reicht gegen alles aus.

Excellenz Drohne (seufzend): Nur nicht gegen Ende des Monats!

Fünfte Scene.

Chef des Preßunwesens: Verzeihen Excellenz — ich komme, Ihnen die Mittheilung zu machen, daß heut Abend in mehreren maßgebenden, durch und durch freisinnigen Zeitungen die gehässigen Angriffe gegen Sie abgewehrt werden; man wird darauf hinweisen, daß der König das verbriefte Recht hat, Minister nach seinem Wohlgefallen zu ernennen und daß die unwürdigen Sachsenwäldereien in die verfassungsmäßig garantirten Rechte der Krone eingreifen.

Excellenz Drohne: Das schreiben die Freisinnigen? Alle Wetter, muß es denen wieder einmal gut geschmeckt haben in Hamburg! Bei der nächsten Gelegenheit will ich doch beantragen, daß wir bei Hohenlohe und in allen Ministerien ein ständiges Büffet für die öffentliche Meinung einrichten, mit Champagnerbons und Henry Clays — was das mehr kostet, sparen wir reichlich an der „Berliner Correspondenz", die dann getrost eingehen kann.

Excellenz Kléber: Addio, Herr College . . muß mich doch wieder ein bischen um mein Ressort kümmern, Kerle werden sonst thatsächlich ohne mich fertig. Soll ich Miquel von Ihnen grüßen — gucke so en passant hinauf!

Excellenz Drohne: Merkwürdiger Mensch, der Miquel, wissen Sie — mir geradezu unheimlich! So unterrichtet, ein so kluger und gebildeter Kopf, ein Mann mit Ideen — der könnte doch wahrhaftig leicht etwas Anderes anfangen! Hat doch gar keinen Grund, so lange auszuhalten —

Excellenz Kléber: Ja, Herr College — mit den Finanzen kennt sich unsereins überhaupt nicht aus . . leider! Muß nun aber wirklich gehen, ehre die Habe — pardon, habe die Ehre!

Chef des Preßunwesens: Excellenz wollen sich noch etwas gedulden — es regnet draußen gerade canalmäßig!

Excellenz Kléber: Die Wolken brechen —

Excellenz Drohne: Wunder — bei den Zuständen!

Timon d. J.

Die große Kunstausstellung.

6. Der Impressionismus und seine Spielarten.

Naturalismus, ins Subjective übersetzt, heißt Impressionismus. Man will nicht mehr die Natur, sondern die Natureindrücke reproduciren. Man weiß, daß das Objective, oder wie man früher sagte: das Ding an sich, das ewig Unfaßbare, ewig Unzugängliche bedeutet, und daß hier nur Thorenwitz und Aberwitz eine exacte Reproduktion erhoffen mögen. So wird man subjectiv, aus Bescheidenheit. Man fühlt seine Bedingt-

heit und Endlichkeit und will nichts höheres als diese zum Ausdruck bringen. Man weiß aber, daß auch die Anderen nicht mehr vermögen als man selbst. Daß auch die Anderen alle subjectiv sein müssen, und es sich nur fragt, ob sie es auch sein können. So fühlt man sich als Individuum und empfindet seine individuellen Kräfte als etwas Besonderes. Da man nicht mehr sein kann als subjectiv, so will man wenigstens so subjectiv wie möglich sein. Aus der Noth macht man eine Tugend und aus der Tugend wird, wie billig, bald ein Dünkel. Man stellt sich jetzt der Natur ostentativ entgegen, fühlt sich nicht mehr schwach sondern mächtig ihr gegenüber. Das künstlerische „Ich" erst ist es, das einen Natureindruck überhaupt erschafft. Was bei den Meisten dafür gilt, ist lediglich Convention; sie haben gar keine „Eindrücke"; selbst ihr Sehen ist conventionell geworden. Somit ist alles erlaubt. Was Niemand gesehen hat, kann darum doch Einer gesehen haben. Und dieser Eine kann es den Andern suggeriren, so daß sie es nach ihm und mit ihm sehen. Der „Einen" aber giebt es natürlich wenige. Heute glauben Viele es zu sein.

Das ist in Kurzem die Geschichte des modernen Impressionismus, psychologisch genommen. Der Naturalismus konnte sich einbilden, eine Kunst für die Vielen, also auch für die Kleinen, zu sein. Der Impressionismus kann seinem Wesen nach stets nur eine Kunst für die Wenigen und Großen sein. Da es indeß in der Kunst Grenzlinien und Sperrmaßregeln nicht giebt, so haben sich auch Unberufene mit dem Impressionismus befaßt. Dadurch sind dann einerseits Auswüchse, andererseits Vertrivialisirungen gekommen, die mit der Sache als solcher nichts zu thun haben und das Urtheil nicht trüben sollten.

Als den Schöpfer des Impressionismus preist man den Franzosen Edouard Manet, als dessen glücklichen Fortsetzer Claude Monet. In Wirklichkeit hat es natürlich einen Impressionismus schon weit früher gegeben. Jene Beiden aber besaßen die echte Franzosen-Geschicklichkeit, für das Ding eine Formel und einen Namen zu finden.

Der impressionistischen Kunstrichtung verdankt die diesjährige Ausstellung eine Anzahl vortrefflicher Werke, die uns mit höchst anregenden Künstlern bekannt machen.

Den Schöpfern der Bewegung am nächsten steht Emile Claus (Astène) mit seiner „Spätherbstsonne". Das Bild ist ein Virtuosenstück in der feinsten Analysirung landschaftlicher Lichtwirkungen. Aber trotz raffinirtester Atomisirung der Farbe fehlt doch die Synthese nicht. Myriaden farbiger Monaden verbinden sich zu starken, rhythmisch bewegten Schwingungen, die dem künstlerisch geschulten Auge als Ganzes fühlbar werden. So ist das Gemälde von Claus die süß und schwellend ausgereifte, aber keineswegs überreife Frucht eines vor einem Vierteljahrhundert aufgeschossenen Stammes.

Auf verwandter Basis operirt Laurits Tuxen, der Däne. Er ist in den Orient gegangen, in die glühendste Sonne und in die unermeßliche Wüste, und hat dort die Legenden der Heiligen Schrift zu neuem Leben erweckt. Er wirkt noch einheitlicher als Claus, vielleicht weil er ein ganz klein wenig stilisirt. Dies war jedoch wohl angebracht, gegenüber einer Natur, in der das zehrende gierige Licht selbst die Schatten verschlingt und so alles auflöst in ein Ameisengewimmel buntester durcheinander tanzender Farben Weil indeß Alles Farbe ist und weil auf dem kleinsten Punkt sich alle Farben zusammendrängen, so sind die Gegensätze naturgemäß schwächer. Aber um so schwieriger war es, der klaren Form zu ihrem bestimmten Recht zu verhelfen. Dies that Tuxen eben dadurch, daß er die auseinander fluthenden Massen durch ein Minimum stilistischer Strenge band. (NB! hat dem Künstler die Hängekommission ein böses Unrecht zugefügt, indem man seine durchaus zusammengehörigen Bilder über die verschiedensten Säle versprengte und dadurch den Persönlichkeits-Eindruck schädigte).

Ich komme zu Besnard, der durch seine „von Fliegen geplagten Pferde" wohl die stärkste Erregung in allen Besucherkreisen hervorgerufen hat. Des Kopfschüttelns vor diesem Bilde wird kein Ende, aber Niemand kann sich dem Eindruck desselben entziehen. Man sagt: „das ist Unsinn", aber man sagt zugleich: „das ist schön". Nun, wenn es schön ist, dann ist es eben kein Unsinn. Das ist klipp und klar und genügt zur Vertheidigung. Aber ich bin der Ansicht: dieses Bild soll man nicht bloß gelten lassen, man darf es getrost bewundern. Und vielleicht lernt man es sogar lieben.

Der Impressionismus wird hier zum Sensibilismus. Die Dinge werden dargestellt, weniger nach ihrem Eindruck auf das bloße optische Instrument als nach ihrer Einwirkung auf das gesammte emotionelle Centrum. Die Entstehung eines solchen Bildes hat man sich etwa so vorzustellen: der Maler gerieth durch irgend einen unvermutheten Anblick voller Licht und Farbe in heftige Erregung. Die Summe seiner Sensibilität ward in einem einzigen Augenblick in ihm wachgerüttelt und in lebhaftes Kreisen versetzt. In diesem nervösen Bewegungszustand gewann sein Auge eine ins Unausmeßbare gesteigerte Intensität der Aufnahmefähigkeit. Es sah — sah wirklich! — was nicht da war, d. h. was für die ruhige Beobachtung nicht da ist. Die Gefühlswallung dagegen — ich erinnere nur ans Rothsehen im Zorn! — hat ihre eigenen Bilder mit neuen unerhörten Farben. Und der echte künstlerische Rausch ist nichts anderes als eine Gefühlswallung, in der Alles neue Dimensionen und neue Intensitäten gewinnt, — ein Faustschlag ins Gesicht des abstract construirten Objectivismus.

Für mich also sind jene Besnard'schen „Pferde" eine Rausch-Offenbarung. Gleichviel, wodurch der Rausch hervorgerufen wurde. An Alkoholika hat man sicherlich zuletzt zu denken. Jedenfalls aber ist das Rauschgefühl, das zur Schöpfung dieses Bildes zwang, ein echtes gewesen. Denn mag auch Alles noch so wunderbar und „unglaublich" sein an diesem Bilde, es trägt sein eigenes Gesetz in sich und seinen eigenen Schwerpunkt. Die Farbenwogen prallen widereinander und sprühen widereinander, wie sie nur das innere Traumbild mit seinem unreflectirten Zwang zu bewegen weiß. Kühl ersinnen und geschmackvoll abtönen kann man dergleichen nicht. Und das ist, was diesem Bilde seine Berechtigung und tiefe Bedeutung verleiht. Es ist nicht gewollt, es ist genußt. Es ist von der Natur dictirt, von derselben Natur, die in ihrer trunkenen Laune auch die Tropenwelt geschaffen hat. Daher empfindet auch fast Jeder, mag er sich Anfangs noch so sehr sträuben, die ursprüngliche Gewalt und Schönheit dieser Schöpfung. Allein schon die Bewegung, die in diesem Bilde pulst, hat etwas Bannendes. Und nicht nur die Bewegung der zitternden Farbenmassen. Nein, auch die ganz prosaische Alltags-Bewegung der beiden jungen Rosse. Die ist mit einer Lebhaftigkeit erfaßt und widergegeben, daß man das Hufestampfen der nervösen Thiere zu hören glaubt. Da es sich hierbei um etwas durchaus Flüchtiges handelt, so ist die Sicherheit der Darstellung auch wieder auf den emotionellen Gemüthszustand und das dadurch hervorgerufene „Hellsehen" zurückzuführen.

Die zweite Sensation der Ausstellung sind die „Spanischen Tänzerinnen" des Pariser Amerikaners Dannat. Dieses Bild kann nicht die künstlerische Bedeutung beanspruchen wie der eben genannte Besnard, aber es ist doch auch in seiner Art durchaus echt. Da es in Allem so schreiend aufgetragen ist, so liegt nichts näher als der Argwohn, daß es seine Wirkung auf den Beschauer bald verlieren müsse. Ich hatte dies auch bei mir erwartet. Es ist aber nicht eingetreten, — wobei ich bemerken muß, daß ich das Bild schon vor Jahren in München gesehen habe, also nicht mehr durch Neuheit überrascht werden konnte. Woran liegt das? Ich habe nur die eine Erklärung: das Bild ist gut. Es hat gewiß keine Vornehmheit, aber es hat Ehrlichkeit. Auch der Jahrmarktslärm kann ehrlich sein. In der Stadt der ewigen Weltausstellungen und der sich amüsirenden Könige wird die Tamtam-Erregung bei Manchem schließlich eine Art normalen Nervenzustands. Und nun spanische Tänzerinnen! und nun elektrisches Licht! Tolle Maskerade, tolle Schminke, tolle Rasse! Und in allem die brutalen Gegensätze, z. B. der blauschwarzen Haare zu den gepuderten Gesichtern, eben durch das elektrische Licht auf einen beleidigenden Höhepunkt geschraubt! Aber was will man? Das Ganze läßt Einen nicht los. Es prickelt Einem auf die Haut und auf die Nerven. Nicht bloß das Licht ist elektrisch, auch die Weiber dort sind elektrisirt, und man wird selber elektrisirt. Der Satan steckt in solchem Bilde.

Dieser Impressionismus des Grellen hat etwas unzweideutig Amerikanisches. Europäischer und vieldeutiger ist der Impressionismus des Dämmerigen. Ich liebe auf diesem Gebiet besonders Jules Wengel. Schon vor Jahren hat er es mir angethan mit dem exquisit fein gestimmten Bildniß seiner Schwester. Und danach noch mit manchem Anderen. Auf unserer Ausstellung ist er mit zwei Bildern vertreten, die seine Art gut illustriren, einer heiligen Genoveva (als Kind unter lauter Lämmern) und einem andern, das „die Kerzen von St. Losse" betitelt ist, einer Kirchhofsscene mit zwei alten Weibern. Was diesen Bildern eigen ist, ist der zarte Duft, der Alles wie in linde Wölkchen einhüllt und so Vieles ahnen läßt. Der alte Corot hat Derartiges zuerst aufgebracht. Dann hat Whistler es vertieft und verindividualisirt. Und die Schotten haben ihm allgemeineres Bürgerrecht erstritten. Wengel ist aber darum nicht klein, weil er manch einen Genossen hat. Er geht darum doch seinen eigenen Weg.

Der speeifisch deutsche und besonders Münchnerische Impressionismus beschäftigt sich mit der Wandelbarkeit der Farben. Er ist darin den Franzosen, und besonders wohl Besnard, zu Dank verpflichtet. Aber er hat seinen ungetrübten Entdeckermuth. Bezeichnend ist Vieles von Skarbina und dann, vor Jahren, jenes vielumstrittene Klingerbild: „L'heure bleue", die nackten Weiber im blauenden Frühlicht, angestrahlt von röthlichen Flammen. Man will, ein wenig zu gründlich, demonstriren, daß die Dinge eigentlich nicht diejenige Farbe haben, die man allgemein annimmt, sondern daß die Farbe von der zufälligen Beleuchtung abhängt. Besonders beliebt ist es, den nackten Menschen solchen Reflexwirkungen auszusetzen, daß die Haut nicht „fleischfarben" erscheint. Albert Keller, der unsere Ausstellung so ausnehmend reich diesmal bedacht hat, dürfte wohl das Schönste und Vollendetste in der Art uns bieten, in seinem Mondschein-Bild einer am Kreuz hängenden Märtyrerin. Da sind alle Lichttheile silberblau, und die Schattentheile tiefviolett. Das macht eine zauberische Wirkung, sodaß man nicht müde wird, das Bild zu bestaunen.

Ein sehr tüchtiges Bild in der gedachten Art stammt auch von einem Jüngeren, Theodor Hummel. Er hat ein kleines Bauernmädchen gemalt, das in der halboffenen Thür steht, und nun streiten das Grau der Stubenluft und das lichte Grün von Draußen um die Herrschaft. Die Verschiebung der Valeurs hat Hummel hierbei mit einem äußerst sensitiven Auge verfolgt, weit delikater jedenfalls, als es Skarbina seiner Zeit bei einem ähnlichen Vorwurf vermocht hat.

Eine Erscheinung wie Hummel, und viele verwandte, zeigen, wie ernst und eifrig man in Deutschland bei der Arbeit ist, um dem kommenden großen Genie die Wege zu ebnen. Wenn es ausbleibt, so ist das jedenfalls nicht ihre Schuld.

Franz Servaes.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1895.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit nächster Nummer 27 beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart“.** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Wiss. u. lit. geb. Dame, gepr. Sprachlehr., die nach langjähr. Studien im Auslande gründl. franz., engl. u. ital. Sprachkenntn. erworben, in 4 Sprach. correspond., tücht. mus. Bildung besitzt, sucht Stell. als Gesellsch., Secret. od. Uebersetz. — Off. u. **J. N. 9448** bef. **Rudolf Mosse, Berlin S. W.**

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Interessante Novität!

In unserem Verlage beginnt zu erscheinen:

Am Schluß eines Jahrhunderts.

Allgemeine Rundschau
der europäischen Völker- u. Staatenkunde
mit Hinblick auf die Hauptfragen der Gegenwart
von
Karl Vogel
Kabinetsrat a. D., Mitglied gelehrter Gesellschaften u. s. w.

Das Unternehmen, welches auf 10 zwanglos erscheinende Bände berechnet ist, wird eine Sammlung von Handbüchern bieten, worin sich der bekannte Nationalökonom die Aufgabe stellt, die Gesamtbilder der politischen und kulturellen Verhältnisse der europäischen Staaten und Völker in scharfer Skizzirung ihrer Eigentümlichkeiten, unter genauer Berücksichtigung der Geographie und Ethnographie, Geschichte, Statistik und Volkswirtschaft vorzuführen.

Soeben wurde ausgegeben der **erste Band** unter dem Titel:

Die dritte französische Republik
bis 1895.

Mit dem Bildnis des Präsidenten Felix Faure.

Preis geheftet Mk. 7.50;
in Original-Einband Mk. 9.50.

Das Wesen und die Wandlungen der dritten französischen Republik bis zum Regierungsantritt ihres jetzigen Staatsoberhauptes Felix Faure werden in dem Werke auf Grund verlässlichsten Quellenmaterials und langjähriger Beobachtung an Ort und Stelle mit photographischer Treue und strengster Gegenständlichkeit geschildert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden.“ (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt).

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLVII. Bande der **„Gegenwart“,** sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Achtundvierzigster Band.
(Nr. 27—52.)

Berlin 1895.
Verlag der Gegenwart.

Register.

Achtundvierzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Der Sturz des Ministeriums Windischgrätz-Plener. Von Heinrich Kanner (Wien)	5
Das Reichsgericht als Gesetzgeber. Von Sisyphus	17
Die politische Krisis in England. Von Otto Gaupp (London)	34
Antisemitische Reformpläne. Von Paul Ernst	49
Grober Unfug! Reichsgerichtliche Glossen. Von Sisyphus	65
Die rumänische Frage in Ungarn und Siebenbürgen. Von Fr. Guntram Schultheiß	67
Zur agrarischen Bewegung. Von Diogenes	97
Ein mitteleuropäischer Staatenbund. Eine Jubiläumsbetrachtung von Herrmann Sachtler	129
25jährige Bilanz des Deutschen Reiches. Statistisches von Fab. Landau	145
Sociales Frauenrecht und das bürgerliche Gesetzbuch. Von J. Lenthold	146
Die Socialdemokratie am Scheidewege. Von A. v. H.	161
Eine neue Concursordnung Von Justus	193
Der deutsche Staat. 1870—1895. Statistisches von Fab. Landau	209
Phantasien über Großdeutschland. Von Wilhelm Friedrich Riedel	225
Die Rechtsverhältnisse der Ausländer in Rußland. Von Justizrath A. Seger	227
Moderne Staatsbankerotte. Von Paul Dehn	241
Zum socialdemokratischen Parteitag	257
Die Thronfolge in Braunschweig. Von Landgerichtsrath W. Kulemann	273
Amerikanisch Cuba. Von Hans Elden	289
Zur Böttticher-Hetze. Von Landgerichtsrath W. Kulemann	305
Die Ueberschätzung eidlicher Bekundungen in der Rechtspflege. Von Herrmann Sachtler	308
Die Währungsfrage und die arbeitenden Klassen. Von Paul Ernst	321
Zur Bergrechtsfrage in Deutsch-Afrika. Von Justizrath A. Seger	337
Agrar-Reform in Großbritannien. Von Wilhelm von Polenz	354
Ein Braunschweigisch-Preußischer Accessionsvertrag? Von Landgerichtsrath W. Kulemann	356
Der südafrikanische Goldminen-Krach. Von Otto Gaupp (London)	369
Die Weltstellung des deutschen Volkes. Von Karl Walcker (Leipzig)	385. 402
Das Ende der türkischen Herrschaft Von Paul Dehn	401

2. Naturwissenschaftliches und Medicinisches.

Zur Umgestaltung der Irrengesetzgebung. Von Medicus	7
Universitäts-Hygieine. Von Stanticus	40
Ein medicinisches Institut für russische Studentinnen. Von S. Werbluuski	84
Das Kind vom Standpunkt der Psychiatrie. Von Dr. med. Diettrich (Turin)	99
Professor Huxley. Von Otto Gaupp (London)	136
Louis Pasteur. Von Medicus	229
Der Alkohol im Jugendalter. Von Dr. med. Otto Dornblüth	259
Die Schöpfung des Menschen. Von Prof. Ludwig Büchner	373

3. Vermischte Aufsätze.

Kann die Feuerbestattung ohne Gesetz zugelassen werden? Von Professor F. Thudichum (Tübingen	19
Der evangelisch-sociale Congreß und der kirchliche Liberalismus. Von Wilhelm Kulemann (Braunschweig)	35
Die Reform des neusprachlichen Unterrichts. Von A. Krüger	55
Moderne Kriegsschiffe. Marinetechnische Rückblicke auf die Tage von Kiel. Von Ingenieur Wilhelm Berdrow	69
Ketzerische Gedanken über die Handwerkerfrage. Von Mentor	81
Belgien und unser Uebungslager bei Malmedy. Von Miles	83
Eine religiös-wirthschaftliche Secte (Koreshan Unity). Von Franz Paetow	86
Vor fünfundzwanzig Jahren. Von Felix Dahn	87
Die Miethskaserne in den Großstädten. Von Paul Ernst	113
Der Hund im Kriegsdienst. Vom Standpunkt des Soldaten	115
Die Arbeitsverhältnisse in Rußland. Von J. Eljaschoff	131
Deutsche und englische Arbeitszeit. Von Stanticus	133
Die militärische Lage in russischer Auffassung	163
Die japanische Concurrenz. Von Hans Elden	177
Die Erziehung des Publicums zur Selbsthülfe. Von Stanticus	181
Zu Friedrich Engel's Tode. Von Rudolph Meyer	183
Zum Untergang des Torpedobootes 41. Von Nauticus	195
Ernst Busch und die sociale Frage. Von M. H.	196
Weizenpreis und Weizenversorgung der Welt. Von Paul Ernst	211
Elend im Offiziercorps? Von einem preußischen Offizier	213
Die diesjährigen deutschen und französischen Manöver. Von Miles	242
Die Unzufriedenheit der Arbeiter. Von Paul Seger	292
Persönliche Armeeführung des Herrschers? Von Miles	293
Zur Lehrerinnenfrage. Von Dr. med. Otto Dornblüth (Rostock)	310
Ueber Berufsvermittelung. Von Ernst Trappe	323
Graf Benedetti's Mohrenwäsche. Von Franz Paetow	338
Graf Taaffe. Von G. J. Guttmann	370
Die Besoldungsverhältnisse der Beamten. Von Paul Seger	387

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Herr Kuhlike spricht. Von Gustav Beßmer	12
Jugend. Von Anton Tschechow	27. 41
Das Zauberschloß. Von M. Isay	57
Frauenseele. Von Anton Tschechow	75. 91
Die Else. Von Alfred von Hedenstjerna	107
Ein schlichter Strauß. Von Lars Dilling	123
Der Schmetterling von Edelstein. Von Emilia Pardo Bazan	140
Der Thalia Ring. Eine beinah wahre Geschichte	155. 172
Schiller's „Nero". Von Rudolf Krauß	186
Der Roman einer Kohlmeise. Von Ida Baccini	205
Hypnose. Von H. Waldemar	220
Eine Scheidung. Von Alfred von Hedenstjerna	237
In Automatopolis. Von Gustav Beßmer	251
Hiobs Freunde. Von Ida Baccini	267
Größen. Von Gustav Beßmer	298
An der Fähre. Von M. Isay	314
„Wohl waren es Tage der Sonne". Von E. Würthmann	331
Rückfällig. Von Gustav Beßmer	346
Das letzte Lied. Von Ida Baccini	362
Ein Majorat. Von Richard von Steugel	377
Herbststurm und Weihnachtsfreude. Von Alfred von Hedenstjerna	393
Der Typhus. Von Anton Tschechow	410
Aus der Hauptstadt: Von Caliban: En canal 13. Zarathustra der Politiker 61. Hammerstein 108. Der Fall Dr. Steinthal 141. Reform oder Garde? 174. Der Ritter von der	

Seite

Hintertreppe 187. Der Löwe von Wien 221. „Wenn sich doch unser Volk ermannte!“ 269. Kirchenbauer 300. Unbeleidigte Majestät 316. Zu scharf gemacht 363. Das Ministerium des Aeußerlichen 412.

— Von Timon: Die Benzin-Maschine 29. Hulda Baer 77. Eau de mille impertinences 93. Die heilig Entrüsteten 252. Ein Briefwechsel aus der Gegenwart 253. Goldregen 333. Köller-Koller 379. Eine ungereimte Tragödie 378.

— Von Prinz Vogelfrei: Norske Creditbank 44. Victoria als Erzieherin 124. Classenjustiz 156. Rominten 206. Zweierlei Maß 239. Kaiserliche Kunst 349. Der Drache des Knackfuß 395.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Wie denken Sie über Bismarck? Ein Nachtrag zu unserer Enquête 1
Die Goethe-Tage als Nationalfest. Von Isarius 9
Ein Gespräch von Heine und Alexander Dumas père. Mitgetheilt von Gustav Karpeles 10
Das Schopenhauer-Denkmal. Ein kritischer Rückblick von Moritz Brasch 20
Huysmans und sein Bekehrungsroman. Von Arthur Eloesser 38
Thomas Carlyle's Socialpolitik. Von Hugo Böttger . . . 72
Ein Heiliger ohne Heiligenschein. (Graf Leo Tolstoi) . . . 103
Briefe von Gustav Freytag. Mitgetheilt von Karl Stelter . 119
Die Culturbedeutung des Colportagebuchhandels. Von Karl Walcker 138
Bemerkungen über Friedrich Nietzsche. Von Eduard v. Hartmann 149
Goethe's Beziehungen zur Philosophie. Von Moritz Brasch 152. 169
Nordische Zukunfts-Romane. Von Carl Busse 184
Das Jubiläum der modernen Kritik. Von Gustav Karpeles 201
Thomas Hardy. Von August Weiß 204
Aus meinem Zusammenleben mit Gustav Freytag. Von Carl Schultes 214. 236
Conrad Ferdinand Meyer. Zum 70. Geburtstag des Dichters. Von Felix Poppenberg 231
Alphonse Daudet und das jüngste Frankreich. Von Carl Busse 245
Moderner Dämonismus. Von Isarius 262
Neugriechische Volkslyrik. Von Ludwig Jacobowski . . . 265
Ueber Torquato Tasso's Zustand. Von Cesare Lombroso . 276
Carl Busse. Von Ludwig Jacobowski 297
Reinhold Pauli. Von Ludwig Geiger 312
Barbey d'Aurevilly. Von Heinrich Mann 325. 342
Friedrich Nietzsche's Jugend. Von Arnold Fokke 340
Paul Heyse und sein neuer Roman. Von Carl Busse . . . 360
Goethe's Sonettenkranz. Von Ludwig Geiger 375
Gegen unsere Jugendschriften! Von H. Wolgast 404
Welche Bedeutung hat der Titel für das Werk 409

b. Bühne und Bühnenkritik.

Vom neuesten italienischen Schauspielwesen. Von P. Chr. Elsenhans (Florenz) 23
Der Grundstein zur Meiningerei. Erinnerungen von Carl Schultes 164
Gegen das Schauspiel. Von Eugen Wolff 220
Friedrich Haase's Abschied. Von Eugen Isolani 329
Moderne Tanzkunst. Von Heinrich Ehrlich 350
Dramatische Aufführungen: 1812 (von der Pfordten) 189. Mariana (Echegaray) 189. Der Schlagbaum (Lee) 190. Die größte Sünde (Otto Ernst) 190. Gräfin Fritzi (Blumenthal) 223. Der Pfennigreiter (Wald-Zedtwitz) 255. Der Meister von „Palmyra“ (Wilbrandt) 255. Nachruhm (Misch) 301. Niemand weiß es (Wolff) 302. Frauenlob (Lothar) 302. Die neue Zeit (Voß) 333. Tedeum (Rosner) 334. Die Romantischen (Rostand-Fulda) 334. Die Venus von Milo (Lindau) 335. Pan Cezar (Weber) 365. Wettrennen (Léon-Waldberg) 366. Gastspiel der Damen Judic und Segond-Weber 415.

Seite

6. Bildende Künste.

Die große Kunstausstellung. Von Franz Servaes: Phantasten und Symboliker 7. Die Landschaftsseele 44. Genrebild und Historie 62. Unsere National-Denkmäler 94. Moderne Plastik 110. Kunstblätter 127. Hans Thoma und die Modern-Sensiblen 318. Sonder-Ausstellungen bei Schulte 364. Frauenkünste 380. Berolina 414.
Kunstglossen eines venetianischen Sommerfrischlers. Von Paul Marsop 51
Bürgerliche Baukunst. Von Architekt Heinrich Schackow . . 121
Ueber amerikanische Kunstzustände. Von Johannes Gaulke 234. 248
Der Krieg und die künstlerische Production. Von Johannes Gaulke 295
Menzel. Zu seinem achtzigsten Geburtstage. Von Franz Servaes 358
Berliner Brückenbaukunst. Von J. Gaulke 381
Die Amateurphotographie. Von Hans Schmidkunz 392
Adolf Menzel und die Berliner Kritik. Von Georg Buß . . 396

7. Musik.

Heinrich Marschner. Zum 100. Geburtstage des Meisters. Von Heinrich Röckner 100
Ueber Gesangsrollen-Studium. Mit ungedruckten Briefen von Ludwig Barnay und Otto Devrient. Von Heinr. Ehrlich 199
Die neuesten Geigenkünstler. Willy Burmester und Alexander Petschnikoff. Von Heinrich Ehrlich 350
Zur Reform der Musikkritik. Von Heinrich Röckner . . . 389
Opern und Concerte: Die Chansonnette (Dellinger) 270. Der goldene Camerad (Roth) 270. Martire (Samara) 271. Silvano (Mascagni) 271.

8. Notizen.

Allers 223. 398. Anbel 382. Backhaus 351. Baumbach 319. Benzmann 398. Blum 382. Bremer 397. Brockhaus 159. 397. Büchner 397. Busse 397. Dahms 382. Debes 79. Döring 47. Erhardt 398. Ertl 367. Geiger 191. Greif 318. Heinemann 351. Hellwald 335. Hersdörffer 397. Heyne 367. Hildeck 319. Janitschek 319. Ilg 95. Jokai 127. Kaemmel 397. Keller 367. Kimmich 127. Klinckowström 127. Kluckhohn 191. Könnecke 367. Kühnemann 303. Lange 190. Leliwa 320. Lenbach 397. Maier 367. Mann 397. Martens 367. Maupassant 351. Meding 127. Mensch 79. Middendorf 397. Nehry 382. Nordhausen 303. Oechelhäuser 143. Ottmann 127. Polenz 271. Richter 367. Rigutini-Bulle 303. Rosegger 382. Scheffel 382. 397. Schultz 398. Schunck 302. Seemann 351. Seidel 303. 335. Silling 397. Spandow 335. Spieß 271. Springer 398. Stern 319. Stieler 382. Straßel 335. Stürckow 127. Sturm 415. Trinius 398. Troitzsch 271. Vogel 303. Volbehr 367. Wagner 191. Walch 15. 143. Wichmann 127. Winterlin 191. Ziegler 351. Zimmermann 127. 398.

9. Offene Briefe und Antworten.

Nochmals der Nordostsee-Canal 31. Gegen die dänischen Volkshochschulen 63, 271. Nochmals die Verstaatlichung der Privat-Kliniken 79. Jünger Schopenhauers 143, 191, 239. Gegen moderne Staatsbankerotte 287. Ernst Busch und die soeiale Frage 303.

№ 27. Berlin, den 6. Juli 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Wie denken Sie über Bismarck? Ein Nachtrag zu unserer Enquête. — Der Sturz des Ministeriums Windischgrätz-Plener. Von Heinrich Kanner (Wien). — Zur Umgestaltung der Irrengesetzgebung. Von Medicus. — **Literatur und Kunst.** Die Goethe-Tage als Nationalfest. Von Isarius. — Ein Gespräch von Heine und Alexandre Dumas père. Mitgetheilt von Gustav Karpeles. — **Feuilleton.** Herr Kuhlike spricht. Von Gustav Beßmer. — **Aus der Hauptstadt.** En canal. Von Caliban. — Anzeigen.

Wie denken Sie über Bismarck?

Ein Nachtrag zu unserer Enquête.

Unsere Rundfrage zur Bismarckfeier, die wir in Nr. 14 unter dem Titel: „Bismarck im Urtheil seiner Zeitgenossen" veröffentlicht haben, hat uns eine Menge nachträglicher Einsendungen eingebracht, die wir als nicht uninteressante Materialien zur Geheimgeschichte unserer Enquête unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen.

So hat unser Londoner Correspondent — obwohl wir eigentlich, dem literarischen Charakter unserer Zeitschrift folgend und auch aus anderen Gründen, die Staatsmänner als oft nicht uninteressirte Mit- und Gegenarbeiter des Gefeierten ausgeschlossen sehen wollten — sich an einige britische Politiker mit unserer Frage gewandt. **Lord Salisbury** antwortete ihm, wie zu erwarten stand, ausweichend:

„Bei einer Gelegenheit, wo so rein nationale Gefühle die Hochachtung vor dem Fürsten Bismarck aussprechen, wäre es eine Unbescheidenheit, wenn ein Ausländer Theil nehmen wollte an einer solchen Huldigung der öffentlichen Meinung Deutschlands."

Auch der tapfere Feldmarschall **Lord Wolseley**, der Biograph Napoleons I., läßt sich entschuldigen:

„So sehr Seine Lordschaft persönlich den Fürsten Bismarck bewundert, so fühlt sie sich nicht berechtigt, in einem öffentlichen Blatte irgendwelche Meinung über ihn auszudrücken."

Begeistert äußert sich dagegen der gefeierte Romandichter **Rudyard Kipling**:

„Als Antwort kann ich nur sagen, man ‚denkt nicht über' Bismarck. Man bewundert und schweigt still — genau so wie in Gegenwart der Pyramiden."

Unser Florentiner Correspondent übersendet uns nachträglich noch einige Zuschriften, die zwar ablehnend, aber für die Verfasser charakteristisch sind. Bescheiden schreibt **Paolo Villari**, er sei „nicht im Stande, über einen Mann, über den so Viele geschrieben haben, irgend Etwas zu schreiben, das die Ehre der Veröffentlichung verdient". Auch der gemaßregelte römische Professor **Enrico Ferri**, der Führer der italienischen Socialisten, schreibt ähnlich, aber mit anderer Begründung:

„Ich kenne Bismarck nur aus meiner Zeitungslectüre, also viel zu oberflächlich, um ein persönliches Urtheil fällen zu können, das der Erstebeste nicht ebenso gut äußern könnte. Ueberhaupt habe ich die Gewohnheit, erst dann über einen Mann zu urtheilen, wenn ich ihn wenigstens persönlich gesehen habe, was mir leider bei Bismarck nicht geglückt ist."

Der bekannte Turiner Psycholog und Mitarbeiter Lombroso's, Prof. **Guglielmo Ferrero**, der das vergangene Frühjahr in Berlin verlebte, erfreut uns durch die folgende Zuschrift:

„Bismarck gehört zur gleichen Classe Staatsmänner, der Karl der Große, Alexander und Napoleon angehörten, d. h. zu jenen Staatsmännern, die im Grunde und vor Allem Männer des Krieges mit großen politischen und administrativen Fähigkeiten sind. Bismarck ist im Grunde Soldat. Er hat selbst zu verschiedenen Malen eingestanden, daß er sich für das Waffenhandwerk bestimmt fühlte, und daß er sich ihm gewidmet hätte, wenn nicht der Einfluß seiner Mutter gewesen wäre. Seine körperlichen und geistigen Eigenschaften sind den großen Heerführern eigen: riesenhaft, von einer außergewöhnlichen physischen Kraft, mächtiger Arbeiter und großer Organisator, energisch, wie wenige Menschen es waren, kühn und die Schwierigkeiten lieber besiegend, indem er sie von vorn angreift, als hinterrücks. Selbst sein gebieterisches, ungeduldiges Wesen, sein Wunsch, immer eine große Autorität und eine große Verantwortlichkeit mit einander zu verbinden, seine Neigung, die Gewalt, die Mittel des Zwangs anzuwenden, die Gegner zu schrecken, seinen Willen um jeden Preis aufzuzwingen, — das beweist Alles, daß er zu jenem Geschlechte von Riesen gehört, halb Soldaten und halb Politiker, die durch ihren Charakter genöthigt werden, sich der physischen Kraft als des ersten Werkzeuges der politischen Thätigkeit zu bedienen. Aber man kann nicht leugnen, daß dieser Karl der Große des 19. Jahrhunderts ein wenig deplacirt war, und daß das sociale Milieu unserer Zeit nicht ganz für ihn paßte. Diese kriegerischen Gewaltmenschen sind sehr nützlich in Zeiten, wo die Gesellschaft in der Auflösung begriffen oder noch sehr wenig entwickelt ist, wo ihre Civilisation noch schwach und hinfällig ist. Dann sind jene Männer mit ihrer Thatkraft, ihrer Vorliebe für die Gewalt und ihrer unermeßlichen Phantasie befähigt, eine zusammenbrechende Welt zusammenzuhalten oder aber einen starken Anstoß einer Gesellschaft zu geben, die sich langsam inmitten zahlloser Hindernisse

gestaltet. Das Genie Alexanders war eine riesenhafte active Kraft in der langsamen Entwicklung Asiens, wie das Genie Karls des Großen einer Riesensäule in der zusammenbrechenden Welt des Mittelalters glich. Aber wenn die Gesellschaft gut organisirt ist, wenn sie sich von selbst entwickelt, regelmäßig, mit einer normalen Schnelligkeit, ohne daß von außen ein Impuls nöthig wäre, dann stehen jene Staatsmänner mit ihrer Neigung für Gewaltmittel naturgemäß am unrechten Platz und begehen nothwendig Fehler, weil sie eine Thätigkeit entwickeln wollen, deren die Gesellschaft nicht mehr bedarf. — Bismarck ist eine Art Janusкopf, dessen eines Gesicht der Zukunft, das andere der Vergangenheit zugekehrt ist. Die Seite seiner Persönlichkeit, die nicht mehr in die moderne Zeit paßt, hat ihn zu jener Blut- und Eisenpolitik geführt, die so viele Menschen heute abstößt und in ihren Augen seine Größe beeinträchtigt, weil sie nicht mehr dem Zustand unserer Gesellschaft entspricht. Und so erklärt denn auch der Widerspruch zwischen seiner Persönlichkeit und der Umgebung, in der er gelebt hat, alle seine Irrthümer, die ebenso außerordentlich sind als seine Erfolge, z. B. seinen fehlerhaften Kampf gegen den Socialismus. Daß talentlose Politiker noch glauben, die socialistische Bewegung mit Hülfe der Polizei ersticken zu können, läßt sich begreifen, aber daß ein Mann wie Bismarck in den gleichen Irrthum verfiel, das versteht man nur aus seinem Wesen heraus, das ihn zu einer großen politischen Rolle gerade in einer reich entwickelten Gesellschaft zwang, wo die Blut- und Eisenpolitik nicht mehr nothwendig und keine Wohlthat sein kann."

Weniger bedeutsam sind die deutschen Nachzügler. Bescheiden schreibt uns **Johannes Schilling**, des Schöpfer des Nationaldenkmals auf dem Niederwald:

„Ich möchte nicht versäumen, Ihnen zu sagen, daß der mir ausgesprochene Wunsch darum unerfüllt blieb, weil meine Verehrung für den Fürsten Bismarck viel zu groß ist, als daß ich versuchen könnte, ihr auf einem mir nicht geläufigen Gebiete Ausdruck zu geben."

Professor **Berthold Litzmann** in Bonn, dessen vielangefochtener Ausspruch über die nothwendige Bismarckverehrung jedes national gesinnten deutschen Dichters unserer Rundfrage untergelegt wurde, schreibt:

„Ich freue mich, zu entnehmen, daß Männer, auf deren Urtheil ich viel gebe, mit mir übereinstimmen. Aber auch den Gegnern bin ich nicht gram, um so weniger, da einige von ihnen mich entschieden mißverstanden haben und gegen Etwas zu Felde ziehen, was ich gar nicht gesagt habe. Nur zur thatsächlichen Berichtigung möchte ich bemerken, daß ich den für mein Gefühl allerdings jedem Deutschen sehr nahe liegenden Gedanken weder Wilhelm Jordan noch einem Anderen entlehnt habe. Ich muß bekennen, daß ich Jordan's „Mahnspruch" erst aus Nr. 14 der „Gegenwart" kennen gelernt habe."

Boshaft schreibt uns der kürzlich verstorbene Naturforscher **Carl Vogt** — vielleicht sein letzter Witz! —:

„Auszug aus einem Handwörterbuche der modernen Journalistik:

Enquête. In Frankreich erfundener, in Deutschland weiter ausgebildeter und gepflegter Kniff, welcher den Zweck hat, Honorar für die von Anderen geleistete Arbeit einzuheimsen. Der Veranstalter hat nur einige geringe Auslagen für Briefporto und Reclamen einzusetzen."

Auch unerbetene Mitarbeiter drängten sich heran, die namenlosen Freischärler der anonymen Briefe, zum Theil mit unflätigen, immer aber bismarckfeindlichen Ergüssen. Eine Postkarte — Unterschrift: ein römisch-katholischer Pfarrer in Galizien, Poststempel: Kanczuga — wollen wir niedriger hängen:

„Wohlen Sie wissen, was war und was ist Bismarck? War ein großer Genius des Bösen: wie Lucifer. Ein Satanas-Bube. Boa (non con-sed) destructor."

Unsere Umfrage hat indessen nicht nur Nachdrucker und Uebersetzer, sondern auch Nachahmer gefunden. So in Holland. Unserer Anregung folgend, veröffentlichte der „Amsterdamsche Courant" unter dem Titel: Nederlanders over Bismarck, Nagalm (Nachruf) op het Bismarckfeest am 11., 12. und 13. April eine stattliche Anzahl von Aussprüchen niederländischer Berühmtheiten über Bismarck. Wir entnehmen dieser ganz interessanten Enquête eine kleine Blüthenlese.

Da schreibt, als Erster der Befragten, der Amsterdamer Advocat **S. A. Levy**:

„Dem Niederländer ist nur dann ein Staatsmann sympathisch, wenn seine Handlungen im strictesten Sinne des Wortes vom Gesichtspunkte des Constitutionalismus aus die Stichprobe ertragen. Meine Eingenommenheit für Macht steht doch sehr hinter meiner Ehrfurcht vor dem Recht zurück. Ich bin der Ansicht, daß Bismarck, selbst mit dem Federbusch umwallten Cürassierhelm angethan, unserem Thorbecke nicht an die Schulter reicht."*)

Freundlicher äußert sich Prof. S. **ten Winkel**, Docent der Germanischen Sprachen an der Universität Amsterdam:

„Bismarck halte ich für den größten Staatsmann der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Dieses wurde er, weil er Zeit seines Lebens ein großes Ziel vor Augen hatte, dabei war er klug genug, sich nur ein erreichbares Ziel zu stecken. Mit anderen Worten: er ist so groß geworden, weil er aus einem Stück war, ausgerüstet mit dem Muth einer erhabenen Ueberzeugung, aber ohne Fanatismus. Dabei war er die Incarnation der Kraft. Seine körperliche Beschaffenheit gestattete ihm, eine außergewöhnliche Arbeitskraft zu entwickeln. Die Kraft seines Geistes setzte ihn in den Stand, die verschiedensten Dinge zu gleicher Zeit zu übersehen, deren Werth und Unwerth zu erkennen. Seine Willenskraft ermöglichte ihm, sich allzeit gleich zu bleiben, einzugreifen, sobald es nöthig war, durchzusetzen, was er sich vorgenommen hatte. Zu den Merkmalen seiner Größe gehören noch: die einfachen Mittel, deren er sich durchschnittlich bediente, die hinreißende Gewalt seiner natürlichen Beredsamkeit, sowie die Einfalt seiner Sitten. Da er noch der Mächtige war, gab er wohl manchmal durch tyrannische Handlungsweise Anlaß zu gerechten Ausstellungen. Jetzt, da er als Staatsmann von der Bühne abgetreten, vergiebt man ihm diese Tyrannei gerne; man fühlt sie ja nicht mehr und sie bedroht auch Niemanden mehr. In Deutschland war er auf seinem Platze; der Niederländische Volkscharakter hätte es wahrscheinlich nicht geduldet, daß sich eine Größe seiner Art in unserem Lande entwickelt hätte."

General **Den Beer Poortugael**, Mitglied des Staatsraths:

„Bismarck ist die größte Heldenfigur, der größte Staatsmann unseres Jahrhunderts. Um sein großes Ziel, die Einheit und Größe seines Vaterlandes, zu erreichen, schonte er Niemanden und Nichts, verstand er es, alle Hindernisse im In- und Ausland aus dem Wege zu räumen, alle Gegenbestrebungen zu überwinden, seine Gegner zu zerschmettern, seine Feinde zu besiegen oder doch unschädlich zu machen.

*) Die Deutsche Wochenzeitung in den Niederlanden bemerkt dazu: „Die Helme der Cürassiere sind nicht mit Federbüschen geziert, wie die der Amsterdamer „schutter", auch der Bismarckische Helm macht keine Ausnahme. In Folge dessen hat sich in die Höhenmessungen des Herrn Dr. Levy ein kleiner Fehler eingeschlichen. Angenommen, Herr Dr. Levy habe seine Messungen an der ungefähr vier Meter hohen Statue Thorbecke's am Thorbeckeplein in Amsterdam vorgenommen, so würde Bismarck nach Abzug des Federbusches dem berühmten Niederländischen Staatsmann nur bis an die Hosentasche reichen."

So wurde er nach einem sorgfältig überlegten und mit aller Kraft durchgeführten Krieg der Gründer des mächtigen Deutschen Kaiserreiches.

Doch ist er, ebenso wenig wie irgend ein anderer Mensch, trotz aller großen Eigenschaften ohne Fehler. Seine Wirthschaftspolitik, in übertriebenen Schutzzoll ausartend, zeigt sich zu sehr durch die Interessen des Großgrundbesitzes geleitet. Sein Name ist unsterblich und für ewige Zeiten mit einer der glorreichsten Epochen der Geschichte seines Vaterlandes verknüpft."

H. des Amorie van der Hoeven, Mitglied des Staatsraths:

„Unter den großen Männern der That — also unter den Göttern zweiten Ranges — ist Bismarck einer der Größten, durch seine unverfälschte Natur, sein Aufgreifen des Augenblickes und Beiseitelassen des Unmöglichen."

J. Heemskerk, Staatsminister a. D.:

„Fürst Bismarck verdient meines Erachtens im vollen Maaße den Ruhm, den ihm gegenwärtig die Mehrzahl seiner Landesgenossen zuerkennt.

Hat aber dieses staatsmännische Leben keine Flecken aufzuweisen? Auch die Sonne hat solche! Einen dunkeln Fleck in Bismarcks Politik stellt das Verfahren gegenüber dem kleinen Königreich Dänemarck dar, unter Mißachtung geschlossener Verträge. Für Deutschlands Einheit und Größe waren die einzelnen Theile in Nordschleswig nicht nöthig. Das nachkommende Geschlecht wird auch die Frage entscheiden, besser als die jetzige Mitwelt es kann, ob Bismarck durch Einführung des allgemeinen Wahlrechts, was er ohne Nothwendigkeit und äußeren Zwang that, Dauer und Stärke oder ein Element der Zersetzung in die Verfassung des Norddeutschen Bundes gelegt hat."

Louise Stratenus, Romanschriftstellerin:

„Der ‚Amsterdam'sche Courant' bittet auch mich um mein Urtheil über den eisernen Kanzler. Nur ungern gebe ich es ab. Frauen sind selten gerecht, denn sie befragen weniger ihren Verstand als ihr Herz. Als Staatsmann steht er vor meinem Auge unbeschreiblich groß da; ich begreife es, daß ihn die Preußen bis zum Himmel erheben. Er hat Deutschland geschaffen. Andererseits hat man aber auch das Recht, die Frage aufzuwerfen, was war er als Mensch, das heißt als ein Wesen, dazu bestimmt, ein wenig weniger zu gelten, als ein Engel? Vermag man auch nur eine einzige gute That Bismarck's anzuführen? Und doch hat er achtzig Jahre gelebt, also wohl Zeit genug gehabt, Wohlthaten um sich zu verbreiten. Je höher er stand, desto leichter wären ihm solche geworden, um so mehr wären sie in's Auge gefallen. Vielleicht wissen Andere von solchen guten Thaten; mir sind keine bekannt. Dagegen sehe ich ihn den blinden König von Hannover entthronen und vom Welfenfonds Besitz nehmen, so daß der Kronprinz in Armuth leben mußte(!). Ich sehe, wie er die unglücklichen Polen unterdrückt, die geistlichen Orden, selbst die barmherzigen Schwestern, die sich auf dem Schlachtfelde ein Ehrenzeichen erworben, aus dem Lande jagt. So begreife ich wohl, daß ihm weder Welfen, noch Polen, noch Katholiken huldigen wollten. Aber mehr noch! Ich sehe ihn den ritterlichen König von Bayern in Wahnsinn und Verzweiflung stürzen(!!), ich sehe, wie er seinen altersgrauen Herrn nach dem Kriege von 1870 zwingt, dem niedergeworfenen Feinde die größte, blutigste Schmach damit anzuthun, daß er sich im Herzen Frankreichs zum Kaiser ausrufen ließ; ich sehe ihn, wie er den Kronprinz-Märtyrer Tag für Tag foltert, um ihn zur Abdankung zu zwingen, indem er ihm immer wieder sein nahes Ende vorstellte(!) — wußte er doch allzu gut, daß unter „Friedrich dem Guten" es mit seiner Herrschaft aus sein würde. Ich sehe, wie er den Sohn zur Erhebung gegen den sterbenden Vater aufstachelt(!), und als derselbe Sohn, nunmehr selbst Kaiser geworden, das Joch abschüttelt, das sein schwacher Großvater nur allzu lang ertragen, wie Bismarck die Kaiserin Friedrich aufsucht und sich zu den Füßen eben derselben Frau stürzt, der er als Gattin und Mutter so schwere Kränkungen zugefügt, um sie anzuflehen, ihn wieder in Gnaden aufzunehmen(!). Alles dies steht vor meinem Auge; möge halb Europa den Staatsmann verherrlichen, für mich steht er als Mensch sehr klein da." *)

General der Ost-Indischen Armee **A. D. Romswinckel**:

„Die deutsche Flotte und die deutschen Colonieen sind die Folgen der Aufrichtung des Deutschen Reiches. Für die Niederlande haben diese Flotte und diese Colonieen, besonders jene in Ostasien, große Bedeutung und zwar in Folge des stets bedeutsamer werdenden Gegengewichtes, daß sie gegenüber Englands Machtwillkür in die Wagschale legen können. Von diesem Standpunkte aus, dünkt mich, ist der geniale Gründer des Deutschen Reiches zu beurtheilen."

Richard Hol, Componist:

„Wie ich über Bismarck denke? Alle, die in der Nähe dieses Riesen lebten, die sein ganzes Sein und Denken aus nächster Nähe betrachteten, sie müssen sich gegenüber dieser Rieseneiche, welche allen Stürmen trotzte, wie Zwerge, wie Unterholz vorkommen. Ohne ihn hätte Moltke, der große Feldherr, nie und nimmer das ausführen können, was er mit seinem eminenten Talent erwirkt hat. Bismarck's größte That, die Einheit des Deutschen Reiches, bewirkte eben, daß es Moltke 1870 ermöglicht wurde, dem Uebermuthe des letzten Napoleon — ein Uebermuth, der in jeder seiner Neujahrsreden das alte Europa beunruhigte — Ziel und Schranken zu setzen. Ehre darum dem Manne, der 25 Jahr lang uns vor der entsetzlichen Kriegsplage behütete!"

C. van Nievelt, Schriftsteller, Verfasser der „Phantasien", „Winter en Zomerbeelden" (Winter- und Sommerbilder) 2c.:

„Schon die Stärke für sich allein ist bewundernswerth. Aber die Stärke, welche einem großen Ziele dient, ist heldenhaft, ja fast göttlich. Wäre Bismarck nichts Anderes gewesen, als ein Mann von Stärke, ein Mann von Charakter, ein Mann der That und, falls es hätte sein müssen, auch ein Mann des Blutvergießens, so wäre er schon meiner Bewunderung sicher gewesen, wie ich einen Berg bewundere, der aus der flachen Eintönigkeit aufragt, die Seele erhebt und aufwärts die Gedanken führt. Nun aber, da Bismarck alle seine Stärke dazu verwendet hat, um das Deutsche Volk durch Einigkeit zu stärken, dadurch gesicherter und glücklicher zu machen, dem Germanischen Stamme seine Weltstellung, die ihm gebührt, anzuweisen, um seiner ernsten, friedliebenden, nur der Selbstvertheidigung zu Liebe so schwer gewaffneten Nation über das eitle, ruhmsüchtige, unberechenbare Frankreich das Uebergewicht zu verschaffen, — nun ist es nicht nur Bewunderung, was mich für ihn erfüllt, nun liebe ich ihn und bin ihm dankbar als Mensch, als Germane, als Niederländer. Das sind meine Gefühle für den Mann, den ich, ein simpler Zuschauer, seit 1866 an seiner Arbeit thätig gesehen habe und dessen große gesunde und überzeugende Persönlichkeit mich so manches Mal angeeifert hat, in meinen bescheidenen Pflichten auszuharren."

Arnold Ising, Schriftsteller, Verfasser von „Markiezin de Salange" (Die Marquise de Salange), „De graaf de St. Ybar" (der Graf de St. Ybar), „De Oorlog tusschen Rus-

*) Die Deutsche Wochenzeitung in den Niederlanden bemerkt zu diesem kleinen Colportage-Roman: „Louise sitzt und strickt am welthistorischen Strumpfe; das hätte sie nicht thun sollen; warum hat sie doch nicht weitergestrickt an ihren literarischen Strümpfen für Backfische? Ach, es waren so hübsche, solide Strümpfe! Und nun auf einmal ein historischer Strumpf aus ganz ordinärer Wolle, die bei jeder neuen Masche zerreißt und solche Blößen sehen läßt, daß Louise schamhaft erröthen muß!"

land Turkije en de Westersche mogendheden“ (der Krieg zwischen Rußland, Türkei und den Westmächten) u. s. w.:

„Meine Ansicht über Bismarck? Nun, er ist so glücklich, ein Humorist zu sein. Er erkennt klar, was in diesem oder jenem Augenblick in den Herzen vorgeht. Hat er einmal Etwas in's Auge gefaßt, so drängt er mit seinen gewaltigen Schultern rücksichtslos auf die Seite, was seinem Ziel entgegensteht. Er ist sich seiner Ueberlegenheit genügend bewußt, um die Wahrheit frei bekennen und sich einfacher Sitten befleißigen zu können. Er ist eine jener Heldengestalten der Menschheit, die Vieles unter ihrem Fuße zertreten, aber auch Vieles aufbauen.“

L. van Deyssel, der realistische Romandichter:

Mir erscheint, objectiv betrachtet, die Größe Bismarck's darin zu beruhen, daß er seiner individuellen Auffassung ein harmonisches, monumentales Gepräge zu geben verstanden hat. Was ihm persönlich nahe ging, das verstand er als etwas Allgemeines, als Etwas hinzustellen, das die ganze Rasse, die ganze Deutsche Nation anging. Monumental und harmonisch ist seine Schöpfung. Er wußte nämlich das Vergangene festzuhalten und in ein neues Gewand zu kleiden. So stiftete er nach altem, klassischem Muster ein Kaiserreich, aber gab ihm ein Gegengewicht in den socialen Einrichtungen der allgemeinen Dienstpflicht und des allgemeinen Stimmrechts. Bismarck repräsentirt die größte politische Synthese unseres Jahrhunderts.

Wenn es wäre, daß unsere Neigung Napoleon I. im größeren Maße gehörte, dessen Ehrgeiz so viel umfangreicher und ungestümer war, ach, was bleibt andererseits von dessen ganzem Werke übrig, als die klägliche Ruine, welche wir in unserer Erinnerung haben, neben der lebendigen Realität von Bismarck's besonnener Schöpfung?

Und persönlich gesprochen? Ich bin Bismarck Dankbarkeit schuldig für einen wunderschönen Augenblick meines Lebens. Ich bereiste Deutschland einige Zeit lang — es war auf einer Reise zur Herstellung meiner Gesundheit, also ein neuer Lebensfrühling, in dem einem Alles herrlich erscheint — und lebte dahin in altdeutscher Baukunde, neuer deutscher Musik. So stieg ich durch die Weinberge zu Rüdesheim nach dem Nationaldenkmal hinan, jenem gigantischen Erinnerungszeichen an die Siege des siebziger Krieges und die Aufrichtung des Deutschen Reiches. Und wunderbar ergriff es mich! Die Schauer der Weltgeschichte rührten meine Seele. Mir war, als ob der Geist des alten Deutschland, wie er sich mir aus meinen Studien deutscher Poesie, deutscher Baukunst und Malerei darstellte, oder auch der Geist des neuen Deutschland, wie er in der Philosophie und der Musik lebt, sich auf dieser Stelle vergegenwärtigte, in dem hoch über die deutschen Lande aufragenden Denkmal, dem Gedenkzeichen der zur Einheit, zu einer Nation zusammengeschweißten deutschen Rasse. Da, in der ungemessenen Weite, fühlte ich die Größe des Landes. Als ich, wieder zu Thal gestiegen, den grünen Römer voll goldenem Rüdesheimer erhob, erzitterte meine Hand: Lieb Vaterland magst ruhig sein!

Diesen wunderschönen Mittag verdanke ich dem Fürsten Bismarck.“

Henri Viotta, Componist, schließt als kleiner Schäker:

„Das wünschte ich nur, daß Bismarck mir den herrlichen Steinway-Flügel zum Geschenk machte, den er zu seinem achtzigsten Geburtstag empfing. Ich kann ihn gebrauchen, er nicht.“

Die verhältnißmäßig geringe Betheiligung französischer Berühmtheiten an unserer Rundfrage lag zum Theil daran, daß gleichzeitig auch in Paris eine nationale Bismarck-Enquête veranstaltet wurde, deren Ergebniß der „Figaro“ und das Neue Wiener Journal veröffentlichten. Wir entnehmen daraus die Aeußerungen der auch von uns befragten Autoritäten.

Jules Simon:

„Es heißt viel von einem Franzosen verlangt, wenn man von ihm eine Aeußerung, ein Wort über Herrn v. Bismarck begehrt. Indessen, da es sich bloß um seine achtzig Jahre handelt, so kann ich mich darüber äußern, denn er hat sie mir persönlich vorgestellt.*) Sie waren damals höchst unwahrscheinlich — diese achtzig Jahre —; es war am Tage seines Sturzes ... Man nennt Gladstone den „großen Alten“; dem Kanzler giebt man diese Bezeichnung nicht, weil das Wort „Greis“ sich nicht recht mit dem Wort „Bismarck“ paart.

Gladstone ist gegangen; Bismarck ist gefallen. Er fiel sehr tief, da er von seiner ganzen Höhe herabstürzte. Jeder von Beiden könnte jedoch mit dem Allmächtigen einen neuen Vertrag abschließen, ohne daß ihre Berühmtheit in Gefahr käme. Denn die Zeit hat weder ihren Geist geschwächt, noch ihre Willenskraft erschüttert. Es scheint, daß Bismarck unendliche Waldungen besitzt. Nun denn, so herrsche er über Eber, da er nicht mehr die Menschen unter seiner Hand hat. Gladstone verbringt seine Zeit in seiner Bibliothek und ergötzt sich an gelehrten Arbeiten. Zu fallen verstehen! Abzutreten verstehen! Ich bin überzeugt, daß, wenn es dem Kaiser gefiele, Bismarck zurückzurufen, er ihn morgen wieder in die Säle der Reichskanzlei einsetzen könnte, ohne ihn vorher „abstauben“ zu müssen ...“

Die „achtzig Jahre“ sind vielleicht nur ein Vorurtheil, das die jungen Leute von siebzig Jahren aussprengen, um nicht ins Endlose das Gelangen zur Macht abwarten zu müssen. Man wird nicht alt und stirbt auch nicht — es sei denn, daß man sich freiwillig dazu entschließt.

Frau Juliette Adam, die politische Intrigantin und Actenfälscherin, der Fürst Bismarck allerdings unsanft auf die Finger geklopft hat, schreibt:

„So lange Herr von Bismarck an der Regierung war und als Herr die Macht besaß, unsern Brüdern in Elsaß-Lothringen alle Härten der Eroberung fühlen zu lassen, haßte ich ihn aus allen Kräften. Dieser Haß beherrschte mein ganzes Dasein und fesselte mich gleichsam an jede Action im Leben des deutschen Reichskanzlers. Ich studirte den „Feind“ Stunde für Stunde. Je mehr ich mir die Mühe gab, meine Seele im Kampfe und in meinem patriotischen Schmerz zu erheben, um so außergewöhnlich war meine Freude, wenn ich bei Herrn von Bismarck kleinliche Züge und Mesquinerien constatirte. „Dieser Mann ist nicht groß,“ wiederholte ich mir selbst, „denn er lügt unter der Maske brutaler Offenheit, denn sein Charakter besitzt nicht die Stärke der Macht, die er ausübt. Der Koloß hat thönerne Füße, er wird fallen ...“

Er ist gefallen! Und die Gesetze der Moral, die ich,

*) Der obigen Anspielung Jules Simon's, daß ihm Bismarck seine achtzig Jahre „persönlich vorgestellt habe“, liegt folgende Reminiscenz zu Grunde, die der berühmte Academiker dem Pariser Correspondenten des Neuen Wiener Journals wie folgt erzählte: „Fürst Bismarck hatte mich als Delegirten Frankreichs auf dem vom Kaiser Wilhelm im März 1890 nach Berlin einberufenen internationalen Congreß zu einem Diner im Salon der Reichskanzlei eingeladen. Da kam seine unerwartete Demission. Es war an demselben Tage, an dem das Diner stattfinden sollte. Ich war nun der Ansicht, daß der Fürst an einem so ereignißvollen Tage wohl von anderen Dingen als von einem Diner in Anspruch genommen sein werde, und sandte ihm ein Entschuldigungsschreiben. Doch der Reichskanzler ließ mir sofort die Antwort zukommen: „Nein, kommen Sie, ich bitte darum, ich zähle ganz bestimmt auf Ihre Gegenwart.“ Fürst Bismarck geleitete mich in seinen Privatsalon und lud mich zum Sitzen ein. Aus Etiquette machte ich die Andeutung, der Kanzler als Fürst möge zuerst Platz nehmen. Doch Fürst Bismarck schob mir einen Fauteuil zu, mit dem Bemerken: „Dem Aelteren gebührt der Vortritt: Sie sind nun drei Monate älter als ich, mein verehrter Meister.“ Wir blieben lange im Gespräch allein. Ich fand den Fürsten so ruhig und unbefangen, als wäre an jenem Tage nichts Besonderes geschehen. Das darauffolgende Diner war das letzte, das der Fürst in der Reichskanzlei gab. Am anderen Tage verließ er das Palais thatsächlich ...“

höher stelle, als alle Erfolge aus den Quellen der Gewalt haben für mich eine Weihe und Kräftigung mehr erfahren in dem Sturze Desjenigen, dessen Menschenthum nicht auf gleicher Höhe stand mit seinem Glücke."

Akademiker Alfred Mézières:

„Herr von Bismarck hat im civilisirten Europa des neunzehnten Jahrhunderts das Eroberungsrecht, das Recht des Mittelalters, wieder ins Leben gerufen. Das ist ein Verfahren aus der Vergangenheit, das das moderne Gewissen nicht acceptiren kann. Sagen wir es recht laut: Es giebt etwas Höheres als die rohe Gewalt, das ist das Recht der Völker, die Nationalität zu wählen, der sie angehören wollen. So lange diese Frage, der Gerechtigkeit entsprechend, für Elsaß-Lothringen nicht gelöst ist; so lange die Bevölkerung nicht befragt worden ist, ob sie französisch bleiben oder deutsch werden wolle — so lange wird das Werk des Herrn von Bismarck ein gefährliches Werk sein, das im voraus mit dem Keim der Unfruchtbarkeit und des Todes behaftet ist.

Warum leidet Europa? Warum erschöpft es sich in Rüstungen? Deshalb, weil die Eroberer eine Eroberung zu bewachen haben, weil sie sie mit Gewalt behalten wollen. An dem Tage, wo die Völker frei ihr Vaterland wählen werden, wird dieser ganze Kriegsapparat kein Existenzrecht mehr haben, und die Abrüstung wird möglich werden — zum größten Wohl, zum größten Glück der Menschheit."

Ambroise Thomas, der Componist von „Mignon", „Hamlet" ꝛc.:

„Ich habe mich als Künstler seit jeher von Politik ferngehalten, denn ich gehe ganz in meiner Kunst auf. Aber ich bin ein Kind der Stadt Metz, und man wird es begreifen, daß mein Herz über das Schicksal meines Heimathlandes von bitteren Empfindungen erfüllt ist. Ich nehme jedoch keinen Anstand, dem staatsmännischen Genie des Fürsten Bismarck und der hohen Situation, die er durch dreißig Jahre in der Welt innehatte, meine Verbeugung zu machen. Auch habe ich gehört und gelesen — und Fürst Bismarck soll es selbst bestätigt haben — daß die Annexion der beiden Provinzen weniger sein Werk, als jenes der Militärpartei mit Moltke an der Spitze war, der die Wegnahme Elsaß-Lothringens als eine strategische Nothwendigkeit bezeichnete. Wenn diese Erzählung wirklich auf Wahrheit beruht, — obwohl der Frankfurter Vertrag leider für das Gegentheil spricht — so wäre sie auch das Einzige, was die schmerzlichen Gedanken an das Schicksal meines Geburtslandes, wenigstens in Bezug auf die Person des Fürsten Bismarck, einigermaßen milder stimmen könnte."

Frédéric Passy, der Präsident der französischen Gesellschaft für internationale Schiedsgerichte, schreibt:

„Ich habe von Herrn von Bismarck zur Zeit, als er allmächtig war und als er sich erbarmungslos gegen Frankreich zeigte, das gesagt, was mir meine Vaterlandsliebe und meine Liebe für die Menschheit dictirte. Es würde mir nun nicht ziemen, angesichts des hochbetagten und von der Macht gestürzten Herrn von Bismarck das, was ich damals sagte, zu wiederholen oder zurückzunehmen. Ich will mich auch nicht Jenen anschließen, welche seine Vergangenheit verherrlichen, noch Jenen, welche den Achtzigjährigen insultiren. Ich warte das Urtheil der Geschichte ab."

Und nun zum Schluß noch zwei Urtheile über unsere Enquête, ein deutsches und ein französisches. Altmeister **Theodor Fontane**, der die Theilnahme an derselben abgelehnt hatte, brach sein Schweigen nachträglich doch und überraschte uns mit der folgenden liebenswürdigen Zuschrift:

„Sie haben mir durch die letzte Nummer Ihrer „Gegenwart" eine große Freude gemacht. Wir Deutschen schließen mit unserer politischen Weisheit in Lob und Tadel gleich schwach ab; recht gut sind mir nur v. Egidy und Max Nordau erschienen. Stanley interessant, Spencer wichtig aber unverschämt; Sienkiewicz großartig. Er schlägt alle Andern um sieben Pferdelängen. Ich habe so was von großem historischen Sinn (trotzdem er nur ein Romanschriftsteller ist), so was von Packen und Treffen überhaupt noch nicht erlebt und stelle es über Alles, was ich in Essays und Charakterbildern unserer englischen, französischen und deutschen Historiker gelesen habe. Mein Liebling Macaulay verblaßt daneben. Ich fürchtete, daß zuletzt der Pole herauskommen und den wundervollen Eindruck wieder stören würde; — aber dieser Schmerz blieb mir erspart. Es hat mich ganz berauscht; auch Wahrheit, vielleicht, weil sie so selten ist, kann einen berauschen wie Sauerstoff."

Die Pariser Revue des Revues hat unsere Enquête ihren Lesern mundgerecht zu machen gesucht. Freilich auf eigene Weise. Herr **Jean Finot**, der Herausgeber, übersetzt nur die dem Fürsten Bismarck ungünstigen Stimmen, spöttelt über die Bewunderer wie Stanley und die petits allemands wie E. v. Hartmann (!) und findet den Zufall äußerst geistreich, daß alle befragten Franzosen in ihrer Verlegenheit zu lateinischen Citaten ihre Zuflucht nehmen. Auf solche Art ist es ihm ein Leichtes, aus unserer Enquête eine vernichtende Verurtheilung Bismarcks zu construiren.

„Wenn man das Votum der Reichstagsmehrheit betrachtet, das sich gegen die Bismarck-Apotheose aussprach, ferner in der ‚Gegenwart' liest, wie alle nichtdeutschen Stimmen sich gegen den Altreichskanzler erheben (?), und daß die unabhängigen Geister Deutschlands ihre Meinung für sich behalten haben (?!), so kommt man zu dem überraschenden Schlusse, daß Fürst Bismarck endgültig von den besten Geistern unserer Zeit verurtheilt ist. Er war ein geschickter Politiker, ohne Gewissen und ohne Herz. Er hat die deutsche Einheit bewerkstelligt mit Hilfe der in der Luft liegenden Ideen und von Grundsätzen, welche den Forderungen der modernen Kultur widersprechen. Ein Uebelthäter für Europa, war er keineswegs ein Wohlthäter für sein Land."

Die Leser der „Gegenwart" werden einen anderen Schluß ziehen. Wir finden, daß Fürst Bismarck mit unsern zeitgenössischen Urtheilen wohl zufrieden sein darf. Die Mitwelt auf ihren geistigen Höhen, soweit sie ihm gegenüber die Objectivität bewahren konnte, war ihm entschieden günstig. Der große Menschenkenner und Menschenverächter kann auch dem Urtheil der Nachwelt ruhig entgegensehen.

Der Sturz des Ministeriums Windischgrätz-Plener.

Von Heinrich Kanner (Wien).

Der Eitelkeit verdankte dieses österreichische Ministerium seine Entstehung, eitel war sein Thun, und an Eitelkeiten ist es zu Grunde gegangen.

Als Graf Taaffe im October 1893 seine Wahlreform einbrachte, fühlte sich der Führer der clerical-feudalen Hofpartei Graf Hohenwart in seiner Eitelkeit verletzt, daß der Ministerpräsident ihn nicht vorher ins Vertrauen gezogen hatte. Aus diesem Beweggrund verband er sich mit seinem und des Grafen Taaffe größten Widersacher, dem Führer der pseudoliberalen Partei Herrn v. Plener, und so entstand die Coalition. Es hielt schwer, dieses sonderbare Bündniß den Wählern der coalirten Parteien aus sachlichen Erwägungen begreiflich zu machen. Die Presse der drei Parteien (Clericale, Polen, Liberale) bediente sich einer mildernden Interpretation, die allerdings das sonst Unverzeihliche verständlich machte. Sie verbreitete die Auffassung, daß das

Coalitions-Ministerium, obwohl formell ein Definitivum, doch politisch ein voraussichtlich kurzlebiges Provisorium sein werde, ein Noth-Ministerium, geschaffen zum begrenzten Zweck, eine Wahlreform zu machen und inzwischen eine politisch-neutrale Verwaltung zu sichern. Von dieser klugen Gründungs-Idee wich freilich schon die erste That des Ministeriums, sein Regierungs-Programm ganz wesentlich ab. Neben der Wahlreform kündigte es die Valutareform, die Justizreform, die Steuerreform, allerhand nebelhafte Wirthschaftsreformen, kurz mehr an, als zu versprechen der Bescheidenheit selbst eines politisch vollkräftigen Ministeriums geziemt hätte. Diesen Unterschied bemerkte damals niemand, und die Wähler beruhigten sich; aber in ihm lag der programmatische Keim des Verderbens für das Regime.

Die Wahlreform war die Notwendigkeit, alles andere waren nur Eitelkeiten des Programms. So gebot die Vernunft der Zeit. Aber diese vermag sich nicht selbst durchzusetzen. Sie bedarf der Menschen als Medien, und jene Menschen nur siegen in der Geschichte, die sich für die Materialisationen des Zeitgeistes als geeignete Individualitäten erweisen. Die individuelle Zusammensetzung des Ministeriums Windischgrätz-Plener stand aber in Widerspruch mit den Erfordernissen der Entwicklung. Nicht der Finanz-, nicht der Justiz-, nicht der Handelsminister, sondern der Minister des Innern, mußte die Seele dieser Gesellschaft bilden, sollte das Ministerium seinen natürlichen und angegebenen Beruf nicht verfehlen. Aber Marquis Bacquehem war nicht der Kopf, sondern bestenfalls ein Fettpolster, auf dem dieser Organismus behaglich ruhte. Er war eine schwächere Individualität als seine Collegen von den anderen Ressorts, und er hätte, sollte das Ministerium sich seinen historischen Existenzbedingungen anzupassen vermögen, die stärkste sein müssen. Ein Grobschmied muß eine gute Lunge, ein Matrose gute Augen, der Hase muß flinke Beine, der Frosch eine grüne Hautfarbe haben. So mußte auch ein Ministerium der Wahlreform einen kraftvollen Wahlreform-Minister zu besitzen. Marquis Bacquehem war es nicht, und der den jeweils bedrohten Theil des Ganzen zu unterstützen berufene Chef des Cabinets, Fürst Windischgrätz, noch weniger. An dieser Stelle eröffnete sich selbst für einen Mann von hohem Ehrgeiz eine verlockende Bahn. Marquis Bacquehem war nicht ehrgeizig, nicht einmal so eitel, seinen Namen mit irgend einem großen Werke in Verbindung bringen zu wollen; keine Kampfnatur, wie sein Posten in dieser Zeit es erforderte, sondern ein Epikuräer. Das war der Grundfehler in der Organisation des Cabinets. Die ohnedies schwache Individualität des Marquis Bacquehem wurde von den stärkeren, das ist eitleren Individualitäten, der Minister Graf Schönborn, v. Plener, Graf Wurmbrand, die auf die für sie unpassenderen, weil untergeordneten Punkte gesetzt waren, unterdrückt. Generäle, schlechte, aber doch wenigstens vergleichsweise Generalsnaturen, waren in das Glied eingetheilt, und zwei Corporäle marschirten an der Tête. So kam die persönliche Zusammensetzung des Ministeriums in Widerspruch mit seiner Mission. Darunter litt die Sache. Das oberste des Programmes, die Wahlreform, wurde zu unterst gekehrt, und das unterste, die unzeitigen Reformen, machten sich obenauf breit. Die Vertreter der Justizreform, der Eisenbahnverstaatlichung, der Steuerreform — unter einander im Streite um den Vorrang, wie die Frauen in der Nibelungen-Sage — drängten gemeinsam den Vertreter der Wahlreform zurück. In der abgeschlossenen Einsamkeit der Berathung scheinen die Menschen stärker als die Dinge. In der Welt des Geschehens sind die Dinge noch immer stärker gewesen als die Menschen. Alle andern Reformen mißlangen, weil das Prioritätsrecht der Wahlreform sich, trotz des Marquis Bacquehem, außerhalb des Ministerraths durchsetzte. Hätte Marquis Bacquehem mit dem Eifer, den seine Collegen am unrechten Ort entwickelten, die Wahlreform, vor allen andern Reformen, gefördert, so säße das Ministerium vielleicht noch heute an seinem Platz oder es hätte sich mindestens ein ehrenvolles Angedenken in der Geschichte gesichert. Im Winter 1893 waren die Arbeiter, wenn auch nicht in ihren Ansprüchen, so doch in ihren Erwartungen noch so bescheiden, daß sie selbst — das Unglück des Grafen Taaffe! — an den Ernst der Taaffe'schen Wahlreform nicht recht glauben mochten. Damals konnte man mit einer kleinen Wahlreform, vielleicht schon mit einem Dutzend Arbeiterkammer-Mandaten, die Forderungen der Arbeiter befriedigen, die Angst der Privilegirten beruhigen und binnen wenigen Wochen die Wahlreform auf Jahre hinaus zum Stillstand bringen, um für alles andere Zeit und Ruhe zu gewinnen. Diesen Zeitpunkt hat das Ministerium Windischgrätz verpaßt, nicht nur für sich, sondern für uns alle, und wenn wir in Oesterreich schließlich einmal eine panikartige Wahlreform bekommen sollten, die den neuen Schichten mehr Rechte gäbe, als diese voll auszuüben heute geeignet wären, so werden wir die Erbsünde tragen, die das Ministerium Windischgrätz uns hinterläßt. An dieser seiner Sünde ist zunächst das Ministerium selbst zu Grunde gegangen. All' die fieberhafte Arbeit, die es auf andere Angelegenheiten wendete, war nutzlos, weil ihr die Natur der Dinge widerstrebte. Das Ministerium Windischgrätz bedeutet für Oesterreich nichts als einen kostbaren Zeitverlust, den wir bei der künftigen Wahlreform noch mit hohen Zinsen und Zinseszinsen zu bezahlen haben werden.

An seinem Geburtsfehler ist das Ministerium Windischgrätz gestorben, und nicht an einer zufälligen Schädlichkeit.

Herr v. Plener hat einst als Führer der Opposition dem damaligen Ministerpräsidenten Grafen Taaffe das spitze Wort zugeschleudert: „Das ist kein Regieren, das ist kaum ein Verwalten." Die Ironie der Geschichte, die ja Herrn v. Plener so übel mitspielt, hat es gefügt, daß just das Ministerium, dem er angehörte, ein noch härterer Vorwurf treffen muß: „Das war kein Regieren, nicht einmal ein Verwalten." Wenn das Nervensystem eines Menschen erkrankt, werden alsbald auch der Magen und die Muskeln in Mitleidenschaft gezogen. Das verkehrte Beginnen des Ministeriums in der Reformthätigkeit theilte sich, vermöge der Consequenz der Inconsequenz, schließlich auch den primitiveren Staatsfunctionen mit. Primum vivere, deinde philosophari. Das heißt für die Staatsverwaltung: Erst das Budget und dann die großen Neuerungen. Dieses Ministerium hat aber fort und fort „philosophiert" und darüber die Lebensbedingungen des Staates, das Budget für das laufende Jahr, sicherzustellen unterlassen. Der ganze constitutionelle Organismus gerieth über diese Unnatur in bedenkliche Stockung, es zeigten sich Symptome drohender Zerrüttung, die nur durch rücksichtslose Verfolgung der Wahrheit und gewaltsame Unterdrückung der Nothschreie, der weiteren Oeffentlichkeit verhehlt werden konnten. Es war eine ähnliche Situation, wie sie schon früher einmal ein anderes verkehrtes Regime, Graf Hohenwart mit den Fundamentalartikeln, 1871, über Oesterreich heraufgeführt hatte. Auch damals verriethen sich Zeichen der Zersetzung, antiministerielle Demonstrationen von außerordentlicher Vehemenz, und damals, wie noch vor wenigen Tagen, die Drohung des „Vaterland" mit dem Belagerungszustand. Wie in jener Zeit, eilte auch in diesen Wochen das Staatsleben einer Katastrophe zu. Auch für unsere Tage gilt, was im October 1871, nach dem Fall Hohenwarts, der damalige Reichskanzler Graf Beust gesagt: „Es ist, als wenn durchgehende Pferde auf einen Abgrund zujagen; man ist gerettet, wenn es gelingt, nur noch einmal die Zügel zusammenzuraffen."

Das ist die Aufgabe, die dem neuen provisorischen Ministerium Kielmansegg, das aus lauter Staatsbeamten besteht, gesetzt ist. Es hat nichts zu thun, als das Budget durchzubringen und damit die normale Voraussetzung für eine Wiederaufnahme der eigentlichen politischen Arbeit zu schaffen. Correcterweise hat es auch das Budget als seinen einzigen Programmpunkt

bezeichnet. Solange es sich in diesen seinen Grenzen getreulich halten wird, gebührt ihm die wohlwollende Neutralität aller Einsichtigen. Wenn einem während der Feuersbrunst die Feuerwehr ins Haus dringt, kann man mit ihr über Hausfriedensbruch nicht rechten. Und so darf man auch diesem Ministerium seine unparlamentarische Herkunft nicht verargen. Aber darauf muß streng gesehen werden, daß die Provisorier sich in die Ministersauteuils nicht gar zu sehr einsitzen und in die Ministerpalais einwohnen. Sobald sie das Budget geleistet, haben sie ihre Schuldigkeit gethan. Sollten sie mehr in Anspruch nehmen, dann könnte es ihnen ergehen, wie dem Frosch in der Fabel, der sich zum Ochsen aufblähen wollte. Sie sind bestellt worden, den Augiasstall zu reinigen. Wohlan! Aber sie dürfen nicht meinen, daß dann auch ihnen der Stall gehört.

Zur Umgestaltung der Irrengesetzgebung.

Die Enthüllungen im Proceß Mellage haben von Neuem die Aufmerksamkeit auf eine Frage gelenkt, welche seit Jahren bereits die Oeffentlichkeit beschäftigt. Durch alle Vorkommnisse der letzten Jahre ist die Nothwendigkeit ihrer Regelung nicht so dringend erwiesen worden als durch die Vorgänge im Mariaberger Kloster. Es besteht ein Krebsschaden in unserer Gesetzgebung, der uns um die heiligsten Güter des Lebens, um Freiheit und Gesundheit, zu bringen droht. In weiten Kreisen selbst des gebildeten Publicums hat die Ueberzeugung Platz gegriffen, daß es unter den gegenwärtigen Rechtszuständen ein Leichtes sei, Jemanden, der einem unbequem ist, zu beseitigen, indem man ihn in eine Irrenanstalt bringt. In dieser Meinung liegt leider ein Körnchen Wahrheit. Daß die Durchführung solcher Absicht, wenn auch nicht immer leicht, so doch möglich sei, ist durch mehrfache Beispiele bewiesen. Insbesondere haben sich gerade in Preußen und Württemberg in den letzten Jahren eine Reihe von Processen abgespielt, durch welche dargethan worden ist, daß gesunde Leute für geisteskrank erklärt, entmündigt und in einer Irrenanstalt internirt worden sind. Sie waren zu gesund, um das auf die Dauer auszuhalten, und so ist die Wahrheit denn schließlich doch an den Tag gekommen. Nun ist es freilich nicht in allen Fällen auch so gewesen, wie es die Volksmeinung darzustellen liebt. Es giebt kein Gebiet der Medicin, auf dem schwieriger zu urtheilen ist, als in der Psychiatrie. Da kann man wenig oder gar nichts durch Sinneswahrnehmungen beweisen, die Indicien liegen fast ausschließlich in der psychischen Sphäre, und in ihr finden sich nur Wenige zurecht. Ist es oft schon schwer, den Gedankengang eines gesunden Menschen zu verfolgen und zu begreifen, so entgehen dem Laienblick vollends sehr häufig die Abwege, auf welche der menschliche Verstand gerathen kann. Für den Laien gilt gemeinhin nur derjenige für geisteskrank, dessen Irrsinn sich in sinnfälligen Thaten offenbart: durch Toben, widersinnige Reden, Hallucinationen u. dgl. m. Die Psychiatrie verdiente nicht den Namen einer Wissenschaft, wenn ihre Erkenntniß nicht weiter reichte als der flüchtige Augenschein eines Laien. Die Psychiatrie ist jetzt gerade hundert Jahre alt; sie hat sich weit langsamer und spröder entwickelt als alle anderen Zweige der Medicin und Naturwissenschaften und ist noch lange nicht auf ihrer Höhe. Dieses Zurückbleiben mag zum Theil wohl seine Ursache in der Schwierigkeit des zu erforschenden Gegenstandes haben. Am menschlichen Geist wird man studieren müssen, so lange er sich regt. Zum anderen Theil tragen aber die Staatsregierungen die Schuld an der Insolvenz dieses Wissengebietes, indem sie dasselbe nicht in der Weise begünstigt haben wie andere Zweige der Wissenschaft. Die Psychiatrie ist auf den Universitäten als Stiefkind behandelt worden. Der Staat hat keine genügende Fürsorge getroffen, daß seine Aerzte sich in das Studium des kranken Gehirns vertiefen können. Die Organisation der ganzen Irrenpflege in Deutschland beweist das zur Genüge. In Preußen liegt die Verpflichtung, der Fürsorge für die Geisteskranken den Provinzialverwaltungen ob, welche die nöthigen Irrenanstalten zu erbauen haben. Die königliche preußische Staatsregierung besitzt nur zwei unmittelbare Irrenanstalten, die zu den Universitäten in Berlin und Halle gehören. Diese Unterlassungssünden der Regierung haben sich nun schwer gerächt. Die Irrenpflege ist der mangelhafteste Theil unserer öffentlichen Gesundheitspflege. Der Umstand, daß unsere Aerzte im Allgemeinen nicht genügend Bescheid in der Irrenheilkunde wissen, wird noch dadurch erschwert, daß für die Irren nicht ausreichend gesorgt ist. Die Provinzialirrenanstalten sind zu klein oder, richtiger gesagt, es sind ihrer zu wenige, um die Zahl der Geisteskranken aufnehmen zu können, die sich gerade in den letzten Jahren — fast erscheint die Thatsache wie ein Fluch auf die moderne Cultur — andauernd vermehrt hat. Die Provinzialverwaltungen haben die Unzulänglichkeit ihrer Einrichtungen erkannt und leichter Hand die ihrer Fürsorge anvertrauten Geisteskranken an Privatirrenanstalten abgegeben, die in Folge dessen so zahlreich wie Pilze aus der Erde geschossen sind. Daß es anders hätte gemacht werden können und müssen, ist nicht aufgefallen, weil allzulange die Controle der Oeffentlichkeit auf diesem Gebiete gefehlt hat. Der Besitz einer Privatirrenanstalt ist heutzutage ein lucratives Geschäft, das um so besser geht, je weniger gewissenhaft es betrieben wird. Durch die Art der mit diesen Anstalten abgeschlossenen Verträge haben die Behörden das Unwesen derselben begünstigt und groß gezogen. Neben den Provinzialverwaltungen haben auch Communalbehörden einen Theil an der Entwickelung dieser Zustände. Wenn die Psychiatrie trotz dieser ungünstigen Verhältnisse so weit vorgeschritten ist, daß sie eine Reihe von Geisteskrankheiten bestimmt zu unterscheiden gelernt hat, ist nur dem eigenen Antriebe der Männer zu danken, die sich dem Studium dieser heimathslosen Wissenschaft gewidmet haben. Es dünkt uns nun als eine maßlose Ueberhebung, wenn Laien eine Entscheidung zu übernehmen wagen, welche die Aerzte nur auf Grund ihres Studiums und ihrer practischen Erfahrungen bisher zu geben befugt waren. Wir würden wahrscheinlich aus der Scylla in die Charybdis gerathen, wenn wir die Reform des Irrenwesens in dem Sinne durchführen wollten, wie ihn der bekannte Kreuzzeitungsaufruf vom 9. Juli 1892 hat. Stehen die Aerzte jetzt in dem Verdacht, allzu oft einen Irren unter uns zu wittern, so ist Tausend gegen eins zu wetten, daß, wenn die Prüfung des geistigen Zustandes eines Menschen „in die Hände einer Commission unabhängiger Männer, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger genießen“ gelegt würde, der Irrthümer gar kein Ende wäre. Man würde in den entgegengesetzten Fehler verfallen: zahlreiche Geisteskranke übersehen und dadurch unter Umständen für die Allgemeinheit wie für private Kreise entsetzliches Unheil anrichten. Der unbefangene „Augenschein“ und „das von Sachkenntniß nicht getrübte Urtheil“ trügen nirgends mehr, als bei der Begutachtung des geistigen Zustandes eines Menschen. Es giebt zahllose Geisteskranke, welche Stunden und Tage hindurch nicht nur den Eindruck Geistesgesunder machen, sondern es auch sind, bis plötzlich, oft sogar ohne jede äußere Veranlassung, die abnorme Gedankenentwickelung in Gang kommt und zu perversen Reden und Handlungen führt. Der Fachmann kennt die Symptome der geistigen Krankheitsbilder, die in der Mehrzahl der Fälle ebenso constant und scharf ausgeprägt sind, als die Erscheinungen physischer Krankheiten. Durch eine einzige Stichprobe vermag der Fachmann zuweilen mit absoluter Sicherheit z. B. einen Paralytiker zu erkennen, den der Laie für geistesgesund hält, weil er in einer viertelstündigen Unterhaltung über alltägliche Dinge keine Störung der Gedankenfolge bemerkt hat. Oft müssen vom Untersucher

die Gedanken erst in diejenige Richtung gelenkt werden, in welcher die geistige Störung abläuft und sich kund thut. Zuweilen ist eine über Tage und Wochen ausgedehnte Beobachtung zur Feststellung des Geisteszustandes nothwendig. Es ist eben ein alter, im Volksbewußtsein tief eingewurzelter, falscher Glaube, daß bei einem Geisteskranken alle Seiten seines psychischen Lebens zerstört seien.

Bei der Reform des Irrenwesens muß daher unseres Erachtens die Grundlage bleiben, daß sachverständig ausgebildete Aerzte — aber eben nur solche, worauf sogleich noch näher eingegangen werden soll — die Begutachtung und die Entscheidung über die geistige Erkrankung auszusprechen haben. Eine Grundfeste unseres modernen Staatslebens würde erschüttert, wenn man die Irrengesetzgebung ohne Mitwirkung der Aerzte handhaben wollte. Daß aber die Aerzte bei dieser wichtigen und verhängnißvollen Thätigkeit keine Irrthümer begehen und diese ihre Thätigkeit der Staatsaufsicht ständig unterliegt, wie die eines jeden Wohlfahrtsbeamten, dafür zu sorgen, ist Sache der Regierungen, und die Schaffung einer ausreichenden Sicherheit für diese Seite der ärztlichen Wirksamkeit wird den zweiten Grundstein zu der Reform des Irrenwesens bilden müssen. Wenn in dieser Richtung genügend Garantieen geboten werden, dann wird auch das Vertrauen zu den Aerzten und der Sicherheit unserer Rechtszustände wiederkehren. Die Reform des Irrenwesens darf nicht in der Weise in die Wege geleitet werden, daß man gleichsam das Kind mit dem Bade ausschüttet, sondern daß man nur da ergänzt und verbessert, wo es Noth thut. Man vergesse nicht, daß wir schon eine Irrengesetzgebung haben, die vielen Uebelständen vorzubeugen vermag, die jetzt zu Tage getreten sind, und zwar eben nur wegen der laxen Handhabung der bestehenden Gesetze. Man wäre z. B. wohl im Stande, das Unwesen der Privatirrenanstalten einzuschränken, wenn die Revision derselben in Wirklichkeit so ausgeführt würde, wie sie im Gesetz gefordert wird. Auch bei der Unterbringung von Geisteskranken in einer Irrenanstalt wird in praxi oft von der gesetzlich verlangten Zustimmung der Angehörigen abgesehen u. dergl. m. Die Mißstände im Irrenwesen sind auch von den Aerzten selbst schon theilweise seit vielen Jahren erkannt und anerkannt, und der Verein der deutschen Irrenärzte hat z. B. auf seiner Jahresversammlung in Frankfurt a. M. 1893 Vorschläge unterbreitet, welche sich vielfach mit den Forderungen decken, die jetzt die öffentliche Meinung stellt. Freilich kann den deutschen Irrenärzten nicht der Vorwurf erspart werden, daß einzelne von ihnen durch Unzuverlässigkeit und Gewissenlosigkeit den ganzen Stand discreditirt haben, daß durch Angehörige aus ihren Reihen nicht nur die hier und da bestehenden argen Mißstände geduldet und herbeigeführt, sondern auch die allgemeine Entrüstung des Publicums heraufbeschworen worden ist. Es giebt leider Aerzte, und sogar Irrenärzte, welche eine Entscheidung über geistige Gesundheit oder Krankheit leichten Sinnes und wider besseres Können abgeben. Die Verantwortlichkeit der Aerzte muß deshalb auch auf Irrsinnserklärungen u. dergl. ausgedehnt werden.

Im Folgenden wollen wir kurz die Forderungen zusammenfassen, welche unseres Erachtens an eine Reform des Irrenwesens zu stellen sind: Das Studium der Psychiatrie ist obligatorisch für die Studirenden der Medicin zu machen, dieselben sind verpflichtet, sich über eine halbjährige praktische Thätigkeit in einer Irrenklinik auszuweisen, die Psychiatrie ist als selbstständiger Prüfungsgegenstand in die Staatsprüfung für praktische Aerzte aufzunehmen; der Staat muß an jeder Universität eine Irrenklinik errichten, welche nach Größe und Einrichtungen den anderen Kliniken derselben Hochschule entspricht. Neben diesen staatlichen Heilanstalten sollen nur Aufnahme von Geisteskranken die von Provinzial- und Kreis-Verbänden in ausreichender Zahl und Größe zu errichtenden Irrenanstalten dienen. Eine Concession zur Errichtung von Privatirrenanstalten wird einstweilen nur an Aerzte ertheilt und zwar nur solchen, welche sich über eine mehrjährige Erfahrung in der praktischen Irrenpflege ausweisen. Der Arzt muß Besitzer und Leiter der Anstalt sein. Die Wahl zwischen geistlicher und weltlicher Krankenpflege bleibt denselben überlassen, doch hat er streng darüber zu wachen, daß die Irrenpflege allen Anforderungen der Wissenschaft und Humanität entspricht. Diese Forderungen sind um so dringender, als nicht nur von den katholischen Ordensgesellschaften, sondern in jüngster Zeit auch von einigen orthodoxen evangelischen Geistlichen der Versuch gemacht wird, die Irrenpflege überhaupt den Händen der Aerzte zu entreißen, mit der Begründung, daß der Irre kein Kranker, sondern ein Entarteter, vom Teufel Besessener ꝛc. sei. Diese Auffassung hat Pastor v. Bodelschwingh, der Leiter der bekannten Anstalt für Epileptische in Bielefeld, auf den „Conferenzen der deutschen evangelischen Irrenseelsorger" wiederholt zum Ausdruck gebracht und in Wort und Schrift von verschiedenen seiner Amtsgenossen Unterstützung erhalten. Die Consequenz dieser Auffassung vom Wesen der Geisteskrankheiten, welche die Culturmenschheit um die mühsam erworbenen Errungenschaften eines Jahrhunderts zu bringen und uns in die Zeit des Hexenglaubens zurückzuversetzen droht, ist die Mißhandlung der Irren, die in dem wohlthätigen Sinne geübt wird, den bösen Dämon auszutreiben. Den Ereignissen in Mariaberg ist in dieser Hinsicht ein älteres Beispiel an die Seite zu stellen, das uns besonders auf der Hut zu sein warnt: In der Irrenanstalt in Bremen hatten vor einigen Jahren auf Veranlassung des Directors derselben, Dr. Scholz, Diakone und Diakonissen aus der Bielefelder Anstalt des Pastor v. Bodelschwingh die Krankenpflege übernommen, bis aus Anlaß der schweren Mißhandlung einer Kranken plötzlich die Entdeckung gemacht wurde, daß schon seit längerer Zeit „gewohnheitsmäßig" Prügel ausgetheilt worden waren. Zum Glück war in diesem Falle der Arzt der Anstalt in der Lage, dieser merkwürdigen Krankenpflege schnell ein Ende zu machen. Auf die Krankenpflege in den Irrenanstalten wird demgemäß besondere Obacht zu geben sein. Die Privatirrenanstalten sind mindestens viermal im Jahre einer unerwarteten (!) Revision zu unterziehen, die von dem Leiter einer staatlichen Irrenanstalt mit Unterstützung des Kreisphysikus des Bezirkes und eines höheren Verwaltungsbeamten der Regierung, am besten eines Juristen, zu vollziehen ist. Die Revision hat sich auf die Prüfung der Aufnahmeberechtigung und des Aufenthaltes jedes einzelnen Kranken, sowie auf die hygienischen Zustände und die Krankenpflege in der Anstalt zu erstrecken. Die Aufnahme in eine öffentliche oder private Irrenanstalt ist abhängig zu machen 1) von dem Gutachten zweier Aerzte, von denen einer der behandelnde Arzt, der andere ein staatlicher Medicinalbeamter sein muß. 2) Von der Einwilligung des Kranken oder seiner Angehörigen. Von letzterer Bedingung wird nur in dringenden Fällen abzusehen sein, in denen eine Gefahr für den Kranken oder seine Umgebung zu befürchten ist.

Einige Erschwerung wird schließlich auch das Entmündigungsverfahren, wie es seit 1879 besteht, erfahren müssen. Die Entmündigung als Vorbedingung für die Aufnahme in eine Irrenanstalt zu fordern, wie es von Laienseite mehrfach geschehen ist, wird jedem, der mit der Praxis der Geisteskrankheiten vertraut ist, als undurchführbar erscheinen. Dagegen wird dafür Sorge zu tragen sein, daß die Entmündigung nicht vorzeitig und in Fällen von acuten, heilbaren Geisteskrankheiten nicht unnöthig eingeleitet wird und des Weiteren, daß sie nur in Fällen, wo der Kranke nach ärztlichem Zeugnisse vernehmungsunfähig ist, ohne dessen Gegenwart ausgesprochen werden kann. Im Uebrigen wird der Entmündigung stets das Gutachten zweier Irrenärzte zu Grunde zu legen sein.

Wir haben in obiger Darstellung nur die Grundlinien skizzirt, auf denen sich die zukünftige Irrengesetzgebung auf-

bauen muß, wenn die ihr gegenwärtig anhaftenden Schäden ausgemerzt werden sollen. Aufgaben der Justiz- und Medicinalbehörden wird es sein, den Entwurf bis in die Einzelheiten auszuarbeiten und den Fachmännern zur Begutachtung vorzulegen, ehe sie in den gesetzgebenden Körperschaften zur Berathung gelangen. Der Erwägung werth wäre wohl der Gedanke, ob sich nicht eine reichsgesetzliche Regelung des Irrenwesens ermöglichen ließe, welche die bisherigen unter einander sehr variirenden Verfahren der einzelnen Bundesstaaten vereinigte. Der Vortheil einer solchen gemeinsamen Umgestaltung liegt auf der Hand. Schon das gegenwärtige Entmündigungsverfahren, das durch Reichsgesetz festgestellt ist, bedeutet einen wesentlichen Fortschritt gegen die früher sehr verschiedene Handhabung der Entmündigung durch die „freiwillige Gerichtsbarkeit" in den Einzelstaaten. Mit Anschluß an das Entmündigungsverfahren wird sich die gesammte Irrengesetzgebung vielleicht am ehesten auf reichsgesetzlicher Basis aufbauen lassen. Medicus.

Literatur und Kunst.

Die Goethe-Tage als Nationalfest.

Seit zehn Jahren besteht als ein sogenannter Stolz Deutschlands die Goethe-Gesellschaft; ihre alljährliche Generalversammlung erscheint vielleicht als eine Art Ehrentag des deutschen Volkes, das gewissermaßen einem Nationalheros den gebührenden Dank abstatten soll. Man stelle sich nun vor, daß zu Goethe's Zeit eine Hans-Sachs-Gesellschaft bestanden und alljährlich zu Nürnberg ihre Generalversammlung abgehalten hätte. Damals gab es bekanntlich nicht viel von einem nationalen Leben in dem mannigfachen Sinn, in welchem wir heute davon sprechen. Die sogenannten höheren Güter des Volks, Besitz und Genuß der Kunst u. s. w., waren nicht nur, wie es heute allerdings zum großen Theil noch ist, fast ausschließliche Sache des geistigen Adels, sondern es gab auch kaum, wie heute doch schon großentheils, eine Bestrebung nach jenem Nationalleben und günstige Gelegenheit dazu. Nationalfeste hätten solche Hans-Sachs-Tage kaum werden können; und wenn, so hätte doch die Olympierart der leitenden Persönlichkeiten diese Möglichkeit kaum ausnützen lassen. Aber eins wäre wohl gewesen: man würde den Hans Sachs nicht blos durch Aufführungen seiner Dramen, durch Reden, welche seine Schaffensart zum Kundgeben ästhetischer Gesetzgebung benutzt hätten, und durch ein Hans-Sachs-Jahrbuch gefeiert haben. Man würde sich bewußt gewesen sein, daß der gute Hans Sachs, der kein Epigone und -ianer, sondern ein selbsteigener Künstler war, am besten durch eine Bethätigung der damals lebendigen Kunst zu ehren wäre. Und was innerhalb des Volkes nicht in den Froschpfuhl verdammt war, weil es seinen Meister verkannt, das würde theilgenommen haben an der Probe, die man dabei auf die damalige Kunst gemacht hätte, und würde sich officiell seines Hans Sachs, in der That aber seines Schiller, Goethe und anderer gefreut haben, die alle genug Eigenes hatten, um sich nicht mit Epigonenthum nach Hans Sachs zu helfen. Und hätten ihnen die nationalen Verhältnisse von heute zur Verfügung gestanden — der erleichterte Verkehr, die verbreiterte Bildung, das Drängen der Unteren nach Theilnahme an den Gütern der Oberen: sie würden ihre Hans-Sachs-Tage zu Nationalfesten gemacht haben, wie sie nicht leicht wiederkehren könnten. Der Festredner würde vermuthlich weder damals noch später das Dogma von dem Erforderniß an den dichterischen Roman: „daß die Handlung nie stocke und die handelnden Personen immer in Bewegung seien," ex cathedra verkündet, vielmehr auf gegenwärtige Beispiele hingewiesen haben, an denen die Haltbarkeit eines solchen Dogmas zu prüfen wäre.

Wer mit diesem Idealbild die Berichte vergleicht, die über die heurige Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, mag verwundert fragen, ob denn das im Namen Goethes geschehe? Wir stützen uns auf keine gegnerischen Berichte, sondern auf solche, die als eigene Stimmen und als eigene Meinung von Betheiligten gelten können, wie sie z. B. die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" gebracht hat. Danach verliefen die beiden Goethe-Tage „diesmal etwas still und einförmig. Im nächsten Jahre sollen die angekündigten Discussionen über Gegenstände der Goethe-Forschung mehr Leben in die Tage bringen und eine stärkere Anziehungskraft auf weitere Kreise ausüben."

„Discussionen" — „Forschung" „Leben" „weitere Kreise" — — boshafter könnte auch eine Satire auf die Goethe-Gesellschaft schwerlich lauten. Und damit will man den Schicksalsspruch ändern, der in dem letztjährigen „Einnahme-Minus von 4690 Mark im Verhältniß zum Jahre 1890" angedeutet liegt? Damit hofft man vielleicht nicht mehr über Steifigkeit berichten zu müssen? Die Darbietung der Goethe-Lieder, heißt es, „würde noch herzlicher gewirkt haben, wenn das steife, an ein Hofconcert erinnernde Arrangement vermieden worden wäre; derartige künstlerische hors d'oeuvre sind geschickt in Scene gesetzt, wenn sie wie unmittelbar aus dem Moment hervorgegangene Improvisationen wirken." „Das steife, an ein Hofconcert erinnernde Arrangement!" Es kommt uns dabei eine recht unehrerbietige Vermuthung in den Sinn, die uns dort oben hoffentlich auf Grund dessen verziehen werden wird, daß wir selbst nicht an ihre Wahrscheinlichkeit glauben. Sollte durch dieses Arrangement der Herr Großherzog nicht zu seinen Gästen also gesprochen haben: „Ihr kommt mir in einer Weise, die meiner und meines Vorfahren gänzlich unwürdig ist. Ihr kommt mir nicht in dem Geist unserer Weimarer Zeit von damals, also empfange auch ich euch nicht in ihrem Geist. Ihr bringt mir nicht Aehnliches, wie es damals war, also sollt ihr mit einem Hofconcert abgespeist werden. Ihr benutzt nicht das Andenken an Goethe und seine Familie, um meinen kleinstädtischen, vor einem weiblichen Modell zitternden Weimarern einmal tüchtig die Köpfe zu waschen; also sollt ihr nun ohne Murren diese Luft athmen, für die ihr die Fenster zu öffnen zu faul seid. Bringt mir doch das deutsche Volk und seine Kunst, mag sie auch besser gemeint als vollendet sein; dann werdet ihr auch mich als einen solchen deutschen Idealfürsten sehen, wie ihr ihn so manchmal auf dem Boden erschafft, auf dem ihr selber so groß seid, auf dem Literaturpapier!"?

In die Sprache des von uns benutzten Berichtes, der jene Diskussionen ankündigte, zurückübersetzt, lautet dies mit des Berichtes eigenen Worten: „Wir fürchten, daß man da zu einem verzweifelt ungeeigneten Mittel gegriffen hat, um die Goethe-Tage anziehender zu machen. Die leichte Staubschicht, die unzweifelhaft auf ihnen liegt, kann durch solche den ganz anders gearteten wissenschaftlichen Congressen nachgemachte Veranstaltungen nur verdickt werden. Und es gälte im Gegentheil, sie wegzublasen." „Drückend auf die Stimmung der Goethe-Tage wirkt es auch, daß sich eine dauernde freundschaftliche Beziehung der Goethe-Gäste zu alledem, was in Weimar malt und musicirt, nicht herstellen zu lassen scheint."

Unsrerseits soll keineswegs die Goethe-Philologie als solche angegriffen werden. Ueber wissenschaftliches Fachleben hat nicht die Zeitschriftenwelt und nicht ein nationales Bewußtsein zu Gericht zu sitzen. Wenn sie es nöthig hat, nachzuforschen, wer auf einem Ausflug „das Bier umg'schütt'" hat, ob Goethe selbst oder sein Diener, so wird sie schon wissen, warum sie dies thut; und der Laie wird sich erinnern, daß auch ein großes Budget nicht richtig geführt werden kann, wenn eine einzelne Ausgabe von 1 Pfennig aus Scheu

vor Kleinlichkeit nicht gebucht wird. Auch die Goethe-Philologie ist wie etwa die Blüthe der deutschen Präcisions-Mechanik ein nationales Gut, und weder für die eine noch für die andere haben wir Laien die Schrauben herzustellen oder zu drehen. Allein Goethe-Philologie ist kein Goethe-Tag. „Bringt mir doch das deutsche Volk und seine Kunst!"

Oder haben wir heute kein deutsches Volk und keine deutsche Kunst? Nein, so tief hat uns weder die Goethe-Gesellschaft noch manches Andere, was geeignet wäre, beides in Grund und Boden zu verbessern, herabgebracht. Wir haben ein deutsches Volk; und wenn sich die Bürger weigern, als ein solches zu erscheinen, so hole man einmal andere Volksschichten — sei's auch nur um jenen zu zeigen, von wem sie in Gefahr stehen, überflügelt zu werden. Wir haben eine deutsche Kunst; und wenn die Verleger und Theaterleitungen keine guten Werke einer zahmen Kunst finden, so mögen sie nur einmal den Muth haben, sich eins aus der wilden Kunst zu holen — die Bestien werden schon entweder zahm werden oder sich als zahme Thiere entpuppen. Wir haben ein deutsches Volk und eine deutsche Kunst; nur freilich genug unvollkommen und unausgereift, daß es für ihre Hüter eine rührend-herzliche Freude sein kann, sie vollkommener werden und sich ausreifen zu lassen. Auch in Weimar, der Stadt, die seit Goethe's Tod nicht nur Goethe's Leichnam, sondern auch einen Liszt und Peter Cornelius, einen Kalckreuth und Andere bei lebendigem Leibe besessen hat und besitzt, weiß man von einer weiterlebenden deutschen Kunst; und wenn man dort vielleicht eine Ahnung hat von Geographie und Zeitungen, wird man hoffentlich auch von Bayreuth, von oberbayrischen Volksschauspielen, von rheinischen Musikfesten, von Tonkünstler-Versammlungen, von einer freien Bühne in Berlin, von bildender Kunst in München und anderen Dingen gehört haben.

Doch die Meister rufen unruhig durcheinander: „Oho! das Volk? Ja, das wäre schön! Ade dann Kunst und Meistertön'!" Und Meister Nachtigall meint: „Nein Sachs! Gewiß, das hat keinen Sinn! Gäbt ihr dem Volk die Regel hin?" Und Meister Hans Sachs:

„Vernehmt mich recht! Wie ihr doch thut!
Gesteht, ich kenn die Regeln gut;
und daß die Zunft die Regeln bewahr'
bemüh' ich mich selbst schon manches Jahr.
Doch einmal im Jahre fänd' ich's weise,
daß man die Regeln selbst probir',
ob in der Gewohnheit trägem Gleise
ihr' Kraft und Leben sich nicht verlier':
und ob ihr der Natur
noch seid auf rechter Spur,
das sagt euch nur,
wer nichts weiß von der Tabulatur."

Also zu lesen in den „Meistersingern" Richard Wagner's, den man vielleicht auch zu Weimar kennt oder dort nöthigenfalls im Conversationslexikon nachschlagen kann.

Und Meister Spielhagen (der aber nicht in den „Meistersingern" vorkommt): „Woran erkennt man den ‚dichterischen Roman'? das erste Erfordernis ist" u. s. w.; „das zweite" u. s. w. Ferner durchmißt „der moderne Epiker fünf Stadien in seiner Production. Diese Stadien seiner Production fallen genau" — natürlich genau, wie in der Goethe-Philologie und der Präcisions-Mechanik — „fallen genau zusammen mit den Stadien in der Entwicklung seiner sittlichen Persönlichkeit. Erstes Stadium:" u. s. w. „Zweites Stadium:" u. s. w. u. s. w. — — Wenn er sie aber nicht durchmißt? Dann ist er kein moderner Epiker.

Vielleicht ziehen dereinst — sagen wir bei der 50. General-Versammlung der Goethe-Gesellschaft — auf einem freien Wiesenplan, im Hintergrund die Stadt Weimar und in der Mitte die Ilm, einige Gruppen des deutschen Volkes auf, die es ebenso vertreten, wie es seiner Zeit die Zünfte mit ihren Fahnen vertreten haben, und probiren einmal selbst die Tabulatur Meister Spielhagen's. Dann wird neben einem Beckmesser auch ein Walther von Stolzing nicht fehlen und wird dem Volk Gelegenheit geben, sich seinen Vortrag über Goethe's Verhältniß zu dieser oder jener Poesie selber zu halten: d. h. zu entscheiden, was ihm Goethe, Spielhagen und Walther von Stolzing, alle drei diesmal an Goethe als selbsteigenem Maßstab gemessen, bedeuten. Dann kann das Volk auch noch die Worte eines Hans Sachs hören:

„Nicht euren Ahnen, noch so werth,
nicht euren Wappen, Speer und Schwert,
daß ihr ein Dichter seid
ein Meister euch gefreit,
dem dankt ihr heut' en'r höchstes Glück."

Und ist auch schon heuer, im Jahr der 10. General-Versammlung der Goethe-Gesellschaft, Niemand da, der es mit einem Beckmesser aufnehmen könnte? Um nur Goethe's Verhältniß zur dramatischen Poesie, d. h. schließlich doch: unter Goethe's Fahnen unser eigenes Verhältniß zur dramatischen Poesie, zu erwähnen: wir haben neben manchem Anderen, was sich nicht gut von seinem Ort wegbewegen läßt, manches, was sich ganz wohl in ein deutsches Olympia, in die Nähe eines Zeus- oder Goethe-Tempels versetzen läßt: wir haben die „freien Bühnen" und ihre Dichter; wir haben den „Verband der Privattheater-Vereine Deutschlands", der den Dilettantismus künstlerisch zu heben strebt (wie wir auch sonst eine Renaissance des Dilettantismus besitzen); wir haben die neueste Bestrebung in der Dramatik, das „Intime Theater" in München. Goethe-Kenner mögen sich äußern, ob diese Bestrebung nicht einigermaßen dem entgegenkommt, was Goethe selbst an manchen Punkten gewollt und geleistet hat; viel liegt an der Beantwortung dieser Frage eben nicht. Allein dem, was Goethe gewollt und geleistet hat, kommt wahrscheinlich doch das Aufsuchen dessen entgegen, was sich ausdrücklich zum Zweck setzt, die Kunst unter strengem Ausschluß alles Nebenwerks nur als solche zu fassen. Das aber will das erwähnte „Intime Theater". Es ist ganz dazu angethan, wie ein fahrender Spielmann oder Ritter irgendwo ohne Umstände aufgenommen zu werden, wo man's mit ihm versuchen will; und taugt es nichts, so wird es um so mehr dem nützen, was Besseres an seine Stelle zu treten bereit ist.

Das deutsche Volk stellt keine unbillige Forderung, wenn es die Goethe-Tage als ein Nationalfest sehen will; wird dann wohl auch den Säckel der Goethe-Gesellschaft durch massenhaften Eintritt dafür entschädigen. Allerdings will der Ausdruck „National-Fest" wohl verstanden sein. „National" besagt nicht bloß den Gegensatz gegen eine fremde Nation oder gegen das Internationale, also überhaupt gegen außen, sondern auch einen Gegensatz gegen innen. Ein enger Kreis innerhalb des Volkes, der sich gegen dieses abschließt, es von dem eigenen Besitz ausschließt, seine Bedürfnisse unbefriedigt läßt — das ist ein Widerspiel von „national". Und einen solchen Eindruck machen die bisherigen Goethe-Tage. Oder sollten sie ihn absichtlich machen, um Goethe's vielberedeten Gegensatz gegen Nationales zu ehren? Goethe ehren sie damit nicht, sie entehren ihn aber damit auch nicht. Soweit Goethe wirklich unnational und etwa noch einiges Andere war, war er es wohl hauptsächlich als Sohn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland. In Goethe jedoch eine bestimmte Zeit zu ehren, über die unsere ringenden Kräfte uns endlich hinausgearbeitet haben, das will gewiß seine Gesellschaft selber nicht. Sie will Goethe schlechtweg ehren. Und dafür ist auch das Volk von heute zu haben.

Isarius.

Ein Gespräch von Heine und Alexandre Dumas père.

Mitgetheilt von Gustav Karpeles.

Man braucht wahrhaftig keine Leonore von Este zu sein, um freudig zuzuhören, wenn kluge Männer sprechen. Auch wird es wohl Wenige geben, die nicht gern ein Gespräch zwischen zwei so geistreichen Menschen wie Heinrich Heine und Alexandre Dumas mit anhören möchten. Jeder hört

„gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust,
So freudig und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippen spielen."

Ich bin in der angenehmen Lage, ein solches posthumes Telephon-Gespräch zwischen den beiden Genannten heute mittheilen zu können.

Es war im Jahre 1854. Alexandre Dumas gab damals seine Wochenschrift „Le Mousquetaire" heraus und sein Pariser Chroniqueur, der noch lebende Philippe Audebrand, brachte eines Tages die interessante Mittheilung, daß der deutsche Dichter Heine soeben eine neue Dichtung „Der Myrthenzweig" verfaßt habe. Welcher Spaßvogel ihm diese Ente aufgebunden, ist nicht bekannt; genug der „Mousquetaire" brachte in seiner letzten Märznummer vom Jahre 1854 die betreffende Notiz. Heine setzte sich nun sofort hin, um in einem langen und sehr hübschen Briefe diese Nachricht zu dementiren, und Mr. Dumas hatte wiederum nichts Eiligeres zu thun, als diesen Brief in seiner Wochenschrift abzudrucken und zwar mit sehr hübschen Zwischenbemerkungen, die so den vollen Eindruck eines Gespräches oder vielmehr den einer allerliebsten Causerie zwischen den beiden Dichtern hervorbringen.

Es war mir bisher nicht gelungen, dieses Zwiegespräch zu erhalten; nur den Brief Heine's habe ich gekannt. Erst durch die kürzlich erschienenen Memoiren von Audebrand ist mir der zweite Theil dieser brieflichen Unterhaltung, nämlich die Antwort von Dumas, zugänglich geworden. Ich habe es nun im Folgenden versucht, vor Allem an der stilistischen Art und Weise Heine's hintastend, das Brief-Gespräch im Deutschen wiederzugeben:

Heine: Mein theurer Dumas! Die Chronik Ihres Journals annoncirt, daß ich in diesem Augenblicke ein neues Gedicht veröffentliche, dessen Titel „Der Myrthenzweig" sie sogar angiebt; das ist eine falsche Nachricht.

Dumas: Das setzt mich keineswegs in Erstaunen, lieber Freund. Philippe Audebrand, der Chroniqueur des „Mousquetaire" hat ohne Zweifel nichts zu berichten gehabt. Er fand unter seiner Feder .... einen Millionär, der ihm eine Million gab.

Heine: Ich habe nie ein Poëm geschrieben, welches irgend eine Beziehung zu diesem Titel haben könnte, und ich bitte Sie, mein theurer Freund, diese Richtigstellung in Ihrem Blatte zu bringen.

Dumas: Das soll geschehen.

Heine: Ich würde gar nicht böse sein, wenn Sie die Gewogenheit hätten, zu gleicher Zeit Ihren Lesern mitzutheilen, daß ich binnen Kurzem eine vollständige Ausgabe meiner, theils von mir selbst, theils von befreundeten Mitarbeitern aus dem Deutschen übersetzten Gedichte werde erscheinen lassen.

Dumas: Wenn Sie die Güte hätten, mir die Correcturbogen zu senden, so will ich gern darüber berichten.

Heine: Geben Sie aber dieser Mittheilung nicht den Charakter einer Reclame, da sie einzig und allein den Zweck verfolgt, meine armen Poesien in sichere Zuflucht zu bringen, vor dem verhängnißvollen Eifer gewisser industrieller Schriftsteller, welche als Uebersetzer meiner Verse auftreten wollen, ohne hierfür auch nur die geringste Berechtigung von mir selbst oder von meinem berühmten Vater Phöbus Apollo zu haben. Nach einem solchen Avertissement wird jeder spätere Versuch einer Einmischung in meine Amorrechte nicht allein eine Dünkelhaftigkeit, sondern auch eine Illoyalität sein.

Dumas: Ach, mein lieber, guter Heine, wenn Alle doch so vorsichtig gewesen wären wie Sie und wie ich es selbst seiner Zeit sein werde, so hätten wir, meiner Meinung nach, nicht so viel hinterlassene Getränke hinuntergeschluckt, bei denen die Lebenden das Gesicht verziehen, und welche die gleiche Wirkung bei den Todten haben würden, wenn sie das unter ihrem Namen Veröffentlichte lesen könnten.

Heine: Vor ein paar Wochen sprachen Sie in Ihrem Journal die Absicht aus, mich bald besuchen zu wollen. Das war ein guter Gedanke. Aber ich komme Ihnen mit der Mittheilung zuvor, daß es, wenn Sie mit Ihrem Besuche noch lange zögern, wohl passiren könnte, daß Sie mich in meiner jetzigen Wohnung, Rue d'Amsterdam Nr. 50, nicht mehr anträfen, sondern daß ich schon in eine andere Wohnung gezogen wäre, die mir selbst so unbekannt ist, daß ich nicht einmal für den Fall, daß etliche saumselige Freunde wie Sie dort nach mir fragen sollten, dem Portier meine neue Adresse hinterlassen könnte. Ich mache mir keine großen Ideen über meine zukünftige Residenz. Ich weiß nur, daß man in dieselbe durch ein dunkles und übelriechendes Couloir geht, und daß schon dieser Eintritt mir von vornherein mißfällt. Auch meine Frau weint, wenn ich von dieser Wohnungsveränderung spreche.

Dumas: Wahrlich! Diese Wohnungsveränderung muß Jeder von uns durchmachen, wenn die Reihe an ihn kommt.

Heine: Madame Heine hat all' die Liebenswürdigkeiten, welche Sie uns vor zwölf Jahren oder noch früher so reichlich erwiesen haben, in gutem Angedenken.

Dumas, zu seinen Abonnenten: Daran, meine lieben Leser, dürfen Sie nicht zweifeln, daß man einen Freund liebt, daß man einen Dichter bewundert, selbst wenn man ihn während zwölf Jahren nicht gesehen hat. Wie das möglich ist? Sehr einfach! Mein Geist hat mit dem seinigen in Verbindung gestanden, die Bücher haben mir den Autor ersetzt. Ach, so ist es nun einmal bei uns armen Sklaven der Literatur. Jeder von uns trägt seine Kette, und die Kette eines Jeden hat eine bestimmte Länge. — Morgen, lieber Heine, werde ich meine Kette von der Rue Lafitte bis zur Rue d'Amsterdam ausdehnen.

Heine: Seit sechs Jahren liege ich zu Bette. Auf dem Höhepunkte meiner Krankheit, wenn ich die größten Qualen erduldete, las mir meine Frau Ihre Romane vor, und das war das Einzige, was im Stande war, mich meine Schmerzen vergessen zu lassen.

Dumas: Herzlichsten Dank, theurer Freund!

Heine: Ich habe sie auch alle verschlungen, und während des Vorlesens rief ich gar oft aus: „Welch ein begabter Dichter ist dieser große Knabe, genannt Alexandre Dumas!"

Dumas: Armer Freund! Seit den zwölf Jahren, in denen Sie mich nicht gesehen, ist aus dem großen Knaben ein grauer Knabe geworden, aber er liebt Sie und wird Sie immer lieben, welche Veränderung auch mit ihm vorgehen mag.

Heine: Sicherlich, nach Don Miguel Cervantes und Madame Schariar, weniger bekannt unter dem Namen der Sultanin Scheherazade, sind Sie der amüsanteste Erzähler, den ich kenne.

Dumas: Was sagen die Minister Napoleons III. dazu, welche meine Bücher nicht circuliren lassen wollten?!

Heine: Welche unglaubliche Leichtigkeit! Welche Ungezwungenheit! Und was für ein guter Kerl Sie sind! In der That, ich kenne nur einen Fehler an Ihnen: das ist die Bescheidenheit.

Dumas: Uff! Mein lieber Heine, in welches Wespennest stechen Sie da und wie wollen Sie sich daraus befreien?

Heine: Sie sind zu bescheiden, weiß Gott! Diejenigen, welche Sie der Eitelkeit und Prahlerei beschuldigen, können

die Größe Ihres Talentes nicht ermessen. Sie sehen nur die Eitelkeit. Ich aber behaupte, so groß die Ihre auch sei und so hohe Sprünge sie auch machen möge, so kann sie doch nicht die Knie, was sage ich: die Waden Ihres . . .

Dumas: Meiner Treu, ich will Ihnen einen Beweis meiner Bescheidenheit geben, mein lieber Heine, ich beuge mich vor dem, was Sie mir sagen.

Heine: — Ihres Talentes erreichen. Streuen Sie sich Weihrauch, so viel Sie wollen, überhäufen Sie sich mit den hyperbolischen Lobsprüchen, geben Sie sich ganz dieser Herzensfreude hin, und ich traue Ihnen von vornherein nicht zu, daß Sie sich so sehr, wie Sie es verdienen, loben werden für Ihre wunderbaren Schöpfungen.

Dumas zu seinen Abonnenten: Lassen Sie mich einen Augenblick ein Rad zur Thür der Akademie schlagen, liebe Leser; lassen Sie mir Zeit, zu gehen und zu kommen, vorbeizichen zu sehen M. Viennet, M. Tissot, M. Jay, zehn oder zwölf andere, und ich komme wieder. Da bin ich!

Heine: Ihre wunderbaren Schöpfungen! „Ja, das ist wirklich wahr!" ruft Madame Heine aus, die das Dictat dieses Briefes mit anhört, und auch der Papagei, den sie auf ihrer Hand hält, strengt sich an und schreit: „Ja, ja, ja, ja, ja, ja." Sie sehen, theurer Freund, daß bei uns Alles darin einig ist, Sie zu bewundern.

Dumas: Ich werde nicht anerkannt von den Ministern Napoleons III., aber ich habe auf meiner Seite den Papagei des Poeten.

* * *

Dumas hat Wort gehalten. Bis zum Todestage ist er Heine treu geblieben. Und in dem kleinen Häuflein, das an dem kalten, grauen und nebelichten Tage, am 20. Februar 1856, dem todten Dichter das letzte Geleit gab, fiel vor allem der große Alexandre Dumas auf, der heftig um den theuren Todten weinte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Herr Kuhlike spricht.

Von Gustav Beßmer.

So war er denn in Berlin; das Vertrauen seiner Mitbürger hatte ihn in den Reichstag berufen. Einzelne zwar behaupteten, dem sei nicht so, ihr Vertreter sei ein beschränkter Kopf, er verdanke sein Mandat der Partei und den großen Wahlinseraten, die er aus eigener Tasche bezahlt habe, doch das war natürlich Verläumdung. Wann hätte das deutsche Volk einen beschränkten Kopf in den Reichstag berufen! . . . Mit demselben Rechte hätten diese Nörgler bezweifeln können, der Reichstag bilde die geistige Elite der Nation, was doch bekanntlich der Fall ist.

Thatsache war, daß Herr Kuhlike sich um all' diese Bemerkungen nicht kümmerte, sie kamen ihm nämlich nicht zu Ohren. Er war a Selfmademan; mit einer gepumpten Mark und einem Glanzwichsereceept hatte er begonnen, mit einer Million hatte er sich zur Ruhe gesetzt; das Recept zu der Glanzwichse hatte er einem alten Zeitungsblatt entnommen, der Welt hatte er sich der Einfachheit halber als Erfinder vorgestellt. An Stelle von Wichse gedachte er künftig Reichstagsreden zu fabriciren. Gar so groß konnte der Unterschied nicht sein.

In seinem Aeußeren war inzwischen eine Veränderung vor sich gegangen; der früher so joviale, fast geräuschvolle, kleine dicke Herr, war jetzt ängstlich bemüht, eine gewisse Würde zur Schau zu tragen; den Cylinder auf dem Denkerhaupte schritt er die „Linden" entlang; Grüße Bekannter erwiderte er mit leutseliger Herablassung. Er war kein Fremder in Berlin, er hatte die Reichshauptstadt schon öfter besucht, allein — was waren jene Besuche, verglichen mit seinem diesmaligen Kommen! . . . Die Blicke der Partei, eines ganzen Volkes ruhten auf ihm; sprach er, so berichtete der Telegraph den Wortlaut der Rede in die fernsten Winkel des Vaterlandes.

Vorläufig zwar hatte er noch keinen Anlaß gefunden, doch dies würde sich geben. Am Ende konnte er auch einen Antrag einbringen, eine Idee schwebte ihm bereits vor, sie klärte sich zusehends; heute war er sich bewußt, es würde ein Verbot sein müssen . . . ein gesetzliches Verbot . . . Verbote waren an der Tagesordnung und wurden an leitender Stelle gontirt. Was zu verbieten sein sollte — darüber befand er sich noch im Zweifel. Groß war die Auswahl gerade nicht mehr; immerhin mußte sich bei fleißigem Nachdenken etwas finden lassen.

Ungeachtet dieser geistigen Thätigkeit hatte er seinen Sitz in den Reihen der Partei eingenommen, sich bei den Umsitzenden durch ein kleines Souper angefreundet und — sofern er sich nicht gerade einem Schlummer hingab — die Ausführungen der Freunde mit einem Hört! oder Bravo! begleitet und unterstützt. Maßgebenden Orts begann man denn auch auf ihn aufmerksam zu werden; man erblickte in ihm einen Parlamentarier, der zu mehr als gewöhnlichen Hoffnungen berechtigte und sah seiner Jungfernrede mit Spannung entgegen.

Heute hatte er dem Parteihäuptling den Lehnseid geschworen; der große Mann hatte herablassend gelächelt und ihn bei Schluß der Audienz um tausend Mark angepumpt. Er hatte ihm fünftausend geboten . . wozu war er Millionär! . . . Der Gewaltige hatte geruht, die Summe in die Westentasche zu stecken, die in Rücksicht auf solche Fälle besonders groß angelegt schien. Bei Entlassung hatte er ihn noch der Mittheilung gewürdigt, daß er sich mit dem Gedanken trage, die Welt durch einen Antrag auf „Einführung des Befähigungsnachweises der Zündholzverkäufer" zu überraschen und die Hoffnung ausgesprochen, der so zeitgemäße Vorschlag möchte durch Redner aus dem Schooße der Partei gebührend unterstützt werden.

Erfüllt von dem Eindruck, der ihm geworden, schritt Herr Kuhlike durch das Brandenburger Thor, sein Ziel war der Thiergarten. Dort, in der lauschigen Stille eines Nebenweges wollte er weiter bauen an seinem Antrag. Nichts lag ihm ferner, als wetteifern zu wollen mit dem Gewaltigen, doch die Nähe eines überlegenen Geistes hat zu allen Zeiten eine anfeuernde Wirkung geübt. Herr Kuhlike war nur ein erneuter Beleg dieser Thatsache. Bald umfing ihn die gesuchte Ruhe, er setzte sich auf eine Bank und vertiefte sich in seine Gedankenarbeit. Allein — so sehr er sich mühte — er scheiterte an der Größe der gestellten Aufgabe . . . nichts . . . gar nichts wollte ihm einfallen. Woran er auch dachte — es war bereits verboten; ein Anderer hatte ihm den Lorbeer vorweg genommen. Ja . . . es wurde täglich schwerer, ein Volksvertreter zu sein!

Lange saß er so und blickte düster zu Boden; in seinem Kopf war der reinste Ministerwechsel von Gedanken, doch der rettende blieb auch hier aus. Ein Liebespaar wandelte vorüber; er blickte den beiden nach, bis das Grün hinter ihnen zusammenschlug. Ein Seufzer schwellte seine Brust: was wußten die Zwei von den Mühen des Daseins! . . . Sie liebten sich und ließen Andere dafür sorgen, daß sie richtig regiert wurden. Er erhob sich und schritt zurück, den „Linden" zu; vielleicht, daß ihm im Gewühl des Weltstadtverkehrs die Idee kam, um die er in der Stille des Buchengrüns vergeblich gerungen. Vielleicht war es ein großer, ein weltbewegender Gedanke . . . so etwas Sociales zum Beispiel! . . . Wenn es ihm vorbehalten wäre, diesen gordischen Knoten zu lösen! . . . Vorläufig begegnete er einem Fractionsgenossen, der ihn zum Besuch einer Weinstube verleitete, allwo er einen besonders guten und preiswerthen Tropfen entdeckt haben wollte. Die Lösung der socialen Frage wurde vertagt und Arm in Arm bogen die zwei Volksvertreter in die Friedrichstraße ein.

Nach der fünften Flasche tranken sie Brüderschaft; Herr Kuhlike öffnete dem neugewonnenen Freunde das Herz und erzählte seinen Kummer. „Armer Kerl!" sagte der mitfühlend, seine Augen hatten einen feuchten Glanz, „laß doch Andere Reden halten! . . . Es hört ja doch niemand darauf, außer den Stenographen und ein paar Fremden, die sich den Spaß besehen wollen . . . Trink Bruderherz! . . . Unsere Wähler sollen leben!" Die Verpflichtung gegen die Wähler war erfüllt; Herr Kuhlike stierte auf den Tisch und auf eine Aschenschaale, die darauf stand. Der Andere war im Recht mit seinem Urtheil, aber sprach man denn für die wenigen Abgeordneten, die gerade anwesend waren! . . . Man sprach doch, um gedruckt zu werden, seine Rede in so und so viel hundert Zeitungen zu wissen. Draußen im Reiche sahen sie die Geschichte noch mit anderen Augen an, dort erhitzte man sich am Biertisch und im Weinhaus noch allabendlich über „unsern Reichstag". Wer nicht sprach oder keinen Antrag stellte, war für die große Masse dieser Politisirer einfach todt; es war wie wenn . . . ja ganz genau . . . es war, wie wenn er seine Glanzwichse nie inserirt hätte. Würde er dann wohl heute Millionär sein?! . . .

Er theilte diese seine Bedenken dem Freunde mit.

„Ich muß!" rief er am Schluß seiner Ausführungen dumpf. „Ich fühl's, ich bin dazu auserwählt! . . . Hier ist eine Stimme . . ." — er preßte die Hand auf die Magengegend — „eine Stimme, die mir keine Ruhe läßt. Kuhlike sprich! ruft sie mir zu: Kuhlike stelle einen Antrag!" Der Freund wurde angesteckt, der genossene Wein mochte mitwirken — er wollte plötzlich „auch auserwählt" sein. Herr Kuhlike bezweifelte dies; ein Streit, eine Spaltung der Fraction drohte. Da . . . im Augenblicke der höchsten Noth . . . legte die Kellnerin ein Zeitungsblatt auf den Tisch, es war das Parteiorgan. Herr Kuhlike hatte bei Ankunft auf hundert Exemplare abonnirt; zwei behielt er für sich — das Eine, es zu lesen, das Andere für diseretere Zwecke — die übrigen achtundneunzig wanderten nach der Stadt, deren Vertreter er war; ihre Verwendung ist in Dunkel gehüllt. Angesichts der geistigen Fahne der Partei entschloß er sich zur Nachgiebigkeit, bot dem Freunde die Hand

und erkannte ihn an als Mitstrebenden. Zur Feier der Versöhnung beschloß man für nächsten Abend einen Besuch des Adolf Ernst Theaters; die Erstaufführung einer neuen Posse war angekündigt; eine derartige Gelegenheit, sich zu bilden, durfte man sich nicht entgehen lassen.

Doch noch ein Zweites hatte die Parteifahne in ihm geweckt: wenn er der Redner sein würde, der zum Antrag des Führers das Wort ergriff! . . . Jene Mittheilung des Gewaltigen — war sie nicht eine Aufforderung gewesen! . . .

Er überschlug die Frist, die ihm für Ausarbeitung der Rede blieb; es waren zwei Wochen. Zwei Wochen zur geistigen Durchdringung dieser gigantischen Idee . . . Es war unmöglich.

Jetzt bewährte sich die Freundschaft des Genossen; mit sanftem Zuspruch tröstete er den Verzweifelnden, füllte ihm das Glas und sorgte, daß es wieder geleert wurde. Es mußte ja nicht gerade dieser Antrag sein, ein anderer, auf „Verbot der Fortpflanzung der Reblaus", stand in nächster Aussicht; er konnte ja auch dazu sprechen; pro oder contra, wie es eben die Parteistellung mit sich bringen würde.

Herr Kuhlike beruhigte sich allmälig; der Andere hatte doch ein goldenes Gemüth, wenn er gleich nicht auserwählt war. (In der Tiefe seines Busens hielt er an diesem Zweifel fest).

Es war schon etwas spät — besser gesagt, früh — als das Paar den Heimweg einschlug; sein Gang war ein wenig schwankend; hin und wieder faßte es ein Haus ins Auge und blieb mißtrauisch stehen; Falb hatte einen kritischen Tag prophezeiht, die Möglichkeit eines kleinen Erdbebens war nicht ausgeschlossen. Einzelne der Häuser waren über und über mit Firmenschildern behängt, eines derselben hing nur an einer Kordel und baumelte im Nachtwind. Das Phänomen erregte die besondere Aufmerksamkeit der Reichsboten; den Finger an jeden einzelnen Buchstaben legend, entzifferten sie die Aufschrift; das fahle Morgengrau und eine flackernde Gaslaterne leuchteten zu ihrem Bemühen.

„Bureaux für literarische Arbeiten. Schnellste Anfertigung von Reden, Gedichten ꝛc." stand auf dem Schild zu lesen.

Sie sprachen nichts, doch sie blickten sich an und als sie weiter schritten, mühte sich jeder der Beiden die bestimmte Nummer eines bestimmten Hauses dem Gedächtniß einzuverleiben.

— — — Das Manuscript einer Rede in der Hand, schritt Herr Kuhlike eine Woche später in seinem Hotelzimmer auf und ab; er memorirte. In kurzen wuchtigen Sätzen war die Bedeutung des Antrags auf „Einführung des Befähigungsnachweises der Zündholzverkäufer" gewürdigt und die Bitte ausgesprochen, der großen Frage gegenüber allen Zwist der Parteien zu begraben.

Nach Verlauf einer weiteren Woche floß ihm die Rede in edlem Schwunge von den Lippen; er hatte sich's in den Kopf gesetzt, frei vorzutragen; die Wahlreden, die ihm die Partei gestellt, hatte er vom Blatte gelesen. Er berief das Hotelpersonal, drückte Jedem eine Mark in die Hand und begann. Die Probe glückte, rauschender Beifall begleitete den Schluß seiner Darlegungen. Wie tief mußte die Wirkung sein bei einem gebildeten Auditorium! Er dankte und entzog sich weiteren Ovationen durch einen Gang auf das Telegraphenamt.

„Spreche Mittwoch. Sendet Berichterstatter! Kosten werden beglichen. Kuhlike."

depeschirte er an das gelesenste Blatt seines Wahlkreises. Die Presse hatte bei Geburt seiner Glanzwichse die Pathenstelle vertreten, sie sollte auch seinen ersten Schritt auf politischem Gebiete begleiten.

Die letzten zwei Tage verbrachte er im Fieber der Erregung. Würde es gut ablaufen? . . . wie mochten sich die Gegner zu seinen Ausführungen stellen? . . .

Doch — der Rubikon war überschritten. Aus der Heimath traf eine Nummer des erwähnten Blattes ein. Eine fettgedruckte Notiz theilte den Lesern mit, daß der Vertreter des Wahlkreises am kommenden Mittwoch im Reichstag sprechen werde und daß das Blatt einen Specialcorrespondenten nach Berlin entsandt habe mit dem Auftrage telegraphischer Berichterstattung. Der Gegenstand der Rede des verehrten Abgeordneten sei zur Zeit noch nicht bekannt, müsse aber ein bedeutender sein. Unter Umständen werde man zur Herausgabe eines Extrablattes schreiten. Ein Extrablatt — seinetwegen! . . . Er trat vor den Spiegel. Kein Zweifel — er und das Spiegelbild waren ein und dieselbe Persönlichkeit. So also schaute ein bedeutender Mann aus . . . Ein Gefühl ehrerbietiger Scheu überkam ihn; er unterdrückte jede laute Aeußerung der Freude; die Nähe einer illustren Persönlichkeit legt unwillkürlich Rücksichten auf. Im Geiste sah er sich in der Vaterstadt, sah die Zeitungsjungen durch die Straßen rennen, hörte ihr „Extrablatt! . . . Extrablatt!", sah die Vorübergehenden stehen bleiben und ihre Nickel ziehen. Mit dem Blatte in der Hand schritten sie weiter und — lasen seine Rede. Im Café und im Bierhaus, am Familientisch und im Verein — überall war er, Kuhlike, der Held des Tages.

Der große Tag brach an; Herr Kuhlike trank zur Stärkung einige Flaschen alten Rothweins und nahm eine kleine Kalbskeule zu sich, dann schritt er dem Reichstagshause zu. Er kam als einer der ersten jener Dreihundertsiebenundneunzig, die noch kein sterbliches Auge vollzählig erblickt; seine Lippen bewegten sich stumm, er wiederholte sich den Wortlaut der Rede ein letztes Mal. Der Saal füllte sich langsam, einzeln und paarweise begannen sie zu nahen, jene Großen, jene ergrauten Parlamentarier, die sich schon in der Wiege für den Beruf vorbereitet haben mochten. Neid erfaßte den Epigonen: welche Unzahl von Worten mochte über diese Lippen geflossen sein! . . . Es war zu spät, den Vorsprung auszugleichen . . . sie waren und blieben, wenn nicht die meistversprechenden, so doch die meistsprechenden Männer ihrer Zeit. Und sie wußten's, das Bewußtsein ihrer Bedeutung war den Gesichtern aufgeprägt. Da war auch nicht Einer, der nicht zu sagen schien: Ich bin's . . . Das Vaterland wird unter meiner Beihülfe regiert.

Der Präsident eröffnete die Sitzung, feierlicher denn sonst, wie Herrn Kuhlike däuchte. Der Häuptling ergriff das Wort zu seinem Antrag. Die Häupter der Hörer neigten sich langsam, wie die reifen Aehren des Feldes in der sengenden Hitze eines Hochsommernachmittags. Als der Redner nach geraumer Zeit schloß, lag jenes tiefe Schweigen über der Versammlung, das alle wahrhaft weltgeschichtlichen Momente begleitet. Die Partei versäumte das übliche Bravo!, sie war eingeschlafen, bis auf zwei ihrer Glieder, die halblaut mit sich selbst zu sprechen schienen. Der Präsident hatte in der Verzweiflung seine Wasserflasche leer getrunken; ein erschöpfter Tribünenbesucher stach eine Orange an und wurde auf Grund des Classenhaß- und Aergernißparagraphen abgeführt; weitere Ereignisse vollzogen sich nicht.

Herr Kuhlike wollte beginnen, er mußte zurücktreten, ein anderer Redner war bereits vorgemerkt. Es war jener Freund aus der Friedrichsstraße, dem er den heiligen Funken in die Brust gelegt. So lohnte der Undankbare! . . . Mit jedem Worte, das er sprach, wurde das Antlitz des Zurückgestellten bläßer und bläßer und als jener geendet, glich es einer frischgetünchten Wand . . . Der Andere hatte die Rede gehalten, die er — seien wir rücksichtsvoll! — die er memorirt hatte.

Er zog das Taschentuch und wischte sich die Stirne, auf der kalter Schweiß perlte. Der Präsident ertheilte ihm das Wort. Das Wort . . . welcher Hohn! . . . Er konnte doch nicht das bereits Gesagte wiederholen! . . . „Ich schließe mich den Worten des Herrn Vorredners an," sprach er heißer, dann sank er auf seinen Sitz zurück. Die spöttischen Blicke der Abgeordneten, die nachfolgenden Debatten — er sah und hörte sie nicht mehr. Schwerfällig erhob er sich eine Stunde später und schritt seinem Hotel zu. Dort angekommen, warf er sich auf einen Stuhl und stützte den Kopf in beide Hände. Hätte er diese Literaturwanze zur Stelle gehabt, er würde sie erdrosselt haben.

Allmälig überkam ihn eine dumpfe Gleichgültigkeit, ja Verachtung. Lohnte es sich überhaupt, der Vertreter eines Volkes zu sein, bei dem so wenig Rechtlichkeitsgefühl herrschte! . . . Welchen Zweck hatte es, zu einer Sache das Wort zu ergreifen, wenn man sich nicht 'mal sicher war, ob nicht ein Zweiter oder gar Dritter dieselbe Rede memorirt hatte! . . . Ach! . . . daß er den Lockungen der Freunde gefolgt! . . . Wie süß säße sich's jetzt zu Hause . . . im kühlen Gartensalon seiner Villa am Parkring . . . auf dem Tische eine Tasse Mocca, oder einen Rüdesheimer . . . vor sich die Börsenzeitung, diese einzige Lectüre der Vernünftigen! . . . Für den Augenblick hatte er nur einen Wunsch — der Kaiser möchte . . . gleichviel aus welchem Grunde . . . den Reichstag auflösen.

Wenn nicht, dann mußte er eben ausharren. Trotzdem — eines konnte . . . eines wollte er schon jetzt — schweigen! . . . Mochten die Andern Reden halten, er würde still sitzen und nicht den Mund öffnen! . . . Nicht er, das deutsche Volk würde den Verlust haben . . . Die Strafe war hart, aber — sie war verdient. Ein Volk, das seine großen Männer nicht zu ehren weiß, verdient auch nicht, sie zu besitzen.

Und mit dem Schwur auf den Lippen trat er zur Klingel und schellte nach der Speisekarte.

Aus der Hauptstadt.

En canal.

Ein Checkbuch über fünfzig Flaschen Wein, Bockcigarren nach Belieben und vier üppige Mahlzeiten am Tage: humoristisch sein sollende Liebesworte des Herrn von Koeller, der doch der Presse erst kurz vorher brausewetternd gesagt hatte, wie unendlich und wie von Herzen er sie verachte; neuerdings gute Champagnersorten, gute Cigarren und Giganten menus, eine Fahrt durchs Skager Rak, die den verkolktsten Magen erwünschte Gelegenheit bot, sich vom Uebermaß zu befreien, und im Bremer Rathskeller gar ein kostbar Pröbchen von der 1557er Rose, das heuer, wo der gutunterrichteten Berliner Correspondenz zufolge aus dem 1895er Mosel doch nichts wird, doppelt hoch zu veranschlagen ist — man müßte kein Preßmensch sein, um so consistenter, so beredt zum Ausdruck gebrachter Liebenswürdigkeit widerstehen zu können. Die winterlichen, parlamentarischen Bussets des Fürsten Hohenlohe wiesen glorreich den Weg, den unsere Politik in Zukunft gehen muß, um die Zufriedenheit der breiten Massen, das ist der sie vertretenden „öffentlichen Meinung" zu erwerben, und wahrlich, der aus dem Lande der

Gänseleberpasteten zu uns versetzte Minister des Inneren wußte sich abermals als gewitzter Schüler des Meisters, der ihn mitbrachte, zu präsentiren. Keine Regierungshandlung noch hat sich eines so einhelligen, so ganz und gar ungetheilten, so durchschlagenden Erfolges, einer so guten Presse zu rühmen gehabt wie die große Eß-, Trink- und Flottenparade im deutschen Norden. Sie alle, die sich an Bord des Waldemar mit Pommery extra sec über die mangelnde Nachtruhe angenehm hinwegtäuschten und ihre zerschundenen Nerven an Langusten kräftigten, sie alle fanden übereinstimmend, daß ganz Europa nach Kiel gekommen war, Deutschland zu huldigen, dem deutschen Kaiser stürmisch zuzujubeln. Wem es vergönnt war, beide Nasenlöcher mit den Wonnedüften des Hundertmarkmittagbrots zu füllen und wenigstens den trunkenen Blick über die aufgetafelten Herrlichkeiten schweifen zu lassen, der wandelte wie im Zauberbann durch die Kieler Märchenwoche, rief feierlich die in diesem Jahr glücklicherweise noch nicht viel bemühten, ältesten Leute zu Zeugen auf, daß ähnliche Entzückungen und ähnlich anständige Behandlung des Federviehs bislang noch nicht erhört gewesen wären. Die ältesten Leute sind nun wegen ihrer Vergeßlichkeit berüchtigt, wissen sie sich doch bekanntlich nie eines Präcedenzfalles zu entsinnen, und die gewohnheitsmäßigen Abonnenten unserer maßgebenden Blätter stehen diesen gutmüthigen Greisen an Scharfsinn und kritischer Begabung nicht sonderlich nach. Die Kieler Operette schlug allenthalben durch, und es hätte der Errichtung des Alsterknödels gar nicht bedurft, um die fünfzig Millionen Reichsbewohner davon zu überzeugen, daß Deutschland gegenwärtig geradezu bismarckisch hoch in Ehren steht.

Dem nationalen Jubel gegenüber wäre es kleinlich, auf die Unsummen hinzuweisen, die die lärmdurchtobten Freudentage verschlangen und die vielleicht in keinem rechten Verhältniß zu der Bedeutung des Werkes und vor Allem zu den Kosten des Werkes selbst standen. Derlei rauschende und mit griechischem Feuer illuminirte Feste haben doch eine höhere Bedeutung als die bloßer Schaugepränge; sie versinnbildlichen dem Volke, das sich mit abstracten Vorstellungen ungern befaßt und mit ganz körperlichen Augen zu sehen gewohnt ist, Macht, Ansehen und Reichthum der Nation, der Monarchie; sie unterbrechen schließlich wohlthätig das farblose Einerlei des Alltagsmühens und leihen dem öffentlichen Leben nicht Neroprunk, sondern gut mittelalterliche, freudige Buntheit. Männer, die jedem fein gerecht Recht wünschen, hätten es wohl gern gesehen, daß in Kiel Ehre denen geworden wäre, die Ehre verdienten: den braven Technikern und Erbauern des Canals, der deutschen Arbeit, die sich hier aufs allerherrlichste bewährte und die gewiß etwas ganz Vollkommenes geleistet haben würde, wenn sie sich nicht „der Berliner Gewerbe-Ausstellung" wegen so über alle Maßen hätte beeilen müssen. Den Wackeren, die einer störrischen Natur unter thurmhohen Schwierigkeiten die Nordostsee-Durchfahrt abrangen, gebührte in Kiel vielleicht der Platz vor der Bureaukratie, die sich nun dort nicht ganz gebührlich breit machte und Anerkennungen und Glorie an ihrer Statt einheimste. Aber die Canalfeier war im Grunde so wenig geplant, deutscher Hände Können zu verherrlichen, wie sie in ihrer strotzenden Pracht darauf berechnet war, uns Deutschen eine persönliche Freude zu bereiten; ein höheres Ziel hatte man sich mit ihr gesteckt. Und hier, scheint es, müßte nachdenklich die Kritik derer einsetzen, die das Juni-Wasserfest mit seinen Arrangeuren für ein historisches Ereigniß halten und ernsthaft abwägen wollen, ob es uns Segen gebracht hat oder Unsegen.

Die braven Schreibburschen, die selbst heute noch nicht wieder ganz zur Besinnung gekommen sind, heute noch mit Selters und Natron üble Nachwehen kuriren, die Herren Originalcorrespondenten dürfen billig nicht für das haftbar gemacht werden, was sie mit verdorbenem Magen, übernächtigt und verkatert, vom Waldemarbord in fliegender Eile nach Berlin gedrahtet haben, aber an ihren begeisterten Stilproben wird, wer der Kieler Frage näheres Interesse schenkt, belustigt lächelnd vorübergehen. Ganz gewiß fällt der Presse bei den Erwachsenen ein Theil der Aufgabe zu, die die Lesefibel den Kleinsten gegenüber zu erfüllen hat; sie soll patriotische Empfindungen wecken, wo noch keine oder wo sie nur schwach vorhanden sind, und es kommt bei Darstellung geschichtlicher Momente des guten Zweckes halber auf ein paar handgreifliche Fälschungen zu unseren Gunsten nicht an. Etwas gefährlicher wird die Sache schon, wenn eine vaterländisch gefärbte Darstellung die Wahrheit so verdunkelt, daß die abonnierten Brillenträger sie beim besten Willen nicht mehr zu erkennen vermögen, und berichterstatterliche Taschenspielerei ist ein Unglück und ein Verbrechen, wenn sie es fertig kriegt, uns über unser Können und Vermögen zu täuschen, uns da in behaglichen Schlaf zu wiegen, wo besorgte Wachsamkeit Forderung der Selbsterhaltung ist.

Gelegentlich der Debatten in der Pariser Kammer über Kiel ist bei uns nicht genügend beachtet worden, daß die bissigste Hetzrede Millerand, ein Führer der sogenannten socialistischen Fraction, gehalten hat; dem Berliner Organ des Bebelzerschmetterers und Klugmeiers Liebknecht war diese Thatsache so unangenehm, daß es sich erst volle drei Wochen später zu einer mattherzigen und gar nicht anmuthigen Lüge aufzuraffen vermochte. Der französische Socialismus, fosern er nicht Doctrinäre wie Jaurès und Fanatiker wie Vaillant umfaßt, zieht den besten Theil seiner Kräfte aus den Trümmern der Boulange; immerhin aber gehören ihm Volksschichten an, die in gewissem Sinne identisch sind mit denen, die bei uns der etwas fleckig gewordenen Fahne des früheren Confectionärs vom Werder'schen Markte folgen und die im Rufe stehen, chauvinistischen Empfindungen mit am unzugänglichsten zu sein. Wenigstens wußten die Pariser Vertreter unserer durch Inserate und Gelegenheitsofficiosität bedeutsamen Zeitungen nie Wesens genug davon zu machen, daß die kleinbürgerliche Bevölkerung Frankreichs, und nun gar erst die Arbeiterklasse, dem Déroulède gleichgültig, wenn nicht gar feindselig entgegenstehe, daß es eigentlich nur Geschäftschauvinisten in Paris gebe, im allerbesten Falle harmlose Narren, die man in ihrer Preußenfresserei zwar nicht störe, aber auch absolut nicht beachte. Wer sich indeß nur die Mühe nahm, allwöchentlich einmal in ein französisch geschriebenes Blatt zu gucken und wer sich von den gewissenhaft nach Berlin telegraphirten Uebertragungen einiger Figaro-Artikel über Suder- und Hauptmann nicht beirren ließ, der wußte längst, wie systematisch man ihn zu belügen suchte, zu belügen nicht aus Bosheit und tückischer Berechnung, sondern aus purer, gedankenloser Dummheit. Die Kieler Tage haben wenigstens das eine Gute gehabt, daß sie jedem nicht Blindgeborenen die Augen öffneten. Nach der gewundenen, vorsichtigen Erklärung von Hannotaux begann in Paris eine Hetze gegen Deutschland, wie man sie selbst dort im Kriegsjahre nicht gemeiner und wüthender betrieben hat; ein Taumelwahn riß die Tapfern und die Feigen gleicherweise fort und verwandelte alles, was in Frankreich die Feder führt, Reden hält und in Kneipen verkehrt, in blindwüthende Agitatoren. So niederträchtige Beschimpfungen und so giftiger Hohn, wie Deutschland, deutsches Wesen und der deutsche Kaiser sich während der Flottenparade von den Landsleuten derer gefallen lassen mußten, die unserer Einladung doch gefolgt waren, würden unter Bismarcks Regiment zu ernsten, diplomatischen Auseinandersetzungen geführt haben; denn die französische Regierung that nicht nur nichts, den skandalösen Unfug zu verhindern, nein, sie ermunterte in ihrer Art dazu und beugte sich blindlings „dem Volkswillen". Nach der Verleihung des Andreaskreuzes an Herrn Faure, der jetzt keine größere Sorge als um ein buntes und pomphaftes Gewand für die Petersburger Vermählungsfeierlichkeiten kennt, überstieg der Fanatismus alles Maß, und der Wuth gesellte sich der Hochmuth, die Sicherheit, den verhaßten Gegner bei nächster Gelegenheit in den Staub schmettern zu können. Es wird in eingeweihten Kreisen versichert, man habe auf deutscher Seite nicht nur allein Herrn Faure, sondern auch alle nach Kiel entsandten, französischen Marineofficiere decoriren wollen und nur auf Wunsch der Pariser Regierung „vorläufig" davon Abstand genommen. Diese Deutschland tief demüthigende Scene hinter den Coulissen beleuchtet greller als die franco-russische Flottenparade im Belt die Lage und weist allzu klar nach, daß von uns Fehler begangen worden sind, die wir nicht wieder gutzumachen vermögen.

Ein Theil der deutschen Presse vertreibt sich noch immer spaßig die Zeit damit, das Bestehen eines Bündnisses und die Existenz einer schriftlichen Vereinbarung zwischen Frankreich und Rußland abzuleugnen und ihren trüben Witz an dem Umstande zu erproben, daß ein oder das andere Boulevardblatt über die Milliarden jammert, die der französische Rentner dem Freunde vorschießen muß. Es ist nicht abzusehen, warum man die harmlosen Abonnenten darüber hinwegzutäuschen versucht, daß die Allianz unserer Feinde im Osten und Westen ungleich inniger, wärmer und herzlicher ist als die, welche uns mit Italien verbindet, in gewisser Hinsicht auch herzlicher als die mit Oesterreich. Dies Bündniß ist untrennbar, weil es etwas natürlich Gewordenes, kein klug zusammengestelltes Kunstwerk ist, weil es auf's Tüttelchen den Interessen und den innigsten Wünschen beider Völker entspricht. Alle Bemühungen, es zu erschüttern, müssen zu einem kläglichen Fiasco führen; alle Höflichkeiten, die den Franzosen seit fünf Jahren in überströmender Fülle erwiesen worden sind, steigern nur ihren spöttischen Uebermuth, und alle, bis zur Selbstverleugnung fortgesetzten Versuche, Rußland gefällig zu sein, erhöhen nur seine Anhänglichkeit an den Kameraden. Der japanischen Blamage, die uns seit fünfundzwanzig Jahren wieder zum ersten Male in einer alle Welt erkennbaren Weise die Michelmütze aufstülpte, folgte der blutige Hohn von Kiel, die demonstrative, frohlockende Unhöflichkeit der Franzosen, die das Wortspiel nur zu gerechtfertigt erscheinen läßt, Jemanden en canal behandeln sei in Zukunft mit en canaille gleichbedeutend.

Die Franzosen gingen als Sieger aus Kiel. All der verschwenderische Pomp, all die Pracht und Majestät dieser Tage, ihre historische Bedeutung dienten nur als Hintergrund für eine neue Offenbarung französischer Unversöhnlichkeit, französisch-russischer Waffenbrüderschaft. Es ist billig, die Theaterposse zu bespötteln, die das französische Geschwader und seine Mannschaft einnahm, billig, die liebedienerische Servilität auszunutzen, mit der sie sich an die Fersen ihrer Freunde hingen — viel nützlicher scheint es, auch in dieser ihrer Haltung einen neuen Beweis dafür zu erblicken, daß die von Berlin her versuchte Versöhnungs-Politik bankrott ist. Neuer wie allerneuster Kurs haben großes und entschiedenes Unglück mit ihren Versöhnungsthaten; verweigerte heute der Reichstag abermals eine Bismarckehrung, so würde die Regierung kaum noch sonderlich tief entrüstet sein, stünde der erste April vor der Thür, so unterließe manch gelenker Streber, Kleber und Ueberheber seine festbegeisterten Bocksprünge nach Friedrichsruh, und auch die Einladung der Franzosen nach Kiel wird in nicht zu langer Zeit für einen schlimmen politischen Rechenfehler gelten. Allein ihretwegen ward der Canal mit ungewöhnlichem Aufwand an Gold und Zeit und Pomp eröffnet; hätte es nicht ihre Versöhnung gegolten, so wäre das große Werk in der Stille, einfach und würdig, geweiht worden wie es gebaut wurde. Das Ergebniß all der endlosen und redlichen Bemühungen liegt klar zu Tage: unsere Gäste von Paris danken für die ihnen erwiesene Gastfreundschaft dadurch, daß sie sich nun johlend rühmen, auf deutschem Boden, in deutschen Wassern Arm in Arm mit den russischen Alliierten Deutschland verhöhnt zu haben.

Die Kieler Feste brachten, statt beruhigend, aufklärend zu wirken, die Wetterwolken neuerdings in drohende Bewegung, theilten neuerdings Europa in zwei scharf geschiedene Heerlager und beschleunigten so die Entscheidung, die kommen muß. Das mag sein Gutes haben und ist immerhin ein Erfolg, wenn auch kein beabsichtigter. Aber Deutschland hätte nicht zehn bis zwölf Millionen dafür hinzugeben brauchen, Millionen, von denen nichts übrig geblieben ist als die Erinnerung an elfhundert und einige Katzenjammer: Deutschland hätte sich, zumal es ja nach Miquel abgrundtief in Finanznöthen steckt, für zehn Millionen etwas Nützlicheres anschaffen können als gallische Impertinenzen.

Caliban.

Notizen.

Die Verschuldung aus Darlehen. Von J. G. A. Walch. (Dessau, H. Oesterwitz.) In seinen Ausführungen kommt der wohlunterrichtete und ideenreiche Verfasser zu folgendem Ergebniß: Das Darlehn ist eine dem wirthschaftlichen Bedürfniß der producirenden Classe wenig entsprechende Creditform und ihre fortgesetzte Anwendung ein wesentlicher Grund der überhandnehmenden Verschuldung des gewerbthätigen Volks. Im Hinblick hierauf ist auf der Grundlage eines anderen Creditsystems, und zwar desjenigen, welches die Societät zwischen Capital und Production herstellt, ein Staatscredit für diejenigen Stände, welche desselben zur Zeit am nöthigsten bedürfen, zu eröffnen. In den Fällen aber, wo das Darlehn nach den Umständen des Falles überhaupt nicht zur Vermehrung der Erwerbsthätigkeit, sondern zu des Lebens Nothdurft gegeben ist, ist der Schuldner gegen die Klage und Schuldbeitreibung durch die Rechtswohlthat des Nothbedarfs zu schützen. Dabei ist der Verfasser der Meinung, daß es eines besonderen Creditinstitutes zur Organisation der Staatshülfe nicht bedarf; die Verwaltung des Staatscredits könnte vielmehr vermittelst der Reichsbank äußerstenfalls von einer Abtheilung des betreffenden Ministeriums geführt werden, freilich nur unter dem Beirath von Sachverständigen, die über die Verhältnisse der Handwerker und Landwirthe genau unterrichtet sind. Die Aufgabe dieser Männer ist es, dafür zu sorgen, daß die Staatshülfe wirklich fromme und an die Stelle gelange, welche derselben am dringendsten bedarf.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Abonnement
auf das
III. Quartal 1895.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer 27 beginnt das III. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien:

Die

Verschuldung aus Darlehen.

Ein Wort an die Productivstände

mit einem

Nachwort über die Organisation des Staatskredits.

Von

J. G. A. Walch.

Preis: 50 Pf.

Rich. Kahle's Verlag

Inhaber H. Oesterwitz, Dessau.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Auch direct zu beziehen durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalischerdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLVII. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 28. Berlin, den 13. Juli 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Reichsgericht als Gesetzgeber. Von Sisyphus. — Kann die Feuerbestattung ohne Gesetz zugelassen werden? Von Professor F. Thudichum (Tübingen). — **Literatur und Kunst.** Das Schopenhauer-Denkmal. Ein kritischer Rückblick von Moritz Brasch. — Vom neuesten italienischen Schauspielwesen. Von P. Chr. Elsenhans (Florenz). — **Feuilleton.** Jugend. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Die Benzin-Maschine. Ein Berliner Capriccio. Von Timon d. J. — Die große Kunstausstellung. 7. Phantasten und Symboliker. Von Franz Servaes. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals der Nordostsee-Canal. Von Nauticus. — Anzeigen.

Das Reichsgericht als Gesetzgeber.

Wer trotz aller Erfahrung der letzten Jahre noch immer an der altmodischen Gewohnheit festhält, über erstaunliche Sachen den Kopf zu schütteln, dem müssen wir den dringenden Rath geben, entweder die neuesten Producte unserer obersten Rechtsprechung ganz aus seinem Gesichtskreise zu verbannen oder sein oberstes Körperglied mit einem festen Gegenstande in sicherer Weise zu verbinden; ein chronischer Kopfkrampf wäre sonst die unabwendbare Folge. Fast jede Woche bescheert uns Excesse juristischen Scharfsinns, für die man vergeblich nach einer Entschuldigung suchen würde, wenn man nicht seit Alters wüßte, daß Themis eine Binde vor den Augen trägt.

Auch in jüngster Zeit sind wieder mehrfach Urtheile des Reichsgerichts bekannt geworden — wir erinnern nur an den fliegenden Gerichtsstand der Presse, an die Anwendung des § 130 St.-G.-B., an die Ausdehnung des groben Unfugsparagraphen auf die Veröffentlichung von Boykottbeschlüssen — die bereits einen wenig ehrenvollen Rundgang durch die gesammte Tagespresse angetreten haben. Die Urtheile haben ihrem Inhalte nach nichts Gemeinsames. Ihre Anwendung erstreckt sich auf verschiedene Gesetze. Und doch verbindet sie ein gemeinsamer symptomatischer Geist, der unverkennbar aus ihnen hervorleuchtet und der, trotzdem er die charakteristischste und bedenklichste Begleiterscheinung aller dieser Erkenntnisse ist, bisher in der Presse kaum zu einer genügenden Würdigung gelangt ist: — der Geist der römischen Prätoren. Das Reichsgericht spielt sich immer mehr in die machtgebende Rolle des Gesetzgebers hinein. Statt einer vernunftgemäßen Auslegung der Gesetze im Sinne und im Geiste ihrer Entstehung sucht es durch willkürliche Ergänzungen das bestehende Recht dort zu ergänzen, wo nach seiner Meinung „etwas geschehen muß" und gelangt so auf dem Wege der Rechtsprechung zur Schaffung eines neuen Rechts, das es mühsam durch juristische Spitzfindigkeiten und formale Trugschlüsse in die Geleise der bestehenden Gesetze hineinzuzwängen versucht.

Die Urtheile richten sich fast sämmtlich gegen die socialdemokratische Partei. Das macht bedenklich. Die Urtheile sind zum größten Theil ergangen, kurz nachdem die Umsturzvorlage zu Grabe getragen ist. Das macht verständlich. Beide Momente zusammengenommen zeigen uns, daß das Reichsgericht mit Ernst und Eifer an der Arbeit ist, in der Rechtsprechung diejenigen Kampfmittel erstehen zu lassen, deren Einführung in die Gesetzgebung von der Volksvertretung vergeblich erheischt worden ist. Der Richter wird als Vorkämpfer gegen den Umsturz auf den Plan geschoben: ein Richter ohne Gesetz, ein Streiter ohne Waffe. Wenn das Reichsgericht wirklich das Bedürfniß gefühlt hat, noch die letzte Brücke zwischen einer gesunden Volksmoral und einem von dem Leben losgelösten feudalen Juristenrecht zu zerstören, so hat es dies Ziel meisterhaft erreicht.

Ein Urtheil, das uns vor Allem diese Erwägungen nahe legt, und das gewissermaßen als Typus für diesen „neuen Kurs" aufgefaßt werden kann, behandelt die Frage, ob neben dem Verfasser und dem verantwortlichen Redacteur eines Blattes auch der Drucker, der das Blatt herstellt, für das haftbar gemacht werden kann, was der Redacteur druckfertig gemacht und die Setzer und Drucker in die Presse geschafft haben. Es handelt sich um das Märzblatt des socialdemokratischen Centralorgans. Das Reichsgericht hat es als erwiesen angenommen, daß der Angeklagte vor der Ausgabe des Blattes keine Kenntniß von seinem Inhalte erhalten hatte, nimmt aber an, daß ihm, als dem ständigen Drucker, die Tendenz der Zeitung und ebenso der Inhalt der früher zum 18. März besonders veranstalteten Druckschriften bekannt war und fährt also fort: Unter diesen Umständen hatte der Angeklagte das Bewußtsein, daß im Falle eine rothe Nummer zum 18. März 1895 bestellt werden sollte, dieselbe geeignet sein würde, Gewaltthätigkeiten verschiedener Bevölkerungsclassen gegeneinander hervorzurufen und so den öffentlichen Frieden zu gefährden. Folglich hat der Angeklagte mit „eventuellem Dolus" gehandelt, folglich ist er straffällig.

Diese Deduction ist, wie man sieht, sehr einfach, so überraschend einfach, daß man wirklich in Verlegenheit kommt, was man an diesem Urtheil zuerst bewundern soll: Die Kühnheit, mit welcher das Luftgebilde des dolus eventualis in die Wirklichkeit umgesetzt wird, den handgreiflichen Verstoß, der gegen die Bestimmung und den Geist des Preßgesetzes vorgenommen wird, oder die den Spott geradezu herausfordernde Unkenntniß, welche dem technischen Preßbetrieb entgegengebracht wird.

Der dolus eventualis ist die modernste Ausgeburt träger Juristenbureaukratie. Was giebt es wohl Bequemeres, was aber zugleich Gefährlicheres und die Rechtssicherheit zu erschüttern Geeigneteres, als sich über den Nachweis eines strafbaren Bewußtseins mit der bequemen Deutung hinweg

zu setzen, daß der Angeklagte das Bewußtsein der Strafbarkeit gehabt haben müsse? In dem ganzen Strafgesetzbuch suchen wir vergebens nach einem Satze, der das Fundament für derartige richterliche Judicien abgeben könnte. Lediglich die Rechtsprechung des Reichsgerichts hat diesen Begriff zur Entstehung gebracht, der sich mit überraschender Schnelligkeit in allen Schöffengerichten schon ein Heimathsrecht erworben hat und dort fast täglich zu verfehlter Anwendung gelangt.

Aber nehmen wir selbst die Theorie des dolus eventualis als gegeben an, wie kann der Drucker für den Inhalt einer Zeitschrift oder Flugschrift verantwortlich gemacht werden, mit deren Inhalt er weder rechtlich noch vielleicht auch moralisch irgend welche Gemeinschaft hat? Es giebt bekanntlich Druckereien, in denen Zeitungen von ganz entgegengesetzten Tendenzen gedruckt werden. Welcher Wagemuth gehört da dazu, aus der Tendenz der einen Zeitung auf die Billigung irgend eines Artikels durch den Drucker zu schließen und aus der Uebernahme eines Auftrags ohne weiteren Beweis zu folgern, daß er dem künftigen Inhalt der Schrift, ohne daß er ihn gekannt hat, seine Zustimmung gegeben habe?

Ja, gehen wir sogar in unseren Concessionen noch weiter und schieben wir mit dem Reichsgericht dem Drucker hinterrücks einen dolus eventualis in die Tasche, von welcher Verkennung der Natur eines Preßdelicts und von den Vorschriften des Preßgesetzes zeugt es, den Drucker selbst in diesem Falle als Mitthäter zu behandeln? Bedarf es wirklich noch der Hervorhebung, daß nur in dem Inhalt eines Druckwerkes, in den mittelst der Druckerpresse wiedergegebenen Gedanken der Sitz der strafbaren Handlung zu finden ist, daß der Druck und das Papier aber nur das Mittel sind, dessen sich der Gedankensünder bedienen muß, um das Vergehen zu vollenden? Mit demselben Rechte könnte heute der Papierhändler als gemeinsamer Thäter bestraft werden, der dem Urkundenfälscher das Papier oder die Tinte zu seinem Vergehen geliefert hat. Der Drucker könnte nur dann als gemeinsamer Thäter behandelt werden, wenn er an der Abfassung des incriminirten Blattes betheiligt gewesen wäre. So lange er an dem Inhalt des Flugblattes nicht mitgewirkt hat, ist es undenkbar, ihn als Mitthäter zu bestrafen. In diesem Falle könnte nur der Begriff des „Gehülfen" in Betracht kommen. Vor der Anwendung dieses Begriffes hat sich aber das Reichsgericht mit gutem Grunde gescheut, denn der § 49 des Strafgesetzbuches droht klar und bestimmt dem Gehülfen nur dann Strafe an, wenn er dem Thäter zur Begehung des Verbrechens oder Vergehens durch Rath oder That wissentlich Hülfe geleistet hat.

Das ganze Luftgebilde des dolus eventualis ist nichts weiter und sollte nichts weiter sein als ein klägliches Aushülfsmittel, um den handgreiflichen Verstoß gegen Wort und Geist des Preßgesetzes zu verdecken.

Gesetzt, der Drucker hätte eine Erkundigungspflicht über den künftigen Inhalt des von ihm angenommenen Druckauftrages, so würde das Unterlassen dieser Pflicht doch nach unseren strafrechtlichen und civilrechtlichen Grundprincipien immer nur eine Fahrlässigkeit involviren. Für fahrlässige Preßdelicte aber bestimmt das Preßgesetz ausdrücklich die Reihenfolge, in der die betheiligten Personen zur Verantwortung gezogen werden sollen, nämlich zunächst der verantwortliche Redacteur, dann der Verleger, dann der Drucker und endlich der Verbreiter der Druckschrift. Jede dieser Personen wird von der Bestrafung wegen Fahrlässigkeit frei, wenn sie eine der in der Reihenfolge ihr vorgehenden Personen als im Gebiet der strafrechtlichen Gewalt vorhanden nachweist, und die Bestrafung wegen Fahrlässigkeit dieser Personen tritt nur dann ein, wenn der Verfasser der Druckschrift nicht nachgewiesen wird.

Man kann den Redacteuren des Reichspreßgesetzes keine allzugroße Rücksicht auf die Freiheit der Presse zum Vorwurf machen. Immerhin hatten sie doch so viel Verständniß für die nothwendige Freiheit des Verkehrs und für den Gang des Preßbetriebes, um zu wissen, daß es bei der fliegenden Eile, mit der heute die periodische Presse arbeitet, praktisch unausführbar ist, daß jeder Drucker, ja jeder Factor und jeder Setzer das Manuscript lese, bevor es zum Druck gelangt, und daß es geradezu lächerlich erscheinen muß, dem Setzer oder Drucker ein Weigerungrecht einzuräumen, wenn er Manuscripte in die Hand bekommt, die unter den Augen eines strebsamen Staatsanwalts vielleicht keine Gnade finden würden. Darum hatten sie die Verantwortung in der obigen Weise eingeschränkt.

Im vorliegenden Falle war der Verfasser bekannt, der Redacteur und Verleger in Deutschland befindlich und mitangeklagt. Das Reichsgericht war somit genöthigt, um dem Drucker nicht die ihm durch das Gesetz gewährleistete vierte Stelle zu belassen und die Verantwortung lediglich auf die ihm vorgehenden Personen zu beschränken, ein neues Dolusdeliet zu schaffen, von dem das Preßgesetz nichts weiß und nichts wissen wollte.

Wollte das Reichsgericht die nothwendigen Consequenzen aus diesem seinem neuen Eventualdeliet ziehen: es würde selbst zurückschaudern. Jeder Maschinenmeister, jedes Falzermädchen, jeder Laufbursche, ja jede Austragefrau kann von dem uferlosen Strom des dolus eventualis mit fortgerissen werden und dem Strudel des Strafgesetzes verfallen. Auf jede einzelne dieser Personen kann die Begründung des Reichsgerichts wörtlich zur Anwendung gebracht werden, man braucht eben nur auf die Art ihrer „Mitthäterschaft" die gebührende Rücksicht zu nehmen und z. B. bei der Austragefrau den Satz „wenn er Drucksachen in Auftrag nimmt" in die Worte „wenn sie Drucksachen zum Austragen nimmt" umzuwandeln. Beide Thätigkeiten stehen zu der Thäterschaft im gleichen rechtlichen Verhältniß, nur giebt sich die eine vorher, die andere nachher kund.

Damit ist aber die Zukunft des ganzen Preßgewerbes in Frage gestellt.

Herr Mittelstädt, der wackere Kämpe, der mit der ganzen Schaar deutscher Richter ritterlich stillgeschwiegen hatte, so lange noch ein Fünkchen von Aussicht war, daß die Umsturzvorlage doch noch in den Hafen der Gesetzgebung einlaufen könne, und erst, nachdem das letzte Flämmchen auf dem Herde deutsch-nationaler Begeisterung kläglich verraucht und das Todesurtheil rechtskräftig geworden war, zornglühend dem Leichnam einen Fußtritt versetzte, hat den Anachronismus seiner Leichenrede dadurch auszugleichen gesucht, daß er sie mit zeitgemäß beliebten Angriffen gegen den Richterstand im Allgemeinen und die gewaltige Trübung ihrer politischen Unabhängigkeit im Besonderen versetzte. Herr Mittelstädt hätte gar nicht auf den Richterstand in seiner Allgemeinheit herabzugehen brauchen, wenn er sich vorerst nur die Mühe genommen hätte, sich in seinen eigenen Räumen etwas näher umzusehen. Das auffallende Verständniß, das plötzlich das Reichsgericht für „Lücken" der von jeher zu politischen Zwecken mißbrauchten Gesetze, vom „groben Unfug" angefangen bis hinauf zum § 130 St.-G.-B., bekundet, ist ein deutlicher Beweis dafür, daß auch der Blick des Reichsgerichts durch das politische Kampfgeschrei mehr als nothwendig und nützlich unbewußt sich zu umtrüben beginnt. Die in dem obigen Urtheil niedergelegte Deduction, daß der Drucker socialdemokratischer Zeitungen sich bewußt sein müsse, wenn eine andere socialdemokratische Tendenzen verfolgende Schrift ihm zur Drucklegung übergeben wird, daß diese Schrift geeignet sei, Gewaltthätigkeiten verschiedener Bevölkerungsklassen gegen einander hervorzurufen, also das Strafgesetz verletze, könnte nur dann einen Schein von Berechtigung haben, wenn die Verfolgung socialdemokratischer „Tendenzen" überhaupt und an sich den Thatbestand einer strafbaren Handlung erfüllte. — Hier sehen wir den deutlichen Anfang jener politischen Begriffsverwirrung, unter der unser oberster Gerichts-

hof heute unbewußt zu leiden hat. Pflanzt sich diese Verwirrung auch auf die unteren Gerichte fort, dann sei Gott uns und unserer Rechtsprechung gnädig! Sisyphus.

Kann die Feuerbestattung ohne Gesetz zugelassen werden?

Von Professor F. Thudichum (Tübingen).

Die Vereine, welche die Zulassung der Feuerbestattung erstreben, huldigen in mehr oder weniger ausgesprochener Weise der Meinung, daß zu einem Abgehen von der bisherigen Bestattungsweise lediglich eine landesherrliche oder ministerielle Verordnung erforderlich sei, wofür sie denn auch das Beispiel einiger kleineren Staaten anführen konnten. Nachdem inzwischen in einigen anderen Staaten, wie Bayern*), Großherzogthum Hessen und, wenn wir nicht irren, auch in Preußen, seitens der Regierung die Regelung durch Gesetz für nothwendig erklärt worden ist, dürfte es an der Zeit sein, diese Frage einer näheren staatsrechtlichen Prüfung zu unterziehen.

Die gegenwärtig in Geltung stehenden Bestimmungen über Leichenschau, Aufbewahrung von Leichen, Erlaubniß zur Beerdigung, Anlegung von Friedhöfen, Voraussetzungen für die Beisetzung außerhalb der anerkannten Friedhöfe, Transport von Leichen, sind theils in Gesetzen, theils in neueren Verordnungen, oder auch in Verordnungen aus älterer, vorkonstitutioneller Zeit enthalten, und sprechen ein ausdrückliches Verbot der Verbrennung von Leichen nicht aus, weil früher Niemand an ein solches, erst mit der Herstellung besonderer Verbrennungsanstalten leichter möglich gewordenes Verfahren gedacht hat. Erst eine ganz neue Königliche Verordnung für Württemberg vom 24. Januar 1882, § 17, schließt eine andere Bestattung als die durch Beerdigung ausdrücklich aus.**) Aus dem Fehlen von Verboten läßt sich nun aber die Zulässigkeit der Verbrennung nicht folgern; vielmehr muß die Beerdigung oder — soweit sie überhaupt zugelassen ist — die Beisetzung einbalsamirter oder nicht einbalsamirter Leichen in Grabgewölben, als die durch alte gleichmäßige Gewohnheit als allein zu Recht bestehende Bestattungsweise angesehen werden. Ausnahmen gelten herkömmlicherweise nur für auf hoher See gestorbene Personen, die in das Wasser versenkt werden können.

Im konstitutionellen Staat kann an diesem Rechtszustand wenigstens im Allgemeinen ohne Gesetz nichts geändert werden; Jedermann hat ein unentziehbares Recht auf Beerdigung in bisheriger Weise; er braucht das gar nicht ausdrücklich in Anspruch genommen zu haben, es kommt ihm von selbst zu. Eine Befugniß der Familien-Angehörigen, über die Leichen in anderer Weise zu verfügen, besteht nicht, denn alle Vorschriften über die Behandlung von Leichen sind publici juris. Wollte die Gesetzgebung den Angehörigen des Verstorbenen ein solches Verfügungsrecht einräumen, so müßte sie sich sehr genau darüber aussprechen, welchen Verwandten, ob der Wittwe, den Nachkommen, oder auch entfernteren Angehörigen, das Entscheidungsrecht zustehen solle, und wie es zu halten sei, wenn unter den Angehörigen Meinungsverschiedenheiten, sei es über die Hauptfrage oder über die Aufbewahrung der Ueberreste, der Asche, auftauchen, und welche Staatsbehörden dann zu entscheiden haben: denn solche Meinungsverschiedenheiten sind unausbleiblich, weil viele Menschen der Verbrennung aus religiösen oder anderen Gründen abgeneigt sind; sie werden sich noch steigern, wenn eine Section der Leiche als Vorbedingung der Verbrennung aufgestellt werden sollte, da viele Menschen solche Sectionen aus den verschiedensten Gründen nicht wünschen, vielleicht verabscheuen. Durch bloße Verordnung würden solche das Familienrecht und die religiösen Ueberzeugungen berührende Fragen klärlich nicht geregelt werden können.

Noch weniger kann sich das Verordnungsrecht so weit erstrecken, die Leichenverbrennung allgemein obligatorisch zu machen; einer solchen Verordnung müßte man alle und jede Gültigkeit absprechen.

Sonach bleibt nur die Frage übrig, ob auf dem Verordnungsweg die Leichenverbrennung für den Fall zugelassen werden kann, daß der Verstorbene selbst seine Verbrennung angeordnet hat? Von Verletzung gesetzlicher Rechte Einzelner kann hier nicht mehr die Rede sein, da die Familienangehörigen durchaus kein selbstständiges Recht besitzen, einer solchen Anordnung zu widersprechen, sondern ihre Befugniß sich darauf beschränkt, die gesetzlichen Rechte des Verstorbenen zur Geltung zu bringen; ebensowenig kommen den Religionsgesellschaften Widerspruchsrechte zu. Es bleiben sonach lediglich öffentlichrechtliche Gesichtspunkte, Erwägungen gerichtlich-polizeilicher Natur, welche in Betracht kommen, und von deren Gewicht es abhängt, wie man die gestellte Frage zu beantworten habe.

Bei Leichen, welche beerdigt worden sind, besteht noch längere Zeit hindurch die Möglichkeit einer anatomischen Untersuchung, namentlich des Schädels und der übrigen Knochen, um eine gegen den Verstorbenen ausgeübte Gewalt festzustellen, kürzere Zeit hindurch auch die Möglichkeit, gewaltsame Verletzungen von Weichtheilen nachzuweisen; sodann können durch chemische Untersuchung anorganische Gifte noch sehr lange, manche organische Gifte wenigstens eine Zeit lang nachgewiesen werden. Wie wichtig dies ist, zeigt die Erfahrung. Bei den Verhandlungen der Petitions-Commission des preußischen Abgeordnetenhauses am 25. Mai 1892 machte der Vertreter des Justizministers die Mittheilung, daß allein in den zwei Jahren 1872 und 1873 innerhalb des preußischen Staats in 14 Fällen bei wieder ausgegrabenen Leichen Tödtung durch Gewalt oder Gift festgestellt worden sei, und daß sich in 2 neuen Fällen nachträglich Mord durch Erwürgen oder Gift nachweisen ließ, obwohl vor der Beerdigung eine Section der Leiche stattgefunden hatte, ohne einen Verdacht zu erwecken. Es ergiebt sich hieraus die Nothwendigkeit, vor der Verbrennung von Leichen, weil sie alle Beweise etwaiger Verbrechen vernichtet, umfassendere Bürgschaften dafür zu schaffen, daß Verbrechen nicht unentdeckt bleiben. Dazu wären zu rechnen: Leichenschau durch zwei approbirte Aerzte, Benachrichtigung der Staatsanwaltschaft und Befugniß derselben, Ermittelungen über die Lage des Falls anzustellen, Section der Leiche, chemische Untersuchung, desgleichen Recht der Lebensversicherungsgesellschaften, solche Untersuchungen zu fordern. Mit Rücksicht auf die den Staatsbehörden erwachsende umfassendere Ueberwachung würde sich sodann die Erhebung eines Stempels von 100—300 Mark für den Verbrennungs-Erlaubnißschein rechtfertigen. Ueberdies bleiben genaue Vorschriften darüber Bedürfniß, in welchen Formen der Wunsch eines Menschen, nach seinem Tode verbrannt zu werden, geäußert sein muß, um als bewiesen zu gelten.

Ohne behaupten zu wollen, daß derartige Vorschriften schlechterdings nur durch förmliches Gesetz getroffen werden könnten, sind wir doch der Meinung, daß bei ihrer weittragenden Wichtigkeit der Weg der Gesetzgebung als der geeignetere, dem Geiste der constitutionellen Verfassung entsprechendere erscheint.

*) Entschließung des Königlich Bayrischen Staatsministeriums des Innern und der Justiz vom 23. Juli 1894.

**) „Die Bestattung eines Leichnams darf nur durch Beerdigung auf dem öffentlichen Begräbnißplatz erfolgen."

Literatur und Kunst.

Das Schopenhauer-Denkmal.

Ein kritischer Rückblick von Moritz Brasch.

Am 6. Juni Mittags 12 Uhr wurde zu Frankfurt a. M. dem Philosophen Arthur Schopenhauer ein Denkmal enthüllt*) und damit den dringenden Wünschen derjenigen Genüge gethan, welche schon seit mehr als einem Jahrzehnt ein solches Monument als eine „Pflicht der Deutschen Nation" gefordert hatten. Diese Denkmalsfrage hat ihre interessante Geschichte und wir müssen in unserer Erinnerung bis in die Mitte der achtziger Jahre zurückgreifen, um die von namhaften Seiten dafür und dagegen geltend gemachten Gründe darzulegen. Einer der eifrigsten, ja man kann wohl sagen, leidenschaftlichsten Befürworter dieser monumentalen Ehrung des Frankfurter Philosophen war der verstorbene Culturhistoriker Karl Hillebrand. Er fand, daß, da sich die Sache seit ihrer ersten Anregung auffallend lange hinzog, eine gewisse „Verschwörung" bestehe, um das Denkmal nicht zur Ausführung gelangen zu lassen, eine Verschwörung, an welcher hauptsächlich die Universitätsprofessoren, die liberalen Politiker und — die Juden betheiligt seien. Denn alle diese, welche einst von dem Philosophen schwer gekränkt worden seien, hätten nun ein Interesse daran, den pessimistischen Grobian die maßlosen Angriffe und Beleidigungen entgelten zu lassen, die er gegen sie gerichtet habe. — Offenbar ist nun in dieser Philippica des trefflichen Culturhistorikers Wahres und Falsches, Schiefes und Zutreffendes in seltsamer Weise durch einander gemischt. Und wir können jetzt, wo das Denkmal vor einigen Wochen bereits enthüllt worden ist, mit um so größerer Unbefangenheit das Für und Wider in Erwägung ziehen, als heute, nachdem fast fünfunddreißig Jahre seit dem Tode Schoppenhauer's verflossen sind, eine endgültige Beurtheilung der wissenschaftlichen Bedeutung desselben schon möglich ist.

Zunächst möchten wir diejenigen, denen diese ganze Denkmals-Angelegenheit nicht rasch genug von Statten ging, darauf hinweisen, daß man es in Deutschland mit philosophischen Monumenten überhaupt niemals sehr eilig hatte. Fast sechzig Jahre waren verflossen seit dem Tode Immanuel Kant's, ehe ihm in seiner Vaterstadt Königsberg (am 18. October 1864) ein Monument errichtet worden ist. Hegel erhielt in Berlin, der Stätte seiner Hauptwirksamkeit, erst zu seinem fünfzigjährigen Todestage (14. November 1881) ein Denkmal und fünfzig Jahre hatte es ebenfalls gedauert, ehe der ebenso groß und ideal angelegte als unglückliche Philosoph Karl Christian Friedrich Krause in seinem Geburtsstädtchen Eisenberg im Altenburgischen ein Standbild erhielt. Und dem eigentlichen Universitätsphilosophen par excellence, Johann Friedrich Herbart, wurde bei Gelegenheit seiner Centenarsfeier und ebenfalls fünfunddreißig Jahre nach seinem Tode (am 14. August 1876) in seiner Vaterstadt Oldenburg ein Monument enthüllt. Und Spinoza und Leibniz, zwei der größten Denker aller Zeiten? Dem ersteren wurde erst zwei Jahrhunderte nach seinem Tode, im Jahre 1877, in Haag ein Monument enthüllt, wobei allerdings kein Geringerer als Ernst Renan die Festrede hielt, und Leibniz mußte 167 Jahre nach seinem Tode warten, ehe seine Vaterstadt Leipzig ihrem größten Sohne im Jahre 1883 ein Monument errichtete. Und Fichte, der kühnste aller Metaphysiker und der unerbittlichste aller idealistischen Ethiker, obwohl schon über 80 Jahre seit seinem Tode verflossen sind, entbehrt noch eines Erinnerungsmals in Stein oder Erz —.

Gewiß, ein berühmter Mann braucht keine bestimmte Zeit, um „denkmalsfähig" zu sein; aber wir fragen: Was hat es allen den genannten großen Denkern in der Werthschätzung der Nachwelt geschadet, daß man erst so spät ihr Andenken auch im Bilde verewigt hat? Und galten diese Männer bisher darum weniger als die weithin leuchtenden Sterne am geistigen Horizont der Menschheit, weil man erst lange nach ihrem Tode ihre irdische Erscheinung in Erz und Stein der Betrachtung übergeben hat? Es will mir scheinen, als wenn man hier zwei verschiedene Gesichtspunkte verwechselt: die geschichtliche Würdigung einer großen Persönlichkeit und die künstlerische Fixirung ihres äußeren Bildes, zwei Dinge, die sich zu einander verhalten wie ein Historiengemälde zu einer Momentphotographie. Es ist, wie es scheint, unserer rasch lebenden Zeit vorbehalten, das historisch Bedeutsame in der Gegenwart auf den Augenblicksstandpunkt des Photographen herabzubringen. Dieser Verirrung entspringt auch die jetzt grassirende lächerliche Sitte, noch lebenden Personen Denkmäler zu setzen —.

Dies führt uns zu einer anderen Seite der Frage: Ist es jetzt schon möglich, nachdem der Parteien Gunst und Haß von dem Charakterbild Schopenhauer's sich zerstreut haben, ein objectives, unparteiisches Urtheil über seine philosophische Bedeutung zu fällen? Es ist wahr: wie in Goethes Dichtung um die Seele Faust's sich die himmlischen und die höllischen Geister streiten, so waren auch nach dem Hinscheiden Schopenhauer's (am 20. September 1860) Freund und Feind bemüht, ihn entweder über Gebühr hinaus zu erheben, oder ihm jede tiefere philosophische Bedeutung abzusprechen. Aber halten wir unter den letzteren, den Gegnern Schopenhauers, Musterung, so müssen wir allerdings nachträglich bemerken, daß in jener sonderbaren Zusammenstellung von „Universitätsphilosophen, liberalen Politikern und Juden" als angeblichen Feinden unseres Philosophen, ein Fünkchen Wahrheit in einem ganzen Nebel von Irrthümern steckt. Was zunächst die Professoren betrifft, so haben diese ja allerdings sich sehr viel von dem hochmüthigen Frankfurter Einsiedler gefallen lassen müssen. Aber sie haben es ihm später auch weidlich heimgezahlt. Jetzt aber ist jene Zeit lange vorüber, wo unsere Universitätsgelehrten noch an Rache und Vergeltung gegen ihren erbitterten Schmäher dachten. Heute wird im Gegentheil nicht nur in allen Compendien und historischen Darstellungen der neueren Philosophie sehr weitläufig über die Schopenhauersche Lehre gehandelt*), sondern es werden auch an den meisten deutschen, österreichisch-ungarischen und schweizerischen Hochschulen Vorlesungen über seine Philosophie gehalten. Von einem „Todtschweigen" seitens der „offiziellen" Vertreter der Philosophie kann also heute gar keine Rede mehr sein. Was nun ferner die Juden, als vermeintliche Gegner unseres Philosophen, betrifft, so ist auch diese Behauptung völlig unbegründet. Warum auch? Treibt sie etwa ihre von den Ethnologen und Historikern angenommene und wohl auch begründete Lebenszähigkeit zur Verachtung jener pessimistischen Weltanschauung, die als aller Weisheit letzten Schluß die Verneinung des Lebens lehrt? Freilich kann Schopenhauer nicht Worte genug finden, um den alten Jehova-Glauben als Grund und Quelle alles späteren christlichen Optimismus zu denunciren. Die Juden, diese „Schweizer-Garde" des Deismus, wie sie Heinrich Heine nennt, würden also halb im Rechte sein, wenn sie ihren Jehova-Schmäher gehörig heimleuchteten. Aber thatsächlich ist dies gar nicht der Fall. Diejenigen modernen Juden, welche geistig so hoch stehen, um sich ernstlich mit Schopenhauer's Werken zu beschäftigen, haben innerlich längst ihren alten nationalen Jehova-Glauben modificirt . . . . .

*) Das vom Bildhauer Schierholz gefertigte Denkmal, eine Bronzebüste mit Sockelreliefs, deren symbolische Darstellungen sich auf das Wirken des Philosophen beziehen, ist in den Anlagen des Rechnei-Weihers aufgestellt worden. Die Gedächtnißrede hielt Wilhelm Gwinner.

*) Ich erinnere hier nur an Zeller's „Geschichte der deutschen Philosophie" (2. Aufl. 1875) und an den neuesten (IX.) Band von Kuno Fischer's „Geschichte der neuen Philosophie" (Heidelberg, Winter). Dieser ganze Halbband ist Schopenhauer gewidmet. Wir müssen sagen, diese Darstellung ist das Muster einer ebenso gerechten als sachlichen und erschöpflichen Würdigung.

Nun war ja Schopenhauer allerdings kein Philosemit und er ließ sich in dieser Beziehung durch Antipathien weit mehr beherrschen, als es einem wirklichen Philosophen ansteht. Die Art und Weise z. B. wie er („Parerga und Paralipomena" I. S. 79) vom „doctor judaicus" eines Mannes wie Baruch Spinoza spricht, eines Denkers, dessen bewundernngswürdige Größe er sonst rückhaltslos anerkennt, zeigt doch, daß der Frankfurter Misanthrop zeitweilig, wenn er von seinem Menschenhaß erfaßt wurde, völlig unzurechnungsfähig war. Die makellose Reinheit und stille Größe einer solchen Erscheinung wie die des Amsterdamer Weisen drückte ihn und machte ihn unmuthig. Und doch waren es merkwürdiger Weise gerade Juden, die am meisten zur Verbreitung und Anerkennung der Schopenhauerschen Philosophie in Deutschland und Oesterreich beigetragen haben: Julius Frauenstädt in Berlin war schon zu einer Zeit, wo die Hegelsche Schule durch den fascinirenden Glanz ihrer geistreichen Dialektik alle Köpfe beherrschte, unermüdlich thätig, die Lehre seines Meisters und Freundes (Schopenhauer selbst nennt ihn „meinen einzigen und wahrhaften Apostel") zu commentiren und zu popularisiren. David Asher in Leipzig hat auf journalistischem Wege für die Lehre seines Freundes und für die Widerlegung seiner zahlreichen Gegner kräftig gewirkt. Philipp Mainländers „Philosophie der Erlösung" trägt den unverfälschten Geist des Frankfurter Philosophen an sich. Der geistvolle Literarhistoriker Georg Brandes wurde nicht müde, durch Essays in dänischen, französischen, italienischen und englischen Revuen dem deutschen Denker auch im Auslande Anerkennung zu verschaffen. Und wer hat literarisch mehr für Schopenhauer gethan und seinen grüblerischen Pessimismus mehr salonfähig gemacht, als der allzu früh heimgegangene Ferdinand Kürnberger und Hieronymus Lorm? Und Schopenhauers langjähriger Freund, Rechtsbeistand, Testamentsvollstrecker und Biograph, der würdige Dr. Wilhelm Gwinner, der im Verein mit Frauenstädt die so schätzenswerthen Publikationen aus des Philosophen Nachlaß herausgegeben, und der auch jetzt bei der Enthüllung des Denkmals die Festrede gehalten hat, ist ein israelitischer Rechtsgelehrter in Frankfurt a. M. Und dann endlich sollen es gar die „liberalen Politiker" sein, welche Schopenhauer „Todtfeindschaft" geschworen haben! Unter jenem Aufruf, der damals zur Sammlung von Beiträgen und zur Comitébildung für das nun enthüllte Denkmal aufforderte, standen Namen, wie die der beiden österreichischen Exminister Dr. Unger und Dr. Glaser, ferner Rudolf von Bennigsen, Georg von Bunsen, Miquel, Max Müller, Albert Hänel u. A. Und ich glaube, daß trotz mancher politischen Wandlungen des Einen oder des Anderen keiner der Genannten auf den Anspruch seiner Zugehörigkeit zur liberalen Weltanschauung verzichten möchte. Was hat es also mit jener behaupteten „Feindschaft" der liberalen Politiker auf sich?

Freilich liegt ein Körnchen Wahrheit darin, daß die Liberalen eigentlich Gegner Schopenhauer's sein müssen, aber in einem viel allgemeinerem und höherem Sinne. Aller Pessimismus, mag er als poetischer Weltschmerz wie bei Byron, Leopardi und Heine oder als philosophische Weltflucht, sittlicher Quietismus und Thatenlosigkeit auftreten, ist ein gefährlicher Gegner alles wahren Liberalismus, der ja in seiner allgemeinsten, von aller zufälligen Partei- und Fractionsgestaltung absehenden Bedeutung, nur der politische Ausdruck für den ethischen Idealismus ist, dessen Kern die Gerechtigkeit und die sittliche Selbstbestimmung des Einzelnen, der Völker und der Staaten ist. Und dieser Idealismus ist, wie ja auch Schopenhauer's bedeutendster Schüler, Ed. v. Hartmann, anerkennt, immer evolutionistisch (entwickelungsfähig), thätig und auf die praktische Realisation der theoretischen Idee hindrängend. Alles also, was die Verachtung dieser Welt, was auf individualistisches Genußleben, aber auch alles, was auf mittelalterliche Askese hinzielt, mit einem Worte: alles was die Betheiligung am Entwickelungsproceß des öffentlichen Geistes hindert, ist ein Feind des Liberalismus. Und dieses war auch Arthur Schopenhauer, der nicht Worte genug fand, um alle diejenigen zu schmähen, die sich am politischen öffentlichen Leben betheiligten, wie er ja auch die Geschichte, als die Summe aller politischen Actionen der Völker, und ihren literarischen Ausdruck in der Historiographie, als eine wahre Wissenschaft nicht anerkennen wollte („Welt als Wille und Vorstellung" II. S. 138).

Wohl haben einst manche weiter blickende liberale deutsche Publicisten z. B. Karl Twesten, Lasker und Heinr. Bernhard Oppenheim in den sechsziger Jahren, die durch die Ausbreitung des Pessimismus, als sittliches Princip und Gesinnung, dem öffentlichen Leben der Völker entstandene Gefahr erkannt. Aber Seitens des Liberalismus geschah damals nichts zur Abwehr derselben; wir hatten damals mitten im preußischen, aber ganz Deutschland in Mitleidenschaft ziehenden Militär- und Verfassungsconflikt Wichtigeres zu thun. Es hätte auch wenig genutzt; denn Schopenhauer's Schriften, welche in den fünfziger und sechsziger Jahren eine so mächtige Anziehung auf das weite gebildete Publicum ausübten, bargen — und dies mußten ja auch seine Gegner zugestehen — große und unvergängliche Vorzüge und Schönheiten in sich, wie bisher kein anderer deutscher Philosoph sie gezeigt hat. Seit Garve, Lessing und Mendelssohn gab es in Deutschland keinen philosophischen Prosaisten mehr, der den großen englischen und französischen Prosaschriftstellern vergleichbar gewesen wäre. Mit dem gewaltigen Höhenfluge, den von Kants „Kritik der reinen Vernunft" (1881) bis zu Hegel's Tode (1831) der speculative Gedanke genommen hatte, vermochte Diction und Stil in den philosophischen Werken nicht gleichen Schritt mehr zu halten: und so hatten wir während dieses halben Jahrhunderts wohl viel schreibende Professoren, aber keinen einzigen philosophischen Schriftsteller gehabt, so daß das Wort der Frau von Staël in ihrem Buche über Deutschland noch lange Geltung hatte: „Le talent de s'exprimer avec méthode et clarté est assez rare en Allemagne: les études speculatives ne le donnent pas." Und die Consequenz war, daß einer kleinen geschlossenen Gelehrtenkaste, deren abstruse Bücher dem Volke unverständlich blieben, eine bildungsbedürftige große Masse gegenüberstand, welche sehnsüchtig nach tieferer, aber verdaulicherer geistiger Nahrung ausschaute. — Da kam Arthur Schopenhauer: ein großer, fesselnder Stilist, der größte vielleicht seit Lessing. Seine knappe und doch so geistreiche Art der Darstellung, seine Diction voll grandioser Bildlichkeit und poesiedurchhauchter Beredsamkeit — ohne in das unleidliche Genre der sog. poetischen Prosa zu verfallen — war von ungeheurem Erfolge; erst war es ein kleiner Kreis, der dem originellen Schriftsteller lauschte, dann wurde dieser Kreis größer und größer und zuletzt war es die halbe Nation, die sich zu seinem Anhänger zählte. Besonders waren es die deutschen Künstler, Dichter, Literaten und Feuilletonisten, denen Rosenkranz', Carriere's, Vischer's Bücher unverständlich geblieben waren und die aus Schopenhauer's Aesthetik Vieles lernten und dieses in einer Form präparirt, deren sie gerade bedurften: da hatten sie geistreiche Ironie, vornehmen Genialitätscultus und jenen exclusiven Künstlerenthusiasmus, der die Schriftsteller, die doch für das Volk schreiben, zugleich vom „Volke" scheidet . . . . .

Dieses hatte freilich auch seine Kehrseite. Arthur Schopenhauer war, obgleich er von Kant ausging und einen Theil seiner Erkenntnißtheorie, insbesondere die Lehre von der Subjectivität der sinnlichen Anschauungs- und der logischen Denkformen beibehielt, doch ein Sohn der reactionären Romantik. Wie die Blüthe seiner praktischen Philosophie sich als eine Art verfeinerter ästhetischer Lebenskunst herausstellt, so hat er auch die schlimmsten Auswüchse mit den Romantikern gemeinsam, z. B. die maßlose Selbstüberschätzung, der

Genialitätsdünkel, die Verachtung der Massenwirkungen in Staat und Geschichte, eine Folge jener exclusiven historischen Heroenverehrung, die er mit dem von ihm weit übergeschätzten Thomas Carlyle gemeinsam hatte, die Scheidung zwischen den „Genialen" und „Gewöhnlichen", das hochmüthige Herabsehen auf die Menschen von einer gewissen mittleren geistigen Durchschnittsbegabung, diese „Fabrikwaare der Natur": alles Züge, welche in der junkerlichen „Herrenmoral" Friedrich Nietzsches jetzt ihren Höhepunkt gefunden hat, die aber von jener erhabenen und erhebenden Ethik Spinoza's, Kant's und Fichte's gar sehr abstehen, in welcher die schöne christliche Lehre von der Gotteskindschaft aller Menschen, also auch der Armen im Geiste, einen so überzeugenden philosophischen Ausdruck gefunden hat. So wenn z. B. Fichte in jedem Individuum, das „Menschenangesicht" trägt, den Stempel des Göttlichen und die Anfänge der höchsten sittlichen Bestimmung findet —, liegt in einer derartigen Anschauung nicht der treibende, humanitäre, oder wie man jetzt mit Vorliebe sagt, praktisch-christliche Gedanke der Neuzeit? Dafür kennt freilich die Schopenhauersche Ethik das „Mitleid", als das einigende Band der Menschenseelen und es ist in seinen Schriften manches Schöne und Tiefe, was er darüber gesagt hat. Aber der Affect des Mitleids macht uns zwar weich, erhebt uns jedoch nicht, sodaß es als wohl berechtigtes Motiv des sittlichen Handelns doch nur hinter den höheren Antrieben desselben zurücksteht. Im Uebrigen ist das Mitleid als Motiv zur Menschenliebe nicht neu, da es schon in der spätern Stoa wie bei Seneca, Epiktet und Marc Aurel nicht nur empfohlen, sondern auch auf seinen metaphysischen Urgrund, nämlich auf die innere Wesensgemeinschaft und Sympathie aller Naturgeschöpfe (ἡ σύμφυσις καὶ ἡ κοινωνία καὶ ἡ συμπάθεια τῶν ὅλων) zurückgeführt wird. —

Was aber für das große Publicum in Schopenhauer's Schriften anziehend war, stieß die Universitätsphilosophen ab. Sie fanden es unerhört, daß dieser Mann so gar nicht Systematiker war. Sein Widerwille gegen alle Compendien, Lehr- und Handbücher, in denen eine Wissenschaft fix und fertig hingestellt wird, obwohl sie innerlich weder fix noch fertig ist, sondern an allen Ecken und Enden noch Mängel und Lücken zeigt, war so groß, daß er sich niemals dazu verstehen konnte, auch nur eine einzige philosophische Disciplin systematisch auszuarbeiten. Sein feiner und tiefer psychologischer Blick, der überall in seinen Werken herauszuerkennen ist, hat ihn nie dazu verleitet, die Psychologie als Lehrsystem auszuarbeiten. Ebenso wenig wie seine Empfänglichkeit und sein tiefes Verständniß für das Schöne und die Kunst, deren Wesen er übrigens aus einer eigenartigen Umwandlung der platonischen Ideenlehre begriff, ihn je veranlaßt hat, etwa ein Lehrbuch der Aesthetik zu schreiben. In alledem bekundete sich sein Widerwille gegen alle hergebrachten academischen Formen: er wollte eben nicht Professor und Universitätslehrer, sondern freier Schriftsteller und Lehrer der ganzen Nation sein —. Aber dies hatte nun freilich wiederum seine schlimme Kehrseite. Schopenhauer's Abscheu gegen alles feste, logische Gerüste, gegen alle Syllogistik, Dialektik und Systematik geht so weit, daß man nicht selten sowohl die begriffliche Schärfe und Exactheit bei ihm vermißt, als auch seine logische Beweisführung vielfach für mangelhaft halten muß. Die Art, wie Schopenhauer demonstrirt, ist mehr ein Nebeneinanderstellen der Thatsachen und Behauptungen, als eine streng logische Deduction derselben. In dieser Beziehung steht er weit hinter Ed. von Hartmann zurück, der — obwohl er kein Universitätsprofessor ist — sowohl was die Systematik, als den streng logischen Aufbau seiner Werke betrifft, an die alte gute Tradition der frühern großen deutschen Philosophen anknüpft. Schopenhauer hingegen beweist nicht, sondern er belegt seine metaphysischen Sätze mit einer Fülle meist gut, obwohl nicht von ihm selbst beobachteter, sondern den Werken zuverlässiger Forscher entlehnter Thatsachen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Anthropologie, welche er dann mit Ansprüchen der Dichter aller Zeiten decorirt. In letzterer Beziehung ist seine Belesenheit erstaunlich und sein Verfahren geschmack- und taktvoll, d. h. ohne Ueberladung und Ueberlastung des philosophischen Gedankens durch Dichterstellen.

Heute, also nach drei und ein halb Decennien seit dem Tode unseres Philosophen, läßt sich allerdings schon die Frage beantworten, was Dauerndes und Unvergängliches in der Weltanschauung Schopenhauer's sei. Allerdings giebt es für die Werthschätzung eines philosophischen Systems keinen absoluten, also allgemeingiltigen Maaßstab. Gäbe es einen solchen, so würden wir dem Ziele aller metaphysischen Forschung, d. h. der absoluten Wahrheit, weit näher sein, als wir thatsächlich sind. Aber davon abgesehen, kann man über den Werth seines Systems jetzt weit objectiver und unbefangener urtheilen, als solches noch vor 30 Jahren möglich war, wo der leidenschaftliche Kampf der Parteien um die „Weltdensmetaphysik" und den Pessimismus noch laut tobte. Allerdings sind wir heute nicht mehr im Stande, Schopenhauer's Kritik der Kantischen Philosophie, wie seine Anhänger und Bewunderer thaten, ein „Meisterwerk" zu nennen. Seine Einwürfe gegen die Kategorienlehre Kant's wie gegen dessen Begründung des Kausalitätsgesetzes sind jetzt weder als durchaus stichhaltig, noch in ihrem positiven Theile als unerschütterlich erkannt worden. Dagegen ist Schopenhauer's metaphysische Weltwillenstheorie eine tiefgreifende, mit reichem naturwissenschaftlichem Wissen und seinem psychologischen Blick begründete, mit Eifer und Beredsamkeit vorgetragene Hypothese; aber wie jedes metaphysische Princip eben nur eine Hypothese, die deshalb nicht ihren gewissen Werth als Erkenntnißprincip der Welt verliert, weil viele andere Hypothesen im Verlaufe der Geschichte der Philosophie hervorgetreten sind. Und wenn man den Werth einer solchen nach ihrer Verificirung durch die Ergebnisse der exacten Forschung in Natur, Geist und Geschichte bemessen will, so hat die Zustimmung von diesen Seiten doch nur sehr vereinzelt stattgefunden. Im Gegentheil hat Schopenhauer's vermeintlicher Nachweis der Herrschaft des „Willens in der Natur", der die Vertheidigung solcher längst von der modernen Naturforschung über Bord geworfenen Hypothesen wie der „Lebenskraft" und anderer „Kräfte" (qualitates occultae), die sich nicht als physikalische und chemische Bewegungsvorgänge nachweisen lassen, nothwendig mit sich führte, seitens der Naturforschung viele und berechtigte Angriffe erlitten. Auch Schopenhauers kühle, fast ablehnende Haltung gegenüber der Umwälzung der gesammten organischen Naturwissenschaft durch Charles Darwin's Entwickelungslehre, hat, obwohl er in seinem damaligen Alter der neuen großen Naturentdeckung nicht mehr zu folgen vermochte, nicht dazu beigetragen, seiner Lehre vom „Naturwillen" Anhänger in den Kreisen der eigentlichen Naturforscher zu werben.

Und nun zum Schluß noch eine kurze Bemerkung. Haben wir kein Recht in der Geschichte der Ideen von „Plagiaten" zu sprechen, so müssen wir doch seine viel gerühmte Lehre vom Weltwillen sogar als eine Art von Entlehnung und Combination aus dem Buddhismus, Plato, Kant und Schelling ansehen: unleugbar indeß eine höchst geistvolle und vielfach anziehende Combination.

Schopenhauer selbst hat dies halb anerkannt. „Kant's Philosophie, heißt es im Vorwort zur 1. Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung", ist die einzige, mit welcher eine gründliche Bekanntschaft bei dem hier Vorzutragenden geradezu vorausgesetzt wird. Wenn aber überdies der Leser in der Schule des göttlichen Platon geweilt hat, so wird er um so besser vorbereitet und empfänglicher sein, mich zu hören. Ist er aber gar noch der Wohlthat der Veda's theilhaftig geworden, hat er also auch schon die Weihe uralter indischer Weisheit empfangen und empfänglich aufgenommen, dann ist er auf das Allerbeste bereitet, zu hören, was ich ihm vor-

zutragen habe." Allerdings sagt Schopenhauer hier von seinen Vorgängern, daß die Kenntniß ihrer Schriften die beste „Vorbereitung" für die Lectüre und für das Verständniß seines Werkes sei. Aber thatsächlich hat er doch die wesentlichsten Lehren des Buddhismus, des „göttlichen" Plato und der Kantischen Erkenntnißtheorie (Schelling erwähnt er gar nicht) benutzt und als Grundlehren in sein System mit herübergenommen. Doch möchten wir unserm Denker auch nicht Unrecht thun. Wer in der Geschichte der Philosophie etwas Bescheid weiß, muß anerkennen, daß es hier, wie überall, eine Originalität im strengsten Wortsinne gar nicht giebt. Jeder Philosoph hat Vorgänger gehabt, deren Gedanken er mehr oder minder benutzt hat. Dies gilt, — um hier nur die bedeutendsten zu nennen — von Plato und Aristoteles sowohl, wie von Cartesius, Spinoza, Locke, Leibniz und Kant. Ebenso stehen die Nachfolger des letzteren: Fichte, Herbart, Schelling, Krause, Hegel, Schopenhauer, Lotze und Hartmann, sei es negativ und kritisch oder positiv und fortbildend auf seinen Schultern.

Wenn man aber doch Arthur Schopenhauer durchaus einen „originellen" Philosophen nennen will, so kann sich dies nur auf seine großen *schriftstellerischen Qualitäten* und auf seine *menschliche Persönlichkeit* beziehen, welche letztere allerdings im schlimmsten Sinne des Wortes das war, was man ein „Original" nennt.

Vom neuesten italienischen Schauspielwesen.

Von P. Chr. Elsenhans (Florenz).

Die Künstler der italienischen Bühne haben nicht aufgehört, sich bei uns sehen zu lassen, seitdem die Souveräne des vorigen Jahrhunderts es gewissermaßen als Ehrensache betrachteten, eine italienische Operettentruppe an ihrem Hofe zu halten. Neuerdings wurden auch wieder mit dem italienischen Schauspiel auf der deutschen Bühne Versuche gemacht, allein das deutsche Publicum dürfte sich demselben doch wohl mehr aus Neugierde zugänglich gezeigt haben, wirkliches Interesse jedoch scheint es nur für die italienische Oper und ihre Primadonnen zu besitzen, denen es ja auch in Deutschland nicht an Triumphen fehlt.

Auch der in Italien reisende Deutsche pflegt fast nur die Oper und Operette zu besuchen, was zwar vielfach schon durch Unkenntniß der Landessprache bedingt ist, indessen auch noch andere tieferliegende Gründe hat. Das Schauspiel spielt in Italien selbst eine sehr nebensächliche Rolle und genießt eine ziemlich geringe Achtung. Man kommt gar nicht so leicht dazu, ein Schauspiel zu sehen. Die größeren Theater pflegen vorwiegend die Oper, die dem Schauspiel dienenden Bühnen dagegen sind meist so abgelegen und als Etablissements niedrigerer Gattung abgeschätzt, daß der fremde Gentleman sich nicht gern zu ihrem Besuche herbeiläßt. — Aber gut: man versucht es ein Mal! — Da findet man sie endlich nach längerer Wanderung, die alterthümelnde „Arena", mit ihren staffelförmig im Halbkreis aufsteigenden Sitzreihen, mit schlichtem Sandboden, viel Schmutz allerwärts, einem sehr ungenirten Publicum, das während der Vorstellung raucht und schwatzt und seine Lieblinge mitten in der Scene beklatscht — und Manchem, der einen Versuch gewagt, ist so das Wiederkommen vergangen.

Man muß indessen berücksichtigen, daß es nicht die „feine Welt" ist, welche den Zuschauerraum füllt. Und den Italiener überhaupt ziehen seine ausgesprochenen musikalischen Neigungen und Anlagen mehr zur Oper hin. Trotzdem ist auch für Italien jetzt eine Zeit gekommen, welche der dramatischen Bühne eine höhere Bedeutung und tiefere Einwirkung einräumen könnte.

Das Geistesleben der modernen Italiener treibt gleichsam ohne Steuer und Compaß dahin. Der Vormundschaft der Kirche haben die Gebildeten, wenigstens innerlich, sich entledigt, und mag ihre Macht auch noch mehr oder minder stark in Italien wurzeln — eine ideale Macht ist sie für Diejenigen, welche den geistigen Sauerteig des Volkes bilden, nicht mehr. Die exacte Forschung herrscht in der Wissenschaft, auf den anderen Lebensgebieten ein naturalistischer und materialistischer Positivismus — und dabei treibt den gebildeten Italiener doch ein ungestilltes Bedürfniß nach Idealen um, von denen er sein Dasein entleert findet; zweifelnd und wägend wie ein Jüngling geht er diesen Fragen nach. Welch ein Feld eröffnet sich hierdurch für die Poesie! Man denke an den Einfluß, den einst der Schiller'sche Idealismus auf den deutschen Volksgeist hatte! Freilich die modernen italienischen Dichter stehen großentheils nur mit einem Fuß im heiligen Tempel der Dichtkunst, mit dem anderen dagegen in dem oft so schmutzigen Gewühl der politischen Tageskämpfe — um nur an einen Imbriani und Cavalotti zu erinnern.

Das italienische Drama indessen hat in der That einen Anlauf dazu genommen, sich in den Mittelpunkt des modernen Geisteslebens zu versetzen und so im Rahmen der Kunst an der Lösung der unsere Zeit bewegenden Probleme mitzuarbeiten.

Auf dem Gebiete des Drama's war es ja bisher den Italienern nicht vergönnt, mit England, Spanien, Frankreich, Deutschland in die erste Reihe unter den modernen Völkern zu treten, wenngleich schon im 15. und 16. Jahrhundert die großen Namen eines Ariost, Macchiavelli, Giordano Bruno unter ihren Dramatikern figuriren. Auch der Aufschwung, welchen das italienische Schauspiel im vorigen Jahrhundert nahm, hat zu keiner eigentlichen Blüthe geführt. Man begann damals mit der Nachahmung des französischen Classicismus und die „Merope" Maffei's, an welche Lessing seine kritische Meisterhand legte, galt den größeren Theil des Jahrhunderts hindurch als ein unübertreffliches Musterstück. Aber schon zur Zeit der italienischen Reise Goethe's (1786) scheint diese Gattung von Dramen nicht mehr viel Pflege und Theilnahme gefunden zu haben. Seine Theaterbesuche galten vielmehr dem Volksschauspiel, der „Comödie", und wir gewinnen aus seinen Schilderungen sowohl einen Eindruck von der alten „Kunstcomödie" mit ihrem Maskenwesen und ihren Uebertreibungen und extemporirten Einfällen, die durch Gozzi, den Dichter der Turandot, sich noch auf der Bühne hielt, als auch von den in das wirkliche Leben hineingreifenden Comödien Carlo Goldoni's. Diese zum Theil in venezianischem Dialekt geschriebenen Stücke repräsentiren das bürgerliche Schauspiel und sind noch heute in Italien gerne gesehen; wogegen der hochgefeierte Tragöde Vittorio Alfieri, der gegen Ende des Jahrhunderts wiederum der conventionellen Tragödie hohen Stils seine dichterische Kraft und ideale Begeisterung weihte, gegenwärtig der Vergangenheit angehört und vor allem als Erneurer der patriotischen Gedanken von Italiens Einheit und Unabhängigkeit im Gedächtniß der Nachwelt lebt.

Der bedeutendste Vorkämpfer derjenigen, welche den Vorclassicismus in Italien überwanden, war Alessandro Manzoni, der berühmte Verfasser der „Promessi sposi". Er führte den Kampf theils auf dem Gebiete der Theorie, theils auf dem der Praxis. In seinen theoretischen Betrachtungen wandte er sich gegen die berüchtigten aristotelischen „Einheiten", verlangte, daß der Stoff aus der das Volk interessirenden nationalen Geschichte entnommen werde und legte dem Drama einen erzieherischen Zweck auf. Er versuchte aber auch eine praktische Anwendung und Erhärtung seiner Theorie durch verschiedene Dramen, die er verfaßte und von

denen „der Graf von Carmagnola“ als das bedeutendste gilt. Mit ihm also siegte zunächst der Romanticismus.

Mit Recht aber hat man bemerkt, daß über Manzoni's eifrigen Bemühungen um die historische Wahrheit andere wichtigere Erfordernisse des Drama's zu kurz kamen. Seine Romantik, sagt der italienische Literarhistoriker Finzi, war eine andere als die Shakespeare's, dem es um die ewige Wahrheit der menschlichen Natur, und nicht um die vorübergehende der Geschichte oder Legende zu thun war.

Mehr und mehr ist denn auch die romantische Richtung im Ganzen wieder in den Hintergrund getreten und das zeitgeschichtliche und sittenbildliche Drama mehr zur Geltung gekommen. So hat um die Mitte unseres Jahrhunderts der fruchtbare Dramatiker Paolo Ferrari die Charaktere und Fragen seiner Zeit in den Kreis seiner Stoffe gezogen, dabei aber seine dramatischen Probleme vom Standpunkt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung zum Austrag gebracht.

An diesem Punkte hat bei den neuesten italienischen Dramatikern sich eine Schwenkung vollzogen; sie sind in die Reihen der Suchenden, Zweifelnden, Pessimistischen, in die Fußstapfen eines Björnson, Ibsen und Anderer getreten. — Doch werfen wir zunächst noch einen Blick auf die Nachwirkungen der älteren Schulen.

Natürlich begegnet man auch noch den Producten der früheren Dichter auf dem italienischen Theater, besonders auf den kleinen Bühnen. Das Volk hat nun einmal eine Vorliebe für das Romantische. Und Stücke dieser Richtung kann man noch hier und da mit großem Beifall aufgenommen sehen. Einer Tragödie, deren Held Galileo Galilei war, wohnte ich einmal in Savona an der Riviera an, und es war merkwürdig zu beobachten, wie sehr das Publicum für den Märtyrer der Wahrheit gegenüber der Priestertyrannei sich interessirte. Doch auch den Nationalheiligen versagt man den Zoll der Bewunderung nicht, wie ich es bei einer Aufführung der „Dame von Monza“ in einem Vorstadttheater Roms erlebte, wo der Cardinal Carl Borromeo die historische Folie bildete, und seine Sentenzen über den Werth der Tugend und die Würde unverschuldeter Armuth mitten in der Scene den rauschenden Beifall der Galerien entfesselten. Das Publicum nimmt zum Theil noch in so naiver Weise mit seinen moralischen Empfindungen Antheil an den Vorgängen auf der Bühne, daß es sogar das Bewußtsein der Illusion verliert. Bei der Aufführung eines in einem Schiffbruch gipfelnden Drama's, das ich in Siena sah, steigerte sich die Antipathie der Zuschauer gegen den Bösewicht und Intriganten des Stückes dermaßen, daß er schließlich mit Lauten des Unwillens und Zischen empfangen wurde, wenn er aus den Coulissen trat, und, wiewohl er am besten unter allen Darstellern spielte, bei den nachfolgenden Ovationen des Publicums sich nicht zeigen durfte. Für dieses Publicum spielte er allzu gut und allzu wahr.

Inhaltlich nun sind diese Dichtungen von geringem Werth, und auch die Goldoni'schen „Comödien“, die, wie gesagt, ebenfalls noch nicht außer Cours sind, sagen unserem Geschmacke kaum besser zu als die etwa zur gleichen Zeit entstandenen und ihnen verwandten Rührstücke Kotzebue's.

Anders verhält es sich mit den Producten der neuesten Richtung, die der modernen nordischen Schule am nächsten steht und wie diese die Tendenz der exacten Lebenswahrheit und psychologischen Vertiefung verfolgt; sie gehen uns ohne Zweifel näher an.

Wie Ibsen und Sudermann schon seit längerer Zeit mit Erfolg auf die italienische Bühne gebracht worden sind, so sind wohl auch die nun zu besprechenden dramatischen Dichtungen auf Anregung der dänisch-norwegisch-deutschen Schule zurückzuführen. Indessen wird nicht nach ihrer Abhängigkeit von anderen, sondern nach ihnen selbst ihr Werth zu bestimmen sein. Wir sind nun eben nur in der Lage, einige Beispiele, die wir in Florenz kennen zu lernen Gelegenheit hatten, zur Beurtheilung vorzuführen.

Zunächst eine jener dramatisch gestalteten psychologischen Studien, die uns das Seelenleben in fortschreitender Entwickelung einem dämonischen Verhängniß verfallen zeigen: „Nach dem Tode“, dramatische Novelle von Enrico Corradini.

Im ersten Acte sehen wir einen jungen Mann verzweifelt in's mütterliche Heim zurückkehren, um, ohne sich den Seinigen zu enthüllen, den letzten Abschied davon zu nehmen. Er stürzt endlich fort, und ein angstvolles Fragen nach dem Verschwundenen beginnt, bis man ihn anscheinend leblos nach Hause bringt. Mutter, Bruder, die ihn liebende Cousine harren mit Bangen des Ausgangs. Endlich kommt die Mittheilung, daß er gerettet ist.

Im zweiten Act ist er als Reconvalescent von der liebenden Sorge der Seinigen umgeben, aber eine unheimliche Unruhe treibt ihn um. Während er allein gelassen ist, empfängt er den Besuch einer Dame: es ist seine frühere Geliebte, durch deren Untreue er in den Tod getrieben wurde, und die ihn jetzt zu sich zurückruft. Er aber weist sie zurück und scheint den Bemühungen der Seinigen, ihn bei sich zu behalten, nachzugeben, ja er beichtet sogar der Cousine die ihn quälenden Ideen, das Grauen vor der Einsamkeit, von der er sich umgeben meint, und vor der noch größeren Einsamkeit, die ihn jenseits des Grabes erwartet. Das Mädchen, von Mitleid bewegt, will ihm in ihrer Liebe den festen Halt zurückgeben und bebt doch wieder furchtsam zurück, wenn er in geisterhaftem Wesen sein Ich in ihrer Seele zu verlieren wünscht; eine wirkungsvolle Scene, die auch den Zuschauer durch Furcht und Mitleid hindurchführt.

Indessen zeigt sich schließlich im dritten Acte, daß sein Gemüth einen neuen Ankergrund nicht mehr finden kann. Als die frühere Geliebte nochmals zu ihm kommt, ihn frei giebt und um Verzeihung bittet, und er sie schon hat ziehen lassen, wird er von ihrem dämonischen Einfluß, gegen den er vergeblich ankämpfte, doch wieder übermannt, und indem er, von seinem Bruder umsonst am Gehen gehindert, ihr nochmals nachstürzt, fällt der Vorhang.

So wirkungsvoll einzelne Partieen sind, so fehlt es dem Stück doch eben an derjenigen Lebenswahrheit, die es offenbar wiedergeben will. Sofern es den inneren Conflict eines geistig gesunden Menschen darstellen will — und nur so kann es ja der Dramatiker gemeint haben — ist es unwahr; wahr ist es nur als Krankheitsbild eines Geistesgestörten, und insofern erregt es zwar auch Furcht und Mitleid, aber nicht im dramatischen Sinne, nicht im Sinne der Forderung Lessings, so daß Furcht und Mitleid bei uns dadurch geläutert werden könnten.

Zu derselben auf krankhafte psychologische Motive gerichteten Gattung von Dramen gehört: „Die Vergangenheit“ G. Donati's. Das Stück erinnert ziemlich stark an Zola's L'Oeuvre und schildert in unerquicklicher Weise und mit einem faden Ende die Verirrungen einer Künstlerphantasie, die man bei aller Berücksichtigung künstlerischer Excentricität doch nur als Krankheitserscheinungen gelten lassen kann.

Eine gesündere geistige Luft weht durch das dreiactige Schauspiel des Moïsè Ceconi: Auf dem Wege nach Damaskus. Der erste Act zeigt uns einen jungen Lebemann Paolo Alteni als Glied einer liebenswürdigen Familie, aus der Mutter, der Comtesse Alteni und der Schwester Giulia bestehend. Elena, eine Jugendfreundin der Giulia und vormals durch ein Liebesverhältniß mit Paolo verbunden, stellt sich, mit ihrem Gatten Spaldi von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, den Freunden vor und sofort spinnt sich das abgebrochene Verhältniß von Neuem an. Dazwischen regt der junge Naturforscher A. Mauri allerlei Gespräche über moralische und sociale Fragen an, fordert, daß die Lösung des socialen Problems von innen heraus geschehen müsse und preist seinem Freunde Paolo den durch moralische Umkehr erlangten Frieden

des Gewissens an, wogegen dieser den Standpunkt des Egoismus und Skepticismus vertritt und zum Schluß des ersten Aktes sich von Elena den Weg zu einem Rendezvous angeben läßt.

Im zweiten Acte erblicken wir ihren Gatten Carlo Spaldi in seinem Comptoir in eifriger Arbeit. Seine Geschäftsbücher geben ihm keine befriedigende Auskunft. Das Falliment eines mit Spaldi in enger Verbindung stehenden Geschäftshauses wird gemeldet. Die Rettung beruht nur noch auf dem Capital des Paolo Alteni, der bereits einen Theil davon eingesetzt hat. Da kommt Elena, um sich mit den bekannten Kunstgriffen der Coketterie eine größere Summe für ein Wohlthätigkeitsunternehmen zu erlisten. Nicht ganz nach ihrer Laune befriedigt, geht sie schmollend ab, worauf der seine Frau auf den Händen tragende Spaldi eine bedeutend höhere Summe für sie auszählt. Indessen bringt man die Post, und einer der einlaufenden Briefe enthüllt ihm das verbrecherische Verhältniß Elena's und Paolo Alteni's. Der getäuschte Ehegatte offenbart in einem abgerissenen, von anhaltendem stummen Spiel unterbrochenen Monolog die ihn durchstürmenden Gefühle, und es erfolgt hierauf eine heftige Scene zwischen ihm und Elena, worin er bald gewaltsam drohend, bald beweglich bittend, in sie dringt, ihn durch ein Geständniß der Wahrheit aus seiner qualvollen Ungewißheit zu reißen. Sie aber weiß ihm aalglatt zu entschlüpfen. Da erscheint Paolo Alteni, den Spaldi in seiner kritischen Finanzlage um eine Unterredung gebeten hatte, und Spaldi zwingt seine Frau, mit ihm den Besuch zu empfangen. Mit aufgeregten seltsamen Reden geht er dem Ehebrecher zu Leibe. Dieser versucht, wiewohl mit schlechter Figur, sich aus der Affaire zu ziehen. Da schleudert ihm Spaldi die nackte Anklage entgegen, will seine Frau nöthigen, den Namen des Compagnons selbst aus dem Contract zu streichen, und richtet, da sie sich weigert, plötzlich den Revolver auf Alteni. — Und die Probe gelingt: Elena wirft sich schützend vor den Geliebten. Und nun weist Spaldi dem Ehebrecher die Thür und entfernt ihn gewaltsam, seinem Weibe aber, die vor Schrecken zusammengesunken ist, raunt er in's Ohr, daß nunmehr durch ihre Schuld Alles und auch die Fabrik und mit ihr die Existenz von 500 Arbeitern vernichtet sei.

Im dritten Act erscheint Paolo Alteni in der alten unbekümmerten Sicherheit und läßt sich durch die eindringlichen Worte seines Freundes Mauri nicht überzeugen, daß man begangenes Unrecht wieder gut machen könne und solle. Vielmehr beschwichtigt er nach Mauri's Abgang auch die jetzt mit ihm lebende Giulia, als sie ihm ihre inneren Bedenken offenbart. Besonders die eine Empfindung beunruhigt sie, daß sie gegenseitig doch keine Achtung vor einander haben könnten. — Von einem draußen ertönenden Hornsignal werden sie in ihrer Auseinandersetzung unterbrochen und dann von aufeinanderfolgenden Schüssen und dem Angstgeschrei einer Volksmenge erschreckt. Ein junger Arbeiter stürzt flüchtend und verwundet ins Zimmer und während sich beide um ihn bemühen, berichtet er in unzusammenhängenden Worten, daß die Fabrikarbeiter in ihrer äußersten Verzweiflung die Schließung der Fabrik zu hindern versucht hätten und in Folge dessen von der bewaffneten Macht eben angegriffen und zersprengt worden seien. Seine arme Mutter ist sein letzter Gedanke und während draußen der Tumult sich erneuert, bricht er entseelt zusammen. Die beiden Mitschuldigen sind im Zustand völlig verlorener Fassung. Paolo Alteni klagt: „O, wie ich mich als einen Elenden fühle!" — und damit schließt das Stück.

— Ein Ehebruchsdrama allerdings und mit dem kurzen räthselaufgebenden Schluß, den manche moderne Dramatiker in mehr pikanter als dramatisch gerechtfertigter Weise an die Stelle einer Lösung des Conflicts zu setzen lieben. Indessen liegt die Aehnlichkeit doch nur in der Ferne. Die gesunde Lösung des Conflicts ist doch unverkennbar in nuce dargeboten. Jedermann empfängt am Schlusse den Eindruck: Der Schuldige fühlt sich gerichtet und ist damit auch gerichtet. Und wenn man auch ferner gegen den Aufbau des Stückes einwenden möchte, daß die theoretischen Betrachtungen Mauri's doch zu sehr den Fortschritt der Handlung aufhalten, so ist doch auch zu ihren Gunsten zu erwähnen, daß dieselben das Interesse der Zuhörer wach zu halten vermochten.

Einer der bedeutendsten modernen Dramatiker Italiens ist Gerolamo Rovetta, dessen Schauspiel: „Die Wirklichkeit" (La realtà) kürzlich zum ersten Mal in Florenz aufgeführt wurde. Sowohl durch die Wahl des Stoffes als durch seine Behandlung kommt diese Dichtung der Dramen der nordischen Schule besonders nahe. Beim Aufgehen des Vorhanges sieht man den neugewählten Vorstand der vereinigten Arbeiterassociationen, Francesco Quarnarolo, von seinen Freunden umgeben am Fenster stehen, vor welchem ihm die Menge begeisterte Huldigungen darbringt. Er selbst schwimmt in Seligkeit wegen der ihm übertragenen Ehren und der Fortschritte der guten Sache und hält eine Ansprache an seine Wähler über ihren durch nichts zu trennenden Bruderbund. Als Quarnarolo zur Arbeit zurückgekehrt ist, kommt seine Geliebte, Anna Sauter, welche die durch die Untreue und Flucht seiner Gattin entstandene Lücke seines Herzens ausgefüllt hat und es auf die Kunde von dem Triumph ihres Helden kaum erwarten konnte, ihn zu sehen. Jetzt beschließt er, aller zweideutigen Verborgenheit des Verhältnisses ein Ende zu machen und sie als Gattin in sein Haus aufzunehmen, und er eröffnet dies seiner Tochter Sofia, die zwar von dem heiligen Andenken an ihre Mutter, deren Schuld der Vater ihr verborgen hatte, nicht lassen will, aber mit dem sicheren Tact ihres Herzens den Schritt des Vaters billigt. Nun aber wirft der ihm ergebene Dirnist, mit dem er arbeitet, der Signor Marino, einen Schatten auf seine glückliche Stimmung. Derselbe warnt ihn vor der hämischen Härte, mit welcher man das Privatleben eines auf die Höhe des öffentlichen Lebens emporgestiegenen Mannes zu durchforschen pflege, und erzählt zum Beleg dafür sein eigenes Geschick. Auch er war einst in ähnlichen Bahnen und Träumen dahin gewandelt, aber durch Aufstöberung eines übrigens sofort reparirten jugendlichen Fehltritts wieder in Niedrigkeit und Dunkel herabgestürzt worden.

Und horch! während dieser Erzählung vernimmt Quarnarolo auch schon die Stimme der Zeitungsverkäufer draußen, welche zur Empfehlung ihrer neuesten Nummer sein Verhältniß zu Anna Sauter auf der Straße publik machen. — In der folgenden Pause konnte man hier und da Reflexionen über das angeregte Thema vernehmen, die sich auf die gegenwärtige persönliche Campagne gegen Crispi bezogen.

Im zweiten Act steht der Volksmann Quarnarolo mitten im Gedränge amtlicher Chikanen und persönlicher Angriffe. Auch Anna Sauter ist als Lehrerin entlassen, und ein greiser Priester, ihr einstiger Lehrer, erscheint von den Bergen ihrer Heimath, um sie im Namen ihrer bekümmerten Familie zurückzurufen. Sie ist zwar erschüttert, will aber dann doch offenbar ihrem Geliebten treu bleiben, dem ihre Liebe, wie er bekennt, noch den einzigen Trost in seiner Lage gewährt. Doch läßt der mächtige Eindruck der Worte des Priesters einen Umschwung befürchten. Quarnarolo aber läßt sie vertrauensvoll zu einem Besuch ihrer erkrankten Pflegemutter abreisen.

Alsdann findet eine Sitzung des Parteiausschusses statt. Derselbe zeigt ein seltsam verändertes Benehmen: endlich verlangt er von dem ahnungslosen Quarnarolo, daß derselbe zu seiner öffentlichen Reinigung die näheren Umstände seines ehelichen Unglücks darlege. Quarnarolo versteht sich dazu und erzählt die Geschichte der Untreue der von ihm einst vergötterten Frau. Einer der Genossen aber fragt ihn schließlich, wohin die 10000 Lire gekommen seien, die ihm von Seiten seiner Frau noch nach der Trennung zugesandt worden seien. Trotz seiner furchtbaren Entrüstung besteht man auf einer Antwort. Und obgleich er erklärt, sie selbstverständlich

zurückgegeben zu haben, finden die Genossen dies für die Oeffentlichkeit nicht genügend. Er weist ihnen allen als Schuften die Thür. Als letzter verläßt ihn der Liebhaber seiner Tochter, Giordano Candia, auf den er noch im letzten Augenblick seine Hoffnung gesetzt hatte.

Im dritten Act ist Sofia in einer ärmlichen Wohnung allein mit dem treuen Marino, der in der Sorge für das Hauswesen die Stelle des Dienstboten versieht und seinen kleinen Verdienst dazu verwendet. Seine heimliche Liebe zu Sofia ist nicht zu verkennen. Allein zunächst hat Sofia noch ihren früheren Liebhaber vor sich gefordert und verlangt Rechenschaft von ihm, warum er sie verlassen. Er wirft dem Mädchen vor, ihm ihre Familienverhältnisse nicht geoffenbart zu haben, und nachdem er eben auf die Schande ihrer Mutter hingedeutet hat, tritt Quarnarolo ein und Candia entfernt sich. Nunmehr kann der Vater dem Drängen Sofia's nicht mehr ausweichen. Er muß ihr die fromme Illusion über ihre Mutter zerstören. Auch Anna Santer ist nicht mehr zurückgekehrt. Quarnarolo ist von den Arbeitervereinen wieder abgesetzt. Arbeit wird dem Entehrten niemand geben — es droht ihm vielmehr noch das Gefängniß. Das ist nach all den Thränen des Vaters und der Tochter „Die Wirklichkeit". Da sieht die Tochter nur noch einen Ausweg: zu sterben. Quarnarolo selbst droht noch einmal der Illusion zu verfallen: in ihm regt sich noch die Lebenslust. Und eben schleppt auch der treue Marino den ausgesuchten Imbiß herbei, den er diesmal zur Aufheiterung seiner betrübten Schützlinge besonders prunkvoll eingerichtet hat. Die Spannung zwischen den beiden bemerkend, plaudert er in halb verlegener Munterkeit dies und das, während er beim Mahle aufwartet. Inzwischen findet zwischen dem Vater und der Tochter ein bedeutungsvolles stummes Spiel in Blicken und Geberden statt, wobei seine Lebenslust und ihre im Namen der Ehre erhobene Forderung zu sterben mit einander ringen. Und die Tochter siegt. Nach Marino's Gutenachtgruß, der mit einer stillen Huldigung für Sofia abgeht, verschließt sie die Oeffnungen des Zimmers, öffnet den Ofen und trifft so die Vorbereitungen zum Selbstmord durch Kohlendampf. Schon an der Grenze der Betäubung wird Quarnarolo nochmals durch das unntere Pfeifen eines Vorübergehenden in seinem Entschluß erschüttert. Die Tochter aber zieht ihn wieder in den Bann des Todesschlummers zurück.

Dieser dritte Act erscheint uns als verfehlt. Die Charakterfestigkeit des Mädchens sowohl gegenüber ihrem Geliebten als gegenüber ihrem Vater ist nicht mehr natürlich. Auch die Lösung des Conflicts durch den Doppelselbstmord dürfte als mißlungen gelten. Daß dieser Selbstmord weder innerlich nothwendig noch wahrhaft heroisch ist, verdeckt uns der Dichter durch Vorführung des psychologischen Kraftstücks, mit welcher die Tochter den Vater zum Sterben zwingt.

Wir sehen: wie diese italienischen Dramatiker darin in den Bahnen ihrer nordischen Vorgänger wandeln, daß sie die dem modernen Menschen gegebenen Fragen, Räthsel, Conflicte in ihrer nackten Thatsächlichkeit auf die Bühne zu bringen und uns in die Tiefen des Seelenlebens einzuführen suchen, so gleichen sie ihnen auch darin, daß sie häufig nur ungenügende Antworten und Lösungen daran knüpfen.

Es fehlt diesen Dramen an einer unentbehrlichen Voraussetzung: dem festen Grund einer sittlichen Weltordnung. Hierauf muß der Dramatiker nicht zweifelnd, nicht einmal zaghaft, sondern als auf ein Grundgesetz des Dramas sich stellen. Denn dieses beschränkt in keiner Weise den Reichthum der Motive und die Mannigfaltigkeit und tragische Kraft der Entwickelung, sondern bezeichnet nur die Bedingung, unter welcher ein Schauspiel nicht bloß erschütternd, sondern auch befreiend und läuternd wirken kann. Nicht lebenswahrer Realismus ist es, sondern nur Mangel an dichterischer Kraft, wenn man auf diesem Boden der sittlichen Weltordnung ergreifende Conflicte des Menschenlebens und überzeugende Lösungen derselben nicht darzubieten vermag.

Zu der Besprechung der Dichtung Rovettas wäre noch hinzuzufügen, daß sie durch Feinheit der Sprache und der Gedanken sich auszeichnet und durch ein bis gegen den Schluß hin sich steigerndes Interesse die Zuschauer fesselte. Es ist freilich schwer zu bestimmen, wie viel an diesem Erfolg der vortrefflichen Darstellung zuzuschreiben war.

Die durchschnittlich ganz hervorragenden Leistungen der italienischen Schauspieler stehen in gar keinem Verhältniß zu der kümmerlichen äußeren Stellung, welche sie einnehmen. Sie können sich nur in Wandertruppen halten und müssen vor einem meist spärlichen und wenig gewählten, dazu noch sehr undisciplinirten Publicum um Gunst und Geld werben.

Wenn ich der Wahrheit die Ehre geben soll, muß ich gestehen, daß das italienische Schauspiel durch die Leistungen seiner Schauspieler einen entschiedenen Vorsprung vor dem deutschen besitzt. Es mag dies vielleicht mehr auf Rechnung natürlicher Gaben als künstlerischer Studien kommen. Von dem Wohllaut der italienischen Sprache bekommt man erst im Theater einen rechten Begriff, wenn etwa die Gefühle einer jugendlichen Heldin in allen zarten Modulationen ihrer heimischen Sprache ausklingen. Und vor allem ist ja die bekannte südliche Lebendigkeit des Geberdenspiels eine günstige Vorbedingung für die mimische Seite der Schauspielkunst. Der Hauptvorzug des italienischen Schauspielers besteht in der Natürlichkeit seiner Darstellung, die darum nicht unedel, aber ungekünstelt und reich an Ausdrucksmitteln ist. Und wie in Italien die schöne Form und Bewegung das alltägliche Leben verklärt — denn dem Fremden muß ja sofort die seltene Rundung, Freiheit und Ausdrucksfülle in der Mimik des Italieners in die Augen fallen — so hat auch wiederum die Natürlichkeit und Frische des wirklichen Lebens alle Poren der darstellenden Kunst durchtränkt.

Nur diese Frage dürfte vielleicht noch zu erheben sein, ob die bloße stumme Mimik für sich allein einen so breiten Raum in der Darstellung einzunehmen berechtigt ist, wie es manchmal thatsächlich geschieht. Im Corradini's „Nach dem Tod" beginnt der erste Act mit einem langen fast durchweg stummen Geberdenspiel des vom mütterlichen Heim Abschied nehmenden Jünglings. Ebenso gab der getäuschte Ehegatte Spaldi in Cecconi's „Auf dem Weg nach Damaskus" seinen Gefühlen einen vorwiegend mimischen Ausdruck und zwar mit solcher Kunst, daß er selbst ganz beträchtliche Pausen riskiren konnte. So bringt die effectvolle Durchführung den etwaigen Verstoß gegen die Theorie in Vergessenheit.

Dies sind die Eindrücke vom neuesten italienischen Schauspielwesen, die ich bei wiederholtem längerem Aufenthalt in Italien gewonnen habe. Mögen sie ein Zeugniß sein von der Lebendigkeit, mit welcher dieses Land an unserem modernen Culturleben teilnimmt und von den eigenthümlichen Kräften, die ihm hierfür zu Gebote stehen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Jugend.

Von Anton Tschechow.

Iwan Alexejewitsch Ognew erinnert sich noch, wie er an jenem Augustabend die Glasthüre öffnete und auf die Veranda trat. Er trug dazumal einen leichten Mantel und denselben breitkrämpigen Strohhut, der jetzt mit den Stiefeln unter seinem Bett liegt. In der einen Hand hielt er einen großen Packen Bücher und Schreibereien, in der andern

einen dicken Knotenstock. Hinter der Thür stand, ihm mit der Lampe leuchtend, der Hausherr, Kusnezow, ein Mann mit einer Glatze, einem langen, grauen Bart und einer schneeweißen Joppe. Der Alte lächelte freundlich und nickte ihm zu.

„Adieu, Alter!“ rief ihm Ognew zu. Kusnezow stellte die Lampe auf einen Tisch und ging auf die Veranda. Die zwei langen, schmalen Schatten huschten über die Stufen zu den Blumenbeeten und lehnten sich mit den Köpfen an die Lindenstämme.

„Leben Sie wohl und noch einmal schönsten Dank, mein Lieber!“ sagte Iwan Alexeitsch. „Dank für Ihre Freundschaft, Ihre Liebe. . . . Niemals vergesse ich Ihre Gastfreundschaft. Sie sind so gut, Ihre Tochter ist so gut, und Alle hier bei Ihnen sind so gut und herzlich . . . so unbeschreiblich herrliche Menschen!“

In der Fülle der Gefühle und zugleich des genossenen Liqueurs sprach Ognew mit singendem Vortrag wie ein Seminarist und war so gerührt, daß er seine Empfindungen weniger in Worten, als im Blinzeln der Augen und Zucken der Schultern ausdrückte. Kusnezow, ebenfalls erhitzt vom Trinken und sehr gerührt, streckte sich dem jungen Mann entgegen, und sie küßten sich.

„Ich habe mich an Sie gewöhnt, wie ein Hund an seinen Herrn!“ sagte Ognew. „Fast jeden Tag kam ich zu Ihnen, blieb wohl ein Dutzend Male bei Ihnen über Nacht, und Liqueur trank ich bei Ihnen so viel, daß es geradezu schrecklich ist. Und wofür ich besonders danke, Gawril Petrowitsch, das ist Ihre Mitarbeit. Ohne Sie würde ich mich mit meiner Statistik wohl noch bis zum October herumquälen. Nun wird es aber auch im Vorwort heißen: ‚Es ist mir eine angenehme Pflicht, meinen Dank dem Vorsitzenden der Gouvernementsverwaltung, Herrn Kusnezow, für seine werthvolle Mitarbeit auszusprechen.‘ O, die Statistik hat eine glänzende Zukunft! Ich bitte auch Wera Gawrilowna meinen ergebensten Gruß zu übermitteln, den Doctoren aber, den beiden Untersuchungsrichtern und Ihrem Secretair können Sie sagen, daß ich ihre Hülfe nie vergessen werde! Nun aber, Alter, umarmen wir uns noch einmal, als unsere letzte Freundschaftsbezeugung.“

Der gerührte Ognew küßte nochmals den alten Mann und begann die Stufen hinabzusteigen. Auf der letzten sah er sich um und fragte: „Werden wir uns wohl je wiedersehen?“

„Gott weiß es!“ antwortete der alte Mann. „Wahrscheinlich nie wieder!“

„Das mag wahr sein! Nach Petersburg gehen Sie um keinen Preis, ich aber werde wohl nie wieder in dieses Gouvernement kommen. So leben Sie wohl!“

„Sie sollten doch die Bücher hier lassen!“ rief ihm Kusnezow nach. „Wozu die Last mit sich herumtragen? Ich werde Ihnen Alles durch einen Bedienten schicken.“

Aber Ognew hörte ihn nicht mehr und entfernte sich eilig. In seiner weinerhitzten Seele war es heiter, warm und wehmüthig. Und im Gehen dachte er darüber nach, wie man doch oft im Leben mit guten Menschen zusammenkommt, und wie schade es sei, daß von solchen Begegnungen nur die Erinnerung bleibt. Wie wenn am Horizonte Kraniche auftauchen und ein leichter Wind ihren klagenden Schrei zu uns trägt, nach einer Minute aber — man mag noch so angestrengt in die Ferne schauen — kein Punkt, kein Laut mehr erkennbar ist, so tauchen auch die Menschen mit ihren Zügen und Reden im Leben auf und versinken wieder und nichts von ihnen bleibt weiter übrig, als die schwache Erinnerung. Da Iwan Alexeitsch seit dem Frühling im Gouvernement lebte und fast täglich bei den freundlichen Kusnezow's war, hatte er sich an sie wie an Verwandte gewöhnt: an den Alten, an seine Tochter, an die Dienstboten; er kannte genau das ganze Haus, die Veranda, die Gartenwege, die Bänme bei der Küche und der Badestube, — aber sobald er jetzt durch die Gartenthür hinaustritt, wird sich Alles in Erinnerung verwandeln und für ewig die reale Bedeutung verlieren; und dann vergeht ein Jahr und zwei, und alle diese lieben Gestalten verblassen in seinem Bewußtsein, wie Erfindungen der Phantasie.

„Im Leben giebt es nichts Lieberes als die Menschen!“ dachte Ognew gerührt, indem er zur Gartenthüre schritt. Im Garten war es still und warm. Reseda, Tabak und Heliotrop waren in den Beeten noch nicht abgeblüht und dufteten. Zwischen den Sträuchern und Bäumen wob ein Nebel, durchsichtig, zart, in Mondlicht getränkt; und, was noch bis heut in Ognew's Erinnerung blieb: einzelne Wolken zogen wie Gespenster, doch dem Auge bemerkbar, langsam quer über den Bäumen. Hoch über dem Garten stand der Mond, unter dem nach Osten hin durchsichtige Nebelflecke schwebten. Es war, als bestände die ganze Welt aus Silhouetten und irren weißen Schatten, und Ognew meinte zum ersten Male im Leben, wie er so den Nebel am mondhellen Augustabend beobachtete, daß er nicht die Natur sehe, sondern nur eine Decoration, bei welcher ungeschickte Feuerwerker, die wahrscheinlich hinter den Sträuchern saßen und den Garten mit weißem bengalischen Lichte beleuchten wollten, die Luft nur mit hellem Schein und Rauch erfüllt hatten.

Als Ognew zur Gartenthür trat, trennte sich ein Schatten von dem niedrigen Gartenzaun und kam ihm entgegen.

„Wera Gawrilowna!“ rief er freudig. „Sie hier? Ich habe Sie gesucht und gesucht, — ich wollte mich verabschieden. Leben Sie wohl, ich gehe!“

„So früh? Es ist erst elf Uhr!“

„Nein, es ist Zeit! Fünf Werst habe ich noch zu gehen und muß noch meine Sachen einpacken. Morgen heißt es früh aufstehn. . .“

Vor Ognew stand die Tochter Kusnezow's, Wera, einundzwanzig Jahre, immer etwas schwermüthig, nachlässig gekleidet und interessant. Junge Mädchen, die viel träumen, ganze Tage herum liegen und Alles, was ihnen in die Hände kommt, lesen, die sich langweilen und der Melancholie hingeben, kleiden sich immer nachlässig. Wenn ihnen aber die Natur Geschmack und Schönheitssinn gegeben, verleiht ihnen eine solche Nachlässigkeit in der Kleidung einen eigenartigen Reiz. Wenigstens konnte Ognew sich später die hübsche Werotschka nie anders vorstellen, als mit weiter Blouse, die an der Taille Falten schlug und doch den Körper nicht berührte, mit einer Locke, die aus der hohen Frisur auf die Stirn fiel, mit dem rothen, gestrickten Tuche, das mit den wolligen Puscheln Abends schlaff von ihrer Schulter hing, wie eine Flagge bei Windstille, am Tage aber neben den Hüten der Herren zusammengerollt im Vorzimmer oder auf dem Schrank im Speisezimmer lag, wo die alte Katze darauf schlief. Dieses Tuch und die Falten der Blouse schienen von Trägheit, Häuslichkeit, Gutmüthigkeit zu reden. Wohl möglich, daß der verliebte Ognew aus jeder Falte etwas Warmes, Naives, Gutes und Poetisches herauslas, und alles, was denjenigen Frauen abgeht, die gemüthlos und allen Gefühls für Schönheit bar sind.

Werotschka war gut gewachsen, hatte ein regelmäßiges Profil und schönes Lockenhaar. Ognew, der in seinem Leben wenig Frauen gesehen, erschien sie als eine Schönheit.

„Ich fahre fort!“ sagte er bei der Gartenpforte. „Sagen Sie mir nichts Böses nach. Und Dank für Alles!“

Im selben singenden, seminaristischen Tonfall, womit er zu dem alten Manne gesprochen, und ebenso blinzelnd und mit den Schultern zuckend, dankte er Wera für ihre Gastfreundschaft und Herzlichkeit.

„Von Ihnen habe ich meiner Mutter in jedem Briefe geschrieben,“ sagte er. „Wenn Alle so wären wie Sie und Ihr Vater, würde es in der Welt kein rechtes Leben sein, sondern ewiger Feiertag. Bei Ihnen hier sind alle Menschen herrlich! Alle sind gut, herzlich, lieb.“

„Wohin fahren Sie nun?“ fragte Wera.

„Jetzt fahre ich zu meiner Mutter nach Orel, bleibe bei ihr ungefähr zwei Wochen und dann geht's nach Petersburg an die Arbeit.“

„Und dann?“

„Dann? Den ganzen Winter werde ich arbeiten, im Frühling aber mache ich mich wieder auf und bereise irgend ein Gouvernement, um Material zu sammeln. Doch ich wünsche Ihnen viel Glück, Gott schenke Ihnen noch hundert Jahre. . . Sagen Sie mir nichts Böses nach. Wir werden uns wohl nicht wiedersehen.“

Ognew beugte sich und küßte ihre Hand. Dann rückte er gerührt seinen Mantel zurecht, faßte das Packet Bücher fester, schwieg eine Weile und sagte endlich:

„Welcher Nebel heute!“

„Ja. Haben Sie aber nichts bei uns vergessen?“

„Was könnte es sein? Mir scheint, nichts. . .“

Einige Sekunden stand Ognew schweigend da, dann wandte er sich linkisch zur Gartenthür und trat hinaus.

„Warten Sie doch ein wenig, ich werde Sie bis zu unserem Walde begleiten,“ sagte Wera und folgte ihm.

Sie gingen den Weg weiter. Jetzt begrenzten die Bäume nicht mehr die Ebene, und man konnte sowohl den Himmel als auch in die Ferne sehen.

Gleich einem Schleier verhüllte ein durchsichtiger, weißer Dunst die Natur, aber ihre Schönheit blickte hindurch; der dichtere Nebel legte sich weiß um die Heuschober und Sträucher oder irrte in dichten Haufen über den Weg, um die weite Ferne nicht zu verdecken. Durch den Dunst war der ganze Weg bis zum Walde sichtbar mit seinen Gräben und Sträuchern, welche die Nebelwolken darin festhielten. Eine halbe Werst von der Gartenthür entfernt dämmerte der Saum des Kusnezow'schen Waldes.

Weshalb sie wohl mit mir gegangen ist? Ich werde sie ja zurück begleiten müssen! dachte Ognew, doch als er ihr Profil betrachtete, lächelte er zärtlich und sagte: „Man hat wenig Reiselust bei so schönem Wetter! Der Abend ist wirklich romantisch mit dem Mond, der Stille und allem Uebrigen. Wissen Sie was, Wera Garilowna? Obgleich ich doch schon neunundzwanzig Jahre auf der Welt bin, habe ich doch noch nie einen Roman erlebt. Das ganze Leben — kein einziges romantisches Erlebniß, so daß ich von einem Rendezvous, von Seufzeralleen und Küssen nur vom Hörensagen weiß. Das ist doch nicht normal! In der Stadt, in seinem Zimmer merkt man diesen Mangel gar nicht, aber hier, in freier Luft empfindet man ihn heftig! Es ist kränkend.“

„Wie kommt denn das?“

„Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich habe ich dazu noch keine Zeit gehabt; möglich auch, daß es mir nicht geglückt ist, mit solchen Frauen zusammengekommen, die . . . . . Ueberhaupt habe ich wenig Bekannte, ich verkehre nirgends . . .“

Etwa dreihundert Schritte gingen die jungen Leute schweigsam weiter. Ognew blickte auf Werotschkas unbedeckten Kopf und auf das Tuch, und in seiner Seele erstanden wieder alle die Frühlings- und Sommertage wieder, jene Zeit, wo er, fern von seinem freudlosen Petersburger Zimmer sich der Freundschaft guter Menschen, der Natur und der geliebten Arbeit erfreute, ohne zu merken, wie die Morgenröthe immer wieder die Abendröthe ablöste, und wie ein Vogel nach dem andern das Ende des Sommers verkündete und zu singen aufhörte: zuerst die Nachtigall, dann die Wachtel und ein wenig später die Lerche. Die Zeit flog nur so hin, so gut und leicht war das Leben . . .

Er begann davon zu erzählen, mit welcher Unlust er, der weder reich noch an Reisen und den Umgang mit Menschen gewöhnt sei, Ende April in's Gouvernement reiste, wo er nur die Langeweile und Gleichgültigkeit der Statistik anzutreffen meinte. Als er an einem Aprilmorgen im Gouvernementsstädtchen anlangte, logirte er sich im Wirthshaus des Altgläubigen Rjabuchin ein, wo man ihm für 20 Kopeken täglich ein helles, sauberes Zimmer unter der Bedingung gab, daß er nur auf der Straße rauchen dürfe. Nachdem er ausgeruht und sich erkundigt hatte, wer im Gouvernement der Vorsitzende der Landschaftsverwaltung sei, machte er sich ohne Weiteres zu Gawril Petrowitsch auf. Er mußte vier Werst gehen über saftige Wiesen, Fluren und durch junge Wälder. In den Wolken erfüllten die Lerchen die Luft mit ihren Liedern, über den grünen Aeckern aber schwangen die Kraniche gemessen und würdevoll ihre Flügel.

„Herr Gott!“ rief Ognew damals, „wie ist es nur möglich, daß man hier immer solche Luft athmet, oder duftet es hier nur heute so meiner Ankunft zu Ehren?“ Da er einen trockenen, geschäftsmäßigen Empfang erwartet hatte, so trat er mißtrauisch bei Kusnezow's ein, indem er verlegen an seinem Bart zupfte. Der alte Mann runzelte anfänglich die Stirn und konnte nicht begreifen, zu welchem Zweck dem jungen Manne die Landschaftsverwaltung nöthig sei, als aber Ognew ihm erklärt hatte, was statistisches Material sei und wo solches gesammelt werde, da lächelte Gawril Petrowitsch und begann mit knabenhafter Neugier in die Hefte zu blicken. . . Am gleichen Abend noch saß Iwan Alexeitsch schon im Kusnezow'schen Hause beim Essen, trank sich vom starken Liqueur einen Rausch an und empfand im Anblick der ruhigen Gesichter und der trägen Bewegungen seiner neuen Bekannten jene süße, traumhafte Trägheit, bei welcher man gerne schläft, sich streckt, lächelt. . . Seine neuen Freunde aber betrachteten ihn wohlwollend und fragten, ob seine Eltern noch lebten, wie viel er monatlich verdiene, ob er oft das Theater besuche.

Ognew erinnerte sich seiner Fahrten in die einzelnen Bezirke, der Piknik's, des Fischfangs, der Fahrt ins Jungfrauenkloster zur Aebtissin Martha, der hitzigen, nie enden wollenden, echt russischen Unterhaltungen, wo die Streitenden mit der Faust auf den Tisch schlagen, einander nicht verstehen und sich ins Wort fallen, ohne zu merken, daß sie sich selbst widersprechen und jeden Augenblick vom Thema abirren; und wo die Streitenden nach zwei- bis dreistündigem Streite lachend sagen: „Der Teufel weiß, weßhalb wir den Zank begannen! Wir begannen mit der Gesundheit und endigten mit dem Tode!“

„Erinnern Sie sich noch, wie ich, Sie und der Doctor nach Schestowo fuhren?“ sagte Iwan Alexeitsch zu Wera, indem sie zum Walde kamen. „Damals trat uns ein Blödsinniger entgegen. Ich gab ihm einen Fünfer, er bekreuzte sich drei Mal und warf meine Münze ins Korn. O Gott, wie viele Eindrücke nehme ich mit, so viele, daß, wenn man sie verwandeln könnte, man ein großes Stück Gold erhalten würde! Ich kann's nicht verstehen, warum kluge und gefühlvolle Menschen in die Hauptstädte ziehen und nicht hierher kommen? Ist denn in den großen feuchten Häusern mehr Freiheit und Wahrheit als hier? Mir erschien es immer als ein Vorurtheil, wenn man den möblirten Zimmern voller Künstler, Gelehrten und Journalisten den Vorzug gab.“ (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Benzin-Maschine.

Ein Berliner Capriccio.

Als ich zum Fürsten kam, um ihn abzuholen, war er eben damit beschäftigt, seine Stiefel zu wichsen; der Gesellschafts-Anzug, der zu den Familien-Kleinodien gehörte und deshalb während dreier Viertel des Jahres in einem grünen Gewölbe der Jägerstraße aufbewahrt wurde, hing breitspurig über zwei Stühlen und schien des allerdings dringend erforderlichen Reinigungs-Processes noch zu harren. Nicht unbemerkt soll bleiben, daß Durchlaucht nur durch einen glücklichen Zufall wieder in den Besitz des Kleinods gekommen war, das bereits alle Welt verloren gegeben hatte; bei der letzten Reichstags-Stichwahl hatte er nämlich aus Versehen den Versatzschein statt des socialistischen Wahlzettels in die Urne geworfen, und allein dem Umstande, daß die Wahl vorschriftsmäßig annullirt und sämmtliche siebzehntausend Wahlzettel zu den Acten eingefordert worden waren, verdankte Durchlaucht die Rückerlangung ihrer für den Verkehr in Aristokratenkreisen so nothwendigen Toilettenstücke. Der Fürst nickte mir, frische Glanzwichse auf die verblichene Pracht seiner Unterfätze auftragend, liebenswürdig zu. „Ich kann Ihnen leider keinen Stuhl anbieten,“ sagte er mit einem Anflug vornehmer Melancholie, „Sie sehen, ich habe meine Sachen drüber aufgehängt, und außerdem hat der eine nur noch anderthalb Beine. Hätte ich ihn nicht so geschickt an die Wand gestellt“ — der Fürst blickte sehr stolz auf das

allerdings geistvolle Arrangement — „so wäre er höchstens noch zu Brennholz oder zu Spazierstöcken zu gebrauchen.“ Da sich in dem fürstlichen Gemache weiter keine Sitzgelegenheit fand, denn auch das Bett Sr. Durchlaucht diente Tagsüber profaneren Zwecken und war einem Bäckergesellen verpachtet, so begnügte ich mich damit, das Prunkgewand eingehend zu besichtigen. Es war überall, wo sich im Laufe der Jahrzehnte Risse oder Löcher eingeschlichen hatten, gut verstopft und vernietet; dem Uebelstande, daß die Beinkleider unten nach Art türkischer Shawls malerisch lang ausgefranzt waren, pflegten Durchlaucht wie ein Redacteur mit Scheere und Kleister abzuhelfen, was sich auch bei trockener Witterung recht gut bewährte.

„Der Rock ist aber doch schon verdammt fleckig, Durchlaucht,“ wagte ich nach einer Weile stummer Bewunderung zu bemerken.

„Ja ja, er dunkelt nach,“ entgegnete mein aristokratischer Gastfreund nicht ohne Stolz. „Grüne Seife thut's nicht mehr bei dem Galizier; man müßt' es 'mal mit Benzin versuchen. — Ja, Benzin,“ wiederholte er sehnsüchtig. „Sie könnten mir wirklich einen Gefallen erweisen, liebster Freund — Sie sehen, ich bin so beschäftigt — wollen Sie nicht schnell 'mal zum Droguisten herumspringen und für'n Groschen Benzin holen? Sie kriegen das Geld sofort wieder.“

„Für'n Groschen wird nicht langen, er ist schon zu schwarz,“ warf ich bescheiden ein.

„So holen Sie gleich für fünfzig Pfennige,“ rieth mir der Grand-Seigneur. „Ich geb's Ihnen am nächsten Ersten zurück.“

Sein Vertrauen schmeichelte mir. „Für fünfzig Pfennige kriegen wir einen ganzen halben Liter,“ rechnete ich nach. „Da wird's am besten sein, ich lasse mir das Zeug in Ihren Bierkrug gießen, es kommt dann nicht mit Wasser in Berührung, und Sie wissen am Duft immer genau, wo es steht —“

„Ich gebe Ihnen plein pouvoir,“ fiel mir der Aristokrat mit jener Grandezza ins Wort, die er von seinen Ahnen geerbt hatte und die leider das Einzige war, was die Herren ihm übrig gelassen hatten. Und dann begann er, seinem schon leicht ergrauten, aber berauschend üppigen Schnurrbarte mit demselben Materiale denselben tiefschwarzen Glanz zu verleihen, der bereits seine Stiefel auszeichnete.

* * *

Am anderen Tage drehte sich in der Kneipe, wo ich sommerlang mit anderen hervorragenden Politikern bescheiden, aber kräftig zu Mittag speiste — denn Einladungen seitens aufmerksamer Hausfrauen, die sich dafür erkenntlich zeigen wollen, daß man immer mit der ältesten Tochter tanzt, giebt es im Juli nicht mehr — in der Kneipe drehte sich also das Gespräch um das grauenerweckende Höllenmaschinen-Attentat auf den wackeren Polizei-Obersten Krause. Da von uns noch Niemand einen Revolver in die Hand genommen hatte und Keiner sich rühmen durfte, eine Ahnung von der Existenz deutscher Ravachols zu haben, kamen wir sofort dahin überein, erstens, daß der Anschlag mit ungeheurem Raffinement ausgeführt worden sei, zweitens, daß es sich um ein anarchistisches Verbrechen handle. Umsonst machte der Wirth darauf aufmerksam, daß er für sechzig Pfennige das Gedeck einschließlich Bier nicht auch noch hochpolitische Gespräche in seinem Locale dulden könne, umsonst spielte er darauf an, daß sich bereits wiederholt Schutzleute bei ihm nach einigen von uns erkundigt hätten; wir führten die Debatte erregt weiter und konnten schließlich nicht umhin, einstimmig eine Resolution anzunehmen, worin der Bundesrath aufgefordert wurde, schleunigst den Reichstag einzuberufen und ihm das alte, durch einen Benzin-Paragraphen verbesserte Umsturzgesetz noch einmal vorzulegen.

„Der Oberst ist aber wirklich zu beneiden,“ meinte der Wirth, als wir uns endlich trennten.

„Gewiß, der huldvolle Erlaß seines kaiserlichen Herrn —,“ stimmte ich ihm bei.

„Nun ja, freilich, darum auch,“ sagte unser Pfleger. „Aber daß er auf die Weise so billig zu einer Weckeruhr gekommen ist, das verdrießt mich. Doch da sehen Sie wieder, was die Anarchisten für Lumpen sind! An einen armen Kerl wie mich, der sich so 'ne Uhr schon längst gewünscht hat, denken sie nicht!“

In diesem Augenblicke hörte ich hinter mir anhaltendes Schnüffeln. Als ich mich jäh umdrehte, bemühte sich der Localreporter unseres maßgebendsten Blattes, mit dem ich wegen seiner einflußreichen Verbindungen in Schauspielerinnenkreisen Duzbrüderschaft geschlossen habe, sehr unbefangen dreinzuschauen.

„Ich finde, es riecht hier ein wenig nach Benzin,“ stammelte er, als ich ihn scharf anblickte.

„Nach Benzin?“ schrie der Wirth, seiner selbst nicht mehr mächtig. „Wie können Sie es wagen, mein Local derart zu verdächtigen! Ueberhaupt sind Sie mir noch fünf Mal Mittagsbrod schuldig, aus der Zeit, ehe Sie nach Kiel gingen —“

„Seitdem esse ich aber auch nur noch die Hälfte,“ entschuldigte sich der Journalist kleinlaut.

„Und die letzten Biermarken haben Sie auch noch nicht bezahlt,“ brüllte sein Gläubiger. „Wenn wirklich Benzin da wäre, dann haben Sie's zu allerletzt zu riechen verstanden? Ich kann Ihnen nur rathen, Herr: hüten Sie Ihre Nase!“

„Aber es riecht doch nach Benzin,“ sprang ein entschieden Freisinniger, der im Nebenberuf wohlbeleibte Kunstjüngerinnen beschützt, dem Bedrängten bei. „Es wäre doch rathsam, daß wir die Sache gründlich untersuchen.“

„Ich glaube, die Herren beruhigen zu können,“ sagte ich, Gleichmuth heuchelnd. „Der Benzingeruch geht von mir aus. Ich bin gestern mit meinem Freunde, dem Fürsten ***, zusammen gewesen, und wer die hervorragenden Eigenschaften dieses echten Aristokraten kennt, wird wissen, daß er seine Kleidung stets statt mit Ylang-Ylang mit Benzin zu parfümiren pflegt.“

Nichts verschafft einem armen Teufel die Hochachtung und Verehrung entschieden freisinniger Männer und demokratischer Vorkämpfer der Volksrechte so unbedingt, als wenn er beständig eine oder zwei Visitenkarten adliger Herrschaften mit sich führt. Die Erzherzogin Este-Dummerstein hätte statt des einen Kolosss das ganze Berliner Thiergartenviertel bis aufs letzte Depot ausplündern können; das Schicksal der Umsturzvorlage war erst besiegelt, als in der vom Dichter und Oberbürgermeister Zelle einberufenen Versammlung bürgerlicher Autoritäten kein Surrogat-, kein Margarine-Edelmann, sondern ein echter Butter Heinrich, Prinz Schönaich-Carolath den abendfüllenden Vortrag hielt. Indessen nützte mir der Trick heute nichts. Die Gäste verließen, einer nach dem andern, schweigend und achselzuckend das Local, der Wirth hielt mich durch ungewohnte Bierspenden in auffälligster Weise fest, und es setzte mich durchaus nicht in Erstaunen, als fünfzehn Minuten später ein Schutzmannsposten erschien, mit der höflichen Einladung an mich, dem Polizei-Präsidium gefälligst sofort die Ehre meines Besuches zu schenken.

* * *

„Der Droguist ist da, der Sie recognosciren wird, alles Leugnen wäre fruchtlos“, begann der ernste Herr, als ich mich zitternd und mit überhöflicher Verbeugung niedergelassen hatte. „Für wieviel Mark Benzin haben Sie an wieviel verschiedenen Stellen gekauft?“

Um die in mich gesetzten Erwartungen nicht zu enttäuschen, hielt ich es für gerechtfertigt, ihm schweigend in das edel geformte Antlitz zu starren.

„Wollen Sie mir sagen, zu welchem Zweck Sie das Benzin erwarben?“

„Es war meine Absicht, einen Rock damit zu reinigen.“

Er lächelte hohnvoll. „Einen Rock? Warum nicht gleich ein ganzes Garderobenspind, innen und außen?“

Ich mußte zugeben, daß dem in der That nichts im Wege stünde.

„In aufgeregten Zeiten wie diesen, wo der ruhige Bürger ganz genau weiß, welche Mühe die Polizei hat, um eine Spur zu finden, versteht es sich von selbst, daß er der Behörde ihre Arbeit nicht unnöthig

erschwert und Röcke reinigt", fuhr der Ernste fort. „Der ruhige Bürger wird auf den Ankauf von Benzin so lange verzichten, bis die Attentatsversucher festgenommen sind oder, was mehr Wahrscheinlichkeit hat, sich renmüthig selber gestellt haben; es befassen sich demnach mit Benzinerwerb in aufgeregten Zeiten nur notorische Anarchisten, deren Controle uns leicht fällt. In was für einem Gefäß bewahrten Sie das erstandene Benzin?"

„In einem Maßkruge."

„Der Maßkrug leckt?"

„Ja. Oben."

Mein Gegenüber sah mich triumphirend an. „Ich brauche wohl gar nicht erst danach zu fragen, ob Sie auch eine Weckeruhr besitzen? Würde es Ihnen besondere Umstände machen, diese Weckeruhr neben den benzingefüllten Maßkrug in eine Kiste zu stellen und auf die Post zu bringen?"

„Aber ganz und gar nicht."

„Und die Glockenschale", rief er siegesgewiß aus, „haben Sie zweifelsohne von der Weckeruhr abgeschraubt?"

„Gewiß. Sonst würde sie mich ja jeden Morgen aus dem Bett aufscheuchen."

Er stand auf. „Sie begreifen jetzt, daß zwischen der Höllenmaschine, die Sie gegebenenfalls construiren könnten und der uns von Fürstenwalde aus geschickten keine grundlegende Verschiedenheit besteht. Grenzenlos dumm sind sie alle beide; ich glaube sogar, die Ihrige ist wesentlich feuergefährlicher, weil sie bedeutend mehr Benzin ausfließen läßt. Sie müßten denn gerade", setzte er nachdenklich hinzu, „den Deckel am Maßkrug mit Bindfaden festbinden, damit nicht so viel Benzin herauslaufen kann. Dadurch bekäme die Sache auch noch ein complizierteres Aussehen. Bekennen Sie sich also schuldig?"

Ich bedauerte aufrichtig, ihm in der Eile den kleinen Gefallen nicht thun zu können.

Ein Blick, unendlichen Vorwurfes voll, traf mich und hätte zweifelsohne meine edelsten, opfermuthigsten Regungen wach gerufen, wenn nicht eben der Schreibsachverständige ins Zimmer getreten wäre. Er forderte mir mit wissenschaftlicher Kürze eine Schriftprobe ab, und da mir kurz vorher Eulalia einen zärtlichen Brief geschrieben hatte, worin sie um fünfzig Mark vorstellig geworden war, um sich als angehende Kunstnovize in das gründliche Studium der Theaterserien versenken zu können, so überreichte ich ihm ihr duftiges Billetchen. Der Sachverständige begann alsbald einen kleinen Vortrag über die ungeheure Bedeutung der Graphologie, der man es zu verdanken habe, daß er sich seit vier Jahren recht gut ernähre; dann ging er, um uns einige Proben seiner Kunst zu geben, dazu über, aus den Handschriften verstorbener und lebendiger, jedenfalls aber allgemein bekannter Männer ihren Charakter zu deuten. Da es ein Gebot der Pietät ist, von den Todten nur Gutes und von den Lebendigen nur Schlechtes zu sagen, kam er bei Napoleon und Kotzebue zu recht günstigen, bei Bismarck zu minder angenehm klingenden Schlüssen; die Charaktere etlicher Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung vermochte er nicht zu enträthseln, angeblich, weil ihnen solche fehlten. Schließlich befaßte er sich mit der gegen mich vorliegenden Anklage und kam auf Grund eines eingehenden Studiums von Eulalia's Brief zu der Ueberzeugung, daß ich allerdings im hohen Grade verdächtig sei.

„Schreiber dieser Zeilen", sagte er, indem er mich scharf ins Auge faßte, „gehört zum männlichen Geschlechte, das zeigt unzweifelhaft die beinkleidartige Ausbuchtung des kleinen ‚h'. Die eckige Ellipse seines ‚A' deutet darauf hin, daß er blond ist; die feinen Haarstriche kennzeichnen ihn als Freund von Schnurrbartelixiren. Aus den Rundungen des ‚P' möchte ich mit Gewißheit darauf schließen, daß er im Sommer dem Schorle Morle nicht ganz abgeneigt ist und jedenfalls helle Röcke mit Steinnußknöpfen trägt. Ehe ich seine Charakteranlagen analysire, halte ich es für rathsam, das polizeiliche Führungsattest abzuwarten, und wenn ihn die Strafkammer auf Grund eines eigenen Geständnisses verurtheilt, so beweist seine Handschrift unwiderleglich, daß er der Thäter gewesen ist."

Der Sachverständige erbat sich hierauf die Erlaubniß, Eulalia's Brief nebst seiner Charakteristik meiner Person in seiner graphologischen Revue für alle, die nicht alle werden, veröffentlichen zu dürfen und entfernte sich mit der Bemerkung, daß er ungünstige Charakterschilderungne für zwei, retouchirte für drei anfertige, während glänzende und wahrhaft noble Charaktere auf fünf Mark zu stehen kommen. Abonnenten die Hälfte.

Ein Bote trat ein und überbrachte dem Ernsthaften mehrere Depeschen, die er hastig erbrach. „Den entsprungenen Mörder Erpel kriegen wir nicht mehr — laisser faire, laisser aller!" meinte er endlich. „Es giebt zu viel Schiffer, ein Einzelner verkriecht sich da leicht. Mit der Benzinmaschine ist es ebenso. Ein entlassener Nachtwächter soll Urheber des Attentatsversuches sein. Ja, wenn wir morgen alle Nachtwächter Deutschlands arretiren könnten —"

„Ein großer Gedanke! Und warum geht das nicht?"

„Weil wir den Anarchisten die Freude nicht machen mögen! Deutschland und unser öffentliches Leben nachtwächterfrei! Weiter wollen die Kerle ja gar nichts!" Timon d. J.

Die große Kunstausstellung.

7. Phantasten und Symboliker.

Jenes Bild von Albert Keller — die Märtyrerin am Kreuz, im Mondschein — verdient nicht bloß als eigenthümliche Farbenstudie unsere Andacht und Bewunderung. Das ist mehr als virtuosenhafte Eindrucksmalerei. Es steckt da ein Tropfen Jenseits drin, etwas Ueberfinnliches, Erträumtes. Genau wie in den Pferden von Besnard, die eigentlich gar keine irdischen Pferde an irdischem Strande sind, sondern Thiere aus einem Wunderlande, voller Nervenadel und bewegten Lebens. Es ist nicht bloß das Auge, wenn auch noch so sublimirt, und nicht bloß die Hand, wenn auch noch so raffinirt, womit hier das Kunstwerk geschaffen wurde. Das Beste auf diesen Bildern ist mit geschlossenem Auge gesehen. Es ist aus der Phantasie geboren und aus dem inneren Sinn. Die Natur hat hier bloß Anreizung gegeben, nicht Vorbild.

Beiden Malern schwebte etwas vor von Schönheit:. das wollten sie zum Ausdruck bringen. Natürlich gilt das bei Vielen heute für gerade so unerlaubt, wie noch gestern das Suchen nach Wahrheit. Es ist eben, wenn man die Marktrichter fragt, nie etwas erlaubt in der Kunst, was nicht schon einmal dagewesen ist oder sich zu irgend welchen Tagestheorieen in Gegensatz bringt. Selbstredend verlangen auch sie, der Künstler solle „originell" sein, — aber doch nicht so originell!

Ja, wie originell darf er denn eigentlich sein?!

Schwierige Frage! Die Münchener Secessionisten haben sie noch eben im negativen Sinne beantwortet, indem sie die Werke einer Anna Costenoble von ihrer Ausstellung ausschlossen. Sie hatten dabei allerdings das ganz persönliche Pech, daß ihnen die Künstlerin noch nicht vorgestellt oder gar nachdrücklich empfohlen war. So waren sie durchaus nicht verpflichtet, ihre Originalität zu verstehen. Das ist mutatis mutandis dasselbe, wie wenn Herr L. P. die Secessionisten nicht versteht. Sie sind ihm in genau demselben Grade zu originell, als jenen die große Berliner Künstlerin Anna Costenoble zu originell ist. Was ist da zu machen?!

Natürlich ist Anna Costenoble den Berliner Kunstlichtern erst recht viel zu originell, so daß auch hier von ihren Bildern kein einziges zu sehen ist, — womit es mir leider unmöglich gemacht ist, in diesem Zusammenhange Einiges von ihr zu erzählen, weder von ihrem „Heiligen Antonius" noch von ihrem grandiosen Cyklus „Das Weib". Es würde sonst meine Pflicht sein, in diesem Aufsatz von ihr und immer wieder von ihr zu reden, die es an Glut der Phantasie und Tiefe der Symbolik so vielen ihrer männlichen Kollegen zuvorthut. Nur ihr Name sei einstweilen hier genannt. In einer der Privatausstellungen des kommenden Winters wird er uns wohl wieder begegnen und alsdann zu eingehenden Erörterungen Gelegenheit bieten.

Ohne Anna Costenoble — ist ja nun freilich nicht allzuviel zu vermelden. Ich nehme mein bischen Gutmütigkeit zu Hülfe, und nehme das Wenige dann wenigstens wichtig. Da ist natürlicher Weise Franz Stuck, und er hat das Glück, daß gewisse Werke von Böcklin, die ihm leicht fatal werden könnten, nicht da sind. Wer aber Böcklin's „Abenteurer" nicht kennt, der wird Stuck's reitenden Landsknecht gewiß sehr originell finden. Das Bildchen behält ja trotzdem sein Reizvolles, weil das abendliche Grauen, die Wolken, die Raben und die scheidende Sonne, mit jener echt Stuck'schen Stimmungssicherheit zum Ausdruck gebracht sind. Und wie gesagt, thatsächlich, Stuck bleibt einer der Rassigsten, z. B. in seinen von Sinnlichkeit triefenden Frauenköpfen. Was seine „Sünde" angeht, so ist sie ebenfalls eine schöne Frau, und mit überaus verführerischen Augen, die aus dem Halbdämmer des Gesichtes gar listigfein und bös-beunruhigend hervorlugen. Und die um ihren Leib geringelte Schlange ist ein prachtvolles Decorationsstück, gleichwie deren bleckender Zähneschlund neben dem minnig-falschen Mädchenmund seine Kontraftwirkung nie verfehlen wird. Ob die „Sünde" freilich ihre Schlange so offen zeigt? Ich glaube, als kluge Frau hält sie sie lieber

ein wenig zurück, läßt sie hinterher heimlich in die Ferse stechen. Den Stuck'schen „Zauberwald" mit den jüdisch physiognomirten Hirschmenschen halte ich für einen mäßigen „Fliegende Blätter" Scherz, aber nicht für ein Kunstwerk — und so mag denn hier dem Bedauern offen Ausdruck gegeben sein, daß der vom Erfolg verwöhnte junge Künstler sich seine Sache doch gar zu oft so verletzend leicht macht: Viel Handgelenk und wenig Seele!

Für Höckers „Wundmale" und Volz' „Heilige Cäcilie" habe ich manche Leute begeistert gesehen. Ich muß sie diesen Empfindungen überlassen.

Dagegen kann ich an Thoma's „Charon" nicht so schnell vorüber. Dieses Bild hat für mich etwas Shakespearisches. Etwa an „Macbeth" oder „König Lear" möchte man denken. Dann hat es auch wieder etwas Altnordisches, Mythologisches, und die Edda kommt Einem in den Sinn. Nur nichts Classisches ist darin, nichts Hellenisches, Perikleisches, noch nicht einmal etwas Homerisches. Das ist gewiß für sehr Viele ein Vorwurf. Doch mit Unrecht! Thoma ist ein Germane — weiß Gott! ich glaube, er gehört zu den wenigen Künstlern, die wirklich Germanen sind! — er hat seinen eigenen Gesichtswinkel, seine eigene Gefühlswelt. Soll er sie verleugnen, wenn er von der altgriechischen Fabelwelt sich ergreifen läßt? Oder will man etwa so weit gehen, ihm diese Welt verbieten zu wollen, — weil er nicht genügend „classisch" ist? Es gibt gewiß Leute, die so denken. Aber sie sind eng und wissen nichts von der Weite der modernen Welt und ihren unbegrenzten Horizonten. Ich frage nicht nach Hellas und Homer, wenn ich diesen Thoma'schen „Charon" sehe, gleich wie ich nicht nach Thoma frage, wenn ich Homer und Hellas zu mir kommen lasse. Diese Welten berühren sich nicht, aber jede für sich existirt.

Eher hätte Dürer etwas Aehnliches empfinden können, wie Thoma in diesem Bilde. Aber auch ihm gegenüber ist es etwas Eigenes durch die Kraft und Pracht der atmosphärischen Stimmung. Gewittersturm am Himmel, wie er gewaltige Wolkengespenster vor sich hertreibt, grau, trächtig, blitzebergend, — und wie er wühlt in den stygischen Fluthen, daß sie unheildrohend den belasteten Kahn umbranden. Da sind Alle gebeugt, dem Verhängniß unterthan, das sie aus blühenden Lebensfluren hinabriß. Kühl, ehern, unnahbar ragt einzig die greise hohe Gestalt des muskelstarken Fährmanns.

Von Harrison, dem Amerikaner, sind manche Bilder auf der Ausstellung. Ich finde keines so bedeutend wie die früheren, die ich von ihm sah. Aber sie gehören trotzdem zum Besten und Schönsten, was da ist. Das Hauptbild betitelt sich „In Arkadien": eine Wiese mit Bäumen und nackten Mädchen, von graulich-grünen Abendschatten übersponnen. Die Figuren sind nicht durchaus über die Modellpose hinaus, und das Ganze ist wohl auch nicht völlig harmonisch gestimmt. Im Einzelnen ist vielfach eine warme fascinirende Tonschönheit erreicht, und das Fern vom Schmutz und Aerger dieser Welt, das arkadische Glückseligkeitsgefühl, spricht sich stark und innig darin aus. Ein anderer Amerikaner, Spragne Pearce, hat eine sehr merkwürdige „Verkündigung" gemalt. Der Engel freilich hat etwas Hieratisch-Starres, Präraphaelitisches. Die Madonna aber ist von einem ganz persönlichen Liebreiz, und das Jungfräuliche an ihr ist auf das Zarteste ausgedrückt. Sie erscheint als schämiges, verwundertes Mädchen, das kaum dem Kindesalter entwachsen ist, und ihre Gebärde drückt Staunen und Demuth aus. Ein milchig-heller Frühduft liegt über der Scene, der das Geheimnißvolle, die tiefe Gnadenfülle des Moments, diseret symbolisirt.

Ein Franzose, Pierre Lagarde, stellt auf einem poesiereichen und durchempfundenen Bilde die „Stimmen der Dämmerung" dar. Genien mit Harfen fliegen wie feine Nebel durch ein menschenleeres Thal, entlang den Bergen, die still und ernst in die blühende Natur herniederschauen. Es ist das eine Darstellung, die uns Deutsche sehr anspricht, weil sie liebgewohnte Gemüthstöne in uns zum Anschlag bringt. Nur wundern wir uns vielleicht ein wenig, daß es gerade ein Franzose sein mußte, der sie uns so stimmungsbewegt vermittelt.

Dafür ist der Londoner Waterhouse um so englischer. „Die erbarmungslose Schöne" nennt er sein mysteriöses Bild, auf dem etwas Rauschvoll-Süßes sich mit Zerspringend-Traurigem mischt. Man blickt hinein in einen seltsam verschlungenen Märchenwald oder Irrgarten, wo jeder Buschzweig, jede Baumwurzel wie eine Fangschlinge aussieht, die lauernde Dämonen nach uns auswerfen. Und ein Jüngling liegt am Boden, und eine Schöne beugt sich über ihn, eben die „Erbarmungslose". Lieblich erscheint sie anzusehen, in herrlichen Gewändern und mit einem schmalen bestrickenden Gesicht. Aber ihre Augen blicken kalt und klar wie zwei Dolche. Der Jüngling ist zurückgesunken, wie erschöpft, in gliederlösender Müdigkeit, und seine Augen haben etwas Flehendes, Brechendes. Das Hexenhafte, Albartige des jungen schönen Weibes, wie es die nordischen Germanen so wundersam schmerzlich und beziehungsreich zu empfinden verstehen, hat auf diesem Bilde seine bezwingende Verkörperung gefunden.

Phantasten und Mystiker von Geblüt sind vor Vielen auch die Polen. Die schönsten Bilder dieser Art, nämlich Mankowski's „Madonna", sowie „Elenai's Tod" und den „Todesengel auf sibirischem Kirchhof" von Pruszkowski habe ich indeß schon bei einer früheren Gelegenheit eingehend gewürdigt (in Nr. 7 dieses Jahrganges). Neu aber war mir die von nackten sehnenden Gestalten belebte Wolke von Jasienski. Wie die Natur selbst im Künstler die Phantastik erweckt, wie sie ihn einfach und gütevoll führt, das kann man an diesem Bilde ganz einzig studiren.

Franz Servaes.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals der Nordostsee-Canal.

Geehrter Herr!

Mein Artikel in der „Gegenwart" Nr. 23 über die strategische Bedeutung des Nordostsee-Canals ist vom Pariser Figaro vom 13. Juni — leider ohne Quellenangabe — übersetzt und mit folgenden Bemerkungen des Herrn Charles Bonnefon begleitet worden:

„Der deutsche Autor behauptet, daß die zwei deutschen Flotten in weniger als 15 Stunden versammelt werden könnten. Nun hat aber der „Hohenzollern", eines der schnellsten Schiffe der deutschen Flotte, für sich allein mehr als zehn Stunden gebraucht, um den Canal zu passiren. Man darf also annehmen, daß das versammelte deutsche Geschwader wenigstens die doppelte Zeit brauchen würde, die gleiche Schnelligkeit vorausgesetzt, denn in einem Schleusencanal können sich die Schiffe nicht hintereinander folgen, wie in einer Meerenge. Auch müßten die größeren deutschen Panzerschiffe mit viel größerer Vorsicht und Langsamkeit fahren, als der „Hohenzollern", wenn sie überhaupt den Canal passiren können. Es wäre also gar nicht unmöglich, daß die Vereinigung der russischen und der französischen Flotte durch das Skager-Rack stattfinden könnte, noch bevor die deutsche Flotte eine von ihnen erreichen und angreifen könnte. Es ist überdies noch sehr zweifelhaft, ob die großen deutschen Panzerschiffe ohne Schaden den Canal passiren können. Der „Hohenzollern", ein stattlicher Kreuzer, hat ihn allerdings passirt, aber die deutschen Blätter gestehen selbst ein, daß er, freilich ohne Schaden zu nehmen, auf den Grund gerathen sei. Man muß also erst eine entscheidende Probe abwarten, um zu wissen, ob das Geld für den berühmten Kieler Canal nicht unnütz verschwendet ist und ob er nicht noch gewaltige Auslagen verursachen wird. Bis dahin müssen wir in Frankreich auch den Canal zwischen dem Ocean und dem Mittelländischen Meer eher bloß wie einen schönen Traum betrachten, denn als einen praktischen Plan, dessen Ausführung eine Nothwendigkeit ist."

Ich bemerke dazu Folgendes: Die entscheidende Probe ist erfolgt, allerdings mit einem Zeitaufwande von achtzehn Stunden. Von diesen hat der „Hohenzollern" thatsächlich nur neun gebraucht, um den Canal zu passiren, und daß derselbe bei der ersten Probefahrt über zehn Stunden bedurfte, lag in der Vorsicht, mit der bei einer ersten Erprobung stets vorgegangen werden muß. Sobald nun die anscheinend noch vorhandenen seichten Stellen, welche eine Stockung im Passiren des Canals, namentlich für das viermastige, starkbelastete Salonschiff „Kaiser Wilhelm II." hervorriefen, beseitigt sein werden, liegt, da die Schleusen gut funetioniren, kein Grund gegen die Möglichkeit vor, daß ein den Canal passirendes starkes Geschwader, bei richtigem Innehalten der Distanzen, mit selbst beträchtlicherer Geschwindigkeit wie der vom Hohenzollern bei der Eröffnungsfahrt angewandten, zu fahren, und somit den Canal in weit kürzerer Zeit als fünfzehn Stunden zu passiren vermag, selbst wenn dasselbe nicht, wie Manche annehmen, mit verstärktem Feuern und Rauchabzug läuft. Allein nicht sowohl in einer ganz außerordentlichen Schnelligkeit der Vereinigung des Ost- und Nordsee-Geschwaders, sondern in der Sicherheit und Ungestörtheit dieser Vereinigung durch einen Gegner oder durch Sperrung der dänischen Inselpässe, liegt überhaupt der Hauptwerth des Canals, und überdies wird vor dem Eintreten dieser Operation, das Herannahen der französischen oder der russischen Flotte längst gemeldet sein, bevor dieselben vor der Elbmündung bei Helgoland, bezw. in der Höhe von Rügen erscheinen, so daß selbst bei langsamer Fahrt durch den Canal das rechtzeitige Eintreffen des deutschen Ostsee-Geschwaders und vice versa des Nordsee-Geschwaders in den Küstengewässern der Nord- und Ostsee vollkommen garantirt ist. Allerdings erscheint für das Passiren der größten deutschen Panzerschiffe, die einen Tiefgang von 7,7 Meter besitzen, ein Vertiefen des Canals um 1—1½ Meter wünschenswerth.

Nauticus.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Auch direct zu beziehen durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Soeben erschien:

Die
Verschuldung aus Darlehen.
Ein Wort an die Productivstände
mit einem
Nachwort über die Organisation des Staatskredits.
Von
J. G. A. Walch.
Preis: 50 Pf.
Rich. Kahle's Verlag
Inhaber H. Oesterwitz, **Dessau.**

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalischerdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unborufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLVII. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 29. Berlin, den 20. Juli 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die politische Krisis in England. Von Otto Gaupp (London). — Der evangelisch-sociale Congreß und der kirchliche Liberalismus. Von Wilhelm Kulemann (Braunschweig). — Huysmans und sein Bekehrungsroman. Von Arthur Eloesser. — Universitäts-Hygiene. Von Stanticus. — **Feuilleton.** Jugend. Von Anton Tschechow. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Norske Creditbank. Von Prinz Vogelfrei. — Die große Kunstausstellung. 8. Die Landschaftsseele. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Die politische Krisis in England.

Von Otto Gaupp (London).

Das dreizehnte Parlament der Königin Viktoria ist soeben aufgelöst worden und die „Writs", welche die Wahl eines neuen Parlaments anordnen, sind bereits vom Kronbureau im Oberhaus nach allen Windrichtungen hinausgeflogen. Der Wahlkampf wird scharf, aber kurz sein, und ehe noch 14 Tage verflogen, wird sich das Volk des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland praktisch entschieden haben, welcher der zwei großen historischen Parteien es für den Rest des Jahrhunderts sein Schicksal anvertrauen will. Es werden 14 heiße Tage sein und beide Parteien werden große Anstrengungen machen, dem „Wähler" seine Wahl zu erleichtern, sie werden ihn mit langen Reden bombardiren, in denen seiner politischen Einsicht, seinem gesunden Menschenverstand und seinen sonstigen Bürgertugenden wohlgedrechselte Complimente gezollt werden; man wird mit Versprechungen, die auch den Ungenügsamsten befriedigen können, vor seinen Ohren liebliche Musik machen; feine Herren und elegante Damen werden ihn in seiner Hütte aufsuchen, mit ihm ernst das öffentliche Wohl erörtern und ihm die Hand drücken, sie sei noch so schwielig oder schmierig; — man heißt das hier zu Lande „canvassing" — kurz für die nächsten 14 Tage wird der Mann mit der „Stimme" die wichtigste Person im Lande sein. Für wen wird er sich entscheiden?

Bevor ich mir darüber eine Muthmaßung gestatte, möchte ich skizziren, zwischen was für ihn die Wahl liegt, was ihm seine zwei Bewerber versprechen und bieten können. Wenden wir uns zuerst zu der radicalen Partei, da sie für die letzten 3 Jahre das Land regiert hat. Hat sie das Amt, das ihr König „Demos" vor 3 Jahren anvertraut, mit Erfolg verwaltet? Kann sie mit Stolz auf ihre Leistungen in dieser Zeit hinweisen und auf Grund dieser Leistungen vom Wähler ohne Unverschämtheit verlangen, daß er ihr sein Vertrauen für eine weitere Reihe von Jahren schenken soll? Ist es wahr, daß die letzte Regierung — wie ihr Haupt soeben ausrief — „ein nobles Leben gelebt und ein noblen Tod gestorben" ist? Von dem noblen Tod wollen wir schweigen — es ist bekannt, daß die Regierung darüber fiel, daß sie nicht genügend Pulver im Vorrath hatte; ob man das einen noblen Tod nennen will, ist Geschmacksache; was aber das noble Leben anbetrifft, so scheint Lord Rosebery ein sehr kurzes Gedächtniß zu haben. Nur wenige Tage zuvor hat er ein ganz anderes Bild entworfen, wenn er mit verblüffender Offenherzigkeit erklärte: „Ich habe nie erfahren, wie süß Amt mit Macht vereint schmeckt; wohl aber weiß ich, was es heißt, im Amt sein ohne Macht oder mit einem Minimum von Macht; das ist das Fegfeuer, und wenn nicht das Fegfeuer, die Hölle!" Und weiter: „1892 kamen wir Downingstreet mit einem enormen und mannigfaltigen Programm und einer unzureichenden Majorität, um es zu verwirklichen." Lord Rosebery ist mit diesem klagenden Bekenntniß der Wahrheit ohne Zweifel näher als mit jener rhetorischen Phrase. Seine Regierung war im wesentlichen eine „ohnmächtige" Regierung und ihr Wollen stand zu ihrem Können in einem lächerlichen Mißverhältniß. Das wäre die Grabschrift, die sie verdient hat. Der Fluch der radicalen Partei, der sie zu relativer Unfruchtbarkeit verurtheilt hat, ist, wie Lord Rosebery andeutete, ihr Mammutprogramm; hinter diesem Mammutprogramm selbst aber steht als primäre Thatsache, welche die ganze Politik und das ganze Schicksal der radicalen Partei während der letzten Jahre bestimmt hat, ihr Bündniß mit den separatistischen und reichsfeindlichen Iren. Wir haben hier einen ganz einfachen Causalnexus! Ohne die Iren konnten die Radicalen für lange Jahre auf keine Majorität im Haus der Gemeinen hoffen. Der Preis aber für die irische Hülfe war die Gewährung von Home Rule an Irland und da das Land von Home Rule nichts wissen wollte und auf Home Rule allein hin nie Wahlen zu gewinnen waren, so hatte man das Riesenprogramm, das Jedem etwas bot, im Schaufenster ausgehängt. Als man dann durch diesen „Trick" mit den Iren zusammen eine kleine Majorität gewonnen hatte, bestanden diese auf ihrem Schein und die Home Rulebill mußte producirt werden. Was vorauszusehen war, geschah! Die Bill passirte das Unterhaus mit Müh und Noth und wurde von dem Oberhaus ohne viel Federlesen vor die Thüre gesetzt; denn das Oberhaus wußte, daß es damit nur that, was das Volk und auch der größere Theil des Volks, das radical gewählt hatte, wünschte. Und nun mußte man dafür büßen, daß man das Land zu einer Politik, von der es im Grunde nichts wissen wollte, so zu sagen verführt und bestochen hatte. Man konnte wegen Home Rule nicht auflösen, mußte also die schimpfliche Niederlage ruhig einstecken und sich gefallen lassen, discreditirt und ohne Macht zum Guten oder Bösen, gleichsam mit ausgezognen Zähnen im Amt zu bleiben.

Was unter diesen Umständen zu verwundern ist, ist nicht, daß die letzte Regierung so wenig zu Stande brachte, sondern

daß sie überhaupt etwas zu Stande brachte. Ihr Schicksal war einfach das tüchtiger Männer, die unter dem Fluch einer bösen That zu arbeiten haben. Die Gegner stellen die Sache so dar — und diese Ansicht herrscht auf dem Continent vor — als habe die radicale Regierung der letzten drei Jahre ein ganz thatenloses Leben geführt und überhaupt nichts fertig gebracht. Das ist offenbar übertrieben. Die letzte Regierung hat die Erbschaftssteuer von Grund aus reformirt, sie hat die Selbstverwaltung auf dem flachen Lande auf eine demokratische Grundlage gestellt, sie hat die Fabrikgesetzgebung ausgebaut und erweitert, sie hat die Arbeitszeit der Eisenbahn-Angestellten gesetzlich regulirt und die Localsteuern in London zum Vortheil der ärmeren Gemeinden ausgeglichen. Das mit verschiedenen kleineren Gesetzen bedeutet zwar keinen brillanten, aber doch immerhin einen respectablen legislativen Erfolg, und er ist unter den verzweifelten Bedingungen, unter denen er erzielt wurde, ohne Zweifel ein glänzendes Zeugniß für die individuelle Tüchtigkeit der einzelnen Minister, eines Sir William Harcourt, eines Mr. Asquith, eines Mr. Fowler ꝛc. und diese individuelle Tüchtigkeit müssen wir vollends unumwunden anerkennen, wenn wir auf das Gebiet der Verwaltung blicken. Man kann ruhig sagen, daß selten unter einem Ministerium in allen Departements mehr nützliche Reformen eingeführt und weniger Mißgriffe gemacht worden sind. Ich glaube in der That, daß in Bezug auf Tüchtigkeit und Befähigung der einzelnen Minister das Rosebery'sche Cabinet den Vergleich mit dem neuen unionistischen nicht zu scheuen braucht, und rein unter diesem persönlichen Gesichtspunkt betrachtet, könnten die Wähler den Männern, die die Geschicke des Landes für die letzten drei Jahre bestimmt haben, ohne Befürchtung die Zügel der Regierung für eine weitere Reihe von Jahren anvertrauen; aber — und das ist das große Aber — die Bedingungen, die diese tüchtigen Männer bisher relativ impotent machten, bleiben. Home Rule nimmt nach wie vor — wie uns alle Reden der radicalen Führer versichern und wie es durch die Geschichte der letzten Jahre bedingt ist — die erste Stelle im radicalen Programm ein und mit diesem Home Rule-Stein um den Hals wäre die Partei wieder gezwungen, ihre beste Kraft nicht socialer Reform, sondern dem Versuche zuzuwenden, die Constitution von Grund aus zu revolutioniren. Und noch schlimmer! Die innere Logik der Dinge zwänge die radicale Partei, noch eine weitere, ebenso gewaltige Frage anzuschneiden, deren Lösung auch im besten Falle Jahre verschlingen muß. Ich meine die Oberhausfrage. Denkt sie nämlich im Ernst daran, ihr revolutionäres Programm zu verwirklichen, so muß sie das „Veto des Oberhauses annihiliren", eine einschneidendere Umwälzung der Constitution als irgend eine seit der großen Revolution von 1640, wie Lord Rosebery selbst zugab. Das Resultat ist — und das sieht das Land immer genauer —, siegt die radicale Partei bei den Wahlen, so dauert die Periode ohnmächtiger Versuche constitutioneller Umwälzung fort und für sociale Reform bleibt keine Zeit; es wird weiter an der legislativen Maschinerie gebessert oder verschlechtert, und so lange dieses Ausbessern fortdauert, kann man die Maschinerie nicht für ihr eigentliches Werk — die Hebung des Wohlstandes und die Linderung des Nothstandes der großen Masse des Volkes — in Betrieb setzen. Man könnte für dieses Reconstruiren der Verfassung vielleicht dann ein gutes Wort haben, wenn es wenigstens mit Aussicht auf Erfolg unternommen würde. Das wäre aber nur dann der Fall, wenn das Land den Radicalen eine so große Majorität gäbe, daß sie nicht länger auf die irische Bundesgenossenschaft angewiesen wären und die nöthige Autorität hätten, um die widerspenstigen „Lords" einzuschüchtern. An eine solche Majorität ist aber gar nicht zu denken und mit einer unbedeutenden Majorität sähe sich jede radicale Regierung wieder zu der Sisyphusarbeit verurtheilt, ein „enormes und revolutionäres Programm" mit einer „ungenügenden Majorität" in Angriff nehmen zu müssen.

Die Aussicht ist nicht verführerisch, und das Land, das selten in einer weniger revolutionären Stimmung war als heute, wird sich von ihr nicht verleiten lassen. Das Land weiß, daß eine Reihe ernster wirthschaftlicher Fragen nach Lösung schreien und es wünscht, daß sie ernsthaft in Angriff genommen werden. Darauf bauen die Unionisten; sie zeigen den Wählern, daß sie durch keine „damnosa haereditas", keine Bündnisse und Versprechungen verhindert sind, seine Wünsche zu erfüllen. Ihre Führer betonen wieder und wieder, „daß sie absolut einig sind in dem Entschluß, alle wilden Pläne constitutioneller Umwälzung und destructiver Gesetzgebung bei Seite zu legen und ihr Hauptaugenmerk constructiver, socialer Reform zu widmen", und sie haben, ohne in den Fehler eines zu detaillirten Ausspinnens ihres Programms zu verfallen, die Punkte so ziemlich angegeben, die vor Allem ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würden. Sie wären für: 1) Hebung der Nothlage der Landwirthschaft durch Verminderung der auf ihr ruhenden Steuerlast, durch Secundärbahnen ꝛc.; 2) Arbeitergesetzgebung: Arbeiterwohnungen, Unfall- und Altersversicherung; 3) Beschränkung der Einwanderung mittelloser Fremden und Verbot der Einfuhr von Gefängnißarbeit; 4) Ausbildung der Londoner Municipalverfassung mit Vermeidung zu großer Centralisation; 5) Erhaltung der Privat-Volksschulen. Diese fünf Punkte geben natürlich nicht ein fixes Programm der unionistischen Partei, zeigen aber die Richtung, in der sich ihre Politik bewegen wird, wenn sie das Volk zur Regierung ruft. Die wirkliche Wahl, vor die das britische Volk heute gestellt ist, scheint mir also zu liegen zwischen Revolution der Constitution und socialer Reform — zwischen Maßregeln, wie Verwandlung des britischen Einheitsstaats in einen Bundesstaat, Abschaffung oder Reform des Oberhauses, Zerstörung der anglikanischen Staatskirche, Maßregeln, die, sie mögen innerlich berechtigt sein oder nicht, jedenfalls eine lange Periode heftigster politischer Kämpfe heraufbeschwören würden —, und zwischen Maßregeln, die zwar nicht alle Dinge auf den Kopf stellen, auch nicht versprechen, den Himmel auf die Erde zu bringen, aber Fragen zu lösen suchen, die auf das Wohl und Wehe der großen Massen, die als eigentliche Inhaber der politischen Gewalt immer mehr der Augapfel des modernen Staats werden müssen, unmittelbaren Bezug hätten. —

Ich glaube, der Mehrheit des britischen Volkes wird die Wahl nicht schwer fallen. Es ist immer eine heikle Sache, den Ausfall allgemeiner Wahlen in einer modernen Demokratie voraussagen zu wollen — König Demos ist ein gar launischer Herr — und wo die zwei Seelen, die in seiner Brust wohnen, d. h. die radicale und die conservative Partei sich notorisch so das Gleichgewicht halten, wie in England, ist das doppelt heikel. Ich möchte aber dennoch die Prophezeihung wagen, daß Lord Salisbury nach den Wahlen über eine Majorität von mindestens 50 Stimmen verfügen wird. Die Nachwahlen der letzten Monate deuten ganz unmißverständlich darauf hin, daß der Pendel der Volksgunst nach der unionistischen Seite hinschwingt. Der Stand der Parteien war nach der letzten allgemeinen Wahl vom Jahre 1892:

Radicale	274	Conservative	269
Antiparnelliten	72	liberale Unionisten	46
Parnelliten	9		315
	355		

und am Montag, dem Datum der Auflösung:

Radicale	268	Conservative	272
Antiparnelliten	72	liberale Unionisten	49
Parnelliten	9		321
	349		

Die Unionisten haben also verglichen mit 1892 45 und verglichen mit jetzt 39 Sitze zu erobern, um im neuen Parla-

ment eine Majorität von 50 Stimmen zu haben und das sollte ihnen nicht schwer fallen, wenn die Nachwahlen nicht ganz trügen. Eine solche Majorität würde genügen, um auf sie für mehrere Jahre eine feste unionistische Regierung zu bauen; und sie wäre nicht so groß, daß sie etwa die unionistischen Führer in Versuchung führte, ihre Wahlversprechen in Amt und Würden zu vergessen; sie würde insbesondere sicher stellen, daß in der unionistischen Coalition der liberale Flügel, den der energische und hochbegabte Mr. Chamberlain leitet, die tonangebende Stellung behauptete, die er heute einnimmt. Man wirft von radicaler Seite aus Mr. Chamberlain und den liberalen Unionisten immer vor, sie hätten ihren liberalen Rock ganz an die Wand gehängt und seien von waschechten Tories nicht länger zu unterscheiden. Das ist grundfalsch. Man braucht bloß auf die Zusammensetzung der neuen Cabinets zu sehen, man braucht nur die Reden der conservativen Führer zu lesen, um zu merken, daß nicht der liberale Unionismus todt ist, sondern der alte Torysmus. Die conservativen Führer haben wohl zum großen Theil dank dem Einfluß ihrer liberalen Verbündeten die Einsicht gewonnen, daß seit der letzten großen Ausdehnung des Wahlrechts im Jahr 1885 die alte Torypolitik, die überall eine Classen- und Privilegien-Politik war — vergleiche die Politik unserer preußischen Tories — von nun an ein Ding der Unmöglichkeit ist und sie haben sich resolut zu einer whiggistischen Politik bekehrt, d. h. zu einer Politik maßvoller und vorsichtiger Reform im Gegensatz zu der revolutionären Politik der Radicalen, die ihrerseits mit der alten liberalen Partei, von der sie abstammen und deren Tradition sie zu schlagen wähnen, nur den Namen gemein haben. —

Der evangelisch-sociale Congreß und der kirchliche Liberalismus.

Von Wilhelm Kulemann (Braunschweig).

In der Pfingstwoche hat der sechste evangelisch-sociale Congreß in der alten Lutherstadt seine diesjährigen Berathungen abgehalten und unter Theilnahme von 800—1000 Zuhörern eine Reihe der wichtigsten Fragen von religiöser und socialer Bedeutung behandelt. Ich beabsichtige nicht, über die Verhandlungen selbst zu berichten, sondern ich möchte mir ein Wort über den Congreß als solchen gestatten, als eine Einrichtung unseres öffentlichen Lebens, die nun schon alt genug geworden ist, um ein einigermaßen sicheres Urtheil über sie zu gestatten. Ich beabsichtige jedoch nicht, dieses Thema in seinem ganzen Umfange zu erörtern, sondern nur eine einzelne Seite desselben, nämlich die Stellung, welche der kirchliche Liberalismus zu dem Congresse einnimmt. Diese Stellung ist bisher überwiegend kühl oder gar ablehnend gewesen, und da ich nicht allein persönlich dies in hohem Grade bedaure, sondern auch wiederholt — so auch jetzt wieder in Erfurt — von Vertretern dieser Richtung dringend gebeten bin, daß ich als ein ausgesprochener Anhänger der gleichen Anschauungen versuchen möge, auf die Kreise unserer Gesinnungsgenossen im Sinne einer kräftigeren Betheiligung an der evangelisch-socialen Arbeit einzuwirken, so möge es mir gestattet sein, mich dieser Aufgabe in einem Blatte zu entledigen, welches zwar nicht einen kirchlichen Charakter trägt, aber in den Kreisen, auf deren Urtheil es mir ankommt, sich einer berechtigten Anerkennung und Verbreitung erfreut.

Es ist mir nun bisher nicht gelungen, für die Zurückhaltung des kirchlichen Liberalismus einen auch nur relativ verständlichen Grund zu finden. Daß die Grundzwecke der evangelisch-socialen Bewegung — die sociale Nothlage unseres Volkes an der Hand des Evangeliums einer Beurtheilung zu unterziehen und in diesem Sinne zu einer Besserung mitzuwirken — an sich dem kirchlichen Liberalismus nicht zuwiderläuft, dürfte außer Zweifel stehen. Allerdings wird ja von den orthodoxen Gegnern der Vorwurf erhoben, der Liberalismus sei lediglich negativ-kritisch und habe sich in positiver Arbeit auf kirchlichem Gebiete unfruchtbar erwiesen. Nicht ohne einen gewissen Schein des Rechtes wird auf die reiche Thätigkeit auf dem Felde der inneren Mission im weitesten Sinne verwiesen, auf dem in der That die Führung vorwiegend von positiver Seite übernommen ist. Aber mag sich auch diesem Vorwurfe weitgehend durch den Hinweis darauf begegnen lassen, daß hier das Ergebniß einer entgegengesetzten principiellen Haltung zum Ausdruck komme, insofern die Liberalen kein Bedenken tragen, sich an sachlich lobenswerthen Bestrebungen ungeachtet gegnerischer Leitung zu betheiligen, während nach positiver Auffassung einem von liberaler Seite ausgegangenen Unternehmen der „rechte Segen fehlt“, so daß hier mit ganz verschiedenem Maße gemessen wird, so bleibt es doch zweifellos höchst bedauerlich, wenn dieser Vorwurf irgendwie neue Nahrung erhält. Wie es deßhalb mit lebhaftester Freude zu begrüßen war, als in dem Allg. Prot. Missionsverein der Liberalismus sich zu einer auch formell ihm zufallenden großen Arbeit aufraffte, so ist es umgekehrt auf das Tiefste zu beklagen, daß auf socialem Gebiete diese Richtung in ihrer Mehrheit thatenlos im Winkel steht und so Stoff für die bereitwillig erhobene Anklage liefert, daß zwischen dem warm pulsirenden Volksleben und dem kühl kritisirenden Standpunkte des Liberalismus eine unüberbrückbare Kluft bestehe.

Aber nicht besser würde es stehen, wenn man den Grund für die Zurückhaltung sehen müßte in der Abneigung, mit kirchlichen Gegnern bei einem Werke praktischer Bruderliebe zusammenzuwirken. Haben wir doch, wie oben ausgeführt, volle Berechtigung, umgekehrt diesen Vorwurf gegen unsere Gegner zu erheben, und hat doch der Evangelische Bund bewiesen, daß gerade der Liberalismus weitherzig genug ist, um trotz grundsätzlicher Verschiedenheit der theoretischen Ausgangspunkte sich an gemeinsamer, praktischer Arbeit zu betheiligen, während die Masse nur vereinzelt sich hierzu bereit gefunden hat. Soll denn für die evangelisch-sociale Thätigkeit etwas Anderes gelten? Sollen wir uns hier dem Vorwurfe der Unfriedfertigkeit und Engherzigkeit aussetzen? Sollen wir der Auslegung Raum bieten, daß uns das Parteiinteresse höher stehe, als das Wohl unserer bedrückten Mitmenschen?

Ja gerade vom liberalen Standpunkte aus müssen wir so handeln. Wer den „Glauben“ an die Unfehlbarkeit gewisser theologischer Constructionen für das Wesentliche hält und der praktischen Religiosität so lange ihren Werth abspricht, als sie nicht zuvor mit jenen theoretischen Problemen sich abgefunden hat, der handelt von seinem Standpunkte aus völlig consequent, wenn er es ablehnt, mit „Ungläubigen“ zusammenzuarbeiten, ja wenn er sich überhaupt von praktischer Thätigkeit zurückzieht und sein Leben dazu bestimmt, der Versteinerung der Religion zur Scholastik zu dienen. Wir, die wir die Dogmen als schwache menschliche Versuche ansehen, die unendlichen und in ihrer letzten Tiefe auf ewig unerfaßbaren Wahrheiten der Religion in die der jeweiligen Menschheitsentwickelung entsprechende sprachliche Form zu kleiden, wir würden nur selbst in den schärfsten Widerspruch gerathen, wenn wir die Möglichkeit eines praktischen Zusammenarbeitens von der Zustimmung zu dogmatischen Sätzen der Theologie abhängig machen wollten.

Ergiebt also das Wesen des specifisch kirchlichen Liberalismus nicht allein keine Rechtfertigung der bisherigen Zurückhaltung der liberalen Kreise, sondern umgekehrt einen schweren Angriff gegen dieselbe, so könnte man vielleicht eine Erklärung suchen in dem gemeinsamen Grundgedanken des Liberalismus überhaupt unter Hinweis darauf, daß auch die politisch-liberalen Kreise der evangelisch-socialen Bewegung

im Allgemeinen ablehnend gegenüberstehen, ja gewisse Gruppen, nämlich die Vertreter des sog. Manchesterthums alle sociale Reformen als Eingriffe in die naturgesetzliche wirthschaftliche Entwickelung grundsätzlich ablehnen. Aber die kirchlich-liberalen Kreise sind zum Theil nicht einmal in politischer Hinsicht liberal und am wenigsten Vertreter des Manchesterthums. Ueberhaupt ist doch wohl das gemeinsame innere Band zwischen politischem, kirchlichem und wirthschaftlichem Liberalismus ein ziemlich loses. Bei den beiden ersteren Formen liegt es in der Stellung zur Autorität: der kirchliche Liberalismus will nur persönliche Ueberzeugung und deßhalb der wissenschaftlichen Forschung im Verhältniß zu der Autorität der Bibel und der überlieferten Anschauungen größere Freiheit einräumen; auf politischem Gebiete handelt es sich um die Autorität des Bestehenden gegenüber Aenderungen, aber es mischt sich doch schon ein neues Moment hinein, nämlich die Frage der Machtvertheilung zwischen Regierung und Volksvertretung. Dagegen hat der wirthschaftliche Liberalismus mit der Frage der Autorität gar nichts mehr zu thun, bei ihm handelt es sich lediglich um das Maß von Bewegungsfreiheit, welches dem Einzelnen im Verhältniß zu der Gesammtheit zugestanden werden soll.

Lassen uns so die Versuche, aus dem Wesen des Liberalismus selbst die mehrgedachte Theilnahmlosigkeit zu erklären, im Stiche, so liegt es um so näher, der einzigen mir bekannt gewordenen authentischen Aeußerung aus kirchlich-liberalen Kreisen eine maßgebende Bedeutung beizulegen: ich meine, die Rede, welche der Rector der Berliner Universität Professor D. O. Pfleiderer am 8. Februar d. J. bei der zur Abwehr der Angriffe des Freiherrn v. Stumm gegen die Freiheit der akademischen Wissenschaft und insbesondere die Professoren Schmoller und Wagner in Berlin veranstalteten Protestversammlung gehalten hat. Diese Rede bringt insofern einen ganz neuen Gesichtspunkt zur Verurtheilung der evangelisch-socialen Bewegung, als sie gegen dieselbe den Vorwurf des Dilettantismus erhebt. Allerdings wendet sich Pfleiderer nicht gegen Geistliche, sondern gegen Studenten, aber der Gedankengang läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er auch ihre Betheiligung an der theoretischen und praktischen Beschäftigung von socialen Fragen verwirft. Ich habe an anderer Stelle*) mich mit der Widerlegung der von Pfleiderer aufgestellten Ansichten und der Klarstellung über das principielle Recht des Dilettantismus eingehend beschäftigt und muß hier auf das dort Gesagte verweisen. Der Gedanke, diese Thätigkeit ausschließlich den Fachgelehrten vorzubehalten, ist nicht allein innerlich unberechtigt, sondern vor Allem völlig unausführbar; wollte man die großen Kreise unserer gebildeten und dabei wirthschaftlich neutralen Classen von der Beschäftigung mit den socialen Fragen fern halten, so würde in dem Kampfe zwischen den unmittelbar persönlich Betheiligten, den Vertretern des Capitals und der Arbeit, das werthvolle vermittelnde und ausgleichende Element fehlen und der Kampf einen unendlich viel gefährlicheren Charakter erhalten; ebenso würden aber die Personen, denen man die Belehrung und die Bildung einer eigenen Ansicht auf normalem Wege entzöge, um so zweifelloser der Beeinflussung und Irreführung durch unverstandene socialdemokratische Gedankengänge ausgesetzt werden.

Ich muß es mir versagen, dies hier weiter auszuführen, denn der ganze Grundgedanke hat so wenig innere Beziehung zu den Anschauungen des Liberalismus, daß es weit näher läge, ihn zu diesen in einen Gegensatz zu stellen, insofern auch die Auffassung, daß nur der Fachgelehrte das Recht habe, sich mit gewisser Art Fragen zu beschäftigen, eine Anwendung des Autoritätsgedankens enthält. Ich glaube deßhalb, in den Pfleidererischen Ausführungen nichts weiter sehen zu dürfen, als die persönliche Ansicht ihres Urhebers, nicht aber eine Erläuterung für die Haltung des kirchlichen Liberalismus.

Hiernach bleibt mir aber als Erklärung nur eine solche persönlicher Art und in Verbindung hiermit ein Mißverständniß und Irrthum in den thatsächen Verhältnissen. Die Person, um die es sich hier handelt, ist Stöcker, und das Mißverständniß liegt in der Auffassung, daß er im Wesentlichen den Congreß beherrsche und die Liberalen sich von ihm vor seinen Wagen spannen ließen.

Ich stehe gewiß nicht in dem Verdachte, ein Gesinnungsgenosse Stöckers auf politischem und noch weniger auf kirchlichem Gebiete zu sein, ja ich erkenne die Erbitterung aller liberalen Kreise über verschiedene seiner öffentlichen Aeußerungen als vollberechtigt an, wie er denn überhaupt eine in hohem Grade streitbare, den Gegner durch unnütze Schärfe verletzende Persönlichkeit ist; aber trotz alledem kann ich seinem Auftreten und Wirken im Rahmen des Congresses nur das uneingeschränkteste Lob zollen. Gerade an der Stelle, die man nach seiner bezeichneten Eigenart für die gefährlichste hätte halten sollen, in dem Verhalten gegenüber den Liberalen, liegt sein ganz besonderes Verdienst und erfordert eine gerechte Beurtheilung die höchste Anerkennung. Man mußte erwarten, daß er der ersten Voraussetzung aller gedeihlichen gemeinsamen Arbeit nicht werde genügen können, nämlich dem gegnerischen Standpunkte des Verbündeten wenigstens äußerlich die Gleichberechtigung zuzuerkennen, man mußte befürchten, daß gerade er bei den Verhandlungen, die doch ihrer Natur nach, auch wenn ihre Ziele praktischer Art waren, stets auf ihre Unterlagen, die theoretischen Voraussetzungen, zurückgreifen mußten, nicht im Stande sein würde, hierbei den eigenen Standpunkt in einer Weise zu vertreten, die für den Gegner verletzend sein müßte. Von alledem ist gerade das Gegentheil eingetreten. Wurde bei den Verhandlungen im Zusammenhange einer Erörterung das streitige Grenzgebiet berührt, so hat Stöcker es — gewiß absichtlich — stets anderen Vertretern der positiven Seite überlassen, diesen Standpunkt zur Geltung zu bringen, ja er hat nicht selten, wenn seine Gesinnungsgenossen durch unvorsichtige Aeußerungen den Frieden zu gefährden drohten — ich erinnere nur an die Vertheidigung Harnacks gegenüber den unqualificirbaren Angriffen eines orthodoxen Heißspornes auf dem Frankfurter Congresse — mit großem Tacte eingegriffen und die Entwickelung von Gegensätzen im Keime unterdrückt. Man möge doch nicht übersehen, daß er in dieser Richtung Etwas geleistet hat, was kaum ein Anderer hätte leisten können. Wie sehr er gerade wegen der oben erwähnten Haltung Angriffen recht scharfer Art aus seinem eigenen Lager ausgesetzt gewesen ist, wie man ihm z. B. hinsichtlich des Zwischenfalles in Frankfurt den Vorwurf gemacht hat, daß er mit dem unliebsamen Störenfriede, der von Harnack zuvor Kirchenbuße forderte, bevor man ihm das Reden auf dem Congresse gestatte, doch gar zu scharf ins Gericht gegangen und gar zu grob umgesprungen sei, — das kann nur der beurtheilen, der den Dingen näher steht. Aber selbst den ferner Stehenden muß es doch zu Nachdenken anregen, wenn ein Mann, wie Nathusius, sich vom Congresse lossagt, weil der Glaubensstandpunkt Naumann's auf ihm geduldet werde, während Stöcker erklärt, die geistige Gemeinschaft mit Naumann nicht aufgeben zu wollen, ja bei der Auseinandersetzung über die beiderseitigen Auffassungen die Glaubensfrage völlig unerwähnt läßt und lediglich auf socialpolitischem Gebiete den Grund der Verschiedenheit findet. Und das thut ein Mann, der bis dahin als Vertreter der intolerantesten Rechtgläubigkeit galt! Sollte er am Ende unter dem Einflusse des Strebens nach ehrlichem Zusammenwirken sich gar etwas „gemausert" haben?

Ich glaube, daß die Schwierigkeiten, die Stöcker in seiner eigenen Partei findet, nicht hinreichend gewürdigt werden, sonst würde man ihm die höchste Anerkennung über sein un-

*) Christliche Welt Nr. 11 vom 14. März 1895.

entwegtes Festhalten am Congresse nicht versagen. Es bedarf in der That der ganzen Autorität, die er in früheren Zeiten sich verschafft hat, um sich von dem Verdachte eines Verräthers an der orthodox-conservativen Sache zu schützen. Immer mehr haben sich jene Kreise vom Congreß zurückgezogen, und gerade Stöcker ist der Mann, der durch seine Persönlichkeit die Schwankenden noch festhält. Das ist aber ein Opfer, das man nicht gering anschlagen soll; man braucht nur die Abneigung hoher Kreise gegen die ganze Socialreform und insbesondere den Congreß in Betracht zu ziehen, wie sie so recht offen darin zu Tage trat, daß in Erfurt einzig und allein ein weimarischer Regierungsvertreter zur Begrüßung erschien war, während die preußischen kirchlichen und staatlichen Behörden sich hatten entschuldigen lassen, um sich zum Bewußtsein zu bringen, woher heute der Wind weht. Ja, es ist anders geworden, wie vor drei Jahren, als der Hausminister v. Wedel sich als Mitglied des Congresses eintragen ließ. Aber dann soll man es auch würdigen, wenn ein Angehöriger solcher Kreise, denen man eine besondere Abhängigkeit von derartigen Strömungen vorwirft, den Muth zeigt, seine Ueberzeugung zu vertreten.

Und welches ist denn die Macht, die ihn hierhin treibt? Zweifellos ist es kein persönlicher Vortheil, nicht einmal ein Parteiinteresse, sondern es ist die christliche Liebe, das Verständniß für die sociale Noth und der warme Eifer, den bedrängten Brüdern zu helfen. Der innerste gute Kern der Menschennatur hat den Sieg davon getragen über theoretische Vorurtheile. Die Noth der Zeit gruppirt eben die Menschen anders, als es dem überlieferten Schema entspricht. Als ich die Bewegung des evangelisch-socialen Congresses noch aus der Ferne verfolgte, ging es mir, wie es wahrscheinlich noch jetzt Vielen geht: ich nahm an, daß in dieser künstlich geschaffenen Vereinigung in Wahrheit ein stetes Auf- und Abwogen, ein geheimer Kampf der beiden gegensätzlichen Richtungen um das Uebergewicht stattfinde und daß die Frage nur sein könne, wer schließlich den Andern besiegen und sich das Uebergewicht verschaffen werde. Das ist jedoch eine völlig haltlose Phantasie: ich stehe den Verhältnissen nahe genug, um mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß von einem solchen Kampfe, einer solchen Rivalität auch nicht der geringste Ansatz besteht. Alle Theilnehmer werden so völlig beherrscht durch dasjenige, was in der That beiden Richtungen gemeinsam *ist* und nicht erst künstlich gemeinsam *gemacht werden muß*, nämlich dem brennenden Verlangen socialer Hülfe und Besserung, daß der kirchliche und politische Gegensatz zu einem wesentlichen Nebenpunkte herabsinkt.

Gewiß ist er nicht völlig beseitigt, er macht sich vielmehr geltend in den beiden Richtungen, die immer mehr die Tendenz zeigen, sich zu Gruppen innerhalb des Congresses zu gestalten, und die ich so kennzeichnen möchte, daß sie zur Erwägung des *gemeinsamen Zieles*, der wirthschaftlichen und socialen Hebung der unteren Classen, *verschiedene Wege* beschreiten wollen: Die Einen glauben die Abhülfe vorwiegend suchen zu müssen in einem Eingreifen des *Staates*, die Anderen sehen sie in erster Linie in der Stärkung der *Eigenkraft*. Damit deckt sich im Wesentlichen der andere Gegensatz, daß die Einen vorsichtiger, bedächtiger, unter Schonung aller bestehenden Autorität, auch derjenigen des Arbeitsgebers, vorgehen wollen und von einer Lösung der bisher gefesselten Eigenkraft Gefahren für die ruhige und gesetzliche Entwickelung fürchten, während die Anderen dieses Bedenken geringer anschlagen und einem rascheren Tempo, einer weniger weitgehenden Rücksichtnahme auf die bestehenden Verhältnisse das Wort reden. Man sieht, daß es sich hier um dieselben Temperamentsgegensätze handelt, die auch für die Verschiedenheit der politischen Auffassung den letzten Grund bilden, ja in einzelnen Fragen, wie der Stellung zum Großgrundbesitz, mag geradezu die Rücksicht auf die politische Gestaltung des Staatswesens eine gewisse Rolle spielen; aber das ändert nichts an der Thatsache, daß der Gegensatz der Meinungen sich nicht bezieht auf das Ziel, sondern auf den Weg, und daß deßhalb beide Gruppen sich in durchaus natürlicher und gesunder Weise ergänzen und zu einer höheren Einheit vervollständigen. Wenn die Anhänger von Stöcker sich am Schlusse des Erfurter Congresses in Eisenach zu einem „christlich-socialen Parteitage" versammelten, während die Gesinnungsgenossen von Naumann gleichzeitig unter der Firma „Freunde der Hülfe" in Erfurt zu gemeinsamem Gedankenaustausch zusammentreten, so beweist der Umstand, daß beide Versammlungen im Congresse bekannt gegeben wurden, die völlige Offenheit und Ehrlichkeit des Gegensatzes, die nur daraus sich erklärt, daß man ihn gar nicht verdecken oder beschönigen will, daß man aber an dem gemeinsamen Ziele ein ausreichend festes Band zu besitzen glaubt, um die Gefahr eines Zwistes auszuschließen.

Naturgemäß erschöpfen diese beiden Gruppen nicht den gesammten Personenbestand des Congresses; hervorragende Männer, wie Harnack, Arndt, v. Soden, Delbrück, Wagner, Schmoller, Nobbe u. A. haben sich an keiner der beiden Versammlungen betheiligt und bilden ein drittes Element, dessen Vertreter sich nicht leicht unter einen gemeinsamen Gruppen-Gesichtspunkt bringen lassen.

Liegt es nun etwa im Interesse des Congresses oder auch nur des Liberalismus, auf eine Herausdrängung der Stöcker'schen Richtung hinzuwirken? Wer die von mir gegebene Schilderung der Verhältnisse als zutreffend anerkennt, kann das offenbar nicht zugeben. Gewiß ist es möglich, daß die Herausbildung von socialen Parteien aus dem jetzigen Entwickelungsstadium sich in der Weise vollzieht, daß Socialconservative und Socialliberale sich sondern, aber nicht allein werden sie noch auf lange hinaus der gemeinsamen Nährmutter des Congresses bedürfen, sondern sie werden als Kinder derselben Mutter auch stets ein gewisses brüderliches Verhältniß aufrecht erhalten. Und das haben sie wahrlich heute alle Veranlassung zu thun, schon im eigenen Interesse der Selbstvertheidigung. Die sociale Begeisterung der achtziger Jahre ist längst verflogen, die kaiserlichen Februarerlasse bezeichneten das höchste aber zugleich auch das letzte Aufflackern. Seitdem ist der Classenegoismus der Besitzenden, die Herrschsucht des engherzigen Unternehmerthums, kurz die antisociale Strömung, wie sie sich in Herr v. Stumm verkörpert, in den oberen Regionen der Regierung zu so überwiegendem Einflusse gelangt, daß selbst ein so ernstvoller und zugleich so sachverständiger Socialreformer, wie der badische Fabrikinspector Wörishoffer sich zu entsagungsvoller Resignation und pessimistischer Beurtheilung der Zukunftsentwickelung gezwungen sieht. Die maßgebenden Kreise glauben die sociale Noth dadurch zu heben, daß sie ihre Lebensäußerungen verbieten, man erörtert ganz offen Pläne der Revolution von oben, um die von unten zu verhindern, ohne zu bedenken, daß man sie dadurch moralisch legalisirt, und daß es das sicherste Mittel ist, einen Dampfkessel zu zersprengen, wenn man seine Ventile verschließt. Da ist es doppelt nöthig, daß Alle, die das Maß von natürlichem Verstand und Unbefangenheit des Urtheils besitzen, um den Wahnsinn eines solchen Verfahrens zu erkennen, sich um so enger zusammenschließen, um ihre Stimme gemeinsam zur Geltung zu bringen. In solcher Zeit noch Parteipolitik treiben, die trennenden Punkte in den Vordergrund stellen, anstatt das gemeinsame Ziel vor Allem im Auge zu halten, daß darf Niemand thun, der sich der sittlichen Verantwortlichkeit des Einzelnen am Geschicke der Gesammtheit bewußt ist. Deßhalb fort mit dem ängstlichen Bedenken! auf zur Politik großer Gesichtspunkte! auf zum Kampfe für die nothleidenden Brüder, für Liebe und Gerechtigkeit, für die höchsten Ideale des Christenthums!

Huysmans und sein Bekehrungsroman.

Von Arthur Eloesser.

Als J. K. Huysmans unter den Auspicien Zola's seine ersten Romane veröffentlichte, da faßte der große Naturalist die gegen seinen Schüler von der Kritik gerichteten Vorwürfe in die wenigen Worte zusammen: „Huysmans — excusez le mot — écrit comme un cochon". In den Spalten des „Figaro", der ihm auf vier Wochen für seine denkwürdige „Campagne" zur Verfügung gestellt war, analysirte er das außerordentliche Talent dieses eigenartigen, halb gallischen, halb germanischen Romanciers, er charakterisirte die Feinheit seines nervösen, bis zur Raffinirtheit durchgearbeiteten Stils, sein Streben nach Bereicherung der Sprache, sein Jagen nach Bildern, sein Hineinbohren in die Wirklichkeit; er nennt ihn schließlich den Maler unter den Dichtern, würdig der Heimath, die einen Rembrandt hervorgebracht hat. Aus dieser Veranlagung erklärte Zola zugleich seine Einseitigkeit: Er sieht nur das Object, wie jeder rechte Maler. Aber das Innenleben, die Psychologie kommt bei ihm zu kurz, er bleibt am „document humain" haften.

Huysmans ist ein anderer geworden. Als er „Là-Bas" schrieb, hielt er Abrechnung mit dem Naturalismus — in würdiger Form und mit hoher Anerkennung des alten Meisters. Was hat der Naturalismus gethan, läßt er den Dr. des Hermies fragen, zur Deutung der Mysterien, die uns qualvoll umgeben? Nichts! Denn er rechnet nur mit Begierden und Instincten. Man muß das Experiment, das „document" dem Schaffen nach wie vor zu Grunde legen, aber man muß der Seele ihre Selbstständigkeit zurückgeben und das Mysterium nicht durch Krankheiten der Sinne erklären wollen. Der Roman soll sich von selbst in zwei Theile spalten, in einen Theil des Körpers und der Seele, die aber wie im Leben innig verwachsen sein müssen. Er muß der von Zola so tief gegrabenen Spur folgen, aber in der Luft eine parallele Bahn ziehen, kurz, er muß spiritualistisch-naturalistisch werden. In „Là-Bas" ist der Dichter dieser Theorie scharf gefolgt, in seinem neuesten Romane „En route" ist er darüber hinausgegangen. Er ist mehr den Weg durch die Luft gewandelt, die Erde zuweilen in Dämmerung unter sich lassend; sein Roman ist mehr spiritualistisch als naturalistisch.

In „Là-Bas" hat der Dichter, der unter der Maske des Schriftstellers Durtal auftritt, sein „Inferno" geschildert, in schrecklichen, bizarren Umrissen, in düsteren Farben, wie sie nur aus dem Pinsel seines Landsmannes, des Höllenbrueghel, geflossen sind. Durtal ist vierzig Jahre alt, durch das Pariser Leben aufgerieben, angeekelt, leer, müde und einsam. Vom Materialismus gelangweilt und unbefriedigt forscht er nach dem Mysterium, das ihn fühlbar und doch unfaßbar umgiebt, das ihn narrt und äfft, wie ein ewiger Hohn. Dieses Gefühl der Ohnmacht, zugleich der Haß des Mittelmäßigen, des Gewöhnlichen wirft ihn in die Bande des Satanismus, angestachelt durch seinen einzigen Freund, den Dr. des Hermies, der ihm erklärt: »Comme il est très-difficile d'être un saint, il reste à devenir un satanique". Und er versenkt sich, halb scheptisch, halb gläubig, in die Geheimwissenschaften des Mittelalters, Satanismus, Manichäismus, Vampirismus, Alchimie und Astrologie, bis er gehörig vorbereitet von einem hysterischen Weibe zur schlimmsten Orgie der Satanisten, zur schwarzen Messe, verleitet wird, aus der er sich mit einem ungeheuren Ekel rettet. Die altüberlieferten Lehren der Satanisten scheinen ihm wahnsinnig und doch unwiderstehlich fesselnd durch ihre geheimnißvolle Dunkelheit. Aber, wenn er an den Teufel glaubt, muß er nicht logischerweise auch an Gott glauben? Mit dieser Frage, die er sich als unerbittlicher Selbstbeobachter vorlegt, schließt „Là-Bas".

Der nächste Roman ist das „Purgatorio" unseres irrenden Durtal; wir finden ihn wieder an der Schwelle der Läuterung. „En Route" hat Huysmans sein Bekenntniß genannt; er ist unterwegs, um seinen Gott zu suchen. Die naiveren Dichter des Mittelalters hatten leichteres Spiel mit der Bekehrung ihrer Sünder, wenn sie nicht die Tiefe Wolframs besaßen, der seinen Parzival beginnt:

„Ist zwîvel herzen nachgebûr,
Daz muoz der sêle werden sûr.

Sie schickten ihren Sünder nach Rom, wo er das Heil seiner Seele wiederfand. Auch Moderne zeigen als Bekehrer eine gewisse Gewandtheit, weniger Cherbuliez oder Anatole France, die den inneren Wandel wenigstens vorbereiten, als der süße Laienprediger Paul Bourget, der immer auf der letzten Seite des Romans den Sündhaften den Weihrauch so plötzlich unter die Nase hält, daß sie betäubt in die Arme des Katholicismus zurückfallen. Anders Huysmans. Dieser Germane, der nur französisch schreibt, geht wirklich den Dornenpfad mit blutenden Füßen, zu seiner Qual und manchmal auch zu der des Lesers. Nachdem sein letzter Freund Des Hermies gestorben, ist Durtal ganz allein. Von den Satanisten hat er sich zum Studium der Heiligenleben gewandt; weltvergessen wandelt er in den Irrgängen der mittelalterlichen Mystik, und da das Wunder zu seiner täglichen Beschäftigung geworden, so ist er dem „credo, quia absurdum" nicht mehr ferne. Die Gegenwart, ganz Paris ist für ihn versunken, ausgelöscht in seiner Existenz. Sein Arbeitszimmer, in dem nur noch heilige Märtyrer und Asketen ihr Wesen treiben, verläßt er nur, um die Kirchen zu stürmen, wo er Augenblicke der Beruhigung findet. Unter den Gotteshäusern hat er seine Lieblinge, er weiß, wo der alte, feierliche „plein-chant" in seiner unverkünstelten Einfalt und Macht zu hören ist. Das „De Profundis" bannt ihn in die Kirche St. Sulpice. Die Kinderstimmen tönen empor zu den Gewölben, sie gellen wie ein einziger Angstschrei der blutenden, nackten Seele, die weinend den Erlöser sucht. Wenn er die Augen schließt, sieht er diese Klagestrophen, wie sie anschwellen, sich mächtig erheben, in der Luft zu schweben scheinen und dann an den Pfeilern zerbrechen. Die Künste, im Dienste der Religion, haben ihn zuerst in die Kirchen gelockt. Aber die eigentliche Sprache der Kirche ist ihm die Musik. Das „Miserere", das „De Profundis", das „Te Deum" sind ihm die Evangelien in Tönen, hinreißende Ausbrüche übersinnlicher Zärtlichkeit, gleichverständlich dem Raffinirten wie dem Armen an Geist. Von Kerzen- und Weihrauchduft betäubt, träumt er, abwechselnd gemartert und hingerissen von der Wucht der heiligen Melodieen. Aber, was er sucht, findet er nicht, das Gebet, den kindlichen Glauben. Als erfahrener Psychologe giebt er sich Rechenschaft von seinem Seelenzustand. Seine Wandlung scheint ihm das Werk directer göttlicher Fügung; andere mehr faßbare Momente sind ihm bewußt, Kindheitserinnerungen, Erblichkeit, Lebensmüdigkeit und vor Allem die Liebe zur Kunst. Die Betrachtungen, die Durtal über seine Umkehr anstellt, sind typisch für die neokatholische Bewegung in Frankreich. „Ich bin zum Hospital der Seelen gegangen, zur Kirche. Dort nimmt man euch wenigstens auf, man bettet euch, man pflegt euch; man begnügt sich nicht, wie in der Klinik des Pessimismus, euch den Namen eures Leidens zu sagen, worauf man euch den Rücken zukehrt." Klarer als Schopenhauer erklärt die Kirche, daß es hier unten nichts zu hoffen giebt, aber sie beugt uns zugleich in Demuth, sie läßt uns verstehen, warum wir leiden und daß wir leiden müssen. So schleicht Durtal um den Katholicismus herum, doch er kann die Kluft nicht überspringen, er kann nicht beten, nicht beichten und mit Schauder bebt er vor dem Tische des Herrn zurück. Wem soll er sich anvertrauen? Den Pfaffen, diesen Agenten Gottes, die mit dem Menschen so billig handeln, deren Gott so nachsichtig, so spießbürgerlich ist? Endlich thut er den entscheidenden Schritt. Er offenbart sich dem Abbé Gèvresin, dessen Denken

noch ganz in der Mystik wurzelt, ein schlichter, dürftiger Priester, ganz ohne Zusammenhang mit dem officiellen Kirchenthum, ein feiner Kenner der Legendenliteratur, der ihn einst mit Notizen über das Leben der Heiligen Lidwina unterstützt hat. Nachdem der Abbé den Verirrten schonend vorbereitet hat, schlägt er ihm vor, sich auf acht Tage in die geistliche Pflege der Trappisten des Klosters Notre Dame de l'Atre zu begeben. Unser Durtal ist zunächst entsetzt; sein Magen protestirt gegen die in Aussicht stehenden Genüsse, Wasser statt Wein, salzlose Gemüse, Diners ohne Fleisch und ohne Dessert. Aber der alte Priester weiß ihn allmählich zu bestimmen, nicht zuletzt durch die Aussicht, daß er dort den echten „plein-chant", unentstellt durch Solos und Orgelbegleitung, hören würde. Und so packt er eines Tages seinen Koffer, um als armer Sünder an der Pforte des weltentlegenen Klosters Eingang zu begehren.

Das Trappistenkloster ist von Huysmans mit außerordentlicher Liebe und, da er dort Selbsterlebtes schildert, auch mit völliger Sachkenntniß beschrieben worden. Hier wohnt der Friede Gottes. Die Brüder sind alle Heilige, die in den Augenblicken der Verzückung die Schönheiten der sieben Himmel schauen dürfen. Willig beugen sie sich der strenge Entbehrung fordernden Klosterzucht, während Durtal als Gast von den härtesten Bestimmungen befreit ist. Er findet einen theilnehmenden Gefährten in Monsieur Bruno, der ebenfalls als Hospitant schon fünf Jahre in dem Kloster weilt, ohne den Wunsch, die Welt je wieder zu sehen. Mit diesem feinen, milden Geiste erörtert Durtal täglich seinen Seelenzustand, da den Mönchen, mit Ausnahme der Oberen, das Gelübde ewigen Schweigens auferlegt ist. Die Ruhe, die Regelmäßigkeit des Lebens, die magere Kost wirken günstig auf das Befinden des Patienten, so daß ihn die Pariser Kopfschmerzen und Magenbeschwerden zum ersten Male verlassen. Aber seine Seele ringt noch im Kampfe mit dem Bösen. Am Tage ist er vor dem Versucher sicher, doch des Nachts wird er von lockenden Bildern heimgesucht, zu deren Beschwörung er den vorgeschriebenen Vers murmelt:

„Procul recedant somnia
Et noctium phantasmata,
Hostemque nostrum comprime,
Ne polluantur corpora."

Die Bekehrung ist wie eine Krankheitsgeschichte dargestellt: Krisis, Rückfall, wieder Krisis, Agonie und Reconvalescenz. Der Abt belehrt den Verzweifelnden, daß jeder Convertit zwei Stadien durchmachen muß, zunächst „la nuit des sens," den Kampf mit den Sinnen, der im Kloster um so heftiger ist, weil hier der Teufel mit dem schon entrinnenden Opfer den letzten wüthenden Entscheidungskampf um die Seele führt. Nach einer alten mystischen Anschauung genüge ein Teufel, um eine ganze Stadt der Sünde zu erhalten, aber zwei- bis dreihundert Dämonen braucht der Böse, um die Vesten seiner stärksten Feinde, die Klöster, zu belagern. Darum ist kein Ort vom Teufel mehr heimgesucht, als eine Klosterzelle. Aber der Kampf mit den Sinnen und mit den sündhaften Erinnerungen bedeutet nichts gegen die „nuit de l'esprit," gegen den Kampf mit dem rebellischen Geiste, der verstehen und prüfen will, statt zu glauben, der die handgreiflichste göttliche Gnade in hochmüthiger Verblendung verkennt. Und wie störrig ist dieser Geist bei Durtal, dem Weltkinde, dem Schriftsteller, der seine Augen in der Schule des Materialismus geschärft hat! In den Augenblicken kritischer Auflehnung ist er bereit, jeden mystischen Schwärmer als blutarmen Neurotiker, jeden Ekstatiker als schlechtgenährten Hysteriker zu bezeichnen. Schließlich quält ihn der Zweifel, ob seine eigene Bekehrung nicht eine fixe Idee, eine Autosuggestion sei. Und er beneidet die Mönche um ihren naiven Glauben, um ihre unerschütterliche Gewißheit. Aus diesen Gewissensnöthen führt ihn der Abt mit vorsichtiger Hand, fast unmerklich, heraus. Er soll mit dem bösen Geiste nicht kämpfen, sondern ihn fliehen, er soll von der stets neue Zweifel weckenden, quälenden Selbstbeobachtung lassen und die Verantwortung für seine irrende Seele nicht dem schwachen Ich anvertrauen, sondern der Kirche. Rettung ist nur durch die Gnadenmittel, welche die auserwählten Diener Gottes auf Erden verwalten. Endlich demüthigt sich auch dieser aufrührerische, moderne Geist. Erschüttert und zerknirscht flüchtet Durtal zur Beichte und empfängt das heilige Abendmahl. Sein Wesen ist zum ersten Male umgewandelt, verzückt, durchzittert von dem Wunder der Transsubstanziation. Wunderbar ist die Beschreibung von Durtal's Zustand nach der Entscheidung, sie ist in die glühendsten Farben der alten Mystik getaucht, und die schlichtinnige Bildersprache zeugt von der tiefen Versenkung des Dichters in die geheimnißvollen Schönheiten der mystisch-erotischen Literatur. Christus öffnet die verschlossene Kammer seiner Seele, balsamische Luft verdrängt den Moder, Ströme von Licht ergießen sich in die Finsterniß, und mit neugeweckten Sinnen sieht er die Natur dem Erlöser in Liebe und Sehnsucht entgegenschauern. „C'était un salut de la nature, une génuflexion d'arbres et de fleurs, chantant dans le vent, encensant de leurs parfums le Pain sacré qui resplendissait là-haut, dans la custode embrasée de l'astre." Durtal ist genesen, er glaubt an das Wunder seiner Belehrung. Da er den für das Kloster festgesetzten Aufenthalt längst überschritten hat, so denkt er an die Rückkehr nach Paris — mit Ekel und Furcht. Mönch kann er nicht werden. Sein Wille ist nicht fest genug, sein Körper nicht widerstandsfähig gegen die Entbehrungen, und er kann von der Cigarrette nicht lassen. Wird er in Paris, wie in dem weltentrückten Kloster, das Gebet, den Glauben finden? Wird ihm das Heil, das er so schwer erkämpft hat, auch draußen in der Welt bleiben? Er weiß nur, daß Alles, was ihm früher Freude machte, jetzt versunken und vergessen ist, und daß er den reinen Frieden nie mehr finden wird, wie im Trappistenkloster, wo der Hauch des lebendigen Gottes weht. „Je suis encore trop homme de lettres pour faire un moine et je suis cependant déjà trop moine pour rester parmi des gens de lettres." Mit dieser Betrachtung schließt das „Purgatorio" unseres Durtal. Die Lösung wird der Schlußroman bringen, das „Paradiso".

Die beiden französischen Schriftsteller, die neben dem Lyriker Paul Verlaine von der mystisch-symbolischen Bewegung am stärksten mit fortgerissen worden sind, der Flamländer Maeterlinck und Huysmans sind germanischer Abstammung. Dieser hat in „En route" ein Wort zur Aufklärung der merkwürdigen Erscheinung beigetragen: In dem protestantischen Holland steht die Mystik in voller Blüte, vielleicht, weil der katholische Glaube dort, wenn auch nicht bedrängt, so doch verachtet und um so fester und inniger ist. „Peut-être cela tient-il aussi à la nature du sol, à ses plaines solitaires, aux canaux silencieux, au goût même des hollandais pour une vie régulière et paisible." — „En route" ist das reifste, was Huysmans bisher geschaffen hat, ein kühnes, tiefsinniges Werk, das späteren Generationen einen tiefen Einblick in heutige französische Geisteszustände gewähren wird. Es ist eine Selbstbekenntniß von glühender Wahrheitsliebe, von ungeheurem sittlichen Ernst, tief aus dem Leben und dem Herzen des Künstlers geschöpft, ein Herz, von dem Paul Verlaine, seine Bekehrung feiernd, die schönen Worte gesagt hat:

„Et par dessus tout une folle tête inquiète,
Un coeur à tous vents, vraiment mais vilement sincère."

Universitäts-Hygiene.

Manch Einer wird verwundert den Kopf schütteln und fragen: „Wie, auch unsere Universitäten sollten einer besonderen Gesundheitspflege bedürfen? Diese Gebäude, die theils schon die zweckmäßigsten Prachtbauten sind, theils, soweit sie es noch nicht sind, in ihren altehrwürdigen dumpfen und dunklen Räumen den Studenten doch nur so vorübergehend festhalten, daß die gesundheitliche Ausgleichung sich fast von selbst ergiebt? Diese Unterrichtsanstalten, die bereits mit widerstandsfähigeren Schülern zu thun haben, als sie sich in den unteren und mittleren Schulen finden, und die wegen der ziemlichen Altersreife ihrer Lernenden lediglich einen Lehrstoff vermitteln, ohne zu erziehen, ohne also für das persönliche Leben ihrer Subjecte verantwortlich zu sein? Oder sollte auch hier bereits die Nörgelei der Ueberbürdungsklagen auftauchen, die weiter abwärts schon so viele Uebertreibungen, Ueberbürdungen der öffentlichen Aufmerksamkeit, gezeitigt hat, hier aber vor der Thatsache des deutschen Studentenlebens mit seiner Unterbürdung geradezu zur Lächerlichkeit werden muß?“

In der That aber sind Klagen dieser Art nicht mehr unerhört und sogar von Stimmen ausgegangen, die sehr wohl der Erhörung würdig sind. Der Heidelberger Neurologe Erb hatte seinen akademischen Vortrag vom 22. November 1893 „Ueber die wachsende Nervosität unserer Zeit“ mit einer Anrufung der modernen Hygiene geschlossen und dabei u. A. gesagt (S. 30 der Brochure, Heidelberg, G. Koester): „Auch auf der Universität dürfte sich gegenüber der schon hervorgehobenen enormen Zunahme des aufzunehmenden Bildungsstoffes und der immer weiter um sich greifenden Specialisirung der Wissenschaften die Nothwendigkeit einer Vereinfachung und strengeren Methodik des Bildungsganges im Gegensatz zu der bisher noch üblichen unbeschränkten Lernfreiheit herausstellen; für das Studium der Medicin scheint mir dieselbe jetzt schon zweifellos.“ Und der Rostocker Kliniker Martius hatte in seinem akademischen Vortrag vom 22. Januar 1894 „Ueber Nervosität“ (S. 27 der Brochure, Hamburg, Verlagsanstalt) u. A. eine „Galerie der bekanntesten neurasthenischen Typen“ angedeutet und dabei auf den Examencandidaten verwiesen, „der plötzlich ganz versagt, weil sein biergewohntes Gehirn der ungewohnten, auf eine zu kurze Spanne Zeit zusammengedrängten Geistesarbeit nicht gewachsen ist.“

Diese beiden Stellen, welche eine Ueberbürdung der Universitätsstudenten wenigstens einschließlich behaupten, haben, scheint es, den Vorzug, ihre Klage über leere Allgemeinheiten hinaus zu einigermaßen schärfer bestimmten Tadelungen zu erheben. In der ersterwähnten Stelle ist es die ausgesprochene Klage wegen Ueberbürdung und der besondere Hinweis auf die medicinische Facultät — jedoch durch die Worte „jetzt schon zweifellos“ mit einer Andeutung, daß auch für andere Facultäten die Klage einigermaßen berechtigt sein dürfte. Die zweiterwähnte Stelle tadelt die relative Ueberanstrengung vor dem Examen gegenüber der vorangehenden Unteranstrengung, also die starke Ungleichheit des Thätigseins, das hygienisch ebenfalls berüchtigte Gegenstück zu dem anderen Extrem, der Abwechslungslosigkeit.

Man darf danach wohl annehmen, daß diese zwei Thatsachen die Hauptpunkte sind oder zu den Hauptpunkten gehören, an denen eine Universitäts-Hygiene einzusetzen hätte. Erstens das einfache Zuviel des Studienstoffes. Vorerst scheinen wir allerdings dem Publicum einen Bären aufzubinden, wenn wir meinen, an der Universität werde zu viel studirt oder zum Studium gefordert; Beweis dessen die vielberedete „Faulfreiheit“, deren Ausnützung allerdings den Anschein einer Ueberbürdung und die Thatsache jener zweiterwähnten Ungleichheit erzeuge. Indessen bedenke man: auch wenn wirklich die Summe des Studienstoffes von einem „braven Jüngling“ ohne Gesundheitsstörung bewältigt werden kann, so ist doch einerseits nicht jeder Student ein Heiliger, vielmehr zum Glück fast jeder Student in erster Reihe ein Mensch und folgt als solcher zuvörderst den Bedingungen seiner Menschlichkeit, in zweiter Linie erst ideal gezeichneten Musterformen; andererseits ist möglicherweise von jener Summe Einiges doch überflüssig, ohne zugleich als Unterhaltung oder dergleichen gerechtfertigt zu sein, und überflüssige Arbeit fern zu halten, wird wohl in jedem Fall zu den Aufgaben einer weitherzigen Gesundheitspflege gehören. Nun zeigen Erfahrungen, die hier darzulegen der Raum fehlt, daß Beides zutrifft: einerseits kommt die Mehrzahl der Studenten, in auffallendem Gegensatz zu den Jüngern der weniger hohen Schulen, selbst mit einer angemessenen Menge Arbeitsstoff schwer zurecht, und andererseits wird an den Universitäten Vieles gelehrt und leider auch gelernt, was weder für die nächsten berufsmäßigen Ziele des Studenten noch auch für seine weiteren mehr idealen Absichten frommt. Namentlich dieses zweite, der Ballast, ist bereits zur Klage auch weiterer Kreise geworden — man höre nur die Vorwürfe über die für's spätere Leben angeblich recht belanglosen geschichtlichen Vorstudien des Juristen und naturwissenschaftlichen Vorstudien des Mediciners — und bildet insonderheit, wie es scheint, den Gegenstand der Beschwerde Erb's in jener angeführten Stelle. Das Erste, die unsichere Zurechtfindung des Studenten in seinem Arbeitsstoff, erhellt vornehmlich aus den Schicksalen jener gewiß nicht vereinzelten Studenten, die erst nach mehreren Semestern krampfhaften Herumsitzens in Vorlesungen und hinter Büchern dem, was sie eigentlich zu thun haben, auf die Spur kommen. Folgerung: hier hat die Hygiene nicht von sich aus, nicht unmittelbar einzugreifen, sondern die Beseitigung des Störenden von anderen Mächten zu erwarten und von dieser Richtung aus anzuregen. Auch das, was damit gemeint ist, liegt bereits in jenen Erb'schen Worten eingeschlossen: „Vereinfachung und strengere Methodik des Bildungsganges“. Während vermeintlich die Lernfreiheit eine Arbeitserleichterung ist, stellt sie sich, wenn nicht durch anderweitige Maßregeln ergänzt, als eine Erschwerung der Arbeit dar. Diese anderweitigen Maßregeln aber lassen sich, etwas paradox, doch erfolgverheißend, in den Rath zusammenfassen: den Studenten zuvörderst auf das hinzuweisen, was er nicht zu lernen hat; dann läuft das Uebrigbleibende, Nöthige um so leichter ab. Kurz: genauere Studienpläne und Arbeitsrathschläge, wie sie zum Theil schon existiren und mehr noch als bisher den Musensohn bereits an der Schwelle der Alma Mater in Empfang nehmen sollten. Wie viel dabei der dargebotene Stoff selbst einzubüßen hat, bleibe absichtlich anderen Erörterungen überlassen.

Eine gleiche Steigerung der Knappheit wird nun auch dem Studenten selbst in seiner Lebensführung hygienisch anzurathen sein, nicht zu seiner Belastung und Qual, sondern zu seiner Entlastung und seiner, wenngleich vielleicht nicht sofortigen so doch baldigen Freude. Es sei hier ebenfalls an die Ausführungen Erb's angeknüpft. Er schildert, wie unsere Zeit für das Berufsleben eine Reihe von Mißständen entwickelt hat, welche die Nervosität fördern müssen, „so daß in der ganzen Führung und Art des heutigen Berufslebens fast in jeder Richtung eine Quelle nervöser Ueberreizung und Erschöpfung gegeben ist“, und fährt dann fort: „Aber damit nicht genug! Fast in jedem Berufe giebt es noch eine Anzahl von Nebenbeschäftigungen, die erst recht zur Ueberbürdung beitragen: da sind besonders die politische Thätigkeit, das Parteitreiben, die Wahlagitation, die Zugehörigkeit zu den politischen Körperschaften, zur Kreis- und Stadtverwaltung mit ihren Pflichten, die Wanderpredigten und populären Vorträge, die Privatstunden und literarischen Nebenarbeiten, die Theilnahme und Mitgliedschaft an unzähligen Vereinen und Wanderversammlungen und vieles Andere, was für die verschiedensten Berufsstellungen, für die Beamten

Professoren und Aerzte, für die Schulmänner und Lehrer, die Banquiers und Kaufleute, die Großindustriellen und Künstler eine reichlich fließende Quelle nervöser Aufreibung ist." In auffallender, unabhängiger Uebereinstimmung damit beklagt ein anderer Fachmann dieses Gebietes, der Ergründer der „psychopathischen Minderwerthigkeiten", J. L. A. Koch (Zwiefalten) in seinem „Nervenleben des Menschen" (Ravensburg, 1895) das Gleiche für die höheren Lehranstalten. „Mehr Schaden freilich, als die Ueberanstrengung mit Lernen, fügt den Nerven vieler Schüler das zu, was sie sonst treiben und treiben dürfen. Viele Schüler würden trotzdem, daß man sie überfordert, doch leidlich gesund bleiben, wenn nicht ganz andere Dinge noch an ihren Nerven zerren und nagen würden. Was soll man dazu sagen, wenn manche Eltern, statt ihre Kinder vor diesen und jenen Schädlichkeiten zu behüten, ihnen geradezu die Wege ebnen zu ihrem Schaden, eine den Geist und das Gemüth vergiftende Eitelkeit und Genußsucht nähren und großziehen. Da werden Taschengelder gegeben, die jedes vernünftige Maß übersteigen, werden mit den Kindern tief in die Nacht hinein Bälle abgehalten, Gesellschaften und Theater besucht, wird jede Lectüre gestattet, Kneipen und übermäßiges Rauchen gutgeheißen. Schon junge Kinder lehrt man ja in unserer Zeit das unnatürliche Treiben der Alten nachäffen, und man sieht nicht, wie ihr Schlaf und ihre Verdauung beeinträchtigt werden, wie sie blaß und nervös sind und psychisch Noth leiden, oder man sieht etwas, und ist nur stolz auf den blasirten und coquetten Affen. Auch eine an sich vernünftige und der Förderung werthe Erholung der Schüler höherer Lehranstalten kann zum Schaden ausschlagen, wenn damit neue Ueberanstrengungen verbunden werden oder dabei durch allerlei Nebenumstände das Phantasieleben, das Gefühlsleben u. s. w. in unrichtiger Weise in Anspruch genommen wird. So kann z. B. von Gymnasiasten die Musik in einer Weise betrieben werden, daß sie mehr schadet als nützt, wenn nämlich an die Zeit und die Nerven der Schüler zu große Anforderungen gestellt und die Einzelnen vielleicht noch durch Zeitungskritiken hineingesteigert werden, die sich über öffentliche musikalische Aufführungen von Schülern verbreiten."

Was hier von den Besuchern der höheren Schulen gesagt ist, wird sich wohl unschwer auf die der Hochschulen übertragen lassen, zumal der in Großstädten gelegenen Universitäten. Hier ist ja so viele Gelegenheit zum Treiben von Hunderterlei und außerdem noch so viel scheinbare Rechtfertigung des Benützens dieser Gelegenheiten vorhanden, daß die Folgen uns nicht zu verwundern brauchen. Heute tanzen die Studenten, damit sie Kranke unterstützen können; morgen unterstützen sie Kranke, damit sie tanzen können. Heute wird ein Ereigniß gefeiert, morgen gegen ein anderes Verwahrung eingelegt; wie viele Stunden eine solche Versammlung dauert, ebenso viele Tage dauern die Vorbereitungen dazu. Außerdem fließen derlei Thätigkeiten leicht mit unmerklichen Uebergängen in das Berufsleben des Studenten oder wenigstens in die Theile davon über, die selbst schon eine unnöthige Erweiterung des Berufsstudiums und als solche an der etwaigen Ueberbürdung mit Schuld sind: das Lesen unnöthiger Bücher dürfte hier besonders zu erwähnen sein, da es ja für einen etwa mit der Hand arbeitenden Menschen eine ganz günstige Erholung sein mag, nicht aber für Jemanden, dessen Beruf ohnedies unablässig mit Büchern und Schriften, Worten und Sätzen zu thun giebt.

Die erwähnten Nebenbeschäftigungen nun können jede für sich allerdings das beste Lob verdienen; auch das Vielerlei kann vertheidigt werden, indem man auf den doppelten Vortheil hinweist, erstens daß der Student dadurch seinen Gesichtskreis erweitert und die Welt kennen lernt, zweitens daß er eine Auswahl hat, die ihm ermöglicht, das für seine besondere Eigenart Werthvolle zu erfassen. Allein anders steht es mit der Gesammtheit alles Dessen. Diese ist meistens zu viel, und zwar — abgesehn von den geistigen und socialen Verwirrungen, die sie anrichten kann — hauptsächlich deßhalb, weil sie schon an sich anstrengend, und weil sie von den Haupt- oder Berufsbeschäftigungen sehr häufig nicht genug verschieden ist. Zehn gut vertheilte Stunden Spazierengehn dürften in dieser Beziehung vortheilhafter — auch für die Berufsinteressen vortheilhafter — sein als fünf Stunden Versammlung. Selbst die eigentlichen Unterhaltungen geben meistens wiederum mehr Last als Kraft: so der Alkohol, von dem vielleicht jedes Glas als gleichwerthig mit einer Stunde geistiger Ueberanstrengung gelten kann; so die wettartig betriebenen Sportübungen u. s. w. Die Verführung zu all' dem ist um so größer, als der Student fast immer eine Leistungsfähigkeit mitbringt, die ihm und Andern kaum etwas schwerer zu erkennen gestattet als eine Ueberanstrengung. „Wohl hält" — so warnt Koch an der erwähnten Stelle — „sein schon mehr entwickeltes Gehirn und die Elasticität seines Körpers Manches scheinbar ohne Beeinträchtigung aus, das in früheren Lebensjahren rasch offenkundig geschadet" — und, wie wir hinzusetzen, auch in späteren Lebensjahren ebenso schadet; „aber es bleibt doch oft ein nachtheiliger Eindruck im Gehirn oder auch in anderen, auf das Gehirn zurückwirkenden Organen, und der Schaden tritt später doch noch zu Tage. Der früher wegen seiner Leistungsfähigkeit angestaunte lustige Kamerad ist vielleicht bald ein stumpfer und griesgrämiger Hypochonder oder sonstwie psychopathisch belastet, ohne daß er gerade eine alkoholistische Minderwerthigkeit haben müßte. — Schädlich wirkt oft auch ein übermäßig anstrengendes Studiren, besonders wenn dasselbe mit körperlichen Entbehrungen verknüpft ist, und wenn es bei gewissen und zufolge gewisser Prädispositionen betrieben wird." Aus diesen Worten ist noch auf einen Punkt hinzuweisen, der zugleich an eine weitere Schwierigkeit erinnert, d. i. auf den Punkt vom „lustigen Kameraden". Die Studentenjahre fallen nämlich in die Zeit der letzten körperlichen und der annähernd letzten moralischen Entwickelungen, in den Uebergang von der Unreife zur Reife, in die Lebenszeit, die namentlich eine Anzahl heiß erfaßter Illusionen fallen sieht. Hier ist das Gemüth wohl empfänglicher und empfindlicher als in den ersten Kindesjahren und in der späteren Zeit des allmälig verhärtenden Erwachsenen; zwar hilft der vielberedete „Leichtsinn" jenes Alters oft leichter darüber hinweg als die Gewissenhaftigkeit des gereifteren Menschen, aber doch eben nur in gewissen Fällen, während hinwider andere das Gemüth um so heftiger packen und Gelegenheit geben, auf den „Leichtsinn" die ihm verwandte Reaction folgen zu lassen. Kommen endlich noch Unsicherheiten des Familienlebens, des Studienganges, der Berufswahl oder gar etwas Weibliches hinzu, dann fällt der so Bedrängte von einem Affect in den andern — und Affecte gehören ja zu den pathologisch gefährlichsten Dingen —; manch' eine verzweifelt verlorene Stunde ist dann abermals einer gewöhnlichen Ueberbürdung gleichzusetzen.

Das war in allmäliger Erweiterung der erste der Eingangs aufgezeigten Hauptpunkte, das einfache Zuviel des Studienstoffes und dann überhaupt der Belastungen des Studenten. Zweitens war von der starken Ungleichmäßigkeit der Studienanstrengungen die Rede. Hier läßt uns gerade das zuletzt Gesagte wieder anknüpfen. Dem „lustigen Kameraden" der ungefähren ersten Hälfte der Studienzeit mit seinem weiten Horizont und seiner Unbedürftigkeit nach hygienischen Hülfen steht allzu häufig der traurige Kamerad der zweiten Hälfte mit seiner Noth des Verengerns der Interessen, seinem Bedürfniß nach Kräfteschonung, seinen geschwächten Illusionen u. s. w. gegenüber. Es kommen die wirklichen Lebensfragen heran, mindestens das Examen, dessen Vorbereitung von einem wahrhaften Wissenserwerb und Wissenschaftsbetrieb so grundverschieden ist und in seinen Ansprüchen an die persönlichen Leistungen, in seinem Druck auf das ausdehnungsbegierige Menschliche im Menschen recht weit über die Schwie-

rigkeiten eines echten Berufsarbeitens, mag es auch noch so überanstrengend sein, hinausliegt. Die Gehirnbelastung ist dann um so größer, als sie um die meistens von der ersten Hälfte her gebliebene Müdigkeit mannigfacher Art vermehrt wird. Wie wenig dabei geistig herauskommt, ist leicht einzusehen.

So darf wohl die Klage einer Ueberbürdung auch durch unpassende Vertheilung der gesammten Lasten eines Studenten während seiner Lehrjahre erhoben werden. Hier jedoch kann die Hygiene unmittelbar erst recht wenig helfen. Das ist Sache der engeren Fragen einer Universitätspädagogik und gehört nicht mehr in den Rahmen unserer jetzigen Ausführungen.

Der Student ist im Allgemeinen ein kräftiger Mensch und kann eine etwas große Belastung schon ertragen; thut auch gut, sich auf die wohl noch größeren Belastungen des späteren Lebens bei Zeiten vorzubereiten. Allein einer regelmäßigen Wiederentlastung bedarf auch er, um so mehr, als die Gewöhnung daran und zwar an einen zweckmäßigen Rhythmus der Entlastung ebenfalls zu seiner Lebensschule gehört. In diesem Sinne scheinen uns die erwähnten zwei Punkte — Schutz vor absolutem Zuviel und Schutz vor relativem Zuviel, d. i. vor ungleicher Lastvertheilung — wichtiger als die vielen einzelnen hygienischen Maßnahmen, die zur Ausspannung und zum Ersatz des weniger günstigen Nebentreibens durch ein günstigeres „verordnet" werden. Zudem sind sie ja weniger eigentliche Universitätsfragen als Gegenstände der hygienischen Reform überhaupt und in deren Literatur zu verfolgen. Daß die Bekämpfung der Trinksitten (nicht etwa der Unmäßigkeit), die Aneignung und Verbreitung hygienischer Spiele nach englischem Muster und noch manch' Anderes eine schöne Aufgabe für den deutschen Studenten wäre, das stimmt wohl. Auf den Grund der Schwierigkeit scheint es aber doch nicht zu gehen. Hier muß wohl eine tiefere Aenderung des Universitätslebens nach theoretischer und praktischer Richtung einsetzen. Der Artikel „Studentenheime" in Nr. 16 (1895) der „Gegenwart" hat bereits eine Seite davon berührt. Daß sein Grundgedanke geeignet ist, Widerhall zu finden, zeigt eine uns vorliegende Flugschrift Professor J. Lehmann's in Kiel („Die Verwendung des Wille'schen Legats" u. s. w., als Manuscript gedruckt, Kiel 1894), die für die Errichtung eines Studentenheims aus bereitliegenden Geschenkmitteln eintritt.

Die moderne Hygiene hat den deutschen Universitäten vielleicht den wichtigsten Theil ihres Aufschwunges und ihrer Pflege zu verdanken; mag der Dank in der entgegengesetzten Richtung recht bald geleistet werden. Stanticus.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Jugend.

Von Anton Tschechow.

(Schluß.)

Zwanzig Schritte vom Walde befand sich eine kleine, schmale Brücke, welche den Abendspaziergängen der Kusnezows und ihrer Gäste als Station diente. Von hier aus konnte man das Echo wecken und den Weg im Waldesgrunde verschwinden sehen.

„Hier ist die Brücke!" sagte Ognew. „Hier müssen Sie umkehren . . ."

Wera blieb stehen und athmete tief. „Wollen wir uns setzen?" sagte sie, indem sie sich auf einen Pfosten setzte. „Wenn man Abschied nimmt, setzt man sich doch gewöhnlich."

Ognew ließ sich neben ihr nieder, auf seine Bücher gestützt, und fuhr fort zu reden. Sie athmete schwer in Folge des Marsches und blickte nicht auf ihn, sondern zur Seite, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. „Und nach zehn Jahren treffen wir uns vielleicht eines Tages," sprach er. „Wie werden wir dann sein? Dann sind Sie wohl die ehrwürdige Mutter einer Familie, ich aber der Autor eines von Niemand begehrten statistischen Werkes, das so dickleibig ist, als enthalte es vierzigtausend Bände. Dann begegnen wir uns und gedenken der alten Zeit . . . Jetzt empfinden wir lebhaft die Gegenwart, dann aber werden wir uns weder des Tages, noch Monats, noch selbst des Jahres entsinnen, wo wir uns zum letzten Male auf dieser Brücke sahen. Sie werden sich vielleicht in Ihrem tiefsten Innern verändern . . . Was meinen Sie, werden Sie sich wohl verändern?"

Wera zuckte zusammen und wandte ihm ihr Gesicht zu. „Was?" fragte sie.

„Ich habe Sie doch eben gefragt . . ."

„Entschuldigen Sie, ich habe nicht gehört, was Sie gesprochen."

Jetzt erst bemerkte Ognew eine Veränderung an ihr. Sie war bleich, ihr Athem flog, und das Fieber theilte sich ihren Händen, Augen, ihren Lippen, ihrem Kopfe mit, und aus der Frisur fielen zwei Locken heraus, und nicht nur eine wie sonst. Offenbar vermied sie es, ihm in die Augen zu sehen, und indem sie ihre Aufregung zu verdecken suchte, rückte sie bald ihren Hemdkragen zurecht, bald zog sie das rothe Tuch von einer Schulter auf die andere.

„Ihnen ist wohl kalt?" sagte Ognew. „Im Nebel zu sitzen, ist nicht gesund. Erlauben Sie, daß ich Sie nun nach Hause begleite?"

Wera schwieg.

„Was ist Ihnen?" fragte lächelnd Iwan Alexeitsch. „Sie schweigen und geben keine Antwort? Sind Sie krank oder böse?"

Wera preßte ihre Hand an die Wange, die Ognew zugekehrt war, und entfernte sie gleich darauf hastig.

„Eine schreckliche Lage . . ." sagte sie, und in ihrem Gesichte zeigte sich ein heftiger Schmerz. „Schrecklich!"

„Inwiefern?" fragte Ognew, ohne sein Staunen zu verbergen. „Was ist es?"

Noch immer schwer athmend und mit den Schultern zuckend, drehte Wera ihm den Rücken zu, sah etwa eine halbe Minute gen Himmel und sagte: „Ich muß mit Ihnen sprechen, Iwan Alexeitsch."

„Ich höre."

„Es wird Ihnen vielleicht sonderbar erscheinen . . . Sie werden staunen . . . mir ist es gleichgültig . . ."

Ognew zuckte nochmals die Schultern und horchte auf.

„Das ist's . . ." begann Werotschka, indem sie den Kopf senkte und an einer Puschel des Tuches zupfte. „Sehen Sie, was ich . . . was ich sagen wollte . . . Es wird Ihnen sonderbar und dumm scheinen . . . aber ich kann's nicht mehr . . ."

Weras Rede ging in ein unklares Murmeln über und brach in ein jähes Schluchzen aus. Sie bedeckte das Gesicht mit dem Tuche, beugte sich noch tiefer und weinte heftiger. Iwan Alexeitsch räusperte sich, staunte und wußte nicht, was er reden und thun sollte und blickte hoffnungslos um sich. Er war so wenig an Weiberthränen gewöhnt, daß ihm selbst die Augen naß wurden.

„Das fehlte gerade noch!" murmelte er. „Wera Gawrilowna, was soll das? Meine Liebe, Sie . . . Sind Sie krank? Oder hat Sie Jemand beleidigt? Sagen Sie es mir, vielleicht kann ich . . ."

Indem er sie zu trösten suchte, erlaubte er sich, ihr die Hände vorsichtig vom Gesicht zu entfernen. Da lächelte sie ihn unter Thränen an und sagte:

„Ich . . . ich liebe Sie!"

Diese einfachen, alltäglichen Worte wurden von ihr ganz einfach gesprochen, Ognew aber wandte sich in Verwirrung von Wera ab und empfand einen heftigen Schreck.

Die Wehmuth, die durch das Abschiednehmen und den Liqueur

hervorgerufen war, verschwand plötzlich und rief ein unangenehmes Gefühl des Unbehagens hervor. Ihm war, als drehte sich ihm das Herz im Leibe um; er blickte scheu auf Wera, und nun sie ihm ihre Liebe gestanden, schien sie ihre Unnahbarkeit verloren zu haben, die das Weib so lieblich schmückt, sie erschien ihm kleiner, schlichter, weniger anziehend.

„Was ist das?“ fragte er sich erschrocken. „Doch ich . . . ich liebe sie doch — oder nicht? — Das ist ein Räthsel!“

Sie aber, nachdem das Wichtigste und Schwerste heraus war, athmete leichter. Sie hatte sich auch erhoben, sah ihm gerade ins Gesicht und sprach schnell, unaufhaltsam und leidenschaftlich.

Wie ein erschreckter Mensch sich später einer Katastrophe kaum noch im Zusammenhange erinnern kann, so entsinnt sich auch Ognew weder Wera's Ausdrücke noch ihrer Phrasen. Er erinnert sich nur des Sinnes ihrer Rede, ihrer selbst und des Gefühls, das ihre Rede in ihm wachrief. Er erinnert sich der vor Erregung ein wenig unsicheren Stimme und des ungewöhnlichen Wohlklanges und der Leidenschaftlichkeit des Ausdruckes.

Weinend, lachend, mit blinkenden Thränen an den Wimpern sagte sie ihm, daß er schon in den ersten Tagen tiefen Eindruck auf sie gemacht durch seine Originalität, seinen Verstand, seine ehrlichen, klugen Augen, seine Grundsätze und Ziele; daß sie ihn liebgewonnen, leidenschaftlich, wahnsinnig und tief; daß sie jedes Mal, wenn sie im Sommer aus dem Garten ins Haus trat und im Vorzimmer seinen Mantel sah oder seine Stimme von weitem hörte, ihr Herz erschaudern fühlte; daß sogar seine leicht hingeworfenen Scherze sie zum Lachen reizten, und daß sie in jeder Ziffer seiner Statistik etwas ungewöhnlich Verständiges und Großartiges sah, ja daß sein Knotenstock ihr schöner als die Bäume erschien.

Und der Wald und die Nebel und die dunklen Gräben schienen ganz stille geworden und ihr zu lauschen, in Ognew's Seele aber stieg etwas Schlechtes, etwas Sonderbares auf . . . Als Wera ihm ihre Liebe gestand, war sie bezaubernd schön, sie sprach auch schön und leidenschaftlich, er empfand aber keine Wonne, keine volle Lebensfreudigkeit dabei, wie er es doch gewünscht hätte; in ihm war nur eine Regung des Mitgefühls, Schmerz und Mitleid darüber, daß ein guter Mensch seinetwegen litt. In ihm sprach jetzt die trockene Bücherweisheit, die so oft den Menschen das Leben verbittert, so daß Wera's Begeisterung und Leiden ihm übertrieben und nicht ernst erschienen. Zugleich lehnte sich aber in ihm etwas auf, was ihm zuraunte, daß Alles, was er jetzt sehe und höre, vom Standpunkt der Natur und des Menschengeschickes aus viel ernster sei als alle Statistik, alle Werke, alle Wahrheit . . . Und er ärgerte sich über sich selbst und klagte sich an, obwohl er eigentlich nicht klar wußte, worin seine Schuld bestehe . . .

Und der Gipfel des Unbehagens war, daß er nicht wußte, was er sagen sollte; und reden mußte er doch unbedingt. Zu sagen: „Ich liebe Sie nicht“ — ging über seine Kraft, und zu sagen: „Ja“ — das vermochte er nicht; denn wenn er auch sein Inneres noch so ernstlich durchforschte, — er fand kein Fünkchen Liebe darin.

Er schwieg also, sie aber sprach davon, daß es kein höheres Glück für sie gebe, als ihn zu sehen, ihm zu folgen, wohin er wollte, sie wolle seine Frau, seine Geliebte sein, und wenn er nun fortgehe, so sterbe sie vor Leid.

„Ich kann hier nicht bleiben,“ rief sie händeringend. „Mir ist dieses Haus, dieser Wald, diese Luft eine Qual. Ich kann die Ruhe und das ziellose Leben nicht ertragen, ich mag sie nicht leiden, diese farblosen und alltäglichen Menschen, welche sich alle gleichen wie Wassertropfen! Alle sind sie brav und gut, weil sie satt sind, sie leiden nicht, sie kämpfen nicht . . . Ich aber will in jene großen, feuchten Häuser, wo man leidet und von Arbeit und Noth erdrückt wird . . .“

Auch dieses erschien Ognew übertrieben und nicht ernst zu sein. Als Wera geendet, wußte er noch immer nicht, was er sagen sollte, doch schweigen durfte er nicht länger, und er begann also:

„Wera Gawrilowna, ich bin Ihnen sehr dankbar, obgleich ich es wohl empfinde, daß ich durch nichts ein solches . . . Gefühl von Ihrer Seite verdient habe. Dann muß ich Ihnen, als ehrlicher Mensch, sagen, daß . . . daß das Glück auf dem Gesetz des Gleichgewichts beruht, das heißt wenn von beiden Seiten die gleiche Liebe . . .“

Doch Ognew schämte sich seiner Worte und verstummte plötzlich. Er fühlte, daß in diesem Augenblick sein Gesicht dumm, schuldig, armselig aussehen mußte, daß es einen jammervollen Eindruck machte . . .

Wera hatte wahrscheinlich in seinem Gesicht die Wahrheit zu lesen vermocht: denn sie wurde plötzlich ernst und ließ das Köpfchen hängen.

„Entschuldigen Sie,“ stotterte Ognew, der das Schweigen nicht ertragen konnte. „Ich verehre Sie so sehr, daß . . . es mir leid thut!“

Wera wandte sich schnell um und lief eilig in der Richtung zum Herrenhause. Ognew folgte.

„Nein, es ist nicht nöthig,“ rief sie mit der Hand abwehrend. „Folgen Sie mir nicht, ich gehe allein nach Hause . . .“

„Nein . . . das geht nicht, ich muß Sie begleiten.“

Was Ognew auch sprach, Alles bis auf das letzte Wort erschien ihm widerlich und platt. Das Gefühl der Schuld wuchs in ihm. Er ärgerte sich, ballte die Fäuste und verfluchte seine Ungeschicklichkeit den Frauen gegenüber. Da er sich aufzuregen trachtete, beobachtete er ihren schönen Wuchs, ihre Flechten, die Spuren ihrer kleinen Füße auf dem staubigen Wege, dachte er ihrer Worte und Thränen; doch das Alles stimmte ihn mitleidig, aber erregte ihn nicht.

Ach, man kann ja jemand nicht gezwungen lieb gewinnen! redete er sich ein und dachte zugleich: Wann aber werde ich ungezwungen lieben? Ich bin ja schon dreißig Jahre. Liebenswürdigere Frauen als Wera habe ich nie getroffen und treffe ich nie. Es ist schlimm, mit dreißig Jahren bereits alt zu sein!

Wera ging immer schneller und schneller vor ihm her, ohne sich umzusehen und gesenkten Kopfes . . . Ihm schien, als wäre sie vor Kummer kleiner und schmächtiger geworden.

Ich kann es mir denken, was jetzt in ihrer Seele vorgeht, dachte er, indem er auf ihren Rücken sah. Wahrscheinlich fühlt sie so heftig Scham und Schmerz, daß sie sogar zum Tode bereit wäre! O Gott, wie viel Leben, Poesie und tiefer Sinn ruht in diesem Allen, einen Stein könnt' es erbarmen . . . ich aber bin dumm und plump! . . .

„Hören Sie, Wera Gawrilowna!“ stieß er gegen seinen Willen heraus. „Denken Sie nicht, daß ich . . . daß ich . . .“

Ognew wurde verlegen und schwieg endlich. Bei der Gartenthüre sah ihn Wera flüchtig an und eilt sich in ihr Tuch hüllend, die Allee hinab.

Iwan Alexeitsch war allein. Als er zum Walde zurückkehrte, ging er langsam; er blieb jeden Augenblick stehen und sah sich nach der Gartenthür um, als traue er sich selbst nicht.

Er suchte mit den Augen Wera's Fußspuren und konnte es gar nicht glauben, daß das Mädchen, das ihm so sehr gefiel, ihm ihre Liebe gestanden, und daß er sie so plump und grob abgewiesen hatte.

Zum ersten Male erfuhr er thatsächlich, wie wenig ein Mensch von seinem freien Willen abhängt, und er erfuhr es an sich selbst, daß ein braver Mensch manchmal ohne Absicht seinem Nächsten unverdiente Leiden zufügt.

Sein Gewissen verursachte ihm Pein; und als Wera seinem Blick entschwunden war, schien es ihm, als hätte er etwas überaus Theueres verloren, was er nie wiedergewinnen werde. Er fühlte, daß seine Jugend entschwunden war, und daß die letzten unfruchtbaren Augenblicke nie wiederkehren würden.

Als er zur Brücke kam, blieb er stehen und dachte darüber nach. Er wollte den Grund seiner Kälte finden. Daß sie nicht von außen einwirkte, sondern in ihm lag, sah er ein. Ehrlich gestand er sich, daß es nicht Verstandeskälte, womit kluge Leute Staat machen wollen, nicht die Kälte eines egoistischen Narren sei, sondern einfach eine völlige Schwäche der Seele, ein Unvermögen, die Schönheit zu erfassen, und ein frühes Altern, das durch die Erziehung, die Nahrungssorgen, das Junggesellenleben hervorgerufen worden.

Von der Brücke ging er langsam, fast wider Willen in den Wald.

Hier im Dunkel, wo bald da und dort der Schein des Mondes aufleuchtete, wo ihn nur seine eigenen Gedanken verfolgten, hatte er den heftigen Wunsch, das Vergangene zurückzubeschwören.

Und Iwan Alexeitsch erinnert sich, daß er damals umkehrte. Indem er sich durch Erinnerungen zu erregen suchte, Wera's Bild gewaltsam in seiner Phantasie erweckte, ging er schnellen Schrittes zum Garten zurück. Auf dem Wege und im Garten wogten keine Nebel mehr, und der helle Mond sah blendend vom Himmel herab; nur im Osten lag Nebeldunst.

Ognew erinnerte sich noch seiner vorsichtigen Schritte, der dunklen Fenster, des starken Duftes des Heliotrop und der Reseda. Der ihm wohlbekannte Caro wedelte freundlich, kam zu ihm heran und schnupperte an seiner Hand. Das war das einzige lebende Wesen, welches bemerkte, wie er zweimal um's Haus ging, bei Wera's dunklem Fenster stehen blieb, und dann, mit der Hand eine abwehrende Bewegung machend, mit einem tiefen Seufzer den Garten verließ.

Eine Stunde später war er im Städtchen; und matt und müde, wie zerschlagen lehnte er sich mit seinem ganzen Körper und seinem heißen Gesicht an die Thüre des Wirthshauses, wo er den Klopfer in Bewegung setzte.

Irgendwo in der Stadt bellte ein aus dem Schlaf emporgeschreckter Hund, und wie eine Antwort auf das Klopfen ertönten von der Kirche die Glockenschläge.

„Du treibst Dich auf der Straße umher," brummte der altgläubige Wirth in langem, einem Frauenhemd ähnlichen Gewand, indem er die Thüre öffnete. „Du solltest lieber beten. . . . "

Als Iwan Alexeitsch ins Zimmer trat, ließ er sich auf sein Bett nieder und sah lange, lange ins Feuer, dann schüttelte er den Kopf und begann seine Sachen einzupacken.

Aus der Hauptstadt.

Norske Creditbank.

Die deutschen Parlamente haben abermals eine segensreiche Thätigkeit hinter sich. Trat schon in den unterschiedlichen Thronreden, mit denen sie pomphaft eröffnet wurden, ein fast humoristisch wirkender, weiter Abstand hervor zwischen dem, was ihre Verfasser zu erreichen wünschten und den kleinlichen Mitteln, die sie dazu vorschlugen, so haben sich die Kammern nicht ohne Erfolg bemüht, die Kluft noch in grotesker Weise zu verbreitern. Mit läppischen Debattereien und zwecklosem Budgetgezänk, das diesmal selbst Bildungsbedürftigen nicht die sonst so beliebten culturhistorischen und literaturgeschichtlichen Lehrkurse à la Bennigsen brachte, hat der Reichstag unwiederbringlich kostbare Zeit vertrödelt; die reformerischen Gesetze, die der Session ihren Stempel aufdrücken sollten, sind ausnahmslos zurückgestellt worden, und die drängendsten Gläubiger, die Großgrundbesitzer, suchte man durch eine kleine Ratenzahlung im preußischen Abgeordnetenhause bis zum nächsten Ersten zu befriedigen. Es sitzen, wie Fürst Bismarck, der sacht wieder in Ungnade Fallende, so glänzend und witzig nachwies, einige erfreulich fleißige Bureauarbeiter in der Regierung, Männer, bei denen gewiß nicht der Kopf der vornehmste und am meisten in Anspruch genommene Körperteil ist; doch auch ihnen, denen es nicht so sehr auf das Regierungssystem als auf das Regieren überhaupt ankommt, wird längst die Einsicht aufgegangen sein, daß der deutschen Landwirthschaft nur durch Schutz und Ausbreitung des noch lebensfähigen Bauernstandes, nicht aber durch Pillendreherei zu Gunsten eines Latifundienthums geholfen werden kann, das social berechtigt und werthvoll, aber vom nationalökonomischen Standpunkte aus unhaltbar, wenn nicht verderblich geworden ist. Tiefgründigen Regierungen liegt es indessen nicht ob, das zu erhalten, was noch erhalten werden kann; bevor eine Einrichtung nicht so verwest ist, daß man alle Apothekerkünste umsonst daran verschwendet, regt das wahrhaft weise Gouvernement keine Hand für sie. Den deutschen Mittelständen wäre noch Rettung zu bringen, gilt in dem Kampfe, den sie gegen das mobile Capital ausfechten, persönliche Tüchtigkeit doch weit mehr als in dem verlorenen Ringen, das der geldschwache Großgrundbesitz wider den millionenstarken Zwischenhandel versucht; aber eben weil es noch Zeit ist, das Gefecht zu ihren Gunsten zu entscheiden, beeilt man sich keineswegs mit den Gesetzen, die das verbrecherische Treiben der Börse und der Schmutzconcurrenz unter schärfere Aufsicht stellen sollen. Die Parlamente aller benachbarten Culturstaaten arbeiten noch immer fort, trotzdem in keinem einzigen Gegenstände von so ungeheurer, so einschneidender Wichtigkeit zur Verhandlung stehen wie es im Kuppelbau am Königsplatze der Fall war; in Rom, Wien und Paris quält die Hitze empfindsame Volksvertreter nicht minder als bei uns, und dennoch lassen die Regierungen erbarmungslos die Maschine weiter klappern. Der deutsche Reichstag dagegen schließt seine Thür ab, sobald man sich draußen in der Provinz besser amüsiren kann als in der rauchigen Hauptstadt, und er nimmt sein staatsrettendes Werk erst wieder auf, wenn bei Dressel frische Austern erschienen und die Choristinnen längst vom Urlaub zurückgekehrt sind. Seiner Trägheit zu Liebe opfert der einheimische Parlamentarismus schmunzelnd seine Würde und seine Bedeutung, eine Bedeutung, über die er nach dem autoritativen Wort des alten Sachsenwäldlers gerade jetzt mit nervöser Eifersucht wachen sollte; er ist es zufrieden, wenn eine Regierung, die dazu nicht einmal durchweg aus beruhigend geistvollen und begabten Männern besteht, ihm sein Arbeitspensum genau vorschneidet und alle Verantwortung für vielleicht unsühnbare Unterlassungssünden auf sich nimmt. Der Klimbim von Kiel, in dem die Halbjahrsthätigkeit des Reichstages ihren bengalisch beleuchteten Abschluß fand, symbolisirt sein Wirken nicht minder scharf und ergötzlich, als es der letzte, bedeutsame Beschluß des preußischen Abgeordnetenhauses dieser Jammerkammer gegenüber that: die Ablehnung des Gesetzentwurfes über Verpflegungsstationen. In beiden Heldenthaten offenbart sich eine solche Verkennung der lebendigsten Interessen unserer Zeit, eine so glänzende Unkenntniß der am häufigsten zu Tage tretenden Gedanken und Strömungen im deutschen Volksleben, daß die Unfähigkeit ihrer Verüber keinen gereizten Zorn mehr, sondern nur noch melancholisches Lächeln wachzurufen vermag. Ungeeigneter zu rauschenden und mit Glühlämpchen illuminirten Festlichkeiten war die Zeit niemals als gerade jetzt, und geringeres Recht, solchen Festlichkeiten beizuwohnen, hatte niemand als die M. d R.-Männer, die nicht im Stande gewesen waren, den bescheidenen, in sie gesetzten Hoffnungen der Bevölkerung auch nur in einem Punkte von Wichtigkeit zu genügen. Das rückständigste Deputirtenkämmerlein im gottverlassensten Winkel Europa's könnte sich keiner so antisocialen That schuldig machen wie Preußens Abgeordnetenhaus, das es ablehnt, die gottverlassenen Kunden und schnapsseligen Monarchen der Landstraße vorm völligen Untergange zu retten und in geordnete Erwerbsverhältnisse bringen zu helfen, weil dadurch jedem Bürger eine neue „Steuerlast" von anderthalb Groschen jährlich aufgebürdet würde. Die deutschen Parlamente zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts thun Alles, ihren Credit zu untergraben und immer gewichtigere Zweifel an ihrer Zweckmäßigkeit auftauchen zu machen; sie thun dies in einer Zeit, wo wir angesehene, starke und volksthümliche Kammern nöthiger als je vorher gebrauchen. Gerade was die Regierungen versäumen, sollten die Abgeordnetenhäuser nachholen; einsichtslose Machthaber und vom täglichen Leben abgeschlossene Bureaukraten sollten sie immer wieder mit der stumpf gewordenen Nase auf die Erfordernisse und die dringenden Wünsche der Zeit hinstoßen. Statt dessen zertreten sie in unfaßbarer Verblendung noch das Wenige, was irgend ein gutmeinender Geheimrath unter tausend Mühen und Sorgen aufbaut, beschränken sich darauf, die Eigenschaften des Volksvertreters bei Prunktafeln und in Fremdenbüchern in die Erscheinung treten zu lassen

oder Gesetzbestimmungen durchzudrücken, die brutale Classenselbstsucht athmen.

Der weitausschauende Geschäftsmann, der in luxuriös ausgestatteten Räumlichkeiten aus eigener Machtvollkommenheit eine Filiale des berühmten nordischen Creditinstitutes einrichtete, das Stadtviertel in frohe Aufregung versetzte, ein paar Dutzend harmlosen Leuten Aussicht auf Befreiung von aller Lebenslast und Noth dadurch eröffnete, daß er sie in seine Dienste nahm und dafür nur Vertrauen gegen Vertrauen, eine geringe Caution, beanspruchte; dieser große Schönredner und Vielversprecher, der doch nicht im Stande war, Creditbedürftigen auch nur einen rothen Heller zu geben, der schließlich selbst die Miethe schuldig blieb und den, wie man aus allen diesen Proben sieht, die Zeitungen sehr zu Unrecht und sehr gedankenlos immer einen „Bankier" in Gänsefüßchen nennen — sollte er am Ende, mit dem spaßigen Erfinder der Benzin-Mordkiste geistesverwandt, nur eine schneidende Satire auf allerlei Parlamentarismus beabsichtigt haben?

* * *

Wollte man den gut unterrichteten Morgenblättern trauen, so liegt Berlin zur Zeit wieder einmal verödet, hat die todte Saison mit ganzer, herzbezwingender Macht eingesetzt. Unsere Excellenzen, auch die noch nicht pensionirten, weilen in romantischen Sommervillegiaturen, die ihnen vielleicht, ach zu bald, auch Winterquartiere abgeben werden; neue Scandalgeschichten tauchen nicht mehr auf, nachdem Herr Castan zu seiner aus Mangel an hinreichenden Beweisen erfolgten Freisprechung allseitig und herzlich beglückwünscht worden ist, und auch von neuen Steuern und Socialistengesetzen hört man nichts mehr. Um so erfreulicher ist die ungewöhnliche, geistige Regsamkeit der Börse. Bedenkt man, daß sich zwar die großen Banken im Coursstand auf stolzer, alter Höhe erhalten haben, sei's auch um den Preis beträchtlich verminderter Abschreibungen in Druckluft- und Schweizerbahn-Papieren, sei's auch Dank einem vielleicht allzu gläubigen Vertrauen auf Crispi's Glück und die Geschicklichkeit römischer Specialcorrespondenten; daß hingegen in allen kleinen Comptoirs ein Jammerschreien hallt wie noch nie zuvor, daß man jetzt dort den ärmlichsten Kunden, kaufe er auch nur für dreitausend Mark Lombarden, mit hinreißenderer Liebenswürdigkeit behandelt als 1889 den Hunderttausendmarkfixer, bedenkt man alles dies und die unvergleichlich trostlose Lage des Wintermarktes, so könnte man zu dem Schlusse kommen, daß die Börse heuer zeitiger denn je in die Ferien springen würde. Auch die schönste Treiberei in Gasglühlichtactien verliert ja doch am Ende allen Reiz, besonders wenn man weiß, daß sie ein närrisches Spiegelgefecht ist und daß die paar Besitzer sich das knabenhafte, unschuldige Vergnügen machen, sich ihre Werthe einander abzukaufen und zurückzuverkaufen. Aber mitten in die trostlos bleierne Stille hinein schneit eine Emissionsthätigkeit, wie sie das lebendigste Winterhalbjahr nicht lebendiger gesehen hat. Der Geldstrom, der sich in Spinden und Strümpfen des Privatcapitals ungeheuerlich aufgestaut hat, schreit nach Verwerthung; indeß so groß ist das Mißtrauen der allzu oft Betrogenen, daß sie sich den noch immer in schäbigem Glanze prangenden, älteren „dividendentragenden" Anlagen trotzig verschließen, während sie andererseits den über Pari getriebenen, theuren Renten auch keinen Geschmack abzugewinnen vermögen. Und so hat denn die erfindungsreiche Burgstraße, die jeder Laune des Privatpublicums entgegenzukommen gewohnt ist, seitdem es den Taumelreihen nicht mehr mittanzen will, ganz funkelnagelneue Papiere drucken lassen; ein Wirbelwind von Prospecten fegt durch den Julimond, fast vergeht kein Tag mehr, an dem nicht ein harmloser „Buus" in eine prangende Actiengesellschaft umgewandelt wird. Ehe denn das neue Börsengesetz auf dem Plane erscheint, das den Großen so schrecklich gar nicht ist, manchem kleinen Betrüger aber doch das Speckhälslein brechen wird, schlüpft man noch einmal mit wehmüthiger Lust durch die mannesbreiten Lücken des alten, und was diesmal dem leichtgläubigen Subscribenten zugemuthet wird, übersteigt so ziemlich die kühnsten Erwartungen der Redner, die gierig auf neues Material für ihre Herbstphilippiken gegen die Burgstraße jagen. Es bleibt verschwiegen, zu welchen Sätzen man wichtige Objecte, „deren Ausbeutung Hauptzweck der Gesellschaft sein wird," vom trauernden Vorbesitzer übernahm, und bekannt gegeben wird nur der Subscriptionspreis, den für das gefährliche Papier die Tölpel zahlen sollen, „deren Ausbeutung Hauptzweck der Gesellschaft sein wird." Neugierigen Erkundigungen nach dem bisherigen Erträgniß dieses oder jenes „Zweiges unserer Unternehmung" geht man klüglich mit dem Hinweise darauf aus dem Wege, daß das verehrliche Bank-Consortium für die ersten drei Jahre eine Dividende von sechs Procent gewährleistet; nicht erteilt wird der doch so ungemein beherzigenswerthe Rath an den Käufer, seine Actien vor Ablauf des fünften Semesters um jeden Preis zu versilbern, da sie später sicherlich „zusammengelegt" werden müssen. Einen schönen und harmonischen Abschluß der lockenden Versprechungen bildet immer die inhaltschwere Bemerkung, daß vom Rohgewinn zunächst 5 bis 10% in den Reservefonds gehen, bis er die statutarisch vorgeschriebene Höhe erreicht hat, und daß sodann weitere 5% unter die Directoren, 7 bis 8% Tantième aber an den Aufsichtsrath vertheilt werden, der aus den schätzbaren Gründern besteht. Auf diese und ähnliche Annehmlichkeiten weisen die Organe der öffentlichen Meinung ihr dividendenlustiges Publicum darum nicht hin, weil sie dem Inseratenagenten seine an und für sich saure Arbeit nicht noch mehr erschweren wollen und weil der „weiter hinten" abgedruckte Prospect immerhin runde hundert oder zweihundert Mark einträgt. So ist es denn möglich, daß schon im Abendblatte triumphirend die Wundermär verkündet wird, in Folge des ungeheuren Andranges seitens zwar capital-, aber nicht eben hirnkräftiger Abonnenten hätte die Subscription gleich nach Eröffnung wieder geschlossen werden müssen. Und die betheiligten Firmen, nicht minder die betheiligten Handelsredacteure dürfen nun endlich beruhigt und froh an die See gehen. Denn ihre Semestralbilanz wird gleich zu Anfang mit einem hübschen Sollposten geschmückt.

Norske Creditbank ... Die Abonnenten werden nicht alle.

Wo so viele Privatrinaldini mit Glück um spröde Herzen buhlen, wollen auch die geldbedürftigen, großen Gemeinwesen nicht länger zaghaft zurückbleiben. Und um den Hohn, mit dem Deutschlands glorreiches Regiment sich im Japanhandel von den beiden „Mitverbündeten" überschütten ließ, vollständig zu machen, bietet man den deutschen Zinsfreunden sechsprocentige Chinesen an; wir zahlen und verlieren das Geld, während Väterchen, der die Anleihe zwar garantirt, aber selbst nichts hergiebt, dafür die Oberaufsicht über seinen Bruder zu Peking erhält, während Frankreich geliebte Allianzen befestigt. Nachdem wir von unseren östlichen und westlichen Freunden so nachdrücklich über's Ohr gehauen und vor der lachenden Welt bloßgestellt worden waren, gehörte eine nicht alltägliche und nicht sentimentale Kühnheit dazu, die papiernen Zeugen unserer Schmach, die sechsprocentigen Chinesen, in Berlin und anderen, sozusagen doch deutschen Städten auszulegen; aber kein Zweifel, die Kühnheit blieb nicht ohne Erfolg, die Cautionen, deren die Norske Creditbank in St. Petersburg bedurfte, um ihre Verbindungen in China auszudehnen, liefern ihr die deutschen Hausknechte.

Es ist befremdlich, daß sich der Erfinder des Norske Creditbank-Gedankens in Berlin nur so kurze Zeit zu halten wußte; fast muß man argwöhnen, daß er, uns überschätzend, das Spiel allzu früh und ohne Grund verloren gab. Fünf Jahre nach dem Sturze Bismarcks, fünfundzwanzig nach der Neuerrichtung des Reiches ist das Terrain für derartige, nationale Unternehmungen bei uns wieder so günstig wie nur jemals zuvor.

Prinz Vogelfrei.

Die große Kunstausstellung.

8. Die Landschaftsseele.

Unsere Großväter sagten — oder waren es unsere Väter noch? —: Die Welt ist braun. Dann kamen die Naturalisten über sie und sagten: Sie irren sich, meine Herren, die Welt ist grau. Darauf die Impressionisten, und verkündeten: Die Welt ist blau — nein, violett — nein, grasgrün! Und so kann der Sang noch eine Weile fortgehen, mit immer neuen Variationen und immer neuen Gemeindesängern. Z. B. hat Professor Dill in München jetzt die Entdeckung gemacht, daß die Welt grauroth ist — und ich verstehe absolut nicht, warum er diese Entdeckung nicht gründlicher ausposaunt. Er sagt sie vielmehr so schlichtweg und natürlich, gleich als ob seit einem Jahrzehnt schon gar kein Zweifel mehr darüber bestünde: die Welt ist grauroth, höchstens mitunter auch einmal rothgrau.

Ludwig Dill scheint eben, obwohl er Präsident der „Secession" ist, frei von dem kindischen Ehrgeiz zu sein, Schule zu machen. Natürlich darf er aber auch nicht Schüler sein. Somit muß er die Welt anders sehen als andere Leute.

Sein Grauroth hat nun, vom Zufällig-Individuellen abgesehen, einen gewissen symbolischen Werth: Wie schön wäre es, die Welt einmal roth zu sehen, flammendroth, purpurroth, rosenroth! — aber leider ist sie noch immer von grauen Dünsten überspinnen, angegraut, verkatert. So denkt der Präsident der „Secession", und so denkt auch im Großen und Ganzen die Secession selber. Ueber das Graurothe ist sie noch nicht hinweggekommen, und wird wohl auch nicht mehr drüber wegkommen. Man muß muthvoll und heidnisch sein, um sich zu Roth zu bekennen; dagegen ist das Graue christlich und bürgerlich. Und am Christlichen und Bürgerlichen und was damit zusammenhängt, wird die „Secession" noch einmal künstlerisch zu Grunde gehen. Sie kann die Hofluft und Bankierluft nicht vertragen. Sie ist zu rücksichtsvoll, zu eingeschüchtert, zu ehrgeizig. Sie möchte gerne nackt herumlaufen. Aber sie hat erkannt, daß es doch nicht gut anginge, die Kleider auszuziehen.

Das Alles verringert indeß nicht im allermindesten meine Hochachtung für Ludwig Dill, für sein redliches Wollen und tüchtiges Können. Er gehört ja gewiß als Künstler nicht zu den großen Europäern, aber doch zu den besten Münchenern. Dies gilt auch von seinem Genossen Keller-Reutlingen, der gleich ihm eine durchaus individuelle Specialität hat, aber immerhin eine Specialität. Er hat nämlich entdeckt, daß die Welt aus Hintergründen besteht, und daß es bis zu diesen Hintergründen ziemlich weit ist. Somit malt er Blicke über eine gedehnte Ebene und in der Ferne ein Dorf, meist mit blitzenden Lichtern. Alles dieses ist sehr löblich, und so lobe ich es auch, wenn Hans von Volkmann mit Vorliebe die vordere Hälfte seiner Landschaftsbilder beschattet und die hintere intensiv beleuchtet. Das macht sich so reizvoll, daß man noch nicht einmal Etwas dagegen sagen mag, wenn Richard Riemerschmied (in seiner „Landschaft aus dem Mühlthal") das Gleiche thut. Beide Künstler können aber auch anderes. So hat Volkmann in seinem „Waldthal" mit weitem Blick und köstlichstem Gelingen den Duft und Dunst des deutschen Waldes geschildert, und Riemerschmied malt uns einen Abend, wo rotgolden der Himmel hinter schwarzen Baumriesen flammt und rotgolden zurückstrahlt als blinkendem Gewässer. Ueberhaupt lieben die Münchener das Witzige. So zeigt uns Walter Georgi ein paar Birkenstämme, halb mondblau und halb abendrosig, und Alois Hänisch entzündet einen Regenbogen, wie er straff im blitzenden Felde steht, eine Hütte mit Buschwerk überbrückt und in dunkelvioletter Wolkendämmerung sich verliert.

Ich könnte natürlich noch manche Andere nennen, wie Binnen, Bartels, Schulze-Naumburg, die alle in München der Landschafterei obliegen und Erkleckliches vor sich bringen. Lauter Talente, lauter Sucher, aber wohl ziemlich sämmtlich zu eitel, zu ehrgeizig und zu gebildet, um der Natur mit jener großen Naivität gegenüberzutreten, die die Tiefen schöpferisch macht. Sie scheinen der Ansicht zu sein, daß die Natur vornehmlich dazu da sei, um sich malen zu lassen. Sie ist für sie gleichsam eine aparte Schöne, die gewandt Modell steht, um den lieben Malerlein eine Freude zu machen. Sie sind ja gewiß zu geschmackvoll, um nicht längst zu wissen, daß die Bädekerei, die Dreisternenjägerei, heutzutage in Verruf bringt. Somit malen sie keine „berühmten Gegenden" (wie man es in Berlin noch immer nicht verschmäht). Aber sie sind doch viel zu begierig, etwas zu finden, was noch Keiner gefunden hat. Das raubt ihnen die Ruhe der Beschaulichkeit, die Bescheidenheit der Hingabe. Sie empfangen zu wenig von der Natur, suchen zu viel aus ihr herauszuklauben. Sie horchen nicht, sie blinzeln. Eine Seele aber will nicht erblinzelt, sie will erhorcht und erlauscht werden, und man muß ganz still dabei sein.

In dieser Hinsicht ist mir unser Walter Leistikow lieber als alle Münchener. Er ist nicht mit seinen besten Bildern auf der Ausstellung; aber wie wäre das auch möglich? Doch was ich fast ausnahmslos an ihm zu preisen finde, das ist sein inneres Verhalten gegenüber der Natur, jenes seine Ansichherankommenlassen, das sich dann später in der Widergabe als Poesie äußert.

Der Natur mit dem Herzen unterwürfig sein und dadurch Auge und Hand frei machen: das schenkt dem Landschaftsmaler höchstes Vollbringen. Das macht ihn zum künstlerisch fühlenden Individuum. Denn wozu brauchte sonst die Natur gemalt zu werden, wenn sie den Maler nicht zu höherem Selbstgenuß zu führen wüßte!? Ist Selbstgenuß nicht des Künstlers A und O!? Wohlan, wie lernt man vor der Natur sich selbst genießen?

So geht hin, und fragt die schottischen Landschaftsmaler! Sie können es euch vielleicht nicht sagen, aber sie wissen es ganz bestimmt. Denn gerade dieses macht mir die schottischen Landschaftsbilder so lieb, und macht mir sie theurer, je öfter ich sie sehe: daß ich darin erkenne, wie ein Mensch vor der Natur sich selber fand. Ganz der Mensch, und ganz die Natur: kann man besseres von irgend welcher Kunst verlangen?

Ich will einige Schilderungen nennen, die ich mit besonderer Andacht verehre.

Da ist ein prachtvoller Paterson, ein großes nächtiges Bild. Obwohl es noch nicht völlig Nacht ist. Aber sie lauert an allen Ecken. Auf schweren blauen Wolkenschatten zieht sie dahin. Und was Farbe hat, das leuchtet um so stärker. Um eine waldhügelige Insel, die sich krümmt wie der Buckel eines schlafenden Thieres, schlingt sich, als halte er sie im Bruderarm, ein lautloser Fluß. Ein Castell steht auf der Insel, halbverfallen. Hell blinkt es hervor zwischen braunbelaubten Bäumen. Und ringsumher schwillen Berge, breit, dunkel, schweigsam. Ihr Grün wandelt sich schon in Grau. Trübes Gelb knistert dazwischen. . . . Als der Maler dieses Bild schuf, da war seine Seele voll von einer großen Traurigkeit.

Trauer ist der Grundton der schottischen Bilder, Trauer, Herbst und Abend. „Dies ist der Herbst — der bricht dir noch das Herz." Ein Vers von Nietzsche, der wohl zu all diesen Schöpfungen paßt.

Aber in der Trauer steckt Rausch. Und die Trauer macht den Rausch üppiger, sowie der Rausch die Trauer tiefer macht. Dies sehe ich in den Herbstphantasien von Reid-Murray. Ich denke dabei an ein Gedicht von Dauthendey, „Herbstbacchanal".

Zitternde Blässe schminkt sich
Mit stierem grinsendem Blut.
Mühsames Leben lodert
Leere erheuchelte Gluth.
Flammenjauchzen durchgellt
In grassem Echo die Welt.
Betäubende Feuer schäumen.
Farben tollen, bäumen
Schrille kreischende Funken.
Lachen rast, wahnsinntrunken . . .
Doch unter all dem blinden Tosen,
Durch den verzweifelten Sturm,
Pocht an die flackernden Rosen —
Der Todtenwurm.

Dem habe ich nichts hinzuzufügen. Es giebt die Stimmung dieser Bilder vollkommen wieder.

Von Alexander Frew rührt eine Stimmung in Graugelb mit spätem Grün und frühem Braun. Eine äußerlich reizlose Hügel- und Haidelandschaft, in der weiße Schafe grasen. Und doch, mit welcher Macht und Sicherheit rührt sie an unser Empfinden.

Ein brauner Abend, in satten, tiefen Tönen, von Thomas Austen Brown. Arbeiter auf dem Felde bei ihren letzten Beschäftigungen.

Viele Mondlandschaften von Macauley-Stevenson und eine von Grosvenor Thomas. Diese letztere besonders schön, von einem magischen Blau über Himmel und Fluß. Dazu der weiße Mond; rothe und grüne Signallaternen auf den Schiffen; und in den Hütten der Menschen gelb erleuchtete Fenster. Im schwarzen Laub der hohen Bäume rauscht ein nächtlicher Wind.

Von Nisbet eine Moorlandschaft. Fast lauter murrende wellige Ebene. Darüber ein Himmel, endlos hoch, und doch so tief von Wolken verhängt, als habe er einen unermeßlichen Gram auszuweinen.

Ich halte inne, um nicht zu ermüden. Man wird verstehen, was ich bei den Schotten liebe: diese höchstentwickelte und dabei völlig hingegossene Subjektivität, die sie so einzig macht unter allen Völkern Europas.

Schon die englische Landschaftsmalerei giebt nicht mehr ganz das, was uns die schottische bescheert. Trotzdem bewundere ich durchaus die große Schöpfung von John Buxton Knight „Die Kathedrale der Natur". Im Hinblick auf die schottischen Bilder aber ist schon ein wenig Absicht darin spürbar. Uebrigens würden alle diese Bilder das Dreifache an Wirkung thun, wenn sie statt in einem stimmungslos hohen und gestreckten Saal in kleinen lauschigen Cabinetten hingen, und vor Allem wenn sie in für sie geeigneten Rahmen steckten, die nämlich die Farbenstimmung des Kunstwerks aufnähmen, variirten und zum Abschluß brächten. Statt dessen hängen sie sammt und sonders in fürchterlichen Goldmaschinen, die diese seelischen Ton- und Farbengebilde zu erdrosseln Miene machen. Man sollte die Goldrahmen auf mindestens sechs Jahre polizeilich verbieten. Der Entwickelung des Kunstgeschmacks würde damit ein unberechenbarer Dienst erwiesen.

Von französischen Landschaften ist nicht viel Rares da. Wohl die beste hängt in einer Nebenkammer, der weißdunstige Septembermorgen von Ernest Baillet, ein himmlisches Flußbild. Von unserm Lagarde, dessen „Stimmen der Dämmerung" ich nochmals ins Gedächtniß rufe, ist noch eine zweite helle Abendlandschaft da, graublau und graugrün, mit blassem Mond und gebückten Feldarbeitern. Auf René Billotte,

von dem ich gehört hatte, er sei ein hoher Ministerialbeamter und seiner Weltmann von pariserischstem Schliff, war ich besonders gespannt. Er läßt mich ziemlich kühl. Ich finde ihn gewiß höchst geschmackvoll und subtil. Doch erkenne ich in ihm den differenzirten aber leidenschaftslosen Künstler, der zwar für die Salons viel zu gut ist und doch außerhalb der Salons nirgendwo eine Heimath hat.

Der Belgier Courtens mit seinem in die Ehrenhalle placirten Morgenwald nebst ausziehender Schafheerde, einer riesigen Tafel, scheint mir, trotz seines großen Namens, vom specifisch modernen Empfinden wenig zu verrathen. Er erinnert mich beinahe an Flickel.

Unter den pariser Amerikanern ist mir La Farge mit einer stillen Haide am Meer weitaus der liebste. Harrisons große Strand Marine erscheint mir trotz tobender Wellen kalt und bewegungslos. Aber die lichte Farbe ist wieder wunderbar, bei diesem so höchst sensiblen Coloristen.

Franz Servaes.

Notizen.

Die Lehre des Sokrates als sociales Reformsystem. Neuer Versuch zur Lösung des Problems der Sokratischen Philosophie von Prof. August Döring, Gymnasialdirector a. D. und Privatdocent der Philosophie an der Universität Berlin. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck).

Von jeher haben die Deutschen eine besondere Neigung bekundet, ihren Scharfsinn an solchen Aufgaben zu erproben, zu deren Lösung es an ausreichenden Grundlagen fehlt. Zu diesen Aufgaben gehört auch die Reconstruction der Lehre des Sokrates, der ebenso sehr durch sein menschliches Schicksal als durch seinen Einfluß auf alle nachfolgenden Richtungen der griechischen Philosophie das lebhafteste Interesse erregt. Nun hat er aber selbst nichts geschrieben, die Schriften seiner unmittelbaren Schüler aber sind bis auf die des Platon und Xenophon verloren gegangen, und von diesen schildert der eine eine offenbar ungeschichtliche Idealgestalt, der er seine eigenen Ansichten in den Mund legt, während der andere gar nicht die Fähigkeit besitzt, die tieferen Zusammenhänge im Gedankensystem seines Lehrers zu verstehen, und seine Lehren ins Triviale populärisirt. Aristoteles kannte von Sokrates nur das, was er von dem alternden Platon als traditionelle Lehrmeinung der Akademie erfahren hatte, und die Späteren schöpften gar aus noch minder sicheren Quellen. Da ist es kein Wunder, daß die entgegengesetztesten Ansichten über Sokrates aufgestellt und mit gelehrter Begründung verfochten sind. Zur Zeit der Aufklärung galt Sokrates als Typus des Aufklärers, in der Periode der Romantik wurde er als Mystiker gefeiert. Bei Hegel repräsentirt er den zunächst auf dem Gebiete des Handelns aus den Schranken der objectiven Sitte in der Form der Moralität sich freimachenden subjectiven Geist, bei Schleiermacher das Erwachen der Idee des Wissens mit Hülfe der Dialektik und des Princips der Widerspruchsfreiheit. Die neueren Geschichtsschreiber der Philosophie suchen eklektisch eine Mittelstellung zwischen diesen verschiedenen Ansichten zu gewinnen, indem sie bald zu der einen, bald zu der anderen mehr hinneigen.

Döring formulirt seine Aufgabe methodologisch dahin, zunächst aus Xenophon ein Bild der Sokratischen Lehre zu gewinnen und dann zu prüfen, wie sich dieses Bild zu den Zeitumständen und den von Sokrates thatsächlich ausgegangenen Wirkungen verhält. Xenophon hat wenigstens die Absicht, historisch treu zu referiren, während bei Platon diese Absicht nirgends besteht; Xenophon überliefert in Folge davon unserer Deutung mehr Anhaltspunkte, als er selbst versteht, und diese gerade will Döring ausnutzen. Er verwirft die Ansichten derjenigen neueren philologischen Kritiker, die den grössten Theil der Memorabilien als unecht ausscheiden und nur einen kleinen Rest bestehen lassen; er selbst unterscheidet aber einen ursprünglichen Text und die Zusätze einer zweiten Redaction. Er betrachtet die Memorabilien als eine Apologie des Sokrates, aber als die Apologie eines ungeschickten Vertheidigers, der nicht auf der Höhe seiner Aufgabe steht, und anstatt aus großen Gesichtspunkten die reformatorischen Tendenzen seines Helden offen darzulegen, sie vielmehr abzuschwächen und dem gewöhnlichen Standpunkte anzupassen sucht.

Mit dieser Behandlungsweise gelangt nun Döring zu dem Ergebniß, daß die Lehre des Sokrates eine auf Socialendämonie beruhende Socialethik sei. Seine socialpolitische Reform geht darauf aus, in den beibehaltenen Formen der athenischen Demokratie die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände einer durch Freundschaft verbundenen Aristokratie des Geistes zu bringen, und dieses Ziel sucht er dadurch zu verwirklichen, daß er geeignete Jünglinge durch seine Unterweisung zu intellectueller, sittlicher und politisch-technischer Ueberlegenheit emporbildet. Daß diese Aufgabe, selbst wenn sie dem Sokrates persönlich gelungen wäre, auf diesem Wege doch nur eine zeitweilige Lösung gefunden hätte, machte ihn in seinem Bestreben nicht irre, weil er zunächst nur auf seine Zeit wirken wollte und darum auch die Niederschrift principiell verschmähte. Die Bearbeitung der Sittenlehre war ihm nur Mittel zu diesem Zweck, wie die Bearbeitung der Begriffe ihm nur secundäres Mittel zur Förderung der Ethik war. Die verschiedenen Schüler des Sokrates gingen von der Socialendämonie zur Individualendämonie, von der Socialethik zur Individualethik, von der Bearbeitung der Begriffe als Hülfsmittel der Ethik zur theoretischen Philosophie als Selbstzweck über, so daß Sokrates zunächst nur als socialethischer Durchgangspunkt von der Physik der älteren Philosophen zu der Individualethik und Methaphysik der späteren erscheint.

Das Neue, was Döring bietet, bezieht sich demnach gar nicht so sehr auf die Einzelheiten der Sokratischen Sittenlehre und Begriffslehre als auf das letzte Motiv, durch das Sokrates zu allen diesen Untersuchungen geleitet wird. Aber gerade dieses Motiv erweist sich nach Döring selbst als ein verhängnißvoller Irrthum, der von den Schülern unmöglich übernommen werden konnte. Wie das Grundmotiv des Evangeliums, die unmittelbare Nähe des Gottesreiches, von den Jüngern bei Seite geschoben werden mußte, um dasjenige, was ursprünglich nur Mittel war, zum Selbstzweck zu erheben, so mußte auch die Fortwirkung der Sokratischen Lehre sich aus demjenigen entwickeln, was bei Sokrates nur Mittel zu einem anderweitigen Zweck gewesen war. Die Frage, ob Döring den letzten Zweck des Sokrates richtig bestimmt habe, behält unter diesem Gesichtspunkte wohl ihr geschichtliches Interesse, büßt aber an philosophischer Wichtigkeit ein.

Einem Denker wie Döring, der alle Philosophie auf „Güterlehre" zurückführen, die Ethik auf Eudämonie gründen und durch die Erziehung zunächst von Erziehern eine sociale Reform anbahnen möchte, mußte ohne Zweifel ein Sokrates äußerst sympathisch sein, der ähnliche Tendenzen, wenn auch auf ganz anderer Grundlage, verfolgte. Daraus erklärt sich die Liebe, mit welcher Döring sich in seinen Gegenstand versenkt hat; es könnte aber dadurch auch das Bedenken Nahrung erhalten, ob nicht auch diese neueste Auslegung der Sokratischen Lebensarbeit wie so viele frühere eine durch die subjectiven Neigungen des Auslegers gefärbte sei, d. h. ob er nicht unwillkürlich manche Punkte allzu sehr betont habe, weil sie ihm sympathisch waren. Jedenfalls ist das umfangreiche Werk ein Specimen deutschen Gelehrtenfleißes, übersichtlicher Stoffvertheilung und klarer Schreibweise, und gegen die Methodik seines Verfahrens wird sich schwerlich etwas Stichhaltiges einwenden lassen. Es wird deßhalb mindestens zu sehr eingehenden philologischen Erörterungen Anlaß geben und das Verdienst behalten, den bisher gesammelten Zügen des schwankenden Sokratesbildes einen neuen hinzugefügt zu haben, der sich in die Geschichte jener Zeit ungezwungen eingliedert.

E. v. Hartmann.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

20 Jahrgänge Gegenwart à 2½ Mk., elegant gebunden, zu verkaufen. Näheres durch **H. Cohen, Hamburg**, Fischmarkt 13.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Auch direct zu beziehen durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Anhaltische Fürsten-Bildnisse

herausgegeben von

Egbert von Frankenberg und Ludwigsdorf.

115 Porträts in Heliogravüre

circa 100 Textillustrationen

elegant geb. M. 16.—

Rich. Kahle's Verlag

Inhaber **Herm. Oesterwitz,**
Kgl. Hofbuchhändler
in **Dessau.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. Kopfschmerz, Erregung mit Schlaflosigkeit durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verlag v. Zahn & Jaensch in Dresden.

Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen

von

Wilhelm Roscher.

Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinem Sohne.

Ca. 20 Bogen in 8° mit dem Bildnisse in Heliogravüre.
Elegant gebunden 5 *M.* — Broschirt 4 *M.*

Tagebuchartige Aufzeichnungen eines der größten und vielseitigsten deutschen Gelehrten über die wichtigsten, jeden Gebildeten berührenden Lebensfragen: Christenthum, Judenthum, Heidenthum, Katholicismus, Protestantismus, Literatur, Parteiwesen, Darwin's Lehre, Materialismus, soziale Fragen u. a. Bei aller Tiefe gemeinverständlich und getragen von gerechter Würdigung abweichender Ansichten. Mit dem letzten und besten Bilde des ehrwürdigen Verfassers in Heliogravüre.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 30. Berlin, den 27. Juli 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Antisemitische Reformpläne. Von Paul Ernst. — **Literatur und Kunst.** Kunstglossen eines venetianischen Sommerfrischlers. Von Paul Marsop. — Die Reform des neusprachlichen Unterrichts. Von A. Krüger. — **Feuilleton.** Das Zauberschloß. Von M. Isay (Trier). — **Aus der Hauptstadt.** Zarathustra der Politiker. Von Caliban. — Die große Kunstausstellung. 9. Genrebild und Historie. Von Franz Servaes. — Offene Briefe und Antworten: Gegen die dänischen Volkshochschulen. Von von Chappuis, Major a. D. — Anzeigen.

Antisemitische Reformpläne.

Von Paul Ernst.

Ueber Wesen und Bedeutung des Antisemitismus klar zu werden, ist zur Zeit nicht leicht. Die Partei, oder vielmehr die Parteien befinden sich noch in dem unruhigen Zustande der ersten Herausbildung und verändern noch häufig ihr Gesicht. Man muß nur an die Anfänge der Socialdemokratie in Deutschland denken, welche jetzt die einheitlichste und klarste Partei darstellt, um das zu verstehen; und dabei hatte die Socialdemokratie voraus, daß sie von einem einzigen genialen Agitator begründet war, welcher ganz genau wußte, was er wollte, während der Antisemitismus seinen Ursprung einer Anzahl nicht derartig hervorragender Persönlichkeiten verdankt, die theilweise sich selbst unklar sein mögen und jedenfalls sich gegenseitig befehden. Es kommt dazu, daß die Socialdemokratie von Anfang an die Interessen einer einzigen Classe vertrat, des industriellen Proletariats, während sich der Antisemitismus an verschiedene Classen und Kreise der Bevölkerung wendet, das Kleinbürgerthum, die Bauern, die Beamten, ja, sogar an die Arbeiter. Das Moment der Unklarheit, welches durch diesen Umstand in die Partei gebracht wird, dürfte sie auch in ihrer späteren Entwickelung nicht überwinden. Vorerst bietet sie ein merkwürdiges Conglomerat revolutionärer und reactionärer, socialer und socialistischer Tendenzen, die sich theilweise diametral entgegenstehen, und das Einzige, was Allen gemein ist, scheint der Judenhaß zu sein.

Im Folgenden soll das positive Programm besprochen werden, welches Dr. Lange in einer Versammlung des „Deutschbundes" auf dem Teutoburger Walde aufgestellt hat. Gewisse Tendenzen des Antisemitismus finden in diesen Forderungen einen klaren und verständlichen Ausdruck: und wenn man sie auch nur eben nach ihrem Ausdruck in einer Rede beurtheilt, nicht nach ihrer Darstellung in einem wissenschaftlichen Werk, so geschieht der Partei damit doch kein Unrecht, denn über bloße Reden und Agitationsschriften hat sie es überhaupt noch nicht gebracht.

Dr. Lange hebt vier Punkte hervor, um welche sich das ganze Reformwerk drehen müsse.

Erstens: „Wenn wir in der unbeschränkten Anhäufung des Geldes den schlimmsten Feind des Mittelstandes, mithin unserer deutschen Volksgesundheit erkannt haben, so sind aus unserem capitalistisch entarteten Recht alle Grundsätze zu entfernen, welche die Anhäufung des Geldes in wenigen Händen begünstigen. Zu dem Zweck ist eine Höchstgrenze des Besitzes festzusetzen, über welches hinaus alles den Staats- und Gemeindecassen anheimfällt und zum gemeinen Besten verwendet wird." Als Mittel zu diesem Zweck wird eine progressive Einkommensteuer und ein neues Erbschaftsrecht vorgeschlagen, welches für alles Vermögen über eine gewisse Grenze hinaus den Staat oder die Gemeinden als Erben einsetzt.

Es ist offenbar nicht nur ein technischer Unterschied zwischen dem Betrieb eines Schuhmachermeisters, der etwa mit einem Gesellen und einem Lehrling arbeitet, und eines Schuhfabrikanten, der in einer großen Fabrik ein paar hundert Arbeiter beschäftigt, sondern auch ein ökonomischer und gesellschaftlicher. Der Meister arbeitet auf Bestellung oder in der sicheren Erwartung des Verkaufs; er weiß, daß so und so viel Schuhe von seinen Kunden gebraucht werden, und daß deren Herstellung ihm ermöglicht, selbst zu leben und Gesellen und Lehrling zu erhalten. Dem Fabrikanten erscheint die Production der Schuhe ganz anders, als der Verwerthungsproceß seines Capitals, der eventuell auch ohne ihn vor sich gehen würde. Dort arbeitet ein Mensch, hier ein gesellschaftlicher Mechanismus. Es ist also ganz klar, daß man zu ganz falschen Resultaten kommt, wenn man diesen Proceß vom Standpunkt des Schusters aus betrachtet. Das thun aber die Antisemiten, und die Anwendung dieses falschen Standpunktes liegt auch der Forderung Lange's zu Grunde.

In der großcapitalistischen Waarenproduction gewinnen die Productionsfactoren selbstständige Bewegung, sie erhalten eigenes Leben; die Unternehmerclasse steht ihnen gegenüber, wie der Goethe'sche Zauberlehrling seinem Besenstiel. Dieses eigene Leben lebt sich nach immanenten Gesetzen; ohne und auch wider den Willen des Unternehmers, welcher der bloße Agent der Production ist, nur das Rad im allgemeinen Getriebe, welches durch seinen eigenen Mechanismus bewegt wird, geht die ständige Erweiterung der Reproduction, die Vergrößerung der Betriebe vor sich, wird immer mehr und immer billigere Waare auf den Markt geworfen. Hier kämpft sie mit der Waare anderer Producenten, und das Resultat ist Vernichtung des Producenten, welcher unter den ungünstigsten Verhältnissen, also am theuersten producirt; ceteris paribus ist das der kleinere Unternehmer.

Wenn es möglich wäre, daß die kleinen Unternehmer die politische Macht in die Hand bekämen und den Staat

zwängen, das zu thun, was für sie nützlich ist, so könnten sie unzweifelhaft durch Gesetze und dergleichen die Großindustrie unmöglich machen und den früheren Zustand handwerksmäßiger Production wieder herbeiführen. Vermittelst einer stark progressiven Einkommensteuer, die einfach jeden Einkommensüberschuß über eine gewisse Höhe confiscirt, macht der Staat die Erweiterung der Reproduction, Vergrößerung der Unternehmungen unmöglich, und durch die Confiscation der großen Erbschaften würde er im Verlauf eines Menschenalters sämmtliche großen Unternehmungen in seine Hand bekommen. Einem Antisemiten gegenüber, auch Herrn Dr. Lange, der immer nur von einer Concentration des Geldes spricht, ist es nicht überflüssig, noch besonders zu bemerken, daß es sich bei diesen Erbschaften ja doch nicht um Zwanzigmarkstücke handelt, sondern um Actien, um den Besitz von Unternehmungen ꝛc.

Es entsteht nunmehr die Frage: Was soll mit den nunmehr Staatseigenthum gewordenen Fabriken geschehen? Sollen, damit der alte Schuhmachermeister wieder ruhig nach alter Sitte weiter arbeiten kann, alle Schuhfabriken einfach geschlossen werden? Soll in ihnen auf Staatsrechnung gearbeitet werden? Soll man sie Productionsgenossenschaften übergeben?

An eine einfache Rückschraubung unserer Culturentwickelung denkt doch der Antisemitismus wohl nicht; denn eine Rückschraubung wäre es ohne Frage, wenn man auf alle Vortheile der Maschinen, der Cooperation verzichtete — die doch nur im Großbetrieb anwendbar sind — um wieder mittelalterliche Technik einzuführen, die allein im Kleinbetrieb möglich ist; die wenigen Ausnahmen, wo durch Kleinkraftmaschinen, neuerdings durch elektrische Kraftübertragung die Vortheile der modernen Technik auch dem Kleinunternehmer dienstbar gemacht werden können, kommen doch nicht in Frage.

Eben so wenig kann die zweite Möglichkeit der Antisemiten als wünschenswerth erscheinen. Würde sie realisirt, so wäre eine unerträgliche Knechtschaft die Folge, denn die Arbeiter der Staatswerkstätten wären dann ganz abhängig vom Staat. Dieser hätte dann damit ein gefügiges Werkzeug, auch die gesammte übrige Bevölkerung sich unterthan zu machen, und das Resultat wäre ein Zustand ähnlich wie in dem Jesuitenstaat in Paraguay.

Es kann sich also nur darum handeln, die bestehenden Großbetriebe neben den noch existirenden Resten des Handwerkes zwar beizubehalten, das Eigenthum an den Productionsmitteln aber derartig zu gestalten, daß es nicht einige Wenige in der Hand haben, sondern daß es möglichst gleichmäßig vertheilt ist. Das wäre möglich, indem der Staat Productivassociationen bildete.

Damit wäre jedoch durchaus noch nicht das Wesentliche der großcapitalistischen Waarenproduction aus der Welt geschafft. Offenbar ist es ganz gleichgültig, ob die Fabriken Eigenthum Einzelner sind, oder Vieler, und ob diese Vielen, welche dann die Actionaire darstellen, die Arbeiter dieser Fabrik sind. Es werden natürlich gewisse Erleichterungen für die Arbeiter geschaffen werden: das aber kommt damit nicht aus der Welt, daß die Productionsfactoren ihr selbstständiges Leben haben, daß in dem Kampf ums Dasein, welchen die Waaren für ihre Producenten auf dem Markte kämpfen, genau dieselben Erscheinungen zu Tage treten wie heute.

Ob antisemitische Oekonomen diese Dinge überhaupt untersucht haben, weiß ich nicht; in der Regel beschränken sie ihre Betrachtungen auf den Handwerker, in dem sie eine lebensfähige Kategorie sehen, und auf den Hausindustriellen, welchem der große Verleger gegenübersteht. Den Großbetrieb sehen sie als qualité négligeable an. In dem Reformprogramm Lange's findet sich indessen als zweiter und dritter Punkt die Forderung staatlich festgesetzter Mindestpreise für alle Waaren (und für alle Arbeit) neben staatlicher Controle über ihre Güte und dem Verbot, billiger einzukaufen. Ist dieser Gedanke freilich auch nur wieder im Hinblick auf „Bauern, Arbeiter, Beamten, Handwerker und Kaufmann" gefaßt, so bietet er doch zugleich die Lösung unseres obigen Problems.

Wenn Minimalpreise vom Staate festgesetzt sind und deren Befolgung durch das Verbot des Verkaufs zu billigeren Preisen erzwungen wird, so kann der Producent, resp. die Productivgenossenschaft, welche durch Vergrößerung ihrer Anlagen, Verbesserung der Maschinerien billiger produciren kann wie früher, die Concurrenten doch nicht aus dem Sattel heben, weil die Waare immer nach dem alten Preis verkauft werden muß; wahrscheinlich würde dann auch bald der technische Fortschritt und die Verbilligung der Herstellungskosten der Waaren bald aufhören, da ihr Agens ja die Nothwendigkeit ist, der Concurrenz zu folgen oder vorauszueilen.

Der Minimalpreis würde natürlich dem wirklichen Werth der Waaren entsprechen müssen. Wenn man sich das bedenkt, so fällt Einem sofort ein socialer Theoretiker ein, welcher diese Forderung als vermeintliche Lösung der socialen Frage schon früher aufgestellt hat, nämlich — Proudhon. Das System des Dr. Lange — so weit sich aus seinen Andeutungen, wenn man sie sinngemäß weiterspinnt, entnehmen läßt — bietet in der That große Aehnlichkeit mit dem Proudhon's dar, nur daß Proudhon denn doch mehr Blick für die realen Dinge hatte. Proudhon wollte den Arbeiter, resp. den Arbeitenden, in den Besitz der Productionsmittel setzen, und zwar vermöge besonderer Creditoperationen. Auch Lange will das offenbar, denn er spricht davon, daß, wer als Kind deutscher Eltern geboren sei, von seiner ehrlichen Arbeit in seinem Vaterlande bestehen solle, und zwar nicht als Arbeitssclave, sondern möglichst als unabhängiger Mann; als Mittel giebt er einen gesetzgeberischen Eingriff des Staates an, welcher das Capital decentrirt. Beide wollen alsdann die Waarenproduction beibehalten wissen, aber dadurch, daß die Waaren, bei dem Einen nach ihrem „constituirten Werth", bei dem Andern zu einem „Mindestpreis" verkauft werden, dem Arbeitenden ein genügendes Aequivalent seiner Arbeit garantiren. Die Aehnlichkeit der Anschauungen erklärt sich vermuthlich aus der Thatsache, daß Beide die Interessen derselben Classe vertreten, nämlich des Philisteriums. Die Unterschiede in den Meinungen ergeben sich zum Theil aus den Unterschieden in der Befähigung und dem Wissen — Proudhon, der frühere Schriftsetzer, hatte viel gelernt und viel gedacht und war ein geistreicher, scharf denkender Mann — und aus den Unterschieden in der politischen Stellung des Philisteriums: damals enthielt die Classe noch viel Kraft und Selbstbewußtsein von früher und war revolutionär; seit der Zeit ist sie immer mehr vernickert und angstvoll reactionär geworden. In einigen anarchistischen Secten hat sich Proudhon's „System" bis auf die Gegenwart lebendig erhalten.

Praktische Bedeutung außer als fromme Wünsche und Illusionen einer Partei, die ja voraussichtlich noch stark zunehmen wird, aber eine dauernde politische Bedeutung kaum erringen kann, haben derartige Gedanken natürlich überhaupt nicht, und wenn die Ausdrücke im Vorhergehenden zuweilen so klingen, als ob eine Realisirung der Wünsche möglich wäre, so soll noch einmal ausdrücklich hervorgehoben werden, daß das nur dem Wunsche geschuldet ist, die Darstellung zu vereinfachen. Die Entwickelung marschirt nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, und nicht nach frommen Wünschen. Indessen mögen zur Klärung doch einige kritische Bemerkungen beigefügt sein.

Wir leben in der Zeit der großcapitalistischen Waarenproduction; Trümmer, die theilweise bedeutend sind, kleincapitalistischer Production, sogar noch natural-wirthschaftliche Zustände, haben sich aus früheren Zeiten herübergerettet (manche Handwerkerkategorieen, gewisse Formen des bäuerlichen Betriebes und Lebens) und leben in den Poren der

modernen Gesellschaftsorganisation fort oder haben sich (Hausindustrie) mit ihr amalgamirt.

Die Antisemiten wollen nun zunächst die Trümmer der alten Productionsweise erhalten, deren Bedeutung sie überschätzen. Des Weiteren wollen sie eine Decentration der großen Capitalien: das ist vernünftigerweise nur so zu denken, daß die Großbetriebe in die Hände von Productivassociationen übergehen, so daß die Arbeiter die Actionäre ihrer Fabrik werden. Durch staatliche Festsetzung der Preise soll jedem Arbeitenden eine auskömmliche Existenz geschaffen werden.

Wenn sich das Programm verwirklicht, so haben wir immer noch den alten Zustand.

Denn der Antisemit irrt sehr, wenn er annimmt, daß die gegenwärtigen Uebel ihren Ursprung in einer besonderen Schlechtigkeit der Productionsagenten, der Unternehmer also, seien sie Christen oder Juden, haben. Sie resultiren mit Nothwendigkeit aus der Organisation der Production und würden im antisemitischen Zukunftsstaate ebenfalls existiren.

Man muß auseinanderhalten den Charakter unserer Productionsweise als capitalistischer Production und als Production von Waaren.

Ihr Charakter als capitalistische Production hat zur Folge, daß der Arbeiter nicht das volle Aequivalent der Arbeit bekommt, sondern daß der von ihm geschaffene Werth zum Theil von den Capitalisten appropriirt wird. Der selbstarbeitende Handwerker und das Mitglied der Productivgenossenschaft erhalten den vollen Ertrag ihrer Arbeit; von ihrem Standpunkte aus würde sich die antisemitische Reform als eine Erhöhung ihres Verdienstes darstellen; Zins, Unternehmergewinn ꝛc. würde an sie fallen, statt an andere Personen. Herr Eugen Richter in seiner Broschüre gegen die Socialdemokratie hat ausgerechnet, was dabei herauskommen würde: wenn ich nicht irre, in Preußen eine Erhöhung des niedrigsten Lohnes um 30 oder 40 Mark. Dieses Resultat wird nicht alterirt, wenn durch Festsetzung von Minimalpreisen der Ertrag der Arbeit erhöht wird: das Geld, in welchem sich der Ertrag darstellt, wird dann offenbar entsprechend weniger kaufkräftig. Herr Richter sagt in seiner Broschüre, daß ein derartiges geringfügiges Resultat doch die Mühe einer so großen Umwälzung nicht werth wäre, und damit hat er sehr Recht — Unrecht hat er nur in der irrigen Vorstellung, daß das ein Argument gegen die Socialdemokratie sei.

Wie die Sache zusammenhängt, wird uns klar, wenn wir den Charakter unserer Productionsweise als eine Production von Waaren betrachten.

Alle guten Wünsche und alle ökonomische Unwissenheit können natürlich nicht verhindern, daß der Großbetrieb eben die Hauptrolle spielt, und daß die Herstellung der Producte durch kleine Handwerksmeister auf Bestellung und für den Verkauf an einen bekannten und begrenzten Kundenkreis nur eine verschwindende Ausnahme von der Regel bildet. Die in der großen Unternehmung — oder von den Hausindustriellen eines großen Verlegers — producirte Waare kommt hinaus auf den Markt und hat ihr selbstständiges Leben; die große Unternehmung selbst hat gleichfalls ihre unabhängige Bewegung. So und so viel Waare wird producirt und schwimmt auf den Markt, unbekümmert um den möglichen Consum; dieser folgt anderen Gesetzen, unter den gegenwärtigen Umständen solchen, die eventuell, wenn Nichts ihren Gang kreuzt, gerade entgegengesetzt wirken, wie sie wirken müßten, wenn der Consum der Production entsprechen wollte. Diesem Umstande, daß Production und Consumtion verschiedenen Bedingungen gehorchen, entspringt die Thatsache der Absatzkrisen, welche den Schlüssel für das Verständniß unserer Productionsweise geben, und des Weiteren die Unmöglichkeit einer rationellen Ausnutzung der Productivkräfte im Interesse der Gesellschaft. Die widerspruchsvolle Bewegung unserer Productionsweise setzt sich selbst ihre Schranken.

Nur eine Möglichkeit ist vorhanden, hier einen Ausweg zu finden: die Gesellschaft nimmt die Leitung der Production in die Hand, statt sie dem Spiel der unbewußten Kräfte zu überlassen, und paßt sie der Consumtion an. Damit überschreiten wir aber das Gebiet des antisemitischen Zukunftsstaates und betreten die Schwelle des — socialdemokratischen.

Literatur und Kunst.

Kunstglossen eines venetianischen Sommerfrischlers.

Von Paul Marsop.

In den entzückenden Giardini pubblici Venedigs hat die erste auf italienischem Boden zu Stande gekommene internationale Kunstausstellung ein romantisches, sonnendurchglühtes Sommerheim gefunden. Zu den großen Friedenswerken des Jahrhunderts kann man sie unmöglich zählen. Sie ist nicht so wenig kurzweilig, daß sie die Hebung der ethischen Cultur befördern könnte; aber sie deutet auch nicht auf entscheidende Fortschritte, die allein dann gemacht werden, wenn nicht sowohl neue oder neuartig scheinende Theorien, als vielmehr inhaltlich und formell bedeutende neue Kunstwerke das maßgebende Wort sprechen. Die Veranstalter des Unternehmens haben gethan, was irgendwie in ihren Kräften stand: sie haben, ohne in Tapezierer-Liebhabereien zu schwelgen, anmuthige, für Genuß und Studium geeignete Räume geschaffen; sie haben, ohne auf die berechtigten Eigenthümlichkeiten des italienischen „Regionalismus“ oder den überschüssigen Ehrgeiz schaffensfreudiger Localgrößen sonderlich viel Rücksicht zu nehmen, die aus dem Inlande eingelaufenen Sendungen mit Strenge gesichtet; sie haben in weltmännischer Unparteilichkeit auch die Bilder, welche ihnen durch die Comités des Auslandes übermittelt wurden, mit erlesenem Geschmack in der Abwägung beherrschender Farbenwerthe zusammengeordnet. Es ist ihnen zu danken, daß sie es verstanden, in einer bescheideneren Aufreihung von nicht ganz fünfhundert Kunstwerken dem Nachdenklichen im Großen und Ganzen übersichtlich vor Augen zu führen, welche bedingten Vorzüge die meisten Culturländer am Ende des Jahrhunderts auf dem Gebiete der Malerei entfalten; es ist nicht ihre Schuld, daß sich bei Demjenigen, der hier die wenigen Säle bis auf den letzten Rahmen mit Muße durchmustert, ebensowenig eine gehobene Stimmung einstellen will, wie bei dem, der sich zu Distanzmärschen im Münchener Glaspalast oder in den academischen Festhallen der Reichshauptstadt verurtheilt sieht. Denn es war der modernen Kunst versagt, etwas Großes in die Stadt des Tizian zu senden: Arnold Böcklin, der einsam thronende Pan, hat vermuthlich die Comödie der internationalen Ausstellungen, unter so bescheiden gewordenen Andeutungen nationaler Eigenart, recht gründlich satt. Oder er ist verstimmt darüber, daß die zu seinen Füßen spielenden Kinder so viel unnützen Lärm machen.

Aber auch die Reize der nur bedingungsweise neu zu nennenden, nicht die geheimnißvollen Tiefen der Seele aufwühlenden Kunst sind durchaus nicht in verwirrender Fülle gehäuft.

Das verhältnißmäßig Beste, was Deutschland, Holland und Scandinavien in den letzten Jahren hervorbrachten und was jetzt zu einem ansehnlichen Theil sich südwärts der Alpen wieder zusammenfand, ist ja bereits von München nach Berlin und von dort in die anderen Nebencentren der Kunst redlich weitergelobt worden, so daß an diesen schätzenswerthen Tafeln selbst hier, wo die Superlative so billig zu stehen kommen

wie Feld- und Wiesenblumen, kaum irgendwelche bisher noch nicht gewürdigte Vorzüge zu preisen wären. Meister Lenbach, in dem sich das Beste der so schnell dahinwelkenden Münchener Renaissance verkörpert, hat neben Anderem nur einen Schweningerkopf und gar keine Bismarcks geschickt, was um so bedauerlicher ist, als sich der geplanten Ausstellung seiner sämmtlichen Bismarck-Bilder bei Gelegenheit der Kieler Festtage zuletzt doch noch ein Hinderniß in den Weg gestellt zu haben scheint. Allerdings braucht Lenbach nicht seine stärksten Künste zu zeigen, um inmitten so vieler suchender und fragender Geister als zielbewußter Charakter-Portraitist den Vogel abzuschießen — obwohl es sich auch hier ergiebt, daß seine Bilder nicht für das sehr kräftige Oberlicht moderner Ausstellungsräume berechnet sind. Menzel hat sich damit begnügt, gewissermaßen als Handschriftsprobe eine mit seinem erquicklichen gesunden Realismus ausgeführte Studie aus seinem Atelier zu schicken. Wo bleibt aber der Werth der „Internationalen," wenn die Ausstellung, sobald ein Name wie Menzel in Frage steht, nicht den ganzen Mann zeigt? Und wenn man sich in Tagen, in welchen die Individualitäten ohnedies so spärlich gesäet sind, die Mitwirkung eines Klinger, eines Leibl entgehen läßt? Hans Thoma, der allen Milieu-Lehren zum Trotz im Schatten der Frankfurter Gifthäume seine Vergißmeinnicht-Beete pflegt, ist nicht mit glücklich ausgewählten Proben seines Könnens vertreten; man muß sich damit zufrieden geben, daß eine Natur wie Thoma unter allen Umständen doch nur den Wenigen genug thun wird, die noch die Zeit nicht für verloren erachten, sich in einen Idylliker einzuleben. Neues zur Kennzeichnung der schlichten Palette dieses liebenswürdigen Spätlings der Naivetät ist nicht beizubringen. Auch die stimmungsvolle Frühlings- und Herbstlyrik der gemäßigten Männer von Dachau ist schon oft nach Gebühr gewürdigt worden. Von Uhde's „Bergpredigt" sagen die Italiener, daß der hier lehrend dargestellte Heiland ein „Cristo ibseniano" sei — und die Deutschen, welche dem Bilde Schlichtheit der Empfindung nicht abgesprochen wissen wollen, müssen jedenfalls zugeben, daß der Christus des großen Dürer doch auch ein Heiland der Armen und Elenden war und bei sozusagen geringerer Inanspruchnahme von Flächenraum denn doch noch etliche andere künstlerische „Qualitäten" aufwies. Insgleichen ist auch bezüglich Liebermann's nur zu erwähnen, daß er immer noch dieselben guten schlechten, naturalistischen Witze macht. Im Schaffensbereich der am meisten genannten holländischen Meister kann hinwiederum nur auf's Neue erhärtet werden, daß der Ruhm der ausgezeichneten Marinen Mesdag's noch im Wachsen begriffen ist und daß die grauen Fischerweiber des geistreichen Israels in ihrem bedrückend wahr wiedergegebenen jammervollen Dasein den „struggle for art" vortrefflich bestehen. Die anderen Niederländer haben etwas gelernt, geben sich bescheiden und thun ihre Schuldigkeit. Von den nordischen Künstlern findet Kroyer hier unter den Urtheilsfähigen geringere Anerkennung als in Deutschland; man ist der Ansicht, daß ein eigenthümlich organisirtes Auge dazu gehöre, die Ostsee unter mannigfachen Umständen stets veilchenblau zu sehen — gerade so wie es doch auffällig sei, daß der in der Energie der Formensprache so hervorragend veranlagte Schönleber das tyrrhenische Meer als ein so gar farbloses Gewässer anzuschauen pflege. Hingegen schlägt die prächtig frische Naturpoesie von Benno Liljefors auch hier durch, wenngleich angedeutet wird, daß es für den Werth seiner Jagdscenen nicht gerade abträglich sein möchte, wenn diese mittelst des Pinsels weiter ausgearbeitet wären, anstatt daß sie der malfrohe Nimrod nach seiner Gewohnheit mit dem Gewehrkolben ausspachtelte.

Das ist ungefähr das relativ Wohlthuendere, was dem in dieser Ausstellung bescheert wird, der nicht darauf verzichten mag, auf eine edlere Art auch genießen zu wollen: die Werke werther Bekannter, in deren Antlitz wir nur solche kleine Runzeln entdecken, wie sie ein halbes Decennium auch in die Physiognomie von erfreulicheren Schöpfungen der Gegenwart hineingräbt. Andere hingegen erscheinen recht rasch gealtert seit den Tagen, in welchen man ihnen, mit etwas größerer oder geringerer seelischer Antheilnahme, die erste schuldige Achtung zu bezeugen hatte.

Vor allem die Franzosen! Wie seelisch und geistig flach, wie baar jeder in die Tiefe gehenden malerischen Wirkung erscheinen doch all' diese auf das Verblüffende zugespitzten Augenblicksschlager, sobald das scharfe beizende Parfüm erst einmal verflogen ist, das solche Art flott hingestrichener Beleuchtungsstudien für den Gommenx unserer Moderne so anziehend macht. Auch Paris in Venedig liefert keinen Beweis dafür, daß der wälsche Naturalismus und Symbolismus „en route" seien, neue künstlerische Provinzen zu entdecken. Besnard und Puvis de Chavannes mit dem Troß der sie umkreisenden Nachäffer stoßen, jeder in seiner Art, ab. Nicht etwa deßhalb, weil sie sich an keine Ueberlieferung binden oder auf eigene Hand und Gefahr „unwahr" sind, vielmehr darum, weil der erstere eben kein farbenberauschter Poet, sondern ein Virtuose auf der chromatischen Nerventonleiter und weil der letztere mit seinen in rechten Winkeln festgefrorenen Acten kein Vertreter einer schlichten Idealpoesie, sondern ein gedankenarmer Professor ist. Man macht sich keiner Friedensstörung schuldig, wenn man dergleichen beim rechten Namen nennt; dazu erlebt man es ja Tag um Tag, daß dieselben Spatzen, welche ein ohrenbetäubendes Geschrei anheben, so einer in das Preislied zu Ehren der Modegötzen nicht einstimmt, sich um ein Weniges später in Spott- und Hohnreden gegen den Fetisch von vorgestern gar nicht genug thun können. Wenn nur inzwischen nicht dreihundertundfünfzig unbescholtene deutsche Jünglinge, erschreckt von der Eindringlichkeit, mit der der Besnardismus fast aller Orten gepredigt wird, sich inzwischen an ihre Staffelei gestellt haben würden, um nun ihrerseits um den Aequator herum galoppirende, von Riesenschlangen gestochene Elephanten, Nashörner und Giraffen mit himbeerfarbenen Beinen und saftgrünem Schweife anzufertigen! Hauptsächlich darum erwächst den Anti-Besnardisten die Pflicht, auch ihrerseits kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Gleicherweise darf man es ganz geruhig feststellen, daß sich hier, vierzig Meilen von Florenz, der neuenglische Praeraphaelismus affectirt, ja recht unerquicklich ausnimmt. Es kommt noch keine neue Kunst dabei heraus, wenn man das, was die Natur der „Miß" aus einer stiefmütterlichen Laune versagt hat, durch gedrechselte Stellungen, Engelsflügel und weitbauschige Faltengewänder in zwangloser Anlehnung an die herrliche Florentiner „Primavera" mitleidig umschreibt. Vornehmlich seitdem, wie jetzt in Venedig ersichtlich, auch die Italiener solche Botticelli-Copieen mit weniger schwülstigem, verhimmelndem Brimborium, aber einfacherer, besserer Technik — und zu erheblich billigeren Preisen herstellen können. Das letztere wird auch den Engländern, bei denen Spleen und Erwerbssinn sich oft so glücklich ergänzen, etwas zu denken geben. Es fehlt ja auch an einem einflußreichen langhaarigen Propheten des neuen Bundes, seitdem Oscar Wilde, der Verkünder des schon beinahe unsagbar ästhetisch Zarten, wegen einiger unleugbarer Unzartheiten jetzt im Zuchthause Wolle spinnen muß. Bedauerlich ist bei all' dem, daß selbst eine so delicate Künstlernatur wie Burne Jones, dem auch die Grazie des Herzens nicht fremd ist, sich um das von Hause aus verfehlte Problem so gemüht hat, die herbe alttoscanische Psyche mit der wohlerzogenen Schämigkeit des englischen, nur ganz verstohlen aus den Augenwinkeln heraus flirtenden „cant" in Einklang zu bringen. Haben die deutschen in ihren Lobsprüchen sich kaum irgendwelchen Vorbehalt auferlegenden Bewunderer von Burne Jones es ganz unabsichtlich übersehen, daß er doch vorwiegend nur ein decoratives Talent höheren Ranges ist und daß er innerhalb dieser Sphäre doch meist nur als Zeichner seinen Mann

stellt? Man blättere doch das englische Prachtwerk über Burne Jones ganz unbefangen durch: sehen die dort eingefügten Abbildungen wie Reproductionen von Gemälden oder nicht vielmehr wie just für den Zweck der Buch-Illustration gefertigt aus? Wie schade, daß nicht anstatt dieser Note diejenige der in ihrem heimischen Boden so festwurzelnden, in ihren Berg- und Flußlandschaften so viel echte Romantik bei so viel Treue gegen die Natur aufweisenden Schotten im brittischen Saale den Grundton bestimmt! Die Gruppen von Glasgow und Edinburg sind leider fern geblieben. Oder hat man sie fern gehalten?

Insgleichen muß man es auch beklagen, daß von den unter der Suzeränität der Franzosen lebenden Jung-Amerikanern gerade die noch am meisten selbstständigen, die Landschafter, sich hier nicht einstellten. Es hätte einen besonderen Reiz gehabt, zu sehen, wie gerade in der Atmosphäre der Lagunen, bei hier verschwimmenden, dort wie durch Zauber aus der Fluth herauswachsenden Linien, die von der „vérité vraie“ so fein in die Poesie hinüberleitenden Strandbilder Harrison's sich behaupten. Dagegen ist es von gar keiner besonderen Wichtigkeit, wenn man gehäufte Beweise dafür erhält, daß ein doch nicht unbegabter Portraitist wie John Alexander es unter geschickter Vernutzung Whistler'scher Schattenkunststücke in einer äußerlich bestechenden Wiedergabe gut angezogener Horizontalen mit jedem eingeborenen Pariser „Chicisten“ aufnehmen könne. Sollte Paul Bourget in diesem Sommer zufälligerweise einen Band „Sensations de Vénise“ schreiben, so wird er zweifelsohne durch ein derartiges Ineinsweben von Neurasthenie, Confection und Halbweltlerei zu einigen verzwickten psychologischen Vergleichsstudien zwischen der Pariser und der Venetianer Cocotte angeregt werden. In Ländern jedoch, in denen es auch Frauen giebt, ließe es sich vielleicht einmal probeweise mit einem größeren Aufwand von Ausdauer versuchen, dieser ganzen Cocotten-Malerei und Cocotten-Literatur unhöflich aber bestimmt den Rücken zu kehren. Es handelt sich hier nicht um etwas in besonderer Art „malerisch Gesehenes“, sondern darum, daß ein ganz bestimmter Stoffkreis mit ganz bestimmten Mitteln charakterisirt werden soll. Und da ist nicht erfindlich, warum ein im Jargon des „Journal amusant“ geschickt hingesetztes „fait divers“ etwa um so viel kunstwürdiger sein soll als die abgedroschene, im Pfefferkuchenstyl gemalte Düsseldorfer „Anekdote“ von den braven Kinderchen mit den rothen Bäckchen und den grünen Aepfelchen in der Hand. Nein: Berthold Auerbach thut es für die Deutschen bereits eine geraume Weile nicht mehr — und Maupassant thut es auch nicht. Aber Gottfried Keller thut's. Der Deutsche darf auf der Leinwand nichts erzählen, meinen die mit Paris vervetterten Herren: aber der Franzose darf's. Seltsame Logik! Begreife es auch, wer kann, daß man die historische Maschine duldet, wenn sie hell, und verurtheilt, wenn sie mäßig oder ganz dunkel gemalt ist; wohingegen es doch für den Werth des Historienbildes einzig entscheidend sein sollte, ob die darauf dargestellten Menschen als solche überzeugend wirken, ob der geschilderte Vorgang, ganz gleich, ob in diese und jene Costümepoche fallend, uns ohne eine erläuternde Mithülfe literarischer Fußnoten ergreift und rührt. Marr's „Flagellanten“ — eines der sehr wenigen Historienbilder, die in der venetianischen Ausstellung ihren Platz gefunden haben — erschüttern eben nicht, „obschon“ der Gesammtton ein so lichter ist. Ein höchst geistvoller Essay eines scharf zergliedernden angelsächsischen Culturhistorikers, aber keine packende Scene aus dem großen Trauerspiel der menschlichen Verirrungen. Es fehlt an Leidenschaft, Gluth, Mystik — mit einem Worte: an Katholicismus. Freilich bleiben darum Marr immer die Ehren, die man dem denkenden Kopfe zu erweisen hat. Villegas hinwiederum würde sicherlich ein Pilotyschüler wider Willen genannt worden sein, wenn er zufällig in München geboren wäre. In seiner „Krönung der Dogaressa“ ist wirklich keine Spur von einem Geist und alles Modelldressur. Ein schlechtes Opernfinale mit einem schönen rothen Teppich und eingefügtem Gesange der Chorbuben von Domenico Ghirlandajo. Die zierlichen, miniaturartig sauber durchgestrichelten Genrestücke der anderen Spanier sind doch wenigstens liebenswürdige Kleinkunst. Aber wo ist das individuelle Leben, das ein Fortuny seinen Ausschnitten aus den Sittencomödien der Südländer einzuhauchen verstand?

Italien, das sich den Anderen gegenüber als der liebenswürdigste, entgegenkommendste, gastfreieste Wirth zeigt, hat unbegreiflicherweise seinem eigenen Erfolge entgegengearbeitet. Während es den Ausländern freigestellt blieb, von dem Aelteren das Beste zu geben, durften die italienischen Maler nur Werke einsenden, die noch niemals die Feuerprobe der Oeffentlichkeit bestanden hatten. Da konnte sich denn nur das Resultat ergeben, daß diese Künstler unter günstigeren Vorbedingungen gute Skizzen aus dem Aermel zu schütteln im Stande sind, als dies anderwärts möglich ist. Wie beneidenswerth sind sie mit ihrer so leichten Hand, mit ihrem scharf und schnell das Wesentliche erfassenden Auge, mit ihrem Reichthum an goldiger Sonne im Atelier, im plein air, und im Herzen! Damit schafft man freilich noch keine ausgereiften Kunstwerke. Und es wachsen darum, wie die Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre lehrten, noch keine bedeutenden Renaissance- oder neue Großmachtskünstler auf den Aepfelbäumen des heutigen Italien. Aber in München, Berlin, Wien sah man doch in der jüngsten Vergangenheit eine ganze Anzahl guter Bilder aus den Werkstätten römischer, venetianer und mailänder Meister. Im Ausstellungspalast der „Giardini“ sind sie an den Fingern abzuzählen. Eine prächtige Marine von Fragiacomo, vielleicht mehr friesländisch als venetianisch im Ton, aber doch ausgezeichnet im Gegenspiel von Luft und Meer, ein sehr zart angelegter Herbstmorgen in einem ländlichen Fruchtgarten von Ciardi, eine tieftraurige, aber das Allzupeinliche mit Tact vermeidende Schilderung der unglücklichen Insassen eines Narrenhauses, wie sie sich im Anstaltshofe ergehen, von Rotta: dies und weniges Andere hebt sich aus der Fülle von leicht und sicher entworfenen, aber nicht oft entsprechend ausgeführten Arbeiten heraus. Es darf im Uebrigen nicht Wunder nehmen, daß, den Zeitlaunen folgend, einige um den Campo S. Margherita hausende Künstler den nicht sehr kurzweiligen Nachweis führen, daß die Sonnenstadt Venedig im November und bei entlegenen kleinen Eckchen am Arsenal oder den Fondamenta nuova, wo nicht einmal Steuerboten, beurlaubte Seecadetten, Hochzeitsreisende oder sonstiges mit der Kunst auf gespanntem Fuße lebendes Volk hingeräth, auch ein paar winzige „parties honteuses“ habe. Und es darf auch nicht überraschen, daß der anderweitig individuelles Menschenleben mit so kräftigem Griffe erfassende Zezzos sich das wunderliche Vergnügen bereitet, die Fläche des Marcusplatzes mit einigen hundert in allen Farben des Spectrums schimmernden Sonnenschirmen zu bedecken. Möglicherweise sitzen auch Leute darunter. Armer Favretto! Mit einer einzigen seiner lebensprühenden Schilderungen von der Piazzetta hätte Italien dem Auslande gegenüber einen hohen Trumpf ausspielen können! Wenn es auch nur mehr das schon hinsiechende Venedig des Rococo war, welches Favretto in seinen in der Frische der Empfindung den besten Scenen des Goldoni ebenbürtigen Straßenstücken darstellte, so gab er doch stets vollwerthige menschliche Documente. Schreitet man in einer einseitig-übertriebenen Pflege der „farbigen Erscheinung“ noch einige Jahre fort, dann wird die Wiedergabe des Herrn der Schöpfung aus der Malerei nach und nach ganz verbannt werden. Für speculative Kunsthändler sei schließlich noch erwähnt, daß sich Grosso's vielumstrittenes „Supremo Convegno“ vortrefflich zu einer Rundreise durch die europäischen Hauptstädte eignet. Gesonderte Aufstellung in einem elektrisch beleuchteten Hinterraume dürfte sich empfehlen; desgleichen

eine erhöhete Eintrittsgebühr, um die Damenwelt zu zahlreichem Besuche zu veranlassen. Der Vorwurf an sich wäre so übel nicht, sofern Grosso ihn nur mit phantastischer Größe erfaßt hätte: der todte Don Juan ist in einer Kirche aufgebahrt und seine tausenddreidrei Freundinnen erscheinen dort nächtlicherweile im Evascostüm, wobei sie die Leuchter umwerfen, die Bahre in etwas regelloser Art mit Rosen bestreuen und am Antlitz des ihnen jetzt so Ungefährlichen naturwissenschaftliche Beobachtungen anstellen. Es hätte der wilden, dämonisch zügellosen Phantasie eines Poeten wie Grabbe, eines Malers wie Wiertz bedurft, um aus solchem Motiv einen grandiosen Spuk hervorwachsen zu lassen. Aber Grosso's Pinsel ist so matt, daß das Bild nicht einmal unmoralisch erscheint.

Nur der Vollständigkeit halber ist zu bemerken, daß es in den Ausstellungsräumen auch an Plastik nicht fehlt. Marmor und Gips.

Mit dem, was diese internationale Ausstellung in ihrer Gesammtheit bietet, sind demnach deutsche Liebhaber und amerikanische Kunsthändler seit Längerem sattsam vertraut. Und ebenso die gebildeten Italiener, welche Mantegazza links liegen lassen, ihren Morelli mit Verständniß lesen und kritisiren können, ohne daß sie aufhören Gentlemen zu sein oder anfangen, langweilig zu werden. Diese Italiener, welche auch reisen und Deutsch lernen, anstatt wie die Franzosen zu Hause zu hocken und im Argot zu raisonniren, haben ebenfalls durch die Prüfung des Inhalts der Allerwelts-Visitenkartenschale, welche für diesen Sommer in der Lagunenstadt aufgestellt ist, keine Bereicherung ihrer Erkenntniß, keine Hoffnung auf baldige Ueberwindung einer für aufrichtig künstlerisch Fühlende so wenig erfreulichen Uebergangszeit erhalten. Bleibt das Urtheil der den breiteren Schichten des Volkes Zugehörenden zu verzeichnen, sofern sie im Stande und gewillt sind, zwei Lire zur Ausstellungscasse zu tragen, anstatt sie für ein Sonntagsfrühstück im „Cavalletto" anzulegen. Da marschiren denn auf: Patrona Teresa, Secretairswittwe und stille Theilhaberin an einem Spezereigeschäft, welche als Braut mit auswärtigen Anverwandten ihres seligen Mannes einmal in der „Accademia" gewesen ist und alle Vierteljahr zur Cathedrale des heiligen Antonius nach Padua wallfahrtet, sammt ihrem Factotum Bepi, Gondelführer und Zeitungsausträger; dann vereinzelte Neugierige aus den Städtchen der umliegenden Terra ferma mit den stolz klingenden Namen: Castelfranco, Conegliano, Pordenone — und dann vielleicht noch ein Abgeordneter, der freie Eisenbahnfahrt hat und zur Hebung des Ansehens der Parlamentarier gern Vergnügungsreisen macht oder ein behäbiger Weingutsbesitzer von den Hügeln des Chianti. Und was sagen diese guten Leute? „Ja," meint Patrona Teresa, „Madonna mia! Was müssen all' diese Inglesi" — zu denen sie auch die Deutschen rechnet — für ein jammervolles Leben haben, daß es in ihrem Lande nie recht hell wird, daß sie nur graues und verwaschenes Zeug tragen, um die Wette Trübsal blasen, just immer zwischen Unkraut spazieren gehen und alle miteinander so erbärmlich elend und verhungert anzuschauen sind. Kosten denn die Maccaroni in Rußland so heidenmäßig viel Geld?" — „Si Signora", antwortet Bepi, „die frißt der russische Kaiser ganz allein, damit seine Unterthanen nichts nach Deutschland herüberschicken. Denn dort hungern sie auch". Worauf die üppige Teresa mit dem schwerwandelnden Gange, der auch den schönängigsten Venetianerinnen eigen, sich zu ihrem Fahrzeuge schleppt, um sich an die Riva del Carbon oder zu einer buntaufgeputzten Barockkirche führen zu lassen, „wo es doch etwas zu sehen giebt."

Für dieses Volk ist eben noch roth: purpurn und nicht braungrau, und blau: ultramarin und nicht grüngrau. Es hält auch etwas auf die farbige Erscheinung der Dinge — und seine Sonne zwingt es, etwas darauf zu halten — nur versteht es darunter etwas anderes als die gebenedeite Internationale.

Darum brauchen auch die italienischen Künstler von den Fremden nicht arg viel zu lernen. Daß Menzel ein Meister von vielen Graden ist, wissen die Besseren unter ihnen recht gut, sind aber viel zu gescheut dazu, um ihren Landsleuten auch einmal brandenburgisch kommen zu wollen, und daß Eugen v. Blaas weder ein deutscher noch ein italienischer Künstler ist, sondern für den Anschauungsunterricht gesitteter minderjähriger Jungfräulein vom Lande arbeitet, darüber sind sie nie im Unklaren gewesen. Und wenn wirklich während des nächsten Jahrhunderts auch in Italien ein fünfter und sechster Stand heraufkommen und dieser auch dort gar zum zweiten und ersten sich emporarbeiten sollte, so wird jene Maler der ihnen angeborene Instinct für das Natur- und Volksgemäße darin schon das Richtige erkennen lassen, daß selbst unter möglicherweise noch so stark veränderten socialen Verhältnissen die Wechselwirkungen zwischen Kunst und Leben in Italien immer andersartige sein werden als in Deutschland, England oder Amerika. Italien wird kaum jemals oder doch sobald nicht ein eigentlicher Industriestaat werden; ebenso ist der stille Bund der italienischen Latifundienbesitzer etwas ganz Anderes als die Zunftkammern der pommerischen Landwirthe oder der böhmischen und mährischen Hochfeudalen. Hier haben Magen-, Erziehungs- und Entwickelungsfragen ihren scharf ausgeprägten Sondercharakter, der sich am grünen Tisch vaterlandsloser Menschheitsbeglücker freilich nicht erfassen läßt. Selbst die italienische Wissenschaft untersteht den bestimmenden Grundgesetzen des italienischen Klima's, der italienischen Sonne, den rückwirkenden Einflüssen tausendjähriger Culturen, den in Ansehung der innerpolitischen Lage der Halbinsel eine höchst subjective Färbung tragenden allgemeinen Geisteskämpfen. Um wie viel mehr die, wie jede andere, entsprechend feinnervigere italienische Kunst. In seinem „Rôme" wird es Zola der Welt mit prahlerischer Selbstgefälligkeit als eine ganz nagelneue Weisheit verkünden, daß sich für eine absehbare Zukunft in Italien alles um das Ringen zwischen dem wieder so kräftig erstarkten Papstthum und den weltlichen Geistesmächten drehen werde. Weniger im Eigenlob aufgehende Beobachter, welche schon seit geraumer Zeit zu ähnlichen Schlüssen gelangt sind, hegen jedenfalls darüber keinen Zweifel, daß die in solcher Zeit erneueten Dranges und Gegendranges sich voll auslebende oder ermattende Kunst keineswegs eine Zola'sche, sondern eine nationale Kunst sein wird, ganz gleich, ob ihre begabtesten Vertreter sich auch in ihrem Schaffen vor Allem als Patrioten fühlen, oder das dem Künstler als solchem zustehende Neutralitätsrecht der freien Gestaltung für sich in Anspruch nehmen, oder sich mit angemessenen Vorbehalten von einer zweiten, social angehauchten Gegenreformation für die Verherrlichung der Zwecke derselben gewinnen lassen werden. Die italienische Malerei wird sich, die überall nicht sonderlich in Betracht zu ziehenden Tagesschwankungen abgerechnet, im Ganzen stets als ein großes, von warmem, wenn auch nicht immer dem tiefsten Gefühl geschwelltes Vibrato, die deutsche im Wesentlichen als festausgehaltene, die französische als flackernde Note darstellen. Daran werden alle „Internationalen" nichts ändern. Und das ist gut so.

Trotz alledem bedeutet die erste allgemeine Kunstausstellung in italienischen Landen einen ungeheuren Erfolg — für Venedig. Wäre Florenz der Märchenstadt an der Adria zuvorgekommen, so würde sich eine neue Glorie um Florenz gebildet haben. Dementsprechend hätte sich die Veranstaltung einer internationalen Bilderschau in jedem ähnlichen Falle als das wirksamste Mittel erwiesen, der Welt klärlich, unwiderleglich darzuthun, was Wesen und Werth der alten Kunst sei.

In manchen Culturgeschichten ist zu lesen, daß der Italiener rachsüchtig sei. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit die Verfasser jener Werke zu diesem Urtheil in Bausch und Bogen berechtigt waren, nachdem sie einmal Donizetti's

„Lucrezia Borgia“ gesehen hatten. Hingegen werden die Kundigen darüber einig sein, daß die Italiener im internationalen Geistesleben mit ausgesuchter Feinheit Stellung zu nehmen wissen, sobald sie einem Angriff zu begegnen haben. Bekanntlich ist den jungen deutschen Künstlern seit längerer Zeit unter Androhung des großen Zeitungsbannes untersagt worden, nach Italien zu gehen: sie hätten sich gefälligst ihre Weisheit in Paris zu holen. In Paris könne man die ununterbrochene Continuität der französischen Kunst in der Wiedergabe des Lorettenthums studiren, auch Absinth in den heimischen Meth gießen, was eine herrliche Mischung abgäbe und zu besonderen deutschnationalen Thaten auf der Leinwand begeistere. In Italien dagegen wäre kaum etwas Anderes zu holen außer Italismus, Classicismus, Malaria und Mortadella. Natürlich konnten die Italiener nicht ruhig zusehen, wie ihre Kunst und ihr Land derart in Verruf gebracht wurden. Sie beschlossen also, der Welt durch Gegenüberstellung der alten und der international-französischen Kunst einmal die Möglichkeit zu geben, zwischen beiden mit denkbar größter Bequemlichkeit Vergleiche anzustellen. Um die hübsche Bosheit noch zu verschärfen, wurde zur Ausführung des Planes ein Jahr gewählt, in welchem die beiden braven Buben, der Seppl in München und der Lehmann in Berlin, sich unter seltsamer Hintenansetzung ihres berechtigten Selbstgefühls beiderseitig mit protzigem Ton entgegenriefen: ich habe mehr Franzosen als du! — wonach sich dann zur gerechten Strafe erwies, daß keiner von beiden die richtigen Franzosen hatte, oder daß gar der malerische Idealfranzose des deutschen Feuilletonisten vorläufig noch im Monde lebt. Des Weiteren verschärften die Italiener die Lehre, die sie den Gallophilen um jeden Preis gaben, noch dadurch, daß sie ihre „Internationale Ausstellung“ nicht etwa in Florenz oder Rom, sondern just in Venedig veranstalteten. Gerade in Venedig waren nämlich die alten Meister durch die eigenartige über den Lagunen lagernde, so herrlich durchleuchtete Atmosphäre eher noch stärker wie anderwärts dazu genöthigt worden, Menschen und Dinge von Licht und Luft umflossen darzustellen, wobei merkwürdigerweise der Contour nicht den geringsten Schaden nahm. Gerade auch in Venedig gab es ganz unvergleichliche Historienmaler, wobei besonders ins Gewicht fällt, daß hier in Kirche und Palast viel weniger mit bewußter Absicht „erzählt“ wurde als in Florenz oder Siena. Nicht zum wenigsten in der Republik Venedig war schließlich während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts die Kunst derart demokratisch ausgleichend thätig, daß arme Fischer zu Heiligen und Blumenmädchen zu Herrscherinnen erhöht wurden, ja, daß schließlich der Doge sich ebenso gut dazu verstehen mußte, als Repräsentationsfigur in decorative, allerdings im großen Stil gehaltene Scenen eingereiht zu werden, wie der Matrose und die Courtisane. Es wäre dem einmal des Breiteren nachzugehen, als es dem mit den vorliegenden Zeilen beabsichtigten Zwecke entspricht. Hier genügt es, festzustellen, daß der Anschlag der klugen Venetianer glänzend gelang: ein Handwink Giambellin's — und die ganze „Internationale“ flog in die Luft. Dort möge sie hängen bleiben, „von Licht umflossen“.

Italien mag noch so viele internationale Kunstausstellungen veranstalten: es wird darum doch immer das bevorzugte Land der großen künstlerischen Ziele und der größten malerischen Resultate bleiben. Es kann nichts schaden, wenn sich einige ernsthafte Deutsche mehr wieder einmal hiervon durch den Augenschein überzeugen. Vielleicht bringen sie von solcher Fahrt die Erkenntniß heim, daß es wirklich nicht Rafael's und Tizian's Schuld war, wenn Defregger etwas zuviel Lederhosen gemalt hat. Vielleicht sogar auch die, daß es für des deutschen Künstlers Entwickelung immer noch förderlicher ist, wenn in Italien der Schatten Goethe's zu ihm spricht, als wenn in Paris der Geist Albert Wolff's zu ihm redet. Heranbilden kann er sich allerdings, ohne daß er sein Vaterland überhaupt zu verlassen braucht: an der deutschen Natur; dazu an einem Holbein, an einem Dürer. Aber auch Dürer ist gen Venedig gezogen, ohne an seiner deutschen Mannesseele Schaden zu nehmen. Die deutschen Bierbrüder Hildebrand und Hadubrand blieben freilich auf der Strecke liegen. Unlängst fühlte sich August Strindberg nach vierundzwanzigstündigem Aufenthalte in Venedig zu der öffentlichen Erklärung gedrängt: dies wäre die Stadt der verwaschenen Farben und der zerbröckelten Formen. Der arme Enttäuschte wird seinerseits hiermit freundlichst eingeladen, jene beiden genannten biederen Recken aufzusuchen und aus der gleichen Quelle Trost zu schöpfen, die den starken Männern eine so auskömmliche Labung bot. Er braucht ja nicht gerade in einer Gondel heim befördert zu werden.

Die Reform des neusprachlichen Unterrichts.

Von A. Krüger.

In seinem kürzlich in der „Gegenwart“ erschienenen Aufsatze „Der neue Kurs im höheren Schulwesen“ bezeichnet Herr G. Budde das Zurückdrängen der formalen Bildung als Charakteristikum der heutigen Schulreform, deren Wirkungen er an den Lehrfächern der alten Sprachen, der Mathematik und der neueren Sprachen nach einander zu kennzeichnen sucht. Da Herr Budde, wie er sagt, von Fach Neuphilologe ist, verdienen seine Ausführungen auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts unser besonderes Interesse, um so mehr, weil er den Bestrebungen eines Theiles der neusprachlichen Reformer — bei denen der Geist der Verachtung der formalen Bildung am entschiedensten hervortritt — ablehnend gegenübersteht. Welcher Art sind diese Bestrebungen? — Ich möchte die Leser der „Gegenwart“ hierbei zunächst an den in dieser Zeitschrift vor Jahresfrist veröffentlichten vortrefflichen Aufsatz des Herrn Pastor W. Weber (Belleville, Illinois) „Ueber Lehrer und Methode des englischen Unterrichts“ erinnern, in dem Anschauung und Nachahmung als Hauptmomente bei der Erlernung einer lebenden Fremdsprache, die vor allen Dingen gesprochen werden müsse, hingestellt werden. Diese Forderungen hat auch die sogenannte „neue Methode“ im neusprachlichen Unterricht in Deutschland schon seit Jahren mit Nachdruck geltend zu machen gesucht. Als Hauptziel gilt ihr die Erlangung der Fähigkeit, die fremden Sprachen bis zu einem gewissen Grade zu beherrschen. Das läßt sich aber nur ermöglichen durch ausgedehnte Uebungen im mündlichen Gebrauch der Sprachen, Uebungen, die auch in den neuen Lehrplänen anerkannt werden als „grundlegende Vorbereitung auf die nur im Verkehr mit Franzosen und Engländern zu erwerbende volle Fertigkeit im mündlichen Gebrauch der beiden Fremdsprachen.“

Allerdings fehlt es der neuen Methode nicht an zahlreichen Gegnern; ist man doch im Volke der Denker seit jeher von der Vortrefflichkeit des deutschen Schulbetriebes vollkommen überzeugt, so daß auch nur der Versuch einer Aenderung oder Verdrängung der althergebrachten Methoden als vermessen erscheinen muß! Daß das Sprechen einer lebenden Sprache von Nutzen sei, wird doch wohl im Ernst Niemand zu bestreiten wagen. Früher pflegte man im günstigsten Falle in den oberen Classen damit zu beginnen, während es die neue Methode schon beim Anfangsunterricht im möglichst großen Umfange anzuwenden und auf den folgenden Stufen zu erweitern sucht; aber ungerechtfertigt ist die Behauptung des Herrn Budde, daß der neusprachliche Reform-

unterricht bloß noch auf praktische Sprachfertigkeit hinarbeite und weiter gar keine Ziele verfolge. Oft gehörte Schlagwörter wie „Kellnerbildung," „Parliermethode" müssen auch bei ihm herhalten. Weil man es, besonders an Gymnasien, niemals so weit bringen werde, daß die Abiturienten wirklich Französisch und Englisch sprechen können, weil die Abiturienten nach dem Verlassen der Schule aus Mangel an Gelegenheit zum Sprechen das erworbene praktische Sprachwissen sich nicht zu erhalten vermögen, spricht Herr Budde einem solchen neusprachlichen Unterrichte jeglichen Nutzen rundweg ab, um dagegen einem Unterrichte das Wort zu reden, in dem vor Allem durch eine angemessene Behandlung der Grammatik, sowie durch an die Behandlung grammatischer Regeln sich anschließende Uebersetzungsübungen für die Bildung des Verstandes gesorgt werde.

Was das besagen will, weiß jeder Erwachsene, der eine höhere Lehranstalt besucht hat, er braucht nur an den französischen oder englischen Unterricht zu denken, den er früher genossen hat. Welch entsetzlichen Wust von grammatischen Regeln galt es da nicht zu bewältigen, wie lauerten sie, Fuchsfallen gleich, überall in den Uebersetzungsarbeiten, alles der Gymnastik des Geistes zu Liebe, daß man auch hier sagen möchte:

Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefel eingeschnürt.

Ich bin sicherlich nicht so verwegen, die Grammatik beim neusprachlichen Unterricht als überflüssig hinstellen zu wollen, aber sie darf nur Mittel zum Zweck der Aneignung der fremden Sprachen, nicht Selbstzweck sein und muß daher auf das äußerst zulässige geringste Maß gebracht werden, je weniger umfangreich, desto besser! Weßhalb? Weil man sich in Frankreich und England doch nicht nach unseren neusprachlichen Grammatiken richtet, weil selbst die besten Schriftsteller so unartig sind, die gröbsten Fehler dagegen zu begehen. Und die Uebersetzungsübungen — sind sie wirklich so fruchtbringend, wie sie uns hingestellt werden? Haben sie den von der neuen Methode vorgezogenen freien Sprachübungen gegenüber einen dauernden Nutzen? Für die praktische Anwendung der Sprache jedenfalls nicht, denn es ist ja allgemein bekannt, daß Schüler, die lediglich nach der Uebersetzungsmethode vorgebildet sind, thatsächlich nicht im Stande sind, sich mit einem Ausländer auch nur nothdürftig zu unterhalten. Das Uebersetzen aus dem Deutschen in eine andere lebende Sprache ist geradezu ein Hemmschuh für die Erlernung derselben, weil das Denken in der fremden Sprache anders ist als in der unsrigen und man dem Lernenden mit solchen Uebersetzungen die Unmöglichkeit zumuthet, sich gleichzeitig in verschiedenen Gedankenbahnen zu bewegen. Der Erfolg wird sein, daß der Schüler blos deutsch denkt und mit Hülfe seiner erlernten grammatischen Regeln die deutschen Gedanken in die fremde Form zu gießen sucht; die so gerühmte Gymnastik des Geistes läuft also auf nichts anderes als eine Gymnastik des Gedächtnisses hinaus. Das Denken in der fremden Sprache aber von Anfang an üben, das will die neue Methode. Daher stellt sie die Lectüre in den Mittelpunkt des fremdsprachlichen Unterrichts, im Gegensatz zu der alten Methode, in der die Grammatik den Schwerpunkt bildet. Diesen ihren Standpunkt vertritt die neue Methode schon vom ersten Unterricht an; sie sucht dem Schüler nur zusammenhängenden Stoff zu bieten, der zugleich im Stande ist, auf das jugendliche Gemüth einzuwirken und so neben dem Interesse an der Sache auch Lust und Freude am Unterricht zu erwecken.

Ich brauche hier nur auf die bei der alten Methode üblichen Lehrbücher hinzuweisen und den Mangel an geistigem Inhalt, den sie zur Schau tragen. Diese Aufeinanderfolge von unzusammenhängenden Sätzen, die lediglich zum Zweck der Einübung grammatischer Regeln zusammengestellt sind, vermag unmöglich auf das Herz eines Kindes irgendwie einzuwirken, wird ihm damit doch nur ein todter Mechanismus geboten, statt pulsirenden Lebens. Die Stoffe, die in dem fremdsprachlichen Unterrichte verarbeitet werden, müssen vor Allem dem Gedankenkreise der Schüler naheliegen, wenn sie ihr Interesse erregen sollen. Die Umgebung, die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens geben den ersten Anlaß zu Gesprächsübungen, die von den Schülern mit Eifer aufgenommen werden, auch das Singen kleinerer Lieder wirkt fördernd und belebend auf den Unterricht. Dabei muß in jeder Beziehung die Anschauung zu Hülfe gezogen werden. Das geisttödtende Auswendiglernen von Vocabeln wird dem Schüler erspart, wenn man ihn bei jedem neuen Worte auf die Sache, den Begriff oder die Handlung hinweist. Zeigt man dem Schüler auf einem Bilde ein Haus, ein Thier, einen Baum und benennt jeden Gegenstand mit dem fremdsprachlichen Ausdruck, so wird der Schüler das fremde Wort sofort richtig auffassen und sich lautlich aneignen können, wenn er es auch zunächst noch nicht zu schreiben vermag.

Daß man im Anfangsunterricht ein besonderes Augenmerk auf die Pflege einer guten Aussprache zu legen hat, ist einer der wichtigsten Punkte des fremdsprachlichen Unterrichts. Und wie wird dagegen gesündigt! Vielfach betrachten es die neusprachlichen Fachlehrer als unter ihrer Würde, den Anfangsunterricht zu ertheilen; man zieht vor, ihn minder gut vorgebildeten Lehrern, auch selbst Elementarlehrern zu überlassen. Bei diesen aber kann man in den meisten Fällen weder eine gute Aussprache, noch die Fähigkeit, sie den Schülern beizubringen, voraussetzen. Haben sich jedoch die Schüler erst einmal eine fehlerhafte Aussprache angewöhnt, so ist es fast unmöglich, sie wieder aus ihnen herauszubringen, und doch vermögen die Schüler ebenso leicht eine gute Aussprache zu erlernen wie eine schlechte. Auf welche Weise der Lehrer bei den Schülern eine gute Aussprache zu Wege bringt, ist an sich gleichgültig, der Erfolg kann dabei nur allein entscheiden. Es giebt aber auch hier Wege, die langsam, und solche, die rasch zum Ziele führen. Letztere zur Anerkennung gebracht zu haben, gehört nicht zu den kleinsten Verdiensten der neuen Methode. Die unbewußte Nachahmung allein bei dem Erlernen der fremden Aussprache wirken zu lassen, ist nicht zu empfehlen, denn nur die besten Schüler sind im Stande, die fremden Laute sofort unbewußt richtig nachzusprechen, die Mehrzahl vermag es nicht; zu immerwährendem Vor- und Nachsprechen fehlt es aber an Zeit, die einzige Rettung ist hier nur die wissenschaftliche Lautschulung, die mit Beschränkung auf die einfachsten Mittel den Schüler befähigen will, erst die einzelnen Laute richtig zu erfassen, um sie alsdann in ihren Verbindungen, in Wörtern und Sätzen, aus einander scheiden zu können. Richtige lautliche Auffassung bewirkt aber auch andererseits eine leichtere Aneignung der richtigen Schreibung, die lautlich ungeschulte Schüler nur mit besonderer Anstrengung und Belastung des Gedächtnisses zu erreichen vermögen, denn eine große Anzahl Verstöße gegen die Schreibung hat darin ihren Grund, daß die Schüler die Laute in der Aussprache nicht aus einander halten können.

Ist für den fremdsprachlichen Unterricht die Grundlage der lautlichen Schulung erst einmal gewonnen, dann hat man mit den Schülern auf allen folgenden Unterrichtsstufen leichtes Spiel; die Sicherheit in der Aussprache wird den Unterricht nicht hemmen, und die Schüler werden um so leichter Fortschritte machen. In richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit des fremdsprachlichen Anfangsunterrichts haben deshalb einzelne der Reformmethode angehörende Directoren den Sprachunterricht auf der untersten Stufe selbst in die Hand genommen. Möge ihr Beispiel auch in weiteren Kreisen Nachahmung finden!

Wer die neue Methode aus der Praxis heraus kennen gelernt hat, wird sich erst ein richtiges Urtheil darüber bilden können; von den Erfolgen, die dieser Unterricht mit sich bringt,

läßt sich am ehesten auf den Werth oder Unwerth der angewandten Methode schließen. Nun darf allerdings auch nicht vergessen werden, daß der Sprachunterricht nach der neuen Methode weitaus größere Anforderungen an den Lehrer stellt als der nach der alten Methode. Wenn ich hier die Lehrbücher von Ploetz erwähne, so liegt mir nichts ferner, als sie irgendwie in ihrem Werthe herunterseţen zu wollen. Professor Ploetz war ein Mann, der mit richtigem Blick den Verhältnissen seiner Zeit Rechnung zu tragen wußte, nicht in Beziehung auf das Schülermaterial, denn das war früher genau so beschaffen wie heute, sondern in Beziehung auf die damaligen Lehrer der neueren Sprachen, die zum weitaus größten Theile keine eigentliche Fachbildung, wie sie heute gefordert wird, genossen hatten, weil das Studium der neueren Sprachen auf den Hochschulen damals in wissenschaftlicher Hinsicht noch in den Anfängen seiner Entwickelung begriffen war. Lehrbücher, wie sie Ploetz verfaßte, und solche, die seiner Methode folgten, ermöglichten es nun selbst Lehrern ohne jegliche wissenschaftliche Vorbildung, den neusprachlichen Unterricht zu ertheilen. Die liebe Gewohnheit spricht hier gar viel mit, wenn manche Lehrer sich von dem so bequemen Ploetz nicht zu trennen vermögen. Einem Lehrer, der das Maximum von 24 Stunden wöchentlich zu ertheilen hat, heißt es andererseits auch wieder sehr viel zugemuthet, seine an sich schon große Arbeitslast durch den Unterricht nach der neuen Methode, wo außer umfangreicher Vorbereitung auch der Unterricht selbst erhöhte Anforderungen an den Lehrer stellt, noch zu vermehren. Fördernd einwirken können hier nur die Directoren durch entsprechende Entlastung derjenigen Lehrer, die nach der neuen Methode unterrichten wollen.

Wie man jedoch mit allen guten Bestrebungen vielfach über das Ziel schießt, so auch bei der Reform des neusprachlichen Unterrichts. Diejenigen Lehrer, welche sich der neuen Methode zuwenden — und erfreulicher Weise werden es von Jahr zu Jahr ihrer mehr — erkennen gar bald, daß es ihnen vornehmlich an praktischer Sprachfertigkeit überall fehlt. Woher sollte sie denn auch kommen, wenn sie nicht täglich geübt wird? Dieser Mangel wird nun in der sinnreichsten Weise dadurch erklärt, daß man ihn auf die unzureichende Fachvorbildung zurückschiebt. Und da müssen die armen Universitätsprofessoren herhalten, die ihre Schüler nicht so vorbereiten, daß sie in der vollendetsten Weise ausgebildet in ihren späteren Beruf eintreten können. Auf der letzten Neuphilologenversammlung in Karlsruhe ist sogar die alberne Frage aufs Tapet gebracht worden, welchen Aenderungen sich das akademische Studium der neueren Sprachen unterziehen müsse, um den Forderungen der Reform gerecht zu werden. Man muß sich wundern, daß verständige Männer überhaupt auf derartige, die neusprachlichen Universitätsprofessoren zugleich verletzende Fragen eingehen konnten. Wir deutschen Neuphilologen können stolz sein auf unsere Universitätsprofessoren; sie sind es, die unsere Wissenschaft durch ihre Tüchtigkeit hochgebracht und zum Range einer anerkannten Wissenschaft emporgehoben haben. Mögen daher Diejenigen, welche nicht mit der Entwickelung der neueren Philologie zufrieden sind, statt theoretischer Erörterungen die Sache lieber praktisch in die Hand nehmen und den akademischen Fachlehrern auf dem richtigen Wege bahnbrechend vorangehen. Den neusprachlichen Lehrern aber müßte es von Seiten der Behörden in jeder Weise erleichtert werden, sich durch Aufenthalt im Auslande, dem nächstliegenden und besten Mittel, die nöthige Fertigkeit in der Anwendung der fremden Sprachen zu erwerben oder wieder aufzufrischen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Zauberschloß.

Von M. Isay (Trier).

Mühsam schleppt sich der einsame Wandersmann über die Landstraße. Seine Kleider sind zerlumpt, die Schuhe zerrissen. Die Hand hält zitternd den Stock, auf den er sich stützt. Auf der faltigen Stirn perlen Schweißtropfen. Ringsum lacht die Natur in holdem Frühlingserwachen. Die Wiesen ergrünen. Die ersten Veilchen wagen sich schüchtern hervor. Ein sanfter Wind macht die jungen Blätter erschauern. Das Auge des Wanderers aber ruht theilnahmlos auf der keimenden Pracht. Am Rande des Waldes läßt er sich nieder ins feuchte Moos. Das Antlitz sinkt matt herab auf die Brust. Es hat einen gar eigenthümlichen Ausdruck, dieses Antlitz. Es ist nicht alt und ist nicht jung. Es hat eine gewisse Fülle und zeugt doch nicht von Gesundheit, doch funkeln zwei Augen daraus hervor, dunkel, brennend, verzehrend, unheimlich. Jetzt aber schließen sie sich müde. Das Gesicht erhält ein leichenartiges Gepräge, denn nur die Augen verleihen ihm Leben. Und wie er so hinsinnt, da steigen gleich Bildern die einzelnen Abschnitte seiner Vergangenheit vor ihm auf. Da erblickt er ein reiches und doch behagliches Gemach. Am Kamin sitzt ein stattlicher Herr neben einer schönen, stolzen Frau. Zu den Füßen der Dame ruht ein blasser Knabe in rothsammetnem Pagenkleid. Er spricht einen Wunsch aus und die schöne Frau vermag seiner schmeichelnden Bitte nicht zu widerstehen. Das war seine Kindheit.

Und dann: Ein teppichbelegter Salon. Durch die offene Portière erblickt man den Ballsaal, in dem sich tanzende Paare drängen. An einem der Spieltische ein blasser Jüngling, der das Tanzen über dem Glücksspiel vergaß. Rings um ihn die Freunde, die ihm Rathschläge ertheilen. Draußen vom Ballsaal aus lodert manches Frauenauge heiß zu ihm hinüber. Das war seine Jugend.

Und wieder: Ein seidengepolstertes Boudoir. Durch die kleine Oeffnung, welche die schweren Vorhänge gelassen, leuchtet der Mond. Auf dem Sopha sitzt ein Paar, das sich innig umschlungen hält. Das war seine Liebe.

Und zuletzt: Eine schmutzige, elende Spelunke. Auf der Treppe sitzt ein zerlumpter Tagelöhner, der beim Lichte einer qualmenden Petroleumlampe Stiefel putzt. Das war die Gegenwart.

Ja, er hatte es weit gebracht in dieser Welt, herrlich weit. Wo waren die guten Freunde geblieben? Sie waren, wie das Geld, in alle Winde zerstoben. Denn es war ja nur sein Geld, das sie angelockt hatte. Wo war die Geliebte geblieben? Mit dem gesellschaftlichen Range hatte er auch die süße Braut verloren. Denn es war ja nur die Höhe seiner Lebensstellung, der sie zugelächelt hatte. Und doch — wie schön war es, sich geliebt zu wissen, wenn auch nur mit erheuchelter Liebe. Was gäbe er nicht alles darum, könnte er nur eine Stunde dieses falschen Glückes wieder hervorzaubern. Ach, die Zeiten des Elends waren so schwer zu ertragen. Das Brod der Knechtschaft war so schwer zu essen. Er, der gewohnt war, zu befehlen, er hatte plötzlich lernen sollen, zu gehorchen. Es war zu schwer, sich in die Launen Anderer zu fügen. Ueberall verdarb er's mit seinem bösen Trotz. Nur der bitterste Hunger, nur die äußerste Noth konnten ihn gefügig machen. Da war ihm denn der Branntwein zu Hilfe gekommen. Im Branntwein vergaß er sein Leid. Er besaß zwar nicht den prickelnden Reiz des perlenden Champagners, nicht die verführerische Blume des duftenden Mosel, aber Eines hatte er doch wenigstens gemein mit diesen Aristokraten unter den Getränken: er entführte, wie sie, den Qualen der Wirklichkeit.

Der Wanderer griff plötzlich in die Tasche. Eine kleine Flasche kam zum Vorschein. Wie der Inhalt leuchtete! So klar und unschuldig wie Wasser. Seufzend nahm er einen kleinen Schluck. Mußte er nicht sparsam damit umgehen? Geld besaß er ja keines mehr und erst in der

großen Stadt, zu der sein Weg ihn führte, bot sich ihm wieder die Möglichkeit, welches zu erarbeiten oder zu — erbetteln. Dennoch vermochte er dem Gleißen der Flasche nicht zu widerstehen. Hastig führte er sie zum Munde und leerte sie bis zur Neige. Dann erhob er sich und schritt rüstig durch den Wald. Der Feuertrank hatte seine schlaffen Nerven belebt.

Es begann zu dämmern. Der Mond stieg am Himmel auf und leuchtete durch die Zweige. Hatte ihm derselbe Mond nicht auch geleuchtet, als er einst das geliebte Weib in süßem Liebesrausch umfangen hielt? Ach, wie schön war die Vergangenheit! Wie elend, wie traurig war die Gegenwart, gleich einer ewigen Wüste, aus der kein Weg hinausführt! Da ergriff den gesunkenen Menschen eine wilde, verzehrende Sehnsucht nach den Freuden seiner Jugend. Wieder, wie einst, hätte er die müden Glieder auf schwellendem Polster ruhen lassen mögen. Wieder, wie einst, hätte er den Gaumen erletzen mögen an ausgewählten Gerichten, hätte den schäumenden Becher goldenen Weins an die heißen Lippen pressen mögen. Wieder, wie einst, hätte er scherzen mögen im auserlesenen Kreise lieber Freunde und stolzer Frauen, scherzen in jener vornehmen Weise der guten Gesellschaft, wie er sie längst nicht mehr geübt. Und vor Allem — jenes holde Frauenbild, wenn er es noch einmal in seine Arme schließen dürfte! Oh, wenn er noch einmal jene Genüsse der Vergangenheit kosten dürfe, noch einmal — zum letzten Male! Er schaute zum Himmel auf, zum sanftschimmernden Monde, zu den hellblinkenden Sternen, wie in stummem Gebete. Und die Sterne schienen zu nicken. Und der Mond schien zu lächeln. Und der Himmel, der gütige Himmel schien sein Gebet erhören zu wollen.

* * *

Wie ein rauschender Accord wundersamer Töne erklang es plötzlich an sein Ohr. Ein Schauer des Entzückens durchzitterte seine Glieder. Er beschleunigte seine Schritte und erreichte die nahe Lichtung. Träumte er? Wachte er? Hatten Feenklänge ihn hergelockt? Wob sich ein süßer Zauber um ihn? Vor ihm, im Mondesglanz, lag ein wunderschönes Schloß auf waldigem Hügel. Die edlen Linien des majestätischen Gebäudes hoben sich prächtig ab von den Büschen ringsum. Ein mächtiger Kuppelbau strebte hoch in die Lüfte, während lange Seitenflügel sich im Dunkel der umgebenden Gebüsche verloren. Herrliche Vorgärten mit kunstvollen Beeten auf grünem Teppichrasen zeugten von dem reichen, vollendeten Geschmack, der hier waltete. Die Fenster des oberen Stockwerkes waren hell erleuchtet. Dahinter bewegte es sich, wie Schatten geschmückter Gäste. Musik ertönte. Bald flutheten die mächtigen Klänge eines Orchesters zum Walde herüber, bald perlten die Läufe eines Flügels durch die Frühlingsnacht, bald wieder schmeichelte sich der schmachtende Gesang menschlicher Stimmen in's Herz des armen Wanderers hinein. Oh, wie es ihn da ergriff! Wie sein Herz zusammenkrampfte in Schmerz und in Entzücken! Waren es nicht dieselben Harmonien, denen er einst als Jüngling andächtig gelauscht? Waren es nicht dieselben Lieder, die auch er gesungen hatte, als seine Stimme noch nicht rauh und heiser klang durch die Wirkung des Alkohols?

Doch jetzt verstummte die Musik. Die Fenster wurden geöffnet und ein Gewirr von Stimmen, ein Summen, unterbrochen von silberhellem Lachen, drang an sein Ohr. Da konnte er sich nicht mehr bezwingen. Ja, er will, er muß versuchen, Eingang in diesen Tempel der Freude zu finden. Und sollte er ihn auch erbetteln. Und sollte er auf den Knieen darum flehen müssen. Er eilt den Hügel hinan. Er durchfliegt die duftenden Vorgärten. Die Treppe hinauf stürzt er und läßt die mächtige Glocke ertönen.

Der Thorwart erscheint. „Was wollt Ihr?"

„Laßt mich einen Blick werfen in dieses Zauberschloß, einen Blick auf das herrliche Fest, das hier gefeiert wird! Oh, ich werde keine Störung verursachen. Ich bin auch auferzogen in der guten Gesellschaft, in der sogenannten guten Gesellschaft. Und wenn meine Kleider auch das Gegentheil vermuthen lassen — meine Sprache, die Sprache der Gebildeten wird Euch davon überzeugen. Das Unglück, selbstverschuldetes Unglück hat mich gestürzt."

Der Thorwart machte erst ein gar erstauntes Gesicht. Dann aber huschte ein verschmitztes Lächeln über sein bärtiges Antlitz.

„Und Ihr wißt wirklich nicht, wo Ihr seid? Ihr kennt wirklich nicht den Namen dieses — — dieses Zauberschlosses, wie Ihr es nennt?"

„Wie sollte ich? Ich bin fremd in dieser Gegend. Ich will nach der Stadt, um Unterschlupf zu finden. Ich hörte plötzlich die wunderbare Musik aus diesem Schlosse und da erfaßte mich ein heftiges Verlangen nach dem Anblick jener festlichen Versammlungen, denen auch ich vor Jahren so häufig beigewohnt habe. Thut mir den Gefallen, Freund, gebt mir Einlaß! Laßt mich zuschauen — — nur für einen kurzen Augenblick!"

Der Thorwart besann sich. Dann sprach er: „Gut. Ich will es dem Herrn melden. Vielleicht läßt er Euch eintreten. Er hat oft sonderbare Einfälle."

Er entfernte sich. Es dauerte nicht lange, so kehrte er zurück in der Begleitung eines vornehm ausschauenden Mannes, dessen Brust mit Orden und Sternen bedeckt war.

„Wie heißt Ihr?" fragte der vornehme Herr, während sein Blick den Wanderer zu durchdringen schien.

„Herbert Waldram, zu dienen, Herr Graf. Ich bitte sehr, Herr Graf, nur wenige Minuten! Ich möchte noch einmal des längstentwöhnten Anblickes theilhaftig werden. Ich will mich ruhig verhalten. Ich kenne die Formen der guten Gesellschaft. Keiner soll aus meiner Haltung errathen, daß die Landstraße mich ausgespieen hat."

„Es sei!" sprach der vornehme Herr. „Und nicht nur der Anblick unseres Festes sei Euch gestattet, nein, ich will Euch sogar einführen in die erlauchte Versammlung."

Dann wandte er sich an den, wie ein Kobold in seinen Bart hineinkichernden Thorwart. „Laßt ihn ein warmes Bad nehmen und Bart und Haar in Ordnung bringen. Dann gebt ihm andere Kleider, einen Ballanzug. Darauf reicht Ihr ihm etwas Stärkendes und dann führt Ihr ihn hinauf zu den Gesellschaftsräumen. Dort will ich ihn empfangen!" Für sich aber murmelte er: „Bin neugierig auf das Experiment."

Herbert wollte ihm zu Füßen stürzen, wollte ihm die Hand küssen. Doch er wehrte ihn kurz ab und entfernte sich raschen Schrittes. Der Thorwart unterbrach sein Kichern und rief:

„Hab' ich es nicht vorausgesagt?"

* * *

Der große Festsaal schimmerte in einem Meer von Licht. Von den krystallenen Kronleuchtern hinab flnthete es und fand seinen Widerschein in dem blanken Spiegel des Parketts. Die weißen Wände waren verziert mit goldenen Arabesken. Rothseidene Divans zogen sich rings an ihnen her. Am Ende des Saales erhob sich hinter vier Marmorsäulen ein Podium, in dessen Mitte ein köstlicher Flügel stand, während ringsum die Sitze des Orchesters amphitheatralisch emporstiegen. Eine festlich gekleidete Menge bewegte sich im Saale umher. Lange Seidenschleppen wallten. Herrliche Nacken und Arme glänzten. Die Eintönigkeit des Fracks war angenehm unterbrochen von dem bunten Schimmer prunkender Uniformen. Das reifere Lebensalter hatte den Hauptbestandtteil der Gesellschaft geliefert. Der Mangel an Vertretern der Jugend war sogar auffallend. Zwischen all' diesen welken, überreifen und vollerblühten Rosen war nur hin und wieder eine Knospe zu entdecken. Um so hinreißender aber wirkte ihr bezaubernder Anblick. Prinzessin Helene und Comtesse Ada, beide kaum zwanzigjährig, wandelten fast immer Arm in Arm durch den Saal. Ein Schwarm begeisterter Verehrer folgte ihnen auf Schritt und Tritt und lauschte dem silberhellen Klang ihrer jugendfrischen Stimmen.

„Werden Euer Hoheit uns nicht mit einem Ihrer thaudnftigen Lieder entzücken?" wandte sich ein alter General mit verliebten Blicken an die Prinzessin.

„Nur, wenn Excellenz mir mit gutem Beispiel vorangehen," lautete die Antwort.

Ein allgemeines Gelächter erhob sich. Doch der General ließ sich nicht davon beirren. „Ich kann Schlachten schlagen, Hoheit, und habe Schlachten geschlagen, die mich zum Siege führten. Die Kunst des Gesanges aber ist mir beim Grollen des Kanonendonners, beim Krachen der Geschütze abhanden gekommen."

„Und wohl auch ein wenig durch die anstrengenden Kommandorufe?"

„Ich gestehe es zu, Hoheit, man wird leicht heißer dabei."

„Gut, General. Ich erlasse Ihnen das Lied. Doch dafür erzählen Sie uns eine Episode aus der Schlacht bei — — —"

„Gnade. Prinzessin, Gnade!" riefen einige Damen in komischer Verzweiflung. „Er tödtet mehr Menschen mit seinen Erzählungen als mit seinen Kanonen."

„Und ich," kicherte Comtesse Ada, indem sie die Prinzessin neckisch in den Arm kniff, „und ich hätte doch gar zu gern die süße Stimme des Generals von Lotosblumen und vom Ganges flöten hören."

„Ich könnte mich manchen ‚Ganges' rühmen," versetzte der General, indem er sich mit triumphierendem Lachen über seinen gelungenen Witz im Kreise umblickte: „doch keines flötenden, sondern eines klirrenden. Und bei Gott!" fügte er, sich allmälig in einen gelinden Zorn hineinredend, mit erhobener Stimme hinzu, „nicht Männerlippen hätten das Wort von dem ‚flötenden Ganges' mir gegenüber ungestraft anwenden dürfen!"

„Aber, Excellenz — — — —"

„Kein ‚aber', Comtesse! Ich liebe es auch nicht, von Damen verhöhnt zu werden."

„Er faßte etwas heftig den Arm des Ministers von Belmont und schritt mit ihm nach der entgegengesetzten Seite des Saales, während er murmelte: „Diese jungen G . . . . eschöpfe halten ihre Jugend für ein besonderes Verdienst. Bieten wir unsere ehrliche, alte Brust nicht länger den Geschossen ihres Übermuthes dar!" Und sie wandten sich zwei alten Großmütterchen zu, den Baroninnen von Meerheim und von Lipinska, die diese ungeheure Auszeichnung nicht genug zu preisen wußten.

Plötzlich öffnete sich die Flügelthüre. Die ganze Gesellschaft schaute neugierig den Eintretenden entgegen. An der Hand des vornehmen Herrn, der ihm den Zutritt gewährt, beschritt der Wanderer von der Landstraße das spiegelblanke Parkett.

„Ich gestatte mir," rief der Herr mit vorstellender Geberde, „ich gestatte mir, der hohen Gesellschaft Herrn Herbert Waldram zuzuführen, einen Herrn von bester Herkunft."

„Nur Waldram! Nicht einmal adlig!" hörte man flüstern. „Doch verbirgt sich vielleicht unter dem bescheidenen Namen ein Prinz? Stellen wir ihn auf die Probe!"

Und nun eilte die Gesellschaft auf Herbert zu und bestürmte ihn mit höflichen Anreden. Herbert war wie umgewandelt. Seit er die häßlichen Lumpen abgelegt, seit er wieder die Uniform der guten Gesellschaft und der Gasthöfe, den Frack, seine Glieder umschmiegen fühlte, war die Landstraße, war das Landstreicherleben aus seinem Gedächtniß wie ausgelöscht. Wieder, wie in seinen jungen Jahren, erfüllte muthwilliger Trotz seine Brust. Aber es war nicht jener tückische, mürrische häßliche Trotz des Elends, der ihn von Stufe zu Stufe herabgedrückt hatte, nein, es war ein Trotz, der in den Formen des guten Tones gleichsam jede verwundende Spitze verlor, ein Trotz, der angenehm, anregend, ja erfrischend wirkte. Und wie ihm der Leibrock paßte! Wie die feine Wäsche, die weißseidene Halsbinde den vornehmen Ausdruck seines Gesichtes zur Geltung brachten! Dieses Gesicht, so abstoßend, so unheimlich, so verbrecherisch gemein in der Umhüllung der Armuth, dieses Gesicht wurde interessant, ja bedeutend, sobald ein sauberer Kragen und ein feines schwarzes Tuch es umrahmten.

Als Prinzessin Helene Herbert erblickte, erbleichte sie bis in die Lippen hinein und tonlos flüsterte sie: „Er!"

Aber auch Comtesse Ada verlor jeden Blutstropfen aus ihrem bisher so blühenden Antlitz. Und auch aus ihrem erbebenden Munde erklang es: „Er!"

Ungestüm kehrten die holden Geschöpfe Herbert den Rücken. Als sie den General und den Minister von Belmont angelegentlichst mit den zahnlosen, alten Baroninnen plaudern sahen, stürzten sie auf die Gruppe zu.

„General," rief die Prinzessin, indem sie sich in fieberhafter Erregung an den Arm des erstaunten Soldaten hing, „General, ich will singen. Führen Sie mich zum Klavier!"

„Ohne jede Bedingung?" höhnte der General. „Ohne Flöten und Lotosblumen und Ganges?"

„Bedingungslos," flüsterte die Prinzessin und zog den schwerfälligen alten Herrn fast hinter sich her.

„Excellenz," sprach Comtesse Ada zum Minister von Belmont, „man hat mich diesen Abend so oft vergeblich bestürmt, das große Clavierconcert von Weber zu spielen. Excellenz, ich erkläre mich endlich bereit dazu. Führen Sie mich zum Podium und benachrichtigen Sie das Orchester!"

Inzwischen war Prinzessin Helene bereits am Flügel angelangt, hatte den Deckel erhoben und nach kurzem Präludium mit ihrer wunderbar schönen, glockenreinen Stimme das Lassen'sche Lied angestimmt:

Ich will Dir's nimmer sagen,
Wie ich so lieb Dich hab'.
Im Herzen will ich's tragen.
Will stumm sein, wie das Grab.

Wie gebannt lauschte alles den schmelzenden Tönen der holden Sängerin. Kein anderer Laut erklang. Herbert aber fühlte ein süßes Weh in sein Herz einziehen, als ob die zagenden Verse, die leidenschaftunterdrückenden Töne ihm gälten. Als die Prinzessin unter rauschendem Beifall geendet, näherte er sich ihr und sprach Worte der Anerkennung, die in ihrer Dreistigkeit dennoch verführerisch zu wirken schienen.

Die Prinzessin gab sich ganz dem Zauber dieser Worte hin. Und während Comtesse Ada die Weber'sche Tonschöpfung unter Begleitung des Orchesters meisterhaft zu spielen begann, saß sie in tiefem Gespräch an der Seite Herbert's. Plötzlich preßte sie heftig seinen Arm. „Ich muß Sie allein sprechen, mein Herr. Ich muß!" flüsterte sie mit leidenschaftlichen Blicken. „Folgen Sie mir!"

„Bis ans Ende der Welt, Hoheit," erwiderte Herbert, der sich rasch wieder in die Höflichkeitslügen der guten Gesellschaft eingelebt hatte.

Er folgte ihr in ein dämmeriges Nebengemach. Und dort, versteckt hinter schweren, seidenen Vorhängen, faßte sie seine Hände und sprach, während der süße Hauch ihres Mundes seine Sinne berückte, folgende leidenschaftlich hervorgestoßenen Worte: „Ich weiß nicht, ob Du in Wirklichkeit Selmar bist. Ich weiß nur, daß Du ihm ähnlich bist, tödtlich ähnlich. Willst Du das grauenhafte Unglück gut machen? Willst Du mich lieben?"

Herbert war es, als ob ihm die Sinne vergingen. Vor einer Stunde noch hungerte und fieberte er in Lumpen auf der Landstraße. Und jetzt brauchte er nur „ja" zu sagen, um die Liebe einer himmlisch schönen Prinzessin zu erringen. Schauer des Entzückens erfaßten ihn. Er kniete nieder vor der Prinzessin. Er küßte ihre weißen brillantberingten Finger. Und mit bewegter, fast schluchzender Stimme betheuerte er:

„Ja, Du holder Engel, ich will Dich lieben. Ich will gut machen, was Jener an Dir verbrochen. Ich will Dir mein Leben weihen!"

„Selmar!" Sie umschlang ihn. Sie küßte ihn. Sie lachte und weinte. Erst als sie sich von ihrem heftigen Gefühlsausbruch erholt hatte, konnte sie wieder zusammenhängende Worte hervorstammeln.

„Selmar — — — — ach, Herbert — — — verzeih', daß ich im Uebermaaß meines Glückes Dir den Namen des Verräthers beilege! — Herbert! Wir wollen fliehen. Neid und Scheelsucht im Bunde mit hartherziger Staatsraison werden unserer Verbindung entgegen zu treten suchen. Willst Du es wagen, mich zu entführen?"

„Für Dich, Helene, wage ich Alles.“

„So höre! Eine Stunde nach Schluß dieses Festes findest Du Dich am Mittelbau des östlichen Seitenflügels ein. Dort sind meine Gemächer. Ich werde mich vermittelst einer Strickleiter, die ich aus meinen Betttüchern verfertige, vom ersten Stockwerk herablassen. Du fängst mich auf — und für ewig bin ich Dein!“

„Helene! Helene! Du machst mich zum Glücklichsten — —“

Er konnte nicht vollenden. Hinweggerissen ward der seidene Vorhang. Eine Fluth von Lichtstrahlen ergoß sich in den dämmerigen Raum. Wie eine Rachegöttin stand Comtesse Ada vor den Liebenden, gefolgt von der ganzen Gesellschaft.

„Seht Ihr Paris und Helena?“ rief sie, indem sie vor innerem Grimm die Zähne fletschte. „Meinen Verlobten will sie, die Falsche, mir entreißen, meinen Felix, dem ich mein Unglück verdanke!“ Sie preßte das Schnupftuch auf das zuckende Antlitz.

„Nicht Paris und Helena, gnädigste Comtesse,“ zischte der Minister von Belmont mit zusammengekniffenen Lippen und Aeuglein, aus denen die Eifersucht funkelte, „nicht Paris und Helena. Nein Faust und Helena.“

„Faust!“ donnerte der General. „Zeigen wir ihm, was ‚Faust‘ ist!“

Comtesse Ada warf das Schnupftuch weit von sich. Sie ballte drohend die Hände gegen Herbert. „Ja, Elender! Diese Faust soll Dir vergelten, diese Faust, die den Erdball getragen hat. Helft mir ihn tödten, Freunde! Helft mir das treulose Herz ihm ausreißen!“ Diese Worte wirkten, wie das Signal einer Explosion. Ein entsetzliches Lärmen erfüllte plötzlich die Luft. Hundert Stimmen brüllten und heulten und zeterten zugleich. Wilde Augen glühten. Drohende Fäuste erhoben sich.

„Was?“ schrie der General unaufhörlich mit Stentorstimme. „Ihr wagt es, den Helden zu verhöhnen, der die Schlacht bei Marathon gewonnen hat?“

„Wie?“ keifte der Minister von Belmont im höchsten Discant, „Ihr wollt mir widersprechen, der ich Richelieu und Bismarck in einer Person verkörpere?“

Die alte Freifrau von Meerheim riß den zahnlosen Mund auf und streckte unter gurgelnden Tönen die Zunge heraus. Die graue Baronin von Lipinska machte unter gellenden Hohnrufen mit den dürren Fingern wirbelnde lange Nasen.

„Ich habe die große Brücke von Hamburg nach Mexico gebaut,“ meckerte ein spitzbärtiges Männchen. „Mir gehört der Preis. Mein ist die Braut.“

„Ich bin der alte Fritz. — Ich bin Napoleon. — Ich bin Sokrates,“ zeterte es aus der Menge hervor.

Herbert war aschfahl geworden. Jetzt erst hatte er die schreckliche Bedeutung dieses Schlosses erkannt.

Näher und näher drängte die Menge. Schon wollten gierige Hände ihn ergreifen. Schon gab er sich verloren, mit der Empfindung, die hohe Lust dieser Stunde etwas allzu theuer erkauft zu haben. Da ertönte ein gellender Schrei; die Prinzessin hatte ihn umklammert.

„Ich werde ihn schützen,“ rief sie. „Nur über meine Leiche geht der Weg zu ihm!“ Doch nur um so wilder heult die Menge. Doch nur um so unwiderstehlicher drängt sie heran.

Da, wie mit einem Schlag, legten sich die Wogen der ungeheuren Erregung. Der vornehme Herr, der Herbert eingeführt, war erschienen. Sein Blick, ja, nur sein Anblick zähmte die Bestie im Herzen dieser Menschen.

„Echauffiren sich Euer Hoheit doch nicht!“ sagte der General mit sanftmüthigem und doch spöttischem Lächeln. Dann reichte er den Baroninnen ritterlich die Arme und hüpfte mit ihnen davon. Comtesse Ada verschwand stumm, aber mit unsäglich verächtlicher Miene aus dem kleinen Gemach. Auch die Prinzessin ließ Herbert los. Und indem sie sich zum Fortgehen anschickte, flüsterte sie ihm fast unhörbar zu:

„Um Mitternacht. Am Mittelbau des östlichen Flügels. Drittes Fenster links.“

Bald war Herbert allein mit dem vornehmen Herrn. „Nun?“ fragte dieser etwas spöttisch. „Habt Ihr genug? Seid Ihr curirt?“ Herbert antwortete nicht. Noch zitterten ihm die Knie. „Ich kann mir denken,“ fuhr der Herr fort, „daß Euch nicht wohl zu Muthe ist. Nun, auf den Schrecken gebührt Euch ein Schluck zur Beruhigung. Geht dort hinein in den großen Saal und trinkt von dem angebrochenen Champagner so viel Ihr Lust habt. Dann geht zur Ruhe. Ein Zimmer ist Euch angewiesen. Morgen früh sehen wir uns wieder.“

Damit empfahl er sich. Herbert war es in diesem Augenblick durchaus nicht um's Trinken zu thun. Allmälig aber begann die so lange verhaltene Gier sich zu regen. Wann sollte ihm je wieder Gelegenheit werden, sie so ausgiebig nach Herzenslust in dem königlichen Tranke zu stillen? Scheu schlich er sich in den menschenleeren Saal. Dort standen die mehr oder weniger noch gefüllten Flaschen auf den Tischen umher, welche als improvisirtes Büffet gedient hatten. Aengstlich schenkte sich Herbert ein Glas voll ein und vorsichtig ließ er das perlende Naß über die Zunge gleiten. Nun fühlte er sich wie neugeboren. Er trank und trank, bis er mit seligen Empfindungen zu Boden sank.

* * *

Am andern Morgen fand er sich in einem einfach, aber sauber gehaltenen Schlafzimmer. Auf einem Stuhl vor dem Bette lagen die häßlichen Lumpen, die er gestern abgelegt hatte. Er schauderte, als er sie wieder anzog, und seltsame Gedanken erfüllten sein Hirn. Warum war er nicht wahnsinnig, wie die anderen, um auch ein Anrecht auf Bewohnung dieses Schlosses zu haben? War denn der Wahnsinn in dieser glänzenden Behausung, in diesem wahrhaften Zauberschlosse so etwas Entsetzliches? Was half ihm sein gesunder Verstand, da er ihn nicht aus Schmutz und Lumpen hervorzuziehen vermochte? Gesunder Verstand! Wandelt denn nicht in jedem Menschen ein Stück Wahnsinn durch die Welt? Hat er einst nicht selbst wahnsinniger Spiellust, wahnsinniger Verschwendungssucht gefröhnt? — O, wenn er hier bleiben dürfte! Man brachte ihm ein Frühstück und führte ihn dann zu dem vornehmen Herrn.

„Ihr habt Euch ordentlich in Champagner ausgetobt,“ begann dieser lächelnd. „Viel Reste ließt Ihr nicht stehen. Aber ich finde es erklärlich nach dem, was Ihr mir über Eure Vergangenheit mitgetheilt habt. — Doch nun mache ich Euch einen Vorschlag. Auf jenem Tische liegen zwei Packen. Der eine enthält abgelegte Kleider von mir. Denn in diesen Lumpen sollt Ihr nicht weiter einhergehen. Auch ein kleiner Zehrpfennig liegt bei. Der andere Pack aber enthält die Uniform eines Dieners dieser Anstalt. Wollt Ihr hier bleiben, so werde ich Euch anstellen. Ihr gefallt mir und — was die Hauptsache — Ihr scheint mir zu passen für den Dienst, den ich Euch zugedacht habe.“

„Bleiben!“ rief Herbert. „Wie gern! Wie herzlich gern!“

„Ihr scheut Euch also nicht vor der Liebe der Prinzessin Helene? Ihr fürchtet Euch nicht vor der Eifersucht der Comtesse Ada?“

„Nein, Herr Direktor. Was ist die Welt denn anders als ein großes Irrenhaus?“

„Die Antwort hab' ich von Euch erwartet, Herbert Waldram.“

„Aber Eins bitt' ich mir aus, Herr Direktor. Ich darf theilnehmen an den Gesellschaftsabenden der vornehmen Irren?“

„Das ist ja gerade der Dienst, den ich Euch zugedacht habe. Also, Ihr seid angestellt. Einverstanden?“

„Einverstanden!“

Aus der Hauptstadt.

Zarathustra der Politiker.

Der unglückliche Dichter im Gärtlein von Naumburg vermag nicht mehr mit funkelnden Augen den Triumph zu genießen, den ihm zu bereiten unser Jahrhundert sichtbarlich sich anschickt. Nachdem die Tafeln des Uebermenschen ihren literarischen Erfolg davongetragen hatten, einen Erfolg, der zwar bei Weitem nicht an den des plaudersamen Erziehers Rembrandt heranreichte, der aber immerhin im Lande der viel zu vielen Bücher bemerkenswerth und erstaunlich war, nachdem der Name des Höhendenkers allen geläufig geworden war, denen am meisten, die seine Bücher trotz peinvollster Anstrengungen nicht geliehen bekommen konnten, bemüht sich die moderne Weltgeschichte, Friedrich Nietzsche's Thesen auch praktisch zu erproben. An den Gestalten der Lorenzo von Medici, der Ezzelino und der Cangrande berauschte sich des Sonnenaars unrastselige, wilde Phantasie: im schrankenlosen Meer der Renaissance allein sah er die Schranken für würdige und große Turniere. Der Glanz des einzigen Gedichtes vom in Einsamkeit großen Zarathustra beginnt mälig zu erblassen, denn der tiefe Poet hatte zwar eine fast endlose Heerschaar von begeisterten Bewunderern versammelt, es aber doch versäumt, sich rechtzeitig mit den dürstigen Burschen auf du und du zu stellen, die für einen Thaler Preußisch-Courant die Spalte deutsche Geistesgrößen ernennen und krönen lassen; nun, wo kaum noch ein Reporterlein dann und wann die ohnmächtigen Zuckungen seines kranken Geistes den geehrten Lesern abkonterfeit, schwindet das Interesse der Nichtsalsneugierigen für den Gestürzten. Wenn er noch mit Blitz und Donner zu schreiben wüßte wie vordem, erdächte er wohl in seiner geliebten Bergstille das Buch, worin er nachwiese, daß des Uebermenschen Zeit bereits gekommen ist, daß Zarathustra's Söhne drauf und dran sind, im Säculum der absoluten Demokratie, der nivellirenden Freiheit und Gleichheit Herrschaft und Macht an sich zu reißen. Nicht im ideellen Sinne, nicht in dieser oder jener traumhaften Gelehrten-Republik, nein, wirkliche Macht, Lenkung des Geschickes der Völker und Erdtheile.

Seit Roms Imperatorenthron zusammenbrach, weil die Cäsaren mit diplomatisirender Politik im Zickzack-Cours curiren wollten, was nur durch tief einschneidende und entschlossene Wirthschafts Reformen geheilt werden konnte, und seit dem an ihren unzureichenden Mitteln gescheiterten Versuch der Scaliger, das unumschränkte Uebermenschenthum auf dem Throne zu proclamiren, liest sich das Buch der Könige nicht wesentlich großartiger, gewaltiger und schauerlicher als das der anderen, unbegnadeten Menschenkinder. Der Parlamentarismus, der constitutionelle Gedanke, Zarathustra's ärgste Feinde, erwachen wieder aus dem Schlafe und nehmen, scheu und schüchtern, in Lakaientracht zuerst, ihr Plätzlein zu Füßen der Majestät ein. Die absolnten Monarchen von geistiger Bedeutung fürchten sich fast vor der Macht, die in ihre Hände gelegt worden ist, und suchen wenigstens durch allerlei Theatermätzchen den Schein zu erwecken, als theilten sie mit Vertretern oder doch mit Kindern des Volkes die Gewalt; wie Macchiavelli legen sie ihre freisinnigen Gedanken in umfangreichen Bänden nieder, und wenn sie sterben — freilich erst dann — sind sie es müde, über Sclaven zu herrschen. Es steckt kein Zarathustra-Geist in ihnen, keine unbändige Freude an der Herrschaft selbst, am stolzen, steinharten Uebermenschenthum. Von kleinen Missethaten abgesehen, die dann immer ebenso kleiner Privatrache entspringen, verschwindet aus der Geschichte das blutrothe Bengallicht, das die Tiber und die Fürsten, unter denen Dante lebte, umwittert; Menschenblut wird vergossen, und Häupter fallen, aber dann geschieht's im Geheimen oder, heuchlerischer noch, im Namen der beleidigten Justiz. Kein Fürst wagt mehr, sei es aus souveräner Laune, sei es aus Gründen großpolitischer Natur, frech bacchantisch im Bürgerblut zu waten wie die Kaiser, die sich unterm Schatten des Nazareners Götter glaubten, wie die Renaissance-Tyrannen, die den Nazarener überwunden wähnten. Constitutioneller immer wird die Welt, und die große Revolution von 1789, die endgiltig den Bankerott der sogenannten Alleinherrschaft besiegelt, wie die kleine Revolution von 1848, die das neue Licht und die neue Regierungsform auch in Deutschlands gottvergessene Winkel trägt, sie Beide sind organisch erwachsen aus dem Gedanken, daß Herrenthum und Königskronen im Grunde Einrichtungen sind, die man der freien, gleichen Menschheit gewaltsam aufpfropfte. Der Constitutionalismus ist nichts als eine Lüge, eine Gedankenlosigkeit dazu, in der, wie es bei bequemen Lügen und Gedankenlosigkeiten zu gehen pflegt, Millionen sich so wohl fühlen, daß der Widerspruch einiger klarsehender Tausend wenig besagen will. Aber die Minorität hat immer Recht, und was in der Erde wurzelt und aus der Erde herauswächst, trägt die Früchte, die seine Art tragen muß. Die Demokratisirung der Gesellschaft, die in diesem Jahrhundert schier unaufhaltsam vorgeschritten ist, die durch den liberalen Gedanken und seine schönste Blüthe, die Volksschule, zu einer Selbstverständlichkeit geworden zu sein scheint, sie würde mit mathematischer Gewißheit zur Abschaffung des Königthums führen.

* * *

Ganz in der Stille aber ist die Axt erhoben worden gegen den stolzen Baum, der nicht nur über die Culturnationen sein freies und gleiches Geäst breitet, der uns auch Neger-Republiken und jüngst beinahe die Republik Formosa beschcert hat. Der liberale Gedanke verliert rapid seine Zauberkraft, verliert sie nicht nur, weil wirthschaftliches Elend ihm die Massen entfremdet und weil man über socialen Sorgen politische Träume vergißt; er muß auch sehen, daß die nationalen Ideen wieder aufschießen und seine himmelblauen Hoffnungen von süßseliger Menschenverbrüderung zu nichte machen. Zweierlei bräche am Ausgang des Jahrhunderts der Bebelpartei den Hals, wenn ihr Wirthschaftsprogramm sie nicht riesenstark machte: das ist einmal ihre vaterlandslose Gesinnung und ihre Internationalität, von der ja Frankreichs Socialisten z. B. so wenig wissen wollen, daß sie immer am lautesten in Chauvin's Posaune stoßen; und das ist zweitens ihre erboste Feindschaft gegen das Königthum, von der Englands Socialisten z. B. so wenig wissen, daß sie neulich einen Genossen abprügelten, der den — nun doch wahrlich nicht über Beleidigungen erhabenen — Prinzen von Wales beschimpfte. Die Partei, in der der Vollmarismus immer weiter um sich greift und die eben ein Agrarprogramm veröffentlicht hat, wie es den anticollectivistischsten Bauernschädel entzücken muß, wird sich voraussichtlich von den verbissenen Doctrinen der Alten noch weiter entfernen und mit dem Deutschbewußtsein wie mit dem Königsthume ihren Frieden machen. In ihrer Entwicklungsfähigkeit, in der Möglichkeit ihrer Mauserung zu einer kleinbürgerlichen Reformpartei liegt die Gewähr für den endlichen Sieg der Socialdemokratie; ihr wohnt, trotz der Verbohrtheit der Mehrzahl ihrer Führer, trotz des Cadavergehorsams der Massen, ein treffsicherer Instinct für den Weg des Zeitstroms inne, ein Instinct, der schlagend beweist, daß sie kein künstliches Gebilde, daß sie ein Naturproduct ist und wie ein Naturproduct weiter wachsen *muß*. Darum ist es so über die Maßen bedauerlich, daß es von den zur Zeit Berufenen Niemand versteht, die Quellen ihrer Macht abzusaugen, weil Niemandem historischer Blick und Verständniß für jene Gedanken eignet, denen die Zukunft gehört.

Dem Königthum, das ohne die socialen Ideen unsrer Tage verloren gewesen wäre, das aber gerade nun Gelegenheit hat, neue, siegende Kraft aus ihnen zu saugen, der Monarchie schadet es augenblicklich nicht, daß gerade ihre ersten Vorkämpfer oft ihre ungeschicktesten sind. Sie ist für eine lange Zeit dem Ansturm der Fluth entrückt, die sie zertrümmern wollte; mit ihr wird man sich eingehender erst dann wieder beschäftigen, wenn die wirthschaftlich socialen Fragen abschließend beantwortet worden sind. Und da es mehr als wahrscheinlich ist, daß nicht blutige Umwälzung die sociale Befreiung herbeiführt, daß vielmehr trotz alledem ein Genie auf dem Throne erstehen wird, dessen Einsicht und hämmernde Thatkraft das Rettungswerk wagt und gewinnt, so darf man, wenn auch keine anderen Anzeichen für eine neue Blüthezeit des monarchischen Princips vorhanden wären, getrost prophezeien, daß die Menschheit anno 1995 königstreuer als die noch immer in pseudo liberalen Vorstellungen dahinduselnde von heute sein wird.

Dürfte es selbst dann voraussagen, wenn die überall mit gewaltiger Wucht hervorbrechenden, nationalen Bestrebungen nicht vorhanden wären, Bestrebungen, die, wie die Geschichte nachweist, nur so lange von Erfolg begleitet sind, als sie sich in der Hand einer ehrgeizigen und starken Dynastie krystallisiren.

* * *

Es ist nicht uninteressant, daß das Wort vom Uebermenschen, vom Menschenbeherrscher und Menschenüberwinder durch Schicksalsschluß, gerade in diesen Tagen mit Bezug auf Wilhelm II. fiel. Dies geschah in einem Pariser Boulevardblatte, das nicht nur die wissenschaftlichen Artikel der „Gegenwart" fleißig nachdruckt, und geschah dazu noch von Seiten einer Dame. Wird Wilhelm II. schon hier zu Lande und von, wenigstens ihrem äußeren Habitus nach, männlichen Politikern zumeist so schief wie möglich beurtheilt; legt man schon bei uns viel mehr Werth darauf, dem Fürsten unter verbindlichen, seitenlangen Phrasen versteckt niedliche kleine Bosheiten anzuhängen, als daß man versuchte, seinen für die Entwicklung des Vaterlandes so ungeheuer wichtigen Charakter zu analysiren, ist der Kaiser leider Gottes gerade geistvollen und scharfsinnigen deutschen Politikern nichts als ein interessantes Objeet ihrer Pikanterien, so darf man von französischen Autoren schon gar keine gerechte und nutzbringende Würdigung erwarten. Und ganz gewiß heißt es Zarathustra und heißt den Kaiser gründlich mißverstehen, wenn man sie in Beziehung zu einander setzen will; Wilhelm II. meidet Pfade, die der leuchtende Pfadsucher dithyrambisch preist, Wilhelm II. steht ganz im Leben, dem er entsproß, und ist kein Brecher alter Tafel, kein in Einsamkeit und Schweigen Schaffender. Aber dafür ein willensstarker, ein echt landesväterlich wohlmeinender, geistig ungemein beweglicher Mann, schönen Ehrgeizes voll, sympathisch und liebenswerth auch da, wo seine Wünsche und sein Wollen denen der hoffenden Mehrheit des Volkes gegenüberstehen. Sympathisch und liebenswerth wie alle im Grunde tragischen Charaktere, die sich zu Großem berufen wissen, die das ihnen bestimmte Blatt im Buche der Geschichte mit goldenen Sätzen zu füllen begehren und die doch nur unter furchtbaren Schwierigkeiten ein vielleicht ganz nahes Ziel erreichen. Ihnen fehlt nichts, um ein Volk, ihr Volk glücklich zu machen, als die Kenntniß seines sehnsüchtigsten Verlangens, als der Glaube daran, daß dies Verlangen die Millionen Herzen wirklich heiß genug durchloht, um sie zu höchster und verzweifeltster Kraftanstrengung zu spornen.

Noch nicht in Deutschland, wohl aber schon hier und da in seiner Nachbarschaft gebären sich die neuen Gedanken große, starke Männer, die den Renaissancefürsten oft überraschend ähnlich sehen. Sie schreiten über Gräber und Tod, das durchzusetzen, was ihnen Forderung der Zukunft scheint; ihr Riesenwerk verleiht ihnen nach ihrem persönlichen Empfinden das Uebermenschenrecht, sich auszuleben, wie der Königstiger in der Dschungel. Diese Staatsmänner, die in Europa ausgestorben zu sein und die so gar nicht in die parfümirte, stille Luft seiner Cabinette zu passen schienen, tauchen in immer kürzeren Zwischenräumen auf — und seltsam, weder Beifall noch das entrüstete Zischen der Nervösen empfängt sie. Sie machen das alberne Wort feuiler Feuilletonjünglinge zu Schanden, die Vorliebe für gedämpfte Farben und discrete Töne sei Wahrzeichen und Merkzeichen der müden Jahrhundertwende; sie versetzen Europa in rothen Rausch, in wilde und kampflustige Stimmung, machen es ganz vergessen, daß noch vor ganz kurzer Zeit seine Diplomaten in Seidenstrümpfen, verlogen lächelnd und kokettirend, unhörbar über Teppiche schlichen. Bismarcks rücksichtslose Gewaltthätigkeit darf nur leugnen, wer das colossalische Bild dieses Einzigen verkleinern, vermenschlichen, zerstören will; Bismarcks große Fehler und Irrthümer entschuldigt oder leugnet nur, wer nicht das geringste Verständniß für Titanenmaß hat. Wer die vom glorreichen Caprivi eingeführte 1.76 Meter Größe doch in Ausnahmefällen überschritten sehen will, thut gut, den drüber Hinausgewachsenen auch die mächtigen Fäuste und die mächtigen Leidenschaften zu lassen, die wir immer Laster nennen, sobald sie uns keinen Vortheil bringen; ohne diese Fäuste und diese Leidenschaften wären die Allzugroßen wahrscheinlich schwindsüchtig. In gewissem Sinne, freilich allein vom Standpunkte des italienischen Staatsgläubigers aus, wie Bismarck zu beurtheilen ist Crispi, der freilich keiner Räuberhauptmann-Eigenschaft und dafür sehr vieler staatsmännischen entbehrt; dieser echte Condottiere verdient sogar überreichlich allen Schimpf, den seine Gegner auf ihn häufen, und doch bedarf sein vorm Rand des Verderbens stehendes, an Männern von so erbarmungsloser, wilder Energie armes Vaterland dieses Scrupelfreien. Stambulow, der übertrieben Gefeierte, verfolgte eine Politik, die den Keim des Todes in sich trug und ihn zu Boden schlagen mußte, aber er verfolgte sie mit der ganzen Kraft eines rohen, starken Emporkömmlings, und das sicherte ihm, wenn auch vorübergehend, Erfolg und begeisterten Beifall. Die Mittel, mit denen er arbeitete, waren wild und grausam, und es bedarf wahrlich nicht der Colportageroman-Politik und der blutrünstigen Phantasie unserer Knownothings, um die Gründe zu errathen, die seinen Mördern das Messer in die Hand drückten. In der rauhen Atmosphäre, die die Jünger Zarathustra's um sich verbreiten und in die sie leicht ihr ganzes Land hüllen, entsteht in tausend Herzen der Trieb, es den Gewaltigen nachzuthun, leicht erzeugt sich da der Anschlag, ihre eigenen Waffen gegen sie selbst zu kehren. Das ist Renaissanceluft — die Hand fährt leicht zum Dolch, wenn das Auge oft Dolche sieht.

Die Politik einer Epoche, so voller Gährung und brausenden Lebens wie unsere, sollte nicht von Klageweibern gemacht werden. Der titanischen Aufgabe widmen sich mit Lust doch nur Männer, die den Tod nicht fürchten, weil sie selber immer wieder den Tod senden müssen. Wäre Bismarck auf den Tod verwundet einem der Attentate zum Opfer gefallen, die sein theures Leben bedrohten, so hätte er's schweigend hingenommen; auch Stambulow, der sich, in einem wilden Lande bei wilderen Gegnern freilich gegen Kleinmenschen-Moral unsühnbar versündigt hatte, sank schweigend und ohne Entrüstung zu heucheln. Das ist der Krieg. Das Messer des Mörders aber prallt da machtlos ab, wo fürstliche Gedanken thronen. Zarathustra und die Seinen verbluten, doch sie sterben nicht.

Caliban.

Die große Kunstausstellung.

9. Genrebild und Historie.

Ein Todtenkranz mit einer langen schwarzen Trauerschleife hängt unter einem lustigen Bilde in einem der Hauptsäle unserer Ausstellung. Alle Figuren auf diesem Bilde lachen, und lachen vor eitel Fröhlichkeit und guter Laune. Drei friderieianische Offiecire haben an einem sonnigen Wintermorgen einen bemalten Clown aufgespürt, der mit seinen weißen Kleidern im weißen Schnee liegt, vor'm Dorf hinter einer Hecke, und der schnakt ihnen nun was Lustiges vor. Und da lachen sie alle vier miteinander und vergessen ganz, daß es auf dieser Erde noch was anderes giebt als munteren Unsinn und spaßhafte Anekdötchen. Darunter aber hängt der Trauerkranz mit seiner schwarzen Florschleife und kündet stumm-beredt, daß der Maler dieses lustigen Bildes, Robert Warthmüller, zu den Toten gehört.

Ich begegnete ihm das letzte Mal bei der Eröffnung der Ausstellung. Da sah er frisch und blühend aus und begrüßte eifrig die Machthaber und Berühmtheiten. Er dachte gewiß noch ein langes Leben vor sich zu haben und wollte sich seine Laufbahn möglichst glätten. Auch hatte man ihm, dem Sechsnnddreißigjährigen, soeben eine Malelasse in der Akademie übertragen, die freilich das betrübliche Geschick hat, in den letzten Jahren ihre Lehrer fortwährend zu wechseln. Und nun gehört er zu den Todten, und seine Kunst gehört beinahe auch schon dazu.

Wozu viele Worte machen? Das Halblebendige und der ehrenhafte Durchschnitt haben in Kunstdingen nur einen sehr minimalen Werth. Die Kunst ist eben unbarmherzig aristokratisch, und wer nicht König sein kann, muß Bauer bleiben. Ein Mann wie Warthmüller, der eine recht hübsche Begabung aber keinen Funken von Genie besaß, der zu lernen und zu lehren, aber niemals zu entdecken wußte, war für Berlin gewiß ein schätzenswerther Besitz, aber in Europa zählte er nicht mit.

Sein Bestes hat er, wie so Viele, im Porträt geleistet. Im Landschaftlichen war er minder glücklich. Von Beruf und Neigung aber war er Genremaler. Das Genre im eigentlichsten Sinne ist indeß eine Kunstart, die sich heute völlig ausgelebt hat. Das Inhaltliche, Erzählende an einem Bilde läßt uns kühl. Wonach wir ausschließlich verlangen, sind ästhetische Formreizungen, künstlerische Symbole für innerseelische Erlebnisse.

Gewiß kann auch heute noch der Künstler in der Darstellung genrehafter Motive sich selber aussprechen und der Kunst ein Diener sein. Aber je mehr er das thut, desto mehr wird das Genre als solches neben-

sächlich werden, gleichsam nur der Vorwand, den der Künstler für sich wählt. Eine Dame, die im Boudoir sitzt, oder eine alte Frau, die einen Säugling trägt, oder ein junges Mädchen, das einem alten Herrn etwas vorgeigt, sind an sich Vorwürfe aus dem Gebiet des echtesten Genre. In der Darstellung von Friedrich Stahl, Deschamps und Winternitz streifen sie aber gleichsam das Genrehafte von sich ab, weil sich die rein malerische Empfindung stärker erweist als jegliches inhaltliche Moment. Besonders in dem Bilde von Deschamps verräth sich eine so exquisite Pinselführung, daß dadurch eine ernste Vornehmheit zum Grundton wird, die dem Ganzen einen typisch hohen Zug verleiht.

Doch derartige Fälle sind Ausnahmen. Was sich als Genremalerei auf unseren Ausstellungen, froh wie das Vieh auf fetter Weide, tummelt, das kann vor künstlerischen Ansprüchen nicht bestehen. Natürlicher Weise hindert das nicht, daß manchmal ein populärer Erfolg zu Stande kommt. Den haben ja auch Liedlein wie „Fischerin, Du kleine". Diesmal hat besonders ein Bild von José Frappa (Paris) „Geldheirath" einen solchen Erfolg, zumal es zotige Pikanterie mit sentimentaler Süßlichkeit verbindet. Ein junges Weiblein und ein alter Dickwanst liegen beisammen im ehelichen Bett. Er, die gelbseidene Schlafmütze über den Kopf gezogen, schnarcht in seliger Selbstzufriedenheit; sie hat sich halb aufgerichtet, macht ein lieb-traurig Gesichterl und sieht dabei ganz so aus, als ob sie mit ihren sanft-verführerischen Augen im Publicum nach einem feurigen Knaben angle, bei dem sie sich über ihr herbes Loos trösten könne. So etwas ist entzückend-verständlich auch für die kleinste Intelligenz, und die Photographien dieses Bildes finden den gleichen reißenden Absatz wie die Nachbildungen der neuesten orientalischen Schönheit des immer gleich vortrefflichen und ehrenwerthen Nathanael Sichel. Dann fehlt natürlich auch nicht jenes beliebte Motiv vom „ersten Zwist". Indeß ein Franzose wie Roger Jourdain weiß, wenigstens für den biederen Deutschen, eine neue Nüance hinein zu bringen. Es sind nicht Gatte und Gattin, sondern Liebhaber und Geliebte, die sich zanken. Sie ist eine Mondäne und verheirathete Frau, er ein eleganter Cavalier, der Cylinder und Glacehandschuhe nicht vergessen hat. Und gleichfalls französisch ist, daß dieses Bild zehn Mal besser gemalt ist, als je ähnliche Darstellungen in Deutschland gemalt werden. Höchst tugendlich geht es auf Julius L. Stewarts „Taufe" zu. Alle sind von dem fürchterlichen Ernst der Ceremonie durchdrungen und machen die feierlichsten Gesichter. Nur der glückliche Vater sieht ein wenig unlustig und eigenmachdenklich aus. Er kann sich offenbar an seine neue Würde noch nicht recht gewöhnen. Auch hier ist die technische Seite — es handelt sich um einen Pariser Amerikaner! — wenigstens in den Einzelheiten mit Bravour behandelt. Trotzdem ist das Ganze völlig stimmungslos.

Dem Genrebild verwandt ist das Historienbild, dereinst das Prunkstück unserer Ausstellungen. In gewissem Sinne ist es dies zwar auch heute noch, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Gemüther davor nicht mehr erregen. Es bricht sich eben langsam die Ueberzeugung Bahn, daß Geschichtsbilder zwar ebenso lehrreich wie patriotisch sein können, und doch mit echter Kunst nichts gemein zu haben brauchen. Oder sollte es noch Jemanden geben, der die Kühnheit besäße, vor einem Gemälde wie Hermann Emil Pohle's „Friedrich der Große vor der Schlacht von Zorndorf in dem zerstörten Küstrin" das Wort „Kunstwerk" überhaupt noch auszusprechen. Eher vertragen wir archaisirende Darstellungen, wie des Holländers Geets „Marionettenspiel am Hof der Margarethe von Oesterreich" oder wie unseres Eduard von Gebhardt biblische Darstellungen im Stil der alten Niederländer. Ist da auch im Ganzen von Originalität kaum etwas vorhanden, so erfreut doch im Einzelnen manche Feinheit und Innigkeit. Am liebsten aber ist mir doch von allen großen Historienbildern Ludwig Dettmann's „Ueberführung der Leiche Kaiser Wilhelm's I.," jene Sturm- und Schneenacht vom 12. zum 13. März 1888. Da ist nicht bloß ein Stück selbsterlebter Gegenwart mit historisch geweitetem Auge angeschaut, da ist vor Allem auch mit den besten modernen Mitteln ein wirklich gutes modernes Bild gemalt. Die Silhouetten der spalierstehenden Officiere mit den schwählenden Brandschalen davor im aufgehäuften Schnee und mitten in der violettgrauen Nacht das gespenstische Opernhaus nebst Hedwigskirche im Hintergrund, und dann der Leichenwagen mit den nächsten Leidtragenden, wie alles sich so schwer und melancholisch durch die hochwirbelnden Schneewehen durcharbeitet: das alles erwies sich vom reinmalerischen Standpunkt als durchaus lohnend und lockte durch das Ungewohnte und Gewaltige der atmosphärischen Stimmung.

Das meiste Wesen macht man aber unbedingt aus des Franzosen Roybet in die Ehrenhalle postirter Riesenleinewand „Das Blutbad zu Nesles unter Karl dem Kühnen." In der That entwickelt das Bild ein geradezu phänomenales Können und einen Reichthum an körperlichen Bewegungsmotiven, der fast unerreicht dasteht. Trotzdem bleibt es eine böse Maschine. Man kann bloß kalt davor staunen, im Innern bleibt man völlig unbewegt. Ueber das Thema als solches mit dem Künstler zu rechten, fällt mir nicht ein, so wenig es mir sympathisch ist. War es einmal gewählt, so mußte es unbedingt bis ins letzte Glied mit intensivem Leben angefüllt werden. Dies ist aber nur scheinbar der Fall. Der eine große elektrische Schlag, der Alle, unbewußt Alle durchbebt, ist nicht vorhanden. Statt dessen verzettelt sich der Hergang in eine Anzahl effectvoll gehaltener aber in ihrer Verbindung unwahrer „lebender Bilder."

Die Historienmalerei ist todt; gleich der Genremalerei. Man bahre sie auf und hänge darunter — einen Todtenkranz mit langwehender schwarzer Trauerschleife.

Franz Servaes.

Offene Briefe und Antworten.

Gegen die dänischen Volkshochschulen.

Geehrter Herr!

Der Aufsatz des Herrn Professors W. Rein (Jena) über die dänischen Volkshochschulen in Nr. 13 der „Gegenwart" giebt reichlich Veranlassung zu anderer Beleuchtung, wenn man mit den Verhältnissen in Nordschleswig vertraut ist. Bedauerlich bleibt es, daß der Deutsche immer noch der Bewunderer der Einrichtungen des Auslandes und blinder Nachbeter der ihm darüber dort vorgetragenen Selbstberäucherungen geblieben ist, selbst wenn diese Einrichtungen sich gegen das eigene Vaterland richten und die Selbstberäucherung von einem Volke ausgeht, welches an Eitelkeit und Selbstüberschätzung noch das französische übertrifft. Der Herr Professor würde gut gethan haben, über die Bedeutung Grundtvig's und über die Tendenz der dänischen Hochschulen auch in dem preußischen Grenzkreise nächst Jütland zu hören, was deutsche Patrioten darüber denken. Der Vorsitzende des deutschen Vereins für Nordschleswig, Schulrath Castens in Hadersleben, der Vorsitzende des dortigen Deutschen landwirthschaftlichen Vereins, angesehene Beamte, Geistliche und Landwirthe, Mitglieder der Königlichen Regierung in Schleswig, sie wären alle im Stande gewesen, die in Jütland dem Herrn Professor beigebrachten Eindrücke bedeutend abzuschwächen. Er würde alsdann erfahren haben, daß der Bischof Grundtvig, „der dänische Heros, Geschichtschreiber, Dichter und Politiker, der seine Landsleute zu begeistern wußte", ein zugleich phantastischer und fanatischer Zelot für das Dänenthum war, der sich in seiner Verquickung von Religion und Nationalschwärmerei in einem Kämpehoi (Hühnengrab) beisetzen ließ und daß seine Anhänger in Nordschleswig (die fanatischsten Träger des Deutschenhasses) bei dem Todesfall eines Angehörigen Wagen voll Erde aus Jütland kommen lassen, damit der Verstorbene nur ja in dänischer Erde ruhen kann, ohne die er nicht selig wird. Er würde ferner erfahren haben, daß die dänischen Volkshochschulen gegründet sind, um die ländliche Jugend nicht bloß Dänemarks, sondern vor Allem auch Schleswigs, soweit dort das jütische Platt gesprochen wird, politisch zu dänischen Chauvinisten zu machen, daß die erste dänische Hochschule zu diesem Zwecke in Rödding, aber nicht in „Südjütland", sondern im Herzogthum Schleswig errichtet wurde, was die dänischen Agitatoren allerdings seit 1850 in leicht erkennbarer Absicht Südjütland zu nennen belieben, daß diese Hochschule in Rödding wegen der dort unter der Jugend getriebenen fanatischen Agitation von der preußischen Regierung geschlossen werden mußte, daß der aus Mitteln von Dänen und dänischgesinnten preußischen Unterthanen in Schleswig erhaltene Schulverein, erst vor wenigen Wochen geschlossen, jährlich hunderte von Kindern preußischer Unterthanen in Nordschleswig nach vollendeter Schulpflicht in die Volkshochschulen nach Jütland sendet, damit sie im Haß gegen die deutsche Nationalität und das Deutsche Reich, sowie in Begeisterung für Gammele Danemark erzogen werden (ein fünfzehnjähriger Schüler aus Hammelef, Kreis Hadersleben, schrieb bald nach seiner Aufnahme in die Volkshochschule zu Askov an seinen Vater, einen Hüfner und früheren dänischen Optanten, der kaum vor einigen Jahren auf sein Ansuchen und unter dem Versprechen politischen Wohlverhaltens preußischer Unterthan geworden, einen Brief, dessen Adresse auf Deutsch lautete: An den Hüfner Herrn J. S. in Hammelef, Südjütland, zur Zeit noch preußisch), und daß in deutschen Blättern Reclame für diese Hochschulen zu machen heißt: Die Geschäfte des Feindes zu betreiben. Da ich fünf Jahre als Amtsvorsteher auf dem Lande in Nord Schleswig gelebt habe, bin ich einigermaßen mit diesen Verhältnissen vertraut geworden.

Hochachtungsvoll

von Chappuis, Major a. D.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Auch direct zu beziehen durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag v. **Gustav Fischer** in **Jena.**
Soeben erschien:
Dr. H. Schuschny,
Professor der Hygiene zu Budapest,
Ueber die Nervosität der Schuljugend.
Preis: 75 Pfennige.

Bad Reinerz

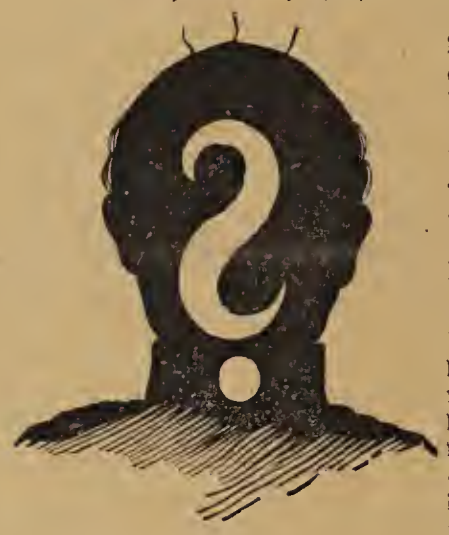
in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalischerdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

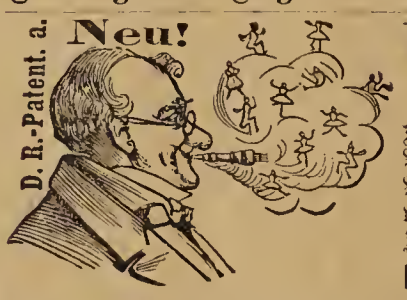
Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**



Wunder-Cigarren-Spitze.

Der Rauch zaubert im Röhrchen reizende Bilder auf Blättchen hervor. Amüsant für jeden Raucher. Echt Weichsel mit echt Bernstein **M. 1,25;** desgl. Cigarettenspitze M. 1,10. Von 2 Stück an **franko** Zusendung überallhin: von 1/2 Dtzd. an 20% Rabatt. Briefmarken in Zahlung. Zu beziehen von

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstr. 49.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLVII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 31. Berlin, den 3. August 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Grober Unfug. Reichsgerichtliche Glossen. Von Sisyphus. — Die rumänische Frage in Ungarn und Siebenbürgen. Von Fr. Guntram Schultheiß. — Moderne Kriegsschiffe. Marinetechnische Rückblicke auf die Tage von Kiel. Von Ingenieur Wilhelm Verdrow. — Thomas Carlyle's Socialpolitik. Von Hugo Böttger. — **Feuilleton.** Frauenseele. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Hulda Baer. Von Timon d. J. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Verstaatlichung der Privat-Kliniken. Von Professor Jul. Pierstorff. — Notizen. — Anzeigen.

Grober Unfug!

Reichsgerichtliche Glossen.

Man mag über die neuesten Errungenschaften, die das Reichsgericht in jüngster Zeit der Oeffentlichkeit geboten hat, denken wie man will: das eine Verdienst kann auch der blasseste Neid unserer obersten Rechtsprechung nicht absprechen, daß sie unserer Presse Gelegenheit gegeben hat, auch die fürchterlichen Tage, in denen die „öffentliche Meinung" ihren gewohnheitsmäßigen Sommerschlaf hält und die Politik in einsamen Sommerfrischen Vergessenheit und Erholung sucht, mit mäßigem Opfermuth zu überstehen und dem Publicum die Brücke über die gähnende Lehre von Uninteressantem und Nichtssagendem zu bauen. Der „Stoffwechsel" ist für jeden anderen Körper so auch für die papierne Oeffentlichkeit ein nothwendiges Lebenselement. Und wenn der oberste Gerichtshof zu der Erhaltung dieses Elementes die helfende Hand bietet, so kann nur öde Nörgelei hieran einen Anstoß nehmen.

Auch wir nehmen also die Gelegenheit dankbar wahr. Es ist an dieser Stelle schon vor nicht gar zu langer Zeit an einem eclatanten Beispiel gezeigt worden, wie das Reichsgericht eben daran ist, dasjenige, was unsere gesetzgebenden Körperschaften in der letzten Session zu thun versäumt hatten, an ihrer Stelle nachzuholen. Mit verfehlten Urtheilen ist es wie mit einem Rudel Hirsche. Hat erst einer die Netze durchbrochen, so folgen ihm die übrigen bald nach. Und setzt sich erst ein Richter im besten Glauben von der Welt in kühnem Deductionssprunge über die Grenzen der Gesetzgebung hinweg, so tritt der nächste ebenso unbewußt sofort in seine Spuren. Kaum hat sich das Erstaunen über den augenfälligen Verstoß gegen das Preßgesetz gelegt, daß der Drucker für den Inhalt einer Zeitung, den er nie gekannt, neben dem Redacteur und Verfasser als „Mitthäter" verantwortlich gemacht werden soll, so tritt eine zweite Entscheidung ihren ehrenvollen Rundgang durch die Presse an, die sich zwar nicht mit dem Preßgesetz, wohl aber mit einem Strafgesetz befaßt, das sich in noch ausgedehnterem Maße wie dieses zu Kautschukversuchen bisher hat ausbrauchen lassen müssen.

Das Urtheil befaßt sich mit der Aufforderung zum Boycott. Die Verrufserklärung ist bekanntlich nach Lage der heutigen Gesetzgebung weder nach civilrechtlichem noch auf strafrechtlichem Wege zu fassen. Die Gewerbeordnung stellt den Boycott nur in dem Falle unter Strafe, wenn derselbe angewendet wird, um Arbeiter zur Betheiligung an Streiks zu nöthigen, also nur dann, wenn die Verrufserklärung gegen Arbeitnehmer gerichtet ist. Auch unser Strafgesetzbuch weist keine bezügliche Vorschrift auf. Andererseits aber nimmt die Verrufserklärung einen hervorragenden Platz in dem wirthschaftlichen Waffenarsenal der Arbeiterpartei ein und ist so recht geeignet, die Classenmacht eines geschlossenen Proletariats gegenüber dem Uebermuth lohndrückender Arbeitunternehmer zum Ausdruck zu bringen. Die Reichsregierung ist bekanntlich bisher vergeblich auf die „klaffende Lücke" in der Gesetzgebung hingewiesen worden, hat aber keine Anstalten getroffen, um mit drakonischen Strafsanctionen zu Gunsten des gefährdeten Unternehmerthums gegen die geschlossene Masse der Arbeitnehmer zu Felde zu ziehen.

Darob war große Rathlosigkeit in dem Herzen Mancher. Für Rathlosigkeit aber hat das Reichsgericht stets ein probates Mittel. Es berührt mit einem Zauberstabe das letzte Zipfelchen der elften Nummer des 360. Paragraphen des Deutschen Reichs-Strafgesetzbuches, und heraus hüpft ein kleiner Kobold, der an der Stirn das Schildchen trägt „grober Unfug" und sich mit grotesken Sprüngen auf Alles stürzt, was den ehrbaren Philister in seiner Ruhe stören oder ihm unbequem werden könnte. Wozu das kleine Zipfelchen schon hat herhalten müssen, — die letzten Jahre können manches Wörtchen davon erzählen. Von den „losen Streichen muthwilliger Buben" an, die das preußische Landrecht als Unfug allein aufgefaßt wissen wollte, hat das Reichsgericht schließlich alle Handlungen unter den Begriff des groben Unfugs gebracht, die an sich ungebührlich sind und das Publicum als solches im Gegensatz zu einzelnen Personen gefährden. Wer sich der Mühe unterziehen will, die oberste Rechtsprechung chronologisch zu untersuchen, der wird finden, daß die Unfugepidemie von Jahr zu Jahr immer weitere Gebiete ergriffen hat, bis schließlich auch das politische Leben von dem Unfugbacillus durchseucht und der kleine Kobold zum gefährlichsten Spielball ungeläuterter Tagesmeinungen geworden ist. Immer neue Fälle sind construirt, immer neue Thatbestands-Merkmale unter die dehnbare Bestimmung eingereiht worden. Wollte man allein mit den Strafbefehlen und Polizeimandaten, die in einem Jahre den unschuldigsten und harmlosesten Leuten ins Haus fliegen und sie dadurch zu bestraften Individuen machen, den Boden Deutschlands bedecken, er würde nicht ausreichen.

Um auch diejenigen Fälle in den Rahmen des groben

Unfugs bringen zu können, die bei dem betheiligten Publicum kein Gefühl der Beunruhigung erwecken, wohl aber bei einem andersgesinnten und andersgewohnten Publicum erwecken könnten, hat das Reichsgericht den Grundsatz aufgestellt, daß ein grober Unfug verübt werden könne, auch wenn er „in Folge eines durch Gewohnheit verbildeten (!) Urtheils als solcher nicht empfunden werde". Die unteren Gerichte und noch vielmehr die lernbegierigen Polizeiverwaltungen haben die „Verbildung", wie vorauszusehen war, sofort auf das politische Gebiet hinübergespielt, als „durch Gewohnheit verbildet" besonders die socialdemokratischen Parteimitglieder als solche angesehen und danach zu strafwürdigen Handlungen gestempelt, was man selbst unter dem Zeichen des Ausnahmegesetzes kaum für faßbar gehalten hatte. Das Hochrufen auf einen Abgeordneten selbst unter Umständen, welche weder eine Ruhestörung, noch eine Belästigung oder Beunruhigung zur Folge gehabt haben, das Austragen von Wahlzetteln und Wahlprogrammen, ja sogar die bloße Ankündigung von Vorträgen, die mit der Glaubenslehrmeinung des Stadt- oder Polizeioberhauptes nicht im Einklang standen, alles hat schon zu Polizeimandaten, Anklagen und Verurtheilungen wegen „groben Unfugs" geführt, und man darf sich nicht wundern, wenn schließlich das Oberlandesgericht München den Thatbestand des groben Unfugs in Umständen findet, „welche die politischen Begriffe der nicht gebildeten Menge verwirren."

Endlich hat aber auch das Reichsgericht noch die letzte Schranke, welche bisher noch der ungehinderten Entfaltung des groben Unfugsparagraphen entgegenstand, fallen gelassen: das Bewußtsein der Strafbarkeit auf Seiten des Thäters. Ein Redacteur hat Manövermißhandlungen veröffentlicht und wird wegen groben Unfugs auf die Anklagebank gebracht. Die Strafkammer spricht ihn frei, weil er von der Wahrheit der ihm überbrachten Mittheilungen nach Lage der Sache überzeugt sein mußte. Das Reichsgericht aber hebt das Urtheil auf, weil ein Bewußtsein des Angeklagten, daß seine Handlung eine ungehörige und beunruhigende sei, nicht erforderlich sei; es genüge eine objectiv unrichtige Nachricht, sobald sie auch nur geeignet sei, Beunruhigung zu erregen. Trotzdem diese Ausdehnung in striktem Gegensatz zu der Entwickelungsgeschichte der groben Unfugsbestimmung steht, aus der klar hervorgeht, daß nur der eigentliche Muthwille getroffen werden sollte, hat das Berliner Kammergericht diesen Grundsatz nicht nur sofort adoptirt, sondern auch dahin ausgestaltet, daß grober Unfug überhaupt fahrlässiger Weise verübt werden könne.

Indem der Richter sich so über die Pflicht des Nachweises eines strafbaren Bewußtseins hinweghebt und es lediglich von seiner eigenen Ueberzeugung abhängig macht, ob eine Handlung oder Nachricht zur Beunruhigung geeignet sei, vertauscht er die Stelle des Richters mit der des Censors, der nach subjectivem Ermessen seine Entscheidung fällt, ein Ermessen, das, seitdem die Politik in der Rechtsprechung sich eine Heimstätte erworben hat, wirklich wenig Verlockendes an sich hat.

Aber selbst mit dieser weitgehenden Auslegung hätte die oberste Rechtsprechung noch nicht die Straflosigkeit des Boycotts ohne Weiteres aus der Welt schaffen können. Konnte man indessen auch der Verrufserklärung selbst nichts anhaben, so blieb doch noch die Anstiftung dazu der Erwägung werth. Allerdings: ein Hauptgrundsatz des bestehenden Strafgesetzbuches besagt, daß die Anstiftung mit derselben Strafe wie das Delict selbst also auch nur dann überhaupt mit Strafe belegt werden soll, wenn die That selbst eine strafbare ist. Aber nicht im Widerspruch mit diesem Grundsatze steht es, die That selbst straflos zu lassen, aber aus der Anstiftung dazu ein neues besonderes Vergehen zu construiren. Diesen Weg hat das Reichsgericht gewählt. Den Beschluß an sich, ein Local zu meiden und dahin zu wirken, daß auch Andere dasselbe thun, hält es für nicht strafbar. Aber gerade durch die Veröffentlichung des Beschlusses könne die öffentliche Ordnung gestört werden. „Es genüge zum Thatbestand des groben Unfugs eine Handlung, die an sich ungebührlich ist, gegen Sitte und Ordnung verstößt und geeignet ist, unter Verletzung der öffentlichen Ordnung und Ruhe das Publicum in seiner Allgemeinheit zu gefährden. Dazu aber sei eine solche öffentliche Verrufserklärung völlig geeignet."

Wie unsinnig diese Deduction sich in der Praxis ausnehmen muß, ist klar. Wenn 1000 Menschen bei offenen Thüren den Verruf beschließen, so ist dies straflos. Sobald aber ein Berichterstatter, der vielleicht einer entgegengesetzten Partei angehört, den Beschluß an eine Zeitung mittheilt, so begeht er hierdurch eine strafbare Handlung, für deren Veröffentlichung nicht nur er, sondern auch wieder der Redacteur, der Verleger und der Drucker der Zeitung, die vielleicht ebenfalls einer ganz anderen Richtung angehört, Strafe leiden müssen. Denn wenn eine Nachricht an sich geeignet ist, Beunruhigung zu erwecken, dann kann es auch keinen Unterschied machen, zu welchem Zweck und an welcher Stelle die Veröffentlichung erfolgt ist.

Was wird die Folge dieser Rechtsprechung sein? Boycott wird bekanntlich nicht nur von der Socialdemokratie verhängt. Von Alters her pflegen studentische Corporationen das Mittel der Verrufserklärung anzuwenden. Das System der Controlmarken ist nur eine besondere Form des Verrufs. Die schwarzen Listen der Arbeitgeber unterscheiden sich von Boycotterklärungen nur durch den Namen, und die Zusendung dieser Listen muß als Aufforderung, sich der gebrandmarkten Arbeiter nicht zu bedienen, ebenso strafbar sein, wie die Aufforderung zum Boycott. Die Militärverwaltung erläßt Verrufserklärungen gegen zahlreiche Wirthschaften, die dabei schweren Schaden erleiden. Das Reichsgericht wird es nicht umgehen können, die Militärverwaltung, wenn sie ihre Maßnahmen den Betheiligten zur Kenntniß bringt, wegen groben Unfugs zu belangen. Oder ist es kein Boycott, wenn die Postverwaltung in Frankfurt a/M. ihren Beamten das Local verbietet, wo der socialdemokratische Parteitag abgehalten worden ist? Freilich vollziehen sich derartige Aufforderungen meist nicht in der Oeffentlichkeit, sondern in möglichster Heimlichkeit. Dies ändert aber nichts daran, daß in den davon betroffenen Kreisen nämlich der Wirthe, Geschäftsleute und aller anderen Personen, die eine derartige behördliche Einmischung für höchst bedenklich ansehen, eine „Beunruhigung" hervorgerufen wird, die sogar noch viel nachhaltiger wirken muß, wenn sich die sonst in das Belieben eines Jeden gestellte Aufforderung mehr oder weniger in die Form eines directen Befehls kleidet. Ja, wird das Reichsgericht einwenden, durch derartige amtliche Verrufserklärungen, wird nicht „das Publicum in seiner Allgemeinheit", sondern ein ganz beschränkter Theil des Publicums beunruhigt. Wird denn aber durch die Verrufserklärung sonst einer Partei das „Publicum in seiner Allgemeinheit" einer Beunruhigung unterworfen? Die Anhänger der Partei stimmen ihr aus vollstem Herzen zu. Hunderttausende außerhalb der Partei stehen ihr vollständig indifferent gegenüber. Immer wird es nur ein Theil des Publicums sein, der, wenn überhaupt, einer Beunruhigung verfällt.

Die Zeit wird es bald lehren, ob das Reichsgericht gewillt ist, auch die Consequenzen aus dem einmal aufgestellten Satz zu ziehen, ob sie die schwarzen Listen der Arbeitgeber und die geheimen Erlasse amtlicher Verwaltungen ebenso unter den Mantel des groben Unfugs stecken will wie die Aufforderung „Trinkt kein Ringbier", oder ob es unter dem „Publicum" nur das „bürgerliche Publicum", unter diesem wiederum nur die „staatserhaltenden Elemente" und unter den Letzteren wiederum alle bis auf die socialdemokratischen Parteimitglieder verstanden wissen will.

Sisyphus.

Die rumänische Frage in Ungarn und Siebenbürgen.

Von Fr. Guntram Schultheiß.

Es giebt sonder Zweifel in Deutschland Zeitungsleser und vielleicht sogar Zeitungsschreiber genug, die von einer „rumänischen Frage" in Ungarn bisher noch so viel wie Nichts gehört haben. Es wäre ihnen das weiter nicht zu verübeln, denn mit einigen rühmlichen Ausnahmen sucht die deutsche Presse dem Geschmack ihrer Leser mehr durch persönlichen Klatsch über Empfänge der Fürsten und Kleider der Prinzessinnen, durch Gerichtsverhandlungen und Ministerstürzereien, durch strategische Weisheit über Wai-hai-wai und Hottentottennester entgegen zu kommen, als durch Erörterung von Verhältnissen, bei denen die Scheere und der Phrasenleimtopf nicht ganz die Urtheilskraft ersetzen können. Unter der glorreichen Devise „billig und schlecht" vermag eben das Zeitungswesen seiner idealen Bildungsaufgabe immer weniger zu dienen; die Ersparniß lohnt sich dann schließlich — von anderen Folgen ganz abgesehen — bei Türkenloosen, Mexikanern u. dgl. Erst seit dem sogenannten Memorandumsproceß hat sich in Deutschland die dunkle Ahnung verbreitet, daß dort drunten, wo noch vor Kurzem die Türkei begann und die interessanten Völkerschaften auf einander losschlugen, durchaus nicht Alles so in Ordnung ist, wie es der friedliebende Mitteleuropäer wünschen muß. Aber auch unsere Generation von Staatsmännern hat sich nach und nach wieder in Metternichische Ideale und Anschauungen eingelebt, als ob der gegenwärtige Besitzstand der Mächte in dem Ruhebedürfniß der gekrönten Häupter eine genügende Garantie gegen Erschütterungen der Zukunft besitze. Mit olympischem Lächeln erklärt man Alles auf das Beste und Haltbarste geordnet: Die deutschen Einheitsbestrebungen sind für ewige Zeiten abgeschlossen, der Dualismus in Oesterreich-Ungarn ist ein unübertreffliches Stück der Vorsehung, die Polen als deutsche Reichsbürger brauchen nur noch durch 24 oder 28 deutsche Schulstunden germanisirt zu werden, um dem Ideal des weißen Adlers zu entsagen ꝛc. Nun war freilich zu allen Zeiten die Geographie oder gar die Ethnographie die schwächste Seite der Diplomaten; wer aber eine Völkerkarte auch nur von Europa zur Hand nimmt, dem müssen doch Zweifel aufsteigen, ob da wirklich schon Alles so in Ordnung gebracht ist, daß der ewige Friede und die internationale Abrüstung auf's Tapet kommen kann.

Zu den schwachen Punkten der gegenwärtigen Karte von Europa gehört nun vor Allem auch das Mißverhältniß zwischen dem rumänischen Sprachgebiet und den politischen Grenzen des rumänischen Königreiches. Rings um die Bergfestung Siebenbürgens hat das rumänische Volksthum seine Wurzeln geschlagen; historisch bleibt es sehr fraglich, ob die Abstammung von den romanisirten Dakern ihm hier schon seine erste Heimath gegeben hat oder ob es in schweifenden illyrisch-römischen Hirten der Balkanhalbinsel seine Ahnen suchen muß; geographisch, und vielfach auch culturhistorisch ist Siebenbürgen das Kernland der Rumänen, trotz der einen großen magyarischen, der drei kleineren deutschen und zahlreichen ganz kleinen magyarischen und deutschen Sprachinseln; denn als solche erscheinen sie im Ganzen des rumänischen Sprachgebiets, von dem etwa die Hälfte im Königreich Rumänien staatlicher Selbstständigkeit sich erfreut und sehr anerkennenswerthe Culturfortschritte aufweist. Erwacht in den 10 Millionen Rumänen der Einheitsdrang, verdichtet sich die Bevölkerung besonders im Königreich, so wie es der Nahrungsspielraum zu gestatten scheint, sind dereinst die Umstände einer nationalen Schilderhebung günstig, so wird das Traumbild des „Dakoromanismus", das großrumänische Reich zwischen Donau und Dnjestr, als eine Anwendung des Nationalitätsprincips auf den europäischen Südosten, seiner Erfüllung immer näher rücken. Innere Berechtigung kann ihm nur absprechen, wer das Nationalitätsprincip nicht anerkennen will, seine äußere setzt eine Auseinandersetzung mit Rußland über Bessarabien, mit der habsburgischen Monarchie über Siebenbürgen voraus; so lange diese Siebenbürgen festhält, das den Schlußstein des „dakorumänischen" Reiches bilden muß, bleibt dieses, was es heute noch ist, ein Traumbild der Zukunft. Die habsburgische Monarchie könnte an sich den Verlust Siebenbürgens und der rumänischen Theile Ungarns so gut überdauern als den Verlust ihrer italienischen Besitzungen, der magyarische Stamm aber, dessen geschlossenes Sprachgebiet noch nicht die Hälfte des rumänischen ausmacht, würde durch die Abtrennung seiner siebenbürgischen Grenzhüter, der Völkerschaft der Szekler, numerisch geschwächt, in jeder Beziehung auf eine sehr mäßige Bedeutung heruntergebracht werden; sein Liebängeln mit der „Unabhängigkeit" von Oesterreich wäre von da an platonisch.

Vor solchen Möglichkeiten befällt die Magyaren das Grnseln, und daraus erklärt es sich, daß sie am lautesten vor dem „Dakoromanismus" warnen und ihre rumänischen Mitbürger beständig damit denunciren. Ob es klug ist, den Teufel an die Wand zu malen, das überlegen sie dabei nicht, aber sie trauen sich eben die Kraft zu, ihm allein den Garaus zu machen. Seit 50 Jahren ist es ihr heißester Wunsch, alle nichtmagyarischen Stämme ihres Landes möglichst rasch zur magyarischen Sprache und Nationalität zu bekehren und dadurch die Unabhängigkeit zu sichern; seit dem Ausgleich von 1867 arbeitet die ganze Macht der Staatsgewalt in Ungarn auf dieses Ziel hin, seit den achtziger Jahren ist die magyarische „Gesellschaft" in den sogenannten Culturvereinen dafür organisirt. Manches ist durchgesetzt worden, die ausschließliche Geltung des Magyarischen als Staatssprache, die Verbreitung ihrer Kenntniß, ein unverhältnißmäßiges Wachsthum des magyarischen Bestandtheils, wenigstens in den Volkszählungslisten, aber abgesehen von dem Grundirrthum, die Kenntniß einer zweiten, zunächst in den Schulen gelernten Sprache für eine durchgreifende Entnationalisirung zu halten, erscheint gerade eine Magyarisirung der rumänischen Bevölkerung in Ungarn und Siebenbürgen von vornherein als ein Ding der Unmöglichkeit, eben wegen der räumlichen Geschlossenheit des rumänischen Sprachgebietes, worin die Rumänen einen wesentlichen Vorzug vor dem überall zersplitterten deutschen Element Ungarns besitzen. Die Masse der Rumänen ist zusammengedrängt auf den Osten des Landes, auf Siebenbürgen und die westlich angrenzenden Comitate, so, daß nur 219 358 von den rund 2,6 Millionen Rumänen nach der letzten Volkszählung als Einsprengung in das vorherrschend magyarische und slavische Sprachgebiet zu bezeichnen wären. Mit Ausscheidung der compacten magyarischen Bevölkerung des Szeklerlandes im südöstlichen Winkel Siebenbürgens (der Comitate Czik, Haromßek und Udvarhely) stellt Brote*) ein rumänisches Sprachgebiet auf mit 88 649 Quadratkilometern und 4 116 876 Einwohnern, wovon 2 369 208 Rumänen, 479 331 Deutsche, 1 070 221 Magyaren wären, wenn die letzte Volkszählung als zuverlässig gelten dürfte. Es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß darunter sich ziemlich viel Muß- und Papiermagyaren befinden. Uebrigens drängt sich über die Hälfte der Magyaren auf Landestheile zusammen, die besser auch als Verwaltungsbezirke dem magyarischen Sprachgebiet angegliedert wären, wenn nicht eben derartige Geometrie dem Standpunkt der magyarischen Beamtenschaft als „staatsfeindliche Forderung" erscheinen müßte. In 13 Comitaten dieses rumänischen Gebietes bilden die Magyaren nur 12.83 % der Bevölkerung, nur in zweien erreichen sie ein Drittel. Als das eigentlich rumänische Kerngebiet bezeichnet Brote sechs Gespanschaften, zwei ungarische und vier siebenbürgische, mit einer Ausdehnung von 32 996 Quadrat-

*) Die rumänische Frage in Siebenbürgen und Ungarn. Eine politische Denkschrift von Eugen Brote, Vicepräsident des Vorstandes der rumänischen Nationalpartei in Siebenbürgen und Ungarn. Berlin, 1895. Puttkammer und Mühlbrecht.

kilometern und 1454261 Einwohnern, davon 959200 Rumänen und 79440 Magyaren. Nur eine grenzenlose Unkenntniß dieser Verhältnisse, eine phantastische Selbstüberschätzung konnte die magyarischen Minister und Gesetzgeber zu der Hoffnung begeistern, diese Masse des rumänischen Volksthums mit den Machtmitteln eines europäischen Staatswesens, das den Liberalismus, den Fortschritt u. dgl. auf seine Fahne geschrieben hat, zu entnationalisiren, zu Magyaren umzuschmelzen. Der Dünkel des Magyarenthums braucht wohl nicht weiter belegt zu werden; es genügt zu erinnern an das alte Wort: „Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita“; an die auch von Szechenyi, dem „größten Magyaren“ getadelte Verachtung der anderen Nationalitäten des Landes in den sprichwörtlichen Redensarten: „Der Slowak ist kein Mensch“, „der Deutsche ist ein Hundsfott“, „der Kroat und Walach ist ein Vieh“; an die Anmaßung, die im Namen der „Culturvereine“ steckt, als ob die arischen Sprachstämme der Deutschen, Rumänen und Slaven durch die Bekehrung zur finnisch-ugrischen Sprache der Magyaren eine Vermittlung der europäischen Cultur erfahren könnten! Was haben denn die Magyaren außer dem Gullasch, dem Paprikaspeck und der Zigeunermusik zur europäischen Cultur bisher noch beigetragen?

Daß aber auch die Unkenntniß der ethnographischen Verhältnisse einen üppigen Nährboden des Chauvinismus bildet, ist nicht weiter zu verwundern. Es ist unter der Würde der magyarischen Jugend, etwas Gründliches zu lernen, als geborene Herren des Landes sind die Söhne des zahllosen Kleinadels und des Effendithums von vornherein sicher, an der Staatskrippe oder in der Comitatsverwaltung ihre Futterstelle zu erhalten, wenn sie in Kaffee- und anderen Häusern, bei Straßenaufläufen mit Eljen oder Abzugsrufen den Patriotismus cultivirt haben; die unumgänglich nöthige Arbeit im Staatsleben mag der Schwabe oder Jude thun. So kann man es denn doch nur der Unkenntniß zuschreiben, wenn es in einer Budapester Correspondenz der Frankfurter Zeitung vom 26. Juli 1894 heißt: „Die ethnographischen Verhältnisse Siebenbürgens machen die Gewährung der dakorumänischen Wünsche ganz unmöglich. Von den 17 Comitaten sind die 9 reichsten fast ganz magyarisch oder deutsch. Dort kommen auf 234,000 Rumänen nicht weniger als 912,000 Ungarn [soll heißen Magyaren] und Sachsen. In den acht anderen Comitaten stehen 1,353,000 Rumänen 1,042,000 Nichtrumänen gegenüber. In ganz Siebenbürgen beträgt also die rumänische Bevölkerung $1^1/_4$ Millionen gegen $2^1/_4$ Millionen Magyaren und Deutsche.“ Das ist eine durchaus falsche Angabe, denn Siebenbürgen hatte 1890 unter rund $2^1/_4$ Millionen Einwohnern 1,276,890 Rumänen, 217,670 Deutsche und 697,945 Magyaren von oft recht fadenscheiniger Echtheit! Das Sprichwort „Lügen haben kurze Beine“ ist wohl auch in Pest bekannt, trotz der lange Zeit geübten Kunst, dem Ausland Sand in die Augen zu streuen; besonders in der beliebten Beschönigung der Magyarisirung mit dem Hinweis auf die großen Rechte der Nationalitäten auf Grund des Nationalitätengesetzes, auf der Nothwendigkeit einer „Staatssprache“, auf die den Nichtmagyaren erwiesenen Wohlthaten durch die Ermöglichung, diese Staatssprache schon in den Volksschulen und Kinderbewahranstalten zu erlernen. Zu dem eisernen Bestand dieser Beschwichtigungshofräte und journalistischen Mameluken gehört auch die Berufung auf die „Germanisation“ in Posen. Wir halten deren pädagogische Kraftkuren wohl auch für verfehlt, aber die ethnographischen Verhältnißzahlen sind denn doch mit denen in Ungarn nicht zu vergleichen, da selbst in Posen trotz aller Unterlassungssünden noch 697,286 Deutsche zwischen 1,053,877 Polen leben, in Westpreußen 494,558 Polen unter 939,576 Deutschen, also im Ganzen eine Majorität von Deutschen. Die deutsche Staatssprache ist in dem zu $^9/_{10}$ deutschen Preußen eine ganz andere Sache als die magyarische in Ungarn, deren Erlernung für die Mehrheit der Bevölkerung ganz und gar kein Bedürfniß sein kann, höchstens für die Bequemlichkeit der magyarischen Beamten und in zweiter Linie eben der Vorbereitung des magyarischen unabhängigen Nationalstaates dienen soll.

Die einzelnen Maßregeln der Magyarisirung aufzuzählen, hieße eine Geschichte Ungarns seit 1867 schreiben; es ist der Pferdefuß, der überall herausschaut. Brote widmet dieser Aufgabe einen umfänglichen Abschnitt, dessen Objectivität ausdrücklich anerkannt sei; es wäre ihm sicher leicht gewesen, die Farben stärker aufzutragen, ohne sich damit von der Wahrheit zu entfernen. Denn fast noch schlimmer als die der Magyarisirung dienenden Gesetze ist die völlige Willkür, die sich nur so weit um sie kümmert, als sie zur Bedrückung der Nichtmagyaren Handhaben bieten. Es ist doch sehr bedenklich, wenn ein Abgeordneter im Reichstag sagen kann: „Das Vorgehen der Regierung giebt der Vermuthung Raum, daß zur Verbreitung der Magyarisirung Alles erlaubt ist, daß der Zweck die Mittel heiligt, daß man sich mit solchen Thaten unsterbliche Verdienste in den Augen der Regierung erwerben kann ... Es ist dann kein Wunder, wenn jeder sich die Freiheit nimmt, das zu Recht bestehende Gesetz zu umgehen und zu mißachten, und wenn wir hier in diesem Saale dem Reichstage und der Regierung ins Gesicht sagen, daß die Gesetze nicht gehalten werden, daß das Nationalitätengesetz von 1868 nur auf dem Papier existirt und in keinem Punkte durchgeführt wird.“ Der das sagte, war ein Kernmagyare und Anhänger der Unabhängigkeitspartei! Er war aber auch ein weißer Rabe unter seinen Volksgenossen, die sich mehr und mehr in die Fiction des magyarischen Nationalstaats so verrannt haben, daß sie jedes Verständniß verloren haben für die Empfindungen, mit denen die große Masse der Nichtmagyaren der ausschließlichen und rücksichtslosen Verwendung des Magyarischen als „Staatssprache“ gegenüberstehen muß. Treffend sagte das sog. Kaiser-Memorandum, eine Invasionsarmee benutze im Verkehr mit der Bevölkerung eines eroberten Landes Leute, die die Sprache und Gewohnheiten dieser Bevölkerung kennen; die Rumänen aber seien im Königreich Ungarn einer schlechteren Behandlung ausgesetzt, in der Verwaltung, bei den Gerichten, im ganzen öffentlichen Leben trete ihnen nur die magyarische Sprache entgegen. Höchstens daß ein Amtsdiener als Dolmetsch eintrete! Das rumänische Volk muß sich in seinem Vaterlande um so fremder fühlen, als ihm auch sonst die politischen Rechte, nicht zwar gesetzlich, aber thatsächlich genommen sind „durch ein im großen Stil organisirtes Wahlmachesystem, das vor wirklichen Schlachten mit reichlichem Blutvergießen nicht zurückschreckt und auch bedeutende Geldopfer erfordert.“ Das deutsch geschriebene Regierungsblatt selbst machte das offene Bekenntniß, daß schon bei den Bestimmungen über die Berechtigung zur Wahl die babylonische Verwirrung zum Gesetz erhoben sei, sie gestatte selbst einem mäßig begabten Advokatenschreiber, jedem Menschen im Lande das Wahlrecht zu bestreiten, ebenso wie dessen Gewährung zu begründen! Insbesondere liefert Brote den klaren Nachweis, wie der Unterschied des siebenbürgischen Wahlrechts von dem ungarischen, und dann die verschiedene Größe der Wahlkreise (von 158 bis 5720 Wählern) von vornherein die Rumänen mundtodt zu machen geeignet sind. Im besten Falle könnten sie in Siebenbürgen nur in 13 von den 73 Wahlkreisen den Kampf mit einiger Aussicht auf Erfolg aufnehmen! Außerdem aber müssen alle Wähler gleichzeitig zu einer bestimmten Stunde (um 8 Uhr früh) am Wahlort erscheinen und dort vor der Wahlcommission mündlich und öffentlich ihre Stimme abgeben; die Möglichkeit, mit Umgehung der Abstimmung, falls eine halbe Stunde nach Eröffnung der Wahl erst ein Candidat bei dem Vorsitzenden der Commission schriftlich angemeldet sein sollte, diesen als gewählt auszurufen „mußte oft als Mittel dienen, um die nach der halben Stunde eingetroffene Wählermajorität zu verhöhnen, und dienen heute der Regierung dazu, um sich

den größten Theil der Reichstagsmehrheit in den auf nichtmagyarischem Sprachgebiet gelegenen Wahlkreisen zu ernennen." Also alle Mißstände und Mißbräuche des englischen Wahlwesens vor der Reformbill: Geld, Gewalt und Geschick der Wahlagenten (der sog. Kortesche in Ungarn) sind dabei die Hauptsache. Dickens hat die Wahl in Dingleydell mit Humor dargestellt, das Umwerfen einer Kutsche voll Wähler, die ins Wasser fallen und wenigstens zum Theil wieder aufgefunden werden, die abwechselnde Behandlung des Stimmviehs mit Branntwein und Pumpe, das sind die Lokalfarben. Zu solchem Humor sind die ernsten, fast schwermüthigen Rumänen nicht zu brauchen, sie haben es vorgezogen, sich bei den Wahlen nicht mehr zu betheiligen. Man muß diese Dinge aus dem Mund von Rumänen hören, um ihre Passivität zu verstehen.

Kurz und gut, der entschiedene Wille der Magyaren, ihre rumänischen Mitbürger zu „Patrioten" zu machen, ist nicht in Abrede zu stellen, aber sie haben die Sache am falschen Ende angepackt. Die schärfere Tonart forderte die schleunige Magyarisirung, die mildere predigte die Nothwendigkeit der Erlernung der „Staatssprache" — die Mißerfolge schreibt man den „Hetzern" zu, denen man mit Preßprocessen an den Hals zu gehen sucht, während die innerste Gesinnung des Chauvinismus sich gelegentlich Luft macht in Aeußerungen, wie sie z. B. eine Pester magyarische Zeitung nach dem Memorandumproceß sich erlaubte: „Ewig schade, daß die ausgezeichnete Einrichtung des Pfählens außer Gebrauch gekommen ist. Wie gründlich könnte man jetzt die walachische Frage lösen, und welch herzerhebender Anblick wäre es, die Köpfe der berüchtigten Hetzer auf der Spitze des roth-weiß-grünen Pfahles zu sehen!" Die tiefe Kluft zwischen den beiden Völkern, der Haß, der daraus emporschießt, der offene Bankerott der magyarischen Staatskunst — das ist der Kern der rumänischen Frage in Ungarn und Siebenbürgen!

Ist dafür eine friedliche Lösung zu hoffen? Und mit welchen Mitteln?

In dem staatsrechtlichen Programm der siebenbürgischen Rumänen, in ihrer Auffassung der Verschmelzung Siebenbürgens mit Ungarn als eines Rechtsbruches, in der Forderung der Wiederherstellung Siebenbürgens als selbstständigen Gliedes der Stephanskrone gleich Kroatien, oder doch einer Revision der Vereinigung mit Rücksicht auf die damals nicht befragten Rumänen kann man die Lösung der rumänischen Frage wohl kaum sehen. Gewiß ist Siebenbürgen eine „historisch-politische Individualität" geblieben, der frühere Zustand unter dem Absolutismus, die Gleichberechtigung der magyarischen, rumänischen und deutschen Sprache entsprach den Verhältnissen besser als der gegenwärtige, und es besteht kein Anlaß, an der dynastischen Treue der dortigen Rumänen zu zweifeln; der habsburgische Doppeladler wird mit seinen scharfen Fängen das siebenbürgische Bergland besser zu schützen wissen, als die parlamentarische Oligarchie der Magyaren, die auf die Sprengung der Gesammtmonarchie hinarbeitet. Mit Recht widmet Brote eine ausführliche Erörterung der noch immer auch im deutschen Reich viel zu wenig gewürdigten Thatsache, daß die Mehrheit der für den Zusammenhang mit Oesterreich und den Dreibund eintretenden Regierungspartei in Ungarn auf den nichtmagyarischen Wahlkreisen beruht, während das Magyarenthum, wo es ungemischt sitzt, auf die „Unabhängigkeit" oder die „nationalen Aspirationen" schwört und stimmt. Was würde nun geschehen, fragt Brote, wenn man diese ausgleichsfreundlich stimmenden Nationalitäten-Wahlkreise ihren rechtmäßigen Eigenthümern zurückstellen müßte? Welche Stellung würden die Magyaren der habsburgischen Monarchie gegenüber einnehmen? Die innere Unwahrheit des von Koloman Tisza geschaffenen sog. „liberalen", zugleich ausgleichsfreundlichen und chauvinistischen Regierungssystems liegt damit zu Tage: sein letzter Trumpf gegenüber der Krone, die Drohung mit dem Abschwenken zur revolutionären Kossuthpartei, ist überstochen, wenn die „Nationalitäten" bei freien, unbeeinflußten Wahlen sich für den Zusammenhang mit Oesterreich entscheiden. Die Anlehnung der Rumänen an die Gesammtstaatsidee, das „Kaisermemorandum", wurde bestraft durch den skandalösen Prozeß des letzten Sommers; die rumänische Frage aber wird erst dann gelöst werden können, wenn die Einsicht durchgedrungen ist, daß die Idee der magyarischen Unabhängigkeit und das System der Magyarisirung auf dem gleichen Stamm gewachsen sind und für die Großmachtstellung des habsburgisch-lothringischen Hauses eine nähere Gefahr bedeuten als der „Dakoromanismus". Denn gerade die Mißhandlung der ungarischen und siebenbürgischen Rumänen führt ihm die Nahrung zu; bei schonender Behandlung derselben, bei der Pflege freundschaftlichen Einvernehmens mit dem Königreich kann er ebenso gut mit dem Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie ausgesöhnt werden, wie das deutsche Nationalgefühl sich mit der politischen Abtrennung der Deutsch-Oesterreicher abgefunden hat. In beiden Beziehungen sind der inneren Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie Aufgaben gestellt, die in den letzten fünfzehn Jahren diesseit und jenseit der Leitha vielfach verkannt worden sind; ob sich geschicktere oder glücklichere Hände dafür finden, das ist eine sehr ernste Frage für die nächste Zukunft.

Moderne Kriegsschiffe.

Marinetechnische Rückblicke auf die Tage von Kiel.

Von Ingenieur Wilhelm Berdrow.

Der riesige Hafen von Kiel bot während der denkwürdigen Eröffnungstage des Nordostsee-Canals ein Bild maritimtechnischer Fortschritte, wie sie die Welt noch nie so dicht gedrängt gesehen hat. Die ersten seefahrenden Nationen der Erde hatten zu dieser glänzenden Vereinigung ihre neuesten und vorzüglichsten Kriegsschiffe entsandt, in denen sich neben einem erstaunlichen Reichthum technischer, zum Theil noch vor wenigen Jahren für unausführbar gehaltener Fortschritte auch ein tüchtiges Stück Nationalreichthum der betheiligten Völker verkörpert. Denn diese Panzer und Kreuzer, diese Torpedos und Kanonenboote, so verschieden sie auch sonst in allen Stücken sein mochten, in einem glichen sie sich vom Ersten bis zum Letzten, sie hatten Geld, Geld und abermals Geld gekostet. Sehen wir uns indessen die hervorragendsten der versammelten Schiffe bezüglich ihrer technischen Eigenthümlichkeiten an.

Das größte und merkwürdigste der im Kieler Hafen versammelten Schiffe war ein russisches, der riesenhafte, im Jahre 1892 in St. Petersburg vom Stapel gelassene Panzerkreuzer „Rjurik". Mit einer Länge von fast 133 Metern und dem colossalen Tiefgang von 9 Metern übertraf es nicht allein die vier gewaltigen Thurm-Panzerschiffe, welche England zur Flottenschau entsandt hatte, sondern überhaupt alle, bisher für Kriegszwecke gebauten Schiffe, seine Wasserverdrängung von fast 11000 Tonnen überstieg die unserer eigenen größten Panzer von der Brandenburgclasse um 600 Tonnen. Seine Bepanzerung und eine, für Kreuzer bisher unerhörte Armirung (4 Kanonen von 20, 16 von 15 Centimeter, 14 Schnellfeuerkanonen und 18 Mitrailleusen nebst 5 Torpedorohren) lassen die Frage aufkommen, weßhalb dieser Coloß, der den Kampf mit allen Schlachtschiffen zweiter Classe ohne Furcht aufnehmen könnte, überhaupt noch Kreuzer genannt wird, da er an Größe und Schwere doch sogar viele Panzerschiffe erster Classe übertrifft. Der Grund liegt in seiner Schnelligkeit und seinem, den Panzern weit überlegenen Kohlenvorrath, der den großen Panzerkreuzer befähigt, die

feindliche Flotte mit Ausnahme ihrer stärksten Schlachtschiffe fortwährend zu beunruhigen und zu schädigen, letzteren selbst sich aber jederzeit durch die Flucht leicht zu entziehen. Der „Rjurik" besitzt durch seine beiden Schraubenmaschinen eine Geschwindigkeit von über 18 Knoten, aber die in dem riesenhaften Raume aufgespeicherten Kohlenvorräthe erlauben ihm, ohne Aufenthalt im Marschtempo (10—12 Knoten) eine Seereise von 18000 Meilen zu machen, ein Kunststück, das nur sehr wenige, ja wahrscheinlich nur zwei amerikanische Kriegsschiffe noch zu übertreffen im Stande sind. „Rjurik" würde also, ohne Kohlen aufzunehmen, die Reise von St. Petersburg nach Wladiwostock, dem wichtigen Kriegshafen Rußlands in Ostasien, zurücklegen können; er wäre dazu sogar fähig, wenn er anstatt der Mittelmeerroute über Suez die $^1/_3$ längere Reise um das Cap der guten Hoffnung machen und dabei 60 Tage ununterbrochen dampfen müßte. Rußland hat allerdings noch zwei ähnliche Colosse, nur noch 1000 bis 3000 Tonnen größer, auf dem Stapel, die wohl den „Rjurik" noch in mancher Beziehung übertreffen werden. Und auch diese Schiffe, von denen das größte den stärksten Panzern der Erde an Tonnengehalt gleichkommen wird, bleiben beim Kreuzertyp, ein Beweis dafür, wie sehr man sich in Marinekreisen vom bloßen Betonen der Nothwendigkeit schwerer Schlachtschiffe dem Gedanken zugewandt hat, in großen, schnellen Fahrzeugen, die mit scharfer Bewaffnung eine leichte Manövrirfähigkeit verbinden, einen Theil der Entscheidung zu suchen. Die feindliche Schlachtflotte beunruhigen, stören, irreleiten, einzelne schwächere Schiffe angreifen und mit Geschütz und Rammsporn niedermachen, die feindlichen Häfen in größter Schnelligkeit, gleichsam über Nacht, sperren oder überrumpeln, endlich die Handelsschiffe des Gegners überfallen und die Zufuhr abschneiden, das ist der eigentliche Zweck der großen modernen Panzerkreuzer.

Ganz auf den letzteren Punkt zugespitzt ist die Construction des amerikanischen, in Kiel nächst dem „Rjurik" längsten und überhaupt schnellsten Panzerkreuzers „Columbia", der in den Vereinigten Staaten 1893 vollendet wurde und eine so ausgezeichnete Leistung im Schiffsbau darstellt, wie sie selbst in den ausgedienten Werften der europäischen Marinestaaten noch kaum erreicht worden ist. Der Kreuzer ist zu dem ausgesprochenen Zweck gebaut, im Kriege Kaperdienste zu leisten und die Hauptbedingung seines Baues war deßhalb eine so große Fahrgeschwindigkeit, daß „Columbia" selbst die schnellsten Personendampfer der Handelsflotte, die 20—21 Knoten laufen, überholen würde. Der Werft von Cramp u. Comp. in Philadelphia, die den Auftrag bekam, die „Columbia" nebst einem gleichgroßen Schwesterschiff für je 11 Millionen Mark in drei Jahren zu bauen, wurde deßhalb die Bedingung gestellt, der Kreuzer solle mittels 22000, in drei Maschinen und Schrauben getheilten Pferdestärken eine Fahrt von 21 Knoten in vierstündiger Probe machen. Für jeden viertel Knoten weniger wurden 100000 Mark Strafe, für dieselbe Mehrleistung je 200000 Mark Belohnung ausgesetzt. Der Kreuzer lief aber am 18. November 1893 auf der Probefahrt 22,9 Knoten, ja kurze Zeit sollen 25 Knoten erreicht sein, und die Erbauer konnten eine Prämie von 1400000 Mark einstreichen. Dafür besitzt aber auch die Marine der Vereinigten Staaten das einzige (große) Kriegsschiff, das nicht nur alle Schnelldampfer überläuft, die wir bisher besitzen, sondern es auch wohl noch mit den beiden Riesendampfern aufnehmen wird, welche die englische Inman-Linie zur Concurrenz gegen die großen Cunarddampfer „Lucania" und „Campania" bauen läßt. An Länge dem „Rjurik" nur wenig nachstehend, hat die „Columbia" übrigens eine bedeutend kleinere Wasserverdrängung, was aus dem leichteren Bau, der geringeren Breite, Bewaffnung und Bepanzerung resultirt. Aeußerlich sind beide Schiffe einander so unähnlich wie nur möglich. „Columbia", einheitlich weiß gestrichen, ist nur auf die Jagd von Handelsschiffen und auf's Ueberraschen zugeschnitten, vermeidet im Aussehen jede kriegerische Spur und macht von Weitem ganz den Eindruck eines Handelsschiffes, der durch die nach Art der Schnelldampfer ausgeführte Bemastung noch vermehrt wird. Dagegen zeigt der schwarze russische Kreuzer schon äußerlich, daß er, bis an die Zähne bewaffnet, selbst den Kampf mit Panzern nicht scheut. Eiserne Gefechtsmasten mit Schnellfeuerkanonen, vier große, weit ausladende Panzerthürme und eine Menge Stahlerker für die kleineren Geschütze geben ihm ein trotziges, schon in weiter Ferne fremdartig anmuthendes Aeußeres.

Natürlich bleiben andere Staaten nicht lange in der Beschaffung neuer Kampfmittel zurück, und an schnellen Panzerkreuzern bot die Kieler Bucht noch manches Beispiel. Da ist gleich die deutsche „Kaiserin Augusta", etwa mit Ausnahme der Kaiseryacht Hohenzollern das schnellste große Kriegsschiff, das wir besitzen, mit drei Schrauben, wie Columbia, und im Stande, schon mit den beiden seitlichen 18 Knoten zu machen, was kaum eins der vielen versammelten Panzerschiffe erreicht. Die Mittelschraube hinzugerechnet kann unser schnellster Kreuzer 22 Knoten machen, würde also auch jeden Schnelldampfer der Handelsmarine einholen. Freilich in einer Beziehung ist die „Columbia" nicht ihm allein, sondern jedem anderen Schiff überlegen, sie ist fähig noch 6000 Knoten mehr als „Rjurik", also eine Reise um die Welt, unter eigenem Dampf zu machen, da sie 2200 Tonnen Kohle bei sich führt. Das werden vielleicht die Riesenkreuzer Powerful und Terrible übertreffen, welche England jetzt im Bau hat und welche im Tonnengehalt noch hoch über dem „Rjurik" stehen sollen. — Auch Frankreich hatte einen Schnellkreuzer, „Dupuy de Lôme", zur Flottenrevue entsandt, eins der wenigen Dreischraubenschiffe, die neben „Columbia", ihrem Schwesterschiff „Minneapolis" und „Kaiserin Augusta" noch existiren. „Dupuy de Lôme" ist nicht ganz so lang wie „Kaiserin Augusta", aber immer noch länger, wie unsere vier erstelassigen Panzer. An Breite und Wasserverdrängung dagegen übertrifft es unseren großen Kreuzer, und daher mag es kommen, neben den vielleicht geringwerthigeren Maschinen, daß der „Dupuy" hinter der „Kaiserin" trotz größerer Maschinenkraft doch an Geschwindigkeit zurückbleibt. Dagegen soll ihn sein Kohlengehalt befähigen, von Marseille nach Cochinchina und wieder zurück zu dampfen.

Endlich war auch England, das neben Deutschland und Italien am stärksten vertreten war, mit einem großen, gepanzerten Schnellkreuzer, „Blenheim", angetreten, der aber noch nicht einmal 20 Knoten macht, auch nur zwei Schrauben besitzt. Englands Stärke lag in den vier colossalen, schwergepanzerten Thurmschiffen, die es nach Kiel entsandt hatte und über deren Werth seit dem furchtbaren, in wenigen Minuten sich vollziehenden Untergang der „Victoria" die Ansichten sehr getheilt sind. Diese Colosse, „Empreß of India" und Genossen, sind so groß, daß man zum Gehalt unserer „Wörth" oder „Brandenburg" noch einen Panzer der Siegfriedelasse von 3600 Tonnen hinzufügen könnte, ohne ihr Deplacement ganz zu erreichen. Man fing nach dem Unglück der „Victoria" an zu bezweifeln, ob diese riesigen Colosse mit ihren schweren Thürmen und Geschützen an Gleichgewicht und Stetigkeit nicht zu viel der Bewaffnung opfern, doch sind seitdem 110 Tons-Geschütze, wie sie die „Victoria" trug, nicht wieder zur Aufstellung auf Schiffen gekommen, und auch die „Empreß of India" nebst ihren Schwesterschiffen trägt nur Kanonen von 67 Tonnen und leichtere. Auch die Thürme sind hier niedriger.

Sehr nahe kommt diesem alten Typ jedoch der große französische Panzer „Hoche", dessen auffallende Formen in Kiel Aufsehen erregten und die Kritik vieler Seeoffiziere herausforderten. Vor sechs Jahren vom Stapel gelassen, hat der „Hoche" schon während seines Baues mehrmals den Anlaß zu erregten Auseinandersetzungen in der französischen Kammer gegeben. Er lag nämlich volle zehn Jahre im Bau,

ohne fertig zu werden, und die Gegner von neuen Kriegsrüstungen führten ihn oft zum Beweis an, daß die großen, Millionen über Millionen kostenden Panzer früher veralten, als sie überhaupt fertig sind. Bei „Hoche“ erscheint das nicht unzutreffend. Das schwere Schiff, etwa unserer Brandenburgclasse an Deplacement gleichend, ist noch nach dem, inzwischen fast ganz verlassenen Typ gebaut, der die größte Fläche des Schiffes in der Wasserlinie forderte, während man nach oben zu die Breite bedeutend verminderte. Solche Schiffe haben eine große Stetigkeit, so lange sie horizontal liegen, aber ihr Gleichgewichtsvermögen nimmt schnell ab, sobald sie sich nur ein wenig auf die Seite neigen, und dann sind sie der Gefahr des Kenterns viel mehr ausgesetzt, als völlig gebaute Schiffe. Die Franzosen haben schon einmal sehr schlechte Erfahrungen mit dieser oben eingeschnürten Form gemacht, als sie in den Jahren 1888—89 in diesem Typ 51 erstclassige Torpedoboote bauten. Zwei davon kenterten und noch Angesichts ihres ersten Ausgangshafens, und die übrigen 49 mußten mit großen Kosten völlig umgebaut werden. „Hoche“ hat nun aber außerdem noch einige ganz colossale Geschützthürme von größerer Höhe, als sie die unselige „Victoria“ besaß, und diese hochgelegene Belastung macht das Panzerschiff noch zu einer bedenklicheren Leistung in der Schiffstechnik.

Als den neuesten und besonders bezüglich der Maschinenconstruction vollkommensten Panzer der in Kiel vereinigten Kriegsflotten wird man wohl die italienische „Sardegna“ anzusehen haben, welche leider bei der Rückkehr im Sunde auflief und für einige Tage festgehalten wurde. Nebst dem Schwesterschiff „Re Umberto“ ist die „Sardegna“ das größte und stärkste Kriegsschiff der Dreibundflotte. Mit mehr als 13 000 Tonnen Rauminhalt, den großen britischen Colossen sich nähernd, an Bewaffnung und Bepanzerung ihnen ebenbürtig, übertreffen beide Schiffe an Maschinenkraft und in Folge dessen an Geschwindigkeit alle neueren Panzer fremder Flotten. Nur von den großen, vorerwähnten Kreuzern können sie an Schnelligkeit geschlagen werden. Zum Vergleich sei erwähnt, daß die vier großen englischen Thurmschiffe, welche in Kiel paradirten, eine Maschinenkraft von 12 000 bis 13 000 Pferdestärken entwickeln können, die beiden italienischen Panzer aber 20 bis 22 000, womit etwa 19 Knoten erzielt werden können. „Re Umberto“ wurde in der Werft von Castellamare, „Sardegna“ in Spezia erbaut, von den Maschineneinrichtungen war die erstere in London, die letztere in Neapel angefertigt und zwar nach einem ganz neuen System, das vermuthlich bei ferneren Kriegsschiffen noch oft zur Anwendung kommen wird. Um die beiden Schrauben der Sardegna, welche zu den größten jemals ausgeführten Schiffsschrauben gehören, mit der erforderlichen Schnelligkeit zu drehen, bedarf es zweier Maschinen, die, in eins gebaut, unter dem Panzerdeck eines Kriegsschiffes schwer Aufstellung finden können. Durch die Anwendung des Dreischraubensystems mit drei kleineren Maschinen hätte man dieser Schwierigkeit aus dem Wege gehen können, wie es bei den früher geschilderten großen Dreischraubenkreuzern ebenfalls geschehen ist, doch waren die Constructeure durch frühere Versuche mit Dreischraubendampfern nicht zu diesem Ausweg ermuthigt. Man blieb also bei zwei Schrauben, wendete aber nicht zwei, sondern vier Maschinen an, von denen jede einzelne 5000 bis 5400 Pferdekräfte bei künstlichem Zug leistet und die zu je zwei hinter einander aufgestellt worden sind. Vorbedingung war dabei, daß auch jede Schraube mit nur einer Maschine leicht betrieben werden konnte, um für gewöhnlich, wenn nur Marschgeschwindigkeit gefordert wird, zwei Maschinen ruhen zu lassen. Das ist durch eine leicht lösbare Kupplung jeder vorderen mit der dazugehörigen hinteren Maschine erreicht worden, und es arbeiten in der That regelmäßig nur die hinteren Maschinen, während die vorderen für besondere, während des Gefechtes sich etwa ergebende Nothwendigkeiten aufgespart bleiben. Ja um 10 bis 11 Knoten zu erreichen, werden auch die arbeitenden Maschinen kaum zum dritten Theil beansprucht, so daß auch diese Panzer mit weniger als einem Sechstel ihrer vollen Kraft mehr als die Hälfte ihrer größten Fahrt laufen. Bei großen Dreischrauben kreuzern, wie z. B. „Columbia“, ist freilich die passendste Maschinenausnutzung leichter zu erreichen. Dieselben laufen zu Friedenszeiten, wenn nicht besondere Fälle schnelle Fahrt verlangen, nur mit einer, die Mittelschraube treibenden Maschine, und zwar auch mit dieser nur bei schwacher Füllung, denn bei Volldampf kann die Mittelschraube allein 14 bis 15 Knoten Fahrt ertheilen. Bei Leistung von Avisodiensten im Manöver u. s. w. wird der Kreuzer die mittlere Maschine auskuppeln und die beiden seitlichen Schrauben laufen lassen, welche dem Schiffe gut 18 Knoten erteilen und damit die Geschwindigkeit der meisten Panzerschiffe übertreffen. Nur wenn im Kriege endlich die größte Geschwindigkeit verlangt wird, arbeiten alle drei Schrauben.

Die italienische Marine konnte übrigens ihrem Bestreben, in Kiel möglichst achtungsgebietend aufzutreten, auch noch durch eine Reihe anderer, bemerkenswerther Schiffe Ausdruck geben, unter denen ich besonders den Torpedokreuzer „Partenope“ hervorheben möchte. Die „Partenope“, ein Schiff von der Länge unserer kleinen Nordsee-Panzer (Siegfriedclasse von etwa 75 Meter Länge) ist der Ausdruck eines ganz besonderen, erst von der Neuzeit geschaffenen Schiffstypus, der in diesem Fahrzeug im Anfang der 90er Jahre seine höchste Vollendung erhielt. Der Torpedokreuzer, dessen Aufgabe es ist, neben der Jagd auf feindliche Torpedoboote besonders den Depeschendienst, die Unterstützung der eigenen Torpedoboote und die Ausführung schneller, entschlossener Handstreiche zu pflegen, stellt in Bezug auf die Bauart weit höhere Anforderungen als ein Panzerschiff oder ein gewöhnlicher Kreuzer. Er muß schnell sein, um die Torpedofahrzeuge nicht aus den Augen zu verlieren, aber auch gut bewaffnet und geschützt, um nicht von jedem Kreuzer sofort in die Flucht geschlagen zu werden; klein und flachgehend, um seine Feinde bis in die Küstengewässer verfolgen zu können und selbst schwerer treffbar zu sein, ausdauernd und für die Hochsee geeignet endlich, um die Flotte überall begleiten zu können. So ist die Partenope: lang, schmal und niedrig. Ihre Länge ist, wie erwähnt, gleich der unserer 3600 Tonnen-Panzer „Siegfried“ ꝛc., ihre Wasserverdrängung aber nur viertel, ihre Breite mit $7^1/_2$ Meter nur halb so groß. Der Tiefgang des „Siegfried“ beträgt $5^1/_4$ Meter, derjenige der „Partenope“ nur $3^3/_4$ Meter, während die Maschinen fast gleich stark sind. Dafür läuft die Partenope auch reichlich 4 Knoten mehr als die zum Vergleich gewählten kleinen Panzer. Ihre Maschinen bilden übrigens eine ganz hervorragende Leistung der deutschen Torpedowerft Schichau in Elbing, denn während bei früheren, in England aufgegebenen Bestellungen ähnlicher Schiffe die von der italienischen Regierung gestellten Bedingungen nicht einmal erfüllt wurden, leistete „Partenope“ weit mehr, als verlangt war. Ihre Maschinen gaben bei natürlichem Zuge 15 %, bei künstlichem Zug 6 % mehr Kraft ab und verbrauchten im ersteren Falle 24 %, im letzteren Falle 14 % weniger Kohlen, als vertragsmäßig war. Aeußerlich fällt an der „Partenope“ neben ihrer niedrigen, langgestreckten Form und ihrem wenig kriegerischen Aussehen der Umstand auf, daß die beiden Schornsteine sehr weit auseinander liegen. Das erklärt sich daraus, daß die Maschinen hier nicht, wie sonst stets, hinter der Kesselbatterie liegen, sondern in der Schiffsmitte aufgestellt sind, während je zwei Kessel davor und dahinter liegen. Diese Anordnung erspart viel an Dampfrohrleitungen und hat sich als sehr zweckmäßig bewährt. Uns aber muß es Freude und Vertrauen wecken, unter den besten Schiffen in der Kieler Bucht auch solche aus deutschen Fabriken zu finden.

Thomas Carlyle's Socialpolitik.

Von Hugo Böttger.

Im Allgemeinen kennen wir Deutschen den Weisen von Chelsea, den großen Schotten Thomas Carlyle nur als den Historiker, der uns die Charaktere des Lord Protectors Cromwell, Friedrich's des Großen, den Geist und den Gang der französischen Revolution in einem völlig neuen Lichte gezeigt hat, wir kennen vielleicht auch seine historisch-philosophische Auffassung vom Heldenhaften in der Geschichte, seine Forderung, daß das Weltregiment stets in der Hand einer Corporation der Weisesten und Besten ruhen müßte, wir verehren schließlich in ihm wohl dankbar den Freund Goethe's und der deutschen Romantiker, den unerschrockenen Interpreten deutschen Wesens und Geistes vor einem höchst zurückhaltenden, englischen Publicum, aber eine Seite der bedeutsamen geistigen Wirksamkeit Carlyle's ist verhältnißmäßig nur wenig bekannt, es ist das die socialpolitische, das Verhältniß Carlyle's zur industriellen Arbeiterfrage, eine Seite, die bei genauerer Einsicht in die Schriften des großen schottischen Denkers ungemein klar und deutlich hervortritt, zumal da Carlyle nirgends ein Hehl aus seiner innigen Sympathie und Sorge für die unteren Volksschichten macht und der Herzlosigkeit und Heuchelei der upper tens seiner Zeit rücksichtslos entgegen tritt, wo nur immer eine Gelegenheit dazu sich bietet. Es erscheint uns daher als ein dankenswerthes Unternehmen, wenn jetzt eine deutsche Uebersetzung und Sammlung der socialpolitischen Schriften von Thomas Carlyle veranstaltet worden ist*), die diese Ideen auch in weitere Kreise unseres Landes, das gegenwärtig dem Studium der socialen Frage die größte Aufmerksamkeit schenkt, tragen wird.

In Carlyle's beste Mannesjahre fällt die unter dem Namen Chartismus bekannte englische Arbeiterdemonstration der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts. Die englische Chartistenbewegung darf man wohl als die erste socialdemokratische Bewegung in unserem Jahrhundert der socialen Kämpfe betrachten; sie war der erste laute Widerspruch der arbeitenden Classe gegen den Individualismus, gegen die Lehre von der völligen Freiheit und Ungebundenheit des Einzelnen wie der Gesammtheit im wirthschaftlichen Leben. Der Lehre des laisser faire, wonach der Staat lediglich Nachtwächterdienste zu versehen habe, damit das Eigenthum geschützt werde, im übrigen aber Jeden gewähren lasse, das Wirthschaftsleben mit Gesetzen verschonen solle, da dieses seine eigenen Gesetze mache und sich selbst von Schäden und Mißbräuchen befreie, dieser Manchesterlehre setzten die englischen Industriearbeiter um 1836 die „sechs Punkte der Charte" entgegen, wodurch sie die wirthschaftliche und politische Gleichstellung der Arbeiter verlangten. Nach der englischen Parlamentsreform von 1832, die den Mittelclassen das Wahlrecht verliehen hatte, forderten auch die Arbeiter, die durch ihre Haltung nicht wenig zum Zustandekommen der Reform beigetragen hatten, daß die ihnen im reichen Maße gemachten Versprechungen eingelöst würden. Das Gegentheil geschah. Den Fabrikgreueln wurden durch die Gesetzgebung keinerlei wirksame Hindernisse bereitet, mit der 1834 erfolgten Beseitigung des Armengesetzes der Königin Elisabeth waren die ärmeren Classen vor die Wahl zwischen dem Verhungern oder einer barbarischen Armenhausordnung gestellt. Das Verlangen der Radicalen nach weiterer Ausdehnung des Stimmrechtes wies Lord John Russel mit seiner „Finalitätserklärung" ab, worin er die Parlamentsreform für definitiv abgeschlossen erklärte. Die Arbeiter fühlten sich von den politischen Parteien und von der Regierung verrathen und verkauft, sie trennten sich von den Liberalen, und es entstand die englische Socialdemokratie, deren Volkscharte die folgenden sechs Forderungen aufstellte: Stimmrecht und Wählbarkeit aller erwachsenen Männer, geheime Abstimmung, jährliche Parlamente, Diäten der Abgeordneten und gleichmäßige Wahlbezirke. Den Gang dieser mit Leidenschaft, geistiger Verwirrung und Ausschreitungen angefüllten Chartistenbewegung zu schildern, deren hervortretende Punkte die Ueberreichung der von 1 280 000 Personen unterzeichneten Charte an das Parlament, der Aufruhr in Birmingham (1839), der Streik in und um Manchester (1842) waren und die 1848 an der Unfähigkeit der Führer und in Folge kräftiger Gegenströmung der Gewerkvereine kläglich zu Grunde ging, ist hier nicht der Ort. Einige nationalökonomische Forscher glauben oder glaubten bis vor Kurzem, daß mit der Ueberwindung des Chartismus, mit dem Erstarken der trades unions und mit einigen Zugeständnissen socialpolitischer Art der radicale Socialismus für ewige Zeiten von den Ufern des meerumspülten Britanniens fern gehalten sei, dem scheint aber doch die Thatsache zu widersprechen, daß die internationale Socialdemokratie in jüngster Zeit auch in den englischen Gewerkvereinen Boden zu gewinnen beginnt. Danach wäre denn also der wirthschaftliche und politische Radicalismus, mag er auch zeitweilig unterdrückt worden sein, keineswegs dauernd überwunden und beseitigt; das Wesen bleibt, wenn auch die äußeren Formen wechseln mögen; Thomas Carlyle hat eben Recht behalten, wenn er seiner Zeit einigen Optimisten zurief: Der Chartismus ist nicht zu vertilgen, ehe man nicht die Ursachen vertilgt hat.

Man hat nun verschiedentlich die deutsche Arbeiterbewegung in eine Parallele gestellt zum englischen Chartismus, und in der That lassen sich gewisse Aehnlichkeiten unschwer nachweisen. Auch bei uns sagten sich die Arbeitermassen von den Liberalen, denen sie lange Zeit gefolgt waren, los; auch die deutsche Socialdemokratie baute anfangs fast ausschließlich das politische Seelenheil auf das allgemeine Stimmrecht auf; auch in ihr gab es und giebt es, wie in der Chartistenbewegung, zwei Hauptrichtungen: eine Partei der moralischen Macht, die die Reformen mit dem Stimmzettel in der Hand, eine andere Partei der physischen Gewalt, die die Verbesserung des Arbeiterloses mit einem abgekürzten Verfahren erreichen will. Natürlich sind im Uebrigen mancherlei Verschiedenheiten in der socialen Bewegung beider Länder, aber lernen können wir auch aus der englischen Bewegung immerhin recht viel, und daher muß uns das scharfe unbefangene Urtheil eines sehr hervorragenden Zeitgenossen jener Kämpfe willkommen sein. Wenn Carlyle in seinem „Chartisme" (1839), in den Aufsätzen „Past and present" (1843), in „Latter-day pamphlets" (1850), sowie in der „French revolution" (1837) mit wunderbarer Unerschrockenheit, mit unbestechlicher Wahrheitsliebe und mit aufrichtiger Menschenliebe an die gesellschaftlichen Probleme herangeht, schonungslos die Interessenlosigkeit und den Stumpfsinn der sogenannten „guten Gesellschaft" des Englands seiner Zeit aufdeckt, das gedankenlose Indentaghineinleben und den büreaukratischen Schematismus der herrschenden Gewalten geißelt, Vorurtheile des Parlamentarismus, die Parteiwirthschaft, Humanitätsduselei und das Vorherrschen der Phrase im öffentlichen Leben mit glühender Beredsamkeit verfolgt, so wird man, ohne gerade zum Pharisäer zu werden, sagen dürfen, daß wir inzwischen und zwar Dank der herzhaften Mahnungen der Männer vom Schlage Carlyles wohl ein wenig weiter gekommen sind. In mancher Hinsicht muß man freilich gestehen, daß auch heute noch und auch bei uns das Wort gilt: „Untröstlich ist's noch überall," und da mag nun eine Auffrischung der Carlyle'schen Anschauungen auch in unserer Zeit schwankender geistiger und moralischer Werthe von einigem Nutzen sein, wobei dann die Hensel'sche Ausgabe der socialpolitischen Schriften von Carlyle vortreffliche Dienste leisten

*) Dr. P. Hensel. Socialpolitische Schriften von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfannkuche. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht, 1895.

kann. Nur drei Abhandlungen giebt der soeben erschienene erste Band dieser Schriften wieder, freilich drei besonders markante Wahrzeichen Carlyle'scher Denkart: „Der Chartismus", „Die Negerfrage" und „Den Niagara hinunter — und dann?" Jedenfalls können wir schon daraus die Quintessenz der Socialpolitik von Thomas Carlyle gewinnen, und es mag gestattet sein, in der Hauptsache an der Hand dieser Abhandlungen einen kurzen Abriß von dem Gedankengange des Historikers und Philosophen Carlyle's auf diesem Gebiete zu geben.

In dem allzu großen Angebote von arbeitsuchenden Kräften und in der Regellosigkeit dieses Angebots sieht er die Grundlage des socialen Uebels. Die englischen Arbeiterverhältnisse erscheinen ihm darum so besonders trostlos, weil neben dem schon vorhandenen Ueberschuß an Arbeitskräften im eigenen Lande, Irland, dessen Bauernstand die englische Politik vernichtet hat, noch obendrein den Arbeitsmarkt mit billigen Händen versieht. „Die wilden keltischen Gesichtszüge, in denen sich geheuchelte Unbefangenheit, Ruhelosigkeit, Unverstand, Elend und Spott wiederspiegelt, begrüßen dich auf allen Landstraßen und Gassen. Der englische Kutscher haut im Vorüberfahren nach dem Hibernier mit seiner Peitsche, schimpft ihn mit seiner Zunge — der Hibernier streckt bettelnd seinen Hut hin . . ." „In seinen Lumpen und seiner lachenden Wildheit ist er bereit, alle Arbeit, die bloße Stärke des Armes oder des Rückens erfordert, gegen einen Lohn zu übernehmen, für den er sich eben Kartoffeln kaufen kann." Für den englischen Arbeiter kommen weiter die Maschinenentwickelung, die Schwankungen der Conjuncturen hinzu, seine Lage unsicher zu gestalten, das Gespenst der Arbeitslosigkeit droht ihn jeder Zeit zu überfallen. „Sie können keine Arbeit finden. Sie galoppiren verzweifelt die Landstraßen entlang, die zur Rechten und zur Linken eingefriedigt sind, endlich fangen sie, vom Hunger gequält, an, über die Einfriedigung hinwegzuspringen und fremdes Eigenthum zu verzehren, — das Uebrige wissen wir!" (Chartismus, S. 25 und 29).

Nicht minder bedenklich ist ihm die Regel- und Planlosigkeit der Production, die schäbige Grundsatzlosigkeit, mit der minderwerthige Surrogate erzeugt und unter die Massen geworfen werden. Carlyle ist der Erfinder des Wortes „billig und schlecht". Mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit ruft er aus: „Seht doch ein, wenn Ihr darüber nachdenkt, daß kein guter Mann je die ‚Billigkeit' auf Kosten der ‚Unfähigkeit', die immer Untreue bedeutet und für einen Mann unehrenhaft ist, ermuthigt hat oder ermuthigen soll. Wenn ich ein Ding gebrauche, so soll es gut sein, ohne Rücksicht auf den Preis; wenn der Preis zu hoch für mich ist, so will ich mich ohne dieses begnügen, ich werde dann wenigstens nicht mit einer Heuchelei ausgerüstet sein. Wenn du darüber nachdenkst, so ist dies die erste Regel für alle kaufenden und fabricirenden Menschen. Sie haben nicht das Recht, in irgend einer Weise die Verfertigung, den Gebrauch oder die Ausführung von Täuschungen in dieser Welt zu begünstigen. Im Gegentheil, sie müssen sie von Herzen hassen und verabscheuen, müssen ihr Bestes thun, sie als das Gift der Menschheit auszulöschen. Das ist die rechte Gesinnung für die Käufer irgend einer Arbeit, wie viel mehr noch für die, welche die Arbeit leisten oder anfertigen . . . Und wenn es eine Thatsache ist, daß du keine Waare oder kein Product, die zu der Kategorie „billig und schlecht" gehören, verfertigen oder verkaufen sollst und daß du es in keinem Falle ohne Sünde, sogar nicht ohne Verrath gegen deinen Schöpfer thun kannst, — welch' ein Haufen von Sünde, Verrath, großem und kleinem, muß sich dann täglich in dem armen England anhäufen! Das ist so gewiß wie die Staatsschuld — und was sind alle Schulden an Geld gegen diese Verschuldung! Kennst du einen Laden, eine Verkaufshalle, eine Werkstatt, ein zeitliches oder geistiges industrielles Etablissement im ganzen weiten England, wo unverfälschte Arbeit zu haben ist?" (Den Niagara hinunter und dann? S. 188).

Die äußeren Schäden, die das Industriesystem mit sich bringt und gegen die die Hülfe des Staates angerufen wird, charakterisirt er kurz an einer anderen Stelle. „Es ist ganz gewiß, daß eine ungeheure Menge Gesetze über diese unsere neuen industriellen Handels-, Eisenbahn- ꝛc. Phänomene dringend nöthig sind, und daß kein Sterblicher weiß, wo er sie bekommen soll. Nimm z. B. die Flüsse und fließenden Gewässer in England, Grundbestandtheile dieses unseres armen Heimathlandes, Gesichtszüge desselben, die der Himmel selbst geschaffen hat: hat die Industrie das Recht, den abscheulichsten Auswurf, den sie hervorgebracht hat, in den nächstbesten krystallenen Bach zu ergießen? Ohne Rücksicht auf Götter, Menschen und kleine Fische? Hat die Industrie die Freiheit, alle unsere Flüsse in acherontische Abzugscanäle zu verwandeln und England in eine geräuschvolle, rußige Schmiede zu verunstalten? Sind wir Alle verurtheilt, Staub zu essen, wie die alte Schlange und Rußauflösungen zu athmen? Kann eine Eisenbahngesellschaft mit „Gönnern" dadurch, daß sie gewisse Männer in Bombasin (englische Richter) besticht, es fertig bringen, in den stillsten Stunden der Nacht an deinem Schlafzimmer vorbei zu brausen, daß alle dein Porzellangeschirr klirrt und klingt? Ist das Haus eines Engländers noch seine Burg und in welchem Sinne? Beispiele in Menge!" (Den Niagara ꝛc. S. 205).

Auf der anderen Seite denkt Carlyle nicht daran, das geltende System an sich zu verwünschen, oder in reactionäre Traumseligkeit und Wünsche nach den idyllischen Tagen der Großvaterzeit zu verfallen. So sehr er die geistige und materielle Unsauberkeit, die dem zeitigen Industriesystem anhaftet, verfolgt, so erkennt er mit gleicher Schärfe die Großartigkeit der neuen Zeit an, er wird ihr ein begeisterter Seher und Sänger: „Aber was für einen Meisterschuß that nun dieses England in industrieller Hinsicht," so ruft er aus, „während dieser große Verfassungsstreit und Aufruhr der mittleren Stände noch nicht zu Ende war, ja eben erst begonnen hatte . . . Ein langer Winter ist wieder vergangen, der todtscheinende Baum zeigt, daß er lebt, daß er immer gelebt hat; nach Zeiten, wo sich nichts regte, treibt seltsamer Weise plötzlich jeder Zweig: — es kommt jetzt zu Tage, daß dieses begünstigte England nicht nur sein Shakespeare, Bacon, Sydney, sondern auch sein Watt, Arkwright und Brindley haben sollte! Wir wollen jede Art der Größe ehren. Der Prospero rief den Gesang Ariels wach und nahm die Welt mit diesen Liedern gefangen; derselbe Prospero kann seine feurigen Dämone keuchend über alle Meere senden und sie schnell wie Meteore auf künstlichen Straßen Königreiche durchfliegen lassen; er kann Eisen zu seinem Missionar machen, durch den er sein Evangelium den rohen Mächten des Urwaldes predigen läßt, die horchen und gehorchen, — und dies ist nicht wenig. Manchester mit seinen Baumwollenabfällen, seinem Rauch und Staub, seinem Lärm, Zank und Schmutz ist dir zuwider? Denke nicht so: eine kostbare Substanz, schön, wie Zauberträume, und doch kein Traum, sondern Wirklichkeit liegt in jener lärmenden Hülle, die allerdings (siehe Reformbewegnug u. dgl.) darnach ringt, abzufallen und die Schönheit frei und sichtbar zu machen! Hast du einmal mit gesunden Ohren das Erwachen Manchesters am Montag Morgen Schlag halb sechs Uhr gehört? Das Losstürmen seiner tausend Fabriken, wie das Dröhnen der Fluth im Atlantischen Ocean; das Summen von zehntausendmal zehntausend Spulen und Spindeln — es ist vielleicht, wenn du es richtig verstehst, erhaben wie ein Niagarafall, oder noch erhabener! Baumwollenspinnerei ist in ihrem Ergebniß das Bekleiden der Nackenden, in ihren Mitteln der Triumph des Menschen über den Stoff. Ruß und Verzweiflung sind nicht das Wesentliche in ihr, sie können von ihr getrennt werden — schreien sie nicht zu dieser Stunde zornig, daß sie von ihr getrennt werden wollen? Als der große Goethe die Fabriken in der Schweiz ansah, erklärte er, wie man mir

sagt, daß er nichts Poetischeres in der Welt gesehen hätte. Worauf Freund Kanzler von Müller, der das greifbar Malerische suchte, ihn nur mit großen Augen anstarren konnte. Und doch wußte unser Weltdichter wohl, was er sagte." (Chartismus. S. 74).

Es zeigt sich Carlyle, wie allen Lebensfragen gegenüber, so auch zur Socialpolitik als ein abgesagter Feind unklarer Sentimentalität. Ja, er wendet sich mit Entschiedenheit gegen falsche Philantropie, er verspottet „die allgemeine Gesellschaft zur Abschaffung des Schmerzes": „Versunken in das tiefe Meer von zu Schaum gequirltem „Wohlwollen," von „Brüderlichkeit," „Emancipationsgrundsätzen," „christlicher Philantropie" und anderer sehr liebenswürdig aussehender, aber sehr grundloser und am Ende verhängnißvoller und verwirrender Schwätzereien, — dem traurigen Producte eines skeptischen 18. Jahrhunderts und armer menschlicher Herzen, die ohne irgend eine ernste Führung gelassen werden und nicht glauben, daß es solche Führung je unter Christen oder Heiden gegeben, die dahin gebracht sind, nur an rosenfarbene Gefühlsseligkeit zu glauben" (Negerfrage, S. 109). „Es erfordert heute fast übermenschlichen Heldenmuth," so meint er bei anderer Gelegenheit (Den Niagara ꝛc., S. 160), „gegen einen Garotter (Meuchelmörder) Prügelstrafe zu verhängen, kein Fenier, und wenn er mit noch so blutrothen Händen ergriffen würde, darf bei Todesstrafe angetastet werden, es giebt kaum einen Mörder, und sei er noch so abscheulich und verächtlich, den Ihr nicht für „unzurechnungsfähig" erklärt und auf Staatskosten unterhaltet — ein ganz besonderes englisches Prytaneum unserer Zeit."

Im Uebrigen aber erscheint Carlyle die Ehrfurcht vor dem Geldsack auf der einen und die Furcht vor dem Pöbel auf der anderen Seite als die bedenkliche Signatur seiner Zeit; es sind auch heute noch durchaus beherzigenswerthe Worte, die er (Den Niagara, S. 165) mit schonungslosem Sarkasmus den Volksschmeichlern zuruft: „Die bemerkbare, aber noch uneingestandene, Wahrheit ist, daß es den Menschen dunkel zum Bewußtsein kommt, daß unsere socialen Angelegenheiten und Ordnungen bis auf den eisernen Geldschrank insgemein eine Falschheit, eine großartige, alteingebürgerte Heuchelei sind, welche sogar ihrem eigenen armen Privatzweck schlecht dient und offen jedes öffentliche Ziel oder Interesse in einem schmählichen und unverzeihlichen Maße mißleitet. Für eine solche Heuchelei, in keiner ihrer Einzelheiten, (ausgenommen den Geldschrank), ist Niemand, sei er Beamter oder nicht, geneigt, seine Haut zu wagen, sondern er sieht vorsichtig umher, ob es keinen Ausweg giebt, durch den er entschlüpfen kann, zieht sich dann zurück und läßt jeden Pöbelführer — Beales, Johann von Leyden, Walther von Habenichts oder ein anderes, unfähiges, lärmendes Individuum mit seinem Schweif von lärmendem Janhagel seinen holden Willen durchsetzen. Es ist sicherer, dem Pöbel zu schmeicheln, als ihn zu unterdrücken, wenn man einen Strick um den Hals fühlt. Jedermann sieht dies offiziöse Ausweichen und hat ein heimliches Mitgefühl dafür, Niemand bewundert es, aber die ausgesprochene Mißbilligung ist nur matt zwischen den Zähnen gemurmelt. Und die geschicktesten Leitartikler sagen dann in diesen Zeitläuften verwundert, indem sie Beales und seinen Janhagel zu streicheln und zu sänftigen versuchen: „Hat sich vielleicht irgend Jemand nicht freundlich gegen Euch benommen?"

Wie Carlyle die Heuchelei bekämpft, mit der in England jeder Versuch von Seiten der Staatsgewalt, das Loos der Arbeiter besser zu gestalten, als ein Eingriff in die Selbstbestimmung des freien englischen Arbeiters dargestellt wurde, so geht er auch der national-ökonomischen Wissenschaft zu Leibe, die die Theorieen von Adam Smith im Interesse der Arbeitgeberpartei zur reinen Manchesterdoctrin des Laissez faire verwässert und verdorben hatte; indem Carlyle unausgesetzt auf die Nothwendigkeit ethischer Grundlagen in der Volkswirthschaft hingewiesen hat, ist er der Wegweiser der deutschen Kathedersocialisten geworden. „Chartismus heißt die bittere Unzufriedenheit, die wild und toll geworden ist, heißt also die verkehrte Lage oder die verkehrte Stimmung der arbeitenden Classe Englands. Es ist ein neuer Name für ein Ding, das viele Namen hat und noch viele Namen haben wird" (Chartismus, S. 2). „Ein Schluß aber, der alles in sich schließt, soll hier genug sein, nämlich der: daß Laissez faire seine Rolle auf vielen Gebieten so gut wie ausgespielt hat, daß auf dem Gebiete der arbeitenden Classen das Laissez-faire, als es sein neues Armengesetz gab, den Punkt des Selbstmordes erreicht hat und nun sterbend daliegt" (Chartismus, S. 44). Ueber die wissenschaftlichen „Größen" in der Nationalökonomie seiner Zeit urtheilt er folgendermaßen: „Mit statistischer Maßkette mißt er das tiefe dunkle Meer der Nöthe aus und fondirt es mit philosophischem, politisch-ökonomischem Senkblei; und nachdem er uns richtig belehrt hat, was für ein unergründlich tiefes Meer der Noth es ist, schließt er mit der praktischen Folgerung und Trostanwendung, daß man durchaus nichts dabei thun könne, sondern einfach still sitzen und nach der „Zeit und den allgemeinen Gesetzen" ausschauen müsse, und dann verabschiedet er sich kalt von uns, indem er nicht einmal den Selbstmord empfiehlt" (Chartismus, S. 86). Das Vertuschungssystem und das Fortwursteln mit der Gentz'schen Devise „Mich und den Metternich hält's noch aus" ist Carlyle ein Greuel. Er erklärt: „Wenn eine Sache so verfault ist, daß sie fühlbare Risse bekommt und so unaussprechlich häßlich, daß selbst die Augen des Volkes sie entdecken und verachten — holt einen neuen Topf mit Firniß hervor und die erforderliche Menge Kitt und legt das hübsch darauf! Spart ja keinen Firniß, wie schön wird sie in ein paar Tagen aussehen, wenn er dick aufgestrichen ist! Firniß allein ist billig und sicher, vermeidet doch ja alles Zimmern, Meißeln, Sägen und Hämmern an dem alten ruhigen Hause — der Schwamm ist darin, wer weiß wie tief, rührt die alten Balken und Fugen nicht an, Firniß, Firniß, wenn Ihr von Göttern und Menschen gesegnet sein wollt! Das nennt man das constitutionelle System, das conservative System, und giebt ihm noch andere schöne Namen und es trägt endlich seine Früchte — wie wir sie sehen" (Den Niagra ꝛc., S. 174).

Mit unendlichem Hohn überschüttet er den Parlamentarismus: „Die Engländer sind gewohnt, abzustimmen; es ist ihr Universalmittel für Alles, was verkehrt geht; abstimmen ist ihre fixe Idee. Seltsam genug: das Recht eines Mannes, für ein Parlamentsmitglied zu stimmen und sein „eines Zwanzigtausendstel eines Meisters im Zungenkriege in das Nationalgeschwätz" zu senden — die Aerzte behaupten, daß dies Freiheit sei, dies und nichts Anderes" (Chartismus, S. 81).

Und was will nun dieser scharfe Kritiker, der von den Staatsmännern, von der Wissenschaft und vom Parlamente seiner Zeit keine Hülfe erwartet, vorschlagen und erreichen? Gewiß, es tritt an Bedeutung und an Vertiefung hinter der scharfsinnigen Analyse der vorhandenen Zustände zurück, es ist lückenhaft, was er an Reformmaßregeln vorschlägt, schwankend und theilweise wohl nicht durchführbar. Doch darf man nicht übersehen, daß der Stand der Volkswirthschaft als Wissenschaft, der Mangel an ausreichenden statistischen Grundlagen noch kaum ein positives und durchgreifendes Reformprogramm zeitigen konnte, und daß vor Allem jede derartige, ins Einzelne gehende Reformarbeit an dem Widerstande der herrschenden Classen und an der Gleichgültigkeit der übrigen Bevölkerung hätte zerschellen müssen. Darum predigt Carlyle zunächst in der Hauptsache nur von der Nothwendigkeit eines ehrlichen und kräftigen Willens, zu bessern und zu helfen, er erklärt, daß das Erste, was der praktische Mann thun kann, ist: „sich zum wirklichen Thun zu gürten und zu wissen, daß er entweder da ist, um etwas zu thun, oder daß

er überhaupt nicht da ist. Ist er einmal richtig gegürtet, wie viele Dinge werden sich ihm dann als ausführbar zeigen, die jetzt nicht einmal den Versuch lohnen" (Chartismus, S. 87). Nach Carlyle ist der Mensch lediglich ein Verwalter der Schöpfung Gottes. Als solcher hat er kein Recht auf irgend ein Land oder irgend einen Theil eines Landes, als das er sich durch eigene Arbeit erworben hat und durch dasselbe Mittel erhält. Wenn tüchtigere Menschen kommen, die geeigneter sind, Herren des Landes zu sein, so hilft aller Kampf nicht, sie müssen die Herrschaft erhalten. Es giebt gar keine andere Art, das Recht auf eine Sache zu erwerben, als die Macht, sie möglichst gut zu gebrauchen, denn dieses heißt den Willen Gottes zu thun. Es ist nicht die Ansicht Carlyle's, daß die Zeiten des Niederganges mit dem Bankrott der menschlichen Gesellschaft abschließen; die Zeit der Irrungen und Mißverständnisse, der Fehler und Sünden ist ihm nur ein Uebergang zu einer höheren Stufe menschlicher Entwickelung. Nur das in den bestehenden Organisationen wird untergehen, was vergänglich, was nicht lebensfähig ist. Es sind immer nur Einzelne, Heroen, gottbegeisterte, tüchtige, kräftige, von Selbstsucht befreite Männer, die im Kampfe gegen sittliche Indifferenz, gegen allgemeinen Unglauben, das Geschick der Völker entscheiden und zum Bessern wenden. Die wichtigste Rolle theilt Carlyle den modernen Heroen, den Denkern und Dichtern zu. Immer wieder werden die Menschen, die sich nach Gott sehnen, den Zugang zu Gottes Offenbarung finden, sie werden dann auch verstehen, zu ihren Zeitgenossen zu reden, die ewigen Wahrheiten in neue verständliche Symbole zu kleiden, lebensfähige Organisationen hervorzurufen.

Im Einzelnen empfiehlt Carlyle außer der unausgesetzten Thätigkeit des Staates und der Gesellschaft, das Loos der arbeitenden Classen menschenwürdig zu gestalten, Aufklärung und Bildung der Volksmassen und wohlgeleitete Auswanderung. Die Tausende, die heute in den Arbeitshäusern verkommen, die eine elende „Reservearmee der Industrie" bilden, sollen in wirkliche „Regimenter der Industrie" gesammelt und gedrillt werden. Sie können jetzt nicht den richtigen Gebrauch von ihrer Kraft und von ihren Fähigkeiten machen. In den Pampas und Savannen von Amerika, um das alte Karthago und im Inneren Afrika's, auf beiden Abhängen der Altaikette, im centralen Hochlande Asiens, in Irland, liegen große Landstriche verödet, weil es an Arbeitern fehlt. Carlyle ruft aus: „Ach, wo sind jetzt die Hengiste und Alariche unseres noch glühenden, noch sich ausdehnenden Europa's, die, wenn ihr Heim zu enge geworden ist, jene überflüssigen Massen mit ihrer dämpfbaren, lebendigen Tapferkeit anwerben und sie wie Feuersäulen vorwärts führen; jetzt nicht mit Streitaxt und Kriegswagen, sondern mit der Dampfmaschine und der Pflugschaar ausgerüstet?" (Chartismus, S. 101).

Englands weltumspannende Colonialpolitik in Amerika, Afrika, Asien und Australien ist eine Antwort auf die Frage des großen Schotten. Aber auch auf allen anderen Gebieten der Staatskunst hat der Weise von Chelsea, der erst verachtet und im Elende darbend, später mit Ehren überschüttet worden war, die er zum Theil nicht annahm, bahnbrechend gewirkt, er hat seinem Vaterlande und keineswegs diesem allein ein reiches Vermächtniß goldener Lehren hinterlassen. Ist die eine oder andere seiner socialpolitischen Forderungen veraltet, weil sie inzwischen theilweise erfüllt oder durch umfassendere ersetzt worden ist, so beweist das nur ihre Richtigkeit und kann uns das eben nur veranlassen, auch auf die Erfüllung des Restes der realisirbaren Forderungen in Carlyle's socialpolitischem Programm zu bestehen und hinzuwirken.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Frauenseele.

Von Anton Tschechow.

Sophia Petrowna, die Frau des Notars Lubjanzew, eine schöne Dame von fünfundzwanzig Jahren, ging langsam den Waldweg entlang mit ihrem Sommernachbar, dem Rechtsanwalt Iljin. Es war fünf Uhr Nachmittags. Ueber dem Waldwege schwebten weiße, dichte Wolken; dazwischen erschienen blaue Stücke des Himmels. Die Wolken waren unbeweglich, als hätten sie sich in den hohen, alten Fichten verfangen. Es war still und schwül. Fernab wurde der Weg von einem Eisenbahndamm durchschnitten, wo aus unbekannten Gründen eine Wache mit einer Flinte im Arm auf und ab ging. Gleich hinter dem Damm sah man eine Kirche mit sechs Thürmen und einem verrosteten Dach. . . .

„Ich habe nicht erwartet, Sie hier zu treffen," sagte Sophia Petrowna und sah zur Erde, indem sie das vorjährige Laub mit der Spitze ihres Sonnenschirms aufwühlte, „und jetzt bin ich froh, Sie hier getroffen zu haben. Ich muß mit ihnen sprechen, ernst und endgiltig. Ich bitte, Iwan Michailowitsch, wenn Sie mich wirklich lieben und achten, so stellen Sie Ihre Verfolgungen ein! Sie folgen mir wie ein Schatten, sehen mich immer mit unziemlichen Blicken an, machen mir Liebeserklärungen, schreiben mir sonderbare Briefe . . . und ich weiß nicht, wann das Alles ein Ende nimmt! Was soll daraus werden, Du lieber Gott?"

Iljin schwig. Sie ging einige Schritte weiter und fuhr fort:

„Und diese völlige Umwandlung ging im Laufe von zwei oder drei Wochen in Ihnen vor, nach fünfjähriger Bekanntschaft. Ich erkenne Sie nicht wieder, Iwan Michailowitsch!"

Sophia Petrowna warf einen Seitenblick auf ihren Begleiter. Er sah blinzelnd zu den Wolken empor. Sein Gesicht schien böse, hartnäckig und zerstreut, wie der eines Menschen, der zugleich leidet und einen Unsinn mit anhören muß.

„Es ist erstaunlich, daß Sie das nicht von selbst verstehen!" fuhr Frau Lubjanzew zu reden fort und zuckte mit den Achseln. „Bedenken Sie doch, daß Sie ein garstiges Spiel beginnen. Ich bin verheirathet, ich liebe und achte meinen Mann. . . Ich habe eine Tochter. . . Gilt Ihnen denn das für nichts? Auch kennen Sie als langjähriger Bekannter meine Grundsätze über die Ehe . . . die Heiligkeit der Familie überhaupt. . ."

Iljin räusperte sich ärgerlich und seufzte. „Die Heiligkeit der Familie! . . ." Dann murmelte er: „O, Gott!"

„Ja, jawohl . . . Ich liebe meinen Mann und achte ihn und weiß den Frieden der Familie zu schätzen. Lieber soll man mich tödten, als daß ich das Unglück meines Andrei und meiner Tochter verursache. Also bitte, Iwan Michailowitsch, lassen Sie mich um Gottes willen in Frieden. Lassen Sie uns wie früher gute Freunde sein! Diese Seufzer aber, die Ihnen so schlecht zu Gesicht stehn, müssen Sie einstellen. Also abgemacht und kein Wort mehr darüber. Sprechen wir von was Anderem."

Sophia Petrowna warf abermals einen Seitenblick auf Iljin. Der aber war blaß und biß sich emporschauend ärgerlich die Lippen. Es war ihr unverständlich, warum er aufgebracht war, seine Bläße aber that ihr leid.

„Nein, seien Sie mir nicht böse, wir wollen Freunde bleiben," sagte sie zärtlich. „Sind Sie einverstanden? Hier ist meine Hand."

Iljin nahm die kleine, weiche Hand zwischen seine beiden und führte sie mit herzlichem Druck langsam zu seinen Lippen.

„Ich bin kein Gymnasiast," murmelte er. „Mir erscheint die Freundschaft mit dem geliebten Weibe durchaus nicht verlockend."

„Genug, genug! Es ist abgemacht! Da ist die Bank, setzen wir uns."

Sophia empfand nunmehr ein Gefühl der Ruhe: das Schwerste und Peinlichste war gesagt, die brennende Frage entschieden und beantwortet. Jetzt konnte sie aufathmen und ihm frei ins Gesicht sehen. Sie

blickte ihn an, und ein egoistisches Gefühl der Ueberlegenheit dem Verliebten gegenüber erwachte in ihr. Es schmeichelte ihr, daß dieser starke, große Mann mit dem unternehmenden, ernsten Gesicht und dem langen schwarzen Bart so gehorsam neben ihr saß und den Kopf hängen ließ, — der Mann, der für klug, gebildet und talentvoll galt. Zwei bis drei Minuten saßen sie schweigend da.

„Noch ist nichts entschieden und abgemacht," begann Iljin. „Es klingt, als machten Sie mir Vorschriften: Ich liebe und achte meinen Mann . . die Heiligkeit der Familie . . . Das Alles weiß ich selbst und kann Ihnen noch viel mehr sagen. Ich bekenne sogar, daß ich mein Betragen verbrecherisch und unmoralisch finde. Was soll ich noch mehr sagen? Wozu soll man das aussprechen, was allbekannt ist? Statt mich mit leeren Redensarten abzuspeisen, sagen Sie mir lieber, was ich zu thun habe!"

„Ich habe es Ihnen schon gesagt: reisen Sie fort!"

„Ich bin — Sie wissen es ja — schon fünf Mal fortgereist und jedes Mal auf halbem Wege umgekehrt! Ich kann Ihnen die Billets zeigen, — ich habe sie alle noch! Mir fehlt die Kraft, Sie zu fliehen! Ich kämpfe und kämpfe, aber der Teufel weiß, ich tauge nicht dazu, denn ich bin schwach und verzagt! Ich kann nicht mit mir selbst kämpfen! Verstehen Sie das? Ich kann's einfach nicht! Ich entfliehe von hier, aber mein innerstes Wesen hält mich fest. O diese hassenswerthe, abscheuliche Schwäche!"

Er erröthete, sprang auf und ging vor der Bank auf und ab.

„Es macht mich teufelswild!" brummte er und ballte die Fäuste. „Ich hasse und verachte mich! Wie ein ganz liederlicher Junge schleppe ich mich da hinter einer fremden Frau her, schreibe ihr stupide Briefe, demüthige mich. . . . ach Du mein Gott!"

Er faßte sich an den Kopf, hustete und setzte sich wieder.

„Und dazu kommt noch Ihre Unaufrichtigkeit!" fuhr er mit Bitterkeit fort. „Wenn Sie mein höfliches Spiel verurtheilen, wozu sind Sie dann hier? Was zog Sie her? In meinen Briefen bitte ich Sie um ein klares ‚Ja' oder ‚Nein', Sie aber, statt einer bestimmten Antwort richten es immer so ein, daß Sie mir ‚zufällig' begegnen, und speisen mich mit Ihrem Citatenschatz ab!"

Frau Lubjanzew erschrak und erröthete.

Plötzlich kam ein Gefühl des Unbehagens über sie, das anständige Frauen dann empfinden, wenn man sie zufällig im Negligé sieht.

„Es scheint mir, daß Sie von meiner Seite ein Spiel vermuthen," flüsterte sie. „Ich habe Ihnen aber immer eine bestimmte Antwort gegeben. . . . Und auch heute habe ich Sie gebeten . . . !"

„Aber bittet man den in solchen Fällen?! Hätten Sie mir einfach gesagt: Gehen Sie fort! — so wäre ich schon lange nicht mehr hier, aber das haben Sie eben nie gesagt. Nicht ein Mal haben Sie mir ohne Umschweife geantwortet. Eine sonderbare Unentschlossenheit! Bei Gott, entweder spielen Sie mit mir, oder —"

Er beendete den Satz nicht und stützte den Kopf auf beide Fäuste.

Sophia Petrowna fing an, über ihr Betragen von Anfang bis zu Ende nachzudenken. Sie erinnerte sich, daß ihr Iljin's Zuvorkommenheiten nicht nur in der That, sondern auch in ihren geheimsten Gedankengängen immer unangenehm waren, doch fühlte sie zugleich, daß seine Worte etwas Wahrheit enthielten. Und da sie nicht verstand, welcher Art diese Wahrheit sei, so konnte sie bei allem Nachdenken nichts finden, was sie ihm auf seine Anklagen antworten sollte. Es war ihr peinlich, zu schweigen, und so sagte sie achselzuckend:

„Also trage ich wohl gar die Schuld?"

„Ihre Unaufrichtigkeit werfe ich Ihnen nicht vor," entgegnete Iljin mit einem Seufzer. „Das habe ich nur so nebenbei gesagt, denn Ihre Unaufrichtigkeit ist natürlich und liegt in der Sache begründet. Wenn alle Menschen plötzlich aufrichtig würden, ginge Alles drunter und drüber."

Sophia Petrowna war es nicht um Philosophie zu thun, doch freute sie sich, daß das Gespräch eine andre Wendung nahm.

„Aber weßhalb denn?" fragte sie.

„Weil nur die Wilden und die Thiere aufrichtig sind. Da nun einmal die Civilisation solche Luxusartikel, wie z. B. die weibliche Tugend, geschaffen hat, so ist es selbstverständlich, daß die Aufrichtigkeit keine Berechtigung mehr hat."

Er stieß ärgerlich seinen Spazierstock in den Sand. Ein Steinchen flog auf und raschelte im Gras am Straßenrand.

Der Advocat fuhr fort zu reden. Frau Lubjanzew hörte in an, verstand Vieles nicht, aber seine Rede gefiel ihr. Vor allem, daß ein talentvoller Mensch mit ihr, einer schlichten Frau, von etwas „Höherem" sprach, und dann gewährte es ihr auch ein großes Vergnügen, wie das bleiche, lebhafte und noch immer zornige, junge Gesicht seinen Ausdruck wechselte.

Wenn sie aber Vieles nicht verstand, so begriff sie doch die Keckheit des modernen Menschen, womit er, ohne sich zu besinnen oder in Zweifel zu gerathen, die wichtigsten Fragen entschied und Schlüsse zog.

Plötzlich begriff sie, daß sie ihn bewunderte, und erschrak darüber.

„Entschuldigen Sie, ich verstehe aber nicht, warum Sie von Unaufrichtigkeit reden," sagte sie schnell. „Ich wiederhole zum letzten Male meine Bitte: bleiben Sie mein guter Freund! Lassen Sie mich in Frieden! Ich bitte Sie inständig darum!"

„Gut, ich werde weiter kämpfen!" sagte Iljin seufzend. „Ich bin bereit dazu . . . Doch wird mein Kampf wohl vergeblich sein. Entweder ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf, oder ich . . . ergebe mich dem Trunk. Mit mir kann es kein gutes Ende nehmen! Alles hat seine Grenze, auch der Kampf mit seiner eigenen Natur. Sagen Sie mir doch, wie soll man gegen den Wahnsinn kämpfen? Wenn man Wein getrunken hat, wie soll man den Rausch bekämpfen? Was kann ich dafür, wenn Ihr Bild mir an's Herz genagelt ist und Tag und Nacht vor meinen Augen steht, wie diese Fichte hier? Lehren Sie mich doch einmal die Heldenthat, um aus diesem abscheulichen unseligen Zustand herauszukommen, bei dem alle meine Wünsche und Träume nicht von mir, sondern irgend einem Dämon kommen, der in mich gefahren ist! Ich liebe Sie, ich liebe Sie so, daß ich ein ganz Anderer geworden bin, daß ich die Arbeit und die mir Nahestehenden vernachlässigt, daß ich sogar meinen Gott vergessen habe! Niemals in meinem Leben habe ich so geliebt!"

Sophia Petrowna, der eine solche Wendung des Gespräches unerwartet kam, rückte von Iljin weg und blickte erschrocken auf sein Gesicht.

Thränen traten in seine Augen, seine Lippen zitterten, und das ganze Antlitz hatte einen sozusagen flehenden hungernden Ausdruck angenommen.

„Ich liebe Sie!" flüsterte er, indem er seine Augen ihren großen, verblüfften Augen näherte. „Sie sind so schön! Gewiß, ich leide, aber ich schwöre Ihnen, daß ich das ganze Leben so Ihnen gegenüber sitzen wollte, leidend und in Ihre Augen sehend. Doch . . . schweigen Sie, ich flehe Sie an!"

Sophia Petrowna, in solcher Weise überrumpelt, suchte hastig nach Worten, um ihm Schweigen zu gebieten.

„Ich gehe fort!" rief sie, hatte aber nicht einmal Zeit dazu, denn schon lag Iljin vor ihr auf den Knieen. Er umfaßte ihre Kniee, sah ihr in's Gesicht und sprach leidenschaftlich, glühend, herrlich. In der Angst und im Taumel verstand sie seine Worte nicht, und gerade in diesem gefährlichen Augenblick, als ihre Kniee einen angenehmen Druck empfanden, wie im warmen Bade, suchte sie in ihrem Fühlen mit einer gewissen Tücke einen Sinn zu finden. Es ärgerte sie, daß sie, statt von entrüsteter Tugend, ganz von Schwäche, Trägheit und Leere erfüllt war, wie eine Trunkene, der das Wasser bis zum Halse geht, und nur in der Tiefe der Seele höhnte ein Etwas boshaft: „Warum gehst Du nicht fort? Also muß es wohl sein? Ja?"

Indem sie sich zu verstehen suchte, konnte sie es nicht fassen, warum sie ihm ihre Hand nicht entzog, an der er wie ein Blutigel sich festgesogen hatte, und warum sie sich beeilte, zu gleicher Zeit mit Iljin nach rechts und links zu blicken, ob auch Niemand sie sehe. Die Fichten und

Wolken waren regtos und schauten streng, so wie etwa alte Aufseher, die zwar die Unart sehen, sich aber gegen eine Geldzahlung bereit finden, dem Vorgesetzten nichts davon zu melden.

Die Wache stand wie ein Pfeiler auf dem Walle still und blickte, wie es schien, auf die Bank. „Mag er es sehen!“ dachte Sophia Petrowna. „Aber hören Sie 'mal!“ rief sie endlich entrüstet, „was soll das? Was wird daraus werden?“

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht . . .“ flüsterte er und wehrte die unangenehmen Fragen mit einer Handbewegung ab.

Der rauhe, schrille Pfiff einer Locomotive wurde hörbar. Dieser fremde, kalte Laut der alltäglichen Prosa brachte Frau Lubjanzew zur Besinnung.

„Ich habe keine Zeit . . . ich muß fort!“ rief sie und sprang auf. „Der Zug kommt . . . Andrei kommt an . . . er will zu Mittag essen.“

Sophia Petrowna wandte ihr glühendes Gesicht gegen den Eisenbahndamm. Zuerst kroch die Locomotive langsam vorüber, und dahinter zeigten sich die Waggons. Es war nicht der Personenzug, wie Frau Lubjanzew meinte, sondern der Güterzug. In langer Reihe, gleich den Tagen des menschlichen Lebens, zogen die Wagen auf dem weißen Hintergrund einer Kirche vorbei, und es schien, als wollten sie kein Ende nehmen.

Doch endlich schloß der Zug, und der letzte Waggon mit den Laternen und dem Schaffner verschwand im Walde. Sophia Petrowna wandte sich schnell, und ohne Iljin anzusehn, eilte sie auf dem Waldwege zurück. Sie war wieder Herrin ihrer selbst. Roth vor Scham, gekränkt, nicht von Iljin, wohl aber von ihrer eigenen Schwäche und Schamlosigkeit, womit sie, die doch moralisch und rein war, einem fremden Menschen erlaubt hatte, ihre Kniee zu umfassen, dachte sie jetzt nur an das Eine, wie sie wohl schneller nach Hause, zu ihrer Familie kommen könnte. Der Advocat konnte ihr kaum folgen. Vom Waldweg trat sie auf einen schmalen Steg und blickte ihn so flüchtig an, daß sie nur den Sand auf seinen Knieen bemerkte, und mit einer Handbewegung deutete sie an, daß er von ihr lassen solle. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Hulda Baer.

Während Herr Ewald Müller sprach und mit so rauhtönender Stimme sprach, daß es schlechterdings unmöglich war, einzuschlafen, ging draußen der überhitzte Julitag zur Rüste. Der doch wolkenlose Himmel hing wie eine graue, ausgebraunte Schlacke über der Erde, dumpfe, staubige Gluth dampfte durch die öde Straße, und nur an dem kräftigen Bronceschimmer, den die Sonne ins Laubgerinne des hochaufgeschossenen, mageren Lindenbaumes vorm Fenster warf, erkannte man, daß es Abend wurde. Herr Ewald Müller war der Vorsitzende des „Streiter-Clubs“, eines Debattirvereins, in dem allerdonnerstäglich zwischen acht und zehn Uhr die wichtigeren Probleme des Menschenseins bei sehr schlechtem Lagerbier in aller Eile gelöst wurden. Herr Ewald Müller hatte schon eine etwas bewegte, öffentliche Thätigkeit hinter sich; am Beginn seiner Laufbahn war er stellvertretender Cassenwart des „Thanatos“ gewesen, jenes denkwürdigen Bundes, dessen Mitglieder wöchentlich zehn Pfennige Beisteuer zahlen mußten und dafür bei ihrem Begräbniß auf Vereinskosten Bläsermusik oder drei Trommeln gestellt erhielten, ganz nach Wunsch und Wahl der Hinterbliebenen. Aus noch nicht ganz aufgeklärten Ursachen löste sich kurz vor der pomphaften Leichenfeier des zuerst verschiedenen Mitgliedes der doch so rasch beliebt gewordene Club auf, und Herr Ewald Müller betheiligte sich mit der ihm eigenthümlichen Begeisterung an der gerade damals eifrig betriebenen Gründung von Actiengesellschaften für ethische Cultur. Gelegentlich einer Polemik über Ziele und Aussichten dieser Unternehmungen lernte ich dann Herrn Müller kennen, und obwohl er seit jenen Tagen nach einander den Vorsitz im Allgemeinen Deutschbund für Mast Kaninchen-Züchtung, im Club zur Reform und Verbesserung der Roller'schen Stenographie, im Jung freisinnigen Bezirks-Verein der Südsüdwestvorstadt, im Bunde zur Vorbereitung Berliner Weltausstellungen geführt und eine Partei zur Bekämpfung der Ausschreitungen der Altkatholiken begründet hat, blieb ich ihm doch in treuer Anhänglichkeit ergeben. Zu den Unannehmlichkeiten nun, die die sonst ungemein segensreiche Thätigkeit des „Streiter-Clubs“ mit sich brachte, gehörten zweifellos die §§ 114c und 221, Absatz E, Zeilen 36 bis 45 einschließlich. Dort waren nämlich die Bestimmungen zu finden, daß der „Streiter-Club“ niemals Ferien machen, sondern jeden Donnerstag Abend zwischen acht und zehn Uhr tagen müsse, ferner, daß jedes Mitglied bei einer Geldstrafe von fünf Pfennigen verpflichtet sei, zu jeglicher Sitzung mindestens einen Gast mitzubringen. Diesen schlau erdachten Grundsätzen, denen Herr Ewald Müller eine nie unterbrochene Tyrannis und einen nie ganz gesprengten Zuhörerkreis verdankte, war leider auch ich zum Opfer gefallen; so saß ich denn neben einem ehrwürdigen Greise, der sich die Zeit angenehm damit vertrieb, daß er fortwährend heimlich nach der Uhr sah und den streng blickenden Ewald Müller nichts davon merken lassen wollte, während der Platz zu meiner Rechten frei war. Sein Inhaber hatte es vorgezogen, bereits nach den einleitenden Worten des Herrn Vortragenden den Saal zu verlassen und war ein Gegenstand allgemeinen, heftigen Neides.

Auf der heutigen Tagesordnung stand: „Die Heiligkeit der modernen Ehe. Vortrag von Ewald Müller, mit anschließender Discussion. Gäste gern gesehen. Die verehrlichen Mitglieder werden besonders auf § 221, Absatz E, Zeilen 36 bis 45 des Statuts aufmerksam gemacht.“

Ewald Müller entledigte sich seiner schwierigen Aufgabe mit großem Geschick. Er geißelte zunächst die ständig wachsende Unlust der männlichen Jugend, Ehen einzugehen, womit er bei dem Damenpublicum nur deßhalb nicht begeisterten Beifall erntete, weil keines vorhanden war. Sodann verbreitete er sich mit jener Ausführlichkeit und wissenschaftlichen Vertiefung, die nur das Conversations-Lexikon verleihen kann, über die Ehebegriffe untergegangener Culturen, flocht bei dieser Gelegenheit die sonst schwer anzubringende, aber geistvolle Bemerkung ein, daß die Steigerung der Kartoffelpreise umgekehrt proportional sei der Zunahme der Heirathen, und kam nach einer längeren, vielleicht nicht zur Sache gehörigen, jedoch ungemein instructiven Abschweifung über die Ergiebigkeit und die Zukunft der Affenbrodfruchtbäume zu der Ansicht, daß die moderne Ehe unrettbar dem Ruin geweiht sei, wenn anders der Staat nicht die Geldheirathen unverzüglich verbiete. Er schloß mit den von socialem Geist durchtränkten Anti-Einkommensteuer-Worten, die den nunmehr selig verschiedenen Herrn Gneist unsterblich gemacht haben und jedenfalls alle seine englischen Verfassungsstudien überdauern werden: „Meine Herren, bei den Millionen fangen die Sorgen überhaupt erst an!“

Nachdem Herrn Ewald Müller das Wort, das er ergriffen hatte, um es scheinbar nie wieder loszulassen, doch endlich im Munde erstorben war, eröffnete ein ungemein bekannter Conjectural-Politiker die Debatte. Dieser Denker hatte es verstanden, sich in kurzer Zeit einen Namen dadurch zu machen, daß er dem deutschen Reiche tagtäglich seinen sichern Untergang prophezeite, sofern sich der Kaiser nicht noch in letzter Stunde zur Berufung eines Ministeriums Bamberger-Rickert Kummert (Kolberg) entschlösse; seine Wahrsagung ist indessen bisher nur theilweis eingetroffen, schmählich untergegangen ist vom Deutschen Reiche nämlich nur der Theil, der dem Propheten selbst gehörte und sich als ein von ihm herausgegebenes Wochenblatt darstellte. Der moderne Jesaias pries, bevor er auf das zur Verhandlung stehende Thema einging, in patriotischer Aufwallung den Wiener Botschafter Graf Eulenburg, der Deutschlands absolute Wurstigkeit den orientalischen Wirren gegenüber symbolisch da-

durch ausdrückte, daß er sich zur Zeit der größten Gefahr nicht in Wien, sondern auf einer Aegirfahrt befand; Redner wünschte sodann die Ermordung Stambulow's energisch zu geißeln, befürchtete aber doch, vom Vorsitzenden zur Sache gerufen zu werden. Auch diese Prophezeiung ging prompt in Erfüllung. Nachdem Jesaias sodann, um die herrschende Wassernoth nicht noch zu vergrößern, von der Vorlesung einer Ode auf Stambulow's Tod Abstand genommen hatte, ging er mit graciöser Wendung auf den eigentlichen Gegenstand der Tagesordnung über. Er mußte, gewiß nicht ohne lebhaftes Bedauern, Herrn Ewald Müller darin beistimmen, daß die moderne Ehe unhaltbar geworden und gleich dem Deutschen Reiche dem Untergange geweiht sei. Obgleich er für sein Theil es noch zur rechten Zeit unterlassen habe, einen eigenen Heerd zu gründen, zwinge ihn doch ein Gefühl wahrhafter und ächter Menschlichkeit, die unglücklichen Opfer unserer Ehe-Institution von Herzen zu beklagen. Worauf basire nach Caprivi's und Köller's Ansicht das moderne Staatswesen? Auf Monarchie, Eigenthum und Ehe, Dingen, die die eben genannten Geistesheroen sogar durch Parlamentsbeschluß vor feindlichen Angriffen sicher zu stellen versuchten. Ueber die Monarchie wolle er kein Wort verlieren, er hoffe immer noch, daß sie sich von Rickert retten lassen würde; und was das Eigenthum anbelangt, so brauche er nur darauf hinzuweisen, daß selbst atheistische Bankdirectoren, denen Niemand Neigung zum orthodoxen Katholicismus nachsagen könne, es für heilig erklärt hätten. Aber die Ehe! Die Familie! Man untergrabe sie ahnungslos allenthalben. Redner wolle nicht weitläufig auf den Darwinismus zurückgreifen, obwohl der große Brockhaus bereits bis zum 14. Bande gediehen sei und somit keinerlei Schwierigkeit die ausführliche Erörterung der Frage hindern könne; nur darauf müsse er hinweisen, — und er dürfe es mit ruhigem Gewissen und in aller Offenheit thun, seien die weiblichen Mitglieder des „Streiter-Clubs" doch sämmtlich abwesend — daß sich die Zuchtwahl nicht ausschließlich mit der Höhe des Bankguthabens zu befassen habe. Leider werde gerade zu Ende des sonst glorreichen, nur mit ein Paar Schmachen bedeckten, neunzehnten Jahrhunderts gegen dies Princip fortdauernd in der anstößigsten Weise gefrevelt. Jede Heirathsannonce drehe sich um Geld. Die Provisionen, die von Heiratsbureaux und Schadchen gefordert würden, seien horrend und um so beleidigender für alles sittliche Gefühl, als die Agenten meist noch Vorschuß verlangten. Redner habe in dieser Beziehung sattsam Erfahrungen gemacht, bitte also, ihn doch nicht zu unterbrechen. Nun frage sich Redner, der, wie gesagt, noch ledig sei, woher denn die Heiligkeit einer Ehe stammen solle, die zwei Capitalisten (sehr gut) Gewinnes halber miteinander eingingen; dann müsse ja auch jeder Aufsichtsrath heilig sein. (Noch besser!) Das deutsche Reich stehe, wie kein Vernünftiger mehr bezweifle, und wie das Waarenhaus A. Wertheim zu Berlin durch den Verkauf von Schund- und Verschnitt-Cognacs in Originalflaschen zur Genüge documentire, am Rande des Verderbens; die heutige Generation sei unfähig, hier Wandel zu schaffen, was aber könne man von der folgenden erwarten, die ihr Dasein nicht mehr wirklicher und reiner, ehelicher Liebe, sondern schnöden Börsenspeculationen verdanke? Redner beantragt Absendung einer Resolution an den Bundesrath, worin der „Streiter-Club" sein tiefstes Mißtrauen und seine totale Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen mannhaft darlegen und seiner Ueberzeugung Ausdruck verleihen soll, daß das deutsche Reich nicht mehr vom Untergange gerettet werden könne.

Redner wird beglückwünscht.

Ein Mitglied des Vereins erhebt Protest gegen die Absendung der Resolution. Man kenne ihn als kühnen und todesmuthigen Vorkämpfer der heiligen Sache des „Streiter-Clubs", er pflichte auch privatim dem Vorredner völlig darin bei, daß man mit der Thatsache eines Ruines unseres Vaterlandes rechnen müsse. Aber er habe begründete Aussicht, dieser Tage von einem, freilich sehr kleinen deutschen Fürsten decorirt zu werden (Redner wird beglückwünscht), und es stünde ihm wahrlich schlecht an, zur selben Zeit officiell mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden zu sein, dazu noch in einer Resolution. Er müsse daher, so leid es ihm thue, so durchdrungen er von der Nothwendigkeit und Unausbleiblichkeit einer fürchterlichen Katastrophe sei und so mannhaften Stolz er vor Fürstenthronen empfinde, aus dem Vereine austreten, um nicht der Decoration verlustig zu gehen. (Bewegung.)

Im Hinblick auf die Cassenverhältnisse des „Streiter-Clubs", die es unumgänglich nöthig machen, daß jedes Mitglied treu, felsenfest und unbedingt zur flatternden Fahne halte, inhibirt der Vorsitzende die Absendung der Resolution an den Bundesrath und schlägt dafür ein Dankschreiben an den freilich sehr kleinen deutschen Fürsten vor, der durch die beabsichtigte Decorirung unseres lieben Mitgliedes wieder einmal zeige, daß in seinem Ländchen wahres Verdienst immer noch Anerkennung und Vaterliebe finde.

Man kehrt hierauf zum Gegenstande der Tagesordnung zurück.

Der folgende Redner, Präsident einer nicht genannten, unglücklichen Körperschaft, geißelt unerschrocken das Verhalten der Angehörigen gerade unserer vornehmsten Gesellschaft, die durch Geldheirathen brutalster Art dem Volke ein unsagbar schlechtes Beispiel gebe und es zur Nachahmung solcher Gemeinheiten zwinge. (Bravo! Unruhe. Der Vorsitzende bittet das geschätzte Mitglied, seine an sich wohl berechtigten Angriffe auf die immerhin durch Bildung und Besitz hervorragenden Classen der Gesellschaft nicht in so hämische Form zu kleiden. Er müsse ihm sonst zu seinem [des Redners] größtem Leidwesen auf der Stelle das Wort entziehen.)

Redner erklärt, lieber auf das Wort verzichten zu wollen, als die Anwesenden noch länger durch die Mittheilung seiner unmaßgeblichen Meinung zu langweilen. Er wird beglückwünscht.

Nach ihm wendet sich ein noch jugendlicher Autor, der leider seinen Namen erst einmal gedruckt sah, und zwar gelegentlich eines Eisenbahn-Unfalles, wo er auf der Liste der Leichtverwundeten figurirte, gegen jene Männer, die leichtsinnig Ehen schließen, obwohl sie außer einem guten Magen keinerlei Existenzmittel besitzen. In begeisterten Worten weist der bereits einmal Gedruckte darauf hin, daß die rechte Ehe nur die ist, in der das Weib im Manne seinen Ernährer und Schützer sieht, jeder andere Zustand trage den Stempel der Krankhaftigkeit (hört, hört!) glühend auf der Stirn.

Vorsitzender stimmt dem Redner voll und ganz bei und ermahnt ihn hierauf, folgerichtig niemals an's Heirathen zu denken, wenn anders sich der Bundesrath nicht entschließen könne, seinen Büchern Zwangskurs zu verleihen und ihnen dadurch die Leser zu schaffen, die sich heute unter den unglaublichsten Vorwänden ihrer einfachen Pflicht entziehen.

Es folgen persönliche Auseinandersetzungen zwischen einem Mitgliede, das sich erinnert, in einer der vorhin gehaltenen Reden das Wort „Darwin" fallen gehört zu haben, und dem betreffenden Redner. Das Mitglied ist der Ueberzeugung, Darwin's Name dürfe nicht für die Zuchtwahl-Theorie, sondern nur für die These der Abstammung des Menschen vom Affen in's Feld geführt werden, gleichzeitig bekämpft das Mitglied diese These energisch. Vorsitzender bittet das Mitglied, seine Familienangelegenheiten anderwärts zu erörtern.

Sodann wird einstimmig der Beschluß gefaßt, daß die Heiligkeit der modernen Ehe unter allen Umständen aufrecht erhalten, wieder hergestellt und verstärkt werden müsse, daß der „Streiter-Club" seinen tiefsten Abscheu und Ekel über die Immoralität ausspreche, die Ehebündnisse auf Gold statt auf Liebe fundire, und daß es oberste Pflicht des Bundesrathes sei, anständigeren und sittlicheren Auffassungen vom Zwecke der Heirath die Wege zu ebnen.

Ein Gast erinnert noch an den Fall Hulda Baer, von der das Gerücht ging, sie habe acht Millionen geerbt. Das durch anhaltende Lectüre unparteiischer Zeitungen verblödete, auch sonst beschränkte und häßliche Dienstmädchen, dessen einziger Reichthum zwei oder drei garantirt uneheliche Kindlein waren, habe sofort nach Bekanntwerden der Nachricht einige hundert Heirathsanträge aus den besten Kreisen, von Cavalieren, Rittergutsbesitzern, hervorragenden Schriftstellern, Börsenspeculanten und Reichstagsabgeordneten a. D. erhalten, deren keiner sie kannte und deren jeder sie trotzdem so verzehrend liebte, daß er wahrheitsgemäß erklären mußte, ohne sie nicht leben zu können.

Mehrere Mitglieder interpelliren den Gast darüber, ob das Gerücht von der Millionenerbschaft denn thatsächlich unwahr sei. Der Gast weiß dies nicht genau und erinnert sich auf weitere Fragen nur noch daran, daß die Dame in Rixdorf wohne und persönliche Besuche nicht annehme.

Hierauf erklären sämmtliche Mitglieder des „Streiter-Clubs", sofort einen eiligen Brief schreiben und absenden zu müssen. Die Sitzung wird zu dem Behufe unterbrochen und auf Vereinskosten ein mit Bouquets ausgerüsteter Dienstmann für den Weg nach Rixdorf gemiethet.

Timon d. J.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Verstaatlichung der Privat-Kliniken.

Sehr geehrter Herr!

Mit großer Befriedigung habe ich den Artikel „Verstaatlichung der Privat-Kliniken" in Nr. 20 der „Gegenwart" gelesen und empfinde das Bedürfniß, Ihnen meine völlige Uebereinstimmung mit den Ausführungen des Artikels sowie meine Freude darüber, daß der berührte wunde Punkt endlich einmal in der Oeffentlichkeit gebührend beleuchtet worden ist, auszusprechen. Ich selbst trug mich seit Längerem schon mit der Absicht, die in Ihrem Blatte erörterten Verhältnisse im nämlichen Sinne in einer Zeitschrift zu besprechen. Nunmehr erübrigt sich die Ausführung, da sie kaum in besserer Weise gegeben werden kann, als von Ihrer Seite geschehen. Wer, wie ich, in einer Universitätsstadt lebt und seit Jahren die mit dem Unwesen der Privat-Kliniken verbundenen Calamitäten beobachtet hat, kann nur von ganzem Herzen wünschen, daß Ihre Ausführungen in möglichst weiten Kreisen Beachtung finden möchten. In nächster Zeit wird nicht schon eine Reform zu erwarten sein, aber daß es auf die Dauer nicht so fortgehen kann, wie bisher, davon bin ich fest überzeugt.

Hochachtungsvoll

Jena, 18. Juni 1895. Jul. Pierstorff, Prof.

Notizen.

Der neue Curs. Literatur, Theater, Kunst, Journalismus der Gegenwart. Von E. Mensch. (Stuttgart, Levy & Müller.) In dem ersten Hauptabschnitt: Rückblick nach Altland werden die Ideale unserer Classiker untersucht und in ihrem Verhältniß zu den Lebensmächten des 19. Jahrhunderts dargestellt. In den folgenden Abtheilungen empfangen Lyrik, Drama und Roman der Gegenwart ihre Charakterisirung, wobei die Verfasserin Geschmack und Unabhängigkeit des Urtheils zeigt. Im Schlußabschnitt „Führende Geister im Journalismus" wird zum ersten Mal der Versuch gemacht, die Zeitungsliteratur der Buchliteratur als vollkommen berechtigt und ebenbürtig zur Seite zu stellen und in ihren Hauptgruppen und tonangebenden Schriftstellern zu charakterisiren Es ist eine ganz unheimliche Belesenheit, die E. Mensch hier auf jeder Seite verräth, aber der Zweck dieser in Rubriken geordneten Feuilletontitel will uns nicht recht einleuchten, denn die oft mehr der Noth als dem Trieb ihre Entstehung verdankenden Zeitungsartikel, die in ihrer Zufälligkeit selten für den Autor oder seine Zeit charakteristisch, sind für den Tag geschrieben, werden mit Recht von ihm verweht und verdienen kaum, aufbewahrt und rubricirt zu werden. Das Bleibende im Wechsel, das gilt es festzuhalten und zum Siege zu bringen.

Jahn. Von Fr. Guntram Schultheiß. Berlin, Ernst Hofmann & Co. Dieser preisgekrönte Band behandelt den „Turnvater" auf dem Hintergrund seiner Zeit, begleitet ihn von der Kindheit an und durch die wilden Studentenjahre, würdigt den Patrioten, den Begründer des Turnplatzes in der Hasenhaide, den Mitstifter des Lützowschen Freicorps, den Agitator und Volksmann in den Jahren nach den Freiheitskriegen, schildert die Reaction der Metternichschen Aera, deren Opfer Jahn wurde, und berichtet über die Jahre seiner Haft und Verbannung, wie über seine Stellung zur Bewegung von 1848. Die Darstellung ist knapp und doch anschaulich, und Schultheiß findet in der Beurtheilung seines fragwürdigen Helden die rechte Mitte; er ist ihm eine untadelige, kerndeutsche Gestalt, nicht ohne Schrullen und Schwächen, aber im Ganzen doch ein verehrungswürdiger Mann, dessen Leben aufzuzeichnen eine verdienstvolle Arbeit ist.

Von E. Debes' Neuem Handatlas über alle Theile der Erde. (Leipzig, Wagner & Debes) liegen wieder fünf stattliche Blätter vor, die bei aller Klarheit und Lesbarkeit eine geradezu erstaunliche Fülle von Einzelheiten und Informations-Material bieten. Auf der ausführlichen topographischen Unterlage die Eisenbahnen in absolnter Vollständigkeit; zwischen ihnen die Hauptstraßenzüge, daneben die Grenzen der Verwaltungsbezirke bis auf Kreise abwärts, die Sitze der Behörden, der Generalcommandos, der katholischen Episcopate, die wichtigsten Oberförstereien und Forste und zahllose andere werthvolle Nachweise. Die ausführliche Darstellung der neuen belgischen und niederländischen Befestigungssysteme, die Angabe der jedes Jahr sich mehrenden Schutz- und Unterkunftshütten in den Alpen hat bisher kein anderer Handatlas gebracht. Die Gestaltung der Meerestiefen bis zur 200-Meterlinie tritt überall plastisch in abgetöntem Blau hervor; die unterseeischen Telegraphenkabel, die deutschen Consulatssitze, die wichtigsten Meeresleuchten und sonstige bemerkenswerthe Elemente der Verkehrsgeographie finden eingehende Berücksichtigung. Auf der Karte von Frankreich ist schon das neue Project einer Kanal-Verbindung des Atlantischen mit dem Mittelländischen Meere aufgenommen wodren. Bei der Uebersichtskarte von Rußland haben die große 10 Werst-Karte des russischen Generalstabs in 145 Blatt, sowie zahlreiche andere officielle Publikationen hier zum ersten Mal in einem Handatlas Verwerthung gefunden, so daß dieses Blatt gegenüber ähnlichen Karten einen erheblichen Fortschritt bedeutet und eine große Fülle des Neuen bietet. Ausgezeichnetes bringt die Karte: Weltverkehr und Colonialbesitz, die z. B. den gegenwärtig kürzesten Reiseweg um die Erde in 64 Tagen, den kürzesten Seeweg um die Erde in 84 Tagen und im Vergleich damit den Curs der ersten Erdumseglung (1519—1522) durch Magelhaës notirt, die 2 Jahre 11 Monate und 16 Tage erfordert hat. Die Nebenkarten zeigen uns den Besitzstand der christlichen europäischen Mächte vor 100 Jahren und welche wichtigen Städte seit dieser Zeit entstanden sind, den Weltpostverein, das Telegraphennetz der Erde in seinen Hauptlinien, die Geographie der Transportmittel des Landverkehrs graphisch veranschaulicht, alles Darstellungen, die geeignet sind, den Beschauer zu den mannigfachsten Betrachtungen und Vergleichen anzuregen. Debes' Atlas ist ein kartographisches Unicum.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.

Vor kurzem erschien:

Schopenhauer.

Ein Beitrag zur Psychologie der Metaphysik.

Von

Rudolf Lehmann.

8°. (200 S.) Preis 4 Mark.

Die Schopenhauer-Litteratur ist um ein interessantes und lehrreiches Buch reicher.
(Litt. Centralblatt 1895. I.)

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
erscheint soeben in **zweiter durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Auch direct zu beziehen durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalischerdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLVII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 32. Berlin, den 10. August 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ketzerische Gedanken über die Handwerkerfrage. Von Mentor. — Belgien und unser Uebungslager bei Malmédy. Von Miles. — Ein medicinisches Institut für russische Studentinnen. Von S. Werblunski. — Eine religiös-wirthschaftliche Secte. (Koreshan Unity.) Von Franz Paetow. — Vor fünfundzwanzig Jahren. Nach Erinnerungen von Felix Dahn. — **Feuilleton.** Frauenseele. Von Anton Tschechow. (Schluß) — **Aus der Hauptstadt.** Eau de mille impertinences. Von Timon d. J. — Die große Kunstausstellung. 10. Unsere National-Denkmäler. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Ketzerische Gedanken über die Handwerkerfrage.

In der bedrohlich anschwellenden Literatur über die Lage und die Aussichten des Handwerks sind es zwei Ideen, die stets wiederkehren: dem Handwerk geht es schlecht und dem Handwerk kann nur durch den Befähigungsnachweis geholfen werden. Entsprechende Resolutionen sind auf dem letzten Handwerkertage gefaßt worden, und zahlreiche, von gleicher Tendenz getragene Gesetzentwürfe haben dem Reichstage und den Einzellandtagen vorgelegen. Die beiden Sätze sind fast Dogmen geworden, die zu bezweifeln in den Ruf des socialpolitischen Ketzers bringen kann. Daß der Vermessene mindestens am Ruin des Mittelstandes mitschuldig ist und eine dementsprechende Behandlung verdient, ist sicher.

Wenn es trotzdem hier gewagt wird, eine abweichende Meinung auszusprechen, so ist sich der Autor der Schwere dieses Unterfangens wohl bewußt. Die berufsmäßigen Propheten drohenden Unterganges der productiven Stände zu überzeugen, darauf verzichtet er; nur die möchte er zur Einkehr und vielleicht auch Umkehr bewegen, die noch nicht jede Hoffnung aufgegeben haben.

Den Handwerkern geht es schlecht! Möglich; ob aber auch dem Handwerk? Man muß hier unterscheiden. Diejenigen Gewerbe, in denen die Maschine gesiegt hat, sind rettungslos verloren; aber wie wenige sind das! Freilich, wer sich darauf capricirt, Stecknadeln mit der Hand anzufertigen, ist concurrenzunfähig; aber schon bei dem nächsten der vielcitirten Beispiele, bei der Schuhmacherei, sieht die Sache anders aus. Die Pirmasenser Schuhfabriken beweisen gar nichts; was dort hergestellt wird, ist Massenwaare, Exportartikel. Wer noch etwas darauf sieht, daß ihn der Schuh nicht drückt, wird stets zum Nachbar Schuster herumgehen und sich von ihm ein Paar anmessen lassen. Dasselbe ist der Fall — um nur einige der wichtigsten Gewerbe zu nennen — bei der Schneiderei, Tischlerei, Buchbinderei, Schlosserei ꝛc. Zu jeder Zeit wird hier das individuelle Bedürfniß individuelle Befriedigung verlangen. Der Einwand, daß die Nachfrage nach diesen höherqualificirten Producten zu gering sei, ist falsch; es handelt sich durchaus um Gegenstände des Massenconsums. Zwar der Soldatenstiefel, die Arbeitsblouse kann nur in Großbetrieben hergestellt werden; aber jeder bessere Arbeiter wird seinen Sonntagsrock vom Schneider gemacht haben wollen und ihn nicht fertig kaufen. Wenn z. B. die Erzeugnisse des Tischlers und Tapezirers selbst die Mehrzahl der Gebildeten im Magazin kauft, so hat das hauptsächlich seinen Grund in der mangelnden künstlerischen Erziehung unseres Volkes. Und daran ist das Handwerk zum guten Theil wieder selbst schuld; denn — ich bitte um Verzeihung, aber es ist so — etwas geschmackloseres als die Producte des deutschen Handwerks giebt es gar nicht. Die Gegenstände des täglichen Gebrauches müssen nicht nothwendig Kunstwerke sein; aber auch der einfache Krug kann geschmackvolle Form haben. Wie bewundernswerth ist das Handwerk des sechzehnten Jahrhunderts; wie wird hier das gewöhnlichste Material durch die Gestaltung geadelt! Glücklich das Land, das wie Italien und Frankreich sich den alten Besitz bewahrte; unglücklich Deutschland, dem der dreißigjährige Krieg neben so vielem Anderen auch diese Tradition raubte. Wo sie nicht verloren ging, wie in der Steingut-Industrie des nassauischen „Krugbäckerlandes“ oder in der Strohflechterei des südlichen Schwarzwaldes blüht das Handwerk.

Und blüht es sonst nicht? Kürzlich erzählte mir an der unteren Mosel ein Dorfschmied, ein kluger und sein Handwerk sehr wohl verstehender Mann, die Bauern hätten bis vor Kurzem noch ihre Schlösser in Coblenz gekauft; nun, da sie sähen, daß diese billigen Arbeiten nichts taugten, kämen sie wieder zu ihm zurück. Diese Beobachtung kann man allenthalben machen. In der Nähe der großen Städte strömt das Landvolk zuerst hinzu, geblendet von dem Glanze der „billigen“ Läden, bis es der Sache auf den Grund gegangen ist; dann ändert sich das Bild entschieden. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß auf dem Lande und in den kleinen Städten das Handwerk im Großen und Ganzen blüht. Nämlich soweit es nicht zu einer für den „Verleger“ arbeitenden Hausindustrie herabgedrückt ist; aber auf diesen Punkt komme ich noch zurück.

Selbst in den Großstädten ist die Lage nicht so verzweifelt. Welche Noth ist oft nach Handwerkern! Welcher Großstädter hätte noch nie mit Wilhelm Busch geseufzt:

„Wenn ein Meister was verspricht,
Weiß man schon, er hält es nicht.“

Dem tüchtigen Handwerker, und namentlich dem fachlich gut durchgebildeten, geht es meist gut; dem, der weniger fähig ist, und das ist leider die Mehrzahl, allerdings oft recht schlecht.

Wenn man mir nun einwendet: Also muß doch alles Heil vom Befähigungsnachweis kommen, so antworte ich:

Irrthum! Die Befähigung, nicht der Befähigungsnachweis macht es. Zum Theil bezwecken allerdings die Handwerker damit den angedeuteten Erfolg. Das Publicum soll eine gewisse Garantie für die Güte der Waare haben und daher veranlaßt werden, sie dem unsoliden Massenfabricat vorzuziehen. Das ist aber eben nur ein Theil des Zweckes, nur eine Nebenwirkung: das Hauptziel ist die Ausschließung der Concurrenz. Nehmen wir einmal an, das gelänge: statt 100 000 Schustern gäbe es in Zukunft nur noch 1000. Was fange ich armer Schuhconsument nun an, wenn die mir erreichbaren Schuhmacher trotz des mit dem Siegel der Zunft versehenen Diploms schlecht arbeiten? Oder wenn sie Preise nehmen, die mein Geldbeutel nicht verträgt? Es bleibt mir dann eben nichts übrig, als mit einigen durch die Zähne gemurmelten Segenswünschen für den Befähigungsnachweis — zur nächsten Schuhfabrik zu pilgern. Arbeiten sie aber gut und billig, nun, so kaufe ich heute schon von ihnen und gedenke das auch weiter zu thun. Nebenbei bemerkt, läge es schon jetzt in der Macht der Handwerker, sich wenigstens für die Zukunft einen Theil der Concurrenz vom Halse zu schaffen. Sie brauchten nur die maßlose Lehrlingszüchterei aufzugeben, indem sie sich etwa nach den Vorschlägen des preußischen Handelsministers von Berlepsch dahin einigten, Lehrlinge nur in einem bestimmten Verhältniß zu der Zahl der beschäftigten Gesellen aufzunehmen.

Aber wir haben ja den Befähigungsnachweis schon seit einem Dutzend von Jahren in einem großen Lande, Oesterreich, durchgeführt; von einem Handwerkerparadiese daselbst hat man aber wenig gehört. Im Gegentheil sind alle Kenner darin einig, daß von den durch ihn veranlaßten endlosen Competenzstreitigkeiten ein unverhältnißmäßig großer Theil der Kraft und Zeit der Handwerker in Anspruch genommen wird. Die Frage, ob die „Krapfen" den Bäckern oder Conditoren zustehen, ist noch eine der wichtigsten, wie sie zur Verhandlung gekommen sind. Für Einzelheiten muß man auf das Buch des besten Kenners der Handwerkerverhältnisse, Thilo Hampke, verweisen. Die deutsche Regierung hat kürzlich drei Beamte zum Studium des Befähigungsnachweises nach Oesterreich geschickt; das Resultat, das sie nach Hause bringen, läßt sich denken: Es wäre so schön gewesen, wenn man den socialen Stein der Weisen gefunden hätte, aber sie haben ihn noch nicht.

Die vielfach vorhandene, wenn auch von der öffentlichen Meinung stark übertriebene Nothlage des Handwerks hat zwei Quellen, den Mangel der Handwerker an fachlicher und an geschäftlicher Ausbildung. Hier liegt die Wurzel des Uebels und hier muß der Heilungsproceß beginnen. Alles andere ist Selbsttäuschung. Freilich ist der Weg der Erziehung lang; er hilft nicht von heute auf morgen, aber er hilft sicher.

Zunächst die Fachbildung. Es ist im größeren Publicum, nicht zum mindesten unter dem Einfluß stetig wiederholter socialistischer Behauptungen, die Ansicht verbreitet, daß die Arbeiter der Großindustrie eine vollkommene homogene Masse bildeten. Thatsächlich ist dem nicht so, wie jeder Kenner weiß; die Classenunterschiede innerhalb der „zielbewußten" Arbeiterschaft sind recht groß. Nie würden sich z. B. in einer Brauerei die Brauer mit den übrigen in dem Werk beschäftigten Arbeitern an einen Tisch setzen; sie sind ja gelernt! Wo haben sie aber gelernt? Nun, die Brauer gerade auf den großen Fachschulen, die mit Handwerkern nichts zu thun haben. Aber nehmen wir eine andere Großindustrie, etwa die der Eisenverarbeitung. In einer der größten Maschinenfabriken, die gegen tausend Arbeiter beschäftigt, fragte ich einmal, wie viel Lehrlinge da seien. Man antwortete — ich weiß es nicht mehr genau — 12 oder 16, jedenfalls eine verschwindend geringe Zahl. Es ist im Getriebe einer großen Fabrik in der That recht schwer, Zeit zur Unterweisung von Anfängern zu finden. Ja, auf 5 bis 6 Arbeiter kommt nun aber ein Vorarbeiter; woher bekommt man die? Aus dem Handwerk, war die Antwort. Wenn nun die Quelle versiegt? Wir hoffen es nicht, aber dann steht es schlimm.

In dieser kurzen Unterredung liegt ein ganzes Programm vorgezeichnet. Das Handwerk hat die Aufgabe, der Industrie die höher qualificirten Arbeiter zu liefern, und umgekehrt, jeder tüchtige Handwerker, der die Unsicherheit der selbstständigen Stellung für ausschlaggebend gegenüber dem moralischen Reiz der Selbstständigkeit hält, wird jeder Zeit von der Industrie mit offenen Armen aufgenommen. Das Handwerk ist der Jungbrunnen der Industrie und schon deßhalb unentbehrlich. Industrie und Handwerk, die sich jetzt noch als feindliche Brüder gegenüber stehen, sollten sich die Hand reichen mit der Absicht, das Gemeinschaftliche gemeinsam zu behandeln und im Uebrigen eine reinliche Scheidung der gegenseitigen Wirkungssphären vorzunehmen. Zu dem Gemeinsamen aber gehört in erster Linie, wie angedeutet, die Fachbildung. Wenn leider noch viele Handwerker in thörichter Selbstverkennung ihres eigenen Interesses ihre Lehrlinge von den bereits bestehenden Fachschulen zurückhalten, so ist dem allerdings durch strengere gesetzliche und administrative Vorschriften verhältnißmäßig leicht ein Ende zu machen. Aber das genügt nicht, daß der Lehrling zwei Mal in der Woche oder auch jeden Tag eine Stunde die Fachschule besucht, wenn er die übrige Zeit als Kindermädchen, Laufbursche und Prügelknabe functionirt. Mit der theoretischen Unterweisung muß die fortwährende praktische Belehrung Hand in Hand gehen; der junge Mann muß Gelegenheit haben, mit der Hand das anzuwenden, was er mit dem Kopfe lernte. Freilich besitzt nicht jeder Meister das nöthige Lehrtalent oder auch nur den Willen, der zu dieser fortwährenden erzieherischen Thätigkeit unbedingt erforderlich ist und hier liegt der schwierigste Punkt der ganzen Reform. Das Verlangen, nur Innungsmeistern die Berechtigung zur Lehrlingshaltung zu ertheilen, ist ganz thöricht. Wer bürgt dafür, daß der Mann, der etwa ein vorzügliches Meisterstück gemacht hat, nun auch ein pädagogisches Talent und ein uneigennütziger Charakter sei, dem jede Ausbeutung der Kräfte des Lehrlings fern liegt? Württemberg hat die bis jetzt vorzüglich bewährte Einrichtung der Lehrlingsprüfung durch Staatscommissare mit Unterstützung von Fachmännern, die event. weiter auszubilden und obligatorisch zu machen wäre; dem Meister, dessen Lehrlinge sich mehrmals als nicht genügend ausgebildet zeigten, wäre die Berechtigung der Lehrlingshaltung zu entziehen.

Fast noch mehr als mit der fachlichen liegt es mit der geschäftlichen Ausbildung der Handwerker im Argen, ja man könnte fast sagen, daß hierin ihr ganzer Nothstand begründet ist. Wer nicht rechnen kann, der wird leicht einen Artikel mit der Hand produciren wollen, der nur durch die Maschine lohnend hergestellt werden kann; wer nicht rechnet, giebt und nimmt über seine Verhältnisse hinaus Credit; wer nicht rechnen kann, kauft die Rohstoffe zu theuer ein und weiß sein fertiges Product nicht abzusetzen.

Man muß sich vor Allem klar machen, daß die sogenannte Concurrenz der Großindustrie nur eine solche des Großhandels ist. So liegt es z. B. in der gesammten Bekleidungsbranche, der Schneiderei, Weißnäherei, Confection. Producirt wird fast durchgängig handwerksmäßig, meist sogar zu Hause. Alles Uebrige aber besorgt der Verleger, ein Kaufmann. Er kauft das Material billig ein, er läßt durch einen Zeichner geschmackvolle Muster entwerfen, er miethet den Laden und macht die nöthige Reclame für den Absatz, knüpft auch eventuell weitere Verbindungen für den Export an. Alles rein kaufmännische, durchaus nicht großindustrielle Thätigkeit; alles von den Handwerkern selbst zu erreichen, wenn sie sich zu dem so nahe liegenden Mittel der Genossenschaften wendeten. Der bisherige Mißerfolg der Hand-

werkergenossenschaften beweist gar nichts dagegen, da er vollkommen erklärlich ist. Man braucht sich nur einmal den typischen Entwickelungsgang etwa einer Handwerker-Creditgenossenschaft zu vergegenwärtigen. Eine Anzahl Handwerker treten zusammen, aber — die Wohlhabenden schließen sich aus, da sie es nicht nöthig haben. Damit ist die Genossenschaft von vornherein bankerott; wenn lauter Leute, die nichts haben, ihre Schulden vereinigen, um sich gegenseitig anzupumpen, was kann da herauskommen. Nun die Geschäftsleitung. Jeder ist ja Meister, Jeder ist ebenso gut wie der Andere, und schließlich möchte jeder Präsident, Cassenführer und Fahnenträger sein. Hat man sich endlich mit Ach und Krach geeinigt — eine Einigung, die gewöhnlich nur von kürzester Lebensdauer ist — so zeigt sich der Vorstand meist von einer geradezu bemitleidenswerthen Unkenntniß aller juristischen und wirthschaftlichen Verhältnisse. Die Bestimmungen des Genossenschaftsgesetzes betreffend Verkehr mit den Registergerichten u. s. w. werden mit tödtlicher Sicherheit verfehlt und Rath einholen braucht man als gebildeter und ansässiger Bürger, der Alles weiß, natürlich nicht. Geht es nun gar an die Geschäfte, dann ist der Jammer unbeschreiblich; Buchführung ist unbekannt, von dem Wesen der Creditoperationen herrschen die unheimlichsten Vorstellungen. Da hat Einer gehört, daß der Privatdiscont in Berlin 2% betrage oder daß man gar einmal in London Geld auf dem offenen Markte zu $^3/_4$% erhalten habe; das muß man natürlich auch haben. Daß es sich in diesen Fällen nur um tägliches Geld an sicherste Firmen handelt, glaubt man nicht. Ist etwa eine Rohstoff- oder gar Absatzgenossenschaft gegründet, dann macht man zum Leiter nicht etwa einen Kaufmann; denn das kann man alles selbst. Wenn die Leiter der Handwerkerbewegung dieselbe Kraft und Zeit, die sie auf die Propaganda für Utopien wie den Befähigungsnachweis und die Zwangsinnung verwenden, der Idee der Genossenschaft widmen wollten, wäre viel gewonnen. Die werbende Kraft des Genossenschaftsgedankens hat sich in der Landwirthschaft in so überraschender Weise gezeigt; sollte es im Handwerk wirklich an Männern fehlen, die unter Verzicht auf Tageserfolge sich dieser Aufgabe hingeben wollen? Nach Gründung der Preußischen Centralgenossenschaftscasse kommt wenigstens für den größten deutschen Bundesstaat die Geldfrage nicht mehr in Betracht; jeder Creditwürdige kann jetzt, wenn auch auf Umwegen, Geld erhalten. Am Handwerk ist es nun, zu zeigen, ob es die nothwendige Einsicht und Thatkraft besitzt, um von der gebotenen Gelegenheit Gebrauch zu machen.

Ein Reformprogramm auf Grund der vorstehenden Ausführungen würde also in ganz großen Umrissen, mit vorläufiger Nichtberücksichtigung aller Details etwa so zu lauten haben:

Beschränkung der Lehrlingszahl gemäß den Berlepsch'schen Vorschlägen. Obligatorische Fachbildung der Lehrlinge in Lehrwerkstätten, deren Kosten Handwerk und Großindustrie gemeinschaftlich tragen. Controle der lehrlinghaltenden Meister durch staatliche Prüfung der Lehrlinge, event. Verbot weiterer Lehrlingshaltung. Unterstützung der Fachbildung durch den Staat, indem er Stipendien für die weitere Fortbildung der besseren Zöglinge durch Reisen oder Besuch höherer Schulen ermöglicht. Namentlich fällt dem Staat die Aufgabe zu, das Material an Lehrern für die Fachschulen durch Errichtung entsprechender Seminare u. s. w. zu besorgen.

Ausbildung und Förderung des Genossenschaftswesens, insbesondere der Rohstoff-, Absatz- und Creditgenossenschaften. Zusammenschluß zu Genossenschaftsverbänden.

Mentor.

Belgien und unser Uebungslager bei Malmédy.

Die Aufregung über das in der Anlage begriffene, etwa eine halbe Meile von der belgischen Grenze unweit Spaa gelegene deutsche Uebungslager bei Malmédy, hatte in Frankreich und namentlich in dem der Oertlichkeit benachbarten Belgien im vergangenen Jahr einen beträchtlichen Grad erreicht. Während man jedoch französischerseits bald das richtige Facit der Bedeutung dieses ausschließlich Schieß- und Gefechtsübungszwecken dienenden Lagers zu ziehen begann und bald von dem im ersten Augenblick aufgetretenen Verlangen, die Errichtung desselben mit der, wie aus den nachfolgenden Ausführungen hervorgehen dürfte, völlig unmotivirten Gegenmaßregel der Bildung eines befestigten Lagers bei Givet zu beantworten Abstand nahm, erging man sich dagegen in Belgien geraume Zeit in weitreichenden strategischen Combinationen über die plötzlich entdeckte Wichtigkeit Malmédy's als bedeutenden strategischen Punktes für einen Krieg mit Frankreich, welcher gegebenen Falles eine sehr bedeutende Rolle zu spielen bestimmt sei. Von Malmédy aus, bemerkte man lasse sich durch die Ardennen sehr leicht auf vorzüglichen Straßen das Maasufer und die französische Grenze erreichen, wie auch von Frankreich aus ohne erhebliche Schwierigkeiten ein französisches Heer dort die deutsche Grenze unterhalb Aachen angreifen könnte. Beides liegt zwar nicht völlig außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, muß jedoch, wie die in Betracht kommenden Verhältnisse heute liegen, nicht nur als höchst unwahrscheinlich, sondern selbst ausgeschlossen bezeichnet werden. Denn einmal ist ein Flankenmarsch einer Armee auf fünf Meilen Entfernung, an der befestigten Maaslinie Lüttich-Namur vorbei, an welcher unmittelbar die belgische Feldarmee zum offensiven Vorstoß gegen einen derartigen Marsch in Bereitschaft angenommen werden muß, für das Heer einer der beiden in Betracht kommenden Großmächte ein, wenn auch keineswegs taktisch allzu schwieriger, so doch strategisch nur unter großem Aufwand an deckenden Streitkräften durchführbares Unternehmen. Da in diesem Falle eine der belgischen Feldarmee annähernd gleiche Heeresstärke an der Maaslinie zurückbleiben müßte, um die rückwärtigen Verbindungen der, sei es gegen Deutschland oder Frankreich, vordringenden Invasionstruppen gegen jene und die Unternehmungen ihrer Festungsbesatzungen zu sichern. Der Weg über Malmédy aber durchschneidet in dem gedachten Umgehungsfalle belgisches Gebiet und verletzt damit die belgische Neutralität, welche Belgien heute mit ca. 76,000 Mann im Felde und 60,000 Mann in seinen Befestigungen zu vertheidigen vermag, und die sich überdies nach dem Brialmont'schen Project auf 246,000 Mann — davon 146,000 Mann für die Verwendung im freien Felde — erhöhen sollen. Hiermit dürfte jedoch das in erster Linie befindliche Moment hinreichend gewürdigt sein, welches die strategische Bedeutung des Uebungslagers bei Malmédy und dieses Punktes selbst, in den Bereich belgischer Phantasien verweist.

Was ferner eine Invasion nach Belgien hinein betrifft, so nimmt dieselbe jeder der Parteien, welche sie wagt, eine so beträchtliche Anzahl von Streitkräften von demjenigen Theil des Kriegsschauplatzes, auf welchem aller Voraussicht nach die Hauptentscheidung fallen würde, und entzieht somit dieser Hauptentscheidung jedenfalls die zum Auftreten gegen die gesammte belgische Feldarmee erforderlichen, nicht unbeträchtlichen und daher in's Gewicht fallenden Streitkräfte, so daß die Invasion Belgiens, vorausgesetzt, daß die belgische Armee kriegsbereit und kriegstüchtig ist, und sich nicht überrumpeln oder sonst in's Schlepptau nehmen läßt, eine Schwächung des Angriffsheeres auf anderen, voraussichtlich wichtigeren Theilen des Kriegsschauplatzes im Gefolge haben würde. Ganz abgesehen von der Respectirung der Grundsätze des Völkerrechtes und der Achtung feierlich abgeschlossener Verträge, welche von Deutschland zweifellos Bel-

gien gegenüber innegehalten werden dürften, muß daher die Invasion, bezw. der Durchmarsch durch Belgien, aus rein militärischen Zweckmäßigkeitsgründen für beide in Betracht kommenden Parteien als inopportun bezeichnet werden, so lange man gewiß sein kann, daß Belgien fest entschlossen ist, seine Neutralität und Integrität mit allen ihm verfügbaren Streitkräften, gestützt auf die Befestigungen der Maaslinie und Antwerpens, energisch gegen einen Angreifer zu vertheidigen, und nicht etwa mit dem Gegner gemeinschaftliche Sache zu machen genöthigt oder veranlaßt ist.

Was den ersteren Punkt betrifft, so fragt es sich heute allerdings, ob die Wehrmacht Belgiens auch, nicht nur an Zahl, sondern auch an innerer Solidität und Tüchtigkeit, sowie Kriegsbereitschaft für die Erfüllung dieser Aufgabe ausreichend bemessen, organisirt und geschult ist, mit einem Wort, ob die Truppen Belgiens etwa gleich starken Streitkräften einer der vortrefflich disciplinirten und geschulten Armeen der beiden in Betracht kommenden Großmächte gegenüber auch im Stande sein würden, mit einiger Aussicht auf Erfolg im Felde gegenüber zu treten, oder ob sie nicht bei der ersten scharfen Berührung mit jenen wie Spreu in ihre Festungen zurückstieben würden, und derart die gesammte Vertheidigung der Neutralität und Integrität Belgiens sich auf den vorzugsweise passiven Widerstand gegen eine Reihe von Cernirungen und Beobachtungen der Maasplätze und Antwerpens beschränken würde, während das ganze übrige Land dem Angreifer ohne Weiteres und unbestritten in die Hände fiele.

Von einer Umgehung der Maaslinie über Malmédy, welche man belgischerseits annimmt, kann bei dieser Lage der Verhältnisse, wie wir wiederholen, und namentlich der Nähe der Maasbefestigungen und der bei ihnen zu versammelnden belgischen Feldarmee nicht die Rede sein, und würde dieselbe, selbst wenn sie wider alles Erwarten, mit der belgischen Armee in der Flanke, über Malmédy erfolgreich unternommen würde, einerseits selbst weder die deutsche Rheinfestungslinie, noch andererseits den doppelten französischen Festungsgürtel im Norden umgehen, sondern dort auf Cöln, Wesel und Coblenz, hier auf den Wirkungsbereich zunächst der kleinen Festungen Givet, Rocroi und Mézières (Fort Aÿvelles) und später denjenigen der verschanzten Lager von Rheims, Laôn und La Fère stoßen. Ganz ebenso müssen aber die außerordentlichen Vortheile, welche, wie ein Autor der „Indépendance Belge“ annimmt, ein Vormarsch durch die Ardennen Deutschland bieten würde, als in's Gebiet der Phantasie gehörig verwiesen werden. Es gilt dies besonders von der eine völlige Verkennung der in Betracht kommenden operativen Verhältnisse verrathenden Behauptung: „Dort führen alle Wege concentrisch nach der französischen Grenze hin, und es würde also ein von Norden über die Ardennen kommendes Corps mit einem von Osten über die Vogesen marschirenden in der Champagne zusammentreffen und in dieser Weise sehr rasch ohne Schwierigkeit auf den Kriegsschauplatz gelangen.“

Wenn man in Belgien sich heute von beiden Seiten bedroht fühlt, indem Frankreich sein Augenmerk auf Belgien richte, da es befürchte, dasselbe werde nicht im Stande sein, einen Vormarsch der Deutschen zu verhindern, und andererseits Deutschland die Anforderung an Belgien stelle, jeden Angriff Frankreichs zurückzuweisen, so folgert hieraus gebieterisch, daß Belgien seine Wehrmacht, die in ihrer heutigen Verfassung, nach dem eigenen Eingeständnisse seiner Militärs, zu schwach für die Durchführung der ihr obliegenden Aufgaben ist, auf's sorgfältigste verstärkt und in sehr zahlreichen Richtungen auf die Stufe zu bringen sich bemüht, welche dieselbe in den Stand zu versetzen vermag, gebotenen Falls den vortrefflich geschulten Truppen der beiden Nachbargroßmächte rechtzeitig entgegentreten zu können. An Entwürfen für diese Verstärkung der belgischen Heeresmacht fehlt es nicht; und nur innerpolitische Rücksichten scheinen es zu sein, welche die belgische Regierung bisher diesen Entwürfen, namentlich dem Brialmont'schen Plane sehr passiv gegenüberstehen lassen.

Aus einer näheren Betrachtung der Beschaffenheit des Uebungslagers von Malmédy selbst erhellt jedoch noch evidenter, daß demselben jede strategische und offensive Bedeutung völlig mangelt, welche man belgischerseits ihm beizulegen sich bemüht. Diese Bedeutung vermöchte jenes Lager offenbar nur dann zu gewinnen, wenn in demselben Streitkräfte aller Waffen, in einer etwa der Vorhut einer der heutigen im Felde zu operiren bestimmten Armeen entsprechenden Stärke — geschweige denn noch stärkere Truppenmassen — dauernd oder vorübergehend versammelt würden. Dies ist jedoch bei dem ausgesprochenen Zweck des Lagers als Uebungsplatz, namentlich zur Abhaltung der Schießübungen der Artillerie und Infanterie, sowie von Gefechtsübungen der Truppen der benachbarten Armeecorps zu dienen, in keiner Weise der Fall oder zu erwarten. Das Uebungslager bei Malmédy besitzt im Wesentlichen keinen anderen Charakter, als denjenigen der bisher bereits in den verschiedenen Reichstheilen vorhandenen Uebungsplätze bei Jüterbogk, Kummersdorf, Hammerstein a. d. Senne, Lockstedt, Zeithain, Falkenberg, Warendorf ꝛc. Die gewählte Lage des Uebungsplatzes dicht an der belgischen Grenz ist rein zufällig und nur durch den billigen Erwerb des dortigen uncultivirten und zu den in Aussicht genommenen Uebungen geeigneten Geländeflächen, sowie den Bereich der in Betracht kommenden Armeecorps bedingt. Jedes andere Moment strategischer oder aggressiver Natur fehlt der Wahl dieses Platzes vollständig, und man würde in Belgien und Frankreich gut gethan haben, sich die Umstände, welche die Errichtung jenes Lagers hervorriefen, klar zu machen, bevor man dessen Anlage zu einem sensationellen Act von politischer Bedeutung aufbauschte. Ebenso schrumpfen auch die gleichzeitig aufgetretenen Gerüchte von der Errichtung größerer Standlager an der Ostgrenze in der Provinz Posen, und der böhmischen Grenze im Königreich Sachsen und an der deutschen Nordseeküste in Holstein, welche ebenso viele Bereitschaftsstellungen für Offensiv- bezw. Defensivzwecke repräsentiren sollten, bei näherer Betrachtung in ein Nichts, und höchstens theilweise in die Neuauswahl resp. Erweiterung dort bereits vorhandener Schieß- und Uebungsplätze zusammen Miles.

Ein medicinisches Institut für russische Studentinnen.

Von S. Werblunski.

Als eine ebenso interessante wie lehrreiche Erscheinung auf socialpolitischem Gebiete darf das Bestreben der Frauenwelt Rußlands bezeichnet werden, welches dieselbe an den Tag legt behufs Erweiterung nicht allein der Berufsthätigkeit des weiblichen Geschlechts, sondern auch seiner Bedeutung im öffentlichen Leben überhaupt. Man darf von den russischen Frauen mit Recht sagen, daß diese Bestrebungen bei ihnen keineswegs so neuesten Datums seien, wie bei der Frauenwelt des übrigen Europas, besonders gilt dies von dem Drang zur höheren Bildung, welcher sich bei den russischen Frauen schon seit Jahrzehnten kund giebt. Schon in den sechziger und siebziger Jahren waren die „Höheren Frauen-Curse“ in Rußland ebenso allgemein bekannt, wie beliebt, und bestanden solche Curse in den meisten Universitätsstädten Rußlands, indem die Universitäts-Professoren zugleich das Lehrpersonal für die Frauencurse abgaben. Indessen reichten diese Curse keineswegs aus, um den Intentionen der russischen Frauen zu entsprechen und als sie ihr Verlangen danach erstreckten, daß ihnen die akademische Laufbahn und das Studium auf den Universitäten, gleich dem männlichen Geschlecht, frei-

gegeben werde, da wurden auch diese Frauencurse Seitens der russischen Regierung geschlossen.

Seit jener Zeit begann der Exodus der russischen Frauen ins Ausland, und zwar suchten sie diejenigen Universitäten auf, zu deren Vorlesungen auch Frauen als Zuhörer zugelassen werden. Meist waren und sind es die Hochschulen der Schweiz, welche zahlreiche russische Studentinnen aufzuweisen haben, wobei es vornehmlich die medicinischen und philosophischen Facultäten sind, bei welchen die Russinnen sich immatriculiren lassen.

In einem Augenblick, in welchem man es am allerwenigsten erwarten sollte, wird gegenwärtig in Rußland die akademische Laufbahn den Frauen freigegeben, und zwar wird ihnen vorerst die medicinische Facultät zugänglich gemacht. Man trägt indessen Bedenken, die Frauen als Zuhörerinnen auf den Universitäten zuzulassen, auch hält man es für wenig angebracht, Studenten und Studentinnen in solcher Gemeinschaft im Auditorium zu sehen. Es wird daher für weibliche Personen, welche sich dem Studium der Medicin widmen wollen, eine besondere Hochschule errichtet unter dem Namen: „Medicinisches Institut für Frauen", welch Letzteres die Organisation und das Programm einer medicinischen Facultät der Universitäten aufzuweisen hat.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß hier die Bedürfnißfrage und der in Rußland herrschende Mangel an Aerzten vor allem maßgebend gewesen ist. Die erfolgreiche Thätigkeit der weiblichen Aerzte, welche allerdings bisher nur in äußerst geringer Zahl in Rußland vorhanden sind, legt ein beredtes Zeugniß dafür ab, daß ein weiblicher Arzt nicht allein auf dem Gebiete der Krankenpflege und der Ausübung der rein ärztlichen Praxis ein wichtiger Factor ist, sondern auch auf socialpolitischem und culturellem Gebiete. Besonders in Rußland, wo die Aerzte mit Vorliebe ihren Wohnsitz in den Großstädten, als den Centren der Cultur und des öffentlichen Lebens, zu nehmen pflegen, indem sie in gleichem Maße das platte Land meiden, ist diese Zulassung der Frauen zum medicinischen Studium von ganz besonderer Tragweite. Nicht allein das eherne Gesetz der Selbsterhaltung und die Concurrenz ihrer männlichen Collegen werden daher die weiblichen Aerzte veranlassen, das flache Land und die bäuerliche Bevölkerung aufzusuchen, sondern ihrer ganzen Anlage nach eignen sie sich eher für die ärztliche Praxis auf dem Lande. Diese Verhältnisse sind übrigens, nebenbei bemerkt, nicht allein für Rußland anwendbar, sondern zu gutem Theile auch für Deutschland, sowie für manches andere europäische Land.

Wenden wir uns nun den Satzungen zu, welche die russischen Gesetzgeber gegenwärtig für das „Weibliche medicinische Institut zu Petersburg", wie die amtliche Bezeichnung wörtlich lautet, auszuarbeiten im Begriffe sind. Mit dieser Gesetzesarbeit ist der russische Staatsrath betraut, und zwar die beiden Departements desselben für Staatsöconomie und Gesetzgebung. Nach dem Gesetzentwurf sind zur Einschreibung und Aufnahme in das Institut alle weiblichen Personen, Mädchen wie Frauen, berechtigt, welche das Reifezeugniß eines Mädchengymnasiums besitzen; da aber in diesen letzteren der Unterricht der lateinischen und griechischen Sprache nicht ertheilt wird, so müssen die Reflectantinnen ein besonderes Examen in diesen beiden Sprachen ablegen. Ist das Alter von 21 Jahren noch nicht erreicht, dann bedarf es der schriftlichen Erlaubniß der Eltern bezw. des Ehemannes. Der Lehrcursus war ursprünglich auf acht Semester, d. h. vier Jahre projectirt, ist aber, wie für die übrigen Universitäten, auf fünf Jahre festgesetzt. Das Lehrprogramm ist ebenfalls genau dasselbe, wie in allen medicinischen Facultäten, nur soll dasselbe allmälig durchgeführt werden; so bleiben vorläufig Hals- und Ohrenkrankheiten ausgeschlossen, sowie andere Disciplinen, die aber späterhin aufgenommen werden sollen.

Einige Schwierigkeiten bereitet den Gesetzgebern die Frage der Rechtsstellung der Frauen, nachdem dieselben ihre Studien beendigt und, mit einem ärztlichen Diplom versehen, das Institut verlassen. Sollen ihnen alle Rechte zugebilligt werden, in deren Genuß bisher die Aerzte stehen? Ursprünglich wurde der Beschluß gefaßt, die Rechte der weiblichen Aerzte wesentlich einzuschränken. Unzulässig sollte sein die Anstellung weiblicher Aerzte in Krankenhäusern und sonstigen Heilanstalten, im Staatsdienst, bei Gerichten und bei der Polizei: sie dürften mithin niemals als Gerichts- oder Polizeisachverständige fungiren und aus diesem Grunde ist auch die gerichtliche Medicin vorläufig in das Lehrprogramm des Instituts nicht mit aufgenommen. Es würde daher den weiblichen Aerzten nur die Privatpraxis übrig bleiben, womit keineswegs gesagt ist, daß ihnen ein wenig ausgedehnter Thätigkeitskreis bevorstehe. Im Gegentheil dürfte der Umstand, daß die weiblichen Doctoren allein auf die ärztliche Privatpraxis angewiesen bleiben, eher die Vortheile noch steigern, welche diese neue Schöpfung für das Wohl der ländlichen Bevölkerung mit sich bringen muß und auch bringen wird. —

Es ist indessen Aussicht vorhanden, daß es nicht bei dieser Einschränkung der Praxis der weiblichen Aerzte verbleiben wird. Gegenwärtig ist in Petersburg eine besondere Commission zur weiteren Berathung dieses Gegenstandes eingesetzt und zwar unter Vorsitz des Unterrichtsministers Graf Deljanow, während als Mitglieder die Vertreter vieler Ministerien, sowie der städtischen Behörden fungiren. Ursprünglich war die Eröffnung des Instituts zum 1. Januar 1895 geplant; die Ausarbeitung des Bauprojects indessen sowie die Wahl und der Ankauf des Bauplatzes scheinen sich derartig zu verzögern, daß die Eröffnung wohl erst zum 1. Januar 1896 zu erwarten steht.

Außer den Schülerinnen der Gymnasien werden auch diejenigen der Höheren Frauencurse nach Ablegung eines Examens in der lateinischen und griechischen Sprache zum Besuch des Instituts berechtigt sein. Diese Frauencurse bestanden früher, wie schon erwähnt, an allen russischen Universitäten, sind aber vor einer Reihe von Jahren geschlossen worden und scheinen jetzt zu neuem Leben auferstehen zu sollen. Die Errichtung des medicinischen Instituts für Studentinnen zu Petersburg hat nun an allen Orten Rußlands den Gedanken rege gemacht, die höheren Frauencurse wieder zu errichten und aus den Universitätsstädten Kiew, Charkow, Odessa und Tiflis kommen bereits Meldungen über Schritte und Vorbereitungen zur Wiedereröffnung der höheren Frauencurse, welche gleich den Mädchen-Gymnasien und den übrigen höheren Mädchenschulen die weibliche Jugend für den Universitätsbesuch, welcher derselben nunmehr zugänglich gemacht ist, gehörig vorbereiten. Es fehlt dabei nur die Kenntniß des Lateinischen und Griechischen, die aber, wie bei den Schülern der Realgymnasien, späterhin ergänzt werden kann.

Unter diesen Umständen ist es anzunehmen, daß das jetzt in Petersburg zu gründende medicinische Institut für Frauen nicht vereinzelt bleiben dürfte und daß die Zeit nicht mehr allzu fern liegt, wo auch in anderen Städten Rußlands ähnliche Institute oder Facultäten existiren werden. Man wird alsdann stets zwischen der männlichen und weiblichen akademischen Jugend unterscheiden müssen und die demnächstigen akademischen Bürgerinnen dürften auf ihren Stand nicht weniger stolz sein, als die jetzigen akademischen Bürger.

Eine religiös-wirthschaftliche Secte.

(Koreshan Unity.)

Von Franz Paetow.

Das Auftreten einer neuen Secte in dem classischen Lande der Sectirerei in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erregt dort kaum noch Beachtung, wenn es auch dem Oberhaupte der neubegründeten Religionsgemeinschaft und seiner mehr oder minder zahlreichen Anhängerschaft gefällt, die neue Lehre in öffentlichen Ansprachen und durch die Presse auf das Eifrigste der Welt zu verkünden. Nachdem sich eine zur Aufrechterhaltung der neuen Secte genügende Anzahl von Personen zusammengefunden hat, pflegt sie ein stillfriedliches Dasein fortzuführen, es sei denn, daß besondere Umstände oder besondere Vorkommnisse dazu beitragen, daß eine Secte über den Kreis ihrer Anhänger hinaus die allgemeine Aufmerksamkeit in höherem Maße auf sich lenkt, wie das bei den Mormonen, den Rappisten, den Zoariten, den Oneidaisten u. A. der Fall ist.

In der neuesten Zeit hat die Sectirerei in Nord-Amerika, die bisher auf die Erzielung des vollkommensten Seelenheils in erster Linie Bedacht nahm, sich auch des materiellen Wohls ihrer Anhänger in sehr hervortretender Weise angenommen. Sie sucht vornehmlich aus dem Kampfe gegen den in Nord-Amerika herrschenden Capitalismus, gegen die Ringe und die „trusts„ insofern Vortheile für sich zu erzielen, als sie sich der auf die Bildung von genossenschaftlichen Gemeinwesen gerichteten Bewegung anschließt, und entweder die religiösen Dinge von jeder Mystik befreit, indem sie nur allgemeine Grundsätze für die von den Anhängern zu beobachtende Moral aufstellt oder neben dem eigentlichen religiösen Bekenntnisse eine davon unabhängige Mitgliedschaft in deren weltlichen Hantierung duldet. Den sich dem „Bekenntnisse“ nicht gleich anschließenden Mitgliedern des Gemeinwesens bleibt es aber zu jeder Zeit freigestellt, sich auch in die „religiöse“ Gemeinschaft aufnehmen zu lassen, deren Oberhaupt als der berufene Oberleiter des Gemeinwesens fungirt.

Diese Zweitheilung eines genossenschaftlichen Gemeinwesens — cooperative commonwealth — besteht in ganz besonders scharf begrenzter Form in der jüngst in Thätigkeit getretenen Secte der Koreshaniten, die sich unter dem Namen der „Koreshan Unity“ Anfangs in Chicago vereinigten, nun aber nach Florida übergesiedelt sind, wo sie ein Gemeinwesen zu errichten begonnen haben. Jener Dualismus und das Programm, das die Koreshaniten für den Ausbau ihres Gemeinwesens zu Grunde gelegt haben, lassen es keineswegs ausgeschlossen erscheinen, daß die Thätigkeit dieser Gesellschaft sich weit über ihre engeren Kreise hinaus ausdehnen und eine die Allgemeinheit berührende Bedeutung erreichen wird. Denn die dabei mitwirkenden Factoren, auf der einen Seite die religiösen mystischen Offenbarungen des Stifters der Secte, und andererseits die von der Koreshan Unity auch den „Nichtgläubigen“ gebotenen Vortheile und materiellen Verheißungen, sind wohl im Stande, dem Gemeinwesen eine große Anzahl von Mitgliedern zuzuführen, und das um so mehr, als gerade in den Vereinigten Staaten die Bewegung zur Bildung von genossenschaftlichen Gemeinwesen eine außerordentlich rege ist. Der von den Koreshaniten verkündete religiöse Mysticismus ist nun vollends ein solcher, der seiner Einwirkung auf die Menge ziemlich sicher sein darf, denn ihr Oberhaupt beansprucht nicht minder für sich die Eigenschaft eines Heiligsten der Heiligen, eines von Gott zur Verkündigung der wahren Lehre, zum Wächter des wahren Gesetzes Eingesetzten, als z. B. der Oberpriester der Mormonen.

Das zeitige Oberhaupt der Koreshaniten ist der Dr. Teed, dem seine Adepten und Anhänger, den Namen Koresh, d. h. Sonne, beilegten. Er begann schon vor 25 Jahren ein besonderes kosmogonisches System und die damit verbundene geschäftliche und sociale „Einheit“ zu verkünden, fand aber damals weniger Gläubige, als Spott und Hohn, wie er selbst bekennt. Allmälig gewann er überzeugte Anhänger genug, um die Koreshan Unity zu begründen und für den Koreshanitismus, oder richtiger für die Koreshanität kräftige Propaganda machen zu können. Nach dem Grundsatze, daß ein satter Mensch heut zu Tage williger religiösen Verlockungen folge als ein hungriger, trat Koresh nun mit seinem wirthschaftlichen, irdisches und himmlisches Brod den Anhängern verheißenden Systeme hervor. Und um dem bedürftigen und nach Selbstständigkeit ringenden Arbeiter den Weg zu ihm erst recht zu ebnen, stellte er denen, die sich seinem Unternehmen anschließen, es durchaus frei, Koreshaniten zu werden oder nicht, ohne daß sie dadurch Einbuße an den ihnen gebotenen irdischen Wohlthaten erleiden.

Der Koreshanismus erscheint als ein Gemisch von Fourier'schen und Swedenborg'schen auf die menschliche Entwickelung übertragenen Naturanschauungen oder Naturgesetzen. Sein religiöses System ist, wie Koresh behauptet, auf einer „exacten Kenntniß der Wissenschaft“ begründet und deßhalb eine „wissenschaftliche Religion“. Die Weltordnung in ihrer Wahrheit erkannt zu haben, das nimmt Koresh für sich in dem Grade in Anspruch, daß er als „einziger Wissender“ kraft göttlicher Eingebung und der Erforschung der Natur den höchsten Gipfelpunkt menschlicher Vervollkommnung erreicht hat, und der nun gleichsam als der von Gott Eingesetzte die in ihm wohnende Heiligkeit, den heiligen Geist, auf seine Anhänger, je nachdem sie die verschiedenen, zur Vollkommenheit führenden Stufen erstiegen haben, zu übertragen vermag, wodurch sie schon auf Erden die für das Jenseits verheißenen Freuden genießen können. Denn das Erscheinen des „Reiches Gottes auf Erden“ steht nahe bevor, so verkündet Koresh und der Koreshanismus bereitet die Menschen zum Eintritt in dasselbe vor. Um die höchsten und höheren Stufen des Koresh-Ordens zu erreichen, dazu gehört vor Allem die besondere Heiligung und Heilighaltung der Ehe, d. h. die äußerste Zügelung sexueller Triebe, die sich ausschließlich auf die natürliche, völlig selbstlose Erhaltung der menschlichen Art zu beschränken haben. In dieser seiner Vervollkommnung wird der Koreshanit zur Erkenntniß der Johannei'schen Offenbarungen gelangen und die sieben Siegel lösen können, wie Koresh selbst. Welche Stellung der Koreshanit dem Herrn und Heiland einräumt, das ist aber für den, der den Koreshanismus noch nicht ergründet hat — was uns trotz eifrigstem Studiums seiner Lehre leider noch nicht gelang — so schwer klar darzulegen, daß wir uns darauf beschränken, wörtlich den betreffenden Satz hier folgen zu lassen. Er lautet: „In der Anerkennung und Erklärung des Hauptpunktes der involvirten Lebenskraft der christlichen Offenbarung, erhebt die Koreshan Unity den Begründer der Christenheit zu der Stellung erlangter Vaterschaft durch das Opfer erlangter vollkommener göttlicher Sohnschaft, die durch das Jehovistische Fleisch kenntlich gemacht ist.“ Der Koreshanismus ist allumfassend; da er die Schlüssel zum Wissen besitzt, öffnet er jedes geheimnißvolle Gebiet. Der Koreshanit unterscheidet, wie Gott, das Gute vom Bösen; er verkündet das Morgenroth des neuen Erdentages.

In Betreff der von Koresh aufgestellten physikalischen Lehrsätze, so berühren diese sowohl die Astronomie, als auch die Optik und nicht minder die menschlichen Sinne. Die Erde ist nicht flach, noch convex, sondern concav, behauptet er, und sucht dies durch ein von Jedem auszuführendes Experiment zu beweisen; die wellenförmige Bewegung des Lichtes wird bestritten; dem Menschen werden nicht bloß fünf Sinne, sondern deren sieben vindicirt. Der fünfte, der Gefühlssinn, ist nur die verhüllte Vergleichung der anderen vier Sinne, der in den sechsten oder tiefen muscularen, die Basis aller psychischen Phänomene umfassenden Sinn ausmündet. Dieser Sinn gipfelt in seiner gröbsten und materiellsten Ent-

wickelung in dem Erregungssinne (sense of orgasm). Außer diesem besteht noch ein siebenter höherer Sinn.

Das wirthschaftliche, auf wissenschaftlicher Religion beruhende System der Koreshan Unity wird als ein socialistisches, communistisches und genossenschaftliches bezeichnet. An Stelle des Geldes tritt geschäftlich der Arbeitschek oder die Abrechnung; die Abschaffung des Geldes innerhalb des Ordens bildet das Endziel; es soll demnächst nicht mehr geduldet werden. Das bureau of equitable commerce leitet die gesammte Geschäftsthätigkeit, während Koresh die Oberleitung des gesammten Unternehmens, des Commonwealth, ausübt, für das an der Küste von Florida, in Estero, Lee Co., eine Landfläche erworben wurde, die für die Erbauung der heiligen Stadt Neu-Jerusalem ausersehen ist. Zur Zeit sind dort die ersten Vorbereitungen zum Beginn der industriellen Thätigkeit getroffen worden, durch Errichtung einer Colonie, Aufstellung von Mühlen, Bau einer Schiffswerft, Herstellung der Wege u. s. w. Dann sollen Eisenbahnen von Genossenschaften gebaut und Dampfschiffe für den Transport der Erzeugnisse nach den bedeutendsten Häfen Nord-Amerika's und Westindiens, sowie der sich anschließenden Colonisten erworben werden, so daß der neu angelegte Seehafen zum Mittelpunkt des ganzen Unternehmens sich gestalten wird.

In dem neuen Commonwealth gilt der Grundsatz Werth gegen Werth; es findet nur ein Austausch der Erzeugnisse unter den Genossen — Brüdern — statt. Jedes Mitglied des Commonwealth muß seine Fähigkeiten in den Dienst der Gemeinschaft stellen: das ist eine conditio sine qua non. Alle nehmen an den ihnen gebotenen Vortheilen Theil, erzieherisch, gesellschaftlich und in materieller Beziehung. Für invalide Arbeiter wird hinreichend Sorge getragen. Die Arbeit an und für sich wird hochgeschätzt, indessen nicht als gleichwerthig behandelt. Jedem Arbeiter wird völlig freie Wahl in der Verwerthung seiner Fähigkeiten gewährleistet und reichliche Gelegenheit zu seiner Ausbildung geboten, damit er den höchsten Rang erreichen kann.

Der Arbeitsverdienst wird dem Arbeiter nach „Einheiten" — units of labor — gutgeschrieben; die Erzeugnisse sind dem Bureau zu übergeben, das dagegen alle Lebensbedürfnisse im Austausch verabfolgt. Der für den Commonwealth erworbene Grund und Boden ist unveräußerlich; es wird davon dem Genossen zur Errichtung eines von der Genossenschaft ihm herzustellenden Wohnhauses überlassen, jedoch fällt Beides an diese bei seinem Ausscheiden gegen Erstattung der ihm berechneten Baukosten zurück. Dem Genossen, der Geld oder Vermögen dem weltlichen Orden zuführte, wird dies ebenfalls bei seinem Ausscheiden zurückerstattet.

Zur Bestreitung der Verwaltungskosten und der zum Besten der Gemeinschaft aufgewendeten Mittel wird von jedem Genossen eine progressive Einkommensteuer erhoben, die von fünf Procent beginnend in dem Maße sich erhöht, bis sich ein ungefährer Ausgleich des dann nach Abzug der Steuer verbleibenden Reineinkommens ergiebt.

Von den sich dem Commonwealth anschließenden Personen wird eine Geld- oder Vermögens-Einlage nicht verlangt, falls sie keine Mittel dazu besitzen sollten; ihre moralischen Eigenschaften und ihre industrielle Arbeitskraft werden als hinreichende Gewähr für ihre Aufnahmewürdigkeit erachtet. Es wird sogar Unbemittelten freier Transport nach der Colonie bewilligt.

Der für die Bebauung des Gebietes der heiligen Stadt Neu-Jerusalem entworfene Plan trägt den Anforderungen Rechnung, die dem Begriffe einer höchsten Zwecken geweihten Stadt entsprechen. Ihr Flächenraum ist auf 36 englische Quadratmeilen bemessen; ihre Hauptstraßenzüge sollen 400 Fuß breit sein; Parkanlagen und Alleen sind für alle Plätze und Straßen vorgesehen. Der für die Industrie bestimmte Theil der Stadt wird den einzelnen Industriezweigen je nach deren Eigenart und besonderen Erfordernissen überwiesen, wobei namentlich vorgesehen ist, daß die Etablissements, denen schwere Lasten zuzuführen sind, in der Ebene errichtet werden. Die Abfuhr und Verwerthung des Kehrichts und Unrathes wird nach einer viele Meilen von der Stadt entfernten Stätte beschafft. Als Betriebskraft soll zur Vermeidung von Rauch und Qualm nur die elektrische Kraft Verwendung finden. Alle zu treffenden Einrichtungen sollen die neue Stadt zu einem commerciellen Mittelpunkte, und das Volk der Koreshan Unity zu einem Handelsvolke machen, indem es mit der ganzen Welt in Handelsbeziehungen tritt.

Bei der Begründung des neuen Commonwealth ist jede speculative Absicht Seitens der Gründer ausgeschlossen. „Die Liebe zum Gelde ist die Wurzel allen Uebels", dieser Grundsatz wird dem ganzen Unternehmen vorangestellt; es handelt sich lediglich um die Verbreitung des auf Rechtschaffenheit, Ordnungsliebe, Billigkeit, Genossenschaftlichkeit, Nächstenliebe, gegenseitigen Austausch beruhenden wirthschaftlichen koreshanistischen industriellen Systems, zu dessen Verwirklichung alle Menschen, besonders die mühselig und beladenen, eingeladen werden. Die Koreshan Unity übt die größte Toleranz Andersgläubigen gegenüber, wiewohl sie keine Religion für wahr hält, die nicht auf Grund einer exacten Kenntniß der Formen und Gesetze der Natur verkündet wird.

Welchen Erfolg das Neu-Jerusalem-Unternehmen haben wird, das steht dahin. Manche Bedingungen zu seiner erfolgreichen Entwickelung sind gegeben, denn die Gründer haben so viel als irgend möglich alles Das berücksichtigt, was Anreiz zur Werbung von Anhängern und Mitgliedern geben kann. Die Fruchtbarkeit Florida's, verbunden mit einer herrlichen Landschaft, die viel verheißende Lage der Colonie an der Küste, von wo aus die Verbindung mit großen in das Innere Nord-Amerika's führenden Flußläufen leicht und schnell herzustellen ist, die Nähe großer Handelsemporen und der westindischen Inseln — alles das ist wohl geeignet, die Entwickelung des Unternehmens zu unterstützen. Und was nun, vom materiellen Standpunkte abgesehen, die ethische oder religiöse Seite des Koreshanismus anbetrifft, so dürfte auch sie, nach den Erfahrungen, die andere von Erfolg gekrönte religiöse Colonien machten, dem Unternehmen günstig sein. Denn wie Noyes in seinen Mittheilungen über religiöse Colonien in Nord-Amerika ausführt, sind gerade die erfolgreich gewesen, die mehr oder minder strengen Grundsätzen in Betreff der ehelichen Gemeinschaft folgten. Die Koreshan Unity hat nun gerade in Bezug hierauf, wie schon oben erwähnt, ganz besondere und strenge Regeln aufgestellt, die nicht nur von ihren Ordensangehörigen zu beobachten sind, sondern die auch, wenn auch in milderer Form von den Genossen, die sich nur dem dritten, dem weltlichen Orden und seiner industriellen Thätigkeit anschließen, als Richtschnur ihres Lebenswandels zu nehmen sind.

Vor fünfundzwanzig Jahren.

Nach Erinnerungen von Felix Dahn.

Die Kriegsliteratur über 1870/71 ist, zumal in den nächstbetheiligten Ländern Deutschland und Frankreich, zu einem solchen Umfange gediehen, daß eine vollständige Bibliographie, die noch immer fehlt, Bände füllen würde. Hüben und drüben wetteifern seit 25 Jahren Augenzeugen und Beobachter, Kriegsfachmänner und Laien, Schriftsteller und Dilettanten darin, Erlebtes oder Erdachtes über das dankbare Thema zu veröffentlichen, und die viertelhundertjährige Gedenkfeier scheint die Federn in erneute Thätigkeit gesetzt zu haben. Von allen Seiten werden geschichtliche Darstellungen,

Erinnerungen, Gedenkblätter angekündigt, und auch die Dichter stellen sich mit ihren Festspielen und Jubelhymnen ein. Es ist ganz natürlich, daß diese Fülle der Erscheinungen gar Vieles enthält, was nicht die Druckerschwärze werth ist, aber doch wenigstens die Entschuldigung patriotischen Empfindens für sich hat. Thurmhoch ragen aus all dem Wust einige wenige unvergängliche Werke hervor: Das Deutsche Generalstabswerk, Moltke's herrliches Volksbuch, Zola's „Débacle", der Briefwechsel Strauß-Rénan, einige Verse von Freiligrath, Geibel, Jensen, Victor Hugo, Banville, Coppée und ein paar Erzählungen von Daudet, Halévy, Mirbeau. Gegen manche französische Novellisten hat der Greifswalder Professor Koschwitz mit Recht den Vorwurf geschichtslügnerischer Revanchetendenz erhoben; die Kriegsmemoiren sind mit noch größerer Vorsicht zu lesen. Sogar Männer wie Sarcey, Caro, Paul de Saint-Victor zerstören den künstlerischen Eindruck durch ihr Unvermögen, auch dem Feinde gerecht zu werden, ein Vorwurf, der die deutsche Kriegsliteratur im Großen und Ganzen gewiß nicht trifft. Während z. B. die kurzen Aufzeichnungen französischer Troupiers und Moblots, die Ludovic Halévy gesammelt herausgegeben hat, noch übergenug Pose und Windbeutelei enthalten, machen die bisher erschienenen deutschen Soldatenerinnerungen durchweg den Eindruck unbestechlicher Wahrheitsliebe, die sich z. B. in Rindfleisch's und Anderer Feldzugsberichten stellenweise etwas derb und ungeschlacht äußert. Unsere Literatur besitzt auch in Theodor Fontane's „Kriegsgefangen" ein ganz unvergleichliches Buch, dessen plastische Schilderungskunst und tiefe Beobachtung den Schriftsteller ebenso ehrt, wie die weise Mäßigung und Gerechtigkeit den Menschen Fontane. Die Franzosen haben in ihrer Literatur der année terrible diesem Werke nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen.

Auch Felix Dahn, der im vierten Band seiner uferlosen „Erinnerungen"*) — braucht er doch für die Darstellung seines Lebens bis zum 30. Jahre allein drei dicke Bände! — seinen Antheil an den Kriegen von 1866 und 1870/71 schildert, gesellt sich nun unseren hervorragenden Kriegsschilderern bei. Läuft auch manches unfreiwillig Komische mit unter, das meist Dahn's starkem Selbstbewußtsein entspringt, so fühlt man doch überall, daß ein echter Dichter, ein trefflicher Gelehrter und ein warmherziger Idealist und Patriot zu uns spricht. Wir decken daher die mancherlei Schwächen des Buches, die leicht zur Parodie verleiten könnten, mit dem Mantel der Liebe, schweigen von der Formlosigkeit der vor- und rückwärts springenden Schilderung, dem bekannten Dahn'schen Stil, den strategischen Velleitäten, der romantischen Todessehnsucht des Verfassers, und freuen uns der mit sicherer Hand entworfenen Kriegsbilder und seiner klugen Zwischenbemerkungen und Lehren.

Beim Ausbruch des Krieges war Dahn jüngster Professor in Würzburg. Seine Collegen, Schüler und Freunde zogen nach Frankreich hinein, nur er wartete vergeblich auf den Bescheid des preußischen und bayerischen Kriegsministeriums, wo er sich als Combattant gemeldet hatte. Die ersten Schlachten waren schon geschlagen, als ablehnender Bescheid einlief; „sie wußten eben nicht, wie vortrefflich ich schoß!" Allerlei Herzenswirren, die Scheidung von seiner ersten Gattin und gleichzeitig die Kämpfe um seine zweite hatten ihn lebensmüde gemacht, und als er endlich die Erlaubniß erhielt, als „Nothhelfer" vom weißen Kreuz mit einem Proviantzug auf den Kriegsschauplatz zu fahren, da war sein höchster Wunsch: am 21. Juli fort, am 22. am Rhein, am 23. Morgens in's Gefecht und Abends in Walhall!" So schnell ging es freilich nicht. Erst kam ein langes Herumfahren im Feindesland, doch bot auch dieses dem Beobachter manche erquicklichen Züge. Zahlreich sind die Beweise des Vertrauens in Volk und Heer, welche Dahn damals bei Ausbruch des Krieges daheim und später in Frankreich erlebte; und doch war man gerade in Würzburg und in Unterfranken überhaupt, eingedenk der Tage von Kissingen und Aschaffenburg, der Beschießung Würzburgs, den Preußen nicht gerade sonderlich gewogen. Dahn kannte näher einen Artillerieunterofficier, der bei Kissingen einen Bruder verloren hatte, was ihn bitterer schmerzte, als eine bei Hettstädt empfangene Wunde: der hatte von 1866—70 weidlich geschimpft auf die Preußen und Dahn's beschwichtende Beredsamkeit war erfolglos an ihm abgeglitten. „Ich traf den Mann wieder bei Beaumont (30. August): er war Feuer und Flamme für die Preußen! Erfreut fragte ich: „Nun sag' einmal. Ihr Bayern habt doch grad so viel Schneid wie die Preiß'n".

„Do hast Recht!"

„Warum is denn anno 66 so schiach (schlecht) bei euch ganga und warum geht's denn jetz' so guat?"

„Dös will i Dir scho sagn. Schau: bal's (wenn es) hoaßt: ‚um achte müaßt's da sei', na is der Preiß da und mir (wir) sind so um a halbe neine schö langsam daher kemma. Aber jetz' sei' mer (sind wir) a (auch) da akkrat um achte."

Wie innig hat mich oft der vertraute, ja geflissentlich freundliche Verkehr zwischen den norddeutschen und süddeutschen Wehrleuten auf dem Marsch, in der Beiwacht, im Quartier erfreut, so lang ich der III. Armee folgte von Hagenau bis Sedan! Dabei verhielten sich unsere Bayern und Württemberger anfangs zurückhaltend: — es war der Stolz der Besiegten! — aber die Norddeutschen verdienen das Lob, daß sie diesen wohl zu würdigen wußten und stets selbst die ersten entgegenkommenden Schritte thaten." Auch die Stimmungen der Elsässer entgehen dem Beobachter nicht:

„In einem Wintergarten setzte sich zu uns — freilich an das äußerste Ende des langen schmalen Tisches — ein „Eingeborener", wohl ein Volks-Schullehrer; wir zogen den Zögernden allmälig in unser Gespräch. Dies drehte sich unter Anderem auch darum, daß wir, falls uns das Kriegsglück treu bleibe wie bisher, bei'm Friedensschluß wenigstens das Elsaß verlangen würden; ich führte an, die Bevölkerung sei ja deutsch, eben alamannisch. Da schüttelte der Schulmeister, der bisher wenig Worte verloren hatte, das kluge Haupt und sprach im reinsten alamannisch: „Noi, noi, Herrle".

„Wie so nein?" fragte ich. „Von wem wollen Sie denn abstammen, wenn nicht von den Alamannen? Etwa von den Römern?"

„An net. Aber mir sin die alte Gohle."

„Was sind Sie?" Ich hatte nicht gleich verstanden. „Ach so!" fuhr ich fort. „Nun, wie heißen Sie denn, mein Lieber? Gewiß Vercingetorix?"

„Noi, noi. Hinterhuber heiß i."

Schallendes Gelächter machte der Sitzung ein Ende: „solvuntur risu tabulae". Er nahm es aber nicht übel und ließ sich von mir belehren: allerdings, wie es schien, ohne starken Erfolg. Vielleicht hat sich der Herr Amtsgenosse einstweilen überzeugt."

Man kennt die köstliche Geschichte Daudet's von dem Turco, der tapfer in allen Schlachten kämpft, ohne zu wissen gegen wen, und als Soldat der Pariser Commune erschossen wird, ohne zu wissen wofür. Dahn erzählt uns ein deutsches Seitenstück.

Zwei Batterien des I. Armeecorps waren in Königsberg eingeschifft, auf der Eisenbahn angelangt und aus derselben sofort in die Schlacht geeilt. Ein wackerer Ostpreuße, der das eiserne Kreuz trug, erzählte nun auf eine Frage nach dem Anlaß solcher Ehrung: „Wofür? Ja, Harche (Herrchen), das kann ich Ihnen nicht sagen. Von Königsbarg fort in der Eisenbahn, immer fort, immer fort — durch so scheenes Land — überall gegassen und getrunken, ach so viel Wein! Ueberall angesungen! — Auf einmal: „Halt!" — Es schießt

*) Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

mit Kanonen: — raus aus dem Wagen: — rauf auf einen hohen Barg (so was hohes hatte ich noch nie gesehn): — unser Geschütz war das erste: — ich richtete es: — auf ein mal: — Banz! — was vor den Kopf. Ich fall' um. Wie ich wieder aufwache, fahr' ich wieder per Eisenbahn, liegend auf Battchen (Bettchen), nach Königsbarg. Der Kopf brummte noch lang. Dann kam das eiserne Kreuz. Jetzt brummt er schon lang nicht mehr."

Dahn ist auch einmal Zeuge eines Vorfalls, der beweist, wie peinlich, ja fast übertrieben streng damals — im Anfang des Krieges — französisches Eigenthum gegen jeden Eingriff geschützt ward durch die deutschen Officiere. „In einem verlassenen Bahnwärterhäuschen hatten wir, seltsam durcheinander gemischt, allerlei Stücke Hausrath wahrgenommen und von Nachbarn erfahren, es sei für die Braut eines Schneiders die Ausstattung, die nicht mehr in die Stadt hatte geschafft werden können. Darunter glänzte ein gewaltiger Wandspiegel mit leuchtendem Goldrahmen hervor. Der Bursche eines preußischen Lieutenants, offenbar in der Absicht, seinem Herrn (dessen Schwäche er vielleicht kannte) eine kurze Freude zu machen, nahm vor Aller Augen den schweren Spiegel auf seinen breiten Rücken und trug ihn in den Wagenabtheil, in dem der Herr Lieutenant demnächst abdampfen sollte. Auf Befehl eines höheren Officiers ward der arme Teufel, der gewiß nicht die Absicht gehabt, den Spiegel für sich zu erbeuten, krumm geschlossen abgeführt, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden! Hoffentlich ward er — mit einigen zärtlichen Worten! — wieder frei gegeben."

Erst in Bar-le-Duc am 26. August kam Dahn dem „Gottesgericht der Schlacht" näher. Die Stadt wimmelte von durchziehenden deutschen Soldaten. Aber eines Abends nahm die Bevölkerung mehr und mehr eine drohende Haltung an. „Fast alle Häuser, deren Fenster bis dahin sichtbar gewesen, schlossen ihre Läden; die sehr zahlreichen Arbeiter in ihren blauen Blousen scharten sich auf den freien Plätzen, alle die Hände in den Hosentaschen: finster, feindselig sahen sie auf uns. Ein Feldgensdarm, der mich allein in einer entlegenen Straße schlendern sah, ritt an mich heran und warnte: die Truppen seien größtentheils schon gestern abgezogen, die Stadt brüte in dumpfem Grollen, man erwarte Unruhen, wir Deutschen sollten uns nicht vereinzelt zeigen. Ich erklärte, ich wolle nur noch in einem Buchladen eine Canton-Karte kaufen und ging auf den nächsten freien Platz. Der Franzose führte mich in den Innenraum seines Gewölbes, wo ich mir die Karte aussuchen möge; so war ich von dem vorderen Laden aus nicht sichtbar. Da stürzte von dem Platz herein ein anderer Franzose und schrie frohlockend: „Savez-vous? Ils sont battus! Les Bavarois, qui sortaient ce matin vers Châlons, — ils retournent en débandade, en pleine fuite. Ils sont terriblement battus."

Zugleich ergellte draußen auf dem weiten Platz ein wildes Johlen, Schreien und Pfeifen. Ich warf die ergriffene Karte auf den Tisch und eilte hinaus: Welch' plötzliche Verwandlung! Die unheimlich brütende Schwüle war wilder Erregung gewichen: Franzosen aller Stände — auch Frauen, Damen, wurden plötzlich sichtbar, — flutheten aus den bisher wie ausgestorben stehenden Häusern auf den Platz: In einem großen, palastähnlichen Gebäude gerade gegenüber, dessen stattliche Fenster streng mit Laden verschlossen waren, ward die Balconthür des ersten Stockwerkes aufgestoßen, heraus trat eine Dame in weißem Ballkleid, die Tricolore als Schärpe tragend und mit lauter Stimme sang sie herab auf die sich stauenden Massen da unten — die klangvoll schöne Marseillaise.

Da brach's los: „Vive la France. Victoire! Vive la France! A bas les Prussiens" schrieen die vielen Hunderte, die Arbeiter bückten sich, hoben Ziegelsteine von einem Neubau auf, und baff! schlug ein solcher dicht neben mir — die weiße Binde mit dem rothen Kreuz machte mich kenntlich — an die Hausthür. Ein zweiter, ein dritter folgten, ein vierter streifte mir die Schulter: ich wollte nun den großen Platz überschreiten: aber die Franzosen um mich her — viele Dutzende — ließen mich nicht durch, ließen sich nicht zur Seite drängen: ich stand rathlos: plötzlich kreischten ein paar Weiber vor mir auf, die Männer stoben auseinander und auf mich zu sprengte der preußische Feldgensdarm mit einigen Kameraden: „fix, fassen Sie die Mähnen, Herr Doctor, und laufen Sie mit. Aber fix." Ich that, wie mir befohlen, griff links und rechts in die Mähnen der beiden Pferde, diese trabten los, die Leute wichen erschrocken vor den Hufen zur Seite und so „flog" ich mehr als ich lief, getragen, über den Platz und in Sicherheit in eine leere Straße. Ich trachtete nun nach Hause; unterwegs aber stieß ich auf die Erscheinung, die den Franzosen die eitle Siegeshoffnung eingeflößt hatte. Bayern waren's, zunächst ein schwaches Häuflein, dann immer mehr, die, von Staub und Schmutz und Schweiß bedeckt, mit allen Spuren der Ueberanstrengung, einzeln, nicht in strammer Haltung, in die Stadt zurück hasteten. Die Einwohner hatten sie am frühen Morgen gen Westen abziehen sehen: — jetzt kehrten sie, ziemlich niedergeschlagen aussehend und jedenfalls nicht triumphirend, gen Osten zurück. Das ließ aber für die Gallier nur Eine Erklärung zu: „sie sind geschlagen und fliehen in Auflösung zurück". „Mais", rief den Erschöpften höhnend ein gamin zu, „ce n'est pas le chemin pour Paris?"

Zwei höhere bayerische Officiere, die neben mir standen, von ein paar Chevauxlegers umgeben, sahen das Schauspiel mit an. „Das geht nicht," sprach der Eine. „Reiten Sie dem Regiment entgegen und befehlen Sie . . ." Den Rest verstand ich nicht.

Aber bald begriff ich den Befehl. Denn nun änderte sich abermals das Schauspiel wie mit Zauberschlag. In der Ferne — im Westen — schollen Trommeln und Trompeten und, wie es schien, Marschgesang. Auseinander stoben die Franzosen, die Dame mit der Tricolore verschwand von dem Balcon, und über den Platz zog von Westen her, im strammster Haltung, ein bayerisches Regiment und sang die Wacht am Rhein, so laut, daß die Fenster dröhnten! Das that wohl im bangenden Herzen."

Endlich hat Dahn, der „stets seine rein ästhetische Freude am Festungskrieg und Mord und Brand empfunden", das Glück, die ersten Schlachten zu erleben — Beaumont, Sedan.

„Wenige Schritte noch, und ich stand vor dem ersten Todten, den ich auf einem Schlachtfeld liegen sah, einem französischen Capitain vom 75. Regiment, der, den durchschossenen Kopf nach unten, am Rande des Abhangs lag: er sah ziemlich grauslich aus: aber ich zwang mich, die Leiche zu betrachten: er war völlig ausgeplündert, alle Taschen herausgezogen. Diese Beraubung der Leichen fand ich überall, zumal wenn eine Nacht über das Schlachtfeld hingegangen war. Bei der weiten Ausdehnung der Gefechtsfelder und der großen Zahl der Getroffenen scheint alle Wachsamkeit der Posten und der (ausgezeichneten) Feldgensdarmen nicht auszureichen, diese Gräuel zu verhindern: hier, bei Beaumont, fand ich fast alle Leichen ausgeraubt, die Tornister, um die langsame Aufschnallung zu ersparen, mit einem Fußtritt eingestoßen, die Taschen der Gefallenen umgekehrt. Außer den Einwohnern und den berufsmäßigen „Hyänen des Schlachtfeldes" mögen wohl die vielen Tausende von Fuhrleuten, die von den Heeren mitgeführt werden, solcher Plünderung sich häufig schuldig machen.

Nun in die Reihen der umgestürzten, niedergetretenen Zelte voranschreitend, konnten wir erst völlig das Bild der entsetzten Flucht überschauen, die hier urplötzlich alles und jedes Erdenkliche, was ein Heer nur mit sich führt, im Stiche gelassen und preisgegeben hatte, das nackte Leben zu retten;

die Ueberraschten müssen geglaubt haben, beflügelt, wie ihre Granaten, fallen die deutschen Streiter aus der Luft über sie her: hie und da standen die Chassepots noch in Pyramiden gehäuft, die Pferde, heil, wund und todt, standen und lagen noch mit der Schlinge um die Fessel an die Zeltstangen gebunden, das Feuer glimmte noch unter dem Kessel mit den eingeschnittenen Rüben: einen Soldaten fand ich, das Stück Fleisch für sein Mittagsmahl in der Linken, das darauf zu streuende Salz in der Rechten und — einen Granatsplitter in der Brust. Die noch unbegrabenen in beiden Lagern angetroffenen todten Franzosen schätze ich auf etwa dreihundert — Verwundete wurden immer noch fortgeschafft — die Preußen auf etwa vierzig; diese waren meist durch Chassepotschüsse in den Kopf getroffen von den vielleicht zwölfhundert Schritt entfernten Höhen jenseit Beaumont; Bajonnet- oder Säbelwunden trafen unsere Aerzte hier gar nicht an. Die Franzosen hatten auch ihre Officiere, todt und verwundet, zahlreich liegen lassen, während ich weder hier noch bei Monzon noch bei Sedan noch irgendwo auf dieser ganzen Fahrt, einen deutschen Officier von seinen Leuten auf dem Schlachtfelde verlassen gefunden habe. Einen großen Bestandtheil der eine Wahlstatt bedeckenden Fundsachen machen die Briefe und Aufzeichnungen aller Art aus, die, aus den aufgerissenen Tornistern und Brusttaschen gefallen, vom Ungefähr zerstreut werden: ich hob sie hin und wieder auf: Sorgen der Mütter, Sehnsucht der Bräute, von Thränen halbverwischte Zeilen — der Herbstwind jagte sie über die blutige Haide!

Gräßlich waren die Wirkungen der deutschen Granaten. In der ersten Zeltreihe fand ich fünf, in der zweiten sechs durch Einen Schuß dahingestreckt: — die letztere Gruppe war gerade mit der Suppe beschäftigt gewesen; das Hohlgeschoß war in dem Leibe selbst des Mittelsten geplatzt; vom Gürtel bis an die Knie war er verkohlt, Fleisch und Uniform zu Zunder verbrannt, die weißen Knochen ragten in die Luft. Einem Zweiten war der vordere Theil von Gesicht und Schädel weggerissen, den hinteren Theil füllte, wie eine Schale, Blut und Gehirn; einem Dritten war Hals und Kopf vom Rumpfe glatt hinweg rasirt, und ein Vierter wollte noch die Blechtasse zum Munde führen — er hielt sie in der Rechten —, von dem nur noch der Unterkiefer übrig war.

Es war volle Dämmerung, als wir uns dem alterthümlichen Monzon näherten: des Einzugs werd' ich nie vergessen. Erst gegen Mittag hatten die Preußen, welche gestern Abend nur bis an die Thore gelangten, im Sturm die engen verrammelten Gassen und selbst die einzelnen Häuser genommen; links und rechts am Rande der schmalen Gäßchen lagen, wie sie gefallen waren, die todten Franzosen in breiten Blutlachen: höchstens hatte eine fromme Hand das verzerrte Gesicht bedeckt; die eingestoßenen Fensterrahmen, die mit den Kolben gesprengten Hausthüren, die Dallen der Gewehrkugeln an den Mauern bekundeten den grimmen Straßenkampf, der hier getobt; in einem Hause zur Linken hatte eine Granate die Ecke des Ziegeldaches durchschlagen und noch in die Wand des Nachbars eine klaffende Wunde gerissen. Wir bogen ein auf einen freien Platz: da war ein großes Gebäude total ausgebrannt; noch immer aber stiegen aus dem qualmenden Schutt Rauchwolken, von feurigem Scheine durchglüht, in den Abendhimmel. Linkshin öffnete sich der Blick auf einen Canal der Maas; aber welch ein Blick! Die flüchtenden Franzosen hatten auf einer Brücke ihre Artillerie und ihre Mitraillensen, durch eine Furt den colossalen Train über das schützende Gewässer führen wollen; mitten in dieser Arbeit wurden sie von der auf der Höhe auffahrenden deutschen Artillerie überrascht: und als nun die Granaten sausend in die dichte Masse schlugen, da stürzten im Gedränge der Verzweiflung Mann und Roß und Wagen und Geschütz von der Brücke, deren Geländer barst, die kaum gefundene Furt ward verstopft, Pferde und Menschen wurden weggespült; und jetzt noch lagen und standen in der Fluth Kanonen, Mitraillensen und Gespanne aller Art haushoch übereinander gethürmt — ein unentwirrbarer Knäuel. Und über dem allen nun: — die friedevollste Dämmerung! Zartgelbe Abendwolken, lange hingestreckt: über dem schlanken gothischen Kirchthurm stand die feine Sichel des Mondes: und aus einem fernen, fernen Dorfe her klang leise verhallend das Ave Maria. —"

Auch an tragikomischen Streiflichtern fehlt es in dem Schreckensgemälde nicht.

„Als wir in den ersten Häusern der Vorstadt eingedrungen waren, erhielten wir von rückwärts, von deutscher Seite her, ein paar Granaten. Ich hörte — aber nur ungenau von Weitem — eine Geschichte, die so unwahrscheinlich war, daß ich sie nicht glaubte. Der bayerische Befehlshaber habe entdeckt, daß die Granaten von den Württembergern kamen, und einen Adjutanten an diese abgesandt mit dem Ersuchen, das Feuer auf diese Häuser gütigst einzustellen, da die Bayern schon darin seien. Der Alamanne aber habe entgegnet: „Was? Jetzt hätte mer des Erschte Mal in dem ganze Krieg e gute Position und jetzt sollte mer net schieße? Schießet ihr nur, ihr Loitle." Erst auf drohendstes Einreden des Adjutanten sei der Feuereifer eingestellt worden. Wie gesagt, ich wollte es nicht glauben: aber nach der Rückkehr bestätigte es ein württembergischer Artillerieofficier als Ohrenzeuge, der bei Tröltsch in Würzburg behandelt wurde."

Und dann das Kesseltreiben von Sedan! Der Johanniter Dahn erlebte es mit, zum Theil — gegen alles Kriegsrecht, Herr Professor! — mit dem Gewehr in der Hand, aber es erging ihm mit seiner Todessehnsucht wie damals Napoleon III. „Die Walküren, denen ich mich nach Kräften dargeboten, hatten mich nicht nehmen, Odhin's Schlachturtheil hatte mich nicht treffen wollen." Ein Glück für uns, sonst hätte uns Dahn die folgenden schönen Schlachtenbilder nicht mehr entwerfen können.

„Nachdem der Rand der Hochebene abgesucht war, schritt ich die nordöstliche Senkung hinab: da bot sich ein furchtbares Schauspiel. Als das Fußvolk auf diesem Hügel geschlagen war und den wirren Rückzug in die Festung antrat, sollte die deutsche Verfolgung durch Reiterei aufgehalten werden: und es erfolgte in drei Vorstößen der heldenmüthige Reiterangriff. Ein leichtverwundeter 46er — ein echtes Frankfurter Kind — erzählte mir an Ort und Stelle, wie gewaltig der Sturm der Reiter sich von dem Hügel dort auf sie herabgewälzt habe; aber es war umsonst! Die Preußen bildeten nicht einmal Vierecke — dazu war auch nicht mehr Zeit gewesen! — in Schützenklumpen und in Hakenstellung ließen sie den Feind dicht herankommen, und gaben erst dann Schnellfeuer. Das Ergebniß dieser Arbeit lag nun vor unsern Füßen: reihenweise, dicht nebeneinander, wie sie geritten waren, lagen die Cürassiere — mit ihren ausschließlich weißen Rossen — und die Husaren hingestreckt, wie wenn man einen Zug dicht neben einander gestellter Bleisoldaten stößt: es war ein furchtbarer Anblick. „Zum Einhauen," sagte mein Gewährsmann, „sind sie gar nicht gekommen. Nur Verwundeten, an denen sie vorüberjagten, gaben sie Stiche mit den Pallaschen, meist sie kaum erreichend: — anders freilich, wären es Lanciers gewesen" (wie solche allerdings einen aufgelösten Schützenzug überritten hatten; wir nahmen einen 94er in das Spital, der zehn solcher Stichwunden erhalten hatte, und doch genesen wird). Ich blieb lange vor einem Chasseur stehen, der todt unter seinem todten Rosse lag; ich zählte vier Kugelwunden an dem Manne und vier oder fünf an dem Pferd; die Rechte hielt noch den um das Gelenk geschlungenen Säbel, der Carabinerschaft war durch den Sturz gebrochen; bei dem Rückwärtsjagen hatte sich gar oft Mann und Roß den Abhang hinab überschlagen. An einem der Bäume stand, hinter seinem todten Pferd, an den Stamm der Pappel gelehnt, ein Chasseur à Cheval, den Carabiner im Anschlag auf dem

vorgestreckten Arm. Der Mann war: — todt! — und doch fiel er nicht, an den Stamm gelehnt: und doch blieb auch der Arm vorgestreckt.

„Das ist plötzlich eintretende Leichenstarre," erklärte mir Dr. Roßbach, „ich hab' es schon bei Beaumont beobachtet. Es gerinnt in der Muskel eine bei dem Schuß eindringende Flüssigkeit, was das Erschlaffen des angespannten Muskels verhindert. Ich werde darüber schreiben und will ein paar Augenzeugen dafür haben."

In der Nähe zuckte etwas, das am Boden lag. Ich eilte hin, es war ein preußischer Füsilier: ohne Helm; ein Granatsplitter hatte ihm den Schädel halb zerschmettert: handbreit quoll das weiße Hirn heraus! Und der Mann lebte — seit 24 Stunden! Es war gräßlich! Ich rief den nächsten Arzt herzu: Jolly, Sohn des berühmten Physikers in München, später Professor in Straßburg (?): er hob mit mir den Kopf des Armen in die Höhe und flößte ihm eine solche Menge Morphium ein, daß die Zuckungen sofort aufhörten: bald darauf reckte er sich noch einmal und starb in meinen Armen; mein Rock und die weiße Armbinde mit dem rothen Kreuz wurden ganz blutig."

Dazu ein deutsches Gegenstück:

„Unter den Verwundeten im Officierszimmer lag ein sächsischer Lieutenant, den wir sehr lieb gewonnen. Er hatte einen Schuß in die rechte Brust, die Lunge war oben verletzt. Man konnte die Kugel nicht entfernen; doch nahm die Heilung günstigsten Verlauf: es hatte sich eine Verwachsung gebildet, welche das Sinken des Geschosses in die Lunge verhinderte. So schärfte man dem Wunden ein, möglichst ruhige Haltung des rechten Arms zu beobachten, da jede Bewegung die Verwachsung zerreißen und die Kugel senken könne. Mit musterhafter Geduld hält der lebhafte Officier viele Tage die schwere Geduldprobe aus: er rührt den Arm nicht. Endlich tritt eine Ordonnanz in den Saal, fragt nach dem Lieutenant, und überreicht ihm — das eiserne Kreuz! Begeistert streckt der junge Held die Rechte nach dem köstlichen Ehrenschmuck und drückt ihn an das Herz. Nachts werden schleunig alle Aerzte herbeigerufen; die rasche Bewegung hat die Verwachsung zerrissen, die Kugel hat sich tief in die Lunge gesenkt und unser tapferer junger Freund muß sterben. Tödtliche Ehre! tödtliche Freude!"

Statt des ersehnten und gesuchten Heldentodes in der Schlacht fand Dahn beinahe den „schimpflichen Strohtod" im Lazareth. Vor dem Typhus flüchtete er in die Heimath zurück, gebrochen, aber stolz darauf, mit dabei gewesen zu sein, „ein zur Poesie wiedererwachter Poet" — „der Krieg hat mich gerettet" . . . „Will man stolz auf Deutschland sein, muß man heute um 25 Jahre zurückdenken" . . . „Ja, so haben wir damals das neben uns und den Engländern tapferste Volk und beste Heer der Erde bezwungen. Jetzt (1894) werden wir von Hottentotten und nackten Negern geschlagen. Es thut weh!" . . . „Mit Bismarck's Sturz brach jenes unsagbar Häßliche über uns herein, daß fortab deutsche Knaben in der Schule ein solches Ende solcher Verdienste lernen mußten, daß Deutsche dem machtlosen Löwen Fußtritte gaben, während die Franzosen dem großen Feind ehrerbietig gerecht wurden. Die im Januar 1894 erfolgte „Versöhnung" hat, wie Jedermann weiß, gar keine politische Bedeutung, aber ich besorge, man kann auch die rein menschliche leicht erheblich überschätzen. Der Sturz Bismarck's ist und bleibt ein Nationalunglück"... Bald darauf wurde Dahn von dem Altreichskanzler empfangen. Der Fürst sprach fast ausschließlich über Politik: über Dinge von 1862 bis 1893; er sprach mit einem geradezu überwältigenden Vertrauen, mit einer rückhaltlosen Offenheit über alle Dinge und Menschen, auf die er zu reden kam. Ich habe nicht einmal für mich allein ein Wort aufgeschrieben: man weiß nicht, in welche Hände nach meinem und meiner Frau Tod solche Aufzeichnungen kommen können. Und recht Vieles eignet sich nicht zur Veröffentlichung. Was der Fürst davon bekannt geben will, kann er ja in seine zu druckenden „Erinnerungen" aufnehmen. Freilich sagte er, daß diese sich fast nie über den Verkehr mit — befreundeten oder feindlichen — Staatsmännern und in höhere — fürstliche — Kreise erheben würden."

Dahn schließt seine Kriegserinnerungen, die hoffentlich bald in einer Sonderausgabe erscheinen werden, ohne den Ballast seiner vielbändigen Memoiren, mit einem triftigen Wort über den Sedantag. „Lebhaft erfreut mich, daß Moltke der sinnwidrigen Unsitte entgegentritt, die sich in Deutschland eingenistet hat, den Sedantag am 2. September zu feiern, während doch der Sieg am Nachmittag des 1. September entschieden war und am 2. September nicht ein Schuß mehr fiel. Ganz grundlos ist die „Begründung" des Mißgriffs dadurch, daß die Frucht des Sieges: die Waffenstreckung von Heer und Festung, erst am 2. September gepflückt worden sei; auch das ist widergeschichtlich: schon am Abend des 1. September stand die Ergebung, standen auch die Bedingungen der Uebergabe fest; am 2. September und im Verlauf der folgenden Tage fand nur die Vollziehung des Vertrages statt. Die Verkehrtheit ist so arg, wie wenn man einen Schachsieg am 2. September feiern wollte, weil das Spiel zwar am 1. September entschieden war, aber die Figuren erst am 2. September in die Schachtel gelegt wurden. Es ist ebenso verkehrt, wie die beharrliche Bezeichnung des verstorbenen Kaisers Friedrich als Kaiser Friedrich III., während er doch als Kaiser Friedrich I., nur als König (von Preußen) Friedrich III. heißen muß. Besonders gelehrt und scharfsinnig sind jene Vertheidiger des Irrthums, die sich auf die gleichnamigen Vorgänger im alten Reich berufen, während doch erstens glücklicherweise unser Reich nicht eine Fortsetzung des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" ist, und zweitens in solchem Falle der Verstorbene als Nachfolger der „kaiserlichen Schlafmütze", Friedrich's III., Friedrich IV. heißen müßte."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Frauenseele.

Von Anton Tschechow.

(Schluß.)

Schnellen Laufes zu Hause angelangt, stand Sophia Petrowna etwa fünf Minuten unbeweglich in ihrem Zimmer und sah bald auf das Fenster, bald auf ihren Schreibtisch.

„O, ich Nichtswürdige!" rief sie aus. „Ich Nichtswürdige!"

Sich zum Possen erinnerte sie sich aller Einzelheiten, wie ihr Iljin's Zuvorkommenheiten stets widerlich gewesen, wie es sie aber auch zu einer Aussprache mit ihm zog: ja, daß sie ein ungewohntes Gefühl der Befriedigung empfand, als er ihr zu Füßen lag. Sie besann sich auf Alles, aufrichtig gegen sich selbst, und in schamhafter Aufwallung hätte sie sich gleich schlagen können.

„Armer Andrei!" dachte sie und suchte bei der Erinnerung an ihren Gatten ihrem Gesicht einen möglichst sentimentalen Ausdruck zu geben. „Warja, mein armes Kind, weiß gar nicht, welch abscheuliche Mutter sie hat! Verzeiht mir, Ihr Lieben! Ich liebe Euch sehr . . . sehr!"

Und um sich selbst einzureden, daß sie noch eine gute Frau und Mutter sei, lief Sophia Petrowna in die Küche und schalt die Köchin, weil sie für Andrei Iljitsch noch nicht den Tisch deckte. Sie suchte sich das Bild des hungrigen und müden Gatten auszumalen, bemitleidete ihn laut und deckte ihm selbst den Tisch, was ihr bisher noch nie ein-

gefallen war. Dann nahm sie ihr Töchterchen Warja auf die Arme und herzte es; das kleine Ding erschien ihr schwer und kalt, doch sie wollte sich das nicht eingestehen und setzte ihm auseinander, wie brav und gut der Papa sei.

Dagegen hatte sie kaum einen Gruß für Andrei Iljitsch, als er nach Hause kam. Die unwahren Gefühle waren schon spurlos verschwunden und hatten sie nur gereizt. Sie saß am Fenster, litt und ärgerte sich. Nur im Unglück begreifen die Menschen, wie schwer es ist, seine Gefühle und Gedanken zu beherrschen. Sophia Petrowna erzählte später, daß in ihr ein „Chaos" war, „ebenso unentwirrbar, wie es schwer ist, Vögel im Fluge zu zählen." Schon daß sie sich nicht über die Ankunft ihres Gatten freute, daß sein Benehmen beim Mittagessen ihr nicht gefiel, war ihr ein Beweis, daß ihr Abscheu vor ihrem Manne wuchs.

Andrei Iljitsch, halbtodt vor Hunger und Ermüdung, machte sich in Erwartung der Suppe, die man auftragen sollte, über die Wurst her; und er aß sie mit Gier, laut schmatzend und die Schläfen bewegend.

„Du mein Gott," dachte Sophia Petrowna, „ich liebe und achte ihn, aber . . . warum kaut er so abscheulich?"

In ihren Gedanken war kein geringeres Chaos als in ihren Gefühlen. Sie bemühte sich, wie alle, die im Kampfe gegen unliebsame Gedanken nicht geübt sind, ihr Unglück zu vergessen, und je eifriger sie war, um so lebhafter sah sie in ihrer Phantasie wieder Iljin, den Sand auf seinen Knieen, die dichten Wolken, den Eisenbahnzug . . .

„Und warum bin ich, Dumme, heute hingegangen?" fragte sie sich. „Bin ich denn wirklich so schwach und schlecht, daß ich meiner nicht mehr mächtig bin?"

Die Furcht übertreibt die Gefahren. Als Andrei Iljitsch die letzte Speise aß, war sie fest entschlossen, ihm Alles zu erzählen und der Gefahr zu begegnen.

„Andrei, ich muß ernstlich mit Dir reden," begann sie nach Tisch, als er den Rock und die Stiefeln auszog, um sein Schläfchen zu machen.

„Nun?"

„Wollen wir nicht fort von hier?"

„Wohin? In die Stadt ist's noch zu früh . . ."

„Nein, reisen oder sonst was . . ."

„Reisen? . . ." brummte der Notar. „Das möchte ich ja selbst, doch woher das nöthige Geld, und wem überlasse ich meine Kanzlei?" Und nachdem er etwas nachgedacht, fügte er hinzu: „Weißt Du was, Du langweilst Dich . . . So reise doch allein, wenn Du willst."

Sophia Petrowna war damit einverstanden, machte sich aber sofort klar, daß Iljin über die gute Gelegenheit, mit ihr in einem Eisenbahnwagen zu fahren, erfreut sein würde. Sie dachte darüber nach und sah ihren Gatten an, der gesättigt, aber noch immer müde war.

Zufällig fiel ihr Blick auf seine Füße, die äußerst klein, fast damenhaft waren und in gestreiften Socken steckten, deren Spitzen ausgefranzt waren.

Hinter dem geschlossenen Rouleau summte eine Hummel am Fensterglas. Sophia Petrowna blickte auf die Socken, hörte das Summen der Hummel und stellte sich ihre Reise vor. Ihr gegenüber Tag und Nacht Iljin, der das Auge nicht von ihr abkehrt, über seine Schwäche erzürnt und vor Seelenschmerz bleich. Er nennt sich einen liederlichen Jungen, rauft sich die Haare; aber sobald es dunkel und die Passagiere eingeschlafen oder ausgestiegen, fällt er vor ihr auf die Kniee nieder und drückt ihre Füße, wie damals bei der Bank . . .

Sie bemerkte plötzlich ihre Träumereien.

„Nein, allein fahre ich nicht!" sagte sie. „Du mußt mit!"

„Unsinn, Sophotschka!" seufzte Lubjanzew. „Man muß verständig sein und nichts Unmögliches wünschen."

„O, du fährst gewiß mit mir, wenn du Alles weißt," dachte sie.

Da sie entschlossen war, fortzureisen um jeden Preis, so fühlte sie sich plötzlich außer aller Gefahr; ihre Gedanken wurden nach und nach ruhiger, sie selbst heiter und erlaubte sich sogar Gedanken über alles Mögliche: jetzt konnte sie denken, was sie wollte, — sie reiste ja fort! Indeß ihr Mann schlief, wurde es Abend . . . Sie saß im Salon und spielte auf dem Clavier. Das abendliche Leben auf der Straße, die Musik, besonders aber der Gedanke, daß sie vernünftig sei und das Unglück überwunden habe, versetzte sie in eine ausgelassene Stimmung. Andere Frauen, sagte ihr das Gewissen, wären gewiß nicht standhaft geblieben und hätten sich gehen lassen, während sie vor Scham fast vergangen und der vielleicht bloß eingebildeten Gefahr entflohen war! So sehr verschönen Tugend und Kraft, daß sie sich sogar dreimal im Spiegel besah. Als es dunkel geworden, kamen Gäste. Die Herren setzten sich im Speisezimmer zu den Karten, die Damen nahmen den Salon und die Veranda ein. Zuletzt erschien Iljin. Er war traurig, finster und schien krank. Er setzte sich in eine Ecke des Sophas und blieb den ganzen Abend dort. Sonst heiter und gesprächig, schwieg er dieses Mal die ganze Zeit, gab seinem Gesicht einen düsteren Ausdruck und wischte sich mehrmals über die Augen. Mußte er auf eine an ihn gerichtete Frage antworten, so verzog er nur die Oberlippe zu einem übertriebenen Lächeln, antwortete kurz und gereizt. Wohl fünfmal machte er Witze, doch sie waren bitter und boshaft. Sophia Petrowna schien es fast, als wäre er einem hysterischen Anfall nahe. Erst als sie am Clavier saß, fühlte sie klar, daß es diesem unglücklichen jungen Mann nicht nur's Scherzen war, daß seine Seele krank war zum Sterben. Ihr zu Liebe hatte er die besten Tage seiner Jugend verloren, sein letztes Vermögen für ein Landhaus hingegeben, seine Mutter und seine Schwestern verlassen und war sogar im qualvollen Kampfe mit sich selbst zusammengebrochen. Schon aus gewöhnlicher Menschenliebe mußte man sich seiner annehmen. . . . Sie fühlte das alles heftig, fast wie einen Schmerz im Herzen, und wenn sie jetzt zu ihm gesagt hätte: „Nein!" so wäre das Wort wohl mit ganz schwacher, kaum hörbarer Stimme herausgekommen. Aber sie trat nicht an ihn heran, noch sagte sie ihm Etwas, noch wollte sie etwas. . . . Der Egoismus ihrer Natur hatte sich ihrer nie so mächtig offenbart, wie an diesem Abend. Sie sah ein, daß Iljin unglücklich war und auf dem Sopha wie auf Kohlen saß; er that ihr leid, doch zugleich erfüllte seine Gegenwart und seine Liebe, die wie eine Krankheit war, ihre Seele mit Triumph und mit dem Wonnegefühl ihrer Macht. Sie war sich ihrer Jugend, Schönheit und Unnahbarkeit bewußt, und da sie entschlossen war, abzureisen, so legte sie sich jetzt keinen Zwang auf. Sie kokettirte, lachte in einem fort und sang begeistert und mit viel Gefühl. Alles erfreute sie und erschien ihr zugleich lächerlich. Die Erinnerung an die Scene bei der Bank, an die sie beobachtende Schildwache kam ihr komisch vor. Komisch erschienen ihr auch die Gäste, wie Iljin's freche Witze. Die Nadel auf seinem Halstuche, die sie früher nicht gesehen hatte, stellte eine rothe, kleine Schlange mit Augen von Edelsteinen dar; so komisch erschien ihr diese Schlange, daß sie sie hätte abküssen können. Sie sang die Lieder mit nervöser Wärme; als wollte sie fremdes Leid verhöhnen, sie wählte traurige und melancholische Lieder, die verlorene Hoffnungen, Vergangenheit, das Alter beklagten.

Was aber ging sie das Alter an?

„Mir scheint, daß in mir etwas Sonderbares sich regt," dachte sie zwischen Lachen und Singen. Die Gäste entfernten sich um zwölf Uhr. Iljin als letzter. Sophia Petrowna spürte die Lust, ihn bis zur Veranda zu begleiten. Sie wollte ihm sagen, daß sie mit ihrem Manne reisen werde, bloß um zu sehen, was für einen Eindruck dies auf ihn machen würde.

Der Mond versteckte sich hinter Wolken, aber es war noch so hell, daß Sophia Petrowna sehen konnte, wie der Wind mit seinem Mantel und den Vorhängen der Veranda spielte. Sie sah auch, wie bleich Iljin war und wie seine Oberlippe zuckte, indem er sich zum Lächeln zwang.

„Sonja, Sonitschka . . . mein liebes Herz!" flüsterte er, indem er sie nicht zum Wort kommen ließ. „Meine Liebe, meine Gute!" In einer Anwandlung von Zärtlichkeit, mit einer Stimme voll Rührung, nannte er sie mit Kosenamen, einer immer zärtlicher als der andere, ja

er duzte sie schon wie eine Gattin oder Geliebte. Ihr völlig unerwartet, faßte er sie um die Taille und hielt mit der anderen Hand ihren Arm fest.

„Mein theures, schönes Weib," flüsterte er und küßte ihren Nacken. „Sei stark und komm mit mir!"

Sie befreite sich aus seiner Umarmung und hob den Kopf, um ihr Mißfallen und ihre Empörung auszudrücken, aber es mißlang ihr, und ihre vielgerühmte Tugend und Reinheit half ihr nur zu einer Phrase, wie sie alle gewöhnlichen Frauen in solchen Fällen aussprechen:

„Sie sind verrückt!"

„Komm, komm!" fuhr Iljin fort. „Dort bei der Bank habe ich mich überzeugt, daß Sie, Sonja, ebenso kraftlos sind wie ich. . . Glauben Sie mir, mit uns nimmt es kein gutes Ende! Sie lieben mich und suchen vergeblich sich mit Ihrem Gewissen gegen mich zu verschwören."

Als er sah, daß sie sich losreißen wollte, faßte er ihren Spitzenärmel und sagte:

„Nachgeben werden Sie ja doch, wenn nicht heute, so morgen! Wozu also dieser Zeitverlust? Meine theure, liebe Sonja, das Urtheil ist gefällt, warum die Vollziehung hinausschieben? Wozu sich selbst betrügen?"

Sophia Petrowna riß sich los und verschwand in der Thür. Als sie in den Salon zurückgekehrt war, schloß sie mechanisch das Clavier, besah lange eine Notenvignette und setzte sich. Sie konnte weder stehen noch denken . . . Von all der Erregung und dem Muthwillen war nichts geblieben, als ein Gemisch von Mattigkeit, Ekel und Langeweile.

Das Gewissen sagte ihr, daß sie sich an jenem verflossenen Abende häßlich und albern, wie ein dummes Mädchen benommen habe, daß sie sich soeben habe umarmen lassen und noch jetzt ein Unbehagen in der Taille und am Arm empfinde. Im Salon war Niemand, nur ein Licht brannte. Frau Lubjanzew saß auf dem runden Stuhl vor dem Clavier, ohne sich zu rühren, irgend Etwas erwartend. Und unterstützt durch ihre Widerstandslosigkeit und die Dunkelheit, ergriff sie ein starkes, unüberwindliches Begehren. Wie eine Schlange umfaßte es ihre Glieder, wuchs es mit jeder Minute und drohte ihr schon nicht mehr wie ehedem, sondern stand klar vor ihr, in ganzer Nacktheit . . .

Eine halbe Stunde saß sie reglos und ohne ihre auf Iljin gerichteten Gedanken zu stören; dann stand sie träge auf und ging langsam in's Schlafzimmer, wie ein Hund, dem man die Hinterbeine überfahren.

Andrei Iljitsch hatte sich schon zur Ruhe begeben. Sie setzte sich an's offene Fenster und ergab sich ganz dem begehrenden Gefühle. Ein Chaos gab es in ihrem Kopfe nicht mehr, alle ihre Gefühle und Gedanken drängten nach einem bestimmten Ziele. Sie versuchte zu kämpfen, machte aber gleich eine abwehrende Bewegung . . . Jetzt erkannte sie, wie stark und unerbittlich der Feind war. Um mit ihm zu kämpfen, bedurfte es der Kraft und Festigkeit; die Geburt, die Erziehung, das Leben gab ihr indessen nichts, worauf sie sich hätte stützen können.

„Ich Sünderin! Ich Verworfene!" rief sie aus. „Also eine solche bin ich?"

So sehr bäumte sich in ihr die gekränkte Scham, daß sie sich mit allen möglichen Schimpfworten benannte. Viele beleidigende Wahrheiten sagte sie sich, wie daß sie nie moralisch gewesen, daß sie nur nicht früher gefallen sei, weil die Gelegenheit fehlte, daß der Kampf dieses Tages ihr ein Vergnügen und eine Comödie gewesen . . .

Freilich habe ich gekämpft, dachte sie, was war das aber für ein Kampf?! Auch die Käuflichen kämpfen vorher, verkaufen sich aber doch! Ein schöner Kampf, bei dem es wie bei der Milch zugeht, die an einem Tage gerinnt! An einem Tage!

Sie bewies sich, daß nicht die Liebe sie aus dem Hause trieb, nicht Iljin's Persönlichkeit, sondern die Wollust kommender Tage . . .

Wenn ich gehen soll, so ist es jetzt Zeit! dachte Sophia Petrowna. Das Herz begann ihr mit einem Male ungewöhnlich stark zu schlagen.

„Andrei!" schrie sie auf. „Hör' mal . . . wir reisen doch? Nicht wahr?"

„Ach, ich habe es Dir doch schon gesagt: reise allein."

„Nein, hör' mal," fuhr sie hastig fort, „wenn Du nicht mit mir kommst, so läufst Du Gefahr, mich zu verlieren. Mir scheint, ich bin bereits . . . verliebt!"

„In wen?" fragte Andrei Iljitsch.

„Was geht es Dich an, in wen!" rief sie ärgerlich.

Andrei Iljitsch richtete sich auf, ließ die Füße hängen und blickte erstaunt auf die dunkle Gestalt seiner Frau.

„Unsinn!" sagte er gähnend.

Es erschien ihm unglaubwürdig, gleichwohl erschrak er. Nachdem er etwas nachgedacht und seiner Frau einige dumme Fragen vorgelegt, äußerte er seine Ansicht über die Ehe, die Untreue . . . Dann sprach er verdrossen noch zehn Minuten und legte sich zur Ruhe. Seine Moralpredigt hatte keinen Erfolg. Es giebt viele Meinungen in der Welt, und reichlich die Hälfte aller ist den Menschen geläufig, die selbst nie im Unglück waren.

Trotz der späten Stunde sah man vor den Fenstern noch immer Leute auf der Straße. Sophia Petrowna legte sich ein leichtes Tuch um, blieb stehen und dachte . . .

Sie hatte noch den Muth, ihrem schlaftrunkenen Gatten zu sagen:

„Schläfst Du? Ich will noch ein wenig spazieren . . . Kommst Du mit?"

Das war ihre letzte Hoffnung. Als sie keine Antwort erhielt, ging sie hinaus. Es war windig und kühl. Sie empfand weder den Wind, noch das Dunkel, sondern ging und ging nur immer weiter . . .

* * *

Aus der Hauptstadt.

Eau de mille impertinences.

Leoncavallo, der gerühmte Componist, spielte letzthin einem Kreise von Kennern die Ouverture der ihm bestellten Oper „Der Roland von Berlin" vor.

Wiederum zeigte sich hier in imponirendster Weise die bethörende Macht, die heilende Kraft guter Musik. Ein Podagrist, der seit acht Jahren nicht mehr ohne Unterstützung zu gehen vermochte, erhob sich gleich nach den ersten Klängen der Ouverture und verließ, unter Zurücklassung beider Krücken, den Saal in fluchtartiger Eile.

Er ist bis heute nicht wieder eingeholt worden.

* * *

Neuer Sang an Ihr.

In „lebender Bilder" berauschendem Reih'n
Hat sie als Venus von Milo,
Nachher als Klio die Herzen entzückt —
Warum nicht lieber als Kilo?

* * *

O dieser Glieder sel'ge Fülle,
Die Juno's Pracht in Schatten stellt!
Wen kann es da noch Wunder nehmen,
Daß sie so colossal gefällt?

* * *

Zwei Excellenzen auf Urlaub.

Trafoi und Sulden diesmal beglücken
Die sonderbaren Schwärmer.
Wenn sie sich in die Alpen drücken,
Sind wir um ein Alpdrücken ärmer.

* * *

Goluchowski-Hohenlohe.

Den Fürsten bei seiner Jagdpassion
Nicht zu stören, thät's Gräflein den Anschluß verpassen —
Sehr schlimm, daß selbst die Collegen schon
Fürst Hohenlohe schießen lassen!

* * *

Eine Schauerkunde wie Sturmeswehn
Dringt über die Alpen her:
Im Schweizer Canton Uri stehn
Alle Gefängnisse leer!

Kein Streikversuch fand schlimmen Lohn,
Kein allzu freies Wort;
Kein Bettler hat im ganzen Canton
Höchst ungesetzlich geschnorrt.

Es tönte keines Zechers Sang
Ruhestörend zur Nacht;
Es ist auch keine Spitzbuben-Bank
Jählings zusammengekracht.

Wenn sich im ganzen Cantone nicht
Einer sträflich vergißt,
Lernt, Schweizer, von unserm Reichsgericht,
Was „grober Unfug" ist!

Nehmt unsrer Singermäntel Noth,
Der Mächtigen faule Ruh,
Unsres Mittelstandes Noth
Und unsre Börse dazu!

Wenn deren Ruf erst im Land erscholl,
Herrscht ein ganz anderer Geist,
Sind alle Zuchthäuser übervoll,
Alle Hütten verwaist!

* * *

Alte und moderne Wirtschafts-Politik.

Früher mästete man Ochsen, um sie zu verzehren,
Jetzt mästet man Ochsen, um sich von ihnen verzehren zu lassen.

* * *

Das neue Agrar-Programm.

Der Haus unsichrer Vollmaristen
Die Scheu vorm Dorfe umn verliert,
Und sich gewaltig für den Bauer
Und für's Getreide int'ressirt.
Gott Liebknecht freilich blitzt und donnert;
Der wahrhaft Zielbewußte kennt
Getreide nur in jenem Zustand,
Den man — Getreide-Kümmel nennt.

* * *

Die 1896er Gewerbe-Ausstellung.

Es spart der Magistrat und spart. —
Für die Ausstellung gern gewinnt
Er Seltenheiten aller Art,
Falls sie umsonst zu haben sind.
Zeigt ihr euch weiter so bereit,
Dem „show" gewaltgen Glanz zu leihn,
Wird seine größte Seltenheit
Ein — zahlender Besucher sein.

* * *

In London wirkt seit ein'gen Jahren schon
Ein fleiß'ger Arier, Namens Mendel Cohn.

Der hat von allen Ländern dieser Welt
Banknoten täuschend ähnlich hergestellt.

Was er herausgab, war von hohem Werth,
All seine Werke waren sehr begehrt.

Es störte leider in der Production
Die Polizei den Arier Mendel Cohn.

Cohn gründete, was man auch sagen mag,
Den ersten lucrativen Selbst-Verlag.

* * *

Von den Berliner Raub-Banken.

Unter den Linden hat ein geriebener Spitzbube schon wieder ein Bankgeschäft aufgemacht.

Diesmal mit dem Stemmeisen.

* * *

Hulda Baer.

Bevor sie die Erbschaft noch konnt' erheben,
Umwarben sie tausend Tagediebe. —
Man kann zwar nicht von der Liebe leben,
Jedoch vom — Erbonkel seiner Liebe!

* * *

Das kaum wieder eröffnete Lessing-Theater ist gestern der Schauplatz eines häßlichen und betrübenden Scandals geworden.

Die Proben zu Oskar Blumenthals „Gräfin Fritzi" haben begonnen.

* * *

Uncontrollirbare Gerüchte.

Um den „Olympier", der liebend girrt
Und abgrundtief nun in Schulden verirrt,
Die Wolken zusammen sich ballen —
Ach, auch sein schönes Theater wird,
Den Flammen zum Opfer fallen!

Timon d. J.

Die große Kunstausstellung.

10. Unsere National-Denkmäler.

Nichts ist heutzutage gefährlicher, als ein großer Mann zu sein. Zuerst wird man mit Dynamit und faulen Eiern beworfen, und hinterher kriegt man ein Denkmal gesetzt. Da weiß man wahrlich nicht, was das Schlimmere ist.

Es ist da, als Anhang zu unserer Ausstellung, eine niedliche Schreckenskammer eingerichtet: die Maschinenhalle, mit den Concurrenz-Entwürfen für das Berliner Bismarck-Denkmal. Ich wollte, der selige Windhorst, der jetzt in Meppen ein Leidensgenosse seines alten Erzfeindes hat werden müssen, — ich wollte, er könnte als seliges Englein auf zwei Schmetterlingsflügeln einmal sachte durch diesen Saal schweben. Ich glaube, seine reingebadete Seele würde vor Mitleid und Rührung zerschmilzen. Er würde eilends nach Friedrichsruh hinüberflattern, würde Bismarck im Traume erscheinen, und: „Bruder", würde er sagen, „ich verzeihe dir alles, ich bin fürchterlich gerächt".

Wie kommt es, daß dasselbe Deutschland, das einen Bismarck hervorgebracht hat, nicht einen einzigen Künstler hat erzeugen mögen, der seinem Heros ein würdiges Denkmal baue? Liegt der deutsche Genius so gänzlich darnieder? Oder ist vielleicht die Denkmal-Aufgabe eine solche, daß sich der Genius nicht gerne damit befassen mag?

An sich, sollte man glauben, kann es für ein künstlerisches Genie kaum ein lockenderes Ziel geben, als den gebietenden Helden seiner Zeit durch ein gewaltiges und tiefbeseeltes Monument für alle Zeiten lebendig zu erhalten. Wäre die Malerei in diesem Falle nicht die minderbegünstigte Kunstform: Lenbach hätte für Bismarck vielleicht das werden

können, was wir bis jetzt vom Bildhauer vergeblich erwarten. Er bringt jenen Ewigkeitssinn mit an sein Werk, aus dem allein die wahrhaft monumentalen Kunstgestaltungen entspringen. Von den concurrirenden Bildhauern zeigt kein einziger diesen Ewigkeitssinn. Alle klammern sich an das Vergängliche und das Zufällige, oder vergessen gar ihren Helden über dem Putzwerk, mit dem sie ihn umgeben.

Wie kommt das? Ist unter unseren sämmtlichen zeitgenössischen Bildhauern kein einziger, der sich zu einer monumentalen Auffassung Bismarck's emporzuraffen vermöchte?

Möglich, daß dieser Einzige fehlt! Möglich aber auch, daß verschiedene allgemeinere Umstände dem „Einzigen" die Lust benehmen, sich mit seinem Können und Empfinden herauszuwagen!

Man vergegenwärtige sich einmal für einen kurzen Moment Schlüter's Denkmal des „Großen Kurfürsten". Es fehlt unter den „Bismarck" Entwürfen nicht an Anklängen und Anlehnungen an dieses für alle Zeiten gültige Monument. Etwas Aehnliches ist damit natürlicherweise nach keiner Richtung hin geschaffen worden. Denn nicht auf die Verwandtheit im Formalen, auf die Verwandtheit der Gesinnung kommt es an. Die Gesinnung kann aber nur die sein: daß der Künstler, unabhängig vom Geschrei und Getriebe des Tages, sich mit seinem Kunstwerk allein weiß, ganz allein! Er muß die Unbefangenheit sich intact erhalten, die Gewißheit, daß er nichts anderes zu geben braucht, als was er innerlich erschaut hat, und daß er dies vollständig geben darf. Er darf nicht fürchten müssen, daß ihm irgend Jemand, und sei es der Weiseste und Höchstgestellte, in sein Werk hineinrede. Aus innerster Noth und hartem, zwingendstem Drang, unbehelligt von Presselärm und Concurrenzneid, muß er gestalten. Alles was darüber und was darunter ist, ist vom Bösen.

So konnte ein Schlüter seinen Großen Kurfürsten erschaffen. So kann aber heute kein einziger Bildhauer einen Bismarck herstellen, und am wenigsten, wenn es sich um ein Concurrenz-Ausschreiben handelt. Das benimmt von vornherein alle Naivetät.

Es ist kläglich zu sehen, wenn man die Maschinenhalle durchwandert, wie sich die Leutchen abgestrampelt haben, um sich nur ja vortheilhaft einzuführen. „Blickt hierher!" — „nein, hierher!!" — „nein, hierher!!!" — so ruft jeder dieser Entwürfe. Und es ist nicht etwa die originale Kraft, die so ruft, sondern die gefällige, auftragslüsterne Schmiegsamkeit. Dreißig Preise hat man ausgetheilt für diesen Schund, zehn „erste", zehn „zweite", und zehn „dritte Preise". Aber von all den Preisgekrönten ist kein Einziger werth, ein Bismarck-Denkmal, auch nur für Posemuckel, zu errichten. Die süßen dreißig Goldpflaster haben dazu dienen sollen, möglichst viele der concurrirenden Künstler vor den sonst unausbleiblichen materiellen Schädigungen zu behüten. Sie haben im Gegentheil, aus einer erbärmlichen Mitleidstheorie heraus, in den ohnehin schon bedenklichen Wettstreit noch ein besonders entwürdigendes Moment hineingetragen, durch das der künstlerische Charakter des Unternehmens völlig vernichtet werden mußte. Denn statt die schöpferische Kraft in ihren Tiefen zu erregen, auf daß sie selbstlos ihr Höchstes wage, hat man den kleinlichen Speculationsgeist wachgerufen und den lumpigen Ehrgeiz nach officieller Anerkennung. So hat denn Jeder möglichst artig sein wollen, möglichst zahm und möglichst correct, um bei der dreißigfach winkenden Aussicht nicht übergangen zu werden.

Aber selbst dieser Fehler, so verhängnißvoll er war, kann nicht allein verantwortlich gemacht werden für das gänzliche Scheitern der Concurrenzbewerbung. Und auch von der Bewerbung als solcher will ich absehen — sie mag als nothwendiges Uebel gelten, nachdem man einmal zu schwach ist, mit einem eingeführten Mißbrauch offen und tapfer zu brechen. Was aber eine ernstliche Betrachtung erheischt, das ist die bitterböse Frage: Ob nicht unsere gesammte national-patriotische Denkmal Wirthschaft mit der Zeit unheilbar discreditirt worden ist?

Wer die Bewerber um das Bismarck-Denkmal im Geist an sich vorüberziehen läßt, der findet unter ihnen manch tüchtigen Künstler mit klingendem geachteten Namen. Aber auch von diesen Tüchtigen hat keiner etwas Ansehnliches geliefert, nicht einmal Harro Magnussen, der sich in letzter Zeit so viel mit der Person des Altreichskanzlers beschäftigt, und der wiederholt treffliche Büsten von ihm geliefert hat. Es bleibt für diese ebenso bemerkenswerthe wie betrübliche Wahrnehmung keine andere Erklärung übrig als diese: unser heutiges System der Denkmal Errichtung lähmt die künstlerische Productionskraft: ein Künstler, der heute ein öffentliches patriotisches Monument errichten hilft, fühlt sich überhaupt nicht mehr als freier schaffender Künstler, sondern allenfalls noch, als braver Handwerksmeister, der für seinen Lebensunterhalt sorgt und seine Auftraggeber zu befriedigen wünscht.

Man wird einwenden: „Soll denn der moderne Künstler verpflichtet sein, durchaus für seine Kunst zu hungern?" — und ich werde erwidern: „Ob er hungert oder sich satt ißt, ob er nüchtern lebt oder sich betrinkt, ob er in einer Spelunke haust oder in einem Palast, das ist alles völlig gleichgültig, wofern er nur das Eine weiß: daß er einzig und ausschließlich seiner Kunst zu dienen hat." — „Gut", entgegnen die Widersacher, „er soll seiner Kunst leben! Aber um dies zu können, muß er sich doch einigermaßen pecuniär unabhängig stellen. So muß er also sehen, daß er's erste durch lohnende Aufträge so viel verdient, um später nach dem Geld nicht mehr fragen zu brauchen. Und alsdann kann er schaffen, wozu ihn das Herz treibt." — Darauf antworte ich: „Sie geben also zu, daß die lohnenden Aufträge gewissermaßen außerhalb der Kunst liegen, weil des Künstlers „Herz" dabei nicht betheiligt ist. Darauf erlaube ich mir nur die eine Frage: Wünschen Sie, daß die Herstellung von National Denkmälern von unsern Künstlern als „lohnende Aufträge" oder als vollgültige Kunstleistungen betrachtet werden? — Man erwidert, in den heiligsten Gefühlen gekränkt: „Natürlich, als das Letztere! Obwohl —" . . . „Sparen Sie Ihr ‚Obwohl'", sage ich ein wenig unhöflich. „Sie wollen hier eine Halbheit einschmuggeln, die es in künstlerischen Dingen niemals geben kann. Thatsache ist aber leider, daß die „National-Denkmäler" von unseren Künstlern als bequeme Geldquelle aufgefaßt werden, wo man für eine Mindestausgabe von schöpferischer Kraft eine Meisteinnahme von klingendem Dank erntet. Statt daß unsere National Denkmäler der Gegenstand des höchsten Schöpfer-Ehrgeizes und so gleichsam der concentrirte Extract der productiven Kunstkräfte unserer Zeit werden, sinken sie zu bequemen Geschäftsangelegenheiten herab, wo Auftraggeber und Auftragnehmer sich in ein möglichst freundliches Einvernehmen miteinander setzen."

Wer aber ist vor Allem denn der Auftraggeber? Nun, eine Vielheit von Köpfen, die als „Vertreter des deutschen Volkes" fungiren, die sich unter einander zu einigen haben, und die es schließlich Allen recht machen wollen. Mit anderen Worten: ein Verwässerungs-Comité, das gezwungen ist, auf Innehaltung der Conventionen und möglichste Charakterlosigkeit zu dringen, weil Alles, was mit starkem Charakter die Convention überspringt, anstößig wirken würde und von der großen Menge perhorrescirt werden könnte. Man kann also für große öffentliche Denkmäler nichts anderes als seichte Dutzendwaare brauchen, weil doch „das Volk" sie verstehen soll, d. h. das Volk, wie es sich in den Köpfen der culturell ausgesogenen, instinctarmen und phantasielosen „Oberen Zehntausend" widerspiegelt. Item, der modern-patriotische Denkmalhauer übernimmt die Verpflichtung, Originalität, Künstlerschaft und seelische Vertiefung zu Hause zu lassen, sich dem Fassungsvermögen des Philisters anzupassen und dafür sein Geld einzustreichen. Auf diese Weise ehrt das deutsche Volk seine großen Männer und fördert die aufstrebende zeitgenössische Künstlergeneration. Ein Heroenculk wahrlich, bei dem allmälig die „Helden" aus Mehlpappe gebacken werden!

Wie sehr ein Künstler sich herunterarbeiten kann, wenn er sich vorwiegend den „öffentlichen Monumental-Aufgaben" widmet, dafür ist wohl das bezeichnendste und abschreckendste Beispiel Prof. Gustav Eberlein. „Er besaß es doch einmal, was so köstlich ist! Daß man ach! zu seiner Qual nimmer es vergißt!" Aber es ist wirklich traurig, wenn Jemand noch vor wenigen Jahren diese „Psyche" und diesen „Faun mit Nymphe" gemacht hat, und wenn er uns jetzt, neben etlichen anderen Flachheiten patriotischen Stils, mit jenem über alle Maßen nichtigen Doppel-Denkmal Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks aufrückt, in dem selbst die im Interesse der Volkswohlfahrt und Moral gebotenen Grenzen der Trivialität noch bei Weitem überschritten sind. Deutsche Heldengröße wird da durch riesige Wasserstiefel und auswattirte Leiber charakterisirt, — tiefer kann ein Künstler doch nicht wohl sinken!

Doch genug und übergenug von diesen unerquicklichen Zuständen und Dingen! Das nächste Mal werde ich von moderner Plastik schreiben. Für heute aber konnte ich es mir nicht versagen, das Bittere bitter zu melden. Indes — difficile est satiram non scribere.

Franz Servaes.

Notizen.

Leben und Wirken Joh. Bernhard Fischers von Erlach des Vaters. Von Albert Ilg. (Wien, Konegen.) Mit Recht nennt der Wiener Kunstforscher selbst sein umfangreiches Werk das wichtigste Buch auf dem Gebiete der österreichischen Barockgeschichts-Forschung und dennoch nur eine Vorarbeit, nur eine Vorstufe, ein Ausgangspunkt für künftige, eingehendere Verfolgungen des Stoffes. Immerhin ist es ihm in familiengeschichtlicher, biographischer und kunstgeschichtlicher Hinsicht gelungen, eine große Reihe neuer Nachrichten zu finden, durch welche, besonders auf urkundlicher Basis, die Erscheinung des genialen Baumeisters eigentlich begründet wird. Es ist jedenfalls ein äußerst werthvoller und gewichtiger Beitrag zur österreichischen Kunstgeschichte, die Darlegung eines fleißig gesammelten, durch seine Massen imponirenden Materials. Ilg wäre auch der rechte Mann zur künstlerischen Verarbeitung desselben und um uns nach dieser leichten Skizze auch ein Porträt dieser denkwürdigen Künstlergestalt zu liefern. Möge er recht bald Muße und Stimmung dazu finden!

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Auch direct zu beziehen durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag v. **Gustav Fischer** in **Jena.**
Soeben erschien:
Dr. H. Schuschny,
Professor der Hygiene zu Budapest,
Ueber die Nervosität der Schuljugend.
Preis: 75 Pfennige.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

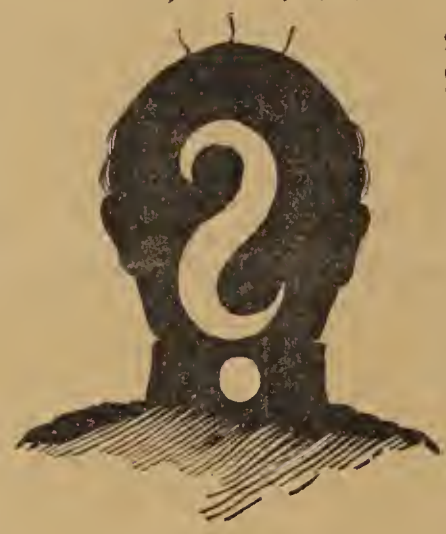
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



„Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen.** Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLVII. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 17. August 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur agrarischen Bewegung. Von Diogenes. — Das Kind vom Standpunkt der Psychiatrie. Von Dr. med. Diettrich (Turin). — **Literatur und Kunst.** Heinrich Marschner. Zum 100. Geburtstage des Meisters. Von Heinrich Röckner. — Ein Heiliger ohne Heiligenschein. (Graf Leo Tolstoi.) — **Feuilleton.** Die Elfe. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Hammerstein. Von Caliban. — Die große Kunstausstellung. 11. Moderne Plastik. Von Franz Servaes. — Anzeigen.

Zur agrarischen Bewegung.

Manch Ries Papier ist bereits vollgeschrieben worden über den Nothstand der deutschen Landwirthschaft auf der einen und die Begehrlichkeit und die demagogischen Umtriebe der Agrarier auf der anderen Seite, und man könnte es Eulen nach Athen tragen heißen, darüber nun auch noch schreiben zu wollen. Oder doch nicht?

Uns will es scheinen, als ob bis dahin den Leuten auf beiden Seiten mehr um das Rechthaben und Rechtbehalten zu thun war, als um eine wirkliche Forderung der umstrittenen Sache. Zunächst sollte doch einmal von Allen anerkannt werden, daß im Allgemeinen die deutsche Landwirthschaft keine Ursache zur Zufriedenheit hat. Mag man auch den Bund der Landwirthe einer Betreibung schrankenlosester Interessenpolitik zeihen, was thun denn Industrielle und Handelsbarone anders? Warum bekämpfen sie die Durchführung agrarischer Ideale? Sicher nicht im Interesse des gemeinen Wohles, denn wo findet man noch Gemeinsinn in den Tagen der freien Concurrenz, sondern weil sie ihren höchsteigenen Interessen dadurch am besten dienen zu können vermeinen. Und wenn ich mich der politischen Partei anschließe, die meinen Sonderinteressen am meisten dient, so ist das mein gutes Recht. Einen so hohen Grad politischer Reife, um das Wohl des Einzelnen dem Wohle des Ganzen unterzuordnen, haben wir in Deutschland noch lange nicht erreicht und werden wir wohl nie erreichen, weil wir Menschen und als Menschen Egoisten sind, und eben deshalb ist, nebenbei bemerkt, der socialdemokratische Musterstaat undurchführbar. Daß der Bund der Landwirthe ein tüchtiges Stück Egoismus in seinem Programm stehen hat, macht an und für sich nichts. Nur sollte er auch den Muth haben, das einzuräumen. Anfangs hatte er ihn, scheint aber neuerdings vor dem Worte Interessenpolitik Angst gekriegt zu haben und die Sache so darzustellen, als wenn der Staat genug thäte in der Sorge um eine leistungsfähige Landwirthschaft und sich um Industrie und Handel nicht groß zu kümmern brauchte. Das glauben die Herren vom Bunde der Landwirthe doch gewiß selber nicht. Wozu also die Heuchelei?

Jeder Culturstaat kommt einmal an den Wendepunkt, da die Erwerbszweige, die man in der Volkswirthschaft Urproduction nennt, zur Ernährung des Volkes nicht mehr ausreichen, wo also der Ueberschuß der Bevölkerung entweder auswandern muß oder zu anderen Erwerbszweigen zu greifen genöthigt ist, und als solche kommen vorläufig Industrie und Handel in Betracht. Der Uebergang macht sich allmählich. Deutschland hat natürlich Industrie und Handel seit einem Jahrtausend gekannt, aber das alte römische Reich deutscher Nation war doch in erster Linie Ackerbaustaat. Industrie und Handel nahmen ihren rechten Aufschwung erst in unserem Jahrhundert, das seit 1815 für unser Vaterland ein friedliches war, wie kaum ein früheres. Das Anwachsen der Bevölkerung und Englands Beispiel begünstigten Industrie und Handel und die Regierungen und in den letzten Jahren die Reichsregierung freuten sich dessen und schützten und förderten sie durch die Gesetzgebung, wo es ging. So machte es sich ganz von selber, daß unsere Gesetzgebung eine industrielle wurde, und die vielbeklagten Handelsverträge sind an einer langen Kette das letzte Glied. Wurde damals ein Fehler gemacht, so war es nicht der, daß man etwas Neues schuf, sondern daß man der Kette noch ein Glied anschweißte, statt anzufangen, eine neue zu schmieden.

Industrie nämlich und Handel sind insofern zweifelhafte Erwerbsquellen, als sie, auf einer gewissen Höhe angelangt, auf das Ausland angewiesen sind. Wir erzeugen weit mehr Industrieproducte, als wir im Lande verwerthen können, und müssen deshalb ausführen. Aber das Absatzgebiet vergrößert sich nicht, es wird kleiner. Alle Culturstaaten wenden sich mehr und mehr der Industrie zu. Artikel, die wir vor einem Menschenalter aus England beziehen mußten, wenn sie gut sein sollten, stellen wir heute ebenso gut und preiswürdig her und concurriren mit England auf dem Weltmarkte, und genau ebensolche Erfahrungen werden wir mit unseren Abnehmern machen: sie werden sich zunächst von uns emancipiren und dann werden sie unsere Concurrenten. Noch stehen uns freilich für geraume Zeit die sogenannten Wilden zur Verfügung. Aber auch sie werden das Selbermachen schon lernen, und wenn auch noch, ehe es dahin kommt, die steigende Cultur sie manche Bedürfnisse lehren wird, so wird auch die Zahl der um ihre Kundschaft Werbenden immer größer und Absatz und Verdienst immer kleiner. Für die Industrie giebt es einen Höhepunkt, über den sie nicht hinauskann, weil der Absatz fehlt. Vielleicht hat man ihn in England ganz oder beinahe erreicht.

Ist es mithin ein Unding, die Landwirthschaft in den Culturstaaten als eine Art Ueberrest aus barbarischen Zeiten anzusehen und nur Industrie und Handel als eine des Culturmenschen würdige Beschäftigung anzusehen, so ist es auch

geradezu gefährlich, den Landbau zu vernachlässigen, denn Ackerbau und Viehzucht nähren doch die Menschheit ganz direct, sie liefern dem Menschen, was er in den Mund steckt. Je mehr ein Land sich von diesen Erwerbszweigen ab- und der Industrie zuwendet, desto weniger ist das Land im Stande, seine Bevölkerung selber zu ernähren, desto mehr ist es auf Zufuhren von außen angewiesen, desto leichter kann man es aushungern. So kann England heute leicht ausgehungert werden und auch Deutschland ist nicht mehr in der Lage, ohne fremde Zufuhren seine Bevölkerung ernähren zu können. Im Frieden hat das keine Noth, aber im Kriege kann das sehr verhängnißvoll werden.

Vorläufig aber spricht man von einer agrarischen Bewegung, nicht weil man sich vor dem zu geringen Angebot fürchtet, sondern weil zu viel angeboten wird und der deutsche Landmann für sein Getreide nicht so viel bekommt, als er meint haben zu müssen, und man macht die Handelsverträge dafür verantwortlich. Aber die geringe Erniedrigung der Zölle kann den Preissturz nicht allein verursacht haben, und wenn zwei oder drei schlechte Jahre die deutsche Landwirthschaft nahezu ruiniren können, dann muß vorher etwas faul gewesen sein. In der That sind nun weder die ermäßigten Zölle, noch ist eine Ueberproduction an Getreide Ursache des Preissturzes, sondern Ursache sind in erster Linie die Preistreibereien an der Börse, denen man zum Wohle des Volkes endlich ganz energisch auf die Finger klopfen sollte. Denn daß die Jobber und Gauner dort mit den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln des Volkes ihr Spiel treiben dürfen, das will einem gesunden Menschenverstande nicht in den Sinn, und man wird unwillkürlich an das Sprüchwort von den großen und den kleinen Dieben erinnert.

Aber auch die Meinung von der gewaltigen Ueberproduction Rußlands an Getreide, das nun zu billigen Preisen auf den deutschen Markt geworfen werden kann, weil man in Rußland billiger producire, ist ein Märchen. Der russische Bauer steckt viel zu tief in der Tasche der Wucherer, die ihm nicht nur das Korn abnehmen, was er entbehren kann, die ihm vielmehr alles nehmen und zwar zu einem von ihnen selbstgemachten und darum nicht zu hohen Preise. Unser Concurrent ist also gar nicht der russische Bauer, sondern der ihn aussaugende Wucherer. Aber bei diesem Aussaugungssystem muß schließlich auch der fruchtbare Boden Rußlands verarmen. Nothjahre werden immer schneller auf einander folgen und Rußland wird in nicht allzu ferner Zeit aus der Reihe unserer Lieferanten ausscheiden, wenn nicht die russische Regierung bald zu der Einsicht kommt, daß das nächste Menschenalter den inneren Reformen gehört, oder dem Bankrott oder aber der Revolution.

Wie aber der russische Bauer unter der Herrschaft der Wucherer steht, so steht der deutsche Landmann unter der Schuldknechtschaft des Capitals und sinkt immer tiefer in die Verschuldung hinein. Ein gar nicht oder wenig verschuldeter Landmannsstand würde doch die wenigen schlechten Jahre verachten, die einer langen Reihe von guten folgten. Aber der deutsche Bauernstand ist krank und war krank, bevor die schlechten Jahre kamen, die Schulden saugen ihm das Blut aus den Adern. Und da liegt nun nach meinem Dafürhalten der grundlegende Fehler des Bundes der Landwirthe und mancher anderer Doctoren, daß sie das Grundübel, die Verschuldung, als das nebensächliche, und das nebensächliche, die schlechten Preise, als das Grundübel ansehen.

Die Heilmittel des Bundes der Landwirthe sind bekanntlich die Annahme des Antrages Kanitz und seine Durchführung und die Einführung einer internationalen Doppelwährung. Beide Mittel sind nun ganz geeignet, den Getreidepreis etwas zu heben, sie schaffen das nebensächliche Uebel also wenigstens theilweise aus der Welt, aber auf das Grundübel haben sie keinen directen Einfluß, wenn nicht etwa der Bauer aus freien Stücken Schulden abtragen will. Und unter zehn Schuldnern denken doch höchstens drei an's Abtragen ohne Mahnung des Gläubigers. Zudem ist die Schuldenlast des deutschen Grund und Bodens fast nur Hypothekenschuld. Der Hypothekengläubiger ist aber einem treuen Zinszahler gegenüber ein geduldiger Gläubiger und zufrieden, wenn sein Capital nur stehen bleiben kann. Auf Ratenzahlungen aber läßt er sich in der Regel gar nicht ein. Wie in guten Jahren die Verschuldung überhand nahm, so würde sie in folgenden guten Jahren auf der erreichten Höhe stehen bleiben trotz Antrag Kanitz und Bimetallismus, und deswegen können wir ihnen, trotzdem sie in unseren schlechten Zeiten Manchem gewiß sehr erwünscht kämen, trotzdem sie für Manchen zum Segen wären, und trotzdem sie bei gutem Willen auch durchführbar wären, das Allheilmittel nicht sehen, das ihre Freunde in ihnen erblicken. Sie würden den Schaden verdecken, nicht heilen, die Last tragen helfen, nicht vermindern.

Es läßt sich gar nicht leugnen, daß der Antrag Kanitz in erster Linie dem auf Getreideverkauf angewiesenen Großgrundbesitzer zu Gute kommen würde. Wir bezweifeln nicht, daß von einem Hectar mit Roggen bebauten Felde in einem Durchschnittsjahre genügend geerntet werden kann, um eine aus fünf Köpfen bestehende Familie ein Jahr lang mit Brotkorn zu versorgen. Aber das bezweifeln wir, daß das in einem solchen Kleinbetriebe geerntete Sommergetreide, das wegen der Fruchtfolge da sein muß, verkauft wird. In den Kleinwirthschaften wird in den meisten Gegenden Deutschlands verhältnißmäßig recht viel Gewicht auf Viehzucht, sei es nun Rindvieh- oder Schweinezucht, gelegt. Uebrigens dürfte ein Betrieb, der ein Hectar mit Roggen bebaute Fläche aufweist, auch in den meisten Gegenden Deutschlands 4—5 Hectar zum mindesten groß sein, also zu den ganz kleinen Betrieben gar nicht gehören. Nun liegen massenhafte Resolutionen vor von solchen Besitzern, die nur etwa 2 Hectare Landes ihr eigen nennen und doch an möglichst hohen Kornpreisen glauben interessirt zu sein. Aber wie solche Resolutionen gemacht werden, weiß man doch zu genau und zwischen einem augenblicklichen und einem dauernden Interesse muß doch unterschieden werden.

Bestritten werden muß dem Bunde der Landwirthe auch die Behauptung, als habe er bereits bewiesen, daß ein Gesetz Kanitz und daß die Einführung der Doppelwährung der Landwirtschaft auf die Beine helfen müsse. So etwas kann erst die Praxis beweisen und praktische Erfahrungen hat in dieser Hinsicht noch kein Kanitz gemacht.

Die Aufgabe einer weitaussehenden Gesetzgebung muß darauf gerichtet sein, das Uebel an der Wurzel zu fassen, und weil wir nun einmal in der Ueberschuldung das Hauptübel sehen, so muß diese bekämpft werden. Nicht Gewährung, sondern Erschwerung neuen Credits thut dem Bauern noth, es sei denn, daß man ihm einen Personalcredit gewähre, an dem nicht die Stelle an und für sich und an dem nicht des Schuldners Erben zu schleppen haben. Die gesetzliche Festlegung einer oberen Verschuldungsgrenze, nicht zu hoch bemessen, über die hinaus es nur noch Personal-, keinen Realcredit mehr giebt, halten wir für nothwendig. Denn auch unter den Landleuten sind jene Leichtfüße zu finden, die zufrieden sind, wenn nur erst sie von eigenem oder fremdem Gute herrlich leben können und denken: Nach uns die Sündfluth! Noch freilich nicht viele, aber sie sind doch da!

Weiter aber halten wir für nöthig die Umwandlung der Hypotheken- in Rentenschulden. Das läßt sich nicht auf einmal machen, sondern nach und nach und nicht durch Zwang, sondern aus freier Entschließung der Bauern. Ihr conservativer Sinn widerstrebt nun freilich allen Neuerungen, aber die Sache wird sich machen, weil sie gut ist. Zunächst muß der Staat mit seinem Credit einspringen, wenn das Capital nicht selber patriotische Anwandlungen hat. Aber wir sind kaum optimistisch genug, zu hoffen, daß es erbötig sein wird, für einen Zins von 3—$3^1/_2$ Procent und eine Amortisation

von $3^1/_2$—6 Procent, je nach dem Grade der Verschuldung und der Lage des Schuldners aus freien Stücken sich zu opfern. Jedoch es ist Geld genug im Lande und an pumplustige Griechen und Portugiesen, Mexikaner und Argentiner ist Geld genug für ein Butterbrod hingegeben worden, und es hat kein Mensch Nutzen davon gehabt, als die Halbgötter an der Börse. Und wenn anders die chinesische Anleihe auch in Deutschland zur Zeichnung aufgelegt werden sollte, so wird es ja auch Dumme genug geben, die darauf hereinfallen.

Man muß endlich einmal zu der Einsicht kommen, daß, eben weil die Capitalbildung in unserem Jahrhundert einen gewaltigen Aufschwung genommen hat und noch nimmt, — der Mensch, der heute bloß leben will, kann sich als Wunderthier für Geld sehen lassen, alle wollen noch darüber hinaus etwas verdienen, nur daß neuerdings Millionen immer schwerer dahin kommen, aber die Neigung ist da — eine sichere Anlage des neugebildeten oder freiwerdenden Capitals zu hohen Zinsen nicht mehr möglich und daß es besser ist, es sicher zu niedrigen als unsicher zu hohen Procenten zu verleihen. Die Anlage in Renten aber ist eine sichere, da der Grund und Boden des Rentenschuldners für das Geld haftet. Vielleicht läßt sich auch ohne staatliche Beihülfe eine Rentenbank oder mehrere mit größeren Summen bilden. Was an solchen und ähnlichen Anstalten bereits vorhanden ist, genügt aus leicht begreiflichen Gründen nicht.

Nimmt der Staat das Ding in die Hand, das er doch controliren muß, so geschieht es, indem er eine bedeutende Anleihe zu dem Zwecke aufnimmt. Der Landmann bekommt daraus eine Rentenschuld anstatt der Hypothekenschuld, d. h. die staatliche Bank bezahlt die Hypotheken aus und der Rentenschuldner verzinst und amortisirt seine Rente laut Verabredung und Contract mit der Bank. Zwar kann der Staat nicht eine so große Anleihe aufnehmen, um auf einmal alle Hypotheken in Renten umzuwandeln, aber von dem Zurückbezahlten kann immer Neuen geholfen werden und auch auf die Hypothekengläubiger wird eine Art von Druck ausgeübt. Nämlich um ihr Geld auch künftig sicher zu stellen, werden sie leichter geneigt sein, ihre Forderungen in Rentenforderungen umzuwandeln.

Aber ob das nun helfen wird? Praktische Erfahrungen über die Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit liegen noch nicht vor, und deshalb ist eine unbedingte Bejahung unmöglich. Aber es greift dem Uebel an die Wurzel und der Beweis, daß auch der schuldenfreie oder wenig verschuldete Landmann nicht existiren kann, ist noch nicht geliefert. Und darum halten wir unseren Vorschlag für gut, so lange uns das Gegentheil bewiesen wird.

Diogenes.

Das Kind vom Standpunkt der Psychiatrie.

Von Dr. med. Diettrich (Turin).

Es ist heutzutage schwer, eine Zeitung oder irgend ein dem literarischen Appetit des Publikums dienendes bedrucktes Stück Papier zur Hand zu nehmen, in dem nicht auf mehr oder weniger geschickte, auf mehr oder weniger wissenschaftliche Art und Weise die Psychiatrie als Thema verwendet wird. Zugleich ist es aber auch seit einiger Zeit in Deutschland, ich möchte sagen „Mode" geworden, in Anknüpfung daran Lombroso, dem Begründer der neuitalienischen psychiatrischen Schule, einige Seitenhiebe zu versetzen und seine Theorien und Lehren als absurd zu erklären. Wenn derartige Stimmen nun auch von Seiten der Laien hörbar werden, so muß man sich fragen, woher diese ihre Berechtigung zu einer solchen Beurtheilungsweise des Turiner Psychiaters nehmen. Da wird man dann unschwer finden, daß sie nur das nachschwatzen, was ihnen von Seiten der Fachmänner gesagt wird, und in der That thut denn auch die jetzt herrschende Generation der deutschen Psychiater ihr Möglichstes, um Lombroso vor den Augen der Welt als nicht maßgebend darzustellen.

Dies Vorgehen ist um so sonderbarer, als gerade die deutschen Psychiater lieber vor der eigenen Thüre kehren sollten! Ganz abgesehen davon, daß es ihnen noch nicht einmal gelungen ist, ihre Wissenschaft einheitlich zu classificiren, was doch als Grundbedingung für jede weitere gesunde Entwickelung gelten muß, haben sie sich auch in den letzten Jahren in all' den großen Sensationsprocessen, in denen das Gutachten der Autoritäten auf diesem Gebiete eingefordert wurde, so bloßgestellt, daß man es dem großen Publikum nicht verargen kann, wenn es Alles, was mit Psychiatrie in Zusammenhang steht, mit sehr skeptischen Blicken betrachtet. Es ist wohl nicht nöthig, auf die Processe Morris de Jonge, Czinsky und vor Kurzem gegen den ehemaligen Hauptmann Böttcher (Mentecaptus) zurückzukommen, in denen allen sich die Gutachten diametral gegenüber standen und in denen sich die Herren nicht genirten, Collegen, die als Universitätsprofessoren wirken und in dieser Eigenschaft denn doch einige Erfahrung und thatsächliche Verdienste um ihr Fach haben sollten, als Ignoranten darzustellen.

Während die deutschen Psychiater, an die alten Traditionen anknüpfend, sorgfältig vermieden, wirklich Neues zu schaffen, hat Lombroso vollständig neue Bahnen eingeschlagen, neue Theorien und Gesichtspunkte geschaffen und sie zu beweisen gesucht. Es würde die mir freistehende Zeit überschreiten, wenn ich auf alle die Punkte eingehen wollte, welche von den Gegnern Lombroso's so hartnäckig bekämpft werden.

So behauptet Lombroso, daß eine gewisse Kategorie von Leuten, die als Verbrecher verurtheilt werden, diese Verurtheilung nicht verdienen, sondern daß sie, als „geborene Verbrecher" sozusagen „extra-social" stehen.

Wie Alles auf dieser Welt einen Anfang, einen Höhepunkt und dann ein Ende erreicht, wie das Leben auf der Erde aus seinen rudimentären Anfängen, aus einem Wesen ohne Kopf, ohne Sinne, sich allmälig vervollkommnet hat und der Gipfel dieser Vollkommenheit im Laufe der Jahrtausende, zumal im Menschen, verkörpert worden ist, so wird das Kind am Anfange seiner irdischen Laufbahn als ein Wesen geboren, das mit all' den anderen von der Erde erzeugten Lebewesen gewissermaßen auf gleicher Stufe steht, denn die Keime, welche, in ihm schlummernd, den späteren „Menschen" bedingen, sind noch nicht in Action getreten. Ohne sich dessen bewußt zu sein, ohne sich über all' die Vorgänge um sich herum Rechenschaft geben zu können, athmet es, nimmt es Nahrung zu sich, verdaut dieselbe, kurz erfüllt alle von der Natur vorgeschriebenen Bedingungen, welche ihm, in ihrer Gemeinsamkeit das thierische Dasein — im physiologischen Sinne — ermöglichen. Bringen wir nun alle diese Vorgänge, welche das „Leben" (auch wieder im physiologischen Sinne gesprochen) ermöglichen unter einen Begriff, der, solange der Mensch lebt, auch actuell ist und nennen wir ihn das „zweite Centrum". Nehmen wir an, daß bei der Geburt des normalen Menschen mit seinem Nervensystem auch zwei Centren geboren werden, deren jedes besondere Functionen zu erfüllen hat. Das erste Centrum, so genannt, weil es beim normalen modernen Menschen das zweite beherrscht, begreift in sich alle die Functionen, die wir im späteren Leben als Geist, Gedächtniß, Energie u. s. w. bezeichnen, und die durch ihre mehr oder minder bedeutende Entwickelung den Werth — das „Bild" — der betreffenden Persönlichkeit im öffentlichen Leben bedingen (und das, mag es auch noch so wenig entwickelt sein, doch stets die Macht über das in diesem Falle aber auch relativ schwächere zweite Centrum bewahrt), während die zweite außer den schon oben genannten physiologischen Functionen, auch alle die Triebe in sich schließt, welche dem Thiere eigen sind und an denen hauptsächlich der Trieb der Selbsterhaltung und der sexuelle Trieb zu nennen sind.

Das Kind, nach der Geburt, ist wie ein Thier. Das erste Centrum schlummert noch, das Kind kann z. B. auch nicht lesen, nicht schreiben, keinen Unterschied machen zwischen Gut und Böse, kurz, das zweite Centrum steht allein in seiner unbeschränkten Herrschaft da. Erst mit der fortschreitenden Körperbildung und geistigen Entwickelung, durch die Erziehung, die man mit einer auf das Kind ausgeübten Suggestion vergleichen kann, nimmt das erste Centrum seinen gebührenden Platz in Beherrschung des in seiner Entwickelung minder rapid fortgeschrittenen zweiten Centrums ein.

Wenn es auch dann gegen Ende des Lebens etwas abnimmt, d. h. Altersschwäche, mangelndes Erinnerungsvermögen, Abnahme der Energie ꝛc. eintreten, so behauptet es dennoch meist seinen Platz, weil auch das zweite Centrum nicht mehr mit intacten Functionen arbeitet. (Prostatahypertrophie des Greisenalters.) Wenn nun auch beim normal veranlagten, erblich nicht belasteten Kinde die Erziehung vernachlässigt wird, so entwickelt sich doch das erste Centrum auf seiner gesunden Grundlage so weit, um seine Herrschaft nicht zu verlieren.

Anders bei dem erblich belasteten Kinde.

Wohl nirgends, wie in diesem Falle hat das Bibelwort sein Recht gefunden: „Die Sünden der Väter rächen sich an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“ Wer jemals in den Irrenanstalten diese armen Wesen — Menschen kann man nicht mehr sagen — gesehen hat, wer jemals erfolglos unter peinlichster Rücksichtnahme auf das körperliche Wohlergehen, versucht hat, diese armen Wesen, denen schon in jungen Jahren das Gefängniß der liebste Aufenthaltsort geworden ist, zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen und dann stets nur ein negatives Resultat zu verzeichnen gehabt hat, der wird die Wahrheit des alten Bibelwortes nur allzu sehr empfunden haben. Bei allen diesen Unglücklichen verdrängt das zweite Centrum das erste, alle thierischen Leidenschaften und Begierden brechen sich Bahn, und wir sehen aus dem Kinde den Verbrecher entstehen, dessen verkümmertes erstes Centrum dem zweiten mächtiger gegenübertritt.

Aber auch die Natur hat diese Wesen äußerlich gekennzeichnet und mit unverkennbaren Stigmata versehen. Durch tausende von Lombroso in den Gefängnissen an jungen Verbrechern vorgenommenen Untersuchungen hat es sich herausgestellt, daß bei allen diesen Subjecten sich folgende Symptome vorfanden: hervorstehende Backenknochen, hervortretender Unterkiefer, Ungleichheit der Ohren, verschiedener Umfang zwischen correspondirenden Extremitäten, affenähnliche Form der Hände, verkehrte Anordnung der Zähne bei ophthalmoxopisiter u. A. m. Wenn sich auch nicht alle diese Stigmata an einem Individuum finden, so hat uns doch die Natur ein Mittel an die Hand gegeben, die spätere Entwickelung der Person durch einige Stigmata vorhersagen zu können, und nur dadurch ermöglicht, durch strenge, lebenslängliche Abschließung derartiger Persönlichkeiten die Menschheit vor Schaden zu bewahren.

Die fromme Aureole des Kindes aber überlassen wir überspannten Philanthropen und alten Betschwestern, die die Welt und speciell das Kind nur durch eine rosa gefärbte Brille betrachten. Wir müssen sagen: das neugeborne Kind ist wie ein Block guten oder schlechten Thons, der sich in den Händen des Bildners entweder zur Vervollkommnung bildet oder weggeworfen wird, unbeachtet, ohne seine Bestimmung erfüllt zu haben.

Literatur und Kunst.

Heinrich Marschner.

Zum 100. Geburtstage des Meisters.

Von Heinrich Röckner.

Am 16. August 1895 sind es hundert Jahre her, seit Heinrich Marschner geboren wurde. Wir können diese Wiederkehr seines Geburtstages nicht mit heller Freude begrüßen, wenn wir bedenken, daß seine Werke schon jetzt beginnen, in Vergessenheit zu gerathen. Die Lebensdauer der Oper im Allgemeinen ist nur kurz, der Geschmack auf diesem Gebiet ändert sich schnell, und nur das ganz Ungewöhnliche und Geniale überdauert ein halbes Jahrhundert. Marschner's poesievolle, echt deutsche Opernmusik hat den Componisten nur in „Hans Heiling“ überlebt. Die einst hoch gepriesenen Opern „Vampyr“ und „Templer und Jüdin“ sind der Mehrzahl des heutigen Publicums so gut wie fremd und selbst „Hans Heiling“ hat aufgehört, eine Zugkraft auf der Bühne zu sein. Der Fachmann, der Kenner schätzt die letztgenannte Oper gewiß hoch, dem großen Publicum, das aber doch schließlich die entscheidende Stimme spricht, ist sie ein achtbares Werk, welches ohne besondere Vorliebe mit einer andachtsvollen Ehrfurcht angehört wird. Zweifelsohne ist Marschner einer der bedeutendsten deutschen Operncomponisten und verdient es, daß unser kunstliebendes Publicum hundert Jahre nach seiner Geburt sich dankbar dessen erinnere, was er für die deutsche Oper geleistet hat.

Heinrich Marschner ist am 16. August 1795 in Zittau geboren. Durch seinen Vater, wie durch tüchtige Musiklehrer, ist er schon in früher Jugend in die Musik eingeweiht worden. Wichtig aus Marschner's Entwickelungszeit ist der Umstand, daß er in seiner Knabenzeit als Solosopransänger in einem Gymnasium in Bautzen mit Auszeichnung thätig gewesen ist. 1813 bezog der Jüngling die Universität Leipzig, um Rechtsgelehrsamkeit zu studiren. — Beiläufig gesagt, haben drei berühmte deutsche Componisten, die alle in Sachsen geboren sind, sich ursprünglich der Rechtswissenschaft widmen wollen: Händel, Schumann und Marschner.

Bald regte sich der musikalische Trieb in dem Jüngling so stark, daß er das Jus bei Seite warf und an der Hand ausgezeichneter Lehrer Composition studirte. Daneben bildete er sich so eifrig zum Pianofortevirtuosen aus, daß er in letzterer Eigenschaft im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Concertreisen machen konnte. — Marschner hat in verschiedenen Stellungen in Preßburg, Dresden und Leipzig gelebt. Aeußerst segensreich war sein mehrjähriges Zusammenleben mit Karl Maria von Weber in Dresden. Seit dem Jahre 1830, in welchem er königlicher Capellmeister in Hannover wurde, hat er daselbst gelebt und ist dort zwei Jahre nach seiner Pensionirung am 15. December 1861 gestorben. In seinem Familienleben hat der Componist viel Unglück gehabt; zwei Frauen hat er zu Grabe getragen, die Mehrzahl seiner Kinder sind ihm in den Tod vorausgegangen. Marschner's leicht empfindliches Gemüth war durch diese Schicksalsschläge und viele Unannehmlichkeiten in seiner amtlichen Stellung in seinen letzten Lebensjahren recht verbittert. Mildernden Trost spendete ihm die liebevolle Hand seiner dritten Frau, und eine Reihe von Auszeichnungen und Anerkennungen, welche ihm als Componisten zu Theil wurden.

Was bedeutet nun Marschner in der Geschichte der Musik? Welche Stellung nimmt er in dem Kunstleben der Gegenwart ein? Marschner ist hauptsächlich und fast ausschließlich Operncomponist gewesen. Er hat über ein Dutzend Opern geschrieben, darunter drei, die in ganz Deutschland und darüber hinaus bekannt geworden sind und lange Zeit einen festen Platz auf allen deutschen Opernbühnen gehabt haben. Diese drei Werke sind „Vampyr“ (1828), „Templer

und Jüdin" (1829) und sein Meisterwerk „Hans Heiling" (1830). Außerdem hat Marschner zu verschiedenen Dramen verbindende Musik geschaffen, welche, wie die Dramen selbst, der Vergessenheit anheim gefallen ist. Dem Strom der Zeit hat von diesen Werken nur Kleist's „Prinz von Homburg" widerstanden, der wenigstens gelegentlich noch zur Aufführung gelangt. — Wenig bekannt dürfte es sein, daß der Componist des Heiling sich auch fleißig auf dem eigensten Gebiet der deutschen Tonsetzer beschäftigt hat, auf dem Felde der Kammermusik. Gegen 60 Werke für verschiedene Instrumente hat er in diesem Genre geschaffen, denen aber sämmtlich ein höherer Werth und echte Ursprünglichkeit abgeht. Bei weitem erfolgreicher finden wir den Tondichter auf dem Gebiet der Liedercomposition. An 300 ein- und mehrstimmige Gesänge hat Marschner hinterlassen, von denen namentlich die volksthümlichen bis auf den heutigen Tag beliebt sind.

Unsere obige Frage „Was bedeutet Marschner in der Geschichte der Musik?" beantwortet sich nach Uebersicht seines Schaffens ungefähr so: Marschner ist ein eigentlicher Gesangs- und Operncomponist. In gleicher Art wie bei seinem großen Vorgänger Weber und seinen deutschen Nachfolgern Meyerbeer und Wagner liegt bei Marschner der Schwerpunkt der Thätigkeit völlig auf dem Gebiet der Oper. Wie die erfolgreichen französischen und italienischen dramatischen Musiker fast ausschließlich Gesangscomponisten gewesen sind, so haben auch die genannten deutschen Meister dauernd erfolgreich nur mit Anlehnung an das Wort, an die Poesie gewirkt.

Marschner ist kein bahnbrechendes Genie gewesen. Keine neuen, ungeahnten Wege hat er betreten, wie vor ihm Weber und nach ihm Wagner; nicht hat er es, wie Meyerbeer, vermocht, Jahrzehnte lang die dramatische Musik zu beherrschen. Der Componist des Heiling war kein Meister ersten Ranges, sondern ein starkes Talent, das sich in Anlehnung an andere Größen ein eigenes, ihm eigenthümliches Gebiet erschlossen hat. Marschner hat, wie oben erwähnt, persönlich mit Weber in enger Beziehung gestanden. Der künstlerische Einfluß des Freischütz-Componisten auf das Schaffen des jüngeren Bühnenromantikers ist unverkennbar.

Wie Weber es gethan hat, hat auch Marschner geholfen, die romantische Oper auszubilden. Beide Componisten haben mit gleicher Vorliebe und großem Glück das Spuk- und Gespensterwesen für die Musik ausgebeutet. In den Opern beider Männer finden wir auf's Glücklichste den Ton für Weben und Leben des Waldes getroffen. Auch die ritterliche Romantik ist von den beiden Meistern mit Glück der Musik dienstbar gemacht worden. Ferner ist den beiden Componisten der Zug nach gesunder Volksthümlichkeit gemeinsam.

Weber ist zweifelsohne der ursprünglichere Musiker, ist er ja doch ohnehin der Pfadfinder auf dem Gebiet des romantischen Musikdramas, Marschner hingegen nur fein, wenn auch selbstständig Wege suchender Nachfolger. Wüßten wir es nicht schon aus der Musikgeschichte, daß Weber thatsächlich auf dem Felde der Instrumentalmusik mit weit größerem Erfolge thätig gewesen ist, als Marschner, so würde uns schon ein Vergleich der Ouvertüren der beiden Meister zeigen, wie ungleich größer die ursprüngliche Begabung Weber's ist, als die Marschner's. Weber's Oberon-, Freischütz- und Euryanthen-Ouvertüre sind musikalische Meisterstücke, Marschner's Instrumentaleinleitungen zu seinen Hauptopern sind der weitaus schwächste Theil derselben. Weber überragt seinen jungen Kunstgenossen an edler Klarheit, wie an seelenvoller Innigkeit der Melodik. Weisen von dem zarten poetischen Hauch der Agathenarien, der Gesänge des Max oder Adolar vermochte Marschner's leidenschaftliches Naturell nicht zu erfinden. Wo Marschner ähnliche Charaktere zu zeichnen hat (in den Liebesarien und Duetten im Vampyr und Templer) geräth er in völlige Abhängigkeit von Weber, ohne denselben auch nur entfernt zu erreichen. Ja, selbst da, wo die musikalische Erfindung entschieden glücklich ist — in den Arien des Konrad und der Anna im Heiling — verläuft das Tonstück in unruhig springenden, gewaltsamen und dabei wenig charakteristischen Phrasen.

Haben wir in Marschner so den schwächeren Musiker gesehen, dem die lichtvolle Klarheit, die tiefe Innigkeit so vieler melodischer Tonsätze unerreichbar geblieben ist, so dringt das glänzende Talent des jüngeren Romantikers an anderen Stellen bedeutsam hervor.

Marschner überragt den Componisten des Freischütz an Kraft der Leidenschaft. Stoffen, wie sie Freischütz und Oberon bieten, erfüllt von Wald- und Seeromantik, von ländlicher Poesie und Märchenzauber, nur leicht beschattet von Spuk und Unheil — der dämonische Humor Caspar's hat wenig Grausiges an sich — solchen Stoffen waren Weber's Tonweisen voll entsprechend. Aber schon in Euryanthe sehen wir ihn an der Grenze seines Talents. Für die unheimlich rasende Leidenschaft Lysiart's und Eglantinen's fehlen seiner Palette die rechten Farben. Auf diesem Gebiet beginnt aber gerade die unbestrittene Meisterschaft Marschner's. Das unheimlich Dämonische, das rasend Leidenschaftliche und glühend Sinnliche sind die eigentliche Domäne des Componisten. Die großen Scenen und Arien der Titelhelden aus Marschner's drei Meisteropern gehören nicht nur zu den besten Schöpfungen Marschner's, sondern sie sind auch geradezu vorbildlich geworden für das Schaffen der späteren Componisten. Energische Declamation, eindringliche, schwungvolle Melodie und packende harmonische wie orchestrale Charakteristik wetteifern hier miteinander, um aus diesen Tonschöpfungen wahre Muster genialer Theatermusik zu machen. Dem Darsteller und Sänger stellen diese großen Scenen eine große, effectvolle, aber äußerst schwierige Aufgabe. Durch die außerordentlichen Anforderungen an Kraft und Ausdauer, Anforderungen, die sich nicht nur aus der Länge der gedachten Stücke*) erklären, sondern auch aus dem wild leidenschaftlichen Inhalt und der Nöthigung, eine grell malende Orchesterbegleitung siegreich zu überwinden, gehören diese Nummern zu den Prüfsteinen dramatischer Gesangskunst. Ein geistvoller Darsteller mit mächtiger Stimme wird auch ohne wirkliche Gesangskunst eine Tannhäusererzählung oder Wotan's Abschied aus der Walküre zu ergreifender Wirkung bringen. Dagegen stellen Marschner's große Scenen mit ihrem jähen Wechsel zwischen dramatischer Recitation und melodiöser Musik, mit ihren im schnellsten Tempo sich jagenden Wendungen der Tonart, mit ihrer schweren Instrumentirung gleiche Anforderungen an Darstellung, energische Recitation und echte Gesangskunst. Sehen wir auf diesem Gebiet der lodernden Leidenschaft Marschner sich zu fast classischer Höhe erheben, so finden wir als erfreuliches Gegenstück dazu den Componisten fast unerreicht in genialer Darstellung gesunden, frischen, volksthümlichen Humors. Die Volksscenen des Vampyr und Heiling, die köstlichen Lieder des Narren und des Bruder Tuck (Templer und Jüdin) zeigen eine so unverwüstliche Frische und Lebenskraft, solche sprudelnde, natürliche Fröhlichkeit, daß diese Tongebilde in ihrem kleineren Genre nicht weniger Zeugniß von dem großen Talent Marschner's für dramatische Charakteristik ablegen, als die oben erwähnten pathetischen, tragischen Episoden seiner Opernmusik. Dieser Zug von einfacher Herzlichkeit und gesunder Frische zeichnet auch Marschner's ein- und mehrstimmige Gesänge aus. — Das volksthümliche Lied, das Männerquartett vor Allem, darf Marschner zu seinen classischen Meistern zählen. Sind die Opern des Componisten zum großen Theil heute schon vergessen oder unbekannt — Heiling allein erscheint wohl noch jährlich auf allen Opernbühnen, gehört aber zweifelsohne nicht zu den sogenannten beliebten Opern — durch seine Männerquartette „Im Herbst, da muß man trinken," „War-

*) Die Scene des Bois Guilbert ist wohl das längste Stück in der gesammten Operuliteratur, welches einem Sänger zugemuthet wird.

um bist du so ferne“ und andere wird derselbe noch lange in weiten Schichten des Volkes leben.

Fassen wir Marschner's musikgeschichtliche Bedeutung kurz zusammen, so müssen wir sagen: Marschner ist mit und nach Weber der Schöpfer der romantischen Opernmusik. Sein specielles Talent ist die spukhafte, unheimliche Dämonik, die glühende Leidenschaft einerseits und der volksthümliche Humor andererseits. In der Entwickelung der Oper bildet Marschner einen Uebergang von Weber zu Wagner, dessen fliegender Holländer ohne Marschner's Geisteropern schwer denkbar ist. Die von Weber geschaffene Scenenform — ein Abwechseln von geschlossenem, ariosem Gesang und Recitation —, ist von Marschner weiter ausgeführt, mehr zu einem Ganzen geformt worden und bildet dadurch den natürlichen Uebergang zu Wagner's recitatorischem Gesangsstil. Ein scheinbar äußerliches, aber doch nicht unwichtiges Verdienst hat Marschner sich dadurch erworben, daß er die Heldenpartieen seiner Meisteropern nicht dem Tenoristen oder Bassisten, sondern dem Bariton anvertraute. Mozart, Beethoven und Weber kennen die Unterscheidung zwischen Baß und Bariton noch kaum. Don Juan, Almaviva, Pizarro, Caspar, Lysiart sind Baßpartieen. Der zwiespaltige Charakter der Helden der Marschner'schen Opern — Heiling, Templer, ja selbst die Zerrgestalt des Vampyr sind weder durchaus böse noch durchaus gute Charaktere — verlangte eine ganz neue Art von Wiedergabe. Wir sehen in diesen Gestalten das gute und das böse Prineip in stetem Kampfe mit einander. Das Unheimliche, düster Leidenschaftliche, Dämonische verlangt die Töne einer tiefen Männerstimme, die seelenvollen, weichen Regungen, die stürmische Liebesgluth und Sinnlichkeit drängen nach der hohen Stimmlage. Daher hat der Componist mit richtigem Instinct seine Titelpartieen derjenigen Stimmlage zugedacht, die die energische Fülle, das dunkle Timbre mit dem Baß, die eindringliche Höhe und leichte Beweglichkeit mit dem Tenor gemeinsam hat. Für die Oper war somit diejenige Stimmgattung in ihr Recht gesetzt, die so zu sagen der ideale Vertreter der Männerstimme ist. Baß- und Tenorstimmen, von größter Wichtigkeit für Ensemblewirkungen, bleiben als Soloinstrumente doch immer die Ausnahmen; gewöhnlich hat ein Mann die zwischen Tenor und Baß liegende Baritonstimme. Richard Wagner hat seinen Holländer auch dem Bariton zuertheilt; ist er auch später wieder dahin zurückgekommen, seine Heldenpartieen in der Tenorlage zu setzen, so hat er doch aus demselben Grunde wie Marschner die neue Gattung des tiefen Tenors oder hohen Baritons geschaffen. Seine Heldentenorpartieen, wie Tannhäuser, Siegmund, Siegfried, Tristan verlangen in gleicher Weise imposante dunkle Stimmen, wie eine, für die äußerste Leidenschaft erforderliche Höhe. Zweifellos hat auch Mozart das Bedürfniß empfunden, gewisse Stellen der Don Juanrolle in höhere Lagen zu bringen, als sie die natürliche Baßstimme hat. Das hat aber sein Werk insofern beeinträchtigt, daß es schwer einen völlig geeigneten Vertreter für die Titelpartie giebt. Der beste Vertreter des Don Juan unserer Tage, Francesco d'Andrade ist vollkommen und musterhaft in seiner Leistung bis auf die ihm sehr fehlende tiefe Stimmlage. Marschner's Partieen dagegen verlangen nirgends Baßlage, nirgends Tenorlage; sie sind schwierig, anstrengend, aber der mittleren Männerstimme völlig entsprechend gesetzt.

Deutsche Musiker sind leicht geneigt, derartige Aeußerlichkeiten zu unterschätzen, sich ganz der künstlerischen Idee hinzugeben, ohne auf ihre reale Verwirklichung Rücksicht zu nehmen. Marschner ist wahrscheinlich durch seine frühzeitige Thätigkeit als Sänger davor bewahrt geblieben, seine Opernpartieen stimm- und gesangswidrig zu setzen. Schwierig bleiben dieselben leider trotzdem doch. Einen anderen Mangel theilt der Componist mit vielen unserer großen deutschen Tonsetzer. Er bemüht sich gar zu sehr und zu getreu, der textlichen Grundlage mit seinen Tonschöpfungen zu folgen. Das verführt ihn bei den hochdramatischen Particen zu einer Ueberhäufung von Harmonieenwechsel, zu einem Uebertreiben des melodischen, den Worten folgenden, Ausdrucks und zu einem zu starken Gebrauch instrumentaler Mittel im Dienst dramatischer Charakteristik. — Es ist jedoch nicht dieser Grund allein, der Marschner's einst beliebte Opern so sehr hat in Vergessenheit gerathen lassen. Der Vampyr ist schon durch sein grausiges Sujet heute fast unmöglich. Eine Bestie in Menschengestalt als Helden einer Musiktragödie zu ertragen, dazu gehörte die überspannte Phantastik der romantischen Zeit. Unsere kühlere und nüchternere Zeit läßt sich dergleichen doch nicht mehr recht gefallen. Schade ist es aber um die Vampyrmusik besonders, da in ihr das Talent Marschner's nach der dämonisch-schaurigen wie nach der naiv fröhlichen Seite hin in glänzender Weise zu Tage tritt. Der „Templer und die Jüdin“ leidet an einer allzu großen Verworrenheit des Textbuches. Die complicirte, reiche Handlung des Scott'schen Romans „Ivanhoe“ in ein dreiactiges Musikdrama zusammenzudrängen, erweist sich als unmöglich. So sind wichtige Hauptfiguren wie Ivanhoe, Richard Löwenherz, Rovenna zu Nebenrollen, zu Sprechrollen degradirt worden. Das Verständniß der Handlung ist erschwert und das Interesse des Hörers und Zuschauers beschränkt sich auf die Titelhelden der Oper und auf die köstlichen komischen Partieen. Da hat der Componist eine Fülle dramatisch packender, ergreifender wie auch humorvoller Musik geschaffen, die aber trotzdem nicht im Stande ist, das Zusammenhanglose des ganzen Werkes zu verdecken. — Im Hans Heiling kommt neben den glänzenden packenden Schilderungen der wilden Leidenschaft, des unheimlichen Grausens und dagegen den frischen Volksscenen auch noch das zart Gemüthvolle zur Geltung. Anna im Heiling ist trotz ihrer kindlichen Coquetterie und ihrer Oberflächlichkeit eine Prachtgestalt geworden, die man liebgewinnen muß. Im „Heiling“ kommt noch ein anderer Vorzug Marschner's zur Geltung, der in seinen anderen Opern der Stoffe wegen nicht zur Entfaltung gelangt. Ueber dem Heiling liegt ein melancholischer Zauber, eine poetische Wehmuth, wie sie uns in keinem anderen musikalischen Drama sonst begegnet. Ist auch selbst „Hans Heiling“ wegen seiner ernst-einfachen Handlung, die an psychologischer Entwickelung reich, an äußeren Ereignissen arm ist, bei dem großen Publikum wenig beliebt, so haben wir doch in ihm nicht nur den Höhepunkt von Marschner's Schaffen, sondern auch eine wahre Perle deutscher Bühnenmusik zu betrachten. Ueber 60 Jahre hat dieses Werk mit seinem Wechsel von dramatischer Leidenschaft, weicher Melancholie und frohem Volksleben die Menschen erfreut. Kann man auch seinen Schöpfer nicht ein Talent ersten Ranges nennen, ist er als Operncomponist auch nicht eigentlich populär geworden, so werden seine drei Meisteropern doch stets als Merksteine edler deutscher Kunst von allen Einsichtigen betrachtet werden. Ins Leben des Volkes ist der Componist durch seine volksthümlichen Lieder und Männerquartette tiefer eingedrungen, als viele unserer großen Tonsetzer. An der Schwelle seines hundertsten Geburtstages hat die heutige Generation wohl die Pflicht, dem Componisten das Zeugniß auszustellen, daß er zu den deutschen Meistern zählt, auf die unser Vaterland mit Recht stolz sein darf.

Ein Heiliger ohne Heiligenschein.

(Graf Leo Tolstoi.)

Ein russischer Bauer in grober Blouse, die großen Hände im Gürtel, wirrbärtig, düster, rauh, so steht der russische Romanschriftsteller und Bußprediger Tolstoi vor uns. Reue, Selbstzerfleischung, Nächstenliebe, Bekämpfung der sündigen

Menschennatur ist sein Evangelium, und er weiß sich in seinem dunklen Drange eins mit dem großen Nazarener. Seine Anhänger verehren ihn wie einen Heiligen, aber eine von Eugen Zabel herausgegebene Schrift von Frau Anna Seuron: „Graf Leo Tolstoi — Intimes aus seinem Leben“*) zeigt ihn uns ohne Heiligenschein, all in seiner Menschlichkeit, doch nur um so verehrungswürdiger. Es hat nicht an Gegnern gefehlt, die dem durch und durch interessanten Buche viel Uebles nachsagten und seine Verfasserin der Klatschsucht beschuldigten. Wir lassen uns nicht irre machen und dringen gern an der Hand einer geistreichen, unbefangenen, warmherzigen Frau in das Labyrinth einer widerspruchsvoll großen, starken, weichen, sinnlichen und oft so kleinen Seele.

Die Uebergangsperiode vom Kind zum Jüngling ist kaum wahrnehmbar in Tolstoi's Schriften. Als Kind, altklug — als Jüngling, naiv und schüchtern — was er dem Bewußtsein seiner Häßlichkeit zuschrieb! Als Student zeichnete er sich nicht gerade aus, wie überhaupt sein theoretisches Wissen (bis heut zu Tag) klein ist! Dazu kam, daß er unter Fremden groß wurde. Obgleich die Familiengüter noch einige alte Verwandte aufzuweisen hatten, zog es den Jüngling hinaus. Nach der Universität — im Krieg, aber stets seinem Hang getreu, träumend, grübelnd — ein Weh im Herzen! — Auf die Kindheit folgten Jugenderinnerungen ... Studentenleben; auch diese zwei Werke wurden von der russischen Welt jubelnd begrüßt!

Der Krieg mit der Türkei fand den Grafen noch im vollen Jugendfeuer, aber von da ab datirt jedenfalls der bedeutende Abschnitt in des Schriftstellers Gedankengang. Er kritisirt bereits scharf und sucht die Schattenseiten und die Leiden der zuchtlosen Officiere zu erklären; man fühlt schon den Drang zu helfen, zu moralisiren.

Allein als Junggeselle auf Jasnaja Polana lebend, versuchte der Graf sich zu sammeln (1850), zu retten, denn auch er hatte Tage durchlebt, von denen die Schrift sagt: „sie gefallen mir nicht.“ Des Teufels Trio — Wein, Weib und Spiel war auch als Versucher an ihn herangetreten, und Götter unterliegen, warum er nicht! Aus jener Zeit stammen verschiedene kleine Skizzen, theilweise später einzeln erschienen, theilweise in der Gesammtausgabe untergebracht.

Bunt durcheinandergeworfen fand später seine junge Frau Kisten voll beschriebener Papiere, von den Ratten angefressen unter werthvollen Pelzen und mit Edelsteinen besetzten Heiligenbildern! Eine tolle Wirthschaft die des Grafen damals, — die Wäscherin benutzte das Silbergeschirr, um Stärkemehl und Blaues aufzulösen, und dem Edelmann wurde der Topf vorgesetzt, welcher sich gerade vorfand. Werthvolle Familienandenken gingen in der Unordnung unter. Von Zeit zu Zeit erschien der Graf hier und da noch in der Welt, aber immer seltener. Bereits gährte es in ihm, der Titanenkampf begann fast ahnungslos, zuerst der Streit mit kleinen Vorkommnissen. Die Außenwelt kam zunächst an die Reihe, dann huschten neue Ideen wie Gespenster hin und her. Das Kind, der Jüngling, der Student, der Soldat hatten ihre Rolle ausgespielt, die Reihe war an dem Hauswirth. Eine neue Rolle, die er reizend in seiner Skizze „die Morgenstunden eines Gutsbesitzers“ beschrieb, der vom Drang zu helfen besessen, seinen Bauern helfen will, trotz des Abrathens einer alten Tante, die den zähen russischen Charakter vorschützend behauptet, der Neffe verliere seine Zeit. Dem war auch so, und der Gutsherr zog sich enttäuscht vom Gutthun zurück!

Die Ehe war der Rettungshafen in jeder Hinsicht. Sein im Grund zärtliches Herz, das in seinem bisherigen Leben nie das fand, was es eigentlich suchte, eroberte sich eine feste Stelle, worauf sich alle seine Fähigkeiten concentriren durften. Seine Frau ward dem Grafen zur Herberge, zum Ruhepunkt, körperlich und geistig. Ob er gerade die Gattin gewählt, die für ihn in den Sternen verzeichnet war, kann er allein sagen. Jedenfalls hütet sie nach Kräften Haus und Herd und vertheidigt muthig die Interessen des Schriftstellers. In den ersten Jahren seiner Ehe war der Graf ein tüchtiger Landwirth, das Gut Jasnaja Polana sah damals noch schöne Tage! Pferde, Hornvieh waren reich vertreten. Da trat eine Liebhaberei ein. Englische Schweine, borstenlos, niederbeinig, mit Ringelschwänzchen von allen Sorten und Größen waren da und gehalten wie Wickelkinder! — Das währte eine Zeit. Dann waren es die Kühe und eine Mustermeierei, dann Hühner! Auch der eigentliche Landbau, Waldsetzen, ganze Hügel hinan voll junger Bäumchen, ein Apfelbaumfeld von über 1000 Stück, der Fischteich! Kurz, der ganze Wirkungskreis eines Freiherrn auf eigenem Boden wurde erschöpft. Die Jagd, zu Fuß und zu Pferde, mit der schönen Meute langhaariger Windhunde, die Nachkommen jener Milka, von der der Graf in seinen Kindheitserinnerungen spricht und derer Enkel heute noch auf dem Gute herumlaufen, war eine Hauptfreude für den Grafen. Bären erlegte er in nächster Nähe, auch Wölfe, Luchse fanden sich genug für den Tage lang herumstreifenden Gutsherrn. Damals entstand ein hübsches Werk „Familienglück“ und wer die näheren Familienbande kennt, findet leicht die Glieder heraus und auch die Charaktere.

Die junge Gräfin ordnete sich den Ideen ihres Gemahls unter. Fast selbst noch ein Kind, gebar sie den ersten Sohn, der etwas spartanisch erzogen wurde, aber trotz der Schwierigkeiten behielt sie ein gewisses Uebergewicht. Die Landwirthschaft ging noch etliche Jahre im alten Geleise, aber langsam bergab, so daß im Jahre 1880 nur das allernothwendigste bezogen ward. Der Graf wollte bereits von Geld nichts mehr hören, das große Gut Samara (von dem Ertrag der Herausgabe von „Krieg und Frieden“ gekauft), ein anderes altes Familiengut und Jasnaja Poljana (zusammen eine halbe Million werth) ergaben kaum 5000 Rubel. Die Verwalter, die Beamten, die Bauern bereicherten sich, des Grafen Ansichten wurden immer einseitiger, er zog sich in seine Gedankenwelt zurück, und so vergingen wieder eine Anzahl Jahre und elf Kinder kamen zur Welt.

In Jasnaja wurde damals Pädagogik getrieben, eine Schule angelegt, in der die gräfliche Familie Stunden gab. Damals konnten die Bauern alle lesen und schreiben — wie wurde das Alles anders später! Um der Kasse etwas aufzuhelfen, wurde ein Lehrbuch „ABC für's Volk“ an einen Verwandten zum Verkauf übergeben, es warf jedoch kaum 3000 Rubel ab, wenigstens erhielt die Gräfin nicht mehr und die Kinder wuchsen heran. Trotz Hauslehrer und Gouvernanten machte sich eine Lücke fühlbar im Unterricht und die Gräfin drang darauf, zur Stadt zu ziehen. Eines schönen Tages machte sich die Gräfin auf und miethete eine höchst bescheidene Wohnung in Moskau. Alle kamen nach, auch der Graf, obgleich mit schwerem Herzen. Um ein wenig die Lage zu mildern, wurde dann ein Haus gesucht. Es fand sich ein altes herrschaftliches Gebäude mit einem Garten, das billig erstanden wurde, und da war es, wo die neue Erzieherin, Frau Seuron, den Grafen zum ersten Mal sah, inmitten seiner Familie beim Mittagsmahl.

„Hätte man ihn mir nicht vorgestellt, würde ich mir jedenfalls den Kopf zerbrochen haben, wer wohl der Mann sein mochte. Die graue Flanellblouse und der dünne Ledergürtel hatten eine ganz eigene Art, bescheiden zu sein, eher arrogant. Er sah viel jünger aus als er war. Raschen Schrittes kam er auf mich zu und gab mir die Hand, eine angenehme feste Hand, die eine wohlthuende Empfindung nachließ. Seine ganz kleinen, stahlgrauen Augen blitzten — und so sieht er einen Jeden zum ersten Mal an und dann nicht wieder. Er machte mir oft den Eindruck eines photographischen Apparats. Beim Lesen seiner Werke habe ich das-

*) Berlin, Siegfried Cronbach.

selbe Gefühl. Er beherrscht auch in einem jeden vollkommen nur eine Person, eine Idee, worauf das ganze Buch ruht und das ist seine Stärke."

Der Graf brachte damals, in seinen Schafspelz gehüllt, unter dem Volk manchen Abend auf dem Moskauer Jungfernfeld zu. Nach der Vorstellung lud er auch hie und da einen der hungrigen Künstler zum Thee ein, und nicht wenig erstaunten die halbzerlumpten Gesellen von dem bärtigen Manne, anstatt in ein Wirthshaus in ein stattliches Wohnhaus geführt zu werden. Die Gräfin war ungehalten — das war begreiflich. Es kamen originelle Scenen oben im Saal vor. Mancher silberne Löffel war in Gefahr, doch nie verschwand etwas. Im Gegentheil — diese von der Gesellschaft Ausgeschlossenen brachten manches Manuscript zum Vorlesen. Darin fanden sich eigene Erlebnisse, verzweifeltes Ringen gegen Laster und Verbrechen, Unterliegen, Diebstahl, Mord — die ganze Tonleiter der Enterbten! Und doch wie viel Gold fand sich für den Denker neben dem Unrath des Straßenlebens! Und mehr wie je erlag der Graf dem Drang, dem Volk durch Lehren und Vorbild Aufklärung zu bringen. Verschiedene kleine Erzählungen folgten nacheinander. Für die Bühne schrieb er die Erzählung ‚Die Branntweinbrennerei.' Das Stück führt den Satan vor, der seine Trabanten in die Welt sendet, damit sie sich übertreffen im Verderben der Menschen. Nach einander kommen sie zurück, ihre Thaten zu erzählen, und der, welcher den Schnaps erfunden, bekommt die Palme. Auf dem Jungfernfeld wurde das Stück verstümmelt, obgleich der Graf selbst seine Rathschläge gab, ja man sagt sogar, er habe mitgespielt. Fähig war er dessen, damals war er ganz Feuer und Flamme. Er ließ sich sogar herab, einen Impresario, Lintoffsky, zu empfangen. „Klassisch sah es aus: der Riese Lintoffsky mit zwei Goldketten auf dem Sammetrocke, gelben engen Lederhosen, gelb-weißen hohen Lackstiefel, rothe Cravatte, den Hemdkragen breit heraus neben dem Grafen, der wie eine graue Feldmaus neben einem Hahn einherging. Der Große zog aber mit langer Nase ab, denn er verlangte 40 000 Rubel für die Inscenirung und der Graf sagte ihm lächelnd: er habe gedacht, Lintoffsky wolle das Stück ohne Geldausgaben bewältigen; so wie es geschrieben, so solle es auch aufgeführt werden, ohne Ausgaben und Spektakel! Natürlich lief Lintoffsky schnell davon."

Und weiter schreitet der Graf im Armenviertel. Er sieht andere Schlupfwinkel, wo Elend und Laster Hand in Hand gehen, und ein unendliches Erbarmen überkommt ihn. Alle, alle, wie wir da sind, murmelt er vor sich hin, sind ein Glied dieser Verbrecherkette hier. Ein Jeder einzeln trägt die Schuld der Gesellschaft. Wie soll man helfen? Wo anfangen? Wo das Brecheisen ansetzen? Aber es muß zertrümmert werden, ausgerottet, um Neues zu bilden! Dieses Aufsuchen der Krebsschäden währte nur einige Zeit beim Grafen. Es war wie ein Fieber, das ihn erfaßte, in die Hölle hinabzusteigen. Still ging er einher, hatte furchtbare Migräne. Seine Augen glichen winzigen Stahlreflexen. Er war sichtlich krank. Was thun? Wie lehren? . . . Worte sind fruchtlos. „Mit dem Beispiel will ich beginnen und zwar so klein beginnen, daß ein Jeder mir es nachmachen kann bei meiner Arbeit!" Bald sah man, wie der Graf um die neunte Stunde ein Faß, das auf einem niedrigen Schlitten festgebunden war, mit Wasser füllte und vom hinteren Garten nach der Küche hinzog, Schritt für Schritt, den Strick um die Lenden. Und am anderen Tage und am folgenden wieder. Es wurde ihm zum Trost diese Arbeit. Er entlastete damit einen Nebenmenschen. — Er half liebreich, ungebeten, in Demuth! — Ja eines Tages, als kein Wasser im Hause war, konnten die Moskauer mit ansehen, wie der ärmlich gekleidete Mann mit dem Wasserfaß, gerade wie die anderen Wasserträger, bis zum Moskaustrom hinunterging. Er brauchte über eine Stunde zu dem Wege und kam todtmüde nach Hause.

Das gesellschaftliche Leben im Hause hatte nothgedrungen mit einigen bekannten Familien auf gleichen Fuß gestellt werden müssen. Die älteste Tochter wurde in die Welt geführt und die Gräfin Mutter hatte selbst noch manche Huldigung ihrer Reize empfangen, denn trotz ihrer vielen Kinder war sie eine anziehende Erscheinung mit den Jahren geworden und in eleganter Robe that sie es Jüngeren zuvor. Alles hatte der Graf geschehen lassen. Er wußte ja, daß Alles vergänglich ist und die Seinen sollten gerade auf diesem Wege zu dieser Ueberzeugung gelangen! Doch nun hatte er aber auch vor der Hand genug! — Die neuen, weichen, selbstgemachten Jagdstiefel, wahre Siebenmeilenstiefel, sollten eingeweiht werden und auf Schusters Rappen wollte der Graf auf seinen eigenen Boden gelangen. Er führte Folgendes bei sich: Einen leinenen Brodsack, den er umband, weite Schuhe, ein Hemd, zwei Paar Socken, einige Taschentücher und Tropfen für den Magen, an dem der Graf oft leidet. Eine höchst originelle Kleiderzusammensetzung! Dazu ein aus Conceptpapier verfertigtes Notizbüchelchen nebst angebundener Bleifeder, um unterwegs Aufzeichnungen zu machen. So wanderte der Graf in Begleitung dreier junger Leute — zwei entstammten hochgestellten Familien, der Dritte war der Sprößling des Malers Gay — zum Thor hinaus. Die beiden vornehmen jungen Herrn blieben unterwegs liegen. Nur der Graf und Gay kamen am dritten Tage an, fechtend, ohne Geld und in den Hütten übernachtend. Niemand hatte den Grafen erkannt, was ihn innig freute. Bald brach die ganze Familie auf. Es war das zweite Jahr, daß man die Stadt bewohnte. Die Gräfin und die Kinder konnten es kaum erwarten. Wie schaal erschienen die Wintervergnügen bereits!

„Seine Gesundheit bedarf der Bewegung nach dem Winter in Moskau. Es giebt jetzt Tage, die er fast ausschließlich draußen zubringt! Es ist, als wolle er sich mit der Umgebung in Einklang bringen. Er weiß wohl, daß sein Kopf ihm keine lange Ruhe gönnen wird. Er hat stets das Uebergewicht." Und gerade zu Beginn des Frühjahres hatte sich eine Gelegenheit gefunden, den Anfang zu machen, ein Heraustreten aus dem Schlendrian der letzten Jahre.

Der Graf wurde vom Tula'schen Gericht aufgefordert, einen Schwur zu leisten in einer Sache, wo er als Zeuge vorgeschlagen war. Ruhig stand er vor dem Richter. Aber als der Moment des Schwures kam, sagte er laut: „Ich bin gekommen, nicht um den Schwur abzugeben, sondern um den Gerichtshof zu sagen, daß der Richter kein Recht hat, ihn zu fordern und der Mensch nicht die Pflicht, einen geforderten Schwur zu leisten." Dabei legte der Graf 100 Rubel als Strafgeld hin und ging hinaus.

In Tula sprach man lange darüber und bereits erwähnten einige Blätter, der Romanschriftsteller Tolstoi ändere seinen Charakter und werde zum Mysanthropen! — Und in der That war es so; aber noch fühlte seine nächste Umgebung nichts davon. Er war heiter und liebenswürdig und zugänglich.

„Tolstoi ist so viel gescholten worden, weil er Jünger bildete, d. h. weil sich solche fanden, die in seine Fußstapfen traten und hofften, es würde auch ihnen ein Licht aufgehen. In diesem Irrthum gingen Viele zu Grunde! Andern gelang es, auf ethischem Gebiete eine Art Genugthuung zu erringen. Ich könnte Namen anführen, daß Diejenigen, welche Vermögen hatten, die Bevorzugten waren," versichert Frau Seuron. — Einige Söhne des höchsten Adels warfen Gold und Gut von sich und gingen in die Wüste Heuschrecken essen. Damen aus Kronstadt, alles sogenannte Classendamen, erschienen in Jasnaja und fuhren Mist in Galoschen und weißen Nachtjacken. Die Meisten gingen zu Grunde an ihrem Wahn und guten Willen. Wie das Orakel von Delphi saß der Graf auf seinen gekreuzten Beinen und hört der Menschheit Klagen. Er hörte Alle an, die nicht wußten, was sie mit ihrem Gelde thun sollten; die, denen ihre Frau zu viel

oder zu wenig war; solche, die von Gewissensbissen gefoltert, ihm Beichte ablegten. Allen sagte er einige Worte. Aber es war selbst noch nicht Licht in ihm und gerade dieses Halbdunkel befriedigte auch die modernen Pilger.

Im Dorfe war der Graf zwar beliebt, aber weniger als man hätte glauben sollen. Er verlangte nichts von seinen Bauern, aber er that auch nichts, oder höchst wenig. Er dachte immer an sein System, das Selbsthülfe fordert. Dabei ruft er aber einem Jeden zu: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!“ Die Verfasserin meint: „Kluge Männer in allen Weltgegenden beißen sich die Zähne an seinen Lehren aus. Wie sollten die Bauern in Jasnaja es fertig bringen, klug aus ihnen zu werden? Der Graf pflügte und arbeitete mit ihnen; — oft wenn er so mit ihnen sprach und er nicht gut aufgelegt war, oder nichts geben wollte — was auch vorkam — erwachte in ihm der Despot vom 16. Jahrhundert. Es war, auch wenn das Bäuerlein ganz nahe vor ihm stand, als lägen Abgründe zwischen ihnen. Des Grafen Auge bekam einen bösen Blick und der Bittsteller ging kopfschüttelnd davon.“ Die Bauern standen in zu schroffem Gegensatz zu solch einem Gutsherrn, wie der Graf seinen Worten nach hätte sein sollen. „Ich sah einst ein uraltes Mütterchen mit einem Stückchen Holz Kartoffeln graben. Obgleich sie spärlich und oben aufgepflanzt waren, wurde es der Frau doch sauer. Ich sagte ihr, sie solle doch einen Spaten holen. „Ja“, sagte sie, „es sind nur drei im Dorfe.“ Als ich darüber sprach, sagte der Graf, es sei recht so. Die Bauern gewöhnten sich so an Christenliebe im Leihen! . . .“ Es war auch damals nur ein Hammer im Dorfe, der von Hand zu Hand wanderte, worauf der Graf erwiderte: dazu habe ein jeder Bauer eine Axt!

Unablässig sucht der Graf das practische Christenthum nach seinem Sinne zu bethätigen. Er fängt bei sich selbst an, er will ein neuer Mensch werden, den alten Adam ablegen. Welche Kämpfe besteht er gegen seine träge, weiche, sinnliche Natur! Einmal erklärte der Graf, kein Fleisch mehr essen zu wollen. Mit großer Ruhe sagte er, der Mensch bedürfe des Fleisches nicht, es sei sogar gegen seine Natur und das Fleischessen sei jedenfalls auch ein Grund des Sittenverfalles. Das Wort „Blut“, „Tödten“ beweise es ja schon. Zuerst fiel es Niemand besonders auf. Es geht vorüber, dachten die Seinen und man war bemüht, den Tisch mit einer besonders nahrhaften Pflanzenkost zu besetzen. Ob dieselbe nun aus einem Topf Grütze oder einigen Pfund Spargel mit guter Weinsauce, einem Kohlgericht oder einem Pudding bestand, war im Allgemeinen von wenig Gewicht. Nur Fleisch durfte es nicht sein, Bouillon fand hie und da noch Gnade. Es ging so über ein Jahr. Des Grafen Gesundheit litt manches Mal. Nach langem Bitten genoß er etwas Geflügel, aber immer wieder wollte er es über sich gewinnen, Stand zu halten. Es war der Verfasserin, als höre sie Messergeklirr im Speisesaal zu nächtlicher Stunde und am Morgen war das auf dem Abendtische zurückgelassene Roastbeef halb aufgegessen. „Das gestand er allerdings nie, aber es ist meine Ueberzeugung, daß er es war! . . .“

Damals gab er auch die Jagd auf, und wie schwer es ihm wurde, wie mächtig die Waidmannslust ihn noch manches Mal überkam, beweist folgende Episode. Nach stundenlangem Schreiben tritt er aus der hinteren Thür, wirft sein Gewehr um, und findet seine Kopfbedeckung nicht gleich. Da aber die Sonne brennt, erfaßt er irgend einen Gegenstand auf dem Kleiderbrett — und fort ist er wie der Blitz. Gegen Abend kommt er — mit gesenktem Kopf, tiefsinnig, huscht ins Haus, den todten Hasen in einer Hand nach sich ziehend, und hinten am Gürtel baumelt der riesig große rothe Cattunhut seiner ältesten Tochter, den er in der Eile, erfüllt vom Drang der Jägerleidenschaft, beim Fortgehen aufgegriffen hatte.

Nun ging es an das Abgewöhnen des Rauchens. Sein Tabak, seine Cigaretten, die er so ungeschickt, aber so schmunzelnd drehte! Rauchen sei ungesund! erzählte der Graf eines Morgens. Er sah verbissen aus. Rauchen sei Luxus! Man könnte Gerste anstatt Tabak pflanzen und Hungrigen aufhelfen — und weg wurde die kleine Horndose gelegt, auf die Seite, auf das Brett, wo Rousseau's Werke prangten, sein Vorbild, nebst Sthendal, Bernardin de St. Pierre u. A. Als wolle er gebären, so ging der Graf einher; alle Wehen machte er durch. „Wie ein Schuljunge hob er hier und da ein Stümpfchen auf und machte einen Zug — oder schnüffelte nur und zog die Nasenflügel begehrlich, wenn in seiner Gegenwart geraucht ward. Aber auch hier erging es ihm wie mit dem Fleischessen. Er unterlag aus Gesundheitsrücksichten, denn das Rauchen beruhigte seine Nerven. Diejenigen, welche glauben, der Graf sei ein Ascet im vollkommenen Sinne des Wortes, irren sich. Er hatte und hat Zeiten, wo er Alles entbehren kann und sich bemüht, seinen Ruf der Welt und seinem Gewissen gegenüber zu rechtfertigen. Aber ein Heiliger kann nie aus einem Manne mit dem Körper und den Sinnen des Grafen werden.“

Ein eigenthümlicher Mann kam damals aus Amerika, um den Grafen zu sehen. Er ließ sich Frey nennen, war jedoch ein echter Russe von guter Familie, wohl verbannt gewesen. Vielleicht steckt sonst ein Geheimniß dahinter, kurz, ein Mann von 50 Jahren. Er sah blühend und sehr jung aus und war Vegetarianer, aß sogar seit zehn Jahren seine Speisen ohne Salz. Der Mann fehlte noch in Jasnaja! Die Gräfin war außer sich, denn die Töchter ließen sich beeinflussen und aßen auch kein Fleisch mehr und wurden blaß. Doch kaum nach einem Jahr war die Marotte vorbei und Niemand achtete weiter darauf. Fleisch kam auf den Tisch und die Vegetarianer griffen auch wieder zu.

Frau Seuron schildert die Schwächen von Tolstoi's Charakter ebenso wie die Lichtseiten. „Er ist jedenfalls im Stande, ebenso verächtliche Regungen, wie edle Empfindungen zu haben, gleich allen bedeutenden Charakteren. Nur thut es einem leid, wenn man auf eine faule Stelle stößt, denn seine Schriften lassen wenig Schwächen zu, sobald sie das Gebiet der Betrachtungen über das Leben betreten. Aber es ist von großem Werth, den Schriftsteller auch von dieser unvortheilhaften Seite kennen zu lernen. Gerade durch Unvollkommenheit tritt er der Menschheit näher.“

Es war auch um jene Zeit, als die Gräfin, von verschiedenen Ursachen bewogen und von einer Freundin unterstützt, anfing, aus den Schriften ihres Mannes Geld zu schlagen. Mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit ging alles von Statten — eine Auflage nach der anderen, mit und ohne Subscription, fiel ihr in's Haus. Dabei nahm sie die Correcturen bis tief in die Nacht hinein vor. Freilich ging es nicht ohne böses Blut ab — die Buchhändler machten viel zu schaffen, denn auf einmal war des Grafen Haus der Lagerraum, von wo aus direct verkauft und versandt wurde. „Doch sie hatte das Recht für sich, wenn auch vielleicht manches nicht ganz delicat verlief. Der Graf benahm sich dabei sehr komisch. Seine Ueberzeugung war oder wollte die sein, daß das Geld ein Uebel ist, eine Grundlage des Verderbens. Seine und anderer Erfahrung sprachen ja dafür. Nun sah er auf einmal eine Goldader sich aufthun, deren Sitz in ihm selbst lag. Zu Anfang hielt er sich die Ohren zu, wenn von Geld und Büchern gesprochen wurde, ängstlich, jammervoll war sein Gesichtsausdruck, aber die Gräfin setzte es durch, den Kindern ein festes Vermögen und sich auf alle Fälle sorgenlose Tage zu verschaffen; denn so wie es 1880 war, konnte es ja nicht bleiben, bei der zunehmenden Familie und den abnehmenden Erträgnissen. Freilich stimmte das Alles nicht mit des Grafen neu erschienenen Volksschriften, die alle von Entsagen und Frömmigkeit überflossen. Aber er war es nicht — seine Frau hatte die Auflagen übernommen! Er machte dann einen Katzenbuckel und ging Holz spalten oder verrichtete sonst eine grobe Arbeit,

um sich so los zu sagen vom Teufel und seinen Verlockungen."

Auf dem Gute in Samara ging es bunt her. Es waren zwei Bauern von dort gekommen, schlaue Köpfe und wortreich, was nur selten vorkommt. Es waren Müller. Sie wendeten alle Kniffe an, um an ihr Ziel zu kommen, Feld und immer mehr Feld für sich zu erhalten und immer weniger Abgaben zu zahlen. Der Graf war damals gerade in der Periode des Geldekels. Er verlangte auch kein Geld, aber trotzdem mußten die Bauern abziehen, ohne besondere Vortheile erlangt zu haben. Mit großem Geschick verstand es der Graf, mit seinen Bauern zu verkehren. Nicht ja, nicht nein! — Und obgleich die Freiheit denselben ihren eigenen Willen gegeben, so lag es doch in ihren Interessen, sich möglichst oft an ihren Gutsherrn zu wenden. Aber beide Theile befanden sich in der Defensive, und es hätte komisch zugehen müssen, wäre der Graf unterlegen! Passiv verhielt er sich, so passiv wie ein Igel, der seine Stacheln ausstreckt und zusammengerollt ruhig wartet, was da kommen werde. Aber nun war es doch zu arg gekommen. Ein ganzer Rudel Kameele, viele Stuten zur Kumisbereitung gehalten, eine Menge Landwirthsgeräthe, sogar theure Maschinen, die der Graf angeschafft, als er selbst dort gewohnt und einen tüchtigen Verwalter hatte, waren wie in den Boden verschwunden. Niemand hatte gestohlen und doch war das Alles fort. Der Zufall, d. h. die Verfasserin führte einen gerade stellenlosen Verwalter in's Haus, einen Deutschen, der lange Jahre im Süden Rußlands ein Gut verwaltete, die betreffenden Zeugnisse besaß und einstweilen in der Nähe Moskau's ein kleines Höfchen übernommen hatte, um seine Frau und Kinder zu ernähren. Der Mann kam drei Mal nach Moskau, um sich mit dem Grafen zu verständigen. Die Samarawirthschaft sollte aufhören und der neue Verwalter schien der Mann dazu zu sein. Doch drei Mal ließ ihn der Graf, ohne das entscheidende Wort zu sprechen, d. h. die Geldfrage zu berühren. Es wurde eine letzte Uebereinkunft getroffen. Der Verwalter kam von seinem Höfchen, 30 Werst von Moskau gelegen, an. Er hatte es einem anderen Verwalter überlassen, Frau und Kinder warteten im Gasthause, er sollte womöglich an jenem Tage reisen. Da, beim zweiten Frühstück, im Moment, als der Kaffee brodelte und die Sonne so schön herein schien, erwachte ein Etwas in dem Grafen, das ihn treibt, seinem Nebenmenschen oft Feind zu sein und als der eben angekommene Verwalter, mit dem schon alles besprochen, bescheiden um 150 Rubel Reise- und Monatsgeld bat, sahen ihn ein Paar graue Augen an, als sei er der Hölle entsprungen. Dann lächelte der Graf falsch, er zog sein Taschentuch, stieß ein paar — „Ach! — Ach!" — aus und drückte sich zur Thür hinaus, wie ein Krebs. Er flüchtete in sein Zimmer nach oben, da, wo oft so hehre Gedanken ihn erfassen. „Er lächelte und schämte sich, denn am Mittagstisch sagte er zu mir: ‚Ich weiß nicht, wie ich Ihnen mein heutiges Benehmen erklären soll!' Ich lächelte verächtlich und schwieg." Der arme Verwalter blieb zwei Jahre brodlos.

Eines Tages kam der Graf ganz gerührt nach Hause. Er war einem fünfzehnjährigen Jungen mit einem Arm auf dem Boulevard begegnet, erfroren, weinend, kaum bekleidet. Der Graf war mit ihm gegangen und wollte sehen, wo er wohne. In einem Logierhaus. Sechs Menschen hatten eine Stube. Der Junge hatte eine alte kranke Mutter. Ich dachte wunder was der Graf dem armen Jungen schenken werde, denn er hatte ihn selbst nach Hause gebracht und schien voll Mitleid. Er sagte seinem Sohne Leo, er sollte seine alten Stiefel durchsehen und dem Armen welche geben. Der Zufall wollte, daß es elegante, feine, aber durchlöcherte und dabei viel zu enge Stiefel waren. Auf die Bemerkung hin, daß das ein elendes Almosen sei, bemerkte der Graf: er habe dem Jungen gesagt, er solle heute kommen und auch 30—50 Kopeken holen als Logiergeld, das er ihm versprochen habe. Als er ihn weinend auf der Straße fand, hatte man seine Mutter und ihn gerade auf die Gasse setzen wollen. Die Mutter kam statt des Sohnes, eine gebrechliche Erscheinung. Man gab ihr die Stiefel, die Verfasserin ein Tuch ꝛc., kurz, der Graf wollte die 30—50 Kopeken geben, wenn der Sohn käme. „Ich sah wieder einmal den Teufel des Geizes — oder war es bei ihm Reue, daß er wirklich Gutes thun wollte? Und richtig, als der Junge kam mit den engen, ihm wehthuenden Stiefeln auf den Füßen, ging der Graf gerade durch das Vorzimmer; er wollte nach oben. Der Junge stand neben der Wartebank. Ich paßte auf. Da kam ein Retter für den Grafen, der gethan, als suche er in seiner Tasche nach Geld. Die Thüre ging auf und Graf Tch. trat ein. „Ah, bon jour!" und „bon jour!" und eins, zwei, drei, flogen beide die Treppe hinauf! . . . 30 bis 50 Kopeken waren gerettet. — Sie hätten sehen sollen, wie verklärt sein Gesicht war! Er spielte sich selbst einen Schabernack, der Graf, und war froh."

Köstlich ist die Episode von dem Besuche des Revanche-Apostels Déroulède auf Jasnaja Poljana. Der Neuangekommene war auch einer aus der langen Reihe der Neugierigen. In Anbetracht seiner Sprachgewandtheit und ungenierten Liebenswürdigkeit jedoch saß er schneller im Sattel wie ein Anderer unter denselben Umständen. Aber Krieg, Revanche, Unterschriften sammeln Für und Wider, das waren dem Grafen spanische Dörfer, und ein einziges Zucken um des Grafen Mund und ein einziger Blick aus den Stahlaugen waren auch hinreichend gewesen, Déroulède zu veranlassen, seinem Besuche einen anderen Beweggrund unterzuschieben, d. h. die „Bekanntschaft der Literatursonne Rußlands zu machen". Auf diesem Boden konnte es geschehen, daß der gewandte Franzose drei Tage in Jasnaja verweilte und sich im Grunde genommen gewiß langweilte. Aber da der Graf nur zu bestimmten Stunden sichtbar war, hoffte Déroulède wahrscheinlich doch noch, die „Revanche", wenn auch auf Umwegen, zum Thema des Gesprächs machen zu können. Und es blitzten Streiflichter auf, sie neigten sich hinüber zum deutschen Rhein . . . aber so wie Déroulède die Kriegstrommel wirbeln lassen wollte, verwandelte sich der Graf in Marmor. Nur einmal ließ er sich herab, das namenlose Elend des Krieges zu besprechen. Er hatte ihn gesehen den nächtlichen, blutigen Himmel herabschauen auf das Schlachtfeld, wo Tausende lagen und mit gebrochenem Auge Rechenschaft zu verlangen schienen von denen, die vermessen genug sie gewaltthätig hier niedergestreckt hatten — und wenn Déroulède immer wieder damit kam, „daß der Rhein den Franzosen gehören müsse", lächelte der Graf gutmüthig und sagte: „Nicht mit Blut sollen die Grenzen der Länder gezogen werden, sondern durch verständiges Uebereinkommen der Völker, einem Jeden gerecht werdend, beider Rechte und Vortheile wägend." Dann kam die Rede „que la guerre est dans la nature" — und doch sagte der Graf: es muß und kann vermieden werden, und kommen aber doch trotzdem Tage, wo der Bruder den Bruder mordet, so ist es die Allgewalt der Dinge. Die Hauptsache ist, daß sich Keiner findet, der den Krieg ausruft oder befördert. Damit stand der Graf auf und ging rasch aus dem Saal. Am folgenden Tage zog er den französischen Kriegshetzer in seinen Familien-Lesecirkel, um ihm dort eine seiner kleineren Rekrutengeschichten vorzutragen, in denen Militarismus und Krieg auf das Schonungsloseste gegeißelt werden. Déroulède verstand und reiste noch am selben Abend zur Eisenbahnstation ab.

„Sein Seelenleben!" schließt die Verfasserin, „Pharisäer nenne ich euch, die ihr es wagen wollt, heuchlerisch die Menge glauben zu machen, daß ihr wißt, wer Er war, wer Er ist und wer Er sein wird. Gefühlt muß man haben Tolstoi's Schrei, im Stande muß man sein, den Kern zu erfassen, den momentan auftauchenden Titanen, der wie eine

Erscheinung vorüberhuscht, herauszufinden, und gleich daneben ihn als hilfsbedürftiges, wehklagendes Menschenkind jammern zu hören; dort als Riese kämpfend, hier als Erdenwurm sich krümmend, die Arme ausstreckend nach dem Sonnengott, nach Athem ringend jenseits der Sterne und dann wieder auf den Knien sich die Brust wundschlagend, Vergebung erflehend vor seinem Gewissen. Sein Seelenleben! Wer kann sich anmaßen, auch nur eine Idee davon zu haben! Zu philosophiren, zu analysiren ist unmöglich, da wo ein Räthsel vorliegt oder eine Offenbarung! Bescheiden werden unsere Kinder einst das Buch öffnen, worauf sein Name steht und sagen: ‚Er war einer der Hellsehenden im Reiche der Geister — er war der Wahrheit nahe in seinem Irren!‘"

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Else.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Frau Leverman war kaum fünfzig Jahre alt, als sie sich mit ihren Erinnerungen und ihrem Sohn von der großen Welt in Byköping zurückzog. Ihr Gatte war dort einziger Apotheker gewesen und demzufolge, sowohl nach Gottes, als auch nach der Natur und der Medicinaltaxe Ordnung, ein wohlsituirter Mann. Seine glückliche äußere Lebensstellung hatte ihn aber dahin gebracht, des Guten so viel zu thun, nicht nur an Portwein zum Mittag, sondern auch an zu großen Hummern des Abends, und dieses mochte, neben anderen Genüssen, die Ursache sein, daß er Frau Ulrike mit dem kleinen Otto zu früh allein zurücklassen mußte. Einen Theil seiner schönen Einnahme hatte er aber auch dazu verwandt, draußen in der Solhammar's Gemeinde gute Ländereien anzukaufen, und dorthin zogen nun, nachdem die Apotheke verkauft war, Frau Ulrike und Otto, auf das nahbelegene Gut Ljungsåkra. Hier im schönen Wohnhaus richteten sie sich recht behaglich ein. An der Wand im Saton hing Papas schönes Porträt; seine hinterlassenen Actien und Werthpapiere lagen wohlgeborgen in der eisernen Truhe, und die Coupons konnten wohl herhalten, wenn's mit dem Ertrag der Ländereien nicht nach Wunsch gegangen wäre.

Ich wünsche nur, daß jeder ehrliche Mann mit so starker Neigung zu Portwein und großen Hummern, wenn er abberufen wird, die Seinen in solch' gesicherten Verhältnissen zurücklassen könnte. Dies trifft aber nicht immer zu. Schon sein eigener Schwager, der leibliche Bruder von Frau Ulrike, hinterließ nur eine sehr gewöhnliche Cabinetsphotographie und dabei — heidenmäßige Schulden. Abgesehen davon, daß in der Regel eine Apotheke ein sichereres Geschäft genannt werden kann, als ein en gros-Handel, hatte Onkel Ström seines spießbürgerlichen Schwagers Neigung für Hummern und Portwein höher herangebildet zu einer entschiedenen Vorliebe für Austern und Champagner; dazu kam aber noch, daß Austern, die ja bekanntlich ein stilles und streng eingezogenes Leben führen, im Tode gute und fröhliche Gesellschaft lieben, und dabei war der Großkaufmann gewöhnlich der Gastgeber.

Da ihr ein Landaufenthalt die völlige Mittellosigkeit versagte, so grämte sich Frau Ström innerhalb vier Monaten darüber zu Tode, und so stand nun ihre 14jährige Elvira ganz einsam und verlassen da, mit den zwei ältesten Seidenkleidern von Mama, der nothwendigsten eigenen Garderobe und einem Bett, welches ihr die Creditoren nach Capitel II, Paragraph 30 des Concursgesetzes lassen mußten.

Und doch war sie nicht so ganz allein. Tante Ulrikens Herz schlug warm für die Tochter des geliebten Bruder Arvid, und noch waren die Kränze auf Mamas Grab nicht verwelkt, als die „Else" schon auf Ljungsåkra, in der guten Stube, vor einer warmen Tasse Thee saß, mit dem Bild des seligen Apothekers über sich, der sie mit seiner etwas schläfrigen, aber wohlwollenden Nachmittagsmiene betrachtete; Vetter Otto vor sich, sein helles, dichtes Haar mit der Hand nach oben streichend, indem er ihre kleine hübsche Gestalt mit den Augen verschlang, versunken in jener offen zu Tage tretenden Bewunderung, wie sie ein paar große, gute, fast wasserblaue Augen nicht zu verbergen vermögen; mit Tante Ulrike neben sich, die feuchten Augen trocknend und fast vor Liebe zerschmelzend.

„Etwas mehr Kuchen, geliebtes Kind?" bat sie.

Vetter Otto war Gymnasiast, sehr blond, dick und von weichem Herzen. Cousine Elvira war fein, schlank, dunkel und hatte ein fast griechisches Profil. War es nicht unnatürlich, eine solche Brünette „Else" zu nennen? Und war es nicht natürlich, daß Otto nach Verlauf eines Jahres so unentweglich ihr zu Füßen lag, wie das Monument auf einem Grabe. Sie scherzte und lachte, zwickte ihn in seine rothen Ohren, die freilich auch hätten kleiner sein können, gab ihm auf Rechnung der Vetterschaft bisweilen einen Kuß und nannte ihn ihren „großen, starken, närrischen Kerl". Dann machte sie Mondscheinpromenaden mit dem Inspector auf Riddersborg und legte kleine Briefchen an den Lieutenant auf Grönvik in die alte Ulme an der Allee; alles dies brachte sie mit kaum 16 Jahren fertig. Sie eignete sich auch andere Talente an, nahm Reitstunden in Byköping und Claviernunterricht beim Stabstrompeter. Dann begann sie Soireen, Theater und Bälle zu besuchen in genannter Stadt. Bekam Otto hier und da den dritten Walzer oder eine Extra-Polka, dann war's großartig. Tante Flamin in Byköping, die als „Schürze" sie begleitete, da Tante Ulrike nie gern von Hause ging, meinte: „Du solltest doch etwas freundlicher gegen den jungen Mann sein, er ist doch Dein Vetter und dabei hängst Du gänzlich von seiner Mutter ab". Aber die „Else" scherzte und lachte und hatte drei kleine Verhältnisse zu gleicher Zeit mit schlankeren Herren, die hübschere Ohren als Vetter Otto hatten.

Sprühend vor Lebenslust, roth und warm saß sie auf dem Heimweg, in einem Pelz eingehüllt, in der Ecke des Schlittens und fuhr dahin auf knirschendem Schnee zwischen hohen Föhren, vor sich hin einen Walzer summend und das Gemüth voll froher Erinnerungen. Otto zügelte die Pferde mit sicherer Hand, neigte sich zu ihr und seufzte:

„Zum Frühjahr werde ich 23 Jahr, Else."

„Schon? Da bist Du ja bald ein tüchtiger Kerl!"

„Ich gedenke nicht wieder nach Upsala zu gehen. Ich habe mehr Lust, Landwirth zu werden."

„Dazu wirst Du auch am besten passen."

„Und wenn dann Mama mir das Gut überläßt und . . ."

„Schau, da kommt uns Jemand entgegen!"

„Ach was! wenn ich also dann . . ."

„Was sagtest Du zur Mayonaise heute beim Souper? Die war recht nach Deinem Geschmack? nicht, Otto?"

„Else, Du weißt ja . . ."

„Nun sei still, Otto! Wirklich, ich glaube hier etwas schlafen zu können."

Und dann ruhte sie mit dem Kopf auf seiner Schulter, und er fühlte einen elektrischen Strom sein ganzes Wesen durchströmen, und ein rosiger Hauch legte sich über den weißen Schnee und die dunkelgrünen Tannen.

Nach einer ähnlichen Fahrt theilte sie am folgenden Morgen beim Frühstück mit, sie habe sich nun mit Doctor Berg verlobt.

„Morgen wird er herkommen, und ich bitte Dich, meine süße Tante, sei recht freundlich gegen Emil! Aber Otto, was stellst Du denn an, Du verschüttest ja den Kaffee über das reine Tischtuch!"

Doctor Berg kam und wurde freundlich empfangen, und er wiederholte seinen Besuch, und die Verlobung ward veröffentlicht; dann kam er noch einmal später und erhielt Otto's Unterschrift auf einem länglichen Papier, und darauf wurde er oben in Norrland als Provinzialarzt angestellt, in der Nähe einer großen Fabrik ohne Hypotheken. Des Besitzers einzige Tochter war 29 Jahr alt, verzehrte sich in innerer Sehnsucht und spielte Abends Chopin in der ländlichen Einöde. Das ging über Doctor Berg's Kraft, und den nächsten Winter war die Else unverlobter den je zuvor.

Otto lebte auf. Er befürwortete die Lohnerhöhung des Schul-

lehrers, verbesserte die Stellung des Großknechtes, gab dem Viehwärter fünf Kronen und pfiff immer lustig in Stall und Scheune.

„Ach Elvira, wolltest Du doch!“

„Plage mich nicht, Otto! Kannst Du denn nicht begreifen, wie mir das Herz blutet?“

„Arme, kleine Cousine!“

„Jetzt soll die Kunst mein Lebenszweck sein, Otto! Alles Weibliche in mir muß sterben, und der Pinsel und die Palette sollen meine treuen Begleiter werden. Ich wußte immer, daß ich Talent habe. Kluddén, bei dem ich in Byköping gemalt habe, hat mich darin bestätigt. Ich habe schon länger mit Farben gemalt, ohne es Euch zu sagen. Otto, bitte doch die Tante, daß ich nach Stockholm gehen darf!“

„Aber, was denkst Du denn! Das kommt alles so unerwartet! Und wenn Du Dich irrst? Weißt Du noch, wie schief und häßlich die Ranke wurde, die Du auf den Tischläufer zeichnetest?“

„Ich verbitte mir das, Otto!“

Und schließlich that er, was sie wollte.

Später im Sommer kam sie zurück mit fröhlicher Laune und mit einigen hundert Studien.

„Tante, wie gefallen sie Dir?“

„Ja, gutes Kind, ist dieses Roggenfeld nicht etwas zu flach?“

„Aber Tante, das ist ja eine Bucht des Mälar-Sees . . .“

„Vergieb mir, mein gutes Kind, ich erhielt ja leider keine feine Erziehung.“

Otto war versunken in Betrachtung einer Masse Photographien von neuen Freunden, die sie sich in der Stadt zugelegt hatte. Darunter befanden sich auch einige Fräulein mit kurzgeschnittenem Haar und eigenthümliche Herren mit genialem Blick und großcarrirten Beinkleidern. Alles Künstler. Einer war in acht verschiedenen Stellungen photographirt und sie selbst hatte elf Studien von diesem interessanten Kopf gemacht.

Otto seufzte; als aber an einem schönen Augusttage des Kirchenvorstehers Jan Erik mit dem Original der acht Photographien und der elf Studien von der Station gefahren kam, da erbleichte er.

Die beiden Kunstfreunde klopften sich gegenseitig auf die Schulter und nannten sich Du. Elvira's Freund und Kamerad wurde mit landesüblicher Gastfreiheit empfangen und erhielt das gelbe Zimmer. Kaum hatte er sich zur Ruhe begeben, als Elvira der Tante um den Hals flog und ihr zuflüsterte:

„Was Liebe ist, wußte ich nicht, bevor ich Norberg gesehen!“

„Aber Doctor Berg, liebes Herz?“

„Tante, kränke mich doch nicht, indem Du seinen Namen erwähnst! Solch ein Erdenwurm ohne höhere Ziele!“

„Seid Ihr denn jetzt mit einander verlobt, Du und Norberg?“

„Das thut man nicht unter uns Künstlern, aber wir wissen, daß unsere Seelen sich verstehen, und das genügt uns.“

„Aber ich verstehe dies Alles nicht, mein Kind. Ihr könnt Euch doch nicht heirathen, ohne ein einziges Wort?“

„Mama, bitte, quäle unser Elschen nicht!“ bat Otto.

Die beiden Künstler zeichneten gemeinschaftlich nach der Natur, unterhielten sich, gingen mit einander spazieren und benahmen sich überhaupt, als existire weder Tante noch Otto. Dann reiste Norberg ab und vierzehn Tage darauf erhielt Elvira seine Verlobungsanzeige.

Die Pferde wurden schnell nach dem Doctor geschickt, und die Else schwebte lange zwischen Leben und Tod.

„Unser junges Fräulein leidet an einer Gemüthserschütterung,“ sagte der Provinzialarzt, der gar sicher ging in seiner Diagnose.

„Ja, denken Sie, Herr Doctor, sie glaubte verlobt zu sein mit einem jungen netten Mann, der vergangenen Sommer hier bei uns war,“ bestätigte Tante Ulrike.

„Glaubte? Was heißt das?“

„Denken Sie nur, er hatte kein Wort gesagt, und sie auch nicht, so soll es der Brauch unter Künstlern sein; sie nannten sich Du und streichelten sich gegenseitig. Er mochte aber wohl die Sache anders aufgefaßt haben als Elvira, denn bald darauf verlobte er sich mit einem andern Mädchen. Finden Sie nicht, Herr Doctor, daß die alte Mode hübscher war?“

„Das sieht mir ganz darnach aus, Frau Leverman.“

Der furchtbare Schlag brach der Else das Herz, und sie verlor durch das Fieber mehr als die Hälfte ihres schönen Haares. Als sie sich nach und nach erholte und außer dem Bette sein konnte, saß Otto oft lange bei ihr. Und wenn er von ihren Malereien und seinen Wirthschaftsverbesserungen, seinem neuen Scheunenbau und dem braunen Füllen redete, sagte er zuletzt:

„Ach, Elvira, in der ganzen weiten Welt giebt's Keinen, der Dich nur halb so lieben könnte wie . . .“

„Ach, Otto, wie kannst Du das Herz haben! und . . .“

„Aber Elvira, wann darf ich denn endlich mit Dir reden? Bist Du fröhlich, dann lachst Du über mich und bist Du traurig, darf ich auch nichts sagen,“ murmelte Otto niedergeschlagen vor sich hin.

— — — Elvira reiste ab und kam viele Jahre nicht wieder nach Ljungsäkra zurück. Sie malte, konnte aber nichts verkaufen und kostete der Tante schweres Geld, aber immer bat Otto für sie, wenn Frau Ulrike brummte. In der Regel kam jeden Weihnachten ein Gemälde und jeden Sommer ein neues Herzensbekenntniß, aber der Herren Künstler üble Gewohnheit, sich nie mündlich zu erklären, brachte für Elvira überall Mißverständnisse schlimmster Art, sowohl in Paris, als auch an der Riviera.

Schließlich wollte sie einen Hauptschlag ausführen durch eine Gemäldeausstellung in ihrer Heimath.

Da warfen sich alle großen Zeitungen — so drückte sich nämlich Otto gegen seine Mutter aus — auf sie (die kleinen übrigens auch), als hätten sie im Leben noch nicht gewußt, was Kunst und Talent sei. Einer der Recensenten rieth ihr, mit einigen wenigen Strichen ihren „Herbsttag in der Normandie“ in ein biblisches Gemälde „Die Sündfluth“ zu verwandeln. Ein Anderer äußerte über eine wirklich biblische Darstellung „Die heilige Familie“: „da fehlt nur noch der Kochtopf und ein Reisigfeuer, dann wäre das Zigeunerlager fertig.“

Elvira war wie gebrochen über die Niederlage und wollte nach Byköping, um unter dem Beistand des dortigen Stadtrathes eine Verlosung ihrer Kunstschätze zu erwirken. Vorher aber mußte sie den Hardesvogt Gilberg empfangen, der sie in nicht mißzuverstehender, dringender Weise um eine Zusammenkunft unter vier Augen bat. Jetzt war ihr plötzlich klar, daß er allein es gewesen, der sie habe empfinden lassen, was wahre Liebe sei.

Da kam er schon!

Und er faßte ihre kleinen Hände, drückte sie zärtlich und flüsterte:

„Mein ganzes Lebensglück hängt nur an der Antwort, die Sie mir auf meine Frage geben können!“

„Sie dürfen hoffen . . . Herr Hardesvogt . . .“ hauchte sie matt.

„Darf ich wirklich? Eben dieses Wort wünschte ich aus dem Mund der lieben älteren Freundin meiner heißgeliebten Emma Svan zu vernehmen. O, Sie glauben also, daß sie mich liebt!?“

— — — Es ist Abend. Warme häusliche Gemüthlichkeit strahlt einem aus jedem Winkel des wohlbekannten Salons zu Ljungsäkra entgegen. Frau Ulrike ist alt und grau geworden und Otto's lebenslängliches Herzensfehnen hat nicht vermocht, ihn schlanker oder sylphidenartiger zu machen. Die Augen sind noch heller geworden, und hätte die Else ein paar solcher Ohren wie die seinen malen wollen, hätte jeder Recensent es als „übertrieben“ gerügt.

Aber der selige Apotheker blickt mit unvermindertem Wohlwollen auf sie herab, und Vetter Otto's Herz ist noch immer dasselbe, was man aber von Elvira's ehemaliger Schönheit, so wie sie nun am Kamin neben ihm sitzt, nicht behaupten kann.

„Ach Elvira, wenn Du nun zuletzt doch wolltest . . .“

Erschreckt brach er ab und sah auf. Hier, gerade bei dieser Aeußerung seiner Herzensbeichte, hatte er schon 17 Jahre lang das spöttische

Lachen oder die alles überschwimmende Thränenfluth kommen sehen, und nun saß sie still und ruhig, mit einem Lächeln, welches man fast deuten konnte: „Fahr' fort!" vor ihm da.

. . . „Du könntest immer noch mich zu dem glücklichsten Menschen machen. Else, willst Du?"

Sie weinte nicht und lachte ebenso wenig, sprang auch nicht davon. Sie schmiegte sich dicht an ihn an und flüsterte:

„Otto, ohne Dich wäre mir das Glück der Liebe ein ewiges Räthsel geblieben!"

—·—

Aus der Hauptstadt.

Hammerstein.

Der todte Mann amüsirt sich auf's Beste in Tirol und Umgegend. Aufmerksam liest er die deutschen Zeitungen, die sich, das macht des Sirius dumpfe Gluth, noch immer anhaltend mit ihm befassen; aufmerksam liest er, wenn ihm anders seine nicht epochalen Sprachkenntnisse den Luxus gestatten, im Herald genau nach, welche spukhaften Machtmittel und Donnerblitze er noch immer, zur beliebigen Schleuderung auf die Mitconservativen, in Händen hält. Er, der glänzend, wie kaum ein Zweiter, nachgewiesen hat, daß moderner Journalismus und tiefgründiges Wissen sich spinnefeind sind, findet jetzt vielleicht erwünschte Gelegenheit, Geschichte zu studiren; giebt es doch keinen Catilina und keinen Kleon mehr, mit dem man ihn nicht bereits verglichen hat. Der todte Mann nimmt, höchst lebendig lächelnd, geduldig die Fußtritte der schoflen Gesellen hin, die wie Gewürm vor ihm krochen, da er noch lebte in des Glückes Scheine und gefürchtet war wie selten ein „Chefredacteur" im Lande; immer mehr befestigt sich nebenbei in ihm die tröstliche Gewißheit, daß all' seine Streiche und Unthaten, mögen sie noch so gründlich durchfeucht gewesen sein von dem, was uns alle bändigt, nicht annähernd die Stufe der Gemeinheit erreicht haben, auf der einsam die Gesinnung seiner Gegner thront. Ueber den Mann und die Seinen ist das Schicksal dahingeschritten und hat sie niedergestampft, den Sünder mit den Unschuldigen, aber wie ein gesteinigter Märtyrer liegt dieser Irrende vor dem Bubenhaufen, der sich auf den Sinkenden warf und Tage lang wohlgefällig schmatzend, im Sperrdruck von Hammerstein'schen Gerichtsvollziehern und Zwangsversteigerungen berichtete. Glück und Ende des ehemaligen, verantwortlichen Leiters der Kreuzzeitung hätten kein Interesse für die Oeffentlichkeit, nicht halb so viel Interesse wie etwa die verrückten Ausschweifungen des jungen Schwabach, in Firma S. Bleichröder, Berlin, oder die den hochnoblen Mörder der Goldelse umwebenden Sagen und Legenden, wenn durch diesen Fall nicht sonst wenig beleuchtete Winkel der Berliner Zeitungsschreiberei plötzlich in hellstes Licht gestellt würden und wenn sich an ihm nicht so überaus vortrefflich die Verkommenheit dessen aufzeigen ließe, was in den Abonnements-Einladungen „öffentliche Meinung" heißt und was Herr Brausewetter, leider irrthümlich, als nicht vorhanden bezeichnete.

Dieser Freiherr von Hammerstein ist durchaus ein Mann wie andere Preß-Männer mehr. Er unterschied sich von ihnen grundlegend durch ein Einkommen, dessen sich sonst nur die smartesten Boys der New-Yorker Journalistik rühmen dürfen, und er hatte es deßhalb nicht nöthig, in den Directionszimmern unserer staatlich privilegirten Räuberbanken oder gar in den Privatcomptoirs kleiner Winkelbankiers lüstern nach Trinkgeldern zu spähen. Er konnte sich eine Lebensführung im größeren Stile leisten, und statt an anderen Tischen zu schmarotzen und sich zum Freß- und Danklied-Sclaven herabwürdigen zu lassen, deckte er selbst den Tisch, häufig genug für achtundvierzig meist recht respectable Personen. In seinen Neigungen unterschied er sich von denen, die ihn nun suetonisch geißeln, durch seine Freude am männlichen Waidwerk und zweitens dadurch, daß er einen guten Trunk Wein zu würdigen verstand, ohne davon groß Aufhebens zu machen und ohne jede Fahrt nach Ay de Champagne oder durch's Moselrevier in großmäuligen Feuilletons, langwierigen Dithyramben vor aller Oeffentlichkeit anzureiben. Er war ein Freund des Lebensgenusses unter vier Augen, ließ sich nicht gleich in zwölf Stellungen photographiren, wenn er sich einmal eine Extrawurst leistete; er war ein rechter, ehrlicher Vergnügling und Genießling. Im Uebrigen ähnelte sein Thun und Treiben auffällig dem Thun und Treiben der Anderen. Ihm blühte eine Flora wie ihnen, und daß diese Flora morgenländisch war, ist der beste Witz, den der angeblich mit „caustischem und scharfem Humor" Begabte je erdacht hat. Nächsther scheint er anständig genug gewesen zu sein, sich Flora nicht durch Drohungen und durch Fürsprache beim Herrn Director geneigt zu machen, wie es, wenn Klio nicht lügt, noch anno 1895 in der sittlichen Lichtstadt Berlin des Oefteren der Fall gewesen sein soll. Auch was die Aufnahme von gut verzinsten Pumpen anbelangt, hat Hammerstein weder absolut noch relativ die allerdings unheimliche Gewandtheit journalistischer Nebenbuhler zu erreichen vermocht, und seine Vereinbarungen mit Papierlieferanten können nicht Wunder nehmen in einer Zeit, die es für recht und anständig hält, wenn Gemeinderäthe Tantièmen und sonstige Biergelder von Actien-Gesellschaften nehmen, die von der Gemeinde abhängen, wenn Stadträthe ihre hinreißend unbegabten Söhne denselben unglücklichen Actiengesellschaften als Directoren aufnöthigen. Wir verstehen und würdigen es achtungsvoll, daß man unter Benutzung sozusagen amtlich erworbener Kenntnisse den Communen Markthallenterrains oder, wie in Breslau, Güter zu Rieselfeldzwecken mit mindestens fünfzig Procent Aufschlag verkauft. Aber wo in aller Welt steht geschrieben, daß nur entschieden freisinnige Männer so kleinen Vortheilen nachjagen dürfen, daß dagegen conservative, die es ihnen, ungeschickt genug, nachmachen wollen, sofort dem Anathema verfallen? Und schließlich ist doch auch nicht Jeder, der durch leichtsinnigen oder verbrecherischen Lebenswandel in Geldnöthe geräth, ein berühmter Rechtsanwalt, und nicht Jeder findet edle, eifrige Retter, die discret ein halbes Milliönchen und mehr daran wenden, ihn zu erlösen und zu gründen.

Schwerwiegende Beschuldigungen sind offen und ehrlich, nicht aus Banditenhinterhalt, nicht unfaßbar vernummt, gerade wider solche Persönlichkeiten erhoben worden, die gewerbsmäßig das arme, bedrückte Volk gegen seine Bedränger schützen, führen ꝛc. Als der Berliner Bierboycott zu Ende gegangen war, erhob dieselbe Kreuzzeitung, die nun ihren Vorkämpfer verloren hat, gegen Herrn Paul Singer, den bewährten und verehrten Vertreter einiger 50000 hauptstädtischer Staatsbürger, die geradezu ungeheuerliche Beschuldigung, er habe sich beim Abschluß des Biersriedens persönlich zu bereichern gewußt. Der bewährte und verehrte Vertreter ließ die freche Verleumdung von einem Commis des Herrn Liebknecht — ich weiß nicht, war es ein früherer Tischlergesell oder ein auf Halbpension gesetzter Parteigreis — in ebenso kraft- wie eindrucksvoller Manier zurückweisen, gleichzeitig kündigte er die freilich unbedingt gebotene Erhebung der Privatklage an. Von dieser Privatklage ist es indeß mittlerweile still geworden. Sollten die Parteien sich in aller Heimlichkeit vorm Schiedsmanne geeinigt haben? Weiß Herr Singer die demüthige Abbitte des Beleidigers sicher in seiner Brusttasche geborgen, dann allerdings that sein Leib-Organ recht daran, den Fall Hammerstein riesenmächtig aufzubauschen und noch immerfort ausführlich zu behandeln. Denn nichts erbittert den falsch verdächtigten Ehrenmann mehr, als wenn sein Ankläger sich hinterher einer ähnlichen That schuldig macht, wie die war, deren er ungerechterweise den Ehrenmann zieh. Schade, daß parteioffiziell dieser tristige Beweggrund in offenbar zu großer Feinfühligkeit verschwiegen wird.

So gewaltige Massen Kothklumpen fliegen Tag um Tag durch die Berliner Atmosphäre, und so viel Schmutz wird just von unsauberen Händen geschleudert, daß Niemand mehr den aufgewirbelten Staub, der die Sonne versinstert, achtet. Es zählt zu den banalsten Lehren der Geschichte, daß unhaltbar gewordene, politische Positionen zuletzt nur noch durch die krampfhaften Anstrengungen ihrer Vertheidiger, den siegenden Gegner in seiner persönlichen Ehre anzugreifen, gestützt werden. Als die Socialdemokratie ihren Fischzug begann und die bürgerliche

Presse langsam aber sicher ihre Gefährlichkeit erkannt hatte, trachtete sie inbrünstig danach, die Führer der Bewegung verächtlich und, wenn das nicht ging, lächerlich zu machen; ihr Privatleben wurde bis in die geheimsten Einzelheiten verfolgt, und jeder politische Polizei-Bericht meldete moralische Todtschläge in Menge. Die Todtgeschlagenen aber gediehen prächtig und nahmen zu an Alter und Weisheit vor Gott und den Menschen, bis die Verfolger ermüdet von ihnen abließen. Brennen heute socialdemokratische Cassirer durch, so ulken höchstens noch die Leute unterm Strich. Vor einem Jahrzehnt ging man dann mit ähnlicher Taktik der sogenannten antisemitischen, richtiger wohl antibank- und handelsgaunerischen Bewegung zu Leibe. Liebermann von Sonnenberg, der keine Geistesleuchte und auch kein Millionär, aber ein redlicher und tapferer Bursch ist, erlitt wegen seines „Ehrenscheines" die schmachvollste Hetze, die Buben je gegen einen ehrlichen, wenn auch armen Mann entfesselt haben; Stöcker, der, man sage, was man mag, ein geistesmächtiger und begeisternder Agitator, ein Gefäß edelsten und muthigsten Wollens ist, versuchte man auf den „Meineid" festzunageln; Böckel endlich, diese echte Michelnatur, dieser brave und sich bedingungslos aufopfernde Demokrat, mußte jahrelang im Schmutzregen stehen, weil er sich nicht in allen Lebenslagen als Eunuche bewährt hatte. Das Aufwühlen des Moders und die Stinkbomben haben nichts geholfen, haben nur die Wuth und den Fanatismus der Angegriffenen zur Siedehitze gesteigert, die „Berliner Bewegung" hat sich über alles deutsche Land ergossen, und ein verständiger Beobachter, der hier neulich über sie leitartikelte, sagte ihr weiteres Anwachsen mit Bestimmtheit voraus. Und der Umstand, daß es nicht gelang, auch nur einen Einzigen der mit so gewaltigem Aufgebot an Haß und Verlogenheit Verfolgten schachmatt zu setzen, dieser Umstand gab hundert anderen, vielleicht schiffbrüchigen Existenzen den Muth, Berühmtheit just dadurch zu erwerben zu suchen, daß sie sich und ihre Lebenshaltung den ebenso ungeschickten wie unglücklichen Gegnern geradezu exponirten. Andererseits ward der biedere Zeitungsschlinger an rohe Schimpfreden und Verdächtigungen so gewöhnt, daß er hinter dem Beschimpften zuerst regelmäßig eine bedeutende Persönlichkeit vermuthete, später aber überhaupt nicht mehr darauf achtete. Es hat einer wahnsinnigen Kraftanstrengung bedurft, ehe die langer Hand vorbereitete Hammerstein-Campagne Aufmerksamkeit erregte, und die Treiber wären vielleicht vor der Zeit ermattet heimgelaufen, wenn es sich nicht nach Ansicht der Jagdherren um ein so ganz besonders kostbares Wild gehandelt hätte.

Die freisinnige Presse steht noch immer in einer, nun freilich unheimlich schnell ins Wanken gerathenden Machtstellung da, die der thatsächlichen Bedeutung des Manchestergedankens bei uns nicht entfernt entspricht und die neben der noch allenthalben vorhandenen, meist mustergültigen Organisation der einzige Grund dafür ist, daß die von ihr unterstützten Parteien nicht schon den letzten Mann und den letzten Credit verloren haben. Ohne daß sich diese Zeitungen tüchtigerer Kräfte bedienen und auch ohne überlegene, hervorstechend geschickte und geistvolle Oberleitung halten sie das Lesepublikum fest, dasselbe Publikum, das meist streng conservativ, jedenfalls antifreisinnig gesonnen ist und die conservativen Zeitungen dennoch als „zu langweilig" fast angstvoll von sich fern hält. In der conservativen Journalistik, die doch heute wahrlich über einen prächtigen Stab hochbegabter und unterrichteter Kämpen verfügt, hütet man sich mit pedantischer Aengstlichkeit, den Rivalen das abzusehen, was ihre einzige Stärke ist. Oft handelt es sich gar nicht um Schreib- und Denkart, es handelt sich oft um rein redactionell-technische Anordnungen, die das Lesevolk liebt und derentwegen es bei der Richter-Rickertei oder den sogenannten „unparteiischen", in Wahrheit ausnahmlos heuchlerisch-freisinnigen Blättern abonnirt bleibt. Eine deutsche, conservative Zeitung zu lesen ist für den modernen Menschen, der an Uebersichtlichkeit, interessante, fesselnde Verarbeitung des Stoffes, Knappheit und damit naturgemäß verbundene Reichhaltigkeit gewöhnt ist, fast immer eine gelinde Qual. In Berlin erscheinen Tageblätter dieser Art, die drei Mal so viel Redacteure zu sitzen haben wie ein untergeordnetes Freisinnsjournalchen, und die dennoch drei Mal so langweilig, drei Mal so ungeschickt geschrieben und redigirt sind. Abgesehen nun von einigen, keineswegs einwandfreien, theilweis sogar todtgeweihten Neugründungen war es bisher allein die Kreuzzeitung, die Dank Hammerstein zum Mindesten in ihrem politischen Theile den Freisinnsschreibern ein Paroli bog.

Herr von Hammerstein entbehrte jeder höheren Bildung, erwies sich sogar dann und wann als verblüffend unwissend. Dadurch allein schon war er dem Gros seiner Berliner Coneurrenten gewachsen. Der Autor einer Broschüre hatte den Namens des romantischsten, nun Gerhart Hauptmann anheimgefallenen Führers aus den Bauernkriegen als Pseudonym gewählt, und Herr von Hammerstein nannte den ihm natürlich gänzlich unbekannten Verfasser „einen Juden, wie schon aus seinem Namen hervorgeht". Neben diesem Uebermaß an Ignoranz besaß der Kreuzzeitungs-Leiter genaueste Kenntniß des schauderhaften Leitartikel-Deutsches, das man in Berlin, der Schulenstadt, allenthalben schreibt, und schließlich eignete ihm eine reiche Dosis jener Grobheit und unverfrorenen Derbheit, die hier völlig den Witz in der Polemik ersetzt, hier, wo man mit drei oder vier ausgesucht rohen Wendungen im Handumdrehen den Ruf eines Juvenals erwirbt. So gerüstet, bestand er jeden Gegner, und obgleich er nicht allzu häufig in die Schranken sprengte, drückte seine Manier dem Blatte doch einen unverkennbaren Stempel auf und machte es gern gelesen. Daneben bewährte er sich als kluger, manchmal raffinirt kluger Redacteur; er horchte immer genau hin, woher unten, in den Reihen seiner Partei, der Wind wehte, und hatte er die Richtung einmal heraus, dann marschirte er, lauter schreiend als irgend sonst Jemand, diesen Weg. Ihm wohnte kein höheres, politisches Verständniß, auch kein wirklich vornehmer und freier, muthiger Geist inne; er hat wohl sein Theil dazu gethan, daß die conservative Partei nicht neuerdings in Gouvernementalismus und Helldorfflhum versank, aber er wandte auch, so lange sich die verhängnißvolle, totale Unfähigkeit Caprivi's nicht auch für das blödeste Auge sonnenhell herausgestellt hatte, servil und thöricht zugleich die Waffen gegen Bismarck. Indeß begründete gerade diese Mantelhängerei und diese Bauern-Schlauheit seine Stellung in der Berliner Journalistik; sie machte ihn, neben der freilich gewaltigen Druckkraft des Blattes an sich, zu einem gefürchteten, wüthend gehaßten Gegner. Sein Sturz ist zweifellos ein nicht gering anzuschlagender Triumph des Freisinns, bedeutet einen großen, für's Erste vielleicht unersetzlichen Schaden für die Partei. Das weiß man in der Leitung der Fraction besser als sonst Jemand, und das ist der einzige Grund, weßhalb man das Aeußerste aufbot, um den wichtigen und starken Recken auf seinem Posten zu erhalten.

Aber die Parteileitung mag ruhig sein. Der Erdgrund, in dem ein Hammerstein wuchs und blühte, blieb lange Zeit nur deßhalb unfruchtbar, weil ihm die Sonne fehlte; wenige Jahre nur, und die einst so seltenen Wunderblumen werden wie Pilze den Boden bedecken. Die den Freiherrn heute besiegten, sind doch verloren; der Hydra wachsen die Köpfe nach, und das um so schneller, als weit und breit bei denen um Heinrich Rickert kein Herkules und kein Kopf zu sehen ist. Uebrigens ist die Hydra in stehenden Sümpfen von unleugbarer, hygienischer Bedeutung; sie macht dem manchesterlichen Morastgewürm den Garaus und arbeitet so dem kommenden Riesen in die Hände, der später nur noch nöthig hat, sie selbst zu erwürgen, um dadurch die ganze, ungezieferfreie Landschaft wahrer Cultur und einem wahrhaft freien Volke zu eigen zu geben.

Caliban.

Die große Kunstausstellung.

11. Moderne Plastik.

Man hat vielfach behauptet, die Plastik entspräche nicht mehr unserem modernen Empfinden. Sie sei zu starr, zu feierlich, zu farblos. Träfe diese Behauptung zu, so dürfte es zweifelhaft sein, wer mehr zu bedauern bliebe, die moderne Plastik oder das moderne Empfinden.

Gewiß hat, wer Solches aufzustellen wagte, die Ausläufer des Classicismus und die Verfertiger von National-Denkmälern für Vertreter der neueren Bildhauerkunst gehalten. Dann hat er mit Recht geurtheilt, daß wir Europäer vom Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts den Stein nicht mehr zu beseelen wüßten. Vielleicht aber wird es gestattet sein, a spectatore male informato ad spectatorem melius informandum zu appelliren. Schon unsere durchaus lückenhafte

Ausstellung dürfte zeigen, daß etwas Neues im Werke ist, und daß Erz und Quadern Nerven bekommen

Doch ich will den Mund nicht zu voll nehmen. Wir stehen noch durchaus im Anfange. Der originell modernen Plastikerbegabungen sind wenige, und der Beschauer ihrer Werke sind noch weniger, — wenn auch nicht an absoluter Zahl, so doch relativ. Manche hören die Botschaft, doch es fehlt der Glaube. Die Meisten aber vernehmen auch noch nicht einmal die Botschaft.

Wir in Deutschland sind natürlicher Weise, wie gewöhnlich, im Hintertreffen. Was bei uns noch in Marmor drauflosgebiedert wird, das erregt in der ganzen übrigen Welt ein lächelndes Achselzucken. Man erblickt hier noch vielfach die Monumentalität in der Klotzigkeit, und wenn Einer einen brandenburgischen Markgrafen recht breitbeinig hinpflanzt, dann hält er das für ein Zeichen von Kraft. Die Kraft steckt eben dann in den Beinen, aber nicht in den Fingerspitzen, und nicht im Kopf. Bis wann werden wir uns den Geschmack an solchen Steinmetzarbeiten abgewöhnt haben? Ich fürchte, officiell wird uns dieser „Geschmack" noch auf lange hinaus empfohlen werden, und wer anderer Meinung ist, der ist eben kein guter Staatsbürger.

Es ist ja aber auch nicht unbedingt notwendig, ein guter Staatsbürger zu sein, um ein guter Künstler und allenfalls ein leidlicher Kunstbeurtheiler zu werden und zu bleiben.

Doch ad rem! Unter den jung-berlinischen Bildhauern erweckt schon seit Langem meine besonderen Hoffnungen Hermann Hidding. Er hat eine gewisse jugendliche Frechheit, die mich außerordentlich sympathisch berührt, weil sie ein Zeichen von Selbstvertrauen und Muth ist und durch gute Leistungen balancirt wird. Soviel ich weiß, ist er ein Volkskind, irgendwoher aus Pommern. Er hat also wahrscheinlich gesunde Knochen im Leib. Für einen Dickhäuter braucht man ihn darum aber doch nicht gleich zu halten. Im Gegentheil sein Relief „Christus und Maria" zeigt von einer sehr sensiblen Haut, am Leib wie an der Seele. Die beiden Köpfe, im Profil neben einander, in wunderbar distincter Zeichnung, zart, schmerzensvoll, phrasenlos. Merkwürdiger-Weise hat das Werk einen Käufer gefunden. Es ist eigentlich zu gut dazu. Ferner: die lebensgroße Gruppe einer nackten christlichen Märtyrerin am Kreuz, mit einer zu ihren Füßen gekauerten Gewandfigur. Wer ist die Kauernde? Ein Mann, ein Weib? Die Mutter, der Liebste? Man weiß es nicht. Das weite Trauerlaken verdeckt alles. Und dieser Gegensatz des absolut Verhüllten gegen das absolut Nackte, des Lebenden gegen das Gestorbene oder doch Sterbende, ist sehr schön, im Formalen sowohl wie im Sinnbildlichen. — Endlich noch einige Büsten, von denen ich weniger zu sagen wüßte.

Sehr ins Malerische geht Hugo Lederer mit seinem Relief „Heimkehrende Soldaten". Trotzdem hat er keinerlei Mittel angewendet, die der Plastik nicht anständen. Den landschaftlichen Hintergrund hat er aufs äußerste beschränkt, und zwar ohne sich oder dem Kunstwerk Zwang anzuthun. Vielmehr wirkt die Monotonie der ziehenden Regenwolken sehr stimmunggebend zu den schlachtmüden Reitern, die trauernd über die Haide nach Hause reiten. Drei Pferde und zwei Mann. Der Dritte ist todt. Von den beiden Andern Einer verwundet. So kommen Sie uns entgegen, in voller Figur, während die Rümpfe der geschickt contrastirten Pferde nach hinten zu verlaufen. Die Melancholie dieser Composition klingt nach in der nackten lebensgroßen Figur eines kauernden Weibes, in der Lederer die „Haidestimmung" hat symbolisiren wollen. Nicht ohne Glück, obwohl die Körperhaltung ein wenig gezwungen ist. Sehr gut aber sind die verschleierten Augen, die dicken trägfließenden Haare, und die eine so müd', ach so müde hängende Hand.

Gleichfalls im Malerischen, wenn auch mit weniger Discretion, hat sich Hans Dammann versucht in der Reliefdarstellung eines Weibes, das klagend am Meere steht. Da ist Manches seelisch-fein empfunden, aber im Landschaftlichen hätte sich der Künstler doch mehr Zurückhaltung auferlegen sollen. Ein Maler von Fach, L. Fahrenkrog, führt sich als Bildhauer mit einer Frauenbüste sehr vortheilhaft ein. Der Ausdruck eines intimen Leidens ist, namentlich um Mund und Augen, sehr gut wiedergegeben, und technisch zeigt die Arbeit eine Reife, die man bei einem Neuling nicht hätte erwarten sollen.

Der Dresdener Friedrich Offermann stellt zwei sehr markante Arbeiten aus, einen Schnitter Tod und einen Meuchelmörder, beide mit Glück polychrom behandelt. Der Meuchelmörder erinnert physiognomisch, ich weiß nicht warum? an Lorenzo de' Mediei. Die Körperhaltung ist ein wenig zu bühnenhaft. Tücke und böses Gewissen lauern auf dem bleichen Gesicht. Der Schnitter erscheint in dem magischen Blau einer nordischen Mondnacht und wirkt dadurch unzweifelhaft sehr gespenstisch, selbst in der kalten Eingangshalle des Palastes am Lehrter Bahnhof.

Ein weiterer Maler, der sich in der Plastik versucht, ist der Münchener Julius Exter. Seine beiden „Menschen", die sich nackt im Kusse vereinigen, werden viel bewundert. Ich habe Aehnliches schon besser gesehen, mit mehr Wucht und mehr Wahrheit und vor allem mit mehr Einfachheit. Die geschwollene Behandlung der Muskeln erscheint mir sogar unerträglich. Ein zweiter Münchener, der begabte Floßmann, scheint sich jetzt zu den Quattrocentisten in die Lehre gethan zu haben. Eine nicht sehr ähnliche, aber eigen gesehene Bismarckbüste erinnert an Donatello und Verrocchio; die „vier Evangelisten" weisen schon beinahe in's Trecento zurück. An die Robbia gemahnt leise eine Madonna mit Engelglorie, ein entzückendes kleines Hochrelief in gebranntem Thon, weich und delicat in der Behandlung. Wer in dieser Weise Schüler ist, der wird zweifellos über Kurzes ein Meister sein.

Eigenthümliche Berührung zeigen zwei im Ausland lebende Deutsche, obwohl sie zweifellos völlig unabhängig von einander arbeiten, der eine in Rom, der andere in Paris, Emil Fuchs und Martin Schauß. Beide bringen die Büste einer in Ekstase oder hypnotischer Trance befindlichen Frau, den Kopf zurückgeworfen, die Augen geschlossen, den Mund weit aufgerissen. Ich gebe dem Werk von Fuchs den Vorzug. Es scheint mir größer angelegt und unmittelbarer empfunden, vielleicht dank dem Studium gewisser italienischer Barockscnlptoren, die derartige Verzückungszustände in ihren Heiligendarstellungen mit Meisterschaft wiederzugeben wußten. Aber mag auch das siebzehnte Jahrhundert schon mit ähnlichen Themen vorangeschritten sein, die Wahl des Vorwurfs, wie auch die Ausführung, verräth doch in beiden Fällen das bewußte Suchen und unbewußte Leiden einer von den modernsten Geistesströmungen ergriffenen Künstlernatur. Mag etwas Absicht mit untergelaufen sein, das, wovon heut soviel gesprochen wird, auch einmal im Bilde festzuhalten, beide Künstler hatten doch im Verlauf ihrer Arbeit, mit der Nothwendigkeit zu rechnen, tiefer in die Geheimgebiete der menschlichen Seele einzudringen, und dunkle Regungen zu belauschen, deren Oberflächen Reflexe nicht immer leicht erkennbar sind. So waren sie gezwungen, auch im Technischen ihrer Kunst nach neuen Ausdrucksmitteln zu suchen und von dem Conventionell-Hergebrachten sich zu emancipiren. Hätten die beiden Werke nicht mehr als dieses zu bedeuten, es wäre schon genug. Denn in einer Zeit, in der so Vieles stagnirt, ist jeder neue Ansatz, jedes eigene Wagen freudig und dankbar zu begrüßen.

Mir will scheinen, als ob Paris gerade auf dem Gebiete der Sculptur und zwar heute vielleicht mehr noch als dem der Malerei, die Sucher und Finder an sich zu ziehen und neu anzuregen verstünde. Denn was von Pariser Sculpturarbeiten auf der Ausstellung ist, so wenig es ist, zeigt doch fast ausnahmslos den besonderen Reiz des Aparten und Neuschöpferischen. Man braucht sich darum durchaus nicht mit Allem einverstanden zu erklären. So kann ich den höchst bizarren Frauen-Kopf, unter den Ringel d'Illzach „Sinfonia eroica" geschrieben hat, absolut nicht verstehen. Beethoven und modernster Pariser Haut-gout? Wie reimt sich das zusammen? Indeß warum soll man es nicht lediglich für eine Marotte des Künstlers ausgeben, mit diesem Werke unserem großen deutschen Genius eine Huldigung darbringen zu wollen? Wir dürfen über diese Marotte lächeln und dürfen sie ignoriren, bei Betrachtung und Abschätzung dieses so prickelnd-nervösen, patschnlidustenden Frauenkopfes. Wir brauchen durchaus nichts Anderes darin zu sehen, als eine pikante Pariser Laune, hervorgerufen durch eine pikante Pariser Frau Und entziehe sich Einer dem Charme einer vom Originalitätsteufel besessenen, phantasievollen und geistvollen Pariserin! Mag man sie für „krank" und für „verrückt" erklären, man wird sie doch stets geschmackvoll und eigen finden und sich von ihrem verwegenen Chic und kitzelnden Zauber mit Wonne besiegen lassen — wenn auch nur für Augenblicke! Auch von Frédéric Beer stammt ein solcher Frauenkopf, in Marmor gearbeitet, als Stück eines Hochreliefs bezeichnet. Hier ist das erotische Element besonders üppig herausgearbeitet, und die spirituelle Pikanterie tritt zurück hinter der blühenden Anmuth des liebeseligen, verführungsseligen Weibes. Diese im süßesten Taumel eingedrückten Augenlider! dieses triumphirend-nachgiebige Lächeln um die schwellenden halbgeöffneten Lippen! und diese, in letzter Sehnsucht, der Gewißheit entgegenhangenden Wangen! Der Marmor erscheint da so weich, als ob er gleich Wachs zerschmelzen könne! Die Sphinx im Weibe, im ganz jungen Weibe, dem noch die gelöste schwere Lockenfülle sich auf die zarten Schultern ringelt, stellt Fix Masseau dar, in einem lieblichen und doch tückischen kleinen Broncewerk. Frau Charlotte Besnard bildet in farbigem Thon die jungfräuliche Kore. Ein schmerzenssüßes Lächeln auf den vollen weiß-rothen Wangen gemahnt an die Zeit, da sie bald dem Hades angehören soll, ihrem finsteren Gemahl, während eine üppige Fruchtguirlande sich über ihr Haupt schlingt, als Abzeichen ihrer Mutter Demeter. Von ganz besonders feinem Schmelz aber sind zwei kleine Reliefarbeiten eines in Paris wirkenden Schweden Werner Åkermann. Sie enthalten eine Madonna und eine Eva, und man muß sie an einem Pfeiler des nördlichen Seitenganges suchen, wo man sie ja wohl schließlich auch finden wird. Besonders die Eva ist ein Werk von höchster Delicatesse und trotz seines winzigen Umfanges in einem großen Stil gearbeitet. Es ist die Eva nach dem Sündenfall, die Schuldbewußte, die Niedergeworfene. Knieend liegt sie am Boden und hat den Kopf in die Arme vergraben, daß die Haare vornüberfluthen. Den jungen Leib durchwehen zum ersten Mal die Schauer der Vernichtung. Das schwere Verhängniß des ganzen Menschengeschlechtes liegt über ihr. Und dazu diese Marmorbehandlung, so weich, so dämmernd, so abendlich ernst und milde, wodurch etwas Tröstendes in die herbe Tragik kommt.

Im Porträt scheinen mir das Beste die Wachsmaske des Dr. Charcot von Ringel d'Illzach und die mit viel Nerv gearbeitete Broncebüste des Malers Sprague Pearce von Bartlett Paul Wayland.

Ein besonderes Eingehen dürften eigentlich die französischen Medailleure Chaplain, Vernier und Peter beanspruchen, weil sie einen bereits ausgestorbenen Kunstzweig zu völlig neuem und selbstständigem Leben erweckt haben. Ich muß mich indeß damit begnügen, auf die maßgebenden und mustergiltigen Ausführungen des Directors Alfred Lichtwark (im ersten Heft des „Pan") hinzuweisen. Franz Servaes.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien:

Die

Verschuldung aus Darlehen.

Ein Wort an die Productivstände

mit einem

Nachwort über die Organisation des Staatskredits.

Von

J. G. A. Walch.

Preis: 50 Pf.

Rich. Kahle's Verlag

Inhaber H. Oesterwitz, Dessau.

• **Die Bismarck-Nummer** •

der

„Gegenwart"

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Auch direct zu beziehen durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei nervösen **Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLVII. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 34. Berlin, den 24. August 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Miethscaserne in den Großstädten. Von Paul Ernst. — Der Hund im Kriegsdienst. Vom Standpunkt des Soldaten. — Eine dänische Flottenstation im großen Belt. Von v. G. — **Literatur und Kunst.** Briefe von Gustav Freytag. Mitgetheilt von Karl Stelter. — Bürgerliche Baukunst. Von Architekt Heinrich Schackow. — **Feuilleton.** Ein schlichter Strauß. Von Lars Dilling. — **Aus der Hauptstadt.** Victoria als Erzieherin. Von Prinz Vogelfrei. — Die große Kunstausstellung. 12. Kunstblätter. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Die Miethscaserne in den Großstädten.

Von Paul Ernst.

Auf der 19. Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege im September vorigen Jahres wurde in einem Referat des Oberbürgermeisters Adickes über die Nothwendigkeit weiträumiger Bebauung bei Stadterweiterungen eine interessante Tabelle producirt, welche die Bewohnungsdichtigkeit in den größeren Städten Deutschlands und Englands darstellt. Die Durchschnittszahlen derselben folgen hier:

	Auf ein bewohntes Grundstück treffen Bewohner 1890:	Auf ein bewohntes Gebäude treffen: Bewohner 1880	Bewohner 1890	Haushaltungen 1880 resp.	Haushaltungen 1890
Durchschnitt aus 26 Städten von über 100000 Einwohnern des deutschen Reiches	34,5	22,8	23,6	5,0	5,3
Ohne Berlin	27,4	19,5	19,9	4,2	4,4
Berlin allein	73,0	44,9	52,6	10,3	12,3
Durchschnitt aus 24 Städten von über 100000 Einwohnern in England		6,3	6,1		1,31
Ohne London		5,4	5,2		1,08
London allein . . .		7,9	7,6		1,7
Durchschnitt aus 20 Städten von 50000 bis 100000 Einwohnern des deutschen Reiches . . .	18,9	19,2	18,5	4,1	4,0
Durchschnitt aus 34 Städten von 50000 bis 100000 Einwohnern Englands	5,6	5,6	5,5		1,13

Es geht aus dieser Tabelle hervor, daß in England das Einfamilienhaus in den Großstädten die Regel ist, und daß die Tendenz der Entwickelung dahin geht, die Zahl der von mehreren Familien bewohnten Häuser gegenüber den Einfamilienhäusern abnehmen zu lassen, während in Deutschland die Miethcaserne die Regel ist und die Entwickelung dahin geht, immer mehr Menschen in ein Haus zu pressen.

Die großen socialen Nachtheile der Miethscaserne sind bekannt und brauchen hier nicht noch einmal aufgezählt zu werden. Natürlich sind auch beim System des Einfamilienhauses ungesunde Wohnungen möglich, die Schäden sind hier aber durch eine aufmerksame Polizei zu vermeiden, während der Miethscaserne eine große Menge absolut irraparabler Schäden anhaften. Es wäre also offenbar ein sehr großer Fortschritt, wenn man die Miethscaserne aus unseren Großstädten verbannen und für sie das Einfamilienhaus einführen könnte. Ausdrücklich sei dabei gleich zu Anfang erwähnt, daß die Frage hier ganz ohne alle Beziehung darauf behandelt werden soll, ob die Inwohner Besitzer oder Miether des Hauses sein sollen.

Bei der Untersuchung über die Möglichkeit eines derartigen Systemwechsels in unserem Wohnungswesen wird es sich zunächst darum handeln, daß wir die Ursache des gegenwärtigen Regimes feststellen. Sehr gute Dienste thut hier eine kleine Schrift von Eberstadt „Städtische Bodenfragen", welche 1894 erschienen ist und sehr viel Aufsehen erregt hat. Diesem bedeutenden Werkchen, gleich ausgezeichnet durch scharfsinnige Analyse wie sorgfältige Zahlennachweise, verdanke ich nachfolgende Ausführungen über die Ursachen, die ich nur in einem geringfügigen Punkt modificirt habe.

Theilen wir — das ist natürlich nur Annahme, nicht Thatsache — Berlin in drei Zonen, nach dem Werth des Bodens. In Zone I kostet die Quadratruthe 2000 Mk., in Zone II 1500 Mk, in Zone III 1000 Mk. In diesen Preisen sind zwei Elemente enthalten, die Differentialrente und die absolute Rente. Die 500 und 1000 Mk., welche die Quadratruthe in I und II mehr kostet wie in III, sind capitalisirte Differentialrente: dieser Boden liegt in dem Mittelpunkt der Stadt, der Hauptgeschäftsgegend ꝛc., und ist deßhalb entsprechend mehr werth, wie der Boden der Kategorie III, welcher an der Peripherie liegt. Boden III, welcher 1000 Mk. kostet, trägt nur absolute Rente, und die restlichen 1000 Mk. von Boden I und II sind gleichfalls capitalisirte absolute Rente. Die Differentialrente giebt uns offenbar kein Problem auf: aber wie entsteht die absolute Rente?

Vereinfachen wir den wirklichen Thatbestand, indem wir den ursprünglichen Bodenbesitzer, die Kette der Bodenspeculanten, den Bauunternehmer und den späteren Hausbesitzer in eine Person zusammenfassen. Der Mann hat von seinen Vorfahren zwanzig oder dreißig Morgen Acker geerbt, auf denen er bis dahin Kartoffeln, Korn ꝛc. baute. Das Land hatte keinen höheren Werth, wie der Sandboden der Mark ihn überhaupt hat. Durch die Ausdehnung der Stadt er-

scheint die Möglichkeit, daß dieser sandige Ackerboden Bauland wird. Bis dahin war sein Werth die capitalisirte Rente, welche durch die Bebauung mit Nahrungsfrüchten zu erwarten war; jetzt wird sein Werth die capitalisirte Rente, die zu erwarten ist, wenn auf dem Land Häuser gebaut werden, die eine Miethe einbringen, welche Verzinsung und Amortisation des Gebäudes, Kosten der Verwaltung und Unterhaltung desselben, Versicherungsprämie, Steuern und Abgaben ꝛc. übersteigt. Die Differenz zwischen Miethe und diesen Abzügen ist die neue Rente, diese, capitalisirt, der neue Werth. Je höher die Differenz ist, desto größer der Werth. Für je mehr Miether das Haus eingerichtet ist, eine je größere Miethsumme das Haus also im Ganzen einbringt, desto größer wird diese Differenz, denn die Abzüge von der Miethe steigen nicht gleichmäßig mit der Vergrößerung der Miethsumme. Im Interesse des Besitzers liegt es also, eine Miethscaserne zu bauen.

Der Miether würde offenbar ein Einfamilienhaus vorziehen, weil er in demselben viel bequemer und angenehmer wohnen würde. Er hat, sagen wir, 300 Mk. für die Miethe jährlich zur Verfügung. Für 300 Mk. jährlicher Miethe ließe sich ganz gut ein Einfamilienhaus herstellen; aber dann würde die absolute Rente ganz geringfügig sein, und deßhalb wird der Besitzer solche Häuser nie bauen. Er baut eine Caserne und fordert für die Wohnung in dieser dem Miether jene 300 Mk. ab, und der Miether muß sie bezahlen, weil er doch eine Wohnung haben muß und Wohnungen nach seinem Geschmack überhaupt nicht gebaut werden. Die Besitzer haben eben ein Monopol. Der Boden kann nicht willkürlich vermehrt werden, und sie lassen ihn nur unter der Bedingung genutzt werden, daß er ihnen eine bestimmte größere Rente abwirft. Die Größe dieser Rente wird bedingt durch die Zahlungsfähigkeit des Miethers und die Billigkeit in Herstellung und Erhaltung der einzelnen Wohnung. Die Besitzer sind in der denkbar besten Situation. Sie bilden einen natürlichen Ring, der vor jedem anderen Corner das voraus hat, daß die von dem Einzelnen zu verkaufende Waare nicht beliebig zu vermehren ist, daß also Mangel an Solidarität einzelner Ringbildner noch nicht preisdrückend zu wirken braucht.

Es ergiebt sich also als Ursache der absoluten Rente an sich der Monopolcharakter des städtischen Bodenbesitzes, als Ursache ihrer Höhe die Möglichkeit, Miethscasernen zu bauen und dadurch den Miethsertrag pro Quadratruthe zu vervielfachen, indem man die Miether neben und über einander packt; diese müssen den für ihre Verhältnisse möglichen Betrag für die Miethe dann ebenso zahlen, wie wenn sie weitläufiger einquartirt würden.

Die absolute Rente ist ganz zu beseitigen, wenn man das Privateigenthum am Boden in den Städten aufhebt, etwa den Boden zu Gemeindeeigenthum macht; Voraussetzung ist dann natürlich, daß dann die Gemeinde nicht einfach in die ökonomischen Fußtapfen des gegenwärtigen Bodenwucherers eintritt, wie das heute dort geschieht, wo Kammereibesitz innerhalb der Städte sich befindet. Die Höhe der absoluten Rente kann ermäßigt werden, wenn durch Ortsstatut oder sonstwie die casernenmäßige Bebauung des Bodens einfach verboten wird. Nach den Erfahrungen in England würde dann die Miethe gleich bleiben, respectiv etwas billiger werden, und anständige und menschenwürdige Wohnungen geschaffen. Das Fallen der absoluten Rente würde bei weitem wichtiger sein, wie Beseitigung oder Fallen der Differentialrente. Ob solche Reformen möglich sind, das werden wir einsehen, wenn wir den Proceß, den wir eben nur abstract betrachtet haben, nunmehr untersuchen, wie er in der Wirklichkeit verläuft.

In der Wirklichkeit wird der Boden den ursprünglichen Besitzern meistens von Speculanten abgekauft, geht unter diesen oft von einer Hand in die andere, bis er an den Bauunternehmer kommt, einen meistens relativ mittellosen Menschen, der mit fremdem Geld baut, das er successive mit dem Emporsteigen des Baues hypothekarisch auf das Grundstück eintragen läßt; das fertige Haus wird dann von dem Wirth gekauft, aber mit einer lächerlich geringfügigen Anzahlung — 1890 war in Berlin der Miethsertragswerth der Häuser 4,8 Milliarden Mark, die gesammte Hypothekenlast 3,5. Zieht man in Betracht, daß neben der Miethscaserne doch noch andere Häuser in Berlin existiren, so kann man rechnen, daß die Besitzer nur wenige Procente des Hauswerthes wirklich besitzen. Die Ursache ist folgende: außer der Verzinsung des bereits in die Höhe gewucherten Bodenpreises, der Amortisation und Verzinsung des Hauses, den Verlusten durch Leerstehen u. s. f. erhält der Besitzer in der Miethe noch eine bestimmte Summe, die sich nach der Größe des Hauses, also dessen Gesammtwerth, richtet, vermuthlich als Entgelt für seine ökonomische Function als Miethsempfänger und Hypothekenzinsenzahler, und die zwischen 2—3000 Mk. schwankt. Da dieser Summe doch keinerlei Arbeit oder Thätigkeit entspricht, so erscheint sie ihm als Verzinsung seines Anlagecapitals; diese aber ist offenbar um so höher, je kleiner dasselbe, die Anzahlung, im Verhältniß zum Gesammtwerth des Grundstückes ist.

Ganz wie der Werth eines Landgutes wird der Werth einer Miethscaserne berechnet: er ist der capitalisirte Miethsertrag. Hat der Besitzer die Miethsschraube angezogen, „gesteigert", so beeilt er sich, durch Verkauf des Hauses zu dem Preise, welcher der neuen Miethe entspricht, diesen Capitalgewinn in Sicherheit zu bringen. Daher kommt es, daß die Häuser so oft ihren Herren wechseln. Nach einer Aufnahme von 1890 standen in Berlin 52 % der Wohnungen erst seit 1886 im Besitz des damaligen Eigenthümers. Die Möglichkeit zu steigern ꝛc., ohne den Miethern irgend ein Aequivalent zu bieten, ihnen eine höhere Summe abzufordern, erscheint dem Besitzer als sein natürlichstes Recht. Nach einiger Zeit kommt der neue Wirth mit einer neuen Steigerung. Nur zum allergeringsten Theil erklären sich diese Erhöhungen der Miethe aus der Bildung neuer Differentialrente; zum weitaus größten Theil einfach aus dem Umstand, daß der Miether doch ein Obdach haben muß und dasselbe in einem anderen Hause auch nicht billiger findet, weil der Wirth desselben gleichfalls die Miethsschraube anzieht; es handelt sich hier also im Wesentlichen um Erhöhung der absoluten Rente. Die Abhängigkeit der Miether geht ja doch so weit, daß sie sich außerdem im Miethcontract Bedingungen unterwerfen müssen, wie sie unverschämter kein mittelalterlicher Herr seinen Unterthanen aufgegeben hat.

Betrachten wir nun die Leute, welche an dem gegenwärtigen Bestand der Dinge ein Interesse haben, so finden wir, daß es sich um eine große Menge Menschen handelt. Abgesehen von dem Grundstücksbesitzer, der vorläufig noch seinen Boden landwirthschaftlich benutzt und erst noch auf die künftigen Hunderttausende oder auch Millionen hofft: die Grundstücksspeculanten, die Hypothekendarleiher, die verschiedenen Agenten, die Bauunternehmer und die Hauswirthe. Grundstücksspeculanten sind zum Theil recht einflußreiche Leute: große Geldmänner, Banken ꝛc.; dergleichen die Hypothekendarleiher; diese muß man nicht mit den Hypothekendarleihern in den kleinen Städten verwechseln, denen es lediglich um eine sichere Capitalanlage zu thun ist; auch diese Art von Leuten ist natürlich vertreten; neben ihnen aber giebt es eine besondere Gattung, die mit den oft schwindelhaften Bauunternehmern unter einer Decke stecken, von diesen das Haus fertig bauen lassen, dann die Zwangsvollziehung gegen den besitzlosen Unternehmer einleiten und das Haus für den Betrag der Hypothek erwerben, wodurch sie es auf Kosten der geprellten Bauhandwerker billiger erstehen, als es sonst möglich gewesen wäre; auch sonst kommen im Berliner und auch wohl im übrigen großstädtischen Hypothekenverkehr

Praktiken vor, welche hier ganz besondere Extragewinne ermöglichen. Die Agenten und Unternehmer haben im Allgemeinen wenig öffentlichen Einfluß, desto mehr aber wieder die Hausbesitzer.

Wir kommen hier auf den Punkt, wo es sich herausstellt, daß auch hier sociale und politische Erscheinungen sich gegenseitig bedingen. Die preußische Städteordnung von 1853 und die Städteordnungen der übrigen Provinzen der Monarchie und der Staaten des Reiches constituiren in den städtischen Behörden ein Uebergewicht der besitzenden Classen überhaupt und in diesen ein Uebergewicht der Besitzer der städtischen Grundstücke. Ganz selbstverständlich ist es also, daß nicht nur Nichts geschieht, um die ungeheuerliche Ausbeutung der Miether unmöglich zu machen, sondern daß die städtische Verwaltung durch ihre Maßregeln dieselbe sogar noch unterstützt. Derartige Maßregeln sind die durch die Bebauungspläne festgelegte Eintheilung des Baulandes in zu tiefe Baublöcke, die nur mit Casernen bebaut werden können und nicht mit Einzelwohnhäusern; die Feststellung zu großer Breiten für die Straßen, durch welche eine Belastung der einzelnen Häuser geschaffen wird, welche wohl die Caserne tragen kann mit ihrer Summe hoher Miethen, aber nicht das Einfamilienhaus; die Berechnung der Kosten für Canalisation ꝛc. nicht nach der Zahl der Wohnungen oder den Quadratmetern Flächeninhalt, welche ein Haus hat, sondern nach der Frontlänge, was zur Folge hat, daß das kleine Haus eben so viel Kosten trägt, wie die Caserne; die mechanische Uebertragung der baupolizeilichen Forderungen, welche für die Casernen nöthig sind, auf die kleinen Häuser, deren Bau dadurch unnöthig verthenert wird. Durch alle diese Maßregeln wird — großen Theils natürlich unbewußt — das gegenwärtige Casernensystem unterstützt.

Es ist natürlich absolut ausgeschlossen, daß irgendwie nennenswerthe Reformen unter den gegenwärtigen Verhältnissen stattfinden können. Vor einiger Zeit ging durch die Presse die Nachricht, daß der Berliner Magistrat seinen Beamten aufgegeben habe, in Berlin selbst zu wohnen, und daß für das Hinausziehen in einen Vorort eine besondere Erlaubniß nöthig sei. Die Notiz ist nicht widerrufen; selbst wenn sie nicht der Wahrheit entsprechen sollte, so stimmt es doch jedenfalls ganz zu dem Geist einer Verwaltung, von der Dreiviertel Hausbesitzer sind, die Leute, über welche sie Macht hat, zur Zahlung ihres Tributes an die Berliner Hausbesitzer zu zwingen. Eine Besserung ist nur möglich entweder, wenn der Staat hier eingreift und die Regelung dieser Dinge der Bureaukratie überläßt, statt den Interessenten, oder wenn er für die communalen Wahlen überall das gleiche, directe und geheime Wahlrecht einführt.

Die erste Lösung der Frage hat ihre schweren Bedenken. Die Selbstverwaltung wurde eingeführt, weil sich bei der bureaukratischen Verwaltung zu große Schwierigkeiten herausstellten. Diese Schwierigkeiten sind seitdem gewachsen mit der ungeheuren Complication des Lebens, mit der großen Menge von neuen Aufgaben für die Verwaltung, welche eine Detailkenntniß der Verhältnisse voraussetzen, wie sie nur die Bürger selbst haben können; ganz von selbst scheint sich sogar ein von Jahr zu Jahr größerer Einfluß der Selbstverwaltungsbehörden gegenüber den staatlichen Aufsichtsbehörden herauszubilden.

Ziemlich ohne ernste Bedenken ist dagegen die zweite Lösung — wenngleich sie bei der herrschenden Reaction unwahrscheinlicher erscheint wie die erste. Sobald die Ausgebeuteten in der Majorität sind, werden sie schon Mittel finden, die Ausbeutung zu verhindern, und wenn sie selbst gegen die heute Besitzenden nicht ganz gerecht vorgehen sollten, so wäre das immer noch ein kleineres Unglück, wie die heutige schreiende Ungerechtigkeit — abgesehen davon, daß die staatliche Aufsichtsbehörde doch immer die nöthigen Correcturen in der Hand hat. Viel wichtiger ist es doch, daß der Arbeiter, dessen fleißige Hände den Reichthum der Nation schaffen, für sein sauer verdientes Geld eine anständige und gesunde Wohnung bekommt, daß die Möglichkeit entsteht, das Schlafstellenwesen, diesen furchtbaren Quell der Entsittlichung zu beseitigen, als daß eine Anzahl parasitäre Existenzen künstlich gezogen und erhalten werden.

Die socialen Mißstände, unter denen die Arbeiterclasse leidet, und die seit dem politischen Erwachen derselben auch den Besitzenden bekannt geworden sind unter dem Namen der „socialen Frage“, sind zum Theil die unvermeidliche Bedingung der bestehenden Gesellschaftsorganisation, sind durch Reformen also nicht zu heben, sondern müssen als die Hebel für die sociale Evolution betrachtet werden. Zu diesen der heutigen Gesellschaftsorganisation immanenten Uebeln gehört die Miethscaserne nicht; unter ihren nachtheiligen Folgen haben ja auch noch viele andere Classen der Gesellschaft zu leiden außer den Arbeitern — schließlich doch die ganze Bewohnerschaft der Großstädte. Deshalb ist eine Reform sehr wohl möglich auf dem Boden des Bestehenden; das Privateigenthum, das hier allerdings angetastet werden müßte, ist ja nicht das Privateigenthum an den Productionsmitteln, auf dem unsere Gesellschaftsordnung beruht. Einzige Voraussetzung wäre eine weitherzige Gesetzgebung, welche dem jetzt entrechteten Theil der Stadtbewohner ihr Recht giebt, und deren Möglichkeit bei uns mag freilich bezweifelt werden.

Der Hund im Kriegsdienst.

Vom Standpunkt des Soldaten.

Die Veranlassung zu dem nachstehenden Aufsatze gab mir die Wahrnehmung, daß bei den letzten Manövern von dem unserer Brigade beigegebenen Jäger-Bataillon wieder Hunde mitgeführt wurden und ich mich des Eindrucks nicht erwehren konnte, daß sich die Truppe damit einen Ballast aufgeladen hätte, dessen Nutzen doch zum Mindesten zweifelhaft sei. Daß die Verwendung des Hundes im Kriegsdienste bereits im Alterthum existirte, dürfte nichts Neues sein. Man verwandte sie als Botengänger, im Patrouillendienst, als Mitkämpfer in den Schlachten. In letzterer Eigenschaft treten sie auch im Mittelalter noch auf. Die Anwendung der Bluthunde durch die Spanier bei der Eroberung Mexicos wird bekannt sein. In Oesterreich gehören Hunde zu den ständigen Begleitern der bosnisch-herzegowinischen Streifcorps, wo sie als Späher und Wegweiser beim Patrouillendienst treffliche Dienste leisten sollen. Italien und Frankreich haben sich ebenfalls längst die hervorragenden Eigenschaften des Hundes für den Kriegsdienst zu Nutze gemacht, Deutschland, besonders Preußen sind nicht zurückgeblieben.

Natürlich kann unter den heutigen Verhältnissen nicht die Rede davon sein, den Hund als Mitkämpfer in's Feld zu führen, aber, wie es in der Einleitung der bei uns giltigen Vorschrift für die Behandlung der Kriegshunde bei den Jägern (Schützen)-Bataillonen heißt, „seine außerordentlichen Eigenschaften, Gelehrigkeit, Wachsamkeit, Schärfe gewisser Sinne, Anhänglichkeit an Menschen und Schnelligkeit machen ihn für militärische Zwecke geeignet.“

Zunächst ist man über die Rasse der zu verwendenden Hunde durchaus uneinig. Unser Reglement empfiehlt Hühnerhunde, Pudel und Schäferhunde, legt vor Allem mehr Gewicht auf reines Blut als auf eigentliche Rasse und führt als für einen Kriegshund erforderliche Eigenschaften volle Gesundheit, Kraft, breite Brust, sehnigen Lauf, scharfes Gehör und gute Nase, leichte Auffassungsgabe, Ausdauer und Wachsamkeit an. Daß zunächst ein solcher Idealhund nur erst im Reiche der Wünsche

existirt, erhellt auch dem Laien. Vor der Hand lebt eine alle diese guten Eigenschaften in sich vereinigende Rasse nicht; daß durch zweckentsprechende Kreuzung, jahrelange Zucht ꝛc. dem Ideal näher gekommen werden kann und wird, erscheint jedoch sehr wahrscheinlich. Der sonst beliebte Pudel wird im Alter bequem, faul und zeigt wenig Eifer, sobald die Arbeit Anstrengung erfordert. Der Schäferhund, an sich sehr geeignet, bedarf seines schwer zugänglichen Charakters und der schwierigen Behandlung wegen zu viel Dressur. Mit dem Hühnerhunde, einer Vereinigung der guten Eigenschaften beider vorgenannter Rassen, geht gar zu gern seine angeborene Jagdpassion durch.

Der russische Hauptmann Melentjef verlangt so ziemlich für jede Waffengattung und jeden Dienst eine besondere Rasse schwierigster Kreuzung. Für Infanterie mehr Blut der Schäfer- und Hofhunde, für Cavallerie mehr das der Windhunde ꝛc. Der Thiermaler Jean Bungartz will in dem schottischen Schäferhunde (Scotch Collie) ein würdiges und bildungsfähiges Material gefunden haben, und wer seine Schrift „Der Kriegshund und seine Dressur“ durchgelesen, glaubt in dem Unbekannten den geborenen Kriegshund vor sich zu sehen. Denselben Hund aber bezeichnet Ernst Otto von Kreckwitz in München als absolut ungeeignet. Letzterer hat, seiner Angabe nach, langjährige Erfahrung und Zuchterfolge zur Seite, hat so ziemlich alle in Frage kommenden Rassen durchprobirt und verwirft den schottischen Schäferhund seiner überaus schwierigen Dressur, seiner Boshaftigkeit und Unzuverlässigkeit wegen gänzlich. von Kreckwitz seinerseits empfiehlt den Airedale-Terrier, eine englische Kreuzung unbekannter Abstammung (wahrscheinlich sind der englische Black and tan Terrier und der Otterhund betheiligt). Von den deutschen Rassen giebt er dem großen Stallpintscher den Vorzug, der vom Airedale-Terrier an Größe, Kraft und Nase jedoch übertroffen wird. Ist so die Frage der Rasse noch nicht geklärt, so erscheint z. B. der Schlußsatz des diese Materie behandelnden Abschnitts unseres Reglements zur Beherzigung am empfehlenswerthesten, nämlich, so lange militärische Zuchtanstalten die Hunde nicht liefern, letztere nach ihrer Individualität, nicht nach Rasse zu wählen.

Einen weiteren Streitpunkt bildet die Frage, ob der männliche oder weibliche Hund für den Kriegsdienst am praktischsten zu verwenden oder Castration zweckmäßig sei. Unsere bezügliche Vorschrift empfiehlt, nur Rüden (männliche Hunde) zu verwenden, und verbietet das Castriren. Hauptmann Melentjef hält es für unbedingt nöthig, daß sowohl männliche wie weibliche Hunde castrirt werden, da sonst der Hund fast das ganze Jahr, die Hündin einen großen Theil desselben, bei gegenseitiger Witterung, und diese ist auf Entfernungen von mehreren hundert Metern vorhanden, wenig Sinn für den Kriegsdienst zeigen möchten. Jean Bungartz empfiehlt Hündinnen oder als Radicalmittel das Castriren. von Kreckwitz verwirft dieses, weil der castrirte Hund einmal zeugungsunfähig ist, mithin den Vortheil der Verwendung zur Weiterzucht verliert, dann aber auch Schneid und Temperament einbüßt.

Auch für die Dressur des Hundes giebt jeder Hunde-Verständige sein eigenes Recept. Alle sind darüber einig, daß der Hund individuell behandelt werden muß, und daß man nur mit Sorgsamkeit und Geduld zum Ziele kommt. Als Alter für den Anfang der Dressur fordert man allgemein 6—7 Monate. Grundsatz muß sein, unter Berücksichtigung der Eigenheit des einzelnen Hundes vom Leichteren allmälig zum Schwereren überzugehen, nicht eher weiter zu lehren, bis alles Vorhergehende verstanden ist, Strafen nur für Ungehorsam und Böswilligkeit anzuwenden, Lust, Liebe und Ehrgeiz im Hunde zu wecken, sowie Uebermüdung zu vermeiden. Sowohl Jean Bungartz mit seinen schottischen Collies, wie von Kreckwitz mit seinen Airedale-Terriers, Melentjef mit seinen Specialrassen für jede Waffengattung, glauben bei ihrer Dressurmethode hervorragende Resultate erzielen zu können. Alle aber verlangen bedeutend mehr, als die ungemein leicht und faßlich geschriebene, bei unseren Jäger- und Schützen-Bataillonen als Reglement dienende Vorschrift. Dieses verlangt vom fertigen Kriegshunde: 1) daß er eine allgemeine vorbereitende Dressur durchgemacht hat, zum Gehorsam, zur Folgsamkeit auf Ruf und Zeichen erzogen worden ist; 2) daß er Botengänge mit Sicherheit ausführt, d. h. von vorgesandten Patrouillen zu den rückwärtigen Abtheilungen zurückläuft und zu ersteren wieder zurückkehrt, die Verbindung zwischen stehenden Abtheilungen und Posten innehält; 3) daß er wachsam ist und die Annäherung fremder Personen an Posten diesen bemerkbar macht.

Punkt 1) erledigt sich von selbst, ist lediglich nothwendig, um die Dressur für die unter 2) und 3) gestellten Aufgaben, den Verkehr mit Hunden überhaupt zu ermöglichen. Unter 2) wird vom fertigen, firm ausgebildeten Kriegshunde verlangt, er soll gewissermaßen Briefträger spielen, mittelst einer ihm angehängten Tasche Meldungen und Befehle von einer vorgesandten Patrouille zur Abtheilung und eventuell wieder zurück befördern. Dabei wird am Schluß des die Dressur für diesen Dienstzweig behandelnden Abschnittes als Endzweck bezeichnet, der Hund solle sich von Jedermann schicken lassen. Wenn er dies thut und seine Meldung richtig an den Mann bringt, nun dann ist seine Verwendung gewiß von großem Nutzen! Daß sich nun der Hund von Jedermann abschicken läßt, kann ich mir denken, wem bringt er aber die Meldung? So lange sein Lehrer oder Gehilfe vorhanden sind, wird ihn Orts- und Geruchsinn richtig führen, die ersteren werden ihm seine Meldung ꝛc. abnehmen. So lange die Abtheilung, von der die Patrouille abging, auf demselben Ort geblieben, wird der Ortssinn für richtige Abgabestelle sorgen. Wie aber, wenn dem nicht so ist? Meines Erachtens ist es dann, falls nicht der Zufall mitspielt, schon eine Errungenschaft, wenn der Hund die Waffengattung herausfindet. Selbst angenommen, er würde hier seine Meldung los, irgend ein Beliebiger wird sie ihm abnehmen; denn an die richtige Adresse kann sich der Bote weder durchfragen noch schicken lassen. Ist dann wohl der Zweck der Meldung erreicht? Vorläufig nur halb. Ehe sie in die richtigen Hände kommt, wird gewiß mehr Zeit vergehen, als wenn von vornherein ein ordentlicher Bote, sei es zu Fuß, zu Pferd oder auf dem Fahrrad, gesandt worden wäre, ganz abgesehen von den Fällen, wo sie überhaupt nicht an die richtige Adresse gelangt. Es erscheint mir also doch nothwendig, daß dem Hunde wohlbekannte Personen Absender, zum mindesten Empfänger sind, — also in kleinen Verhältnissen und in den seltensten Fällen, — oder aber, daß dem Hunde die Endstationen bekannt sind, das besagt mit geringen Ausnahmen nur da, wo eine Truppe am Orte verbleibt, also ruht. Da wird ein gut durchgebildeter Kriegshund gewiß sicher, gut und vor Allem schnell arbeiten, er wird in den Verhältnissen des Vorposten-Meldedienstes die anderen Meldeorgane entlasten und sich hierdurch vielleicht eine Berechtigung zur Existenz schaffen. Dieses Letztere anscheinend umsomehr, als erst wieder der Neuabdruck der Felddienstordnung durch Betonung sowohl der Verwendung von Radfahrern wie der Beigabe von Meldereitern an Infanterie, ebenso wie auch die Reichstagsverhandlungen betreffend Bewilligung der Meldereiter-Detachements beweisen, wie hohen Werth man der Ausbildung des Meldewesens beilegt. Ganz zweckmäßig denke ich mir den Kriegshund z. B. in für Cavallerie und Radfahrer ungangbarem Gelände. Das sind jedoch immer noch Ausnahmefälle. Auch ist dieser Vorposten-Meldedienst doch nur ein kleiner Theil des Meldewesens. Der Werth der Sache dürfte also nicht zu hoch zu schlagen sein. Außerdem würde ich bei jeder durch einen Hund abgeschickten Meldung, selbst wenn diese auch nur von sehr geringer Wichtigkeit sein sollte, immer noch Jemand hinterher schicken; denn, versagt der Hund, auf wem bleibt

die Verantwortung sitzen? Der Cavallerist ist gewiß auch von seinem Pferde, der Radfahrer von seinem Rade, beide, jeder in seiner Weise, von den Geländeverhältnissen abhängig. Tritt hier irgend etwas hindernd in den Weg, so ist wenigstens von dem Boten der Grund des Versagens zu erfahren. Beim Hunde würde ich vergebens anfragen.

Ein ganz anderes Gesicht bekommt die Sache, wenn wir den Hund auf Vorposten selber betrachten. Daß die meisten Hunde wachsam sind, ist nichts Neues, und daß ein zur Wachsamkeit noch besonders erzogener und dem Posten beigegebener Hund, der die Annäherung fremder Personen meldet, für die Sicherung von ganz hervorragendem Werth sein kann, ist sehr einleuchtend, auch durch die Kriegserfahrungen hinlänglich bestätigt. Doppelt werthvoll ist diese Wachsamkeit, wenn sie der Hund, wie man es von ihm verlangt, nicht durch Bellen sondern nur durch Knurren bethätigt. Der Hund wittert bedeutend weiter und früher als der Mensch im Stande ist zu sehen oder zu hören. Außerdem hat es noch das Gute, daß der Posten durch die Beigabe des Hundes gewissermaßen verstärkt wird und eine heimliche Ueberrumpelung dann ziemlich ausgeschlossen ist.

Ein Weiteres hat das besagte Reglement der Jäger-Bataillone endlich noch im Auge, das ist das Aufsuchen von Verwundeten. Es bezeichnet diese Function jedoch nicht als nothwendig für den Kriegshund. Die Dressur dafür erscheint nicht weiter schwierig. Der Hund soll bei von ihm aufgefundenen Verwundeten bleiben und bellen, bis Hülfe kommt. Gewiß ein edler Dienstzweig, dessen Ausübung in Waldstrecken, unübersichtlichem Gelände, bei Nachtzeit sehr guten Nutzen stiften kann. Ob aber der Nutzen — zumal wenn man den Procentsatz der auf diese Weise Gefundenen zur Zahl der überhaupt Todten und Verwundeten betrachtet — so außerordentlich groß ist, daß sich die Zucht und Dressur von Hunden für diesen Zweck empfiehlt, bleibt doch dahingestellt. Verwendet man Postenhunde, so ist deren Dressur zur Aufsuchung von Verwundeten jedenfalls empfehlenswerth, auch wohl nicht allzu schwierig zu bewerkstelligen.

Die Vorschläge Anderer zur Verwendung von Kriegshunden decken sich zum Theil mit dem bei uns Geforderten. Jean Bungartz, der übrigens seinen Hund mit tragbarer Zeltbahn (bei Mangel an trockener Lagerstätte), zwei seitlichen Taschen, enthaltend eiserne Portionen für drei Tage, Verbandzeug, und außerdem mit einer kleinen am Halsband befindlichen ledernen Meldetasche ausgerüstet wissen will, während unser Kriegshund nur eine Meldetasche und Halsband trägt, erstrebt aber von einem Kriegshund noch weit mehr; allerdings alles Forderungen, die dem Kriegssoldaten nicht recht zweckdienlich einleuchten wollen. Zunächst soll sein Kriegshund — auch von Kreckwitz verlangt dies — als Begleiter von Patrouillen, 30—50 Schritt vor der Patrouille herumreviren, begegnende Fremde durch Knurren oder durch Zurückkommen melden. Es ist dies eine Manipulation, die ich mir bei nächtlich vorgeschickten Infanterie-Patrouillen allerdings von Nutzen denken kann, ebenso in unübersichtlichem Gelände. Die Aufklärung heut zu Tage liegt aber doch nur bei ganz kleinen Verhältnissen d. h. in wenigen Ausnahmefällen in Händen der Infanterie-Patrouille. Das ist Sache der Cavallerie, und diese kommt wohl ebenso weit, wenn nicht weiter ohne Hund. Auf Vorposten stellt Bungartz noch etwa 20 Schritt vor der Postenlinie eine Hundepostenlinie auf. Der Hundeposten liegt unbeweglich auf der Lauer und kommt, wenn etwas Fremdartiges sich nähert, stumm zum Posten zurück, meldet so seine Beobachtung. Eins hätte Bungartz nur noch hinzufügen sollen: ob nämlich das Gelände für die Aufstellung der Menschen- oder Hundeposten maßgebend wird. Für das Aufsuchen von Verwundeten stattet Bungartz und ebenso Melentjef die Hunde mit einer auf dem Rücken zu tragenden Laterne aus, um den Aufenthalt des Hundes leicht erkennen zu lassen, Melentjef hängt ihm auch eine Wasserflasche um den Hals. Ich glaube, mit der Laterne würde dem Vierfüßler in der ersten Hecke Unglück passiren, mit dem Wasser würde er wohl kaum mehr als einen Verwundeten erquicken.

Nicht aufgenommen ist in unserem Reglement der sogenannte Patronenhund. von Kreckwitz läßt seinen Hund Patronen mittelst eines Beutels im Fang, Melentjef solche in einem auf den Rücken geschnallten Sack von den Wagen zur Schützenkette bringen. Daß die Sache geht, ist leicht einzusehen, nur glaube ich, daß eine solche Verwendung des Hundes ebenfalls auf Ausnahmefälle beschränkt sein würde. Unser Patronen-Ersatz, wie ihn die Felddienstordnung regelt, richtig gehandhabt, macht den Patronenhund überflüssig.

Einige vielleicht etwas komisch-anmuthende Vorschläge macht schließlich noch Melentjef. Er versieht einen Patrouillenhund mit einer Reflectorlaterne, diese auf dem Rücken in einem Gestell zu tragen. Der Hund sucht den Feind, findet und beleuchtet ihn. Die Laterne soll etwa 30—40 Schritt nach vorne leuchten, der Hund läuft also als kleiner Scheinwerfer herum. Melentjef verspricht sich hierbei eine Beunruhigung des beleuchteten Gegners durch den Reflector-Laternen-Hund, — ich möchte ihm baldmöglichst sicheren Tod des Hundes prophezeien, denn ein besseres Ziel als eine brennende, kleine Laterne in der Nacht ist kaum zu denken. Noch hübscher ist die Verwendung seines Schießhundes. Der Zweck dieses Dressurwunders ist, den Gegner bei Nacht durch falschen Allarm zu beunruhigen. Der Schießhund sucht den Feind, kehrt zurück, erhält die Schießausrüstung aufgeschnallt und geht wieder gegen den Feind vor. Die Schießausrüstung enthält fünf Patronen (durch ein Gestell ähnlich dem Laternengestell auf dem Rücken zu tragen). Die Patronen, im Knall den scharfen möglichst ähnlich, werden durch eine Lunte, deren Brennduauer nach der voraussichtlichen Entfernung des Gegners zu berechnen ist, entzündet. Die Hunde — event. um ein ganzes Schützengefecht darzustellen, mehrere hintereinander — werden losgelassen und bleiben dann beim Feinde, bis die Entzündung erfolgt ist. Melentjef sagt selbst, der Gegner wird zweifellos hierdurch beunruhigt und fügt als Anmerkung hinzu: Es ist erforderlich, daß ab und zu auf das Vorgehen der Schießhunde ein wirklicher Angriff erfolgt, da anderen Falles der Gegner das Schießen der Hunde von einem wirklichen Angriff unterscheiden lernt und sich nicht mehr dadurch beunruhigen lassen wird! Schon die Dressur dieses Schießhundes scheint nach Melentjef mit allerlei Schwierigkeiten verbunden zu sein, vielleicht ist ihm der Erfolg der Sache auch nicht ganz sicher.

Weitere Vorschläge zur Verwendung des getreuen Hausfreundes sind im Allgemeinen nicht bekannt geworden. Ich glaube, auch von dem Vorgeschlagenen dürfte, nach seinem praktischen Werth betrachtet und gesichtet, nur wenig bestehen bleiben. Eine Verwendung des Hundes zur Unterstützung des Postens wird von großem Werthe sein, nützlich und schön erscheint der Beruf des Sanitätshundes. Dahingestellt muß es bleiben, ob die Verwendung des Meldehundes im Vorposten- und Patrouillendienst sich im Einzelfalle bewähren wird. Für diese Functionen Kriegshunde zu züchten und zu dressiren, ist bisher nur den Jäger- und Schützen-Bataillonen aufgegeben worden, und das erscheint, so lange nicht Erfahrungen das Gegentheil beweisen, zum mindesten ausreichend. Zur Ausbildung als Postenhund dürften sich außerdem wohl 50 % aller Hunde eignen, das, was er zu lernen hat, kann ihm im Bedarfsfalle gewiß recht bald begreiflich gemacht werden. Zucht und Dressur schon im Frieden sind dabei entbehrlich.

Eine dänische Flottenstation im großen Belt.

Der Vorgänger des derzeitigen italienischen Ministers der öffentlichen Arbeiten, Genala, besichtigte vor längerer Zeit die für den Truppen- und sonstigen Transport vortrefflich eingerichteten Dampffähren der dänischen Inseln, um, wie es hieß, den Bau derartiger Dampffähren für Sicilien und dessen Verbindung mit dem italienischen Festlande zu veranlassen. Die Verbindung, welche jene Dampffähren im Verein mit hierfür gecharterten Dampfern im Kriegsfalle für die dänischen Inseln und Jütland mit Seeland und der Befestigung von Kopenhagen zu bewirken bestimmt sind, ist von ungemeiner Wichtigkeit für die rechtzeitigen Versammlungen der gesammten Streitkräfte Dänemarks in dem Centralstützpunkt des Inselreichs, dem verschanzten Lager von Kopenhagen.

Seit längerer Zeit strebt man in Dänemark die Sicherung dieser Verbindung gegen den Vorstoß einer überlegenen Flotte an. Die Panzerthurmbefestigung und die Strandbatterien bei Middelfarth dienen diesem Zwecke und dem der Sperrung der Durchfahrt im kleinen Belt; die Seebefestigungen von Kopenhagen, namentlich das Middelgrundfort, erfüllen dieselben im Sunde und die neuerdings dänischerseits wieder erfolgte Anregung zur Errichtung von Strandbatterien bei Nyborg und Korsör am großen Belt, sowie einer befestigten Flottenstation im Agersösund zielte darauf ab, den großen Belt gegen eine von Süden vordringende feindliche Flotte abzuschließen.

In der „Tidskrift for Söväsen“ legte der dänische Premierlieutenant W. Horgaart dar, daß Dänemark gar nicht im Stande sei, seine Neutralität im Falle eines deutsch-französischen Krieges aufrecht zu erhalten, wenn die dänische Flotte nicht Herr des großen Beltes bleibe, was sie nach seiner Ansicht nur dann vermag, wenn sie sich dort auf eine befestigte Flottenstation stützen kann. Die Befestigungsanlage von Kopenhagen werde ziemlich werthlos, wenn sie nicht durch eine starke Befestigungsanlage bei Agersösund ergänzt würde.

Deutschland werde bei Ausbruch eines deutsch-französischen Krieges, da die Streitmittel und die Situation Dänemarks keine Garantie dafür böten, daß dasselbe seine Neutralität aufrecht erhalten könne, den Ereignissen vorgreifen und Jütland, Fünen und die Belte besetzen. Dies könne Deutschland ohne große Opfer thun, da es in den Belten kaum Widerstand finden werde. Befände sich jedoch die dänische Flotte nebst einem befestigten Stützpunkt im großen Belt, so würde sich die Sachlage ändern, da die deutsche Flotte sich alsdann nicht ohne starke Opfer zum Herrn des großen Belt machen und Dänemark seine Verbindungen zwischen Fünen und Seeland aufrecht zu erhalten vermöge.

Angesichts dieser in dänischen Marinekreisen getheilten Auffassung von der Bedeutung einer dänischen Flottenstation in Agersösund erscheint es nicht ohne Interesse, die geographischen und strategischen Bedingungen einer solchen Flottenstation etwas näher in's Auge zu fassen.

Der zwischen der Insel Agersö und der Südwestspitze Seelands gelegene, circa 3 Kilometer breite, 9 Kilometer lange, durchschnittlich über 30 Faden tiefe Agersösund bietet Kriegsschiffen von größtem Tiefgange einen günstigen Ankerplatz, auf welchem dieselben, durch dort zu errichtende Befestigungen leicht völlig gesichert, zu ankern vermögen. Der Agersösund liegt unmittelbar am Südeingange des großen Belt und nur circa $2^1/_4$ Meilen von der Insel Sprogö entfernt, auf welcher einige dort angelegte starke Batterien den großen Belt im Verein mit Torpedosperren zu beherrschen gestatten würden.

Man scheint jedoch die früher geplante Anlage derartiger Batterien dänischerseits vor der Hand aufgegeben zu haben und auch, bevor man dazu schreitet, durch Anlage einer Flottenstation bei Agersö eine Sperrung des Südeingangs des großen Belts zu bewirken, die Sperrung des letzteren zunächst durch die allerdings weniger ausreichende Anlage von Batterien bei Korsör oder Nyborg, sowie am Grönsund zwischen Falster und Moen erzielen zu wollen, welche der Kriegsminister für das Jahr 1894/95 vorgeschlagen hat. Allein es erscheint fast gewiß, daß man dänischerseits auf die Sperrung des Südeingangs des großen Belt zurückkommen wird. Derselbe ist zwar zwischen den Inseln Agersö und Langeland circa 16 Kilometer breit und von Kriegsschiffen mit größtem Tiefgange, allerdings behindert durch die Untiefen des Boen- und Vengeance-Grundes, auf welchen letzteren noch unlängst die Sardegna auflief, passirbar; allein gestützt auf tüchtige Strandbefestigungen und Torpedosperren würde die dänische Flotte selbst stärkeren Geschwadern einer hier rasch auftretenden fremden Flotte erfolgreichen Widerstand zu leisten, und die Einfahrt in den großen Belt eine Zeitlang zu verhindern vermögen und namentlich auch eine vorgeschobene Beobachtungsstation finden, von welcher aus das Vorgehen eines südlichen Gegners zur See gegen die dänischen Inseln und Gewässer rascher aufgeklärt zu werden vermag, als von Kopenhagen aus, und es jedenfalls einzelnen rasch auftretenden feindlichen Kriegsschiffen oder einem schwächeren Geschwader des Gegners völlig verwehrt werden kann, den Transport der jütischen und fünen'schen Truppen nach Kopenhagen bei Ausbruch eines Krieges empfindlich zu stören.

Von Kiel aus vermögen beispielsweise deutsche Kriegsschiffe in circa 4 Stunden im Südeingang des großen Belt bei Agersö, und in weiteren $^3/_4$ Stunden an der für den Truppentransport von Fünen nach Seeland wichtigen Beltstrecke zwischen Nyborg und Korsör einzutreffen. In etwa 2 bezw. 4 ferneren Stunden können dieselben den für den Seetransport der jütischen Truppen nach Kopenhagen wichtigen Samsöbelt und den in Betracht kommenden Theil des Kattegat erreichen und dort erscheinende Truppentransporte abfangen oder zur Umkehr nöthigen.

Der Weg durch den kleinen Belt — überdies ein Umweg — muß, wie bereits erwähnt, als durch die Panzerthurmbefestigung und einige Batterien bei Middelfarth, die noch durch Neuanlage weiterer Batterien im kleinen Belt ergänzt werden sollen, sowie durch leicht bei Fridericia herzustellende Strandbatterien und Torpedoreihen als völlig gesperrt gelten. Der noch größere Umweg durch den Sund, nur für Schiffe von mittlerem und flachen Tiefgang passirbar, wird durch die Seebefestigungen von Kopenhagen, namentlich das neu erbaute Middelgrundfort vollkommen beherrscht, und vermag eventuell noch durch Strandbatterien und Torpedos bei Helsingör gesperrt zu werden; er ist überdies so bedeutend, daß bei seiner Wahl die rechtzeitige Unterbrechung der Verbindung zwischen Jütland, Fünen und Seeland nichts weniger wie gesichert wäre. Somit bildet der große Belt die directeste, kürzeste und ungehindertste Linie für das Vordringen eines südlichen maritimen Angreifers Dänemarks zur Unterbrechung der Verbindungen Jütlands und Fünens mit Seeland und der befestigten Landeshauptstadt Kopenhagen. Für Dänemark aber kommt es beim Angriff einer ihm überlegenen Macht vor Allem darauf an, seine Streitkräfte rechtzeitig in dem Centralredut seiner Landesvertheidigung, dem verschanzten Lager von Kopenhagen, zu versammeln, um hier den Widerstand gegen Ueberlegenheit wenigstens eine Zeit lang mit Hartnäckigkeit führen zu können, bis vielleicht die Intervention einer fremden Macht das Land degagirt. Daß man dänischerseits diesen Standpunkt der Wahrung der Integrität des Inselreichs gegen jede bei einem Conflict in Betracht kommende Macht und nicht nur gegen Frankreich oder etwa Schweden und Norwegen, sondern auch gegen Deutschland festhält, kann sowohl von rein militärischem, wie selbst von politischem Standpunkte aus nicht befremden, denn die derzeitige politische Constellation kann mit der Zeit eine andere werden, und man wäre dann dort den neuen Verhältnissen gegenüber ohne den entsprechenden Schutz.

Unter diesen Gesichtspunkten betrachtet ist es daher erklärlich, wenn Dänemark auf jede Weise die rechtzeitige Versammlung seiner Streitkräfte in Kopenhagen zu sichern bemüht ist, damit die mit schweren Opfern erbauten Befestigungen der Hauptstadt auch im Stande sind, im gegebenen Falle ihren Zweck zu erfüllen, und nicht vergebens errichtet wurden.

Um diese ungestörte Versammlung jedoch zu erreichen, hält man es allerdings mit Recht für erforderlich, daß der große Belt eine Sperrung erhält. Dieselbe kann, wie dargelegt wurde, neben Strandbatterien auf Sprogö oder bei Korsör und Nyborg, am besten in Befestigungen auf Agersö, secundirt durch die Flotte vom Agersö-Sunde und durch Strandbatterien von Langeland aus bestehen, Befestigungen, die gegen einen Handstreich landender Truppen eines Gegners zu sichern sein würden. Bereits an der Westspitze Laalands und an der Ostküste Langelands könnten derartige Befestigungen — im wesentlichen aus gut gedeckten Strandbatterien gebildet — angelegt werden; allein sie würden hier der raschen unmittelbarsten Unterstützung der im Agersö-Sund zu stationirenden Kriegsschiffe entbehren.

Die Befestigung der Insel Sprogö, welche die kürzeste Verbindung zwische Nyborg auf Fünen und Korsör auf Seeland, den beiden Endpunkten der fünen'schen und der seeländischen Eisenbahn beherrschen, und die durch die Wiederherstellung der alten Batterien bei beiden Orten in zeitgemäßer Weise, die Sperrung des großen Belts an diesem wichtigsten Punkte bewerkstelligen würde, scheint, wie erwähnt, vor der Hand aufgegeben zu sein; allein es ist anzunehmen, daß Dänemark, ungeachtet des angeblichen früheren Notenwechsels über diesen Plan, auf denselben wieder zurückzukommen suchen wird, da die Befestigung von Sprogö, sowie diejenige des Agersösundes und diejenige von Helgenoes, zu der völligen Durchführung des dänischen Landesbefestigungs-Systems gehören, welche für erstere Insel bereits im Jahre 1882 mit 1,050,000 Kronen, für Agersösund mit 3,425,000 Kronen vom Landsthing votirt wurden.

Auch die Befestigung des eine gute Rhede und Hafen einschließenden Sundes von Kallundborg an der Nordwestspitze Seelands wurde damals dänischerseits ins Auge gefaßt, um dort einen Stützpunkt für die Flotte zu gewinnen. Offenbar würde die Sperrung der südlichen Einfahrt des großen Belts durch angemessene Strandbefestigungen auf Agersö resp. Omö und Langeland in einer Entfernung von ca. 16 bezw. 12 Kilometer von einander, unter gleichzeitiger Mitwirkung eines im Agersösunde stationirten Geschwaders und richtig gelegter Torpedosperren, zweckmäßiger erreicht, als zwischen Nyborg, Sprogö und Korsör, da ein bis nach Sprogö vordringendes und den Kampf mit den dortigen Beltbefestigungen aufnehmendes feindliches Geschwader die Aus- und Einschiffung der Nyborg und Korsör per Bahn zu verladenden Truppen unter Feuer zu nehmen vermag, da beide hier in Frage kommenden Bahnlinien dicht am Meeresufer münden, und das Einladen der Truppen auf die Transportfähren und Schiffe am besten an diesen beiden Küstenpunkten zu bewerkstelligen ist. Wir bemerken noch, daß der Arm des Belt westlich Langeland nur für Schiffe mit sehr geringem Tiefgang passirbar und bei Budkjöbing und anderwärts durch versenkte Fahrzeuge ꝛc. leicht zu sperren ist.

Eine französische, russische oder englische Flotte, welche etwa die Versammlung der Streitkräfte Dänemarks in dem verschanzten Lager von Kopenhagen zu verhindern trachten sollte, kommt, ganz abgesehen von der zur Zeit völligen Unwahrscheinlichkeit eines derartigen Vorganges, schon im Hinblick auf die räumlichen Entfernungen in dieser Hinsicht nicht in Betracht; allein es ist vom rein militärischen Standpunkte aus erklärlich, daß man dänischerseits einer Störung dieser Versammlung durch den nächstgelegenen mächtigen Nachbarn, Deutschland, der dort vielfach noch als traditioneller Gegner gilt, wenn auch derzeit nicht der mindeste Grund zu einer solchen Befürchtung vorliegt, auf alle Fälle vorzubeugen sucht. Wir vermögen daher in der wieder angeregten Befestigung des Agersösundes keine in demonstrativem Sinne gegen Deutschland gerichtete Maßregel, sondern nur einen ferneren Schritt in dem Ausbau und der Vollendung des dänischen Landesbefestigungs-Programms von 1882 zu erkennen, den man in diesem Lande, welches schließlich, wie jedes andere, das Recht der Befestigungsanlagen auf seinem Gebiete besitzt, kaum verwehren können wird.

v. G.

Literatur und Kunst.

Briefe von Gustav Freytag.

Mitgetheilt von Karl Stelter.

Den an anderer Stelle veröffentlichten Unterhaltungen mit Gustav Freytag lasse ich hier die weiteren Briefauszüge folgen. Nicht aus „Indiscretion", wie eine Zeitung das bezeichnete, was sie nachdruckte, mit der Spitzmarke aber darthat, daß die Aussprüche des großen Mannes ihrer Tendenz widerstrebten. Die Veröffentlichungen haben nur den Zweck, zur Charakterisirung Freytags beizutragen, und zu zeigen, wie der sonst so Verschlossene sich im intimen Verkehr gab, unbekümmert darum, ob seine Auslassungen vor der Oeffentlichkeit Gnade finden würden.

Am 24. Juli 1885 schrieb er aus Siebleben unter Anderem:

Lieber, verehrter Freund.

Für Ihre guten Wünsche und für die treue Gesinnung bin ich Ihnen innig dankbar. Möge das Schicksal uns Ruhe und leidliche Gesundheit vergönnen, dann wollen wir Beide muthig zusehen, wie wir mit der Zukunft fertig werden. Bei uns geht's nicht schlecht. Der Kleine*) hat einige Tage sich nicht gut befunden, doch ist's überwunden, und er freut sich, bei Spaziergängen den Führer des Vaters zu machen, denn er weiß in der Flur und Umgegend fast besser Bescheid als ich. Am Geburtstage haben wir eine Windmühle besucht, eine Erfindung, die er in der Nähe noch nicht gesehen, und die ihn höchlich interessirte. — —

Gern wüßte ich, wie es mit meinem lieben Schultes**) geht. Sagen Sie ihm, er möchte mir unterdeß gut bleiben, bis er meinen Brief hat, nachher auch.

Ihrem lieben Gemahl herzliche Empfehlungen. Ihnen die Bitte um Fortdauer Ihres freundlichen Wohlwollens von Ihrem

treu ergebenen

Freytag.

Siebleben, 4. August 1885.

Lieber, verehrter Freund.

Ich bin gerade jetzt stark in Anspruch genommen. Ich war wieder in Frankfurt bei meinem Doctor Schmidt, mußte

*) Sein einziger Sohn Gustav, aus zweiter Ehe, nachdem der jüngere Waldemar an Diphteritis 1884 gestorben war, gerade am Tage, als in Wiesbaden des Vaters „Graf Waldemar" im Hoftheater gegeben wurde. Gustav, in den Kinderjahren kränklich, war darnach sein Angstkind, über dessen Ergehen er in jedem Briefe ausführlich berichtete. Jetzt ist Gustav Freytag jun. ein baumlanger Primaner, der im vorigen Jahre gelegentlich einer Gymnasial-Jubiläumsfeier, bei Aufführung der Sophokleischen „Antigone" im Königlichen Theater, den blinden Seher Teiresias wirksam sprach und darstellte.

**) Karl Schultes, damals artistischer Leiter der Wiesbadener Bühne, und derzeit, neben dem Adressaten dieser Briefe, der einzige Verkehrsgenosse Freytags. Seine Erinnerungen an Freytag werden demnächst in der „Gegenwart" veröffentlicht.

aber den Gedanken, nach Wiesbaden hinüber zu kommen, aufgeben, da ich hier sehr nöthig war.

Dem Kleinen geht es gar nicht schlecht, seine Pflegerin aber war plötzlich erkrankt und hatte ausgespannt ꝛc. — —

Ich wollte, Siebleben läge nahe an Wiesbaden, damit ich einmal die Freude haben könnte, Sie hier zu sehen, denn es ist hier in ziemlich reizloser Landschaft doch recht hübsch.

Die große und kleine Politik ist in die Ferien gegangen und die Zeitungen sind nicht kurzweilig, dafür schnell zu lesen, was auch sein Gutes hat.

20. Juli 1886.

Lieber Freund.*)

Großen Dank für Ihre Mittheilungen. Mit Wiesbaden wenigstens hätten wir abgerechnet. Und ich meine doch nicht, daß die Stadt zu gut behandelt ist. Für den Freskenstil solcher Gelegenheiten wenigstens, denn was der Bewohner des G.-F.-Zipfels gelobt hat, ist in Wahrheit zu rühmen. Das Enge und Eigennützige hängt sich überall an's Detail heran. Es ist in großen Verhältnissen auch nicht anders: überall drei Sorten Grünberger, schlechte, ordinäre und gute. Der Guten sind überall wenige. Aber da sind noch zwei Persönlichkeiten, denen ich auf Gedichte keine Antwort geben will ohne Ihre Erlaubniß.

Ich habe nun noch hundert zu expediren, weh, diese Art Bürstenstrich ist barbarisch, aber es ist doch das Richtige, daß ich Alles still abmache. — Von den Zeitungsgeschichten habe ich doch Vieles nicht. Steht etwas in „Ueber Land und Meer" und in der „Gartenlaube"? Ihr Citat „Wespen" ist mir anderweit nicht bekannt. Wenn ich die Nummer weiß, kann Hirzel Alles besorgen.

Der Tod Dunker's geht auch mich an, wir waren alte Freunde.

Grüßen Sie herzlich Ihr liebes Gemahl.

Seien Sie wieder und wieder bedankt. An die Oestliche ist der Dank abgegangen.

Gustav hält sich brav, er schießt heute nach dem Vogel.

Siebleben, 31. Juli 1886.

Lieber, verehrter Freund.**)

Zunächst nur schnell mit treuem Dank für Ihren Brief und für die Auskunft.

Unsere Straßennummernehre ist beschwerlich für Jedermann. Jetzt muß man sich wieder behalten, wo man wohnt. Mir träumt nicht selten, daß ich in der Nacht in fremder Stadt die Hausnummer nicht weiß und keine Schlüssel habe. Das wird nun wohl wahr werden.

Für das Verbot der beiden Briefe danke ich bestens. Immer ein Gewinn. Uebrigens habe ich nur noch fünfzehn zu erledigen, darunter freilich bedenkliche, aber über dreihundert sind expedirt.

Loben Sie mich. — —

Die meisten Telegramme erhalten einen formelhaften Dank per Karte, der für alle vom 13.**) datirt, zum Theil erst vorige Woche expedirt wurde. Aber ich habe die Karten und die Briefe selbst geschrieben, also doch einige Mühe gehabt. Und schwelge jetzt müde im Gefühl erfüllter Pflicht.

Unter den Gedichten ist noch ein verrücktes, das ich beilege. Ich habe den Verdacht, daß es von Hunold Müller von der Havel im Stil des Aeolsharfenkalenders ist. Kommt darin vielleicht ein Heini Schiffmann, oder so was Aehnliches vor? Ich habe aber den Kalender nicht hier und kann Ihnen nicht zumuthen, daß Sie ihn suchen. Denn es ist nicht sicher, ob er im Salon unten liegt, und anderswo ist er gar nicht aufzufinden. Das Karnickel hat seine Hausnummer zugeschrieben, will also Antwort. Nun kann's auch ein Blödsinniger sein. Bitte um eine Ansicht.

Für heute verschone ich Sie mit Weiterem.

Doch noch die Nachricht, daß ich einen neuen Hut habe. Keinen gewöhnlichen, sondern einen, der auf meinen Namen getauft wird, wie der Heinerausgang.*) Und zwar von G. Hummel**), Hutfabrikant in Leipzig. In Wirklichkeit heißt das Geschäft Haugk. Der Besitzer, den ich übrigens nicht kenne, hält sich oder seine Vorfahren für das Prototyp von Hummel, und nachdem er mich bereits früher durch Autographenforderung geehrt hatte, schrieb er vorigen Monat nach meiner Kopfweite, weil er eine Sammlung von Kopfweiten literarischer Köpfe besitze. Ich dachte nichts Arges. Aber er verfaßte einen Hut und das Kunstwerk thut mir nur leid, denn meine Hüte haben die Gewohnheit, schnell ruppig auszusehen.

Also der Gemahlin herzliche Huldigungen. Gust war gestern mit dem Rector und einigen Schülern auf dem Inselsberg. Die größte Freude der begeisterten Fahrt war aber, wie ich argwohne, nicht die Aussicht vom Berge, sondern daß er neben dem Kutscher saß und etwas fahren durfte.

Siebleben, 14. September 1886.

Lieber Freund.

Für Franzos' Blatt habe ich nichts gegeben, als ein Autograph, das er zu dem Bilde verlangte, und dazu habe ich einen Satz aus den „Erinnerungen" genommen, der gerade vor mir lag. Diese Bogen der Einleitung machen mir noch zu thun, es sind erst zehn gedruckt, und noch Einiges zu schreiben, sie sollen mit den „Gedichten" den ersten Band der Sammlung füllen. Das Ganze 22 Bände in 48 Lieferungen.

Letztere sind mir unbequem, aber Hirzel hielt sie für wünschenswerth.

Der Sommer war hier, wo die Wärme nicht so sehr drückt, sehr erfreulich, Es war dies Jahr auch viel Familienbesuch und Anderes da, zuletzt vierzehn Tage Einquartirung, doch war mein Hauptmann ein netter Junge, der still unten hauste.

Ich habe noch mehrere Wochen mit den „Gesammelten" zu thun, dann soll auch noch der Maler kommen, wer? weiß ich nicht, doch habe ich mir unter der Hand Einige weggebeten. Es bleiben immer noch genug übrig.

Der arme Battenberger! Gern möchte ich hoffen, daß der Kanzler ihm gegenüber eine bessere Gesinnung bewahrt, als in der officiösen Presse proclamirt wurde. Und da er so sehr eifrig war zu erklären, daß ihm dort Alles Wurst sei, so neige ich auch zu der Annahme, daß er im Grunde ihn nicht fallen lassen will. Der gefährlichste Feind des Prinzen ist Windthorst, weil diese Agitation die Berliner feindselig machen kann.

Mit Sorge sehe ich nach Straßburg. Unser alter Kaiser hat einige Ohnmachten gehabt, die Flamme erlischt so allmählich, und die Anstrengungen der heißen Tage mögen ihm leicht zu viel werden. Und doch ist sein Erdendasein die beste Bürgschaft des Friedens, denn dies Leben wirkt bereits wie ein Beschwörungszauber, der alle Schwerter in der Scheide festmacht.

Wir sind hier wohlauf. Mein Junge ist braun wie ein Mohr, er ist fast den ganzen Tag in der Luft. Ich freilich weniger als ich sollte. Die verdammte Schreiberei!

Sagen Sie Schultes, daß ich ihn und seine Frau von Herzen grüßen lasse, Ihrem Gemahl treue Huldigungen, Ihnen alle Treue.

---

*) Bezieht sich auf seinen 70. Geburtstag.

**) Dieser durchweg humorvolle Brief bezieht sich auf die „Nachwehen" der 70. Geburtstagsfeier am 13. Juli 1886.

*) Dieser Theil des „Hainerwegs" in Wiesbaden war zu Ehren des Tages „Gustav Freytag-Straße" benannt worden, daher auch die „Straßennummer-Veränderung in 6", die er meinte nicht behalten zu können.

**) Hummel — aus der „Verlorenen Handschrift".

Siebleben, 19. Juli 1888.

Mein lieber Freund.

Großen Dank für Ihren Glückwunsch, der Dank kommt so spät, weil ich durch einige Wochen malade war, Verkältung, Luftveränderung, wir haben in den Thüringer Bergen einige Mal Schnee gehabt.

Für die Serbenkönigin habe ich geringe Sympathien, freilich für König Milan auch keine großen. Die Wiesbadener haben ja wohl einige Aussicht, die Kaiserin und Königin-Mutter Friedrich zu zeitweisem Aufenthalt bei sich zu sehen. Sie hat auch wegen Ankauf am Rhein angefragt, ich denke, sie wird sich zuletzt doch für Italien entscheiden. Aus egoistischen Gründen wäre mir das lieb. — Ja, diese leidigen Enthüllungen. — Das ist der Fluch der Majestät, daß ihr in Zeiten leidenschaftlicher Bewegung die Schonung, welche jede private Familie für ihre Interna beanspruchen darf, völlig verloren geht.

Für mich waren die letzten Wochen lehrreich, aber auch trübselig. Der schmerzlichste Schluß war die gestern erhaltene Nachricht vom Tode eines alten Freundes, Normann. Es ist gar schwer, mit 72 Jahren der „Einsamkeit" zu entgehen. Man wird froh darüber, daß endlich wieder ein festes Regiment in Berlin ist.

Lampe ist nicht der älteste Name des Hasen in der deutschen Thiersage, er ist verhältnißmäßig spät hereingekommen. Reineke ist Verkleinerungswort von Reinhardt, früher Reginhart (Regin-Rath) und dies ist der alte Name des Fuchses.

Bleiben Sie gut Ihrem getreuen Freytag.

Bürgerliche Baukunst.

Von Architekt Heinrich Schackow.

Der Weg des Stils, von der kraftgenialen Renaissance Italiens bis zum nervös graziösen Rococo Frankreichs, läuft parallel der jeweiligen socialen Entwickelung dieser beiden Länder. Die feste Gliederung der Stände im Mittelalter, die unangefochtene Herrschaft der Könige, des reichen Adels und der Vertreter der Kirche schuf eine große Stabilität der Verhältnisse, welche stets Voraussetzung einer starken Kunstentfaltung ist. Als sich unter dem Einfluß der religiösen Schwankungen und der Kriege mit Frankreich und Spanien dieses feste Gefüge lockerte und Frankreich durch einen jähen Stärkeaufschwung des Absolutismus die politische und sociale Macht an sich riß, wurden auch die Bedingungen für die Weiterbildung der Renaissance in dieses Land hinübergetragen. Das ganze politische Leben Frankreichs concentrirte sich allmälig nach dem Throne zu; alles, was außerhalb dieses Zirkels lag, in todte, verarmende Ruhe versinken lassend; als die Könige ihren Wohnsitz in die ländliche Abgeschlossenheit legten und dort in ihren mit Cascaden, Laubgängen und Grotten umgarteten Schlössern eine Welt für sich, ohne jede Berührung mit dem Volke, schufen, — da wurde auch der Schritt abwärts in der Kunst nothwendig, wie er deutlich wird von den Werken eines Lebrun und Hardouin-Mansart zu dem höfischen Ueppigkeitsformalismus des Rococo. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hörte in Frankreich jede Stilentwickelung auf. Die Revolution hatte alle bis dahin gültigen Werthe vernichtet, die kindhafte Neuerungsbrutalität des Volkes duldete keine Kunst.

Deutschland, durch Kriege und Glaubenswirren erschöpft, hatte seine eigene Renaissance verloren; es übernahm die bildende Kunst seiner Nachbarländer und übersetzte sie in das Idiom seiner Landschaften. München erhielt durch den Jesuitismus seine italienisch-barocken Kirchen; die unbändige kraftvolle Ueppigkeit August des Starken lebt in den Formen des „Zwinger"; die geistreiche Dialektik des zweiten Friedrich spricht aus den Ornamenten von Sanssouci.

Der Bürger hatte die Reaction des dreißigjährigen Krieges überwunden und war durch die geistige Erhebung der Reformation erstarkt; als er zum Bau und Schmuck seines Hauses schritt, fand er nur die seinem Wesen so fremden Formen des Welschlandes vor. So nahm er diesen Stil, — von Schlüter's starker Persönlichkeit in Etwas seiner Art genähert — auf, mischte ihn zögernd mit der französisch-holländischen Art der Hugenotten und behalf sich so mit diesem Surrogat, während er einen Sebastian Bach, Klopstock und Lessing aus seinem Geiste gebar.

Der Grundriß des Hauses blieb meist in der Ueberlieferung der Renaissance. Die weite Halle, — norddeutsch Diele — in der Mitte des Hauses wurde beibehalten und diente sie auch nicht mehr als Sammelort der Familie, behielt sie doch ihre reichere Ausstattung. Von ihr führten winklige Treppen mit dem breiten Geländer zu dem hohen Corridor mit seinen kahlen, getünchten Wänden, zu den ehrbaren, verständigen Zimmern, wo von dem weißgelblich schimmernden Fußboden, einfarbig gestrichene, nur mit einer schlanken Schablone verzierte Wände zu der mit kräftiger Stuckrosette geschmückten Decke hinüberführten, wo jungstämmige Myrthen und buntfarbige Geranien hinter netzartigen, luftigen Gardinen standen und mit ihrem milden Duft das Zimmer erfüllten; schwere geschweifte Möbel aus altem Mahagoniholze, canellirte Thüren mit Messinggriffen, einige alte Familienporträts: das ist der Charakter des damaligen vornehmeren Bürgerhauses. Hinter all diesen Formen liegt ein Unausgesprochenes, ein Werden zur Eigenart, das die Zeit aber versagte. Das Bürgerhaus erhielt sich nun lange Jahrzehnte in diesem Rahmen; die Barockkunst hatte an den Höfen ausgelebt und die schwächlichsten Empirebestrebungen, unterbrochen durch die Revolution, bedeuteten schon durch das Verstandesmäßige ihres Entstehens ein Aufhören des Fortschrittes. Nichts kann instructiver das Zusammengehen socialer und künstlerischer Entwickelung — oder Stagnation — veranschaulichen als die jetzt folgende Epoche. Das Weltbürgerthum Schillers und Goethes, der Hellenismus dieser und ihrer Zeitgenossen führte zu einer experimentirenden Formalantike, weil deren Worte bei dem socialgeschwächten Bürger nur den Widerhall ihrer — Form fanden; als die Reaction die Hoffnungen nach der Erhebung um 1813 erstickte, war der Plan für die kühle und volkslose Kunst Schinkels und seiner Nachahmer völlig geebnet. Kein Bürgerhaus irgend einer Zeit macht einen kläglicheren am Aeußerlichen klebenden Eindruck als das aus der Mitte dieses Jahrhunderts, weil es die Größe griechischer Säulenordnung in das Kleinbürgerliche seiner Gewohnheiten übersetzte. In den Jahren um 1848 hatte ein nicht ausgereiftes Können im socialen Leben wenig geändert, der Fortschritt lag nur in dem Freiwerden des nationalen Gefühls und in dem Suchen nach einem künstlerischen nationalen Ausdruck; die Renaissancebestrebungen Sempers wie die wiederaufgenommene von England eingeführte Gothik wurden in dieser Zeit geboren. Semper, dessen Kunst sich mit dem Entstehen und Verlauf der Revolutionsjahre personificirte, konnte nur die Begeisterung für die Renaissance vorbereiten, die später mit allen möglichen Details dem Aeußeren des Bürgerhauses angepaßt wurde. Die Jahre des leichten Erwerbes zeitigten dann im jungen Reich ein prunkendes Barock und Rococo; alle künstlerischen Kinderkrankheiten wurden durchgemacht und erst jetzt zeigen sich die Anfänge eines Neuen, Ernsthaften in dem Gewirr, ein Ton, welcher die Mißklänge zur Harmonie zusammenzurufen sich bestrebt, klingt durch unsere Tage. Hier ist der Ausgangspunkt.

Die deutsche Art, das Haus mit seinem geschmückten

Giebel nach der Straße schauen zu lassen, ging nach der Zopfzeit verloren, die Symmetrie verdrängte den Organismus, der Bürger ahmte den Palastbau nach. Seine Reihenhäuser zeigen heute die Physiognomie des billigen Costümmarktes; mit den Einzelheiten aller Kunstbewegungen schmückten sich die Zinshäuser der stattlichen Straßen; abgesehen von einigen trefflichen Stilcopien geben sie im besten Falle eine schon hinreichend gescholtene Scheinmonumentalität. Sie sind praktisch unentbehrlich und typisch für unsere Zeit; als Wohnhaus des Bürgers kommen sie nicht in Betracht, ebenso wenig wie die Villen, die in reicher, oft geistreicher Ausführung zahlreich entstanden sind; Letztere gehören in das Gebiet der künstlerischen Studien und sind aus der Erkenntniß des Schönen bei dem entwerfenden Architekten hervorgegangen. Die Spuren des bürgerlichen städtischen Wohnhauses, die sich aus der Tradition des vorigen Jahrhunderts gelöst haben und in unsere Zeit hinüberführen, zeigen das gleiche Merkmal: ein trauliches Einssein der Gewohnheiten ihrer Erbauer und Bewohner. Von Süddeutschland aus kam der breite, rechteckige Grundriß. Der Eingang liegt in der Mitte der Vorder- oder Rückfront, in seiner Axe die Treppe, der Corridor in der Mitte des Hauses der Straßenfront parallel; in mannigfacher Umarbeitung, den landschaftlichen Bedürfnissen gemäß, verbreitete sich dieser Ausbau über Mitteldeutschland, — die große Tiefe schwand, der Eingang wurde an die Seitenfront gelegt — und über den Nordosten, wo er zum heutigen Berliner Grundriß mit der Zeit gestaltet wurde. Nordwestdeutschland allein isolirte sich und baute unter englischem und holländischem Einfluß schmale, tiefe Wohnhäuser, den Typus des Dreifensterhauses. Ein breiter Eingangsflur, von der Straße her seitlich an der Giebelwand laufend, zeigt gewöhnlich in seiner Mitte die Treppe; jedes Geschoß enthält drei bis vier Zimmer, der hoch heraus gebaute Keller die Wirthschaftsräume.

Unsere Gewohnheiten sind reichere geworden; der Grundriß wurde mehr individualisirt, der Comfort äußerte sich bei der Durchbildung der Disposition in der Auflösung der großen, weiten Familienzimmer in mehrere, kleinere Räume. Zahlreiche Baugesellschaften haben den so gestalteten Plan aufgenommen und ihn schematisch mehr oder minder glücklich, aber mit nicht zu hohem Kostenaufwand ausgeführt. Die künstlerisch thätigen Architekten werden sich mit der Thatsache vorläufig abzufinden haben, daß für den Grundriß des bürgerlichen Hauses ihre Hülfe nicht mehr begehrt wird. Sicherlich schwindet auch das Verlangen nach jeder nur möglichen Stilhascherei; der Ausgangspunkt des künstlerischen Schaffens wird die Nothwendigkeit.

Fürstenkunst herrschte bis zum Schluß des achtzehnten Jahrhunderts. Nur einmal fand sich ruhmsüchtiger Glaubenseifer deutscher Kaiser mit dem Opfersinn des Volkes in dem Ausdruck eines großen Gottesgedankens zusammen: in den süddeutschen Domen und Cathedralen, wo die gläubigen Schaaren die Jubelklänge des Chorals machtvoll sangen. In einzelnen deutschen Reichsstädten, welche sich in späterer Zeit durch die Kraft des Reichthums von den Fürsten eine stabile, sociale Unabhängigkeit errungen hatten, konnten die Bürger die Kunst der Fürsten in ihr Haus hinübertragen, um sie dort zu erleben. Mit dem richtigen Instinkt für das Gesunde entlehnten sie gleichzeitig dem Formenschatze des Bauern, der im socialen Beharren sich Gebilde nützlicher Schönheit für den eigenen Herd geformt hatte. Die Kunst des Bauern wurde nie allgemein, sie kann es auch nicht werden; der Herrenkunst gegenüber aber bildete sie für den Renaissancebürger den Jungborn selbstverständlicher Natürlichkeit und deßhalb liegt für den Rückschauenden in der fürstlich-bäuerischen Art des mittelalterlichen Hauses eine Stärke, die der Bürger jener Zeit in seiner Innerlichkeit nicht besaß.

Aus dem Volke heraus ersetzt sich der Bürgerstand. Was der Mann im Leben erwarb und was eine neue Saite seiner Menschlichkeit erklingen ließ, das sucht er in künstlerischen Formen zu erleben; was die Frau von dem Sinne der Urmütter ererbt, trägt sie in conservativer Kraft als Volksodem in das Gattenhaus hinein; Zeitgeist und Vergangenheit bleiben so die Grundbedingungen auch für eine künftige socialaristokratische Kunst des Hauses. Unsere Lebensverhältnisse sprechen heute in neuen Lauten, mit der Sprache haben sich auch die ästhetischen Empfindungen allmälig verschoben. Die durch das Land dahinstürmende Locomotive, — vom Manne erbaut, von der Frau umkränzt — brachte der Zeit und ihren Schönheitsbedürfnissen neues Leben, und der kluge Künstler macht heute die constructiven Gedanken der Maschine seinen Arbeiten dienstbar. Ist die künstlerische Natur der exact arbeitenden Maschine verstanden, so wird der Mann, der für seine Erlebnisse stets nach einem neuen bildnerischen Ausdruck tastet, ihre Erzeugnisse vom Markte heimbringen und die Frau wird sie mit harmonisch ordnendem Instinkt heimisch machen. Der Kunst der Erscheinungen der Natur wird so eine Kunst ihrer Kräfte zugefügt — ein neuer Stil.

Die Fülle und Mannigfaltigkeit, welche trotz strenger Disciplin in dem Unterricht der Maschine liegt, zwingt gleichsam den Künstler, in eigener Gedankenarbeit Schönheitswerthe nach ihren Gesetzen zu schaffen und sie unter dem Ausdruck eines neuen Gefühls persönlicher Kraft zu neuen Gebilden zu sammeln. Die graden, gesunden Linien einer im besten Sinne natürlichen Kunst fangen an die traditionellen, überladenen, im Dunst der Jahrhunderte verschwommenen Formen abzulösen; nach hundert Jahren keimt ein jugendlich Anderes in dem Boden socialer Erneuerung. Die ernste, emsige Arbeit unserer Zeit findet in der bewußten Schönheit der Linie ihren Ausdruck, sie schmückt mit dieser die häuslichen Räume und waltet so in ruhender Kraft fort. Die Zimmer gewinnen endlich wieder einen Charakter in dem vollen, milden Licht, das sie durchfluthet, es liegt eine harmonische Uebereinstimmung zwischen den Tapeten, welche einfach und klar uns das Wachsende der heimischen Pflanzenwelt zeigen, zwischen dem Teppich, der selbstlos im Gedankencharakter der Tapete bleibt und zwischen den Schränken und Stühlen aus dem Holze unserer Wälder verständnißinnig gewählt und ihrer Bestimmung gemäß gefügt. Die Farbe des Zimmers ist auf die Localtöne der Landschaft gestimmt, so daß sie stilisirt ein gleiches höheres Wiederspiel der Natur draußen giebt wie die Form. Mit all dem tauschen blühende Blumen, in schlichtformigen Schalen, in der Fülle des Keimenden und Knospenden die Gluth ihrer Farben, den Raum mit einem Duft erfüllend, der gleichsam der stillen Blumenkunst der Wand Athem verleiht. Das Stilisiren der Natur sei so künstlerisch, daß das Werk den fortgesetzten, erzwungenen Vergleich erträgt; das heißt, die Erscheinungen in der Form, im Wachsen und in der Farbe müssen im Einzelnen charakterisirt und dann so verschmolzen werden, daß das scheinbar Widerstrebende vereint und als geistiges Band durch die Wohnung geleitet wird, daß gleichsam ein Echo der Ideen und des Naturwillens ertönt. Die Physiognomie der Zimmer mache das Schauen außer dem Hause reicher und die Natur selbst hebe die verständnißvolle Liebe für das Heim.

Jede Kunst mußte sein wie sie war, ihr Ursprung und ihre Lebensbedingungen waren stets dieselben: sie war von je Eigenthum des Herrn. Sie muß es sein, weil der Herr die Cultur bedeutet; war die Kirche der Herr, so war die Kunst kirchlich, war der König der Herr, so ward sie höfisch, und ist die kraftbewußte Arbeit der Herr, so wird Hellas aufleben in jungen Formen, und der Stand, welchem in dieser Arbeit die Zukunft gehört, — hoffen wir, es sei der erneute, volksjugendliche Bürger — wird eine eigene Kunst und zugleich eine Heimstätte besitzen.

England steht heute an der Spitze künstlerischer Bewegung. Kluge Künstler schufen hier gewerblich bildend eine Art, die an Auffassung und Erfindung ihres Gleichen sucht.

Ob England schon heute einen Nationalstil besitzt, sei dahin gestellt; in ihrer häuslichen Kunst, wo japanische, indische und gothische Weise lebendig ist, überwiegt oft noch das Fremde auf Kosten des Zweckgedankens. In Deutschland haben Ingenieure und Architekten jüngst bei gemeinsamen Brückenbauten Erfreuendes gezeigt; am Reichshause hat ein Genialer die bildenden Künstler zu einem künstlerisch Neuen geeint. Die gewerbliche Kunst aber vermag sich nicht aus dem alten Formenkram zu lösen. Die Schulen wandern gemächlich die staubige Chaussee — der Staat giebt ihnen allzu reichliche Wegzehrung —, von ihnen ist nichts zu erwarten. Es geht nicht an, die Bestrebungen, welche sich unter den besonderen Eigenheiten Englands bis heute bewährt haben, willkürlich auf unsere Lebensbedingungen zu übertragen; was wir von ihm lernen müssen, ist die Kraft des Bürgers, welche nach einem eigenen Stil verlangt.

Es bedarf der Arbeit. Gewerblich bildende Künstler, aber wahrhafte, mit Temperament, mit moderner Naturanschauung und -Kenntniß begabte, sollten sich zusammenthun, um in der Vereinigung ihre persönlichen Arbeiten zu sammeln und zu zeigen. Es würde sich bald ergeben, wie weit auf die mögliche Erziehung der Fabrikanten zu rechnen ist, ohne sie in ihren praktischen Erfolgen zu gefährden. Das wäre ein Anfang.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein schlichter Strauß.

Von Lars Dilling.

Schon beim Eintritt roch es nach Pferden, Gas und neuen Brettern, wie in jedem Cirkus. Von weitem hörte man das Stampfen der Pferde, während vorn die Cirkusmusik mit Trommeln und Pauken lärmte. Durch die üblichen Faßreifen ritt eine junge Dame, während zwei Clowns durch ihre immer gleichen Dummheiten das Publikum entzückten, das wiederholt Beifall spendete.

Am Eingang des Cirkus stand eine Gruppe, ganz in der kleinen Ecke versteckt. Ein fast lächerlich jugendlich aussehender Vater mit fettem gelblich bleichem Gesicht, einer schwarzen, von Pomade glänzenden Perrücke und einem gefärbten Schnurrbart. Steifbeinig, unfähig noch zu reiten, stand er da in elegantem Gesellschaftsanzug mit strohgelben Handschuhen, und einer riesigen, aber unechten Brillantnadel in der Cravatte. Im dünnen Wollkleid voller Flecken und Besätze, dazu eine Sammtjacke mit mottenbeschädigter Pelzverbrämung und einem zerdrückten Hut mit Federn stand eine braune, magere Gestalt mit schwarzem Haar und stechenden Augen neben ihm. Die Mutter. Schwerlich hätte man in ihr die ehemalige Primadonna erkannt, die einst, während die Clowns ihre Kunststücke machten, unter tosendem Beifall des Publikums durch die Arena ritt. Nun saß sie Abends an der Kasse und nahm die Billets ab, doch heute, wo ihr Kind, ihre Paola, zum ersten Male auftreten sollte, war sie frei. In einer Künstlerfamilie ist diese Begebenheit beinahe wie eine Lebensfrage, denn wenn die Eltern alt werden, so sind sie darauf angewiesen, von ihren Kindern zu leben. Der Vater ist dann Impresario und unterzeichnet die Contracte, während die Mutter daheim die Haushaltung leitet und Kleidungsstücke mit Gold und anderen Flittern benäht.

Die ganze Hoffnung von Papa und Mama Carambino ruhte jetzt, da sie alt waren, auf ihrer Tochter. Freilich war ihr Sohn Riccardo ein guter Jongleur, der seine Teller und Messingkugeln geschickt warf, aber hoch hinaus konnte man mit dem Verdienst nicht. Wenn ihre Paola klug wäre, tugendhaft zu bleiben, so konnte sie mit der Zeit einen reichen Mann heirathen, womöglich einen Prinzen, auch einen recht vermögenden Banquier; man weiß ja nie, wie es kommen kann.

Wenn auch ein wenig fröstelnd, sah die kleine Paola doch hübsch in ihrer Jugendfrische aus, wie sie so dastand mit den leuchtenden Augen, ein paar Rosen im schwarzen Haar. Ihre Figur sah man jetzt noch nicht, denn die Mutter hatte um ihre bloßen Schultern einen alten Mantel gelegt.

Die letzte Nummer war vorüber, das Publikum klatschte Beifall, und die Künstlerin trat erhitzt hinaus. Nun sollte Paola auftreten. Zuerst erschien ein weißes Pferd mit weißer Schabracke und Rosen gestickt. Dann nahm Mama Carambino den Mantel von den Schultern der Tochter, und strahlend wie eine Fee stand Paola in Jugend und Schönheit da. Das Kleid aus rosafarbigem Atlas war mit Goldflittern benäht, und an Hals und Armen funkelten unechte Brillanten. Mama Carambino ordnete die Röckchen, befestigte noch eine Rose auf der Schulter, küßte ihre Tochter und ordnete die Frisur ein wenig, während ihr ein paar Thränen entschlüpften.

Paola reichte dem Vater die Hand und küßte ihn, während er sich stolz aufrichtete und sie mit einem Künstlerlächeln dem Eingang zuführte.

Der Vorhang draußen wurde bei Seite geschoben, die Musik spielte eine brausende Quadrille, die Bereiter stellten sich auf, und Paola trat an der Hand des Vaters herein und grüßte das Publikum mit holdem Lächeln. Erschrocken über die vielen Anwesenden, geblendet von all dem Licht, stutzte sie einen Augenblick. Dann faßte sie Muth, ordnete ihre Röckchen, spielte mit der Peitsche und sprang graziös in den Sattel. Während ihre Augen das Publikum betrachteten, ging das Pferd im Schritt um die Barrière.

Ein Junge in dunkelblauer Livree, mit blanken Knöpfen ging die Reihen der Zuschauer entlang und bot aus einem Drahtkörbchen kleine Bouquets aus farbigen Immortellen, buntem Moos und Stroh an, die bei Lampenlicht nett aussahen.

Dort, wo die Modeherrchen saßen, sah Paola einen jungen Mann mit einem solchen Bouquet in der Hand. Sie hatte ihn schon einmal gesehen, früh, als sie übte. Er war am Vormittag durch den Stall gegangen, hatte sich am Eingang der Künstler aufgestellt und, während Paola übte, den Vorhang auseinander gehalten und sie mit einem unverschämt verliebten Blick angesehen. Unwillkürlich hatte sich Paola ihres Costüms, einer schlechten Baumwollblouse und eines alten Röckchens, geschämt und war hinausgeritten. Dann hatte der Director gesagt, daß es ein Graf sei. Nach seinem eleganten Aussehen und dem kostbaren Pelz zu urtheilen, mußte es wohl richtig sein. Sein Gesicht war, wenn auch sehr bleich, doch fein geformt, und seinen Mund mit dem matten Zug darum beschattete ein wohlgepflegter doch kleiner blonder Schnurrbart.

Mit demselben Blick vom Vormittag sah er sie wieder an, während er in den Händen ein kleines Sträußchen hielt. O, wie klopfte ihr Herz! Das Sträußchen war gewiß für sie, und er war doch ein vornehmer Herr!

Mit erhobenem Haupt, ein stereotypes Lächeln auf den Lippen, ging Papa Carambino neben der Tochter her und knallte mit der Peitsche, während das Pferd im Galopp herumritt. Paola stand in graziöser Haltung auf der Schabracke und machte unter stürmischem Beifall des Publikums einige tollkühne Versuche.

Als Paola bei dem Herrn vorüberritt, warf er geschickt das Sträußchen gegen ihre Brust. Mit einem Lächeln fing sie es auf, aber gleichzeitig machte das Pferd einen gewaltsamen Ruck, Paola verlor das Gleichgewicht und fiel mit dem Kopf an die Barrière, wo sie bewußtlos liegen blieb, den kleinen Strauß in den zusammengeballten Händchen.

Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Das Publikum schrie, Papa Carambino trug die bewußtlose Tochter mit Hülfe der Bereiter hinaus.

Die Musik spielte nicht mehr, im Publikum war ein Getöse, wie von einem Seesturm. Der vornehme junge Herr, das Gesicht um einen Schein blasser als sonst, verließ den Cirkus. Draußen lag Paola auf

einem Teppich, das Sträußchen in der Hand, daneben kniete mit einem gelben Gesicht wie ein Todter der Vater. Schluchzend zu ihren Füßen lag die Mutter, während der alte Clown und die Bereiter darum standen.

„Nur das einfältige Bouquet war an dem Unglück Schuld," jammerte der Clown.

„Es war ja doch ihr erstes," klagte die Mutter.

„Ein schlichtes Sträußchen!" sagte naserümpfend eine der Damen.

Mit thränenvollen Augen erhob die Mutter den Kopf und sagte: „Es sind Immortellen, die nie verwelken; mein erstes Bouquet hingegen bestand aus Rosen und verwelkte; sie waren allzu werthvoll."

Der Clown mußte vor das Publikum, aber nicht wie sonst wurde ihm bei seinen Possen zugejubelt. Er selbst konnte ja nicht fröhlich sein, und damit das Publikum seine Thränen nicht sehen sollte, die tiefe Furchen durch seine geschminkten Wangen zogen, fiel er öfter denn nöthig mit der Nase in den Sand.

Unterdessen lag Paola bewußtlos draußen, nur ein einziges Mal öffnete sie die Augen, drückte das Bouquet an ihre Brust und schloß dann ihre Augen mit seligem Lächeln für immer. Dann kam der Arzt und sagte, daß es vorbei sei. Der Director hatte dem Publikum mitgetheilt, daß Paola außer aller Gefahr sei. Er hatte Recht. Rein und unschuldig war sie aus den Gefahren des Künstlerlebens hingegangen, im glücklichsten Augenblick ihres Lebens, umtost von dem Beifallsjubel der Menge. Mit lächelndem Munde, das Bouquet an ihre Brust gedrückt, lag sie da, als wäre sie nur eingeschlummert. Die Mutter hatte Recht, es war kein prunkendes Bouquet einer großen Künstlerin, sondern nur ein schlichter Strauß, aber Immortellen welken nicht und schmücken lieblich ein Grab.

Aus der Hauptstadt.

Victoria als Erzieherin.

Trotzdem Regierungs-Präsidenten sich weigern, in Festzügen zur Ehrung des großen Kriegsjahres mitzumarschiren und sich dadurch mit dem unterthanen Pöbel zu verbrüdern, demselben unterthanen Pöbel, der auf den Schlachtfeldern um Metz sein Blut für's neue Reich verspritzte und ohne den sie nie zu regierungspräsidentlicher Herrlichkeit gelangt wären; trotzdem auch für andere und nachdenklichere Leute als Regierungs-Präsidenten manchmal sind, am Ende wenig Grund vorliegt, in diesen Spätsommertagen patriotisch zu jubiliren — trotz alledem macht der Gedanke an die erschütternden und grandiosen Heldenthaten, deren Geburtstag sich nun zum fünfundzwanzigsten Male jährt, heut' auch das trübste und stillste deutsche Herz erklingen. Es ist nicht nur die Erinnerung an teutonischen Furor und übermenschliche Tapferkeit, die zu staunender, neidvoller Bewunderung zwingt; es ist nicht nur deßhalb, weil wir jene sonnenhellen, blutbesprengten Tage wiedersehen, wo im mörderischen, überlegenen Chassepot-Feuer drei oder vier sächsische Bataillone gegen ebenso viel französische Brigaden, nein, Divisionen unerschütterlich feststanden und zuletzt den übermächtigen Feind in kopflose Flucht warfen. Gewiß haben solche Erinnerungen ihr Tröstliches zwei Jahre nach der glorreichen Aera des Mannes Caprivi de Caprera de Montecuculi, wo es geschehen konnte, daß schlecht bewaffnete Negerhorden deutsche Truppen zu schmachvollem Rückzug zwangen; aber der Kriegsruhm allein schafft die weihevolle Feststimmung nicht, die im Verein mit Engels' Tod und mit der großen Agrarprogramm-Blamage Herrn Wilhelm Liebknecht aus der Beuthstraße heuer so gar traurig macht. Gewiß hat, sieht man von der Schlacht bei Fuchsmühl ab, seit geraumer Zeit keine glänzende Waffenthat unseres Heeres die Gemüther in einen Rausch verzückter Begeisterung versetzt; indeß bleibt uns die zuversichtliche Hoffnung, daß jede kommende Gelegenheit die vaterländischen Armeecorps auf der Höhe zeigen und nicht zwingen wird, vor den mit der abscheulichen Erbswurst schlechtgenährten Braven von 1870 zu erröthen. Werden die Auspowerung des Nährstandes und vor allen Dingen der halb systematisch, halb aus vollkommener Dummheit betriebene Ruin des Bauernthums nicht allzu geschwind betrieben, so bleiben uns ja voraussichtlich wenigstens noch auf einige zwanzig Jahre Rekruten, die das Gewehr gerade halten und täglich drei Meilen weit marschiren können, ohne umzuknicken; und was nach zwanzig Jahren geschieht, muß dem aufgeklärten Realpolitiker höchst gleichgültig sein. Nein, nicht die glänzenden, uns hier und da vom bloßen Zufall in den Schoß geworfenen Siege unserer Waffen stimmen in diesen Wochen deutsche Herzen so fröhlich und sehnsuchtsvoll; es ist vielmehr das Gedenken an die Erhebung der Geister, an den inneren Frühling ohne Gleichen, der vor fünfundzwanzig Jahren durch deutsche Lande zog. Wir bereiten uns eine melancholische Freude mit diesem Jubelfeste, wie die alte Jungfer es thut, die im Herbste ihres Lebens langverschollene Balltriumphe Revue passiren läßt ...

Statt des gewaltigen, überragenden Diplomaten, vor dem die Welt zitterte, regiert nun ein wohlmeinender Greis, mit dem ein obskurer österreichischer Auchpolitiker, ein gewisser Goluchowski, taetlose Späßeln zu treiben wagt; statt des freiheitlichen, schaffensfrohen Luftzuges, der durch alle Winkel wehte und jedem Deutschen das Recht sicherte, bei der Entscheidung über die Geschicke des Vaterlandes auch sein Votum in die Wagschale zu werfen, macht sich jetzt von oben her ein Sirocco bemerkbar, der dem Volke mit Blut erkaufte Rechte, mit Blut getaufte Heiligthümer stehlen will. Das allgemeine und geheime Wahlrecht strotzt von schweren Fehlern und ist ganz sicherlich nicht die letzte Stufe, die die Entwickelung europäischen Verfassungslebens erklommen hat; aber eine Revision dieser Einrichtung ist nur insofern denkbar, als sie sie noch mehr denn bisher geschehen vor dem Drucke selbstsüchtiger Interessen zäher und einsichtsloser Millionäre schützt, als sie die Abstimmungen vor der Beeinflussung und Entwürdigung durch Dümmlinge jener Art sichert, die sich neuerdings im hannöver'schen Wahlfälschungsproceß fürchterlich offenbarten. Jeder Versuch, das bestehende Wahlrecht nach reactionärem Gustus zu ändern, hätte bei der nun einmal vorhandenen, socialen Spannung unzweifelhaft gewaltsame Gegenschläge zur Folge und könnte denen, die ihn gewagt haben, gefährlicher als ein verlorner Krieg werden. So lange freilich die Singer, die Lieber und drittens die gouvernementalen Stimmviehführer die hilflosen, unwissenden Massen betäuben und aus der Wahlfreiheit Wahlknechtschaft machen, so lange bleibt das allgemeine Wahlrecht in der That eine Gefahr, und man muß die krankhaften Anstrengungen, es abzuschaffen, den Cäsarismus selbst mit Hülfe von Kanonen und anderen Feuerspritzen durchzusetzen, immerhin als Beweis für die Ungesundheit der staatsrechtlichen Zustände gelten lassen. „Une société menacée par plusieurs monstres est toujours prête à chercher entre les griffes de l'un d'eux une refuge contre la dent des autres." Aber Dank der fortschreitenden Bildung und Dank dem rastlosen Parteienkampf, der jede Gruppe zwingt, ihre Emissäre in die verlassensten und sandverwehtesten Kossäthendörfer zu schicken, besonders aber wegen der rasend schnell vor sich gehenden Theilung der Bevölkerung in Interessenverbände wird in nicht allzu ferner Zeit keine Stimme mehr für einen Schnaps oder ein Wort im Beichtstuhl zu haben sein. Und so groß die Schwächen des bestehenden Wahlrechts auch immer sein mögen — Herrenhausgreise, die sich nicht zu helfen wissen, Sprößlinge adliger Geschlechter, die ihre zwei Dutzend täglicher Mußestunden zwischen Broschürenschreiben, Taubenschießen, Weiberverfolgen und Rothspohnproben theilen, haben zu allerletzt das Mandat, Volksrechte zu reformiren. Durch Ueberschwenken zum Antisemitismus und durch Aufnahme der agrarischen Forderungen hat sich die halbbankerotte, conservative Partei auf Jahre hinaus vor dem Schicksal gerettet, daß den Stumm-Halbergern und denen um Bennigsen bei der nächsten Reichstagswahl unfehlbar bereitet wird; es wäre für die Fraction immerhin

bedenklich, wenn nach Herrn von Hammerstein adlige Parforcereiter an ihre Spitze träten, die zwar weniger verschuldet, politisch aber doch bedeutend zahlungsunfähiger als er sind.

Das allgemeine Wahlrecht mit seiner ausgesprochenen Tendenz, in Zeiten socialer Gährung wirthschaftliche Parteien, „kahle" Interessen Vertretungen zu schaffen, zeigt diese seine naturgemäße Folge am besten und reinsten in Deutschland. Während Frankreich, mit günstigeren Lebensbedingungen ausgestattet und deßhalb nicht genöthigt, die Consequenzen zu ziehen, noch immer am dort „Radikalismus" genannten Deutschfreisinn und am „Opportunismus" getauften, nationalliberalen Stumm-Halbergthum festhält, liegt der gesammte, englische Parlamentarismus noch so sehr im Bann rückständiger Anschauungen, daß die Bildung moderner, socialer Parteien dort einstweilen völlig unmöglich scheint. Man braucht die doctrinären Anschauungen des verewigten Gneist nicht einmal grundsätzlich zu verwerfen, wird aber als Historiker doch die Entwickelung des parlamentarischen Gedankens im deutschen Reiche vorbildlich nennen im Gegensatz zu England, wo zopfige Erinnerungen dem neuzeitlichen Ausbau der Idee entgegenwirkten. Die Lage der englischen Arbeiterclassen, zum Theil auch der organisirten, ist entsetzlich und würde noch heute einem Marx fürchterliches Material liefern; trotzdem befehden sich die Workmen unter einander auf's Erbittertste und laufen, sobald es zur Entscheidung kommt, mit den beiden großen Parteien. Bei der letzten Wahl gab nicht die Stellung der Candidaten zur socialen Frage, sondern die Meinung der Schnapswirthe den Ausschlag, die wegen Harcourts freilich genügend alberner Temperenzbill Mann für Mann torystisch stimmten und ihre zumeist geradezu phantastisch dumme und stumpfe Kundschaft zu gleich fröhlichem Thun veranlaßten. Der deutsche Arbeiter ist ein Ideal an Classenbewußtsein, Intelligenz und politischer Reife gegenüber dem britischen, der in ewigen, kleinlichen Zänkereien und der Freude über rasch verwehte Augenblickserfolge aufgeht; kein Wunder, daß unsere capitalistisch-freisinnigen Blätter ihn ständig begeistert preisen und seinen deutschen Classengenossen als Muster vorrücken. Zum Glück erinnern die sich immer daran, daß nach dem deutschen Patentgesetze die Nachahmung von Mustern verboten ist.

Will ein moderner Fürst zum Segen seines Landes von den Nachbarstaaten lernen, so wird sein Interesse sich selbstverständlich zuerst den wichtigsten, den wirthschaftspolitischen Einrichtungen zuwenden; erweisen sie sich denen, die er zu Hause sah, überlegen, so gilt ihnen unzweifelhaft sein angestrengtestes Studium. Wilhelm II. ist von einem englischen Blatte, das der jetzigen, starken Regierung nahesteht, aufgefordert worden, Lectionen in Herrschertugenden und Herrscherklugheit bei der Queen Victoria zu nehmen; unsere officiösen und doch teuer genug bezahlten Zeitungen, die auf die Standard-Dummdreistigkeiten nur mit munteren Schimpfereien zu antworten wußten, hätten besser gethan, der königlichen Großmutter und Kaiserin von Indien mitsammt ihren Ministern dringend einen socialen Lehrcursus bei uns anzuempfehlen.

Die Staatsweisheit der Engländer gondelt zur Zeit recht angstvoll zwischen Vorstellungen einher, wie sie das achtzehnte Jahrhundert, das Säculum der Cabinetskriege, einflößen konnte, und zwischen ganz moderner fin de siècle-Feigheit. Die Schlappe, die Westminster durch Frankreich am Mekong erlitt, ist noch unvergessen, und die Demüthigungen, die es geduldig von Rußland einsteckte, die Umwandlung des durch Artikel 59 des Berliner Vertrags zu einem Freihafen bestimmten Batum in einen Kriegshafen u. a. m., finden ihr Gegenstück höchstens in der deutschen Caprivi-Gutmüthigkeit, die vor jedem fremden Anspruche geduckt zurückwich. England scheut kriegerische Verwickelungen und steckt lieber eine Ohrfeige ein, als zwei dafür zurückzugeben. — Das mag Staatsweisheit sein, ist aber vom nationalen Standpunkte aus höchst unrühmlich gehandelt und jedenfalls nicht so ehrenvoll, daß andere, stolzere Mächte besonders erpicht darauf sein könnten, es hierin England nachzumachen. Liegt es jedoch immerhin im Bestreben unserer Zeit, die Entzündung eines Weltbrandes zu verhindern, selbst um den Preis moralischer Niederlagen, so ist andererseits die Wichtigkeit, die englische Politiker auf verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den europäischen Dynastien legen, ganz unmodern und von leiser Komik. Rußland, das so gern barbarisch genannte, zeigt, daß sein politischer Compaß durch die Magnetangen einer fremden Prinzessin auch nicht um ein Tüttelchen vom zarischen Kurse abweicht: dieser Kurs wird gesteuert, und das ist in Ewigkeit der entschieden panslavistische. In das Reich der Gregor Samarow-Schwätzereien gehören all die Legenden, die dem Hofe von Kopenhagen deßhalb so großen und besänftigenden Einfluß auf alle gekrönten Hitzköpfe in Europa zuschreiben, weil dort Rußland und England in einer Familie vereint sind; das kleine Dänemark erhält sich in achtunggebietender Stellung nur, weil es sich eng an den starken, östlichen Nachbar lehnt und durch diese Allianz gefährlich wird. Die Herkunft der Dynastien ist eine quantité négligeable in den großpolitischen Wirren unserer Tage; die Nationalitäten haben das Wort, und nur so lange sind die Throne stark, als sie sich unbedingt national zeigen.

Queen Victoria, an deren Hof ja allerdings das Baccarat Spiel und die Freude an gutem Champagner zu lernen sind, zwei Dinge, die man bei all ihren Vorzügen doch immerhin nur sehr bedingter Weise zu den Herrschertugenden rechnen kann, Queen Victoria selbst weiß wohl genau, wie wenig sie sich trotz ihres ehrwürdigen Alters zu einer Lehrmeisterin in politischen Dingen eignet. Sie zieht die Tories den Whigs vor, weil sie Gladstone nie leiden mochte und weil die Radicalen schon zu wiederholten Malen versuchten, ihr die Apanage zu beschneiden, außerdem den pallmallgazetteberühmten Prinzen von Wales nur unter gewissen Einschränkungen verehren; im Uebrigen aber befleißigt sie sich einer durch Gemüthsart und Neigung auf's Beste geförderten, absoluten Unparteilichkeit. So lächerliche Protzen sind die Engländer aber auch nicht, wie ihnen harmlose, deutsche Zeitungsschreiber unterschieben; sie wissen ganz genau, daß der Londoner Hof nicht die bravsten und geistvollsten Köpfe der Welt umschließt, sie glauben keineswegs, daß die Verwandtschaft mit ihrer Queen adelt und nun gar die Abstammung von ihr den Enkel zu dauernder Hochachtung und Abhängigkeit verpflichtet. Die in den letzten Jahren so oft rücksichtslos bei Seite Geschobenen und Uebersehenen haben recht wohl die Empfindung, daß sie sich ein wenig lächerlich machen, wenn sie für England noch immer den Capellmeisterposten im Concert beanspruchen, und sie kennen die socialen Verhältnisse, die Frenschande ihres Landes zu genau, als daß sie es im Ernst auch nur wagten, Jubel und begeisterten Stolz zu markiren. Aber ihnen wohnt die Empfindung inne, daß man Deutschland gegenüber mancherlei unternehmen darf, was sonst Niemandem gegenüber am Platze wäre. Caprivi's Ruhmeszeit und die Erfolge, die sie mit allereinfachsten Mitteln diesem profunden Manne abrangen, — jeder nimmt eben, was er kriegt und was der andere hergiebt — verliehen ihnen die Ueberzeugung, daß im Verkehr mit Deutschland der schnoddrigste oder der herablassendste Ton der angebrachteste ist und daß Frau Victoria's Begroßmutterung diesem erst fünfundzwanzig Jahre alten Reiche unter allen Umständen erwünscht sei. Die englischen Journalisten meinten es nicht böse mit uns und wollten uns keineswegs verletzen, als sie den Kaiser in ihrer Art bewillkommneten; sie sprachen nur so, wie wir es verdient haben und wie sie annehmen mußten, daß es uns wohlklingende Musik sein würde.

Dabei ist Bismarck doch immerhin erst fünf Jahre lang in Pension.

Prinz Vogelfrei.

Die große Kunstausstellung.

12. Kunstblätter.

Kunstblätter sind stille Freunde. Deßhalb hängen sie so verloren auf den großen Ausstellungen. Die von Farben übermüdeten Augen der Beschauer schweifen rasch und gleichmüthig über sie hinweg. Man nimmt sich vielleicht vor, sie bei Gelegenheit näher zu besichtigen, wann die Sinne frischer sind und das Herz empfänglicher gestimmt ist. Aber die Gelegenheit kommt nicht, man war vielleicht zum letzten Mal auf der Ausstellung, und man vergißt, was man sich vorgenommen.

Kunstblätter sind stille Freunde, und in der Stille wollen sie betrachtet sein. Man muß sie in die Hand nehmen können und Strich für Strich studiren. Man muß die leisesten Abschattungen des Tones, das diskreteste Vordringen des Lichts mit der ungestörten Hingabe des Amateurs verfolgen und notiren können. Man muß sie sanft auf seinen Nerven spielen lassen und sich dabei recht bequem zurücklehnen im nachgiebigen Lehnsessel, damit Alles an uns Behagen, erwartungsvolle Empfänglichkeit ist. Dann reden sie ihre leise Sprache, und im Flüsterton erzählen sie uns tausend Wunderdinge, von denen sie draußen im seelentödtenden Lärm der Ausstellungssäle beharrlich schweigen. Dort muß man schon sein Ohr anzulegen wissen, um ein Weniges aus ihnen herauszuhorchen. Deßhalb schiebt man's auch so lange auf, über sie zu schreiben, bis endlich die letzte Stunde, wann man gegen das Geschrei der anderen Kunstwerke und Marktstücke unempfindlich geworden ist, Einem die nöthige Sammlung und fromme Beschaulichkeit bringt.

Es ist gewiß bedauerlich, daß man erst aus einer Art Betäubung erwachen muß, um an diese Werke heranzutreten, die unserem cultivirtesten Empfinden so nahe stehen. Aber entwickelt sich dieses „cultivirte" Empfinden nicht gerade im Gegensatz zu der Betäubung, der wir im Höllengestampf der modernen Maschinenarbeit fort und fort ausgesetzt sind? Zu uns selber erwacht, sehnen wir uns nach dem Lindesten und Leisesten, dem Duftigsten und Zartesten, damit wir uns doch wenigstens der Möglichkeit solcher Seelenregungen wieder bewußt werden. In solchen Stimmungen, wo wir nachdrücklicher als sonst auf uns selbst verwiesen sind, wo wir sensibel und anspruchsvoll, zugleich wählerisch und bedürftig sind, ist ein erlesenes Kunstblatt, vor Allem die so feinfühlige, nüancenreiche Radirung, uns ein lieber Kamerad, der uns, traulich und angeregt, in dämmeriger Ecke etwas vorplaudert. Wir ruhen dann nachlässig aus und sind doch weit wacher und heller als jemals draußen, wo uns rücksichtslose Eisenpuffer mit unzarten Stößen zwischen die Rippen fahren. Erziehung zum Selbstgenuß, diese höchste Aufgabe moderner Kunstwerke, durch wahrhaft künstlerische Radirungen wird sie vielleicht am vollkommensten geleistet. Daher ist denn wohl auch keiner einzigen Art von Kunstwerk gegenüber die Begierde des Besitzes so entwickelt als gerade bei der Radirung. Man will sie wieder und wieder betrachten können, ganz nach der Laune des Augenblickes, will die Lieblingsblätter gleich zur Hand haben, will bloß in die Ecke greifen müssen nach der vertrauten Mappe, um sich ein Stückchen Himmelreich in seine bescheidene Wohn- oder Arbeitsstube zu zaubern. Und die köstliche Intimität, die dadurch zu Stande kommt, daß man weiß: man gehört einander an, der Beschauer und das Kunstwerk! . . .

Etwas zu groß für die „Mappe," schon auf den Wandschmuck berechnet, ist ein treffliches Blatt von Martin Schöne, eine Mondnacht am Kattegatt, nach Dvuzette. Ich glaube zuversichtlich, daß die Radirung hier weit genußvoller zu betrachten ist als das Original-Gemälde. Ein Oelbild kann immer nur durch seine Totalität wirken, eine Radirung aber wirkt durch ihre Einzelheiten. Was beide gemeinsam haben, ist Stimmung. Beim Oelbild ist sie unzerlegbar, wirkt als Masse und als Suggestion. Bei der Radirung löst sie sich auf, schmeichelt sich ein bei der Nahbetrachtung. Zu solcher Nahbetrachtung ladet das Schöne'sche Blatt in ganz besonderem Maße ein. Man meint das feine Weben der Mondstrahlen durch die zerrissenen Wolkenschleier hindurch, dem Zuge der Radirnadel folgend, begleiten zu können. Schatten- und Lichtabstufungen, so fein, daß man sie kaum gegen einander abwägen kann, werden sichtbar. Der grünblaue Ton, der dem Ganzen gegeben wurde, übersponnen von einem unfaßbar duftigen Silbergrau, löst sich auf in über hundert Töne, die leise und harmonisch durcheinander gleiten, von bläulichem Weiß bis in blaublaues Schwarz. Es thut dem künstlerisch geschulten Auge wohl, an solchem Kunstblatt sein verfeinertes Sehvermögen erproben und noch weiter üben zu können. Man geht langsam über von Valeur zu Valeur, und an der Unendlichkeit der Abstufungsfolgen wird man der Unendlichkeit seiner Empfindungsfähigkeiten sich mit differenzirtestem Behagen bewußt.

Schöne hat sich darauf beschränkt, das Werk eines Anderen zu reproduciren. Erfreulicher Weise legen aber die deutschen Radirer mehr und mehr darauf Gewicht, als selbstschaffende Künstler aufzutreten. Eine mittlere Stellung nimmt in dieser Hinsicht etwa Hans am Ende ein. Von den drei großen Radirungen, die er bietet, sind zwei („Die Mühle" und „Immenhof") auch der Schöpfung nach sein künstlerisches Eigenthum, während die dritte das bekannte Bracht'sche Bild „Hannibal's Grab" als Unterlage benutzt. Hans am Ende weiß mit der Radirnadel trefflich Bescheid, wenngleich er noch nicht die hochentwickelte Sensibilität Schöne's besitzt. Er geht darauf aus, seinen Radirungen einen mächtigen, gemäldeartigen Charakter zu verleihen, ihnen einen gleichsam monumentalen Anstrich zu geben. Sehr Vieles hat er nach dieser Richtung erreicht. Aber wozu sich mit einer Schwesterkunst, die vielfach so ganz andere Daseinsbedingungen hat, in einen Wettkampf begeben? Wozu überhaupt der Radirung ein so großes Format verleihen? Als ich vorhin von „Mappe" sprach, geschah das keineswegs zufällig. Ich wollte damit andeuten, von welcherlei Umfang die Radirung eigentlich zu sein hat, wenn sie so recht ihre intime Wirkung entfalten soll.

Da hat Hermann Hirzel z. B. in seinen drei Rahmen mit Original-Radirungen italischer Motive weit mehr das Richtige getroffen, obwohl er sich für mein Gefühl zu decorativ verhält und durch die etwas studirte Farbigkeit und Gruppirung wieder auf den Bildcharakter losarbeitet und die heitere leichte Improvisation vermissen läßt. Leider hat Liebermann nicht mit ausgestellt. Er könnte ganz besonders in der Richtung momentan-impressionistischer Skizzirung als Muster aufgestellt werden. Selbst Leibl, so unarrangirt und aus unmittelbarer Beobachtung heraus er seine Sachen bietet, ist dagegen schwer zu nennen, weil man die Sorgsamkeit der Durcharbeitung nie vergißt. Doch hat er selbstverständlich die eigenthümlichen Tugenden der Radirung viel zu scharf erfaßt, um über den Charakter des im besten Sinne Handzeichnungartigen entschieden hinauszugehen. Seine Typen aus oberbayrischen Volkskreisen behalten durchaus die Frische des unmittelbaren Eindruckes und dabei die ungeschminkte Kraft und Wahrheit der Natur.

Daneben sind einige neue Namen zu nennen, und zwar nicht bloß der Radirung, sondern auch des Holzschnitts und der Lithographie, die nach Thomas Vorgang jetzt weitere verständnißvolle Pflege finden. Unter den Radirern nenne ich an erster Stelle Philipp Franck, der sich auch als impressionistischer Landschaftsmaler so vortheilhaft hervorgethan hat. Er behandelt seine Blätter stark in Aquatinta-Manier, wodurch ein gleichmäßiger Flächenton erzielt wird, aus dem sich dann das Einzelne doppelt wirksam abhebt. Er stellt zwei Rahmen mit je zwei Landschaftsstudien aus, die einen in dunkelblauer, die anderen in brauner Tönung. Stille Wasser mit Schwänen, theils dem Thiergarten, theils der städtischen Canalgegend entnommen. Sehr stimmungsvollabendlich mit contrastirenden Lichteffecten. Vornehme, aparte Arbeiten. Viel Reizvolles finde ich auch bei Otto Protzen, besonders auf dem Blatt „Enten im Schilf". Es hat etwas, das an Japan und an Liljefors erinnert. Ernst Klotz (aus Leipzig) scheint Klinger'sche Pfade wandeln zu wollen, wozu er wohl noch nicht ganz reif ist. Immerhin zeigt seine Radirung „Rothe Rose" eigene Empfindung und gute Ansätze.

Die Münchener Secessionisten machen uns mit zwei hoffnungsvollen Neulingen Toni Stadler und Oskar Graf bekannt. Stadler stellt sich mit drei Original-Lithographien ein, Landschaftsstudien, die sehr eigen gesehen und mit echtem künstlerischen Feingefühl reprodneirt sind, streng aus den Bedingungen der gewählten Technik. Graf weiß durch die Discretion seiner Mittel und den exquisiten Geschmack wiederum an Japan zu erinnern. Weniger Gutes habe ich von zwei anderen Jüngern zu melden, deren Namen seit einiger Zeit im Schwange sind, von Otto Greiner und Joseph Sattler. Beide haben mich diesmal enttäuscht. Greiner bringt zwei decorative Gedenkblätter, bez. Diplome, die nicht sehr reich in der Erfindung und im Einzelnen vielfach unzulänglich sind. Was sie trotzdem auszeichnet, ist ein gewisser Zug zur Größe. Bei Sattler bemerke ich keine Fortschritte. Er scheint bei Dürer stehen bleiben zu wollen. Derartige antiquarische Curiositäten sind aber, falls sich nichts absolut Eigenes daraus entwickelt, für uns belanglos. Auch will es mir scheinen, als ob das psychologische Moment bei Sattler noch schwächer geworden wäre, zu Gunsten stilisirt-ornamentaler Aeußerlichkeiten, mit denen wir gleichfalls nichts anzufangen wissen. Es wäre recht wünschenswerth, wenn der junge Künstler seine schönen Gaben gehörig concentrirte und in scharfe Selbstzucht nähme. Alte Spatzen von neuen Dächern zu schießen, reicht nicht aus, um ein moderner Künstler zu werden.

Zum Schluß sei noch auf zwei Franzosen aufmerksam gemacht, die in einer Art von Buntdruckmanier (ich bedaure das Verfahren nicht näher erläutern zu können) neue und eigenthümliche Wirkungen anstreben, wohl abermals im Hinblick auf japanische Kunsterzeugnisse. Rivière stellt einen Rahmen mit zwei Landschaftsstudien aus, von denen besonders diejenige, die bewegte Strandwellen schildert, ein stark individuelles Gepräge hat und die unaufhörliche Gleichmäßigkeit einer bestimmten Bewegung durch leichte Stilirung packend symbolisirt. Marie Gautier hat, neben graziösen Fächern, gleichfalls Landschaftliches ausgestellt, vor Allem aber einen Rahmen mit Fröschen und Mäusen, der weitaus das Intimste und Lebendigste enthält, was ich je in der Art gesehen habe. Die Mäuse hat Marie Gautier für die bildende Kunst geradezu entdeckt. Das Knuspernde, Huschende, Lautlose, Geschäftige und dabei die zierliche Grazie dieser Thierchen drückt sie zum Entzücken fein aus. Man möchte am liebsten auf der Stelle Mäusezüchter werden und ist vollkommen der Ueberzeugung, daß man diesen liebenswürdigen Creatürchen bitteres Unrecht gethan hat, daß man sie nicht längst wie Kaninchen oder Papageien füttert.

Diese Bemerkung zur Zoologie sei mein Schlußschnörkel, mit dem ich von der Betrachtung unserer diesjährigen Kunstausstellung Abschied nehme.

Franz Servaes.

Notizen.

Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart hat neuerdings einige Romane erscheinen lassen, die wirklich Beachtung verdienen. So findet der vor Jahresfrist erschienene Roman Oskar Meding's „An den Ufern des Ganges" eine Fortsetzung in dem dreibändigen Roman „Rahu". Wie in dem erstgenannten steht auch wieder die gewaltige Gestalt des Gouverneurs von Ostindien, Warren Hastings, dem England den Besitz des großen indischen Kaiserreichs zu verdanken hat, im Mittelpunkte der Handlung. Neben ihm nimmt das gleiche Interesse der etwas arg romanhafte Titelheld in Anspruch, der schon in dem ersten Roman sich aus einem verachteten Paria bis zum Vertrauten des gefürchteten Gouverneurs aufschwingt. In dem Roman: „Der Herr von Zalaur" von Alice C. Stürckow führt uns die Verfasserin in das Leben und Treiben der höheren Gesellschaftskreise Rußlands ein und erzählt Manches aus dem, was sie erschaut und zum Theil wohl auch zweifellos selbst erlebt hat. In „Freundschaft" von A. von Klinckowström ist das moderne Berlin, die zur Weltstadt auswachsende Großstadt, der Boden, auf dem die Handlung sich abspielt. Die Gestalten gehören theils der wirklichen Gesellschaft an, theils den Kreisen von Emporkömmlingen, die mit einem zutreffenden Worte oft als die Talmi-Gesellschaft bezeichnet werden. „Das braune Annerl" von Franz Wichmann führt uns in die Kreise des Münchener Lebens ein, und zwar zunächst in die akademische Welt und das mit dieser sich berührende Kleinbürgerthum. Die frische Darstellung verleiht dem Werke einen besonderen Reiz, zumal sie uns die bayerische Hauptstadt von einer neuen und wenig beachteten Seite kennen lehrt. Der neue Roman von Maurus Jokai: „Die gelbe Rose" ist ein Pußta-Roman mit allem Zauber der Roßhirtenromantik, vorgetragen in dem bekannten effecthaschenden Stil Jokai's, der zwischen Victor Hugo und Dumas père schwankt. In einer Schenke haust mit ihrem Pflegevater eine Waise, „die gelbe Rose" genannt, weil in ihrem Garten der einzige Stock gelber Rosen in der Steppe steht. Die ganze männliche Jugend liegt ihr zu Füßen; aber nur der Pferdehirt Alexander Decsy und der Rinderhirt Franz Lacza können sich ihrer Gunst rühmen. Der Kampf um ihr Herz bildet das Rückgrat des Romans, der sich sehr unterhaltend liest.

Streifzüge in Toscana, an der Riviera und in der Provence. Von Victor Ottmann. (Berlin, Verein der Bücherfreunde.) Deutsche Bücher über Italien werden selten gelesen und noch seltener „schön" gefunden, denn sie documentiren in neun unter zehn Fällen nur den Mangel an Verständniß des Reisenden. Wir freuen uns deßhalb, in dem Ottmann'schen Werke diesen verhängnißvollen Fehler glänzend vermieden zu sehen. Der Verfasser reist weder als pedantischer, mit fürchterlicher „Fachgelehrsamkeit" prunkender Schriftsteller, noch als sogenannter „Feuilletonist" — die Zeile für fünf bis zehn Pfennige, — er reist als Mensch mit gesundem Urtheil, klarem Blick und einem für alles Schöne sehr empfänglichen Herzen, giebt sich frisch und natürlich, ohne alle verdächtige Pose und Geistreichelei. Dabei versteht er es ganz ausgezeichnet, die Unterhaltung mit der Belehrung zu verknüpfen, ohne einen doctrinären Ton anzunehmen — eine Unart, in die unsere lieben Landsleute, wenn sie „fremde Länder" schildern, so gern verfallen. Ottmann beurtheilt die Erscheinungen nicht von oben herab, sondern erklärt sie aus ihrem Milieu heraus. Seine Art, zu reisen, unterscheidet sich schon dadurch gründlich von der landläufigen Methode, daß er, ein neuer Touine, es vorzieht, zu Fuß zu gehen. Ein Fußgänger sieht und hört so Vieles, an dem der große Troß der Allerweltstouristen gedankenlos vorüberjauft. — Der Band ist hübsch ausgestattet und reich illustrirt; freilich können die autotypischen Reproductionen der an sich guten Photographieen nicht als musterhaft angesehen werden. Es ist doch merkwürdig, daß das deutsche Buchgewerbe in seinem wichtigsten Zweige, der Reproduction, heute hinter den Engländern, Amerikanern und Franzosen so auffallend zurückbleibt.

Colonialgeschichtliche Studien. Von A. Zimmermann. (Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung.) Ein erster Versuch, dem deutschen Publicum in gemeinverständlicher Form eine Anzahl Bilder aus den Erfahrungen der Meister auf dem Felde der Colonialpolitik vorzuführen. Der Autor gehört selbst als Mitglied der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes an und hat in dieser Stellung wie als Docent am orientalischen Seminar der Berliner Universität seit Jahren nicht nur der Entwickelung der deutschen Schutzgebiete, sondern auch der der fremden seine Aufmerksamkeit zugewendet. Von dem Wunsche geleitet, die besonders von England, Holland, Frankreich während der letzten Jahrhunderte gemachten Erfahrungen den deutschen Colonien soweit als möglich nutzbar zu machen, hat er die Geschichte zunächst der Colonialgebiete studirt, welche mit deutschen Besitzungen gewisse Aehnlichkeiten aufweisen, und schildert nun eingehend die Erlebnisse und Geschicke der Holländer im Capland und einzelne von England in Australien gemachte Erfahrungen, um damit Handhaben zur Beurtheilung des südwestafrikanischen Schutzgebietes zu geben. Er legt die Geschichte des französischen Senegal dar als Analogie für Kamerun und Togo. Für die richtige Auffassung der ostafrikanischen Fragen dürfte die Geschichte der französischen langjährigen Colonisationsversuche in Madagaskar, der Londoner Mission am Nyassa und der Entstehung der englisch-ostindischen Compagnie nicht ohne Werth sein. Wie es in der Südsee nicht angefangen werden darf, ergiebt die Schilderung der Thaten des berüchtigten Marquis de Rays auf Neu-Irland. Nicht minderes Interesse erregen die auf neuerdings erschienene Urkundenwerke gestützten Erzählungen des Verfassers von den colonialen Versuchen deutscher Kaufherrn im 16., des großen Kurfürsten im 17. und deutscher Privatleute in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts. Auch der viel zu wenig beachteten großartigen Colonisationsarbeit der Russen in Asien ist ein aus meist schwer zugänglichen russischen Quellen geschöpftes Capitel gewidmet. Kurz, ein Strom reicher und hoffentlich fruchtbarer Belehrung fließt aus dem empfehlenswerthen Werke. Discite moniti!

Es ist eine der erfreulichsten Errungenschaften der neuen Lehrpläne, daß sie für den künftigen Zeichenunterricht den Grundsatz aufstellen, nur durch unmittelbares Studium der Natur und besonders der Pflanzenwelt den Formensinn zu wecken und zum selbstständigen freien Wiedergeben zu führen. Die Sammlung Göschen bringt nun in der Reihe ihrer praktischen und billigen Handbücher auch auf diesem Gebiete ein Werkchen, das die neue Lehrmethode gründlich und leichtfaßlich darlegt. Es ist Kimmich's Zeichenschule, welche neben einem knappen Text 17 Tafeln in Ton-, Farben und Golddruck und 100 Voll- und Textbilder bietet. Neben der rein technischen Seite der Hantirungen werden die einzelnen Gruppen des linearen und ornamentalen, sowie des landschaftlichen und figürlichen Zeichen- und Malunterrichts in individueller Weise erläutert, wobei manch beherzigenswerther Wink für Anlage, Skizzirung, Entwurf und Ausführung, Perspective und Farbe fällt. Aber auch den Stilarten und der Composition nach Naturformen wird der Verfasser gerecht. In der übermäßig fruchtbaren Production kunstgewerblicher Literatur ist Kimmich's Zeichenschule auf diesem Gebiet das Beste, das bisher geboten wurde. Sind die „theuren Schulbücher" mit Recht eine stehende Klage von Eltern und Lehrern, so ist es zu begrüßen, wenn die Göschen'sche Verlagshandlung hier andere Wege einschlägt. Sie hat sich mit dieser Veröffentlichung ein großes Verdienst erworben.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Auch direct zu beziehen durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Soeben erschien:

Die
Verschuldung aus Darlehen.
Ein Wort an die Productivstände
mit einem
Nachwort über die Organisation des Staatskredits.
Von
J. G. A. Walch.
Preis: 50 Pf.
Rich. Kahle's Verlag
Inhaber H. Oesterwitz, **Dessau.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLVII. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 35. Berlin, den 31. August 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein mitteleuropäischer Staatenbund. Eine Jubiläumsbetrachtung von Hermann Sachtler. — Die Arbeitsverhältnisse in Rußland. Von J. Eljaschoff. — Deutsche und englische Arbeitszeit. Von Stanticus. — **Literatur und Kunst.** Professor Huxley. Von Otto Gaupp (London). — Die Culturbedeutung des Colportagebuchhandels. Von Karl Walcker (Leipzig). — **Feuilleton.** Der Schmetterling von Edelstein. Von Emilia Pardo Bazan. Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von L. Lucca. — **Aus der Hauptstadt.** Der Fall Dr. Steinthal. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Ein Jünger Schopenhauer's. — Notizen. — Anzeigen.

Ein mitteleuropäischer Staatenbund.

Eine Jubiläumsbetrachtung von Hermann Sachtler.

Wir begehen gegenwärtig die 25jährige Gedenkfeier der ruhmreichen Kämpfe, welche das deutsche Volk gegen Frankreich führte, und der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches als eines nationalen Staates. Es ziemt sich wohl in einer solch erinnerungsreichen Zeit nicht nur mit Dank gegen unsere Brüder und Väter, welche die Einheit des deutschen Volkes auf blutigen Schlachtfeldern erkämpft haben, das Erreichte anzuerkennen, sondern uns auch der Pflichten bewußt zu werden, die wir dem Vaterlande, der Cultur und der Menschlichkeit gegenüber zu erfüllen haben, wenn die vor 25 Jahren geleistete Arbeit von dauerndem Werthe und der europäischen Cultur für alle Zeiten von Nutzen sein soll.

Da taucht denn zunächst die Frage auf: Können und dürfen wir in der politischen Organisation der europäischen Völker beim nationalen Staat stehen bleiben? Ist der Letztere im Stande, die neuen idealen Ziele der gesitteten Völker: ihre innigere geistige und wirthschaftliche Verbindung zum Zwecke einer höheren Wohlfahrt, den socialen Ausgleich der einzelnen Gesellschaftsclassen und einen dauernden Völkerfrieden herbeizuführen? Die Antwort darauf ist leicht gegeben. Der materielle Staat kann eben mit Erfolg nur solche Fragen behandeln und solche Verhältnisse ordnen, die der betreffenden Nation eigenthümlich sind. Dem eigenartigen Charakter jedes Volkes muß seine Verfassung, sein Recht, seine Kunst und Litteratur, müssen seine Verwaltungsprincipien entsprechen; hier ist der nationalen Gesetzgebung ein weites Feld der Thätigkeit geöffnet, aber Fragen, welche die Culturvölker insgesammt berühren, Fragen der Menschlichkeit, des socialen und des Völker-Friedens, des allgemeinen Verkehrs, können nie einseitig von einem einzelnen Staate, und sei er noch so groß und mächtig, gelöst werden. Wenn der Rector der Berliner Universität, Professor Pfleiderer, neulich in seiner Jubiläumsrede behauptete, das Höchste, was die Nation zu vertheidigen habe, dem sie gegebenen Falles den Frieden opfern müsse, sei ihre staatliche Selbstständigkeit, so zeugt dies von geringem philosophischen Scharfsinn. Die Sittlichkeit verlangt, wie vom Einzelnen zu Gunsten eines höheren Ganzen, so auch von den Nationen Entsagung und Selbstverleugnung zu Gunsten einer höheren gesellschaftlichen Ordnung, als sie eben der nationale Staat darstellt. Die Realisirung der gegenwärtig höchsten idealen Ziele der Culturvölker, nach denen sie mit immer größerer Energie streben, scheitern an der Begrenzung des modernen Staates, die eine Verständigung der Völker über ihre gemeinsamen Aufgaben nicht zuläßt. Die diplomatische Vertretung einer Regierung bei einer anderen ist doch nur ein elender Nothbehelf, den immer stärker werdenden Verkehr der Völker miteinander in friedlichen Bahnen zu erhalten und ihre immer enger sich knüpfenden geistigen und wirthschaftlichen Beziehungen zu regeln. Trotz dieser Beziehungen, trotz des regen Verkehrs der Völker untereinander, trotz der gemeinsamen Culturaufgaben, giebt es für die Völker kein gemeinsames Parlament, in dem sie die Normen für ihre Arbeiten im Interesse der menschlichen Cultur aufstellen könnten, keinen gemeinsamen Rechtsboden, der einen friedlichen gegenseitigen Verkehr verbürgt, keine gemeinsamen socialen und wirthschaftlichen Principien, nach denen ihre Thätigkeit zum Wohle Aller sich vollzieht.

Man könnte einwenden, daß es ja thatsächlich Reiche giebt, in denen mehrere Nationalitäten zu einem staatlichen Gemeinwesen verbunden sind und hierbei auf die österreichische Monarchie hinweisen, wo die Zwistigkeiten und Eifersüchteleien zwischen den einzelnen Völkerschaften größer sind, als zwischen manchen von einander unabhängigen Nationalstaaten. Ein solcher Einwand wäre indessen völlig unzulässig, weil in der österreichischen Monarchie einfach die Gesetzgebung und Verwaltung nationaler Staaten auf einen thatsächlich internationalen übertragen worden sind, weil diese Völkerschaften keine in sich abgeschlossenen Einheiten mit nationalem Gepräge bilden, sondern unter und miteinander wohnen und im alltäglichen Leben wirthschaftlich auf einander angewiesen sind. Ganz etwas anderes ist ein internationaler Staatenbund, der aus selbstständigen Gliedern besteht, die freiwillig einen Theil ihrer Selbstständigkeit aufgeben, um dafür einen höheren Grad von Schaffensfreude, Zufriedenheit und Wohlhabenheit einzutauschen. Es giebt eine ganze Reihe hoher Aufgaben, die einer über die heutige Staatenbildung hinausgehenden politischen Organisation überwiesen werden könnte, ohne daß durch deren Verwirklichung das gesunde nationale Empfinden verletzt würde. Die mit der Autorität aller verbündeten Staaten bekleidete Bundesgewalt würde unter Anderem Freizügigkeit innerhalb des Bundes gestatten, sie würde ein einheitliches Wirthschaftsgebiet bilden, innerhalb dessen der Austausch der Erzeugnisse der betheiligten Länder nach einheitlichen Frachttarifen und einem einheitlichen Münzsystem vor sich ginge. In socialer Beziehung wären möglichst gleiche Arbeitsbedingungen zu

schaffen durch allgemeine Grundsätze, nach denen in den zugehörigen Staaten die Capitalbesteuerung, die Arbeitszeit der Lohnarbeiter, der Arbeiterschutz und die Arbeiterversicherung gegen Krankheit, Invalidität und Arbeitslosigkeit geregelt würden. Die Bundesgewalt würde ferner die Stärke der Heere der einzelnen Staaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerungszahl festsetzen, sie würde Rechtsgrundsätze aufstellen und einen Gerichtshof bilden für solche staatliche und bürgerliche Streitigkeiten, welche sich aus dem gegenseitigen Verkehr der Völker miteinander ergeben; sie würde einen gemeinsamen Patent- und Musterschutz, einen gemeinsamen Schutz des geistigen Eigenthums herbeiführen ꝛc.

Es sind das zwar Alles keine neuen Gedanken, die wir da zum Besten geben, aber man zweifelt im Allgemeinen an der Möglichkeit, eine derartige höhere Organisationsstufe bilden zu können, weil man die Interessengegensätze vielfach noch für größer erachtet, als die Interessengemeinschaft und weil man glaubt, die Eifersucht der Völker würde immer stärker sein, als ihre Vernunft. Daß wir aber mit dem modernen Staat an die Grenze der staatlichen Organisation überhaupt angelangt sind, daß derselbe alle culturellen Aufgaben zu vollbringen im Stande ist, daß der bewaffnete Frieden das Ideal des zwischen den Culturvölkern möglichen Zustandes bildet, das wird wohl kein Einsichtiger im Ernst behaupten und deßhalb sollte man den früher oder später kommenden Dingen etwas mehr Verständniß entgegenbringen, als es jetzt geschieht. Es giebt zwar eine europäische Friedensliga, die alle Jahre ihren Congreß abhält und darauf hinarbeitet, die zwischen den heutigen Staaten auftauchenden Differenzen durch Schiedsgerichte aus der Welt zu schaffen, aber wo ist die Autorität und die Macht, den Sprüchen eines solchen Gerichtes Geltung zu verschaffen? Der Krieg wird nur dann aufhören zu existiren, wenn zwischen den einzelnen Reichen die Interessengegensätze durch die Bildung höherer politischer Organisationen zu Interessengemeinschaften geworden sind.

Daß dies im Laufe der Zeit geschehen wird, kann für Denjenigen keinem Zweifel unterliegen, welcher an eine weitere Vervollkommnung der sittlichen Gemeinschaft der Menschen glaubt, es fragte sich nur, ob das Ziel auf friedlichem Wege durch gesunde Einsicht in den Entwickelungsgang der Menschheit oder aber wiederum erst durch Blut und Eisen erreicht wird, so daß schließlich der Krieg durch sich selber endet. Der Krieg tritt immer da ein, wo den Völkern die vernünftige Einsicht abgeht, wo sie sich sträuben, im Sinne der Weltvernunft Entsagung und Selbstverleugnung zu üben. So fiel es Oesterreich seiner Zeit nicht ein, freiwillig auf die Vorherrschaft in Deutschland zu verzichten, heute dagegen weiß Jeder, daß die Ausscheidung jenes Kaiserreiches aus dem morschen deutschen Bundesstaate die einzige Möglichkeit zur Wiederaufrichtung des deutschen Reiches und daß der österreichischen Monarchie eine große Mission im Südosten Europas vorbehalten war. Der Krieg mußte eben damals an die Stelle der Logik treten. Ebenso mußte Frankreich vor 25 Jahren erst durch den Krieg belehrt werden, daß es seine Aufgabe nach dem Bruch mit dem absolutistischen Regiment in Deutschland nicht mehr darin finden durfte, die sich consolidirenden Nachbarreiche Deutschland und Italien durch den Einfluß seines Volksgeistes zu beherrschen. Frankreich konnte sich nicht von seiner Ueberlieferung, die deutschen Staaten unter seinem Einflusse zu beugen, los machen, obgleich es seine die Geister befreiende Mission in Deutschland längst erfüllt hatte. Es wurde bitter darüber belehrt, daß es eine Culturaufgabe in Deutschland nicht mehr zu erfüllen und sich fortan um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern habe.

Es fragt sich nun, werden die Völker Europas und zwar zunächst diejenigen Mitteleuropas, erst durch irgend eine Katastrophe zu der Ueberzeugung kommen, daß ihr Heil in der Bildung einer höheren politischen Organisationsstufe beruht, oder werden sie so vernünftig sein aus eigenem Antriebe eine solche zu bilden? Wir halten das erstere für wahrscheinlicher, erachten es aber für die Pflicht aller einsichtigen Elemente, die Völker von der Nothwendigkeit einer höheren Staatenbildung durch Wort und Schrift zu überzeugen, um womöglich eine Katastrophe zu vermeiden und den Völkern die Wohlthaten ihrer innigeren Verbindung so früh als möglich zu theil werden zu lassen.

Was steht nun der Bildung eines Verbandes der europäischen Staaten entgegen? Vorurtheile! Vorurtheile, die zwischen den einzelnen Völkern, und Vorurtheile, die innerhalb der einzelnen Nationen existiren. Was die Ersteren anbelangt, so ist es besonders das Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland, welches einer Verbindung dieser beiden für den zukünftigen Staatenbund wichtigsten europäischen Staaten entgegensteht. Aus der beiderseitigen Lage der beiden genannten Staaten ergiebt sich, daß gerade sie den Kern des Bundes bilden müssen, an den sich zunächst Italien, Oesterreich-Ungarn sowie die kleineren Reiche Dänemark, Holland, Belgien, Luxemburg und die Schweiz anzugliedern hätten. Das übertriebene Nationalgefühl, namentlich der Franzosen, läßt keine freundschaftlichen, weiter auszubildenden Beziehungen Frankreichs zu Deutschland aufkommen. Die Franzosen lassen zwar bei jeder Gelegenheit durchblicken, daß sie sich politisch Deutschland mehr nähern würden, wenn dasselbe die eroberten Provinzen Elsaß und Lothringen wieder herausgeben würde, unter den jetzigen Verhältnissen ist das aber ein mehr als kindliches Verlangen. Solange die nationalen Staaten unabhängig voneinander existiren, kann kein Reich dem andern etwas schenken, ohne einen Theil seiner Macht und damit seines Ansehens, sowie seiner wirthschaftlichen Kräfte und Mittel aufzugeben. Die heutigen Macht- und Größenverhältnisse der Staaten können im Wesentlichen nur durch die Sprache der Flinten und Kanonen eine Aenderung erfahren. Anders würde sich die Sache gestalten, wenn Deutschland und Frankreich es über sich gewännen, in einer höheren politischen Organisation als gleichberechtigte Staaten sich zu verbünden, alsdann hätte der Besitz Elsaß-Lothringens weder für das eine noch für das andere Reich die hervorragende Bedeutung, die er jetzt hat; die wirthschaftlichen Kräfte und die natürlichen Güter dieser Provinzen würden beiden Ländern zu Gute kommen durch das Vorhandensein eines beiden gemeinsamen Wirthschaftsgebietes. Elsaß-Lothringen hätte alsdann auch keinen strategischen Werth mehr, weder für den einen noch für den andern Theil. Der Wunsch, beide Provinzen wieder dem nationalen Gebiete Frankreichs einzuverleiben, würde höchstens noch bezüglich der altfranzösischen Gebietstheile bestehen, welche von Deutschland nur aus strategischen Gründen genommen wurden. Der Abgrenzung beider Reiche nach der Sprachgrenze würden alsdann keine begründeten Bedenken entgegenstehen. Je mehr beide Völker von der Thorheit, sich gegenseitig das Leben schwer zu machen und von der colossalen Macht, welche sie vereint bilden würden, sich überzeugen, um so näher stehen wir der Bildung der vereinigten Staaten Mitteleuropas.

Nun macht sich aber auch innerhalb der in Betracht kommenden Nationen ein Vorurteil geltend, wonach man glaubt, die verschiedenen Arten der Verfassung in den einzelnen Ländern würden es verhindern, daß für einen wirklich geplanten Staatenbund eine alle Glieder gleichmäßig befriedigende Verfassung herbeigeführt werden könne. In diesem Glauben dürfte das im Ganzen monarchische Deutschland der Bildung eines Bundes größeren Widerstand entgegensetzen als das republikanische Frankreich. Man vergißt dabei, daß in einem Bunde, der halb Europa umfassen würde, weder die Völker für sich, noch ein oder mehrere Staatsoberhäupter für sich die Gesetzgebung, bei der es sich ja fast nur um die Lösung großer Fragen nach hohen sittlichen und wirthschaftlichen Gesichtspunkten handeln kann, ausüben könnten. Immer mehr hat sich schon im heutigen modernen Staat der Grund-

satz ausgebildet, daß die Gesetzbildung von zwei Factoren, von Vertretern des Repräsentanten resp. der Vollzugsgewalt einerseits und von Vertretern des Volkes andererseits auszugehen hat. In den großen Culturländern kommt heute schon weder der rein monarchische noch der rein republikanische Gedanke scharf zum Ausdruck, beide verwirklichen sich gleichzeitig, wenn auch hier der Eine, dort der Andere überwiegend sich Geltung verschafft. Je höher die politische Organisation steigt, um so mehr vollzieht sich der Ausgleich beider Gedanken. In einem mitteleuropäischen Staatenbunde würden also die Vertreter der Repräsentanten resp. vollziehenden Gewalten der einzelnen Völker mit den Vertretern der letzteren sich in die Gesetzgebung theilen. Die Repräsentation des Bundes könnte abwechselnd von den Repräsentanten der vier Hauptmächte des Bundes ausgeübt werden, während der Sitz der Bundesgewalten nach einem Orte eines kleinen Staates, vielleicht nach Bern, zu verlegen wäre. Wir wollen mit diesen Ausführungen nur andeuten, daß die verschiedenen Verfassungen der einzelnen Staaten kein Hinderniß für die Schaffung eines Staatenbundes bilden würden. Natürlich würde auch von den Fürsten, namentlich von denen, die über eine verhältnißmäßig große Machtfülle verfügen, ein gewisser Grad der Selbstverleugnung verlangt werden müssen, auf keinen Fall aber würde das neue politische Gebilde die Monarchieen und den monarchischen Gedanken überhaupt vernichten. Jedenfalls ist die Monarchie da besser aufgehoben, wo sie den Gang der politischen Entwickelung erkennt und den sich steigernden geistigen und materiellen Bedürfnissen des betreffenden Volkes gerecht zu werden sucht, als wo sie sich auf alte überlebte Institutionen und allzusehr auf die Armeen stützt, die eben eines Tages mehr oder weniger überflüssig werden dürften. Für alle Zeiten steht fest nur diejenige Monarchie, die sich auf das Vertrauen des Volkes stützt, um dessentwillen sie ja allein besteht.

Wir wissen, daß der Gedanke an die Verwirklichung eines mitteleuropäischen Staatenbundes von Leuten, die wenig zu denken pflegen, für phantastisch gehalten wird, und doch trägt die ganze Culturentwickelung, besonders der Fortschritt der Wissenschaft und Technik, sowie das Streben nach der Lösung höherer sittlicher Aufgaben die Gewähr für die dereinstige Bildung einer höheren politischen Organisationsstärke in sich. Daß der Europäer sich nicht auf die Dauer mit den jetzigen politischen Zuständen, vor Allem nicht mit dem bewaffneten Frieden, zufrieden giebt, ist klar; wer aber weiß, auf welche Weise beim Fortbestande der modernen Staaten in der jetzigen unabhängigen Form ein dauernder Friede erreicht und die neuen socialen und wirthschaftlichen Aufgaben der Culturvölker vollbracht werden können, der trete vor. Um wie Vieles glücklicher könnten doch die europäischen Völker miteinander leben, wenn sie vernünftiger wären!

Die Arbeitsverhältnisse in Rußland.

Von J. Eljaschoff.

Die Entwickelung der russischen Industrie bietet gegenwärtig einen der interessantesten Zeitabschnitte in der Geschichte der Volkswirthschaft dar. Die ersten Aufgänge derselben geschahen zu einer Zeit, wo der größte Theil der russischen Bevölkerung in absoluter Knechtschaft weilte und wo es mehr auf die Willkür der herrschenden Gutsbesitzer als auf die Steigungen und Fähigkeiten der arbeitenden Classen bei der Production angekommen war. Seit der Aufhebung der Leibeigenschaft, als die Bauern, aus welchen mit kleinen Ausnahmen die arbeitende Classe des Landes besteht, ihre Selbstständigkeit erlangt und Boden, wenn auch in kläglichen Parzellen und unter schlechten Bedingungen, bekommen haben, wurde die beginnende Fabrikindustrie in einen Wettkampf mit dem patriarchalischen Ackerbau gestellt, ein Wettkampf, bei welchem die cultivirenden und nivellirenden Eigenschaften der Fabrik einerseits, andererseits aber die conservative Hinneigung zum eigenen Boden keine geringe Rolle gespielt haben. Die Industrie, namentlich die Fabrikform derselben, mußten etwas Verlockendes für den Landmann haben, um ihn vom Dorfe, von seinem Gute, nach der Fabrik, ins Getümmel von Maschinen, zu führen. Freilich war es schon das freie Stadtleben, was anziehend auf den zum Boden gebundenen Bauer gewirkt hat, namentlich auf die junge Generation; dennoch äußerte immer der russische Fabrikarbeiter sein Verlangen, aufs Feld zurückzukehren, und es mußte lange dauern, bis eine Arbeiterclasse im eigentlichen Sinne in Rußland entstand. Diese Umwandlung, welche sich jetzt vor uns abspielt, die Umwandlung einer Bauernbevölkerung in eine arbeitende Classe, mußte sich für die Entwickelung der Industrie geltend machen, und die Arbeitsverhältnisse in Rußland, als Product des erwähnten Wettkampfes, sind innig mit den Fortschritten der russischen Fabriken und ihrer successiven Näherung den europäischen verbunden. Es bilden somit die russischen Arbeitsverhältnisse in ihrer Entwickelung ein höchst interessantes Bild des Ueberganges einer Culturform in die andere und spiegeln in sich natürlicherweise die Eigenthümlichkeiten des russischen Volkes ab.

Bei der mangelhaften Statistik in Rußland überhaupt und insbesondere der fast nicht existirenden Statistik der Arbeit wäre es ungemein schwer, die Hauptmomente dieser wichtigen culturellen Umwandlung aufzuzeichnen. Erst mit den im verflossenen Jahre erschienenen classischen Untersuchungen von Dementjew wurde es ermöglicht, die russischen Arbeitsverhältnisse mit der erforderlichen Sicherheit zu skizziren. Das Werk von Dementjew „Die Fabrik, was sie der Bevölkerung nimmt und giebt“ muß jedenfalls als der erste Versuch angezeichnet werden, auf diesem Gebiete ein System von Schlußfolgerungen zu bilden, welche auf Grund der unmittelbar gesammelten Thatsachen gezogen werden. Zu diesem Zwecke mußte der Verfasser die Fabrik und das Arbeiterleben in den charakteristischen industriellen Centren studiren und seine umfangreichen Erfahrungen in statistische Daten übergeben. Er hat diese Aufgabe meisterhaft mit einer zu bewundernden Genauigkeit gelöst und übergab somit den Forschern Rußlands ein reiches Material für eine der wichtigsten Seiten der russischen Volkswirthschaft.

Es herrschte allgemein die Ansicht bei den russischen Oekonomisten, daß die Fabrikarbeiter in Rußland nichts mehr seien, als Bauern, welche zeitweise ihren kläglichen Ertrag vom Boden durch eine Lohnarbeit auf einer Fabrik vermehren. Mit dem russischen Fabrikarbeiter sei noch nicht ganz ernst gemeint, er bleibe doch immer noch ein halber Landmann. Diese Ansicht hat aber nur eine beschränkte Giltigkeit, sie bezieht sich nämlich bloß auf diejenigen Fabriken, die auf reine Handarbeit angewiesen sind und somit eine Uebergangsform von der Hausindustrie zu der eigentlichen Fabrikindustrie bilden. Bei den Fabriken aber, die mit Dampf arbeiten und wo die Maschinen die Muskelspannung des Menschen wenigstens theilweise ersetzen, kann man den Arbeiter nicht mehr als Landmann betrachten; er hat schon sehr wenig Gemeinschaftliches mit dem Leben auf dem Lande, und häufig bürgert er sich ein auf der Fabrik und kehrt niemals zu seinem Boden zurück. In den Fabriken des ersten Typus, d. h. den industriellen Stiftungen, wo keine Maschinen noch vorhanden sind, concentrirt sich der Betrieb im Winter; im Sommer aber kehren die meisten Arbeiter zu ihren Feldarbeiten zurück. In den Fabriken mit Maschinen aber ist die Zahl der zurückkehrenden Arbeiter klein und schwankt dem Alter und dem Fach nach. Im Allgemeinen machen die zurückkehrenden Arbeiter, incl. die Mattenflechter, weniger als $^1/_5$ oder 18,4 % der Zahl der selbstständigen Arbeiter oder 16,5 % der Arbeiter

von 14 Jahren an. Nach der Exclusion der Mattenflechter fallen die Zahlen bis zu 14,1 % für selbstständige Arbeiter und bis zu 11,9 % für Arbeiter von 14 Jahren an.

Man könnte schon a priori vermuthen, daß die verschiedenartigen Beschäftigungen, welche vom Arbeiter verschiedenen Grad von Specialisirung fordern, nicht ohne Einfluß auf die Erhaltung der Verwandtschaft zum Boden bleiben kann. Und in der That zeigen die folgenden Daten, daß die Art der Arbeit in dieser Hinsicht von großer Bedeutung ist.

Die Zahl der Zurückkehrenden in Procenten:

	von 14 Jahren an	von 18 Jahren an
Ueberhaupt	11,9 %	14,1 %
I. Arbeiter, welche faserige Materien bearbeiten	15,9 %	19,7 %
II. Arbeiter auf Färbereien, Zitzdruckereien, Bleichereien u. a.	9,7 %	12,2 %
III. Arbeiter auf den übrigen Fabriken	28,1 %	30,7 %
IV. Meister	3,0 %	3,3 %
V. Diener auf den Fabriken . .	5,7 %	6,0 %
II—V. Arbeiter, welche nicht faserige Materien bearbeiten . .	9,2 %	10,5 %

Aus der Tabelle ist ersichtlich, daß der höchste Procentsatz der zurückkehrenden Arbeiter der Gruppe III, wo meistens kleine Fabriken eingezogen sind, zum Theil fällt. Die zweite Stelle nimmt die Gruppe I ein. Bei solchen großen Unterschieden ist vorauszusehen, daß bei einer detaillirten Zusammenstellung aller Fächer die Unterschiede noch größer sein müssen. Es zeigt sich auch hieraus, daß die Zahl der zurückkehrenden Arbeiter ungeheuren Schwankungen unterliegt, von 83,1 % in Cantillenfabriken bis 1,7 % in Maschinenfabriken. Bei den Webereien ist die Thatsache bemerkenswerth, daß dort auf den Fabriken, wo mit Maschinen gearbeitet wird, kein einziger Arbeiter zu den Feldarbeiten zurückkehrt. Hier sieht man ganz klar die Tendenz des mechanischen Betriebes, auf die Verminderung der zum Boden gebundenen Arbeiter zu wirken. Dieselbe Beobachtung kann man auch auf anderen Zweigen der Industrie machen. Die Arbeiter auf den kleinen Färbereien geben einen Procentsatz den Zurückkehrenden bis 70, während da, wo die Maschine in Betrieb ist, die Zahl der Zurückkehrenden bloß 8 % macht. Die Meister geben die kleinste relative Zahl der Arbeiter, welche noch ihre Neigung zum Boden erhalten haben. Nach den verschiedenen Beschäftigungen geordnet, weist diese Gruppe Schwankungen auf, von 1,0 % bei Eisen- und Kupfergießern und bis 24,2 % bei Schneidern, Riemern u. a. Da übt die Specialisirung ihren Einfluß aus. Je specialisirter der Arbeiter ist, oder, was dasselbe ist, je größere Specialisirung der Betrieb vom Arbeiter fordert, desto schneller verliert er seine Verwandtschaft zum Boden. Es wirkten somit in der Umwandlung der ländlichen Bevölkerung in eine Arbeiterclasse hauptsächlich zwei Factoren. Einerseits die Maschine, welche den Arbeiter an sich gebunden hat, andererseits auch die erforderliche Specialisirung der Arbeit. Hierbei muß noch hervorgehoben werden, daß sogar die zurückkehrenden Arbeiter keineswegs insgesammt als Bauern zu bezeichnen sind; denn ein sehr kleiner Theil von ihnen kehrt auf sechs Monate und mehr zu den Feldarbeiten zurück, die meisten kehren nach dem Dorfe bloß auf zwei bis drei Wochen, um den Ihrigen bei den schweren Arbeiten beihülfig zu sein. Auch hier spielen die oben erwähnten zwei Factoren eine große Rolle. Die Zeit, auf welche der Arbeiter die Fabrik verläßt, verhält sich der Abhängigkeit von der Maschine und dem Grad der Specialisirung umgekehrt.

Die Tendenz des mechanischen Fabrikbetriebes, die ländliche Bevölkerung vom Ackerbau abzureißen, läßt sich nicht bestreiten. Zur Zeit haben die russischen Fabriken bloß in einer kleinen Zahl von Betrieben die uralte traditionelle Ordnung bewahrt, wonach die Arbeiter auf der Fabrik nur diejenige Zeit des Jahres beschäftigt waren, welche sie von den Feldarbeiten frei hatten. Die Mattenfabriken haben noch diesen Charakter erhalten; da bleiben die Arbeiter nur ein halbes Jahr. Auch die kleinen Betriebe, welche an der Grenze der Hausindustrie stehen, haben noch mit der alten Tradition nicht gebrochen. Aber sobald sie an ihrem Umfange einigermaßen zunehmen, wenn auch bei übertreffender Handarbeit, gehen sie unter die Gewalt des Capitals über. Nebst der Entwickelung der Industrie in Rußland geht auch eine fortwährend zunehmende Umwandlung der kleinen Fabriken in große mit mechanischem Betrieb. Diese Umstände haben die Trennung des Arbeiters von seinem Boden hervorgebracht.

Die Arbeitsdauer ist ein sehr wichtiger Punkt in den Arbeitsverhältnissen eines Landes. Die Spannung und die Quantität der Arbeit finden hier ihren Ausdruck und bieten somit Material für allgemeine Schlußfolgerungen. Es wird daher sich empfehlen, nach der kurzen Uebersicht des Arbeiterbestandes zu einer Darlegung der Arbeitsdauer auf den russischen Fabriken überzugehen. Was die Zahl der Arbeitstage im Jahre betrifft, so zeichnen sich die russischen Fabriken durch eine verhältnißmäßig kleine Zahl derselben aus. Durch die Menge der russischen Feiertage wächst die Zahl der arbeitfreien Tage bis über 100 im Jahre. In den Fabriken werden viel mehr Tage gefeiert als bei den russischen Gerichtsbehörden. Während bei den letzteren die Zahl der freien Tage 87 ausmacht, beträgt dieselbe auf den Fabriken oft 110 bis 116. Die Zahl der Feiertage in den Fabriken hängt aber ab von der Art der Arbeit und stellt ein buntes Bild von Schwankungen dar wie folgt:

Zahl der Feiertage		
78—84	4,5 %	der Fabriken
85—89	31,1 %	"
90—94	20,0 %	"
95—99	31,1 %	"
100—102	11,1 %	"
116	2,2 %	"

Wenn wir die Fabriken wie früher in Maschinenbetrieb und Handbetrieb eintheilen, so erscheint der Unterschied zwischen diesen Arten auffallend. Die Zahl der Arbeitstage auf den ersteren ist bedeutend größer als diejenige auf den letzteren.

Maschinenbetrieb.		Handbetrieb.	
Zahl der Arbeitstage:		Zahl der Arbeitstage:	
287—282 . . .	8 %	278 . . .	5 %
280—276 . . .	52 %	275—271 . . .	15 %
275—271 . . .	24 %	270—266 . . .	50 %
270—268 . . .	16 %	265—263 . . .	25 %
		249 . . .	5 %.

Als durchschnittliche Zahl der Arbeitstage im Jahr, muß auf den Fabriken mit Maschinenbetrieb 276 angenommen werden, auf denen mit Handbetrieb aber bloß 268. Der beträchtliche Unterschied spricht eine deutliche Sprache und zeigt, wie auch in dieser Hinsicht die Maschine die Tendenz hat, mit den alten Traditionen zu brechen. Die meisten der Feiertage in den russischen Fabriken haben nämlich eine traditionelle Herkunft. Es muß dabei aber auch betont werden, daß von der Zahl der Arbeitstage auf den Fabriken des zweiten Typus noch eine Menge Ruhetage abgezogen werden muß, welche aus verschiedenen Hindernissen rein wirthschaftlicher Natur entstehen. Die Abhängigkeit des Betriebes von der Lage des Arbeiters verschwindet aber, sobald das Großcapital und die Maschinen die leitende Rolle übernehmen.

Ueber die Dauer des Arbeitstages in den russischen Fabriken finden wir in den erwähnten Forschungen von Dementjew sehr interessante Daten. Es stellt sich heraus, daß in den meisten russischen Fabriken mehr als 12 Stunden gearbeitet wird; fast die Hälfte der Fabriken haben ein Arbeitssystem von 13 und $13^1/_2$ Stunden, und 13 % haben mehr

als 14 bis 18 Stunden aufzuweisen. Folgende Tabelle giebt darüber Aufschluß.

Zahl der Arbeitsstunden am Tage:

9 und $9^1/_2$	2 % der Fabriken
10 und $10^1/_2$	6 % "
11 und $11^1/_2$	6,6 % "
12 und $12^1/_2$	33,3 % "
13 und $13^1/_2$	39,2 % "
14 und $14^1/_2$	9,8 % "
15 und $15^1/_2$	0,9 % "
16 und $16^1/_2$	0,4 % "
18	1,8 % "

Die Zahl der Arbeitsstunden schwankt sehr beträchtlich in den verschiedenen Fabriken je nach der Branche. Um hier ein Verhältniß zwischen Maschinen- und Handbetrieb herauszufinden, muß man zum Vergleich solche Fabriken beiderlei Arten wählen, die entweder denselben oder wenigstens ähnlichen Branchen angehören. So wird in den Zitzdruckereien mit Dampfbetrieb von 12 bis 14 — durchschnittlich 13 Stunden — gearbeitet, während in denjenigen Abtheilungen der Fabrik, welche auf Handarbeit angewiesen sind, die Arbeitszeit nie über 13 Stunden geht und oft 11—12 Stunden als Maximum hat; in den Dampffärbereien geht der Betrieb in seltenen Fällen Tag und Nacht unaufhörlich vor sich, also 12 Arbeitsstunden für jede Arbeitszeit; die durchschnittliche Arbeitsdauer ist hier $12—12^1/_2$ Stunden und gelangt sogar bis 14; in den Färbereien mit Handbetrieb ist aber gewöhnlich die Zahl der Arbeitsstunden 10 und 9. Man sieht hier einen beträchtlichen Unterschied zwischen dem Maschinenbetrieb und dem Handbetrieb, indem die größte Arbeitsdauer auf Seiten des Ersteren liegt. Es ist auch begreiflich: die Maschine, als Repräsentantin des Capitals, muß so viel wie möglich ausgebeutet werden, um einigermaßen die Producte concurrenzfähig zu machen.

Die tägliche Arbeitsdauer in den russischen Fabriken ist außerordentlich groß im Verhältniß zu derjenigen in den europäischen. Dieser Umstand findet seine Erklärung in der mangelhaften Cultur Rußlands. Die russischen Fabriken stehen, betreffend die Vollkommenheit der Einrichtungen, weit hinter den europäischen und verfügen über eine Arbeiterclasse, die sehr wenig specialisirt ist; sie müssen daher, um die Concurrenz mit der europäischen Industrie zu unterhalten, die Arbeitszeit fortwährend vermehren. Dabei kommt noch die große Menge der traditionellen Feiertage in Betracht, die sich der russischen Industrie viel zur Last machen. Die Zusammenstellung der Arbeitszeit in den russischen und den englischen Fabriken ergiebt erstaunliche Unterschiede.

Betriebe:	Die Zahl d. Arbeitsstd. in Rußland	in England	Die Quantität der Arbeit in Rußland, wenn dieselbe in England für 100 angenommen wird.
	Wöchentlich:		
Baumwollespinnereien u. Webereien (Maschine)	73—81	$56^1/_2$	129—141
Zitzdruckereien u. Färb.	64—82	55—60	116—136
Tuch- u. Wollespinnereien	$72^1/_2$—82	54—59	134—138
Seidebetrieb	72—81	54—60	133—133
Guß- u. Schmiedeeisenh.	76—79	54	141—146
Maschinenfabriken . .	68	54	126
Lederfabriken	64—77	54—59	118—130
Reepschlägereien . . .	72—93	56—$56^1/_2$	128—165
Chemische Fabriken . .	64—79	60—70	106—113
Papierfabriken . . .	78	69—72	113—108
Brauereien	66—69	57	116—121
Ziegelbrennereien . .	72—76	57	126—133
Porzell.- Faience-Fabr.:	täglich:		
Abtheilg.: Schleifereien	$11^1/_2$—14	8—$8^1/_2$	144—165
Malereien	$11^1/_2$—$13^1/_2$	7—9	164—150
Die Vorgeber . . .	9—$12^1/_2$	9—10	100—125
Die Maschinenabtheilg.	$10^1/_2$—$14^1/_2$	$8^1/_2$—9	123—161

Durchschnittlich kann die wöchentliche Arbeitszeit in den russischen Fabriken 74 Stunden angenommen werden, während in England sie nicht 54 Stunden übertrifft. Es darf aber auch nicht vergessen bleiben, daß in England für eine zahlreiche Classe von Arbeitern, namentlich für Frauen und Kinder, die Arbeitszeit viel kleiner ist; wo für erwachsene Männer ein Arbeitssystem von 54—57 Stunden wöchentlich existirt, da gilt dasselbe für Frauen auf 50—45 Stunden, und für Kinder — 45—40. In Rußland aber giebt es keinen Unterschied zwischen Männer-, Frauen- und Kinderarbeit, so daß der Zahl der Arbeiter nach zusammengestellt, das Verhältniß noch erstaunlicher ausfallen wird. Während in England 99 % der Fabriken weniger als 12 Stunden täglich und bloß 1 %—12 Stunden arbeiten, wird in Rußland bloß in 14,6 % der Fabriken weniger als 12 Stunden gearbeitet, in den übrigen aber 12 und mehr bis 18.

In Amerika und in England ist die Zahl der Arbeitstage im Jahr 307, während in den russischen Fabriken 276 bis 268 Tage gearbeitet wird. Bei der Berechnung der allgemeinen Arbeitsquantität muß natürlich dieser Umstand in Betracht gezogen werden. Die jährliche Zahl der Arbeitsstunden beträgt:

in den russischen Fabriken mit Maschinenbetrieb . .	3588
" " " " " Handbetrieb	3484
" " englischen "	2810
" " amerikan. "	3070.

Bezüglich der allgemeinen Arbeitsquantität existirt ein Unterschied zwischen Maschinenbetrieb und Handbetrieb auf 3 % Uebergewicht auf Seiten des ersteren.

Von welcher Seite wir die Arbeiterfrage betrachten wollen, ob wir die rein wirthschaftliche Seite in den Vordergrund stellen oder unser Augenmerk auf die sanitären, sittlichen Verhältnisse, die intellectuellen Entwickelungsstufen der Arbeiter werfen, — immer kommen wir am Ende zu der Hauptursache, durch welche die beobachteten Erscheinungen bedingt sind, zum Arbeitslohn, oder, um mit den Worten von Brentano zu reden, wir kommen zur Ueberzeugung, daß die Lohnfrage eine Culturfrage ist. In den russischen Fabriken ist die Form des Arbeitslohnes sehr verschieden. Vor Allem muß unterschieden werden zwischen den Arbeitern, welche in der Kost bei den Fabrikanten sind, und denen, welche auf eigene Kost angewiesen sind. Die Differenz zwischen den Arbeitslöhnen dieser zwei Kategorien könnte man als den durchschnittlichen Kostbetrag eines Arbeiters annehmen; das muß aber nur in beschränkten Fällen als zuverlässig betrachtet werden, da die Betriebe, wo die erste oder die zweite Form des Arbeitslohnes üblich ist, sich von einander in allen Hinsichten, folglich auch betreffend den Lohnbetrag, unterscheiden. Nach den Tabellen von Dementjew arbeiten in Rußland 93,9 % Arbeiter auf eigene Kost, und bloß 6,1 % — in der Kost des Fabrikanten. Der durchschnittliche Verdienst eines erwachsenen Arbeiters, Mannes oder Frau, beträgt pro Monat auf eigene Kost — 12 Rubel 77 Kopeken, auf Kost des Fabrikanten — 7 Rubel 08 Kopeken. Wenn wir von der verhältnißmäßig kleinen Zahl der Arbeiter, welche in der Kost bei den Fabrikanten stehen, absehen, so gestaltet sich der Verdienstbetrag eines Arbeiters, dem Alter und dem Geschlechte nach geordnet, folgendermaßen:

	Durchschnittlich den Monat:
Erwachsene Männer	14 Rub. 16 Kop.
" Frauen	10 " 35 "
Halberwachsene (15—17 Jahren) Männer	7 " 41 "
" " " Frauen	6 " 56 "
Kinder (bis 14 Jahren) männl. Geschlechts	5 " 11 "
" " weibl. "	5 " 4 "

Die vorliegende Tabelle, obwohl sie sämmtliche Zweige der russischen Industrie umfaßt, giebt aber keineswegs über die wirkliche Durchschnittszahl des Arbeitslohnes Aufschluß,

denn es wurden dabei einerseits der Maschinenbanbetrieb mit den sehr hohen Arbeitslöhnen andererseits aber die Mattenweberei mit dem sehr niedrigen Lohn hineingezogen. Es müssen daher diese zwei Extreme ausgeschlossen werden, um folgendes Bild zu bekommen:

Erwachsene Männer . . .	13	Rub.	53	Kop.	im Monat
„ Frauen . . .	10	„	56	„	„
Halberwachsene Männer . .	7	„	18	„	„
„ Frauen . .	6	„	56	„	„
Kinder männlich. Geschlechts	5	„	31	„	„
„ weibl. „	5	„	43	„	„

Der Lohnbetrag schwankt je nach der Betriebesart von 23 Rub. 34 Kop. bei den Maschinenbanfabriken bis 8 Rub. 30 Kop. bei den Mattenflechtereien. Im Allgemeinen ist hier die sich wiederholende cultivirende Erscheinung der Fabriken mit Maschinenbetrieb zu bemerken; in diesen übertrifft stets der Arbeiterverdienst jene kläglichen Löhne in den Fabriken mit Handbetrieb, welche noch dazu mit der Zeit des Jahres schwanken.

Um eine genauere Einsicht in die russischen Arbeitsverhältnisse zu bekommen, wäre ein Vergleich der geschilderten Arbeitslöhne in Rußland mit denen in England und Amerika von Nutzen. Um die verschiedenen Industrien dieser Länder zu betonen, soll eine Zusammenstellung der Arbeitslöhne den Industriearten nach vorangehen. Die Arbeitsdauer ist aber in diesen Ländern, wie erwähnt, so verschieden, daß der Lohn pro Stunde etwas anders ausfällt.

		Männer		Frauen		Halberwachsene		Kinder	
		monatlich in Rubeln	für 1 Arbeitstde. in Kop.	monatlich in Rubeln	für 1 Arbeitstde. in Kop.	monatlich in Rubeln	für 1 Arbeitstde. in Kop.	monatlich in Rubeln	für 1 Arbeitstde. in Kop.
Durchschnittlich für alle Betriebe.	Moskau	13,58	4,69	11,07	3,82	7,21	2,49	5,87	2,02
	England	41,48	17,72	25,31	10,81	14,63	6,25	4,89	2,09
	Massachusetts	52,11	20,38	32,60	12,75	23,65	9,25	18,67	7,30
Maschinenbauindustrie.	Moskau	13,88	8,87	6,51	2,28	6,80	2,38	5,48	1,92
	England	33,92	18,76	18,08	7,72	17,32	7,40	5,36	2,29
	Massachusetts	55,42	21,70	29,15	11,40	25,60	10,01	18,28	7,15
Wollespinnerei und Tuchfabrication.	Moskau	14,87	5,41	7,39	2,69	6,93	2,52	5,14	1,87
Wollenmanufactur.	England . .	42,14	18,00	17,56	7,50	11,56	4,94	—	—
	Massachus. .	42,34	16,56	36,13	14,13	27,23	10,65	21,04	8,23
Worstedmanufactur.	England . .	34,04	14,54	18,75	8,01	14,98	6,40	4,47	1,91
	Massachus. .	48,71	19,05	33,65	13,16	20,97	8,20	17,54	6,86
Bitzdruckerei u. Färberei.	Moskau	23,34	6,60	—	—	9,87	2,80	—	—
	England	44,50	19,01	—	—	13,91	5,94	—	—
	Massachusetts	66,48	26,18	28,54	11,06	31,71	12,52	29,23	11,54
Baumwollenspinnerei.	Moskau	14,16	5,07	10,35	3,71	7,27	2,61	5,08	1,82
	England	21,12	19,45	18,59	7,94	18,22	5,65	4,33	1,85
	Massachusetts	65,46	25,60	33,62	13,15	28,15	11,01	21,04	8,23

Der Unterschied zwischen den Arbeitslöhnen in Rußland und in England und Amerika tritt sehr scharf hervor. Wohl aber beweisen diese Daten für sich noch nicht die klägliche Lage des russischen Arbeiters. Denn nach dem Satze von Rikardo sind die Preise für Arbeit abhängig von den Preisen für die nothwendigen Lebensbedürfnißartikel. Es wird also erst nach einem Vergleich der letzteren in den erwähnten drei Ländern möglich sein, genau das Loos des russischen Arbeiters zu beurtheilen. Dementjew verfährt in seinen Untersuchungen nach dieser Richtung und kommt zu den scheinbar überraschenden Resultaten, daß in den meisten Artikeln die Marktpreise in Rußland und in England und Amerika wenig sich von einander unterscheiden. Er giebt dabei eine genaue Schilderung des Lebens eines russischen Arbeiters, gegen welches das Leben des englischen oder amerikanischen Arbeiters als ein wahres Paradies erscheint.

Die Arbeitsverhältnisse in Rußland tragen noch jetzt an sich den Stempel ihrer Herkunft. Aus der Epoche der Leibeigenschaft stammend, ist die russische Industrie wenig daran gewöhnt, mit den Bedürfnissen des Arbeiters zu rechnen. Der befreite russische Bauer ist in eine so traurige wirthschaftliche Lage gestellt, daß auch die ärmlichen Bedingungen der Fabrik ihn von seinem Boden zu trennen vermögen. Dieser billigen Arbeit hat auch die russische Industrie u. a. zu verdanken, daß sie, trotz der primitiven Einrichtungen, in eine bedeutende Entwickelung gerathen ist. Wohl aber ist man in Rußland in den leitenden Kreisen zur Erkenntniß gelangt, daß Rußland vor Allem auf seine Landwirthschaft angewiesen ist, und daß die Hauptaufgabe der Regierung in der Hebung der Lage des Landmannes besteht. Man gewann die Ueberzeugung, daß nur durch Lösung dieser Aufgabe auch die Arbeiterfrage wenigstens zum Theil ihre Lösung finden wird. —

Deutsche und englische Arbeitszeit.

Bekanntlich tragen zum Erfolg einer Bemühung nicht nur ihre Größe und Güte, sondern auch die richtige Vertheilung der darin aufgewendeten Kräfte bei. Soll eine Last gehoben, ein Widerstand überwunden werden, so kann dies entweder durch einen großen Anstoß oder durch mehrere kleinere geschehen; die Hauptfrage dabei ist die nach den besonderen Verhältnissen, die das Eine oder das Andere wünschenswerth machen. Einen derartigen Fall haben wir in der Vertheilung unserer Arbeit über den Tag hin; es erscheint auffallend, daß in den vielen öffentlichen Erörterungen über Volkswohl diese Angelegenheit nicht so lebhaft behandelt wird wie andere, die vielleicht nicht wichtiger sind, aber den großen Nachtheil haben, daß sie weniger bündig zu fassen sind und weniger ein willkürliches Eingreifen vertragen als diese. Ja es scheint, daß der Hauptunterschied, auf den es hier ankommt, der großen Masse des Volkes, sogar den vielen an der Hebung des Volkswohls Interessirten noch gar nicht recht zum Bewußtsein kommt.

In den deutschen und zumal den süddeutschen Ländern ist die gebräuchlichste und für Viele vermuthlich selbstverständliche Einrichtung die, daß ungefähr die erste Hälfte der gesammten Arbeitszeit des Tages — mag diese nun 6 oder 12 oder wie viel Stunden sonst betragen — am Vormittag erledigt wird, daß dann die ein- oder mehrstündige Mittagsrast folgt, und daß die zweite Arbeitshälfte den Nachmittag, etwa sammt einem Theil des Abends, ausfüllt. Nehmen wir als Gesammtdauer der täglichen Arbeitszeit 8 Stunden an, so ergiebt sich als Vertheilung die bekannte Anordnung der Geschäfts- oder Bureau- oder „Arbeits"stunden: 8—12 und 2—6 oder 3—7 Uhr. Dies die eine Verteilungsart der Arbeitszeit; sie hängt als Ursache oder Wirkung oder als Beides zusammen mit der Ordnung unserer Mahlzeiten: Frühstück vorher, Mittagmahl dazwischen, Abendessen nachher. Wichtig ist, daß von diesen drei Mahlzeiten das Mittagessen meistens als die hauptsächlichste gilt, und zwar um so mehr,

je fester jene Arbeitsvertheilung in der allgemeinen Gewohnheit wurzelt. Eine vierte oder fünfte Mahlzeit findet ihren Platz in kleineren Pausen.

Neben dieser Einrichtung ist eine andere denkbar und zum Theil auch gebräuchlich, nach der die gesammte Arbeitszeit des Tages in Einem Zug erledigt wird: also bei 8 Stunden von 8 Uhr früh bis 4 Uhr Nachmittags oder von 9 bis 5. Ihr entspricht eine solche Ordnung unserer Mahlzeiten, bei der eigentlich nur zwei als hauptsächlich in Betracht kommen: Frühstück vorher und Abendessen nachher; das Schwergewicht, das in der erstgenannten Einrichtung auf die zweite der drei Mahlzeiten fiel, fällt hier auf die zweite von den zweien, auf das Abendessen, und wird, während es sich dort zwischen die Hälften lagerte, hier auf die Zeit nach Beendigung des Ganzen verschoben. Eine dritte oder vierte Mahlzeit findet ihren Platz hier ähnlich wie dort eine vierte oder fünfte, d. h. in gelegentlichen kleineren Pausen. — Diese Einrichtung ist dem Norden Deutschlands mehr eigen als dem Süden, der Arbeitszeit behördlicher Aemter und öffentlicher Verkaufsläden mehr als dem halb oder ganz privaten Arbeitsleben, insonderheit aber England mehr als Deutschland. Darum führt auch jene den Namen englische, diese den Namen deutsche Arbeitszeit. Italien hat, zumal für die Amtsstunden, trotz seiner vielen Hitze mehr jene als diese angenommen; Oesterreich liebt jene höchstens für die Amtsstunden.

Versuchen wir, die Vortheile und Nachtheile der beiden Formen gegeneinander abzuwägen, so dürfte — ganz abgesehen von der Gewöhnung, die ja ihren thatsächlichen Besitz so gern mit Gründen rechtfertigt — der erste Augenschein gewaltig zu Gunsten der deutschen Arbeitszeit sprechen. So viel in Einem Zug lasse sich nicht durchführen oder wenn, dann nur unter großer Gesundheitsschädigung; 3 bis 4 Arbeitsstunden nacheinander seien hygienisch das äußerst zulässige, und die Arbeit gelinge mit frischen Kräften weit besser als mit solchen, die schon erschöpft seien. Innerhalb der 24 Stunden von Einem Zeitpunkt des Tages bis zum gleichen Zeitpunkt des nächsten Tages seien 16 ununterbrochene Rast- und 8 ununterbrochene Arbeitsstunden zu viel; weit besser, man genießt die 16 in zwei Zügen und leistet die 8 in zwei Anläufen.

Indessen ist es merkwürdig, daß sich trotz dieser Bedenken die so schädlich erscheinende englische Arbeitszeit doch thatsächlich im weitesten Umfange vorfindet, die Tagesphysiognomie eines ganzen Volkes oder einer ganzen Völkergruppe bestimmt und doch noch keinen Anlaß zu allgemeinen Klagen oder gar zu bekannten statistischen Nachweisen ihrer schädlichen Folgen gegeben hat. Diese Thatsache vermag allein schon jenen Einwand einigermaßen zu widerlegen; um ihn aufzuklären und vollends zu widerlegen, wird wohl eine von den Thatsachen unabhängige Erwägung genügen.

Jener Einwand mag berechtigt sein erstens für Arbeiten, die eine besondere, wenig unterbrochene Anstrengung und namentlich eine an den Kräften zehrende Concentrirung verlangen; zweitens für Leute, denen ihre Arbeit so sehr Selbstzweck ist, daß sich ihr das meiste Uebrige unterzuordnen hat, und daß sie immer von Neuem zu ihr zurückkehren wollen; drittens für Arbeiten, die unmittelbar in keine Berührung mit dem öffentlichen Leben kommen, bei denen es ziemlich gleichgiltig ist, wann sie stattfinden. Diese drei Punkte gelten insbesondere für einsame Arbeiter des Geistes, also für Gelehrte und Künstler und überhaupt für die stille Privatthätigkeit. Je mehr aber in diesen drei Punkten das Gegentheil statt hat, desto unpassender scheint die deutsche Arbeitszeit zu sein.

Sie verträgt sich nicht mit einem regen öffentlichen Leben und zumal nicht mit einem solchen, das von der Stunde abhängig ist. Bei Betrieben, in denen sich dies ganz besonders ausprägt, wie beim Eisenbahnverkehr, muß also auf die Wellenbewegung, welche die deutsche Arbeitszeit kennzeichnet, von Haus aus verzichtet werden. Je mehr eine Arbeit dem öffentlichen Verkehr dient, desto mehr nimmt sie an diesem Verzicht theil. Die Tausende von Menschen, die bereits so und so oftmal Mittags vor einem verschlossenen Postamt oder Staatsgebäude umkehren mußten, werden uns gar leicht verstehen. Der Director des Braunschweiger Museums, Hermann Riegel, hat in einem Aufsatz „Einige Erfahrungen über öffentliche Kunstsammlungen“ („Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ vom 25. Februar 1895) das süddeutsche Verfahren, öffentliche Anstalten von 12 bis 2 Uhr zu schließen oder, wenn dies nicht, so doch ihren Dienern um diese Zeit ein gemüthliches Mittagessen in den Sammlungsräumen zu gestatten, gebührend getadelt und als „ein früher mehr gebräuchliches, recht unzweckmäßiges Verfahren“ hingestellt.

In scheinbar entgegengesetztem Sinne spricht sich eine süddeutsche Stimme aus, die des Professors Carl Hilty in seinem so werthvollen Buche „Glück“ (Frauenfeld und Leipzig, 5 Auflagen, 2. Auflage, S. 157 f.). Er sagt: „Für große Städte mit sehr weiten Entfernungen, für unverheirathete Leute mit einer mehr oder weniger mechanischen Arbeit, oder für solche, welche die Arbeit als eine Last ansehen, die man so rasch als möglich abzuthun bemüht sein muß, ist die sogenannte englische, ununterbrochene Arbeitszeit nicht unzweckmäßig. Niemals aber ist es möglich, mit derselben so viel wirkliche geistige Arbeit zu vollbringen, als bei unserem schweizerischen System einer eigentlichen Mittagspause. Es kann Niemand ununterbrochen, oder mit einer ganz kleinen Pause, sechs bis acht Stunden wirklich geistig productiv arbeiten; wird aber die Pause zu einer Stunde oder mehr ausgedehnt, so trägt überhaupt die Sache nur einen anderen Namen als bisher, mit einer großen Abkürzung der Arbeitszeit in der zweiten Abtheilung. Dagegen ist es ganz leicht, mit unserem jetzigen System zehn bis elf Stunden zu arbeiten, vier am Vormittag, vier am Nachmittag und zwei bis drei am Abend. Und die meisten von uns würden auch nicht mit dem vielgerühmten Achtstundentag auskommen, obwohl wir gewöhnlich nicht die Ehre haben, ‚Arbeiter‘ genannt zu werden.“

Der Verfasser dieser Stelle, dessen edler Sinn und dessen treffsichere Beurtheilung der ihm geläufigen Dinge seine Kenntniß der darüber hinaus liegenden Welt überragen dürfte, scheint selbst nicht zu merken, welches Todesurtheil er damit — für die vorwaltenden Bedürfnisse unserer Zeit — über die deutsche Arbeitszeit ausgesprochen hat. Die Thätigkeiten, denen er diese wünscht, kommen für unser öffentliches und damit für unser weitaus meistes Leben so wenig in Betracht, daß die von ihm zu Gunsten der englischen Arbeitszeit angeführten Gründe fast allein übrig bleiben. Und danach haben wir hier einzig zu fragen; die Frage, wie Jemand davon Unabhängiger seine Arbeit einrichtet, hat er, nicht wir, zu lösen. Die mehr oder weniger mechanische Arbeit, die Arbeit, die als eine Last rasch abgethan sein will — die beherrscht das heutige Leben. Die weitaus meiste Arbeit ist auch, nach unmaßgeblicher Ansicht, zwar eine recht drückende, jedoch keine überanstrengende. Alle Achtung vor der Hingabe der menschlichen Fähigkeiten, die zu Besserem berufen wären, als das geisttödtende Bedienen von Maschinen, schablonenhafte Erledigen von Acten, gleichförmige Auswiegen von Waaren; allein ein solcher Anspruch an unsere activen Kräfte wird dadurch nicht gestellt, daß einer derartigen Arbeit — einer Arbeit, die weniger vom Menschen als an ihm geleistet wird — die übrige Zeit und Kraft des Tages unterzuordnen oder gar ganz zu opfern wären.

Nein — die ist ein nothwendiges Uebel als ein Mittel zu höheren Zwecken. Sie muß uns dazu dienen, daß wir auch unsere Familie haben, daß wir Kunst und Wissenschaft und viele sonstige höhere Güter pflegen können. Das vermögen wir aber vor Allem dann nicht, wenn neben den acht oder mehr Stunden Arbeitszeit auch noch zwei, vielleicht gar

drei Stunden „Mittagpause“ die Zeit beschränken, die wir jenen Gütern widmen wollen und sollen. In dieser Mittagspause läßt sich, geradehin gesagt, nichts Ordentliches anfangen; das Hin- und Herlaufen zum Mittagsmahl und das Einnehmen dieses, mit dem Vorgefühl der noch ausständigen zweiten Plagehälfte, ist weder rechte Arbeit, noch rechte Ruhe, noch eine rechte Leistung idealerer Art. Ebensowenig Ordentliches jedoch läßt sich nach Ablauf dieses zehn- oder mehrstündigen Complexes von Arbeit und vermeintlicher Ruhe am Abend, also von 6 oder 7 Uhr an oder noch später, anfangen. Ganz anders, wenn der Rest des Tages um 4 oder 5 Uhr beginnt. Da vermag der Mensch mit erhöhter Lust, deren Befriedigung nicht schon beim flüchtigen Familienbesuch zu Mittag in recht unvollkommener Weise vorweggenommen worden, zu den Seinigen und überhaupt zu allem „Seinigen“ zurückzukehren; er hat jetzt vor Allem Zeit dazu und durch sie auch mehr Muth, sich vollauf seinen Idealen zu widmen — mögen diese auch nur in einem passiven Lebensgenuß bestehen.

Der ursprüngliche Einwand war hygienischer Art. Er kann für ununterbrochene, besonders schwierige und abwechslungslose Arbeiten gelten. Für solche aber wird die englische Arbeitszeit unsererseits nicht gefordert und wird, wenn sie da wirklich statt hat, eine hygienische Abhülfe schon aus sich selbst ermöglichen. Denn wer in ihr überangestrengt ist, geht einfach, sobald dies eintritt, ebenso zum „zweiten Frühstück“, wie es der deutsche Beamte bereits inmitten seiner ersten Arbeitshälfte zu thun liebt; nur mit dem Unterschied, daß dieser seine eigentliche Pause außerdem besitzt und diese Pause mit dem Glockenschlag antritt, während jener sie macht, sobald es sich als vernünftig erweist. Ist also die Vertheidigung der Gesundheit durch jenen Einwand überflüssig, so muß umgekehrt die Gesundheit gegen die Anhänger der deutschen Arbeitszeit vertheidigt werden. Diese verhindert die richtige Aufnahme der Hauptmahlzeit, d. i. unseres deutschen Mittagessens. Man braucht dafür nicht erst Heinrich Pudor's „Hohe Schule des Sinnenlebens“ anrufen, in der es heißt: „Die beste Tageszeit für die Hauptmahlzeit ist heut zu Tage der Spätnachmittag, weil dann erst die Geschäftszeit vorüber ist und dann erst der Körper mit Genuß essen kann. Denn man muß eben daran festhalten, daß das Essen nur dann uns zu Nutze kommt, wenn es uns einen Genuß bereitet hat“ ꝛc. Man weiß wohl bereits aus eines Jeden eigenster Erfahrung, was es mit dem unter Geschäftsgedanken hinuntergewürgten Mittagessen auf sich hat, dessen Verdauung dann recht trübselig mit dem so viel Kraft erfordernden Wiederbeginn der Arbeit zusammenstößt. Man kennt ferner den tragikomischen Willenskampf um das Mittagsschläfchen; mit der deutschen Arbeitszeit dürfte uns auch dieser abgenommen werden. Selbst der Einwurf, daß es Mittags oft zu heiß zum Arbeiten ist, fällt hinsichtlich der meisten modernen Arbeiten eher auf die Gegner zurück; denn diese Arbeiten scheinen geradezu leichter als die hygienischen Thätigkeiten eine Mittagshitze zu vertragen und eine Abendkühle zu entbehren. Wohl mancher würde sein kühles Amtszimmer dem doppelten Weg in der schwülen Mittagspause vorziehen.

Ein Aufsatz „Zum großstädtischen Zug Münchens“ in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 17. Juni 1894 hatte den Mangel einer genügend modernen Entwickelung dieser süddeutschen Centrale hauptsächlich auf die dort herrschende deutsche Arbeitszeit zurück- und gegen diese eine Reihe von Gründen vorgeführt. Indem wir auf die übrigen von ihnen nur einfach verweisen, sei Einer auch hier verwerthet.

Unter den vielen Bemühungen um das Volkswohl nimmt das Streben, uns von den Schäden des Lebens in den großen Städten zu befreien, einen hervorragenden Platz ein. Nun dürfte dieses Streben schwerlich eine bessere Richtung finden als die, welche es zum Theil bereits gefunden: Die Einrichtung, das eigentliche Wohnen außerhalb der Stadt zu verlegen, diese selbst auf den öffentlichen Geschäftsverkehr zu beschränken und die tägliche Hin- und Herbeförderung der draußen Wohnenden und drinnen Arbeitenden durch ein ausgedehntes und sorgsam betriebenes Netz von Stadtbahnen zu ermöglichen. Es mag Manchem schon aufgefallen sein, daß dieser so vortheilhafte Zug in's Freie so überaus langsam fortschreitet, und daß viele Städte, z. B. München und Wien, ihre langersehnte Stadtbahn so lange noch ersehnen müssen. Dafür dürfte ein Hauptgrund darin liegen, daß die Ausnützung einer Stadtbahn, soweit sie über den innersten Verkehr hinausführt, durch die deutsche Arbeitszeit verhindert wird, daß sogar das Bedürfniß danach eben wegen dieser Zeitordnung durchaus nicht so stark ist, als man glauben möchte. Wie mancher würde gern sofort mit seiner Familie, die doch an die Stadt zumeist weniger gebunden ist, hinausziehen auf's nächste Land und für diese Vortheile bereitwillig die Last eines täglich zweimaligen Sitzens im Coupé auf sich nehmen; aber täglich vielleicht vier Mal dies durchmachen, Zeit dafür finden oder Mittags einsam in der Stadt umherlaufen und -sitzen und jedenfalls erst ganz spät, meistens bei tiefer Dunkelheit, in's Grüne hinausgelangen, das dann kaum anders aussieht als die Stadt — eine solche Vermehrung seiner Plackereien weist er nicht mit Unrecht zurück. Ganz anders, wenn diese Rückkehr um zwei oder gar drei Stunden früher stattfinden kann, und wenn die dadurch erleichterte Möglichkeit der Stadtflucht auch eine Reihe sonstiger Erleichterungen allgemein macht: wenn der Verkehr der Stadtbahnen sich diesen neuen Bedürfnissen anschmiegt, der Bau von Häuschen jenseits der Stadtgrenze sich vervollkommt, und so noch vieles Andere. Und schließlich erlauben wir uns die kühne Hoffnung, daß diese neuen Lebensformen auch auf die eigentliche Arbeitsdauer einen allseits willkommenen Druck ausüben und sie allmälig um ein gutes kleines Stück herabsetzen werden.

Stanticus.

Literatur und Kunst.

Professor Huxley.

Von Otto Gaupp (London).

Wenn England in den letzten 35 Jahren, um ein Jahrhundert verspätet, seine Aufklärungsperiode durchgemacht hat, wenn auch für England heute die unbeschränkte Herrschaft der Orthodoxie gebrochen ist, wenn in der That heute hier zwischen Theologie und Wissenschaft ein angenehmerer „modus vivendi“ herrscht, als drüben im „Lande der Denker“, so verdankt es das vornehmlich vier Männern, die alle gegenseitig die engste Freundschaft verband, und die alle ihr ganzes Leben mit großer Aufopferung, aber auch mit großem Erfolg in den Dienst der Wahrheit und Wissenschaft gestellt haben. Die vier Männer sind, ich brauche es kaum zu sagen, Darwin, Tyndall, Huxley und Spencer. Heute weilt und wirkt nur noch Spencer unter uns; denn nun ist auch (am 29. Juni im Alter von 70 Jahren) „The Right Honourable Thomas Henry Huxley“ seinen Freunden Darwin und Tyndall in jenes unbekannte Land gefolgt, aus dem kein Wanderer wiederkehrt.

Das mächtige Mittel, mit dem diese vier Männer die stagnirenden Gedanken in Fluß brachten und entgegen der conventionellen Weltanschauung einer neuen Weise, die Dinge zu sehen und zu beurtheilen, Bahn brachen, war die Evolutionstheorie. Und als Evolutionist und des Nähern als der unermüdliche und unwiderstehliche Vorkämpfer der Darwin'schen Theorie ist Huxley am besten bekannt. Er war so

reich und vielseitig begabt, daß er sich in jedem Beruf, den er ergriffen, seinen Weg zur Front gekämpft hätte und er hat in der That auf den verschiedensten Gebieten Vorzügliches geleistet; daß aber sein Name in Großbritannien und im Ausland zu einem der populärsten geworden, verdankte er doch in erster Linie den unvergänglichen Diensten, die er Darwin und der mit seinem Namen verknüpften Sache geleistet hat. Es dürfte daher am Platze sein, gerade diese Seite seines Wirkens besonders hervorzuheben. — Wir wissen aus Huxley's eigenem Munde, was ihm Darwin gewesen ist. Huxley war natürlich schon lange vor dem Erscheinen der „Entstehung der Arten" mit der mosaischen Schöpfungstheorie fertig, er kannte auch die evolutionären Bestrebungen der vordarwinischen Zeit genau und wußte wohl, daß Herbert Spencer bereits den Plan gefaßt und in Angriff genommen hatte, im Lichte der Entwickelungstheorie ein System der Philosophie aufzubauen, in dem das System der Dinge sein vollkommenstes Spiegelbild finden sollte; Huxley war aber ein strenger Mann der Wissenschaft, der einer Theorie — auch wenn sie in das ganze Gefüge seines Denkens noch so gut paßte, nur dann seine Zustimmung gab, wenn er zureichende Beweise für sie fand, und diese Beweise konnte er trotz alles Suchens nicht finden. Da kam Darwin, und im Dunkel wurde Licht und Ordnung im Chaos. Huxley erzählt davon in dem Capitel, das er zum Leben Darwin's beigesteuert hat, und ich gebe die ganze Stelle; denn sie hat nicht nur außergewöhnliches autobiographisches Interesse, sondern sie präcisirt auch schärfer, als die längsten Ausführungen könnten, worin eigentlich das unsterbliche Verdienst Darwin's lag. „In den Reihen der Biologen kannte ich," so schreibt Huxley, „in der Zeit von 1851—58 Niemanden außer Dr. Grant an der Londoner Universität, der für Evolution ein gutes Wort gehabt hätte, und seine Fürsprache war kaum geeignet, die Sache zu fördern. Außerhalb ihrer Reihen war der einzige mir bekannte Mann, dessen Kenntnisse und Fähigkeiten Respect erweckten und der zugleich auf Evolution schwor, Herbert Spencer, dessen Bekanntschaft ich 1852 machte und mit dem mich seitdem eine nie unterbrochene Freundschaft verbindet. Gar viele und gar hartnäckige Schlachten haben wir über diesen Punkt ausgefochten. Aber selbst meines Freundes großes dialectisches Geschick und die Fülle seiner geschickten Illustrationen konnten mich nicht von meiner agnostischen Stellung treiben. Ich hielt mich an zwei Gründe, einmal, daß für die Zeit die Beweisgründe zu Gunsten einer Umwandlung ganz ungenügend seien und dann daß keine Theorie, die in Bezug auf die Ursachen der angenommenen Umwandlung aufgestellt wurde, für die Erklärung der Phänomene ausreiche.

Wie gesagt, ich glaube, die meisten meiner Zeitgenossen, die über die Frage ernsthaft nachdachten, befanden sich in einer ganz ähnlichen geistigen Verfassung; wir verspürten Neigung, beiden, Mosaisten wie Evolutionisten zuzurufen: ‚Eine Plage auf beide Eure Häuser!' und uns von dieser nimmer endenden und scheinbar fruchtlosen Discussion weg zur Arbeit auf dem fruchtbaren Felde erforschbarer Thatsachen zu wenden. Ich darf mir daher die weitere Vermuthung gestatten, daß die Veröffentlichung der Darwin'schen und Wallace'schen Aufsätze im Jahre 1858 und noch mehr die der ‚Entstehung' im Jahre 1859 auf sie wie ein Blitzstrahl wirkte, der verirrten Wanderern in dunkler Nacht plötzlich eine Straße zeigt, die, ob sie ihn nun gerade nach Hause führt oder nicht, gewiß seinen Weg führt. Was wir suchten und nicht finden konnten, war eine Hypothese in Bezug auf die Entstehung bekannter organischer Formen, die das Wirken keiner anderen Ursachen annahm, als solcher, deren Thätigkeit wirklich nachgewiesen werden konnte. Wir wollten nicht unseren Glauben dieser oder einer anderen Speculation schenken, sondern die Hand auf klare und bestimmte Begriffe legen, die mit den Thatsachen confrontirt und an ihnen auf ihre Gültigkeit geprüft werden konnten. Die ‚Entstehung der Arten' gab uns die leitende Hypothese, die wir suchten. Sie that uns weiter den unendlichen Dienst, daß sie uns für immer von dem Dilemma befreite — ‚Weigere Dich, die Schöpfungshypothese anzunehmen und was kannst Du an ihre Stelle setzen, das irgend ein vorsichtiger Denker annehmen könnte.' 1857 hatte ich darauf keine Antwort, und ich glaube nicht, daß irgend Jemand anders eine hatte. Ein Jahr später warfen wir uns Stumpfsinn vor, daß wir uns durch eine solche Frage verwirren ließen. Mein erster Gedanke, nachdem ich mich der Centralidee der ‚Entstehung' bemeistert hatte, war: ‚Wie außerordentlich dumm, nicht daran gedacht zu haben.' Die Gefährten des Columbus sagten wohl ziemlich das Gleiche, als er das Ei auf die Spitze stellte. Die Thatsachen der Variabilität, des Kampfes ums Dasein, der Anpassung an äußere Bedingungen waren notorisch genug; aber Niemand von uns vermuthete, daß die Straße zum Herzen des Artenproblems durch sie führe, bis Darwin und Wallace die Dunkelheit verscheuchten und das Leuchtfeuer der ‚Entstehung' die Verblendeten führte."

Wir hören in diesen Worten den Enthusiasmus nachklingen, mit dem nun Huxley sofort für die neue Lehre in die Schranken trat. Ihre Ideen sind heute schon so sehr Gemeingut aller Classen geworden und haben selbst den Ton ihrer ursprünglich erbittertsten Gegner, der Theologen, so gründlich modificirt, daß es uns schwer fällt, richtig zu würdigen, in wie hohem Grade es gerade das Verdienst Huxley's war, daß die neue Theorie so schnell siegte und so rasch ihre befruchtende Wirkung auf alle Zweige zeitgenössischen Geisteslebens ausübte. Wir können uns nur schwer die gewaltige Aufregung vorstellen, die sie hervorrief, und die Erbitterung und Stärke der Opposition, auf die sie stieß; wir vergessen daher zu leicht, welch harter Kämpfe und scharfer Hiebe es bedurfte, um ihr Eingang zu schaffen. Behauptungen, die heute auch der orthodoxeste Theologe Englands unbeanstandet läßt, riefen in jenen sechziger Jahren die wildeste Empörung hervor; für jedes Wort, das von Darwin's und Spencer's Lippen fiel, hatten die Prediger der Kanzel und der Presse nur heftige Anathemas und verknöcherte Wissenschaftler, denen die neue Lehre zumuthete, ihre Wissenschaft umzulernen, nur Hohn und Spott. Das hat sich Alles gründlich geändert. Als auf der letzten Jahresversammlung der britischen Association, die in Oxford zusammenkam, ihr Präsident, der hochkirchliche Lord Salisbury auf die Entwickelungstheorie zu sprechen kam, hatte er für das Lebenswerk ihres Begründers nur Worte wärmster Anerkennung, und Jedermann fand das ganz selbstverständlich, und sie verklangen, ohne in der Presse auch nur den leisesten Protest hervorzurufen. Auf einer Jahresversammlung derselben Association im selben Oxford sprang man einst mit den Evolutionisten anders um. Es war am 30. Juni 1860. Die „Entstehung der Arten" war eben erschienen und hatte bereits in der Presse, auf der Kanzel, im Hörsaal und in den „Drawing rooms" die heftigsten Debatten entfesselt. Sie sollten auf dem Concil der Gelehrten ein Echo finden. Am vorangehenden Tag war es bereits zwischen dem berühmten Anatomen Owen und unserem Huxley zu scharfen Worten gekommen; Owen hatte fundamentale Unterschiede zwischen Affen- und Menschen-Gehirn behauptet und Huxley hatte direct widersprochen. Die Stimmung war elektrisch; da erhob sich der Bischof Wilberforce und goß in einer langen Tirade die Schale billigsten Spottes über die neue Lehre aus und vergaß sich in seinem Abscheu vor der Teufelslehre so weit, daß er zum Schluß seiner Rede Huxley die höhnende Frage zuschleuderte, ob er großväterlicher oder großmütterlicher Seite mit einem Affen verwandt sei. Huxley antwortete ruhig und sachlich und züchtigte dann den Bischof für seinen persönlichen Ausfall wie folgt: „Ich behauptete — ich wiederhole es — ein Mann hat keinen Grund, sich zu schämen, weil er einen Affen zu seinem Großvater hatte.

Gäbe es einen Vorfahren, dessen ich mich schämen würde, so wäre es ein Mensch, ein Mensch mit einem ruhelosen und vielseitigen Verstand, der sich nicht begnügt mit einem zweideutigen Erfolg in seinem eigenen Wirkungskreise, sondern sich in wissenschaftliche Fragen mischt, die er nicht recht versteht, nur um sie durch eine ziellose Rhetorik zu verdunkeln und um die Aufmerksamkeit seiner Hörer durch beredte Abschweifungen und geschicktes Anrufen religiösen Vorurtheils von dem abzulenken, was wirklich die Frage ist." Daß die Wilberforces heute schweigen und die „Salisbury's" so reden, wie sie reden, ist mehr als eines anderen Mannes Huxley's That.

Huxley war viel mehr als Darwin selbst der richtige Mann, um in dieser Sturm- und Drangperiode den Vorkämpfer und Vertheidiger der neuen Lehre zu spielen. Er hatte ungleich Darwin die gründlichste und umfassendste literarische Bildung; er war in der Bibel und den Classikern nicht weniger zu Hause, als bei Milton, Goethe und Dante; er verfügte über eine Darstellungskraft, die die schwierigsten Punkte der Philosophie und Naturwissenschaft dem einfachsten Intellect klar machen konnte, und rühmte sich eines Stiles, in dem es vor Witz, drastischen Ausdrücken, glücklichen Illustrationen, schlagenden Antithesen nur so sprudelt. Er war weiter, wieder ungleich dem friedlichen und bescheidenen Darwin, nicht ein Mann des Friedens um jeden Preis und liebte nichts besser als eine frische, fröhliche literarische Fehde. Er hatte ein so resolutes, intellectuelles Gewissen, daß er Falschheiten, Halbheiten und Heucheleien gegenüber einfach nicht stillschweigen konnte; er mußte „sagen, was er zu sagen hatte;" und wenn er dann vom Leder zog, hieb er mit einer Gewandtheit und Energie um sich, daß keiner seiner Gegner je seine Hiebe wieder vergaß. Gerade in Deutschland fand man es oft merkwürdig, daß sich ein Mann von dem Caliber Huxley's in theologische Fehden, — wie z. B. sein Duell mit Gladstone wegen der „Schweine von Gadarene" — verwickeln ließ; man meinte, er hätte Besseres thun können; diese Bemerkung ist vom deutschen Standpunkte aus verständlich, scheint mir aber nichtsdestoweniger falsch. Diese Duelle, die in den Spalten der gelesensten Zeitschriften ausgefochten wurden, haben mehr, als man denkt, dazu beigetragen, daß das moderne England eine „neue Reformation" durchgemacht hat.

Neben seiner literarischen Ausrüstung befähigte Huxley zu dem Kampfe, den er kämpfte, vor allem aber auch seine tiefe und originelle wissenschaftliche Ausbildung. Es wäre ungerecht, über Huxley, dem Lehrer und Apostel, Huxley, den Mann der Wissenschaft und den originellen Forscher, zu vergessen. Was Huxley auf diesem Gebiete geleistet und entdeckt hat, ist heute vielleicht schon veraltet, wie ja jede Entdeckung im Gebiete wissenschaftlicher Thatsachen so zu sagen veraltet, d. h. von späteren Entdeckungen überbaut und ergänzt wird; man kann aber ohne Zweifel sagen, ohne Huxley stände die moderne Zoologie nicht, wo sie heute steht. Ernst Haeckel hat Huxley den ersten Zoologen Englands genannt und von seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete geurtheilt: „Prof. Huxley hat die zoologische Literatur bereichert; in jeder der größeren Abtheilungen des Thierreichs verdanken wir ihm wichtige Entdeckungen ... Wichtiger aber als irgend eine seiner individuellen Entdeckungen, die in Huxley's zahlreichen mehr oder weniger großen Untersuchungen über die allerverschiedensten Thiere enthalten sind, sind die tiefen und wahrhaft philosophischen Begriffe, die ihn in allen seinen Forschungen leiteten, die ihn immer in Stand setzten, Wesentliches und Unwesentliches zu unterscheiden und specifische, empirische Thatsachen vor allem als Mittel zu würdigen, um zu allgemeinen Ideen zu gelangen." — Huxley's Leben war so reichhaltig, seine Interessen so vielgestaltig, sein Thun so mannigfaltig, daß eine Würdigung auf dem Raume, wie er mir zu Gebote steht, immer Stückwerk bleiben und Vieles ungesagt lassen muß, was eigentlich zu sagen wäre. So könnte ich sprechen von Huxley, dem Philosophen, der uns durch Klarheit wie Tiefe ausgezeichnete Analysen der Hume'schen und Berkeley'schen Philosophie gab und den Ausdruck Agnosticismus erfand, mit dem heute so viele englische Denker ihre Stellung zu den letzten Fragen und Räthseln des Seins charakterisiren; dann käme Huxley, der verdienstvolle Schulmann, Huxley, der eifrige Student socialer Fragen, der den General der Heilsarmee schimpflich aus dem Felde schlug; Huxley, der gute Bürger, der dem Staat in vielen Enquêten und mehrere Jahre als Inspector der Salmfischerei diente; doch genug!

Ueber Huxley's äußeres Leben kann ich mich kurz fassen; darüber giebt ja jedes Conversationslexikon Auskunft. Er wurde geboren am 4. Mai 1825 in der Londoner Vorstadt Ealing, als Sohn eines Lehrers. Er studirte Medicin und trat dann als Schiffsarzt eine dreijährige Reise nach der Nord- und Ostküste Australiens an. Während sein Schiff hier Vermessungen vornahm, fand er reiche Gelegenheit zu zoologischen Studien. Ihr Ergebniß war sein Werk über die „oceanischen Hydrozoen", das 1859 erschien und ihm schnell einen Namen machte. Er wurde nun Mitglied der Royal Society, Professor der Naturgeschichte an der Bergwerkakademie in Edinburgh, Professor und Examinator in Physiologie und vergleichender Anatomie an der hiesigen Universität und andere Posten und Ehrenbezeugungen folgten in rascher Reihenfolge, bis er allmälig alle höchsten akademischen Ehren seines Vaterlandes und vieler ausländischen Universitäten erlangt hatte und von Lord Salisbury in den „Geheimen Rath" aufgenommen wurde. Den Rest seines Lebens seit dem Jahre 1885 verbrachte er in stiller Zurückgezogenheit im Seebad Eastbourne. Ich gebe zum Schluß das stolz bescheidene Zeugniß, das er selbst über sein Leben und die Rolle, die er gespielt, ausgestellt hat: „Nichts paßte sich weniger für mich, als von meinem Lebenswerk zu sprechen und am Abend des Tages zu sagen, ob ich meinen Lohn verdient zu haben glaube oder nicht. Die Leute, sagt man, urtheilen über sich selbst parteiisch — das mag für Junge gelten, kaum aber für Alte. Das Leben scheint so schrecklich verkürzt, wenn wir zurückblicken; und der Berg, den zu ersteigen wir in der Jugend ausziehen, stellt sich heraus als bloßes Außenwerk einer unendlich höheren Kette, wenn wir athemlos auf seiner Spitze anlangen. Ich kann aber von den Zielen sprechen, die ich mehr oder weniger bestimmt im Auge hatte, seit ich den Aufstieg meines Hügels begann: Sie sind kurz: das Wachsen naturwissenschaftlichen Wissens zu mehren und die Anwendung wissenschaftlicher Untersuchungs-Methoden auf alle Probleme des Lebens nach besten Kräften zu fördern, in der Ueberzeugung, die mit meinem Wachsthum wuchs und meiner Stärke sich stärkte, daß es für die Leiden der Menschheit kein anderes Mittel giebt als Wahrsein im Denken und Handeln und die Welt resolut nehmen, wie sie ist. In dieser Absicht habe ich alles vernünftige oder unvernünftige Streben nach wissenschaftlichem Ruhm, das ich mir hätte gestatten können, anderen Zielen untergeordnet: der Popularisirung der Wissenschaft, der Entwickelung und Organisation wissenschaftlichen Unterrichts, den endlosen Schlachten und Gefechten im Dienst der „Evolution" und der unermüdlichen Opposition gegen jenen kirchlichen Geist, jenen Clericalismus, der in England und anderswo, zu welcher Seete er auch gehört, der Todfeind der Wissenschaft ist."

Das Zeugniß ist charakteristisch für den Mann, und es hat den Vorzug, absolut wahr zu sein.

Die Culturbedeutung des Colportagebuchhandels.

Von Karl Walcker (Leipzig).

Ein viel beschäftigter Mann pflegt Zeitungen und populärwissenschaftliche Journale wenig zu lesen; trotzdem fliegt ihm sozusagen unwillkürlich eine gewisse, vielleicht ganz gute Orientirung über das Währungsproblem und viele andere Zeitfragen an. Vom Colportagebuchhandel wissen dagegen Juristen, Nationalökonomen, sowie andere Gelehrte und Gebildete in der Regel sehr wenig oder nichts; wenn sie nicht zufälliger Weise K. Baumbach's interessante Broschüre „Der Colportagebuchhandel und die Gewerbenovelle" (Berlin, L. Simion) und gewisse, 1895 besonders in Leipziger und Berliner Blättern erschienene Zeitungsartikel gelesen haben. Die Fachorgane des Buchhandels enthalten wohl Bezügliches, sie kommen indeß anderen Berufsclassen kaum je zu Gesicht.

Die erwähnte Novelle vom 1. Juli 1883 bestimmt unter Anderem Folgendes: Der Colporteur bedarf einer polizeilichen Concession. Außerdem ist er verpflichtet, ein Verzeichniß der von ihm geführten Druckschriften der zuständigen Behörde seines Wohnortes zur Genehmigung vorzulegen. Druckschriften, welche in sittlicher oder religiöser Beziehung Aergerniß zu geben geeignet sind oder welche mittelst Zusicherung von Prämien oder Gewinnen vertrieben werden, dürfen von der Behörde nicht zugelassen werden. Die letztgenannte Bestimmung richtete sich, mit Professor G. Meyer im J. Conrad'schen Handwörterbuch der Staatswissenschaften zu reden, gegen eine „eigenthümliche Art von Gannerei", die jetzt nicht mehr vorzukommen scheint. Von politisch anstößigen Schriften ist im Text der Novelle nicht die Rede, obgleich die Reichstagscommission eine bezügliche Bestimmung vorgeschlagen hatte. Dieser formelle Mangel hat übrigens keine große materielle Bedeutung, denn eine wirthschaftlich oder politisch anstößige Hetzschrift ist nothwendiger Weise auch in sittlicher Beziehung als friedenstörend anstößig. Man denke z. B. an Lassalle's Agitationsbroschüren. Viel bedenklicher ist der allzu weite Spielraum der dem subjectiven Ermessen der Localbehörden überlassen ist. Eine Schrift über Luther kann z. B. in Berlin, Leipzig, Erlangen 2c. zugelassen, in Münster, München 2c. gestrichen werden. Die deutsche Cultur-, Rechts- und Reichseinheit fordert offenbar centrale, einheitliche Entscheidungen für das ganze Reichsgebiet. Im Reichsamt des Innern giebt es bereits eine Reichsschulcommission (für das Institut der Einjährig-Freiwilligen). Es läge daher nahe, im erwähnten Reichsamt eine Colportagecommission zu bilden. Trotzdem wäre dieser Vorschlag wohl inopportun, weil die im Reichstage ziemlich mächtigen „Föderalisten" ultramontaner, conservativer und demokratischer Richtung jeder Erweiterung der Reichscompetenz abhold sind. Sie lassen sich höchstens eine Competenzerweiterung des Bundesrathes gefallen, den sie, nicht mit Unrecht, als eine Art Bollwerk des Föderalismus gegen den Centralismus betrachten. Es wäre daher wohl räthlich, eine besondere aus Fachmännern bestehende Colportagecommission des Bundesrathes zu bilden. Der Reichstag wäre aus Mangel an Zeit und aus anderen Gründen wenig geeignet zur Erörterung der in Frage kommenden Schriften. Die Commission könnte ihre Auswahl indeß als einen Vorschlag veröffentlichen; ähnlich wie in constitutionellen, ja, sogar in absolnten Staaten Gesetzentwürfe der öffentlichen Kritik übergeben wurden und werden. Zur Kritik wären vorzugsweise die sechs literarischen Sachverständigenvereine Preußens, Bayerns und anderer Staaten, juristische und philosophische Facultäten, Vereine von Buchhändlern und Schriftstellern, die Presse und einzelne hervorragende Gelehrte berufen. Die Facultäten wären selbstverständlich nur in besonders wichtigen Fällen zur Begutachtung heranzuziehen. Sogar Voten medicinischer Facultäten können erforderlich sein; denn der Colportagebuchhandel vertreibt populärmedicinische Werke, unter denen sich Schwindelartikel befinden können. Die Commission müßte natürlich auch solche gewichtige Gutachten in Empfang nehmen, prüfen, welche sich gegen die Zulassung einer Drucksache wenden. Man denke z. B. an ultramontan-particularistische Streit- oder Hetzschriften gegen Luther, Friedrich den Großen, Goethe u. A. Ein solches Machwerk kann auch in der Form eines Romanes erscheinen.

Romane wie G. Freytag's Soll und Haben pflegt man nicht zu den Colportageromanen zu rechnen, selbst wenn sie auch durch Colporteure vertrieben werden. Die Hauptsache bei einem sogenannten Colportageroman besteht darin, daß er nur, oder fast nur für die unteren Bildungsclassen, für Arbeiter, Dienstmädchen, Bauern, bestimmt ist. Er kann vielleicht auch durch Sortimentsbuchhändler, Buchbinder 2c. vertrieben werden; und er braucht nicht nothwendig im Schundbuch zu sein, obgleich manche Colportageromane sehr anstößig sein sollen. Nach Zeitungsnachrichten ist es vorgekommen, daß ein Lehrling einen Diebstahl oder Mordversuch beging; und daß man bei ihm Romane fand, in denen Verbrecher sozusagen verherrlicht, in ein heroisches, romantisches Licht gesetzt wurden. Diese Angaben scheinen wahr zu sein, die betreffenden Romane brauchen indeß nicht von Colporteuren bezogen zu sein. Sie können aus dem Französischen übersetzt, und von irgend einem Trödler oder Winkelantiquar gekauft worden sein. Feines Papier kann man von einem billigen Roman nicht verlangen, aber die farbigen Titelbilder könnten wohl besser, weniger geschmacklos sein, wie sie häufig sind. Es soll vorkommen oder wenigstens vorgekommen sein, daß Dienstmädchen und andere unbemittelte Personen allmählich 10, 15 ja 20 Mark für einen schlechten Roman zahlten, weil sie nicht ahnten, daß er viele Lieferungen enthalten werde. Eine solche Handlungsweise des Verlegers ist als Betrug, als Irrthumserregung, strafbar. Wirksamer wäre übrigens folgende Bestimmung: „Ein Verleger eines Lieferungswerkes ist verpflichtet, auf dem Prospect und Titelblatt genau anzugeben, wie viel das ganze Werk höchstens kosten wird. Erscheinen noch weitere Lieferungen, so werden sie gratis abgegeben; oder die Subscribenten sind wenigstens nicht verpflichtet, diese Lieferungen zu bezahlen." Anständige Firmen handeln längst nach diesen Grundsätzen.

Wenn ein Colporteur mit guten Schriften in einem abgelegenen Bauerngute oder Rittergute erscheint, so ist er willkommen; abgesehen natürlich von der Zeit dringender Erntearbeiten. In Klein- und Mittelstädten wird das Publikum meines Wissens durch Colporteure gerade nicht belästigt. Anders verhält es sich in Großstädten, wenigstens in einzelnen, wo man noch durch Cigarren- und Weinreisende, Hausirer, Bettler, ja sogar durch Zusendungen von Lotterielosen belästigt wird. Wenn ein Colporteur klingelt, so wird dadurch die öffnende Person, das Dienstmädchen, ein Schulkind, die Hausfrau oder der Hausherr, bei der Arbeit gestört; und solche Unterbrechungen sind für Geistesarbeiter aller Art besonders ärgerlich, für Handwerker ebenfalls unangenehm. Es kommt sogar vor, daß ein jugendlicher Colporteur ein Heft an die Thürklinke steckt und eilig fortläuft, erst nach zwei bis drei Wochen wiederkommt. Dieser Mißbrauch, diese strafbare Nöthigung, geschieht wahrscheinlich ohne Wissen und Willen der betreffenden Principale. Es kommt ferner vor, daß Sortiments- oder Colportagebuchhändler wildfremden Personen unverlangte Ansichtssendungen machen, und daß Buchhandlungsreisende äußerst zudringlich sind, nicht sofort gehen, wenn man Nein sagt. Schon heute sieht man in feinen Häusern Plakate mit der Inschrift „Hausiren und Betteln" verboten. Aehnlich kann Jemand an seiner Wohnungsthür ein Plakat mit der Inschrift „Colportiren verboten" anbringen. Die Uebertretung eines solchen Verbots müßte gerichtlich bestraft werden.

Sogar in feinen Restaurants und Gartenlocalen werden nicht selten von Hausirern und Kindern Gypsbüsten, Man

schettenknöpfe (!), Kuchen, Sträuße offerirt. Wenn zu solchen Belästigungen noch Colporteure kommen, so wird das Publikum noch mehr gestört. Es wäre für alle Theile besser, wenn Buchbinder und Krämer der Arbeiterviertel Colportageliteratur führten, und wenn dieselbe Sonntags auf öffentlichen Plätzen und vor Arbeiterrestaurants von Karren aus verkauft würde. Solche rationelle Vertriebsarten kommen in Großstädten bereits vor. Sollte das Gesetz über die Sonntagsarbeit der Sache Schwierigkeiten in den Weg legen, so wäre es zu verbessern. Die Existenz einer besonderen Literatur für die unteren Classen ist übrigens nur bedingt zu billigen. Colporteure können auch antiquarische Exemplare der Gartenlaube, des Daheims ꝛc. absetzen. Mit Hülfe eines kleinen, billigen Fremdwörterbuches können Dienstboten und Arbeiter solche Zeitschriften und Bücher sehr wohl verstehen.

Die Ultramontanen machten 1895 im Reichstage bei Gelegenheit der Berathung der Gewerbeordnungs-Novelle den Versuch, den Colporteuren das Aufsuchen von Bestellungen beim Publikum zu verbieten. Glücklicher Weise gelang es dem Reichstagsabgeordneten für Leipzig, Professor E. Hasse, diesen Versuch zu vereiteln. Sogar ein Theil der Centrumspresse war gegen den Vorschlag, weil auch Verlagsartikel katholischer Firmen in Köln, Freiburg, Bayern durch die Colportage vertrieben werden. Conservative, protestantisch-orthodoxe Firmen, z. B. Velhagen u. Klasing, die Cotta'schen Classiker, die Conversationslexica von Meyer und Brockhaus und viele andere gediegene Werke bedürfen ebenfalls der Colportage, wie 50 der ersten Firmen des deutschen Buchhandels im Mai 1895 in einer Eingabe an den Reichstag auseinandersetzten. Ein Leipziger Fachmann, ein vorzüglicher, bei der Colportage persönlich gar nicht betheiligter Kenner des Verlags- und Sortimentsgeschäfts, erzählte mir die interessante Thatsache, daß kleinstädtische, sächsische Juristen das große, sechsbändige Conrad'sche Handwörterbuch der Staatswissenschaften durch Colporteure beziehen. Diese paradoxe Erscheinung ist wohl dadurch zu erklären, daß in manchen Kleinstädten nur Buchbinder, nicht eigentliche mit Leipzig in Verbindung stehende Buchhändler vorhanden sind; daß Manche der Letzteren nicht creditwürdig sind, und daß Geschäftsverbindungen mit unzähligen kleinen Sortimentsbuchhändlern für die großen Verleger zu weitläufig und kostspielig wären. Die Firma Cotta Nachfolger pflegt in ihren Annoncen zu sagen: „Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen". Große Ströme setzen Nebenflüsse, viele kleine Quellen, Hauptbahnen setzen Neben- und Kleinbahnen voraus. Aehnlich ist das an die Sammelladungen der Spediteure erinnernde Colportagegeschäft ein integrierender Theil des Buchhandels, ein Hauptfactor der fortschreitenden Bildung und Wohlfahrt des Volkes.

Den Freunden der wirthschaftlichen, socialen, politischen, religiösen Reaction ist es unangenehm, daß der Colportagebuchhandel durch die Verbreitung der Schriften Goethe's und Schiller's, der Conversationslexica und vieler anderer guter Werke Aufklärung verbreitet. Diese modernen Dunkelmänner können den Gang der Weltgeschichte indeß ebensowenig aufhalten oder rückwärts lenken, wie jene mönchischen Abschreiber des Mittelalters, welche die Buchdruckerkunst, die „25 Soldaten Gutenberg's", als Zauberei, als Teufelswerk, zu verschreien suchten.

Kurz, die berechtigten Interessen des Colportagebuchhandels sind nicht bloße Privatinteressen von Unternehmern und Arbeitern: sie sind zugleich hochwichtige Interessen der Cultur, der Nation, der Menschheit; sie bedürfen eines energischen, schneidigen Schutzes durch die öffentliche Meinung, die größte, unüberwindliche Macht der gebildeten Welt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Schmetterling von Edelstein.

Von Emilia Pardo Bazan.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von L. Lucca.

Ich kannte einen armen Burschen, der in einer der engsten und ärmlichsten Dachkammern der großen Hauptstadt wohnte. Das Mobiliar der kleinen Behausung beschränkte sich auf zwei halb zerrissene Sessel, ein Gurtbett mit halb versaultem Strohsacke, ein schmutziges Tischchen, ein armseliges Tintenfaß und einen von Rost zerfressenen tragbaren Ofen. Der Jüngling, den ich Lupercio nennen will, bedeckte seinen Leib mit einem von Abnützung ganz fadenscheinigen Gewande und einem förmlich durchsichtig gewordenen Mantel. Die Stiefel waren halb offen; seine Wäsche bestand aus vier Lumpen, von weißem Zeug, seine Halsbinde glich einem Strick. Entbehrungen und Beschämungen aller Art hatte Lupercio zu ertragen, und begegnete ihm, wenn er ausging, sich ein Brod oder etwas Milch zu kaufen, eine schöne Kleine, die reinlich und gut gekleidet war, so schlugen ihm die hellen Feuerwogen ins Gesicht.

Um sich nicht den musternden Blicken der Frauen auszusetzen, ging er nur des Abends fort, wo es leichter war, unbemerkt durch die in den Gassen sich drängende und stoßende Menge durchzuschlüpfen. Da sah dann Lupercio, vom Strome mit fortgerissen, wohlgebildete Gestalten, streifte sie sogar, empfing den Strahl blitzender Augen, fühlte die elektrische Reibung der rauschenden Seide und athmete seine Wohlgerüche ein. Gierigen Blickes folgte er dem glänzenden Zuge der Wagen, aus dem, sanft gewiegt, auserlesene Blumen tauchten. Hinter den Auslagefenstern der Kaufläden erhoben sich Pyramiden von Flaschen edlen Weines, und das Licht, das durch ihren Rahmen drang, brach sich in Strahlen von Gold und Blut. Andere wieder stellten die neuen Bücher zur Schau, zierlich, mit glänzenden Einbänden oder vergilbte Folianten, die Schlüssel zur Vergangenheit. Und Lupercio zitterte vor Fieber, vor Verlangen zu lieben, zu genießen, zu lernen, zu leben.

Eines Abends stieg er, mehr fieberkrank denn je, zu seinem Dachkämmerchen hinauf. Er zündete eine schwachbrennende Lampe an, öffnete das Fenster, um in das kleine, enge Zimmer Luft einzulassen, und während er den Kopf auf die Hand sinken ließ, fickerte eine heiße Thräne zwischen seine Finger. Sein Blick fiel auf den Ofen, und der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, daß dort die Abhilfe aller Uebel dieser Welt liege. Und nun ereignete sich etwas Ungewöhnliches. Lupercio, der betrübt, zu Tode betrübt war, ergriff plötzlich die Feder, tauchte sie in das rostige Tintenfaß, fuhr mit ihr über ein Stück Papier . . . und es kam manches Geschriebene zu Tage, das Erste, was er in seinem Leben verfaßt hatte. Während er den Aufsatz oder was es sonst war beendigte, erblickte der Jüngling bei dem Schimmer der erlöschenden Lampe über seinem Tintenfasse ein seltsames, glänzendes, blendendes Insect, — einen Schmetterling aus Edelsteinen.

Seinen Unterleib bildete eine prächtige Perle, aus Smaragden bestand sein Brustschild, seine Flügel waren Rubinen und Brillanten, und am Ende seiner Fühler zitterten gleich Thautropfen zwei krystallhelle Solitäre von unvergleichlicher Reinheit. Das Entzückendste an dem Schmetterlinge aber war, daß er, obgleich von Edelsteinen, lebendig war, denn als Lupercio die Hand ausstreckte, ihn zu fangen, flog er fort und ließ sich weiter weg, am Rande des Tisches nieder. Der Jüngling hielt verblüfft inne. Wenn er ihn zu fangen suchte, so flöge der Schmetterling sicherlich durch das offene Fenster hinaus. Er verzichtete also darauf, das glänzende Insect zu verfolgen, und begnügte sich damit, es zu bewundern.

Der Schmetterling leuchtete ohne Zweifel selbst, denn als er den Umkreis der Lampe verlassen hatte, funkelte er desto mehr, indem er einen regenbogenartigen Widerschein über die ganze Dachkammer verbreitete. Und so kam es, daß bei dem Glanze, den er ausstrahlte, sich Lupercio's Behausung derartig verwandelte, daß sie Niemand wieder

erkannt hätte. Unsichtbare Tapeziere bekleideten die Wände mit Goldstoffen, Bildern, Spiegeln und Gobelins; von der Decke herab hingen Kronleuchter aus venetianischem Glas, und über den Boden spannte sich ein drei Finger dicker, türkischer Fußteppich. Welch eine Metamorphose! Aus Ampeln von Murano hingen Rosen herab, auf einem Console-Tischchen lagen süße, labende Früchte, sanfte, einer Laute entströmende Melodieen liebkosten die Luft, und indem sich leise die Thüre öffnete, trat eine Frau, nicht doch, eine Göttin ein, die in feine Schleier gehüllt, keinen andern Schmuck hatte, als die goldgelben Fäden des sonnenhell schimmernden Haares. Sie näherte sich, nahm vom Tischchen die Hälfte eines durchschnittenen Granatapfels, der in sich purpurrothe Kerne enthielt, und bot ihn mit mildem Lächeln Lupercio dar . . . .

Während sich dies Mysterium vollzog, flog der Schmetterling vom Rande des Fensters weg und verlor sich in der Dunkelheit der Nacht.

Obgleich das Dachkämmerchen, nachdem der Falter davon geflogen war, zu seiner ursprünglichen Häßlichkeit, seinem Elende, zur Schmucklosigkeit von früher zurückkehrte, dachte Lupercio von jenem Tage an nicht mehr an den Tod. Ein Wunsch ward wieder in ihm rege, die Hoffnung, daß das verzauberte Thierchen seinen Besuch wiederholen werde. Und es wiederholte ihn auch wirklich, bei der Beschwörung der in Tinte getauchten Feder und all' des Geschriebenen. Der Schmetterling kehrte zurück und verwandelte diesmal das Dachkämmerchen in einen tropischen Garten mit Kastanienbäumen und Palmen, in welchem afrikanische Jungfrauen in rothen, silberfarben und blau gestreiften Amphoren ihm einen Labetrunk kredenzten.

Sowie der Schmetterling sich daran gewöhnte, der Beschwörung zu folgen, verwandelte er Lupercio's Stube bald in eine Grotte mit Najaden, Korallen und schäumenden Wassern, bald in eine vom Nordlicht erhellte Polarbucht, bald in einen Hof der Alhambra mit Myrthenbäumen und Marmorbrunnen, wo man aus einem wie ein Reliquienkästchen vergoldeten Heiligenschreine die Sprüche des Korans las . . . .

Unterdessen druckte eine Zeitschrift Lupercio's Verse ab (denn Verse waren es, es ist Zeit, es zu bekennen) und nach und nach kannte, schätzte, bewunderte sie das Publikum. Der Bewunderung und dem Applaus des Publikums folgten der Neid der Nebenbuhler, die Neugierde der Mächtigen und die Gunst einiger Verständigen, und damit der Wohlstand, hierauf etwas, das sich vielleicht Reichthum nennen ließe, und zuletzt eine Reihe glücklicher Umstände — Erbschaft, Lotterie, Geschäfte — der Ueberfluß. Lupercio lebte, liebte, genoß, fuhr einher an der Seite geputzter junger Mädchen in Seidenkleidern . . . . Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß er Dank dem lächelnden Glücke zuerst von seiner Dachkammer in den zweiten, von dem zweiten in den ersten Stock hinunter zog, bis er endlich sich zu seiner Residenz eine schöne Villa in Italien an den Ufern des Meeres erwählte. Es gab darin Gärten, glänzende Säle, Tapeten, Brocate, Teppiche, Kunstgegenstände, kurz Alles, was sich einst der arme Lupercio in dem Dachstübchen hatte träumen lassen. Nichts desto weniger sahen ihn seine Frau, seine Kinder, seine Freunde, seine Dienerschaft schwermüthig, niedergeschlagen, abgezehrt, und bemerkten, daß sich sein Gemüth von Tag zu Tag mehr verdüsterte, seine Laune verbitterte und von Verdruß und Ekel überquoll. Niemand konnte sich die Veränderung erklären, denn Niemand wußte, daß der Schmetterling von Edelstein, der Zauberer des Dachkämmerchens, der sich auch im zweiten Stocke eingefunden und ab und zu den ersten mit seinem Besuche beehrt hatte, durchaus nicht mehr dazu herbeilassen wollte, seine Füßchen von Schmelz auf die dicken Stickereien und die Sommer und Winter stets für seinen Eintritt geöffneten Fenster des Palastes zu setzen.

Lupercio lehnte sich an den reichen Marmorbalkon, der den Garten überragte, wo der Blick über den ganzen Meeresspiegel von Neapel hinschweifte und man das Rauschen seiner Wellen vernahm; er schaute zu den Sternen auf, ob nicht von irgend einem der Schmetterling herunterflöge; doch die Sterne funkelten gleichgültig, und von einem Schmetterlinge war nirgends eine Spur. Lupercio öffnete Hunderte von Flaschen edlen Weines — wie solchen je zu trinken, ihm in seiner Jugendzeit ein unerfüllbarer Traum geschienen —, und auf dem Grunde des Bechers fand er doch nicht den Schmetterling. Er aß mit lächelnden Schönen, welche die Granatäpfel liebten, doch auch in deren purpurnem Innern barg sich der unselige Schmetterling mit den Flügeln von Rubinen nicht . . . .

Sollte er gestorben sein? Seine Bestimmung war es, zu sterben! Aber nein, die Schmetterlinge von Edelstein sind unsterblich. Nur hatte der lose Flatterer keine Lust, die Zeit mit glückgesegneten Leuten zu verlieren, und darum verwandelt er lieber wieder in einen Palast, einen Garten, ein Eden eine andere ärmliche Dachkammer, wo wieder irgend ein träumender Jüngling, ich weiß nicht, ob Verse oder Prosa, kritzelt.

—

Aus der Hauptstadt.

Der Fall Dr. Steinthal.

Der Menschenfreund ist zur letzten Ruhe gebettet. Es war ein leuchtender Augusttag, da man ihn begrub, ein Tag voll Duft und Glanz, brütend schwül, und doch überhaucht von dem silbernen Verklärungs-Flimmer, den nur der Herbst zu bescheeren vermag. Ein schöner, lächelnder Tag mit blaßblauem Himmel, aber hinten am Horizont, wo der Rauch unbeweglich stand, ballte es sich staubig zusammen, und das war kein Fabrikenqualm, das waren die Vorboten des Gewitters. Dem wackeren Manne, der Herrn Dr. Steinthal die Leichenrede hielt, wird es sicherlich an lieblichen und poesievollen Gleichnissen nicht gefehlt haben, und viele Thränen werden um den geflossen sein, der im Frühling des Lebens nicht mehr den Herbst schauen durfte, u. dgl. m. Heißere Thränen noch, ich bin überzeugt, vergoß man in Budapest um Herrn Ludwig Deutsch, den ein zur Raserei getriebener Unglücklicher niederschoß, als der Millionär ihm den Gnadenfußtritt versetzen wollte. Denn Herr Ludwig Deutsch war ein wohlthätiger Mann, in seinen Kreisen, versteht sich, und energisch nur, sobald es sich um's Geschäft handelte; nicht minder philantropisch aber zeigte sich Herr Dr. Steinthal, den die Armuth eines ganzen Reviers bejammert, wenn anders wir seinem Hauswirth und einigen allzu eifrigen und allzu phantasievoll romantischen Freunden des Ermordeten trauen dürfen. Und alle die, denen es höchstes Moralgebot scheint, von den Verstorbenen nur Gutes, von den Lebenden dafür nur Schlechtes zu sagen, alle die stimmen in den Klagesang bei der Todtenwäsche mit ein, und wer schon sein Gewissen schlagen fühlt und wem die Sache doch nicht so ganz zweifelsohne scheint, der murmelt ein paar Worte von dem System in sich hinein, das an all dem Unglück die Schuld trage. Das System trug ja auch an dem Revolverschuß die Schuld, der Herrn Deutsch niederstreckte, und das System, irr' ich nicht, muß auch dafür verantwortlich gemacht werden, daß in der vergangenen Woche wiederum ein von Bauspeculanten betrogener Handwerker sich aus seiner vier Treppen hoch belegenen Wohnung auf's Straßenpflaster stürzte, daß zwei arme Näherinnen aus Nahrungssorgen den gleichen Tod suchten. Aendern wir nur das System, dann wird's über Nacht besser; denn die Menschen sind von Natur gut, und die Bibel irrt sich, wenn sie so entschieden das Gegentheil behauptet.

Während nun aber den Handwerkern goldene Hoffnung winkt, denn Fürst Hohenlohe hat in Ermangelung Goluchowski's vor einigen Tagen in Aussee wenigstens den Präsidenten der Wiener Handelskammer empfangen und um seine unsagbar maßgebliche und sachverständige Ansicht über den Befähigungsnachweis befragt; während den Mäntelnäherinnen Singer Rettung und bessere Löhnung bringen wird, blieb die Frage, die der Tod des Herrn Dr. Steinthal aufrollte, bisher unbeantwortet. Die Regierung darf, abgesehen davon, daß sie sich zur Zeit auf Urlaub befindet und deßhalb keineswegs verpflichtet ist, etwas zu thun, mit Recht auf die von ihren Geheimräthen ausgeklügelte

Heinzelex hinweisen; man verwarf dies nützliche Gedankenwerk, ohne sich auch nur darin zu vertiefen, und man brachte dadurch Herrn Dr. Steinthal um eine Todtenehrung mehr. Denn das Gesetz, dem Herr Heinze widerwillig nur seinen guten, bürgerlichen Namen lieh, war bestimmt, die Töchter der Sünde vom Untergang zu retten, und gleiches, löbliches Thun sagt Freundesmund ja auch dem Dr. Steinthal nach, dem seine Nächstenliebe so übel gedankt ward. Sechs Jahre lang hat er, und gewiß unter zermalmenden Anstrengungen, sich um die Rettung des verlorenen Kindes, das ihn dann niederschoß, gemüht; sechs Jahre lang hat er, das steht im Morgenblatt zu lesen, ihr sittliches Niveau erhöht, ihren Geist gebildet. Daran nicht genug, sorgte er auch materiell wie ein Vater für das boshafte Geschöpf, obzwar er die Vaterschaft immer auf's Geschickteste zu vermeiden wußte. Für sein Theil, was ihn und die Else Sauke anbelangt, hat er also die soeiale Frage trefflichst gelöst.

Am Weibe verdarb Rom, meinte Friedrich Nietzsche, und seine Commentatoren fürchten, daß am Weibe auch Berlin W. verderben wird, sofern hier überhaupt das Futurum noch angewandt werden darf. Das proletarisirte Volk rächt sich, behauptet ein anderer Poet, durch seine Töchter an den Besitzenden und Herrschenden; es entnervt diese Classen durch die unreine Liebe, wie es von ihnen durch Hunger und Peitsche entnervt wird. Die Frau gewann so furchtbare und staatenzertrümmernde Macht durch die Odaliskenrolle, die man ihr allenthalben zuwies; Sclavin des Mannes und von ihm daran gehindert, in redlichem Wettstreit Tüchtiges zu schaffen, benutzte sie die Hinterthüren, die er ihr selber aufschloß und ward aus einer lieben, braven Kameradin sein Plagegeist. Jahrhunderte einer verrückten Cultur, die sich frech christlich nannte und die doch nichts davon wußte, wie der morgenländische Meister mit Maria und Martha sprach und mit der Samariterin am Brunnen, eine im Kerne kranke Cultur hat die Hälfte der Menschheit zu Vehikeln sinnlicher Lust erniedrigt. Nur der derbe Handwerker- und Bauern-Mittelstand mit seiner simplen, von keiner Tüftelei und keiner faulenzenden Beschaulichkeit angekränkelten Moral, mit seinem urgesunden Menschenverstande hat überall im alten Europa dem Weibe die rechte Stellung, die der Männin, angewiesen, und man braucht in diese kleinen, sauberen Verhältnisse nur hineinzugucken, um zu sehen, daß in zwei von drei Fällen immer die Frau die Geschicke des Hauses leitet und zum Besten leitet. Die höheren Stände und die niederen auch, denen das Mädchen zu oft noch dicht neben dem Schnaps steht, Bildung und Besitz besonders haben alleweil ihr Aeußerstes gethan, das Weib zu degeneriren und in Wirklichkeit zu einem niederen Wesen herabzudrücken. Kein Volk der Welt erfreut sich eines so prächtigen Frauenmaterials wie unser deutsches; welche wundersamen Geschöpfe waren diese Ehegenossinnen der Cimbern und Teutonen, welchen Respect müßten sie und die Priesterinnen Freya's unsern Bengeln einflößen, wenn man diese Bengel nicht mit dem unanständigen Schwulst fremder Mythologien heimsuchte, sondern ihnen von des Vaterlandes Urzeit erzählte! Und o Schmach, was haben wir aus diesem kostbaren Frauen-Kleinod gemacht! Wie haben wir es in den Schmutz treten lassen, wie traten wir es selber in den Schmutz, wie roh und dumm vernichteten wir immer von Neuem die Zukunft unserer Rasse! Es macht sich, wuchtig und aus dem Innern heraufdringend, in den Marken des Reiches eine starke Deutschbewegung bemerkbar; statt ihre Kraft an Kleinigkeiten und Nichtsen zu verläppern und sich an Aeußerlichkeiten zu hängen, sollte sie Hand in Hand gehen mit denen, die der deutschen Frau den Ehrenplatz wieder erobern wollen, der ihr gebührt. Sonst ist alles Streben und Rufen Zeitverderb, alles nationale Schaffen verlorenes Ringen.

Das Weib ist eine inferiore Creatur in den Augen der Lapse, die abenteuergierig von den Schulbänken ins Leben hineinstürmen und nichts dringender ersehnen als schmutzige Liebesspiele, mit denen sie sich am Kneiptisch oder Schreibtisch großthun können. Das Weib ist eine inferiore Creatur in den Augen unserer Industriemogule, die eine schwächere, aber auch billigere „Hand" in ihm sehen und es so entsetzlich niedrig besolden, so über alle Maßen viehisch brutal ausbeuten, daß unsere Nerven, unsere Abgestumpftheit dazu gehört, um derlei Schändlichkeiten ertragen zu können. Von zehn Männern fielen neun dem Laster in die Arme, wenn sie sich für solche Löhne Tag um Tag vierzehn, sechzehn Stunden abrackern müßten; von den schwachen Frauen verkauft nur ein ganz geringer Bruchtheil seinen Leib, um diesem Leibe minder schwer verdientes Brot zu schaffen. In Berlin laufen hunderttausend kleine Heilige in schäbigen, dünnen Fähnchen herum, die tapfer bleiben süßesten und furchtbarsten Versuchungen gegenüber, aber man achtet ihrer nicht oder holt sich am Anblick ihrer stubenblassen Wangen, ihren mageren Gliederchen neuen Appetit für das Mühling-Diner. Die einem Dämon wie dem ersten Napoleon zu verzeihende Ansicht, daß die vornehmste, die erste und letzte Aufgabe des Weibes Erhaltung der Friedenspräsenzstärke unserer Armeen ist, gilt heute mehr als je; la rercherche de la paternité est interdite, und der junge Mann aus „besseren Kreisen" hält es für sein gutes, sein verbrieftes Recht, nicht nur die frischen Lippen der Töchter des Volkes zu küssen, was verzeihlich und lyrisch wäre, sondern jedes schlicht gekleidete Mädchen, das ihm begegnet, zu Grunde zu richten und bei Seite zu stoßen, wenn er seine Lust gebüßt hat oder sich „verändern" will. In seiner Schwester und der Schwester seines Freundes sieht er die Gleichberechtigte, und schneidig würde er Jeden anfahren, der hier ohne Heirathsgedanken Liebe girrte; das einfache Bürger- und Arbeiterkind dünkt ihm just genug zum Gegenstand jener vornehmen Gefühle, die der alte Vischer deutsch und treffend Hundsbrunst nannte.

Der Revolverschuß, der die Laufbahn des heirathslustigen Dr. Steinthal etwas jäh unterbrach, ist merkwürdig nur dadurch, daß man seinesgleichen nicht weit öfter vernehmlich krachen hört.

Psychologie und Physiologie des Weibes machen es nicht allein erklärlich, weßhalb die einmal Gefallene weitere Stürze für etwas Naturnothwendiges hält; sie zwingen den Mann, der doch fast immer der Erfahrenere und Weltweisere ist, auch dazu, im Umgang mit einer unschuldigen Geliebten klug und ruhig, das heißt gut zu sein, sich nicht vom Weibe verführen zu lassen. Bebels Thesen über freie Liebe mögen schön und adlig sein und eine große Zukunft haben, obgleich die Genossen selbst immer höchst ungemüthlich werden, wenn sie ihre Wirkung einmal am eigenen Leibe erfahren müssen. Aber so lange die Frau social und wirthschaftlich hörig ist, so lange haftet ihr als Makel an, was an sich ja wahrlich kein Fehl genannt werden dürfte, und so lange hat sie ein ganz unzweifelhaftes, ein natürliches Recht, Rache zu nehmen an dem, der ihr die Ehre nahm. Eine rächt sich wohl wie Nana oder wie die anderen berühmten Romanvampyre, die eines Treulosen wegen über die ganze Männerwelt Vernichtung bringen; andere gehen vor Jammer ins Wasser, und nur die consequent Denkenden greifen zum Revolver. Bei den französischen Geschworenen im Seinedepartement besteht seit längerer Zeit die anständige und nachahmenswerthe Gepflogenheit, von noblen Banditen zu Grunde gerichtete Mädchen, die die Waffe gegen den Verführer erhoben, freizusprechen; diese Urtheile sollen eine gewisse, abkühlende Wirkung in weiteren Kreisen nicht verfehlt haben.

Es erübrigt, im Falle des Herrn Dr. Steinthal zu untersuchen, ob er sich thatsächlich der abscheulichen Verbrechen schuldig gemacht hat, deren ihn seine Geliebte jetzt bezichtigt; gerade wenn er, was man so nennt, rein und gentlemanlike aus der Affäre hervorgegangen und um einen sauberen Bruch besorgt gewesen wäre, könnte sein Verhalten typisch genannt werden. Das Mädchen lernte den in ständiger Geldklemme schwitzenden Studenten kennen und unterstützte ihn reichlich und selbstlos mit dem Gelde, das ihr die bittersüße Sünde in den Schooß warf. Dank ihrem Gelde konnte der Studiosus ins Examen steigen, mit ihrem Gelde befriedigte er die mannigfachen Bedürfnisse, die jungen Männerseelen innewohnen. Der Candidat kam dann in die Lage, sich eine Nachtglocke und ein Wartezimmer zuzulegen; Geschicklichkeit und Klugheit schufen ihm Ruf und nach der proletarischen Kundschaft auch zahlungsfähige. Nun ward das Mädchen, das ihn bislang bemuttert hatte, um eine Stufe herabgedrückt, nun begannen die Eifersüchteleien, nun

die Vorwürfe und die steten Verdächtigungen wegen einer Vergangenheit, die Niemand genauer gekannt hatte als der Studiosus, als er die unpassende Bekanntschaft schloß. Das Mädel hatte sich inzwischen närrisch in den Mann verliebt; sie nahm Geld von ihm, wie er vorher Geld von ihr genommen hatte, wie man es unter so intimen Freunden giebt und nimmt, glaubte indeß trotzdem unverbrüchliche Rechte auf seine Dankbarkeit und Zuneigung zu haben. Sechs Jahre lang dauerte das Verhältniß, eine Ewigkeit für Berliner Verhältnisse, und als es mit dem siebenten plötzlich enden sollte, da schien es dem leidenschaftlichen, betrogenen Weibe besser und gerechter, der Tragikomödie einen anderen Abschluß zu geben. In Steinthals Rechnung steckte wie in der des Herrn Ludwig Deutsch ein Divisionsfehler; die Zahlen stimmten nicht, gewannen dann Fleisch und Blut und erschlugen den Rechenmeister. Der Verlorenen aber sollte billiger Weise, was sie instinctmäßig that, als Handlung des Instinctes ausgelegt werden: man sollte eine in ihren Beweggründen klare That nicht verwirren und noch mehr beschmutzen, nur um einen Todten, der es nicht verdient, glorificiren und seine Mörderin, die ihrer Natur gehorchte, noch tiefer erniedrigen zu können.

Der Fall Sauke erinnert frappant an den der Witwe Dumaire in Paris, die, aus dem gleichen Milieu hervorgegangen, zu demselben Verbrechen getrieben worden war. Freigebig und gütig wie keine, hatte sie mit dem Lohn ihrer Sünde all' ihre armen Verwandten großherzig unterstützt und den Studenten Picart, den sie wahnsinnig liebte, völlig erhalten, ihm alle Mittel zum Studium gegeben. Nichts begehrte sie von dem Geliebten, als daß er ihr treu bleibe. Ihre uneigennützige Hingabe vergalt Picart damit, daß er sie nach mehrjährigem Verkehre verließ und sich verheirathete; auf die Briefe der Dumaire antwortete er anfänglich mit frechem Hohne, dann gar nicht mehr. Das verrathene Weib, dem diese Liebe Alles gewesen war, Reichthum, Glück und Leben, ging hin und tödtete den Freund. Dem Richter erklärte sie, daß sie ihn lieber zum zweiten, ja hundert Male ermorden als in den Armen einer Anderen wissen wollte.

Else Sauke hat die finstere Entschlossenheit dieser Medea nicht und versucht, sich niedlich herauszulügen. Aber der Unterschied im Charakter ist auch der einzige zwischen den Schicksalen beider Frauen, einem Schicksal, das Dank den Steinthals längst typisch und alltäglich geworden ist. Wenn die Richter keine Zeit dazu haben, sollten doch die Gesetzgeber es sich überlegen, ob die Hauptschuldigen an den Verzweiflungs-Thaten der donna delinquente nicht mitten unter ihnen und in der ersten Reihe derer sitzen, die sie zu vertreten die Ehre haben — unter Bildung und Besitz.

Caliban.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Jünger Schopenhauer's.

Geehrter Herr!

In dem Aufsatze von Moritz Brasch „Das Schopenhauer-Denkmal, ein kritischer Rückblick" in Nr. 28 der „Gegenwart" wird unter den jüdischen Anhängern und Ausbreitern der Lehre Schopenhauer's auch Philipp Mainländer genannt. Herr Brasch hat wohl aus dem Namen geschlossen, daß Mainländer Jude gewesen sei. Es ist das auch sonst schon geschehen. Der Name ist aber ein Pseudonym; der Philosoph hieß Philipp Batz und nannte sich Mainländer, weil er vom Main, aus Offenbach, stammte. Die Familie war christlich. Daher ist Mainländer an der angeführten Stelle fälschlich unter den jüdischen Schopenhauerianern genannt.

Hochachtungsvoll

Dr. phil. Fritz Sommerlad, Friedberg (Hessen).

Notizen.

Autorität und Volksbewußtsein. Ein Vorschlag von J. G. A. Walch (Dessau, Oesterwitz). Fürst Bismarck war es, der den Vertretern der Innungsverbände im April d. J. erklärte: Er habe früher geglaubt, daß unsere Wahlgesetzgebung in Preußen sowohl wie im Reiche auf Berufsgenossenschaften gegründet werden könnte, sodann, daß jede Berufsgenossenschaft das Recht habe, sich durch selbstständige Abgeordnete vertreten zu lassen. Er habe dafür kein Verständniß gefunden, und sei, solange er Minister war, zu vielen Kämpfen ausgesetzt gewesen, um sich dem zu widmen, was zu wenig Anklang im Reichstage gefunden hätte. Der Verfasser dieser Broschüre macht nun den Vorschlag, unser Wahlrecht im Interesse der wirthschaftlichen Berufsstände zu reformiren. Er denkt sich das folgendermaßen: Beträgt die Zahl der Reichstagsmandate rund 400, so würden bei acht Millionen abgegebener Stimmen zu einem Mandate 20000 gehören, mithin ein mit dieser Stimmenzahl Gewählter ein Mandat und ein mit dem Zehnfachen dieser Ziffer Berufener zehn Mandate bekleiden und so fort. Es ist daher geboten, dem Grundsatz Anerkennung zu verschaffen, daß einem Abgeordneten mehrere Mandate übertragen werden können und daß ein so Berufener bei den Entscheidungen mit dem Gewicht an Stimmen mitwirkt, welches ihm vom Volk verliehen ist. Die zersplitterten Stimmen werden unter die definitiv gewählten Vertreter aufgetheilt, indem man einem Jeden von ihnen so viel Stimmen zurechnet, als auf ihn nach der Zahl seiner Mandate entfallen. Da um eines Mandates willen nicht eine Berufung an das ganze Volk ergehen kann, so würde eine Ersatzwahl durch die Cooptation eines Mitgliedes geschehen müssen, und es würden bei derselben die einzelnen Abgeordneten wiederum nach dem Verhältniß der einem Jeden übertragenen Zahl von Mandaten mitwirken. Offenbar beruht das in Vorschlag gebrachte Verfahren auf freien und gerechten Grundsätzen und verhilft darum auch der wahren Meinung des Volkes zum unmittelbarsten Ausdruck. Nur darüber wird man noch Bedenken hegen, ob das Volk reif ist, sich in den zusammengehörigen Gruppen behufs der Wahlen zu vereinigen. Jedenfalls verdient Walch's Vorschlag Beachtung.

Einführungen in Shakespeare's Bühnendramen. Von W. Oechelhäuser. (Minden i. W., J. C. C. Bruns.) Das bekannte Werk des Shakespeare-Forschers und Interpreten ist in dritter, wesentlich veränderter Auflage erschienen. Den Besprechungen liegt nicht mehr die Bühnenbearbeitung der Shakespeare'schen Dramen, welche Oechelhäuser selbst besorgt hatte, zu Grunde, sondern der Text unserer populärsten und besten Uebersetzung, derjenigen von Schlegel und Tieck. Die wesentliche Bedeutung der Oechelhäuser'schen Einführungen liegt in der einfachen klaren Darlegung der Charaktere, die stellenweise erweitert wurde. Dadurch kommt das Werk seinem Hauptzweck, den darstellenden Künstlern ein treuer und zielbewußter Berather und Freund zu sein, noch näher als bisher. Möge also diese werthvolle Publication nicht nur bei Gelehrten, Künstlern und Literaturfreunden Verbreitung finden, sondern auch bei dem Laienpublicum, von dem ja im letzten Grunde das Repertoire der Bühnen abhängt.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien:

Autorität
und
Volksbewußtsein.

Ein Vorschlag
zur Reform des Wahlrechts
im Interesse der wirthschaftlichen Berufsstände.
Von
J. G. A. Walch.

Preis: 50 Pfge.

Hermann Oesterwitz,
Kgl. Hofbuchhandlung, **Dessau.**

Größtes Lesecabinet d. Königstadt!!

Außer **150** verschiedenen politischen u. Fachzeitungen liegt auch die **„Gegenwart"** bei mir aus.

Empfehle **reichhaltige Frühstückskarte, helle und dunkle Biere vom Faß, Bouillon u. warme Pasteten.**

F. W. Gumperts Conditorei,
Berlin C., Königstraße 23/24.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Auch direct zu beziehen durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalischerdige Eisentriuk-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Soeben erschien:

Zimmermann, Tante Eulalias Romfahrt.

17 Bogen 8°

mit bildlichem Schmuck von **Kunz Meyer,**

in hochelegantem farb. Umschlag, geh. Preis M. 3.—.

Das Buch, in welchem der als Kunsthistoriker bekannte Verfasser sich als feinsinniger Erzähler zeigt, behandelt mit liebenswürdigem Humor und feiner Satire die ergötzlichen Erlebnisse einer enthusiastischen deutschen Kleinstädterin und ihrer Gefährtin in der Ewigen Stadt.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Hierzu eine Beilage von **Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 36. Berlin, den 7. September 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: 25jährige Bilanz des Deutschen Reiches. Statistisches von Fab. Landau. — Sociales Frauenrecht und das bürgerliche Gesetzbuch. Von J. Leuthold. — **Literatur und Kunst.** Bemerkungen über Friedrich Nietzsche. Von Eduard von Hartmann. — Goethe's Beziehungen zur Philosophie. Von Moritz Brasch. — **Feuilleton.** Der Thalia-Ring. Eine beinah wahre Geschichte. — **Aus der Hauptstadt.** Classenjustiz. Von Prinz Vogelfrei. — Notizen. — Anzeigen.

25jährige Bilanz des Deutschen Reiches.

Statistisches von Fab. Landau.

Nach Eckermann's Mittheilung soll Goethe den Satz „Zahlen regieren die Welt" mit den Worten begleitet haben: „wenigstens zeigen sie, wie sie regiert wird." Man könnte obige These dahin ergänzen: die Zahlen zeigen, wie die Welt regiert werden soll. Wenn unter Régime die Bedingungen zur vollsten und bestmöglichsten Entwickelung der culturellen Zustände eines Volkes verstanden werden, so können uns die Zahlen, mittels denen die Verhältnisse eines Landes zu denjenigen anderer Staaten oder Zeiten ausgedrückt werden, zeigen, wie es regiert wird oder auch wie es regiert worden ist.

Die Staatsverwaltung des Deutschen Reiches in ihrer Beziehung zur industriellen und gewerblichen Entwickelung im ersten Vierteljahrhundert seines Bestandes kann daher mit abstracten Zahlen sehr gut geschildert werden. Wir wollen nun manche Verhältnisse in Deutschland, die mittels Zahlen auszudrücken sind, auf ihren Zustand im Jahre 1870 und jetzt prüfen.

Das Resultat der verbesserten sanitären und hygienischen Maßregeln ersehen wir aus den 29% (von 100 bis 71), um welche die Sterblichkeit abgenommen hat. Auch die Anzahl der Todtgeborenen — größtentheils eine Folge des schwachen Zustandes der Eltern — ist um 20% zurückgegangen. Obwohl die Eheschließungen um 7% und die Geburten um 5% jetzt weniger als 1870 sind, hat sich doch die Volkszahl um fast 27% — mit den Eroberungen um 32% — vermehrt, welches demnach der günstigeren Sterblichkeitsziffer zu verdanken ist. Die 10%, um welche die Unehelichgeborenen jetzt weniger sind, geben der Erstarkung der moralischen Lebensweise in der Bevölkerung kein ungünstiges Zeugniß.

In welchem Maßstabe die Ausbeutung der Bergwerke und die productive Thätigkeit in den Salinen und Hütten in Deutschland gestiegen sind, sollen folgende Daten ergeben. Um nicht mit langen Zahlenreihen zu ermüden, haben wir die Quantitäten wie auch den Werth der Erzeugnisse des Jahres 1870 als 100 angenommen und geben die jetzige Production im Verhältniß zur damaligen nur mit den differirenden Procentsätzen an.

Die Förderung von Steinkohlen stieg um 193%, der Werth derselben hingegen um 230%. Die Ausbeutung von Braunkohlen ist jetzt beinahe das Dreifache und deren Preis um 270% höher. Eisenerze werden jetzt 224% mehr als früher gefördert, deren Mehrwerth aber nur 177% Plus repräsentirt. Zinkerz stieg im Quantum um 133 und im Werthe um 122%. Bleierz wird zwar um 69% mehr gefördert, der Preis hingegen hat um 28% abgenommen. Kupfererz stieg in Menge um 191 und im Werth um 291%. Silber- und Golderze haben im Quantum und Preis ziemlich gleichmäßig (um 80%) zugenommen. Schwefelkies, Vitriol- und Alaunerze werden jetzt um 2% mehr erzeugt, sind dagegen aber um 34% weniger werth. Die Production von Steinsalz ist jetzt größer um 547% und der Preis höher um 232, diejenige von Kalisalzen um 468 resp. 342%. Die Menge aller zu Tage geförderten Bergwerksproducten stieg um 206% und deren Werth um 192%. Aus wässeriger Lösung werden jetzt ca. drei Mal so viel Salze gewonnen, deren Preis ist um 443% gestiegen.

Die Entwickelung der Hüttenproduction kann mittels folgender Zahlen ausgedrückt werden. Die Gesammterzeugnisse haben um 310%, deren Werth aber nur um 139% zugenommen. Zu diesem mißlichen Verhältnisse hat das Silber, welches zwar das Fünffache erzeugt wird, aber an Werth nur auf das Dreifache stieg, ferner Roheisen, welches 286% mehr producirt wird, doch an Werth nur um 125% zugenommen hat und Blei — Menge Plus 81%, Werth Minus 15% — beigetragen. Zink hat an Masse und Werth um ca. 125% zugenommen. Gold wird 372 an Quantum und 390% an Werth mehr producirt und Kupfer 552 resp. 259% mehr.

Die Erzeugung von Rohzucker und Melasse in den Rübenzuckerfabriken stieg um 741 und um 420%. Die Gewinnung von Branntwein hat um 12% abgenommen, diejenige von Bier hingegen um 150% zugenommen, und es entfällt jetzt pro Kopf der Bevölkerung beinahe das doppelte Quantum als im Jahre 1870.

Die Erzeugnisse der Landwirthschaft sind zu sehr den zeitweiligen elementaren Einflüssen unterworfen, um aus der Production verschiedener Jahre auch nur annähernd einen Schluß auf die Ergiebigkeit des Bodens ziehen zu können; der internationale Handel hingegen, der von einer Nation betrieben wird, ist ein Hauptfactor, um die Rührigkeit und den gesteigerten Consum eines Volkes beurtheilen zu können.

Die Ein- und Ausfuhr einiger wichtiger Waarenartikel gestaltete sich wie folgt:

Der Import von Weizen hat um 290% zu-, der Export um 85% abgenommen. Roggen wird jetzt um 60% mehr ein- und um 70% weniger ausgeführt. Bei Gerste differirt die Einfuhr sogar um 867% mehr und die Ausfuhr um 75% weniger. Hafer müssen wir 130% mehr beziehen und schicken nur den fünften Theil im Verhältniß zu 1870 fort. Mehl und Mühlenfabrikate führen wir jetzt dagegen das Doppelte aus und brauchen vom Auslande nur den vierten Theil. Hülsenfrüchte beziehen wir jetzt ca. 50% mehr und an ausländischen Weinen das Doppelte als vor 25 Jahren. Baum- und Leinöl werden um 177 resp. um 105% mehr importirt. An Kaffee beziehen wir ca. 30%, an Tabak ca. 60%, an Butter 125% und an Petroleum sogar 550% mehr. Heringe führen wir jetzt um 150% mehr ein und 90% weniger aus.

Bei Pferden ist die Einfuhr um 20% gestiegen und die Ausfuhr um 75% gefallen. Hornvieh kaufen wir vom Auslande 90% mehr. Unser Bedarf an auswärtigen Schweinen und Schafen ist ziemlich derselbe geblieben, dagegen hat die Ausfuhr von Schweinen beinahe ganz und die von Schafen um 80% abgenommen.

Der Import von Rohproducten der Textilindustrie hat enorm zugenommen, und da der Export sehr zurückging, so beweist dies, wie stark unsere Industrie sich entfaltet hat.

Rohe Baumwolle führen wir jetzt 180% mehr ein und nur 1% mehr aus. Schafwolle sogar 333% mehr ein und 41% weniger aus, Flachs und Hanf ist mit einem Plus von ca. 25% bei beiden Posten zu verzeichnen. Bei Leinengarn und Zwirn ist die Einfuhr dieselbe geblieben und hat die Ausfuhr um $^1/_3$ abgenommen. Baumwollengarne importiren wir nur 30% mehr, geben aber 158% mehr ab. An Wollengarnen ist die Production in Deutschland derartig gestiegen, daß man nur $^2/_3$ mehr als 1870 von Auswärts kommen lassen muß und dagegen $1^1/_2$ Mal mehr versenden kann. Doch die größte Leistungsfähigkeit hat die deutsche Industrie an der Fabrication von Baumwollen- resp. Wollen-Waaren erlangt. Der Import dieser Artikel ging zurück um 10 resp. um 73%, wogegen der Export um 242 beziehungsweise um 71% zunahm.

Der Handel mit rohen Rindshäuten stieg um 134% in der Ein- und um 280 in der Ausfuhr. Die größte procentuelle Steigerung der Einfuhr finden wir bei Soda (1560%) und bei Salpeter (1690%).

Da uns der damalige und jetzige Im- und Export, wie auch die einheimische Production bekannt ist, so können wir den Consum per Kopf der jeweiligen Bevölkerung ermitteln.

In dieser Periode stieg der Verbrauch folgender Artikel in nachstehenden Verhältnissen:

Bier um 39%, Reis um 54%, Salz um 56%, Zucker um 84%, Rohe Baumwolle um 92%, Kohlen um 96%, Heringe um 99%, Roheisen um 164%, Petroleum um 542% und Südfrüchte um 1446%.

Abgenommen hat der Verbrauch an Thee um 79%, Branntwein um 63%, Tabak um 35% und Kaffee um 9%.

Der Verkehr, diese sichtbare Circulation der Lebenssäfte im Körper der Menschheit, hat in dieser kurzen Spanne Zeit von 25 Jahren außerordentlich große Dimensionen angenommen, welche wir mit nachstehenden Zahlen ausdrücken können.

Der Bestand an Seeschiffen in Deutschland ging zwar zurück um 18% (u. zw. Segelschiffe nahmen ab um 38%, wogegen Dampfschiffe um 650% zunahmen), deren Tragfähigkeit stieg hingegen um 67%. Die Zahl der angekommenen Seeschiffe nahm zu um 71% und deren Tragfähigkeit um 745%.

Die Länge der Eisenbahnen ist jetzt $1^1/_2$ Mal mehr als im Jahre 1870 — im Besitz des Staates befinden sich jetzt 386% mehr Bahnen als damals. — Das Anlagecapital hat im Verhältniß noch mehr als das Eisenbahnnetz zugenommen u. zw. um 190%. Die Einnahmen sind weniger als die Ausgaben gestiegen. Erstere um 190, Letztere um 248%, und obwohl der Netto-Ueberschuß jetzt 128% mehr beträgt, so verzinst sich das Anlagecapital doch um $^1/_5$ weniger als 1870. Der Besitz an Locomotiven, Personen- und Güterwagen ist in fast genau denselben Progressionen gestiegen, nämlich um das Dreifache. Befördert werden 377% mehr Tonnenkilometer und drei Mal so viel Personenkilometer.

Die Entwickelung des Post- und Telegraphenverkehrs kann mit folgenden Daten illustrirt werden. Die Anzahl der Anstalten stieg um 542% ähnlich zu derjenigen der Briefsendungen (546%). Packete ohne Werth werden jetzt vier Mal so viel befördert. Briefe und Packete mit Werth $5^1/_2$ Mal mehr. Der deelarirte Werth nahm zu um 68%. Der Betrag der aufgegebenen Postanweisungen um 1630%. Die einzige Abnahme — um ca. 50% — finden wir bei „Postreisende". Die Länge des Telegraphennetzes stieg um 292 und diejenigen des Drahtes um 330%. Die eingegangenen Telegramme um 203 und die aufgegebenen um 212 %. An Porto und Telegrammgebühren werden jetzt per Kopf der Bevölkerung 95% mehr als im Jahre 1870 vereinnahmt.

Soeiales Frauenrecht und das bürgerliche Gesetzbuch.

Von J. Leuthold.

In zwei feindliche Lager hat sich die deutsche Frauenbewegung getheilt: Auf dem linken Flügel einzelne kraftvolle Führerinnen, die, mitten aus dem Bourgeoisstand herausgewachsen, Schulter an Schulter mit zielbewußten Proletarierinnen Sitz und Stimme im öffentlichen Leben zu erkämpfen suchen, auf dem rechten die große Schaar der Lehrerinnen, die hinter einer tonangebenden Oberin stehend für freie Berufswahl und ungehinderten Erwerb eintreten, jede öffentliche Aufgabe aber von sich weisen. Und während die Pfeile hin und her fliegen und fruchtlose Angriffe kostbare Zeit in Anspruch nehmen, vergessen die Kämpfer, daß es einen Boden giebt, auf dem sich beide Theile zu einem versöhnenden Wirken zusammenfinden können, wenn sie nur den ernsten Willen dazu haben: das private Recht.

Ein neues bürgerliches Recht ist im Anzuge. Zwei Lesungen des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches sind vollendet. Niemals war ein Augenblick günstiger, um aus der Kraft und Fülle unseres Zeitbewußtseins das Lebens- und Entwicklungsfähige herauszusuchen, die verrosteten Vorurtheile abzustreifen, mit denen das heutige private Recht die deutsche Frau in die grausamen Bande der Geschlechtsvormundschaft, der rechtlichen Unselbstständigkeit und der socialen Hülflosigkeit drängt, und ein Frauenrecht erstehen zu lassen, das dem weiblichen Geschlecht die Mittel giebt, ihr natürliches Erbtheil auszugleichen und sich selbstständig und ebenbürtig in dem grausam wüthenden Existenzkampf dem Manne zur Seite zu stellen. Man kennt die gewaltigen Angriffe, die gegen den Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches seit dem ersten Tage seiner Geburt gerichtet worden sind; man weiß, wie besorgt er sich von jedem Luftzug ferngehalten hat, der auch nur einen Hauch des modernen Zeitbewußtseins zu ihm hinübertragen könnte, mit welcher Scheu er ängstlich davor zurückgewichen ist, selbstschöpferisch mit neuen Ideen die morschen Bahnen des römischen Rechts zu durchbrechen. Nur im Familienrecht hat er nicht an allen Stellen dem Strom der Zeit ein zweitausendjähriges Mauerwerk entgegenzustellen vermocht.

Geschichte und Literatur sind niemals das Steckenpferd großer Staatsmänner gewesen. Wie man Reichsschatzsecretairen nicht zumuthen kann, daß sie sich ihre Vorschulkenntnisse über Schiller und Goethe bis in ihr spätes Alter hinein erhalten sollen, so würden die Redactoren des bürgerlichen Gesetzbuches es wohl als eine Versündigung gegen den heiligen Geist Roms empfinden, wollte man bei ihnen auch nur die leiseste Kenntniß von dem Leben und Wirken des edlen Schwärmers Claude Henri Graf von Saint Simon und seiner Nacheiferer voraussetzen. Und doch hatte unmerkbar der leuchtende Spruch des historischen Saint-Simonismus: „Die Gattin soll dem Gatten gleich sein in der Kirche, dem Staat, der Familie, und es soll an die Stelle des Individuums „Mann" das Individuum „Mann und Weib" treten", als siegendes Motto über dem grünen Tisch geschwebt und unbewußt die Feder geführt, die vielleicht erschreckt zusammengeknickt wäre, wenn sie sich auf diesem Wege ertappt hätte.

Der Entwurf hat die Frau aus der Verantwortungslosigkeit, die ihr bisher im Rechtsleben zugetheilt war, herausgehoben und ihr die volle Geschäftsfähigkeit verliehen. Während nach den meisten Landesgesetzen bis zum heutigen Tage die Ehefrau für unfähig erklärt wird, ohne die Genehmigung des Mannes Verpflichtungen und andere Rechtsgeschäfte einzugehen, es sei denn, daß sie in die Sphäre der Haus- und Wirthschaftsausgaben fallen, wird durch den Entwurf die ehemännliche Vormundschaft aufgehoben und der Frau das Recht eingeräumt, selbstständig jedwede Verpflichtung einzugehen, jedwede Vermögensverfügung zu treffen. Der Entwurf hat endlich auch der Frau als Mutter die ihr längst gebührende Stellung angewiesen. Es sollen nicht mehr alle Rechte der elterlichen Gewalt wie bisher dem Vater zufallen und auch nach dem Tode des Vaters die Mutter in der Erziehungsgewalt hintenangestellt werden, vielmehr hat das bürgerliche Gesetzbuch der Mutter grundsätzlich dasselbe Recht eingeräumt wie dem Vater. Bei Lebzeiten des Vaters tritt allerdings das Recht der Mutter vor dem Uebergewicht dieses in den Hintergrund; nach seinem Tode aber ist es nicht mehr wie bisher ein bestellter Vormund, sondern es ist die Mutter, der die väterliche Schutzpflicht in vollem Umfange zufällt.

Das sind zwei große Neuerungen, die sich für Harmlose fast wie die Fanfarentöne einer kommenden Zeit anhören. Die Frau wird als eigenes Rechtssubjekt mit selbstständigen Rechten und Pflichten anerkannt und von der Unselbstständigkeit befreit, zu der sie das bisherige bürgerliche Recht grausam verurtheilt hatte. Aber ist mit diesen, nach langem Kampf zwischen natürlichem Recht und angeerbtem Vorurtheil schwer abgerungenen Concessionen wirklich etwas für die Lösung der eigentlichen Frauenfrage in ihren verschiedensten Gestalten gethan? Neben dem sittlichen Recht, das der Frau als Gattin und als Mutter zusteht, giebt es noch ein soziales Recht, das sie als freidenkendes und freischaffendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft erheischen kann. Neben der Pflicht, der Frau eine würdige Stellung im Dasein einzuräumen, entsteht für den Gesetzgeber die Nothwendigkeit, ihr die natürlichsten Daseinsbedingungen zu schaffen. Nur dann kann der Gesetzgeber seiner großen Aufgabe gerecht werden, wenn er das Recht der Frau als einen innerhalb des Privatrechts sich erhebenden Unterbau des Socialrechts aufzufassen genügend Kraft und Verständniß hat.

Aber gerade hier zeigt sich wieder der ganze antisociale Geist, der Sclavengeist Roms, der den Entwurf beherrscht.

Werfen wir nur einen Blick auf das Gesinderecht.

Auch die Commission zweiter Lesung hat die dringend geforderte Reform des Gesinderechts nicht in den Bereich ihrer Neuordnung aufgenommen und will es bei den geltenden Gesindeordnungen bewenden lassen. Es ist bekannt, daß in den meisten deutschen Staaten, vor allem in Preußen, die Gesindeordnungen noch vielfach an die Zustände einer überwundenen Culturperiode erinnern. Der Dienstherrschaft ist ein „gelindes Züchtigungsrecht" zugesprochen, dessen nähere Definition den unteren Polizeibehörden anvertraut ist. Jedes Verantwortungsrecht ist dem Dienstboten, bei Vermeidung sofortiger Entlassung entzogen. Mit Gewalt kann, entgegen allen bestehenden Vorschriften für andere Dienst- und Arbeitsverhältnisse, das Gesinde zum Verbleiben im Dienste angehalten und zur Wiederaufnahme des Dienstes bis zum Ablauf des Contracts gezwungen werden. Die Frage der Pflege in Krankheitsfällen, des Ersatzes der Curkosten ist in unzureichendster Weise geregelt. Und dabei fehlt jegliche gesetzliche Bestimmung, welche einer Schädigung der Gesundheit durch Ueberbürdung mit Arbeiten, durch Zuweisung ungesunder Schlaf- und Arbeitsstellen vorbeugen könnte. Einige dürftige polizeiliche Verfügungen haben in einigen Städten die Unterlassungen des Gesetzes mit wenig Geschick nachzuholen versucht.

Die Gesindefrage ist eine der brennendsten Fragen des öffentlichen Lebens geworden, an der man ohne Beachtung nicht mehr vorübergehen darf. Es wäre doch wenigstens Pflicht des bürgerlichen Gesetzbuchs gewesen, durch feste Vorschriften dem Gesinde die zu Mahlzeiten, zum Schlafe und zur Besorgung ihrer Angelegenheiten nothwendige Zeit zu gewähren, ihnen gesunde Schlafräume zuzuweisen, überhaupt alle Einrichtungen zu treffen, daß die persönlichen Güter des Dienstboten: Gesundheit, Arbeitskraft, Sittlichkeit nicht Gefahr leiden. Sehen wir auf das Vorbild, das die Gewerbe- und Fabrikgesetzgebung der europäischen Culturstaaten längst nach dieser Richtung hin zu geben sich bemüht, so erscheint es wahrlich hoch an der Zeit, daß auch das Privatrecht seinen trägen Conservativismus überwinde und dem von dem öffentlichen Recht gegebenen Beispiele folge.

Derselbe Mangel an socialem Verständniß tritt uns entgegen, wenn wir die ungenügende Regelung betrachten, die die Entschädigungsansprüche verführter weiblicher Personen im Entwurf gefunden haben. Die sogenannte „öffentliche Meinung" hat nur selten ein Wort des Mitleids für die Opfer der Verführung und unterdrückt jede menschliche Regung mit dem Hinweis auf das Selbstverschulden, ohne das Uebergewicht zu bedenken, das gerade in geschlechtlicher Beziehung dem männlichen Geschlecht innewohnt.

Das bürgerliche Gesetzbuch hat sich ganz den „herrschenden" Anschauungen angeschlossen. Seine bezüglichen Vorschriften zeigen eine solche Dürftigkeit, daß man der herben Behauptung nichts entgegenzuhalten weiß, der Entwurf habe sich der Eigenthumsinteressen der Besitzenden weit mehr angenommen, als der Geschlechtsinteressen der besitzlosen Volksclassen! — Der Entwurf hat die „Deflorationsklage" vollständig beseitigt. Der deutsche Gerichtsgebrauch, der im Anschluß an das kanonische Recht dem treulosen Verführer die Verpflichtung auferlegte, die Betrogene zu heirathen oder sie mit ausreichendem Vermögensersatz abzufinden, wird aufgehoben und der Verführten das Recht versagt, irgendwelche Ansprüche, sei es auf Heirath, sei es auf Ausstattung, sei es auf Entschädigung geltend zu machen. Die „Motive" entschuldigen dies Vorgehen damit, daß die Deflorationsklage aus „allgemeinen Gründen" sich nicht rechtfertigen lasse und deren Zulassung gegenwärtig nur dazu diene, die Unsittlichkeit zu fördern. Bei den angeblichen „allgemeinen Gründen" vergessen sie aber, daß nach dem Standpunkte, den auch sonst der Entwurf in der unehelichen Geschlechtsgemeinschaft angenommen hat, die zwischen dem Mann und der Verführten bestehenden Rechtsverhältnisse einen familienrechtlichen Charakter an sich tragen! Und hinsichtlich der angeblichen „Förderung der Unsittlichkeit" steht ja nichts im Wege, dem Mann in Gemäßheit der gemeinrechtlichen Praxis die Einrede zu verstatten, daß er zu dem außerehelichen Umgang von der Verführten selbst veranlaßt worden sei. Die Motive verweisen auch auf die Möglichkeit des Schadenersatzes für unerlaubte Handlungen. Wann aber stellt

sich die Vollziehung des Beischlafs als strafbare Handlung dar? — Wenn aber der Entwurf sogar das Eheversprechen des Verführers oder den förmlichen Brautstand für gleichgültig erklärt und nicht einmal der verführten und dann verlassenen Braut irgend einen Ausstattungs- oder Abfindungsanspruch gegen den Bräutigam einräumt, so dürfte sich der Gesetzgeber wohl keiner Täuschung darüber hingegeben haben, daß er mit dieser Connivenz gegen den männlichen Theil gewisser Gesellschaftsschichten dem gesunden Rechtsgefühl des deutschen Volkes geradezu ins Gesicht schlägt und Tausende armer unglücklicher Mädchen von Rechtswegen ins Elend treibt! —

Was will es dagegen verschlagen, wenn der Entwurf sich wenigstens so weit herabläßt, den unehelichen Kindern gewisse Alimentenansprüche zu gewähren. Auch diesen braucht nach dem ersten Entwurf der uneheliche Vater nur den „nothdürftigen" Lebensunterhalt zu gewähren, und auch nur bis zum 14. Lebensjahre. Wenn auch nach dem zweiten Entwurf diese Pflicht des Vaters bis zum 16. Lebensjahre des Kindes erhöht ist, so ist doch damit auch nicht annähernd seiner sittlichen Pflicht Genüge geschehen. Will man nicht, daß die arme Mutter zu der schweren Kette von seelischen Leiden, Schmerz und Mißachtung noch den größten Teil der Unterhaltungspflicht der Kinder tragen soll, so muß man unbedingt verlangen, daß bei Bemessung des Geldbeitrags das Bedürfniß „standesgemäßer" Erhaltung und Erziehung den Ausschlag giebt, daß ferner die Unterhaltspflicht des Vaters so lange dauert, als das Kind sich selbst zu ernähren nicht im Stande ist, unter Umständen also — bei geistigen oder körperlichen Gebrechen — sein ganzes Leben hindurch fortdauert; alles dies natürlich nur, insoweit die Vermögensverhältnisse des Vaters dies gestatten. Die Sorge für das Kind ist eine natürliche, gemeinschaftliche Elternpflicht, und der Sinn der niederen Volksclassen wird es niemals begreifen, wenn der wohlhabende Vater sein Kind durch Gewährung eines kargen Unterhalts in das Proletariat hinabstößt. Möge der Staat sich zur rechten Zeit bewußt werden, daß aus diesen unwürdigen Mißverhältnissen eine Quelle der schärfsten socialen Gegensätze entspringt, die auch in der Criminalstatistik seit Jahren ihre treffendsten Belege erhält! —

Daß auch in der Ehe selbst, trotz der „vollen Geschäftsfähigkeit", die der Ehefrau verliehen ist, sich noch empfindliche sociale Härten finden, zeigt uns am besten die Vorschrift, wonach der Ehefrau auch nicht der geringste Antheil an der ehelichen Errungenschaft gewahrt wird, so daß die sich dem Geschäft oder einem anderen Erwerbszweig widmende Ehefrau keinen Pfennig zugleich für sich erarbeitet. Der Schutz des Arbeitserwerbes — die natürliche Forderung ausgleichender Gerechtigkeit — ist damit für die Ehefrau beseitigt. Eine schwere Benachtheiligung der Frau, insbesondere bei ungeordneten ehelichen Verhältnissen, bedeutet es ferner, daß die Ehefrau zu Rechtsgeschäften, durch die sie sich zu persönlichen Leistungen verpflichtet, der zuvorigen Zustimmung des Ehemannes bedarf. Eine Ehefrau, die den Beruf als Lehrerin, Malerin, Modistin ausüben will, ist an die Einwilligung des Mannes gebunden. Versagt er sie, vielleicht aus Chicane oder aus Mangel an Einsicht, so kann der etwa eingegangene Vertrag ohne Kündigung wieder aufgehoben werden.

Wie sich der Entwurf hier von dem Boden des praktischen Lebens entfernt, so läßt er auch die Grundsätze der Billigkeit und Gerechtigkeit außer Acht bei den Bestimmungen, die er über die Folgen der Ehescheidung trifft. Hier hat unter seiner Härte die geschiedene unschuldige Frau zu leiden. Der Entwurf beseitigt die bisherigen Ehescheidungsstrafen des gemeinen und preußischen Rechts und legt dem für allein schuldig erklärten Theil lediglich die Verpflichtung auf, dem unschuldigen Ehegatten einen Unterhalt zu gewähren, „wenn und so lange dieser wegen Vermögenslosigkeit und Erwerbsunfähigkeit sich selbst zu ernähren nicht im Stande ist." Darüber hinaus ist er zu nichts verbunden; von einer Entschädigung oder Abfindung ist nicht die Rede. Stirbt der schuldige Gatte, so hat der unschuldige Theil, obwohl er durch die Scheidung schon seines Erbrechtes verlustig gegangen ist, gegen dessen Erben, selbst im Falle der dringendsten Noth, keinen Anspruch auf Fortzahlung des Unterhalts.

Man stelle sich nur die Ungerechtigkeit vor, wenn eine gebildete, vermögenslose Frau, die sich von ihrem Ehemanne wegen wiederholten Ehebruchs desselben oder wegen schwerer Mißhandlungen hat scheiden lassen, von dem Ehevermögen, dessen Wachsthum vielleicht zum großen Theil ihrem Fleiß und ihrer Sparsamkeit zu verdanken ist, keinen Pfennig empfängt, sondern durch das Gesetz zunächst auf den kümmerlichen Erwerb als Näherin oder Stickerin verwiesen wird; erst soweit dieser mühevolle Erwerb zu ihrem Unterhalte nicht ausreicht, tritt eine Pflicht des geschiedenen Mannes ein, während dieser vielleicht im Reichthum schwelgt! Stirbt der Mann, so fällt auch diese seine Pflicht fort, und zuletzt muß die Frau, wie Gierke das anschaulich schildert, während die Erben des geschiedenen Mannes sich des Vermögens erfreuen, der öffentlichen Armenpflege zur Last fallen!

Der Entwurf zweiter Lesung hat diese Grausamkeit wenigstens insoweit zu mildern gesucht, als er den Unterhaltsanspruch der unschuldigen Frau schon dann zugesteht, wenn die Einkünfte ihres Vermögens, und, sofern sie nach ihrem Stande sich durch Arbeit den Unterhalt zu verschaffen pflegt, das dadurch Erworbene zu ihrem Unterhalte nicht ausreichen. Auch auf die Erben soll bis zu einem gewissen Maße die Unterhaltspflicht übergehen. Immerhin hält auch der zweite Entwurf im Princip an der Auffassung fest, mit der die Motive die Härte der ersten Lesung zu verdecken suchten: daß es dem Wesen der Ehe widerstrebe, sie einem auf vermögensrechtliche Vortheile gerichteten Rechtsgeschäft gleichzustellen und als Quelle solcher Vortheile rechtlich zu behandeln. Er übersieht, daß die Anerkennung eines vermögensrechtlichen Ausgleichs für verletzte rechtliche Interessen keineswegs dem Berechtigten einen Vortheil gewährt, sondern sich für diesen nur als eine Ersatzleistung für eine auch in die Vermögensinteressen tief eingreifende Schädigung, als ein nothwendiger Act natürlicher Gerechtigkeit darstellt.

Die völlige Lebensgemeinschaft zwischen den Gatten führt auch die beiderseitige Theilnahme an den Vermögensverhältnissen herbei und legt namentlich dem Manne die Pflicht auf, wenn er dem anderen Theil als Schuldiger den Anlaß zur Scheidung giebt und so seinerseits ihn durch sein Verhalten des Rechts auf die gedachte Theilnahme beraubt, seiner Frau ein seiner Lebensstellung, seinem Vermögen und seiner Erwerbsfähigkeit entsprechendes Einkommen zu gewähren. Die „Motive" scheinen freilich auch darin einen Hauptvorzug ihrer unbilligen Vorschriften zu erblicken, daß sie geeignet seien, eine mittellose Gattin, von der Anstellung der Scheidungsklage, auch im Falle der schwersten Verschuldung des anderen Gatten, abzuschrecken. Diese Rechtfertigung ist geradezu unverständlich. Bildet nicht die Androhung einer umfassenden Entschädigungspflicht einen viel stärkeren Damm gegen die Verletzung der ehelichen Pflichten? Welcher ungesunde und gewaltsame Zustand, wenn durch die Beschränkung der Unterhaltspflicht dem unschuldigen Theil die Beantragung der Scheidung möglichst verleidet werden soll!

Wohin wir sehen: überall würdig gekünstelte Technik und orthodoxe Starrheit lebensvolle Probleme zu ungesunden und fortschrittsfeindlichen Schemen herab. Ein Gesetzbuch, das mit solchen Waffen in das nächste Jahrhundert zieht, wird in dem socialen Kampfe des Weibes mit dem Manne nur neue Gegensätze schaffen, neuen Zwiespalt entfesseln.

Literatur und Kunst.

Bemerkungen über Friedrich Nietzsche.

Von Eduard von Hartmann.

Nietzsche beklagt sich oft darüber, daß die Deutschen seine Bücher nicht verstehen, und entschuldigt dies damit, daß diese Bücher zu tief für das Verständniß der Lebenden seien. Vielleicht ist es doch nicht unmöglich für einen unbefangenen Dritten, Nietzsche besser zu verstehen, als es ihm selber von seinem subjectiven Standpunkt aus möglich war. Allerdings ist Nietzsche's schriftstellerische Eigenart nicht dazu angethan, das Eindringen in seinen Gedankenkreis leicht zu machen. Denn sie mißachtet grundsätzlich alle Methodik und Systematik und ist ebenso unfähig zu einem architektonischen Aufbau wie zu einer zusammenhängenden logischen Entwickelung. Alle seine Werke sind Sammlungen von aphoristischen Gedankenspähnen, die bald epigrammatisch zugespitzt, bald zu Excursen ausgesponnen sind. Man kann die Lectüre gleich gut an jeder beliebigen Stelle beginnen und beenden; wie er selbst an den Werken früherer Philosophen (mit Ausnahme Schopenhauer's) nur genascht zu haben scheint, so sind auch seine Werke ganz dazu angethan, um nur daran zu naschen, während sie eine zusammenhängende Lectüre erschweren. Er kommt zwar planlos vom Hundertsten in's Tausendste, aber man darf dieses Irrlichteliren doch nicht Ideenflucht nennen, weil es sich um wenige Grundgedanken, die sein ganzes Vorstellungsleben beherrschen, im Kreise dreht und von allen Abschweifungen immer wieder auf diese zurückkommt, was bei der Ideenflucht nicht der Fall ist. Da er keine Wahrheit gelten läßt, so ist seine Rede auch nicht Ja oder Nein, sondern Ja und Nein; es giebt kaum eine Stelle, zu der nicht eine andere Stelle das Gegentheil behauptete. Er hat mit dem Realdialectiker Bahnsen darin Aehnlichkeit, daß er die scheinbar widerspruchsvollen Erscheinungen mit Vorliebe aufsucht und an dem Widerspruch sein Behagen hat, ohne sich um eine synthetische Ueberwindung desselben und um eine Auflösung seines Scheines zu bemühen.

Auch durch Einblick in seine Stellung zu anderen ist es nicht leicht, sich über Nietzsche's eigentliche Meinung zu orientiren, weil er nur da urtheilt, wo sein Affect erregt wird, wo er lieben oder hassen muß, und weil der Affect ihn immer zu Uebertreibungen nach der einen oder anderen Seite fortreißt. Nichts ist ihm widerwärtiger als affectlose Objectivität, die er für laue Gesinnungslosigkeit hält. Er erachtet es für die Aufgabe der Kritik, ihren Gegenstand verächtlich zu machen, sei es dadurch, daß sie ihn verspottet, verhöhnt und lächerlich zu machen sucht, sei es dadurch, daß sie ihn mit Pathos unter die Füße tritt. Wenn es schwer ist, aus dem cynischen Sarkasmus des sceptischen Kritikers auf seine positiven Ansichten zu schließen, so ist es fast noch schwerer, dieselben aus dem sybillinischen Orakelton und dem verzückten dithyrambischen Schwung des Propheten zu entnehmen. In beiden Rollen beraucht der Schriftsteller Nietzsche sich an Worten und sprachlichen Wendungen, sei es, daß er sie zu Dolchen schleift und seines Gift in sie versteckt, sei es, daß er sich auf den Schwingen der Dichtung in die Abgründe des Chaos versenkt oder über die letzten Federwölkchen in den blauen Aether erhebt. Wo er Positives zu geben scheint, wird er geflissentlich dunkel, um den Leser eine unabsehbare Gedankentiefe ahnen zu lassen, die doch nur in's Leere weist, wie am Schlusse des Zarathustra.

Unter allen diesen Erschwerungen aus den Wortverfüllungen den positiven Gedankenkern herauszuschälen, wäre eine fast aussichtslose Arbeit, wenn dieser Gedankenkern reich, vielseitig und umfassend wäre. Aber die Sache wird dadurch erleichtert, daß er so sehr arm und eng ist, und sich auf ein paar dürftige Gedanken zurückführen läßt, die in den verschiedenartigsten Wendungen immer neu variirt werden. Die Armuth seines Gedankengehalts wäre in einer methodischen und systematischen Darstellung sofort zu Tage getreten und konnte sich nur hinter einer aphoristischen Geistreichelei verbergen, die immer wie die Katze um den heißen Brei herumgeht und dabei zierliche oder groteske Sprünge macht.

Die von Stein hervorgehobene Verwandtschaft Nietzsche's mit den Cynikern hat wohl als geschichtliche Parallele ihr Interesse, ist aber jedenfalls für Nietzsche selbst nicht von Einfluß gewesen. Der Ausgangspunkt Nietzsche's ist und bleibt Schopenhauer's Wille zum Leben, der bereits die beiden Seiten: Wille zur Macht und Wille zur Erkenntniß, unter sich begreift. Beide auf ihren Höhepunkt gebracht, steigern den Menschen zum Uebermenschen in seiner Doppelseitigkeit als Tyrannen und Philosophen. Schopenhauer's exoterische Mitleidsmoral war schon von anderen vor Nietzsche als eine Inconsequenz in Schopenhauer's System nachgewiesen, welches vielmehr verbieten sollte, das Leid des Nächsten zu verringern, da es ja doch für ihn der Weg des Heiles ist. Gegen die Heteronomie der christlichen Moral kämpft er noch eifriger als Schopenhauer, indem er den Kampf gegen die Mitleidsmoral damit verschmilzt. Die heteronome christliche Moral des Mitleids verwirft er als eine Heerden- oder Sclavenmoral der Schwäche und stellt ihr die Herrenmoral der Kraft und der Vornehmheit gegenüber. Die Unterschiede in der sittlichen Qualification der oberen und niederen Stände überspannt er zu einer zwiefachen Moral und verlangt eine Umwerthung aller Werthe, die die Sclavenmoral geprägt hat. Da er der Masse des Volkes jede Bedeutung abspricht, außer der, Knecht ihrer Herren zu sein, so bleibt nur die Aristokratie von Werth; aber auch ihr Werth reducirt sich darauf, von Zeit zu Zeit Uebermenschen aus sich zu züchten, die entweder Tyrannen oder sceptische Philosophen oder beides abwechselnd werden. Der „Uebermensch", der Träger einer neuen Moral, die jenseits von gut und böse ist, entpuppt sich zuletzt als Unmensch, als die Bestie im Menschen, die nach Abstreifung aller Hüllen der moralischen Instincte atavistisch wieder hindurchbricht, als die bête humaine Zola's, als das „frohlockende Ungeheuer", das in der „Unschuld seines Raubthiergewissens" „vielleicht von einer scheußlichen Abfolge von Mord, Niederbrennung, Schändung, Folterung mit einem Uebermuthe und seelischem Gleichgewicht davon geht, wie als ob nur ein Studentenstreich vollbracht sei" („Zur Genealogie der Moral", S. 21). Nicht die wohlthätigen, organisatorischen Wirkungen schätzt Nietzsche an dem Ideal des Tyrannen, sondern den rücksichtslosen Muth des Verbrechens, die ungenirte Aeußerung des Zerstörungstriebes, den er selber in That umzusetzen sich zu schwach fühlt, den aber jeder elende Negerdespot besitzt.

Der Geist war zuerst zum tragsamen Kameele geworden, indem er sich dem „Du sollst" geduldig beugte; dann hatte er sich aufgebäumt zum Löwen, zu der Bestie, die durch ihr „ich will" sich Freiheit erringt zu neuem Schaffen, aber selbst noch keine neuen Werthe schafft; endlich war er zum unschuldigen Kinde geworden, daß nur noch im seligen Vergessen mit sich und in sich lachend spielt und weltverloren in dem Spiel seiner Phantasie sich seine Welt gewinnt. („Also sprach Zarathustra" Bd. I, S. 29—32.) So ist der Wille zur Macht umgeschlagen in den thatlosen Willen des lachenden Gedankenspiels. Damit ist aber zugleich eingestanden, daß der Wille zur Macht nicht das letzte Wort Nietzsche'scher Philosophie ist.

Dieses Schaukelspiel zwischen weltgierigem Willen zur Macht und weltflüchtigem Willen zum lachenden Gedankenspiel ist die letzte und endgültige Form, in welcher der Schopenhauer'sche Wille zum Leben sich bei Nietzsche darstellt. Schon dieses Schwanken zwischen einem entgegengesetzten Inhalt deutet darauf hin, daß es auf den Inhalt des Willens hier gar nicht ankommt, sondern nur auf seine Bejahung in

irgend welcher Gestalt. Auch daß Nietzsche's Lebenswille sich schlechthin bejaht, unbekümmert um das Leid und Weh, das er sich durch diese Bejahung schafft, ist nur eine aus der Selbstbeobachtung geschöpfte Thatsache der grundlosen Willkür; der Wille will das Leben, weil er es sammt all' seinem Weh und Glücke liebt, und er liebt es, weil er es will und nicht nicht will. Seine Selbstbejahung ist eine absolute, schlechthin und bedingungslos gültige, d. h. er liebt das Leben als ewiges und glaubt an die Verwirklichung dieses ewigen Lebens auch für das Individuum in dem Ringe der Wiederkunft. Die Gleichgültigkeit des Lebensinhalts drückt sich darin aus, daß diese Wiederkehr der individuellen Lebensläufe immer nur das Gleiche wiederbringt und jede Entwickelung ausschließt (Zarathustra III, 99—100, 112—117; IV, 126—129).

Damit ist etwa Nietzsche's Gedankenkreis umschrieben.*) In erkenntnißtheoretischer Hinsicht hat er sich an Feuerbach's Sensualismus angelehnt, der jede wahre Welt hinter der scheinbaren verwirft und eben dadurch den Sinnenschein zu der einzigen, weil allein übrig bleibenden Realität erhebt (Nietzsche's Werke**), Bd. VIII, S. 81—83). In seiner Verspottung der Wahrheit und seinem Scepticismus folgt er nur einem Zuge der Zeit, der sich nach Ermüdung durch Kantstudien zu Hume zurückgewendet hat. In seinem Cultus der Souverainität des Ich aber ist er lediglich ein Jünger Max Stirner's, den er niemals nennt, aber sicher gekannt hat, und auf den er schon durch die von ihm gelesenen und bekämpften Abschnitte der „Philosophie des Unbewußten" (1. Aufl., S. 611—614) im Anfang der siebziger Jahre nachdrücklich hingewiesen worden ist. Neuerdings haben sich denn auch die Verehrer Nietzsche's genöthigt gesehen, ihn mit Stirner zu vergleichen und sind dabei zu dem Ergebniß gelangt, daß Stirner nicht nur bedeutend tiefer geblickt und einen moderneren Standpunkt erreicht hat als Nietzsche, sondern auch mit ganz anderer logischer Schärfe und logischem Zusammenhange geschrieben hat (vergl. Ola Hansson's Aufsatz in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1893, Nr. 1—2).

Daß Nietzsche's Schriften in gewissen Kreisen warme Bewunderer gefunden haben, erklärt sich sowohl aus ihrer Form wie aus ihrem Inhalt. In formeller Hinsicht ist seine mehr blendende als erleuchtende Aphoristik, sein Bilderreichthum, seine Jagd nach Paradoxien und Bizarrerien, sein unruhig flackernder, um Widersprüche unbekümmerter Esprit ganz dazu angethan, von der modernen Feuilletonistik nachgeahmt und ausgeschlachtet zu werden, der es niemals Ernst mit der Sache ist, sondern der es nur darauf ankommt, für einen Augenblick den Leser prickelnd zu reizen, um im nächsten Augenblick vergessen zu werden. Diese Art von Bewunderern und Verehrern Nietzsche's kann natürlich nur lächeln über einen steifbeinigen philosophischen Kritiker, der so einfältig ist, Nietzsche ernst zu nehmen und den Inhalt seiner Raketen und Schwärmer zu zergliedern und zu prüfen; sie kann es gar nicht glauben, daß Nietzsche selbst seine Lehren ernsthaft gemeint habe, weil sie Andere nach sich beurtheilt.

In inhaltlicher Beziehung führt ihm das ehrliche, aber in seiner Negativität unfruchtbare Pathos des Kampfes gegen die moralische Heteronomie die Sympathien derer entgegen, die in diesem Kampfe etwas Richtiges fühlen und ahnen; noch mehr aber ist es der in unserer Jugend epidemisch grassirende Größenwahn und die aus ihm entspringende Zuchtlosigkeit und Umsturzlüsternheit, worin Nietzsche's Lehre einen fruchtbaren und aufnahmebereiten Boden findet; denn diese Verirrungen glauben nun auf Nietzsche als auf den großen Philosophen der neu anbrechenden Zeit hinweisen zu können, der sie philosophisch gerechtfertigt und als die wahre und höchste Weisheit begründet habe.

Jeder Schulknabe kann sich nun nach Nietzsche's Anleitung zum „Uebermenschen" ausbilden, indem er die Moral als überwundenen Standpunkt verhöhnt, seine besseren Instinkte mit Füßen tritt, sich ungenirt den brutalen Trieben seiner schlechteren Natur hingiebt und ein etwaiges Manko in ihrer Stärke durch prahlerische Uebertreibung im Gebahren und Thun zu ersetzen sucht. Das Ideal, das Nietzsche ihm theoretisch vorhält, findet er ja in der modernen Literatur nach den verschiedensten Richtungen hin ästhetisch ausgesponnen; wie sollte er sich bei solcher Uebereinstimmung nicht auf der Höhe des Jahrhunderts fühlen und äußerst modern vorkommen! Hat doch die Katheder-Philosophie seit einem Menschenalter gepredigt, daß wir nichts wissen können, daß Metaphysik nur Dichtung und die Geschichte der Philosophie nur eine Geschichte der menschlichen Geistesverirrungen ist; wie sollte man da nicht überzeugt sein, daß eine Lebensanschauung, die nur praktisch sein will, den allein richtigen Weg eingeschlagen hat, zumal wenn sie den schlechtesten Trieben der thierischen Natur im Menschen schmeichelt! Seit anderthalb Jahrhunderten müht sich die Philosophie damit ab, den Menschen begreiflich zu machen, daß es keine Wahrheit für uns giebt, daß wir uns in Ermangelung eines theoretischen Wissens an die praktische Vernunft oder an die Postulate des Willens als einzige Gewißheit zu halten haben; wie kann man sich da wundern, daß das Beharrungsvermögen der theoretisch entwurzelten Moral nachgerade durch Reibungswiderstände aufgezehrt wird, und daß an Stelle der moralischen Postulate die praktische Selbstgewißheit des brutalen Eigenwillens tritt! Wir leben in einem Zeitalter der Neurasthenie und der Neurosen, und noch erschreckender als die zunehmende Füllung der Irrenhäuser und Heilanstalten ist die wachsende Degeneration des Gefühlslebens bei den frei Herumlaufenden mit erblicher nervöser Belastung; wie sollte da nicht die Philosophie des moralischen Irreseins (moral insanity) ihr dankbares Publikum finden.

So bietet in der That die Gegenwart den Wirkungen Nietzsche's einen viel günstiger vorbereiteten Boden dar, als die Zeit vor einem halben Jahrhundert denen Stirner's. Andererseits muß Nietzsche einem krankhaft entarteten Geschlechte wahlverwandter erscheinen als der weit philosophischere aber im Vergleich mit ihm gesund zu nennende Stirner. Stirner und Nietzsche sind beide nur begreiflich als Ausläufer eines erkenntniß-theoretischen Idealismus, der die Welt zur Vorstellung des Ich herabsetzt; denn nur eine Welt, die meine Vorstellung ist, kann ganz mein Eigenthum und bloßes Material meiner Willkür sein. Im Glauben der Inder ist die „Philosophie des Uebermenschen" bereits praktisch durchgeführt in den Büßern, die durch ihre Askese eine Macht erlangt haben, welche über die der Götter hinausreicht. Sieht man sich diese „Uebermenschen" mit nüchternen Augen an, so bleibt nichts übrig, als einige magische Kunststückchen, die dem Volke als Zauberei gelten, und die Entmenschung des Säulenheiligen. Wenn mit Schopenhauer die Restauration des Inderthums begann, so durfte auch ein Schopenhauerianer nicht fehlen, der zu dieser indischen Verirrung die moderne Parallele lieferte. Dem indischen Arhat und dem Nietzsche'schen Uebermenschen ist das gemein, daß beide an faktischer Willensschwäche leiden, die sich mit überhitzter Phantasiesehnsucht nach übermenschlicher Willensstärke verbindet. Beide möchten gerne wollen, ohne doch recht wollen zu können, und ohne eigentlich zu wissen, was sie wollen, so daß an Stelle des normalen Wollens die überschwängliche, aber ohnmächtige Velleität tritt, die wenigstens von der Einbildung als Ersatz angenommen wird.

Der Gegensatz der orientalischen Culturentwickelung gegen die occidentalische läßt sich dahin zusammenfassen, daß dort die ausschweifende Phantasie an Stelle des Verstandes und die phantastische Velleität an Stelle des nüchternen Wollens getreten ist, hier aber durch den besonnenen Verstand der

*) Vergl. meinen Aufsatz „Nietzsche's Moral" in den Pr. Jahrbüchern, Bd. 67, Heft 5, S. 504—521.

**) Gesammtausgabe. Erste Abtheilung. 8 Bände. Leipzig, C. G. Naumann.

theoretischen Erkenntniß eine unbegrenzte Möglichkeit des Fortschrittes eröffnet ist, während es in praktischer Hinsicht als der Weisheit letzter Schluß begriffen worden ist, an den Grenzen der Menschheit zu resigniren (Goethe). Nietzsche predigt die absolute Resignation in Bezug auf theoretische Erkenntniß und reißt dafür die Grenzen der Menschheit in praktischer Hinsicht ein. Von seinem Ideal des einsam und zwecklos mit seinen Gedanken spielenden Philosophen und des seinen Fuß auf den Nacken der ganzen Menschheit setzenden Tyrannen ist die erste Hälfte leichter zu verwirklichen als die zweite; es wird dabei schwerlich mehr herauskommen als ein grübelnder Sonderling, der als Einsiedler in der Einöde oder auch als Einsiedler im Gewühl einer Stadt lebt und von einem Tyrannenthum bloß träumt. Da das Umschlagen der beiden allotropen Zustände des Uebermenschen in einander ganz von seiner grundlosen Willkür abhängt, so steht es auch dem lachenden Einsiedler, der viel zu ohnmächtig ist, um sich zum Welttyrannen aufzuwerfen, frei, sich einzubilden, daß er seine Tyrannennatur bloß deßhalb nicht hervorkehrt, weil er nicht will, nicht etwa deßhalb, weil er nicht kann. Soweit aber sein Einsiedlerthum kein vollständiges ist, d. h. soweit noch irgendwelche verwandtschaftliche Beziehungen, frühere Freundschaftsverhältnisse, wissenschaftlicher Verkehr oder Bedürfnisse nach menschlichen Diensten und Hülfsleistungen ihn mit der Menschheit in einem gewissen Connex erhalten, wird er nach psychologischen Gesetzen nicht ermangeln können, die latente und unterdrückte Seite seiner Tyrannennatur wenigstens durch verletzende Rücksichtslosigkeit, Maßlosigkeit der Ansprüche, Verweigerung jeder Gegenleistung und Gefälligkeit, so wie durch gelegentliche Quälerei seiner Umgebung zu bethätigen. In der modernen Gesellschaft müssen deßhalb jeder Zeit die „Uebermenschen" nicht nur als verschrobene Sonderlinge, sondern auch als unliebenswürdige, auf die Dauer unerträgliche Gesellen erscheinen.

Nietzsche verachtet das deutsche Land und Volk und giebt ihm bei jeder Gelegenheit Fußtritte. Er findet, daß die Deutschen keine Zukunft haben (VIII, 192) und ruft den Italienern in Betreff ihrer „mésalliance" mit dem deutschen Reich ein quousque tandem zu (VIII, 183). Seine Liebe gehört den Romanen, insbesondere den Franzosen, deren esprit er nachzuahmen sucht. Der deutsche Idealismus, die deutsche Vertiefung in der Auffassung des Christenthums und der Liebe erregen gleichermaßen seinen Widerwillen gegen die Deutschen. Nur ein Nebenumstand ist es, daß er fast noch im Jünglingsalter dem Vaterlande entrückt wurde und mit der Zeit mehr und mehr das Verständniß für die deutsche Volksseele verlor; die Hauptsache bleibt doch, daß die deutsche Geistesveranlagung ihm antipathisch und die romanische ihm congenial ist.

Seine zahlreichen Schriften sind verfaßt unter dem Druck eines schweren körperlichen Leidens, dessen neurasthenische Symptome noch durch Chloralismus verschärft wurden. Dieses Leiden schnitt ihm nicht nur die Ausübung seines akademischen Berufes und einen regelmäßigen Verkehr mit Menschen ab, sondern es nöthigte ihn auch zu einem Wanderleben in der Fremde, trennte ihn von Heimath, Familie und Jugendfreunden, machte ihm jede dauernde Ausübung geistiger Thätigkeit unmöglich, vereinsamte ihn je länger je mehr und schränkte sein überreiztes und doch beschäftigungsloses Gehirn mehr und mehr auf das Spiel mit den eigenen Einfällen ein, denen die vergleichende Controlle fehlte. Je enger der Gedankenkreis war, in den er sich einspann und je weniger er zu dessen logisch-systematischer Entwickelung befähigt war, desto mehr mußte die sprachliche Einkleidung der einzelnen Aperçüs sein Interesse beschäftigen.

Der Schriftsteller Nietzsche ist offenbar weibisch geartet in seiner scharf ausgesprochenen Subjectivität, die alle Objectivität haßt, in seinem Mangel an Gerechtigkeit und Billigkeit des Urtheils, in seiner Abneigung gegen Vernunft, logische Gradlinigkeit und Systematik, in seiner gänzlichen Abhängigkeit von Affecten, insbesondere von Liebe und Haß, in seiner Unempfindlichkeit gegen Selbstwiderspruch und seiner Bevorzugung des Ja und Nein in Einem, in dem Ersatz der Ueberzeugung mit Gründen durch affectvolle Rhetorik und sophistische Ueberredung, in seinem Pathos des „gehobenen Busens", in das er überall verfällt, wo er positiv zu werden versucht, vor Allem aber in seiner Antipathie gegen das Weib und in seiner echt weiblichen Sehnsucht nach einem Erlöser. Die weibische Kritik vorhandener Schäden entbehrt der ernsten Sachlichkeit und behandelt Alles als ein willkommenes Thema zum hämischen Scandalisiren. So stellt sich auch Nietzsche's Kritik dar, mag er nun wie eine Salondame mit amüsanten oder chocanten kleinen Malicen und Sottisen aufwarten, oder mag er, wie im „Antichrist", in das wüste Gebelfer und überschnappende Gekeife eines zeternden Fischweibes verfallen. Der rechte Mann fürchtet sich nicht vor dem Weibe, sondern liebt es und bleibt kraft überlegener Charakterstärke selbstverständlich Herr des Weibes. Die Furcht und Angst des Mannes vor dem Weibe ist allemal Zeichen einer weibischen Schwäche und der Haß auf das weibliche Geschlecht nichts weiter als der Haß gegen die eigene Schwachheit, aber hinausprojicirt in das unschuldige Object. Das Weib sehnt sich in tiefstem Grunde seines Herzens nur darnach, in dem männlichen Manne den Herrn zu finden, der es liebevoll leitet und ihm die Qual der Wahl und die Last verantwortlicher Entscheidung in ernsten Dingen abnimmt. Wenn aber das Weib nur kranke, weibische Schwächlinge vorfindet, so bleibt ihm gar nichts übrig als der Versuch, sich auf eigene Füße zu stellen; darum müssen die Emancipationsbestrebungen des weiblichen Geschlechts nothwendig in allen Verfallsperioden auftauchen. Der effeminirte Mann ereifert sich dann über einen Frauentypus, an dessen Existenz bloß seine Effemination schuld ist. Das Ideal des Uebermenschen spielt bei Nietzsche genau in demselben Sinne die Rolle eines Erlösers von dem Elend des Menschendaseins wie der Uebermensch Christus im Christenthum, und nur dieses Ideal ist es, das ihm den Pessimismus zur „Vordergrundsansicht" herabsetzen und überwinden soll. Daß aber Nietzsche das souveräne Ich nicht als gleichgiltige Thatsache stehen läßt, sondern allen seinen antiidealistischen Grundsätzen zuwider zu einem Erlöserideal aufbauscht, das zeigt eben seine weibische Schwäche, die dem Elend des Menschendaseins ohne solchen erkünstelten Trost nicht ruhig ins Angesicht zu sehen vermag. Der Uebermensch ist schließlich nichts weiter als die zur Karikatur übertriebene Männlichkeit nach ihren beiden hervorstechendsten Merkmalen: Willensstärke und Intelligenz, also so recht ein Ideal für weibische Naturen, etwa in dem Sinne wie der Circusathlet zuletzt zum Ideal für decadente Aristokratinnen wird. Männliche Männer haben ihr Ideal niemals in dem Zerrbild der Mannheit, sondern vielmehr, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, in dem „ewig Weiblichen" gesucht.

Nietzsche ist endlich ein Typus der décadence, wie er selbst diesen Begriff erläutert. „Das Wort wird souverän und springt aus dem Satze heraus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Unkosten des Ganzen, — das Ganze ist kein Ganzes mehr ... Anarchie der Atome, Disgregation des Willens ... die gleiche Lebendigkeit, die Vibration und Exuberanz des Lebens in die kleinsten Gebilde zurückgedrängt, der Rest arm an Leben" (VIII, 23). „Die drei großen Stimulantia des Erschöpften, das Brutale, das Künstliche und das Unschuldige (Idiotische)" (VIII, 18). „Wer uns umwirft, der ist stark; wer uns erhebt, der ist göttlich, wer uns ahnen macht, der ist tief" (VIII, 19—20). Die blonde Bestie, der Verbrechertypus und der Tyrann liefert das erste Ingredienz zu dieser décadence Mischung, der gespreizte, verschrobene, forcirte, affectirte, prickelnde, manierirte, effecthascherische, schau-

spielerische, unsachliche, jeder Schlichtheit, Ruhe und Klarheit ermangelnde Stil das zweite, die freche Kindes-Unschuld des jenseits von Gut und Böse stehenden Uebermenschen und der idiotische Tiefsinn seiner ahnungsschwangeren Dithyrambik das dritte. So paßt Alles, was Nietzsche auf Wagner als kranken décadent gemünzt hat, merkwürdig genau auf ihn selbst.

Den undeutschen Bestandtheilen eines kranken, weibischen, decadenten Geschlechts muß natürlich solch ein undeutscher, kranker, weibischer, decadenter Schriftsteller verwandt, sympathisch und willkommen sein. Ein geradezu komisches Mißverständniß aber ist es, wenn die Demokraten, Socialisten, Communisten, Collectivisten und Anarchisten sich durch Nietzsche's Zerstörungslust und Umsturzfanatismus dazu haben verleiten lassen, sich auf ihn stützen zu wollen. Sie haben nicht bemerkt, daß Nietzsche das extremste Widerspiel aller Demokratie und alles Socialismus vertritt. Ihm ist ja die Masse des Pöbels nur ein Gegenstand des Ekels und gleichgiltiges Material, das der Tyrann bloß braucht, um es unter die Füße zu treten; er verhöhnt ja gerade alles Mitleid mit den Armen und Elenden und alle Bestrebungen, ihr Loos zu mildern und zu verbessern, und Anarchie will er nur für das einzige Ich des jeweiligen Tyrannen auf Kosten der Knechtschaft aller Uebrigen. Stirner kann man allenfalls für den Anarchismus in Anspruch nehmen, weil er mit ihm in der gleichen Täuschung über die Folgen der Souveränität eines jeden Ichs für alle Anderen befangen ist, aber Nietzsche niemals, der die Consequenz, die absolute Knechtschaft aller übrigen, deutlich ausspricht. Stirner träumt von einer Harmonie der souveränen Individuen, Nietzsche weiß ganz genau, daß die Aufhebung aller Schranken der Souveränität des Ich gleichbedeutend ist mit der Entfesselung des Krieges Aller gegen Alle, der ihm eben als der natürlichste und wünschenswertheste Zustand gilt.

Schon mehren sich die Zeichen, daß das Publikum es müde wird, den manierirten Stil Nietzsche's mit seinem ungesunden Pathos und seiner undeutsch gezwungenen Stellung der Wörter im Satze sich noch länger von nachahmungsfertigen Feuilletonisten vorführen zu lassen. Die Moden wechseln eben sehr rasch im Zeitalter des Dampfes und der Elektricität, auch die literarischen. Das wäre ja gleichgiltig, wenn nicht jede dieser schlechten Moden einen bleibenden Beitrag zum beschleunigten Niedergang des deutschen Stiles lieferte. Die sachliche Verwüstung, die durch solche Irrlehren in den minder widerstandsfähigen, jugendlichen Köpfen angerichtet wird, pflegt ja im Laufe einiger Jahre überwunden zu werden; aber jedenfalls sind doch diese verlorenen Jahre zu bedauern, und manchmal prägen solche Jugendeindrücke auch dem ganzen inneren Leben den Stempel der Zerrüttung auf. Deßhalb scheint es mir eine Pflicht gegen die deutsche Jugend, solche Zeitverirrungen nicht so zu ignoriren, wie sie es ihrem Gehalt nach verdienen, sondern ihnen die gleißende, blendende Maske abzureißen, um sie in ihrer häßlichen Nacktheit bloßzustellen.

Goethe's Beziehungen zur Philosophie.

Von Moritz Brasch.

I.

Es ist charakteristisch, daß die neuere und neueste Goetheliteratur in Bezug auf die Frage der Stellung des Dichters zur Philosophie seiner Zeit eine nur sehr geringe Ausbeute darbietet. Wenn ich hier von der älteren Schrift von Danzel*) ganz absehe, so möchten von größeren literarhistorischen Darstellungen die drei Werke von Henry Lewes, Hermann Grimm („Vorlesungen über Goethe") und Alexander Baumgartner („Goethe's Leben und Werke", 3 Bde.) zu nennen sein. Lewes' treffliche Biographie des Dichters ist zu bekannt, um hier noch ein Wort darüber zu sagen. Dagegen stelle ich die beiden Arbeiten von Grimm und Baumgartner absichtlich neben einander, weil wohl in der ganzen, lange schon nicht mehr übersehbaren Goetheliteratur kaum ein größerer Gegensatz existirt wie zwischen der Auffassung des geistvollen und kunstbegeisterten Berliner Professors, des Schwiegersohnes der Bettina, und der des gelehrten und kritisch scharfsinnigen Redacteurs der „Stimmen aus Maria-Laach".

Aber nach der ganzen literarhistorisch-biographischen Anlage dieser Werke konnte weder Lewes, noch Grimm, noch Baumgartner der Aufgabe, dieses ganze Phänomen „Goethe" nach seinen Beziehungen zur Philosophie zu erklären, gerecht werden. Als Literarhistoriker haben sie den Lyriker, Epiker, Dramatiker, den Kunstschriftsteller, den Naturforscher und — auch den Philosophen Goethe behandelt —, als wenn alle diese Seiten keinen innerlichen Zusammenhang hätten. — So unglaublich es klingt, so ist es doch wahr: uns fehlt immer noch ein Buch über Goethe, in welchem alle seine dichterischen und wissenschaftlichen Blüthen und Früchte aus seinen von Jugend auf bis zum höchsten Alter andauernden Beziehungen zur Philosophie psychologisch entwickelt werden müßten. Hierbei würde weder der Poet noch der Naturforscher Goethe zu kurz kommen. Denn thatsächlich bestand zwischen dem Dichter, Aesthetiker, Naturforscher und Philosophen Goethe sein Leben lang eine solche innere Beziehung, wobei bald das Eine das befruchtende und das Andere das befruchtete Element, bald umgekehrt das Eine das Gebende, das Andere das Empfangende gewesen ist. Denn nicht bloß hat der Philosoph den Poeten und Naturforscher in ihm angeregt, sondern auch umgekehrt — hat der Dichter, d. h. Gemüth und Phantasie die specielle Art seiner naturwissenschaftlichen und philosophischen Anschauung beeinflußt. Daß z. B. Goethe schon früh nicht der Einwirkung Kant's, sondern Spinoza's unterlag und in dem Banne dieses Denkers bis zu seinem Tode blieb, lag an der dichterischen Individualität Goethe's —. Eine solche Auffassung und Behandlung des ganzen Goethe würde erst eine wahrhaft psychologische sein und innerhalb dieser Darstellung würden dann auch einige neuere verdienstliche Monographien über Goethe's Verhältniß zur Philosophie*) ihre beste Verwerthung finden können, während sie so, bei allem Fleiße und aller kritischen Umsicht, mit der hier das Material zusammen getragen ist, es doch nur einzelne Steine sind, die ihrer Bearbeitung und Einfügung in den Bau des ganzen wundervollen Lebens- und Seelenbildes harren.

Kann man aber ernstlich von einer „Philosophie" oder gar von einem philosophischen „System" Goethe's sprechen? Wohl kaum! Wenn der Dichter bei seinem langen Leben und bei seiner außerordentlich vielseitigen geistigen Empfänglichkeit, der keine Seite der inneren und äußeren Welt unverständlich blieb, fortdauernd das Bestreben zeigt, über die Oberfläche des Lebens hinweg, in seine Tiefe zu dringen; und wenn er dann, insbesondere gegenüber den Problemen der Natur, über die Einzelerscheinung hinaus zu einer Gesammtanschauung und zu einer universelleren Auffassung des Naturlebens zu gelangen sucht, so wird man hierin schon eine wichtige subjective Bedingung für ein erfolgreiches Philosophiren finden dürfen. Wenn aber hierzu noch der feine und scharfe Blick für das Einzelne in Natur- und Seelenleben sich gesellt, was bei ihm stets die Gefahr ausschloß, sich

*) Ueber Goethe's Spinozismus (1843).

*) Suphan, „Goethe und Spinoza" (1882); Caro, La philosophie de Goethe" (Paris, 1880); Jellinek, „Die Beziehungen Goethe's zu Spinoza" (1878); Melzer, „Goethe's philosophische Entwickelung" (1884); Harpf, „Goethe's Erkenntnißprincip" (1883); derselbe, „Schopenhauer und Goethe" (1885).

in leere, abstracte Allgemeinheiten zu verlieren und wenn hiermit die stete Neigung Hand in Hand geht, das Einzelne wie das Ganze durch eine poetische Symbolik zu beleuchten: so haben wir ungefähr die Elemente, aber auch die Grenzen der Göthe'schen Philosophie.

Grenzen? Kann man überhaupt bei Goethe von irgend welchen geistigen Grenzen sprechen? würde Hermann Grimm fragen. Grimm ist Goethemane der extremsten Art. Dieser Historiker construirt sich die ganze menschliche Culturentwickelung, für deren einzelne Stufen er typische Repräsentanten aufstellt. So für die griechische: Homer, Phidias, Plato; für die semitische: Moses, Jesaias, Apostel Paulus und Spinoza; für die romanische: Dante, Raphael, Michel Angelo; für die germanische: Luther, Shakespeare, Kant; und als Repräsentanten der höchsten alle früheren Culturen zusammenfassenden Stufe: Goethe. Dieser ist ihm der Ausdruck des tiefsten, reinsten und höchsten Menschenthums. . . . .

Wir legen nicht an diese Geschichtsphilosophie die kritische Sonde, sondern fragen nur: Liegt in dieser Apotheosirung Goethe's doch nicht einige Uebertreibung? Wir halten Goethe vielleicht für den „größten Deutschen", aber nicht für den vollendetsten aller Menschen, die bisher gelebt haben. Wir sehen vom moralischen Gesichtspunkte hier ganz ab, obwohl dieser ja auch bei einer derartigen Werthschätzung in Betracht zu ziehen wäre. Aber selbst in intellectueller Beziehung ist es schwer, ihm die höchste Vollendung beizulegen. Und hier komme ich auf die oben erwähnten Grenzen der von ihm repräsentirten Weltanschauung. Seine Schranken liegen in dem Mangel einer großen Geschichtsauffassung, wie wir sie insbesondere bei Hegel finden. Hieraus ergiebt sich — und wir treten hierbei ihm nicht zu nahe —, daß Goethe wohl mit offenem Blick in das Wesen der Natur und der Menschenseele, die er als Theil der Natur faßte, hineingesehen hat, daß ihm aber für die Geschichte dieser Blick in gleicher Weite und Schärfe nicht zur Verfügung stand. Er war ein großer Psychologe und ein großer Naturphilosoph, aber gar kein Geschichtsphilosoph —.

Ob Goethe ein großer Metaphysiker war? Nein, würde Herr Alexander Baumgartner antworten. Denn nach der Ansicht dieses frommen Paters (e. S. J.) kann Keiner, der, wie Goethe, das Wesen der Religion, insbesondere des Christenthums, so wenig begriffen hat, ein bedeutender Metaphysiker sein. Dem stimmen wir nun allerdings auch nicht zu. Denn hier ließe sich P. Baumgartner aus der Geschichte der Philosophie leicht widerlegen. Im Uebrigen kann man über Goethe's Verhältniß zum Theismus, insbesondere zum Christenthum sagen: „Adhuc sub judice lis est". Hier gehen die Meinungen noch gar sehr auseinander und im Ganzen wird man Julian Schmidt beistimmen dürfen, wenn er über Goethe's Christenthum sagt: „Aus Goethe's Schriften kann man eine ganze Blumenlese von Aussprüchen über das Christenthum zusammenstellen, an deren Härte kaum Voltaire heranreicht und ebenso eine Blumenlese von anerkennenden, ehrfurchtsvollen Worten."

Wie man bei Schiller eine vor- und eine nachkantische Periode unterscheiden muß, so kann man auch bei Goethe eine vor- und eine nachspinozistische annehmen. Es war um die Mitte der achtziger Jahre, als Goethe durch den Einfluß Herder's zu einer näheren Kenntniß der Werke Spinoza's gelangte. Daß sich indeß bei unserem Dichter schon früher pantheistische Neigungen zeigten, wissen wir aus „Dichtung und Wahrheit". Hier erzählt er, wie ihm einst in Straßburg die lateinischen Schriften Giordano Brunno's in die Hand fielen, welch' einen mächtigen Eindruck die Anschauungen des gluthvoll-tiefsinnigen Italieners auf ihn gemacht hätten, und daß er, gewissermaßen um sich abzukühlen, die Kritik Pierre Bayle in seinem „Dictionaire philosophique et historique", gelesen habe, daß aber der scharfe Sceptiker bei allem Amüsement, das seine geistreiche Schreibart ihm gewährt, doch den Eindruck nicht habe verwischen können, den die Werke des Märtyrers von Nola auf ihn gemacht hätten. Er wird angezogen von dem großen Gedanken Bruno's: „Das Eine, das Unendliche, das Seiende und das, was in Allem ist und durch Alles hin ist, ist eins und dasselbe überall. Und so fällt die unendliche Dimension, indem sie nicht Größe ist, zusammen mit dem Individuum, wie die unendliche Vielheit, indem sie nicht Zahl ist, zusammenfällt mit der Einheit". . . .

Dieser Gedanke macht den jungen Goethe stutzen —. Er findet darin etwas bis dahin ihm Fremdes, Paradoxes, das ihn aber doch seltsam anzieht. Er möchte den Ideen des italienischen Pantheisten, der damals ebenso wie Spinoza als Atheist verschrieen war, nicht beistimmen, aber er hält sie doch für „tiefsinnig und vielleicht für einen Urtheilsfähigen für sehr fruchtbar". Und wie fruchtbringend das Studium Bruno's in ihm geworden, ersehen wir aus einer Stelle der in Straßburg niedergeschriebenen „Ephemeriden": „Gott und Natur getrennt abhandeln ist schwierig und gefährlich, gerade als wenn wir über Seele und Leib gesondert denken. Wir erkennen die Seele bloß durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch die Erkenntniß der Natur. Daher scheint es mir verkehrt, diejenigen der Verkehrtheit zu zeihen, die durch ein philosophisches Raisonnement Gott mit der Welt verknüpfen. Denn Alles, was ist, muß nothwendig zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzig Wirkliche ist und Alles umfaßt. Auch die heilige Schrift ist dieser Ansicht nicht entgegen, obwohl wir ihre Aussprüche Jedem nach seinem eigenen Urtheil zu deuten gern gestatten. Das ganze Alterthum aber war derselben Ansicht und auf diese Uebereinstimmung*) gebe ich viel. Denn das Urtheil so großer Männer ist mir ein Zeugniß, daß das Emanationssystem (systema emanativum) durchaus vernunftgemäß ist".

Auch Baron Holbach's „Système de la nature" (1770), welches damals noch bald dem Mathematiker Lagrange, bald Diderot zugeschrieben wurde, las Goethe eifrig zwar, aber ohne inneres Interesse und ohne Erfolg. „Wir begriffen nicht, erzählt er in ‚Dichtung und Wahrheit', wie ein solches Buch gefährlich sein könnte; es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor nicht wie vor einem Gespenst schauderten". . . . „Wie hohl und leer ward uns in dieser tiefsten atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Sternen verschwand! Eine Materie sollte sein von Ewigkeit her und von Ewigkeit her bewegt und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links, nach allen Seiten hin ohne Weiteres, die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen!" Es ist bemerkenswerth, daß das „Système de la nature" auch auf den jungen Schiller, der es auf der Karlsschule heimlich las, einen „höchst beklemmenden" Eindruck machte. Doch hat er später seine Ansicht über das berühmte Buch, wie Karoline von Wolzogen erzählt, wesentlich geändert.

Dagegen machte Rousseau's Naturevangelium mit seiner schwärmerischen Begeisterung für das Allleben der Natur, für ihre Schönheit, Kraft und Unschuld damals wie auf die ganze Jugend der civilisirten Welt, so auch auf unseren jungen Dichter einen tiefen Eindruck, der hier nicht nur eine unerschöpfliche Quelle voll hoher und zarter Empfindungen entdeckte, sondern auch den Born, aus dem ihm Gerechtigkeit und beglückende Menschenliebe quoll. Goethe vertieft sich auch in Haller's, Bonnet's und Buffon's naturwissenschaftliche Werke, wobei ihn der letztere durch die gehobene Diction und die Bilderpracht seiner Naturschilderungen besonders anzieht. So verschmilzt sich in ihm die Liebe zu den schönen und mannigfaltigen Naturformen, insbesondere zu denen des

*) Goethe bezieht sich hier offenbar auf das von Cicero in philosophischen Fragen geltend gemachte Argument vom „consensus populorum".

organischen Lebens unbewußt mit jener sentimentalen Naturstimmung, von welcher jenes ganze Zeitalter ergriffen war. In dieser warmen Naturstimmung des jungen Dichters lag damals noch ein eigenartiges religiöses Element, welches sich aber aus seiner späteren Naturphilosophie mehr und mehr verliert, je bestimmter seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse, je fester seine Vorstellungen und Begriffe vom Wesen der Naturkräfte und ihren Functionen werden, je methodischer auch die Art wird, wie er selbst in seinen naturwissenschaftlichen Forschungen verfährt.

Goethe's Stellung zur exacten Naturforschung hat eine verschiedenartige Beurtheilung erfahren. Er hat sich früher die härtesten Vorwürfe über Dilettantismus und dgl. gefallen lassen müssen und noch vor einem Jahrzehnt hat Dubois-Reymond in seiner akademischem Rede „Goethe und kein Ende" (1883) in wegwerfendem Tone von Goethe's „gehässiger Polemik gegen die Newton'schen Farbenlehre", von seinem „Widerwillen gegen den physikalischen Versuch und dessen mathematische Behandlung" gesprochen, und wie „ihm der heute alle naturwissenschaftliche Forschung beherrschende Begriff der mechanischen Causalität gänzlich abging". Es ist richtig, Goethe's allgemeine naturwissenschaftliche Principien wurzeln in einem ganz anderen Boden, als der heutige Begriff des causalen Mechanismus ist. Auch seine Farbenlehre wird kein ernst zu nehmender Physiker jetzt noch vertheidigen wollen. Aber wir bezweifeln, ob Goethe, wenn er heute noch lebte, bei seiner Polemik gegen Newton, Young, und die optischen Theorien eines Fresnel, Arago, Biot u. A. beharrt hätte. Goethe's naturwissenschaftliche Bedeutung besteht indeß — und hier wurde er durch seine plastische Phantasie und seine künstlerische Anschauung wesentlich unterstützt — in seinen Leistungen im Gebiete der organischen Naturforschung. Auch sind hier — wir erinnern nur an seine Arbeiten über Pflanzenmetamorphose, seine Entdeckung des Zwischenkiefers und seine zwar später angefochtene, aber noch nicht widerlegte Wirbeltheorie in der Anatomie des Schädels — sind Goethe's Arbeiten von Forschern ersten Ranges, wie Martens („Oeuvres d'Histoire naturelle de Goethe", Paris 1837), Virchow („Goethe als Naturforscher", 1861), Helmholtz („Ueber Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten", in den „Wissenschaftlichen Vorträgen" S. 33), Tyndall u. A. unbedingt anerkannt worden. Ja Häckel hat Goethe neben Lamarck geradezu als den bedeutendsten Vorläufer Darwin's hingestellt: („Die Naturanschauung Darwin's, Goethe's und Lamarck's", Vortrag, gehalten 18. Sept. 1882 auf der Naturforscherversammlung zu Eisenach). Nichtsdestoweniger mag ja zutreffend sein, was Dubois-Reymond über Goethe's Abneigung gegen die mathematische Naturforschung sagt. Aber lag dieses z. B. nicht in seiner schon oben erwähnten Antipathie gegen Holbach's „Système de la nature", wie gegen alle rein mechanische Weltconstruction, das gerade Gegentheil seiner Vorstellung vom Universum, welches er sich als eine unendliche und innerlich in allen ihren Theilen beseelte Einheit dachte? (Vergl. hierzu Caro, „La philosophie de Goethe", S. 23 fg.)

Bei Goethe gehen die positiven Naturstudien und die naturphilosophischen Ideen Hand in Hand. Eine Trennung beider, wie solche später in Folge der Reaction gegen die Naturphilosophie Schelling's und seiner Schule eingetreten ist, wäre ihm ganz unverständlich gewesen. Indem er sich z. B. in der Botanik und vergleichenden Anatomie eng an die großen französischen Forscher Bonpland, Cuvier, Lamarck u. A. anschließt, begnügt er sich doch nicht mit der Fülle der einzelnen Naturthatsachen, sondern er strebt über diese hinaus nach allgemeineren naturphilosophischen Gesichtspunkten. So ergiebt sich ihm aus dem Vergleiche menschlicher und thierischer Körperformen der allgemeine verwandtschaftliche Zug im höheren Thierreich. In einem Briefe Goethe's an Karl Ludwig von Knebel heißt es: „Ich habe mich enthalten, das Resultat, worauf schon Herder in seinen „Ideen" hindeutet, schon jetzt merken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Thiere in nichts Einzelnem finden könne. Vielmehr ist der Mensch aufs Nächste mit dem Thiere verwandt. Die Uebereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner oberen Kinnlade als durch die Gestalt und die Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe. Und so ist wieder jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man im Ganzen und Großen studiren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe."

Goethe nennt diese seine Naturauffassung, abweichend von dem heutigen Gebrauch dieses Wortes „Hylozoismus"*): „Der Hylozoismus, sagt er, oder wie man es nennen will, dem ich anhing, machte mich unempfänglich, ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine todte, auf welche Art es auch sei, auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntniß aufstellte. Ich hatte mir aus Kant's Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungs- und Zurückstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören und keine von der anderen im Begriffe der Materie getrennt werden könne; daraus ging mir die Urpolarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen durchdringt und belebt". — Auch in einem Briefe an Jacobi bezeichnet er es als das Ziel seiner naturphilosophischen Studien, „die allgemeinen Gesetze, wie die lebendigen Wesen sich organisiren, näher zu erforschen und durch Simplification des Mannigfaltigen auf Urgestalten und Urphänomene zurückzuführen."**)

Einigen Freunden gegenüber, die sich besorgt zeigten, er könnte sich allzu sehr in naturwissenschaftliche Details verlieren und dadurch seine Domäne, das menschliche Herz, ganz übersehen, antwortet er: „Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtungen des menschlichen Herzens, des innigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Theils der Schöpfung zu der Betrachtung des ältesten, festesten und unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird gern zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen" („Ueber den Granit"). Auf diesen Zusammenhang aller Wesen deutet er auch in der poetischen Kosmogonie „Weltseele" aus dem Jahre 1804, in welcher der unzweifelhafte Einfluß der damaligen Schellingschen Naturphilosophie sichtbar ist. Von der „Weltseele", dem Centrum des Universums, werden die Weltkräfte ins All gesendet; die Weltkörper beginnen sich zu gestalten. In großen unübersehbaren Perioden der Weltentwickelung belebt sich auch die Erde mehr und mehr. Der Stein erhält seine festen Formen. Die Pflanzendecke der Erde bildet und breitet sich aus. Auf dieser Stufe ist die Möglichkeit gegeben, daß die Thierwelt entsteht, welche in unendlich langen Perioden den Höhepunkt des Menschen erreicht. In dem sittlichen Liebesblick des Menschenpaares empfängt dasselbe „mit Dank das schönste Leben vom All ins All zurück; in ihrem seeligen Wechselbilde erlischt der stetige Wechsel der Natur, indem sie sich als verwandte Wesen fühlen, als Ausfluß desselben Urquells alles Naturlebens".***) — Diese Annahme einer einheitlichen Quelle alles Naturlebens entsprach ebensowohl seinem innersten Gemüthsverlangen, als seinem dichterischen Bedürfniß.

In dieser Beziehung ist ein wenig bekannter, weil in die gewöhnlichen Ausgaben nicht aufgenommener Aufsatz

*) Goethe's Briefwechsel mit Jacobi I, S. 35.

**) Das Wort wird heute in einem anderen Sinne gebraucht, und zwar fast gleichbedeutend mit „Materialismus", nur daß der „Hylozoismus" die Materie mit der immanenten Möglichkeit aller ihrer künftigen organischen und psychischen Entwickelung ausstattet.

***) Melzer, a. a. O.

Goethe's aus dem „Tiefurter Journal" nicht ohne Interesse, weil er uns die Quintessenz seiner damaligen poetisch pantheistischen Naturanschauung darbietet. Man sieht, wie er, empfindend, phantasirend, denkend in das Urgeheimniß des Naturlebens eindringen möchte, und doch zurückschreckt vor seiner unergründlichen Tiefe:

„Natur! Wir sind von dir umgeben umschlungen, unvermögend aus ihr herauszutreten und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind, und in ihre Arme fallen. Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder. Alles ist neu und immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremd. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie. Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut und zerstört immer und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? Sie ist die einzige Künstlerin. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isolirtesten Begriff, und doch macht alles eins aus.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig, aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen.

Auch des Unnatürliche ist Natur.

Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg; aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen, die Bahn kennt sie.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, um noch mehr Leben zu erzeugen.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe.

Sie hat Alles isolirt, um Alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist Alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihre Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele.

Sie ist ganz und doch immer unvollendet.

Jedem erscheint sie in seiner eigenen Gestalt.

Sie hat mich hineingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, Alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst."

Wie Goethe selbst sich in „Dichtung und Wahrheit" äußert, stellt sich in diesem seinem „Naturalismus", der freilich schon starke, pantheistische Elemente in sich birgt, nur erst ein „Comparativ" seiner Weltanschauung dar. „Man sieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht wird. Ich möchte die Stufe meiner damaligen Einsicht einen Comparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt ist." Und welches ist dieser Superlativ? Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß Goethe hier jene All-Eins-Lehre meint, zu welcher er sich während der Zeit seiner Spinoza-Studien in den Jahren 1783—86, während deren theistische und pantheistische Elemente in ihm um die Oberherrschaft kämpften, emporgerungen hat. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Thalia-Ring.

Eine beinah wahre Geschichte.

Mit kleinen lyrischen Gedichten hatte es begonnen, um mit der Zeit im Entwurfe eines Dramas zu gipfeln. Selbst wenn er das Verlangen nach Heilung gehabt hätte — es wäre zu spät gewesen; die Krankheit nahm ihren Verlauf und endete — vorläufig — mit der Geburt eines Vieracters. Der Erstling wurde von seinem Erzeuger in einen Umschlag aus starkem blauem Papier verpackt und an eine Bühnenagentur in der Hauptstadt gesandt. Franz Hettich — so nannte sich unser Dichter — war ein Bürger des Mittaglandes; alle Stücke, die an den Provinzbühnen gegeben werden sollten, mußten zuvor in der Hauptstadt gespielt worden sein; gefielen sie dort, dann wurden sie auch in der Provinz beklatscht, wenn nicht, dann nicht.

Mit der Zeit hatte sich in der Hauptstadt eine Art stiller Vereinigung gebildet, eine Gesellschaft von Theateragenten, Bühnendirectoren, Kritikern und Schriftstellern — der Thalia-Ring. Wehe dem Schriftsteller, der es wagte, ohne Zugehörigkeit zu diesem Ring an einer Bühne Fuß fassen zu wollen! Fand sich ein Director, der so leichtsinnig war, ein Werk des Armen zur Aufführung zu bringen, so wurde er anderen Tages darüber belehrt, welch' Unwürdigem er die Pforten seines Kunsttempels geöffnet; dieselbe Kritik, die soeben den öden Schmarren eines zur Clique Gehörigen zu einem Werke von „herzerfrischender Originalität" gestempelt, hüllte sich in die Toga strengsten Kunstrichterthums und brach den Stab über das Werk des Außenstehenden.

Zur Hebung der dramatischen Kunst trugen diese Zustände nicht bei; die Production verflachte zusehends; die Bühnen überboten sich in einer Hetzjagd von Neuheiten und suchten so das schwindende Interesse des Publicums zu fesseln; das wenige Gute versank in der Fluth des „technisch" geschickt gemachten Schundes. Die Verhältnisse erforderten ein Bearbeiten des Publicums mit allen Mitteln; zur weiteren Unterstützung seiner Zwecke und zur „Förderung der Kunst" verfügte der Ring daher noch über eine kleine aber geschulte Schaar, die bei Erstaufführungen — passend vertheilt — die zahlenden Besucher zu animiren und an Aetschlüssen zu klatschen oder nach dem „Dichter" zu rufen hatte. Der Genannte pflegte denn auch in nächster Nähe auf der Lauer zu liegen, bei Nennung seines Namens auf die Bühne zu stürzen und von hier aus seine mehr oder

minder große Fertigkeit im Sichverbeugen zu beweisen. Jeder dieser Hervorrufe wurde gebucht, die Zahl bei Bedarf etwas erhöht und der Bericht darüber den Bewohnern der Hauptstadt anderen Morgens gedruckt in's Haus geliefert. Jeder Grad von Erfolg hatte seinen Preis; während ein gelinder Durchfall schon verhältnißmäßig billig zu haben war, kostete ein durchschlagender Erfolg ein kleines Vermögen. Dank der Naivität der Massen blieb dieser Geschäftsbetrieb immer noch ein in gewissen Grenzen lohnender; jeder Bürger hielt sein Leibblatt und schwor auf dessen Inhalt; es gab nun zwar eine kleine Anzahl Zeitungen, die sich diesem Treiben nicht anschlossen, doch sie waren wie gesagt in der Minderheit, ihre Leser besaßen zudem ein selbstständigeres Urtheil.

Auch unser Dichter gehörte zur Schaar der Naiven und als er dem Postamt, allwohin er das Kind seiner Muse eigenhändig befördert, den Rücken kehrte, sah er sich im Geiste schon auf dem Gipfel des Parnaß, umringt und bewillkommt von einer Schaar Gleichstrebender, auf dem Haupte den Lorbeerkranz und in der Tasche das Honorar der ersten hundert Aufführungen, abzüglich der zehn Procent des Theateragenten. Den Frühling im hochgeschwellten Busen schob er die Füße unter einen Weinhaustisch der guten Vaterstadt; die Finger der Linken seandirten verschämt eine Ode an die Göttliche, die ihm den Pegasus gestellt und die Feder geführt; die Rechte führte den funkelnden Römer an die durstigen Dichterlippen.

Woche um Woche verstrich; er harrte der Antwort. Wie der Liebende nach der Geliebten, schaute er aus nach dem Manne, dessen Beruf es war, die Briefe in's Haus zu bringen; sein Ohr kannte den Schritt des Theuern, doch keine Kunde kam aus der Stadt, deren Bühnenleiter es sich zur Aufgabe gemacht, die Kunst des Mittaglandes zu pflegen und zu fördern. Er faßte den Entschluß nach der Hauptstadt zu reisen. Zwei Tage später stand er vor dem Hause des Agenten, einem großen, vornehm blickenden Bau. Dort oben also saß der Mann, an dessen Seite er einziehen sollte im Reiche der Kunst! . . . Er schritt die teppichbelegte Treppe hinan, ein Diener öffnete und geruhte nach einigem Erwägen den Dichter in ein Vorzimmer zu führen. Eine Stunde später wurde er vorgelassen und sah sich dem Rücken eines Herrn gegenüber, der vor einem Schreibtisch saß und in einem Schriftstück blätterte.

„Bitte Platz zu nehmen!" klang es vom Schreibtische her. Zu weiterer Unterbrechung seiner Thätigkeit schien sich der Besitzer des Rückens nicht verstehen zu können; er fuhr fort zu blättern, von Zeit zu Zeit stieß er ein Hm! aus. Der Dichter hatte sich inzwischen nach einer Sitzgelegenheit umgesehen, alle jedoch waren mit Manuscripten bedeckt; kurz entschlossen machte er sich daran, einen der Stühle freizulegen. Von dem so erkauften Sitze aus gab er sich dem ungetrübten Genusse hin, den Rücken des Gewaltigen einer liebevollen Betrachtung zu würdigen. Nachdem er sich hierin Genüge gethan, ließ er die Blicke durch den Raum schweifen, dessen Luft er athmen durfte. An den Wänden hing eine Anzahl Bildnisse zeitgenössischer Bühnenschriftsteller; die meisten schienen eigenhändige Widmungen zu tragen. Der Dichter suchte sich in Gedanken den Platz aus, an dem sich sein Bild günstig ausnehmen würde und war eben bei der Frage der Umrahmung angelangt, als ihm der Gewaltige die andere Hälfte seiner Erscheinung zukehrte.

„Herr Franz Hettich?" frug er; der Dichter bejahte. „Sie haben hier ein Drama eingereicht," geruhte der Andere fortzufahren. „Ich wäre unter Umständen gewillt den Verlag zu übernehmen; die Arbeit verräth ein gewisses Talent; nur da und dort dürfte sie etwas mehr dem Geschmacke des Publicums entsprechen. Doch das gibt sich . . . Damit wir die Sache erledigen — verfügen Sie über die Mittel, die Kosten der ersten zehn Aufführungen zu tragen? . . . Sie scheinen mich nicht ganz zu verstehen. Wir sind nicht in der Lage Unbemittelte einzuführen . . . Ich glaube Sie hierüber unterrichtet." Sein ohnehin geschäftlicher Ton war gegen den Schluß hin noch kälter geworden. Der Dichter hatte sich inzwischen von seiner ersten Verblüffung erholt.

„Irre ich nicht, machten Sie mir das Zugeständniß des Talents," stieß er hervor.

Der Andere zuckte die Achseln. „Gewiß. Doch wenn Sie glauben, das bestimme den Erfolg —" Er brach ab und warf einen spöttischen Blick auf die Gehängten.

„Ich danke Ihnen", sagte der Jüngere; sein Gesicht hatte einen entschlossenen Ausdruck angenommen. „Ich will gleich offen sein und gestehen, daß ich wohl im Besitze der nöthigen Mittel bin, mich jedoch niemals dazu verstehen werde, meinen Eintritt in die Literatur gleichsam zu erkaufen."

Der Gewaltige ließ sich herbei nachsichtig zu lächeln. Er hatte sich im Stillen gefragt, ob er dem Besucher nicht kurzer Hand die Thüre weisen solle; doch einmal war die Arbeit eine der besten, die ihm seit Langem zu Gesicht gekommen, dann überkam ihn eine gewisse Neugier, eine Art zoologischen Interesses; ihm war zu Muthe, wie einem Menschen, der das Vorkommen weißer Raben bezweifelt hat und nun plötzlich einen solchen vor sich sieht. Jene Helden der Romane und einzelner Dramen, die auf der Rosinante ihres starren Ehrprincips durch ein Anzahl Kapitel oder Acte ritten, hatten also wirklich Vertreter im Leben . . . Menschen auf zwei Beinen! . . .

„Sie scheinen noch sehr jung zu sein," sagte er nach kleiner Pause. „Was Sie da sagten, ist — mild betrachtet — thöricht. Erregen Sie sich nicht . . . Außerdem . . ." — er schob die Schultern empor — „Sie mögen es als Auszeichnung betrachten, daß ich mich überhaupt bemühe Ihre Ansichten zu verbessern . . . Auf der Bühne läßt dergleichen sich ja vorbringen, obgleich — die Mehrzahl wird darüber lächeln, still natürlich . . . aber im Leben — Glauben Sie ernstlich, einer der Vielen, denen ich schon den Schlagbaum zur Berühmtheit geöffnet, habe derlei Bedenken gehegt?"

„Möglich. Für mich kann das nicht maßgebend sein."

„Gut. Bleiben Sie bei Ihrer Auffassung. Sie werden sich des Vorzugs dauernder Unbekanntheit zu erfreuen haben," versetzte der Agent, sich erhebend.

„Ist es Ihnen noch nie vorgekommen, daß ein Talent sich aus eigener Kraft den Weg gebahnt?" frug der Dichter, einen letzten Versuch machend.

„Hin und wieder," versetzte der Gefragte kalt. „Die Fälle sind so selten, daß sich nicht mit ihnen rechnen läßt . . . Einmal — ja . . . Es ist das originellste Debut, dessen ich mich erinnere. Der Verfasser machte bekannt, daß er den ersten Act seines Dramas vom Löwenkäfig einer Menagerie aus zum Vortrag bringen werde. Der Andrang war großartig . . . Fünf Minuten vor Beginn legte sich die Polizei in's Mittel, unter uns gesagt — auf Betreiben des Autors . . . Sein Glück war gemacht; die Bühnen rissen sich um das Stück . . . Er hat die Bedingungen danach gestellt . . . Zwei Jahre später konnte er sich vom Geschäft zurückziehen; er privatisirt . . . im Süden." Bei den letzten Worten hatte er das Manuscript aufgenommen und dem Dichter geboten, der verbeugte sich wortlos und ging.

Ziellos schritt er die Straßen entlang. Sollte er nach dem Bahnhof zurückkehren oder sollte er bleiben und sein Heil bei andern Agenten oder bei einzelnen der Bühnen versuchen? . . . Er beschloß zu bleiben.

Ohne es zu achten, war er bis zu einer der Brücken gekommen, die den Strom, der die Stadt durchfloß, überspannten. Der Verkehr war augenblicklich ein schwacher; eine Dame mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, schritt die Brücke entlang, in einiger Entfernung fuhr ein leerer Victoriawagen. Plötzlich erhob sich ein Geschrei. „Er ist toll!" rief eine Stimme; die wenigen Vorübergehenden zerstoben nach allen Richtungen. Ein großer struppiger Hund sprang über die Fahrbahn der Brücke und auf die Dame mit den Kindern zu. Erschreckt drängten sich die Drei an das Geländer und suchten sich des Thiers zu erwehren, schon schnappte es nach dem Knaben, da fiel der Stock des Dichters auf seinen Rücken nieder. Laut heulend wandte sich die Bestie ab und dem Angreifer zu, um sich durch einen Biß zu rächen und dann das Weite zu suchen. Nun es zu spät, erschien auch ein Hüter der öffentlichen Ordnung, rasch bildete sich ein Kreis um die Gruppe. Alle

grüßten die Dame und die Kinder auf's ehrerbietigste. Die Geretteten hatten sich inzwischen von ihrem Schreck erholt und suchten dem Retter ihren Dank auszudrücken. Er hörte nur noch halb; die lange Eisenbahnfahrt, die gehabte Enttäuschung und das Bewußtsein, von einem tollen Hund gebissen zu sein, waren zu viel für seine Nerven; ein Nebel legte sich über seine Augen, er schwankte und wurde durch den Schutzmann gehalten.

Bei Erwachen fand er sich in einem Bette liegend, in einem großen Zimmer mit fünf weiteren, doch unbesetzten Betten: die Fenster waren verhängt; ein gedämpftes Licht erfüllte den Raum; ein Herr mit goldener Brille und eine Krankenpflegerin beugten sich über sein Lager.

„Ruhe, Ruhe, mein Herr!" sagte der Arzt, ihn freundlich in die Kissen zurückdrängend. „Sie sind in einer Privatklinik ... Wir haben Sie zu Bett gebracht und Ihre Wunde cauterisirt ... Einige Wochen Ruhe, und Sie werden hergestellt sein."

„Geben Sie sich keine Mühe!" versetzte der Dichter mit dem Versuche eines Lächelns. „Ich weiß, daß der Hund toll war."

„Bewahre! ... Nur gereizt ... Sie schütteln den Kopf ... Vielleicht gelingt es, das Thier einzufangen, dann haben Sie Gewißheit ... Doch jetzt — Ruhe! In einer Stunde bin ich zurück. Ein Druck auf die Klingel, und die Pflegerin ist zu Ihrer Verfügung."

Die Beiden entfernten sich; tiefe Stille lag über dem Raume; aus einiger Entfernung klangen die Schläge einer Glocke herüber; der Tonstärke nach mußte eines der Fenster geöffnet sein. Der Verwundete richtete sich etwas auf und heftete den Blick auf das kleine Täfelchen, das zu seinen Häupten hing.

„Lyssa!" las er, leise stöhnend sank er in die Kissen zurück. Also doch! ... Sie wollten ihn nur einlullen, ihn sicher machen, um ihm den Rest seines Daseins nach Möglichkeit zu erleichtern ... Doch er war kein Schwächling. Wozu also die Augen verschließen! ... In der Gestalt allerdings hatte er den Tod nie erwartet. Doch ... was that's! Er stand allein ... Eine nur lebte, die — — Gut, daß er sich ihr gegenüber noch nicht ausgesprochen! ... Ihr Schmerz würde so weniger herb sein ... Wer wohl die Geretteten sein mochten? ... Ein Geräusch vom Fenster her unterbrach seinen Ideengang; der Vorhang schob sich zurück, im nächsten Augenblicke kam ein Fuß zum Vorschein, ein Mensch saß rittlings auf der Fensterbank.

„Pardon, mein Herr!" begann der Eindringling, den Hut lüftend: „Ich war leider genöthigt ... Der Eintritt durch die Thüre wurde mir erschwert ... Aber bitte — wozu klingeln! Ich werde mich in wenigen Augenblicken zurückziehen ... Irre ich nicht, habe ich die Ehre, den Herrn vor mir zu sehen, der vor einer Stunde gebissen wurde? ..." Er zog ein Notizbuch aus der Tasche und machte sich schreibbereit.

„Das schon. Doch —"

„Rasinsky, Feodor Rasinsky von der Morgenpost ... gelesenstes Blatt der Residenz und Umgegend. Bezugspreis nur eine Mark pro Halbjahr ... Ich komme, mich im Auftrag meines Blattes nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

„Sehr verbunden! ... Hettich, Franz Hettich."

Der Schreibstift eilte über das Papier. „Und ihre Personalien? wenn ich so frei sein darf." Der Dichter willfahrte lächelnd.

„Vorzüglich! Vorzüglich! ... Also ... College ... Ist es gestattet, nach dem Zweck Ihres Hierseins zu fragen?"

„Gern. Ich bin hier eines Dramas wegen."

„Ah ... sehr gut! ... Und haben Sie ..." — der Stift glitt wieder über das Papier — „haben Sie schon darüber verfügt?"

Ein ironisches Lächeln huschte über die Züge des Ausgefragten. „Ja, Herr Neumann, Inhaber der bekannten Theateragentur hat es für seinen Verlag erworben."

„Brillant! Vorzügliche Firma! ... Gratulire, Herr College!"

„Eine Frage —" unterbrach der Dichter: „Wer sind die Geretteten?"

„Sie wissen nicht — —" rief der Morgenpostmann verblüfft.

„Nein ... Wie sollte ich auch ... Ich bin doch fremd hierorts."

„Allerdings," bestätigte der Andere, seine Stimme hob sich. „Die Kinder sind die Hoheiten Prinz Theodor und Prinzessin Friederike ... die Dame eine Hofdame."

„Ah deßhalb! ..." lächelte der Dichter ironisch.

„Bitte sehr!" rief der Reporter. „Unsere Theilnahme ist eine rein persönliche, durch unser Herz dictirte ... Uebrigens vorzüglich! Kannte die Geretteten nicht; erfuhr erst durch unseren Berichterstatter, welch' hohe Ehre ihm zu Theil geworden," notirte er halblaut nachsprechend, klappte das Buch zu und steckte es zu sich. „Noch eine Bitte, mein Herr: Nehmen Sie keinerlei Besuche an! Sie bedürfen der Ruhe ... Sie sind der Allgemeinheit schuldig sich zu erhalten ... Bei der bekannten Zudringlichkeit meiner Collegen aber —" Er brach ab und hüstelte. „Nochmals meinen Dank und die besten Wünsche hinsichtlich Ihrer Besserung! ... Ich habe die Ehre." Er lüftete den Hut und verschwand, im nächsten Augenblick steckte er den Kopf nochmals durch's Fenster: „Nicht wahr — nur ja keine Besuche! ... Läuten Sie im Nothfalle!"

Der Dichter war allein. Der Besuch des Morgenpostmannes hatte ihn erheitert. Er malte sich das Gesicht des Agenten bei Bekanntwerden der Notiz aus. Lächelnd legte er sich in die Kissen zurück, und bald senkte sich tiefer Schlummer auf ihn. Als er erwachte, war es Abend; von der Thüre her drang Stimmengewirr an sein Ohr.

„Ich lasse Sie mit Gewalt entfernen, wenn Sie nicht Folge leisten!" hörte er den Arzt rufen. Kurz darauf trat dieser ein, eine Karte in der Hand.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Classenjustiz.

Ueber den Essener Proceß ist ein Beträchtliches hin und her geredet worden. Trotzdem das Hauptorgan der satten Abwiegler um Helldorff-Bennigsen alle Freunde und Gesinnungsgenossen kläglich bat, nun endlich von der vertenfelt unangenehmen Sache zu schweigen, hat sich doch wochenlang auch durch die Reihen der Gutgesinnten ein plätschernder Strom der Erregung ergossen, und wieder einmal steht die Socialdemokratie in Gloria und Veilchenduft da. Ihr konnte, kurz vor der Feier des großen Tages, nichts Angenehmeres begegnen, als dieser Scandal, der die Existenz einer Classenjustiz unwiderlegbar zu beweisen und das Verhalten des Beuthstraßenpöbels glänzend zu rechtfertigen schien. In der That, wenn der bloße Umstand, daß Jemand sich zu einer wirthschaftlich und politisch radicalen Partei bekennt, hinreicht, um ihn vor Gericht aller Glaubwürdigkeit zu entkleiden, ihn zum Staatsbürger zweiter Classe zu degradiren — welchen Grund haben dann die Glaubensgenossen des Verfolgten, sich an Nationalfesten zu betheiligen, Gedenktage zu begehen, deren Früchte und Segen ihnen vorenthalten bleibt? Die rüpelhaften Schmähungen, womit Herrn Liebknecht's Schreibsclaven die Erinnerung an Deutschlands größte Zeit beschmutzen mußten, hätten nur in den vom Rothkoller unheilbar erfaßten Herzen einiger, vielleicht weniger ausreichend besoldeter Fanatiker Widerhall gefunden; auch die socialistisch gesinnte Masse würde, verschämt und bedächtig zwar, sich an der Sedan Herrlichkeit gefreut haben, denn sie liebt Trompetengeschmetter, bunte Fahnen und Lichter wie jedes Kind und hat sich aus der Elementarschule her immerhin einige Begeisterungsfähigkeit für kriegerische Thaten bewahrt. Der Essener Scandal indeß giebt all' diesen Leutchen hinreichenden Vorwand und genügend viel Festigkeit, nun trotzig bei Seite zu stehen und den Tag der Grundsteinlegung des neuen Reiches ausschließlich von

denen begehen zu lassen, denen er nach ihrer Meinung und, wie es den Anschein nehmen will, auch thatsächlich allein zu Gute kam. Und wahrlich — zornvoll fluthende Wuth, die sich in Demonstrationen Luft machte und sich nicht beruhigen lassen wollte, wäre unter diesen Umständen erträglicher und minder erschreckend als dieser schweigende, verbissene Ingrimm, der das fürchterliche Urtheil als etwas Selbstverständliches, Alltägliches hinnimmt, und es zu den Uebrigen schreibt, bis zur Stunde der Abrechnung. Als dieser Ingrimm, der sich schon nicht mehr darüber wundert, wenn ein Arbeiter auf drei Jahre in's Gefängniß geschickt wird, weil er auf einem Bahnhof randalirt und für ganze zwei Mark Waggonfenster zertrümmert hat, während sozusagen elegante Friedrichstraßen-Strolche, die ein hülfloses, ihnen nicht gefügiges Weib blutig geschlagen haben, ihre Attacke nur mit einer geringen Geldstrafe zu büßen haben.

Der Essener Proceß hat zwei gleich betrübende Seiten, und je nach dem Partei-Standpunkte hat man immer nur eine davon unter die Lupe genommen und die andere dem geneigten Leser unterschlagen. Unsere conservative Presse, die bis auf einige sehr unrühmenswerthe Ausnahmen wenigstens in Berlin den Muth der eigenen Meinung zu gewinnen beginnt, so weit es sich um landwirthschaftliche Fragen handelt, bemühte sich, alle Schuld auf die gemeingefährlich werdende Vielschwörerei zu schieben, auf diese Eselsbrücke lendenlahmen Juristenthums, die mit einer mechanischen Formel jegliche Kunst der Beweisaufnahme und der psychologischen Combination unnöthig macht. Wer wahrhaft liberal dachte und deßhalb nicht gegen das preiswerthe Schwurgericht losgehen, auch von keinerlei Auswüchsen einer Classenjustiz wissen durfte, pflückte mit dem Ersten Herrn Staatsanwalt ein Hühnchen, der sich allerdings recht erstaunliche Versehen und Fehlgriffe nachweisen ließ. Diesen beiden Gruppen, die, so oder so, die formalistische Seite des bestehenden Rechtes für die Essener Tragödie verantwortlich machen, steht die gefährlichste gegenüber, der unsere ganze Justiz schreiendes Unrecht dünkt, weil sie zu einer Waffe in der Hand der Herrschenden gegen die um die Herrschaft Ringenden geworden sein soll. Will man die Bedeutung des Essener Wahrspruchs, der verhängnißvoll für unsere gesammte innere Entwickelung zu werden droht, vollkommen würdigen, so gilt es, ihn unter all' diesen Gesichtspunkten leidenschaftlos und ohne dialektische Kunststückchen zu prüfen.

Die socialistische Gepflogenheit, jede Zusammenkunft von Gegnern, zu der sie Einlaß finden, durch unanständiges Betragen zu stören, hat recht eigentlich den Proceß verursacht. Wer sich die Mühe giebt, dann und wann Volksversammlungen in socialdemokratisch angehauchten Bezirken zu besuchen, wirkliche Volksversammlungen, zu der Angehörige aller Parteien Zutritt haben, wird immer wieder mit Ekel und Aerger sehen, wie nicht einmal angetrunkene Kerle mit rasch anschwellendem Lachen und Heulen jeden Redner von der Tribüne zwingen, der sich nicht zur Leibgarde des Herrn Singer bekennt. Sobald die Socialisten wissen, daß sie in einer solchen Versammlung die Oberhand haben, beginnen sie „Bureauwahl" zu verlangen, und es gilt ihnen dabei ganz gleich, ob die Gegner nicht etwa durch Miethung des Saales und Tragung der Unkosten die Herren im Hause geworden sind. Das Geschrei nach Bureauwahl und das rüde Benehmen des Kaiserdelegirten Schröder in jener Versammlung — sogar Parteiblätter werfen ihm vor, er habe sich keineswegs so betragen, wie es einem Führer der Bewegung zukomme, und an diesem werthvollen Geständniß wird nichts dadurch geändert, daß Herr Liebknecht den unglücklichen Schreibern wüthend über den Mund fuhr — Schröder selbst hatte seine gewaltsame Entfernung aus dem Saale nöthig gemacht. Der Gensdarm Münter, ein recht eifriger und recht erregbarer Herr, übernahm es, diese Nothwendigkeit zur That werden zu lassen, und wer die Eigenschaften dieses kräftigen Beamten aus der Ferne werthet, wird geneigt sein, dem Angeklagten Schröder Glauben darin zu schenken, daß er wirklich ungemein fest angepackt und daß der Herr Kaiserdelegirte zu Boden geschleudert worden ist. Die Aussagen beider Männer stehen sich freilich haarscharf gegenüber, aber von Beiden braucht deßhalb keiner einen Meineid geschworen zu haben. Auch wer sich nicht in ähnlichen Situationen wie Schröder befunden hat, denn trotz unserer Witzblätter gehört das Hinausgeworfenwerden keineswegs zu den deutschen Nationaleigenthümlichkeiten, kann sich leicht denken, daß aufsteigende Wuth, Haß und Ingrimm in den aneinander Gerathenen sofort das klare Bewußtsein auslöschen und daß sie die Dinge so sehen, wie sie sie empfinden, empfinden wollen. Münter hat den Schröder „mit dem Körper berührt", Schröder hat ganz deutlich seinen nervigen Arm gespürt — wer ist so kühn, wer wagt die fürchterliche Verantwortung für die Behauptung auf sich zu nehmen, der Bergmann habe einen wissentlichen Meineid geschworen? Die Essener Laienrichter haben es trotzdem gethan. An ihrer Redlichkeit hegt Niemand und darf Niemand Zweifel hegen, aber ihre Einsicht und ihre Fähigkeit zu ernsten Urtheilssprüchen dieser Art müssen gleich Null sein. Schröder ist so gewiß des Meineides unschuldig wie irgend einer von den Tausenden, die oberflächlich richtende, gleich ahnungslos über die Tiefen der Menschenseele wie über die einfachsten Voraussetzungen der Psychologie hinweghastende Justiz verdammt hat. Etwas anders steht es um seine mitangeklagten Genossen.

In dem tobenden Wirrwarr einer aufgeregten Versammlung, wo man bereits mit dem Hinauswerfen begonnen hat und den Gensdarm in Thätigkeit treten ließ, inmitten dieser schreienden und wild gesticulirenden Gruppen ist Niemand mehr im Stande, klare und bestimmte Beobachtungen zu machen. Was er wirklich gesehen hat, verwischt sich nachher in einer Minute, wenn er die Berichte Anderer in sich aufnimmt und überdenkt. In der Herner Versammlung hatte das Tohuwabohn seinen Gipfel erreicht, Mann stritt gegen Mann und kümmerte sich nicht mehr um den Dritten. Aber nachher, als die „Genossen" bei einander saßen und die Ereignisse besprachen, da gestaltete sich nach den erregten Erzählungen des Einen zwanglos das Bild in den Köpfen der Freunde, und unter denen, die der Suggestion nicht erlagen, waren dennoch Etliche überzeugt, daß es sich recht gut so zugetragen haben könnte. Und alle diese gaben dann später vereidigte Zeugen ab. Ihre Bekundigungen waren zum großen Theil falsch, sie verwickelten sich in Widersprüche, durch die Art des Verhörs wurden die ungebildeten, mit den gerichtlichen Formeln gar nicht vertrauten Leute in Angst und Verlegenheit gebracht und redeten nun ganz heillosen Unsinn zusammen. Geradezu classisch muß es ja genannt werden, wenn bei der Essener Verhandlung von „maßgebender" Stelle darauf hingewiesen wurde, daß man sich vor Gericht nicht befangen zu machen lassen brauche; wenn es, sagen wir, in Potsdam begegnet ist, daß ihm ein Landgerichtsdirector in unerhört barschem Tone und ohne allen Grund verbietet, „Herr Vorsitzender" zu sagen, „weil es die Verhandlung aufhalte" und wer da weiß, wie machtlos der Beklagte unter heutigen Umständen gegen solche Späßchen ist, wie verwirrend und lähmend sie aber wirken, der denkt anders über die Veranlassung mancher unbegreiflichen Narrheit, die geängstigte Menschen vor Gericht aus sich herauspressen oder herausholen lassen. Der überlastete Richter wird leicht zum Handwerker, der die vorher bezeichneten Fristen jedes Termins innehalten will und der es für eine freche Zeitvergeudung und einen Beweis unergründlicher Boshaftigkeit hält, wenn die Leute vor der Schranke sich zähe ihrer Haut wehren. — Von den Nebenangeklagten im Essener Proceß haben fraglos die meisten falsch geschworen, ein Theil unwissentlich, allmälig fest überzeugt von der Wahrheit ihrer Aussagen; ein größerer Theil fahrlässig, weil sie sich suggeriren ließen, was sie bei einigem Nachdenken als unwahr oder wenigstens als von ihnen nicht bemerkt erkennen mußten; ein kleiner Theil endlich aus Furcht, sich mit ihren früher gemachten Verlegenheits-Aussagen in Widerspruch zu setzen. Was wurde da nicht alles „unter Eid deponirt"! Der Vorsitzende, der Staatsanwalt, die Vertheidiger brauchten nur zu fragen und bekamen dann bestimmte Antworten von einer Art, der die arruseligste Intelligenz den Meineid auf der Stirn geschrieben sah. Und es waren ja keineswegs allein die Entlastungszeugen, die mit unheimlichem Leichtsinn und noch unheimlicherer Dummheit das Zuchthaus auf sich herab beschworen. Gerade die Aeußerlichkeiten dieses Processes bewiesen, daß es mindestens unklug war,

einer albernen Lappalie wegen die sieben Männer zu Verbrechern zu stempeln. Den schwereren Meineid im Sinne des Gesetzes, für den sie in's Zuchthaus mußten, hat Keiner geschworen, und kein Schatten eines Beweises ist für die phantastische und ungeheuerliche Behauptung erbracht worden, daß Socialdemokraten aus Partei Interesse ziemlich gewohnheitsmäßig Meineide schwören. Unter den Genossen mögen sich sehr wohl desperate Elemente befinden, die um der „heiligen Sache" willen vor keinem Verbrechen zurückscheuen; wer aber diese Muthmaßung in einem Processe aufstellt, wo es sich um die Existenz unglücklicher, wahrscheinlich unschuldig Angeklagter handelt, der hat vor Gott die Pflicht, vollgiltige, schlagende Beweise dafür beizubringen. Nicht die Spur eines solchen Beweises ist erbracht worden.

Das Plaidoyer des Ersten Staatsanwaltes hat zu den schwersten Bedenken Anlaß gegeben, und in Wahrheit unterscheidet es sich von den sonst durch ihre juristische Logik, wenn schon durch weiter nichts ausgezeichneten Reden unserer öffentlichen Ankläger auf's Unvortheilhafteste. Es arbeitet mit Mitteln und Blendern, die getrost unseren berühmten Vertheidigern überlassen bleiben sollten, strotzt von mühsam mit Redensarten zugekleisterten Brüchen und Sprüngen, ja, was das Schlimmste ist, es zweifelt die Richtigkeit des Eides der Entlastungszeugen nicht aus innerlichen Gründen an, sondern verdächtigt ihn wegen der Parteiangehörigkeit dieser Zeugen. Und dies furchtbar gefährliche Argument hat, daran ist leider kein Zweifel, ausschlaggebend auf die noch schwankenden Geschworenen gewirkt! Hiermit ward dem Urtheil der unselige Charakter eines Votums der Classenjustiz aufgedrückt, hiermit ist es gerichtet.

Das Institut der Geschworenen selbst hat durch den Essener Proceß einen Axthieb empfangen, den es schwerlich verschmerzen wird. Im Laufe der Jahre, die den Besitzlosen von diesem Ehrenamt nach und nach noch weiter abdrängten als von der Ausübung eines Reichstagsmandates, ist es Gepflogenheit geworden, nur Männer zu Volksrichtern zu machen, die es bequem aushalten und die oft ganz gewaltigen Unkosten leicht auf sich nehmen können. Gewiß hat es seine Vortheile, Leute zu Richtern zu machen, die sich dem hohen Amte sorglos widmen dürfen, ohne quälende Gedanken an ein Geschäft, das sie zu diesem Behufe verlassen mußten, Leute, deren Vermögensstand gewissermaßen eine höhere Bildung, eine geschultere Intelligenz, Menschenkunde und Wohlwollen wenigstens vermuthen läßt. Aber die einfachsten Pflichten socialen Anstandes verlangen es, in einem Processe, der nun einmal zu einem politischen gestempelt werden soll, — und das ist durch das Plaidoyer des Staatsanwaltes leider Gottes unleugbar geschehen — in einem Processe, in dem die Angeklagten ausnahmslos der besitzlosen Classe angehören, nicht ausschließlich Richter urtheilen zu lassen, die der besitzenden angehören. Diese Laien nehmen es mit ihrem Schwur gewiß bitter ernst, aber sie können nicht an gegen ihr Herz, gegen den Einfluß, den Erziehung, täglicher Umgang, Parteivoreingenommenheit auf sie ausgeübt hat. Immer noch besser als eine Jury dieser Art sind gelehrte Juristen, denen es in solchen Fällen ungleich leichter wird, auf die Stimme der Pflicht zu hören, abzuwägen, ob wirklich genügend viel criminelle und psychologische Gründe für eine Verurtheilung vorliegen.

Das Ideal deutscher Rechtspflege ist das Volksrichterthum, das ohne alle juristischen Kniffe und Pfiffe, ohne den widerchristlichen, im wahrsten Sinne Gott lästernden Eidesapparat, nur auf die Stimme des gesunden Menschenverstandes lauschend, seine Entscheidungen fällt. Es wäre selbst heute schon am Platze, wo der Kampf um die sociale Macht unsere Nation in zwei Heerlager zerreißt, wenn man bei politischen Processen Vorsorge trüge, daß die Stimme des Rechtes nicht durch die der Parteileidenschaft und Voreingenommenheit verdunkelt werden kann. Das muß das Ziel sein. All die Vorschläge der armseligen Quacksalber, die, unfähig zu lernen, immer noch von Fall zu Fall curiren wollen und sich nun wieder einmal den Anschein geben, als wäre mit der Beschränkung des Massenschwörens unsere todtkranke Rechtspflege zu heilen, all' diese Pflasterklebereien erschweren nur den Gesundheitsproceß. Die Justiz, unter der wir laboriren, ist werth, daß sie zu Grunde geht; sie erschöpft sich, unfähig, neues Leben zu gebären, einerseits in afterklugen Tüfteleien und unfreiwilligem Hohn auf die schlichte Vernunft, während ihre Jünger andererseits ihr schneidigstes, wenn auch schwerstes Rüstzeug, die messerscharfe Logik, bei Seite werfen und statt dessen mit Phrasenklingklang operiren. Die hülflose Dame mit den verbundenen Augen hat es wirklich nicht nöthig, die Binde links zu lockern und Partei zu ergreifen im Wirthschaftskampfe dieser Tage, sie ist ohnehin verhaßt genug und ohnehin unrettbar verloren; sie bedurfte des Essener Processes so wenig wie die Socialdemokratie, die 1898 auch ohne ihn den Feldzug gewinnen wird.

Unter'm Cäsar Nero entstand, just als das Christenthum sich alle Sclaven und hier und da auch eine Patricierfamilie gewonnen hatte, in Rom eine kleine, muthige Partei von Vaterlandsfreunden, die sich der geheimnißvollen Bewegung gegenüber nicht auf den Standpunkt der Intimen Cäsar's und Poppäa's stellte. Durch weitgehende, agrarische Reformen vornehmlich suchte sie der noch im Finstern schleichenden, neuen Religion den Boden abzugraben, das geltende Recht wollte sie grundlegend ändern, daß es der heraufziehenden, neuen Zeit besser entspräche. Die um Nero ließen kurzen Proceß mit ihnen machen, denn sie zitterten für ihre Landhäuser, ihre afrikanischen Besitzungen und ihre, ach so holden, griechischen Sclavinnen. Wie damals ringt jetzt wieder ein Häuflein klein gegen den von unten drohenden blutigen Umsturz wie gegen den Unverstand der Prätorianer. Die man damals todtschlug, schweigt man heute todt. Aber sie werden deßhalb doch Recht behalten, denn ihr Recht würde den Staat gerettet haben.

Prinz Vogelfrei.

Notizen.

Unser weitaus bestes Conversations-Lexikon, der „Brockhaus", ist bei seinem 13. Band angelangt. In dem durch die Stichwörter Perugia und Rudersport gegebenen Rahmen umfaßt der Text etwa 9700 Artikel, unter denen wieder sehr viele hervorzuheben sind, so St. Petersburg, das alte und moderne Rom, Preußen, Polen, Philadelphia, alle mit Karten und Plänen reich ausgestattet. Auf technischem Gebiete greifen wir z. B. Petroleummotoren, Photographie, Rauchverhütung heraus, in welch letzterem Artikel nachgewiesen wird, daß jährlich in Deutschland allein 200 Millionen Mark nutzlos als Rauch in die Luft gehen, die man bei geeigneten Verbrennungsvorrichtungen sparen könnte! Seiner Aufgabe getreu zerstört Brockhaus' Conversations-Lexikon an vielen Stellen alte Vorurtheile und unterrichtet über neue schädliche oder nützliche Formen moderner Organisationen, z. B. Petroleumtrust, Productivgenossenschaften, Postsparcassen ꝛc. Als sehr bemerkenswerth seien noch die Artikel Reichstag, Reichsbank, Preßgesetzgebung, Rechtschreibung, Postwesen erwähnt. Der Artikel „Römisches Recht" und eine Karte, welche die gegenwärtige Zersplitterung des „gemeinen" Rechts im Deutschen Reiche zeigt, sind besonders zeitgemäß, ebenso der über „Rettungswesen zur See", mit Tafel. Es ist eine wahre Jubelausgabe, die Alles weit hinter sich zurücklässt, was von Diderot bis Meyer auf lexicographischem Gebiete je geschaffen wurde.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücherete. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlagsredacteur.

Der Herausgeber eines größeren lexikalischen Werkes sucht nach Beendigung seiner gegenwärtigen Arbeit zum 1. Januar 1896 eine feste Stellung als **Verlagsredakteur** oder **Leiter eines litterarischen Unternehmens** oder dergl. Gefl. Anfragen werden erbeten unter **R. L.** in der Geschäftsstelle des Börsenvereins der deutschen Buchhändler in Leipzig.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Auch direct zu beziehen durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Soeben erschien:
Autorität
und
Volksbewußtsein.

Ein Vorschlag
zur Reform des Wahlrechts
im Interesse der wirthschaftlichen Berufsstände.
Von
J. G. A. Walch.

Preis: 50 Pfge.

Hermann Oesterwitz,
Kgl. Hofbuchhandlung, Dessau.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche ausquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Theodor Schiemann.**

Sechster Band:

Michail Bakunins
Sozial-politischer Briefwechsel
mit
Alexander Iw. Herzen und Ogarjow.

Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Professor **Michail Dragomanow.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Prof. **Dr. B. Minzès.**

Preis geheftet 6 Mark.

Die vertrauliche Korrespondenz Bakunins, des Begründers der internationalen Anarchistenpartei, mit seinen Freunden darf den Anspruch erheben, als ein Denkmal der sozialen Krankheitsgeschichte der Gegenwart eine Lücke in unserer Kenntnis auszufüllen, die ohne diese Briefe nie hätte geschlossen werden können.

Man darf wohl erwarten, daß diese heute besonders aktuelle Publikation in weitesten Kreisen Aufsehen erregen wird. Stellung dazu muß jedenfalls jeder nehmen, der an den sozialen Problemen der Gegenwart nicht gedankenlos vorübergehen will.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 14. September 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Socialdemokratie am Scheidewege. Von A. v. H. — Die militärische Lage in russischer Auffassung. — **Literatur und Kunst.** Der Grundstein zur Meiningerei. Erinnerungen von Carl Schultes. — Goethe's Beziehungen zur Philosophie. Von Moritz Brasch. (Schluß.) — **Feuilleton.** Der Thalia-Ring. Eine beinah wahre Geschichte. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Reform oder Garde? Von Caliban. — Anzeigen.

Die Socialdemokratie am Scheidewege.

In dem wissenschaftlichen Organe der socialdemokratischen Parteileitung, der „Neuen Zeit", hat sich eine interessante Polemik entsponnen über die Nothwendigkeit und Annehmbarkeit des Agrarprogramms. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie auf der einen Seite in der Partei selbst die Stimmen sich mehren, die einzelne socialdemokratische Dogmen, wie unter Anderen die Rationalität des Großbetriebes in der Landwirthschaft, entschieden zu widerlegen suchen; auf der anderen Seite läßt Kautsky, gewiß der Gebildetsten und Fähigsten Einer, sich kein Jota von den einmal aufgestellten wirthschaftlichen Gesetzen rauben und verficht seine Position mit vielem Scharfsinn.

Das Agrarprogramm scheint dazu bestimmt zu sein, die erste Bresche zu legen und die feste Einheit der bisher vertretenen Ansichten auseinanderzusprengen. Schon die Entstehung desselben giebt einem aufmerksamen Beobachter viel zu denken. Als die Socialdemokratie nämlich eingesehen hatte, daß ihr aus den Reihen der Industrie kein Succurs mehr kommen könnte, da alle empfänglichen Elemente bereits zu ihr übergegangen waren, sah sie sich nach einer Erweiterung ihrer Machtsphäre auf anderem Gebiete um und dictirte den Eroberungsfeldzug gegen die Bauern. Einsehend, daß die bisher üblichen Mittel der Agitation an der Hartnäckigkeit, mit der der Bauer an seinem Grundbesitze festhält, hier versagen würden, beschloß man zunächst, den Generalstab mit einem neuen Eroberungsplan der schwierigen Position zu betrauen, und so entstand das berühmte Agrarprogramm, dessen Veröffentlichung die Gemüther der Genossen seit Kurzem auf das Höchste erregt. In der That hat der Generalstab es gewagt, in diesem Programm mit der geheiligten Tradition ganz offen zu brechen und eine Reihe von Reformvorschlägen aufzustellen, die augenscheinlich aus einer aufmerksamen Lectüre der neuesten „bürgerlichen" volkswirthschaftlichen Literatur entsprungen sind, mit der Herr Dr. Schönlank nicht ganz unbekannt zu sein scheint. Der Eckpfeiler aller Socialdemokratie, das Dogma von der Aufhebung des Privateigenthums, ist hier ganz einfach ignorirt und den Bauern der Grundbesitz garantirt. Was bedeutet es daneben, wenn doch wieder eine theilweise Verstaatlichung des Grund und Bodens gefordert wird, zumal wenn dem Staat, und zwar dem jetzigen Bourgeois-Staate, erlaubt sein soll, den eingezogenen Grundbesitz an Einzelpächter weiter zu vergeben? Mit Recht sieht Kautsky von seinem Standpunkte aus hierin eine staatsmännische Thorheit. Die socialdemokratische Parteileitung hat nicht den geringsten Vortheil davon, wenn der Staat durch eine Vermehrung seiner Machtmittel gestärkt wird, und daß er durch eine Ueberweisung eines großen Theiles des Grundbesitzes wesentlich gestärkt wird, unterliegt keinem Zweifel. Aber darum handelt es sich gar nicht in erster Linie, sondern um das Eingeständniß, daß die socialdemokratische Doctrin, wie sie bisher gehandhabt wurde, nicht im Stande ist, allen Theilen des so vielfach differenzirten gesellschaftlichen Organismus gerecht zu werden, sondern Einschränkungen eintreten lassen muß, wenn sie mit den bestehenden Verhältnissen rechnen will. Eine weitere Frage ist es dann, ob es thunlich sei und den Principien der Partei entspricht, eine Agitation zu unternehmen, die nur mit Hintenansetzung eben dieser Principien zu Stande kommen kann.

Kautsky leugnet, daß die Bauernagitation nur auf dem in dem Agrarprogramm hergerichteten Boden in Angriff genommen werden könne, und wenn dem so sei, wenn es in Deutschland wirklich Gegenden gäbe, die nicht anders als durch Preisgabe der der Socialdemokratie heiligen und unumstößlich feststehenden Gesetze gewonnen werden könnten, so müsse die ganze Agitation lieber so lange verschoben werden, bis der Bauernstand reif dafür sei. Die Socialdemokratie ist und bleibt eine Partei der Proletarier, nur der proletarische Parcellenbesitzer wird ihr zufallen, niemals der grundbesitzende; man warte also geduldig, bis die Auflösung des besitzenden Bauernstandes sich soweit vollzogen hat, daß die große Mehrheit zu den Proletariern heruntergesunken ist. Dann wird von selbst die Einsicht kommen, daß nur der socialdemokratische Staat der Hoffnungslosigkeit der Lage ein Ende machen kann, aber nur ein Staat, der voll und ganz bei den alten Principien der Socialdemokratie beharrt und ein Pactiren mit den Zuständen der heutigen Gesellschaftsordnung nicht kennt.

Kautsky ist sich ganz klar darüber, daß zwischen Bauer und Proletarier augenblicklich keine Interessenharmonie möglich ist. Er sagt: „Der Bauer, der Lohnarbeiter beschäftigt, steht von vornherein in einem Interessengegensatz zu uns. Aber auch der Bauer als Verkäufer von Nahrungsmitteln steht in einem Gegensatz zum Proletarier als Käufer davon. Das nächste und wichtigste Interesse des Bauern als Verkäufer von Lebensmitteln sind nicht hohe Löhne, sondern hohe Lebensmittelpreise. Das nächste und wichtigste Interesse

des Proletariers als Käufer von Lebensmitteln sind dagegen niedere Preise derselben. Dieser Gegensatz ist kein unwichtiger, er tritt gerade heute scharf zu Tage in der Gegnerschaft unserer Partei gegen die Lebensmittelzölle und die verwandten Mittel."

Trotz dieser wenig ermuthigenden Sachlage findet Kautsky mit dem seiner Partei eigenen Optimismus doch soviel Tröstliches in den bestehenden agrarischen Verhältnissen, d. h. soviel Elend einerseits bei den kleinen Bauern, soviel jetzt schon vorhandenes ländliches Proletariat im Bereich des Großgrundbesitzes und des parcellirten Bodens andererseits, daß ihm eine erfolgreiche Agitation in einigen Gegenden nicht ganz aussichtslos scheint. Die Zusammenkoppelung von landwirthschaftlichem Zwergbetrieb und Tagelöhnerberuf soll den Uebergang bilden vom Grundbesitz zum Proletariat. Hier sei mit der Agitation einzusetzen, indem man den Arbeiter im Bauern auf die Interessenharmonie mit den industriellen Arbeitern aufmerksam macht. Es handele sich aber keineswegs darum, den privaten Grundbesitz dieser Arbeiter-Bauern zu stärken und zu vermehren, sondern ihn vielmehr ganz davon loszulösen, indem man ihn an die große allgemeine Partei, die das Wohl aller Arbeiter zum Ziel hat, angliedere. Dem Bauer eine Verbesserung seiner Lage in dem gegenwärtigen Staat auch nur als möglich hinzustellen, sei eine ganz verkehrte Taktik, und damit sei das ganze Agrarprogramm gerichtet. Wenn man sich auf Versprechungen einläßt, meint Kautsky, so haben die anderen Parteien entschieden mehr Aussicht auf Erfolg als die socialdemokratische, „nur der hoffnungslose Bauer wird Socialdemokrat, nur Derjenige, der die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ihm im Rahmen der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung nicht zu helfen ist. Unsere Aufgabe gegenüber den Bauern besteht nicht darin, uns auf ein Wettbieten mit den Agrariern einzulassen, bei dem wir stets den Kürzeren ziehen müssen, sondern wir haben nachzuweisen, daß keine Partei im Stande ist, den Bauern etwas Erhebliches und Durchführbares im Rahmen der heutigen Gesellschaft zu bieten, daß die einzige Partei, die ihnen helfen kann, die Socialdemokratie ist, weil diese die einzige revolutionäre Partei ist."

Wenn Kautsky bei diesem starren Festhalten an den alten Principien doch ein leises Bedenken kommt, so verkündet er sofort, daß die agrarische Agitation so wichtig auch gar nicht sei. Die Bedeutung der Bauernschaft sei bei Weitem überschätzt. Von den 56 Procent des deutschen Volkes, die die Landbevölkerung ausmachten, seien durchaus nicht alle Landwirthe, nur 42,5 seien wirklich mit Landwirthschaft beschäftigt, von denen sechs Millionen (mit ihren Familien über zehn Millionen) Lohnarbeiter seien. Letztere scheint Kautsky von vornherein als der Socialdemokratie verfallen anzusehen, worin er vielleicht nicht ganz Unrecht hat. Sind diese Elemente aus dem Zustand der Unbewußtheit in den der „Zielbewußtheit" übergegangen, so dürfte die socialdemokratische Partei den Höhepunkt ihrer Ausdehnung erreicht haben. Selbst auf diesem Höhepunkte wird sie noch lange nicht die Mehrheit im Reichstage erlangt haben, ohne die sie auf friedlichem Wege ihre Pläne nicht verwirklichen kann, sie müßte sich vielmehr auf die Absicht beschränken, als Minderheit die Mehrheit des deutschen Volkes zu terrorisiren. Die Dictatur einer Minderheit des Proletariats würde aber jedenfalls nur eine ganz kurze Zeit ertragen werden und durch eine um so gründlichere Reaction beseitigt werden.

Wie lange die socialdemokratische Partei ihren Höhepunkt behaupten wird, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Da sich schon jetzt die Anzeichen mehren, daß sich die Gebildeten von der Beeinflussung socialdemokratischer Ideen erholen, scheint die allgemeine demokratische Strömung ihre größte Kraft bereits eingebüßt zu haben. Die Führung in den Völkern gehört doch den besonnenen Elementen, die kraft einer jahrhundertelangen Tradition die Entwickelung langsam aber sicher weiterführen, zunächst allerdings, was in unserem real denkenden Zeitalter vielleicht befremdlich klingen mag, auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften, dann aber auch vermöge der von diesen Gebieten ausstrahlenden Wirkungen im politischen und praktischen Leben der Nation. Die geistige Tyrannei des Marxismus hat vielleicht mit dem soeben erfolgten Tode von Friedrich Engels einen Abschluß erreicht, und die socialdemokratische Partei geht selber einer Mauserung entgegen, die sie den anderen Parteien zum Abschluß von Verträgen annehmbarer macht. Mag auch Herr Kautsky seine ganze Begabung einsetzen, um die alte Fahne hoch zu halten, die Begeisterung und die Kampflust ist verraucht, die „revolutionäre" Partei hat gezeigt, daß auf den einmal eingeschlagenen Pfaden nicht zum Ziel zu kommen ist, und damit ihre Werbekraft eingebüßt. Sie muß entweder nach dem neuen Agrarprogramm ihre Stellung wesentlich modificiren oder auf einen nennenswerthen Zuwachs ihrer Machtsphäre verzichten. In beiden Fällen geht sie einer Auflösung entgegen; in dem ersteren, weil sie ihre scheinbar so glänzenden und für Viele zuerst so bestechenden Doctrinen einfach aufgeben muß; in dem letzteren, weil sie eingestehen muß, daß sie die Bauernschaft nicht auf dem alten Boden zu sich herüberziehen kann, also unfähig ist, den größten und militärisch wichtigsten Volksbestandtheil sich zu assimiliren.

So steht die Socialdemokratie vor der Alternative: entweder bleibt sie, was sie gewesen ist, muß dann aber alle Hoffnung auf Verwirklichung ihrer Ideale fahren lassen, oder sie muß etwas ganz anderes werden, als sie bisher war oder sein wollte. Ein Ideal, sobald es als unrealisirbar durchschaut ist, verliert immer rasch seine Anhänger, treten diese aber auf den Boden der Wirklichkeit hinüber, so müssen sie mit allem demjenigen brechen, was ihnen bisher als Leitstern und Ziel gegolten hat.

Eine solche Auflösung oder Umbildung wird sich allerdings nicht sehr rasch vollziehen. Die Partei ist zu groß und verfügt wie die ultramontane über eine zu große Anzahl blind ergebener, urtheilsloser Anhänger, als daß die Schlagwörter und die Prahlereien nicht noch eine Zeit lang ihre Wirkung ausüben könnten. Aber man darf sich der Hoffnung hingeben, daß wenigstens die gebildeten Elemente unserer Nation die Entwickelungskrankheit der socialdemokratischen Phase leichter und rascher als bisher absolviren werden und aus der blinden Negation alles Bestehenden auf einen höheren Standpunkt hinübertreten können, ohne dem Idealismus der Jugend dabei untreu zu werden.

Unsere nüchterne Zeit kann sich nicht mehr mit Utopien befassen. Jedes Jahrhundert hat die seinen gehabt, und wir wissen, daß die bedeutendsten Gelehrten es nicht verschmäht haben, ihren Wünschen und Ansichten in utopistischen Gemälden Ausdruck zu geben. Die Socialdemokratie ist aber einen Schritt weiter gegangen, von der Utopie zur Wissenschaft, wie sie selbst gesagt hat, von da zur Wirklichkeit d. h. zur festformulirten Forderung. Ihre Gegner freilich müssen diese Forderungen als utopistische ansehen, weil sie auf moralischen Voraussetzungen beruhen — ganz abgesehen von der wirthschaftlichen Nützlichkeit — denen die Mehrheit in der civilisirten Menschheit niemals nachkommen wird. Die Forderung der Abschaffung des Privateigenthums z. B. negirt ganz einfach die dem Menschen eigenthümliche Neigung, sich persönlichen Besitz zu verschaffen und für seine directen Nachkommen in möglichst auskömmlicher Weise zu sorgen, unterbindet damit einen Theil der edelsten und uneigennützigsten Triebe und lockert dadurch die Bande zwischen Eltern und Kindern, an deren Stelle die kalte Interessengemeinschaft des Staates setzend, deren Unpersönlichkeit alle Herzenswärme ausschließt.

Die Forderung, sich freiwillig dem ungeheuren Zwang der gesellschaftlichen Maschinerie zu fügen, spricht ebenfalls aller Psychologie Hohn. Es ist eine ganz sinnlose Zumuthung,

von den Menschen zu verlangen, um der bloßen abstracten Idee willen die höchst concrete persönliche Freiheit zu opfern und sich täglich an die Arbeit zu spannen, ohne daß Hunger, Noth, Vaterlands- und Familienliebe, kurz, der Zwang der äußeren Verhältnisse die in fast jedem Menschen schlummernde Trägheit überwinden. So hart es klingen mag, man muß doch dabei beharren, daß die großen Factore des Fortschritts in erster Linie Hunger und Noth sind. An ihre Stelle eine Reihe von Idealen zu setzen und von diesen eine treibende Kraft für das Gros der Menschheit zu erwarten, ist und bleibt ein utopistischer Gedanke.

Die socialdemokratische Parteileitung weiß auch sehr wohl, daß ihre eigentlichen Ideale nicht motivationskräftig sind. Sie hat deßhalb um den esoterischen Kern eine exoterische Hülle geschlagen und ist um ihrer praktischen Zwecke willen auf den Boden der wirklich vorhandenen menschlichen Natur mit ihren Leidenschaften und Wünschen, ihrem Glückseligkeitstrieb und praktischem Materialismus hinabgestiegen, um ihre durchaus den niedrigsten Gelüsten und Gehässigkeiten angepaßte Agitation zu entfalten. Es giebt hier für sie keinen Unterschied mehr zwischen Tugend und Laster, sofern sie sich auf die bestehende Gesellschaftsordnung bezieht. Auch die dem Volke heiligsten Empfindungen an seine ruhmreiche Kriegszeit werden mit der Lauge schärfsten Spottes überschüttet, wie dies die socialdemokratische Presse dieses Sommers gezeigt hat, und der Ton wird um so bitterer und aufreizender, je mehr sich das heimliche Gefühl einschleicht, daß diese Agitation bei verkehrter Front geschieht und der Sache nicht nur nichts nützt, sondern wahrscheinlich sogar schadet. Auch in dieser Beziehung wird man später von einem Wendepunkt sprechen können.

Die Einsicht in die praktische Undurchführbarkeit ihrer wirthschaftlichen Lehrsätze wird der Socialdemokratie die Mehrzahl der Gebildeten entfremden, die Verspottung und Nichtachtung der jetzt im Volke vorhandenen Moral die Mehrheit der unteren Classen, die Negation des Grundbesitzes die Masse der Landbevölkerung. Auf eine geringe Anhängerzahl beschränkt, hat sie aber den Anspruch, jemals die herrschende Partei zu werden, fallen zu lassen und sich damit zu begnügen, die oppositionelle Partei des vierten Standes zu sein, die sich damit bescheiden muß, nur ein Glied in dem großen Staatsorganismus zu sein anstatt des alles beherrschenden und unterdrückenden Hauptes. Wirthschaftlich und psychologisch erweist sich die Socialdemokratie als ein großer Irrthum, den mit Nachdruck zu überwinden das Ende des Jahrhunderts sich jetzt langsam anschickt. A. v. H.

Die militärische Lage in russischer Auffassung.

Die russischen Anschauungen über die militärische Lage, welche gelegentlich in der französischen und deutschen Presse zum Ausdruck gelangen, erscheinen vielleicht interessant genug, um nicht nur eine vollständigere Wiedergabe, sondern auch eine Kritik zu beanspruchen. Dieselben knüpften an die unlängst veröffentlichten Auslassungen eines französischen Generals und Armeecommandanten des nicht activen Standes über die Abrüstung an und bemerkten hinsichtlich dieser, daß es zwar Jedem frei stehe, die Abrüstungsfrage nach seinem Belieben zu lösen, daß es jedoch zu ihrer Lösung der genauen Kenntniß des Standes der Dinge und keiner willkürlichen Entstellung derselben bedürfe. Die Franzosen verfielen, bemerkte man, wenn sie von der russischen Armee sprächen, stets in einen Irrthum. Ihrer Ansicht nach bedürfe das russische Heer im Kriegsfalle 6 Wochen, um mobil zu werden und an den Rhein transportirt werden zu können. Dies sei früher vielleicht richtig gewesen, heute jedoch nicht mehr. Was die russische Mobilmachung betreffe, so sei dieselbe nicht mehr vorzubereiten; sie sei in weitem Maße vorbereitet. Seit 3 Jahren besitze Rußland mehrere 100 000 Mann, welche mobil, völlig auf Kriegsfuß und bereit in's Feld zu rücken seien. Wiederholt hätten Bruchtheile dieser gewaltigen Masse unter dem Obercommando General Gurko's manövrirt. Es sei heute durch die Praxis erwiesen, daß dieselbe in einigen Stunden marschbereit zu sein vermöge, während Rußland die Mobilisirung des Restes seiner Armee, die auf 12 Millionen Soldaten gebracht werden können, d. h. auf ein Zehntel der Gesammtbevölkerung des Landes in erforderlichem Maße vorbereitet habe. Es müsse allerdings zugegeben werden, daß diese Soldaten nicht sämmtlich von gleicher Tüchtigkeit seien. Oekonomische Rücksichten gestatteten Rußland nicht, ein Jahrescontingent von mehr als 300 000 Mann zu haben. Dasselbe bestehe jedoch aus Mannschaften von hervorragender Qualität. Der Rest der Jahresclasse werde in die Milizen, eine Art Landwehr, eingereiht. Er lerne bei derselben die Handhabung der Waffen und könne im Bedarfsfalle rasch in die Verfassung gebracht werden zu kämpfen. Rußland sei daher im Stande, im Gegensatz zu den französischen Behauptungen, sofort eine starke Armee nach Deutschland zu werfen. Sie koste ihm Geld genug, als daß ihre Existenz bestritten werden könne. Was die Schnelligkeit des russischen Vormarsches betreffe, so hänge dieselbe von dem Grade des Widerstandes ab, dem derselbe begegnen werde. Es existire ein Feldzugsplan des General Obrutscheff, der den Fall voraussetze, in welchem Frankreich am Rhein oder an der Maas angegriffen werde. Derselbe schließe in sich, daß Rußland alsdann sofort versuchen werde, in Deutschland einzudringen. Allein dort würde dasselbe nicht nur mit der deutschen Armee zu thun haben, sondern auch mit der österreichischen und diese Schranke werde schwer zu durchbrechen sein. Ueberdies werde Rußland weniger anstreben, Frankreich dadurch zu unterstützen, daß es bis zu demselben vordringe, als dadurch, daß es einen Theil der Streitkräfte des Dreibundes auf sich ziehe. Genöthigt, Rußland die Stirn zu bieten, würden die Streitkräfte, welche der Dreibund gegen Frankreich zu richten vermöge, keine von vernichtender Ueberlegenheit sein. Die Ausführung dieses Plans hänge übrigens von der Gewißheit ab, ob Deutschland zuerst Frankreich oder Rußland angreifen werde. Es sei keineswegs erwiesen, daß der Kampf am Rhein beginnen werde, ebenso gut könne er an der russischen Grenze anfangen. In diesem Falle kenne Rußland seinen Entschluß. Es würde thun, was Peter der Große 1709 mit den Schweden und Alexander I. 1812 mit den Franzosen that. Man würde den Gegner in's Land eindringen und vordringen lassen, um einen günstigen Moment seiner Zersplitterung und seiner Erschöpfung zu benutzen. Dies werde nach einer auch in Rußland geltenden Anschauung das beste Kriegsverfahren sein. Nach dieser Anschauung sei eine Vertheidigungs-Taktik mehr werth als eine Angriffs-Taktik. Im Jahre 1709 und 1812 habe Rußland diese Erfahrung zu seinem Vortheile und 1870 habe Frankreich dieselbe Erfahrung zu seinem Nachtheil gemacht. Wenn dasselbe, anstatt seine Streitkräfte sämmtlich in die erste Linie zu bringen und ihre Bestandtheile unter den Mauern von Metz, das sich allein vertheidigen konnte, unbeweglich zu machen, dieselben unter den Mauern von Paris concentrirt hätte, so würden sich seine Niederlagen in einen vollkommenen Sieg verwandelt und Frankreich die Deutschen nach Hause gesandt haben, wie Rußland die große Armee nach Moskau.

Dies sei die Ansicht der meisten russischen Generale. Der Aggressivplan des Generals Obrutscheff werde daher von denselben nicht mehr gebilligt, wie der Plan der französischen Generale, nach welchem Frankreich in der Ebene der Champagne die erste große Schlacht liefern solle. Russischerseits

meine man, daß Frankreich, je weniger es den Gegner vor seinem tieferen Eindringen in's Landesinnere bekämpfe, denselben um so sicherer vernichten werde. Er müsse selbst bis zur Loire hereingelassen werden, bevor man ihm eine große Schlacht liefere. Selbstverständlich sei die Verwüstung, die sein Vordringen in Frankreich hervorrufen werde, in Betracht zu ziehen. Allein wenn Frankreich um diesen Preis den Sieg erlange, werde es ihn nicht zu theuer erkauft haben und dies werde mehr werth sein, als nicht wieder gut zu machende Niederlagen an der Grenze wie im Jahre 1870. Es nochmals zu versuchen, die Deutschen an der Ueberschreitung der Grenze zu hindern, würde jedoch ein Fehler sein. Wenn dieselben angriffen, würde es überraschend geschehen. Zwar seien dies mehr oder weniger akademische und discutirbare Betrachtungen, allein man müsse sie denen des französischen Armeecommandanten über die Abrüstung entgegenstellen. Obgleich die Situation heute friedlicher sei denn je in den letzten 20 Jahren, und der Friede nie sicherer schien und von Niemandem und keiner Seite bedroht werde, sei es von Wichtigkeit, daß man in Frankreich wisse, daß Rußland seit 3 Jahren für jedes Ereigniß bereit sei und beträchtliche Streitkräfte auf Kriegsfuß halte, die für alle Ansprüche ausreichten. Die Abrüstung sei ein anderes Ding und man müsse mindestens verlangen, daß Deutschland dazu das Beispiel gebe. —

Es bedarf keiner eingehenderen militärischen Kenntnisse, um zu erkennen, daß die etwa 400 000 Mann, welche Rußland in seinem Westen annähernd auf Kriegsfuß bereit hat, nicht in der Lage sind, im Falle eines Krieges zwischen Dreibund und Zweibund die sofortige Offensive gegen die gegen sie bereiten Streitkräfte des deutschen Ostens und die gesammte österreichisch-ungarische Armee zu ergreifen. Denn auch sie bedürfen, überdies nur durch ein wenig entwickeltes Bahnnetz unterstützt, und über die weiten Länderflächen der Generalgouvernements Wilna, Warschau, Kiew und Odessa vertheilt, der Zeit zur Versammlung für diese Offensive, welche Versammlungszeit sich deutscher- und österreichisch-ungarischer Seits vermöge des weit besser entwickelten Bahnnetzes sehr beträchtlich verkürzt. Die Dislocation jener russischen Streitkräfte in den westlichen Gebieten des Reichs erscheint vielmehr wesentlich aus dem Grunde angeordnet, um gestützt auf das dortige Festungssystem, namentlich des Weichselgebiets, sowie des Festungsdreiecks Lutzk—Rowno—Dubno, dem Angriff der westlichen Nachbarmächte rechtzeitig mit ausreichenden Streitkräften defensiv gegenüber treten zu können, um Zeit für die Heranziehung der übrigen Truppenmassen des russischen Reiches aus dessen Innern zu gewinnen. Von einem Zurückweichen der russischen Heere, wie in den Jahren 1709 und 1812, gegenüber einem Angriff der westlichen Nachbararmeen, um dieselben, wie in jenen Kriegsjahren, in den ungeheuren Räumen des weiten Reiches sich zersplittern und erschöpfen zu lassen, kann bei dieser Lage der Verhältnisse offenbar nicht die Rede sein. Denn dazu bedarf es der Dislocation von 15 Armeecorps in den genannten westlichen Gebieten Rußlands im Frieden nicht. Rußland wird hingegen heute ebenso wenig wie Frankreich den Feind ohne Kampf in sein Land einrücken und weit in das Innere desselben vordringen lassen, da beide Staaten mit jeder derart preisgegebenen Provinz nicht nur der empfindlichsten Kriegsbelastung und Schädigung ihres Gebiets unterliegen, sondern auch einen beträchtlichen Theil ihrer Kriegsmittel damit einbüßen und sich derart erheblich schwächen würden. Frankreich hat daher keineswegs in reiner Defensivabsicht den Sperrfort- und Festungsgürtel an seiner Ostgrenze angelegt, sondern ausgesprochenermaßen, um den Aufmarsch seiner Armee an der Ostgrenze zu sichern, und in neuester Zeit zieht man dort, im Hinblick auf das vortrefflich entwickelte Bahnnetz, selbst die Offensive, wenn auch nicht an der Alpengrenze, so doch an der deutschen Grenze sehr ernstlich in Erwägung.

Die französische Heeresleitung und die Regierung dürften sehr weit davon entfernt sein, die deutschen Heere im Falle des Krieges bis zur Loire, wie man russischerseits zu wähnen geneigt ist, vordringen zu lassen, und damit halb Frankreich bis auf seine Festungen dem Angreifer preiszugeben und die Landeshauptstadt von vornherein fast ohne Schwertstreich einer abermaligen Einschließung auszusetzen. Die Bedingungen der weiten unwirthlichen Räume des Inneren Rußlands, die dort ein derartiges Zurückweichen in früheren Kriegen motiviren konnten, fehlen überdies in Frankreich gänzlich, so daß von einer Erschöpfung des Angreifers durch dieses Zurückweichen für dieses Land nicht die Rede sein kann. In Rußland könnte sich jedoch nach der Eroberung des Königreichs Polen durch den Angreifer, für denselben auch heute noch Aehnliches wiederholen, wenn derselbe in die Fehler Napoleon's I. verfallen würde und den Nachschub für die ungeheuren Operationslinien nach dem Innern Rußlands nicht genügend vorbereitete und sicher stellte. Allein man hat inzwischen aus diesen Fehlern gelernt, so daß ein Rückfall in sie nicht zu befürchten ist. Wenn jene russischen Ausführungen ferner von einer Truppenmacht der zweiten Linie von zwölf Millionen Mann sprechen, so unterliegen sie hierin offenbar einer starken Illusion; denn wenn auch das russische Jahres-Rekruten-Contingent gegen 300 000 Mann beträgt und somit in Folge einer 23jährigen allgemeinen Dienstpflicht von fünf Jahren bei der Fahne, 13 Jahren in der Reserve und fünf Jahren im ersten Aufgebot der Opoltschenje, nach voller Wirkung der Gesetze von 1874, 76 und 88, $7^1/_2$ Millionen ausgebildete Mannschaften und über $^1/_2$ Million des stehenden Heeres außer dem Jahrescontingent, in Summa 8 Millionen zum Heeresdienst ausgebildeter Männer vorhanden sind, und zu denselben das zweite Aufgebot der Opoltschenje hinzukommt, so gehen doch von jenen 8 Millionen ca. 25 Procent im Laufe der Jahre als dienstuntauglich Werdende, Gestorbene, mit Gefängniß Bestrafte, Ausgewanderte, einzige Stützen der Familie ꝛc. ab. Es ist ferner für die übrigen Millionen, sowie diejenigen der Opoltschenje keineswegs die erforderliche volle Kriegsausrüstung vorhanden, so daß ein großer Theil derselben nur zum Dienst in der Reichswehr, d. h. im Innern des Landes als Miliz zu verwenden ist. Von einer verfügbaren Truppenmacht der zweiten Linie von 12 Millionen Mann kann daher für Rußland unseres Erachtens nicht die Rede sein, und 10 Procent der Bevölkerung in's Feld zu stellen, wie jene russischen Ausführungen annehmen, hat bis jetzt auch der bestorganisirteste Staat noch nicht fertig gebracht. Jene Ausführungen bewegen sich ferner in dem Irrthum, als wenn bei einem Kriege des Dreibundes mit dem Zweibunde, der erstere zuerst Frankreich und dann Rußland, oder umgekehrt, angreifen werde, während jedoch offenbar in diesem Kriegsfall die Dreibundsmächte zu einer gleichzeitigen Offensive gegen Frankreich und Rußland sehr wohl befähigt sind und aller Voraussicht nach schreiten würden, um den Schauplatz des Krieges auf beiden Fronten so rasch als möglich in Feindesland zu verlegen und sich die Vortheile der Initiative, des moralischen Eindrucks und der Schonung des eigenen Gebiets zu sichern. Weit eher als Rußland ist Frankreich, vermöge seines besser entwickelten Bahnnetzes und seiner dichten Truppendislocation, zu dem Versuch einer Offensive gegen seinen Nachbarn befähigt; allein Deutschland darf seiner Heeresleitung unbedingt das Vertrauen schenken, daß dieselbe im Verein mit seinen Verbündeten die Möglichkeit eines gleichzeitigen Angriffs auf Frankreich und Rußland gebührend erwogen und in jeder Richtung auf das Sorgfältigste vorbereitet hat.

Literatur und Kunst.

Der Grundstein zur Meiningerei.

Erinnerungen von Carl Schultes.

Im Spätherbst 1854, nachdem ich das Directionsführen aus eigener Tasche gründlich satt hatte, nahm ich ein mir sich zufällig bietendes Engagement als erster Held und Regisseur an das Hoftheater in Meiningen an. Es war aber gar kein Hoftheater, wenn es auch einen in stiller Verborgenheit blühenden Intendanten hatte, bei dem ich zur Miethe wohnte, sondern der brave, fleißige, trotz aller Geldkalamität stets joviale Director Anton Bömly spielte mit seiner Wandertruppe vier Monate im herzoglichen Hoftheater-Gebäude zu Meiningen. Freies Theater, Heizung — abgesehen von den Garderoben, weßhalb wir immer froren —, Beleuchtung und ein Zuschuß von ein paar Tausend Gulden für jeden Monat standen Bömly zu Gebote, aber er mußte sich in erster Linie verpflichten — eine gute Oper mitzubringen.

Nun stelle einmal einer im Winter auf nur vier Monate eine gute Oper zusammen!

Bömly brachte es aber doch fertig, und nicht allein des verlockenden Titels „Hoftheater" wegen. Freilich fand er eine treffliche Capelle, nebst zwei Hofcapellmeistern Rohr und Grund, später Jean Bott allein, dazu vor, sondern auch noch zwei ganze Hofopernsänger. Diese letzteren waren ein Ehepaar von dem die Frau eine gute Stimme, auch eine vortreffliche Schule, jedoch kein Spiel hatte, während der Mann von all' diesem keine Ahnung besaß, aber als herzoglicher Hofsänger, auch Hausbesitzer, die armen Wandertruppen-Mitglieder vornehm über die Achsel ansah. —*)

Unter den ersten Rollen, welche ich in Meiningen spielte, war auch Gutzkow's „Königslieutenant," und ich war es, der zuerst diese verdreht-larmoyante Radebrechrolle nach Lußberger und Eduard Devrient spielte. Dieselbe lag mir natürlich, da ich die Großmutter nie anders sprechen hörte, und als Kind deutsch und französisch zu gleicher Zeit plapperte. Das Aufheben, welches man später von dieser Rolle machte, erschien mir daher immer lächerlich. —

Die ersten sechs Wochen in Meiningen wohnte ich in dem Gasthause Sächsischer Hof, welches durch zwei Dinge berühmt war: Erstens durch seine vortreffliche Tafel und brillanten Weinkeller, und dann Zweitens — man verzeihe mir, daß ich es erst Zweitens nehme — durch die noch brillantere junonische Schönheit der Hausfrau. Selbst der Erbprinz Georg verschmähte es nicht, zum Frühschoppen zu erscheinen, und mit uns gewöhnlichen Sterblichen Moselwein und Austern auszuknobeln. —

Vom Anfange meines Engagements, das mit zwei Sommerunterbrechungen bis zum Frühjahre 1857 dauerte, war es nun mein Bestreben, das Schauspiel zum dominirenden Factor zu machen, und ich gewöhnte es auch dem braven Bömly ab, die Stücke auf Nebenwegen zu beziehen, d. h. er mußte Autorenhonorare bezahlen, so viel eben in seinen Kräften stand. Es setzte einen harten Streit zwischen uns, als ich von ihm verlangte: er müsse für meines Freundes, Gustav Freytag, neues Stück „Die Journalisten" (es sollte das Leib- und Magenstück des guten Meininger Publicums werden) zehn Thaler zahlen.

„Warum nicht gar eine Million!" entgegnete Bömly. „Sie haben es leicht, aus anderer Leute Haut schöne Riemen zu schneiden! Selbst für die „Waise aus Lowood" habe ich der Schnupftabaks-Minna" (mit diesem unehrerbietigen Namen bezeichnete er meine liebe Freundin Wilhelmine Birch-Pfeiffer) „nur 5 Thaler geblecht, und das ist doch noch ein Stück, das zieht: Sie wollen nur wieder einen recht lustigen Bonvivant spielen, den Bolz, und da soll ich herhalten."

Ich setzte es aber doch durch, und da das Lustspiel namentlich dem Erbprinzen Georg sehr gefiel und gleich zweimal nach einander gegeben werden mußte, so versöhnte Bömly sich mit der „ungeheueren" Ausgabe.

Freytag, dem ich das sofort berichtete, schrieb mir unterm 12. Januar 1855 in einem sehr lustigen Briefe darüber:

„Diese dünnen Harfenklänge*) sind mir weit lieber als die stärkeren aus großen Städten, säuseln sie mir doch zu, daß der alte Leipziger Freund meiner mit steter Liebe gedenkt. Schönsten Dank Ihrem braven Personal, und meinen größten Respect Ihrem armen, ehrlichen Director Bömly. Der beste Segen, den Conrad Bolz zu spenden hat, möge auf seinem glänzenden Haupte" (des guten Bömly Haupt war glatt wie eine Billardkugel) „immerdar ruhen."

Zwei innige Freundschaften schloß ich gleich in der ersten Wintersaison, und zwar mit Ludwig Bechstein, dem humorvollen Dichter und Märchenerzähler, und mit Professor August Henneberger, einem der gründlichsten Lessing- und Shakespearekenner, dem ich außerordentlich viel verdanke. Schon als ich nach dem ersten Winter Meiningen zeitweilig verließ, um ein Sommergastspiel in Magdeburg anzutreten, schrieb mir Bechstein in mein Stammbuch unter sein in Stahl gestochenes Bild: „Gedenke mein, ob Du auch fern von mir," und unter die Abbildung seiner Villa „Es gab ja doch manch' heitre Stunde hier." —

O, nicht nur heitere Stunden, auch reizende Tage und Nächte gab es in dem echt-deutsch gastfreien Hause des wein- und sangesfrohen Alten, der leider Deutschlands Einigung, für die er mit jedem Blutstropfen einstand, nicht erleben sollte; denn er starb noch nicht 60 Jahre alt, im Mai 1860. —

Seine Freundschaft für mich hatte sehr bemerkenswerthe Folgen, und darum will ich erzählen, auf welche Weise ich ihn kennen lernte.

Es war kurz vor Weihnachten 1854, als gleich nach dem Kaffee in früher Morgenstunde der Zimmerkellner bei mir eintrat, mir eine Karte überreichte und sagte: „Dieser Herr wünscht Sie zu sprechen."

Ich studirte eben die Rolle des ausgelassenen Landsknechtes Brissac in dem urtollen, frei nach dem Französischen geschaffenen Lustspiele „Die Mönche," welches Stück wir als Novität für den Sylvesterabend geben wollten. „Soll später kommen, jetzt habe ich keine Zeit!" sagte ich ziemlich unwirsch; denn des Morgens um 9 Uhr, noch dazu im Winter, war doch keine Visitenzeit.

„Bitte, lesen Sie doch die Karte, denn der Herr hat etwas darauf geschrieben."

Ich nahm die Karte, die ich schon auf den Tisch geschleudert hatte, und las: „Dr. Ludwig Bechstein, Hofrath und Herzoglicher Bibliothekar," mit Bleistift war aber in der zierlichsten Handschrift in englischen Buchstaben darunter geschrieben: „Morgenstunde hat Gold im Munde, und — ich wünsche unser goldenes Poeten-Handwerk zu grüßen."

Die Rolle flog in eine Ecke und ich in mein Schlafzimmer; denn in meiner alten bayerischen Lodenjoppe, die ich heute noch dem kostbarsten Schlafrocke vorziehe, war ich nicht präsentabel, und ich rief dem Kellner zu:

„Bitte, den Herrn Hofrath eintreten zu lassen, und mich zu entschuldigen, bin sofort metamorphosirt."

Als ich in das Zimmer zurückkehrte, ging mir Bechstein — eine kräftige, wohlbeleibte Gestalt, trotz der erst 54 Jahre, mit langherabwallendem, ganz ergrautem Burschenhaare — mit ausgestreckten Händen entgegen, und sagte, durch eine goldene Brille mich musternd: „Ich hab's Sr. Durchlaucht,

*) Ich sagte: Director Bömly verstand es, eine gute Oper zusammen zu bringen. So befanden sich zu meiner Zeit zwei Mitglieder im Chore, die später zur Berühmtheit gelangten: Max Schlosser, Richard Wagners erster und bester „Mime", und Franz Nachbaur, der lyrische Tenor.

*) Der Grundriß der Stadt Meiningen gleicht einer Harfe.

dem Erbprinzen, erst gar nicht glauben wollen, daß der alte Landsknecht aus den Fliegenden Blättern und unser Carl Schultes ein und dieselbe Person seien. Erst als er mir Ihre „Lieder und Gedichte“ gab, die Sie ihm überreichten, glaubte ich daran, und registrirte das für die Bibliothek bestimmte zweite Exemplar mit doppelter Freude .. Potz Tausend, also so jung noch ist der alte Landsknecht? Warum haben Sie mich nicht aufgesucht? Bin ich Ihnen vielleicht ein zu kleines Licht?“

„Verehrter Herr Hofrath, noch verehrterer Vogelsänger*) und allerverehrtester Märchenprinz, Sie sehen in mir einen etwas komisch-scheuen Kauz, der sich nicht aufdrängt.“ —

„Bitte, lassen Sie den Hofrath weg, und dann muß ich Ihnen sagen, daß Sie der erste Kauz sind, den ich so frisch singen höre. Um aber Ihre Scheuheit zu besiegen, lade ich Sie unter meinen Weihnachtsbaum, und nehme gar keine Entschuldigung an!“

Bechstein war das personificirte Wohlwollen, und seine echt thüringische Gemüthlichkeit war schuld, daß wir in den ersten zehn Minuten so vertraut waren, als hätten wir uns seit Jahren gekannt.

So kam ich in Bechstein's Haus, in welchem am 9. Januar 1857 ein theatralisches Modekind geboren werden sollte, das eine Zeit lang die Welt mit seinem Ruhme füllte. Ich hatte ja längst die Ehre gehabt, dem kunstbegeisterten Erbprinzen Georg näher treten zu dürfen, und er zeichnete mich schon im ersten Winter dadurch aus, daß er mir, mit eigenhändiger Widmung versehen, den großen, prachtvollen Stich „Die Alexanderschlacht“ nach seiner Handzeichnung, in seinem mit künstlerischer Feinheit ausgestatteten Studirzimmer im Schlosse persönlich überreichte, als Anerkennung für meine Darstellung des Mozart in dem gleichnamigen Drama meines Jugendfreundes Leonhard Wohlmuth, das auf Höchsten Befehl am 11. Januar 1855 wiederholt werden mußte. An der Hauptwand des großen, halbrunden Gemaches, von dem vollen Sonnenlichte getroffen, das durch ein breites Fenster einfiel, hing das von dem Erbprinzen selbst gemalte Bildniß seiner ersten Gemahlin in duftig blauem Frühlingskleide. Leider wurde Erbprinzessin Charlotte schon am 30. März 1855 durch einen frühen Tod dahingerafft, und so endete mein erster Winter in Meiningen in tiefster Trauer. Ich habe selten ein solches Herzweh des Volkes gesehen, wie es sich bei der feierlichen Beisetzung dieser edlen jungen Frau zeigte. Im Verlaufe der Zeit drängte ich in Bömly, unsere Gesellschaft mehr stabil zu machen, eine Tournée einzurichten, dem Schauspiele ganzjährige und der Oper siebenmonatliche Contracte zu geben. Es gelang, und unsere aus 48 Personen bestehende Wandertruppe, welche außer in Meiningen auch in Hildburghausen, Bayreuth, Bad Liebenstein und Rudolstadt spielte, wurde überall mit dem größten Jubel aufgenommen. Im Bayreuther wunderbaren Operuhaus, dessen Riesenbühne von Bömly verkleinert wurde, und doch — namentlich für Conversationsstücke — viel zu groß war, wirkte bis Ende Mai die Oper noch mit, bekam dann Urlaub bis zum October, wirkte dann in Rudolstadt zwei Monate neu zusammengestellt, worauf es im December in Omnibussen unter den lustigsten Abenteuern über den tiefeingeschneiten Thüringer-Wald nach Meiningen zurückging. — Das Gelingen dieser ersten Rundreise ließ mich nun einen Plan ausarbeiten, wie man mit einem guten Schauspiele, ohne die Oper, welche dem guten Bömly allen Nutzen fortnahm, in den angeführten Orten, zu denen noch Bamberg — wo Bömly wie in Kissingen früher spielte**) — dann Hof und Eisenach hinzugezogen werden sollten, allmälig ein Ensemble heranbilden könne, das selbst größeren Theatern ein Paroli biegen könnte. Das Auftreten vor einem stets wechselnden Publicum mußte ja die Schauspieler immer frisch erhalten und sie zu ihrem besten Können aneifern. Es war mein Traum bei Tag und Nacht, artistischer Leiter einer solchen echten Wandertruppe zu sein, und dem braven, wie ein Vater für uns sorgenden Bömly einen heiteren Lebensabend zu bereiten. Es kommt im Leben aber meist anders, als man es sich mit viel Phantasie, und noch mehr Mühe ausgeklügelt hat.

Dieser Plan nun enthielt: Die Dauer des Aufenthaltes in jeder Stadt, die Art und Zahl der Mitglieder, Unkosten der Reisen, die Grundrepertoire nach dem Geschmacke des jeweiligen Publicums, und auf einem Extrabogen die Hauptsache, nämlich die Gagen, welche für den Winter um ein Drittel höher bemessen waren, als für den Sommer.

Als Neujahrs-Gruß für 1857 las ich das Ganze Bechstein vor, der sofort mit Feuer und Flamme dafür eingenommen war. Ich bemerkte ihm jedoch sogleich: „Dieser oder ein ähnlicher Plan kann nur ins Werk gesetzt werden, wenn der geschäfts- und ortskundige Director Bömly die Verwaltung des Ganzen in die Hand nimmt. Der eventuelle Nutzen muß ihm gehören, wenn auch das Theater sich Sachsen-Meininger Hoftheater nennt.“

Am 9. Januar 1857 erhielt ich folgendes Billet von Bechstein: „Mein lieber Sohn, komm heute Abend Punkt sieben Uhr in die Fausthöhle*) und bringe Deinen Wunderplan mit. Unser prächtiger Erbprinz, dem ich davon Mittheilung machte, wie Du es ja wolltest, wünscht denselben kennen zu lernen, und will Dich des Näheren darüber ausforschen. Du kennst ja Märten Luther's Spruch: „Tritt frisch auf, thu's Maul auf, hör' bald auf! Dein wie ein Pfitschepfeil-Bogen gespannter L. Bechstein.

NB. Du weißt, daß der Erbprinz den Frack nicht leiden kann. Der Schwalbenschwanz hat gar nichts Künstlerisches.“

Als ich dann zehn Minuten vor der bestimmten Zeit in Bechstein's Bibliothekzimmer trat, sah ich an der Mittelsäule einen kleinen Tisch, auf dem einige Flaschen alten Rheinweins und drei funkelnde, langstielige Römer aus des Alten reicher Trinkgeschirr-Sammlung standen. Auf dem Platze für den Erbprinzen lag ein Convolut einzelner weißer Blätter, nebst einer Anzahl gespitzter Bleistifte, denn der hohe Herr, welcher, wie ich wohl wußte, ein trefflicher Zeichnenkünstler war, liebte es, während des Gesprächs Skizzen auf das Papier zu werfen und sich Notizen zu machen. Mit dem Schlage sieben — Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige — fuhr der Hofwagen bei Bechstein's an der nördlichen Außen-Promenade gelegenen Villa vor, und nach ein paar Minuten, in denen er die Frau des Hauses begrüßt hatte, trat der stattliche, männlich schöne Erbprinz Georg im einfachen schwarzen Gehrocke in das Gemach.

„Sie wollen also,“ sagte er nach einigen Begrüßungsworten, sich direct an mich wendend, „die Ihnen sicher winkende künstlerische Carrière an einer großen Bühne aufgeben, und sich für immer an unser Musenstädtchen fesseln, wenn Ihr Plan, den Herr Hofrath Bechstein mir andeutete, zur Ausführung käme?“

„Gewiß, Euer Durchlaucht,“ erwiderte ich, „denn die Kunst will Gunst, und wo sie diese findet, da schlägt sie ihr

*) Zur Naturgeschichte der Stubenvögel. Ein Lehrgedicht von Bechstein dem Jüngeren. Ein sehr schnurriges Buch von ihm, das ich besaß, ehe ich ihn kannte. —

**) Marie Seebach, die als Kind mit ihrem Vater bei Bömly engagirt war, erhielt von mir das Deckblatt der Rolle des „Friel“ aus der „Teufelsmühle am Wienerberge“, auf dem von ihrer Kinderhand steht, daß es ihre erste, große Rolle war.

*) So nannte er die Privatbibliothek in seiner Villa, und der Raum war zugleich sein Studirgemach. Hier wimmelte es nicht nur von Riesenbänden in Schweinsleder anfangend bis herab oder vielmehr hinauf zum zierlichsten Elzevir, sondern auch von Incunabeln aller Art, alten Holzschnitten, Radirungen und Kupferstichen in Mappen. In demselben Raume befand sich auch eine Trinkgeschirr-Sammlung vom altdeutschen Methtrinkhorn, und mächtige Humpen bis zum venetianischen Rubinglase, Römern aller Sorten und Champagnerkelchen, dazwischen bayerische Bierkrüge mit kunstvollem Beschlag. Auf diese Sammlung war Bechstein stolzer als auf seine schöne Bibliothek.

Lager auf, gleichviel, ob es in der ersten Hauptstadt der Welt oder in Buxtehude ist."

Mein etwas respectwidriger Vergleich, der mir so herausgefahren war, hatte ein herzliches Lachen des hohen Herrn zur Folge, und auf seine Einladung setzten wir uns.

Mit freundlichstem Ausdrucke — hohe Herren haben es ja so leicht, die Herzen zu gewinnen — sagte der Erbprinz, seinen Römer hebend und mit den unseren anklingen lassend: „Auf ein gutes, fröhliches Gelingen! Und nun, bitte, Ihren Plan, Herr Regisseur!"

Ich las, Bechstein wirbelte anmuthig die Daumen über seinem Bäuchlein, und der Erbprinz griff instinktiv nach einem Bleistift, um zu zeichnen.

Ob er mich, den jugendlichen Schwärmer, der schon 35 Jahre zählte, oder den schmunzelnden Hausherrn abconterfeite, konnte ich nicht sehen, habe es auch nachträglich nicht erfahren, da Durchlaucht beim Abschied die mit Zeichnungen oder Notizen bedeckten Blätter in seine Brusttasche versenkte.

Nach dem Verlesen des Gagen-Etats sagte der Erbprinz, welcher kein Wort verlor, wie ich wohl merkte: „Halt! — Sehr verlockend haben Sie die Ansätze für die ausübenden Künstler nicht gemacht!"

„Durchlaucht, auf fertige Künstler rechne ich nicht, sondern auf werdende, die vorläufig — noch zu schulen sind!"

„Vortrefflich! Ein brillanter Gedanke! Schule, das ist in der Kunst, habe sie einen Namen, welchen sie wolle, immer und immer die Hauptsache! Ausgezeichnete Idee! Bitte, weiter, und lassen Sie sich durch mein Zeichnen nicht stören. Es ist eine leidige Angewohnheit, die mich aber durchaus nicht hindert, Ihrem mir auf's Aeußerste interessanten Vortrage genau zu folgen."

Als ich an das Repertoire für die Bierstadt Hof kam, das aus derber, aber gesunder Kost bestand, und als Sonntagsbraten: Räuber, Otto von Wittelsbach, Griseldis und Agnes Bernauer nannte, meinte der Erbprinz lachend: „Sie sind ein arger Schelm, der seine biertrinkenden Landsleute gehörig einzuseifen gedenkt! Damit sei aber nicht gesagt, daß die Auswahl eine unkorrekte oder gar schlechte sei!" —

„Ew. Durchlaucht, für ein Unternehmen, wie ich mir es denke, ist es durchaus nöthig, die Physiognomie des jeweiligen Publikums genau zu studiren, um den braven Leuten, die ja nur in kleinen Städten wohnen, gerecht zu werden. Außerdem gedenke ich, vorerst nur die Schauspieler zu bilden und nicht das Publikum, wenn ich es auch streng vermeiden würde, ihm sogenannten kassamachenden Schund vorzusetzen, wie es jene Direktoren thun, die — ich bitte um Pardon für den Ausdruck — von mir Mastschweine der Kunst genannt werden."

Ein Doppellachen erschallte über diesen wenig salonfähigen, aber deutlich bezeichnenden Ausdruck, und nachdem das Lachen vorüber war, fuhr ich fort: „Bei so kurzem Aufenthalte in den Orten fällt die Güte der Darstellungen doch sehr ins Gewicht, denn davon bildet sich ein Publikum nach und nach von selbst!" —

„Wo haben Sie denn bei Ihrer, wie ich weiß, kurzen Bühnenlaufbahn diese praktische Weisheit her?" —

„Vergessen Ew. Durchlaucht nicht, daß ich ohne einen Kreuzer — außer meiner Kaution — in der Tasche zu haben, Direktor wurde. Da lehrt die Noth zwar nicht beten, aber eifrig studiren und wie der Teufel arbeiten! Außerdem bin ich zuletzt in München Schüler eines echten Künstlers der alten Schule, des bedeutenden Charakterspielers Carl Jost gewesen, der mich nicht ungewitzt in die Welt ziehen ließ. Seinen Spruch in meinem Stammbuche:

„Mit Muth, Beharrlichkeit und Fleiß
Erkämpf', erringe Dir den Preis;
Laß nicht vom falschen Lob Dich blenden,
Nicht bessern Wunsch kann ich Dir spenden."

habe ich stets beherzigt." —

„Ach, nun weiß ich auch, da Sie Schüler von dem mir wohlbekannten, von mir hochgeschätzten Jost sind, was mich an Ihrem Spiele so fesselte. Sie sind mehr sogenannter Charakterschauspieler als Liebhaber." *)

Nachdem ich mit meinem, wie ich glaubte, sehr weisen Plane zu Ende war und auf ein Schlußurtheil wartete, sagte der Erbprinz: „Nun, mein lieber Herr Schultes, kommt aber die — Hauptsache!"

„Die Hauptsache?" stotterte ich entgeistert.

„Jawohl, die Hauptsache! Sie denken, ein solches Unternehmen erhalte sich von Vornherein von selbst?!" —

„In den Gagen und Reisekosten ganz sicher!"

„So?! Und wie hoch taxiren Sie denn die vor Allem nöthigen Neuanschaffungen von Costümen und Dekorationen; denn soll Ihre Gesellschaft unter dem Namen — Meininger Hoftheater — reisen, so muß das mit einem gewissen Air, will sagen, nicht mehr als gewöhnliche Wandertruppe, möge sie auch gut sein, geschehen!"

„Daran habe ich in meinem Feuereifer gar nicht gedacht. Ich vermeinte eben: Die Güte der Darstellungen soll für kleine Ausstattungsmängel entschädigen, bis wir nach und nach im Stande sind, dieselben zu verbessern. Heinrich Marr, sicherlich ein bedeutender Darsteller und Regisseur, sagte immer: „Kinnings speelt man gaud, det is die Hauptsache. Der Mann macht die Kledasche und nicht umgekehrt. Wer keine Phantasie in's Theater mitbringt, und erst prachtvoller Decoration bedarf, um sich nach Aranjuez versetzen zu können, der soll gefälligst draußen bleiben." Wenn nun aber für ein solches Unternehmen auch schöne, richtige Costüme und gute Decorationen vorhanden wären, so würde ich das die Krone des Ganzen nennen," und setzte ich schlau hinzu: „ich überließe das ganz der Munifizenz der — Krone!"

„Potz Tausend!" erwiderte mit Lachen der hohe Herr. „Ich bin nicht so reich, wie Sie sich vielleicht denken, und für so ein 20—30000 Gulden dürfte nicht viel anzuschaffen sein." — Diese Riesensumme verdrehte mir förmlich das Gehirn, und ich entgegnete dumm: „O, dafür schaffen wir Alles und — noch ein Bischen mehr an!"

Der Erbprinz und Bechstein wollten sich vor Lachen ausschütten.

„Bitte um Verzeihung, Durchlaucht, ich wollte sagen: Einer solchen großen Summe bedarf es gar nicht. Ich werde Freund Max Brückner in Coburg, der oft herüberkommt, schon breitschlagen, daß er uns vielfach zu Verwendendes in Decorationen anfertigt, und uns billig behandelt. Unser braver Director Bömly versteht sich sehr gut auf schöne und billige Garderobe."

„Den lassen wir ganz aus dem Spiele; denn — ich habe ihm dieserhalb auf den Zahn gefühlt — dazu hat er nicht die gehörigen Kenntnisse."

Eigentlich hätte ich entgegnen können: Ich habe in München davon mehr gelernt, als man zum Komödienkram braucht, und dann giebt es genug kunsthistorische Werke! Aber der Ausspruch Sr. Durchlaucht klang hart. Das machte mich stutzig und ich zog es vor zu schweigen.

„Geben Sie mir Ihren Plan, Herr Schultes, ich werde ihn einer eingehenden Nachprüfung unterziehen. Vielleicht kann ich Ihnen noch in dieser Saison eine Ueberraschung bereiten, die Ihnen zeigen soll, wie ich die Sache verstehe und ausgeführt wissen möchte."

In meinem Tagebuche heißt es: Nach dieser Unterredung mit dem charmanten durchlauchtigsten Herrn sagte ich zu Bechstein, als wir allein beim Marcobrunner saßen: „Der arme Bömly wird mir noch den Fluch an den Kopf schlendern:

*) Das Zeugniß, welches mir der Erbprinz in die Feder diktirte, eigenhändig unterzeichnete und mit seinem Siegel versehen ließ, datirt vom 19. Februar 1857. Ich erklärte da mein definitives Scheiden von Meiningen, nachdem ich drei Winter dort gewesen war. Ich besitze es, mit vielen Zetteln der Aufführungen heute noch.

„Hol' Sie der Geyer mit Ihrem sauberen Plane. Es ist das Loch in welches ich hineinstürzen muß, weil ich für ein Hoftheater nicht nobel genug bin!" Weißt Du, lieber Bechstein, ich möchte mich selbst ohrfeigen, weil ich mich so einem hohen Herrn gegenüber noch immer als Offizier fühle, und mein Maul sorglos spazieren gehen lasse! — Uebrigens, bester Freund, sage ich Dir noch Eines: Zum Ausführen der Ideen Anderer bin ich verdorben, weil — ich selbst Ideen habe. Doch sei nur ruhig! Wenn sich der gnädigste Herr mit dem neuen, literarisch ja hochgebildeten Herrn Intendanten Baron von Liliencron über meinen Plan ausgesprochen haben wird, dann wandert derselbe einfach in den Kamin. Vielleicht steigt er aber aus der Asche einst, wenn ich einen wohlhabenden Compagnon finden sollte, der auf meine Ideen eingeht, ein Phönix empor!"

Einige Tage später kam Director Bömly mit hochrothem Kopfe — er konnte sich das bei seiner totalen Kahlheit leisten — zu mir.

„Wissen Sie das Neueste, lieber Freund? Der Erbprinz hat in Paris echte griechische Costume und Requisiten bestellt, und wir müssen zum Schlusse der Saison: Gluck's ‚Iphigenia in Aulis' und Shakespeare's ‚Sommernachtstraum' geben, wobei die Sachen Verwendung finden. — Ich fange an zu hoffen, daß Alles gut geht, ganz nach Ihrer Idee, und Sie dürfen mich nicht verlassen!"

Ich hatte nämlich anderen Tages nach der Unterredung mit dem Erbprinzen ihm den Vertrag ordnungsmäßig gekündigt und wollte nur noch die Gast-Vorstellungen in Bayreuth mitmachen, um Bömly nicht zu schädigen.

„Hurrah!" schrie Bömly in Extase, „das soll Einnahmen bei erhöhten Preisen geben; denn Alles wird die echten Costume sehen wollen! Herrgott, es wäre zu schön, wenn wir so mit einem Schlage aus allen Sorgen und Nöthen kämen!" —

Auf seinen Freudenausbruch sagte ich dem armen, ehrlichen Manne nur die Worte des Cajetan aus der „Braut von Messina":

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde
Aufbaut auf betrüglichem Grunde?!"

Ich konnte, trotzdem mein Name nie und nirgends genannt wurde, dem stolzen Vorüberrauschen der Meiningerei in aller Gemüthlichkeit zusehen, da ich mich in die Höhe gearbeitet hatte, aber mein Freund Bömly, der neben einem Intendanten überflüssig wurde, mußte wieder in seine kleinen Verhältnisse zurückkehren und plagte sich darinnen zu Tode. Ehre seinem Andenken! —

Doch nun zu den beiden ersten Vorstellungen im Stile der Meiningerei, also zu dem Grundsteine derselben. Die Pariser Costume und Waffen kamen, und jede neue Kiste wurde so behutsam geöffnet, als ob sie die Reichskleinodien des weiland heiligen römisch-deutschen Reiches enthielte. Jedes einzelne Stück — es war wirklich sehenswerth — wurde von Bömly und seinen beiden talentvollen, liebenswürdigen Töchtern mit staunenden „Ah's" und „Oh's" begrüßt; denn so „etwas Echtes" hatten ihre Augen noch nie erblickt. —

Endlich begannen, nach vielen vorhergegangenen Einzelproben, die Hauptproben zu den beiden classischen Werken. Im Sperrsitze saß Erbprinz Georg und zeigte solches Verständniß für die Arrangements auf der Bühne, daß Allen die Haare zu Berge stiegen. Bömly konnte das freilich nicht passiren, aber er schwitzte vor Eifer sein Fett weg und konnte sich darüber bosen, daß ich im Gleichgewichte blieb. Capellmeister Jean Bott, welcher jeden Augenblick das Orchester unterbrechen mußte, schnitt Gesichter wie der Teufel, wenn er eine Frühlingscur unternimmt. Es waren da nämlich einige 20 bis 30 Unterofficiere zu drillen, welche zur Statisterie herangezogen waren, und an die hellenischen Krieger erschallten deutsche Commandorufe. — Meine Einrichtung des Sommernachtstraumes, die ich später noch vielfach verbesserte, war eine total originelle; denn um die Schönheiten der Mendelssohn'schen Musik nicht zu Grunde gehen zu lassen, gab ich das ganze Werk in einem Acte, und der Zwischenvorhang fiel nur auf eine Minute vor dem Hochzeitszuge, dessen Marsch gleich bei dem Fallen des Vorhangs eintrat. Ich hatte die Decoration so eingerichtet, daß kein Aufenthalt eintrat.*)

Erbprinz Georg erklärte meine Einrichtung für genial, wenn er auch meinte: „Ihr Elfen-Balletcorps ist — antediluvianisch!"**)

Als Jean Bott darauf replicirte: „Aber Durchlaucht, das kleine Häuflein singt vortrefflich!" entgegnete der hohe Herr scharf: „Darauf kommt es gar nicht an!"

In diesem Augenblicke stand es bei mir fest, Bömly's Drängen nicht nachzugeben, sondern definitiv von Meiningen zu scheiden. —

Nach vielen Jahren, als Bodenstedt abging, ließ ich mich verleiten, um die Stelle zu petitioniren. Daß ich eine höflich ablehnende Antwort erhielt, konnte ich mir eigentlich denken, wenn ich die früheren Erlebnisse in Meiningen in's Auge faßte. Director Grabowsky — mit der Diagonale — erhielt die Stelle. —

Viele Jahre nachher, ich war schon lange artistischer Leiter des Königlichen Theaters in Wiesbaden, erschallte urplötzlich der Ruf von den Riesen-Erfolgen der Truppe des Herzogs Georg von Meiningen. Von einem Bankier aus Meiningen hatte ich viel über bisherige Verhältnisse bei dem dortigen Theater und in der mir lieben Stadt erfahren, und ich war auf das Aeußerste gespannt, die berühmte Truppe einmal zu sehen. In Frankfurt am Main war es, wo mir endlich dieses Glück zu Theil werden sollte.

Schon im Frankfurter Hofe sagte mir bei Tische ein Herr, den ich nicht kannte: „Ah, wie ich vernehme, sind Sie auch hierher gereist, um die Meininger zu sehen! Ja, das ist einmal keine Komödie, das ist Leben, Wahrheit, kurz . . . die reine Natur!"

Wie sagt der Dichter?

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen!" —

Man möge mich bei dem nun Folgenden weder für einen Neidhammel, noch einen Dummkopf halten, der die Verdienste des Herzogs um das deutsche Theater, das er aus dem Schlendrian aufrüttelte, schmälern möchte, weil mein Name nie und nimmer genannt wurde. Ich schildere schlicht den Eindruck, den ich empfing.

Man gab Julius Cäsar. Das Beste, was die Meininger boten. Costume, Decorationen und die äußerliche Behandlung der Hauptscenen: „Cäsar's Ermordung und der Volksaufruhr bei der Rede Marc Anton's (Barnay) hatten mich geradezu verblüfft und enthusiasmirt, wie alle Zuschauer. Als Lernender wollte ich aber die Probe auf das Exempel machen, und besah mir die Vorstellung ein zweites Mal. Da wurde es mir klar, daß nicht die Rede Marc Anton's die Hauptsache sei, sondern der wachsende Aufruhr des Volkes, die Gesten, Schreie, Gruppen und Bewegungen der wunderbar gedrillten Massen.

Man wird mir sagen: „Das ist ja auch die Hauptsache! Marc Anton will ja diesen Aufruhr hervorrufen!"

Ganz recht, aber „der Schein soll nie die Wirklichkeit

*) Selbst Director Porel vom Second théâtre français de l'Odeon in Paris, dieser Meister des scenischen Arrangements, kam nach langem Briefwechsel mit mir, den ich noch besitze, auf ein paar Tage nach Wiesbaden, um sich den Sommernachtstraum anzusehen. — Ich warnte ihn vor einer Aufführung, da seinen Landsleuten der germanische Elfenspuk zu ferne läge, und ich behielt in der Folge Recht.

**) Ich verwahre noch eine Menge Croquis von des Erbprinzen Hand, die er während der Proben zeichnete und mit Noten versah, wie er es haben wollte.

erreichen," und dann denke ich, ist doch immer ein gewisser Shakespeare da, welcher nie in zweiter Linie stehen darf, wie hier. —

Nachdem die Hervorrufe nach diesem Acte verrauscht waren, sagte ein biederer Frankfurter, der neben mir im Parkett saß: „Dunnerkeil, muß awwer der Mann g'schwitzt hawwe, der dene Dosstatiste das beigebracht hat!" — Ich denke, das ist ein Urtheil so gut wie ein anderes! — Einfachheit ist der Grundtypus alles wahrhaft Großen, und ich lebe und sterbe der festen Ueberzeugung, daß die wahre Schauspielkunst „ohne alle Apparate", wie Bellachini immer sagte, in einer Scheune das Entzücken eines gebildeten Publikums hervorrufen kann, und nur die Menge nach dem ungewöhnlichen Aufputze verlangt. Die modernsten Dichter, man nehme z. B. Halbe's „Jugend", streben dahin, dem einfachen Worte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. „Est modus in rebus" gilt vor allem in der theatralischen Kunst, die uns das Leben und seine Seelenstimmungen vor Augen und zu Gemüthe führen soll.

Goethe's Beziehungen zur Philosophie.

Von Moritz Brasch.

II.

Wie kam Goethe zu Spinoza? Bekanntlich hatte der mit Goethe innig befreundete „Glaubensphilosoph" Friedrich Heinrich Jacobi bei einem Besuche, den er Lessing in Wolffenbüttel abstattete, diesem das Goethe'sche Gedicht „Prometheus" in Abschrift übergeben, um sein Urtheil darüber zu hören. Zu Jacobi's Ueberraschung erklärte sich Lessing mit dem Grundgedanken des Gedichts — dem revolutionären stolzen Menschentrotze gegenüber den Göttern — völlig einverstande. Hieran knüpfte sich jene interessante Unterhaltung über Glauben und Philosophie mit besonderer Beziehung auf Spinoza, welche Jacobi kurz nach Lessing's Tode veröffentlichte. Dieses gab Moses Mendelssohn in Berlin, dem intimsten Freunde Lessings, Veranlassung, mit Jacobi über den beregten Gegenstand, insbesondere soweit er Lessing's „Spinozismus" betraf, in Correspondenz zu treten, (und zwar war dieser discrete und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Briefwechsel durch Vermittelung des Fräulein Elise Reimarus in Hamburg, der Tochter des Verfassers der „Wolffenbüttler Fragmente" geführt worden). Jacobi aber hielt sich — bei der Wichtigkeit der hier verhandelten Fragen — nicht für verpflichtet, diese, obwohl vertraulich geführte Correspondenz der Oeffentlichkeit vorzuenthalten und — ließ dieselbe erscheinen („Ueber die Lehre Spinoza's 1785). Mendelssohn war über diesen Vertrauensbruch empört, er erblickte in dieser Veröffentlichung eine Beleidigung des Andenkens seines Freundes Lessing und fühlte sich zu einer ebenso abweisenden wie scharfen Antwort gegen Jacobi („An die Freunde Lessing's"), worin er Lessing noch einmal gegen die „Beschuldigung" des Spinozismus vertheidigte, genöthigt.

Diese Affaire, welche überall das größte Aufsehen erregte, berührte Goethe aufs Peinlichste, da er sich — durch sein Gedicht „Prometheus" — gewissermaßen als den intellectuellen Urheber dieser ganzen Discussion anklagte.*) In der Sache selbst nahm er — in voller Uebereinstimmung mit Herder — für Lessing und gegen seinen frommen Freund Jacobi Partei. Um aber doch über die ganze Streitfrage ein sachliches und selbstständiges Urtheil zu gewinnen, begann er, sich in die Werke Spinoza's zu vertiefen —.

Seit dieser Zeit datirt Goethe's Anhängerschaft an Spinoza's Lehren, in welche er, je mehr durch das Studium der Natur und des Menschenlebens sein äußerer Gesichtskreis sich erweiterte, um so tiefer hineinwuchs. Hierbei ist es nun bemerkenswerth, daß die Einwirkung Spinoza's auf ihn, zunächst als eine ethische, in zweiter Linie aber erst als eine metaphysische, d. h. als eine die Erkenntniß des Wesens der Natur und der Seele betreffende zu bezeichnen ist. So z. B. ist Goethe's Ansicht über die viel ventilirte Frage der Willensfreiheit ganz spinozistisch: auch unser Wille unterliegt dem allgemeinen Weltgesetz der Causalität, aber dieser Wille selbst kann stärker als die Welt sein, wenn sie ihm in Form von Trieben, Affecten und Leidenschaften, die er überwinden kann, entgegentritt:

„In diesem inneren Sturme und äußeren Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Hier bei Spinoza hat Goethe die Quelle für alle Ruhe und Heiterkeit seiner Seele („acquiescentia animae" Eth. IV, prop. 47) gefunden und der Vorwurf eines „grandiosen Egoismus", den selbst die großen politischen Weltereignisse nicht stören konnten, und welchem selbst Ludwig Börne einst Ausdruck gegeben hat, würde sicherlich, von diesem Gesichtspunkte aus, in Nichts zerfallen. „Nachdem ich mich in aller Welt, sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit", um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, gerieth ich an die „Ethik" Spinoza's. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben, genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber vor Allem fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe", mit allen den Vordersätzen, worauf er ruht und mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in Allem, am Uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes spätere Wort: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?" mir recht aus dem Herzen gesprochen ist —. Die Alles ausgleichende Ruhe Spinoza's contrastirte mit meinem Alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Wiederspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichsten Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Mein Zutrauen beruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte und es vermehrte sich nur, als ich erfuhr, daß Leibniz selbst dem Vorwurf des Spinozismus nicht habe entgehen können."*)

Auf die eigentliche Metaphysik Spinoza's, d. h. auf seine Substanz- und Attributenlehre, welche ja das immanente Verhältniß von Gott und Welt entwickelt, geht Goethe seltener ein. In seiner Lyrik finden sich indessen mancherlei Hindeutungen darauf, so z. B. in den bekannten Versen in „Gott und Welt":

„Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!

*) „Das Gedicht, gesteht Goethe, diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte, die, ihnen selbst unbewußt, in einer sonst höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten."

*) Goethe dachte hier sicherlich an die Worte, die Lessing einst Jacobi zurief: „Nach was für Vorstellungen nehmen Sie denn Ihre persönliche extramundane Gottheit an? Etwa nach den Vorstellungen des Leibniz? Ich fürchte, er war im Herzen selbst Spinozist." Vgl. Melzer, a. a. O. S. 47.

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt."

Goethe sieht in Spinoza den letzten Rettungsanker für alle seine Probleme, Räthsel, Zweifel und Bedenken. Zu ihm kehrt er immer wieder zurück, so oft er sich durch seine mannigfaltigen Studien im Gebiete der Natur und der Kunst, durch seine Verstrickungen in Leben und Liebe zerstreut und verflüchtigt hat und so oft er das Bedürfniß fühlt, sich innerlich wieder zu sammeln und zu vertiefen. Aus Rom, wo er Natur und Kunst, Freundschaft und Liebe in Fülle genossen hatte, schreibt er wie in ernster Selbsteinkehr an seinem Geburtstage, am 28. August 1787: „Die Gestalt dieser Welt vergeht; ich möchte mich fortan nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse giebt und so nach der Lehre Spinoza's meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen kann." (Hier spielt er wahrscheinlich auf die Stelle an in Eth. V, prop. 31 chol.: „Certi sumus, mentem aeternam esse, quatenus res sub aeternitatis specie concipit").

Viele Commentatoren Goethe's (z. B. auch der schon oben genannte gelehrte P. A. Baumgartner, e. s. J.) haben ihm Mißverständnisse Spinoza's im Ganzen und im Einzelnen vorgeworfen. Mag sein, daß er den großen Denker nicht überall consequent und richtig aufgefaßt hat. Goethe sah Spinoza's Lehren durch die Brille des nicht zum vollen Pantheismus durchgedrungenen Herder, welcher allerdings Mancherlei in Spinoza hineingelegt hat, z. B. den Persönlichkeits-Pantheismus des Lord Shaftesbury, ferner die Leibniz'sche Urmonade mit den „substanziellen Kräften", wie Herder sie in der im Jahre 1787 erschienenen Schrift: „Gott. Einige Gespräche über Spinoza's System", entwickelt. Goethe erhielt das Buch in Italien und las es sofort anhaltend und mit wachsendem Interesse. Er nennt es „ein Werk voll würdiger Gottesgedanken." Daß diese Auffassung Goethe mehr zusagte, als jener strengere Acosmismus, jene abstractere Weltlosigkeit, die das eigentliche Wesen des Spinozismus ausmacht, ist erklärlich. Sein lebhafter Wirklichkeitssinn hätte sich auch mit einer Weltanschauung nicht begnügen können, die alles ausgedehnte und geistige Sein nur als eine Erscheinungsform einer unendlichen, aber an sich weder körperlichen noch psychischen Substanz erklärte. Herder brachte dagegen ihm Spinoza menschlich näher und in dieser Modification verband sich in ihm seine hylozoistische Naturphilosophie mit der pantheistischen All-Eins-Lehre zu einem Ganzen, das man wohl füglich den Goethe'schen Spinozismus nennen könnte. Im Uebrigen kümmerte er sich — noch weniger wie Herder — nicht viel um das streng mathematische demonstrative Gerüste Spinoza's, von welchem er sich, wie Caro (Revue des deux mondes, 1865, Bd. 75) treffend sagt, „l'esprit du système, moins le système" aneignete.

Hieraus folgt auch der Mangel an Consequenz in den einzelnen philosophischen Fragen. Nichts wäre schwieriger, als aus der Fülle der in den Werken Goethe's zerstreuten, bald in Prosa, bald in poetischer Form auftretender Gedanken ein „System" der Goethe'schen Philosophie aufzubauen. Eine völlig unmögliche Aufgabe! Er wechselt fortwährend in den theistischen, pantheistischen, gläubigen, oft sogar mystischen, aber auch rationalistischen und sceptischen Anschauungen. So neigt er sogar mit zunehmendem Alter zur Annahme einer individuellen Fortdauer der Seele des Menschen, obwohl er wiederum vielfach das Aufgehen der Seele in das All als die höchste Seligkeit preist, wobei er freilich der Frage ausweicht, wer, wenn die Seele nach dem Tode ihre Individualität, also ihr Bewußtsein verliert, diese Seligkeit empfinden soll. Hauptsächlich in den „Gesprächen mit Eckermann" wird das Unsterblichkeitsproblem vielfach berührt. So heißt es hier (Bd. II, S. 39): „Diese Ueberzeugung (von der persönlichen Fortdauer der Seele) entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige mein Geist ferner nicht auszuhalten vermag." Aber wie wenn Goethe die Schwäche dieses Arguments eingesehen und durch ein anderes zu ersetzen bemüht gewesen wäre, bemerkt er später an einer anderen Stelle dieser „Gespräche" (Bd. II, S. 101): „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer; denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich und, um sich künftig als Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein." Die Schwäche dieses Beweises ist noch offenkundiger. Wohl kann die Wesenheit der Seele eine größere oder geringere Kraft im Vorstellen oder Wollen oder Empfinden haben. Aber diese quantitativen Unterschiede sind für die Frage ihrer Unzerstörbarkeit ganz gleichgiltig. Kann die seelische Entelechie (die „Monas") der physischen Trennung und Auflösung wegen der Einfachheit ihres Wesens nicht unterliegen, so gilt dieses für alle seelischen Wesenheiten, mögen sie sich hier in der Verbindung mit dem leiblichen Organismus dumm oder klug, tief oder flach gezeigt haben. Dies hat wohl auch Goethe selbst eingesehen, wenn er Band I der „Gespräche" meint: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine persönliche Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle Diejenigen auch für dieses irdische Leben todt sind, welche kein anderes hoffen. Allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung zu sein. Doch ich möchte sagen, wer seine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im Stillen; aber er hat nicht Ursache, sich Etwas darauf einzubilden . . ."

In religiösen Fragen, insbesondere den kirchlichen Dogmen gegenüber, huldigt Goethe einem verständigen, maßvollen Rationalismus, und hier zeigt er sich als echten Sohn des 18. Jahrhunderts. Aber sein Rationalismus ist zuweilen nicht ohne ideale, ja vielfache mystische Elemente und Zukunftsperspectiven, soweit es sich um die letzten Ziele aller menschlichen Entwickelung handelt. In den aus dem Jahre 1818 stammenden Unterhaltungen mit dem Canzler von Müller heißt es: „Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht, mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick sehnend und forschend zum Himmel auf, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes höheren geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen". In diesem Glauben lag für ihn „das Geheimniß des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele; es ist gleichsam der Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit . . ."

Goethe's offener und universeller Sinn blieb natürlich von den durch die großen philosophischen Systeme seiner Zeit hervorgebrachten Bewegungen nicht unberührt. Obwohl durch seinen Naturpantheismus und seine ethischen Grundüberzeugungen mit Spinoza unauflöslich verbunden, hatte doch die Herrschaft, welche die Leibniz'sche Philosophie im 18. Jahrhundert ausübte, auch auf ihn gewirkt. Insbesondere scheint an vielen Stellen seiner Schriften die Monadologie auch einen Theil seiner philosophischen Ueberzeugungen zu bilden. Ja, wie wir oben gesehen haben, stützt er seinen im Sinne Spinoza's völlig unmöglichen Glauben an die individuelle Fortdauer der menschlichen Seele durch Leibniz' Lehre von der unzerstörbaren und ewigen Natur der vorstellenden Entelechie. —

Anders freilich ist das Verhältniß Goethe's zu Immanuel Kant. Zwischen ihnen bestand keine innere Verwandtschaft, keine Brücke führte vom strengen nüchternen Logiker und Erkenntnißkritiker zum enthusiastischen und phantasievollen Naturphilosophen hinüber. Gerade was Kant's Ruhm ausmacht, die unerbittliche Schärfe seiner Analyse unseres Vor-

stellungs- und Denkvermögens, daran fand Goethe keinen Geschmack. Er hatte für jene epochemachenden Untersuchungen, welche die Bedeutung und die Grenzen unserer Erkenntniß feststellen, weder Sinn noch Verständniß:

„Mein Kind, ich hab' es klug gemacht,
Ich hab' nie über das Denken nachgedacht."

Indeß versuchte er, sich über Kant wenigstens zu orientiren. Wie Herder ihm ein Führer durch Spinoza's Werke war, so sollte ihm Freund Schiller beim Studium Kant's beistehen. Nichtsdestoweniger konnte er sich in dem „Labyrinth" der „Kritik der reinen Vernunft" nicht zurecht finden. Und auch Herder konnte ihm nicht helfen. Denn dieser war bekanntlich selbst ein erbitterter Gegner der neuen, von den Zeitgenossen so bewunderten Erkenntnißlehre. Anders verhielt es sich mit der „Kritik der Urtheilskraft". Hier fand er an Schiller nicht nur einen verständnißvollen Führer, sondern hier fesselte ihn auch die Materie selbst und die Art der Behandlung Kant's: der Nachweis der innigen Beziehungen der Naturteleologie zur Aesthetik. Nicht überall kann er natürlich dieser Schönheits- und Kunstlehre folgen. Der undurchdringliche systematische Panzer, in den Kant sie eingezwängt hat, widersteht seinem raschen und warmen Erkenntnißtriebe. Nichtsdestoweniger fand er doch hier eine „unergründliche Tiefe", einen „unendlichen Inhalt", der allen seinen bisherigen Ideen über das Verhältniß von Natur und Kunst eine feste Unterlage und eine weite Perspective zu geben vermochte.

„Hier sah ich, gesteht Goethe, auch meine disparatesten Beschäftigungen (Naturwissenschaften und Dichtung) neben einander gestellt, Eins behandelt wie das Andere, Eins beleuchtet durch das Andere." Trotz alledem gab es doch zwischen ihm und Freund Schiller gerade bei dem Studium dieses Kant'schen Werkes manche unüberbrückbare Kluft. „Unsere Gespräche," erzählt Goethe, „waren durchaus productiv oder theoretisch, gewöhnlich Beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen."

Was Kant's Nachfolger betrifft, so ist hier in erster Linie Fichte zu nennen. Zu diesem großen und kühnen Denker konnte Goethe — weder sachlich noch persönlich — in kein rechtes inneres Verhältniß treten. Seine Philosophie schien ihm zu abstract, zu weltfern, zu verstiegen, über die „Ichlehre" äußert er sich halb spöttisch. Ueber Fichte's speculatives Hauptwerk: „Die Wissenschaftslehre" gesteht er, nicht einmal den Versuch gemacht zu haben, in seinen Inhalt einzudringen. Und doch war es kein Geringerer als Friedrich von Schlegel, der einmal sagte: Das zu Ende gehende 18. Jahrhundert habe drei unvergleichliche, geistige Großthaten aufzuweisen: Goethe's „Werther", Fichte's „Wissenschaftslehre" und die Proclamation der Menschenrechte durch die französische Nationalversammlung. — Im Wesentlichen waren es aber der Terrorismus der idealistischen Ethik Fichte's, wie der Radicalismus seiner politischen und religiösen Ideen, vor denen Goethe unbewußt zurückschreckte und die irgend welche freundschaftliche Beziehung zwischen ihm und dem Jenenser Philosophen gar nicht aufkommen ließen. Thatsächlich unternahm auch Goethe, als Fichte im Jahre 1799 in Folge der gegen ihn gerichteten Anklage wegen Atheismus seine Entlassung erhielt, keinen Schritt, um die Härte dieses Verfahrens zu mildern und den großen Philosophen für Jena zu erhalten. Schiller dagegen gab sich, obwohl vergebens, die größte Mühe, um den Herzog und den Minister von Voigt zu Gunsten Fichte's umzustimmen.*)

*) Es ist charakteristisch für Goethe, daß er in einem Briefe an Knebel sich verwundert, daß Fichte sich so offen geäußert habe über „Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet". (!!!)

Fichte's Nachfolger auf dem philosophischen Lehrstuhl in Jena war der junge Schelling, für dessen Persönlichkeit und ganze Geistesrichtung Goethe die lebhafteste Sympathie zeigte. Schelling's geistbelebte und phantasievolle Art der Naturauffassung, sowie die Klarheit und Schönheit seiner Darstellung waren nicht der geringste Grund für die Vorliebe des Dichters für den jungen Philosophen. Goethe hatte noch lange Schelling's weitere geistige Entwickelung mit Interesse verfolgt, nachdem dieser 1803 die Hochschule von Jena mit der in Würzburg vertauscht hatte. „Schelling's Lehre von der Weltseele," heißt es in einem Briefe an Knebel, „beschäftigte unser höchstes Geistesvermögen. Wir sehen sie in der ewigen Metamorphose der Außenwelt verkörpert." Und noch in dem späteren Streite Schelling's mit Jacobi nahm Goethe, trotz seiner nimmer erkaltenden Freundschaft für den Glaubensphilosophen, dessen feingeistige und vornehme Persönlichkeit er über Alles schätzte, doch für Schelling Partei.

Von einem etwaigen Verhältnisse Goethe's zu Hegel kann man kaum sprechen. Konnte er schon an dem ehernen logischen Gerüste der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft" keinen Gefallen finden, so hielt er sich gar von Hegel's verwickelter Begriffsdialektik gänzlich fern. Wohl schätzte er den strengen Denker, welcher, wie er von Freunden gehört hatte, Gott, Welt und Menschheit in ein complicirtes Begriffsnetz faßte, aus welchem kein individuelles Entrinnen möglich war, etwa wie einen seltsamen dialektischen Gedankenkünstler, an dessen logischer Virtuosität man seine Freude hat; er selbst jedoch, zumal bei zunehmendem Alter, mochte sich in das „Ideengewirre" Hegels nicht hineinwagen. In den zwanziger Jahren besuchte der Berliner Professor bei Gelegenheit einer Ferienreise, die er durch Thüringen machte, den greisen Dichter in Weimar. Die Unterhaltung der beiden Männer drehte sich, wie einer der Hauptschüler Hegel's, der Theologe Vatke erzählt, hauptsächlich um naturphilosophische Probleme (die bekanntlich die schwächste Seite im Hegel'schen System bilden) und der Dichter war lebhaft erfreut, als er hörte, daß Hegel in dem damaligen Streite um die Farbenlehre mit Goethe's Auffassung sympathisirte. Offenbar hatte er die Bedeutung Hegel's für naturphilosophische Fragen überschätzt.

Schließlich mögen hier noch einige Bemerkungen über Goethe's Beziehungen zur Philosophie Schopenhauer's Platz finden. Das freundschaftliche und, ich möchte sagen, nachbarliche Verhältniß zwischen unserem Dichter und der Frau Hofräthin Johanna Schopenhauer zu Weimar brachte es mit sich, daß der junge Arthur Schopenhauer, so oft er in den Universitätsferien nach Weimar kam, im Hause Goethe's verkehrte, der dem etwas mürrischen und seltsam in sich gekehrten jungen Manne immer mit Liebenswürdigkeit und väterlichem Wohlwollen begegnete. Und als der junge Doctor seine Promotionsschrift „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" (1813), auf Grund deren er soeben in Jena promovirt war, dem Dichter überreichte, äußerte dieser, nach Durchsicht der Schrift, in Bezug auf die Zukunft des Sohnes seiner Freundin ermuthigende Worte. Drei Jahre später (1816) erhielt Goethe von ihm die Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben", über welche sich der Dichter, obwohl er seinen eigenen Standpunkt in derselben nicht ganz vertreten fand, sehr günstig aussprach. Als ihm aber gar im Jahre 1819 der junge Philosoph von Dresden aus sein soeben erschienenes Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" übersandte, war Goethe nicht mehr im Zweifel, daß die Welt einst in Schopenhauer einen ihrer bedeutendsten Denker zu sehen haben wird. — Wie weit man, da Goethe damals das siebzigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, noch von einem Einflusse der Schopenhauer'schen Willensmetaphysik auf den Dichter sprechen kann, möchte zweifelhaft sein. Umgekehrt jedoch ist es durch neuere Untersuchungen wahrscheinlich gemacht, daß Schopenhauer, sowohl in seiner Naturphilosophie

wie nach der ästhetischen Seite hin, von Goethe's Schriften stark beeinflußt worden ist.*) Auch in Schopenhauer's Abneigung gegen die mathematische, demonstrative und syllogistische Methode in der Philosophie**) sehen wir den Einfluß Goethe's, der in allem Positiven auf Schopenhauer eingewirkt hat, während man alle kritischen und negativen Elemente bei Schopenhauer auf Kant zurückführen muß. Thatsächlich wird auch in den Werken des pessimistischen Philosophen kein Dichter so oft citirt als Goethe.

An dem Schluß dieser Studie angelangt, wiederholen wir die im Anfange gestellte Frage: War Goethe ein Philosoph? Im Sinne der großen Systematiker des 17., 18. und 19. Jahrhunderts gewiß nicht. Er steht ihnen zwar nicht an Originalität der Ideen, wie an Weite des Gesichtsfeldes, wohl aber an systematischer Strenge der Methode nach. Er ist Pantheist, aber kein reiner Pantheist, und streng genommen müßte man ihn fast als einen Eklektiker bezeichnen, da vielfach rein idealistische, theistische, realistische, ja sogar materialistische Vorstellungen bei ihm mit unterlaufen. Aber er hat alle Philosophen an lebendigem Einfluß auf sein Jahrhundert übertroffen. Und noch heute, in dem Zeitalter der Thatsachen, die den speculativen Gedanken so sehr in den Hintergrund gedrängt haben, üben seine Ideen einen bestrickenden Zauber aus. Unsere Zeit ist zu realistisch und zu überhastet, auch — zu nervös, um noch weitläufigen abstracten Gedankenbauten nachzuhängen. In der Mischung aber, in der Goethe uns seine Ideen darbietet — halb Dichtung, halb Philosophie, halb Selbstbekenntniß als inneres Erlebniß einer großen Menschenseele — werden sie uns noch lange sinnvoll stimmen und erheben.

*) Vergl. Harpf, „Philosophische Monatshefte" VIII, S. 449, fg. und „Goethe's Erkenntnißprincip" S. 29.

**) Schopenhauer stellt geradezu die Forderung auf (vergl. „Welt als Wille und Vorstellung", Bd. II, S. 87 in der Frauenstädt'schen Ausgabe), daß man „das Vorurtheil aufgebe, die bewiesene Wahrheit habe irgend einen Vorzug vor der anschaulich erkannten, oder die logische, auf dem Satze des Widerspruchs beruhende, vor der metaphysischen, welche unmittelbar evident ist".

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Thalia-Ring.

Eine beinah wahre Geschichte.

(Schluß.)

„Nicht weniger, denn neununddreißig Herren befinden sich außen und geben vor, Sie sprechen zu müssen," sagte der Arzt lachend. „Einer, ein Herr Neumann, behauptet Sie zu kennen, wenigstens vermochte er Ihr Aeußeres zu beschreiben. Er will in Ihrem Interesse hier sein; es handle sich um ein Drama, das Sie ihm angeboten hätten ... Allem Anschein nach das Manuscript, das sich in Ihren Kleidern vorfand."

„Führen Sie ihn herein!" bat der Patient. „Ich verspreche mir einen Spaß."

„Wenn dem so ist — gut. Im Uebrigen werden wir bald Wachen aufstellen müssen."

„Einer war schon hier," gestand der Dichter lächelnd.

„Unmöglich!" rief der Arzt.

„Doch. Dort ... durch das Fenster." Der Arzt überzeugte sich. „Sie klettern uns noch durch den Kamin," murmelte er im Weggehen. Eine Minute später stürzte der Agent in das Zimmer und auf den Patienten zu.

„Mein theurer Freund ... so muß ich Sie wiedertreffen!" rief er, die Hand des Dichters ergreifend. „Kaum, daß Sie mich entfernt, eilte ich Ihnen nach, Sie zurückzuholen und Ihnen einen anderen Vorschlag zu machen ... Ach! daß ich Sie verfehlen mußte! Ich allein trage die Schuld an Ihrem Unglück. Widersprechen Sie nicht ... es ist so! ... Wir säßen bei mir zu Hause oder im Restaurant, und ein Anderer wäre an Ihrer Stelle gebissen worden ... Wenn ich an den Schreck denke, den mir das Extrablatt der Morgenpost einjagte! ... Ich bin noch ganz gebrochen ... Sie erlauben, daß ich mich setze ... Und nun — vor Allem — wie befinden Sie sich?!" Er hatte sich auf den Stuhl gesetzt, der neben der Bettstatt stand und drückte die Hand des Dichters mit väterlicher Inbrunst.

„Den Umständen entsprechend," gab dieser zurück. Er hatte sich entschieden, vorläufig auf die Komödie einzugehen. Er frug sich im Stillen, ob der vor ihm Sitzende und der Geschäftsmann vom Nachmittag dieselbe Person seien; nicht nur die Stimme, auch die Gesichtszüge waren verändert.

„Eine echte Dichterantwort!" rief der Agent, seine fettige Rechte zurückziehend. „Doch zu Ihrem Stücke ... Ich stehe noch ganz im Banne der Lectüre ... Es ist ein Werk, das nachwirkt, das Sammlung erfordert, keine kurze Durchsicht am Schreibtisch ... Sie hätten mich nicht so sehr drängen sollen ... Doch, doch ... Sie haben mich gedrängt ... Aber so seid Ihr Dichter, und wer vermöchte euch etwas abzuschlagen ... Trotzdem ... es soll kein Vorwurf sein ... ganz und gar nicht ... Ach Ihre Heldin ... diese Eulalia! ..."

„Hedwig," verbesserte der Dichter ironisch.

„Diese Hedwig! ... Ein Weib ... ein Weib! ... Ich lechze nach dem Abend, da unsere Eisenhofer dies herrliche Geschöpf verkörpern wird ... Ihr Werk muß an das Schellingtheater ... Die einzige Bühne, der ich's gönne. — Wie sagt doch Ihre Laura im vierten Aufzuge?! ... Ich meine die Stelle, die großartige Stelle — — Doch wir können ja nachschlagen ... Wo haben Sie das Manuscript?" Er ließ einen raschen Blick durch den Raum gleiten.

„Der Arzt hat es in Verwahrung genommen," beschied der Dichter lächelnd.

„Er muß es herausgeben!" rief der Agent. „Er muß ... Das Werk ist Ihr Eigenthum, das Product Ihres Geistes ... Director Veilchenthal — beiläufig gesagt mein bester Freund und bald auch der Ihre — sitzt auf meinem Bureau und wartet ... Ich habe ihm den Inhalt erzählt ... Er hat geweint ... Wir beide haben geweint ..." Er fuhr sich mit dem Taschentuche über die Augen. „Ach ... diese Gertrud! ... diese Elvira! ... wollte ich sagen." Er warf einen verzückten Blick zur Decke, griff in die Tasche und zog ein Bündel Papiere hervor. „Und nun zum Geschäftlichen, mein theurer Freund ... Ich habe die Verträge bereits ausgefertigt ... Für mich selbst hätte ich sie nicht besser zu stellen vermocht ... Hier ... Sie dürfen nur unterzeichnen."

Der Dichter überflog die erste Seite, dann blickte er sinnend vor sich. Was sollten ihm noch Ruhm, was Gold!? ... Er war entschlossen gewesen, dem Agenten heimzuleuchten, doch ... seltsam ... das Papier in seinen Händen übte eine Art Zauber aus. Und dann — hatte er nicht seit Wochen, ja Monden diese Stunde herbeigesehnt! ... Wie, wenn der Hund wirklich nur gereizt gewesen wäre! ... Ein leises Hoffen regte sich in seiner Brust, und gleichzeitig stieg ein kluges Mädchenantlitz vor ihm auf, war ihm, als hörte er ihre Stimme, als legte sich ihre weiche Hand auf seine Stirne: „Verlasse Dich darauf, Du wirst genesen!" Ein stilles Sehnen, ruhig liegen und von ihr träumen zu dürfen, überkam ihn.

„Geben Sie mir eine Feder!" sagte er sich aufrichtend. Der Agent bot ihm eine Taschenfeder; sein triumphirender Blick folgte der Hand des Schreibenden; hastig riß er das ihm zukommende Exemplar an sich und schob es in die Tasche des Ueberrocks. Der Dichter drückte auf den Kopf der elektrischen Klingel und bat die eintretende Pflegerin das Manuscript ausfolgen zu lassen.

Der nächste Tag brachte Besuche der Geretteten, des Directors des Schellingtheaters und des Agenten. Dazwischenhinein fanden noch

Ansammlungen von Reportern statt, die den Versuch, den Patienten zu interviewen, noch nicht aufgegeben hatten. Der Gegenstand ihres Interesses lag auf seinem Lager und träumte, wenn er sich nicht gerade mit dem Arzte oder mit der Pflegerin unterhielt. Die Wunde schmerzte ihn nicht, doch er wußte, daß das an sich noch kein Beweis eines glücklichen Ausgangs war. Durch seinen Vater, der Arzt gewesen, kannte er die Diagnose der Krankheit; sie hatten einst anläßlich eines Falles darüber gesprochen. Das Incubationsstadium, während dessen das Gift durch das Blut langsam im Körper verbreitet wurde, würde vier bis sieben Wochen währen: die Frist war zugleich die Galgenfrist schmerzfreien Sichbehabens; was nachkommen mußte, kannte er gleichfalls.

Inzwischen brachten die Zeitungen spaltenlange Berichte über das Befinden des Kranken; eine der findigsten hatte einen Reporter in die Vaterstadt des Dichters gesandt; er kehrte mit einem Koffer voll Materials zurück; neun Zehntel hatte er auf der Hin- und Herreise zusammengelogen. Die Direction des Schellingtheaters endlich hatte sich Hals über Kopf in die Proben gestürzt; zwei bis drei fanden täglich statt; für den Abend des dritten Tages war die Erstaufführung angekündigt. Und sie fand statt. Der Dichter sah sich bei Erwachen einem Wald von Lorbeerkränzen gegenüber, die Wände waren nahezu verdeckt. Eine Stunde später erschienen Director Veilchenthal und der Agent.

„Dreihundert Aufführungen . . .“ rief der Agent, „dreihundert Aufführungen sind wir Ihrem Werke schuldig! . . Die Casse hatte nach fünf Minuten ausverkauft . . . Drei anwesende Directoren bekamen die Gelbsucht . . . kurz — es war großartig! Die Eisenhofer, die in Ihrem Namen dankte, wurde unter einem Hagel von Kränzen geradezu verschüttet; wir haben für ihr Leben gefürchtet; dem Maschinenpersonal und der Feuerwehr gelang's erst gegen den Morgen sie auszugraben.“ Er ging die Wände entlang und las die Inschriften der verschiedenen Bandschleifen. „Das ganze kunstsinnige Publikum . . . die Crème der Crême!“ rief er, vor dem wagenradgroßen Gebinde eines Börsenjobbers Halt machend. „O! . . . es war eine Première . . eine Première! . . . Ich werde daran denken!“

Director Veilchenthal lächelte weltmännisch. Er war selber Schriftsteller, besaß ein eigentliches Interesse somit nur für Aufführungen von Werken der eigenen Feder. Zu seinem Unglück mehrte sich die Zahl derer, die diesen Geschmack nicht theilten, täglich, so daß er sich genöthigt sah, die Pforten seines Theaters mehr und mehr auch für Concurrenten zu öffnen. Weitern Kummer bereiteten ihm im Laufe des Tages noch die — diesmal unbezahlten — einmüthig enthusiastischen Kritiken der hauptstädtischen Presse. Einige Blätter vollends hatten den Autor, der als Todescandidat ja keinen persönlichen Vortheil mehr daraus ziehen konnte, auf den Gipfel der Anerkennung erhoben. Direktor Veilchenthal schäumte. Er hatte sein Theater nicht erbaut um *Andern* zu einem Sperrsitze auf dem Parnaß zu verhelfen!

Der Gang der Ereignisse sollte dem Schriftsteller in ihm zu Hülfe kommen, wenngleich der Director dabei zu Schaden kam. Einige Wochen waren verstrichen; die Zugkraft des Stückes hatte sich bewährt; die Zeitungen fuhren — wenn auch in beschränkterem Maße — fort, über das Befinden des Gebissenen zu berichten, da trat ein Ereigniß ein, das plötzlich die Verhältnisse auf den Kopf stellte. Bei einer Treibjagd, unfern der Hauptstadt, wurde ein verwilderter Hund aufgefangen; der Dichter, dem er vorgeführt wurde, erkannte in ihm mit Bestimmtheit den Attentäter wieder. Jeder Gedanke an Gefahr war beseitigt, zumal ja die Tollwuth beim Hunde stets innerhalb sechs bis sieben Tagen und tödtlich verläuft. Der Dichter wurde aus seiner Absperrung befreit; die Bißwunde, die künstlich offen gehalten worden war, vernarbte sich selbst überlassen zusehends. So erging er sich denn in Gesellschaft des Hundes, der ihm auf Bitten übergeben worden war, im Garten der Anstalt. Das Thier veränderte sich sichtlich unter der Behandlung seines neuen Herrn und war bald dessen getreuer Begleiter.

Ein Gemisch von Zorn und Enttäuschung hatte sich der literarischen Coterie bemächtigt. Man hatte für sicher genommen, daß der Dichter seinen Verpflichtungen nachkommen und sterben würde; einen Lebenden würde man nicht über sich gestellt haben . . . ganz und gar nicht. Und nun sollte man zum Ruhme hin auch noch den Gewinn haben! . . . Mild gesagt, tactlos war's, unter solchen Umständen leben zu bleiben.

Hatte man sich bisher in Superlativen der Anerkennung gefallen, so wandte sich jetzt das Blatt. Erst nur versteckt, dann offener, tauchten die Einwände auf: Man hatte sich doch zu sehr beeinflussen lassen von den Umständen, unter denen der Autor debütirt hatte; bei näherem Eingehen zeige das Stück Schwächen, die selbst einem Anfänger gegenüber unentschuldbar genannt werden müßten. Bleibe schließlich nur noch die Rettung der königlichen Kinder. Nachdem nun aber erwiesen, daß der Hund nicht toll gewesen, thue man besser, die Angelegenheit, deretwegen so viel Druckschwärze verbraucht worden sei, endgiltig zu begraben. Im Grunde mache dieser Retter, der es verstanden habe, sich auf Grund eines harmlosen Hundebisses zum Mittelpunkt des öffentlichen Interesses zu machen und dies Interesse für seine literarischen Erzeugnisse auszubeuten, nicht die beste Figur. Die Zeit werde zeigen müssen — schloß der Artikel — inwieweit überhaupt sein Talent zu Hoffnungen berechtige.

Bebend vor Zorn und Verachtung hatte der Geschmähte die Blätter zu Boden geworfen und dem Arzte, der eben durch den Garten geschritten kam, sein Herz geöffnet.

„Was wollen Sie! Es sind Menschen,“ sagte der, sich setzend und mit der Hand liebkosend über den Rücken des Hundes streichend. „Geben Sie ihnen ein Diner, legen Sie jeder Einladung eine entsprechende Banknote bei und der Wind wird umschlagen, mindestens aber werden sich Stimmen zu Ihrer Vertheidigung finden . . . Wir leben in einer Zeit, in der Alles bezahlt werden muß . . . die kleine Anzahl Andersdenkender vermag hier nicht Besserung zu schaffen.“

„Mit andern Worten — Geld für gerechte Beurtheilung . . . für Anerkennung!“ rief der Dichter mit bitterem Lachen. Der Gedanke, machtlos in die Hände einer Clique gegeben zu sein, empörte ihn mehr als die Vernichtung seines jungen Ruhmes.

„Gewiß,“ sagte der Arzt achselzuckend, „Anerkennung ist eine Waare, wie jede andere, für Sie zugleich ein Erwerbsmittel; sie sichert Ihnen den Besuch Ihrer Stücke . . . Jene“ — er blickte auf die Blätter — „handeln damit. Wollen Sie, daß Ihnen die Waare gratis verabreicht werde! . . .“

„Man könnte glauben, Sie hießen die Zustände gut.“

„Nicht entfernt . . . Doch was nützt es, sich darüber aufzuregen . . . Es ist ein Schwimmen gegen den Strom . . . auch ich könnte ein Lied davon singen . . . So bengen Sie sich denn unter die Hand des allmächtigen Rings . . . Noch ist der Bürger unseres Landes zu zeitungsfromm, als daß er — zumal in Sachen der Kunst — sich ein Urtheil anmaßte. Und — seien wir offen — er besitzt es auch nicht . . . heute so wenig, wie in Jahren.“

„Und Jene . . . jene Lieferanten der öffentlichen Meinung — — ?!“ lachte der Dichter spöttisch.

„Verfügen auf alle Fälle über die nöthige Dosis Unverfrorenheit, und die, mein junger Freund, ist heutigen Tages die Hauptsache, erwiderte der Arzt lächelnd.

„Sie mögen Recht haben,“ sagte der Jüngere nach einer Weile düster. „Trotzdem — ich hoffe, daß auch für das Theater eine Zeit der Wiedergeburt anbrechen wird.“

Der Arzt zuckte die Achseln. „Ah bah!“ sagte er langsam. „In einigen Jahren lachen Sie darüber . . . Selbst wenn die *Jünger* von Grund aus andere würden, — wo bliebe die Gemeinde . . . das Publicum?! . . . Sie überschätzen den Bildungsgrad der breiten Masse, und die doch nur ist's, die Eure Theater zu füllen vermag . . . Das Theater hat sich dem angepaßt; es hat aufgehört eine Bildungsstätte zu sein; ein paar Jahrzehnte, und es wird aufgehört haben eine Unterhaltungsstätte zu sein.“

„Und wir, die wir's mit der Kunst noch ernst nehmen?! . . .“ rief der Dichter.

„Werft Euch auf den Roman! . . . Nicht auf den, der das Sichfinden Hansens und Gretens weiterspinnt, nein — auf den, der ein Spiegel ist Eurer Zeit . . . Schafft eine Literatur für Männer, und Ihr schafft Männer! . . . Der Weg ist gegeben, schon tragen Einzelne die Fahne voran . . . Und sei es auch, daß die Krone, die Eurer wartet, eine Dornenkrone sei — es giebt Kronen, die sich schwerer tragen.“

Der Dichter hatte ihn schweigend zu Ende gehört; der Arzt erhob sich und schritt weiter, dem Anstaltsgebäude zu. Hettich, den er zurückgelassen, legte die Hand auf den Kopf des Thieres und blickte ihm in die Augen. „Und was sagst Du dazu?“ frug er traurig.

Der Hund schüttelte sich; plötzlich schnappte er in die Luft, eine Fliege hatte sich auf seine Nase gesetzt; sein blankes Gebiß wurde sichtbar. Der Dichter lachte.

„Ja . . . die Zähne zeigen . . . das war das Beste . . . Zeigen wir sie!“ murmelte er im Aufbrechen.

Aus der Hauptstadt.

Reform oder Garde?

Es war in dem lichtgrünen Jahre, wo es acht Wochen lang schien, als stünde das sociale Kaiserthum vor der Thür, wo die so berühmt gewordenen und so oft mit fragender Sehnsucht genannten Februar-Erlasse alle Gemüther erregten, wo noch durch jedes Herz die ernsten Worte klangen, die des Kaisers Majestät den streikenden Bergarbeitern aus dem Ruhrkohlen-Revier, den rheinisch-westphälischen Bergwerksbesitzern gesagt hatte. Wenn etwas im Stande war, den jähen Schreck und den Schmerz über Bismarck's Sturz zu lindern, wenn man selbst die widerwärtigen und feigen Schranzen-Intriguen nicht empört verdammte, die des alten Kanzlers Rückzug erzwungen hatten, so vermochte solches Wunder allein die Hoffnung, daß nun endlich der Genesenfürst aus Hohenzollernstamm seine reformerischen Ideale ins Werk setzen würde. Gern hätte man bei dieser Großthat Bismarck, den Erfahrenen und Tiefgründigen, an des jungen Monarchen Seite gesehen, aber Bismarck's Widerstand gegen die weitausgreifenden Pläne Wilhelm's II., seine Neigung, aus socialversöhnenden Fanfaren Chamaden zu machen, war allzu bekannt, als daß ein Zusammengehen beider Männer in den Grenzen der Möglichkeit gelegen hätte. Des alten Recken Kraft wurzelte in anderem Boden; die neue Zeit, die heraufgezogen war und der er selber doch Bahn und Thore gesprengt hatte, blieb ihm unverständlich gerade in ihren wichtigsten Anforderungen. So lange deßhalb unsagbar Gewaltiges bevorzustehen schien, Zurückgewinnung der unbotmäßigen, verbitterten Volksmassen durch wirthschaftliche Reformen, ein heiliger Krieg gegen die capitalistische Pest, so lange lauschte die deutsche Welt atemlos und fand kaum Zeit zu Betrachtungen über die Entlassung Bismarck's. Erst später, als die Kanonade von Valmy verhallt und der Caprivismus all in seiner Munterkeit vor den Spiegel getreten war, erst später besann man sich darauf, was Deutschland bei dem unvortheilhaften, enttäuschenden Tausch verloren hatte. Aber in den Vorfrühlingstagen von 1890 hegten alle Phantasten fröhlichere Gedanken, die Aufhebung des Socialistengesetzes hatte deutlich den Weg gezeigt, und man glaubte ganz genau zu wissen, was des Kaisers Majestät mit den Worten sagen wollte: „Die Socialdemokratie überlassen Sie nur mir; mit der werd' ich schon allein fertig.“

* * *

Wilhelm II. hat sich seither viel in öffentlichen Reden mit der Socialdemokratie befaßt. Die bedrohliche proletarische Bewegung, die sich während der sieben Jahre seiner Regierung rasend schnell ausbreitete und sich in Deutschland eines Wachsthums rühmen durfte wie nirgend sonstwo auf der Welt, beschäftigte immer stärker die Phantasie des temperamentvollen Fürsten, und immer schärfer schwang in seinen Aeußerungen über sie die Saite, die er am 14. Mai 1889 der Kohlenarbeiter-Deputation gegenüber hell, doch väterlich-mild ertönen ließ. Es ist kaum möglich, daß die kaiserliche Meinung, die sich in interessanter Weise zugespitzt hat, noch zu deutlicherem Ausdruck gelangt, als es in der Sedanrede an die Garden geschah; entgiltig abgeschlossen erscheint nunmehr nach Verlauf von sechs Jahren die Ansicht, die sich der Fürst über die Socialdemokratie und seine Stellung zu ihr gebildet hat.

Ein gut Theil der Stärke dieser Bewegung liegt unter allen Umständen darin, daß sie von ihren Gegnern so wenig erkannt, bald überschätzt, bald unterschätzt worden ist, daß diese Gegner fast ausschließlich Positionen berannten, die sie nur noch scheinbar vertheidigte. Die Unwissenheit der Menschen, die bei uns Fraetions- und Zeitungs-Politik machen, ist betäubend groß und erreicht fast die Dreistigkeit, mit der sie ihre Gedankenschnitzel dem arglosen Bürger als unbedingte Wahrheit aufschwatzen; die vernichtende Mehrheit dieser thatsächlich staatsgefährlichen Burschen hat nicht die mindeste Ahnung davon, wie es im Lager des fürchterlichsten Feindes unserer Gesellschaft, der Socialdemokratie, aussieht. Statt jede Bewegung, jedes Manöver dieser Großmacht zu studiren, statt eifrig auszukundschaften, was den Generalstab, was die geführten Massen bewegt, schmiert man seine Leitartikel und seine Polemiken nach der alten Schablone und preist stets von Neuem mit nervös machender Naivetät die Heilmittel an, die irgend ein einsichtsloser Parteipapst bereits vor fünfzehn Jahren gegen die „Seuche“ empfahl. Unsere Armeeleitung weiß über französische und russische Militärverhältnisse, selbst Geheimnisse, unvergleichlich mehr als die politischen Führer des deutschen Bürgerthums über die Socialdemokratie wissen. Das soll ihnen nicht einmal zum Vorwurf gemacht werden, daß sie so wenig die Beweggründe kennen, die dem Kleinvolk socialistische Wahlzettel in die Hand drücken, obwohl sie nur dadurch in die Lage kämen, die Armee der Liebknecht und Singer aufzulösen, die Truppen zur Desertion zu verlocken. Psychologische Studien sind niemals Sache eines Politikers gewesen, besonders wenn sie sich mit volkswirthschaftlichen Studien paaren; wenn die moderne Staatskunst noch eine Kunst wäre und dementsprechend von ihren Jüngern Talent und eisernen Fleiß verlangte, wäre sie nicht so von den Meyer und Levy überlaufen. Aber so viel könnte immerhin von denen verlangt werden, die sich officiell mit politischen Erörterungen befassen, daß sie wenigstens die Gesinnungen und die Stimmungen der paar Oberführer unserer Socialdemokratie kennen, kennen zu lernen versuchen. Denn daraus schon lassen sich zur Noth die wichtigsten Schlüsse ziehen, daraus gewisse Maßnahmen herleiten. Doch selbst dies bißchen Denkarbeit nimmt Niemand auf sich. Ignaz Auer ist, wenn nicht der fähigste, so doch der zukunftreichste Kopf der Bewegung, ein Mann, über dessen Bestrebungen jeder Feind der Socialdemokratie nothwendig unterrichtet sein muß und der aus seinen Bestrebungen und Gesinnungen kein Hehl macht. Als dieser Mann neuerdings die Stellung seiner Partei zum Sedanfest präcisirte, und zwar in weit schärferer, gereizterer Weise, als es sonst seine Art ist, war sich die gesammte Berliner Presse darüber einig, daß er „der Kaiserrede wegen dies Mal ungewöhnlich vorsichtig zu Werke gegangen sei.“ Von all den Heroen der öffentlichen Meinung wußte also nicht Einer, daß Ignaz Auer stark nach München und Soyensaß gravitirt, daß seine Denkweise sich immer auf's Allerschärfste von der Liebknechtischen unterschieden hat!

Diese totale Unkenntniß der Kräfte, auf die die Bewegung sich stützt und von denen sie vorwärts getrieben wird, hat eine unabsehbare Reihe von moralischen und thatsächlichen Siegen der Socialdemokratie verschuldet. Mit dem im Kern verpfuschten Klebegesetze, mit ganz unzureichenden, höhnisch aufgenommenen Arbeiterschutzgesetzen glaubte man die Begehrlichkeit des vierten Standes stillen zu können, und als sich trotzdem die socialistischen Stimmen rapid vermehrten, gewannen Stumm und Helldorf die Oberhand, begann die Polizei ihren erbitternden Kleinkrieg, suchte man, statt dann wenigstens gleich ein neues Socialistengesetz auszuwirken, durch unkluge Chikanen, durch Saalabtreibereien, Strafmandate auf Grund des groben Unfugsparagraphens und andere

Scherzchen der unbequemen Partei zu schaden. Ganz und gar wurde vergessen, daß eine Partei, die von der Unzufriedenheit lebt, darauf angewiesen ist, immer neue Unzufriedenheit zu erzeugen, und daß ihren Führern nichts angenehmer sein konnte, als wenn die öffentlichen Gewalten sie, ahnungslos und vom besten Uebereifer beseelt, hierin unterstützten. Noch ist es hoffentlich frisch in aller Erinnerung, daß die im vorigen Jahre bestimmt zu erwarten gewesene Spaltung der socialistischen Partei einzig und allein durch das unselige Umsturz-Gesetz hinausgeschoben, vielleicht verhindert wurde. — Die Socialdemokratie ist jetzt satt, sie hat die Grenzen ihrer Ausdehnungsfähigkeit ungefähr erreicht, die Industriearbeiter gehören ihr fast ausnahmslos an, sie steht nun vor ihrer Sonnenwende. Will sie die ungeduldigen Massen an sich fesseln, so muß sie sie durch neue, großartige Erfolge blenden, und das ist ihr, die Ziffern der Nachwahlresultate beweisen es, nicht mehr möglich. Sie schwebt in der Gefahr, daß sich ihre Cadres, des erfolglosen Wartens müde, auflösen, sie braucht große Actionen. Eine Zeit lang bot ihr das bestehende Reichstagswahlrecht Gelegenheit dazu, nun ist dieser Brunnen ausgepumpt, die Partei beginnt zu stagniren. Nichts wäre ihren Führern, die sich verzweifelt den Kopf zerbrechen und die in ihren Aengsten auf so undiscutirbaren, selbstmörderischen Unfug wie das Agrarprogramm verfallen sind, erwünschter als eine Revolution von oben — denn zu einer von unten fühlen sie sich denn doch allzu schwach. Mit einem Schlage flammten die jetzt allenthalben erloschene Begeisterung, die Opferfreudigkeit, die Lust am Märtyrerthum, die zähe Wuth wieder auf; die neue Kampflust, deren man so dringend, so unendlich dringend bedarf, wäre wieder da. Es liegt in der Hand der Regierung, will sagen, da wir keine wirkliche Regierung haben, des Monarchen, die Socialdemokratie zu vernichten: Unparteilichkeit auch gegen sie; sociale Reformen, die den bürgerlichen und bäuerlichen Mittelstand kräftigen und so verbreitern, daß die Arbeiter bequem zu ihm aufsteigen können, schließlich eine eiserne, strenge, antimammonistische Gesetzgebung. Nichts aber hülfe heute mehr zum Triumphe der Socialdemokratie als die Verwendung von Garden oder der Erlaß neuer Zwangsgesetze gegen sie. Es ist ganz augenscheinlich, daß die zur Zeit noch herrschende Führergruppe, die Liebknechte und Singer, geradezu inbrünstig Ausnahmeparagraphen ersehnen, daß sie alles thun, die Machthaber zu solchem unüberlegten, verderblichen Schritte hinzureißen.

Die socialdemokratische Bewegung ist zum Stillstand gekommen. Längst ging zum Teufel die schöne, flackernde Begeisterung, die in den siebziger und im Anfang der achtziger Jahre ihre Reihen durchwehte, die wahrhaftige Helden, echte Märtyrer der Idee erstehen ließ. Wer die heutigen Versammlungen der Partei, die schlecht besuchten, discussionslosen, mit denen jener Zeit vergleicht, wo die rauchigen, niederen Säle überfüllt waren und bis spät nach Mitternacht glühende Gesichter, fanatisch brennende Augen sahen, der liest das Todesurtheil der Socialdemokratie, wie sie jetzt ist, an der Wand. Die Menge ist müde, stumpf und gleichgiltig geworden, sie abonnirt nicht einmal die billigen Parteiblätter, wählt zwar noch aus alter Gewohnheit wie früher, kümmert sich aber sonst nicht im geringsten um die Fraction. Zwischen den Führern herrschen theils ernsthafte Meinungsverschiedenheiten, die, der „Vorwärts“ möge zusammenlügen und schimpfen was er wolle, zum Bruche führen müssen; theils erschöpfen sie sich in albernen Eifersüchteleien. Sprechen sie zum Volke, so nehmen sie den Mund gewaltig voll und gebrauchen, wie ihre Presse auch und aus denselben Gründen wie diese Presse, die denkbar schärfsten Wendungen; sie müssen reizen und prickeln, stacheln und hetzen, die armen Comödianten, um die immer stumpfer werdende Masse bei guter, in diesem Falle also schlechter Laune zu erhalten. Aber das Kothwerfen und das wüste Randaliren ersetzt kein fehlendes, geistiges Leben; der „wissenschaftliche“ Socialismus ist mausetodt, die Partei zehrt noch immer von Marx und Engels, noch immer von den Flugschriften aus Bebel's und Liebknecht's froher Jugend! Keine neuen Köpfe, keine neuen Ideen tauchen auf; hier und da laufen der Bewegung gewandte, unzufriedene Schreiber aus anderen Lagern zu, aber gerade diese Chamäleons, diese kaltherzigen Macher schrecken noch unbeholfene, jüngere Talente ab. Die ganze Bewegung ist ein stehender, breiter Froschpfuhl geworden; fehlt nur noch die Sonne, ihn auszutrocknen.

Die Leiter geben sich über den Stand ihrer Sache keiner Täuschung hin. Und um die absolute Ergebnißlosigkeit all' ihrer Anstrengungen auf wirthschaftlichem Gebiete zu bemänteln, um die Ungeduldigen zu beschäftigen und den Ueberlauf derjenigen zu verhindern, die gern hier und da mit bürgerlichen Politikern zur Erreichung eines wünschenswerthen Zieles pactiren möchten, wird von der Parteipresse fortgesetzt frech widerwärtiger Lärm geschlagen über Dinge, die mit den wirthschaftlichen Kämpfen nicht das Geringste zu thun haben. Die infamen Beschimpfungen des todten Kaisers, der lächerliche, bubenhafte Tumult gegen die Sedanfeier, die rückständige Bespöttelung der Geistlichkeit und der christlichen Kirche, die mißduftige Rohheit und der verlogene Hochmuth, womit man jeden politischen Gegner für einen Söldling des Capitals oder für einen Cretin erklärt — alles das sind krampfhafte Versuche, die Menge in Bewegung zu erhalten und den Staat zu gewaltsamen Maßregeln zu reizen. In den letzten Jahren sind seitens der Regierung zahlreiche, schwere Fehler begangen, aber kein einziger würde sich so furchtbar rächen wie der, in das plump gewebte Netz der rathlosen Brülltribunen aus der Beuthstraße zu rennen und die Verfolgung über sie zu verhängen, nach der sie dürsten, ohne die sie ihren Bankrott anmelden müssen. Anmelden müssen, wenn anders berechtigten, wirthschaftlichen Forderungen des deutschen Volkes genügt wird, das auf den Schlachtfeldern von 1870 blutete und ein Recht darauf hat, behaglich und glücklich im neuen Reiche zu leben, ein höheres und heiligeres Recht jedenfalls als die Börsengauner, die eben wieder neuen Fischzügen obliegen.

Bitterlich liest die socialistische Presse mehreren Zielbewußten den Text, die sich am Tage von Sedan Urlaub nahmen, um sich „den Rummel mit anzusehen“; immer lauter werden ihre Klagen über die Zunahme der Stegnüllereien. Vollmar beflaggte sein gar nicht proletarisches Soyensaß am Walchensee zur Feier des Kriegsjubiläums; socialistische Gemeinderäthe haben da und dort wacker Beiträge zu Ehren St. Sedans bewilligt; socialistische Männer zu Tausenden trugen in diesen unvergeßlich schönen Tagen stolz ihre Kriegsdenkmünzen auf der Brust; socialistische Wähler zu Hunderttausenden drängten sich während der Illumination in den Straßen Berlins und freuten sich und waren begeistert wie ihr helldorfconservativer Nachbar. Das wüthende Preßgeheul der Liebknechte hat nicht einen Genossen abgehalten, vergnügt mitzufeiern; man könnte von einem Sedan der Beuthstraße reden, wenn der tosende Lärm nicht auf weit empfindlichere Nerven als die der Genossen berechnet gewesen wäre. Unser Volk ist, und daran ändert keine Wahlstatistik etwas, keine Umsturzlerrotte. Unter hundert socialistischen Wahlstimmen ist auch heute noch nicht eine, die Monarchie, Familie und Religion abgeschafft wissen will. Nur bessere Lebensbedingungen wollen all' diese Menschen, und ein Schelm, wer ihnen das verargt! Es ist nichts weiter nöthig, als daß ihren berechtigten Forderungen Gehör geschenkt wird; die Socialdemokratie verendet dann wie der Hecht auf dem Sande.

Nicht Roß noch Reisige sichern die steile Höh'! ... Gewalt darf nicht angewandt werden gegen Männer, die friedlich für friedliche Ideale kämpfen, und Gardeattacken stillen nicht den Hunger eines einzigen armen Fabrikmädchens. Der Garden bedarf es nicht, wo Gerechtigkeit ist und opferfreudiger Glaube an den einzigen, theuern Mann, der die Bergpredigt sprach, der uns befahl, den Armen und Elenden brüderlich beizustehen. Auf so sturmfesten Säulen ruht deutsches Kaiserthum, daß Bubengeschrei kaum hinaufzutönen, nimmermehr es zu erschüttern vermag, selbst das grausige Gespenst des Bürgerkrieges, das immer wieder heraufbeschworen wird, vermag der monarchischen Idee nur wenig zu schaden. Aber, wenn's auch Phantasten sind, es sind doch die Redlichsten im Lande, die eben jetzt, an heiligen Festtagen, ihren Fürsten von Neuem bitten, dem Feinde das Schwert aus der Hand zu winden, das ihn so mächtig machte, und, mit ihm bewaffnet, weiter auf der Bahn zu schreiten, die der stille, demüthige Arbeitskaiser, der greise Held von siebzig Schlachten, glorreich betrat: den Weg zur socialen Versöhnung. Hier ist die einzige Möglichkeit, daß das Kaiserwort in Erfüllung geht: „Die Socialdemokratie überlassen Sie nur mir; mit der werd' ich schon allein fertig.“

Caliban.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlagsredacteur.

Der Herausgeber eines größeren lexikalischen Werkes sucht nach Beendigung seiner gegenwärtigen Arbeit zum 1. Januar 1896 eine feste Stellung als **Verlagsredakteur** oder **Leiter eines litterarischen Unternehmens** oder dergl. Gefl. Anfragen werden erbeten unter **R. L.** in der Geschäftsstelle des Börsenvereins der deutschen Buchhändler in Leipzig.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Auch direct zu beziehen durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Der ärztliche Hausfreund.

Gemeinverständliche Belehrungen für **Gesunde** und **Kranke**

herausgegeben von

Dr. med. A. Kühner, Physikus a. D.
Chefredakteur der „Gesundheit".

Vierteljährlich 6 Nummern.

Bezugspreis 60 Pfennige.

Bestgeleitetes Familienblatt, welches in keinem Haushalte fehlen sollte!
Zu beziehen durch

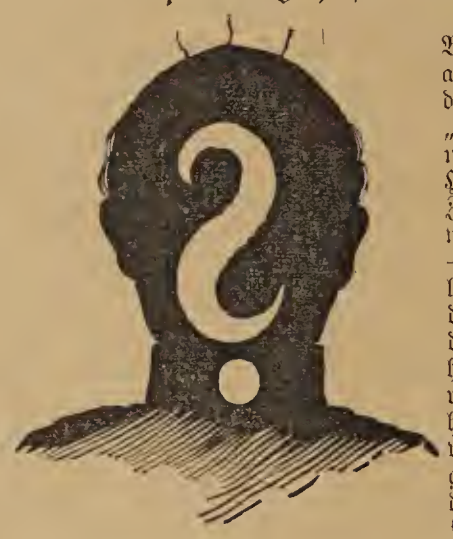
Grumpelt & Böhm, Leipzig.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Theodor Schiemann.**

Sechster Band:

Michail Bakunins
Sozial-politischer Briefwechsel
mit
Alexander Iw. Herzen und Ogarjow.

Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Professor **Michail Dragomanow.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Prof. **Dr. B. Minzès.**

Preis geheftet 6 Mark.

Die vertrauliche Korrespondenz Bakunins, des Begründers der internationalen Anarchistenpartei, mit seinen Freunden darf den Anspruch erheben, als ein Denkmal der sozialen Krankheitsgeschichte der Gegenwart eine Lücke in unserer Kenntnis auszufüllen, die ohne diese Briefe nie hätte geschlossen werden können.

Man darf wohl erwarten, daß diese heute besonders aktuelle Publikation in weitesten Kreisen Aufsehen erregen wird. Stellung dazu muß jedenfalls jeder nehmen, der an den sozialen Problemen der Gegenwart nicht gedankenlos vorübergehen will.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 38. Berlin, den 21. September 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die japanische Concurrenz. Von Hans Elden. — Die Erziehung des Publicums zur Selbsthülfe. Von Stanticus. — Zu Friedrich Engels' Tode. Von Rudolph Meyer. — Nordische Zukunfts-Romane. Von Carl Busse. — **Feuilleton.** Schiller's „Nero". Von Rudolf Krauß (Stuttgart). — **Aus der Hauptstadt.** Die Ritter von der Hintertreppe. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Berichtigung von Dr. Wilhelm Gwinner. — Notizen. — Anzeigen.

Die japanische Concurrenz.

Von Hans Elden.

Man hat die Japaner die Engländer des Orients genannt, und die geographische Lage des merkwürdigen Inselreiches, die kaufmännische Verschlagenheit und industrielle Regsamkeit der Bewohner rechtfertigen diese Bezeichnung zum Theil. Der unerhörte Aufschwung dagegen, den das culturelle Leben auf allen Zweigen seit 25 Jahren in Japan genommen hat, widerspricht jenem Vergleich, denn Großbritannien war im Gegentheil in den reinen Wissenschaften wie in ihrer Anwendung auf's Leben seit Jahrhunderten den meisten Staaten des Abendlandes voraus. Eher könnte man noch die jüngste Aera des japanischen Culturaufschwunges mit dem ebenfalls einzigen wirthschaftlichen Aufschwung des Deutschen Reiches seit 1871 vergleichen, welch' letzteres in dieser Epoche ebenfalls an industrieller Entwickelung, an Ausdehnung der Handelsbeziehungen und Wachsthum der Städte ein bisher unerreichtes Tempo anschlug. Allein auch dabei ist zu bedenken, daß die Bestandtheile des Deutschen Reiches vor ihrer Einigung wenigstens zum Theil eine recht ansehnliche Stellung im europäischen Wirthschaftsleben einnahmen, und daß ihre Bewohner seit Beginn des Mittelalters mit dem übrigen Erdtheil geistig gleichen Schritt gehalten haben, während sich Japan, seit Jahrtausenden in orientalischen Sitten und Lebensbedingungen aufgewachsen, nun in einigen Jahrzehnten in eine Cultur hineinfinden mußte, zu deren Entwickelung wir ein paar Jahrhunderte gebraucht haben. Der Japaner steht eben ganz einzig unter den Culturvölkern nach abendländischem Zuschnitt da, und er muß unser höchstes Interesse sowohl hierdurch als auch durch die Thatsache wecken, daß er nicht allein China im Culturkampfe den Fehdehandschuh hingeworfen und durch seine entschlossenen militärischen Rüstungen diesen zehn Mal stärkeren Riesennachbar glänzend besiegt hat, sondern daß er gewissermaßen auch einen Krieg an alle Industriestaaten beider Hemisphären erklärt hat — durch seine Rüstungen industrieller Art. Ein Japan in Waffen kann dem Occident nur Theilnahme und Interesse, niemals Furcht oder Besorgniß einflößen, ein Japan in Maschinen aber hat für uns eine ganz andere Bedeutung. Welche, das mögen die nachfolgenden Zeilen so kurz als möglich erklären.

Als Japan 1868 mit dem Sturz der bis dahin allmächtigen und in jeder Beziehung reactionären Lehensfürsten in die Civilisation des Westens eintrat und der Mikado seinen Willen erkärte, in constitutioneller, aufgeklärter Weise sein Land nach den Gebräuchen Europas zu regieren und zu entwickeln, gab es auf den Inseln eine alte, lange gehegte und weit ausgebildete Industrie, die sich aber von derjenigen des Occidents in jeder Hinsicht unterschied. Einfach und bedürfnißlos, aber von eisernem Fleiß, betrieb der Japaner seine Geschäfte sämmtlich mit Hülfe der einfachsten Werkzeuge. Weberei und Stickerei, Papier- und Lackarbeiten, Schnitzerei und Töpferarbeiten, sowie Ziergeräthe aus Leder und Bambus, Brauerei von Reisbier, Oel- und Wachsproduction, endlich der Anbau von Reis, Getreide, Tabak und Indigo, Thee- und Seidenzucht ernährte die Millionen, und mit Ausnahme verschwindender Waarentransporte, die von fremdländischen Händlern aufgekauft wurden, blieb Alles im Lande. Wie hochentwickelt trotz der einfachsten Hülfsmittel diese alten Industrieen waren, lehrt besonders die wundervolle Papierfabrikation Japans. Aus dem Bast einiger Pflanzen hergestellt, deren Anbau auf theilweise kümmerlichem Boden, an Wegen und Feldrainen, mit Sorgfalt betrieben wurde, gab es Papier von der Dicke des feinsten Satins bis zu lederartiger Beschaffenheit. Nicht zum Schreiben und Malen allein, sondern zur Kleidung, Kopfbedeckung, als Ledertapete, als Zwischenwand im Hausbau, als Wachstuch, regen- und wetterfest, findet sich das Papier in Japan in tausend Rollen, die wir ihm niemals zutrauen würden. Ebenso alt und ausgebildet war die Seidenindustrie, vor Allem aber die Töpferei und die Fabrikation zierlich gemalter Lackwaaren, die seit der Erschließung Japans für den Welthandel in aller Herren Länder bekannt geworden sind. Bei aller Langsamkeit der Herstellung dieser, sämmtlich Handarbeiten vorstellenden Gegenstände blieben dieselben vermöge der billigen Arbeitskraft des Japaners doch wohlfeil genug, um im Auslande Käufer zu finden, sobald ein regerer Handelsverkehr mit Japan sich in den siebziger Jahren entspann, und das Inselreich konnte wenigstens einen Theil seines Importes mit eigenen Waaren bezahlen.

Dann aber sah der Japaner die Fabriken des Auslandes, mit lernbegierigem Auge beobachtete er die Arbeitsmethoden des Westens und begriff schnell, daß nur Maschinen dazu gehörten, um alle die Gegenstände abendländischer Cultur, welche er jetzt theuer kaufen mußte, im Lande herzustellen. Damit begann die Epoche des Industrielebens für Japan, aus deren Verlauf hier nur einige charakteristische Züge folgen mögen. Da sich die moderne Industrie Japans naturgemäß

hauptsächlich denjenigen Gegenständen zuwandte, welche Japan bisher aus Europa oder Amerika importirte, so bezogen sich die bisherigen Gründungen in erster Linie auf Baumwollspinnereien und Schiffs- sowie Maschinenfabriken nebst denjenigen Bergwerkszweigen, welche für letztere die Metalle liefern. Die Baumwollspinnereien in Japan, welches früher in seinem Bedarf an Baumwollstoffen besonders auf Indien und England angewiesen war, fabriciren jetzt bereits für 170 Millionen Mark jährlich auf 800 000 Spindeln, und ihre Concurrenz hat sich in den älteren Baumwoll-Ländern sehr unangenehm fühlbar gemacht. Mit der Fabrikation von Eisenwaaren beschäftigten sich dagegen im vorigen Jahre etwa 70, mit dem Schiffsbau gegen 30 Fabriken kleineren Umfanges. Eine Stahlgießerei befand sich in Sakai, während eine zweite, größere in Osaka eben im Entstehen war. Endlich läßt die Regierung soeben durch den amerikanischen Eisenindustriellen Edward P. Potter, der sich gegenwärtig in Japan befindet, den Platz und die Pläne für ein Stahlwerk großen Stils mit Walzwerken für Schienen- und Panzerplattenfabrication feststellen und entwerfen, für welche Gründung man, in der frischen Erinnerung des chinesischen Krieges, bis 40 Millionen Mark ausgeworfen hat. Japan will nicht länger genöthigt sein, für jede zerschossene Panzerplatte den Ersatz aus Amerika oder Europa holen zu müssen. Auch der bisher recht langsam betriebene Bau von Eisenbahnen soll dann unter Anwendung eigener Schienen und womöglich auch eigener Locomotiven in beschleunigtem Tempo gefördert werden. Schwierig gestaltet sich nur die Beschaffung der Metalle selbst, denn obwohl die japanische Regierung gerade auf das Bergwerkswesen längst sehr viel Liebe und Mittel verwandt hat, scheint dasselbe bisher doch mit den übrigen Zweigen der Industrie nicht recht Schritt halten zu wollen. Nur Kohle und Kupfer wird sogar über den Bedarf hinaus gewonnen und gelangt unter so günstigen Bedingungen zum Export, daß sich seit 1886 die Kupferproduction mehr als verdoppelt, die Ausfuhr schon 1892 auf 5 Millionen Mark gehoben hatte; Kohle gewinnt man jetzt $3^1/_2$ bis 4 Millionen Tonnen jährlich, das Dreifache gegen 1886. Der fleißige, aber schwächliche Japaner, der in Fabriken und Manufacturen dem Engländer gleichwerthig geschätzt wird, scheint sich für die schwere Grubenarbeit am wenigsten zu eignen und ihr nur gezwungen obzuliegen. Früher wurden nur Sträflinge in den Bergwerken verwandt, und auch heute sollen noch die freien Arbeiter größerer Bergwerke in einer gefängnißartigen Zwangslage gehalten werden.

Immerhin wirft selbst die Montanindustrie, besonders seit sie aus dem Staatsbetrieb größtentheils in den Besitz von Privatgesellschaften übergegangen ist, noch lohnende Gewinne ab, und für viele andere Industriezweige ist dasselbe in so hohem Maße der Fall, daß sich neuerdings in den größeren Städten Japans die Gründungen mehr als je häufen. So werden Zündhölzchen in solchen Massen fabricirt, daß Japan nicht nur vom Auslande keine mehr zu kaufen braucht, sondern auch aus Indien die bisher dort importirenden Staaten verdrängt hat. In Osaka hat sich eine Gesellschaft zur Fabrikation von billigen Metalllampen gebildet, welche in Indien und China sehr viel gekauft werden und welche zum japanischen Preise von 6 Mark pro Dutzend keine Concurrenz dorthin zu liefern vermag. Eine andere, ebenfalls in Osaka seßhafte Actiengesellschaft hat einer großen amerikanischen Uhrenfabrik ihre sämmtlichen Maschinen für rund $1^1/_4$ Millionen Mark abgekauft und rüstet sich nun zur Fabrication billiger Uhren für ganz Ostasien. Schnelle Fortschritte machen ferner die Gründungen von Leinenfabriken, Brauereien, Mühlen, Sägewerken und anderen Industriestätten, die zum Theil von der Regierung oder doch unter ihrer Garantie begründet werden, um dann später von privatem Capital mit um so größerem Vortheil übernommen zu werden. So sind in Sapporo unter dem Schutz der Regierung, die eine fünfprocentige Zinsengarantie übernommen hat, Rübenzuckerfabriken entstanden, deren Entwickelung nebst der Pflege der damit im Zusammenhange stehenden Landwirthschaft so schnell betrieben werden soll, daß Japan bald aus der Liste der Zucker importirenden Länder verschwinden dürfte.

Reiht sich so ein neuer Industriezweig an den anderen, so ist die Entwickelung der älteren Gewerbe des Landes nach europäischem Muster nicht weniger bedeutungsvoll. Früher arbeitete die einheimische Industrie Japans in erster Linie für den Inlandsbedarf und mit den primitivsten Hülfsmitteln, jetzt hat man begriffen, daß erstens das Ausland für viele japanische Erzeugnisse ein williger Abnehmer ist und ferner die Production bedeutend gewinnreicher werden kann, wenn die Fortschritte der westlichen Länder in Anwendung kommen. Damit war das Signal zu einer Umwälzung gegeben, die bald mit Riesenschritten vor sich ging. So ist die Seidenindustrie Japans uralt, aber erst 1880 begann das Land Seidenwaaren zu exportiren und zwar so energisch, daß in demselben Jahre für 5 Millionen Mark; im Jahre 1894 aber schon für 15 Millionen Mark seidene Taschentücher das Land verließen. Andere Seidenwaaren kamen 1888 für höchstens eine Million, 1894 im 35fachen Betrage zur Ausfuhr. Natürlich können das nicht Seidenartikel im japanischen Geschmacke sein; man hat sich eben den Forderungen des Auslandes angepaßt und producirt billiger als dasselbe, daher die enorme Steigerung der Ausfuhr in wenigen Jahren. — Aehnliche Fortschritte macht die japanische Kunstweberei, deren Betriebsleiter sogar in großer Zahl die königlich preußische Webeschule in Crefeld besuchten, um dann, was sie dort gelernt, mit echt japanischer Regsamkeit schnell in ihre Heimat zu verpflanzen. Japan ist jetzt auf dem besten Wege, ein scharfer Concurrent der deutschen Textilindustrie zu werden. So hat sich die japanische Teppichindustrie, mit dem Hauptsitz in Osaka, besonders der Erzeugung billiger Waare zugewandt und fertigt in diesem Genre bereits ebensogut egyptische und türkische als japanische Muster. Der Teppichexport ist denn auch in drei Jahren von $^3/_4$ auf $4^3/_4$ Millionen Mark gestiegen. Nicht anders ist es mit der Papierfabrikation. Von der Herstellung der alten Pergament-, Stoff-, Seiden- und Lederpapiere hat sich ein Theil der Fabrikanten auf die Erzeugung billiger europäischer Papiere geworfen, welche theils im Lande verbraucht, theils nach Amerika, England, Frankreich und Deutschland exportirt werden. — Im Ganzen konnte Japan 1885 noch nicht mehr als 150 Millionen Mark für exportirte Waaren vom Auslande bekommen, 1893 aber war Letzteres dem rührigen Inselreich bereits mit 380 Millionen tributpflichtig geworden.

Solche Erfolge in Zeitläuften, die sonst fast überall nur mäßige oder schlechte Geschäfte erzeugt haben, lassen sich nicht allein durch die gewerbliche und kaufmännische Regsamkeit der Japaner erklären, sondern ihnen müssen ganz besondere Landesverhältnisse zu Grunde liegen, welche den Japaner anderen, älteren Industrievölkern gegenüber begünstigen. Unter diesen steht unzweifelhaft die billige Arbeitskraft oben an, welche der japanische Fabrikant zu seiner Verfügung hat. Nach den Berichten der ausländischen Consulate in Japan beträgt der dortige Arbeitslohn bei zwölfstündiger Arbeitszeit für Männer kaum 40, für Frauen kaum 20 Pfennige, während das statistische Jahrbuch der japanischen Regierung den Durchschnittslohn für die Arbeiter im Allgemeinen auf etwa 75, für Landarbeiter auf 50 Pfennige beziffert. Natürlich bekommen die Frauen und Kinder noch weniger, und wie sehr die Arbeit derselben in Japan ausgenutzt wird, beweist ein Bericht des schweizerischen Consuls in Tokio, dessen Thatbestand, in einem mitteleuropäischen Industriestaat befunden, eine allgemeine Entrüstung verursachen würde. Die japanischen Teppiche werden danach insgesammt von Kindern gefertigt.

Der Berichterstatter schreibt darüber: „In den niederen, dumpfen, japanischen Häuschen arbeiten im Staub des Gewebes Schaaren von kleinen Jungen und Mädchen mit dem Eifer und Verständniß eines Erwachsenen. Alle in dem Alter, wo unsere Kinder mit Bleisoldaten und Puppen zu spielen pflegen. Die Arbeit wird durch Gesang stimulirt. Die Kleinen, die, als ich sie sah, bei tropischer Hitze beinahe nackt arbeiteten, schienen sich sehr wohl zu befinden."

Solche Arbeitsbedingungen helfen natürlich Producte erzeugen, mit denen das Ausland nicht zu concurriren vermag. Und der Japaner kann bei den angeführten Lohnsätzen in der That existiren, so lange nicht das Hauptnahrungsmittel, der Reis, in Folge Mißwachses vertheuert wird. Dann allerdings steht die Hungersnoth vor der Thür. Wie wenig aber für gewöhnlich zur Ernährung des japanischen Arbeiters gehört, erhellt aus folgenden Zahlen. Ein Mann kann von 3 Hektoliter Reis, eine Frau oder ein Kind von $1^1/_2$ Hektoliter im Jahre existiren, das bedeutet 30 bis 60 Mark jährlich für das vornehmste und beinahe ausschließliche Nahrungsmittel der arbeitenden Classen. Die übrigen Nährstoffe, Weizen, Roggen und Gerste, sind noch billiger als Reis, so daß die ärmeren Volksschichten den letzteren nur bei Festlichkeiten unvermischt, sonst mit Gerste oder Weizen gemischt auf den Tisch bringen. Ja, der bessere Reis des Landes wird sogar nach Europa und Amerika exportirt, und der billigere Reis aus China und Ostindien muß die Lücke — etwa 30 Millionen Centner jährlich — wieder füllen. Auch müssen die klimatischen Verhältnisse Japans als besonders günstig bezeichnet werden, denn während z. B. in Deutschland fast die Hälfte des Reiches, etwa 260 000 Quadratkilometer, als Acker-, Weinbau- oder Gartenland unter dem Pfluge liegt, ohne die 50 Millionen Bewohner ganz ernähren zu können, beträgt in Japan die, allerdings viel intensiver bebaute Ackerfläche kaum ein Fünftel und reicht doch hin, um 40 Millionen Japaner zu ernähren.

Soviel über die wohlfeilere Lebenshaltung des japanischen Arbeiters, die sich natürlich in den Productionskosten der gewerblichen Erzeugnisse sehr zu Gunsten Japans wiederspiegeln muß. Es sind aber auch noch andere Gründe, die den beschleunigten Productionsproceß Japans erklären und immer stärker antreiben. Darunter steht in erster Linie die andauernde Entwerthung des Silbers, welche allen Ländern mit Silberwährung die Ausfuhr ihrer Landesproducte erleichtert, dagegen die Einfuhr von Waaren erschwert. Japan besitzt, wie alle asiatischen Länder mit theilweiser Ausnahme von Indien, Silberwährung und muß seinen Import aus Europa mit Silber bezahlen, während wir beispielsweise den unsrigen mit Gold begleichen. Nun hat aber die Erfahrung gelehrt, daß der Kurs von Silbermünzen sich nur im Lande ihrer Prägung auf gleicher Höhe halten kann, dem Auslande gegenüber besitzen alle Silbermünzen, seien es Francs, Thaler, Dollars oder der japanische Yen, nur ihren Silberwerth, der sich augenblicklich kaum auf die Hälfte ihres Prägungswerthes beziffert. Der japanische Importeur muß also die aus Ländern mit Goldwährung bezogenen Waaren weit über ihren Werth bezahlen, was natürlich die Kauflust für ausländische Producte abschwächt und die Gründung einheimischer Fabriken begünstigt. Sind Letztere aber einmal da, so beginnen sie auch bald über den einheimischen Bedarf hinaus zu produciren, und dann sieht sich das Land bald in der Lage, Gegenstände zu exportiren, die es vor Kurzem noch vom Auslande kaufen mußte. Dazu kommt noch, daß sich bei der heutigen Ueberproduction und dem billigen Preis des Silbers die Mittel der Länder mit Silberwährung viel leichter vermehren lassen, als diejenigen ihrer Concurrenten mit Goldwährung. Japan aber bezahlt seine Arbeiter mit billigem Silber, während es vom Ausland theures Gold für seine Waaren bekommt, ist also in jeder Hinsicht im Vortheil.

Eingehend betrachtet, bergen diese Verhältnisse für alle älteren, auf den Export ihrer Industrieerzeugnisse angewiesenen Länder eine ungeheure Gefahr. Unter diesen gefährdeten Concurrenten aber stehen England und Deutschland obenan. Beide Länder haben eine so vielseitige und hochentwickelte Industrie, und beide müssen überdies an das Ausland so große Summen für Rohstoffe und Nahrungsmittel bezahlen, daß sie nur durch eine intensive Ausfuhr von Industrieerzeugnissen ihre Wirthschaftsbilanz begleichen können. Wenn nun aber Länder, die bisher mit Culturproducten von uns versehen wurden, nicht allein sich selbst anfertigen, was sie brauchen, sondern sogar dieselben Artikel exportiren, die sie bisher kaufen mußten, so kann uns das keineswegs gleichgiltig sein. Viele Wirthschaftspolitiker sind nun allerdings geneigt, sich und Andere mit der Versicherung zu beruhigen, daß ja der Import Japans nicht ab-, sondern noch immer zunehme, und daß ferner von einer japanischen Concurrenz für Deutschland so lange noch keine Rede sein kann, als Japan, wie bis jetzt der Fall, fünf Mal mehr Waaren aus Deutschland bezieht, als es an uns verkauft.

Beide Thatsachen sind richtig, und beide enthalten einen gewaltigen Trugschluß. Allerdings bezieht Japan heute mehr Waaren vom Auslande als je, und Deutschland ist, neben England, China und Indien, der Hauptlieferant des Inselreiches, aber was der Japaner sonst bezog, waren Gegenstände, die in kurzer Zeit verbraucht wurden und dann auf's Neue gekauft werden mußten, — was er heute bezieht, sind dagegen die Maschinen, Fabrikseinrichtungen und Schiffe, mittels deren er sich künftig seine Bedürfnisse selbst anzufertigen und zu versenden gedenkt. Nur noch ein Jahrzehnt, und der Fabrikant in Japan wird uns seine von deutschen oder englischen Werkzeugen und Maschinen in Japan gefertigten Manufacturwaaren billiger nach Europa senden können, als wir sie hier anfertigen. Man wird einwenden, daß Japan heute von England und Deutschland für 150 Millionen Mark Waaren kauft, um für nur 27 Millionen wieder herüber zu senden, aber wenn man den Nutzen und Schaden unseres Welthandels mit Japan abwägt, muß man unsere Exportsummen nach den orientalischen Ländern mit in Betracht ziehen, denn nicht in Europa, sondern in China, Indien und dem hinterindischen Archipel macht die japanische Concurrenz sich bezahlt für die Summen, die sie in England und Deutschland opfern muß. Auch die Vereinigten Staaten bilden für Japan einen Absatzmarkt, unter dessen Anwachsen das deutsche und englische Geschäft in Nordamerika empfindlich leiden muß. In diesen Ländern setzt die japanische Industrie fast doppelt so viel Werthe ab, als sie von ihren Hauptimporteuren England und Deutschland bezieht, und zwar gestaltet sich der Absatz überall zu unserem Schaden. Die jetzt in Kioto eröffnete japanische Gewerbeausstellung liefert den Beweis, daß dort Textil-, Wirk- und Lederwaaren, Maschinen, Glas- und Metallgeräthe, ja Chemicalien und Aehnliches zu Preisen hergestellt werden, gegen welche keine europäische Concurrenz mehr möglich ist. Es entspricht nur dieser Entwickelung der Industrie, wenn ihre Erzeugnisse, während sie vor 10 Jahren in den Ausfuhrlisten Japans fast gar keine Rolle spielten, heute fast 25 Procent des ganzen japanischen Exportes ausmachen. Aber freilich wagt dieser industrielle Export sich heute noch nicht in die Musterländer der westlichen Industrie selbst. Dagegen schreibt man aus Singapore: Die japanische Concurrenz, die die billigeren Arbeitskräfte und Transportkosten für sich hat, gewinnt hier um so eher an Boden, als der ostindische Handel zum großen Theil in den Händen von Chinesen liegt, die nicht in directer Verbindung mit europäischen, wohl aber mit japanischen Händlern stehen, (woran der jüngste Krieg nicht das Mindeste ändern wird). Die japanischen Streichhölzchen haben die europäischen in Indien völlig verdrängt, Unterkleider und andere Wirkwaaren werden massenhaft aus Japan bezogen, Schirme europäischen Ursprungs können sich neben den japanischen auch nicht mehr

halten. In billigen Lampen ist Deutschland ganz, in Shirting und Strümpfen England zum großen Theil aus dem Felde geschlagen. Der japanische Uhrenhandel wird Deutschland und der Schweiz ein neues Thätigkeitsgebiet in Ostasien rauben, denn die japanische Uhreneinfuhr hat schon jetzt, während dort große Fabriken noch in der Gründung stehen, um 30 Procent in einem Jahre abgenommen. Jetzt beginnt der Japaner die Fabrikation von Glas- und Porzellanwaaren, jetzt macht er sich an die Zuckergewinnung aus Rüben, an die Conservenfabrikation, die Herstellung europäischer Kleidung, europäischer Baumaterialien und an hundert andere Geschäfte, deren Handhabung für den Export den großen westlichen Industrieländern eine Lebensfrage ist.

Selbst unsere Schifffahrt, die für die asiatischen Gewässer unter Mithülfe des Staates mühsam zu einiger Blüthe gelangt ist, wird neuerdings von der Concurrenz der rastlosen Japaner bedroht. Eine größere japanische Schifffahrtsgesellschaft hat im Verkehr zwischen Japan, China und Indien die europäischen Gesellschaften bereits zu namhaften Tarifermäßigungen gezwungen, und der Japaner kämpft, einmal in Concurrenz zu anderen Nationen gerathen, mit wenig wählerischen Mitteln. So haben die japanischen Baumwollspinner sich bei hohen Geldstrafen untereinander verpflichtet, ihre Baumwollentransporte aus Indien nur auf japanischen Schiffen zu beziehen, ein Vorgehen, gegen welches die italienische Navigazione Generale bereits die diplomatische Hülfe ihrer Regierung angerufen hat.

Jetzt ist die Ausdehnung der Eisenbahnen in Japan noch ziemlich beschränkt, — im Jahre 1893 zählte man erst 3020 Kilometer, — wenn aber auch dieser Zweig der industriellen Entwickelung im gleichen Tempo mit den übrigen aufblüht, und die Verbindungen des Inneren mit den Hafenstädten dadurch wesentlich verbilligt werden, so wird sich die Concurrenz des asiatischen Inselreiches noch weit schneller und schärfer bemerkbar machen und den Vertretern der europäischen Industrie gewaltige Kopfschmerzen bereiten.

Die Erziehung des Publikums zur Selbsthülfe.

In weiteren Kreisen ist kaum Etwas bekannt von dem feudalen Sport des Taubenschießens. Er besteht darin, daß lebende Tauben in Körben auf den Sportplatz gebracht werden, und daß, wann sie nun auffliegen, ein Wettschießen nach ihnen beginnt. Die Thiere, die nicht getödtet, sondern nur so verstümmelt worden, daß sie sich nicht mehr halten können, werden von der Straßenjugend mit Steinen erschlagen. Um vielleicht die Moral der Sache zu betonen, bleibt sie anscheinend auf die aristokratische Welt des High life beschränkt. In Monte Carlo besteht ein eigener „Grand prix“ dafür in der harmlosen Höhe von 20 000 Francs.

Nun wollten vor einigen Jahren mehrere Herren der Aristokratie dieses Taubenschießen auch in dem österreichischen Seebad Abbazia einführen. Damals befand sich dort der weitbekannte und vielbeliebte alpinistische Schriftsteller Dr. Heinrich Noë, der selbst besondere Verdienste um die — vor etwa einem halben Menschenalter gelungene — Erschließung jener österreichischen Riviera hat. Er stellte verschiedene Versuche an, die Sache mit Hülfe der Behörden zu verhindern. Als diese Versuche vergeblich waren, wagte er es, zur Selbsthülfe zu greifen, befreite gewaltsam die bereit gehaltenen Tauben und ließ sie davon flattern. Die gerichtliche Anklage, die daraufhin gegen ihn erhoben wurde, hätte leicht zu einer empfindlichen Verurtheilung und — was wohl noch peinlicher — mittelbar zu einer Art Rechtfertigung jenes „edlen“ Werkes führen können. Mag nun der Wortlaut der anzuwendenden Gesetzesparagraphen von vornherein dem Angeklagten günstig gewesen sein, oder mag der Richter es gewagt haben, durch kühnere Bevorzugung des Geistes vor dem Buchstaben des Gesetzes auch seinerseits zu etwas wie einer Selbsthülfe zu greifen: jedenfalls ist der Angeklagte freigesprochen worden. Ein Erfolg, der allerdings schwerlich die Gewähr in sich trägt, daß er auch auf andere ähnliche Fälle in gleicher Weise einwirken werde. Indessen scheint, nach dem Fehlen weiterer Berichte zu schließen, wenigstens Abbazia von jener adeligen Segnung seither verschont geblieben zu sein.

Weniger überraschend als von österreichischen Edelleuten kommen uns solche Erzählungen aus dem italienischen, zumal dem süditalienischen Volksleben. Auch in Neapel besteht das „Taubenschießen“ — natürlich das nach lebendigen Tauben — schon lang und zwar ebenfalls als aristokratischer Sport. Demnach scheinen in der österreichischen wie in der italienischen Gesetzgebung Bestimmungen zu mangeln, die, wie in Deutschland, ein solches öffentliches Aergerniß (um das vielmißbrauchte Wort einmal an den richtigen Fleck zu setzen) nicht aufkommen lassen. Um so anerkennenswerther sind sowohl das Vorgehen jenes österreichischen Richters als auch die in Neapel bisher aufgewendeten Bemühungen zum Schutz des Wohles der Thiere und zum Schutz der menschlichen Gefühle. Dort besteht jetzt ein Thierschutzverein, Società per la protezione degli animali, der anscheinend unter den herbsten Widerwärtigkeiten und Hindernissen, verhaßt bei denen, die seine Abwehr trifft, den Kampf gegen die verschiedenen Thierquälereien führt. Namentlich greift er in die Behandlung der Zugthiere ein, die theils mit großen Knitteln (bastoni) geschlagen, theils überlastet, theils trotz Geschwächtheit noch ausgenützt werden. Nach dem Thätigkeitsbericht des Vereins über seine letzten vier Monate wurde gegen das erstgenannte dieser Uebel in 2673 Fällen — durch Confiscation der Knittel — eingeschritten, gegen das zweite in 1642 Fällen, gegen das dritte in 3247 Fällen und zwar durch den Zwang des Einstellens kräftigerer Thiere. Auch für den Schutz der Vögel, wenigstens der dem Ackerbau nützlichen, soll nach einigen Stimmen der öffentlichen Meinung das bisher gänzlich Fehlende nachgeholt werden.

Was wir dies Mal an diesen Dingen dem öffentlichen Interesse empfehlen wollen, ist nicht eigentlich die Thierschutzfrage. Zwar verdient auch sie sogar in Deutschland noch mehr Beachtung, als sie ohnehin schon genießt, und namentlich wären auch hier in weiteren Kreisen eine Einsicht und ein Hineinleben in das thatsächliche Seelenleben der Thiere erwünscht. Die „Philosophie des Pöbels“, von der Paul Coßmann einige Bruchstücke gegeben, wundert sich allerdings noch, daß so ein Thier, wenn es umgebracht wird, ein Aufhebens davon macht, „als ob die Welt unterginge“. Und die Bestrebungen des „Berliner Thierschutzvereins“ zur Aufbringung von Mitteln für eine Agitation gegen das unrichtige Schlachten, vor einigen Jahren unter Führung Hans Beringer's mit Hülfe einer reizenden Bildermappe (die noch billig zu beziehen ist) in's Werk gesetzt, scheinen leider keinen Erfolg errungen zu haben. Allein die — auch neuerdings wieder theoretisch vertretene „Thierethik“ — bedarf einer eigenen Aufmerksamkeit und soll hier ihr Gewicht einer anderen Seite der Sache abtreten.

Wir meinen die politische und sociale Bedeutung, die in diesen Dingen der Selbsthülfe zukommt. Die Thierschutz-Bestrebungen sind bereits im Allgemeinen ein Fall, der über das gewöhnliche deutsche Maß darin hinausgeht. Kaum in einem Lande ist man so wie in Deutschland gewöhnt, seine Angelegenheiten in möglichst weitem Umfange von den Behörden erledigen zu lassen und im Uebrigen unverpflichtet seiner Wege zu gehen; vielleicht in Süddeutschland mehr als in Norddeutschland, doch ohne einheitlichen Gegensatz. Wir

sagen dies vorläufig weder zum Lobe noch zum Tadel, sondern lediglich zur Kennzeichnung der bestehenden Verhältnisse. Hier haben jene Bestrebungen mindestens eine kleine Abwechslung bewirkt; doch mag auch ihr Schwergewicht in der Heranziehung der gesetzgeberischen, richterlichen und administrativen Kräfte des Staates zur Hülfe für die eigenen Absichten liegen. Anders solche besondere Fälle wie der von Noë in Abbazia. Hier trat nur nachher — vielleicht sogar durch eine glückliche Verkettung der Umstände — eine Art officieller Bestätigung der Selbsthülfe ein. Bis dahin war der Eindruck der eines entschiedenen Bruches mit den durch das Gesetz und die herrschende Meinung gebotenen Rücksichten, eines zeitweisen Ersatzes der bürgerlichen Ordnung durch etwas wie ein Faustrecht. Die Behörden und die erwähnte herrschende Meinung, die es so weit hatten kommen lassen, haben dadurch ein weit gewagteres Spiel getrieben, als der moderne Brecher des augenblicklichen Landfriedens. Sie müssen gewärtigen, daß dieser Präcedenzfall eine Fortsetzung des einmal bewährten Systems der Selbsthülfe zeitigen werde, die sich gelegentlich auch auf minder gerechtfertigte Fälle erstrecken mag; eine Möglichkeit, die wir „gerade noch brauchen könnten".

Allerdings scheint sich seither in jenen Gegenden und jenen Dingen wenig verändert zu haben. So war im Juli 1895 durch eine Zeitungsnotiz gemeldet worden, daß im September dieses Jahres das gleiche edle „Taubenschießen" in einem bosnischen Badeorte Namens Ilidze stattfinden soll. Als „Grand Prix de Ilidze" werden gar 25 000 Francs angegeben, als das veranstaltende „Comité hervorragender Persönlichkeiten" die schönsten österreichischen und einige ausländische Edelnamen angeführt; darunter ein Graf Ferdinand Trauttmansdorff als Besitzer des „Grand prix de Monte Carlo". Sogar daß solche Veranstaltungen von der Landesregierung „bereitwilligst gefördert" werden, war dabei zu lesen; wahrscheinlich mit dem Zweck, die Taubenzucht zu heben, indem ja die den adligen Kugeln entgehenden Tauben sicherlich die besseren Exemplare sein und durch ihr Ueberleben und ihre Fortpflanzung eine regale, echt darwinistische Auslese darstellen werden. Was für entzündliches Pulver — bildlich gesprochen — in einer solchen „bereitwilligen Förderung", ja selbst nur in einem Herankommenlassen dieser Veranstaltungen und ihrer etwaigen Gegenwirkungen liegt, das dürfte einem erst so recht klar werden, wenn man die Bedeutung der Selbsthülfe für unsere staatlichen und socialen Bestände an der Hand derartiger Vorkommnisse erwägt.

In Oesterreich wüthet das Jagdvergnügen des — Adels in einer Weise, die einerseits dem Ackerbau tiefen Schaden zufügt, also eine der meistumstrittenen Bedingungen für das Wohl Mitteleuropas berührt, andererseits der dort den Juden vorgeworfenen Ausbeutung des Volkes eine Concurrenz macht, die dem Antisemitismus ein neues Problem aufgiebt, ihm sozusagen ein Bein stellt. Da mag schon manche Selbsthülfe dem muthigen und hoffnungsvollen Friedensbrecher statt Erfolg nur Schaden und seinen Leidensgefährten eine trostlose Entmuthigung eingetragen haben, ohne daß die Oeffentlichkeit davon erfuhr und auf eine „ausgleichende Gerechtigkeit" hinwirken konnte. Eine andere Art von Selbsthülfe, die in deutschen Landen üblichste, nämlich die literarische, wurde dadurch versucht, daß die von dem Reichstagsabgeordneten Engelbert Pernerstorfer zu Wien herausgegebenen Monatshefte „Deutsche Worte" im Januar 1893 eine Artikelserie begannen: „Das sociale Elend und die ‚Gesellschaft' in Oesterreich" von T. W. Teisen. Die überraschenden Enthüllungen, die darin auf Grund eines breiten, namentlich statistischen Materials gegeben waren, boten allerdings nicht gerade viel Aussicht, gegen die Socialdemokraten benützt zu werden, um so mehr Aussicht aber, den Antisemiten Neues zu sagen. Diese Selbsthülfe nun endete nach gut österreichischer Weise mit der Beschlagnahme des fünften jener Hefte, weil darin „die Einwohner des Staates zu feindseligen Parteiungen untereinander aufgefordert, angeeifert und zu verleiten gesucht" werden. Der dagegen erhobene Einspruch scheint erfolglos geblieben zu sein; doch ist jetzt der vermuthlich vollständige Text als eigenes Büchlein unter dem Titel: „Das sociale Elend und die besitzenden Classen in Oesterreich" erschienen (Wien 1894, Erste Wiener Volksbuchhandlung, 1 fl. 20 bzw. 1 fl. 60).

Daß auch in Deutschland ähnliche „gesellschaftliche" Zustände vorkommen und die Frage nach der Selbsthülfe berechtigt ist, zeigen z. B. einige Vorgänge im bayrischen Oberland. Dort war eines schönen Morgens zu Garmisch die Büste des Prinz-Regenten zerstört. Die ultramontane, also wohl nicht liberal voreingenommene Bonner „Deutsche Reichszeitung" brachte darüber im Sommer 1895 eine Correspondenz aus München, die mit den Worten begann: „Im Gebirge macht sich unter dem Bauernstande eine tiefe Abneigung gegen das herrschende Hofregime geltend. Die Zerstörung der Prinz-Regenten-Büste in Garmisch ist nur ein Symptom schwerer Mißstimmung. Die Klagen richten sich in erster Linie gegen die Ausdehnung der Hofjagd, welche von der Hofjagdintendanz mit einem Eifer gepflegt wird, welcher unter Ludwig II. unerhört war. Was aber noch schwerer in's Gewicht fällt, ist der Umstand, daß die Interessen der Landwirthschaft mit diesem Hofjagdbetriebe absolut unvereinbar sind." Dann wird auf den im Landtag geschehenen Ausdruck der Klagen von dort, denen mit den bestimmtesten ministeriellen Zusicherungen einer Abhülfe geantwortet sei, und auf ihre Erfolglosigkeit hingewiesen; so wurde seither einem Hirten im Hochgebirge zugemuthet, schon Ende August das Weidevieh von der Hochalm abzutreiben, damit bei Beginn der Hofjagd das Wild nicht verscheucht und gestört werde. „Wir könnten diese Ausführungen noch um manches Capitel bereichern, sehen aber davon ab und beschränken uns vorläufig auf die einzige Bemerkung, daß die ausführenden Hofbeamten — und gegen diese allein können sich die Klagen richten — durch ihren ‚Eifer' dem Regenten und dem Lande keinen Dienst erweisen." So ergänzt ein bayerisches Blatt jene Correspondenz. Wenn nun solche Zustände zu einer Selbsthülfe führen, wie sie in der Zerstörung der Büste zum Ausdruck kam, so kann man den Staat darüber nur bedauern, kann ihm aber auch rathen, an solchen Miniatur-Anarchismen vergleichsweise den Zusammenhang des größeren Anarchismus zu studiren.

In einer edleren Weise ist die Frage nach der Selbsthülfe in den agrarischen Wirren an die Tagesordnung gekommen. Gegenüber den Rufen der Agrarier nach staatlichem Einhalt ihrer Noth wurde von mehreren hohen Seiten darauf hingewiesen, daß der Staat allerdings sein Möglichstes zur Hebung der gedrückten Lage der Landwirthschaft thun solle und auch thue, daß aber der wichtigste Theil des Werkes nur durch Selbsthülfe geschaffen werden könne. In diesem Sinn haben z. B. Prinz Ludwig im Landwirthschaftlichen Verein für Bayern, der württembergische Ministerpräsident v. Mittnacht bei Eröffnung einer Gewerbe-Ausstellung, der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Hohenlohe-Langenburg, bei einer landwirthschaftlichen Ausstellung gesprochen; dieser hat auch auf die gleiche Ansicht des Kaisers hingewiesen („Münchner Neueste Nachrichten" vom 8. September 1895).

Ob nun gesetzmäßige oder friedenbrechende Wirksamkeit — jedenfalls ist die Selbsthülfe ein Ding, mit dem wir auch in unseren sonst wenig selbsthelfenden Ländern mehr zu rechnen haben, als es zunächst scheint. Der Uebergang von der Vorherrschaft behördlicher Fürsorge zu der Vorherrschaft der Selbsthülfe scheint wenigstens von dem gegenwärtig zu überblickenden Zug der socialen Entwicklung ein gutes Stück auszumachen. Ein Vergleich Deutschlands mit England bestätigt dies leicht. Auch der administrative Uebergang vom „Regirt-

werden" zur Selbstverwaltung gehört hierher; noch jüngst ist diese Angelegenheit nach dem Tod ihres Hauptvertreters Rudolf v. Gneist näher aufgewiesen worden. Außerhalb Deutschlands scheiden sich die Länder einigermaßen nach zwei Seiten, indem zwar im Allgemeinen fast alle das private Wirken vor dem behördlichen zu begünstigen scheinen, die Länder jüngerer Cultur jedoch, namentlich die anglo-amerikanischen es mehr thun dürften als die von einer älteren Cultur. Wie selbstständig ist doch das Publicum in England und Amerika, wie unselbstständig in Deutschland! Man braucht nicht erst Liebknecht's „Tagebuch aus der Neuen Welt" aufzuschlagen, um dies bestätigt zu finden. Auch die Schnelligkeit, mit der anderswo die Jugend sich selbst und auf eigene Verantwortung bewegen lernt, bietet einen merkwürdigen Gegensatz zu den Verhältnissen Deutschlands namentlich wieder seiner an Cultur älteren Theile.

Wie aber die Dinge jetzt liegen und sich entwickeln, ist auch eine Entwicklung des Publikums zu größerer Selbstständigkeit, als sie früher in einfacheren Verhältnissen genügte, unerläßlich. Damit muß der Staat in seinem eigenen Interesse rechnen. Um so mehr hat er sich zu hüten, daß nicht Vorkommnisse wie einige der vorhin beschriebenen diese Entwicklung in einer ihm gefährlichen Weise beschleunigen. Und zu dem, was er hier zu thun hat, gehört vor allem eine Begünstigung dessen, was kurz als „Erziehung des Publicums" zu bezeichnen sein mag. Diese öffentliche Pädagogik, die sich schon beim Gebrauch der Automaten, der ohne Conducteur bezahlbaren Trambahnfahrten u. dgl. mehr verfolgen läßt, verdient allerdings eine eigene Erörterung. Wird dem Staat vor einem besser erzogenen Publikum bang, so kann ihm der Vorwurf der Engsichtigkeit nicht erspart bleiben. Wie sehr ein gut gezogenes Publikum ihm selber nützt und ein schlechtgezogenes ihm schadet — wenn er dies nicht bei Zeiten einsieht, so werden leicht die Folgen davon zu allererst an seinem eigenen Wohl ausgehen. Stanticus.

Zu Friedrich Engels' Tode.

Von Rudolph Meyer.

Als ich Deutschland vor achtzehn Jahren verließ, hatte ich Rodbertus und Hermann Wagener gekannt, zwei Staatsmänner und Nationalökonomen von hohem Rang. Ich beschloß, die mir bevorstehenden „Wanderjahre" zu benutzen, um die Bekanntschaften der anderen lebenden großen Nationalökonomen zu machen und von ihnen zu lernen, L. v. Stein, F. Le Play, K. Marx und F. Engels. Das ist mir gelungen. Heute lebt wohl kein Nationalökonom in der Welt, welcher an den geringsten jener Sechs hinanreichte, aber es existiren Tausende von jungen Leuten, Studenten, jungen Beamten, Redacteuren, anderen strebsamen Männern, welche mich um diese Bekanntschaften gewiß beneiden. Ich liebe diese strebsame, kraftvolle, hoffnungsreiche Jugend umsomehr, je tiefer ich selbst in den Pessimismus versinke. Ihr will ich mittheilen, welchen Eindruck mir die Doctrinen jener großen Nationalökonomen hinterlassen haben. Persönlich bin ich mit Allen, außer Rodbertus, bis zu ihrem Tode befreundet geblieben.

Die Nationalökonomie entsteht mit der capitalistischen Productionsweise und ist ihre Systematisirung, sie ist die Capitalbildungslehre, die Production ist die Capitalbildungspraxis. In der capitalistischen Production herrscht das Capital und schafft die ihrem Wesen angemessene Ordnung, die allmälig zur Gesellschaftsordnung der letzten $2^1/_2$ Jahrhunderte wurde. Die Nationalökonomie ist also eine capitalistische Wissenschaft, d. h. eine Lehre für die Unternehmer und die Beamten der immer capitalistischer werdenden Staaten — bis 1848 — gewesen.

Wir haben bis dahin und jetzt noch zwei capitalistische Systeme besessen, deren keines deutschen Ursprungs sein konnte, weil Deutschland später capitalistisch wurde als andere Staaten, das französisch-Colbert'sche und das englisch-Smith'sche System. Beide haben eminent praktische Resultate gehabt, sie haben gewirkt, nicht bloß „Schule" gemacht. Das charakterisirt ein Weltsystem. Beide Systeme bekämpfen sich, obschon ihr Zweck derselbe ist, Reichthumsbildung. Ihr Gegensatz ist nicht principiell, sondern opportunistisch. Beide erreichen und erreichten ihren angestrebten Zweck, der Reichthum entstand. Aber sie bewirkten auch, was sie nicht beabsichtigten, das Entstehen von Massenarmuth. Sie befriedigten die von ihnen erzeugten Classenextreme nicht: Der Enkel eines Bauern oder Handwerkers ist zuweilen arbeitsfähig und willig, aber arbeitslos und wird möglicher Weise Vagabund. Der Enkel eines Mannes, der wahrscheinlich einen nützlichen Handel mit gebrauchten Menschen- und Thierhüllen trieb, kommt mit einer Million Mark nur neun Monate aus und ist unglücklich darüber, daß er sich damit ein volles Jahr einrichten soll. Er muß unter Curatel gestellt werden. Beide sind unglückliche Menschen, der Vagabund und der junge Finanzbaron, diese Extreme jener beiden System-Resultate.

Jetzt entsteht die Kritik. Sie ist Anfangs nicht principiell, greift nicht die gemeinsame Grundlage beider Systeme, nicht die Classenherrschaft, genannt die „Ordnung", an, sie richtet sich vielmehr nur gegen das, was sie die Auswüchse der Systeme nennt. Sie will „innerhalb der herrschenden Gesellschaftsordnung reformiren". Die betreffenden Kritiker sind mehr oder minder Socialisten, von Fourier und St. Simon bis auf Louis Blanc. Die von mir zuerst genannten vier Nationalökonomen stehen auch auf diesem Boden. Keiner von ihnen hat den geringsten Erfolg gehabt.

Um das Jahr 1848 wird das anders, es entsteht eine Bewegung der Arbeiterclasse, die nach einem solchen nationalökonomischen System für sie selbst verlangt, wie deren die Unternehmer zwei haben. „Bis dahin," sagte K. Marx, „waren die Revolutionen politisch, jetzt werden sie ökonomisch." Das Proletariersystem der Nationalökonomie wurde darauf von Marx-Engels geschrieben, es ist das dritte nationalökonomische Weltsystem und das erste deutsche System, vielleicht, weil Deutschland das am meisten proletarisirte Volk um 1848 besaß. Es ist nicht mehr socialistisch, es bricht mit der Gesellschaftsordnung, will sie nicht mehr reformiren, sondern durch eine andere ersetzen, es ist communistisch. Welcher Parteirichtung die deutsche unterrichtete Jugend, von der ich sprach, auch angehört, sie besitzt den Respect vor der Wissenschaft und vor der aufrichtigen Gesinnung und wird heute im Geiste mit mir respectvoll den Trauerzug an sich vorüber ziehen sehen, der die sterbliche Hülle des letzten der beiden Schöpfer des ersten deutschen nationalökonomischen Systems zum Kirchhof auf englischer Erde führt, obgleich er unser Gegner ist. Der deutschen Wissenschaft gereicht er zu hoher Ehre, persönlich war er ein edler und liebenswürdiger Mensch und das Muster eines Freundes, als welches er sich nicht nur gegen Marx bewährt hat. Jetzt zu den sechs großen Nationalökonomen im Einzelnen, und zwar zunächst zu den ersten Vieren, welche auf dem Boden der capitalistischen Ordnung stehend, sie reformiren wollten und wovon drei ausgesprochene Socialisten waren.

Stein's System war schon 1843 fertig und erregte die Bewunderung v. Thünen's, den man diesen Vieren als Fünften zufügen könnte, was ich nicht thue, da ich ihn leider nicht persönlich kannte, denn er starb, als ich ein Knabe war. Stein behauptete, daß die herrschende Productionsweise zu

dem Größengesetz der Capitalien führe, d. h. zur Plutokratie und zum Proletariat, daß nur Wenige wirthschaftlich aufstiegen, die Masse des Volkes declassirt werde, das große Capital das kleine an sich ziehe, also das physische Gesetz der Gravität und Attraction in der wirthschaftlichen Welt ebenfalls herrsche. Dem Größengesetz der Capitalien wollte er ein positives Staatsgesetz gegenüberstellen, durch welches er der auf den nothwendigen Unterhalt angewiesenen Arbeit jene capitalbildende Kraft wiedergäbe, die sie in der kleinbürgerlichen mittelalterlichen Gesellschaft gehabt hatte. Da das Königthum mit seinen Interessen außerhalb der Parteien der Unternehmer und Arbeiter steht und beide politisch beherrscht, hatte es 1843 noch die Macht dazu, solche Staatsgesetze den wirthschaftlichen „Naturgesetzen" gegenüberzustellen, und das Interesse der Selbsterhaltung, meinte Stein, zwang es dazu, denn, sagte er mir später, wenn die Regierung auch capitalistisch würde, so würde es auch das Königthum, wie jede andere Regierungsinstitution, und damit dem Gesetz der capitalistischen Production unterworfen, wonach jede Leistung mit Auslage der niedrigst möglichsten Productionskosten hergestellt werden muß. Das Königthum werde dann also der Präsidentschaft weichen, da diese billiger regiert. Hierin hat Stein bezüglich Frankreichs bereits Recht gehabt. Der Präsident Faure regiert, garantirt die „Ordnung", producirt „Sicherheit" 70 oder gar 90% billiger als es Napoleon III. that. Stein's Hoffnung, das damals noch absolute deutsche Königthum werde sich zum „socialen Königthum" entwickeln, welche H. Wagener, Rodbertus und ich theilten, hat sich nicht erfüllt.

Das System H. Wagener's war gewissermaßen die praktische Formulirung der Stein'schen Theorie, denn er war weniger Nationalökonom, aber mehr Staatsmann als Stein. Er wollte wieder Stände bilden, aber nicht mittelalterlich-politische, sondern Privatstände, wie sein und mein Lehrer Stahl sie nannte. Jene Classen, bei denen noch Capital und Arbeit verbunden wirken, die sich noch im eigenen Besitz ihrer Productionsmittel befinden, sollten solidarisch von Staats wegen berufsständisch und zwangsweise organisirt werden, also die Bauern, Handwerker und Kleinhändler. Die capitalistische Production sollte nicht beseitigt, aber reglementirt und eingeschränkt werden. Ersteres durch Arbeitsgesetze, Krankheits- und Invalidencassenzwang, Verbot der Arbeit am Sonntag und Sonnabend Nachmittag, für die übrigen fünf Tage durch den zehnstündigen Normalarbeitstag. Eingeschränkt sollte die capitalistische Productionsweise werden durch Uebernahme einiger großer Privatbetriebe in Staatsmonopole, die den Arbeitern einen so hohen Lohn zahlen sollten, daß diese bei Gesundheit, Fleiß und Sparsamkeit Capital bilden könnten. Endlich hatte er Lassalle, eigentlich Louis Blanc, die Idee der Productiv-Association entnommen; das nöthige Capital sollten die Sparkassen liefern. Da die Genossen dieser Association zwar den Sparkassenzins zahlen sollten, aber zum Lohn den Unternehmer-Gewinn fügen würden, so gewännen auch diese capitalbildende Kraft, der höhere Lohn in Productiv-Associationen und Monopolbetrieben werde die capitalistischen Privatunternehmer zwingen, auch ihren Arbeitern einen Lohn zu zahlen, der ihnen die Capitalbildung ermögliche. Hierbei will ich bemerken, daß mir dieser Weg, den Arbeitern ein höheres Einkommen als den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, praktischer erscheint, als die Durchführung der Lohntheorieen von Thünen und Rodbertus und auch jene, welche sich in der Arbeiter-Encyclica Papst Leo's XIII. findet, und welche gewisse französische und belgische katholische Socialreformer zur Forderung des sogenannten „Familienlohnes" geführt hat, um den sich jetzt der Streit im katholischen Lager Belgiens dreht. Danach soll der Familienvater einen so hohen Lohn erhalten, daß er und seine Familie davon leben können und noch einen Nothgroschen übrig behalten. Dies halte ich für undurchführbar.

Von dem Wagener'schen Programm ist in Deutschland nichts, in Oesterreich ein sehr kleiner Theil realisirt worden. Graf Egbert Belcredi wollte es ausführen; es gelang ihm aber wegen Alters und mehr noch wegen Mangel an Unterstützung nur, die Gewerbeordnung der Handwerker zu schaffen.

Rodbertus' System ist zu bekannt, um es hier zu entwickeln, seine Lohntheorie ist erwähnt, seine Rententheorie bei der jetzt fallenden Grundrente hinfällig geworden. Er wollte, wie Stein, die wirthschaftlichen „Naturgesetze" der Manchester-Smithianer durch Staatsgesetze paralisiren und sagte: „Nicht Physiokratie, sondern Anthropokratie". Diese drei Männer waren Socialisten.

Der Franzose Le Play blieb ganz auf dem Boden der capitalistischen Production, wollte sie nicht nur nicht staatlich reglementiren, sondern sogar noch alle Besitzenden von einer im Code Napoleon enthaltenen Beschränkung befreien. Er verlangte volle Testirfreiheit mit Beseitigung des Pflichttheils. Dadurch, meinte er, werde der Zerstückelung und Verschuldung des bäuerlichen Besitzes ein Ende gemacht werden, und die großen Fabriken würden, wie das meist in England geschieht, auf einen Erben übergehen, der seinen Geschwistern nur eine verhältnißmäßig kleine Lebensrente zu zahlen hätte, aber nicht den Capitalwerth der Fabriken mit ihnen theilen müßte. Dadurch würden die französischen Fabriken den englischen concurrenzfähig werden. Sein berühmtes Werk über die Arbeiter in den zwei Welttheilen diente ihm zur Entwickelung eines Systems der Patriarchalität und der väterlichen Gewalt, und muthet uns heute wie eine fast mittelalterliche Legende an.

Alle diese vier großen Nationalökonomen und Staatsmänner wandten sich an die Regierungen und haben nichts erreicht, weil die Regierungen ihre Rathschläge nicht befolgt haben. Es ist müßig, Betrachtungen darüber anzustellen, ob die wirthschaftlichen Verhältnisse besser und erträglich sein würden, wenn jene conservativen Reformer durchgedrungen wären.

Wir stehen vor der Thatsache, daß die capitalistische Production seit dem Auftreten des ersten, des conservativen Reformers, Stein's, vor 50 Jahren intensiv und extensiv Fortschritte macht. Der Capitalismus, deutlicher, das Großcapital, concentrirt die von ihm beherrschten Betriebe und ergreift neue. Dieses System schlägt allmälig in eine Plutokratie über. In der Rothschildgruppe hat diese bereits ein Directorium. Diese beherrscht das Bankwesen der Welt, fast den Geldumlauf — Herr von Plener übergab erst 1894 noch, mit Zustimmung des Parlaments, die Leitung des Geldumlaufes und das von der Regierung angeliehene Gold der Oesterreichisch-Ungarischen Actienbank. Die Rothschildgruppe cartellirt Industrien, wie die Petroleum- und Kupferindustrie. Ihre Mitglieder übernehmen den Commissionshandel der Zuckerfabriken. Jetzt greift sie den Grundbesitz an, welchen man als gefeit gegen das Größengesetz der Capitalien gehalten hatte. Dieser Proceß hat im östlichen Preußen begonnen. Ich meine nicht die Latifundienbildung, obschon der Umfang der Besitzungen von je mehr als 20000 Morgen in den sieben östlichen Provinzen um 40—50% seit etwa 35—40 Jahren, in Summa um etwa 2 Millionen Morgen, zugenommen hat und die Rothschild, Hansemann und andere Mitglieder der Rothschild'schen Tafelrunde auch schon solche Reallatifundien in Preußen und noch größere in Oesterreich-Ungarn besitzen. Ich spreche vielmehr von den Werthlatifundien, welche dort an Pfandbriefen entstanden sind und von den einzelnen Hypothekenanstalten besessen oder beherrscht werden. Die „Preußische Central-Bodencredit-Actien-Gesellschaft" allein (gegründet von Rothschild-Bleichröder-Hansemann-Miquel) besitzt ländliche Hypotheken im Werthe von 120 Millionen Mark, was jetzt etwa einem Landbesitz von 1 Million Morgen entspricht. Bei der niedrigen Grundrente erreicht die Beleihung meistens schon den gegenwärtigen

Capitalwerth der beliehenen Güter und würde ihn bei vielen Gütern übertreffen, wenn nicht die Staatsgrundsteuer erlassen wäre, wodurch die erste Pfandbriefhypothek wieder „fein" wurde. Die auf so verschuldeten Gütern noch sitzenden Besitzer sind thatsächlich nur noch Pächter der Hypothekenanstalten.

Das Marx-Engel'sche System, nicht des Socialismus, sondern des Communismus, kennt Jeder, für den ich schreibe. Es ist ungemein einfach und deßhalb Jedem verständlich. Es erschwert deßhalb ungemein die Sectenbildung, wie das die überwältigende Zurückweisung des sogenannten Agrarprogrammes, eines kleinbürgerlich-opportunistischen Projects, beweist. Es ist auch ausführbar, denn es ist in voller Vorarbeit begriffen — durch die Capitalisten! Ich saß einst in einem Club in Amerika neben meinem Advocaten Beverley Robertson mit einigen Millionären, Fabrikanten und Eisenbahnmagnaten zusammen, welche von den „Trusts", Cartellen, sprachen. Endlich frug einer derselben den als gescheut bekannten Advocaten, was er dazu meine? „Ich denke", sagte der, „daß die Cartelle den Communisten zeigen, wie diese ihren Zukunftsstaat einzurichten haben." Nach einem nachdenklichen allgemeinen Schweigen seufzte einer der größten Millionäre: „Well gentlemen, I think, there is something in it!"

Das communistische System Marx-Engels ist vielfach kritisirt worden, namentlich dessen Werththeorie von katholischen Schriftstellern, welche übersahen, daß sie damit nicht Marx sondern Ricardo angriffen. Diese kritische Arbeit ist vollkommen werthlos, so viel Mühe sich die Kritiker auch gaben und so ehrlich es viele derselben zweifellos meinten, denn sie erreichten es dadurch nicht, eine irgendwie erhebliche Anzahl Arbeiter von der Unrichtigkeit des communistischen Systems zu überzeugen, worauf es doch allein ankommt. Auf die Arbeiter haben die Kritiker dieses Systems ihren Effect verfehlt, für die Classes Dirigeantes und die Regierungen sind sie unnöthig, da diese a priori davon überzeugt sind, daß, ob das System Marx' richtig oder falsch sei, es stets für sie gefährlich ist, und darin irren sie auch nicht.

Marx und Engels trugen ihre ökonomischen Auffassungen auch in die Politik. Ich hatte diesbezüglich im Jahre 1879 von ihnen profitirt und warf 1880 die Frage auf: „Wovon will Deutschland im Kriege leben?" Das wurde von meinen Parteigenossen Landesverrath gescholten. Da seitdem — bis zum Ruin der Zuckerindustrie — weit mehr Zucker als Korn gebaut wurde, nahm Engels, trotz der Seufzer des Grafen Caprivi, Deutschland werde und müsse mehr Getreide bauen (jetzt war dergleichen zu sagen nicht mehr Verrath), worauf aber keine Thaten folgten, an, daß Deutschland mit mangelhafter Getreideproduction in den drohenden Krieg nach zwei Fronten eintreten werde und schrieb, bei England liege die Entscheidung im nächsten Kriege, denn wenn dessen Flotten Deutschland nicht die Lebensmittelzufuhr frei hielten, werde es ohne Schwertschlag durch den Hunger besiegt werden. Von diesem Zustand der Dinge ist man in England allgemein überzeugt gewesen, als der deutsche Kaiser dort das silberne Jubiläum von Wörth feierte, und, hiervon nicht angenehm berührt, ist John Bull mit der Wahrheit grob herausgeplatzt, daß Deutschland auf das Wohlwollen Englands angewiesen ist, so lange, setze ich hinzu, es seinen Getreidebedarf nicht selbst producirt — was es kann und wozu eine einsichtige Regierung es zwingen sollte. Dann wird Deutschland von dem demüthigenden und sich gewiß als sehr kostspielig erweisenden „Wohlwollen" Englands unabhängig werden, anders nicht, nicht durch bramarbasirende Leitartikel, über welche John Bull lacht.

Das gemeinsame Wirken von Marx und Engels ist weltbekannt und sehr fruchtbar gewesen. Vom communistischen Manifest bis zur Beendigung des ersten Bandes des „Capital" haben die beiden Freunde einträchtig zusammen gearbeitet. Mit großer Mühe und Treue hat Engels die zwei folgenden Bände fertig gestellt. Doch den vierten Band, die Kritik der früheren national-ökonomischen Theorien, hat ihm der Tod unvollendet aus der Hand genommen. Der letzte große Nationalökonom des Jahrhunderts, das reich an solchen war, von Adam Smith und Ricardo bis auf Marx und Engels, ist todt. Aber der Letzteren System ist ein wirkliches Weltsystem, wie das Colbert'sche und das Smith'sche: Es wirkt international auf viele Millionen Arbeiter und auch schon auf viele Regierungen. Diese haben, um es zu bekämpfen, theils wirthschaftliche Reformgesetze gegeben, wie die Cassengesetze für Arbeiter in Deutschland, den Normalarbeitstag in Oesterreich, theils Repressivgesetze, wie das Socialistengesetz in Deutschland.

Nordische Zukunfts-Romane.

Von Carl Busse.

Der Titel von Jonas Lie's neuestem Roman hätte noch anders lauten können, als „Niobe". Vielleicht „Die Zukunftslosen". Auf der letzten Seite kommt das Wort vor. Es ist ein Buch von einer herzbeklemmenden Tragik, ein gutes Kunstwerk in einer Uebersetzung, die zu keinem Tadel Anlaß giebt. Doch diese Niobe ist nicht ein, sondern der norwegische Roman, ist so typisch wie Jacobsens „Niels Lyhne", ist ein Zeitdocument mit Ausblicken auf die Zukunft. Nicht eine mehr oder weniger interessante Person tritt uns darin vor Augen — nein, eine ganze Generation, dieselbe, die in Niels Lyhne sich für Dänemark verkörpert, die in Knut Hamsun's „Neue Erde" zu uns spricht, die auch Ibsen in einzelnen Vertretern gezeichnet hat. Das ganze Lie'sche Buch ist erfüllt von dem modernen Geist des Nordens; wie in hundert Spiegeln bricht er sich hier in einzelnen Personen.

Es ist klar, wie sehr die Fabel hier Nebensache ist. Wer will den „Werther" nacherzählen oder den „Niels Lyhne" oder die „Neue Erde?" Es geht nicht viel von dem, was man früher „Handlung" nannte, in diesen Bekenntnißbüchern vor, es sind nur innere Entwickelungen. Zwei Generationen stehen sich bei Jonas Lie gegenüber. Der Doktor Baarvig und seine Frau Bente auf der einen, ihre Kinder auf der andern Seite. Ihr Denken und Fühlen ist grundverschieden. Baarvig, der alte, ein tüchtiger Arzt, nicht gerade verbohrt in überlebte Anschauungen, nein, sogar dem Zuge der Zeit Rechnung tragend, ohne sich jedoch fortreißen zu lassen von all' dem Neuen. Er ist arbeitsam, fleißig, ein guter Gatte und Vater, nur seinen Kindern gegenüber von einer Energielosigkeit, die sich zwar hinter allerhand großen Worten versteckt, nichtsdestoweniger jedoch überall die Waffen streckt. Seine Frau Bente von demselben Schlage, nur noch vermittelnder, nach Art der Mütter leichter zu Compromissen geneigt, weil sie sich dadurch ihre Kinder zu erhalten glaubt.

Jawohl, ihre Kinder. Denn sie hat die Eine furchtbare Angst, sie könnte ihre Kinder verlieren. Da ist ihre älteste Tochter Minka. Sie entwickelt sich verborgen vor der Mutter, sie, die sie in Schmerzen geboren, hat den Schlüssel nicht mehr zum Herzen ihrer Tochter, Minka lebt ihr bestes Leben allein, schreibt heimlich Aufsätze wie „Das Erwachen der Frau" für moderne Zeitschriften, und kein Wort spricht sie darüber zur Mutter. Weshalb? Ach, sie würde es nicht verstehen; was wußten die Alten von den Ideen, die in der Jugend gährten. Und die arme Mutter in ihrer Todesangst steht da und ringt die Hände, sieht die Kluft immer tiefer werden, fühlt das geistige Band zwischen sich und ihren Kindern zerreißen. Und da ist Endre, ihr Sohn, den sie so liebt.

Um ihn nicht auch allmählich zu verlieren, noch dazu, wo er draußen in der Welt ist, sagt sie ja zu allen seinen Plänen, stützt ihn auf allen seinen Bahnen mit ganzer Kraft, entzweit sich seinetwegen mit ihrem Manne beinah. Aber die Kinder werden ihr immer ferner. Besaß sie noch Minka's und Endres volles Vertrauen, besaß sie das ihres Sohnes Kjel? Nein. Und nun, wie bald, waren auch Arndt und Massi und Berthea erwachsen, dann verlor sie auch diese.

Das ist die junge Generation, die angesteckt ist von all' den unklaren Ideen, die in der Zeit herumwirbeln. Wir haben zunächst drei Typen vor uns: Minka, die Tochter, die sich heimlich der Emancipationsbewegung verschreibt, die nachher sich dem Spiritismus und all' den ähnlichen neuen Wundern hingiebt unter dem Einfluß eines Mannes. Wir haben zweitens Kjel, den modernen Geschäftsmann, der hoch speculirt und den modernen Handel vertritt. Wir haben drittens Endre, die fast am meisten typische Figur. Dieser Endre ist begabt, er ist der Mann, von dem Jacobsen im Niels Lyhne sagt: seine Anläufe enden immer im Grabe. Erst will er Theologe werden. Ja, da fand er plötzlich, daß ihm der rechte Glaube fehlte. Dann sollte es die Philologie sein und die Sprachwurzeln. „Darin fühlte er sich wie ein angehender Entdecker." Das dauerte nur leider auch nicht lange, und mit einem Mal will er Sänger werden, sich nicht an ein Spießbürgermetier binden, frei sein. Als das fehl schlägt, begeistert er sich für den Kritikerberuf. Immer schwebt er in höheren Sphären. „So ein nervöses, krankhaftes Sichselbstbeschauen mit verschrobenen Reflexionen, sein eigenes, höchst sonderbares Ich in bengalischer Beleuchtung."

Eine kleine characteristische Familienscene leitet den Roman ein. Endre will gerade Sänger werden. Der alte Baarvig spricht von dem ellenlangen Blödsinn, wird wild, regt sich auf; die Mutter vermittelt, sie giebt Geld her für den angehenden Sänger, denn die Jugend will sich ausleben, muß der inneren Stimme folgen, und ihr Sohn soll nicht sagen, daß seine Mutter ihn nicht verstanden hat. Nachher verlangt Kjel Geld für seine Speculationen, Minka für eine Reise nach der Hauptstadt. Langsam, mit unheimlicher Sicherheit sieht man die Katastrophe herannahen; sie ist unabwendbar. Und die große Tragik ist die, daß die Mutter, um ihren Kindern nicht entfremdet zu werden, sie bestärkt in ihren Plänen, in dem Hochtrabenden, und sie dadurch dem sicheren Untergange noch entgegentreibt — eine Schuld aus übergroßer Liebe. Und der Schluß? Minka ist ganz in hypnotischen Mysticismus eingesponnen, das wandelnde Werkzeug eines Experimentators; Kjel sieht nur eins vor sich: das Zuchthaus; seine Speculationen sind mißglückt, er ist ruinirt, hat Gelder angegriffen. Endre, der dritte Zukunftslose, schwärmt für Dynamit. Berthea, die Leichtsinnige, landet in Amerika. Bleiben noch Arndt und Massi, die beiden Jüngsten, die in die Welt gehen. Schande auf allen Seiten. Und da faßt die arme Frau Bente ihren letzten und größten Entschluß. Unter wildem Angstgeschrei schlägt sie mit der Axt auf ihres jüngsten Sohnes Dynamitkasten. Die Explosion zertrümmert das Haus; darunter liegen vier Leichen — Frau Baarvig und ihre drei erwachsenen Kinder: Minka, Kjel, Endre, die Zukunftslosen.

Das engbegrenzte Familiengemälde entwickelt sich also nach und nach zu einem gewaltigen Zeitbild mit weiten Horizonten. Hier die alte Generation: pflichttreu, strebsam, die, wenn sie nicht kann, was sie will, mit tapferem Muthe will, was sie kann. In meiner Jugend, sagt Frau Bente Baarvig, nahmen wir, was sich gerade bot. Dann die junge Generation, die weniger leicht mit einigen Worten zu characterisiren ist. Der alte Doktor sagt darüber: „Man hat das Gefühl von etwas Anormalem, Nebelhaftem. Absolut eine ganz allgemeine Schwächung des Gehirns, eine Decomposition oder Verbrennung der Willenskraft, bis die Fähigkeit zu handeln schließlich durch die reine, bloße Vorstellung ersetzt wird. Wahrscheinlich eine Folge davon, daß während der Lebzeit unseres Geschlechts eine so überwältigende Menge eingreifender Erfindungen und Entdeckungen gemacht sind, daß das Gehirn nicht im Stande ist, sie aufzunehmen und zu verdauen. Die Consequenzen jeder einzelnen, so weit reichenden verändern in dem Maaße die Möglichkeiten und Begriffe, daß erst eine kommende Generation und vielleicht erst die darauf kommende, die in der neuen Civilisation geboren ist, fähig sein wird, sie sich einzuverleiben." Und Frau Bente meint: „Es liegt in der Zeit, daß Alle etwas werden müssen, und das ist gut. Aber dann wollen so viele Talente sein, wollen Schwingen haben. Und dann gerathen sie in Weitläufigkeiten hinein und werden unglücklich."

Nichts kann für die junge Generation des Nordens bezeichnender sein, als diese Worte. Neben den Faktoren, die in den Citaten schon angedeutet sind, tragen noch verschiedene andere zu dieser Ausprägung der nordischen Jugend bei. Skandinavien zehrt von seiner Vergangenheit. Die großen Worte sind geblieben, der alte Glanz, der ihnen einst Nachdruck verlieh, ist verblichen. Jetzt wirken sie aber komisch. Eine Hoffnung, die frühere Macht und Weltstellung wieder herzustellen, ist nicht vorhanden; sie wäre auch thöricht. Das kleine Dänemark bekam 1864 seinen Denkzettel, der auch Schweden und Norwegen die Augen geöffnet hat. Die moderne Jugend droben ist von Anfang an auf der einen Seite hoffnunglos und deßhalb blasirt; sie erkennt zum Teil die eigene Schwäche, sie weiß, daß es eine weltgeschichtliche Bethätigung für sie nicht giebt, daß ihr Wort im europäischen Concert so furchtbar bedeutungslos ist. Aber diese Jugend hat doch daneben die große Sehnsucht, sich zu bethätigen. Und deßhalb wirft sie sich auf die Gebiete, die unabhängig sind von der äußeren Machtstellung, und alle Talente werden dressirt oder dressiren sich selbst auf Kunst, Literatur, Wissenschaft. Es ist der heimliche Triumph der nordischen Bevölkerung, daß ihre Dichter auf der ganzen Welt gehört werden, denn die Dichter retten ja die Ehre des skandinavischen Volkes. Deßhalb die Ueberschätzung des Poeten im Norden, die nur dann eintritt, wenn die des Kriegers aufgehört hat; die Ueberschätzung, die Knut Hamsun in dem Roman „Neue Erde" so gewaltig gegeißelt hat. Wie sagt doch der alte Baarvig in Jonas Lie's Roman „Niobe" so wahr: „Früher wollten alle Phantasten und Taugenichtse zur See, jetzt gehen sie zur Kunst über."

Es liegt eine Tragik darin, die Tragik eines ganzen Volkes. Der große Wille, das kleine Können. Es ist ein Sichselbstverzehren, eine Sehnsucht nach Macht und Größe, die um so stärker ist, als sie sich doch nie erfüllt, was als dunkle Ahnung auch in jedem Herzen lebt. Jens Peter Jacobsen hat das so wundervoll ausgedrückt. Sein „Nils Lyhne" ist ein träger Träumer. Weshalb? Er hat Talente — gewiß, aber die Energie fehlt, die anhaltende Kraft; er nimmt erst keine rechten Anläufe mehr, weil er den Glauben verloren hat. Die Folge davon ist eine gewisse Selbstironie, aus der das analytische Talent der nordischen Schriftsteller, das den großen Germanenstämmen sonst ziemlich fremd ist, entspringt. Und parallel damit läuft doch wieder die Vorstellung: wenn ich nur wollte . . .! So wird die eigene Schwäche mit tönenden Worten drapirt.

Vor mehreren Jahren sagte mir Georg Brandes in Kopenhagen: „Sie wissen gar nicht, wie glücklich Sie sind, daß Sie in einer Weltsprache schreiben. Unsere Adler hier haben keine Flugbahn, unsere großen Talente verzehren sich in der Enge." Damit ist die Tragik umschrieben, an der ein Theil der Dichterjugend des Nordens leidet. Immer mehr aber bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß etwas faul ist, daß es nicht so bleiben kann. Und damit ist der erste Schritt zur Heilung gethan. Knut Hamsun läßt die Dichter in „Neue Erde" langsam versinken, an ihre Stelle setzt er den nüchternen, practischen, den Weltmarkt beherrschenden Kaufmann. Es ist

ein großes Symbol, daß der Roman beginnt mit einem am frühen Morgen aus einem Nachtcafé heimbummelnden Dichter, und schließt mit einer Apotheose der Arbeit, als deren Vertreter der Kaufmann Tidemand dasteht. Nur dieser practische Sinn, der einer Größe nicht zu entbehren braucht, dieses nüchterne Anschauen des Lebens, wie es ist, kann unser Volk noch retten aus all' den verschrobenen Träumen, der Energielosigkeit, sagt Hamsun. Und Jonas Lie? Seine Perspective ist weniger deutlich, weniger optimistisch. Aber auch er läßt nur die drei Aeltesten zu Grunde gehen, die jüngsten Kinder der Frau Bente Baarvig bleiben am Leben, und wie in einem Shakespeare'schen Drama ruht auf den Häuptern dieser überlebenden jungen Kinder all' die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Es ist ein seltsamer Zufall, daß in den drei Büchern, die uns am besten den neuen Geist des skandinavischen Nordens offenbaren, nämlich in Jacobsen's „Nils Lyhne", in Hamsun's „Neue Erde", und jetzt in Lie's „Niobe", der Hauslehrer eine so eigenthümliche Rolle spielt. Vielleicht ist er so liebevoll geschildert und überall herausgegriffen, weil die typischen Eigenschaften der ganzen jungen Generation in ihm potenzirt sind. Er ist der Zukunftslose comme il faut, der ewige Candidat, der durchgefallene Theologe. Bei Hamsun heißt er Coldevin, bei Jacobsen Bigum und bei Lie Schulteiß. Sie gleichen sich alle drei darin, daß sie eine hoffnungslose Liebe tragen, Coldevin und Schulteiß zu ihrer Schülerin. Der erste ist der gesündeste, in seiner Treue rührend. Bigum und Schulteiß sind eng verwandt. Es sind die armen Ausgeschlossenen mit den großen Worten und Bewegungen, die heimlich für alles Edle, Gute, Schöne schwärmen, eine wahnsinnige Liebe im Herzen, die sich selbst trösten, daß einst der Tag kommen würde, wo sie beweisen könnten, was sie eigentlich für geniale Naturen seien. Sie sind so lächerlich und sie sind so rührend daneben. Jacobsen zeichnet seinen Hauslehrer feiner, Lie malt mit breiterem Pinsel, ja nähert sich hier und da sogar der Carricatur. Aber er erzielt noch eine größere Wirkung und hat in seinem Schulteiß eine so tragikomische Figur erschaffen, daß man lacht, während einem das Weinen nahe ist. Das jedoch vermag nur ein großer Dichter.

Man wird nicht verfehlen, diese „Niobe", die von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart unserem Publicum vermittelt wird, wegen ihrer oft peinigenden, weniger erhebenden, als niederdrückenden Tragik zu schelten. Aber mit demselben Rechte kann man den Werther angreifen. Eine Zeitkrankheit wie diese Willenserschlaffung ist kein Storm'sches Idyll mit schweigenden Wäldern und junger Liebe. Erst am Schlusse athmet man auf; der Schluß bringt Befreiung.

Jacobsen hat zuerst den Typus des haltlosen, modernen Vertreters der jungen Generation aufgestellt. Er hat es mit Liebe gethan, denn er ist selbst so, wie sein Niels Lyhne. Nun sind darüber Jahre hingegangen; der große Jens Peter ist gestorben, er starb resignirt. Er glaubte nicht an die Zukunft. Jonas Lie warnt im Gegensatze dazu schon vor diesen unklaren Phantasten; er ist Mahner und Prediger, und wer predigt, glaubt noch an eine Besserung. Lie ist auch schon alt. Und zuletzt steht der junge da, Knut Hamsun, und er verspottet die energielose Sippschaft einfach, er schiebt sie bei Seite, für ihn ist diese Besserung nur eine Frage der Zeit, und das neue Ideal ist schon da. Wir sehen ein langsames Vorwärtsdrängen, eine langsame Klärung der Geister, und jede Station des Weges ist bezeichnet durch ein poetisches Meisterwerk. Zwischen dem „Niels Lyhne" und der „Neuen Erde" steht die „Niobe", und sie giebt den beiden Andern wenig oder garnichts nach.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Schiller's „Nero".

Von Rudolf Krauß (Stuttgart).

Es war in Weimar. Man schrieb — sagen wir den 21. October 1800. Herr Hofrath Friedrich Schiller saß vor seinem Schreibtisch und sann, das Haupt in die Linke gestützt, in der Rechten den Federhalter, an dem er hin und wieder kaute, darüber nach, ob wohl die Muse der Geschichte, in deren officiellen Diensten er bis vor Kurzem gestanden hatte, es ihm verargen würde, falls er dem Mädchen von Orleans, das von Rechts wegen dem Scheiterhaufen überantwortet werden mußte, einen ehrlichen Tod auf dem Schlachtfelde vergönnte. Frau Lotte hatte, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, neben dem Gatten Platz genommen und betrachtete ihn von Zeit zu Zeit mit liebevoller Sorge, ohne ihn durch eine Frage in seiner Gedankenthätigkeit zu stören.

Da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen, und herein stürmte, den Schulranzen auf dem Rücken, der kleine Karl, des Hauses ältester Sprosse. Er war in schrecklicher Aufregung, und erst nach mannigfachen Bitten und Ermahnungen gelang es den Eltern, ihn zum Reden zu bringen.

„Nero ist todt, der gute Nero ist todt!" stieß er endlich hervor, und dabei liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen. Nero war der Haus- und Hofhund eines Kaufherrn gewesen, ein prächtiger, weißzottiger Pudel, gelehrig fast wie ein Mensch, der Liebling der gesammten Weimarer Jugend. In Folge der freundlichen Zusprache von Vater und Mutter und vielleicht noch mehr in Folge des Vesperbrodes, das diese herbeibrachte, beruhigte sich der Knabe allmälig und erzählte, umringt von den jüngeren Geschwistern, die aus der Nebenstube herbeigelaufen waren, im Zusammenhang die erschütternden Ereignisse der letzten Stunde. Der Kaufherr hatte sich zu einem Geschäftsgang angeschickt, zu dem er Nero nicht mitnehmen konnte, obgleich dieser sich ihm mit flehenden Geberden zum Begleiter anbot. Das Fenster des Gemachs, in dem der Pudel zurückgeblieben war, stand offen. Das treue Thier schaute seinem Herrn nach und sprang, sowie es ihn unter dem Fenster auf der Straße erscheinen sah, von Liebe und Sehnsucht getrieben, zwei Stockwerke hoch hinab. Es lag mit zerschmetterten Gliedern auf dem Straßenpflaster, noch lebend und erbärmlich winselnd. Zu dieser Scene, die sich eine Viertelstunde nach 4 Uhr abspielte, war gerade Karl mit einem Rudel Schulknaben gekommen. Er hatte dann zugesehen, wie der todwunde Nero auf der Stelle erstochen worden war, ein Abschluß der Tragödie, der begreiflicherweise auf die jungen Gemüther einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte. Die Erzählung riß bei Karl die kaum vernarbte Wunde von Neuem auf und versetzte ihn in eine so gerührte Stimmung, daß nur durch eine zweite verbesserte Auflage der Vesperportion das Gleichgewicht seiner Seele wieder herzustellen war. Nun mußte er sich aber an seine Schulaufgabe machen; denn der Papa sah streng darauf, daß der Feierabend nicht begann, ehe diese vollendet war. Karl hatte, wie öfters in den letzten Wochen, eine Schreibeübung in lateinischen Buchstaben zu fertigen: ein beliebiger Satz, der so oft wiederholt werden mußte, bis eine Seite gefüllt war. Der Vater pflegte dem Sohne den Satz vorzuschreiben und wurde auch heute von ihm um diesen Liebesdienst gebeten. Schiller nahm wohl wahr, wie Karlchens Gedanken noch ganz bei dem jüngsten Ereigniß weilten, und da er nicht umsonst in der Schule des großen fürstlichen Pädagogen gewesen war, sagte er sich, daß dem Knaben die ernste Arbeit jedenfalls leichter fallen werde, wenn sie im Zusammenhang mit der Begebenheit stehe, die augenblicklich das junge Herz bewegte. So malte er in den bekannten großen und ausdrucksvollen Zügen auf einen Papierstreifen den Satz:

„O, daß doch Nero eines so elenden Todes sterben mußte!"

Das Söhnchen schrieb ihn mit wahrem Feuereifer ab, und rascher, als je, kam er am Ende der Seite an. Dann wurde noch mit den Geschwistern gespielt, zu Abend gespeist, und als Karl nach 8 Uhr sein

Lager aufsuchte, schlief er bald so fest und sanft, als ob niemals ein Nero gelebt, gelitten und tragisch geendet hätte.

— — — Der Vorlagezettel des Papas war, nachdem er seine Schuldigkeit gethan hatte, wie gewöhnlich in den Papierkorb gewandert. Daß er jedoch dort nicht mit der anderen Makulatur der Vernichtung anheimfiel, dafür sorgte der dienstbare Geist des Schiller'schen Hauses. Das Mädchen (über ihren Namen und Herkunft existiren meines Wissens einige Doctordissertationen) hatte ausfindig gemacht, daß ihr Herr eine berühmte Persönlichkeit sei und seine Handschrift bei Liebhabern, namentlich bei Fremden, täglich im Preise steige. So zog sie Alles, was von seiner Hand herrührte, aus dem Papierkorb hervor und verkaufte es. Dieser Erwerbszweig war ziemlich einträglich, wenn auch ein Schillerautograph damals noch nicht mit Goldstücken, sondern meist nur mit Kupfer, höchstens dann und wann von reisenden Engländern mit Silber aufgewogen wurde. Auch aus jenem Zettel, der von Nero's traurigem Schicksal erzählte, hatte die Magd einige Groschen erlöst. Er war in eine Autographensammlung spaziert, von dieser wiederum in eine zweite und so fort, bis er endlich bei dem fünften Besitzer angelangt war. Dieser verwahrte ihn sorgfältig unter anderen Heiligthümern in seinem Raritätenkasten, ihn von Zeit zu Zeit liebevoll betrachtend und zu guter Stunde einigen Auserwählten den Anblick des Kleinods verstattend. Da geschah es, daß sich in seine Freundschaft ein junger Literarhistoriker einschlich. Der entzog das Blatt der Verborgenheit und gab der staunenden Welt Kunde von seinem hochbedeutsamen Inhalt.

„O daß doch Nero eines so elenden Todes sterben mußte!" Was wollte dieser Satz besagen? Ohne Zweifel bezog er sich auf den römischen Kaiser Nero. Wer hätte denn sonst damit gemeint sein sollen? Und wiederum ohne Zweifel hatte sich der Dichter mit der Absicht getragen, ein Drama „Nero" zu schreiben. Man wußte ja, daß er das historische Material aus seinen Quellen auf lose Blätter zu excerpiren pflegte. Solch ein classisches Stück Papier lag da sicherlich vor. Freilich war sonst nichts davon bekannt, daß Schiller Nero zum Helden eines Trauerspieles ausersehen hatte: aber die Eine Spur, so geringfügig sie anscheinend war, konnte unmöglich täuschen. Und dann — je weniger Material vorhanden ist, desto besser für den Literaturhistoriker. Denn da kann erst sein Scharfsinn die höchsten Triumphe feiern.

Zunächst kam es darauf an, die Quelle ausfindig zu machen, aus der die Notiz geschöpft war. Unser Doctor stürzte sich mit wüthender Leidenschaft in die Erforschung der römischen Kaisergeschichte. Die ganze Fassung des Satzes ließ darauf schließen, daß der Dichter inniges Mitgefühl für seinen Helden gehabt hatte, daß er damit umgegangen war, neben der unvermeidlichen Furcht auch Mitleid mit Nero beim Publicum zu erwecken. Offenbar hatte also Schiller ein Werk vor sich gehabt, das jenen milder, als die Mehrzahl der alten und neuen Historiker, beurtheilt. Da aber zu Schillers Zeiten die moderne Rettungsfabrik für verrückte römische Cäsaren und andere Wütheriche noch nicht in Betrieb gesetzt war, war es nichts Weniger als eine leichte Aufgabe, eine solche Quelle aufzuspüren. In einer Abhandlung von annähernd 100 Druckseiten, die den ersten Abschnitt des epochemachenden Werkes bildete, erörterte der junge Gelehrte mit erstaunlichem Combinationsvermögen alle vorhandenen Eventualitäten. Als zweites Capitel folgte der nicht minder geistreich durchgeführte Versuch, auf Grund des Autographen den Gang der Handlung und die Charakterentwickelung der muthmaßlichen Hauptpersonen im Drama zu reconstruiren.

Mehr von dem Inhalt des Buches zu verrathen, verbietet die Rücksicht auf Autor wie Verleger. Es kann in jeder Sortimentsbuchhandlung käuflich erworben werden, falls nicht am Ende schon die Auflage vergriffen ist. Nur noch soviel. Zwar schüttelten mehrere vorlaute Dilettanten und auch etliche sauertöpfische, mißgünstige Fachgenossen über der ganzen Geschichte mißtrauisch den Kopf, aber von der Mehrzahl der Urtheilsfähigen und von Seiten der „maßgebenden Kritik" wurde die Schrift mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen. Ihr Verfasser erhielt alsbald einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Y), und — wie heißt doch die beliebte Schlußwendung im deutschen Märchen? — wenn er inzwischen nicht gestorben ist, lebt er dort noch heute herrlich und in Freuden.

Aus der Hauptstadt.

Die Ritter von der Hintertreppe.

Die Berliner Bühnen und sonstigen moralischen Anstalten, in denen man changeant tanzt und Lona Barrison die Magerste im Herrensattel hoch zu Pferde erblickt, mögen alle Kraft zusammennehmen, daß sie im kommenden Winterhalbjahr die beinahe unlauter zu nennende Concurrenz des politischen Theaters wenigstens einigermaßen mit Ehren bestehen! Das Vorpostengefecht haben sie glänzend verloren. Was bedeuteten ein aus der Kanone geschossener Komiker, was eine Otero, was siebzehn nur zu 17% bekleidete Blondköpfe gegen die spannend interessanten Premièren, die die politische Affencomödie uns bereits beschcert hat, und das sogar, ehe die vornehmeren oder doch beliebten Acteurs von ihrem Urlaub zurückgekehrt sind! Ich besorge sehr, häufiger noch als in der mit Ach, doch ohne Krach überstandenen Saison 94/95 werden die Directoren der im Centrum gelegenen Musentempel sich die Frage vorlegen, wie man die Leute hineinkriegt, und die Beherrscher der weiter östlich und westlich erbauten Geschmacksbildungs-Institute, wie man die Leute hinauskriegt. Ein solche Politik, wie die des Septembermonates, schlägt alle anderen Künste todt.

Graf Caprivi hat, als er nach Aussage seiner Leibblätter die Zügel der Regierung ergriff, bekannt gegeben, daß die Politik unter ihm sehr langweilig werden würde, und er hat Recht behalten, zum mindesten, wenn er bei diesem Versprechen an seine staatsmännischen Reden dachte. Fürst Hohenlohe verschmähte jegliches Programm, obwohl deutsche Ministerien schlechten Balleten darin ähneln, daß sie ohne Programm absolut unverständlich sind. Der Neureichskanzler führte sich mit dem fidelen Spaß der Umsturzvorlage, die ihm den ganzen Winter hindurch volle Häuser machte, vortheilhaft ein, und seine Regisseure proben eben jetzt, wo der Herr Director erbschaftstheilungshalber noch in St. Petersburg dinirt, ein neues Stück, gegen dessen durchschlagende Wirkung der Erfolg von Charley's Tante eine Maus sein wird.

Nach der großen Rede, in der des Kaisers Majestät den Frechlingen aus der Beuthstraße mores lehrte und in der er nach seiner temperamentvollen Art Garden im Hintergrunde aufziehen ließ, begann nicht nur ein größerer Theil des deutschen Volkes, nämlich die Staatsanwälte, dem Aufrufe des Monarchen zu folgen und Front gegen die übergroße Dreistigkeit der Liebknechte zu machen, sondern auch die Presse aller Orte und Parteien mischte ihren Jubel ein. Das Vorgehen der Staatsanwaltschaften war von zweifellos großem Erfolg gekrönt; eine Confiscationspraxis, wie man sie eigentlich nur nach durchgegangenem Umsturzgesetz hätte erwarten können, machte das brutale Geheul fast mit einem Schlage verstummen, und rührend ist es seitdem zu lesen, wie Herr Liebknecht, dem Aufruhr im eigenen Lager zu begegnen, sich wider alle Rohheiten im Ausdruck, die anderen unterlaufen, verwahrt; wie bedachtsam klug er nun jeglich Wort auf seine Paragraphenfestigkeit prüft und sich, im Lande der Gothaer Würste, von seinen Berliner Brüllstrapazen erholt. Gewiß macht es keinen freundlichen Eindruck, wenn man die harmlosen Kerlchen, die den socialistischen Generalschimpfern als Sitzredacteure frohnden, massenhaft in's Gefängniß wandern und ihre Cautionsanerbietungen kurzer Hand ablehnen sieht, während der doch immerhin etwas gefährlichere Wucherer Pariser auf der Kranzlerbalustrade verständnißvoll römischen Punsch schlürfen darf, im wohligen Gefühl seiner durch 50000 Mark erkauften Freiheit; aber um den Preis eines anständigen Tones, den die Singerkulis allzu feierlich abgeschworen hatten, mag es schon erlaubt sein, ein paar neue Pfendomärtyrer der zielbe

wußten, internationalen, revolutionären ꝛc. Socialdemokratie zu schaffen. Hatte der Vorstoß der Justiz somit unleugbar sein Gutes und Nützliches, so verlief andererseits die ihn unterstützende Preßkanonade um so kläglicher. So anerkennenswerth es ist, daß die Politik treibende Zeitungsschreiberzunft jeden Knochen apportirt, der ihr vorgeworfen ist, so heftige Anklage verdient sie dafür, daß sie durch jeden nachfolgenden Leckerbissen veranlaßt wird, den ersten sofort fahren zu lassen und zu vergessen. Kaum war die Campagne gegen die Sedanhasser eingeleitet und eine papierne Artillerie postiert, die sich freilich über die Tragweite ihrer Geschosse und ihrer Reformvorschläge im trostlosesten Dunkel befand, da verstand es der Generalstab des Feindes, aller Augen Aufmerksamkeit von sich abzulenken und mit ein paar zu guter Zeit veröffentlichten Privatbriefen die blinde Meute auf andere Fährten zu hetzen. Die Herren von Hammerstein, Kropatscheck und Stöcker mußten nothgedrungen mit kaum sonderlich interessanten Monologen und Zwiegesprächen den zweiten Act des Satyrspiels beginnen, und die ganz erschöpften, rothen Mimen, die den ersten so fesselnd dargestellt hatten, durften hinter den Coulissen verschnaufen und neue Kräfte, neue Metall-Beiträge für den Agitationsfonds sammeln.

Der Kameelspaß, für dessen muthigen Autor sich kein Staatsanwalt findet; die Leuchtkugeln Lucifers, die in dumpfige und dunkle Conventikel immerhin ein bißchen Licht gossen, der ungebührlich eifrig besprochene Brief Stöckers haben, so nebensächlich sie an sich sein mögen, ein Recht darauf, daß man sie wohl beachtet. Wer ein paar Augen besitzt, die auch kleine Schrift lesen können und die sich nicht von den Späßen der Schreibkünstler im Falle Kotze täuschen ließen, der vermag gerade jetzt allertiefste Blicke in das geheimnißvolle Getriebe zu thun, von dem die moderne deutsche Politik gelenkt und bewegt wird. Keiner Partei zwar gestattet des Kaisers Majestät, wie in leider jammervollem Deutsch einmal der Reichsanzeiger meldete, daß sie sich den Anschein gäbe, als besäße sie des Monarchen Ohr; aber die nach Macht und Einfluß dürsten, Parteien sowohl wie Einzelne, scheuen doch keine Mühe, auf Umwegen zu erreichen, was Niemand erstrebt, der die im Sonnenschein liegende Freitreppe zum Königspalaste hinaufschreitet. Und darum muß, wem die Politik an sich Freude macht und wer kein raffinirtes Ausstattungsstück fesselnder findet als sie, ständig scharf Acht geben auf das lautlose Hin und Her an den Nebeneingängen; und verstünden die Zeitungen ihre Aufgabe recht, so brächten sie Tag um Tag aus der Feder ihres gewiegtesten Lakaien statt der officiellen Hofberichte intime, darin Alles, was da schleicht und kreucht, mit Namen verzeichnet wird. Statt der Leitartikel über Armenien, Kreta und die Reisen des Lordmayors von London gackelten sie Abends wie Morgens über die Reisen allzu wenig genannter, aber wieder sehr regierungslustiger Gräflein. Statt dessen verstanden sie nicht einmal, die rechte Moral aus den Hammerstein- und Stöcker-Briefen zu ziehen und stürzten sich auf den gar hülflosen Vorstand der conservativen Partei, der solche Schuldenmacher, solche Liebhaber der nicht deutschen Flora, solche fröhlichen Genießlinge auf wichtigsten Posten duldet; zerfleischten den bravgehaßten Stöcker, der, besieht man es bei Lichte, doch ein Mann ist, wie andere Männer mehr und von seinem Standpunkte aus weder unklug noch unredlich gehandelt hat. Dem Gegner des Cartells, das für die Erledigung einer einzelnen, militärischen Frage von unbestreitbarem Segen war, das aber auf die Dauer unser politisches Leben versumpfen mußte wie die Coalition das österreichische versumpft hat, diesem entschiedenen Widersacher des Manchesterliberalismus lag daran, den Hauptträger der Cartellidee, für den er Bismarck hielt, bei Seite zu schieben. Es kam hinzu, daß der Entthronte sich vor noch nicht zu langer Zeit damit geschmeichelt hatte, selbst ein unverantwortlicher Rathgeber des Kaisers zu sein, daß in seinem Herzen Wuth und Entrüstung loderten gegen den, der ihn mit einem Entweder — Oder aus dieser Stellung verdrängt, der ihm sogar persönlich auf's Feindseligste gegenüber getreten war. Der Theil der Nation, der Bismarck's Sturz trotz seiner unsocialen Wirthschaftspolitik, trotz seiner Duldung der Puttkamerei, trotz alledem für einen schweren, nie wieder gut zu machenden Fehler hält, diese starke Minderheit, zu der wir Jungen uns vom 18. März 1890 an mit Leib und Seele zählten, mag Stöcker immerhin seine Taktik verargen, gegen seine Stellungnahme selbst ist just heute wenig einzuwenden. Und sogar seine allzugeschickte Strategie sollten ihm die Cumpane derer nicht ausnutzen, die in den hundert Tagen den todtkranken Kaiser Friedrich und sein Gemahl freisinnig umdrängten; die Staatsmännerchen nicht, die um's Jahr 1866 herum und wohl auch früher und später weit schlimmere und zehn Mal schändlichere Briefe schrieben, die Heuchler nicht, die für Bismarck erst wieder Worte der Liebe fanden, als das Signal dazu von oben gegeben worden war.

Das Gewimmel auf der Hintertreppe will aus anderen Gesichtspunkten betrachtet sein.

Der Kaiser ist ein stolzer, von hohem Selbstvertrauen und fürstlichem Selbstbewußtsein erfüllter Monarch; er liebt es zu betonen, daß er eigenen Pfad geht, daß er die Materien, deren Kenntniß für einen Regenten in Frage kommen, zur Genüge beherrscht, um sich stets ein eigenes Urtheil bilden, um sich stets vom eigenen Urtheil leiten lassen zu können. Des Kaisers Majestät beschäftigt sich mit politischen und militärischen, mit künstlerischen und socialen, literarischen und pädagogischen Angelegenheiten; seine Voten sind knapp und klar, man sieht es ihnen an, daß sie keinen langwierigen Tüfteleien, keinen Compromissen entspringen. Belanglos bleibt dabei die Erwägung, ob es dem Fürsten auch möglich ist, tiefer in die Gegenstände einzudringen, die seiner Entscheidung unterliegen, bei der immerhin geringen Zeitspanne, die ihm die Aufgaben der Repräsentation, Reisen und andere Verpflichtungen für wissenschaftliches Arbeiten, persönliches Studium lassen.

Ganz im Gegensatz zu Wilhelm I., der sich unbedingt auf Bismarck stützte und es für eine Sünde gehalten hätte, wider Bismarck oder gar ohne Bismarck zu handeln, erblickt der Kaiser in seinen Ministern das, was sie dem ursprünglichen Sinne des Wortes gemäß sind: Herrenwillen ausführende Diener. Keiner Partei, keinem geistesmächtigen Individuum gehört sein Ohr. Unsere Verfassung denkt sich solch' einen König, und dem monarchischen Gefühl des Deutschen gefällt ein solcher König besser als die shadow kings, deren sich England, Belgien und was sonst constitutionell regiert heißt, erfreut. Und Herrschern von der Art Wilhelm's II. droht nur die eine Gefahr, daß sich an Stelle der Großen, die vom eigenen Werthe allzu sehr überzeugt sind, als daß sie ihre Meinung nach Höflingsart vorsichtig gewunden vortragen könnten, die Ganzkleinen einfinden, die geriebenen Emporstreber, denen es nicht sowohl darauf ankommt, ihrer Ansicht beim Fürsten zum Siege zu verhelfen als ihrer Person. Daß ferner Parteien und Menschen, die von der Krone etwas zu erreichen wünschen, es nicht redlich im Audienzzimmer oder im Parlament vortragen, sondern daß sie über die Hintertreppe gehen und einen überaus kunstvollen Apparat in Scene setzen, nur um dem Monarchen zu verhehlen, wieviel gerade ihnen an dieser und jener Handlung gelegen ist.

Die Begebnisse im Fall Kotze, jene unsagbar plumpen Colportageroman-Intriguen, angezettelt, einen höchst harmlosen Mann zu verderben, die Liebenberger Jagdgeschichten, die Kiderlen-Vorgänge und, all' diese unheimlichen Dinge an Wichtigkeit um Haupteslänge überragend, die Geheim-Geschichte des Sturzes Bismarck's, den wahrlich Stöcker nicht herbeiführte und der auch nicht ausschließlich mit tragischer Nothwendigkeit den Charakteren der beiden Helden des Dramas entsprang — all' diese Ereignisse zeigen genugsam, wie man im Finstern um Einfluß und Macht ringt, wie man auf spiegelglattem Parket den Galanteriedegen höfisch trägt und in verschwiegenen Corridoren funkeln läßt. So wächst die Gefahr, daß die Ritter der Hintertreppe, denen ein Zufall die Wege zu den Gemächern des Kaisers öffnete, falsche Vorstellungen und Anschauungen in dem Monarchen erwecken und ihn vorsichtig sacht, ohne daß die officiell Berufenen hindernd und berichtigend eingreifen könnten, für ihre Ziele und Zwecke interessiren. Staatsstreichpläne, von Schranzen ausgeheckt, die freilich Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben, abstruse Pläne, die von fast ungeheuerlicher Verkennung

der politischen Lage zeugen, wie die wieder auftauchenden Cartellträume, können so wochenlang die Oeffentlichkeit beunruhigen. Und Niemand ist, der dem Kaiser wahrhaftige Rede steht, ihn schlicht und einfach über die Wünsche und die Stimmungen seines Volkes aufklärt. Die's vermöchten, thun es nicht, und die vielleicht ehrlich genug sind und angesehen genug, um der Wahrheit auch den so wichtigen Schein der Wahrheit zu verleihen, stehen selber hülflos und unwissend der neuen Zeit gegenüber. Menschen müssen sein, die den Monarchen täuschen und irreführen, wie es Menschen giebt, die das Volk irreführen, umgekehrte Liebknechte, in Parteiverblendung befangen wie der, aber vielleicht minder ehrlich. Was anders soll es bedeuten, daß bei großen Feierlichkeiten, die naturgemäß echte Volksfeste sein sollten, das Volk „abgesperrt" oder gar zu künstlich vorbereiteten Kundgebungen veranlaßt wird, die auf den Monarchen den „Eindruck eines spontanen Ausbruches patriotischer Huldigung machen" sollen? Und welche bedenklichen Schlußfolgerungen lassen sich aus der unwiderrufen gebliebenen Thatsache ziehen, daß ein hoher Hofbeamter es nicht verschmähte, bei Herrn Singer und einem kleinen Genossen persönlich vorzusprechen und um Bewilligung von 300 000 Mark für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche zu bitten, dieselbe Kirche, bei der angeblich der spontane Ausbruch patriotischer Huldigung aufgeführt wurde?

„Der vordere Aufgang ist nur für Herrschaften", heißt es in den stuckreichen Berliner Miethskasernen. Im Hause müssen seltsame Dinge vorgegangen sein und vorgehen, da man die Hausordnung so ganz auf den Kopf gestellt und so zahlreiche und noble Herrschaften über die Hintertreppe gehen sieht.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

1812. Schauspiel in fünf Akten von Otto von der Pfordten. (Kgl. Schauspielhaus.) — Mariana. Drama in vier Akten von José Echegaray. (Lessing-Theater.) — Der Schlagbaum. Volksstück in vier Akten von Heinrich Landsberger. (Berliner Theater.) — Die größte Sünde. Drama in fünf Akten von Otto Ernst (Schmidt). (Belle-Alliance-Theater.)

In den verzweifelten Kampf um den Zuschauer, der nun einmal, es koste was es wolle, nicht mehr ins Theater gehen will, traten mit grobem Geschütz zuerst die Directoren der beiden Possenbühnen aus der Luisenstadt ein. Adolf Ernst hatte Berch & Flothow, sein haßerfüllter Nebenbuhler Richard Schultz die Firmen Müller & Schäfer und Baruch & Comp. bemüht, die Beleuchtungseffecte waren in einem Falle von der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft, im andern vom Inspector Nobis arrangirt. Außerdem sprach der Theaterzettel von vier Gentlemen, die Jacobson, Treptow, Freund und Mannstädt heißen sollen und allen Ernstes behaupteten, die Verfasser des tapezirten, decorirten und bunt beleuchteten Rummels zu sein. Diese ihre Ernsthaftigkeit stellte den besten und einzigen Witz dar, den erwähnte vier Herren aus eigenem Vermögen ersonnen hatten; was sie sonst an sogenanntem Dialog, geistvollen Schlagern und sprühendem Humor zusammensuchten, um dem Maschinenmeister die zur Erholung nöthigen Pausen zu schaffen, findet sich bei Labiche und seinen altberliner Nachahmern und Plünderern, Salingré und Kalisch, bedeutend geschmackvoller hergerichtet. Eins von beiden Stücken, erinnere ich mich recht, das an seinem Theater gegebene, beehrte Herr Adolf Ernst mit knickebeiniger Komik; um's andere bemühten sich Herr Richard Schultz als Statistenführer und Herr Thomas a. G., ein schlechter Schriftsteller und allmälig alt werdender Komiker, dem die Autoren trotz seiner Jahre zugemuthet hatten, sich aus einer Kanone schießen zu lassen. Neben ihm funkelte ein der Einfachheit halber gradenwegs vom Wintergarten importirtes, artistisches Wundermädchen, das durch seine einfach scandalös dünne Stimme und seine noch dünneren Beine den Befähigungsnachweis für's Berliner Soubrettenthum hinreißend glanzvoll erbrachte. Alle vier Dichter sowie beide Directoren wurden unter Lorbeer, Schoten und Carotten und Blumengewinden begraben; alle vier Dichter sowie beide Directoren ließen sich annähernd zwanzig bis vierundzwanzig Mal herausjubeln, und wenn Herrn Adolf Ernst nicht vorher die Puste ausgeht, wird er den Collegen aus der Alten Jacobstraße binnen fünf Monaten zur 150. Aufführung beglückwünschen können. Denn der College hat mehr Feuerwerk, mehr nackte Schultern, mehr gemanste Witze und mehr zotige Rohheiten in seinem Stück; Adolf Ernst ist überadolfernstet, und das, scheint's, für alle Ewigkeit.

Der junge Otto von der Pfordten hat so modernen Geistes keinen Hauch verspürt, und unentschieden soll es bleiben, ob er dafür anderen Geistes einen Hauch verspürt hat; er behilft sich in Ermangelung eines Kataloges der Herrlichkeiten von Berch & Flothow in Charlottenburg mit Patriotismus und 36 Personen. Vielleicht ist die Convention von Tauroggen, dieser Hochverrath aus Vaterlandsliebe, ein dramatischer Vorwurf, und aus dem biedern General York ist vielleicht ein dramatischer Held zu schnitzen; ich weiß es nicht, glaube es auch nicht; Herrn Otto von der Pfordten gelang der Versuch jedenfalls vorbei. Zweifelsohne blitzen in seinem Opus hier und dort Talentsunken auf, und unter den unendlichen Redemassen, die er auf die Bühne gießt, giebt es zuweilen ein erfreuliches Wort, aber als Drama betrachtet verdient die Arbeit kein Erbarmen, verdient nicht einmal die Nachsicht, die jungen Anfängern gegenüber sonst manchmal am Platze ist. Es ist keine einzige von den historischen Figuren, die dröhnend über die Bretter schreiten; Pfordten's Napoleon ist ein alberner Idiot und ein Hasenfuß dazu, sein York ein Schwachmaticus, der sich, widersinnig genug, zu dem großen Entschluß erst durch den Anblick eines todtmatten Offiziers aufstacheln läßt. Leider hat der Verfasser nicht nur diese Holzfiguren, sondern auch die Theatermenschlein seiner eigenen Erfindung ganz schemenhaft gestaltet, und da er außerdem nicht einmal für die in solchen Fällen unbedingt nothwendige Radau-Handlung gesorgt hatte, fielen dem doch gewiß nicht unangenehmen und gewiß nicht leicht gelangweilten Publicum des Hoftheaters nach dem dritten Akte die Aeuglein zu. Man applaudirte noch im Traume, aber hätte man sich nicht genirt, man wäre wahrhaftig schon nach dem vierten Aufzuge in die Garderobe gegangen.

Der heurige August war überheizt, was den Reben sehr wohl thut, den Theaterdirectoren aber nicht. Da man indessen, um das Cassadefizit der schrecklichen, letzten Saison auszugleichen, ganz ungewöhnlich früh zu spielen begann, mußte auch für ungewöhnlich frühreife Novitäten gesorgt werden; um sich nicht gleich von vornherein mit deutschen Dramatikern zu verfeinden, befahl der Nachfolger Lessing's ab Ischl, einen Spanier vorzunehmen. Das Loos traf Don José Echegaray, der ein Held an Fruchtbarkeit ist, trotz Calderon und Lope, und nebenher wirklich ein kluger, selbst geistvoller Mann. Seinen Stücken eignet in Wahrheit, was man sehr häufig zu Unrecht, einer liebgewordenen Phrase folgend, denen der Pariser Boulevardiers nachsagt: sie sind kahle, kühle Rechenexempel, gewundene Spielereien. Der Sennor hat Phantasie, und eine blutrünstige sogar, der Sennor versteht zu combiniren, der Sennor weiß entzückende, manchmal sogar originale Aperçus anzubringen, aber er kann das Artistenblut nicht verleugnen, die Freude am Jongliren mit bunten Bällen. Verblüffend echt, daß es jeden Scandinavier beschämt, zeichnet er einen der üblichen, mühsam ausgetüftelten, complicirten Frauencharaktere; er weiß sich gar nicht genug zu thun an psychologischen Feinheiten, umständlichen Erklärungen, er schleppt unendlich schwerwiegendes Beweismaterial dafür heran, daß seine Mariana so werden mußte, wie sie im ersten Akte erscheint. Und auch sonst baut er seine Automaten mit einer Sauberkeit und polirt ihr Räderwerk so fein, daß niemals eine Stockung im Gang des Apparates eintritt oder gar ein Leerlaufen der Maschine. Wenn er trotzdem und trotz seiner wild bewegten Sardonhandlung allmälig ennuyirte, so war nicht allein St. Réaumur daran schuld, sondern die sich allzu bald einstellende Gewißheit, daß dort oben nicht um Menschenleben die Würfel fielen, sondern

daß eine mühselig ersonnene, abgelartete Harlekinade, mit Melpomene-Accenten und nervenerschütterndem Revolvergeknall, vor sich ging. Was dem Verfasser, sobald er sich einmal in seinen Roman verrannt hatte, tragische Logik schien, beleidigte und ermattete dann gerade durch schreiende Unwahrscheinlichkeit; aus dem klug angelegten Werk, das jedem modernen Theatergeschmack genügen sollte, ward eine rohe und lächerliche Coulissenreißerei. Möglich bleibt es immerhin, daß Echegaray's Drama bei der Schlußbilanz dieser Saison dennoch als eins von den besseren Stücken, die wenigstens die Hand des denkenden Künstlers verraten, eingestellt wird.

Er ist ein großer Poet, vergleicht man ihn zwei deutschen Mitbewerbern, die, grundverschieden in ihren — nun, sagen wir, Kunstanschauungen, ihrer Technik und ihrem Wollen, doch dies eine miteinander gemein haben, daß kein Funke dichterischen Vermögens oder auch nur theatralischer Schlagkraft in ihnen schlummert. Dem Geleitspruch, den vor einigen Monaten Herr Landsberger hier für seine Bearbeitung des guten Kant empfing, ist wenig hinzuzufügen; Herr Landsberger, der sich noch immer Lee nennt, hat grundsätzlich nichts hinzugelernt. Diesmal schneiderte er aus vormärzlichen Berliner Zeitungen und den oft gar nicht üblen humoristischen Schriften vormärzlicher Spaßbolde — ein buntfarbiges Maskenevstüm zusammen, und wer Lust hatte, hin zu sehen, konnte sich an ihm darüber unterrichten, wie man sich in den vierziger Jahren Unter den Linden trug. Das Genrebild war dem Autor die Hauptsache, und da die benutzten Collegen vom Vormärz, die „alten Quellen", wie er sagt, Talent und Witz hatten, gelang es ihm, damit im ersten Acte eine gewisse Stimmung zu erwecken. Sobald jedoch die engbrüstige Handlung wirklich einsetzte, ward es schauerlich; die Naivetät des neuen grünen Heinrich und seine Unfähigkeit rangen um die Palme, und der Kampf blieb unentschieden, gleich dem großen, mißduftigen Turnier zwischen Rabbi und Mönch. Und es war ebenso wenig angenehm, ihm beizuwohnen. Wie ein Herr Lorenz Butzinger aus München die deutsche Einheit aufdämmern sieht, weil am 1. Januar 1834 das Statut des Zollvereins in Kraft tritt, wie ihm ein Herr Friedrich Wilhelm Lüdecke zu Berlin, der fanatisch am guten Alten hängt, wüthend opponirt, wie eine Verlobung zwischen Frl. Lüdecke und obbemeldetem Lorenz deßhalb in die Brüche geht und wie im vierten Acte, als eine Garnbestellung aus Sachsen dem verbohrten Berliner das Aufgehen der neuen Zeit meldet, wie im vierten Acte Preuße und Bayer sich jauchzend um den Hals fallen, das Alles ist mit großem Aufwand an Humorlosigkeit und mit viel epischer Breite geschildert, interessirt aber deßhalb nicht viel mehr. Selbst die schönen, vaterländischen Schlußverse ließen kalt, so aufgewärmt sie dem Anthologienkenner auch vorkamen.

Im Vormärz spielt auch „Die größte Sünde" des Hamburger Schullehrers Otto Ernst (Schmidt), obwohl der Verfasser ausdrücklich als „Zeit: die Gegenwart" denuncirt. Er versucht es mit einem Uriel Acosta des Christenthums und eifert erbittert wider die Scheinheiligen, die Frömmler und Heuchler, die seinem freigeistigen Helden am Ende den Revolver in die Hand drücken. Nun braucht man kein Freund der Mucker und ihrer schrecklichen Intriguen zu sein, muß ihnen aber im vorliegenden Falle doch von ganzem Herzen dafür danken, daß sie einen so unerträglichen und geistlosen Schwätzer wie diesen Wolfgang Behring aus der Welt geärgert haben. Der Neuzeit, der Herr Otto Ernst doch wahrscheinlich auch angehört, sind die Fragen Hecuba, um die er sich schwitzend müht; im wirklichen Leben regt sich schon längst kein Mensch mehr für oder wider kirchliche Trauung und Taufe auf, und zum Schießgewehr greift dieser Dinge wegen sicherlich kein Ehepaar. Uns bewegen wahrlich wichtigere, gewaltigere Fragen; du sprichst von Zeiten, die vergangen sind. Aber wenn wir auch noch 1834 schrieben und das Drama des Herrn Ernst dadurch etwas zeitgemäßer würde, sein unkünstlerisches, durch und durch unwahres und grob tendenziöses Machwerk verfehlte doch jegliche Wirkung. Alle, die am Christenglauben hängen, stellt er als Lumpe, Betrüger oder Dummköpfe hin; edel, hilfreich und gut sind ihm nur die Aufgeklärten, die voll und ganz Ungläubigen. Ein Voller und Ganzer par excellence aber soll der Lehrer Behring sein: ideal schön, ideal brav, ideal geistreich, so gedankenschwer, daß ihn die Menge überhaupt nicht versteht. Wenigstens betheuert der Verfasser das immer wieder, und es ist einigermaßen Unrecht von ihm, daß er seinen Helden auf den Brettern nur die allerrückständigsten und verbrauchtesten Trivialitäten sagen läßt, während er seine angeblich unerhört neuen Gedanken leider in der Theatergarderobe liegen gelassen hat. Vom ersten Acte an, wo er bereits in sentenziösen Plattheiten das Erstaunlichste leistet und nebenbei völlig ohne Grund, nur dem hülflosen Autor zu Liebe, einen Dümmling von Pastor ankrakehlt, langweilt dieser gesprächige Freidenker auf's Aeußerste, und je länger das Stück dauert, desto unendlicher gießt der Landregen seiner Waldeck Manasse-Weisheit herab. Redselig wie er sind alle anderen Personen dieses Meisterwerks deutscher Schwatzhaftigkeit, und weil sie ausnahmslos weiter keinen Zweck haben, als die freireligiösen, aber trotzdem unsagbar gleichgiltigen Anschauungen des Herrn Verfassers darzulegen, ist nirgendwo von Charakteristik, nirgendwo von dramatischer Bewegung die Rede. Ein kleiner Rickert, der seine blechernen Phrasen dialogisirt hat und Aufklärung actweise verzapft, mühte sich um dies Stück; ein Poet kam darin nicht zu Worte. Das blanke Messing der Tendenz grinst überall hervor; nothdürftig bekleidete Holzpuppen mit Zetteln im Munde sollen lebende und athmende Menschen, Dichtergeschöpfe ersetzen. — Sich mit der Technik dieses curiosen Dramas zu befassen, wäre zwecklos bei der beneidenswerthen Unbehülflichkeit des Autors; der unbegabte Dilettant, dem aller Bühneninstinct mangelt, verräth sich sofort in der ersten Scene des ermüdenden Expositionsactes, und die Schlußacte sind ein förmlicher Mühlendamm verblaßter Theatermätzchen. Es ist gewiß lobenswerth, daß Herr Ernst seine Abendstunden gern im Parkett verbringt; aber wir glauben es auch so, daß er zu den fleißigsten Theaterbesuchern der Jetztzeit gehört, und es war unnöthig, das durch ein eigenes Drama zu beweisen.

Offene Briefe und Antworten.

Berichtigung.

Geehrte Redaction!

In dem mir erst jetzt zu Gesicht gekommenen Artikel der „Gegenwart" Nr. 28 „Das Schopenhauer-Denkmal" von M. Brasch wird von mir berichtet, ich sei „ein israelitischer Rechtsgelehrter". Dies beruht auf Irrthum. Ich bin Vorsitzender des evangelisch-lutherischen Consistoriums, und stamme von väterlicher Seite aus einer württembergischen evangelisch-lutherischen, von mütterlicher Seite aus einer französisch-reformirten Familie (von Rolland).

Frankfurt a. M., 9. September 1895.

Achtungsvoll

Dr. Wilhelm Gwinner.

Notizen.

Franz Grillparzer. Sein Leben, Dichten und Denken. Von E. Lange. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) An guten Grillparzer-Biographien ist kein Mangel; doch leiden die meisten an der Einseitigkeit, daß sie fast ausschließlich den Menschen und den Dramatiker in's Auge fassen. Die oben angezeigte Schrift sucht daneben auch dem Lyriker, vor Allem aber dem Denker und Aesthetiker gerecht zu werden. Sie wendet sich im Uebrigen nicht an die engere Grillparzer-Gemeinde, son-

dern will unter denen, die überhaupt literarisches Interesse haben, durch eine volksthümliche Behandlung des Gegenstandes einem tieferen Verständniß für den größten österreichischen Dichter Bahn brechen. Die lichtvolle, übersichtliche Gruppirung des Stoffes, eine weise Beschränkung, die Raum schafft für die Heraushebung des Wichtigen und Bedeutenden, eine einfache, kräftig anregende Sprache, tiefes Verständniß für Grillparzer's Eigenart und Liebe zu dem, was er hervorgebracht: alle diese Vorzüge vereinigen sich, um das Lange'sche Werkchen zu einer Volksschrift in des Wortes bestem Sinne zu machen. Sehr charakteristisch sind die letzten Capitel, in denen Grillparzer in seinem Verhältniß zu Stadt und Vaterland, sowie als Aesthetiker und Kunstkritiker behandelt wird. Man darf hoffen, daß das mit den Porträts Grillparzer's und seiner Kathi Fröhlich geschmückte Buch einen ausgebreiteten Leserkreis finden und zur Würdigung Grillparzer's beitragen wird. O. B.

Württembergische Künstler in Lebensbildern. Von August Winterlin. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die schwäbische Kunst hat für die Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts nicht dieselbe gründliche Erforschung erfahren wie die schwäbische Literatur. Während das Leben von Schiller, Schubert, Uhland, Kerner, Schwab u. A. zum Theil mehrfach in eigenen Schriften dargestellt worden ist, hat von den bildenden Künstlern kaum der eine oder andere eine Lebensbeschreibung aufzuweisen. Diese Lücke auszufüllen, ist dem Verfasser bestens gelungen. Durch seine Stellung als Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart hatte er alle literarischen Hülfsmittel, sowie auch bisher unbenutzte handschriftliche Quellen zur Hand; die Kunstwerke selbst waren ihm zugänglich, nicht wenige der neueren Schöpfungen, z. B. solche von Wagner, Gegenbaur, Neher, Hofer, Rau, hat er in langjährigem freundschaftlichen Verkehr mit diesen Meistern unter seinen Augen entstehen sehen. Aus diesem intimen Umgange mit Künstlern erwuchs dem Autor auch jenes sympathische Verständniß für ihre Denkart und Schaffensweise. Bei strenger Einhaltung geschichtlicher Wahrheit hat der Verfasser doch durch eine glückliche Erzählergabe jedem der Lebensbilder einen gewissen novellistischen Reiz zu verleihen gewußt, so daß sie nicht bloß den Kunstgelehrten, sondern auch einem weiten Kreise kunstsinniger Männer und Frauen willkommen sein werden. Aus dem Ton des ganzen Buches klingt etwas von jung Schiller's selbstbewußtem: „Ihr ihr dort draußen in der Welt die Nasen eingespannt!" heraus, die warmherzige Freude an dem hochbegabten, kernigen Schwabenvolke, dem unsere Kunst und Literatur so viel Schönes verdankt.

Caroline von Günderode und ihre Freunde. Von Ludwig Geiger. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der treffliche Literarhistoriker verbreitet hier Licht über eine noch vielfach im Dämmer liegende literarische Epoche. Fast Alles, was wir bisher über die Lebensumstände und den Charakter der unglücklichen Dichterin wußten, geht auf eine etwas trübe Quelle, das bekannte Buch der Bettina „Die Günderode", zurück. Geiger schöpft zumeist aus erst in der jüngsten Zeit zugänglich gewordenen Briefen, die zumeist an Caroline gerichtet sind, in einigen wenigen Fällen auch von ihr herrühren. Unter den Briefschreibern fallen besonders einige Persönlichkeiten aus den Kreisen der Romantiker auf, wie Savigny, Clemens Brentano und die Bettina. Der große Jurist tritt uns hier persönlich, menschlich näher. Clemens Brentano giebt sich in seinem geistvollen, aber auch seinem überspannten, an das Krankhafte streifenden Wesen, und die Bettina, das frühreife Mädchen, in ihren phantastischen Freundschaftsbedürfnissen und ihrer gänzlichen Unzuverlässigkeit in Bezug auf Alles, was sie als historisches Material zu verwerthen liebt. Auch Heinrich von Kleist soll in einer der dunkelsten Epochen seines Lebens am Rhein der überspannten Dichterin nahe getreten sein. Hoffentlich findet der emsige Forscher in seinen Günderode-Quellen auch hierüber noch Aufschlüsse.

Vorträge und Aufsätze von August Kluckhohn. Herausgegeben von K. Th. Heigel und Ad. Wrede. (München, R. Oldenbourg.) Diese Sammlung populär-wissenschaftlicher Vorträge des jüngst verstorbenen Göttinger Historikers wird zweifellos auch einen allgemein gebildeten Leserkreis lebhaft ansprechen. Besonders sei hervorgehoben die vorzügliche Monographie der Königin Luise, sodann die Vorträge über die Helden der Freiheitskriege, wie Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Freiherr von Stein 2c., die durch ihre geistvolle, feine Charakteristik ein lebenswarmes Bild der großen Männer und ihrer Zeit bieten. Weitere Abhandlungen geben auf Grund selbstständiger archivalischer Forschung zum ersten Mal eine kritische Beleuchtung wichtiger Erscheinungen des bayerischen Culturlebens, während kürzere Lebensbilder namhafter, neuerer Historiker und persönliche Erinnerungen an dieselben (Häusser, Ranke, Waitz, Weizsäcker) den Schluß des Bandes bilden. Selten hat ein deutscher Professor in diesem Grade die wissenschaftliche Strenge mit der Schönheit und Wärme des Vortrags zu vereinen gewußt.

Neuer Glaube. Von Christian Wagner. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Nach dem provençalischen Bauerndichter Batisto Bonnet und der ostpreußischen Bänerin Johanna Ambrosius, der schwäbische Bauer Christian Wagner. In begeisterungsvollen lyrischen Gesängen, wie in der einfach kräftigen Sprache des Volkes entwickelt uns dieser Landmann die Weltanschauung, die er, hinter dem Pfluge hergehend oder durch Wald und Flur lustwandelnd, sich und anderen zum Trost und zur Erhebung in eine Idealwelt, aufgebaut. Die Weisheit und milde Denkungsart indischer Priester, die Glaubenstiefe des Urchristenthums, die Kenntniß und Verwerthung der neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaften verschmelzen sich hier zum harmonischen Denkmal eines unerschütterlichen Idealismus. Wagner, der reichbegabte Dichter und Denker, wird in unserer Literatur seine Stelle haben neben den „philosophischen Bauern", den Kleinjogg und Deubler.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1895.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 39 schliesst das III. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung**, damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Die kleine Kirche.

Roman von

Alphonse Daudet.

Preis geheftet Mk. 4.—; fein gebunden Mk. 5.—

Dieser letzte Roman des Meisters, der durch so viele berühmte Werke seinen Namen weithin bekannt gemacht hat, ist ein schönes Buch, erfüllt von hoher Philosophie und gesunder Moral. In zarten Farben malt uns hier der Dichter ein Stück modernen Menschenlebens.

Madame Chrysanthème.

Roman von

Pierre Loti.

Preis geheftet Mk. 2.—; fein gebunden Mk. 3.—

Eine amüsant mit köstlichem Humor geschriebene Geschichte der kurzen, einsommerlichen Zeitehe eines französischen Seefahrers mit einer der kleinen zierlichen Japanesinnen, wie solche uns mit den kunstvoll aufgebauten Frisuren von den Porzellanmalereien und gestickten Seidenstoffen bekannt sind.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag v. **Gustav Fischer** in Jena.

Soeben erschien:

Dr. H. Schuschny,
Professor der Hygiene zu Budapest,

Ueber die Nervosität der Schuljugend.

Preis: 75 Pfennige.

Anhaltische Fürsten-Bildnisse

herausgegeben von

Egbert von Frankenberg und Ludwigsdorf.

115 Porträts in Heliogravüre

circa 100 Textillustrationen

elegant geb. M. 16.—

Rich. Kahle's Verlag

Inhaber **Herm. Oesterwitz,**
Kgl. Hofbuchhändler
in **Dessau.**

Neuigkeit von: RUDOLF BAUMBACH.

Soeben erschien:

Aus der Jugendzeit

von

Rudolf Baumbach.

28 Bogen 8°. Preis broschirt M. 5.—.

Die zahlreichen Verehrer Baumbachs dürften dieser ersten Gabe des Autors auf novellistischem Gebiete besonderes Interesse entgegenbringen.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung vom Verleger.

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk mnthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche ausquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Wunder-Cigarren-Spitze.

Der Rauch zaubert im Röhrchen reizende Bilder auf Blättchen hervor. Amüsant für jeden Raucher. Echt Weichsel mit echt Bernstein **M. 1,25,** desgl. Cigarettenspitze M. 1,10. Von 2 Stück an **frankirte** Zusendung überallhin: von ½ Dtzd. an 20% Rabatt. Briefmarken in Zahlung. Zu beziehen von

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstr. 49.

Hierzu eine Beilage von **Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 39. Berlin, den 28. September 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Eine neue Concursordnung. Von Justus. — Zum Untergang des Torpedobootes 41. Von Nauticus. — Ernst Busch und die sociale Frage. Von M.-H. — **Literatur und Kunst.** Ueber Gesangsrollen Studium. Mit ungedruckten Briefen von Ludwig Barnay und Otto Devrient. Von Heinrich Ehrlich. — Das Jubiläum der modernen Kritik. Von Gustav Karpeles. — Thomas Hardy. Von August Weiß. — **Feuilleton.** Der Roman einer Kohlmeise. Von Ida Baccini. — **Aus der Hauptstadt.** Rominten. Von Prinz Vogelfrei. — Anzeigen.

Eine neue Concursordnung.

Die gesetzgeberische Speisekarte, wie sie nach officiösen Quellen für die nächste Session des Reichstages bereits jetzt fertig gestellt ist, zeichnet sich mehr durch Mannigfaltigkeit als durch Geschmack in der Auswahl aus. Wenn nicht alle Zeichen trügen, beginnt wieder dasselbe Spiel, das man mit Ablauf der letzten Legislaturperiode beendet glaubte. Mit Ernst und Eifer sucht man durch äußerliche Heilpflästerchen die Wunden zu verdecken, so daß sie vorläufig wenigstens ungestört unter der Hülle weiterwuchern können.

Besonders die Handelswelt wird dies Mal vor Ueberraschungen auf der Hut sein müssen. Die tiefe Krise, aus der sich nur das Jobberthum in der Burgstraße neugestärkt erhoben hat, giebt für pessimistische Strömung und diese wieder für willkommene Aufnahme äußerlich lockende Hülfsmittel einen fruchtbaren Boden. Und wer die Strömung der jetzt am Königsplatz residirenden „Mittelpartei", die chronisch den Blick nach der allmächtigen Staatsgewalt gerichtet hält, ohne sich zu dem Versuch einer Reform von unten und innen auch in Gedanken nur aufzuschwingen, auch nur oberflächlich studirt hat, der wird an der baldigen und glücklichen Placirung der schönen Decorationsstücke in dem in letzter Zeit arg angewachsenen Reichsgesetzblatt kaum zu zweifeln vermögen.

Man spricht von dem Entwurf eines Pfandbriefgesetzes, der durch Herstellung eines neuen Dinglichkeitsprivilegs den Pfandbriefinhabern einen erhöhten Schutz gegenüber den Pfandbriefanstalten gewähren soll, ohne auch nur daran zu denken, daß die ganze „Pfandbrieffrage" nur dadurch entstanden ist, daß die Hypothekenbanken neben ihrem Hauptgeschäfte noch gewisse, damit in gar keinem Zusammenhange stehende Börsen- und Bankoperationen betreiben, und nur dann gelöst werden kann, wenn man die Pfandbriefanstalten streng auf das reine Realcreditgeschäft beschränkt und damit das nothwendige Gleichgewicht ihres Activbestandes mit ihrem Passivbestand nicht bloß nach der rechnungsmäßigen, sondern auch nach der ökonomischen Seite bewirkt.

Man sucht auch jetzt wieder den Entwurf einer Concursordnung hervor, wie er in der vorletzten Session aus einer gemischten Centrums- und Regierungscommission hervorgegangen ist, trotzdem die damals dazu ergangenen Gutachten der Handelsvertretungen fast übereinstimmend betont hatten, daß der größte Theil der zur Berathung gestellten Anträge den kaufmännischen Credit arg schädigen und dem Verkehr einen unliebsamen Zwang auferlegen würde, ohne auf der anderen Seite die erstrebten Zwecke auch nur annähernd zu erreichen.

In erster Reihe steht der Vorschlag, als Voraussetzung der Concurseröffnung nicht mehr wie bisher (abgesehen von Actiengesellschaften und eingetragenen Genossenschaften) die Zahlungsunfähigkeit des Gemeinschuldners, sondern schon seine Ueberschuldung anzusehen. Nach den damaligen Beschlüssen der Reichstags-Commission soll der Gemeinschuldner zu dem Antrage auf Eröffnung des Concurs-Verfahrens berechtigt sein, wenn er sich im Zustande der Ueberschuldung befindet, und — falls er Kaufmann ist — zu diesem Antrage bei Strafe verpflichtet sein, sobald aus der Geschäftsbilanz sich ergiebt, daß die Schulden das Doppelte des Activ-Vermögens betragen. — Nach den Motiven der Commission soll diese Neuerung nothwendig sein, weil der heutige Zustand dem böswilligen Schuldner gestatte, bis zu seiner Zahlungseinstellung weiter zu wirthschaften, bis nichts mehr für die Gläubiger übrig sei; das Letztere geschehe immer mehr, wie die tägliche Erfahrung und die geringe Anzahl der Procente beweisen, die die Gläubiger in den Concursen erhielten.

Schon seit Einführung des römischen Rechts herrscht der Streit, ob die Ueberschuldung, oder wie sie früher genannt wurde, die „Vermögensunzulänglichkeit", als Grund der Concurseröffnung gelten soll. Fast alle auf gemeinrechtlicher Grundlage erlassenen Partikulargesetze hatten die Concurseröffnung von dem Nachweise der Vermögensunzulänglichkeit abhängig gemacht. Auf der Grundlage der Hamburger Fallitenordnung, die zuerst das entscheidende Gewicht lediglich auf die Zahlungsunfähigkeit, die Insolvenz im eigentlichen Sinne, gelegt hatte, stellte dann die französische Gesetzgebung im Artikel 438 des code civil den Satz auf, daß das Fallissement durch die Zahlungseinstellung (Cessation des paiements) begründet werde, ein Satz, der im preußischen Recht wenigstens für das Gebiet des kaufmännischen Concurses eine allgemeine Geltung erlangt hatte. Die weitere Durchführung des Princips der Ueberschuldung nur für den nicht kaufmännischen Concurs mußte indessen in der Praxis zu so gefährlichen Inconvenienzen führen, daß man bei der Schaffung der Reichs-Concursordnung von einem Unterschied zwischen dem kaufmännischen und dem gemeinen Concurse überhaupt absah und die Zahlungsunfähigkeit allgemein als Concursgrund einführte.

Ohne der von Seiten der Commission aufgestellten, nicht durch das geringste statistische Material unterstützten Behauptung beizupflichten, muß man doch zugestehen, daß es auf den ersten Anblick etwas Ansprechendes hat, sobald der Zustand einer Ueberschuldung eingetreten ist, den Schuldner seiner Dispositionsbefugnisse zu entsetzen, und ein Verfahren herbeizuführen, das sein ganzes Vermögen ergreift und jeden Gläubiger, der nicht das leere Nachsehen haben will, zur Theilnahme an der gemeinsamen Liquidation nöthigt. Die Gefahren, welche ein derartiges Princip mit sich führt, und seine Unausführbarkeit in der Praxis springen indessen bei näherer Betrachtung sofort in die Augen.

Fragen wir uns zunächst, ob das Princip überhaupt gerechtfertigt erscheint.

Wie bereits in den Motiven zu der bestehenden Concursordnung ausgeführt wurde, hat es der Concurs nur mit den persönlichen Gläubigern zu thun; diese aber haben einen directen Anspruch nicht auf die Vermögensstücke, sondern nur an die Person ihres Schuldners. Was sie zu fordern haben, ist Befriedigung; ob sie diese aus den eigenen Mitteln des Gemeinschuldners erlangen oder vermöge des demselben noch zustehenden Credits, ist für sie unerheblich. Hieraus ergiebt sich, daß, so lange der Gemeinschuldner seinen Verbindlichkeiten nachkommt, Niemand das Recht hat, sich in seine Verhältnisse einzudrängen, ihn aus dem Besitz zu setzen und seine productive Thätigkeit zu unterbrechen, mag auch bei gleichzeitigem Andrängen aller Gläubiger sein Vermögen zur vollständigen Befriedigung derselben nicht ausreichen. Ein solches Vorgehen würde ein Unrecht gegen den Schuldner enthalten, der verlangen kann, daß vor eingetretenem Zahlungsverzuge ihm nicht die Möglichkeit genommen werde, seine Lage zu verbessern und das materiell vorhandene Deficit auszugleichen. Will man mit der Concursordnung davon ausgehen, daß Credit noch Vermögen bedeutet, so muß es grundsätzlich unmöglich erscheinen, das Princip der Ueberschuldung anzunehmen, da die Ueberschuldung nach dem reinen Bestande des Vermögens festzustellen ist, mithin der Credit, auch der gesunde Credit, der es dem Schuldner ermöglicht, aus dem Zustand der Ueberschuldung wieder herauszukommen, ganz außer Acht gelassen wird. Bei der großen Empfindlichkeit des Credits und dem engen Ineinandergreifen der heutigen Verkehrsbeziehungen müßten durch ein derartiges Princip nicht nur der Gemeinschuldner, sondern in den meisten Fällen auch Andere ohne Grund und ohne Nutzen der Gefahr financiellen Ruins ausgesetzt werden. Umgekehrt aber kann ferner den andrängenden Gläubigern nicht damit gedient sein, daß der Schuldner Vermögen besitzt, wenn er nicht die Mittel zur Zahlung seiner fälligen Schulden herbeizuschaffen vermag. Der Einwand der „Vermögensinsufficienz" kann ihnen nicht helfen, wo sie Zahlung zu fordern berechtigt sind.

Hierzu kommen ferner die praktischen Unzuträglichkeiten, welche aus dem Versuche einer Feststellung der Verschuldung hervorgehen müssen. Die Feststellung der Vermögensunzulänglichkeit hat eine Schätzung der Activa des Gemeinschuldners und eine Prüfung der Schulden desselben zum Zwecke gegenseitiger Abwägung zur Voraussetzung. Nun braucht nur auf die große Gefährlichkeit dieser Feststellung für diejenigen Kaufleute hingewiesen zu werden, welche ein großes Lager von Waaren, die einem plötzlichen Preisfall ausgesetzt sind, unterhalten, und deshalb, obwohl sie heute noch sehr vermögend sind, durch einen solchen morgen schon in Verschuldung gerathen könnten. Vor Allem aber ist hervorzuheben, daß ohne Zuhülfenahme bedenklicher Fictionen und Präsumtionen eine derartige Vermögensübersicht kaum zu erlangen ist. Die obligatorischen Beziehungen des Gemeinschuldners in ihrer Gesammtheit entziehen sich fremdem Einblick. Das greifbare Activvermögen ist an verschiedenen Orten zerstreut, der Werth desselben unterliegt fortwährenden Schwankungen. Bei den wechselnden Conjuncturen und dem unberechenbaren Ausfall schwebender Speculationen ist in jedem Augenblick das Verhältniß zwischen der Activ- und Passivmasse schwankend und unbestimmt. Im Uebrigen ist zu beachten, daß, da die Bewerthung der Activposten in der Bilanz, namentlich derjenigen, die einen Markt- oder Börsenpreis nicht haben, dem subjectiven Ermessen des Kaufmannes überlassen ist, der böswillige oder leichtsinnige Kaufmann, der Abschreibungen auf die Activa überhaupt oder in zureichendem Maße zu machen unterläßt und demzufolge zu einer scheinbar günstigen Bilanz gelangt, eine Bevorzugung vor dem gewissenhaften Geschäftsmann genießen würde, dessen vorsichtige und unter angemessenen Abschreibungen hergestellte Bilanz weit eher eine Ueberschuldung aufzuweisen vermag.

Alle diese Bedenken greifen offenbar in gleicher Weise Platz, ob man nun die einfache Ueberschuldung oder irgend einen höheren Grad derselben, wie z. B. die doppelte, zum Ausgangspunkte nimmt. Das Princip an sich ist das gefährliche, und diese Gefahr steigert sich noch dadurch erheblich, daß dem Kaufmann bei Unterlassung des Concursantrages Gefängnißstrafe angedroht wird, ein Vorschlag, der auf's Deutlichste wieder an die moderne Sucht, mit Strafparagraphen den Wirthschaftskörper zu reformiren, erinnert, im Uebrigen aber dem Nichtkaufmann, dessen Concurs gewöhnlich mangels jeglicher Buchführung ein weit schwindelhafteres Aussehen trägt, ein Privilegium giebt, das ihm durchaus nicht zukommt.

Weder einem Bedürfniß noch einem praktischen Zweck entsprechend erscheint es ferner, den Gläubiger-Ausschuß, wie von der Commission vorgeschlagen, zu einem nothwendigen Bestandtheile jedes Concurs-Verfahrens auszugestalten. Nach § 79 der geltenden Concursordnung ist es dem Concurs-Verwalter und den Gläubigern überlassen, die Einsetzung eines Gläubiger-Ausschusses vor oder in der ersten Gläubiger-Versammlung zu beantragen. Da der Ausschuß eine lediglich im Interesse der Gläubiger eingeführte Einrichtung ist, so muß es wohl auch dieser überlassen bleiben, über die Nothwendigkeit eines solchen selbst zu bestimmen. Ihn zu einer obligatorischen Einrichtung machen, hieße zahlreiche Concurse, die ihrer Einfachheit und geringen Masse halber keines weiteren Organs als des Verwalters bedürfen, unnöthigerweise complíciren und verthenern, damit also den Zwecken des neuen Gesetzes geradezu entgegenarbeiten. Sollte sich aber schon vor der ersten Gläubiger-Versammlung die Nothwendigkeit der Einsetzung eines Ausschusses herausstellen, so würde sich der Concurs-Verwalter eines groben Versehens und daher regreßpflichtig machen, würde er den Antrag auf Bildung eines solchen unterlassen. Klagen, daß Verwalter in dieser Beziehung das in sie gesetzte Vertrauen vernachlässigt hätten, sind bisher kaum aufgetreten.

Weitere bedeutsame Vorschläge betreffen die Aufnahme von Vorschriften über die Einwirkung des Concurses auf die persönliche Rechtsstellung des Gemeinschuldners. In wirthschaftlicher Hinsicht steht hier in erster Reihe die beantragte Ausschließung eines Cridars von dem Recht zum Börsenbesuch. Nach dieser Richtung hin lassen die geltenden Börsenordnungen allerdings viel zu wünschen übrig; an den meisten Börsen, wie z. B. an der Berliner, ist dem Cridar nur bis zur Beendigung des Concurs-Verfahrens, gleichviel, wie sich die Beendigung gestaltet hat, der Zutritt zur Börse untersagt. Wenn man aber bedenkt, welch' hervorragendes Moment die Zusammensetzung der Börse durch den mächtigen Einfluß birgt, den sie auf die Interessen des großen Publicums und damit auf die Wirthschaft des Landes ausübt, in welch' eminentem Maße die Zusammensetzung der Börse auf die Qualität der Gesammtspeculation und dadurch auf die Preisbildung der Speculationswerthe einwirkt, so wird man kein Bedenken tragen, die in England für die Londoner Stock exchange geltende Vorschrift aufzunehmen, wonach ein Candidat, der ein Mal in Concurs gerathen ist, nur dann Aufnahme

oder Wiederaufnahme finden kann, wenn er die Gläubiger mit mindestens $33\frac{1}{3}\,\%$ ihrer Forderungen befriedigt hat, und seit Schluß des Concurses bezw. Vergleichs mindestens zwei Jahre verflossen sind, daß aber, wer mehr als ein Mal in Concurs gerathen ist, nur nach völliger Befriedigung seiner Gläubiger aufnehmbar ist. Es ist zweifellos, daß die Aufnahme derartiger Bestimmungen, die in einem wohlthuenden Gegensatz zu den überaus laxen deutschen Vorschriften stehen, ein gut Theil zur Reinhaltung vertrauensunwürdiger Elemente beitragen und die Redlichkeit und Sicherheit des Verkehrs zwischen den Mitgliedern der Börse und den außenstehenden Personen in erheblicher Weise stärken muß.

Weitere wirthschaftliche Nachtheile indessen an den Concursfall zu knüpfen, insbesondere dem Cridar bei wiederholtem Concurse den Betrieb eines Erwerbsgeschäfts zu verbieten — eine Maßregel, die den Betroffenen von Rechts wegen existenzunfähig machen und seine wirthschaftliche Vernichtung besiegeln würde —, sowie die Ausübung bürgerlicher und politischer Befugnisse auch nach beendigtem Concurs-Verfahren zu beschränken — ein Vorschlag, der den altdeutschen „bürgerlichen Tod“ wieder zu neuem Leben erwecken würde —, müssen wir entschieden als einer geläuterten Sitten- und Culturentwickelung durchaus zuwider ablehnen. —

Die neue Concursordnung ist nichts Anderes und soll nichts Anderes sein, als ein äußerliches Beschwichtigungsmittel für den schwer klagenden Mittelstand. Man zimmert ein Gesetz zusammen und sucht sich den Concursfax als Opferlamm heraus, ut aliquid fecisse videatur. Man sucht dem strebsamen Kleinbürger weiß zu machen, daß sein Unglück hervorgerufen ist durch die Leichtfertigkeit, mit der heute Credit gewährt und mißbraucht wird. Der Kleinbürger braucht heute selbst Credit und giebt keinen. Wenn die Regierung dem kleinen Kaufmann nur das Geheimniß verrathen würde, wie er sich selbst vor dem drohenden Concurse zu schützen hat: gegen andere Concurse wird er sich dann schon ganz allein zu schützen wissen. Justus.

Zum Untergang des Torpedobootes 41.

Noch ist das Torpedoboot Nr. 41 nicht vom Meeresgrunde gehoben, und befremdlicher Weise verlautet noch Nichts von einer hinsichtlich seines Verlustes einzuleitenden Untersuchung. Durch den Untergang dieses Torpedobootes erster Classe hat unsere Marine einen schweren Schlag erlitten. Mit allen näher und weiter betheiligten Kreisen beklagen wir ihn auf das Lebhafteste; allein wir vermögen uns nicht mit der gleichen Ergebenheit in dieses Unglück zu schicken, wie manche officiöse Organe. Man wird sich erinnern, welche Sensation und Bewegung in maritimen Kreisen der Untergang eines französischen Torpedobootes im Canal vorigen Sommer hervorrief, ein Fall, der in der französischen Marine nicht der einzige war. Dort ergab die Untersuchung, daß eine fehlerhafte Construction der betreffenden Torpedobootsclasse die Katastrophe herbeigeführt hatte, und in diesem Falle bleibt nur ein sehr kostspieliger Umbau der betreffenden Gattung von Fahrzeugen oder ihre Verwendung nicht in hoher See oder endlich die Außerdienststellung die entsprechende Remedur, um der Wiederholung derartiger schwerer Unfälle vorzubeugen.

Unsere Torpedoboote galten und gelten bis jetzt als die besten und namentlich auch in hoher See tüchtigsten. Nichtsdestoweniger vermag man sich nicht mit der Annahme und, wie es scheint, Thatsache zu begnügen, daß eine außergewöhnlich mächtige Welle bei der Fahrt das Torpedoboot 41 in der verrufenen „Jammerbucht“, dem „Kirchhof der Schiffe“, dasselbe „Dwars“ traf, und daß dessen Kohlensäcke nicht rechtzeitig, wie bei den übrigen Booten, von Deck im Schiffsraume verstaut wurden. Die unbedingt einzuleitende Untersuchung, für deren Führung glücklicherweise drei gerettete Zeugen des Vorganges, darunter der für sein Schiff im Wesentlichen, bis zu einer gewissen Grenze, verantwortliche Commandeur desselben zur Verfügung stehen, ist auf die gesammte innere und äußere Verfassung des Schiffes im Moment der Katastrophe, seine Befehligung, Steuerung, Belastung, Gewichtsvertheilung, namentlich seiner fünf Schnellfeuergeschütze, auf die Verstauung seiner Munition und Kohlenvorräthe, sowie auf die Gewichtsvertheilung seiner sonstigen Ausrüstung und Approvisionirung und auf seine Constructionsprincipien und deren factische Durchführung zu richten. Ergeben sich namentlich aus dem ersten Theile dieser Untersuchung keine Fehler oder Versehen, auf welche der Untergang des Fahrzeugs mit einiger Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit zurückzuführen ist, und muß eine außergewöhnlich große Welle, im Verein mit dem herrschenden Sturme und den Kohlenvorräthen an Deck, als Grund des Kenterns angenommen werden, so bleibt immerhin die Construction der Torpedoboote der Classe S 1—S 41 auf das Eingehendste zu prüfen, und auf die geeignetsten Mittel und Wege Bedacht zu nehmen, wie dieselbe, ohne deren Leistungsfähigkeit wesentlich zu beeinträchtigen, hinsichtlich ihrer Stabilität zu berichtigen und zu verbessern ist, damit ein derartiger ernster Unfall, auch bei ungünstigsten Witterungsverhältnissen in See, sich nicht wiederholt.

Das Vertrauen von Officieren und Mannschaften in ihr Schiff wird schwer erschüttert, wenn sie mit der Möglichkeit des Kenterns in den Kampf oder überhaupt in See gehen und rechnen müssen. So verhängnißvoll es für die Artillerietruppe ist, wenn eins ihrer Geschützrohre springt und die Bedienungsmannschaft tödtet oder verwundet, ein Unfall, der bei den früheren Gußstahlvierpfündern — wir erinnern an den Fall Gregory — vorgekommen ist und der die Kampfes-Zuversicht und -Freudigkeit mit dem Vertrauen in die eigene Waffe schwer erschüttern muß, von so ernster Bedeutung ist der Untergang eines Schiffes für die Marine, wenn er nicht auf Fehler und Versehen, sondern auf Momente der der Construction oder ihrer Durchführung zurückzuführen ist. Vielleicht bietet das Ergebniß der Untersuchung über den Untergang der französischen Torpedoboote Momente, welche als Anhalt in dieser Richtung zu dienen vermögen, und wir erinnern daran, daß beispielsweise bei der Classe der kleinsten Fahrzeuge, welche den offenen Ocean befahren, derjenigen der gewöhnlichen Segelyachten von nur einigen 20 Fuß Länge, die vermöge ihrer großen Fläche der Segel und ihrer Kleinheit, der Einwirkung von Wind und Wellen außerordentlich ausgesetzt sind, zuweilen gegen 180 Centner Blei im Kiel mit Erfolg gegen das Kentern untergebracht sind und mitgeführt werden. Ergiebt sich jedoch durch die Untersuchung ein Fehler in der Construction oder in deren Durchführung, so erscheint ein Umbau der betreffenden Classe der Torpedoboote geboten, eine voraussichtlich sehr kostspielige, jedoch unerläßliche Maßregel, die wiederum den Beweis liefern dürfte, daß ein *übermäßiger* Flottenapparat für das Reich, sowohl in Anbetracht der Thatsache, daß die Entscheidung in einem Kriege für dasselbe stets durch die Landarmee herbeigeführt werden wird, wie im Hinblick auf seine wirthschaftliche Lage, als ein Luxus bezeichnet werden muß, den es sich nicht gestatten kann.

Nauticus.

Ernst Busch und die sociale Frage.

Vor etwa zwei Jahren starb, von aller Welt unbeachtet, als Commis irgend einer Actiengesellschaft, im Alter von 42 Jahren Ernst Busch. Was er gewesen, weiß die Welt heute so wenig wie damals. Es hat zwar ein und der andere Schriftsteller von ihm Notiz genommen, und ein Nationalökonom, der Beziehungen zwischen ihm und Proudhon fand, hat eine Schrift aus seinem Nachlaß herausgegeben und mit einem wohlwollenden Begleitwort versehen. Aber dabei ist es auch geblieben. Fast möchte man fürchten, der Mehrzahl unserer Forscher sei der Maßstab für wissenschaftliche Leistungen verloren gegangen, da eine Erscheinung wie Busch so gänzlich unbeachtet bleibt. Ein paar Bemerkungen voller Anerkennung, wie man sie in ganz ähnlicher Weise auch irgend einer fleißigen, sauberen und übersichtlichen statistischen Arbeit zu zollen pflegt, genügen hier schlechterdings nicht. Ja sie werden in solchem Falle fast zur Beleidigung und sind vielleicht schlimmer als gänzliches Stillschweigen. Es ist Zeit, daß die Welt endlich einmal von Busch erfährt. Ganz abgesehen von der dem Todten geschuldeten Pietät liegt hier ein allerhöchstes praktisches Interesse vor.

Busch's erste Schrift, deren Grundgedanken auch in den folgenden (soweit sie veröffentlicht sind) wiederkehren, erschien 1890 und betitelte sich: Die sociale Frage und ihre Lösung. (Berlin, Schall & Grund. Der Titel klingt nicht eben verlockend für den, der da weiß, wie viele „Lösungen" der socialen Frage das Jahr über von confusen Köpfen in die Welt gesetzt werden. Ein weniger naiver Schriftsteller, als Busch es war, hätte gewiß einen anderen Titel gesucht. Sachlich aber ist derselbe vollauf berechtigt. Denn Busch beschränkt sich nicht, wie die Mehrzahl der bisherigen ernst zu nehmenden socialistischen Schriftsteller und namentlich die der jüngsten Epoche, auf eine Kritik unserer wirthschaftlichen Zustände, sondern als Erster und Einziger hat er zugleich den Weg gewiesen, der aus dem socialen Elend herausführt. Seine Lösung ist, sobald man sie nur erst kennt, so selbstverständlich, einfach und natürlich, wie sie eben nur von einem Genie gefunden werden konnte.

Es scheint gerathen, von einem Gegensatz zu Marx auszugehen. Zum Gemeinplatz geworden ist heute die Marx'sche Anschauung, daß das Capital es ist, mittelst dessen der Unternehmer den Arbeiter um den vollen Arbeitslohn prellt. Obgleich allgemein anerkannt von Freund und Feind, ist dieser Satz doch einseitig, unvollständig, falsch. Und auf ihm beruht das Erbübel, der organische Fehler des Marxismus, der schließlich auf jede durchgreifende Lösung verzichtet und fatalistisch die Hände in den Schooß legt, die einstige Befreiung des Arbeiterstandes den sich weiterentwickelnden ökonomischen Zuständen anheimstellend. Da hätten wir schließlich auch bei der alten bequemen Lehre vom laisser faire bleiben können. Wenn die deutsche Socialdemokratie wenigstens hie und da selbstthätig eingreift, so ist das jedenfalls kein Verdienst des Marxismus, sondern das persönliche Verdienst ihrer Vertreter. Soweit sie dagegen wissenschaftliche Theorie ist, ist auch die Socialdemokratie fatalistisch, auf deutsch gesagt unfruchtbar, und wird zur Stubengelehrsamkeit. Man denke nur an das famose Schlagwort vom „Hineinwachsen in den socialdemokratischen Staat"; das könnte der eingefleischteste Manchestermann adoptiren. Und doch giebt es eine Lösung und läßt sich ein zielbewußtes, einheitliches Programm für die praktische Action aufstellen, statt bald so, bald so, bald mit der Gewerkschaftsbewegung, bald mit Streiks, bald wieder mit Productivgenossenschaften zu dilettiren. Man braucht nur die Lehre von der Allmacht des Capitals zu verwerfen, die uns freilich zwingen würde, die Befreiung ad calendas Graecas zu vertagen.

„Die Herren Marxisten," sagt Busch („Der Irrthum von Karl Marx", Basel, Müller) „haben wohl noch nie Etwas von selfmade men, die viele Millionen zusammengetrommelt haben, oder von Geschäftsleuten, die Jahre lang mit Unterbilanz arbeiteten und schließlich doch noch reich wurden, oder von Fallirten, die mit zwei bis drei Procent accordirten und unmittelbar nach dem Accord ihr Geschäft munter und mit bestem Erfolg fortsetzten, gehört? Uns sind derartige Leute in Hülle und Fülle bekannt. Dieselben haben aber nicht ein Geschäft erzielt, weil sie über Capital verfügten; sie haben vielmehr Capital angesammelt, weil sie das Geschäft zu erzielen wußten."

An anderer Stelle weist er schlagend hin auf die Hausindustriellen. Hier ist ja die marxistische Forderung erfüllt, hier verfügen die Arbeiter über die Productionsmittel. Was will man also noch? Müßten nicht die schlesischen Weber, die thüringer Korbflechter sich, der Theorie zufolge, im Ueberflusse wälzen? Wie niederträchtig von ihnen, daß sie trotzdem weiter hungern!

Es ist eben einfach nicht wahr, daß der Capitalist als solcher den Mehrwerth verschluckt und jeden Nichtcapitalisten vom Genuß des Mehrwerths ausschließt. Die Griffelmacher im Meiningen'schen, über deren klägliche Zustände man sich aus Sax' Schrift „Die Hausindustrie in Thüringen" unterrichten mag, sind nicht nur Capitalisten, sondern auch Monopolisten, da der Griffelschiefer, den sie bearbeiten und dessen Eigenthümer sie sind, sich anderswo nicht findet. Also geradezu Collegen der Herren vom Petroleumring! Was hilft ihnen aber das Alles? Den Profit, den Mehrwerth stecken nicht sie ein, sondern die Händler, die sich zwischen sie und das Publicum stellen. Sie erhalten für 1000 Griffel 90 Pfennig, die Detaillisten nehmen 1 — 2 Pfennig für das Stück.

Wir haben einen Begriff von weiterem Umfang zu suchen, der auch das Großcapital einschließt und alle mehrwerthbildenden Faetoren umfaßt. Dies fragliche Etwas ist, um endlich das Kind beim rechten Namen zu nennen: die Fähigkeit, Geschäfte zu machen, oder mit anderen Worten, zwischen Production und Consumption zu vermitteln. Producent im wahren Sinne ist nur der Arbeiter. Ihm gegenüber stehen als Parasiten nicht bloß die Industriellen und Grundbesitzer, auf die Marx allen Schatten fallen läßt, während Henry George und seine Nachtreter, ganz unwissenschaftlich, gar den Grundbesitz allein verantwortlich machen, sondern es fallen unter dieselbe Kategorie Alle, die Arbeit oder Arbeitsproducte kaufen und mit Erzielung von Mehrwerth wieder verkaufen. Wirthschaftlich sind sogar die kleinen Geschäftsleute, die Handwerksmeister und Ladeninhaber, die Jeder für sich wenig, zusammen sehr viel Mehrwerth erzielen, noch weit schlimmer als die Großindustriellen, die erst durch sie existiren.

Und fragen wir genauer, worin denn die Fähigkeit zum Geschäftemachen besteht, so giebt uns ein einziges Wort die Lösung und weist uns den Weg aus dem Labyrinth; es ist das Wort Kundschaft.

„Der Erwerb von Kundschaft, die Erzielung des Geschäfts, bildet heute das allein entscheidende Moment für jeden materiellen Erfolg, nicht das Eigenthumsrecht an die Productionsmittel ... Kann diese erste und wichtigste Bedingung erfüllt werden, dann stellen sich Capital und Productionsmittel ganz von selbst ein." (Der Irrthum von Karl Marx, S. 29).

So verblüffend einfach die Sache ist, so folgenreich ist doch diese Erkenntniß. Denken wir uns, daß aus irgend einem Grunde etwa das Hamburger Publicum in den riesigen Verkaufshallen von J. Brann nicht mehr kaufen wollte, so würden ihn weder seine Geschäftslocalitäten, noch seine Waarenvorräthe, noch das Heer seiner Angestellten vor dem Bankerott bewahren. Das Capital kann freilich vermittelst der Reclame die Kunden herbeizulocken versuchen. Aber auch ohne die Reclame können diese kommen, wenn sie wollen, und wenn

sie nun einmal nicht wollen, so ist alle Reclame weggeworfen und alles Capital machtlos. Die Kundschaft ist ein freiwilliges Geschenk der Consumenten. Sie wissen nur bis heute noch nicht, welche Macht ihnen damit in die Hand gegeben ist, was sie erreichen könnten, wenn sie, statt ihre Kundschaft planlos zu verzetteln, einem festen Ziele zustrebten. Jeden Tag aber können sie darüber belehrt werden. Auf so morschem Boden ist das scheinbar so stolze Gebäude des Capitalismus errichtet. Ein Stoß, und es liegt am Boden.

Also bei der Consumption ist der Hebel anzusetzen, nicht, wie die bisherigen Socialisten wollten, bei der Production. Die Productivgenossenschaft ist nicht der Ausgangs-, sondern der Endpunkt der Reform. Und weisen nicht auch die bisherigen Erfahrungen denselben Weg und bestätigen Busch's auf deductivem Wege gefundene Resultate? Wo sind denn die Segnungen geblieben, die man seit 80 Jahren von den Productivgenossenschaften erhofft? An Eifer hat es doch wahrlich nicht gefehlt. Es ist richtig, daß einige Experimente gelungen sind, aber dann ist aus der Productivgenossenschaft unter der Hand eine Actiengesellschaft geworden. Jedenfalls steht das eine fest: die sociale Frage ist damit keinen Schritt weiter gekommen, und auch die vielgepriesenen Rochdaler sind keine „Pioniere" auf socialem Gebiet geworden. Dagegen gedeihen die Consumvereine überall, wo sie in's Leben gerufen werden, und obwohl erst in beschränkter Zahl vorhanden, verursachen sie den Händlern schon Kopfzerbrechen genug. Nur hat bisher Niemand daran gedacht, sie mit Hinblick auf ein großes sociales Ziel auszubauen und weiterzubilden. Das blieb Busch vorbehalten. In seiner Hand wird der unscheinbare Consumverein zur vernichtenden Waffe, die das Unternehmerthum zerschmettert.

Dies dadurch, daß der Consumverein, sobald er festen Fuß gefaßt hat, die jeweilig weiter zurückliegenden Stadien der Vermittelung, des Geschäftemachens in seinen Bereich zieht. Ein Beispiel wird dies klar machen. Zwanzigtausend Arbeiter thun sich zu einem Consumverein zusammen. Dies können sie ohne Schwierigkeit; ein irgendwie nennenswerthes Capital ist nicht erforderlich. Wird nur die Solidität des Unternehmens verbürgt durch die Stetigkeit der Kundschaft (und diese beruht auf nichts Geringerem, als dem eigenen, höchst offenkundigen Interesse der Theilnehmer), so kann es an Credit, falls dieser erforderlich sein sollte, nicht fehlen. Verlangen wir von den Arbeitern, daß sie für den ersten Beginn 50 000 Mark zusammenschießen, so ist das vollauf genügend. Hiervon, wollen wir annehmen, werden Gastwirthschaften eröffnet. Für 20 000 Mark werden eine Anzahl Locale zunächst für drei Monate gemiethet, für weitere 20 000 Speisen und Getränke gekauft, 10 000 dienen zur Bestreitung der Spesen. Begnügen sich die Arbeiter, in Erwartung der künftigen Vortheile, zunächst mit einer mäßigen Ersparniß, so kann der Verein, vorausgesetzt, daß jeder der 20 000 Theilnehmer wöchentlich auch nur 1 Mark in seinen Wirthschaften verzehrt, leicht 5000 Mark die Woche erübrigen. Somit wäre das Fortbestehen der Wirthschaften gesichert, und in kürzester Frist wären die Capitalien erübrigt für weitere Unternehmungen, als da sind: eigene Bäckerei, Schlächterei, Materialwaarenhandlung, Schnittwaarenhandlung, Schusterei, Schneiderei u. s. w., kurz, der Verein kann seine Mitglieder nach und nach mit fast allen Lebensbedürfnissen versehen. Und da er weder Handelsgewinne einstreichen will noch die enormen Spesen seiner privaten Concurrenten zu tragen hat, so bringt schon dieser erste Schritt (wie das Beispiel der bereits bestehenden Consumvereine beweist) eine ziemlich beträchtliche Verbilligung mit sich. Um wenig zu sagen, beläuft sich diese auf 25 — 30%. Das ist dasselbe, wie wenn alle Arbeitslöhne plötzlich um 15 — 20% in die Höhe gingen. Natürlich kann dieser offenbare Erfolg nicht ermangeln, dem Unternehmen stets neue Theilnehmer zuzuführen, es damit auf eine immer solidere Basis zu stellen und ihm immer größere Ausdehnung zu gestatten. Das Geheimniß dieses Erfolges liegt darin, daß bei den privaten Unternehmungen der größere Theil des Capitals auf Anlockung der Kundschaft verwandt werden muß, während beim Consumverein diese Ausgabe wegfällt. Nicht minder werden für jenen Zweck neun Zehntel dessen in Anspruch genommen, was man heute kaufmännisches Geschick zu nennen pflegt. Unter einem gewandten Verkäufer versteht man nicht etwa einen Menschen, der die Qualität seiner Waaren und die Bedürfnisse des Publicums genau kennt und stets die richtige Waare an den richtigen Mann zu bringen weiß. Dies ist die Auffassung vom Kaufmann, wie sie in der Manchesterschule, z. B. bei Bastiat, gang und gäbe ist. Die Wirklichkeit zeigt ein ganz anderes Bild. Ein tüchtiger Verkäufer ist der, welcher, zehn Mal hinausgeworfen, zum elften Male wieder hereinkommt. Sobald man aber die Kundschaft nicht mehr durch tausend Ränke und Kniffe herbeizuzerren braucht, sondern sie sich ungebeten herzudrängt, wird jene edle, oft recht hoch besoldete Fertigkeit zur brodlosen Kunst und das Verkaufen wird die einfachste Sache von der Welt.

In nicht allzu ferner Zeit kann sich ein Netz von Consumvereinen über das ganze Land ausbreiten, nach einheitlichen Grundsätzen organisirt und gegenüber dem Unternehmerthum geschlossen vorgehend. Welche Macht in der Welt wollte sich vermessen, den Arbeitern ein solches, mit der Gewerbefreiheit völlig vereinbares Vorgehen zu wehren, sobald sie ihr materielles Interesse erkannt und sobald das schon heute mächtig erstarkte Standesbewußtsein sie die Vortheile ihrer Stellung rücksichtslos auszubeuten antreibt? Jetzt beginnt das zweite Stadium. Der Verband der Consumvereine wird fortan, statt Mehl für seine Bäckereien einzukaufen, selbst Getreide zu bauen anfangen. Er wird die Stoffe für seine Bekleidungsfabriken nicht mehr den Fabrikanten abkaufen (daß er von vornherein sich mit ihren Abnehmern und Mittelsmännern nicht erst eingelassen hat, ist wohl selbstverständlich), sondern er wird selbst den Fabrikanten spielen. Auch Bauunternehmer wird er werden und den Arbeitern menschenwürdige Wohnungen verschaffen, deren Miethpreise durch keine ungezügelte Bodenspeculation zu schwindelhafter Höhe emporgetrieben sind Denn, wie Busch es meisterhaft ausführt, der Werth von Grund und Boden ist capitalisirter Handelsprofit, der noch erzielt werden soll. Auf der Hoffnung, große Geschäfte zu erzielen, beruhen die unsinnig hohen Bodenpreise, und mit jener Hoffnung werden sie zu nichte. So löst sich auch die Bodenfrage ganz einfach und ohne phantastische und aussichtslose sogenannte „friedliche" Vorschläge à la Flürscheim.

Einige große Unternehmer würden sich vielleicht in der angenehmen Täuschung wiegen, daß zu einem solchen revolutionären Gebahren die Urproducenten nicht die Hände bieten würden; daß etwa die Bergwerksbesitzer oder großen Grundherren eine Art Streik inscenirten und dem Consumverein den Verkauf verweigern würden. Eitle Hoffnung! Die geträumte Solidarität unter den Unternehmern existirt nicht. Das Capital kennt kein Standesbewußtsein. Bald würde ein allgemeines sauve qui peut unter den Händlern in Urproducten entstehen, wer als Erster seine Waare an den Consumverein losschlägt. Wie dann schließlich die gründliche und endgültige Niederwerfung der scheinbar so gewaltig dastehenden großen Vermögen durch Abschneidung jeder Möglichkeit auf Handelsgewinn sich vollzieht, darüber muß man das Nähere bei Busch selber nachlesen. Er hat den Gegenstand am wirksamsten in seiner zweiten Schrift „Ursprung und Wesen der wirthschaftlichen Krisis" (Leipzig, Otto Wigand) erörtert. Möge sich kein Leser diesen Genuß versagen! Hier erhebt sich dieser sonst so ungelenke Schriftsteller, der auf jeder Seite seine lückenhafte Jugendbildung und den Mangel an formaler Schulung verräth, zu einer fast lucianisch zu nennenden Höhe des Sarkasmus und ent-

wirft eine klassische Schilderung, die von ebenso zwingender logischer Schärfe wie drastischer Anschaulichkeit und Eindringlichkeit ist.

Es ist nun freilich wahr; jeder historisch geschulte Mensch wird allemal, wenn ihm ein glänzendes Zukunftsbild der Menschheit in greifbarer Nähe gewiesen wird, sich geneigt fühlen, ein großes Fragezeichen darunter zu setzen. Ein Bellamy oder Hertzka werden schon durch die Zuversicht, mit der sie auftreten, uns Skeptiker abstoßen. Wir sind zu oft enttäuscht worden. Ohne Zweifel wird auch Busch mit diesem im allgemeinen ja nicht unberechtigten Mißtrauen zu kämpfen haben. So logisch sein Gedankengang ist, man erklärt sich auch ihm gegenüber lieber für überführt als für überzeugt. Was aber Busch sehr vortheilhaft von Utopisten wie George, Flürscheim, Hertzka u. A. unterscheidet, das ist der Umstand, daß er uns durchaus keinen Sprung, keinen ungeheuerlichen Eingriff in das Eigenthumsrecht, mit einem Worte, keine Revolution zumuthet. Um den von ihm gewiesenen Weg zu gehen, brauchen wir daher auch weder Hertzka nach dem äquatorialen Afrika zu begleiten, noch müssen wir mit Flürscheim unseren heutigen Machthabern ein Maß von socialer Weisheit und zugleich eine Entschlossenheit und Thatkraft zumuthen, wie sie alle Lykurgs und Solons der Erde zusammengenommen nicht bewiesen haben. Busch's Idee ist hier, ist heute, an jedem Tage und zu jeder Stunde in's Werk zu setzen. Busch hat andererseits auch gar nichts zu thun mit dem verzweifelten socialdemokratischen Wahlspruch: Es muß erst viel schlimmer werden, ehe es besser wird; ein Wahlspruch, an den die socialdemokratischen Führer zwar heute aus Opportunitätsgründen nicht mehr gern erinnern, der aber gleichwohl die logische Consequenz der socialdemokratischen Lehre enthält. Vielmehr liegt für Busch die Sache so, daß sein Heilmittel, auch wenn es nicht mit voller Consequenz zur Anwendung kommen und deshalb keine volle und endgültige Lösung der socialen Frage bringen sollte, daß es selbst dann die bestehenden Uebel wenigstens einigermaßen lindern würde. Ein praktischer Erfolg wenigstens auf beschränktem Gebiet steht hier außer Frage. Jede Verbilligung der Lebensbedürfnisse bedeutet eine Hebung des standard of life. Auch handelt es sich ja gar nicht um einen Sprung in's Dunkle. Vielmehr haben wir, bei Lichte besehen, den gewiesenen Weg bereits beschritten, wenn auch tastend und unbewußt. Jeder Consumverein legt Zeugniß ab für die Wahrheit von Busch's Lehrsätzen. Nur daß eine Zusammenfassung der zerstreuten Bestrebungen dringend nothwendig ist, ehe die Uebel, an denen wir kranken, dermaßen um sich greifen, daß jede Cur aussichtslos wird. Denn entgegen jenem socialdemokratischen Satz läßt sich behaupten: Wenn es nicht bald besser wird, so wird es überhaupt nicht mehr besser.

Aber wo sind die geistigen Leiter, wo die agitatorischen Kräfte, welche die prophetischen Visionen dieses socialistischen Apostels in nüchterne Praxis umsetzen? Busch selbst war kein Politiker. Er war dermaßen naiv in praktischen politischen Fragen, daß er die Initiative zu seiner Reform von der — Regierung erwartete. Die Herren Minister v. Berlepsch oder v. Hammerstein als Vorkämpfer der socialen Befreiung, als Gegner und Ueberwinder der Capitalsmacht! Wer könnte da ernst bleiben? Es bedarf wohl keines Wortes, daß von einem in den hergebrachten politischen Geschäften aufgewachsenen Staatsmann und vollends bei einer parlamentarischen Regierungsform für eine Reform im großen Stile nichts zu erhoffen ist. Wenn das Volk sich nicht selbst hilft, so ist ihm überhaupt nicht zu helfen. Die Befreiung kann nur von unten kommen. Der Staatssocialismus — Busch mag sich dessen klar bewußt gewesen sein oder nicht — mit seinem Auftreten ist er eine abgethane Sache. Die Gesetzgebungsmaschine braucht nicht erst in Bewegung gesetzt zu werden. Keine Reichstagsmajorität ist nöthig, um die Reform in's Werk zu setzen. Keine erbitterten Wahlschlachten sind erst zu schlagen. Eine rein private Thätigkeit genügt. Ja, es können sich auf diesem Boden Arbeiterfreunde der verschiedensten Parteien begegnen und, durch keine Fractionseifersüchteleien gestört, friedlich zusammen arbeiten.

Nur eine negative Forderung ist an die gesetzgebende Gewalt zu stellen: daß die Gewerbefreiheit nicht angetastet werde. Dazu scheinen freilich gewisse Leute große Lust zu haben. Wenigstens läßt sich dem Wuthgeschrei der Detaillisten, die, nach berühmten Mustern, über unlauteren Wettbewerb von Seiten der Beamten- und sonstigen Consumvereine jammern, nicht gut ein anderer Sinn unterlegen. Schwerlich wird übrigens jene Agitation von Erfolg sein. Die Regierungen müßten sonst schon ein paar Dutzend Millionen jährlich für bessere Besoldung ihrer Beamten zur Verfügung haben. Da hieran wohl niemand glaubt, so werden sie es sicherlich vorziehen, daß die Detaillisten für das Manco aufkommen.

In diesem Kampfe, der bereits mit aller Heftigkeit entbrannt ist, bietet sich vor allen den Liberalen eine günstige Gelegenheit, ihre Principien zu erproben. Hier können sie zeigen, ob ihnen das gleiche Recht für Alle höher steht als Sonderinteressen. Unzählige Male haben sie die Lehre gepredigt, daß die wirthschaftliche Freiheit die Wunden heilt, die sie geschlagen hat. Hier mag sich zeigen, ob ihnen die wirthschaftliche Freiheit heilig ist, selbst bis zur Vernichtung der augenblicklich durch sie Beschützten. Hier mögen sie zeigen, ob sie wirklich mit aufrichtigem Sinne seit fast zwei Jahrzehnten gegen Interessenpolitik gedonnert haben oder ob ihnen diese nur da verhaßt ist, wo ihnen politisch fernstehende Kreise sie betreiben. Interessenpolitik, das zeigt sich in diesem Augenblick deutlich, kann man auch als kleiner Händler betreiben, nicht bloß als Agrarier, Schutzzöllner oder Zünftler.

Bereits hat die Agitation der kleinen Gewerbetreibenden gegen die sich ihrer Haut wehrenden Consumenten hier und da einen Ton angenommen, dessen sich kein agrarischer Heißsporn zu schämen hätte. Da wird ganz unverblümt es ausgesprochen, daß dem Händlerstande ein Recht auf Kundschaft, ein Recht auf Mehrwerth zustehe. Gründen Beamte, welche sich diesen Leuten nicht tributpflichtig machen wollen, einen Consumverein, so sind sie schlechte Bürger, nichtsnutzige Schmarotzer, welche sich vom Staate füttern lassen, ohne der Gesammtheit einen Gegendienst zu erweisen, und ihr Verein ist ohne Weiteres ein „Auswuchs" der Gewerbefreiheit. Dem Staate muß unter allen Umständen eine Classe „steuerzahlender" Bürger erhalten werden. Woher die steuerkräftigen Einkommen stammen, ob aus volkswirthschaftlich zu rechtfertigender Arbeit oder aus den Taschen des übervortheilten Publikums, diese Frage wird nicht erst aufgeworfen. Ebensowenig kommen diese Biedermänner auf den Gedanken, der doch sonst manchesterlich geschulten Köpfen so nahe liegt, daß bei Ueberfüllung eines Berufes dessen Glieder die Pflicht haben, in einen anderen überzugehen. Ist es doch viel bequemer, nach Staatshülfe zu schreien! Es ist Zeit, dieser Begehrlichkeit einen Damm entgegenzusetzen, und dazu ist nach seinen Traditionen niemand besser geeignet als der Liberalismus, soweit er consequent ist. Vielleicht vollzieht sich bei dieser Gelegenheit eine Scheidung zwischen solchen Liberalen, die wirklich mit dem wirthschaftlichen Programm des Liberalismus Ernst machen, und solchen, denen die Gunst ihrer Wähler, das Interesse von Gevatter Schneider und Handschuhmacher höher steht.

Von einem anderen Gesichtspunkt aus ist die Socialdemokratie berufen, die Bewegung zu fördern. Zwar in ihrer Lehre liegt nichts, was sie auf Busch hinwiese. In dieser Beziehung wird ihr sogar ein starkes Maß von Selbstverleugnung zugemuthet. Denn Busch steht zu Marx in einem ziemlich scharfen Gegensatz. Einerseits ist aber die Socialdemokratie diejenige Macht, welche am leichtesten eine solche Bewegung der Consumenten in's Werk setzen kann. Nur

sie hat genügenden moralischen Einfluß auf die Massen, und in ihrer Hand liegt die Organisation der Arbeiter. Ohne ihre Mithülfe würde der Buschianismus sehr viel langsamer an's Ziel kommen. Andererseits aber muß sie auch die Bewegung mitmachen, wenn sie sich ihren Einfluß auf die Dauer bewahren will.

Endlich giebt es ja glücklicherweise noch eine nicht geringe Zahl von Männern, die, auf keine Partei eingeschworen, nur die Sache der Darbenden auf ihre Fahne geschrieben haben. Diese dürfen und werden, wenn sie erst einmal auf Busch's alles überragende Bedeutung hingewiesen sind, nicht ermüden, sich in ihn zu vertiefen und seine Lehren, von gewissen kleinen Mängeln und Einseitigkeiten gereinigt, in immer weitere Kreise zu tragen. M.-H.

Literatur und Kunst.

Ueber Gesangsrollen-Studium.

Mit ungedruckten Briefen von Ludwig Barnay und Otto Devrient.

Von Heinrich Ehrlich.

Ich habe vor ein paar Jahren eine Abhandlung geschrieben: „Musikstudium und Clavierspiel". In dieser waren die Gleichnisse aufgestellt: daß ein Haus erst ausgeschmückt wird, nachdem es fertig gebaut ist; daß jedem Schmucke aus Gold, Silber oder Stahl auch jedem Holzmöbel der Glanz durch Poliren erst gegeben wird, nachdem jeder einzelne Theil des betreffenden Gegenstandes fertig gearbeitet ist; daß langsames Heben eines Gewichtes viel schwerer auszuführen ist, als schnelles, weil bei diesem der Schwung des Gewichtes manche Muskel mit in Bewegung setzt, während beim langsamen Heben jede einzeln angestrengt wird; daß also nur ein oftmaliges langsames und sehr aufmerksames Durchspielen ohne Ausdruck, nur mit mechanischer Beobachtung der nothwendigen Stärkegrade, zur richtigen Auffassung und Wiedergabe einer größeren Composition verhelfe. Doch wurde an diese Behauptung gleich die Bemerkung geknüpft, daß manche „talentvolle" Musikstudirende eine solche Vorschrift übertrieben streng, die Phantasie hemmend finden werden.

Zu jener Zeit beschäftigte mich der Gedanke, daß gewisse ästhetische Gesetze der Auffassung und des Vortrags für den Schauspieler dieselbe Geltung haben müßten wie für den ausübenden Musiker; daß jener wie dieser sich vor dem Ueberfluthen der Empfindung hüten solle, so lange er nicht Macht über die Form erlangt; daß keiner mit dem Luftballon momentaner Begeisterung die Höhe erreicht, auf der man verweilen kann, sondern durch oft mühsames Emporsteigen; und daß allerdings ein Genie schneller, kräftiger und höher emporsteigt als andere, aber nicht fliegt. Bei meinen Untersuchungen über diese Frage leitete mich der Ausspruch des großen Aesthetikers F. Vischer, des entschiedensten Vertreters der idealistischen Richtung, der da ausdrücklich sagt: „Es ist ein Mißverständniß, wenn (beim Studium) die Wärme, das Gefühl vorwiegt", und dabei einen Satz Herbart's, des Begründers der formalistischen Aesthetik, citirt: „Die Anschauung ist um so vollkommener je weniger Gewicht in ihr die Empfindung hat"; er meint allerdings, Herbart sage „zu viel", aber wenn man bedenkt, daß Vischer der entschiedenste, heftigste Gegner der formalistischen Aesthetik war, so muß diesem Citate um so größere Bedeutung zuerkannt werden.

Damals ward in mir der Wunsch rege, über Rollenstudium das Urtheil von dramatischen Künstlern zu vernehmen, die durch langjährige Thätigkeit und durch allgemein anerkannten Ruf die volle Befähigung und das Recht erlangt hatten, sich über diese Frage maßgebend auszusprechen. Und so wandte ich mich gleichzeitig an Ludwig Barnay und den damaligen Director des königlichen Theaters in Berlin und einstigen namhaften Schauspieler Dr. Otto Devrient, dem schon als Sprößling einer großen Künstlerfamilie ein competentes und tiefschöpfendes Urtheil zugetraut werden mußte. Und ich erhielt folgende zwei Briefe, von denen der eine so ziemlich das vollständige Gegentheil des andern sagt. Barnay schreibt:

Ihre Anfrage wird jeden ehrlich sprechenden, d. h. antwortenden Künstler in nicht geringe Verlegenheit bringen, und nur der Phrasenr oder derjenige, dem es mehr auf Effect als um die Wahrheit seiner Antwort zu thun ist, wird schnell mit derselben zur Hand sein. Ich glaube nicht, daß es für das Studium einer Rolle irgend welche Regeln giebt, oder daß es solche geben könnte; ich halte das auch für kein Unglück. Wenn man einen Schauspieler fragt, wie gelangen Sie dazu, Ihre Rolle auf dem Wege des Studiums zu bewältigen, so wird es ihm gehen, wie es mir heute Ihnen gegenüber geht: er wird ganz verwundert die Augen aufreißen und sagen: „Herrgott, wie mache ich es denn? Darüber habe ich ja noch nie nachgedacht"!*)

Jeder Schauspieler beginnt sein Studium anders; jeder gelangt auf einem anderen Wege zu seinem Ziele.**) Und nicht nur, daß jeder Schauspieler anders sein Studium betreibt, auch jede Rolle wird einen verschiedenen Proceß des Studiums, und zwar meist einen unbewußten Proceß durchmachen.***) Im Allgemeinen ist bei mir die Vorbereitungsarbeit eine mehr geistige als technische. Ich lese die Rolle abgelöst vom ganzen Werke für sich allein, dann arbeitet das in meinem (bischen)†) Verstand und in meinem Herzen Tage und Wochen, ohne daß die Worte der Rolle dabei irgend eine Rolle spielen, und habe ich die historischen, commentatorischen, literarischen Studien und Nachschlagungen bewältigt und hat sich in mir ein Bild der Figur und der einzelnen Theile derselben, wenn auch noch nicht in scharfen Umrissen und gallertartig gebildet, dann kommen die schlimmen Stunden, der Zweifel an der eigenen Kraft und das Lauern auf die „Stimmung". Habe ich diese, ganz ohne mein Zuthun, dann geht es an das positive „Arbeiten". Ich schließe mich ein, und brauche vor allen Dingen ein unbedingtes Allein! so daß ich selbst davon gestört bin, wenn meine nächsten Familienangehörigen im zweiten, ja selbst im dritten Zimmer anwesend sind, ich brauche den vollen Glauben, daß mich niemand hören kann, und so studire ich vom ersten Laut der Rolle ab, laut und mit voller Kraft, welche die Bühnenvorstellung erfordert, und höre mir sehr aufmerksam, sehr strenge und unerbittlich zu. Dann kommt mit fast unfehlbarer Sicherheit die Ueberzeugung: „Es geht nicht, das kann ich nicht, das werde ich nie fertig bekommen", und durch diesen Jammer durch, in unausgesetzter Weiterarbeit kommen die guten „Zimmerthränen", ein Zeichen, daß ich mich selbst rühren ließ, und der Mensch, den ich darstellen soll, wandelt plötzlich gestieselt und gespornt mit Bart und Perücke bis auf die kleinste Kleinigkeit, vollkommen leibhaftig, oftmals erschreckend gespenstig††) neben mir im Zimmer herum und — ohne zu wissen wie es gekommen ist, fühlt man ganz plötzlich und freudig überrascht, daß es geht, daß es wird und daß es gut wird, und keine Freude ist dieser zu vergleichen. Nun wird auf dem gewonnenen Boden meist alles wieder nach und nach verworfen und neu gebaut†††) und geschaffen, und so arbeite ich oft Wochen, Monate, ja Jahre an einer Rolle, um — — am Morgen

*) Mich dünkt, ein denkender Schauspieler wird so nicht antworten.

**) Ganz richtig! Es führen mehrere Wege auf den Gipfel eines Berges, aber jeder muß vom richtigen Aufstiegspunkt beginnen.

***) Sollte wirklich ein bedeutender Schauspieler sich nicht Rechenschaft geben, warum er den Hamlet, den Karl Moor, den Antonius ꝛc. gerade so und nicht anders auffaßt und wiedergiebt? Das wäre ja recht — — — seltsam.

†) Die Klammern stehen im Briefe

††) Das klingt ja wie E. T. A. Hoffmann!

†††) Nach all' den Thränen und der freudigen Ueberraschung, daß man das Richtige getroffen?!

der ersten Darstellung zu erfahren, daß es vollkommen verfehlt und falsch war, ja, daß man mir vorwirft, dieser Rolle nicht dieselbe Sorgfalt*) der Vorbereitung gewidmet zu haben als einer anderen.

Wie soll man also von Regeln sprechen?

Verzeihen Sie! Ich habe diese Zeilen flüchtig und mitten unter tausend drängenden Tagesgeschäften hingeschrieben, aber ich wollte Ihnen wenigstens meinen Eifer, Ihre Wünsche zu erfüllen, darthun.

Der Brief von Otto Devrient lautet:

Es ist gar keine Frage, daß, wie beim Einstudiren eines Musikstückes, so auch beim Erlernen und Einüben einer Rolle, vorerst Eintheilung der Stimmkraft, der Betonungen, der Hebungen und Senkungen**), kurz, alles dessen, was das Mechanische eines Vortrages anbetrifft, in Ruhe und mit pedantischer Genauigkeit festgesetzt sein muß, ehe sich der Künstler der Stimmung hingeben und in seiner Empfindung zum zweiten Male Schöpfer der Dichtung werden kann. Es wird dann allemal auf die Stärke des Genies ankommen, wie nun der so mechanisch vorbereitete, nunmehr freigewordene Vortrag als ein unmittelbar entspringender erscheinen wird.

Ohne die schulmäßige Vorbereitung aber oder auch nur mit mangelhafter Vorbereitung vor ein Publikum treten, ist durchaus unkünstlerisch. Wer es auf die sogenannte Eingebung des Augenblicks ankommen läßt, gehört in die alte Schule des Stegreifs und ist unwürdig, einen Dichter wiederzugeben, der seine gottentsprungene Kraft an sein Gedicht gesetzt hat. Was ich vom Vortrage gesagt, gilt in ganz gleichem Maße von der Geberde, welche nie einzeln geübt werden sollte, ebensowenig wie der Vortrag ohne sie, denn was in der Sprache die Accente, das sind beim dramatischen Vortrage zugleich die Geberden. Sind nicht beide zugleich festgestellt und eingeübt, so ist eines oder das andere nachher unfrei oder gar eines das andere hemmend. Die Art des Einstudirens ist eine sehr verschiedene. Ich empfehle aber meinen Schülern das Einüben durch das Ohr, d. h. nicht mechanisches Einlernen durch stummes Lesen und nachträglich erst den lauten Vortrag des schon auswendig Gelernten. Der Weg zur Natürlichkeit und Einfachheit ist ein sehr weiter, darum trete man ihn sofort bei Beginn des Studiums an.

Ein apodiktisches Urtheil über diese Briefe, über die in ihnen beschriebene Methode zu fällen, darf ich nicht wagen. Wenn ein so berühmter Künstler, wie Barnay, ganz genau darlegt, daß er erst nach der vollsten Gefühlserregung das Einzelstudium beginnt, so muß jedenfalls zugestanden werden, daß er mit der Methode große Resultate erzielt hatte. Ob sie im Allgemeinen zu empfehlen wäre, ist eine andere Frage; aber Eines kann festgestellt werden: daß der dramatische Sänger, der seine Rolle nach Barnay'schem Muster studiren wollte, recht bald ausgesungen haben würde, wogegen die Devrient'schen Anweisungen ihm sehr viel Nützliches bieten. Denn es ist eine leider noch sehr oft sich bewährende Thatsache, daß gar viele Theatersänger die Musik ihrer Rollen gut studiren, dem Texte aber nur wenig Aufmerksamkeit widmen. Diese Bemerkung soll nicht etwa dahin gedeutet werden, daß ich von den Sängern, gemäß Wagner'schem Machtspruche, mehr Declamation als Gesang verlange; ich finde im Gegentheile, daß die wahre Gesangskunst zu wenig gepflegt, zu viel „dramatischer" Effect angestrebt wird. Aber die Sänger sollten dennoch zuerst den Text ihrer Rollen öfters genau studiren und dem Gedächtnisse fest einprägen und dann dem rein Musikalischen die ganze Aufmerksamkeit zuwenden. In dieser Weise würden sie die Sicherheit erlangen, daß sie den Geist der Rolle erfaßten und im musikalischen Vortrage vollen und richtigen Ausdruck entfalten.

*) Das ist nur die richtige Folge des unrichtigen Beginnens beim Studium, bei dem man dem Gefühl den Vortritt ließ, dem künstlerischen Verstande gar kein Recht einräumte. Ich verweise auf Herbart's Ausspruch.

**) Diese Forderungen gehen viel weiter als ich stellte.

Die Erreichung dieses Zieles verlangt allerdings die Erfüllung von Bedingungen, die den allermeisten modernen dramatischen Kunstjüngern widerstreben: Gründliches, sorgfältiges Musikstudium einerseits, dann genaue Kenntniß des Dramas und der Gesetze seiner Darstellung, also literarische Bildung; Summa Summarum: ziemlich langes Warten auf Erfolg. Wo aber sind jetzt die jungen Damen oder Herren zu finden, die, mit guter Stimme begabt, sich zu solch langen Studien entschlössen? Wo sind überhaupt heutzutage die Leute zu finden, die sich dem Theater widmen und dabei in Geduld fassen? Und warum soll man vom Kunstjünger, ganz besonders von dem auf der Bühne, verlangen, was man weder vom Politiker noch vom Finanzmanne verlangt? Drängt nicht Alles nach schnellerem Erfolge? Wer scheut vor irgend einem Mittel zu schnellem Gelingen, wenn es nicht eben zu gefährlich, d. h. gerichtlich verfolgbar ist? Die großen Künstler, die Bedenken hegen gegen unkünstlerische Mittel, gehören alle zur früheren Generation, und die wenigen jüngeren Neueren, die das edle Prineip vertreten — man kann sie an den Fingern einer Hand abzählen, vielleicht sogar ohne den Daumen mitzurechnen — haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, sie werden von allen den modernen mitunter talentvollen Helden der Marktschreierei als natürliche Gegner betrachtet und angefeindet.

Wenn man nun in Betracht zieht, wie unter allen Kunstjüngern, die sich der Oper Widmenden am meisten durch Aeußerlichkeiten geblendet werden müssen, wie auf sie der Anblick eines gefüllten Theaters, in dessen Logen elegante Herren, geschmückte Damen sitzen, die glänzende Bühne, die reichen Kostüme, eine erhitzende, berauschende Wirkung übt, gegen welche der nüchterne Concertsaal mit seinen einfach gekleideten Besuchern und seinen im Gesellschaftsanzuge erscheinenden Sängern in kühlen Schatten sinkt, wie ihnen also nichts herrlicher erscheinen kann, als der Beifall, den eine gepnzte Menge ihren Lieblingssängerinnen vom Theater entgegenbringt: ist es da nicht leicht begreiflich, daß sie ungeduldig dahin streben, ebenfalls da oben auf den Brettern glänzen zu können und applaudirt zu werden? Und wenn ihnen noch dazu bekannt ist, daß die gefeierte X, der berühmte Y ursprünglich gar nicht zur musikalischen Laufbahn bestimmt waren, erst vor wenigen Jahren auf die Bühne getreten sind und doch in kurzer Zeit Ruhm und große Einnahmen erworben haben; daß die leider so früh der Kunst entrissene Reicher-Kindermann, die berühmte unvergleichliche Brunhilde des Angelo-Neumann-Wagner-Theaters, und zwei noch lebende bedeutende dramatische Sängerinnen zuerst eine Zeit lang in Operetten-Theatern gewirkt hatten, wo sie gewiß keine Anregung zu Studien für die höhere Richtung fanden; muß dann nicht in jenen Kunstjüngern der Gedanke auftauchen, daß das viele Lernen doch eigentlich gar nicht so nöthig sei?

Freilich erkennen sie nicht, daß solche Erscheinungen zu den seltensten Ausnahmen gehören, daß eine genial angelegte Natur manches so zu sagen aus sich selbst schöpft, was andere nur durch langes Lernen erwerben, und daß in letzter Reihe auch die begabtesten Sänger bemüht sind, das früher Versäumte durch fleißiges Studium nachzuholen, ihre Kenntnisse nach allen Seiten hin zu erweitern. Aber wer will denn heute ruhig nachdenken? Nur recht schnell zu einem Erfolge gelangen, gleichviel auf welchem Wege, dies ist das Loosungswort der Zeit. „Réussir c'est avoir raison."

Nichtsdestoweniger wäre es doch möglich, der immer mehr um sich greifenden Zerfahrenheit und Stillosigkeit einigermaßen zu steuern und eine allmälige Besserung anzubahnen, wenn die besseren Theater und ganz besonders die Hoftheater eine kleine Reform unternähmen; wenn sie die jüngeren noch nicht ganz berühmten Sänger und Sängerinnen anhielten, ihre Partien erst sprechend zu studieren, damit sie richtig aussprechen, betonen und ganz besonders die richtigen, natürlichen

Bewegungen und Geberden lernen; und wenn die Regisseure den Herren und Damen bei jeder Rollenvertheilung den sehr kurzen Paragraph 17 der Goethe'schen Regeln für Schauspieler vorläsen. Auch die bedeutenderen Gesangslehrer könnten, trotz aller Hast der Lernenden, in kurzer Zeit auf die Bühne zu kommen, Lieder und Gesangsrollen erst sprechend und dann singend einstudiren. Freilich giebt es wenig Hof-Intendanten (vielleicht keinen), dem nicht des Hofes Gunst höher stände, als Gebote der Kunst, sehr wenig Theaterdirectoren, denen nicht der Bericht des Cassierers viel wichtiger wäre, als alle Bemerkungen des Regisseurs. Und es giebt auch nicht wenige Lehrer, die begabten Schülern alle Zugeständnisse gewähren, deren Eigendünkel noch bestärken, nur damit sie nicht zu einem noch gefälligeren Lehrer gehen, der seine Methode als die allein selig machende preist, und auch den geringsten Erfolg eines Schülers in die Welt posaunt als einen großen! Es waltet eben in allen Dingen, in künstlerischen wie in politischen und gesellschaftlichen, die immerwährende Wechselwirkung; wer mag entscheiden, auf welcher Seite dies Schwergewicht liegt?

Eins steht fest: die wahrhaft großen Sänger und Sängerinnen verschwinden, oder vielmehr sie sind verschwunden. Es giebt keinen Wagnersänger, der den Vergleich mit Niemann oder Vogl bestehen kann; ebenso auch keinen Vertreter des schönen Gesanges (bel canto), seit Theodor Wachtel das Patriarchenalter erreicht hat. Die Reicher-Kindermann, die Lucca, die Johanna Wagner, Maria Wilt, Marianne Brandt sind unersetzt geblieben. Und wenn Marcella Sembrich sich zurückzieht, ist die letzte Gesangskünstlerin von der Bühne geschwunden.

Aber — Noth lehrt beten; warum soll sie nicht auch singen lehren? Darum wollen wir hoffen, daß der nächsten Generation wieder große Sänger und Sängerinnen erstehen werden.

Das Jubiläum der modernen Kritik.

Von Gustav Karpeles.

Gleichviel von welchem socialpolitischen oder religiösen Standpunkte aus man die moderne Kritik ansehen mag, die Thatsache wird Niemand in Abrede stellen können, daß sie eine Macht, eine große und starke Macht im Leben der Gegenwart geworden ist. Und wenn man das ganze liebe Kalenderjahr hindurch die geringfügigsten Jubiläen feiert und die Geburtstage berühmter Männer förmlich an den Haaren herbeizieht, so wird es wohl nicht erst nöthig sein, die Berechtigung, das Jubiläum der modernen Kritik zu feiern, begründen zu müssen.

Ja, das Jahr 1795 ist das Geburtsjahr der modernen Kritik, und wir haben wahrhaftig allen Grund, dieses Jubiläum zu feiern. Ein kleines, unscheinbares Büchlein von etwa 170 Seiten war es, das die moderne Kritik begründet hat; es führte den Titel: Prolegomena ad Homerum sive de operum Homericorum prisca et genuina forma variisque mutationibus et probabili ratione emendandi, Vol. I. Der Verfasser hieß Friedrich August Wolf, damals Professor der alten Literatur und Pädagogik an der Friedrichs-Universität zu Halle a./S. Es dürfte dem unbefangenen Leser heute merkwürdig erscheinen, daß ein so kleines und wie es scheint, nur aus Fachstudien hervorgegangenes und wiederum nur an Fachleute sich wendendes Büchlein eine solche Revolution hervorbringen konnte. Und doch ist dies der Fall gewesen.

Die Thatsache, daß mit dem Erscheinen der Prolegomena von Wolf die moderne historische Kritik ihren Anfang genommen habe, ist heute in allen Literaturgeschichten zu lesen; aber es lohnt sich wohl der Mühe, dieses literarische, ja noch mehr: geschichtliche Ereignisse in seiner Entstehung zu beleuchten und dadurch den hundertsten Geburtstag der modernen Kritik würdig zu begehen. Das ganze Mittelalter hindurch wurde Homer als der Dichter der beiden Epen, der Ilias und der Odyssee, gefeiert. Die alte Geisteswelt der Griechen und Römer hatte durch die Renaissance und den Humanismus ihre Auferstehung gefeiert. Aus der klösterlichen Enge religiöser Anschauungen führte die Renaissance die europäische Menschheit in Kunst, Wissenschaft und Leben zum Alterthum und dadurch zur Selbsterkenntniß wieder zurück; sie erweckte das classische und biblische Alterthum aus seinem Grabe wieder zu neuem, verjüngtem Leben. Mit dem erwachenden Bewußtsein der Culturmenschheit, mit dem keimenden Gefühl der Freiheit und Gerechtigkeit beginnt der die Renaissance fortführende Humanismus. Ein nie unterbrochener Faden classischer Tradition spinnt sich von den Tagen Petrarca's bis zur Reformation. Boccaccio war der erste, der den Homer in der Ursprache las. Je mehr man mit dem griechischen Alterthum bekannt wurde, desto größer war die Freude an den neu gefundenen Schätzen der Antike; Florenz schien ein neues Athen, Toscana ein modernes Hellas zu werden. Es ist begreiflich, daß solche glänzende Resultate nur in heißem Kampfe, in eifrigen Bemühungen, in ununterbrochener Geistesarbeit erreicht werden konnten. Das Streben, in den Geist des Alterthums einzudringen und durch diesen die eigene Bildung neu zu beleben, erweckte dann der Humanismus in Deutschland. „Griechenland ist über die Alpen geflogen," konnte mit Recht ein italienischer Schriftsteller klagen. Aber der deutsche Humanismus hat in seiner Blütheperiode nicht das vollbracht, was er verheißen; er wurde von anderen, neuen Erscheinungen zurückgedrängt, indem man die classischen Studien in den Dienst theologischer Kämpfe stellte. Aus dem Geisterfrühling wurde ein gelehrter Sommer. Indem die junge Wissenschaft an Umfang und Inhalt zunahm, entfremdete sie sich immer mehr dem Volke, dem jene mikrologischen Forschungen unverständlich und, wenn es sie verstanden, unwichtig erscheinen mußten. Die ideale Einheit der alten Griechenwelt, die lebensvolle Auffassung der classischen Poesie war hinter philologischem Kleinkram zurückgetreten.

Da trat Friedrich August Wolf mit jenem oben erwähnten Büchlein auf, indem er rundweg erklärte, daß die beiden größten Dichtungen des Alterthums, die Ilias und die Odyssee, nicht das Werk *eines* Dichters, sondern verschiedener Rhapsoden seien. Man kann sich heute kaum eine Vorstellung davon machen, welche Aufregung diese Entdeckung nicht nur in der Gelehrtenwelt, sondern auch in allen höher gebildeten Kreisen hervorrief. Man war betäubt, ja entrüstet über diesen Frevel gegen die altgeheiligte Ueberlieferung, oder man war schmerzlich bewegt darüber, daß das schöne Ideal von dem *Einen* großen Homer, dessen Gesängen man bewundernd gelauscht, nunmehr in Nichts zerflossen sei. Dies Alles focht den strengen und trefflichen Mann nicht an. Aus dem inneren Zusammenhang der Zeugnisse und Beweise stellte er mit einer kritischen Schärfe ohne Gleichen die folgenden vier Punkte fest:

Erstens: Die homerischen Gesänge sind nicht schriftlich abgefaßt, sondern von den Dichtern im Gedächtniß entworfen und dann durch Rhapsoden weiter verbreitet worden; dadurch sind natürlich vor ihrer schriftlichen Fixirung manche unabsichtliche oder beabsichtigte Veränderungen erfolgt.

Zweitens: Nachdem die Gedichte schriftlich fixirt worden, kamen neue absichtliche Veränderungen durch diejenigen hinzu, welche bemüht waren, „sie möglichst auszuführen und nach den idealen Anforderungen der Dichtkunst und ihrer eigenen Ausdrucksweise zu verbessern."

Drittens: Es ist wahrscheinlich, daß wir die Ilias und die Odyssee in ihrer gegenwärtigen einheitlichen Gestalt nicht dem Geiste Homers, sondern dem Verständniß eines vor-

geschritteneren Zeitalters und den vereinten Bemühungen Vieler verdanken.

Viertens: Es läßt sich nachweisen, daß die Gesänge, aus denen die Ilias und die Odyssee zusammengesetzt sind, nicht alle denselben Verfasser haben. Diese vier Thesen wirkten wie ein Blitz in der Nacht und eröffneten für das ganze Gebiet der Geschichte und Literatur neue Aussichten, von denen Wolf vielleicht selbst damals noch keine Ahnung hatte. Aber bevor wir diese Folgen schildern, müssen wir noch einen Augenblick bei dem Werke selbst verweilen.

Die gelehrten Philologen betrachteten es zunächst wie ein literarisches Paradoxon. Wolf war sich allerdings der Tragweite seiner Behauptungen voll bewußt, indem er ausrief: Jacta est alea, ad quam certe non imperatus accessi! Die ganze gebildete Menschheit, sagt Goethe, wurde durch das kühne und tüchtige Buch im Tiefsten aufgeregt und, wenn sie schon die Gründe des gewaltigen Gegners nicht zu entkräften vermochte, so konnte sie doch den alten Sinn und Trieb, sich hier nur Eine Quelle zu denken, welcher so viel Köstliches entsprungen, nicht ganz bei sich auslöschen. Es dauerte lange, bis man von dem Buche zu reden anfing; noch herrschte damals das Vorurtheil, „daß sich von einem gewissen Buche noch nicht wohl reden lasse, weil es noch nicht recensirt sei." Die Ersten, die zum Worte kamen, waren die Philologen. Einer der tüchtigsten unter ihnen, David Ruhnken, dem Wolf sein Büchlein als „dem ersten Kritiker" zugeeignet hatte, bekannte freimüthig, daß er der Kritik Wolf's glaube, solange er die Abhandlung lese, daß er aber nach Fortlegung derselben immer wieder zur alten Ansicht zurückkehren müsse. Ein berühmter französischer Philologe St. Croix behandelte, wie gesagt, die Arbeit wie ein literarisches Paradoxon. Und der gelehrte Villoisson verwünschte sogar, durch seine ausgezeichnete kritische Ausgabe des Homer zu diesem Unterfangen den Anstoß gegeben zu haben. Einer der ersten, der sich durch Wolf überzeugt erklärte, war Wilhelm von Humboldt; dagegen verhielten sich Schiller und Klopstock anfangs ablehnend. Wieland begrüßte mit scharfem Blick das Buch als Vorboten einer Kritik, deren Spitze sich nothwendig gegen die biblischen Bücher richten müsse. Mit förmlicher Begeisterung nahm Goethe nach kurzem Sträuben das Werk auf; ja, er trug sich sogar mit dem Gedanken, es in's Deutsche zu übersetzen, und im Jahre nach dem Erscheinen des Buches feierte er die Gesundheit des Mannes, „der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend uns auch ruft in die vollere Bahn." Es ist nicht einmal zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß es ein Verdienst der Wolf'schen Kritik war, wenn Goethe, von dem Druck des einen Homer erlöst, sich nun erst zu jener epischen Dichtung ermuthigt fühlte, die für alle Zeiten zu den Perlen deutscher Dichtung gehören wird.

Andere suchten das Verdienst Wolf's zu schmälern und Manche hatten nicht übel Lust, einen Theil dieses Verdienstes sich selbst anzueignen. Zu diesen gehörten Herder und Fichte. Herder war der erste, der die Prolegomena öffentlich erwähnte; er behauptete, schon als Knabe wären in ihm Zweifel über die Echtheit der homerischen Gesänge aufgetaucht. Er behauptete weiter, daß seit langer Zeit Niemand an den Haupt- und Grundpunkten, die Wolf aufgestellt, gezweifelt habe. Das war Wolf zu viel. Er fühlte sich persönlich verletzt und veröffentlichte im „Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung" eine sehr scharfe Erklärung gegen Herder, in der er dessen Mangel an gründlichem philologischem Wissen schonungslos aufdeckte. Der berühmte philologische Hochmuth hatte sich in Wolf geregt, als er über Herder's Aufsatz schrieb: „Dahin mag sich eine solche Darstellung schicken, wo man mit dunkeln Gefühlen spielen oder geistiges Jucken erregen dürfe, höchstens in eine Postille über die Apokalypse, nicht in eine Gattung der Gelehrsamkeit, wo jeder Schritt Beweis oder jeder Beweis genaue Sprachkunde und feste Abwägung und Vergleichung von Zeugnissen und fast verloschenen Spuren im Geiste jeden Zeitalters erfordert." (Dieses kleine Pröbchen mag übrigens den historischen Nachweis erbringen, daß F. A. Wolf, wie es scheint, auch der Begründer der classisch gewordenen philologischen Grobheit gewesen ist.)

Nicht weniger scharf trat Wolf gegen die alten Philologen auf, vor Allem gegen seinen eigenen Lehrer Heyne, der sich ebenfalls in die neue Entdeckung nicht recht schicken konnte. Es dauerte, wie gesagt, ziemlich lange, ehe man die Beweisführung Wolf's anerkannte. Die philologischen Studien, die Alterthumskunde sowie die historische Kritik haben lange schon aus diesem Werke Nutzen gezogen, bevor man den Muth faßte, die große Idee Wolf's auf wissenschaftliche Art zu bekämpfen oder auch fortzuführen. Die homerische Frage schien einfach durch Wolf gelöst, und das Wort des berühmten Philologen Lehrs: „Divinum opus, quo nos ad Homeri lectionem instituit" wurde maßgebend für die Betrachtung des Werkes ebenso wie das Wort Gottfried Hermann's über Wolf, daß er, indem er den Homer uns entrissen, denselben uns wiedergegeben habe. Eine Art dogmatischer Gewißheit hatten seine Aufstellungen in Deutschland erlangt. Es kam dazu, daß verschiedene Schriftsteller, vor Allem Wilhelm Müller in seiner „Homerischen Vorschule", mit Erfolg die Resultate der Wolf'schen Forschungen dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen bemüht waren. Ein volles Menschenalter verging, ehe Karl Lachmann es wagte, den Ideen Wolf's eine Ausdehnung und Form zu geben, welche dem Urheber sicher nicht behagt hätten, welche aber seine Grundidee doch erheblich weiterführten.

Karl Lachmann hat zuerst in der sogenannten „Liedertheorie" die Ilias in sechzehn einzelne Lieder zerlegt, die nach ihm zwar fast ohne alle Beziehungen auf einander gedichtet sind, die aber zu ein- und demselben Sagenkreise gehören, also von denselben Ereignissen und denselben Personen handeln, die dann später von Pisistratus zu der heutigen Gestalt zusammengestellt wurden.

Neben der Liedertheorie kam noch eine neue Richtung, die sogenannte „Einheitstheorie" durch G. W. Nietzsch auf, nach dessen Ansicht eine Menge von Liedern kleineren Umfanges über den troischen Sagenkreis im Volke umherliefen. Aus diesen schuf Homer seine beiden Werke zu einheitlichen, von einer sittlichen Idee beseelten Gedichten. Die Unebenheiten in beiden Schöpfungen erklärte sich Nietzsch dadurch, daß es außerdem noch viele andere Lieder gab, die auch nach der Schöpfung Homer's im Volke blieben und von Rhapsoden ebenso gesungen wurden wie die homerischen Gedichte. Aus ihnen entstanden dann die Zusätze zur Ilias und zur Odyssee, die nicht recht in die Werke hineinpassen wollen. Man kann nicht behaupten, daß die Homerfrage bis jetzt gelöst sei; nur über diesen einen Punkt herrscht volle Einstimmigkeit, nämlich darüber, daß die Ilias und die Odyssee, wie sie uns vorliegen, oder doch jedenfalls die Ilias, nicht das Werk eines Dichters sei, ferner, daß die homerischen Gedichte aus derselben Grundlage, nämlich aus Volkspoesieen erwachsen sind. Der Grundgedanke Wolf's, daß die beiden Gedichte ursprünglich nicht schriftlich aufgezeichnet waren, sondern von Sängern und Dichtern durch die Kraft des Gedächtnisses mündlich fortgepflanzt wurden, gilt trotz aller Einwendungen bis heute als ein feststehendes Dogma der Homerkritik.

Wie aber Alles im Wechsel kreist, so ist man in neuester Zeit von der Liedertheorie wieder zur Einheitstheorie zurückgekehrt. Erst vor wenigen Jahren ist ein Buch von Hermann Grimm erschienen, der, ganz abweichend vom philologischen Handwerk, in Homer's Werken „das in mühsamer Lebensarbeit hergestellte Gefüge eines einheitlichen Kunstwerkes" verehrt. Er möchte an einen Homer glauben, den die Sage als blinden Sänger umherirren läßt, an eine Menschenseele, deren einsamen Schöpfungstriebe Ilias und

Odyssee allmälig sich entwanden als Einheiten, wie Faust der Seele Goethe's im Laufe eines langen Menschenalters erst völlig entstiegen ist. Aber auch diese, wenn ich so sagen darf, rein menschliche Auffassung Homer's, den Grimm von allem Schulstaub zu befreien versucht hat, ist doch nur dadurch möglich geworden, daß F. A. Wolf vor hundert Jahren uns gelehrt hat, daß „die Erkenntniß des Menschen und Menschlichen in der antiken (besonders griechischen) Nationalität der Mittelpunkt aller Studien des Alterthums" sein müsse.

Zu lange schon haben wir uns bei der Homerfrage aufgehalten, und doch ist dieselbe gegenüber den großen Folgen, die die Untersuchungen Wolf's nach sich gezogen haben, eigentlich nur von untergeordneter Bedeutung. Weit über diese Einzelfrage hinaus erstreckt sich sein Verdienst in Regionen, in welchen die Ansicht Goethe's zur Herrschaft gelangen sollte, daß Wissenschaft und Poesie in einem höchsten Kunstverein in einander aufgehen möchten. Wolf war es gegeben, „die höhere Idee des Lebens mit der Idee seiner Wissenschaft in Beziehung zu bringen, jene in dieser zu fassen, diese in jene befruchtend zu übertragen." Von diesem Standpunkte aus gelang es ihm, die Alterthumskunde durch eine großartige Behandlung zu der Würde und Bedeutung zu erheben, welche sie heute besitzt. Seine wissenschaftliche Größe und geistige Ueberlegenheit wurde allgemein anerkannt. Goethe gesteht, „einen Tag mit ihm zuzubringen, trage ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung ein," und er preist es „als die Fürsorge eines gutgesinnten Genius, daß ein so geschätzter Mann sich ihm näher anzuschließen Veranlassung fühlte."

Die Idee, welche Wolf seinem Studium unterlegte, haben wir bereits erörtert; es gilt nur noch über die Art der Behandlung desselben ein Wort zu sagen. Es mußte den Nationalstolz erwecken, wenn er in jener Zeit die Forderung aufstellte, daß der Deutsche überall „der tiefere Forscher und Ausleger des aus dem Alterthum fließenden Großen und Schönen" werden solle. Dieses Alterthum galt ihm als ein organisch abgeschlossenes Ganze, durch das ein einheitlicher Nationalgeist ging. Er war bemüht, in diesen Geist einzudringen und in diesem jenen Geist des Volkes zu erschauen, der ihm wieder den allgemeinen Geist der Menschheit zeigte. In dieser Art der Forschung aber lagen die Elemente der höheren Kritik. Durch ihn angeregt ist Wilhelm von Humboldt in das Gebiet der Sprachwissenschaft eingedrungen. Auch er suchte innerhalb dieses Gebiets überall die Idee des Menschlichen. Ueber die Grenzen des Alterthums hinaus erweiterte er aber seinen Gesichtspunkt zum allgemeinen Sprachstudium. Er ist erfüllt von dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit, und dieser Glaube begleitet ihn bei all seinen großen und schwierigen Untersuchungen.

Im Gegensatz zu der Anschauung der Renaissance, die bei den Griechen nur Kenntnisse, Grundsätze, Gedanken und Stilmuster suchten, hatte Wolf als den obersten Grundsatz für die Alterthumswissenschaft den folgenden Gedanken aufgestellt: „Der wahre Gewinn des Alterthums ist jetzt harmonische Bildung unseres Geistes und Gemüths; um das Leben und Wesen einer vorzüglich organisirten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, müssen wir unsere eigenen Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten und zur Vielseitigkeit bilden."

Durch Ausführung dieses Satzes wurde aber die Bedeutung der Philologie für die allgemeine Cultur dargelegt; sie erhob sich dadurch zur maßgebenden Wissenschaft für die deutsche Bildung.

Darüber hinaus aber gelangte man zu der Erkenntniß, daß die historische Kritik, welche Wolf den griechischen Dichterwerken zu Theil werden ließ, ja auch auf andere Ueberlieferungen angewendet werden könnte und müßte. Daß die Wissenschaft es hatte wagen können, eine Gestalt, die uns die Tradition bis auf die Einzelheiten überliefert hatte, in einen Collectivbegriff aufzulösen, führte plötzlich zu einer ganz neuen Welt von Anschauungen über die Naturform der Poesie. „Indem wir die homerischen Gesänge wenigstens bis zu einem gewissen Grade als ein Naturproduct des schaffenden Volksgeistes begriffen, fanden wir den Muth, zunächst bei den Poesieen anderer Völker, dann in ihrer Rechtsschöpfung und Staatenbildung einen Naturproceß ganz wie den der Fortbildung der Sprache zu belauschen und nach Continuitäten zu suchen, wo man früher nur eine ziemlich lose Zusammenstellung einzelner Thaten, einzelner Akte des Willens gefunden hatte." (Julian Schmidt.)

Insofern darf man Friedr. Aug. Wolf als den Ahnherrn der historischen Schule und der modernen Kritik feiern. Sein Beispiel gab jüngeren Geistern den Muth zu selbstständigen Schöpfungen. Er war es, der im Namen der Wissenschaft den Dichtern die Hand reichte und sie zu neuen Werken begeisterte.

Der Fortschritt der historischen Schule knüpfte sich zunächst an die Namen: Niebuhr und Savigny. Niebuhr wollte nach dem Vorbilde Wolf's die überlieferte Geschichte Roms aus verlorenen epischen Heldengedichten ableiten. Er ging von denselben Ideen aus, von welchen Wolf geleitet wurde, und dadurch hat er der Behandlung der Geschichte des Alterthums einen ganz neuen Charakter verliehen. Von demselben Gesichtspunkte ist man dann später bei der Kritik der Urgeschichte aller Völker ausgegangen, und einer der bedeutendsten Nachfolger Niebuhr's und Wolf's, Otfried Müller, wendete diese historische Methode zuerst auf die griechische Geschichte an, während Friedrich von Savigny diese tiefere Auffassung eines geschichtlichen Zusammenhangs in der Rechtswissenschaft zur Geltung brachte. Der innere Zusammenhang der Rechtsideen, sowie der Entstehung des Rechts wurde durch ihn zum ersten Male beleuchtet. Welchen Nutzen die historische Alterthumswissenschaft aus dieser Methode der höheren Kritik gezogen hat, braucht sicher nicht erst erwähnt zu werden. Wohl aber darf es nicht unerwähnt bleiben, daß auch die kühnen Versuche, die mythischen Bildungen des alten Glaubens zu analysiren und aufzulösen, ja, daß die ganze neuere Bibelexegese gleichfalls auf dem Untergrunde dieser Methode beruht.

Die historische und vergleichende Kritik ist das wichtigste Hülfsmittel der modernen Forschung geworden. Ihr Verdienst und ihre bleibende Bedeutung ist nicht zu schmälern noch abzuschwächen, auch wenn man die Verirrungen, zu welchen die Uebertreibung dieses Prinzips nothwendig führen mußte, mit in Betracht zieht. Es giebt kein Gebiet der Wissenschaft, welches sich in diesem Jahrhundert jener historischen Methode ganz hätte entziehen können; selbst die Philosophie Hegel's dankt ihre Erfolge zum Theil dem Umstande, daß sie die Beobachtungen „über den geschichtlichen Werdeproceß geschickt formulirte und generalisirte." Wenn Wolf seinen Untersuchungen dieselbe Zuverlässigkeit beimaß wie der mathematischen Beweisführung, so lieferte er wohl auch die Grundlage für eine gesunde Auffassung der Aesthetik, im Gegensatz zu den Anschauungen, welche eine seichte Aufklärungsperiode vorher und eine überspannte Romantik nachher zu verbreiten suchte, indem er die klaren Ideen und Grenzen der Dichtung durch sein Grundgesetz feststellte. Sollte doch seine Wissenschaft alles umfassen, „wodurch rein menschliche Bildung und Erhöhung aller Geistes- und Gemüthskräfte zu einer schönen Harmonie des inneren und äußeren Menschen befördert wird." Durch diese Grundanschauung und nicht zum wenigsten durch seine Art der Darstellung, die alle gelehrte Trockenheit ebenso wie jeden leeren rednerischen Aufputz verschmähte, ist Friedr. Aug. Wolf der Vater der modernen Kritik geworden. „Alles, was er äußerte", sagt Michael Bernays, „trug das schärfste Gepräge des Individuellen; es hatte, indem es durch seinen Geist hindurchgegangen, von diesem Form und Farbe erhalten, — da-

bei neben der kühlen Besonnenheit des allseitig erfahrenen Kritikers eine gewisse Verwegenheit des Geistes, die ihn antrieb, überall auf das Aeußerste und Letzte los zu dringen und im Kampfe mit den bedenklichsten Schwierigkeiten seine Kräfte zu messen."

Schon diese wenigen Andeutungen müssen hinreichen, um die Bedeutung zu ermessen, welche die Methode Wolf's auf die moderne Kritik gehabt, wie sie die Presse in diesem Jahrhundert an Werken der bildenden und darstellenden Kunst und Poesie zu üben gelernt hat, so daß selbst diese Art der Kritik in Wolf ihren Meister verehren darf. Zu Wolf's Füßen hat auch Heinrich Heine gesessen und mit Staunen und Bewunderung verfolgte dieser den Gedankenkreis des Mannes, „der den Homer zerrissen." Den Schiffscatalag der modernen Kritik nach Heine brauchen wir wohl an dieser Stelle nicht weiter zu verfolgen.

Aber indem wir dieses Dichters gedenken, feiern wir das Verdienst Friedrich August Wolf's in diesem Jubiläumsjahre seiner Homerkritik gewiß am würdigsten, indem wir uns im Geiste in jene Zeit zurückversetzen, deren Verständniß er uns erst recht eigentlich erschlossen, da er die dichten Nebel, die sie bis dahin verhüllt hatten, zerstreute und wir nunmehr mit vollem Verständniß nach Heine's schönen Versen lesen können.

. . . . . Das Lied vom Odysseus
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus dessen meerdurchrauschten Blättern
Mir freudig entgegenstieg
Der Athem der Götter
Und der leuchtende Menschenfrühling
Und der blühende Himmel von Hellas.

Thomas Hardy.

Von August Weiß.

Thomas Hardy hat sich schon in den ersten Jahren seiner mehr als zwanzigjährigen Romanschriftstellerlaufbahn zu einem der Lieblinge des englischen Lesepublicums aufgeschwungen. Er hat diese Laufbahn erst in seinem einunddreißigsten Lebensjahre betreten. Im Jahre 1840 in einem Dorfe von Dorsetshire geboren, wendete er sich ursprünglich dem Studium der Architektur zu und errang bereits 1863 mit Arbeiten auf diesem Gebiete ehrenvolle Preise. Daneben schrieb er auch Kunstkritiken, bis er endlich sein eigentliches Talent erkannte. Schon sein erster anonym erschienener Roman „Desperate remedies" fand große Anerkennung, und die angesehene Wochenschrift „Athenäum" knüpfte bereits an das Erscheinen dieses Erstlingswerkes die Hoffnung, daß dessen Verfasser künftig Romane schreiben werde, „die nur ein ganz klein wenig oder gar nicht schlechter sind, als die besten, die die gegenwärtige Generation hervorgebracht hat." Diese Prophezeiung hat sich in gewisser Hinsicht bewahrheitet. Doch ist festzuhalten, daß das „Athenäum" die hervorragende Stellung, die sie Thomas Hardy's künftigen Werken in Aussicht stellt, auf die besten Romane der „gegenwärtigen Generation" beschränkt, und daß diese Prophezeiung lediglich vom Standpunkt der allwöchentlichen Romanschau des „Athenäum" gemacht wurde.

Man muß eben auch unter den besten Romanen einer Generation Unterschiede machen. Es kann kein Zweifel sein, daß eine ganze Reihe der seit dem Jahre 1871 erschienenen Romane Thomas Hardy's diese Prophezeiung, ganz wie sie gemeint war, gerechtfertigt hat, und das Urtheil des englischen Lesepublicums hat sie auch ihrem Wortlaute nach vollinhaltlich bestätigt. Thomas Hardy beherrscht die Technik des Romans wie wenige neben ihm, und seine Romane sind ebenso durch eine vornehme künstlerische Form, wie durch einen feinen poetischen Sinn ausgezeichnet. Sein äußerer Erfolg wurde keineswegs durch eines Künstlers unwürdige Mittel errungen. Allein wir glauben, daß unter den besten Kunstwerken doch eigentlich nur diejenigen die besten sind, welche der Kunst neue Wege weisen, sei es, daß sie ihr neuen Inhalt zuführen, sei es, daß sie sie mit neuen ungeahnten Ausdrucksmitteln bereichern. Das hat Thomas Hardy nicht zu Wege gebracht, ja, er hat es niemals angestrebt, und so erscheinen Thomas Hardy's Romane durch eine gar tiefe Kluft von diesen besten unter den besten Romanen getrennt.

Zwei Romane sind es insbesondere, die alle Vorzüge von Thomas Hardy's Erzählungskunst aufweisen, und die auch den größten äußeren Erfolg gefunden haben. Es sind dies: „The Mayor of Casterbridge: the Life and Death of a Man of Character" (1886) und „Tess of the d'Urbervilles (1891)". Daß der „Bürgermeister von Casterbridge" so großen Erfolg gehabt hat, kann nicht Wunder nehmen. Der Dichter hat sich die Aufgabe gestellt, seinen Lesern einen an packenden Scenen reichen und doch in vornehmen Tone geschriebenen Roman zu bieten, und hat dieser seine Aufgabe glänzend gelöst. Er beherrscht die englische Sprache in hohem Grade, besitzt eine reiche Phantasie, und außerdem ein feines Gefühl dafür, wie weit er Wohlwollen und Mißfallen des Lesers für seine Gestalten und Situationen spannen darf, und wann ihn seine Phantasie in's roh Sensationelle zu locken droht. Er besitzt mit einem Wort den Tact in vollem Maße, über den jeder Lieblingsschriftsteller des gebildeten Lesepublicums verfügen muß. Wenn wir freilich näher zusehen, so finden wir in dem „Bürgermeister von Casterbridge" nicht eine Spur ernsterer Motivirung. Der Charakter Henchard's, des Helden dieses Romans, ist voll von Widersprüchen in sich selbst, aus denen ganz unvermittelt packende Scenen erwachsen, und zu diesen werden nach Bedarf Personen herbeigezogen, die dann wieder auf immer verschwinden. Es wird ein schwacher Versuch gemacht, den Kornhandel Casterbridges in der guten alten Zeit zu schildern, um damit der Geschichte gewissermaßen ein Milieu zu geben, allein der Versuch muß schon daran scheitern, weil den handelnden Personen jede ernstere Charakterisirung, jede tiefere psychologische Entwickelung fehlt, und weil ein solches anschauliches Bild des Lebens und Treibens in Casterbridge in einer so krampfhaft von einem Effect zum andern springenden Composition keinen Platz finden kann. So dankbar viele Leser dem Dichter für die anregende Art sein mögen, in der er ihnen mit diesem Roman über ein paar müßige Stunden hinwegzuhelfen vermag, so werden es doch wenige der Mühe werth finden, Handlung und Charaktere eben dieses Romans eingehend zu analysiren.

Die Leser von „Tess of the d'Urbervilles"*) werden wir zur Lieferung einer solchen Analyse bereitwilliger finden. Nicht als ob „Tess" so gar viel höher steht, als „der Bürgermeister von Casterbridge". Wir finden hier die gleichen Vorzüge, aber auch dieselben Mängel. Allein die Handlung in „Tess" ist viel einfacher: die unvermittelt wechselnden Motive sind geringer an Zahl, mit einem Wort, eine solche Analyse geht hier viel leichter von Statten. Wir müssen betonen, daß wir auch in „Tess" eine glänzend geschriebene Erzählung vor uns haben, die geeignet ist, den Leser vom Anfang bis zum Ende in Athem zu halten, und daß dieser Roman insofern über den „Bürgermeister von Casterbridge" zu stellen ist, als die Charakteristik der handelnden Personen weniger sprunghaft, also consequenter durchgeführt ist, und wenigstens Ansätze zu einer ernsteren Motivirung vorhanden sind, ferner, daß der Schauplatz der Handlung zum Theil sogar recht

*) Eine gute deutsche Uebersetzung in der bekannten Halbmonatsschrift: „Aus fremden Zungen" und in Buchausgabe der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

anschaulich gestaltet und die Composition nicht gar so sehr durch den Drang nach immer neuen überraschenden Effecten dictirt ist. Mit einem Wort, das Buch macht den Eindruck des mehr innerlichen unter den beiden, und darum eignet es sich auch für uns besser zur Analyse, weil es uns eben mehr von dem Grad der Innerlichkeit von Thomas Hardy's Erzählungskunst offenbart.

Teß Durbeyfield ist die Tochter eines armen Händlers, der im Eingange der Erzählung von einem alterthumsforschenden Geistlichen erfährt, daß er in gerader Linie von der längst erloschenen Grafschaftsfamilie der alten und ritterlichen D'Urbervilles abstammt. Diese Aufklärung hat jedoch für den Roman nicht die Bedeutung, die der Umstand, daß sie an der Spitze des Ganzen der folgenden Ereignisse steht, und daß der Name D'Urberville auf dem Titelblatte zu lesen ist, voraussetzen läßt. Als die Mutter des Mädchens erfährt, daß nicht weit von ihrem Heimatsdorfe Marlott, eine reiche Dame, lebt, die den Namen D'Urberville führt, veranlaßt sie Teß, sich dieser als arme Verwandte vorzustellen, in der Hoffnung, daß diese für sie Etwas thun werde. Teß geht widerstrebend dahin und kehrt unverrichteter Dinge zurück, lernt aber dabei den Sohn dieser Dame, einen jungen Wüstling Namens Alex D'Urberville, kennen. Sein Vater hieß eigentlich Simon Stoke, der, nachdem er durch allerhand Wuchergeschäfte reich geworden war, das Bedürfniß fühlte, seine Namen durch das Anhängen des alten Namens der D'Urberville zu verändern. Der junge Wüstling, der an der hübschen Teß Gefallen gefunden hat, verschafft ihr im Hause seiner Mutter eine Stelle, und trotzdem er ihr vom ersten Augenblick an den größten Widerwillen eingeflößt hat und sie als ein nicht unklnges und nicht energieloses Mädchen geschildert wird, gelingt es ihm, sie zu verführen. Die Art, wie wenig Thomas Hardy sich gedrängt fühlt, das Gelingen dieser Verführung psychologisch vorzubereiten, ist charakteristisch, für seine Kunst zu fabuliren. Teß giebt einem Kinde das Leben, das jedoch bald stirbt. Sie sucht und findet Arbeit auf einem Meierhofe, der sowohl von Marlott, als von dem Landhaus der Stoke D'Urberville genügend weit entfernt ist, daß dessen Bewohner von ihrem Unglück nichts wissen, und lernt dort einen jungen Mann Namens Angel Clare kennen, in den sie und ihre drei Arbeitsgenossinnen sich alsbald verlieben. Teß ist die Bevorzugte, und der Dichter berichtet uns eingehend, wie es zugegangen ist, daß ihr Geliebter von ihrem Unglück nichts früher erfährt, als erst in der Hochzeitsnacht, nachdem sie ihm schon als Gattin angetraut worden war. Ein solcher Bericht ist jedoch keine Motivirung, und Thomas Hardy wird wenige Leser finden, die es begreifen werden, daß Teß dieses Geständniß nicht früher gemacht hat. Manchmal will es scheinen, als ob Thomas Hardy den Unterschied der Moral der beiden Gesellschaftskreise, aus denen Angel und Teß stammen — Angel Clare ist der Sohn eines respectablen Geistlichen, während Teß die Tochter eines recht verkommenen Händlers ist — in der Art wie Sudermann in dem Drama „Ehre" behandeln wolle. Allein Thomas Hardy greift dieses Problem ebenso wenig ernstlich auf, wie ein anderes, das Angel gelegentlich berührt, indem er ihr sonderbares Verschweigen ihres Falles der Abstammung von den durch ihre Gewaltthätigkeit und Zuchtlosigkeit berüchtigten D'Urbervilles zuschreibt. Anscheinend will der Dichter durch solche Excurse seinem Roman einen modernen Anstrich geben.

So müssen wir also dem Dichter glauben, daß Teß wirklich keine Zeit gefunden hat, ihrem Geliebten früher ihr Unglück zu gestehen. Angel verläßt Teß und geht nach Brasilien, wie es heißt, nachdem er für die noch immer tiefgeliebte Gattin reichlich vorgesorgt hat. Der Dichter bemüht sich wieder, in sehr ausführlicher Weise zu berichten, wie Teß dennoch in so arge Noth geräth, daß sie die beschwerlichsten und niedrigsten Arbeiten auf sich nehmen muß. In dieser Nothlage begegnet sie Alex D'Urberville, und dieser ihr von Anbeginn so widerliche Mensch, der ihr großes Unglück verursacht hat, vermag sie nun zu überzeugen, daß Angel sie gänzlich aufgegeben habe, und überredet sie, seine Geliebte zu werden. So findet sie der endlich zurückkehrende Angel wieder, und die Erzählung endet damit, daß Teß ihren Verführer der ihr nun zum zweiten Male jeden Anspruch auf ein ruhiges Lebensglück geraubt hat, ermordet.

Wenn wir bedenken, daß gerade solche Capitel wie die, in denen uns das seltsame Schweigen des gefallenen Mädchens gegenüber ihrem Geliebten berichtet wird, oder die die Schilderung der neuerlichen Annäherung des Verführers an die von ihrem Gatten verlassene, aber ihn dennoch unsäglich liebende Frau enthalten, so wird uns klar, daß die Herbeiführung solcher den Leser spannenden Situationen selbst auf Kosten jeder ernsteren Motivirung in der Technik von Thomas Hardy's Erzählungskunst die Hauptrolle spielt. Unsere kurze Inhaltsangabe beschränkt sich nur auf die Andeutung einiger weniger solcher Zumuthungen, die Thomas Hardy seinen Lesern stellt, und es lassen sich aus „Teß" noch eine ganze Anzahl anführen. Aber noch viel ärgere Zumuthungen begegnen uns in dem „Bürgermeister von Casterbridge", so daß „Teß" im Vergleich zu diesem Roman den Eindruck größerer Innerlichkeit macht. Da „Teß" später geschrieben wurde, als „der Bürgermeister von Casterbridge", beweist dies vielleicht, daß sich Thomas Hardy auf dem Wege zu einer tieferen Auffassung seiner Kunst befindet. Daß es ihm hierzu an Begabung fehlt, möchten wir bei den vielen Vorzügen, die seine Romane aufweisen, nicht gerade bezweifeln.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Roman einer Kohlmeise.

Von Ida Baccini.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen.

Meine Kohlmeise gilt Allen im Hause als ein Vögelchen, an deren braunem, elegantem Köpfchen, den schwarzen, lebhaften Aeuglein, der runden, grau, grün und weiß gesprenkelten Brust man sich nicht satt sehen kann. Natürlich sehen Alle, Hausbewohner, Freunde und Verwandte nichts Anderes in ihr als eine Meise, aber ich weiß es besser, ich weiß, daß sie in Wirklichkeit ein junges Mädchen ist. Vom ersten Tage an, da sie mir geschenkt wurde, habe ich etwas Dergleichen geahnt, Es lag so viel Ausdruck in ihren Sammetaugen, so viel weibliche Anmuth in dem beständigen Schaukeln ihres graciösen Körperchens und ach! so viel schmerzliche Ironie in ihrem melancholischen Pfeifen, das vom Morgen bis zum Abend mir zu sagen schien: Glaubst Du's? Glaubst Du's? Und jetzt will ich erzählen, wie sie mir ihr Geheimniß enthüllte.

Es mögen zwei Wochen her sein, es war drückend heiß, und ich legte mich, ermüdet von all' den Unwahrheiten, die ich zu sagen, zu schreiben oder zu lesen gehabt hatte, meiner ganzen Länge nach in das kühle Gras der kleinen Wiese, welche rings von Maulbeerbäumen eingeschlossen, sich wie ein weicher, grüner Teppich hinter meinem Landhause ausbreitet. In dem Käfig, das an einem der Bäume hing, trillerte mein Kohlmeischen. Um und über, vor Allem in uns herrschte mittägliches Schweigen, mittägliche Ruhe. Kein Blättchen regte sich, kein Vogel sang, kein leisester Flügelschlag ertönte. Friede war überall im Himmel und auf Erden.

Ich gab mich ganz der Wohlthat dieser großen, sommerlichen Stille hin, mein Kopf sank müde in die dichten, duftenden Thymianbüsche, ein Stückchen blauer Himmel lächelte mir in die halbgeschlossenen Augen, blonde Lichtstreifen huschten hin und her. Rund um mich weites, wohliges, helles und dunkles Grün.

Glaubst Du's? Glaubst Du's? summte die Meise und versuchte das Köpfchen durch die Eisenstäbe ihres Gefängnisses zu zwängen.

Ein unbezwingliches, dringendes Verlangen nach etwas Wunderbarem begann sich durch meine Adern zu schleichen, ich vergaß meine menschliche Schwachheit, mein vergängliches Sein, vergaß die unüberwindlichen Schranken, die das Ewige vom Zeitlichen trennen, das Unergründliche von dem Faßlichen und antwortete mit klopfendem Herzen:

„Nein, ich glaube nicht, daß Du das bist, was Du scheinst. Im Namen der geheimnißvollen unsichtbaren Mächte, die ich nicht kenne, denen ich mich jedoch beuge, sage mir: durch welche Stufenleiter hast Du Deine jetzige Gestalt erreicht? Was warst Du, ehe Du Vogel wurdest? Blume, Engel, Geist oder Stern? Offenbare es mir!"

„Ich war ein Weib," antwortete eine rührend sanfte Stimme, „und werde wieder zum Weib für einen kurzen Augenblick. Sieh' mich an!"

Ich hatte meine Augen weit geöffnet und wandte mich erschreckt um. Ein schönes, liebliches Mädchen in weißem Kleide, zwei rothe Korallenschnüre um den braunen Hals, mit goldenen, auf die Schultern fallenden Flechten, stand neben mir. Ich versuchte aufzustehen, doch eine sanfte, liebkosend zwingende Geberde verhinderte mich daran.

„Sprich," sagte ich leise, wie im Traum befangen, „sprich, ich höre Dir zu."

„Siehst Du," begann das junge Mädchen, „siehst Du diese weite Fläche von Feldern und Wiesen? Siehst Du jene mit Reben bekränzten Hügel? Siehst Du den klaren Fluß, der das lachende, blumengeschmückte Gelände widerspiegelt? Dort, inmitten dieser Pracht bin ich geboren und aufgewachsen. Als ich zur Welt kam, ließ meine Mutter, die eine fromme, schöne Frau war, aus der Umgegend ein altes Mütterchen an ihr Bett rufen, welches ganz einsam in einer nur aus Stroh und Gestrüpp gebauten Hütte wohnte. Diese Alte führte ein gar beschauliches Leben und nährte sich nur von Wurzelwerk und den Blättern einer bitteren Pflanze. Sie stand im Geruch einer Heiligen, und alte Leute erzählten sich, daß in tiefer Nacht, wenn Alles schlafe, ein Heer von leuchtenden Engeln über der ärmlichen Hütte schwebe, um sie vor der Unbill des Wetters und der Menschen, welche oft noch schlimmer ist, zu schützen. Mochte dem nun sein, wie es wollte, Alle holten Rath bei ihr: Familienväter, denen ihre Geschäfte über den Kopf gewachsen waren, verliebte Frauen, bleichsüchtige Mädchen, kranke Kinder, junge Mütter, und Allen wußte sie Trost und Hülfe.

Auch meine Mutter wollte in ihrer schweren und doch willkommenen Stunde die „Heilige" um sich haben. Ich hatte kaum diese Welt mit meinem ersten Schrei begrüßt, als die Alte mich auf die Stirn küßte und — indem sie der Wöchnerin einen Weißdornzweig überreichte — zu ihr sagte: „Diesen Zweig soll Deine Tochter sorgsam unter ihren kostbarsten Sachen verwahren, ich werde ihr von unserem Herrgott ein Leben voll Glück und Freude erflehen, aber, wenn Schmerz oder quälende Zweifel sie heimsuchen sollten, sage ihr, daß sie diesen Weißdornzweig berührt, und Rath und Trost werden ihr rasch und sicher zu Theil werden." So sprach die alte Frau.

Ich war zur schönen, stolzen Jungfrau aufgeblüht, noch nie hatte sich das Bedürfniß geltend gemacht, meinen Talisman zu Hülfe zu rufen, bis ich sechszehn Jahre alt geworden war. Da plötzlich fühlte ich, daß mit meinem Wesen eine seltsame Wandlung vor sich ging. Mit der Entwickelung des Körpers war auch mein geistiges Leben fortgeschritten und sehnte sich nach höherer Nahrung als bisher. Die lärmenden Jahrmarktsfeste in den benachbarten Dörfern, das alberne Geschwätz vor der Sakristei nach der Abendmesse, kamen mir öde und abgeschmackt vor. Den plumpen Schmeicheleien der jungen Männer, den indiscreten Vertraulichkeiten der Freundinnen, den morgendlichen Ausflügen in das Gebirge in lustiger Gesellschaft zog ich die trauliche Heimlichkeit der Wälder, das stille Träumen in der dämmernden Kirche, das ungestörte Beschauen in einsamer, mondbeglänzter Nacht vor.

Eines Abends, als ich allein nach Hause zurückkehrte, begegnete mir ein junger, schöner, eleganter Mann von etwa 20 Jahren, der mich mit tiefer Verbeugung, als ob ich eine vornehme Dame sei, begrüßte. Ein leichter Veilchenduft entströmte seinen Kleidern. Man sagte mir, es sei der junge Graf Altavoli, der Erbe der schönen, fürstlichen Villa, deren große Balkone Du von hier aus in der Sonne schimmern siehst. Was soll ich Dir weiter sagen?

Ich begegnete nun dem jungen Herrn noch oft, er lächelte mir stets liebenswürdig zu und streifte meine Gestalt mit einem glühenden Blick, der mich erbeben und doch vor Zorn erröthen ließ. Anfangs hatten wir Beide nicht den Muth, uns anzusprechen, dafür tauschten wir lange, lange Blicke aus, in die wir unsere ganze Seele zu legen versuchten. Wenn wir uns bei einem öffentlichen Feste unter der Menschenmenge trafen, fand er stets Mittel und Wege, in meiner Nähe zu bleiben und, von Allen unbeachtet, meine Hand zu fassen. Oh, diese Blicke, diese Händedrücke, diese Seufzer! Keine Engelsmusik wird sie mich je vergessen machen!

Dann kam ein Tag, ja, er kam, an welchem ich ihm eine Unterredung gestattete, dort oben, auf dem Gipfel jenes Hügels, an einer stillen, verborgenen Stelle bei der kleinen Kirche von Santa Maria delle Rose. Er stand vor mir in dem ganzen, berückenden Zauber seiner jugendlichen, vornehmen Erscheinung, und kniete vor mir nieder, zufrieden, wie er sagte, den Saum meines Kattunsähnchens küssen zu dürfen. Und mit seiner schmeichelnden Stimme, die wie Musik an meine Ohren drang, die schönen Augen fest in die meinen gesenkt, sprach er von seiner Liebe, tief wie das Meer, unendlich wie der Himmel, der über uns blaute. Von seinem Palast aus Gold und Marmor erzählte er, wo die Füße in weichen Teppichen versinken, wo ich als schöne, unumschränkte Herrin, als Königin seines Herzens herrschen sollte. Und um das Alles zu erreichen, um ewig dieses Leben voll unaussprechlicher Wonne zu führen, bedurfte es eines einzigen Wortes, nein, weniger als das, der kleinen Silbe: Ja.

Ich sagte es nicht. Es war spät geworden, und man wartete zu Hause auf mich. Ich versprach, ihm am folgenden Tage Antwort zu geben und stieg mit einem Herzen voll überströmenden Glückes den Abhang hinunter, allein mit meinen Gedanken, allein mit meinen Hoffnungen. Aber ich hatte kaum mein Zimmer betreten, wo das Bild meiner verstorbenen Mutter zwischen dem geweihten Oelzweig und der Madonna delle Rose hing, als mich ein Zweifel, der erste und der schlimmste beschlich: liebte er mich wirklich und wahrhaft? oder? — —

Ich war jung, unverdorben und harmlos, aber ich hatte schon viel von verführten Mädchen sprechen hören. Die mütterlichen Rathschläge fielen mir ein, ich ging an meine Commode und entnahm einer Schachtel aus weißem Atlas, in welcher ich eine Perlenschnur, Corallenohrringe und einiges Andere aufbewahrte, den Weißdornzweig. Mit demüthiger, inbrünstiger Andacht berührte ich ihn und harrte seiner Antwort.

Eine tödtliche Mattigkeit überkam mich mit einem Male, und das freundliche, in Blau ausgestattete Zimmer, der stumme Zeuge so mancher Liebesträume, verwandelte sich in den schmutzigen Corridor eines Spitals. Ein heftiger Husten erschütterte meine zarte Brust und Fieberhitze glühte in meinen Adern. Ueber meine Füße war ein Streifen violetter Seide mit gelbem Saum gebreitet, die Stola. Ein tiefes Stöhnen entrang sich meinen Lippen, und vielleicht sollte ich mit ihm meine erschöpfenden Lebensgeister aushauchen, als eine alte Frau, die „Heilige", welche meiner Mutter jenen Weißdornzweig geschenkt hatte, an das Kopfende meines Lagers trat.

„Seine Liebe," flüsterte sie mir leise in's Ohr, „wird Dich dereinst auf dem Wege der Schande und bitterer Schmerzen an diese Stätte führen. Willst Du das?"

„Oh nein, um Gotteswillen!" stammelte ich entsetzt.

„Willst Du also wieder das junge, schöne, sorglose Mädchen werden, das Du vor sechs Monaten warst?"

„Ohne seine Liebe?"

„Ohne seine Liebe, aber eine andere Neigung mag" — — —

„Nein, nein," rief ich, sie hastig unterbrechend, währenddem die Er-

innerung an seine schonen, schwarzen Augen meinen Körper in heißem Verlangen nach ihm erschauern ließ, „nein, nein, ohne ihn hat das Leben keinen Werth mehr für mich. Laß mich, Du gute Fee, zu den reinen Freuden meiner schuldlosen Jugend zurückkehren, bringe mich unter den heimathlichen Himmel, zu den heimischen Bergen, aber laß meine sterbliche Hülle in anderer Form erscheinen. Verwandle mich, ich bitte Dich darum, in ein Vögelchen mit schönem buntgefärbtem Gefieder und sanfter, melancholischer Stimme. Und dann laß es mir vergönnt sein, vermittelst meines Gesanges, der aus dem Dunkel des Waldes ertönen soll, ein armes Geschöpf den Klauen des Teufels zu entreißen."

Die Alte blickte mich mit inniger Zärtlichkeit an. Und indem sie meine arme, eingefallene Brust berührte, sprach sie in gebieterischem Tone: „Hebe Dich in die Lüfte und singe."

Was erfolgte nun? Ich selbst bin mir nie klar darüber geworden, ich weiß nur eines, daß eine kleine Meise mit braunem Köpfchen durch das große Fenster des Corridors in's Freie schwirrte und kühn und glücklich in den blauen Aether emporschwebte. Von diesem Tage an richtet sich mein Gesang an alle unerfahrenen Jungfräulein, die den Liebesschwüren zu leicht Glauben schenken und ruft ihnen mit leisem Spotte zu: Glaubst Du's? Glaubst Du's?

So sprach das junge Mädchen.

— — — Als ich mich aus meiner leichten Betäubung aufrüttelte, stand die Sonne schon tief am westlichen Horizont, und die Bäume warfen lange Schatten auf die Wiese. Die Meise blickte mich aus ihrem kleinen Käfig heraus mit aufmerksamen Augen an.

„Herrin!" rief meine Zofe, indem sie auf mich zueilte und mir behülflich war, die zerknitterten Spitzen meiner Toilette wieder in Ordnung zu bringen, „eben ist der junge Graf Altavoli angekommen und hat sich nicht abhalten lassen, Sie hier aufzusuchen."

„Mein Gott," rief ich erschreckt mit einem Blick auf meine unordentlichen verwirrten Haare. „Kann ich mich denn so sehen lassen?"

Ein zärtlicher Händedruck, ein langer, schmachtender Blick der Bewunderung ließen mich nicht weiter sprechen.

— — — Wir gingen gemächlich dem Hause zu, während die Sonne nun hinter den Hügeln verschwand und ein wunderbarer Frieden, der Friede des Abends, sich langsam auf Himmel und Erde niedersenkte.

„Wie schön Sie sind, Olga, wie sehr ich Sie liebe," flüsterte er mir zu, indem er meinen Arm in den seinen legte.

Und aus weiter Ferne tönte, wie die Klage einer armen Seele, der ironische, der schmerzliche Gesang meiner kleinen Kohlmeise: Glaubst Du's? Glaubst Du's?

Aus der Hauptstadt.

Nominten.

Die Dämmerung schreitet durch den Wald. Mit tiefen Zügen trinkt sie das Licht im Grunde, und Schatten lagert sich, grauer Schatten um's Unterholz; alle fröhlichen Farben, alle zarten Umrisse sterben, eintöniger, todter Nebel breitet sich da, wo vor Minuten noch goldener Dunst flackerte. In den Kronen der Bäume zwar glüht's noch froh lebendig; und die alte Rieseneiche, die ihres Wipfels jüngsten, kraftvollen Sproß stolz hinauf in's Blau reckt, steht wie in unsterblichem Glanz, in königlichem Scheine von Gottes Gnaden. Doch es wird Nacht werden, Nacht auch dort oben. Sie klettert am Stamme empor, unmerklich, schleichend, wie eine schwarze Katze, und der fürstliche Sproß in der Höhe wird sich an ihre Vorboten, wird sich an sie gewöhnen und ganz und gar des flammenden Goldes vergessen, darin er vordem stand. Wenn dann die Sterne über den dunkeln Laubmassen aufziehen und ihm kein Blick in die Tiefe mehr vergönnt ist, wenn er nichts mehr von dem weiß, was sich im Grunde angstvoll und gewaltig regt, dann wird er unbeirrt, mit desto innigerer Freude zur Wölbung aufschauen, wo die Sterne funkeln, wird stolz verkünden, daß ihm nun erst der Blick für die Ideale in der Höhe aufgegangen ist, für Ideale, die er früher nie gekannt, die er allein der fürstenfreundlichen Nacht verdankt . . .

Aber noch überfluthete die Nacht nicht den schweigenden Forst, noch schmückt ihn die Dämmerstunde, noch gedenkt Alles sehnsuchtsvoll des herrlichen, machtvollen Mittags, des siegreichen Morgens.

Ein gewaltiger Klang, ein langgezogener Schrei voll Pracht und Größe orgelt durch den Wald. Der Herr des Hages, der majestätische Urhirsch meldet sein Kommen. Und schon tritt er an der Spitze der Thiere, die ihm eigen, auf die Lichtung hinaus. Und wieder hallt jauchzend sein Ruf, und er hebt im Gefühl seiner Allmacht das mächtige Haupt; wie ein bronzenes Gebild aus Meisterhand, erzgegossen steht er da. Er lauscht und späht, er wittert wohl den Gegner, unbändige Kampflust schwellt jeden Nerv des königlichen Leibes. Und plötzlich — sein Gefolge spitzt neugierig die Ohren, ihn selbst durchzittert fieberische Unruhe, er zerreißt den Boden mit den eisernen Läufen . . . fernes Brüllen rollt daher. Wer ist der Eindringling? Wagt er es wirklich, dem Niebesiegten Kampf anzubieten? Der Edelhirsch geht ein paar Schritte weiter auf die Lichtung hinaus und äugt aufmerksam; Schlachtlust, das Vorgefühl des Siegerstolzes haben ihn so ganz ergriffen, daß er kaum noch seiner Heerde achtet. Und in furchtbarem Grimm erwidert er die dreiste Herausforderung des Feindes. Der giebt den Schrei zurück, und so viel Lockung liegt darin, unwiderstehliche Verführung, daß die Thiere unruhig werden, daß eins von ihnen, den Kopf scheu gesenkt und schnell zum Meister hinüberäugend, sich von der Heerde trennt und geschwind dem Orte zutrabt, von woher der Schall gekommen. Aber da rast, daß die Erde dröhnt, schon der Gebieter heran, und ein einziger Schaufelschlag schleudert die Ungetreue zurück, daß sie sich blutend unter den anderen verbirgt.

Näher rollt das Gebrüll. Und an der Schneise tritt jetzt, vom abendlichen Dunkel halb verhüllt, daß man die Formen des Körpers und die Mächtigkeit der Krone nicht mehr sicher zu bestimmen vermag, der Wanderhirsch hervor.

Hei, wie beider Kämpen wilder Schrei das stille Waldthal durchdonnert! Wie sie sich messen, in Gedanken schon die Kräfte an einander erproben! Durch das Fließ, das ihn vom jenseitigen Reviere trennt, watet, seine Thiere vor sich hertreibend, der Edelhirsch, und langsam nähert sich auch der Fremde. Jetzt stehen sie sich auf hundert Schritt gegenüber, Aug' in Aug'. Schauerlicher noch steigt ihr Röhren auf — und nun senkt der Alte das furchtbare Geweih und prallt auf den Nebenbuhler an. Die Geweihe krachen zusammen, hoch auf fliegt die Erde, Dampf und Gebrüll. Es ist ein zermalmender Stoß, ein kurzer Kampf. In die Knie bricht der Andere, und schon jagt ihm der Herr des Waldes die messerscharfe Waffe tief in die Seite. Der Gegner erhebt sich nicht mehr, er verathmet elend auf dem Platze. Und berauscht von Lust und vom Gefühl stolzer, unwiderstehlicher Kraft treibt der Urhirsch sein Gefolge über's Fließ zurück, und herrlich tönt immer fort durch die stille, klare Nacht sein fürstlicher Schrei.

Im offenen, ehrlichen Streite vermochte dich Keiner zu fällen, Gewaltiger . . .

* * *

Nebel flattern durch's Thal, grau und kalt liegt die Dämmerung auf der bereiften Erde. Kein Fünkchen vom Sonnenlichte vermag den schmutzig dunklen Schleier zu durchdringen, und der Wind, der ihn sonst schnell zu zerreißen weiß, schleppt heute, scheint es, immer neuen Wolkendunst aus der Höhe in die Niederungen. Eine unwirthliche Stunde. Wer jetzt das Haus verläßt, führt nichts Gutes im Schilde.

Verdrossen klingt selbst das Rufen des Vierundzwanzigenders in die Oede hinein. Zusammengeduckt, unwillig folgt ihm die Heerde. Den Alten wurmt's, daß seit so langer Zeit ihm Niemand mehr Fehde geboten hat, und die Heerde, die immer neue Thaten sehen will, um immer neu bewundern zu können, blickt mißtrauisch auf ihn und meint, die sieghafte Stärke habe ihn verlassen. So trotten sie durch's feuchte Gras dahin. Von Zeit zu Zeit ruft der Edelhirsch in's Holz hinein, aber nur das Echo giebt ihm höhnend Antwort. Scheuen sie Alle des Gewaltigen Macht oder ehren die Jüngeren, wohl Kampffähigen ehrfürchtig sein Alter — es tritt ihm kein würdiger Rival entgegen. Bis er selbst die ehernen Glieder zum Sterben niederlegt, wird er der König des deutschen Waldes bleiben.

Doch was ist das? Nein, es kann keine Täuschung sein, es ist nicht der Sturm, der fern im Geäst rast, nicht seltsam gebrochenes Brausen im Laubmeer. Aufhorcht der Führer und schreit vor Entzücken: an den Boden gebannt steht sein Gefolge. Und nun — deutlich, dröhnend und herausfordernd zieht von drüben her des Einbrechers Ruf. Er braucht nicht lange der Erwiderung zu harren. So streiten die mächtigen Stimmen, und wilder immer wird die Wut, heißer die Erregung des Alten. Noch ist der Feind nicht aus dem Dickicht herausgetreten. So aufmerksam sie alle äugen, sie sehen nichts von ihm. Er läßt keinen Kampfruf unbeantwortet, doch sein Röhren kommt nicht näher, er zeigt sich nicht. Rasend vor Zorn rauscht der Urhirsch eine Strecke vor, auf ihn zu; mit zornig geblähten Nüstern, funkelnden Augen fordert er noch einmal den Fremden heraus, und grimmig dröhnt die Antwort. Dort, hinter'm jungen Erlenstand, muß der Gegner warten. Vor springt der Hirsch, sein stolzes Geweih ragt kerzengerade auf, sein Röhren schmettert wie Trompetenstoß —

Und da hallt ein kurzer Knall in das Gebrause.

In's Blatt getroffen, taumelt der Alte zusammen. Er will sich aufraffen, die Höhe wieder erreichen, von der er hinabgestiegen, aber der Waidwunde stürzt von Neuem, und sein Schweiß färbt den bereiften Boden, die aufgewühlte, schwarze Erde dunkelroth.

Der Jäger hat wieder geladen und lugt vorsichtig aus dem Gebüsch. Welch' wunderbare Strecke! Ja, er versteht sich trefflich darauf, Hirschstimmen nachzuahmen, und er ist kein schlechter Schütze. Doch will er geduldig abwarten, bis die köstliche Beute ihm ganz sicher nicht mehr schaden kann.

„Gratulire, Graf Eulenburg!" ruft einer von den Gefährten. „Waidmannsheil!"

Prinz Vogelfrei.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Franz Grillparzer.

Sein Leben, Dichten u. Denken.

Dargestellt von

E. Lange.

2,40 M., geb. 3 M.

C. Bertelsmann in Gütersloh.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Originalbeiträge von **Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, M. von Egidy, A. Fogazzaro, U. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Haus Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, Max Nordau, M. von Pettenkofer, H. Sienkiewicz, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff.**

Jede Unterschrift in Facsimile.

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage:

Wie denken Sie über Bismarck?

haben dreißig der berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert** und das denkbar gediegenste Erinnerungsblatt an den 80. Geburtstag des Fürsten.

Preis dieser einzelnen Nummer 1 M.

Auch direct zu beziehen durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

David Friedrich Strauß

Gesammelte Schriften.

Herausgegeben von **E. Zeller.**

12 Bände, Ladenpreis **60 Mark,** liefert broschirt wie neu

für 26 Mark

franko, bei frankirter Einsendung des Betrags

Eugen Stoll, Antiquariat,

Freiburg i. Baden.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei nervösen **Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Neuigkeit von: RUDOLF BAUMBACH.

Soeben erschien:

Aus der Jugendzeit

von

Rudolf Baumbach.

28 Bogen 8°. Preis broschirt M. 5.—.

Die zahlreichen Verehrer Baumbachs dürften dieser ersten Gabe des Autors auf novellistischem Gebiete besonderes Interesse entgegenbringen.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung vom Verleger.

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 40. Berlin, den 5. October 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der deutsche Staat 1870—1895. Statistisches von Fab. Landau. — Weizenpreis und Weizenversorgung der Welt. Von Paul Ernst. — Elend im Officierscorps? Von einem preußischen Officier. — **Literatur und Kunst.** Aus meinem Zusammenleben mit Gustav Freytag. Von Carl Schultes. — Gegen das Schauspiel. Von Eugen Wolff. — **Feuilleton.** Hypnose. Von H. Waldemar (Zittau). — **Aus der Hauptstadt.** Der Löwe von Wien. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der deutsche Staat 1870—1895.

Statistisches von Fab. Landau.

Der Preis, den die tapferen Sieger von 1870/71 errungen haben, ist am wenigsten die 14509 Quadratkilometer Bodenfläche, auch nicht die 5 Milliarden von Frankreich bezahlter Kriegscontribution, sondern ein Staat. Ein Vaterland hatte auch früher jeder Schaumburg-Lipper; einen Geburtsort besaß auch vor 1870 jeder Waldecker; jeder Bürger von Schwarzburg-Sondershausen konnte sich auch vor der Vereinigung Deutschlands als solcher legitimiren; ja eine Reise von 24 Stunden in der Postkutsche — nicht im Durchgangszuge — zwang ihn bei jedem Grenzpfahl, dies zu thun, doch die Legitimation, welche jetzt in den Worten „ich bin ein Deutscher" liegt, datirt erst seit 1870.

Der deutsche Staat, ein zartes Reis, auf den Schlachtfeldern in Frankreich entsprossen, ist in dem Vierteljahrhundert seines Bestehens zu einem starken, Wind und Wetter trotzenden Baume herangewachsen, unter dessen schattenreichen Aesten Alldeutschland sich bergen kann.

Jedoch — noblesse oblige! — ein vornehmer Stand legt Verpflichtungen auf. Die tonangebende Stellung, die das Deutsche Reich jetzt in der Welt einnimmt, legt Verpflichtungen auf, um dieselbe zu erhalten, und die Mittel, welche jetzt mehr als früher aufgebracht werden müssen, um die deutsche Stimme im Welteoncerte kraftvoll und energisch hören lassen zu können, wollen wir in Folgendem in Betracht ziehen.

Wie der mehr oder minder große Aufwand, den eine Familie macht, den Wohlstand derselben der Außenwelt gegenüber documentirt, so haben wir an den höheren Summen, die jetzt der Haushalt des Reiches erfordert, einen Beweis, in welchem Maßstabe die pecuniären Verhältnisse der Bevölkerung sich gebessert haben müssen, um diese Lasten ertragen zu können.

Die ordentlichen Ausgaben im Budget von 1870 waren 215256318 Mark, diejenigen des Voranschlags für 1895/96 betragen 1106084300 Mark, in Procentsätzen ausgedrückt bedeutet dies eine Steigerung von 100 auf 514. Die außerordentlichen Ausgaben sind in noch viel größerem Maßstabe gestiegen, nämlich von 12619167 Mark im Jahre 1870 bis 133166200 Mark für 1895/96, beziehungsweise um 955%.

In welchen Dimensionen die einzelnen Capitel jetzt zugenommen haben, können wir aus Folgendem ersehen.

Der Reichstag kostet jetzt $9\frac{1}{2}$ mal so viel als im Jahre 1870. Das Bundeskanzleramt, der Bundesrath und die Bundesausschüsse verursachten damals eine Ausgabe von 900021 Mark, jetzt sind die Kosten des Bundesrathes in denjenigen des Reichsamt des Innern mit einbegriffen und der Reichskanzler und die Reichskanzlei ist mit 153800 Mark angesetzt. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten kommt im Etat von 1870 überhaupt zum ersten Male vor und forderte damals eine Ausgabe von 2588190 Mark. Dieser Posten ist — bei Hinzurechnung des allgemeinen Fonds — nur um 36% gestiegen. Die Verwandlung der früheren Bundesconsulate in's jetzige Capitel Gesandtschaften, Consulate und Schutzgebiete, verursachte eine Mehrausgabe von 608%.

Der physische Factor, der die dominirende Stellung Deutschlands im großen Heerlager, genannt der „Europäische Continent", garantirt, ist das Reichsheer. Die normale Militärverwaltung sollte 1870 203852523 Mark kosten, für 1895/96 ist dieses Capitel mit 550520200 Mark, resp. um 170% mehr präliminirt. Die Marineverwaltung stellt sich jetzt um 65% billiger; dagegen hat der nächstfolgende Posten im damaligen Budget für den Norddeutschen Bund und zwar „Verzinsung der Bundesanleihe" sich sehr stark entwickelt. Die 74137500 Mark, welche jetzt die Verzinsung und Verwaltung der Reichsschuld erfordern, repräsentiren 55 mal die Summe, die hierfür im Jahre 1870 angesetzt war. Der Rechnungshof kommt jetzt 310% theuerer zu stehen.

Mit diesen 8 Capiteln schließt das Budget von 1870. Die weiteren 7 Etatsposten, welche für 1895/96 angesetzt sind, entziehen sich daher der Vergleichung; doch an der Endsumme, welche von 227875485 Mark bis 1239250500 Mark oder um 5338% — zugenommen hat, ersehen wir, wie die Deutschen sich ihres „theueren Vaterlandes" jetzt mehr als früher rühmen können.

Der Hauptposten der Einnahmen war und ist das Capitel „Zölle und Verbrauchssteuern", welche (incl. Aversa) von 145520850 Mark im Jahre 1870 bis 627003400 Mark (= von 100 auf 431) gestiegen sind. Der hervorragendsten Bedeutung dieses Postens halber wollen wir die einzelnen Factoren, aus denen derselbe besteht, näher betrachten. Zölle waren 1870 mit 60416520 Mark, im Rechnungsjahre 1895/96 hingegen sind dieselben mit 348617000 Mark angesetzt. Die Steigerung beträgt somit 288200480 Mark oder von 100 auf 5770. Der Brutto-Ertrag der früheren Ein-, Aus- und

Durchgangs-Zölle stellte sich bei der Bevölkerung von 1870 auf 2 Mark 7 Pfennige pro Kopf. Seit 1861 resp. 1873 werden nur Eingangszölle erhoben, und diese kosten jetzt ca. 7 Mark 20 Pfennige, somit 5 Mark 13 Pfennige per Kopf und Jahr mehr. In welchem Maßstabe die Eingangszölle einiger Hauptartikel des Consums in den letzten 25 Jahren zugenommen haben, ist aus folgender detaillirten Ausführung zu ersehen.

Getreide, Hülsenfrüchte und Malz haben 1870 gar keinen Eingangszoll gekostet, wogegen diese Artikel jetzt ca. den vierten Theil des Gesammt-Zollertrages zahlen müssen, und per Kopf der Bevölkerung und Jahr ca. 2 Mark kosten. Kaffee kostet jetzt 18 Pfennige per Kopf und Jahr mehr, Wein 15 Pfennige (ca. das Doppelte als 1870), Rind-, Schafvieh, Schweine ꝛc. und Fleisch bringen jetzt das sechsfache und zwar 28 Pfennige per Kopf — der Bevölkerung natürlich! — Hering $3{,}^{5}$ Pfennige, Gewürze $3{,}^{7}$ Pfennige (= das Doppelte), Thee $5{,}^{5}$ Pfennige (= das Fünffache) mehr als 1870. Petroleum, Schmalz, Eier, Obst, Käse, Butter ꝛc. haben 1870 gar nichts oder sehr wenig Zoll gekostet, jetzt stellen sich diese Artikel auf rund 1 Mark 34 Pfennige per Kopf.

Von sonstigen hervorragenden Gebrauchsartikeln, die früher entweder ganz frei waren oder einen kleinen Eingangszoll kosteten, wollen wir noch folgende anführen.

Bau- und Nutzholz (frei) kosten jetzt per Kopf 21 Pfennige, Baumwollengarn und Baumwollenwaaren 12 Pfennige (das Dreifache), Wollengarn und Wollenwaaren 8 Pfennige, Seidenwaaren $6{,}^{6}$ Pfennige, Eisenwaaren und Roheisen 9 Pfennige (das Doppelte) u. s. w.

Die Verbrauchssteuern erfreuten sich in diesen 25 Jahren eines steten Wachsens und Gedeihens, ob an dieser Freude auch die Steuerträger theilnehmen, ist sehr fraglich. Der Tabak bringt jetzt 1 Mark 10 Pfennige gegen 23 Pfennige im Jahre 1870. Das Bier 1 Mark 60 Pfennige statt 1 Mark 10 Pfennige, der Branntwein Netto ca. 3 Mark gegen 1 Mark 20 Pfennige und Zucker jetzt 1 Mark 60 Pfennige, früher nur 94 Pfennige.

Der nächstfolgende Einnahmeposten ist: „Reichsstempelabgaben." Im Jahre 1870 brachte die Wechselstempelsteuer (als erstes Debut) 2 688 000 Mark, im laufenden Etat werden 7 727 000 Mark erwartet. Stempelabgaben für Werthpapiere, Kaufgeschäfte ꝛc. und Lotterieloose 1870 mit 0 sind jetzt mit 44 870 000 Mark angesetzt. Die gesammten Stempelabgaben, die jetzt 1 Mark 5 Pfennige per Kopf bringen, kosteten 1870 nur 6 Pfennige.

Der im Verhältniß am meisten gewachsene Einnahmeposten, dessen Entfaltung in Beziehung auf seine Intensivität aber auf die culturellen Zustände der Bevölkerung sehr weittragend wirkt, ist der Ueberschuß der Post und Telegraphenverwaltung, welcher von 1 026 534 Mark auf 29 778 900 Mark oder per Kopf der Bevölkerung von 3 Pfennigen auf 55 Pfennige gestiegen ist. Da die Gesammteinnahmen, trotzdem dieselben von 49 848 696 Mark im Jahre 1870 auf 782 394 800 Mark im Rechnungsjahre 1895/96, somit um 1470 % gestiegen sind, die erforderlichen Ausgaben nicht decken, so mußten die Matricularbeiträge von 1 Mark 91 Pfennigen auf 7 Mark 62 Pfennige per Kopf der Bevölkerung heraufgeschraubt werden. Doch dieses alles bringt noch nicht die nöthige Summe, und da ward und wird die Zuflucht zur — Anleihe genommen.

Die Bundesschuld war Anfangs 1870: 26 246 722 Mark, Anfangs 1895 war die Reichsschuld 2 035 732 500 Mark (= von 100 auf 7756) resp. per Kopf 66 Pfennige gegen 39 Mark 15 Pfennige.

Weizenpreis und Weizenversorgung der Welt.

Von Paul Ernst.

Wenn spätere Zeiten einmal versuchen werden, sich über die historische Bedeutung unserer Jahrzehnte, sagen wir der beiden letzten, klar zu werden, so werden sie einen ganz besonderen Werth dem fallenden Weizenpreis zuschreiben müssen. Diesem Fallen ist nicht nur die Krisis der europäischen Landwirthschaft, damit die Erschütterung der conservativsten gesellschaftlichen Potenz geschuldet, sondern — mit den Weizenpreisen und aus denselben Gründen sind auch die Preise der übrigen Hauptnahrungsmittel gefallen — auch im Steigen in der Lebenshaltung der arbeitenden Classen und damit eine sonst nicht mögliche Entwickelung der Industrie in den Ländern, wo keine Zölle den Fall aufhielten.

Wenn wir den Fall des Weizenpreises betrachten, so dürfen wir uns nicht auf ihn allein beschränken, falls wir seine Bedeutung verstehen wollen, sondern wir müssen die Entwicklung der übrigen Preise daneben halten.

Im Journal der königl. statistischen Gesellschaft verfolgt Herr Augustus Sauerbeck seit 1846 die Bewegung von 56 Preisen von Hauptwaaren des Welthandels: Getreide, Reis, Kartoffeln; Futter; Fleischsorten; Zucker, Kaffee, Thee; Mineralien: Eisen, Kupfer, Blei ꝛc.; Textilwaaren, und Verschiedenes: Häute, Talg, Oel, Petroleum, Indigo ꝛc. Indem er die Durchschnittspreise der Jahre 1867—77 = 100 setzt, findet er für die Jahre von 1846 – 94 die Indexnummern der einzelnen Jahre und Waaren, indem er den jedesmaligen Jahrespreis der betreffenden Waare in dasselbe Verhältniß zu 100 setzt, in welchem die Durchschnittspreise 1867—77 zu 100 standen. Durch einige Zusammenziehungen ist die Zahl der Waaren auf 45 vermindert.

In der folgenden Tabelle, welche ich einer Untersuchung über die Weizenpreise in England im Maiheft des „Report of the statistician" des amerikanischen Ackerbauministeriums entnehme, sind die Weizenpreise, in gleicher Weise proportional ermittelt, der Sauerbeck'schen Gesammtindexnummer gegenübergestellt, jedoch ist hier der Jahresdurchschnitt 1846—52 = 100 gesetzt. Die ersten Zahlen bezeichnen den Durchschnitt siebenjähriger Perioden; seit 1874, wo das Sinken der Weizenpreise beginnt, sind auch die einzelnen Jahre beigefügt; hier ist jedoch der Jahresdurchschnitt 1867—77 gesetzt.

		Weizen	Weizenmehl	Generalindex
I.	1846—52	100	100	100
II.	1853—59	121.9	123.2	121.7
III.	1860—66	100.5	100.7	125.3
IV.	1867—73	116.9	107.8	126
V.	1874—80	99.7	93	114
VI.	1881—87	77.8	75	94.7
VII.	1888—94	61.9	63.7	85.7
	1874	102	102	102
	1875	83	87	96
	1876	85	89	95
	1877	104	98	94
	1878	85	83	87
	1879	80	78	83
	1880	81	85	88
	1881	83	87	85
	1882	83	87	84
	1883	76	78	82
	1884	65	65	76
	1885	60	63	72
	1886	57	61	69
	1887	60	61	68
	1888	58	65	70
	1880	55	63	72
	1890	59	63	72
	1891	68	72	72
	1892	56	61	68
	1893	48	54	68
	1894	41	48	63

Wenn wir diese Zahlen verstehen wollen, so müssen wir Folgendes bedenken.

Der Preis ist ein Verhältniß zwischen zwei Waaren, etwa Weizen auf der einen Seite und dem Metall, welches als Geld gebraucht wird, auf der andern Seite. Wird Geld theurer, so drückt sich das darin aus, daß Weizen billiger wird; wird Weizen billiger, darin, daß Geld theurer.

Der Werth der Waaren richtet sich nach dem Quantum Arbeitszeit, das sie verkörpern. Wenn die Waaren des Herrn Sauerbeck in geringerer Arbeitszeit hergestellt werden können, so sinkt ihr Werth, und wenn gleichzeitig die Production von Gold gleich viel Arbeit kostet, so sinkt ihr Preis. Bleibt die Arbeitszeit für jene Waaren constant und sinkt die für die Goldproduction nöthige Arbeitszeit, etwa durch Auffindung bequem auszubeutender Goldlager, so steigt der Preis der Waaren. Beide Bewegungen können sich paralysiren, so daß die Preise constant bleiben; sie können sich parallel laufen, und sie können dergestalt entgegengesetzt wirken, daß die eine Bewegung die Oberhand behält. Ferner: Gold ist eins jener Producte, deren Production eine Grundrente abwirft. Es ist nicht beliebig zu vermehren, sondern wird nur an bestimmten Stellen gefunden. Da die Gesellschaft ein gewisses Quantum davon braucht, so wird es nicht nur an den am leichtesten zu bearbeitenden Stellen producirt, sondern auch anderswo, und der Preis, der für das unter den schwierigsten Umständen producirte Gold gezahlt wird, wird auch für das andere bezahlt. Dehnt sich der Verbrauch des Goldes aus und muß das Mehr theuer producirt werden, so steigt damit der Preis für alles Gold, fällt also der Preis der Waaren. Werden Stellen gefunden, wo Gold leicht zu gewinnen ist, wird dadurch die Goldproduction auf leichtere Weise als die bisher schwierigste vermehrt, so sinkt der Preis des Goldes und steigt der Preis der Waaren.

Unzweifelhaft ist nun die Arbeitszeit, die für die Production fast aller Waaren erforderlich ist, verringert, durch Einführung arbeitsparender Maschinen, neue Arbeitsmethoden ꝛc. Die Preise hätten also, wenn auf der Seite der Metalle Alles beim Alten geblieben wäre, im Laufe des Jahrhunderts sinken müssen.

Wir sehen nun, daß die Preise in der II.—V. Periode gestiegen sind und erst von da an fallen. Den Grund finden wir in der californischen Goldproduction. Die Goldproduction der Welt steigerte sich von 54759 kg im 10jährigen Durchschnitt 1841—50 auf 199388 kg im 5jährigen Durchschnitt 1851—55 und betrug in den folgenden 5jährigen Durchschnitten: 201750, 185057, 195026, 173904, 172414, 155020, 168103 kg. Diese enorme Steigerung der Goldproduction mußte den Goldwerth senken, und damit das Sinken der Waarenpreise nicht nur paralysiren, sondern die Waarenpreise sogar noch steigern.

Die Sache ändert sich, als Deutschland und nach ihm eine Reihe anderer Staaten das Silber demonetisiren. Die Function als Geld, die bis dahin in diesen Wirthschaftsgebieten das Silber neben dem Gold ausgeübt hatte, muß jetzt das Gold allein ausüben. Die Nachfrage nach ihm wächst also. Ob der Werth des Goldes seitdem gestiegen ist, wie die Bimetallisten behaupten, scheint doch zweifelhaft zu sein; jedenfalls aber ist er nicht weiter gesunken, und daher kommt nunmehr die Steigerung der Productivität der Arbeit in einem beständigen, ruhigen Sinken der Sauerbeck'schen Indexnummern zum Ausdruck.

Viel stärker nun, als die Generalindexnummern, sind die Weizenpreise gesunken. Weniger stark die Mehlpreise. Das erklärt sich daraus, daß hier zwei Factoren an der Arbeit gewesen sind: erstens die allgemeine, auch in der Industrie vorhandene Verbilligung der Production durch arbeitsparende Maschinerie; zweitens aber dadurch, daß jetzt Weizen in Ländern producirt wurde, dank den verbesserten Communicationsmitteln, die ähnliche klimatische Verhältnisse hatten, wie Europa, aber so weite Strecken Boden, der sich noch nicht in Privatbesitz befand, daß in die Production keine oder fast keine Grundrente einging — das war die nordamerikanische Concurrenz. Ihrem Einfluß ist der Preisfall seit 1875 zu verdanken. Dann kamen aber zwei Länder in Betracht, welche außerdem noch weitere günstige Bedingungen aufwiesen: Argentinien und Indien. Zunächst aus leicht verständlichen klimatischen Gründen, dann aber auch aus socialen. Der Weizenproducent in Argentinien ist der eingewanderte Italiener, der viel bedürfnißloser ist, wie der germanische Farmer der Vereinigten Staaten, und in Elend und Schmutz dahinvegetirt. Natürlich kann er viel billiger produciren. Der indische Weizenproducent ist der Bauer, dessen früher autarkische Wirthschaft durch Geldsteuer und Wucher gesprengt ist, und der um jeden Preis verkaufen muß, um das für diese nöthige Baargeld zu erhalten. Da er sonst fast alle Bedürfnisse noch selbst producirt, so kann er seinen Weizen sogar noch unter den Productionskosten weggeben. Der Concurrenz dieser beiden Länder verdanken wir den zweiten Preissturz. Der indische Weizenexport wird seit Anfang der 80er Jahre bedeutend, und steigt von 13,9 Mill. Bushel in 1881 auf 56,5 Mill. in 1892; der argentinische setzt erst 1887 mit einer größeren Zahl ein, nämlich 8,7 Mill. Bushel, um 1893 auf 36,5 Mill. Bushel zu steigen. Zum Verständniß dieser Zahlen sei bemerkt, daß von den weizenexportirenden Staaten überhaupt auf den Weltmarkt gebracht wurden im Jahre 1890: 248.7 Mill. Bushel. Zwei Fünftel dieser Summe werden also bereits von diesen zwei Staaten aufgebracht.

Im Jahre 1883 fällt der Weizenpreis zum ersten Mal unter 80, um sich nicht wieder zu diesem Punkt zu erheben. Nach 1882 können wir also vielleicht den Einschnitt machen, welcher die beiden Perioden der Abwärtsbewegung der Weizenpreise trennt. Ich habe nun in einer früheren Arbeit die Zahlen verglichen, welche sich ergeben aus der Gegenüberstellung der Budgets eines amerikanischen Farmers im Jahre 1882 in Minnesota, der 160 Acres Land besitzt, und eines ostpreußischen Bauern in 1883, der 130 Morgen besitzt, das ist die Hälfte von dem Besitz des Amerikaners. Die eine Aufstellung stammt aus einem Report des Department of Agriculture von 1882, die andere aus dem Jahresbericht des ostpreußischen landwirthschaftlichen Centralvereins für 1883. Das Resultat war folgendes:

„Auf dem doppelt so großen Gut braucht der Amerikaner nur einen Mann, einen Burschen und eine Magd das ganze Jahr, und einen Arbeiter 7 Monate lang. Der Deutsche hat einen Knecht, einen Jungen, eine Magd und zwei Tagelöhner; zu diesen muß man noch zwei „Scharwerker" rechnen. Außerdem doch mindestens noch er selbst, eventuell auch noch zwei Familienangehörige. Rechnen wir den Burschen und die Magd für $1^1/_2$ Arbeiter, den Arbeiter, der 7 Monate bleibt, auch für einen halben, so braucht der Amerikaner 3 Arbeiter; für den Deutschen rechnen wir ihn selbst und den Knecht für je einen, den Jungen und die Magd für zusammen $1^1/_2$, die zwei Tagelöhner, die ja nicht immer arbeiten, für $1^1/_2$ und die beiden Scharwerker für $^1/_2$ Arbeiter, im Summa also mindestens $5^1/_2$ Arbeiter mit 2 multiplicirt 11 Arbeiter. Was dort 3 Personen schaffen, schaffen hier 11. Die beiden Tagelöhner haben ihre Familie, die leben will; von dem halb so großen preußischen Gute leben also 3 Familien, von dem amerikanischen eine. Aber die größere Productivität der menschlichen Arbeit in den Vereinigten Staaten macht auch die thierische Arbeit productiver. Der Amerikaner hat 3 Pferde, der Deutsche 4, müßte also auf dem doppelten Areal 8 haben. Die Pferde kosten Geld, das will verzinst und amortisirt sein, sie fressen auch und verlangen also einen großen Anbau von Futterpflanzen, verengern damit das Areal, welches für den Getreidebau bestimmt ist und Geld bringt, resp. fressen das Futter, womit sonst Kühe ernährt werden könnten."

Solche Bedeutung hat die Einführung der Maschinerie

in der Landwirthschaft, welche in den Vereinigten Staaten überall stattgefunden hat, während bei uns selbst auf großen Gütern oft noch zu sehen ist, daß, von Mähmaschinen ganz zu schweigen, nicht einmal mit der Sense, sondern sogar mit der Sichel geerntet wird.

Was es heißen will, daß der amerikanische Boden außerdem damals theils noch gar keine, theils eine sehr geringe Rente trug, ist sehr leicht zu verstehen. Der Arbeiter braucht keinen Grundbesitzer und Hypothekengläubiger zu ernähren, sein Product ist also um den Betrag billiger, den diese beiden Personen erhalten.

Unter diesen Umständen ist der Productionspreis des Weizens in den Vereinigten Staaten der folgende. Die durchschnittlichen Productionskosten pro Acre sind für die Neuenglandstaaten 20.22 Doll., die Mittelstaaten 18.18, die Südstaaten 10.94, die Weststaaten 10.89, die Mountain region 15.80 und die Pacificstaaten 13.98. Diese Zahlen entstammen einer Untersuchung des Ackerbauministeriums, die im Märzreport des vorigen Jahres mitgetheilt ist. Der Durchschnitt ist 11.69 Doll., nach einer anderen Aufstellung, die gleichfalls dort mitgetheilt ist, nur 11.48 Doll. Der durchschnittliche Ertrag pro Acre war im Jahrzehnt 1880—89: 12 Bushels. Darnach wären die Productionskosten pro Bushel 0.97 Doll. Den Bushel Weizen nimmt man gleich 27.4 kg an, auf deutsches Geld und Maße umgerechnet, sind das 12 Mk. 40 Pf. für den Metercentner. 12.40 Mk. pro Metercentner, das würde der Preis sein, welcher den durchschnittlichen Productionsverhältnissen der Vereinigten Staaten entspricht. Natürlich hindert das nicht, daß in verschiedenen Staaten viel billiger producirt werden kann: die niedrigsten Kosten pro Acre sind in den Weststaaten mit 10.89 Doll., die höchsten Erträge in Colorado mit 19.5 Bushels pro Acre.

Eine so umfassende Untersuchung über die Productionskosten des Getreides in Deutschland wie die, der die eben mitgetheilten Zahlen entstammen — die erste Zahl ist ausgerechnet nach den Berichten von 30 000 Farmern, die zweite nach solchen von 4000 Sachverständigen in allen Theilen der Vereinigten Staaten — haben wir für Deutschland nicht. Zwar nur für eine einzige Provinz, nämlich Hannover, haben die Zahlen Giltigkeit, welche Drechsler in einer Abhandlung „Die Productionskosten der Hauptgetreidearten“ in der „Festgabe für Georg Hanssen“ giebt; sie sind jedoch wissenschaftlich zuverlässiger, als die vermuthlich nicht immer auf ganz einwandfreie Weise gefundenen amerikanischen Zahlen. In 14 Wirthschaften waren 1888 die Productionskosten: 17.7; 17.1; 19.2; 17.8; 17.4; 16.3; 17.7; 18.0; 19.2; 16.6; 14.7; 17.2; 13.1; 17.1. Der Minimalbetrag von 13.1 Mk. fand sich auf einer großen Fabrikwirthschaft in einem einzelnen Jahre und erklärte sich durch den erzielten hohen Ertrag von 17.8 Centnern pro Morgen. Die durchschnittlichen Kosten mögen 17.0 Mk. sein. Wenn der 50 Mark-Zoll damals vollständig zur Geltung gekommen wäre, was nicht der Fall war, so würde — die Fracht kommt kaum in Frage; damals, Anfang der 80er Jahre kostete der Bushel Weizen auf der billigsten Linie nach Liverpool 10 d. — amerikanischer Weizen in Deutschland etwas über 17 Mk. haben verkauft werden müssen, die deutschen Producenten hätten also damals noch mehr als die Productionskosten erhalten; soweit bloß die nordamerikanische Concurrenz in Frage kam, waren sie durch den Zoll hinreichend geschützt.

Seit 1884/85 haben die Exportpreise in den Vereinigten Staaten stets unter 0.97 Doll. pro Bushel gestanden, decken also die Productionskosten nicht mehr. 1883/84 standen sie noch auf 1.07 Doll., 1884/85 nur noch auf 0.862. Aus der Zahl der Länder, welche durch Verbilligung der Productionskosten den Weizenpreis drücken, treten die Vereinigten Staaten damit in die Zahl der Länder, welche unter der durch den Preissturz des Getreides erzeugten landwirthschaftlichen Krisis leiden.

Im Jahre 1882, welches wir als Grenzstein angenommen haben, exportirten von den in Frage kommenden Hauptländern:

Vereinigte Staaten . .	121 892 389	Bushels
Rußland	48 972 597	„
Summe	170 864 986	Bushels.
Indien	37 148 543	Bushels,
Argentinien	62 233	„
Summe	37 210 776	Bushels.

Die Summen des Exports aus den Winter- und Sommerländern verhalten sich ungefähr wie 4 : 1.

Ueber die Productionskosten in den nunmehr in den Vordergrund tretenden Ländern, Argentinien und Indien, lassen sich so genaue Angaben, wie über die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten nicht machen.

Für Indien kommt es, wie bereits bemerkt, auch nicht so sehr auf die Zahlen an. Aehnlich wie in Rußland ist hier der Weizenexport das Resultat der Auflösung alter naturalwirthschaftlicher Verhältnisse. Gegenüber den Aufstellungen der Bimetallisten, welche gern ausführen, daß die Entwerthung der Rupie durch den Preisfall des Silbers die indische Weizenconcurrenz erzeugt habe, muß doch darauf hingewiesen werden, daß man die Verhältnisse solcher Länder nicht einfach so taxieren kann, wie die der modernen Staaten. In einem Staate mit ganz modernen Verhältnissen, etwa Argentinien, wirken allerdings die Valutaverhältnisse auf den Export, indem sie geradezu eine Exportprämie erzeugen. In Indien aber steht dieser Erscheinung eine andere gegenüber. Mit dem Fallen des Rupienwerthes fällt der Werth der Steuern und Zinsen, und der Bauer braucht weniger zu verkaufen. Da der Exporteur offenbar nur das exportiren kann, was der Bauer verkauft, so wirken die indischen Valutaverhältnisse eher gegen den Weizenexport.

In Argentinien befindet sich das Land in den Händen von Latifundienbesitzern. Das für die Weizenproduction bestimmte wird in Loosen von 25 ha an die eingewanderten Italiener verkauft. Das Ackerbauministerium soll die Productionskosten dieser Colonisten auf 12.56 Pesos pro Tonne angeben, das sind 50.24 Mk. Für den Metercentner würden das 5.024 Mk. sein.

In diesen spanischen Ländern ist das System der Medianeria immer noch üblich, die Verpachtung von Land gegen einen Theil der Ernte in natura. Auf Grund von Medianeriaverträgen sollen sich in letzter Zeit große Bonanzafarmen entwickelt haben, wie sie in Californien bestehen. Wie sich hier die Productionskosten stellen, scheint noch nicht officiell berechnet zu sein. Nach einem Bericht des landwirthschaftlichen Bureaus von Californien soll dort der Bushel 28½ Cts. Productionskosten machen, das würden 4,32 Mk. pro Metercentner sein, und diese Zahl wird man ungefähr auch für argentinische Bonanzafarmen einsetzen können. Daß dabei nicht nur eine Concurrenz der europäischen Staaten, sondern auch der nordamerikanischen Farmerstaaten unmöglich ist, ist selbstverständlich. Und das Gebiet, das für die Weizenproduction zu so enorm niedrigen Kosten freisteht, ist so groß, daß der bisherige Export, der doch schon so gewaltig die Preise beeinflußt hat, gegen den zu erwartenden verschwindet. Nach der Berechnung des argentinischen Ackerbauministeriums sind 95 Mill. Hectare Land für die Getreideproduction geeignet, und wenn auch hier einige regenlose Striche einbegriffen sind, so sind diese durch artesische Brunnen leicht verwendbar zu machen, wie das jetzt in Australien geschieht. Angebaut sollen zur Zeit etwa 2½ Mill. Hectare sein. Aller Voraussicht nach können wir also einen weiteren Fall der Weizenpreise erwarten.

Gegenwärtig stellt sich der Weizenexport der vier Hauptexportstaaten wie folgt:

Vereinigte Staaten . . .	88415230	Bushel,
Rußland	48722000	„
Summe	137137230	Bushel.
Indien	29854000	Bushel,
Argentinien	36501000	„
Summe	66355000	Bushel.

Das Verhältniß des Exports aus den Winterländern zu dem aus den Sommerländern stellt sich nunmehr also nur noch wie 2:1. (Die Zahlen gelten: für die Vereinigten Staaten für 94, Rußland 92, Indien 93/94, Argentinien 93.)

Die Indexzahl für 1894 entspricht einem Weizenpreis in London von 22 sh. 11 d. für den Quarter, oder 0.676 Doll. für den Bushel, oder 10.39 Mk. pro Metercentner. Wie diese Preise sich in den nächsten Jahren gestalten werden, kann man sich nach dem Vorstehenden ausmalen. Für Deutschland ist zu bedenken, daß Weizen seit Aufhebung des Identitätsnachweises immer 35 Mk. über dem Weltmarktspreis notiren wird.

Die politischen Folgen, welche dieses Sinken des Weizenpreises in Europa hat, sind ja Niemandem mehr verborgen. Auch in den Vereinigten Staaten stehen große politische Krisen bevor. Zunächst scheint es sich nur um währungspolitische Revolutionen zu handeln, die dort stets eine große Rolle gespielt haben; in der Folge aber muß der Ruin der dort immer noch wichtigsten Classe der Farmer weitere Resultate haben, die wir heute noch nicht voraussehen können. Neben und mit der Arbeiterbewegung arbeitet die Agrarkrisis an einer vollständigen Umgestaltung aller unserer Verhältnisse — nicht so bemerkbar wie diese, aber ebenso energisch.

Elend im Officierscorps?

Von einem preußischen Officier.

Dem bayerischen Premierlieutenant a. D. Rud. Krafft ist als Verfasser einer Brochure: „Glänzendes Elend" (Stuttgart, R. Lutz) vom Ehrengericht der Officierstitel aberkannt worden. Mit uns werden Manche durch diesen Spruch auf die bereits stark verbreitete Schrift noch mehr aufmerksam gemacht werden. Der Autor gehört nicht zu denjenigen Officieren, die gegen ihren Willen verabschiedet wurden, sondern hat „freiwillig ohne Groll gegen Jemanden die Uniform ausgezogen". Nicht einzelnen Personen erklärt er den Krieg, sondern dem System. Seine Absicht, „den Unterschied zwischen äußerem Schein und innerem Werthe, die Gewalt, mit der jeder Nothschrei unbarmherzig unterdrückt wird, die Mißstände und die Entfremdung zwischen Officieren und Volk zu bekämpfen", kann unseres Erachtens im Princip nur als eine zu billigende bezeichnet werden. Daß jedoch die Form, in der er dieser Absicht gerecht zu werden bemüht ist, die richtige ist, müssen wir für den weit überwiegenden Theil seiner Schrift unbedingt in Abrede stellen.

Die Brochure beschäftigt sich zunächst mit den Verhältnissen und Resultaten des bayerischen Cadettencorps. Diese Beurtheilung ist sehr absprechend. Mag die Erziehung des Cadettencorps und, wie es scheint, namentlich die des bayerischen, auch viele Schattenseiten und das kaum in Abrede zu stellende Product der Bildung einer Kluft zwischen Officierskaste und Civilbevölkerung zur Folge haben, so erfüllt sie doch zweifellos ihren Hauptzweck, der Armee für den Officiersberuf entsprechend vorbereitete Individuen zu liefern, in eminenter Weise. Sie erleichtert ferner den Familien unbemittelter Officiere, Beamten und auch von Privatleuten materiell die Ausbildung ihrer Söhne für den Lebensberuf, und wenn auch dieses Moment, sowie das Nichtfortkommen auf Gymnasien und Realschulen sehr häufig maßgebend für den Eintritt in's Cadettencorps ist, so tritt doch eine beträchtliche Anzahl junger Leute, namentlich in die oberen Classen des Corps, auch aus reiner Lust und Liebe zum Militärstande ein. Die individuelle hingebende Sorgfalt der Eltern für die Erziehung geht dabei allerdings verloren; allein die Armee bedarf einer solchen Anstalt, in der sie sich durch die Söhne der größtentheils unbemittelten Officiere und Beamten im Officierscorps wieder verjüngt. Die Vorschläge zur Hebung der Situation und Erziehung der Officiersaspiranten gehören in's Gebiet der Utopien, da einerseits junge halbreife Leute, die eben in die Welt treten, in keiner Lebenslage vor üblen Einflüssen absolut zu schützen sind, und da andererseits der vom Autor befürwortete Doppelcharakter einer Kriegs- und zugleich akademischen Hochschule schon der für deren Studium erforderlichen Zeit halber, während der die Armee dringend Officiersersatz braucht, sowie in Anbetracht des ausschließlich rein militärischen Charakters und Zieles der Kriegsschulen, ein Unding ist. Was der Verfasser über das Schuldenmachen der jungen Officiere bemerkt, ist dagegen größtentheils sehr richtig. Hier kann nicht genug an den Einfluß der Vorgesetzten, und namentlich der älteren, bereits gesetzteren Kameraden auf den jungen Officier, appellirt, sowie auf eine bescheidene, den Verhältnissen angemessene Lebensführung gehalten und dem Wohlleben und der Verschwendung gesteuert werden. Die große Kluft zwischen der äußerlichen Repräsentation, zu der sich auch der junge Officier im Hinblick auf seine bevorzugte sociale Stellung und den an das alte vergangene Cavalierthum erinnernden Charakter derselben, sehr häufig ohne triftigen Grund veranlaßt sieht, und seinen bescheidenen Einnahmen, tritt bereits bei den untersten Chargen hervor. Hier müssen die älteren Kameraden auf die jungen, so schwer dies gegenüber den heutigen gesteigerten, materiellen Lebensansprüchen aller Stände auch ist, unbedingt erziehend durch ihr Beispiel wirken. Vieles von dem, was der Autor über den Luxus in den Officierscasinos, ihr fast anstandsloses Creditgeben und die zu häufigen kostspieligen besonderen Vereinigungen in denselben bemerkt, ist dagegen völlig zutreffend und aus dem Leben gegriffen. Auch hier tritt das wirthschaftliche Grundübel des Officiersstandes: übertriebene, zum Theil thatsächliche, zum Theil eingebildete Repräsentation und Genußansprüche im Verhältniß zu den Einnahmen, grell hervor, und die Vorführung der betreffenden Einnahmeziffern und ihres sie rasch absorbirenden Consums, welche der Autor giebt, ist völlig zutreffend; allein er bringt die von den Regimentern geforderte Zulage, eine — beiläufig bemerkt — in vielen Fällen schwere Belastung für den im mäßig besoldeten Staatsdienst befindlichen unvermögenden Vater des Officiers, nicht in gebührende Anrechnung. Hinsichtlich der Höhe der Gehälter der Generale und die Anzahl der Generalsstellen, welche der Autor angreift, muß zugegeben werden, daß sowohl an den Rationen, wie an den Tagegeldern derselben bei Dienstreisen, nicht unerheblich gespart werden könnte, im Uebrigen aber an den Gehältern dieser hohen Stellen, denen in der That eine unvermeidliche repräsentative Aufgabe zufällt, nicht.

Die Schilderung des Verfahrens bei der Pensionirung, die der Autor giebt, ist im Wesentlichen zutreffend und gipfelt in dem richtigen Satze: „Der Untergebene ist beim Militär seinen Vorgesetzten auf Gnade und Ungnade ausgeliefert", in der Beurtheilung nämlich. „Nur", fügte er hinzu, „wer die Thränen gesehen hat, welche wegen des blauen Briefes schon geflossen sind, wer die Erbitterung, ja sogar den Haß kennt, der in den Gemaßregelten erzeugt wird, weiß, daß der Staat in der jetzt beliebten Verjüngung der Armee ein gewagtes Spiel vollführt. Das Uebergangenwerden sollte unbedingt kein Grund zum Abschiednehmen sein, so lange der

Uebergangene seine Stellung noch ausfüllt." Ganz besonders zutreffend in manchen Punkten ist die Darstellung des Qualificationswesens. „Bis zum Jahre 1886", bemerkt der Autor, „galt in Bayern das alte gute Qualificationsverfahren, wonach der Vorgesetzte dem Untergebenen gegenüber, sobald er diesem Nachtheiliges in seiner Beurtheilung schrieb, die Verpflichtung hatte, den Betreffenden davon in Kenntniß zu setzen. Einerseits wurden hierdurch ungerechte Qualificationen einigermaßen hintan gehalten, andererseits hatte der Untergebene Zeit sich zu bessern. Die preußische Vorschrift zeigt aber ein an die heilige Vehme erinnerndes lichtscheues Verfahren; Rechte hat hier nur der Vorgesetzte, der Untergebene ist das wehrlose Opfer", und allerdings liegt durchgängig in der Hand des zuerst die Qualificationen ausstellenden Vorgesetzten in discretionärer Weise das Geschick seiner Untergebenen. Das Nichtgeeignetsein für eine höhere Stellung bildet meistens den Grund für eine Verabschiedung, die jedoch nach dem Autor nicht erst dann erfolgt, wenn der Officier unmittelbar an dieser Charge heransteht. Es erklärt sich dies dadurch, daß man um jeden Preis pensioniren will, der sogenannten Verjüngung der Armee zu Liebe. Dadurch kommt aber eine Erscheinung in das Heer, die der von oben angestrebten Kameradschaft direct widerspricht, denn das Glück des einen Officiers baut sich auf dem Unglück des anderen auf. Unter solchen despotischen Verhältnissen, bemerkt der Autor, leide immer der männliche Charakter. Wie der Lieutenant in Folge des ewigen Lavirens mit den Gläubigern gar Manches an seinem inneren Menschen einbüßt, so passirt das Gleiche den Hauptleuten und Stabsofficieren aus lauter Liebedienerei nach Oben.

Der Autor schildert ferner die Ehrengerichte, an denen er Mangel einer Berufsinstanz und Beeinflussung rügt, er erkennt in ihnen die Hauptfessel zur Knebelung der Rechte der Officiere. Den größeren Theil der ersteren, bemerkt er, machen die Qualifications- und Beschwerdeschriften schon unschädlich, alle zusammen aber vernichte das Ehrengericht. Er vergißt hierbei allerdings, daß ein beschuldigter Officier auch ein Ehrengericht über sich selbst beantragen kann, um seinen Ruf von einem ungerechtfertigten Makel zu befreien. Sein Vorschlag, daß die Urtheile vermittelst gedruckter Zettel ohne Namensnennung abgegeben werden, verdient jedoch alle Beachtung. Er verfehlt nicht, auf den schroffen Contrast zwischen der gesetzlichen Strafbarkeit des Duells und der ehrengerichtlichen Bestrafung der Duellverweigerung, sowie auf das Unzuträgliche des Uebergreifens der Ehrengerichte auf das Civilleben der Officiere des Beurlaubtenstandes und derjenigen außer Dienst, sowie auf die ungerechtfertigte Macht hinzuweisen, welche damit den Ehrengerichten in die Hand gegeben ist, und schließt dies Capitel mit der bedeutsamen Frage: Aber was ist von einer Institution zu erwarten, welche bei verschlossenen Thüren von abhängigen Richtern uncontrolirbare Urtheilssprüche, ohne die Möglichkeit einer Berufung dagegen, fällen läßt? —

Der Autor wendet sich ferner gegen das Regimentsavancement, die Protection und die Garde. Ein Avancement durch die Armee würde jedoch unseres Dafürhaltens die Regimenter noch mehr zu einem Taubenschlage machen, wie sie es in den höheren Chargen heute bereits thatsächlich sind, und ihnen den Charakter der Regimentsfamilie, die sie bilden sollen, völlig rauben. Protectionswesen und namentlich übertriebenes ist allerdings zu verdammen, allein etwas von demselben, wie dies ja selbst in republikanischen Heeren vorkommt, wird sich unseres Erachtens kaum ganz aus der Welt schaffen lassen. Daß man Prinzen großer fürstlicher Häuser rascher avanciren läßt, erscheint gegenüber dem, was dieselben bei unabhängiger comfortabler eigener Lebenslage mit der Uebernahme des heute schweren Waffendienstes einsetzen und dem Relief gegenüber, welches sie dem Heere geben, nicht unbillig. Eine Gardetruppe, die der Autor für nicht bloß unnütz, sondern für die Armee schädlich hält, und die ihm zu Folge einen Keil bildet, der das Zusammenleben, die Parität der Armee, auf das Empfindlichste stört und zu dem System der allgemeinen Wehrpflicht nicht mehr paßt, hat unseres Erachtens zwar manche Nachtheile, jedoch auch ihre Vorzüge, von denen die Schulung eines beträchtlichen Theils der höheren Officiere unter den Augen ihres Kriegsherrn und das Kennenlernen derselben nicht die geringsten sind. Daß manche Regimenter überwiegend adlige Officiere aufweisen, erklärt sich mit aus dem Umstande, daß diese Regimenter seit vielen Jahrzehnten von diesen Familien aufgesucht wurden, allerdings empfiehlt es sich, denselben auch bürgerliche Officiere beizugeben, um die Ueberhandnahme des Kastengeistes zu verhindern.

Wir übergehen die tendenziös übertriebenen Capitel: Die Verkuppelungen, die Officiersfrau, der Militärarzt. Die Zustände in der Häuslichkeit und Ehe der Officiere sind vollständig outrirt und falsch geschildert. Der unbemittelte Officier ist zwar durch die Verhältnisse genöthigt auf das vorgeschriebene Heirathsgut zu sehen, deßhalb bildet jedoch die große Masse der Officiere noch keine Mitgiftjäger, und aufrichtige Neigung hat an ihren Verbindungen den größten Antheil. Jedenfalls liefert die kleine Schrift den Beweis, daß ein Theil der preußischen Militär-Institutionen, die von Bayern übernommen wurden, dort keineswegs völlig dankbaren Boden und ungetheilten Sympathien begegnet, und daher vielleicht besser armee- und volksthümlich modificirt dort zur Einführung gelangt wäre. Gegen eine Billigung der Form und zahlreicher verbaler Ausfälle des Autors verwahren wir uns ausdrücklich, vermögen aber der Schrift als eines Symptoms des Vorhandenseins mehrfacher wunder Punkte in den Verhältnissen des Officierscorps ein großes Interesse nicht abzusprechen.

Literatur und Kunst.

Aus meinem Zusammenleben mit Gustav Freytag.

Von Carl Schultes.

Im Sommer 1850 war ich zur Cur in Carlsbad und befreundete mich so innig mit Emanuel Geibel, der in seinen Bräutigamsschuhen förmlich über die Erde schwebte, daß er mir beim Abschiede am 3. Juli das folgende Lied für mein Stammbuch nebst einem Rubin-Sprudelbecher widmete:

„Aus krystall'nem Sprudelbecher
Sollst Du schlürfen edlen Wein,
Hebst Du ihn als froher Zecher,
Dann, Poet, gedenke mein.
Denk' der Stunden, da wir spannen
Dichterträume Aug' in Aug',
Und von Carlsbads schwarzen Tannen
Fließ' um Deine Stirn ein Hauch."

Kurz vor Geibel's Abreise kam auch Heinrich Laube in seine gewohnte Sommerfrische. Wir kannten uns schon seit 1847, auch hatte er mich im Frühjahr 1849, als er noch in der Paulskirche in Frankfurt saß, bei einem Gastspiele in Mainz als Schiller in seinen „Karlsschülern" gesehen und mir — er war schon zum Director des Burgtheaters erwählt — alle möglichen Versprechungen gemacht. Er schien mich aber vergessen zu haben, und trotz guten Zuredens von Geibel schnitt ich ihn, da ich mich nie im Leben Jemand aufgedrängt habe.

Sitze ich eines Nachmittags vor dem Kaffeehause zur Melone auf der Neuen Wiese, da hält mir Jemand von rückwärts einen großen Brief unter die Nase, und eine mir wohlbekannte Stimme schnarrt: „Sie sind ein komischer Kauz! Ein rechter grober Bayer! Geibel hat mir's gesagt, ehe er abreiste, weßhalb Sie mich schneiden. Herr, glauben Sie, es ginge mir nicht mehr im Kopfe herum? Da, lesen Sie, ob Laube Sie vergißt!" Es war ein Contract an ein norddeutsches Hoftheater, den ich aber ausschlug, und nun engagirte mich Laube an das Leipziger Stadttheater zu Director Wirsing, da an der Burg kein Platz für mich frei war.

So kam ich nach dem mir lieben Leipzig, das ich genau kannte, da ich mich früher schon „Studien halber" zwei Wintersemester dort aufgehalten hatte. Ich machte Gustav Kühne meinen Besuch, da ich schon unter August Lewald Mitarbeiter der „Europa" war. Die „Grenzboten" von Gustav Freytag und Julian Schmidt galten als rein politisches Journal, auch waren sie der Lyrik nicht allzu hold, und so grüßte ich dort das Handwerk nicht.

Zu Schiller's Geburtstag gab der Schiller-Verein ein großes Fest, und ich erregte durch den Vortrag meiner gereimten Schiller-Anekdote „Der egoistische Wunsch" einen Jubel-Ausbruch, und anderen Tages erhielt ich das Diplom als „einstimmig erwähltes Ehrenmitglied". Das Diplom war sehr bescheiden auf einem einfachen Briefbogen von Dr. Hanbold ausgestellt. Im Stadttheater aber gab man zur Feier „Turandot", und ich spielte den Kalaf. Dieses Stück wurde von Director Wirsing deßhalb gegeben, weil er von einem ihm verwandten Hamburger Schiffscapitän echte chinesische Costüme und Requisiten erhalten hatte! Die Vorstellung hatte auch solchen Erfolg, daß wir zum Schlusse drei Mal hervorgerufen wurden, was damals als ganz Absonderliches ein ungeheures Aufsehen erregte.

Am Tage nach der Vorstellung erhielt ich folgendes Billet: „Dr. Gustav Freytag und Gemahlin geben sich die Ehre, den jungen Poeten und poetischen Künstler Herrn Carl Schultes zu einem zwanglosen Zusammensein für nächsten Sonnabend, den 16. November, Abend 8 Uhr, einzuladen."

Natürlich lief ich gleich — ich wohnte schon zum dritten Male in Auerbachs Hof bei dem berühmtesten Damenkleidermacher Sachsens, Herrn Carl Bräutigam — hinunter in den ersten Stock zu Freund Ernst Keil, welcher damals sein recht bescheidenes Geschäft dort hatte, um die Wohnung Gustav Freytag's zu erfahren, damit ich sofort eine Anstands-Visite machen konnte. Als ich aber das erste Mal zu Freytag kam — er wohnte vor dem Grimma'schen Thore, links seitwärts der Dresdner Straße, in einem stattlichen Hause der Blumenstraße — traf ich ihn nicht zu Hause, wurde jedoch von seiner Gemahlin auf das Herzlichste empfangen und mußte versprechen, den „Egoistischen Wunsch" für den ersten Abend mitzubringen und, wenn es mir möglich sei, ein Räthsel zu erdenken, das man in lebenden Bildern vorführen könne. (Es war die Rebus-Zeit!) Man hatte mir zugeflüstert: Wenn schon Gustav Freytag etwas zurückhaltend wäre, so sei das bei seiner Gemahlin doppelt der Fall, welche die gewesene Gräfin nicht verleugnen könne. Es gab aber keine angenehmere Enttäuschung wie die meine, und als ich nach einer herzlichst verplauderten halben Stunde schied, da hielt ich es doch für schicklich, dem Herrn des Hauses, der mir, dem persönlich Unbekannten, die Ehre einer Einladung zukommen ließ, vor dem Erscheinen in der Gesellschaft meine Aufwartung zu machen. Beim Fortgehen erkundigte ich mich also bei einem dienenden Geiste, wann der Herr Doctor am sichersten zu sprechen wäre. Man antwortete mir: Selbst wenn der gnädige Herr am Morgen zu Hause wäre, ließe er sich höchst ungern in der Arbeit stören. Am Besten sei es, wenn ich Nachmittags um 4 Uhr käme. Um sicher zu gehen, erlaubte ich mir, einen Boten mit einem Billet zu senden, indem ich mein Erscheinen am Freitag, den 15. November, um 4 Uhr ankündigte, und zugleich sagte, daß — entgegen dem Volksglauben — der Freitag immer ein Glückstag für mich gewesen wäre. In einem Toast, den ich auf den Dichter ausbrachte, als er mich 1882 besuchte, brachte ich diesen meinen Aberglauben auch an, und Freytag entgegnete, „daß jener Freitag vor 32 Jahren, der dem jungen Freytag galt, auch dem nun alten Freytag im Herzen geblieben sei."

Der Dichter empfing mich nun um die bestimmte Stunde allein, und wie es schien, fand er an meinem „gar nicht lyrisch veranlagten Wesen", wie er sagte, großes Gefallen. Ich mußte ihm erzählen, wie ich dazu kam, zum Theater zu gehen, und es interessirte ihn höchlich, daß der große Eßlair, dessen Hausarzt mein Vater gewesen, mir die ersten Rollen für unser Theater im Cadetten-Corps zu München einstudirt hatte. Ich mußte ihm überhaupt eine Schilderung geben, welche Eindrücke die Glanzperiode des Münchener Hoftheaters vom Jahre 1832 an auf mein Knaben- und Jünglingsherz machte. Ueber Sophie Schröder, die Fries, Charlotte und Auguste Hag'n, Constanze Dahn, über Eßlair, Vespermann, Kunst, Heigel, Forst, Dahn, Jost, Christen, Lang, Kohrs und Andere mußte ich ihm berichten. Am Meisten interessirte ihn aber, daß ich Ferdinand Raimund in allen seinen Stücken gesehen hatte, und da ich es verstand, Stimmporträts zu geben, so amüsirte er sich in seiner stillen Weise erst, nach und nach aber, als ich die Komiker Heigel, Lang und Kohrs aufmarschiren ließ, kam er in ein herzhaftes Lachen und meinte:

„Nach Ihrem Schiller, Molière, Don Carlos und Kalaf, welche Rollen ich von Ihnen sah, wäre es mir nie eingefallen, ein so urwüchsig-komisches Talent hinter Ihnen zu suchen. Allerdings erzählte mir Professor Wuttke, der ja zu Ihren näheren Bekannten gehört, von der Drolerie, mit der Sie bei dem Schillerfeste gesprochen hätten. Es that mir leid, daß meine liebe Gattin Sie zu demselben Vortrage für morgen aufforderte, denn wir sind keine Künstlerabfütterer, und ich habe in erster Linie ja auch den schriftstellerischen Collegen und nicht den Schauspieler eingeladen, um ihn kennen zu lernen. Jetzt aber freue ich mich für unsere Gäste auf morgen Abend."

Wir hatten während des Plauderns es gar nicht gemerkt, daß es stark dunkelte, und als Freytag nach Licht klingeln wollte, sagte ich: „Bitte, Herr Doctor, lassen Sie es sein. Ich will Ihnen — entre loup et chien — vor dem Fortgehen noch sagen, daß meine Vorfahren väterlicherseits aus Ihrer Heimath Schlesien stammen; denn mein Ahnherr war der reformirte Prediger Abraham Scultetus aus Grünberg in Schlesien, der etwas zweifelhafte Kanzler des unglücklichen Winterkönigs, welcher nach der Schlacht am Weißen Berge nach Schwaben floh und sich dort beweibte. Nach langen Irrfahrten starb er als Prediger in Emden an der Nordsee. Da hätten wir schlesisch-bayerisch-schwäbisches Blut gemischt. Die Mischung wurde aber noch toller; denn meine gute Mutter entsproß der französischen Linie der de Dejean, und ihr Großvater war ebenfalls reformirter Prediger in Schwabach bei Nürnberg, dessen Familie den Réfugiés angehörte. Sagen Sie selbst, mußte ich da nicht zu dem abenteuerlichen Komödianten-Handwerk kommen?"

Unter Lachen schüttelten wir uns die Hände als — sehr entfernte Landsleute.

Auf's Höchste überrascht war ich am anderen Abende, als mich der Diener, welcher mir den Mantel abgenommen hatte, in einen Saal führte, den ich in dem Hause gar nicht vermuthete. Donnerwetter! dachte ich, als Gustav Freytag mit Gemahlin mich willkommen hießen, wenn ich nur meine Münchener-Dichterverein-Genossen hierher zaubern könnte, um ihnen einen Begriff von der Residenz eines norddeutschen Schriftstellers geben zu können! Gustav Kühne, dessen Frau eine Tochter des Millionärs Harkort, wohnte ja auch sehr

schön in einem neuen, großen Gebäude unweit des Schützenhauses, aber eine Gesellschaft wie hier, die ich auf etliche dreißig Köpfe schätzte, konnte er nicht beherbergen. Man mag sich von dem Raume einen Begriff machen, wenn ich sage, daß die Gesellschaft nach den verschiedenen Vorführungen, die auf einem Podium an der Breitseite des Saales stattfanden, sich immer zu Viert an kleinen Tischen zum Abendimbiß niederließ. Ich hatte die Ehre, an dem Tischchen zu sitzen, dem die Hausfrau präsidirte, welche nicht müde wurde, mir zu versichern, daß sie sich selten so amüsirt und so herzlich gelacht habe, wie über meine Dialektdichtungen und die Stimmporträts von Leipziger Schauspielern, besonders über das von dem alten Komiker Ballmann, der den Leipzigern das Prototyp des Komischen war, der aber im Vergleiche zu unseren süddeutschen Komikern mir ein etwas aufdringlicher Hanswurst schien.

Diesem schönen Abende folgten noch mehrere im Laufe des Winters, und da es Gustav Freytag in seinen Briefen immer und immer aussprach, darf ich wohl behaupten, daß ich rasch der Freund seines Hauses geworden war.

Wenn Gustav Freytag in seinen Urtheilen manchmal etwas herbe war, so wußte doch seine Gemahlin durch ihre große Liebenswürdigkeit und wahre Noblesse begütigend zu wirken, und es war für mich der schönste Tag dieses Winters, als ich ihr im Januar 1851 meine von Ludwig Uhland gesammelten und gesichteten „Lieder und Gedichte", die bei J. J. Weber erschienen, überreichen konnte.

Als ich nun im Frühjahre 1851 mich von dem neugewonnenen Freunde verabschieden wollte, da hieß es: „Der Herr Doctor ist mit Gemahlin nach Thüringen gereist, um dort ein Gut zu erwerben." Es war Siebleben, wo er sich ankaufte, und er gedachte nicht, daß er dort 24 Jahre später die Tragödie des Todes seiner Gemahlin und treuesten Mitarbeiterin erleben sollte; denn nichts deutete damals auf die geistige Umnachtung dieser edlen, trefflichen Seele hin.

* * *

Da liegt ein Billet von Gustav Freytag vor mir:

Wiesbaden, Hôtel zur Rose (Neues Haus), den 20. März 1877.

Geliebter Schultes!

Holland in Noth! Bin im alten Quartier in der Stadt. Wenn es Ihnen möglich ist, lassen Sie heute Ihr gut bürgerliches Mittagessen im Stich, und nehmen Sie wieder einmal mit der Ihnen verhaßten Gasthauskost, aber im Zimmer aufgetischt, bei Ihrem alten Kumpane vorlieb.

Herr von Wurmb ist wieder bei mir gewesen. Das sagt Ihnen Alles! Ihr liebes Gemahl wird mir nicht zürnen, wenn die drei Eingangsworte ihr zu Herzen dringen. — Der Ueberbringer, welcher Sie hoffentlich auf Ihrem Bureau trifft, wartet auf Antwort.

Lassen Sie nicht im Stich Ihren getreuen

Freytag.

Dieser „Schneider-Zettel", wie Freytag das Billet scherzhaft nannte, des „zweimaligen Stiches" wegen, hatte folgenden Anlaß: Der rheinländische Adel wollte am 25. April 1877 dem Kaiser Wilhelm I. ein großes Fest im Königl. Theater zu Wiesbaden geben, wozu fünf farbenprächtige Bilder aus den bisher erschienenen „Ahnen" die Hauptanziehung bilden sollten. Für drei andere Bilder: aus dem siebenjährigen, aus dem Befreiungskriege und „Das Germania-Denkmal in seiner Vollendung" hatte ich die Texte übernommen. Zu dem letzten Bilde nahm ich mein von Ferdinand Möhring componirtes und viel gesungenes Lied:

„Urvater Rhein, auf deine grünen Wogen
Strahlt Gottes Sonne doppelt herrlich hin . . ."

Es war Alles gut, nur fehlten noch die Worte, welche die Bilder aus den „Ahnen" erklären sollten, und zwar so, daß unser guter alter Kaiser einen Begriff davon erhielt, was ungefähr der Inhalt eines jeden Romanes wäre, — ein Kunststück, welches eigentlich nur der Autor lösen konnte. Präsident von Wurmb sollte nun Freytag bewegen, daß er sich dieser Aufgabe freundlichst unterziehe, aber umsonst. — „Sehe ich aus wie ein Wiederkäuer?" meinte der Dichter, als er mir dieses Ansinnen mittheilte, das er kurzer Hand abwies. Herr von Wurmb dachte jedoch, steter Tropfen höhlt den Stein, und kam wieder und äußerte in seiner chevaleresk-jovialen Weise: „Es brauchten ja nur wenige . . . Jamben zu sein!"

Diese „Jamben" schlugen dem Fasse den Boden aus. Freytag erklärte: „Ich kann's nicht und will's nicht! Es giebt überhaupt nur Einen, der das mit meiner Einwilligung zu Wege bringt. Ersuchen Sie den darum, wenn ich erst vorher mein Glück bei ihm probirt habe, und das ist mein alter Schultes, welcher die Geschichten fast auswendig kennt."

Er theilte mir dies bei meiner Ankunft in sehr erregter Weise mit und fügte bei: „Ich habe auf Sie in meiner Noth gesündigt. Wollen Sie mich absolviren, indem Sie für den alten Freund einspringen, und die Sache machen, gerade wie sie Ihnen am besten paßt?"

„Ungefähr so, wie der Hirt die Kühe zum Thore hinaustreibt?" entgegnete ich. „Ich habe wahrhaftig so viel zu thun, daß ich gar nicht an die Eulenspiegelei herantreten kann, bei der sich die Ahnen im Grabe herumdrehen müßten. Es wäre ja die reine Verballhornung!"

„Wir wollen die Ahnen schon wieder so herumkriegen, daß sie auf der Schattenseite liegen!" erwiederte Freytag mit seinem liebenswürdigsten Schmunzeln.

„Damit geben Sie also zu, daß das Ganze ein Unsinn ist?"

„Wir haben schon mehr tolles Zeug getrieben, und es soll hoffentlich nicht der letzte Spaß sein, den wir zusammen aushecken. Soll jene Flasche Heidsieck Monopol im Kühler uns nicht zu Borgia-Tropfen werden, dann sagen Sie augenblicklich: Ja!"

„Nunc est bibendum!" sagte ich und schleuderte den Hut in eine Ecke.

„Ich wußte es ja, mit Speck fängt man Mäuse, und mit französischen Monopolen versehen, selbst alte, schnurrbärtige Belmänse . . ."

„Denen aber die Ahnen immer mit gutem Beispiele vorangegangen sind!" —

Ja, Gustav Freytag war immer ein Bischen lucullisch angelegt, und Bolz in den Journalisten ist auch in dieser Beziehung ein Selbst-Conterfei, wie aus dem Spiegel gestohlen!

So kam ich aus Freundschaft für den Verfasser dazu: Ingo, Ingraban, Das Nest der Zaunkönige, Die Brüder vom deutschen Hause und Marcus König für das Adelsfest, dessen Ertrag für das Niederwald-Denkmal bestimmt war, in wohlgesetzten Jamben zu verballhornen, indem ich immer am Schlusse ein lyrisches Versschwänzchen anhängte, das für mich, den Vortragenden, ein „plaudite amici" bedeutete. Als ich nun meinen Ingo ein paar Tage später Freytag vorgelesen hatte, meinte er lachend: „Nun thun Sie mir aber die Liebe, und lassen Sie das für die Festtheilnehmer nicht als Libretto drucken, wie das so Sitte ist. Es kommt uns sonst mein Verleger Hirzel über den Hals, weil das Publicum merken wird, daß man die breitbeinigen Ahnen so vergnüglich und artig zusammenquetschen kann!" —

Das Beste, was mir diese „Ahnen"-Verballhornung eintrug, war nicht der Adler in Brillanten, den mir die Gnade unseres alten Kaisers am Tage nach dem Feste überreichen ließ, sondern das Blättchen, auf das Wilhelm I. mit Bleistift geschrieben hatte, daß mir sein Geschenk „sofort" zu übergeben sei. In meinem Stammbuche nimmt es die erste Stelle ein, und meine Kinder und Kindeskinder werden stets mit Andacht diese theueren Schriftzüge betrachten.

* * *

Als Gustav Freytag ganz nach Wiesbaden übersiedelte, war — abgesehen von auswärtigen Besuchen — sechs Jahre lang der Verkehr mit meiner Familie der einzige Umgang, den er, ich kann sagen, fast täglich pflegte. Nicht allein die alte Freundschaft vom Jahre 1850 in Leipzig her, war an diesem Umstande schuld, sondern es waren noch andere Gründe für dieses förmliche Untertauchen, nicht zum Wenigsten, daß er in möglichster Stille und Ruhe seine „Ahnen" vollenden und an die Gesammtherausgabe seiner Werke gehen wollte. Auch hatte er im nahen Rheingau an Excellenz von Stosch einen vertrauten Freund, mit dem er sich auch in Politicis aussprechen konnte, wofür ich, ehrlich gestanden, nur zu dem Nächstliegenden zu gebrauchen war. Obwohl ohnehin fast bis zum Uebermaß in meiner Stellung beschäftigt, brachte ich der Freundschaft manches Opfer an Zeit, wenn ich auch vielfache Directiven und Belehrungen dankbarst annahm, die ich von dem kunsterfahrenen Freunde erhielt. Conradi Alberti in seinem Buche über Gustav Freytag irrt sich aber, wenn er meint, daß mir Freytag auch Directiven in der Besetzung der Stücke zukommen ließ, denn er konnte das gar nicht, da ich ihn erst in späteren Jahren dazu brachte, das Theater öfter zu besuchen. Die Luft in dem kleinen, schlecht ventilirten Hause bekam ihm, der gar oft an Bronchialkatarrhen litt, ganz und gar nicht, und nur in Ausnahmefällen, wie z. B. bei der Erstaufführung von „Antonius und Kleopatra", dann bei dem „Sommernachtstraum", den ich nach meiner Einrichtung gab, bei „Coriolan", bei „Nathan" und bei seinen „Journalisten", die ich genau nach seinen Anweisungen gab, bei Ludwig's „Erbförster" trat ich mit meiner Bitte „das Theater zu besuchen" an ihn heran. Ich muß hier sagen, daß es immer ein Festabend für meine Künstler war, wenn sie den Dichter im Theater wußten, und sie bestrebten sich stets, ihr Bestes zu geben. Ich bewahre noch eine Visitenkarte, auf die Freytag, als ich ihn zu einem Besuche von „Nathan" einlud, um Max Köchy in seiner besten Rolle zu sehen, geschrieben hatte: „Werde mit Freuden kommen". Die paar Worte machten uns Alle stolz, und es war wirklich eine Musteraufführung.

Als mein alter Freund Karl Stelter 1883 von Elberfeld nach Wiesbaden übersiedelte, führte ich ihn bei Freytag ein, da ich wußte, daß er sich auf dessen Treue wie auf die meine verlassen konnte. Stelter wurde auch in der Folge vielfach an meiner Stelle sein Amanuensis und sogar sein Hausverwalter, wenn Freytag nach Siebleben im Sommer verreiste. Da Freytag sehr schlecht sah und im Theater nicht ohne Ansprache sein wollte, mußte ich Stelter immer an seine Seite placiren.

Gustav Freytag wohnte zuerst in Wiesbaden in zwei kleinen Häuschen, die rechts abseits der Biebricher Straße vor der Stadt im Felde lagen. Man hatte von da aus einen entzückenden Blick auf die Stadt und das ganze Taunus-Gebirge.*) In dem letzten der kleinen Häuschen wohnte Freytag selbst, während in dem vorderen seine zweite Gattin, eine junge Frau von fast dämonischer Schönheit, die ihm eben den zweiten Knaben Waldemar (Wally) geboren hatte, mit ihrem alten Mütterlein und dem Erstgeborenen Gustav ihr Heim aufgeschlagen hatte. So oft ich die wunderbar gewachsene Gestalt von Freytag's zweiter Gattin sah, mußte ich unwillkürlich an eine altdeutsche Schwertjungfrau denken, und berserkerhaft brach auch oft ihr Zorn gegen die Dienerschaft aus, da sie ihr wildes Naturell nicht zu zügeln vermochte. Ihr kleines Mütterchen hingegen war die Sanftmuth und Freundlichkeit selbst, und die Knaben hingen an ihr mehr als an der Mutter. Die beiden heranwachsenden Knaben, der dunklere, sich rasch streckende Gustav, welcher die Schönheit seiner Mutter geerbt zu haben schien, und der kleine, blonde, rothbäckige Wally waren meine Lieblinge.

Eines schönen Vorfrühlingstages im Jahre 1878 zog es mich zu dem Freunde hinaus, und als ich in das erste Stockwerk des zweiten Häuschens kam, sagte ich zu dem dort beschäftigten Dienstmädchen: „Melden Sie dem Herrn Geheimrath, daß ich da sei."

„Das darf ich nicht, Herr Director; denn der gnädige Herr hat heute Nachmittag seinen Schreiber bei sich und arbeitet."

Da hatte mich Gustav Freytag schon gehört und rief aus dem Mansardenstocke herab: „Nur immer herauf, lieber Schultes. Sie sind artig und still, und stören mich nicht."

Wie der Blitz war ich oben in dem mir wohlbekannten kleinen Mansardenzimmer, das sieben Schritte in der Länge und kaum drei in der Breite hatte. Es war nothdürftig eingerichtet. Wenn man eintrat, auf der linken Seite, ein Regal mit Büchern, gegenüber ein mit geblümtem Kattun überzogenes Sopha, davor ein kleiner Tisch. Links am Fenster ein größerer Tisch für den Schreiber und ein paar Stühle im Hintergrunde. Das war Alles.

Als ich eintrat, nahm Freytag ein Weinglas von dem Regal, setzte es zu dem seinen auf den schmalen Tisch, auf dem eine Flasche leichter Moselwein, eine Kiste Cigarren und ein brennendes Wachslicht standen. „Römer spielen!" sagte er zu mir, indem er auf das Sopha deutete. Ich verstand den Wink, legte mich längelang auf das Ruhelager, und als ich mir eine Cigarre angezündet hatte, um den Qualm in dem kleinen Stübchen zu vermehren, fing Freytag an, mit der Gleichmäßigkeit eines Pendels in der Länge des Raumes zwischen seinem Schreiber und mir hin und her zu gehen, und als ob gar keine Störung eingetreten sei, begann er nach einer kleinen Pause — ich werde die Worte nie vergessen:

„Eines der schönsten Häuser am Markte, Parterre und Oberstock mit großen Fenstern, gehörte dem Doctor König . . ." (Aus einer kleinen Stadt, Seite 247, Band 13 seiner Gesammtwerke, die er mir später prachtvoll gebunden verehrte. In dem ersten Bande findet sich folgende Widmung: „Hier, lieber, alter Freund, der Vorläufer einer starken Einquartierung, die eine günstige Aufnahme erbittet. Ihr getreuer Freytag.") Ohne zu stocken oder nach Wendungen zu suchen, quollen ihm die Worte von den Lippen so ruhig, als läse er das Ganze aus einem Manuscripte vor. Sein Ton war dabei der eines orientalischen Märchenerzählers. Kein Heben, kein Senken der Stimme, selbst bei den komischen Stellen, die in der halben Stunde vorkamen, in welcher er fabulirte, zeigte er nicht jenes leise Lächeln, das ihm sonst eigen war. Endlich sagte er in einem ganz anderen Tone und so laut, wie er nie sprach: „Genug! Um des Himmels willen das Fenster auf, sonst ersticken wir alle drei in dem Qualm!"

Als der Secretär sich entfernt hatte, und bei einer Flasche Schaumwein, die das Mädchen auf seinen Befehl holte, Freytag und ich uns gegenüber saßen, brachte ich keine dummen Complimente über sein wunderbares Fabuliren über die Lippen, sondern sagte: „Wahrhaftig, jetzt habe ich das Prototyp eines genialen Souffleurs kennen gelernt!"

Herzlich schmunzelnd entgegnete er: „Also wenn's so nicht mehr geht, habe ich doch noch Aussicht, in einem Mauseloch mich nützlich machen zu können. Sie müssen mir aber in den Contract setzen lassen: Darf bei dem Einblasen rauchen, und die Intendanz verpflichtet sich, für die Arbeitszeit eine Flasche Branneberger oder besser eine Pulle Sect zu liefern."

„In letzterem Falle kröche noch Einer in das Mauseloch und störte die Arbeit wie heute. Das möchte ein sehr theueres Einblasen werden!"

„Ja, lieber Freund, billiger kann ich's nicht thun. Sie vergessen ganz," und nun zog jenes sonnige, ich vermag es nicht anders zu bezeichnen: etwas gutmüthig-spitzbübische

*) Erst drei Jahre später erhandelten wir gemeinsam von meinem Freunde, Rentner Fritz Springmann, der nach München ziehen wollte, die schöne Villa am Hainer-Wege — jetzt Gustav Freytag-Straße — um den billigen Preis von 40 000 Thalern. Sie ist heute viel mehr werth.

Lächeln über sein liebes Gesicht, „daß ich herzoglich sachsen-coburgischer Vorleser bin!“

Ich meinte nun, etwas ernsthafter werdend: „Zu solchem Fabuliren gehört eine tüchtige Vorbereitung von Fall zu Fall.“

„Vorbereitung?“ entgegnete Freitag immer noch in schelmischem Tone, „nur zu den historischen Daten. Sonst trage ich eine ziemlich gut ausgearbeitete Generalstabskarte im Kopfe, und da ich stets weiß, bei welchem Punkte ich stehen geblieben bin, marschire ich fest und ruhig auf das mir gesteckte Endziel los. Finde ich zufällig auf meinem Wege eine hübsche Blume oder ein eigenartiges Gewächs, so bücke ich mich darnach, lasse mich auch ab und zu durch eine lockende Gegend zu Streifereien verleiten, kehre aber so bald als möglich auf den Hauptpfad zurück. Glauben Sie mir, nicht allein die Schonung meiner Augen zwang mich zu solcher Dictando-Arbeit, sondern ich halte sie überhaupt für die beste Art, dem verehrungswürdigen Publicum etwas recht vergnüglich und artig weis zu machen! Freilich, wer nicht gewohnt ist, klar zu denken, oder nicht ganz in der Sache lebt und so spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, sondern geistreicheln will, der muß sich die Finger mit Tinte schwarz machen.“

„Sie haben leicht so zu sprechen, da Sie es können, aber....“

„Nun will der Theaterdirector sein und weiß nicht, daß allüberall Probiren die Hauptsache ist und bleibt!“

(Schluß folgt.)

Gegen das Schauspiel.

Von Eugen Wolff.

Es giebt Wahrheiten, die Jedermann kennt, ohne über ihre Tragweite nachzudenken. So wird gewiß Niemand widersprechen, wenn wir behaupten: unsere Bühne steht im Zeichen des Schauspiels. Wem ist der Gemeinplatz der deutschen Literaturgeschichten entgangen, daß unser Lustspiel erst spärlich gediehen ist? Wer entsänne sich nicht der künstlichen Belebungsversuche, die mit der Tragödie in den letzten Jahrzehnten auf der deutschen Bühne unternommen wurden, Seitens der Meininger und ihrer Schule? Oder man denke an die Noth der Preisrichter, die alle drei Jahre das beste höhere Drama, das sich möglichst im Geiste Schiller's hält, krönen sollen: gewöhnlich ist überhaupt kein Stück hohen Stils zum Vorschein gekommen, das ernstlich in Betracht gezogen werden könnte! Und nun blicke man auf die Theaterzettel und sondire namentlich die Novitäten: das Schauspiel siegt auf der ganzen Linie, soweit ihm nicht der Schwank und andere unter dem literarischen Niveau stehende Gattungen das Feld streitig machen.

Dies der Stand der Thatsachen. — Geben sie uns nicht zu denken? Daß es nicht gleichgiltig sein kann, ob diese oder jene dramatische Unterart den Vorrang einnimmt, lehrt die bloße Gegenüberstellung des Schauspiels mit der Tragödie und Komödie andererseits. Zwischen diese beiden reinen dramatischen Gattungen schiebt sich das im engeren Sinne sogenannte Schauspiel als Misch- und Mittelgattung ein, die den Ernst von der Tragödie borgt, aber deren wuchtige Katastrophe vermeidet; die bald heitere Geistesblitze, bald leidliche Compromisse von der Komödie übernimmt, ohne deren frische Fröhlichkeit zu erreichen.

Da hätten wir also das ersehnte Universaldrama, das da ernste und heitere Töne umfaßt, Tragik und Komik gleichmäßig beherrscht?? Wir fürchten: wenn wir das Schauspiel auf Herz und Nieren prüfen, wird sich zeigen, daß es nicht Fisch noch Fleisch ist, daß seine Wirkung weder nach der einen noch nach der andern Seite in die Tiefe dringt. Gehen wir von bestimmten Beispielen aus, damit unsere Betrachtung nicht in der Luft schwebt!

Hermann Sudermann's „Ehre“ z. B. ist ein typisches Schauspiel des modischen Stils, — wir sprechen absichtlich nicht vom „modernen“ Stil, weil wir Sudermann nicht als einen Angehörigen der modernen Schule, sondern als Vermittler alias Compromißler betrachten. Ernst ist der Conflikt der „Ehre“: Der Sohn löst sich von dem Elternhause, dessen Denk- und Handlungsweise sein Ehrgefühl auf's Tiefste verletzt; er liebt überdies die Schwester des Verführers seiner eigenen Schwester: eine tragische Katastrophe bietet sich wie von selbst dar. Aber es ist die Eigenart der „Schauspiel“-Helden, daß sie keine Helden sind, daß sie nicht die Consequenzen der Situation ziehen, daß sie ein Leben in Unehren dem Tod in Ehren vorziehen. Sich gleich das Leben nehmen? — Unsinn! Der modische „Schauspiel“-„Held“ flieht nach Indien oder sonst weit fort aus der Schußlinie, — welch' ein vernünftiger Mann! Eine Abreise, eine Flucht ist also das Ende dieses typischen Schauspiels: gerechter Weise müssen wir freilich dabei zugestehen, daß hier das Ende nicht auch das Ziel des Werkes bedeutet. Worauf es nämlich dem Verfasser ankommt, ist das Problem, das sich aus theoretischer Verallgemeinerung des gegebenen Einzelfalles entwickelt: giebt es überhaupt einen objectiven Ehrbegriff? oder hat nicht jeder Stamm und Stand die Ehre, die seinen Verhältnissen angemessen ist? Es wird klar, daß damit das Schauspiel aus der Welt der Gestaltung in die der Erwägung hinaustritt und so die dramatische Form sprengt. Anstatt eines Trauerspiels, das Erschütterung bewirkt, indem es auf die kühnsten und letzten Consequenzen der Handlung hinarbeitet, haben wir ein Thesenstück, das Meinungen erwecken will, indem es die möglichst vernünftige Lösung zur Besprechung stellt! —

Auch Gerhart Hauptmann's „Weber“ erheben sich nicht zum reinen Tragödienstil, sondern münden ins halbschlächtige Schauspiel ein. Geflissentlich wird die Austragung des Confliktes umgangen: die Noth reizt die Weber zum Aufstand; mit dem Anrücken des Militärs schließt das Drama; ja gewaltsam werden wir glauben gemacht, daß der erste Schuß den einzig unschuldigen Weber trifft, der stets vor dem Aufstand gewarnt und auf Gott vertröstet hat. Das ist nicht der Untergang eines dramatischen Helden, auf den unsere ganze Sympathie concentrirt ist, — ein solcher einheitlicher Held ist überhaupt gar nicht aus der Weberschaar herausgearbeitet — und nicht aus dessen Charakter erfolgt diese Katastrophe: es wäre besten Falls der Zufall, der hier das Schicksal spielt; aber selbst der soll es nicht sein, es ist Tendenz, gerade mit dem Tode des Einzigen abzubrechen, aus dessen Charakter sicherlich nicht der Untergang nothwendig oder berechtigt oder überhaupt organisch erscheint! Trotz der schöpferischen Fähigkeit Hauptmann's zur Charakterzeichnung, gelangt die tragische, überhaupt die ästhetische Wirkung nicht zu voller Entfaltung: wieder ist es die tendenziöse Zuspitzung des Stoffes, eine stoffliche Wirkung, mit der wir entlassen werden. —

Namentlich Sardou und Ibsen sind als Diejenigen zu nennen, welche vom Ausland her die Neigung der deutschen Dramatiker zu der ästhetischen Halbheit des Schauspiels verstärkten. Wie natürlich stände den meisten Sardou'schen Dramen eine komische Durchführung zu Gesicht! Diese kleinen gesellschaftlichen Bedenken und Meinungsverschiedenheiten drängen organisch auf eine humoristische Behandlung hin. So viel Pikanterie und Geist aber der französische Virtuos der Technik auch aufwendet: alle diese Mittel versanden im trockenen Ernst des Schauspiels mit seinen unvermeidlichen theoretischen Wortgefechten. Da bewegt sich z. B. in seinem „Daniel Rochat“ die Handlung um die Frage der Civilehe. Dem Mann genügt sie, die junge Frau hält eine Vollziehung

der Ehe ohne kirchlichen Segen für ausgeschlossen. Ist eine dramatische Gattung noch künstlerisch ernst zu nehmen, der es möglich ist, erst bei beginnender Brautnacht diesen Konflikt zum Ausbruch gelangen und zu einer Trennung führen zu lassen? Ein Stoff, wie geschaffen für die Komödie, insbesondere für die pikante Komik des Franzosen, wird — wiederum in unkünstlerischer, weil außerkünstlerischer Absicht — gerade gut genug für theoretische Declamationen der Parteien befunden! —

In ernsterer Weise — es ist wahr — hat Ibsen seine modernen Schauspiele zum Ausdruck seiner Weltanschauung gemacht. Aber gerade ihm gilt die Ideenpropaganda alles, die dramatische Form und die Bühne als Mittel zu diesem Zweck. Mit Absicht erinnern wir zunächst an ein Stück, dessen Tendenz wohl in den weitesten Kreisen Zustimmung, ja freudige Begeisterung weckt: „Ein Volksfeind“ rückt mit Keulenschlägen der demokratischen Lüge zu Leibe, daß die Mehrheit immer im Besitz der Wahrheit und des Rechtes sei. Wir lassen uns einen solchen geistigen Gehalt für ein Drama sehr wohl gefallen: nicht aber als äußere Tendenz, als „Moral von der Geschicht“, mit deren Verkündung das Stück abschließt — wie es bekanntlich buchstäblich der Fall — sondern als eine Erfahrung, die aus der Darstellung eines Menschenschicksals unaufdringlich und unabsichtlich hervorleuchtet. Individuelles Menschenlos vom Beginn bis zum organischen Ende einer in sich geschlossenen Handlung soll aber das Drama als Kunstwerk immer bieten. Die wahre Tragödie der Selbstständigkeit gegenüber dem Terrorismus der Masse hätte die Fortführung der Handlung bis zum völligen physischen Ruin, ja bis zur Ertödtung des Helden verlangt. Erst ein wirklicher tragischer Untergang, und nur ein solcher, hätte die erstrebte Ueberzeugung auf die denkbar tiefst greifende Weise dem Publicum vermittelt, während alle bloßen Reden die so treffende Idee, daß Selbstständigkeit und Freiheit mehr beim Einzelwesen als bei der Masse zu finden sei, als bloße Hypothese hinstellen, die unser Verstand noch immer in Erwägung und Zweifel zieht, zumal der Unterdrückte selbst die neue Wahrheit, die ihm die brutalen Thatsachen aufdrängen — begreiflich genug! — prononcirt einseitig zum Ausdruck bringt (der stärkste Mann ist derjenige, welcher allein steht!).

Dasselbe Problem ließe sich überdies auch komisch behandeln: sind doch mit großer satirischer Schärfe eine Reihe von Cabinetsstücken der Porträtkunst hier von Ibsen gezeichnet, politische Charaktere von typischer Wahrheit und doch nicht ohne individuelle Züge. Hätte der große nordische Igel nur den Stil der Komödie auch im Gang der Handlung festgehalten, statt doch wieder in die Stillosigkeit des üblichen Schauspiels zu versinken! Ist wirklich unserem stirnrunzelnden Geschlecht die Kunde davon entschwunden, daß keine Waffe gefährlicher als der Fluch der Lächerlichkeit? — Aber schon hören wir die eingeschworene Ibsen-Gemeinde, die ihre Kritiklosigkeit für ein Mysterium ausgiebt, ihr: Philister über euch! rufen. Wir dagegen möchten fragen, ob wohl im geringsten der geistige Gehalt und unsertwegen selbst die „Tendenz“ des Werkes abgeschwächt wäre, wenn die niedrigen Charaktere um den Lohn ihrer Gemeinheit geprellt würden. Ein die Sachlage günstig gestaltendes Ereigniß brauchte keineswegs auf der übel beleumundeten Krücke der sogenannten poetischen Gerechtigkeit einherzulahmen: das halbkomische Licht, in welches der Dichter schon an sich auch den naiven Optimismus seines Helden gesetzt hat, legte aus künstlerischen Rücksichten organisch einen komischen Abschluß nahe, in welchem keineswegs sich die Tugend zu Tisch setzt, wenn sich das Laster erbricht, sondern die Sonne der Komik über Gerechte und Ungerechte dieser Welt leuchtet, wo mir doch Alle gar närrisch uns geberden. Auf solche Weise wäre freilich aus der einseitigen eine allseitige Beleuchtung geworden, und die können manche Brillen nicht vertragen . . .

Kaum brauchen wir zu betonen, daß es nicht gerade nur der typische „Schauspiel“-Schluß mit seiner Halbheit ist, gegen den sich die Anklagen seitens der durch unkünstlerische Rücksichten nicht verzerrten Kunst richten: dem gewählten reinen Dramenstil entsprechend, würde sich Richtung und Ton des ganzen Werkes einheitlicher gestalten, weil mit vollem Nachdruck auf Herausarbeitung entweder der tragischen oder der komischen Elemente in Stoff und Charakteren hinzielen.

Einem Bedenken haben wir wohl noch zu begegnen: daß nämlich das bürgerliche Leben, dem das „Schauspiel“ meist seine Stoffe entnimmt, im Allgemeinen eben nicht Helden, sondern Alltagsmenschen zeitige, die nicht gewohnt seien, die letzten Consequenzen aus ihrem Charakter und ihren Situationen zu ziehen. Es ließe sich mit den „Xenien“ fragen:

„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“

Gewiß birgt das bürgerliche Leben genug Conflicte und Charaktere von künstlerischem Interesse. Wer indeß geflissentlich im Leben nur die Mittelmäßigkeit aufsucht, darf sich nicht wundern, wenn seine Wirkung im Mittelmaß stecken bleibt. Seien wir gerecht, aber streng: die meisten heutigen Dichter tragen selbst nicht geistige Größe genug in sich, um große Charakterzüge congenial zu erfassen oder auch nur zu ahnen. Und doch hätte mancher — wir denken vor Allem an Ibsen — Kraft genug zu erschütternder Tragik wie zu unerbittlicher Satire, wenn auch wohl nicht zu versöhnendem Humor. Aber die Unterordnung der künstlerischen Absicht auf Gemüthswirkungen unter den Effect des Stoffes, des Problems und der Tendenz läßt die Dichter der Gegenwart um die Reinheit und Tiefe der künstlerischen Wirkung unbekümmert sein: unsere Dramatiker fühlen sich mehr als Social-Ethiker denn als Dichter.

Freilich wird es in einer Zeit lebhafter Gährung begreiflich, daß sich auch die Muse in den Dienst der Tageskämpfe stellt. Auch sind wir die letzten, welche wünschen würden, daß sich die Kunst von der geistigen Bewegung fern halte. Doch vermeinen wir gezeigt zu haben, wie sich das Drama an den Ideen jeder Epoche befruchten und in reicher Vergeltung fortzeugend auf dieselben wirken kann, ohne daß es sein eigenes Wesen darüber verleugnet. Im Gegentheil träte plastische Verkörperung der Ideen an Stelle rhetorischer Erörterungen, Durchführung und Austragung bis zur äußersten Consequenz an Stelle problematischer Forderungen.

Nun giebt es allerdings dankbare Stoffe, die einmal weder tragisch noch komisch gipfeln: weder verfällt der Held dem Untergang noch macht er eine komische Figur. Vielmehr gelangt er nach ernsten Kämpfen zum Siege, jeden Widerstand weiß er zu überwinden oder doch aus schwerer Versuchung sich zur Fassung und zu innerem Frieden — sei es auch unter Entsagung — hindurchzuringen. Soll sich der Dichter solche Stoffe versagen? Wenigstens erhebt uns hier ein Hauch von Heldenthum, wo uns sonst im Schauspiel das gewöhnliche Durchschnitts- und Mittelmaß herabstimmte. Aber die Verherrlichung von Helden, die Feier ihrer Siege, die Darstellung ihrer Thaten bilden den Gegenstand des Heldengedichtes und werden immer besser der epischen als der dramatischen Dichtkunst zuzuweisen sein. Nicht Willkür oder Schematismus läßt uns solche Stoffe vom Drama abwehren: die epische Poesie kann mit ihren breiteren Mitteln und ihrer panegyrischen Richtung ihnen weit eher gerecht werden als das Drama, das im Wesentlichen nur innere Entwicklungsmomente herauszuheben vermag und, statt bewundernd zum Helden aufzuschauen, vorsorglich, aber gerade in voller Kenntniß seiner menschlichen Mängel und Schwächen, über ihm steht.

Immerhin wird man sich Schauspiele in Art von „Nathan,“ „Iphigenie,“ „Tasso“ oder „Tell“ gefallen lassen. Gleichmäßig als Ideendramen wie als dramatische Helden-

gedichte lassen sich diese Werke auffassen, und nach beiden Richtungen haben sich schon Generationen an ihnen erfreut und erfrischt. Alle schuldige und herzlich gewährte Verehrung für die Schöpfer dieser unsterblichen Dichtungen läßt uns aber nicht die Frage unterdrücken, ob wohl Weltdichtungen, die vermöge ihrer Bedeutung als Documente des schöpferischen Menschengeistes sich über alle Formen hinwegsetzen dürfen, ja alle Formen sprengen, als Vorbild und Regel für die künstlerische Formgebung überhaupt dienen können? Ja, ob sie nicht selbst an Intensität der Wirkung bei tragischem Ausgang gewonnen hätten? Doch zielt unsere Betrachtung gar nicht einmal auf Ausrottung des Schauspiels hin. Es wird immer Dichtungen geben, die jeder Rangirung spotten — und das sind durchaus nicht die schlechtesten. Nur auf das anormale Verhältniß wollten wir hinweisen, wenn die zulässige Ausnahme zur vorherrschenden Regel wird und die dramatische Production ganzer Generationen kein klares Ziel mehr findet, sondern zwischen Thür und Angel haust.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Hypnose.

Von H. Waldemar (Zittau).

Er drang auf eine unwiderstehliche Art in unsere Versammlungen und ehe wir es recht gewahr wurden, benützte er unsere Ateliers, ohne die Eigenthümer um Erlaubniß gefragt zu haben. Später, als wir diese Thatsache besprachen, konnte keiner von uns sich erinnern, wer ihn zuerst getroffen, aber wir neigten alle der Vermuthung zu, daß es Freddy gewesen, der gern und oft solche gelegentliche Bekanntschaften machte. Was Alan that, wo er lebte oder woher er kam, erfuhren wir nie, obwohl wir fast einen ganzen Winter und den ihm folgenden Frühling mit ihm zusammen waren. Daß er nicht Maler war wie wir, hatten wir natürlich bald herausgefunden, aber nichtsdestoweniger schien er ein Künstler. Er sprach sehr wenig, am wenigsten von sich selbst, aber seltsam war es, daß er bei unseren Zusammenkünften nie ein Wort verlor, das über seine Beschäftigung Aufklärung gegeben hätte. Nur durch Zufall erfuhren wir, daß er Dichter und Musiker war. Und das kam so. Eines Abends saßen wir in Sayce's Zimmer, wo sich auch ein Piano fand, das schon oft hatte zur Unterhaltung dienen müssen. Auch damals ließ sich Freund Spencer herbei, die Tasten zu bearbeiten — ein Spielen war es nimmer — da er aber der einzige war, der über etwas musikalische Kenntnisse verfügte, nahmen wir auch das Mangelhafte dankbar entgegen. Als Spencer aber eine Pause machte, um sich die erloschene Cigarre wieder anzubrennen, sah ich, wie Alan eine Bewegung machte, als wolle er den Platz am Instrumente einnehmen. Dies veranlaßte mich zu fragen:

„Spielen Sie nicht, Mac Murdo?"

„Nun — besser wie das schon", erwiderte er, mit dem Daumen rückwärts auf Spencer deutend, und setzte sich an das Piano.

Allerdings war es besser wie das andere. Wir hatten solches vorher noch nicht gehört. Anfangs wußten wir nicht, was er spielte, es mögen eigene Gedanken gewesen sein, dann aber ging er zu Wagner über und entrollte vor uns ein Potpourri aus dessen Opern, dem wir staunend und entzückt lauschten. Allmählich verließ er Wagner und spielte ungarische Lieder, denen er einen Czardas folgen ließ. Zum Schlusse gab er die Ballade eines dämonischen Liebhabers zum Besten. Der Gesang erzählte von einem jungen Manne, dem ein Dämon die Braut raubte. Als er sah, daß auf keine andere Weise das Mädchen vom Untergang an jenes Dämons Seite gerettet werden konnte, tötete er sie und dann sich selbst. Alan hatte nur wenig Stimme, aber er sang die Ballade mit so großer dramatischer Wärme, daß, als er mit einer Disharmonie schloß, wir schweigend den Eindruck in uns verarbeiteten und erst nach mehreren Minuten zu sprechen vermochten.

„Das war ein aufregender Gesang," sagte Freddy endlich.

„Wahrhaftig," erwiderte Spencer. „Wer schrieb ihn, Mac Murdo?"

„Ich schrieb ihn selbst."

„Den Teufel auch! Aber von wem sind die Worte?"

„Auch diese sind von mir!"

„Beim heiligen Jupiter!" rief Freddy, „haben wir uns unwissentlich von einem Engel unterhalten lassen? Warum, mein Lieber, sagten Sie uns nicht früher, daß Sie ein Poet sind? Wir hätten — wir hätten Ihren Grog stärker gemacht."

„Warum veröffentlichen Sie das Werk nicht, Mac Murdo?" fragte nun auch Sayce.

„Es machte die Runde bei allen Verlegern, schon vor einiger Zeit," erwiderte der Gefragte trocken, „unterdessen hat ein anderer dasselbe Ding viel besser gemacht als ich."

„Das ist recht bitter," meinte Spencer, „bitterer, als wenn wir von den Ausstellungen zurückgewiesen werden, denn wir können immer durch die Händler verkaufen, während der Componist einen Verleger haben muß und ohne den nichts ausrichten kann."

„Armes Mädchen, das einem Dämon verfallen mußte," bemerkte Freddy träumerisch.

„Der Liebhaber ist noch mehr zu bedauern, denn es war ihm wenig Spielraum gelassen. Entweder — oder — Ich sehe nicht, wie er anders hätte handeln können," sagte Spencer.

„Damals machte man nicht viel Umstände mit einem Menschenleben," warf ich ein, „trotzdem scheint es mir, als sei die Moral damals gesünder gewesen als heute."

„Freilich war sie das!" schrie Freddy auffahrend. „Gebt mir die alten Tage —"

„Still, still!" sagte Spencer, den Erregten am Arm niederziehend. Freddy hatte uns oft seine besonderen Ansichten über die beste Art politische Differenzen zu begleichen, dargelegt, wir wußten, daß wenn er erst bei diesem Gegenstand angelangt war, er in patriotischem Fanatismus uns beschwor, ihm Gelegenheit zu geben, einen Tropfen Blut für sein Vaterland Irland vergießen zu können. Und dann war jede andere Unterhaltung unmöglich geworden.

„Ich stimme Ihnen zu," sagte unterdessen Mac Murdo sehr ernst zu mir: „Es gibt schlimmere Verbrechen als Mord. Es können Umstände eintreten, die den Mord heiligen, das heißt, ihn zur Pflicht machen, Umstände —"

Hier unterbrach ihn Freddy mit einer scherzhaften Bemerkung und Mac Murdo beendigte demnach seinen Satz nicht mehr. Er war für den Rest des Abends verstimmt und durch nichts zu bewegen, noch einmal sich an's Instrument zu setzen. Als wir uns, früher wie gewöhnlich, trennten, verabschiedete er sich mit einem kurzen Nicken des Kopfes.

„Mir scheint, als habe auch er etwas Dämonisches," meinte Freddy. „Am Ende gab er uns heute Abend ein Stück aus seinem eigenen Leben zum Besten!"

Der Winter war hereingebrochen mit seinen Nebeln und dunkeln Tagen, so daß unsere Arbeit oft ruhen mußte. Die Collegen waren in die Stadt gewandert. Ich saß mit meiner Pfeife am Kamin und ließ Vergangenes und Gegenwärtiges an meinem Geiste vorüberziehen. Da trat plötzlich Mac Murdo ein. Ich hatte ihn seit jener Nacht nicht wiedergesehen, es mochten darüber drei Wochen vergangen sein. Er ließ sich mir gegenüber nieder und starrte schweigend in das lodernde Feuer. Sein Gesicht, von dem unruhigen Scheine beleuchtet, sah alt und verfallen aus.

„Ich kam, um Ihre Hülfe zu erbitten", sagte er plötzlich. „Ich hoffe, Sie verstehen mich — Sie sind der Einzige, den ich fragen könnte . . . Warten Sie, versprechen Sie noch nichts. Ich muß Ihnen erst etwas sagen, das mich selbst betrifft."

Es verging trotzdem lange Zeit, ehe er wieder zu sprechen begann. Wir saßen da, rauchten und starrten schweigend ins Feuer. Dann, so plötzlich wie vorher, sagte er:

„Das Lied — erinnern Sie sich? — Es war in einer Weise Wahrheit . . . Nicht gerade der letzte Theil . . . Das Ende ist noch nicht da . . . Es wird anders sein wie dort . . . Ach, es ist so schwer zu sagen, aber Sie müssen die ganze Sache kennen, wenn Sie mir helfen sollen . . .

Sie heißt Theresa und ich kenne sie so lange ich lebe, kenne und und liebe sie. Wir waren nicht verlobt, wie man das so nennt . . . Sie wußte es und ich wußte es und ihre Eltern willigten ein. Ueber sie selbst kann ich Ihnen nichts sagen. Sie war eben — Theresa . . . Sie hat das Beste in mir geweckt, das aus mir gemacht, was ich geworden . . .

Vor einem Jahre waren sie auf dem Continent, und als sie zurückgekehrt waren, traf ich bei ihnen einen Fremden, den sie in Deutschland kennen gelernt hatten. Er war mir von der ersten Minute an unsympathisch. Dasselbe Gefühl hatte Theresa. Wir sprachen darüber . . . aber es schien nicht der Mühe werth, über seine Besuche viele Worte zu verlieren, weil ich glaubte, sie beträfen nicht uns. Eines Abends kam die Sprache auf Hypnotismus und ihm verwandte Dinge. Es wurden Versuche angestellt und . . . ich glaube, so begann es . . . Theresa und ich waren Wachs in seinen Händen . . . Er konnte mit uns machen, was er wollte.

Später — ich könnte nicht sagen wie es kam — trat eine Aenderung ein. Theresa hatte nur Augen für ihn, wenn er anwesend war . . . Sie schien sich vor mir zu fürchten . . . Wir begegneten einander wie völlig Fremde. Dann war es mir, als würden auch ihre Eltern kälter gegen mich. Die alte Herzlichkeit fehlte, obwohl — unsere Freundschaft ist so alt, daß sie mich niemals gänzlich fallen lassen würden — Ich fand endlich heraus — sie machten Bemerkungen, als ob er mich zu Dingen veranlaßte, die . . . Er hat diese Macht in sich . . . Ich weiß nicht, was es ist, und ich kann mich nicht genau erinnern, aber wenn er da ist, bin ich nicht ich selbst . . . Einmal muß ich mich wie ein Betrunkener benommen haben . . . Ich hörte es von ihrer Mutter, die mir Vorwürfe machte."

Mac Murdo's Stimme brach in Schluchzen. Es war mir unmöglich, ein Wort hervorzubringen, so reichte ich ihm nur meine Hand, die er einen Augenblick fest umschloß, als bedürfe er eines Halt es. Dann fuhr er fort:

„Heute Abend ist Gesellschaft dort und ich werde ihm begegnen. Ich habe es mir vorgenommen, etwas zu thun, wenn Sie mir helfen wollen. Kommen Sie mit mir. Beobachten Sie uns. Wenn Alles so stimmt, wie ich es gesagt habe, führen Sie mich auf irgend eine Art hinweg und dann kann ich selbst weiter handeln."

Ich versprach Mac Murdo, Alles zu thun, was er verlangte. Ich war tief erschüttert, mehr durch sein Wesen, als durch die Sache selbst, die er mir vorgetragen. Er verließ mich mit der Weisung, in einigen Stunden bereit zu sein.

Der Nebel war inzwischen so dicht geworden, daß ich, als wir meine Wohnung verließen, die Richtung bald verlor. Als ich Mac Murdo fragte, wohin wir gingen, sah er mich einen Augenblick wie abwesend an und sagte dann:

„Vielleicht ist es besser für Sie, das nicht zu wissen."

Wir müssen zwei Stunden gefahren sein, als der Wagen endlich an einer Gaslampe hielt. Der Nebel war lichter geworden, und ich konnte sehen, daß Bäume die Straße begrenzten. Mein Begleiter lohnte den Mann ab und zog mich einen Weg nach rechts hinunter, wo einzelne Häuser verstreut und weit ab von der Straße im Grünen lagen. An einer Mauerthür blieb er stehen, öffnete sie und führte mich unter einem gedeckten Gang durch den Garten nach dem Hause. Hier blieb er aufnehmend stehen.

„Bleiben Sie dicht an meiner Seite," flüsterte er, „und vergessen Sie nicht, mich unter jedem beliebigen Vorwande wegzubringen, sobald ich etwas thue oder sage, was mir selbst unähnlich ist."

Als ich das Innere des Hauses betrat, war ich in Versuchung, Mac Murdo's Erzählung als eine Hallucination anzusehen, denn es war unmöglich, diese reizende Einrichtung mit irgend etwas Mysteriösen in Verbindung zu bringen. Die Hausfrau empfing uns herzlich und begrüßte mich besonders freundlich als Alan's Freund. Mit der Intimität hatte er wirklich nicht übertrieben. Die Einrichtung verriet Geschmack und Reichtum, ohne daß letzterer aufdringlich zu Tage trat. Nur mit lebenden Blumen war eine Verschwendung getrieben, trotzdem waren sie dem Auge angenehm, wenn auch vielleicht nicht ganz den Kopfnerven, da der Duft im ersten Augenblicke betäubend wirkte.

Mac Murdo eilte mit mir durch die festlich beleuchteten Räume, bis er Theresa gefunden hatte, die am Piano stand. Ich beobachtete sie genau, ein Lächeln trat in ihre Augen, sie erröthete. Ein Moment nur — ich vergaß, daß der erste Eindruck, den ich von ihr gehabt, ein trüber gewesen.

Sie sprachen ein paar Worte zusammen, dann stellte mich Mac Murdo ihr vor.

„Er ist noch nicht da," raunte er mir zu, „aber bitte, bleiben Sie in meiner Nähe, ich möchte, daß Sie zugegen seien, wenn wir uns treffen."

Die nächste Stunde verbrachte ich, indem ich am Clavier lehnte und die Leute beobachtete. Dank seiner Aufklärung entdeckte ich mancherlei Interessantes, was die beiden Liebenden betraf. Auf Mac Murdo's Antlitz lag ein Ausdruck von Schwärmerei, den ich nie vorher bei ihm gesehen. Auch Theresa's Augen leuchteten höher auf und die Farbe kam und ging auf ihren Wangen. Wenn sie dann und wann sich berührten bei ihren Bewegungen zwischen den Gästen, war es, als ob eines vom andern erhöhten Glanz erhalte. Da setzte sich Mac Murdo an das Clavier. Theresa ließ sich in seiner Nähe nieder, so, daß sie sein Gesicht sehen konnte. Was er spielte, weiß ich nicht, es war schön, es war rührend, aber das Wunderbarste daran war, daß er allein zu Theresa sprach mit der Gewalt seiner Töne und daß diese ihm ohne zu sprechen Antwort gab. Schließlich begann er die Einleitung zu einem Liede zu spielen. Theresa lächelte und kam, als Mac Murdo sie auffordernd anschaute, an seine Seite. Es waren deutsche Worte, die ich nicht verstand, aber es war unmöglich sich der Gewißheit zu verschließen, daß diese beiden, Sängerin und Spieler, völlig eins waren, in einander aufgingen. Mir kam es vor wie eine öffentliche Verlobung. Ich beobachtete sie, hingerissen — da begann plötzlich des Mädchens Stimme zu zittern, sie erblaßte, ihre Augen verdunkelten sich, als sei ein Licht ausgeblasen worden. Ich sah zu Mac Murdo hinüber. Auch auf seinem Gesicht ein fremder, trüber Ausdruck, er spielte die schwere Begleitung so brillant wie vorher, aber die Musik, die Seele war entflohen. Und Theresa sang die letzten Noten ganz ausdruckslos. Als das Lied zu Ende war, drehte sie sich plötzlich nach der Thür, die in das nächste Zimmer führte. Ein kleiner, dunkelhaariger Mann stand dort und fixirte sie. Mac Murdo saß noch am Clavier und spielte geräuschvolle, inhaltslose Accorde. Ein gedankenloses Lächeln huschte um seinen Mund, alle Würde war aus seiner Haltung gewichen. Ich zögerte und überlegte, ob die Zeit zum Einschreiten gekommen sein möge oder nicht, als er durch das Austimmen eines Gassenhauers mich aller Zweifel enthob. Ich sprang rasch herzu, schob ihn vom Stuhl, indem ich ihn scheinbar mit einem Arm umfing, während ich mit der andern Hand zugleich so viel Tasten niederdrückte, als ich fassen konnte.

„Es ist nur eine Ohnmacht," sagte ich zu einigen Herren, die gekommen waren, mir zu helfen. Wir trugen ihn durch die Menge, die Treppe hinab in den Garten, wo Alan halbwegs wieder zu sich kam und uns dankte. Man brachte Cognac und Wasser, das er gierig trank. Als wir allein waren, erzählte ich ihm der Wahrheit gemäß, was vorgefallen.

„Das ist es ja," rief er leidenschaftlich, „dieser Mensch macht aus uns einen Narren. Ich habe es längst geahnt, jetzt weiß ich's bestimmt."

Mir aber kam dabei der Gedanke, daß ich mich erschießen würde, wenn ein Mensch so viel Einfluß über mich gewänne, als dieser Fremde über Max Murdo. Ich wußte, daß ich meinen Gedanken keinen Ausdruck gegeben, er mußte sie mir wohl von Gesicht gelesen haben, denn er antwortete:

„Das hätte ich schon lange gethan, wenn nicht Theresa wäre. Ich kann sie diesem Schicksal nicht überlassen. Sie ist wie ein gefangener Vogel und hat keine Freiheit außer den paar Stunden, die er uns gönnt. Nein, ich kann sie nicht verlassen!"

Wir kehrten in das Haus zurück, um unsere Ueberröcke zu holen und gingen fort, ohne Jemand Lebewohl zu sagen. Mac Murdo begleitete mich nach Hause. Wir saßen rauchend bis in die späte Nacht zusammen. Er war heiterer als ich ihn je gesehen. Es schien, als sei eine Last, die ihm die Seele wund gedrückt, plötzlich von ihm genommen worden . . .

Ich sah ihn mehrere Tage nicht. Eines Abends, als ich meine Thür schließen wollte, trat er plötzlich ein. Es war etwas Seltsames in seinem Wesen — ein Ausdruck von Würde und in seinen Augen glomm jene Begeisterung, die ich an ihm beobachtet, als er mit Theresa zusammen gewesen. Nur ein Gedanke prägte sich mir auf.

„Mac Murdo!" schrie ich, „Sie haben sich verheirathet!"

Er schüttelte mit traurigem Lächeln den Kopf.

„Nein," sagte er, „das ist Alles vorbei. Ich gehe fort. Ich bin gekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen."

„Aber Theresa?" stotterte ich. „Sie dürfen sie nicht verlassen!"

„Theresa ist frei," erwiderte er ernst und nachdrücklich. „Ich habe ihr die Freiheit verschafft — um hohen Preis. Ich werde sie nie wiedersehen."

Ich starrte ihn verständnißlos an. Er lächelte und fuhr fort:

„Ich schrieb ihm und verlangte eine Unterredung. Dabei sagte ich ihm, daß er seine Macht aufgeben müsse oder er solle die Folgen tragen. Er antwortete in unverschämter Weise und höhnte mich. Uebrigens könnte ich ihn besuchen. So that ich. Er führte mich entlang der Küste seines Wohnortes, einsame unbelebte Wege. Er wollte nicht, daß wir zusammen gesehen, unsere Unterredung Zeugen haben würde. Ich machte ihm Vorstellungen, doch umsonst Er wies Alles zurück und schob es auf krankhafte Einbildung. Ich versuchte alle Mittel, schließlich bat ich ihn, abzustehen — Alles umsonst. Er wurde ungeduldig und fixirte mich in jener besonderen Weise, die ich so genau kenne und so fürchte. Ich fühlte, wie meine Kraft erlahmte unter der seinen, da machte ich noch eine letzte verzweifelte Anstrengung — es war die höchste Zeit —"

„Mac Murdo, was haben Sie gethan?" schrie ich.

„Ich habe Ihn mitten durch's Herz geschossen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir haben den Unglücklichen nie wieder gesehen. Wenn er die That wirklich begangen hatte, so konnten wir froh sein, daß er glücklich entkommen war. Wir suchten alle Zeitungen ab und hofften über die Auffindung der Leiche eine Notiz zu finden. Aber auch dies war trügerisch. Was wohl aus Theresa geworden? Ich habe es immer bedauert, daß der Nebel an jenem Abend mich verhinderte, den Weg zu sehen, den wir fuhren. Wer weiß, ob ich dem armen Mädchen nicht doch hätte Trost bringen können!

Aus der Hauptstadt.

Der Löwe von Wien.

Daß das Verhängniß so bald hereinbrechen würde, haben damals, als ich über Schwarzgelb plauderte, die zur Weisheit officiell Berufenen wahrlich nicht geahnt. Die Hochburg des österreichischen Liberalismus in Gänsefüßchen, Wien, das sich, wie andere Weltstädte mehr, die — Metropole der Intelligenz nennt, ist der Partei unrettbar, unwiederbringlich verloren gegangen, und diese Niederlage besiegelt das Schicksal der Vereinigten deutschen Linken im Reichsrath, in Oesterreich überhaupt. Dadurch gewinnt für unser gesammtes, modernes Leben die Eroberung Wiens durch eine christlich-sociale Volkspartei gewaltige Bedeutung, und Fürst Alois Liechtenstein sprach in Hernals mit Recht das Wort, daß halb Europa in fieberischer Spannung auf den Ausgang der Wiener Gemeinderathswahlen warte. Die Politiker des Ostreichs fühlten und dachten, ob sie's nun eingestanden oder nicht, ausnahmslos wie er, und

der schlaue Polack, der sich eben anschickt, im Nachbarstaate die Zügel der Regierung zu ergreifen, weigerte sich, sein Ministerium zu bilden, ehe die städtischen Wahlen in Wien abgeschlossen waren. Er weiß nun, wie es um die Schachpartie bestellt ist, zu der Franz Josefs Gnade den Günstling mit der eisernen Faust lud, und wenn er bislang geneigt war, den nominell noch immer stärksten Reichsrathclub mit Zuckerln zu ködern, so wird er es jetzt einfach bei der Peitsche bewenden lassen. Der österreichische Liberalismus ist hinfort eine quantité négligeable; seine hundertzehn Stimmen machen ihn dem Grafen Badeni angenehm, solange er sich bedingungslos vor dem Gebieter duckt, beim geringsten Mucker aber wirft der Premier ihn zum Haus hinaus und vernichtet ihn auch thatsächlich durch Auflösung des Parlaments. Die Weltwende ist gekommen, zu den Todten wird allerwärts eine Idee und eine Partei gelegt, die vor kaum fünfzig Jahren noch wild begeisterte Jugend auf die Barricaden lockte, für die unsere Väter ihr Blut verspritzten, ihr Leben vergeudeten, die berufen schien, unsagbar Herrliches zu schaffen und die nun, eine aufdringlich geputzte, zahnlose Bettel, bei den Machthabern um Schutz vor ihren Bedrängern schnorrt . . .

Wußte man nicht, daß der Wiener Wahlsieg hohe, historische Bedeutung hat, man erfuhr es sogleich aus unserer immer noch maßgebenden Presse, die öffentliche Margarine-Meinung für drei bis acht Mark vierteljährlich offerirt. So viele Lügen, so viele gemeine Schimpfreden, so viel bewußte Verdrehung der Thatsachen, wie sie den Wiener Ereignissen gegenüber zur Anwendung kamen, bescheert man uns sonst kaum, wenn der Wahlkampf im eigenen Lande tobt. Kein Dirnenblättchen, und nährte es sich noch so ärmlich von Gasglühlicht-Annoncen, vergaß, Special-Correspondenten nach Wien zu senden und Tag für Tag in Petit Halbfett Aufruhr, Mord und Todtschlag zu melden; die Originalberichterstatter unserer immer noch großen Tagespresse durften wieder einmal nach Herzenslust die Wiener Reitzes-Journale ausschreiben und den dunklen Inhalt dieser Donau-Cloaken nach Berlin pumpen.

Wer den Wiener Verhältnissen fernsteht und doch von Parteibefangenheit frei geblieben ist, dem muß die so jähe und nachdrückliche Willensäußerung des Phäakenvolkes elementar, ein furchtbares Naturereigniß scheinen. Solange sich Wien selbst verwaltet, herrschte im Gemeindehause unbestritten der „demokratische Fortschritt“; Rothschild wie der letzte Fünfguldenmann hatten die gleichen, politischen Ideale. Und viel zu schlaff, viel zu gemüthlich träg war der Altwiener, als daß er von den überkommenden Ansichten, die dazu von der gesammten Presse Tag für Tag dröhnend gefeiert wurden, ohne Noth abgewichen wäre; er haßte die Lärmmacher, die nur die Fremden aus der Kaiserstadt jagten; ein pikantes Schauspielergeschichtchen und ein pikantes Tänzeringesichtchen erregte und entflammte ihn zehnmal mehr als die funkelndste Idee. Der rückständige Liberalismus, dem draußen in der Welt eine Niederlage nach der andern bereitet ward, schien in Oesterreich einen warmen Schlupfwinkel gefunden zu haben; er war nur noch ein abscheuliches Zerrbild des hohen Ideals der vierziger Jahre, er war eine Phrase ohne Feuer und Farbe geworden, aber er saß im Recht, und man respectirte ihn. Und da es eine ruhige, conservative Partei in unserm Sinne in Oesterreich nicht giebt, die diesen Namen führende Reichsrathsgruppe vielmehr ein wirres Gemengsel aller möglichen Parteimeinungen ist, das nur durch gemeinsamen Clericalismus und das Ansehen des gemeinsamen Führers zusammengehalten wird; da ferner der Socialismus noch völlig in den Kinderschuhen steckt und just seiner Leiter wegen einstweilen nicht die mindeste Aussicht auf Erfolge hat, so konnte die Vereinigte deutsche Linke auf ein behaglich stilles Greisenalter rechnen. Ein einziges, wirthschafts-reformerisches Gesetz schaffte hier grundstürzend Wandel, und wer Augen hat zu sehen, der mag nun auch am Beispiele Oesterreichs erkennen, daß die antiquirten Formen der politischen Parteien sich nur so lange erhalten lassen, als nicht wirthschaftliche Fragen in den Vordergrund treten, daß sie aber zu Staub zermorschen, so bald moderne, materielle Interessen die Herzen zu brechen anfangen.

Die Klagen des Handwerks, das sich vor den Fabriken und vor der Schwindelfluth der Ramschbazare nicht mehr zu retten wußte, zwangen die Regierung, ihm eine feste Organisation und gewisse, an sich unwichtige Zunftrechte zu verleihen. Vor'm wirthschaftlichen Ruin schützten diese Mittelchen kaum einen bedrängten Braven, sie verfehlten fast völlig ihren Zweck, dafür aber schufen sie eine neue politische Macht, eine Phalanx von zerschmetternder Kraft. Die Handwerker traten, den Paragraphen des neuen Gesetzes gemäß, wieder wie in früherer Zeit zusammen und beriethen mit einander, hin und her, lang und breit; und wie immer, wie überall, wo nicht Einer sein Elend gottergeben in sich hineinfrißt, sondern es anderen, gleich Elenden, mittheilt, so schlug auch hier eine rothe Flamme von Haß und Wuth auf, und als der Mann erschien, der dies Feuer zu schüren und zu erhalten wußte, fand er die Heeresmacht zum Inderzuge gerüstet.

Ueber Karl Lueger, sein Wollen, sein Können und Vollbringen ward an dieser Stelle bereits berichtet, wie auch über die Liebe, die ihm das Wiener Volk in überschwänglicher Fülle entgegenbringt. Er ist heute mehr als je der Abgott des kleinen Mannes, wie ein Rausch der Begeisterung erfaßt es die Menge, wenn er zu ihr spricht, man wallfahrtet zu seinem Bilde, die Weiber schmücken sich mit seinem goldgefaßten Porträt, und da ist in Wien unter Tausenden kaum Einer, der nicht für ihn freudig in den Tod ginge. Es haftet diesem Manne, wie Allen, die das Volk in seinen Tiefen bewegen, etwas vom Religionsstifter an; hohe Eigenschaften, die sonst nur einzeln den oder jenen Auserwählten schmücken, vereinigen sich in ihm und blenden die Menge. Gewiß hätte auch ohne ihn die Wiener Bewegung ihre Wellen geschlendert, aber sie wäre ohne ihn auf verhältnißmäßig enge Kreise beschränkt geblieben, während sie jetzt nicht nur ganz Wien, die Handwerkerviertel wie die Beamten- und Lehrer-Reviere, sondern auch ganz Nieder-Oesterreich erfaßt hat und sich zum Siegeslauf nach Süden und Norden anschickt.

Er verstand es, den Sieg zu organisiren und ihn zu einer Naturnothwendigkeit zu machen. Er stützte sich nicht auf die Regierung und cokettirte nicht mit ihr, er trat vom ersten Tage an mit Wucht gegen sie auf, von der er ja doch keinerlei Hülfe zu erwarten hatte. Er befand sich in genau derselben Lage wie Stöcker 1887 und vorher; er hatte mächtige und einflußreiche Freunde in der conservativen Partei, die Regierung, so manchesterlich sie war, durfte es nicht wagen, ihm gleich zu Anfang ein Bein zu stellen. Stöcker beging den gewaltigen Fehler, sich an ein Hof-Amt zu klammern und unausgesetzt nach den Machthabern zu schielen; seine Anhänger fühlten sich als unbedingte Anhänger der Regierung, und als Bismarck der Berliner Bewegung den Gnadenstoß versetzte, da war es ein für alle Mal mit ihm vorbei. Lueger hatte seine Macht besser begründet, sie hängt von der Laune keines Mächtigen ab, sie wird vielmehr ihre Freundschaft mit Gewalt erzwingen. Adolf Stöcker zeichnet hoher, persönlicher Muth aus, wie seinen Wiener Gesinnungsgenossen; unvergessen soll ihm bleiben, daß er in die Versammlungslocale der Socialdemokraten ging und einen Most bestand zu der Zeit, wo den conservativen Größen längst das letzte Fünklein Muth entsunken war und die Fortschrittler nur noch hinter verschlossenen Thüren zu tagen wagten. Lueger indessen zeigte diesen Muth nicht nur nach unten hin. Lueger donnert nie gegen die socialistischen Mannschaften, die er vielmehr zu sich hinüberziehen und versöhnen will, denen er das Wahlrecht und durchgreifende Wirthschafts-Reformen feierlich versprochen hat; er beschränkt sich darauf, die teilweis arg komischen Figuren der Wiener „Führer“ zu bespötteln und den Arbeitern die Augen über sie zu öffnen. Lueger trat dagegen im Reichsrathe mit Heraklesmuth gegen die mächtigsten, anscheinend ewigen Minister auf, und seine furchtbaren Reden wurden ein Grauen der Excellenzen und der Ressortsvorstände. Wie Stöcker und wie jeder moderne Mittelstandsführer verkörperte Lueger der Volksphantasie im Juden den Ausbeuter und faßte damit allen Haß im Brennspiegel zusammen; aber ihm kam zu Statten, daß aus Gründen, die offen zu Tage liegen und deßhalb

unerortert bleiben mögen, die Stimmung des Wiener Handwerkervolkes gegen den jüdischen Fabrikanten und Zwischenhändler keiner Verschärfung mehr bedurfte und daß der Wiener Fortschritt so verblendet war, den verhaßten Gegner und seinen immer stärker werdenden Anhang von allen städtischen Aemtern zurückzuhalten und zu majorisiren. Die unbefangenen Elemente, deren es stets so zahlreiche gerade in gemäßigten, auf die Kreise der Bildung angewiesenen Parteien giebt, ruhige Männer stieß das ungerechte Treiben der Freisinnigen aus der inneren Stadt ab und machte sie dem Gegner geneigt; Beamte und Lehrer waren leicht davon zu überzeugen, daß die dreiste Protectionswirthschaft, unter der sie seufzten, ein Erbübel des Liberalismus sei, der ja auch im städtischen Regimente grundsätzlich von Amt und Würden ausschloß, was nicht zur Vetterschaft gehörte. Zu dem kleinen Manne, der zu Lueger hielt, gesellte sich immer rückhaltloser der gebildete, selbst Künstler, wie ein Costenoble, schwammen sonder Furcht auf der Fluth, der Bann war gebrochen, die Pleneriden zermalmt.

Ueber die politische Macht des Großcapitals, über den Mammonismus hat zum ersten Male in offener Wahlschlacht, darin Bildung und Besitz durchaus zu ihrem Rechte kamen und günstige Stellungen einnahmen, eine reformerische, christlich und monarchisch gesinnte Volkspartei triumphirt. Was diesen Sieg aber so unendlich wichtig und bedeutungsschwer macht, ist der Umstand, daß mehr als ein Wahlkreis, mehr als ein obscures Ländchen, daß die Hauptstadt gerade des Reiches erobert ward, in dem die socialen Kämpfe ganz besonders scharfe und eigenartige Gestalt angenommen haben. Nur in begrenztem Rahmen vermögen die neuen Männer ihr Können zu zeigen, die Verwaltung der großen Stadt ist nach der Schablone geregelt, kühne Seitensprünge müssen nothgedrungen unterbleiben, und das wird von Segen sein. Reine Hände fassen ein Werk an, das nur des guten Willens, der redlichen Arbeitsfreude derer bedarf, die zu ihm berufen sind, und es ist ein Leichtes, Wien nach einer langen, langen Zeit völliger Stagnation zu frohem Leben zu erwecken, modern auszubauen und moderne, volkswirthschaftliche Grundsätze dabei zur Anwendung zu bringen. Gespannter noch als auf die Wahlen selbst blickt die politische Welt jetzt auf die Sieger; sie sollen den Beweis dafür erbringen, daß die jungen Parteien nunmehr reif genug sind, die Alten abzulösen, zu überholen.

Was sich fälschlich Liberalismus nannte, die Partei, der nichts heilig war als das Eigenthum und die unter dem Schlagworte „Freiheit" allein Profit-Freiheit verstand, diese Partei hat längst ihr Sedan gefunden. Zuerst ward sie in Deutschland vernichtet, Belgien und England folgten, und jede Niederlage übertraf die vorhergehende an Wucht und Eindruck. Der Pariser Deutsch-Freisinn, der Opportunismus, versteht zu trefflich die Kunst, sich selber zu Grunde zu richten, als daß der grinsende und gern gut frühstückende Mirabeau Jaurès sich beeilen müßte, ihm dabei zu helfen, in Italien erwürgt Crispi den „großen Gedanken", und in Oesterreich, wo der zurückgebliebene Fortschritt vor aller Verfolgung sicher schien, ward ihm mitten im friedlichen Sommer das Grab geschaufelt. Der Löwe von Wien soll dem alten Europa zeigen, daß seine Ideale von 1848 ruhig sterben gehen können, ohne Furcht vor'm allzu gierigen und rüden Flegel-Socialismus; daß Morgenroth die Höhen säumt, Morgenroth, nicht von Gekrönten mit einem Machtwort heraufbeschworen, sondern Licht, das aus der Tiefe, aus der Scholle quillt und sich aus eigener Kraft den Weg bahnte.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Gräfin Fritzi." Lustspiel in drei Acten von Oscar Blumenthal. (Lessing-Theater.)

Aus Blumenthal's neuem Luftspiel ist das lustigste der fesche Operettentitel „Gräfin Fritzi". Im Uebrigen ist dem schalkhaften Fabrikanten abendfüllender Witzcollectionen, in denen die dankbare Börse Geist von ihrem Geist erkannte, nun endlich das nur mühsam noch flackernde Scherzwunderlämpchen sanft und geräuschlos erloschen. Und wie ein betrübter Leichenzug nahm es sich aus, als alt' die schwankenden Gestalten, die Knechte dieses verstorbenen Witzes sich noch einmal nahten und wie in früheren Zeiten versuchten, ein lachendes Leben zu heucheln. Arme Gespenster, es glaubt's euch Niemand mehr, ihr seid so abgegriffen und so fadenscheinig, daß ihr das Lampenlicht nicht mehr vertragen könnt. Man gönnt ihnen Allen die ewige Ruhe, diesen Automaten, die nur das schlecht functionirende Sprachrohr eines Witzes sind, der nicht mehr witzig ist. Da ist der graumelirte Commerzienrath, der vor Thorschluß gern noch eine allerletzte Dummheit machen möchte, er wandelt auf den Pfaden einer Operettendiva und schenkt ihr eine Uhr mit ihrem Monogramm Z. G. Seine Ehehälfte ist ihm auf der Spur, er muß ihr das theure Kleinod abtreten und erklärt die Initialen sehr sinnig mit dem Wort: „Zum Geburtstag." Selbige Gattin, die bekannte Mustergattin älterlicher Schwerenöther, die wir so selten auf den Schwankbühnen zu sehen bekommen, wirkt durch ein stehendes — Blumenthal würde es wohl bon mot nennen. Sie sagt bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit: „ich habe Mißtrauen." Sie hat Mißtrauen gegen „Kritiken, die beliebt sind", gegen „Rechtsanwälte, die ihr Leben genießen, gegen lange Sitzungen unbesoldeter Ehrenbeamter". Als dieser glorioser Einfall fünf Mal variirt worden war, hatte er die durchschlagende Wirkung, daß er bei den nächsten zehn Nüancen mit zwerchfellerschütterndem Ernst begrüßt wurde.

Es fehlt auch in diesem Werke nicht an dem üblichen Salonhelden, dem Stellvertreter Blumenthal'schen Geistes auf der Bühne, der dies Mal nur nicht wußte, was er zu vertreten hatte; am frühreifen Backfisch, der die Geheimnisse der Liebe und Ehe dem Cousin klar macht und ihn dann heirathet; an dem Lohndiener, der Allerlei aus der Saison ausplaudert, was man unten im Parkett mit vergnüglichem Grinsen aufnahm.

Beängstigend brav geht es übrigens zu; um seinen Freunden etwas ganz Besonderes zu bieten, hat Blumenthal keine Mühe und Kosten gescheut, eine streng tugendhafte Operettensängerin vorzuführen, die einen alten Herrn auf den Pfad des Rechten zurückweist, Gutes stiftet und Alles zum Besten kehrt, nachdem sie sogar einer wirklichen Berliner Commerzienräthin imponirt hat. Das geschieht in einem Boudoir, das stark an das Residenztheater erinnert; aber wie vortheilhaft unterscheiden sich ethisch die Vorgänge im Hause Blumenthals von denen im Hause Lautenburg. Freilich sind sie dafür auch langweiliger.

Zwar ich will dem Lustspiel nicht unrecht thun, es hat auch seine lustigen Seiten. Es fängt an lustig zu werden, da es ernst wird. Als Blumenthal nämlich gar nichts mehr einfallen wollte, als die letzte Witzrakete, vom langen Liegen schwach geworden, ihr Leben asthmatisch aushauchte, beschloß er, es anders zu machen und mit schönen Worten von Tugend, Sittlichkeit, von Kunst und Herzensgröße die Hörer zu rühren. Und darum, nur darum ganz allein, mußte Gräfin Fritzi, die Witwe des im Duell gefallenen ungarischen Grafen — o wie romantisch, sagen wir mit dem Backfisch Hedda — die Hand des Mannes, der sie liebt, und den sie wieder liebt, ausschlagen und zum Theater, von dem sie in das Grafenschloß gekommen, wieder zurückkehren, zu ihrer Kunst, der sie abtrünnig ward und der sie wieder dienen wird. Solche und ähnliche schöne Worte von allem Hohen, was Menschenherz erhebt, lassen sich dabei sagen, das füllt den Act und macht sich immer gut, wenn es auch in seiner trauten Allgemeinheit etwas an officielle Kunstausstellungseröffnungen erinnert.

Man sieht, der Schäker Blumenthal hat's weit gebracht, er wetteifert an Ideen schon mit Ministern und Geheimräthen.

Notizen.

Unser Bismarck. Von C. W. Allers. (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.) Das soeben erschienene 10. Heft gewinnt ein besonderes Interesse durch die theilweise in Faesimiledruck nach den Originalen wiedergegebenen Bruchstücke aus bisher unveröffentlichten Briefen des Fürsten, der verewigten Fürstin und ihrer Jugendfreundinnen, welche speciell auf die näheren Umstände der Verlobung des Fürsten und die ersten Jahre seines Frankfurter Aufenthalts ein charakteristisches Licht werfen. In geschickter Weise hat Maximilian Krämer diese intimen menschlichen Documente in den Text zu verflechten gewußt. Dem Stift von Meister Allers haben Kissingen, Varzin und Friedrichsruh wieder den Stoff zu einer Anzahl landschaftlicher und figürlicher Zeichnungen geliefert, von welchen das Blatt „Major Wißmann beim Fürsten Bismarck in Kissingen" hervorgehoben sei.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien bei Fr. Aug. Eupel, Sondershausen:

Die Gefahren d. Konstitutionalismus und ihre Gegenmittel.

Von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Preis 1 Mk.

Der Verfasser wird in W. Roscher's Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und geistreich" bezeichnet.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale.

Ein Versuch zur

Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft.

Von

Dr. Wilhelm Haacke.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Ein hocheleganter Oktav-Band von 31 Bogen. Preis: 12 Mark.
Elegant in Halbfranz gebunden 14 Mark 50 Pf.

Der bekannte Mitarbeiter an *Brehm's Thierleben*, *Verfasser* der *Schöpfung* der *Thierwelt* (Ergänzungsband zu Brehms Thierleben) und von „*Gestaltung* und *Vererbung*" sucht in diesem Buche ein Entwickelungsgesetz nachzuweisen, welches das gesammte Geschehen in der Körperwelt und im Seelenleben beherrscht, und dessen Anerkennung es trotz grundsätzlichen Festhaltens an der mechanistischen Naturbetrachtung gestattet, alle materiellen Vorgänge sowohl als auch alle religiösen, künstlerischen, wissenschaftlichen und sozialen Bestrebungen als Ausflüsse eines planvoll schaffenden göttlichen Weltprinzips aufzufassen. Er weist dadurch auch auf den einzigen Weg hin, auf dem eine Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft möglich ist.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 48.

Geisteshelden. (Führende Geister.)

Eine Biographieen-Sammlung.

Herausgegeben von **Dr. Anton Bettelheim.**

1. **Walther von der Vogelweide.** Von Prof. Dr. A. E. Schönbach.
2./3. **Reuter.** — **Hölderlin.** Von Dr. Adolf Wilbrandt.
4 **Anzengruber.** Von Dr. Anton Bettelheim.
5. **Columbus.** Von Prof. Dr. Sophus Ruge.
6. **Carlyle.** Von Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz.
7. **Jahn.** Von Dr. Franz G. Schultheiss.

— **Preisgekrönte Arbeit.** —

8. **Shakspere.** Von Prof. Dr. Alois Brandl.
9. **Spinoza.** Von Prof. Dr. Wilhelm Bolin.
10./11. **Moltke.** Von Oberstlieutn. Dr. M. Jähns.
12 (Doppelbd.) **Stein.** Von Oberlehrer Dr. Friedr. Neubauer.

— **Preisgekrönte Arbeit.** —

13./15. **Goethe.** Von Privatdocent Dr. Richard M. Meyer.

Gekrönt mit dem I. Preise.

16./17. **Luther.** I. Von Privatdocent Dr. Arnold E. Berger.
18. **Cotta.** Von Minister Dr. A. Schäffle.

Preis jedes Bandes: Geheftet 2.40 Mk.; in Leinenband 3.20 Mk.; in Halbfranzband 3.80 Mk. — Bei Bezug (Subskription) von 6 Bänden tritt für jeden einfachen Band eine Ermässigung von 40 Pfg. ein.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Abonnement

auf das

IV. Quartal 1895.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Hierzu eine Beilage von C. F. Amelang's Verlag in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 41. Berlin, den 12. October 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Phantasien über Großdeutschland. Von Wilhelm Friedrich Riedel. — Die Rechtsverhältnisse der Ausländer in Rußland. Von Justizrath A. Seger. — Louis Pasteur. Von Medicus. — **Literatur und Kunst.** Conrad Ferdinand Meyer. Zum 70. Geburtstag des Dichters. Von Felix Poppenberg. — Ueber amerikanische Kunstzustände. Von Johannes Gaulke. — Aus meinem Zusammenleben mit Gustav Freytag. Von Carl Schultes. (Schluß) — **Feuilleton.** Eine Scheidung. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Zweierlei Maß. Von Prinz Vogelfrei. — Offene Briefe und Antworten. Von Prediger Grün. — Anzeigen.

Phantasien über Großdeutschland.

Von Wilhelm Friedrich Riedel.

Wenn man den Sprachenkarten Europas*) und der Statistik der Sprachen eine gewisse Aufmerksamkeit schenkt, so wird man wahrnehmen, daß von allen größeren Völkern die Deutschen noch am wenigsten ihre volle Einheit errungen haben. Nur $46^1/_2$ Millionen Deutsche (unter 50 Millionen Staatsangehörigen) bewohnen das Deutsche Reich, während die übrigen $23^1/_2$ Millionen, also $^1/_3$ der europäischen Deutschen außerhalb desselben in den angrenzenden Staaten d. h. in Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Luxemburg, Holland, Belgien u. s. w. wohnen. Das Nationalgefühl ist aber heute entschieden im Anwachsen begriffen und jeder Staat hat das Bestreben, die Stammes-Angehörigen unter einer einheitlichen Staatsverwaltung zu stellen. Es gilt also außer Zweifel, daß wir mit unserem heutigen Deutschen Reiche erst auf der Vorstufe zu einem großen Deutschland befinden. Die wichtigste Frage ist aber die: Wie wird sich dieses zukünftige Deutschland gestalten? Auf diese Frage giebt, nach meiner Ansicht, die beste Antwort erstens die Sprachen-Geographie und die Sprachen-Statistik, zweitens die Kultur-Geschichte. Daß wir die genannten fehlenden deutschen Sprachgebiete an das Deutsche Reich angliedern werden, gilt als sicher und ist nur eine Frage der Zeit. Damit ist aber die deutsche Frage nicht erschöpft, wie ich in folgenden Zeilen hervorheben will.

Betrachten wir die Sprachenkarte von Europa, so werden wir bemerken, daß in Mittel-Europa das deutsche Sprachland mit 70 Millionen (einschließlich der $4^1/_2$ Millionen Holländer und $3^1/_2$ Millionen Vlämen) und in Ost-Europa das russische Sprachland mit 60 Millionen Sprachangehörigen die beiden größten Sprachgebiete bilden. Beide Gebiete kommen nur an der ostpreußischen Grenze am Wyschtyter See auf eine sehr kurze Strecke in Berührung. Zwischen beiden Gebieten liegen eine große Zahl kleinerer Völker zerstreut, nämlich die Tschuden ($^3/_4$ Mill.), Letten (1 Mill.), Litauer (2 Mill.), Polen (12 Mill.), Tschechen ($3^1/_2$ Mill.), Slavisch-Mährer (mit 3 Mundarten, $1^3/_4$ Mill.), Slovaken (2 Mill.), Magyaren ($6^1/_2$ Mill.), Rumänen (9 Mill.), Slovenen ($1^1/_4$ Mill.), Serbokroaten (6 Mill.), Bulgaren ($5^1/_2$ Mill.), Albanesen ($1^1/_3$ Mill.), Griechen ($3^1/_2$ Mill.), Türken ($1^1/_2$ Mill.), ganz abgesehen von den kleineren und versprengten Völkerschaften. Zwischen dem deutschen und dem russischen Sprachgebiete liegen also wenigstens 15 verschiedene kleine Völker mit zusammen etwa $57^1/_2$ Millionen Angehörigen. Die Culturentwickelung geht, wie die Weltgeschichte deutlich genug zeigt, darauf hinaus, daß die kleineren Völker von den größeren, namentlich von den großen Culturvölkern allmälig aufgesogen werden. Es liegt dieses schon in der Natur des Darwinistischen Kampfes um das Dasein zwischen den verschiedenen Völkern, an welcher alle idealen Rechtsfragen vorläufig noch so lange zerschellen werden, bis es gelungen ist, allen Menschen eine so vortreffliche Sittlichkeit anzuerziehen, daß jeder Einzelne in voller Selbstständigkeit, ohne der Gesammtheit großen Schaden zu bringen, zu handeln im Stande ist, d. h. bis der menschliche Geist eine thatsächliche Herrschaft über die vernunftlose Schöpfungswelt ausübt. Jedoch ist letzterer Standpunkt noch nicht erreicht und deshalb werden mit sentimentalen und nicht vollstreckbaren Rechtsansprüchen jene Thatsachen nicht beseitigt.

Jedes der genannten kleinen Völker kommt jetzt allmälig zum Bewußtsein dessen, daß es dem Untergange oder vielmehr dem Uebergange in ein anderes großes Volk geweiht ist. Es veranlaßt dieses ein nochmaliges Aufflammen des verletzten Nationalstolzes, welches aber einem Aufflackern der verlöschenden Flamme, weltgeschichtlich gesprochen, ähnlich sieht. Es ist unmöglich, daß diese kleinen Völker gegen die wachsende Uebermacht der 70 Millionen Deutschen und der 60 Millionen Russen einen dauernden Widerstand entgegenzusetzen im Stande sind. Es ist lächerlich, wenn man glaubt, daß die $6^1/_2$ Millionen Magyaren oder die $5^1/_4$ Millionen Tschechen und Slavisch-Mährer die 70 Millionen Deutsche verschlingen könnten. Letztere liegen überdies so stark eingeklammert zwischen dem deutschen Sprachgebiete, daß jede Rettung aus dieser kräftigen Umfassung unmöglich erscheint. Die von ihnen jetzt ausgeübte Bedrängung des Deutschthums zerstört auch jedes ideale Recht auf einen Schutz, wenn sie später umgekehrt von den Deutschen bedrängt werden. Ganz abgesehen von ihrer geringen Volkszahl und ganz abgesehen davon, daß unter jenen kleinen Völkern jenseits der Leitha $2^1/_2$ Millionen Deutsche in Oesterreich-Ungarn sowie $1^1/_4$ Millionen in den Ostseeprovinzen und im russischen Polen, meist auf Sprachinseln wohnend, versprengt sind (in Vorder-Oesterreich und zwar westlich der kleinen Karpathen und des Finme-Busens

*) Vgl. H. Nabert und R. Böckh, Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Glogau 1890. — H. Kiepert, Uebersichtskarte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Berlin 1887. — H. Kiepert, Völker und Sprachenkarte von Oesterreich und den Unter Donau-Ländern. 2. Aufl. Berlin 1869.

wohnten 1880 unter $15^1/_2$ Millionen Einwohnern 8 Millionen Deutsche), so sind alle jene Völker in der Cultur so weit zurück, daß sie, wenn sie kaltblütig die Vortheile und Nachtheile abwägen, einsehen müssen, welchen außerordentlich großen Nutzen sie gewinnen, indem sie gleichberechtigte Glieder eines großen Culturvolkes werden. Wenn auch diese Völker sich jetzt beeilen, einen gewissen Culturschliff sich anzueignen, so kommen sie damit zu spät. Sie hätten früher anfangen müssen, um wenigstens ein einigermaßen gültiges Idealrecht auf Berücksichtigung zu gewinnen. Und dabei verdanken diese Völker ihre Cultur zum größten Theile den Deutschen. Mit Hülfe der letzteren wäre die Kultur schon bedeutend weiter, wenn die große Zahl der verschiedenen Sprachen nicht ein großes Hinderniß für den Culturfortschritt bildete. Die kleine Volkszahl der genannten Sprachgebiete verhindert es auch, daß die nöthigen Kräfte zur steigenden Höherentwickelung eines jeden der betreffenden Völker in hinreichender Anzahl emporkommen können.

Wenn der Socialismus jetzt an das Ruder käme, so würde er unzweifelhaft die Sprachgrenzen zu Verwaltungsgrenzen der verschiedenen Länder machen, weil dieses dem idealen Rechte am meisten entspricht. Der außerordentlich gesteigerte Verkehr, welcher durch die Niederreißung der hindernden Schranken stark um sich greifen würde, und der überwiegende Einfluß, den diejenigen Völker ausüben werden, welche in Volkszahl und Cultur einen Vorsprung haben, würde sich noch viel bemerklicher machen, und es würden dann die kleinen Völker verhältnißmäßig noch viel schneller und auch in friedlicherer Weise von den großen Culturvölkern aufgesogen werden, als es heute möglich ist. Jedoch können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, zu welcher Zeit der Socialismus siegen wird, und wir können nicht bis dahin die Hände thatlos in den Schooß legen und zusehen, wie man es versucht, zum Schaden der Cultur die kleinen Völker zu begünstigen und namentlich unser Volk zu schädigen. Die Cultur und das deutsche Volk jeder Zeit zu schützen ist nicht bloß unser Recht, sondern auch unsere Pflicht.

Für die weitsichtigen Politiker Deutschlands und Rußlands gilt es für eine ausgemachte Sache, daß beide Länder jene kleinen Sprachgebiete nach und nach unter sich theilen müssen. Den Anfang hat man schon gemacht. Nur gilt das Wie? der Vollendung als die große Frage. Wenn man die europäische Sprachenkarte genau besichtigt, so wird man finden, daß die Ausbreitung des Deutschthums in der Richtung nach Südosten liegt, d. h. über das gesamte Donaugebiet und über die ganze Balkan-Halbinsel hin, um später über den Bosporus nach Klein-Asien, Südwest-Asien und Afrika weiter vordringen zu können, bis dieses große Reich mit demjenigen Englands zusammenstößt. Gerade auf diesem natürlichen Wege möchte uns die heute führende Hofpartei in Rußland ein Hinderniß entgegensetzen, indem sie die Balkan-Halbinsel für Rußland alleine beansprucht, d. h. um ganz Asien und vielleicht auch Afrika (vgl. Abyssinien) zu gewinnen. Der nächstliegende Streit zwischen den beiden großen Mächten dreht sich also um Konstantinopel und dieses haben jene Russen sehr wohl erkannt, denn sie sagen, daß ihr Weg nach dem goldnen Horn nur über Berlin und Wien führen könne. Deutschland hat ein wahres Lebens-Interesse daran, sich eine freie Bahn nach Südwest-Asien zu schaffen. Wenn es dieses Ziel nicht erfolgreich verfolgt, so wird es von großen Völkern eingeschlossen und erdrückt. Man muß einsehen lernen, daß heutzutage die Welt unter den größeren Völkern aufgetheilt wird, und daß diejenigen Völker, welche hier nicht mitwirken, ihre Daseinsberechtigung aufgeben. Die Engländer sind in dieser Beziehung schon sehr kräftig vorgegangen, und wenn es später gelingen sollte, uns mit diesem begabten Volke in gleichmäßiger Weise zu verschmelzen, so ist der deutsch-englischen Rasse die Oberherrschaft über die gesammte Erdkugel gesichert. Da Deutsche und Engländer schon einmal ein Volk bildeten, wäre dieses nicht gänzlich unmöglich. Würde das genannte Ziel erreicht, so würden die Länder dieser Rasse wie ein großer, nur von den Weltmeeren unterbrochener Kranz um die Erdkugel gehen.

Bis aber dieses sehr weitgehende Ideal erreicht wird, müssen wir uns vorläufig mit näher liegenden Gesichtspunkten befassen. Wenn wir Rußland den Weg nach dem Bosporus abschneiden, so schädigt dieses Rußland nicht in unmittelbarer Weise, da es ja hinreichend Auswege über den Kaukasus und über die südsibirische Grenze nach den übrigen Theilen Asiens hat. Außerdem, und dieses ist der wichtigste Punkt, ist Deutschland culturell jenem Lande ganz bedeutend überlegen, weshalb Deutschland das wohlbegründete, volle Recht hat, sich nach Südosten auszudehnen, ebenso wie Rußland einigermaßen das Recht besitzt, seinerseits nach Südosten anzuwachsen. Der Russe Strannoloubsky hat ausgerechnet *), daß in Rußland Jedermann erst in 250 Jahren wird lesen und schreiben können, vorausgesetzt, daß jährlich 3250 neue Schulen gegründet werden, welche Ziffer bis jetzt aber niemals erreicht wurde; auch der Russe Graf Leo von Tolstoï erklärte, daß Rußland noch mehrere Jahrhunderte das Angenehme des Reiches der Finsterniß genießen wird. Ferner ist festgestellt worden**), daß in Rußland (1880) durchschnittlich auf je 100 Einwohner 79,6 Analphabeten kommen, d. h. daß unter 100 Leuten noch nicht 'mal 21 ihren eigenen Namen nothdürftig lesen und schreiben können. Wie wenige werden unter je 100 Einwohnern sein, die einigermaßen eine über das Elementarste hinausgehende Bildungsstufe haben; eine Bildungsstufe, die in Deutschland fast jeder Mensch überschritten hat.

Man könnte eine Theilung der zwischen Deutschland und Rußland liegenden Sprachgebiete in folgender Weise vorschlagen. Tschuden, Letten und Litauer (zusammen $3^3/_4$ Millionen) gehören bereits zum russischen Staate, ebenso ein Theil Polens ($6^1/_2$ Millionen). Wenn dann noch an Rußland das nordöstlich der Karpathen gelegene Galizien mit Bukowina sowie Nordost-Rumänien (Moldau, d. h. 3 Millionen Polen, $2^3/_4$ Millionen Ruthenen und $3^1/_2$ Millionen Rumänen) abgetreten wird, so hätte dann Rußland von jenen kleinen Sprachgebieten sechs verschiedene (davon eins russisch) mit $19^1/_2$ Millionen Angehörigen gewonnen, während an Deutschland die übrigen Theile der kleinen Sprachgebiete, d. h. 13 Sprachgebiete (davon drei mit Rußland getheilte) mit 38 Millionen Angehörige fallen würden. Davon gehören bereits $2^1/_2$ Millionen Polen und 140 000 Litauer zum Deutschen Reiche. Die Befürchtung, daß jene Zahl zu unverdaulich groß sei, ist deshalb unbegründet, weil unsere Vorfahren im Mittelalter ebenso viel Slaven germanisirten, als es vorher Deutsche gab, und daß wir uns unserer Cultur und unser Kraft voll und ganz bewußt zu sein brauchen, um dasselbe Werk vollbringen zu können. Wenn 60 Millionen Russen 40 Millionen fremdsprachige Völker zu beherrschen vermögen, und wenn $6^1/_2$ Millionen Magyaren $9^1/_4$ Millionen Fremde verdauen können, so sind auch 70 Millionen Deutsche leicht im Stande, 38 Millionen fremdsprachige Leute allmälig zu germanisiren und zu civilisiren. Uebrigens ist das Deutschthum in vielen Theilen Oesterreich-Ungarns und der Balkan-Halbinsel schon bedeutend vorgedrungen, wenn auch vorläufig nur oberflächlich. Daß das Deutsche Reich einstmals Oesterreich-Ungarn sich angliedern wird, liegt in der Natur der Sache und kann nicht mehr sehr fern liegen. Oesterreich-Ungarn hat jetzt seine Rolle ausgespielt, weil es nicht mehr dem Vordringen der deutschen Cultur dient. Es kann auch als ein Ersatz dafür gelten, daß Rußland sich die Tschuden, Letten, Litauer und den größeren Theil der Polen sowie verschiedene in Südwest-

*) Revue des Revues. Paris, 15 septembre 1895, p. 483.

**) Dr. E. Mischler in dem Mayr'schen „Allgemeinen statistischen Archiv". 1894. 2. Halbband.

Rußland versprengte kleine Völkerschaften angeeignet hat. Dafür, daß Rußland Galizien und Bukowina nördlich der Karpathen erhält, wird Deutschland Serbien und den westlichen Theil der europäischen Türkei bis Salonichi besetzen. Den Griechen kann man vorläufig, als ungefährlich, volle Selbstständigkeit lassen. Dafür, daß Rußland Nord-Rumänien nimmt, wird den Deutschen Süd-Rumänien (Walachei), sowie die ganze Donau-Mündung zufallen. Dann bleibt nur noch Bulgarien und der östliche Theil der Türkei durch Deutschland zu besetzen, wofür Rußland genügenden Ersatz in Asien findet. Außerdem können letztere Länder als Ersatz dafür gelten, daß man den Russen die 2 Millionen Deutsche überläßt, welche in den Ostseeprovinzen (1/3 Million), in dem russischen Polen (1/2 Million), in Galizien (1/3 Million) u. s. w. wohnen.

Die weitsehenden Staatslenker Deutschlands und Rußlands könnten auf Grund dieser Erwägungen verhältnißmäßig sehr bequem die genannten Sprachgebiete unter sich in friedlicher Weise theilen, um so mehr als die betreffenden Völker viel zu schwach und zu uneinig sind, dagegen etwas unternehmen zu können. Wenn man begonnen hat, 12 Millionen Polen und 9 Millionen Rumänen aufzutheilen, so haben die anderen Völker kein höheres Recht auf eine Schonung, welche ja doch nur eine Cultur-Verweigerung wäre.

Wenn aber die heute führende Partei in Rußland meint, daß es ihr gelingen würde, den Lebensweg des deutschen Volkes für immer zu sperren, indem sie die Balkan-Halbinsel beansprucht oder besetzt, so täuscht sie sich gründlich. 70 Millionen lassen sich nicht so einfach an die Wand drücken und lassen sich nicht so leichthin das Daseinsrecht rauben. Außerdem haben die Deutschen als Träger einer höheren Cultur auch ein höheres Recht auf die Ausbreitung. Wie man die Interessensphären in Afrika zwischen den Großmächten abgegrenzt hat, ebenso könnten es die Vertreter Deutschlands und Rußlands auch hier machen; und es ist vielleicht nicht unmöglich, denn es wäre der einzige Ausweg, auf welchem man zu der immer nothwendiger werdenden Abrüstung gelangen könnte. Die heute verbreitete Ansicht, daß Rußland mehr Lebens-Interesse am Besitze der Balkanhalbinsel habe als Deutschland, beruht auf einem sehr veralteten Ausspruche Peter des Großen, der aber jetzt hinfällig geworden ist, weil jener Zar die heutigen Verhältnisse Deutschlands nicht voraussehen konnte. Die Verhältnisse haben sich geändert. Rußland hat sein Auge jetzt vorwiegend auf Nord-China zu richten und Deutschland auf die Balkan-Halbinsel.

Diese Streitfrage angriffsweise mit den Waffen auszutragen, halte ich für verfehlt, weil das siegende Volk solche Ländergebiete nehmen würde, welche in der Interessensphäre des anderen Volkes liegen. Dieses würde wieder zu Kriegen führen, die doch damit endigen müssen, daß schließlich die naturgemäßen Grenzen, d. h. nördlich des Donaubeckens und der Karpathen von beiden Völkern gewonnen werden. Es werden sich aber bei irgend welcher Gelegenheit diplomatische Verwickelungen ergeben, z. B. zwischen Oesterreich und Rußland beziehentlich zwischen Rußland und einem südasiatischem Staate, und diese könnten zu einem diesbezüglichen Ausgleiche z. B. zwischem dem Deutschen Reiche und Rußland beziehentlich zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich, sowie den Balkan-Ländern, führen. Wenn ich den Angriffs-Krieg gegen Oesterreich, wie ihn Dr. A. Tille möchte, oder gegen Rußland, wie ihn Carl Jentsch*) will, völlig verwerfe, so thue ich dieses nicht bloß aus oben genannten Gründen, sondern auch, weil ein solcher dem angreifenden Volke immer einen großen, wenigstens moralischen Schaden bringt, ferner weil die Cultur darunter leidet, und weil ich immer die untilgbare Hoffnung in mir trage, daß, mag kommen, was da wolle, den großen Culturvölkern die Zukunft gehört.

*) Weder Communismus noch Capitalismus. Leipzig, Grunow.

Aber um dieses schöne Ziel zu erreichen, ist es vor allen Dingen nothwendig, daß die Deutschen ihrer verhältnißmäßig hohen Cultur sich klar und ganz bewußt werden, daß sie mit großer geistiger Kraft diese Cultur zu vervollkommnen und auszubreiten bestrebt sind und daß sie mit weitschauenden Blicken in die Ferne und in die Zukunft sehen.

Die Rechtsverhältnisse der Ausländer in Rußland.

Von Justizrath A. Seger.

Die fortwährenden lebhaften Wechselbeziehungen Deutschlands und speciell Schlesiens zu dem östlichen Nachbarstaate erklären das außerordentliche Interesse, mit dem man bei uns die Entwickelung des russischen Fremdenrechts verfolgt, welches in letzter Zeit einen den deutschen Einwanderern immer weniger günstigen Charakter angenommen hat. Die Geschichte der den ganzen fürstlich Wittgenstein'schen Gütercomplex umfassenden Hohenlohe'schen Erbschaft hat auf diese Verhältnisse ein bezeichnendes und nichts weniger als erfreuliches Schlaglicht geworfen.

Die Erschwerung der Einwanderung nach Rußland ist indessen erst jüngeren Datums.

Noch im vorigen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts gab es keinen europäischen Staat, in dem sich für den einwandernden Fremden so günstige Vorbedingungen gefunden hätten, als sie in Rußland durch die Eigenthümlichkeit der staatlichen Gründung und Organisation geboten waren.

Mit der Thronbesteigung der Kaiserin Anna gelangte eine deutsche Fürstin in Rußland zur Herrschaft. Der Kaiser Peter III. war ein holsteinischer Prinz; seine Gemahlin, die nach ihm als Katharina II. den Thron bestieg, war eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst, so daß bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Rußland von Monarchen deutscher Herkunft beherrscht wurde. Deutschem Blute ist auch die gegenwärtig regierende Linie des Hauses Romanow entsprossen, welche um so weniger als nationalrussisch angesehen werden kann, als die russischen Thronerben ihre Gattinnen bis jetzt ausschließlich aus deutschen oder doch germanischen Herrscherhäusern gewählt haben.

Die Beziehungen dieser nicht russisch-nationalen Fürsten zu ihrem ausländischen Stammlande waren naturgemäß sehr rege, ihr Verständniß und ihre Sympathie für die abendländische Cultur, ihre Neigung, ausländische Arbeitskraft und Intelligenz für das große noch uncultivirte Reich nutzbar zu machen, außerordentlich lebhaft. Dadurch waren die günstigen Vorbedingungen für Fremde und namentlich deutsche Einwanderung von selbst gegeben. Uebrigens bereiteten die vielfachen, gewerblichen und intellectuellen Wechselwirkungen zu den Nachbarländern, namentlich die Religionseinheit mit dem griechischen Kaiserstaate, von Anbeginn der politischen Existenz Rußlands dem Ausländer daselbst eine gesuchte Stätte.

Schon die ältesten Rechtsquellen von der Russkaja Prawda aus dem neunten Jahrhundert bis zu den im sechszehnten Jahrhundert mit England, Dänemark und den Hansastädten abgeschlossenen Handelsverträgen sicherten dem Fremden die Freiheit seiner Person, den Schutz für Eigenthum, Handel und Gewerbe sowie einen privilegirten Gerichtsstand.

Eine eigenthümliche Bevorzugung, die aber durch die Derbheit der mittelalterlichen Sitte leicht zu erklären, — genoß der Ausländer dadurch, daß er eine erlittene Realinjurie durch seinen Eid bewies, während der Einheimische dazu zweier Zeugen bedurfte.

Die Reconstruction des diesem Gesetze innewohnenden Gedankens führt darauf hin, daß man den Fremdling nicht

der Gefahr aussetzen wollte, sich einheimischer Zeugen zu seinen Schutz zu bedienen, deren Zuverlässigkeit man für bedenklich hielt.

Dieses Mißtrauen gegen die Wahrheitsliebe der inländischen Bevölkerung zeigt sich noch in der Prawda vom Jahre 1113, die im Uebrigen die Begünstigungen der Ausländer schon restringirte. Der Ausländer konnte nach diesem Gesetz einen bei ihm verübten Diebstahl durch zwei Zeugen beweisen, während der Einheimische dazu sieben Zeugen bedurfte — einer Zahl, die uns sonst nur aus der Form des römischen Testaments bekannt ist. Das Vorzugsrecht des Ausländers im Concurse seines Schuldners vor allen Inländern und zwar selbst vor dem Landesherrn — hat Jahrhunderte hindurch Geltung gehabt.

Während der Herrschaft der Tataren verminderte sich wohl die Verbindung Rußlands mit dem Auslande. Sie trat aber nach der Befreiung von derselben um so schärfer hervor. Noch vor der Abschüttelung des Tatarenjoches — im Jahre 1472 — zog die griechische Prinzessin Sophie mit großem Gefolge nach Rußland und theilte als Gemahlin des Großfürsten Johann III. Wassiljewitsch mit diesem den großfürstlichen Thron. Ausländische Gesandte, Gelehrte, Aerzte, Künstler und Krieger zogen schon damals wieder in großer Zahl nach Rußland, und zu Sendungen ins Ausland bediente man sich größtentheils dieser Fremden.

So erhielten sich alle Vorrechte und Begünstigungen der Ausländer theils durch ausdrückliche Verordnungen, theils durch Herkommen bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein.

Gegen die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts während der Regierung des Großfürsten Johann III. wirkte hierfür noch ein neues Moment — die Aufnahme zahlreicher Fremden in den Kriegsdienst — mit.

Wesentlich durch diese Maßregel wurde es dem genannten Herrscher möglich, seine für die Geschichte Rußlands so bedeutenden Pläne: die Vereinigung des in kleine, bis dahin mehr oder weniger unabhängige Theilfürstenthümer zerstückelten Reiches zu einem Ganzen, dem Großfürstenthum Moskau, die Befreiung von dem Tatarenjoche und endlich das Streben, seinem Staate die Vortheile der europäischen Bildung zugängig zu machen, zur Ausführung zu bringen.

Zur Machtentfaltung des Reiches und zur Erlangung der Gleichstellung mit den anderen europäischen Staaten gehörte eben auch damals schon, wie heutzutage, eine wohldurchdachte Organisation des Kriegswesens, und diese konnte, wie einmal die Verhältnisse in Rußland lagen, nur durch die in diesen Dingen erfahrenen Ausländer bewirkt werden.

Eine sehr natürliche Folge der außerordentlichen Vortheile und Begünstigungen, welche den Ausländern zu Theil wurden, war der Zudrang von unlauteren Elementen, Abenteurern, deren Uebergriffe die Regierung zu strengen Strafbestimmungen und zu Beschränkungen der eingeräumten Vorrechte veranlassen mußten.

Johann IV. und seine Vorgänger hatten u. a. den Ausländern das Recht zur Prägung von Münzen ertheilt. Ein ausgedehnter Schmuggel und große Zerrüttung des Münzwesens waren die Folge davon gewesen. Handel und Gewerbe waren gänzlich in die Hände der Ausländer übergegangen, und als diese, in Folge der politischen Zerwürfnisse in dem ersten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts zum großen Theil das Land verließen, erlitten Handel und Gewerbe einen empfindlichen Niedergang.

Man verlangte daher nun den Eintritt der eingewanderten Ausländer in die russische Unterthanenschaft und machte die Erlangung von Privilegien von diesem Eintritt abhängig.

Auf Desertion eines in russischem Militärdienst stehenden Ausländers ward die Knute, auf die Abtrünnigmachung eines Russen von der rechtgläubigen Kirche — der Feuertod gesetzt.

Auf den Zweikampf der im Militärdienst befindlichen Ausländer stand Todesstrafe; das Entblößen der Waffe beim Rencontre wurde mit dem Abhauen der Hand bestraft. Dagegen wurde der Uebertritt ausländischer Soldaten in die russische Unterthanenschaft mit Rangerhöhung prämiirt.

Die Kaiserin Elisabeth (1741—1761) schränkte die Befugnisse der Ausländer zum Handelsbetriebe außerordentlich ein. Sie verbot ihnen den Handel mit Bier, Branntwein und Meth und, wenn sie nicht zur russischen Kaufmannschaft eingezeichnet waren, sogar jeden Kleinhandel.

Aber schon ihre Nachfolgerin, die Kaiserin Katharina II. war wieder bestrebt, ihrem Reiche einen Zuwachs von Einwanderern zu verschaffen. Unter großem Aufwande bemühte sie sich, Ackerbau und Gewerbe treibende Ausländer nach Rußland zu ziehen und weite Landstrecken mit ihnen zu besiedeln. Kurz nach ihrem Regierungsantritte wurde durch das Manifest vom 4. December 1762 allen Ausländern mit Ausnahme der Juden die Erlaubniß ertheilt, nach Rußland zu kommen, um sich dort unter kräftigster Beihülfe der Staatsregierung anzusiedeln, und am 22. Juli 1763 wurde ein besonderes Collegium errichtet unter dem Namen einer Vormundschaftskanzlei der Ausländer in Rußland, unter deren Schutz die eingewanderten Ausländer gestellt sein sollten. Die Fremden wurden in Staatsgebäuden aufgenommen, auf „Kronländereien“ (Domanialbesitz) angesiedelt und waren von allen Zollabgaben befreit.

Wer Soldat werden wollte, erhielt ein Handgeld von dreißig Rubel. Die einzige Kautel, welche gegen die Ausbeutung solcher Vortheile staatlicherseits gemacht wurde, bestand in der Festsetzung einer „Nachsteuer“ von zehn bis zwanzig Procent seines Vermögens beim Wegzuge des Ausländers und einem „Abschoß“ (Erbschaftssteuer) von zehn Procent.

Diese Einrichtung der Kaiserin Katharina II. dürfte wohl die letzte gewesen sein, welche für die Einwanderung in Rußland fördernd wirkte. Wenn auch unter ihren Nachfolgern noch manche Vergünstigungen für anziehende Ausländer fortbestanden oder neu hinzukamen, so waren sie doch vor Allem immer an den Eintritt in den Unterthanenverband als unvermeidliche Voraussetzung geknüpft. So ist nach der Gesetzgebung unter Kaiser Nikolaus die Unterthanenschaft zum Eintritt in eine Handelsgilde unbedingt erforderlich. Sonst kann der Fremde nur als „ausländischer Gast“ oder als „angereister Kaufmann“ Handel treiben. Der Gast ist verpflichtet, ein Handelszeugniß erster Gilde zu lösen, hat alle städtischen Abgaben und Reallasten zu tragen und einen Revers auszustellen, daß er Niemanden in Rußland an seinem Handelsgewerbe werde theilnehmen lassen. Auf die Uebertretung steht Geldbuße, eventuell Verlust der Gewerbeberechtigung. Gegenwärtig ist dem Ausländer auch der Eintritt in den Civildienst außer in Aemter des öffentlichen Unterrichts oder des Medicinalwesens untersagt.

Im Uebrigen haben sich die jetzigen Rechtsverhältnisse der Ausländer in Rußland, wie folgt, gestaltet.

Die Fremden (inostránjez) unterliegen sowohl hinsichtlich ihrer Person als auch in Bezug auf ihr Vermögen den russischen Reichsgesetzen. Sie sind — mit Ausnahme der Juden, Derwische und Jesuiten — berechtigt nach Rußland zu längerem Aufenthalte zu kommen und nach Belieben das Land wieder zu verlassen. Sie müssen aber mit Pässen versehen sein, welche von der russischen Gesandtschaft, einem russischen Consulat oder in deren Ermangelung von einer höheren Verwaltungsbehörde ausgefertigt sind. Für Geistliche gelten noch ganz besondere Beschränkungen, namentlich für solche, die der griechischen Confession oder der armenisch-griechischen Kirche angehören.

Vom Erbrechte sind Ausländer nicht ausgeschlossen. Auswärtswohnende werden beim Anfalle einer Erbschaft in Rußland durch öffentliche Bekanntmachung mit zweijähriger Frist zur Meldung aufgefordert. Ist ein Consul am Orte, so wird dieser unmittelbar in Kenntniß gesetzt.

Ueber die Behandlung von Hinterlassenschaften Deutscher in Rußland (und russischer Unterthanen in Deutschland) ist zwischen beiden Reichen im Jahre 1874 ein Staatsvertrag abgeschlossen worden, welcher im deutschen Reichsgesetzblatt Jahrgang 1875, Seite 136 abgedruckt ist. Nach demselben richtet sich die Erbfolge in die unbeweglichen Güter nach dem Gesetze des Landes, in welchem dieselben liegen, und die Gerichte desselben Landes befinden ausschließlich über jeden Anspruch bezüglich dieser Güter.

Ansprüche, welche sich auf Theilung des Mobiliar-Nachlasses und auf das Recht zur Erbfolge in diesen beziehen, werden von den Heimathsgerichten nach den Heimathsgesetzen entschieden.

Nur wenn ein Unterthan des Landes, in welchem der Nachlaß eröffnet ist, Ansprüche binnen acht Monaten vom Todestage ab erhebt, steht die Prüfung derselben den Behörden des Landes zu, in welchem der Nachlaß eröffnet worden ist. Der nach Erledigung dieses Anspruches verbleibende Nachlaßrest wird der Consularbehörde überantwortet.

Von einem Ausländer durch gesetzliche Erbfolge aus den Händen eines Ascendenten oder Ehegatten ererbter Grundbesitz verbleibt ihm, wenn er bei Inkrafttreten des Gesetzes vom 14. März 1887 sich bereits in Rußland niedergelassen hatte. In allen anderen Erbfällen muß der Erbe das ererbte Grundstück binnen drei Jahren an einen russischen Unterthan verkaufen, widrigenfalls es von der Gouvernementsregierung zwangsweise versteigert und dem Erben nur der Erlös ausgefolgt wird. Letzteres gilt auch, wenn der Erwerbsakt betreffs des Grundstückes zwar vor dem Inkrafttreten des erwähnten Gesetzes liegt, aber der Erwerber erst nach dem letzteren in den wirklichen Besitz gelangt.

Diese Vorschriften gelten nicht bloß für einzelne physische, sondern für juristische Personen und ausländische Gesellschaften jeder Art, wenn sie auch die Erlaubniß zum Geschäftsbetriebe in Rußland haben, es müßte ihnen denn — wie dies z. B. bei der Kramsta'schen Bergwerksgesellschaft der Fall ist — ein besonderes Privilegium ertheilt sein.

Von der Staatsabgabe, welche der Ausländer bei seinem Austritt aus dem russischen Reiche in Höhe von zehn und zwanzig Procent seines Vermögens zu entrichten hat, sind die Unterthanen fast aller europäischen Staaten auf Grund besonderer Staatsverträge befreit. Solche Verträge bestehen insbesondere auch mit sämmtlichen Bundesstaaten des deutschen Reiches und sind schon vor des letzteren Errichtung in Kraft gewesen. Für die ehemals polnischen und großpolnischen Landestheile, die heutigen Generalgouvernements Warschau (Congreßpolen), Wilna (Nordwestgebiet) und Kiew (Südwestgebiet) ist den Ausländern das Recht, Grundeigenthum zu erwerben, entzogen. In Polen dürfen Fremde nicht einmal zu Verwaltern für Grundbesitz außerhalb der Städte bestellt werden. Zur Sicherstellung ihrer Anforderungen auf ländliche Besitzungen können sich Ausländer in den erwähnten Provinzen zwar Pfandrechte bestellen lassen, jedoch in Ausübung der Letzteren weder Eigenthum noch Besitz oder Nutzungsrechte an den Pfandgrundstücken erwerben. Die Pfandrechte sind daher durch die gewaltige Einschränkung ihres Hauptinhaltes ziemlich illusorisch gemacht.

Für Koreaner und alle Personen, die aus Korea oder China kommen, ist das Exclusivgebiet noch mehr erweitert; sie dürfen sich nicht einmal in den Gebieten niederlassen, die an die für andere Ausländer verschlossenen Gouvernements angrenzen.

Bei Erwerbung von Landgütern in den nicht bezeichneten Reichsgebieten haben Fremde den Bauern ihre Wohnstellen nebst Zubehör nach Maßgabe der Emancipationsgesetze zum Eigenthum zu überweisen. Das Gleiche gilt von Russinnen, die Landgüter besitzen und sich an Ausländer verheirathen.

Die Hauptbeschränkung der Juden besteht darin, daß sie nur in gewissen Gouvernements heimathsberechtigt sind, sich in den übrigen Reichsgebieten nur zeitweise aufhalten und nur dann niederlassen dürfen, wenn sie einen gelehrten oder medicinischen Grad erworben, Kaufleute erster Gilde oder Handwerker sind. Die Advocatur und das Notariat stehen ihnen offen.

In Bezug auf ihre persönlichen Verhältnisse, d. h. Volljährigkeit, Ehe u. s. w. sind alle Fremden nach dem Rechte ihrer Heimath zu behandeln. Wenn sie sich mit Russinnen verheirathen, so verlieren diese ihre bisherige russische Staatsangehörigkeit, es sei denn, daß der Gatte es vorzöge, die letztere selbst zu erwerben.

Louis Pasteur.

Das französische Volk, das sich selbst gern als die Führerin der Cultur betrachtet, ist im 19. Jahrhundert auffallend arm an großen Männern gewesen, welche epochale Fortschritte in den Naturwissenschaften angebahnt haben. Am weitesten ist der Ruhm Pasteur's gedrungen. Er gehörte zu jenen weitausschauenden Genies, welche große Gebiete menschlichen Wissens, die unter sich mehr oder weniger Gemeinsames haben und ein jedes für sich sonst einen Einzelnen vollauf in Anspruch nehmen, mit tiefdurchdringendem Blick und von einer hohen Warte aus beherrschen. Ich stehe nicht an, Pasteur in dieser Hinsicht Helmholtz an die Seite zu stellen. Auch bei Pasteur finden wir jene vielseitige, fast universelle Bildung in den Naturwissenschaften, in deren jeder fast er ein Meister war: ein ebenso vorzüglicher Chemiker als Physiker, Geologe, Mineraloge, Bacteriologe, Hygieniker, Landwirth und Technologe. Sein Interesse wechselte sehr, aber wo er es concentrirte, brachte er neue fundamentale Thatsachen zu Tage. Seine wissenschaftliche Thätigkeit setzt sich aus einer ununterbrochenen Reihe von Großthaten zusammen, deren Verdienst darum um so höher anzuschlagen ist, als sie fast ohne Ausnahme praktische Ziele im Auge hatten und erreichten. Die Industrie, die Landwirthschaft und die Heilkunde werden Pasteur's stets als eines ihrer kräftigsten Förderer gedenken. Das Wort Mommsens, daß der Samen, den geniale Naturen streuen, nur langsam aufgeht, hat sich an Pasteur nicht bewahrheitet; denn seine gelehrten Arbeiten wurden allenthalben nicht nur voll gewürdigt, sondern trugen auch sehr schnelle reiche praktische Früchte.

An Anerkennung und Dank hat es Pasteur nicht gefehlt. Er war der verhätschelte Liebling der grande nation. Er bezog als Volksbelohnung für seine ersten drei großen Arbeiten über die Weingährung, die Essiggährung und die Krankheit der Seidenwürmer seit dem Jahre 1874 eine lebenslänglich bewilligte jährliche Pension von 12000 Francs, die ihn im Verein mit seinen sonstigen mannigfaltigen Revenuen zum reichen Mann gemacht haben. Aber wesentlicher war der sittliche Dank der Nation, der fast überschwängliche Dimensionen angenommen hat. Im Ruhmesglanze Pasteur's sonnte sich das französische Volk gern, und er war oft der Trumpf, den die Chauvinisten unter den Gelehrten Frankreichs gegen ihre deutschen Fachgenossen ausspielten. Mit großer Freigebigkeit, welche allerdings nur der Forschung zu Gute gekommen ist, stattete man das „Institut de Pasteur" aus, das in den 80er Jahren zum Zwecke der Förderung der Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten errichtet worden war. Der Name seines Leiters lockte Forscher aus aller Herren Länder an, und eine stattliche Reihe werthvoller Arbeiten ist aus der Anstalt hervorgegangen. Aber deutschen

Forschern, am allerwenigsten Preußen, gewährt sie keine Heimstätte. Freilich sind auch in unseren Laboratorien französische Forscher ebenso selten vertreten, aber gewiß nicht durch unsere Schuld. Den deusch-feindlichen Ruf seiner Anstalt hat Pasteur selbst durch seine Vergangenheit verschuldet. Es ist nicht vergessen, daß er 1870 der Bonner Universität den Ehrendoctorbrief zurückgeschickt hat, und in frischester Erinnerung ist noch die Beleidigung, die er uns jüngst durch Ablehnung des Ordens pour le mérite zugefügt hat, den ihm der deutsche Kaiser in Hochschätzung seiner Verdienste angeboten hat. Ich habe es deshalb nicht recht begreifen können, mit welchem Eifer einige wissenschaftliche Gesellschaften in Deutschland, besonders in Berlin, Pasteur zu seinem 70. Geburtstage ihre Huldigungen darzubringen versuchten. Die Selbstachtung hätte uns davon abhalten müssen, so außergewöhnlich demonstrative Ehrungen einem Manne zu bezeugen, der in seinen Gesinnungen offenbar bis an sein Lebensende noch derselbe geblieben ist, der er 1870 war.

Der Chauvinismus Pasteur's und seiner Schüler darf unser Urtheil über die Bedeutung dieses Mannes nicht trüben. Sein Ruhmestitel wird ihm von deutscher Seite nicht verkürzt werden. Pasteur war am 27. December 1822 zu Dôle (Jura) als der Sohn eines Lohgerbers geboren. Schon in jungen Jahren gelangte er hauptsächlich durch Arbeiten auf dem Gebiete der Mineralchemie zu wissenschaftlichem Ruhm, mit 26 Jahren wurde er Professor am Lyceum in Dijon, kurze Zeit darauf an der Straßburger Universität, 1854 wurde er nach Lille berufen, 1856 schon nach Paris, wo er seit 1867 Professor der Chemie an der altberühmten Sorbonne war, bis er die Leitung des seinen Namen tragenden Institutes übernahm.

Pasteur war von Haus aus Chemiker. Ueberblickt man aber die Summe seiner Arbeiten, so hat er eigentlich die Chemie weniger gefördert als eine andere Wissenschaft, die er überhaupt erst geschaffen hat: die Biologie der Microorganismen, die in neuerer Zeit zumeist als Bacteriologie bezeichnet wird. Seine Untersuchungen führten ihn zum Nachweis jener kleinsten Lebewesen als treibender Kräfte für Naturvorgänge, die man bis dahin als todte, rein physikalisch-chemische Processe gehalten hatte. Das gilt vor Allem von der Gährung. Was Theodor Schwann, der Entdecker der thierischen Zelle, bereits geahnt, bewies Pasteur durch das Experiment: die Gährung ist die Wirkung der Lebensthätigkeit gewisser Mikroorganismen. Das gilt für die verschiedensten Arten der Gährung, gleichviel welche Stoffe auch bei derselben entstehen, ob Milchsäure, Buttersäure, Essigsäure oder Alkohol und Kohlensäure. Keine Fäulniß oder Gährung einer organischen Substanz kommt ohne Zutritt von Pilzen zu Stande. Es leuchtet ein, von welchem Einfluß diese Erkenntniß auf die Fabrication aller gährungsfähigen Flüssigkeiten, vor Allem Wein, Essig und Bier, sein mußte. Nicht nur für die Herstellung dieser Nahrungsmittel gaben Pasteur's Untersuchungen Hinweise, sondern auch für ihre Mängel und Schäden und deren Verhütung. Das „Pasteurisiren" ist eines der anerkannt besten Mittel zur Keimfreimachung und Conservirung von Flüssigkeiten, von dem die Landwirthschaft, Industrie und Gewerbe noch gegenwärtig eine ausgedehnte Anwendung machen. Die Methode beruht auf der Kenntniß der Lebensbedingungen der Mikroorganismen. Pasteur hat als der Erste gefunden, daß die Hitze das sicherste Mittel zur Abtödtung der Keime ist. Auch als Ursache der Seidenraupenkrankheit fand Pasteur einen besonderen Pilz und lehrte die Landwirthe diesen Feind so gründlich kennen, daß sie jetzt stets sicher seiner habhaft werden und ihre Anpflanzungen von ihm schnell zu säubern verstehen.

Die Aufklärung der Fäulniß und Gährung als eines Lebensprocesses hatte aber auch einen Fortschritt in der theoretischen Erkenntniß zur Folge, die Lösung eines Naturproblems, an dem vor Pasteur die gelehrte Menschheit seit zwei Jahrtausenden sich umsonst die Zähne ausgebissen hatte. Pasteur machte endlich der Fabel von der Generatio aequivoca (Urzeugung) den Garaus. Nicht nur das Volk, sondern auch hochgelahrte Naturforscher glaubten bis dahin, daß aus Nichts Etwas und aus Schmutz und Dreck organisirte lebende Gebilde, wie z. B. die sog. Infusorien (Aufgußthierchen) und andere niedrigste Lebewesen entstehen. Pasteur bewies den Satz „Omne vivum ex vivo" unwiderleglich durch einen ebenso einfachen wie genialen Versuch. Die kleinsten Lebewesen sind gerade die Erreger des Lebens.

Wenn Pasteur so den Grund zur Bacterienkunde legte, auf dem weiterbauend Joseph Lister schon zu Ende der 60er Jahre die Idee der antiseptischen Wundbehandlung fand — vielleicht die schönste Frucht der Pasteur'schen Entdeckungen —, so erfuhr diese Wissenschaft doch erst durch unseren Landsmann Robert Koch nach anderthalb Jahrzehnten die Ausgestaltung, welche zu ihrer überraschenden Blüthe geführt hat. Pasteur hatte die Existenz der Bacterien nachgewiesen, auf ihre lebenswichtigen Functionen aufmerksam gemacht, auch ihre Formen schon zu studieren begonnen, aber sie zu züchten, ihre Lebensthätigkeit zu überwachen, die Producte derselben zu isoliren — das alles ist erst möglich geworden durch die genialen Methoden Koch's. Er lenkte die Bacterienkunde auch erst in diejenige Richtung, welche praktisch die wichtigste ist: die Erforschung der krankheiterregenden Mikroorganismen im menschlichen Körper.

Schließlich aber begegneten sich Koch und Pasteur doch wieder gerade beim Studium der pathogenen Bacterien. Freilich blieb der praktische Sinn Pasteur's nicht an dem Formenstudium hängen, sondern — und hier trat seine chemische Auffassung der Lebensprocesse wieder in den Vordergrund — er suchte nach den Mitteln, sie abzutödten. Wir haben durch ihn eine Reihe von Methoden der Bacterienvernichtung resp. Giftzerstörung kennen gelernt, die noch heute als leistungsfähig gelten. Pasteur verwendete sie von Anfang an für die Zwecke der Schutzimpfungen, die er für eine Anzahl Erkrankungen von Thieren wie Menschen durchzuführen versucht hat: Hühnercholera, Schweinerothlauf, Milzbrand, Hundswuth. Eines der von ihm mit Vorliebe verwendeten Principien war die Erwärmung der Bacterienculturen bis zu einer gewissen Temperatur, bei welcher die Giftigkeit der Bacterien soweit herabgesetzt wird, daß ihre Einimpfung nicht mehr krankmachend wirkt, sondern sogar Schutz gegen eine nachherige Infection mit den betreffenden Bacterien verleiht. Auf diese Weise will Pasteur sehr glückliche Erfolge in der Bekämpfung des Milzbrands der Schafe erzielt haben. Koch hat den Werth dieser Schutzimpfung auf das Energischste bestritten, und ebenso wenig sind gegenwärtig die Acten über die Schutzimpfung gegen die Hundswuth geschlossen, die Pasteur's Namen am weitesten bekannt gemacht hat. Die von ihm dafür erfundene Methode ist wohl die genialste unter allen Immunisirungsversuchen, die in den letzten Jahren fast bei so vielen Krankheiten in so überaus großer Zahl gemacht worden sind, zumeist freilich ohne jeden praktischen Erfolg. Es soll unvergessen bleiben, daß Pasteur der geistige Urheber all dieser kühnen Versuche ist, die in Behring's Diphtherieheilserum scheinbar den ersten großen Erfolg aufzuweisen haben. Pasteur schwebte die Jenner'sche Schutzpockenimpfung als Muster vor, aber ihn hat zu seinen Entdeckungen nicht der Zufall, sondern das zielbewußte Experiment geführt — ein Triumph der modernen Wissenschaft. Wenn es noch nicht gelungen ist, das wirksame Princip der Hundewuthschutzimpfung aufzufinden, so wird ihr praktischer Werth dadurch noch nicht in Frage gestellt.

Pasteur's Name wird mit ihm nicht zu Grabe getragen. Noch oft wird man in stillen Laboratorien auf den von ihm gelegten Grundsteinen neue Bauten errichten, und stets wird man seiner dankbar gedenken als eines Mannes, der

durch wissenschaftliche Arbeiten nach vielen Seiten hin fruchtbringend und wohlthätig gewirkt hat. Ja, vielleicht wird die Nachwelt manches seiner Verdienste noch höher schätzen lernen. Die Lebensarbeit Pasteur's hat nicht Frankreich allein gehört, sondern der ganzen Menschheit. Medicus.

Literatur und Kunst.

Conrad Ferdinand Meyer.

Zum 70. Geburtstage des Dichters.

Von Felix Poppenberg.

I.

Es giebt Gegenwartskünstler, die mit klammernden Organen an ihre Zeit sich hängen, ihr Leben und Fühlen condensirt genießen und in ihren Werken dann den Extract dieser Zeit und ihres Inhalts wiedergeben. Werke, die, selbst wenn sie bei einer späteren Generation ästhetisch nicht mehr Geschmack finden, bleibende Geltung als Documente behalten. Und es giebt andere, die der Gegenwart den Rücken wenden und in eine selbst geschaffene Welt einkehren, denen es lockender erscheint, ein Stück Vergangenheit heraufzubeschwören, als dem Ringen und Kreisen der eigenen Zeit zu lauschen.

In der zweiten Gattung hat sich stets mehr der Dilettantismus breit gemacht als in der ersten, die romantische Ferne, das Spiel mit klangvollen Namen der Geschichte, Waffenrasseln verlockte schwaches Können immer; man konnte hier den Mangel an Charakteristik so angenehm durch „schwungvolle" Sprache bergen, der ganze Aufwand an Costüm und Decoration deckte die innere Hohlheit. So haben sich auf der historischen Prunkgalere Leute, die nicht schwimmen konnten, behaglich tragen lassen und durch den Glanz des Aufzuges geblendet. Die großen Gestalter, denen das Zwingen und Verdichten vergangener Epochen Nothwendigkeit war, die wahrhaften rückwärts gewandten Propheten, die belebend reconstruiren, sind nur zu seltene Erscheinungen. Viel Brüder und Schwestern haben die blassen Schemen des greisen Lingg, aber einzig sind die lebensstrahlenden Vergangenheitsmenschen Conrad Ferdinand Meyers, der heute ein Siebzigjähriger wird. In welche Epochen er auch hineintaucht, stets wird ihm alles zu Gestalt und Körper, nie bleibt's beim Wort, das Wort reift stets zum reichen anschauungsvollen Bild. Seiner realistischen Vergegenwärtigung der Vergangenheit kann man nur an die Seite stellen die nachschaffende helläugige Kraft, mit der Menzel die Fritzenzeit, mit der Fontane Gestalten aus dem Anfange unseres Jahrhunderts gesehen. Die Anschauungskraft ist die gleiche, verschieden aber ist die Kunst. Die Kunst der Menzel und Fontane ist eine bürgerliche, Conrad Ferdinand Meyers Kunst gleicht mehr der alter repräsentativer Meister. Er liebt ein feierliches Schreiten, und die schweren starren Falten der alterthümlich-kostbaren Gewandung müssen weit hinterher wallen, er liebt Gravität und Hoheit, stolze Schicksale von Menschen der Höhe, große weite Gefühle, kein kleinliches Verzetteln, keine Gevatter Schneider- und Handschuhmachertragik, sondern Shakespeare'sche blutigrothe Sonnenuntergänge. Und hierzu stimmt organisch, was nur nach Geschmack an anderer Stelle falsch und unecht scheinen würde, die gewisse würdevolle Pose der Erzählung, das reiche Rankenwerk blühender Stilisirung. Die Menschen, die Meyer vor uns aufstellt, die müssen so gesprochen haben, wie sie sprechen; er zwingt mit überzeugender Kraft zum Glauben an sie, ein machtvoller Schöpfer. In dieses Künstlers Werkstätte hinein zu blicken, reizt doppelt dadurch, daß es in ihr so ganz anders aussieht als in den Ateliers moderner Schriftsteller und so mit einmal wieder gelehrt wird, wie es nichts Alleinseligmachendes giebt, wie viele Wege in der Kunst zum Gipfel führen, wenn nur ein großes Können auf ihnen wandelt.

Adlige Vornehmheit liegt über seinem Schaffen und dazu paßt das still zurückgezogene Leben des Dichters, der nie auf den großen Markt getreten ist, von dem seit Jahren, außer der Kunde schweren geistigen Siechthums, kein Persönlichkeitszeichen zu uns gekommen ist. Karg und sparsam mit zurückhaltender Reserve hat er selbst einmal in wenigen Zeilen sein Leben geschildert, die unruhige Jugend in Zürich unter kriegerischem Waffenlärm und politischen Wirren, die seine Familie entzweiten und ihm selbst den Sinn für Unparteilichkeit erzogen; die Bildungsjahre in der französischen Schweiz mit reicher Anregung; verhaßte Juristerei in Zürich; dann jahrzehntelange tiefste Zurückgezogenheit ohne feste Führung in willkürlichen Neigungsstudien vor allem historischer Art; zersplittertes, zielloses Leben ohne Erkenntnis des inneren Berufs, an die kritischen Jahre Gottfried Kellers erinnernd, freilich wie es scheint ohne die grausamen Lebenssorgen des grünen Heinrichs; Flucht vor sich selbst auf weiten Reisen nach Frankreich, Italien; Rückkehr in die Heimath; gefestigte Mannesjahre, Heirath und Landleben in Kilchberg. Zur Gestaltung führten ihn die Figuren seiner historischen Studien, in seinen einsamen Tagen lebte er mit ihnen, sie saßen an seinem Tisch und gaben ihm Antwort. Er bildete an ihnen, wie er selbst von Thomas Becket sagt, so lange herum, bis sie ihm fast quälend vor den Augen standen. Und um die Geister, die er gerufen, los zu werden, mußte er sie auf das Papier bannen. Die Wahrheit der inneren Nothwendigkeit in Meyers Schaffen lehrt ja auch jedes einzelne seiner Bücher. So ist er siebzig Jahre geworden. Viel mehr verräth er nicht von sich; er will, wie in seinen Dichtungen, völlig hinter seinen Geschöpfen zurücktreten. Nicht an den Menschen können wir uns halten, sondern nur an den Künstler. In der Werkstatt dieses Dichters historischer Stoffe sieht es weniger nach einem treufleißigen Chronisten aus als nach einem Antiquar von feinstem Kunstgeschmack, nicht die schweinsledernen Folianten überwiegen, sondern die kostbaren Geräthe einer kunstfreudigen Vergangenheit, getriebene Becken und reicheingelegte Waffen, schwere Brocate und bilderreiche Gobelins und aus ihnen liest er farbiger Geschichten und Gestalten versunkener Tage als aus dürren Blättern. Und dieser reife Sammlersinn führt ihn zu einem Cultus der Form, zu einem minutiösen Ciseliren, das die Worte schleift und blitzend facettirt. Bald ist er ein Meisterjuwelier in Edelmetall, bald ein höherer Plastiker in karrarischem Marmor. Und immer sehen wir die reiche Fülle und können nicht müde werden zu sehen. Den römischen Brunnen läßt er vor uns aufsteigen und malt mit assoziationskräftigem, lebensvollem Bild, wie der Marmorschale Rund sich verschleiernd überfließt in einer zweiten Schale Grund:

> Die Zweite giebt, sie wird zu reich,
> Der Dritten wallend ihre Fluth;

Und dieses ewige Gleiten und Fallen bei scheinbar unbeweglichem Stillstand machen die wie weiche Wasser sich ergießenden und doch so ruhevollen Verse:

> Und Jede nimmt und giebt zugleich
> Und strömt und ruht.

So überträgt er nachschaffend die Reliefs von einem Marmor des Vaticans aus der Sprache des Steins in die Sprache der Worte. Und ich wüßte nicht, daß das Wort dem Steine weichen müßte.

Stets giebt er feinumrissene Bilder, die Grenzen der Wortkunst wohl erkennend und so immer suggestiver Wirkung sicher. Mit dem einfachen Mittel des Contrastes, das dann

auch in der Charakteristik seine Rolle spielt, erreicht er schimmernde Sichtbarkeit. In den leuchtendblauen Tag steigt aus dem wogenden Aehrenfeld der wetterschwarze Mauerbogen; die Schnitterin ergreift die blanke Sichel, die im Schatten lag. Nacht, Blitze; goldene Garben, schwarze Rosse, das taucht mit Herzschlageile, Eins das Andere belebend, vor uns auf. Dabei strengste Sparsamkeit, Knappheit, möglichst wenig Worte, aber jedes Wort ein Leben: „Die Sichel klingt".

Ein Blitz, zwei schwarze Rosse bäumen sich.
Die Peitsche knallt. Sie ziehen an. Vorbei.

Meyer liebt keine weit ausgesponnenen Gefühlsschilderungen, er giebt lieber, auch viel wirksamer, Gefühle durch Bilder, durch sichtbare Zeichen. Er hat die Geliebte auf feuchtem Waldesboden nach Haus begleitet und schreitet nun einsam zurück, aber doch nicht einsam, denn ihre Fußstapfen sind noch der weichen Fläche eingedrückt:

„Die Stapfen schritten jetzt entgegen dem
Zurück dieselbe Strecke Wanderuden:
Aus Deinen Stapfen hobst Du Dich empor
Vor meinem innern Auge. Deinen Wuchs,
Erblickt' ich mit des Busens zartem Bug.
Vorüber gingst Du, eine Traumgestalt.
Die Stapfen wurden jetzt undeutlicher,
Vom Regen halb gelöscht, der stärker fiel.
Da überschlich mich eine Traurigkeit!
Fast unter meinem Blick verwischten sich
Die Spuren Deines letzten Gangs mit mir."

So schildert Meyer's Hutten, auch ganz aus dem Gefühl der Zeit heraus, sein Todesahnen in einem Todtentanzbild, das er Freund Holbein empfiehlt:

Freund Holbein, fehlt im Todtentanze Dir
Der Dichter noch, so komm, und mal' mich hier,

In meinem Sessel schlummernd ausgestreckt,
Das Angesicht mit stillem Blaß bedeckt!

Daneben trete leis der Tod in's Haus,
Doch laß mir lieber weg der Sense Graus!

Am Bogenfenster siehst die Traube Du?
Die male goldig angehaucht hinzu!

Ein blitzend Winzermesser giebst du dann
In die verdorrte Hand dem Knochenmann!

Und der Verständ'ge merkt des Bildes Sinn,
Daß ich die Edeltraube selber bin.

Und erschütternd geht uns der Lebensdrang des sterbenssiechen deutschen Ritters in einem Bilde auf, das wieder durch das Mittel des Contrastes packt:

„Es war ein goldner Morgen im August,
Das zweite Gras gedieh mit Kraft und Lust!

Die ganze dichte blüh'nde Wiese klang
Und wogt und schwirrt und flattert, zirpt und sang.

Ich schritt in Halm und Blumen, überflammt
Von süßem Sonnenlicht — zum Tod verdammt!

Da warf ich in die duft'ge Wiese mich,
Verbarg das Haupt und weinte bitterlich.

Und lange lag ich still im grünen Thal,
Mein eigen Bildniß oder Grabesmal.

Gewisse Kunstmittel Conrad Ferdinand's gehen uns aus den Versdichtungen klarer auf als aus den Prosawerken, wollen wir dagegen die Gestaltenwelt, seine Menschen, ihr Wollen und ihr Handeln kennen lernen, so müssen wir uns an diese wenden. Sie sind charakteristischer auch als die Balladen, die zwar in ihrem Stoffkreis: Hugenottenepisoden, Scenen aus den Schweizer Kriegen, Borgia notturno, Thomas Becket's Elterngeschichte den Novellen verwandt sind, aber durchaus nicht alle die Marke Meyer'scher Individualisirungs- und Charakterisirungsfülle zeigen, sondern manchmal vor Allem in den früheren Fassungen Lingg'schen Umrissen gleichen oder sich mit dem frischfröhlich Allgemeinmenschlichen und der großzügigen Charakteristik Uhland's bescheiden. Conrad Ferdinand's schönste Balladen sind seine Novellen.

II.

„Glänzende Sonnen gehen blutig unter" steht über der Pforte, die in das Reich der Gewalten von Conrad Ferdinands Geist führt. Stolze Leben und stolze Tode singt er. Seine Helden haben die tragische Fallhöhe, sie sind nicht aus dem bürgerlichen Trauerspiel, sie sind aus Königsdramen. Wilde elementare Gewaltmenschen, die jenseits von Gut und Böse stehen, die ihre blitzerhellte Bahn durchstürmen und mit Jauchzen in den Abgrund stürzen. Menschen, von robustem Gewissen, die auf sich selbst mit Eisentrotz sich stützen. Sie folgen alle ihrem Schicksalszug, gezeichnet und gebannt, die großen Treulosen Georg Jenatsch, der den Herzog Rohan opfert, weil sein vorbestimmter Weg von jener Straße abführt, und Thomas Becket, der seinen weltlichen Sinn mit dem weltlichen Kleide von sich wirft und sein Kreuz auf sich nimmt. Träume und symbolische Vorzeichen hellen ihnen selbst die Zukunft. Lucrezia Borgia auch ist unfrei, ihr Bruder Cäsar hält wie ein Dämon ihre Seele: „sein sündiger Geist fuhr in sie und sie wurde sein willenloses Werkzeug". Das Schicksal, dem sie alle unterworfen sind und dem sie unentrinnbar sich ergeben, ist aber nicht das blinde Fatum der alten Schicksalstragödie, es schwebt nicht über ihnen, sie tragen es in sich, in ihrer Brust sind ihres Schicksals Sterne. Es ist ihres eigenen Wesens Zwang, sie müssen so und nicht anders handeln.

Zwei Gestalten, die das Mittelalter beherrschend zeichneten, stehen sich in Meyers Dichtungen contrastirend gegenüber, der lebens- und machtschäumende Vollmensch in goldgestickter Gewandung oder klirrender Rüstung, und in härener Kutte, bleich und abgezehrt ein unirdisch spiritualistisches Wesen, Weltbejahung und Weltverneinung. Der blutige Jenatsch mit der Eisenfaust und der bleiche milde Rohan; der Tyrann Ezzelino und Astorre der Mönch, von Mitleid und Erbarmen verklärt, der die Barmherzigkeit auf die Erde bringt.

Und in mancher Gestalt, das ist voll feinstem, seelischem Reiz, berühren sich beide Züge. Ulrich Hutten wie der Don Giulio der Angela Borgia, beide Lebenszecher mit durstigen weinrothen Lippen, Könige des Lebens, schöne Laster, wühlen sich von Siechthum geschlagen in die Wonnen der Askese ein. Hutten versenkt sich in das Leiden seines Schmerzensbruders Christus:

An hellen Tagen liebt in Hof und Saal
Ich nicht das Bild des Schmerzes und der Qual;

Doch Qual und Schmerz ist auch ein irdisch Theil;
Das wußte Christ und schuf am Kreuz das Heil.

Je länger ich betrachte, wird die Last
Mir abgenommen um die Hälfte fast,

Denn statt des Einen leiden unser Zwei:
Mein dorngekrönter Bruder steht mir bei.

Und Don Giulio, der Blinde, aus dessen strahlenden Augen einst die Lust gelacht, trinkt einen Kelch des Leidens; von den Reichen geht er zu den Armen; die Freude hat er verlassen und den Leidensbrüdern folgt er: „Ja redlich leiden und dulden will ich und darum dank' ich für das neue Leben!" Verwandt mit ihnen, wenn auch entfernter, ist Gustav Adolf, der Streiter Gottes, in dem sich das kraftvoll Derbritterliche mit messianischen Zügen eint. Doch die tiefere Gewalt aus diesem Stamme ist der Heilige, ist Thomas Becket. Er ist ein Mensch der Macht und des Lebens, wie jene; ist gleich seine Gestalt nicht so gebietend und seine Faust nicht so eisern als bei ihnen. Und wie sie, geht er durch den Schmerz zur Wonne des Leidens ein. Aus dem Weltkind wird ein Asket. Für diese Askese und ihre schmerzlichsüßen Geheimnisse, das Wehwunde und Qualselige hat kein Dichter, außer dem Spee und dem Silesius, so eigen-wunderbare Worte, Passions- und Märtyrerpoesie gefunden, als Conrad Ferdinand. Und nur ein Einsamer konnte sie finden.

Wir sehen das bleiche, im Sterben noch lächelnde Haupt, das sich neigt wie das Haupt Christi am Kreuz, mit unheimlicher Gewalt vor uns; wir ahnen in dieser heiligen Leiche die Wonne der Erniedrigung und die Wollust des Leidens. Und wir sehen durchschauert das Schauspiel, wie diese stille sich bengende Sanftmuth, wie dieser Heilige der Knechte und Bettler dem kraftvollen Heinrich von England, mit dem gewaltigen Löwenkopf, dem Zerstörer seines Kindes, Leib und Seele zernagt und noch im Tode Sieger bleibt. „Herr Thomas aber auf seinem Grabstein lächelte."

Auch in der Frauenwelt Conrad Ferdinand's grüßen sich die Gegensätze. Hohe Weibeswürde und antike Größe legt er in Lucrezia, die den Mörder ihres Vaters, Georg Jenatsch liebt, voll unsagbarem Zauber aber ist, wenn er kaum erblühte wunderholde Mädchen auf seine strenge Bühne führt. Jene zarten heiligen Lieblichkeiten: Lucia, das kindliche Weib des Jenatsch; Antiope, die weiße Braut des Mönches; Guade, das scheue Reh, die Tochter Beckets. Ihr Mund spricht nicht viel, ja Lucia bleibt völlig stumm, aber ihr ganzes Wesen redet, und redet nichts als Liebe. Und ihre Schwester ist auch jenes scheinbar so unweibliche Mädchen, das Gustav Adolf als Page folgt und mit ihm stirbt. Nie ist keuschverhaltene Liebe, die keine Worte und keinen Ausdruck finden darf, stumme Sehnsucht ohne wirkliches Gefühlsspiel, süße herbe Weiblichkeit so geschildert worden als in dieser „zärtlichen und wilden, seligen und ängstlichen Fabel", die der Page Leubelfing durchlebt.

Mit knappem Wort weiß auch hier Meyer ganze Seelen zu erschließen, dem verkleideten Mädchen wird erzählt, wie Gustav Adolf es einst als Kind geküßt habe. Solch Kuß „lodert wieder auf, wenn die Lippen wachsen und schwellen" und dann küßt er mit stiller Gewalt: „Der Page weiß nichts mehr von dem Kuß, *aber er empfand ihn wilderröthend.*" Die Gefühle strömen eben bei Meyer wie in dämmeüberflutendem Strom aus; er schlägt einen einzigen tiefen vollen Ton an, aber der zittert lange in uns nach und weckt unser eigenes Gefühl, das klingt nun ergänzend im Accorde mit und giebt uns mehr, als eine langausgedehnte Schilderung von Seelenzuständen. Conrad Ferdinand's Menschen sind alle von cordelienhafter Keuschheit des Gefühls. In strenger Linie sind sie gezeichnet, wenn sie leiden, dann rasen sie nicht und toben nicht, sie erstarren im versteinernden Medusenschmerz; sie leiden wie schmerzdurchbebte Marmorbilder, stumm und tief. So schreitet „ein Nachtbild sprachlosen Grimmes und unverwüstlicher Trauer" Jürg Jenatsch daher mit seinem gemordeten Weib im Arm, „in seiner Rechten leuchtete das lange Schwert, auf dem linken Arme trug er, als spürte er die Last nicht, seine Todte, die wie geknickt ihm an der Schulter lehnte"; so liegt zerschmettert am Sarge der todten Guade, das Antlitz von der Sterbenoth der Verzweiflung gezeichnet, Thomas Becket.

Wie seine Geschöpfe, ist auch ihr Schöpfer selbst verhalten. Nie tritt er hervor, strenger Objectivität trotzt er, Alles wird ohne jede Einmischung seinerseits durch den Mund seiner handelnden Menschen gesprochen, durch ihr Auge gesehen. Um die Objectivität zu wahren und doch einen Interpreten nicht ganz zu missen, liebt er es, seine Geschichten durch einen Dritten erzählen zu lassen, einen Augenzeugen häufig. So treten Dante und Poggio als Fabulatoren auf, der Bogner berichtet vom König und Heiligen, der Arzt Fagon schildert die Leiden eines Knaben.

Noch eine andere Wirkung wird damit erreicht, die Intensität steigert sich. Wir werden lebhafter in die Begebenheit hineinversetzt, wir sehen sie gleichsam mit doppelten Gläsern, dadurch, daß sie sich in einem, der sie weiterlebt, reflectirt, daß die Hörer wie der antike Chor durch ihre Einwürfe und Reflexionen neue Lichter von allen Seiten auf sie werfen. Wie die Technik dieser Erzählung aus zweiter Hand zu einer unmittelbaren Wirkung gemeistert wird, ist völlig entgegengesetzt den Absichten, die Storm, Jensen, auch Heyse durch des Erzählenlassen verfolgen. Diese wollen, wenn sie irgend eine Mollmelodie aus der Jugendzeit, eine Geschichte, über die Gras gewachsen, nicht direct uns spielen, sondern sie nur als Erinnerungsklang zu uns treten lassen, die Tragik und die frische Wirkung abdämpfen.

Nie sind Erzähler und Publicum bloße Statisten, sie spielen stets selbstständige Rollen, und ihre eigene Geschichte rankt sich in ihre Novellen. Hierfür ist bewundernswerthes Muster das kunstreich geknüpfte Teppichwerk der Novelle „Die Hochzeit des Mönchs".

Dante tritt an den Kamin der Skaliger zu Verona in einen Dekameronekreis, der sich mit Geschichten nach aufgegebenem Thema vergnügt, und steuert auf Wunsch seinen Beitrag dazu „vom Mönch Astorre und seiner Gattin Antiope". Aber er erzählt sie nicht glatt herunter, sondern wir sehen sie vor uns entstehen, wir blicken in die Gedankenfabrik des Dichters, wir schauen den Kreis der Hörer, die ihm ein geistreiches Spiel, ihre Masken zum Modelle geben müssen. Er unterbricht sich, die Hörer unterbrechen ihn, er nimmt den Faden wieder auf. Und wie es Conrad Ferdinand selber thut, so läßt er es in dieser Novelle seinen Dante machen: „die Fabel liegt in ausgewählter Fülle vor ihm, aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte".

Noch ein Drittes erreicht er mit diesem Kunstmittel, ein episch objectives Ausklingen. Er schreibt mit einem Erzgriffel gewaltige erschütternde Schicksale, aber seine Hand zittert dabei nicht, und sein Antlitz bleibt unbeweglich, er steht über den Dingen, sie haben sich erfüllt, daher die Todten ihre Todten begraben, wir klagen ihnen nicht nach, die Welt zeigte neue Scenen. So biegt er, wie Shakespeare häufig in dem letzten Akt nach dem großen Sterben ein neues Geschlecht aufsteigen läßt, als Zeichen, daß die Vergangenheit vergangen, oder Kleist's herbe Knappheit hinter tragische Novellen mit gleichgiltig kurzem Satze den brutalen Schlußpunkt macht, in den Schlußzeilen jäh von der Tragik ab und schließt mit nebensächlichem Wort. Es ist, als hätte der Erzähler schon zu viel gesagt, als habe er sich zu weit hinreißen lassen; er besinnt sich, die Züge fassen sich wieder zusammen in die alte undurchdringbare Starrheit, er steht mit kurzem Gruß auf und geht. So macht es Dante, und „Aller Augen folgen ihm, der die Stufen einer fackelhellen Treppe langsam emporstieg". So klingt das gewaltige Todesfinale des Jürg Jenatsch, dem Ende der Nibelungen ebenbürtig, in trockenen sachlichen Chronistenton aus: „Sie beschlossen ihn mit ungewöhnlichen, seinem Verdienst um das Land angemessenen Ehren zu bestatten".

Conrad Ferdinand nimmt als Novellist Lehen vom Drama und von der Ballade. Die Ballade leiht ihm die helldunkle Stimmung, das Halbverhüllte; das Drama giebt ihm die straffe Führung, die Prägnanz, die scharfe Betonung der Hauptsachen, die hellbeleuchteten Situationen. Die Capitel spitzen häufig in klingend pointirte Aktschlüsse aus, und viele Scenen, z. B. die, da Gustav Adolf des Henkers Hand auf des Lauenburgers Schulter legt, sind mit athemstockender dramatischer Kraft gesehen und sichtbar gemacht. Dramatisch ist auch, wie er die Persönlichkeit seiner Gestalten anschaulich bildet. Er läßt sich nicht auf lange breite Schilderung einzelner verflatternder Züge ein. Aber an der richtigen Stelle durch einen kurzen parenthetischen Satz, wie für einen Darsteller hingestellt, wird auf irgend eine charakteristische Geberde aufmerksam gemacht —, und der ganze Mensch steht vor uns. Wie mit einem Schlage geht Gustav Adolf's Physiognomie vor uns auf, als er mit dem Pagen lebhaft behaglich plaudert „den Kopf rückwärts in das Polster gedrückt, so daß das volle Kinn mit dem goldhaarigen Zwickel vorsprang und das schalkhafte Licht der halbgeschlossenen Augen — lichtgefüllt und doch kurzsichtig — auf das lauschend gehobene Antlitz des Pagen niederblitzte." Und wie sehen wir die hagere Gestalt Dante's vor uns mit großen Zügen und langen Gewändern einer anderen Welt, den Zügen einer Parze; sein

eigenes ehernes Standbild in Gravität und strenger Würde mit „griffelhaltender Geberde, als schriebe er seine Fabel, statt sie zu sprechen."

Bei solchem Künstler zu Gast zu sein, ist seltene Freude; so reich beschenkt uns Keiner der Lebenden, und solche Kunstandacht können wir vor Niemand empfinden als vor diesem großen, stillen Menschen, der mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde säet. Feiertagsstimmung überschauert uns, wenn noch einmal der Reigen seiner Gestalten verklingend an uns vorüberzieht:

Wie Flöten hört man ein Getön,
Der gelle Geigenstrich verscholl,
Der Chor der Todten schreitet schön . . .
Und ohne Groll . . . und friedevoll . . .

Ueber amerikanische Kunstzustände.

Von Johannes Gaulke.

Wenn man die Leistungen auf dem Gebiet der Kunst als den Maßstab für die Cultur eines Landes annimmt, so rangirt Amerika erst in die zweite, wenn nicht dritte Reihe der Culturvölker.

Es ist eine Merkwürdigkeit dieses Landes, daß es einzelne Culturzweige auf Kosten der anderen derartig bevorzugt, daß die höchsten Leistungen moderner Technik neben der Uncultur eines Barbaren-Staates sich vorfinden. Der praktische Sinn des Amerikaners hat bis heute noch nicht das Bestreben nach Veredelung des Geschmackes und der Gesinnung aufkommen lassen: nur die ihm nächstliegenden Dinge, der Aufbau des Landes und seines Geschäftes können ihm Interesse abgewinnen, und die pecuniäre Frage verdrängt daher alle ethischen Gesichtspunkte in seinen Unternehmungen. Darum ist es nur zu begreiflich, daß dieser materielle Sinn nichts für ein Kunstwerk übrig haben kann, welches man als nichts weiter als einen überflüssigen Luxusgegenstand betrachtet. Vielfach entschuldigt man diese Nichtwürdigung der Kunst mit der Jugend der amerikanischen Cultur, welche noch nicht den Boden zu einer höheren Auffassung des Lebens vorbereitet hat.

Doch bei eingehender Beschäftigung mit den Verhältnissen dieses Landes werden wir erkennen, daß diese Gründe wenig stichhaltig sind. Und verfolgt man die Geschichte der verschiedenen Culturvölker, so sehen wir, daß die Kunst und Literatur überhaupt schon mit den ersten culturellen Regungen sich eingestellt hat — bei manchen Völkern hat sie sogar schon eine gewisse Höhe erreicht, bevor an eine geordnete staatliche Organisation zu denken war.

Anders in Amerika. Nach der Besiedelung dieses Continents durch Europäer hat sich hier eine Cultur entwickelt, die an glänzenden Leistungen der Technik und praktischer Ausnützung der Naturkräfte dem Mutterlande bald überlegen war. Das weitverzweigte Eisenbahnnetz und die Dampfschifffahrt vermitteln den regsten Verkehr der Individuen dieses gewaltigen Continents; die intensivste Ausnutzung aller modernen Erfindungen in Ackerbau und Industrie vollzieht sich in allen Theilen des Landes mit dem größten Erfolg, so daß die materielle Ueberlegenheit der neuen Welt sich immer mehr auf dem alten Continent fühlbar macht. Reich an Naturproducten der Felder und der unerschöpflichen Schätze des Erdinnern, erfreut sich jenes Land einer gesegneten Sonderstellung unter allen anderen Culturländern, die außerdem noch durch das Fehlen des „Erbfeindes", wodurch die europäischen Nationen zu so großen Opfern an Geld und nutzloser Verschwendung jugendlicher Menschenkraft gezwungen werden, erhöht wird. Aber trotz dieser begünstigten Stellung erblicken wir nirgends den Embryo einer nationalen Kunst und Literatur; im Gegentheil ist auf diesem Gebiet schon ein Rückschritt seit der Proclamation der Vereinigten Staaten zu verzeichnen; denn aus den wenigen Ueberbleibseln jener heroischen Epoche leuchtet noch der Geist des Aufstrebens eines jungen Culturvolkes. Die Baudenkmäler jener Zeit, an deren Stelle heute wüste Miethscasernen und „Officebuildings"*) getreten sind, trugen bereits einen harmonischen Charakter der Architektur. Ebenso begeisterte die Proclamirung der Menschenrechte die Dichter und Denker des Landes zu edlem Schaffen, als dessen köstlichste Perlen jene naiv empfundenen Volks- und Kirchenlieder der Nachwelt vererbt sind. Allerdings versteht diese nicht mehr den Ernst der Väter und vergnügt sich an dem verflachenden Tingeltangel- und Bänkelsängerlied, das in Amerika sich ein erschreckend weites Gebiet erobert hat.

Die Momente, welche diesen Mangel an idealen Bedürfnissen gezeitigt haben, sind verschiedener Natur, doch sie resultiren alle aus jenem materiellen Streben, sich auf Kosten Anderer zu bereichern: ein Jeder betrachtet dieses Streben als das einzig würdige Lebensziel und das Land als gerade gut genug für die gemeinsten Geschäftsspeculationen. Ferner ist es die allgemeine Corruption im privaten und öffentlichen Leben — jene stete Begleiterin der absoluten Geldherrschaft — die auf jede idealere Regung verderbenbringend einwirkt. Daher ist es zu verstehen, daß der amerikanische Staat, der als erster die Kunstbestrebungen anzuregen und zu unterstützen hätte, in seinem Budget der Kunst keinen Cent bewilligt. So bleibt diese nur auf eine private Unterstützung angewiesen. Die unausbleibliche Folge ist, daß die Kunst sich selbst im günstigsten Fall nur zu einer Staffelei- und Kleinkunst entwickeln kann. Und auch dieses Gebiet wird der nationalen Kunst noch durch die Unbildung und das Vorurtheil des amerikanischen Protzen, der seinen Gebrauch aus der mittelmäßigen französischen Marktwaare deckt, verkürzt. In Paris werden diese fraglichen Kunstwerke in der Saison zu Hunderten auf den Markt geworfen für den Yankee, der seine Vorliebe für Paris und französische Gemälde mit schweren Dollars bezahlen muß. Dieses Vorurtheil nöthigt den heimischen Künstler, sich im Auslande unter französischer Marke ein Absatzgebiet zu schaffen — für die eigenen Landsleute. Solange das Land selbst dem Künstler keine Existenz bietet, ist an die Entwickelung einer amerikanischen Kunst nicht zu denken, sondern es wird nur amerikanische Künstler deutscher, französischer und italienischer Schule geben.

Wie die Kunst, so sind auch die Kunstinstitute, als Museen, Akademieen ꝛc. auf die Privatwohlthätigkeit angewiesen. Es ist beschämend für die große amerikanische Republik, daß sie nicht einmal in den Hauptstädten des Landes das Fundament für ein Museum gelegt hat. Die wenigen, welche von Privaten gegründet sind, beschränken sich nur auf eine sehr kleine Anzahl im bescheidenen Rahmen; so erreicht das „Metropolitan Museum of Art" in New-York kaum die Bedeutung eines besseren deutschen Provinzialmuseums und kann außerdem kaum als ein öffentliches Institut betrachtet werden, da sich die geehrten Stifter gewisse Reservatrechte vorbehalten haben, so daß sie die häufig nur geliehenen Werke jederzeit zurückziehen können. — Auch die Lehranstalten, die sich meist nur auf eine künstlerische Vorbildung beschränken, stehen unter den Auspicien jenes zweifelhaften Mäcenaten-

*) „Officebuilding" bedeutet in wörtlicher Uebersetzung „Comptoirhaus". Diese Art von Geschäftshäusern bilden im Wesentlichen den Sitz des Zwischenhandels, der sich in Amerika, durch das ziellose Wirthschaftssystem begünstigt, zu einer Macht entwickelt hat, die heute die gesammte Production von ihren Raubburgen, den Officebuildings, aus controlirt und verthenert. Auch befinden sich in den „Officebuildings" die Comptoire der Actien- und Productionsgesellschaften und anderer Betriebsarten.

thums. Bei diesem Mangel an Lehrmitteln ist es begreiflich, daß das Interesse und die Liebe zur Kunst in weitere Kreise nicht eindringen kann. Ferner kann das Fehlen der monumentalen Kunst und die stumpfen Façaden der Privat- und Geschäftsgebäude unmöglich den ästhetischen Sinn des Volkes heranbilden.

Das Ueberwiegen des rein praktischen Sinnes hat in Amerika eine Häuserarchitektur gezeitigt, die an Oedigkeit kaum in den elendesten Quartieren einer europäischen Großstadt ihres Gleichen findet. In buntem Gemisch, das aber weit davon entfernt ist, den Charakter des Malerischen zu hinterlassen, bauen sich die Straßenzüge der amerikanischen Großstädte auf: In schwindelhafter Höhe erhebt sich das moderne „Officebuilding" neben dem älteren Geschäftshaus, das sich wenigstens durch seine bescheidenere Ausdehnung vor jenem wüsten Casernenbau auszeichnet; dann folgt eine Kirche, die mit ihrem höchsten Thurm noch lange nicht die Dachfirst ihres Nachbars erreichen kann; und in trauter Harmonie schließt sich dem Gotteshaus ein Café mit obligatem Tingeltangel an. Durch die Grund- und Bodenspeculation, welcher Zweig moderner Raubwirthschaft in Amerika seine höchste Blüthe erreicht hat, wird die intensivste Ausnutzung der kostbaren Baustelle und damit auch diese Zügellosigkeit in der Architektur bedingt; und so ist die Ausdehnung des Gebäudes mehr in die Höhe als in die Länge zu verstehen — ein 10—20stöckiger Aufbau bei einer Front von drei oder vier Fenstern bietet keine Seltenheit mehr in den Hauptverkehrsstraßen der amerikanischen Großstädte — gleichsam Symbole eines ziellosen Wirthschaftssystems. Bei manchen dieser „Officebuildings" zeigt sich wohl das Bestreben, eine organische Architektur für diese Riesenbauten zu schaffen, aber das Mißverhältniß der Höhe zur Breite wird sich stets als ein schwer zu überwindendes Hinderniß diesem Bestreben entgegensetzen; ferner bieten dann die freistehenden, kahlen Seitenwände, die höchstens durch Reclamebilder und Anzeigen in Riesendimensionen eine zweifelhafte Verschönerung erfahren, einen um so häßlicheren Gegensatz zu der Façade.

Unter den Staatsgebäuden machen die Capitols der einzelnen Staaten, welche dem Capitol Roms mit den modernen Bedürfnissen mehr entsprechenden Abänderungen nachgebildet sind, eine rühmenswerthe Ausnahme vor den übrigen öffentlichen Gebäuden. Als das bedeutendste und auch im Stil reinste ist das Capitol der Bundeshauptstadt auf einem Hügel im Mittelpunkt der Stadt gelegen zu nennen; dieses hinterläßt in seiner vornehmen Ruhe der Architektur und durch die Pracht des Materials, welches aus weißem Marmor besteht, einen überwältigenden Eindruck auf den Beschauer.

Was die Kirchenarchitektur anbelangt, so bietet diese in sofern eine reiche Abwechselung, als die Gründer bemüht sind, schon äußerlich sich vor anderen Secten auszuzeichnen, es sind daher alle möglichen und unmöglichen Stilarten wieder ausgegraben — ad majorem Dei gloriam; im Uebrigen wird aber im Gegensatz zu andern Institutionen der Ruhm Gottes nicht gerade sehr marktschreierisch durch die äußerliche Architektur vorgetragen, da diese besonders in den Geschäfts- und Arbeiterviertels von der Wucht der Miethscasernen und Geschäftshäuser erdrückt wird. Nur die reicheren Stadttheile erfreuen sich eines oft hocheleganten Gotteshauses, das aber für diesen Vorzug mit größeren Hypotheken belastet ist als die Kirchen ärmerer Stadttheile; denn die einzelnen Kirchengemeinden bilden wie jeder andere Verein oder Club eine Actiengesellschaft mit stark ausgeprägten speculativen Tendenzen! — Die Kirche, die einst als Brennpunkt des öffentlichen Lebens die ganze profane Welt beherrschte, muß sich jetzt mit einem bescheidenen Platz unter dem Schatten des Wohn- und Geschäftshauses begnügen: besser kann überhaupt nicht der Niedergang der Kirche in die Erscheinung treten. — Die Kirche als ein gut prosperirendes, geschäftliches Unternehmen ist die neueste Phase ihres Entwickelungsganges und damit vielleicht auch die letzte. — Auffallend ist die immer mehr an Boden gewinnende Vorliebe für den byzantinischen Stil, untermischt mit etwas Romanisch und Yankeephantasie, welchen man als „romanesk" oder auch in patriotischer Würdigung als amerikanischen Stil zu bezeichnen liebt. Dieser Stil findet nicht nur für Kirchen Anwendung, sondern auch für die in Amerika so beliebten kleinen Wohnhäuser der Vorstädte.

Was die innere Ausstattung der amerikanischen Häuser anbelangt, so unterwirft sich diese nicht nur mehr oder weniger dem, von den Amerikanern über alles geliebten Comfort, der in dem „rocking chair" (Schaukelstuhl) seine Incarnation gefunden hat, sondern auch der in diesem Lande noch launenhafter als sonst wo gesinnten Dame „Mode" — hier „Stil" genannt, welche Bezeichnung überhaupt jede Veränderung der jeweiligen Lebensgewohnheit in sich schließt. Da dem Amerikaner eine höhere Auffassung des öffentlichen Lebens, das ihm nichts Anderes als eine Erwerbsquelle ist, fehlt, so beschränkt sich seine Welt dem altenglischen Sinnspruch getreu: my home is my castle, auf die engbegrenzten vier Wände seiner Wohnung. Daher liebt es der Yankee und noch mehr das schönere Geschlecht — das in allen Fragen des „Stils" tonangebend ist — sein Heim auszuputzen, wie man es gerade bei lieben Freunden gesehen hat, oder wie es die als die natürlichste Quelle der Weisheit hochgeschätzten Zeitungen es dem lieben Publicum vorschreiben. In diesem Punkt entwickeln die Zeitungen auch eine fabelhafte Sachkenntniß von allem möglichen Brimborium und alten Scharteken, die die helle Freude des Indianers erwecken würden. Durch diesen Mangel an Phantasie — die sich in Amerika überhaupt nur auf die Zeitungen, aber dort in so erschreckender Fülle zu concentriren scheint — ist das Fehlen eines wirklichen Stils, der der Ausdruck des Temperaments und des Charakters ist, bedingt. Bei der allgemeinen Verflachung, die das einseitige geschäftliche Leben hervorbringt, verschwindet auch die nach Ausdruck ringende Persönlichkeit, die früher einer ganzen Culturperiode ihr Gepräge gegeben hat, mehr und mehr. Daher treffen wir keinen selbstständigen Stil mehr an, sondern müssen uns mit den schnell wechselnden Bildern der Mode begnügen.

Diese Erscheinung offenbart sich in ihrer ganzen Flachheit in der amerikanischen Zimmerdecoration — unbestimmt in der Form, matt in der Farbe sehen wir jeden erdenklichen Stil in die Schablone der Mode gezwängt. An einem reichen Wechsel der Stilarten fehlt es bei dieser Herrschaft der Modethorheit ja nicht: erblickt einer der oberen 400*) in Paris einen Stil, der noch nie vorher in der neuen Welt zur Anwendung gekommen ist, so erfordert es sein patriotisches Pflichtgefühl, ihn schleunigst zu importiren; und ist dieser Stil nun erst der guten Gesellschaft vorgeführt, so findet er bald eine verblüffend schnelle Verbreitung. So haben bereits sämmtliche französische „Louis" eine Gastrolle in Amerika gegeben, und man rüstet sich bereits dazu, dem Rococo und Empire nachzunahmen, bis schließlich das Spiel von Neuem beginnt.

*) „Die oberen „Vierhundert" oder die Geld-Aristokratie New Yorks entspricht etwa der durch Reichthum und Stellung bevorzugten Classe, für welche wir die allgemeine Bezeichnung der „oberen 10000" haben. Bei uns ist es nur ein Classen-Begriff; in Amerika hingegen bilden diese Oberen der Nation „die Vierhundert" eine organisirte Gesellschaft, deren Mitgliedschaft durch keine anderen Vorzüge als durch ungeheuren Reichthum erworben werden kann. Wer weniger als eine Million besitzt, ist von der Aufnahme von vornherein ausgeschlossen. In dieser Organisation ist die schamloseste Plutokratie ausgesprochen.

(Schluß folgt.)

Aus meinem Zusammenleben mit Gustav Freytag.

Von Carl Schultes.

(Schluß.)

Und nun noch zum Schlusse drei charakteristische Stichproben aus dem reichen Schatze von Briefen, den ich von Gustav Freytag besitze. Ich bemerke aber, daß alle jene Briefe, welche Interna seines Familienlebens behandeln, und die meiner Treue und Discretion anvertraut waren, nie und nimmer von mir veröffentlicht werden. Man muß daher vorlieb nehmen mit dem, was ich bringe, und ich denke, es soll zu dem Charakterbilde Gustav Freytag's Manches beitragen.

Siebleben bei Gotha, 6. Juli 1882.

Mein geliebter Schultes.

Wo dieser Geburtstagsgruß Sie finden wird, weiß ich nicht, ich vertraue einem günstigen Geschick, welches Ihnen die Wünsche Ihres alten Freundes rechtzeitig zuführen wird. Treue Wünsche für Ihr Wohl und das der Ihrigen, und herzlichen Dank für die treue Freundschaft, welche Sie mir bewahren. Ich wünsche innig, daß Ihr Geburtstag Sie ganz genesen und im Besitz Ihres so wohlthuenden frischen Lebensmuthes finden möge. Dieser gute Muth, den die Ereignisse des Tages oft unbillig stark in Anspruch nehmen, ist zuletzt unter allen Gaben, welche durch die Feen an unsere Wiege gebunden werden, der beste Besitz, die Grundlage des gesammten Wohlseins. Während Sie, wie ich hoffe, Musikfeste gefeiert haben und bei lieben Verwandten ausruhen, sitze ich fern von den Meinen hier auf Cur und zu stiller Arbeit, als ein betrübendes Beispiel von der Wunderlichkeit germanischen Wesens. Denn während Andere nach Wiesbaden ziehen um dort zu genesen, sogar dänische Könige, bin ich in die kühle Bergluft des hiesigen Hochplateaus ausgewandert, um leichter zu athmen. Aber die Einsamkeit, d. h. die Entfernung von den Meinen, trage ich schwer. Wenn draußen die Dorfkinder einander zurufen, glaube ich die Stimme meiner Knaben zu hören.

Aus der großen Welt klingen nur einzelne Laute zwischen das Gebrumm der Dorfheerde und das der Signale des Hirten, der hier jeden Mittag mit einer militärischen Hornweise, die wahrscheinlich noch aus den Zeiten der seligen Reichsarmee erhalten ist, seine Rinder aus den Ställen auf die Weide eitirt. Und Abends klingelt der Flurschütz und ruft die Gebote des Schulzen aus. Wenn Sie einige Morgen Heu von unserem Ried brauchen könnten, als Futter für die Ochsen, mit denen auch Sie zuweilen zu thun haben, ich wäre jetzt der Mann Ihnen das zu schaffen. Unterdeß bleibt trotz alledem Friede, und wenn noch einige Theater bis zum Winter unverbrannt dauern, können die Deutschen sorglos Alexander's Hochherzigkeit in Korinth*) bewundern.

Doch eine Bitte. Sollten Sie, der die Journalisten unserer Tagespresse nicht übermäßig verehrt, zufällig Gelegenheit haben, mit der Redaction einer größeren Zeitung, etwa in Braunschweig oder Frankfurt oder sonst wo, zu verkehren, so rühren Sie doch das Herz derselben zu Gunsten unserer Landsleute in Siebenbürgen so weit, daß besagte Redaction sich entschließt, für diese patriotischen Interessen an der unteren Donau etwas zu thun. Nämlich dadurch, daß sie an Adolf Hay, Reichstagsabgeordneten der freien Stadt Kronstadt in Siebenbürgen (Adresse bis Mitte September Hermannstadt, später Pest, Eisenstraße 6), einige Zeilen schreibt, und ihn zu Correspondenzen auffordert. Was der Herr gerne und, wie ich annehme, ohne Kosten besorgen wird. Mir liegt das Schicksal der Sachsen sehr am Herzen, und ich habe hier mit dem Erwähnten eine Besprechung gehabt, welche mich mit Achtung und Vertrauen zu ihm erfüllt hat.

*) Bodenstedt's Schauspiel: „Alexander in Korinth", das ich um jeden Preis geben und auch artig ausstatten mußte, weil von dem Erfolg in Wiesbaden die Berliner Aufführung abhing.

Siebleben, 26. Juli 1884.

Mein geliebter Freund.

Daß ich auf Ihre treuen Wünsche den Gegengruß schuldig geblieben bin, bitte ich Sie in diesem Jahr mit Nachsicht zu beurtheilen. Ich habe Ihrer täglich und an Ihrem Geburtstage mit besonders warmer Empfindung gedacht, ich war aber, was ich mit Unzufriedenheit gegen mich selbst bekenne, so müde und abgespannt, daß mir aller Muth zum Schreiben fehlte.

Jetzt hat die Ruhe in Siebleben mich doch etwas heraufgebracht, ich sehe, daß Gustel, der mir nur in den letzten Tagen krank geworden war, hier im Ganzen gedeiht und sich wohl fühlt. Und ich selbst bin wieder im Stande, am Schreibtisch meiner Aufgaben zu gedenken. In diesen Wochen, wo ich vielen Grund hatte, zusammenzuzählen, was mir an Trost und Freundschaft auf dieser Welt geblieben ist, hat der Gedanke an Ihre feste und wohlthuende Freundschaft mir manche Stunde leichter gemacht, und ich danke Ihnen heut' wieder einmal aus vollem Herzen dafür.

Möge Ihnen die Erholungszeit die Wirkung bringen, welche Sie für den nächsten Winter gebrauchen. Ihrer Reise bin ich mit Aufbietung meiner unsicheren Touristenerinnerungen treulich gefolgt, es ist schon hübsch, in den Fußstapfen seiner Freunde schöne Natur zu bewundern, und Sie wissen, wie gern ich mir erzählen lasse, wie tapfer Sie sich unter den alten Gebirgsriesen behauptet haben. Ich selbst begnüge mich mit Gusten den Seeberg zu besteigen, eine Erdwelle zwischen dem Dorfe hier und dem Thüringer Wald. Auch da oben ist es schön, und im frischen Windhauch auf die Ebenen herabzusehen und auf die hohen Wälder im Hintergrunde, macht die Brust freier und das Athmen leicht. Der Mensch trägt so viel von seinem Gemüth und seiner Sehnsucht in die Natur hinein, daß es in Wirklichkeit auf die Höhe der Berge und die Großartigkeit der Umrisse weniger ankommt, als darauf, daß das Elastik in Leib und Seele gespannt wird.

Ich denke, daß ich Ihnen nichts von Politik schreibe, die mich auch hierher begleitet. Die wohlwollende Nachbarschaft Deutschlands beginnt für das colonisationslustige Frankreich so werthvoll zu werden, daß dem Mr. Ferry das Revanchegeknirsch der Journalisten ernstes Leid bereitet. Auch für uns ist bei der gegenwärtigen Schwäche der englischen Politik eine Verbindung unserer Interessen mit den französischen fast geboten. Und nach Menschenermessen ist der Friede auf Jahre gesichert.

Siebleben, 24. September 1885.

Geliebter Schultes.

Es ist lange her, seit Ihre guten Wünsche wirksam sind, mich bei leidlicher Gesundheit über dem Wasser zu erhalten, ohne daß ich Ihnen dafür gedankt habe. In Worten nämlich, denn die Gesinnung war ausgezeichnet. Und hier war oft von dem treuen Freunde die Rede, der mit allen Erinnerungen des Knaben und des Alten eng verbunden ist. Wir haben hier still fortgelebt, der Junge den größten Theil des Tages in Feld und Wald, der Vater freilich mehr am Schreibtisch. Doch schaut und klingt das Land zu allen Fenstern herein. Ganz haben uns auch die Theaterzettel nicht gefehlt, wir können Sie Ihnen aber nicht mitbringen, denn sie wurden zuletzt wieder abgeholt. Im Ganzen aber war die wandernde Kunst zumeist durch Zigeuner vertreten, die hier und es scheint überall in starker Zunahme begriffen sind und ein sehr geregeltes Leben führen. Erst nämlich mausen sie, dann werden sie vom Gensdarm über die Grenze bis in's nächste Herzogthum transportirt, dann mausen sie wieder, werden wieder transportirt und so leben sie gemüthlich fort und ziehen ihre Kinder wieder zu Zigeunern groß.

Wenn ich Sie, mein lieber Freund, oft in meine Nähe gewünscht habe, so war dies neulich in einer Stunde der Hülflosigkeit besonders der Fall. Mir schrieb ein Baron Alex. v. O. aus Rom, dessen Bruder in München lebt und Mitglied des dortigen Schriftstellervereins ist, der römische Bruder wollte die Journalisten ins Italienische für die Compagnia Rossi-Duse zur nächsten Stagione übersetzen und frug dabei nach

deutschen Theaterstücken, zumal Lustspielen, die für das italienische Publikum passen würden, er wolle deutsche Literatur in Italien einbürgern helfen ꝛc., habe deßhalb an Wilbrandt geschrieben und dieser habe ihm geantwortet, wir hätten nichts, was für die Italiener passe, allenfalls O. Ludwig's Erbförster, die Journalisten, Lindau's Ein Erfolg. Diese Drei.

Nun passen die Journalisten gewiß nicht, schon deßhalb nicht, weil die Unterlage: Das Zeitungs- und Wahlwesen, wie es vor 30 Jahren war, jetzt wohl schwerlich einem fremden Publikum anmuthig sein wird, ebenso fremd die Charaktere der Redacteure. Das konnte ich dem Manne schreiben. Aber in Verlegenheit war ich, welche Stücke sonst ich ihm etwa nennen konnte, denn ich erkannte mit Reue: 1) daß ich mich um den Geschmack der Italiener gar nicht gekümmert habe; 2) um unsere eigene Production ebensowenig. Und ich half mir zuletzt damit, daß ich ihm schrieb, ich sei jetzt im Sommerquartier, wo man von dergleichen nicht wüßte, aber später im Herbst hätte ich einen guten Freund, der das Alles wüßte und mir immer soufflirte. Dann würde ich ihm vielleicht Auskunft geben.

Nun seien Sie mein liebes Kind und überlegen Sie sich unterdeß die Geschichte, damit, wenn wir uns wiedersehen, ich von Ihnen profitiren kann.

Siebleben, 11. September 1883.

Mein theurer Schultes.

Ihren letzten lieben Brief fand ich gestern Abend hier mich erwartend und eile Ihnen zu antworten, indem ich bedaure, daß eine kurze Abwesenheit die Antwort an Herrn Lahm*) aufgehalten hat. Haben Sie die Güte dem Herrn zu sagen, daß ich, obwohl ihm persönlich nicht bekannt, doch zu seinen treuesten Lesern gehöre und als alter Preuße ihm und seiner Zeitung für die sichere politische Haltung von Herzen verpflichtet bin. Artikel schreiben habe ich mir seit längerer Zeit versagt, ich fühle mich als Journalist a. D. Vollends aber einen Festartikel vermöchte ich ihm nicht zu Dank zu schreiben. Trotz der historischen Bedeutung des Festes und trotz der Schönheit des Monumentes, welche Schilling hohe Ehre macht. Denn mir ist das Herz schon lange schwer über diese unaufhörlichen Gedenkfeste, Reden, Toaste und einförmigen Ceremonien, bei denen unsere Fürsten und unser Publicum verbummeln. Die Phrase und die officielle Liebenswürdigkeit haben uns so gesättigt und uns so wenig vorwärts gebracht, daß ich unseren Deutschen von ganzer Seele wünsche, sie möchten sich einmal 10 Jahre all dieser langweiligen und gemeinschädlichen Festfeiern enthalten, wäre es auch nur um unsere höchsten Herrn zu curiren, welche jetzt das ganze Jahr . . . durch das Land fahren, bald Soldaten bald Civilisten anlobend, und Zeit für ernste Geschäfte gar nicht mehr gewinnen. Diese besorgt der Majordomus.

Für Anderes, was ich Ihnen schreiben will, erbitte ich mir einige Gnadentage. Diese Zeilen sollen Ihnen und Ihren lieben Damen nur sagen, daß ich immerdar bin

Ihr getreuer

Freytag.

Dieser Brief scheint mir ein Kleinod. Freytag's ungetrübter freier Blick, seine politische Gesinnung, sein schlicht bürgerlicher Sinn, die Liebe zu seiner Nation — wie machtvoll spricht dies Alles aus diesem Ausbruch heiligen Zornes, der in seiner Rücksichtslosigkeit hier leider nicht vollständig wiedergegeben werden darf. Gerade nach dem Festtaumel dieses Sommers hat ein solches Mahnwort erneute Bedeutung. Wahrlich, in Gustav Freytag hat das deutsche Volk einen treuen Eckart verloren!

*) Joh. Lahm, Chefredacteur des Rheinischen Couriers, der von Freytag einen Festartikel über das Niederwald-Nationaldenkmal wünschte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Scheidung.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Sie waren zu jung zusammengekommen und hatten es auf Erden zu gut, das war das Ganze. Er bekam nach Vaters Tod 80000 Kronen — und das wollte etwas sagen zu Anfang der sechziger Jahre — und sie hatte 25000 vom Vater geerbt und eben so viel nach der Mutter Tod zu erwarten. Ich meine nun zwar nicht, daß junge Leute es zu hart haben sollen, aber gut ist etwas daran. Wenn ein junger, unbemittelter Mann und ein armes Mädchen erst ein paar Jahre hingehen lassen müssen und seufzen und sich ängstigen, ob sie einander auch treu bleiben werden, und dann vielleicht Jahre lang in der kleinen Wohnung große Sorge um's tägliche Brod haben, da schweißen sich gleichsam zwei Herzen fester zusammen, und das Glück der Vereinigung schätzt man um so höher, je schwieriger es gewesen, dasselbe zu erreichen.

Aber weder Richard Berg noch Anna Klarstedt wußten, was es auf sich habe, Jemand im Herzen zu tragen und dabei voller Zweifel immer fragen zu müssen: „Ob es nur werden wird . . . ach, so glücklich werde ich wohl nie!" Ebensowenig konnten sie sich die Freude über einen aufgepolstertes Sopha oder einige auf der Auction erstandene und dann neu bezogene Stühle vorstellen, um deren Besitz man vielleicht ein halbes Jahr hatte sparen müssen. Als sie sich verliebten, war's wie Feuer in einem Pulverfaß; innerhalb vier Monaten gab's Verlobung, Hochzeit und Salonmöbel mit Seidendamast-Bezügen.

Sie waren fast wie Kinder; er kaum 23 und sie 18 Jahr alt. Sie jagten durch den Garten, lachten und schrieen und er sprang hinterher, hielt sie an den Zöpfen und spielte Kutscher. Und waren sie am Krocket, dann zankten sie oft wie die Schulkinder, bis Anna weinte und Richard um Verzeihung bat, dann holten sie die Kugeln unter den Sträuchern hervor, und man küßte sich und schickte den Gärtner nach Kirschen.

Immer waren sie zusammen. So muß es im Grunde wohl auch sein, wenn man Mann und Frau ist; und eine niedliche Frau Gutsbesitzer braucht wahrlich nicht zu seufzen um ihren in weiter Ferne weilenden Mann wie eine Steuermannsfrau. Wer aber schon selbst etwas verheirathet gewesen, weiß, wie herrlich es dennoch ist, wenn Mann und Frau nach stundenlanger Ausübung ihrer Berufspflichten sich wieder treffen. War man denn gar genöthigt Tage, ja Wochen lang, vielleicht gar auf Monate sich von Hause trennen zu müssen, so kann selbst ein alter Mensch (ist das Herz nur jung und warm) sich ganz wie neuverheirathet fühlen. Auch die Kuchen und Torten, wenn es schon die herrlichsten Gerichte sind, werden einem leicht zu viel. Ebenso ist's mit den fortwährenden Küssen und Zärtlichkeitsbezeugungen zwischen Eheleuten. Das muß seine Pausen haben, wie alles Andere auch. Aber Herr und Frau Berg gingen, spielten, ritten, segelten, speisten, schliefen immer zusammen, und war Eins von ihnen unwohl, so saß sicher das Andere auf der Chaiselongue daneben und klagte ärger als das Kranke.

Zum Schluß wurde es ihnen selbst zu viel und um etwas Abwechslung zu haben, fing man an, mit der Nachbarschaft zu verkehren. Konnte aber Frau Anna dafür, daß sie jung und hübsch war, daß die Augen blitzten und der Mund lächelte, auch wo Richard nicht zugegen war? Dies erregte in seinem weiteren Verlauf Eifersucht, Sturmesscenen und Thränenfluthen, dann — Versöhnung, größeres Glück und heißere Liebe, denn je zuvor. Derlei Versöhnungsscenen können überhaupt sehr lieblich sein, und wenn ein süßes, rothes Gesicht sich mit seinem Mairegen sanft anschmiegt und seinen Thränenüberfluß niedertropfen läßt, findet man schließlich, daß der ganze Proceß so unrecht nicht war. Weiter kann's aber dann geschehen, daß die Bande des Herzens gelockert werden und bei jeder neuen Scene die Worte heftiger und verletzender ausfallen.

So ward eines Tages bei heftigem Wortwechsel plötzlich von — Scheidung die Rede. Sie war es, die jenes ominöse Wort, ohne es natürlich ernstlich zu meinen, ausgesprochen, und Beide waren so erschrocken darüber, daß sie ohne die gewöhnlichen Präludien sich flugs in die Arme stürzten und schluchzend flehten: „O vergieb, vergieb! ich war wahnsinnig."

Es giebt aber Dinge, mit denen nicht zu spielen ist. — Anderthalb Jahr später hatten sie Beide, vor Scham zitternd, eine priesterliche Verwarnung erhalten, und bald darauf sollte sich vor Gericht der traurige Proceß vollziehen, dessen bloßer Name sie früher mit unbezwinglichem Schrecken erfüllt hatte.

Wie aber alles hatte so kommen können, war ihnen selber schier unfaßlich. Als sie sich nun factisch getrennt hatten, begab sich Anna nach Hause zu ihrer Mutter, während Richard einsam auf Ekeberga zurückblieb, aber beider Herzen war mit unsäglicher Angst erfüllt, und in schlaflosen Nächten zermarterten sie sich in peinvollem Grübeln, wie wohl die Sache wieder in's Reine zu bringen sei. Und zu allem Jammer kam nun noch die Schande vor der Welt und gegenseitiger Stolz mit in's Spiel.

An einem kalten Octobertag fuhr der Wagen der verwittweten Frau Klarstedt über den Markt nach dem Gasthof zu Krakebs. Tief hinten, in der linken Ecke, saß Anna in convulsivischem Weinen.

„Nun, Kind, beruhige Dich!“ sagte Mama und wollte ihr das Taschentuch vom Gesicht wegziehen.

Lärm und Getümmel waren drin im Gasthof. Der ganze Hof voll Menschen, und auch die Leute vom Gericht, die zur Sitzung bestellt waren, liefen hin und her unter Schreien und Fragen; ein Paar schnaubende, schweißschäumende Füchse mit zerrissenem Geschirr wurden an der Haltestelle von den muthigsten Männern festgehalten, und der Gastwirth selbst half dem Stallknecht auf's Pferd, indem er ihm zurief:

„Aber bittet den Doctor um Gottes Willen sich zu beeilen!“

Ein Blick auf die Füchse genügte Anna. Mit lautem Angstruf stieß sie die Wagenthür auf und eilte vor Schreck fast gelähmt in den Gasthof.

„O Richard, Richard! ist er todt?“

Das war er nicht, aber drinnen, im kleinen Nebenzimmer der Gaststube, lag er bleich und bewußtlos mit einer klaffenden Wunde an der Stirn und einem nassen Tuch über der linken Schulter. Sie warf sich über ihn und rief ihn bei Namen. Sie weinte und beschwor ihn nur ein einziges Wort zu äußern. Er jammerte aber nur leise auf, als sie unversehens an dem Verband der Schulter rückte.

Drüben in der Gerichtsstube nahm indessen Alles seinen ordnungsmäßigen Verlauf.

„Frau Anna Berg, geborne Klarstedt contra Gutsbesitzer Richard Berg. Ehescheidung —“ hörte man die Stimme des jungen Gerichtsherrn; sie zitterte ein wenig, denn Richard Berg hatte mit ihm zusammen am gleichen Tage sein Examen gemacht.

„Kind, fasse Muth, nun kommt Eure Sache dort oben!“ flüsterte Frau Klarstedt.

Aber Anna blickte sie mit solch wildem, verwirrtem Gesichtsausdruck an, daß die Alte nur jammernd rief: „o Gott, o Gott!“ Dann sank Anna neben der Thüre hin.

Erst bei Ankunft des Provinzialarztes schien sie aus ihrer Betäubung zu erwachen. Mit halb geöffnetem Mund und verhaltenem Athem suchte sie die Meinung des Arztes zu erfahren.

Draußen auf dem Lande kennt sich Alles, und demzufolge mischen sich auch die Leute in Angelegenheiten, die sie streng genommen gar nichts angehen.

„Eure Ehe hätte leichter getrennt werden können,“ meinte der Doctor mit einem strafenden Blick auf Frau Berg. Er war ein Mann von altem Schrot und Korn, der nicht begreifen konnte, was sich zwei so junge, frische, reiche Menschenkinder eigentlich quälten. Da er aber sah, wie bleich die junge Frau wurde, und wie sie sich so fest am Bettpfosten halten mußte, um nicht noch einmal zu sinken, ward er milder gestimmt.

„Na, na, nicht so viel Aufhebens gemacht! Daß er das Schlüsselbein gebrochen, ist nicht so schlimm und auch die Schramme an der Stirn ist nicht lebensgefährlich.“

Der Doctor erhob sich und Frau Klarstedt wollte ihm folgen. Noch hatte Richard die Augen nicht aufgeschlagen. In langen, tiefen Zügen athmete er die Luft ein, und die eine Hand hing schlaff an der Bettseite herab. Anna legte sie sanft auf die Decke. Sie sah an seiner Hand den breiten Goldring ... Dann blickte sie auf ihre eigene Hand und schreckte zusammen ... hier waren die Ringe fort! Mama hatte in einem Augenblick des Zornes sie abgezogen und in das Fach des Toilettenspiegels geworfen, indem sie erklärte: „Alles muß fort, was an den Elenden erinnert!“

Wenn er aber nun aufwachte und sie ohne Ring sehen würde?!

„Mama!“

„Ja, Kind, jetzt müssen wir gehen.“

„So? wie kannst Du nur denken, daß ich reisen werde!“

„Aber Anna, so wie's nun einmal steht ...“

„Mama, so bald Du nach Hause kommst, schicke sofort Johann mit meinen Ringen her ... aber so schnell als möglich ... augenblicklich muß er sie bringen. Laß ihn sich recht beeilen!“

„Was ...?“

Schluchzend fiel Anna Mama um den Hals: „Frage mich nicht und plag' mich nicht weiter! Wenn Du mich lieb hast, habe Erbarmen mit mir und schicke die Ringe gleich!“

„Aber das sage ich: solche Geschichten können eine alte Frau in's Grab bringen!“ jammerte die Alte, bestieg aber ohne weiteren Protest den Wagen und fuhr allein nach Hause.

Stunde für Stunde hörte man drin in der Wirthsstube die Wanduhr ausheben und schlagen. Aber noch immer war kein Leben in die bleichen Züge gekommen. Und dasselbe Gepräge der Verzweiflung und banger Erwartung lag in den Blicken der jungen Frau, die sich zu dem Kranken hinüber neigte.

Sie gedachte jener Nacht vor dem Hochzeitstag. Wie sie, geängstet von dem Heer stürmender Gedanken, endlich gegen 1 Uhr eingeschlafen war und bald darauf, wie ihr schien, von Richard und einigen Brautführern, die zusammen ein Quartett bildeten, mit dem Gesang geweckt worden: „Stern von oben, wie du strahlest ...!“

„Hu! wie der rothe Streifen, der durch die Compresse durchsickert, so grell und schauerlich leuchtet!“

Den Abend drauf hatten sie auf dem Balcon des kleinen, friedlichstillen Eisenbahnhôtels in Helsingör gesessen. Wie hell und wonnig leuchteten da die unvergleichlich schönen dänischen Buchenwälder und wie glitzerten die Wellen des Sundes! Die Frau unten schloß die Hausthür ab und die Bahnwächter oben am Bahnhof gingen heim. Unten wurde das letzte Fenster zugemacht, und so waren sie denn endlich allein — ganz allein beisammen. O wie glücklich und selig und doch dabei furchtsam fühlte sie sich damals! „Nun fängt's an, kühl zu werden, Anna!“ hatte er gesagt und war aufgestanden, seine Stimme hatte einen so eigenen Klang. „Nein, Richard, laß uns noch etwas bleiben, es ist so schön hier!“ Und dann hatte er sich wieder gesetzt, seinen Arm um ihre Schulter gelegt und sie an sich gezogen ...

„Und nun wollen wir für immer von einander scheiden! ... sich nie wieder begegnen ... sich nie mehr herzen ... nie mehr durch den Wald, auf schnaubenden Rossen dahin jagen, ach! ...“

Dann am Morgen der Kaffee im kleinen rothen Salon zu Marielyst und drüben vor sich Hamlets Grab. O, wie damals die Vögel zwitscherten! und stand nicht das uralte Kronborg, wie zur Parade ihres Hochzeitsfestes vor ihnen da?

„Ach Gott, wie blaß sieht er aus! wird's denn heut' nie Tag?“

Dann kamen viele andere Morgen draußen im eigenen, traulichen Heim. Wie war's? Ein Luftzug bewegte die Gardinen, ein frischer Sommerhauch strich durch das Zimmer und ehe sie zu sich kam, fiel ein Blumenregen auf die Decke, das Kopfkissen ...

„Wach auf, kleine Siebenschläferin! Ich war schon eine Stunde lang draußen!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber nun schlief er, tief und schwer, als gäbe es kein Erwachen mehr ... und würde er wachen ... was dann ...?

Die Thür knarrte, und ein derber blondhaariger Junge streckte den Kopf zur Thür hinein.

„Hier ist ein kleiner Bote von der Frau Mama!“

„Gieb her, Junge, rasch!“ Da waren sie, so glänzend, breit und prächtig wie am Verlobungs- und Hochzeitstag. Mit fieberhafter Eile steckte sie die Ringe an den Finger. Noch hatte sie ja ein Recht sie zu tragen, noch war sie die Seine, wie er denn auch später beschließen mochte ...

Aber er beschloß nichts. Er erwog nichts; er ging nicht zum Gericht, er grämte sich nicht; sein Stolz schwand dahin, sein Herz brannte, und seine Arme öffneten sich, wenn auch schwach und zitternd, als er schließlich bei Anbruch des Tages die Augen aufschlug und sie vor sich sah, sie, die er nie zu lieben aufgehört hatte und die jetzt mit strahlenden, wenn auch thränenvollen Augen ihm an die Brust sank.

Aus der Hauptstadt.

Zweierlei Maß.

Pigulla war bis vor Kurzem den so oft und immer mit so viel Nachdruck citirten weiteren Kreisen unbekannt, und Laib Stern, der sich, Gott weiß weshalb und mit welchem Rechte, Louis nennt, spielte in der europäischen Oeffentlichkeit gleichfalls keine besondere Rolle. Beide hatte sich aber bereits in den Schichten, die auf ihren Umgang angewiesen waren, einen Namen gemacht, und man wußte, daß sie nicht ohne Fug als Männer bezeichnet wurden, auf die Bildung und Besitz stolz sein durften. Pigulla war Assessor, angestaunt und gefürchtet von Allen, denen er drakonisch Recht sprach; nicht zuletzt seiner Schneidigkeit und der Fixigkeit, womit er hohe Poenen wegen Ungebühr vor Gericht androhte, hatte man es zu verdanken, daß das selbst vom Herrn Justizminister bezweifelte allgemeine Vertrauen in unsere Rechtspflege sich rapid hob. Laib Stern aus New-York konnte auf noch höhere Verdienste hinweisen; ihm eignete in der amerikanischen Millionenstadt ein Ramschbazar, wo es so lustig wie bei unseren einheimischen Wertheims herging und anständige junge Mädchen es sich gefallen lassen mußten, ohne Weiteres als Diebinnen festgehalten und körperlich untersucht zu werden. Daher auch der Zulauf des vornehmen Damenpublikums und das gute Geschäft. Pigulla und Stern wirkten beide in ihrer Art machtvoll zu Gunsten der bestehenden, auch „göttlich“ genannten Weltordnung, und von Beiden hätte man vielleicht erst gehört, sobald sie als Oberstaatsanwalt oder als Handelskammerpräsident fünfzigjährige Jubiläen feierten, wenn nicht außergewöhnliche Ereignisse diese Repräsentanten von Bildung und Besitz vorzeitig berühmt gemacht hätten.

Dank seiner redlichen, kaufmännischen Praxis war es Laib Stern gelungen, einigen hundert Handwerkern das Lebenslicht auszublasen und auf der anderen Seite eine runde Million ins Soll zu stellen; was Wunder, daß er sich am Abend seines Lebens entschloß, den gewonnenen Reichthum im alten Fatherland zur Schau zu tragen und die lieben deutschen Verwandten damit zu kitzeln. Laib Stern hatte oft von der unbedingten Verehrung gelesen, die jeder patriotische Germane Geheimen Commerzienräthen oder Leuten in annähernd ähnlicher Vermögensstellung entgegenbringt, und er war entschlossen, die Probe darauf zu machen. Er fand die These in einer Weise bestätigt, die seine frechsten

Erwartungen übertraf. Vom Bureau der Dampfschifffahrtsgesellschaft angefangen, die er um den halben Preis eines Ueberfahrtbillets beschwindelte, bis zur Loge des Kissinger Hôtelportiers, der aus eigenem Antrieb den jüngeren Herrn Stern nur mit der halben Kurtaxe veranlagte — überall ebnete man dem reichen Gentleman die Wege, reinigte seine Spucknäpfe auf die einfachste Manier und nahm ergebungsvoll die Ausbrüche seines so zu sagen etwas leidenschaftlichen, aber im Grunde doch gütigen Temperaments hin. Vernünftig denkende Menschen werden es Herrn Stern nicht zur Last legen, daß er nach diesen Erfahrungen seinen seinen Ton in allen Lebenslagen noch millionärhafter gestaltete und einen armseligen deutschen Beamten, einen Adligen dazu, der sich mit eigener Hände Arbeit sein bischen Brod verdienen mußte, gelegentlich im Ton der Ramschbazare anfuhr. Zur Charakteristik dieses Beamten möge es übrigens dienen, daß er notorisch mit dem wegen schwerer Caprivi Beleidigung bestraften Freiherrn von Thüngen nahe verwandt ist! Herr Stern hatte seinen Gegner, der sich von ihm nicht unverschämt beschwindeln lassen wollte, einen frechen Menschen geheißen und ihm Ohrfeigen angeboten; man weiß ja, und sämmtliche freisinnigen Zeitungen Deutschlands wiesen nachdrücklich darauf hin, daß der freie Amerikaner nichts so übel nimmt, als wenn man seinen Lügen keinen Glauben schenkt und ihn dadurch für eine unwahrhaftige Creatur erklärt. Der Beleidigte von Thüngen verlangte in übel angebrachter Empfindlichkeit und in gänzlicher Verkennung der untergeordneten Stellung eines Reichsdeutschen begüterten Fremden gegenüber Sühne der ihm widerfahrenen Ehrenkränkung, und obgleich von maßgebendsten Stellen heftig auf ihn eingewirkt wurde und obgleich Laib Stern öffentlich erklärte, ja gar nicht Ernst machen und den Herrn Kommissar wirklich ohrfeigen zu wollen — trotz alledem zog der anscheinend sehr empfindliche Herr die Klage nicht zurück. Es mußte zur Verhandlung kommen, und die Staatsanwaltschaft, die übrigens ganz unnöthig auf Deutschlands Kämpfe von 1870, seine Einigung und Macht hinwies, beantragte eine Geldbuße. —

Pigulla war es ähnlich wie seinem Leidensgefährten Laib Stern ergangen. In der duftigen Frische eines herrlichen Julimorgens, just um die Stunde, wo das Pack sich vom Lager erhebt und zur Frohne keucht, wandelte er durch die verlassenen Straßen der stillen Hauptstadt am Arme einer Unverehelichten dahin. Er war nicht betrunken, wie er selber zu Protokoll gab, er war nur ermüdet und deshalb wohl in besonders reizbarer Stimmung. Als er mit der Unverehelichten den Straßendamm überschritt und wollüstig die fröstelnden Gebeine in der jungen Morgensonne badete, störte ihn ein Bäckerjunge, der mit der dem ungebildeten Pack eigenen Ruhelosigkeit schon früh um vier Uhr Semmeln zu Wagen fortschleppte. Pigulla betrachtete den Bäckerjungen, vielleicht um ihn um so sicherer wieder zu erkennen, wenn der Bursch später einmal wegen Geheimbündelei und anderer Vergehen gegen das Umsturz-Gesetz vor seinem Richterstuhle stehen würde. Leider mangelte auch diesem Bäckerjungen die hündische Demuth, die allen Armen und Kleinen so wohl ansteht Reichen und Bedeutenden gegenüber; bescheiden zwar, aber doch fest bat er Pigulla, vom Karren fortzugehen, damit der Kundschaft die Semmeln warm ins Haus gebracht und ihm (dem Bäckerjungen) die sonst unvermeidlichen Ohrfeigen erspart werden könnten. Denn man weiß, heut zu Tage, wo's dem Handwerk so schlecht geht, lassen die Meister ihre Wuth statt an den hohen Herren Ministern lieber an den Lehrjungen aus. Pigulla verabreichte hierauf dem Knaben die Maulschelle, die er ohnehin gewittert hatte und auf die er demgemäß vorbereitet war; es kam zu einem Frühskandal, den ein Schutzmann zu schlichten versuchte, indem er den Burschen zur Weiterfahrt aufforderte und Pigulla höflichst einlud, nun endlich das Sehnen der Unverehelichten zu stillen. Pigulla verbat sich mit Recht jede Einmischung in seine Privatverhältnisse, und es war ihm im Gefühl seiner Unschuld eine Lust, zusammt der Unverehelichten auf die Wache geschleift zu werden. Dort lüftete er nach längerem Zureden sein Incognito und eröffnete der bewaffneten Macht, daß ihre Mitglieder, soweit sie zu den Subaltern-Beamten gehörten, seiner Ansicht nach nicht gerade als freie Männer gelten könnten; er kleidete diese unzweifelhaft richtige Beobachtung in eine ebenso präcise und feingeschliffene wie geistvolle Form und nannte die Schutzleute einfach „Knechte“. Da er seinen socialen Anschauungen noch weiterhin begeisterten Ausdruck verlieh, glaubte man ihm die Ehre einer festlichen Einkleidung auf Staatskosten nicht versagen zu dürfen und bediente sich zu diesem Behufe der Zwangsjacke. Die mechanischen und veralteten Formeln, nach denen bedauerlicher Weise auch Deutschland noch verwaltet wird, bedingten es, daß gegen Pigulla Anklage erhoben ward; die Staatsanwaltschaft, die Pigulla's Seelenstimmung wohl erkannte, glaubte ihn mit dreihundert Mark Geldstrafe hart genug gebüßt.

Leider wurden weder Laib Stern noch Pigulla der Milde des Gesetzes theilhaftig. Dem einen legte haßerfüllte Amerikanerfresserei vierzehn Tage Haft, dem anderen unglaubliche Verkennung der Grundlagen, auf denen Staat und Gesellschaft ruhen, gar vier Monate Gefängniß auf.

Es ist bedauerlich, daß sich für Pigulla die maßgebende Presse nicht gleicher Weise ins Zeug warf wie für Herrn Laib Stern. Wenn schon zugegeben werden muß, daß Pigulla dem Anscheine nach zur evangelischen Kirche gehört, daß er keine Ramschlager leitet, ferner königlich preußischer Beamter und vielleicht sogar Reserveofficier ist, alles Dinge, die ihn der öffentlichen Sympathie unwürdig machen, so ist doch andererseits zu bedenken, daß er sich bei seinen Actionen von denselben Gesichtspunkten wie Herr Laib Stern leiten ließ und daß er sich offenbar zu genau denselben Lebensanschauungen wie er bekennt. Für Laib Stern trat wie ein Mann die vornehme Journalistik ein, die höhere Diplomatie in New York, Berlin und München intervenirte zu seinen Gunsten, und man erlebte das sehenswerthe Schauspiel, daß sich amerikanische Gesandte in die Handlungen der deutschen Justiz eindrängten, was besangene Krähwinkelei eine ungeheure Dreistigkeit schelten, aufgeklärter Freisinn aber als erstes Zeichen der beginnenden Verbrüderung aller Nationen begrüßen wird.

* * *

Zu den zahlreichen seltsamen Erscheinungen, die die Rechtspflege der letzten Jahre zeitigte, gesellen die Fälle Stern und Pigulla eine neue von besonders blendender Farbenpracht. Immer lauter und dringender wird der Vorwurf, daß eine Klassenjustiz, die die Organe der Rechtspflege ganz unbewußt anwenden, in bester und reinster Absicht, das öffentliche Leben vergifte und das Ansehen unterwühle, ohne welches unsere Richterstühle keinen Tag lang ihrer schwierigen Aufgabe zu genügen vermögen. Wir sahen Herrn Pariser, einen Wucherer schändlichster Sorte, bei Kranzler Eiskaffee trinken und sehen ihn jetzt bei Bauer sein Glasel Pils hinter die weite Cravatte gießen. Wir lasen den Steckbrief, der hinter Herrn von Hammerstein erlassen ward, als er sich und seinen Raub längst in Sicherheit gebracht hatte, und wir wunderten uns kaum noch darüber, daß im amtlichen Signalement von den dünnen, blonden Haaren des Wackeren die Rede ging, während seine Freunde steif und fest behaupteten, er hätte sie noch kurz vor der Abreise vorzugsweise braun getragen. Herr Pariser hat 50 000 Mark Caution gestellt. Für die Redacteure des Vorwärts sollte auch Caution gestellt werden, und ein öffentliches Verdienst darf der Mann ebenfalls für sich in Anspruch nehmen, der die alberne, feige und freche Kameel-Inschrift in der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche ans Tageslicht brachte. Nichtsdestoweniger sitzen die unglücklichen Kulis Dierl, Pfund und Genossen, die es nicht einmal gewesen sind, hinter ungesunden Kerkermauern, während von einer Verfolgung des Inschriftenmachmachers noch immer kein Wort zu hören ist.

Hier wird mit zweierlei Maß gemessen. Hier hat Madame Themis, des Blindekuhspiels müde, die lästige Binde von den Augen genommen und sieht, was rechts ist und was links. Bis zu der aufrüttelnden Rede des Kaisers hatte die Staatsanwaltschaft, und mit ihr sogar Griesemann's Norddeutsche Allgemeine Lakaien-Zeitung, nichts juristisch Strafbares in den Artikeln finden können, die zwar lange vor dem zweiten September gedruckt worden waren, aber doch erst am dritten auf ihre Staatsgefährlichkeit erkannt wurden. So furchtbar verbrecherisch können sie also nicht sein, und so hohe Strafe wird ihnen kaum folgen, daß ihre Verüber schlimmere Behandlung als ein gemeiner Wucherer verdienen. Doppelt aufmerksam müssen heute, unterm unmittelbaren Eindruck des Essener Processes, die Gerichte darauf achten, daß auch nicht mit einem Schein des Rechtes vom Messen mit zweierlei Maß gesprochen werden kann, daß die Menschen, deren frivole Rohheit und Scandalsucht an sich wohl eine Verfolgung werth ist, nicht billig und schnell zu Märtyrer-Aureolen gelangen. Die Sedanrede des Kaisers würde dann, Dank dem Uebereifer kaiserlicher Beamter, just den Erfolg haben, den der entrüstete Monarch zu allerletzt mit ihr beabsichtigt hat.

Gerecht Recht — pedantisch muß an dieser heiligsten Forderung festhalten, wer gerade von der Justiz erwartet, daß sie versöhnend, abwehrend im Getümmel des wilden socialen Krieges steht. Eines Schwertes Schärfe soll, wenn nun schon einmal das Schwert von Nöthen ist, den groben Fuchsmühler Bauern und den fürnehmen Baron, den modisch gekleideten, mehrfach examinirten Ransbold und den Ludwig in der Ballonmütze, den Millionendieb und den bleichen Sitzsclaven des Herrn Liebknecht treffen. Allzu oft betrachtet sich die Staatsanwaltschaft als Kampforgan der herrschenden Classen, aber sie ist nichts als ein Diener des Gesetzes. Will sie Laib Stern und Pigulla mit zwei- oder dreihundert Mark gepönt wissen, so darf sie auch gegen das Fischweib Schlawicke und den Messerkarl im Verhältniß nur zwei oder drei Mark Strafe beantragen. Die Schlawicke und der Messerkarl werden's sehr zufrieden sein und wähnen, das goldene Zeitalter sei hereingebrochen. Sie haben nämlich im Laufe der Jahre ganz vergessen, daß alle Preußen vor dem Gesetze gleich sind.

Prinz Vogelfrei.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr!

Aller guten Dinge sind drei; so sei es mir denn auch gestattet, mit Bezug auf den bereits berichtigten Aufsatz des (†) Dr. Moritz Brasch: Das Schopenhauer-Denkmal in der Gegenwart Nr. 28 zu constatiren, daß Ferdinand Kürnberger ein Vollblut-Arier, wenngleich kein Antisemit war. Nebenbei bemerkt, wäre es lohnend, zu untersuchen, warum im Judenthum der Optimismus heimisch ist und woher es kommt, daß die Kirche sich mehr dem Pessimismus zuneigt.

Wien, 1. October 1895.

Hochachtungsvoll

Prediger Grün.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Robert Lutz**, Stuttgart.

Glänzendes Elend.

Offene Kritik der Verhältnisse unseres Offizierkorps

von

Prem.-Lieutn. a. D. **Krafft.**

Preis M. 1.20.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Grumpelt & Böhm

Antiquariat

und Sortiments-Buchhandlung

Leipzig, Marschnerstr. 9,

empfehlen sich zu **schneller** und **coulanter** Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen.** Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Neuigkeit von: RUDOLF BAUMBACH.

Soeben erschien:

Aus der Jugendzeit

von

Rudolf Baumbach.

28 Bogen 8°. Preis brosch. M. 5.—.

Die zahlreichen Verehrer Baumbachs dürften dieser ersten Gabe des Autors auf novellistischem Gebiete besonderes Interesse entgegenbringen.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung vom Verleger.

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 42. Berlin, den 19. October 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Moderne Staatsbankerotte. Von Paul Dehn. — Die diesjährigen deutschen und französischen Manöver. Von Miles. — **Literatur und Kunst.** Alphonse Daudet und das jüngste Frankreich. Von Carl Busse. — Ueber amerikanische Kunstzustände. Von Johannes Gaulke. (Schluß.) — **Feuilleton.** In Automatopolis. Von Gustav Beßmer. — **Aus der Hauptstadt.** Die heilig Entrüsteten. Ein Briefwechsel aus der Gegenwart. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Moderne Staatsbankerotte.

Von Paul Dehn.

Ohne irgendwie verhindert zu werden, führt Serbien seinen partiellen Staatsbankerott durch, indem es seine Zahlungsverpflichtungen kürzt. Nach officiösen Andeutungen hat sich das Auswärtige Amt in Berlin damit begnügt, gegen jene Verordnung des serbischen Finanzministers zu protestiren, wonach die Frist des Umtausches der 5 procentigen in 4 procentige Papiere auf sechs Wochen beschränkt und ein späterer Umtausch von der jeweiligen Zustimmung des serbischen Finanzministers abhängig gemacht wird. Auch das Berliner Börsencommissariat hat die serbische Zwangsconvertirung mittelbar anerkannt, indem es die Zulassung der neuen 4 procentigen Serbenpapiere zum Handel an der Berliner Börse aussprach. Wenn es gleichzeitig die Einführung neuer Serbenwerthe ablehnte, wie sie von dem betreffenden Emissionshause geplant wurde, so hat es dadurch das deutsche Volkscapital vor einer neuen Schädigung geschützt, was immerhin anzuerkennen ist.

Nachdem die serbische Regierung wiederholt betheuert hatte, an eine Verkürzung der Rechte ihrer Gläubiger nicht im Entferntesten zu denken, verkündete sie in einer Note an die Mächte vom 19. Juni d. Jhrs. unter vielen Umschweifen, daß sie eine „Conversion" und „Unificirung" der Staatsschuld vornehmen müsse, und sprach die Hoffnung aus, daß die Gläubiger sich dabei zu einem „kleinen Opfer" entschließen werden. So wurde die serbische Zwangsconvertirung in Gestalt einer Herabsetzung der Zinsen von 5 auf 4 Proc. eingeleitet, einseitig von der serbischen Regierung, nur im Einvernehmen mit einigen Emissionsbanken, die bei dem Ausgleich ihre baaren Vorschüsse in Höhe von 24 Millionen Frcs. zu retten wußten, im Uebrigen ohne Zustimmung, ja ohne Befragung der Gläubiger. Wer 5 procentige serbische Staatspapiere besitzt, mögen sie auch durch besondere Unterpfänder sichergestellt sein, muß sie innerhalb einer kurzen Frist gegen 4 procentige umtauschen lassen, und wer diese Zinskürzung ablehnt, läuft Gefahr, auch sein Capital zu verlieren. Es handelt sich um einen Schuldenbetrag von insgesammt 317 Millionen Frcs., wovon etwa 200 Millionen Frcs. in Deutschland untergebracht sind. Die serbische Regierung wird fortan jährlich 3,15 Millionen Frcs. Zinsen sparen, während die deutschen Gläubiger etwa 2 Millionen Frcs. Zinsen jährlich verlieren. Letztere wurden am meisten geschädigt, da die in deutschen Händen befindlichen serbischen Eisenbahnobligationen durch besondere Unterpfänder, die nun in den großen Topf der allgemeinen Bürgschaften geworfen sind, sichergestellt waren.

Was die serbische Regierung schönfärberisch Conversion und Unificirung nennt, ist in Wirklichkeit eine Coupunkürzung, ein kleiner Staatsbankerott gewesen. Serbien hat sich seine Schuldenlast erleichtert, aber nicht durch Zurückzahlung oder Tilgung und auch nicht durch freie Conversion im Einvernehmen mit den Gläubigern, sondern durch einseitige Aufhebung seiner Zahlungsversprechen und willkürliche Kürzung seiner Verpflichtungen. Serbien hat seine Gläubiger mit 80 Proc. ihrer Forderungen abgefunden. Einzelne serbische Finanzpolitiker verlangten die Herabsetzung der Zinsen auf 3 Proc. In diesem Falle würden die Gläubiger von ihrem bankerotten Schuldner nur 60 Proc. ihrer Forderungen erhalten haben. Etwas bescheidener und zögernder folgt Serbien den Bahnen, die vor ihm freilich ungleich rücksichtsloser und dreister Griechenland und Portugal einschlugen, als sie eines Tages ihren Gläubigern kurzer Hand mittheilten, in Zukunft nur noch 30 Proc. der schuldigen Zinsen zahlen zu können.

Mit der Mobilisirung aller Werthe und mit der Schaffung neuer Werthpapiere von den Börsen aus hat sich das anlagesuchende Capital rasch gesteigert. Millionen und Milliarden bieten sich an. In der Zeit von Mitte der sechziger bis Mitte der neunziger Jahre konnten sich die Schulden der europäischen Staaten von 53 auf 105 Milliarden Mk., also um nahezu das Doppelte, vermehren. Geld wird immer leichter erhältlich, im Zinsfuß immer billiger, und da Staaten mit geordneter Finanzverwaltung, wie England, Deutschland, Frankreich ꝛc., nur noch $2^1/_2$ bis 3 Proc. Zinsen zahlen, so sucht das Sparcapital, namentlich wenn es sich in schwachen und kleinen Händen befindet, Anlage in Werthen minder consolidirter Staaten, weil es dort erheblich höhere Zinsen zu erwarten hat. Es ist nun einmal so in der Welt: Viele Menschen wollen lieber besser essen, als ruhiger schlafen, d. h. sie suchen höhere Zinsen zu erhalten, auch wenn sie dabei ein größeres Wagniß eingehen. So konnten Staaten mit ungeordneter, leichtsinniger und corrumpirter Finanzverwaltung an den europäischen Börsen Anleihen zu Hunderten von Millionen aufnehmen, ja von provisionssüchtigen Bankhäusern wurden ihnen die Millionen förmlich aufgedrängt, und als diese Staaten die Zinsen ihrer Schulden nicht mehr zahlen konnten, da wurden ihnen neue Anleihen oder baare

Vorschüsse zu vielen Millionen bewilligt, bis endlich die Katastrophe erfolgte. Wenn ehedem, was nicht selten der Fall war, ein Staat seine Zinszahlungen einstellte, so wurden in der Regel nur seine eigenen Angehörigen betroffen, die sich wohl oder übel gefallen lassen mußten, daß ihnen der Staat nahm, was er ihnen gegeben. Heutzutage inmitten der modernen Börsenorganisation mit ihrem international entwickelten Geld- und Werthverkehr zieht ein Staatsbankerott weitere Kreise in Mitleidenschaft, ja zumeist sind die betreffenden Gläubiger im Auslande zu suchen. Dort empfindet man nicht nur den greifbaren Schaden, sondern auch den willkürlichen Rechtsbruch ungleich schärfer, und da nicht nur das deutsche, sondern auch das französische und englische Capital durch die Staatsbankerotte Griechenlands, Portugals, Argentiniens ꝛc. sehr erheblich, das deutsche allein weit mehr als um 1 Milliarde Mk, verkürzt worden ist, da diese Staatsbankerotte ungeahndet erfolgen konnten und weitere in Aussicht stehen, so fragt man immer begründeter und immer dringlicher, auf welchen Wegen solche Staatsbankerotte verhindert oder ihre Folgen gemildert werden können.

Als Griechenland und Portugal ihre Zinszahlungen einstellten und erklärten, nur noch ein Drittel ihrer Geldverpflichtungen erfüllen zu wollen, verharrte die große Masse der kleineren Gläubiger in Gleichgiltigkeit. Nur vereinzelt vernahm man aus diesen Kreisen Klagen und Proteste und nur in Berlin kam es unter ihnen zur Gründung einer freien Vereinigung. Zu Vertretern der Gläubiger warfen sich allerwärts die betheiligten Emmissionsbanken auf, obwohl gerade sie an dem üblen Ausgang der von ihnen unternommenen Anleihegeschäfte mitschuldig waren. Unter Führung dieser Emissionsbanken wurden Gläubigerausschüsse gebildet, die sich zunächst an die heimische Regierung wandten mit der Bitte, die gefährdeten Interessen der eigenen Angehörigen gegenüber dem bankerotten Staate zu wahren. Auch verhandelten diese Ausschüsse mit der bankerotten Staatsregierung über die Gewährung günstigerer Ausgleichsbedingungen. Greifbare Ergebnisse wurden aber dabei nicht erzielt, weder die diplomatischen Vorstellungen der Mächte, noch die ausgleichsfreundlichen Anerbietungen der Emissionsbanken machten bei den bankerotten Staatsregierungen Eindruck, sie verhielten sich schroff ablehnend. Griechenland wie Portugal sind über alle Vorstellungen und Proteste unbekümmert hinweggegangen und haben bewiesen, daß es unter den gegenwärtigen Verhältnissen für einen Staat weder gefährlich noch schwierig ist, einen Bankerott anzusagen und durchzuführen.

Hätte gegen derartig rücksichtslose und bedenkliche Verletzung des internationalen Rechtes nicht ernster und thatkräftiger eingeschritten werden können oder müssen? Von der Selbsthülfe der Börsen war von vornherein nichts zu erwarten, trugen sie doch die Mitschuld an den zweifelhaften Geschäften mit gewissenlosen Regierungen. Eine etwaige Boykottierung der betreffenden Werthe würde im Uebrigen die heimischen Gläubiger noch mehr geschädigt haben. Nur von ihrer Staatsgewalt konnten die Gläubiger Hülfe erwarten. Der Staat aber mußte, was er auch immer unternahm, zunächst darauf bedacht sein, daß sein Eingreifen voraussichtlich Erfolg haben würde. Ein unwirksames Vorgehen mußte als unzweckmäßig vermieden werden. Und aus diesem Grunde sind fast alle jene Maßregeln unausgeführt geblieben, welche im Interesse der Gläubiger zu unternehmen der Staat ersucht wurde. Es hätte auf das erreichbare Privatvermögen der Angehörigen des bankerotten Staates Beschlag gelegt, es hätten diese Angehörigen ausgewiesen, es hätten die bestehenden Handelsverträge für ungültig erklärt, ja es hätte überhaupt der diplomatische Verkehr mit den betreffenden Staaten abgebrochen werden können. Allein diese Maßregeln würden, wie die Beschlagnahme des fremden Privatvermögens, wenig genützt oder aber wie die Aufhebung der Handelsverträge nach anderen Richtungen hin größeren Schaden verursacht haben. Man hatte u. A. auch vorgeschlagen, die portugiesischen Colonien zu besetzen und sie durch England bis zur Befriedigung der Gläubiger verwalten zu lassen. Das war politisch bedenklich, denn England würde diese Colonien schwerlich jemals wieder herausgegeben haben. Endlich wurde eine Flottendemonstration Deutschlands, Englands und Frankreichs gegen Portugal und Griechenland angeregt. Es sollten die portugiesischen und griechischen Häfen blokirt und die Küsten gesperrt werden. Außerhalb der unmittelbaren Interessentenkreise haben diese Vorschläge jedoch keine Unterstützung gefunden. Im Ernste würde sich ein mehr oder minder kriegerisches Vorgehen gegen bankerotte Staaten nicht rechtfertigen lassen, selbst wenn die vorerst noch nicht vorhandene Einigkeit unter den Mächten herzustellen wäre. Und so ist Alles in Allem thatsächliche Praxis geblieben, was die englische Regierung ihrerseits in Consequenz ihres Manchesterliberalismus als leitenden Grundsatz aufgestellt, indessen unter günstigen Umständen außer Acht gelassen hat: bankerotten Staaten gegenüber nichts zu unternehmen, da wer sein Geld in exotischen Anleihen anlege, auch das Wagniß für den höheren Zinsfuß zu tragen habe.

Indessen ist es mit den modernen Rechts- und Culturverhältnissen nicht zu vereinbaren, wenn mehr oder minder leichtsinnige Staatsregierungen im Auslande eingegangene Schuldverpflichtungen einseitig und willkürlich ändern oder lösen dürfen. Da der gewöhnliche Rechts- und Executionsweg nicht betreten werden kann, so müssen neue geeignete Formen gefunden werden, um das verletzte Recht zu schützen. Will oder kann ein Staat seine Schuldverpflichtungen nicht erfüllen, so muß er sich einem aus Mitgliedern anderer Staaten zusammengesetzten Gerichtshof oder einem internationalen Ausschuß unterwerfen und diesem internationalen Organ gestatten, selbstständig seine ganze wirthschaftliche Lage zu prüfen, danach das Maß der Schuldverpflichtung festzustellen und den Schuldendienst durch internationale Vereinbarungen zu regeln und zu sichern. In seiner ausgezeichneten Schrift „Der Staatsbankerott und die moderne Rechtswissenschaft“ (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht) hat Professor Meili in Zürich diese Vorschläge begründet. Vorbildlich bleibt dafür die internationale Regelung der ägyptischen Staatsschuld, wie sie von den Mächten gemeinsam organisirt wurde und sich nach allen Richtungen hin bewährt hat. Schon bei Abschluß neuer Anleihen mit Staaten von zweifelhaften Finanzverhältnissen sollten die betreffenden Emissionshäuser, und darauf hätten die zuständigen Gläubigerstaaten im Interesse ihres Volksvermögens zu bestehen, die Bedingung stellen müssen, daß im Falle eintretender Zahlungsunfähigkeit eine internationale Regelung des Staatsschuldendienstes etwa nach ägyptischem Vorbilde zu erfolgen hat. Nur wenn sie geldbedürftig sind, werden sich die bankerottlustigen Staaten dieser allerdings weittragenden Bedingung fügen, die sie bisher in patriotischer Entrüstung zurückweisen zu dürfen glaubten.

Die diesjährigen deutschen und französischen Manöver.

Zum ersten Male entschloß sich in diesem Jahre die deutsche Heeresleitung dazu, dem Beispiele der Nachbarmächte zu folgen und eine Truppenversammlung und Manöver anzuordnen, die dem Charakter von Armeemanövern entsprachen. Da diese großen Uebungen, zu welchen 75 000 Mann, 11 000 Pferde und 98 Batterien zusammengezogen waren, innerhalb des Rahmens des Etats erfolgten, so wurde

durch sie eine Verkürzung der übrigen Manöver der Armee und zwar um je zwei Tage der Divisionsübungen nöthig. Die Ansichten über den Werth von Armeemanövern sind zur Zeit noch getheilt; allein, daß dieselben fortan von Zeit zu Zeit abgehalten werden dürften, wird unseres Erachtens im Hinblick auf die Vortheile, welche neben allerdings manchen Nachtheilen aus ihnen erwachsen und auf die gewaltigen Heeresmassen, die sich heute in der Schlacht gegenübertreten, sich als geboten herausstellen. Die Vorteile dieser Art von Uebungen, wenn sie ohne Benachtheiligung ihrer Vorbedingung, d. h. der gründlichen Durchbildung der Truppen in den kleineren und größeren Heeresverbänden, abgehalten werden, liegen auf der Hand. Sie bestehen in der praktischen Schulung der höheren Führer in großen taktischen und strategischen Verhältnissen, in der Berücksichtigung im Verhältniß zu kleineren Uebungen veränderter Raum-, Zeit-, Befehlsüberbringungs- und mancher Angriffs- und Vertheidigungsmomente, sowie im Anpassen der Truppen an diese veränderten Bedingungen. Auch vermag bei ihnen die Begabung der höheren Führer für den großen Krieg besser hervorzutreten und beurtheilt zu werden. Ihre Nachtheile aber bestehen nicht nur darin, daß die bei ihnen betheiligten Truppen in der sorgfältigen Manöverschulung, die in kleineren Verbänden verkürzt werden, sondern daß diese Einbuße auch bei den übrigen Theilen des Heeres eintritt, falls dieselben ebenfalls, wie das geschehen, eine Einschränkung der Manöver erfahren. Diesem letzteren Nachtheil wäre allerdings leicht durch besondere Mittelbewilligungen für Armeemanöver vorzubeugen; hierbei spricht jedoch das schon ohnehin so belastete Budget wesentlich mit. Auch von politischen Rücksichten bleibt die Abhaltung von Armeemanövern nicht völlig unberührt. Für Frankreich bedeutet dieselbe z. B. einen Erfolg der Regierung der Republik vermöge der von ihnen repräsentirten Stärkung und Entfaltung der von ihr organisirten Mittel der nationalen Vertheidigung; und man rühmt sich dort bereits in dieser Hinsicht einen Vorsprung vor Deutschland zu besitzen.

Was unsere diesjährigen Manöver selbst betrifft, so beansprucht schon ihre Generalidee ein erhebliches Interesse. Sie exemplificirt mit der außerhalb der Reichsgrenzen befindlichen Südarmee und der Landung einer bei Rügen und Colberg erscheinenden feindlichen Nordarmee offenbar auf eine französische Landung an der pommerschen Küste. Eine solche Landung im großen Stil ist zwar unter den heutigen Verhältnissen selbst im Falle eines Coalitionskrieges äußerst unwahrscheinlich, ja fast ausgeschlossen, auch dürfte ihr unbedingt früher als in der Gegend südlich Stettin durch die deutsche Küstenvertheidigung entgegengetreten werden. Allein um einen nördlichen Gegner in dem für die Manöver ausersehenen Geländeabschnitt auftreten zu lassen, war diese Supposition, obgleich es deren viele andere gab, wenn auch nicht von innerer Wahrscheinlichkeit, so doch zulässig, und vielleicht enthielt sie unter Anknüpfung an eine Bedrohung der deutschen Küste eine kleine Demonstration im Interesse der Verstärkung der Marine. Es handelte sich, im Großen betrachtet, um den Vormarsch einer zunächst auf die Linie Soldin-Königsberg i. d. Nm.-Angermünde-Templin dirigirten Südarmee, gegen zwei in weit beträchtlicherer räumlicher Trennung begriffene und überdies durch die Hindernisse des Ucker-, Randow- und Oderabschnittes von einander geschiedene feindliche Nordcorps. Als erreichbares anzustrebendes Ziel stellte sich daher für die Südarmee dasjenige dar, wo möglich einen der Gegner mit versammelten eigenen Kräften und daher mit Ueberlegenheit noch in der Trennung anzugreifen und zu schlagen. Allerdings wurden die Streitkräfte der Südarmee ebenfalls durch den Lauf der Oder von einander getrennt, jedoch stand auf demselben ein fester Uebergang und, wie allerdings auch bei der Nordarmee, das eigene Brückenmaterial zur Verfügung. Die Aufgabe der Nordarmee war unbedingt, ganz abgesehen von den großen Schwierigkeiten einer Landung an feindlicher Küste, schwieriger und stellte namentlich an die Oberleitung und die Marschleistungen des 9. Corps, die theilweise bis zu 40 Kilometer per Tag beansprucht wurden, sehr hohe Anforderungen. Wir können uns hier nicht auf die Darlegung und Kritik der Operationen im Einzelnen einlassen und begnügen uns mit der Bemerkung, daß der Moment, den Gegner noch in der Trennung anzufallen, für die Südarmee schon am 10. September eintrat, woselbst sie über eine Ueberlegenheit von 14 Bataillonen und 10 Batterien verfügte, allein die Stärke der Stellung des unmittelbar gegenüber befindlichen Gegners (2. Armeecorps) und das in Folge einer Brückenzerstörung des Gegners erst relativ spät mögliche Heranziehen einer Division des 3. Armeecorps mit der halben Corpsartillerie, veranlaßte einen zu späten Angriff der Südarmee, der dem 9. Armeecorps an das 2. heranzukommen und noch zur Zeit in den Kampf einzugreifen gestattete. Nach Ansicht der meisten Fachmänner hatte Graf Waldersee durch sein umfassendes, mit seiner Artillerie meisterhaft unterstütztes Eingreifen einen unbedingt glänzenden Erfolg davongetragen, allein die Meinung gewann die Oberhand, daß die Kräfte seiner Truppen nicht mehr zur Ausnutzung desselben ausreichten und die Umfassung zum Theil eine zu weitausholende sei. Jedenfalls aber hatte sein Operiren die Annahmen, die man über den voraussichtlichen Verlauf des Manövertages gehegt hatte, völlig durchkreuzt. Am nächsten Tage, dem 11. September, wurde der Angriff der Nordarmee in Folge des Umstandes von Erfolg begleitet, daß, nach Eintreffen einer Verstärkung von einer Reserve-Division, es der Führung der Südarmee gelang, 4 Infanterie-Divisionen und die Batterien zweier Corpsartillerien gegen einen Raum von ca. 5 Kilometer Breite zu vereinigen, während auf dem linken Flügel 1 Infanterie- und 1 Cavallerie-Division den Angriff des 9. Armeecorps, welcher nicht concentrirt erfolgte, abwies. Auch am folgenden und letzten Manövertage reüssirte die nach gleichem Princip erfolgende Abwehr des Angriffs der Südarmee mit 3 Infanterie-Divisionen und den Batterien zweier Corpsartillerien der Nordarmee, gegen 2 Divisionen und 1 Corpsartillerie der Ersteren, und das Princip des richtigen Zusammenhaltens der Hauptkräfte bei gehöriger Tiefengliederung feierte abermals einen Sieg. An besonders hervortretenden Leistungen ist nächst der Führung des Grafen Waldersee insbesondere die vortreffliche Verwendung der Artillerie durch ihn zu nennen, ferner das Werfen der Cavallerie-Division der Nordarmee durch die der Südarmee am 9. September, der Angriff der 1. Garde-Infanterie-Division am 11. September und die rechtzeitige Zerstörung der Oder-Brücke bei Greifenhagen (supponirt) durch das Dragonerregiment v. Derfflinger.

Die strategische Anlage der Manöver ließ in operativer Hinsicht mehr Abwechselung erwarten, als dieselben, nachdem einmal die Vereinigung der beiden Nordcorps bewerkstelligt war, boten. Auf dem verhältnißmäßig schmalen, durch zwei mächtige Bewegungshindernisse, den Randowbruch und die Oderniederung begrenzten, kaum $2^1/_2$ Meilen breiten Raume mußten sich die 4 Armeecorps in ziemlich concentrirter taktischer Lage treffen, und wenn man dem 9. Armeecorps den Vorwurf des zu ausgedehnten Umfassens auf einer Linie von 11 Kilometer Länge gemacht hat, so bleibt zu berücksichtigen, daß es mit jedem Schritt vorwärts diesen Raum verkleinerte und schließlich dennoch bei der Tragweite und Schußsicherheit der heutigen Waffen, namentlich der Artillerie, zum vereinten Zusammenwirken seiner Streitkräfte gelangt wäre. Das eigentliche Manöver-Kampfgelände scheint jedoch offenbar mit der Absicht einer bestimmten taktischen Begrenzung auf den Flanken gewählt worden zu sein, so daß durch dasselbe Verhältnisse, die denjenigen des Kampfes im Armeeverbande ziemlich entsprechen, entstanden. Vielleicht aus verwandten Gründen oder mit Rücksicht auf die Rangverhältnisse war von der Bildung zweier Armeestäbe abgesehen worden, die allerdings der Wirklichkeit mehr entsprochen und den zu ihnen

verwandten Officieren gute Belehrung geboten hätte. So aber wurde die Führung der beiden Armeen durch die Anforderung, daß ihre Führer, die ältesten commandirenden Generale jeder Partei, zugleich auch ihr Armeecorps führen mußten, unverhältnißmäßig erschwert. Daß die an den Manövern betheiligten Truppen, sowie die Intendantur Vortreffliches leisteten, daß trotz der Hitze, bis auf das besonders angestrengte 9. Corps, wenig Marode vorkamen, daran ist man bei deutschen Truppen bereits gewöhnt, ebenso an die vortreffliche Aufklärung durch Patrouillen und Ordonnanzreiter. Physisch betrachtet und vielleicht auch hinsichtlich eines großen Theiles der Ausbildung waren hier vier der besten deutschen Armeecorps einander gegenübergetreten. Bei der Infanterie, die von allen Seiten als vorzüglich erklärt wurde, fand nur ihre Entwickelung in übermäßig langen Linien und die Eröffnung des Feuergefechts auf 2800—3000 Meter von mancher Seite Tadel. Ein nicht im Ganzen so ungetheiltes Lob fand die Cavallerie, an der man nicht genügende Orientirtheit über die Beschaffenheit des Geländes bemerkt haben will. Dies von englischer Seite gefällte Urtheil muß um so mehr befremden, da die englische Cavallerie sich in einem Zustande der Unfertigkeit und unkriegsmäßigen Schulung befindet, der den Gegenstand des Bedauerns nicht nur aller vorurtheilsfreien englischen Militärs bildet. An der Artillerie wurde dagegen Vollkommenheit in Operations- und Bewegungsmethode gerühmt, nur hält man zum Theil die Pferde derselben für die verhältnißmäßig schweren Geschütze zu leicht und die Deichseln der Protzen für zur lang. Hinsichtlich der Führung herrschte wohl nur die eine Stimme, daß keine Armee der Welt fähigere und tüchtigere Generale besitze wie die deutsche, und mit ihnen an der Spitze scheine die deutsche Armee unüberwindlich. Mit derartigen Resultaten aber bilden die diesjährigen Armeemanöver einen neuen Merkstein in der Entwickelung des deutschen Heeres, und würde eine Wiederholung von Uebungen in diesem Maaßstabe wesentlich nur eine Frage der Mittelbewilligung bilden, damit die Manöver der übrigen Theile des Heeres nicht wieder unter einer Abkürzung wie der in diesem Jahre erfolgten leiden.

Es ist nicht ohne Interesse, einer Besprechung unserer Kaisermanöver eine solche der fast gleichzeitigen großen französischen Manöver folgen zu lassen. Diese repräsentirten eine neue Steigerung in der Versammlung großer Truppenmassen für die Zwecke der operativen und taktischen Einübung, namentlich ihrer Leitung. Nicht weniger als 5 französische Armeecorps und 3 Cavallerie-Divisionen waren zu ihnen auf den Abhängen der Monts Faucilles versammelt, welche das geographische Zwischenglied zwischen dem Plateau von Langres und den südlichen Vogesen bilden. Diese Truppenmacht umfaßte eine Gesammtstärke von ca. 120000 Mann und war daher die bedeutendste, welche seit den russischen Armeemanövern bei Rowno für Uebungszwecke im Frieden versammelt wurde. Man hatte anfänglich dem Umstande, daß sich die Manöver in einem Geländeabschnitte vollzogen, der in der Nähe der französischen Ostgrenze und unweit der Trouée zwischen Epinal und Toul lag, eine besondere Wichtigkeit beigemessen. Allein wenn auch im Verlauf der Uebungen eine „Vogesen- oder Nordarmee" gegen eine auf Langres basirte Ost- bezw. Südarmee operirte, so waren dennoch die Truppenstärken und die operativen und sonstigen Verhältnisse derart von denen des voraussichtlichen Ernstfalles verschieden, auch spielte der französische Grenzfestungs- und Sperrfortgürtel, mit Ausnahme der in der Armirung begriffenen angenommenen Lagerfestung Langres, bei den Manövern keine Rolle, so daß jene Annahme sich als hinfällig erwies. Von besonderer Bedeutung zeigte sich dagegen bei der Abhaltung der Manöver die Thatsache, daß die bedeutendsten militärischen Capacitäten des französischen Heeres, die im Falle eines Krieges zur Führung von Armeen bestimmt sind, wie die Generäle Négrier und Jamont, und der zum Generalissimus des französischen Heeres ausersehene Gouverneur von Paris, General Saussier, in seiner Eigenschaft als Oberleiter der Uebungen und Führer während des letzten Theils derselben, sowie ihre Generalstabs-Chefs bei den Manövern mitwirkten. Ueberdies waren die Stäbe der betreffenden Armeen, sowie ihre Verwaltungszweige analog dem Kriegsfalle besetzt und organisirt. Als eine Vorschule in kleinem Maßstabe und in gewissen begrenzten Richtungen für den Krieg der Revanche vermochten die Manöver somit immerhin zu gelten. Sie bildeten zugleich eine Manifestation der Fortschritte der Regierung der Republik in der Organisation der nationalen Vertheidigung und gewannen durch die erwähnten Verhältnisse und die zum ersten Male stattfindende Anwesenheit des Präsidenten der Republik, nicht nur bei der Schlußrevue, sondern bei den Manövern selbst, sowie diejenige eines der hervorragendsten Vertreter der russischen Armee, des Obercommandanten des Militärgouvernements Kiew, General Dragomiroff, ein besonderes Interesse. In der französischen Tagespresse wird der Verlauf der Manöver als ein fast durchweg glänzender, von der Vortrefflichkeit der französischen Armee Zeugniß ablegender geschildert; jedoch flossen namentlich in den Darstellungen der auswärtigen, den Manövern beiwohnenden Fachmänner einige Kritiken mit unter, welche erkennen ließen, daß dieses glänzende Bild gewisser Schatten nicht entbehrte. Es manifestirte sich bei den Manövern selbst und im Besonderen beim Abhalten der Detail-Kritik derselben, während die Gesammt-Kritik der Oberleitung schriftlich erst nach dem Verlauf der Manöver erfolgte, als ein ernster Uebelstand im französischen Heere: die Uneinigkeit und Unbotmäßigkeit der französischen Generale gegenüber der oberen Leitung des Generalissimus Saussier und die mangelnde Unterordnung unter seine Kritik und Autorität. General Saussier sah sich sogar genöthigt, an den Kriegsminister zu appelliren, der sich die unter den Generalen ausgebrochenen Streitigkeiten zu schlichten unterzog und zu diesem Zweck nach Beendigung der Uebungen noch einige Tage im Manövergelände verblieb.

Der Verlauf der Uebungen war dem lange vorher aufgestellten Programm entsprechend in großen Umrissen der folgende: Am 6. September wurden die beiden Armeen, die Vogesen- oder Nordarmee unter General Jamont und die Ost-, nach Anderen Süd-Armee unter General Négrier, bei Neufchâteau und Langres versammelt. Am 7. September war Ruhetag, und am 8. fanden Corpsmanöver des 7. Armeecorps unter General Pierron gegen das 8. Corps unter General Brugère bei Faye-Billot unter der Leitung des General Négrier statt. Am 9. September begann das Vorrücken der Ostarmee, des 7. und 8. Armeecorps und 1 Cavallerie-Division, gegen die Vogesen-Armee, bestehend aus dem 6. Armeecorps und dem 6. Armeecorps bis und 1 Cavallerie-Division. Beide Armeen gewannen Fühlung mit einander. Es ist bemerkenswert, daß im Gegensatz zu den deutschen bei den französischen Manövern besondere Armeestäbe und zwar, wie erwähnt, entsprechend dem Kriegsfalle gebildet waren. Am 10. September kam es zum Kampfe beider Armeen auf dem Plateau von Parnot. Am Abend des 10. übernahm General Saussier in der Gegend von Bourbonne les Bains den Oberbefehl über beide Armeen. Deren Gegner wurde aus der 41. Infanterie-Division, einer combinirten Infanterie-Division und der 9. Cavallerie-Division unter Befehl des Generals Giovanninelli formirt. Dieser Gegner stellte eine ans Deutschland in Frankreich eingedrungene Armee dar, und General Saussier übernahm die Aufgabe, sie zurückzuwerfen. Gleichwie der Kriegsminister, General zur Linden, an die Behörden und Bewohner der von den Manövern berührten Districte eingehende Directive über ihr Verhalten den Truppen gegenüber erlassen hatte, hatte General Saussier für die Truppen und Administrationszweige der Militärverwaltung detaillirte Weisungen ertheilt, die namentlich darauf abzielten, die Grund-

sätze und Vorschriften der in diesem Jahre zum ersten Male zur praktischen Erprobung bei den Manövern gelangenden neuen Felddienstordnung zur strikten Durchführung zu bringen. Besonders handelte es sich ferner darum, für den Angriff so beträchtlicher Heeresmassen Gleichzeitigkeit des Massenfeuers und damit Gleichzeitigkeit der Erschütterung beim Gegner und Gleichartigkeit des Massenangriffs zu erzielen. Im Uebrigen sollte das Infanteriefeuer mit Ueberlegung angewandt und Munitionsverschwendung vermieden, andererseits aber nicht davon Abstand genommen werden, auch auf große Entfernungen Gewehrfeuer gegen Aussicht auf Wirkung versprechende Ziele zur Anwendung zu bringen. Dies Moment ist ein neues in der Taktik, allein es scheint völlig berechtigt, da die weittragenden heutigen Gewehre auf die gehörige Ausnutzung dieser Eigenschaft unbedingt hinweisen, und hieraus dürfte sich auch der von dem englischen Fachmann der deutschen Infanterie bei den diesjährigen Manövern gemachte Vorwurf erklären, daß sie oft auf zu weite Distanzen von 2800—3000 Meter gefeuert habe. Beim Angriff sollten nach den Directiven Saussiers besonders bestimmte Truppenabtheilungen das Feuer unterhalten. Zum Sturm nach Niederkämpfung des feindlichen Feuers wurde in Colonne vorzugehen empfohlen, der Erlaß betonte ferner das richtige Zusammenwirken der drei Waffen. Die Divisionsartillerie solle bei ihrer Division bleiben, mit Ausnahme, wenn letztere in Reserve sei und der Commandirende besondere Verwendung für die Batterien habe. Das Schreibwesen solle beim Manöver möglichst beschränkt, jedoch die Marsch- und Operationsjournale correct geführt werden.

Was die operative Anlage der Manöver betrifft, so war sie einfach und stellte an die Entschlüsse der höheren Führung keine besondere Aufgaben. Es handelte sich bei den Uebungen daher hauptsächlich um die richtige Leitung der versammelten Heeresmassen in taktischer Hinsicht. Hinsichtlich der Verwendung der verschiedenen Waffen waren bei der Infanterie energische Initiative, prompte Action und gute Marschleistungen, ungeachtet schwerer Bepackung, nicht zu verkennen. Sie dehnte sich jedoch, offenbar in zu weit gehender Entwickelung der durch das neue Reglement empfohlenen breiten Feuerfronten bei geringer Tiefe, frontal zu weit aus, und es kam unter anderen Unnatürlichkeiten vor, daß sich ganze Gefechtslinien, obgleich genügender Raum zur Entwickelung vorhanden war, hinter einander schoben. Im Waldgefecht zeigte die Infanterie sich sehr wenig gewandt. Ihr Feuergefecht wurde der neuen Felddienstordnung entsprechend zum Theil auf sehr weite Entfernungen geführt. In Anbetracht der herrschenden Hitze und der in großen Verhältnissen stets verlängerten Bewegungen, so daß die Truppen nicht selten den Tornister 12 Stunden auf dem Rücken hatten, war ihre Ausdauer sehr gut. Die Cavallerie, deren Reiter und Pferdematerial sich nach dem Urtheil der Fachmänner als hinter der deutschen und englischen zurückstehend erwies, zeigte sich, ungeachtet der Schulung Galiffet's, taktisch nur zum Theil ihren Aufgaben völlig gewachsen. Namentlich war es die Cavallerie-Division des Generals de Lignières, welche den Beifall sachverständiger Beobachter und des Generals Dragomiroff fand.

Am meisten zu wünschen ließ befremdlicher Weise die französische Artillerie, die sich bisher stets des Ruhmes einer Elitetruppe, durchweht von der Tradition der großen napoleonischen Artillerieschlachten und den Beispielen Senarmont's, Dronot's und Eblé's nacheifernd, erfreut hatte. Ihre Bewegungen waren langsam, sie gelangte nicht rasch genug zur Entwickelung und versperrte zusammengekeilt die Chausseen. Sie kam überdies oft nicht an der richtigen Stelle zur Verwendung und wenn ihr Feuer einerseits häufig auf sehr weite Entfernungen angewandt wurde, so ließ sie andererseits zuweilen die Infanterie des Gegners sich viel zu nahe herankommen, und feuerte in einzelnen Fällen über die Köpfe der eigenen Infanterie hinweg. Ihre Feuerdisciplin ließ zu wünschen übrig und ihre Geschütze erschienen für das vorhandene Pferdematerial zu schwer. Sie wurden zuweilen in Masse in exponirter Lage verwandt. Die besonderen Zweige des Verpflegungs-, Sanitäts-, Eisenbahn-, Feldtelegraphen- und Fesselballon-Dienstes functionirten im Großen und Ganzen, mit einzelnen Ausnahmen, gut; allerdings wurden Klagen über das zu späte Eintreffen der Verpflegung aus den Truppen laut, allein bei Armeemanövern ist dies kaum zu vermeiden. Wenn den Manövern auch ein wichtiges Moment, der Anlaß zur Schulung der höheren Führer in operativer Hinsicht, fehlte, so bezeichnet die bei ihnen erfolgte Concentration von 120 000 Mann und deren und ihrer Führer taktische Uebung immerhin eine bedeutende Leistung und einen Fortschritt der französischen Armee, während bei den Uebungen andererseits deutlich hervortrat, daß sie das Niveau der Vollendung noch keineswegs erreicht hat.

Einen lehrreichen Epilog zu diesen Manövern bildet nun der Cavaignac'sche Budget-Bericht über die französische Armee und seine Erörterung in der Pariser Presse. Es geht daraus nicht nur das Eine schlagend hervor, daß die Armeeverwaltung gänzlich corrumpirt und zur Erfüllung der einfachsten Aufgaben unfähig ist, sondern daß überhaupt Frankreich nach 25jährigen Anstrengungen am Ziele seiner Kräfte angelangt ist und an Zahl, Tüchtigkeit und Einrichtungen mit der deutschen Armee nicht mehr concurriren kann. Das Princip der allgemeinen Wehrpflicht hat sich nicht eingelebt, das Umgehen dieser Pflicht ist nachgerade zu einer Epidemie geworden, und was an die Stelle der jetzigen Dienstzeit treten soll, weiß Niemand zu sagen. Unsicherheit und Unzufriedenheit in allen Dienstzweigen, die Bevölkerung und die Armee selbst entmuthigt, sogar die Klage des Abgeordneten Delafosse: Unsere Armee ist für den Krieg ungeeignet! findet allgemeine Zustimmung — das ist das düstere Gegenbild der glänzenden Manöver.

Miles.

Literatur und Kunst.

Alphonse Daudet und das jüngste Frankreich.

Von Carl Busse.

Als der überschlanke Alphonse Daudet am 1. November 1857 in einem dünnen Sommerröckchen und Gummischuhen in Paris anlangte, mit den wenigen Sous und den vielen Hoffnungen seiner siebzehn Jahre, blendete ihn das berauschende Leben des jungen Kaiserreiches. Der Wildfang sperrte sich nicht in seine Dachkammer, er genoß, was er genießen konnte, und wenn „Mutter Ernest", das war der Spitzname seines älteren Bruders, nicht so treu für ihn gesorgt hätte, wer weiß, ob der lebensdurstige Provinziale nicht in dem sündigschönen Seine-Babel untergetaucht wäre. Denn nach Paris fieberten und fiebern all' seine Pulse, er paßte hinein in das tolle Leben mit seinem ganzen Aeußeren, von dem Banville eine so glänzende Schilderung entworfen hat. So lange Paris existirt, stand es im Zeichen des Weibes. Eine weibliche Schönheit — das war Daudet: reiche, braune Locken, kleine, feine Ohren, ambrafarbiger, blasser Teint, seidenweiche Brauen, feuchte, flammende, träumerische Augen, schmachtende, sehnsuchtsvolle, purpurrothe Lippen — Theodore de Banville hätte ein junges Mädchen nicht anders beschreiben können. Und etwas weiblich-weichlich waren seine ersten Werke: Die Amourenses, die für uns hypersentimentalen Märchendichtungen, wie die „Friedhofsnachtigallen", „Amor als Trompeter" ꝛc. ꝛc.

Paris und das Kaiserreich — das ist für den jungen Daudet Alles; das Kaiserreich bringt ihm Glück. Die Kaiserin Eugenie wird auf ihn aufmerksam, ihrer Empfehlung verdankt er seine Anstellung beim Herzog von Morny, dem allmächtigen, sybaritischen Cavalier. Seitdem sind Geschlechter vorbeigegangen an dem noch verhältnißmäßig jungen Dichter, die größten Umwälzungen haben sich vor ihm vollzogen. Und aus dem graziösen Plauderer für Pariser Blätter ward der weltberühmte Romancier und der Chroniqueur der französischen Gesellschaft.

Die Zeit des Kaiserreiches, das lustberauschte, goldgierige Paris, das Herz der Welt, — im „Nabob" erstand ein glänzendes Bild davon. Das war der sittengeschichtliche Roman, mit dem Daudet begann, wenn auch theilweise schon in „Fromont junior und Risler senior" Zustände unter dem dritten Napoleon beleuchtet wurden. Das ist der große Hexensabbath im „Nabob", mit Anilinfarbe gemalt, der gierige Schrei einer wollüstigen, genußsüchtigen Gesellschaft, die um das goldene Kalb tanzt. Zola hat das Bild in „Nana" wuchtiger, gewaltiger, symbolischer gezeichnet, Daudet im „Nabob" farben- und typenreicher.

Dann folgten die „Könige im Exil" — Frankreich unter der Republik. Das war der Roman der siebziger Jahre. Und derselbe Daudet, der trotz mancher Entrüstungsrufe dieses corrupte Paris der sechziger Jahre geliebt und bewundert hatte, er predigte als überzeugter Republikaner in den „rois en exile" den Untergang des monarchischen Gedankens. Der Schluß ist sehr interessant. Die entthronte Königin von Illyrien kommt unerkannt mit ihrem Kinde, dem jungen Kronprinzen, zum Arzt. Der untersucht ihn. „Das schlechteste, verdorbenste Blut", lautet das Urtheil. „Königsblut", flüstert sie leise.

Die nächsten Romane wandten sich mehr der Schilderung von Einrichtungen zu, die Daudet haßt, so L'Immortel, der die vierzig Unsterblichen geißelt, so „Die Evangelistin", die auf das Treiben der Heilsarmee aufmerksam machte; erst „Sappho" und theilweise der „Numa Roumestan" wuchsen sich zu größeren Sittenbildern aus.

Inzwischen ist wiederum eine neue Generation herangewachsen, eine Generation, die geformt ist durch die Jahre de la conquête, die Generation, die während des Krieges oder einige Jahre später das Licht der Welt erblickte. Und wieder ist Daudet auf dem Plan. Sein neues Werk gipfelt in der Zeichnung eines typischen Vertreters des jüngsten Frankreichs.

„La petite Paroisse" heißt das Buch*). Was an diesem neuesten Roman Daudet's besonders interessirt, ist die Figur des Prinzen von Olmütz, Charlexis von Dauvergne. Dieser Prinz ist siebzehn, achtzehn Jahre alt, schlank, hübsch, der Sohn des Helden von Weißenburg, des Herzogs von Alcantara (?). Er hat leuchtende, undurchdringliche Augen, liebt die Gefahr, ist von einer stillen raffinirten Höflichkeit und — er hat die cavata, wie man von ihm sagt. Die Cavata haben bedeutet jedoch in der Sprache der Cellisten den bezaubernden Strich, „der das Vibriren der tiefen Töne vermittelt und nicht nur die Saiten des Instrumentes, sondern auch jede Fiber des Hörers in Schwingungen versetzt". Eine unwiderstehliche, geheimnißvolle Macht übt der Prinz also aus, der sich Niemand entziehen kann. Dieser Jüngling hat mit achtzehn Jahren die Erfahrung eines Greises von achtzig. Die schönsten Frauen verführt er; er philosophirt à la Chamfort; seine Briefe und Tagebuchblätter, die mitgetheilt werden, enthalten Aphorismen, deren sich die bedeutendsten Männer nicht zu schämen hätten. Er ist voll Lebensdrang, aber alles langweilt ihn. Sein Vater will ihn bei der Fahne haben, er soll in Saint-Cyr eintreten; da vermerkt der hoffnungsvolle Sohn nach dem Apell an seine Ehre in sein Tagebuch: „Vier Seiten solcher Lyrik, um mich zu bestimmen, meine Geliebte endgiltig im Stich zu lassen. Die ganze Fanfare ließ mich kalt." Und dann schreibt er weiter an seinen Lehrer Vallongue wörtlich: „Vaterland, Fahne, Familie — die Worte erwecken in mir nur einen zweifelhaften Widerhall; sie sind für mich ein Hauch, ein leerer Schall. Ihnen geht es ja ähnlich, mein lieber Vallongue, nur mit dem Unterschied, daß bei Ihnen alles vom Studium, von der Reflexion herkommt. Ihr Gehirn ist, wie das so vieler junger Franzosen, von den deutschen Philosophen erobert worden, eine Eroberung, die viel bedeutsamer ist als die des Elsaß oder selbst Lothringens. Kant (!), Hartmann und besonders jener Dritte, der berühmte, Sie wissen schon, wen ich meine, haben den Schmuck des Lebens vor Ihren Augen Stück um Stück zerpflückt. . . . Ich aber, der ich nichts weiß, der ich nichts gelesen und nichts gelernt habe, wie komme ich zu dem Grade moralischer Müdigkeit und Abgelebtheit? Warum bin ich, mit kaum achtzehn Jahren, schon ausgedörrt und verwüstet? Woher kommt mir diese Verachtung jeder Pflicht, jeder Aufgabe, diese Empörung gegen Alles, was Gesetz heißt? Mein Name, mein Vermögen, meine Jugend und — die Seele eines Anarchisten. Woher kommt das? . . . Halten Sie mich einfach für ein Product der neuen Schule, für ein Pröbchen der allerletzten Neuheit? Dann werden unsere Alten allerdings erstaunt sein. Ich weiß wohl, daß die abtretende und die kommende Generation einander durchaus nicht ähnlich sehen, dieses Mal aber sind, wenn ich von meinem Vater und mir aus urtheile, die Brücken zwischen den beiden Generationen vollkommen abgebrochen, und das Nichtverstehen von einem Ufer zum andern könnte sich wohl bis zum Hasse steigern."

Charlexis, der junge Prinz, empfindet hier sicherlich wahr. Er ist die zusammengesetzteste Figur, die Daudet vielleicht geschaffen hat; er ist tapfer, von einer fatalistischen Tapferkeit, die mehr eine Gleichgültigkeit gegen Alles ist. Selbst in Todesgefahr zittert er nicht. Alles ist für ihn nur eine Sensation. In seinem Regiment — er wird doch auf ein halbes Jahr unter die Dragoner gesteckt — ist ein Banknotenfälscher. Für ihn begeistert sich der Prinz. Weßhalb? Weil der stets in Gefahr ist, ergriffen zu werden. Jede aufgehende Thür, jedes fallende Blatt muß ihn doch erschrecken, seine Sinne sind stets scharf angespannt, er kann sich nicht langweilen. Und eine Liebesnacht mit ihren Wonnen muß von ihm tausend Mal mehr ausgekostet werden, muß für ihn tausend Mal berauschender sein, weil es vielleicht die letzte ist. Dabei ist das Gewerbe „so hübsche, reinliche Arbeit", das Verbrechen geradezu „ideal", es beschmutzt nicht, ist nicht blutrünstig. Und so beneidet der junge Prinz diesen Fälscher, in dessen Auge noch eine Flamme lodert, und so findet er die Verquickung von Tod und Wollust so wunderbar. „Sollte ein aphrodisischer Hauch um Särge schweben?" fragt er. Und er spricht es ein anderes Mal aus: „Es ist so hübsch, wenn die Weihpfennige auf einem weißen Halse klappern, es hat einen so eigenen Reiz, wenn die Freude zur Sünde, wenn die Wollust in Gewissensangst und Furcht genossen wird."

Man hörte von Paris aus einmal von einer Schule der „Satanisten". Ein Satanist ist dieser Prinz von Olmütz, ein Rajah, der kaltlächelnd seine Keller mit rosigem Weiberfleisch füllt, ein schönes herzloses Ungeheuer. Les petits de la conquête, „die Kleinen vom Eroberungskriege" (1870/71) nennt er die Altersgenossen, und er findet, daß die Flamme in ihren Augen erloschen ist, daß sie eben so wenig für die Liebe, wie für das Vaterland erglühen. Die trostlosen Ideen, welche die dicken deutschen Bücher im Keime enthalten, so führt er aus, haben Gestalt angenommen, haben sich über die ganze Erde verbreitet. Wir athmen sie mit der Lebensluft ein, wir saugen sie durch alle Poren auf. „Nicht ein

*) Eine deutsche Uebertragung erschien unter dem Titel: „Die kleine Kirche" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

einziges Mal, lieber Vallongue", schreibt er, „haben Sie mir eines der schönen und traurigen Axiome Ihrer Philosophie citirt, ohne daß ich mir gesagt hätte: ‚Das weiß ich ja schon'. Wir haben da eines jener unerklärlichen Phänomene, durch die in einem Tage die Nachricht von einem großen Ereigniß von einem Ende der Wüste zum andern verbreitet wird, ohne daß man sich den Vorgang der Fortpflanzung erklären könnte. Deswegen leiden wir alle von der jüngsten Generation, von der Generation der Eroberung, . . . an Langeweile und Erschöpfung, wir sind besiegt noch vor der Schlacht, wir sind alle Anarchistenseelen, denen der Muth der Geste fehlt . . ."

Was hier der deutschen Philosophie in die Schuhe geschoben wird, hat natürlich ganz andere Gründe. Ueberhaupt ist Daudet auf uns Deutsche schlecht zu sprechen. Das ging schon aus den Büchern hervor, die um 1870 herum entstanden, wo er selbst die famosen Pendulen-Diebstähle literarisch verwerthete. Das zeigt er auch hier wieder, wo die deutsche Philosophie verantwortlich gemacht wird und — die deutsche Mutter des Prinzen. Wie sieht diese einzige Deutsche aus? Sie hat citronengelbes Haar, einen unreinen Teint, ein Schafsgesicht, einen zu langen Hals; nebenbei ist sie geizig und spricht mit einer Stockschnupfenstimme. Der Vater des Prinzen ist ein General, der sich rühmt, Jedem „Hörner aufgesetzt zu haben". Und der liebe Charlexis, der sich für Nichts interessirt, der die Runzeln, den Ekel bis in die Fingerspitzen fühlt, wird neben dem großen Vermögen auch die traurige Gesundheit seines Vaters geerbt haben.

Nicht die deutsche Philosophie hat dieses absonderliche Product gezeitigt, sondern das Frankreich von 1871, das gedemüthigte und geschwächte, in seiner Sünden Blüthe gestürzte Frankreich. Ebenso wie wir gerade in der um die Kriegsjahre herum geborenen Generation eine reiche, starke, optimistische Jugend aufwachsen sahen, die einen anarchistischen Zug nicht ans Ekel, sondern aus Kraftüberschuß aufweist, so hat das schwache Frankreich von 1871 eine schwache, blasirte Jugend gezeugt. Auf den Prinzen hat Daudet alle Einzelzüge, die er beobachtet, zusammengehäuft. Dadurch erhält die Gestalt etwas Construirtes.

Und das Ende des Jünglings? Soll es eine Mahnung an die Jüngsten sein? Charlexis, der schöne Sieger, der die cavata hat, wird zerfressen von Würmern.

Einen nicht unähnlichen Typus hat Bourget, der in Deutschland noch immer für einen großen Dichter gehalten wird, im „disciple" geschildert. Den Unterschied zwischen einem Dichter und einem geistreichen und sehr logischen Schriftsteller erkennt man in der Behandlung, die Daudet und Bourget anwenden. Der eine schließt mit einem ergreifenden Bilde. So wie „Nana" verfault, so wird der Kopf des Prinzen von Würmern zerfressen. Bourget dagegen hebt den Zeigefinger und sagt: O, ihr Jüngeren, geht in Euch!

Der eigentliche Roman, in dem Charlexis nicht die, sondern nur eine Hauptrolle spielt, ist merkwürdig zerfahren. „Die kleine Kirche" heißt er wohl, aber diese kleine Kirche ist im Grunde von wenig einschneidender Bedeutung. Man weiß ja, daß Daudet immer von persönlichen Anregungen ausgeht, wenn er Romane schreibt, daß im Nabob, im Numa Roumestan, in „les rois en exile" allbekannte Persönlichkeiten porträtirt sind, daß „Der kleine Dingsda" fast selbst erlebt ist. Ebenso ist die „kleine Kirche" thatsächlich vorhanden, ist sie thatsächlich erbaut von einem Manne, der seiner Frau nicht nur verzieh, daß sie ihn betrogen, sondern der ihr, als sie starb, noch die Capelle errichtete. Es entwickelt sich im Roman eine Parallelhandlung. Was der Erbauer der Kirche erzählt, erlebt Richard Fénigan. Auch seine Frau wird vom Prinzen Charlexis verführt und brennt ihm durch. Weßhalb? Aus Langerweile, aus Freiheitsgefühl. Denn die jungen Eheleute wurden von der Mutter des Mannes in strenger Zucht gehalten; die alte Frau Fénigan gehört zu den Menschen, die immer commandiren müssen. Richard rast natürlich, will den Verführer seines Weibes, dieses Weib mit tödten. Auch er schwört einen Moment auf Dumas': tue-la! Aber da redet Napoléon Mérivet, der Erbauer der „kleinen Kirche", und durch seinen Mund Daudet, ein kräftiges Wort gegen den Phrasenhelden Dumas und sein „Tödte sie!" Die junge Frau kommt bald, nachdem sie das schöne Ungeheuer verlassen hat, zur Vernunft, sie wird durch ihr Elend geläutert und nach dem gräßlichen Ende des Prinzen finden sich die Gatten wieder, nachdem die Mutter in der „kleinen Kirche" ihr Unrecht eingesehen und ihre Herrschsucht bezwungen hat.

Das Einzige, was bei dieser nicht gerade sehr eigenartigen Handlung auffällt, ist die Stellungnahme Daudet's gegen Dumas. Wenig oder gar nicht bekannt in Deutschland dürfte es sein, daß er das nicht zum ersten Mal thut. Sein einactiges Schauspiel „Das letzte Ideal", das dreißig Jahre vor der „kleinen Kirche" entstand, behandelt einen ähnlichen Stoff. Auch hier tödtet der Mann die Ungetreue nicht, sondern vergiebt ihr, und auch hier bewirkt das — eine Kirche. Man wird stutzig darüber, wenn man weiß, daß hinter den Hauptwerken der Culturnationen überall jetzt der Geistliche steht. Und der Geistliche, der arme Vicar Ceres, ist auch hier der Idealmensch. Daudet macht ihn einmal zum Sprachrohr seiner Anschauungen, indem er ihn gegen das „russische Mitleid" wettern läßt. Das „russische" ist jenes ungerechte Mitleid, „das sich nur auf Spitzbuben und Dirnen erstreckt, das uns ausschließlich dem Elend der Galeere und anderer böser Orte gegenüber empfindsam macht, als wenn das Unglück nur im Verbrechen und in der Verworfenheit rührend wäre. Wir Alle haben brave Arbeiterfrauen gekannt, die sich in der Sorge für ihren Haushalt und ihre Kinder krumm und lahm arbeiteten, die, ohne zu klagen, Entbehrungen und Mißhandlungen ertrugen; und wenn Dostojewsky seinen Rodion sich einem gefallenen Mädchen, das in seinen Augen das Sinnbild des gesammten menschlichen Elends ist, zu Füßen werfen läßt, so finde ich, daß er das Elend entehrt und die Menschheit verleumdet."

Aber es ist nicht die kleine Kirche, um die sich Alles gruppirt. Es ist eine gewöhnliche Landstraße. Und wie Daudet bei allen Wendepunkten im Leben und Treiben Derjenigen, für die er uns erwärmen will, die Landstraße in ständiger Wiederkehr als Scene, man kann sagen: als Vordergrund benutzt, ohne jedoch deutlich zu symbolisiren, erinnert er an Zola, nur daß dieser romantischer verfährt und den Gegenständen selbst, an die er das Leben seiner Personen knüpft, Leben verleiht. Ich erinnere an den großen Park in der „Schuld des Pastors Mouret", an die gothische Kirche im „rêve", an die Locomotive in „la bête humaine". Bei Daudet bleibt die Landstraße Landstraße: ewig gleich, ewig fühllos. Nur die Menschen wechseln darauf zu bestimmten Stunden. Sicherlich aber ist diese Verknüpfung der Landstraße mit dem Geschick der Personen ein bei dem großen Romancier ziemlich neues und auffälliges Moment, an dem Zola gewiß nicht unschuldig ist.

Zerfahren nannte ich den Roman. Er ist es genau so wie die meisten Werke Daudet's nach „Fromont junior & Risler senior." Es ist um so auffälliger, daß der Dichter nicht componiren kann, als er unbedingt mit einem scharfen, stets wachen künstlerischen Bewußtsein arbeitet und sogar hier und da in Effecthascherei verfällt. „Die kleine Kirche" hat die Vorzüge und die Fehler aller seiner Romane. Aber die Fehler sind doch etwas stärker ausgeprägt. Er scheitert auch hier in der Schilderung psychologischer Entwickelungen. Wie Mutter Fénigan bekehrt wird, das zu beschreiben, ist ihm nicht gegeben. Aber alles Gewordene malt er meisterhaft. Die zwei Seelen in seiner Brust machen sich auch hier bemerkbar: auf der einen Seite die Sehnsucht nach seiner sonnigen Provence, aus der er einst die herrlichen „Briefe aus meiner Mühle" heimbrachte, auf der anderen das fieberhafte

Drängen nach Paris, dem er sich doch mit Leib und Seele verschrieben hat. Lydie Fénigan steht am Fenster und möchte die Arme ausbreiten, denn drüben, der Gluthschein, das ist Paris, das ist das Leben . . .

Daudet ist Pessimist; das beweist auch seine wohl etwas zu böse Auffassung der jüngsten Generation, der petits de la conquête. Etwas übertreiben muß er immer; dafür ist er Südfranzose, aber trotzdem werden dem Culturhistoriker vielleicht seine Spiegelbilder des französischen Lebens mehr sagen können, als die Zola's. Und wir, die wir den Dichter lieben, können nur wünschen, daß es ihm vergönnt sein möchte, auch noch den Roman einer zukünftigen und stärkeren Generation zu schreiben.

Ueber amerikanische Kunstzustände.

Von Johannes Gaulke.

(Schluß.)

Was die Ausführung der Innen-Decoration anbelangt, so kann man diese nicht schlechtweg als „amerikanische Schwindelarbeit" bezeichnen, wie man gern in Europa die amerikanischen Industrieproducte zu bezeichnen liebt. Insbesondere sind die New Yorker Decorationsfirmen bemüht, in der strengsten Nachbildung eines Stils wenigstens technisch Hervorragendes zu leisten. Die Arbeitskräfte sind auf allen Gebieten des Kunstgewerbes in größerer Anzahl, als die Nachfrage erheischt, vorhanden. — Der verlockende Gewinn treibt jährlich Tausende erprobter Künstler und geschulter Kunsthandwerker über den Ocean, die aber bald von allen Illusionen gründlich curirt, froh sind, wenn sie nur in den Fabriken ihre Kunst an den Mann bringen können — um gerade der Caprice eines reichen Auftraggebers sich zu fügen. Denn diese dulden keine selbstständige Schöpfung (wer in Amerika reich geworden ist, hält sich überhaupt für unfehlbar nicht nur in Fragen der Finanz, sondern auf allen Gebieten des Lebens und der Kunst) und ziehen der Phantasie des Künstlers ihrer eigenen Auffassung entsprechend die engste Schranke, damit nur nicht die gerade modische Richtung eine Veränderung erleiden könnte. Dieses geistlose Schaffen in den Decorationsgeschäften, die nach Art der deutschen Zuchthäuser organisirt sind, das heißt, daß das Princip der Arbeitstheilung auf jeden der Angestellten ausgedehnt ist, kann nicht zur Entwickelung eines neuen Stiles noch zu einer freien Bearbeitung eines alten führen. So geht die fabricationsmäßige Arbeit in den Ateliers für decorative Kunst und die Halsstarrigkeit des Auftraggebers Hand in Hand, dem selbstständigen Aufblühen des Kunstgewerbes ebenso ein Ziel zu setzen, wie der Geschäftsgeist die Architektur in die Casernenschablone gezwängt hat, und damit ist beiden eine Fessel angelegt, die sie in ihrer künstlerischen Entwickelung gewaltsam zurückhält.

Zu den interessantesten Capiteln amerikanischer Kunstproduction gehört zweifellos die monumentale Plastik, die als würdiges Gegenstück der wenig aufregenden Häuserarchitektur sich anreiht. Die Denkmäler entstehen mit der dem Lande eigenthümlichen Schnelligkeit und erfreuen sich seit den letzten Jahren einer riesigen Beliebtheit: Vereine und Privatpersonen wetteifern in der Errichtung solcher; und tüchtige Agenten sorgen für die künstlerische Ausführung derselben. — Um dies zu verstehen, ist es nöthig, sich etwas mit dem amerikanischen Geschäftsprincip zu beschäftigen. Da Jeder bei jeder Gelegenheit möglichst viel herausschlagen will, so schließt ein kunstsinniges Denkmalcomité mit dem Fabrikanten oder Agenten einen Contract ab, welcher beiden Theilen einen zufriedenstellenden Ueberschuß aus dem Denkmalfonds garantirt. Nach Abzug dieser Summe — gewissermaßen die Fundamentirungskosten — bleibt doch noch ein Theil des ausgesetzten Geldes übrig, von dem nun die weiteren Kosten der Ausführung des Denkmals zu decken sind. Nun heißt es Sparsamkeit walten zu lassen! Daher muß in erster Linie das Künstlerhonorar verbilligt werden, und am Besten weiß sich der kunstsinnige Fabrikant zu helfen, indem er den Bildhauer einfach auf Tagelohn engagirt. Und große Ansprüche stellt er ja auch nicht an die Phantasie des Künstlers, denn der Entwurf ist bereits vom Auftraggeber nach einem wohlassortirten Musterbuch festgestellt worden. Im Allgemeinen handelt es sich bei dieser Art von Aufträgen nur um eine einfache Figur, die dem Metier der darzustellenden Herren entsprechend in bürgerlicher oder soldatischer Tracht ausgeführt wird; für die Haltung der Denkmalfigur hat sich bereits eine bestimmte Pose herausgebildet, so daß dem Künstler zeitraubende Studien erspart bleiben. — Handelt es sich aber darum, den höheren Ansprüchen, der bereits europäisch zurechtgestutzten Auftraggeber, die in der Allegorie das Wesen der Kunst erblicken, gerecht zu werden, so fügt man dem Denkmal eine Gruppe bei. Diese besteht aus einem derben Frauenzimmer mit jenem undefinirbaren classischen Gesichtsausdruck. Neben ihr räkelt sich ein halbwüchsiger Schlingel, der das Metier des Dargestellten durch eine brennende Fackel — wenn derselbe gerade eine Leuchte der Wissenschaft gewesen ist oder häufiger noch ist, denn in Amerika wird Jeder schon bei Lebzeiten ausgehauen — symbolisch andeutet. Gilt das Denkmal aber einem Kriegsherrn, so schwingt der Junge statt der leuchtenden Fackel ein gezücktes Schwert; hält er aber einen Mercurstab in der geballten Faust, so kann man sicher sein, daß das Denkmal den Manen eines großen Medicinmannes gewidmet ist.

Doch nicht alle Denkmäler werden nach diesem Recept angefertigt. Werden dieselben von Staats- oder Stadtbehörden errichtet, so überträgt man sie nach europäischem Muster mit oder ohne Concurrenz einem den Denkmalvätern verschwägerten Bildhauer oder lieber noch einer Bildhauerin — was übrigens auch anderswo vorkommen soll. Wenn nur allemal der würdigste diesen Verwandtschaftsgrad besitzen würde! — Steht da in der großen Stadt New York an einer Trödlerecke ein Denkmal, das von einer Künstlerin mit besagtem Verwandtschaftsgrad ausgeführt ist — eine vollständige Kritik zu geben, dazu reicht der Raum hier nicht aus, wenn man eben auf alle Eigenarten und Vorzüge des Denkmals in wahrer Würdigung des Kunstwerkes eingehen will. Nur hervorheben will ich, daß jene Künstlerin eine neue Proportion des menschlichen Körpers zur Anwendung gebracht hat und die Denkmalsigur von allen Kautschukmännern als Meisterstück menschlicher Gliederverrenkung gepriesen wird. Daß der Dargestellte ein alter Geizkragen gewesen ist, weiß die Künstlerin sehr geschickt durch einen abgetragenen Rock, der von einer dicken Schmutzschicht überlagert ist, symbolisch anzudeuten. Der Schmutz ist mit solcher Meisterschaft dargestellt worden, daß man im Zweifel sein könnte, ob er nur das Product des Verwitterungsprocesses ist oder von den Fingern der Künstlerin herrührt.

Glücklicher Weise fallen die Denkmäler New-Yorks wenig in die Augen — sie scheinen alle das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen und verbergen sich daher unter den Schatten der hohen Geschäftshäuser; so könnte man sie eher für Reclamefiguren derselben halten als für Denkmäler amerikanischer Geistes- und Kriegsheroen. Doch auffallend ist stets das Postament der Denkmäler, das eine verblüffende Aehnlichkeit mit einem Geldschrank aufweist, daher wundert es mich nicht, daß die Figuren, auf solchem schwankenden Grunde errichtet, bald nach links, bald nach rechts hinüberneigen. Diese Eigenthümlichkeit der im Denkmal verewigten todten und noch lebenden Herren theilt auch der selige Columbus in Chicago, der aber insofern einen erfreulichen Vorzug vor den anderen hat, als er nicht auf einem Geldschrank aufgebaut ist, sondern

auf einem Riesenofen festen Fuß zu fassen sucht. Die Figur muß aber sehr gut befestigt sein, sonst wäre sie schon längst hinabgestürzt. Oder ob diese Darstellung nur auf einer feinen Beobachtung der Natur beruht und die Neigung zum Fallen, die im Denkmal ausgesprochen ist, nur den Seemann, der plötzlich den festen Boden betritt, charakterisieren soll? — Dann freilich feiert die realistische Plastik in Amerika ihre höchsten Triumphe.

So wird das Erhabenste zum Lächerlichen gemacht durch unlautere Beweggründe der Menschen. Einst führten die Denkmäler eine allen Völkern verständliche Sprache von der Geschichte und den Thaten der Ahnen; selbst der einfache Monolith auf einsamen Haiden erzählt uns noch heute von den ersten Regungen der Cultur — oft größer und gedankenvoller als das geschriebene Wort. Anders hingegen heute, wo man, wie es allgemein in Amerika geschieht, die Kunst in das große Gebiet der Industrie einreiht. Ob die Kunst überhaupt noch einmal jene erhabene Stellung längst vergangener Tage einnehmen wird? Wer weiß es. Es ist ja an sich ein Vorzug, daß durch die Massenproduction in den vervielfältigenden Künsten eine bis dahin unbekannte Verbreitung eines Werkes geschehen kann. Doch steht hiermit das abnehmende Verständniß und die Würdigung eines Kunstwerkes im umgekehrten Verhältniß; das Kunstwerk theilt gleichsam das Schicksal des Neu-Ruppiner Bilderbogens, der nur, solange er neu ist, das kindliche Auge erfreut; ist er aber erst beschmutzt, zerreißt man ihn und wirft ihn auf den Kehricht. Es ist also die Alltäglichkeit, die den Kunstartikel herabsetzt, und diese Auffassung überträgt man in Unkenntniß des Werkes auf jede künstlerische Schöpfung. — So errichtet man in Amerika Denkmäler. Die Zeitungen bringen marktschreierische Berichte über den Kostenpunkt und die Größenverhältnisse — gelegentlich wird auch einmal der Name des Künstlers genannt — aber zu einem wirklichen Eingehen auf die Sache versteht man sich nicht, und die große Masse verlangt es auch nicht, denn dieser gilt die neueste Acquisition eines Wachsfigurencabinets mehr als die monumentale Kunst. So entstehen Denkmäler in verblüffend schneller Folge, niemand, außer den dabei allein interessirten, würdigen Comitémitgliedern, weiß Etwas davon — ohne Sang und Klang wird die Enthüllung vollzogen und die Welt ist um ein — Fabrikproduct reicher.

Was sonst die amerikanischen Massenartikel anbelangt, so nimmt natürlich im Lande des strikten Geschäftsgeistes das Reclamebild die hervorragendste Stellung ein. Geradezu virtuos sind die Riesendarstellungen, die man an allen Bauzäunen und frei stehenden Häuserwänden in reicher Auswahl vorfindet, zu nennen. Neben Buffalo Bill mit seinem romantischen Gefolge sehen wir ganze Scenen der in Amerika so hochgeschätzten Räuber- und Ausstattungsstücke dargestellt; daneben bringt ein amerikanischer Wunderdoctor sein Porträt in Riesendimensionen mit der bildlichen Darstellung seiner altbewährten Heilmethode dem leichtgläubigen Publicum zur Schau. Sehen wir von der meist entsetzlichen Farbenzusammenstellung ab, so überrascht uns die Sicherheit der Zeichnung und die geschickte Composition der Gruppen. Es ist bedauerlich, daß so viel Talent diesen sensationellen Zwecken dienstbar gemacht ist, welches unter anderen Verhältnissen der Kunst in viel höherem Grade nützen könnte. Ebenso entbehren auch die Anpreisungen in den Zeitungen selten der Illustration, ohne welche ein wirksamer Erfolg in Amerika nicht zu erreichen ist. Auch hier ist die Bestimmtheit der Zeichnung anzuerkennen, die häufig die Illustration deutscher Familienjournale weit in den Schatten stellt. Was von den Reclamebildern gilt, bezieht sich auch auf die Reproduction aller Arten von Bildern, von denen der amerikanische Markt in ungeheurer Fülle überschwemmt wird.

Weniger vielseitig gestaltet sich das amerikanische Kunstgewerbe, welches ebenso wie die decorative Kunst der gerade herrschenden Mode unterworfen ist und daher zu einer selbstständigen Stellung nicht gelangen kann. Ferner ist jede reichere Behandlung durch die Billigkeit des Artikels ausgeschlossen, welcher Punkt in erster Linie zu berücksichtigen ist, denn der Durchschnitts-Amerikaner bezahlt anstandslos jede geforderte Summe für eine dem Sinneskitzel dienende Sache, entschließt sich aber sehr schwer, den geliebten Dollar für eine künstlerische oder kunstgewerbliche Sache auszugeben. Daher begnügt man sich im Kunstgewerbe mit einigen gewaltsamen Effecten, während das geringe Bedürfniß für wirklich künstlerische Arbeiten durch den Import, namentlich aus Frankreich, gedeckt wird.

Nur ein Gebiet des Kunstgewerbes nimmt eine hervorragende Stelle ein, nämlich die kirchliche Kunst. Es hat sich diese zu einer gewissen Höhe entwickeln müssen, weil die Kirche einer glänzenden Ausstattung bedarf, um die schau- und sensationslüsterne Menge anzulocken. Die kahlen vier Wände würden auch dem bigottesten Amerikaner kaum als Stätte der Andacht genügen; dazu bedarf es schon einer die Sinne bestrickenden Umgebung; ebensowenig wie das Ausstattungsstück ohne die wechselvolle Scenerie allein um der Handlung Willen eine Zugkraft auf das Publicum ausüben könnte, kann es die gottesdienstliche Handlung ohne eine fascinirende Umgebung. Den geheimnißvollsten Reiz in der Kirchendecoration übt natürlich das farbige Glasfenster aus, welches die an sich schon geschickt gewählte Dämmerungsstimmung in den christlichen Kirchen noch erhöht. In richtiger Erkenntniß dieser Wirkung haben Unternehmer im Bunde mit den Frommen der Glasmalerei ein bedeutendes Feld erschlossen, so daß die amerikanischen Institute den europäischen in künstlerischer Ausführung nicht nachstehen und sogar in malerischen Effecten diese bedeutend übertreffen. Man begnügt sich nicht mit einem farbigen Grundton der verschiedenen Theile der Figur, sondern bedient sich eines Glases, das schon im Brande verschiedenartig gefärbt und abgestimmt ist. Durch übereinander liegende und ineinander sich verlaufende Farbschichten wird ein transparenter Effect erzielt, gegen den die feinste Ausmalung stumpf erscheint. Ferner weiß man durch das verschiedene Relief der Glasschicht, welche bald glatt in der Oberfläche behandelt ist, bald zusammengerollt einen natürlichen Faltenwurf bildet, eine plastische Wirkung zu erzielen, die ebenfalls nicht mit Hülfe des Pinsels erreicht werden kann. Diese Virtuosität der Technik beschränkt die eigentliche Malerei nur auf die unbekleideten Theile der Figur, des Gesichtes, der Hände und der Füße; während Gewand und Landschaft lediglich die geschickte Zusammenstellung des vorhandenen Materials erfordern und nur in seltenen Fällen einer Ergänzung durch den Pinsel bedürfen. — So hat man die Glasmalerei in Amerika auch glücklich zu einem Fabrikproduct gemacht, und sie kann wohl als solches eine hervorragende Stelle in der mechanischen Fabrication behaupten, nie aber jene künstlerische Höhe, die nur durch den Geist des Meisters geschaffen werden kann, erreichen. Trotz des scenischen Effects und vielleicht gerade deshalb wird ihr die schablonenhafte Mache der Fabrikarbeit anhaften bleiben, da sie nicht das Können des Künstlers, sondern nur das Geschick des Glasschneiders voraussetzt. — Welch' ein gewaltiger Gegensatz zwischen jenen naiv empfundenen Schöpfungen mittelalterlicher Meister und amerikanischer Fabrikarbeit! — Es sei noch erwähnt, daß die Beleuchtung der Glasfenster in den amerikanischen Kirchen vielfach durch elektrisches Licht geschieht; einmal um den Reiz der Farbenwirkung noch zu erhöhen, dann aber aus dem einfachen Grunde, weil die meisten Kirchen der natürlichen Beleuchtung ermangeln. Denn der Kostenpunkt spielt bei der Erbauung einer Kirche ja dieselbe Rolle wie bei der Errichtung eines Geschäftshauses; hier wie dort hat man mit Ausnutzung des Raumes zu rechnen und das Gotteshaus muß zwischen den gewöhnlichen Wohnhäusern der Sterblichen einrangiren und dank der

modernen Beleuchtungsmittel wird ja auch dem Mangel an Tageslicht, das durch die hohen Nachbargebäude abgeschlossen wird, abgeholfen.

Als ein Musterstück amerikanisch-kirchlicher Kunst ist hier die im byzantinischen Stil errichtete Capelle von Tiffany u. Co. auf der Weltausstellung in Chicago zu erwähnen, welche eine stete Anziehungskraft auf Gläubige und Ungläubige ausübte. Was an raffinirter Stimmung überhaupt erzielt werden kann, war hier im höchsten Grade erreicht: die elektrisch erleuchteten Glasfenster hoben sich fast gespensterhaft aus dem Halbdunkel der Capelle ab, die durch den zwei Opferbecken entströmenden Weihrauch von einer sinnenbestrickenden Atmosphäre angefüllt war. Dann die Gestalt des Gekreuzigten, dessen kostbare Blutsperlen vom Altar herab die Herzen der Sünder zu durchbohren schienen; Crucifixe und heilige Gefäße mit Weihwasser und wirklichem Blut des Erlösers gefüllt — alles dies vereinigte sich zu einer theatralischen Wirkung, die mit den ältesten katholischen Kirchen wetteifern konnte. — Ob die Tiffany-Capelle nun aber dem höchsten Gott in diesem Gewand als Anbetungsort dienen sollte, war noch nicht entschieden. Man sagt, sie sei später in rein protestantische Privathände übergegangen, und diesem Wechsel konnte sie sich, dank der Vorsorge ihres Schöpfers, der bei der Anlage den verschiedenen Confessionen Rechnung getragen hatte, unterwerfen, ohne in ihrer Würde etwas einbüßen zu brauchen — eine kleine Veränderung der Ausstattungsstücke verwandelt sie ja leicht vom orthodox-katholischen zum calvinistisch-aufgeklärten Sammelort der Gläubigen. —

Sehen wir, daß die Ausübung der Künste in Amerika als eine reine Geschäftssache betrieben wird, so daß der Künstler immer mehr von dem Atelier in die Fabrik gedrängt werden, so gilt aber diese Auffassung bei der dilettantischen Kunst nicht. Im Gegensatz zur brodsuchenden Kunst schreitet diese erhobenen Hauptes einher; nichts ist ihr zu groß, als daß sie nicht ihr Heil damit versuchen möchte. Eine ungeheure Anhängerzahl hat der Dilettantismus in Amerika gefunden, der natürlich am meisten vom zarten Geschlecht protegirt wird. Gilt es in Europa als vornehm, daß die höhere Tochter sich mit der Musik beschäftigt, so gilt es in Amerika als außerordentlich vornehm, sich auch noch mit der Ausübung der bildenden Kunst zu befassen. Ich kann hier nicht die Frage, in wie weit der Dilettantismus der Sache der Kunst an sich förderlich ist und in wie fern jener auf das allgemeine Verständniß eines Kunstwerkes erzieherisch einwirken kann, eingehend erörtern; doch erscheint es mir, als würde die Sache der Kunst in Amerika eher ungünstig durch die Dilettanten beeinflußt, da diesen der Ernst fehlt, welchen das Studium der Kunst voraussetzt. Ferner ist vom Standpunkt des wirthschaftlichen Nutzens das Dilettantenthum vollends zu verwerfen, in so fern es den Künstlern von Beruf das beschränkte Absatzgebiet noch weiter verkleinert. Denn viele Dilettanten sind in der Lage nur zu verkaufen, nicht um des Verkaufspreises willen, sondern um der Anerkennung willen, die jeder in dem Kaufcontract erblickt. —

So ist dem Künstlerproletariat eine Concurrenz erwachsen, die ihm den Kampf ums Dasein noch weiter verbittert und ihm den Glauben an eine kommende amerikanische Kunst nimmt. Wir stehen hier wieder vor einer der Eigenthümlichkeiten, die die schnelle Entwickelung der amerikanischen Cultur in so reicher Anzahl zeitigt und die dem an eine langsame, stufenweise Entwickelung gewöhnten Europäer unverständlich erscheint, nämlich daß Amerika schon ein Künstlerproletariat hervorgebracht hat, bevor es nur die ersten Regungen einer nationalen Kunst empfunden hat. Ob es diese eigenthümliche Entwickelung des Landes ist, welche den Menschen von einem Extrem in's andere jagend, ihm keine Zeit zum fröhlichen Genießen läßt, oder ob es eine Eigenthümlichkeit der englisch sprechenden Völker ist, den bildenden Künsten sich mehr oder weniger gleichgiltig gegenüber zu verhalten, wird uns die Zukunft Amerikas lehren. Aber nur dann kann die Zukunft bessere Resultate bringen, wenn sie jenen verwerflichen Standpunkt abgethan hat, der den Werth des Menschen nur nach seinem Besitz oder seinem Geschick, Geld zu verdienen, beurtheilt. Bis dahin bedeutet auch die glänzendste Geschäftsspeculation und die hervorragendste Erfindung nur eine neue Fessel für die wahre Culturarbeit, die in der forschenden Wissenschaft und den schönen Künsten gipfelt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

In Automatopolis.

Von Gustav Beßmer.

Der Himmel war blau und der Bergwald noch grün; es war einer der ersten Octobertage des Jahres 1895, in dem der Wein so wohl gerieth. Ich lag in besagtem Walde, die Arme unter dem Kopf, den Blick auf die leise rauschenden Wipfel der Buchen gerichtet. Durch die zitternden Blätter glitzerte das Himmelsblau; ein kleines weißes Wölkchen segelte, stolz wie ein Schwan, am Horizonte dahin. Wenige Schritte entfernt fiel der Boden steil ab, ein Eisenbahndurchschnitt durchquerte den Wald. Am Rande des Abhangs stand vereinzelt eine alte Tanne; die Böschung war unbepflanzt; der glitzernde Schienenweg, der sich in der Tiefe hinzog, war den Blicken freigegeben. Hier war der höchste Punkt der bewaldeten Höhe; der Blick schweifte ungehindert in die Runde. Nach Nordwesten umfaßte er das Häusermeer einer werdenden Großstadt, die zwischen rebenbepflanzten Höhen eingekeilt lag. Einzelne Straßenzüge kletterten die Höhen hinan; die Dächer blitzten im Sonnenlicht. Nach Südwesten, wo der Wald an eine Hochebene anstieß, lag ein Dorf. Aus dem Dächerhaufen erhob sich die Riesenesse einer Brauerei. Dort wurde das Bier bereitet, das ich in der Stadt zu trinken pflegte. Den sonnigen Böschungsrand entlang zog sich, so weit das Auge reichte, ein breiter Streifen halbverblühten Heidekrautes, durchsetzt mit Büscheln von hohem Waldgras, dessen rispenbeschwerte Spitzen sich im Luftzug der Höhe senkten und hoben. Hin und wieder zirpte eine Grille, ging ein Rascheln durch Heidekraut und Gras, wenn eine Eidechse oder Blindschleiche vorüberhuschte. Dann herrschte wieder tiefe Stille. Ein schriller Pfiff weckte mich aus meiner Beschaulichkeit; ein Bahnzug schleppte sich durch den Wald bergan. Der stinkende Rauch der Locomotive zog sich herauf zu meiner luftigen Höhe, legte sich auf das Gestrüpp und zerflatterte allmälig.

Heiliger Waldesfriede, Tannenduft und Höhenluft! ... dachte ich betrübt: Wo seid ihr noch anzutreffen?! ... Glücklich jene Zeit, da das Posthorn noch sein Trara durch die Wälder schallen ließ ... glücklich die Menschen jener Tage! ... Sie kannten nicht die Hunderte von „Errungenschaften" der Technik, die, den Concurrenzkampf verschärfend und die menschliche Arbeitskraft verdrängend, unsere Zeit zu dem gemacht, was sie heute ist — einem Kriege Aller gegen Alle! ...

Glückliche, gute alte Zeit!

* * *

Zum zweiten Mal an diesem Morgen hatte mir das vorwurfsvolle „Neun!" des Phonochronometers in's Ohr geklungen. Ich beschloß die Geduld der Sprechuhr auf keine weitere Probe zu stellen, erhob mich und kleidete mich an. Ein Blick auf den Höhenlufthahn zeigte mir den Grund meines Langschläferthums; ich hatte am Abend unterlassen dem Hahn die gewohnte Viertelöffnung zu geben. Mein Kopf war denn auch etwas benommen, wie es nach einer Nachtruhe in der Luft einer Großstadt des Jahres 1945 nicht besser zu erwarten war.

Nachdem ich ein kleines Frühstück, bestehend in einigen Albuminbisquits und einem Täßchen Eisenalbuminlösung zu mir genommen, beschloß ich einen Frühspaziergang, soweit dieser veraltete Ausdruck noch anwendbar ist auf ein Durchwandern der Straßen einer modernen Großstadt. Doch die Sonne schien so verlockend, der Himmel war so blau, daß ein Blick auf die beiden Himmelsgaben, deren Genuß noch durch keinen Automaten geregelt oder versteuert ist, ein Ausgang lohnte. Selten, daß sich der October so gut anließ. Ich mied den überdachten Theil des erhöhten Bürgersteiges und schlenderte die eiserne Brüstung entlang. Das Menschengewühl war augenblicklich weniger stark, die großen Werkstätten hatten um 9 Uhr begonnen. Ich lehnte mich an das Geländer und blickte hinab auf die Fahrbahn der Straße. Wagen an Wagen drängten sich dort. Wieder machte ich die Beobachtung, daß

die alten Motorwagen täglich seltener werden; die Elektricität verdrängt sie, wie seiner Zeit der Motor das Pferd, dies bald ausgestorbene Geschöpf der Thierwelt, verdrängt hat. Wenn ich mich nur an die markerschütternden Signale der elektrischen Untergrundbahnen, an dieses ptötzliche Emporsausen der Fahrstühle, die die Aufsteigenden zu Tage und die Fahrlustigen in die Tiefe befördern, gewöhnen könnte! Dazu das Schreien der Ausrufer, die das Publicum in die Verkaufsmagazine zu locken bestrebt sind, die Orchestrionwagen der Operettentheater, die wandelnden Sängertrios und Quartette, die unter Triangetbegleitung eine neue Unterkleidung oder ein anderes Industrieproduct anpreisen; wohin man flieht — Lärm verfolgt uns. Das Ohr eines Menschen, dessen Erdentage in die Stille des verflossenen Jahrhunderts zurückreichen, ist allerdings auch empfindlicher, als das der Kinder dieses Säculums. Mitten in meinen Betrachtungen störte mich eine furchtbare Stimme.

„Pohlig's Weizenextract ist das Beste!" brüllte mir ein Reclamenebelhorn in's Ohr. Ahnungslos war ich auf einen der elektrischen Fußtaster getreten, die in abgefeimter Weise im Asphalt des Bürgersteiges angebracht sind. Für heute hatte ich genug.

Schneller in mein gewohntes Hôtel zu gelangen, vertraute ich mich einem Vehikel der elektrischen Hängebahn an. Im Anfang hatte ich mich gescheut, diese, einzig an einer Eisenschiene schwebenden Kasten zu besteigen; heute ist es mir das weitaus angenehmste Beförderungsmittel. Es liegt ein eigener Reiz in diesem Ueberdiedächerschweben, wie das neue Wort so schön lautet. Unbekümmert um die strafenden Blicke der Mitfahrenden, die die Muse der Fahrt zum Studium der Börsenberichte benutzen, blicke ich auf das Dächermeer der endlosen Großstadt. Ich bin alt; was thut's, wenn ich eine Minute verschwende. Aus der Tiefe dringt, nur geschwächt, das Tosen des Verkehrs; ein leises Zittern geht durch die hohen Pfeilergerüste der Bahn; wir begegnen einer Reihe gekuppelter Fahrkasten; eine Hochzeitsgesellschaft macht zur Feier des Tages eine Rundfahrt.

Im Hôtel traf ich einige Altersgenossen, die sich am Automaten mit verdrossener Miene ihr Gläschen Eisenalbuminatlösung abzapften. Einer, ein geschworener Freund und Verehrer der Zeit, die wir als „gute, alte" bezeichnen, trat zu mir und klagte sein gewohntes Leid. Geduldig lieh ich ihm mein Ohr. Der Arme! . . . er hat Augenblicke, in denen er völlig vergißt, in welcher Zeit er lebt. So war ich schon Zeuge, wie er „Kellner, die Speisekarte!" rief, und das in einem Hause, darin noch kein Gast das Antlitz eines Bediensteten, geschweige des Leiters erblickt! . . . Heute jedoch schien es mir unheimlich werden zu wollen. Flüsternd berichtete er mir, daß es ihm gelungen sei, eine Ente groß zu ziehen. Er habe das Thier von einem Freund auf dem Lande erhalten, der im Geheimen noch allerhand Geflügel züchte und verzehre. Er lud mich ein, am Verschmausen des gebratenen Vogels theilzunehmen. Schaudernd riß ich mich los. Auf meine alten Tage noch in das Correctionshaus wandern! . . . Nein! . . . Mit zitternder Hand warf ich einen Nickel in den Drehkreuzautomaten des Hörzimmers; der Apparat ließ mich ein; ich war in Sicherheit, hier durfte nicht gesprochen werden

Die Wände entlang hingen die Hörschläuche der verschiedensten Journale. Nur wenige aus den Tagen, da man noch in der Altväter Weise auf Papier gedruckt, hatten die Zeit überdauert. Zu ihnen gehörte die „Gegenwart". Ich hatte zu ihren Lesern gezählt in meinen jungen Jahren; ich las, vielmehr hörte, sie auch jetzt noch allwöchentlich. Doch nein, der Ausdruck ist ja auch veraltet, seit der Sonntag abgeschafft und die Wocheneintheilung in Wegfall gekommen. Das ist auch einer der Schmerzenspunkte meines alten Freundes, und hier muß ich ihm Recht geben, ob er gleich im Geheimen noch Kannibalismus treibt. Wohl haben sie jetzt den Fünfstundentag, aber der Sonntag fehlt dennoch). Jene unheilvollen drakonischen Sonntagsgesetze, die die Regierung zu Beginn des zweiten Jahrzehntes erlassen, tragen die Schuld. Sie führten zu jenem furchtbaren Gegenstoß, der für immer zu den größten geistigen Bewegungen unseres, an Umwälzungen so reichen Jahrhunderts zählen wird.

Zwischen diese Erwägungen hinein hatte ich die telephotographische Inhaltsübersicht studirt, die auf einer elektrisch erhellten Milchglastafel zu lesen war; ganz hatten sie die Schriftzeichen doch nicht zu verdrängen vermocht. Ich wählte die Erzählung eines jungen neuseeländischen Autors. Vor meinen Augen breiteten sich die unendliche Fluth des Großen Oceans und ein palmenbewachsener Strand. Glückliche Insel! murmelte ich. Ein Druck auf den Taster der „Gegenwart", der Apparat setzte sich in Bewegung, der Autor sprach. Mit eintöniger, müder Stimme erzählte er die Geschichte eines neuseeländischen Fabrikarbeiters, dem der Riemen einer Maschine den Arm abgerissen. . . . Ich hatte vergessen, daß es keine „glücklichen Inseln" mehr gab.

Der Versuchung durch andere Hörschläuche tapfer widerstehend, trat ich den Heimweg an. Noch war ja keine Woche vergangen, daß durch Anhören eines Romans, dessen Held an Darmkrebs starb, eine Anzahl Personen angesteckt wurden. Dem Autor sollen für seinen nächsten Roman, in dem er die Bauchspeichelentzündung literarisch verwerthen wird, bereits riesige Angebote gemacht worden sein.

Auf der Schwelle des Hôtels stieß ich auf einen Großneffen, der sich wenige Monate zuvor „verpflichtet" hatte; das alte „verheirathet" lag meinem Ohre besser, hatte allerdings auch einen weiter gehenden Inhalt. Die junge Gattin ist Vorsitzende des Aufsichtsrathes der Lichtautomatengesellschaft; selbstredend hat sie ihren Doctor juris gemacht. Der Gatte betreibt eine Fabrik papierener Unterkleider.

„Du, Oheim!" rief er. (Ich habe mir das „Großoheim" verbeten). „Dich suchen wir. Ich und 'Beth nämlich . . . Wir wollen eine kleine Tour auf das Land machen. Ich habe F. vorgeschlagen. Dort soll noch ein Stück Wald aus dem vorigen Jahrhundert zu sehen sein. Das Eintrittsgeld ist zwar etwas hoch, doch was thut's? Es soll zugleich 'ne Art verspätete Hochzeitsreise sein. Irre ich nicht, unternahmt Ihr früher Derartiges . . . 'Beth spottet, ich hätte romantische Anwandlungen . . . Du begleitest uns doch? . . . Ich muß Dich zwar um Nachsicht bitten. 'Beth wünscht die elektrische Bahn zu benutzen. Nutzlose Bummelei! . . . Wir brauchen so vierzig Minuten für eine Tour, die wir im Luftschiff in zehn machen würden."

Ob ich mitging! Mir erschienen die dreihundert Kilometer, die der elektrische Train in der Stunde zurücklegte, noch immer eine Leistung. Elisabeth's Abneigung gegen das Luftschiff war auch die meine. Ich nenne sie Elisabeth, wie ihn Alfred statt 'Fred. Die Zeit, die Namen meiner Lieben voll auszusprechen, will ich mir noch nehmen. Ein Geschlecht allerdings, dem die Windsbrauteile des elektrischen Zuges Bummelei erscheint, muß auch hier sparen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel; das Riesennetz der oberirdischen Kabel warf seine siebartigen Schatten. Wir verspürten einen gewissen Durst und beschlossen ihn mit Bier zu löschen. Ein Glück, daß uns dies Getränk erhalten geblieben! Es hat sich nicht ersetzen lassen; ja, sein Verbrauch ist mit der wachsenden Bevölkerung gestiegen. Das alte Wirthschaftswesen allerdings ist verschwunden. Wir strebten einer der runden Trinkhallen zu, in denen die Brauereien ihr Bier durch Automaten verzapfen lassen. Die, in welche wir traten, wird von der Brauerei unterhalten, an deren „Stoff" ich schon in meiner Jugend Geschmack gefunden. Das Etablissement — damals schon das größte — kämpft mit der Vereinigung der noch existierenden kleinern Brauereien einen letzten Entscheidungskampf. Das Ende dieses Bierkriegs ist noch nicht abzusehen.

Ich wollte, ich hätte einen der trinkbaren Mannen der alten Zeit an meiner Seite. Ich möchte seine Augen sehen, wenn ich ihm sagte: „Der Ort, allwo Du Dich vor der liebenden Gattin geborgen, ist nicht mehr. Statt seiner steht diese Halle. Durch ein Deinem Auge verborgenes, weil unterirdisches Röhrennetz wird das Bier hierhergeleitet. Die Poesie des zu entleerenden Fasses ist geschwunden. Jene Automaten vertreten die Hebe, wie den Wirth." Nachdem wir unsere Gefäße im Wasserstrahl einer palmengeschmückten Fontaine gereinigt, vertieften wir uns in das Füllen und Entleeren derselben. Der moderne Krug faßt nur ein Drittel des geschichtlichen ‚Glases'. Mein Neffe würde die Beschäftigung in's Endlose fortgesetzt haben; ich drängte im Blick auf die harrende Gattin zum Aufbruch.

Wir vermieden das Gewühl der oberirdischen Bahnhofhallen und begaben uns auf einer Seitentreppe direkt in den Einsteigtunnel. Ich würde Mühe gehabt haben, Elisabeth aus der Menge befrackter und behoster Fahrgäste herauszufinden; das Auge des Gatten sah schärfer. Die acht Eisencylinder, die unsern Zug bildeten, standen bereit: das Messingwerk der runden Fensterlucken glitzerte im Lichte der den Tunnel erhellenden Bogenlampen. Ein Diener der Rohrgepäckpost überbrachte uns Alfreds kleine Handtasche; die Thüren wurden geschlossen; ein kaum merkliches geräuschloses Gleiten zeigte uns an, daß wir — genau zur festgesetzten Sekunde — die Fahrt angetreten.

Die mattgeätzten Tulpen der elektrischen Wandarme ließen das zarte Gold der Sitzpolster und das Mattblau der Wagenwandungen in künstlerisch abgetöntem Widerschein erstrahlen. Ein Abglanz dieser Farbensymphonie lagerte auf dem Antlitz meines Gegenübers. Dies behoste Menschenkind war die Enkelin meiner Jugendflamme? . . . Einzig das Fehlen des Bartes und die vollere Büste ließen auf das Geschlecht schließen. . . Das Weib der Gegenwart scheint nicht zu wissen, was es aufgegeben, als es den letzten, den äußerlichen Schritt zur Gleichstellung mit dem Manne gethan. Worauf hatte seine Wirkung auf den Mann beruht? Zum größern Theil doch auf der äußern Erscheinung. Doch — hier lag es ja eben. Die Frau hat mit dem Manne auf dessen eigenstem Gebiete konkuriren gewollt. Sie hat es erreicht, indem sie alle Aeußerlichkeiten preisgab. Die Siegerin war nicht mehr Weib, sie war Mannweib. Trotzdem. Elisabeth war nach allem, das ich von ihr wußte, noch eine der am wenigsten männlichen Vertreterinnen des „intelligentern Geschlechts", welches Wort die Frau unserer Tage mit Vorliebe zu benutzen pflegt, war z. B. die liebenswürdige Scheu vor dem Luftschiff nicht eine kleine Schwäche? Ein Etwas in ihren Augen erinnert mich an die Verstorbene, die Großmutter, wenn sich dies unangenehme Wort anwenden läßt auf ein Wesen, wie die Elisabeth meiner Jugendjahre. Ich sehe sie vor mir, als Mädchen, in reinster Jugendfrische. Das graublaue, in rhythmischen Falten herniederfließende Gewand wird durch einen hellen Ledergürtel gehalten. In dem Gürtel steckt eine Rose. Ich bitte um die Blume; sie lächelt und reicht mir die Erbetene. Wo ist das Weib, das heute noch zu lächeln, so zu lächeln verstünde! . . . Dem Himmel sei Dank, daß die Elisabeth meiner Erinnerung den Anblick dieser behosten Enkelin nicht mehr erlebt hat!

Zwei Minuten unserer Fahrt waren verstrichen, zehn Kilometer lagen zwischen uns und unserer Einsteighalle und noch immer ging die Fahrt durch den Tunnel. Ueber uns dehnte sich die Stadt, ergossen sich die Fluthwellen von Handel und Verkehr; kein Ton davon drang her

nieder in die Tiefe unseres unterirdischen Bahnbetts, das sich haustief unter den Tunnels der elektrischen Stadtbahn hinzog. Elisabeth starrte zur Decke und schien eine Rede vorzubereiten; Alfred kramte in seiner Handtasche. Er war der Erste, der die herrschende Stille unterbrach.

„'Beth, du hast das Theobromin vergessen," sagte er im Tone schüchternen Vorwurfs.

„Du irrst, wenn Du diese männliche Untugend bei mir voraussetzt. Ich vergesse überhaupt nie ... Hier." Sie hatte die Tasche an sich genommen und eine kleine Blechdose zum Vorschein gebracht.

„Verzeih! ... Aber der Cylinder mit unserer Luft?"

„Auch dabei ... Uebrigens, mein Bester, wo steht denn, daß gerade ich an diese Dinge zu denken hätte! ... Du scheinst Dir die Antwort erlassen zu wollen." Sie holte unterdessen einen kleinen polirten Stahlcylinder hervor. Meine Freunde zählen zu jenen Großstadtenthusiasten, die die heimische Luft selbst auf dem Lande nicht ganz zu entbehren vermögen. Ein Druck auf das zierliche Reducirventil — einige Tropfen der verflüssigten Luft kehren in die ursprüngliche Gasform zurück und verleihen der Umgebung den Duft der gewohnten Atmosphäre. Der Rest des Gepäcks bestand aus einigen Dosen Albuminbisquits, dem „Brote der Gegenwart" und andern komprimirten Nährmitteln, wie denn unsere Zeit sich nur noch chemisch ernährt. Wem wäre es z. B. früher in den Sinn gekommen, an Stelle der Chocolade oder des Thees, eine Theobromin- oder eine Theïnlösung zu trinken! Heute werden diese Hauptbestandtheile der Cacaobohne und des Theeblatts an Ort und Stelle im Großen gewonnen. Das Rohmaterial ist nur noch in wissenschaftlichen Sammlungen zugänglich.

Nach vierminutlicher Fahrt hatten wir den zwanzig Kilometer langen Tunnel der Altstadtstrecke hinter uns. Der am Fenster angebrachte Schnellseher — das Auge vermag bei der Schnelligkeit unserer Fahrt nichts mehr zu unterscheiden — zeigt in blitzähnlicher Folge die Straßenzüge der Neustadt. Die Bahn überschritt ein bebautes Thal. Am Horizonte, hoch über Stadt und Zug, tauchte ein schwarzer Punkt auf und wurde rasch größer.

„Das Luftschiff von Rom," sagte Alfred, seinen Chronometer ziehend.

Das Spiegelbild war zu einem riesigen Körper angewachsen, um im nächsten Augenblick unsern Blicken zu entschwinden. Unser Zug schien den Viaduct verlassen und wieder festen Grund unter sich zu haben. Von Neuem zogen endlose Reihen hoher Wohn- und Geschäftsgebäude an uns vorüber. Ab und zu stieß das Auge auf einen graugrünen Fleck pflanzlicher Gebilde; wer Zeit und Eintrittsgeld nicht scheut, kann sich hier den Genuß gestatten, sich unter einen wirklichen Baum oder Strauch zu setzen. Für Naturenthusiasten sind automatische Singvögel vorgesehen, die nach Einwurf eines Nickels ein Lied pfeifen.

Wehmuth überkam mich. Hier hatte einst Wald gestanden, herrlicher Hochwald. Heute umlagerten Rauch und Dunst die Reste einer ersterbenden Flora. Mehr und mehr begannen sich himmelhohe Gebäude zu beiden Seiten der Bahn zu drängen; die oberen Stockwerke waren vielfach durch Brücken verbunden; ein betäubendes Durcheinander maschinellen Getöses umgab unsern mit Blitzeseile dahinsausenden Zug; wir durchquerten das Werkstättenviertel der Schuhproductionsgenossenschaft, ein Unternehmen, das durch den Zusammenschluß der Kleinmeister entstand. Die Genossenschaft hat schon viele der einstigen Großconcurrenten zu Grunde gerichtet.

Der Bahnweg stieg; der Zug verlangsamte seine Fahrt. In meinen Jugendjahren hatten in dieser Gegend mehrfach Zusammenstöße stattgefunden. Heute ist der Betrieb zuverlässiger geworden. Die Wirkung eines Anpralls würde jetzt eine vernichtende sein. Kaum, daß ich es gedacht, verlor ich das Gleichgewicht. Ich hatte das Gefühl, als rollte ich eine steile Fläche hinab. Ich schlug auf. Mein Bewußtsein schwand.

* * *

Beim Erwachen lag ich in einem — zum Glücke trockenen — Graben. Zu meiner Linken zog sich ein Bahnstrang in scharfer Steigung bergan. Der Graben stieß an eine steile Böschung; von der Höhe derselben grüßte Wald, herrlicher Buchenwald. Die ersten Minuten starrte ich wie trunken auf das sonnebeglänzte Grün, lauschte ich auf den Wohllaut eines vielstimmigen Vogelconcerts. Allmälig jedoch kehrte mein Denkvermögen zurück und mit ihm die Erinnerung. Wo waren meine Fahrtgenossen, wo war der elektrische Zug geblieben?! .... Wo war die Stadt?! ... Sie konnte doch nicht mitsammt den Millionen, die sie beherbergte, vom Erdboden verschwunden sein! .. Vielleicht, daß sich von der Höhe der Böschung ein Ausblick bot. Mühsam erhob ich mich vollends; ich fühlte mich ein wenig zerschunden; in dem Punkt unterlag ich keiner Täuschung. Einige Minuten später stand ich oben, unter einer vereinzelten alten Tanne. Der Blick schweifte unbehindert in die Runde. Nach Nordwesten umfaßte er eine Stadt, die zwischen grünen Höhen eingekeilt lag. Einzelne Straßenzüge kletterten die Höhen hinan: die Dächer blitzten im Sonnenlicht. Nach Südwesten, wo der Wald an eine Hochebene anstieß, lag ein Dorf. Aus dem Dächerhaufen erhob sich ein verzweigtes gewerbliches Anwesen, überragt von einer Riesenesse.

Minutenlang verharrte ich in wortloser Verblüffung. War der Zeiger der Zeit plötzlich um fünfzig Jahre zurückgeschnellt?! ... War mein Leben in dem Automatopolis des zwanzigsten Jahrhunderts nur ein Traumleben gewesen und erwachte ich — ein umgekehrter Mönch von Heisterbach — nun wieder zu meinem frühern Dasein?! ....

Wohl lange noch würde ich des Räthsels Lösung gesucht haben, hätte nicht ein langgezogener Pfiff durch den Wald geklungen. In dem Einschnitt, der sich zu meinen Füßen hinzog, wurde ein Bahnzug sichtbar. Voran keuchte ein pustendes Ungethüm, das dicke Rauchwolken ausstieß — die Dampflocomotive meiner Jugendzeit. Meiner Jugendzeit?! ... War ich denn wirklich der Greis, der wenige Stunden zuvor noch sich fremd gefühlt unter der Sonne eines spätern Jahrhunderts?! ...

So viel stand fest — ein Greis war ich nicht. Das ließ sich auch ohne Spiegel behaupten. Aber dann .. dann mußte ja — Mein Gedankengang brach jählings ab. Im Grase, dicht neben mir, zeigte sich der Abdruck eines menschlichen Körpers; daneben lag ein Hut. Hier mußte kurz zuvor Jemand gelegen haben. Mechanisch nahm ich den Hut auf; im Futter stand — mein Name. Noch einen Blick auf den Abhang und auf meine zerschundene Kleidung, und der Rest war mir klar. Lachend warf ich mich in's Gras und blickte dem verschwindenden Bahnzuge nach. Der Rauch der Locomotive zog sich herauf zu meiner luftigen Höhe, legte sich auf das Gestrüpp und zerflatterte langsam. Ich sprang auf und rüstete mich zum Heimweg. Leicht, daß ich einen zweiten Traum träumen konnte, einen Traum, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Vielleicht schiene mir dann die Sonne eines dritten Jahrtausends.

Noch einen Blick auf den Fleck, darauf ich fünfzig Jahre meines Lebens vorausgekostet, dann schlug ich mich durch das Gestrüpp, auf den Waldweg, der in's Thal hinab führte. Die Sonne senkte sich im Westen; gelbrothe Wolken säumten das Flammenthor, durch das sie Abschied nahm. Ihr letzter Strahl lag noch auf dem Bergabhang. Gelbliche Lichter huschten über den Waldesboden, leuchteten hinein in die tiefsten Winkel des grünen Waldgeheimnisses und erstarben langsam. Ferner trug der Abendwind den Klang eines Waldhorns.

„Glückliche Gegenwart!"

Aus der Hauptstadt.

Die heilig Entrüsteten.

Ein Briefwechsel aus der Gegenwart.

I.

Hochgeehrter Herr Chefredacteur,

Der gewaltige Muth, mit dem Sie die Corruption in der conservativen Partei aufdeckten, während Sie vor genau zehn Jahren die Corruption in der freisinnigen mit dem Muthe der Kaltblütigkeit vertuschten; die unglaublich reine Gesinnung und sittliche Ueberlegenheit, dank der Sie Hammerstein zu Boden schmetterten und einen Feldzug gegen all' und jede Verderbtheit auf der anderen Seite des Hauses inaugurierten; die Thatsache endlich, daß Sie nunmehr volle vier Wochen lang Tag um Tag den Erbfeind Stöcker in der markigsten, einsichtslose Nichtpolitiker sagen gehässigsten und niederträchtigsten Weise zu Grunde zu richten versuchen — all' diese Momente treiben mich, Ihnen nachfolgendes Angebot zu machen, das zweifellos für den Leserkreis und für die Verbreitung Ihres geschätzten Blattes von unbeschreiblicher Wichtigkeit ist.

So bewundernswerth die Energie immerhin genannt werden muß, die Sie nun schon seit Monaten an Hammerstein erproben, so wenig dürfen wir uns doch verhehlen, daß der Gegenstand nachgerade zu langweilen beginnt und daß Ihre Abonnenten Ihnen nächstens mit der Bitte näher treten werden, die Hammerstein-Artikel zu kürzen und dafür den Courszettel zu erweitern. Bei Licht besehen, haben die, ich erkenne gern an, hinreißend ausgeführten Attacken auf den verschwundenen Ritter ja auch eigentlich nur den einen Zweck gehabt, Ihre Leser zu unterhalten und zu veranlassen, wieder einmal wohlgefällig an die unterschiedlichen Pharisäerbrüste zu schlagen. Sie verschafften Ihren Lesern damit ein halb sittliches, halb sinnliches Vergnügen, und ich bin überzeugt, Ihre Inseraten-Einnahmen werden steigen, mehr noch, kein Mensch wird Ihnen nunmehr den geringsten Vorwurf deßhalb zu machen wagen, daß Sie sich so eifrig an dem letzten Goldmineschwindel betheiligten. Indessen erzielten Sie, wie bemerkt, mit der Hammerstein-Campagne weiter keinen Erfolg; denn daß auf Grund Ihrer Angriffe auch nur ein gutmüthiges

Bäuerlein von den Agrariern abfällt und zu Rickert übergeht, glauben wir leider ja selber nicht.

Aehnlich liegt die Sache mit Stöcker; höchstens daß hier auf der Hintertreppe, durch Vorlegung von Zeitungsausschnitten mit zufälligen Druckfehlern u. dergl. m., Etwas erreicht werden kann. Die conservative Partei hat sich freilich mitunter brav feig gezeigt, brav feig wie die anderen Staatserhaltenden, als Bismarck gehen mußte; und im Reichstag fand sogar der nachher äußerst demissionslustige Herr von Levetzow damals kein leises Wörtlein des Dankes für den alten Riesen, aber ich glaube nicht, daß sie Lust hat, noch öfter Harakiri zu begehen und sich noch öfter zu blamiren, sobald es oben gewünscht wird.

Ihnen bleibt demnach, besonders der ungeduldig werdenden Abonnenten wegen, nichts übrig, als beide Fälle bei Seite zu legen.

Es ist eine fatale Geschichte. Sie brauchen Sensation, gerade jetzt, der neuerworbenen, noch nicht gehörig gefesselten Abonnenten wegen.

Nun, ich biete sie Ihnen.

Ich biete Ihnen eine saubere Sensation ohne die Schmutzerei gestohlener Briefe, ohne treulose Schurkenstreiche, die den, der sich ihrer bedient, noch ärger bloßstellen, als den Angegriffenen. Bringen Sie meine Sensation, die, wie ich gleich bemerken will, ungleich großartiger und zerschmetternder als die armselige Hammersteinerei ist, die Ihnen auf Ewigkeiten prächtigsten, immer frischen Stoff liefert — bringen Sie meine Sensation, so steht Ihr Blatt mit einem Schlage an der Spitze aller maßgebenden, hauptstädtischen Zeitungen und wird nicht mehr gelesen, wird gierig verschlungen, den Falzern aus den Händen gerissen. Personen in hoher Stellung werden sich um den Posten eines Laufburschen in Ihrer Druckerei bewerben, nur um das Blatt früher in die Hände zu bekommen.

Denken Sie an die Inserenten!!

Dafür, daß ich Ihnen in Obigem nicht zu viel versprochen habe, bürgt der Rang, den ich in Politik und Publicistik einnehme.

Ergebenst

Pfotenhauer.

II.

(Rohrpost-Brief.)

Redaction der Berliner Mitternachts-Zeitung.

Hochgeehrter Herr Doctor!

Unser Chefredacteur ist, wie Sie wissen werden, momentan verreist und weilt am Krankenlager seiner Schwiegermutter. Auf Tantens Wunsch hat Onkel mich mit seiner Vertretung betraut, und Sie können sich denken, daß die Erwerbung Ihrer Sensation ein gefundenes Fressen für mich, ein glänzender Erfolg sein würde; vielleicht steche ich damit den Alten, der in letzter Zeit recht wenig findig war, überhaupt aus und bleibe Chefredacteur! Theilen Sie mir also kurz mit, um was es sich handelt; die Stellung, die ich einnehme, bürgt Ihnen für meine Verschwiegenheit, für eine Verschwiegenheit, mit der verglichen das Grab als ein Kaffeeklatsch erscheinen würde. (Dieser Witz ist nicht von mir, aber glauben Sie, daß ich ihn im nächsten Feuilleton anwenden darf?)

Sie wissen, ich habe mich bisher in meiner Beschäftigung als Banklehrling mit Politik weniger als mit den schönen Künsten, Ballet, Blumensälen ꝛc., befassen können: aber ich weiß, daß ich Ihrer Gewiegtheit voll und ganz vertrauen darf.

In aufrichtiger Hochachtung
sehr ergebener
Anatole S. Mayer,
Eilig! Chefredacteur i. V. der Berliner Mitternachts-Zeitung.

III.

Verehrter und lieber Herr Doctor und College,
Gratulor zuvörderst!

Bei meiner Sensation handelt es sich, rund herausgesagt, um eines der höchststehenden und auch am meisten genannten Mitglieder unserer Regierung. Publiciren Sie die Thatsachen, die ich Ihnen mittheilen werde, so hebt eine Hetze an, wie dergleichen noch nie in Deutschland erlebt worden ist, und in zweimalvierundzwanzig Stunden ist der betreffende Minister aus Amt und Brod, ein todter Mann.

Sie nennen sich, lieber Herr College, einen Neuling in der Politik, und ich gebe ja zu, daß man in Ihren entzückend jungen Jahren mehr für Naturgenüsse schwärmt, wie sie eben z. B. das Ballet bietet, als für trockene Erörterungen. Bewahren Sie sich diese Empfänglichkeit und Reinheit Ihrer Seele, aber sagen Sie Niemandem etwas davon; es würde Ihrem Renommé schaden. Ich für mein Theil verrathe natürlich Nichts.

Daß Sie von der Politik keine Ahnung haben, ist mir nur insofern unangenehm, als Sie mich dadurch zwingen, Ihnen kurz darzulegen, weßhalb die Mitternachts-Zeitung vor allen Anderen berufen ist, den von mir vorbereiteten Kampf zu eröffnen. Bei dem alten Herrn, den Sie vertreten — es ist wahr, er hat sehr gealtert und schreibt lange nicht so geistsprühend wie Sie — bei dem alten Herrn wäre das nicht nöthig gewesen; der hätte mich beim kleinsten Wink verstanden. Na, aber die Jugend, die lernen will, belehrt man gern; hoffentlich waschen wir unsere Hände gegenseitig. Also kurz:

Welcher Partei gehört die Mitternachts-Zeitung an? Der entschieden freisinnigen!

Was macht die entschieden freisinnige Partei? Opposition!

Gegen wen? Gegen die Regierung!

Was muß sie demnach mit der Regierung thun? Sie erschüttern und stürzen!

Wie fängt man das an? Indem man den maßgebendsten Minister erschüttert und stürzt!

Wer ist zur Zeit der maßgebendste Minister???

Sehen Sie, Sie antworten schon ganz gut. Gleich als Sie in die Redaction eintraten, sagte ich im Café: Passen Sie auf, der Mayer macht die Sache!

Ihren Witz vom Kaffeeklatsch können Sie ruhig bringen. Ich habe ihn in meiner Jugend selbst mal angewandt, dann machte Blumenthal ein Epigramm, später einen Essay daraus, und ich glaube, er hat ihn sogar in sein drittvorletztes Lustspiel eingeflochten; niemand merkte was.

Lassen Sie mir gefl. 200 Mk. à conto anweisen, worauf nähere Nachrichten folgen.

Mit collegialem Gruß.

Pfotenhauer.

IV.

Bester College!

Die 50 Meter habe ich erhalten, aber wenn ich Ihnen einen Rath geben darf: knausern Sie Ihren Redacteuren gegenüber, knapsen Sie denen vom Gehalt ab so viel Sie wollen; die Kerle gehen doch nicht fort. Freiwilligen und unterrichteten Mitarbeitern gegenüber ist indessen Generosität durchaus am Platze. Fragen Sie nur Ihren verehrten Herrn Onkel.

Die restirenden 150 M. hole ich also heute Abend von der Kasse ab, geben Sie, bitte, rechtzeitig Anweisung.

Hier nunmehr, im Vertrauen auf Ihre Ehrenmannhaftigkeit, die Information und der Feldzugsplan.

In Stralsund verkracht ein Bankdirector. Das kommt täglich vor, nicht wahr? Aber in diesem Falle hat es ganz etwas Besonderes auf sich. Dem Bankdirector stellen nämlich gute Freunde so eine drittel oder auch dreiviertel Millionen zur Verfügung, und die guten Freunde erhalten das Geld bei Heller und Pfennig aus Staatsmitteln zurück.

Das kommt daher, weil die Frau des Bankdirectors die Schwiegermutter des erwähnten Ministers ist. Wie wichtig Familienbande sind, wissen Sie ja an sich selbst.

Nun passen Sie auf. (Sie verstehen nichts von Politik, darum schreib ich Alles ausführlich.) Ihr bisheriger Chefredacteur, der eben nothwendig durch eine jüngere Kraft ersetzt werden mußte — und unter

uns gesagt, ich glaube, die kranke Schwiegermutter ist Mumpitz, die soll dem Alten nur auf anständige Weise den Rückzug decken! — dieser sogenannte Chefredacteur hat sich bereits die Sensation entgehen lassen, die in folgender, leider anderswo erschienener Notiz lag: „Wenn es wahr ist, wie sehr glaubwürdige Zeugen versichern, daß der Staatssecretär in einer Zeit, wo über den Bankverkehr bedeutsame Entscheidungen zu treffen waren, von Großbankiers Summen entliehen hat, die er nach menschlicher Voraussicht niemals zurückzahlen konnte, dann müßte sein Verbleiben im Amt von allen bedauert werden" ꝛc. Der Herr Minister klagte darauf nicht, wie Sie in Ihrer unpolitischen Unschuld vielleicht annehmen; er ließ vier volle Monate in's Land gehen, während welcher jeder Mensch glauben konnte, was er wollte; vier volle Monate, während welcher die furchtbare Anklage unwidersprochen blieb. Nothgedrungen kommt jetzt endlich eine Antwort, eine unheimlich ernsthafte Ehrenerklärung, die das Staatsministerium dem angegriffenen Collegen giebt. Darin wird amtlich festgestellt: „1) daß die geschilderten Verhandlungen zu einer Zeit stattfanden, in welcher von beabsichtigten Reformen des Bankwesens überhaupt noch nicht die Rede war; 2) daß der Staatsminister v. Bötticher niemals von Bankiers Geld entliehen hat; 3) daß der Staatsminister v. Bötticher keinerlei Zuwendungen, auch nicht den Ersatz des von ihm hergegebenen eigenen Vermögens empfangen hat."

Nun wundern Sie sich, liebster College, zunächst darüber, daß man solch eine feierliche und ganz ungewöhnliche Form wählt, um giftige Verleumdungen zu widerlegen; in Ihrer Naivität weisen Sie am Ende sogar darauf hin, daß jede Schutzmanns- oder Nachtwächterbeleidigung vom Staatsanwalte blutig gerächt wird, daß die höchsten Beamten aber ungerechter Weise den Schutz der Gerichte entbehren müssen, wenn man sie tödtlich in ihrer Ehre beschimpft. Und Sie denken dabei auch gleich an den neuen Kopenhagener Gesandten. Sie meinen, daß nimmermehr durch eine amtliche Erklärung, daß nur durch unparteiische, streng gerechte, rücksichtslose richterliche Untersuchung die Angelegenheit aus der Welt geschaffen werden könne. Und Ihr durch strenge Enthaltsamkeit vom Genusse Rickert'scher Reden noch ungetrübter Scharfsinn sagt sich, daß kein Staatsministerium der Welt im Stande ist, zu entscheiden, ob Der und Jener Geld von Bankiers gepumpt hat oder nicht. Will man das auskundschaften, so muß man eine der so beliebten Enquêten in's Werk setzen und die Haupt- und Geheim-Bücher aller Bankiers einfordern, oder aber den Ankläger zwingen, seine Beweise vorzulegen. Thut man das nicht, so ist es zwecklos, apodiktische Behauptungen aufzustellen; wo Aussage gegen Aussage steht, bleibt es allen Zweiflern überlassen, welcher sie Glauben schenken wollen. Sie sehen schon, junger Freund, die Ehrenretter gingen allzu rasch an's Werk. Sie reden von Reformen des Bankwesens, während die Anklage nur von Entscheidungen über den Bankverkehr spricht und damit anspielt auf die in den achtziger Jahren lebhaft verlangte Umwandlung der Privatgesellschaft „Reichsbank" in eine thatsächlich dem Staate gehörende Bank. Drittens und letztens heißt es in der Ehrenerklärung, der Staatssecretär habe keinerlei Zuwendungen empfangen — mit Verlaub, das ist ein Spiel mit Worten, denn wenn auch der Herr Minister kein Geld zurückempfing, so doch die guten Freunde, die hülfreich eingesprungen waren. Und wie hießen diese guten Freunde? Weshalb und wem zu Liebe gaben sie, man mußte doch damals annehmen, à fonds perdu, die Unsummen her? Weshalb befriedigte man aus Staatsmitteln diese Retter des pleite gegangenen Bankdirectors, weshalb kam es zu amtlichen Verhandlungen darüber??

Tausend Fragen, theuerster College, die den drei Punkten entsprießen! Welch eine Sensation ohne Gleichen, welch ein Anlaß, die zerquetschende Macht der redlichen, unabhängigen, wahrhaft freisinnigen Presse zu zeigen und ein ganz entschieden nicht liberales Ministerium zu stürzen! Was bedeutet die Made Hammerstein gegen diesen Lindwurm! Greifen Sie zu, lancirен Sie sich mit einem Schlage!

Ihr

Pfotenhauer.

V.

(Rohrpost-Brief.)

Redaction der Berliner Mitternachts-Zeitung.

Theuerster Freund!

Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen vergelten soll, daß Sie mich auf diesen Stoff aufmerksam machten. Ich nehme Ihren Vorschlag mit tausend Freuden an; ich habe bereits Befehl ertheilt, die ganze morgige Nummer ausschließlich mit Erörterungen dieser Vorgänge zu füllen. Niemals noch, behaupte ich, bot sich der freisinnigen Presse so prächtige Gelegenheit, ihren Muthesmuth, ihre Aufrichtigkeit, ihre Wahrhaftigkeit und Integrität ins glänzendste Licht zu stellen und auch den Widerstrebendsten zu zeigen, daß sie die berufene Wächterin der Ordnung, Sitte und Freiheit ist!

Treu ergeben, in nie verlöschender Dankbarkeit Ihr

Chefredacteur Anatole S. Mayer.

PS. Habe sofort als weitere à Conto-Zahlung für die schneidigen Artikel, die ich aus Ihrer Feder über diese Dinge erwarte, 500 Mk. an Ihre Adresse senden lassen.

Wiederholt herzlich, in treuer Freundschaft

D. O.

VI.

Redaction der Berliner Mitternachts-Zeitung.

Herrn Schriftsteller Pfotenhauer, hier.

Durch einen Irrthum wurde Ihnen die Absendung von 500 Mk. an Ihre Adresse angezeigt. Das Avis galt einer anderen Persönlichkeit.

Gleichzeitig theilen wir Ihnen mit, daß wir hinfort auf Ihre Mitarbeiterschaft verzichten. Achtungsvoll

Die Redaction der Berliner Mitternachts-Zeitung.

VII.

... Sie aber sind ein Bandit, der mich ins Unglück gestürzt hat. Der Alte kam unerwartet Abends zurück, stürzte in die Druckerei und ließ sofort alle Formen zerschlagen; Onkel gab mir eine Ohrfeige, wie ich sie selbst von Mimi nie gekriegt habe, und Tante hat mir ihr Haus verboten. Schämen sollten Sie sich, einem harmlosen, armen Kerle, der Ihnen nie 'was zu Leide gethan hat, auf solche Weise die Carrière zu verderben. Und Sie wollen ein freisinniger Mann sein? Ein Umstürzler sind Sie, ein niederträchtiger! Pfui Teufel!

Anatole S. Mayer.

VIII.

„... und indem wir zur weiteren Besprechung des sensationellen Falles Hammerstein-Stöcker übergehen, bemerken wir der Vollständigkeit halber kurz, daß durch eine soeben erschienene Erklärung des Staatsministeriums, die unsere geehrten Leser weiter unten finden, Herr von Bötticher nunmehr für alle Zeit hoch erhaben über den albernen Anwürfen gewisser Geschäfts-Verleumder steht. Denn auch den verbohrtesten Bismarckianer wird es jetzt klar sein, daß das Lügengewebe der Böttcherfeinde endgültig zerstört worden ist.

Die unverschämte Gemeinheit, die der ausgekniffene Freiherr von Hammerstein bis zuletzt an den Tag legte, die widrige Heuchelei des eklen Pfaffen Stöcker beweisen so recht, wie tief die Corruption der conservativen Partei ꝛc." Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

„Der Pfennigreiter." Lustspiel in 4 Acten von C. v. Wald-Zedtwitz und C. Sawersky. (Berliner Theater.) „Der Meister von Palmyra." Schauspiel in 5 Akten von Adolf Wilbrandt. (Deutsches Theater.)

Das Berliner Theater, mit dessen Führung Ludwig Barnay, der große Komödiant, Miltionär wurde, worauf es dann Oscar Blumenthal, der kaum sein Lessingtheater zu leiten versteht, in einem Winter ganz herunterbracht hat, ist nunmehr von einem bewährten Bühnenlenker, dem Intendanten Alons Prasch, dem von Mannheim ein guter Ruf vorausging, übernommen worden. Der neue Director hat der Ungunst der Verhältnisse zum Trotz vielversprechend begonnen. Durch die immerhin ein Wagniß bedeutende Aufführung von Kleist's „Penthesilea", des schlechten Bühnen aber incommensurabeln Dichterwerkes, hat er den Dank aller Literaturfreunde verdient. Solche Stücke müssen über alle Niederlagen hinweg immer und immer wieder auf die Bühne, bis sie dort Wurzeln fassen. Auch Prasch's Inscenirung von Goethe's „Götz" bot viel des Schönen. Der Aufführung wurde die sog. Heidelberger Handschrift zu Grunde gelegt, jene mit Goetheschen Randglossen versehene Abschrift, die durch einen wunderlichen Zufall 1879 im Münchener Café Maximilian aufgefunden und später der Heidelberger Universitäts-bibliothek geschenkt wurde. Wendt hat sie herausgegeben, Bächtold im dreigestaltigen Götz abgedruckt. Es ist die mit Schiller's Beirath 1804 entstandene Bearbeitung, die etwas verkürzt damals in Weimar aufgeführt wurde und dem Dichter selbst wenig Freude machte. Im Berliner Theater hat man Einiges gekürzt — nicht genug! — Scenen zusammengezogen, Adelheids Ende aber nach der ersten Bearbeitung von 1771 dargestellt. Sehr packend und tragisch, aber warum wurde der geniale Einfall unterdrückt, daß die männerbestrickende Kokette noch den Rächer des himmlischen Gerichts verführen und ermorden will? Das ist doch nur die letzte Consequenz dieses Characters. Besonders dankenswerth ist es, daß die Regie den Reitersjungen Georg nicht als landläufige Hosenrolle geben ließ. Der junge Nachbaur, noch in Vielem unfertig und unsicher, war wenigstens männlich-frisch und naiv, kein weibliches Zwitterwesen in Wams und Hose.

Weniger glücklich war der neue Director bisher mit den neuen Stücken. Der „Pfennigreiter", aus einem schlechten Roman geschnitten, ist auch ein schlechtes Bühnenstück. Drei Acte lang wird der gute Cay Larzeno — dies Kind, kein Engel ist so rein — unschuldig verdächtigt. Ein bis dahin tugendreines Mägdlein sollte er in den Tod getrieben haben, und vor einem Meuchelmordsversuch sollte er nicht zurückgeschreckt sein. Zum Glück für die Verfasser sind die übrigen Personen so angenehm unintelligent, daß, obwohl alles sonnenklar und durchsichtig, sie erst im letzten Act auf den erlösenden Gedanken kommen, zu untersuchen was an dem Gerede ist. Da stellt sich denn erhebend heraus, wie brav der lang Verkannte und welches arge Scheusal hingegen der junge Grafensohn ist, dem das Publikum von Anfang an nicht trauen wollte. Das hochherzige Mädchen, das getreulich die ganze vorschriftsmäßige Länge des Theaterabends gewartet hatte, bis Sawersky und Zedtwitz Cay's Unschuld glänzend offenbarten, kann nun endlich die lang retardirte Liebe walten lassen. Und eine ganz besondere Belohnung halten die scherzhaften Autoren noch für das Opfer ihres Vierakters bereit, sie lassen ihn zum Reserveoffizier avanciren!

Inzwischen ist in Berlin endlich auch Wilbrandt's „Meister von Palmyra" in Scene gegangen. Der Dichter gehört zu den verhängnißvollen Künstlern, die mehr grübeln als ihre gestaltende Kraft vertragen und bewältigen kann. Er ist kein Greifer und Packer, er schaut nicht leibhaftige Gesichte, sondern versenkt sich in Philosopheme und schafft ihnen dann Abbilder. Er geht nicht von der Gestalt aus, sondern immer von dem Gedanken. Im Anfang war das Thema, und dieses Thema zu illustriren schafft er Musterbeispiele. Was bei modernen Schriftstellern allzuhäufig vermißt wird, die Weltanschauung, sie überwiegt bei ihm zum Schaden des Künstlerisch Plastischen. Weil seine Werke sich nicht begnügen, Schicksale zu geben, sondern weil er durch sie auch bestimmte Thesen veranschaulichen will, gelangen seine Figuren nie zum Rang selbstständig existirender Geschöpfe, sie bleiben immer auf dem Niveau Wilbrandt'scher Ideenträger, von denen jeder zu Beginn seine Mission, seine Rolle allzudeutlich für den Zuschauer zudictirt bekommt und sie nur abspielt. Durch diese Degradirung schwindet selbstverständlich jedes tiefere Interesse an den Einzelschicksalen, wissen wir doch ganz genau aus dem ebenfalls allzudeutlich ausgegebenen Programm schon vorher, wie es gehen wird. Der Vertreter der Wildbrandt'schen Idee wird siegen, die Gegenspieler werden mit wünschenswerther Klarheit ad absurdum geführt werden. Das richtet sich gegen Wilbrandt und nicht überhaupt gegen die Gedankendichtung. Ein Denker, der zugleich die große Gestaltungsgabe und die Verdichtungskraft besitzt, wird uns aus concret geschauten und gestellten individuellen Geschicken seine Weltanschauung herauslesen lassen, wenn wir sie lesen wollen. Wollen wir nicht deuten und auslegen, so bieten uns Vorgänge und Personen noch Menschlich Antheilvolles genug. Wilbrandt aber und caeteri confratres auch wollen vor allem ihr Sprüchlein an den Mann bringen, eine andere Mission haben ihre Figuren für sie nicht. Da sie zudem meistens formalistische Könner sind und mit dem Vers klangreich zu spielen wissen, so umwickeln sie die blasse Gedankenfrucht mit schimmernden Hüllen, und die Respectvollen sagen alsdann: Das Werk hat solche „schöne Sprache"!

Wilbrandts Romane offenbaren schmerzlich alles das, was er uns nicht geben kann, und wir haben nun diese kalte Art auch auf der Bühne gesehen im „Meister von Palmyra". Das alte Ahasverus-Thema wird auf neu gestimmter Zither gespielt, und orphisch dunkle Räthselworte aus den Ideentiefen der indischen Metempsychose klingen hinein. Im Grunde aber ist der dunkle, schleiernumhüllte Kern ganz klar zu merken, er sagt: Niemand erträgt es, über das menschliche Maß das Leben zu verlängern. Nur wenn die Form zerbrochen, in einer neuen Menschwerdung könnte er es wieder mit ihm aufnehmen und zur Vollkommenheit wachsen. „Langsam reift der Menschengeist; nicht in einem Leben; um Gott ähnlich zu werden, muß er durch viele mannigfaltige Gestalten gehen." Wer aber in seiner Gestalt beharrt und Generationen überdauert; neue Seelen, die seine stillstehengebliebene Seele nicht begreift, der wird nach dem Sorgenlöser, dem Tod, aus der Tiefe schreien, um Befreiung zu bitten von des Lebens Last.

„Nur der kann leben, der in Andern lebt,
An Andern wächst, mit Andern sich erneut;
Ist das dahin, dann, Erde thu' dich auf,
Treib' neue Menschen an das Licht hervor,
Und uns die Scheinlebendigen verschlinge."

Dies das Thema. Es zu exemplificiren, wählt Wilbrandt einen lebensschäumenden Krieger und Bauherrn Apelles, der stolz und hochgemuthewiges Sein wünscht. Ihm, der unnatürlich „in sich verharren will", wird in fünffacher Gestalt, in Zoë, Phoebe, Persida, Nympha, Zenobia, das Abbild des ewig neu geformten Lebens, die sich wandelnde und läuternde Seele in immer neuen Incarnationen gegenübergestellt. Das Ad absurdum führen des leichtsinnigen Wünschers ist dabei Hauptsache. Und da bekommt es Wilbrandt fertig — ob der Deutlichkeit willen, ob aus Armuth, bleibt unentschieden — in jedem Akt und in jeder Phase, seinen Apelles das Liebste verlieren zu lassen, was er besitzt, bis er mürbe und lebenssatt wird. Das vollzieht sich mit mathematischer Berechnung, wir ahnen nach dem Präcedenzfalle alles Kommende und warten nur auf den Moment, wo der stichwortgetreue Tod pünktlich eintritt und wieder einmal einen Akt schließt. Die menschliche Antheilnahme versiegt bei dem schulmeisterlich aufgebauten Lehrbeispiel vollkommen. Noch ein anderer Grund kommt hinzu Jeder Akt bildet ein Stück für sich. Der erste zeigt Apelles auf der Sonnenhöhe des Ruhmes, den Meister des Marmors und des Schwertes, voll lachenden Lebens, der angeschauert von der todessüchtigen Asletin sie den Steinigern überantwortet. Im zweiten wird er arm und daher von seiner Geliebten verlassen. Im dritten stoßen Christenthum und Heidenthum in seinem eigenen Hause zusammen. Apelles, der Heide, hat eine Christin geheirathet, und nun entbrennt der Streit um die Seele des Kindes aus dieser Ehe. Im vierten wird der Einsame völlig einsam durch den Tod des Jünglings, der ihm ein Sohn geworden war. —

Zwischen diesen Einaktern fehlt das geistige Band. In so tragische Conflicte, wie z. B. den des 3. Aktes, der das alte Lied paraphrasirt: „Keimt ein Glaube neu, wird oft Lieb und Treu wie ein böses Unkraut ausgerauft", werden wir unmittelbar hinein versetzt. Der Conflict liegt fertig da, und ehe wir ihn noch miterleben und fassen, wird er auch schon entschieden. Der Conflict ist ja auch Wilbrandt viel weniger wichtig, als die Exemplificirung seines Satzes. Und Alles geschieht in majorem ideae gloriam. Durchsichtig ist des Dichters Spiel, wir sehen seine leitenden Finger, wir merken genau, in welcher Absicht er seine Geschehnisse passiren läßt. Das Zwingende, Naturnothwendige, das was einzig im Stande ist, zu packen und warm zu machen, fehlt. Charakteristisch dafür ist, daß der Abschluß nach dem fünften Akte kein innerlicher, sondern ein äußerer ist. Die Lebensdauer des Apelles hätte noch beliebig verlängert werden können und die Fünfzahl jener Incarnationen, die den Meister von Palmyra auf seines Lebens Leidenwege grüßen, scheint mir keine symbolische Bedeutsamkeit zu haben, sondern lediglich durch die traditionell heilige Aktzahl des Dramas bedingt zu sein.

Wilbrandts hochgedachtes Schauspiel wirkt tief melancholisch, nicht durch das Schicksal des Apelles, sondern durch das Schicksal seines Dichters, das es nackt rücksichtslos verräth. Das Schicksal eines maßvollen Talents, das mehr redet, als bildet, dessen ohnehin nicht kraftvolle Gestaltungsfähigkeit erdrückt und erstickt wird durch die Schlingpflanzen der Speculation.

Er denkt zu viel, die Künstler sind gefährlich.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Robert Lutz**, Stuttgart.

Glänzendes Elend.

Offene Kritik der Verhältnisse unseres Offizierkorps

von

Prem.-Lieutn. a. D. **Krafft.**

Preis M. 1.20.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Größtes Lesecabinet d. Königstadt!!

Außer **150** verschiedenen politischen u. Fachzeitungen liegt auch die **„Gegenwart"** bei mir aus.

Empfehle **reichhaltige Frühstückskarte, helle und dunkle Biere vom Faß, Bouillon u. warme Pasteten.**

F. W. Gumperts Conditorei,

Berlin C., Königstraße 23/24.

Neuigkeit von: RUDOLF BAUMBACH.

Soeben erschien:

Aus der Jugendzeit

von

Rudolf Baumbach.

28 Bogen 8°. Preis broschirt M. 5.—.

Die zahlreichen Verehrer Baumbachs dürften dieser ersten Gabe des Autors auf novellistischem Gebiete besonderes Interesse entgegenbringen.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung vom Verleger.

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Sicherer Weg zum Reichthum!

Magische

Taschen-Sparbank.

Patentamtlich geschützt.

Sie schließt sich selbst, zeigt den darin befindlichen Betrag an und kann **erst dann** geöffnet werden, wenn dieselbe mit der **entsprechenden** Geldsorte vollständig gefüllt ist, und zwar Nr. 1 nach Ansammlung von 20 Mark in 50-Pfennigstücken, Nr. 2 nach Ansammlung von 3 Mark in 10-Pfennigstücken, früher kann die Einrichtung unmöglich geöffnet werden und **nöthigt** daher zum **Weitersparen**, bis sich Mk. 20 resp. Mk. 3 in der Sparbüchse gesammelt haben. Nach Leerung wieder verschließbar. Preis **75 Pfg.** pro Stück. Von 2 Stück an **frankirte** Zusendung überall hin bei Voreinsendung des Betrages in Briefmarken oder baar. (Nachnahme 30 Pfg. Portozuschlag), von ½ Dutzend an 20 pCt. Rabatt.

Hermann Hurwitz & Co.,

Berlin C., Klosterstrasse 49.

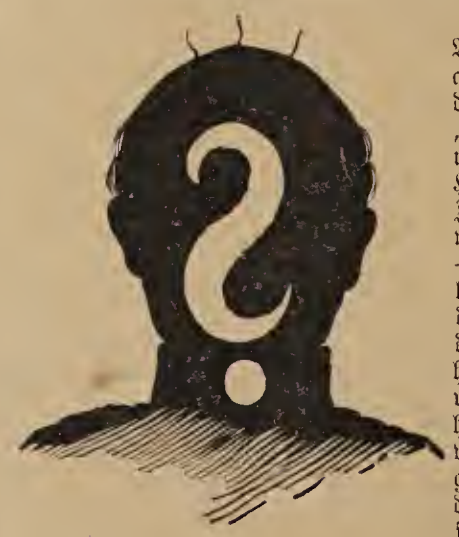
Spezial-Geschäft für Patent-Artikel.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). —

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 43. Berlin, den 26. October 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zum socialdemokratischen Parteitag. — Der Alkohol im Jugendalter. Von Dr. med. Otto Dornblüth. — **Literatur und Kunst.** Moderne Tanzkunst. Von Heinrich Ehrlich. — Moderner Dämonismus. Von Isarius. — Neugriechische Volkslyrik. Von Ludwig Jacobowski. — **Feuilleton.** Hiob's Freunde. Von Ida Baccini. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen. — **Aus der Hauptstadt.** „Wenn sich doch unser Volk ermannte!" Von Caliban. — Opern und Concerte. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals für die dänischen Volkshochschulen. Von W. Rein. — Notizen. — Anzeigen.

Zum socialdemokratischen Parteitag.

Die deutsche Socialdemokratie ist zur Zeit an einem wichtigen und sehr merkwürdigen Wendepunkte angelangt. Die große Bedeutung der Partei im Verhältniß zu den socialdemokratischen Parteien der übrigen Länder resultirt im Wesentlichen aus drei Ursachen: erstens dem Fehlen einer radikalen bürgerlichen Reformpartei, zweitens dem starken Zug zum Theoretischen, der nun einmal dem deutschen Charakter anzuhaften scheint, und drittens, aber nicht zuletzt, dem geradezu unglaublichen Unverstand unserer Regierungen. Erstens und drittens hat natürlich seine historischen Gründe, es würde jedoch zu weit führen, diese hier ausführlich auseinanderzusetzen.

Die Socialdemokratie ist bis jetzt die Partei der industriellen Arbeiterklasse, bis zu dem Grade, daß die Arbeiter, welche nicht Socialdemokraten sind, als lediglich politisch Unbewußte aufgefaßt werden müssen. Außer in der Arbeiterklasse hat sie noch eine starke Anhängerschaft unter den kleinen Handwerkern. Diese Anhängerschaft ist der interessanteste Beleg für den doctrinären Zug des deutschen Volkscharakters; denn sie ist nicht erworben dadurch, daß sie diese Leute irgendwie in ihren Forderungen und in ihrer Agitation berücksichtigt hat; im Gegentheil, sie hat ihnen gegenüber eine sozusagen manchesterliche Haltung angenommen, indem sie den hoffnungslosen Ruin des Kleinbürgers als Dogma aufstellte und erklärte, daß der Uebergang des Kleinbürgers zum Proletariat nothwendig und sogar wünschenswerth sei. Wenn sie trotzdem die Macht über die Kleinbürger — abgesehen von den immer mehr verschwindenden Freisinnigen — mit den Antisemiten theilt, dieser im Versprechen und kühnen Eröffnungen glänzender Aussichten unübertroffenen Partei, so ist das lediglich das Resultat einer Geistesrichtung, welche das theoretisch Erkannte oder Geglaubte selbst über das directe momentane Interesse stellt, also eines Idealismus, den man schwerlich häufig finden wird.

Der Landarbeiter und der Kleinbauer — mit welchem Wort hier immer der Bauer verstanden werden soll, welcher im Wesentlichen ohne fremde Arbeit wirthschaftet, also in keinem Gegensatz zu den Arbeitern steht, außer dem, daß er hohe und der Arbeiter niedrige Preise für landwirthschaftliche Producte wünscht — haben bis jetzt keine politische Vertretung. Denn daß sie bei den Conservativen, für die sie bis jetzt ihre Stimme abgeben, lediglich Mitläufer aus Unkenntniß oder Zwang sind, wird wohl Niemand leugnen wollen. Es sind aber verschiedene bedeutende Momente vorhanden, welche hier ein politisches Erwachen andeuten. Die Kleinbauern leiden unter der landwirthschaftlichen Krise, wenn auch nicht so, wie die Großgrundbesitzer; und die ländlichen Arbeiter kommen immer mehr zum Bewußtsein der Gegensätzlichkeit ihrer Interessen zu den Interessen ihrer Arbeitgeber: theils durch die Selbstauflösung von Verhältnissen, welche, wie das Instenverhältniß, durch starke gemeinschaftliche Interessen Beider jene Gegensätzlichkeit verhüllten, durch Auflösung patriarchalischer Zustände in Folge der gesellschaftlichen Differenzirung, theils durch die höhere Bildung der Arbeiter, verursacht durch den Soldatendienst, Losreißen von der Scholle, endlich auch dadurch, daß die Löhne beständig steigen, was ein gesteigertes Selbstbewußtsein der Arbeiter zur Folge hat.

Ganz selbstverständlich ist es, daß die Socialdemokratie beabsichtigen muß, auch die Landarbeiter für sich zu gewinnen. Die Verhältnisse sind hier, weil in der Landwirthschaft überall Reste älterer gesellschaftlicher Zustände noch lebendig in die Gegenwart hineinragen, nicht so mathematisch einfach, wie bei den Industriearbeitern, jedoch bietet die Aufstellung von Forderungen in ihrem Interesse nur sozusagen technische Schwierigkeiten für die Socialdemokratie. Proletarier ist Proletarier, und was bei dem besitzlosen Industriearbeiter sich als wirksam erwiesen hat, wird sich auch bei dem besitzlosen Landarbeiter als wirksam erweisen: die Forderung der Vergesellschaftung der Productionsmittel und gesellschaftlicher Production. Gegen eine derartige Forderung ist naturgemäß nur der, der Etwas zu verlieren hat oder glaubt, daß er Etwas zu verlieren hat, ihr natürlicher Anhänger ist Jeder, der Alles zu gewinnen hat.

Etwas zu verlieren, wenigstens nach ihrer Vorstellung, haben nun aber die Kleinbauern, und sie stehen damit in einer gewissen Parallele zum Handwerk. Nach der Meinung eines großen Theils der socialdemokratischen Führer geht die Parallele auch noch weiter, indem sie gleichfalls, wie die Handwerker, durch die Concurrenz des Großbetriebs expropriirt werden. Danach wäre eine ähnliche Stimmung bei ihnen zu erwarten, wie bei den Handwerkern, daß sie nämlich zum großen Theil geneigt wären, zur Socialdemokratie überzutreten, zum anderen Theil, zum Antisemitismus zu gehen.

Indessen hier liegen doch zwei Bedenken vor.

Erstens ist die Meinung ganz unrichtig, daß die landwirthschaftlichen kleinen und kleinsten Betriebe nicht mit den Großbetrieben concurriren könnten. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Zweitens, selbst wenn die Meinung richtig sein sollte, würde die Thatsache doch nie dieselbe Bedeutung haben, wie in der Industrie, weil der Bauer mehr an seinem Besitz hängt, wie der Handwerker. Der Unterschied zwischen Handwerker und Arbeiter ist in vielen Handwerken nicht sehr groß: Viele selbstständige Handwerker sind in Wirklichkeit nur Heimarbeiter, die sich schlechter stehen, als ihre Collegen, die in einem fabrikmäßigen Betriebe thätig sind. Das Standesbewußtsein des Handwerkers gegenüber dem Arbeiter verschwindet unter diesen Umständen bald. Selbst der ärmste Kleinbauer ist aber doch immer mehr Besitzer, als der heimarbeitende Schuster oder Schneider, und das verleiht ihm ein Standesbewußtsein, welches ein Zusammengehen mit den Arbeitern sehr erschweren wird. Eine abgestufte Reihe von Mittelexistenzen zwischen den beiden Extremen der ländlichen Proletarier und des unabhängigen Kleinbauern sind je nach dem der einen oder der anderen Seite zuzurechnen.

So einfach also die Gewinnung der ländlichen Arbeiter für die Socialdemokratie erscheint, so bedenklich muß eine Agitation unter den Kleinbauern sein. Die Socialdemokratie mag sich ausweiten aus einer Partei der industriellen Arbeiter zu einer Partei der Arbeiter überhaupt, ohne Etwas von ihrem heute bestimmenden Charakter zu verlieren: wenn sie sich auch an die Kleinbauern mit Erfolg wenden will, so wird sie notwendig neue Momente in sich aufnehmen müssen. Ganz klar hat das auf dem Parteitag Schönlank ausgesprochen:

„Es ist ein System der Umbildung der Begriffe in der Partei und bloß die, die nicht sehen wollen, werden glauben, daß es im alten Schlendrian weiter geht. Die Vorstellungsweise der Partei ist in einer Umbildung begriffen. Wir haben aufgehört, lediglich eine Partei des Industrieproletariats zu sein. Die Socialdemokratie ist die Partei aller proletarisch Unterdrückten, aller Nothleidenden, und die Politik, die Sie treiben wollen, ist Industrie-Arbeiter-Politik. (Gelächter.) Das Gelächter ist keine Widerlegung. Thatsachen beweisen. Die Revision unserer Vorstellungen geht unaufhaltsam weiter, und es ist wieder ein Symptom davon, daß der Parteidogmatismus in der Partei bereits zu stark geworden ist. Das Classenbewußtsein kann großen Schichten des Landproletariates nicht abgesprochen werden. Sie werden noch einsehen, daß wir jetzt mit der Agrarfrage noch ganz gewaltig zu rechnen haben werden, mit neuen Begriffen, mit neuen Zielen. Das Agrarwesen läßt sich nicht nach der alten Schablone behandeln, die bisher so oft an die Stelle der Forschung und der Erkenntniß getreten ist. Parteifanatismus und Dogmatismus sind viel schlimmer als der Eigenthumsfanatismus der Parzellenbauern."

Für ängstliche Gemüther, welche der naiven Einbildung leben, daß wirklich das, was sie als „Umsturz" fürchten, überhaupt möglich ist, sollte eine solche Thatsache beruhigend wirken. Nur das Mögliche kann geschehen, und die Wirklichkeit corrigirt besser als jeder Staatsanwalt etwaige allzu heißblütige Aeußerungen. Die Wirklichkeit ist, daß 42 % der Bevölkerung den landwirthschaftlichen Berufen angehören, und daß von diesen 58 % unter 2 ha, 18,6 % 2—5 ha besitzen, daß diese Menschen sich politisch bemerkbar zu machen gedenken, daß die Socialdemokratie, da sie ein zu bedeutender und wichtiger Bruchtheil der Bevölkerung sind, sie gewinnen muß, und daß sie zu dem Zwecke eine Mauserung durchmachen muß in dem Sinne, daß die specifisch socialistischen Ziele, wenn auch nicht in den Hintergrund gedrängt werden, so doch nicht als so nahe erreichbar zu denken sind, wie das in der populären Vorstellung der Fall zu sein scheint. Oder um es anders zu sagen: so lange noch so große Theile des Volkes nicht proletarisirt sind, ist es unmöglich, eine communistische Umgestaltung der Verhältnisse durchzusetzen; hätten wir eine radicale Reformpartei, welche die Wünsche dieser Kleinbesitzenden verträte, so würden sie dieser zufallen, und die Socialdemokratie würde ihren socialistischen Radicalismus in seiner bisherigen Schärfe beibehalten, ohne jedoch große momentane Wirkungen zu erzielen; da wir diese Reformpartei nicht haben, so muß die Socialdemokratie sozusagen deren Aufgabe übernehmen, was zwar ein großes Anschwellen ihrer Anhängerzahl zur Folge hat; da aber diese Anhänger nicht Socialdemokraten sind als Socialisten, sondern als sociale Reformer, so bedeutet das nicht eine Stärkung der revolutionären Stimmung, sondern im Gegentheil ein Engagement der revolutionären Richtung für reformatorische Zwecke, wenn man oberflächlich urtheilt also eine Schwächung der Revolution.

Es ist interessant, das in den Entwürfen der Agrarcommission zu beobachten. Auf dem Frankfurter Parteitag der Socialdemokratie 1894 wurde bekanntlich eine Commission eingesetzt, welche die Frage der Landagitation studiren und Vorschläge zu derselben machen sollte. Die Commission theilte sich in drei Unterausschüsse: für Nord-, Mittel- und Süddeutschland. Jeder Unterausschuß stellte einen Entwurf zusammen, und auf Grund dieser drei Entwürfe wurde dann der Gesammtcommission am Breslauer Parteitage ein Entwurf vorgelegt, der bekanntlich, nachdem er bereits in der Presse und in Versammlungen heftigsten Widerspruch erhoben hatte, von dem Parteitag abgelehnt wurde. Es ist jedoch keine Frage, daß schon im nächsten Jahre wieder dieselbe Angelegenheit den Parteitag beschäftigen wird.

Der interessanteste der Entwürfe ist der des süddeutschen Unterausschusses. Die oben auseinandergesetzte Tendenz ist hier am klarsten zu verfolgen. Es soll deshalb hier in extenso wiedergegeben werden:

„In Bezug auf die Agrarfrage stellt die socialdemokratische Partei Deutschlands folgende nächste Forderungen auf:

1. Planmäßige Organisation der Volksernährung durch fortschreitende Einflußnahme des Staates auf die landwirthschaftliche Production und den Vertrieb ihrer Erzeugnisse.

2. Verbot des Verkaufs von öffentlichem Grundeigenthum (der Gemeinden, der Corporationen und des Staates).

3. Enteignung des Riesenbesitzes (Latifundien), Unterstellung des größeren Grundbesitzes unter die Bestimmungen des gewerblichen Arbeiterschutzes, sowie unter die betriebstechnische Aufsicht des Staates.

4. Abschaffung aller mit dem Grundbesitz verbundenen behördlichen Functionen und sonstiger Privilegien als selbstständige Gutsbezirke, Vorrechte in Vertretungskörperschaften, Patronatsrechte, Fideikommisse ꝛc.

5. Fortschreitende Verstaatlichung der Grundschulden und des ganzen Creditwesens, unter Herabsetzung des Zinsfußes. Staatliche Beleihung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse. Ankauf der zur Zwangsversteigerung kommenden bäuerlichen Güter bis zum Taxwerth durch die Gemeinden; das Verfahren kann durch den Schuldner selbst beantragt werden, welchem im Falle der Wirthschaftstüchtigkeit das Gut zu Lehen zu belassen ist.

6. Der landwirthschaftliche Grundbesitz des Staates wird zur Errichtung von Musterwirthschaften, zur Vergrößerung des Gemeinde-Eigenthums, sowie zur Vergebung zu Lehen an Selbstbewirthschafter gegen Naturalzins verwendet. Die Lehengüter sind so groß zu bemessen, daß die wirthschaftende Familie darauf ihren ganze Unterhalt findet.

7. Errichtung ausreichender landwirthschaftlicher Lehranstalten in Verbindung mit den Musterwirthschaften zur unentgeltlichen fachmännischen Ausbildung.

8. Gewährung von Staatscredit an die Gemeinden zu Ankauf und Einrichtung von Lehengütern, zur Urbarmachung von Oedländereien, zur Verbesserung des Bodens, der Viehzucht und aller sonstigen Betriebseinrichtungen, sowie zur Förderung des Genossenschaftswesens — unter Staatsaufsicht.

9. Ankauf der für die Verproviantirung der öffentlichen Anstalten erforderlichen landwirthschaftlichen Erzeugnisse zweckentsprechender Qualität unmittelbar von den Producenten.

10. Regelung der privaten Pachtverträge nach dem jeweiligen Ertragswerth und Entschädigung der von den Pächtern zur Bodenverbesserung gemachten Aufwendungen.

11. Verstaatlichung des gesammten landwirthschaftlichen Versicherungswesens und Eintreten des Staates bei Nothständen in Folge verheerender Naturereignisse.

12. Unbeschränkte Aufrechterhaltung der bestehenden Wald- und Weiderechte. Verhütung bezw. vollständiger Ersatz des Wildschadens.

13. Vollkommene rechtliche Gleichstellung der Landarbeiter mit den industriellen Lohnarbeitern. Schlichtung der aus dem Arbeitsverhältniß entstehenden Streitigkeiten durch Schiedsgerichte, welche zu gleichen Theilen aus Arbeitern und Arbeitgebern zu bilden sind.

14. Landwirthschaftsämter und Landwirthschaftskammern mit gleichberechtigter Betheiligung der Eigenthümer, Pächter und Arbeiter, zur Erforschung und Regelung der Arbeits-, Lohn-, Pacht- und Betriebsverhältnisse und zur Vertretung aller beruflichen Interessen."

Arbeiterforderungen sind nur in Satz 13 und 14 enthalten; sie beschränken sich auf die selbstverständlichen Forderungen der rechtlichen Gleichstellung der Landarbeiter mit den industriellen, also Aufhebung der Gesindeordnungen ꝛc., ferner Einrichtung von Schiedsgerichten und von Organisationen nach Analogie der Handelskammern. Von den übrigen Punkten sind zuvörderst hervorzuheben die, welche eine Verbesserung der Lage der Bauern verlangen, also die Verstaatlichung der Grundschulden, Ankauf versteigerter Güter durch die Gemeinde und Abgabe an den früheren Besitzer gegen Naturalabgaben, Verstaatlichung des Versicherungswesens, Aufrechterhaltung der Wald- und Weiderechte u. s. w. Darüber hinausgehend wird sogar eine Vergrößerung der Zahl bäuerlicher Existenzen gewünscht in § 6, wonach der staatliche Grundbesitz in Bauerngüter zerschlagen und diese zu Lehen an Selbstbewirthschafter gegen Naturalzins gegeben werden sollen. Schon einen Schritt in den communistischen Zukunftsstaat hinein, welcher die Production planmäßig leiten soll, thun die Forderungen im Interesse der Landescultur, die zunächst noch in capitalistischer Umhüllung erscheinen, wie die Gewährung von Staatscredit an Gemeinden für Urbarmachungen ꝛc. Der höchste Punkt wird erreicht in dem Verlangen planmäßiger Organisation der Volksernährung durch fortschreitende Einflußnahme des Staates auf die landwirthschaftliche Production und den Vertrieb ihrer Erzeugnisse; hier ist bereits communistische Staatsverwaltung gedacht. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles wird außer der Erhaltung des vorhandenen öffentlichen Eigenthums die Enteignung des Latifundienbesitzes und die Stellung des Großgrundbesitzes unter die betriebstechnische Aufsicht des Staates gefordert.

Es soll hier nicht auf das Für und Wider hinsichtlich dieser Punkte eingegangen werden, da das zu weit führen würde. Nur einige Bemerkungen mögen gestattet sein. Die Uebernahme der Hypotheken auf den Staat kann diesen da, wo die Verschuldung sehr hoch ist, in große financielle Gefahren bringen, wegen des voraussichtlichen weiteren Fallens der Grundwerte, und nur bei günstigen Schuldverhältnissen ist sie ungefährlich. Wie die soeben veröffentliche bayrische Agrar-Enquete zeigt — der mitgetheilte Entwurf ist von Vollmar — ist die Verschuldung der Bauern nun gar nicht so schlimm, wie man immer gedacht hat; der Procentsatz der Verschuldung beträgt im Durchschnitt der untersuchten Gemeinden $22^1/_2\,\%$, und bewegt sich zwischen den Extremen 5,21 und $39{,}72\,\%$, wozu dann noch als ganz außerhalb der gewöhnlichen Verhältnisse stehend, eine Gemeinde mit $76{,}04\,\%$ kommt. Die Hypothekenübernahme des Staates würde unter diesen Umständen fast überall ohne Risico möglich sein, und die Bauern würden durch die Verbilligung des Zinsfußes doch eine große Erleichterung haben. Die Verstaatlichung des Versicherungswesens ist ohnehin wohl nur noch eine Frage der Zeit; die Aufrechterhaltung der Wald- und Weiderechte kann auf der einen Seite rückständige Formen der landwirthschaftlichen Betriebe conserviren helfen, und bei einer geordneten Waldwirthschaft schädigend wirken, auf der andern ist sie unter Umständen Lebensbedingung für die Existenz vieler Gemeinden. Es dürfte hier ein allgemeines Urtheil nicht möglich sein, sondern von Fall zu Fall entschieden werden müssen.

Höchst merkwürdig ist die Idee, den staatlichen Besitz in Lehensgüter zu verschlagen, die für den Unterhalt einer einzigen Familie genügen, und von denen nur Naturalabgaben erhoben werden. Sie steht im Gegensatz zu Allem, was die Socialdemokratie sonst bezeichnet: möglichste Vergrößerung der Betriebe, um Gelegenheit zu schaffen für die Verwendung arbeitspassender Maschinen. Die Frage, ob Großbetrieb oder Kleinbetrieb in der Landwirthschaft vorzuziehen sei, kann bekanntlich nicht absolut beantwortet werden; jedenfalls ist die Forderung ein Zeugniß dafür, daß das kritiklose Anpassen landwirthschaftlicher Verhältnisse an die industrielle Schablone, das bis jetzt immer in der Socialdemokratie vorgeherrscht hat, einer realistischen Auffassung Platz macht.

Irgend ein planmäßiges Eingreifen des Staates in die landwirthschaftliche Production, wie es des Weitern verlangt wird, ist ohnehin für die nächste Zeit Bedürfniß. Würde die landwirthschaftliche Krisis ihren glatten Verlauf nehmen ohne staatliche Intervention, so würde das Resultat sein, daß auf der einen Seite sicher ein neuer Latifundienbesitz der großen Hypothekenbanken bildete, vielleicht dann bebaut durch Kleinpächter nach irischer Manier, auf der anderen Seite ein kümmerlicher Vasallenbesitz, der in der Verelendung des Landvolkes mit dem Latifundienbesitz wetteifern würde. Wie dieses Eingreifen stattfinden soll, darüber dürften freilich die Meinungen sehr auseinander gehen.

Das definitiv vorgelegte Agrarprogramm unterschied sich wesentlich von dem süddeutschen Entwurfe, aber nur insofern, als Vieles fehlte; für die Betrachtung der jetzt in der Socialdemokratie lebendig werdenden neuen Tendenzen ist daher der süddeutsche Entwurf der interessanteste.

Der Alkohol im Jugendalter.

Von Dr. med. Otto Dornblüth.

Vor einiger Zeit wurde in den Tagesblättern meines früheren Wohnortes mehrfach von einem achtjährigen Knaben erzählt, der eine anscheinend unüberwindliche Neigung zum Davonlaufen aus dem Elternhause zeigte. Man hatte ihm schließlich, um seine Erkennung zu ermöglichen, ein Messingarmband mit der Inschrift angelegt: Der jugendliche Ausreißer .... aus .... Es interessirte mich, den Jungen kennen zu lernen, und durch Vermittelung des wohlwollenden und sehr einsichtigen Bürgermeisters wurde er mir eines Tages vorgeführt. Es zeigte sich ein wohlgebildeter, gutmüthig aussehender, in der Entwickelung etwa seinem Alter entsprechender Knabe, der bereitwillig Auskunft gab, aber für seine Wanderlust keinen rechten Grund wußte. Bei sonst normalem Geisteszustande bot er noch die Eigenthümlichkeit einer weit über seine Jahre hinausgehenden Anlage im Lügen. So hatte er auf seinen Streifzügen den auf der Nahrungssuche angesprochenen Landleuten ohne Noth ganz romanhafte Geschichten erzählt, von dem häuslichen Elend in Folge des langen Krankenlagers der Mutter, von dem Verkauf der einzigen Kuh ꝛc; Anderen hatte er den Brand des väterlichen Gehöftes geschildert; als er durch einen Arbeiter seinen Eltern wieder zugeführt wurde und dabei seinem Bruder begegnete, nahm er in sicherer und gewandter Weise beharrlich in Abrede, diesen Bruder überhaupt zu kennen. Da die Wanderlust des Knaben nicht aufhörte, wurde er schließlich der Zwangserziehung übergeben.

Es läßt sich hier nicht begründen, weshalb der Wandertrieb und das Lügen des Knaben in diesem Falle für krankhaft zu erachten war; thatsächlich war es auch der Mutter, einer ordentlichen und über die ihr ganz unverständliche Veränderung im Wesen dieses Kindes sehr betrübten Frau, aufgefallen, daß durch Vorschriften und Strenge gar nichts auszurichten war. Bei genauerem Nachfragen stellte sich übrigens die Ursache mit Sicherheit heraus: Der Knabe war einige Wochen bei seinem Großvater zu Besuch gewesen und von diesem zu regelmäßigem Schnapsgenuß verleitet worden. Seitdem datirte die Neigung zum Herumstreifen, der Hang zum Lügen und endlich auch eine Neigung zu kleinen Diebereien. An dem ursächlichen Zusammenhange ist in diesem Falle, nach viel genauerer Prüfung, als ich hier mittheilen kann, gar nicht zu zweifeln. Vielleicht ist der Knabe durch die

unselige Verführung für sein Leben verloren, denn es fragt sich sehr, ob die heutige Art der Zwangserziehung geeignet ist, ihn zu bessern.

Wie unendlich oft mögen solche Ursachen das Bestimmende für eine Verbrecher- oder Vagabundenlaufbahn sein! Wenn man auch nur eine kleine Zahl der jungen Leute kennt, die in der Statistik in der großen Armee der jährlich in Deutschland zur Verurtheilung gelangten fünfundvierzigtausend jugendlichen Verbrecher verschwinden, so weiß man doch genau, daß bei einem großen Procentsatze der Alkohol die Schuld an ihrer gesetzwidrigen Laufbahn trägt. Für Erwachsene hat Baer ja schon 1874 die Zahlen festgestellt, daß von 32 837 Sträflingen 13 706 ihr Verbrechen direct unter Alkoholwirkung begangen hatten, davon 7262 im Gelegenheitsrausche. Daß das jugendliche Gehirn noch viel mehr als das erwachsene unter den Wirkungen des Alkohols leidet, daran zweifelt niemand, aber noch lange nicht genug bekannt ist neben der akuten, durch den Rausch oder den „Kater" zu allerlei Thorheiten, Uebertretungen und Verbrechen führenden Alkoholwirkung der demoralisirende und verrohende Einfluß des fortgesetzten Alkoholgenusses auf jüngere Leute. Unter den jugendlichen Schwachsinnigen und Epileptischen der bisher von mir geleiteten Provinzial-Heil- und Pflege-Anstalt in Freiburg in Schlesien und unter den mir genauer bekannt gewordenen Zöglingen von Zwangserziehungs- und Rettungsanstalten waren die von Hause aus an Alkoholgenuß Gewöhnten durch schlechte Charakterzüge, Neigung zu Rohheit, Unsittlichkeit und Betrug in einer Weise ausgezeichnet, daß man sie am liebsten von den Anderen getrennt hätte, die doch vielfach aus den übelsten Lebenskreisen stammten. Es ist mir durch die Erfahrung zweifellos geworden, daß die schlimmste Verwahrlosung und das schlechteste Beispiel nicht so sicher zur Schlechtigkeit des Charakters erzieht wie vorzeitige Gewöhnung an die Alkoholvergiftung. Und zu dieser directen Gefahr kommt dann noch die indirecte, daß die Alkoholisten allen Krankheiten mehr ausgesetzt sind und dadurch so unendlich viel mehr Aussicht haben, in Noth und Elend, also auf weitere Brücken zum Verbrechen, zu gelangen. Auch hier besitzen wir leider nur für Erwachsene die Zahlen, aber man sagt jedenfalls noch zu wenig, wenn man sie in unverändertem Verhältniß auf die Jugend überträgt. Besonders schlagend sind die von Smith in seiner jüngsten Schrift über „Die Alkoholfrage" (Tübingen, Osiander, 1895) mitgetheilten Zahlen der United kingdom temperance and general provident institution, also einer englischen Lebensversicherungsgesellschaft, wo in den Jahren 1866—91 auf hundert berechnete Todesfälle in der allgemeinen Abtheilung 97,33, in der Abstinentenabtheilung nur 70,75 Todesfälle eintrafen. Die englischen Gesellschaften geben deshalb den Abstinenten 8—10 % Ermäßigung auf die Prämien. Bei drei großen englischen Krankenkassen kamen, wie ebenfalls Smith angiebt, in den Jahren 1884—1889 auf jeden Arbeiter durchschnitlich 26,18 Krankheitswochen, auf die Angehörigen einer Abstinenten-Krankenkasse dagegen nur 7,48, also nicht ein Drittel davon. Es ergiebt sich aus diesen Zahlen zugleich, wie verkehrt es wäre, wollte man auf das Schuldconto des Alkohols nur die Opfer setzen, die er geradenwegs in die Irren- und Epileptikeranstalten bringt, oder deren Kinder er als Idioten und Krampfkranke in die Welt schickt. Denn wie für Cholera, so sind auch für Lungenentzündung, Leber- und Magenleiden, Nervenkrankheiten aller Art die Alkoholisten besonders disponirt, und welche Rolle der Alkohol bei allen Betriebsunfällen in Handwerk und Verkehr spielt, wird auch dem vorsichtigsten Beobachter klar sein. Man braucht nur an einem Montag oder am Tage nach einem Volksfest an einem Arbeitsplatz vorbeizugehen, um an dem unaufhörlichen Schwatzen, Lachen und Pfeifen das Fehlen der sonst dem Betriebe zugewendeten Sorgfalt zu bemerken, und zu dieser Zerstreutheit, die schon allein allerlei Fehltritte und Mißgriffe erklärt, gesellt sich noch die Unsicherheit der Bewegungen, die dem Katerzustande eigenthümlich ist. Die Jugend ist ja, soweit sie nicht schon in Gewerben beschäftigt wird, solchen Unfällen nicht gerade ausgesetzt, aber sie braucht ebenfalls volle Sammlung ihrer Gedanken, wenn sie den Lernaufgaben gerecht werden soll.

Die körperliche Wirkung des Alkoholgenusses beruht in einer eigenthümlichen Veränderung des Stoffwechsels, indem der Alkohol den Organen den für ihr normales Leben nothwendigen Sauerstoff entzieht und dadurch vorzeitiges Altern und Absterben der Gewebstheile hervorruft. Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß diese Wirkung um so gefährlicher sein muß zu einer Zeit, wo die Organe noch wachsen sollen und einen viel lebhafteren Stoffwechsel erfordern als nach der Beendigung des Wachsthums. Wir haben allen Grund, anzunehmen, daß ganz besonders die Entwickelung des Gehirns unter dem Einfluß des Alkohols leidet.

Für das eigentliche Kindesalter hat namentlich Professor Demme in Bern in verdienstlichen Arbeiten die Gefährlichkeit des Alkohols betont und nachgewiesen und damit in erheblicher Ausdehnung dem gedankenlosen Schlendrian des Wein-Verordnens bei jeder kleinen Störung des Befindens ein Ende gemacht. In den geistigen Besitz der Familien, auch der gebildeten, sind diese Ergebnisse, wie überhaupt die richtige Kenntniß der Alkoholgefahr, noch nicht übergegangen. Es giebt immer noch zahlreiche Menschen, die vom Alkohol eine geistige Anregung erwarten, obwohl diese längst (namentlich von Professor Kräpelin in Heidelberg) als eine vermeintliche erkannt und an ihrer Stelle eine Verlangsamung der Auffassung, eine Verflachung der Verstandesleistungen, eine Verringerung der Urtheilskraft nachgewiesen ist. In der That ist es nur der Wegfall der Befangenheit und Verlegenheit, der den Alkohol als Förderer der geistigen Leistungsfähigkeit erscheinen läßt; wie oft wünschen wir bei festlichen Anlässen, die ohne Wein und Bier ja nicht mehr denkbar sind, daß den obligaten Rednern das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit nicht so sehr durch die „Feststimmung" weggenommen wäre!

Wenn also der Alkohol körperlich schädigt und geistig nur in der Einbildung eine höhere Leistung ermöglicht, weßhalb ihn dann der Jugend nicht gänzlich vorenthalten? Mag man immerhin glauben, daß Erwachsene eines solchen Betäubungsmittels bedürfen, um sich zeitweise über die Sorgen des Daseins hinwegzusetzen oder ihre Nerven „zu beruhigen", für die Jugend sollten doch diese Gründe nicht vorhanden sein. In Wirklichkeit trinkt die Jugend auch nicht aus solchen Gründen, sondern der Verführung wegen. Von Kind auf haben die Knaben gelernt, an dem Glase ihres Vaters mehr oder weniger kräftig zu nippen, denn Wein und Bier gelten ja officiell für harmlos, als wenn nicht ein Liter Bier oder eine halbe Flasche leichter Wein ebensoviel Alkohol enthielte wie 100 Gramm, d. h. ein Weinglas voll, Schnaps! In Kindergesellschaften sind Chokolade und Limonade längst durch Bowle verdrängt, die aber nicht etwa mit Selterwasser verdünnt sein darf — was Wunder, wenn der Gymnasiast schon glaubt, aus Schul- und Turnfahrten derbe Kneipfahrten machen zu müssen und im Wirthshaus anstandshalber mehrere Schoppen in kurzer Zeit trinken zu müssen. Die Verbote der Schulen gegenüber den Trinkneigungen der Schüler haben natürlich kläglich Fiasco gemacht, denn wie kann die Schule da ein Verbot durchführen, wo das Elternhaus und die tägliche Gewöhnung das Gegentheil befördern! Die einzige Möglichkeit, den Alkoholmißbrauch bei Heranwachsenden zu verhindern, ist die ernste Belehrung über seine Gefahren. Der vorhin genannte Dr. Smith hat das Verdienst, nachdrücklichst festgestellt zu haben, daß die Heilung eines Trinkers auf der gewonnenen Ueberzeugung beruht, daß die völlige Enthaltsamkeit für sein körperliches und geistiges Wohl nöthig sei; die Aufgabe der Trinkerheilanstalt besteht darin, dem Kranken diese Ueberzeugung beizubringen und ihn zu lehren, „sich in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens,

also vor allen Dingen auch im Wirthshause, zu bewegen, ohne damit die Zwangsidee des Alkoholtrinkenmüssens zu verbinden". Ganz dementsprechend muß die Erziehung der Jugend gehandhabt werden, wenn man darauf ausgehen will, sie für die Gegenwart und die Zukunft dem Alkohol zu entziehen. Das Haus muß die Kinder von Klein auf daran gewöhnen, daß die alkoholischen Getränke nicht für sie da sind, und die Schule muß ihnen beibringen, daß der mäßige Alkoholgenuß häufig allmälig, ohne daß es dem Betreffenden recht zum Bewußtsein kommt, zum unmäßigen führt. Es tritt nämlich sehr häufig mit der Zeit ein Zustand geistiger Widerstandsunfähigkeit gegen den Alkohol ein, wo die Zufuhr der geringsten Menge unwiderstehlich zum Genusse größerer Mengen treibt. Zu diesem als Alkoholintoleranz bezeichneten Zustande führt zwar häufig der gewohnheitsmäßige allzureichliche Genuß, also ein eigenes Verschulden, ebenso oft aber und wohl noch häufiger kommt es dazu unter dem Einflusse einer besonderen Anlage, die ererbt oder durch körperlich oder geistig schwächende Einflüsse, Krankheiten, Gemüthsbewegungen, Ueberarbeitung, Kopfverletzungen ꝛc. hervorgerufen werden kann. Der unmerkliche Uebergang vom gewohnten, mäßigen Wein- oder Biergenuß zu dem durchaus relativen Uebermaß, das auf der Intoleranz beruht, muß bei der Belehrung ganz besonders betont werden, denn was nützt die moralische Entrüstung über den Trinker, der Abscheu vor dem verkommenen Deliranten, wenn man nicht zugleich offen ausspricht, daß bei jedem Einzelnen die Möglichkeit vorliegt, daß auch mäßiger Alkoholgenuß ihn langsam und ohne daß es ihm recht bewußt werde, zu denselben Zuständen führen kann. Nur auf diese Weise, nicht durch Zwangs- und Strafmaßregeln, ist dem immer ärger um sich greifenden Feinde der Volksgesundheit zu widerstehen, der schlimmer als alle Kriegsgefahr und kostspieliger als alle Heereseinrichtungen im Jahre 1893 in Deutschland als direkten Kaufpreis zwei und eine halbe Milliarde Mark verschlungen hat, nicht zu gedenken der Ausgaben für Gefangenen- und Correctionshäuser, Irren- und Krankenanstalten, Armen- und Waisenpflege, die mit dem Fehlen des Alkoholismus auf einen geringen Bruchtheil eingeschränkt werden könnten. Ein wesentlicher Theil der socialen Frage liegt in dem Alkoholgenuß — suchen wir wenigstens die Jugend so zu bilden, daß sie nicht mit gebundenen Armen dem schlimmsten Feinde des Volkswohls überliefert wird.

Literatur und Kunst.

Moderne Tanzkunst.

Von Heinrich Ehrlich.

Ein vor vielen Jahren viel gelesener Schriftsteller verstieg sich in einem Artikel über die ältere Taglioni (Gräfin Gilbert des Voisins) zu dem Satze: „sie tanzt Goethe". Da nun der Unsinn stets mehr Nachahmung findet, als das Vernünftige, so hat in neuerer Zeit ein sonst sehr achtungswerther Musik-Schriftsteller Louis Ehlert (†) in einem Artikel über Chopin gesagt: „Chopin tanzt Rene und Wuth"; die getanzte Rene könnte mit dem getanzten Goethe einen Sprachverrenkungs-pas de deux ausführen. Aber wenn auch der Satz über die Taglioni als ein lächerlich unsinniger erscheint, so giebt er doch Zeugniß, daß die große Tanzkünstlerin poetische Begeisterung, Verzückung erzeugte, daß sie vor Allem das Ideal der Schönheit anstrebte. Das wird sofort klar, wenn man die Lobsprüche, selbst die begeistertsten, liest, die den heutigen berühmten Tänzerinnen gezollt werden.

Auch Fanny Elßler, die Zeitgenossin der älteren Taglioni, war eine große Tanzkünstlerin, ja sie blieb unerreicht in plastischer Schönheit der Stellungen (attitude, pose) im Ausdruck der Gebärdensprache, während die Taglioni die höchste Virtuosität mit liebenswürdigster Anmuth, mit ätherischer Leichtigkeit und Elasticität vereinte. Wie die beiden großen Künstlerinnen ihre Arme hielten und bewegten — — seufzend erinnert sich Derjenige, der sie gesehen hat, im heutigen Ballet, gegenüber den heutigen Solotänzern!

Nebenbei sei noch bemerkt, daß die beiden großen Künstlerinnen auch als Persönlichkeiten edel und bezaubernd waren. Es ist ein rührender Zug aus dem Leben der Fanny Elßler, daß sie, 22 Jahre alt, von allen möglichen hohen und reichen Gunstbewerbern umschwärmt, ihre Liebe dem alten genialen F. v. Gentz schenkte, und ihn in seiner Krankheit treu pflegte. Dafür ward sie auch von Rahel Varnhagen in Berlin mit besonderer Auszeichnung empfangen und überall gepriesen. Die edle Frau stand in freundschaftlichem Verkehre mit Gentz, dessen geistreiche, blasirte Auslassungen über die elenden politischen Zustände, deren eifrigster Mitbegründer und Verfechter er gewesen, sie für baare Münze nahm. Wer übrigens Gentz' Tagebücher liest und daraus ersieht, wie dieser Mann aus kleinbürgerlichem Stande in den höchsten Kreisen aufgenommen, wie er von Potentaten und bedeutendsten Staatsmännern besucht und bezahlt, von den Frauen aus vornehmsten Familien bewundert und geliebt ward in einer Zeit, wo nur der Adel die Gesellschaft darstellte: der muß begreifen, daß dieser geniale, gewissenlose und genußsüchtige Mann ein Renegat ward. An Renegaten fehlt es auch heute nicht, nur ist kein Genie wie Gentz mehr da. Marie Taglioni war eine so durchaus hochachtbare Dame, daß der Vater des liederlichen Grafen des Voisins sie vor der Heirath mit seinem Sohne warnte, weil er ihrer nicht würdig wäre. In der Pariser Oper gaben die Damen der besten Gesellschaft immer die erste Beifallslosung, wenn Marie tanzte, und sie erinnerte sich dessen in späteren Jahren mit Freude in ihrem Venetianischen Palaste casa d'oro. Auch ihre Nichte, die jetzige Fürstin Windischgrätz, blieb der Tradition Taglioni treu.

Bevor ich nun von dem heutigen Ballettanze spreche, will ich dem Leser zwei Momente aus den Darstellungen der obengenannten Künstlerinnen erzählen, aus denen er sich dann das Urtheil über jene Vergangenheit und über die Gegenwart selbst bilden kann. In einem Ballet „Des Malers Traumbild" stellte Fanny Elßler eine große Dame dar, die da erfahren hat, daß ein junger talentvoller Maler sie liebt und ihr Bildniß aus dem Gedächtnisse schafft. In der Abwesenheit des jungen Künstlers kommt sie in seine Geisteswerkstätte und bewegt die Haushälterin durch ein reiches Geschenk, daß sie ihr erlaubt, in den Rahmen des Bildnisses hinter den Vorhang zu treten. Als nun der Maler wiederkehrt, an seine Arbeit gehen will, den Vorhang wegzieht, steht Fanny Elßler an Stelle des Bildes. Er weicht zurück, sinkt in die Kniee; die Geliebte schwebt langsam aus dem Rahmen herab, tritt zu ihm, streckt den linken Fuß aus, während sie sich auf der senkrecht gehaltenen Spitze des rechten erhebt, dann hält sie die rechte Hand wie segnend über ihm; und in dieser Stellung verharrt sie eine kleine Weile. Wer das nicht gesehen hat, kann nicht ermessen, welch' entzückende Schönheit auch die Tanzkunst zu entfalten vermag. Und dabei kam der Elßler keine gleich in der sinnlich berückenden Cachucha. Welch ein Genie der Tanzkunst!

Eine ähnliche Wirkung in anderer Richtung erzeugte die ältere Taglioni in einem Ballete, dessen Titel mir entfallen ist; sie tanzte oder vielmehr sie schwebte über einem Wasser; es war unmöglich, zu entdecken, mit welchem Fuße sie auftrat, man mochte immer glauben, daß sie an irgend einem

unsichtbaren Faden hing, der sie über die Fläche trug. An ihr bewährte sich Schiller's Wort über den Tanz:

Seh' ich flüchtige Schatten befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reih'n?

Auch eine Art von Schleiertanz, den sie in einem anderen Ballet ausführte, war unvergleichlich in Schönheit und ätherischer Leichtigkeit der Bewegungen. Erwähnt sei hier noch, daß die beiden großen Künstlerinnen auch in ihrem Balletanzuge ganz andere Grundsätze und viel edleren Geschmack erkennen ließen als die modernen Solotänzerinnen. Ihr Oberkleid war zwar kurz, aber aus dichter Gaze angefertigt, die sich jeder Bewegung anschmiegte und den Oberleib bis über das Knie vollständig deckte. Die moderne berühmte prima ballerina trägt eine Robe, die wie ein in der Mitte aufgeschnittener Reifrock (Crinoline) weit ab vom Oberkörper starrt und von vornherein jede wahrhaft graziöse Stellung vernunmöglicht.

Nach der Elßler und der Taglioni sind noch einige Tänzerinnen hervorgetreten, die ebenfalls künstlerisches Streben bekundeten; unter ihnen haben Carlotta Grisi und Fanny Cerito die bedeutendsten verdienten Erfolge errungen; aber man konnte immer mehr und mehr ein Abnehmen der edleren Tradition, ein Verlangen des Publicums nach stärkeren Effecten wahrnehmen. Die letzte wahre Tanzkünstlerin war die Grantzow, die aber ihre Entlassung von der Berliner Hofbühne erhielt, weil sie jenem Verlangen nicht mehr ganz entsprach, auch nicht genug hübsch war.

Wie steht es nun mit der heutigen Tanzkunst im Vergleiche zu der, welche jene beiden Größen zeigten? Sagen wir es frei heraus: Es giebt keine Tanzkunst mehr, es giebt nur höchst entwickelte Fuß-Virtuosität. Plastische Stellungen, anmuthige, phantasiereiche und charakteristische Bewegungen, kurz ästhetische Genüsse darf der heutige Balletbesucher von den ersten Tänzerinnen nicht erwarten, nur staunenerregende Kunststückchen; nicht Leistungen der Schönheit, sondern der Kraft, der Ausdauer. Die prima ballerina der Berliner Hofoper, die nicht etwa nur in der Reichshauptstadt, sondern auch in Petersburg und in Italien „Furore" macht, endet jeden ihrer „pas" mit demselben Kraftstücke, daß sie sich im schnellsten Tempo unzählige Male wie ein Kreisel dreht. Selbstverständlich sind nur die Füße der Tanzvirtuosin zu sehen, da Hände, Gesicht und Gestalt dem Auge nur als unbestimmte, im Fluge schwindende Linien erscheinen.

Und wie steht es jetzt mit einer der wichtigsten Forderungen wahrer Tanzkunst, mit der Mimik, der Gebärdensprache? Kann von einer solchen noch die Rede sein, wenn man das unbewegliche stereotype Lächeln sieht, das auf den Lippen der modernen Virtuosinnen spielt, das immerwährend denselben Gesichtsausdruck erzeugt? Wie kann Mimik überhaupt zur Geltung kommen, wenn alle die Ballete, in welchen diese Kunst unentbehrlich ist, mit Sorgfalt vermieden werden? Welche erste Tänzerin wagte heute die „Gisella", in der „Willis", die „Sylphide" darzustellen, Rollen, in denen die Fußgeläufigkeit allein nicht ausreicht, die auch ein gewisses geistiges Erfassen, eine mimische Wiedergabe seelischer Empfindungen verlangen?

Aber seien wir gerecht! Der heutige Ballettanz steht ebenso wie alle Kunstleistungen unter dem Einflusse der Zeitströmungen. Von den zahlenden Leuten, die ein Ballet besuchen, wollen neun Zehntheile entweder Massenwirkungen, Gruppen und Decorationen oder Solo-Tanz-Bravourstücke sehen. Mit den Aesthetikern, die noch alten Traditionen schöner Tanzkunst anhängen, kann eine Theaterleitung nicht zehn Bänke füllen. Warum also von Tänzerinnen und Tänzern „ideales" Streben verlangen, das nur leere Häuser einbrächte? Vielleicht ersteht einmal wieder ein Tanzgenie, das vollendete Virtuosität mit wahrem Schönheitssinn und erfinderischer Phantasie verbindet und auf das große Publicum Anziehungskraft ausübt. Bis zur Erfüllung dieses frommen Wunsches in unabsehbarer Zeit muß man das Ballet nehmen, wie es ist, oder meiden.

Als Heine seinen Bären Atta Troll sagen ließ: „Tanzen ist ein Beten mit den Beinen", da ahnte er wohl nicht, daß in der Cathedrale von Sevilla von jeher an hohen Festtagen Tänze vor dem Hochaltar aufgeführt wurden; daß also der Tanz in manchen Gegenden noch religiöse Bedeutung hat; er schrieb das geistvolle frivole Gedicht zu einer Zeit, als noch die Elßler, die Taglioni, die Cerito, die Grisi die Zuschauer mit künstlerischer Bewunderung erfüllten, der Bär Atta Troll also seine Kunst hochstellen konnte. Heute würde dieser Bär gegen den modernen Ballettanz ein furchtbar entrüstetes Brummen ausstoßen — es hülfe aber nichts.

Moderner Dämonismus.

Durch die Geschichte des religiösen wie des philosophischen Denkens zieht sich das Bestreben, unser menschliches Treiben und Befinden, zumal wenn es etwas Außerordentliches gilt, als abhängig von einer übernatürlichen Gewalt, von etwas Dämonischem, hinzustellen. Am nächsten liegt dabei die Annahme, daß diese Gewalt von dem ihr unterworfenen Menschen selbst wesentlich verschieden sei; und nimmt man dies an, dann ist wohl auch sofort der weitere Schritt gegeben, dieses Uebermenschliche als irgend etwas Göttliches aufzufassen, wie ja überhaupt für ein entwickeltes Denken nicht bald eine Annahme so billig und verführerisch ist, wie die von der göttlichen Art dessen, was sich nicht ohne Weiteres verständlich macht. So hat sich in die Weltanschauung von Völkern, die es theoretisch nicht weit genug gebracht, das eingenistet, was man noch heute als die Vorstellung von einem „Dämon" kennt. Unter einem solchen oder unter einem dämonischen Wesen versteht man dann entweder jedes dem Menschen als göttlich entgegengesetzte Wesen oder zum Unterschied von den eigentlichen Göttern eine Art Untergötter, gütiger oder böslicher oder gleichgiltiger Natur. Unter allen Umständen jedoch scheint im genaueren Sinn die Vorstellung dazu zu gehören, daß dieses göttliche oder götterähnliche Wesen auf das menschliche Treiben einwirkt.

Bei der Auffassung von Dämonen als götterähnlichen Wesen taucht nun auch der Gedanke auf, daß diese nichts als die Seelen verstorbener Menschen seien. Hiermit ist die nächstliegende Annahme, die wir Eingangs erwähnt, daß nämlich das dämonische Wesen von dem Menschen wesentlich verschieden sei, bereits durchbrochen. Allein es ergeben sich noch andere Durchbrechungen dieser Annahme. Man kann sich den Dämon zwar zunächst ganz außerhalb des Menschen denken, ihn von Ferne her lenkend; dann aber auch innerhalb des Menschen, in ihm wohnend und ihn von innen heraus regierend. Damit ist Gelegenheit gegeben, sich von ihm ein menschenähnlicheres Bild zu machen, als wenn er aus der Ferne, gleichsam nur an Fäden ziehend, einwirkt. Immerhin bleiben auch dann noch die beiden Wesen zwei unterschiedene Persönlichkeiten.

Allein noch weiter kann sich das Bild eines Dämon von der ursprünglichen Annahme entfernen: er braucht nicht mehr eine selbstständige von seiner kleinen Welt des Menschen, den er bewohnt, unterschiedene Persönlichkeit sein, sondern lediglich ein Stück dieses Menschen selbst, eine wie geheimnißvolle Ausnahmsstellung er auch innerhalb seines Ganzen einnehmen mag. Mit diesem allmäligen Gedankenweg von einer ganz übermenschlichen Natur des Dämon zu einer eigentlich mensch-

lichen ist nur eine allbekannte Richtung eingeschlagen: die vom Himmel zur Erde, jene Umbildung und Auflösung der Mythologieen wie der Religionen, die das früher für göttlich Gehaltene als eine halb oder ganz menschliche Leistung aufdeckt, die z. B. die „Schaffung Gottes nach dem Ebenbilde des Menschen", den sogenannten Anthropomorphismus, enthüllt. Im Allgemeinen ist die ersterwähnte Auffassung der Dämonen, die übermenschliche, als die näherliegende und schon durch den Gedanken einer übernatürlichen Gewalt allein an die Hand gegebene, auch die zeitlich frühere. Die erwähnten Uebergänge von der übermenschlichen zur menschlichen Auffassung, um sie kurz so zu nennen, durchziehen in anmuthiger Verschiedenheit die Entwickelung des religiösen, künstlerischen und wissenschaftlichen Erfassens der Welt; doch nähern sich die Uebergänge nicht etwa in systematischer Allmäligkeit dem Endpunkt einer rein menschlichen Bedeutung, sondern lassen diese an manchen Stellen bald ungefähr erreicht sehen, um dann wieder nach rückwärts in's Ueberirdische und später abermals voran in's Irdische zu führen.

Dabei ist es aber bezeichnend, daß die späteren mehr menschlichen Auffassungen unwillkürlich in der Wiedergabe der älteren mehr menschlichen mitbenutzt werden. Unter Goethe's Gedichten findet sich in der Gruppe „Gott und Welt" ein Stück: „Urworte. Orphisch", das in fünf Stanzen den „Dämon", das „Zufällige", die „Liebe", die „Nöthigung" und die „Hoffnung" besingt. Die erste lautet:

„Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.
So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Die neuzeitliche Eigenart dieser Verse fällt uns nicht so leicht auf, da der Titel des Ganzen, dann die den fünf Gütern beigegebenen griechischen Namen, die an das Weltbild des Philosophen Parmenides erinnern: Daimon, Tyche, Eros, Ananke und Elpis, sowie Goethe's eigener Commentar, ebenso aber auch sonstige Darstellungen des Begriffs „Dämon" jene Verse als ein treues Bild ältesten griechischen Denkens erscheinen lassen. In Wirklichkeit dürfte dieses noch nicht so weit gekommen sein. Gemeinsam war damals den Bedeutungen jenes Namens, dessen Etymologie auf ein Austheilen führt, der Bezug auf das Schicksal des Menschen; manchmal bedeutete er ausdrücklich das Geschick, zumal das Todesgeschick. Sonst war er gebraucht, um entweder geradezu einen Gott, nur eben in seiner Einwirkung auf das menschliche Geschick, zu bezeichnen — so bei Homer — oder für ebenso wirksame Mittelwesen zwischen den Göttern und den Heroen — wie es, wohl im Anschluß an volksthümlichen Glauben, namentlich manche Philosophen darstellten. Seit der Dichtung des Hesiod, „Werke und Tage", bildet die sich schon erwähnte Vorliebe aus, jene Mittelwesen als die Geister früherer Menschen aufzufassen; zumal soll das „goldene Geschlecht", die Menschen aus einer goldenen Urzeit, als ein über die Sterblichen wachendes Dämonengeschlecht fortwirken. Wo man an die Seelenwanderung glaubte, lag auch der Glaube an gefallene Wesen nahe, die in menschlichen Leibern büßen. Dann wieder trat der Gedanke auf, daß der einzelne Mensch Theil hat an dem allgemeinen Göttlichen, das über der Welt waltet, und das seine Zeichen im Einzelnen sprechen läßt; diese Bedeutung scheint z. B. das „Dämonische" des Sokrates gehabt zu haben. Noch immer nichts von einem Individualitätskern im Sinn jener Goethe'schen Verse.

Allmälig jedoch stellten die Philosophen diesen Bedeutungen noch eine andere zur Seite, die, nach welcher „Dämon" soviel wie „Seele" war. Allein auch hier dauerte es nicht lange, bedurfte es sozusagen vieler Kilometer Dentweg, bis man nicht nur dem Menschen, sondern auch der Individualität näher rückte. Theils heißt in dieser Richtung „Dämon" nur „Seele" schlechtweg, theils bedeutet es wieder mehr das „Lebenslos" oder geradezu Leben des Einzelnen, theils den von den Philosophen angenommenen leitenden oder zur Leitung berufenen Theil der Seele, der gerade weniger vom Individuellen und desto mehr vom allgemeinen Göttlichen, mit dem er uns also verknüpft, an sich hat. So namentlich in der platonischen und stoischen Philosophie. Ein Stoiker war es, der die Ursache für ein unglückliches Leben darin sucht, daß man nicht in allem dem Dämon in sich folge, der einerseits angeboren, andererseits von gleicher Natur mit dem Lenker der gesammten Welt sei. Erst allmälig, zugleich mit der Ausreifung des Nachdenkens über Sittliches, scheint in solche Anschauungen der Gedanke hineingekommen zu sein, daß unser Schicksal nicht nur in Gottes Hand, sondern auch in unserer eigenen liegt. Das war, als sich, z. B. mit dem kaiserlichen Philosophen Marc Aurel, die antike Weltanschauung der christlichen näherte; daß aber auch diese es schwer hatte, beide Gedanken, die Vorsehung und den Schmied des eigenen Glückes, kurz: Gott und das Individuum, miteinander verträglich zu machen, wissen wir.

Immer noch konnte der uns auf diese Art nahe gerückte Dämon von uns selber verschieden sein; er war dann neben unserer thatsächlichen Persönlichkeit etwas wie eine Idealpersönlichkeit, ein Muster-Ich, ein höheres Ich. Die volksthümliche Auffassung kam dem nahe durch ihre Lieblingsvorstellung des individuell angeborenen Schutzgeistes, der zumal bei den Römern als „Genius", in unserer Volksreligion als „Schutzengel" erscheint und vorwiegend als guter Genius, „Agathodämon", gedacht ist. Man könnte nun meinen, das Christenthum habe gemäß seiner ursprünglichen Richtung alle jene von einem gewaltigen geistigen und sittlichen Ringen zeugenden Anläufe fortgeführt und zu reifer Vollendung gebracht. Allein seine Interessen lagen allzu jenseits von deinem und meinem Dämon: sie lagen wieder beim „Lenker der gesammten Welt" und sahen das Individuum darauf an, ob es — und nicht einmal recht: wie es — den Kanon, den sie selbst jenem Lenker in die Hand gedrückt, befolgte oder mißachtete. Die schönen und der Natur an's Herz horchenden Bestrebungen der spätern griechischen Philosophie mußten ferneren orientalischen Vorstellungen von angeblichem Licht und angeblicher Finsterniß, von gut und böse, von Ormuzd und Ahriman, weichen; und mit ihnen kamen Teufel und Dämonen gleich asiatischen Horden und überschwemmten, vereint mit den degradirten Resten der heidnischen Himmel, die Weltbilder des Abendlandes, ließen Millionen Menschen, die man theils nicht verstand, theils nicht brauchen konnte, als „besessen" betrachten und spuken heute noch in denjenigen frommen Köpfen, die den Geisteskranken als „dämonisch krank" ansehen und aus den Händen Andersdenkender in die Hände der Dämonenbändiger stecken wollen. Zu den Alexianerbrüdern führt nicht der Gedankenweg, den die griechischen Philosophen begonnen und neuzeitliches Denken in jenen Versen Goethe's fortgesetzt hatte, sondern führen Gedankenwege aus jener Zeit, da der einzelne Mensch noch ein Sandkorn unter den spielenden Füßen überirdischer Mächte sein sollte. Der Rückschritt vom Menschen weg zu einer fernliegenden Ueberwelt ist gemacht und hält sich durch beinahe zwei Jahrtausende. Nur gering sind die Ausnahmen. Dem Menschen war nach dem Sündenfall ein letzter „Funke" des ursprünglichen göttlichen Lichtes geblieben, das „Gewissen"; für uns vielleicht eine Erinnerung an die Theilnahme der Menschenseele am Göttlichen, die uns die alten Philosophen gelehrt. Nun kamen gegen Ende des Mittelalters die deutschen Mystiker und suchten den Menschen seinem Gott näher zu bringen, als es der Kirche beliebte. Meister Eckhart versenkt sich in den Grund der Seele, dorthin, wo er eine Einheit unseres Denkens und Begehrens, un-

ferer Weisheit und Liebe, wo er das unmittelbare Anschauen Gottes und das Aufgehen in sein Wesen sucht, in's „Gemüth" und findet dort als den innersten Punkt des Seelenlebens eben das „Fünklein": Dieses schaut alles in der Form der Ewigkeit und ist das Licht der Vernunft, in welchem es keine Gegensätze mehr giebt.

So tief auch solche Anschauungen auf das praktische und theoretische Losringen eines neuen Geistes aus dem Geist der antiken und zugleich der modernen Vorzeit gewirkt haben mögen — sie fanden doch keine unmittelbare Fortentwickelung und gingen fruchtbar unter im Wachsen anderer Denkgebilde. Einstweilen kamen die Wissenschaften: erst die von der leblosen Natur, dann die von der lebendigen Natur, dann die vom Menschen. Auf jedem der drei Gebiete jagten sie die überweltlichen Dämonen vor sich her und verwandelten sie schließlich in natürliches Wirken. Am schlimmsten wohl erging's den Dämonen seitens der Psychiatrie; hier sieht man besonders deutlich, wie das, was zuerst fremdartig, mystisch erschien, sich schließlich nur als eine ungewöhnliche, aber allmälig begreifbare Veränderung des Eigenen herausstellt. Weniger deutlich, doch ähnlich ging's in anderen Wissenschaften, der Physiologie, der Psychologie: überall suchte man das bisher Unbekannte und als fremdartig Aufgefaßte auf Bekanntes zurückzuführen, als ein besonderes Zusammenwirken von Kräften darzustellen, die uns schon anderweitig vertraut sind. Man erinnere sich der Entwicklung des modernen Hypnotismus: wiederum der Weg von fremdartigen, überquer in uns hineingerathenen Gewalten zu bloßen Besonderungen des Alltäglichen. Noch in den jüngsten Erörterungen über diese Dinge zeigt sich der gleiche Zug: da sollen auch innerhalb des Seelenlebens keine eigenmächtigen Sondergebiete bestehen, kein mehrfaches Ich, kein mehrfaches Bewußtsein; sparsam, wie ein moderner Landtag, sucht man mit dem einmal Gegebenen auszukommen, das scheinbar noch nicht Gegebene nicht neu zu kaufen, sondern aus dem bisherigen Vermögen zu bezahlen, ein anscheinend eigenes Ich nicht als solches sondern bloß als ungewöhnliche Bewegungen des alten Ich zu deuten, den endlich gewonnenen Elementen des Seelenlebens solche Eigenschaften und solche gegenseitige Verhaltungsweisen zuzuschreiben, unter die sich sowohl die bisher bekannten Erscheinungen als auch möglichst viele neu zu erfahrende unterbringen lassen. Der Kreis der bekannten Grundzüge für jede neue Zeichnung ist natürlich lange nicht geschlossen; manche sind kaum noch halb aufgedeckt, manche werden erst noch kommen. Allein das Neue will in diesem Sinn elementar gefaßt sein: eine neue Eigenschaft unserer Vorstellungen — gut; eine neue Verkettung etwa unserer Gefühle und Urtheile — gut; doch ein neues Ich, eine neue Welt innerhalb der alten, ein jetzt erst entdeckter Staat im Staate unseres Seelenlebens — solche Anschauungen wären rückläufig. Wir haben die Suggestion neu kennen gelernt: aber nicht so kennen gelernt, wie einen unvermutheten Gast, der angekommen, ein neues Haus, das über Nacht aufgeschossen ist; sondern so, wie wir etwa den alltäglich geschauten Lauf der Gestirne zum ersten Mal neu erklärt bekommen, wobei uns allerdings eine Menge Sterne auffallen mögen, die wir bisher übersehen. Wer dagegen diese Suggestion vielleicht gar als die Bewegungen eines „Dämon" in uns auffassen möchte, wie der Bauer die Leistung der Locomotive als Bewegungen von Pferden, die darin verborgen seien, oder der Wilde das Wallen des siedenden Wassers als das Zappeln eines hineingesprungenen Thieres: der würde seinerseits etwas Aehnliches thun, wie die, welche die schon beinahe in's gewöhnliche Seelenleben aufgelösten Dämonen des Alterthums wieder zu selbstständigem Leben zurückführten.

Die Thatsache der vielen derartigen Rückfälle in der Geschichte des Denkens über die Welt deutet jedoch auf einen überstarken Trieb hin, der das Denken in diese Richtung drängt. Nur daß er wohl immer das Gewand seiner Zeit tragen wird. Im Mittelalter fuhr der Dämon gelegentlich in den Menschen hinein, und, wenn nur die Diener Gottes ihre Schuldigkeit thaten, wieder heraus. In unserer Zeit ist man zum Theil doch wenigstens über diese Taubenschlag-Philosophie hinaus. Uebersetzt man einen mittelalterlichen Tractat, oder, um auf die Gedankensprache einer späteren Zeit zu kommen, des braven Jean Bodin „Démonomanie" (1581) in die Gedankenwelt eines modernen Weltweisen, so mögen sich etwa folgende Stellen ergeben:

„Hast Du aber Deinen Dämon gefunden, dann bist Du nicht mehr allein auf der Welt. Du darfst Zwiegespräch halten, und bist einem Anderen, der Dein Denken leitet und antreibt, verantwortlich. Bist denn Du es, der denkt? Nein! Könntest Du dann mit Aufbieten aller Macht Dein Denken hindern? Ebensowenig: Ist es denn Dein Wille, der den Inhalt Deines Denkens ausmacht? Nicht entfernt! Mußt Du denn nicht das ganze Arrangement, wie es nun einmal besteht, einfach hinnehmen? Freilich mußt Du es!" „Und sonderbar müßte es zugehen, wenn Du die Stimme Deines ‚alter ego', Deines ‚besseren Ich', nicht verstehen solltest. Nenne ihn ‚Gewissen', ‚Eingebung', ‚Inspiration', ‚Impuls', ‚innerer Befehl', oder wie immer: Fliehe in die Einsamkeit, oder stürze Dich in den Trubel des Menschen-Gewühls, Du wirst ihn bei Dir finden, hast Du anders nicht Deine inneren Sinne abgestumpft und im grob-materiellen Verkehr mit den Täuschungen dieser Welt getödtet." „Du darfst nicht rückwärts schließend Dich auf Hiesiges stützen; Du mußt, als Lebender und Wirkender, vorwärts schließen, und Dich auf ihn stützen. Er ist für Dich da. Und mit ihm vereint darfst Du diese blöde, dumme Welt herausfordern; darfst diese Larven mit wasserblauen Augen, die Dich hier umgeben, verachten, und jene bebrillten Automaten, die gegen ein sicheres Mittagessen Dir vordociren . . . die darfst Du verlachen und für ein tief unter Dir stehendes ‚genus hominum' halten — wenn Du mit Deinem Dämon d'accord bist." Allerdings verbietet uns dieser Weltweise, unter dem Namen „Dämon", der erstens „den Begriff eines schaffenden, wirksamen, eingebenden, vordrängenden Princips", zweitens den Charakter des Hallucinatorischen, drittens den Begriff des Individuellen andeuten soll, etwas Mythologisches im Sinn der alten Griechen oder Teleologisches im Sinn des Christenthums zu verstehen; es sei „lediglich ein metaphysisches Princip, für das Jeder sich einen ihm adäquater dünkenden Namen wählen könnte." In der That ist, was früher mythologische Ferne war, in philosophische Nähe verwandelt; und insofern schließt sich dieser moderne Dämonismus einigermaßen an frühere Fortschritte an. Allein den Geist, den unsere Zeit sich schwer errungen hat als einen Hauptfortschritt gegen früheren Glauben an eigene selbstständige Welten und Wesen; das Auflösen solcher Gestalten in Combinationen von Elementen auf Grund des gleichbleibenden Wirkens dieser; den Geist, der die Phrenologie, mit ihren elementar scheinenden Trugbildern häuslich vertheilter „Sinne" im Kopf, überwunden hat: diesen Geist verleugnet ein Begriff, der als „Princip" vorgeführt wird und von Individuum zu Individuum eine andere grundlegende, uns an fremden, unbekannten Schnüren ziehende Macht sein soll. Das ist immer noch Mythologie oder allerhöchstens Monadologie eines Leibniz und Herbart; aber wie reinlich waren schon diese Lehren zum möglichst Einfachen durchgedrungen!

Indessen ist es kein geringes Verdienst des bisher als Streiter für moderne Cultur und als plastischer Erzähler wie als Satiriker bekannten Oscar Panizza, in seinem neuesten Werk, aus dem wir citirten („Der Illusionismus und die Rettung der Persönlichkeit. Skizze einer Weltanschauung. Leipzig, Wilhelm Friedrich), die bisherigen philosophischen Gedanken von Dämonischem zu einer eigenen Weltanschauung weitergeführt zu haben. Sie wird vielen aus dem Herzen, aus ihrem Dämon, gesprochen sein und wird vielen Anderen ihre Meinungen über den gegenwärtigen Stand der

Weltauffassung klären. Sie tritt nicht in erster Reihe als Dämonismus auf, wenngleich diese Seite ihr Wichtigstes und Eigenthümlichstes zu sein scheint. Sie geht davon aus, daß die Außenwelt nur meine Illusion oder Hallucination ist, und schließt mit einem Individualismus, dessen Endweisheit ist: „Und nur dann darfst Du am Schluß Deines Lebens Deine Mission erfüllt sehen, wenn Du Dir sagen kannst, Du hast Deinen Dämon in der Welt zum Ausdruck gebracht. Das ist Dein kategorischer Imperativ. Handle, wie Dir Dein Dämon vorschreibt. Schreckst Du vor den Consequenzen in der Welt der Erscheinungen zurück, dann ist sie stärker wie Du. Setzt Du Dich durch, dann bist Du Obsiegender. Du gehst vielleicht zu Grunde. Aber zu Grunde zu gehen in der Welt der Erscheinungen, ist ja das Los von uns Allen."

Das Urtheil darüber, wie weit solche Lehren der Wahrheit nahe kommen, wird leider leicht, vielleicht in ungerechter Weise, getrübt durch ein Urtheil darüber, wie weit es ihrem Vertreter gelungen ist, sie uns evident zu machen. Nun widmen sich solchen Lehren gar häufig die Köpfe, denen anschauliche Phantasieplastik näher liegt als abstractes Folgern. Ein solcher Kopf ist Panizza; und man möchte erwarten, daß er in Folge dessen all' seine Kraft des concreten Vorstellens hier zur Geltung bringe und sich weniger auf die Begriffe und ihre logische Verkettung stütze. In der That aber kommt diesmal gerade seine Stärke nicht recht in's Spiel, so sehr sie dazu Gelegenheit hätte. Wie bei Platon wären hier Mythen oder sonstige Veranschaulichungen des Darzustellenden ganz erwünscht; würde doch Panizza's dichterische Kraft sich an einer wirklichen, der Tiefe und Breite seines Princips gerechten, Schilderung des Dämonischen bewährt haben. Allerdings tritt sie häufig in eigenartig sinnfälligen und sinnreichen Bildern hervor. Die Hauptmühe aber, die er sich gegeben hat, führte ihn auf Gebiete, wo sich seine Stärke nicht recht zu entfalten vermochte. Wir können hier nicht auf die verschiedenen Einbildungen eingehen, mit denen er die ihm nicht geläufigen Stellen historischer und systematischer Kenntnisse und philosophischen Denkens ausfüllt; können uns z. B. nicht erst von ihm ein Beispiel für Obersatz und Untersatz, die er zu unserer Verwunderung im inductiven Folgern annimmt, vorführen lassen u. dgl. m. Sein „System" soll ja auch nur eine „Insinuation" sein; und am liebsten würde es uns sein, wenn es streng dabei geblieben wäre. Aber auch so enthält es, z. B. an der Bloßstellung des Materialismus und des modernen Brüstens mit Psycho-Physik, manche sehenswerthe Gabe; und nicht leicht wächst auf systematischem Boden ein so tiefsichtiger Einfall, wie der: „Die reichste Geschichte hat derjenige, der die meisten Illusionen aus sich herausschleudert." — — —

Derselbe Mann, der sich nicht nur durch bunten Reichthum fremd scheinender, frappirender Einfälle auszeichnet, der seine künstlerische Kraft zuvörderst in den Dienst dieser stellt und den Cultus des Einfalls bis zu einem Weltsystem erhoben hat, verleugnet sich nicht, wann es gilt, seine Einfälle auch praktisch zu vertreten und seinem kategorischen Imperativ zu folgen. Die satirische Dichtung „Das Liebesconcil" (Zürich, Schabelitz) hat ihm, zum Theil vielleicht auf Grund seiner dämonisch aufrichtigen Vertheidigung vor dem Schwurgericht zu München, ein Jahr Gefängniß eingetragen. Die unverhohlen gegen die moderne Literatur gerichtete Absicht der staatsanwaltlichen Anklage und die ziemlich allgemein auffallende Härte der Richter, verbunden mit der sofortigen Verhaftung des Verurtheilten, haben hier einen zu besonderen wie allgemeineren Erörterungen herausfordernden „Fall" gezeitigt. Aus Erörterungen der letzteren Art besteht die an diesen Anlaß anknüpfende Broschüre: „Der Fall Panizza. Eine kritische Betrachtung über ‚Gotteslästerung' und künstlerische Dinge vor Schwurgerichten von Theodor Lessing. (München, Max Wohlfahrt.)" Sie führt aus, „daß literarische und künstlerische Klagepunkte und Vergehen überhaupt für staatliche Gerichtsbarkeit ungeeignet sind — künstlerische Producte sollen mit künstlerischen, nicht mit juristischen, medicinischen, philologischen oder sonst welchen Maßstäben gemessen werden." Die Durchführung dieses Gedankens bringt eine Anzahl von Aufklärungen, die manchem Vorurtheil sehr noth thun, und von hübschen Gedanken, die für eine Sammlung Gedankensplitter recht passend sein würden. Im Uebrigen aber darf man wohl bedauern, daß dieser sehr concrete und zur Kritik geeignete Fall nicht trefflicher behandelt worden ist. Dem anscheinend jungen Verfasser kann man für eine etwaige schriftstellerische Laufbahn keine günstige Aussicht voraussagen, wenn er sich so wenig Mühe giebt, seinem Thema auf den Leib zu rücken. „Gar mancher Geist verschwimmt im Allgemeinen"; das läßt sich auch gegenüber diesem Geist, dem ein Verschwimmen keineswegs zu wünschen ist, wiederholen. Bloße Einfälle erobern keine Burg, und in diesen Dingen wäre noch Manches zu erobern. Auf Einfälle baut sich keine Kunst, kein stabiles wissenschaftliches System auf; und wenn trotz ihrer Panizza in künstlerischer Bildarbeit viel Rechtes geleistet und in seiner Verurtheilung viel Unrechtes erlitten hat, so ändern an diesem Weltlaufe weder seine Einfälle noch die Theodor Lessing's etwas. Zu dem aber, was wirklich diesen Weltlauf einmal ändern wird, dürften die Aeußerungen beider eine interessante und hoffentlich nicht nutzlose Vorarbeit sein.

Isarius.

Neugriechische Volkslyrik.

Von Ludwig Jacobowski.

Wenn man eine Geschichte der deutschen Folkloristik schreiben wollte, jener Wissenschaft der Volkskunde, von der das achtzehnte Jahrhundert so wenig wußte und die das unserige so emsig aufspürt, so wird man, wie in so vielen Wissenschaften, auf den Namen Goethe stoßen. Nicht allein daß unser Altmeister durch das Volksschauspiel und das Volkslied eine Menge von Anregungen in sich aufnahm und verwandte, nicht allein daß er unter Herder's Anleitung die Seele der Völker in ihren Erzeugnissen studirte, zeitlebens bewahrte er für die Volkspoesie, namentlich fremder Völker, eine starke Vorliebe, wenn er auch in ihrer rein ästhetischen Werthschätzung ab und zu schwankte.

Im Sommer 1815 machte ein junger Deutscher, Namens Werner von Haxthausen, Goethe in Wiesbaden mit neugriechischer Volkslyrik bekannt, und mit lebhafter Theilnahme sah dieser der endgiltigen Herausgabe der Haxthausen'schen Sammlung entgegen. Als aber die Unentschlossenheit des jungen Mannes sie immer weiter hinausschob, übertrug Goethe einige dieser Volkslieder ziemlich frei und legte sie dem Publicum als „Neugriechisch-epirotische Heldenlieder" und als „Neugriechische Liebe-Skolien" vor. (Hefte über Kunst und Alterthum.)

Das Interesse, das das Publicum an der neugriechischen Volkspoesie nahm, war theils ästhetischer, theils politischer Natur. Aesthetisch war es insofern, als es jeden Griechen-Enthusiasten beglücken mußte, zu wissen, was sich von der glänzenden klassischen Cultur Griechenlands in poetischen Resten hinübergerettet hatte durch die christlich-muhamedanischen Jahrhunderte bis in die Gegenwart. Wußte der griechische Hirt noch von Pan, und das gebräunte dunkeläugige Mädchen, das Wasser aus dem Brunnen schöpfte, von Eros und Adonis, von Hephästos und Aphrodite? Zu dieser rein ästhetischen Wißbegierde gesellte sich ein politisches Interesse hinzu.

Der Krieg, den damals Griechenland gegen die Türkei um seine Freiheit kämpfte und der reich war an glänzenden Thaten und ruhmreichen Gefechten, hatte die Aufmerksamkeit ganz Europa's auf das kleine Land gelenkt. Man war in

der romantischen Zeit der Politik, und um der lyrischen Idee der Befreiung der Nachkommen Themistokles' willen legte sich die Begeisterung des ganzen klassisch gebildeten Europas ins Mittel. Der Philhellenismus trieb seine romantischen Blüthen. Zahllose philhellenistische Vereine entstanden, Eynard in Genf war unermüdlich thätig; Lord Byrons glänzende Dichtergestalt flog nach Griechenland (1824); Rußland einigte sich mit England im Petersburger Protokoll über eine gemeinsame Action zu Gunsten der Griechen; aus Frankreich kam Graf Harcourt mit Unterstützungsgeldern, England schickte ein bewaffnetes Dampfschiff, König Ludwig I. von Bayern sandte Oberst Heideck, und selbst das trockene Nordamerika berauschte sich an dem ewigen lyrischen Glanz der griechischen Alt-Cultur und schickte eine mächtige Fregatte.

Um diese Zeit veröffentlichte C. Fauriel seine „Volkslieder aus dem modernen Griechenland" (franz. Paris 1824), die in ganz Europa Bewunderung hervorriefen. Wilhelm Müller, dessen „Lieder der Griechen" (1821—1824) helle Begeisterung für den Freiheitskampf des kleinen Volkes bekundet und geweckt hatten, übersetzte sie im Jahre 1825 (Lpz., 2 Bde.). Der Schluß seiner interessanten Vorrede wirft heute noch ein helles Streiflicht auf die philhellenistische Strömung seiner Zeit. Wilhelm Müller schreibt nämlich (1825. Bd. I. S. XII): „Volkslieder sind Stimmen der Völker. Und so möge auch die kraftvolle, aus tiefster Brust emporklingende Stimme des griechischen Volkes in die Ohren Derer tönen, die Ohren haben, zu hören. Wer aber seine Sinne durch türkisches Opium umnebelt und erschlafft hat, der schone seines Trommelfelles. Es möchte diesen Stentor wohl nicht ertragen können."

Die Zeiten wandern schnell wie Octoberwind. Die Epoche der lyrisch-politischen Begeisterung für Griechenland ist vorüber. Für das Königreich Griechenland mit seiner liederlichen Finanzwirthschaft sind im modernen realistischen Europa keine Sympathien mehr lebendig, und würde heute wie vor dreißig Jahren ein so wackerer Deutscher wie Fallmerayer über die Nation von Schacherern und betrügerischen Bankerotteuren wettern, er fände keinen Widerspruch.

Mag nun heute das Interesse an der neugriechischen Volkslyrik jedes politischen Beigeschmackes entbehren, ihr unsterblicher ästhetischer Reiz ist dauerhafter als ein modernes Parlament zu Athen und werthvoller als der niedrige Cnrs griechischer Staatspapiere. Gleichsam als ob der Stadtbewohner Griechenlands in der drängenden Hast seiner Geschäfte nur den schlechten Typus des Griechen der Gegenwart verträte, leben im griechischen Landvolke nur ungebrochene Instincte und freischlagende Herzen, die ihre Leiden und Seligkeiten in prächtigen Versen ausströmen lassen. Daher kam es wohl, daß volkskundige Forscher für den Schatz der neugriechischen Volkslieder die alte warme Empfänglichkeit bewahrt haben, und während das Volk der Griechen als politische Einheit keine Sympathien mehr besitzt, hat es als psychologische Individualität Anspruch auf weitgehendste Beachtung gefunden.

Neben der trefflichen und heute selten gewordenen Sammlung von Wilhelm Müller hat die neugriechische Volks- und Liebeslyrik in Kind (Leipzig 1844), Sanders (Mannheim 1844), Passow (Leipzig 1860), Jeannarakis (für Kreta, Leipzig 1866), B. Schmidt (Leipzig 1877) und W. Wagner (Leipzig 1879) ausgezeichnete Bearbeiter gefunden, abgesehen von zahlreichen in Griechenland, Italien und Frankreich erschienenen Sammlungen. Doch hat es bisher an einem Liederbuch gefehlt, das einen Ueberblick über den wesentlichen im griechischen Volksmunde lebenden Gesangsstoff giebt. Diese Lücke auszufüllen, hat sich ein neues Werk zur Aufgabe gemacht, das Hermann Lübke soeben unter dem Titel „Neugriechische Volks- und Liebeslieder" herausgegeben hat*).

*) Bei S. Calvary u. Co. in Berlin.

Unter Benutzung aller vorhandenen Quellen und neuer selbst dem griechischen Landvolke abgelauschter Lieder hat Lübke hier eine Sammlung geschaffen, die den folkloristischen Forscher im Wesentlichen befriedigt, den mit griechischen Geist erfüllten, klassisch gebildeten Leser entzückt und in Familien als Hausbuch von Hand zu Hand gehen kann. Die Uebersetzungen lesen sich fast wie Originale, und nur manchmal wünschte man schärfere Pointirung und glattere Form. Aus diesem Buche spricht ein südlicher, kecker Geist; blaue Himmel wölben sich über dunkle Gebirge und schattige Wälder; am Brunnen kauern braune Mädchen; neckende Spottreden wandern von rothen Lippen in offene Herzen; leichte Füße schweben in anmuthigem Tanz über thaublinkende Gräser; eifersüchtige Augen verfolgen die leichtsinnige Geliebte; Scherzworte versöhnen den grollenden Liebhaber; junge Mädchen werfen stolz den Kopf, wenn alte Männer verliebte Blicke wagen; der Liebste wiegt sein Haupt auf dem Knie seines Mädchens, und wenn er emporsieht, schaut er ihre Augen, immer nur ihre Augen.

Den größten Theil des Buches nehmen Liebes- und Tanzlieder ein. Keine Situation, die man nicht in der Liebeslyrik der ganzen Welt kennt, fehlt hier, und jeder Ton von Liebesseligkeit bis zu Irrsinnsleid findet seine eigenen Rhythmen und seine bangen Laute. Und wie verschiedenartig ist die äußere, wie bunt die innere Form! Dialoge von überraschender Prägnanz fehlen nicht, die dem feinsten Kunstgedichte alle Ehre machen würden; sehnsüchtige Bitten wechseln mit höhnischen Ausrufen; feiner und derber Humor zwingt die Liebste zur Nachgiebigkeit. Ein inniges Naturgefühl vermischt sich mit einer tiefen, manchmal boshaften Kenntnis der Frauenseele. Und so kommt es, daß diese 300—350 Liebes- und Tanzlieder nicht monoton wirken, sondern eine unbegreifliche, seltsame Symphonie der Liebe abgeben, wie sie in naiven griechischen Gemüthern blüht und stirbt.

Unter diesen Liebesliedern verdient ein „Wettgesang" (S. 184) von entwickelungsgeschichtlichem Standpunkt aus Interesse. Er ist in Epirus entstanden, das überhaupt die schönsten Volkslieder hervorgebracht hat, und stammt von Sängergilden her, die sich zumeist aus Handwerkern zusammensetzen und die Wettgesänge in Distichen über ein bestimmtes, meist erotisches Thema veranstalten. Es giebt drei Phasen in der Entwickelungsgeschichte der Poesie: In der ersten dichtet jedes Individuum eines Stammes oder Volkes (z. B. sehr viele Negerstämme Afrikas und Australiens); in der zweiten findet bereits eine Differenzirung statt, indem sich Trupps loslösen und Sängergilden bilden (z. B. die Araber in Nordafrika); in der dritten wird die poetische Function nur noch von Einzelwesen ausgeübt. Natürlich zeigen die Culturnationen alle drei Phasen gleichzeitig. Jener neugriechische Wettgesang ist in der primitiven Volkspoesie einfacher Stämme realistischer. Ich erinnere z. B. an eine Art Spott- und Wettgesang der Schluh in Marokko, Tamawúšt genannt, den ein Jüngling und ein Mädchen veranstalten. Es findet manchmal „ein förmlicher Sangeskampf um die Ehe statt. Sieht das Mädchen ein, daß ihr Freier sie an Witz und Gewandtheit im Spottgesange übertrifft, so erklärt sie sich für besiegt, und willigt ein, die Seinige zu werden. Besiegt sie ihn aber, so muß er mit Schimpf und Schande abziehen; dann verläßt er oft seine Heimath und läßt sich nie wieder an der Stelle seiner Niederlage blicken."*) Dem Wesen nach ist der Wettgesang in Epirus dem in Nordafrika gleich, denn es handelt sich bei beiden um die Benutzung der poetischen Anlage im Kampfe um das Weib; in der Ausdrucksform unterscheiden sie sich eben wie — Grieche und Marokkaner.

Weniger hohen poetischen Werth als die Volks- und Liebeslieder besitzen die alten Balladen. Dafür sind sie aber eine eigenartige Quelle für den Völkerpsychologen. Wie sich

*) Siehe Hans Stumme, Dichtkunst und Gedichte der Schluh. Leipzig, 1895. S. 8.

Eifersucht und Zärtlichkeit im deutschen und griechischen Volkslied z. B. geberden, ist in den Motiven und Ausdrucksformen von einer gewissen Gleichartigkeit Anders ist es aber mit den socialen Gefühlen, wie sie sich in den Balladen niederschlagen. Treue zwischen Herr und Knecht z. B. hat je nach der Stellung beider zueinander eine verschiedenartige Physiognomie in Griechenland und anderen Regionen der europäischen Volkspoesie. Alte Motive klingen freilich oft an: Der Gatte kehrt zurück in dem Augenblicke, in dem sein Weib einen andern freien soll. Man merkt die Reste des Odyssens-Thema: Die Gattin webt, der Mann unterwirft sich einer Prüfung und schließlich bildet eine Narbe das Erkennungszeichen. Wie die dänische Königstochter Sigrid, von der Saxo Grammaticus berichtet, so muß auch hier eine zurückgesetzte Geliebte die Brautführerin spielen, bis die falsche Braut erkannt und bestraft wird. In anderen Stoffen wird der Vampyrglaube gestreift und legt die Vermuthung nahe, daß der slavisch-serbische Volksgesang vielleicht bis nach Griechenland ein paar Töne gesandt hat.

Eine neue Art der neugriechischen Volkslyrik hat die politische Unterdrückung durch die Türken hervorgerufen. Die ungebrochenen Kraftnaturen aus den Schluchten des Pindus und Olympus beugten sich nicht dem harten Joch der Bekenner des Islams. Sie bekämpften sie als ihre Unterdrücker, als die Ungläubigen, als die Besitzenden. Ihre Räuberlieder erheben sich manchmal zu hoher poetischer Kraft und eindringlich weht der Sturmesathem der Poesie in ihren aufgeregten Rythmen. Der Klephte will nicht den Türkenhunden als Knecht dienen; seine Geliebte will mit ihm ziehen, in männlichem Gewand mit Schwert und Büchse; und neugriechisch singt der Räuber: Ein freies Leben führen wir:

„Und manchmal geht's zu Thale; dann fließt der Türken Blut.
Sie nehmen ihre Schätze; sie theilen sich ihr Gut,
Sie schenken Gold und Silber dem Wlachenmägdelein
Und rauben ihnen Küsse beim süßen Stelldichein."

Aber neben den Klängen voll Haß gegen die Tyrannei der Türken findet sich die richtige romantische Räuber-Melancholie. Der altgewordene Räuber jammert daß er schwach und müde geworden; ein anderer liegt hülflos in der Oede, indeß das Blut aus der Todeswunde fließt; vierzig Tage pflegen sie getreulich ihren kranken Hauptmann; und Dimos, der greise Räuber ordnet selber sein Begräbniß an: Dreißig Jahre diente er als Armatole, zwanzig als tapferer Klephte, nun will er aufrecht im Grabe stehen mit geladener Büchse, aber ein Fenster muß das Grab haben, auf daß die Schwalbe ihm den Frühling herbeitragen und die Nachtigall ihm singen könne vom wunderschönen Mai. . . .

In seiner tüchtigen Vorrede hat Hermann Lübke klar untersucht, was in dieser neugriechischen Volkspoesie an Altgriechenland gemahnt: er hat bewiesen, daß lebendige Fäden sich über die zwei Jahrtausende hinwegspannen und daß manche Eigenheiten der Volksseele sich so frisch erhalten haben, als wäre die Zeit hingegangen wie ein Hauch. Opferspenden und Weihungen werden heute der Panagia und den Heiligen dargebracht; wie einst beim Frühlingsanfang auf Rhodos, erklingen noch jetzt lebhafte Schwalbenlieder und auf Cypern stellt man den Tod des Adonis bei Gelegenheit der Lazarusfeier plastisch dar. Uralte Hirtenlieder kennen die Gewalt des Boreas, auf Klippen locken singende Lamien, und Nereiden würdigen die Hirten ihrer flüchtigen Liebe. Das Volk kennt noch die Miren (Moiren), die Schicksalsgöttinnen, und bei den Todtenklagen (Myrologien) gedenkt man des finsteren Charos — auch Chios Charon genannt —, der als die Personifikation des Todes gedacht wird.

An den Tod denkt die naive Volksseele ja oft. Die Todtenklagen der Neugriechen haben etwas Ergreifendes in ihrer stillen Monotonie und ihrer schweren Rhythmik. Klagen um den Tod geliebter Wesen sind nicht abwechslungsreich; ein großer Schmerz bedarf nur einiger armer Laute, sich auszuleben, und manchmal schwingt er sich zu der flachen aber urewigen Weisheit auf, daß alles Irdische vergänglich ist. „Willst Du erkennen, was Du bist", sagt Menander, „betrachte die Gräber:"

„Sie bergen das Gebein und nichtigen Staub
Von großen Königen und stolzen Herren,
Von Weisen und von Männern, welche prunkten
Mit ihrem Adel, ihrem Ruhm und Schätzen,
Mit ihrer Schönheit — Alles ist dahin!
Die Zeit hat alles weggerafft, der Tod
Hält allesammt umfangen, hoch und niedrig,
So kann das Grab Dich lehren, wer Du bist."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Hiob's Freunde.

Von Ida Baccini.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen.

Die goldenen Harfen der Engel hielten plötzlich inne mit ihren melodisch seufzenden Klängen, jäh brach der Gesang der Psalmisten ab. Ein frostiger Hauch ließ die rosige Engelsschaar erschauern und ein scharfer, schwefliger Geruch erfüllte die himmlischen Lüfte. Gleichzeitig verdüsterten leichte Wolken den überirdischen Glanz, und eine hohe, ernste, finstere Gestalt tauchte zu den Füßen des Herrn auf. Dieser schaute sie einen Moment schweigend an, dann fragte er:

„Von wannen kommst Du, Satanas?"

„Von der Erde."

„Dann hast Du wohl auch meinem getreuen Diener Myrio, dem Guten, Edlen, mit dem Herzen von allumfassender Liebe, einige Beachtung geschenkt?"

„Wer vermöchte anders als gut zu sein an seiner Stelle? Gesundheit, Schönheit, Genialität lächeln ihm, Alle, Männer, Frauen, Kinder vergöttern ihn. Aber laß Deine Hand, o Herr, auf ihn niederfallen, laß seine Gesundheit dahinwelken, seinen Geist sich umnachten, seine Schönheit vergehen und bald genug werden seine Lippen Dich schmähen, Dir fluchen . . ."

Ein Schreckensschauer ließ die zarten Engel erzittern und die heilige Therese verhüllte ihr Märtyrerantlitz mit den feinen, wachsbleichen Händen.

„Wohlan denn," sprach der Herr inmitten des bangen himmlischen Schweigens, „wohlan denn, Satanas, ich will meinen Diener Myrio Deinen Händen und Deiner Erfahrung überlassen. Streife mit giftigem Hauche die Schönheit seiner Gestalt, laß Krankheit an seinem Lebensmark zehren, nimm ihm seine geistige Klarheit, aber sterben lassen darfst Du ihn nicht."

Froh der willkommenen Erlaubniß rauschte der Dämon stolz erhobenen Hauptes durch die himmlischen Schaaren, entfaltete seine schwarzen Schwingen und schwebte zu den Menschen nieder auf einen blühenden Erdenfleck, der Namen und Lieblichkeit den anmuthigen Kindern Flora's entnommen hat.

— — — — — — — — — — — — — —

Dort lebte Myrio.

Habt ihr wohl schon vor einem Todten gestanden, nachdenklichen Sinnes das fahle Antlitz, die starren Lippen, die auf ewig dem Sonnenlicht geschlossenen Augen beobachtet und in eurer Unschuld vielleicht geglaubt, das schmerzlichste Schauspiel, das die Natur ihren Kindern bieten kann, vor euch zu haben? Und doch giebt es einen noch unsagbar traurigeren Anblick. Das angstvolle Ringen der Geisteskräfte mit der triumphirenden Narrheit, das Bild des Todten, der die Erinnerung seiner kraftvollen, thätigen Existenz gleich einem Schweißtuche hinter sich her schleift.

Schwer fiel Satanas' Hand auf Myrio's Schultern. Seine schöne Gestalt, noch eben das Ziel sehnsüchtiger Blicke reizender Frauen, liebenswürdiger Mädchen, knickte zusammen, wie eine stolze Lilie vom Sturme getroffen, ein heimtückisches Fieber legte einen Schleier über die großen leuchtenden Augen und sein Geist, der starke Geist, dem Leben und Ruhm verheißend winkten, umnachtete sich. Aber seltsames, doppelt grausames Geschick! Myrio erlag nicht. Mit lebenden Sinnen mußte er sehen und fühlen, wie seine schönsten Fähigkeiten einem langsamen Tode entgegen siechten.

— — — — — — — — — — — — — —

Wißt ihr wohl, was es heißt, einem Sonnenuntergang beizuwohnen, zu sehen, wie die Berge nach und nach vom zartesten Rosa in dunkles Blau sich hüllen, entzückt den silbernen Glanz des Vollmondes zu betrachten, im geheimnißvollen Dunkel der Nacht aus weiter Ferne ein

sehnsüchtiges Liebeslied singen zu hören, fühlen zu müssen, wie die Knie anbetend sich beugen möchten angesichts der Schönheit, von kühnem Streben, edlen Thaten, ruhmvollem Leben singen und sagen zu hören und nicht mehr im Stande zu sein, die Phantasiegebilde, die in tollem Reigen in dem armen, geschwächten Gehirn umherwirbeln, in eine wahrnehmbare Form zu bringen; der Kunst, der hehren Muse des Gesanges und der edlen Sprache in wahnsinnigem Flehen die Arme entgegenzustrecken und sie nicht zu erreichen, nicht einmal den Saum ihrer wallenden Gewänder küssen zu dürfen? Und diese Marter war dem unglücklichen Myrio auferlegt. Die feinen duftigen Novellen Fogazzaro's, die erschütternden Dramen des Verga, die Bücher von Isaotta und von Lucia entfielen seinen müden Händen, die fließende Beredsamkeit, die wie langentbehrte Musik zu den Ohren der Hörer drang, verstummte, seiner Feder entströmten keine jener graziösen, mit klassischer Anmuth geschriebenen Arbeiten mehr. Wie leblos sank er auf ein Schmerzenslager hin, das bleiche Antlitz lag müde in weiche Kissen gebettet, nur die sanften Augen blickten mit inbrünstiger Liebe zu dem kleinen, elfenbeinernen Crucifix empor, das in der Einsamkeit des Krankenzimmers die blutigen, abgezehrten Arme nach ihm ausbreitete. Das aber war es gerade, was Lucifer verhüten wollte.

„Was thun? überlegte er, „was thun, um seine Qualen noch zu verschärfen, ihn bis zur Verzweiflung zu bringen? Ich werde ihm drei seiner Freunde zuschicken."

Und die Freunde kamen.

„Ich habe es Dir vorausgesagt, ich habe es Dir hundert Mal, bis zum Ueberdruß wiederholt," sagte der erste Freund, ein zierliches Männchen mit kleinem, carottenfarbigem Bärtchen, ruhigem bescheidenen Wesen. „In tausend Tonarten habe ich es Dir gesungen: Dein Geist grübelt zu viel, Du legst zu viel Feuer, zu viel Gefühl in Deine Sachen! Himmlischer Vater! Braucht ein Christenmensch sich so abzuhetzen, wie Du es gethan hast, wo doch die Bibliotheken sieben Stunden des Tages offen stehen, wo doch das Conversations-Lexicon billig zu haben ist? Warum hast Du nicht auf mich gehört? Warum nicht einen Classiker zur Hand nehmen, Notizen daraus schreiben, ihn nach Belieben hin und herdrehen, da, wo er schwarz meint, sagst Du weiß und umgekehrt? Dann ihm noch ein Mäntelchen von eigener Gelehrsamkeit umgehängt und einem verehrlichen Publicum vorgelegt, auf dem Titelblatt Deinen eigenen schönen Namen mit kühnen Schnörkeln verziert. Eine wahre Pracht, sage ich Dir! Zum Ritter hätten sie Dich geschlagen, Vorstand irgend eines Vereins wärest Du geworden, und wie ein Papst könntest Du jetzt, allen bösen Zungen zum Trotz, Dein Leben genießen. O, geh mir mit der Kunst! Laß sie laufen, Deine Ideale, Deine Ueberzeugungen, Deine Schwärmereien!"

Myrio schwieg kummervoll.

„Und dann Deine verfluchte Verliebtheit! Wie hast Du's mit der getrieben!" rief entrüstet der zweite Freund, ein baumlanger, spindeldünner Geselle mit entzündeten Augen, die hinter großen, rauchfarbigen Gläsern versteckt waren. „Lacht mich meinetwegen aus! Aber wie viele Lydien, Sylvien, Nerinen besingst Du in Deinen Madrigalen und Oden. Ich hingegen habe, Gott sei Dank" — hier neigte er salbungsvoll das Haupt — „nur die Herrin meines Hauses, einzig in ihrer Art, ein Prachtstück von einem Weib, nur Hausfrau und Gattin, besungen!" Myrio schwieg seufzend, ihm mochten gewisse alte, wenig erbauliche Gerüchte einfallen, die auf Rechnung des tugendhaften Freundes in Umlauf waren.

„Du wenigstens," rief er traurig aus, indem er sich dem dritten Besucher zuwendete, der bis jetzt noch kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, „Du wenigstens wirst Dich nicht auf die Seite jener Beiden stellen, die mir die Bitterkeit meines unglücklichen Zustandes noch fühlbarer zu machen suchen. Ich habe Dir stets Liebe und Verehrung gezeigt. Weißt Du noch? Du verlorst den Bruder, den theuren Vater, und ich schilderte in herzbewegenden Worten dem Publikum Deine Trauer, Du selbst hörtest sie mit Schluchzen an. Und weißt Du, warum Deine Thränen flossen? Weil auch ich weinte, weil Dein Schmerz auch der meine war." ...

Derjenige, an den diese liebevollen Worte gerichtet waren, schwieg.

„Wir wollen sehen," murmelte er nach einer Weile zwischen den Zähnen, „wir wollen sehen, ob wir etwas für Dich thun können ... Sollte eine materielle Unterstützung" ...

Myrio richtete sich mühsam in seinem Bette auf und machte mit der müden Hand eine hinausweisende Geberde. Zwei heiße Thränen rollten ihm über die blassen Wangen, während das Christusbild, von der untergehenden Sonne beleuchtet, ihm immer noch die abgezehrten, blutigen Arme entgegenstreckte. Die Freunde entfernten sich.

„Ach!" rief der Kranke mit verstörtem Antlitz und zitternd vor Schmerz, „ach, so hatte ich mir die Welt und die Menschen nicht vorgestellt! ... Aber wenn der Himmel mir nur noch einen Lichtstrahl gewährt, werde ich sagen, werde ich schreiben" ...

Deutlich löste sich das Abbild des Märtyrers von der braunen Wand und eine sanfte Stimme ertönte in dem stillen Zimmer:

„Du wirst weder sagen, noch irgend etwas schreiben, was denen, welchen Du den Freundesnamen zuerkanntest, Schweres zufügen könnte. Bewahre der Oeffentlichkeit gegenüber den Stolz der eigenen Wahl und wirf Diejenigen, die Du einst auf den Altar erhoben, nicht in den Staub. Einem Jeden hienieden ist das Seine zugetheilt." Und als Myrio, von unsäglicher Furcht erfaßt, zu Boden zu fallen drohte, berührte ihm eine Gotteshand die Stirne.

„Gesunde, werde wieder stark und gut. Gehe hin und vergiß! Dein Herz bedurfte dieser bittern Lehre, es gab sich zu leicht schwärmerischer Begeisterung, zu leicht dem Glauben an die Menschheit hin. Gehe Deinen Lebensweg weiter, gestärkt durch den Schmerz, geleitet von der Erfahrung."

Mit innigster Verehrung, das Herz voll der dankbarsten Liebe, faltete Myrio die Hände.

— — — — — — — — — — — — — —

Als er aus seinem langen, schmerzlichen Schlummer erwachte, streckte das elfenbeinerne Bild am Kreuze noch einmal mit flehender, bittender Geberde die Arme nach ihm aus. Andächtig neigte sich Myrio ihm entgegen, dann trat er hinaus in das Sonnenlicht, hinaus in das Leben, das heißer und feuriger denn je ihm aus den großen Augen, die keine Lüge kannten, erstrahlte. Seine Freunde gingen mehrmals an ihm vorüber, aber er sah sie nicht, versunken, wie er war, in dem heiteren Gedanken an die Kunst, die uns erhebt und uns Alles lehrt, was schön ist, auch das Vergeben.

Aus der Hauptstadt.

„Wenn sich doch unser Volk ermannte!"

Ueber eine politisch ereignißlose und langweilige Ferienzeit von ungewöhnlicher Ausdehnung hilft sich der Theil des deutschen Volkes, dem die Abfassung von Leitartikeln berufs- und vertragsmäßig obliegt, mit der Erfindung und nachdrücklichen Ausbeutung von „Fällen" hinweg. Seit der Zeit, da das hohe Staatsministerium auf Urlaub ging bis zu seiner Berathung über die unangenehme Boetticher'sche Angelegenheit, seit Anfang Juni bis Mitte October blieb all und jedes hochpolitische Begebniß aus, und wer sich nicht am Goldminenschwindel erregen oder den Irrpfaden moderner Juristerei nachspüren wollte, dem blieb nur kärgliche Nahrung. Einmal unterbrach die sommerliche Oede schneidend scharf des Kaisers Wort an seine Garden, und damit war, wenn nicht mehr, so doch der Anstoß gegeben zu erneuter und lebhafter Erörterung eines Gegenstandes, der unser Volk näher angeht als irgend etwas in der Welt. Aber außer der Staatsanwaltschaft, die mit plötzlichen Beschlagnahmen lange vorher erschienener Radauartikel bewies, daß wenigstens sie auf dem Platze war, rührte sich anfänglich niemand zur Bekämpfung des für so gefährlich erklärten Gegners. Und als sich, hüben wie drüben, endlich ein Häuflein gewappneter Knechte wider ihn auf den Weg machte, schleuderten die Briefpolitiker um Liebknecht und Barth ihr erstes Stinkbömblein, und über den interessanten Enthüllungen ward die kaum begonnene Socialistenhatz vergessen. Seit sechs Wochen nunmehr beschäftigen Hammerstein und Stöcker unausgesetzt die noch immer maßgebende Presse; zuerst entrüstete man sich wohl in verhältnißmäßiger Redlichkeit, dann schrieb man seine täglichen, „leitenden Gedanken" über diese Vorgänge, weil keine anderen zur Besprechung da waren, und jetzt artikelt man Tag für Tag aus Aerger darüber, daß die conservative Partei doch nicht so albern ist, sich aufzuhängen, vorher aber Stöcker niederzustoßen und Herrn von Helldorf-Bedra zu ihrem Universalerben einzusetzen. Das alberne Getös, das dem Junker Hammerstein nichts mehr schaden kann, weil er sinnend und unerkannt in blauer Ferne weilt, und das Herrn Adolf Stöcker's Stellung festigt, weil aus dem Geheul seiner Widersacher auch der Blödeste heraushört, wie wichtig dieser Mann für die sich umbildende conservative Partei sein muß, das alberne Getös wird andauern, bis der Reichstag zum ersten Frühschoppen zusammengetreten ist. Denn Herrn von Böttticher's Millionen-Unglück interessirt immerhin nur die, die auf derbe Pikanterien ausgehen, und obgleich zu dieser Klasse so ziemlich alle wahlberechtigten deutschen Bürger gehören, wird doch nur ein geringer Theil auf das Scandälchen gehörig aufmerksam gemacht. Die maßgebende Presse hat allen Grund, dem Staatssecretair und Vicepräsidenten des Staatsministeriums keinen Knüppel zwischen die Beine zu werfen.

Aber nicht nur Herrn von Boetticher's verkrachter Schwiegervater — der ein Todter ist und schon deshalb, das Sprichwort verlangt es so, geschont werden muß — ward von den Tonangebenden über Hammerstein vergessen, auch Dinge von größerer Wichtigkeit mußten im Dunkeln liegen bleiben, damit die zu Ehren der Kreuzzeitung veranstaltete Illumination um so glänzender ausfiel. Der socialistische Parteitag zu Breslau war eine Fundgrube goldensten Humors und ernster Anregungen andererseits; man begnügte sich damit, auf Grund der langathmigen Genossenspeeche die Bewegung noch etwas summarischer und oberflächlicher als sonst zu beurtheilen, und man hatte nicht einmal Augen und Ohren für die prachtvolle Komik, die diesem Tage an allen Ecken und Enden entquoll. Man schenkte nur geringe Theilnahme dem Genossen Fischer und seinen Neidern, die ihm die Extrawurst nicht gönnten und nicht länger geduldig mit ansehen mochten, daß ein Anderer ganz unsocialistisch das Fleisch verschluckte und ihnen die Spagathölzerl ins Gesicht warf. Man gab sich kaum die Mühe, mit einem kurzen Satze darauf hinzuweisen, daß die „einzig wissenschaftliche" Partei in aller Form ihren wissenschaftlichen Bankerott erklärt und ihre Fundamentalanschauungen Lügen gestraft hatte; nicht durch die Erörterung des maßlos überschätzten, aber an sich gar nicht so thörichten Agrarprogramms, sondern durch die feierliche Anerkennung der Thatsache, daß in einer socialistischen Druckerei überzeugte und eifrige Genossen sträflich zu faulenzen begannen, als die Accordarbeit abgeschafft und gleicher Lohn für alle eingeführt worden war. Von den armen Männern, die immer von neuem mit Hilfe immer derselben Clichés öffentliche Meinung machen und zehn- bis zwanzigtausend Leitartikel in ihrem kümmerlichen Leben aus sich herauspressen müssen, darf billigerweise nicht verlangt werden, daß sie den Feind genau kennen, den unerbittlich zu befehden ihr Verleger ihnen befiehlt. Aber mißlich ist es doch, daß der Kampf gegen die Socialdemokratie so ganz und gar in den Händen von Leuten liegt, die von ihren wirklichen Schwächen sicher nicht mehr als der simpelste, doch wenigstens im practischen Leben stehende und mit richtigen Socialdemokraten verkehrende Abonnent wissen. Der Socialismus ist praktisch unüberwindlich, solange ihm nicht eine mittelstandsfreundliche, antikapitalistische Regierung durch gründliches Reformwerk das Messer aus der Hand schlägt; daß aber alle Versuche einer theoretischen Vernichtung der Singerei bisher nur das vergnügte, schier dankbare Hohnlachen der Angegriffenen weckten, sollte die bürgerlichen Parteien billig mit tiefer Scham erfüllen.

Der deutsche Kaiser ist ein Politiker mit scharf ausgeprägter, eigener Meinung, und alle, die die preußische Verfassung recht verstehen und denen die preußische Verfassung sympathisch ist, soweit sie die Stellung des Fürsten zum Volke feststellt, werden die Theilnahme Wilhelms II. an unserm politischen Leben freudig begrüßen. Denn wenn die Ansichten des Monarchen auch das natürliche Ergebniß seiner Erziehung und des Einflusses sind, den die Umgebung auf den selbstständigsten Charakter ausübt, so bleibt doch die Hoffnung, daß in diese Umgebung einmal ein Mann geräth, der die Leiden des Volkes kennt und ein Herz für sein Volk, ein Auge für seine Zukunft hat. Unter den Herren, die heut zum Gefolge des Fürsten gehören, fehlt ganz offenkundig dieser Ersehnte, und wenn er da wäre, entbehrte er vielleicht jener meisterhaften und klugen Vortragskunst, die Herr von Boetticher rühmend sich zuerkennt und die er dem Einsiedler von Friedrichsruh überlegen lächelnd abspricht. Die heute der hohen Gunst kaiserlichen Umgangs gewürdigt werden, ähneln zumeist frappant jenen Wackeren, von denen neuerdings ein reizendes Geschichtlein kolportirt wird. Im Werbellinforst sprach den Monarchen ein biederer Handwerksbursche an, der ihn nicht erkannte, und erforschte von ihm den Weg nach dem etwas fernen Angermünde. Der Herrscher, freundlicher als jenes Jagdheiligthums subalterne Hüter zu sein pflegen, gab dem Wandersmann guten Bescheid und plauderte ein wenig mit ihm, fragte nach Nam' und Art und wohin der Fahrt. Bruder Straubinger trollte sich hierauf fürbaß, wobei er freilich den Diensteifer etlicher Herren aus dem Gefolge nicht nach Gebühr in Anschlag brachte. Die argwöhnten nämlich, er habe Se. Majestät sträflich belästigt, telegraphirten spornstreichs nach allen Ortschaften, die der arme Kerl voraussichtlich berühren mußte und ließen ihn auch glücklich verhaften ...

Wie die Dinge liegen, darf man ohne Weiteres annehmen, daß der Monarch nicht nur an Begabung und politischem Verständniß, sondern auch an Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse seiner näheren Umgebung überlegen ist. Irrt er in einem oder dem andern Punkte, so wäre es vergebliches Hoffen, daß unverantwortliche Rathgeber ihn aufklären würden. Selbst wenn sie es wollten, könnten sie es nicht.

Wilhelm II. schenkt der socialistischen Strömung rege Aufmerksamkeit. Er ähnelt den Ober-Weisen des Reichsanzeigers nicht, die der so unangenehmen Partei dadurch den Garaus machen wollen, daß sie den Redacteuren die verantwortungsvolle Kleister-Arbeit noch erleichterten und die bisherige, ständige Rubrik für wichtige Erscheinungen in der Arbeiterbewegung abschafften. Aber der Fürst beachtet nur den einen Flügel des feindlichen Heeres, der dazu wahrlich nicht sein stärkster ist; ihn empört die vaterlands- und pietätslose Gesinnung der Genossen, die sie recht überflüssig grob betonen. Er sieht in ihnen vornehmlich Zerstörer und Revolutionäre, die ihren Hauptangriff gegen seinen Thron richten, die die Ideale zu zertrümmern suchen, deren Schutz eines Hohenzollern erste Aufgabe ist. Er glaubt, daß die von dieser Partei angefachte wirthschaftliche Bewegung erst in zweiter Linie Bedeutung für sie habe; er unterschätzt die Zahl der Männer, die sich der entrollten Fahne angeschlossen haben, und kennt nur halb den Gedankengang, der diese Massen unwiderstehlich in die Reihen des Socialismus treibt. Und weil der Kaiser die wirthschaftlichen Forderungen der Partei, die sie stark und unzerstörbar machen, für wenig wichtig hält und den Gegner dadurch vernichten zu können glaubt, daß er deutsche Vaterlands- und Ordnungsliebe wider ihn aufruft, deßhalb legt er gewaltigen Nachdruck gerade auf die wesenloseren, leichter zu unterdrückenden Bestrebungen des revolutionären Socialismus. Man thut ihm Unrecht, wenn man den Appell an die Garden so darzustellen versucht, als sollten Bajonette die gährende wirthschaftliche Unzufriedenheit der Schwachen, vom Mammonismus Ausgesogenen unterdrücken; wiederholt wendet er sich gerade an das Volk, an die breiten, leidenden Schichten mit dem Aufrufe, dem königsfeindlichen, unsere großen Erinnerungen rowdyhaft beschmutzenden Bentbstraßenpöbel heimzuleuchten. „Wenn sich doch unser Volk ermannte!" Das Wort ist vielleicht nicht ganz am Platze gewesen gelegentlich des Vorfalles, der es wachrief; für die That eines gemeinen, vielfach vorbestraften und halb blödsinnigen Verbrechers läßt sich nicht gut die socialistische Partei Deutschlands verantwortlich machen, deren Macht gerade darin beruht, daß sie ihre Anhänger ängstlich vor allen Gewaltthaten warnt. Der Socialdemokratie kann nichts Schlimmeres begegnen als eine Reihe anarchistischer Ausschreitungen in Deutschland, die indessen kaum zu besorgen sind in einem Lande, wo das Manchesterthum ohnehin seiner Auflösung entgegengeht. Dem Kaiser erscheint die Bewegung in der Hauptsache künstlich gemacht, von Außen in den Volkskörper hineingetragen; er lebt der Ueberzeugung, daß es nur des guten Willens der Nation bedürfe, um den Krankheitsstoff auszuscheiden. Und es blieb ihm verhohlen, daß von den eindreiviertel Millionen Wählern, die 1893 für den Umsturz alles Bestehenden eintraten, reichlich anderthalb Millionen nichts wünschen als eine Verbesserung ihrer elenden Existenz, menschenwürdige Entlohnung redlichen, angestrengten Fleißes, daß eine weitere Million der Besten und Bravsten unseres Volkes, aufgerieben von der Noth, von hoffnungsloser Verzweiflung gepackt, auf dem Sprunge steht, zum Feinde überzugehen. Was dem Kaiser so gefährlich und so tadelnswerth an der Socialdemokratie dünkt, das gerade stößt noch Unzählige von ihr zurück; an den betäubenden Triumphen, die ein Ahlwardt zur Zeit seines Glanzes in stark conservativen Kreisen spielend errang, zeigt es sich, daß das Volk eine wirthschaftliche Neuordnung weit freudiger aus den Händen derer entgegennähme, die ihm seinen Gott und seinen König nicht beschimpfen.

Die kaiserlichen Erklärungen gegen den Socialismus werden, allen

Lügendementis zum Trotz, zunächst den Erfolg haben, daß Reichstag und Landtag in der kommenden Session unwiderbringlich kostbare Zeit mit Maßnahmen gegen allerhand Umsturz vertrödeln und die Erledigung der paar Reformgesetze, die eingebracht worden sind oder der Einbringung harren, wiederum auf die lange Bank schieben. Unfruchtbare Paragraphenmacherei und Verschärfung von Strafbestimmungen wird die richterlichen Beamten noch mehr als bisher dem Vorwurfe aussetzen, daß sie wider Willen Classenjustiz trieben, wird die Richter mehr noch ihrem hohen Berufe entfremden, in noch schrofferen Gegensatz zur Volksmasse und zum Rechtsbewußtsein des Volkes bringen. Auf dieser Bahn ist freilich nur zu erreichen, daß das Mißtrauen allgemein und dauernd wird, womit heute Deutschland auf seine Justiz blickt. Und das schon so billige Märtyrerthum wird zu wahren Spottpreisen in Massen erworben werden können. Die gegen socialistische, der Majestätsbeleidigung angeklagte Redacteure allzu freigebig verhängte Untersuchungshaft, die Umnennung der Sache Pfund und Genossen, die Herrn Brausewetter auf's Tiefste verletzen muß, sind um so gefährlichere Maßregeln, als sie auch in der unabhängigen conversativen Presse entschiedene Mißbilligung erfahren haben und die Rechtsunsicherheit unnöthig vermehren. Man vergegenwärtigt sich bei dieser Strenge, die das Gesetz nicht will — denn vor ihm sind alle Preußen gleich — eine Reihe kürzlich ergangener Urtheile gegen „vornehme" Uebelthäter, beispielsweise gegen jenen Militär a. D., der für viehische Thierquälerei mit fünfzehn Mark Geldstrafe davonkam, während dasselbe Gericht am selben Tage einem Töpfergesellen, der in der Wuth einen Ofen zerschlagen hatte, zwei Monate Gefängniß zuertheilte. Und die socialistischen Blätter lassen sich's nicht entgehen, direct unter einem Lamento über Classenjustiz, die ihre Schneide gegen den Arbeiter und seine Vertreter richtet, die Thatsache mitzutheilen, daß der wegen Sittlichkeitverbrechens zu Zuchthaus verurtheilte Premierlieutenant a. D. ** und der wegen Verbrechens gegen das keimende Leben verurtheilte Telegraphen-Assistent *** begnadigt worden sind, Leute, an deren Ehrgefühl und noble Gesinnung doch naturgemäß besonders hohe Anforderungen gestellt werden müssen.

Es giebt keine Macht auf Erden, die eine wirthschaftsreformerische Bewegung niederzuzwingen vermöchte; des Staatskünstlers Bemühen hat sich ausschließlich darauf zu richten, ihr Canäle zu graben und ihre hohe Kraft dem Lande nutzbringend zu machen. Das System der kleinen Mittel, das den agrarischen Forderungen gegenüber angewandt werden soll, führt so wenig zu einem guten Ende wie der Gebrauch des Polizeiknüppels. Nur der große Entschluß gebiert die große Zukunft. Unser Volk hat sich dazu ermannt, sein Recht zu fordern — es muß ihm werden. Daran erkennen wir die wahren und wahrhaftigen Freunde des Landes, der Krone, daß sie immer wieder der Hoffnung Ausdruck geben, Kaisers Hand, nicht eine andere, möge der Nation das köstliche Geschenk reichen.

Caliban.

Opern und Concerte.

„Die Chansonette." Operette von Leon und Waldberg. Musik von Rud. Dellinger. — „Der goldene Camerad." Operette von H. Hirschel. Musik von Louis Roth. — Gastspiel des Teatro Lirico Sonzogno: „Martire" (Die Märtyrerin). Scenische Novelle von Illica. Musik von Samara. — „Silvano." Drama von Targioni-Tozzetti. Musik von Pietro Mascagni. — Alexander Petschnikoff.

Man kann nicht sagen, daß die Saison gut begonnen habe, denn selbst Novitäten, an die sich große Erwartungen knüpften und die in der ersten Vorstellung recht wohl gefielen, verschwanden rasch wieder von der Tagesordnung. Am übelsten ist es jedenfalls mit der unglückseligen Operette bestellt, und der Director des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters mag zufrieden sein, daß er diese seine zweite Bühne wenigstens einem immer wieder verlängerten Gastspiele der Liliputaner geöffnet hat.

Im Linden-Theater schlägt noch immer nichts ein, und doch ist Dellinger's „Chansonette" (im gräßlichsten Berlinisch für „Chansonnettensängerin") nicht schlechter, als die meisten Operetten der letzten Jahre. Sogar der Text, der deutlich auf sorgfältig verschwiegene französische Quellen verweist, enthält manches Hübsche. Es ist das übliche Tournier zwischen der vernachlässigten Ehegattin und einer bevorzugten „Künstlerin" mit den dazu gehörigen Verwicklungen, die oft unklar sind, aber an deren Verständniß auch wenig gelegen ist. Dellinger hat hier die melodische Frische seines „Don Caesar" vielfach erreicht ja übertroffen, und wenn auch die ewigen Tanzrhythmen auf die Länge etwas eintönig werden, so entschädigt doch dafür ein flotter parodistischer Zug, der durch das ganze Werkchen geht. Namentlich die kanonartigen Nachahmungen in dem Terzett des zweiten Aktes sind recht ansprechend, und noch gefälliger ist die Siciliana, wo die „Cavalleria rusticana" mit Clavier- und Oboebegleitung imitirt wird.

Ganz abgefallen ist dagegen „Der goldene Camerad" von Louis Roth. Schon die abenteuerliche Idee des Librettisten, eine im Grunde ernste californische Erzählung von Bret Harte: „Herrn Thomsons verlorener Sohn" lustig zu verarbeiten, verspricht nichts Gutes. Kaum die Episoden vermögen einen etwas heiteren Ton anzuschlagen. Noch trübseliger beinahe ist die Musik, die Instrumentation gewöhnlich, und nur eine einzige Nummer, das Duett über den Jammer auf der Welt, erinnert noch von fern an das im „Lieutnant zur See" bewiesene Talent. Die Aufführung beider Operetten war im Ganzen lobenswerth, doch begreifen wir nicht, warum die Direction immer wieder Herrn Bruch mit seiner sympatischen, aber für größere Partien zu kleinen Stimme in die erste Reihe stellt. Da war uns doch noch der „unverwüstliche" Herr Steiner lieber!

Sein fast sprüchwörtlich gewordener Unstern ist Herrn Director Fritzsche auch sonst treu geblieben. Das Auftreten der Sonzogno'schen Operngesellschaft aus Mailand hat im Lindentheater einen schmählichen Durchfall erlebt, und erst als die Gesellschaft das Gastspiel ins Neue Theater verlegte und Maestro Mascagni als Nothhelfer herbepeschirte und vor das Capellmeisterpult stellte, wurde die Ehre des halb verlorenen Feldzugs und die Kasse gerettet. Die Hauptschuld an diesem Mißgeschick trägt der Allerwelts-Impresario selbst, der mit einer ganz unzulänglichen Truppe, die vielleicht den Hinterwäldlern imponirt hätte, nach Berlin kam. Das unausstehliche Tremolo im bel canto ungeschulter italienischer Künstler spielte da wieder die größte Rolle und verleidete manchem Kunstfreunde den Besuch. Auch die mitgebrachte Novität von Samara enttäuschte allgemein. Diese „scenische Novelle", wie der Text sich nennt, ist ein echtes Produkt der jungitalienischen Bumbum-Oper. Wir sind bei den Hafenarbeitern von Sulina an der Donau und auch hier ist es eine Tingeltangeldiva, in deren Banden zum Schmerz der Gattin der Bariton zappelt. Die tragische Schuld liegt aber darin, daß unterdessen die Tochter des Ehebrechers auf den Tod darniederliegt. Vergeblich sucht Natalie ihren Gatten bei der Sterbenden zurückzuhalten, und als sie ihn im zweiten Act den Tod des Kindes verkündet, wird sie von dem Berauschten obendrein noch mißhandelt. Nun empört sich die arme Frau und enthüllt den Genossen ihr jammervolles Leben an der Seite des Trunkenboldes. Im letzten Act weist die Unglückliche einen ehemaligen Liebhaber, der mit ihr fliehen will, ab, weil sie dadurch eine Todsünde beginge, die sie auch im Jenseits von ihrem Kinde trennen würde, und wählt den freiwilligen Tod durch Kohlengas. Diese krasse Handlung hat der Componist mit heißem Bemühn angemessen zu vertonen gesucht und wenn auch sein technisches Können dazu hinreicht, so fehlt doch die melodische Erfindung. Er characterisirt mit Hülfe der ziemlich discreten Instrumentation ganz ansprechend und namentlich die Behandlung der Katastrophe steht auf einer Höhe des Könnes, die von dem jungen Griechen noch Besseres erwarten läßt.

Dem schönen Mascagni am Notenpult des Dirigenten wurden natürlich die lebhaftesten Ovationen gebracht. Dies kam nicht nur dem nothleidenden Teatro Lirico Sonzogno im Allgemeinen zu gut, sondern im Besondern auch seinem „Silvano", der solche nur der Persönlichkeit des Componisten geltende Begeisterung wohl brauchen kann. Es ist ein schwaches Werk, tief unter der „Cavalleria" stehend, und wenn man an seine Vorgänger „Freund Fritz" und „Die Rantzau" denkt, so liegt die Vermuthung nahe, daß sich dieses glänzende Talent mit seinem weltberühmten Erstling erschöpft habe. Ihm wie dem Textdichter schwebte offenbar so etwas wie eine zweite Auflage der „Cavalleria" vor, aber mit Aeußerlichkeiten ist es nun einmal nicht gethan. Nicht einmal ein Intermezzo fehlt, und wenn es auch im Vergleich zu seinem Vorgänger und Vorbild ein schwaches Produkt ist, so erhebt es sich doch wie eine Oase aus der Partitur, in deren uferlosem Hin- und Herwogen das Ohr vergeblich nach einem reizvollen Anhalt sucht. Nur in einem Punkt unterscheidet sich das Werk von der Dreschflegelmusik des „Freund Fritz" ꝛc.: es ist weniger brutal und einheitlicher im Stil.

Ein Ereignis ist dagegen aus den Konzertsälen zu vermelden, nämlich ein neuer Geigenkönig. Diesmal kommt er aus Rußland und führt den wenig melodischen Namen Petschnikoff, an den sich aber die Welt gewöhnen wird. Er ist ein Schüler des Petersburger Conservatoriums und hatte sich in der kurzen Zeit seines öffentlichen Auftretens dort schon einen guten Namen gemacht. Hier in Berlin wußten nur Wenige von ihm, darunter Fürst Hohenlohe, der denn auch dem ersten Konzert beiwohnte. Um so größer war der unerwartete und geradezu beispiellose Erfolg. Der Künstler spielte das zweite Conzert von Wieniawski, Air, Sarabande, Double Tempo di Bourée und die Ciaccona von Bach, ferner Canzonetta von Tschaikowsky und Havanaise von Saint-Saëns. Seine Technik ist vollendet, bewältigt auch die halsbrecherischen Passagen mit einer spielenden Sicherheit, die doch wieder nichts Spielerisches

an sich hat, sondern, wo es sein muß, eine Innigkeit und ein Feuer verräth, über die nur eine große Künstlerseele verfügt. Sein Piano ist duftig und zart, sein Presto läßt keinen Ton fallen oder mißlingen, und wie er z. B. die Sarabande mit einer kongenialischen Größe der Auffassung wiedergab, war einfach bewunderungswürdig. Wie es heißt, ist Petschnikoff ein großer Verehrer Joachims; es läßt sich also hoffen, daß er der klassischen Richtung treu bleiben und seine künstlerische Entwicklung nicht durch billige Virtuosenmätzchen verderben wird.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals für die dänischen Volkshochschulen.

Sehr geehrter Herr!

Von einer Reise zurückgekehrt, macht man mich auf Nr. 30 der „Gegenwart" aufmerksam, in der ein Schreiben: „Gegen die dänischen Volkshochschulen" auf meinen Artikel in Nr. 13 in einer Weise Bezug nimmt, daß ich mich genöthigt sehe, einige Worte zu erwidern. Auf die persönlichen Spitzen, die in dem Schreiben reichlich enthalten sind, gehe ich nicht ein; ich halte mich nur an das Thatsächliche. Am Schluß meines Artikels hatte ich die Gründung von Volkshochschulen in Deutschland empfohlen auf Grund der Eindrücke, die ich durch einen Besuch in Ryslinge auf Fünen im Anfang d. J. erhalten und durch das, was ich über diese Schulen in Kopenhagen, in Stockholm und im Sommer vorher in Oxford erfahren hatte, wo die Frage der Volkshochschulen öffentlich discutirt worden war. Ueberall hatte man einstimmig anerkannt, daß sie im Dienste einer tüchtigen und gesunden Volksbildung auf nationaler Grundlage wirken. Und so ist es recht. Denn fände sich in Deutschland noch genug Idealismus, so daß wir auch zur Errichtung von Volkshochschulen kämen, so würden unsere Anstalten doch wohl auch von echt nationalem Geist durchdrungen werden müssen. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Daß die dänischen Volkshochschulen in Jütland dem Germanisirungsprozeß in Nord-Schleswig Schwierigkeiten bereiten, indem sie ihre Anziehungskraft auch auf die jungen Nord-Schleswiger ausüben, mag vom deutschen Standpunkt aus bedauert werden, aber an der Thatsache, daß diese Schulen vortreffliche und nachahmenswerthe Einrichtungen sind, ändert dies doch absolut nichts. Das Beispiel von Norwegen, Schweden, Finnland, wo Volkshochschulen nach dem Muster von Dänemark eingerichtet worden sind, beweist dies zur Genüge. Daher hat auch die Comenius-Gesellschaft in Deutschland (Archivrath Dr. Keller in Berlin-Charlottenburg) die Gründung solcher Fortbildungsanstalten unter ihre Aufgaben aufgenommen. (S. Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft 1893, 6 ff. und 1895, 7/8, S. 121.) Auch sonst hat der Gedanke schon hie und da Wurzel geschlagen. (Vergl. M. Friberg, Die Volkshochschulen im Norden. Berlin, M. Schulze, 1895; Russel-Beyer, Die Volkshochschulen in England und Amerika. Leipzig, Voigtländer, 1895.) Diese kurze Entgegnung ist geschrieben worden, um nicht eine einseitige Beurtheilung der dänischen Volkshochschulen vom Standpunkt eines nordschleswigschen Amtsvorstehers aus aufkommen zu lassen und eine Bewegung bei uns im Keime zu ersticken, die von großer Bedeutung für unsere Volksentwickelung werden könnte, und zwar in nationalem Sinne weniger gegen äußere, als gegen innere Feinde gerichtet.

Jena, den 18. October 1895.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Prof. W. Rein.

Notizen.

Noch vor zehn Jahren erregten in den Schaufenstern unserer Kunsthandlungen die Londoner und Pariser Buntlichtdrucke durch ihre saubere Wiedergabe der Originale, die Feinheit und Stimmung ihrer Farbentöne ein solches Aufsehen, daß sich die deutschen Aquarelldrucke z. B. die grellen Hildebrandt'schen kaum noch daneben konnten sehen lassen. Heute ist das wesentlich anders geworden, und unsere Technik der farbigen Reproduction von Werken der Malerei ist auf einer Stufe der Vervollkommnung angelangt, daß der künstlerische Eindruck des Originalbildes oft nahezu erreicht wird. Wer z. B. ein Blatt aus der Troitzsch'schen Kunstanstalt in Berlin vor sich hat, wird es gewiß dem besten Goupil'schen Aquarelle gleichstellen, wenn nicht vorziehen. Es ist daher begreiflich, daß die Direction der Königl. National-Galerie in ihrem Bestreben, die Schätze ihres Museums zum Gemeingut aller Kunstfreunde zu machen, für ihre amtlichen Publicationen sich des bewährten Troitzsch'schen Farbenlichtdruck-Verfahrens bedient. Obwohl jedes Blatt auch im Buchhandel zu haben ist, so empfiehlt es sich doch für den Kunstfreund, der von der Direction der National Galerie in's Leben gerufenen Vereinigung der Kunstfreunde beizutreten, um die schönen Blätter sich leichter und billiger zugänglich zu machen. Den höchsten künstlerischen Erfolg hat Troitzsch jedenfalls auf landschaftlichem Gebiete erreicht, und das ist für die Güte seines Verfahrens sehr bezeichnend, denn gerade hier gilt es, die oft kaum faßbare Naturstimmung der Originale nachzubilden, die gleichsam wie ein Hauch weniger in als über den Farben liegt. Das erkennt man am Schönsten in der „Westphälischen Mühle" nach G. v. Canal, wo Luft und Licht, Blättergrün und Wasserreflex mit einer Feinheit wiedergegeben sind, die der Poesie des Originals innerhalb der naturgemäßen Grenzen der Technik ganz nahe kommt. Ebenso vollkommen sind auch die kleineren Mappenbilder mit ihrer Wiedergabe Ed. Fischer'scher und anderer Landschaften. Als schönen Wandschmuck können wir endlich die Voll- und Doppelbilder bezeichnen: Ferdinand Keller's Apotheose Kaiser Wilhelms des Siegreichen, die bekannte poetische Allegorie, das letzterschienene Kunstblatt: Kaiser Wilhelm II. auf der Wolfsjagd nach Carl Saltzmann, Eduard Hildebrand's erschütternde Figurenscene: Königin Luise auf der Flucht nach Memel und endlich Anton v. Werner's Kriegshumoreske: Im Etappenquartier vor Paris. Hier vereinigt sich Alles: die Meisterschaft der malerischen Kunst, der heitere patriotische Vorwurf und die bis ins Kleinste subtil nachempfindende Reproduction, um aus diesem Bilde den denkbar schönsten Zimmerschmuck zu gestalten.

Der Büttnerbauer. Roman von Wilhelm v. Polenz. (Berlin, Fontane & Co.) Von Zeit zu Zeit erhebt irgend ein impotenter Gernegroß, der unter dem Banner des Symbolismus oder anderer Moden unverkäufliche Novellen schreibt, recht vernehmlich seine Stimme, um der Welt der Berliner Cafés die Vernichtung des Naturalismus frohlockend zu verkünden. So lange aber der deutsche Naturalismus Werke wie das vorliegende hervorbringt, ist er auf alle Fälle noch äußerst lebendig und auf lange hinaus lebensfähig. Die stets nach Frankreich und dem Norden schielenden Neuen und Neuesten haben in all' den Jahren nichts hervorgebracht, was sich irgend mit diesem Werke messen könnte. Es ist ein agrarischer Roman wie „La Terre", ganz nach Zola's Vorschrift durchgeführt, aber dabei doch so kerndeutsch, einfach und wahr, daß es originell und ursprünglich bleibt. Die Composition, sonst Polenz' schwache Seite, ist viel besser als in dem unförmlichen „Pfarrer von Breitendorf", seiner ersten Talentprobe. Nur da und dort, ganz nach Zola's Muster, verfällt er in den Fehler, Alles sagen und schildern, das Culturgemälde recht vollständig machen zu wollen, z. B. in dem Zwischenstück der Sachsengängerei. Noch schlimmer geht es ihm, wenn er die Schule vergißt und jedes Buch mit einer störenden Abhandlung beschließt. Aber Alles in Allem ist dieser erschütternde Bauernroman doch ein bedeutendes Buch. Und nun erwarten wir von Polenz als ihm zunächstliegenden Stoff das Seitenstück: den nothleidenden Agrarier, den zu Grunde gehenden Gutsbesitzer unserer Tage.

Hermine Spieß. Ein Gedenkbuch. (Stuttgart, Göschen). Hermine Spies war eine der schönen und unvergeßlichen Erscheinungen im deutschen Concertleben, und wer sie wie wir, auch im Verkehr der Salons gesehen hat, der weiß nicht allein die Künstlerin, sondern die bedeutende und doch bescheidene Frau in ihr zu schätzen. Von vertrauter Hand wird nun in diesem Buche ihr flüchtig dahingeschwundenes Bild aufgefrischt und ihr leider gar so kurzes Künstlerwallen in schlicht warmherziger Weise erzählt. Ihr Werdegang, ihr Streben und Erreichen, der Höhepunkt ihres künstlerischen Rufes als unvergleichliche Liedersängerin, ihr kurzes Eheglück und ihr plötzlicher Tod. Sogar die trockene Aufzählung ihrer Concerte, die ebenso viele Triumphe bedeuten, haben für den Ueberlebenden in der Erinnerung ihren Reiz, und gerne wird man den Urtheilen sachkundiger Männer über Hermine beistimmen. Unter Anderen hat auch der alte Klaus Groth, der geaichte Brahms-Schwärmer, sie hochverehrt und sogar besungen. Wir empfehlen das mit einem guten Bildniß geschmückte und auch sonst schön ausgestattete Buch allen Freunden und Verehrern der Gestorbenen aber Unvergessenen, die ihren Platz in der deutschen Musikgeschichte finden wird, nicht minder aber auch nacheifernden Kunstjüngerinnen, die in ihr das Vorbild einer edlen Frau und großen Künstlerin finden.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien:

Autorität
und
Volksbewußtsein.
Ein Vorschlag
zur Reform des Wahlrechts
im Interesse der wirthschaftlichen Berufsstände.
Von
J. G. A. Walch.
Preis: 50 Pfge.

Hermann Oesterwitz,
Kgl. Hofbuchhandlung, Dessau.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Grumpelt & Böhm
Antiquariat
und Sortiments-Buchhandlung
Leipzig, Marschnerstr. 9,
empfehlen sich zu schneller und coulanter Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

Neuigkeit von: RUDOLF BAUMBACH.

Soeben erschien:

Aus der Jugendzeit
von
Rudolf Baumbach.
28 Bogen 8°. Preis broschirt M. 5.—.

Die zahlreichen Verehrer Baumbachs dürften dieser ersten Gabe des Autors auf novellistischem Gebiete besonderes Interesse entgegenbringen.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung vom Verleger.

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 44. Berlin, den 2. November 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Thronfolge in Braunschweig. Von Landgerichtsrath W. Kulemann. — Ueber Torquato Tasso's Zustand. Von Cesare Lombroso. — **Literatur und Kunst.** Theodor Fontane und seine jüngste Dichtung. Von Carl Busse. — Julius Petri's Nachlaß. Von Arthur Eloesser. — **Feuilleton.** Vier Socialisten. Von Emilia Pardo Bazan. — **Aus der Hauptstadt.** Der Spree-Präfect. Von Caliban. — Die Herbstausstellungen. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Gegen moderne Staatsbankerotte. — Notizen. — Anzeigen.

Die Thronfolge in Braunschweig.

Von Landgerichtsrath W. Kulemann.

Die Frage, in welcher Weise die Thronfolgefrage im Herzogthum Braunschweig ihre endgültige Erledigung finden werde, ist in neuester Zeit in der Presse von verschiedenen Seiten und im entgegengesetzten Sinne erörtert, und da sie ja zweifellos nicht nur für die Einwohner des Landes, sondern wegen der Rückwirkung auf die allgemeinen politischen Verhältnisse auch für weitere Kreise ein erhebliches Interesse bietet, so gebe ich der Aufforderung, die Angelegenheit in dieser Zeitschrift einer Besprechung zu unterziehen, um so lieber Folge, als nach meiner persönlichen Erfahrung den ferner Stehenden häufig die ausreichende Kenntniß der einschlägigen Thatsachen fehlt. Die Rücksicht auf den Raum verbietet mir, auf die geschichtlichen Verhältnisse näher einzugehen. Ich setze diese im Wesentlichen als bekannt voraus und will nur an Einiges kurz erinnern.

Als es nicht allein feststand, daß mit dem Herzoge Wilhelm die ältere welfische Linie aussterben würde, sondern auch der Zeitpunkt, an welchem dies nach menschlicher Berechnung erwartet werden mußte, näher rückte, machte sich naturgemäß innerhalb der Bevölkerung der Wunsch geltend, rechtzeitig für diesen Fall in der Weise Vorsorge zu treffen, daß irgendwelche Störung in den Regierungsverhältnissen vermieden werde. Obgleich man das Erbfolgerecht der jüngeren, von dem hannover'schen Königsthrone durch die Ereignisse von 1866 entsetzten Linie als zweifellos ansah und wohl mit Grund davon ausging, daß auch preußischerseits dieses Recht eigentlich als solches nicht ernstlich bestritten werde und der Versuch, durch die Kronjuristen einen Rechtsanspruch der Krone Preußen insbesondere aus der Annexion von Hannover zu begründen, nur zu dem Zwecke unternommen sei, der etwaigen politischen Action einen gewissen Stützpunkt zu verschaffen, so stand es doch ebenso fest, daß der Erbfolgeberechtigte so lange nicht zur Regierung gelangen konnte, wie er „sich im ideellen Kriegszustande mit Preußen befand", d. h. so lange er nicht den durch die Annexion geschaffenen Rechtszustand vorbehaltlos anerkannte. Hierauf war Seitens des Herzogs von Cumberland nach dessen Auftreten um so weniger zu rechnen, als derselbe nach unwidersprochenen Nachrichten seinem Vater auf dem Todtenbette das Versprechen gegeben haben sollte, nichts von den Ansprüchen seiner Familie aufzugeben, auch nach dessen Tode im Juli 1878 den von Ersterem unterm 23. September 1863 erlassenen Protest aufrecht erhalten hatte. Nun war ja allerdings die Möglichkeit vorhanden, daß dessen Sohn einmal eine andere Stellung einnehmen könne, aber einerseits war zu der Zeit, um die es sich hier handelt, ein solcher Sohn noch gar nicht vorhanden, und andererseits konnte derselbe auch eine rechtsverbindliche Erklärung dieser Art so lange nicht abgeben, wie der Vater lebte und nicht ausdrücklich dazu seine Zustimmung ertheilte. Dies schien sehr fern liegend, und obgleich sich juristisch die Auffassung vertheidigen ließ, daß unter diesen Umständen immer nur eine zeitweilige Verhinderung vorliege, und daß den Ansprüchen späterer Erbfolgeberechtigten, die die mehrgedachte Vorbedingung ihrer Thronübernahme erfüllen würden, nichts vergeben werden dürfe, so konnte man doch demgegenüber auf die Unmöglichkeit hinweisen, den Thron bis auf völlig unabsehbare Zeit hin offen zu halten und Uebergangsverhältnisse etwa auf Jahrhunderte hinaus bestehen zu lassen. Wird auch die Thronfolge ganz wie ein sonstiges persönliches Recht behandelt, welches sich in der Familie des Monarchen in ähnlicher Weise forterbt, wie ein Landgut oder ein anderes Vermögensstück, so wird doch bei Verhältnissen, wie sie hier vorlagen, auch dem starrsten Legitimisten in unabweisbarer Klarheit vor Augen geführt, daß ein Land etwas Anderes ist, als ein Vermögensstück, und daß in dem Verhältnisse zwischen Fürst und Volk auch das Letztere gewisse Rechte hat, welche die einfache Uebertragung privatrechtlicher Begriffe und Anschauungen ausschließen.

Hätten die bezeichneten Erwägungen wohl dazu führen können, sofort eine endgültige Besetzung des Thrones anzustreben, so fanden doch einzelne Wünsche, welche in dieser Richtung laut wurden, keine ausreichende Unterstützung. Dagegen entschloß sich die Regierung unter Zustimmung des Herzogs, Vorsorge dafür zu treffen, daß beim Ableben des Letzteren sofort ein gesetzlich geregelter Zustand eintrete. Der Weg hierzu war das Regentschaftsgesetz. Allerdings gelang die Schaffung eines solchen nicht auf den ersten Wurf, denn nachdem man sich dahin geeinigt hatte, gesetzlich den Großherzog von Oldenburg zum Regenten zu bestimmen, scheiterte diese Regelung daran, daß die vorbehaltene Zustimmung des Kaisers verweigert wurde. Nunmehr wurde eine andere Vorlage ausgearbeitet, die unterm 16. Februar 1879 als Gesetz veröffentlicht wurde, und zwar, wie man annehmen darf, nachdem man sich unter der Hand vergewissert hatte,

daß dieselbe in Berlin Billigung finden werde. Deren wesentlicher Inhalt besteht in folgenden Vorschriften:

Falls bei Erledigung des Thrones der erbberechtigte Thronfolger am sofortigen Regierungsantritte behindert ist und nicht eine Regierungsverwesung nach Maßgabe des Landesgrundgesetzes durch den nächsten volljährigen Agnaten stattfindet, soll zunächst eine provisorische Regierung durch den Regentschaftsrath stattfinden, der aus fünf Mitgliedern besteht, nämlich den drei stimmführenden Mitgliedern des Staatsministeriums, dem Präsidenten der Landesversammlung und dem Präsidenten des Oberlandesgerichts. Der Regentschaftsrath hat völlig die Stellung des Souveräns; zur Gültigkeit seiner Anordnungen bedarf es deshalb der Gegenzeichnung eines Ministers. Nur Ordens- und Titel-Verleihungen soll er nicht vornehmen; ebenso sind Verfassungsänderungen während der Dauer der provisorischen Regierung unzulässig. Falls der Regierungsantritt des Thronfolgers nicht innerhalb eines Jahres seit der Thronerledigung stattgefunden hat, so wählt die Landesversammlung auf Vorschlag des Regentschaftsrathes einen Regenten aus den volljährigen, nicht regierenden Prinzen der zum deutschen Reiche gehörigen souveränen Fürstenhäuser. Der Regent führt sodann die Regierungsverwesung bis zum Regierungsantritte des Thronfolgers. Eine etwa erforderliche Wiederholung der Wahl findet in gleicher Weise statt. Die Stellung des Regenten ist die eines Vormundes; derselbe hat alle Rechte des Landesherrn, auch für Verfassungsänderungen ist eine Ausnahme nicht gemacht.

Am 18. October 1884 Nachts 1 Uhr 15 Minuten starb Herzog Wilhelm in Sibyllenort und der Regentschaftsrath übernahm die Regierung. Aber bevor noch derselbe im Stande war, hiervon durch öffentlichen Anschlag der Bevölkerung Kunde zu geben, wurde vor Tagesanbruch durch Soldaten ein offenbar schon vorher vorbereiteter und in der Nacht gedruckter Protest des Generalmajors Freiherrn von Hilgers an den Straßenecken angeheftet, welcher lautete:

An die Bewohner des Herzogthums Braunschweig!

Nach dem unbeerbten Hinscheiden Sr. Hoheit des Herzogs Wilhelm hat das deutsche Reich vermöge des Bundesvertrages von 1867 und der Reichsverfassung die Frage zu prüfen, wer dem verstorbenen Herzoge als Reichsgenosse und Landesherr in Braunschweig folgen wird. Die verbündeten Regierungen werden zunächst im Bundesrathe über die Legitimation der Vertretung Braunschweigs in demselben zu entscheiden haben. Bis zur erfolgten Entscheidung wird Se. Majestät der Kaiser auf Grund des Bundesvertrages und der Artikel 11 und 17 der Reichsverfassung darüber wachen, daß der rechtmäßigen Erledigung der Thronfolge nicht vorgegriffen und daß die an der Person des Herzogs haftenden militärischen Reservatrechte sicher gestellt werden. Zu diesem Zwecke und in Hinblick auf Artikel 4 Nr. 3 und 4 des Braunschweigischen Gesetzes vom 16. Februar 1879 hat Se. Majestät der Kaiser mir den Oberbefehl über die in dem Herzogthum stehenden Truppen übertragen. Ich habe denselben übernommen und fordere die Bewohner des Herzogthums im Namen Sr. Majestät des Kaisers auf, der Entscheidung des Reiches in dem Vertrauen entgegenzusehen, daß die Rechte und die Zukunft ihres Landes unter dem Schutze des Reiches und seiner Verfassung stehen.

Braunschweig, den 18. October 1884.

Frhr. von Hilgers,
General-Major und Commandeur der 40. Inf.-Brigade.

Das war ein Act echt preußischer bureaukratisch-militärischer Rücksichtslosigkeit und Brutalität. Wer gab denn dem Freiherrn von Hilgers Veranlassung, der Bevölkerung von Braunschweig den Schutz des Reiches zuzusichern, ihr zu eröffnen, daß der Tod des Herzogs „unbeerbt“ sei, daß das Reich die Thronfrage zu entscheiden habe, daß es Sache des Kaisers sei, darüber zu wachen, daß der rechtmäßigen Erledigung derselben nicht vorgegriffen werde und endlich kund zu thun, daß der Kaiser ihm den Oberbefehl über die im Herzogthum stehenden Truppen übertragen habe? Was ging die Braunschweiger an, ob Herr von Hilgers den Oberbefehl habe oder irgend ein anderer General? und was verlieh ihm als Soldaten die Anwartschaft darauf, der Bevölkerung eine Rechtsbelehrung über staatsrechtliche Fragen zu ertheilen? Das war einfach der Ton des Eroberers, der ein feindliches Land betritt und die Bevölkerung vor Unruhen durch die Drohung warnt, dieselben rücksichtslos mit Waffengewalt niederzuschlagen, und war um so unberechtigter, als die durchaus reichsfreundliche Stimmung des Landes bei der allergeringsten Sorgfalt in der Berichterstattung an maßgebender Stelle durchaus bekannt sein mußte. Die Grobheit dieser Maßregel war so groß, daß selbst der Regentschaftsrath es angezeigt fand, sich derselben zu erwehren. Der in dem Erlasse angezogene § 4 Nr. 3 und 4 des Regentschaftsgesetzes besagt: daß der Regentschaftsrath an den Kaiser das Ersuchen richten werde, hinsichtlich der Vertretung im Bundesrathe und der Ausübung der militärischen Hoheitsrechte während der Dauer der provisorischen Regierung die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Wenn Herr von Hilgers, ohne ein solches Ersuchen abzuwarten, den Oberbefehl übernahm, so war es für ihn eine verdiente Zurechtweisung, wenn der Regentschaftsrath in der Bekanntmachung, welche er an die Bevölkerung erließ, und welche wenige Stunden nach dem Hilgers'schen Erlaß angeheftet wurde, bemerkte, daß die dem § 4, Nr. 3 und 4 des Gesetzes vom 16. Februar 1879 entsprechende Ersuchen an Se. Majestät den Kaiser bereits vor Veröffentlichung jenes Erlasses vom Regentschaftsrathe beschlossen und inzwischen an ihre Adresse abgesandt seien.

Der sofort zusammenberufene Landtag genehmigte die bisher erfolgten Schritte und billigte insbesondere die Antwort, welche der Regentschaftsrath dem Herzoge von Cumberland auf ein Schreiben ertheilt hatte, in welchem er seinen Regierungsantritt ankündigte und unter Bestätigung der Minister in ihren Aemtern dieselben aufforderte, das beigefügte, die Uebernahme der Regierung ankündigende Patent mit ihrer Gegenzeichnung versehen zu veröffentlichen. In der Antwort wurde dies abgelehnt und der Herzog darauf verwiesen, die Angelegenheit durch Verhandlungen in Berlin zu ordnen. Auf Antrag Preußens faßte dann am 2. Juli 1885 der Bundesrath den Beschluß: „Die Ueberzeugung der verbündeten Regierungen dahin auszusprechen, daß die Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig, da derselbe sich in einem dem reichsverfassungsmäßig gewährleisteten Frieden unter Bundesgliedern widerstrebenden Verhältnisse zu dem Bundesstaate Preußen befindet, und in Hinblick auf die von ihm geltend gemachten Ansprüche auf Gebietstheile dieses Bundesstaates, mit den Grundprincipien der Bündnißverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei.“ Der Herzog von Cumberland beantwortete diesen Beschluß durch einen an sämmtliche deutsche Fürsten und Freie Städte gerichteten Protest vom 22. September 1885, in welchem er seine Rechte auf die Regierung aufrecht erhält. Als dann nach Ablauf eines Jahres die Regelung der Thronfolge noch nicht erzielt war, wurden Verhandlungen wegen der Wahl eines Regenten eingeleitet. Zunächst hatte man hierfür den deutschen Botschafter in Wien, Prinzen Reuß ins Auge gefaßt, allein auf Mittheilung von Berlin entschloß man sich, den Prinzen Albrecht von Preußen zu wählen; man weiß ziemlich bestimmt, daß hierbei der Wille des Fürsten Bismarck entscheidend war. In dem Patent vom 2. November 1885 übernahm Prinz Albrecht die Regierung. Daß er es nicht aus freier Entschließung, vielleicht nicht einmal gern gethan habe, schloß man aus den Worten, mit denen er die Ansprache des Staatsministers Grafen Görtz-Wrisberg beim Empfange auf dem Bahnhofe erwiderte: „Ich stehe hier auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers.“

So viel über die thatsächlichen Vorgänge. —

Was nun die Frage nach einer Ersetzung des jetzigen Zustandes durch eine endgültige Ordnung anlangt, so ist ein unmittelbares Bedürfniß hierzu allerdings nicht vorhanden. Die constitutionelle Verfassung bringt es mit sich, daß die Person des Monarchen zurücktritt oder wenigstens zurücktreten kann und daß die Bevölkerung mit ihrer Regierung

verhältnißmäßig zufrieden sein kann, auch wenn eine nähere Beziehung zu der Person des Herrschers nicht besteht. Immerhin ist dies doch kein auf die Dauer befriedigender Zustand; der Monarch soll eben mehr sein, als ein höchster Beamter, und das normale Verhältniß erfordert eine dauernde Ordnung. Hat man auf diese mit Rücksicht auf die Eingangs erwähnten Verhältnisse vorläufig verzichtet, so kann dieselbe doch nicht auf ganz unbestimmte Zeit hinausgeschoben werden, und da bietet denn der Zeitpunkt, wo der Sohn des Herzogs von Cumberland, Prinz Georg, volljährig wird, einen geeigneten Anlaß, zu einer endgiltigen Regelung zu schreiten. Die Volljährigkeit tritt nach der braunschweigischen Verfassung mit dem vollendeten 18. Lebensjahre des Landesfürsten ein, und da Prinz Georg jetzt 15 Jahre alt ist, so scheint in drei Jahren die Entscheidung bevor zu stehen. Allerdings ist, wie schon bemerkt, der Prinz erst dann zu einer eigenen Stellungnahme befugt, wenn sein Vater auf seine Rechte verzichtet hat, aber ist dieser durch das dem verstorbenen Könige gegebene Wort verhindert, seinerseits seinen Frieden mit Preußen zu machen, so ist dadurch nicht ausgeschlossen, daß er zu einem solchen Schritte seines Sohnes die Zustimmung giebt, und wenn es sich für ihn um die Entscheidung handelt, entweder einen papiernen Protest aufrecht zu erhalten und dadurch seine Familie endgiltig aus der Reihe der regierenden Häuser auszustreichen oder ihr den Herzogsthron in Braunschweig zu sichern durch einen Verzicht auf Rechte, die aller menschlichen Berechnung zufolge kaum jemals wieder einen realen Werth erlangen werden, so dürfte die Entschließung im letzteren Sinne nicht allzuschwer fallen. Daß dies in der That geschehen wird, dafür liegen ziemlich bestimmte Anzeichen vor, und nach der Aushändigung des Welfenfonds und der Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem Herzoge in Wien darf man auf die Neigung, zu einem friedlichen Ausgleiche die Hand zu bieten, auf beiden Seiten für wahrscheinlich halten. Dagegen wird eine solche von einem großen Theile der Presse auf das lebhafteste mit dem Hinweise darauf bekämpft, daß die Zulassung des Welfenhauses in Braunschweig dem nationalen Interesse widerspreche und nicht zu einer Beseitigung der welfischen Agitation in Hannover führen, sondern gerade umgekehrt derselben eine sehr wirksame Förderung gewähren werde.

Bei der Stellungnahme zu diesem Streite muß man unterscheiden zwischen der Frage, was man aus diesem oder jenem Grunde für wünschenswerth halten soll und der anderen, ob sich dies mit den nun einmal bestehenden Rechtsverhältnissen in Einklang bringen läßt. Daß das deutsche Reich nicht in seiner Mitte einen Fürsten dulden kann, der dieses Reich gar nicht anerkennt und offen darauf ausgeht, es wieder zu zerstören, das ist bereits oben als keinem Zweifel unterworfen bezeichnet. So lange deshalb nicht der Herzog von Cumberland oder nach dessen Verzicht sein Sohn sich zu einer solchen Erklärung entschließt, kann von einer Zulassung desselben als Herzogs von Braunschweig keine Rede sein. Aber es genügt auch nicht, dieselbe in dem Sinne abzugeben, wie sie bereits in der erwähnten Erklärung des Herzogs von Cumberland vom 22. September 1885 abgegeben ist, nämlich unter Vorbehalt der Ansprüche auf Hannover. Sollte das bedeuten, daß der Herzog sich das Recht wahre, diese Ansprüche bei geeigneter Gelegenheit mit Gewalt geltend zu machen, so würde es zu unmöglichen Zuständen führen, denn dann müßte in einem etwa ausgebrochenen Kriege mit Frankreich derselbe Mann als Herzog von Braunschweig auf deutscher und als Kronprätendent von Hannover auf französischer Seite stehen, und seine braunschweigischen gegen seine hannoverschen Truppen kämpfen lassen. Solche Vereinigung widersprechender Functionen in derselben Person ist unmöglich. Soll aber der Vorbehalt, wie nach dem Inhalte jener Erklärung, den Anspruch nicht in einer den Frieden des deutschen Reiches störenden Weise, sondern auf verfassungsmäßigem Wege geltend zu machen, nur dahin verstanden werden, daß der Herzog hoffe, durch eine freie Verständigung mit Preußen wieder in den Besitz des hannoverschen Thrones zu gelangen, und sich nur für diesen Fall seine Rechte wahren wolle, so ist sie inhalts- und zwecklos, denn durch eine Verständigung läßt sich dies auch bei vorausgegangenem Verzichte erreichen; würde dieselbe später einmal herbeigeführt, so würde dann die Nachfolge in Hannover nicht auf dem früheren Rechte, sondern auf der späteren Uebereinkunft beruhen, für welche der Umstand, daß das Welfenhaus bis 1866 in Hannover geherrscht hat, lediglich ein beiderseitig gewürdigtes Motiv abgäbe.

Kann sich der Herzog von Cumberland oder sein Sohn mit seiner Zustimmung nicht zu einem solchen vorbehaltlosen Verzichte auf Hannover entschließen, so ist seine Nachfolge in Braunschweig unmöglich, und da dann auch die Aussicht beseitigt ist, innerhalb absehbarer Zeit zu einer Verständigung zu gelangen, das Land aber nicht auf Generationen hinaus unter einer provisorischen Regierung belassen werden kann, so würde nichts Anderes übrig bleiben, als eine endgiltige Regelung herbeizuführen.

Als rechtliche Form hierfür böte sich ein doppelter Weg. Der erste bestände in einer Aenderung der braunschweigischen Verfassung. Dieselbe bestimmt zwar in § 14: „Die Regierung vererbt in dem Fürstlichen Gesammthause Braunschweig-Lüneburg nach der Linealerbfolge und dem Rechte der Erstgeburt . . .“ aber, wie schon oben bemerkt, räumt das verfassungsmäßig zustandegekommene Regentschaftsgesetz dem Regenten die Stellung eines Vormundes ein, und da eine Beschränkung nicht ausgesprochen ist, so können auch unter seiner Regierung Aenderungen der Verfassungen vorgenommen werden. Allerdings beruht das Recht des Welfenhauses nicht auf der Verfassungsbestimmung, denn es bestand schon längst, bevor diese gegeben wurde und hat durch sie lediglich eine formelle Anerkennung erhalten, aber die Frage, ob dasselbe durch eine Verfassungsänderung beseitigt werden könne, steht auf derselben Stufe mit der anderen, inwieweit es zulässig sei, durch Gesetz in wohlerworbene Privatrechte einzugreifen. Geschieht dies, so sind die Staatsbürger verpflichtet, die gesetzliche Regelung anzuerkennen; ein formelles Recht ist geschaffen, und ob dabei materielles Recht gekränkt wird, haben die gesetzgebenden Factoren zu erwägen und zu verantworten. Gewiß werden sie sich über bestehende Rechte nicht leichtfertig hinwegsetzen, aber, wie schon bemerkt, werden Länder nicht vererbt wie Vermögensstücke, die Regierung ist nicht allein ein Recht, sondern auch eine Pflicht, und wenn der zur Regierung Berufene sich seiner Pflicht entzieht, so geht auch sein Recht verloren.

Den anderen Weg, zu einer formellen Regelung zu gelangen, bietet Art. 76 der Reichsverfassung, indem dort dem Bundesrath das Recht gegeben ist. Verfassungsstreitigkeiten in solchen Bundesstaaten, in welchen eine Behörde zur Entscheidung dafür nicht besteht, falls eine gütliche Beilegung nicht gelingt, im Wege der Reichsgesetzgebung zur Entscheidung zu bringen. Sollte man aber Bedenken tragen, die vorliegende Angelegenheit als eine Verfassungsstreitigkeit zu betrachten, so bliebe noch die Erweiterung der Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung auf solche Fälle durch Aenderung der Verfassung auf dem durch Art. 78 vorgesehenen Wege.

Aber wichtiger, als diese rechtliche Seite der Sache, ist die Frage, welche Art der Erledigung in diesem Falle getroffen werden sollte. Dabei könnten, soweit ersichtlich, nur drei Möglichkeiten in Betracht kommen, nämlich entweder die Einverleibung in Preußen, oder die Stellung als Reichsland, oder endlich die Schaffung einer neuen Dynastie.

An die Einverleibung in Preußen ist wohl nicht ernsthaft zu denken. Preußen selbst kann sie durchaus nicht wünschen, denn die Nachtheile wären ungleich erheblicher, als die Vortheile. Die letzteren beständen eigentlich ausschließlich in der Gewinnung eines wohlhabenden Landes als Provinz.

Aber was will es für die Finanzen Preußens bedeuten, ob es eine Bevölkerung von 400 000 Seelen gewinnt und ein Land, welches im Jahre 1934 seine Staatsschulden abgestoßen haben wird! Dagegen wäre der Machtzuwachs um so unerheblicher, als die Braunschweigische Politik sich schon bisher, wie ja auch völlig begreiflich, wesentlich im preußischen Fahrwasser bewegt hat. Auf der anderen Seite würde durch eine solche Maßregel das Mißtrauen und die Unzufriedenheit der Mittelstaaten in stärkster Weise gereizt werden, so daß eine auf's höchste bedenkliche innere Erschütterung des Reiches die Folge sein müßte. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die vom Fürsten Bismarck befolgte deutsche Politik gerade darin ihren Grund und Angelpunkt hatte, die Bündnißverträge völlig loyal zur Ausführung zu bringen, sich mit dem Erreichten zufrieden zu geben und eine weitere Centralisirung nicht anzustreben, indem er es für werthvoller hielt, das Reich auf den guten Willen der vereinigten Staaten und Fürsten zu stützen, als auf eine Gewalt- und Unterdrückungspolitik. Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß man in maßgebenden Kreisen beabsichtige, von dieser Haltung abzuweichen.

Daß eine Einverleibung in Preußen von den Mittelstaaten als eine erhebliche Verschiebung der Machtverhältnisse im Reiche betrachtet werden müßte, ergiebt allein schon die Rücksicht auf die beiden braunschweigischen Stimmen im Bundesrathe. Bekanntlich führt von den 58 Stimmen Preußen nur 17, ist also einer Ueberstimmung sehr wohl ausgesetzt und hat sich gegen solche bei Angelegenheiten des Militär- und Steuerwesens durch ein besonderes Einspruchsrecht (§ 5 der Verfassung) gesichert. Es liegt auf der Hand, daß das Verhältniß 17 : 41 ein nicht unerheblich anderes ist, als 19 : 39, und außerdem würde man in dem Vorgehen nur den ersten Schritt auf einer neuen Bahn sehen. Unter diesen Umständen ist aber eine preußische Einverleibung ohne Gewaltstreich völlig ausgeschlossen, da dieselbe eine Aenderung der Reichsverfassung enthalten würde, zu deren Ablehnung 14 Stimmen im Bundesrathe genügen. Ein Gewaltakt aber würde selbstverständlich das Reich selbst in die Luft sprengen. Aber auch daran müßte eine solche Lösung scheitern, daß für dieselbe die Mitwirkung des Braunschweigischen Landtages unter keinen Umständen zu haben wäre, und man doch wohl Bedenken tragen würde, sich hierbei mit den Wünschen der Bevölkerung in offenen Widerspruch zu setzen; im Kriege ist das möglich, aber nicht in friedlichen Zeiten. In Braunschweig besteht kein Particularismus, die Opfer an Selbstständigkeit, die 1866 gebracht werden mußten, haben im Lande keinerlei Widerspruch gefunden, ja man würde eine weitere Stärkung der Reichsgewalt freudig begrüßen, wie denn der Umstand, daß bis zu der Zeit, wo die nationalen Fragen durch wirthschaftspolitische in den Hintergrund gedrängt wurden, bei den Reichstagswahlen in allen drei Wahlkreisen an andere, als nationalliberale Candidaten überhaupt nicht gedacht ist, die Welfenpartei hat bei der einzigen Wahl, bei der sie eigene Candidaten aufstellte, in zwei Wahlkreisen je 600 Stimmen erhalten. Aber läßt sich auch durchaus behaupten, daß in Braunschweig das Gefühl der Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche dasjenige der braunschweigischen Landesangehörigkeit völlig absorbirt und zurückdrängt, so erstreckt sich doch die dem Reiche entgegengebrachte Sympathie keineswegs auf Preußen. Erkennt man auch völlig dessen Verdienste um Deutschland und sein Recht als leitender Vormacht an, so scheut man sich doch vor allzu naher Berührung. Die Gründe hierfür sind auch völlig begreiflich, denn sie liegen in den Schattenseiten des preußischen Wesens, die man auch außerhalb Braunschweigs auf das unangenehmste empfindet. Im Vordergrunde steht dabei die militärisch-bureaukratische Schneidigkeit, wie sie in dem oben mitgetheilten Auftreten des Generalmajors von Hilgers in so verletzender Weise zum Ausdrucke kam. Einzelne Vorfälle, wie die rücksichtslose Verletzung bürgerlicher Interessen durch die Militärbehörden, die Anmaßlichkeit und Ueberhebung der höheren preußischen Officiere gegen die bürgerlichen Behörden und Beamten oder auch gegen Privatpersonen, die Beanspruchung einer Sonderstellung außerhalb der allgemeinen Rechtsordnung, für Alles, was mit dem Militär zusammenhängt, wofür die mannigfachsten Belege beigebracht werden könnten, — das Alles hat zur Bildung einer nicht geringen Unbeliebtheit des preußischen Wesens beigetragen, die wir ja auch in Süddeutschland bemerken und die vom nationalen Standpunkte aus lebhaft beklagt werden muß, deren Berechtigung man aber bei unbefangener Würdigung unmöglich bestreiten kann. Eine Auffassung, nach welcher der höhere Mensch doch eigentlich erst beim Secondelieutenant anfängt, so daß die Verleihung dieses Charakters selbst für Minister eine Auszeichnung bedeutet, die Bevorzugung des Adels der Geburt vor bürgerlicher Tüchtigkeit, der Verwaltung vor der Justiz, endlich die Begünstigung kirchlicher Rechtgläubigkeit und hierarchischer Bestrebungen — das muß nothwendig dahin führen, daß man die Eingliederung in den preußischen Staat als ein wenig erstrebenswerthes Ziel betrachtet.

In demselben Maße ausgeschlossen ist aber auch die Stellung als Reichsland. Die Erfolge, die man mit dieser staatsrechtlichen Neubildung in Elsaß-Lothringen aufzuweisen hat, reizen nicht zur Nachfolge, und in der That verstößt dieselbe gegen einleuchtende Forderungen der Volkspsychologie, denn die Stellung des Kaisers als gleichzeitigen Landesherrn ist eine Künstelei, ein Schema ohne Blut und Leben. Ist die gegenseitige Sympathie zwischen Volk und Fürsten der Hauptvorzug der Erbmonarchie, so kann eine Einrichtung wenig befriedigen, bei der die Entwickelung eines solchen Verhältnisses aus dem Grunde ausgeschlossen ist, weil sie dem Kaiser die Stellung als Landesherrn gewissermaßen im Nebenamte überträgt. Aber auch die Rücksichten auf die Machtvertheilung im Reiche, insbesondere die Führung der braunschweigischen Stimmen im Bundesrathe machen sich hier in nicht geringerem Grade, wie gegen die Einverleibung in Preußen geltend, da der Unterschied ja offenbar nur formaler Art ist.

Hiernach ist die Erhaltung Braunschweigs als eines selbstständigen Herzogthums eine unvermeidliche Nothwendigkeit. Dieselbe entspricht auch durchaus den Wünschen der Bevölkerung, denn abgesehen davon, daß schon die oben hervorgehobenen Gründe die Abneigung gegen eine Einverleibung in Preußen völlig erklärlich machen, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß man nicht gern den Vorzug aufgeben möchte, der sich aus der durchschnittlichen Wohlhabenheit des Landes ergiebt. Preußische Steuern sind neben der preußischen Bureaukratie der hauptsächlichste Stein des Anstoßes und der wesentlichste Grund, weshalb man an der Selbstständigkeit des Landes entschieden festhält.

Dann verbliebe also nur noch die Frage nach der Persönlichkeit des Herrschers. Ist eine Verständigung mit dem Herzog von Cumberland nicht zu erzielen, so wird nichts übrig bleiben, als in der Reihe der durch Blutverwandtschaft Verbundenen den Nächstberechtigten zu ermitteln, denn der Umstand, daß der Nächststehende verhindert ist, kann nur die negative Wirkung haben, diesen auszuschließen, kann aber nicht positiv für irgend einen Anderen Rechte begründen und ebensowenig die Unterlage abgeben, die Ansprüche Späterstehender aus der Welt zu schaffen oder etwa ein Wahlrecht der Volksvertretung zu schaffen. Möchte auch der letztgedachte Weg manche Vorzüge bieten, so läßt er sich doch in keiner Weise juristisch construiren, und es hat doch sehr ernsthafte Bedenken, sich über bestehende Rechte einfach hinwegzusetzen. Sind die Inhaber dieser Rechte nicht im Stande, die mit ihnen verbundenen Pflichten zu erfüllen, so kann von einem Rechtsbruche keine Rede sein, wenn man jenen die Thronbesteigung verweigert, und bei der Frage, ob diese Vorbe-

dingung erfüllt sei, ist es durchaus am Platze, eine scharfe Prüfung stattfinden zu lassen: sollten dabei Personen in Frage kommen, welche durch ihre Beziehung zu außerdeutschen Fürstenhäusern*) die Vermuthung begründen, die für einen deutschen Bundesfürsten erforderlichen Eigenschaften nicht im vollen Umfange zu besitzen, so würde es völlig gerechtfertigt sein, sie abzulehnen, ebenso wie ich ein Eingreifen in dieser Richtung in Coburg für ein Erforderniß deutschen Nationalgefühls gehalten haben würde. Aber das ist auch etwas ganz Anderes, als die Schaffung einer neuer Dynastie, sozusagen aus freier Faust. Bei jenem Wege verbleiben wir immer auf festem Boden, bei diesem schweben wir in der Luft, und schließlich wird doch bei der Verwandtschaft der deutschen Fürstenhäuser unter einander bei immer weiterem Zurückgehen eine Persönlichkeit zu finden sein, gegen welche Bedenken nicht zu erheben sind. —

Ich habe mich bisher überwiegend mit der Frage beschäftigt, was zu geschehen habe, wenn mit dem Welfenhause eine Verständigung *nicht* zu erzielen sein sollte und habe damit stillschweigend der Ansicht Ausdruck gegeben, daß im entgegengesetzten Falle einer Uebernahme des Thrones nichts im Wege stehe. Ich weiß, daß ich damit der Auffassung Vieler, denen ich politisch nahe stehe, entgegentrete, aber ich bin nicht im Stande, für ein anderes Verfahren eine rechtliche Begründung zu finden und bin als Jurist zu sehr gewöhnt, meine Ansicht über einen Rechtsanspruch ganz unabhängig von der Nützlichkeitsfrage und meinen persönlichen Wünschen zu bilden. Gewiß soll man Rechtsfragen nicht geistlos schematisch prüfen, ohne auf den tieferen Sinn und die bedingenden Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, aber thut man dies, und sucht man, wie ich es oben gethan habe, aus der Doppelseitigkeit des Verpflichtungs-Verhältnisses zwischen Fürst und Volk eine nothwendige Begrenzung für das Recht des Ersteren herzuleiten, so bleibt man doch immer auf dem Boden des Rechtes und trägt lediglich den mit der Zeit fortschreitenden Verschiebungen in der Auffassung Rechnung. Ein einfacher Rechtsbruch dagegen muß im Interesse des Volkes selbst durchaus vermieden werden.

Damit gelangt man allerdings nur dahin, die Zulassung des Welfenhauses unter der Voraussetzung zu fordern, daß von demselben alle Anforderungen erfüllt werden, die man mit Recht im nationalen Interesse stellen darf und daß man nicht, selbst wenn dies geschehen ist, einfach erklärt: wir wollen lieber eine andere Regierung! Zu diesen Forderungen wird man aber nicht allein einen uneingeschränkten Verzicht auf Hannover, sondern auch ferner eine Erziehung des Prinzen Georg in Anschauungen zählen dürfen, welche die Gefahr ausschließen, daß er später versuchen könnte, von Braunschweig aus welfische Agitationen zu betreiben oder zu begünstigen. Gewiß wird es nicht leicht sein, dieser Gefahr völlig vorzubeugen, denn wenn man auch voraussetzen muß, daß ein in dieser Richtung gegebenes Wort ehrlich gehalten werden würde, so würden doch ganz sicher auf den jungen Fürsten Einflüsse eindringen, denen Widerstand zu leisten ein großes Maß von Energie erfordern würde. Aber auf der anderen Seite ist es doch ein Unterschied, ob es sich um ein Land wie Braunschweig oder etwa um Bayern oder Sachsen handelt, und schließlich steht diesen Bedenken auf der anderen Seite gegenüber, daß mit einem Verzichte auf Hannover die bisherige welfische Agitation ihre Unterlage verliert und es sich also schlimmstenfalls um eine im Allgemeinen preußenfeindliche Politik handeln kann, die aber schließlich doch nicht im Stande sein würde, eine wesentliche Störung herbei zu führen. Eine Gefahr droht eigentlich nur den braunschweigischen Beamten, denn daß der junge Herzog manche seiner Anhänger, insbesondere aus dem hannoverschen Adel gern in braunschweigische Staatsstellungen bringen würde, ist so menschlich nahe liegend, daß man darin kaum ein großes Unrecht sehen könnte. Aber das ist ein Gesichtspunkt, der gegenüber den Interessen der Gesamtheit zurücktreten muß. Jedenfalls ist es dringend erwünscht, daß die Lösung der Frage in dem einen oder dem andern Sinne baldmöglichst angebahnt werde, damit das Herzogthum Braunschweig aufhöre, eine staatsrechtlich interessante Erscheinung zu bilden und vielmehr wieder übergeführt werde zu normalen und endgiltigen Verhältnissen.

*) Während des Regentschaftsjahres hat der Herzog Georg von Cambridge Ansprüche zunächst auf die vormundschaftliche Regierung und in zweiter Linie auf die Thronfolge erhoben, dabei aber erklärt, weder auf seine Nationalität und Stellung, noch auf seinen Wohnsitz in England verzichten zu wollen.

Ueber Torquato Tasso's Zustand.

Von Cesare Lombroso.*)

In jüngster Zeit hat sich eine wahre Sintfluth von Schriften, Vorträgen, Artikeln und Büchern über uns ergossen, welche sich alle mit dem armen Jubilar Torquato Tasso bebeschäftigten. Aber von all diesen Elaboraten forschte kein einziges ernsthaft nach dem Geisteszustande und der Krankheit, die den Unglücklichen befallen hatte. Unsere italienischen Literaten und Kritiker leben eben in einem Kreise, der hochmüthig alle wissenschaftlichen Doctrinen bei Seite setzt, und selbst wenn sie es nöthig hätten, die Wissenschaft da zu Rathe zu ziehen, wo es sich darum handelt, ihre eigenen Probleme zu beleuchten und zu erklären, ziehen sie es vor, lieber nichts zu verstehen als etwas zu begreifen auf Grund des Gutachtens einer Wissenschaft, und im speciellen der Psychiatrie. Und wie sie nun auch nicht z. B. den Leopardi verstanden haben, so haben sie, was Tasso anbetrifft, gar nichts begriffen; sie beachteten nicht die Documente, welche man über seine Krankheit besitzt, oder, was noch schlimmer ist, sie betrachteten dieselbe als einen unbedeutenden Juristenfall seines Lebens. So können sie sich denn auch natürlich nicht erklären, woher es kommt, daß manche seiner Gedichte nicht einmal eines Kindes würdig erscheinen, und daß selbst in seinem unsterblichen Gedicht „Das befreite Jerusalem", sich viele, viele mehr als mittelmäßige Strophen befinden. Besonders diesen Punkt näher zu beleuchten, hat sich in meinem Laboratorium Dr. Roncoroni vor Kurzem bestrebt und zu diesem Zwecke alle nur irgend bekannte Documente gesammelt, speciell aber Tasso's Verse der kritischen Beleuchtung unterzogen. Er hat auf dieser Grundlage klar bewiesen, daß Tasso nicht allein geisteskrank war (multiple Dégénération), sondern daß er es sicher von Geburt an war: woraus sich eine volle Uebereinstimmung mit meiner Theorie des „Begriffs-Genie" ergiebt.

Wer das Leben Tasso's nun so kennt, wie ihn uns die Ueberlieferung schildert, und seinen Geisteszustand nur nach seinen Meisterwerken beurtheilt, wird kaum zu dem Glauben kommen, daß der große Dichter ein Geisteskranker im wahren Sinne des Wortes war. Selten habe ich aber in den Irrenanstalten ein so typisches und vollständiges Bild der Geisteskrankheit gefunden.

Die Documente sind hier reich an Beweisen, welche uns klarlegen, daß diese delirirenden Zustände und Ideen ihn mit wechselnder Heftigkeit sowohl in seinen Entwickelungsjahren als auch in seinen letzten Lebenstagen heimgesucht haben. Das specielle Element der Krankheit Tasso's lag nicht, wie man es geglaubt hat (unter anderen Aerzten auch der Dichter Verga) in melancholischen Zuständen, d. h. in der

*) Unser Mitarbeiter, Lombroso's Schüler und Collaborator, Dr. med. Dietrich in Turin, übersendet uns diese autorisirte Uebersetzung.

typischen Melancholie; nicht die sentimentale Depression allein bestand, sondern, wie wir sehen werden, war sein Zustand in gewissen Lebensperioden nicht allein deprimirt, sondern auch exaltirt. Andererseits hat die typische Melancholie eine Menge charakteristischer Symptome als Begleiterscheinungen, welche bei Tasso entweder fehlen, oder doch nicht ganz klar sind. Es fehlt z. B. die Abulie. — Tasso war auch in den kritischen Perioden seines Lebens einer der arbeitsamsten Menschen; seine Werke, welche nicht weniger als dreißig Bände füllen, bieten den besten Beweis dafür. Das Delirium der Versündigung, welches alle Melancholiker ergreift und für diese Krankheitsform characteristisch ist, ist nicht klar ausgeprägt; er begnügte sich nicht mit Selbstanklagen, sondern es war einer der gefährlichsten Angeber und Ankläger der Anderen, nicht allein in der Oeffentlichkeit, sondern auch im Geheimen vor dem Inquisitionsgericht. Auch die Depression des sentimentalen Ausdrucks ist nicht typisch bei Tasso; bei dem wahren Melancholiker bringen äußere Einflüsse auch angenehmer Natur seinen Schmerz zum Höhepunkt. Tasso dagegen liebte die Abwechselung und wenn er auf einige Zeit seinen Wohnsitz wechselte, so rief gerade dieser Umstand eine Besserung seines psychischen Befindens hervor.

Die wahre Melancholie hat einen ganz typischen Verlauf: Entweder verschwindet sie oder sie geht in Demens (Blödsinn) über. Tasso dagegen, mit Ausnahme relativ geringer Schwenkungen und Paroxismen, bewahrt bis zum Ende seines Lebens dasselbe psychische Verhalten.

Bis hierher hätten wir noch nicht annehmen müssen, daß es sich bei Tasso um eine erworbene, sondern um eine angeborene Krankheit handelte, bei welcher in der That einige specielle Formen des Deliriums vorkommen, zugleich mit einigen characteristischen Anzeichen der degenerirenden Paranoia; an erster Stelle der Verfolgungswahn; er mißtraut seinem besten Freunde, sieht überall Feinde, Stricke, Waffen, Diebe, Einbrecher, und dieser Wahn begleitet ihn bis zu den letzten Tagen seines Lebens.

Nach dem Verfolgungswahn stellt sich der Größenwahn ein. Er verlangt Ehrenbezeigungen und Vergnügungen; nach seinem Willen soll alles verändert werden, Gunstbezeigungen und königliche Ehren sollen ihm zu Theil werden.

Schließlich bleibt bei ihm noch das hypochondrische und religiöse Delirium mit Gesichts- und Gehörshallucination.

Seine Delirien weisen folgende Eigenschaften auf: Sie sind egoistisch, in der That beherrscht ihn eine immer zunehmende Einbildung und die Illusion, daß die Fürsten sich mit ihm und seinen Schriften und seinen elenden Verhältnissen beschäftigen, er ist (systematisch) abergläubisch mit dem Triebe, sich selbst zu vertheidigen und die Anderen anzuklagen.

Hand in Hand mit den Störungen der Intelligenz geht eine große Störung seiner Zuneigung (er zerfällt mit allen seinen Freunden und schließlich mit seiner Schwester) und seines Willensvermögens (impulsive Behandlung der Armen).

Einige dieser Characterzüge Tasso's erinnern an die Epileptiker, wie z. B. seine frühreife Entwickelung und andere äußere Kennzeichen der Degeneration, wie die hervorstehenden Backenknochen, Stirnhöcker, der sehr umfangreiche Schädel; ferner die Empfindlichkeit gegen Temperatur-Einflüsse, die übermäßige Befriedigung seiner sexuellen Gefühle, die fieberhafte Erregbarkeit, die traurigen und schreckhaften Gesichts- und Gehörshallucinationen, übertriebene Frömmelei, die Unbeständigkeit, die Amnesie und das unvollständige Erinnerungsvermögen, die plötzlich hervorbrechende Impulsivität (l'impulsivita explosiva), die stets Abwechslung nöthig hat, und die sich oft zeigende Plötzlichkeit und Unwiderstehbarkeit verschiedener seiner Handlungen.

So können wir unsere Schlußfolgerung denn dahin präcisiren, daß das Genie des großen Dichters und seine „degenerative Paranoia" (entartete Verrücktheit) eng mit einander verbunden auf epileptischer Basis beruhen.

Literatur und Kunst.

Theodor Fontane und seine jüngste Dichtung.

Von Carl Busse.

Es giebt manche Herbsttage, die sich dem Gedächtniß unauslöschlich einprägen. Alle Früchte sind schon reif, alles hat sich schon längst erfüllt, aber es fällt noch nicht und die Bäume stehen beschwert da in einer Luft, die so köstlich rein und weiß und klar ist, und eine große gütige Milde liegt über der ganzen Natur, die einen selbst so vollständig erfüllt, wenn man durch den Park geht. Eine gefaßte Heiterkeit ist in der Seele, und doch klingt schon ein leiser Ton der Wehmuth darein, und alle Irrungen und Wirrungen lösen sich in einem hohen Frieden.

Man kommt nicht los von dieser Stimmung, wenn man Theodor Fontane's neuesten Roman liest. „Effi Briest" heißt er.*) Es ist der Roman der Milde, und gütige Greisenhände legen sich verzeihend und segnend darin auf Schuld und Sünde, auf ein zerfahrenes Leben. Je mehr man sich dem Schluße nähert, desto verklärter wird das Licht, das Herbstlicht, das die Dichtung bescheint; man fühlt sich im und gleichzeitig auch wieder so ganz über dem Menschlichen, und ein leises Sonntagsheimweh drängt aus dem Alltag zu Fernen, wo sich irdische Dissonanzen lösen. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß.

Wie gute Gedichte, so widerstehen auch Fontane'sche Romane jeder Analyse. Oder besser: man erreicht durch eine Analyse nichts. Man muß sich darauf beschränken, den Eindruck anderen zu übermitteln, wie es eben versucht worden ist, die Fabel anzudeuten und die neue Dichtung in Parallele zu setzen mit den früheren Um zunächst über die Fabel zu sprechen: Da ist Effi Briest, die Tochter des alten von Briest auf Hohen-Cremmen. Sie verheirathet sich an den Landrath des Kessiner Kreises, Baron von Innstetten, und lebt als seine Frau mit achtzehn Jahren und ihrem kleinen Töchterchen in der pommerschen Kleinstadt. Ihr Gatte ist ein tadelloser Gentleman, etwas Streber, soweit es die correcte Vornehmheit seiner Gesinnung zuläßt, sehr in Anspruch genommen von seiner Beamtenthätigkeit. Die junge Frau kommt, sie weiß kaum wie, in ein Verhältniß zu einem Major a. D. Crampas. Sie liebt ihn nicht, er liebt sie nicht. Das geht so ein paar Wochen, dann wird Innstetten ins Ministerium berufen; er siedelt mit seiner Gattin nach Berlin über. Sechs oder sieben Jahr später entdeckt er durch Zufall im Nähtisch die Briefe des Crampas an seine Frau. Er fordert den Major und erschießt ihn. Effi lebt nach der Scheidung erst allein in der Königgrätzerstraße und siedelt dann nach Hohen-Cremmen über zu ihren Eltern, wo sie bald einen frühen Tod stirbt, verlischt wie ein Licht.

Und das ist alles, was auf den 520 Seiten steht? Ja, alles. Sehr wenig und doch sehr viel. Bemerken wir von vornherein das Eine: es ist wieder ein Eheconflict, den Fontane schildert. Auf Eheconflicten beruhen fast alle seine Bücher: „Graf Petöfy", der einer jungen Schauspielerin die Hand reicht, Schach von Wuthenow, der sich einer Heirath wegen erschießt, nicht etwa einer Liebe wegen; „Stine", wo der Zusammenprall der Gegensätze erst erfolgt, als der Graf Haldern das Mädchen zu seiner Frau machen will; „Irrungen, Wirrungen", wo das Gleiche der Fall ist, „L'Adultera", dessen Titel mich schon näherer Angaben enthebt; „Cecile", die Frau, die dreißig Jahr jünger ist, als der Mann. Nicht dreißig, wohl aber zwanzig Jahr jünger als ihr Gatte ist auch Effi Briest. Sie ist eine Alltagsnatur und ist es doch wieder nicht. Was von Cecile in dem gleichnamigen Roman gesagt wird: ihr Wesen sei auf Pikanterie und Huldigung gestellt,

*) Berlin, F. Fontane & Co.

gilt im Großen und Ganzen auch von Effi. Sie ist sprunghaft, sie ist starker Empfindungen fähig, aber keine starke Natur; ihr fehlt die Nachhaltigkeit, alle guten Anwandlungen gehen rasch vorüber. Prächtig, wenn auch vielleicht nicht discret genug, kommt diese Charakteranlage gleich zu Anfang des Romans zum Vorschein. Mitten im Gespräch über ihre Zukunft läuft Effi fort, um sich den Dorftrubel zum Sedanfest anzusehen; wenn sie etwas erzählt, kommt sie gern vom Hundertsten ins Tausendste. Sie ist auf der einen Seite sehr nüchtern, auf der andern beinah phantastisch. Sie hat extravagante Wünsche. Sie ist anspruchslos, sie kann verzichten, wenn es aber ausnahmsweise mal etwas zu besitzen gilt, so muß dies immer etwas Apartes sein. Kann sie nicht das Beste haben, so entbehrt sie gern das Zweitbeste, da ihr das nichts mehr bedeutet. Einmal fragt ihre Mutter sie, ob sie nicht für die Aussteuer noch etwas haben möchte. Sie besinnt sich lange. Nein, sie will nichts mehr; „wenn es aber doch am Ende was sein sollte, so müßte es ein japanischer Bettschirm sein, schwarz und goldene Vögel darauf, alle mit einem langen Kranichschnabel, und dann vielleicht auch noch eine Ampel fürs Schlafzimmer, mit rothem Schein." Als die Mutter den Kopf schüttelt und ihr sagt: „Es kommt dir vor wie ein Märchen und du möchtest eine Prinzessin sein," küßt sie die Hand der Mama und spricht: „Ja, so bin ich." Damit stimmt es, daß sie etwas abergläubisch ist, genau so wie die Heldin in „Graf Petöfy," daß sie manchmal Gespenster sieht. Diese Mischung von Nüchternheit und Phantastik ist bezeichnend für den Niederdeutschen.

Und nun kommt diese Effi als Frau von Innstetten nach der hinterpommerschen Kreisstadt Kessin. Weshalb nimmt sie den um zwanzig Jahre älteren Mann, der s. Zt. ihre Mutter geliebt hat? Die Antwort finden wir wieder in „Cecile". Dort heißt es: „Als er kam, hat sie nicht Nein gesagt. Woher sollte sie dies Nein auch nehmen? Ich wette, sie hat nicht einmal an die Möglichkeit gedacht, daß man auch Nein sagen könne; die Mutter hätt' sie für närrisch gehalten und sie sich selber auch." In der Kleinstadt nun fühlt sie sich unbefriedigt, obwohl dieser Ausdruck etwas zu stark ist. Die adligen Familien der Umgegend passen ihr nicht, ihr Mann ist trotz seiner zärtlichen Liebe doch zunächst Beamter und — Erzieher; sie sucht unbewußt etwas, sie wartet auf irgend ein Ereigniß. Es kommt nicht. Da tritt Crampas in ihren Kreis, ein Mann, der stets auf der Messerschneide balancirt, der leichtsinnig und gutherzig ist, lebenslustig und doch schließlich gleichgiltig gegen das Leben, der alles riskirt, weil ihm alles egal ist. Und er umstrickt Effi. Aber auch dieses Wort ist schon wieder zu stark. Denn sie liebt ihn durchaus nicht; sie gewährt ihm Rendezvous aus — ja aus Langeweile, weil es eine Abwechselung ist, und Abwechselung muß sie haben, besonders hier in Kessin. Als sie nach Berlin versetzt wird, löst die Großstadt den Major a. D. ab. Sie geht von ihm ohne Schmerz, sie hat ihren Mann auch während des anscheinend ziemlich harmlosen Verhältnisses mit Crampas in alter Art gern gehabt und hat ihn weiter gern. Als nachher die Trennung und Scheidung kommt und dann, als sie sacht dem Tode entgegengeht, hat sie keine wilde Reue. Schuldig ist sie — jawohl, und es fällt ihr nicht ein, das zu leugnen. Aber es ist doch keine so große Schuld. Die Liebe hat sie bei ihrem Tode noch immer nicht kennen gelernt. Und ihre Mutter hat nicht Unrecht, wenn sie von ihr behauptet, ihre Natur wäre nicht auf die Liebe gestellt.

Das ist in allen Fontane'schen Erzählungen einer der auffälligsten Punkte. Die Blume Liebe blüht nur recht kärglich darin. Schon in dem Gedichtbande setzt das Fehlen von Liebesliedern oder doch ihr so geringes Vorkommen in Erstaunen. Und nun sehe man sich Fontane's Prosa an. Cecile liebt ihren Oberst ebenso wenig wie Effi ihren Innstetten, Corinna Schmidt in „Frau Jenny Treibel" ihren Verlobten Leopold ebenso wenig wie die Gräfin Petöfy ihren Gatten; ja noch weiter: selbst der Ehebruch geschieht nur selten aus Liebe. Frau van der Straaten in „L'Adultera" langweilt sich nur wie Effi Briest.

Damit zusammenhängend: Diese Mädchen und Frauen sind alle unsäglich vernünftig. Ihr Ideal ist rein materialistisch: sie wollen sich recht gut amüsiren und dann sind sie befriedigt. Lene in „Irrungen, Wirrungen" weiß ganz genau, daß über kurz und lang die Trennung kommt von Botho und wird die Frau eines Arbeiters; Stine im gleichnamigen Roman weigert sich direct, die Gattin des Grafen Haldern zu werden, sie ist zu vernünftig dazu; Corinna Schmidt in „Jenny Treibel" sieht ein, daß sie einen reichen Mann haben muß, weil sie es „mehr mit Bonwitt und Littauer hält, als mit einer kleinen Schneiderin" und verlobt sich kurzweg mit Leopold Treibel. Effi Briest's Mutter liebt wohl den Innstetten, aber als Briest um sie anhält, der schon Ritterschaftsrath ist, nimmt sie ihn ohne Besinnen. Denn die Partie ist besser. Sentimentalität giebt es da nicht. Auf die meisten ist anwendbar, was von Corinna Schmidt Einer sagt: „Eine lichterlohe Leidenschaft hat sie auch für ihren Vetter nicht. Vielleicht ist sie solcher Leidenschaft nicht einmal fähig." Und selbst einer der trefflichsten Menschen, der alte romantisch angelegte Wilibald Schmidt rechnet sich aus, daß seinem Schwiegersohne eine Universitätsprofessur nicht fehlen kann, und ist dann erst befriedigt. Frau Jenny Treibel aber sentimentalisirt zwar beständig, gilt es jedoch Farbe zu bekennen, so heißt es auch bei ihr: Gold ist Trumpf!

Nun darf man nicht glauben, daß diese Menschen etwa herzlos sind. Bei Leibe nicht! Nur bringen sie ihr Herz immer mit dem Kopf in Einklang. Es sind Menschen, mit denen sich prächtig leben läßt, behagliche Egoisten, gute Väter und Mütter, die Nichts gerade sehr tragisch nehmen, denn wie der Oberst in „Cecile" schreibt: „Die Welt ist kein Treibhaus für überzarte Gefühle." Vorwärtskommen — das ist das Loosungswort Aller, und die ehrgeizigen Männer werden dazu von den Frauen, die Corinna, Effi oder sonstwie heißen und die noch ehrgeiziger sind, angetrieben.

Bei solchen Gesinnungen kann es nicht Wunder nehmen, daß die Personen der Fontane'schen Bücher kein höheres Gesetz kennen, als das von der Gesellschaft dictirte, daß sie dieser Gesellschaft Alles opfern. Denn mit ihr sind sie Etwas, ohne sie Nichts. Wohl spielen sie Alle einmal gern mit dem Gedanken: Wie es wohl wäre, wenn sie die conventionellen Schranken durchbrächen, aber das ist eben nur ein Spiel. Der alte Briest und seine Frau haben ihre Effi von Herzen lieb, sie wagen jedoch nicht, sie nach dem Ehebruch in ihr Haus zurückzunehmen, denn „es hieße das, dies Haus von aller Welt abschließen, und das zu thun sind wir entschieden nicht geneigt". Und Innstetten, der tadellose Cavalier, haßt weder Crampas noch seine Frau, die ihn betrogen, ja erkennt sogar an, daß ein Duell jetzt nach so und so vielen Jahren ein Unding, ein Blödsinn ist, allein — er schießt sich doch, erschießt den harmlosen Major, beugt sich vor dem Götzenbild. Leopold Treibel ist gleichfalls nicht „der Mensch des Aufbäumens oder der Escapade nach Gretnagreen", auch er senkt den Nacken. Botho in „Irrungen, Wirrungen" haßt alles Unwahre, Geschraubte, Zurechtgemachte und mag deßhalb die Adelsgesellschaft nicht, aber auch er ergiebt sich, läßt von seinem Naturkind Lene und heirathet „standesgemäß". Er sagt selber: „Es liegt nicht in mir, die Welt herauszufordern und ihr und ihren Vorurtheilen öffentlich den Krieg zu erklären; ich bin durchaus gegen solche Donquixoterien". Cecile empfindet nichts schlimmer, als ihren Ausschluß aus der Gesellschaft, und Herr van der Straaten in „L'Adultera" bietet seiner ehebrecherischen Frau nicht nur volle Verzeihung, sondern sogar eine Fortsetzung ihres Verhältnisses an, nur um das öffentliche Aergerniß zu vermeiden. Herr von Schach („Schach von Wuthenow") schließlich, der keine andere Wahl hat, als die gesellschaftlichen Schranken zu durchbrechen oder

eine ungeliebte Frau zu heirathen, thut das letztere und erschießt sich.

Betrachten wir uns diese Fontane'schen Gestalten etwas genauer nicht vom ästhetischen, sondern vom rein menschlichen Standpunkt, so werden wir sie kleinlich finden müssen. Da ist kaum eine, die sich in trotziger Kraft erhebt und an den Schranken so lange rüttelt, bis sie brechen. „Es liegt nicht in ihnen." Da ist kaum eine, die der Frühlingssturm einer großen Leidenschaft durchtobt, die das Schicksal erhebt und zermalmt. Das fällt um so mehr auf, als Fontane sein erstes Buch „Männer und Helden" betitelte. Aber Männer und Helden sucht man eigentlich in den Romanen vergebens. Man wird einwenden: Fontane schildert den Alltag. Gewiß, aber man ist nicht nur Held, wenn man mit gezogenem Säbel auf die Feinde einhaut. Auch Baron Innstetten, der vor dem Götzenbild der „gesellschaftlichen Uebereinkunft" auf den Knien liegt, hat das Eiserne Kreuz. Und die „Helden" der Fontane'schen Prosaerzählungen sind Compromißler, sie ducken sich, sie geben sich besiegt, ehe sie zu kämpfen angefangen haben. Eigentlich sind sie immer Beamte, sie thun, was ihnen befohlen wird, sie sind Helden, wenn der König sie ruft; aber es widerstrebt ihnen, gegen das Herrschende zu kämpfen. Sie lassen sich von der Strömung tragen, es fehlt ihnen der Muth, das eigne Ich durchzusetzen. Vielleicht weiß Theodor Fontane, daß es nichts nützt, daß es aussichtslos ist und giebt allen seinen Personen die Erfahrung seines Greisenalters. Und vielleicht ist der Dichter auch selber Compromißler, ich will gern den bestmöglichen Sinn in das Wort hineinlegen. Das Alter ist ja mild und versöhnlich. Es stimmt auch dazu, daß er eigentlich nie verurtheilt, daß er für jeden ein gutes Wort hat, daß man oft schwer sagen kann, welcher Person, welcher Partei die Liebe des Dichters gehört. Nur wenn man ganz genau zusieht, entdeckt man, so viel sich entdecken läßt: daß nämlich Fontane herzlich sympathisirt mit diesen ein wenig kleinlichen, nüchternen, sehr ehrenhaften und humoristisch veranlagten Landedlen der Mark, die es schließlich mit dem Teufel aufnehmen, nicht aber mit ihrer Frau und vor allem nicht mit der „Gesellschaft". Der alte Briest in dem neuen Roman ist solch ein Mann. Wie Fontane selbst — ich erinnere an sein hübsches bezügliches Gedicht — hat auch er „keinen Sinn für Feierlichkeit". Er ist das Ideal eines preußischen Gutsbesitzers, wie Innstetten das eines preußischen Landraths. Und man merkt ordentlich das Behagen, mit dem der Dichter bei ihm verweilt. Die Frage, inwieweit seine, des behaglichen Egoisten, Eigenschaften sich mit denen Fontanes decken, muß ich natürlich offen lassen.

Der Preußendichter — so heißt Fontane gemeinhin. Und mit Recht. Nicht etwa, weil er die Balladenstoffe so oft aus unsrer Geschichte geholt. An diese Aeußerlichkeiten klammern sich nur kritisirende Oberlehrer. Sondern weil er den Geist speciell preußischer Traditionen nie verleugnet hat, weil er den Einzelwillen bricht zu Gunsten der Gesamtheit, weil das Individuum sich unterordnet der Allgemeinheit. Wir sahen das an allen Helden, sie kämpfen nicht allein auf sich gestellt, sondern treten in Reih und Glied, auf ihr Glück verzichtend, wenn auch mit schwerem Herzen. Das große Wort, das sie bestimmt, heißt: Pflicht. Deßhalb klingen die meisten Werke des Dichters in Resignation aus. Der Einzelwille, sagte ich, ist gebrochen zu Gunsten des Willens der Gesammtheit. Daraus ergiebt sich: weniger die Personen selbst bestimmen ihr Schicksal, als eben diese Gesammtheit, die Verhältnisse. Sie sind das Fatum, das unentrinnbare; keine Auflehnung hilft dagegen. So finden wir den fatalistischen Zug bei Fontane, der sich in jedem Buche nachweisen läßt. Auch Effi Briest meint, es kommt doch, wie es soll. Und in dem Roman „Quitt" sagt Monsieur Camille l'Hermite wörtlich: „Mon cher ami, es giebt ein Fatum. Und weil es ein Fatum giebt, geht alles seinen Gang, dunkel und räthselvoll, und nur mitunter blitzt ein Licht auf und läßt uns gerade so viel sehen, um dem Ewigen und Räthselhaften, oder wie sonst ihr's nennen wollt, seine Launen und Gesetze abzulauschen."

Vielleicht mißtraut Theodor Fontane deßhalb so sehr all' den Auflehnungen gegen die Gesellschaft, gegen das Fatum. Aber sicherlich hat er als Dichter Unrecht. Gerade der kämpfende Zusammenprall zweier feindlicher Gewalten, des Individuums und der Gesammtheit, ergiebt den größten Stoff. Man muß jedoch viel Leidenschaft besitzen, um ihn zu behandeln. Man muß etwas vom Dramatiker in sich haben. Preußendichter aber sind immer Epiker, Dichter der Masse, wie Scherenberg, wie Wildenbruch in „Sedan" und „Vionville". Und als der letztere sein bestes Preußendrama schuf, die „Quitzows", mußte er die Verkörperung des antipreußischen Elements in den Mittelpunkt rücken, um das Drama zu ermöglichen. Nur Epiker ist auch Theodor Fontane.

Es ist nun eine stattliche Reihe von Bänden geworden, die der greise Dichter uns aus seinem zweiten Frühling bescheert hat. Mir scheint, er ward von Werk zu Werk überlegener. Er sieht dem Lauf der Welt zu und lächelt. Etwas ironisch, etwas humoristisch. Er verzeiht gern, denn er lernte viel verstehen. Zwar wiederholt er sich oft, besonders gerade in den letzten Romanen, aber man liest sie gern. Ob sie uns vorbildlich werden können, glaube ich allerdings nicht; die köstliche Reife des Sechsundsiebzigjährigen, der mit so frischen Augen noch um sich schaut, stände der Jugend schlecht. Und dann noch Eins: das Herz wird bei jedem Fontane'schen Buche sehr warm, doch es glüht nicht und zittert nicht. Das macht die große Milde und Güte und das macht der Mangel an großer Leidenschaft und unwirscher Kraft. Ein Vorkämpfer ist Fontane gewesen, ein Johannes; vielleicht einer, dem kein Vollender folgt. Unvergessen wird er bleiben, denn die Jugend ist auf ihn eingeschworen. Mit diesem Bewußtsein darf er die Feder einst aus der Hand legen, darf es thun lächelnd und dankbar. Seines Lebens Herbst hat über Erwarten reiche Frucht getragen.

Julius Petri's Nachlaß.

Von Arthur Eloesser.

Wer war Julius Petri? wird mehr als ein Leser fragen. Sein religiöser Roman „Pater peccavi" war nicht in das große Publicum gedrungen. Aber wer nur ein paar Seiten gelesen hatte, empfing den Eindruck, daß sich hier eine starke, unabhängige Begabung aussprach, und wer den schmalen, gehaltvollen Band aus der Hand legte, der that es mit der Gewißheit, daß dieses Talent bald noch größere und reifere Früchte zeitigen würde. Da starb Julius Petri — im November 1894.

Als wir an einem nebligen Wintermorgen um seine Bahre standen, da widmete ihm Erich Schmidt, der ihn als Schüler und jüngeren Freund lieb gewonnen hatte, einen tief ergreifenden Nachruf, nicht eine Lobrede, die der ernsten, schlichten Gesinnung des Todten widersprochen hätte, sondern eine liebevoll eingehende Würdigung des Menschen, seiner tüchtigen Männlichkeit, seiner stolzen Anspruchslosigkeit, seines gewissenhaften, in der Läuterung strenger Selbstkritik stetig zum Besseren fortschreitenden Schaffens. Den trauernden Freunden und Studiengenossen gab er an dem offenen Grabe die tröstende Gewißheit, daß die poetischen Thaten des früh Verblichenen nicht mit ihm begraben sein sollten, und jetzt, da die Herbststürme wieder die dürren Blätter auf das junge Grab werfen, hat der Lehrer und Freund ihm ein Denkmal

gesetzt*), das den Todten wieder lebendig macht vor seinen Freunden, und das ihm neue Freundschaft erwerben wird bei denen, die sich aus dem lärmenden Großbetrieb der Literatur in die Werkstätte echter, bescheidener Dichterkraft retten wollen.

Julius Petri ist am 11. September 1868 als Sohn eines Klempnermeisters zu Lippstadt in Westphalen geboren. Als der Vater den Seinen durch eine plötzliche Krankheit entrissen wurde, war für den dreizehnjährigen Julius, den ältesten von sieben Geschwistern, die Knabenzeit vorbei:

„Mir aber zog so schneidend und so kalt,
Wie Nachtfrost über Frühlingsknospen weht,
Durch's Herz des Augenblickes Allgewalt,
Des Todes grauenhafte Majestät.
Er riß mich aus der Kindheit stillem Schoß,
Aus ihrem milden, weichen Arm mich los;
Er hat der Jugend Uebermuth vertrieben,
Des Lebens Ernst mir auf die Stirn geschrieben."

Mit liebender Strenge herrschte die Mutter über die Kinderschaar, bald von dem ältesten in der Erziehung der jüngeren unterstützt. Er, dessen männlicher Frühreife sie wohl manche ihrer Sorgen anvertrauen konnte, erfuhr den überwältigenden Eindruck unerschöpflicher Liebe und Sorglichkeit. Das Verhältniß zur Mutter durchzieht fast alle seine Dichtungen. Wenn er auch früh aus dem engen häuslichen Kreise in das große Leben hinaustrat, der Mutter hat er sich nie entfremdet und das Novellenbuch, an dessen Vollendung der Tod ihn hinderte, wollte er ihr in Kindesdankbarkeit zueignen.

„Weil du die mild verklärte Liebe hast,
Vor der wir all' in Demuth schweigen,
Weil deine stille Größe Alles faßt,
Geb' ich dir dieses Buch zu eigen."

Wie er der Mutter treu blieb, so hing er auch mit allen Fasern seines Lebens an der heimathlichen Scholle, ein echter Sohn der Rothen Erde. Die besten Stücke seiner Lyrica sind Landschaftsbilder, in denen er sich dem monotonen Reize der westphälischen Heimath hingiebt, dem ahnungsvollen Dämmern der unabsehbaren am grauen Horizont zerfließenden Ebene, dem geheimnißvollen Spiele der Morgennebel, die über den Mooren leise hin und her wogen. Das Dichten Petri's wurzelt tief in der Muttererde, das Heimathstädtchen ist die Quelle seiner Beobachtung. Die Seele der Landschaft wohnte in ihm, ihre Menschen waren ihm vertraut. Als Petri nach Berlin ging, schrak er, ein rüstiger Schwimmer, vor dem Strome des großstädtischen Lebens nicht zurück, aber, eine zähe Westphalennatur, war er nicht bereit, seine Eigenart aufzugeben wie die literarischen Knaben, die aus der Provinz nach der Hauptstadt wandern, um möglichst schnell Berliner zu werden und, wenn sie nächtlich an den runden Tischen der Kaffeehäuser tiefe Erfahrungen gesammelt haben, *ihren* Berliner Roman zu schreiben. Der Kreis, in dem sich Petri's Epik bewegt, ist noch eng, aber tief und gründlich erfaßt. Ihr Hauptmotiv ist mit einiger Monotonie das religiöse, aber es ist auch das herrschende in einem Lande, wo die Gegensätze zwischen Protestanten, Katholiken und Altkatholiken so hart aufeinander stoßen. Da sehen wir verfolgungssüchtige Bigotterie, dumpfen Aberglauben, aber auch in Liebe und Duldung geklärte Frömmigkeit, mystisch-sinnliche Verzückung, asketische Schwärmerei, bohrende Zweifel an der Tradition, Freiheitsdrang in Empörung gegen blinden Gehorsam, wir sehen die Halbheit äußerlich bekennen und innerlich hohnlächeln, aber auf kraftvolle Selbstständigkeit, die sich in schweren Kämpfen vom Kinderglauben losringt.

Die sechs Novellen, die der Nachlaßband enthält, sind an künstlerischem Werthe sehr ungleich. Einige sind im Zustande unfertiger Studien stecken geblieben; das lyrische Bekenntniß, das die Stetigkeit des epischen Vortrags mit seiner Unruhe unterbricht, bezeugt noch die Befangenheit und Unfreiheit den Dingen gegenüber, die dem Dichter im eigenen Leben nahe an's Herz gegangen sind. Aber die beiden ersten Novellen sind wahre Proben der Erzählungskunst. Der Vortrag schreitet ruhig fort, nur das Wichtigste hervorhebend, zuweilen epigrammatisch scharf geschliffen. Der Ton ist trotz der stilistischen Knappheit nicht kühl, sondern warm und voll. Das erste Stück „Mutterlohn" ist, ohne weichherzig zu sein, von rührender Innerlichkeit und ergreifender Gewalt. Es mögen ihm Befürchtungen und Zweifel zu Grunde liegen, die tiefverborgen an der Seele des Dichters genagt haben.

Die Wittwe Schelbe steht mit sieben unerwachsenen Söhnen an der Bahre ihres Mannes. Aber sie vertraut auf Gott, denn sie ist eine fromme Frau, sie vertraut aber auch auf ihre Hände, denn sie ist eine arbeitsame Frau. Die Jungen rühren sich tüchtig und gehen in die Welt hinaus, während der jüngste, der als „dümmlich" gilt, in der verfallenden Werkstatt des Vaters herumnestelt. An ihrem siebzigsten Geburtstage wird sie von dem Besuche all' ihrer Söhne überrascht, und wie Niobe steht sie stolz unter den stattlichen, klugen Männern. Jeder einzelne begrüßt sie liebevoll und dankbar, aber wenn sie versammelt sind, da gehen die Gespräche über ihr Haupt hinweg von Dingen, die sie nicht versteht. Da fühlt sie, daß die Söhne ihr fremd geworden sind, daß sie nicht mehr mit ihr denken und empfinden, daß sie die Kinder verloren, deren Lebensweg sie mit unsäglicher Mühe gebahnt hat.

Die zweite Novelle ist ein würdiges Gegenstück zu dem echt tragischen „Mutterlohn". Sie ist von einem kräftigen, reinen Humor getragen, der nicht übermüthig mit den Dingen spielt, sondern theilnahmsvoll im Kleinen aufgeht aber zugleich mit behaglichem, verständnißvollem Lächeln über ihm schwebt. „Pontius Pilatus" ist ein pensionirter Amtsgerichtsrath, der die schwere Kunst besitzt, es allen Leuten in dem Städtchen recht zu machen, der zu jeder frommen Collecte beisteuert, zugleich im liberalen Bildungsverein Aufklärung und Wissenschaft fördert, so daß Jeder die erfreuliche Genugthuung hat, mit diesem gewichtigen Mann einer Meinung zu sein. Bei einem Streite zwischen dem orthodoxen Pfarrer und dem frei denkenden Lehrer geräth seine mühsam aufrecht erhaltene Neutralität in's Wanken, und als der feurige junge Lehrer ihn im Namen der Wahrheit zu seiner Vertheidigung aufruft, da spricht er wie weiland Pontius Pilatus skeptisch lächelnd: „Was ist Wahrheit?" Doch seine Stellung über den Parteien ist durch den Streit erschüttert, und er soll noch eine der festesten Stützen der Religion geworden sein.

Auch das Fragment eines größeren Romans, von dem Herausgeber nach der Heldin „Dora" genannt, beginnt mit einer genrehaften, humoristisch gehaltenen Exposition. Der Dichter hat das ganze Städtchen sehr glücklich in Bewegung gebracht, indem er mit einer köstlichen Schilderung des Sedanfestes anhebt. Die humoristische Kleinmalerei des philiströsen Milieus contrastirt das tragische Schicksal der Heldin, das wir zu ahnen beginnen, gerade wo das lebensvolle, vielversprechende Fragment abbricht. Es fehlt der Darstellung noch an der inneren Einheit, die die tragischen und komischen Züge in einer gemeinsamen Stimmung sammelt. Doch ist diese Fassung der Exposition, an der der Dichter lange und mühevoll arbeitete, vielleicht noch nicht die endgiltige gewesen. Denn Petri kannte keinen Stillstand. In seiner gesammten Epik imponirt die ernste künstlerische Arbeit, das Streben, aus dem subjectiven, erregten Bekenntniß zu einem sachlichen, prägnanten Stile aufzusteigen. Die leidenschaftliche Theilnahme, der Haß gegen Enge und Beschränktheit klärt sich zu einem Verstehenwollen alles Menschlichen, die Verbitterung der Jugend geht in einem männlich

*) Rothe Erde. Von Julius Petri. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin. Verl. v. Gebr. Paetel. 1895.

starken Humor auf. Er beginnt, seiner Stoffe menschlich und künstlerisch Herr zu werden.

Die besseren seiner Erzählungen haben dramatische Schlagkraft durch die scharfe Contrastirung der Persönlichkeiten, den lebhaften, psychologisch sicher begründeten Dialog. Die Menschen sind keine Sprachrohre, sie agiren mit allen ihren Eigenheiten. Daher ist es nicht wunderbar, wenn wir Petri auch auf dramatischem Gebiete thätig sehen. Ein westphälisches Trauerspiel „Die Jüdin" hat der Herausgeber Erich Schmidt als mißlungen unterdrückt; dagegen konnte er ein bühnenfertiges Schauspiel in drei Aufzügen veröffentlichen, in dem der Dichter die spröde dramatische Form siegreich bewältigt hat. „Bauernblut" ist ein Stück von imponirender, ursprünglicher Kraft, die mit dem Erdgeruch der heimischen Scholle gesättigt ist. Petri zeigt sich hier als ein starker Naturalist, der für natürliche Dinge den natürlichsten Ausdruck hat. Seine künstlerische Besonnenheit und Reife kennt die Unarten und Kleinlichkeiten des programmängstlichen Anfängers nicht. Die Zeichnung der Charaktere ist fest aber nicht hart — keine farblosen Silhouetten, sondern plastische Gestalten, von der besonderen Atmosphäre der Landschaft umflossen. Die Entwickelung schreitet rüstig vorwärts. Der Dichter braucht sich mit Milieuschilderungen nicht aufzuhalten; denn jedes Wort athmet die Wahrheit des gesehenen und innerlich erlebten. Wir sehen die feste, rechthaberische, verschmitzte und zähe Westphalennatur und innerhalb der Stammesmerkmale wiederum sehr feine und wohlgegründete Differenzirungen an Sprache und Haltung. Das leitende Motiv dieser packendsten und reifsten Dichtung Petri's ist wieder das Verhältniß zur Mutter.

Die Wittwe des Bauern Höntrup hat sich von ihrem Großknecht Anton Eickemeyer, den es nach dem stattlichen Hofe gelüstet, zu einer zweiten Heirath verleiten lassen. Ihre Tochter Helene, die in der Stadt erzogen wird, kommt erst, als es zu spät ist; den Sohn Fritz, der studirt, hat die eingeschüchterte Frau von diesem Schritte nicht zu benachrichtigen gewagt. Aber von der Schwester heimlich herbeigerufen, schneit er gerade in den Hochzeitsjubel hinein. Er sieht, wie der rohe Patron, der vorher so schmeichlerisch warb, die Mutter mißhandelt, und bleibt, sie zu vertheidigen. Ein von dem neuen Herrn entlassener Knecht zündet ihm die Scheune an; halb sinnlos vor Wuth und Trunkenheit kehrt der Bauer Nachts heim zu seiner „alten Schlange". Fritz wacht vor der Thür der Schlafkammer, wie ein Hund. Als der Trunkene gegen die Mutter die Reitpeitsche erhebt, da erwacht in ihm das Bauernblut. Er zwingt die Thür mit der Axt und schlägt ihn nieder. Der Verdacht des Mordes lenkt sich auf den Brandstifter. Aber Fritz bekennt sich öffentlich als Mörder. Dies das Gerippe der Handlung, die eine Menge lebensvoller, scharf umrissener Figuren von erschreckender Naturwahrheit in Bewegung setzt. Der neue Bauer ist meisterhaft gezeichnet, wie er in einen modischen Frack gezwängt am Hochzeitstage herablassend unter das Gesinde tritt, ein brutaler, hübscher Kerl mit dem aufgewirbelten Schnurrbart des früheren Garde-Ulanen. Sein Auftreten bezeugt noch die innere Unsicherheit. Von der schmeichlerischen Jovialität gegen seine früheren Freunde schwankt er zu den rohesten Ausbrüchen seiner Herrscherlaune. Neben ihm die ganz verschüchterte ältliche Bäuerin mit den einfältigen leidenden Zügen, die die Brutalität des Eheherrn wie die Knute fürchtet, mehr als den stillen Vorwurf in den Augen ihrer Kinder. Fritz, der Student, ist hier nicht besonders individualisirt, und mit Recht; denn sein eigentliches Menschenthum kann sich hier nicht äußern. Auch er ist ein echter Bauernsohn, breitschultrig, eckig, kurz angebunden. Sobald die beiden Männer sich gegenüber treten, heißt es Kampf auf Leben und Tod. Er fühlt, wie ihn die Umgebung wieder in den Naturzustand zurückreißt, wie das Bauernblut in ihm erwacht, daß er nicht anders handeln kann als ein wüthender Knecht, der dem Gegner das Messer in die Brust stößt. — Der psychologische Höhepunkt des Dramas liegt erst nach dem Todtschlag. Fritz ist gebrochen; er hat das dumpfe Bewußtsein, daß er sich dem Gericht stellen muß. Nur eine weiß um seine That, die „Rothe Kathrine", die verlassene Geliebte des erschlagenen Bauern. Die Dirne ist die Tochter eines heruntergekommenen Spielers und Verschwenders, ein dämonisches, aufregendes Weib mit ihren schweren rothen Haaren, stark in Lieben und Hassen, kraftstrotzend doch voll Selbstbeherrschung, immer sprungbereit wie eine Wildkatze. Sie ist verdorben, aber ein unbändiges, hinreißendes Stück Natur. Sie liebt Fritz, das höhere Wesen, das ihr zu spät erschienen ist, mit verzehrender, demüthig verhaltener Inbrunst. Sie will ihn halten, ihn retten vor ihm selbst und den Menschen. Allein schleppt sie den Leichnam hinaus und wirft ihn in den schwarzen Kolk. Für sie giebt es keine Reue, keine moralischen Faxen. Den gelähmten, dumpf brütenden Fritz hat sie ganz in ihrer Macht. Der Verdacht hat sich auf den Brandstifter gelenkt. Was liegt an dem? „Und wenn ihr schuldig wäret, wäret ihr es drum weniger, wenn sie euch in das Gefängniß thäten?" Und wenn die Leute forschen, wo er die Nacht gewesen sei, soll er nur sagen: bei ihr. Da erwacht Fritz aus seiner Dumpfheit; er sieht, wie ihn das Weib in seiner Todesangst umbuhlt. Aber er will nicht, er will keine Gemeinschaft mit dem, der nicht mehr ist. Doch sie entsagt ihm, sie will ihn nur schützen, wie ihr Kind, für ihn lügen und sorgen. Fritz folgt ihr ungläubig, mit Widerstreben. Aber als die Schwester, die den wahren Mörder erkannt hat, ihn anfleht, die Lüge von sich zu werfen und die Strafe zu erleiden, wirft er ihren religiösen Begriffen von Schuld und Sühne die dämonische Sophistik der Kathrine entgegen. Und Helene sagt sich von ihm los; sie kann die blutbefleckte Hand des Bruders nicht fassen. Plötzlich ertönt neues Wehklagen im Hause. Die Mutter, für die er gemordet, hat der Schreck getödtet. Und Fritz bekennt sich vor Allen als den Mörder, den zweifachen Mörder. Da stürzt die Schwester vor ihm nieder und küßt ihm die blutbefleckten Hände. — Petri's Drama ist mark- und lebensvoll vom Anfang bis zum Ende. Da sind keine leeren Stellen, keine todten Punkte, sondern Fülle der Kraft, durch eine sichere, kluge Technik gebändigt. Das Muster Gerhart Hauptmann's mag ihm vorgeschwebt haben. Aber er schreibt seinen eigenen Stil. Die letzte große Scene erinnert an die Lösung von Tolstoi's „Macht der Finsterniß", da Nikita sich vor der rechtgläubigen Gemeinde bekennt. Doch das Bekenntniß Nikita's steigt aus den dunkelsten Tiefen der Menschennatur hervor, aus dem plötzlich herausbrechenden mystischen Erlösungsbedürfniß der sündigen Creatur. Petri führt nicht in diese Tiefen hinein. Der Mord, den Fritz begangen hat, liegt außerhalb seiner Natur, wie ein Unglück, das ihm zugestoßen ist. Er hat gemordet, aber er ist kein Mörder. Er hat bekannt, aber er ist kein Bekenner. Es haftet etwas Criminalistisches an dem Stoffe. Dennoch steht dieses westphälische Bauerndrama unter den ersten Producten unserer neueren Literatur, durch Schlichtheit, Wahrheit, künstlerischen Ernst, durch die Kernhaftigkeit seines Wesens, das ihn so hoch stellt über die Sensationsmacher und Similitalente, die auf dem literarischen Markte ihre Geschäfte geräuschvoll besorgen.

Petri hatte, wie der Herausgeber sagt, eine Scheu vor den höheren Ständen. Er stammte aus engen Verhältnissen und hat auch nur die heimathliche Enge geschildert. Als Mensch hatte er sich von den Schranken seiner Jugendzeit in schweren inneren und äußeren Kämpfen losgerungen. Sehr schön sagt er einmal, daß nur die zu kleinen Leuten herabsinken, die nicht mehr den Muth haben, zu genießen. Petri wäre kein westphälischer Genredichter, kein Bauernnovellist geworden. Als ihn die tödtliche Krankheit befiel,

steuerte er gerade, von dem Ballast der täglichen Sorge befreit, in das offene Meer des Lebens hinaus. Großes war zu erwarten, wenn auch die bewegenden Mächte des modernen Lebens in den Brennpunkt dieses echten Talentes traten. Nun ist er dahin, der still schaffende, in dem mehr wirkliches Leben war als in zehn anderen. Es ist schwer, hier zu resigniren. Petri fand die Kraft dazu; ihm lag mehr an der Kunst als an seinem Künstlerthum. Auf dem Todtenbette sagte er: was ich wollte, werden Größere leisten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Vier Socialisten.

Von Emilia Pardo Bazan.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von L. Lucca.

Das Meer hatte das Aussehen eines Oeltümpels. Die Wogen, im Umkreise des Schiffes bouteillengrün, bildeten in der Ferne, von den Strahlen der Sonne beschienen, eine blaue Steppe von unbegrenzter Ausdehnung. Die Schraube des kleinen Dampfers peitschte das Wasser mit reißender Schnelle und sandte Salpeter-Gerüche und zischenden Gischt empor.

Von den Fahrgästen, welche sich in Cadix nach den afrikanischen Küsten eingeschifft, bildeten vier Personen am Backbord eine in lebhaftem Gespräch begriffene Gruppe. Man konnte nichts Unähnlicheres sehen, als die Erscheinungen jener Vier. Der Eine, von starkem Gliederbau, klein und untersetzt, war trotz seiner bequemen Arbeiterblouse von weitem als Einer zu erkennen, dessen Faust zum Zuschlagen gemacht und zu dessen wildem Wesen gar gut der Kittel des Maulthiertreibers und der Schuh des Kuhhirten paßten. Er hatte einen struppigen Backenbart und sog an einer großen, übelriechenden Havanna. Der Andere, in seiner Kleidung, wie in seiner Gestalt seiner, war groß und blaß, hatte intelligente und ernste Züge, seine kurzsichtigen müden Augen mit den röthlichen, schlaffen Deckeln schützte eine goldene Brille. Der Dritte war ein Greis, so hochbetagt, daß ihm beim Sprechen der Bart zitterte und die Zahnlosigkeit den Mund unter der Nase einfallen ließ; wenn der schwarzbraune Kittel von grobem Tuche, der Mantel von gleichem Stoffe und gleicher Farbe mit rothem Kreuze, der Strickgürtel mit dreifachem Knoten und die Sandalen nicht trogen, so gehörte er zu irgend einer der zahlreichen Franciscanermissionen, welche an der afrikanischen Küste ansässig sind. Der Vierte ... das heißt die Vierte, trug das schmucklose Kleid der barmherzigen Schwester. Sie war jung, hatte eine frische Gesichtsfarbe, ein unschuldvolles, heiteres Antlitz, ähnlich den Gesichtern frommer Holzfiguren, die in den Dorfkirchen zu sehen sind,

Der Arbeiter saß auf einem Ballen mit weit ausgespreizten Beinen. die anderen standen an Bord gelehnt.

„So im Schatten dahin zu leben und dabei Gehässigkeiten zu ertragen, muß man wohl satt bekommen", brummte der Mann der Blouse, indem er seitwärts ausspuckte. „Entweder es muß einer ein Schaf sein, zu Allem Ja und Amen sagen, was immer dem Herrn beliebt und sich auf's Blut aussaugen lassen, oder es wird ihm schlimm mitgespielt, und gleich heften sie einem den Schandflecken an, daß man den Anderen Hirngespinste in den Kopf setzt, und daß überall, wo man ist, Stänkereien entstehen. Weil man mich einmal bei einem Cravalle sah, mußte ich schon, Gott steh' mir bei, an allem Schuld sein, was nur gegen die Ordnung verstieß. Weil eines Tages — aus Versehen — ein Zündhölzchen in's Lagerhaus fällt und die auflackernde Flamme die Fabrik gefährdet, wer sollte Schuld sein? ... Ich natürlich! Na diesmal ... Ich rauchte ein wenig, und das ..."

„Man hat sich wohl in Acht zu nehmen," unterbrach ihn der mit der Brille, „daß in der großen landwirthschaftlichen Niederlassung, wo ich Ihnen Arbeit geben will, nie ein Streichhölzchen brennend liegen bleibt. Ich verstehe darin ebensowenig Spaß, wie ihr früherer Herr."

„Man kann sich doch darauf verlassen: Ein Bürgerlicher wie der andere!" rief der Arbeiter mit grollender Stimme und finsteren Blicken.

„Ich bin kein Bürgerlicher," erwiderte mit leisem Hohne der Andere. „Mein Vater war Schuhmacher in der Stadt Eeija. Durch anhaltende Entbehrungen eröffnete er mir eine Laufbahn. Ich wurde Mechaniker. Ich besitze nicht einen Centime Capital und habe nur meinen Kopf und mein Herz. Ich gehe nach Afrika, mich an der Leitung eines Unternehmens zu betheiligen, welches von englischem Gelde und spanischer Arbeit gegründet ist und mit den dort allein begünstigten französischen Betrieben in Conourrenz treten soll. Ich werde die Werkstätten unter mir haben. Man hat mich mit den weitesten Befugnissen ausgestattet, und ich werde also in der Lage sein, die neuen und humanitären sociologischen Ideen auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens in Anwendung zu bringen. Unter meiner Leitung wird es keine Ausgebeuteten geben. Man wird die Frauen und Kinder schützen. Das System der Betheiligung soll in Anwendung kommen. Moralität, Gleichheit, Gerechtigkeit. Wo nicht, verlasse ich den Posten. Aber Dem, der mir die Leute aufwiegelte, würde ich ohne Scrupel wie einem wüthenden Wolf eine Kugel durch den Kopf jagen!"

Der Arbeiter war aufgestanden und über sein breites Gesicht, seine eiserne, sonnverbrannte Stirne liefen tiefe Runzeln, Furchen des Hasses. Seine Hand faßte krampfhaft an den Gürtel und ließ das Messer unter der Blouse sehen. Doch plötzlich, ohne Uebergang, mit der Beweglichkeit des Südländers, schlug er einen weichen, beinahe demüthigen Ton an, und indem er sich mehr an den Franziskaner und die Schwester, als an den Träger der Brille wendete, rief er aus:

„O ich, — ich würde mich zu nichts hinreißen lassen! Ich wäre im Stande, große Nägel mit den Zähnen auszureißen, nur um meiner Frau und den kleinen Würmern ein wenig Geld zu schicken. Mir zieht sich das Herz im Leibe zusammen, wenn ich denke, daß sie mir daheim hungernd zurückbleiben, nach all' den vielen Entbehrungen, die sie schon erduldeten. Besonders den Jüngsten, einen Knirps von elf Monaten, möchte ich, wenn ich könnte, wie der heilige Christoph auf der Schulter über's Meer tragen und mit Honigkuchen, die mit meinem Blut geknetet wären, füttern."

Und während er sich die Fingerspitzen küßte, zeigte sich plötzlich eine Thräne in dem Auge des Anarchisten.

„Behüte uns die heilige Jungfrau, was es doch für Unglück auf der Welt giebt!" rief die Schwester in tiefem Mitgefühl.

„So ist es Recht," bemerkte gelassen der Ingenieur. „Lieben Sie Ihre Kleinen, arbeiten Sie für sie und weichen Sie nicht ab vom geraden Wege. Dann wird es Ihnen besser gehen. Aus den Attentaten, den Verbrechen erwächst nicht die gesellschaftliche Gerechtigkeit. Was ist Ihre Meinung, Pater?" fügte er hinzu, sich an den Franciscaner wendend.

„Ich verstehe wenig von diesen neuen Zuständen," erwiderte freundlich, mit matter Stimme und bedächtig der Mönch. „Bei mir heißt es Messen lesen, Beichten hören und Gehorsam leisten. ... Das Einzige, was ich weiß, ist, daß wir seit fünfhundert Jahren unter dem System der Gütergemeinschaft leben. Bei uns, obgleich Alles zu Vertheilung kommt, kann Keiner auch nur einen Centime sein nennen. Nicht einmal von dem Kittel, der uns bekleidet, sind wir Eigenthümer. Wenn Sie mich über das befragen, was so viel besprochen wird, über den Socialismus ... mich, einen armseligen Mönch, so ist das Einzige, was ich meine, daß der Reiche zu seinem eigenen Nutz und Frommen und um in das Himmelreich zu kommen, sein Herz erweichen und viel Almosen geben soll ... und daß die Armen demuthvoll und arbeitsam sein mögen, denn das Evangelium sagt, daß es stets in der Welt Arme geben wird."

„Ein hübscher Trost!" brummte der Anarchist.

„Was that unser heiliger Stifter?" fuhr der Alte fort, mit dem Feuer der Begeisterung in den Augen. „Er gab, was er besaß, den Armen. Er begehrte nicht Eigenthum, nicht Geld, weil die Habgier das Herz verhärtet ... Er machte uns zu Barfüßern, befahl uns zu betteln. Er wünschte, daß wir Alle gleich seien, ohne Eitelkeiten, ohne Unterschiede, ohne thörichte Weltlichkeiten, die alle bestimmt sind, im Grabe zu enden ... Man spricht von gesellschaftlicher Gleichstellung. Mich dünkt, daß es für Gleichgestellte — und mag dies die Schwester hier bezeugen — eine gar gute Sache ist, frei und arm zu sein und mit der Sandale der Welt und den verfluchten Reichthümern eins zu versetzen."

„Ohv, Pater!" erwiderte die Schwester. „Nun, da Sie mich schon befragen, werde ich Ihnen — sofern Sie mich nicht schelten — meine Ansicht sagen. Ich bin nicht wie Sie. Ich bin habgierig. O wie ich wünschte, daß alle die vielen schlecht verwendeten Millionen zur Vertheilung kämen! Ich würde dann gleich so ein paar hundert Milliönchen holen und Reißaus nehmen."

„Aber, heilige Schwester!" mahnte strenge der Mönch.

„Ja, ehrwürdiger Pater, Sie sind ein Heiliger und darum sehen, hören, begreifen Sie nichts auf Erden. Waren Sie schon in Madrid, in einem jener Riesenpaläste? Mich führte die Frau des Kutschers in den glänzenden Palast, dort gleich beim Franziskanerkloster, vor dem Castell. Du meine Güte! Wassertröge aus weißem Marmor, Spiegel. Brunnen und Teppiche hatten dort die Pferde. Und unsere Armen und Kranken haben keine Decken, um sich im Winter vor dem Froste zu schützen. Und die Kinder, meine kleinen Engel, am Elend sterbend. Nennen Sie mich nicht thöricht ... ich weiß, was ich sage ... Da war ein Hündchen der Sennora, in einem mit Atlas gefütterten Korbe gebettet, ein wahres Schensal, mit ganz wenigen Haaren. Für eine Ratte hielt ich's, so daß ich einen Schrei ausstieß. Der Hund aber hatte in England fünftausend Pesetas gekostet. Hören Sie nur, Pater, fünftausend ... Mit fünftausend Pesetas legt man den Grund zu einem Versorgungshaus. Und dieses grausige Geschöpf wusch man täglich mit Seife und wohlriechendem Wasser ... O wie wünschte ich mir, das Geld rauben und vertheilen zu können!"

Das hölzerne Gesichtchen hatte sich verwandelt. Ein Strahl von Leidenschaft leuchtete in den Augen auf. Die Stirne runzelte sich, und die Wangen erblaßten.

„Wären Sie nicht so wahrhaftig, fromme Schwester, würden Sie jetzt

einen starken Verweis verdienen," erwiederte der Mönch. „Gehen Sie in die Cajüte und sehen Sie, wie es der Frau des Capitäns mit der Seekrankheit geht."

Die junge Nonne gehorchte, die Hände faltend und die Perlen des Rosenkranzes klirrten leise, während sie die Stiege hinab stieg. Der Dampfer flog dahin, als ob ihn die Nähe der Küste beseelte. In der Ferne erblickte man den Leuchtthurm von Tanger.

Aus der Hauptstadt.

Der Spree-Präfect.

Herr Oberbürgermeister Zelle war neulich in Wien. Es ist bis zur Stunde unaufgeklärt geblieben, ob ihn die Backhähndl, die harben Waschermadl oder der Aussall der Gemeinderathswahlen in die österreichische Kaiserstadt gelockt haben; für die Backhähndl spräche seine in Berlin W. berühmte Gourmandise, für die Waschermadl die schalkhafte Bemerkung, worin er Berliner und Wiener Nachtleben schmunzelnd verglich; für die letzte Möglichkeit endlich spräche kein vernünftiger Grund, und darum wird sie wohl der Grund gewesen sein. Herr Oberbürgermeister Zelle ist ein Dichter, welches bejammernswerthe Schicksal er mit anderen Verwaltungsgrößen theilt, und Dichter lieben trotz der in den letzten beiden Jahren aufgekommenen, fünf neuen Literaturrichtungen immer noch altmodische Vergleiche und Uebertreibungen. Als echter Poet that der Herr Oberbürgermeister hierin sein Bestes, und nachdem er einige geistvolle Parallelen zwischen dem vorerwähnten Berliner Nachtleben und der Wiener Architektur gezogen, auch sonst Dinge in Beziehungen zu einander gebracht hatte, die sich ähneln wie Cloake und Nachtigallensang, beschritt er das politische Gebiet, das der Uebertreibungen. Hier stellte er zunächst fest, daß auch Berlin seinen Lueger habe, nur daß man den Kerl hier Singer nenne, daß aber Gott sei Dank die Zahl der Berliner Christlich-Socialen hinter Singer noch nicht so groß sei wie die Luegerrotte. Darauf, und im Eifer des Interviews, entschlüpfte ihm das allerliebste und seltsamerweise von der noch immer maßgebenden Presse gar nicht gewürdigte Eingeständniß, an Wien sehe man so recht deutlich, daß unter Umständen eine von der Regierung eingesetzte, commissarische Verwaltung die so hoch gepriesene, städtische Selbstverwaltung in jeder Beziehung überhole.

Das ist ein großes, ein kluges, ein tapferes Wort, und wenn sich die Regierung des Preußenlandes, wie es den Anschein nimmt, eines Tages doch gezwungen sehen sollte, im ureigensten Interesse Berlins die Grundsätze der Autonomie ein wenig aufzuheben, wird man sich gern und dankbar der Sentenz des Dichters und Oberbürgermeisters Zelle erinnern.

Berlin steht an einem der Wendepunkte seiner Geschichte, von denen, sobald alles vorüber ist, in Schulfibeln und vaterländischen Büchern ungemein viel Aufhebens gemacht wird, die aber vorher braven Bürgern nichts als ärgerlichen Kopfschmerz verursachen. Das Weltdorf fühlt sich über die Maßen eingeengt, von seinen kleinen Nachbarn allenthalben bedrückt und gehemmt, und selbst das Bewußtsein, ein reges Nachtleben zu besitzen, hilft Berlin nicht über die trübselige Thatsache hinweg, daß es in seinen wichtigsten Lebensfunctionen jeden Augenblick von einem höchst unbedeutenden Vororte empfindlich gestört werden kann. Berlin ist in einer Weise emporgeschossen, wie man es sonst nur hämisch anzüglich den wenigstens zum Theil genießbaren Pilzen nachsagt; seine innere Entwicklung hielt ganz gewiß nicht entfernt mit der äußeren Schritt, aber diese äußere ist nun einmal da, man muß sie respectiren und sich nach ihr richten. Eng mit der Stadt verschmolzen, überall in sie eingreifend, gliedern sich die Vororte ihr an; Berliner Bürger, oft steuerkräftige und manchmal auch intelligente, schlagen ihre Wohnung in den gesunderen Villenorten auf und gehen dem Berliner Gemeinwesen, das sie nährt, verloren. Wasserwerke, Rieselfelder und Spreelauf geben Tag für Tag Anlaß zu mehr oder minder unterhaltenden Zänkereien zwischen dem Goliath und seinen querulirenden Umwohnern, und während die westlichen Vororte sich mit dem in Berlin verdienten Steuergroschen ihrer Nabobs fast behaglicher einrichten als es die Hauptstadt vermag, herrscht ostwärts ein communales Elend ohne Gleichen. Es ist, als zwänge der preußische Staat plötzlich den Regierungsbezirk Gumbinnen, sich aus eigner Kraft zu erhalten, und ließe dafür den Regierungsbezirk Wiesbaden im dort zusammenlaufenden Steuerfett ersticken. Thatsächlich arbeiten sie, die auf einander angewiesen und eines Stammes Aeste sind, zu gemeinsamem Heil; Rixdorf und Weißensee aber, die zu Ganzberlin gehören wie Charlottenburg, Schöneberg und die Grunewaldcolonie, müssen schauen, wie sie durchkommen, erhalten keinen Pfennig aus der großen Kasse.

Es sind denn auch, bezeichnend genug, in der Hauptsache fiscalische Gründe, die die Berliner Stadtweisen zu ihrer Stellungnahme in der Eingemeindungsfrage veranlassen. Will man den Berliner Communalfreisinn nackt bis auf's Hemd sehen, in seiner ganzen wasserköpfigen und marastischen Schöne, so genügt es, seine Haltung zu Groß-Berlin zu studiren. Hier handelt es sich um Hundertmillionen-Projecte, wenn anders man die Sache so ansaßt, daß sie nicht schon nach fünf Jahren wieder auf den Fingernägeln brennt. Kommt die Angelegenheit in Fluß, so wird sie die Bürgerschaft auf's Höchste erregen und leidenschaftliche Erörterungen wachrufen, aus naheliegenden, localpolitischen Beweggründen einerseits, andererseits des ungeheuren Kostenaufwandes halber. Die ungeheure Wurstigkeit, womit der Berliner jetzt der Stadtverwaltung gegenübersteht, würde mit einem Schlage weichen, mit einem Schlage wäre das gemüthliche Leben im Rothen Hause, das dem seligen Forckenbeck so gut that, vorbei. Es ist dem Berliner Freisinn trefflich gelungen, das communale Leben der Hauptstadt zu versumpfen; niemand bedroht die Machthaber in ihren Sinecuren, niemand neidet den Herren Stadtverordneten ihre goldne Kette, niemand kümmert sich um ihre Beschlüsse. Würfe die Regierung all diese guten Leute, die sich freuen, wenigstens im Bezirk ein Röllchen spielen zu können, zum Tempel hinaus, all diese Klerns en miniature, diese sich ungemein wichtig thuenden Fractionsführerlein, und setzte dafür einen Commissar nebst dem erforderlichen Beirath ein — außer der aufbrüllenden, liberalen Presse bellte kein Hund danach). Der Berliner interessirt sich durchaus nicht für die Verwaltung seiner Stadt. Er weiß, alles geht spießbürgerlich bureaukratisch seinen Weg; die Straßen werden gut gepflastert und mäßig gut beleuchtet, denn Geld dazu ist übergenug da, das Müggelwasser schmeckt so ziemlich, wenn man sich nur drin wäscht, und die großen Canalisationspumpen thun ihre Pflicht. Dabei ist, was bei den zahlreichen Hocheingeschätzten nicht Wunder nehmen kann, der communale Zuschlag zur Staatseinkommensteuer erschwinglich. Für kleine Amusements, Victoriaparke, Denkmälerchen und Festessen wird auch gesorgt, und große Echaussements, die das Bürgerblut erhitzen könnten, vermeidet man auf's Sorgsamste. Alles geht in der Stadtverwaltung seinen langsamen, langweiligen, ruhigen Gang. Berlin schreitet dabei mit seinen Einrichtungen selbstverständlich nicht annähernd so vor, wie es der Bedeutung der Stadt und ihrem Wachsthum entspräche; hundert kleinere Gemeinwesen in Deutschland haben ihr darin längst den Rang abgelaufen und sich unvergleichlich empfänglicher für Neuerungen und große Reformideen als die Hochburg des Fortschritts gezeigt. Hier versteinert alles. Da aber Niemand einen direkten Nachtheil davon zu spüren meint, Manche sogar, wie die von der Stadt abhängenden, privaten Erwerbsgesellschaften, die jetzigen Zustände als äußerst segensreich empfinden, so regen sich unbequeme Mahner nur ganz vereinzelt. Herr Zelle und Herr Kirschner können ungestört weiter dichten und Plattitüden ersinnen; Herr Blankenstein kann weiter Brücken construiren, unter denen kein Kahn hindurchzufahren vermag, so daß sich die Schiffbesitzer wohl oder übel dem magistratlichen Rathe Schildburgs fügen und ihre Spreeflotte der Brücke entsprechend umbauen müssen; Stadträthe können weiter bedachtsam für ihre Söhne sorgen und Stadtverordnete desselbigen gleichen oder gar Markthallenterrains verkaufen. Sie können es heut und könnten es voraussichtlich noch Jahrzehnte lang, wenn nicht gespenstisch drohend im Hintergrunde die Eingemeindungsfrage auftauchte.

Eine Regierung, die der jetzigen Verwaltung nicht wohl will, hat es in der Hand, sie damit in die Luft zu sprengen. Bismarck würde vielleicht das Mittel, den Fortschrittsring zu zerbrechen und Mephisto Richter durch Satanas Singer auszutreiben, nicht unversucht lassen. Aber die Minister, die seit seinem Sturze kamen und wieder davonliefen, doctorten schwächlich an dem Problem herum und gingen bereitwillig auf die Verschleppungstaktik der Berliner Maßgebenden ein. Freilich schafft man den Stein des Anstoßes dadurch nicht aus der Welt, daß man ihn Pst! Pst! rufend umkreist. Die Sache drängt zur Entscheidung, Magistratus muß, schon der Form wegen und um bis 1896 Ruhe zu haben, etwas thun. So wird denn ein Plänchen für die ganz Bescheidenen ausgetüftelt, das kein Geld kostet und doch lang und breit von herrlicher Eingemeindung phantasirt. Alle steuerkräftigen Ortschaften sollen ganz übernommen, ärmere Gemeinden aber nur stückweis einverleibt werden. Der Schwanz vom Aal mag zuschauen, wie er auf seine Weise weiterkommt. Es ist ein zierlicher und gut gemeinter Gedanke; Sr. Majestät hohe Regierung erkennt doch nun, daß Oberbürgermeister Zelle sein Möglichstes thut, ihr zu Liebe zu sein. Er hat immer sein Möglichstes gethan, seit der Schimpfrede auf Bismarck, mit der er sich hoher Stelle so nachdrücklich zu empfehlen trachtete, und man darf als freisinniger Mitmensch annehmen, daß ein mit Umsturzvorlagen und Socialistenverfolgung überbürdetes Ministerium freudigen Herzens seine Zustimmung geben wird, um der Last ledig zu sein. Und dann kann bis Ende 1896 weiter gewurstelt werden. Nachher, wenn in der Gewerbe-Ausstellung das letzte Licht ausgelöscht ist, findet sich schon ein neuer Weg und eine neue Galgenfrist.

Die Stadtverordneten-Versammlung hat inzwischen ihr inniges Einverständniß mit den Humbugprojecten zu erkennen gegeben. Die Berliner Bürgerschaft hörte schmunzelnd, daß die ganze Geschichte kein Geld kosten wird, und obgleich sie schon aus reinem Localpatriotismus ein Zweimillionen-Berlin mit Vergnügen sähe, ist ihr solch immaterieller Genuß doch keine zwei, geschweige denn zweihundert und mehr Millionen werth. So geht Alles in der berühmt musterhaften Ordnung der hauptstädtischen Selbstverwaltung behaglich weiter, bis der zerschmetternde Krach kommt und die poesievollsten Reden gegen just in Ungnade gefallene Minister Herrn Oberbürgermeister Zelle nebst seinen Treuen nicht mehr retten können. Bis die Bürgerschaft sich den Kopf einrennt an den unsichtbaren Linien-

wällen, die Berlin umschnüren, und nach Luft schreit, selbst wenn's einen Steuergroschen mehr kostet. Das wird die Zeit sein, da ein anderer Haußmann gewaltthätig eingreift, wo der bureaukratischen, krähwinkligen Angstmeierei die weitausschauende, heilsame, aber wehthuende Großstadt-Politik folgt.

Dem Berliner Communalfreisinn bangt es um seine Macht, deren er doch sicher ist, so lange ihm das von Eugen Richter mit Bravour vertheidigte, folglich gewiß gut fortschrittliche und entschieden freisinnige Dreiclassen-Wahlsystem bleibt und so lange die Wahl-Reviere so hübsch abgezirkelt sind wie jetzt. Das Bild möchte sich nun zwar ein wenig ändern, wenn Ost und West ein Wort mitzusprechen hätten, und die Stadtvertretung von Groß-Berlin wiese zweifelsohne auch verhältnißmäßig mehr socialistische und conservativ antisemitische Elemente auf, als sich im Rothen Hause einfinden. Nichtsdestoweniger bliebe, falls Landtag und Regierung nicht Herrn Rickert zum Tort eine Aenderung der Wahlordnung belieben, denen von Zelle eine genügend große Mehrheit; sie sind zur Zeit stark genug, um es selbst ertragen zu können, wenn der hohen Eingemeindungskosten wegen etwa ein Drittel ihrer Anhänger in der ersten und zweiten Abtheilung von ihnen abfiele. Ihre jetzige Feigheit ist deshalb unklug. Je eher und je entschlossener sie den großen Schritt thun, um so sicherer werden sie im Besitze bleiben. Das zeigt sich offenkundig daran, daß sogar in der Agitation für die bevorstehenden Stadtverordneten-Ergänzungswahlen die bedrohliche Frage der Eingemeindung noch fast gar nicht berührt wird. Berlin ist noch nicht erwacht und dem Freisinn noch ganz ungefährlich.

Im Interesse der Hauptstadt aber und ihrer Entwickelung wäre es ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen, daß an Stelle der Unfähigkeit, die selbstbewußt schwatzend das Scepter über sie schwingt, endlich eine thatkräftige, intelligente Leitung träte. Wer es mit Berlin gut meint und eine in Wahrheit große, deutsche Stadt aus ihr machen möchte, der wird den kurzsichtigen Maßnahmen des herrschenden Klüngels Beifall spenden und hoffen, daß er fortfährt, sich selber die Grube zu graben. Die Berliner Verwaltung von heute, die Cliquen, die das communale Leben nach bestem Nichtwissen und Gewissen leiten, die kleinen Bezirkshäuptlinge, die sich gewandt und mundfertig an die Spitze aller städtischen Unternehmungen drängen — sie alle sind überreif und werth, daß sie zu Grunde gehen. Die Residenz, die dank der Ereignisse des großen Kriegsjahres so beispiellos emporblühte, ist seitdem nie mit genialen Verwaltungskünstlern gesegnet worden, aber heute entbehrt sie mehr als je des wirklichen, denkenden, schaffenden Stadt-Hauptes. Den dürstigen Geistern, den erschreckenden Talentlosigkeiten, die sich jetzt die Herrschaft über sie anmaßen, darf ihr Wohl und Wehe nicht lange mehr anvertraut bleiben. Der Kampf um die Eingemeindung hilft vielleicht dazu, den Stein in's Rollen zu bringen und uns den eisernen Spreepräfecten zu bescheeren, der nicht nur Berlins wegen kaum noch entbehrt werden kann. Denn schließlich wird, und mit Recht, für den Zustand seiner Hauptstadt das ganze Land verantwortlich gemacht. Caliban.

Die Herbstausstellungen.

Es bleibt immer die alte Geschichte: Schulte und Gurlitt, Gurlitt und Schulte. Tertium non datur. Und doch wäre ein Dritter zur Vergleichung nicht so ganz unerwünscht. Es ist ein wenig beschämend für eine Weltstadt wie Berlin: von Ehrgeiz und Liebenswürdigkeit zweier Geschäftsinhaber hängt es zum guten Theile ab, ob eine moderne Kunst zu Worte kommen soll oder nicht. Ich fürchte, sie kann vielfach nicht zu Worte kommen.

Wenn eine „Herbstausstellung" eine Programmausstellung sein soll, dann dürfen wir bei Gurlitt hoffen und müssen bei Schulte resigniren. Indeß, Schulte hat noch niemals ein künstlerisches Programm entwickelt, mit dem er in die ästhetische Erziehung der Reichshauptstadt hätte eingreifen mögen, und so ist der etwas klägliche Ausfall seiner Octobersymphonie (oder Antiphonie?) wohl nicht gar zu tragisch zu nehmen. In diesen Sälen hat von jeher der Zufall entschieden, nicht der Plan. Und da die Säle schön und einladend sind und ein Treffpunkt der feinen Welt — im Gegensatz zu dem etwas verödeten und mißgelegenen Gurlitt-Salon — so bewerben sich manche Gebieter im Reich der Kunst daselbst um ein bescheidenes Plätzchen. Es wird ihnen gnädigst gewährt, ebensogut wie den Herren Kiesel und Berenyi, oder wie Fräulein Trante Steinthal. Herr Schulte ist unparteiisch. Als gewiegter Geschäftsmann folgt er niemals dem Zuge seines Herzens und macht zwischen Kunst und Unkunst keinerlei principiellen Unterschied.

Diesmal, wie gesagt, steht kein Stern von Bethlehem über seiner Krippe. Das Hauptbild seines Oberlichtsaales ist das Parisurtheil eines Herrn Schram, eine weichlich zerflossene Thumanniade von respectablen Quantitäten, aber ohne die kleinste künstlerische Qualität. Die von schalkhafter Ironie gedämpfte Strenge des mythischen Stoffes ist hier lediglich zur Bloßstellung einiger feiler Modelle benutzt. Und nicht bloß die Augen seiner schäferlichen Durchlaucht des Prinzen Paris ruhen mit lüsternem Entzücken darauf. Auch die prüde Tugend des stramm verkirchlichten Germaniens putzt ihre Brillengläser und gelobt für die Wonne dieses Anblicks zwanzig Paternoster im stillen Kämmerlein.

Das ist so ein Zufall. Ein weiterer Zufall ist, daß in der Nähe dieser Syruptünche einige wirklich gute Bilder hängen, Porträts von Leo Freiherrn von König, einem in Paris lebenden Deutschen. Im vorigen Jahre sah ich zum ersten Male ein Bildniß von ihm, das einer vornehmen ungarischen Dame. Es fiel mir sogleich auf durch souveränen Geschmack und ausdrucksvolle Bildung. Jetzt sehe ich, daß ich mich damals nicht betrogen habe. Ich weiß nicht, wer Freiherr von König ist, habe nie etwas über ihn gehört oder gelesen. Das aber weiß ich doch, daß wir einen Künstler mehr haben in unserem Vaterlande. Leo von König ist als Porträtist durchaus eigenartig. An keine der bekannten Größen „erinnert" er. Vielleicht verdankt er am meisten dem Gesammteindruck der Pariser Kunst, erwarb er sich dadurch Eigenschaften, die bei einem Deutschen selten sind, Delicatesse und Entschiedenheit. Doch steht er an Tiefe der Individualisirung und Beseelung hoch über dem Durchschnittsvermögen der Franzosen, wie namentlich sein männliches Porträt ausweist. Das ist ein frappanter Kopf, den man nach dem ersten Anblick nicht wieder vergißt: durchaus keine regelmäßigen Gesichtszüge, eine etwas vertrackte Kopfhaltung, ein klein wenig lächerlich durch neumodisch-altfränkische Eleganz und doch — nun eben ein Mensch, mit einem Herz in der Brust und mit Geist im scheu forschenden Auge. Neben Sauter scheint mir von König an erster Stelle berufen eine modern-sensible Porträtkunst in Deutschland zu begründen. Doch wie jener England, so sollte er Frankreich verlassen, um aus dem heimischen Boden erst die volle nachhaltige Kraft zu gewinnen.

Ein anderer Deutsch-Pariser, der Porträtbildhauer Martin Schauß, dem ich im vorigen Jahre bei Gurlitt begegnete, hat mich diesmal weit kühler gelassen, als dazumal. Ich finde eine etwas äußerliche Bravour bei ihm und in einer allzu pompös angelegten Frauenbüste bei wenig Beseelung viel Entgegenkommen gegen den babylonischen Geschmack der europäischen Großfinanz. Umsomehr freut es mich, von unserem Berliner Hanns Fechner bestätigen zu können, daß er sich tüchtig weiterbildet. Er hat zwar recht verschiedenwerthige Sachen ausgestellt, aber zwei oder drei sind doch darunter, die die früheren Leistungen dieses Künstlers überragen, so namentlich ein Frauenbildniß in Gelb.

Dann ist noch bei Schulte eine total verfehlte heilige Genoveva von Karl Langhammer, eine recht überflüssige Sammlung von kleinen Landschaftsbildchen aus dem Nachlaß des verstorbenen Bennewitz von Loefen, und so manches Andere noch, das man jahraus, jahrein bei Schulte sieht und immer wieder übersieht: im Ganzen recht wenig Belangvolles.

Bei Gurlitt dagegen eine wirklich höchst erfreuliche Zusammenkunft erlesenster Kunstgeister. So viel Namen, so viel Richtungen, und doch klingt alles aufs schönste zusammen, weil Talent sich zu Talent gesellt und auch wohl Genie zuweilen dazwischen blitzt. Da ist Böcklin und Liebermann, Lenbach und Uhde, Thoma und Whistler, Trübner und Ury und die Dora Hitz. Da ist auch der im vorigen Winter aufgetauchte Sonderling, der Weimaraner Christian Rohlfs, der jetzt nach Berlin übergesiedelt zu sein scheint, eine der consequentesten Künstlererscheinungen Deutschlands, diesmal vor allem prächtig vertreten mit einem märchenhaft wirren Waldstück. Da sind auch zwei Franzosen Toulouse-Lautrec und Dillon, beide mit Originallithographien, die vielleicht mehr geistreich-pervers als labevoll sind, jedenfalls aber sehenswerth und interessant. Da sind auch nochmals wieder liebe alte Bekannte wie Piglhein und Gabriel Max, wie Menzel und Pradilla. Und da sind noch einige mehr, auf die ich mir ein näheres Eingehen gestatten will.

Zunächst zwei Neulinge, ein Mann und eine Frau, Hermann Linde aus Lübeck und Anna Costenoble aus Berlin.

Der Costenoble gedachte ich bereits einmal bei einer früheren Gelegenheit und wies auf ihren Cyclus vom Weib hin. Leider ist er hier nicht zur Ausstellung gelangt, und damit bleibt das Vollreifste, das dieser beseelten Künstlerhand entsprungen ist, dem Publicum abermals verschlossen. Die Auswahl von Bildern, die der Gurlitt-Salon bringt, genügt kaum, um in das Wesen der Costenoble'schen Kunst nachdrücklich einzuführen. Jener Zug zum Unbedingten und Uebersinnlichen, der sie vornehmlich charakterisirt, bricht nur wie zufällig darauf hervor. Die farbenfrohe Skizze einer Canallandschaft zeigt sich noch als impressionistisch getreue Dämmerstudie, wie wir sie auch bei anderen finden. Die große Mondscheinlandschaft ist ein großes decoratives Effectstück mit einigen symbolistischen Witzchen, wie Augen und Mäulern in den Baumrinden oder als Krallen gebildeten Wurzeläsien. Doch liegt ein magischer Glanz über diesem Bilde, der Ungewöhnliches verspricht. Am tiefsten durchempfunden ist der fragende Mann vor der schlafenden Sphinx. Wenigstens stellt die Sphinx sich schlafend, weil sie keine Antwort geben mag. Heimlich aber blinzelt sie falsch und spöttisch nach dem scheuen Ankömmling hinüber. Der schreitet, vom Rücken gesehen, durch die brünstige Dämmerung heran, die Centnerlast seiner Fragen auf der Brust. Sein Schritt drückt zweifelnde Hoffnung aus. Sein Auge aber ist gesenkt, und was es sehen könnte, sieht es nicht. Ja, fragen will wohl der Mensch. Aber mit eigenen Augen zusehen, das ist ihm nicht bequem.

Unter den Radirungen der Costenoble ist eine, ein talentvoller Versuch („Sehnen"), eine voll gelungen („Erwachende Erde"), eine dritte gänzlich verfehlt. Sie ist eine Porträtstudie nach Przybyszewski und

findet ihre Kritik in dem Porträtbild Przybyszewskis, das ebenfalls von Anna Costenoble herrührt. Das Oelbild gibt uns den Menschen wie wir ihn kennen, in liebenswürdiger intimer Auffassung. Die Radirung soll wohl eine Phantasie über diesen Menschen sein, vielleicht auch der Versuch eines „symbolistischen" Porträts, eine Zurückführung der modern-complicirten Gesichtszüge des Individuums auf naiv-primitive Formen, um so das Allernackteste der Seele zu packen. Aber diese aus übersättigtem Raffinement künstlich herausdestillirte Naivetät mußte mit Nothwendigkeit eine Todtgeburt werden. Eine maskenhafte Leere tritt an die Stelle der gewollten Einfachheit, und für die geopferte Porträtähnlichkeit entschädigt am allerwenigsten die stilisirte Denkerpose. Nichts wirkt echt an diesem Bilde, und da es im Schaffenskreise der Künstlerin völlig isolirt dasteht, so weckt es von vorneherein gegen sich eine bittere Skepsis. Sollte es Anna Costenoble statthaft gefunden haben, sich mit einem Male „umzukrempeln?" Weiß sie nicht, daß sie damit über ihre frühere Thätigkeit den Stab bricht? Sie thäte weit besser über ihre neueste Inspiration den Stab zu brechen, und ihren Schwerpunkt in sich zu behalten, statt ihn außen irgend wohin zu verlegen, wo sie fremden Einflüsterungen sich preisgibt.

Von Hermann Linde scheint man Gutes erwarten zu dürfen. Er hat einen scharfen Blick für das Charakteristische und eine geübte, sichere Hand. Einige Bilder aus Indien bieten vornehmlich ein exotisches Interesse. Seine „Scatspieler" sind stofflich trivial, allein in der malerischen Vortragsweise so brillant, daß man das Rein-Stoffliche übersieht. Linde ist kein Grübler und ohne den poesievoll-metaphysischen Zug, der der Costenoble eignet. Er ist aber darum doch nicht der erste beste Abschreiber der Natur. Dafür verräth sein ganzes Auftreten zuviel Persönlichkeit.

Ueberhaupt, was ist das für ein dummes Gezänk in unserer Zeit um Naturalismus und Supranaturalismus!? Der Eine sagt uns: „Bleibet der Erde treu!" und der Andere: „Hasset die Erde!" Kann aber nicht alles Beides im Künstler lebendig sein, — als Stimmung?! Hat er nicht Momente, wo er die Erde liebt, mit der zutraulichen Ehrfurcht eines sich anschmiegenden Kindes? und andere, wo er der Erde flucht, weil sein fesselloser Geist über allen irdischen Dünsten mit den Gestirnen kreist? Ist nicht Beides der Ausfluß eines künstlerisch hocherregten Gemüthszustandes? Was soll also der Dogmenzwang in Sachen der Kunst? Oder hat es einen Sinn: die Dogmengläubigkeit der Anderen verlachen und verlästern, aber für sein eigenes Dogma unbedingte Unterwürfigkeit fordern? Schließlich trägt Jeder doch nur sein eigenstes Dogma in sich selber, das Dogma, das ihm Gleichgewicht, Entwickelungsfähigkeit und Beharrlichkeit giebt, das aber für Niemanden anders einen Sinn hat als für ihn selber.

Was ich demnach etwa bei der Costenoble schätze, das werde ich von einem Manne wie Leibl nun und nimmer fordern. Er gehört zu den Getreuen dieser Erde, und um es gleich zu sagen, zu den unbedingt Getreuen. Darin steckt seine Größe und seine Wucht, darin wurzelt seine gesammte, so erstaunlich hochgetriebene Kunstfertigkeit. Es sind bei Gurlitt Handzeichnungen von ihm zu sehen, die in gewaltiger massiver Schriftführung den momentanen Sinneseindruck menschlicher Erscheinungen festhalten. So simpel-naturtreu das aussieht, so gespenstisch-groß wirkt es wiederum. Das Mystische liegt darin, ohne daß es als Marke ängstlich aufgeklebt ist. In höherem Grade noch gilt das von einigen Porträtstudien in Oel, die gleichfalls ausgestellt sind, namentlich von dem Kopf eines älteren Herrn, der etwa Bürgermeister eines oberbayrischen Fleckens sein mag. Dieser Mann, dessen Erdendasein kurz ist und dessen Gedächtniß bald dahinschwindet, er ist doch gemalt, als käme es darauf an, sein Bildniß aere perennius zu gestalten. Der Kopf ist lebensgroß gemalt und hat doch etwas Colossales. Eine Plastik ist erreicht, die geradezu unerhört ist. Dürer, Holbein, Tizian, Velasquez, an alle denkt man, — und es ist doch etwas ganz Anderes, das hier geschaffen wurde. Aber etwas ebenso Großes.

Zum Schluß sei Stuck noch erwähnt, der uns diesmal wiederum als Bildhauer entgegentritt. Er hat die Serpentintänzerinnen, an deren Bild auf der vergangenen Sommerausstellung man sich erinnern wird, in einem Relief wiederholt. Aber dieses Relief steht so hoch über dem genannten Oelbilde, daß man nunmehr zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß der Bildhauer in Stuck das ursprüngliche und stärkste Talent ist. Kraft, Rhythmus, Schwung und Anmuth der Bewegungen sind schlechtweg unvergleichlich, sind ebenfalls mit Ewigkeitsaugen angeschaut.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

„Dornenweg." Von Felix Philippi. (Lessingtheater.) „Robinsons Eiland." Von Ludwig Fulda. (Deutsches Theater.)

Herr Felix Philippi wandelt wieder seinen alten Gang. Auf dem Dornenweg geht er hinab ins Thal der Thränen und dann auf hellem Sonnenpfad nach dem nöthigen Umweg durch eine Kirche in ein strahlendes Brautgemach. Oder um aus der gehobenen und gewählten Sprache, die mir von diesem Werk noch in den Gliedern steckt, in einen trockneren Ton zu verfallen. Herr Felix Philippi hat den auf kurze Zeit künstlich angenommenen Realismus mit kühlem Freimuth abgelegt und giebt jetzt sein Persönlichstes, ein Rührstück mit glücklichem Ausgang.

Hätte Philippi nicht solche krankhafte Vorliebe für den Schwung der Sprache, so würde er für den schönen Titel „der Dornenweg" die zwar nicht so schöne aber zum Stil des Stückes ungleich passendere Aufschrift wählen müssen: „Unschuldig verurtheilt oder: Was sie aus Mutterliebe that."

Philippi hat gewiß einmal etwas davon gehört, daß für die Zuschauer eines Dramas die Furcht, es könne etwas geschehen sein, was jeden Augenblick sich zu enthüllen droht, aufregender ist als die Furcht, daß etwas geschehen wird. Das atmosphärisch Unheilvolle, die Schuld, die durch die Zimmer schleicht; die Sünde der Vergangenheit, die in der Luft noch liegt und beklemmend den Athem ängstet, sollte der erste Act schwüldumpf andeuten. Der eben aus dem Gefängniß entlassene Kassirer Bülau, wegen Diebstahls trotz seiner Unschuldsbetheuerung zu drei Jahren verurtheilt, kommt zu der Frau Wedekind, ihr für das zu danken, was sie an seiner Tochter gethan, gleichzeitig aber, um nochmals zu versichern, er sei schuldlos, er wisse nicht, wohin jene fehlende Summe gekommen. Kurz zuvor aber hatte Frau Wedekind mit ihrem Bruder von ihrem verlorenen Sohn gesprochen, der vor drei Jahren nach Japan spedirt worden ist.

Wenn ich selbst nicht schlau genug gewesen wäre, da einen bitterbösen Zusammenhang ahnungsvoll zu suchen, so hätten mich jetzt meine Hintermänner und Hinterfrauen, die längst spitzbübischen Verrath gewittert, gründlicher belehrt. Indiscret gegen die Geheimnisse einer keuschen Dichterrede theilten sie sich gegenseitig die Entdeckung mit: Bülau ist sicher unschuldig, der Sohn war der Dieb. Meine Hintermänner und Hinterfrauen waren intelligent, doch Philippi in seiner allwaltenden Güte wußte auch für die Minderbegüterten, für die Armen im Geist zu sorgen und ihnen gutmüthig die spannende Aufregung zu lösen. Für sie spielt Frau Wedekind in halblauten Interjectionen und zur Seite gesprochenen commentirenden Ausrufen laut und deutlich darauf an; ihr Sohn ist der Attentäter, und sie selbst hat aus Mutterliebe geschwiegen, als man den Unschuldigen ins Gefängniß warf.

Der Akt schließt mit dem bedenklichen Kopfschütteln eines sonst ganz vergnügten alten Herrn und dem Wort: Hier stimmt etwas nicht. Das Publicum aber ist tiefbefriedigt, daß es viel klüger ist, als der alte Herr und die übrigen Personen und daß es ganz genau weiß, was hier nicht stimmt und applaudirt. Ei gewiß war es jedoch ganz klug von Philippi, seine Personen etwas schwerhörig gegen à part sprechen anzulegen, wie verlegen wäre er um den zweiten Akt gewesen, wenn sie das Gräßliche schon im ersten erfahren.

Frau Wedekind muß hier selbst beichten, und zwar ihrem andern Sohn, dem guten Bruder zum Unterschied von dem Bösen nach Japan exportirten. Und sie kann nicht anders, denn dieser Sohn liebt Bülau's Tochter und will mit all' seinem rechtsanwaltlichen Scharfsinn die Unschuld seines künftigen Schwiegervaters enthüllen.

Das Stoffliche ist mit diesem thränenfeuchten zweiten Act völlig erledigt. Was bleibt für den dritten? Für einen Dichter: der tragische Conflict im Herzen des Rechtsanwalts zwischen seiner Liebe zur Mutter, in diesem Fall gleichbedeutend mit Schweigen und der Liebe zu seiner Braut, die gebieterisch Rehabilitirung des Vaters fordert. Für Philippi giebt es das nicht, sein Rechtsanwalt ist kein irdisch empfindender Mensch, er ist ein Anwalt des Rechts, und nicht einen Moment zweifelt er daran, die ganze Angelegenheit zu enthüllen.

Was bleibt also für den dritten Akt? Philippi that nur einen kleinen Schritt vom Wege und siehe, er landet sicher vom Rührstück ins Thesenstück. In den ersten Akten wurde nur geweint, im letzten wird geweint und discutirt. Thema ist: Nutzen und Schaden der Mutterliebe; Pflichten der Eltern gegen die Kinder; Erziehung und Verantwortung.

Recht geräuschvoll betheiligt sich an der Debatte, der im nöthigen Moment aus Japan heimgekehrte verlorene Sohn. Man redet viel pro und contra, der alte Bülau nimmt auch kein Blatt vor dem Mund. Immer energischer weist er — mit schönem Wort für eine häßliche Sache — auf den Dornenweg hin, auf den Dornenweg zum Gericht, den Frau Wedekind gehen solle. Ja, er würde noch viel länger geredet haben, hätte nicht seine Tochter den überaus verständigen Einfall gehabt, ihm Recht zu geben, also auf ihre Liebe zu verzichten und dann ohnmächtig zusammenzubrechen. Sie konnte das ganz ruhig tragen, denn Philippi verläßt die Seinen nicht. Und wirklich, Bülau wird weich, er wußte jetzt was Liebe vermag, seine Tochter erholt sich mit bedächtiger Schnelle; über das Paar, das sich seiner sympathischen Charakteranlage nach von vornherein zu glücklichen Brautleuten qualificirte, reicht er die Versöhnungshand. Die „tiefere Bedeutung" des Stückes ist also Liebe entsühnt durch Liebe, am „Scherz", der „Satire und Ironie" fehlt's auch nicht.

Den Scherz vertritt ein alter Onkel aus Bremen, mit Gourmandwitzchen, Satire und Ironie, ein unmöglich carikirter Gardeassessor, dessen Regierung nie und nirgend ist gewesen.

Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung sind in diesem Werk einander werth.

Von den Thränen Philipp's zum Lachen Ludwig Fulda's.

Fulda hat Witz, Grazie und funkelnd-brillirendes Formtalent, er ist dabei ein geschickt spielender Pointendisponent, dem niemals das

Herz mit dem Kopf durchgeht, der sich nie vergiebt und den höchsten Trumpf immer in der Hand behält. Das sind Eigenschaften, die man schätzen kann. Fulda erschwert uns aber das Vergnügen, das wir von ihm haben und das wir am reinsten in seinen Molièreübersetzungen genießen, daß er von sich stets mehr verlangt, als er geben kann. Und mit dem einen Verlangen nicht zufrieden, fordert er von uns ebenfalls, daß wir ihm mehr geben sollen, als wir ihm geben können. Der kühle Kopfrechner will zarte Herzensfäden spinnen; der witzige Causeur will seinem Zeitalter den strafenden Spiegel vor das Antlitz halten. Das leise Neigen von Herzen zu Herzen muß ihm so theatralisch-äußerlich werden; die sociale Satire zahm und spielerig.

In seinem neuen Bühnenwerk „Robinson's Eiland" kommt dies alles wieder an den Tag. Eine Idee, die eines großen Humoristen würdig ist, geht hier im Witz auf.

Wir sehen im ersten Akt in raffinirteste moderne Cultur hinein. Im Hause des Commerzienraths ist alles elektrisch. Das Neueste der Technik ist hier in den Dienst des Capitals gestellt. Der Commerzienrath Castor selbst schwimmt auf den Wogen internationaler Unternehmungen allergrößten Stils. In dieser Welt lebt ein Mensch, der sich in ihm nicht zurechtfindet und vergebens nach einem Platz sucht, wo er seine Anlagen und Kräfte nutzbar machen kann. Arnold Palm ist ein Mann im Schatten. Er fühlt, daß er etwas leisten wird, aber wo den Hebel ansetzen. In diese schematisirten Verhältnisse, wo man nach Diplomen, Examenzeugnissen, Specialfächern fragt, paßt er nicht hinein. Er hat nichts Rechtes lernen können im Druck der harten kümmerlichen Jugend. So lebt er, ein überflüssiges Geschöpf, als Schreiber bei dem Commerzienrath. —

Das Blatt wendet sich und die Idee fängt an zu spielen. Der zweite Act bringt eine andere Welt, den Gegenpol zum ersten.

Das große Schiff, mit dem Commerzienrath Castor und seine Gesellschaft eine Weltreise angetreten haben, scheitert an einer unbewohnten Insel. Die Menschen der Cultur gerathen in die primitivsten urweltlichen Verhältnisse. Jetzt ist die Stunde für Arnold Palm gekommen.

Während die andern rathlos sich anstarren und ihnen jede Erkenntniß der Situation fehlt, nimmt er, der gesichert ist um sein Dasein, um Nahrung und Schlafstätte zu kämpfen, die Zügel in die Hand. Und nach kurzem Widerstreben wird es Allen, wenn auch recht mißvergnügt klar, daß ihnen der in Europa, in der Culturwelt Verachtete und Uebersehene in dieser Welt bei Weitem überlegen ist. Unter seiner Führung wird also regelrecht colonisirt. Er ist der Organisator und fühlt nun zum ersten Mal, daß er wirklich etwas kann.

Und die Idee spielt weiter. Was für ihn Herrlichkeit, für die Anderen Entbehrung war, geht zu Ende. Ein Schiff naht, die Gesellschaft wird gerettet. Europa winkt, die Cultur, die elektrischen Klingeln, die Welt der Stände, Grade und Conventionen. Und voll tiefer Ironie ist es, wie nun Arnold Palm auf diesem Boden wieder in das Nichts zurücksinkt. Sie wollen ja Alle gern Etwas für ihn thun, aber wo ihn anstellen, Examina hat er nicht gemacht, fremde Sprachen versteht er nicht, Specialgebiet vermag er auch nicht anzugeben, Geld geschenkt will er nicht. Da soll ihm einer helfen. Ja wer weiß, was aus dem Opfer der Cultur geworden wäre, wenn er nicht doch noch durch prinzliche Vermittelung das Gouvernement jener Robinsoninsel erhalten hätte. Nun ist er — ein freundlicher Märchenschluß — König, und an der Königin fehlt's auch nicht, denn Commerzienraths Nichte folgt ihm.

Diese Idee ist nicht mit Humor ausgesponnen, sondern mit Witz. Ja eigentlich hat sich Fulda um diese Idee, die höchste Charakterisirungskunst verlangt hätte, überhaupt nicht viel gekümmert, sondern eine Weide für seinen Witz gesucht. In dem Gegensatz der verhöhnten luxuriösen Berliner Gesellschaft zu dem verlassenen Eiland findet er sie. Aber ich weiß nicht, Fulda's bester Bundesgenosse läßt ihn hier im Stich. Sein Stück geht dies Mal gar nicht auf leichten Füßen, und die Pointen und Scherze kommen mühsam. Ich finde es nicht komisch, wenn die Reisegefährten unter Palmen und Cocusnußbäumen in den ersten Momenten nach der Landung nach einem Kellner rufen, einen Schutzmann holen lassen wollen, ein Hotel verlangen, wenn es auch zweiten Ranges ist. Das ist nur possenhaft, und das vereinzelte Lachen klang nur krampfhaft.

Die moderne Romantik, die in der Mischung von Großstadtempfindung und der üppigen exotischen Welteinsamkeit des Märcheneilands liegt und einen Stimmungsdichter gelockt hätte, läßt Fulda links liegen, und die Dichtung der Liebe, die unter südlichem Himmel, Lydia, des Commerzienraths Nichte, zu Arnold zieht, den sie jetzt bewundert, der ihr das verkörpert, was sie in dem prinzlichen Freier zu ihrer Enttäuschung vergebens gesucht, bleibt in Nüchternheit und Convention stecken, aber er tummelt dafür das social-satirische Steckenpferd, das inzwischen immer noch kein feuriger Renner geworden ist.

Die Gesellschaft auf der Insel ist eine kleine Staatsgemeinschaft, die auf gegenseitigen Leistungen beruht. Der Commerzienrath, wie der Prinz werden durch die Brutalität der Thatsachen überzeugt, daß es ein Widersinn ist, zu leben, ohne zu arbeiten; sich von den Anderen ernähren zu lassen, ohne selbst ein Aequivalent zu bieten. Diese nachdenkliche Sache wird recht niedlich, wirksam herausgebracht.

Aber Fulda geht weiter. Ihm schaudert nicht vor billigen Effecten. Bald bildet sich auf der Insel eine Partei der Unzufriedenen, der Mißvergnügten, der Nörgeler. Daß das hier nun gerade Diejenigen sind, die in Europa für gewisse Unzufriedenheit kein Ohr haben, der Prinz und der Commerzienrath, ist witzig. Daß ihnen aber mit grober, bewußter Absichtlichkeit Versammlungsschlagworte von Unterdrückung, Gewalt, Herrschaft, Ausbeutung in den Mund gelegt werden, finde ich billig-possenhaft.

Und Fulda geht weiter. Er schreckt vor Kunstwidrigkeiten und geschmackbeleidigenden Gemeinplätzen nicht zurück. Er läßt seinen Arnold Palm der prinzlichen Drohne so gründlich die Leviten lesen, daß jede freisinnige Reichstagsrede gegen nothleidende Agrarier sich daneben hätte verstecken können.

Und siehe, die Strafe blieb nicht aus. Wie sich am Abend vorher bei Philippi an der Stelle, da der alte Onkel aus Bremen den blasirt-feudalen Regierungsassessor vornahm, Gesinnungsbeifall regte, so klang nach dieser Mahnung an den christlichen Adel deutscher Nation von kräftiger Biedermannsstimme ein kerniges Bravo. Ich habe Fulda wegen dieses Bravos nicht bedauern können.

Offene Briefe und Antworten.

Gegen moderne Staatsbankerotte.

Sehr geehrter Herr!

In Ihrer Nummer vom 19. October kommt der Verfasser der Abhandlung „Moderne Staatsbankerotte" zu dem Resultate, die zuständigen Gläubigerstaaten müßten die Emissionshäuser anhalten, beim Abschluß neuer Anleihen mit Staaten von zweifelhaften Finanzverhältnissen die Bedingung zu stellen, daß im Falle eintretender Zahlungsunfähigkeit eine internationale Regelung des Staatsschuldendienstes zu erfolgen habe. Dieser Gedanke, dem man lediglich beistimmen kann, erfordert zu seiner Ausführung für Deutschland eine reichsgesetzliche Regelung. Hierfür bietet die in dieser Session zu erwartende Börsengesetzgebung die Gelegenheit. M. E. sollte man jedoch noch einen Schritt weiter gehen und reichsgesetzlich den Handel und die börsenmäßige Notirung neuer (künftiger) Werte solcher Staaten, die eigenmächtig ihre Gläubiger verkürzt haben, bis zur Erzielung einer solchen Einigung verbieten. Dann würden die betheiligten Staaten wenigstens schon jetzt erkennen, daß ihr Vertragsbruch nicht ganz ohne Folgen bleibt, und sie werden, da ihre Geldbedürftigkeit in absehbarer Zeit jedenfalls wieder auftreten wird, sich Einigungsvorschlägen zugänglicher zeigen. In diesem Sinne sollte die Börsengesetzgebung wirken.

Hochachtungsvoll

Ein Leidtragender.

Notizen.

Erzählungen aus der Urschweiz. Von Meinrad Lienert, 2 Bände. (Leipzig, H. Haessel.) Der in der Schweiz längst bekannte und geschätzte Erzähler tritt mit diesen beiden Bänden zum ersten Male vor ein größeres Publicum. Man würde Lienert Unrecht thun, wollte man ihn mit irgend einem anderen bekannteren Novellisten, etwa mit Gotthelf oder Auerbach, vergleichen. Er ist eine durchaus selbstständige Natur, ein Waldvogel, der, unbekümmert um literarische Richtungen, sein Lied pfeift, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Die acht Geschichten des Buches spielen im Kerne der Schweiz, in den Kreisen der Bauern, Hirten, Holzschläger und Fuhrleute, mit deren Denkweise und Sprache der Verfasser auffallend vertraut ist. Da ist keine falsche Sentimentalität, wie sie sich so gerne in anderen Dorfgeschichten breit macht — ruhig und sachlich werden die einfachen Begebenheiten erzählt, in knapper kunstloser Form und in derbem, volksthümlichem Tone. Aber über dem Ganzen lagert ein Hauch von Poesie, man athmet den würzigen Duft der Tannen und die feuchte Kühle, die von dem stillen grünen See von Lauerz zu den Bergen emporsteigt. Unter den Erzählungen hat uns die erste, „Tönel's Brautfahrt", am meisten angesprochen. Es ist die rührende Geschichte eines Sennenburschen, der mit dem Vieh seines Bauern „in's Welschland" reist und dort das Herz eines italienischen Mädchens gewinnt, obwohl Keines von beiden die Sprache des Andern spricht oder versteht. Von den übrigen Stücken seien nur noch „Der jauchzende Bergwald", ein würdiges Pendant zu Keller's „Romeo und Julie auf dem Dorfe", und „Meine erste Liebe", eine köstlich humoristische Idylle aus des Verfassers Jugendzeit, hervorgehoben. Es soll damit nicht gesagt werden, daß die anderen Geschichten des schön ausgestatteten Buches den genannten an Werth nachständen, aber es will uns bedünken, als ob sich in jenem Novellen-Kleeblatt die starke Individualität und das sonnigheitere Gemüth des Verfassers am deutlichsten aussprächen.

J. R. H—s.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Franz Grillparzer.
Sein Leben, Dichten u. Denken.
Dargestellt von
E. Lange.
2,40 M., geb. 3 M.
C. Bertelsmann in Gütersloh.

David Friedrich Strauß
Gesammelte Schriften.
Herausgegeben von **E. Zeller.**
12 Bände, Ladenpreis **60 Mark,** liefert broschirt wie neu
für 26 Mark
franko, bei frankirter Einsendung des Betrags
Eugen Stoll, Antiquariat,
Freiburg i. Baden.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale.
Ein Versuch zur
Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft.
Von
Dr. Wilhelm Haacke.
Mit zahlreichen Abbildungen im Text.
Ein hocheleganter Oktav-Band von 31 Bogen. Preis: 12 Mark.
Elegant in Halbfranz gebunden 14 Mark 50 Pf.

Der bekannte Mitarbeiter an *Brehm's Thierleben*, *Verfasser* der *Schöpfung* der *Thierwelt* (Ergänzungsband zu Brehms Thierlehen) und von „*Gestaltung* und *Vererbung*" sucht in diesem Buche ein Entwickelungsgesetz nachzuweisen, welches das gesammte Geschehen in der Körperwelt und im Seelenleben beherrscht, und dessen Anerkennung es trotz grundsätzlichen Festhaltens an der mechanistischen Naturbetrachtung gestattet, alle materiellen Vorgänge sowohl als auch alle religiösen, künstlerischen, wissenschaftlichen und sozialen Bestrebungen als Ausflüsse eines planvoll schaffenden göttlichen Weltprinzips aufzufassen. Er weist dadurch auch auf den einzigen Weg hin, auf dem eine Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft möglich ist.

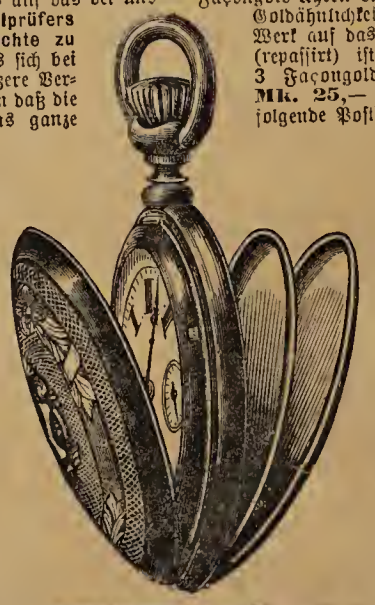
8 Tage auf Probe!

Was ist Façongold?

Façongold ist eine neue goldfarbige Metall-Legirung amerik. Ursprungs und berufen wir uns auf das bei uns aufliegende Gutachten des **vereid. Metallprüfers und Sachverständigen der Kgl. Gerichte zu Berlin,** aus welchem hervorgeht, daß es sich bei Façongold keineswegs nur um eine äußere Vergoldung oder Plattirung handelt, sondern daß die gleiche Goldfarbe wie außen durch das ganze Metall **durch und durch** geht.

☛ Wir bitten daher dringend, unsere Façongold-Uhren nicht mit den in allen Zeitungen gegen Vorausbezahlung oder Nachnahme angebotenen Goldin- und ähnlichen Uhren zu verwechseln, welche in Wirklichkeit aus ganz schwach vergoldetem Tombak bestehen und welche ebenso schnell schwarz werden, als ihre Uhrwerke aufhören zu funktioniren, daher die Vorsicht der Nachnahmeversendung. ☛ Wir dagegen verlangen erst

Zahlung nach Erprobung!



Ohne Nachnahme
Ohne Vorausbezahlung
sondern zur Ansicht
versenden wir an Jedermann unsere

Amerik. Façongold-Remontoir-Uhren.

Dieselben sind, vermöge einer ganz eigenartigen und neuen Metallegirung, von echt goldenen Uhren selbst von Fachleuten schwer zu unterscheiden, sowohl was das Aussehen, als auch die edle künstlerische Arbeit betrifft (ausschließlich Handgravirung). Wir übernehmen für unsere Façongold-Uhren die weitgehendste Garantie, daß sie ihre Goldähnlichkeit für immer behalten und daß das Werk auf das sorgfältigste regulirt und abgezogen (repassirt) ist. 3 Jahre Garantie. **Preis** mit 3 Façongold-Deckeln (Sprungdeckel-Savonnette) **Mk. 25,—** desgl. Damenuhr. Es genügt, uns folgende Postkarte zu schreiben:

Deutsche Reichspost.
Postkarte.
Herren
Hermann Hurwitz & Co.
Abtheilung für Uhren.
Berlin C.
Klosterstraße 49.

Unterzeichneter bestellt **zur Ansicht** eine Façongold-Remontoir-Uhr zum Preise von Mk. 25,— und verpflichtet sich, entweder die Uhr innerhalb 8 Tagen nach deren Empfang franco zu retourniren oder den Betrag einzusenden. Erfüllungsort Berlin. Bis zur gänzlichen Bezahlung bleibt die Uhr Eigenthum der Firma Herm. Hurwitz & Co.
Deutliche Unterschrift .....
Stand .....
Adresse .....

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 45. Berlin, den 9. November 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Amerikanisch Cuba. Von Hans Elden. — Die Unzufriedenheit der Arbeiter. Von Paul Seger. — Persönliche Armeeführung des Herrschers? Von Miles. — **Literatur und Kunst.** Der Krieg und die künstlerische Production. Von Johannes Gaulke. — Carl Busse. Von Ludwig Jacobowski. — **Feuilleton.** Größen. Von Gustav Beßmer. — **Aus der Hauptstadt.** Kirchenbauer. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. Von P. V. — Offene Briefe und Antworten: Gegen Ernst Busch und die sociale Frage. — Notizen. — Anzeigen.

Amerikanisch Cuba.

Von Hans Elden.

Der gegenwärtige Aufstand von Cuba macht dem, mit sich selbst übergenug beschäftigten Mutterlande mehr zu schaffen, als irgend ein früherer, obwohl die vorhergehende Empörung der siebenziger Jahre auch nur noch mit Mühe und nach langem Kampf niedergeworfen wurde. Ja von einer Niederwerfung konnte schon bei jenem Aufstand kaum die Rede sein, da er den Cubanern in der geänderten Verfassung und der Zulassung zum spanischen Parlament ein Entgegenkommen zeitigte, wie es geschlagenen Aufrührern gemeinhin nicht geboten wird. Wie mag diesmal die Sache enden? Es steht für Spanien bis jetzt schlecht, spottschlecht. Die alte Monarchie ist längst nicht mehr stark. Sie zählt nicht mehr im Concert von Europa, und mit ihren Colonien hat sie stets Unglück gehabt, verdientes Unglück, wie jeder Geschichtsschreiber weiß. Dem Abfall seiner Besitzungen auf dem Festlande von Südamerika verstand Spanien nie etwas Anderes als Unthätigkeit oder halbe Maßregeln entgegen zu setzen, und erst nachdem es das Beste verloren, gab es auf den Rest etwas besser Acht. Trotzdem ist es sicher, daß Spanien Cuba verlieren wird, so sicher, als es Mexiko, Chile und alle anderen Staaten südlich des Isthmus einmal besessen und dann verloren hat. Es kann wohl sein, daß sich der Entscheidungskampf noch etwas hinzögert, es ist aber auch nichts weniger als unmöglich, daß er sich jetzt schon abspielt, und Spanien nach dem Ablauf des cubanischen Feldzuges wieder einmal um eine Colonie ärmer ist. Es wird darum nicht, wie von einigen Seiten gefürchtet wird, aus dem Leim gehen, es hat den Proceß des Abfalls seiner Besitzungen schon oft gesehen. Cuba aber wird alsdann, sei es gleich, sei es, was wahrscheinlicher ist, später, den Vereinigten Staaten anheim fallen, und das ist's, worüber ich hier sprechen wollte.

Spanien hat bei der Führung seines Kampfes gegen die Cubaner wenig Sympathien auf seiner Seite. Es hat Cuba, wie jede spanische Besitzung, zu schlecht und zu ungerecht behandelt, es hat die Insel nie anders als mit dem Blick des Ausbeuters betrachtet und den Haß der Cubaner zu sehr geschürt, um auf die Sympathie Europas in seinem Kampfe rechnen zu können. Aber gefährlicher als dieses Deficit ist die positive Sympathie der Nordamerikaner *für* Cuba. Die Empörer wissen — nicht nur, daß sie von New-York thatkräftige Unterstützung, nicht seitens der Amerikaner, sondern seitens der Menge einflußreicher Cubaner, welche der Haß gegen Spanien nach New-York getrieben hat, erwarten können — sie wissen auch, daß in der Union Volk und Regierung auf ihrer Seite stehen. Das Völkerrecht hindert die Vereinigten Staaten an der offenen Stellungnahme für Cuba, aber um so gewisser ist es, daß sich die Sympathie im Gewährenlassen der freiwilligen Hülfe, die Cuba aus dem Norden kommt, ihren Ausdruck sucht; die beweglichsten Klagen des Spaniers werden in Washington nur Höflichkeitsmanöver hervorrufen können, nichts weiter. Der amerikanische Bürger muß mit dem Freiheitskampf der Kreolen sympathisiren vermöge seiner angeborenen Abneigung gegen die Monarchie, der amerikanische Politiker muß ebenso empfinden, weil er Cuba für Amerika wünscht, und weil er weiß, daß es nach seiner Losreißung von Europa den Vereinigten Staaten auch ohne Annexion zufallen muß, von selbst, im Lauf der Zeit, wie eine reife Frucht.

Das bedarf der Erklärung. Die Vereinigten Staaten besitzen seit 70 Jahren in der Monroe-Doctrin den unverrückbaren Leitstern ihrer auswärtigen Politik. Mag in der alten Welt geschehen und vergehen was will, den Amerikaner interessirt nur Amerika, das aber soll ihn allein angehen; mit kurzen Worten: Amerika für die Amerikaner! Der panamerikanische Congreß, den vor wenigen Jahren James Blaine zusammenrief, betonte dies Princip der amerikanischen Selbstständigkeit schärfer als je und ließ gleichzeitig durchblicken, was auch vorher Niemandem ernstlich zweifelhaft sein konnte, daß die Hegemonie des „selbstständigen" Amerika nirgends anders liege und für alle Zeiten liegen solle, als in Washington. Nun ist aber mittlerweile auch die Zeit gekommen, wo die Vereinigten Staaten dieser Hegemonie (selbstverständlich auf wirthschaftlichem Gebiet) allen Ernstes bedürfen. Es ist für sie eine Lebensfrage, den amerikanischen Markt, wenn nicht ganz und gar, was ihnen natürlich am liebsten wäre, so doch zum weit überwiegenden Theil, zu besitzen, und das ist am leichtesten zu erreichen, wenn auch die Gesetze der amerikanischen Staaten, wenigstens zum guten Theil, in Washington gemacht werden. Die Vereinigten Staaten haben in 40 Jahren einen wirthschaftlichen Aufschwung durchgemacht, der einzig in der Geschichte ist. Ihre Production an jedweden Erzeugnissen hat sich seit 1850 mindestens versechsfacht, die Bevölkerung, welche noch vor 30 Jahren das, was sie nicht selbst verzehrte, fast gänzlich nach England und Canada abstoßen konnte, ist jetzt dazu

nicht mehr im Stande, sie ist mit Producten übersättigt, wie ein vollgesogener Schwamm, und könnte noch einmal so viel exportiren, als es der Fall ist. So lange diese Productionszunahme sich auf Landwirthschaftsproducte und Rohstoffe beschränkte, stand den Amerikanern der europäische Markt offen, aber er schloß sich, sobald er auch amerikanische Fabrikserzeugnisse aufnehmen sollte, was besonders seit 1880 der Fall war. Zwischen 1880 und 1890 wuchs die Production der Fabriken in den Vereinigten Staaten um das dreifache Maß der Bevölkerungszunahme. Europa weigerte sich, den Ueberschuß aufzunehmen, und damit begann, neben einem kolossalen Preisfall der Fabrikate, ihre Invasion in die mittel- und südamerikanischen Staaten, welche früher fast ganz von England versorgt wurden. Wie viel aber das außerhalb der Union liegende Amerika aufzunehmen vermag, lehren schon jetzt, bei einer außerordentlich dünnen Bevölkerung, seine Einfuhrlisten. Mittel-, Südamerika und Canada haben schon jetzt einen Import, der mehr als die Hälfte dessen beträgt, was die Vereinigten Staaten ausführen, in zehn bis zwanzig Jahren kann dieser Bedarf gewaltig wachsen, und der Yankee trifft alle Anstalten, ihn dann möglichst allein zu befriedigen. Vor 23 Jahren besorgte noch England fast die Hälfte des Imports aller amerikanischen Länder (immer mit Ausnahme der Vereinigten Staaten), jetzt hat es nur noch ein Viertel dieses Importes, das andere Viertel ist an die Union gefallen, deren Export nach Mittel- und Südamerika in 20 Jahren um 70 Procent stieg, während derjenige Englands um 10 Procent fiel. Um dieser Rücksichten willen sucht und bedarf die Union eines Stützpunktes außerhalb ihrer jetzigen Grenzen, und welcher könnte ihr gelegener sein als Cuba? Hier liegt der Schlüssel zu Westindien sowohl als zu allen Staaten Centralamerikas nebst Mexiko. Von hier, aus dem großartigen Hafen von Habanna, läßt sich der Handel aller Länder von Mexiko bis Venezuela beherrschen, der vierte Theil des ganzen vorerwähnten Einfuhrgebietes und, nach dem Anwachsen der letzten 20 Jahre, der hoffnungsvollste Theil. Cuba selbst ist schon heute seinem Handel nach fast ganz den Vereinigten Staaten angehörig. Meistbegünstigungsverträge haben die letzteren schon jetzt nicht nur mit Cuba, sondern fast mit allen Ländern Amerikas, aber eben mit Cuba stehen sie in besonders engem Verkehr. Von dem cubanischen Export, der doppelt so groß ist, als der Import der Insel, nimmt die Union fast acht Neuntel auf, von dem Import nach Cuba beherrscht sie dagegen noch nicht den dritten Theil. Das würde sich ausgleichen, sobald Cuba den Vereinigten Staaten anheim fiele. Aber auch der Nutzen der Schifffahrt, von welcher heute noch etwa ein Drittel in spanischen Händen ist, würde dann bald ganz Amerika zu Gute kommen. Die politische Bedeutung Cubas für die Vereinigten Staaten hat schon Ratzel stark hervorgehoben, er behauptet sogar, daß letztere an keinem Theil von Amerika ein gleiches Interesse haben können als an Cuba. In zwei Tagen fährt man von New-Orleans, in vier Tagen von New-York, in 12 bis 24 Stunden von Florida nach Habanna. Und je mehr Florida, früher eine Sumpfwüste, der Plantagencultur gewonnen wird, um so mehr rückt Cuba den Grenzen Nordamerikas näher. Habanna selbst, welch einen Kriegshafen gäbe es für die Vereinigten Staaten, welch einen Stützpunkt für die Behauptung der Hegemonie über Südamerika und für die Beherrschung des künftigen Canales durch Centralamerika!

Die Cubaner selbst werden der politischen Angliederung an Nordamerika kaum einen Widerstand entgegensetzen. So glühend ihr Haß gegen die spanische Unterdrückung, so offen sind sie, durch lange Gewohnheit dem fremdartigen Charakter des Yankee näher gebracht, dem amerikanischen Einfluß. Dankt doch ihr Land den Amerikanern mehr als den Spaniern. Hatten sich doch Bürger der Vereinigten Staaten schon in den zwanziger Jahren, gegen das Gesetz der Spanier, das dem Dollar gegenüber stets porös war, auf der Insel niedergelassen. Von Abgaben blieben sie frei, da die spanische Steuervorschrift fremde Bewohner nicht kannte, aber ihr Geld und ihre Unternehmungen schufen bald, was das spanische Phlegma und der kreolische Leichtsinn nicht fertig gebracht hätten. Die Pflanzungen gediehen besser und stiegen im Preis, und Cuba sah die neue Erfindung der Eisenbahn zehn Jahre früher als das Mutterland Spanien selbst. Das Zusammenleben mit dem offenen, kühnen, freidenkenden amerikanischen Element konnte im Laufe einiger Menschenalter immerhin etwas thun, um die Kluft zwischen dem amerikanischen und kreolischen Charakter auszufüllen, mehr aber that zweifellos der Haß gegen den spanischen Druck, der ein Symptom aller Colonien Spaniens bildet, nirgends aber so schroff, ja krankhaft ausgeprägt ist als in Cuba. Die Besetzung aller Beamtenstellen durch Spanier, die Bevormundung im Kleinen und Kleinsten, die rein spanische Zusammensetzung des Heeres, endlich die wirthschaftliche Uebermacht der Spanier, welche durch ihre politische Uebermacht vielfach nicht in der reinsten Weise gestärkt wurde, mußten diesen Haß erregen und schüren. Früher war es sprichwörtlich, daß der Besitz der reichen, aber verschwenderischen Kreolen jedesmal schon in der zweiten Generation in spanische Hände überging, um eine oder zwei Generationen später, wenn die Nachkommen der Eindringlinge zu Cubanern geworden, abermals in den Besitz spanischer Einwanderer zu gelangen. Mit der Vergrößerung und dem wachsenden Wohlstand der Plantagen kämpften die cubanischen Besitzer allmälig eifriger für ihren Besitz, aber das konnte zum besseren Einverständniß mit den Spaniern nicht führen, Aufstände über Aufstände erhoben sich oder wurden wenigstens geplant, und nachdem die ersten im Keim erstickt oder blutig niedergeschlagen waren, entstand seit 1854 eine Auswanderung besonders der reichen Cubaner, wie man sie vorher nicht gekannt hatte. Vornehmlich in New-York bildete sich eine große cubanische Colonie, welche aus sicherem Hinterhalt die Unzufriedenheit in ihrer alten Heimath schürte und die Aufstände, wie auch den gegenwärtigen, unterstützte. Was am besten aus Cuba, im Falle seiner Unabhängigkeitserklärung, wird, darüber dürften die Revolutionäre wohl selbst am uneinigsten sein, aber es wird ohne Anlehnung an eine Großmacht, bei einer Bevölkerung von 550 000 Farbigen gegenüber 1 000 000 Weißen, immer bedürfen, und welche läge ihnen näher als die benachbarte, mit der sie tausend Handelsfäden schon jetzt verknüpfen? Ueber die Anziehungskraft der Vereinigten Staaten auf die südamerikanischen Länder sagte Ratzel schon vor längerer Zeit: „Ihr colonialer Ursprung, ihre Befreiungskämpfe, die Größe, der Reichthum und die große Zukunft ihrer Gebiete, ihre demokratischen Tendenzen, ihre Rassen-Conflicte, ihr Streben nach geistiger wie wirthschaftlicher Unabhängigkeit von Europa — das Alles haben sie gemein und ebensoviel trennt sie von uns. Nun ist Nordamerika allerdings allen anderen amerikanischen Staaten überlegen, und eine tiefe Kluft trennt es von allen spanischen und portugiesischen Tochtervölkern, aber diese Ueberlegenheit zieht die Besten unter den letzteren nur noch mehr an, und die Kluft verhindert nicht, daß die größere geistige und materielle Macht auch auf die Massen ihre Wirkung übt. Unvermerkt werden die Vereinigten Staaten das Culturcentrum für die ganze westliche Welt, und mit mehreren anderen wird dann auch die cubanische Frage ganz ohne Annexion sich nach den alten Gesetzen lösen, die das Aufsteigen und Niedergehen der Völker bestimmen."

Zum Theil ist schon eingetroffen, was hier gesagt wird, der andere Theil liegt noch in der Zukunft, aber in naher Zukunft, und diese birgt auch, sicherlich nicht zum Schaden der „Perle der Antillen", die erst dann ganz zur freien Entwickelung wird gelangen können, — amerikanisch Cuba.

Die Unzufriedenheit der Arbeiter.

Von Paul Seger.

Die Unzufriedenheit der Arbeiter ist eine unbestreitbare Thatsache. Sehr umstritten ist aber ihre Ursache. Von der naiven Erklärung angefangen, welche die Ursache in den „Verhetzungen" der „Agitatoren" sucht, bis zu philosophisch-psychologischen Erklärungen, wie etwa die von Lange, sie sei, da Lust und Unlust Contrastempfindungen seien, welche durch Befriedigung und Nichtbefriedigung von Bedürfnissen entstehen, erzeugt durch die starke Differenzirung der Gesellschaft, welche den unteren Klassen eine unbefriedigte Sehnsucht nach den Genüssen der oberen einflöße — sind eine große Menge feiner und plumper Gedanken angeführt, um das merkwürdige und für die Erklärer meistens sehr beunruhigende Phänomen zu erklären.

Die Erklärungen leiden, soweit sie mir bekannt sind, namentlich an den Fehlern, daß sie zu sehr generalisiren, die Erscheinung aus einer einzigen Ursache ableiten wollen, und rein apriorische Constructionen sind.

Natürlich muß man bei sociologischen Untersuchungen immer eine größere Zahl zur Verfügung haben; unrichtig aber ist die Ansicht, daß die Zahl immer je größer, je besser sei. Oft sind es gerade die schönsten vielstelligen Zahlen, von denen wir am wenigsten lernen können, weil in ihnen die wichtigsten Strebungen sich gegenseitig neutralisiren. Was unsere Frage betrifft, so erhalten wir durch Analyse des allgemeinen Begriffs „Arbeiter" offenbar für unsere Zwecke wenig Geeignetes. Der Landarbeiter empfindet ganz anders, als der industrielle Arbeiter; der Arbeiter in der Großstadt anders, wie der in der Kleinstadt; und wenn auch die moderne Entwickelung sich nivellirt, manche Besonderheit abgeschliffen hat, gewisse Unterschiede sind doch nicht fortzuschaffen. Schon daraus geht hervor, daß nicht eine einzige einheitliche Ursache zu Grunde liegen wird, daß, wie überall, so auch hier eine Fülle von Fäden aufgewiesen werden kann, die zu demselben Knotenpunkt führen.

Im Folgenden soll der Versuch gemacht werden, auf einem kleinen Beobachtungsfelde die wesentlichen Momente herauszufinden. Das Feld ist die Heimath des Verfassers, und der wesentliche Umschwung in den Gesinnungen hat sich theilweise vor seinen Augen zugetragen. Sehr viel, was für dieses kleine Gebiet richtig ist, wird allgemeine Gültigkeit haben, weil die Umstände hier ein gewissermaßen abstractes, von jeder störenden Nebenwirkung freies Gebilde geschaffen haben.

Seit Jahrhunderten ist hier Bergbau getrieben, Erzbergbau in tiefen Gruben, welche seit etwa 200 Jahren staatlich sind, und Eisensteinbergbau von „Eigenlöhnern", d. h. von Bergleuten, die zugleich Besitzer sind. Eine Industrie gab es früher nicht, seit einigen Jahrzehnten haben sich geringfügige Anfänge gezeigt; in dem Ort, von dem ich speciell spreche, einem Städtchen von 9000 Einwohnern, ein paar Streichholzfabriken, in denen fast nur Mädchen arbeiten. Landwirthschaft kann wegen des rauhen Klimas nicht getrieben werden. Um die Städte liegen Wiesen, die im Wesentlichen im Besitz von Bergleuten sind, von denen die bessergestellten eine oder einige Kühe haben. Der gleichfalls in staatlichem Besitz befindliche Wald wird von Waldarbeitern, die in den Walddörfern wohnen, bearbeitet. Das sind die äußeren Bedingungen, die sich seit Jahrhunderten nicht verändert haben: eine Arbeiterklasse, die auf einen Geldlohn angewiesen ist, nur in einer Anzahl besonders günstig situirter Mitglieder durch die Kuhhaltung eine Nebeneinnahme hat, und alle Lebensbedürfnisse: Kartoffeln ꝛc. einkaufen muß. Von dem modernen Proletariat unterscheidet diese Bevölkerung nur ein, allerdings wichtiger, Umstand: die Sicherheit der Existenz. Wenn sich Jemand kein grobes Vergehen zu Schulden kommen ließ, so wurde er nicht abgelegt; seine Wittwe und er selbst, wenn er alt wurde, erhielten aus der Knappschaftskasse, welcher jeder beisteuern mußte, eine Pension.

Mit Leichtigkeit läßt es sich nun feststellen, daß die Löhne sehr gestiegen sind und die Arbeitszeit sehr verkürzt. Trotzdem hat sich eine starke Unzufriedenheit entwickelt, die früher nicht vorhanden war und ist das, was ich sociale Sittlichkeit nennen möchte und des Weiteren noch erklären werde, stark zurückgegangen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts verdiente ein Häuer, Schichtlohn und Nebenschichten zusammengerechnet, im Durchschnitt wöchentlich 1 Thlr. 3 Gr. Um das zu verstehen, müssen wir diesen Werth in Roggenwerth umrechnen. Das ist deßhalb schwierig, weil damals bei den schlechten Communicationsmitteln — das Getreide mußte auf dem Rücken von Pferden und Maulthieren hinaufgebracht werden — Roggen auf dem Gebirge natürlich viel theurer war, als anderswo, und mir von hier keine Preisnotirung zur Verfügung steht. Es gab nun Bergbrodkornmagazine, aus denen das Getreide jederzeit zu einem bestimmten Preis verabfolgt wurde. Diesen Preis kann man für damals wohl als den durchschnittlichen nehmen; er betrug 1 Thlr. 14 Gr. für den Dresdner Scheffel; der Dresdner Scheffel Roggen hat 28,625 Kilo, der Mtc. kostete also 10,97 Mark. Damals war also der Wochenlohn eines Häuers 27,6 Kilo Roggen. Heute verdient ein Häuer 2,40 und 2,60 Mark die Schicht, die Woche durchschnittlich also 15 Mark. Bei einem Roggenpreis von 11,77 Mark für 1894 in Berlin ist das in Roggenwerth 127,6 Kilo — das 4,6 fache des damaligen Verdienstes.

Auch die Arbeitszeit war viel länger. Meine Quelle sagt darüber: „Um so viel zu erwerben als möglich, übernehmen sie außer ihren ordinären Schichten so viel Weil- und Gedingarbeit, als sie nur aushalten können, verfahren also nach jeder ordentlichen noch wenigstens eine ledige oder Nebenschicht, so daß sie oft 16 bis 18 Stunden in den Gruben aushalten. Wie sehr durch so ein Uebermaß von Arbeiten die Kräfte erschöpft werden müssen, kann wohl Jeder, der nur die geringste Erfahrung hierüber gemacht hat, einsehen." Die Schicht ist seitdem verlängert, sie dauert zehn Stunden mit Ein- und Ausfahrt, neben ihr wird aber keine Arbeit mehr gemacht, so daß der so viel höhere Lohn für eine außerordentlich verkürzte Arbeitszeit gezahlt wird.

Die oberflächliche Beobachtung, welche sich mit dem Gegenüberstellen der Löhne und Arbeitszeit begnügt, würde in unserem Fall also besonderen Grund zum Triumphiren haben. Fügt man noch dazu, daß damals die Bergwerke einen bedeutenden Ueberschuß gaben, heute aber Zuschuß verlangen, so ist das Urtheil schnell fertig, daß die Arbeiter nicht nur keinen Grund zur Unzufriedenheit haben, sondern sogar viel größere Fortschritte gemacht haben, wie alle anderen Klassen.

Trotzdem hat sich Gesittung und Lage der Arbeiter bedeutend verschlechtert und nimmt die Unzufriedenheit von Jahr zu Jahr zu.

Es kommen hier zunächst rein psychologische Momente in Frage.

Unter dem Einfluß der liberalen Weltanschauung haben wir gelernt, die Sittlichkeit rein individualistisch zu betrachten. Daß die Sittlichkeit ein soziales Phänomen ist, dafür ist uns alles Verständniß abgegangen. Das Resultat dieser Entwickelung ist die uns als sehr human erscheinende Ansicht, daß Jeder das Maß seiner Sittlichkeit in sich trage, mit dem er allein gemessen werden dürfe. Offenbar ist man damit zur reinen Negation der Ethik gekommen; derartige engelhafte Seelen, wie die Praxis dieser Lehre erfordert, giebt es leider nicht auf unserer mangelhaften Erde; dadurch, daß man der Ethik ihren socialen Charakter geraubt hat, sie zu ihrer Selbstnegation treibt, nimmt man eben überhaupt der Menschheit jede feste Stütze für das Leben.

Das ist natürlich nicht gemeint als Capuzinade. Ich weiß wohl, daß diese Entwickelung nothwendiges Product war; diese Gedanken sollen nur unser vorliegendes Phänomen erklären, das gerade von Denjenigen am wenigsten verstanden zu werden pflegt, welche am meisten dazu beigetragen haben, es heraufzuführen.

Der Stolz auf den Staud erscheint uns heute nicht nur als lächerlich, sondern auch als unsittlich. Aber genau wie das Duell und so manches Andere, was wir heute, weil wir seine tiefen Wurzeln nicht mehr verstehen, belachen, war er social sittlich. Der Bergmannstand war ein Ehrenstand. Der Bergmann dünkte sich nicht nur mehr, als ein einfacher Arbeiter, er hatte sogar dem gelernten Handwerker gegenüber seine besondere Ehre.*) Aus meiner frühesten Kindheit, die ich in einem anderen Ort, wo nur Eisensteinbergbau getrieben wurde, verlebt habe, weiß ich mich noch zu erinnern, daß die Bergleute Sonntags nur im Frack in die Kirche gingen. Einer, der das nicht gethan hätte, wäre verachtet. Wie heute etwa im Officier- und Beamtenstand gab es eine Art Disciplinarverfahren, und ein Bergmann, der etwas Ehrenrühriges begangen hatte, mußte ausscheiden. Auf guten Ruf wurde eifersüchtig geachtet; Trunkenheit, liederlicher Lebenswandel ꝛc. hatten eine Art Verfehmung zur Folge, die sich sogar auf die Nachkommen erstreckte. Ich weiß von einer Familie, die wegen Unreinlichkeit in üblem Ansehen stand. Der eine Sohn ging in den fünfziger Jahren wie mancher andere Bergmann nach Mexico und brachte nach einigen Jahren ein für die Verhältnisse beträchtliches Vermögen zurück — den schlechten Namen hatte er aber nicht verloren, trotz seines Geldes behielt er ihn; so groß war aber auch die Anhänglichkeit an die Heimath, daß er trotzdem nicht fortzog.

Uns mit unserem verfeinerten Gefühl für das Individuum erscheint so etwas als roh. Sicherlich waren diese Volkssitten auch „ungerecht“ gegen die, welche unter ihnen litten. Aber wenn wir genauer zusehen, so finden wir, daß unsere Humanität doch in Wirklichkeit inhuman ist. Jene Härte und Schroffheit hat das Volk ehrbar und glücklich erhalten. Damals war es nichts Seltenes, daß mehrere Familien eine Stube bewohnten; aber von schlimmen Folgen für die Sittlichkeit war dabei nichts zu bemerken; die eiserne Zucht hielt die Begierden in Schranken. Wir sind heute gleich mit Entschuldigungen bei der Hand, wenn Jemand sich etwas zu Schulden kommen läßt, und die gehörten Entschuldigungen verursachen die größe Schwächung für die Widerstandsfähigkeit gegen das Schlechte. Bei jenen roheren Gedankengängen war das tout comprendre unbekannt und damit auch das tout pardonner, und damit wurde eine Furcht vor der allgemeinen Verurtheilung geschaffen, welche den Einzelnen auf eine viel höhere Stufe der Sittlichkeit hob, als er sie jetzt erreichen kann.

Daß außer dieser Rohheit und Härte in der Beurtheilung auch noch andere Züge sich vorfanden, die uns heute gleichfalls durchaus unsympathisch erscheinen, und die mit dem Schwinden der alten Verhältnisse gleichfalls schwinden, ist selbstverständlich; namentlich sind das ein ausgeprägtes Vettern- und Cliquenwesen in der Besetzung der Stellen, Klatschsucht, Angeberei und Liebedienerei, und Mangel an Muth und selbstständiger Gesinnung.

Heute fühlt sich der Bergmann immer mehr als „Arbeiter“. Der Stolz auf den Stand, die Kaste, findet sich bei den jüngeren gar nicht mehr, bei den älteren nur noch abgeschwächt. Damit wird auch jene straffe Selbstdisciplin des Standes hinfällig. Der Mensch, der mit dem Gericht oder der Polizei zu thun gehabt hat, arbeitet ruhig zwischen den Anderen, und eine mildere Beurtheilung seines Falles greift Platz. Der Gesichtskreis erweitert sich beständig, durch die Soldatenzeit, die zunehmende Zeitungslectüre, die Erfahrungen von Kameraden, welche weiter herum gekommen sind ꝛc. Auch das hat zur Folge, daß die alte Starrheit der Anschauungen schwindet; es entwickelt sich Verständniß für Fremdes. Manche technische Neuerungen bei der Arbeit, das Hereinkommen neuer Gegenstände, und seien es nur die Veränderungen in der Beleuchtung oder Kleidung, alles erzeugt eine Stimmung, daß nicht nur nicht alles mehr nothwendig so sein müsse, wie es früher war, sondern auch, daß frühere Anschauungen minderwerthiger seien, wie jetzige.

Das äußert sich am wichtigsten in der Kindererziehung. Dieselbe war früher sehr streng und hart, jetzt wird sie immer laxer — das laissez faire macht sich auf den merkwürdigsten und heterogensten Gebieten geltend, weil es der allgemeine Ausdruck der Zeitstimmung ist. Mit dem Verschwinden der Zucht wird die neue Generation immer leichtfertiger, wie die frühere. Der Lohn macht den Jungen schon frühzeitig unabhängig von den Eltern, und in einer Zeit, wo er die Erziehung noch sehr nöthig hätte, steht er ihnen bereits als einer Art Pensionsgebern gegenüber, die von ihm abhängig sind. Die Mädchen beschäftigen sich in den besseren Familien im Haus mit Nähen, Schneidern und Häkeln, in den niedriger stehenden gehen sie in die Fabrik. In beiden Fällen erhalten sie gleichfalls Geld in die Hand, das sie, wie die Jungen, in einer Weise ausgeben, die sie später oft bereuen müssen, da, wie das für die Jugend ja selbstverständlich ist, die nothwendigen Dinge zu Gunsten von allerhand Ueberflüssigem vernachlässigt werden. In der Fabrik werden zudem die Mädchen noch sittlich verdorben. Die groben Arbeiten im Viehstall werden für unanständig gehalten, und da sie früher zum großen Theil von den Frauen und Mädchen gemacht wurden, so vermindert sich der Viehstand, damit eine Quelle gesunder Arbeit; die Arbeit in den Fabriken sowohl wie die quasi hausindustrielle Thätigkeit schädigt den Körper, und die Mädchen werden immer blasser, schlanker und nervöser. Die Ehen werden, da der Maximallohn zu frühzeitig erreicht wird und die Gewohnheit aufhört, nur mit etwas Erspartem in die Ehe zu treten, immer frühzeitiger geschlossen, nachdem häufig, was früher unerhört gewesen wäre, ein außerehelicher Geschlechtsverkehr vorhergegangen ist, bei Fabrikmädchen sogar auch mit anderen Personen als mit dem Bräutigam. Es haben sich eine Art Abzahlungsgeschäfte entwickelt, von denen die Einrichtung entnommen wird. Nicht selten ist es schon mehr, daß die Mütter nicht selber stillen, sondern die Kinder mit der Flasche aufziehen. Das Alles zusammen: die ungesunde Thätigkeit der Mädchen, das frühe Heirathen, der frühzeitige geschlechtliche Verkehr, auch das Streben, im Putz nicht hintenan zu stehen, eventuell auf Kosten der Nahrung, bewirkt eine starke Verschlechterung der Rasse.

Das Bewußtsein des Standes verschwindet; dafür betont sich immer stärker die Thatsache der Klasse — der Arbeiterklasse, die durch eine unübersteigliche Mauer von den höheren Klassen getrennt ist.

In früheren Zeiten konnte es ein einfacher Bergmann bis zum Oberbeamten bringen. Allmälig wurde das immer schwerer, und jetzt wird für die Oberbeamten, natürlich wie überall akademische Bildung und die festgeregelte Carrière verlangt. Bis vor Kurzem standen wenigstens noch die

*) In einer benachbarten Bergstadt, die weit kleiner ist und wo die alten Zustände sich viel zäher erhalten haben, entstand gegen Mitte dieses Jahrhunderts eine Krisis. Der dortige Silberbergbau beruht auf dem nesterweisen Vorkommen der Silbererze, und es schien, als ob Alles abgebaut sei. Um den Leuten Beschäftigung zu schaffen, unterstützte die Regierung die Begründung einer großen Schwefelholzfabrik; als dieselbe fertig war, wollte aber kein einziger Bergmann freiwillig dort als Fabrikarbeiter hingehen, trotzdem der vierfache Lohn geboten wurde. Erst dadurch, daß eine Anzahl Bergleute abgelegt wurden, wurden diese zur Fabrikarbeit gezwungen. Das war Ende des Jahres 47; im Jahre 48 äußerte sich dort die revolutionäre Gesinnung darin, daß die Leute die Fabrikeinrichtung demolirten und sich am nächsten Tag wieder auf ihren früheren Gruben zur Arbeit anmeldeten.

Steiger- und Obersteigerstellen offen. Zwar ist für diese gewöhnlich der Besuch einer Schule vorgeschrieben, welcher mit einem Examen beschlossen wird; aber erstens wurden auch Ausnahmen gemacht und besonders tüchtige Leute konnten auch ohne weitere Vorbildung bis zum Obersteiger kommen, und zweitens ist der Besuch dieser Schule nicht kostspielig, da der Unterricht unentgeltlich ist und nebenbei gearbeitet wird. Seit etwa zwei Jahren nun sind die Gehälter der Werkbeamten stark aufgebessert. Das hat zur Folge, daß das eine Carrière ähnlich der der Subalternbeamten geworden ist, daß in Folge dessen ein starker Zudrang zu der Schule stattfindet und man vermuthlich gezwungen sein wird, bald die Anforderungen zu erhöhen, etwa statt der jetzigen Volksschulbildung den Einjährigenschein zu verlangen. Damit ist auch die letzte Aussicht auf Aufsteigen für den fleißigen, intelligenten und tüchtigen Bergmann abgeschnitten und naturgemäß ein groß Theil der Lust und des Triebes zu Höherem. Auch gesellschaftlich üben diese veränderten Umstände ihre Wirkung aus. So lange Beamte und Bergleute aus demselben gesellschaftlichen Milieu stammten — noch heute giebt es manche Bergmannsfamilien, welche sich der Verwandtschaft mit früheren Bergräthen erinnern — war ein herzlicher und freundschaftlicher Ton zwischen den beiden Klassen. Der Vorgesetzte wurde respectirt als Vorgesetzter, wenn er sich aber gesellschaftlich hochmüthig gezeigt hätte, so würde ihm bald vorgehalten sein, daß er als Pochjunge mit dem oder jenem sein Frühstück getheilt hatte. Da die Verwandtschaften auch in den weiteren Graden im Gedächtniß behalten wurden, so hatte jede bessere Bergmannsfamilie irgend welche Blutsbeziehungen zu den höheren Ständen; das war Motiv zur Entstehung einer Art Familienehre, welche den Einzelnen einen starken Halt gab.

Der Eisensteinbergbau ist in den letzten Jahren ganz zurückgegangen wegen der billigen Eisenpreise. Auch hier lag früher ein Moment des Stolzes und Selbstgefühls. Die Eisensteinbergleute waren Besitzer ihrer Gruben, freie Leute, die nach Niemandem zu fragen brauchten. Der Einschuß eines solchen Elements hob die ganze Klasse.

Das sind im Wesentlichen die Vorgänge, welche bei der psychologischen Wandlung, welche uns hier beschäftigt, in Frage kommen: die Nivellirung der alten Standesunterschiede und das Aufgehen des Standes in einer Klasse. Damit schwindet der Standesstolz und das Standesbewußtsein, welches bis dahin den allgemeinen sittlichen Halt abgegeben hat; und die neue Differenzirung in durch unübersteigliche Mauern geschiedene Klassen, wodurch der unteren Klasse jeder Ehrgeiz und ein großer Theil Selbstbewußtseins genommen wird, gleichfalls starke Stützen der Sittlichkeit — Sittlichkeit hier immer nicht als das Abstractum der Moralphilosophen gefaßt, sondern als handfeste sociale Erscheinung, nicht als das Resultat subtiler Gesinnungen, sondern als die Summe der Meinungen und Wandlungen, welche, gleichviel, wo sie herkommen, für ordentliche gesellschaftliche Zustände nöthig sind.

Die Bedürfnisse, welche der aus seinem früheren, festen, socialen Gefüge gerissene Mensch hat, haben natürlich keinerlei Grenzen. Der frühere Angehörige eines Standes wußte „was ihm zukam“. Er hätte sich entehrt gefühlt, wenn er hätte unter seinem Stande leben sollen, und er verlangte nicht, über seinen Stand hinaus zu leben. Die heutige Nivellirung zur Klasse hat jedes feste Maß der Bedürfnisse genommen. Die zunehmende Verbilligung aller Industrieartikel hat das Maß gleichfalls gestört, denn es wird jetzt möglich, mehr und Anderes zu besitzen, als früher nur denkbar war. Früher war alles über einen bestimmten Grenzstrich hinaus unerreichbar und ungewünscht; die Verbilligung der Waaren hat neben jener Nivellirung zur Klasse dazu beigetragen, den Grenzstrich zu verwischen.

Es ist merkwürdig, wie man bei sociologischen Betrachtungen immer wieder auf das als sociale Thatsache kommt, was im gleichzeitigen Denken als Philosophie erscheint. Die gänzlich unsinnige Idee, daß ein Mensch um so glücklicher sei, je mehr Bedürfnisse er befriedige, findet sich in der modernen Gesellschaft wirklich ausgedrückt. In der That ist das Verhältniß so, daß jetzt die Bedürfnisse uferlos geworden sind; und das ist mit Grund für die allgemeine Unzufriedenheit. Könnte, was mir bei den gegenwärtigen und voraussichtlichen allgemeinwirthschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen scheint, der Lohn noch weiter erhöht, die Arbeitszeit noch mehr gekürzt werden, so würde dadurch die Unzufriedenheit nur noch vermehrt werden, denn es würde dadurch der Standpunkt erhöht, von dem aus der Einzelne die Welt betrachtet, die er als sein Eigen verlangt, der Kreis dessen, was er sieht, erweitert, und die Zahl der Wünsche vermehrt werden.

Persönliche Armeeführung des Herrschers?

Die Zeiten sind vorüber, wo Friedrich der Große, Gustav Adolf oder Karl XII. Armeen von 30 000 Mann und darüber mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit und Sicherheit zu commandiren pflegten und mit ihnen die Entscheidung der Kriege herbeiführten. In den künftigen Kriegen werden nicht weniger als 3—4 Armeen von 14 000 Mann und darüber auf den Hauptfronten der im Kampfe begriffenen Staaten auftreten, und deren Herrschern wird in der Regel nur das Obercommando dieser Armeen auf einer der Fronten, neben den ganz allgemeinen Directiven für diejenigen der anderen Front, zufallen, wenn sie es nicht vorziehen, sich völlig von der unmittelbaren Oberleitung der Operationen einer der Armeegruppen freizuhalten und nur die allgemeinen militärischen Directive für die Hauptgruppen der Streitkräfte zu geben.

Es erscheint heute nicht mehr rathsam, daß neben den schwierigen, verantwortungsreichen und umfassenden Aufgaben der Oberleitung einer Anzahl von Armeen auf einer Front des Kriegstheaters oder denjenigen der allgemeinen Direction sämmtlicher Hauptgruppen der Streitkräfte ein Herrscher persönlich das unmittelbare Commando einer Armee, etwa der stärksten und an wichtigster Stelle operirenden, führt, da ihn ein solches Verfahren zu sehr von den übrigen wichtigen, ihm zufallenden Aufgaben und dem ruhigen Gesammtüberblick über den oder die Gegner ablenken würde. Für ihn kann daher die Erlernung der Führung einer Armee nur insofern als von Bedeutung und Wichtigkeit gelten, als sie eine Vorschulung für die Führung der Geschäfte der Oberleitung mehrerer Armeen und die Beurtheilung der Heerführer zu bilden vermag. Befehligt der Herrscher jedoch im Ernstfalle des Krieges persönlich eine seiner Armeen und überläßt er nicht die Befehligung der gewaltigen Heere, welche heute zu den Entscheidungsschlachten zusammenwirken, deren Führern, während er selbst nur das Obercommando sich vorbehält, so ist seine Prestige beim Heere und im Lande mit den Geschicken der von ihm geführten Armee, und zwar nicht nur mit ihren Siegen, sondern auch mit ihren möglichen Niederlagen eng verknüpft. Während er im ersteren Falle allerdings hohen Ruhm einerntet, büßt er im letzteren sehr empfindlich und unnöthig von seinem Ansehen ein. Er thut daher in beiden Fällen besser, den dafür durch ihren Lebensberuf geschulten Organen des Heeres das unmittelbare Commando der Armeen zu überlassen, während er sich selbst,

gestützt auf die dazu geeigneten Männer, die Oberleitung derselben vorbehält, deren etwaige Fehler in der Regel, nicht in dem Maße sofort in die Augen springend, hervortreten, und unter Umständen selbst nachzuweisen sind, wie eine tactisch, d. h. durch deren Truppen und Führung etwa verlorene Schlacht. Wir sahen im Kriege von 1870/71, wie rasch bei den ersten Niederlagen des französischen Heeres der Höchstcommandirende sogar das Obercommando nieder- und in die Hände der Marschalle legte, um ferner nicht unter dem Odium von Niederlagen zu leiden. Wenn nun auch im deutschen Heere ein derartiges Verfahren weder denkbar, noch aller Voraussicht nach erforderlich sein würde, so weist dieser Vorgang dennoch auf das Risico der Verantwortlichkeit des Herrschers bei persönlicher Führung selbst des Obercommandos, geschweige denn bei der unmittelbaren Befehligung einer Armee deutlich hin.

Unter diesen genannten Gesichtspunkten vermag daher die persönliche Führung großer Heeresabtheilungen und armeeartiger Streitkräfte durch den Monarchen im Manöver nur als eine Ergänzung der Schulung für die Heeresoberleitung, wie diese aus dem großen Kriegsspiel und etwa auch in manchen Richtungen den Generalstabsreisen gewonnen wird, betrachtet zu werden, und es entbehrt hoffentlich der Begründung, daß in ihr, wie manche besorgen, das Streben nach persönlicher Uebernahme des unmittelbaren Befehls einer Armee, im Falle eines Krieges, zum Ausdruck gelangt. Ein derartiger Vorgang würde mit der Rolle, welche der Herrscher eines großen, über Millionen von Soldaten verfügenden Reiches heute im Felde auszufüllen berufen ist, keineswegs im Einklange stehen, sondern ihm fällt naturgemäß, gestützt auf seinen Generalstabschef, die obere Leitung des ganzen Krieges und allenfalls diejenige auf einer Front des Kriegstheaters zu. Auch vermag er es, in Anbetracht der mannigfachen Anforderungen, welche auf anderen Gebieten seiner Thätigkeit an ihn herantreten, selbst beim höchsten Interesse zur Sache, auf dem Gebiete der Erlernung der Armeeführung, das entweder eine ganz außerordentliche Begabung oder in der Regel Decennien fachmännischer Durchbildung erfordert, und hinsichtlich dessen selbst Friedrich der Große, Napoleon und besonders Moltke dem sorgfältigsten Studium Wesentliches verdankten, nur zu einem anerkennenswerthen Dilettantismus zu bringen, so lange nicht, wie bei diesen Feldherren, jahrelange Schulung durch den Krieg selbst, bei ihm eintritt, denn zu jenem Studium hat der Herrscher eines 50 Millionenreichs heute keine Zeit. Glänzende Friedensmanöver-Erfolge, bei denen unter geschickter Ausnutzung der Situation und des Geländes 50000 Mann der besten und schönsten Truppen mit etwa 10000 Pferden sich unter den Augen befreundeter Monarchen in den Strahlen der Herbstsonne unter dem Donner einiger 100 Geschütze und dem Blitzen der Waffen zu dem prächtigen Schauspiel des Angriffs auf einen etwa ebenso starken Gegner entwickeln und ihrem kaiserlichen Führer den Sieg erringen, können allerdings dazu angethan sein, den heißen Wunsch nach persönlichen Erfolgen durch eigenste Führung im Herzen eines jungen Herrschers anzufachen; allein es ist anzunehmen und zu hoffen, daß die gebieterische Nothwendigkeit, diese Erfolge unter den heutigen gigantischen Verhältnissen des Krieges nur auf dem Gebiete der Oberleitung zu suchen, beim Eintreten der ernsten Wirklichkeit die Oberhand behalten und vor Experimenten schützen wird.

Miles.

Literatur und Kunst.

Der Krieg und die künstlerische Production.

Von Johannes Gaulke.

Jede große politische oder religiöse Bewegung übt nicht nur einen nachhaltigen Einfluß auf das wirthschaftliche Leben aus, sondern lenkt auch die Gedankenwelt der Menschen in neue Bahnen.

Diese Auffassung ist für die Geschehnisse der Vergangenheit stets zutreffend gewesen; während, wie wir später sehen werden, die Verkettung von Ursache und Wirkung in der neueren Zeit oft unterbrochen ist.

Im klassischen Alterthum folgte die höchste Blüthezeit der Kunst, jene Periode, welche wir unter dem Namen des Perikleischen Zeitalters zusammenfassen, der großen nationalen Erhebung des Griechenvolkes gegen die Anmaßungen der Perser. Unmittelbar nach dem Siege der geeinten Hellenen über asiatische Barbaren vereinigten sich die Künste zu einem friedlichen Wettstreit im alten Hellas. Athen, das nicht weniger als das kriegerisch beanlagte Sparta sich auch als Meister der kriegerischen Künste bewährt hatte, wurde der Mittelpunkt der künstlerischen Bewegung und gelangte bald zur geistigen Hegemonie über die damals civilisirte Menschheit. Selbst nach dem Untergang der politischen Freiheit beherrschte es das Geistesleben des klassischen Alterthums und weiter behauptete sich das Griechenthum in der Literatur und Kunst auch der mittelalterlichen Völker, trotz der erbitterten Gegnerschaft neuer Culturelemente; ja, sein Einfluß ist noch in der Kunst der Neuzeit wahrzunehmen.

Die Cultur der Römer hingegen offenbart sich nicht in den Werken der Kunst. Der Krieg war diesem Volk der Inbegriff des Höchsten, die gewaltigste Aeußerung des Menschengeistes — er war ihm Lebenszweck geworden, daher konnte er das Geistesleben der Nation nicht in künstlerische Bahnen lenken. Hier war der Krieg Beruf, dort diente er nur gewissen Zwecken, nämlich der Vertheidigung der materiellen und geistigen Güter eines civilisirten Volkes. In seiner Wirkung auf das geistige Leben dieser Völker mußte er sich daher verschiedenartig äußern. Bei den Römern, wo der Krieg nur den materiellen Interessen diente, also lediglich ein Raubzug war, bleibt er ohne Einfluß auf die schöpferische Thätigkeit dieses Volkes und spornt im günstigen Falle den Sieger nur zu einer größeren geistigen Regsamkeit durch die Kenntnißnahme der Culturerrungenschaften der Besiegten an. Von einem directen Einfluß des Krieges auf die Kunstproduction kann also hier nicht mehr die Rede sein, umsoweniger, da die Alltäglichkeit des Krieges in Rom eine ungewöhnliche Begeisterungsfähigkeit nicht mehr hervorrufen konnte. Daher ermangelt das Culturleben Roms der eigenartigen Elemente und bedeutet für uns nur die Vereinigung der verschiedenen Culturrichtungen des gesammten klassischen Alterthums.

Die nächste größere geistige Bewegung, welche aber im Gegensatz zu der Blüthezeit der griechischen Kunst fast ausschließlich auf literarischem Gebiet beschränkt bleibt, ist durch die Kreuzzüge in Fluß gebracht worden. Die romantischen Ideen, welche die Kreuzritter beseelten, die Vorstellung von dem tausendjährigen Reich des Gottessohnes auf Erden, die Offenbarungen des spiritualistischen Christenthums, welches endlich nach einer längeren als tausendjährigen Herrschaft, wenn auch nicht die Herzen gewonnen hatte — sonst hätte es ja die alten Götter aus Walhalla verdrängen müssen, während sie doch in der Volksphantasie von Gnomen und Riesen umgeben neben den selbstgefälligen Duldern für Christi Reich weiter leben — so hatte es doch die Köpfe verwirrt —: Alle diese Gedanken gelangen in den Werken der höfischen Dichter und Minnesänger zum prägnantesten Ausdruck. Aber es war nicht allein die jüdisch-christliche Mythologie, welche

durch die Kreuzzüge neu belebt wurde, sondern auch viele Elemente des heidnischen Cultus und des Saracenenthums, die Olympier und die Götter Walhallas oder König Artus' abenteuerliche Tafelrunde, fanden Eingang in die romantische Dichterwelt.

Die der Blüthezeit der klassischen Kunst am nächsten stehende Kunstperiode, die Renaissance, kommt hier weniger in Betracht, da sie aus anderen Beweggründen hervorgegangen ist. Es war der geistige Kampf gegen die Tyrannei des Papstthums und den starren Doctrinarismus des Christenthums, der auch das Kunstleben des Mittelalters berührend, die unmittelbare Veranlassung der geistigen Wiedergeburt, der Renaissance, wird. Nur in ihrer letzten Aeußerung, in der Kunst der Niederlande, wird sie durch ein kriegerisches Unternehmen, durch den Freiheitskampf der Niederländer gegen spanische Tyrannei, nicht unmerklich gefördert. Daher besitzt die niederländische Kunst ein so selbstständiges, eigenartiges Gepräge. Jene markanten Gestalten eines Rubens, van Dyck oder Rembrandt sind typische Charaktere ihrer Zeit. Insbesondere äußerte sich aber bei Rembrandt der Geist seiner Zeit; er steht mitten im Volksleben, daher genügt ihm die alte klassische oder die jüdisch-christliche Mythologie nicht mehr als Vorwurf, an den Menschen selbst wendet er sich und erlangt daher in der Charakteristik eine bis dahin unerreichte Meisterschaft. Durch ihn erhält die niederländische Kunst das nationale Gepräge.

Als ein nicht unwesentliches Moment, das die selbstständige Entwickelung der niederländischen Kunst vorher bedingt hat, mag auch der Umstand betrachtet werden, daß das spiritualistische Christenthum bei jenem germanischen Völkerstamme nie so tief eingedrungen ist wie bei den Völkern romanischer Rasse. Der Freiheitskampf der Niederlande ist wie ihre Kunst daher nicht allein von localer Bedeutung, sondern beide Erscheinungen bedeuten einen Wendepunkt im politischen und religiösen Leben Europas. In den Niederlanden hat zuerst das Germanenthum einen entschiedenen Sieg über den römischen Katholicismus errungen. Aus diesem Grunde nur konnte die freiheitliche Erhebung der Niederlande von so weittragender Bedeutung für die Kunstproduction sein.

Die niederländische ist die letzte der großen aus politischen Bewegungen hervorgegangenen Kunstepochen gewesen. Der Religionskrieg, der in Deutschland um dieselbe Zeit wüthet, bietet hingegen dem künstlerischen Schaffen nicht die geringste Anregung und abgesehen von den materiellen Verlusten, welche die Völker, die sich unter dem Vorwand der Vertheidigung der heiligsten Glaubensangelegenheiten gegenseitig zerfleischten, erlitten haben, waren Jahrhunderte der Culturarbeit verloren gegangen.

Die folgenden Kriege, von welchen Europa bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts heimgesucht wird, sind noch weniger die Aeußerungen des Volkswillen, sondern sie sind lediglich für die persönlichen Interessen der Fürsten geführt worden. Für die künstlerische Production des 18. Jahrhunderts sind sie daher von keiner Bedeutung.

Nur noch einmal regt ein Krieg die Geister zu künstlerischem Schaffen an. Jenseits des Oceans erhebt sich ein junges Volk zu seinem Befreiungskampf gegen das Mutterland: In Amerika, dem Land ohne jegliche Kunsttradition, erweckt der Schlachtenruf auch zugleich ein künstlerisches Bedürfniß. In der lyrischen Dichtung, dem naivsten Ausdrucksmittel der Kunst, äußert sich hier die kriegerische Begeisterung.

Immer seltener ist von nun an ein Krieg von einer künstlerischen oder literarischen Bewegung begleitet. In diesem Jahrhundert riefen nur die deutschen Befreiungskriege eine Kriegslyrik hervor, aber sie bleiben weit davon entfernt, einer Kunstepoche den Weg anzubahnen. Im Gegentheil tritt nach ihrer Beendigung eine starre Reaction im politischen Leben sowohl als im künstlerischen ein, die bildende Kunst verflacht sich in einem geistlosen Schematismus und die Poesie flüchtet sich in das Gehege der Romantik, um in einer abstracten Welt einen Ersatz für die Freudlosigkeit des wirklichen Lebens zu suchen. —

Je weiter die Völker in der Cultur vorwärts schreiten, umsoweniger sind die Kriege mit ihrem Gefühlsleben in Einklang zu bringen. Die größte deutsche Literaturperiode verdankt weder einer religiösen noch einer politischen oder kriegerischen Bewegung ihre Entstehung; weder einem Schiller noch einem Goethe bieten die Geschehnisse ihrer Zeit einen würdigen Vorwurf für ihre Dichtungen, noch begeistern sie die Siege der größten deutschen Feldherren des vorigen Jahrhunderts zu künstlerischem Schaffen.

Und heute? 25 Jahre sind seit dem großen Waffengange, der den beiden vornehmsten Culturvölkern Europas aufgezwungen wurde, verflossen. Haben sich in dieser Zeit die überschwänglichen Hoffnungen, welchen man sich nach der Einigung des deutschen Volkes hingab, in der Kunst oder in der deutsch-nationalen Literatur verwirklicht? — Noch immer erwarten wir den kommenden Mann, welcher in sichtbarer Gestalt das Ideal der deutschen Patrioten in der Kunst zum Ausdruck bringen soll. Oder ist er uns bereits schon in Herrn von Werner entstanden? Sind seine Werke typische Erscheinungen der Kunstära nach dem großen Kriege? — Dann allerdings können wir von dem Besiegten noch viel in unserem deutsch-nationalen Streben — wozu ich auch die vorurtheilsfreie Auffassung rechne — lernen. Die Kriegsbilder eines Detaille oder Neuville sind viel objectiver erfaßt und lebenswahrer dargestellt als die meisten der modernen deutschen Maler, welchen nur zu deutlich der Stempel der tendenziösen Darstellung aufgeprägt ist.

Doch wenden wir uns von den Werken der historischen Malerei zu denen der Plastik, dem geeignetsten Ausdrucksmittel der monumentalen Kunst. Eine unabsehbare Reihe von Kaiser- und Kriegerdenkmälern ist bereits geschaffen und viele harren noch der Vollendung; in der Darstellung der beiden ersten deutschen Kaiser und ihrer Palladine erschöpft sich bereits seit Jahrzehnten der Geist „anerkannter" Künstler.

Die Aera der Kaiserdenkmäler steht ja quantitativ den größten Kunstepochen nicht nach. Ob aber diese Werke Anspruch auf einen bleibenden Kunstwerth erheben können und ob sich in ihnen eine neue Anschauungswelt, hervorgerufen durch die politischen Ereignisse von 1870/71 ausspricht, diese Frage wollen wir im Nachfolgenden untersuchen.

Ueberall, wohin wir uns im deutschen Vaterlande auch wenden mögen, überwiegen bereits die Denkmäler, welche dem Andenken des Krieges oder seiner Helden gewidmet sind. Oft überladen mit kriegerischen Emblemen drängen sie das Denkmal der schlichten Geistesheroen vollständig in den Hintergrund. Es scheint, als hätte das deutsche Volk ganz vergessen, daß aus seiner Mitte eine stattliche Anzahl der größten Dichter und Denker hervorgegangen ist und daß es nicht nur Kriege geführt hat, sondern auch an wahren Culturaufgaben mitgearbeitet hat. Würden der Nachwelt keine anderen Denkmäler unserer Cultur als jene gemeißelten Gestalten mit Pickelhauben überkommen — wahrlich wir hätten keinen Anspruch auf die Achtung der kommenden Generationen. Die kleinsten Landstädtchen wetteifern miteinander um ein Kaiser oder Kriegerdenkmal, gleichsam als bilde dieses die Inkarnation des Großen und Erhabenen. Ein Kaiserdenkmal um jeden Preis, ist die Losung geworden! — In diesem gedankenlosen Streben beachtet man nicht mehr den künstlerischen Werth des Denkmals, ob im Atelier des Künstlers entstanden oder als Massenartikel aus der Fabrik hervorgegangen ändert nichts an der Sache. Und bei näherer Untersuchung finden wir auch keinen ideellen Unterschied zwischen beiden Arten heraus. Der thatsächliche aber liegt nur im Kostenpunkt. Der Künstler, welcher in diesem Concurrenzkampf der wirthschaftlich Schwache bleibt, da er für jedes Denkmal ein eigenes Modell anzufertigen hat, welche Mühe sich der Fabrikant erspart, tritt allmälig

zurück und überläßt den Kunstmarkt für die Provinz dem Denkmalfabrikanten. Für diesen lohnt sich das Geschäft besser. Nach einem Modell fertigt er eine beliebige Anzahl von Abgüssen an, welche für den Export nach allen deutschen Vaterländern bestimmt sind, um einem patriotischen Publikum den Ruhm des Heldenkaisers zu predigen. So ist das Kaiser- eventuell Kriegerdenkmal im Zeitalter der Industrie zu einem schwunghaften Handelsartikel geworden wie etwa heimische Schafe oder texanisches Rindvieh. Die Preiscataloge unserer größten Bildgießereien liefern uns den deutlichsten Beweis hierfür: mit einer Summe von 2000 Mark kann der deutsche Kleinstädter bereits seinem Patriotismus durch ein Denkmal von Erz und Stein Ausdruck verleihen. Ist aber die stattliche Summe von 10 000 Mark aus dem Stadtsäckel bewilligt worden oder durch Haussammlungen oder durch Glücksspiel erworben, dann kann man die Figur das ersten Kaisers in ganzer Lebensgröße nebst einer Zugabe von zopfigem Beiwerk sich verschaffen. Wer selbst nicht in die Geheimnisse der Allegorie und Embleme eingeweiht ist, kann seinen Wissensschatz durch die Cataloge der Fabriken zur Errichtung von Kaiserdenkmälern auch nach dieser Richtung um ein beträchtliches bereichern.

Soweit über die Naturgeschichte der Provinzial-Kaiser-Denkmäler.

Das Verfahren, mit welchem man die Errichtung eines größeren Denkmals einleitet, ist von dem der kleineren „von 2000 Mark aufwärts“ wohl verschieden, aber der Geist, der beide Arten beherrscht, bleibt unentwegt derselbe. Mit einem Concurrenzausschreiben nimmt die Sache ihren Anfang. Die Resultate dieses Verfahrens sind so allgemein bekannt, daß ich alle Factoren, die hier zusammenwirken, um den „würdigsten“ zu entdecken, nicht aufzählen brauche. Aber über den Werth der Concurrenzen für die Kunstproduction seien einige Bemerkungen vorausgeschickt, um das glänzende Fiasco unserer monumentalen Plastik zu verstehen. Selten werden wir einer Denkmalskizze begegnen, welche aus dem vorschriftmäßigen Rahmen heraustritt, das alte Denkmalrecept: Postament mit Hauptfigur und allegorische Eck- oder Seitenfiguren mit der hergebrachten klassischen Gewandung, stolz ignorirt. Auch auf der letzten Concurrenz für ein Bismarckdenkmal wird diese Wahrheit von neuem bestätigt: einen selbständigen Gedanken hier zu suchen, wäre ein vergebliches Bemühen. Ueberraschen kann uns aber diese Erscheinung nicht, denn wenn der Künstler in seinem Gedankengange beeinflußt wird, wenn ihm eine Norm vorgeschrieben wird, welche er unter der Strafe der Nichtberücksichtigung nicht überschreiten darf — dann wird jede geniale Regung schon im Keime erstickt. Selbst „anerkannte“ Künstler, die seit einem Menschenalter ihre Kunst in den Dienst des Personencultus gestellt haben, werden langweilig und können nicht einmal durch einen großen decorativen Aufwand einem leichtgläubigen Publikum den Mangel an Gedankentiefe verborgen halten.

Welchem Schematismus der Künstler aber bei der Ausführung des Denkmals verfällt, zeigen uns die letzten monumentalen Arbeiten einzelner Künstler von Ruf. Die diesjährige Kunstausstellung führte uns das Werk eines Künstlers von unbestrittenem Können vor, der uns oft durch seine graziösen Mädchengestalten erfreut hat, aber an den Gestalten der Blut- und Eisenzeit erleidet seine Kunst einen vollständigen Schiffbruch. Nicht einmal zu einer decorativen Leistung erhebt er sich; die Denkmalgruppe, bestehend aus der Kaiser- und Bismarckfigur, ist möglichst ungeschickt in der Compositon und steif in der Haltung, namentlich fehlt ersterer jegliche Bewegung. Ueber die Bedeutung der Gruppe läßt uns der Künstler vollständig im Unklaren: die Uniformstücke und Ordensdecoration sind die einzigen Attribute, welche die historische Bedeutung der Dargestellten uns ahnen lassen. Noch unverständlicher sind die am Postament angebrachten allegorischen Figuren und Löwen; mit dem kriegerischen Gepränge ist auch hier das Wesen der modernen monumentalen Plastik gekennzeichnet.

Zu einem ähnlichen Resultat wird auch der Schöpfer des Berliner Kaiserdenkmals gelangen. Schon die Vorgeschichte dieses Denkmals ermuthigte uns zu keinen großen Hoffnungen und nachdem der ursprüngliche Entwurf im Laufe der Zeit aller selbstständigen Gedanken entkleidet ist, wird das Denkmal noch weniger seinen Zweck, die Persönlichkeit des ersten deutschen Kaisers und seiner Zeit in allgemein verständlicher Sprache zu schildern, erfüllen. Die Hauptgruppe, der Kaiser zu Pferde von der Victoria geführt, ist in der Conception vollends verfehlt, da die Verbindung wirklicher, handelnder Personen mit allegorischen Figuren, das ist die Verkörperung abstrakter Begriffe, an sich ein Nonsens ist. Will aber der Künstler durchaus nicht auf die Allegorie verzichten, thut er besser, sie der Person unterzuordnen. Ebenso unverständlich sind die vier auf einer Kugel schwebenden weiblichen Figuren an den Ecken des Denkmals. Ihre allegorische Bedeutung zu ergründen, dazu würde auch die kühnste Phantasie nicht ausreichen, daher kommen sie nur als decorative Anhängsel in Betracht. Ob diese Auffassung auch den Intentionen des Künstlers entspricht, ist zweifelhaft, aber die Zeiten sind vorüber, wo der Künstler nur für einen exclusiven Preis, der in seine Ideenwelt eingeführt war, schuf; heute gehört sein Werk der Oeffentlichkeit an und es muß daher einen klaren, der modernen Weltanschauung angehörigen Gedanken entwickeln.

Wie bei den Eckfiguren, so zeigt er auch bei den seitlichen Denkmalfiguren, die den Krieg und Frieden darstellen, eine merkwürdige Scheu vor aufregenden Umgestaltungen der Allegorie.

In den Einzelfiguren wie in dem gesammten Aufbau steckt das Nationaldenkmal noch tief in alten Vorstellungen, nichts erinnert an eine neue, von deutsch-nationalen Geist getragene Kunst, keine Allegorie, keine Symbolik entspringt einer andern als der antiken Gedankenwelt. Der Mangel neuer Embleme und einer neuen Auffassung der Allegorie tritt hier so deutlich zu Tage, daß wir kaum noch einen Wandel hierin erhoffen können, solange die monumentale Plastik sich lediglich mit Werken beschäftigt, welche dem Personencultus dienen.

Dies ist im wesentlichen das Bild, welches die neueste deutsche Kunstproduction uns bietet. Ueberraschen darf uns aber dieses Resultat nicht, da der Künstler schon lange durch die Concurrenzausschreiben des selbstständigen Denkens entwöhnt ist. Daher wird die Periode der Kaiser- und Kriegerdenkmäler vorübergehen ohne wesentliche Spuren in der Kunstwelt zu hinterlassen, denn das Ideal, nämlich die Verherrlichung des Krieges, dem der Künstler zustrebt, wird zu einem Schemen herabsinken, wenn er es berührt.

Nicht epochemachend wirkt der Krieg in der Neuzeit mehr, nicht mehr regt er die Phantasie des Künstlers zu großem Schaffen an: er hinterläßt nur als Andenken den Rassenhaß und die Völkerfeindschaft. Weder rauschende Feste noch Denkmäler werden ihn zu einer Culturmission stempeln können.

Die Ideale der Kunst sind heute in einer andern Richtung zu suchen. Zwar noch nicht zur Klarheit entwickelt, offenbaren sie sich täglich deutlicher dem Künstler, der auf dem Boden der modernen Weltanschauung steht, welche die Völker nicht isolieren, sondern zu gemeinsamer Culturarbeit vereinigen will. Die großen technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften dieses Jahrhunderts werden nicht spurlos in der Kunstproduction vorübergehen: sie werden einer neuen Kunst, die frei von alten Traditionen ist, den Weg bahnen. Der Mysticismus und die unverständliche Allegorie in der Kunst werden einer natürlichen Darstellungsart weichen müssen. Viele Anzeichen deuten bereits darauf hin, daß, wie im politischen und wirthschaftlichen Leben, sich auch eine

Umwälzung in der abstracten Welt vorbereitet. Es ist keine zufällige Erscheinung, daß die Freiluftmalerei im Zeitalter der wissenschaftlichen Naturforschung aufgekommen ist — dieses Streben nach der Erkenntniß äußert sich heute gleich mächtig auf allen Gebieten der Culturarbeit! — Nicht mehr rohe Gewalten und kriegerische Zeiten können eine Kunstperiode anbahnen, sondern allein die Rückkehr zur Natur, das Studium der Naturerscheinungen, wird die Kunst zu neuen Zielen führen.

Carl Busse.

Von Ludwig Jacobowski.

Es ist nicht wahr: In seiner Heimath glüh'n die Sterne nicht tausendmal goldner als hier, obschon Carl Busse es in seinen „Neuen Gedichten" (soeben erschienen bei J. G. Cotta in Stuttgart) behauptet. Ich kenne das armselige Posen wie er, denn ich bin auch da her. Kärgliche Felder schmücken sich dort mit ewig grünen schmächtigen Aehren; meilenweit wandern die Chausseen dahin, kaum unterbrochen durch ein verwittertes Marienbild; polnische Bauern schlendern daher und küssen den Saum des Mantels, wenn du ihnen ein Fünfpfennigstück schenkst, und in den kleinen Städten drängen sich die Schnapsläden, ewig gefüllt mit Pferdeverkäufern und betrunkenen Polen.

Und doch. Wenn man die ersten Schuhe auf einer so grämlichen und unwirschen Scholle Landes durchgelaufen, die ersten Hosen auf der Bank eines deutsch-polnisch-jüdischen Gymnasiums in Posen durchgesessen, beim Erntedankfest als deutscher Junge kräftig mitgesungen und am Sedanfest zum Aerger der Polen mit Hurrah geschrieen, dann liebt man das kleine Posen'sche Nest, in dem man fast zwei Jahrzehnte lang immer dieselben Gesichter sieht, z. B. denselben alten Briefträger, der jedermann zum Geburtstag gratuliert und den Dankgroschen vergnügt versäuft. Die schönsten Jahre seines Lebens hat Carl Busse in Wongrowitz in Posen verlebt, und wenn man seine ersten „Gedichte" prüft, die vor fast vier Jahren erschienen sind (jetzt 3. Aufl., Baumert und Ronge, Großenhain), so wölbt sich der matte stille Himmel dieser Posen'schen Kleinstadt darüber: Gymnasiasten bestellen höhere Töchter zum Rendezvous; blonde Zöpfe wehen nicht nur über Zaun und Hecken, sondern auch in seine Träume, und sein ganzes harmloses und leidvolles Dichterleben spielt sich idyllisch zwischen vier Wänden und zwei blonden Backfischen ab, zu deren Drapirung er manchmal lyrisch-drollig die weite große Welt heranzieht. Die junge Frische, die ungesuchte Keckheit, das unverschämt-süße Primanerthum dieser Gedichtsammlung hat ihr eine so weite Verbreitung und den Beifall der gesammten Kritik verschafft.

Was die jungen Jahre seines Lebens an köstlichen Stunden geboten, was sein unvergrämtes Innenleben an lieben Bildern heraufbeschworen, hat Busse in jener ersten Sammlung festgehalten, aber die zweite Seite seines Wesens spürte man nur manchmal in seltenen und seltsam-erschütternden Zeilen. In seiner neuen Sammlung giebt er seine Eigenart unverkürzt und unverhohlen wieder. Dur und Moll mischen sich zu schmerzlichen Accorden, und all das Leid, das der Junge stolz verschloß, wandert jetzt über Männerlippen ernst und schwermüthig in getragenen Rythmen dahin. So ist diese Sammlung in erster Linie ein rein menschlicher Fortschritt. Seine Individualität hat an Tiefe gewonnen und sein Innenleben ist reifer und reicher geworden. Noch fehlt der Backfischzopf nicht, aber nur halbe Blicke ruhen darauf, um bald auf „schöne Frauen" hinüberzugleiten. Hans und Grete werden noch roth, weil Abends ihre Hochzeit ist, aber des Dichters Phantasie hängt auch schon an den rothen Sünderlippen berauschter Dirnen. Von den Sommerliedern der ersten Sammlung ist jetzt der Sommer entwichen und das bischen Sonnenschein, das übrig geblieben, bescheint die überreife Traube, das rothe Weinblatt des sterbenden Herbstes; aus dem Quartett Elsa-Hedwig-Otti-Wally ist eine Lucie geworden, die der Dichter fromm-spießbürgerlich ehelichen will. Und nun neue Töne! „Vom Sterben" singt er einen Cyklus wundervoller Gedichte, deren Resignation sich über das ganze Buch lagert; prächtige epische Stücke erzählen vom deutschen Bauer, der fern auf den Marschen den frechen Rittersmann mit rauher Tanne erschlägt, von der Walküre, die drei Tage lang den toten Helden liebkost, indeß die Wölfe aus den Wäldern heraufbellen u. s. f. Aber auch an das Thor der Erkenntniß greift er mit fester Hand. Aber merkwürdig; er ist nicht sehr neugierig. Er hört nicht mit einem Fragezeichen auf. Resignation ist nicht seine Art. Er ist keck, zugreifend, bestimmt. Er schiebt sich seine Welt zurecht und läßt sich von ihr nicht schieben. „Ich bin der Schöpfer!" ist das Ende seines Phänomenalismus. „Ich bin" ist Anfang und Ende der Welt. Und einen Augenblick lang ist er voll stolzer Freude. So ist die Persönlichkeit Carl Busse jetzt von seltsamer Art: Im kleinen resignirt, wenn seine kleine Liebste ihm einen Korb gegeben, im großen weiten All fest und sicher, ein bischen selbstherrlicher Czar und ein bischen lyrischer Narr, der mit einem Gedicht ein philosophisches Problem zu „lösen" vermeint.

Nicht minder bedeutend ist der Fortschritt in poetischer Beziehung. Ein reifes, ausgeklärtes, sicheres Talent ersten Ranges, so zeigt sich der Verfasser in seinen „Neuen Gedichten", manchmal so reif und durch und durch vollkommen, daß man an einen weiteren Aufstieg nicht recht mehr glauben kann. Im ersten Bande spürt man den noch jungen Poeten, der wie Seifenschaum Verse aus dem Handgelenk schleudert, dessen Lust an der Lyrik noch größer ist als das Streben nach Knappheit, Verdichtung, Composition, kurz nach Künstlerschaft. Die neue Sammlung ist von einem Künstler hervorgebracht, der die Gesetze der poetischen Anschauung und Wirkung genau kennt und beobachtet. Busse ist im Stande, einen halben Tag an einer Zeile zu formen, bis er für die in ihm arbeitende Anschauung den treffenden Ausdruck zu packen weiß. Er ist kein üppig ausgebender Grand-Seigneur der Lyrik, sondern ein freilich genialer Arbeiter, dessen Künstlerschaft ernstem Fleiß und Streben, namentlich gediegenster Selbstzucht entspringt. Deshalb steht kein unabgeklärtes Gedicht in der ganzen Sammlung. Wenn die einzelnen Lieder auch an Werth schwanken, so möchte man doch keines missen, denn jedes ist das Ergebniß gelungensten Arbeitens. Busse weiß den Werth des Fleißes zu schätzen: er spottet mit Recht über die landläufige Ansicht, daß die Lyrik in einer Art holden Wahnsinns geschaffen wird. Gewiß, die erste Anregung ist geheimnißvoll, undurchdringlich; ein Bild steht da, eine Zeile ringt sich los; man weiß nicht woher und wohin. Dann aber setzt künstlerische Arbeit ein und das Ergebniß sind bei ihm Gedichte von einer Vollendung, die eine Steigerung bei dem Verfasser fast ausschließt. Durchaus originell und wie kaum ein zweiter ist Busse ein Meister des neuen Sehens und neuen gedrungenen Sagens, ein Meister des knappen vielsagenden Epithetons. Wenn er die Jahreszeiten schildert, meidet er jedes allgemeine farblose Wort; er hat die Kunst, die Maupassant den Romanciers wünscht, die Kunst, originell zu sehen und originell zu sagen, wie kaum jemand neben ihm. Wenn am Bretterzaun der blaue Flieder verblüht, wenn das Huhn sich nach der letzten Traube reckt, so ist damit die Zeit auf prachtvolle anschauliche Weise concretisirt. Diese Fähigkeit, prägnante Ausdrücke zu prägen, feiert in einer Reihe von sechszeiligen Gedichten hohe Triumphe. Knapper und concifer sind Tragödien lyrisch noch nicht wiedergegeben worden.

Das hängt mit der Eigenart der Busse'schen Phantasie zusammen. Sie ist nicht extensiv, sondern intensiv. Er bettet

nicht wie mancher junge gedankenüberschwerte Poet sein Haupt an das Thor der Ewigkeit, sondern er bleibt hübsch auf der Erde, die er so sehr liebt und so ungern verlassen würde. Er dehnt sein Leben nicht zu Kreisen aus, die sich im Weltall verlieren, sondern er engt es so ein, daß er es nach allen Richtungen hin wahrnimmt und beherrscht. Er füllt seine kleinen Kreise mit seinem Herzensinhalt aus, und so kommt es, daß er selbst dem unscheinbarsten Motiv noch neue Anschauungen abgewinnen kann. Ein poetisches Versenken in einen Gegenstand ist ihm ein Suchen nach neuen Perspectiven und neuen Linien. Deshalb meidet er jedes lyrische Cliché in Ausdrucksform und Anschauung. Wenn es ihm auch hierin manchmal vorbeigelingt („Träumhäuptig schaun die Rosen . . ."), meist prägen sich die alltäglichsten Motive glückliche neue Ausdrucksformen.

Freilich zeigt er sich hierin manchmal als ein Schüler des Prinzen Schönaich-Carolath. Von seiner Knabenzeit her hat Busse diesem großen Poeten seine ganze Bewunderung bewahrt. Er hat ihm den ersten Band seiner Gedichte gewidmet und beide Poeten schätzen einander uneigennützig wie ein Poet von 43 und einer von 23 Jahren es nur thun können. Wie kein zweiter hat Busse für die Anerkennung Schönaich-Carolaths gewirkt und durch Vorträge und Aufsätze auf diesen genialen einsamen Mann hingewiesen. Neben diesem Poeten war es namentlich Theodor Storm, der als Schutzpatron hinter Busse's erster Sammlung gestanden hat.

Den Einfluß Storm's hat Busse jetzt fast ganz überwunden. Wohl tauchen noch Anklänge auf: Der Mann, der ein Weib liebt, das ihn verschmäht, und eine andre heirathet, die ihn im Herzen trägt (S. 7); der Schäferjunge, der auf geschnitztem Rohr bläst; die Schwestern, deren Weinen ab und zu vom Nebenzimmer schallt; der Liebhaber, der beim Feste gescherzt hat und doch weiß, eine hat ihm gefehlt. Aber das sind letzte Hifthornklänge aus einer Zeit, in der der Knabe Carl Busse seine Stirn demüthig-bescheiden auf Theodor Storm's Grab legen wollte. Aber nicht so überwunden ist Schönaich-Carolath, denn dessen Einfluß war weit mehr als ein dichterischer; es war ein persönlicher, ein menschlicher Parallelismus; es war das beschwerte Bewußtsein gemeinsamen Leidens und gemeinsamer Welt- und Menschenauffassung.

Gewiß finden sich Carolath'sche Motive und Anschauungen auch jetzt noch ab und zu bei Busse wieder: Erst ein süßer wilder Schönheitsrausch und dann ein qualvoll Sterben; tote Träume, die großäugig vor dir stehen u. a. m. Tiefer aber als alle diese Aeußerlichkeiten lebt die Carolath'sche Anschauung stark in ihm, daß nur die Sehnsucht das Heil und die Gnade der Welt sei und daß ihre Erfüllung Ernüchterung, Hoffnungslosigkeit und Qual bedeutet. Dieser pessimistische Ton ist so alt wie der Aristokratismus, der immer schmerzlich zusammenzuckt, wenn sein feines blasses Byronhaupt mit den plumpen Ecken des Demokratismus zusammenstößt. Wo der Einzelwille mit der Totalität des Massenwillens zusammentrifft, da giebt es keinen guten Klang. Der Durst nach Erkenntniß ist schön, die Erkenntniß selbst düster und kummervoll; die Sehnsucht nach gewölbten Frauenlippen ist süß, die Ernüchterung nach dem Besitz grau und grämlich. Es ist immer dieselbe „schöne Seele", die über die Welt klagt, weil diese sich nicht mit der verliebten erdentrückten Phantasie deckt, gleichgültig ob sie Sankt Augustin, Luther, der Mönch im Augustinerkloster, Benedikt Spinoza, Werther oder Schönaich-Carolath heißt. Die schlimme, schlimme Welt!

Und so singt auch Busse: Jeder Schönheit tiefster Grund birgt immerdar nur Schutt und Scherben; nur das bleibt rein, was unerfüllt und ferne in stiller Nacht durch unsere Träume geht; um Erdenschönheit schwimmt ein Irrlichtglänzen u. s. f.*)

*) In dem gleichfalls soeben erschienenen Bande reizender Prosaskizzen, „Träume" betitelt (bei A. G. Liebeskind in Leipzig), wird derselbe Gedanke ausgesprochen: „Jede Erfüllung, sei sie noch so groß, sei sie noch so schön, birgt im tiefsten Kern immer eine Enttäuschung."

Diese ewige Unraft, dieses Unbefriedigtsein, diese Furcht vor dem Häßlichwerden dessen, was er liebt und anbetet, liegt in seiner tiefsten Natur begründet.

Gewiß, die täglichen Sorgen des Lebens hat er tapfer mit einem Erfolge und einem Muthe überwunden, den ich jedem jungen Poeten wünsche, aber tieferen Boden als dieser Kampf besitzt der Zwiespalt in seinem eigenen Wesen, der ihn durchrüttelt. Wünsche, sich das künftige Leben im Diesseits zu gestalten, drängen sich unaufhörlich nach oben, so widerspruchsvoll, daß Busse hier die eigene Herrschaft über sich selbst verliert und im uferlosen Hin und Her seiner Sehnsucht untersinkt. Er möchte die Lebenskunst in sich auf das Feinste ausbilden; er hat einen geheimen Respect vor dem Adel und vor adliger Lebensführung. Ein gewisser aristokratischer, vielleicht auch geschauspielerter Zug seines Wesens drängt ihn vom Volke ab und dann träumt er von stolzen Fürstenkindern, die am dämmerigen Bogenfenster warten, von Sultaninnen auf scharlachrothen Polstern, über deren Haupt der Palmenfächer auf- und niederschaukelt, von schönen Frauen, die an seinem Herzen ruhen u. s. f. Aber heimlich in tiefster Seele mißtraut er seiner aristokratischen Sehnsucht nach prunk- und prachtvoller Lebensführung. Er weiß: Schutt und Scherben sind das Ende, und in einem Augenblick solcher Verzweiflung nennt er wohl diese seine Gedichte Tapetenlyrik und Decorationsstücke. Er verfällt in das Extrem. Nicht mehr den fürstlichen Palast liebt er, sondern das idyllische Stübchen; statt der Fürstentochter, die in grünem Römer Wein präsentirt, kocht Försters Mariechen guten braven Kaffee; statt gekreuzter Wappenschilder hängt der alte Fritz mit dem großen Ordensstern an der Wand; Großmütterchen schläft ein und vom Schooße fällt das Gesangbuch mit der alten Brille, oder sie erzählt, wenn es schummert auf der Welt, den Kindern artige Märchen, in denen Engel Kaffee trinken und Kuchen essen. Aber Busse's Sehnsucht ist seine Krankheit. Auch dieses Philisterideal mit seiner Bravheit, zehn Kindern und Steuerstufe vierter Classe behagt ihm nicht, und eine tiefe ewig wache Resignation liegt am Ende seiner menschlich-lyrischen Pilgerfahrt.

Da liegt das „Aus der Welt wandern" so nahe wie ein Gänseblümchen am Wege.

„Wenn Dir ein Mägdlein recht gefällt
Und sie nimmt einen andern,
Dann ist's am besten, aus der Welt
Zu wandern!"

singt Schönaich-Carolath.

Sie nahm auch bei Busse „einen andern". Und der Schmerz darüber, daß ein schönes blondes, aber dummes Ding für sein Wesen keinen Sinn hatte und mehr von blauen Schleifen sprechen wollte als von rother brennender Liebe, hat dem Dichter Lieder voll tiefster Innigkeit eingegeben. Und auch das „Aus der Welt wandern" hat Busse lyrisch ernsthaft unternommen. Frühes Sterben ist melancholisch genug, es braucht nicht erst ein Poet zu kommen, es zu sagen. Auch Busse kokettirt mit seinem frühen Sterben, aber niemals ist die Angst davor so erschütternd zum Ausdruck gekommen wie bei ihm, vielleicht zu formvollendet für diese große Angst; für diese gewaltige Erschütterung.

Hier liegt auch die Grenze seines reichen Talentes. Für die große elementare Leidenschaft, für den rasenden Sturm und Drang einer aufgewühlten Seele fehlt dieser künstlerischen Natur die Ausdrucksform. Ich lasse überhaupt die Frage offen, ob das feste Versgefüge mit seinen Ketten und Fesseln ein Gefäß ist für überschäumende Leidenschaft, ja ob die Sprache überhaupt dann noch genügt. Von jähen Erschütterungen verräth Busse's Lyrik nur ab und zu etwas; es grollt bei seiner künstlerischen Natur mehr unterirdisch. Sein Lebensideal ist eben ein freudig-abgeklärtes, wie es sein Gedicht „Ein Menschenleben" so wundervoll ausdrückt:

Hoch im Scheitel günstige Gestirne,
Früh den Kranz schon um die junge Stirne,
Fröhlich sein die kurze Zeit auf Erden,
Ein Geliebter seines Volkes werden,
Ueber Schutt und Staub auf starker Schwinge,
Schwache schützen mit bereiter Klinge,
Heimathsglocken im verjehnten Herzen,
Und dereinst, in frühen Todesschmerzen,
Kurz der Kampf und lächelnd das Entschweben —
Sieh, mein Herz, das wär' ein Menschenleben!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Größen.

Von Gustav Beßmer.

Er besaß jenes undefinirbare Etwas in Miene und Auftreten, das — mehr als persönliche Eigenschaften — zu Würden und Aemtern prädestinirt. Kam noch dazu, daß er durch den frühen Tod des Vaters zum Chef des alten Handelshauses Brüggemann's Söhne avancirt war, und als solcher eine Art Gewohnheitsanrecht auf Sitz und Stimme im Rathe der Stadt besaß. Georg Friedrich Brüggemann junior hatte zwar bis vor Kurzem noch eine bedenkliche Vorliebe für Hebung des Ballets, für kleine Soupers und dergleichen entwickelt; böse Zungen sprachen von einer andern Vaterschaft; allein er hatte sich noch rechtzeitig besonnen und seinen Leumund durch eine standesgemäße Ehe aufgefrischt. In Würdigung der Thatsache hatte ihn die Bürgerschaft bei erster schicklicher Gelegenheit in die gesetzgebende Versammlung gewählt. Der junge „Vater der Stadt" ehrte dies Vertrauen; wenige Jahre seines neuen Lebenswandels genügten, die Erinnerung an seine liebenswürdigen Jugendgewohnheiten verblassen zu lassen. Sein Einfluß stieg mit jedem der Jahre; er wurde Sprecher der Clique, die im Rathe der Stadt den Ausschlag gab; sein Ja oder Nein bekam einen in Ziffern ausdrückbaren Werth.

Er stand in der Mitte der Vierziger, als der Abgeordnete, der die alte Handelsstadt im Landtage vertrat, sich durch Altersschwäche genöthigt sah, den traditionellen Sitz aufzugeben. An seine Stelle wurde Brüggemann gewählt. Eine heranwachsende Tochter und die gesteigerte Würde nöthigten ihn ein Haus zu machen; viel mehr war es seine Gemahlin, der diese Thätigkeit zufiel. Der Hausherr beschränkte sich darauf, die Abende durch seine Gegenwart auszuzeichnen. Im Uebrigen ließ sich bald kein Comité mehr finden, darin der Vielbegehrte nicht eine Stelle bekleidete. Heute präsidirte er dem Provinzialverein für Hebung Gefallener, morgen saß er im Ausschuß eines geplanten Musikfestes, am dritten Tage tagte er mit einem Congresse, der sich die Lösung der socialen Frage zur Aufgabe gemacht. Ein paarmal wöchentlich stattete er auch dem Geschäft einen kleinen Besuch ab, nahm die Berichte des Kassirers und des Procuristen entgegen, gähnte, steckte eine der Havannas an, deren er im Schreibtisch ein kleines Nebenlager unterhielt, und verschwand wieder, um einer Sitzung des Landtages, des Stadtrathes, oder der Handelskammer beizuwohnen. Letztere hatte ihn in Anerkennung seiner geschäftlichen Tüchtigkeit zum Vice-Vorsitzenden ernannt.

Hin und wieder hatte er einen Tag, an dem er es möglich machen konnte, zu Hause zu bleiben. Auch an einem trüben Sommerabend war dies der Fall. Er hatte den Seinen dringende Arbeit vorgeschützt und sich auf sein Arbeitszimmer zurückgezogen. Die Vorhänge waren herabgelassen; die Glühlampe über dem Schreibtisch warf einen scharfbegrenzten Lichtkreis, das Zimmer selbst lag in lauschigem Halbdunkel. Ein schwerer Fußteppich dämpfte den Schritt bis zur Lautlosigkeit; von der Straße herauf drang hin und wieder das Rollen eines Wagens. Ein Gefühl des Wohlseins, einmal nicht dabei sein zu müssen, überkam ihn; er legte sich in den Stuhl am Schreibtisch; die Gedanken kamen und gingen, sie hatten so selten Gelegenheit zu ungestörter Audienz.

Mitten hinein in die zusammenhangslosen Vorstellungsreihen warf ihm eine Gedankenwelle ein einzelnes Wort vor die Füße, das Wort „uneigennützig". Wenige Tage zuvor war das städtische Electricitätswerk eingeweiht worden. Sein Dafüreintreten hatte seinerzeit den Bau durchgesetzt; sein Name war denn auch von den toastenden Collegen gebührend gefeiert und bei der Gelegenheit das „uneigennützig" etwas oft gebraucht worden.

Sollte vielleicht einer der Redner —

Nein ... Es war undenkbar. Wer denn konnte ahnen, daß er finanziell betheiligt war, als er die Uebergabe des Werkes an einen Unternehmer anregte, wer Verdacht hegen, als er im Lauf der Verhandlungen auf einen solchen aufmerksam gemacht! ...

Die Linke fuhr mechanisch über das in letzter Zeit spärlicher gewordene Haupthaar. Unter Umständen konnte er noch in den Club gehen. Er erhob sich langsam, trat zum Fenster und schob die Vorhänge zurück, nach dem Wetter zu sehen. Die flackernden Gasflammen der Straße beleuchteten ein wenig einladendes Bild; Fahrbahn und Fußsteig waren mit Schmutz bedeckt; ein feiner Regen rieselte unablässig hernieder. Er gab die Absicht auf und ließ sich in den Stuhl zurück sinken.

Uneigennützig! ... Die das Wort aussprachen, kannten sie seine Tragweite?! ... Wußten sie, was es heißt — Einfluß besitzen und sich diese Macht nicht nutzbar machen, in einer Zeit, da Alles Waare geworden?! ...

Und nun ... er! Die wachsende Concurrenz hatte den Nutzen verringert, den das Geschäft in früheren Jahren abgeworfen; die Kosten für Familie und standesgemäße Repräsentation hatten sich vergrößert. ... Vielleicht, wenn ihm der erste Schritt nicht so leicht gemacht worden wäre! ... Für die paar Worte, die er als Referent in der Pferdebahnconcessionsfrage hatte einfließen lassen, war ihm ein kleines Vermögen bezahlt worden. Später, im Landtage, hatten sich noch ganz andere Chancen eröffnet. So, bei Verstaatlichung von Privatbahnen. Wenn er zurückblickte, schien es ihm, als sei er nicht der einzige Betheiligte gewesen.

Der Regen hatte zugenommen. Der rieselnde Laut übertönte das Ticktack der nahen Wanduhr und verdichtete sich zu einem einförmigen Tonmeer. Der Regen und die Einsamkeit trugen die Schuld an den Gedanken, in die er sich verstrickt. Es hatte seine Schattenseiten ... das Alleinsein.

Er rief nach Hut und Ueberrock, sich in den Club zu begeben.

* * *

Einige Wochen waren in's Land gegangen. Sie waren nicht nur Brüggemann, sie waren auch den übrigen Häuptern der Partei eine Zeit schwerer Heimsuchung geworden. Nicht genug, daß in den letzten Jahren so manches Glied sich krank erwiesen — jene Wochen hatten ein Ereigniß gezeitigt, dessen Folgen nicht abzusehen waren. Ein Führer der hauptstädtischen Partei, ein Mann von hohem Ansehen war gefallen. Ein Trost war geblieben; das rändige Schaf hatte den Staub der heimathlichen Erde abgeschüttelt und sich in's Ausland geflüchtet. Die Gegner triumphirten; jede Zeitung, die aus der Hauptstadt kam, wurde von ihnen durchstöbert; jeder Tag brachte neue Enthüllungen.

In dieser Noth blickten die Bedrängten auf Brüggemann. Ihm fiel die Aufgabe zu, in offener Volksversammlung die Lossage der Partei von dem Gefallenen auszusprechen. Nur so konnte man den Angriffen der Gegner die Spitze nehmen. Im Blick auf die öffentliche Meinung, beschloß man ein Uebriges zu thun und den Aergernißgeber in die unterste aller Höllen zu verdammen. Den Wortlaut der Rede hatte ein Rechtsanwalt auszuarbeiten. Brüggemann weigerte sich, die Parteiforderung zu erfüllen; er wurde überstimmt.

Einige Tage vor dem festgesetzten Abend erhielt er den Text zugestellt. Er blätterte, las einzelne Stellen, schlug vor und las das Ganze. Die Rede sollte er halten! ... Unmöglich! ... Jedes Wort traf ihn selber; seinen Namen an Stelle des andern, den er zu den Todten werfen sollte, und — er selber war gerichtet! ...

Die darauffolgende Nacht verbrachte er schlaflos. Wenn er erkrankte?! ... Doch, wer bürgte ihm, daß die Versammlung nicht verschoben werden würde! ... Es mußte also eine längere Krankheit sein. Die Aussicht war angenehm! ... Doch ... was half's! Es gab keinen anderen Ausweg. Also — welche Krankheit? ...

Er wählte und verwarf und wählte von Neuem. Schließlich entschied er sich für eine Influenza mit Bronchialkatarrh. Im Nothfalle noch eine kleine Affection der Lungenspitzen, dann wollte er die Partei sehen, die ihm zwingen konnte, eine eineinhalbstündige Rede zu halten! ...

Ein Lächeln der Befriedigung auf den Lippen, sank er in Schlaf. Doch auch in diesem folgte ihm die Sorge. Er sah sich im Bette liegen, neben sich den Arzt stehen, eine riesige Arzneiflasche in der Hand, ringsherum die Glieder der Partei. Alle lächelten sie, alle blickten sie auf ihn. Er wollte sich vertheidigen, wollte über sein Leiden sprechen, allein eine unsichtbare Hand schnürte ihm die Kehle zusammen. Immer höhnischer wurden die Mienen der Umstehenden; eine schreckliche Gewißheit durchzuckte ihn: sie glaubten ihm nicht, weil er sich geweigert!

Bei Erwachen fand er sich in Schweiß gebadet. Noch eine solche Nacht, und die Krankheit war Thatsache! Das nächtliche Spukbild begleitete ihn den ganzen Tag hindurch. Noch nie hatte er so viel und so krampfhaft gesprochen. Er sah das Kopfschütteln, das er hervorrief und — beging im nächsten Augenblicke eine neue Dummheit. Er war auf den Vertreter der sozialistischen Partei gestoßen. Dem Manne die Hand drücken und ihn seiner persönlichen Sympathie versichern, war das Werk eines Augenblicks. Zu spät bemerkte er das Entsetzliche seines Mißgriffs. Er stürzte zum Ausgang, nahm einen Wagen und ließ sich nach Hause führen.

Dort angekommen, begab er sich auf sein Arbeitszimmer. Mechanisch erbrach er die eingelaufenen Briefe. Der letzte trug einen ausländischen Stempel und den dickunterstrichenen Vermerk „Privatim!" Er durchlas ihn, zweimal, das zweite Mal halblaut.

„Geehrter Herr Exkollege!

Sie werden überrascht sein, ein Lebenszeichen von mir zu erhalten. Gott weiß, wie es kam, daß sich eine Nummer des (der Partei so theuer gewordenen) Blattes nach meinem derzeitigen Aufenthalt verirrt hat. Genug — ich las das Zeug. Da ersah ich denn zu meinem Mißvergnügen, daß auch Sie sich bemüssigt fühlen, Ihre Ansicht über mich auf den Markt zu bringen. Bei allem Respecte vor Ihren Verdiensten (Sie brauchen das Wort nicht zweideutig zu nehmen!) finde ich doch, daß Sie hiefür nicht ganz die geeignete Persönlichkeit sind. Sollten Sie auf Ihrem liebenswürdigen Vorhaben beharren, so würde ich mich genöthigt sehen, jenen kleinen Briefwechsel zu veröffentlichen, den wir in den Tagen des Glücks gepflogen. Meine derzeitige Adresse muß leider bei mir bleiben; der Brief ist durch zweite Hand zur Post gegeben. Dies, damit Sie dem Staatsanwalt nicht nutzlose Scherereien bereiten.

Im Uebrigen stets der Ihre.

A. V. Z.

P. S. Sollten Sie mit der Zeit gleichfalls eine Luftveränderung benöthigen, so kann ich Ihnen den Süden, im Gegensatz zum Norden, bestens empfehlen."

Stöhnend sank er zurück. Nach einer Weile raffte er sich auf und schleppte sich zum Kamin, um ein Streichholz anzustecken und den Gruß aus der Fremde der Flamme zu überliefern. Nun gab es kein Zurück mehr. Er mußte.

Minuten verstrichen; immer noch hielt er sich am Kamin. Ihm war als wankte die ganze Grundlage seiner Existenz und mit ihr das Zimmer, darin er sich befand. Daß er sich hatte verleiten lassen, die Briefe des einst so Gefeierten im gleichen Ton zu erwidern . . daß —

In diesem Zustand wurde er durch die Gattin überrascht. Ihren Bitten folgend legte er sich auf ein Ruhebett, bis der Hausarzt eintraf und ihn in's Bett sprach. Der Gerufene stellte unter Beihilfe des Patienten einen schweren Fall von Influenza verbunden mit beginnendem Bronchialkatarrh fest. Gegen erstere verordnete er Antipyrin, gegen letzteren nasse Wicklungen und Einathmen von Kochsalzlösung. Wenig fehlte und der unglückliche Patient hätte sich verrathen. Die Hoffnung, einen Theil der Verordnungen umgehen zu können, hielt ihn aufrecht.

Er sollte sich getäuscht haben. Die Gefährtin seines Lebens verwandelte sich zur Pflegerin, die keine bezahlte Hilfe zuließ. Kaum, daß er einen neuen Halswickel bekommen, stand auch wieder der dampfende Inhalationsapparat neben ihm; den Beschluß machte das „Gift", wie er die Antipyrinlösung im stillen Grimme getauft. Alles Sträuben war nutzlos, seine Autorität war auf den Nullpunkt gesunken. Und nun vollends die Kost . . . diese entsetzliche Krankenkost! . . . Während er hier lag und dünne Bouillon mit Ei trank, saßen die Andern im Restaurant und — Nein! . . Schon der Gedanke konnte rasen machen.

Auf den Routs, die er gab, hatte er die Entdeckung gemacht, daß seine Gattin eine vortreffliche Plauderin war; sie war bei diesen Gelegenheiten stets von Herrn umschwärmt. Von der Gabe konnte er jetzt Gebrauch machen. Vergeblich! Der erste schüchterne Versuch wurde mit dem Hinweis auf das Gebot des Arztes lächelnd niedergekämpft. Dumpf stöhnend drehte er das Gesicht zur Wand und zählte die Muster der Tapete.

Dann wieder wanderten seine Gedanken nach dem sonnigen Süden. Der, für dessen Sünden er hier lag, saß jetzt vielleicht in weinlaubumrankter Veranda, den Blick auf das Meer gerichtet, neben sich einen Krug jenes Feuerweins, den schon die Alten besungen . . . Wenig fehlte, und er hätte sich an Stelle des Geächteten gewünscht.

Langsam reihten sich ihm so die Viertelstunden zu Stunden, die Stunden zum Tag. Die Nachricht von seiner Erkrankung war inzwischen in die Oeffentlichkeit gedrungen. Einige Freunde und Parteigenossen, die schwarzen Verdacht im Herzen gekommen waren, sich zu erkundigen, wurden durch die Stille des Hauses und die Blässe der Hausfrau doch stutzig gemacht. Die Abendblätter brachten die Mittheilung, daß die Erkrankung des verehrten Mitbürgers eine schwerere sei, als man anfänglich vermuthet und daß an ein öffentliches Auftreten vor Wochen nicht gedacht werden dürfe.

So sah sich denn die Partei gezwungen einen Ersatzmann aufzustellen; doch auch dieser wurde ein Opfer der heimtückischen Krankheit. Was half's, daß neue Redner in die Bresche traten, — sie alle theilten das Schicksal der Vordermänner. Die Krankheit, die in frühern Jahren — wie gebührlich — mehr die breite Masse bevorzugt, hatte in diesem Spätjahr eine ausgesprochen aristokratische Neigung. Das Seltsamste aber war, daß sie nur hervorragende Politiker, Männer von Amt und Würden ergriff, ja — war's Bosheit, war's unglücklicher Zufall? — sich auf eine einzelne Partei beschränkte.

Indessen war der Herbst in's Land gezogen. Die Erinnerung an den Unglückseligen, der so vieles Leid verursacht, begann bei der Menge zu verblassen. Bei kühlerer Betrachtung fanden die Geschädigten, daß es besser gewesen, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Der Ansicht waren auch Brüggmann und seine Leidensgenossen. Nach vierzehntägigem Krankenlager erhob er sich als geheilt. Der Arzt hatte zwar für den ersten Ausgang besondere Vorschriften erlassen, ganz besonders im Punkte der Diät, allein der Reconvalescent hatte hiezu leise gelächelt.

Dies Lächeln lag auch auf seinen Zügen, als er sich von Hause entfernte. Mit jedem Schritte wurde sein Gang elastischer; er erwiderte die Grüße Bekannter, ließ sich zur Genesung gratuliren und konstatirte die Bewegung, die sein Wiedererscheinen unter den Vorübergehenden hervorrief.

Im Stammrestaurant angelangt, ließ er sich von dem ergriffen wackelnden Besitzer an den verwaisten Sitz geleiten; ein Kellner überreichte gebeugten Rückens die Weinkarte, während ein zweiter in gleicher Haltung die neuesten Zeitungen präsentirte. Schmunzelnd ließ er sich nieder. Selten hatte er mit solcher Andacht seine Lieblingsmarke geschlürft, selten noch mit solchem Genuß eine Auster hinter die Binde geführt. Dann lehnte er sich zurück und griff zu den Erzeugnissen der Presse. Sein Blick blieb auf der Rubrik Lokales haften. Er las von einem verdienten Manne und Parlamentarier, der im Dienste des öffentlichen Wohls seine Gesundheit geringgeachtet, jetzt aber wiederhergestellt sei.

Seine Blicke suchten den Spiegel.

Heute beneidete er den Flüchtling nicht mehr. Mochte der zehnmal auf weinlaubumrankter Veranda sitzen, den Blick auf's Meer gerichtet, neben sich einen Krug des Feuerweines, den schon die Alten besungen . . . . . er blieb im Vaterlande! . . . . .

Aus der Hauptstadt.

Kirchenbauer.

Wenn irgend ein neuer Stadtbahnhof dem Verkehr übergeben oder eine neue Pferdebahnlinie eingeweiht worden ist, so darf man sicher sein, daß das zur Theilnahme an der Feierlichkeit abgeordnete Mitglied der Redaction sich in seinem Festberichte sprühend geistreich darüber aufhält, wie unsäglich viele neue Kirchen es wiederum während der Fahrt bemerkt habe. Die Gotteshäuser schießen dann in dem betreffenden Feuilleton empor wie die Pilze, sind wie aus der Erde gestampft, scheinen sich über Nacht verdreifacht zu haben, wirken als embarras de richesse und so fort. Auch bei minder weihevollen Gelegenheiten setzt es zahllose Anspielungen auf den Eifer, den die modernen Berliner Kirchenbauer entwickeln, und ob nun Bellmaus eine poetische Thiergartenpromenade im bunten Spätherbst oder Kollege Schmock eine Excursion durch die Nachtkneipen im äußersten Norden zeilenweis beschreibt — die Kirchenmenge spielt ihre Rolle darin. Es ist klar, daß der Berliner Freisinn sich über diese kreuzgekrönten Bauten fürchterlich erbost. Und darum werden auch die, deren Religiosität sich in den alten Tempeln Christi genügend bethätigen konnte oder die in neuen, hübschen Gotteshäusern keine Verschönerung des banausisch dürftigen Straßenbildes Berlins begrüßen, darum werden alle nicht entschieden freisinnigen Elemente jedes neue Kirchlein mit lebhaftem, reinem Vergnügen betrachten.

Man braucht kein Litteraturschnüffler zu sein, mag den weihrauchumdüsteten und katholisirenden Romanen der Loti, Bourget, Huysman mit ziemlicher Gleichgültigkeit gegenüberstehen und wird doch nicht in Abrede stellen wollen, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts urplötzlich allenthalben eine starke, religiöse Strömung erwacht ist, die sich von unten herauf ihren Weg bahnt. Sie ist bereits stark genug, Parteien zu bilden, und indem sie dies thut, zeigt sie, daß ihr der Wille und der Instinkt zur Macht nicht fehlen. Den christlich-socialen Heerführern, die in Wien und Berlin, in Frankreich und Belgien unterm schaffenden Volke ihre Schaaren sammeln, arbeiten, sollte man glauben, die für Kirchenbau interessirten großen Herren in die Hände; die einen rufen den Geist, die anderen bauen ihm das Haus. Aber den frommen Grandseigneurs behagt solche Compagnieschaft mit nichten. Der Christus, den sie meinen, ist nicht von dieser Welt, er war ein allem irdischen Treiben abgekehrter, bleicher Sinnierer, ein Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug und gleiches auch von seinen Jüngern erwartet. Sie huldigen dem Christus, gegen den Friedrich Nietzsche so ungebührlich wild aufbegehrte, dem Sklavengotte, der die hungernde Armut ermahnt, sein geduldig ihr Elend zu tragen und den Reichen nimmer zu beneiden. Sie stellen sich, als wüßten sie nicht, oder sie sind wirklich bei aller Frömmigkeit bibelunkundig genug, nicht zu wissen, daß Jesus Christus von Nazareth, unser Herr und Heiland, ein gar zorniger Eiferer und Rachegott war, der in messerscharfen Redewendungen wider Pharisäer und Schriftgelehrte die heutigen Beleidigungsparagraphen gar nicht achtete, dem es ein Kleines war, blühende Bankgeschäfte zu zerstören, ihre Inhaber aus dem Tempel zu jagen und den Repräsentanten von Bildung und Besitz zu verkünden, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen als sie in den Himmel kommen würden. Dieser gewaltige Mann von Nazareth ist den Grandseigneurs und begüterten Frommen manchmal recht unangenehm. Denn sie wollen das schlichte Wort des alten Kaisers Wilhelm, dem Volke müsse die Religion erhalten bleiben, dahin verstanden wissen, daß es unmöglich sei, den Pöbel ohne Furcht vorm Jenseits in Raison zu halten; ihnen ist die Religion nur eine Zuchtrute für die Crapule. Höhergestellte mögen sich mit dem Glauben in ihrer

Weise und nach ihrem Gutdünken absinden. Wenn jüdische Kommerzienräthe ihre Jungen taufen lassen, damit sie dereinst im Staatsdienst weiter kommen, so ist eine solche Spekulation schon nicht mehr irreligiös, und wenn Prinzessinnen einer Krone wegen den Glauben ihrer Väter verleugnen, mitunter auch verfluchen, so ist das staatsklug und einsichtsvoll.

Von den Kirchenbauern mit dem Portemonnaie in der Tasche unterscheiden sich gewaltig die mit der Bibel in der Hand. Seit wenigen Jahren geht durch den jungen theologischen Nachwuchs hier zu Lande und auch im schwarzgelben Nachbarstaate ein frischer, thatenfroher Hauch, und in den jungen Köpfen lodert hell eine Begeisterung auf, wie ihn nur inniger Glaube an erkannte Wahrheit zu verleihen vermag. Für den Sieg Luegers haben die jungen Sontanenträger auf der Kanzel gebetet und in rauchigen Wahllokalen gewirkt, die Bauernsöhne allzumal, die ihres Volkes Leiden genauer kennen als der Fürstbischof Cohn. In Deutschland schrieb P. Göhre sein wirkungsvolles Buch aus dem Leben der Fabrikarbeiter, und eine tapfere Schaar junger Amtsgenossen, ihnen allen an Begabung und heiligem Feuer überlegen der wackere Pastor Naumann, nahm das Banner auf und trug es weiter. Um diese Männer, die Maßregelung und schleichende Verleumdung nicht fürchten, die um Gottes Willen Amt und Existenz, guten Ruf und Carriere muthig aufs Spiel setzen, um diese lieben Jünger des Zimmermannssohnes von Nazareth schaart sich ein täglich wachsender Heerbann. Er hat in Berlin bereits seine Tageszeitung. Und Freiherr von Mirbach, der sich um den Kirchenbau in der Reichshauptstadt besonders verdient gemacht hat, der dafür auch an Gerichtsstelle, von Herrn Bransewetter sogar, öffentlich belobt wurde, der Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin hielt es für erforderlich, diese Tageszeitung ebenfalls an Gerichtsstelle bösartig und Schmutz zu nennen, durch dessen Anfassen man sich besudete.

Freiherr von Mirbach ist gewiß ein herzensguter und wohlmeinender Mann. Ohne es nöthig zu haben, rackert er sich für die Aufthürmung neuer Gotteshäuser ab, und man sollte es, wo und wie immer man ihn beurtheilt, nicht vergessen, daß in erster und letzter Reihe ihm die schnelle Fertigstellung der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche zu verdanken ist. Unglücklicher Weise fühlt sich der Freiherr, dem auf ruhigerem Gebiete doch Lorbeeren genug winken, zuweilen bemüßigt, Politik zu machen. Immer zwar Politik, die mit dem Kirchenbau zusammenhängt, aber leider jämmerlich unkluge Politik. Zum ersten Male fiel er der Oeffentlichkeit unangenehm durch den Ausspruch auf, die sociale Noth in Berlin könne nur durch den Bau neuer Kirchen beseitigt werden. Was sich der Freiherr bei diesem Satze gedacht haben mag, ist bis heute nicht allgemein bekannt geworden; wahrscheinlich nichts. Der Kirchenbau hat mit der socialen Noth höchstens insofern etwas zu thun, als er Arbeitern und Handwerkern einige Beschäftigung giebt. An den cynisch-heuchlerischen Vorschlag des Greises Liebknecht, die Kirchen im Winter als Wärmehallen zu benutzen, hat der Freiherr bei der Geburt seiner Sentenz doch offenbar nicht gedacht. Später machte er durch einen geheimnißvollen Besuch bei Herrn Paul Singer von sich reden. Herr Singer ist überzeugter Israelit, zahlt redlich seinen Beitrag für den Kult des Gottes, an den er glaubt, und war zweifellos ebenso verwundert wie peinlich überrascht, als der Oberhofmeister der Kaiserin zu ihm mit der Bitte kam, eine höhnische Behandlung des Magistratsantrages zu Gunsten der Kaiser Wilhelm Gedächtnißkirche zu verhindern. Bedenkt man, wie scharf und entschieden sich Wilhelm II gegen die Buben aussprach, die des toten Monarchen Andenken beschimpften, und hält dagegen die Thatsache, daß ein hoher Hofbeamter es für passend hält, den Socialistenführer Singer aufzusuchen und um Schonung unseres theuren Heldenkaisers zu bitten, so steigt Einem das Blut zu Kopfe. Derartige Schritte eines Mannes aus der nächsten Umgebung des Fürsten verdienen mehr als erbittertsten Tadel, heischen strengste Sühne, und das um so mehr, als sie geradezu die Politik der Majestät durchkreuzen. Ueber Wilhelm's II. Stellung zur Socialdemokratie konnte seit 1890 kein Zeitungsleser mehr zweifelhaft sein, und von seinen Dienern hatte Niemand das Recht, einen anderen Weg als der Herr zu gehen. Wilhelm II. verachtet die Rotte, die nach seiner Meinung Land und Volk zu Grunde richtet; er ruft die Nation auf, sich doch zu ermannen. In schier seltsamer Weise hat sich nicht anno 1892, wie er selbst vor Gericht aussagte, sondern (nach Herrn Singer's Zeugniß) erst 1894 Herr von Mirbach ermannt. Ihm mußte klar sein, daß die christlich-sociale Zeitung ein heiliges Recht darauf, ja die Pflicht hatte, nachdrücklichst Einspruch gegen sein Vorgehen zu erheben, daß es ihm aber nicht wohl anstand, das Blatt, das in diesem Falle den monarchischen Standpunkt und die Gefühle des monarchischen Volkes mit Entschiedenheit wahrte, deßhalb der „Bösartigkeit" zu bezichtigen. Hätten wir mehr solcher bösartiger Blätter, so wären sicherlich viel grobe Taktlosigkeiten unterblieben, die der Einzelne unwissend und sozusagen in seiner Harmlosigkeit verübt, die aber Krone und Christenthum auf's empfindlichste schädigen.

Die Kirchenbauer von Berlin, die dem Höchsten prunkende Häuser errichten, hassen ingrimmiger als den atheistischen Freisinn, als die materialistische Socialdemokratie alle die Kirchenbauer um Naumann, denen daran liegt, dem christlichen Gedanken die Herzen zu erobern. Ganz unerklärlich wäre dies Gefühl der Abneigung, und seltsam wäre es, warum der eine Theil seine Feindseligkeit so unverblümt, so zornig wild an den Tag legt, während der andere sich auf bloße Abwehr beschränkt, wenn nicht eben die Thurmerbauer von der Religion ganz andere Vorstellungen als ihre Gegner hätten. Und religiöser Haß ist immer der blutdürstigste Haß. Freiherr von Mirbach erblickt eine Lebensaufgabe darin, in der vom Atheismus überschwemmten Hauptstadt imponirende Burgen, sichtbare Stätten des Christenthums zu mauern, und es sind, wie Freund Eugen Richter nach dem Tierlproceß freudig schmunzelnd verkündete, „uns die Namen jüdischer, wohlhabender Personen mitgetheilt worden, an welche Freiherr von Mirbach sich brieflich und direct um Beiträge für den Kirchenbau gewandt hat." Das ist aber, möge es Herrn Bransewetter auch noch so unverfänglich scheinen, zum mindesten nicht klug gehandelt. Käme Se. Majestät der Padischah nach Berlin und spendete tausend Mark für eine evangelische Kirche, so wäre des Kopfschüttelns kein Ende; evangelische Kirchenbauer scheuen sich jedoch nicht, Angehörige anderer, nichtchristlicher Bekenntnisse um Beiträge für ein Gebäude anzugehen, das kein Nationaldenkmal, das ein evangelisches Gotteshaus mit dem Namen unseres unvergeßlichen Heldenkaisers ist, nichts weiter.

Darum darf es auch nicht unwidersprochen bleiben, wenn preußische Rechtsbeamte just die gegentheilige Ansicht äußern. Ganz abgesehen davon, daß es fürchterliche Gefahren in sich birgt, wenn mehr oder minder bestrittene Meinungen über Tagesfragen in der Gerichtsstube zu Geltung und Einfluß gelangen, ist wohl zu bedenken, daß Richter Besseres und Wichtigeres zu thun haben, als alle feinen Windungen und Wendungen der Politik zu studiren. Verzichten sie aber klüglich darauf, so entgehen ihnen natürlich auch hundert Einzelheiten, ohne die der freie, das heißt vom Dictum seiner Morgenzeitung unabhängige Mensch, sich nun und nimmer ein entscheidendes Urtheil bilden kann. Und es wäre wahrlich besser gewesen, der Thätigkeit des Freiherrn von Mirbach nicht vom Richterstuhle aus lobend zu gedenken. Diese Thätigkeit war brav gemeint, aber alles andere eher als einwandfrei.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Nachruhm. Komödie in vier Akten von Robert Misch. (Berliner Theater). — Niemand weiß es. Drei Bilder von Theodor Wolff. — Frauenlob. Lustspiel in drei Acten von Rudolf Lothar. (Kgl. Schauspielhaus.)

Als das Wort „Komödie" auf den Theaterzetteln zu grassiren begann, erlaubte ich mir, an dieser Stelle eine Definition der neuen Phrase zu geben: Komödie ist, was zu dumm für ein Lustspiel und zu langweilig für einen Schwank ist. Selten kommt heut zu Tage, wer als Dramenbüttel rothe Klappsitze drücken muß, in die Lage, den Herren Autoren zu danken, und darum thue ich's mit besonderem Hochgefühl und gleich an erster Stelle. Denn nicht nur Herr Ludwig Fulda, der Jungverheirathete, der in den letzten beiden Jahren für die Unsterblichkeit seines Namens anders als durch Stückeschreiben hätte sorgen sollen, nicht nur Herr Ludwig Fulda, sondern auch der minder berühmte und minder wohlbegüterte Robert Misch haben mir durch ihre „Komödien" Recht gegeben. Dafür verdienen sie meinen Dank. Und so giebt es doch einen Menschen, der sich ehrlich für ihre Leistungen erkenntlich zeigt.

Herr Robert Misch zeichnet bekanntlich augenblicklich als Humorist, Er war erst Kaufmann und hat sich dann dem Antiquitätenhandel in die Arme geworfen. Aus dieser Zeit stammen seine ersten Lustspiele. leider aber, wie es scheint, auch seine Komödie. Ich weiß nicht, ob Mark Twain, der manchmal gar nicht Geschmacklose, die Schnurre erzählte, ich glaube aber, daß er's war, denn Herr Misch versteht Englisch. Es handelte sich da um einen jungen Poeten, der durchaus nicht emporkommen konnte und dessen Verleger nie das erste Tausend seiner Bücher los wurde. Die jüngstdeutsche alchymistische Kunst, aus tausend Exemplaren sieben Auflagen zu machen, ist offenbar in Amerika noch nicht im Gange. Kurz und gut, der junge Poet Mark Twain's gerieth in Verzweiflung und schrieb seinen Angehörigen einen längeren, trefflich stilisirten Brief, worin er mit Philippi-Accenten seinen Entschluß, sich selbst zu morden, ankündigte. Danach verscholl er, stürzte sich aber nicht in die trübe Fluth, sondern in ein Paar scheinbar ungefährlichere weiße Arme. Die Kunde von seinem tragischen Ende hallte durch die Welt. Schwungvolle Nekrologe machten alsbald die Feuilletonspalten unsicher, Denkmal-Comités begannen ihre Sammlungen, literarische Vereine hielten Trauerversammlungen ab, und die Gefühle der Mitglieder waren aufrichtig, denn jeder Dichter dankt Gott, wenn er einen Nebenbuhler auf einfache Weise los wird. Der junge Poet erreichte, was freilich hier zu Lande sofort bei der Ausgabe eines neuen Buches eintritt: er erschien in siebenter Auflage. Und als seine posthume Berühmtheit den Gipfel erklommen hatte, kam er unerwartet wieder zum Vorschein, als ein unweigerlich und in letzter Instanz berühmter Mann.

Der Spaß hat Herrn Misch so gut wie mir gefallen. Zu meiner lebhaften Bestürzung fertigte er indeß eine vieraktige Komödie daraus, was ein dankbarer Mensch nie gethan hätte, und Herr Aloys Prasch ließ sich bereden, die Sache auf seinem Theater zu machen.

Für Herrn Misch und seine „„Komödie““ gab es, da die naheliegende Ausgestaltung der hübschen Idee keinerlei geistige Kraftverschwendung erforderte, eine wunderhübsche Aufgabe. Er hatte, Mark Twain geistvoll ergänzend, seinen Helden verheirathet und die Frau, um das Glück voll zu machen, im ersten Akte als einen Ausbund edler weiblicher Eigenschaften geschildert. Recht spaßig und recht im echten Komödienstil wäre nun zu schildern gewesen, wie das Weibchen, das ja in den Kniff ihres Mannes völlig eingeweiht ist, sich an seiner rasend schnell zunehmenden Verblüfftheit weidet und auf der anderen Seite doch in beständiger Angst um sein Schicksal lebt.

Es ist Herrn Misch nicht im Traume eingefallen, diese Aufgabe, deren Lösung seinem Werke den Schein der Wahrheit verliehen hätte, auch nur zu überdenken. Er konnte es auch gar nicht. Den Goldklumpen, den er allein der zehn Procent Finderlohn (spr. Tantième) wegen aufgehoben hatte, vermochte der sich mühende Spaßvogel nicht in Geschmeide umzuarbeiten. Er bemalte ihn mit allerhand rohen Fratzen, kleisterte bunte Puppenlappen und lang, lang dagewesene Episoden darauf. Sehr gemischte Wortwitze mußten die in einer „Komödie“ anstandshalber immerhin erforderliche Charakteristik ersetzen, und was ihnen nicht gelang, blieb albernster, abgebrauchtester Verzerrung zu thun übrig. Den so zugerichteten Goldklumpen warf Herr Misch auf die weltbedeutenden Bretter und ließ fleißige Akteurs Fangball damit spielen. Er selbst stellte sich im neuen Frack hinter die Coulisse und lauerte. Man muß sagen, sein Schneider und sein Tanzlehrer sind bedeutende Leute. Der Frack saß tadellos, bis auf eine Quetschfalte an der linken Schulter, und die Verbeugung, die Herr Misch dem begeisterten Publicum machte, stammt von Hintzpeter, vielleicht sogar von Quaglio. Sie war hochnobel.

Sonst ist über sein Stück nichts zu sagen.

Herr Theodor Wolff fing's klüger an und verfaßte ein Werk, das darauf berechnet war, zornige Kritiken und entsprechend rege Nachfrage nach den bisher erschienenen, leider liegen gebliebenen Romanen des geistvollen, jungen Mannes wachzurufen. Er begnügte sich nicht damit, einen packenden Titel zu ersinnen und eine noch nie dagewesene Benennung auszuklügeln, nein, Mosse's Neffe geizte nach dem Ruhme, Deutschlands Maeterlink zu werden, unserm Theater eine funkelnagelneue Kunst zu spendiren. Man weiß hier und da noch nicht, was er für ein fabelhaft gebildeter, assimilationsfähiger Mensch ist und wie rasch er sich mit Hülfe der im Brockhaus angegebenen Literatur über Präraffaeliten u. a. m. grundlegend unterrichtet hat; es ist deshalb bedauerlich, daß die Intendanz der Königlichen Schauspiele seine „drei Bilder“ im Handumdrehen wieder vom Spielplane absetzte. Herr Wolff erfreut sich eines so kurzen Gedärmes, daß er gar nicht erst den morgigen Tag abzuwarten braucht, um zu lehren, was er heute lernte; er giebt auch die schwerste Speise sofort wieder von sich. Nachdem er Maeterlink's Princesse Maleine in aller Hast zu Ende gelesen, machte er sich schaffensfroh über ein eigenes Kunstwerk her, und all die dunkle, traumhafte Lyrik des Pariser Belgiers, alle Aeußerlichkeiten seiner geheimnißvollen, symbolistischen Poesie pfropfte er in „Niemand weiß es“ hinein. Aus Eigenem gab er eine wildromantische Handlung, die freilich auch danach ist, und als Ort der Handlung denuncirte er das glücklicherweise entfernt liegende Japan. Japan mußte es sein, weil dieser Staat jetzt allenthalben für sehr modern gilt. Theodor hatte, wie gesagt, nicht unschlau speculirt. Die liebreizende Tajo, ihr gefürsteter, aber ältlicher Gemahl, der tiefe, geistsprühende Künstler Yori, Dolch und Folter, Costüme und Prospecte von märchenhafter Pracht sollten auf die Naiven wirken, die von modernster Kunst nichts verstehen. Denen jedoch, die sich Feinschmecker nennen, sollten allerlei Stimmungszauber, lyrischer Sang und Klang, symbolistisches Gemengsel weiser und dummer, schillernder und platter Reden die dringend gebotene Bewunderung erleichtern. Aber Herrn Theodors aufdringliche Mache, das spitzfindige Arrangement des Drama's, der unkünstlerische Wortschwall, die wahllose Häufung knallender Effecte verdarben selbst, was gut oder gut gemeint war. Im Parkett blieb's kalt und still, trotzdem der junge Poet sich zur Siegesfeier extra von Paris herbemüht und darüber den Sturz des Ministeriums Ribot versäumt hatte, was von einem politischen Correspondenten entschieden nicht hübsch ist. Und die Kritik gab sich wider Erwarten nicht damit zufrieden, daß der Titel des Stückes die netten Vorbericht-Wortwitzchen so ungemein erleichterte, ja geradezu herausforderte. — Alle vorausschauende Schlauheit Wolff's verfing nicht, der Erfolg des Abends ward dem Nebenbuhler zu Theil. Es mag dies seinen Grund darin haben, daß zu unseres Autors Unglück die neue Auflage von Meyer's Conversations-Lexikon noch nicht bis zu dem Artikel „Theater-Reclame“ gediehen ist und sein Wissen auf diesem Gebiete deshalb naturgemäß versagen mußte. —

Der erwähnte siegreiche Nebenbuhler ist Rudolf Lothar (Schnitzer), und gilt im näheren Umkreise Wiens für einen vielleicht zu fleißigen Mann, in zweiter Linie auch für einen feinen Kenner der Weltliteratur. Für sein Lustspiel „Frauenlob“ hat er diese Kenntniß ganz gehörig ausgenutzt und die beliebtesten Possenscherze der Weltliteratur wieder ausgekramt. Die Geschichte von dem Fräulein, das sich als abenteuerlustige Frau ausgiebt, um einen gewissen verstockten Junggesellen zu Annäherungsversuchen zu verlocken und einzusangen, wird ausgiebig variirt; aus Längen in der Handlung, abscheulich dummen Kalauern, harmlosen Quiproquos und ausgiebigen Verlobungen ist ein rasch sättigendes dramatisches Habermus angerührt worden, von dem man sich mit Lust nährte, weil man bei Wolff gar zu hungrig geblieben war.

Offene Briefe und Antworten.

Gegen Ernst Busch und die sociale Frage.

Geehrter Herr!

Wenn die verwünschte Praxis nicht wäre, hätte der Verfasser des Artikels in der „Gegenwart“ Nr. 39 mit der Lösung der socialen Frage den Vogel abgeschossen; leider sieht es aber mit dem Geheimniß beim Geschäftemachen der Consumvereine in der Praxis doch anders aus. Die Kunst, Kundschaft zu erhalten und sich ihre Stetigkeit zu sichern, soll nach Ernst Busch im Genossenschaftsgesetz begründet liegen, und zwar weil die Kundschaft sich freiwillig zu den Consumvereinen drängt und größere Unternehmungen für Anlockung der Kundschaft zu große Opfer bringen müßten. Es wäre in Erkenntniß dieses außerordentlichen Geheimnisses das Verkaufen der Waare die einfachste Sache der Welt. Die Kundschaft sei ein freiwilliges Geschenk der Consumenten, sie wüßten nur bis heute noch nicht, welche Macht ihnen damit in die Hand gegeben ist, was sie erreichen könnten, wenn sie, statt ihre Kundschaft planlos zu verzetteln, einem festen Ziele zustreben würden. Jeder praktische Gewerbtreibende und Handwerker wird aber darauf antworten, daß das Genossenschaftsgesetz über den Rahmen der Gewerbefreiheit weit hinausgeht und nur ein Vorrecht bedeutet, das den Genossenschaftlern gegenüber dem Handwerker und Gewerbetreibenden gegeben ist, während gleiche Steuerbelastung mit dem übrigen Handelsgewerbe die Consumvereine in verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder von der Bildfläche verschwinden lassen würde; denn in der Steuerersparniß liegt das Geheimniß, weßhalb die Consumvereine überall gedeihen, wo sie in's Leben gerufen werden und weßhalb sie auf Kosten des Staates und der Gemeinden gedeihen müssen. Mit den Dividenden, welche diese Vereinigungen an ihre Mitglieder vertheilen, werden nicht einmal die Summen erreicht, die dem Staat und den Gemeinden durch diesen steuerfreien Umsatz der Waaren entzogen werden. Im Jahre 1894 verklagte die Stadt Breslau den dortigen Consumverein um 500 000 Mark Jahres-Gewerbesteuer, nebenbei gesagt, um abgewiesen zu werden, wie viel wird da der Stadtgemeinde nicht an Einkommensteuer, die doch ungleich größer ist, entzogen, und nun ziehe man in Betracht, daß 1400 Consumvereine und 2700 Creditgenossenschaften schon in Deutschland bestehen. Ein weiteres bedeutendes Privilegium ist die concessionslose Schankfreiheit der Consumvereine, welche die sogenannten, besonders in Schlesien und Pommern verbreiteten Schnapscasinos ermöglicht, d. h. Vereinigungen von Arbeitern zum steuerfreien Bezug und Vertheilung von Branntwein, — alles steuerfrei, — während die Gewerbetreibenden ihren Umsatz an Waaren ganz zu versteuern haben und den Kleinhandel mit Getränken, trotzdem sie ihn auch versteuern müssen, gar nicht einmal alle bekommen, weil derselbe für Gewerbtreibende der Bedürfnißfrage unterliegt. Damit wäre ja wohl das famose Geheimniß des Drängens des Publicums zu den Consumvereinen hinreichend beleuchtet. Daß bei solchen ungeheueren ungerechtfertigten Privilegien der Klein-Gewerbtreibende nicht mit den Consumvereinen concurriren kann, ist selbstverständlich. Man kommt unwillkürlich zu der Erörterung des Begriffes, was ist erlaubter und was ist unerlaubter Gewinn vom Standtpunkt des bürgerlichen Rechtes gegenüber den gleichen Lasten, die Gewerbtreibende und alle anderen Stände zu tragen haben. Mit solchen Vorrechten ausgestattet, müssen schließlich alle Erwerbszweige von Genossenschaften oder unter deren Schutz vom Capital, allerdings mit der Zeit, beherrscht werden, und das soll Liberalismus, soll Freiheit der Person sein? Jeder vernünftig Denkende kann darin nur den crassesten Egoismus und die Vergewaltigung des Mittelstandes erblicken.

Jedoch es ist ja nun einmal Thatsache, daß die Consumvereine Handwerk und Gewerbe aufsaugen, und diese Biedermänner, wie der Herr Einsender schreibt, kommen nicht einmal auf den Gedanken, bei Uebersüllung eines Berufes in einen anderen überzugehen! Wie leicht schreibt sich dies — aber wie viele tausende familienbehaftete und auf den Aussterbeetat gesetzte Gewerbtreibende und Handwerker blicken rathlos in die Welt und haben keine Ahnung, an welcher Kleinigkeit es liegt, daß ihnen geholfen werde. Sie haben dem Liberalismus 20 Jahre lang treue Heersolge geleistet in der Politik, haben sich einreden lassen, während dieser ganzen Zeit ideale Politik treiben zu müssen mit Hintenansetzung ihrer gewerblichen Interessen, um den Liberalismus zu ermöglichen, diese Vorrechte für die Genossenschaften und im Actiengesetz für das Capital in die Welt zu setzen und zwar zu ihrem eigenen Verderben und nun verargt man es diesen Leuten, unzufrieden zu sein, und von einem Recht auf Mehrwerth und Verdienst zu reden. So liegt es in der Praxis bei Gewerbtreibenden und Handwerkern! Wie soll da der Ausbau des Genossenschaftsgesetzes und des Liberalismus die sociale Frage ganz von selber und in der friedlichsten Weise lösen? Nichts wird mit diesen Bestrebungen erreicht werden, als der Socialdemokratie immer neue und gehässigere Elemente zuzuführen. „Suum cuique!“ Ehe dieser alte Wahlspruch unseres Herrscherhauses bei Ausführung unserer Gesetze nicht wieder voll und ganz zur Geltung kommt, wird selbst durch die rastloseste Arbeit die sociale Frage um keinen Schritt ihrer Lösung näher gebracht werden.

Hochachtungsvoll

Ein Kaufmann.

Notizen.

Don Nichole. Ein drolliges Heldengedicht. Von Peter Schmid. (Leipzig, Haessel.) Ein kleines Meisterwerk volksthümlichen Humors, dessen Werth noch höher stände, wenn es sich um eine frei erfundene Handlung drehte, aber schließlich hat sich ja auch der prächtige alte Fischart in seiner kerndeutsch originellen Weise nur an vorhandene Stoffe gewagt. Wir haben bei der Lectüre recht oft herzlich gelacht, und wenn wir dabei oft im Zweifel waren, ob wir unser Vergnügen Cervantes oder Schmid verdankten, so liegt eigentlich hierin eher ein Lob des deutschen Nachdichters. Er hat es eben verstanden, den edlen spanischen Wein in einen deutschen Schlauch zu füllen, und nun freuen wir uns des heilsamen Trunkes, als wäre er ein deutsches Gewächs. Der volksthümliche Ton ist durchweg getroffen, ohne biderbe Affectation und Sprachmengerei. Nirgends fällt der Verfasser aus der Rolle, keine Rösselsprünge in die Gegenwart stören den einheitlichen Eindruck, und selbst der zwischen der Jobsiade und Wilhelm Busch schwankende Stil ist von einer selbstherrlichen Originalität. Auch die Kenner des Originals werden gerne zu diesem zum erstenmal wahrhaft verdeutschten Don Quijote greifen, der zwar nicht die vielen Abschweifungen und Redseligkeiten des Originals enthält, wohl aber alle dessen unsterblichen Abenteuer in gedrungener Form.

Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch von Giuseppe Rigutini und Oskar Bulle. (Leipzig, Bernhard Tauchnitz.) Der deutsche Mitverfasser dieses großen Wörterbuches, von dem uns die ersten Lieferungen vorliegen, ist den Lesern der „Gegenwart" durch seine Aufsätze über italienische Zustände bekannt. Seit Jahren in Florenz wohnhaft, hat er sich mit seinem Schwiegervater, dem als Linguisten bestbekannten Akademiker Rigutini zur Herausgabe dieses groß angelegten Werkes vereinigt, das eine wirkliche Lücke in unserer Lexikographie ausfüllt. Wenn auch nicht nach den bewährten Grundsätzen von Langenscheidt angelegt, so nähert es sich doch demselben in manchen Punkten. Die Aussprache-Bezeichnungen sind sehr einfach und klar, und wenn freilich die üblichen Literaturnachweise fehlen, so entschädigt doch dafür die Vielseitigkeit, womit den feinsten Verästelungen der Sprache nachgegangen wird. Wir sind namentlich auf die Anlage des deutsch-italienischen Theils begierig und werden nach der Vollendung des Werkes auf dasselbe zurückkommen.

Was wir von einem Biographen, dem Schilderer einer Individualität, vor Allem erwarten, ist Objectivität. Dieser Forderung, so weit ihr überhaupt Rechnung getragen wird, kommen die meisten unserer Biographen in der Weise nach, daß sie uns die Licht- und Schattenseiten ihres Objectes, seine Erfolge und Mißerfolge klar und ruhig aufzählen, Keinem zu Lieb und Keinem zu Leid. Wir möchten diese Art der Schilderung die kalte Objectivität nennen. Aber es giebt auch eine warme Objectivität der Darstellung; sie begnügt sich nicht mit dem Zusammentragen von Thatsachen und Daten, sondern sie spürt mit Liebe der fremden Eigenart bis in ihre Tiefen nach. Ihr Mitleid, ihr Verständniß verschmäht es zu beschönigen und zu verdunkeln — es will nur erklären, nur verstehen lehren. Die seltene und sympathische Kunst fanden wir in Eugen Kühnemann's Buch „Herder's Leben" (München, C. H. Beck) angewendet, das uns durch die Eigenthümlichkeit seines Standpunktes, seinem Thema gegenüber, stark auffiel. Was ist uns Herder? Eine keineswegs besonders interessante und erquickliche Figur aus einer großen Zeit, von weit glänzenderen und einheitlich größeren Zeitgenossen in den Schatten gestellt. Und wenn es trotzdem seinem neuesten Biographen gelingt, uns jenen halb vergessenen Denker und Dichter plötzlich nahe zu rücken, uns mit herzlicher Theilnahme und staunender Bewunderung für die reiche Natur Herder's zu erfüllen, so verdankt er dies seinem warmen, tiefen Verständniß und der zwingenden, feurigen Diction seiner Darlegung, deren Eindruck der Leser sich nicht entziehen kann. Gerade dem Zerrissenen und Zerklüfteten in Herder's Persönlichkeit spürt der Verfasser mit dem verständnißvollen Mitleid des modernen Menschen nach, und so weiß er uns für einen Mann zu interessiren, der vor hundert Jahren gelitten hat wie wir, dessen Seele an den gleichen Schäden krankte, wie unsere. Herder eine durchaus moderne Natur — wie wunderlich! Wer es nicht glauben will, der vertiefe sich in das eigenartige Werk des jungen Marburger Docenten. Aus dem drängenden feurigen Willen, den Leser zu interessiren, zu überzeugen, geht auch der Mangel des fesselnden Buches hervor: stellenweise Breite, gelegentliche Wiederholungen. Aber wenn eine heiße und starke Natur zu uns spricht, nehmen wir diesen kleinen Fehler ohne Murren in den Kauf. Dem Werke ist eine gute Photogravüre beigegeben, die Herder in seinem 56. Lebensjahre darstellt. L. H.

Die dritte französische Republik bis 1895. Von Karl Vogel. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Das vorliegende Werk führt sich als Beginn einer Reihenfolge von ähnlichen Büchern ein, worin der Nationalökonom Cabinetsrath Karl Vogel unter dem Gesammttitel: „Am Schlusse eines Jahrhunderts" eine Rundschau der europäischen Staats- und Völkerkunde geben und die wesentlichsten Fragen des politischen und wirthschaftlichen Lebens unserer Zeit zur Erörterung bringen will. Es ist seine Absicht, die Verhältnisse und Zustände der europäischen Staaten, wie diese sich aus den Kriegen und politischen Umwälzungen der Jahre 1866 bis 1871 entwickelt haben, in kurzer, bündiger Darstellung zu veranschaulichen, so daß der Leser ein klares und deutliches Bild der Grundlage gewinnt, auf denen das europäische Gleichgewicht nunmehr fast länger als einem Vierteljahrhundert thatsächlich beruht. Man muß gestehen, daß ihm das mit Frankreich gelungen ist. Er zeigt, wie der merkwürdige Abschnitt der neueren Geschichte von der ersten Revolution 1791 ausgegangen ist und wie diese zu der ganzen seitherigen Entwickelung der europäischen Cultur den Anstoß gegeben hat, in dessen Folge Frankreich in dem ersten Stadium dieser Periode, bis 1812, auf dem Festlande seine Oberherrschaft überall geltend zu machen wußte, bis es dann dem Ansturm erlag, aus welchem in fortschreitender Entwickelung seine gegenwärtigen politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse hervorgegangen sind. Wir hätten nur gewünscht, daß der Verfasser die factische Hohlheit der französischen Vormachtstellung im „Europäischen Concert" schärfer hervorgehoben hätte, die sich, trotz aller Geschicklichkeit seiner Diplomaten und Tapferkeit seiner Heere, schon lange vor dem ganz nur auf Schein begründeten dritten Kaiserreich gezeigt hat. Nur die bundestägliche Zerrissenheit und Habsburgs immer undeutsche Politik verhinderten gewaltsam Deutschlands Einigung und Weltmachtstellung, die ihm in Anbetracht seiner Cultur und Volkszahl schon mindestens ein Jahrhundert früher hätte zu Theil werden sollen. Da der „Glücksstern" eines Napoleon I. schwerlich wieder über Frankreich aufgehen wird und die Inferiorität seiner Bevölkerungsziffer, dem Deutschen Reiche gegenüber, alljährlich wächst, so ist unser unruhiger Nachbar schon heute nicht mehr in der Lage, uns ohne fremde Hülfe mit Aussicht auf Erfolg anzugreifen.

Uria's Weib. Eine Großstadt-Geschichte von Richard Nordhausen. Berlin. Richard Eckstein's Nachf. (H. Krüger.) Wenn der Verfasser durch seine epischen Dichtungen unsere Herzen gewonnen hatte, so nehmen wir mit um so größerer Freude wahr, daß er auch auf anderem Gebiete zu Hause ist und durch lebenswarme, packende Gestaltung moderner Probleme zu fesseln weiß. In der uns vorliegenden Berliner Erzählung, die in bewegtes, politisches Treiben hineinführt, sind mit großem Geschick und dichterischer Kraft der gläubige, schaffensfrohe Idealist und der weltkluge, eiskalte „Freund" contrastirt, der die Anderen für sich arbeiten, sich von ihm auf die Staffel des Ruhmes heben läßt und ihm hinterher noch das einzige Glück stiehlt, das der blauäugige Schwärmer sein Eigen nennt. Besonders packend kommt dieser Gegensatz am Schlusse zum Ausdruck, wo der „Kamerad" beim Souper mit der Braut des Freundes die Nachricht erhält, daß dieser eben für ihn in den Tod gegangen sei. Die ungemein lebhafte Wiedergabe der von Anfang bis zu Ende fesselnden Vorgänge, die Antheilnahme, welche die Lebenswärme ausstrahlenden Träger der Handlung uns aufzwingen, zwingt den Leser machtvoll in ihren Bann. Wir glauben, in Richard Nordhausen nach Lectüre dieser kleinen, dramatisch knappen Erzählung einen im besten Sinne hochmodernen Erzähler begrüßen zu dürfen.

Kinkerlitzchen. Allerlei Scherze von Heinrich Seidel. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Der Verfasser erzählt im Vorwort, daß sein Verleger gegen die Veröffentlichung dieser kleinen Scherze gewesen sei, und wir können es sehr wohl begreifen. Immerhin enthalten diese unbedeutenden Skizzen einige ganz vortreffliche Einfälle, die Seidel ganz recht hatte, nicht unter den Scheffel stellen zu wollen. Dies gilt namentlich von den Phantasien aus dem Jahr 1984, doch wollen wir bemerken, daß die Bombenpost nicht Seidel's Erfindung ist, sondern schon von Heinrich von Kleist in einem satirischen Zeitungsartikel beschrieben worden ist. Dafür gebührt Seidel offenbar die Priorität des fürchterlichen Sprengstoffes Krakatana, nur schade, daß das Geheimnis dieses Stoffes mit seinem Erfinder verloren gegangen, aber es wird sich vielleicht die eiserne Kuh oder das Sicherheitsstreichholz, das durch keine Macht der Welt zum Brennen zu bringen ist, oder die künstliche Amme als neuestes Wunder der Technik praktisch verwerthen lassen. Mit dem Spargeltabak dürfte es schon größere Schwierigkeiten haben. Alles in allem werden die zahlreichen Verehrer Seidel's dem Dichter gewiß auch für diese Allotria Dank wissen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements-, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuigkeiten

Emil Ertl

Miss Grant und andere Novellen.

17 Bogen 8°. M 3.— brosch.

Träume

von Carl Busse.

10 Bogen 8°. M. 2.60 brosch.

Wo in den Buchhandlungen nicht vorräthig, gegen Einsendung des Betrags direkt vom Verleger

A. G. Liebeskind in Leipzig, Poststr. 9/11.

Soeben erschienen im Verlage von **G. L. Kasprowicz** in **Leipzig:**

Graf Leliwa, Russisch-polnische Beziehungen. Aus dem Russischen von A. C. Arnold. 10 Bogen. Preis 1 M. 50 Pf.

(Enthält geheime Actenstücke und Enthüllungen der Unverschämtheiten russischer Beamten in den früheren polnischen Provinzen Russlands)

Alfr. Stößel: **„Freunde".**
Roman in 1 Bd. M. 4.50, geb. M. 5.50.

Alfr. Stößel: **„Brandung".**
Novelle. 2 M.

2 aufs glänzendste besprochene und hochmodern ausgestattete Erscheinungen, die sich vorzüglich zu **Weihnachtsgeschenken** eignen.

Rob. Friese, Sep.-Cto., Leipzig.

Verlag von **Robert Lutz,**
Stuttgart.

Glänzendes Elend.

Offene Kritik der Verhältnisse unseres Offizierkorps

von

Prem.-Lieutn. a. D. **Krafft.**

Preis M. 1.20.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Größtes Lesecabinet d. König stadt!!

Außer **150** verschiedenen politischen u. Fachzeitungen liegt auch die **„Gegenwart"** bei mir aus.

Empfehle **reichhaltige Frühstückskarte, helle und dunkle Biere vom Faß, Bouillon u. warme Pasteten.**

F. W. Gumperts Conditorei,

Berlin C., Königstraße 23/24.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art. bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Sicherer Weg zum Reichthum!

Magische

Taschen-Sparbank.

Patentamtlich geschützt.

Sie schließt sich selbst, zeigt den darin befindlichen Betrag an und kann **erst dann** geöffnet werden, wenn dieselbe mit der **entsprechenden** Geldsorte vollständig gefüllt ist, und zwar Nr. 1 nach Ansammlung von 20 Mark in 50-Pfennigstücken, Nr. 2 nach Ansammlung von 3 Mark in 10-Pfennigstücken, früher kann die Einrichtung unmöglich geöffnet werden und **nöthigt** daher zum **Weitersparen,** bis sich Mk. 20 resp. Mk. 3 in der Sparbüchse gesammelt haben. Nach Leerung wieder verschließbar. Preis **75 Pfg.** pro Stück. Von 2 Stück an **frankirte** Zusendung überall hin bei Voreinsendung des Betrages in Briefmarken oder baar. (Nachnahme 30 Pfg. Portozuschlag), von ½ Dutzend an 20 pCt. Rabatt.

Hermann Hurwitz & Co.,
Berlin C., Klosterstrasse 49.
Spezial-Geschäft für Patent-Artikel.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 46. Berlin, den 16. November 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Böttticher-Hetze. Von Landgerichtsrath W. Kulemann. — Die Ueberschätzung eidlicher Bekundungen in der Rechtspflege. Von Hermann Sachtler. — Zur Lehrerinnenfrage. Von Dr. med. Otto Dornblüth (Rostock). — **Literatur und Kunst.** Reinhold Pauli. Von Ludwig Geiger. — **Feuilleton.** An der Fähre. Von M. Isay (Trier). — **Aus der Hauptstadt.** Unbeleidigte Majestät. Von Caliban. — Hans Thoma und die Modern-Sensiblen. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Böttticher-Hetze.

Von Landgerichtsrath W. Kulemann.

Mit einer Zähigkeit, die auf ganz besondere Gründe schließen läßt, bringt ein Theil der Tagespresse seit einem halben Jahre die Nachricht, daß die Stellung des Staatsministers v. Böttticher erschüttert sei, und selbst die Erklärung des preußischen Gesammtministeriums im Reichsanzeiger hat diese Gerüchte nicht zum Schweigen zu bringen vermocht. Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Absicht, welche denselben zu Grunde liegt, weniger die ist, die Erschütterung zu constatiren, als sie herbeizuführen, und wir werden unten uns mit der Frage beschäftigen, in welchen Kreisen die Quelle für diese Angriffe zu suchen sind. Nun ist freilich kaum wahrscheinlich, daß dieselben Erfolg haben werden, denn bei der Eigenart des Kaisers pflegen Versuche, auf seine Entschließungen einzuwirken, gerade die gegentheilige Folge zu haben, und die Auszeichnung, welche Herr von Böttticher erst jetzt wieder bei der Einweihung des Reichsgerichtsgebäudes erfahren hat, scheint eine Bestätigung hierfür zu bieten. Immerhin haben diese Zeitungserörterungen so viel Interesse, daß es sich verlohnt, ihnen etwas näher zu treten, zumal die dabei aufzuwerfenden Fragen staatsrechtlich und politisch wesentliche Punkte berühren.

Die Angriffe, die bekanntlich zunächst von Friedrichsruhe ausgegangen sind, gründen sich einerseits auf das Verhältniß des Herrn v. Böttticher zum Fürsten Bismarck und andererseits auf die Angelegenheit des Bankdirectors Berg und die diesem gemachten Zuwendungen aus dem Welfenfonds. Während naturgemäß Fürst Bismarck das Hauptgewicht auf den ersten Punkt legt, hat sich umgekehrt die Presse vorwiegend mit dem zweiten beschäftigt und dabei eine Neigung bewiesen, schmutzige Dinge des Privatlebens auf den öffentlichen Markt zu zerren, die vom ethischen Gesichtspunkte aus betrachtet, recht unerfreulich berührt, wie denn überhaupt diese ganze Angelegenheit nicht dazu beitragen kann, die Werthschätzung Deutschlands im Auslande zu erhöhen.

Betrachten wir zunächst diesen letzteren Angriffspunkt. Die thatsächlichen Vorgänge, welche dabei in Betracht kommen, dürfen als bekannt vorausgesetzt werden: der Bankdirector Berg, der Schwiegervater des Herrn v. Böttticher, war nicht in der Lage, seinen Verpflichtungen der Reichsbank gegenüber nachzukommen, ja es wird sogar angedeutet, daß es sich dabei um strafbare Vorgänge gehandelt habe. Herr v. Böttticher stellt sein ganzes eigenes Vermögen zur Verfügung, um die Schuld zu decken und veranlaßt Verwandte und Freunde, das Gleiche zu thun, hält es aber zugleich für seine Pflicht, dem Reichskanzler, als seinem Vorgesetzten, Anzeige zu machen, worauf dieser den Kaiser bestimmt, die Erstattung aus dem Welfenfonds anzuordnen. Nach der im Reichsanzeiger veröffentlichten Erklärung des preußischen Ministeriums sollen nun die Aufwendungen der übrigen Verwandten und Freunde, nicht aber die von Herrn v. Böttticher selbst gemachten erstattet sein, und obgleich das etwas wunderbar erscheint, denn Gründe dafür, Privatleuten aus öffentlichen Mitteln Zuwendungen zu machen, sind noch schwerer zu finden, als wenn es sich um einen verdienten Minister handelte, wird man doch die Richtigkeit dieser Angabe nicht bezweifeln dürfen.

Legen wir an diesen Thatbestand den Maßstab nicht allein der sittlichen, sondern auch der politischen Kritik, so ist in aller Welt nicht einzusehen, was für ein Vorwurf sich aus denselben für Herrn v. Böttticher ergeben soll. Was geht es ihn an, wenn sein Schwiegervater seine Schulden nicht bezahlen kann, ja selbst wenn er strafbare Handlungen verübt? Es ist ja im privaten Leben sehr unangenehm, wenn auf Angehörige ein Makel fällt, aber kein verständiger Mensch wird daraus einen Vorwurf herleiten. Und gerade dann, wenn Herr v. Böttticher sein eigenes Vermögen hergab, um die Schulden zu decken, hat er ja noch mehr gethan, als wozu er selbst vom Standpunkte des Anstandes aus irgend verpflichtet war; es ist dann also um so unverständlicher, wie man ihm einen Vorwurf machen kann. Die Angelegenheit Berg-v. Böttticher ist ja in gewissem Sinne eine Umkehrung der Angelegenheit Grévy-Wilson, aber wenn der französische Präsident durch seinen Schwiegersohn zu Falle gebracht wurde, so war es nicht der Umstand, daß dieser unlautere Dinge getrieben hatte, sondern daß ihn selbst hierbei insofern ein Vorwurf traf, als er in dem seinem Schwiegersohn geschenkten Vertrauen die ihm obliegenden Pflichten außer Augen gesetzt hatte. Er fiel nicht als Schwiegervater, sondern als Beamter wegen Sorglosigkeit in der ihm zufallenden Aufsicht, und daß der Schuldige sein Schwiegervater war, hatte für die Beurtheilung eine sehr untergeordnete Bedeutung. Von einem solchen Vorwurf kann bei Herrn v. Böttticher keine Rede sein, er war nicht der Vorgesetzte seines Schwiegervaters, da die Reichsbank dem Reichsschatzamte unterstellt ist, und es ist deshalb in aller Welt nicht abzusehen, welche Verantwortung ihm sollte aufgebürdet werden können. Wollte

man aber den Grundsatz aufstellen, daß, sobald ein Staatsangehöriger etwas Ehrenrühriges begeht, alle mit ihm durch Verwandtschaft oder Schwägerschaft verbundenen Personen aus dem Staatsdienste scheiden müßten, so würde sich der Staat nicht allein einer großen Ungerechtigkeit schuldig machen, sondern sich auch ohne Grund tüchtiger Kräfte berauben.

Kann aber aus dem Vergehen des Herrn Berg ein Vorwurf gegen Herrn v. Böttticher nicht hergeleitet werden, so gilt das Gleiche für die Erstattung aus dem Welfenfonds. Ganz zweifellos ist dies ja dann, wenn diese Erstattung — wie das Gesammtministerium erklärt — nur den übrigen Verwandten und Freunden, nicht aber ihm selbst zu Theil geworden ist, denn die bezügliche Anordnung ist nicht von ihm, sondern von dem Fürsten Bismarck getroffen oder befürwortet, und wenn er dem Letzteren Anzeige von dem Vorfalle machte, so lag darin doch nicht entfernt die Anregung zu einer solchen Maßregel, sondern er handelte nur correct, wenn er über eine Angelegenheit, die ihn immerhin nahe berührte, seinem Vorgesetzten Mittheilung machte. Nicht ganz so einfach würde die Sache liegen, wenn auch seine eigenen Aufwendungen ihm aus dem Welfenfonds ersetzt sein sollten, was jedoch — wie bemerkt — nach der bestimmten Erklärung des Gesammtministeriums als ausgeschlossen angesehen werden muß. Aber selbst dann würde doch ein Vorwurf nicht am Platze sein. Daß allerdings die Verwendung des Welfenfonds zu solchen Zwecken sehr angreifbar ist, muß unbedenklich zugegeben werden. Will man die gesetzliche Vorschrift, daß dessen Einkünfte dazu dienen sollten, welfischen Agitationen entgegenzutreten, auch noch so weit ausdehnen, so müssen die Schädigungen, gegen welche man den Preußischen Staat schützen will, doch immer mit dem Welfenthum in irgend einer Beziehung stehen, läßt man dieses Erforderniß fallen und will die Verwendung überall da gestatten, wo das Staatsinteresse betheiligt ist, oder auch nur da, wo die Stellung und das Ansehen des Staates in Frage gestellt ist, so verliert man jede Grenze und verwandelt die Einkünfte in einen Dispositionsfonds, der sehr nützlich und wünschenswerth sein mag, der aber nun einmal in dem Beschlagnahmegesetze nicht geschaffen war.

Aber selbst auf dieser Unterlage ist ein Vorwurf gegen Herrn v. Böttticher nicht zu begründen. Die Entscheidung über die Verwendung des Welfenfonds lag vorbehältlich der kaiserlichen Genehmigung in den Händen des Reichskanzlers, und selbst dann, wenn Herr v. Böttticher diese Art der Verwendung für bedenklich gehalten und seinerseits nicht gebilligt haben sollte, so ist es doch etwas Anderes, dieselbe anzunehmen, nachdem die gesetzlich berufene Instanz ihre Entscheidung getroffen hatte. Gewiß macht sich auch derjenige, der eine von einem dritten zu Unrecht erworbene Sache seinerseits an sich bringt, schuldig, aber diese strafrechtliche Analogie setzt voraus, daß der dritte auch subjectiv etwas Unrechtes gethan, bewußt eine Strafthat verübt hat. Handelt es sich dagegen um eine Gesetzesauslegung, so muß in Zweifelsfällen die dazu befugte Instanz die endgiltige Entscheidung treffen, und nachdem sie gefallen, ist sie für alle Staatsbürger bindend. Wollte man das nicht anerkennen, so würde ja auch derjenige, dem von Gerichte unter Zugrundelegung einer von ihm für unrichtig gehaltenen Rechtsansicht etwas zugesprochen wird, oder der dieses zugesprochene Gut im Wege der weiteren Veräußerung seinerseits erwirbt, sich schuldig machen. Ein Vorwurf gegen Herrn v. Böttticher würde sich deshalb selbst aus einer Annahme des Geldes nicht herleiten, sondern höchstens dann begründen lassen, wenn er den Reichskanzler zu einer solchen Maßregel bestimmt hätte. Das ist aber bis jetzt von keiner Seite behauptet worden.

Es ist nun wunderbar, daß die öffentliche Kenntniß dieser Angelegenheit, wie es scheint, auf die Quelle von Friedrichsruh zurückzuführen ist, und da Fürst Bismarck sehr wohl weiß, daß seine Behandlung des Welfenfonds selbst in denjenigen Kreisen, die seiner Politik grundsätzlich freundlich gegenüber stehen, keineswegs gebilligt wird, so hat bei ihm offenbar der Wunsch, den von ihm gehaßten Mann zu schädigen, das Bedenken, sich selbst der Kritik auszusetzen, überwogen. Was bestimmt ihn nun zu solchem Hasse?

Diese Frage leitet uns über zu dem zweiten der oben bezeichneten Punkte, nämlich zu den Angriffen, die gegen Herrn v. Böttticher von seinem früheren Vorgesetzten erhoben werden. Bekanntlich hat Fürst Bismarck von „Klebern" im preußischen Ministerium gesprochen, und alle Welt ist darüber einig, daß er hierbei in erster Linie Herrn v. Böttticher im Auge gehabt hat. Unter einem „Kleber" in dem Bismarckschen Sinne kann man nur Jemand verstehen, der aus eigennützigen Zwecken dann in seiner Stelle bleibt, wenn die Rücksichten auf das Allgemeinwohl oder gar das Ehrgefühl ihn veranlassen sollten, seinen Abschied zu nehmen. Ich wüßte nicht, welche Thatsachen in dieser Richtung gegen Herrn v. Böttticher geltend gemacht werden könnten. Er hat nicht allein das Vertrauen des Kaisers und die Zustimmung seiner Kollegen, sondern auch die Sympathie der Mehrheit des Reichstages und erfreut sich sogar in den Kreisen des Letzteren einer ganz besonderen Beliebtheit, die ein Factor von gar nicht zu unterschätzender politischer Bedeutung ist; läßt sich doch mit großer Bestimmtheit behaupten, daß die Eigenart des Herrn v. Böttticher, sein joviales, entgegenkommendes, alle unnütze Schärfe vermeidendes Wesen ganz wesentlich dazu beiträgt, die Stellung der Regierung zu den Parteien günstig zu beeinflussen, ja es ist anzunehmen, daß manche Vorlage, deren Durchbringung mit Schwierigkeiten verknüpft war, durch seine persönliche Beliebtheit gerettet worden ist.

Fürst Bismarck scheint mit seiner Bezeichnung in erster Linie einen Tadel darüber aussprechen zu wollen, daß Herr v. Böttticher Gefügigkeit genug besitze, unter drei verschiedenen Reichskanzlern im Amte zu bleiben. Aber ist denn das ein Vorwurf? Wäre es erwünscht, daß sobald der Kanzler geht, sofort alle Staatssecretäre und Minister ihm folgen müßten? Fürst Bismarck selbst hat allerdings im Preußischen Staatsministerium ein solches Verhältniß angestrebt und die übrigen Minister zu bloßen Gehülfen des Ministerpräsidenten herabzudrücken gesucht, — man erinnere sich nur des von ihm aus dem Actenstaube wieder ausgegrabenen Reskriptes aus der Reactionszeit, daß kein Minister ohne seine Zustimmung dem Könige Vortrag halten dürfe. Diese Herrschsucht ist auch zweifellos der Grund, weshalb er der Forderung verantwortlicher Reichsminister so entschiedenen Widerstand entgegengesetzt hat, denn wenn er dabei als Grund die Rücksicht auf die Bundesfürsten angab, deren Einfluß durch eine solche Einrichtung geschwächt werde, so ist das offenbar nur ein Vorwand. Das Staatsinteresse widerspricht durchaus einer solcher Centralisirung der Regierung in der Person eines Einzigen, denn durch diese verliert man eben den Vortheil eines collegialischen Regierungssystems, daß die selbstständigen Ansichten Mehrerer zur Würdigung gelangen.

Wechselt in der Person des Kanzlers oder Ministerpräsidenten zugleich das System, das leitende politische Princip, so müssen selbstverständlich alle Mitglieder der Regierung folgen, die dadurch in Widerspruch zu ihren Ansichten gerathen würden, aber daß diese Folge bei allen eintreten müßte, ist keineswegs richtig. Giebt es doch in jedem Ministerium neben den politischen auch unpolitische „Geschäftsminister", die allerdings die Gesammtpolitik mit vertreten und deshalb auch im Wesentlichen billigen müssen, die aber mit derselben nicht so eng verknüpft sind, daß sie nicht auch einer gewissen Verschiebung zustimmen könnten, da sie eben Fachminister sind und der „großen" Politik verhältnißmäßig fern bleiben. Daß es solche giebt, ist geradezu eine Nothwendigkeit, denn glücklicherweise ist doch nicht Alles im Staatswesen von einem einheitlichen Princip abhängig, sondern es giebt sehr tüchtige Beamte, die den großen politischen Gegensätzen in einer gewissen

Neutralität gegenüber stehen, und sie sind auch im Ministerium sehr wohl an ihrem Platze. Herr v. Bötticher ist nun zweifellos, lediglich vom Standpunkte tüchtiger, solider Arbeitsleistung betrachtet, ein ganz hervorragender Beamter; wer jemals als Beamter oder als Abgeordneter zu ihm in Beziehung getreten ist, wird — unabhängig von jedem politischen Standpunkte — seiner ganz ungewöhnlichen Beherrschung des Stoffes, seiner Sicherheit in der Beurtheilung schwieriger Fachfragen, seinem Ueberblick und seiner praktischen Begabung die höchste Anerkennung nicht vorenthalten. Er ist ja das Mädchen für Alles, der Sprechminister in der Regierung, der stets auf dem Platze und in der Lage ist, Auskunft zu geben und Antwort zu stehen, es würde außerordentlich schwer sein, ihn zu ersetzen. Da ist es also völlig begreiflich, daß seine Stellung durch Wechsel in den Regionen der hohen Politik weniger berührt wird.

Aber worin hat denn der Systemwechsel seit dem Rücktritte des Fürsten Bismarck bestanden? Mit dieser Frage berühren wir den springenden Punkt der ganzen Angelegenheit. Mag auch erst die spätere Geschichtsschreibung die Ereignisse, die sich im März 1890 in Berlin vollzogen, völlig klar zu legen imstande sein, so sind doch die Quellen des Gegensatzes des jungen Kaisers zu seinem alten Kanzler schon jetzt ganz zu übersehen, wobei die Erklärungen, die Herr von Bötticher selbst einem Berichterstatter des Berliner Lokalanzeigers gegenüber abgegeben haben soll und die er selbst als inhaltlich zutreffend bezeichnet hat, noch besonders in Betracht kommen. Danach war allerdings der letzte Grund, welcher ein Zusammenwirken der beiden starken Persönlichkeiten unmöglich machte, ein psychologischer: der Kanzler hatte eine Stellung erlangt, die eine wesentliche Einschränkung des kaiserlichen Selbstregierungsrechtes bedeutete, und wie er selbst auf diese Stellung, in die er sich in einer 28jährigen Thätigkeit hineingelebt hatte, nicht verzichten konnte, ohne sich selbst zu verleugnen, so war es andrerseits dem thatkräftigen, von einer sehr hohen Auffassung seiner Aufgabe erfüllten Monarchen ebenso unmöglich, auf die Dauer eine solche Einschränkung zu ertragen. Dieses psychologische Moment machte sich nun aber um so stärker geltend, je mehr sachliche Meinungsverschiedenheiten ihm Anlaß zur Bethätigung boten, und unter diesen spielt die Beurtheilung der socialen Frage die weitaus entscheidende Rolle. Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck die Gegenzeichnung der Februarerlasse verweigert und daß er die Berufung der Berliner internationalen Conferenz nur in der Absicht gut geheißen hat, durch dieselbe die kaiserlichen Reformpläne zu durchkreuzen. Da andrerseits dem Kaiser diese Pläne damals im Vordergrunde seiner Politik standen, so war ein ferneres Zusammenarbeiten auf die Dauer völlig ausgeschlossen.

Bei diesem Gegensatze stand Herr von Bötticher auf der Seite des Kaisers. Daß das nicht etwa nur eine Taktik der Klugheit war, sondern seiner innersten Ueberzeugung entsprach, dürfen wir nicht allein seiner eigenen Versicherung glauben, sondern ich bin in der Lage, dies aus meiner persönlichen Kenntniß zu bestätigen. Bekanntlich hatte der Reichstag in wiederholten und stets fast einstimmig gefaßten Beschlüssen den Bundesrath aufgefordert, einen ausgiebigen Arbeiterschutz insbesondere auf dem Gebiete der Frauen- und Kinderarbeit einzuführen, diese Aufforderungen aber wurden seit Jahren mit der gleichen Erklärung beantwortet, daß der Bundesrath beschlossen habe, denselben keine Folge zu geben, und es war allgemein bekannt, daß diese Ablehnung ausschließlich auf den Widerspruch des Reichskanzler zurückzuführen war. Als nun die Arbeiterversicherung durch Annahme des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes zum Abschlusse gebracht und zur Feier dieses mit der größesten Anstrengung aller Betheiligten erzielten Erfolges eine kleine Festlichkeit im engeren Kreise veranstaltet war, an welcher neben den Commissionsmitgliedern die betreffenden Regierungsvertreter theilnahmen, benutzten einige Abgeordnete diese günstige Gelegenheit, um dem Staatssecretär von Bötticher, der auch hier die Hauptlast der Arbeit getragen hatte, an's Herz zu legen, daß der Reichstag, nachdem er auf diesem Gebiete den Anregungen der Regierung gefolgt sei unter Umständen, die es vielen seiner Mitglieder sehr schwer gemacht hätten und für manche derselben sogar den Verlust ihres Mandates zur sicheren Folge haben würden, nun aber auch erwarten dürfe, daß endlich seinen Wünschen bezüglich des Arbeiterschutzes Rechnung getragen werde. Herr von Bötticher erkannte diese Forderung als vollberechtigt an und versprach, bei dem Reichskanzler warm für dieselbe einzutreten. Er hat nach seiner jetzigen Erklärung dieses Versprechen gehalten, wurde aber vom Fürsten Bismarck abgewiesen. Da die von mir mitgetheilten Ereignisse sich im Frühjahr 1889 zugetragen haben, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Herr von Bötticher schon damals innerhalb der Regierung offen für eine thatkräftige Socialreform eintrat und dabei auch den Widerspruch seines Vorgesetzten nicht scheute. Er ist deshalb durchaus im Rechte, wenn er in seiner Aeußerung im Lokalanzeiger behauptet, lediglich in Folge eigener Ueberzeugung und keineswegs unter dem Drucke des kaiserlichen Willens den socialfreundlichen Standpunkt vertreten zu haben, und wenn er mit einem gewissen Humor fragt, ob er denn denselben deshalb habe aufgeben sollen, weil auch der Kaiser ihn theilte.

So unverständlich eine solche Forderung zu sein scheint, so wird sie doch in gewisser Weise von dem Fürsten Bismarck erhoben und darauf gestützt, daß Herr von Bötticher in der Stellung als sein Untergebener verpflichtet gewesen sei, seine Politik zu vertreten. Dabei ist zunächst außer Acht gelassen, daß Herr von Bötticher nicht bloß Staatssecretär, sondern auch preußischer Staatsminister war: in der letzteren Eigenschaft war er weder dem Reichskanzler noch dem Ministerpräsidenten in der Art untergeordnet, daß er nicht in der Lage gewesen wäre, durchaus seiner eigenen Ueberzeugung gemäß zu handeln. Aber auch hinsichtlich der Stellung als Staatssecretär ist die Auffassung des Fürsten Bismarck unhaltbar, da sie nicht unterscheidet zwischen dem Verhältnisse gegenüber der Volksvertretung oder überhaupt der Oeffentlichkeit und demjenigen gegenüber dem Kaiser. Im Reichstage ist der Staatssecretär nur das Organ des Reichskanzlers und seine öffentlichen Functionen vollzieht er ausdrücklich als dessen Vertreter. Aber soll er auch dem Kaiser gegenüber, wenn dieser ihn um seine Auffassung fragt, antworten: „Ich habe nur die Ansicht des Kanzlers?" oder soll er gar ohne solchen Vorbehalt eine ihm fremde Ueberzeugung vertreten und so den Kaiser in einen Irrthum versetzen? Das Eine ist so unmöglich wie das Andere; weder darf er ein Mißverständnis über seine eigene Auffassung unterstützen, noch darf er dem Kaiser Aufschluß über sein Urtheil verweigern. Fürst Bismarck übersieht, daß wenn er auch der Vorgesetzte des Herrn von Bötticher war, doch der Kaiser einen noch höheren Vorgesetzten darstellte. Das trifft nicht zu gegenüber dem Reichstage, da dieser nicht das Recht hat, die persönliche Meinung der Regierungsvertreter zu erfahren, ebenso wenig, wie gegenüber der Oeffentlichkeit, aber die grundsätzlich verschiedene Stellung des Kaisers zu übersehen, davon auszugehen, daß ein Staatssecretär nur ein unselbstständiges Organ des Kanzlers sei, daß der Kaiser seine Information nur aus dessen Munde erhalten dürfe, das ist allerdings eine staatsrechtliche Auffassung, die dem Vorwurfe, den Kaiser in das Verhältniß der merowingischen Könige zu ihrem major domus herabdrücken zu wollen, reichliche Nahrung bietet.

Will man den Standpunkt des Fürsten Bismarck mit dem unbezweifeltem Rechte des Kaisers, zur Bildung seiner eigenen Ueberzeugung jede Quelle zu benutzen, in Einklang bringen, so bleibt nichts weiter übrig, als die Forderung,

daß ein Beamter, oder wenigstens ein Verwaltungsbeamter, sobald der Monarch ihn um seine Ansicht befragt, zunächst sein Amt aufgeben müßte. Herr von Böttticher hätte dann, als der Kaiser mit ihm über die Behandlung der Socialpolitik Rücksprache nehmen wollte, antworten müssen, daß er als Beamter keine persönliche Ansicht äußern dürfe, daß er deshalb, um dies zu können, zunächst bitten müsse, ihn seines Amtes zu entheben. Dies würde sogar gelten, wenn der Untergebene sich mit der Auffassung seines Vorgesetzten in Einklang befände, denn da sonst schon die Verweigerung einer Erklärung bedeuten müßte, daß er dessen Standpunkt nicht theile, so müßte man die Aeußerung einer eigenen Ansicht ausnahmslos verbieten. Aus der Unerträglichkeit dieser unabweislichen Folgerungen ergiebt sich die Unmöglichkeit des von dem Fürsten Bismarck aufgestellten Satzes und deshalb die Haltlosigkeit des gegen Herrn v. Böttticher erhobenen Vorwurfes. —

Ich warf im Eingange die Frage auf, aus welcher Quelle die hier zurückgewiesenen Angriffe flössen, und ich will mir zum Schlusse über diesen Punkt nur noch einige Worte gestatten. Ueberschaut man die Stellung der Tagespresse zu dem Streite, so ergeben sich, abgesehen von den officiösen Organen, die hier nicht in Betracht kommen, drei Gruppen: die erste ist diejenige, von der die Angriffe ausgehen und das Feuer stets von Neuem geschürt wird, die zweite bilden die oppositionellen Blätter besonders der freisinnigen, ultramontanen und socialdemokratischen Parteien, die den Angriffen freilich nicht zustimmen, aber auch nicht eigentlich die Partei des Herrn von Böttticher nehmen, sondern das gebotene Material benutzen, um daraus und insbesondere aus der Verwendung des Welfenfonds zu Gunsten des Herrn Berg Angriffe auf den Fürsten Bismarck herzuleiten. Die dritte Gruppe endlich verhält sich völlig theilnahmslos; wirkliche Vertheidiger hat Herr von Böttticher nicht gefunden. Und doch hätten große Kreise nach ihrer eigenen sonst eingenommenen Stellung hierzu alle Veranlassung, nämlich alle diejenigen, die einer weiteren Fortführung einer verständigen Socialreform geneigt sind und in derselben eine politische Nothwendigkeit erblicken. Herr von Böttticher ist neben seinem Collegen, Freiherrn von Berlepsch, der Vertreter einer solchen in den Kreisen der Regierung und wird deshalb eines glühenden Hasses gewürdigt Seitens der mächtigen Vertreter des Standpunktes, der in der Formel: „Vorläufige Ruhe und keine Ueberhastung“ das Feigenblatt gefunden haben, um ihre Ablehnung aller ferneren Thätigkeit auf socialem Gebiete zu verdecken. Zu diesen Gegnern aus den Kreisen des Großkapitals und des bürgerlichen Mittelstandes gesellen sich dann ferner die Agrarier und die Zunftfanatiker, die Herrn von Böttticher die Ablehnung des Antrages Kanitz und des obligatorischen Befähigungsnachweises nicht vergeben können und in ihm ein Haupthinderniß ihrer kurzsichtigen und classenegoistischen Pläne sehen, so daß das Wort: „Feinde ringsum“ auf ihn in vollem Maße zutrifft. Daß diese Feinde überwiegend nicht mit offenem Visir kämpfen, sondern die Mittel persönlicher Verdächtigungen und hinterlistiger Angriffe auf die Ehre benutzen, um den Sturz des Gegners herbeizuführen, macht sie nur um so gefährlicher, sollte aber bei allen Anständigen von vorn herein Mißtrauen erwecken. Hoffentlich wird Herr von Böttticher selbst Menschenverachtung und Pflichtbewußtsein genug besitzen, um allen diesen Angriffen zum Trotz arbeitsfreudig auf seinem Posten auszuharren.

Die Ueberschätzung eidlicher Bekundungen in der Rechtspflege.

Von Hermann Sachtler.

Die Publizistik hat sich in letzterer Zeit mehr als sonst mit den Mißständen in unserer Rechtspflege beschäftigt und in der That ist es sehr nothwendig, die Methoden unseres Gerichtsverfahrens der öffentlichen Kritik zu unterziehen, denn die Art der Rechtspflege in einem Volke muß als ein hervorragender Gradmesser für die Cultur desselben gelten. Die Rechtssicherheit ist eine der werthvollsten Errungenschaften, welche ein Volk genießt, sie garantirt die moralische und wirthschaftliche Existenz des Einzelnen wie der Familie. Unsere gesetzgebenden Factoren sind im Begriff ein einheitliches bürgerliches Recht für das deutsche Reich einzuführen, da dürfte es sich um so eher empfehlen, die theilweise recht großen Mängel unseres Prozeßverfahrens nach Möglichkeit zu beseitigen.

Wir greifen heute eine für die Rechtssicherheit sehr bedeutsame Frage zur Prüfung heraus, nämlich die nach dem Werthe der eidlichen Aussage vor Gericht zur Erforschung der Wahrheit. Der Eid, d. i. der Apell an das sittliche Bewußtsein einer Partei, eines Zeugen oder Sachverständigen, ist das vorzüglichste Beweismittel, dessen sich unsere Gerichte in Befolgung der in den Prozeßordnungen aufgestellten Grundsätze bedienen. Die eidliche Aussage gilt den Richtern im Allgemeinen als Ausdruck der Wahrheit, unbekümmert um die moralischen und sonstigen Qualitäten des Beeidigten, die der betreffende Gerichtshof ja nur höchst selten zu kennen und zu beurtheilen in der Lage ist. Wenn nicht ganz gewichtige Bedenken gegen eine eidliche Aussage, wie offenbare Widersprüche derselben mit anderweiten Bekundungen, mit bekannten Geschehnissen ꝛc. vorliegen, wird sie ohne Weiteres als den Thatsachen entsprechend dem Richterspruche zu Grunde gelegt. Man nimmt also an, daß der Falscheid, insbesondere auch der Meineid, ein so seltenes Vorkommniß ist, daß im großen Ganzen die Rechtssicherheit unter den seltenen Ausnahmefällen nicht leidet. Im Widerspruch mit dieser Annahme steht freilich die Thatsache, daß der Rechtsstaat sich veranlaßt gesehen hat, auf den wissentlichen Meineid eine sehr hohe Strafe zu setzen und daß jährlich eine Menge solcher Meineide aufgedeckt werden, die selbstverständlich nur einen geringen Procentsatz von den überhaupt abgegebenen wissentlich falschen Bekundungen ausmachen, weil die letzteren da am meisten vorkommen, wo der beeidigte Zeuge oder die beeidigte Partei vor der Möglichkeit der Controlirung der Aussagen am meisten gesichert ist.

Betrachten wir nun einmal die sittlichen Qualitäten der Culturmenschen, so ist zu beobachten, daß es nicht etwa schlechthin gute und schlechte Menschen giebt, sondern daß die allenthalben vorhandene sittliche Kraft gradnell sehr verschieden ist. Wenn wir auch annehmen, daß manche Menschen auf Grund ihrer sittlichen Größe nie im Stande sein würden, einen Meineid zu leisten und daß andere schon aus bloßer Lust am Unrecht wissentlich falsche Aussagen vor Gericht ohne jeden Gewissensscrupel machen würden, so bewegt sich doch der Grad der sittlichen Kraft zwischen diesen beiden Extremen in vielfacher Abstufung und es kommt ganz auf die Größe des Anreizes zur Unwahrheit an, ob das sittliche Bewußtsein im gegebenen Falle erstickt wird oder nicht. Unser Gericht erkennt als solche Anreize nur die Furcht sich selbst durch die wahre eidliche Aussage strafbar zu machen, an und das nahe verwandtschaftliche Verhältniß des Zeugen zu demjenigen, zu dessen Gunsten oder Ungunsten er aussagen soll, und doch giebt es unzählige andere Reize, welche den mehr oder weniger schwachen Menschen zur Unwahrhaftigkeit verleiten können. Wir nennen als solche Anreize den materiellen Nothstand, den Geiz, den Neid, die Ehrsucht, die Sinnlichkeit, den Haß und wie sonst die menschlichen

Schwächen und Leidenschaften heißen mögen. — Um also den Werth einer eidlichen Aussage richtig beurtheilen zu können, müßte der Richter nicht nur den Grad der Charakterstärke des Beeidigten kennen, sondern auch die Größe der Anreize, welche im gegebenen Falle auf das Wahrheitsgefühl des letzteren einwirken können. Das ist natürlich nicht möglich und deshalb kann die eidliche Aussage im Allgemeinen nicht als absolut zuverlässige Grundlage für den Richterspruch gelten. Wenn man hier auch sagen wollte, daß die Justiz bis zu einem gewissen Grade, wie so viele andere Institutionen, auf dem Glauben an die Menschheit, d. h. an ihren sittlichen Gehalt, beruhen muß, so ist das doch eine bedenkliche Sache, weil die Rechtspflege es nicht mit der Menschheit als einer sittlichen Gemeinschaft, sondern mit einzelnen Individuen zu thun hat, in denen neben der göttlichen Natur die niederen Leidenschaften und Instinkte in mehr oder weniger hohem Grade wohnen.

Unsere Rechtspflege geht aber, theoretisch wenigstens, bei der Beurtheilung der eidlichen Aussagen nicht nur von der Voraussetzung aus, daß im Allgemeinen die zum Eide zugelassenen Personen so weit vom sittlichen Bewußtsein durchdrungen sind, um die beschworene Aussage unter allen Umständen wahrheitsgetreu zu erstatten, sondern auch von der, daß die im guten Glauben gemachte, also für die beeidete Person wahrheitsgemäße Aussage auch in Wirklichkeit jedes Mal der Wahrheit entspricht. Wie oft aber falsche Bekundungen in gutem Glauben abgegeben werden mögen, davon kann sich nur der Psychologe eine ungefähre Vorstellung machen, der da weiß, wie sehr mit der Zeit das Bild eines wahrgenommenen äußeren Zustandes oder Vorganges in der Seele des Menschen von der Phantasie verändert wird und aus der letzteren selbst stammende Zuthaten erhält. Auch in Bezug auf das größere oder geringere Festhalten einer äußeren Wahrnehmung Seitens der Seele, sind die Menschen verschieden beanlagt, aber es dürfte keine Person geben, bei der schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine bestimmte Wahrnehmung durch die Phantasie überhaupt nicht verändert würde. Auch die Unterschiede im geistigen Auffassungsvermögen der Menschen beeinflussen ganz gewaltig ihr Vermögen, wahrgenommene Erscheinungen richtig mitzutheilen.

Rechnet man nun noch zu den nur selten leicht bemerkbaren sichtlichen und geistigen Defecten, sowie seelischen Eigenthümlichkeiten der Menschen, welche zur Abgabe eines falschen Zeugnisses Veranlassung geben können, die Häufigkeit der Eidesleistungen vor Gericht, die Herabwürdigung derselben durch ihre Anwendung bei den geringfügigsten Rechtshändeln, durch welche der Leichtfertigkeit bei der Abgabe eidlicher Versicherungen Vorschub geleistet wird, so kann man ungefähr ermessen, wie die jetzige Art und Weise, auf Grund eidlicher Aussagen Recht zu sprechen, die Rechtssicherheit des Volkes zu beeinträchtigen geeignet ist.

Betrachtungen, wie die vorstehenden, welche auf die geringe Zuverlässigkeit eidlicher Aussagen vor Gericht hinweisen, sind in der Tagesliteratur schon mehrfach angestellt worden, ohne daß man indessen Maßnahmen in Vorschlag gebracht hätte, welche geeignet wären, die durch jene geringe Zuverlässigkeit entstehenden Mängel unserer Rechtspflege zu beseitigen. Es wird höchstens den Richtern empfohlen, etwas kritischer in der Beurtheilung des Werthes einer eidlichen Aussage zu sein, als es gegenwärtig gemeinhin zu geschehen pflegt. Daß das ganze System der Beweisführung einer Aenderung dringend bedarf und daß eine bedeutende Einschränkung eidlicher Aussagen im Interesse einer besseren Rechtsprechung herbeigeführt werden muß, davon ist unseres Wissens noch nicht die Rede gewesen. Die Berufsrichter und namentlich die Staatsanwälte werden geneigt sein, die Möglichkeit einer Einschränkung der Eide in Abrede zu stellen, da sie befürchten, alsdann eines Theiles ihrer vorzüglichsten Unterlagen für die Rechtsprechung event. auch der Handhaben zur Verfolgung eines Verbrechens verlustig zu gehen. Daß in der Strafrechtspflege die eidliche Aussage weniger zu umgehen ist, als im Civilproceß, muß zugestanden werden; es können aber auch hier größere Garantien für die Vermeidung irrthümlicher Entscheidungen getroffen werden.

Um zunächst die Heiligkeit und die hohe Bedeutung des Eides in den Augen des Volkes nicht herabzuwürdigen, die Scheu vor dem Meineid zu vermehren und die Zahl der Meineidsprocesse herabzumindern, sollte die eidliche Aussage aus den Bagatellprocessen überhaupt verschwinden. Die Bedeutung des Eides und die Schwere der Strafe, welche den Meineidigen trifft, stehen meist in keinem Verhältniß zu der Sache, um deretwillen der Eid geleistet wird. Bei jeder lumpigen Beleidigungsklage, bei den kleinsten Civilprocessen, welche um unerhebliche Geldbeträge angestrengt werden, müssen Zeugen und Parteien Gott zum Zeugen der Wahrheit anrufen. Das Heilige wird damit mehr oder weniger profanirt und die Betheiligten setzen sich der Gefahr schwerer Strafen um einer geringfügigen Sache willen aus. Das Recht des Einzelnen würde in solchen Fällen genau so gewahrt, wie es jetzt unter Anwendung des Eides geschieht, wenn die Zeugen vom Richter einfach aufgefordert würden, die Wahrheit zu sagen und wenn sie darauf aufmerksam gemacht würden, daß wissentlich gemachte unwahre Aussagen vor Gericht mit Strafe belegt werden, etwa mit einer der Bedeutung des Falles angemessenen Gefängnißstrafe. Soweit die Androhung einer Strafe vor unwahren Aussagen überhaupt schützt, wird der Zeuge in Bagatellsachen, deren Erledigung für die moralische Integrität und die wirthschaftliche Existenz der Betheiligten eine sehr geringe oder gar keine Bedeutung hat, genau so wenig eine Gefängniß- wie eine Zuchthausstrafe riskiren. Was als Bagatellsache in dem obigen Sinne zu betrachten sei, festzustellen, würde Aufgabe der maßgebenden Instanzen sein; hier handelt es sich zunächst nur um die Darlegung des Princips.

Mit der Entfernung des Eides aus den Bagatellprocessen, kämen circa zwei Drittel aller vor Gericht geleisteten Eide in Wegfall, aber auch aus denjenigen Civilprocessen, welche um größerer materieller Objecte wegen angestrengt werden, müßte zum Zwecke einer größeren als der bisherigen Rechtssicherheit ein nicht ganz unerheblicher Theil der Eidesleistungen ausscheiden. Wir meinen den Erfüllungs- resp. Reinigungseid, welchen zu leisten einer von zwei streitenden Parteien vom Gerichtshof aufgegeben wird, um in nicht ganz klaren Fällen die Wahrheit zu erweisen. Bei der Abnahme eines solchen Eides geht unser Gerichtsverfahren von einer ganz falschen Voraussetzung aus. Das Gericht ist unseres Erachtens gar nicht befugt, in Fällen, wo die vorhandenen Beweismittel den Richtern selbst keine genügende Sicherheit für einen den Thatsachen entsprechenden Spruch gewähren, an die sittliche Kraft einer der beiden Parteien zu appelliren. Wer vor Gericht eine Forderung gegen einen Dritten geltend macht, der muß ihre Berechtigung klipp und klar beweisen können, wenn er die Rechtsgiltigkeit für dieselbe in Anspruch nimmt. In den Streit der Parteien hat der Richter sich überhaupt nicht einzumischen, er soll sich lediglich von der Berechtigung der Forderung des Klägers durch letzteren überzeugen lassen. Wo eine solche Ueberzeugung nicht erfolgt, ist einfach auf Abweisung der Klage zu erkennen. Der Richter kann deßhalb keinem Rechtsirrthum unterliegen, wenn er einen Kläger wegen ungenügenden Beweises seiner Forderung zurückweist, er befindet sich aber in einem Rechtsirrthum, sobald er mit der Aufgabe eines Erfüllungs- oder Reinigungseides an den Unrechten kommt. Wenn eine Partei der anderen einen Eid zur Erhärtung ihrer Behauptungen zuschiebt, so hat das einen Sinn, denn alsdann bescheidet sich die den Eid zuschiebende Partei selbst mit dem Verhalten des Gegners, wenn der Richter aber einer Partei einen Eid

auferlegt, um gleichsam vor sich selber gerechtfertigt zu erscheinen und die moralische Verantwortung für den Ausfall des Processes auf eben jene Partei zu schieben, so ist das sinnlos. Eine solche Eidesauferlegung hätte nur dann einen Sinn, wenn der Richter in die moralische Kraft einer der Parteien ein besonderes Vertrauen zu setzen, begründete Ursache hätte. Aus der bloßen Thatsache, daß einzelne, lediglich aus dem Proceß hervorgehende äußere Umstände wirklich oder scheinbar mehr für die eine als für die andere Partei sprechen, ist nun und nimmer die moralische Qualität des einen Gegners anzuerkennen, die des anderen in Zweifel zu ziehen. Es wäre übrigens für den Werth eidlicher Bekundungen überhaupt von Interesse festzustellen, wie viel derartige Eide jährlich im Deutschen Reiche den Parteien auferlegt, wie viel davon geleistet und wie viel nicht geleistet werden.

Im Ganzen müssen wir dabei bleiben, daß der Kläger kein Recht hat, vom Richter die Auferlegung eines Erfüllungseides zu erwarten und daß der Reinigungseid überhaupt nicht in Frage kommen kann. Ist der Kläger durch seine Leichtfertigkeit oder vielleicht auch durch widrige Umstände nicht in der Lage, eine Forderung an einen Dritten überzeugend nachzuweisen, so ist das seine Schuld oder auch sein Unglück, auf keinen Fall kann er dem Richter daraus einen Vorwurf machen, wenn dieser seine Forderung aus Mangel an überzeugenden Beweisen von ihrer Berechtigung zurückweist. Man könnte hiergegen den Einwand erheben, daß auf diese Weise den Gläubigern die Gelegenheit, ihr Recht ihren Schuldnern gegenüber geltend zu machen, erschwert würde und daß dadurch Handel und Wandel Schaden erleiden könnten. Thatsächlich würde aber im Allgemeinen nur der Leichtfertigkeit im geschäftlichen Verkehr vorgebeugt.

Unsere Rechtsnormen legen überhaupt der mündlichen Vereinbarung zwischen zwei Parteien eine für unsere Zeit der allgemeinen Elementarschulbildung viel zu hohe Bedeutung bei und hier kommen wir auf einen dritten Punkt zu sprechen, bei dem es sich zwar nicht um eine weitere Einengung der Eide vor Gericht handelt, sondern um die richtigere Würdigung derjenigen eidlichen Aussagen, bei denen es sich um die Wiedergabe mündlich gemachter Vereinbarungen oder mündlicher Aeußerungen überhaupt handelt. Bei irgend welchen rechtlichen Vereinbarungen oder Abmachungen sollte im Allgemeinen die schriftliche, in Form der Urkunde festgestellte Verhandlung maßgebend für die Rechtsprechung sein. Alle mündlich überkommenen Anerkenntnisse oder Geständnisse, die also nur durch Zeugen festgestellt werden können, sind mehr oder weniger zweifelhafter Natur. Ganz abgesehen von der Unzuverlässigkeit der Zeugenaussagen überhaupt, wird das Wort in der Regel viel leichtfertiger und ohne daß es von dem sich Verpflichtenden ernst genommen wird, gehandhabt als die Feder. Wer heute ernstlich irgend welche rechtlichen Abmachungen von einiger Bedeutung zu treffen hat, pflegt von selber die schriftliche Form dafür zu wählen, der rechtlich denkende Theil des Volkes steht hier bereits auf einem höheren Standpunkt als die in Anwendung kommenden Rechtsnormen. Wenn das Gericht nun auch nicht so weit gehen kann, alle nur mündlich bezeugten Anerkenntnisse oder Zugeständnisse als rechtlich ungiltige zu behandeln, so sollte doch wenigstens verlangt werden, daß derartige mündliche Aeußerungen mindestens von zwei einwandfreien Zeugen bestätigt werden müßten, wenn sie für den Urtheilsspruch überhaupt in's Gewicht fallen sollen. Erstens ist für einen einzigen Zeugen die Verführung, von der Wahrheit in seiner Aussage abzuweichen und mit einer Partei unter einer Decke zu spielen viel größer, als wenn die ursprünglichen Aeußerungen von mehreren Zeugen gehört worden sind, zweitens aber sind irrthümliche Auffassungen einer mündlichen Aeußerung sehr leicht möglich, wie gerade die Gerichtspraxis dies an unzähligen Beispielen beweisen kann.

Besonders wichtig wäre eine Proceßvorschrift, welche das uncontrolirbare Einzelzeugniß überhaupt nicht als Begründung eines Urtheils gelten läßt, im Strafproceß. Die moralische und damit im Zusammenhange häufig auch die wirthschaftliche Existenz eines Menschen im Wesentlichen auf die Aussage eines Einzelnen hin zu vernichten, ist und bleibt eine Leichtfertigkeit, für die es gar keine Entschuldigung giebt und zu deren Verhütung die Strafproceßordnung ganz bestimmte Cautelen schaffen müßte. Weiter sollte gerade im Strafproceß nicht nur die von einem mit dem Angeklagten verwandten Zeugen gemachte Aussage als minderwerthig angesehen werden, sondern auch diejenige von solchen Zeugen, welche in näheren persönlichen Beziehungen zu dem Angeklagten gestanden haben, bei denen also feindselige oder auch zu freundschaftliche Empfindungen gegenüber dem Angeklagten das Wahrheitsgefühl beeinflussen. Bei solchen Zeugen sollte in der Regel eine Vereidigung nicht stattfinden.

Fassen wir nun noch einmal kurz die Forderungen zusammen, welche im Interesse einer besseren Rechtspflege an unser Gerichtsverfahren zu stellen sind. Die eidliche Bekundung ist abzuschaffen im Bagatellproceß, ferner im Civilproceß da, wo das Gericht bisher dieselbe einer Partei auferlegt. Das uncontrolirbare Einzelzeugniß, auch wenn es unter dem Eide abgegeben worden ist, darf für die Begründung eines gerichtlichen Urtheils keine Giltigkeit besitzen. Endlich dürfen Zeugen im Strafproceß nicht vereidigt werden, von denen es feststeht, daß sie in einem nahen persönlichen Verkehr mit dem Angeklagten gestanden haben. Wir sind überzeugt, daß durch diese Maßregeln die Rechtssicherheit des Volkes nicht unwesentlich vermehrt und daß das Ansehen der Justiz dadurch eine wesentliche Steigerung erfahren würde.

Zur Lehrerinnenfrage.

Von Dr. med. Otto Dornblüth (Rostock).

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß der Deutsche, der in Wort und Schrift so gern die Tugend und das Gemüt der Frauen seiner Nation vor allen anderen preist, die Stellung und Leistung derselben Frauen in der Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes so sehr beschränkt. Wir mögen eben gern von den Vorzügen unseres Volkes reden, thun aber nichts besonderes dafür, sie zu erhalten und zu fördern. Auch in der Erziehungsfrage haben wir uns lange genug mit dem Schlagwort beruhigen lassen, daß der Frau die Erziehung in der Familie gehöre.

Wer im Leben die Wahrheit sieht, der weiß, daß die Mutter heranwachsender Kinder zwar in vielen Fällen keine Neigung, in den meisten aber wirklich nicht die Zeit und die Möglichkeit hat, alles nöthige Erziehungswerk zu verrichten. Auch das Erzogenwerden erfordert geistige Arbeit, darum sind die schulmüden Kinder nicht immer ein geeignetes Erziehungssubstrat (um mit Frau Jeannette Groterjahn und Fritz Reuter zu reden). Sie vertragen überhaupt keine eigene „Erziehungsstunde" mehr, sondern die Erziehung muß in allem und bei allem, was sie lernen, unmerkbar dabei sein. Das ist ein Grundsatz, der auch bei anderen Lernaufgaben viel mehr berücksichtigt werden müßte. Wenn z. B. alle Lehrer und Lehrerinnen hygienisch denken könnten und die Lehren der Gesundheit im Herzen wie im Kopfe trügen, dann brauchte kein Hygienenunterricht den Lehrplan zu belasten, ebenso wenig, wie wir besonderen Unterricht über Anstand, Ehrfurcht, Vaterlandsliebe u. s. w. ertheilen. Aber der Lehrgeist unseres Zeitalters möchte alles in Stundenpläne schachteln und aus dem Schüler einen Vielwisser machen, der außer

den philologischen Fächern auch die Gebiete der Naturkunde und der Gesundheitspflege übersieht. Die kläglichen Erfolge sind bekannt.

Wenn es aber anerkannt wird, daß die Schule, die mindestens dreißig Stunden in der Woche den Geist der Heranwachsenden für sich in Anspruch nimmt, an der Erziehung kräftig mitwirken soll, so verlangt nicht nur das deutsche Gemüth, sondern auch der allgiltige Verstand, daß der Weiblichkeit ein großer Einfluß in der Schulthätigkeit gegeben werde. Einige Schritte sind auf diesem Wege schon gethan, denn Deutschland zählt an seinen öffentlichen Volksschulen etwa 14000 Lehrerinnen; Frankreich, das so viel weniger Einwohner hat, hat jedoch 38000 aufzuweisen. Es wäre zu wünschen, daß das Beispiel unserer Nachbarn in dieser Richtung noch recht viel Nachahmung fände.

Unbedingt ist der weibliche Unterricht meines Erachtens zu fordern für alle Mädchenschulen, einerlei welcher Stufen. Der große Pädagog Overberg, der im Anfange dieses Jahrhunderts das westfälische Schulwesen leitete, hat schon das Richtige ausgesprochen: „Lehrerinnen haben von Natur größere Geschicklichkeit, Mädchen zu leiten, zu unterrichten und — woran bei dem weiblichen Geschlechte mehr als an den Unterricht gelegen ist — zu erziehen und sie an weibliche Sitte zu gewöhnen. Gefahren in moralischer Hinsicht werden mehr entfernt, wenn die Mädchen abgesondert durch eine Lehrerin unterrichtet werden. Lehrer treiben häufig Nebengeschäfte, werden durch die Sorge für ihre Familie von dem Berufsgeschäfte abgezogen, wohingegen Lehrerinnen, wie die Erfahrung lehrt, sich ungetheilt ihrem Amte widmen, wenn ihnen anders der erforderliche Ernst der Gesinnung nicht fehlt." Der Umstand, daß der Lehrer den Mädchenunterricht als Nebenbeschäftigung betreibt, kommt besonders an den höheren Töchterschulen zur Geltung, wo Gymnasial- und Realschullehrer nur einzelne Stunden geben, die es ihnen durchaus nicht ermöglichen, einen richtigen Einblick in das oft recht verwickelte Getriebe einer Backfischseele zu thun und sie danach richtig zu behandeln und zu erziehen. Diese Thatsache allein würde zur Begründung der Forderung genügen, daß die höhere Mädchenschule nur weibliche Lehrkräfte benutzen soll. Des weiteren spricht dafür der entschieden schädliche Einfluß, den die unausbleibliche Schwärmerei für den „geliebten" Lehrer auf das schwankende Gefühls- und Gemüthsleben der heranwachsenden Mädchen auszuüben pflegt. Für den Erfahrenen bedarf es keiner genaueren Ausführung, obgleich wohl nur der Nervenarzt sich darüber völlig klar ist, wie weit ein solcher Eindruck seine Folgen ausdehnen kann.

Wenn nun der Unterricht in den Töchterschulen ganz an Lehrerinnen übergehen soll, so ist dafür natürlich die Voraussetzung, daß diese durchaus dieselben Kenntnisse und Fähigkeiten erwerben und nachweisen, die für den Mann die Bedingung des Lehramtes bilden. Die Forderung ist gerecht, aber erst dann zu erfüllen, wenn die entsprechenden Lehrkurse der Universitäten den künftigen Lehrerinnen zugänglich gemacht werden. Hier liegt vorläufig die Schwierigkeit. Es ist das nur ein Hinderniß der Gewohnheit, aber man weiß, wie schwer diese auch auf der Entwickelung guter Einrichtungen lastet. Da soll zuerst die Meinung überwunden werden, daß die geistigen Fähigkeiten des Weibes für die Wissenschaft nicht ausreichen. Wenn Lombroso, Havelock Ellis und Andere nach den Methoden der Naturwissenschaft bis in's einzelne nachweisen, daß die Frau körperlich und geistig anders ist als der Mann, so ziehen viele Männer daraus den Fehlschluß, daß das Andersein Minderwerthigkeit bedeute. Man kann ihnen die Ungenauigkeit nicht so übel nehmen, denn die Schriftstellerinnen der Frauenbewegung, die die Sache doch so viel dringender angeht, haben Lombroso u. s. w. ebenso wenig gelesen, ziehen in ihren Blättern gegen Lehren zu Felde, die er garnicht aufgestellt hat, und wundern sich, daß der italienische Professor so dumm sei. In Wirklichkeit ist er einer der hervorragendsten Gelehrten und Forscher der Gegenwart, aber er theilt das Loos so vieler Genies, seiner Zeit voraus zu sein und deshalb nicht von Jedermann verstanden zu werden. Das Vorurtheil, das auch viele Aufgeklärte und objektiv Urtheilende gegen die studirenden Frauen hegen, beruht großentheils auf persönlichen Eindrücken. Wie zu allem neuen drängte sich zum Frauenstudium zunächst eine Anzahl von Persönlichkeiten, deren Triebfeder Excentricität und krankhafte Verschrobenheit war. Wie es gewöhnlich geht, überschrieen und verdunkelten sie die bescheiden und willenstreu einem idealen Ziele Zustrebenden, die auf ihrem Wege stets der Anerkennung und Förderung jedes Nachdenkenden sicher sein dürfen. Wenn das Frauenstudium erst anerkannt ist, werden jene Absonderlichen ebenso hinter der gesunden Menge verschwinden wie jetzt die Studenten, die nur des äußeren Glanzes und des Genusses wegen „studieren." Freilich werden auch unter den ruhigen Durchschnittsstudentinnen immer solche sein, deren Begabung für das Erstrebte nicht ausreicht — aber wer hält solche Männer vom Studium zurück, die unfähig sind? Man wird vorläufig annehmen dürfen, daß im großen und ganzen die jungen Mädchen, die den Kampf um den wissenschaftlichen Lehrerinnenberuf aufnehmen wollen, nicht unter der Durchschnittsbegabung der männlichen Mitbewerber stehen. Ist ihre geistige Anlage, der Natur des Weibes entsprechend, etwas anders, so gereicht diese Abweichung sicher dem Erzieherberuf zum Vortheil, denn gerade dahin zielt die Begabung des Weibes.

Ein zweiter Einwand gegen das Frauenstudium gründet sich auf die Bedenken gegen das gemeinsame Studium der beiden Geschlechter. Es spricht sehr geringes Vertrauen aus dieser Annahme, aber die Erfahrungen haben — sogar an der zum Theil bedenklich zusammengewürfelten Studiengesellschaft mancher schweizerischen Hochschulen — diese Befürchtungen glänzend widerlegt. Gesündigt wird leider überall in der Welt, aber alles spricht dafür, daß gerade Wissen und Bildung bessernd und veredelnd wirken. So wird man sich auch in dieser Beziehung beruhigen können. Es ist auch zu erwarten, daß die Verantwortung, die in der Freiheit des Universitätsstudiums liegt, bei der Lehrerin ebenso wie bei dem Studenten das Erwachsen des Charakters fördern wird. Der Charakter, nicht die geistige Fähigkeit ist es ja, den wir so oft bei den Frauen vermissen, aber er fehlt, weil nichts geschieht, um ihn auszubilden. Muß ich erst an das Dichterwort erinnern, das den Unterschied in der Bildung des Talents und des Charakters so glänzend hervorhebt? Die Gegenwart giebt den Frauen dasselbe Recht auf Bildung und Charakter wie den Männern — das ist ein Zug der Zeit, der nicht unterdrückt werden kann.

Auf die Einzelfragen der Ausbildung von Lehrerinnen für Volks- und höhere Mädchenschulen soll hier nicht eingegangen werden. Ist erst der Wille da, so wird auch ein Weg sein, und bald stellt ein „Reglement" zur rechten Zeit sich ein.

Soll nun die Lehrerin auch an gemischten und gar an Knabenschulen unterrichten? Für die unteren Jahrgänge würde ich darin einen sehr großen Fortschritt erblicken. Man rede nicht davon, daß die Lehrerin nicht genügende Herrschaft ausüben werde. Der Gegenbeweis ist an Volksschulen in Preußen und ganz besonders in Elsaß-Lothringen in der glänzendsten Weise geführt worden. Ich selbst habe, vor Jahren vom Landeshauptmann von Schlesien mit der Einrichtung einer Krankenanstalt betraut, an der unter anderem eine Schule für schwachsinnige und für epileptische Kinder zu begründen war, der Frage ernste Aufmerksamkeit zugewendet. Bei den Erwägungen gab es schließlich mit den Ausschlag, daß ich bei der Besichtigung zahlreicher ähnlicher Anstalten überall da, wo nur Männer unterrichteten, den deutlichen Eindruck des Fehlens des weiblichen Einflusses gehabt habe. Ich schätze den preußischen Volksschullehrer sehr hoch,

gerade wegen seiner oft vorzüglichen Pädagogik, aber ich habe damals die Ansicht gewonnen, daß ihm gerade für die mühsam individualisirende Thätigkeit des Schwachsinnigenunterrichts die Lehrerin im Ganzen überlegen ist. Die Erfahrungen an der Anstaltsschule haben in den nächsten Jahren die vorher gewonnene Meinung befestigt. Im Allgemeinen dürften diese Zöglinge denen der unteren Volksschulklassen gleichzusetzen sein; jedenfalls sind sie nicht leichter, sondern wesentlich schwerer zu erziehen. Dagegen wird für die Knaben in den oberen Volksschulklassen, etwa vom 11. oder 12. Jahre an, die männliche Leitung nicht zu entbehren sein.

Ueberall gährt es im Unterrichtswesen, eine ganze Reihe von Fragen steht zur Berathung, deren Lösung auf die Erziehung der Jugend, also auf die Zukunft des Volkes, den größten Einfluß haben muß — eine ernste Mahnung zu vorsichtiger Erwägung. Aber die eine scheint mir schon jetzt, auch von allen sozialen Erwägungen abgesehen, der Entscheidung fähig zu sein: es ist nöthig, daß der Frau der volle Antheil an der Erziehung des kommenden Geschlechtes auch in der Schule gewährt werde.

Literatur und Kunst.

Reinhold Pauli.

Von Ludwig Geiger.

Die Art, wie seit einiger Zeit nach englischem und französischem Vorgang auch deutsche Biographieen verfaßt werden, in einer Zusammenstellung nämlich von Briefen der Verstorbenen mit kurzem verbindenden Text ist gewiß die erfreulichste. Denn keine Art ist so wie diese geeignet, den Leser in unmittelbare Beziehung zu dem Geschilderten zu setzen. Dazu ist freilich zunächst erforderlich, daß der, welchem die Schilderung gilt, nennenswerthe Briefe verfaßt habe. Glücklicherweise ist aber die Kunst des Briefschreibens, von deren Abkommen man immer spricht oder die man nur auf die Frauen beschränkt meint, nicht geschwunden. Unter bildenden Künstlern und Dichtern mag sie häufiger sein — wir haben ja neuerdings an Gottfried Keller und Maler Stanfer Beispiele dafür, — aber auch unter Gelehrten findet sie ihre Vertreter.

Dies sei vorangeschickt, um Art und Wesen des Buches zu charakterisiren, das dem Historiker Reinhold Pauli von seiner Wittwe gewidmet worden ist.*) Pauli war ein ernster Gelehrter, ein tüchtiger Lehrer und ein gewandter Schriftsteller, dessen Untersuchungen und Erzählungen über englische Geschichte sich mit Recht einen dauernden Platz in unserer historischen Literatur verschafft haben. Und daß er ein vortrefflicher Mensch war, der im Andenken derer fortlebt, denen er nahe stand, zeigt das Erscheinen dieses Buches, 13 Jahre nach seinem Tode, das wohl geeignet ist, ihm zu den alten auch neue Freunde zu gewinnen und der pietätvollen Erzählerin, die, wo es nur angeht, sich schlicht im Hintergrunde hält, den Dank aller Leser zu verschaffen. Freilich werden deren, da das Buch zunächst „als Manuscript" erschienen ist, nicht allzuviele sein; so mögen denn den Draußenstehenden diese Zeilen die Bekanntschaft vermitteln.

Pauli's äußeres Leben (1823—1882) ist ziemlich einfach. Hervorgegangen aus einer Familie tüchtiger Männer, Sohn eines trefflichen Vaters, Pastors in Bremen, widmete er sich selbst dem Gelehrtenberufe. Er besuchte in Berlin die höheren Klassen des Gymnasiums, dort und in Bonn die Universität. Pfarrhaus und Preußenthum das sind die beiden Mächte, die kräftig auf ihn einwirkten und ihn zeitlebens nicht verließen. Er war und blieb ein frommer Christ. Nicht bigott, so daß das maßlose Kirchenlaufen und die übertriebene Sonntagsheiligung, wie sie in England Sitte war und ist, die jeden geistigen Genuß hemmt und körperliches Behagen beschränkt, ihm unangenehm blieb; nicht unduldsam, so daß er als Historiker das Verständniß für andere Richtungen und als Mensch die Gerechtigkeit gegen die Bekenner anderer Religionsmeinungen bewahrte und weder wohlfeilen Spott noch vornehme Verachtung gegen Andre übte. Er war altväterisch fromm, innerlich von den Wahrheiten seines Glaubens überzeugt, liebte es aber auch in seinen Briefen von dem Segen Gottes zu sprechen und den Einfluß des Allmächtigen auf sein und der Seinen Geschick zu erflehen und zu preisen. Er war und blieb ein Preuße, trotzdem er seine Jugendjahre in einer freien Reichsstadt zugebracht hatte und, wenn mich meine Erinnerung, die freilich nur durch eine kurze Bekanntschaft hervorgerufen ist, nicht täuscht, den Dialekt dieser nordwestdeutschen Heimath zeitlebens wahrte. Er ward Preuße durch seinen Berliner Aufenthalt, wo er die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. miterlebte, die frohen auf den neuen Monarchen gesetzten Hoffnungen gleichfalls hegte und einen echt preußischen, vielleicht specifisch Berlinischen Cultus des Königshauses, besonders des Herrschers selbst, in sich aufnahm, den er dann dauernd auch äußerlich pflegte, dergestalt, daß ihm „Königs Geburtstag" als ein außerordentlich weihevoller, heiliger Tag erschien. Er verstärkte, statt es etwa zu vermindern, sein Preußenthum im Ausland. Bisweilen empfand er in England fast Scham über sein Vaterland. So schrieb er 1854: „Die Ehre meines Vaterlandes geht mir weit über den eigenen Nutzen, der vermuthlich ganz wird zu Schanden werden; denn die Hoffnung, endlich einmal für mein Leben zur Ruhe zu kommen, um den Fleck zu finden, an dem ich wirken könne, wird gewiß wieder in die unbestimmteste Ferne gerückt. Ein solches Aufgeben ist fast noch bitterer und schwerer als die Scham, die einem der Aufenthalt in England, wo Alles Entschlossenheit und Gottvertrauen athmet, ins Gesicht treibt". Aber seine Hoffnungsfreudigkeit, sein starker, auf geschichtlicher Grundlage und auf Gläubigkeit ruhender Optimismus war zu stark, um schnell gebrochen zu werden. Er athmete bald wieder auf und bemühte sich gerade in England, von seinem ersten Aufenthalt an, bis zu seinen dortigen Vorlesungen im Jahre 1872, das Verhältniß zwischen seiner ersten und zweiten Heimath zu bessern und empfand preußische Niederlagen und Selbstschädigungen um so tiefer, als sie zur Geringschätzung des geliebten Landes in England beitrugen. Vornehmlich im preußenfeindlichen Schwaben erstarkte sein Preußenthum und dort kam es durch einen von ihm geschriebenen gegen Württemberg gerichteten anonymen Artikel zu seiner Amtsentsetzung.*) Mit der Stärkung dieses Preußenthums hing aber bei ihm die Festigung der conservativen Gesinnung zusammen. Diese ward einerseits dadurch genährt, daß er durch die Revolution alles Bestehende, die wissenschaftliche Arbeit, den sittlichen Fortschritt gefährdet sah, andererseits dadurch, daß er in dem in sich ruhenden, mit Stetigkeit beim Alten beharrenden England das Musterland politischer Entwickelung sah. Zwei seiner Aeußerungen, die in dieser Beziehung besonders wichtig sind, beide aus dem Jahre 1848,

*) Reinhold Pauli. Lebenserinnerungen nach Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von Elisabeth Pauli. (Als Manuscript gedruckt für Verwandte und Freunde.) Halle a/S., Ehrhardt Karras.

*) In der Beurtheilung von Pauli's damaliger Handlungsweise, weiche ich von der Herausgeberin des Buches und den Politikern jener Tage ab, die sie als Heldenthat bezeichnen wollen. Ich meine, daß Pauli, bei dem von ihm klar erkannten Ge ensatz, der zwischen ihm und der Regierung wie Bevölkerung des Landes herrschte, schweigen, oder freiwillig gehen, oder, was das Muthigste gewesen wäre, unter offener Nennung seines Namens schreiben mußte.

mögen hier angeführt werden. Die eine lautet: „Sage doch deinem Vater, ein wie warmer Vertheidiger des neuen Königthums ich sei, und wie ich nur immer die eine Bitte hatte, sobald plötzlich die Berliner Landwehr sollte einberufen werden, mir durch einen Zettel unverzügliche Anzeige davon machen zu wollen." Die andere: „Obgleich kein unbedingter Anhänger der Rechten, habe ich doch meine größte Freude z. B. an Lichnowsky, der sich wirklich vortrefflich schlägt. Ihr werdet vielleicht rufen: Der ist schön conservativ geworden! Aber wenn man ein Staatsleben beobachtet, wo seit Jahrhunderten jeder Stand historische Berechtigung hat, so muß man am Ende zu dem Schlusse kommen, daß solche Verfassung ohne irgend ein vorherrschendes Element, sicher die beste ist." Ueber den späteren Kaiser Wilhelm I., den er 1850 im Bunsenschen Hause sah, ist er voll Entzücken: „Schwerlich kann Jemand mehr für ihn schwärmen als ich es thue", er lobt seinen Eifer, sich zu belehren, seine deutsche Gesinnung, seine Entschiedenheit, und spricht, freilich im Namen Bunsens, prophetisch von seiner „Entschlossenheit, mit der er einst Allen, die uns übel wollen, die Stirne bieten wird." — Auch bei ihm, wie bei anderen ernsten Gelehrten vollzog sich im Laufe der Zeit eine Wandlung. Statt wie ein schwärmerischer Jüngling zuerst die Freiheit, dann die Einheit zu verlangen, sehnte er sich zunächst nach Einigung des Vaterlandes, sah aber nach erreichter Einigung die freiheitlichen Errungenschaften bedroht. Namentlich in den Jahren 1877 ff. sah er trübe auf die deutschen Verhältnisse und klagte über die innere Politik. „Wohin," so schrieb er einmal, „treiben wir unter dem einen gewaltigen Willen, der Alles biegen und brechen will, den Wechsel von Tory und Whig in eigener Person vollzieht und von den Deutschen verlangt, daß sie das Gleiche thun . . . Die geistige Reaction droht schreckhafter zu werden als in den traurigen Tagen Friedrich Wilhelms IV., weil nicht das Herz, sondern unbeugsamer Verstand sie treibt".

Pauli war jedoch kein Theologe und kein Politiker, obwohl, wie wir sahen, das politische und religiöse Moment in seinem Leben von Bedeutung war. Er war vielmehr ein Mann der Wissenschaft. Er hatte sich mit Vorliebe dem Studium der Geschichte ergeben, besaß aber nicht Mittel genug, um die Universitätscarriere zu ergreifen und nicht Entsagung genug, um bloß als Lehrer in der Heimath thätig zu sein. Es drängte ihn nach der Fremde. Da er durch Zufall und Neigung sich viel mit der englischen Sprache beschäftigt hatte, so ergriff er mit Freude die sich darbietende Gelegenheit nach England zu gehen. Als Hauslehrer in England und Schottland erwarb er sich die Mittel, in seinem geliebten Edinburg zu weilen, dann brachte er in Oxford und London Jahre in strenger wissenschaftlicher Arbeit, theilweise als Helfer und Mitarbeiter für größere Sammelwerke, theilweise mit eigenen Forschungen beschäftigt, zu. Verhältnißmäßig kurze Zeit war er Secretair Bunsens, des deutschen Gesandten in London, und knüpfte hier Beziehungen, die für sein ganzes Leben fruchtbar wurden. Nach England, seiner zweiten Heimath, kam er immer wieder, theils allein, theils mit seiner Gattin zurück, ja gab auch zeitweise seine Töchter dorthin zur Erziehung. Von allen Orten seines Wirkens ging er nach England. Von Bonn, wo er Docent war, von München aus, wo er einen Winter in des kunstsinnigen Königs Maximilian Tafelrunde lebte, von Rostock, Tübingen, Göttingen, wo er als Professor lehrte. In Rostock war er unzufrieden, auch durch schwere Schicksalsschläge getroffen, in Tübingen kräftig wirkend, aber im Gegensatz zur Bevölkerung stehend und als Norddeutscher süddeutschem Wesen fremd; nur in Göttingen voll befriedigt, im Hause, in seiner akademischen Thätigkeit, in seiner wissenschaftlichen Arbeit ganz beglückt. In England, wo er die höchsten Ehren genoß, in Oxford und Edinburg mit dem Doctorhute gekrönt, nach London zu Vorlesungen berufen wurde, Mitarbeiter an englischen Zeitschriften, sammelte er Materialien für seine Aufsätze, Werke und Quellenpublicationen, die seit 1851 — denn seine Dissertation 1846 gehörte dem Gebiet der griechischen Geschichte an — zum bei weitem größtem Theile sich auf England und dessen Zusammenhang mit Deutschland bezogen. Von König Alfred an behandelte er in mehrbändigen großen Werken die Geschichte Englands von 1155 an bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, ferner die von 1815 bis 1852, veröffentlichte scharfsinnige Einzelabhandlungen und saubere, ebenso von Fleiß wie von Kritik zeugende Quellenpublicationen, gab in mehreren hundert Recensionen, die meist in den Göttingischen gelehrten Anzeigen und in der historischen Zeitschrift erschienen, bald kurz, bald eingehend, immer aber sachlich, Rechenschaft über die neuen Erscheinungen, und verschmähte es auch nicht, in lebendigen Vorträgen einem größeren Publicum die Resultate seiner Forschung vorzutragen, und in lesbaren Aufsätzen, selbst in Wochenblättern, geschichtliche Themata älterer, neuerer und neuester Zeit anziehend zu behandeln.

Er war ein tüchtiger, anregender Lehrer. Irre ich nicht, so wirkte er durch seine Vorträge mehr als durch seine Uebungen. In jenen kam das Sprudelnde, Lebhafte seines Wesens mehr zur Geltung; in diesen scheint er trotz aller eignen Tüchtigkeit nicht Selbstständigkeit genug besessen zu haben, um eine besondere Schule zu gründen. Er, der selbst ein Schüler Ranke's war, bildete die Ranke'sche Methode aus. Vielleicht wurde seine Einwirkung beeinträchtigt durch das von ihm ausschließlich getriebene Specialfach der englischen Geschichte, und, wenigstens zeitweise in Göttingen, durch die Nähe von Georg Waitz, die, bei aller Freundschaft die beide Männer verband, ihm etwas hinderlich sein mußte.

So fleißig nun auch Pauli seiner dreifachen Thätigkeit als Schriftsteller, Gelehrter und Lehrer nachging, so war er durchaus kein bloßer Büchermensch. Vielmehr liebte er und trieb er zeitlebens eifrig Musik. Sie war ihm in düsteren Stunden schönste Erholung, in freudigen bereitete sie ihm Vermehrung seines Glücks. Doch blieb er stets ein Anhänger strengster Observanz: Händel und Beethoven — des letzteren Biograph dachte er einmal zu werden — blieben seine Götter trotz alles Wandels der Zeiten und des Geschmacks. Nicht einmal Felix Mendelssohn genügte ihm, geschweige denn Meyerbeer. Der Richard Wagner-Taumel ergriff ihn nie. Das Können der Italiener, sowohl Sänger als Componisten, war ihm wohl beachtenswerth, aber die Seele schien ihm dabei zu fehlen; Musik mußte für ihn nicht bloß auf das Ohr, sondern auf das Herz wirken. Die Art und Weise, wie er, in England, von dem Eindruck einer Händel'schen Messe, wie er häufiger von der Erregung durch Beethoven'sche Quartette schreibt, bekundet ebensowohl den Klassicisten als den leicht erregbaren, innerlich an der Kunst Theilnehmenden.

Diese innere Theilnahme nun, die in weit höherem Grade als tüchtiges amtliches Wirken und strenge Gelehrsamkeit den wahren Menschen macht, bewies Pauli auch der Natur, der Poesie, dem öffentlichen Leben. Die Briefe seiner Frühzeit, die inhaltreichsten, lebendigsten der ganzen Sammlung, d. h. diejenigen, die er von England aus bis 1855 schrieb und zwar an eine Berliner Cousine, mit der er nachher, man erfährt nicht warum, außer Verkehr gewesen zu sein scheint, sind voll von landschaftlichen Schilderungen aus England und Schottland. Fluß und See, Gebirg und Thal erstehen unter seiner lebendigen Beschreibung. Auch später hat er große Reisen gemacht nach dem Süden und Norden, z. B. nach der Schweiz und nach Schweden, aber von keiner dieser Reisen aus plauderte er so behaglich wie in der Jugendzeit aus England. Das kommt wohl hauptsächlich daher, daß er aus der Fremde, wo er so ganz allein war, das Bedürfniß an brieflichen Anschluß lebhafter fühlte als später, da er meist in angenehmer Gesellschaft reiste oder wußte, das, was er sah und empfand,

bald in mündlichem Geplauder darlegen zu können, daß er gerade in England die Sehnsucht, sich deutsch auszudrücken, stärker empfand, und daß er endlich, obgleich er sich Jugendlichkeit stets zu wahren wußte, doch als junger Mensch noch stärker von Allem, was ihn umgab, ergriffen wurde.

Wie die Natur, so wirkte auch die Poesie auf ihn ein. Gute poetische Werke las er gern, Burns war sein Liebling, selbst die spanische Literatur war ihm vertraut. Einzelnes übersetzte er und versuchte sich auch selbstständig, nicht ohne Glück, in Versen. Als Zeugniß für die Verehrung, die er Shakespeare weihte, und für die anmuthige, geradezu poetische Art, mit der er solche Empfindung ausdrückte, mögen hier die Worte stehen, mit denen er eine längere Schilderung von Shakespeare's Geburtsort beschließt: „Aber die schönste Zierde ist das einfache Brustbild im Epitaph des Dichters hart am Altar an der Wand und gerade darunter der Leichenstein, worauf er „for Jesu's sake" den Wanderer anfleht, nicht seinen Staub zu treten. Da ist eine Stelle, um über die Vergänglichkeit alles Lebens, auch des geistreichsten, tief nachzusinnen. In meinen Gedanken klangen die Töne der Eroica: Shakespeare und Beethoven! Sie sind fort, aber zeugen dafür, daß der Mensch schon durch sein Schaffen auf Erden für die Ewigkeit bestimmt ist."

Wie für Politik, Kunst, Natur und Poesie, so hatte Pauli auch ein offenes Auge und empfänglichen Sinn für Volksleben und Volksart, Handel und Verkehr. Seine Beschreibungen — auch sie sind zumeist aus England, dem Lande seiner Vorliebe und seiner Sehnsucht — von dem bunten Treiben, von Aufzügen und Festen, sind hübsche Genrebilder. Eine Mittheilung verdient folgende längere Ausführung über die erste Londoner Ausstellung (1851). Nach der Bemerkung, daß unsere Machthaber England für revolutionair halten, fährt er fort: „Ja revolutionair für den alten Kram, der sich aus seinem Moder noch einmal zur Existenz herauszuarbeiten strebt, ist ein Ereigniß wie die Ausstellung und ein Besuch aller Nationen der Welt allerdings. Man erzählt sich auf diesem Congresse, der der Welt mehr Heil bringt als der Wiener und ähnliche, wie man an den verschiedensten Enden der Erde am sichersten den Künsten und Segnungen des Friedens nachstrebt. An dem freien Gedankenaustausch ist hier Niemand behindert und viele Unterthanen der Despoten des Ostens bringen in den jetzigen traurigen Zeiten ihrer Heimat Hoffnungen und Gedanken heim, die, wenn ein gerechter Gott die Welt lenkt, trotz der finsteren Macht der Tyrannen noch in Erfüllung gehen und zur Anerkennung kommen müssen. Die Griechen hatten alle vier Jahre ihre olympischen Spiele, zu welcher Zeit die Waffen ruhten, wo Freund und Feind sich trafen, und wo die geistigen Leistungen der ganzen Nation glänzten. Eine solche Olympiade feiert jetzt gleichsam die ganze Menschheit, es giebt aber Viele und gerade in den gebildetsten Nationen, die sie daran behindern möchten. Der Eindruck, welchen das bunte Gewimmel im Glaspalast, auf den Straßen und in manchen Versammlungen und Gesellschaften macht, treibt ganz von selbst zu solchen Gedanken und eröffnet gleichsam prophetische Aussichten in die Zukunft."

Reinhold Pauli, von dessen Wesen und geistigen Streben die vorstehenden Bemerkungen einen Begriff zu geben versuchten, war ein guter Mensch. Sein Verhältniß zu seinem Vater war von rührender Anhänglichkeit, seine Beziehungen zu seiner Gattin — es war seine zweite Frau; die erste, ihre Schwester, war nach nur einjähriger Ehe gestorben — und zu seinen Kindern von herzlicher Innigkeit. Er gewann aller Orten Freunde, wußte sie sich zu wahren und verstand es, thatkräftig seine Freundschaft zu zeigen. Bei seinem ganz unerwartet im besten Mannesalter erfolgten Tode herrschte allgemeine Trauer. Das vornehmste englische Blatt The Academy schrieb über ihn: „Durch seine geselligen Eigenschaften ward er zum Liebling Aller. Reiches Wissen und schlagfertiger Witz machten ihn zu einem ausgezeichneten Gesellschafter. Sein Humor und seine geistige Frische wirkten wie ansteckend." Und Georg von Bunsen wußte ihn kurz aber treffend also zu charakterisiren: „Er war einer der edelsten Männer, die mir jemals ihre Freundschaft geschenkt haben, furchtlos, von weitem Blick, milde trotz alles Aufbäumens seiner sittlichen Natur, liebevoll, jugendlich bis zur letzten Stunde, voll Rücksichten, eine treue Seele."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

An der Fähre.

Von M. Isay (Trier).

„Hol über!"

Schauerlich klang der Ruf durch die Nacht. Ueber das plätschernde Wasser zog er hin an's jenseitige Ufer und hallte wieder von den bewaldeten Bergen. „Hol über!"

War das eine Männerstimme? Fast klang es so. Doch die Nacht ist dunkel und das Ohr hat keinen Beistand, der ihm hülfe, das Räthsel zu lösen. Wie ein schwarzer Schleier liegt es über der Erde, alles verdeckend, alles verheimlichend — — bis auf zwei Riesenaugen. Zwei ungeheure Augen, flammend in röthlichem Schein, die lassen sich nicht verbergen. Die durchdringen den Schleier der Nacht, und in gespensterhaften Streifen erleuchten sie die eilenden Wellen des Flusses. Es ist ein gar merkwürdiges Antlitz, aus welchem diese Augen glühen. Es hat weder Nase, noch Wangen, noch Stirne. Es ist ganz Auge. Aber dieses Auge lebt. In diesem Auge wohnt eine Seele. Das Antlitz ist ein Kalkofen. Er steht am Ufer des Flusses, dicht an der Fähre, aus Backsteinen aufgeführt, in runde Bogen abgetheilt. Um ihn her ist grüne Weide. Etwas abseits, wo die Höhen beginnen, ragt ein Kirchthurm über niedrigen Häusern hervor. In dem Kalkofen aber haust ein Weib. Die ihn sorgsam bedient, die ihn zärtlich bewacht, die in einer seiner Höhlen wohnt, die mit ihm verwachsen ist, wie die Schnecke mit ihrem Haus, die Seele des Kalkofens: das ist die Lene, das Mannweib, die Lene, der Schrecken des Dorfes.

Alle erzittern sie, Kinder, Weiber und Männer, wenn sie die Gassen durchschreitet mit ihrer drohenden Miene, mit ihren nervigen Armen, die Glieder dürftig bedeckt von zerfetzten Kleidern. Der Polizeidiener geht ihr scheu aus dem Wege. Der Bürgermeister verschwindet hastig von seinem behäbigen Polstersitz am Fenster der Amtsstube, wenn ihre hohe Gestalt auftaucht. Ach, und sie hätten so häufig Ursache, sich mit ihr zu beschäftigen. Wenn die Wäsche von der Bleiche verschwindet, wenn die Früchte über Nacht aus Feld und Garten geraubt sind, wenn die Bauernweiber am Morgen die Kühe im Stalle abgemolken finden — wer anders kann es gewesen sein, als die Lene? Doch darüber hat man sich schon in stummer Ergebung hinweggesetzt. Wer wird sich um solcher Kleinigkeit willen mit der Lene verfeinden? Denn sie ist schrecklich in ihrem Zorn. Aber sie wird rasend, wenn die Diener der Gerechtigkeit sich ihrer Höhle nahen.

Einmal schon hat sie den breitschultrigen Gensdarm wie ein Kind in ihre Arme genommen und ihn drohend über das Feuer des Kalkofens gehalten. Ein anderes Mal, als sie wegen allzuschlimmer Diebstähle verhaftet werden sollte, waren vier Mann nöthig, sie zu bändigen. Ein drittes Mal, als sie Beschwerden gegen die Obrigkeit zu haben glaubte und der Bürgermeister furchtsam sein Haus vor ihr verschloß, hob sie die Thüren aus den Angeln, faßte das zitternde Haupt der Gemeinde bei der Cravatte und drohte ihm entsetzliche Dinge an, wenn ihr nicht Gerechtigkeit widerfahren würde. Und doch war die Lene nicht ganz verloren. Und doch hatte ihr wildes, verhärtetes Gemüth seine zarten Seiten. Und doch glühte in ihrem Herzen ein Funken des göttlichen Feuers. Das war die Liebe zu ihrem Kinde. Gegen ihr Kind war sie sanft und mild und zärtlich. Von ihrem Kinde ließ sie sich geduldig schlagen und treten und mißhandeln. Für ihr Kind hätte sie freudig Leben und Gesundheit hingegeben. Ihr Kind und die Wohnstätte im Kalkofen — das waren die einzigen Güter, die sie aus dem Schiffbruch des Lebens gerettet hatte. Ja, sie hatte Schiffbruch gelitten, schmählichen Schiffbruch.

Drüben, am anderen Ufer des Flusses, da wohnte der Fährmann. Sein Haus war an den Berg geklebt, denn der Zwischenraum zwischen Fluß, Straße und Fels war eng. Aber wie freundlich hatte stets das Haus mit seinen blanken Fenstern zu der Bewohnerin des Kalkofens herübergelacht! Wie berauschend hatten die Töne zu ihr herübergeklungen, wenn in der großen Wirthsstube zum Tanz aufgespielt wurde! Welch' beseeligende Ruhe war ihr in's wilde, ungezügelte Herz hineingezogen, wenn sie drüben eine hohe, jugendliche Gestalt den Kahn besteigen sah!

Das war der Franz gewesen, der Sohn des Fährmanns. Der Franz war der einzige Lichtblick in der Finsterniß ihres Daseins. Wenn die anderen sie scheu gemieden hatten — er war ihr entgegengekommen. Nicht etwa, daß er sie wie eine Gleichberechtigte behandelt hätte. O nein! Aber er hatte sie doch wenigstens seines Spottes gewürdigt, seines mitleidigen Spottes. Und dann war eine Zeit gekommen, eine herrliche Zeit, wo auch in dem Herzen der Ausgestoßenen die Blüthe des Glückes sich voll entfaltet hatte. Die Lene war niemals schön gewesen. Doch auch ihre groben Züge hatte der Schimmer der Jugend einst umwoben. Es war nicht Leidenschaft, welche den Franz an sie gefesselt hatte. Es war eine Mischung von Leichtsinn, Gutherzigkeit und Sinnlichkeit. Der Franz pflückte nicht nur die Rosen auf seinen Wegen. Auch die Blüthe der Distel war ihm recht. Da hatten die Augen des Kalkofens gar seltsame Vorgänge geschaut. In milden Maiennächten, wenn die Johanniswürmchen leuchteten und die Lüfte von zärtlichem Gezwitscher erfüllt waren, erklang es plötzlich wie aufjauchzend:

„Hol über!"

Und dann plätscherten leise die Ruder und ein Mann sprang an's Land, Umschau haltend über die mondbeschienene Landschaft. Er legte die Hand forschend über die Augen. Er lugte nach allen Richtungen. Doch kein menschliches Wesen war zu erblicken. Schon kehrt er sich wieder dem Fahrzeug zu, schon brummt er ein recht häßliches Wort in den Bart — da löst ein langer Schatten sich von einem Baume los und eilt ihn in raschen Sätzen.

„Franz! O Franz!" Sie umhalst ihn, sie küßt ihn, sie hebt ihn mit ihren Armen empor, sie trägt ihn jubelnd in den Kahn.

„Lene! Bist Du närrisch?" Der starke Mann sucht sich loszuringen. Doch die Lene ist mächtiger als er.

„Franz! Mein Franz!"

„Verrücktes Weibsbild!" Als das Unglück geschehen war, da schämte sich der Franz. Nicht vor der närrischen, genarrten Lene. Gott bewahre. Nein, er schämte sich vor den Eltern, vor den Kameraden, vor dem ganzen Dorfe. Seines Bleibens war nicht länger hier. Er meldete sich freiwillig bei einem entfernten Reiterregiment, und als die vier Jahre vorüber waren, capitulirte er als Unterofficier. Noch weitere drei Jahre fast waren verflossen und der Franz wäre wohl niemals wiedergekehrt, wenn nicht seinen Vater der Schlag getroffen hätte. Da mußte er zurück, sollten nicht Haus und Hof und Fähre zu Grunde gehen.

Heute war er angekommen. Die Lene hatte ihn gesehen. Scheltend hatte er den Fährknecht fortgejagt und selber die Ruder ergriffen. Aus dem leichtlebigen Burschen war ein finsterblickender Mann geworden. Da rief die Lene ihr Kind herbei, ein sechsjähriges Mädchen.

„So oft hast Du nach Deinem Vater gefragt. Willst Du ihn sehen?"

„O ja, Mutter."

Sie zeigte ihm den Mann im Nachen und das Kind brach in Jubel aus über den stattlichen Vater mit dem prächtigen Backenbart.

„Warum kommt mein Vater nicht zu mir?"

„Es gefällt ihm nicht bei uns."

„Warum nimmt er mich denn nicht zu sich?"

Da blitzte es wild auf in den Augen der Lene. Die kindliche Frage brachte sie um ihre schwer erkämpfte Ruhe. Endlich sagte sie:

„Sei ruhig, Kind! Er soll Dich zu sich nehmen. Und wenn er nicht will, so zwing' ich ihn."

„Der garstige Vater!" Das Kind spielte schon wieder mit seiner Puppe aus Lumpen. Seine Worte aber hatten einen Sturm im Herzen der Mutter entfacht.

Die Nacht brach herein. Längst schlief das Kind auf seinem Strohlager. Da verließ die Lene ihre Höhle. Sie stellte sich an einer finsteren Stelle auf, wo der Schein des Kalkofens nicht hindrang. Der Wind wühlte in ihren schwarzen Haaren, in ihren zerfetzten Kleidern, daß sie hoch aufflatterten. Das Fährhaus schien in tiefem Schlummer zu liegen. Kein Lichtstrahl schimmerte an's andere Ufer.

„Hol über!"

Drei Mal schon hatte sie es vergebens gerufen. Alles blieb still. Nichts war zu vernehmen, als das Gurgeln der Wellen und das Pfeifen des Windes, nichts zu erblicken, als der Lichtstreif des Kalkofens über dem Wasser.

„Hol über!" Sie schrie es mächtig hinaus in die dunkele Nacht. Etwas von dem brüllenden Tone der gereizten Löwin lag in dem weithallenden Rufe.

Da ging eine Thüre im Fährhaus. Da wankte ein Licht zum Ufer. Da plätscherten die Ruder näher und näher, bis der Kahn aufstieß am Lande. „Wer ist da?"

„Ich!"

„Willst Du mich narren, Lene?"

„Ich Dich narren? Franz! Wer hat genarrt, Du oder ich?"

„Was willst Du von mir?"

„Du sollst etwas für das Kind thun."

„Für welches Kind?"

„Für Dein Kind." Der Ton klang grollend.

„Für mein Kind? Ich habe kein Kind."

„Franz!" Sie schrie es mit lauter Stimme. Doch sie bezwang sich. Thränen stiegen ihr in die Augen. Sie schluchzte. Das wilde, verhärtete Weib, die Ausgestoßene, die Bestie — sie weinte. Etwas von der göttlichen Erhabenheit der Mutter überkam sie und ihre Stimme klang sanft und schmeichelnd, wie man es nie von ihr vernommen.

„Franz! Ich weiß, daß Du mich nicht heirathen kannst. Ich verlang' es ja nicht. Aber das Kind, das Kind! Thu' etwas für das Kind, daß es ein ehrlicher Mensch wird, daß es nicht wird wie ich. Ich hab's ja so lieb, aber ich will es gern von mir thun. Franz! Sorge, daß es nicht wird wie ich."

„Daß es nicht wird wie ich!" Das war der Refrain ihrer Bitten und ihrer Klagen, ihrer Schwüre und ihrer Drohungen. In dieser Selbstanklage, in diesem Grauen vor sich selbst, lag etwas Rührendes, das den harten Franz hätte erweichen sollen. Doch er blieb standhaft.

„Was geht mich das Kind an?"

Die Rührung verschwand aus den groben Zügen der Lene. „Ist das Dein letztes Wort?"

„Mein letztes!" Da geschah etwas Grauenhaftes. Wie ein Raubthier stürzte sie sich auf ihn, ergriff ihn, schüttelte ihn, sprang mit ihm in den Kahn und warf ihn zu Boden, daß ihm die Knochen krachten. Noch ehe er sich erheben konnte, hatte sie die Ruder ergriffen und mit ein paar mächtigen Schlägen das Fahrzeug bis zur Mitte des Stromes getrieben. Dann schleuderte sie die Ruder von sich, faßte den betäubten Franz wieder und hob ihn hoch empor Das Licht des Kalkofens beleuchtete sie. Sie stand aufrecht inmitten des Kahnes, ein Riesenweib. Haar und Gewand flatterten im Winde. Das verzerrte Antlitz hatte sie hoch hinaufgereckt gegen den Mann, den sie in ihren Fäusten hielt.

„Hülfe!" schreit Franz endlich mit heiserer Stimme. Doch kein menschliches Wesen eilt herbei, ihn zu retten.

„Willst Du das Kind zu Dir nehmen?"

„Nein!" In seiner Angst selbst bleibt sein Starrsinn ungebeugt. Vielleicht auch glaubt er nicht an den Ernst der Gefahr.

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Mein letztes!"

„Nun, so soll es Dein letztes sein." Sie schleudert ihn in's Wasser. Sie taucht ihn nieder, weit übergebeugt über den Rand des Bootes. Er klammert sich im Todeskampf an ihre Arme. Er windet sich, er zuckt — — dann wird er still. Ein triumphirendes Lächeln huscht über ihr wildes Antlitz, das der Kalkofen gespenstisch beleuchtet.

Sie will ihn von sich schütteln. Aber, o Gott, was ist das? Er läßt sie nicht los. Die Hände des Todten haben sich um ihre Arme gekrallt, wie eiserne Ringe Entsetzliche Fesseln, die sie nicht lösen kann!

Laut schreit sie auf. Sie muß den Todten emporziehen in den Kahn, will sie sich von ihm befreien, zu sich in den Kahn, den Mann, den sie gemordet, den Mann, den sie geliebt, den Vater ihres Kindes. Sie beugt sich hinüber über das Wasser. Sie ringt mit der Leiche, Sie sucht mit ihren gefesselten Händen den Körper des Todten zu erhaschen. — —

Da unterbricht ein kindliches Lachen vom Ufer ihr schreckliches Werk.

„Recht so, Mutter! Halt' ihn fest, den garstigen Vater!"

Wie ein Schleier legt es sich über ihre Augen. Das Kind, erweckt von den lauten Stimmen der Kämpfenden, war Zeuge des Mordes geworden, den die Mutter an dem Vater beging.

Die Lene hat nicht mehr die Kraft, sich zurückzuwerfen in's Boot. Der Todte läßt sie nicht los. Das Fahrzeug treibt stromabwärts. Wo die Wirbel kreisen, verliert es das Gleichgewicht und schlägt um.

„Recht so, Mutter! Halt' ihn fest, den garstigen Vater!"

Das ist das Letzte, was die Lene vernimmt.

Der Todte zieht sie unerbittlich zu sich hinab in die Tiefe — er, der sie im Leben von sich gestoßen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vier Augen haben den grausigen Vorgang geschaut.

Zwei davon gehören einem mutterlosen Wesen an, das jauchzend am Ufer steht und mit den Händchen klatscht.

Die beiden anderen aber blicken trübe und matt. Nicht lange mehr wird ihr Schimmer sich in den Wellen des Flusses spiegeln. Denn die Seele des Kalkofens ist erloschen.

Aus der Hauptstadt.

Unbeleidigte Majestät.

Quidde aus München, der auch die Mainlinie überschreiten wollte, ist wieder dabei, ein Geschichtswerk zu schreiben. Nach Caligula hat Nero, Aënobarbus, seine ganze, gelehrte Aufmerksamkeit. Nero war, absprechende Neider mögen ihn tadeln wie sie wollen, ein Größerer als Domitian Stiefelchen. Er war ein künstlerisch veranlagter Kronenträger, und seine schlimmsten Unthaten unterschieden sich von den verrückten Kindereien des jüngsten Sohnes der Agrippina noch immer durch einen Zug in's Große, Tiefe. Seine sehnsüchtige, heiße Liebe zur Kunst und

die unbändige Eitelkeit des echten Dilettanten verursachten in letzter Linie das harte Urtheil, das die Geschichte über ihn gefällt hat. Er konnte keinen Nebenbuhler mehr ertragen, und er wüthete um so grausamer gegen sie, wenn er in melancholischen Stunden, wo ihn höfischer Weihrauch nicht betäubte, knirschend doch ihre Ueberlegenheit empfand. Und dann fielen die Häupter derer, die größer waren als Cäsar, und ihr Tod und der Muttermord, den er leichten Herzens auf sich nahm, und der Brand Roms — ihm bedeutete alles das nur köstliche Anregung zu neuem Schaffen. Henri Sienkiewicz, der ein Dichter ist, behauptet sogar, Cäsar habe all seine Verbrechen in der Absicht geplant und begangen, von ihnen zu unerhörten Kunstleistungen aufgepeitscht zu werden. So, scheint es, war dieser furchtbare, überreizte Tyrann ein Charakter, wohl würdig innigen Studiums und seinem Erklärer auch heute noch ergiebigere Ernte versprechend als die kleinen, blöden Grausamlinge der Historie, deren Schreckensbilder männiglich in diesen Tagen, Gott weiß weshalb, an uns vorüberziehen läßt.

Herrn Quidde aus München gefiel, heißt es, ganz besonders das Geschichtchen vom Höfling und Senator Tigellinus, der dem Nero zu Ehren auf großem Teiche ein inselartiges Floß zimmern ließ und es durch Massen von Lorbeerbäumen, Myrthen und Palmen, durch zauberische Beleuchtungseffecte in ein blühendes, glühendes Paradies verwandelte — für die Freuden weniger Stunden. Demnach scheint's, der gelehrte Mann wolle diesmal ausführlich von dem Einfluß sprechen, den nichtsnutzige, kriecherische Höflinge auf Cäsar ausübten, und solchermaßen sein neues Büchlein vertiefen, damit es nicht wieder eine, hier und da leicht gefälschte, Abschreibe-Arbeit aus Sueton werde.

Dem Historiker, der nicht am Aeußerlichen der Erscheinungen kleben bleibt, der sich auch nicht damit begnügt, die gewordenen Dinge materialistisch aus gewordenen Zuständen zu erklären, bietet die Gestalt Nero's in der That eine reiche Fülle kostbarster Anregungen und Gedanken. Fest, wie nie zuvor, scheinbar unerschütterlich, stand das Kaiserreich. Vierundzwanzig Legionen bewachten seine Grenzen, die regsame Proconsule stets weiter hinauszuschieben trachteten. Im Innern wüthete die agrarische Noth, der Bauernstand war völlig zerrieben, auf den Latifundien saß ein grausam gequältes Feldsclavenvolk, aber der hauptstädtische Pöbel befand sich im Ganzen recht wohl. Sociale Reformen, kühne und, was man heute so nennen würde, weitausschauende sogar, hatten dafür gesorgt, daß ihm die Brodfrucht nie ausging, und die vornehmen Bühnen waren mit Freibillets noch weit verschwenderischer als die irgend einer späteren Epoche. Wo aber das Elend noch allzu drückend lastete, wo es noch finstere Brutusse gab und die Neigung zu gewaltsamen Umwälzungen vorhanden war, da hielt der Respect vor den Prätorianern etwaige Ausbrüche des Volksunwillens in den bescheidensten Grenzen. Auch kehrte sich die Wuth des Proletariats nie gegen Nero. Man liebte ihn sogar in diesen Kreisen und freute sich, wenn er aus Achaja oder aus Antium heimkehrte, denn dann begannen die prunkvollen öffentlichen Spiele wieder. Und war es auch Aufgabe der Hofbeamten, dafür Sorge zu tragen, daß jauchzender Beifall rechtzeitig erbrauste, wenn Cäsar in seiner Sänfte vorbeikam — die Fortsetzung des Jubelsturmes konnten sie getrost der Menge überlassen. Nach innen wie nach außen hin schien das Reich dem flüchtigen Beobachter stark und mächtig, für Ewigkeiten gethürmt zu sein, und die goldüberladene Gestalt Cäsar's, des Vielbegabten und Vielkönnenden, die unerhörte Pracht eines üppigen Hofes erhöhte noch Roms Glanz und lockernde Herrlichkeit. Die Majestätsbeleidigungen, deren Erfindung Tiber auf Capri manch müßige Stunde angenehm verkürzte, hatten freilich ständig und rasch zugenommen, aber es waren fast ausschließlich Mitglieder senatorischer Familien, Augustianer waren es, die sich ihrer schuldig machten.

Diese Thatsache wird uns Herr Quidde wahrscheinlich unterschlagen, wenn er seinen sonst gewiß sehr wahrheitsgetreuen Nero herauszugeben wagt. Aber sie ist deshalb nicht minder wichtig, und alle Parallel-Politiker sollten sich ihrer stets erinnern. Sie beweist, wie gewagt es ist, die Zustände im untergehenden Weltreiche der Imperatoren mit den unseren zu vergleichen, als wie wenig stichhaltig sich bei jeder näheren Prüfung die Behauptung erweist, Frau Klio lebe von Selbst-Plagiaten. Die Aeußerlichkeiten freilich wiederholen sich leicht, wie in der Musik sich leicht Accorde wiederholen, aber dafür sind weniger die Componisten als die geringe Ausdehnung der Tonleiter verantwortlich. Reiht man Aeußerlichkeiten aus der Historie perfid aneinander, so ergeben sich unschwer scheinbar übereinstimmende Bilder. Und wer dann gläubig staunen und sich entsetzen will, der hat's billig.

Seit der Septemberrede Wilhelms II. graffiren die Anklagen auf Majestätsbeleidigung, und ihre Zahl nimmt noch täglich schreckenerregend zu. Das Volk der Staatsanwälte hat sich ermannt und packt erbarmungslos, wen Leichtsinn oder Untugend zu dreistem Wort verführt. Unter der Rubrik „Aus dem Reiche" las ich gestern in einer Zeitung vier Notizen — alle vier handelten von Verurtheilungen wegen Majestätsbeleidigung. Es ist nicht, daß die Menschen hier zu Lande plötzlich schimpfende Wütheriche geworden sind; man schleppt nur heute vor Gericht, was gestern völlig unbeachtet durchging. Und da entsteht, denkt man des neronischen Zeitalters, eine schlimme, eine verdrießliche Analogie: von den Procuratoren ward kein Verbrechen mit solchem Eifer, so mitleidlos verfolgt wie die Majestätsbeleidigung. Der Geschichtskundige weiß, daß Roms Richter allenfalls Grund zu solchem Thun hatten, denn hinter jeder Beschimpfung Cäsars, hinter jeder Verletzung der gebotenen Ehrfurcht konnte eine Verschwörung lauern. Die Beamten retteten vielleicht den Staat, wenn sie den Consularen zum Tode führten, dessen geschwätzige Zunge beim Mischkrug seine wahre Gesinnung verrathen hatte. Die heute bei uns wider die Majestät sündigen, sind beschränkte oder doch tölpelhafte Gesellen, denen alle hinterhaltigen Pläne meilenfern liegen. Die Verschwörer sind Schweiger geworden im Laufe der Jahrhunderte. Unsere Staatsanwälte retten nie den Staat, wenn sie Erhebungen auf Grund des § 95 einleiten. Ein unvorsichtiges Individuum findet harte Strafe für seine Dummheit — und das ist alles.

Es fragt sich, ob es klug ist, zur Erreichung dieses Zweckes einen so lärmenden und Aufsehen erregenden Apparat in Thätigkeit zu setzen.

Wer sich nicht immer haarscharf vorhält, wie im heutigen Deutschland die Mehrzahl der Majestätsbeleidigungen entsteht, der muß nothwendig zu sehr trüben Schlußfolgerungen gelangen. Wer nicht bedenkt, daß die Schuldigen kaum jemals den Kaiser persönlich treffen wollen, sondern nur auf das System zielen, für dessen Träger sie ihn halten, den muß es bedünken, es gäbe keinen unpopulärereu Mann im Lande als Wilhelm II. Der muß der Meinung werden, just seine Rede am Sedantage, die doch ganz unzweifelhaft bis auf den Gardensatz unter all' seinen Ansprachen bisher den größten Beifall gefunden hat, just diese Rede habe ihm unzählige neue Gegner erweckt, Gegner, die ihre Leidenschaft sogar zu strafbaren Beschimpfungen hinreißt. Der unsinnige Vergleich mit den schlimmsten Reactions- und Tyrannis-Perioden wird mit aller Macht erzwungen.

Jeder Einsichtige weiß, wie thöricht diese Vergleiche sind. Aber jeder Einsichtige bedauert auch, daß durch die Häufung der Beleidigungs-Processe alle Gedankenlosen und alle Fernstehenden zu der Ueberzeugung gebracht werden, der monarchische Gedanke verliere in Deutschland rapid an Boden, sei ständig wachsenden Angriffen ausgesetzt. Hätten wir ein Sbirrenrecht und den Kleinen Rath der Zehn, von dessen Urtheilen, von dessen Verhandlungen die Menge nichts erfährt, so bärgen diese Vota nicht die fürchterliche Gefahr, die ihnen jetzt innewohnt. Mit grinsendem Behagen verzeichnen die radicalen Blätter jetzt auch die nebensächlichste Verurtheilung auf Grund des § 95; sie sind aber bauernschlau genug, den mühsam construirten Anklagen weit weniger Aufmerksamkeit zu schenken als denen, wo der Thatbestand sonnenklar liegt, wo es sich um ganz rohe Schmähungen handelt.

Titus hob alle Gesetze, die Ehrenkränkungen des Cäsars zornschnaubend ahndeten, unter der berühmt gewordenen Begründung auf, und seine schönen Worte treffen heut weit mehr als damals den Kern der Sache, wo doch immer persönlicher Haß wider den Imperator in's Spiel kam. Der § 95 ist ein zweischneidiges Schwert und ist es um so mehr, als es dem Unklugen, dem Ungebildeten und Ungeschickten unvergleichlich gefährlicher wird denn dem vorsichtigen, schreibklugen Fuchse. Seine übermäßige Anwendung ist zudem recht eigentlich unvereinbar mit dem Geiste der Verfassung; in ihrem Uebereifer wird unsere Rechtsprechung reactionär. Denn statt in regem, frischem Meinungsaustausch zwischen Herrscher und Unterthanen das Heil, die vornehmste Grundlage jedes wahrhaft constitutionellen Staates zu sehen, beobachtet man argwöhnisch den Kühnen, der zu anderen Ueberzeugungen gelangte als sein Fürst und sie redlich, nach deutscher Thingweise, äußert. Aber just weil der Begriff der Majestätsbeleidigung so eigenartig ist, sollte er nicht alltäglich gemacht werden, und weil der König so einsam stolz und hoch, in fast unverletzbarer Würde steht, daß ihn Ehrenkränkungen nur schwer treffen, sollte man ihn nicht um jeder Lappalie willen als verletzt hinstellen. Eine Aufhebung oder Einschränkung des Paragraphen wird über kurz oder lang im Interesse des monarchischen Gefühls geboten sein. Einstweilen freilich, in der erklärlichen Empörung über das rüde Gebahren einiger schimpfender Gassenbuben und unterm Eindruck mißverstandener kaiserlicher Worte, herrscht ganz offenkundig die verderbliche Absicht vor, die Grenzen des Paragraphen noch zu erweitern.

Man hat bereits in zweifelhaften Fällen Verurtheilungen darauf basirt, daß die Tendenz des verklagten Blattes den Verdacht einer Ehrfurchtsverletzung rechtfertige. Man hat eine Majestätsbeleidigung in einer Wendung gefunden, worin die Controverse mit dem Fürsten abgelehnt wurde. Man beschränkt sich nicht darauf, Verletzungen der Majestät zu strafen, aus denen die Absicht der Beleidigung mit absoluter Deutlichkeit hervorgeht; man beginnt, zuweilen mit großem Aufwand an juristischem Scharfsinn, umständlich nachzuweisen, weßhalb dies oder jenes Wort in diesem oder jenem Zusammenhange verletzend ist. Nicht allein pönt man offensichtliche, wenn auch vielleicht gar nicht so bös gemeinte Reden, man legt auch andererseits Sätze mit einer Sorgfalt auf die Waagschale und stöbert rastlos mit dem Mikroskope in ihnen herum, als habe der Verfasser Tage lang darüber zugebracht und sich boshaft bemüht, die Beleidigung so unerkennbar wie möglich zwischen den Zeilen zu verstecken. Man stempelt auf einmal unsere jämmerlich schlecht schreibenden, schwitzenden Zeilenschinder zu raffinirten und eiskalten Stilkünstlern. Es ist nicht genug daran, daß man den einfachen Mangel an Ehrfurcht oder die Ablehnung einer Ehrenbezeugung, das Verweigern des Kaiserhochs als Majestätsbeleidigung ansieht, nein, die bloße, sachliche Opposition gegen eine Ansicht des Fürsten führt bereits in die Schlingen. Nur ein kleines Wörtlein braucht doppelsinnige Deutung zuzulassen und die Falle schnappt zu.

Aber mehr noch.

In der Begründung des Urtheils wider Dierl, dem unschuldig Berühmtgewordenen, kommt folgender Satz vor:

„Es ist zweifellos, daß bei der Unverletzlichkeit des Kaisers Niemand etwas gegen die Person des Kaisers zu sagen hat, vor allen Dingen nichts Beleidigendes."

Hierin steckt ein schlimmer, ungeschickt verclausulirter Rechtsirrthum. Der Nachsatz, der sich den Anschein giebt, als ergänze er nur obenhin den Vordersatz und könne gegebenen Falls ruhig fort bleiben, enthält thatsächlich die einzige, freilich alltägliche und bereits im Strafgesetzbuch erwähnte Wahrheit des Gesammtausspruchs. Die Unverletzlichkeit des Monarchen hat erstens nichts mit dem zu thun, was etwa gegen seine Person zu sagen ist; der erkennende Richter übersieht aber ferner, daß Niemand etwas gegen die Person des Fürsten sagt, daß vielmehr alle Erörterungen, wenigstens in Deutschland, bisher auf seine Handlungen und Worte beschränkt geblieben sind.

In wenigen Zeilen noch weniger Logik.

Wenn der Jurist etwas „zweifellos" nennt, giebt er damit zu, daß zwar gewichtige Zweifel an der Richtigkeit seiner Feststellung vorhanden sind, daß er aber nicht im Stande ist, diese Zweifel zu widerlegen.

Die Kammer Brausewetter hat ahnungslos, doch zu Unrecht und in völlig mißverstandener Auffassung der Stellung des constitutionellen, besonders des preußischen Königs eine der Quellen zu verschütten gesucht, aus denen preußische Könige ihr vornehmstes Wissen schöpfen.

Der preußische König, der ein regierender Fürst, keine von Ministern bewegte Decoration ist, spricht seine Ansicht unumwunden dem ganzen Volke gegenüber aus und macht, unter Verantwortlichkeit seines Ministerpräsidenten, frei und unbeengt *seine* Politik.

Aber es wird kein Politiker geboren. Politik, betonte ja wohl Bismarck, ist keine Kunst, ist eine Wissenschaft. Wie jeder andere, muß auch der Monarch sie erlernen. Irrthümer und Fehler werden ihm wie jedem anderen begegnen, sogar leichter als jedem anderen. Denn ihm ward es auch in der Jugendzeit schwer gemacht, alle Schichten und Meinungen des Volkes, das er regieren soll, kennen zu lernen; schwerer noch fällt es ihm als Herrscher, den ein ganz bestimmter, auserlesener Menschenkreis ständig und dicht umgiebt.

Darum schon bedarf er auf jede Rede, jede Handlung der Antwort seines Volkes.

Ihm verlangt auch nach dieser Antwort, liest er doch Zeitungen und läßt sich Ausschnitte aus ihnen vorlegen. Ihm verlangt nach einer Antwort, denn wer redlich und laut, aus reinem Herzen heraus seine Meinung sagt, begehrt zu wissen, wie die große Welt ringsum sie aufnimmt.

Die Antwort soll redlich und laut sein, wahrhaftig wie die Frage, wie der Anruf. Einer edlen und starken Natur gegenüber giebt es kein schändlicheres crimen laesae majestatis, als heuchlerisches Gewinsel und erlogener Beifall. Ein freimüthiger Fürst achtet nur den Freimüthigen, wie ein Gerechter nur den Gerechten achtet. Jede ihm ertheilte Antwort wird Verehrung athmen, auch wenn sie anderes sagt, als der Fragesteller erwartet. Denn einem redlichen Wahrheitsfreunde gebührt Verehrung.

Der Kaiser wünscht, daß sein Volk ihm Rede stehe. Er spräche sonst nicht zu ihm. Er erwartet, daß ihm antwortet, wer nicht taub und stumm ist.

Es ist mehr als thöricht, es ist beleidigend, anzunehmen oder gar zu behaupten, der erste Mann im Lande wolle auch der einzige sein.

Ueber Sclaven zu herrschen, machte selbst dem alten Fritz zuletzt kein Vergnügen mehr.

Deutsche Art zeigt sich am vornehmsten darin, wie deutsche Fürsten und deutsche Bürger miteinander sprechen.

Die Caligula und Nero brauchten den Schutz des Lictors, sie standen allein unter Schranzen und heimtückischen Lügnern, und das Volk bot ihnen keine Stütze. Sie dachten unbeschränkte Herren, Götter zu sein. Daraus erwuchs ihr Wahn, ihr Haß gegen Widerspruch, ihre Empfindlichkeit, ihr Verderben.

Der deutsche Kaiser aber, primus inter pares und erster Diener seines Staates, bedarf der Lictoren und der schützenden §§ nicht.

Caliban.

Hans Thoma und die Modern-Sensiblen.

Sollte man es wohl für möglich halten, daß Jemand heutzutage ein moderner und von den Modernen anerkannter Maler sein könnte und nicht wissen, was „Vibration" heißt? Man sehe *Hans Thoma*, und man wird erkennen, daß das Mögliche wirklich ist. Im „*Salon Gurlitt*" befindet sich eine große Collection seiner Bilder, wohl an die hundert Stück. Die meisten aus letzter Zeit, einige auch aus früherer. Im Ganzen kann man den Mann sehr wohl daraus kennen lernen.

Ich bewundere Thoma, aber ich stehe ihm wie einem völlig Fremden gegenüber. Ich habe fast das Gefühl, ein modernster Pariser zu sein, wenn ich diesen deutschen Bärenhäuter sehe, mit seiner naiven Kinderseele, seinen verschlafen ausgerissenen Stanneaugen und seinen Elfenflügeln an den ungefügen Schultern. Bin ich ein Deutscher, daß ich so empfinden kann? Ich würde daran zweifeln, wenn ich nicht wüßte, daß die deutsche Seele sich seit hundert Jahren außerordentlich bereichert hat und in ganz neue Entwickelungsstadien eingetreten ist.

Hans Thoma hat eine Deutschen-Seele aus dem siebzehnten oder sechzehnten Jahrhundert und auch noch manche seelischen Ueberreste aus weit früheren Jahrhunderten. Er empfindet wirklich so, wie man in jenen Zeiten empfand. Das „Moderne" ist ihm völlig fremd. Er hat sich nicht etwa „an den alten Meistern herangebildet" oder gar, wie Sattler, die Handschrift Dürer's copirt. Man könnte sich vorstellen, daß er nie ein altes Bild gesehen hätte, und doch gezwungen wäre, so zu malen, wie er malt. Seine Erscheinung ist eine durchaus organische. So organisch, daß auch der kleinste fremde Blutstropfen daraus ausgeschieden ist, weil es ihm einfach an Nährstoff fehlen würde. Auch sein Farbensinn, seine Sensibilität, seine Handgelenkigkeit sind die früherer Jahrhunderte. Von dem was Manet und Monet in Frankreich entdeckt haben, und was als „Freilicht" und „Impressionismus" seitdem die europäische Malerwelt beherrscht, scheint er nie etwas vernommen zu haben. Glücklicher Weise ist ihm der „Galerieton" in gleicher Weise fremd, und selbst das Rembrandt'sche Helldunkel liegt hinter seiner Zeit.

Was sollen wir mit diesem ehrwürdigen, von sagenhaft-fahlem Licht umwitterten Runenblock in unserer von so weit anderen Interessen unruhevoll hin- und hergerissenen Gegenwart anfangen? Sollen wir ihn behutsam conserviren und kaltherzig in ein Museum stellen? Sollen wir hurtig an ihm vorüberwirbeln und altklug mit dem Kopfe schütteln? Sollen wir stürmisch in's Entdeckerhorn tuten und Büffelhautschilde emporrecken, um das seltsame Weltwunder durch die Lande zu tragen? Ich glaube, wir werden Eines thun müssen, und dann werden wir ein unmittelbares Verhältniß zu ihm gewinnen: wir werden ihn als *Persönlichkeit* zu nehmen haben, als heile lückenlose Individualität, und dann werden wir uns erinnern, daß wir dergleichen in unserer Gegenwart gerade am allereifrigsten suchen.

Man muß bekanntlich die Feste feiern, wie sie fallen, und so muß man in Dichtung und Kunst auch die Persönlichkeiten hinnehmen, wie sie sind. Manche kommen sehnlichst erwartet, andere völlig überraschend. Man ist geneigt, ihre Existenz als einen logischen Schnitzer der Entwickelungsgeschichte aufzufassen. Wie eben bei Thoma. Trotzdem lebt er, satt und vergnügt, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, fährt in der Eisenbahn, benutzt den Telegraphendraht und hat vielleicht selbst Telephon-Anschluß. Dabei träumt er von verliebten Bauernknechten, schlafenden Rittersmännern und holdselig die Laute spielenden heiligen Cäcilien. Warum soll er nicht so träumen? Und warum sollen wir uns seiner Träume nicht freuen? Haben wir das Kind so gänzlich in uns begraben? Können wir aus unserer nervösen Complicirtheit so schwer zurückgelangen zu herzlicher Einfalt? Haben wir nicht noch Klänge von Volksliedern im Herzen schweben? und sind wir nicht gar zu einer neuen modern-symbolistischen Phantastik durchgedrungen, die vom klaren Glitzerwasser mittelalterlicher Bronnen sehr wohl einen frischen Quelltrunk hinnehmen darf?

Freilich Eins bleibt zu bedenken, wenn unser Werthurtheil ein kritisches sein soll. Oder darf ich das verhaßte Wort „Kritik" hier gar nicht gebrauchen? Man sollte es freilich zu Hause lassen, wenn Einem der Pfefferkuchenmann einen Sack voll Nüsse schenkt! Aber wer einmal Marzipan gekostet hat —?! Seht da ist sie schon die arge Störenfriedin! Sie hat Marzipan gegessen und nun läßt sie uns keine Ruhe. Sie raunt uns in's Ohr: „Es ist doch ganz etwas anderes" (ha, diese Kritikerphrase!) „ganz etwas anderes, ob man die abgeschlossene Empfindungsweise früherer Zeiten ‚naiv' in sich wiederspiegelt, oder ob man mit Hingabe seiner letzten Hirn- und Nervenkraft für kommende Jahrhunderte neue Gefühlswerte prägt!" So? das sagt sie, Jungfer Kritik? Sie hat wohl Nietzsche gelesen? Ja, sie hat ihn gelesen, und sie hat ihn ebensowenig vergessen wie die Manet und Monet, die sie gleichfalls gesehen hat. Und frech fügt sie hinzu: „Wie gesagt, ich bin ein Theil der modernen Seele und bin mir dessen im höchsten Maaße bewußt, und mich kann Niemand in Schwingung versetzen, der selbst nicht — Vibration hat. Und nun geh' hin, du Thomas der Moderne, geh' hin, zu deinem vielgeliebten Thoma, und sieh, was dort vibrirt! Die Luft vielleicht? oder die Seelen? oder die Farben? oder —" Da schlage ich die Unholdin auf den Mund und kehre ihr entrüstet den Rücken.

Und ich gehe zu *Schulte*. Dort, weiß ich, finde ich keinen Thoma. Aber ich finde „Moderne". Es haben sich ihrer Achte neuerdings zusammengethan, und es sind sogar — haha, wer lacht da? — drei Damen darunter. Es ist auch ein „Aegir" dort, und wenn der auch tausendmal ein Herr der Fluthen sein mag, so ist doch der, der ihn gemacht hat (ein gewisser Carl Ehrenberg), keinesfalls ein Herr in der Malerei. Leider auch Fritz Bodenmüller nicht, der den hübschen Einfall gehabt, den Empfindungsgehalt der Beethoven'schen Mondschein-Sonate aus den musikalischen Tönen in Farbentöne zu übersetzen. Das wäre eine Aufgabe für einen Meister. Aber Fritz Bodenmüller thäte gut noch recht lange Schüler zu bleiben.

Dies als Intermezzo! — worauf wir zu unseren „Achten" zurückkehren. Sie sind übrigens geschmackvoll genug, sich nicht nach dieser Ziffer zu benennen, womit sie sich die Möglichkeit lassen, sich beliebig zu verringern und zu vermehren. Eine bestimmende Stichmarke haben sie einstweilen überhaupt nicht für sich ausfindig gemacht, und das wäre doch wohl recht empfehlenswerth, schon der knapperen Bezeichnung wegen. Ich constatire mit Vergnügen, daß lauter tüchtige Leute darunter sind,

wenn auch nicht Leute ersten Ranges. Dadurch ist das Niveau gleichmäßiger als bei der „Elf", während gleichzeitig der Troß geringer ist als beim „Westelnd". Unter den Damen ist Dora Hitz die bekannteste. Sie hat ein hervorragend fein abgestimmtes Frauenbildniß ausgestellt, das ihrem künstlerischen Ruf noch Wohlklang hinzufügt. In Marie von Brocken tritt uns eine Dekorative von Geschmack, Eigenart und Stilgefühl entgegen, deren Entwickelung wir abzuwarten haben, und in Henny Geiger-Spiegel eine Porträtbildhauerin von Kraft und Charakterisirungsvermögen, wenn auch bisher noch ohne Duft. Die männlichen Partner werden geführt (wenigstens der Bedeutung nach geführt!) von Wilhelm Trübner, dessen Porträts immer mehr den unbeirrbaren Menschenkenner offenbaren, der sich niemals an zufällige Aeußerlichkeiten klammert, und der in seiner herben Sprache doch soviel Weiches zu sagen hat. Josef Sattler ist nur mit zwei Kleinigkeiten aufgetreten, über die ich um so weniger urtheilen möchte, als ich mich diesem Künstler gegenüber noch abwartend verhalten muß. Hätten sie mir etwas Neues gebracht, so würde ich es gerne sagen. Auch über Max Uth muß ich mich zurückhalten. Er hat zwar sehr viel ausgestellt, und alles ist hübsch und malerisch angeschaut. Aber von Uth darf man mehr verlangen, weil man mehr erwarten darf. Warum sammelt er seinen so lebendigen Farbensinn nicht einmal auf ein großes Werk, das ganz Physiognomie, ganz Selbstbekenntniß ist? Mit Philipp Frank war ich weniger vertraut. Aber ich empfing bereits auf der großen Ausstellung einen sehr guten Eindruck von ihm, Bei Schulte zeigt er sich auf größeren und kleineren Bildern als ein ehrlich mit sich und der landschaftlichen Natur beschäftigter Künstler, von ernster etwas düsterer Richtung und von vornehmer (wenn auch nicht immer gleich vornehmer) Gesinnung. Die eigentliche Experimentator-Natur unter den Achten ist Curt Herrmann. Er ist wohl der „malerischste" Maler, den ich kenne. Das wird Herrmann, wenn ich seine Weise recht verstehe, als ein großes Compliment auffassen. Es ist aber nicht so gemeint. Jedes Experiment hat von Natur aus den Zweck, daß es eine Leistung vorbereiten soll. Wenn aber die Leistung ausbleibt, so wird das Experiment zum Selbstzweck. Ich will nun sogar diesen Selbstzweck gelten lassen, aber wohl verstanden, nur für den einzelnen Künstler, nicht für die Kunst. Die Kunst ist unbarmherzig wie die Natur. Sowie diese immer neue Lebewesen fordert, so fordert sie neue Werke. Wie man dazu gelangt, oder ob ein Künstler darüber zu Grunde geht, ist ihr gleichgültig. Der Künstler seinerseits kann oft auf das Werk verzichten, vielleicht weil ihm etwas zu Unerreichbares vorschwebt, vielleicht aber auch, weil er sich zu sehr in Fachkünsteleien verrannt hat. Letzteres scheint mir der Fall mit Curt Herrmann zu sein. Er vermag seiner Kunst nicht das kleinste geistige Moment abzugewinnen, so sehr ist alles bei ihm auf den Augensinn und die manuelle Geschicklichkeit gestellt. Darin hat er allerdings das Aeußerste erreicht. Er vermag Farbenübergänge, Farbencombinationen, Farbenextrakte wahrzunehmen und darzustellen, wie vielleicht kein Zweiter, und er wird dabei von einem ungemein subtilen Geschmack geleitet. Darin ist er wissenschaftlicher Fachmensch, wie etwa ein Philologe in der altitalischen Dialektkunde. Alles was er malt, gleichviel ob Porträt, Stillleben oder meinetwegen auch Kentaurenschlacht, hat für ihn nur Reiz als Vorwand und Unterlage für neue Farben- und Beleuchtungsversuche. Merkwürdig! so ist bei diesem Künstler die höchste moderne Forderung, die der Vibration und sensiblen Verfeinerung im ausschweifendsten Maaße erfüllt, aber es fehlt — und damit vervollständigt sich der Gegensatz zu Thoma! — die productive Persönlichkeit.

Im Schulteschen Oberlichtsaal befindet sich auch das vielgenannte Herkomer'sche Bild „All beauty in naked purity". Es ist seinerzeit, soviel ich weiß, von der Londoner Akademie zurückgewiesen worden, wegen seiner indecenten Nacktheit. Nun, diese Nacktheit ist decent, ich wüßte kaum, wie sie decenter sein könnte. Denn sie ist glatt und kühl, wie das ganze Bild glatt und kühl ist. Ich verstehe nicht, wie man soviel darüber hat reden können.

Ein Wiener Porträtmaler O. von Krumhaar verdient eher, daß von ihm geredet würde. Er ist zwar noch ein wenig lackirt, aber er geht doch auf den Menschen aus. Am besten gelingen ihm aristokratisch feine Naturen, darin ist er der echte Oesterreicher. Möge er in unserem rauhen Norden noch etwas rauher werden!

Franz Servaes.

Notizen.

Der Münchener Dichter Martin Greif steht namentlich als Lyriker in der allerersten Reihe unserer Poeten, und auch der Dramatiker erhebt sich hoch über den Modetheatralikern unserer Zeit, wenn er auch leider bis heute in Norddeutschland selten über die Bühnen geht. Seine zahlreichen Verehrer in Süddeutschland und Oesterreich werden die Gesammtausgabe seiner Gesammelten Werke, die soeben in C. F. Amelang's Verlag in Leipzig in Lieferungen zu erscheinen beginnt, mit Freuden begrüßen. Die seiner Zeit von Laube aufgeführten „Corsiz Ulfeldt", „Nero" und „Faliert", das volksthümliche Festspiel „Prinz Eugen", die tragisch ergreifende „Francesca da Rimini", „Conradin", „Agnes Bernauer" und der auch neben den „Meistersingern" Wagner's ehrenvoll bestehende „Hans Sachs" verdienen vollauf bei uns bekannt zu werden. Hoffentlich trägt der norddeutsche Verlag dazu bei, den Dichter auch in unserem Norden heimisch zu machen. Vielleicht daß es nun einer der überzähligen Berliner Theaterleiter wagt, sich von den öden Borussendichtern, ihren Intriguen zum Trotz, zu emancipiren und in Greif endlich einen wirklichen Dichter und Dramatiker in der Reichshauptstadt zu Worte kommen zu lassen.

Aus der Jugendzeit. Von Rudolf Baumbach. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Der Titel läßt auf Autobiographisches schließen, aber es sind nur vier Erzählungen, die der Verfasser entweder Kindheitserinnerungen nacherzählt oder auch vielleicht Jugendarbeiten, die er jetzt auf Grund seiner reichen Lebenserfahrungen neu durchgearbeitet und mit den Lichtern seines burschikosen Humors versehen hat. Sie sind denn auch ziemlich altmodisch und harmlos, und das Märchen von dem modernen Habichtsfräulein, das sich in den schönen Jägerburschen verliebt, nimmt sich, in unsere Zeit versetzt, recht wunderlich aus. Besser sind schon die Humoresken, in denen sich Baumbach's prächtige Laune fruchtbar entfaltet, so daß sie auch abgenutzte und längst trivial gewordene Geschichten, wie die von dem „Teremtete" fluchenden Schwindelgrafen, der nun eine deutsche Bürgermaid freit, schmackhaft zu machen weiß. Die Perle des Buches ist aber die Schnurre von dem Thüringer Salamifabrikanten und seiner stark carrikirten Schwester, die durch ein sprachliches Mißverständniß das Glück ihrer Nichte beinahe gefährdet hätte. Die vielen Verehrer des Dichters werden das sinnige und drollige Büchlein ganz gewiß freundlich aufnehmen.

Russisch-polnische Beziehungen. Ein Abriß von Graf Leliwa. Autorisirte Uebersetzung von A. Arnold. (Leipzig, Kasprowiez.) Der Verfasser ist Pole und Katholik, und wir wissen also im Voraus, was er gegen Rußland vorzubringen hat. Als Jahrzehnte langer Leidensgenosse seiner unterdrückten Landsleute hat er tiefe Blicke in diese „Beziehungen" werfen können, und seine haarsträubenden Schilderungen der „mittelalterlichen" Zustände im Reiche des Zaren machen durchaus den Eindruck, der Wahrheit zu entsprechen und nicht tendenziös übertrieben zu sein. Die russische Regierung, versichert er, treibt es vielfach schlimmer als die bösesten Raubritter je gethan und der nicht griechisch-orthodoxe Unterthan in Rußland hat vielfach mehr zu leiden, als je der deutsche Bauer in seiner schwersten Prüfungszeit. Kein deutscher Leser wird diese Schilderungen ohne rein menschliches Mitleid lesen, um so weniger, als sie sehr geschickt diese polnischen Mißstände mit den ganz analogen der Ostseeprovinzen in Parallele setzen. Man darf, nach Leliwa's Versicherung, in den meisten Fällen getrost statt „Pole" „Balte" und statt „Katholik" „Protestant" lesen. Freilich sind wir mit den Schlußforderungen gar nicht einverstanden, denn wir glauben nicht an eine alsbaldige kriegerische Abrechnung zwischen Deutschland und Rußland, weil keine der beiden Mächte etwas dabei zu gewinnen, sondern jede nur alles zu verlieren hat. Auch mit der Kriegshülfe des so radical dreigetheilten Polenlandes hat es seine Bedenken, denn wir wissen, daß vor der Begehrlichkeit des siegreichen Großpolens weder Danzig noch Königsberg sicher wären.

Studien zur Literatur der Gegenwart. Von Adolf Stern. Mit 19 Porträts. (Dresden, V. W. Esche.) Man kennt des Dresdner Professors Stellung zum zeitgenössischen Schriftthum aus dessen Fortführung von Vilmar's Literaturgeschichte. Auch als Novellendichter wurzelt er ganz in dem poetischen Credo von vor 70, aber er hat sich trotz aller Abneigung vor extremen Tendenzen ein warmes Herz für die Bestrebungen des jungen Volkes bewahrt, man muß sich nur von seinen gelegentlichen Seitenhieben auf „Elendsliteratur" und „Schmutzpoesie" nicht irre machen lassen. Sudermann und Hauptmann dürfen mit der klug abgewogenen Anerkennung des Verfassers schon zufrieden sein, nur für Ibsen's Bedeutung scheint ihm noch das volle Verständniß abzugehen. Um so mehr fesselt uns die Behandlung älterer Dichter, deren Eigenart Stern feinfühlig aufzuspüren versteht; vor Allem ist der Essay über Hebbel ein Meisterwerk ästhetischer Würdigung, wenn er auch nur an die Publicationen der Tagebücher und des Briefwechsels anknüpft. Besonders werthvoll wird der Aufsatz durch die eingeflochtenen persönlichen Erinnerungen an Hebbel, und dies gilt auch von dem über Gottfried Keller, mit dem Stern gleichfalls im brieflichen Verkehr stand. Aber auch die Capitel über Freytag, Bodenstedt, Storm, Fontane, Scheffel, Baumbach, Seidel und Rosegger zeigen die Kunst des Kritikers, sich in die Individualität des Dichters und die geheimsten Schönheiten seines Werkes hinein zu fühlen, im vollsten Lichte. Nur für Wildenbruch's Novellistik hat er allzu großes Wohlwollen und dessen „Weiße Dorothea", eine Marlittiade der ungesundesten Art, nimmt er sogar ernst. Wir empfehlen das schöne Werk allen Freunden der Literatur und wünschen, daß es in den weitesten Kreisen für die durchaus hochachtbaren Leistungen der zweiten literarischen Jahrhunderthälfte wirksam Propoganda machen möge.

Vielleicht läßt keine deutsche Schriftstellerin in ihren Werken so wenig auf eine weibliche Feder schließen, wie Leo Hildeck. Mit männlicher Unerschrockenheit sucht sie ihre Consliete auf und führt sie rücksichtslos durch in ihrer vollen Herbe und Schroffheit. Nur das Eine hat sie gemein mit ihren Colleginnen, daß auch ihr die Zeichnung männ-

licher Charaktere nicht recht gelingen will. In ihren beiden neuen Büchern trägt das erste, „Mittagssonne“ (Dresden, Minden), einen mehr novellistischen Charakter. Es ist offenbar so etwas wie ein Selbstporträt, vielleicht sogar eine Selbstvertheidigung mit der offenkundigen Tendenz, zu beweisen, daß eine Schriftstellerin nicht heirathen soll, wenn sie Künstlerin bleiben will. Wenigstens verkommt das dichterische Talent ihrer Heldin Gertrud in der Ehe vollständig, ihre Phantasie erlahmt und ihre Fabulirlust versiegt urplötzlich. Das Thema probandum ist etwas spitzfindig gewählt und jedenfalls sehr tendenziös durchgeführt. Wenn die Heldin wirklich eine Vollblutdichterin wäre, käme das alles anders oder wenigstens nicht so schnell. Was bei den Werken Hildeck's am meisten unweiblich erscheint, das ist die Unfruchtbarkeit ihrer Heldinnen. Keine Mutter, keine Kinder. Und doch hätte im vorliegenden Roman die Entdeckung ihrer Mutterschaft die junge Frau gerettet und so eine natürliche Lösung ermöglicht, die freilich mit dem gewollt schroffen Schluß in Widerspruch stände, aber befriedigend und harmonisch, vor allem aber natürlicher abschließen würde. Denselben Vorwurf kann man auch gegen Hildeck's neuesten Roman erheben: Feuersäule (Dresden, Pierson). Der Mädchenschullehrer Karl Holtach, der unter dem Namen Franz Kerner ein radicales philosophisches Buch mit dem Titel „Der Einzige und sein Eigenthum“ schreibt, ist natürlich kein Anderer, als der Bayreuther Kaspar Schmidt, der in Berlin als Oberlehrer unter dem Pseudonym Max Stirner das bekannte Buch schrieb und ein Vorläufer Nietzsche's war. „Mich würde es nun leidenschaftlich interessiren, zu erfahren, wie solch ein Mann lebt,“ sagt ein Backfisch des Romans einmal. „Ich kann mir gar keinen Begriff davon machen. Er kann doch unmöglich ein Leben führen, wie wir anderen friedlichen Menschen — irgendwie muß er doch seine Theorie zur Ausführung bringen, und das wird ihm wieder durch die Gesetze unmöglich gemacht. Glauben Sie, daß er als Räuber lebt?“ Die Verfasserin zeigt uns ihren Stirner nun freilich nicht als Räuber, und der unglückliche Untertitel ihres Romans: „Geschichte eines schlechten Menschen“ ist nur ironisch gemeint. Es war wohl auch ihre Absicht, ihren Helden mannhaft an seiner Ueberzeugung zu Grunde gehen zu lassen, aber da sie nun einmal keine wirklich männlichen Männer zu zeichnen vermag, so wird unversehens aus ihrem Holtach nicht gerade ein schlechter, aber doch ein schwacher Mensch, sowohl in seinem Verkehr mit den Frauen, die sich alle in ihn verlieben und gegen die er sich sehr undelicat beträgt, als auch namentlich seiner Ueberzeugung gegenüber. Auch der wirkliche Stirner hat mit Rücksicht auf seinen Beruf, den er lange Jahre getreu erfüllte, seine Verfasserschaft des gefährlichen Buches verheimlicht, aber dieser Holtach ist vor Eitelkeit und Verdrehtheit gar nicht im Stande, sein Geheimniß zu bewahren, verräth und compromittirt sich jeden Augenblick und renommirt zuletzt sogar damit, von Wein und Liebe berauscht, in einer öffentlichen Gesellschaft. Noch schlimmer ist, daß die Verfasserin es nicht verstanden hat, uns für ihren Helden und seine Lehre zu interessiren. Wir glauben nicht an seine Bedeutung und sehen nur seine Schwäche, ja er spielt augenscheinlich nur mit seiner Lehre. Ein Märtyrer seiner Ueberzeugung muß ganz anders aussehen. Zuletzt, als er sich unmöglich gemacht hat und um seine Stellung gekommen ist, setzt er sich mit burschikosem Leichtsinn über Alles hinweg, um von dannen zu ziehen. So wie er ist, wird er es schwerlich noch zu etwas in der Welt bringen, am allerwenigsten zu einem Propheten, einer Feuersäule für die Menschheit. Trotz all' dieser Schwächen ist es doch ein bedeutendes Buch, von einem originellen Kopf erdacht und von einer Künstlerin geschrieben, kein bloßer Unterhaltungsroman, der nichts zu denken giebt. Wir sind sogar der Meinung, daß er unter einem skandinavischen Verfassernamen Aufsehen erregt hätte. Die Composition ist, wie immer bei Hildeck, ganz vorzüglich. Die Handlung schreitet, ohne durch Holtach's Philosopheme aufgehalten zu werden, stetig weiter, und von besonderer Schönheit sind die knappen und stimmungsvollen Naturschilderungen, die ein malerisches Auge verrathen. Nur vor einigen sprachlichen Unarten hat sich die Verfasserin zu hüten: „Jawohl, lächelte sie“ — „Ich glaube wohl, zögerte er“ — „Literatur plaudern“ ist französisch, aber nicht deutsch.

Gott hat es gewollt. Aus dem Leben eines russischen Priesters. Von Maria Janitschek. (Leipzig, Verlag Kreisende Ringe [Max Spohr]). Maria Janitschek wird immer nur einen auserwählten Leserkreis um ihre Muse sammeln, denn die Lichtscheuen, Zimperlichen und Zaghaften werden die elementare, kühn zusammenrassende, oft himmelstürmende Weise dieser Dichterin nicht ertragen. In all' ihren Werken, hinter all' ihren Gestalten spürt man immer die Schöpferin selbst, eine leidenschaftliche Seele, in der das ganze Glockenspiel der Poesie läutet und bebt, und einen kühl abwägenden, grübelnden, beobachtenden Verstand. In ihrem neuen Werke entschuldigt mit den Worten: „Gott hat es gewollt“ der fanatische Priester die guten und bösen Folgen aller seiner Handlungen. „Er hat einen Bauern, dem er die Absolution verweigerte, dadurch in den Selbstmord getrieben. Gott hat es gewollt! Er hat einen Knaben, der aus seinem Garten Früchte stahl, so gezüchtigt, daß dieser an den Folgen der Mißhandlungen starb. Gott hat es gewollt. Denn wenn Gott es nicht gewollt hätte, wäre es nicht geschehen. Es geschieht nur das, was Gott will.“ Durch seinen glühenden Willen zwingt dieser Priester die Seelen der russischen Bauergemeinde unter seinen Bann. Man verehrt ihn wie einen Heiligen. Er gilt für wunderthätig. Und thatsächlich übt er durch die Macht seines Willens auf Kranke einen wundersamen Einfluß aus. Maxim Maximov Kralogin hat aus sumpfigem Boden, aus brutwarmer Atmosphäre seinen an religiösen Wahnsinn grenzenden Fanatismus gesogen. Als Seminarist gehörte er dem Bunde der Skoggen an, einer Secte, die den greulichsten Mysticismus lehrte, deren Andachten aus Vorgängen unbeschreiblichster Art bestanden und meist in Bewußtlosigkeit endeten. Und auch noch in späteren Jahren, als Priester, betrieb Maxim eifrig das Studium alter Mystiker und Heiligenlegenden, bis er schließlich seinen Verstand zur „grinsenden Fratze“ verzerrt hat. Bisweilen stört ihn diese Fratze noch auf aus seinem unklaren Rausch. Doch er tritt sie als einen Spuk der Hölle nieder und betet mit verdoppelter Brünstigkeit. Was Wunder, daß in solchem Fanatikerhirn die unmöglichsten Gedanken ausgebrütet werden. Die Menschheit erwartet einen neuen Heiland. Er wird kommen! Maxim wird es offenbar durch wunderbare Gesichte. Durch das Wunder einer unbefleckten Geburt muß sich auch der zweite Messias legitimiren. Und sollte er, Maxim, nicht am Ende berufen sein zum Brautwerber Gottes, zum Beschützer der Heilandsmutter? Gewiß! er ist dazu berufen, denn in ihm ist dieser Gedanke geboren, und „jeder Gedanke kommt von Gott.“ Ein Chaos wilder, unklarer Vorstellungen hat ihn gepackt: „Der Blick als Befruchter . . ., die heilige Empfängniß . . ., das Zeitalter der Reinheit . . ., der Himmel mit der Erde vermählt . . ., er, der Vater des Messias . . ., die Christenheit ihm zu Füßen . . .“ Das Alles wirbelt ihm im Kopfe. „Er glaubte den Hauch Gottes um seinen Scheitel zu spüren — und gleichzeitig strich es über ihn hin wie die Berührung von Frauenlippen.“ Und der fanatische Priester mit der stark ausgeprägten Sinnlichkeit und dem glühenden Willen erkürt, seiner Eingebung folgend, die Braut Gottes unter den Kindern seiner Gemeinde. Er wählt ein vierzehnjähriges Mädchen, das er erziehen will zur Mutter des künftigen Messias. Maria Petrowa ist ein stilles, denkendes Mädchen. Es ist etwas „Behutsames, Umwendendes“ in ihr. Mit zwei ehrlichen grauen Kinderaugen schaut sie neugierig, sinnend und so ungemein verstehend in die Welt. „Sie sieht, wie ihre Mutter die Stufen des Altars mit Thränen benetzt und etliche Minuten später in Kalk eingelegte Eier unter Schwüren, es seien ganz frische, verkauft.“ Und noch manches Andere bemerkt dieses kleine Mädchen. Sie bekommt ordentlich Furcht vor den Frommen. „Vor lauter innerlichem Staunen und Rechnen erhielt sie den stillen, räthselhaften Blick.“ Vor der Ehrlichkeit und der phantasielosen Nüchternheit dieses Mädchens beginnt die unantastbare Heiligkeit des Priesters zu wanken. Maria fühlt mit dem Instinkte des Naturkindes gar bald den Irrenden und Ringenden aus ihm heraus und tritt ihm dadurch menschlich näher. Mit vielem Beten und vieler Geduld sucht der Priester die Auserwählte Gottes vorzubereiten zu dem großen Mysterium. Aber Maria fürchtet sich bei seinen maßlosen Gebeten, gähnt bei den Heiligenlegenden, trotzt und scheut bei seinen Willensanwendungen. Nur wenn er, ihrer Fragelust nachgebend, sie hineinschauen läßt in das lichte Reich des Wissens, dann trippelt „kühl und fein“ ihr Seelchen hervor und schaut sehnsüchtig hinein in diese ganz neue Welt. Maria erwächst zur Jungfrau. Urgesund, keusch, sinnig. „Ein Rosengarten erblüht in ihrer Seele, und still entladen sich dort goldene Gewitter.“ Und plötzlich, „unter der Schwelle des Bewußtseins“, kommt ihr die Erkenntniß, daß sie liebt. Angesteckt von dem mystischen Rausch des Priesters, fleht sie, halb gläubig, halb neugierig, um Kraft für eine Wunderthat. Da umbraust sie goldenes Licht, es erscheint ihr das Antlitz Gottes, dieses Antlitz aber trägt die Züge des Priesters — ihres Gottes — und ihre junge Seele schlägt zum ersten Mal die Augen auf. Still aber mächtig erblüht ihr jungfräulicher Körper zum Weibe, zur „Erda“ zur Heiligen. Nicht jener Kirchenheiligen mit verdrehten Augen, sondern jener, „die den Mann mit weichen, linden Händen aus dem Staube seiner Verirrungen in das Paradies ihrer reinen Liebe emporheben und zum Könige machen können.“ Eine liebe, schöne Gestalt schuf Maria Janitschek in diesem Mädchen mit dem braunen Gesicht, den goldigen Haaren und der reinen Seele. Mildstrahlend und fieberkühlend wirkt sie neben der düsteren, glühenden Gestalt des fanatischen Priesters. Mit großer Feinheit und Durchsichtigkeit sind diese beiden Charaktere in einander gefügt, mit echter Künstlerschaft ihre tragischen Conflicte geschildert.

M. P.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Alfr. Stößel: **„Freunde".**
Roman in 1 Bd. M. 4.50, geb. M. 5.50.
Alfr. Stößel: **„Brandung".**
Novelle. 2 M.
2 aufs glänzendste besprochene und hochmodern ausgestattete Erscheinungen, die sich vorzüglich zu **Weihnachtsgeschenken** eignen.
Rob. Friese, Sep.-Cto., Leipzig.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Neuigkeiten

Emil Ertl
Miss Grant und andere Novellen.
17 Bogen 8°. M. 3.— brosch.

Träume
von *Carl Busse.*
10 Bogen 8°. M. 2,60 brosch.

Wo in den Buchhandlungen nicht vorräthig, gegen Einsendung des Betrags direkt vom Verleger
A. G. Liebeskind in Leipzig, Poststr. 9/11.

Soeben erschien:

Zimmermann, Tante Eulalias Romfahrt.

17 Bogen 8°
mit bildlichem Schmuck von **Kunz Meyer,**
in hochelegantem farb. Umschlag, geh. Preis M. 3.—.

Das Buch, in welchem der als Kunsthistoriker bekannte Verfasser sich als feinsinniger Erzähler zeigt, behandelt mit liebenswürdigem Humor und feiner Satire die ergötzlichen Erlebnisse einer enthusiastischen deutschen Kleinstädterin und ihrer Gefährtin in der Ewigen Stadt.

☞ In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger
A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Deutsches Wörterbuch

Soeben bei **S. Hirzel** in **Leipzig** vollständig erschienen:
3 Bände
Preis 30 Mark, geb. 39 Mark
Auch in 30 Lieferungen zu 1 Mark zu beziehen.
von
Prof. Moriz Heyne.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.
☞ Fünfte Auflage. ☜
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung). — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 47. Berlin, den 23. November 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzelle 80 Pf.

Inhalt: Die Währungsfrage und die arbeitenden Klassen. Von Paul Ernst. — Ueber Berufsvermittelung. Von Ernst Trappe. — **Literatur und Kunst.** Barbey d'Aurevilly. Von Heinrich Mann. — Friedrich Haase's Abschied. Von Eugen Isolani (Dresden). — **Feuilleton.** „Wohl waren es Tage der Sonne . . ." Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Goldregen. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Währungsfrage und die arbeitenden Klassen.

Von Paul Ernst.

Wir sind seit einigen Jahren in Deutschland so sehr an die größten politischen Schwankungen gewöhnt, daß Pläne und Bestrebungen, die heute noch von den maßgebenden Kreisen als gänzlich utopisch betrachtet werden, morgen schon durchgesetzt sein können. Aus diesem Grunde, nicht weil die wirthschaftlichen Verhältnisse ihm günstiger geworden wären, hat der Bimetallismus heute viel bessere Aussichten, als er früher je gehabt hat. Schon daraus, daß die Anhänger der Goldwährung es für nöthig gehalten haben, mit einem „Verein zum Schutz der deutschen Goldwährung" der bimetallistischen Agitation entgegenzutreten, geht hervor, daß die Chancen des Bimetallismus durchaus nicht so schlecht sind, wie die Gegner zu behaupten pflegen.

Unter diesen Umständen wird es von Interesse sein, einmal ein Hauptargument des Bimetallismus zu betrachten, nämlich seine Bedeutung für die Steigerung der Lebenshaltung der arbeitenden Klassen.

Der naive Mensch wird verwundert sein, wenn man behauptet, daß eine Entwertung des Geldes für die Arbeiter, die doch in Geld gelohnt werden, vortheilhaft sei. Die Argumentation gegen diese Meinung ist folgende: „Es wirkt zunächst eine Verminderung des Geldwerthes (von der Goldwährungspartei „Geldverschlechterung" genannt) dahin, daß alle Waarenpreise eine steigende Richtung einschlagen. Das pflegt zu einem großen wirthschaftlichen Aufschwung Anlaß zu bieten. Jeder verdient, denn während er den Rohstoff verarbeitet, wächst dessen Werth, so daß die fertige Waare mehr gilt, als sie calculirt war. Bei steigendem Verdienst in Industrie und Landwirthschaft steigen die Löhne, die Kaufkraft und also die Aufnahmefähigkeit der breiten Massen wächst. Die Bezahlung der Schulden und Zinsen erleichtert sich, denn da die Kaufkraft des Geldes sich mindert, nimmt das Waarenquantum oder der Arbeitsaufwand ab, der nöthig ist, um eine Zahlung zu leisten. (Dr. Arendt, Leitfaden der Währungsfrage, Berlin, Walther, S. 16.) Nur, daß durch die Benachtheiligung der Gläubiger die wirthschaftliche Gerechtigkeit geschädigt und durch die Inflation eine Schwindelära erzeugt werde, hat Arendt auszusetzen. Daß die Geldentwerthung durch Steigerung der Arbeitsgelegenheit die Löhne hebe, erscheint ihm wie den übrigen Bimetallisten als ganz sicher.

Schon bei rein abstracter Betrachtung ergiebt sich das Irrige der Anschauung.

Wie Jeder, der bei hohem Geldwerth, also niedrigem Waarenwerth kauft und bei niedrigem Geldwerth, also hohem Waarenwerth verkauft, machen alle Art Unternehmer bei der Einführung der Doppelwährung einen Extraprofit, natürlich nicht für immer, sondern nur so lange, als diese Differenz in den Preisen existirt. Die Kosten trägt der „Consument", d. h. das Gros des Volkes. Haben sich die Preise nivellirt, so hört dieser Extraprofit auf. Ein anderer Gewinn entspringt ferner für die, welche gerade eine Unternehmung oder ein Gut besitzen oder Zinsen zu zahlen haben, dadurch, daß die Maschinen, Gebäulichkeiten ꝛc. und das Land im Werthe gestiegen, die Zinsen im Werthe gefallen sind. Wie der erste Gewinn, der aus der Werthdifferenz des Geldes zur Zeit des Rohmaterialieneinkaufs und des Verkaufs der fertigen Producte entsteht, nach einigen Monaten verschwindet, so dieser Zweite dann, wenn der betreffende Besitz oder die Schulden an die zweite Hand übergehen. Im ersten Falle handelt es sich um Zuwendung eines Extraprofits an die Unternehmer jeder Art, im zweiten um die Bereicherung resp. Schuldentlastung der im Moment Besitzenden resp. Schuldenden. Daß mit Einführung des Bimetallismus eine wüste Gründerperiode hereinbrechen würde, welche durch beide Vortheile herbeigeführt ist, scheint sehr gewiß, und ebenso gewiß würden momentan die Löhne steigen. Da aber diese Erweiterung der nationalen Production nicht durch eine Vergrößerung des Marktes, sondern nur durch eine Erhöhung des Profits erzeugt ist, unabhängig vom Markt, so muß nothwendig der Krach unmittelbar folgen, damit natürlich auch wieder der Lohn sinken.

Die Zunahme der Unternehmungs-Thätigkeit wegen jener beiden Gewinne ist nun die einzige Begründung, welche für die socialpolitische Heilsamkeit des Bimetallismus beigebracht wird. Wie hinfällig die ganze Argumentation ist, geht aus dem Gesagten hervor.

Einen großen wirthschaftlichen Zweck kann die Einführung des Bimetallismus nur haben, wenn die Folge nicht nur jene momentanen Extraprofite und Besitzverschiebungen sind, sondern wenn eine dauernde Bereicherung gewisser Klassen stattfindet.

Das Geld schafft keine Werthe, sondern tauscht nur Werthe gegen einander aus, vermittelt, daß die Waaren aus der Hand der Producenten, das heißt, der Unternehmer, in die Hand der Consumenten, das heißt, des gesammten Volkes,

von welchem die Arbeiter den größten Theil ausmachen, übergehen. Wenn vermittels gewisser Manipulationen, die mit dem Geld vorgenommen werden, erreicht wird, daß die Producenten mehr Waaren für ihre Waaren eintauschen wie früher, so kann das nur dadurch geschehen, daß die Consumenten weniger Waaren für ihre Waaren eintauschen wie früher; und das ist nur möglich, daß die Hauptwaare der Consumenten, die Arbeitskraft, im Tausch billiger bewerthet wird, denn alle anderen Waaren richten sich in ihren Preisen nach den bekannten ökonomischen Gesetzen, nur die Arbeitskraft hängt in ihrer Bewerthung von anderen Umständen ab. Es ist einfach unbegreiflich, wie der Bimetallismus die Profite steigern soll, wenn er nicht die Löhne senkt.

Die Erwiderung, welche die Bimetallisten auf diesen Einwurf bereit haben, geht, bewußt oder unbewußt, von der alten Vorstellung des ehernen Lohngesetzes aus. Wäre dieses richtig, so wäre dem Arbeiter im Lohn zwar nur ein Existenzminimum garantirt, dieses aber mußte er unter allen Umständen erhalten. Eine Währungsverschlechterung könnte ihm keinerlei Schaden zufügen, denn ganz automatisch müßte der Lohn entsprechend der Entwerthung des Geldes steigen, so daß mit dem neuen Lohn dieselbe Waarenquantität zu kaufen wäre, wie mit dem alten. Bekanntlich ist aber die Theorie vom ehernen Lohngesetz durchaus unrichtig, und die Lohnhöhe wird durch ganz andere Momente bestimmt, als das Existenzminimum. In Wirklichkeit lassen sich solche Dinge überhaupt nicht theoretisch lösen, sondern nur durch das Studium der Erfahrungen, welche in ähnlichen Situationen gemacht sind.

Mit Zahlen ist es oft ein eigenes Ding. Sie beweisen bekanntlich, aber man muß mit ihren Beweisen sehr vorsichtig sein.

Karl Hecht hat sich bemüht, aus der Geschichte des Arbeitslohnes der letzten Jahrzehnte in Indien den Nachweis zu liefern, daß dem Sinken des Geldwerthes ein Steigen des Lohnes parallel gehe. Er schreibt:

„Es liegen neuerdings verläßliche Daten vor (London, Economist, 30. September 1893), wonach in Indien gegen den Durchschnitt der Jahre 1876/80 der Monatslohn des gewöhnlichen Maurers, Zimmermanns und Schmiedes von 14 Rupees, 5 Anas und 11 Ficuls auf 17 Rupees, 13 Anas und 3 Fienls in 1892 gestiegen war, der Lohn eines kräftigen Landarbeiters von 5 Rupees 9,2 auf 6 Rupees 9,4, also um 25 Procent bei der ersten, um 20 Procent bei der zweiten Kategorie. In der gleichen Zeit ist Silber in London von 52 Penee auf 40 Penee gefallen, eine Werthdifferenz gegen Gold von 30 Procent und eine Werthverminderung von etwas geringerer Höhe, falls Gold nicht stabil geblieben wäre, sondern seinen Werth etwas erhöht hätte, was wir ja genau nicht wissen können. Jedenfalls zeigt sich eine mit derjenigen des Geldwerthes annähernd correspondirende Bewegung der Löhne. Und dies in einem Lande, wo die Arbeiterschaft aus armen, gedrückten, unwissenden und sklavisch empfindenden Hindus besteht. Wie will man da glauben, daß es unseren aufgeklärten und selbstbewußten Arbeitern gegenüber möglich wäre, die Löhne in irgend einem geringeren Maße zu erhöhen, als der durch Einführung der Doppelwährung bewirkten Aenderung des Geldwerthes entspräche? Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß Werthänderungen, wie sie das Papiergeld Rußlands und anderer Staaten erleidet, erst nur allmählich zum Bewußtsein der Einwohner der betreffenden Länder kommen, so daß natürlich Preise und Löhne dort nur langsamer nachrücken, wogegen es sich bei der vorgeschlagenen Doppelwährung um eine vorbedachte Werthänderung oder Werthrectification handelt, die vor ihrem Eintreten wenigstens Monate lang der öffentlichen Discussion unterliegen würde. Die Arbeiter werden die nominelle Lohnerhöhung bei Zeiten verlangen, und man wird sie ihnen nicht verweigern können."

Derartige Zahlen beweisen absolut gar nichts. Wir wissen nicht, wie weit mit jener Steigerung der Löhne die Zersetzung der alten Zustände parallel gegangen ist, durch welche der Arbeiter immer mehr auf den bloßen Geldlohn angewiesen ist, in welchem Verhältnisse es zu dem local äußerst verschiedenen Steigen der Lebensmittelpreise steht, und, was das ärgste ist, wir wissen überhaupt nicht, wie und wo die Zahlen gewonnen sind. Indien ist bekanntlich sehr groß und eine reine Musterkarte der verschiedensten Culturstufen neben einander. „Durchschnittszahlen" sind hier absolut werthlos.

Ich will nun aus zwei ganz verschiedenen Geschichtsperioden Zahlen zusammenstellen, die möglichst den Ansprüchen entsprechen, welche man zu stellen berechtigt ist. Zunächst über den Einfluß der Münzverschlechterung Heinrichs VIII. auf die Lage der englischen Arbeiter von Thorold Rogers, dem Verfasser von „Six centuries of work and wages."

Thorold Rogers, in diesen Dingen unbestrittene Autorität, datirt den Niedergang in der Lebenshaltung und den gesammten Verhältnissen der englischen Arbeiterklasse von der Münzverschlechterung Heinrichs. In „The economic interpretation of history" sagt er von dem englischen Arbeiter: „Seine Gildenländereien, die wohlthätigen Gesellschaften des Mittelalters, die systematisch in der Noth halfen, wurden von dem räuberischen Führer der neuen Aristokratie gestohlen, er hatte achtzehn Jahre lang eine unterwerthige Münze ertragen, die Preise waren um 150% gestiegen und die Arbeitslöhne blieben dieselben. Die Löhne steigen nicht mit den Preisen. Zu versichern, daß sie es thun, ist entweder Unwissenheit oder Ehrlosigkeit."

Ausführlicher wird die Angelegenheit in „Six centuries of work and wages" behandelt. „Für die Armen und namentlich alle die, welche von Löhnen und festen Gehältern leben, wirkt die Münzverschlechterung sofort ruinirend. Der Erfolg von Heinrich's und Edward's schlechter Münze, obwohl sie nur sechzehn Jahre währte, war mächtig genug, um in der Geschichte der Arbeit und des Lohnes vom 16. Jahrhundert bis auf die Gegenwart anzuhalten, so andauernd sind die Einflüsse, welche das wirthschaftliche Leben einer Nation beeinflussen ... Der Geldwerth des Fleisches hob sich auf das dreifache, der des Getreides auf das zweieinhalbfache, der der Molkereiproducte gleichfalls auf das zweieinhalbfache. Die Löhne aber stiegen um weniger als auf das anderthalbfache. Mit anderen Worten, wenn der Lohn von 6 d. den Tag auf 9 d. stieg, so hatte der Arbeiter 3 sh. für Fleisch, 2 sh. 5 d. für Brod und 2 sh. 6 d. für Butter oder Käse zu bezahlen, wo er früher 1 sh. bezahlte. Dieselbe Erscheinung zeigt sich bei den Producten, deren Werth zum größten Theil von der Arbeit abhängt, die sie zur marktgängigen Waare macht. Die Preise für Fische, Brennholz und Baumaterialien steigen nur wenig über der Rate, um die der Lohn steigt. Die Producenten von Futter, Getreide und anderen landwirthschaftlichen Producten erzielten einen besseren Preis, als die Geschäftsleute in anderen Artikeln, während die Artikel und die Producte, deren Werth hauptsächlich von dem Arbeitswerth bestimmt wird, erst in letzter Linie an der Preissteigerung theilnahmen ... Auch ohne die Münzverschlechterung, durch das bloße Steigen der Preise in Folge Verbreitung der Edelmetalle über die civilisirte Welt, würde sich die Lage der Arbeiter verschlechtert haben, denn wenn die Preise steigen, ohne daß gleichzeitig eine vermehrte Nachfrage nach Arbeit stattfindet, folgen die Löhne der Steigerung nur sehr langsam. Die allgemeine Preiserhöhung in den vierzehn Jahren, die auf Heinrich's Münzverschlechterung folgten, hatte ihren besonderen Grund. Aber von Mitte der Regierung Elisabeths an bis zum Ausbruch des Parlamentskrieges, eine Periode von 60 Jahren, haben sich die Preise mehr als verdoppelt, während sich die Löhne nur um einen minimalen Procentsatz erhöhten, auf keinen Fall mehr als um zwanzig Procent. Die Löhne steigen erstlich durch Vermehrung der Arbeitsnachfrage, zweitens durch Verminderung der Arbeitsangebote, drittens durch die Thätigkeit der Arbeiterorganisationen. Die Löhne können steigen, während die Profite gleich bleiben oder fallen."

Das „Wie will man da glauben, daß es möglich wäre," des Herrn Hecht wird schwerlich gegen diese wirklich exacten Angaben Stich halten. Denn man muß dabei doch immer bedenken, daß der damalige englische Arbeiter in seinen Vereinigungen einen viel stärkeren Rückhalt hatte, viel energischer auftreten konnte, als der heutige deutsche Arbeiter bei unserer

reactionären Gesetzgebung, die nur durch die Arbeiterstatuten seit Elisabeth übertroffen werden dürfte.

Noch interessanter für unsern Zweck, weil der Gegenwart und modernen wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen näher, ist die Geschichte des Papiergeldes, welches die Vereinigten Staaten im Secessionskriege ausgaben, und die Wirkung desselben auf den Arbeitslohn. Der Krieg währte von 1861—65, entzog eine Menge Arbeiter der Production und hatte also an sich schon die Tendenz, den Arbeitslohn zu steigern. Im Juli 1861 wurde die Ausgabe von 50 Millionen Dollars unverzinslicher Noten genehmigt, die auf Verlangen jeder Zeit in Baar eingelöst werden sollten. Im Februar 1862 wurden die Noten eingezogen und für 150 Millionen neue Noten mit Zwangskurs ausgegeben, im Juli desselben Jahres folgten neue 150 Millionen, und im Januar 1863 dann noch 100 Million Dollars. Sogar die Scheidemünze wurde durch Noten ersetzt.

Sofort nach Ausgabe der inconvertiblen Noten trat die Entwerthung ein, bis Juli 1864 ein Goldagio von 185% erreicht war. Seitdem fiel der Goldpreis der Dollarnoten langsam wieder im Verhältniß, wie diese eingezogen wurden, auf 144, 144, 133, 133, 135, 120, 110 in den Jahren 1865—1871.

Der amerikanische Arbeiter genießt die möglichst größte Bewegungsfreiheit, ist sehr intelligent und aufgeklärt, die Steigerung der Preise durch die Entwerthung des Papiergeldes war ihm jedenfalls sehr klar, und nach der Meinung des Herrn Hecht hätten die amerikanischen Arbeiter, noch dazu unterstützt durch den Umstand, daß der Krieg gesteigerte Production bei vermindertem Arbeiterangebot nöthig machte, also mit Leichtigkeit die entsprechende Lohnsteigerung durchsetzen müssen.

Die amerikanische Statistik ist bekanntlich sehr massenhaft, aber nicht immer von bester Methode. Die Zahlen, welche ich im Folgenden geben werde, sind die nach meiner Meinung zuverlässigsten. Sie beziehen sich nur auf Farmarbeiter und entstammen einer officiellen Publication des departement of Agriculture vom Jahre 1892: „Wages of farm labor in the U.-St." Es waren die monatlichen Löhne in Dollars für tüchtige Farmarbeiter in

		Massachussets	Neu-Jersey*)	Ohio**)	Illinois***)
1850	mit Kost	13 71	10.00	10—13	—.—
	ohne Kost	18.00	—	—	—
1855	mit Kost	14.67	11.00	12—14	—.—
	ohne Kost	22.00	—	—	—.—
1860	mit Kost	15.10	11.00	13—15	—.—
	ohne Kost	21.75	—	—	—
1861	mit Kost	15.00	12.00	13—15	15
	ohne Kost	20.00	—	—	—
1862	mit Kost	19.14	12.00	12—13	18
	ohne Kost	26.00	—	—	—
1863	mit Kost	19.42	15.00	14—15	20
	ohne Kost	—	—	—	—
1864	mit Kost	20.33	16.00	15—20	22
	ohne Kost	29.00	—	—	—
1865	mit Kost	23.18	16.00	18—25	25
	ohne Kost	32.00	—		—
1866	mit Kost	22.36	18.98	18—25	18.72
	ohne Kost	38.94	32.27		28.54
1869	mit Kost	22.16	19.02	15—18	17.69
	ohne Kost	35.95	32.11		27.32
1875	mit Kost	20.25	16.78	15 17	16.87
	ohne Kost	31.87	30.71		25.20
1879	mit Kost	1 33	11.53	16 18	13.01
	ohne Kost	25.00	20.22	—	21.61

Für unsere Zwecke, wo es nur auf die Beziehung zwischen den Jahren, nicht auf die absolute Ziffern ankommt, mögen die Zahlen genügen.

Wir sehen in dem Jahrzehnt von 1850—1860 ein starkes Aufsteigen der Löhne; unter dem Einfluß des Krieges und des entwertheten Geldes steigen sie, aber weder gleichmäßig mit dem Fallen des Geldwerthes, noch so, daß dieses compensirt würde. Das Maximum des Goldagios war 64; das Maximum des Lohnes war 65, resp. 69, resp. 65 66, resp. 65; von diesem Maximum an beginnen die Löhne wieder zu sinken; 1879 haben sie übrigens ihren Tiefstand erreicht, denn von da an steigen sie, im Durchschnitt sämmtlicher Staaten und Territorien in den Jahren 1882, 85, 88, 90, 92 von 10.43 auf resp. 12.41; 12.34; 12.36; 12.45; 12.54 ohne Kost.

Der Arbeitslohn kommt durch eine solche Menge complicirter Factoren zu Stande, daß allgemeine Regeln über seine Bewegung Niemand aufstellen kann. Auch die drei Sätze von Rogers haben nur relativen Werth, da durchkreuzende Momente immer wieder andere Wirkungen hervorrufen können.

Den Beschreibungen nach, welche über die amerikanischen Zustände in und nach dem Kriege existiren, muß damals die Lage der Arbeiter schrecklich gewesen sein, und man kann sich das ja auch ohne Weiteres vorstellen, wenn man bedenkt, daß, während 1864 das Goldagio auf 185% stieg, der Lohn von 1861—64 nur um 28—33% gestiegen war. Aber immerhin gewähren und genießen die amerikanischen Arbeiter einen Lohn, mit dem der deutsche Arbeitslohn keinen Vergleich aushalten kann. Es ist doch ein großer Unterschied, ob die Währungsmachinationen einen Lohn von 60 Mark monatlich mit Kost entwerthen, oder ob sie auf die — buchstäblich! — Hungerlöhne wirken, die theilweise bei uns existiren.

Vor einigen Jahren erschien eine ausgezeichnete Arbeit über die Ernährung der Handweber in der Amtshauptmannschaft Zittau von Rechenberg. Der Verfasser untersuchte nach den Haushaltungsbudgets die Ernährung der Weber auf wissenschaftlich-physiologischem Wege und stellte die gefundenen Zahlen den bekannten Zahlen für den mittleren Nahrungsbedarf des Menschen gegenüber. Er kommt zu folgendem Resultat: „Es wird zu wenig gegessen. Das ist zweifellos der hauptsächliche, entscheidende Fehler in der Handweberernährung. Die Nahrungsaufnahme reicht nur deshalb hin, den Körper auf seinem Bestande zu erhalten, weil der Kräftestand dem kümmerlichen Ernährungszustande entsprechend gesunken ist. Die 2461 Cal. täglicher Nahrungsresorption der Erwachsenen bei durchschnittlich fünfzehnstündiger Webarbeit repräsentiren also den Bedarf für Minderernährung und nicht für normale Ernährung. Dabei verstehen diese Unglücklichen so sehr, die im Verhältniß zu ihrem Nährwerth billigsten Nahrungsmittel ausfindig zu machen, daß der Verfasser gestehen muß: „Es war ein Irrthum, eine Verbesserung der Handweberkost ohne gleichzeitige Vertheuerung für ausführbar zu halten."

Man würde nun sehr im Irrthum sein, wenn man annehmen wollte, daß derartiges Elend nur in den entlegenen Handweberdistricten existire. Mitten in Berlin sind dem Verfasser ganze Arbeiterkategorien bekannt, die auf demselben Niveau der Lebensstellung, das heißt, beständiger Unterernährung, stehen. Würde einmal eine wirkliche Enquête über diese Verhältnisse veranstaltet, nicht solche oberflächlichen Untersuchungen, wie sie die Enquête über die Lage der Arbeiter in den Bäckereien typisch vertritt, so würde Jeder, der auch nur eine Spur menschlichen Fühlens hat, entsetzt sein über diese Hölle, die sich hier vor ihm aufthut.

An solche Dinge muß man sich erinnern, wenn man die leichtfertigen Versicherungen Derer liest, welche durch eine moderne Seisachtheia ihre zerrütteten Verhältnisse aufzubessern gedenken. Man kann es ja verstehen, wenn ein Mann, dessen Familie vielleicht seit Jahrhunderten auf dem Erbgut gesessen hat in anständigen und ordentlichen Verhältnissen, in der Verzweiflung über die furchtbare landwirthschaftliche Krisis, die ihn über kurz oder lang vom Hofe treiben wird, in einer

*) 1850—65 Löhne, gezahlt von einem Farmer in Woodstown, Salem County.
**) Löhne, gezahlt von einem Farmer in Gano, Butler County.
***) 1850—65 Löhne, gezahlt in Champain County.

Schuldentlastung, wie sie der Bimetallismus bedeuten würde, seine letzte Hoffnung sucht. Aber man muß doch bedenken, daß man mit demselben Mittel ungezählte Schaaren von Arbeitern — nicht ins Elend, nein, in den directen Hungertod stürzt. Denn jene Lausitzer Weber und die Arbeiterkategorien ähnlicher Lebenshaltung können keinen Pfennig Abzug mehr vertragen, ohne buchstäblich zu verhungern. Was aber die Illusion betrifft, daß außer der Seisachtheia und dem temporären Extraprofit durch den Bimetallismus eine dauernde Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse herbeigeführt werde, so gilt dafür die Beobachtung von Thorald Rogers „Die Geschichte der Währung aller Länder ist voll von Zeugnissen für die Schnelligkeit, mit der die Leute der Täuschung verfallen, daß hohe Preise, welche durch eine übermäßige Papiergeldausgabe, die Ausprägung unterwerthigen Metalls, oder überspannte Speculation verursacht werden, Beweis für die wirthschaftliche Blüthe seien."

Es ist ein Glück für die Menschheit, daß die socialrevolutionäre Bewegung, die jetzt alle Länder durchbraust, nicht die Bewegung der Hungernden ist, sondern die Bewegung der Kräftigen, Aufstrebenden. Wo der Hunger zu politischer Action treibt, da sind das Resultat Revolten, blutige Gräuel von beiden Seiten, Vernichtung und Zerstörung — man denke an den deutschen Bauernkrieg als Typus. Wo die revolutionäre Gesinnung Eigenthum einer kräftigen, aufsteigenden Klasse ist, da geht sie im Wesentlichen in friedlichen Bahnen vor sich, und während dort nur ein blutiges und sinnloses Intermezzo stattfindet, handelt es sich hier um eine Weiterentwickelung der Geschichte, um eine Fortbildung der Cultur. Beispiele sind alle bürgerlichen Revolutionen, auch etwa der englische Bauernaufstand oder die Chartistenbewegung, beide zwar scheinbar niedergeworfen, in Wirklichkeit aber in ihren Zielen siegreich. Sollten die bimetallistischen Bestrebungen erfolgreich sein, so würde den socialen Kämpfen unserer Zeit eine ganz andere Signatur aufgedrückt. An die Stelle des friedlichen und ruhigen Fortschreitens der Arbeiterklasse würde Verzweiflung und Tollkühnheit treten. Es ist ja kein Zweifel, daß eventuelle Ausbrüche dieser Verzweiflung von unseren Staatswesen, die eine Macht in ihrer Hand haben, wie nie ein Staat früher, niedergeworfen würden. Aber heute machen die Arbeiter die Masse des Volkes aus, und an den erhaltenen Wunden würden vielleicht auch die Sieger verbluten.

Ueber Berufsvermittelung.

Von Ernst Trappe.

In neuerer Zeit wird eine socialpolitische Frage, die Frage der Einrichtung gemeinnütziger Arbeitsnachweise, vielfach erörtert. Theoretisch gründlich erwogen, hat sie auch im praktischen Leben Bedeutung erlangt, indem man mehrfach die Nothwendigkeit und Nützlichkeit gemeinnütziger Arbeitsnachweise durch Einrichtung solcher anerkannt hat.

Was die Arbeitsnachweise bezwecken, ergiebt schon ihr Name. Sie wollen vornehmlich für erwachsene, gelernte und ungelernte Arbeiter Arbeit vermitteln, und hierdurch der Arbeitslosigkeit steuern, dann aber auch, wenn anders sie den Anspruch auf Vollkommenheit machen wollen, eine der arbeitsuchenden Person *angemessene* Arbeit verschaffen, also auch die persönlichen Eigenschaften, Charakter, Leistungsfähigkeit ꝛc. des Einzelnen in den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen.

Namentlich in letzterer Beziehung ist mit der gedachten eine andere Frage von einschneidender Bedeutung, aber nicht gebührender Würdigung nahe verwandt.

Wir meinen die Frage der Vermittelung eines der Leistungsfähigkeit und den sonstigen vielen hierbei in Betracht kommenden Eigenschaften des Einzelnen entsprechenden Lebensberufs.

Diese Frage ist um so wichtiger und ihre Vernachlässigung um so bedauerlicher und nachtheiliger, je größer die Anforderungen sind, welche an die Leistungsfähigkeit in einem bestimmten Berufe gestellt werden.

Nun sind zwar dafür nicht wenige Beispiele vorhanden, wie es von der Natur mit ganz ungewöhnlichen Gaben ausgestatteten Menschen ungeachtet großer äußeren Hindernisse vergönnt gewesen ist, eine ihrer individuellen Eigenart entsprechende Beschäftigung auszuüben, und daß hervorragende Gelehrte, Künstler und Forscher ihre Thätigkeit in die richtigen Bahnen zu lenken verstanden haben, wie es als eine glückliche Fügung des Schicksals bezeichnet werden muß, daß dann, wenn der Lauf der Ereignisse das Eingreifen und die Thätigkeit hervorragender Männer für einen bestimmten Staat, für die Wissenschaft oder die Religion forderte, es an solchen nicht gefehlt hat.

Es handelte sich aber hierbei um außerordentliche Fälle und im Allgemeinen ist nicht zu leugnen, daß bei der Auswahl des Lebensberufes für den Einzelnen — selbstverständlich im Rahmen unserer heutigen Gesellschaftsordnung — mit mehr Sorgfalt zu Werke gegangen werden muß und verfahren werden kann, als es häufig geschieht.

Schon der ältere aufmerksame Schüler einer höheren Lehranstalt kann die Richtigkeit dieser Ansicht bestätigen.

Hier ein Lehrer, welcher mit außerordentlichem Geschick seinem Berufe obliegt und mit warmer Theilnahme für das Fortkommen des Einzelnen besorgt, dem Schüler seine Studien erleichtert und ihm Lust und Liebe zur Sache einzuflößen weiß — dort ein solcher, der bei offensichtlich zur Schau getragener Unlust zu seinem Amt durch Pedanterie und trockene Gestaltung des Unterrichtsstoffes auch für die interessantesten und wichtigsten Lehrgegenstände kein warmes Interesse zu wecken versteht. Dennoch können Beide denselben Grad von natürlicher Befähigung, Kenntnissen und Pflichtgefühl für ihren Beruf haben, Beide aber in demselben Beruf, weil auf der einen Seite die Berufsfreudigkeit fehlt, nicht das Gleiche leisten.

Die Unzuträglichkeit einer verkehrten Berufswahl ist übrigens wohl auf jeden Beruf anwendbar und kommt natürlich nur dann öffentlich in die Erscheinung, wenn der betreffende Beruf eine öffentliche Thätigkeit fordert, so insbesondere auch bei Geistlichen und öffentlichen Beamten. Bei ersteren wird wohl Mancher das Vorhandensein gleicher Redebefähigung — einer mehr angeborenen wie erlernbaren Fähigkeit — und gleicher Aufopferung für den Beruf vermissen; auch bei Letzteren sucht man vergebens dieselbe Auffassung ihres Berufs, das Arbeiten nach gleichen Grundsätzen und Zielen, denselben Grad von Verständniß für ihre Pflichten.

Ist es nun einerseits zu bedauern, daß bei der Berufswahl oft leichtfertiger Weise verfahren wird und die oberflächliche Prüfung dieser wichtigen Frage, der bestimmte, nicht zu beugende, den thatsächlichen Befähigungen und Neigungen des Sohnes aber Hohn sprechende Willen urtheilsloser Eltern oder der ausdrückliche, unüberlegte, wider die bessere Ueberzeugung erfahrener Eltern gehegte Wunsch des Sohnes im späteren Leben oft genug sich bitter rächen, so ist es andererseits verhältnißmäßig schwer, über die Leistungsfähigkeit, die ein bestimmter Beruf fordert, und auch über die Aussichten in einem solchen ein sicheres Urtheil zu gewinnen.

Wie nicht Jeder so vielseitig beanlagt ist, um den Anforderungen jedes einzelnen Berufs sich anzupassen, so mangelt es meistens an genauen, zuverlässigen Unterlagen, welche über die Aussichten in den einzelnen Berufen einen sicheren vergleichenden Ueberblick gewähren.

Ist also ein Bedürfniß dafür vorhanden, bei der Berufswahl vorsichtiger zu verfahren, wie es meistens geschieht,

so ist die Frage, wer bei der Berufswahl vorzugsweise mitzuwirken hat, dahin zu beantworten, daß Schule und Staat die berufensten Factoren sind.

Wie im Allgemeinen Schule und Staat sich gegenseitig ergänzen, ein moderner Staat nicht der Schule, die Schule aber wiederum nicht der Unterstützung des Staates entbehren kann, so müssen Beide auch in vorliegender Sache sich gegenseitig die Hand reichen.

Bei ihrer Mitwirkung handelt es sich natürlich lediglich um gut gemeinte Rathschläge, deren Befolgung in das verständige Ermessen des Einzelnen gestellt ist, nicht aber um die Ausübung obrigkeitlichen Zwanges, welche das Princip der Gewerbefreiheit durchbrechen, die freie wirthschaftliche Bewegung des Einzelnen unterdrücken und dem Socialistenstaate die Wege ebnen würde.

Berufen und verpflichtet zu einem Wirken in dem Rahmen einer facultativen Berufsvermittelung ist zweifellos die Schule.

Berufen, weil ein verständiger Lehrer, welcher Jahre lang den körperlichen und geistigen Entwickelungsproceß des Schülers zu verfolgen Gelegenheit hatte, am ehesten ein richtiges Urtheil über seine Leistungsfähigkeit für einen bestimmten Beruf abzugeben in der Lage ist.

Verpflichtet, weil die Schule für den zukünftigen Lebensberuf vorbereitet; non scholae sed vitae discimus.

Der Staat hat ein hohes Interesse daran, für die Beamtenstellen solche Personen sich zu sichern, welche in intellectueller und moralischer Hinsicht die erforderliche Garantie bieten, wie er überhaupt verpflichtet ist, für das leibliche und geistige Wohl seiner Angehörigen zu sorgen.

Es sind nun, um auf die praktische Seite der zur Erörterung stehenden Frage einzugehen, zwei Unterscheidungen zu machen.

Erstens muß die Leistungsfähigkeit des älteren Schülers, seine etwaige Vorliebe für bestimmte Fächer genau beobachtet und ein Urtheil darüber gebildet werden, ob Fähigkeit und Neigung die Geeignetheit für einen bestimmten Beruf erkennen lassen. Natürlich kann hierbei nicht jeder Schüler in Betracht kommen. Wie die Erfahrung lehrt, zeigen sich bei vereinzelten Schülern stark ausgeprägte bestimmte Fähigkeiten für einen Beruf, ohne daß von Seiten der Schule das Geringste zur Ergreifung dieses Berufes geschieht. Aufgabe der Schule ist es, hier mit ihrem Rath Schüler, Eltern und Vormündern zur Seite zu stehen.

Zweitens ist Vorsorge zu treffen, daß Schüler und Lehrer über die Anforderungen der verschiedenen Berufe und die Aussichten in denselben einen sicheren Ueberblick gewinnen; sie hierzu in Stand zu setzen, ist Aufgabe des Staates.

Wir weisen hierbei hin auf eine kürzlich durch die Presse gegangene, anscheinend von amtlicher Seite veranlaßte Mittheilung, betreffs die demnächst eintretende Ueberfüllung des Landmesser-Berufs, welche bezweckte, vor der Ergreifung dieses Berufs zu warnen.

Wie schon aus dem Hinweise auf diese höchst zeitgemäße Mittheilung sich ergiebt, dürfen wir als dritten, bei der Berufswahl mitwirkenden Factor die Presse nicht vergessen, welche bisher schon gewiß nicht selten bei der Bestimmung des Berufes von Einfluß gewesen ist und in deren Rahmen die vorliegende Thätigkeit gewiß recht paßt.

Nicht unerwähnt darf ferner bleiben das Elternhaus, der Wille verständiger Eltern und der Rath verständiger älterer Geschwister.

Endlich ist aber auch der Vereinsthätigkeit eine Mitarbeit in der vorliegenden Sache nicht zu versagen und namentlich kann von Seiten gemeinnütziger Vereine dann eingetreten werden, wenn es an materiellen Mitteln für einen bestimmten Beruf dem Einzelnen gebricht.

Der Dank des Unterstützen und die um so größere Anstrengung desselben zur Erreichung seines Zieles und zur vollkommenen Erfüllung seiner Pflichten werden in der Regel gewiß nicht ausbleiben und das gebrachte Opfer ausreichend entschädigen.

Wenn alle diese Factoren bei der Berufswahl verständig mitarbeiten, dann wird freilich die sociale Frage nicht gelöst, aber doch manch gutes Werk vollbracht und vielfach dem Uebelstande vorgebeugt werden, daß die öffentlich in die Erscheinung tretende Thätigkeit solcher Personen, welche ihren Beruf verfehlt haben oder in demselben keine Befriedigung finden, der Allgemeinheit nachtheilig, gefährlich oder lächerlich ist.

Literatur und Kunst.

Barbey d'Aurevilly.

Von Heinrich Mann.

Wir treten an eine literarische Erscheinung heran, die vielleicht weniger groß als erstaunlich, weniger begeisternd und umwälzend als interessant, ja beunruhigend ist. Barbey d'Aurevilly konnte nicht Schule machen; seine Bedeutung, die in seiner Ausnahmestellung lag, wäre dadurch unermeßlich beeinträchtigt worden. Er mußte, um die Aufmerksamkeit gefesselt zu halten, seiner Zeit so fremd bleiben wie er ihr wirklich bis zuletzt geblieben ist. Es sind nicht viele Jahre, daß er gestorben, und er hat fast bis zu Ende die Entwickelung unseres demokratischen Jahrhunderts, die Umgestaltung Europas, das Heranwachsen des Parlamentarismus und das Heraufkommen der Socialdemokratie mit seinem überlegenen, halb ironischen, halb entrüsteten Lächeln begleitet, das dasjenige eines vorrevolutionären Edelmannes war. Bis zuletzt hat er seinen Anspruch aufrecht erhalten, mit allen seinen Ideen und Empfindungen im alten Frankreich zu wurzeln, im Lager des Lilienwappens, das mit Ehre zum letzten Male in der Vendée aufgepflanzt war. Die spätere Restauration gewinnt ihm wenig Sympathie ab. Er begeistert sich erst richtig für Monarchie und Religion, wenn er des wilden fröhlichen Chouan-Krieges gedenkt, des Widerstandes weniger Provinztheile gegen die aufrührerische Uebermacht eines ganzen Landes, der mit so aussichtslosem Heldenmuth geleistet wurde. Gerade weil sie nutzlos sind, haben diese Heldenthaten seinen Beifall; er liebt, wie jeder Romantiker, die unnütze Schönheit. Wenn die unglückliche Provinz die Wunden, die ihr die Revolution geschlagen, immer auf's Neue freiwillig aufreißt, um noch einmal für König und Kirche zu bluten, dann weist d'Aurevilly mit einer zuweilen wirklich erhabenen Geberde auf das große Beispiel hin, wie man für Ideen kämpft, und er vergißt niemals, seine Verachtung der ganzen modernen Welt in's Gesicht zu schreien, die nur Geschäfte macht.

Dennoch waren es nicht eigentlich Ideen. Man darf nicht „Thron und Altar" sagen, wie bei uns die Formel lautet, die einer abstrakten Idee schon näher kommt. Der Monarchismus der Chouans war von der romantisch-ritterlichen Art wie ihr Katholizismus. Sie zogen für die Madonna in den Kampf, als deren Stellvertreterin sie ihre Geliebte betrachteten. Und sie vertheidigten ausdrücklich die Person des Königs und noch mehr die der Königin, an deren Thür sich jene Edelleute, die Marie Antoinetten zur Flucht aus den Tuilerieen verhelfen wollten, bis auf den letzten niedermachen ließen. D'Aurevilly, der sich ihnen über mehr als ein halbes Jahrhundert hinweg, anschließt, nährt seine Begeisterung mit den gleichen persönlichen Gründen. Seine Voreltern waren dabei, so oft La Rochejaquelein das Zeichen

zum Aufstande gab, dem die Bauern Mann für Mann im Gefolge ihrer adligen Herren immer wieder nachkamen. Er gehört selbst der starken und zähen normannischen Rasse an, einer selbstbewußten Rasse von Eroberern, die sich nie verleugnet und die, wo sie in der Literatur erscheint, sofort auffällt. Ein Vergleich der Köpfe d'Aurevilly's und Maupassant's zeigt schlagend die Gleichheit des Gesammtausdruckes, ohne daß im Einzelnen viel Aehnlichkeit bestände. Aber sie haben die hohe, breite Stirn, die geraden Linien des Kiefers und eine unbesiegliche Energie in Augen und Mund gemeinsam. Beider Haltung ist gleich trotzig aufgereckt. Dasselbe gilt für das Geistige: ihre Gedanken sind grundverschieden, wie Zeit und Erfahrung sie gebildet haben, ihr Denken aber ist dasselbe. Der Eine glaubt Alles, der Andere leugnet Alles. Es kommt darauf an, daß Männer dieser Rasse stets die letzte Consequenz aus den einmal gewonnenen Anschauungen ziehen. Inhaltlich haben ihre Werke nichts Gemeinsames, in der Form hingegen weisen sie denselben rücksichtslosen und gewaltsamen Ausdruck der Meinungen und Tendenzen auf, dieselbe Energie des Stils, der bald schneidend kurz klingt, bald breit und wuchtig anschwillt. Wenn Maupassant als ein Opfer der modernen Analyse fiel, die bei ihm auch das letzte animalisch Unbewußte, ohne das Niemand mehr lebensfähig ist, antastete, wenn ihm also die Ausschweifungen der Vernunft das moralische Gleichgewicht raubten, so besteht das „Aeußerste", wohin d'Aurevilly von seinem Rasseninstinkt getrieben wurde, vielmehr in der übertriebenen Neigung zum Paradoxen, in der Vertheidigung des Unvernünftigen eben weil es unvernünftig ist, im unbedingten Niederknieen vor allem Wunderbaren.

Unmöglich ist es, zu bestimmen, wie weit das Voreingenommenheit oder Pose ist. Sicher ist nur, daß die Zeit sich an ihrem Sohne, der sie solchen Paradoxen zu Liebe verleugnet, ihrerseits mit einem noch merkwürdigeren Paradoxon rächt: er muß ihr wider Willen dienen. Wir werden sehen, daß d'Aurevilly oft da, wo er etwas Unerklärliches festzustellen meint, hinter den Zeilen die Erklärung von etwas Natürlichem giebt. Er will eine Offenbarung niederschreiben, und was wir lesen ist eine Analyse. Solche Macht hat die Zeit, in der wir aufwachsen und uns bilden, über uns, daß sie gerade dann, wenn wir uns ganz von ihr abzuwenden und einer vergangenen Epoche unsere Vorliebe zu schenken meinen, uns am meisten beeinflußt. Barbey d'Aurevilly wäre garnicht der posthume Bundesgenosse der Chouans geworden, wenn nicht sein bildungsfähigstes Alter und der Beginn seiner literarischen Laufbahn in die Blüthezeit des zweiten Kaiserreiches gefallen wäre, „der armseligen Epoche", wie er sie eines Tages kennzeichnete, „farblos, geruchlos, geschmacklos — die Eigenschaften des Wassers, außer der Reinheit". Die Romantiker von 1830 waren damals bis auf Hugo verstummt. Feuillet, George Sand in ihrer letzten, schwächsten Periode, Augier gaben den Ton an. Die Literatur war unterhaltend, ohne aufregend zu sein, galant mit einem Grunde von bürgerlicher Anständigkeit, in politischer und religiöser Beziehung ganz gleichgültig. Wofür sollte man sich interessiren oder gar kämpfen? Für die Revolution? Aber die Regierung war ja aus der Revolution hervorgegangen. Für die Monarchie? Aber man besaß sie ja. Für die Religion? Diese war anerkannt und beschützt. Und doch, um nur beim letzten Punkte zu verweilen, war wohl keine Epoche der ersten Hälfte des Jahrhunderts so irreligiös gewesen wie gerade das zweite Kaiserreich. Früher hatte es nur ein Für oder Wider gegeben. Wer nicht für die Rechte der Religion kämpfte, hatte sie mit seinem Hasse verfolgt; und das war doch nur eine Religiosität im umgekehrten Sinne gewesen. Jetzt aber duldete man freundlich den Cultus, ja förderte ihn, während man zugleich discret merken ließ, daß man für seine eigene Person natürlich zu aufgeklärt sei, ihn mitzumachen. So ließ diese Zeit, die sehr geschäftig war und doch stillstand, nicht einmal der Sehnsucht Raum, in der die vorige Generation ihr Heil gesucht hatte. Die Meisten aus der großen romantischen Generation waren weiche Skeptiker gewesen, die an das Neue noch nicht, an das Alte nicht mehr glaubten und nur zuweilen in verzweifelte Anklagen gegen diejenigen ausbrachen, die ihnen den früheren Glauben genommen, in solche Verwünschungen wie Musset sie gegen Voltaire ausstößt (Rolla; Confession). Es war ihnen unmöglich, irgend eine Hoffnung für die Zukunft zu fassen Angesichts der gesammelten Trümmer der Vergangenheit, die ihnen den Weg versperrten und an keinen Aufbau denken ließen. Das Compromiß, das juste milieu der flachen Geister war für die tiefer Verlangenden der Nihilismus, an dem sie zu Grunde gingen. Zwanzig Jahre später aber waren jene Trümmer so gut wie möglich fortgeräumt, es war ein freies Feld geschaffen, das der Einbildung den weitesten Raum gab. Daher der siegessichere Muth der Vorkämpfer der Republik, die bekanntlich unter dem Kaiserreiche sehr schön war, und auf der anderen Seite die sanguinische Zuversicht der Liebhaber der Vorzeit.

Wer mit heftigem Kampfbedürfniß und dem glühendsten Wunsche, sich geltend zu machen, in die Epoche eintrat, mußte sofort bemerken, daß Eines ihr unbedingt fehlte: die Tradition. Das erste Kaiserreich konnte nicht als solche gelten. Es war auch insofern ohne bleibenden positiven Erfolg vorübergegangen, als es den harten Gegensatz von Alt und Modern nicht in seinem flüchtigen Rausch des befriedigten Patriotismus zu ertränken vermocht hatte. Nun war es, schon damals, fast zur Legende geworden. Die Tradition aber wies noch immer auf die lange Reihe der Jahrhunderte vor 1789 zurück. Tradition: so hieß alsbald für d'Aurevilly das große Wort, das ihm Mittel und Zweck zugleich bedeutete. Schon Balzac, seiner Zeit vorausgeschritten, war, so oft es ihm möglich schien, für die Religion eingetreten. Er war selbst in unkünstlerischer Weise von seinem Gegenstande abgeschweift, um eine solche Gelegenheit zu ergreifen. D'Aurevilly aber schreibt überhaupt nur dieser Gelegenheiten wegen. Er ist nicht, wie Balzac, moderner Sociologe, der allerdings dafür hält, daß nur der Glaube die Gesellschaft zusammenschließen könne; er schreibt vielmehr jedes Wort mit der vorgefaßten Absicht, die Größe und Reinheit des alten Geistes in's Licht zu stellen, von dem sich eine befleckte und kleinliche Gegenwart abgewandt hat. Und an alle Erscheinungen, die ihm im öffentlichen und moralischen Leben begegnen, tritt er mit der einen unabänderlichen Frage heran, ob sie der Ueberlieferung gerecht werden.

Seine kritischen Aufsätze erhalten dadurch eine unverkennbare Eigenart. Die Tradition liefert ihm für die verschiedenen Erscheinungen, die er zu beurtheilen hat, eine feststehende hierarchische Leiter, auf deren unterste Stufe er das Theater setzt. Da liegt sofort einer der Widersprüche zu Tage, in die ihn sein gewollter Gegensatz zu seiner Zeit verwickelt. Er kann sich Dem, was sie vom Schriftsteller fordert, so wenig wie ein anderer entziehen, und er, der am liebsten in der guten Weise der älteren Dichter Werke von langem Athem in stiller Muße geschaffen hätte, wird zum Journalisten und schreibt noch dazu gerade über diejenige Abart der Kunst, die er in Grund und Boden verdammt. Lange Jahre hat er allwöchentlich dem Nain jaune, einer Zeitung von damals, seinen Theaterbericht geliefert.

Diese Berichte sind lange Reihen von zornigen Anklagestücken gegen den modernen Histrionismus, der ein sicheres Zeichen niedergehender Kulturen ist und der alles Interesse des Kunstpublicums auffangt. Kein Dichter, kein wirklicher Künstler und Schöpfer hat je, am Ende eines arbeitsreichen Lebens, den Triumph kennen gelernt, den ein hohler und geschminkter Mime an einem einzigen Abend für seine zweifelhaften Leistungen erntet. Die Schauspielkunst ist dies Interesse nicht werth. „Sie ist wie die Architektur; es ist

eine Kunst, die nicht allein gehen kann. Man gestatte mir das Wort: es ist eine Bettlerkunst, die von den andern etwas verlangt." Dennoch „findet sich für die dümmste Posse immer eine vielspaltige Kritik, während von dem werthvollsten Werke kaum gesprochen wird". Er geht so weit, zu behaupten, daß die dramatische Kunst „eine abgethane Kunst ist, die nur noch vorläufig dauert". Ihren Niedergang sieht er schon 1865 in der schlimmen Theatermache des Herrn Sardou. Es ist auch nichts seiner Natur feindlicher als die Rührseligkeit des bürgerlichen Schauspiels, wie es damals von Augier gepflegt ward. „Wehmuthsthränen", sagt er, „sind viel leichter als echtes Lachen". Immer auf's Neue wirft er seinen Zeitgenossen den Verlust des überlegenen Humors vor. Seine Auffassung davon erinnert lebhaft an die Nietzsche's von der „siegreichen" Heiterkeit. Es hat nichts Wunderbares, daß sich diese Herrennaturen über die sie trennende Rasse und Bildung hinweg, finden. Andererseits begrüßt d'Aurevilly mit Freuden das Erscheinen eines neuen Moralisten auf der Bühne, des jüngeren Dumas. Wenn er die Moral dieses Schriftstellers, die für ihn, da sie nicht auf christlicher Grundlage ruht, nothwendig in der Luft steht, dennoch ernst nimmt, so liegt es offenbar daran, daß er mit verwandtem Instinkt, schon frühzeitig Dumas' besondern Mysticismus geahnt hat, der sich später auch vor Anderer Augen erschließen sollte. Er findet aber außerdem noch ein ganz eigenes Wohlgefallen an dem scharfen geschliffenen Geiste, an der unehrerbietigen und grausamen Analyse des großen Sittenschilderers, der Dumas heißt; ein Wohlgefallen, das typisch ist. Es zeigt wie die Natur sich an ihm rächt, dadurch daß seine Sensibilität gerade nach Dem verlangt, was seine Grundsätze verurtheilen. Er ist sich dessen übrigens wohl bewußt und zu stolz, um nicht auch noch aus dieser Schwäche sich eine Ehre zu machen: „Sachez que j'ai toujours sacrifié mes principes à mes passions."

Derselbe Zug fällt noch deutlicher auf in seinen Buchbesprechungen, wo nicht die Voreingenommenheit, die er gegen das Theater hegt, im Wege steht. Hören wir ihn nur über einen Dichter, der uns näher angeht: Heinrich Heine. Der harte Gegner des neuen Geistes unterliegt vollständig dem Zauber dieses Uebermodernen, der sich von seinen pedantischen Mitkämpfern durch so viel, man möchte sagen vorrevolutionäre Eleganz und Leichtigkeit auszeichnet. Er möchte seine Frivolität verabscheuen und muß verlegen gestehen, daß er von ihr unterhalten und belustigt ist. Die poetische Schönheit, eine fast verbrecherische Schönheit, die er der strengen Moral zu Liebe leugnen möchte, zwingt ihn zur Liebe wider Willen. Er hätte den Dichter gern in Bausch und Bogen verurtheilt und kommt am Ende kaum dazu, sich auch nur ein Urtheil zu bilden, so begeistert ist er. Es entspricht nicht ganz den Thatsachen, wenn er ausruft: „Ich liebe ihn, aber ich weiß ihn zu beurtheilen! Man beurtheilt seine Geliebte, man beurtheilt seinen Henker — und das ist sogar manchmal dasselbe!"

Hier haben wir aber eine echte Probe seines Stils. Dieser macht immerfort den Eindruck, als säße sein Schreiber, stolz und erregt, im Sattel eines schwer zu zügelnden Pferdes, das jeden Augenblick Seitensprünge macht. Zur Begeisterung hält er sich stets ebenso bereit wie zum Hasse, und das Einzige, was ihm fremd bleibt, ist eine ruhige, mittlere Würdigung. Aber läuft nicht gerade auf diese, in den meisten Fällen, die Aufgabe des Kritikers hinaus?

Die Mehrzahl der Kritiker, zumal derjenigen, denen man in den Zeitungen begegnet, sind in ihren Meinungen ebenso unpersönlich wie in ihrem Stil. Sie weichen fast niemals von den Stimmungen, von der Vorliebe und der Zurückhaltung ihres Publicums ab. Und sie sind so, wie man annehmen muß, nicht aus Servilität, sondern weil sie wirklich ganz im Bann ihrer Zeit stehen, deren Errungenschaften sie zu den ihren gemacht haben und über deren Schranken sie nicht hinausblicken. Viel seltener sind naturgemäß diejenigen, welche mit ihrer Zeit im Kampfe liegen und in einer vergangenen wurzeln. Sie sind die allerpersönlichsten, denn sie sind gezwungen, die Zeitideen, denen sie nicht ganz unzugänglich bleiben können, mit ihren ererbten und mit aller Kraft festgehaltenen Anschauungen zu combiniren, was eben nur in persönlicher Weise geschehen kann. Außerdem haben sie den Vortheil der Außenstehenden, einen bessern Ueberblick zu besitzen, die Mängel der Gegenwart deutlicher als ein Anderer zu erkennen und zugleich die Möglichkeiten für die Zukunft vorauszuahnen. Denn wer in der Vergangenheit lebt, lebt zugleich immer auch ein Stück Zukunft voraus, da das Morgen dem Gestern zu ähneln pflegt, jedenfalls mehr als dem Heute.

Im Falle d'Aurevilly's, der dieser Gattung angehört, wird es häufig genug klar, wie er, im Streite mit dem Urtheil seiner Zeit, die Erkenntniß vorausnimmt, die jetzt endlich allgemein geworden ist. Ein Beispiel sind seine Angriffe auf Victor Hugo, dessen Größe damals von keiner andern Seite merklich bestritten war. Als der Erste wittert er hinter den tönenden, vielgestaltig wiederholten Worten des großen Rhetors den Mangel an dichterischen Ideen und Stimmungen. „Er hat mehr die Einbildung des Wortes als die der Sache." Er kennzeichnet das Conventionelle der „Misérables". „Es sind Arme, die man zurecht gestutzt hat, à qui on a fait des têtes." Endlich warnt er davor, den Dichter, der ja in seinem späten Alter wirklich eine Art von Nationalheros wurde, nur darum auf den Olymp zu erheben, weil er Miene mache, alle seine Zeitgenossen zu begraben. — Als Jules Lemaitre vor wenigen Jahren es unternahm, die Würdigung Hugo's auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, hat er auch nichts Anderes gesagt.

Wenn trotz so großer Vorzüge d'Aurevilly's Wirkung als Kritiker nicht von Dauer gewesen ist, so hat das seinen Grund in unserer heutigen Auffassung von der Natur und der Wirksamkeit eines Kritikers. Dieser macht, nach unsern Begriffen, nicht das ihm vorliegende Kunstwerk zum Instrument, dem er nach seinen vorgefaßten Absichten einige Töne eigener Erfindung entlockt. Er bildet vielmehr sich selbst zum Instrument aus, auf dem sich die Werke Anderer abspielen, in kunstvoll erleichterter Fassung, die uns ihren Sinn einsehen läßt. Die Bildung der Zeit, auf deren Höhe er steht, veranlaßt ihn nicht, alle Erscheinungen im Sinne dieser Zeit anzuschauen. Er weiß vielmehr den Geist jeder frühern und, manchmal sogar künftigen Epoche in sich aufzunehmen, gerade so, wie er sich nach Bedürfniß mit fremden Individualitäten durchdringt. Seine Persönlichkeit besteht im Wechsel und in der Vielseitigkeit. Dagegen haben wir es hier mit einer starken und unveränderlichen Persönlichkeit zu thun, die jeder andern, der sie sich nähert, sogleich ihren Athem einhaucht, die Alles, mit oder ohne Willen, in ihren Haß und ihre Liebe einhüllt, in die magische Wolke, die ein Dichter über die Welt wirft, daß sie uns so wie ihm erscheinen muß. In der That wird eben das, was seine Kritik beeinträchtigt, zu glänzenden Vorzügen seiner Romane.

Da die nie verhohlene Tendenz des Dichters darin besteht, die Verheerungen zu enthüllen, die er durch den Abfall von der christlichen Weltanschauung, von der staatlichen und kirchlichen Tradition in der ganzen moralischen Welt hervorgebracht sieht, so ist sein Verfahren zweifach. Er schildert einmal die reinigende und erlösende Wirkung des alten Glaubens auf die, welche sich ihm unterwerfen, und stellt andererseits die abschreckenden Beispiele Derjenigen auf, die durch das Verleugnen des ihnen versprochenen Heils unwiderruflich gefallen sind. Zum Vertreter der zweiten Gattung wählt er mit Vorliebe den revolutionären Priester, der für ihn das Princip des Bösen ist, der gefallene Engel, der das Heiligthum, das er hüten sollte, verrathen hat. Er findet

nie genug düstere Motive, um sie in dem Leben eines solchen Menschen aufzuhäufen.

Der Held von „Un Prêtre marié“ ist der Abbé Sombreval, der von dem Gesetz der Constituirenden Versammlung über die „Civilgeistlichen“ Gebrauch gemacht und sich in Paris verheirathet hat mit der Tochter des Gelehrten, in dessen chemischem Laboratorium er, seinen Stand ganz und gar verleugnend, arbeitet. Seine Frau stirbt nach der Geburt eines Kindes. Vor ihrem Tode hat sie ihm das Versprechen abgenommen, das Kind religiös erziehen zu lassen. Voll Pietät gegen die Verstorbene vertraut er das zarte kleine Mädchen dem Abbé Hugon an, einem nur zu gewissenhaften Priester, der sie, sobald sich ihr Geist genügend erschlossen, nicht länger im Irrthum über ihres Vaters Ursprung und Vergangenheit läßt.

Sombreval entschließt sich, da auch sein Lehrer und Schwiegervater gestorben, in seine Heimath zurückzukehren, theils von der Sehnsucht des Vereinsamten und Alternden nach den Stätten der Kindheit getrieben, theils mit dem Ehrgeize des emporgekommenen Bauernsohnes, das herrschaftliche Schloß seines Dorfes in seinen Besitz zu bringen. Es ist eine Art Rache, die er jetzt, durch wissenschaftliche Erfindungen bereichert, an der Zeit nimmt, wo er mit bloßen Füßen und voll Ehrfurcht vor dem Eingang des düstern alten Adelssitzes vorüberlief, dessen Besitzer seither in den Stürmen der Revolution umgekommen sind. Und dieser naturalistische Zug in einem Charakter, der im Uebrigen mit so hoher Tragik aufgefaßt ist, zeigt von Anfang an die doppelte Natur des Autors, der als richtiger Spätromantiker, wider seine Absicht überall Entdeckungen in moderner Richtung macht. Im Falle von Calixte, Sombreval's Tochter, ist es dasselbe. Es heißt von ihr: „Die Schülerin des Abbé Hugon war zu sehr Christin, um die Nichtverantwortlichkeit der Kinder für das Verbrechen oder Vergehen der Väter zuzulassen, diesen ersten Keulenschlag, den eine gesellschaftsfeindliche Philosophie gegen die lebensvollste Familiengliederung geführt hat — das unzerstörbare Band, das den Vater mit den Kindern eint.“ — „Gesellschaftsfeindlich“: das ist jedenfalls ein sehr modernes Beweisstück gegen die bekämpfte Philosophie. Calixte, die die still glühende Frömmigkeit ihrer Mutter geerbt hat, leidet entsetzlich, ihren Vater verloren zu wissen. Sie betet für sein Heil, indeß er keine andere Sorge kennt, als die um die Gesundheit seines Kindes. Sie ist von frühauf kataleptischen Zufällen unterworfen gewesen, die in der Luft des in einen sumpfigen Teich hineingebauten und lange unbewohnten Schlosses an Häufigkeit und Dauer zugenommen haben und denen nur durch die kundige Behandlung des väterlichen Gelehrten gewehrt werden kann. Es ist die tragische Rache, die ihn stündlich mit dem Verlust des einzigen Wesens bedroht, dem alles Empfinden seiner besseren Natur gilt, und das eben aus seiner Sünde hervorgegangen ist. Wenn er mit seiner Tochter das Schloß verläßt, so geschieht es, um sie zur Kirche zu führen. Er bringt damit nicht nur das Opfer seiner Ueberzeugung: das wäre für ihn kaum eines; aber er hat auch die Beleidigungen der loyal und gläubig gebliebenen normannischen Bauern zu fürchten, die den abtrünnigen Priester um so mehr hassen, als er aus ihrem eigenen Schooße hervorgegangen ist. Als eines Sonntags wirklich der Fall eintritt, daß sich der robuste und furchtlose Sombreval gegen die Angriffe einer ganzen Rotte zu vertheidigen hat, wird Calixte von einem jungen Edelmann, dem Sohn des benachbarten Schloßherrn, in Sicherheit gebracht. So sieht der junge Néel seinen Wunsch erfüllt, mit dem bleichen, traurig schönen Mädchen in Beziehungen zu treten, das ihm schon bei einer ersten Begegnung, von fern erblickt, einen entscheidenden Eindruck gemacht hat.

Die wortlose, verhaltene Leidenschaft, die Eines dem Andern mittheilt, muß unerfüllt bleiben, denn Calixte hat sich, ohne Wissen des Vaters, für dessen Erlösung es eben geschehen ist, einem Kloster versprochen. Und Néel, ein so toller Draufgänger er, dessen Mutter eine Slavin aus kriegerischem Geschlecht war, sonst sein mag (d'Aurevilly) verfehlt nie, die Kennzeichen der Rasse zu betonen) — beugt sich vor den Rechten der Religion. Das junge Mädchen zeigt ihm ihr großes elfenbeinernes Crucifix: „Da, Néel,“ sagte sie einfach, denn die Frömmigkeit war in ihr bis zu solchen Tiefen eingesenkt, daß sie keine Erregung mehr kannte. „Der heilige Geist schwebte in ihrer Seele, schwebte dort so still, daß man nicht einmal mehr das Zittern seiner Schwingen merkte!“ Man sieht, wie hier eine ungewöhnliche Seele durch einen ihrer würdigen Stil veranschaulicht wird. Der Dichter findet, daß das ganze Verhältniß in seiner eigenthümlichen idealen Hoheit nur unter Bedingungen möglich war, die nicht mehr zu verwirklichen sind, und er zögert nicht, dies seiner Zeit in's Gesicht zu sagen: „Néel begann einen Einblick zu erhalten in die Sendung abbüßender Tugend, die Calixte auf sich genommen hatte, „und die Begeisterung für das himmlische Wesen verband sich mit seiner Liebe zu ihr und schuf so eines der anbetungswürdigen und schrecklichen Gefühle, die jetzt in den Herzen unbekannt sind.“

In seiner Reinheit und Klarheit wirkt dies Idyll um so eindrucksvoller, als es sich mitten in dem unheilvollen Schatten abspielt, den Sombreval's Gestalt über den ganzen Kreis wirft, in den er sich eingeschlossen hat, und der sich nur noch mit ihm zu beschäftigen scheint. Während er droben im Schloß sich mit immer erfolglosen Versuchen abmüht, durch seine Wissenschaft das Mittel zu finden, das seinem Kinde das Leben verschaffen soll, bekreuzigen sich drunten die Vorübergehenden vor dem rothen Schein, den sein Laboratorium weit hinausstrahlt, als sei es das Höllenfeuer selbst. Es hat sich so ein tragischer Chor gebildet, der das Verderben voraussagt, und der seine Wortführer hat. Einer von ihnen ist die alte Malgaigne, die Pflegemutter Sombrevals, eine große finstere Frau, deren Alter niemand kennt und die im Ruf der Hexerei steht, ohne daß jemand sie anzutasten wagte. Es wäre ein gewöhnlicher Fall religiösen Wahnsinns, der aber hier durch das Eingreifen in des abtrünnigen Priesters Geschick etwas wirklich Unheimliches erhält. Es ist die Anziehung, die Schuld und Wahnsinn auf einander ausüben, und der alle Romantiker ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Als die Malgaigne ihrem ehemaligen Pflegesohne sein Ende voraussagt, lacht er sie aus. „Du lachst! sagte sie mit einer Ironie, in der eine Verachtung lag, tiefer als die seine.“ — Ist es nicht so gut, als habe der Dichter mit allen Buchstaben sein Glaubensbekenntniß hingeschrieben, daß nämlich nur die oberflächliche Aufklärung die geheimnißvollen Zusammenhänge leugnet, die der naive Glaube annimmt, während die tiefere Einsicht zu ihnen zurückkehrt? Die Alte unterrichtet über ihre Ahnungen aber auch den jungen Néel, der ihnen zugänglicher ist. In der Verzweiflung seiner hoffnungslosen Liebe beschließt der junge Mann dem Geschick vorzugreifen und zu den Füßen seiner Geliebten zu sterben. Wie er dies ausführt, ist von charakteristischer Bedeutung für den romantischen Draufgänger, der, da er aus Rücksichten der Parteiehre an den Napoleonischen Kriegen nicht Theil nehmen kann, niemals einen Abfluß gefunden hat für „die Ueberfülle von Blut, die die Helden macht.“ Er will als Ritter untergehen und jagt den Abhang, der zum Schlosse Sombrevals führt, auf einem leichten Jagdwagen hinab, vor den er ein junges, noch ganz ungebändigtes Reitpferd gespannt hat. Der Wagen zerschellt, der junge Mann wird unter den Augen der Geliebten gegen einen Stein geschleudert und bewußtlos ins Haus getragen. Die Scene ist mit solcher Kunst in einem straffen Zuge geschrieben, daß es scheint, als sei sie nur ein Satz, den man mit angehaltenem Athem zu Ende liest.

(Schluß folgt.)

Friedrich Haase's Abschied.

Von Eugen Isolani (Dresden).

Mit dem Rundreisebillet in der Tasche nimmt Friedrich Haase Abschied von den Brettern, welche für ihn über fünfzig Jahre lang eine Welt bedeuteten. Wenn irgend ein deutscher Schauspieler, so bekannt er auch sein mag, den Schminktopf in die Ecke stellt, so geht das außer seinem engeren Kollegenkreise vielleicht noch die für ihn begeisterte Bewohnerschaft des Ortes, in dem er wirkt, an. Bei Friedrich Haase's Abschied von der Bühne aber ist die gesammte deutsche Kunstwelt interessirt. Nicht weil Friedrich Haase der große Rund- und Gastspielreisende ist, der wie kein anderer im Zeichen des Verkehrs mimte, nicht weil Friedrich Haase Ehrenmitglied zweier deutscher Hofbühnen ist und an jeder großen deutschen Bühne beinahe alljährlich als Häuser füllendes Mädchen aus der Fremde wiederkehrte, nicht weil er diesseits und jenseits des Oceans, wo nur irgend in deutscher Sprache gemimt wird, schon seine Kunst gezeigt hat, nein vor Allem, weil er der letzte Repräsentant einer ganzen Kunstrichtung ist, mehr noch einer Kunstgattung, die mit ihm von der Bühne scheidet.

Haase's Bühnengestalten sind sogar typisch geworden. Man begegnet auf kleineren Bühnen manch einem deutschen Darsteller, von dem man lobend zu sagen weiß, daß er in der Darstellung von „Haase-Figuren" gut sei. Aber diese Haase-Figuren haben sich überlebt, sie sind längst nicht mehr wahr, sie sind werth, daß sie zu Grunde gehen. Unsere heutige Zeit verlangt andere Gestalten. Und so ist der Abschied Haase's von der Bühne kein Verlust mehr für die Kunst, kein Verlust auch für den Künstler selbst, der genug geschafft, genug Ruhmeskränze eingeheimst hat, der jetzt, ein siebzigjähriger, wenn auch noch jugendlicher Greis, der deutschen Kunst keine Siege mehr erkämpfen kann, aber auch seinem Ruhmeskranze unmöglich noch ein Blättchen hinzuzugewinnen vermag.

Ich will nicht das reisende Virtuosenthum in der Schauspielkunst an sich als unberechtigt oder überlebt dahingestellt wissen. Jeder Bühnenkünstler thut nur seine Pflicht, wenn er mithilft, gute Bühnenstücke, interessante Werke, Dichtungen einer besonderen Richtung weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Stellt sich ein genialer Künstler wirklich derart in den Dienst der Dichtkunst, so erfüllt er gewiß seine Aufgabe. Gerade ein von Ort zu Ort reisender Virtuose kann in dieser Beziehung der schaffenden Dichtkunst viel nützen. An jeder noch so guten Bühne kann es an Darstellern fehlen, die für bestimmte Rollen geeignet wären, und manches gute Werk fiel der Vergessenheit anheim, weil sein Autor nicht so praktisch war, nur Bühnenfiguren darin vorzuführen, die an allen Theatern gang und gäbe sind. Ein „College Crampton," ein „Volksfeind" bedarf zur Wiedergabe eines selbstschöpferischen Darstellers, einer künstlerischen Kraft, die nicht überall zu finden ist. Und daher ist es für die Dichtkunst sowohl wie für die deutsche Schaubühne durchaus von Vortheil, wenn eine Reihe deutscher Bühnenkünstler von Ort zu Ort reisen, um überall gleichsam ihre Mappe mit Stichen interessanter Figuren zu öffnen. Der reisende Virtuos leistet den Dichtern Dienste, indem er seine Kunstspecialität ausnützt, Stücke zu conservieren, denen ohne ihn ein weniger langes Leben beschieden wäre. Er kann so auch die vornehmste Aufgabe eines Künstlers erfüllen, befruchtend zu wirken, indem er Werke bekannt macht, die ohne ihn vielleicht nie das Licht der Bühne erblickt hätten.

Bei Friedrich Haase aber war dies keineswegs der Fall. Er war der Repräsentant des sich selbst genügenden Virtuosenthums. Mit einem halben Dutzend Rollen gastierte er seit Jahrzehnten, und der Haase-Cyclus gehörte für jede Bühne zu einer bestimmten, seit langen Jahren gewohnten Saison-Erscheinung. In den „beiden Klingsberg," im „Freund der Frauen," „Alte Junggesellen," „Sie ist wahnsinnig" und noch ein paar Stücken aus längst vergangenen Tagen sah man den berühmten Gast wieder und wieder, und es gab immer noch Leute, die sich darauf capricirten, gerade diesen Künstler in der so oft gerühmten Rolle gesehen zu haben. Ja, eigentlich waren die sechs, — oder es können auch acht Rollen gewesen sein, — nur etwa drei, vier Figuren, die man immer wieder sah. Das war vor Allem der Graf und Lebemann mit unglaublicher Gutmüthigkeit und eben solcher Gedankenschwäche, der immer wieder in den längst vergessenen Stücken erschien. Daneben wohl auch ein rechter Lump (Iffslands „Spieler") oder ein Geisteskranker („Sie ist wahnsinnig"). Und alle diese Figuren waren natürlich ungemein fleißig ausgearbeitet. Die vollendete Ciselirung der minutiösen Einzelheiten entlockte immer wieder auch dem Bühnenfeinschmecker Beifall und Bewunderung. Aber Anregung konnte ein Haase-Gastspiel natürlich nicht mehr bieten. Für die Entwickelung der Bühnenkunst waren die seit vielen Jahren immer wieder gesehenen Haase-Figuren recht werthlos, für die theatralische Unterhaltung sicherlich, wie die immer vollen Häuser zeigten, ungemein gewinnbringend.

In den letzten Jahren freilich hat Haase zu einigen neuen Stücken gegriffen. „Die Schwestern," ein Schauspiel des Frankfurter Theaterleiters Claar nahm er in sein Gastspielrepertoire auf und jetzt reist er in einem Stück „Am Spieltisch des Lebens" von Klaus Arsen. Aber bei Lichte besehen, waren weder diese Stücke recht neu, noch viel weniger aber die Figuren, die Haase in ihnen giebt, es waren die alten Lebemannfiguren oder vornehmen Herren der alten Salons, die gern französische Brocken in die Conversation warfen und um Schürzen tänzelten und scharwenzelten.

Haase scheidet von der Bühne; eine ganze Saison hindurch reist er von Bühne zu Bühne und erntet Abschiedskränze Der Lorbeer steigt im Preise.

Haase scheidet von der Bühne — die „beiden Klingsberg" werden endlich in den Theaterbibliotheken vermodern; kein anderer deutscher Bühnenkünstler wird sich mehr an die Darstellnng solcher Gestalten machen.

Freilich kein anderer deutscher Bühnenkünstler wohl wird mehr solchen Fleiß an so wichtige Aufgaben wenden. Diese Fülle von ausstudirten und ausgeklügelten Einzelheiten, diese Unzahl technischer Zierlichkeiten, — mag man sie auch verächtlich Mätzchen nennen, — diese fein ciselirten Nuancen, welche die Menge nicht nur blendeten, sondern auch manchen Kenner erfreuten, dieser Aufwand von Arbeit — um ein Nichts!

Friedrich Haase hat es sogar wagen dürfen, darstellerische Mittel zu verwenden, die lange verpönt waren. Wenn er als Rocheferrier in der „Partie Piquet" sein großes Schnupftuch über die Knie breitet, wenn er in die Partie versunken sich in den Haaren kraut, wenn er als Bonjour, die Hände in den Hosentaschen, dasteht, so waren das darstellerische Gebilde, welche sicherlich in der Schule, in der er einst aufgezogen wurde, in der Schule Weimars und Ludwig Tieck's Protest erregt hätten, so fein dem Leben abgelauscht jene Züge auch gewesen sein mochten, abgelauscht jenen altmodischen Menschen, die Haase immer wieder zur Darstellung brachte.

Friedrich Haase scheidet von der Bühne und mit ihm wohl der letzte Repräsentant der Bühnenkunst, welche die Dichtkunst unterjochte. Alle diese Stücke, welche uns Haase vorzuführen pflegte, sind nicht für den Zuschauer, sondern für den Bühnenkünstler geschrieben. Daß der Darsteller seine Begabung daran zu zeigen vermag, wurden sie geschaffen. Das war die Theaterliteratur, die insbesondere aus Frankreich so lange Zeit hindurch genährt wurde. Außer der einen Glanzrolle enthalten sie entweder Statisten oder Typen. Die Theaterdichter schufen Jahrzehnte hindurch nach bestimmten Bühnentypen. Jedes Stück enthielt seine komische Alte, seinen Gecken, seinen Backfisch: nicht die

Menschen wurden vom Bühnendichter dargestellt, sondern die Bühnenfächer durch Figuren ausgefüllt. Ein Darsteller hatte sich nur für ein bestimmtes Bühnentypenfach zu entscheiden, und die Darstellung für alle seine Rollen war gegeben. Neben einzelnen hervorragenden Darstellern, die, wie Haase, sich ihre Typen selbst schufen (Typen à la Haase), konnte diese Bühnenliteratur natürlich nur mäßige Darstellungstalente hervorbringen.

Konnten aber schon diese Bühnenglanzstücke keine Talente hervorbringen zu ihrer Zeit, so konnten sie noch viel weniger in unseren Tagen auf die Bühnenkunst fördernd wirken. Bei Haase-Gastspielen hatten die übrigen Darsteller keine angenehme Aufgabe. Gerade in solchen kleinen Charakterbildern verblassen neben der Hauptrolle alle übrigen Rollen, und man konnte es den Darstellern nicht verdenken, wenn sie an die undankbare Aufgabe, dem Gast als Folie zu dienen, mit Unbehagen gingen und nicht den nöthigen Fleiß setzten. Das ist ja die Schattenseite des Bühnenvirtuosenthums überhaupt, daß es den Werth des Ensembles herabsetzt; der Virtuose strebt aus dem Ensemble heraus. Wieviel mehr ist dies bei solchen dramatischen Nichtigkeiten der Fall gewesen und berechtigt, deren Wirkung nur auf die Darstellung einer einzelnen Rolle begründet war!

Friedrich Haase's Abschied von der Bühne ist eine künstlerische Nothwendigkeit. Seine Kunst, sein Repertoire sind Anachronismen geworden. Wir sehen ihn und bewundern ihn wohl auch wieder als eine künstlerische Specialität. Heute verlangen wir aber mehr von der Bühne, als die Unterhaltung durch eine künstlerische Specialität. Die Bühne soll fördernd, anregend, bildend wirken. Das aber vermag die Kunst Haase's nicht mehr, selbst nicht in dem Sinne, als sie bildend auf einen Darsteller wirken könnte. Denn die Typen à la Haase verschwinden mit ihm von der Bühne.

Aber den Fleiß, die Ausdauer, mögen die Künstler von Haase lernen! Ganz recht! Keine Kunst ohne Fleiß und Ausdauer. Aber unsere Zeit ist nervöser, hastender, als jene Zeit es war, in der Haase groß geworden, in der sich der Künstler in seine Rolle vertiefen konnte, um sie Jahrzehnte lang zu spielen, in der sich das Publicum an der Schauspielkunst erfreute, nicht an den Stücken erregte, nicht in's Theater ging, um ein Stück kennen zu lernen, sondern um sich an den Gebilden der Dichtkunst und der Bühnenkünstler behaglich zu erfreuen.

Der Dichter von gestern ist nicht mehr der von heute, und morgen wird wieder ein anderer auf den Schild erhoben. Den Bühnenkünstlern geht es noch schlechter. Die Mitwelt flicht den Mimen unzählige Kränze. Jeder ausgesungene Operettentenor erhält zu seinem Benefiz deren ein paar Dutzend. Aber je lauter, je gellender die Begeisterung, je schneller verhallt sie.

In Haase scheidet der letzte Künstler einer anderen Zeit von der deutschen Schaubühne, und die Kränze, die man ihm jetzt bei seiner Abschiedsrundreise zuwirft, gelten ebenso sehr der Kunstepoche, die er vertritt, wie dem Künstler selbst.

Als Altmeister Döring starb, hinterließ er dem Kunstgenossen und Freunde Friedrich Haase einen Ring Ifflands und ein kleines Pastellporträt dieses Mimen. Beide Reliquien bewahrt Friedrich Haase mit Stolz in seinem Künstlerheim in der Drakestraße in Berlin. Beide theuren Andenken wandern gleichsam von Hand zu Hand unter den Meistern der Scene weiter. Der Würdigste soll sie besitzen.

Wer wird nach Haase diesen Reif tragen? Es giebt viele große Herrscher im Bühnenreiche zur Zeit, sicherlich viele, die den scheidenden Haase an künstlerischer Intuität und schöpferischer Kraft überragen, aber keinen, der es vermöge der Concentrirung seines Talents zu solchen Wirkungen und dem entsprechenden Erfolgen brachte. Die Ifflandreliquien mögen in ein Museum wandern!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

„Wohl waren es Tage der Sonne . . ."

Von E. Würthmann.

„Die Schustermirl ist wieder da, gnä' Frau," sagte die Haushälterin mit der Betonung, die einer aufsehenheischenden Botschaft zukommt.

„Ja?" versetzte zerstreut Frau v. Wilbrunn, und es war ihr anzuhören, daß sie nicht im Klaren darüber, wessen Ankunft ihr so nachdrucksvoll gemeldet worden.

„Die Schustermirl," wiederholte die Sprecherin, „die schlechte," fügte sie hinzu, um dem Gedächtniß ihrer Gebieterin nachzuhelfen, „die mit dem Lehreranton fort ist vor zwei Jahren, durchgegangen in der Nacht, die hier im Schloß genäht hat . . ."

„Ach diese. Und der Anton?"

„Sitzen hat er sie lassen," berichtete die Untergebene mit der Befriedigung der Prophetin, deren Weissagung pünktlich eingetroffen war. „Und was das Schönste ist, gnä' Frau, nähen möcht' sie wieder heroben . . ."

„Das wird kaum angehen," entgegnete bedenklich die Dame, „mein Mann denkt sehr streng hierin . . . des Beispiels wegen . . ."

„Ich hab' es ihr gleich gesagt, soll ich sie weiter schicken?"

„Wie sieht sie aus?" erkundigte sich die gnädige Frau und hob zum ersten Mal die Augen von dem Buch in ihrer Hand, „abgehärmt, vergrämt?"

„Zum Besten sieht sie g'rad nicht her," stimmte die Haushälterin ihr bei; „sie wird nicht viel zum Beißen haben," meinte sie alsdann, „wie's mit der Bußfertigkeit steht, könnt' ich nicht sagen," schloß sie als bedächtige Frau, die kein vorschnelles Urtheil fällen will.

„Vielleicht kann man ihr sonst behülflich sein," sprach nachdenklich die Schloßherrin, „es widerstrebt mir, sie einfach fortzuschicken, peinlich ist es wohl . . . Bringen Sie die Person herein, Frau Reschlanter."

Etwas mißvergnügt zog sich die Haushälterin zurück, um nach wenigen Minuten die Begehrte in das Zimmer zu geleiten, wo dieselbe demüthig unter der Thüre stehen geblieben wäre ohne ihrer Führerin eingreifende Hand, von der sie mit sanftem Druck vollends über die Schwelle geschoben wurde.

„Sie können bleiben, Frau Reschlanter," sagte die Schloßfrau, und ihrer Untergebenen verdrossene Miene hellte sich in erwartungsvoller Neugier auf. Und jetzt entsann sich auch die gnädige Frau der Sache wieder. Da sie als Neuvermählte in das Schloß gekommen — zum zweiten Mal Vermählte — hatte ihres Gatten Mutter, um die sie die schwarzen Gewänder trug, oft genug ihrer Entrüstung Worte geliehen über ihres undankbaren Schützlings schamlose Flucht mit dem Lehreranton, dem verdorbenen Schreiber aus der Stadt. Das also war die Schustermirl, welche die verstorbene Schloßherrin das Nähen hatte lernen lassen, weil sie zu schwach war für die Feldarbeit, so sah sie aus, so hatte sie schon damals ausgesehen, denn, was auch Frau Reschlauter sagen mochte, es giebt Gesichter, die niemals jung gewesen, immer farblos waren, nichtssagend, die unveränderlich sind in ihrer Ausdruckslosigkeit.

Weil Frau v. Wilbrunn so stumm verharrte, vermeinte die Zurückgekehrte, es sei an ihr, das Zwiegespräch mit ihrer Bitte zu eröffnen.

„Ich thät' gar schön ersuchen, gnädige Frau," unterbrach sie die Stille im Gemach, darein aus des Schloßherrn Räumen die langgezogenen feierlichen Töne eines Harmoniums herüberklangen, und hielt erschrocken ein, als die Haushälterin abmahnend mit dem Kopfe schüttelte.

„Lassen Sie die Mirl ausreden, Frau Reschlanter," gebot die Gutsfrau, deren verträumte blaue Augen in seltsamem Forschen auf das von Sommersprossen gesleckte Gesicht der ehemals Entflohenen gerichtet waren, als bärgen seine unbedeutenden gewöhnlichen Züge, die Augen mit dem leeren Blick, der unbestimmten Farbe — fast jener der glanzlos fahlen Haare gleich — ein schwer zu ergründendes, nimmer zu lösendes Räthsel.

„Das wär' mir halt mein höchster Wunsch," fuhr auf diese Ermuthigung hin die Schustermirl fort, „wenn ich wieder nähen dürft' im Schloß wie vordem."

„Glaub's gern," warf, ihrer vorigen Verwarnung an die vorlaute Sprecherin uneingedenk, nunmehr Frau Reschlanter selber ein.

„Wie oft hab' ich an mein freundliches Stüberl gedacht hier oben," sprach wehmüthig zerknirscht die heimlich daraus Entwichene, „wie mir's so schlecht ergangen ist, und an die Ruh' und all die Gutthat von der alten gnädigen Frau."

„Eh' Du fort bist, hättest Du daran denken müssen," hielt ihr die Haushälterin vor, von tugendsamer Empörung hingerissen, „warst alt genug."

„Das schon," gestand die Bittstellerin ergeben der Erzürnten zu.

„Fünfundzwanzig Jahre," fiel der Schloßfrau müde weiche Stimme ein.

„So was wird's gewesen sein," bestätigte Frau Reschlauter, und die Schustermirl wagte nicht den Einspruch zu erheben, sie habe in Wirklichkeit erst zweiundzwanzig Jahre gezählt.

„Was ist nur über Dich gekommen," begann die Haushälterin abermals, da ihre Herrin sich neuerdings in Schweigen hüllte und es ihr zu überlassen schien, wissenswerthe Thatsachen und Beweggründe an's Licht des Tages zu ziehen, „daß Du mit dem Anton fort bist, auf und davon, bei Nacht und Nebel, auf den doch kein Verlaß nie war?" Frau Reschlauter's Vorwurf der Unzuverlässigkeit galt jedoch dem Lehrer-

anton und keineswegs, wie nach ihrer Wortstellung zu vermuthen, dem nächtlichen Dunst. „Was ist nur in Dich gefahren, Mirl?“ wiederholte sie in eindringlicher Redewendung, und Frau v. Wilbrunn's verschleierter Blick haftete in grübelnderer Frage denn je auf der Getadelten rennüthig gesenktem Antlitz.

Die Schustermirl hob langsam den Kopf, die fahlen bleichen Wangen überflog ein zartes Roth, der unbestimmte leere Blick vertiefte sich zu dunklem Glanze, ein rührendes Lächeln zitterte um die farblos blassen Lippen, verklärte die unschönen bedeutungslosen Züge.

„Es war halt gar so schön,“ flüsterte sie von der Erinnerung überwältigt, und die Schloßfrau nickte in schmerzlichem Verständniß, als sei ihr des Räthsels Lösung geworden, und als habe sie ihr weh gethan.

— „Wohl waren es Tage der Sonne,
Die Bäume blühten im Mai,
Mein Herz träumt' Liebeswonne:
Es ist vorbei, es ist vorbei,“

tönte das Harmonium herüber. Frau Reschlauter und die Schustermirl entschwanden meilenweit, sie saß im Kirchhofgras an einem Sommersonntagmorgen, und vor ihr lehnte an dem Trauereschenstamm die schlanke Gestalt des Mannes, den sie liebte — Herr v. Wilbrunn aber, ihr Gatte, war eher untersetzt zu nennen. Sehnsuchtsvoll begegnete ihr Blick dem dunkeln Augenpaare, das verlangend auf sie herniederstrahlte — des Schloßherrn Augen waren wasserblau, und was daran erglänzte waren die scharfen Brillengläser. — Zufällig — oder wäre es nicht der Zufall gewesen, der sie zusammengeführt? — hatten sie sich auf dem Kirchenweg getroffen und waren mit den frommen Betern hügelan geschritten, minder rasch vielleicht, denn oben hatte er gesagt, es wäre unrecht eine Störung zu machen während der Predigt. So hatte er ihr den schönen Blick gezeigt vom Kirchhof nach dem Flußthal hinunter, das die Sonne niemals verklärender beschienen als unter ihrer beiden Augen an jenem Sommersonntagmorgen, wo die Vögel in dem Strauchwerk Lieder sangen wie vorher nicht noch später. Es war das erste Mal, daß sie allein sich fanden, eine kurze Begrüßung bei Tisch, flüchtige im Cursaal des kleinen Bades ausgetauschte Worte, waren bisher ihr Verkehr gewesen. Nun fragte er nach ihrem Heim, und wollte sie die Wahrheit sprechen, hätte sie ihm sagen müssen, daß sie keines habe, ein Gefängniß nur, darin ihre Jugend langsam verschmachte. Er wollte wissen, wie sie lebe auf dem düstern Herrensitz in Franken. „Gar nicht,“ wäre die rechte Antwort gewesen, bis heute nicht, denn leben hieß ja lieben, sie wußte es seit kurzem erst, seit wenigen Augenblicken nur, doch sicher, unumstößlich. —

„Und an den alten Vater nicht zu denken,“ Frau Reschlauter's Stimme erhob sich zu lautem Vorwurf.

— Damals nicht im Kirchhofgras, obgleich sie vorher bei der Begrüßung die artige Erkundigung nach des Leidenden Befinden mit eingehender Ausführlichkeit beantwortet hatte. —

„Zu wissen um seinen Leichtsinn, und wie er nirgends gut gethan . . .“

— Auch das, er hatte ja kein Hehl daraus gemacht. Gleich zwei Kindern waren sie im Gras gesessen, auf der Fußbank unter dem alten Crucifix, harmlos plaudernd, offenherzig, sie, die Fünfundzwanzigjährige, der eine erste kurze, schon vor des Gatten Tod getrennte Ehe an Bitterkeit ein überreiches Maß gebracht, die seitdem in ihres Vaters Hause in ernster, strenger, fast klösterlicher Zurückgezogenheit geweilt, und er, der mit des Glückes holden Gaben überschüttet, wie ein junger Lichtgott durch das Dasein schritt, in sorglosem Genuß nicht nach dem „morgen“ fragend, die Verkörperung alles dessen, was schön war, hell und sonnig und des Lebens werth. Und was ihr scheuer, der Aussprache ungewohnter Mund verschwieg, errieth sein warmes junges Mitgefühl, und was er freimüthig ihr bekannte von Uebermuth und jugendlicher Thorheit, begriff, verzieh, entschuldigte ihr Herz. —

„Er muß auch jünger gewesen sein,“ machte Frau Reschlauter das weitere verspätete Bedenken geltend.

— Um zwei Jahre, dem Geburtsschein zu Folge, um ein Menschenalter ihrem Denken, Fühlen nach. Nichts altert schneller als das Leid, sagte sich die Schloßfrau, ohne auf der Schustermirl verschüchterte Erwiderung zu achten.

Ihrer Haushälterin Organ dagegen wußte sich Gehör zu verschaffen mit seinem durch einen ungetrübten Leumund selbstbewußt verstärktem Klang. „Freilich, das war ein Jammer,“ sprach sie verständnißvoll, „daß er nicht in der Stadt geblieben selbiges Mal. Wenn eins das andere nicht mehr sieht, ist das Vergessen leicht.“

— O Sehnsuchtsqualen, die ihr Herz verzehrten, heimgekehrt, nein, auf's Neue umschlossen von dem Sarge ihrer Jugend! Wie weh geschah ihr doch mit allem, was sie sah. Wie unerträglich war es, falls die Sonne schien, wie quollen ihre Thränen, wenn der Regen fiel, wie lagen ihr die schweren grauen Wolken auf der Seele. Verhaßt war ihr das Schloß und Wald und Flur, verhaßt die Erde, worauf sie trat, die heimathliche rothe, dort war sie weiß und hell — verhaßt ihr Zimmer, ihre Bücher, die Staffelei, daran sie ihre Blumen malte, die Blumen gar seit sie die seinen, die er zum Wagen ihr gebracht, mit rascher Hand zum Fenster hinausgeschleudert, weil sie zu sehen ihr brennend weh gethan. Und lächeln müssen, reden, den Schmerz nicht hinausschreien dürfen wie ein gequältes Thier, nicht weinen können ohne Rechenschaft zu geben über eine jede Zähre . . . —

„Arg ist's, wenn der Mensch nicht denkt, nicht überlegt,“ behauptete Frau Reschlauter angesichts der Schustermirl moralischem Schiffbruch.

— Denken, überlegen, nein, sie hatte es nicht vermocht, nur seine Nähe beseligend zu empfinden, überwältigend zu fühlen, als sie lechzenden Auges jene Notizbuchblätter überflogen, mit Bleistiftzügen gedrängt beschrieben, darauf seine jugendheiße Leidenschaft sie angefleht, sein Los zu theilen in der neuen Welt, die er aufzusuchen auf dem Wege war. Was kümmerte ihn der Zusammenbruch seines bisherigen Daseins, der selbstverschuldete, er gestand es offen, so lange er in seinen Armen sie hin überflüchten durfte, weit ab von allem, was sie je bedrückt, worunter sie gelitten, in das ferne fremde Land, darin sie beide im Gewühl der Menschen allein sein würden wie an dem Sonntagmorgen im Kirchhofgras. Er hatte ihr den Ort genannt, wo er ihrer harrte die lange Nacht hindurch, die Station, wo der Curierzug einen Halt von einer Minute machte, und kurz ehe der Morgen graute, mit des Dampfes höchster Schnelligkeit sie hinanstragen sollte der Zukunft entgegen, der trennungslosen. Am späten Abend waren die heißen gluthathmenden Worte in ihre Hand gekommen, wonneüberschauert blickte sie hinaus in das sternerhellte sommerliche Dunkel nach jener Seite hin. Dort über dem Hügel war das Glück. Morgen war ja alles vorbei, morgen lag das Leben vor ihr in winterlicher Oede, selbst der Ahnung eines neuen Lenzes baar, doch heute war ihr die Freude erblüht, berauschend, übermächtig. Er liebte sie, er hatte sie nicht vergessen, der verwöhnte Liebling schöner Frauen, holder Mädchen: er war zu ihr zurückgekehrt, zur müden Seele mit den gebrochenen Schwingen, wollte sie hinüberretten in ein neues, unsagbar schönes Dasein. Es konnte ja nicht sein — nur aus der Ferne einen Blick darauf zu thun war ihr vergönnt für wenige Stunden noch, dann schlossen sich des Paradieses Pforten. Durch ihn ist ihr geworden, was sie an Glück gekannt, jene Tage der Sonne — ach, es waren nur die rasch enteilten Minuten flüchtiger Begegnung gewesen, welche den Aufenthalt im kleinen Badeort mit ihrem Schein verklärt — und jetzt diese letzte höchste Seligkeit, das Bewußtsein geliebt zu werden von ihm, dem alles zu eigen, was ihr fehlt, Lebensfreude, Lebenskraft, fröhlicher Wagemuth, die Spannkraft, die sieghafte, nimmer ermattende. Mögen andere glänzende Gestalten dort, wo er hingeht, ihr blasses Bild aus seinem Herzen drängen — heute ist es nur von ihr erfüllt; mögen sie seine letzte Spur ihm aus der Erinnerung tilgen — heute thront sie darin als Herrscherin.

Es konnte ja nicht sein. Er war die blühende Jugendkraft, und sie nur das bleiche Schattenbild einer Frau, sie hatte ja nie gelebt, hatte niemals leben lernen. Im Kloster bei den frommen Schwestern wurde sie belehrt, sie und die Gefährtinnen ihrer Kindheit, die Erde sei ein Jammerthal, ein düsteres Gefängniß. Sie hatte es für Ernst genommen, für unverbrüchlich schweren Ernst, der mit seinem Bleigewicht den Aufschwung ihrer jungen Seele hemmte. Die andern, ihre Jugendgespielinnen hatten mit ihr gebetet und geglaubt und sich strahlenden Auges erwartungsvoll von den Genüssen vorerzählt, die außerhalb der Klosterpforten auf sie warteten. Sie hatte sie nicht verstehen können, selbst die Schwestern nicht, die lachen konnten, scherzen, während der Teufel umherging wie ein brüllender Löwe, und der Jammer der Verdammten in alle Ewigkeit nicht mehr erstarb. Sie hörte ihn sogar im Schlafe. Dann war sie auf des Vaters Wunsch und Rath dem älteren Mann als Gattin gefolgt, war seine Pflegerin geworden, bis sein umnachteter Geist ihre sanfte Gegenwart zu hassen begann und fern von ihr in einer Heilanstalt erlosch. Geknechtet war sie stets gewesen, hatte die Freiheit nie gekannt, dem graubraunen Vöglein gleich im Käfig, das, ehe es flügge geworden, der Sturm einst aus dem Nest geschleudert. Nun kam der fremde schöne Sonnenvogel und lockte sie mit seinem Sang, sich aufzuschwingen mit ihm in die freie blaue Luft. Sie aber konnte ihre Flügel nicht gebrauchen, die arme Grasmücke im engen Bauer, sie waren nicht erstarkt zu stolzem Flug, es konnte niemals sein. Mochten die Mauern ihres heimatlichen Schlosses, darin sie gewöhnt, ein stilles Genügen zu finden, sie bedrücken, den Athem raubend, beklemmender als je der klösterliche Zwang, die Wände jener entsetzensvollen Krankenstube — nun sie den Blick in die herrliche, unermeßliche, goldene Weite gethan: es konnte doch nicht sein. Aus der Ferne schallte bestätigend ein dumpfes „Nein“ herüber und löschte mit seinem dröhnenden Klang den Wonneschauer ihrer Seele. Verschwunden war der Freudentaumel, der sie erhoben bis zu den glitzernden Sternen hinauf, verflüchtigt mit dem langsam verhallenden Tone. Wozu sich freuen? Es konnte ja nicht sein! —

Sie blickte auf die Uhr in ihrem Zimmer; selten trug ein günstiger Luftzug den Glockenschlag von der alten Dorfkirche zur Höhe herauf wie vorhin eben. Die erste Stunde nach Mitternacht. Nun müßte sie schwebenden Fußes den Gang entlang gleiten, die Stufen hinabschlüpfen auf unhörbaren Sohlen, sachte unten den Schlüssel drehen im Schloß. Dann stand sie im Garten. Mit hastigen Schritten war er durchquert, sie fand sich im Freien, über ihr die flimmernden Sterne, vor ihr die Liebe, ein zwiefach erhellter Pfad. War es noch Zeit, war das Glück noch in ihre Hand gegeben, stand ihr der Eingang noch offen in der Liebe Paradies? Sie preßte die schlanken Finger gegen den fiebernden Kopf und schloß die brennenden Augen, die Entfernung berechnend, die Hindernisse, die Verzögerungen des ungewohnten nächtlichen Ganges. Sie reichte noch, die Frist, sie konnte das Glück noch erhaschen, ehe es hoffnungslos für immer entschwand.

Ihre Knie bebten, mit zitternder Hand zog sie das Tuch fester um

sich, das ihr von der Schulter gefallen war. Betäubend brauste es ihr in den Ohren, peinvoll laut schlug ihr das Herz.

Und nun, wer pochte von Außen, wer mahnte sie zum raschen, zum kühnen Entschluß?

Sie schüttelte den Kopf, vorbei, vorbei.

„Bist Du noch wach?“ fragte, da sie geöffnet hatte, der alte Mann, ihr Vater — seine kranke, enge Brust beklemmten gleichfalls die Mauern. „Ich wollte nur sehen, ob Du noch wach bist.“

„Ich bleibe bei Dir,“ sprach sie mit klangloser, gebrochener Stimme, aus der des Kranken Ohr einzig die ersehnte tröstliche Versicherung heraushörte. „Ich lese Dir vor, wir stellen weit die Fenster auf.“

Sie hatte lange gelesen bei der Lampe Schein. Er war längst in seinem Sessel eingeschlafen und sie las noch immer und wußte nicht, daß sie noch las. Einmal schreckte er auf, nachdem er kaum zum Schlummer eingenickt. Ein langgezogener Pfiff war zum Fenster hereingedrungen, von dumpfem Brausen gefolgt. Der Kurierzug fuhr über die Brücke drüben hinter dem Dorfe, der Wind war umgeschlagen nach Mitternacht. Der Kranke sagte es zu seiner Tochter trotz der Erschöpfung, die ihm nach seinem Asthmaanfall fast gewaltsam die Lider schloß. Sie sollte nicht glauben, daß er schlafe, er fürchtete, sie würde in ihr Zimmer gehen und er allein erwachen. Nur nicht allein sein.

Auch sie hatte den Pfiff gehört, das Brausen vernommen, den taktmäßig abgesetzten, eintönig wiederholten dumpfen Laut:

„Es ist vorbei, es ist vorbei.“

In die schweigende Landschaft hinaus trug es der Zug, kündete es dort, wohin sie gesollt, in der goldenen Ferne, indeß sie gedankenlos das Buch zu Ende las und mechanisch die Lampe löschte, weil der Sommermorgen rosig am Himmel zu dämmern begann. Als dann der erste Sonnenstrahl die weißen Haare ihres Vaters streifte, empfand sie dunkel, denken konnte sie ja nicht, daß es nicht sein gekonnt, daß sie die Freiheit, das Glück, daß sie Liebe und Leben nimmermehr erkaufen konnte mit auch nur einem einzigen von des alten Mannes letzten kranken Tagen.

* * *

Ungeduldig fuhr die Schloßfrau in die Höhe. Immer noch die alten Worte, die alte Melodie:

„Es ist vorbei, es ist vorbei.“

Sie strich sich besinnend mit der Hand über die schmerzhaft zusammengezogene Stirne .Ach nein, es ist ja nicht das Lied, das sie so oft gespielt, damals, zu jener Zeit, die so kurz an Jahren und doch so märchenferne hinter ihr liegt: es ist ein Kirchensang, den ihr Gatte übt, morgen ist Sonntag, und er liebt es, die Orgel zu spielen während des Gottesdienstes in der Schloßkapelle.

Neben der Thüre steht demüthig harrend die Schustermirl und senkt das schuldbewußte Haupt unter der Haushälterin strafendem Blick, darin noch manch' weitere Frage, manch' kräftiger Verweis sich zu künden scheint. Nachdem jedoch die Gebieterin sich zum Reden anschickt und demnach kein bedeutsamer Umstand mehr ans Licht zu holen ist, schließen sich Frau Reschlauters beredte Lippen, und sie faßte die Thürklinke in die Hand, die Abgewiesene um so rascher dem Auge ihrer Herrin zu entziehen.

„So richten Sie der Mirl ihr altes Zimmer her“, sagt die gnädige Frau mit ihrer weichen, müden Stimme, und sie winkt entlassend mit der schmalen, weißen Hand.

Aus der Hauptstadt.

Goldregen.

Das Privat-Comptoir eines Couliſſiers.

Erſte Seene.

Der Couliſſier: Türkenloose ſind ſteigend —

Der Kunde: Ach was, laſſen Sie mich mit der Vielweiberei in Ruhe! Ich bin ohnehin zu alt dazu! Wenn Sie mir nichts Beſſeres, Originelleres empfehlen können, dann geben Sie mir mein Depot wieder!

Der Couliſſier (etwas bleich): Bitte, gleich! Aber wie wär' es inzwiſchen mit 'ner Schwänze in Gasglühlicht? Freut euch des Lebens, weil noch das Lämplein glüht! Sie können damit ſchon morgen ein ruinirter Mann ſein! Oder pfuſchen Sie Cohn und Roſenberg mit Roggen ins ſogenannte Handwerk und machen Sie die Fünfgroſchenbrode um die Hälfte billiger —

Der Kunde: Iſt mir Alles nicht originell genug! Wenn ich mein Geld verliere, will ich's auf eclatante, noch nie dageweſene Art verlieren. Denken Sie darüber nach, ich komme morgen wieder, aber das ſag' ich Ihnen gleich: Einigen wir uns nicht, ſo ziehe ich mein Depot zurück! (ab.)

Zweite Seene.

Der Couliſſier: Du Naumann! Kropatſchek! Kanitz! Leutſchinder, Du! Will ſein Depot zurückziehen! Auch gut. (Er zieht einen Revolver aus der Hoſentaſche, prüft die Sicherung, poliert ihn und ſteckt ihn wieder fort.) „Das Geſchäft iſt heute wegen Todesfalls in der Familie geſchloſſen.“ (Er greift zum Abendblatt und lieſt.) „Die Banditen behandelten die Ueberfallenen mit ganz ausgeſuchter Höflichkeit, was auch Seitens der Ausgeraubten dem Unterſuchungsrichter gegenüber beſonders betont wurde.“ Die Briganten haben wahrſcheinlich in einem Berliner Bankgeſchäft ihre Lehrzeit durchgemacht. (Lieſt weiter.) „Die geſammte Beute wurde indeß bis auf einen Louisd'or, der unterwegs verloren gegangen ſein muß, wieder eingebracht . . .“ Bis auf einen Louisd'or! Der liegt nun nutzlos da, nutzlos auf offenem Felde! Bei der großen Geldknappheit und dem Anſturm der Bimetalliſten iſt das doppelt unverantwortlich. Hm!

Frau verw. Geheimrath von Schnabelewopski: Sagen Sie doch, worin ſpeculirt man jetzt mit Glück? Die Kurſe ſteigen unabläſſig, und Sie als mein finanzieller Berather haben mir noch nicht zu einer lumpigen, kleinen Million verholfen! Wiſſen Sie, ich glaube, wenn man ſich auf etwas recht Apartes wirft, ſo ein Papier, das noch nicht in aller Leute Munde iſt —

Der Couliſſier: Türkenloose? Gasglühlicht?

Die Frau verw. Geheimrath: Wie albern! Nein, ſo etwas Exotiſches, Unglaubliches müßt' es ſein —

Der Couliſſier: Gegenwärtig — hm, hm — gegenwärtig wird gerade darin viel Geld — viel Geld verloren —

Die Frau verw. Geheimrath: Sehen Sie, und wo Geld verloren wird, muß es natürlich auch gefunden werden!

Der Couliſſier: Natürlich! (Blickt in die Zeitung.) Da iſt erſt kürzlich wieder auf einem offenen Felde in Südafrika Geld verloren worden —

Die Frau verw. Geheimrath: Alſo abgemacht! Kaufen Sie mir für 10 000 Mk. Goldfields!

Der Couliſſier (verblüfft): Sehr wohl, gnädige Frau!

Dritte Seene.

Herr Breitbauch: Die politiſche Conſtellation ſcheint einer kleinen Speculation wieder ausnehmend günſtig — die Lage ſicher wie nie zuvor — ſelbſt der Reichstag iſt erſt auf den dritten December einbernfen —

Der Couliſſier: Nun ja, bedenken Sie, bei Hohenlohe's Alter — man kann nicht verlangen, daß er ſeine Rede ſo raſch auswendig lernt —

Herr Breitbauch: Ich möchte alſo einen kleinen Coup wagen. Aber 'was Ueberraſchendes. Kein Gasglühlicht. Haben Sie Etwas auf Lager?

Der Couliſſier: O ja. Goldfields!

Herr Breitbauch: Goldfields?

Der Couliſſier: Iſt jetzt der neueſte Geſchmack, wird überall getragen. Fragen Sie hier nur gnädige Frau!

Herr Breitbauch: Goldfields? Klingt vortrefflich. Alſo gut — kaufen Sie mir für 100 000 Mk. Goldfields!

Vierte Scene.

Fürſt Bluff: Riskirte 'mal wieder gern 'ne Kleinigkeit, ehe verdammte neue Börſenſteuer kommt —

Der Couliſſier: Durchlaucht brauchen Nichts zu befürchten. Unſere Regierung denkt weniger an Steuerreform, als daran, Reformen zu ſteuern. Aber wenn Sie Meinung für Goldfields haben —

Fürſt Bluff (ſehr perplex): Gold—fields?

Der Couliſſier (überlegen lächelnd): Durchlaucht wiſſen noch nicht? O, ſehen Sie nur die Herrſchaften hier — fixen bereits Millionen darin! Man hat nämlich auf Feldern in Süd-Afrika Gold gefunden —

Fürſt Bluff: Aeh — und Sie meinen?

Der Couliſſier: Durchlaucht finden nie beſſere Gelegenheit, alle früheren Scharten auszuwetzen —

Fürſt Bluff: Goldfields? Aber ſelbſtverſtändlich! Sichern Sie mir eine Million!

Fünfte Seene.

Der Schneidermeiſter: Hören Sie, Herr Bankier — ich hätte gern für ſo fünfhundert Mark Reichsanleihe —

Der Couliſſier: Schön, ſollen Sie haben! Aber die iſt heute ein bischen theuer, lieber Meiſter —

Herr Breitbauch (freundſchaftlich): Und wirft verdammt wenig ab —

Die Frau Geheimrath: Ich verſtehe nicht, wie man Reichsanleihe kaufen kann, ſeitdem die Goldfields in Süd-Afrika —

Der Schneidermeiſter: Was iſt das, Goldfields?

Herr Breitbauch: Felder, wo man maſſenhaft Gold findet —

Der Couliſſier: Pardon, verliert — ich hab es ſelber geleſen —

Der Schneidermeiſter: Ach, dann kaufen Sie mir doch auch für fünfhundert Mark davon!

Verwandlung.

Directionszimmer der Europäischen Vereinigten Völker-Bank.

Sechste Scene.

Der Herr General-Director: Jean, sagen Sie der Köchin, daß mir das nie wieder vorkommt — der alte Hanshahn hat mich fortwährend im Mittagsschlaf gestört —

Johann: Der alte Hanshahn??

Der Herr General-Director: Natürlich — den die Köchin mir beim Diner als junges Backhuhn vorgesetzt hat! Ist für heut Abend Alles besorgt? Der Caviar taugte gestern nichts — war höchstens für's Volk! Bitten Sie doch meine Frau, die Austern in vergoldeten Schalen serviren zu lassen — wir müssen 'was Apartes bieten!

Johann: Sehr wohl, Herr General-Director! (Ab.)

Siebente Scene.

Der Herr General-Director: Hähä, Herr Ober-Sub-Director, Herr stellvertretender Director, tanzen Sie doch einmal herein! Wissen Sie, wo der Caviar vorkommt, hähä?

Der Herr Ober-Sub-Director: In der Wolga —

Der Herr stellvertretende Director: Auf Semmeln —

Der Herr General-Director: Nein, im Hamlet! (Alle Drei lachen laut auf.) War auch wirklich famoser Witz, was? Wie steht's mit dem Wetter?

Der Herr Ober-Sub-Director: Herrlich!

Der Herr General-Director: So — dann lassen sich die Selbstmörder noch Zeit! Dann können wir's riskiren. Wie stehen Goldfields, Herr Ober-Sub-Director?

Der Herr Ober-Sub-Director: Wie stehen Goldfields, Herr stellvertretender Director?

Der Herr stellvertretende Director (ruft hinaus): Wie stehen Goldfields, Herr Procurist?

Der Herr General-Director: Jedenfalls wieder 100 Procent überm gestrigen Kurs! Meine Herren, ich muß sagen, da haben wir der Crapüle ein feines Geschäft überlassen. Lesen Sie nur die Inserate jeden Tag! Die kleinen Gauner verdienen anscheinend zu viel — wo bleiben wir da? Nun muß aber die Gutmüthigkeit ein Ende nehmen.

Der Herr Ober-Sub-Director: Das muß sie ganz entschieden.

Der Herr stellvertretende Director: Sie muß!

Der Herr Ober-Sub-Director: Aber wie?

Der Herr stellvertretende Director: Ja, das ist die Frage.

Der Herr General-Director: Langweilen Sie mich nicht mit Ihren endlosen Erörterungen! Oder glauben Sie, ich habe meine Zeit auch gestohlen? Also ganz einfach — durch eine Baisse!

Der Herr Ober-Snb-Director: Das konnte ja kaum einem Zweifel unterliegen.

Der Herr stellvertretende Director: Wir sehen eben wieder die geniale, financielle Einsicht des Herrn General-Directors —

Stimme von unten: Goldfields 10 Procent unter gestern!

Der Herr General-Director: Dann also Hausse, meine Herren! Lassen Sie sofort jeden Betrag kaufen! Nehmen Sie, was Sie kriegen können, aus dem Markt!

Verwandlung.

Das Taunus-Palais des Frankfurter Rothschild.

Achte Scene.

Der Wirkliche Geheime Sanitätsrath: Sie werden zu fett, Hoheit — wenn Sie Ihre Lebensführung nicht grundlegend ändern, stehe ich für nichts.

Der Chef des Welthauses: Was wollen Sie — ich casteie mich wahrhaftig schon genug. Erst gestern bin ich anderthalb Stunden lang mit meiner Frau spazieren gefahren .... (Er betrachtet sinnend seinen Garten und die von fürstlicher Hand gepflanzten Bäume.) Sie dürfen auch nicht zu viel von mir verlangen, Rat — ausgenommen, wenn sich's um Geld handelt.

Der Wirkliche Geheime Sanitätsrath: Hören Sie nicht auf mich, so würde am Ende sogar eine riscante Operation erforderlich werden —

Der Chef des Welthauses: Eine riscante Operation? Damit bin ich schon eher einverstanden. (Er tritt an's Telephon, ruft hinein.) Anselm, sofort eine riscante Finanz-Operation — ich bin es meiner Gesundheit schuldig. (Pause.) Goldfields? Meinetwegen! Kauf' alle Goldfields weg! Gesundheit ist das höchste Gut. (Er tritt wieder vom Telephon fort.) Nun, Rath, haben Sie einen folgsameren Patienten?

Der Wirkliche Geheime Sanitätsrath: Verzeihen, Hoheit — aber Sie verstanden mich nicht —

Der Chef des Welthauses (blickt in den Garten hinaus): Welch ein Gefühl, unumschränkt über Millionen zu herrschen! Und ich sollte an einer so unnobleu Krankheit wie Fettsucht laboriren! Eher mögen sie alle auch noch den letzten Pfennig verlieren. Wer sagte denn neulich frech und verwegen, der Staat stünde den Goldmächten wie ein Baum gegenüber —

Der Wirkliche Geheime Sanitätsrath: Er meinte natürlich, wie eine Zitter-Pappel!

Der Chef des Welthauses (lächelt befriedigt): Die Audienz ist beendigt! (Der Rath ab.)

Verwandlung.

Directionszimmer der Vereinigten Europäischen Völker-Bank.

Neunte Scene.

Der Herr General-Director: Jean, nehmen Sie die Austernschaalen und das Sodawasser fort — nein, den Cognac lassen Sie nur hier! Ueberhaupt thun Sie gut daran, beim Einheizen nicht zu dicht an den Ofen zu treten — Ihre Nase scheint zu empfindlich, man merkt es ihr immer sofort an, wenn Sie zu lange in's Kaminfeuer gesehen haben . . . Herr Ober-Sub-Director!

Der Herr Ober-Sub-Director: Sie meinen von wegen der Goldfields?

Der Herr General-Director: Was sonst? Ich bekomme böse Nachrichten. Rothschild hat den ganzen Posten mit 'ner halben Milliarde Profit losgeschlagen, und übermorgen wird hier ein Telegramm eintreffen, wonach die gesammte Ausbeute der Goldfields bisher in einem geprägten österreichischen Ducaten besteht. Ich hatte bisher immer noch fest auf einen Louisd'or gerechnet. Verkaufen Sie heute unter der Hand, was noch da ist — besser Schleuderpreise, als gar keine.

Der Herr Ober-Sub-Director (erbleichend): Ich muß Ihnen ein Geständniß machen, Herr General-Director —

Der General-Director (sehr kühl abwehrend): Bitte, Bitte — ich gehöre nicht zum Corps de Ballet! (Er setzt sich an seinen Schreibtisch.)

Verwandlung.

An der Casse des Coulissiers.

Zehnte Scene.

Der Kunde: Mein Gott, mein Gott — hätt' ich die Dinger doch nur losgeschlagen, als Rothschild kaufte! Aber Sie riethen mir zu warten, bis —

Der Coulissier: Bis zu dem Tag vor dem Tage, wo Rothschild verkaufte!

Der Kunde: Und was mach' ich denn nun mit den Shares?

Der Coulissier: Das ist verdammt schwer zu sagen. Für Fidibusse qualmen sie zu sehr. Geben Sie sie Ihren Jungens; Drachen oder Papierkähne lassen sich noch am leichtesten daraus machen! Die dünnen taugen auch zu japanischen Laternen, bunt genug sind sie ja.

Elfte Scene.

Frau verw. Geheimrath von Schnabelewopski: Verzeihen Sie — ich möchte gern diese Goldfield-Shares verkaufen.

Ein Commis: Madame irren sich in der Firma — Sie müssen zu einem Productenhändler gehen.

Der zweite Commis: Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß es seit dem vorigen Jahre allen Käseverkäufern verboten ist, ihre Waaren in bedrucktes Papier zu wickeln — Sie werden die Shares also nur schwer los werden ... Guten Tag, Herr Breitbauch! Womit kann ich dienen?

Herr Breitbauch: Hier sind für dreiviertel Millionen Mark Goldfields — dürfte ich um einen Vorschuß von zwanzig Mark darauf bitten?

Der Coulissier: Sie würden einen guten Schauspieler abgeben, Herr Breitbauch — aber trotz Ihrer glänzenden Talentprobe ist heute ein Kassen-Erfolg ausgeschlossen!

Zwölfte Scene.

Fürst Bluff: Aeh, pardon — ist hier nicht ein Waffenladen in der Nähe?

Der Coulissier: Das nicht .... Aber ich kann Ihnen meinen pumpen, wenn sie ihn morgen auf Ehrenwort zurückschicken lassen wollen!

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

„Die neue Zeit", Trauerspiel in 5 Akten von Richard Voß. (Neues Theater.) „Tedeum", Komödie in 4 Akten von Ernst Rosmer. (Deutsches Theater.) „Die Romantischen", Lustspiel in 3 Akten von Edouard Rostand, deutsch von Ludwig Fulda. „Die Venus von Milo", Schauspiel in 1 Akt von Paul Lindau. (Lessing-Theater.)

Richard Voß ist seit einigen Jahren auf der Berliner Bühne ein seltener Gast. Seine stark rhetorische, nervös aufregende, stets auf die krasse Bühnenwirkung, auf Scenenbilder und Aktschlüsse hinsteuernde Art, die jede feinere psychologische Vertiefung vereitelt, paßt nicht mehr so recht in unsere Zeit der naturalistischen Dramatik, und seine Versuche, durch Motive à la Ibsen seine Theaterschemen aufzufrischen, mußten vergeblich bleiben, weil sie sich mit seinem pathetischen und theatralischen Wesen nicht vereinigen ließen. Und das ist eigentlich recht Schade, denn als Dichter weiß er uns doch Besseres zu singen und zu sagen, als die Mehrzahl seiner Mitstrebenden. In seinem für Berlin neuen Stück: „Die neue Zeit", hat er ebenfalls versucht, über seinen Schatten zu

springen. Der stets dichterisch dankbare Conflict zwischen der alten und neuen Zeit, den Alten und den Jungen ist hier in die Seelen zweier Theologen gelegt, des Vaters und des Sohnes, des orthodoxen Pastors und des freisinnigen Candidaten. Stände er nicht widerwillig unter dem Einflusse Ibsen's, so würde Voß ohne Zweifel diesen Streit in der guten alten, seiner eigensten Art dargestellt und wahrscheinlich ein wohlgebautes, geschlossenes, abgerundetes Drama geschaffen haben wie „Alexandra". Aber das ist ihm heute zu einfach und altmodisch. Er erinnert sich, von einem gewissen „Volksfeind" gelesen und vielleicht auch was gesehen zu haben, und flugs verlegt er den geistigen und geistlichen Conflict auch auf das materielle, sociale Gebiet. Dort eine Badeanstalt, hier ein Seebad. Die weltverlorene Insel, wo der alte Pastor seiner armen Gemeinde als Seelenhirte vorsteht, soll plötzlich ein modernes Seebad mit allen Chicanen werden. Der Pastor ist diesem Plane durchaus abgeneigt, denn solche Segnungen moderner Cultur sind meistens von zweifelhaftem Werth, und die gute alte Sitte, die Frömmigkeit, Einfalt, Bedürfnißlosigkeit und der Fleiß der Inselbewohner würden durch eine solche Gründung in Gefahr gerathen. Sein freisinniger und für alles Neue schwärmender Sohn ist der entgegengesetzten Ansicht, so daß sich also die Kluft zwischen den Beiden noch mehr erweitert. Steht nun der Zuschauer der religiösen Frage gegenüber eher auf der Seite des Sohnes, so muß er in diesem socialen Streite wohl dem unduldsamen Alten Recht geben, wodurch unser Antheil zersplitlert, irregeleitet und auch dem Dichter entzogen wird.

Noch bedenklicher sind andere Ibsen'sche Beimischungen. Da erinnert sich Voß auch einer gewissen „Frau vom Meere", und ebenso schnell erfindet er eine verstorbene Mutter, welche ihrem treulosen Liebhaber nachfährt und sich den Tod giebt, worauf ihre selbstverständlich erblich belastete Tochter unter dem Hohngelächter des Parkets erklärt, ihrer Natur folgen zu müssen, und gleichfalls ohne Liebe zum Stelldichein und dann in den Tod geht. Diese verträumte und verdrehte Mädchenfigur hat die wohlwollende Aufnahme der ersten Akte rasch in ihr Gegentheil verwandelt, und der unmögliche Schlußakt konnte nur noch das Unheil vervollständigen. Hier krempelt Voß den Conflict plötzlich um: nicht mehr handelt es sich um den Streit des alten Pastors mit dem seinen Rücktritt verlangenden Inselvolk, nicht mehr um den Kampf gegen seinen „atheistischen" Sohn, der sogar sein Nachfolger werden soll, sondern der Alte wendet sich mit einmal gegen seine fromme, aufopfernde Lebensgefährtin und fordert von ihr, sie solle sich auf der Stelle entweder von ihm oder von ihrem Sohne scheiden. Dies ist eine ganz unnütze Quälerei, welche die edle Frau sogar zur Selbstmörderin macht, was sie doch eigentlich ihrem Charakter nach nie und nimmer werden konnte. Sie hat im zweiten Akte das Gift voller Entrüstung ihrem verzweifelten Sohn entrissen und nur sein (vom Dichter zuerst gewiß beabsichtigter) Selbstmord oder ein plötzlicher Theatertod des alten Pastors böte eine befriedigende Lösung. An der Leiche des Sohnes könnten wenigstens die alten Leute sich versöhnt die Hände reichen, während jetzt nach der Mutter Tode Vater und Sohn, alte und neue Zeit, die unüberwindlichen Gegensätze, compromißlich nur die üblichen leeren Theater-Versöhnungsphrasen wechseln.

Als uns Frau Dr. Bernstein aus München vor etlicher Zeit naturalistisch kam und in einem grauslichen Schauspiele „Dämmerung" angebliche Seelenzustände splitternackt enthüllte, sah sich die ernsthafte Kritik wohl oder übel genöthigt, ihr literarisches Rüstzeug anzulegen und verhältnißmäßig viel Geschrei um immerhin wenig Wolle zu machen. Heuer hat „Ernst Rosmer" den Aktschergen ihre schwere Aufgabe bedeutend erleichtert. Die sich damals so absurd geberdete, trottet heut vergnüglich in ausgefahrensten Gleisen; der tobende Most aber ward nicht zu Wein, sondern zu Essig. In der „Dämmerung" rang frauliches Wollen erbittert um hohen Lorbeer; frauliche Klugheit hatte es, bei realistischen Schildbürgern sogar mit Erfolg, versucht, eigener Unzulänglichkeit und Schwäche den Anstrich der unbedingten Principientreue zu geben. Ihre Unfähigkeit, eine fesselnde Handlung zu ersinnen, hatte sich hinter dem naturalistischen Dogma von der zehnmal wichtigeren „Zustands-Schilderung" versteckt, und endloses Gerede mußten wir erathmend als intime Kunst der Charakteristik hinnehmen. Selbst die mehr als dilettantische, die kindische Scenenführung fand ihre Bewunderer, die darauf hinwiesen, daß das „Leben ja auch nicht wie Sardou" einen Effect im Handumdrehen auf den anderen setze. Frau Bernstein scheint um ein ganz Beträchtliches klüger als die Rhadamanthe der Reichs- und Theater-Hauptstadt; sie überschrie sich diesmal nicht und verzichtete auf allzu krampfhaftes Gethue. Ihre Komödie „Tedeum" giebt sich schlecht und recht als eine vieraktige Familienblatt-Humoreske, mit den obligaten Längen und Langweilereien, Uebertreibungen und Wortwitzchen, und der Beifall, den Jungdeutschland ihr dafür vom Parket aus spendete, kam aus reinem Herzen. Keiner von den anwesenden Dichtern und Dramatikern neidete Madame auch nur für einen Augenblick, was sie geschrieben hatte; mit solcher neidlosen Stimmung in der Seele aber läßt es sich famos applaudiren.

Dabei ist der erste Akt, in seiner Weitschweifigkeit und Geschwätzigkeit, gar so übel nicht. Der Componist und Musikkritiker Peter, ein Schlemihl, den das Pech nimmer läßt, der allenthalben und bei jeder Gelegenheit derbe Püffe vom Schicksal abkriegt, der aber deshalb nicht um Haaresbreite vom idealen Streben läßt, dieser brave Musikant, halb Baby, halb Kunstmärtyrer, ist eine gut gesehene Figur; nur schade, daß Frau Bernsteins Hand bei der Gestaltung ausrutschte und daß sie sich half, wie dichtende Frauen sich in solcher Noth helfen: durch maßloses Unterstreichen einzelner Züge. Nächstdem verdient die Frau des Wackeren wohl einiges Lob, diese haushälterische Nüchterne, die den genialen Gatten bei jeder Gelegenheit die Kandare spüren läßt und es weislich verhindert, daß seine Lebensunklugheit die ganze Familie noch tiefer in's Elend bringt, die aber trotzdem, thut's Noth und Frechlingen gegenüber, allezeit tapfer für das bedrängte Genie eintritt. Manch' freundliches Augenblicksbildchen ergiebt sich aus der Gegenüberstellung dieser Charaktere, aus der frisch-behaglichen Schilderung der Plagen und Lasten, die das Musikerlein zu schleppen hat; Münchner Bier- und Rettig-Atmosphäre weht erbaulich um Peter Kron und die seinen. Da ist echter, lächelnder Humor, davon ein Quentlein die Jämmerlichkeiten unserer armseligen Berliner Lustspielschneider wenigstens stellenweis erträglich machen würde. Leider verflacht das begonnene Werk vom zweiten Aufzuge ab erschreckend. Die Verfasserin beeilt sich, den Theatereonflict herauszuarbeiten und kümmert sich nicht mehr den Deut um Lebenswahrheit, gesunden Realismus und Menschenschilderung. Unmögliche Caricaturen trachten, grobes Lachen zu wecken: Kalauer und bedenkliche Aphorismen sollen den Dialog schmücken, der immer humorloser wird. Eine witzige, schlagkräftige und überraschende Handlung vermöchte da mancherlei wieder gut zu machen, aber Frau Bernsteins trübselige Mähr ist so albern, daß selbst die zögerten, sie ausführlich zu erzählen, die in der reporterhaften Wiedergabe der Handlung die vornehmste Aufgabe der Mitternachtkritik erblicken. Wie Peter Kron sein Recensentenplätzlein verliert, weil er zu schroff geworden ist, wie deßhalb Chor und Orchester, die dem gefürchteten Kritiker zu Liebe sein' Tedeum aufführen wollten, nun plötzlich von ihm abfallen, wie er sich als Capellmeister an einem Theater letzten Ranges herumärgern muß, schließlich aber doch, dank dem reichen amerikanischen Verleger, zu Anerkennung und Ruhm und Ehren kommt — das Alles dient nur dazu, nicht sonderlich komischen Episodenspäßen Raum zu schaffen. Das Gefüge des Dramas ist dementsprechend plump und brüchig geworden, die Lust an der Ausbeutung des rein Stofflichen, die Jagd nach zwerchfellerschütternden Schlagern hindern jede künstlerische Vertiefung, machen aus hübschangelegten Charakterstudien Neuruppiner Bilderbogen. Und das ist jammerschade, vor Allen um Peter Kron mit seinen langen Capellmeisterarmen und seiner Künstlerehre. Im vierten Akte, der gar nicht frei nach Lindau im Foyer spielt und fast alle Scherze aus dem „Erfolg" noch einmal ausdrücklich zur Geltung bringen will, rächt sich denn auch die Schuld der Dichterin. Die karge, simple Handlung führt hier directe, peinlich langweilige Stockungen herbei, eine theatralische Liebesgeschichte vermag die längst verloren gegangene, muntere Stimmung nicht wieder aufzufrischen — Madame Bernstein muß es den duldsamen Mitdichtern vor der Bühne Dank wissen, daß sie trotzdem die Gesetze der Galanterie so sehr respectirten und endgültig zum Tedeum laudamus sagten.

Edonard Rostand ist ein ganz bedeutend feinerer Künstler; seine Unbefangenheit ist graciös, vornehm, die Sorglosigkeit des geborenen Seiltänzers, während die der Frau Bernstein nur ihrer Unkenntniß entspringt und nervöse Angst einflößt. Die Anmuth der Franzosen scheint wirklich kein leerer Wahn. Rostand versteht's, selbst ganz schwankhafte, ja burleske Wirkungen durch das Gewand zu veredeln, das er ihnen anzieht. Sein Versspiel will den Neoromanticismus, der aus der französischen Kunst unserer Tage so schillernd bunt hervorleuchtet und den wir, nebenbei gesagt, für weit mehr als für eine vorübergehende Laune geistreicher Boulevardpoeten halten, will die lustigen Träumereien von verschollenen Tagen, die Maskerade, wie er meint, verspotten. Er bedient sich eines recht ansprechenden Motivs dazu. Zwei Väter, die für's Leben gern ihre Kinder für's Leben verbinden wollen und gerade deßhalb vorgeben, sich wüthend zu hassen, um so die Jugend zum Widerspruch, zu heimlicher Liebe aufzustacheln; ihr Triumph, die Wegräumung einer trennenden Mauer und ein Dutzend farbiger Eulenspiegelstreiche, bis in Folge allzu großer Intimität die Väter sich wirklich grimmig entzweien, die Kinder ernsthaft mit einander zu schmollen beginnen; dann, und das ist die Hauptsache, die dichterischen Mittel, womit Rostand arbeitet:

„Helle Kleider, munlrer Reime Klänge,
Amor, der die Flöte bläst im Hain,
Ein Quintett muthwilliger Gesänge,
Zwiste, die nicht allzu sehr entzwein,
Sonnenstrahlen, Vollmondschein,
Spiegelfechterkampf und Schaugepränge,
Sanfte Rast nach Folterdramenpein
Mit Musik und ein'gen Schelmereien,
Unversänglich von bescheidner Länge. —"

Dies feine und anmuthige Programm mußte selbst in Berlin gefallen. Es steckt mehr wirklicher Witz und tändelnde Ironie als wirkliche humoristische Poesie in der Komödie, die Reime geben nur den netten, Mißtöne überläutenden Klingklang, die feine Politur ab, unter der Risse und Legirungsfehler im Metall verschwinden. So war es denn auch Herrn Fulda eine willkommene Aufgabe, seine kalte, glatte Verskunst an der gefälligen Pariser Quinquaillerie neuerlich zu zeigen, und was hier bei der Besprechung seines über alle Gebühr gelobten „Talisman" gesagt wurde, trifft auch auf die Verdeutschung der Rostand'schen Arbeit zu: Strophen, sauber gedrechselt und schmuck gefärbt, aber ohne Duft und Tiefe, Epigrammreime, aber mehr Bonbon- als wilde, blutige, politische Epigrammatik — Papierblumen, mit einem Worte.

Größeren Eindruck als die halb unverstandene, zierliche Pariser Ware machte Paul Lindau's Jamben Einakter „die Venus von Milo“ auf die festliche Versammlung. Darin geht von einem sicheren Praxiteles fünffüßige Rede, einem geplagten Sclaven, der in Jammer und Not, unter Prügeln und harter, niedriger Arbeit ein unsterbliches Bilderwerk schuf: eben die milosische Venus. Es wäre baß erfreulich, wenn schmutziges Sclavenwerk den Künstler nicht zu tödten vermöchte, und könnte Herr Lindau uns das nachweisen, so nähme er gewaltigen Druck von unserer Seele. Wir glauben nämlich so ziemlich allesammt das gerade Gegentheil. Indessen, dem Intendanten des Meininger Hoftheaters war es nicht um eine künstlerische That, sondern um einen pomphaften Mummenschanz zu thun, und so stellte er seinem ringenden Praxiteles den blutigen, ehrgeizigen Dilettanten und den bereits anerkannten Meister gegenüber, die manch' oft gehörtes Wort über moderne und alte Kunst breitspurig geistreichelnd wiederkäuen. Schön ist das nicht. Um die Costümposse machten sich noch eine Dame Klytia verdient, die Fräulein Groß sehr mucht mimte, eine Sclavin Chloë und ein Hammer, mit dem Praxiteles, zur Verzweiflung getrieben, die bengalisch beleuchtete Gipsstatue seiner Venus zertrümmert. Auf diese Weise nämlich kam noch Lindau (oder der Quelle, aus der er schöpft) die Göttin von Melos um ihre schönen Arme. Das Ganze ist merkwürdig unhellenisch gedacht, merkwürdig kindlich-märchenhaft, und wäre einem so geschmackvollen Mann wie Lindau eigentlich kaum zuzutrauen, wenn man nicht ganz genau wüßte, weßhalb der noch immer gefährlich Kluge „ein Ding auf Jamben gedeichselt“ hat. Sein Freund Blumenthal, den jetzt sogar die Wiener Witzblätter niedrigsten Ranges beschuldigen, daß er für seine „Gräfin Fritzi“ selbst ihre paar dürftigen Scherze nicht geschont habe, sein Freund Blumenthal dankte ergebenst und aufrichtig für den Beifall der Kunstbegeisterten.

Die Besprechungen von „Niemand weiß es“ und „Nachruhm“ haben uns zwei sogenannte thatsächliche Berichtigungen eingebracht. Zuerst bestreitet der Verleger von Th. Wolff's drei Romanen, daß diese liegen geblieben sind, vielmehr seien davon je 1500, bez. 3000, bez. 1400 Ex. abgesetzt worden. Wir müssen es ja glauben! . . .

Auch Herr Misch ist ein streitbarer Herr, nur etwas vergeßlich. Nach dem Durchfall seiner vorletzten Novität sandte er uns eine gallige Stilübung über die „tantièmenneidische“ Berliner Theaterkritik im Allgemeinen, die wir ihm natürlich in seinem Interesse, vor Druck bewahrt, schleunigst zurückstellten, und heute versichert er uns in seiner Zuschrift, daß dies das erste Mal in seinem Leben sei, daß er eine Kritik berichtige. Unter Bezugnahme auf § 11 des Preßgesetzes theilt uns also Herr Misch mit, daß er früher weder Kaufmann noch Antiquitätenhändler gewesen ist. War er es früher nicht, so ist er es jetzt, das beweist deutlich seine Komödie „Nachruhm“. Ferner behauptet Herr Misch unter Bezugnahme auf § 11 des Preßgesetzes, daß er den Stoff seines Lustspiels nicht Mark Twain entnommen habe. Wir unserseits hatten nur bemerkt, daß sich die Schnurre unseres Erinnerns bei Mark Twain finde, wobei wir die näherliegenden zwei Humoresken von Eckstein und Winterfeld zu nennen unterließen. Schließlich constatirt Herr Misch unter Bezugnahme auf § 11 des Preßgesetzes, daß er sich in der Première vor dem Publicum „im Gehrock und nicht im Frack“ tadellos verbeugt habe. Künftige Biographen des Verfassers von „Misch-Masch“ ꝛc. werden höflich gebeten, diese bemerkenswerthe Thatsache zu registriren. Zur Vermeidung so peinlicher Irrthümer und auch aus anderen Gründen thäten unsere Stückeschreiber vielleicht gut, hinfort nach etwaigen Hervorrufen im Schlafrocke zu erscheinen.

Notizen.

Friedrich v. Hellwald, Kulturgeschichte. Vierte Auflage. (Leipzig. P. Friesenhahn.) Das bekannte Werk des verstorbenen Hellwald erscheint hier in einem ganz neuen und zeitgemäßen Gewande, d. h. in einer völlig neuen Bearbeitung, die den jüngsten Forschungen auf allen Gebieten Rechnung trägt. Bekanntlich beobachtete der Autodidakt Hellwald als leidenschaftlicher Darwinianer in seinen Schlußfolgerungen nicht immer die nöthige Vorsicht, und es kam ihm nicht darauf an, den soliden wissenschaftlichen Untergrund gelegentlich durch allzu kühne Hypothesen in Frage zu stellen. Es war daher ein glücklicher Gedanke der Verlagshandlung, den bewährten alten Text durch eine Reihe anerkannter Gelehrter neu bearbeiten und auf den Stand des heutigen Wissens zu bringen. In der uns vorliegenden ersten Lieferung hat z. B. Hippolyt Haas die Urzeit bearbeitet, während Ludwig Büchner die Abtheilung über den vorgeschichtlichen Menschen redigirt. Andere Forscher werden die folgenden Abtheilungen neu bearbeiten, so wird Professor Horn die Eranier, Professor Holm die Hellenen. Professor Soltau Rom, Otto Henne am Rhyn das Mittelalter, Professor Ludwig Geiger die Renaissance, Professor Philippsohn Europa bis zur Gegenwart, Max Nordau die Cultur der Gegenwart und der bekannte Reiseschriftsteller Rudolf Cronau die neue Welt behandeln. Die Gefahr einer solchen vielköpfigen Mitarbeiterschaft liegt in der ungleichmäßigen Darstellung und selten einheitlichen Anschauung, aber durch die Grundlage Hellwald's ist das gemeinsame geistige Band gegeben, und die erste Lieferung beweist, daß man vollauf berechtigt ist, ein einheitlich Ganzes erwarten zu können. Noch zeitgemäßer wird das Buch durch die reiche illustrative Ausstattung, die den Text anschaulich erläutert. Die erste Lieferung zeigt in dieser Hinsicht einen ganz erstaunlichen Reichthum an Holzschnitten und Tafeln, denen wir Schönheit der Ausführung und jene Authenticität nachrühmen können, die nirgends den Boden des sicheren Wissens verläßt und ebensowenig vergangene Epochen phantastisch reconstruirt.

Brandung. Novelle von Alfred Stoeßel. (Leipzig, Friese.) Eine alltägliche Scheveninger Liebesgeschichte, die uns kaum sehr interessiren würde, wenn der Verfasser es nicht verstanden hätte, den banalen Stoff durch dichterische Behandlung interessant zu machen. Die subjektive Form der Ichnovelle gestattet eine psychologische Vertiefung, die uns den wunderlichen Charakter des nervösen fin de siècle-Helden näher bringt, und auch die Schilderungen des holländischen Badelebens und des Meeres sind fein beobachtet. Nur Schade, daß wir uns für die Heldin nicht interessiren können, weil die innersten Motive ihres Handelns uns unerklärlich bleiben. Zu Vieles ist unsicher und verschwommen und nur der töchtergesegnete Berliner ist eine lebensvolle Gestalt. Will man Stoeßel's Talent kennen lernen, so greife man lieber zu seinem neuen Roman „Freunde“. Da ist alles bestimmte, klare Zeichnung ohne romantisch-unmögliche Verwicklung, die Menschen stehen leibhaftig vor uns, und wir begreifen ihr Wollen und Handeln. Auch hier dreht sich der Conflict um einen Ehebruch, dazu noch einen sehr complicirten, aber das seelische Problem ist tief gefaßt und die Sühne versöhnt mit der Schuld. Es ist hübsch zu beobachten, wie in dieser ziemlich ungleich geschriebenen Arbeit Stoeßel's Können Seite für Seite wächst und sich steigert: der Anfang ist noch conventionell, sobald die venetianische Geliebte hinzutritt sogar romantisch, dann aber weicht die breite ungelenke Erzählung einer lebhaften dramatischen Schilderung und hebt sich in der meisterlichen Katastrophe zu tragischer Höhe. Eindringliche farbige Schilderungen sind des Verfassers Sache nicht, und doch tritt aus der knappen Darstellung des venetianischen Lebens und der Dresdner Sommer- und Winterfreuden das volle Leben plastisch hervor. Der letzte Eindruck, den das ernste Buch hinterläßt, ist bei aller Herbe und Wahrhaftigkeit doch erhebend und harmonisch.

Von Ihr und von mir. Von Philipp Spandow. (Berlin, Kantorowicz.) Die hübsch geschriebene Novelle verzichtet auf eine reichbewegte äußere Handlung und legt das Schwergewicht mehr auf die Schilderung innerlicher Begebnisse und Stimmungen. Es wird darin von den beiden Liebenden, die aus übergroßer Gewissenhaftigkeit, wie es ja sensitiven Menschen wohl geschehen kann, nicht zusammen kommen können, erzählt, und noch viel mehr wissen sie selbst von sich zu sagen, aber wir folgen gern ihrer etwas breiten Dialektik, denn sie läßt uns tiefe Blicke in zwei gute Menschenherzen werfen. In dieser Malerei subtilster Stimmungen ist der Verfasser sehr gewandt, und doch genügt ihm selbst sein Können noch nicht, und weil er nicht alles in Worte fassen kann, so ist er auf den wunderlichen Gedanken verfallen, diese Stimmung musikalisch erläutern zu lassen. Die Worte hören plötzlich auf, und Musikdirector Professor Rich. Schmidt setzt in der beigehefteten Notenbeilage die Worte in Töne. So wendet sich denn das Buch zugleich an musikalisch gebildete Leser. Uebrigens ist die Idee nicht mehr neu; schon Graf Stadion und Vacano haben einmal zusammen eine solche musikalische Novelle verfaßt.

Von Perlin nach Berlin. Lebenserinnerungen von Heinrich Seidel. (Leipzig, Liebeskind.) Der liebenswürdige Dichter erzählt uns hier einfach, bescheiden und herzlich von seinen Kinderjahren im Pfarrhause von Perlin, von der Schule in Schwerin, vom Polytechnikum in Hannover, von seiner praktischen Lehrzeit in Güstrow und seinem Berliner Leben. Besonders muthet der dankbare Ton an, in dem er von allen Denen spricht, die ihm im Leben freundlich entgegen gekommen sind, so von Eggers. Auch von seinem Vater, der Pastor und ein damals vielgelesener Romanschriftsteller war, berichtet er manches Schöne, wie überhaupt von seinem ganzen Mecklenburger Jugendparadies, nach dem ihm eine stille Sehnsucht zeitlebens zurückblieb. Seine Schweriner Lehrer werden in all ihrer Eigenart geschildert, und auch die Oheime beobachtet er als merkwürdige Sonderlinge, für die er schon damals einen scharfen Blick hatte. Auf dem Polytechnikum findet er in seinem herzensguten Verbindungsbruder Karl Hohn das Urbild zum späteren Leberecht Hühnchen, von dem er freilich selbst auch ein gutes Stück ist. Nachdem er eine Zeit lang in der Güstrower Maschinenfabrik praktisch gearbeitet und gezeichnet, kommt er als Ingenieur nach Berlin zu Wöhlert und an die Potsdamer Bahn, wo er das kühne, eiserne Dach der Anhalter Bahnhofshalle construiren darf. Es fällt auf, daß der bald darauf selbstständiger Schriftsteller gewordene Verfasser verhältnißmäßig wenig von seinen Werken spricht, aber doch findet sich manches Interessante über seine Schaffungsweise. Auch ihm sind schnurrige Vorstellungen und merkwürdige Träume werthvoll, und manche Anregung verdankt er ihnen. So sehen wir, daß seine ganze Poesie eigentlich erlebt ist und begreifen wohl, daß ihr deßhalb die großen Schicksale fehlen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Alfr. Stößel: **„Freunde".**
Roman in 1 Bd. M. 4.50, geb. M. 5.50.
Alfr. Stößel: **„Brandung".**
Novelle. 2 M.
2 aufs glänzendste besprochene und hochmodern ausgestattete Erscheinungen, die sich vorzüglich zu **Weihnachtsgeschenken** eignen.
Rob. Friese, Sep.-Eto., Leipzig.

Verlag von
Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben erschien:
Shakespeare's zweiter mittelalterlicher Dramencyklus
von Dr. E. W. Sievers.
Mit einer Einleitung von Dr. W. Wetz.
8°. XXVIII, 256 Seiten.
Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.—.
Das Leben des Freiherrn vom Stein
von **Wilhelm Baur.**
Vierte, verbesserte Auflage. Mit dem Bildnis Steins.
8°. Hübsch geb. Mk. 2.70.

Empfehle als gediegenes
Weihnachtsgeschenk
die von **Alfr. von Mauntz** ins Deutsche übertragenen Gedichte von
Shakespeare
in hocheleg. Einband 6 Mark.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen, event. direkt von der Verlagshandlung
W. T. Bruer, Berlin (Postamt Schöneberg)

Soeben erschien:
Der
Mönch von Hallenstedt
Erzählung aus dem 12. Jahrhundert
von
Erich Richter
eleg. brosch. 1.50, eleg. geb. Mk. 2.50.
Eine hochinteressante, fesselnde Novelle im Stile Julius Wolff's. Das Büchlein wird zu den begehrtesten diesjährigen Weihnachts-Novitäten zählen.
Hermann Oesterwitz, Dessau.
(Kgl. Hofbuchhandlung.)

Verlag von
Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung)
in **Berlin W. 9**, Linkstr. 33/34.
Theodor Fontane, Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. Wohlfeile Volksausgabe. 773 Seiten. Geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mk.

☛☛ **Soeben erschienen!** ☚☚
Philipp Spandow, Von Ihr und mir.
Mit einer musikalischen Beigabe von Professor Richard Schmidt.
Preis 1,50 Mark. — Elegant gebunden Preis 2 Mark.
Ganz eigenartige belletristische Erscheinung!
Verlag von **E. Kantorowicz, Berlin W. IX,** Potsdamerstr. 135.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.
Soeben erschien:
Peter Rosegger:
„Der Waldvogel."
Neue Geschichten aus Berg und Thal.
Mit einem Titelbilde von A. Mailick.
Brosch. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.
Mit jedem neuen Buche wächst die Zahl der Verehrer des Gottbegnadeten Waldpoeten. Auch dieses Buch wird wie das im vorigen Jahre zu gleichem Preise erschienene
„Als ich jung noch war,"
Neue Geschichten aus der Waldheimath,
Zweite Auflage,
ihm neue Freunde gewinnen.

P. Friesenhahn, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.
Im Erscheinen begriffen ist:

Erscheint in 30 Lieferungen à M. 1.00 oder in 3 Bdn. à M. 10.00; enthält ca. 800 Originalillustrationen nebst vielen Tafeln und Beilagen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Hierzu eine Beilage von **Gustav Fischer in Jena.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 48. Berlin, den 30. November 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Bergrechtsfrage in Deutsch-Afrika. Von Justizrath A. Seger. — Graf Benedetti's Mohrenwäsche. Von Franz Paetow. — **Literatur und Kunst.** Friedrich Nietzsche's Jugend. Von Arnold Fokke. — Barbey d'Aurevilly. Von Heinrich Mann. (Schluß.) — **Feuilleton.** Rückfällig. Von Gustav Beßmer. — **Aus der Hauptstadt.** Kaiserliche Kunst. Von Prinz Vogelfrei. — Die neuesten Geigenkünstler. Willy Burmester und Alexander Petschnikoff. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Bergrechtsfrage in Deutsch-Afrika.

Von Justizrath A. Seger.

Die Tageszeitungen brachten jüngst Berichte über erhebliche Goldfunde in Deutsch-Ostafrika. Insbesondere soll durch den dorthin delegirten Geologen Dr. Stapf goldhaltiges Gestein entdeckt worden sein, das sich mehrere Kilometer weit hinstreckt. Da die Ausbeutung solcher Goldquelle nicht lange auf sich warten lassen dürfte, auch zu diesem Zwecke schon eine Personen-Vereinigung stattgefunden hat, so steht die Regierung an der Frage, wie sie sich zu dem Bergwerksbetriebe verhalten und ihre eigenen Interessen dabei wahren soll.

Die übrigen, außereuropäischen Goldländer, namentlich Kalifornien und Süd-Afrika, dürften für unser deutsches Colonialgebiet kaum als nachahmenswerthe Muster in Betracht kommen.

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gelten alle Bergwerke als Zubehör zum Grundeigenthum. Nur in den ihm selbst gehörigen Territorien hat der Staat den Bergbau insofern für frei erklärt, als Jeder dort Bergbau betreiben darf. Auch die alten, noch von Spanien herrührenden Bergbauberechtigungen in Kalifornien und Texas sind in Geltung geblieben. In England sind zwar Gold- und Silberminen anerkannte Prärogative der Krone. Aber es giebt dort keine solchen, und alle übrigen Bergwerke sind Zubehör des Grundeigenthums. Ein eigentliches Bergrecht, insbesondere Regeln über Erwerb und Verlust des Bergwerkseigenthums bestehen daher weder in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika noch in England. Wer Bergbau treiben will, muß sich mit dem Grundeigenthümer auseinandersetzen. Dieser Rechtszustand hat sich sehr natürlich auf die englischen Colonien übertragen und ebenso auf die südafrikanischen Republiken, in denen bekanntlich auch römisch-englisches Recht gilt, selbstverständlich mit dem Unterschiede, daß von einer Ausnahmestellung der Gold- und Silberminen hier nicht die Rede sein kann. Auch für die Goldminen gilt daher in Transvaal, wie in der Capcolonie und im Maschonalande das unbeschränkte Recht des Grundeigenthümers, wie es uns die Pandekten für das römische Recht lehren.

Diese Grundsätze sind in Deutschland nicht recipirt worden. Wir begegnen vielmehr schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in den verschiedensten und wichtigsten Districten des deutschen Bergbaues localen Gewohnheiten von gerade entgegengesetztem Inhalte, wir finden die Bergbaufreiheit in allen bedeutenden Bergwerksbezirken als ein weit verbreitetes und durchgebildetes Rechtsinstitut entwickelt. Daneben und beinahe gleichzeitig mit der allgemeinen Anerkennung der Bergbaufreiheit tritt aber auch der Anspruch der deutschen Kaiser auf das Bergregal auf, dessen Uebertragung auf die einzelnen Landesherren später durch die goldene Bulle und den westphälischen Frieden reichsgesetzlich geregelt ward.

So galt und gilt noch heute in Deutschland das Bergregal, d. h. das ausschließliche Recht des Landesherren zum Betriebe beziehungsweise zur Concessionirung von Bergwerken. Ein Recht des Grundeigenthümers zum Bergbau, ein eigenes Recht des Finders von Bergwerksstoffen bestand niemals und besteht auch heute nicht.

Von den deutschen Bundesstaaten ist Preußen offenbar derjenige, in welchem die Gesetzgebung für die in Rede stehende Rechtsmaterie am folgerichtigsten vorgegangen ist. Von dem Jahre 1851 ab bis 1865 wurden die Bergwerksabgaben von 10 bis auf 2% des Bruttovertrages herabgesetzt, ja für Eisenerze damals sogar gänzlich aufgehoben, es folgte das sogenannte Miteigenthumsgesetz vom 12. Mai 1851, die Aufhebung des staatlichen Aufsichtsrechts durch das Gesetz vom 21. Mai 1860 und endlich das in Anlehnung an das französische Recht erlassene Berggesetz vom 24. Juni 1865, in welchem alle Schlußfolgerungen aus der damals herrschenden wirthschaftlichen Anschauung gezogen waren. Dieses preußische Berggesetz ist mit ganz unbedeutenden Aenderungen in den meisten deutschen Staaten, namentlich auch in Bayern und in Elsaß-Lothringen eingeführt worden; es gilt in einem Theile von Deutschland, der räumlich $^9/_{10}$ und an Werth der Bergwerksproducte $^7/_8$ des ganzen Reiches ausmacht. Nach diesen Voraussetzungen erscheint es durchaus angemessen, wenn dies preußische Bergrecht auch in unserm deutschen Colonialgebiete und namentlich in Deutsch-Ost-Afrika zur Einführung gelangt.

Die Wichtigkeit einer geeigneten Gesetzgebung für den neuen Bergwerksdistrict ist durchaus nicht zu unterschätzen. Es handelt sich um keine abenteuerlichen Unternehmungen, sondern um die Erzeugung und Gewinnung eines Stoffes, der, einmal dem Nationalvermögen einverleibt, von fortdauerndem Nutzen ist und häufig schon dazu gedient hat, dem Lande eine Bevölkerung nicht nur zuzuführen, sondern auch dauernd zu erhalten. Die Wahl der geeigneten Gesetzgebung ist aber gerade hier um so wichtiger, als die Nachbargebiete, insbesondere des Maschonaland, keine glänzenden Proben einer be-

friedigenden Bergwerksgesetzgebung bieten. Die Chartered Compagnie ist hier kraft ihres Eroberungsrechts Grundeigenthümerin einer weitgedehnten Landstrecke und verleiht als solche die Berechtigung zum Bergbau, d. h. sie weist dem darauf Reflectirenden ein Terrain (claim) von 100×150 Yards, also 15000 □Yards — zunächst unentgeltlich — zu, knüpft daran aber bestimmte Bedingungen für den Abbau und reservirt sich fünfzig Procent des Kaufpreises, sobald die Mine zum ordnungsmäßigen Betriebe an eine Actiengesellschaft überlassen wird. Für den sog. Prospector, d. h. denjenigen, der es sich angelegen sein läßt, Bergwerke zu gründen, ist dieser Beruf wenig gewinnbringend; den Löwenantheil nimmt sich jedenfalls die Grundeigenthümerin selbst, und auf den Rest entfallen die kostspieligen Schürfungsarbeiten, Provisionen und sonstigen Unkosten.

Wie dürftig aber nimmt sich die zugetheilte Größe des Grubenfeldes gegenüber unserem preußischen Bergrechte aus! Jeder, der nachweist, daß er vor Einlegung seines Gesuches um Verleihung (der s. g. Muthung) ein verleihbares Mineral entdeckt hat, besitzt bei uns einen Rechtsanspruch auf die Verleihung innerhalb des gesetzlich zulässigen Maximalfeldes von 2189000 Quadratmeter. Selbst wenn man das englische Längenmaß den unserigen gleichstellen wollte (1 Yard ist um ca. $^1/_{11}$ kleiner als 1 Meter), so erreichen dort zehn südafrikanische claims an Größe noch nicht den zehnten Theil eines preußischen Grubenfeldes. Hierzu kommt aber noch, daß nach den bei uns geltenden Rechtsgrundsätzen sich das Schürfen jeder Grundbesitzer gefallen lassen muß, und es einer behördlichen Erlaubniß dazu nicht bedarf, während nach den Grundsätzen des englischen und amerikanischen Rechts eine Auseinandersetzung mit dem Grundeigenthümer beziehungsweise dessen Erlaubniß vorangehen muß, ehe an eine Schürfarbeit zu denken ist. Die Vortheile des erleichterten Verkehrs und der Begünstigung des Bergbaues liegen daher sicherlich auf Seiten der deutschen und insbesondere der preußischen Rechtsanschauung.

Bergbau und Bodencultur stehen in sehr vielen Beziehungen in einem Gegensatze zu einander. Um die unterirdischen Schätze zu heben, muß vielmals der kaum urbar gewordene Acker zerstört und verwüstet werden. Die Gruben-Entwässerung legt einträgliche Wiesen trocken und entzieht nützliche Wässer der Maschinenkraft. Selten weiß ein und derselbe Unternehmer solche entgegengesetzte Interessen einem nutzbringenden Ziele zuzuführen. Die Vereinigung von Grundeigenthum mit dem Rechte des Bergbauenden in ein und demselben Rechtssubjecte ist deshalb keine glückliche Idee. Man wende nicht ein, daß das Emporblühen von Johannesburg mit seinen Goldfeldern dagegen spräche. Denn alle Ortskundigen sind darüber einig, daß bei anderen gesetzlichen Grundlagen die Förderung in Transvaal nicht nur in den Edelmetallen, sondern namentlich auch in Kohlen, Eisen und Kupfer das Drei- und Vierfache ihres jetzigen Umfanges erreichen würde, und die Verbindung der Muthung mit der Grundeigenthumsfrage einen gewaltigen Hemmschuh für die gedeihliche Entwickelung des Bergbaues bietet. Die Actiengesellschaft ist auch keine geeignete Form für die bergbauliche Administration und um so weniger für letztere anzustreben, wenn sie, wie in Südafrika nach englischem Muster fast durchweg geschieht, durch ihre kleinen Appoints (à 20 Mark) dem Börsenspiel und der Agiotage Thor und Thür öffnet.

Bei dem Umfange des Grunderwerbs aber, der zur Ausbeutung der südafrikanischen Goldminen nöthig wird — einzelne Compagnien haben Tausende von Quadratmeilen als Freibesitz erworben — müssen die Bergbau-Gesellschaften gewöhnlich ihre Zuflucht zu Zeitpachten nehmen, die wegen des hohen Zinses und des in absehbarer Zeit drohenden Erlöschens der Berechtigung zur Ausbeute die Rentabilität des Unternehmens von vornherein gefährden.

Außerdem nöthigt die Kleinheit der claims zu deren Vereinigung, um nur ein einigermaßen aussichtsvolles Grubenfeld zu gewinnen, bei welchem nicht schon die geringste Verschiebung der goldhaltigen Schicht den weiteren Abbau ohne Erwerbung des Nachbarterrains illusorisch macht.

Dazu kommt noch, daß auch der Betrieb selbst häufig sehr drückenden Beschränkungen unterliegt, daß z. B. im Gebiete der British-South-Africa-Compagnie festgesetzt ist, daß der Empfänger einer Minenlicenz verpflichtet sein soll, der Gesellschaft jedes Schema für Entwickelung des Besitzthums durch seine Umwandlung in eine Compagnie von begrenzter Verpflichtung zu unterbreiten, daß die British-South-Africa-Gesellschaft das unveränderliche und unverletzliche Recht besitzen soll, die Höhe des Betriebscapitals zu bestimmen, und daß das über diese Summe gezeichnete Capital zu gleichen Theilen zwischen dem Unternehmer und die gecharterte Gesellschaft zu theilen ist.

Mit Rücksicht auf alle diese Verhältnisse, die von den Goldsuchern sicherlich in ihrer Tragweite nicht verkannt werden, läßt sich wohl erwarten, daß die Letzteren sich, caeteris paribus, mit großer Vorliebe einem Districte zuwenden würden, wo sie schon durch die Gesetzgebung vor derartigen Uebelständen und Nachtheilen geschützt wären. Man darf daher wohl die begründete Hoffnung aussprechen, daß unsere afrikanischen Colonien sich in ihrer bergbaulichen Entwickelung, statt ihren Nachbarn zu folgen, die deutsche Heimath als die maßgebende Rechtsquelle erkennen und die hier geltenden Grundsätze zur Anwendung bringen werden.

Graf Benedetti's Mohrenwäsche.

Von Franz Paetow.

„Wenn man in hoher Stellung mit einer unermeßlich schmerzlichen nationalen Katastrophe verknüpft wurde, wenn man durch die Ungerechtigkeit der Parteien und die Unehrlichkeit der Feinde seines Landes niedergebeugt daraus hervorgegangen ist, so hat man den Seelenfrieden verloren, und, um ihn wiederzugewinnen, nimmt man seine Zuflucht zum Studium der Ereignisse, deren Opfer man geworden ist. Dies Geschick ist mir beschieden" — — so lauten die Eingangsworte zu den vom Grafen von Benedetti jüngst herausgegebenen: „Essais diplomatiques", die er in seiner Zurückgezogenheit verfaßte, und, nachdem er sie in der Revue des Deux Mondes bereits veröffentlichte, nun in einem Bande*) vereinigt, auf's Neue erscheinen läßt.

Diese Essays sollen vor allem zur Rechtfertigung ihres Verfassers dienen, da ihm eine solche, seiner Ansicht nach, bisher trotz all seiner Bemühungen sie zu erwirken und zu erlangen, von „seinem Lande" noch nicht zu theil geworden ist. Er fühlt noch die schwere Last der auf ihn gebürdeten Anklagen, Verdächtigungen und Ehrenkränkungen, obwohl er sich von jeher bewußt gewesen, daß er nicht nur völlig schuldlos an den für sein Land so verhängnißvoll gewordenen Ereignissen der „année terrible" sei, sondern, daß, wenn die französische Regierung die warnenden Berichte, die er als Botschafter, von Berlin aus, ihr sandte, rechtzeitig und gebührend gewürdigt hätte, die Katastrophe im Jahre 1870 nicht über Frankreich hereingebrochen wäre.

Diese Erklärung bildet das Grundthema seiner Essays, das er darin nach allen Richtungen hin ausspinnt und variirt, bald in dem Ton stiller Entsagung eines Dulders, bald des lauten Aufschreis einer gepreßten Seele. Daß sich aus diesem gemeinsamen Thema vielfach wiederkehrende Wiederholungen in den Aufsätzen ergeben, räumt der Verfasser unumwunden

*) Paris, librairie Plon, 1895.

ein, aber er glaubte, daß sie zum besseren Verständniß seiner Darstellungen nützlich seien, und er ließ sie deßhalb unverändert stehen. Es bewegt sich der Graf in seinen Auseinandersetzungen über seine Thätigkeit als Botschafter am Berliner Hofe in einem ziemlich engen Gedankenkreise. Welche politische Frage aus der damaligen Zeit er auch berühren mag, immer ergeht er sich dabei über seine große diplomatische Geschicklichkeit, über seine Voraussicht, über sein Eindringen in die geheimsten Pläne und Absichten des Gegners: Preußens. Dann ergreift er jede Gelegenheit stets wieder, die völlige Schuldlosigkeit Frankreichs an dem année terrible zu beweisen und zu betheuern, und sein Land als eines der vom Wolfe Preußen arglistig angegriffenen und erwürgten Länder zu schildern, von denen Dänemark das Erste war, das vom bösen Wolfe zerrissen wurde. Der Graf wird nämlich von der Idee beherrscht, daß Preußen alle Länder, mit denen es Krieg führte, oder Verträge schloß, oder in freundschaftlichen Beziehungen zu stehen vorgab, mehr oder minder dupirte, indem es sich stets den Anschein der größten Biederkeit und Zuverlässigkeit zu verleihen verstand.

Während Preußen beständig verkündete, daß es nur den Frieden wolle, habe es nur kriegerische Absichten zur Erhöhung seiner Machtstellung gehegt, und alle Kriege, die es geführt, alle Eroberungen, die es gemacht, wären von langer Hand zielbewußt vorbereitet und unentwegt unternommen.

In dem ersten, vom 15. Juni 1890 datirten Essay: „Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck" beginnt der Graf deren Charakterbild auf Grund seiner früheren Beziehungen zu ihnen zu entwerfen, das er dann in einem folgenden Essay: „Der bewaffnete Friede", datirt Februar 1894, noch weiter ausführt. Der dazwischen liegende Aufsatz, vom 15. Februar 1891 datirt, beschäftigt sich mit dem „Dreibunde", „der den Frieden biete und ihn zu erzwingen gewillt sei". Aber dieser Friede zwinge die Regierungen zu den außerordentlichsten und beunruhigendsten Maßnahmen; er rege die Geister auf und erdrücke die Bevölkerungen. Der Dreibund sei nur gegen Frankreich und Rußland gerichtet, und das allgemeine Interesse Europas mißbillige und verdamme ihn.

Der letzte Essay: „Meine Mission in Ems" ist schon im Januar 1873 als Entgegnung der vom Herzog von Gramont im Jahre 1872 veröffentlichten Schrift: „Frankreich und Preußen vor dem Kriege" niedergeschrieben worden und zwar, zur Aufrechthaltung der Darstellungen, die der Graf in seinem 1871 erschienenen Buche: „Meine Mission in Preußen" über die 70er Ereignisse gemacht hatte, die aber vom Herzog von Gramont zum Theil als unrichtig angegriffen waren. Der Graf unterließ es jedoch diesen Aufsatz zu veröffentlichen, weil er Bedenken trug eine Polemik hervorzurufen. Nach dem Tode des Herzogs folgte der Graf „einem Gefühle, das Jeder begreifen wird", und ließ die Arbeit in der Briefmappe ruhen, indem er sich deren Veröffentlichung vorbehielt, wenn neue Zwischenfälle ihm dazu die Pflicht auferlegen sollten.

Die unaufhörlich sich widersprechenden Beurtheilungen, denen seine Handlungen und sein Benehmen, sei es in Frankreich, sei es im Auslande, begegnet sind in einer für unsere Zeitgeschichte so hochwichtigen Angelegenheit, haben nun den Grafen bestimmt, nicht länger mit der Zurückweisung der ihm von seinem letzten Chef, dem Herzog von Gramont, gemachten Vorwürfe zurück zu halten. Er möchte nicht vom Schauplatz verschwinden, ohne vorher diesen Schritt gethan zu haben. Der ersten Niederschrift sind nur einige erläuternde oder vervollständigende Notizen über Zwischenfälle hinzugefügt, die später genauer bekannt wurden.

In der ausführlichsten Weise ergeht sich der Graf in diesem Essay über die vielerörterten Vorgänge in Ems unmittelbar vor Ausbruch des Krieges, über seine Unterredungen und Verhandlungen mit König Wilhelm, über seinen Depeschenwechsel mit dem Herzog von Gramont und über das letzte, vom König Wilhelm an Bismarck am 13. Juli 1870, erlassene Telegramm, das unter des Empfängers Redaction eine Abänderung bei der Veröffentlichung erfuhr. Der Graf bemüht sich an der Hand der Actenstücke und unter Darlegung aller Einzelheiten, die er heranzieht, den Beweis zu führen, daß nicht Frankreich sondern Preußen in zielbewußter Absicht die spanische Thronbesetzungsfrage so zuspitzte, daß sie zum Kriegsapfel sich gestalten konnte. Er ist der festen Ueberzeugung, daß er durch seine Thätigkeit in Ems die Angelegenheit bereits friedlich geordnet habe, indem er ganz im Sinne der französischen Regierung vom König Wilhelm das Zugeständniß erlangt hätte, daß der König ihm die Verzichtleistung des Prinzen Leopold auf die diesem angetragene spanische Krone „à la fois annoncé, communiqué et transmis" habe. Der Herzog von Gramont bestreitet dagegen auf das Entschiedenste, daß der Graf irgend ein Zugeständniß vom König erreichte: „Tout ce que notre ambassadeur avait demandé, tout avait été réfusé. Il n'avait absolument rien obtenu." Der Graf beschuldigt die französische Regierung, daß deren im letzten Augenblick vom Könige geforderten Erklärungen es Bismarck ermöglicht hätten, jene vor die Alternative zu stellen, entweder die grausamste Beleidigung zu erdulden, oder das Schwert zu ziehen.

Der Graf sucht auch nachzuweisen, daß der König ihm nicht den Zutritt zu ihm verschlossen, sondern daß er einzig und allein es abgelehnt habe, auf's Neue in Verhandlung über die französische letzte Forderung zu treten. „Der König hat mich übrigens am anderen Morgen — 14. Juli — vor seiner Abreise empfangen. Es hat also in Ems weder einen Beleidiger noch einen Beleidigten gegeben, was ich nicht genug wiederholen kann, entgegen den Angaben, die Bismarck durch Entstellung der Thatsachen gemacht hat." Und am Schlusse seiner Erörterung ruft der Graf noch einmal aus: „Was bleibt also von Allem, auch wenn man von den Zwischenfällen am letzten Tage absieht? Das, was Herr von Gramont in all und jeder Weise abgeleugnet hat, daß ich mich nämlich der mir anvertrauten Mission durchaus erfolgreich entledigte."

„Man wird nie erfahren, was ich gelitten habe, mit welcher Bitterkeit meine Seele während so langer Zeit und so unbarmherzig getränkt wurde und in welchen Qualen ich so viele Jahre verlebte," klagt der Graf in der Vorrede zu seinem Buche, und um sein bedrücktes Gemüth zu erleichtern, faßt er nun noch einmal die politischen Ereignisse zusammen, denen er nahe stand. Er sucht immer wieder die ihm gemachten Vorwürfe zu widerlegen und Beweise für seine Unschuld und für seine ihm abgesprochene diplomatische Fähigkeit zusammen zu bringen. Auf den Kaiser Napoleon beruft er sich und auf König Wilhelm, der gesagt haben soll, daß „der Graf in correcter Weise seine Pflicht that; nichts mehr und nichts weniger". Dann aber berührt er wieder eingehend die Gebietsaustausch- und Gebietsentschädigungsfrage, die zwischen Frankreich und Preußen erörtert worden ist, und die besonders Belgien berührte. Der Graf erzählt von seiner directen Mitwirkung bei diesen Verhandlungen und giebt darüber mancherlei Aufschlüsse. Er veröffentlicht einen vom Kaiser Napoleon unter dem 26. August 1866 an Rouher gerichteten, die belgische und luxemburgische Frage berührenden Brief, in dem auch die Annexion Sachsens von Preußen gegen Ueberlassung des linken Rheinufers an den König von Sachsen angeregt wird. In Betreff des vom Grafen entworfenen und dem Kaiser Napoleon mitgetheilten, die Annexion Belgiens betreffenden Exposés, schreibt dieser im Postscriptum: „Benedetti darf also, abgesehen von einigen kleinen Abänderungen, im Princip zustimmen". Dies Exposé wurde im Cabinet Bismarck's vom Grafen niedergeschrieben, der nun jenen beschwört, „in seinem eigenen Interesse zuzugeben, daß er selbst der Urheber jener auf Belgien abzielenden Combination gewesen ist". „Reden Sie, reden Sie, so lange noch Zeit

dazu da ist," damit schließt der Graf seinen langen Appell an den Fürsten, sich über die belgische Frage ebenfalls auszusprechen.

Graf Benedetti hat offensichtlich so viel als möglich von seinem Herzen heruntergeschrieben, was ihn bedrückt. Er will, daß der Wahrheit die Ehre gegeben werde. Natürlich von dem Standpunkte aus, den er sich zu dem Zwecke auserwählte. Ob aber seine Wahl eine glückliche und richtige war, ob die Mittel zu billigen sind, die er zu seiner Rechtfertigung sich erkor, das dürfte dem „Diplomaten" Graf Benedetti gegenüber zu bezweifeln sein. Wohl kann man sich eines menschlichen Rührens da nicht erwehren, wo der Graf die furchtbaren Seelenqualen schildert, die ihm durch die gegen ihn gerichteten Vorwürfe erwachsen sind, allein, was er zur Rechtfertigung seiner diplomatischen Thätigkeit, zur Begründung seiner Unschuld vorbringt, und wie er dies thut, das vermag keine Sympathien für ihn zu erwecken. Er behauptet zwar unaufhörlich, daß er sich als ein äußerst gewiegter und geschickter Diplomat mit weitvoraussehendem, Alles tief ergründendem Blicke bewährt habe, indessen gewinnt man die Ueberzeugung davon nicht aus seinem Plaidoyer. Im Gegentheil; denn was er über seine Mission in Ems berichtet, läßt keineswegs auf seine diplomatische Meisterschaft schließen. Man empfängt vielmehr den Eindruck, daß König Wilhelm mehr als hinreichenden Grund hatte, sich in Ems den Diplomaten Benedetti abzuschütteln, so wohlgesinnt er der Persönlichkeit des Grafen auch sein mochte. In einer vom Herzog von Gramont an den Grafen am 12. Juli gerichteten „sehr vertraulichen" Depesche heißt es: „Employez votre habileté, je dirai même votre adresse . . ."; von dieser geforderten Gewandtheit und Schlauheit wird man aber in den Berichten nichts gewahr, und zwar um so weniger, wenn man erwägt, wie der Graf den König Wilhelm charakterisirt. Und vollends vermißt man all und jede Schlauheit beim Grafen, als er im Cabinet Bismarck's die Punctation in Betreff der belgischen Frage harmlos niederschreibt, da er sich doch sagen mußte, daß in einem gegebenen Falle der als der Ueberführte in erster Linie erscheinen werde, der die Niederschrift vollzog. Mit vieler Bitterkeit beklagt sich der Graf, daß Frankreich von Preußen „überlistet" sei, ja er beschuldigt Letzteres sogar der Arglist, und fast in einem Athem rühmt er seine Voraussicht, sein tiefes Eindringen in die Verhältnisse, sein kluges Benehmen, seinen Scharfblick! Wie kann solchen diplomatischen Fähigkeiten gegenüber von „überlistetwerden" die Rede sein! Da hätte doch der Graf der „Ueberlistende" sein müssen, wenn ihm jene Fähigkeiten wirklich zu Gebote gestanden hätten. „Diplomatisch" ist's doch auch nicht, sich als Ueberlisteten zu bekennen. Der Graf übersieht in seinem Plaidoyer sogar, daß er nicht nur sich, sondern sein „Land", Frankreich, auch in den Augen der Welt herabsetzt, indem er beständig von „überlistet sein" spricht.

Die Wahrheit will der Graf, und um sie zu gewinnen, scheut er sich nicht, Anschuldigungen gegen seine Gegner zu erheben. Sein Anruf an Bismarck gleicht einem wüthigen und rachedurstigen Anbellen und gleichzeitig einem kleinlichen Anpetzen. Dieser Rachedurst wird dem Grafen außerhalb Frankreichs nirgends Sympathien verschaffen. Die Enthüllungen, die der Diplomat Benedetti über die heiklen, sich auf Grenzerweiterungen und Verschiebungen, Annexionen beziehenden Verhandlungen macht, sind doch nur darauf zurückzuführen, daß er sich durch sie an seinen Gegnern rächen will. Man merkt die Absicht und wird verstimmt; der sich des Scharfsinns, der Voraussicht so sehr rühmende Diplomat Benedetti hätte das nicht vergessen dürfen. Man verlangt von einem Diplomaten, daß er rechtzeitig zu schweigen und die Sprache zur Verbergung seiner Gedanken zu benutzen versteht. Daß Graf Benedetti diese Kunst beherrscht, davon legt er in seinen essais diplomatiques kein Zeugniß ab. Er verlangt Wahrheit; diejenige, die ihm gebührt, würde ihm wohl kaum gefallen.

Literatur und Kunst.

Friedrich Nietzsche's Jugend.

Von Arnold Fokke.

Ein Vorurtheil abzustoßen ist für den Mann, dem vor der Wahrheit nicht bangt, ein seelischer Hochgenuß. War die verkehrte Meinung, an der er krankte, nicht bloß auf vernünftige allgemeine Erwägungen gegründet, sondern wurde sie auch durch Gründe scheinbar thatsächlicher Natur gestützt, so war zwar der Kampf härter, aber die Genugthuung auch um so größer. Jeder, der einigermaßen mit dem Wirken und den Schriften Fr. Nietzsche's bekannt ist, wird wissen, welche Stellung der Philosoph sowohl im Allgemeinen den Frauen gegenüber einnahm, als auch welches Urtheil im Besondern er über ihre Fähigkeiten hatte, aber nur verhältnißmäßig Wenige werden eine Ahnung davon haben, daß das Verhältniß, in dem er zu seiner Schwester, der jetzt verwittweten Frau Elisabeth Förster stand, keineswegs so gewesen sein soll, wie man aus den Schilderungen des von ihr herausgegebenen ersten Bandes seiner Lebensbeschreibung (Leipzig, Naumann) annehmen möchte.

Wenn dem Schreiber dieser Zeilen von einer Dame, die mit dem Philosophen Jahre lang in intimem freundschaftlichen Verkehr gestanden hat, unter anderen Mittheilungen auch die gemacht wurde, daß in den Beziehungen zwischen den Geschwistern schon seit längerer Zeit eine Erkaltung eingetreten sei, und daß Nietzsche lange vor seiner Erkrankung der Schwester die innere Berechtigung, das heißt also die Befähigung abgesprochen habe, aus seinem Leben das zu veröffentlichen, was seinem Wirken und seiner Bedeutung gerecht zu werden vermöge, so liegt es auf der Hand, mit welchem Mißtrauen er der Veröffentlichung eines Buches entgegen sehen mußte, dem von der, wie es schien, berufensten Seite ein so ungünstiges Prognostikon gestellt worden war.

Um so überraschender mußte es für ihn sein, als bei fortschreitender Lectüre sich immer mehr herausstellte, daß seine vorgefaßte Meinung eben so wenig Berechtigung hatte, wie so Vieles, das der Mensch sich auf Grund allgemeiner Wahrheiten in seinem Kopfe zurecht gelegt hat und wofür sich dann noch ein oder das andere äußere Anzeichen einstellt. Man darf mit Frau Elisabeth Förster nicht rechten, daß sie aus den ersten Kinderjahren ihres Bruders und theilweise auch aus späterer Zeit noch viel Material beigebracht hat, das entweder zu breit ausgeführt erscheint, oder auch als zur Sache kaum gehörig hätte weggelassen werden können. Die Verfasserin sagt selbst in der Vorrede, daß Liebe ihre Feder geführt habe, und da an dieser Versicherung zu zweifeln nirgends ein Grund vorliegt, so ist damit jedenfalls das Zuviel entschuldigt. Wenn nur dieses Zuviel sich nicht darauf bezieht, daß von dem eigenen ein mehr, als nothwendig oder in der Sache begründet war, in diese mit hinüber geflossen ist. Subjectivität, oder will man's Absichtlichkeit nennen, muß immer Verstimmung hervorbringen. Es lag für eine Frau, besonders wenn sie die Schwester Nietzsche's ist, eine große Gefahr nahe, getragen von den Wellen der Liebe, über die sie berichtet, ein Bild von ihrem Bruder zu entwerfen, das den zahlreichen Anfeindungen seiner Hasser gegenüber als eine tendenziöse Rettung erscheinen mußte. Da kann es denn kaum scharf genug betont werden, daß von einer solchen Absichtlichkeit auch nicht eine Spur zu entdecken ist. Im Gegentheil, es herrscht in dem Buche eine Thatsächlichkeit, man könnte sagen, eine epische Ruhe, die dem Leser fast zu viel zu thun übrig läßt. Die Reflexion fehlt vollständig, und vielleicht daher ist es zu erklären, daß es in einer der bis dahin erschienenen Recensionen über das Buch heißt, es finde sich in ihm von „interessanten" Thatsachen, bedeutsamen documents humains nur sehr wenig.

Wenn man doch nur lesen wollte, um nicht zu sagen, könnte! Aber das ist in unserem Zeitalter eine der vielen auffälligen Erscheinungen, daß man alles sorgfältig zugestutzt und pikant hergerichtet haben muß, um es verstehen oder wie es heißt goutiren zu können. Frau Förster hätte, anstatt von dem Bildungsgange ihres Bruders, seiner hohen Begabung, seinen kindlichen Spielen so weitläufig zu berichten, allerhand die Nerven kitzelnde Thatsachen auftischen, schon hier und da in dem starken Uhrwerk eine Kette springen lassen müssen, je näher dem Ende zu um so schriller, dann konnte man doch ungefähr bestimmen, wann und wie der Wahnsinn zum Ausbruch kommen müsse. Aber die Verfasserin thut einem sensationslüsternen Publicum diesen Gefallen nicht. Es würde mit der zärtlichen Zuneigung zu dem Bruder wenig stimmen, dem Leser prickelndes Zeug auf den Tisch zu setzen, und wenn sie reflectiren wollte, so weiß sie sehr wohl, daß sie damit nur den Widerspruch wachrufen und der Sache, die sie fördern will, nur schaden würde. Nein, hier sind Thatsachen, theils wortgetreu aus der Schatzkammer ihres Gedächtnisses entnommen, theils den eigenen „Niederschriften" des Bruders entlehnt, und nun mag Jeder, der sich damit befassen zu müssen glaubt, sehen, wie er mit der Sache fertig wird, und wer nicht dazu berufen ist, der möge die Finger davon lassen.

Gegen Schluß der dem Buche gegebenen Vorrede heißt es, daß „die breitere Ausmalung vieler intimer Einzelheiten vielleicht für den Psychologen werthvoll" sein werde. Es ist die einzige Andeutung der Verfasserin darüber, daß sie sich sehr wohl dessen bewußt sei, wie schon die Aeußerungen der Kindesseele, die Spiele des Knaben, die Neigungen, die Studien und Handlungen des Jünglings auf die kommenden Ereignisse hindeuten. In der That, es ist, obgleich der erste Theil das Leben des Philosophen nur bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre, dem Jahre seiner Berufung an die Basler Universität, fortführt, dennoch eine große Menge von Dingen in ihm enthalten, die sich in der Hand des Psychologen als eben so viele wichtige Beweisstücke gestalten, aber sie sind durch das Ganze zerstreut, wie die dunkeln Hindeutungen des epischen Dichters auf die Schlußkatastrophe. Von vielen möge hier nur eines erwähnt werden. Nietzsche hat sich dem Studium der Theologie ab- und immer mehr dem der Philosophie zugewendet, im besonderen ist er von einer wahren Begeisterung für Schopenhauer erfüllt. Darüber bei der Mutter große Besorgniß, daß er den Boden der realen Welt unter den Füßen verlieren und im reinen Idealismus aufgehen, dabei aber auch die Schwester mit sich reißen möge. Da sind nach längerer Trennung die Beiden mal wieder in Naumburg bei der Mutter zusammen. In der Pflege schöner Erinnerungen an die glücklich verlebte Jugendzeit gehen sie eines Tages auch auf den Platz, wo das Kirschenfest gefeiert wird, und bemerken einen Händler mit Ballons, dem von einem plötzlichen Windstoß, trotz aller Gegenanstrengungen, einige Stücke seiner luftigen Waare entführt werden. „Sieh da, Lisbeth," sagt Nietzsche mit Anspielung auf die mütterlichen Befürchtungen, „die Mutter! Aber was fliegen muß, fliegt doch." An der Stelle, wo die Schwester dieses kleine Ereigniß erzählt, spricht sie von einem Späßchen, das der Bruder gemacht habe. Ist es da nicht schwer, um den Verdacht herumzukommen, daß hier die Verfasserin mit Vorbedacht den wenig passenden Ausdruck gewählt habe, um so jeder Unterstellung zu begegnen, als ob sie dem Denken des Lesers eine bestimmte Richtung habe geben wollen? Aber mag es sich hiermit verhalten wie es immer will, jedenfalls steht fest, daß je weniger erkennbar die Absicht ist, desto unmittelbarer und gewaltiger sich die Deutung aufdrängt, die der einfachen Begebenheit zu Grunde liegt. Denn hat nicht der Geist des Mannes so lange an den Strängen gerissen, die ihn mit dieser Erde verknüpften, bis sie ihn frei ließen, und er seinen Flug nehmen konnte weit über alle Welt hinaus, bis er aber auch, ein elendes Wrack, jetzt zerschmettert am Boden liegt? An dieser wie an vielen anderen Stellen konnte Frau Förster ihre wie immer geartete Absicht markiren, aber, mochte sie thun was immer sie wollte, sie hätte kein Wort beifügen können, das eine eindringlichere Predigt wäre als die einfache Erzählung des Hergangs. Oder nun gar Klagen? Es mußte jeden Eindruck auf das bedenklichste schwächen, wenn sie auch nur andeutungsweise das Bedauern hätte einfließen lassen wollen, daß der Bruder den Warnungen der Mutter kein Gehör habe geben wollen. Nein, seien wir stark, wie es der Schwester des starken Bruders geziemt. Was fliegen muß, fliegt doch, und erst wenn im letzten Bande das letzte Wort gesprochen ist, dann mag die Klage um den Helden erschallen, der die Geistesschlachten schlug und niemals müde wurde im Kampfe mit der Unwahrheit und der Lüge.

Friedrich Nietzsche war ein bedeutender Mensch, was sich nicht von jedem hochgefeierten Professor der Philologie und der Philosophie sagen läßt, seine Schwester nennt ihn groß. Auch darüber wollen wir mit ihr nicht rechten, sondern es ihr hoch anrechnen, daß sie sich durch ihre übertreibende Liebe nicht hat verleiten lassen, im Geiste unseres büchermachenden Schriftgelehrtenthums Staub zum Staube zu fegen und darunter das wirkliche Bild ihres Bruders zu vergraben. Ohne Zweifel ist sie auch darin die Schwester des Bruders, nicht bloß dem Fleische nach, daß sie wie er den Blick für das Wesentliche und Entscheidende hat. Durch die Räume der Schule wie durch die Hallen der Universität geleitet sie ihn mit der Sicherheit, die das Licht da einfallen läßt, wo es noth thut.

Wenn Nietzsche bei seiner wahrhaft seltenen Begabung schon in früher Jugend die verschiedensten Dinge betrieb, wenn er Kriegsspiele ersann und Schauspiele verfaßte, wenn er dichtete und componirte, ohne doch jemals dem Ernst des Lernens abhold zu werden, so darf es nicht verwundern, daß bei steigender Entfaltung seiner Fähigkeiten sein lebhaft drängender Geist einer Universalität des Wissens zutrieb, die auch auf minder begabte Naturen den bestrickenden Reiz ausübt. So lange er Schüler in Pforta war, war diesem Drange durch die Einrichtungen und die Disciplin der Schule ein heilsamer Damm entgegengesetzt, aber als sich ihm die hohen Thore der Universität öffneten, da mußte er, weil ihm der Vater schon früh gestorben war, selber zusehen, daß Ordnung in seinem Streben herrschte. Um „ein Gegengewicht gegen Neigungen zu haben", die ihn in's Unbestimmte fortzutragen drohten, beschloß er, Philologie zu studiren. Auch dieses erscheint als ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß, wie er selbst sagt, Männer wie Steinhart, Keil, Korssen, Koberstein, Peter seine Vorbilder waren, und so sehen wir ihn denn, mit den besten Vorkenntnissen glänzend ausgestattet, sein selbstgewähltes Studium mit einem solchen Eifer betreiben, daß er unter den hervorragenden der Beste ist, und daß ihm nach Beendigung seines Trienniums die Uebertragung der Basler Professur als eine Frucht zu Theil ward, die nur für ihn gewachsen zu sein schien.

In seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre Professor zu werden, ist überaus selten, noch seltener, es in einem so jungen Alter auch zu verdienen. Friedrich Nietzsche verdiente seine Berufung an die Universität eines freien Staates, bei der von Nepotismus und Befürwortung durch die Clique keine Rede sein konnte, nicht allein wegen des Reichthums des Wissens, über den er gebot, sondern auch um der Selbstständigkeit der Stellung willen, die er seiner Wissenschaft gegenüber einnahm. Der junge Professor brachte in seine amtliche Stellung eine Freiheit des Geistes mit, die jedes selbstständigen Mannes Bewunderung erregen muß. So Manchem wird diese Klarheit des Blicks erst in einem viel späteren Alter zu Theil, und den meisten geht die Sonne nie auf: sie bleiben für immer in den dunkeln Nebelhöhlen ihrer geist

losen Flickarbeit hocken. Auch in diesem Punkte soll die Klage nicht laut werden, aber die Bemerkung möge hier doch stattheben, daß, wenn Nietzsche seine ganze immense Kraft nur für die Regeneration des philologischen und historischen Wissens hätte einsetzen wollen, er eine Arbeit unternommen haben würde, die ein langes Leben hätte ausfüllen können und auch seiner und seines Schweißes vollauf werth gewesen wäre. Möge nur einiges von dem, was Frau Förster aus den Notizbüchern ihres Bruders zum Abdruck bringt, hier Platz finden. Es sind Aufzeichnungen, die er in der Zeit von Herbst 1867 bis Herbst 1868, also noch ein Jahr vor seiner Ernennung gemacht hat, und die dadurch nicht uninteressanter werden, daß sie nach der ausdrücklichen Bemerkung der Verfasserin privater Natur sind. An der einen Stelle sagt er von den Philologen: „Sie kennen Welt und Menschen nicht. Ueberschätzen unbedeutende Bemühungen. Neigung zur Mikrologie," und an einer andern heißt es: „Die Geschichte der Philologie zeigt eine übertriebene eifrige Hingabe an Dinge, deren Verständniß erst sehr spät aufgeht. Alle fast kauen mit stumpfen Zähnen an der Schale herum. Der Anblick ist lächerlich und traurig. Es ist unendlich viel Zeit und Kopf vergeudet worden." Bedarf es da eines Commentars oder auch nur eines Hinweises auf irgend welches Beweismaterial? Jeder weiß, was vor seiner Thür vorgeht und daß es eher schlimmer als besser damit geworden ist. Wie hat nicht Goethe das Geschlecht der famuli verspottet! Dafür rächt es sich aber auch an ihm.

Im weiteren Text dieser Aufzeichnungen lesen wir dann im Besondern über das Studium der Geschichte: „Es ist immer schwer, den Faden zu erkennen, der einen selbst an irgend eine überlieferte Gewohnheit knüpft. Um zur Schätzung und Wirkung des Alterthums zu kommen, machen wir zu viel Anstalten, lernen zu viel und denken zu wenig. — — — Also eifrig Gegenwärtiges und Vergangenes vergleichen, aber nicht mit kalter Miene vergangene todte Dinge an's Licht ziehen! Immer zieht uns bloß an die Stellung zur Gegenwart." Diesem schließt sich in ein paar Absätzen Folgendes an: „Man nähere die Wissenschaft dem Streben der gegenwärtigen Menschen, man ziehe, was in der Rumpelkammer steht, nicht wieder hervor. Das Wiederkäuen muß aufhören.

Vor Allem aber bringe man das zügellos umschweifende Geschichtsunwesen in seine Grenzen. Der Mensch hat mehr zu thun, als Geschichte zu treiben. Wenn er es aber thut, so suche er die bildenden Punkte. — — — Und immer ist die Betrachtung an einer Person noch sicher und giebt Resultate."

Wer es für nöthig hält, der möge an einem andern Orte den Commentar dazu schreiben, hier soll kein Wort weiter hinzugefügt werden.

Barbey d'Aurevilly.

Von Heinrich Mann.

(Schluß.)

Néels Leben bleibt erhalten, mehr durch Calixte's Gegenwart als durch ärztliche Pflege. Die Krankheit des jungen Mädchens hat dagegen durch den Vorfall einen weiteren Anstoß erhalten. Der Vater sieht, nachdem Néel ihm endlich das eigentliche innerste Leiden seines Kindes und ihre klösterliche Verpflichtung enthüllt hat, kein anderes Mittel zu ihrer Rettung als eine Komödie seiner Bekehrung. So heuchelt er, zur bessern Einsicht zurückgekehrt zu sein und unterwirft sich den geistlichen Obern, die ihm eine strenge Buße auferlegen. Wenn man sich den inneren Zustand des Mannes vergegenwärtigt, der an dem was ihm einst heilig war und was er verleugnet hat, nun den äußersten, unsühnbaren Mißbrauch begeht — und der es aus reiner Liebe thut, so wird man seine Lage nicht ohne eine bedeutsame Tragik finden. Während er sich in seiner Zelle mit dem Gedanken an das schwache Kind quält, „dessen Leben er trägt, wie man Wasser, das immer nahe daran ist zu Boden zu fließen, in seiner Hand trägt", nimmt er die Kasteiungen vor, an deren erlösende Wirkung er nicht glaubt, und „erkaufte so das Glück, seines Kindes mit dem Blut, womit er seine Zelle bespritzte." — Welche Gewaltsamkeit der Empfindungen, und welche Unerbittlichkeit in der Folgerung des Letzten, was die gegebenen Verhältnisse zulassen! Der Verräther, der hier beinahe zum Helden wird, wird es ganz umsonst, gerade wie Néel, der seinen Anlagen nicht folgen kann, gerade wie Calixte's Beichtiger, der als Priester ist was Néel als Ritter: „eine unnütze Heldenseele, die zu den demüthigsten Tugenden verurtheilt ist." Und dadurch werden diese Heldenseelen für d'Aurevilly nur noch schöner.

Calixte, die anfangs nach dem Opfer ihres Vaters Linderung gefühlt hat, verfällt aufs neue der Katalepsie. Der Zustand dauert viele Tage. An ihrem Lager wiederholt der alte Arzt, ein liebenswürdiger Skeptiker des vorigen Jahrhunderts, die Ansicht seines jüngeren, mesmeristischen Collegen. „Im Mittelalter gab es bloß den Teufel., mit dem man das erklären konnte. Ziemlich bequem, der Teufel. — Marmion (dem Anhänger Mesmers) zufolge würde Fräulein Calixte, die hier liegt, trotz ihrer geschlossenen Augen im Stande sein, auf ungeheure Entfernungen zu sehen, Sprachen zu übersetzen, die sie niemals erlernt hat, und geläufig in den Herzen zu lesen." — Der Teufel oder der thierische Magnetismus? Der Doktor glaubt weder eines noch das andere, der Verfasser Beides. Das junge Mädchen liest wirklich in den Herzen, wenigstens in dem ihres Vaters, worin sie den Verrath und die Lüge entdeckt. Gott selbst hilft ihr darin lesen. Sie ist in ihrem magnetischen Schlafe aufgestanden und hat sich dem Crucifix genähert. Durch ihre geschlossenen Lider sieht sie am Körper des Christ, auf dem mattgelben Elfenbein, feuchte Blutstropfen quillen. Nachdem sie erwacht ist, macht die Erinnerung daran, die durch besondere Umstände geweckt wird, ihren Leben ein Ende. Und man stelle sich nicht vor, daß die Heldin dieses christlichen Romans in Frieden und engelgleich dahingehe. Ihr Ende ist schrecklich, ihr toter Körper blau und gedunsen, es fehlte nichts als das umgedrehte Genick, um daran glauben zu machen, daß der Teufel sie bis aufs letzte die Sünden des Vaters büßen läßt. Oder ist es der natürliche Ausgang ihrer Krankheit? Als Sombreval herbeieilt, findet er sein Kind schon in die Erde gesenkt, und er gräbt es, wahnsinnig vor Schmerz, mit seinen Händen aus. Plötzlich rennt er davon, um in dem schwarzen sumpfigen Wasser, das den Fuß des Schlosses bespült, seinem Leben ein Ende zu machen, womit er die Voraussage der Malgaigne erfüllt.

Warum? Weil wirklich die Rache des Heiligen, das er verathen, ihn geschlagen, das böse Princip Macht über ihn gewonnen und eine Prophetin es ihm bezeugt hat? Oder weil seine ursprüngliche mystische Empfänglichkeit, der er sich hat entziehen wollen, durch seine Schuld und durch andere Umstände erkrankt und für die geheime, sozusagen unterirdische, Wirksamkeit des Aberglaubens vorbereitet ist, den die Reden einer halbwahnsinnigen alten Frau ihm einpflanzen? — Die erste Erklärung ist kürzer, aber wie es scheint, ist die Auffassung vom Wesen des „bösen Princips" das in der Seele vorbereitet sein muß, die es durch äußere Einflüsse gewinnen will, ein und dieselbe. Es ist das Symbol der „Elixire des Teufels", das seine tiefe Wahrheit behält. Ob der Teufel eine einfache biblische oder eine aus vielen, einzeln unscheinbaren Elementen zusammengesetzte, wissenschaftliche Macht ist, was ändert das? Es bleibt doch der Teufel.

In der „Philosophie der Religion" spricht Hegel von der

Versöhnung zwischen Einsicht und Religion. Eine einseitig durchgeführte Versöhnung, die nach Hegel zur Verzweiflung führt, kann darin bestehen, daß man die Einsicht verleugnet. D'Aurevilly nimmt hierzu zuweilen einen Anlauf, sein Geist „thut sich Gewalt an", doch unbemerkt versöhnen sich ihm, der Christ und modern zugleich ist, die scheinbaren Gegensätze und während er Eines schreibt, läßt er, gewollt oder ungewollt, das Andere durchblicken.

Nicht immer deckt sich der Stoff der Romane so gut mit der dem Dichter eigenthümlichen heroischen und zugleich christlich moralisirenden Behandlungsweise. Gewisse Geschichten erhalten sogar gerade durch seine Art sie anzufassen, eine Wendung, die man moralisch zweifelhaft finden könnte. Denn es ist gar nicht so einfach, wie es scheinen mag, in jedem einzelnen Falle den Punkt festzustellen, von wo aus sich sozusagen ein christliches Urtheil abgeben läßt und besonders mit Sicherheit die Pflichten zu umschreiben, die die Religion unter den gegebenen Umständen fordert. Ein Beweis hierfür ist der Fall der Frau von Sendemor, die der Leidenschaft ihres jungen Pflegesohnes nachgiebt — nicht aus Liebe, sondern einzig in der Hoffnung, ihn von dieser unmöglichen Leidenschaft zu heilen. „Ich will dir die Schmerzen ersparen, die dein Leben für immer stören möchten, denn eine Illusion zu töten, bedeutet garnichts, aber es bedeutet Alles, sie zu verletzen . . . Aber täusche dich nicht darüber: Das einzige Gefühl, das du jemals von mir haben kannst, du hast es." Dies Gefühl, das Mitleid, ist in der Frau, der schlimme Erfahrungen den Glauben und die Fähigkeit zu lieben ertödet haben, allein übrig geblieben. Ce qui ne meurt pas: Das ist das christliche Mitleid. Ob es hier am Platze ist? Es kommt darauf an. Die katholische Kirche kennt eine Heilige, die nicht stolz auf ihre Jungfräulichkeit war und sie Dem opferte, der ihrer bedurfte. Gleichviel, wir mögen noch so sehr die überwundene Schwierigkeit bewundern, die darin bestand, im christlich moralischen Sinne gleichsam eine Apologie ganz moderner Seelenzustände zu schreiben — die Frau von 40 Jahren folgt hier auf Balzac's femme de trente ans und die Feinheit und Schärfe der Analyse läßt einen Flaubert vorausahnen — so wird das Peinliche, das noch mehr dem Standpunkt des Dichters als dem Stoffe selbst in diesem Fall innewohnt, sich nicht ganz verlieren.

Wir finden d'Aurevilly besser in seinem Element, sobald er uns eine einfache Welt zeigt, in der die Empfindungen nicht allzu verwickelt sind und in der die Einflüsse, die sich kreuzen, klar zu Tage liegen und sich gewissermaßen symbolisiren lassen. Sie nehmen auch in L'Ensorcelée wieder die Form des Aberglaubens an. Es giebt oder gab in der Normandie eine Gattung wandernder Hirten, die dort die Stelle der Zigeuner einnehmen, deren Typus sie übrigens nicht aufweisen. Sie sind der Bevölkerung verhaßt, werden aber zum Hüten der Heerden verwendet, weil sie im Rufe stehen, aus Rache für eine Abweisung das Vieh zu verhexen, das Wasser zu vergiften, ja auch Menschen das „sort" zu werfen. Nach der Revolution begann, wie es scheint, die Classe der demokratischen Farmer, die sich durch Kauf von „Nationalgütern", von eingezogenen Besitzungen der Adligen und der Klöster, bereichert hatten, mit dem Gesindel, das sein Wesen im Schatten des Aberglaubens trieb, aufzuräumen. Die Frau eines dieser Gutsbesitzer geräth in Wortwechsel mit einem der herumziehenden Hirten, der an einsamem Orte nach Art der alten Druiden auf einem Steine kauert, und der ihr prophezeit, sie und ihr Mann sollten seine Macht fühlen. Kurze Zeit darauf belädt sie sich mit einer Todsünde, indem sie Liebe zu einem Priester faßt. Es ist wieder der Dämon-Priester, den wir aus dem Prêtre marié kennen und dessen Schuld ohne Sühne ist. Ohne Neigung für seinen geistlichen Beruf, den er nur der Familienüberlieferung zu liebe, als jüngster der Brüder, angenommen, greift er, sobald der Bürgerkrieg ausbricht, zu den Waffen. Schon das ist für den Priester Verbrechen. Aber er hat auch, nach einem Treffen, durch das er die Niederlage der monarchistischen Partei für besiegelt gehalten, einen Selbstmordversuch begangen. Die schrecklichen Wunden, die er sich im Gesicht beigebracht hatte, haben durch die von den Feinden an dem Wehrlosen verübten Grausamkeiten ein unmenschliches und grauenhaftes Aussehen erhalten. Er flößt nur Schrecken ein, und wenn Jeanne Le Hardouey gleich nach seiner Rückkehr von Leidenschaft für ihn ergriffen wird, so ist es einestheils das Rassengefühl das in ihr erwacht, die selbst, bevor sie aus Vernunftgründen einen Halbbauern heirathete, einen vornehmen Namen trug — das Gefühl, das sie zu dem ersten ihrer Rasse, den sie nach so langen Jahren wiederfindet, hinzieht, dann aber auch die romantische Anziehung, die das Entsetzen und die Abnormität auf die Hauptcharactere d'Aurevilly's auszuüben pflegen. Es ist der besondere Zustand, den das naive Publicum der Tragödie mit einem vielsagenden, unbestimmt mystischen Ausdruck bezeichnet: „Das Blut ist ihr umgekehrt — elle a le sang tourné". Sie verzehrt sich in Hoffnungslosigkeit, denn sie kennt das Temperament des Abbé de la Croix Jugan, dessen einzige Leidenschaft die Parteisache ist, und der vor der Revolution, als er in seinem Ordenskleide den Orgien seiner Standesgenossen beiwohnte, sich in seiner hochmüthigen und düstern Schönheit unfähig zu lieben gezeigt hatte. Sie endet im Dorfteiche. Und ebenso erfüllt sich das sort des unheimlichen Hirten an ihrem Gatten. Er irrt, von den Gauklern, die darum so mächtig sind, weil sie an ihre Macht glauben, völlig verblendet im Lande umher. Seine wahnsinnige Eifersucht auf den Priester macht ihn endlich zum Verbrecher. Der Abbé, der in Folge seiner Vergehen suspendirt war, soll in sein Amt wieder eingesetzt werden, als Le Hardouey ihn, während der Messe und eben als er die Hostie segnen will, vom Altar herunterschießt.

Offenbar sind Frevel und Verderben hier recht stark gehäuft. Alle diese Dinge wären vielleicht unerträglich oder sogar abgeschmackt, wenn sie im hellen harten Alltagslicht vor sich gingen. Dies ist nicht der Fall. D'Aurevilly gehört nicht zu der Rasse der Bossuet oder de Maistre, der sozusagen kalt begeisterten Dialectiker, die das Wunderbare leugnen, sobald die Kirche es Aberglauben nennt. Er hat auch wenig mit einem mystischen Schwärmer von der Art Chateaubriand's gemein, der seine Sehnsucht durch den Flug in reinere Sphären, durch die Entfernung vom Erdboden stillt. Sein Glaube und sein Aberglaube wurzeln vielmehr in seiner Heimatherde, die ihnen Farbe, Ausdruck, Gestalt giebt. Das Land selbst, mit seinem charakteristischen Hell-dunkel, mit seinen braunen, von einem wilden Meer überfluteten Küsten hat die Legenden geschaffen. Und die Söhne des Landes, die das ursprüngliche germanische Blut nicht verleugnen, wissen sie zu benutzen. Es ist eine Nebelromantik, die unserem Gefühl sehr nahe steht. Es ist das graue Weben, das Figuren und Vorgänge nach Bedürfniß zu seltsamen Grimassen verziehen oder sie in undeutliche Fernen versetzen, das dem Alltäglichen Charakter und Reiz, dem Unglaublichen Wahrscheinlichkeit schenken kann. Es ist die Poesie des Nordens, die wie d'Aurevilly selbst einmal bemerkt, in der Tiefe der Eindrücke wurzelt. „Tiefe der Eindrücke" — das Französische hat kein treffenderes Wort dafür; wir aber nennen es „Stimmung".

Die vorliegende Geschichte erhält einen guten Theil ihres Reizes dadurch, daß der Autor sie aus dem Munde eines Landbewohners erfährt, der sie ihm inmitten einer nächtlichen, verrufenen Haide erzählt, derselben Scenerie, die in der Handlung ihre Rolle spielt. Die naive und kräftige Anschauungs- und Ausdrucksweise des Erzählers, die Berichte der Augenzeugen, die er wiederholt, lassen uns den unmittelbaren Eindruck von den Vorgängen empfangen und die Legende in ihrer Bildung sehen. Einer der Freunde des Bauern hat einst in einer Osternacht die Kirche, in der der Abbé de la Croix

Jugan, gleichfalls an einem Osterfeste, ermordet ist, zu später Stunde hell erleuchtet gefunden. Als er neugierig durch die Spalten des Portals lugt, bemerkt er, daß das Licht vom Altar ausgeht, auf dem der Abbé steht, in der Kleidung die man an ihm kannte, den Schädel, der ganz von Fleisch entblößt aus der Capuze hervorsieht, voll der Abdrücke jener furchtbaren Narben. Er liest eine stille Messe, schnell, um zu Ende zu kommen. Aber an einem bestimmten Punkte zögert er, verwirrt sich, und als er die Hostie weihen will, bricht er ab. Es fließen Thränen aus seinen Augen, das einzig Lebende in seinem Kopf, den er traurig in seinen Knochenhänden verbirgt. Der Lauscher, der wie festgebannt steht, sieht ihn seine Messe wieder und wieder beginnen, bis er beim Morgendämmern weinend in der Sakristei verschwindet. Wenn diese Buße eines schuldigen Priesters die Erfindung des Verfassers von L'Ensorcelée ist, so erscheint sie doch würdig zu den Legenden zu gehören, die man der Einbildung und Ueberlieferung eines ganzen Volkes verdankt.

Eine solche Einkleidung giebt Erzählungen wie dieser den düster schwungvollen Ton von Balladen. Aber d'Aurevilly hat diese Darstellungsweise auch auf höhere und vielfältigere Stoffe angewandt, und wenigstens eine der so entstandenen Dichtungen kann als ein Epos großen Stils betrachtet werden. Es ist „Le Chevalier Des Touches". Auch dieser Roman wird von den Nebeln der Stimmung verschleiert, aber sie hangen weniger schwer darüber und haben nichts Unheimliches. Der leichte Duft, in dem sich hier die Figuren bewegen, ist uns, die wir gewisse Novellen von Storm und Heyse lieben, vertraut; es ist der der Erinnerung.

Die Scene ist in einem weiten Gemach, voll von dem Athem der alten Sachen, die es ausstatten: Sessel, auf deren Lehne in zwei Ovalen Illustrationen zu Lafontaine'schen Fabeln eingestickt sind, alte Lack-Garnituren, Familienporträts und die schwarz verschleierten Büsten der königlichen Familie. Man befindet sich in der Restaurationsperiode, deren würdige Vertreter die Bewohner dieses alterthümlichen Salons sind: lauter Greise, Trümmer des alten Regime, denen die Rückkehr der Bourbonen gestattet, ihr Leben bescheiden und ungestört zu Ende zu führen. Sie sind interessant genug, denn „nur an der Grenze zweier Jahrhunderte, an der Wende von einer Zeit in die andere, findet man diese Physiognomien, die die Spuren einer beendigten Epoche in die Sitten einer neuen hineintragen". Sämmtlich sind es Typen, „in denen die Bonhomie, die Komödie und das Burleske sich mit so viel Charakter, mit hohen und großen Gefühlen vermischen." Vielleicht daß man ihnen letztere für gewöhnlich schwer anmerkt. Die Hausfrauen sind ein Paar gutmüthige und einfältige alte Mädchen. Sie waren einmal Schönheiten, die beiden Fräulein von Touffedelys, aber nun „hätte auch der geschickteste Antiquar die Linien dieser beiden Cameen nicht wiederfinden können, zernagt von der Zeit und von der furchtbarsten Säure, einer versauerten Jungfräulichkeit. Ihre Freundin Fräulein von Percy hat besser widerstanden, weil das Alter sie nicht häßlicher machen konnte als sie von je gewesen. Sie ist sehr männlich von Wesen und Gestalt und grotesk gekleidet. Alle drei Damen haben unvorsichtig genug, während der Revolution das Land nicht verlassen, wie es nach dem Schwinden jeder Hoffnung auf den Sieg der monarchistischen Sache, die beiden Männer gethan haben. Der Baron von Fierdrap, der Typus eines normannischen Landedelmannes, hat in seiner Jugend aller Welt geglichen: „Er ging mit den Andern zur Messe." Im Exil in England aber hat er so viele Excentricitäten angenommen, daß er sich nun mit Niemand mehr vergleichen läßt. Vor den Ereignissen, die ihn arm machten, eifriger Jäger, betreibt er nur mit ebensolcher Leidenschaft die Fischerei. Bei seinem Leben im Freien und in jedem Wetter trägt er sieben Röcke übereinander, die er seine sieben Muscheln nennt. Auch führt er beständig eine Maschine mit sich, auf der er, zum ewigen Erstaunen der Damen, seinen Thee bereitet, ein ihnen unbekanntes und ein „ketzerisches" Gebräu, mit dem Ausdruck des Abbé de Percy. Der Bruder des Fräuleins von Percy, die hervorstechendste und lebendigste Figur des Kreises ist „eine der schönen Nutzlosigkeiten, wie Gott, der in unendlichen Proportionen Le Roi s'amuse spielt, sie für sich allein zu schaffen liebt". Er ist geistreich, ohne daß seine Ironie zersetzend wäre; klassisch und philosophisch gebildet, ohne von seiner Religiosität irgend etwas eingebüßt zu haben; er hat an seinen Herren, den Bourbonen, Manches auszusetzen, aber er thut es in der Art wie zum Beispiel Ludwig XIV. nach einer verlorenen Schlacht Gott den Vorwurf machte, er habe sich wohl genug Verdienste um ihn erworben, um eine bessere Behandlung erwarten zu dürfen. Kurzum, er ist der sympathischeste Ausdruck des Endes einer vornehmen alten Gesellschaft, eben an dem Punkte, wo sie das freieste Spiel des Geistes entwickelt, ohne daß ihr schon von dem Gefühl der Autorität viel abhanden gekommen wäre. Und so wie dieser zugleich liebenswürdige und majestätische Abbé beschaffen ist, sehen wir ihn von Jemand gezeichnet, dessen Verständniß für Seinesgleichen sich nur an der Tiefe seiner Sympathie messen läßt.

Alle diese Eigenschaften der alten Leute erhalten gerade an dem Abend, wo wir ihre Bekanntschaft machen, Gelegenheit, hervorzutreten, denn es hat sich Etwas ereignet, was alle ihre Erinnerungen aufregt an die Zeit, als sie noch Etwas bedeuteten und als ihre Hoffnungen und ihre Energie noch nicht eingeschlafen waren. Auf dem Wege zu seinen Freunden, auf dem Marktplatze der nächtlichen kleinen normannischen Stadt hat der Abbé Jemand gesehen, den sie Alle fast für ein Gespenst halten möchten. „Ich bin der Ritter Des Touches" hat er ihm zugerufen, „sind sie nicht undankbar?" — „Sie" sind die Bourbonen, zu deren treuesten Dienern in ihrer schweren Zeit Des Touches gezählt hat. Nun ist er arm und toll vor Gram, wie es scheint, aus einem Irrenhause entsprungen. Und der Baron von Fierdrap wird durch diese Begegnung neugierig gemacht, endlich einmal die Geschichte der seltsamen Entführung Dessen zu hören, den man im Londoner Exil „die schöne Helena" nannte. Nur Einer der Anwesenden kennt sie, denn er war selbst in der Zahl der Zwölf, die den Ritter aus der Gefangenschaft der Revolutionäre befreiten. Es ist Fräulein von Percy, die zu ihrer Zeit eine der Amazonen des Chouankrieges war. In ihrer kriegerischen Eitelkeit geschmeichelt, brennt die alte Dame, die nach ihrem eigenen Urtheil immer nur ein verfehlter Mann war, darauf, das Abenteuer zu erzählen. Indeß erwartet man noch einen Gast, der in zu trauriger Weise in die Geschichte verwickelt ist, als daß man sie in seiner Gegenwart wiederholen könnte. Sie erscheint endlich; es ist die Heldin des Buches, die wahre Heldin eines ritterlichen und christlichen Epos, die, als sie jung war und liebte, den Muth des Geliebten während seiner Kämpfe getheilt hat, indem sie ihn furchtlos erwartete.

Aimée von Spens war einst sehr schön, die schönste Frau ihres Jahrhunderts, wie alle dem skeptischen Herrn von Fierdrap versichern. An der Vierzigjährigen ist noch genug von dieser Schönheit zu bemerken, nur daß ihr ganzes Wesen ihrem Haar zu vergleichen ist, aus dem das frühere Gold verschwunden und das matt wie Asche geworden ist. Sie hat von allen Freunden das Meiste verloren und sie ist ganz verwischt und wie unsichtbar gemacht durch ihr ewiges unveränderliches Leid, das längst in den stillen Hafen der Resignation eingegangen ist. Ihre Erinnerungen entfremden sie um so mehr jeder Antheilnahme am Leben der Anderen, als sie taub ist. Nur ändert sich ihr Gehör mit dem Wetter, und Fräulein von Percy, die um ihre Geschichte besorgt ist, möchte wissen, wie es damit steht. Aber Aimée zeigt traurig lächelnd auf Ohr und Stirn und spricht das kleine Wort, in dem sie, halb unbewußt, den rührenden Ausdruck ihrer

ganzen abgeschiedenen und zukunftslosen Existenz erfunden hat: „Madame ist in ihrem Thurm". Die alte Kämpferin darf ihre Geschichte beginnen.

Im selben Augenblick kommt eine der schönsten Contrastwirkungen zu Stande, die es in einem Buche geben kann. Alle diese alten Leute saßen vor uns im Dämmerlichte ihrer skeptisch oder traurig resignirten Erinnerungen; und plötzlich sehen wir es um sie her aufsprühen, ein Feuer der Begeisterung für Alles, was sie einst vergebens vor dem Untergange zu retten versucht haben. Es ist plötzlich, als ginge ein Rauschen durch die Luft wie von Fahnen. Es war ganz still im Gemach, und das Leben, das nur so leise hindurchwehte, athmet plötzlich in heißen Stößen. Nur das trümmerisch nachklingende Ticken der Stutzuhr auf dem Kamin war zu hören und jäh tönt ein längst vergessener Trommelschlag darein, nach dessen Tact die Herzen ihren Schlag richten. Und welche kriegerischen Thaten werden erzählt! Wir befinden uns noch fern vom modernen Kriege, der eine Rechenaufgabe für Ingenieure geworden ist Die Chouankämpfe, die gleichsam die letzten Zuckungen der alten Gesellschaftsordnung waren, bethätigten auch zum letzten Male die alte Kriegskunst, jene Kriegsführung des Parteigängerthums, wie es im 17. Jahrhundert in Blüthe stand. Persönliche Tapferkeit bedeutete Alles, und ein Handstreich, von Wenigen ausgeführt, übte oft größere Wirkung, als die Operationen einer Armee.

Fräulein von Percy's Erzählung handelt von den Unternehmungen einer kleinen Anzahl von Royalisten, die noch im Jahre 1799 das Kriegsfeuer, das überall erloschen war, in einem Winkel der Normandie zu erhalten suchten. Es ist längst nicht mehr der große Krieg der Vendée, man kämpft nur noch in Wäldern und hinter Hecken, sogar verkleidet und unter einem Kriegsnamen. Die Raubzüge und Grausamkeiten der Adligen sammt ihrem Anhang, die sich als „Königsjäger" auf eigene Faust dem Dienst des Königs widmen, erinnern nur zu oft an das Handwerk von Wegelagerern; aber wie viel unbesorgter Kampfesmuth, obwohl schon jede Hoffnung auf den Sieg ihrer Sache geschwunden war, und wie viel lustige Tollkühnheit verschönen ihre Geschichte. D'Aurevilly macht einmal die Bemerkung, daß alle Revolutionäre finster, pedantisch und schwerfällig zu sein pflegen: die von 89 waren es ebenso wie Cromwells Puritaner. Heiterkeit und Schönheit im Sterben findet sich seltsamer Weise nur bei den Vertheidigern des Untergehenden.

Eine der charakteristischen Erscheinungen, die diese liebenswürdige Leichtigkeit des Sinnes mit allen Eigenschaften vereinen, die der kleine Krieg fordert, ist der Ritter Des Touches. Wenn in der geringen Zahl seiner Kampfgenossen jeder Einzelne persönliche Bedeutung erhält, so gehört doch er zu den Hervorstechendsten. „Die Blauen", seine Gegner, haben ihn „die Wespe" zubenannt, weil er überall, und wie es scheint, an mehreren Stellen zugleich auftaucht, um, nachdem er seine Stiche hinterlassen, unauffindlich zu verschwinden. Man erzählt sich Thaten von seltener Kühnheit und von unglaublicher Kraft von ihm, die um so mehr Eindruck machen, als seine Erscheinung von fast schwächlicher Eleganz, sein Gesicht von weiblicher Schönheit ist. Seine erstaunlichsten Leistungen bilden indeß die Ueberfahrten, die er über den Canal macht, um die Correspondenz des Königs mit den royalistischen Führern zu vermitteln. Kein Mensch begreift, daß er mit dem winzigen Nachen, auf dem er, zwischen zwei Wellen verschwindend, die Wachsamkeit der Küstenwächter täuscht, nicht schon hundert Mal untergegangen ist. Zwischen ihm und den republikanischen „Patrioten" hat sich eine Art persönlichen Wettstreites entwickelt, man macht auf ihn Jagd, und er wird dadurch den Seinen nur noch unersetzlicher. Als sie daher erfahren, daß seine längst vorausgesehene Gefangennahme endlich wirklich eingetreten ist, kommen sie alsbald in ihrem Hauptquartier zusammen.

Es ist dies das feudale Schloß der Touffedelys, inmitten der Wälder gelegen, wohin sich eine Anzahl verwaister und einsamer Frauen zurückgezogen haben, in der Hoffnung, dort von der Republik vergessen zu werden. Fräulein von Percy ist unter ihnen und auch Aimée von Speus, die jüngste von Allen. Dort ertönt nun der Uhuschrei, mit dem sich sonderbare Gestalten, in Bettler- oder Hausirertracht verkleidet, als Chouans einführen. Es werden sogleich zwölf von ihnen ausgewählt, um Des Touches zu befreien, der im Gefängniß von Avranches festgehalten wird. In der Kleidung bäurischer Kornhändler, nur mit einer starken Hetzpeitsche und Eschenknüttel bewaffnet, machen sie sich sogleich auf. Ihre kleine Zahl läßt sie unbesorgt; sie bauen vielmehr darauf. Ihr Glück will, daß gerade ein Markttag das Städtchen mit Menschen und Vieh überfüllt. Ihr Plan ist, die Menge ihre Wucht gegen sich selbst kehren zu lassen und die allgemeine Verwirrung zur Befreiung des Ritters zu benutzen. Sehr leicht gelingt es ihnen Streit zu stiften, ein Haufe schwillt um sie her an, die Thätlichkeiten beginnen ohne weiteres. Bald ist der weite Platz von einer dichten, sich Brust an Brust balgenden Menge bedeckt, in der die Chouans mit ihren Hetzpeitschen ein furchtbares Gemetzel anrichten. Kein Zweifel, daß ihr Vorgehen nicht besonders delikat ist, aber da es die Ueberlegenheit der kleinen zielbewußten Zahl über die ungefüge Menge darstellt, hat es wohl auch seine sympathische Seite. Ueberdies, wenn sie Bauern in den Augen der Anderen sind, werden sie es doch nie vor sich selbst. Während sie nach allen Seiten die Schläge ihrer Prügel austheilen, finden sie ein heimliches Gefallen an einer hübsch gewendeten Phrase, die sie sich zurufen, oder an einer eleganten Fechterbewegung. Auch darin befinden sie sich im Gegensatz zu der rohen Gewalt ihrer Feinde, daß die Eigenart jedes Einzelnen im Kampfe wie in allen übrigen Verhältnissen hervortritt. Die Charakteristik ist nichts weniger als allgemein. Zwar ist ihre Psychologie auch nicht sonderlich tief. Aber tiefe Psychologie ist nicht das, was man in einer Zeit suchen muß, die solche Söhne hervorbringt. Sie haben nicht Muße, in die Tiefe ihres Innern hinabzublicken, denn jeder Augenblick verlangt Thaten von ihnen. Sie sind weit von der zusammengesetzten Seele mit dem verdoppelten Willen entfernt, der das Verständniß der modernen Psyche so schwierig macht. Alle ihre Gefühle sind voll und einfach. Denn sie bewegen sich mit ihren Gefühlen auf jener für gewöhnlich unerreichlichen Höhe, auf die nur eine kriegerische Epoche ihre Kinder erhebt.

Nachdem die Zwölf das Handgemenge mehrere Stunden lang aufrecht erhalten haben, erinnert sich, wie es Abend wird, einer von ihnen des Hauptzweckes. Zwischen den Beinen der Menge hindurch entwindet er sich dem Getümmel, um dasselbe Verfahren, das ihn der Aufmerksamkeit der republikanischen Wachen entzieht, unter den Leibern der Pferde zu wiederholen, die an der Front des Gefängnisses entlang, angebunden sind. Hier öffnet ihm einer seiner Genossen, der es auf sich genommen hat, die Kerkermeisterin unschädlich zu machen. Er hat sich in seiner Verkleidung der Frau als ein ländlicher Vetter vorgestellt und sie mit seinem Wortschwall schon halb besiegt. Es ist eine Scene von soviel guter Laune, wie man sie in der verzweifelten Lage des Augenblicks nicht für möglich hielte, wenn nicht ein Stil, der nach Belieben das Colorit der Zeit annimmt, Alles glaubhaft zu machen vermöchte. Am Ende ist er von der Alten, die er vergebens betrunken zu machen versucht, doch durchschaut worden. Ihr Sohn ist ihr auf grausame Weise von den Chouans getötet; sie ist unversöhnlich. Es gelingt ihr auf den festen Thurm zu entkommen, wo sie sich mit dem Gefangenen einschließt. Bemerkenswerther Weise ist sie ganz allein der Grund des Unglücks der Zwölf. Wir finden die Neigung des Verfassers wieder, das Verdienst auf beiden Seiten ganz und gar auf einzelne Persönlichkeiten zu vereinigen. Im Grunde ist dies nichts anderes als, auch

bei unscheinbarem Anlaß, die Bekundung der romantischen Geschichtsauffassung, im Gegensatz zu der naturalistischen, die die Massen in Wirksamkeit setzt. Da ein Versuch, die Thür des Thurmes durch Feuer zu zerstören, nicht gelingt, stecken die beiden Freunde den übrigen Theil des Gefängnisses in Brand. In der entstehenden Panik vermögen ihre Genossen aus dem Menschenknäuel zu entkommen. Fast Alle sind verwundet, doch nur einer ist verloren. Um ihn am nächsten Tage, als das verfehlte Unternehmen erneuert werden soll, zu ersetzen, tritt Fräulein von Percy ein. Von nun an lebt die alte Amazone unmittelbar in ihrer Erzählung. Sie sagt jetzt „wir" mit einem Glück, „das fast an Sinnlichkeit grenzt". Die Thaten, die sie berichtet, vibriren in ihrem Stil. Es ist eine grenzenlose Abenteuerlust, ein zweifelloser, froher Wagemuth, die uns sehr fremd und doch so wohlthuend anmuthen im Vergleich mit der modernen Seele, an deren ewiges Zögern, Zweifeln und Achselzucken wir gewöhnt sind. Unmöglich, sich von dieser Darstellung nicht fortreißen zu lassen; es scheint uns, daß wir selbst mit in die Stadt Coutances eintreten, in die der Ritter des Touches aus Furcht vor seinen Freunden übergeführt worden ist. Der Mondschein liegt in den Gassen, die dunkeln Gestalten der Zwölf gehen im Schatten der Häuser entlang. Man zittert für sie, während sie lustige Bemerkungen austauschen. Aber die Stadt schläft, nur eine alte Frau gießt mit unendlicher Vorsicht und Langsamkeit Wasser aus dem Fenster, während sie fortwährend „Achtung" ruft. Sie steigen die steile Gasse hinab, wo schon das Gerüst für die auf den folgenden Tag angesetzte Hinrichtung aufgeschlagen ist, und befinden sich am Gefängniß. Einer, von Allen der größte Verehrer der Kraft, stürzt sich auf die Wache, die er wie ein Packet fortträgt, ohne daß sie nur einen Schrei ausstößt. Die Anderen dringen ins Gebäude, überwältigen den Kerkermeister und treten mit dem Rufe: „Es lebe der König!" in die Zelle des Ritters. Alles geht in wenigen Augenblicken vor sich. Um das Gelingen noch zu beschleunigen, tragen sie Des Touches, der an Händen und Füßen gefesselt ist, auf den Schultern davon. Unvorsichtiger Weise hat ihr Genosse die Wache am Leben gelassen, die er für halb erstickt und ohnmächtig hält. Sie schlägt indeß Lärm und es beginnt für die Zwölf eine verzweifelte Verfolgung. Die Stadt ist in Aufruhr, die Kugeln fliegen hin und her, und einer der Chouans fällt ihnen zum Opfer. Sie laden auch ihn auf ihre Schultern, noch eine Anstrengung und sie haben die Straßen hinter sich. Das weite neblige Feld eröffnet sich mit Hügeln und Gebüschen, das Gebiet, in dem sie sich zu Hause wissen.

Des Touches giebt am nächsten Tage, sobald er seiner Fesseln entledigt ist, einen Beweis seiner wilden Grausamkeit und seiner erstaunlichen Körperstärke. Er hat die Seinen zu einer Mühle eingeladen, die dort auf einem Hügel im Winde gelassen ihre Flügel dreht. Das satte Blau mit dem sie angestrichen ist, hebt sich von dem helleren des Himmels ab in der warm zitternden Luft, und die sanft schwingenden Töne eines Geigenpizzicatos dringen aus dem Innern. Es ist ein ländliches Idyll, dessen Frieden Des Touches stört. Er tritt in die Mühle und das Geigenspiel bricht ab. Mit dem riesenhaften apoplektischen Müller zwischen den Fäusten erscheint er wieder auf der Schwelle. Dieser Mann hat ihn den Revolutionären verrathen, wofür ihn nun eine seltsame Rache trifft. Der Ritter hält mit einem Ruck seines Armes einen Mühlenflügel an, an den er den Müller festbindet. Und die ungeheure Maschine setzt gemessen ihren Gang fort. Woher kommt es doch, daß eine auserlesene Grausamkeit, mit solcher Kraft ausgeführt, sehr viel von dem ihr innewohnenden Abstoßenden verliert? Wir mögen immerhin einer Kultur angehören, die alle Bestrebungen immer mehr zu vergeistigen neigt, so werden wir doch nie ganz aufhören, die menschliche Kraft, das Grundelement alles Erreichten und Erreichbaren zu bewundern — vorausgesetzt, daß sie sich mit soviel Leichtigkeit und Eleganz offenbart wie hier. — Angesichts der Qualen, die der Müller ausstehet, fühlt Fräulein von Percy vielleicht zum ersten Mal, daß sie doch nicht völlig Mann ist, und sie erbittet eine Gnadenkugel für den Unglücklichen. Des Touches zündet sodann die Mühle an, die ihm als Fackel dient, während er in der Nacht mit seinem winzigen Nachen über den Canal setzt, um die Befehle des Königs zu holen.

Die Andern aber haben noch die traurige Pflicht, Aimée von Speus vom Tode ihres Verlobten zu unterrichten. Denn er ist es, der in Coutances gefallen ist. Es hatten sich auch die übrigen Elf mehr oder weniger Hoffnung auf das schöne Mädchen gemacht. Sie brauchten nur auf sie zu blicken, sobald ihnen einmal die Frage gekommen wäre, warum sie ihren zum Voraus verlorenen Krieg fortsetzten. Die Verehrung, die sie ihr widmen, hängt mit ihrer eigenen Ehre zusammen. Und auch von des Mädchens Seite ist es eine Liebe nach der alten Mode, die sie mit dem tapfern Unbekannten, den man nur „Herr Jaques" nennt, verbindet. Es ist zwischen der ersten und zweiten Expedition der Zwölf, als sie ihnen ihre Verlobung anzeigt. Sie nimmt ihn zum „Gatten und Herrn," wie sie sich mit der demüthigen Formel der christlichen Frau ausdrückt, die nicht ohne Stolz und heimliche Ueberlegenheit ist — die reizende Fiktion der weiblichen Ueberlegenheit, die verschwinden muß, sobald die Frau es unternimmt, sich dem Manne gleichzustellen. — Sie wünschten ihr Verlöbniß vor einem Kreuze zu besiegeln, aber diese, damals für verdächtig gehalten, sind aus dem Schlosse entfernt. Es giebt keines mehr. „Doch, Madame!" ruft stürmisch einer der Zwölf, der eine Soldatenidee hat. „Kreuze dein Schwert mit dem meinen," sagt er zu seinem Nachbarn. „Und sie kreuzten es. Und das gab ein Kreuz."

Hier liegt der Punkt der Erzählung, in dem Alles gipfelt: Ritterlichkeit, Frauenverehrung und romantisches Christenthum, und Alles in das Feuer einer trotzigen Begeisterung getaucht im Hinblick auf eine Gegenwart, die alle diese Dinge leugnet und verfolgt. In diesem Augenblick kommt vollkommen der Geist der Zeit zum Ausdruck. Und auch d'Aurevilly ist ganz darin.

Aimée's seitheriges Leben ist eine jungfräuliche Wittwenschaft gewesen und die Taubheit hat sie noch einsamer gemacht. — Sie sitzt nun dabei, während ihre Geschichte erzählt wird, von der sie nichts hört, still über ihre Stickerei geneigt und die Seele in eine unsichtbare Welt versenkt, wo sie eine andere Seele sucht. Ihre Geschichte schlingt sich um die der Zwölf, „wie ein Cypressenkranz um einen Lorbeerzweig." Und wenn dieser Strauß sich in einem Buche vereinigt, so verleiht er ihm einen einfachen, doch reinen und starken Duft.

Le Chevalier des Touches verdient jede Aufmerksamkeit. Er ist schlechthin ein Meisterwerk, das nur von Jemand geschrieben werden konnte, der im Besitz einer tiefen und einheitlichen Auffassung von Leben und Geschichte, wenigstens einmal die Möglichkeit fand, sie nach allen Seiten voll zu entwickeln. Eine Welt von Leidenschaft, von Kraft und hohen Empfindungen steht vor uns auf, die sämtlich ihre ursprüngliche Fülle und Ganzheit bewahrt haben. Sie erhalten dadurch etwas räthselhaft Großes und Reines für uns, die wir an Werke der vielgespaltenen Gefühle, der zusammengesetzten Bedürfnisse und der mannichfachen und kleinlichen Thatsachen gewöhnt sind. Es ist wahr, daß wir diese, so wie wir einmal sind, lieben müssen, ohne daß sie uns doch ganz befriedigen könnten. Eine peinlich vervollkommnete Analyse ist ebensowohl Auskunftsmittel wie Bedürfniß einer Epoche, die keinen genügend großen Athem besitzt, um epische Gestalten zu beleben. In dem schönen Roman d'Aurevilly's aber finden wir noch einmal die Seele einer einfacheren Zeit völlig im Sinne dieser Zeit zurückgerufen, und wenn sie nur in einem großen Fluge vorüberzieht, so zieht sie doch ganz vorüber.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Rückfällig.

Von Gustav Beßmer.

Ich stand an einem der hohen Corridorfenster, die auf den Hof des Justizgebäudes münden; ein befreundeter Rechtsanwalt hatte mich unterwegs aufgegriffen und verführt, ihn zu begleiten. Während er sich auf dem Civilgericht nach dem Stand einer Proceßsache erkundigte, folgte ich den Vorgängen, die sich zu ebener Erde abspielten. Ein Wagen war in den Hof gerasselt, ein schweres, kastenartiges Vehikel mit kleinen vergitterten Fenstern. Die rückseitliche Thüre wurde geöffnet; zwei Gendarmen empfingen die Aussteigenden. Den Beginn machte ein Dämchen in eleganter Toilette; das Kleid kokett rassend, hüpfte es über die Stufen des Trittbrettes, nickte den bewaffneten Cavalieren einen lächelnden Willkomm zu und warf einen gleichen Blick zu meiner Wenigkeit empor. Dann folgten eine alte Frau und ein Mann in Arbeitskleidung: zum Schlusse kam ein untersetzter, gutgekleideter Herr mittleren Alters, den Blick zu Boden gerichtet, ein Bild tiefster Theilnahmlosigkeit.

Welches Vergehen mochte den Aermsten hierhergeführt haben?!

Eine Hand legte sich auf meine Schulter, mein Begleiter stand hinter mir.

„Nun? . . . Haben Sie ihn wiedererkannt? . . .“ frug er.

„Wiedererkannt? . . . Wen? . . .“ gab ich zurück.

„Reichert.“

„Unmöglich!“

„Doch . . . Er hat sich allerdings sehr verändert . . . Wenn Sie noch eine halbe Stunde haben, werde ich Ihre Zweifel zerstreuen können.“

Ich acceptirte das freundliche Anerbieten; wir verließen das Gerichtsgebäude und suchten ein nahes Café auf. Das Local war nur schwach besetzt, ein abgesondertes Tischchen somit bald gefunden. Ich hatte Reichert seit zwei Jahren nicht mehr gesehen; früher war ich ein häufiger Gast in seinem Hause gewesen. Er war seines Berufes Weinhändler; für Freunde und Bekannte hatte er ein kleines Kellerstübchen unterhalten, darin er zu gewissen Stunden den Wirth machte; Bezahlung hatte er nie angenommen, hätte dies auch nicht gedurft. Er überließ es den Gästen, sich durch Deckung ihres Bedarfes und Empfehlung seines Geschäfts zu revanchiren und schien seinen Vortheil dabei zu finden. Manch guten Tropfen hatte ich bei dem kleinen quecksilbernen Manne gekostet, manch angenehmer Unterhaltung dort gepflogen.

Der Wein, den uns der Kellner gebracht, wollte mir nicht so recht munden; ich mußte der verstaubten Flaschen Reichert's gedenken. Der Gute! . . . Er hatte uns in einer vertraulichen Stunde die Versicherung gegeben, daß kein Besucher seines Sanctuariums je einen getauften Wein geliefert bekomme. Unter Thränen der Rührung hatten wir uns an seine Brust geworfen; hätten wir Orden zu vergeben gehabt, er wäre rettungslos decorirt worden . . . Und nun war er gefallen! . . Hatte er die alten soliden Bahnen des Wässerns verlassen und der Natur auf weniger harmlose Weise ins Handwerk gepfuscht?! . . . Mein Gegenüber war mit dem Durchblättern seiner Proceßpapiere zu Ende; meine Zweifel sollten gelöst werden.

„Sie wissen doch von dem Unglück, das ihn voriges Jahr —“ begann er, seine Brieftasche einsteckend. Ich wiederholte, daß Reichert mir in den letzten Jahren außer Gesicht gekommen. Ich hatte meine Behausung an die Peripherie der Stadt, ins Grüne verlegt. Zwischen mir und ihm, der am anderen Ende wohnte, lag eine halbe Tagreise. Zudem war ich auch längere Zeit abwesend gewesen.

„Dann muß ich Ihnen vor Allem berichten, daß er sich wieder verehelicht hat,“ fuhr er fort. „Die Frau, eine Witwe, muß ihm falsche Angaben über die Höhe ihres Vermögens gemacht haben; kurz — es kam schon in den Flitterwochen zu Streitigkeiten. Was lag näher, als daß er seinen Aerger im Weine zu vergessen suchte. Die Folge davon waren Zerwürfnisse mit dem Personal; hier konnte er ja noch den Herrn zeigen. Mit Ausnahme des Reisenden und eines alten Buchhalters, entließ nach und nach die ganze Gesellschaft; die Lücken füllten sich mit unzuverlässigen Elementen, die anderwärts kein Unterkommen mehr fanden. Reichert, statt die Schuld sich selbst zuzuschreiben, verfiel in maßlose Ausfälle gegen die „socialdemokratischen Hetzer“, die das alte Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer untergrüben.“

„Schweifen Sie nicht ab?“ glaubte ich unterbrechen zu müssen.

„Nein. Würde er dieser Antipathie Grenzen gesteckt haben, so hätten wir ihn nicht dem bewußten Wagen entsteigen sehen . . . Doch zurück . . . Den Angegriffenen konnte sein Vorgehen nicht lange verborgen bleiben; sie schwiegen jedoch und schienen — einige Briefkastennotizen ihres Parteiblattes abgerechnet — den Handschuh nicht aufnehmen zu wollen. Das Verhältniß zwischen Reichert und Frau hatte sich unterdessen immer unhaltbarer gestaltet; eines Abends — ein Messer lag in der Nähe — brachte er ihr eine Stichwunde bei. Zur Besinnung gekommen, wollte er sich das Leben nehmen, allein die Frau hielt ihn ab. Dem herbeigerufenen Arzte gab sie an, sie sei, das Messer in der Hand, ausgeglitten und habe sich im Fallen verletzt. Es schien, die furchtbare Lection habe sie zu einer Art Umkehr gebracht.

Drei Tage waren verstrichen, da brachte das socialdemokratische Blatt einen Bericht über den Vorfall. Am Schlusse war die Frage aufgeworfen, ob wohl die Justiz sich ähnlich rücksichtsvoll erwiese, wenn der Thäter ein Socialdemokrat wäre. In Wahrheit waren die einschlägigen Behörden bis zur Stunde in Unkenntniß gewesen; sofortige Recherchen führten zur Verhaftung Reichert's; die Frau wurde in ein Krankenhaus gebracht. Alles Beschönigen von ihrer Seite war nutzlos; die Angreifer waren nicht nur sehr genau und zeitig unterrichtet gewesen, sie vermochten sogar Zeugen zu stellen. Reichert erhielt eine zweimonatige Gefängnißstrafe zuerkannt.

Den Tag nach seiner Entlassung aus der Haft habe ich ihn aufgesucht. Mein Kommen sollte nur eine kleine Ehrenerklärung sein, die Vergangenheit berührte ich mit keinem Worte. Sie hätten schon damals ihn nicht wiedererkannt; er war nicht nur gealtert, er war ein Anderer geworden; eine wortlose Verbitterung lag über seinem ganzen Wesen. Wohl legte er sich alten Bekannten gegenüber einen gewissen Zwang auf, allein es kam doch nur etwas Halbes zu Stande. Einige Wochen später traf ich ihn auf der Straße; wir hatten den gleichen Weg vor uns, trotzdem schien er zurückbleiben zu wollen. Da nahm ich ihn denn ins Gebet.

„Was wollen Sie . . . In meiner Lage ist man gezwungen, sich so zu verhalten,“ sagte er, als ich geendet. „Ich halte mich zurück, um nicht zurückgewiesen zu werden. Eine verbüßte Freiheitsstrafe — ich sehe ab von politischen Vergehen — wirft einen Schatten auf das ganze Leben. Die Dauer der Strafe spricht hier wenig mit; die Thatsache genügt . . . Doch, doch! . . . Dem ist so. Zudem — innerlich geben Sie mir Recht; äußerlich widersprechen Sie, weil Sie eine gewisse Theilnahme für mich hegen . . . Ja, ja! . . . Das müssen Sie sich nun schon gefallen lassen.“

Ich versuchte es noch mit einigen jener Phrasen, die wir in Nothfällen Anderer stets so schön bereit haben; ich ließ sogar das „Sichvergessen in der Arbeit“ und die „alles heilende Zeit“ aufmarschiren; er hörte mich höflich zu Ende.

„Für mich giebt es das nicht,“ sagte er in eigenthümlich ruhigem Tone. „Wer auch nur eine Nacht in der Gesellschaft verlebt hat, auf die ich zwei Monate hindurch angewiesen war, wird den Eindruck nie abschütteln können. Man vergißt nicht, wie man ein altes Kleidungsstück ablegt. Und ich habe nicht nur gelebt mit diesen Menschen, ich war ihnen gleichgestellt, täglich . . . stündlich ihrer Gemeinheit preisgegeben! . . . Heute noch . . . auf Schritt und Tritt . . . verfolgt mich der quälende Gedanke, dem Einen oder Anderen zu begegnen, ja, ich wundere mich, daß es nicht schon der Fall war . . . Und dabei soll ein solcher Aufenthat bessern; wenigstens ist dies eine der Absichten des Gesetzgebers . . . Ich verzichte auf eine Kritik . . . vielmehr — ich lasse die Rückfallstatistik sprechen.“

Ohne es zu achten, waren wir dem Bahnübergang zur Neustadt angelangt. Unser Weg führte über die Geleise; die Schranken waren niedergelassen, eine Rangirmaschine führte eine Reihe leerer Kohlenwagen auf den Außenbahnhof. Mit uns wartete eine Abtheilung Soldaten mit einem Lieutenant an der Spitze. Der Zufall wollte, daß ich einen Blick auffing, den Reichert auf den jungen Officier geworfen. Es war nur ein secundenlanges Aufblitzen gewesen, mir hatte es genug gesagt. Ich wußte jetzt, daß unter der Maske scheinbaren Sichabfindens mit seinem Geschick ein furchtbarer Haß verborgen lag, ein Haß, der jeden Augenblick zum Ausbruch kommen konnte.

Die Schranken wurden geöffnet; jenseits des Ueberganges trennten sich unsere Wege. Reichert fühlte, daß ich ihn durchschaut.

„Sie haben meinen Blick bemerkt, Sie verurtheilen mich,“ sagte er beim Abschied; diesmal kam ein leises Zittern in seine Stimme. „Ein Mensch mehr, der mich meidet . . . was thut's! . . . Eines bedenken Sie nicht — was aus mir geworden wäre, hätte ich nicht meinen Besitz hinter mir gehabt. Wer, in dieser Zeit des Ueberangebots, beschäftigt einen ‚Bestraften‘?! . . . Einzelne ‚Menschenfreunde‘, die dem Unglücklichen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit seine Minderwerthigkeit zu verstehen geben, und ihn womöglich entsprechend bezahlen. So kämpft er sich denn ein paar Monate oder ein Jahr lang durch, um schließlich zu unterliegen. . . . Jetzt ist er ein Rückfälliger!“

Ich vermochte es nicht über mich, ihn nur so abzuschütteln; zudem — in gewissem Sinne hatte er Recht, und dann gehörte ich ja selber zu den Gegnern der Gemeinschaft. Doch — Gemeinschaft oder Einzelhaft — die Nachwirkung auf das spätere Fortkommen blieb dieselbe. Ich beschränkte mich also auf den Einwurf, was denn er an Stelle des Seitherigen setzen würde.

„Wenn es schon Haft sein muß, dann eine solche, die weniger entehrend ist,“ gab er zurück. „Der Staat hat es in der Hand, für leichtere und nicht ehrenrührige Vergehen eine solche Zwischenform zu schaffen. Es muß dem bisher unbescholtenen Gesetzesübertreter möglich gemacht sein, in die Gesellschaft zurückzukehren. Es m u ß, sagen mit mir noch Viele. Die Strafe darf die gesetzlich bestimmte Frist nicht überschreiten: das aber t h u t sie, so lange sie den Häftling degradirt oder zum Paria macht! . . .“

Der Jurist in mir wollte zu einer Entgegnung ansetzen, allein ein plötzlich eingetretener Sprühregen machte einen Strich durch die Absicht. Ich sprang in einen Wagen der Straßenbahn, mein Gefährte spannte seinen Schirm auf und bald war er für mich nur noch ein kleiner schwarzer Punkt, der unter dem Lindengrün des Fußsteiges einherpendelte.

Familienereignisse und vermehrte berufliche Thätigkeit ließen mir während der nächsten Monate nicht Zeit, nach ihm zu sehen. Vor etwa zehn Tagen kündigte die Vereinigung der Gewerkschaften einen Vortrag an über das neue bürgerliche Gesetzbuch; ein mir befreundeter College war als Redner gewonnen. Der Gedanke, daß sich in unserer guten Stadt ein Publicum für diese Frage finden sollte, war mir so ungeheuerlich, daß ich mich überzeugen mußte, ob das Dutzend auch ohne mich voll werden würde. Zu meinem Erstaunen fand ich den Saal zehn Minuten vor Acht schon halb gefüllt und in der letzten Reihe unseren gemeinsamen Bekannten. Unter dem Vorgeben einer mangelhaften Akustik lotste ich den Allzubescheidenen bis zur Mitte. Punkt Acht tauchte mein Herr College hinter der Wasserflasche auf und begann seine Kritik des gesetzgeberischen Entwurfes; nachdem einige Dutzend der hauptsächlichsten Paragraphen im ihrem Blute lagen, schenkte er dem Rest das Dasein. Zum Schlusse kam er noch auf die „bedingte Verurtheilung" zu sprechen, die in Belgien seit 1888, in Frankreich — als loi Bérenger — seit 1891 eingeführt ist. Er explicirte, wie diese Form der Bestrafung bessernd wirken müsse, indem sie es vom Verhalten des Verurtheilten innerhalb einer gewissen Reihe von Jahren abhängig mache, ob er die Strafe zu verbüßen habe oder ob sie als verjährt zu betrachten sei. Mein Nebensitzer saß weit vorgebeugt, den Blick unverwandt auf den Redner gerichtet; die Hörer, der Saal, für ihn schienen sie versunken zu sein; erst das Beifallklatschen am Schlusse brachte ihn zum Erwachen.

Auf dem Heimwege war er so erfüllt von dem Gehörten, daß er um's Haar überfahren worden wäre. Ob ich meine, daß die besprochene Reform auch in Deutschland Eingang fände? . . . wann dies geschehen würde? . . . ob es nur auf erstmalige Vergehen Anwendung fände? . . . und dergleichen mehr. Meine Mittheilung, daß sich das Gesetz nach den neuesten Nachrichten nicht zu bewähren scheine und daß in Frankreich eine Einschränkung geplant sei, schien ihn tief zu betrüben.

Beim Verabschieden eröffnete er mir, daß er sein Geschäft vergrößert und eine Spritbrennerei erbaut habe. „Nur Brennsprit!" sagte er, fast entschuldigend. Andern Tages — fuhr er fort — werde die Fabrik dem Betrieb übergeben. Am Abend finde eine kleine Feier statt . . . wenige Treugebliebene. Ob ich nicht theilnehmen würde. . . . Es würde ihm eine Freude sein, und wenn ich etwas früher käme, würde er mich durch das Anwesen führen. Ich sagte zu und kam zur vereinbarten Stunde.

Mehr denn eine Woche ist seitdem verflossen und noch immer ist mir, als seien es nur wenige Stunden. Schon am Thorbogen hatte er mich in Empfang genommen; wir durchschritten die hohen Räume, ich hörte eine Reihe von Fachausdrücken im Ohre schwirren und bestaunte die hohen Holz- und Kupfergefäße, die über- und nebeneinander aufgebaut waren. Schließlich mußte ich die Dampfmaschine und die Kessel bewundern, die heute erstmals ihre gewaltige Arbeit verrichtet hatten, und — Sie mögen vielleicht lächeln über mich — im Geiste zog ich den Hut vor jenem „Volke der Arbeit", das all' dies geschaffen. Auf dem Gesicht meines Begleiters lag ein stilles Lächeln, wohl das erste seit dem Unglückstage. . . . Dann schritten wir über den Hof zum Vordergebäude zurück; die Comptoirräumlichkeiten waren leer, das Personal hatte eine Stunde früher geschlossen. Reichert bat mich, hier einige Minuten zu verziehen, bis er mit Hülfe des Buchhalters die letzten Vorbereitungen erledigt habe. Offenbar hatte er Ueberraschungen vor. Ich schob die Zeitungen, die er mir zusammengetragen, zur Seite, setzte mich auf einen der hohen Drehstühle und schlug ein großes Geschäftsbuch auf. Im Blättern freute ich mich der, uns Laien pedantisch erscheinenden, peinlichen Ordnung dieser endlosen Zahlenreihen. Da öffnete sich die Thüre, erst halb, dann langsam ganz. Ein abgerissenes Individuum schob sich herein.

„Sie wünschen?" frug ich, von meinem Buche aufblickend.

„Hm! . . . Wat man so winscht. . . . Ick mechte den . . . na — den Herrn sprechen."

„Muß es denn gerade der Herr sein?" frug ich.

„Expreß!" sagte der Kerl und warf einen Blick durch den Raum. „Det, von wejen ick hier bin, is uemlich nich uszuschieben."

Ich trat zum Sprechrohr, das über den Corridor führt; ich mochte den Menschen nicht allein lassen.

„Sofort," klang es zurück. Wenige Augenblicke später stand er auf der Thürschwelle. „Was . . . was wollen Sie?" frug er etwas ungeduldig.

„Nee, Jotthilf, det is 'ne Frage!" grinste der Kerl, ihm die Hand entgegenstreckend. Der Sachverhalt war mir klar geworden. Eben wollte ich den Menschen unter irgend einem Vorwand hinausschaffen, da hatte sich Reichert schon auf ihn gestürzt und ihn am Arme gefaßt.

„Elender Lump!" keuchte er: „Sagte ich Dir nicht, daß hier kein Platz für Dich sei! . . . Hinaus!" Ehe der Angegriffene sich zur Wehr setzen gekonnt, hatte er ihn zur Thüre gedrängt und von da zur steinernen Comptoirstaffel, die auf den Hof führt. Vergebens, daß ich mich dazwischen warf, er stieß mich mit übermenschlicher Kraft zur Seite.

„Abrechnen!" stieß er zwischen den Zähnen hervor. Dem Worte folgte ein Fall, dem Falle ein Schrei, auf diesen secundenlange Stille. Dann drangen Vorübergehende in den Hof, ein Wachmann tauchte auf . . . sie umringten den am Boden Liegenden, sie drangen in's Zimmer. . . .

Erlassen Sie mir den Rest! . . . Nur so viel noch: Der Riß im Hinterkopfe des Zuchthäuslers kann geheilt werden; Reichert wird — als „rückfällig — zu einer schärferen Strafe verurtheilt werden, aber nicht er, ein System sitzt auf der Anklagebank!" — — —

Wir hatten das Local verlassen und standen auf dem Fußsteig, auf dem sich der Nebel eines trüben Novembertages regengleich niedergeschlagen hatte. Vereinzelte Nebelfetzen hingen im Geäst der entblätterten Kastanienbäume; am fernen Straßenende erhob sich ein schlanker Kirchthurm hoch über den Häuserstreifen; auch er war in Nebelschleier gehüllt. Nur auf seiner Spitze lag ein röthliches Licht, die Sonne sandte im Augenblicke ihres Unterganges einen ersten und letzten Strahl durch das Gewölk, einen kommenden schöneren Tag verheißend. Vom Justizgebäude her kommend, rasselte der Gefangenenwagen an uns vorüber und bog, einige Häuser entfernt, in eine Nebenstraße ein.

„Weshalb wurde er denn erst heute in's Untersuchungsgefängniß eingeliefert?" frug ich, dem Wagen nachblickend.

„Weshalb," wiederholte mein Begleiter mechanisch. „Es ist überfüllt. . . . Aber . . . ich höre, es soll ein neues gebaut werden."

Aus der Hauptstadt.

Kaiserliche Kunst.

Vom alten Kaiser, der des Königs Rock über alles liebte, erzählte wispernder Hofwitz ein charakteristisches Geschichtchen. Man hatte es dem Monarchen nahegelegt, der Enthüllung des Berliner Goethe-Denkmals durch seine Anwesenheit höheren Glanz zu verleihen, aber der greise Fürst lehnte die Theilnahme mit den Worten ab: „Ich kann doch nicht zu der Feier eines Civilisten gehen!" Ganz offenbar hatte der Monarch bei dieser Erwiderung, wenn sie überhaupt von ihm stammt, sehr munter gelächelt; ihm war es darum zu thun gewesen, lästigen Vorschlägen und Wünschen ein für allemal zu entgehen; und die goethefchwärmenden Bittsteller abzuschrecken, gab es kein wirksameres Mittel. Die Medisanee hat den Spaß vergröbert und ihm eine nicht anmuthige Kehrseite verliehen, aber ob das Anekdötchen nun ganz oder nur theilweis erlogen und gefälscht ist: es kennzeichnet doch ziemlich gut die Stellung Kaiser Wilhelms I. zu deutscher Kunst und Literatur. Weder das Bild des Weißbartes noch Goethe's Größe leidet unter ihm; aber zwei verschieden geartete Könige, zwei verschiedene Epochen spiegeln sich scharf darin.

Musen und Grazien waren nicht heimisch in der Mark, als man auf ihrem derben Sande das neue Reich erbaute. Unter den großen Männern, die es mit dem Hammer in der Faust aufthürmten, gab's nur wenige mit künstlerischen Neigungen. Selbst Otto Bismarck, der doch für nichtkriegerisches und nichtpolitisches Schaffen manch hübsch geschlissenes Wort hatte, machte aus seinem Laienthum kein Hehl. Daß er das Theater mied, ist freilich eher ein Beweis für hohes Kunstverständniß; doch auch wirklichen Offenbarungen des Genius gegenüber ging er nur schwer aus seiner kühlen Reserve heraus, ganz wie sein königlicher Herr. Wohl fanden sich am Hofe Prinzen und Prinzessinnen, die zum Theil inbrünstig um unblutigen Lorbeer rangen, aber ihre Dramen, ihre Compositionen, ihre Bildwerke fanden keine Gnade vor den Augen des kaiserlichen Herrn. Es war genug, daß er sich nicht ernsthaft gegen derlei Liebhabereien aussprach; officiell durften sie nicht betrieben werden. Inmitten einer Bevölkerung, deren obere Schicht allabendlich nach dem Souper ekstatische Kunstbegeisterung trieb und das höhnische Wort vom Athen an der Spree wahrmachen wollte, behielt der Hof sein spartanisches Aussehen. Er nahm nicht Theil an dem wahnwitzigen, frechen Luxus, der mit den fünf Milliarden in die „guten Häuser" der Hauptstadt eingezogen war; er hatte, sollte man fast meinen, ein instinctives Gefühl dafür, daß die Jobberschaft Literatur und Kunst nur benutzte, um ihr üppiges Wohlleben zu verfeinern und zu würzen. Am Hofe regierte der strenge, preußische Geist Friedrich Wilhelms I., und man darf es beinahe bedauern, daß veränderte Zeitläufte damals die Anwendung des historischen Krückstockes unmöglich machten.

Seitdem, scheint es, hat deutsche Kunst nicht ohne Erfolg versucht, Knut Ekwall und die Dinerdramatik zu überwinden; mancherlei Anzeichen dafür sind vorhanden, daß sie langsam einem neuen Frühling entgegengeht. Es ist ein Mühen und Kämpfen allenthalben, meist unfruchtbares, verlorenes Mühen, aber es weckt fröhliche Hoffnungen. Für einen Augustus ist Arbeit übergenug, vielleicht auch reicher Lohn. Und da ohne fürstliche Gunst — auch Perikles war Fürst — noch niemals ein Kunstmai zu voller Schönheit erblüht ist, wenden sich aller Schaffenden Blicke und auch die bangen Wünsche zahlreicher Freunde ihres Schaffens auf den Kaiser, den vornehmsten Mann im Lande. Ein gütiges Wort von ihm, in dem Millionen noch immer ihre oberste und letzte Autorität sehen, erhebt den unbekannten Künstler aus der Tiefe, lenkt die gespannte Aufmerksamkeit des ganzen Volkes auf ihn. Dank der moralischen und materiellen Machtmittel, die in seinen Händen vereint liegen, ist es dem Monarchen ein Leichtes, der zeitgenössischen Kunst den Stempel seines Geistes aufzudrücken. Es sind nicht allein Mittelmäßigkeiten, die sich von ihm führen lassen; auch die Großen hängen mehr oder minder von

ihm ab in einem Lande, dem Kunst und Kunstübung noch immer als halber Zeitverderb, als Luxus gelten.

Wie in vielen andern Dingen, unterscheidet sich der Hof Wilhelms II. auch in seiner Stellung zu den freien Künsten grundlegend von dem großväterlichen. Der junge Monarch, eifrig darauf bedacht, seiner Krone Glanz zu erhöhen, weiß zu gut, daß die Flammen des Genius helleres und dauernderes Licht ausstrahlen, als alle rauschenden, märchenschönen Festlichkeiten, daß äußerer Prunk, Macht und Würde bedeutungslos sind und rasch verlöschen seiner Herrlichkeit gegenüber. Die Renaissancehöfe und das Versailles des Roi Soleil bieten unvergängliche Beispiele. Es kommt hinzu, daß Wilhelms II. beweglicher Geist sich nicht auf militärische und politische Fragen beschränken mag, daß ihn vielmehr darnach verlangt, alle Hauptgebiete menschlichen Schaffens kennen zu lernen und wenn nicht zu beherrschen, so doch zu durchqueren. Er behält sich ein eigenes, ganz individuelles Urtheil über die Erscheinungen in der Kunstwelt vor und läßt es auch nicht von den Fachleuten unterdrücken. Vilma Parlaghy vertheidigte er der Jury gegenüber, Fulda's Talisman empfing den Schillerpreis nicht, obgleich die Poesiegelehrten ihn nachdrücklichst empfahlen, Sybel sogar mußte auf eine ihm zugedachte Ehrung verzichten. Mit gleicher Entschiedenheit verlieh der Kaiser seinen Antipathien wie seinen Sympathien Ausdruck. Wallot und Raschdorf, Hauptmann und Wichert, von weniger oft Genannten zu schweigen, verspürten es auf's Deutlichste. In allen Entscheidungen des Monarchen trat seine Persönlichkeit und die Art seines Kunstgeschmacks sehr klar, sehr bestimmt hervor. Sein reges Interesse, die temperamentvolle Deutlichkeit seiner Vota beeinflussen ganz offensichtlich die neuere deutsche Kunstübung. Jüngere Dramatiker wenden sich mit Vorliebe historischen Stoffen zu, wissen sie doch, daß sich das Königliche Schauspielhaus und auch andere Bühnen, die sich der Ehre kaiserlichen Besuches zu erfreuen hatten, in diesem Falle sehr entgegenkommend verhalten. Charley's Tante brachte es zu phantastischen Erfolgen, nachdem sie im Neuen Palais aufgeführt worden war. Vilma Parlaghy erfreut sich einer wachsenden Schaar zielbewußter Schülerinnen, und der Begasstil hat's den jungen Bildhauern angethan. Gefiele dem Kaiser der Weg, den die neue Kunst zu gehen sich anschickt, und förderte sein Lob die Pfadfinder, so würde er segensreicher als je ein Monarch vor ihm wirken können. Aber sein Geschmack widerstreitet nicht nur dem vorgeschrittenen, realistischen modernen, sondern oft auch dem der Mehrheit der „Sachverständigen und Fachleute", der eigentlichen Kunstkenner. Die Künstler, die seine Gnade auszeichnete, haben sich fast ausnahmslos vom Zuge der Zeit emancipirt, und es ist ein deutlicher Beweis für die wegebnende Kraft kaiserlicher Huld, daß sie trotzdem, trotz ihrer ablehnenden, manchmal verständnißlosen Haltung modernen Gedanken gegenüber, von Erfolg zu Erfolg schreiten.

Indessen beschränkt sich Wilhelm II. nicht darauf, bloßer Beurtheiler zu sein, es drängt ihn zu eigenem künstlerischen Schaffen. Wie er als Militär, als Politiker Anschauungen entwickelt, die sein geistiges Eigenthum sind, so bethätigt er sich gern selbstständig auch auf andern Feldern des öffentlichen Lebens. Er führte den Vorsitz im Staatsrathe, einer ungefähr parlamentarischen Körperschaft, leitete Verhandlungen über Arbeiterschutz und Schulreform und versuchte sich mit demselben Muthe der Persönlichkeit in künstlerischem Bilden. Er schwingt nicht nur den Tactstock, er componirt selbst, er dichtet und malt. Er zeigt, daß sein Interesse an der Kunst nicht nur platonisch ist, daß es tiefer geht und ihn zu eigenem Schaffen zwingt. Er weiß genau, daß er kein Meister ist, der stolz die Kritik herausfordern darf; er giebt sich in all und jedem als kunstfreundlichen Dilettanten. Die Tage, erklärt er damit, sind vorbei, wo man auf Maler und Musiker und Literaten mit halber, mitleidiger Verachtung herabblickte und sie den „oberen Chargen" unterordnen durfte; wo der Fürst selber so lebhafte Freude am Spiel der Musen verräth, selbst ihnen dient, da weichen sie Niemandem mehr, lassen Niemanden höher achten als sich.

Unter diesem Gesichtswinkel muß man des Kaisers Production betrachten, wenn man ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Lorenzo der Mediceer schrieb gewiß recht passable Sonette, und Caugrande, den Conrad Ferdinand Meyer mit drei Strichen so anschaulich zu schildern weiß, mühte sich zweifellos an Terzinen à la Dante. Der alte Fritz ersann Stachelreime auf Voltaire. Gewiß ist es eigenthümlich, daß all diese gekrönten Freunde der schönen Künste den Muth, sich selbst an ihnen zu versuchen, aus dem stetigen vertrauten Umgang mit Kunstgrößen zogen, während Wilhelm II. den Sang an Aegir schrieb und componirte, ohne einen Nebenbuhler im Auge zu haben, ohne dazu durch die Schöpfungen einer großen Dichterpersönlichkeit angeregt worden zu sein. Denn Phili Eulenburg ist ein allzu armer Nichtkönner, als daß sein poetisches Gestammel irgend Jemanden zu begeistern, irgendwo Nachahmer zu erwecken vermöchte. Dem Monarchen wohnt vielmehr die Freude am fröhlichen Vers und Notenspiel inne, es fließt ein Tropfen von dem Künstlerblut des vierten Friedrich Wilhelm in seinen Adern, und dazu ist er sich wohl bewußt, wie anmuthig die Chariten unter steifen Excellenzen und behenden Kammerherren aussehen. Es ist unrecht, fachmännische Kritik an diesen Leistungen des Fürsten zu üben. Daß sie nicht verborgen bleiben und nicht ausschließlich den engsten Familienkreis erfreuen, wie es sonst den Schöpfungen gebildeter Dilettanten ergeht, ergiebt sich aus der bevorzugten Stellung des Verfassers; aber die Thatsache, daß der Sang an Aegir öffentlich wiederholt aufgeführt worden ist, daß die von kaiserlicher Hand entworfenen Skizzen in illustrirte Blätter übergehen, besagt durchaus nicht, daß die Oeffentlichkeit sich nun mit ihnen so eindringlich wie mit wirklichen Künstlerthaten beschäftigen muß. Ihr einsichtsvoller Urheber kennt die natürlichen Schwächen dieser Arbeiten so genau, wie der recensirende Scharfschreiber, aber er wird jede Kritik, sei sie nun lobend oder absprechend, schon mit dem einfachen Hinweise darauf ablehnen, daß er sich bei seinen Versuchen der Hilfe von Fachmännern zu bedienen pflege, die ein gut Theil von Preis und Tadel auf ihre Kappe zu nehmen hätten. Aus des Kaisers fröhlichem Schaffen, das eine Aeußerung seiner Natur ist und schon deßhalb nicht übel gedeutet werden sollte, hat die Nation nur eins zu entnehmen und dies eine ist wichtig genug: Ehre allem künstlerischen Werk, Ehre den Gewaltigen, denen ein Gott gab, in göttlich schöner Form das zu sagen, was auch des mächtigen Fürsten Herz bewegt, was er aber, anders begabt und zu andern Dingen bestimmt, nicht wie sie verlautbaren kann.

Diese Auffassung gilt freilich nur für die Arbeiten, auf die Wilhelm II., Autorenrechte beanspruchend, seinen Namen setzt. Sie hält selbstverständlich nicht Stich Schöpfungen gegenüber, zu denen er vielleicht die erste Anregung gab, die aber sonst ganz und gar geistiges Eigenthum eines Künstlers sind. Derartige Erzeugnisse unterliegen der Kritik der Oeffentlichkeit und unterliegen ihr in um so höherem Grade, je eifriger für sie die Reclametrommel gerührt wird, je näher also gegebenen Falls die Gefahr liegt, daß ein völlig unzulängliches Machwerk in breite Volkskreise eindringt und dem guten Geschmacke heillos schadet. Wenn die Firma, die die Allegorie des Herrn Professors Knackfuß vertreibt, im Buchhändler-Börsenblatt und in anderen Circularen wörtlich sagt: „Kein Besitzender sollte es versäumen, dies Bild so oft als möglich zu verschenken, sei es an Freunde und Bekannte, sei es an Angestellte oder Untergebene", wenn die Firma solchermaßen einer Massenverbreitung ihres Verlagsartikels das Wort spricht, so erwächst der redlichen Kritik die Pflicht, bei Zeiten das lebhaft empfohlene Werk genau darauf zu prüfen, ob es auch die erforderliche Qualifikation besitzt. Zwar soll das Bild nur „in eindringlicher, anschaulicher Weise die Mahnung zur Abwehr gegen die Feinde der Gesittung in alle Bevölkerungsschichten tragen", aber ganz abgesehen davon, daß es nun und nimmermehr Aufgabe der Kunst sein kann, noch so brave Tendenzen zu predigen, muß hier bedacht werden, daß es bedeutend wirksamere Mittel zu diesem Zwecke giebt. Die Allegorie, die Herr Knackfuß der Oeffentlichkeit schenkte, ist zudem so unklar und verworren, daß sie selbst hochgebildeten und scharfsinnigen Leuten Räthsel aufgiebt, dem kleinen Mann indeß absolut unverständlich bleiben muß. Nun hat zwar nach Art der naiven Flugblattzeichner des Mittelalters, doch noch unkünstlerischer als sie, der Maler seine Figuren erklärt und einem Pariser Boulevardblatte die richtige Deutung gegeben, aber der beschriebene Zettel, der den allegorischen Männlein und Weiblein aus dem Munde hängt, macht die Sache noch schlimmer. Mit den asiatischen Horden, die sich unter der Führung eines Drachen und Buddhas zur Ueberschreitung des Stromes anschicken, ist nicht die gelbe Rasse gemeint, von der man sich ja auch in der That fürs erste wenigstens solcher Schändlichkeit durchaus nicht versehen kann; der Drache und der Buddha verkörpern vielmehr nach Herrn Professor Knackfuß im weitesten Sinne die Mächte der Zerstörung und der Verneinung. Das ist sicherlich sehr originell, aber auch sehr wenig einleuchtend. Buddha, der Weise und Gute, der reine, tugendhafte Menschenfreund kann nun und nimmer Verneinung und Zerstörung darstellen; der Mann, dessen hehre Lehren durch Vermittelung der Essäer Jesus von Nazareth kennen lernte und im Christenthum zu neuem Leben erweckte, hat nichts mit Roheit und Unkultur, Mordbrand und Blutvergießen zu thun. Es ist da ein höchst unglückliches Bild gewählt worden, um so unglücklicher, als es in doppelt übertragenem Sinne gebraucht wurde. Der Komposition haften auch sonst, von ihren malerischen Schwächen, ihrem Mangel an scharfer Charakteristik ganz zu schweigen, auffällig viel gedankliche Fehler an; die innige Verbrüderung Deutschlands mit Rußlands beispielsweise entspricht keineswegs den thatsächlichen Verhältnissen. Professor Knackfuß hat mit dieser blutlosen und hohlen Allegorie seinen Ruhm nicht um einer Gänsefeder Schwere vermehrt.

Erfreulicher als dies völlig mißlungene Bilderblatt, mit dem der Name des Kaisers zu Unrecht in enge Verbindung gebracht wird, ist Wilhelms II. wirkliche Bethätigung im Reiche der Kunst. Man mag seinen Gunstbezeugungen für dies oder jenes nebensächliche Talent nicht immer zustimmen, mag sogar in entschiedener Opposition wider Strömungen stehen, die er gern sieht und gern fördern möchte — anerkennen muß man doch, daß seine freundliche Theilnahme auf unser deutsches Kunstleben mindestens indirekt befruchtend wirkt. Und die Hoffnung bleibt offen, daß gerade fortgesetzte interessierte Beschäftigung mit diesen Gegenständen das Urtheil des Monarchen läutert und schärft, daß der junge, rege Fürst aus eigenem Wollen und Sinnen die Entwicklung, die Kunstschulung durchmacht, die ihm eine naturgemäß vorwiegend militärisch-politische Erziehung nicht zu geben vermochte. Von Wilhelm II. erwartet die deutsche Kunst hohen Lohn; wenn er will, kann er einer der wenigen deutschen Fürsten sein, auf die Schillers melancholische Verse nicht zutreffen.

Prinz Vogelfrei.

Die neuesten Geigenkünstler.

Willy Burmester und Alexander Petschnikoff.

Die geneigten Leser meiner Artikel werden sich erinnern, daß ich öfters auf seltsame, fast räthselhafte Erscheinungen im modernen Musikleben hingewiesen und versucht habe, sie als Rückwirkung allgemeiner politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse auf die Kunstleistungen zu erklären. Eine derartige seltsame Erscheinung, deren Erklärung jedoch dieses Mal nur aus speciellen, nicht aus allgemeinen Ursachen herzuleiten ist, trat in den neuesten zwei Geiger-„Phänomenen" hervor, in Willy Burmester und Alexander Petschnikoff.

Ich habe Beide erst in ihrem zweiten Concerte gehört, nachdem über das erste großer Lärm geschlagen worden war, und als ich berechnen wollte, wie viel wohl die jetzt zur Virtuosität ausgebildete Reclame dem ursprünglichen Werthe der Leistungen beigefügt hatte. Und ich fand, daß sie über Burmester zu viel, über Petschnikoff fast zu wenig gesagt hatte! Eine kurze Darstellung der Entwicklung des modernen Geigenspiels soll meine Meinung begründen.

Bis zum Erscheinen Paganini's wurde von einem Geigenkünstler vor Allem, ja fast ausschließlich vollkommene Schönheit des Tones und Großheit des Vortrages erwartet; die Beherrschung der Technik wurde wie bei jeder Kunstleistung als selbstverständlich vorausgesetzt; doch stand die Technik nicht annähernd auf der Höhe, welche sie im Clavierspiele durch J. S. und Ph. E. Bach, dann durch Mozart, Beethoven, Hummel, Moscheles und Kalkbrenner erreicht hatte; und das ist um so merkwürdiger, als der Clavierbau damals im Verhältniß zur Jetztzeit noch in den Anfängen stand, während der Geigenbau schon im verflossenen Jahrhundert sich zur nicht mehr erreichten Vollendung entwickelt hatte. Die Compositionen der großen Geiger des 18. Jahrhunderts, Corelli, Vivaldi (dessen zwanzig Concerte der große Cantor J. S. Bach für Clavier setzte, bevor er sein „Italienisches Concert" schuf) Tartini u. A. verlangen vor Allem großen Ton und schönen gesangvollen Vortrag; selbst Viotti, der 1753 geboren, erst 1824 starb, bis zu seinem Tode als schaffender und ausübender großer Künstler gewirkt hat und als der Gründer des neuen Violinspieles galt, war doch eigentlich nur der Vervollkommener der alten italienischen Schule; das beweisen am besten seine noch heute öfters gespielten Concerte in H und A moll; deren Passagenwerk weniger glänzende Technik als vollen Ton verlangt. Das Pariser Conservatorium, eine Schöpfung der Blutmänner von 1793, von denen einige für Musik schwärmten (!) schuf unter Kreutzer, Rode und Baillot die französische Schule, die leider heute verflacht ist, deren Traditionen jedoch nicht ganz erloschen sind. Die genannten Künstler wandelten weit entfernt von der heutigen Richtung; sie waren Classiker im besten Sinne des Wortes. Baillot zählte über sechzig Jahre, als Felix Mendelssohn nach Paris kam, und der junge Meister schrieb an die Eltern, er habe sein Octett nie so schön wiedergeben gehört, als von Baillot und Genossen. Die Ueberlieferungen dieser großen Künstler haben sich nur spärlich erhalten, als die letzten öffentlichen Kundgebungen kann man die Leistung der Herren Morin, Mas Sabatier und Chevillard bezeichnen, die in den 50 und 60er Jahren Beethoven's sechs letzte Quartette den Parisern in vollendeter Weise vorführten und auch in Deutschland verdiente Anerkennung gefunden haben.

Die neueste französische Schule besitzt die Vorzüge feinster Eleganz, sicherster und glänzender, wenn auch nicht großartiger Technik, und liebenswürdigen Vortrags. Beriot, Lafont, Vieuxtemps waren als Componisten-Virtuosen die Begründer der Schule, als deren glänzendster Vertreter jetzt Pablo de Sarasate dasteht, unübertroffen in Wohlklang, Eleganz und Unfehlbarkeit, aber für Werke, die Vertiefung des Gefühls verlangen, weniger befähigt; er spielt Beethoven's Concert im feinsten Salonton, in seidenen Strümpfen und Lackschuhen.

Vielfach herrscht noch heute die Meinung, Paganini habe eine förmliche Umwälzung im Violinspiele bewirkt, gleichwie Liszt in der Behandlung des Clavieres. Das ist ein Irrthum. Paganini war eine ganz großartige Erscheinung, eine mächtige Individualität, die in ihren Vorzügen und Fehlern einzig dastand. Nicht aus den verhimmelnden Berichten, langen Aufsätzen und Gedichten, die bei seinem Erscheinen in Deutschland wie ein Platzregen aller Orten herabflogen, sondern aus den kühlen tadelnden Bemerkungen Spohr's, des Begründers der deutschen Geigerschule, des Mannes, der in seinem ganzen Wesen einen vollständigen Gegensatz Paganini's darstellte, kann man erkennen, daß dieser auf die Masse eine geradezu unterjochende dämonische Wirkung ausüben mußte. Spohr schreibt von „bewundernswerther linker Hand und Intonation", und bezüglich der Compositionen von „Gemisch des höchst Genialen und kindisch Geschmacklosen"; das sind ja gerade die Eigenschaften, welche das große Publicum bezaubern und selbst den unbefangenen Kenner in hohem Grade interessiren. Paganini war also unbedingt ein Geiger, wie vor ihm keiner dagewesen; aber Schule gründen konnte er niemals, denn seine Kunst beruhte auf dämonischer Stillosigkeit; er spielte auch fast immer nur seine eigenen Compositionen, die mit Ausnahme der Etüden musikalisch werthlos sind, und wenn er einmal fremde vorführen sollte, befand er sich durchaus nicht im befreundeten Elemente; Quartettspielen vermied er sorgfältig. Der einzige Schüler, den er ausgebildet hatte, Sivori, war ein versüßelnder Effecthascher, ohne jede Leidenschaftlichkeit und ohne gründliche musikalische Bildung. Paganini kann also in Betreff der Wirkung auf die musikalische Entwicklung mit Liszt durchaus nicht verglichen werden, denn dieser war bei allem Bedenklichen ein ganz durchgebildeter Musiker, der alle bedeutenden Werke seiner Kunst genau kannte, dessen a vista-Spiel der schwersten Partituren und Concertstücke noch heute allen denen, die es gehört haben, als Phänomen im Gedächtniß bleibt, der durch seine Wiedergabe und Übertragungen classischer Werke, sowie durch seine Behandlung des Instrumentes in das ganze Studium der Clavierspieler einen Umschwung gebracht hat; alle wahrhaft bedeutenden Pianisten sind unmittelbar oder mittelbar aus seiner Schule hervorgegangen; die anderer Richtung folgten, sind der Vergessenheit anheimgefallen.

Während nun die meisten Pianisten auf der von Liszt eröffneten Bahn wandelten, fiel es keinem nach Paganini hervortretenden bedeutenden Geiger ein, diesem nachzustreben. Wie die französische Schule sich entwickelte, habe ich bereits oben angedeutet, auch die Wiener Schule, deren beste Lehrer Mayseder, Böhm, Dont und Hellmesberger Vater gewesen sind, gingen einen ganz anderen Weg; ihre berühmtesten Vertreter, Heinrich Wilh. Ernst, Joseph Joachim, Edmund Singer, Leop. Auer haben gezeigt, wie man großer Künstler auf der Geige wird, ohne Paganini im mindesten nachzuahmen. Joachim, der größte aller Geiger überhaupt, der erste lebende ausübende Musiker, hat freilich im Stile mehr von Mendelssohn und Schumann gelernt, als von der Wiener Schule, war auch zuletzt sein eigener bester Lehrer; aber seine Handhabung des Instruments und Vortragsart bezeichnet jedenfalls mehr den Höhepunkt der Wiener, als einer anderen Schule. In Norddeutschland gehörten alle bedeutenden Geiger zur Spohr'schen Richtung; ihr pädagogischer Hauptvertreter war Ferd. David am Leipziger Conservatorium, das bis vor wenigen Jahren noch als das tonangebende Institut gegolten hat.

Der berühmteste Geigen-Schüler dieses Conservatoriums, August Wilhelmy, der leider seinen Weltruf nicht fest gewahrt hat, war auch der erste, der in den 70er Jahren mit Paganinischen Concertstücken große Erfolge gewann. Nach ihm kamen zwar noch ähnliche Versuche zum Vorschein, blieben aber unbeachtet. Erst in neuester Zeit (1894) trat Herr Willy Burmester mit einem Paganini-Abend hervor und ward sofort in überschwenglichster Weise gepriesen und von den Agenten nach allen Weltgegenden ausposaunt. Ich habe die von der Concertdirection Wolff herausgegebene Sammlung sämmtlicher Berliner Kritiken durchgelesen und fand in der begeistertsten, von einem Gegner Joachim's und d'Alberts geschriebenen die Worte: „Solch eine verblüffende Wirkung hat nur Rosenthal bei seinem ersten Auftreten erzielt." Dieser Satz giebt die richtigste Bezeichnung der Leistung. Herr Burmester ist der Rosenthal auf der Geige; bei diesem Vergleich bleibt freilich der Pianist im Vortheile, weil sein Instrument eine viel reichere Literatur besitzt, und weil es dem rein Technischen ein unendlich weiteres Feld bietet. Aber eine merkwürdige in seiner Art einzig Erscheinung bleibt der Geiger wie der Pianist. Es wäre eine ganz irrige Annahme, daß solche Technik wie die der Beiden von jedem Andern durch großen Fleiß durch unaufhörliches Ueben erreicht werden könnte; sie ist ebenso individuell, in der Anlage und Geistesrichtung bedingt, wie der herrliche Wohlklang, die Eleganz und Unfehlbarkeit bei Sarasate, die hohe Auffassung, der unvergleichlich edle Vortrag Joachim's. Was Herr Burmester in fast spielender Besiegung der größten Schwierigkeiten leistet, ist unnachahmlich. Aber in der Wiedergabe von Werken, deren Hauptwirkung nicht in der Besiegung immenser Schwierigkeiten liegt, steht er eben so wenig auf dem Gipfel wahrer Kunst, wie Herr Rosenthal. Beide sind unbedingt ganz ungewöhnliche Virtuosen, die über alle Hilfsmittel der Kunstleistung gebieten, aber in der Verwendung nicht künstlerisch zu Werke gehen. So wie die größten Verehrer Rosenthal's eingestehen müssen, daß er in klassischen Werken ganz willkürlich „subjectiv", nach dem irrthümlichen Zeitungs-Sprachgebrauche verfährt, so wird sich auch mit der Zeit herausstellen, daß Herrn Burmester's Wiedergabe der Compositionen, bei denen richtige Auffassung und natürliche Empfindung die erste unbedingte Grundlage bilden, oft ganz Verkehrtes zu Tage bringt; das bewies mir der hyperfentimentale Vortrag der Bach'schen (schon gar zu oft gespielten) Arie aus der D-dur Orchester-Suite, und das Stücklein aus Rob. Schumann's Kinderscenen „von fremden Ländern", das er mit einem Aufwande von Empfindsamkeit spielt, als wäre es eine feurige Liebeserklärung. Ich glaube auch behaupten zu können, daß Herr Burmester im Quartettspielen keine hervorragende Leistung bieten würde. Alles das hindert jedoch nicht, daß er eine ganz merkwürdige Erscheinung und auch insofern ein Repräsentant der Zeitströmung ist, als er eben das „Verblüffende" (um mich des Ausdrucks und der oben angeführten begeisterten Kritik zu bedienen) obenan stellt und damit die größten Wirkungen erzeugt.

Der Lärm über Burmester war kaum einigermaßen verhallt, da erschien der 22jähriger Russe Alexander Petschnikoff und erregte ganz dasselbe Aufsehen, was um so viel höher anzuschlagen ist, als unmittelbar nach Burmester jeder Geiger eine sehr schwere Aufgabe zu lösen hatte. Die Reclamen ermangelten nicht, für den jungen Künstler einige Legenden zu erfinden, die hinterdrein als Unsinn erklärt wurden; es bedurfte auch keines besonderen Lärms. Leistungen, wie die von Petschnikoff, dringen überall durch, vielleicht nicht so schnell, als wie mit Hilfe der Reclamen, aber mit um desto größerer Nachhaltigkeit. Sein durchaus edler Ton, seine von jeder Vordringlichkeit fern gehaltene und dennoch unfehlbare Technik, endlich seine, bei einem so jungen Manne ganz bewunderungswürdige Wiedergabe der Bachschen Ciaconna und anderer Werke des großen Cantors sichern ihm schon jetzt einen unbestreitbaren

Ehrenplatz unter den Ersten; und wenn er auf dem Wege fortschreitet, den er jetzt wandelt, unbeirrt durch andere schimmernde Erfolge, wenn er der Kunst treu bleibt wie bisher, dann darf er kühn in die höchsten Regionen dringen, dann wird er dort festen Fuß fassen und die Künstler werden seinen Ruhm verkünden! Und nun will ich noch eine merkwürdige Thatsache hervorheben.

Der „verblüffende" Techniker Willy Burmester, 1869 in Hamburg geboren, ist vier Jahre lang Schüler Joachim's gewesen und hat von diesem Meister sich gar wenig angeeignet. Petschnikoff, geb. 1873 in einer kleinen russischen Stadt, Schüler von Arno Hilf und Hirnali Schwiegersohn von Laub hat vordem Joachim niemals gehört, und spielt die Ciaconna, als hätte sie ihn der große Meister gelehrt. So hat auch bei der Rubinstein Preis-Bewerbung im August d. J. ein junger Russe, Igumnoff, Schumanns „Kreisleriana" unter 24 Pianisten am besten, geradezu **deutsch** hochkünstlerisch ausgeführt. Wahrlich, die jetzige Musikwelt steckt voller Probleme! Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Goethe von Karl Heinemann. 2 Bände. (Leipzig, E. A. Seemann). Der Verfasser läßt seinem schönen Buche über Goethe's Mutter nunmehr ein großes Werk über den berühmten Sohn nachfolgen. Es ist eine gelehrte Arbeit, denn sie schöpft viel aus den Quellen, aber ein glückliches Formtalent weiß es so einzurichten, daß man der Arbeit die viele Mühe, die sie gekostet hat, gar nicht anmerkt. Heinemann verfügt über eine erfreuliche Erzählerkunst, die uns ohne feuilletonistische Künsteleien in den Kern der Sache führt, die Darstellung fesselnd macht und den Leser nicht wieder losläßt. Besonders schön sind seine fortwährenden Bezüge auf das Milieu, worin Goethe lebte und wurde, und auf die Zeit, die er so gewaltig beeinflußt hat, ohne doch die eigentlich von ihm ersehnte Wirkung noch zu erleben. Lobenswerth ist ferner, daß der Verfasser nirgends in seiner Darstellung dem weiblichen Leserpublicum Concessionen macht und seinen Stoff in usum Delphini castrirt. Selbst die heiklen Punkte in Goethe's Leben, vor denen die Philistermoral gewisser Biographen behutsam vorbeigeht oder wohl gar entrüstet ihr Haupt verhüllt, sie werden von Karl Heinemann ohne Beschönigung ehrlich und furchtlos besprochen. So Goethe's Verhältniß zu Christiane Vulpius, das der medisanten Göchhausen oder der verschmähten Frau von Stein zum Trotz im Hinblick auf die laxere Sittenanschauung jener Zeit erklärt wird, wo sogar der Herr Pastor Herder mit Dalberg und dessen Maitresse nach Italien reiste. Nur Goethe's Jugendliebe von Sesenheim hätte nach der neuen Forschung eine etwas schärfere Beleuchtung erfahren sollen. Jedenfalls würde man Heinemann's Arbeit unrecht thun, wenn man sie bloß als Text zu dem reichen Bilderschmucke gelten ließe, den ihr der rühmlichst bekannte Verleger der Zeitschrift für bildende Kunst hat angedeihen lassen. Die Illustrationen leisten denn auch an Fülle, sorgfältiger Auswahl und Schönheit der Ausführung das Erstaunlichste. Das sind nicht mehr die herkömmlichen Goethebilder, die uns aus allen Ausgaben bekannt sind, denn man merkt überall eine kunstverständige Hand, die zu suchen und auszuwählen versteht. Wie viel Neues enthält nicht das Werk zur Goethe-Ikonographie! Da tauchen neue Bildnisse Goethe's und seines Kreises aus bisher sorgsam gehütetem Privatbesitz auf, Handzeichnungen, wie die Skizze seiner schlafenden Frau auf dem Sopha, und besonders reich ist die Frankfurter und Leipziger Cultur und Landschaft jener Tage in verschollenen Kupferstichen und Holzschnitten veranschaulicht. Wir können uns kein schöneres und gehaltvolleres Geschenkwerk für die kommende Festzeit denken, als Heinemann's „Goethe" und möchten ihn auch im Interesse unseres Volkes in recht vielen Händen wissen.

Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Theobald Ziegler. (Stuttgart, G. J. Göschen.) Das liebenswürdige Buch des Straßburger Philosophen erscheint schon in fünfter Auflage und beweist damit, daß es ein großes und dankbares Publicum gefunden hat. Es ist eine tiefbohrende Studie, welche die Licht- und Schattenseiten unseres heutigen Studentenlebens aufzeigt und die Mittel zur Heilung offenkundiger Schäden vorschreibt. Natürlich tritt Professor Ziegler begeistert für die academische Lehr- und Lernfreiheit ein, aber er weiß nur zu gut, wie viel kostbare Zeit der dem Vaterhaus und dem Gymnasium entsprungene Jüngling entweder in unsystematischer Arbeit verzettelt oder in der Kneipe verliert. Auch die Schattenseiten des Verbindungswesens werden ernsthaft besprochen, aber da ist eine Reform weniger von oben herab, als nur von innen heraus möglich. Im Allgemeinen urtheilt der Verfasser in seinem unerschütterlichen Vertrauen zur Tüchtigkeit der deutschen Jugend als unentwegter Optimist, doch dürfen wir nicht verschweigen, daß er eigentlich mehr das Studentenleben der kleineren Universitäten im Auge hat. Wie viel Elend birgt nicht das großstädtische Studentenleben, zumal in Berlin, und wie sehr thäte gerade hier eine Reform noth!

Literarische Essays. Von Wilhelm Emanuel Backhaus. (Braunschweig, Albert Limbach.) Der bekannte Bremer Philosoph und Socialpolitiker giebt hier eine Sammlung ästhetischer Aufsätze, die alle den originellen Denker und feinfühligen Kunstkenner bekunden. In dem Essay „Schiller und das monistische Kunstprincip" schließt er mit einem Ausblick auf das dramatische Kunstwerk der Zukunft. „Das literarische Schaffen und das Entwickelungsgesetz in der Literatur" richtet sich gegen die vielverkannte Bezeichnung Originalität. Manch kräftig Wörtlein findet Backhaus im „Erdenwallen des Genius" gegen Banausenthum und feile Kritik, nicht minder in „Menschenverehrung, Menschenvergötterung und elassische Curiosa", welcher Aufsatz sich gegen den einseitigen Goetheeultus richtet und alle literarische Abgötterei und Unwahrheit bekämpft. Wir empfehlen das gehaltvolle Buch.

Anton Springer's „Grundzüge der Kunstgeschichte", die als Textbuch zu Seemann's „Kunsthistorischen Bilderbogen" sich einer wohlverdienten Werthschätzung erfreuen, erscheinen in einer reich illustrirten Ausgabe als „Handbuch der Kunstgeschichte" bei E. A. Seemann in Leipzig Der eben herausgekommene I. Theil, das Alterthum, ist von Professor Adolf Michaelis bearbeitet und mit allen wichtigeren Ergebnissen der Forschung bereichert worden. Eine große Anzahl vortrefflicher autotypischer Abbildungen ist an die Stelle der in den „Bilderbogen" verwendeten Holzschnitte getreten, so daß auch in illustrativer Hinsicht das Werk allen Anforderungen entspricht. 36 Textbilder und vier Farbendrucke schmücken den stattlichen und doch so überaus billigen Band, dem eine große Verbreitung in allen gebildeten und kunstsinnigen Kreisen sicher ist.

Stark wie der Tod. Von Guy de Maupassant. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Diese gute Verdeutschung des bekannten Romans liest sich wie ein Original, so daß man die Feinheiten des Werkes vollkommen in sich aufnehmen kann. Die Handlung bedeutet nicht viel, aber die Schilderung, wie der Maler sich mit den Jahrzehnten so sehr in seine Geliebte hinein lebt, daß er auch dann nicht von ihr loskommen kann, als er zu ihrer Tochter eine leidenschaftliche Neigung zu fassen beginnt, das ist alles mit einem Aufwand von psychologischem Detail und einer Schärfe der Beobachtung dargestellt, und dabei mit einer Meisterschaft der Sprache behandelt, daß die Lectüre auch dem flüchtigen Leser unvergeßlich bleiben wird.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummer bestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.
Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Alfr. Stößel: **„Freunde".**
Roman in 1 Bd. M. 4.50, geb. M. 5.50.
Alfr. Stößel: **„Brandung".**
Novelle. 2 M.
2 aufs glänzendste besprochene und hoch modern ausgestattete Erscheinungen, die sich vorzüglich zu **Weihnachtsgeschenken** eignen.
Rob. Friese, Sep.-Eto., Leipzig.

Soeben erschien im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin:
Ueber allen Gipfeln
Roman
von
Paul Heyse.
Geheftet 5 M.
Gebunden 6 M.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Soeben erschien:

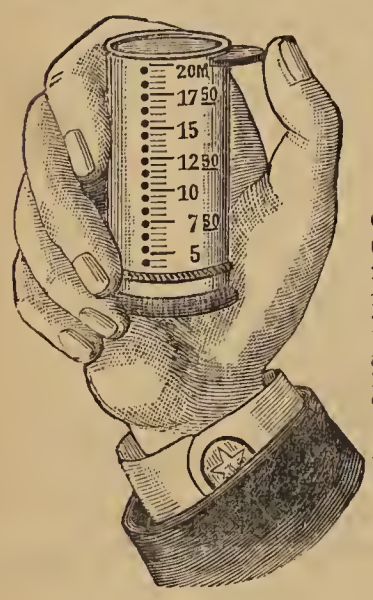
Neue Geheimnisse von Paris.

Von

Ghirni Bey.

Zwei starke Bände. 48 Bogen. Hochelegante Ausstattung 8 Mk.

Autor schildert nach den Papieren eines ehemaligen hohen Beamten des Napoleonischen Kaiserreichs die wirklichen Begebenheiten im Schooße der französischen Aristokratie am **Vorabend des Krieges von 1870.** Durch hochdramatische Handlung, packende Situationen, fein studierte Stimmungsskizzen und Sittenbilder in psychologischer Vertiefung wird das Interesse des Lesers fortwährend in Spannung erhalten.



Sicherer Weg zum Reichthum!

Magische Taschen-Sparbank.

Patentamtlich geschützt.

Sie schließt sich selbst, zeigt den darin befindlichen Betrag an und kann **erst dann** geöffnet werden, wenn dieselbe mit der **entsprechenden** Geldsorte vollständig gefüllt ist, und zwar Nr. 1 nach Ansammlung von 20 Mark in 50-Pfennigstücken, Nr. 2 nach Ansammlung von 3 Mark in 10-Pfennigstücken, früher kann die Einrichtung unmöglich geöffnet werden und **nöthigt** daher zum **Weitersparen**, bis sich Mk. 20 resp. Mk. 3 in der Sparbüchse gesammelt haben. Nach Leerung wieder verschließbar. Preis **75 Pfg.** pro Stück. Von 2 Stück an **frankirte** Zusendung überall hin bei Voreinsendung des Betrages in Briefmarken oder baar. (Nachnahme 30 Pfg. Portozuschlag), von 1/2 Dutzend an 20 pCt. Rabatt.

Hermann Hurwitz & Co.,
Berlin C., Klosterstrasse 49.
Spezial-Geschäft für Patent-Artikel.

Als vorzügliches Weihnachtsgeschenk empfohlen:

Eduard von Hartmann's Philosophie des Unbewussten.

Zehnte Auflage.

3 Bde. gr. 8°. Geh. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebd. 19 M. 50 Pf.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verzeichniss **sämmtlicher philosophischer Werke Eduard von Hartmanns** sendet gratis und franco

Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung, **Leipzig,**
früher Fr. Manke's Verlag.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

HANS VON BÜLOW

Briefe und Schriften

herausgegeben von
Marie von Bülow.

I. Briefe.

Band I u. II mit Bildnissen und Faksimilen. *M* 10.—, geb. in Leinw. *M* 12.—, in Halbfranz *M* 14.—.

Von diesem Werke, das ein Gesammtbild der künstlerischen und geistigen Persönlichkeit Bülow's darbieten wird, legen wir zunächst die zwei ersten Bände „Briefe" vor. Diese geben ein abgeschlossenes Bild der Jugendentwicklung, welches durch eingeflochtene Bemerkungen der Herausgeberin, sowie durch Dokumente verschiedener Art ergänzt ist und so recht eigentlich als eine Selbstbiographie betrachtet werden mag.

Passendstes Weihnachtsgeschenk
für Akademiker:

Der deutsche Student

am Ende des 19. Jahrhunderts

von

Prof. Dr. **Theob. Ziegler.**

5. Auflage.

Fein kart. M. 3.50.

G. J. Göschen in Stuttgart.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg.

Das deutsche Drama

in den
litterarischen Bewegungen der Gegenwart.

Vorlesungen,
gehalten an der Universität Bonn
von

Berthold Litzmann,
Professor der neueren deutschen Litteraturgeschichte.

M. 4.—, geb. M. 5.—.

Theatergeschichtliche Forschungen.

Herausgegeben von

Professor **Berthold Litzmann** in Bonn.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte:

I. **Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung, 1791—1817.** Bearbeitet u. herausgegeb. von Dr. C. A. H. Burkhardt, Großh. Sächs. Archivdirektor. 1891. M. 3.50.

II. **Zur Bühnengeschichte des „Götz von Berlichingen."** 1. Die erste Aufführung des „Götz von Berlichingen" in Hamburg, von Fritz Winter. 2. Eine Bühnenbearbeitung des „Götz von Berlichingen" nach Schreyvogel (gen. West), von Eugen Kilian. 1891. M. 2.40.

III. **Der Laufner Don Juan.** Ein Beitrag zur Geschichte des Volksschauspiels. Herausgegeb. von Dr. Richard Maria Werner, k. k. o. ö. Universitätsprofessor in Lemberg 1891. M. 3.—.

IV. **Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie und des Kloster-Dramas.** Von Jakob Zeidler, Professor am k. k. Staatsgymnasium im III. Bezirke Wiens. 1891. M. 2.80.

V. **Die deutschen Fortunatus-Dramen und ein Kasseler Dichter des 17. Jahrhunderts.** Von Dr. Paul Harms. 1892. M. 2.40.

VI. **Gesammelte Aufsätze zur Bühnengeschichte.** Von Gisbert Freiherrn von Vincke. 1892. M. 5.—.

VII. **Die Singspiele der englischen Komödianten u. ihrer Nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien.** Von Johannes Bolte, 1893. M. 5.—.

VIII. **Adam Gottfried Uhlich. — Holländische Komödianten in Hamburg** (1749 und 1741). 1894. M. 2.80.

IX. **Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779.** Nach den Quellen von Richard Hodermann. 1894. M. 3.50.

X. **Friedrich Wilhelm Gotter.** Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne u. Bühnendichtung im 18. Jahrhundert. Von Rudolf Schlösser. 1895. M. 7.—.

XI. **Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft.** Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hans Devrient. 1895. M. 9.—.

XII. **Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert.** Von Johannes Bolte. 1895. M. 7.—.

XIII. **Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne, 1767—1779.** Dreizehn Jahre aus der Entwickelung eines deutschen Theaterspielplans. Von Rudolf Schlösser, Privatdozenten an der Universität Jena. 1895. M. 2.80.

Friedrich Ludwig Schröder.

Ein Beitrag zur
deutschen Litteratur- und Theatergeschichte.

Von

Berthold Litzmann,
Professor an der Universität Bonn.

Zweiter Teil.

Mit 4 Porträts in Heliogravüre. 1894. M. 8.—, geb. M. 10.—.

(Erster Teil, 1890. M. 8.—, geb. M. 10.—.)

Hierzu drei Beilagen: **Richard Kox in Duisburg. Dresdener Verlagsanstalt** (B. W. Esche) **in Dresden. E. A. Seemann in Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 49. Berlin, den 7. December 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Agrar-Reform in Großbritannien. Von Wilhelm von Polenz. — Ein Braunschweigisch-Preußischer Accessionsvertrag? Von Landgerichtsrath W. Kulemann. — **Literatur und Kunst.** Menzel. Zu seinem achtzigsten Geburtstag. Von Franz Servaes. — Paul Heyse und sein neuer Roman. Von Carl Busse. — **Feuilleton.** Das letzte Lied. Von Ida Baccini. — **Aus der Hauptstadt.** Zu scharf gemacht. Von Caliban. — Sonder-Ausstellungen bei Schulte. Von F. S. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Agrar-Reform in Großbritannien.

Von Wilhelm von Polenz.

Der außergewöhnliche Erfolg der Unionisten in der letzten Wahlcampagne hat alle Welt in Staunen gesetzt. Gewiß ist dieser Erfolg in erster Linie den Sünden der Radicalen und den Fehlern ihres Ministeriums zu verdanken. Dieses Regiment war so erstaunlich schwach, weil es ein schlechtes Gewissen hatte, weil es selbst nicht mehr an seine Mission glaubte, weil es das Programm, auf das hin es gewählt worden war, im Grunde selbst für unausführbar hielt — daher eine Niederlage, wie sie in den Annalen der wechselvollen englischen Parlamentsgeschichte kein Gegenstück besitzt.

Das Programm der radicalen Partei enthielt auch Reformvorschläge für die ländlichen Zustände. Denn ähnlich wie in Deutschland ist in der letzten Zeit das Land und der Landmann ein politischer Factor geworden; die Parteien spielen Fangball mit den Bauern, der ihnen als „Stimmvieh" gerade gut genug ist. Die Reformpläne der Radicalen gingen auf die Selbstständigmachung des ländlichen Arbeiters aus, und zielten ab auf die Beschneidung der Prärogative des Großgrundbesitzes. „Drei Acker und eine Kuh" für den kleinen Mann und Abschaffung des Hauses der Lords, das waren die Extreme, zu denen man sich verstieg. Die Conservativen wußten solchen Versprechungen nichts annähernd Verlockendes entgegenzusetzen. In den unionistischen Wahlreden wurde die Nothwendigkeit einer ländlichen Reform zwar häufig erwähnt, weitgehende Versprechungen aber wurden nicht gemacht. Ein Vorschlag zur Lösung der Agrarfrage, wie etwa bei uns der „Antrag Kanitz", ist bis jetzt aus den Kreisen der englischen Torrys nicht hervorgegangen.

Man sollte nun meinen, die nothleidenden Farmer und die gedrückten Landarbeiter, denen das radicale Programm die lieblichsten Bilder von Freiheit, Selbstständigkeit und verbesserter Lage vormalte, müßten diesem Sirenengesang gefolgt sein; aber das Gegentheil war der Fall, das platte Land schickte die Unionisten mit einer noch nie gesehenen Majorität ins Parlament. Ein Vertrauensvotum also des ländlichen Wählers für die Partei, welche ihm die geringeren Versprechungen gemacht hatte.

Und die radicale Partei hatte doch große Hoffnungen auf die ländlichen Stimmen gesetzt; war sie es doch gewesen, die dem Proletarier die politische Mündigkeit verschafft hat. Aber es giebt in der Politik keine Dankbarkeit. Vielleicht hatte der ländliche Wähler Unrath gewittert — mißtrauisch wie Hodge nun einmal ist, hatte er wohl vermuthet, daß er als Vehikel benutzt werden sollte, um den radicalen Freunden aus der Stadt zum Siege zu verhelfen, denen die Geldinteressen und politischen Machtgelüste doch noch näher am Herzen liegen, als sein Nothstand.

Sicherlich aber ist die conservative Mehrheit von der ländlichen Wählerschaft unter der Voraussetzung in's Parlament geschickt worden, daß für die Besserung der ländlichen Verhältnisse endlich etwas Ernsthaftes geschehe. Das Land erwartet viel von dem neuen Regiment. Es wird das zukünftige Geschick der unionistischen Mehrheit davon abhängen, wie sie sich dieser schwierigsten aller Fragen, der Agrarfrage, gegenüber stellt. Denn sollte der ländliche Wähler finden, daß er auch diesmal wieder getäuscht worden ist in seinen Hoffnungen, dann wird er bei der nächsten Gelegenheit mit fliegenden Fahnen in's Lager des Radicalismus übergehen.

Mannigfach und bunt sind natürlich die Reformvorschläge, mit denen Politiker, Nationalökonomen und Laien, dem darniederliegenden ländlichen Wesen aufhelfen wollen. Daß die englische Landverfassung mit ihren drei Klassen: Grundbesitzer, Farmer und Arbeiter, bedenkliche Schattenseiten hat, wird jetzt von jedem vernünftig denkenden Engländer zugegeben. Auch die Großgrundbesitzer haben in der letzten Zeit durch das Sinken der Pachterträge am eigenen Beutel erfahren, was landwirthschaftlicher Nothstand bedeutet, und sind darum Reformideen zugänglicher, als früher. Daß „Etwas" geschehen muß, ist Jedermann klar, die Ansichten gehen aber sofort auseinander, sobald das „Wie" in Frage kommt.

Am natürlichsten und naheliegendsten scheinen jene Reformpläne, welche die Grundlage der ganzen Frage anfassen, nämlich die Scholle, ihre Verfassung und Vertheilung. Man fängt an einzusehen, daß die Einziehung bäuerlichen und gemeinfreien Landes, wie sie während der letzten Jahrhunderte im Großen betrieben worden ist, eine Maßregel war, welche einmal die yeomanry und die freeholders vernichtet hat, gleichzeitig aber auch das Wohlbefinden der anderen Stände geschädigt und die Kraft der ganzen Nation vermindert hat. Freilich ist es leichter, den Bauernstand zu vernichten, als einen neuen zu schaffen. Man kann ja auch ein Waldgrundstück im Handumdrehen abholzen; den Kahlschlag aber wieder aufzuforsten kostet unendliche Geduld und lange Jahre.

England ist die größte Colonialmacht der Welt; es hat Ländermassen unter seine Botmäßigkeit gebracht, die an Um

fang das Mutterland um das sechzigfache übertreffen. Aber England soll noch den Beweis liefern, daß es auch die Colonisation im Inneren versteht. Die Geschichte Irlands spricht nicht dafür. Wales und Schottland sind mit der Schärfe des Schwertes unterworfen worden, daß ihre Bevölkerung aber dem englischen Volksthum angegliedert worden wäre, wird Niemand behaupten, der je die Unterschiede zwischen einem Bauern in Cardigan und einem Yorkshireman oder zwischen einem Highländer und einem Bewohner Südenglands beobachtet hat.

Die polnischen Provinzen Preußens sind oft als das „Irland Deutschlands" bezeichnet worden. Der Fall Polen ist entschieden der schwierigere, einmal weil den Polen die Sprache von dem Deutschen scheidet, außerdem ist Polen darum vielmehr polnisch, als Irland irisch, weil sich der Grund und Boden zum größten Theile in Händen polnischer Grundbesitzer befindet, während Irland thatsächlich fast ganz von Engländern besessen wird. Die Aehnlichkeit der beiden Nationen, nach Confession, Charakter, materieller und politischer Lage kann im Uebrigen zum Vergleich herausfordern. — Unsere Colonisationsbestrebungen in dem slavisierten Striche des Vaterlandes nun hat an dem einzig möglichen Punkte angesetzt: mit der allmäligen Rückeroberung des verlorenen Landes durch den Kleinbesitzer und durch Verbreitung deutscher Kultur und deutscher Ordnung, Schritt für Schritt, mit Hülfe deutscher Colonen. Die Engländer haben ein anderes Prinzip angewandt, das der Unterwerfung, was um so härter und ungerechter empfunden werden mußte, da es sich bei den Irländern um Urbevölkerung handelte, nicht wie bei den Polen um Eingewanderte und Usurpatoren ehemals deutschen Gebietes. Man hat den Iren das Aergste angethan, was man einem Bauernvolke anthun kann, man hat ihnen die Scholle genommen, und dann hat man ihnen ein System von Statthaltern, Beamten, Polizisten und eine militärische Besatzung gegeben, wie sie bei wilden Völkern von Erfolg gewesen, wie sie dem Europäer gegenüber aber versagen mußten.

Es ist interessant zu beobachten, wie das Prinzip der inneren Colonisation, das wir im Osten Deutschlands schon seit Friedrich dem Großen, mit Unterbrechungen allerdings, befolgen, in neuerer Zeit auch in England aufgenommen worden ist. In Irland, als dem gefährdetsten Punkte, hat man damit den Anfang gemacht. Durch die Irische land act sind viele kleine Besitzer entstanden. In manchem erinnert diese Maßregel an unsere Ablösungsgesetzgebung, nur handelt es sich hier um Selbstständigmachung der Wähler und nicht um Befreiung eines hörigen Bauernstandes. Der Farmer kann das von ihm bewirthschaftete Land vom Grundbesitzer erwerben, unter Umständen durch Expropriation. Diese neuentstandenen Besitzthümer leiden aber durchweg an allzu geringem Umfang. Es sind Zwergbauern entstanden, die nicht vom Ertrage ihrer Stelle leben können, und die daher doch wieder abhängig sind.

Auch für England selbst ist jetzt eine Bewegung im Aufsteigen, welche dahin zielt, den Kleinbesitz zu stärken und neue Ansiedlungen zu schaffen. Da aber das Land stark bevölkert und seit Jahrhunderten aufgetheilt ist, so kann dies natürlich nur geschehen durch Erwerb und Zerschlagung des bestehenden Grundbesitzes. Gutwillig aber läßt der englische Großgrundbesitzer seinen Besitz nicht fahren, und da er nicht verschuldet ist und nicht vor dem Bankerott steht, wie etwa der polnische Adel Posens und Westpreußens, so ist die Möglichkeit, Land billig aufzukaufen zu Ansiedelungszwecken, sehr erschwert. Es bleibt also nur die Möglichkeit, durch die öffentliche Meinung oder durch die Regierung einen Druck auf die Grundbesitzer auszuüben, daß sie sich der Bewegung anschließen.

In England herrscht aber eine starke Abneigung gegen jede Art von Einmischung des Staates in private Verhältnisse. Die Regierung, und zwar sowohl die conservative als die liberale, hat sich bisher der Entwickelung dieser Dinge gegenüber zuwartend verhalten. Die Bewegung ist vor allem von Privatleuten gefördert worden, so durch Experimente vereinzelter Großgrundbesitzer, die auf ihren Latifundien Colonien angelegt haben. Diese Versuche scheinen allerdings darzuthun, daß künstlich in's Leben gerufene Zweigwirthschaften in England ebensowenig gedeihen, wie anderwärts. So ist das Experiment auf dem Stratton Estate in Hampshire wo bereits im Jahre 1849 eine Anzahl kleinerer Ansiedler angesetzt wurden, gänzlich gescheitert, obgleich die Bedingungen günstig schienen. Philanthropischer Dilettantismus kann eben nicht wieder gut machen, was frühere Generationen in naivem Egoismus verwüstet haben.

Ein bedeutsamer Träger dieser Bewegung ist neuerdings die rural labourers league geworden. Diese Gesellschaft stellt weniger die innere Colonisation als Zweck in den Vordergrund als den, eine Vermittlerrolle zwischen Grundbesitz und Arbeiterstand zu spielen. Es soll den Arbeitern Pachtung von Feldstücken auf lange Jahre hinaus unter günstigen Bedingungen verschafft werden. Dabei ist auch die Möglichkeit in's Auge gefaßt, daß der Arbeiter schließlich Eigenthümer des von ihm bebauten Landes werden kann. Bisher sind etwa 2000 Arbeiter durch diese Gesellschaft mit sogenannten allotments versorgt worden.

Trotz der Abneigung des Engländers gegen jede Art von Zwangsgesetzgebung hat das englische Parlament, dem Druck der Verhältnisse Folge gebend, doch eine Anzahl Gesetze erlassen, welche die Tendenz haben, einen Stand von Kleinbesitzern aus dem Boden zu stampfen. Es sind dies die Allotments act 1887 und 1890. Die Glebe lands act 1888 und die Small agricultural holdings act 1892. Diese drei Gesetze machen es dem Arbeiter auch in England möglich, Land zu erwerben, unter Umständen durch Expropriation des Besitzers. Das weitgehendste der drei Gesetze die Small agricultural holdings act ist im Prineip geradezu nach deutschem Muster entworfen. Das Geld zum Ankaufen von Gütern wird vom Staate vorgeschossen, dann findet eine Pareellirung statt; die einzelnen Stücke werden verkauft oder verpachtet. Ein Fünftel der Kaufsumme ist anzuzahlen, ein Fünftel amortisirbar, das übrige in einem Zeitraum von 50 Jahren zu erlegen.

Man sollte denken, daß die Folge solcher Gesetze: Zerschlagung des Großgrundbesitzers und eine Massenansiedelung kleiner Besitzer hätte sein müssen; aber dem ist nicht so. Die Bedingungen, so verlockend sie sich auf dem Papier ausnehmen, scheinen dem Arbeiter doch zu schwierige zu sein. Denn wenn auch das Geld zur Anzahlung unbedeutend ist, woher die Mittel zu Hausbau, erster Bestellung, Anschaffung von Vieh und Geräthen nehmen? Die Farmer aber, die etwas Geld besitzen, bleiben lieber in ihrer Stellung als Pächter, tragen sie doch als solche geringere öffentliche Lasten, wie als Eigenthümer. So hat auch diese scheinbar radicale Gesetzgebung die Stellung des Großgrundbesitzers nicht im Geringsten erschüttert, und die Besitzvertheilung nicht wesentlich zu Gunsten des Kleinbesitzers verschoben.

Hand in Hand mit dieser Bewegung, die eine Veränderung der Besitzverhältnisse anstrebt, geht eine andere, welche auf die Besserung der Lebensbedingungen für das ländliche Proletariat gerichtet ist. Auch hier wieder haben Privatleute das Meiste gethan. Auf den Besitzungen reicher Magnaten wird man meist eine Anzahl Normalhäuser für Arbeiterfamilien finden. Ja, wie alles in England, ist auch diese Idee der Normalhäuser zu einer Art von Sport geworden. Man sucht sich gegenseitig zu überbieten in der Annahme der modernsten Einrichtungen auf diesem Gebiete, den sogen. cottage accomodations. Ich habe von dieser Gattung transportable Eisenhäuser gesehen, die sich als Ausstellungsartikel reizend ausnahmen, bei dem Gedanken aber, daß dies das Heim einer Familie vorstellen sollte, überfällt den Deutschen wenigstens denn doch ein Unbehagen.

Ich fürchte, daß solche Experimente mehr eine Modesache sind, als daß sie einer tiefgehenden Erkenntniß der socialen Lage entspringen. Die Wohnungsnoth der niederen Klassen ist, ebenso wie die Landnoth, nur ein Symptom, das curiren zu wollen, zwecklos erscheint, solange man nicht, dem Uebel an die Wurzel zu gehen, ernstlich den Willen hat. Denn die Wohnungsnoth auf dem platten Lande entspringt derselben Quelle, wie das Elend des ländlichen Proletariats überhaupt. Der Großgrundbesitz hat eben in Großbritannien mit dem freien Lande einen großen Theil der Gebäude, ja ganze Ortschaften an sich gebracht. Jetzt giebt es in England neben den freien Dörfern sogen. eingeschlossene Dörfer, welche einem Gute zugehören. Der Besitzer bezieht die Renten dieser Häuser so gut wie er die Einnahmen von den Wiesen und Feldern bezieht. Diese Dörfer sind es, welche vor allem zurückgehen und die Entvölkerung des platten Landes beschleunigen. In einigen Gegenden, so vor allem in Irland, sind solche Orte von ihren Besitzern einfach vom Erdboden weg vertilgt worden.

Die Reformgesetzgebung hat zwar dem größeren Theil der Arbeiterschaft die Wahlfreiheit verliehen, in materieller Beziehung aber ist die ländliche Bevölkerung in Abhängigkeit vom Grundherrn geblieben. Bei einem politisch hoch entwickelten Volke, wie dem englischen, wäre es wunderbar, wenn man sich des Widerspruchs der angeblich freiesten aller Verfassungen mit dem Drucke der realen Verhältnisse nicht fühlen sollte. Die Radicalen wollen durch sociale und politische Selbstständigmachung den ländlichen Massen das Heil bringen. Eine wichtige Nummer ihres Programms ist die Vertretung des Arbeiterstandes in den Selbstverwaltungskörperschaften. Von conservativer Seite hat man einen anderen Vorschlag angeregt, der für uns besonders interessant ist, weil er unsere Arbeiterschutzgesetzgebung ins Englische übersetzt. Die National agricultural union hat in ihr Programm die Forderung aufgenommen: Staatspensionen für Arbeiter. Andere sehen in der Bildung ländlicher Creditgenossenschaften das Allheilmittel. Einem neuesten Vorschlage gemäß sollen diese im Stile großer Actiengesellschaften eingerichtet werden. An der Spitze sind Geschäftsleute aus dem Handelsstande gedacht, weil man es aus Erfahrung weiß, daß der Farmer selbst nur selten geschäftsverständig ist. Man will der Production den Verdienst sichern, den jetzt der Zwischenhandel einsteckt. Es sollen die Chancen des Marktes nach Möglichkeit ausgenutzt werden zu Gunsten des Farmers. Dieser Gedanke ist gewiß gesund, und zeigt eine Parallelerscheinung zu der Richtung, welche jüngst die agrarische Bewegung auch bei uns angenommen hat: Unabhängigmachung des Producenten, directer Verkehr mit dem Consumenten, Bekämpfung der Getreidespeculation und des Zwischenhandels.

Sodann will man die Landwirthschaft anderen günstiger gestellten Gewerben gegenüber stärken. Eine der häufigsten Klagen, die in England aus den Kreisen der Landwirthe erschallt, ist die über die hohen Eisenbahntarife. Man wirft den Compagnien vor, daß sie die heimischen Producenten zurücksetzen dem ausländischen Händler gegenüber. Die Unzufriedenheit der Farmer mit diesen Zuständen hat sich niedergeschlagen in der Forderung nach preferential rates on railways. Auch in England besteht neuerdings eine Bewegung für „Verstaatlichung des Eisenbahnwesens". Sie erhält ihre Hauptnahrung aus der berechtigten Unzufriedenheit des landwirthschaftlichen Gewerbes mit den hohen Frachtsätzen. Die Beschwerden richten sich vor allem dagegen, daß die Farmer mit ihren kleinen Transporten höhere Preise zahlen müssen, als der Massenimport vom Auslande. Die Compagnien aber geben begreiflicher Weise den großen Transporten den Vorzug. Da man Geschäftsleute schwerlich zum Aufgeben eines Vortheils um der Wohlfahrt des Ganzen willen bewegen wird, so verlangt man das Einschreiten des Staates zur Abstellung solcher Mißstände.

Stärker und lauter aber noch als die Klage wegen Uebervortheilung im Inlande, erschallt der Ruf nach wirksamer Schutzgesetzgebung gegen die ausländische Concurrenz. Es ist begreiflich, daß der englische Landwirth mit Bitterkeit und Sorge die Producte des Auslandes in seinen Häfen landen sieht, von wo sie, durch niedrige Eisenbahntarife begünstigt, in alle Theile Großbritanniens geführt werden, um dort die heimische Production zu unterbieten. Dabei sind die meisten dieser Länder, welche jetzt Großbritannien mit ihren Producten überschwemmen, englische Colonien. Der englische Farmer, dem die Einfuhr canadischen Viehes und Getreides, australischer Wolle und Neuseeland-Butter den Brodkorb höher hängen, kann sich damit trösten, daß der Vortheil wenigstens nicht aus den Grenzen des brittischen Weltreiches hinausgeht. Dem englischen Farmer aber ist das Hemde schließlich auch näher als der Rock. Der Ruhm, ein Bürger des größten Gemeinwesens der Welt zu sein, scheint ihm allzu theuer erkauft. Er fragt sich unwillkürlich, wozu die Riesenflotte, die Colonialtruppen, die Kohlenstationen, die Consulate, all die Machtmittel, mit denen das englische Volk die Colonien in seiner Botmäßigkeit erhält, wenn das Herz dieses Körpers, wenn das Mutterland, wenn er selbst, der Bebauer der heimischen Scholle, dabei leidet und zu kurz kommt.

England ist einem älteren Mann zu vergleichen, der seine Söhne mit Theilen seines Vermögens ausgestattet hat, und der nun erleben muß, daß die Kinder ihm mit seinen Mitteln Concurrenz zu machen beginnen. England kann sich gerechterweise nicht über diese Erscheinungen beklagen; es sind nur die Ausflüsse eines von ihm selbst inaugurirten Systems des wirthschaftlichen Kampfes aller gegen alle. Was man gesäet hat, aber wird man ernten. Die Keime, die England in früherer Zeit ausgestreut hat, sind aufgegangen, seine Colonien haben England zum reichsten Lande der Welt gemacht, gleichzeitig sind aber diese Colonien zu selbstständigen Individuen herangewachsen, mit allerhand Sonderinteressen, die bereits anfangen, mit denen des Mutterlandes in bedenklicher Weise zu kollidiren.

In einem Lande, welches die Wiege des Manchesterthums ist, kann gegen fremde Concurrenz eigentlich kein anderes Schutzmittel gefordert werden, als möglichste Güte und Billigkeit der eigenen Production. Die Billigkeit ist in England nun nicht zu erreichen, wegen der hohen Löhne und anderer Lasten, die auf der Production liegen. Jungfräuliche Länder wie Argentinien, Nordamerika, Australien, Neuseeland, werden immer einem alten Culturlande wie England gegenüber im Vortheil sein bei Erzeugung von Rohproducten. Die Güte der Waare ist auf englischer Seite; wenigstens hält englischer Weizen, englisches Rassevieh und englische Meiereiproducte noch immer den Vergleich aus mit dem Besten, was andere Länder darin auf den Markt bringen.

Wenn nun aber ausländische Lieferanten die Freiheit der englischen Zollgrenzen dazu ausnutzen, um minderwerthige oder gar gefälschte Waare nach Großbritannien zu werfen, und damit das englische gute Produkt erfolgreich unterbieten, dann erscheinen die Klagen des Farmers über diese Art von unfair competition berechtigt. Eine der Hauptforderungen daher, welche die englische Landwirthschaft an die Gesetzgeber stellt, ist: strengere Controlle des Imports. Vor allem verlangt man, daß der immermehr überhandnehmenden Butterfälschung das Handwerk gelegt werde. Aehnlich wie es bereits zum Schutze der heimischen Industrie gegen den Import durchgeführt ist, will man eine Stempelung auch der landwirthschaftlichen Artikel eingeführt sehen. Wie nämlich jetzt die Dinge liegen, kann niemand in England wissen, woher das Stück Fleisch, Butter oder Käse stammt, das er verzehrt. Genau wie früher mit Industrieartikeln wird eine Fälschung im Großen mit landwirthschaftlichen Producten getrieben. Gefrorenes amerikanisches Fleisch wird als schottisches oder nordenglisches verkauft. Hammel, die in Neuseeland geweidet

haben, werden als Welsh-mutton angepriesen. Viele dieser Producte werden bereits im Auslande mit englischen Marken und Etiquetten versehen. Daß man sich gegen diese Art von Täuschung, die das gute Renommé der englischen Waare benutzt um fremde Artikel an den englischen Käufer zu bringen, auflehnt, ist nur billig. — In dieses Gebiet schlägt auch die Forderung, welche bei der letzten Parlamentswahl eine große Rolle gespielt hat, die Forderung einer veränderten Biersteuer. Auch hier will man, daß durch eine Feststellung dessen, was fortan unter dem Namen: beer gehen soll, das gefälschte Product an den Pranger gestellt werde; gleichzeitig beabsichtigt man damit die heimische Gersten-, Malz- und Hopfenproduction zu heben.

Die schwerste Fessel aber, welche die Landwirthschaft von Großbritannien in ihrem Kampfe mit der ausländischen Concurrenz trägt, sind die Abgaben und Steuern, überhaupt die Lasten, welche auf dem englischen Landbau liegen.

In dieser Frage nun gehen die Ansichten der englischen Politiker weiter auseinander als in irgend einer anderen. Die Radicalen erklären, der Grundbesitz sei noch lange nicht genug besteuert. Die radicale Politik hat es vor allem auf die Privilegien des englischen Grundadels abgesehen. Sie weiß, daß das einzige Mittel, diesen Adel, der seit Jahrhunderten regiert hat, aus seiner festen Position zu werfen, die Durchschneidung der Wurzeln ist, mit denen diese Kaste im Mutterboden verankert liegt. Darum verlangt man von dieser Seite eine Reform des Erbrechts. Man will das settlement und das entail beseitigt sehen, was einer Vernichtung des Majoratswesens gleich kommen würde. Das Endziel ist die Aufhebung jener Adelshierarchie, welche in dem house of Lords gipfelt. — Nach dieser Richtung hin ist den Radicalen auch bereits ein Streich geglückt: die Durchsetzung der sogenannten death duties. Das ist eine Erbsteuer, die sich nicht mehr wie früher nach der Nähe des Verwandtschaftsgrades richtet, die vielmehr den Grundbesitz nach seiner Größe besteuert, mit einem Steuersatze, der nach oben rapid steigt. Das conservative Regiment wird jedenfalls nicht wagen, dieses Gesetz aufzuheben, denn es ist bei dem nicht grundbesitzenden Theil der Bevölkerung äußerst populär, aber es wird vielleicht den Versuch machen, eine oder die andere Last, welche gegenwärtig auf den Schultern des Landmannes liegt, dem mobilen Capitale zuzuwälzen.

Ein Reformplan endlich, der sich noch nicht recht aus der Stube des Theoretikers auf das Forum der Oeffentlichkeit hinausgewagt hat, ist die Einführung des Schutzzollsystems. In England, dem klassischen Lande der Freihandelstheorie, Schutzzoll zu verlangen, bedeutet ungefähr dasselbe, wie in Amerika die Munroedoktrin anzufechten, oder in dem geeinigten deutschen Reich Rückkehr zum Bundesstaate predigen. Die Manchestertheorie ist für den Durchschnittsengländer unantastbares Heiligthum. Es ist nicht ohne Humor, zu beobachten, wie jeder Politiker, der dieses heikle Thema behandelt, zunächst für nöthig hält, dem nationalen Götzen „Freihandel" sein Compliment zu machen und zu erklären, daß er nicht daran denke, von ihm abzufallen.

Aber es werden hier und da Stimmen laut, es erscheinen Zeitungsartikel und Broschüren, welche einen mehr oder weniger verschämten Rückzug vom Freihandel befürworten. Man sucht zu beweisen, daß die Landwirthschaft von Großbritannien zu Grunde gerichtet werden muß durch den unbesteuerten Import fremder Producte, aus Ländern, die sich selbst mit Zollschranken umgeben haben, und die der englischen Industrie nicht einmal als Aequivalent einen offenen Markt bieten. Nun hat aber England seine Colonien; warum, fragt man sich, sollte das englische Mutterland nicht Vortheil aus seiner außergewöhnlichen Situation als Mittelpunkt des größten Colonialreiches der Welt ziehen? Wie es jetzt liegt, hat nämlich England eigentlichen Freihandel nur innerhalb seiner Grenzen, mit Schottland, Irland, den britischen Inseln und mit Indien. Der Gedanke liegt nahe, innerhalb des großen, über alle Erdtheile und Meere vertheilten britischen Reiches eine Art von „Zollverein" zu gründen. Das würde die Colonien einmal enger an das Mutterland knüpfen — ähnlich wie der deutsche Zollverein eine Vorstufe zum nationalen Zusammenschluß geworden ist — und commerziell würde eine solche customs union eine Macht darstellen, welche dem Markt der ganzen Welt ihre Gesetze dictiren könnte.

Das aber wird abhängen von den Colonien, ob sie sich für einen solchen Plan gewinnen lassen. Denn schon ist England einzelnen seiner Colonien, z. B. Australien gegenüber nicht mehr in der Lage eines Befehlshabers. Man wird abwarten auf dieser Seite, was das Mutterland für die erbetene Einräumung von Vorzügen und Rechten etwa als Aequivalent zu bieten vermag. England ist also auch in dieser Frage in keiner günstigen Lage seinen Colonien gegenüber, denn es bedarf ihrer, und hat kaum etwas anzubieten, was jene nicht bereits besäßen.

Sicherlich steht Großbritannien, das im Laufe dieses Jahrhunderts seinen Umfang mehr als verdoppelt hat, und das englische Volk, das an der Spitze aller Industrie- und Handelsnationen marschirt, dieses England, das außerdem den unschätzbaren Vortheil genossen hat, bei den großen europäischen Kriegen der letzten Zeit als neutraler Beobachter von Ferne zu stehen, trotz aller dieser Vortheile in einer schweren wirthschaftlichen Krisis.

Ueber dem Goldgraben in fremden Ländern hat man das Edelste und Beste vernachlässigt, was dem Menschen gegeben ist, den Mutterboden. Vom Golde ist noch niemand satt geworden. Ohne das einfache Brot ist auch der Tisch des Reichen schlecht bestellt.

Die Zukunft wird lehren, ob das Uebel ein vorübergehendes ist, oder ob sich an dieser scheinbar so unbedeutenden Wunde das große britische Reich verbluten soll.

Ein Braunschweigisch-Preußischer Accessionsvertrag?

Von Landgerichtsrath W. Kulemann.

Meine Ausführungen über die Braunschweigische Thronfolgefrage in Nr. 44 der „Gegenwart" haben mir lebhafte Angriffe zugezogen, und zwar von entgegengesetzten Seiten. Die „Altbraunschweigische Volkszeitung" und einzelne Redner in welfischen Versammlungen haben mich der Felonie, der Verletzung meines Unterthaneneides und meiner Verpflichtungen als braunschweigischer Beamter bezichtigt, weil ich zur Thronbesteigung des Herzogs von Cumberland oder dessen Sohnes den vorgängigen, vorbehaltlosen Verzicht auf Hannover für erforderlich erklärt habe, während die „Berliner Neuesten Nachrichten" mir zunächst vorwerfen, meine Angriffe gegen den Freiherrn von Hilgers an die unrichtige Adresse gerichtet zu haben, da dieser nur in Folge höherer Weisungen gehandelt habe, außerdem aber aus dem Grunde sehr scharf mit mir ins Gericht gehen, weil ich diese Thronbesteigung überhaupt vertheidigt habe, indem sie behaupten, die Capitulation von Langensalza begreife alle Thronrechte des Welfenhauses über Theile des Deutschen Reiches in sich und die Familie, die in Hannover nicht regieren dürfe, sei damit eo ipso auch von dem braunschweigischen Throne ausgeschlossen. Daß eine Einverleibung in Preußen ebenso wenig in Frage kommen könne, wie die Stellung als Reichsland, wird zugegeben, dagegen aber ein anderer Weg für gangbar erklärt, nämlich „der temporär begrenzte Abschluß eines Accessionsvertrages — soll heißen: der Abschluß eines zeitlich beschränkten Accessionsvertrages — zwischen Braunschweig und Preußen, wobei Ersteres, da es Preußen finanziell nicht in Anspruch

nehmen würde, ungleich bessere Bedingungen erhalten könnte, als Waldeck im Vertrage von 1867, namentlich könnte die Selbstständigkeit der braunschweigischen inneren Verwaltung unter braunschweigischen Beamten gesichert werden."

Ich bin für Belehrung stets sehr dankbar, selbst wenn sie in etwas anmaßliche Form gekleidet ist, aber so gern ich auch diesem Kritiker meinen Dank zollen möchte, so kann ich doch beim besten Willen nicht anerkennen, darüber, daß ein preußischer Generalmajor keine selbstständige politische Instanz bildet, erst durch ihn aufgeklärt zu sein. Nein, daß das am 18. October 1882 angeheftete Manifest bis auf den Wortlaut vorher an einer höheren Stelle genehmigt war und der General sich nur des ihm ertheilten Auftrages entledigt hat, das habe auch ich in meinem dunklen Drange wohl geahnt, und wenn ich trotzdem meinen Vorwurf nicht gegen diese höhere Stelle, sondern gegen Herrn von Hilgers gerichtet habe, so hat dies lediglich darin seinen Grund, daß die höheren Instanzen bei solchen Dingen stets auf die Berichte angewiesen sind, die ihnen von den unteren Organen über die thatsächlichen Verhältnisse erstattet werden. Es ist nun gar nicht undenkbar, ja sogar wahrscheinlich, daß diese Berichte die Zustände in Braunschweig in einer Weise geschildert haben, die eine Maßregel, wie die Proklamation, angezeigt erscheinen lassen konnte, denn da die ungerechtfertigte Schroffheit zweifellos die von Preußen verfolgten Zwecke schädigte, so ist dem Fürsten Bismarck als damaligem Minister des Aeußeren kaum zuzutrauen, daß er eine so verfehlte Maßregel empfohlen haben sollte, wenn er nicht durch die ihm erstatteten Berichte über die Verhältnisse in Braunschweig völlig unrichtig unterrichtet war. Ob aber dies zutrifft, und gegen welche Personen dann der Vorwurf solcher unzutreffenden Beobachtung und Berichterstattung zu erheben sein würde, das entzieht sich meiner Beurtheilung. Unter diesen Umständen aber konnte ich mich nur an Denjenigen halten, der durch seine Unterzeichnung die formelle Verantwortung übernommen hatte, indem ich dem Scharfsinn des Lesers überließ, ähnliche Erwägungen, wie die jetzt angedeuteten, auch ohne mein Zuthun anzustellen. Aber allerdings darf man nicht bei jedem Leser ein gleiches Maß von Scharfsinn voraussetzen.

Nun läge es mir trotzdem sehr fern, auf solche Angriffe zu erwidern, wenn sie eben nur Angriffe wären. Aber, wie hervorgehoben, bringen die „Berliner Neuesten Nachrichten" einen ganz neuen, bisher noch nicht öffentlich erörterten Gedanken, die staatsrechtliche Zukunft des Herzogthums Braunschweig zu regeln, indem sie den Abschluß eines Accessionsvertrages empfehlen. Auch mit diesem Vorschlage sich zu beschäftigen, würde kaum verlohnen, wenn er nicht durch vorbehaltlosen Abdruck in den „Hamburger Nachrichten" die öffentliche Meinung in höherem Grade, als dies sonst der Fall sein würde, auf sich gelenkt hätte. Da aber dies geschehen ist, so mögen hier einige Worte darüber gestattet sein. Ich weiß nicht, ob der Urheber dieses Planes sich vor dessen Veröffentlichung der Mühe unterzogen hat, von dem Inhalte des Waldeck-Preußischen Vertrages sich Kenntniß zu verschaffen, jedenfalls dürfte derselbe nicht allen Lesern der „Gegenwart" bekannt sein, und so muß ich hier die Hauptbestimmungen kurz erwähnen.

In dem Accessionsvertrage vom 18. Juli 1867, der zunächst auf zehn Jahre abgeschlossen war, dann aber mehrfach verlängert ist, wird im Eingange desselben als Zweck bezeichnet, „den Fürstenthümern Waldeck und Pyrmont eine Erleichterung der ihnen durch ihre Zugehörigkeit zum norddeutschen Bunde auferlegten Lasten zu schaffen." Demgemäß bezieht Preußen die gesammten Landeseinnahmen und bestreitet die sämmtlichen Landesausgaben mit Ausschluß der Ausgaben für das Consistorium. Die innere Verwaltung mit Ausnahme der Amtsbefugnisse des Consistoriums als Oberkirchenbehörde, sowie der Verwaltung des Domanialvermögens führt Preußen. Der König von Preußen übt hinsichtlich dieser Verwaltung die volle Staatsgewalt, einschließlich der Ernennung der Beamten, die ihm den Diensteid leisten und des Rechtes, die Behördenorganisation nach eigenem Ermessen zu ändern. Auch die Gesetzgebung wird vorbehältlich der Rechte des Landtages, der vom Könige berufen, geschlossen, vertagt und aufgelöst wird, von dem Letzterem ausgeübt, wie denn die Verkündigungsformel lautet: „Wir, Wilhelm v. G. G., König von Preußen, verordnen auf Grund des zwischen Preußen und Waldeck-Pyrmont geschlossenen Vertrages vom 18. Juli 1867 mit Zustimmung S. D. des Fürsten zu Waldeck und Pyrmont, sowie des Landtages der Fürstenthümer wie folgt." Auch die vollziehende Gewalt ist ausschließlich Sache des Königs von Preußen, ebenso wie die Ernennung des Landesdirectors, der die Stellung eines Ministers hat. Die Rechte des Fürsten beschränken sich neben der kirchlichen Verwaltung und den Angelegenheiten des Domanialvermögens im Wesentlichen auf die Begnadigung, Strafmilderung und Abolition, sowie die Ernennung des Vertreters im Bundesrathe.

Prüfen wir hiernach den Vorschlag, das staatsrechtliche Verhältniß Braunschweigs in ähnlicher Weise zu regeln, so müssen wir sagen, daß derselbe eine besonders intensive Gedankenarbeit nicht verräth. Der Vertrag ist, wie erwähnt, nach seiner eigenen ausdrücklichen Bekundung geschlossen, um den Fürstenthümern Waldeck und Pyrmont auch fernerhin eine Erleichterung der ihnen ... auferlegten Lasten zu schaffen; weil das Land einfach nicht im Stande war, selbstständig zu sein und den hiermit verknüpften finanziellen Ansprüchen zu genügen, deshalb mußte es auf diese Selbstständigkeit verzichten, mußte sich die Leitung seiner gesammten Verwaltung, die Organisation seiner Behörden, die Ernennung der Beamten durch Preußen, kurz die Behandlung als preußische Provinz gefallen lassen. Worin besteht denn der Unterschied gegen die Stellung als Provinz? Nun in Punkten, die weit mehr theoretischen als praktischen Werth haben. Abgesehen von den Rechten des Fürsten auf Begnadigung und Ernennung des Bundesrathsbevollmächtigten — worauf wir unten noch einzugehen haben — besteht er in der Einrichtung eines eigenen Landtages, denn daß der Landesdirector ein selbstständiger Minister allein für Waldeck und nicht Mitglied des Preußischen Ministeriums ist, will, da der König die Minister nach seinem Ermessen ernennt und also in Waldeck keine andere Politik treiben wird, als in Preußen, wenig bedeuten. Aber auch der Landtag hat, da das Land ja keine eigenen Finanzen besitzt, sein wichtigstes Recht der Budgetverweigerung praktisch verloren.

Als einziger wesentlicher Unterschied des jetzigen Verhältnisses von dem einer Provinz bleibt deshalb nur der Umstand, daß dasselbe zeitlich begrenzt ist, obgleich kaum große Wahrscheinlichkeit dafür bestehen dürfte, daß das Land seine Selbstständigkeit wieder erhalten wird, vielmehr wird die geschichtliche Entwickelung wohl im Laufe der Zeit zu einer Gestaltung führen, wie sie heute in Wernigerode besteht.

Liegt nun diese Voraussetzung, die allein zu dem Abschlusse des Accessionsvertrages zwischen Waldeck und Preußen geführt hat, also die finanzielle Leistungsunfähigkeit des ersteren Staates auch in Braunschweig vor? Ganz im Gegentheil, Braunschweig ist der reiche Jüngling und hat gar keine Veranlassung, sich unter Curatel stellen zu lassen. Dagegen giebt es in Braunschweig eine Schwierigkeit, die in Waldeck nicht besteht und die gerade den einzigen Anlaß bietet, über seine staatliche Ordnung sich den Kopf zu zerbrechen: es fehlt nämlich an einer Person, welche in der Lage wäre, den Thron zu besteigen. Also kurz zusammengefaßt: In Waldeck fehlt das Geld, in Braunschweig fehlt der Fürst. Trotzdem kommt ein Staatskünstler und sagt: Euch Beiden fehlt Etwas und deshalb müßt ihr nach demselben Recepte behandelt werden. Das ist etwa die gleiche Weisheit, als wenn ich den Mann, dem der Rock fehlt, zum Schuster schicke, weil dieser

einem anderen Manne, dessen Fußbekleidung mangelhaft war, gute Dienste geleistet hat.

Der Urheber des Accessions-Vorschlages hat nun wirklich diese Verschiedenheit bemerkt und ist deshalb so gütig, daß er Braunschweig wegen seiner guten Finanzen „ungleich bessere Bedingungen" zugestehen will, als sie Waldeck erhalten hat. Worin diese bestehen sollen, ist nur oberflächlich dahin angedeutet, daß die Selbstständigkeit der inneren Verwaltung unter eigenen Beamten gesichert werden könnte, obgleich doch gerade diese Uebernahme der inneren Verwaltung das Wesentliche des Waldeck'schen Vertrages ist. Der Verfasser scheint diesen Punkt für unwesentlich zu halten, indem er einfach davon ausgeht, daß man für geringeren Preis auch nur minderwerthige Waare erhalten könne, wobei es ohne Bedeutung ist, worin die Minderwerthigkeit besteht: Preußen muß für Waldeck jährlich — sagen wir eine Million Mark zahlen und hat dafür als Gegenleistung gewisse Rechte erhalten; da Braunschweig weniger verlangt, so braucht es auch weniger zu bieten. Nun verlangt aber Braunschweig nicht allein weniger, sondern gar nichts und braucht deshalb auch gar nichts zu bieten. Aber der ganze kaufmännische Ausgangspunkt, als ob Waldeck einen Theil seiner Selbstständigkeit gegen Geld verkauft habe, ist völlig falsch: Waldeck kann seine Verwaltung nicht bezahlen und deshalb muß es sie an Preußen überlassen in activer und passiver, in berechtigender und verpflichtender Hinsicht. Einfach deshalb hat Preußen die Verwaltung übernommen, weil es sie bezahlt und weil Recht und Pflicht sich gegenseitig bedingen. Nicht um ein Handelsgeschäft handelt es sich, sondern um eine ganz naturgemäße Folge.

Fehlt es nun aber in Braunschweig an dem einzigen in Waldeck bestimmenden Grunde zum Aufgeben der selbstständigen eigenen inneren Verwaltung, so würde der Vorschlag umgekehrt Braunschweig gerade das nicht bieten, was ihm fehlt. Ihm fehlt, wie bereits hervorgehoben, ein Fürst, und den bietet der Accessionsvertrag Waldeck nicht aus dem einfachen Grunde, weil es ihn selbst besitzt. Von seinen Souveränetätsrechten hat der Fürst von Waldeck allerdings Vieles aufgeben müssen, aber doch eigentlich auch nur Dasjenige, was in Verbindung mit der inneren Verwaltung steht, die nun einmal auf Preußen auch passiv übergegangen ist, dagegen hat er die Befugnisse behalten, die hierdurch nicht berührt werden, also die Stellung als Inhaber des Kirchenregimentes, das Begnadigungsrecht und die Ernennung des Vertreters im Bundesrathe. Wer soll denn nun diese Rechte in Braunschweig ausüben? An einer dafür geeigneten Person fehlt es gerade. Der braunschweigische Accessionsvertrag müßte sich deshalb von dem waldeck'schen dadurch unterscheiden, daß er gerade die Rechte, die in diesem an Preußen gegeben sind, nicht berührte und umgekehrt an Preußen diejenigen Rechte übertrüge, die in Waldeck nicht aufgegeben sind. Damit wäre allerdings von der Aehnlichkeit nicht gerade viel übrig geblieben.

Von staatsrechtlich-politischer Bedeutung wäre insbesondere die Ernennung des Bundesrathsbevollmächtigten, und daß hier der Hauptgrund liegt, weshalb weder eine Einverleibung in Preußen, noch die Stellung als Reichsland Aussicht auf Verwirklichung hat, habe ich in meinem früheren Aufsatze ausgeführt. Aber hier läßt uns auch der neue Vorschlag im Stiche: soll die Ernennung an Preußen übertragen werden, so gelten die früher hervorgehobenen politischen Bedenken wegen Verschiebung des Machtverhältnisses unter den Bundesstaaten, soll das nicht geschehen, so fehlt es an einem Organ, um sie zu vollziehen.

Kaum zu erwähnen brauche ich schließlich den letzten Punkt, an dem die Verwerthung des waldeck'schen Vorbildes für Braunschweig scheitert, nämlich der Uebergangsfactor. Der Accessionsvertrag ist auf Zeit abgeschlossen und ist deshalb staatsrechtlich denkbar als ein Vertrag zwischen selbstständigen Staaten; sollte er für die Dauer gelten, so wäre damit diese Selbstständigkeit aufgehoben, diejenigen Ausflüsse der Staatshoheit, deren Ausübung in Braunschweig gar keine Schwierigkeiten bietet, wären dauernd an Preußen übergegangen, diejenigen dagegen, die in Waldeck dem Fürsten verblieben sind, könnten in Braunschweig nicht ausgeübt werden; es würde deshalb kaum etwas Anderes übrig bleiben, als auch sie an Preußen zu übertragen, und damit wäre die Umgestaltung zur Provinz vollzogen.

Die vorstehenden Ausführungen dürften genügen, um den eigenen positiven Vorschlag der „Berliner Neuesten Nachrichten" in das richtige Licht zu rücken. Nur noch einige Worte will ich zur Vertheidigung des von mir vertretenen Standpunktes hinzufügen.

Daß „die Capitulation von Langensalza alle Thronrechte des Welfenhauses über Theile des Deutschen Reiches in sich begreift", ist wirklich einer ernsthaften Erwiderung nicht werth. Der Krieg von 1866 wurde gegen den Staat Hannover geführt und konnte äußersten Falles zu dessen Vernichtung, nicht aber zur politischen Rechtlosigkeit des Welfenhauses führen. Auch eine Vermögens-Confiscation, wie sie im älteren Strafrechte zugelassen war, berührt doch nur das jeweilige, nicht aber das künftige Vermögen. Wie wäre es denn, wenn König Georg durch Friedensvertrag sein Königreich an Preußen abgetreten hätte? Sollte das ebenfalls das Herzogthum Braunschweig mit ergreifen? So lange der Frieden hinsichtlich des damaligen Krieges nicht hergestellt ist, bestehen Verhältnisse, die zwar nicht den Uebergang des Thronfolgerechtes auf den Herzog von Cumberland, wohl aber dessen thatsächliche Ausübung aus politischen Gründen ausschließen, wird aber dieses Hinderniß beseitigt, so giebt es keinen Weg Rechtens, um die Nachfolge in Braunschweig zu hindern und die einfache Proclamirung des Satzes „Gewalt geht vor Recht" mag wohl im Sinne mancher Politiker höherer oder geringerer Bedeutung sein, hat aber glücklicher Weise wenig Aussicht, an wirklich entscheidender Stelle Beachtung zu finden, und Leute, die auch noch andere Machtfactoren anerkennen, als die rohe Gewalt des Stärkeren, die glauben, daß das Rechtsbewußtsein eines Volkes einen solchen Machtfactor allerersten Grades bildet, dessen Schädigung die dauernde Existenz des Staatswesens selbst in Frage stellt, werden die Beweisführung, „das Welfenhaus, das in Hannover nicht regieren darf, ist damit eo ipso auch vom braunschweigischen Throne ausgeschlossen," als das würdigen, was sie ist, nämlich eine inhaltlose Phrase. Der Grund, weshalb das Welfenhaus in Hannover nicht regieren darf, ist die völkerrechtliche Folge des Krieges von 1866; in diesem Kriege war nicht König Georg, sondern Herzog Wilhelm Fürst von Braunschweig und kämpfte auf der Seite Preußens; folglich ist Braunschweig in seinen staatlichen Verhältnissen und insbesondere auch hinsichtlich seines Thronfolgerechts durch die Eroberung Hannovers in keiner Weise berührt.

Wenn andererseits von der Welfenpartei geltend gemacht wird, daß die Forderung eines ausdrücklichen Verzichtes auf Hannover aus dem Grunde ungerechtfertigt sei, weil der Herzog von Cumberland bereits erklärt habe, seine Rechte nicht in einer Preußen feindlichen Weise, sondern nur auf friedlichem, verfassungsmäßigem Wege geltend machen zu wollen, und wenn dabei, gestützt auf das von Zachariae und Zöpfl erstattete Gutachten, darauf hingewiesen wird, daß auch andere deutsche Fürstenhäuser ihre Ansprüche auf Gebiete, die jetzt zum preußischen Staate gehören, nach wie vor formell aufrecht erhalten und jedenfalls bisher auf dieselben nicht ausdrücklich verzichtet hätten, ja sogar die entsprechenden Titel weiterführten, so ist darauf zu erwidern, daß es doch eine außerordentlich große praktische Verschiedenheit ist, ob solche Ansprüche ausschließlich eine papierne Bedeutung haben, oder ob eine zahlreiche Partei Alles daran setzt, sie zu verwirklichen. Das Bestehen einer Welfenpartei, die ihr Ziel keines-

wegs auf friedlichem Wege erreichen will, sondern jedes Mittel willkommen heißt, ist nun einmal eine Thatsache, mit der auch der Herzog von Cumberland sich abfinden muß, mag er an ihr schuldig sein oder nicht. So lange sie besteht und einen politischen Machtfactor darstellt, kann Preußen die Errichtung einer welfischen Regierung in Braunschweig nicht zugeben, da dieselbe ganz unabhängig von dem Willen des Herzogs eine Stärkung jener Bestrebungen mit sich bringen würde. Diese Gefahr muß deshalb zuvor beseitigt werden, und das kann nur geschehen durch eine Erklärung des Herzogs als Hauptes seiner Familie, durch welche er die Ereignisse von 1866 formell anerkennt. Zwar ist nach der jetzigen Haltung der Welfenpartei anzunehmen, daß sie selbst einer solchen Erklärung gegenüber ihren Widerstand fortsetzen würde, aber dann würde dieser doch so sehr den inneren Halt verloren haben, so sehr die bisherige relative und subjective Berechtigung entbehren, daß er binnen Kurzem in sich zusammensinken oder wenigstens seine praktische Bedeutung verlieren würde.

Diese Lösung ist zweifellos diejenige, welche den bestehenden Verhältnissen am besten gerecht wird und deshalb auch von Demjenigen herbeigewünscht werden muß, dessen persönliche Sympathien ihn nach einer anderen Richtung drängen könnten.

Literatur und Kunst.

Menzel.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag.

Von Franz Servaes.

Es ist längst entschieden, daß die moderne Malerei bei Menzel nicht wird stehen bleiben können.

Jedes neue Bild, das der Alte vollendet, beweist nur um so mehr den klaffenden Unterschied zwischen seiner Art, die Dinge zu sehen, und dem gesammten künstlerischen Formgefühl der Neueren. Wer da vertuschen wollte, müßte unehrlich sein. Die Zukunft wird Menzel nicht gehören. Aber die Vergangenheit gehört ihm, und auch noch ein gut Stück der Gegenwart.

Verstehe ich hier unter „Gegenwart" das, was Geltung hat, nicht das, was empor will, also das Herrschende, nicht das Kämpfende, dann ist Menzel sogar ein wahrer Fürst der Gegenwart. Er genießt eine Popularität, wie sie, wenigstens in Norddeutschland, kein zweiter Maler besitzt, und wie sie überhaupt nur äußerst selten ein Maler hat erlangen können. Und unumwunden muß anerkannt werden, daß diese Popularität durchaus verdient ist, daß sie nicht durch irgend welche Concessionen an üble Masseninstinkte hat erworben werden müssen. Im Gegentheil, Menzel hat eine widerstrebende Zeitströmung durch ungewöhnliche Charakterzähigkeit besiegt, und jetzt ist er alt genug geworden, um sich der Früchte seines Sieges erfreuen zu dürfen. Zum 8. December, dem Geburtstag des Meisters, werden umfassende Ovationen veranstaltet, in denen die Liebe und Verehrung Aller, auch Derjenigen, die zur „Kunst" sonst kein Verhältniß unterhalten, unzweifelhaft zu überwältigendem Ausdruck kommen werden.

Menzel's Größe und historische Bedeutung ist also gesichert. Daran kann auch die Zukunft nichts mehr ändern. Selbst wenn einmal alle Welt unter „Kunst" etwas Anderes verstehen sollte, als Menzel sein ganzes Leben lang darunter verstanden hat, werden Name und Werke des Meisters weiterbestehen und sich einer ununterbrochenen Schätzung erfreuen. Sie werden vielleicht einen gewissen Curiositäten-Anstrich bekommen haben. Aber sie werden immer wieder hervorgeholt werden. Denn sie werden nie langweilen. Und das ist sehr viel. Nicht manch Einem wird das begegnen. Cornelius z. B. langweilt uns heute, und das nach Kräften.

Wir haben also gegenüber Menzel das wohlthuende Gefühl einer großen Sicherheit, wie immer bei einer Persönlichkeit, die dem Parteigezänk entzogen ist, und die sich ruhig in ihren eigenen Kreisen dreht. Er ist auch in seinen Schwächen ehrwürdig und in seinen Vorzügen unübertroffen.

Will man Menzel's historische Bedeutung in ihrer ganzen zeitlichen Wucht und Bedingtheit zugleich erfassen, so muß man sich die Frage vorlegen: Wo liegt das Centrum seiner Productionskraft? Wenn wir ihn psychologisch scharf erkannt haben, wird er uns ästhetisch von selbst ins rechte Licht rücken. Die Antwort auf unsere Frage möge uns Böcklin ertheilen. Auf ihn wenigstens wird das Wort zurückgeführt, das in packendster Kürze die schlagendste Charakteristik enthält: „Ein sehr gelehrter Herr."

„Ein sehr gelehrter Herr . . ." Ein bischen lieblos ist das wohl gesprochen, von einem künstlerischen Antipoden, doch auch mit einer guten Dosis schalkhaften Humors. Man schaue sich das Menzel-Männchen an, diesen gravitätischen Zwerg mit dem mächtigen Schädel und dem streng geknissenen Mund, eine ergötzliche Mischung von Windthorst und Ibsen, und man wird unwillkürlich lächeln müssen, wenn man dabei seiner künstlerischen Machtstellung gedenkt. Könnte man sich wohl vorstellen, daß er jemals in einem „Rausch" gewesen sei, in einem seelischen Zustande der Entrücktheit, wo das alltägliche Bewußtsein die Augen schließt, und tief aus dem Unbewußten geheime Wunder sehnsüchtig emporsteigen? Man verfolge ihn ein Weilchen und beobachte etwa, wie er über den Potsdamer Platz geht. Anfangs glaubt man, man müsse hinzuspringen, ihn zu geleiten. Dann aber gewahrt man, mit welcher Ruhe und Sicherheit er in dem stoßenden Gedränge von Menschen und Pferden sich bewegt, wie er wohl gar ein Mal stehen bleibt und hinter den großen Brillengläsern scharfäugig lugt, gleich, als durchbohrten seine Blicke wie Pfeile das ihn umschwankende Bild, um es dadurch zur Beute zu machen für den unermüdlichen Kunstschützen.

Für diese Augen giebt es kein Drüberhin, kein Genießen vager Stimmungen oder Auffaugen zerfließender Eindrücke. Diese Augen blicken geradezu, sie wollen das Herz und Mark sehen, und nicht minder jedes kleinste Fältchen und zufällige Rünzelchen. Sie wollen mikroskopisch alles erfassen, genau wie es ist, von allem Rechenschaft haben, woher? und wohin? und wozu?, und nichts passiren lassen, ohne den Legitimirschein zu prüfen. Sie sind gewissermaßen die Polizisten und Geheim-Detektivs des Gehirns, das sie stramm an der Leine hält und keine losen Seitensprünge gestattet. Denn das Gehirn ist der kühle und mächtige Autokrat dieser scheinbar so klein und gebrechlich gestalteten Maschine, und es verlangt viel Nahrung, weil es unaufhörlich in Arbeit ist. Genau so disciplinirt wie das Auge ist die Hand. Sie empfängt ihre Befehle und hat sie exact und tadellos auszuführen. Das zudictirte Pensum darf um nichts überschritten noch verkürzt werden. Auge und Hand, beide sind gute preußische Soldaten, gedrillt und zuverlässig. Und das Gehirn ist ein preußischer General, kalt, umsichtig und unzugänglich für trügerische Illusionen.

So steckt also in der That in dem großen Künstler ein noch viel größerer Gelehrter, oder besser noch: Forscher. Wer die Ausstellung besichtigt, die die Academie zu Ehren des Meisters gerade jetzt veranstaltet hat, gewinnt Gelegenheit, sich davon auf Schritt und Tritt zu überzeugen. Besonders die Studien und Handzeichnungen sind in dieser Hinsicht lehrreich. Sie zeigen uns den Künstler, wie er sich, völlig unbelauscht, seinem Instinct überläßt. Und dieser Instinct heißt: alles wissen wollen. Menzel ist darin der nächste Genosse Zolas, nur daß er noch weit minutiöser und gewissen-

hafter verfährt. Er fragt zunächst nicht nach der directen Verwerthbarkeit seiner Studien, wofern er nur alles aufs Genauste und Erschöpfendste beisammen hat. Und das Kleinste ist so wichtig wie das Größte, das Leblose wie das Lebendige. Ungemein bezeichnend sind dafür einige Blätter, die sich mit gewissen Begleitmomenten des Generals von Moltke beschäftigen, nämlich mit dem Fernglas und Soldatenmantel, die der große Feldherr während des letzten Krieges benutzt hat. Das Fernglas ist ein gewöhnlicher Operngucker, wie es ihrer Tausende giebt. Trotzdem hat es Menzel zwei-, dreimal gezeichnet und gemalt und sich auch noch Details dazu notirt, wie die Schraubvorrichtung. Nicht einmal das Futteral ist vergessen. Es figurirt dreimal auf dem Blatt, einmal geschlossen, einmal offen, und einmal mit schräg verschobenem Deckel, und der Tragriemen ist jedesmal anders gelegt. Beim Feldmantel Moltkes haben beispielsweise die inneren Einfassungen der Knopflöcher — es ist da ein eigenthümlich zugeschnittenes Stück aufgenäht — den Forscher interessirt. Er zeichnet sich das Muster besonders auf, vermerkt die Größenverhältnisse und schreibt hinzu: „vier auf jeder Seite." Das sind so intime Schrullen, über die es wohl erlaubt sein wird, zu lächeln. Sie wären das Verderben eines kleinen Künstlers gewesen. Bei einem Großen aber sind sie ein interessanter Prüfstein, gerade weil sie ihn klein zeigen. Denn sie beweisen, daß er klein sein durfte, ohne seiner Größe etwas zu vergeben.

Doch zeigen uns die Studien den Meister auch von seiner wirklich großen Seite. Wahrhaft ergriffen war ich, als ich zwei Blätter nebeneinander fand, von denen das eine mit der Jahreszahl 1845, das andere mit 1894 signirt war. Da enthüllt sich uns also ein halbes Jahrhundert ununterbrochenen Arbeitens an sich selbst, ununterbrochener Schülerschaft gegen die große Lehrmeisterin Natur. Das ältere Blatt zeigt schlafende Arbeiter in den verschiedensten Lagen, das jüngere u. a. einen menschlichen Fuß, in interessanter Verkürzung gesehen, merkwürdig durch individualisirte Behandlung der Zehen, wie sie auf dem Fußballen aufliegen. Diese mit so monumentalem Ernst betriebenen Vorbereitungsstudien geben dann später, wenn es ans Schaffen geht, den Menzel'schen Bildern jenen Charakter der unbedingten Zuverlässigkeit, der sie in allem, was Beobachtung heißt, so gewichtig auszeichnet. Man darf mit furchtlosester Sicherheit behaupten, daß bei den vielen Tausenden menschlicher Figuren die sich auf Menzel'schen Bildern zeigen, keine Fingerkrümmung, kein Ohrläppchenansatz, kein schlecht angenähter Knopf vorkommt, die nicht sämmtlich auf bestimmter Wirklichkeitsunterlage beruhen. Man hat ihn oft einen Satyriker genannt. Ich glaube, nicht mit völligem Recht. Denn für den, der die Menschen rein sachlich beobachtet, enthüllen sich eine Unzahl unbeabsichtigter komischer Züge, die man nicht im mindesten zu übertreiben braucht, um vollständig satyrisch zu wirken. Eine satyrische Absicht braucht aber nicht im Geringsten vorgelegen zu haben. Der einzige Unterschied gegen Andere ist nur der, daß diese solche Züge entweder übersehen, oder für zu unbedeutend zur Wiedergabe halten. Für Menzel aber, der alles wahrnimmt und alles malt, giebt es, wie wir sahen, nichts Unbedeutendes. Auch im Unbedeutendsten enthüllt sich ihm das Charakteristische, und wenn das hinterher auf den Unbetheiligten lächerlich wirkt, so ist das nicht seine Schuld. Er selbst hat, dafür möchte ich meine Hand ins Feuer legen, nicht mit einem Mundwinkel gelächelt. Dafür steht er Natur und Wirklichkeit viel zu andächtig gegenüber, auch wo sie klein und selbst spottenswerth sein mögen.

Nun halte man sich diesen ungeheuren Thatsachensinn vor Augen und versetze sich dann im Geiste in die Zeit, in der Menzel zuerst hervortrat, d. i. in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts. Man lasse in Gedanken auch die spätere Zeit noch an sich vorüberziehen, mit ihrer fürchterlichen Genügsamkeit an verwaschenen Charakterlosigkeiten, mit ihrem schwächlichen Hang zu versüßlichter, verzärtelter Minneseligkeit, und man wird den unbeirrbaren Individualitätstrieb, der sich in dieser festzusammengefügten Persönlichkeit ausspricht, in seiner ganzen Grandiosität ermessen können. Menzel war für die Zeit, die ihn entstehen sah, und auch noch für die Folgezeit, mehr als ein Arzt. Er war ihr ein Züchtiger und Vernichter. Er führte sie, rein durch seine Existenz und durch sein Wirken, vollständig ad absurdum. Dann aber setzte er dasjenige Ferment ein, aus dem nach damaliger Lage, einzig eine Fruchtbarkeit für die Zukunft zu erwarten war: die unbedingte, durchaus objective Naturtreue. Er, der sonst bis zur Selbstvergessenheit Kühle, hier war er einzig und allein nicht kühl. Hier folgte er nicht einem bedächtigen Raisonnement, sondern dem unzähmbaren Trieb seines Temperamentes. Daran wird man, denke ich, nicht zweifeln, wenn man sich vergegenwärtigt, wie dieses Temperament, bis in's achtzigste Lebensalter hinein, stets in der gleichen Art und Stärke funktionirt hat.

So ist also Menzel, der die Unpersönlichkeit zum Princip erhob, schließlich doch auch nur durch den Einsatz seiner Persönlichkeit, der Temperamentlose durch sein Temperament, zu dem großen Reformator und Regenerator unserer Kunst geworden, als den wir ihn heute verehren. Er ist gewissermaßen ein directer Schüler Kant's. Er setzte das in Thatsache um, was jener vom Künstler theoretisch forderte: Das interesselose Wohlgefallen. Indes auf Kant folgte Schopenhauer, und auf Schopenhauer folgte Nietzsche. Diese Beiden haben eine Künstlerpsychologie geschaffen (oder besser: blosgelegt), die der Kant'schen direct widerspricht: Nicht in der Nüchternheit, im Rausch werden Kunstwerke gezeugt, und nicht durch Ausmerzung des Individuellen, sondern durch dessen höchste Bethätigung. An Stelle des interesselosen (man könnte auch sagen: unerotischen) Wohlgefallens tritt tiefe seelische Ergriffenheit und eine im Geschlechtsgrund genährte, tiefe zeugerische Stimmung. Das Temperament, im höchsten Sinne, giebt den Ausschlag.

Da nun Menzel ein Temperament einzusetzen hatte, das als oberste Forderung direct Temperamentlosigkeit verlangte, so führt er die Kritik in eine eigenthümliche Zwickmühle. Er ist gleichsam die Probe darauf, wie viel man mit mangelndem Temperament, mit Gaben, wie sie sonst nur dem Gelehrten eignen, bei technisch entsprechender Veranlagung und Ausbildung, in der Kunst überhaupt werden kann. Denn man darf wohl sagen, daß er in dieser aparten Complication, die er vertritt, bis an die äußersten Grenzen des überhaupt Leistungsmöglichen gelangt ist. Sein großes Glück war, daß er in eine Zeit gesetzt wurde, die gerade seine Eigenart sehr gut gebrauchen konnte und beinahe gebieterisch verlangte. So konnte er sich auswachsen, genau nach den Ansprüchen seines Naturells. Allein mit ihm wird diese seltsame Zwitterspecies erloschen sein. Denn für einen Menzel ist bloß einmal Platz in der Kunstgeschichte.

Paul Heyse und sein neuer Roman.

Von Carl Busse.

Ueber allen Gipfeln ist Ruh; sie rauschen nicht; ein uferloses Meer, heimlich und windstill, dehnen sie sich hin. Fern soll es ein reiches brausendes Leben geben — seine Wellen schlagen nicht bis hierher. Unten wie oben — überall Friede. Bewegte Herzen werden ruhig darin; nach Irrsal und Bedrängniß steigen müde Kämpfer empor, steigen die alten Wendeltreppen des alten Schlosses hinauf, und wenn sie dann in ein Kämmerlein treten, dann sind sie fast so hoch wie der Thürmer, den am ehesten der Sonnenschein tröstet, und unter ihnen liegt alles, was ihnen das Herz be-

schwert, und sie können hinwegschauen über Wälder und Wipfel in leisem Trost und ohne Thränen. Aber es bleibt nicht immer so still hier droben; auch Schmerzen werden hier einsam ausgeweint, nur weiß man von Anfang an: es ist ja nicht so schlimm, bald liegt wieder Sonne über allen Gipfeln und zwei selige Menschen, die sich endlich gefunden, sehen auf das besonnte grüne Blättermeer hinab — ganz allein und ganz glücklich. Keiner mehr ist so himmlisch hoch wie sie.

Und das ist der neueste Roman von Paul Heyse? Der Roman „Ueber allen Gipfeln"?*) Nein, mit Verlaub: das könnte er sein. So wäre er geworden, wenn Storm ihn geschrieben oder auch Wilbrandt oder auch Fontane. Aber Heyse liebt keine Stimmungsmalerei, wie er überhaupt kein Maler ist, liebt kein Symbolisiren. Und so ist der Titel seines Buches falsch, denn er ist irreführend; und falsch ist auch die Bezeichnung des Buches als Roman, denn es ist nur eine Novelle trotz der 441 Seiten.

Man hat sich oft herumgestritten, wo man die Grenzlinie zu suchen habe, welch tieferer Unterschied zwischen Roman und Novelle bestehe. Zu einem Resultat ist man nicht recht gekommen, und jeder Aesthetiker hat darüber seine eigenen Ansichten, über die er sich wohl oder übel erklären muß, ehe er an den Heyse'schen Musensprößling herantritt. Nun meine ich, eine Gegenüberstellung der bedeutendsten Romane und Novellen der Weltliteratur läßt uns bald einige Gesetze erkennen. Das Gemeinsame an Simplicius, Wilhelm Meister, Anton Reiser, Maler Nolten bis herab auf den grünen Heinrich und Effi Briest, an Raskolnikow und David Copperfield, an Madame Bovary und Niels Lyhne ist dies: sie alle behandeln ein volles Menschenleben, verfolgen einen Charakter durch die hundert Situationen, in die er, sei es handelnd, sei es leidend, geräth. Sie beginnen mit der Geburt und enden mit dem Tode des Titelhelden — natürlich ist das cum grano salis zu verstehn, denn es braucht nicht gerade der Augenblick der Geburt zu sein, wo sie einsetzen, und sie brauchen nicht immer mit dem natürlichen Tode zu schließen. Sie umfassen jedoch den Kreislauf eines ganzen Lebens. Die Novelle dagegen giebt nicht den Kreis, sondern eher den Sektor, nicht Entwicklung eines Charakters, sondern Bethätigung des schon entwickelten in einer Situation, nicht eine Landschaft mit Bergen und Thälern, sondern nur einen Berg daraus. Der Roman ist episch, die Novelle hat stark dramatische Elemente. Beider Technik ist grundverschieden.

Es wurde dem Dichter Heyse einmal der Vorwurf gemacht, er sei nicht realistisch, denn er gebe nur „Liebe," der Mensch jedoch lebe nicht alle Stunden davon, sondern hauptsächlich von seinem Beruf und seinen Pflichten. Deutlicher ausgedrückt: selbst ein wahnsinnig Verliebter habe noch so viel andere Gedanken, die wichtig genug seien, um nicht übergangen zu werden, sein Liebesempfinden vermische sich noch mit so vielen anderen Gefühlen, daß Heyse, der diese völlig übersähe, Unrecht habe. Das ist eine grobe Verkennung eben des Novellisten, denn hier wird gerade zum Vorzug, was für einen Roman allerdings ein Fehler wäre. Hier muß alles in einen Brennpunkt gesammelt sein, hier interessirt nicht der ganze Mensch, sondern nur der Liebende. Ein Herzensconflikt, das Liebesleben eines Menschen sozusagen im Extract — das ist nie ein Romanstoff, sondern immer nur der für eine Novelle. Eine Liebesaffaire jedoch behandelt Heyse's Buch „Ueber allen Gipfeln". Und so, glaube ich, ist die Bezeichnung „Roman" nicht gerechtfertigt, wie ich sie überhaupt nur einem einzigen Heyse'schen Werke zugestehen möchte: dem „Roman der Stiftsdame."

Sehen wir doch selbst bei dieser neuen Gabe Heyse'scher Muse zu. Da kommt in eine kleine Residenzstadt, die den schönen Namen Blendheim führt und von einem Fürstenthum à la Reuß-Schleiz umgeben ist, ein königlich preußischer Legationsrath, der die halbe Welt gesehen hat, jetzt der Gesandtschaft in Madrid attachirt worden ist und als Blendheimer Kind vorher noch einmal seine Vaterstadt besuchen will. Der Charakter dieses Herrn von Friesen ist von Anfang an fest und sicher ausgeprägt. Es kommt also nur noch auf die Situationen an, in denen er sich bethätigt. Und die zweite Person, die uns interessirt, die junge Malerin Lena Valentin, auch sie macht wohl neue Herzenskämpfe durch, doch sie bleibt die alte Lena. Was das Buch darstellt, ist im Leben der Helden eine Episode, wenn auch eine wichtige, doch es ist nicht Beider oder des Einen Lebensinhalt. Von den andern Personen oder der Stadt rede ich gar nicht. Die Stadt schläft eigentlich immer mit all denen, die darin wohnen. Herr von Friesen findet einmal auf einem Abendspaziergang ein Entenpärchen. „Die beiden Vögel, die regungslos dastanden, die Schnäbel tief unter den rechten Flügel gesteckt, nahmen sich spaßhaft aus, wie ein behäbiges Spießbürgerpaar, das gegenüber der lachendsten Natur und dem goldensten Nachtfirmament kein anderes Bedürfniß fühlt, als möglichst bald die Decke über die Ohren zu ziehen . . ." Das scheint ihm ein Sinnbild all der beschränkten engen Menschenwelt, die er hier kennen gelernt.

Wie sehr novellistisch der Stoff ist, empfindet man zumeist gegen Ende des Buches — und am Anfang. Am Anfang, denn die Vorgeschichte wird uns nicht erspart. Aus allerlei Gesprächen hören wir, daß Herr von Friesen schon einmal nahe daran war, sich mit Lena zu verloben, daß er aus irgend welchen Gründen jedoch kurzer Hand ausrückte und in die Welt ging, aus irgend welchen Gründen (und sie sind ebenso dunkel wie die ersten) nicht mehr schrieb, und nun zurückkehrt, um nach Lena zu sehen. Derartig wichtige Ereignisse jedoch, die schon selbst eine Novelle ergeben, darf der Roman nicht recapituliren; bezeichnender Weise nämlich sind *sie* es gewesen, die den Charakter der Lena formen halfen, ebenso wie die Zeit, die er draußen in der Welt verlebt hat, Herrn von Friesen geformt hat. Die neuen Situationen rechnen schon mit festen Größen. Das jedoch ist novellistisch. Nun erkennen Lena sowohl wie Erk — dies der Vorname des Helden —, daß sie sich noch immer heiß lieben. Aber Lena ist zu stolz und glaubt es auch nicht, daß der andere ihr zugethan ist. Und da Erk von ihrer Kühle gekränkt mit Spott antwortet und dem Gedanken näher tritt, die Tochter des Ministers zu heirathen, da drohen sich die beiden Menschen ganz zu verlieren. Ich sprach der Novelle einen dramatischen Charakter zu. Und so sehen wir auch hier: die Steigerung wird so weit geführt, daß man keinen Ausweg mehr sieht und auf das Einlenken gespannt ist. Lena verlobt sich mit einem Botaniker. Da er sie liebt und da sie geschworen hat, sie breche das Verlöbniß nicht, so scheint es um Erk geschehen zu sein. Aber da wird ein Conflikt in die Seele des Botanikers geworfen. Sein Lebenswunsch, die Flora fremder Erdtheile zu sehen, soll gewährt werden; auf Erks Betreiben fordert man ihn zur Theilnahme an einer Expedition auf. Da diese drei, vier Jahre dauern wird, muß er auf sie oder auf Lena verzichten. So löst sich der geschürzte Knoten, und Erk kann das Mädchen heirathen.

Das ist also der Schluß: die 25jährige Malerin wird die Frau des um einige Jahre älteren Herrn von Friesen und fährt mit ihm nach Madrid ab. Wie wird die Ehe ausfallen? Gewiß, die beiden haben sich sehr lieb, aber der Legationsrath zeigt sich launisch, tyrannisch. Es ist nicht abzusehen, weshalb diese Eigenschaften nach den Flitterwochen nicht mehr zum Vorschein kommen sollten. Und wie wird sich die selbstständige Natur der jungen Malerin damit abfinden? Wie wird das neue Milieu auf sie einwirken? Sie kommt in fremde Verhältnisse, in ein ganz unbekanntes Land. Und wird sie nie den Widerstreit zwischen den Pflichten, die sie als Mutter, und denen, die sie als Künstlerin hat, empfinden müssen?

*) Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Wir sehen: eine Reihe von Fragen drängen sich auf, wenn wir den „Roman" bei Seite legen. Wir könnten uns gut vorstellen, daß ein zweiter Band noch geschrieben wird, der das Ehepaar Friesen behandelt. Der Abschluß also ist wieder der einer Novelle, denn er bringt das Ende des einen Conflicts, aber nicht der eines Romans, denn er läßt noch unendlich viel offen.

Weshalb Heyse nun wohl die falsche Bezeichnung gewählt hat? Ich traue ihm, dem so Feinsinnigen, nicht zu, daß er nur seine Blätter gezählt und gewogen und auf die Quantität hin sein Manuscript als „Roman" in die Druckerei gegeben hat. Und so darf ich nur auf Eins noch rathen: er sah eine gewisse Fülle der Nebenpersonen, die der classischen Novelle fremd ist, die sich allmälig so hervordrängte, daß darüber versäumt ward, das ganze Licht auf das eine Paar zu sammeln — und so kam das figurenreiche Gemälde, wenn man diesen Ausdruck je von einer Heyse'schen Schöpfung gebrauchen kann, zu seinem Namen.

In der That sind die Nebenfiguren theilweise so ausgeführt, daß sie das Interesse bedenklich vom Mittelpunkt ablenken. Da ist z. B. die frühere Sängerin Betsy Bianchi, eine der köstlichsten und wärmsten Figuren, die Heyse je geglückt sind. Sie ist von einer drolligen „platonischen Unsittlichkeit" d. h. so kreuzbrav sie im Grunde ist, so hat sie manchmal ein loses Mäulchen und verliebt sich alle Augenblicke mal. Es kommt jedoch nie zu etwas Schlimmem. Ihr wunderlicher Dialect, sie hackt jedem hochdeutschen Wort das Schwänzchen ab, ihre prächtige Natürlichkeit und Offenheit gewinnt ihr im Sturm die Herzen, und man athmet freier und fröhlicher, wenn sie mal wieder an die Reihe kommt aufzutreten. Da dies recht oft geschieht, bleibt für Lena Valentin wenig übrig. Und das ist schlimm, denn der ganzen Anlage nach sollte sie die Hauptrolle spielen, wenigstens die weibliche. Aber sonderbar: niemals ist mir eine Heyse'sche Frauengestalt verschwommener erschienen als diese Lena. Sie bleibt in Nebeln und Schleiern, und weil sie das bleibt, begreift man eigentlich die wilde Liebe des Herrn von Friesen zu ihr nicht recht. Und die Gestalt der Lena predigt noch etwas anderes.

Nämlich: Heyse hat so oft die verzwicktesten Liebesprobleme dargestellt, hat die Frau mit allen möglichen moralischen Defecten so meisterhaft zeichnen gelernt, hat sich so in die Irrgänge weiblicher Seelen vertieft, daß es ihm schwer zu fallen scheint, ein Geschöpf, das unzusammengesetzt ist, das rein und natürlich empfindet, zu beleben. Diese Lena muß das Ideal für eine Ehe sein; man muß ihr die „Deutsche Hausfrau" glauben. Heyse jedoch findet sie selbst eben deshalb etwas langweilig; im Grunde hat er gar nicht viel Sympathie für sie, und deshalb kann er auch in uns keine erwecken. Alles Blut scheint die Sängerin abbekommen zu haben, und darum ist die Malerin so bleichsüchtig gerathen.

Steht sonst immer eine Frau im Mittelpunkt Heyse'scher Dichtungen, so soll sich hier alles um einen Mann drehen. Aber das ist ein Mann mit einer Frauennatur. Launisch, tyrannisch, ohne rechten Grund eigentlich aufgeregt, von Stimmungen abhängig, in seinen Entschlüssen nicht fest, vorschnell — so ungefähr stellt sich Herr Erk von Friesen uns vor; für einen Diplomatenposten ist er also herzlich ungeeignet, und ich fürchte, er wird keine Carrière machen. Es giebt recht viele Augenblicke, wo man bedenklich über ihn den Kopf schüttelt und seinen Freund Wolfhardt, der die lustige Betsy heirathet, ihm ebenso vorzieht, wie diese Betsy seiner Braut.

Es sind da noch ein paar gute Porträts in dem Buche, vor allem eine echt Heyse'sche Frauengestalt in der Fürstin des Ländchens. Sie stammt da „unten her", aus dem Balkan, und fühlt sich unfrei; es fröstelt sie in der Enge ihres kleinen Hofes, an der Seite eines grundehrlichen, grundgütigen, aber unbedeutenden Gemahls, der um halb Zehn schlafen geht und als Amateurphotograph sein ganzes Reich aufnimmt. Sie hat durstige Lippen — wer kümmert sich darum?

In seinen Romanen hatte Heyse bisher stets den Versuch gemacht, Zeitideen zu Leibe zu rücken, Erscheinungen des litterarischen Lebens, die ihm nicht paßten, zu bekämpfen, Bekenntnisse abzulegen, denen die strengere Kunstform der Novelle widerstand. Sei es daß er gegen die Orthodoxie vom Leder zog und seinen ruhigen Atheismus in den „Kindern der Welt" predigte, sei es, daß er sich wie in „Merlin" litterarischen Groll vom Herzen schrieb. Auch in „Ueber allen Gipfeln" klingt etwas von modernster Philosophie hinein. Was Wilbrandt in der „Osterinsel" bewältigt, glaubt Heyse nebenbei hier abthun zu können: Friedrich Nietzsche. Nun, ich bin kein gläubiger Anhänger des Hammerphilosophen, aber wenn der weise Herr Wolfhardt und durch ihn Paul Heyse meint, daß „der ganze Lärm wie der nächtliche Raudal bierseliger Studenten verhallen wird" und hinzufügt: „Ernst kann ihn ja auch jetzt schon kein anständiger Mensch nehmen," so zeugt das von einem Mangel an Blick für die Zeit. Herr von Friesen selbst scheint zuerst das Experimentierobject abgeben zu sollen, an dem die Nietzsche'schen Theorien demonstirt und ad absurdum geführt werden sollen. Er steht „jenseits von Gut und Böse". Aber er ist nur ein Schäker; er ist weiter nichts als etwas blasirt. Und wenn er schließlich erkennt, daß er es „jenseits von Gut und Böse" nicht aushalten kann, so ist damit wohl etwas für ihn, aber nichts gegen die Lehre bewiesen. Da hat Wilbrandt das Nietzsche-Problem in der „Osterinsel" doch etwas gewaltiger gefaßt. Mit seinem zierlichen Fleuret kann Heyse die „blonden Bestien" beim besten Willen nicht todtschlagen.

Ueber Heyse's Formgewandtheit zu reden, ist nachgerade überflüssig geworden. Jeder Quintaner fügt zum Namen Heyse bereits die beiden Worte „marmorner Stil" hinzu, und ich kann mir lebhaft vorstellen, daß etwas derartiges einen Dichter allmälig in stille Raserei versetzen kann. Deshalb ziehen wir den Vorhang darüber. Aber mußte denn auch diesmal ein illegitimer Ministersprößling durch das Buch wandeln? Die Heyse und Spielhagen scheinen vor adligen Bastards doch einen zu großen Respect zu haben. Es sind nämlich bei beiden meistens die Idealmenschen. Und so viel uneheliche Fürstenkinder, wie diese ältere Dichter-Generation verbraucht hat, giebt es gar nicht.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das letzte Lied.

Von Ida Baccini.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen.

„Bach," sagte der junge Lehrer zu der jungen Dame, die befangen seinen Worten lauschte, „Bach hatte seine wunderbare Charakteristik, er" — —

„Guten Tag, Frau Herzogin!" rief er dann, hastig aufspringend, und auf eine elegante Dame, welche eben in das Zimmer getreten war, zugehend.

„Guten Tag, lieber Arrighi. Und wie geht es Dir, Liebling?" fragte sie und glitt liebkosend mit der weißen, reich beringten Hand über den blonden Scheitel des jungen Mädchens, „was machen diese langweiligen Kopfschmerzen?" —

„Sie sind noch nicht verschwunden, Mama."

„Gnädiges Fräulein fühlen sich unwohl?" fragte der Lehrer bestürzt. „Wenn ich das gewußt hätte, so" — —

„Oh, es ist nichts von Bedeutung," beruhigte die Herzogin. „Uebrigens," fügte sie liebenswürdig hinzu, „wäre es nun wohl an der Zeit, Herrn Arrighi von dem freudigen Familienereigniß Mittheilung zu machen. Was meinst Du, liebes Kind?"

Elisa wechselte die Farbe und machte mechanisch eine zustimmende Kopfbewegung.

Leone Arrighi bewahrte äußerlich seine Ruhe, aber einem genauen Beobachter wäre es nicht entgangen, daß seine Lippen leise zuckten.

„Elisa ist Braut," fuhr die Mutter lächelnd fort, „die Braut des Marchese Giuliani. Sie müssen ihn auch kennen, Arrighi?"

„Ja, ich glaube — — es ist möglich," sagte der junge Musiker mit stockender Stimme, die Augen fest auf Elisa gerichtet.

„Er ist ein vortrefflicher Mensch, der mein liebes Töchterchen glücklich machen wird," sagte die Herzogin, sich erhebend und Arrighi die Hand reichend. „Und nun, lieber Arrighi, seien Sie freundlichst bedankt für Ihre viele Mühe."

„Oh, Frau Herzogin —"

„Ich hoffe, Sie lassen sich hier und da bei uns sehen. Samstag Abend und Mittwoch Vormittag bin ich immer zu Hause. Guten Tag." —

Mit lächelnder Miene rauschte sie aus dem Zimmer, ahnungslos, in welcher Verzweiflung sie die beiden jungen Leute zurückließ. — —

Sie hatten es sich nie gestanden, daß sie sich gut waren, ja sie hatten sich lieb gewonnen wie zwei harmlose Kinder, die oft zusammenkommen und sich lieben, ohne es zu wissen. Als die Herzogin vor wenigen Tagen zu Elisa sagte: „Weißt Du schon, daß der Marchese Giuliani um Deine Hand angehalten hat? Es ist eine äußerst vortheilhafte Parthie, gegen die wir nichts einzuwenden haben" — da war es dem jungen Mädchen gewesen, als ob man ihr einen Stich in's Herz versetzt hätte, ohne daß sie sich die Ursache dieser schmerzlichen Empfindung hätte erklären können.

War es vielleicht die Scheu vor dem Wechsel, der ihrem Leben bevorstand, wurde ihr der Abschied von der Mutter so schwer? Nein, das konnte es nicht sein, die Ehe eröffnete ihr ja eine Reihe von neuen Vergnügungen, nun würde sie Reisen machen, Bälle, Gesellschaften, die Theater besuchen können. — Die Mutter? Du lieber Himmel! Sie war so selten mit ihr zusammen, bei den Mahlzeiten sahen sie sich, eine halbe Stunde täglich. — Ah, das war es! eine junge Frau pflegt keinen Unterricht mehr zu nehmen, sie lernt nichts mehr, nicht einmal mehr Musik. Und Arrighi? Wie sollte sie es fertig bringen, Arrighi nicht mehr zu sehen! Wie viel schöne Stunden hatte sie mit ihm in diesem blauen Zimmer verlebt, wenn Miß Helen, ihre Erzieherin, hinter ihrem Stickrahmen eingenickt war! Von allen jungen Herren, welche im Hause verkehrten, war Leone Arrighi unstreitig der schönste, der angenehmste. Schon seine weiche, sympathische Stimme zu vernehmen, war ihr ein Genuß, eine Beruhigung gewesen. — Wie sollte sie es ertragen, diese Stimme nicht mehr zu hören? —

Von jenem Tage an änderte sich Elisa's Benehmen ihrem jungen Lehrer gegenüber in auffallender Weise. Sie wurde schüchtern, verlegen, beinahe kindisch. Bei der geringsten Kleinigkeit wechselte sie die Farbe, wurde bald blaß, bald roth und wenn ihre Blicke sich zufällig einmal trafen, kam sie in die größte Verwirrung. Er wußte sich anfangs diese seltsame Wandlung nicht zu erklären, dann fürchtete er beinahe, sie nur zu gut zu verstehen, und als die Herzogin ihm die bevorstehende Vermählung Elisa's mittheilte, blieb für ihn auch nicht der leiseste Zweifel übrig. Er wußte nun, daß er das junge Mädchen liebte und fühlte, daß seine Liebe erwiedert wurde. — — — — — — — — — —

Sie waren allein, für einen kurzen Augenblick. Mit gefalteten Händen, den Blick zu Boden gesenkt, stand sie zitternd vor ihm, zu sprechen vermochte sie nicht.

„Warum haben Sie mich nicht auf diese Nachricht vorbereitet?" fragte er traurig. —

„Ich hatte nicht den Muth dazu," erwiderte sie, plötzlich die schönen Augen mit flehendem Ausdruck zu ihm emporschlagend.

Lange blickten sie sich an, dann sanken sie sich, von ihren Gefühlen überwältigt, in die Arme, während ihre Lippen sinnlose Worte flüsterten.

„Werden wir uns wieder sehen?" fragte Elisa tonlos.

„Niemals," erwiderte der junge Mann, sich zusammenraffend, „niemals". —

Und er riß sich von ihr los und eilte fort, während Elisa, um der eben wieder eintretenden Gouvernante ihre Erregung zu verbergen, die ersten Tacte der herrlichen Melodie:

„Spirto gentil dei sogni miei"

zu spielen begann. — — — — — — — — — — — — — — —

Er hielt Wort, allen Lockungen zum Trotz. Er wollte sie nicht wiedersehen.

„Du bist ein Narr," erklärte ihm einst ein Freund, dem er seine erste, unschuldige Liebesepisode erzählt hatte. „Du bist ein Narr, die Marchesa Giuliani gehört zu den Frauen, an deren Ruf längst nichts mehr zu verderben ist, das weißt Du ja."

„Du magst Recht haben," versetzte Arrighi, „aber ich bereue es nicht, der armen Frau eine Erinnerung zu lassen, an welche sie ohne Erröthen zurückdenken darf. Was willst Du? Ein Jeder liebt auf seine Weise." — — — — — — — — — — — — — — —

Die Marchesa Giuliani ist vor einem Jahre in ihrer schönen Villa zu Sorrento gestorben, beweint und betrauert von allen ihren Freunden und Bekannten. Sie ließ in den letzten Tagen Niemand mehr zu sich, und zu ihren vielen Wunderlichkeiten soll, wie man sich erzählt, die gehört haben, daß sie sich kurz vor ihrem Tode noch die ersten Tacte eines herrlichen Liebesliedes vorspielen ließ.

Aus der Hauptstadt.

Zu scharf gemacht.

Der Tag hat sich gejährt, da Caprivi-Monteeuccoli sank. Als die Kunde von seinem Rücktritte in den Straßen ausgebrüllt wurde, für fünf Pfennig das Exemplar, da hatte es Jeder schon lange gewußt, und jede Redaction zeigte sich überrascht. Denn in der Aera der Ueberraschungen zählt es durchaus zum guten Ton, ein Wissender zu sein und die effectvollsten Entschließungen mit positiver Sicherheit mindestens vorhergeahnt zu haben. Montecuccoli selber war noch Tags zuvor siegesfroh in sein Junggesellenbett gestiegen und hatte im engeren Freundeskreise die fehlgeschlagene Eulenburgerei lustig verhöhnt; er stand verblüfft und fand keine Worte, als Lucanus blitzartig jach erschien. Er war kein großer Jäger, der vielgeliebte Rothreichskanzler, und er wußte nicht, daß im einsamen Forste Gedanken und Stimmungen schnell wie der Novemberwind kommen, der den Hag durchpfeift, wußte nicht, daß Abends nach vollendeter, fröhlicher Hatz die Jagdgenossen gar geneigt sind, mehr als sonst auf den Nachbar zu hören, den heut gemeinsames Tagewerk dem eigenen Herzen näher brachte.

Herr von Stumm ist erfahrener in der Kunst und den Künsten des edlen Waidwerkes. Die der burschikosen Worte spotten, worin er seinen Entschluß ankündigte, auf den Kaiser zu Gunsten einer entschiedenen Politik einzuwirken, vergessen ganz, daß nach dem Tage von Liebenberg ein Tag von Letzlingen unversehens folgen könnte. Lange schon lebt die Sehnsucht nach einer starken Regierung in den Herzen der Männer, die sich rühmen, das Ohr des Kaisers zu besitzen, und die Ueberzeugung, daß eine Entscheidung nahe bevorsteht, erfaßt allmälig auch arglosere Gemüther. Herr von Stumm, der „Sr. Majestät in dieser ganzen Sache eins mit sich weiß", ist ein seriöser Mann und haßt alle Prahlerei; nicht ohne hinreichenden Grund und nicht ohne des gewissen Erfolges sicher zu sein, legte er die Karten offen auf den Tisch. Er wird den socialpolitischen Grand mit Vieren leicht gewinnen.

Kinder und Special-Correspondenten vertreiben sich die Zeit damit, Krisengerüchte zu ersinnen oder ernsthaft an bevorstehende wichtige Personal-Veränderungen zu glauben. Als ob die Mode vom vergangenen Jahre auch heute noch Geltung hätte. Damals konnte es, beim raschen Kommen und Gehen ministerieller Machthaber, zuweilen den Anschein gewinnen, der Sitz der Regierung befände sich im Central-Hotel; mit dem jetzigen Personal vermag die Regierung gewaltige Schwenkungen auszuführen, ohne daß auch nur ein Mann über Bord fliegen müßte. General Caprivi ging von der Linie zur Politik über, er verstand von dieser Wissenschaft just soviel, wie ihm sein Leibblatt zu wissen erlaubte, nie hatte er sich den Kopf mit volkswirthschaftlichen Gedanken und Bedenken beschwert, nie unabhängig vom Leitartikel den Geschehnissen der Gegenwart, den Forderungen der Zukunft nachgegrübelt. Freund des Bestehenden und erklärter Mittelparteiler, wie es alle Leser unserer großen Annoncenzeitungen sind, trat er sein schwieriges Amt mit den Sympathien und den Antipathien an, die jeder gute Abonnent sich anerziehen läßt; allzeit bereit, den Weisungen seines Herrn zu gehorsamen, ließ er doch den Glanz des eigenen, manchesterlichen Geistes hell auf die Regierungsthaten fallen. Er haßte die agrarische Begehrlichkeit, und er ertheilte ihr den unvergänglichen Rath, fünfzig Procent abzuschreiben; er haßte die Extremen rechts und links, nannte den Antisemitismus eine Vorfrucht der Socialdemokratie, was zwar heller Unsinn, aber im schönsten Sinne mittelparteilich gedacht war. Er brachte es nicht übers Herz, die Socialisten allein anzugreifen, hielt er doch die Radicalen auf der anderen Seite des Hauses für nicht minder gefährlich; er entwarf ein Umsturzgesetz, das ausnahmlos alle entschiedenen Bestrebungen bekämpfen sollte. Er war ein Mittelparteiler gewissenhaftester Reincultur, der rechte, zur Macht gelangte Leser eines Journals, das ohne Botenlohn sieben Mark fünfzig vierteljährlich kostete. Sobald der Wind auch nur ein bischen schärfer wehte und wenigstens für den Augenblick ein kräftig zugreifender Mann gebraucht wurde, war er unbrauchbar.

Fürst Hohenlohe zeigt im ganzen Umfange die Richtigkeit des Bismarck'schen Wortes, daß der Kaiser sein eigener Reichskanzler sei. Herr von Bötticher, der eigentliche Arbeitsminister, ähnelt in seinen Grundanschauungen gewiß dem Grafen Caprivi, aber nun und nimmer wird er sie in dem Augenblicke betonen, wo Se. Majestät andere angenommen haben; das Ministerium kann sich, wenn ein neuer Cours eingeschlagen wird, ruhig auf ihn verlassen. In Herrn von Köller besitzt die Regierung einen tapferen Draufgänger, der sich nicht forcht und der besonders gut dazu geeignet ist, die Autorität in einem Augenblicke zu wahren, wo sie am Kreuzwege steht und sich anschickt, den entscheidenden Schritt zu thun. Seine Collegen sind ausnahmslos Ressortminister, zwei von ihnen sogar sehr tüchtige Ressortminister, deren Wahl dem Scharfblick Wilhelms II. Ehre macht und deutlich zeigt, daß dem Enkel etwas von der bewundernswerthen Treffsicherheit des Großvaters eignet. Das Ministerium ist, so kunterbunt es dem oberflächlichen Beschauer auch vorkommen mag, doch völlig homogen, einmüthig in der unbedingten Anerkennung des höheren Willens und entschlossen, ihm Achtung zu verschaffen. Würde Herrn von Stumm's Politik an maßgebender Stelle aufgenommen, so könnte sich das Ministerium ihrer Durchführung widmen, ohne daß nur ein einziger Unterstaatssecretär demissioniren müßte. Graf Eulenburg und Herr von Kiderlen-Wächter wären kaum

unumgänglich nothwendig, um die Maschine unter Volldampf zu bringen.

Mehr noch als den Heerbann Bebels haßt Freiherr von Stumm, der die neue Aera inauguriren wird, die Bestrebungen, die ihre reformerische Schändlichkeit unter allerhand gleißenden Etiketten zu verbergen suchen. Der Freiherr hat politischen Instinct genug, um zu wissen, daß der Universitäts- und Pfarrer-Socialismus ungeheuer gefährlich werden kann, wenn er nicht bei Zeiten ausgetreten wird. Gegen die Singerei und den Schreib-Pöbel, der in der Beuthstraße zu Berlin sein Bestes thut, die Partei zu ruiniren, steht ohnehin das halbe Deutschland — und nicht die schlechtere Hälfte — in Waffen; für den Kampf gegen Naumann und Genossen bedarf es besonderer Anstrengungen. Aber Stumm wird die Schlacht siegreich beenden. Nicht, daß seine politische Begabung diesen Ausgang verbürgte. Er ist ein unbegabter und kurzsichtiger Dilettant, wie es Caprivi gewesen ist, nur daß der Freiherr sein Wissen aus der „Post" bezieht, während der Graf es der „Kölnischen" verdankte. Herr v. Stumm, der sich so großen Einfluß auf die Geschicke dieses Fünfzig-Millionen-Reiches zuschreiben darf, weiß nichts davon, daß eine Cultur heraufziehen will, er leugnet die Naturnothwendigkeit ihres Erscheinens, er reducirt all die wirren, wilden Gedankenkämpfe unserer Tage auf zwei Formeln: Begehrlichkeit der Arbeiter, Verhetzung der Arbeiter. Er weiß so wenig von den Lehren der Geschichte und der Geschichte überhaupt, daß er sogar geistvolle Gleichnisse für seine Reden — „Friedrich Naumann ist der reine Thomas Münzer" — erst aus seinem Berliner Blatte entnehmen muß. Dem Manne, der in seinem Kreise Großes schaffte, der gutmeinend in seiner Art und vorbildlich in mancher Beziehung ist, wird man Nichtskönnen und Nichtswissen in Dingen, die außerhalb seines Gesichtskreises und seines eigentlichen Wirkens liegen, gewiß kaum zum Vorwurfe machen dürfen; es ist für seine Gegner nur fatal, daß er sich mit solchen Dingen überhaupt befaßt, und noch weit fataler ist es, daß ihm die physische Macht eignet, hier Erfolge zu erzielen. —

Die braven Leute auf Kanzel und Katheder, die es für eine Gewissenspflicht gehalten haben, in den socialen Kampf einzutreten und Partei für die Aermeren zu ergreifen, waren nicht übel gelitten, so lange man von oben herab ihre Thätigkeit nicht geradezu verdammte. Sie faßten denn auch immer größeren Muth, und ihre Forderungen wurden zusehends radicaler. Freiherr von Stumm hat bereits für den Rückschlag gesorgt. Und plötzlich entsteht groß Gerade vom Unfug der Schwarmgeister, ein Wort von autoritativer Stelle genügt, um mächtige Parteien, die jenen Bestrebungen bisher wohlwollend neutral gegenüber standen, gegen sie aufzubieten, und die maßgebende Presse, die freisinnige, sucht nun wenigstens diese kleinen Pfäfflein und Professorchen zu verbellen, nachdem ihr schlimmere Feinde durch die Lappen gegangen sind. Kirchenbehörden und kirchliche Vereine schreiten gegen die reformlustigen Pastoren, Universitätssenate gegen schwärmende Docenten ein, und siehe — von den Tapferen zieht sich einer nach dem anderen gemach zurück, und nur das Häuflein der Desperados bleibt auf dem Felde. Mit dem aber ist leicht fertig zu werden. Ohnehin ist es zwischen der „bürgerlichen" und socialdemokratischen Welt eingekeilt und muß sich nach zwei Seiten hin seines Lebens wehren. Wer von den Insurgenten irgendwo in Amt und Würden steht, erhält den blauen Brief, Staatssubventionen und Staatsgehälter bleiben aus, und die Ideologen sehen sich gezwungen, nun selber um ihr täglich Brot zu kämpfen, von der Hand in den Mund zu leben. Vielleicht, und man darf's hoffen, haben sie Märtyrerkraft genug, die Hetze zu überstehen, die Sorgen, die Disciplinaren und gerichtlichen Verfolgungen, aber sie bleiben allein. Denn ihr wenig beneidenswerthes Dasein lockt keine Jünger an, der spärliche Ruhm, der ihnen zu Theil wird, entflammt keinen Ehrgeizigen.

Eine starke Regierung treibt ohne Weiteres, ohne alle Anstrengung die Schwärmer auseinander. Es ist wohl wahr, sie begeht damit einen fürchterlichen, verhängnißvollen Fehler, sie zertrümmert mit eigener Hand den Unterbau neuen deutschen Lebens. Indeß kommt es darauf fürs Erste nicht an. Dit Zukunft mag Sorge für ihr Haus tragen; uns kann's nur darum gehen, die Wände auszukleistern, zwischen denen wir leben. Will Jemand die Machthaber deshalb tadeln und der Kurzsichtigkeit bezichtigen, so haben sie außer den Strafmitteln, die ihnen das Gesetzbuch an die Hand giebt, den Hinweis auf die Volksvertretung übrig. Im konstitutionellen Staate trägt alle Verantwortung für die Fehler der Regierenden die Volksvertretung, und sie trägt sie gern, denn bei 397 Menschen kommt auf jeden Einzelnen nur sehr wenig davon. Soll rückhaltlose Gewalt angewandt werden, wie Freiherr Stumm wünscht, so findet sich im Reichstage unschwer eine Mehrheit dafür; man braucht ihr nur den Ernst der Situation klarzumachen. Der Regierung kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie es bislang oft an der nöthigen Energie fehlen ließ; ihre Vertreter fanden markige und derbe Worte immer nur der geschworenen Opposition gegenüber, bei der sie natürlich nicht die geringste bessernde Wirkung ausüben. Der scharfgemachte Cours bedarf einer anderen Taktik. Ihm sind treu ergeben nur zwei Fraktionen, einmal die Freiconservativen, die ausschließlich da gewählt werden, wo aus Angst vor der Socialdemokratie oder des polnisch-welfischen Centrums wegen, die Deutschconservativen mit ihren Candidaten nicht herauszurücken wagen und einen „gemäßigten" Mann aufstellen lassen, dem auch die „liberalen" Stimmen zufallen können. Zweitens sind entschieden gouvernemental und sehr für rückhaltlose Gewalt die National-Liberalen. Jene schöne Pietät die den Deutschen von allen anderen Völkern auszeichnet, hat dieser Partei immer noch einige vierzig Sitze im Reichstage bewahrt; ihre Mitglieder werden nämlich in allen Kreisen, die vordem einmal der Fraction gehörten und unterm Sturm auch conservativer Candidaten leicht verloren gehen könnten, von den Deutsch-Konservativen unterstützt. Die Deutschconservativen liefern alleweil die Wählermassen, die Scharen der kleinen Leute in Stadt und Land, die noch zu ihrem König und ihrem Gotte halten. Weigerten sie sich einmal, mitzuthun, so gäb' es keine freiconservative und keine nationalliberale Partei mehr im Reichstage, trotz klangvoller Wahlaufruf-Namen, klangvollerer Wahl-Beiträge und minder klangvoller Wahlbeeinflussungen.

Aber die deutschconservative Partei, und das ist das Gute, weigert sich nicht, mitzuthun. Ganz im Gegentheil. Und wenn der scharf gemachte Cours nur will, so steckt er sie in den Sack. Helldorff ist aus dem Vorstande verschwunden, aber sein Geist schwebt noch sichtbarlich über den Wassern. Nichts ist nöthig, als eine Beschleunigung des Processes, der die sozusagen conservativen Socialreformer aus der Partei stoßen will, und dazu ist wiederum nichts als ein bestimmtes, entschiedenes Wort nöthig. Schwieriger schon wird es fallen, die agrarischen Gelüste der Rechten zu unterdrücken. Denn während sie sich die Aufruhrprediger, die ihnen ja die eigenen Landarbeiter verhetzen, nicht ungern vom Halse schaffen, kommt bei der Absetzung der Agrarfrage vom Programm ihre eigene Existenz ins Schwanken. Vornehmste Aufgabe der stark gewordenen Regierung wäre es daher, einen Modus zu finden, die unzufriedenen Großgrundbesitzer zu versöhnen; hier darf man's an Generosität und Klugheit nicht fehlen lassen. Der Bauer kann getrost übergangen werden. Es ist dann mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die Gefolgschaft der Herren von Helldorff und Graf Dönhoff, im Handumdrehen wieder die Mehrheit in der Partei besitzen und sie führen wird. Vereinzelte, steifnackige Junker werden wohl noch länger bei den Bauern ausharren, aber auch unter ihnen überwiegen die Götz von Berlichingen-Naturen. Versucht es nunmehr der hauptlose Bund der Landwirthe, trotzigen Widerstand zu leisten, so lassen sich die Bestimmungen des Vereinsgesetzes vortrefflich auch auf ihn anwenden. Der Bauer ist schon noch zur Ruhe zu bringen.

Sobald jede Fronde im eigenen Lager erstickt und eine Phalanx gebildet ist, deren Reihen ein fest zufassender Wahlminister — man denke z. B. an Graf Eulenburg — leicht zu genügender Mehrheit verstärken wird, kann der Kampf auf Leben und Tod beginnen, den Herr von Stumm ersehnt. Es ist ja gar kein Kampf auf Leben und Tod. Gründliche Revision des Wahlrechtes reducirt die Stärke der socialdemokratischen Fraction nach Belieben, sonstige, reformtolle Volksparteien sind mit dem kleinen Finger zu zerquetschen. Im Uebrigen genügt rücksichtslos strenge Anwendung der bestehenden Gesetze, um jede Regung des Widerspruches zu ersticken; es bedarf gar keiner neuen Paragraphen. Denn man wolle nicht vergessen: das freisinnige Bürgerthum, der Kapitalismus, steht mit dem Herzen in diesem ganzen Kampfe freudig zu Herrn von Stumm, wenn er vielleicht äußerlich auch pathetische Entrüstung markirt.

Man kann gar nicht scharf genug machen. Und nur eins muß besonders betont werden: Der Erfinder dieses Systems will damit, er hat es selbst gesagt, das Unheil einer Revolution von Deutschland abwenden!

Caliban.

Sonder-Ausstellungen bei Schulte.

Es ist ein guter Brauch, der neuerdings bekanntlich auch schon auf den „Großen" Ausstellungen Eingang gefunden hat, uns hier und da einzelne Künstler durch Sonder-Ausstellungen näher zu bringen. Zerstreute Besichtigungen wecken auch nur zerstreute Eindrücke. Die Individualität enthüllt sich erst, wenn sie mit gesammelter Kraft vor uns hintritt.

Indes, nicht jeder Künstler kann eine Sonder-Ausstellung vertragen. Einseitigkeiten, Manieren, Mängel an Originalität und Naivetät werden gleichfalls dadurch in ein schärferes Licht gerückt. Und von dem Vielen bleibt oft als letzter Eindruck: Armuth.

Dies scheint mir beispielsweise von dem Münchener F. M. Bredt zu gelten. Seine bei Schulte ausgestellten Bilder zeigen fast alle das gleiche Motiv, nur wenig variirt: eine nackte Nymphe im Wald, am Wasser. Spräche sich noch wenigstens eine starke Ueberzeugung, eine besondere Note in diesen Bildern aus, man könnte sie gelten lassen. Aber diese Nymphen sehen leider wie entlaufene Boudoir-Dämchen aus, die dort im Freien mit sich selber kokettiren. Sie wecken wenig Glaubwürdigkeit. Denn sie drücken nicht die Menschwerdung der Natur aus.

Auch dem Düsseldorfer Arthur Kampf, so sehr er bei Akademikern enfant chéri ist, hätte man von der Veranstaltung seiner Sonderausstellung ehrlicher Weise abrathen sollen. Ich kenne kaum einen Maler, in dem sich so wenig specifisches Künstler-Naturell verräth, wie bei Arthur Kampf. Alles Aristokratische ist ihm fremd. Er hat einen Zug in's Grobe und Plumpe, der direct anti-künstlerisch wirkt. Früher glaubte ich einmal mehr von ihm erwarten zu können. Ich habe mich getäuscht.

Das Hauptbild seiner Ausstellung, eine Vertreibung aus dem Paradies, ist höchst unglücklich herausgekommen. Man denkt vor dieser Widergabe unwillkürlich, daß Adam und Eva mittels Fußtrittes hinaus befördert seien. Der zum Paradies zurückschwebende Engel zeigt uns ein paar Proletarierfohlen, die das Schlimmste möglich machen. Das ganze Bild ist lieblos auf einen brutalen Effect hin gemalt. Auch die Porträts verrathen wenig Feinheit. Eine schmale Dame mit etwas neuropathischen Gesichtszügen hätte wahrscheinlich einen etwas schonungsvolleren Interpreten verdient. Ob auch der junge Maler, der eine großmächtige Zerschmetterer-Miene aufsetzt, möge dahin stehen; er scheint mit seinen Augenbrauen, jupitergleich, die Kritiker in die Flucht jagen zu wollen. Schmerzlich berührte mich gar das Bild eines mir wohlbekannten jüngeren Kunsthistorikers. Eine Mimosen-Natur, gestählt durch künstlich-raffinirte Willenstechnik, und deshalb reich an vibrirenden, klug verborgenen Widersprüchen: so steht er vor mir, in meiner Erinnerung. Der Maler fühlte, daß er da wohl etwas Besonderes riskiren müsse und sänftigte ein wenig seinen breithinbürstenden Pinsel; er versuchte es sogar mit ein bischen Symbolik. Aber wo ein Seelenkenner hingehört, da thut es kein wohlmeinender Handwerksmeister, zumal wenn er so wenig Geschmack hat wie Arthur Kampf. Sein Bestes ist diesmal das Bildniß eines langbärtigen Herrn, der hinter einem kerzenbesetzten Tisch steht, um einen Vortrag zu halten. Das Motiv ist für ein Porträt nicht gerade intim gewählt. Aber technisch ließ sich doch mancherlei dabei entwickeln; und das hat Kampf nicht ohne Glück versucht.

Ein weit complicirteres Naturell und deshalb eine interessantere Physiognomie zeigt der Münchener Wilhelm Volz. Doch fehlt ihm Vieles, z. B. eine subtile Zeichenkunst und Naivetät der Einfälle. Auch wirkt die Nähe von Böcklin und L. von Hofmann immerhin mißlich. Was er indeß in vollkommenem Maße besitzt, das ist Zartheit und Energie des Farbensinnes. Seine Farben haben etwas Schattiges, wie vielfach auch die der Schotten. Dadurch kommt ein vornehm gedämpfter Ton drüberhin. Auch ist das coloristische Arrangement meist wundervoll, wie auf dem großen Musentanz-Bilde, das compositionell leider etwas lahm ist. Trotzdem zeigt sich echte Künstlerart und wohlthuend durchgebildeter Geschmack. Die Ideen sind meist ein wenig erkünstelt, weder Humor noch Phantastik wirken ursprünglich. Welche Mühe hat sich z. B. Volz gegeben, einen Satyr recht komisch zu malen! Aber nun vergleiche man den Böcklin'schen Satyr auf dem kleinen Bilde des hinteren electrisch beleuchteten Saales, und der Unterschied springt in die Augen. Böcklin malt einfach seinen Satyr, wie er einem Staarmatz etwas vorpfeift, und wie der ihn dafür mit rivalisirendem Eifer aufschreit, ein Einfall, so leicht und klar wie beim Vater Homer. Bei Volz aber wüßte ich das Motiv mit kurzen Worten überhaupt nicht anzugeben. Man möchte glauben, der Künstler habe sich auf gut Glück an's Malen gegeben und auf den Einfall gewartet, der dann nicht kam. Am besten ist wohl die Erfindung auf einem Andromache-Bilde (oder verwandten Genre). Die etwas feiste Schöne erinnert zwar unwillkürlich an Böcklin's unvergeßliche Susanna im Bade. Der Drache aber ist höchst originell. Er hat ein paar bedenkliche Werwolfzähne und dazu lüstern-verschwiemelte Aeuglein. Und darin steckt Humor. Man meint ihn sagen zu hören: „Ich thue dir nichts, wahrhaftig nichts. Ich will bloß ein bischen unanständig sein. Aber fressen, nein, das hat sich längst überlebt. Höchstens ein bischen anknabbern!"

Am willkommensten ist uns die Sonder-Ausstellung von Aquarellen unseres einheimischen Landschafters Walter Leistikow. Dieser Künstler ist kein Herauspuffer. Er gehört nicht zu Denen, die mit kühnem Turnerschwung auf ihren Platz hinspringen, sich dann breitbeinig aufpflanzen und sagen: „Hier bin ich. Nun staunt mich, bitte, an!" Auf die Art hat sich beispielsweise Stuck eingeführt, und seiner robusten Individualität stand das auch vollkommen an. Leistikow hingegen gleicht einem Wandersmann, der ein wenig verträumt, doch mit lauschigem Ohr in den Wald hineinschlendert, planlos, ziellos, nur ganz darauf gestimmt, sich unterwegs vom lieben Gott beglücken zu lassen. Nichts ist solchem Wanderer verhaßter, als ängstliches, gieriges Suchen. „Die Schönheit wird schon zu mir kommen", denkt er und ist ganz ruhig. Seine einzige Sorge, und nicht einmal eine „Sorge" ist ihm, sein Instrument gut gestimmt zu halten, damit es, wenn der Wind darauf spielt, einen reinen, hellen Ton abgiebt. Die Natur soll dichten, nicht er, der bedingte Mensch. Kann doch nur durch ihn, den Menschen, die Natur zur Dichterin werden.

Man sehe Leistikow's Waldbilder! Da ist nichts gewollt und nichts herbeigezerrt, wenn auch viel, sehr viel gekonnt. Der Wald selber offenbart sich vor uns. Es hat ihn Einer geschaut, der gleich die Geheimnisse mitzuschauen weiß. Nicht bloß Netzhauteindrücke, die dann ins Gehirn projeirt werden. Auch noch etwas Anderes. Etwas ganz Unsagbares. Etwas, das drüberschwebt und sich nirgends greifen läßt. Das wir nur fühlen an dem geheimen Vibriren, das uns selber durchzieht. Es muß wohl die Poesie des Waldes sein, denn sonst weiß ich keinen Ausdruck dafür. Aber jeder Ausdruck ist zu brutal, jede deutliche Bezeichnung zerreißt das Mysterium. Zauber, Dämmer, stillstes Weben, wie soll man euch fassen?! Man darf euch nicht fassen wollen, — dann seid ihr da, dann offenbart ihr euch!

Das schönste Bild dieser Art ist für mich jenes, das Leistikow „Versponnener Wald" genannt hat. Spinnweben breiten sich aus, ganz vorn, ziehen sich von Stamm zu Stamm. Sie sind wie ein mystischer Vorhang, der jedem frevelhaften Eindringling den Zugang wehrt. Dahinter aber graut es tief und räthselhaft. Da müssen Prinzessinnen schlafen und Gnomen huschen. Da kauert gewiß ein uralter Uhn und grübelt über uralte Weisheit. Die Spinnennetze aber verrathen nichts. Sie sind verschwiegener als der Wald selbst. Sie erzählen nicht einmal ein Märchen.

Auch die Poesie des großen Wassers erschließt sich unserem Maler jetzt mehr und mehr. Wasser ist bewegt, aber Leistikow's Seele ist still und ruhig. Wie findet er sich ab? Er malt eine Bewegung, die ewig eintönig ist, so unruhig sie sein mag. Lauter kleine Strudel, die gleichsam jeder ihr isolirtes Dasein führen. Das ist Bewegung und Ruhe zugleich. Natürlich ist die Natur nicht ganz so. Es läßt sich nur durch vorsichtiges Stilisiren solch ein Ausdruck gewinnen. Auf diesem Wege sahen wir Leistikow schon im vorigen Jahre. Er war damals noch nicht ganz mit sich fertig. Er hat jetzt seine Note gefunden. Sein wundervoller Geschmack, der immer schon im Stillen auf dekorative Wirkungen hinarbeitete, hat ihn richtig geführt. Zugleich hat auch die Farbe ein intensiveres und mannigfaltigeres Leben gewonnen. An Leuchtkraft und Tiefe und eigenartiger Verbindung stehen sie hinter der keines Anderen mehr zurück. Wenn im Februar kommenden Jahres die Elfer-Ausstellung ist, werden wir wohl diesen Gedankengängen erneut und tiefer nachspüren dürfen. F. S.

Dramatische Aufführungen.

„Pan Cezar". Schauspiel in vier Acten von Adelheid Weber (Berliner Theater). — „Wettrennen". Schwank in drei Aufzügen von Victor Léon und H. v. Waldberg. (Lessing-Theater.)

Neben Frau Dr. Bernstein darf keinen anderen Namen nennen, wer die litterarischen Vorbeter nicht empfindlich beleidigen will, und es wäre auch unrecht, den hübschen Reclamerummel zu stören, der eben versucht, ihrem in Berlin schon nicht mehr zugkräftigen Tedeum wenigstens die Provinz zu öffnen. Zwar haben die Vorkämpfer der neuen Kunst das Publicum draußen immer recht verächtlich behandelt, und im vertrauten Gespräch reden sie von den Brüdern im Reiche überhaupt nur als von Kaffern; nichtsdestoweniger besteht diesmal, Gott weiß woher, die zuversichtliche Hoffnung, Ernst Rosmer's Komödie werde dem dramatischen Gestammel, das man in Berlin Realismus nennt, endlich Eingang in die Herzen der bemitleidenswerthen Nichtberliner verschaffen. Für das Schauspiel der Königsberger Buchhändlersgattin, das nach ihrer gleichnamigen Novelle gearbeitet ist, die Paul Heyse der Aufnahme in seinen „Novellenschatz" würdigte, regen sich nicht tausend fleißige Hände mit Tintenflecken, aber trotzdem und vielleicht auch eben deshalb wird es außerhalb der Reichs- und Theaterhauptstadt ungleich mehr Freunde finden als die literarische That der Münchnerin im blondgefärbtem Haare.

„Pan Cezar" ist keine literarische That. Seine Handlung könnte einem Schauerroman entnommen sein, wenn sie für den Schauerroman nicht zu simpel wäre, die Characteristik der Hauptpersonen bleibt bis zum Ende conventionell, poetisch im Backfischsinne, und der schweren dramaturgischen Fehler der Verfasserin ist kein Ende. Aber curios — just diese dramaturgischen Fehler machen den Hauptreiz des Stückes aus. Daß zwei Brüder eine rothhaarige Hexe brünstig umwerben, die sich erst für den Jüngeren entscheidet und dann, als sie vom größeren Reichthum Cezars hört, ihn zu umstricken sucht; daß der Jüngere in den grimmen Krieg ziehen muß, vorher aber dem hochnobel denkenden Erstgebornen den Schwur abnimmt, Naschka, die Rothhaarige, als seine Braut zu achten; daß Cezar trotzdem in die Schlinge der Coquette geht, dann von des todtgeglaubten Bruders Heimkehr hört und aufs Moor hinausstürzt, mit ihm zu sterben, den Naschka verrätherisch dorthin lockte — irgendwelcher stofflicher Reiz liegt in diesen spärlichen Geschehnissen nicht, aber die Einkleidung macht es, das Beiwerk, das Nebensächliche und Undramatische. Die verlotterte polnische Wirtschaft in Westpreußen findet eine kluge und humorvolle Sittenschilderin, all das Elend, alle die Plumpheit und animalische Vergnügungssucht des niederen Volkes, die Prassluft und Borgfreudigkeit, das göttlich-leichtfertige Treiben der Schlechten zieht in bunten, wenn auch keineswegs sonderlich originalen Bildern vorüber. Und geschickt wirft die Verfasserin in das grellfarbige Baumwollgewebe den Silberfaden einer großen historischen Idee: die Vorbereitungen zum Aufstande, den das Polenland 1866 plante, verleihen der Arbeit einen wirksamen Hintergrund, erheben sie über das Niveau der alltäglichen Liebesgeschichte. Das Episodische, Epische ist durchaus Frau Adelheid Webers Stärke, und obwohl es sich ganz ungehörig breit machte, obwohl ganze lange Scenen, ganze Figuren die Handlung nicht im Geringsten förderten, heimelten gerade die Acte an, die sich vornehmlich mit dem „Milieu" befaßten. Der vierte Aufzug, den die Tragödie zum Austrag bringt und das Schicksal des Liebespaares Cezar und Naschka blutroth beleuchtet, verfehlte die Wirkung, die sich die Verfasserin offenbar gerade von ihm versprochen hatte. Nach Frauenart überschreit sie sich darin und giebt Hysterie für wilde Leidenschaft; phantastische Ueberschwäng

lichkeit in Wort und Bewegung ersetzt die Seelenanalyse nicht und nicht die schmerzliche, tiefe Poesie, wodurch der Dichter seine Zuhörer ergreift. Es entgleiten denn hier auch der Verfasserin die Zügel, und die Seenenführung wird so schwankend, ein auffälliges Hin und Her verlängert peinlich die Krisis und schiebt die Entscheidung so über Gebühr hinaus, daß hier eine ernste Gefahr für das Stück eintrat. Das kühne Experiment ist aber im Ganzen gelungen, und wenn zukünftig ein verständiger Berather der Verfasserin zur Seite steht und allzu üppig wucherndes Rankenwerk unbarmherzig abschneidet, kann sie auf unsern Theatern schöne Erfolge erringen. Man verhöhnt Frau Birchpfeiffer oft ohne Noth, die zumeist, die von der Technik dieser würdigen Dame noch alles lernen könnten; bei der Verwahrlosung unserer Bühnenproduction würde es niemand Wunder nehmen, wenn eines Tages eine modern erzogene Schülerin der guten, alten Stückelieferin wieder die Herrschaft an sich risse.

Seitdem in Wien angeblich neues Theaterleben erwacht ist und der Schwank dort thatsächlich einer neuen Blüthezeit entgegenzugehen scheint, hat sich speciell die frühere Librettfirma Léon und Waldberg in diese Branche eingearbeitet. Ihr altbackenes Späßlein „Man sagt“ hatte zwar im Deutschen Theater kein Glück, obgleich es Scene für Scene nach Blumenthal-Recepten gebraut worden war, diesmal jedoch gings schon besser, und wenn die Autoren jung genug sind, um noch lange so fortfahren zu können, dann wird's ihnen schließlich nicht fehlen. „Wettrennen“ macht sich zunächst über einen beständig Salmiakpastillen kauenden Opernsänger lustig, der der jungen Kraft das Auskommen nicht gönnt, ihr seine Tochter verweigert und sich dabei so überschreit, daß er heiser wird, absagen muß und nun gerade dem Jüngeren Gelegenheit zu einem Bombenerfolge giebt. Neben dem eitlen Tenor, der ewig favorit bleiben will, und nicht einmal Outsider sehen kann, spielen wirkliche Pferde die Hauptrolle; Frl. Jenny Groß giebt sich als ungarische Rennstallbesitzerin und erfreut, was sich freuen mag, durch ihr pikantes Costüm. Daneben findet man noch nachdrücklichst verwerthet die übliche Tänzerin, den Husarenlieutenant, den Wiener Wurzen und ein paar Dutzend aufgelesene Scherze, die immer dann eingestreut worden sind, wenn die Handlung vollkommen versandet ist. Aber auch manch hübsch beobachteter Jux aus dem höheren Bummel-Leben fällt auf und entschädigt einigermaßen für die vorgeschriebene Oede dieses Normalschwankes.

Notizen.

Goethe und die bildende Kunst. Von Theodor Volbehr. (Leipzig E. A. Seemann.) Goethe und kein Ende! möchte man ausrufen im Anblick all der Goethe-Biographien und -Monographien, die unseren Büchermarkt überschwemmen, aber wenn das trivial gewordene Wort von dem tiefen Bedürfniß und der ausgefüllten Lücke eine Wahrheit ist, so trifft es bei dem vorliegenden Buche zu. Ueber Goethe's Beziehungen zur bildenden Kunst vermissen wir bis heute eine zusammenhängende Darstellung. Vor allem zerstört der Verfasser das ziemlich allgemeine Vorurtheil, daß Goethe in seiner Liebhaberei für die bildende Kunst unwandelbar geblieben sei, im Gegentheil sind seine Geschmackswandelungen sehr auffallend. Unter Herder's Einfluß begann er als Schwärmer für die Gothik, in Leipzig wirkte die Anschauung seines Lehrers Oeser im entgegengesetzten Sinne nach Hagedorn'schem Natur-Recept auf ihn ein, worauf er Winckelmanianer wurde und unter dem Einfluß seiner italienischen Reise und seiner römischen Freunde alles Heil nur noch im „Antikischen“ sah. War ihm doch schon 1805 seine Iphigenie zu wenig echt! In diesem Sinne wirkte namentlich der „Kunscht-Meyer“ auf ihn ein, den er in seinen Briefen nicht genug den „vortrefflichen“, den „ausgezeichneten“ Herrn Meyer nennt. So kam es denn, daß die Romantik wenigstens in Sachen der bildenden Kunst über ihn weg ging, und daß er in seinen „Propyläen“ tauben Ohren predigte. Sie mußten angesichts der „unerhörten Erbärmlichkeit des Publikums“ eingehen, und nur die Institution der Preisausschreiben überlebte sie. Selbstverständlich wurden dort die Aufgaben aus dem Kreise der antiken Sagen und Dichtungen gestellt, und Goethe wollte es gar nicht merken, daß das Ansinnen an deutsche Künstler, antike Stoffe in antiken Gestalten wieder lebendig zu machen, gegen den Geist deutscher Kunst verstieß. Gegen Goethe's Lieblingssatz von dem „Allgemein-Menschlichen“ erhob sich Schadow im Namen zahlreicher Künstler und Kunstfreunde, indem er dies eine Blasphenie nannte, weil die echte Kunst von selbst patriotisch sei. An der allgemeinen Interesselosigkeit scheiterte fünf Jahre später auch dieser Versuch Goethe's, das Kunsturtheil seiner Zeitgenossen zu beeinflussen, und erst in seiner letzten Zeit beginnt sein Auge wieder weitsichtiger zu werden, und sein Urtheil wird immer milder und immer herzlicher verstehend. Er bewundert Moritz von Schwind's Illustrationen und nennt Rubens' Constantins-Schlacht „die größte Komposition, die sich jemals aus einem Menschengeist entwickelt hat“. Der Classicismus ging eben unaufhaltsam seiner Niederlage entgegen, und die vorwärtstreibende Kunstanschauung des jungen Goethe siegte über die Theorien des Herrn Geheimraths.

Miß Grant und andere Geschichten. Von Emil Ertl. (Leipzig. A. G. Liebeskind.) Mit Ertl tritt ein vielversprechendes Talent in unsere Literatur ein. Er hat sich bisher nur in Märchen versucht, aber schon das vorliegende Buch zeigt ihn uns als Meister der Novelle. Die Weinachtsgeschichte und die Künstlernovelle haben nicht viel zu bedeuten, um so schöner und liebenswürdiger zeigt sich seine Erzählergabe in der Novelle, die dem Buche den Namen gegeben hat. Es erzählt da ein profunder Kunstgelehrter wie er sich in Herkomers berühmtes Bildniß der Miß Grant verliebt hat und sogar kopfüber nach England reist, um sein lebendiges Ideal von Angesicht zu sehen. Natürlich findet er dabei die echte Miß Grant nicht, wohl aber auf dem Gute eines Londoner Freundes eine allerliebste kleine Engländerin, die trotz Miß Grant sein Herz und seine Hand gefangen nimmt. Ein liebenswürdiger Humor liegt über dem Ganzen, doch ist die Tölpelei des Helden stark outrirt, wie sich denn überhaupt Ertl vor Uebertreibungen und einer allzu billigen Verwerthung des Zufalls hüten muß. Auch die knappen Bilder vom Londoner Straßen- und englischen Landleben, sowie das venetianische Schlußkapitel sind lebendig und farbig. Alles in allem ein liebenswürdiges Buch.

Noch bedeutender erscheint Ertl in den zwei Novellen aus dem Wienerleben, die unter dem Titel: „Opfer der Zeit“ bei Costenoble in Jena soeben erschienen sind. Die erste: „Der todte Punkt“ ist eine Defraudantengeschichte und schildert mit dramatischer Spannung die Unterschlagung eines Buchhalters, die mit dem Selbstmorde des Verbrechers ihre Sühne findet. Der Grazer Autor zeigt sich hier mit dem Wiener Geschäftsleben sehr vertraut, und in seiner lebendigen Darstellungsweise treten die Scenen und Charaktere plastisch in die Erscheinung. Auch in seiner zweiten Novelle: „Familie Martin“ zeigt er sich uns als scharf beobachtender und mit photographischer Treue schildernder Realist. Die Geschichte ist womöglich noch tragischer, indessen von einem liebenswürdigen Humor gemildert. Die Schusterwerkstätte und ihre Menschen erscheinen trotz allem Elend der Zeit freundlich verklärt, und die Schilderung der letzten Oelung darf sich bei aller Kürze neben dem bekannten Zola'schen Gegenstücke wohl sehen lassen. Diese tragikomische Mischung ist überhaupt für Ertl charakteristisch, denn er wendet sie oft und immer in künstlerischer Abstimmung an.

Der Mönch von Ballenstedt. Von Erich Richter. (Dessau' Hermann Oesterwitz.) Die Erzählung spielt im 12. Jahrhundert und bietet ein figurenreiches Kulturgemälde aus den Tagen der Kreuzzüge. Der Held ist ein geistlicher Ritter Toggenburg, der in heftiger Liebe entbrennt, abgewiesen wird, das Kreuz nimmt, im Elend in die Heimath zurückkehrt und die Geliebte sterben sieht. Namentlich die erste Hälfte in ihrer geschlossenen Form ist allen Lobes werth. Da verdichtet sich die Handlung überall zu Bildern und Gestalten, besonders die Scenen aus dem Kloster und dem Leben der Unehrlichen sind wohl gelungen. Erst wo der Rahmen sich erweitert, begnügt sich der Verfasser mit etwas allzu bequemen Auszügen aus der Weltgeschichte. Umso fesselnder und harmonischer ist dann wieder der Schluß. Den guten Erzähler und feinsinnigen Geschichtskenner spürt man allenthalben.

Das Leben des Meeres. Von Conrad Keller. (Leipzig. T. O. Weigel Nachfolger.) Das schöne Werk, zu dem sich drei Züricher Professoren vereinigt haben, liegt nunmehr in 15 Lieferungen vollständig vor und erfüllt alle Anforderungen, die an ein solches populär wissenschaftliches Werk gestellt werden können. Der Stoff ist geschickt gruppirt, die Darstellung lichtvoll, und wenn auch der Standpunkt ein streng wissenschaftlicher ist, so kommt er doch dem Verständniß weiterer Kreise rücksichtsvoll entgegen. Es versteht sich von selbst, daß die neuesten Ergebnisse der Tiefsee-Forschungen ꝛc. sämmtlich berücksichtigt sind, aber auch die eingelegten botanischen Kapitel enthalten eine Menge neuer Aufschlüsse und Beobachtungen. Namentlich schön und zweckentsprechend ist auch der Bilderschmuck mit seinen Holzschnitten und farbigen Tafeln, letztere meist nach Naturaufnahmen des Verfassers. Wir wünschen dem Werk die verdiente Verbreitung bei allen den Interessen der Naturerkenntniß zugewandten Gebildeten.

Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk. Von Wilhelm Martens. (Hannover, Manz und Lange.) Der Verfasser bringt das Kunststück fertig, in einem mäßigen Bande von 700 Seiten, die ganze Weltgeschichte von dem Dämmer der Prähistorie bis in unsere Tage des Krieges zwischen China und Japan zu erzählen. Es versteht sich von selbst, daß der gewaltige geschichtliche Stoff unter solchen Umständen nur in knappster Zusammenfassung geboten werden kann, und auch vor dem Depeschenstil schreckt der Verfasser gelegentlich nicht zurück. Aber es ist doch bewundernswerth, wie er stets aus all der Fülle das Wesentliche, Bleibende und für den Gebildeten Wissenswerthe zusammenzufassen und zu gestalten weiß, ohne je in den Fehler der Trockenheit und Dürre zu verfallen. In Folge dessen eignet sich das Buch nicht nur zum gelegentlichen Nachschlagen, sondern auch zur unterhaltenden Lectüre. Die Darstellung ist streng sachlich und doch warm und steht überall auf dem Boden der neueren Forschung. Geschichtliches Verständniß zu wecken, ist der Hauptzweck des Buches. Möge es ihn in den weitesten Kreisen unseres Volkes erfüllen können!

Berühmte Gemälde der Welt. (Leipzig, Otto Maier.) Ein Bilderbuch der modernen Kunst, das nicht weniger als 256 gut ausgeführte Wiedergaben in Querfolio-Format enthält und in elegantem Einband zu überaus billigem Preise sich als Weihnachtsgeschenk empfiehlt. Die ausgewählten Bilder sind besonders für die Familie berechnet, also hübsch decent und womöglich gemüthvoll. Daher überwiegen denn auch die Genrebilder, die sogenannten Anecdoten und Witze, und Jedermann wird die humorvollen Compositionen von Knaus, Vautier, Hiddemann, Grützner, Dahl als gute alte Bekannte gerne wieder betrachten. Aber auch die moderne französische, italienische, englische, spanische Kunst ist würdig vertreten durch einige Schlachtenbilder von Detaille, Genreseenen von Moreau, Vinea, Tadema ꝛc. Die amerikanische Herkunft des Werkes verräth sich in der überreichen Auswahl von Werken amerikanischer Künstler, doch können sich diese Bilder sehr wohl neben den anderen sehen lassen. Die Schärfe mehrerer Tafeln läßt zu wünschen übrig, aber in Anbetracht der Fülle des Gebotenen und des billigen Preises wird man bei einem für den Massenverkauf berechneten Werke gerne darüber hinwegsehen. Der jeder Tafel beigelegte Text ist von Wallace, dem Verfasser von „Ben Hur", doch hat sich diese Ausgabe einer zweckentsprechenden Bearbeitung unterzogen, die dem deutschen Geschmack entgegen kommt.

Deutsches Wörterbuch. Von Moritz Heyne. (Leipzig, S. Hirzel.) Mit dem soeben erschienenen sechsten Halbband hat das neue Wörterbuch des Göttinger Germanisten seinen Abschluß gefunden. Da der Verfasser ein Hauptmitarbeiter am Grimm'schen Wörterbuch ist, so können wir auch sicher annehmen, daß sich die Vollendung dieses monumentalen Werkes noch unabsehbar lange verzögern wird, umsomehr wissen wir ihm Dank für dieses compendiöse Handbuch, das wir fast einen Auszug und die populäre Erfüllung des Grimm'schen Riesenwerkes nennen möchten. Auf Vollständigkeit macht es keinen Anspruch, um so sorgfältiger sind die einzelnen Artikel behandelt nach Etymologie und Literaturbelegen. Erfreulich ist bei den letzteren die Berücksichtigung guter, neuer Autoren, wie Heyse, Ranke, Treitschke, Freiligrath, Keller, C. F. Meyer, Storm. Besonders durchgepflügt erscheinen Bismarck's Reden und Briefe, und mit Recht. Der Reichthum seines Wortschatzes und seiner Wendungen ist staunenerregend. Er ist ein Classiker.

Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Von Gustav Könnecke (Marburg, Elwert). Diese zweite Auflage des bewährten literarischen Bilderbuches macht mit seinen zahlreichen Verbesserungen und Bereicherungen dem Marburger Archivar alle Ehre, denn sie zeigen seine Sachkenntniß und seinen Spürreiser im besten Lichte. Die Bilder begleiten unser gesammtes Schriftthum von seinen Anfängen bis in unsere Zeit, von den ersten germanischen Sprachdenkmälern bis zu Voß, Hauptmann, Sudermann. Reich an authentischen Abbildungen und Schriftstücken ist namentlich die klassische Periode, wobei wir mit Vergnügen die Ausschaltung einiger zweifelhaften Bilder der ersten Auflage bemerken. Die Porträts sind ebenso scharf wie die Autographen, denn die Unzulänglichkeit mancher photographischen Aufnahmen kann nicht dem Herausgeber oder Verleger zur Last fallen. Besonders schön sind die farbigen Wiedergaben der Manesse'schen Liederhandschrift. Unbegreiflich ist uns nur, daß der Atlas noch immer Heinrich von Kleist's Bild nicht nach der reizvollen Original-Miniatüre Krügers bringt, die sich ja auch schon im Seydlitz'schen Porträtwerk findet, sondern die schlechte Sagert'sche Copie, die der alte Varnhagen mit seinem „verbessernden" Bleistift noch schlechter gemacht hat. Ein Lob gebührt den ebenso knappen als zuverlässigen Anmerkungen des Herausgebers. Das Werk hat seinen Weg gemacht und wird sich noch viele Freunde erwerben.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

U. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg (Hessen).

Das schönste Geschenkbuch für jedes deutsche Haus ist

Bilderatlas
zur Geschichte
der deutschen Nationallitteratur.
Eine Ergänzung
zu jeder deutschen Litteraturgeschichte.
Nach den Quellen bearbeitet
von
Dr. Gustav Könnecke.

2. vermehrte Auflage mit 2200 Abbildungen und 14 blattgroßen Beilagen, wovon 2 in Heliogravüre und 5 in Farbendruck.
Siebentes bis elftes Tausend.
Preis M. 22.—, in elegantem stilgemäßen Prachtband M. 28.—.

Der Bilderatlas ist schon bei seinem ersten Erscheinen **von allen Seiten auf das günstigste** beurteilt worden. Die bedeutendsten Litterarhistoriker, wie die Presse aller Richtungen haben ihm **ungeteilte Anerkennung** zu Teil werden lassen. Seemann's litterarischer Weihnachtskatalog 1895 nennt ihn **„das in seiner Art einzig dastehende Bilderwerk"**. Die zweite Auflage ist um 500 Abbildungen vermehrt, darunter 5 reiche Farbendrucke und 2 prächtige Heliogravüren (Goethebild von Stieler und Lessingbild von Tischbein

Im Uebrigen verweisen wir auf die Besprechung des Prachtwerkes in dieser Nummer.

Im Verlag von **Gebrüder Knauer** in **Frankfurt a. M.** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genzianen und Karolinen.
Ein Spaziergang durch die Eifelberge
von
Hermann Aubel.
Preis 1 Mk. 80 Pf.

Reizvolle, der **„Genziana"** geltende Naturschilderungen, und naturwüchsiger, an Satyre streifender Humor, bieten einen „Eifelstrauß", in welchem es an Immortellen, wie die **„Karolina"**, nicht fehlt.

Als Weihnachtsgeschenk empfohlen!

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen ans Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung.) — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Katalog 71,
enth. Deutsche Literatur (erste Ausg.). — Literaturgesch. — Geschichte u. Genealogie. — Staats- u. Rechtswissensch. — Class. Philologie ꝛc. ꝛc. erschien soeben u. steht gratis u. franco zu Diensten.
Richard Sattler's Antiquariat,
Braunschweig.
Ankauf v. Büchern, Portraits u. Kupferstichen.

Alfr. Stößel: **„Freunde".**
Roman in 1 Bd. M. 4.50, geb. M. 5.50.
Alfr. Stößel: **„Brandung".**
Novelle. 2 M.
2 aufs glänzendste besprochene und hochmodern ausgestattete Erscheinungen, die sich vorzüglich zu **Weihnachtsgeschenken** eignen.
Rob. Friese, Sep.-Cto., Leipzig.

Sinniges Weihnachtsgeschenk!
Im Verlag von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** erschien soeben in
achtzehnter Auflage
Ein Winter-Idyll
von **Karl Stieler.**
Mit dem Porträt des Verfassers in Lichtdruck nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach.
Elegant gebunden Mark 4.—.
Diese reizende Dichtung ist Stielers reifste Leistung. Des Lyrikers höchste Kunst, in dem Leser die Stimmung zu erzeugen, welche ihm die Dichtung eingegeben, bringt das Winter-Idyll in vollendetster Weise zum Ausdruck.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuigkeiten
Emil Ertl
Miss Grant und andere Novellen.
17 Bogen 8°. M. 3.— brosch.
Träume
von Carl Busse.
10 Bogen 8°. M. 2.60 brosch.
Wo in den Buchhandlungen nicht vorräthig, gegen Einsendung des Betrags direkt vom Verleger
A. G. Liebeskind in Leipzig, Poststr. 9/11.

Als **vorzügliches Weihnachts-Geschenk** empfohlen:
Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk.
Von **Dr. W. Martens.**
Mit Abbildungen. Preis in hocheleg. Reliefband M. 10.—.
Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte giebt das Werk eine gedrängte wissenschaftlich zuverlässige Kenntnis der wichtigsten geschichtlichen Begebenheiten und dient namentlich auch dem Verständnis ihres inneren Zusammenhanges. Die Erzählung ist bis auf die jüngste Vergangenheit (das Jahr 1895) fortgeführt.
Hannover. **Verlag von Manz & Lange.**

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**
Soeben erschien:
Peter Rosegger:
„Der Waldvogel."
Neue Geschichten aus Berg und Thal.
Mit einem Titelbilde von A. Mailick.
Brosch. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.
Mit jedem neuen Buche wächst die Zahl der Verehrer des Gottbegnadeten Waldpoeten. Auch dieses Buch wird wie das im vorigen Jahre zu gleichem Preise erschienene
„Als ich jung noch war,"
Neue Geschichten aus der Waldheimath,
Zweite Auflage,
ihm neue Freunde gewinnen.

Richard Nordhausen.
Sonnenwende. Eine epische Dichtung aus dem Jahre 1890. Preis elegant gebunden Mark 5.—.
Vestigia Leonis. Eine Erzählung aus den Tagen Heinrichs des Löwen. **Vierte** Auflage. Preis elegant gebunden Mark 5.—.
Joß Fritz der Landstreicher. Dritte Auflage. Preis eleg. geb. Mark 4.50.
2 Auszüge aus etwa 200 lobenden Preßstimmen:
Hamburger Nachrichten. „Nordhausen ist ein Dichter von Gottes Gnaden. Vestigia leonis, dies Zeichen trägt auch sein Werk, das dem Bedeutendsten zugezählt werden muß, was die letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der epischen Dichtung hervorgebracht haben. Ein unsagbarer Zauber ruht auf dem Epos."
Blätter für litter. Unterhaltung. „Wir sind versucht, ihn den einzigen Ependichter der Gegenwart zu nennen. Man thut ihm einfach unrecht, wenn man viele Worte daran verschwendet, um zu beweisen, daß sein Epos turmhoch über den Epen unserer berühmten Ependichter Julius Wolff u. a. steht."
Diese vornehmen Festgeschenke für das deutsche Haus
sind in jeder größeren Buchhandlung zu haben, wo einmal nicht der Fall, gegen Einsendung des Betrages direkt vom Verlage
Carl Jacobsen, Leipzig.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. Kopfschmerz, Erregung mit Schlaflosigkeit durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Hierzu eine Beilage: **Jul. Hoffmann in Stuttgart.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 50. Berlin, den 14. December 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der südafrikanische Goldminen-Krach. Von Otto Gaupp (London). — Graf Taaffe. Von G. J. Guttmann. — **Literatur und Kunst.** Die Schöpfung des Menschen. Von Prof. Ludwig Büchner. — Goethes' Sonettenkranz. Von Ludwig Geiger. — **Feuilleton.** Ein Majorat. Von Richard von Steugel. — **Aus der Hauptstadt.** Köller-Koller. Eine ungereimte Tragödie. Von Timon d. J. — Frauenkünste. Von Franz Servaes. — Berliner Brückenbaukunst. Von Joh. Gaulke. — Notizen. — Anzeigen.

Der südafrikanische Goldminen-Krach.

Von Otto Gaupp (London).

Der südafrikanische Goldminenmarkt hat schon manche Prophezeiungen zu Schanden gemacht; so viel wird man aber heute wohl ruhig sagen können, mit der Hausse, die vor einem Jahre begann und dann Schritt für Schritt die Kurse der Goldactien auf immer schwindelndere Höhe trieb, ist es vorläufig vorbei. Die Kursstürze der letzten Wochen waren doch so kräftig und nachhaltig, daß sie dem Publicum wenigstens für einige Zeit den Geschmack am großen Lotteriespiel aus dem „Kaffircircus" vertrieben haben müssen. Auch dem leichtgläubigsten Optimisten werden heute die Augen darüber aufgegangen sein, daß kein Naturgesetz das beständige und ununterbrochene Steigen der Goldwerthe vorschreibt, ein Glaube, an dem offenbar Viele litten, wenn man nach ihrem Handeln schließen darf! — Der Augenblick scheint nicht ungünstig, um einen kurzen Rückblick auf diese ganze Speculationsbewegung zu werfen, die immer zu den neuenswerthesten Illustrationen menschlicher Thorheit gehören wird. Hier in London, im Mittelpunkte des Handels- und Geldverkehrs der Welt hatte man so recht Gelegenheit, jede Phase der Bewegung zu verfolgen. Hier hat sie ihre größten Dimensionen erreicht, hier die wildesten Sprünge gemacht und den meisten Lärm geschlagen. Man dürfte in der That darauf wetten, daß es in ganz London nicht einen Menschen giebt, der nichts vom „Mining Boom" gehört hätte. Wie man dank ihm im Handumdrehen zum Millionär werden kann, war für Monate in den Salons und Westendclubs nicht minder als in der Vorstadtvilla und der gemeinen Schenke ein Gesprächsstoff, den man nicht satt bekommen konnte, und in keine Zeitung konnte man die Nase stecken, ohne hier und dort, groß und breit von Gold und Gold und nichts als Gold zu lesen. In der City allein sollen, während der Taumel dauerte, wöchentlich über eine halbe Million Mark für's Anpreisen südafrikanischer Goldwerthe angegeben worden sein.

Die besten Kenner der City sind einstimmig der Ansicht, daß man schon aufs Jahr 1845, das Jahr der großen „Eisenbahnmanie" zurückgehen muß, um ein einigermaßen würdiges Gegenstück zum „Mining Boom" zu finden. Wie damals herrschte an der Stockbörse die fieberhafteste Thätigkeit, wie damals hatten viele Banken und Börsenmakler ihre Bureaus Tag und Nacht offen und arbeiteten alle mit verstärktem und oft verdoppeltem Personal, wie damals war die Speculation von der Börse hinaus in die weitesten Volkskreise gedrungen, wie damals erschien die Nation dem nicht angesteckten Beobachter das Opfer plötzlicher Besessenheit und seltsamer Blindheit, wie damals verhallten alle warnenden Stimmen ungehört und konnte erst der unvermeidliche Krach dem wahnsinnigen Treiben Halt gebieten. Der Minenschwindel unterscheidet sich von dem Eisenbahnschwindel wesentlich nur durch seinen größeren Umfang und seinen internationalen Charakter. An diesem litt England allein, jener aber hat Frankreich kaum weniger afficirt als England; er hat in Deutschland nur zu viele Opfer gefordert und selbst die Beutel der vorsichtigen Holländer geöffnet; er ist nach den Vereinigten Staaten gedrungen und hat überhaupt keinen Ort verschont, wo man von den Mysterien des Börsenspieles etwas versteht.

Die beste und concreteste Vorstellung von der Ausdehnung und Höhe der Ueberspeculation und nebenbei des erfolgten Rückschlages gewinnt man vielleicht, wenn man etwas in alten Kurszetteln blättert. Da vergleiche man z. B. das Emissionscapital der wichtigsten Goldminen und damit zusammenhängender Unternehmen im Transvaal mit ihrem Marktwerth im September vor und im November nach den Kursstürzen. Man findet dabei folgende Zahlen, die für sich selbst sprechen:

	Emissionscapital	Marktwerth im September	Marktwerth im November
	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.
Goldminen, die Dividenden zahlen	6,554,727	38,564,400	37,586,800
Goldminen, die keine Dividenden zahlen	27,729,954	113,229,046	71,279,950
Land- und andere Gesellschaften	15,872,679	63,579,178	40,732,075
	50,157,360	215,372,624	143,598,825

Oder eine andere Illustration! Der Marktwerth der Actien von dreißig der bekanntesten Minengesellschaften stieg vom 30. September 1894 bis 30. September 1895 von £ 30,762,000 auf £ 99,361,000, also in einem Jahre um mehr als 65 Millionen Pfd. Sterl.! Weiter! Der Marktwerth der Randminen belief sich noch im September auf mindestens 140 Millionen Pfd. Sterl. Nun wird aber nach aller excessivster Schätzung der Totalprofit der Ausbeutung des Rand auf höchstens 200 Millionen Pfd. Sterl. berechnet und diese Ausbeutung wird sich wohl über 50 Jahre vertheilen. 140 Millionen Pfd. Sterl. für 50 Jahre zu 5 Pro-

cent zu verzinsen, erforderte aber allein 350 Millionen Pfd. Sterl. oder 75 Proc. mehr, als den ganzen erwarteten Gewinn. Und nimmt man selbst an, man könnte die £ 700,000,000, von denen die £ 200,000,000 als Reingewinn blieben, in 25 statt in 50 Jahren gewinnen, so wären immer noch 175 Millionen Pfund nöthig, um das Capital allein zu 5 Procent zu verzinsen und für die Redemtion des Capitals von 140 Millionen Pfd. Sterl. blieben nur 25 Millionen! Beinahe noch deutlicher als Alles das spricht die Thatsache, daß, während der „Boom" im vollen Schwunge war, rein speculative Actien und unter diesen besonders die „Deep level shaves" (Tiefbauactien) unverkennbar den Dividendenzahlenden gegenüber im Vortheil waren! Das Nominalcapital der neun hauptsächlichsten Tiefbauunternehmen ist £ 2,225,000; es hatte aber Ende September einen Marktwerth von über £ 23,000,000 erreicht, d. h. die Tiefbauminen, die rein experimenteller Natur waren, wurden bereits so behandelt, als ob sie jährlich £ 2,300,000 in Dividenden zahlten oder ungefähr so viel als alle anderen Minen heute zusammen zahlen!" Heute ist ihr Marktwerth bereits wieder um 10 Millionen Pfd. Sterl. zurückgegangen. Solche und ähnliche Zahlen haben der „Economist" und andere unabhängige Finanzblätter dem vom Spieltenfel besessenen Publicum wieder und wieder unter die Nase gerieben, ohne natürlich, so lange der Taumel dauerte, damit den geringsten Eindruck zu machen.

Die Ursachen der geschilderten, nach Ausdehnung wie Dauer beispiellosen Kurstreiberei sind wie gewöhnlich theils allgemeiner, theils besonderer Natur. Eine Rolle spielten hier, wie bei allen solchen Schwindelbewegungen die blinde Gewinnsucht der Masse — Vergil's bekannte auri sacra fames — ihr unausrottbarer Spieltrieb, ihr Herdensinn, der macht, daß Jeder kauft, wenn Alle kaufen, und verkauft, wenn Alle verkaufen u. s. w. Mehr specieller Natur waren folgende Ursachen: die ungewöhnliche Billigkeit des Geldes — den regelmäßigen Abfluß des fortwährend erzeugten neuen Capitals nach den Colonien und nach fremden Ländern hatten die Finanzkrisen in Argentinien, Australien und sonst wo verstopft und der Markt „erstickte" in Geld — der rapid steigende Ertrag der Goldbergwerke der Witwatersrand — 1887 producirten sie nur 23,149 Unzen Gold zum Werth von £ 81,022, 1890 bereits 4,94,817 Unzen zum Werth von £ 1,735,491, letztes Jahre gar 2,023,198 Unzen zum Werth von £ 6,959,622 und für die sechs ersten Monate des laufenden Jahres waren die entsprechenden Zahlen 1,121,761 Unzen und £ 3,839,923 — und vor Allem die Thatsache, daß die ganze Mineindustrie Südafrikas in den Händen von kaum ein Dutzend Geldmagnaten ist. Auf diesen letzteren Punkt, auf den schon Bergrath Schmeißer in seiner bekannten Schrift „über das Vorkommen und die Gewinnung der nutzbaren Mineralien in der südafrikanischen Republik" warnend hinwies, möchte ich hier noch etwas näher eingehen. Er ist für das Verstehen der Vergangenheit, wie der Zukunft des „Rand" von ausschlaggebender Bedeutung, und er wird trotzdem von kleinen Capitalisten, die ihr Geld in Goldminen stecken wollen, gewöhnlich ganz übersehen.

Jedermann hat von den südafrikanischen Millionären — einem Barnato, Beit, Eckstein, Robinson, und wie sie alle heißen mögen, gehört. Diese Männer haben sich den controlirenden Einfluß gesichert, als der ganze „Rand" noch kaum eine Million Pfund repräsentirte, und sie haben ihn während der ganzen Aufwärtsbewegung, die aus der einen Million mindestens 200 Millionen machte, mit bewundernswerther Zähigkeit und Geschicklichkeit festgehalten. Dies wurde ihnen durch zwei Eigenthümlichkeiten in der Finanzirung der Industrie erleichtert, einmal durch das gefährliche System der kleinen 1 Pfd.-Sterl.-Actien und dann durch die Kleinheit des Nominalcapitals beinahe aller dieser Unternehmen. Der kleine Betrag der Actien trug mehr als etwas Anderes dazu bei, daß sie in die weitesten Kreise drangen und offenbar läßt sich ein Haufe von tausenden kleinen Actionären leichter controliren, als eine kleine Schaar großer Actionäre. Und da das Capital der einzelnen Gesellschaften selten 150,000 Pfd. Sterl. überschritt, so war der Besitz von ungefähr 80,000 1 Pfund-Actien, den man sich gesichert hatte, so lange die Kurse am tiefsten standen, schon durchaus genügend, um dem „Ring", der über sie verfügte, in der Gesellschaft eine ausschlaggebende Stimme zu geben. Dieses Controlsystem hatte zwei Wirkungen; es erlaubte den reichen Gruppen, die es handhabten, einmal willkürlich die Geschicke der betreffenden Gesellschaften zu bestimmen, und es gab ihnen weiter den ganzen Minenmarkt in die Hand. Sie konnten, wie man es graphisch ausdrückte, mit ihm spielen, wie „der Panther mit dem Kätzchen". Niemand hat dieses Controlsystem und seine zwei gefährlichen Wirkungen schärfer beleuchtet als Mr. Van Oß, einer der besten Kenner der Randfinanzen. Diese ganze Seite der Frage ist so wichtig, daß ich einen längeren Auszug aus seinen Ausführungen, die er noch vor dem Krach in der „Investors Review" niederschrieb, wiedergeben will. Bezüglich der erstgenannten Wirkung des Controlsystems schreibt er: „Es giebt keine Gesellschaft, die nicht in ihrer Geschichte dunkle Blätter hätte, auf denen die üblen Wirkungen der Controle verzeichnet stehen. Alle diese zahlreichen Consolidirungen und Zusammenlegungen und Ankäufe und Reeonstructionen waren die Mittel, durch die der innere controlirende Ring die verschiedenen Besitzthümer, auf die er die Hand gelegt, ausbeutete („farmed") und keine dieser Transactionen hat sich je abgespielt ohne Gewinn für die „Controllers" und Verlust für die wirklichen Actionäre. Die leitenden Cliquen haben in hunderten von Fällen ihren eigenen Besitz an die Gesellschaften verkauft oder werthvolle Besitzstücke von ihren Gesellschaften gekauft, wie es mit jenem Robinson „deep" Feldern geschah, die für 6000 Pfund. verkauft werden, während sie kurz darauf 120 000 Pfund erzielten. Sie haben sich „Optionen" geben lassen, die sie zum directen Schaden der übrigen Actionäre ausübten, sobald es ihnen gelungen, einen Markt zu schaffen, sie fabriciren Maschinen, die sie an ihre eignen Gruben verkaufen, sie legen gute Besitzthümer mit schlechten zusammen, sie bestimmen absolut über die Verwendung der Einnahmen, über das Ausbeuten der verschiedenen Besitzthümer und selbst über die Höhe des Ertrags." Noch schlimmer aber ist nach Van Oß, daß das System ihnen eine absolute Controle über den Markt giebt. „Sie haben das Angebot von Actien und in Folge davon die Stockbörse völlig in ihrer Herrschaft. Sie haben ohne den Schatten eines Zweifels den gegenwärtigen Boom und die gegenwärtigen Notirungen künstlich geschaffen. Im unbestrittenen Besitz eines jeden dazu nöthigen Werkzeuges — einschließlich einer servilen Presse — haben sie mit großem Geschick die gegenwärtige Hausse erzeugt, die ihnen hilft, „abzuladen"; gerade so, wie sie bald das „Débâcle" hervorrufen werden, das ihnen die Actien billig zurückgeben wird, die sie so theuer verkauft haben, und das sie in Stand setzen wird, das Spiel in ein paar Jahren zu wiederholen, wenn das kurze Gedächtniß des Publicums die Katastrophen vergessen haben wird, die es nun bedrohen."

Diese Prophezeiungen sind seitdem eingetroffen und wiederholte Kursstürze haben dem „Boom" ein jähes Ende bereitet. Ob das Hereinbrechen dieser Katastrophe im Wesentlichen eine Folge der gesammten politischen Lage war und in wie weit sie dadurch verschärft wurde, daß die controlirenden Mächte kein Interesse mehr daran hatten, den Markt auf seiner künstlichen Höhe zu halten, kann ich hier nicht untersuchen; so viel aber steht fest, daß jene Mächte auch während der Katastrophe die geschilderte Controle über die Industrie nicht verloren haben und daß daher die Ausführungen von Van Oß für die Zukunft des Rand nicht weniger gelten,

als für seine Vergangenheit. Wer immer daran denkt, sein Geld in Goldminen anzulegen, sollte diese Seite der Frage in der Abschätzung des Risicos, das er läuft, nie außer Acht lassen. Und eben diese Erkenntniß, daß der ganze Minenmarkt von der Gnade und Ungnade von Mächten abhängt, (über die der gewöhnliche Actionär absolut keine Controle besitzt) sollte es als Gebot einfachster Klugheit erscheinen lassen, in diesen gefährlichen Werthen jedenfalls nie mehr anzulegen, als man ohne ernste Folgen verlieren kann. In der Auswahl der einzelnen Werthe heißt es dann „Trau, Schau, Wem!" Niemand sollte einer Gesellschaft sein Geld anvertrauen, ohne vorher die genauesten Erkundigungen über den Stand ihres Unternehmens einzuziehen, was allerdings oft sehr schwierig ist; und zahlt sie etwa hohe Dividenden, so darf man nicht übersehen, daß das „Leben" einer Mine mehr oder weniger kurz ist und daß die gezahlten Dividenden daher ausreichen müssen, das angelegte Capital zu dem Preis, zu dem man kauft, nicht nur anständig zu verzinsen, sondern es auch während der Dauer der Mine zurückzuzahlen.

Graf Taaffe.

Von G. J. Guttmann.

Im Alter von 62 Jahren ist in dem kleinen, idyllisch gelegenen Ellischau, im westlichen Böhmen, ein Mann gestorben, der, wenn das Schicksal ihm noch längeres Leben beschieden hätte, aller Wahrscheinlichkeit nach nochmals berufen gewesen wäre, in die Geschicke Oesterreich's thätig einzugreifen. Vom Grafen Eduard Taaffe kann man nicht, wie von so vielen österreichischen Staatsmännern, sagen, daß er „vor dem Tode den Todten gleich" gewesen sei. Er lebt sogar noch im Tode fort, und seine politische Erbschaft wird sich noch lange fühlbar machen. Die fünfzehn Jahre der Aera Taaffe sind allem menschlichen Ermessen nach entscheidend für Generationen hinaus, für die Entwickelung der habsburgischen Monarchie.

In der Aera Hohenwart wurde seiner Zeit das Schlagwort vom „wahrhaften Oesterreicherthum" erfunden. Vielleicht darf man vom Grafen Taaffe sagen, daß, wenn es jemals einen Menschen gegeben, der der Definition des „wahrhaften Oesterreichers" entsprochen hat, er dieser Mensch war und nicht jener Minister, unter dessen Aegide der Begriff vom „wahrhaften Oesterreicher" construirt wurde. Graf Taaffe war der Oesterreicher, wie er im Buche steht, mit allen Fehlern und mit allen Vorzügen, er war, um mit Billroth zu reden, „schwarz-gelb bis ins Innerste jedes Moleculs." Vielleicht ist das die beste Definition, die man von dem Wesen des Mannes geben kann. Geboren in Böhmen, irländischen Stammes, erzogen in Wien, war er — man kann's eben nicht anders sagen — ein Oesterreicher, bei Leibe kein Deutscher, sondern nur ein Oesterreicher, der zufällig deutsch sprach, der aber ebenso gut hätte böhmisch oder polnisch sprechen können. Er war nicht liberal, nicht conservativ, er war kein Centralist und kein Autonomist, kein Clericaler, aber auch kein Freidenker. Von all' dem war er Etwas. Von all' den politischen oder Weltanschauungen, die durch die oben aufgezählten politischen Parteibezeichnungen ausgedrückt werden, lebte Etwas in ihm. Er war Realist und Opportunist, sonst eigentlich weiter Nichts. Der alte Metternich hat einmal gesagt: „La journée qui court n'a aucune valeur auprès de moi, excepté comme veille du lendemain. C'est toujours avec le lendemain que mon esprit lutte." Für den greisen Staatskanzler hatte der laufende Tag nur Werth als Vorabend des kommenden. Sein Geist rang, wie er sagte, mit der Zukunft. Gerade umgekehrt Taaffe. Er ging auf in der unmittelbaren Gegenwart. Den Tag zu überdauern, die laufende Arbeit zu bewältigen, den Staat vor Schaden zu bewahren, bis zu dem Moment, in dem der loyale Staatsbürger sich ins Bett legt und die Decke über die Ohren zieht und den kommenden Tag für sich sorgen zu lassen, das war seine Manier. Der Morgen mochte für sich Sorge tragen und ebenso der Uebermorgen. Er selbst hat diese Staatsweisheit in seiner burschikosen Art in dem berühmt gewordenen Schlagwort vom „durchfretten" verkörpert. Dabei muß man aber nicht meinen, daß er etwa kurzsichtig war. Keineswegs, aber er war, ohne ein Napoleon zu sein, der geborene Gegner aller „Ideologen" und jeder „Ideologie". Sein Geist war auf das unmittelbar Praktische gerichtet und allmälig kam er dazu, mit den Worten der Bergpredigt der Meinung zu sein, daß jeglicher Tag an *seiner* Plage genug habe.

Man muß ihn aus seinem „milieu" heraus zu verstehen suchen. Er war der jüngere Sprosse einer nach Oesterreich eingewanderten irländischen Familie. Sein Vater war einer der ersten Würdenträger des vorrevolutionairen Oesterreich, er selbst war ein Spielgenosse des Thronfolgers, des derzeitigen Kaisers. Die Besitzungen der Familie lagen in Böhmen, erzogen wurde er in Wien, wie es damals in der Aristokratie der Fall war, halb deutsch, halb französisch. Seine Familie gehörte, wie man damals in Wien sagte, der „crême de la crême" an. Fürstin Metternich erwähnt in ihren Memoiren mehrmals den „guten Taaffe", worunter der Vater des späteren Ministerpräsidenten zu verstehen ist. Im Hause des „guten Taaffe" verbarg sich Fürst Metternich nach der Märzrevolution vor der Wuth des Volkes, das in ihm die Verkörperung des gestürzten Systems sah. Die Atmosphäre, in der Graf Eduard Taaffe aufwuchs, war die Hofatmosphäre. Als sein Jugendfreund Kaiser geworden war, trat er in den Staatsdienst. Die unteren Grade desselben durchlief er rasch. In einem Alter, in dem sich ein Anderer glücklich schätzt, Bezirkshauptmann zu sein, war er Landespräsident von Salzburg, bald darauf Statthalter von Ober-Oesterreich. Er galt für einen aufgeklärten und fleißigen Beamten, ein *politischer* Landeschef oder Statthalter ist er niemals gewesen. Die Aera der Vicekönige war damals in Oesterreich noch nicht angebrochen, es gab noch keine Statthalter, die Politik auf eigene Faust machten und denen die Central-Regierung ganze Länder in General-Entreprise übergeben hat.

Der Tag von Königgrätz begrub das alte Oesterreich. Es kam der Frieden und mit dem Frieden die Nothwendigkeit, die Monarchie auf neuen Grundlagen aufzubauen. Graf Beust — damals noch Baron Beust — der die Riesenaufgabe übernommen hatte, brauchte Gehülfen. Offenbar lenkte der Kaiser selbst sein Augenmerk auf den jungen Statthalter von Ober-Oesterreich. Am 7. März 1867 — einige Tage nach seinem 34. Geburtstage — wurde Graf Taaffe Minister des Innern. Er half mit bei der Etablirung des Dualismus, bei der Ausarbeitung der Verfassung. Das erste cisleithanische Ministerium nahm ihn als Landesvertheidigungsminister in seinen Schooß auf, das Innere mußte Taaffe an Giskra abgeben. Bis dahin galt Taaffe als „deutsch-liberal" in dem Sinne, in dem das Wort damals gang und gäbe war. Aber allmälig accentuirte sich seine Stellung. Er war als simpler Beamter ins Ministerium getreten, er wuchs darin unzweifelhaft. Als Fürst Carlos Auersperg, aufgebracht darüber, daß Graf Beust hinter seinem Rücken Unterhandlungen mit den Czechenführern angeknüpft hatte, auf die Minister-Präsidentschaft resignirte, wurde Graf Taaffe Minister Präsident eines strikt liberalen Ministeriums, eines Cabinets, das den vorgeschrittenen Bourgeois-Liberalismus von 1848 repräsentirte. Als dieses Cabinet sich endlich in eine autonomistische und centralistische Gruppe spaltete, schlug sich Taaffe zur ersteren, deren geistiges Haupt der Minister Johann Nepomuk

Berger war. Der Kaiser entschied sich für die centralistische Gruppe, deren Kopf Herbst, deren Arm Giskra war. Taaffe, Potocki und Berger traten zurück, aber das Bürgerministerium überlebte ihren Rücktritt nur um ein paar Wochen. Das neue Ministerium Potocki berief den Grafen Taaffe sofort wieder als Minister des Innern. Er war der Chef Potocki's gewesen, jetzt wurde er dessen Subalterner, der Kaiser wünschte es und so war das für ihn keine Opfer.

Das Ministerium Potocki lebte kaum ein Jahr. Das Bedeutsamste, was es nach Auffassung seiner Zeitgenossen that, war, daß es das Concordat mit dem päpstlichen Stuhl kündigte. Auch dabei hat Taaffe mitgewirkt. Das Netz, das Leo Thun, Rauscher, Viale-Prelà seiner Zeit gesponnen hatten, half er mit zerreißen. Während des Hohenwart'schen Experiments und anfangs auch unter dem Cabinet Adolf Auersperg stand er im Hintergrunde. Was er eigentlich damals gemacht hat, weiß man nicht. Er reiste nicht, er las nicht, er „lebte" nicht in der großen Welt. Als ein Zeichen, daß das Ministerium Auersperg nach Oben hin sehr gefestigt sei, wurde es angesehen, daß Graf Taaffe einwilligte, als Statthalter nach Tyrol zu gehen.

Innsbruck wurde seine „Wartburg", oder um mit Napoleon III. zu sprechen, seine „Universität Ham". In dem politischen Exil am Inn hat Graf Taaffe unzweifelhaft viel gelernt, sehr viel — nicht aus Büchern, wohlgemerkt. Aber er beobachtete, prüfte, erwog. Vor Allem hat er den Fürsten Bismarck von dort aus genau studirt. Er hat ihm abgeguckt, die Parteien und das Parteiwesen nach ihrem wahren Werth zu schätzen, Fractionen, die sich widerspenstig erweisen, zu zähmen und die Parteien aneinander zu zerreiben. Dabei pflegte er sorgfältigst seine Verbindungen mit den politischen Persönlichkeiten der autonomistischen Parteien und mit jenem Theile des böhmischen Hochadels, der frondirend oder schmollend abseits stand.

Das Ministerium Auersperg wurde, wie das in Oesterreich bei liberalen Ministerien und Ministern üblich, durch seine eigene Partei gestürzt, die sich mit Händen und Füßen gegen die Occupation Bosniens sträubte. Ein Versuch, ein liberales Parteiministerium unter Baron Pretis zu bilden, schlug fehl — Graf Taaffe erschien aus der Innsbrucker Versenkung. Er sollte ein Ministerium bilden, in dem ein paar liberale Parteimänner Platz gefunden hätten. Graf Coronini und Herr v. Plener gaben ihm einen Korb, seine Combination scheiterte. Ein Anderer wäre nach einem solchen Falle nicht so schnell wieder aufgestanden, allein der politische Bosco hatte sofort ein anderes Sträußchen bei der Hand. Ein Interimistienm unter Herrn v. Stremayr wurde geschaffen, in dessen Rahmen Taaffe als Minister des Innern einstweilen Platz fand. Es diente ihm zur spanischen Wand. Im Februar 1879 wurde sie aufgestellt, am 12. August konnte er sie bereits bei Seite schieben und selbst als Minister-Präsident an die Spitze der Geschäfte treten. Der Compromiß mit dem böhmischen Hochadel und den Alt-Czechen war geschlossen, die Reichsrathswahlen waren vorüber und hatten den Deutsch-Liberalen schwere Einbußen gebracht, Graf Taaffe hatte festen Boden unter den Füßen. Er trat sicheren Schrittes auf die Bühne, auf der er durch fast anderthalb Jahrzehnte als Protagonist fungiren sollte.

Man müßte die Geschichte Oesterreichs in dem Zeitraum von 1879 bis 1893 schreiben, wollte man den Lebenslauf des Grafen Taaffe während dieser Zeit skiziren. Nichts charakterisirt die Bedeutung des Namens vielleicht besser, als daß durch mehr als vierzehn Jahre sein Lebenslauf sozusagen mit dem politischen Entwicklungsgange Oesterreichs zusammenfällt. Mit einem Ministerium, das noch zahlreiche deutsch-liberale Elemente enthielt, begann Graf Taaffe zu regieren, Schritt für Schritt schob er sich nach rechts, bis der Pole Dunajewski seine festeste Stütze und der Rufer im Streite für ihn wurde. Als er glaubte, daß das Pendel ein wenig zu sehr nach rechts geschwungen habe, berief er Gautsch und Bacquehem, als die Schwenkung nach links zu vollständig schien, bog er mit Schönborn und Zaleski wieder weit nach rechts aus, um dann in der überraschendsten Weise wieder Dunajewski durch den deutschen Kathedersocialisten Steinbach zu ersetzen und sein Ministerium kurz darauf vorübergehend durch Heranziehung eines deutsch-liberalen Parteimannes, des Grafen Kuenburg, zu ergänzen, eine Combination, die übrigens kein Jahr hielt. Als dieses „système de bascule" — so hatte Ludwig Philipp sein dem Taaffe'schen in gewisser Hinsicht ähnliches System genannt — als dieses System der Systemlosigkeit nicht mehr verfing, machte der nie um Hülfsmittel verlegene Mann, der Demokratie ein kräftiges Angebot. Er kam mit seinem — richtiger gesagt, mit Dr. Steinbach's — Wahlreformplan „flectere si nequeo superos, Acheronta movebo." Der Acheron aber setzte sich nicht für ihn in Bewegung, und eine Coalition, in der der böhmische Großgrundbesitz, die polnische Schlachta und die Wiener Plutokratie die Hauptrolle spielten, während das deutsch-liberale Bürgerthum die gnädige Erlaubniß erhielt, sich rückwärts an den Bedientensitz anzuhängen, eine Coaltition der privilegirten Stände und Classen stürzte den kühnen Minister, der mit seinem Latein zu Ende war. Wäre er noch gesund gewesen, so würde er den Reichsrath aufgelöst und wahrscheinlich bei den Wahlen den Erfolg für sich gehabt haben. Aber er war krank und muthlos. So ging er, vom Kaiser geehrt und ausgezeichnet, wie nicht bald ein Minister. Er lebte eine Zeit lang in Meran, dann ging er nach seinem Sachsenwald im westlichen Böhmen. Was für Fäden dort noch zusammen liefen, wird man vielleicht nie erfahren. Sicher ist eines: Solange er gesund war, war er „möglich". Hätte er gelebt, wäre er höchstwahrscheinlich der Nachfolger Badenis geworden. Aber der Tod hat ihm diese Satisfaction versagt.

Das politische Activum des Grafen Taaffe während seiner Minister-Präsidentschaft setzt sich etwa folgendermaßen zusammen: Schaffung des ersten österreichischen Voll-Parlaments in dem zum ersten Male ganz Cisleithanien vertreten war, Herstellung des Gleichgewichts in den Staatsfinanzen, Beginn einer intensiven socialpolitischen Reform-Gesetzgebung, Verleihung des Wahlrechts an die sogenannten Fünfgulden-Männer, d. h. an das Kleinbürgerthum. Als Passivum steht gegenüber: Die systematische Zurückschiebung des Deutschthums in den Sudetenländern und in Krain, und die Preisgebung Galiziens an die polnische Minorität, speciell, an den polnischen Adel. Schlumberger (trotz seines deutschen Namens ein Franzose) macht in einer seiner werthvollen Arbeiten über das alte Byzanz die sehr richtige Bemerkung, daß trotz seiner verschiedenen Nationalitäten (deren Byzanz ebenso viel wenn nicht mehr als Oesterreich hatte) das dortige Staatswesen ein mächtiges einigendes Band hatte, die orthodoxe Religion. Wer sich zu ihr bekannte, war dadurch Mitglied der herrschenden Classen, war Vollbürger, war persönlich zu Allem qualificiert. Ein ähnliches Band hat in Oesterreich lange die deutsche Sprache gebildet. Man war Ungar, Pole, Czeche, Italiener, aber man lernte Deutsch, und im Moment, in dem man das that, war man zu Allem geeignet, vom Corporal bis zum Staatskanzler; die Gleichberechtigung war strikte durchgeführt. Niemand fragte nach der Race, wenn man nur die Sprache der Dynastie redete, so wie in Byzanz auch Niemand fragte, ob man Bulgare oder Hellene oder Lateiner oder Semite war, wenn man sich nur zur orthodoxen Kirche bekannte. Das Band, das Oesterreich zusammenhielt, hat Graf Taaffe wesentlich gelockert. Nicht daß er „deutschfeindlich" gewesen wäre. Das ist eine Uebertreibung, gerade so wenig als er czechenfeindlich war, wie ihm die Jung-Czechen vorwarfen. Er war ein „wahrhaft österreichischer" Opportunist, das ist Alles. Er selbst hat sein Glaubensbekenntniß sehr drastisch formulirt,

indem er einem Herrn, der bei ihm für die czechische Sache plaidirte, die Antwort gab: „Für den Kaiser ist das Entscheidende, daß der Acker gepflügt wird, ob mit dem deutschen, ob mit dem czechischen Ochsen, ist Nebensache!“

Der Staatsmann Taaffe war — was nicht immer Hand in Hand geht — auch ein vortrefflicher Verwaltungsmann. Ein geschickter parlamentarischer Taktiker, war er aber gleichzeitig ein höchst unglücklicher Redner. Er war nicht im Stande, drei Sätze zusammenhängend und fehlerfrei zu sprechen. Seine Reden wimmelten von unfreiwilligen Calembours. Er hatte Geist und Schlagfertigkeit, aber es fehlte ihm jedes Formgefühl und jede Sprachgewandtheit, ja er konnte nicht einmal vom Blatt lesen ohne stecken zu bleiben. Das war ein altösterreichischer Zug, er war eben in einer Zeit aufgewachsen, in der es kein öffentliches Leben gab, in der alle Politik Salon- oder Bureaupolitik war. Graf Taaffe hat außer der französischen keine fremde Sprache vollkommen beherrscht. Er war Peer von Irland und verstand nicht Englisch, er war mit einer Ungarin verheiratet und sprach kein Wort ungarisch. Außerhalb Oesterreichs ist er, glaube ich, nie gewesen, er hatte die Scheu des vormärzlichen Wieners vor der Fremde. Als Chef war er gerecht und human, in der Gesellschaft freundlich und heiter, mit seinen Collegen allezeit (und darin lag ein Theil seiner Kraft) sehr verträglich, kein Rechthaber, kein Doktrinair, weil er im Stillen die Meinung hegte, daß alle politischen Ansichten ungefähr gleich viel werth seien. Er hätte in die Zeiten Maria Theresia's gepaßt oder in die Franz II. Mit Joseph II. hätte er sich schwerer vertragen, dieser wäre ihm zu „ideologisch“ gewesen. In unsere Zeit hat er nur theilweise hineingepaßt, mit seinem absolut-staatlichen Bewußtsein und seinem Mangel an Verständniß für die Empfindung der breiten Massen. Sein Tod läßt eine gewaltige Lücke zurück. Er war noch immer eine Reservekraft für die Dynastie. „Les Dieux s'en vont.“ Schmerling ist nicht mehr, der Sieger von Custozza ist nicht mehr. Jetzt ist gleich ihnen auch Graf Taaffe „zur Mehrheit hinübergegangen“. Vielleicht wird die Geschichte diese drei Männer die letzten Alt-Oesterreicher nennen.

Literatur und Kunst.

Die Schöpfung des Menschen.

Von Prof. Ludwig Büchner.

Die „Schöpfung des Menschen“ ist ein seit dem Aufkommen des Darwinismus so vielfach und so nach allen Seiten erörterter Gegenstand, daß man denken sollte, es würde sich kaum etwas Neues darüber vorbringen lassen. Dennoch hat derselbe etwas so Anziehendes und zugleich Aufregendes für die gebildete Welt, daß die Versuche nicht aufhören, demselben eine neue Seite abzugewinnen oder in die darüber entstandene Controverse einzutreten. Den neuesten Versuch dieser Art, der einige Aufmerksamkeit verdient, hat der als gelehrter Zoologe wohlbekannte Dr. Wilhelm Haacke in einer soeben in dem Verlag von H. Costenoble in Jena erschienenen Schrift über „die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale. Ein Versuch zur Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft“ unternommen. Abgesehen von dem Hauptgegenstand würde schon der auf dem Titel angekündigte Versuch auf Beachtung Anspruch machen dürfen, da ja für unsere, in so weit auseinandergehende geistige Richtungen zerrissene Zeit das Gelingen eines derartigen Versuchs von höchster Wichtigkeit sein müßte.

Was nun jenen Hauptgegenstand betrifft, so bewegt sich der Verfasser, obgleich er sich sonderbarer Weise als entschiedener Antidarwinianer zu erkennen giebt, auf durchaus darwinistischen Standpunkten. Er hätte daher auch streuggenommen nicht von einer „Schöpfung“, sondern von einer „Entstehung“ des Menschen reden dürfen. Das eigentliche Wesen der Schöpfung erscheint ihm ebenso unbegreiflich, wie den meisten Naturphilosophen der Gegenwart. Eine Schöpfung aus Nichts ist unmöglich, eine Erschaffung der Welt daher unbegreiflich: Zeit, Raum, Stoff (oder das Atom) sind ewig und unendlich, und bewegte, in bestimmter Weise im Weltraum vertheilte, jedoch beseelte (!) Materie ist die letzte Grenze, vor der unser Denken Halt machen muß. Es kann also nur von Entwickelung oder von einer Umformung bestehender Dinge die Rede sein, was, auf den Menschen angewendet, sagen will, daß derselbe nicht „geschaffen“, sondern „geworden“ ist. Als auf untrügliche Beweise für dieses Gewordensein beruft sich Haacke zunächst auf die bekannten rudimentären Organe (Haargebilde der Haut — foetales Wollkleid — männliche und überzählige Milchdrüsen — Schwanzbildung — überzählige Rippen — Verkümmerung der kleinen Fußzehe neben Beweglichkeit der großen Zehe — Muskeln des Schwanzes, Ohres u. s. w., — Zirbeldrüse — Nickhaut des Auges — Augenbrauen — überzählige Zähne — Wurmfortsatz — Venensystem der Brust u. s. w.), welche nur aus einer langen, dem Menschen vorangegangenen thierischen Ahnenreihe erklärbar sind. Die für die gesammte organische Welt gültige Abstammungslehre muß daher nothwendig auch auf den Menschen angewendet werden, dessen nächste thierische Vorfahren übrigens keine Affen, sondern nur affenähnliche Thiere gewesen sein können. Die großen Menschenaffen sind daher nicht, wie alle Darwinianer annehmen, unsere Vorfahren, sondern nur unsere Vettern. Aus einer Reihe zoologischer Vergleichungen, deren nähere Prüfung wir den Zoologen vom Fach überlassen müssen, glaubt der Verfasser folgern zu dürfen, daß dieser Vorfahre ein verhältnißmäßig kleines Baumthier mit starker Behaarung gewesen sein müßte, dessen Arme verhältnißmäßig kürzer und dessen Beine länger gewesen seien, als diejenigen des Menschen (?), das ferner eine opponirbare große Fußzehe besaß und sich mehr springend als laufend bewegte. Vielleicht erfreute es sich auch des Besitzes eines wirklichen Anhängsels der Wirbelsäule und hatte ein verhältnißmäßig kleines Gehirn. Die ganze thierische Ahnenreihe des Menschen geht nach einander von den sog. Ursäugern durch Beutelthiere, Insectenfresser, Halbaffen und affenähnliche Formen hindurch und steigt nach rückwärts hinab bis zu den Urformen der organischen Welt oder den amöbenartigen Zellen. Die Keimes- oder Entwickelungsgeschichte giebt uns ein in groben Zügen gezeichnetes Bild von der Entwickelung einzelliger Thiere zu mehrzelligen, von den Wirbellosen zu den Wirbelthieren, von den Schädellosen zu den Schädelthieren, von Gliedmaßenlosen, wie Neunaugen und Lanzettfischchen, zu den Thieren mit Gliedmaßen, von den Kiemenathmern zu den Lungenathmern und Cloakenthieren u. s. w. Mag auch bis jetzt im Einzelnen dieser Entwickelung noch so Vieles dunkel sein, so ist doch zu hoffen, daß wir mit der Zeit dahin kommen werden, uns bessere Vorstellungen, als die gegenwärtigen, über die Stammesgeschichte des Menschen und der übrigen Organismen zu bilden.

Den Ort der Entstehung jener vormenschlichen Wesen glaubt Haacke im Widerspruch mit den meisten Autoritäten nicht in tropischen Regionen, sondern im Norden der alten Welt, vielleicht in dem ehemals weit größeren Skandinavien suchen zu sollen, wohin ja auch neuerdings der Ursprung der Europa bevölkernden arischen Rasse verlegt wird. Auch ist nach ihm der Ursprung des Menschengeschlechts nicht ein, sondern vielstämmig.

So wie in körperlicher, so ist auch in geistiger Beziehung der Mensch ein letztes Product aus ihm voran

gegangenen Entwickelungsstufen der Thierseele, welche eine „ununterbrochene Stufenreihe seelischer Entwickelungshöhe von den höchststehenden Thieren bis zu den niedersten" darstellt. Es besteht ein bestimmter Parallelismus zwischen Leib und Seele oder zwischen mechanischen und seelischen Vorgängen, dessen Ursache uns unbekannt ist, wobei aber jede seelische Thätigkeit von stofflichen Umsetzungen begleitet ist.

Zur Erklärung geistiger Erscheinungen hat sich Haacke eine eigenthümliche Theorie zurechtgemacht, nach welcher jedes Körper-Atom eine Seele oder Empfindung und Wille besitzt — einerlei, ob man dabei das chemische Elementar-Atom oder die das letztere zusammensetzenden Ur-Atome in's Auge faßt. Die gesammte Materie ist beseelt, alle Vorgänge in der Natur sind von Empfindung und Wille begleitet. Die Atome haben das Gefühl von Behagen oder Mißbehagen und suchen sich in Gleichgewicht mit der Umgebung zu setzen. Denn „jedes Uratom befindet sich in jedem Zeitmomente in einer andern Lage zu den übrigen Uratomen, als in dem vorhergehenden und dem folgenden Zeitmoment, und demgemäß müssen, falls wir alle Uratome als beseelt betrachten dürfen, Empfindung und Willen jedes Uratoms in jedem Zeitmoment andere sein. — — Mit der Veränderung der Constellation der Uratome in der Welt verändert sich auch ihr Empfinden und Wollen." Da aber mit Empfindung untrennbar auch der Wille verbunden ist, so ist es im Grunde der Wille, der die Materie und die gesammten Vorgänge in der Welt beherrscht. „Die Welt ist Wille."

Also Schopenhauer in neuer, halb wissenschaftlicher Form oder Gestalt!

Auch das aus Atomen zusammengesetzte Molekül hat nach Haacke eine Seele; ebenso das die Grundform der organischen Welt darstellende Gebilde der Zelle, welche Zellenseele in einem organischen Gemeinwesen um so mehr überwiegt, je weniger dessen einzelne Theile eine innere Einheit darstellen. Bei einem Süßwasser-Polypen z. B. hat jeder Fangarm seine eigene Seele, während die Fangarme eines Xenia-Corallenstockes eine gemeinsame Seele besitzen. Das Wesen der Seele beruht in dem Gedächtniß, welches als sog. „Erbgedächtniß" den Erscheinungen des Instincts zu Grunde liegt. Denn Instincte und Gewohnheiten sind nicht principiell verschieden, und die Thiere erben ihre Instincte oder einen bestimmten Gehirnbau nicht minder von ihren Vorfahren, wie ihre sonstige Organisation, wonach der Schluß nahe liegt, daß Instincte auf Vererbung eines durch Gewöhnung zu Stande gekommenen Gehirnbaues zurückzuführen sind.

Ueber die psychisch-atomistischen Vorgänge, durch welche das Gedächtniß und damit die Seele im Innern des Gehirns erzeugt wird, giebt sich der Verfasser einer Reihe von Speculationen hin, welche kaum Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung zu machen berechtigt sein dürften. Nur darin trifft er wohl das Richtige, daß er in unserem Gehirn das Vorhandensein einer unübersehbaren Reihe von Verbindungsbahnen zwischen den einzelnen Gehirnzellen annimmt, an welche unsere Erinnerungen gebunden sind. „Die Zellen und die sie verbindenden Bahnen haben durch die Sinneseindrücke eine bestimmte Organisation erhalten, und diese bleibt kürzere oder längere Zeit bestehen, namentlich dann, wenn dieselben Zellen und dieselben Bahnen wiederholt von denselben Erregungen getroffen werden."

Uebrigens begnügt sich der Verfasser nicht damit, seine entwickelungs-theoretischen Grundsätze auf das körperliche Leben anzuwenden; er bemißt an ihrer Hand auch das geistige Leben des Menschen und die Entstehung seiner Ideale, als welche das Schönheits-, Sittlichkeits- und Wahrheits-Ideal einer besonderen Betrachtung unterworfen werden. Alle diese Ideale, sowie auch die Entstehung der Sprache und der Religion lassen sich nach Haacke in ihren ersten Anfängen auf verwandte Regungen oder Aeußerungen der Thierseele zurückführen. Die Entstehung der Ideale erklärt sich aus dem allgemeinen Streben nach Gleichgewicht, von welchem die Materie und die ganze Natur beseelt ist, und welches, wie sogleich noch näher gezeigt werden wird, die eigentliche Ursache oder das primum movens der ganzen Weltbewegung bildet; hier speciell das Streben nach Gleichgewicht des körperlichen und geistigen Lebens. Der Bildung der Ideale selbst entsprechen materielle Vorgänge im Gehirn, bei welchen es sich sowohl um ein „befriedigendes Gleichgewicht zwischen den von uns gewonnenen Vorstellungen, als auch um ein materielles Gleichgewicht zwischen den an der Bildung eines Ideals betheiligten Gehirntheilchen handelt." Uebrigens hat alles in der Natur seine Ideale, eine Rose, eine Nachtigall, ja sogar der Krystall, ebensowohl wie der Mensch.

Auch in der wichtigen Frage der Vererbung von während des Lebens erworbenen Eigenschaften, welche Frage gegenwärtig die ganze Schaar der Biologen in zwei einander sich bekämpfende Lager theilt, stellt sich Haacke entschieden auf Seite des Darwinismus contra Weismannismus, wobei er die Sache mittelst einer ihm eigenthümlichen Gemmen- und Gemmarien-Theorie zu erklären oder zu veranschaulichen sucht. Ueberhaupt führt den Verfasser seine Neigung zum Theoretisiren und Schematisiren zu einer Reihe von Speculationen über den inneren Aufbau des organischen Plasma und das Wesen der organischen Processe, welche weit über das wissenschaftlich Erlaubte hinausgehen. Bei der fabelhaften und unbegreiflichen Feinheit des Stoffes, welche unseren Sehorganen wohl ewig verborgen bleiben wird, werden wir wohl niemals eine genauere Einsicht in das Innere dieser Processe zu gewinnen im Stande sein, und das Speculiren darüber kann nur einen sehr bedingten Werth beanspruchen. Daher auch die subtilen, mit einer Menge weitläufiger, aber das eigentliche Thema nicht beeinflussenden Auseinandersetzungen aus dem speciellen Gebiet der Zoologie verbundenen Unterscheidungen des Verfassers zwischen „Biologie", „Biophoren", „Biotectonik", „Bionomie", „Biomechanik", „Psychonomie", „Psychenergetik", „Psychotektonik", „Psychografie", „Plasmatik", „Personellen" und „Personiden" zumeist auf Rechnung einer sehr fruchtbaren Phantasie zu setzen sein dürften! Dagegen wird man dem Verfasser Recht geben müssen, wenn er sich als entschiedener Gegner der „Lebenskraft" in alter wie neuer Form bekennt und die organischen Vorgänge lediglich von physikalischen und chemischen Gesichtspunkten aus beurtheilt zu sehen wünscht. Auch seine, allerdings heutzutage kaum mehr nöthige Polemik gegen die ehemaligen Präformations- oder Einschachtelungstheorien und gegen das, was er den Weismannischen „Neupräformismus" nennt, sowie seine Parteinahme für die allein richtige Lehre der Epigenese kann wohl nur Beifall finden.

Wenn nun nach allem Mitgetheilten Haacke offenbar den Entwickelungstheoretikern und Darwinisten zugezählt werden muß, so erscheint seine Abneigung gegen den Darwinismus und seine gegen denselben geführte Polemik ganz unverständlich. Er nennt den Darwinismus oder seine Lehre vom Ueberleben des Passendsten eine „trübselige Doctrin" und behauptet, daß diese Lehre nicht auf Naturbeobachtung, sondern auf Metaphysik gegründet sei. Die meisten Naturforscher des „Volkes der Denker" sollen dann Darwin in „fröhlichem Schützenfestzuge, dem auch die laute Lärmtrommel nicht gefehlt hat, auf dieses Gebiet gefolgt sein und dort ein Treiben entwickelt haben, das sie, von Blindheit geschlagen, als ein antimetaphysisches ansehen."

Dieser Widerspruch hängt wohl zusammen mit der ganzen Weltanschauung des Verfassers, welche mehr eine ideal-teleologische, als eine mechanisch-naturalistische zu sein scheint, und welche an die Stelle der natürlichen Zuchtwahl Darwins eine innere Zielstrebigkeit oder eine allmälige Vervollkommnung aus innerer Nothwendigkeit, ähnlich dem ehemaligen Blumenbach'schen „Bildungstrieb", zu setzen sucht. Dieser Bildungstrieb, dessen Wiederbelebung als gleichbe-

deutend mit wissenschaftlichem Rückschritt angesehen werden müßte, bekommt bei Haacke nur einen andern Namen, er heißt, wie bereits bemerkt, „Streben nach Herstellung von Gleichgewicht," welches Streben nach ihm das eigentliche innere Wesen der Welt und den Weltzweck bildet. Dieses Urgesetz des organischen Gleichgewichts ist zugleich das wahre Grundgesetz der organischen Entwickelung, welches nicht bloß die Organismen, sondern alle Naturkörper ohne Unterschied beherrscht, und welchem das physische Geschehen in gleicher Weise unterworfen ist, wie das psychische. Es ist auch gleichbedeutend mit dem Gesetz der Gravitation und Ursache aller Bewegung. Jedes letzte Stoffelement, jedes Uratom wird von dem Streben beherrscht, sich mit seiner Umgebung, d. h. mit sämmtlichen übrigen Uratomen in Gleichgewicht zu setzen. Die Welt als Ganzes erstrebt darnach einen Gleichgewichtszustand, den sie dadurch zu erreichen sucht, daß sie zunächst einzelne Gleichgewichtssysteme bildet und diese wiederum mit andern in's Gleichgewicht setzt." „Auch der Krystall entsteht nur durch das Streben nach Gleichgewicht Die gesammte Körperwelt ist ein großes System von mehr oder weniger individualisirten, aber in stetigem Zusammenhang befindlichen Verdichtungen und Verdünnungen der Weltsubstanz."

Wenn dieses Alles richtig ist, und wenn der ganze Zweck des Weltprocesses in der Herstellung von Gleichgewicht besteht, so ist nicht einzusehen, warum die Welt, die doch nach Haacke selbst ewig ist, nicht längst zur Ruhe gekommen ist, da Gleichgewicht und Bewegung nicht wohl vereinbar sind. Allerdings wissen wir, daß das dermalen uns umgebende Welt- oder Sonnensystem durch allmälige Ausgleichung aller Wärme-Unterschiede dem Zustand der sogenannten Entropie oder dem Stillstand, aller Bewegung zustrebt — ein Stillstand, der aber nicht allgemein ist, sondern für das große Ganze durch entgegenstehende Weltprocesse wieder aufgehoben wird. Aber die Haacke'sche Theorie meint etwas anderes und läßt, wie der Verfasser im Schlußwort seiner Schrift erklärt, die Frage nach der Erreichung endlichen Gleichgewichts offen, indem nicht das Gleichgewicht selbst, sondern nur das Streben danach als Weltprincip gelten soll. Da entsteht freilich die unbeantwortbare Frage, welchen Zweck dieses mit steter Vervollkommnung verbundene Streben haben soll, wenn sein Ziel nie erreicht wird? Erreicht es aber sein Ziel — eine Möglichkeit, die der Verfasser zugiebt, wenn er sie auch für uns Menschen als nicht wünschenswerth hinstellt — so fragt es sich, ob die „trübselige Doctrin des Darwinismus" im Punkte der Trübseligkeit hier nicht übertroffen worden ist?

Schließlich erklärt sich Haacke in der Streitfrage über Materialismus, Spiritualismus und Monismus für keine dieser drei philosophischen Richtungen. Er will sie ersetzen durch das, was er theils Homismus, theils Pluralismus, theils Paraphänismus, schließlich aber mit Rücksicht auf eine angenommene metaphysische oder transcendentale, hinter den Grenzen des Naturerkennens gelegene Welt mit dem eigenthümlichen Namen des transcendentalen Syndesmismus oder des Metasyndesmismus bezeichnet. Damit will er die „Möglichkeit einer Verträglichkeit der mechanistischen mit der teleologischen Naturbetrachtung" gewonnen und das auf dem Titel seiner Schrift gegebene Versprechen einer „Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft" erfüllt haben.

Der Leser wird, nachdem er sich durch die einunddreißig Bogen der etwas schwer lesbaren Schrift durchgearbeitet hat, in der Lage sein, zu entscheiden, ob diese schwere Aufgabe dem Verfasser gelungen ist oder nicht. Wir unsererseits möchten dem strebsamen Autor, wenn er wieder etwas auf den Büchermarkt bringt, den gutgemeinten Rath ertheilen, daß er künftig seiner Phantasie etwas weniger Spielraum einräumen, daß er ferner etwas mehr Klarheit in sein Denken und etwas mehr Ordnung oder Folgerichtigkeit in das Niedergeschriebene bringen möge. Auch möge er nicht zu weit vom richtigen Wege abirren und es vermeiden, durch Herbeiziehung vieler, nicht zum Thema gehöriger Gegenstände sich selbst und der Verbreitung seiner Schrift im Wege zu stehen. Zwanzig Druckseiten wären hier entschieden besser gewesen, als deren einunddreißig!

Goethe's Sonettenkranz.

Von Ludwig Geiger.

Kuno Fischer gehört zu den wenigen Schriftstellern, die außer ihrem Hauptgebiete noch auf einem Nebengebiet in erfolgreichster Weise thätig sind. Neben Fischer's historisch-philosophischen gehen seit lange seine literar-geschichtlichen Arbeiten einher; sein Buch über Lessing, seine Schiller-Schriften, seine Arbeiten über Goethe's Faust, sowohl über die Dichtung selbst, als über ihre Erklärungsarten, über Iphigenie und Tasso sind in weiten Kreisen bekannt. Sie geben durch ihre lichtvollen Auseinandersetzungen, in krystallklarer Sprache, deren Lectüre ein hoher Genuß ist, dem Unzünftigen und Zünftigen Belehrung und Anregung. Ersterer wird ganz dem Zauber der Fischer'schen Darstellung unterliegen, Letzterer wird sich manchmal zum Widerspruch genöthigt finden, aber Eigenart des Gegners anerkennen.

Auch seine neueste Arbeit: Goethe-Schriften 4. Goethe's Sonettenkranz von Kuno Fischer. Heidelberg C. Winter's Universitätsbuchh. 1896, theilt Vorzüge und Mängel der früheren Arbeiten. Zu den Mängeln gehört außer Ignorirung der Forschungen Anderer auch eine allzubehagliche Breite; im vorliegenden Fall ein wörtlicher Wiederabdruck einer älteren Studie, die durch manches Nachfolgende entweder wiederholt oder berichtigt wird.

Goethe's Sonette, im Ganzen 17, entstanden 1807 zunächst als ein Gesellschaftsspiel, im Wetteifer mit Riemer und Zach. Werner. Durch diese dichterischen Genossen veranlaßt, wählte Goethe eine Strophenform, die er bisher aus richtig empfundener Abneigung, bis auf wenige Ausnahmen, vollständig vermieden hatte und die er auch später nicht wieder vornahm. Entstehungsort für diese Dichtungen war Jena, speciell das Haus des Buchhändlers Frommann, der Goethe's Drucker und Verleger war und der, ebenso wie seine Hausgenossen, mit Goethe in naher Beziehung stand. Daraus ergab sich nun die Vermuthung von selbst, daß einige dieser Gedichte, wenn nicht alle, mit den Bewohnern dieses Hauses, besonders mit seiner Pflegetochter, einem anmuthigen jungen Mädchen, Minna Herzlieb, zu thun hätten. Diese Vermuthung wurde für Alle, die sehen können und wollen — Manche, z. B. ein Kölner Gelehrter, verschließen ihre Augen selbst dem Offenbarsten, wenn dies von Anderen zuerst erblickt wurde, oder aus einer gewissen natürlichen Verblendung, — zur Gewißheit dadurch erhoben, daß in zwei Gedichten der Name „Herzlieb" zu Wortspielen „mein liebes Herz" benutzt wurde. Ein fernerer Beweis liegt, wie Fischer hübsch ausführt, darin, daß Goethe diese Sonette, welche den Namen verriethen, einige Jahre geheim hielt, und daß er die kleine Sammlung der Minna Herzlieb an ihrem Geburtstag (22. Mai 1817) übersandte mit einigen Versen, in denen es hieß:

Und wenn sie hier Bekannte findet,
So hat sie sich vielleicht erkannt.

Denn aus diesen Worten geht auch für den Blödesten hervor, daß einige dieser Sonette wirklich für Minna bestimmt waren.

Einige, aber nicht alle — so lautete die gewöhnliche Ansicht der Forscher. Die Gedichte, die nicht ausdrücklich Minna's Namen andeuteten, wurden von den Meisten als

beziehungslos gedeutet, von Anderen auf Bettina bezogen. Diese hatte in ihrer phantasievollen Art sich so in Goethe hineingelebt, daß sie die Schöpfungen mancher seiner Dichtungen in sich verkörpert sah, und daß sie, wie Fischer sehr richtig sagt, bald Mignon, bald Goethe's, des Gottes, Bajadere zu sein glaubte. Von einem solchen Glauben war kein weiter Schritt zu der Meinung, die sie entweder wirklich selbst hegte oder wenigstens Anderen beibringen wollte, daß sie Anregerin und zugleich Heldin mancher Gedichte Goethe's war: Anregerin dadurch, daß ihre prosaischen Briefe von Goethe in Verse umgesetzt und Heldin dadurch, daß diese Verse in pflichtschuldiger Dankbarkeit an sie gerichtet worden seien. An diese phantasievolle Behauptung, um nicht zu sagen Flunkerei, glauben heut zu Tage wenige Menschen mehr, außer einzelnen geschworenen Vertheidigern Bettinen's, die gleich mit dem Bannstrahl bereit sind, sobald man von ihren „Erfindungen" zu reden wagt. Fischer spricht geradezu von Bettinen's „Täuschungen", was gewissen Leuten wohl noch übler klingen möchte, als Erfindungen. Gewiß hat er mit seiner Behauptung recht, daß kein einziges Sonett Goethe's an Bettina gerichtet ist, daß diese, wie die meisten nicht in das Geheimniß eingeweihten Leser, die wahre Beziehung der Dichtungen einfach nicht verstand. Aus den Anfangsworten des zweiten Sonetts „Im weiten Mantel bis an's Kinn verhüllet" hat Bettina in einem angeblichen Brief an Frau Rath (1807) die Scene geschmiedet, wie Goethe, in dem bezeichneten Costume sie in ihrem Zimmer, im „Elephanten" zu Weimar, besucht habe. Gegen diese Erfindung sagt Fischer Folgendes, das unseren Bettinomanen besonders an's Herz gelegt sein möge: „Das Sonett hat ihr Goethe nicht zugeschickt, sie hat es erst kennen gelernt, nachdem es im Druck erschienen (1815), also sieben Jahre nach dem Tode der Mutter Goethe's. Der obige Brief ist nie an diese gerichtet worden, sondern gehört zu den Erfindungen des Briefwechsels; die Scene, die er beschreibt, hat nie stattgefunden und konnte erst nach dem Tode Goethe's gedruckt werden." Eine zweite Ansicht, der auch Fischer beitritt, ist die, daß Bettina zwar nicht der Gegenstand, wohl aber die Quelle einzelner Sonette gewesen sei. Als Hauptbeweis dafür bringt er eine auch schon von Loeper angeführte Stelle: „Mein artig Kind! schreibe bald, daß ich wieder was zu übersetzen habe," die in einem nur von Bettinen gedruckten Briefe Goethe's steht; aber so lange diese nicht in einem nach dem Original veröffentlichten Briefe Goethe's bezeugt ist, darf sie nicht als Beweismaterial benutzt werden. Das Zeugniß Wilh. Grimm's, der den Sachverhalt doch eben nur durch Bettina wußte, verschlägt dagegen gar nichts. Mag man also auch annehmen, daß Goethe einzelne Kosworte eines Bettina'schen Briefes in Erinnerung geblieben sind, so hat man einstweilen kein Recht zu der Behauptung, daß Bettina's Briefe Quelle für die Sonette oder auch nur für ein Sonett geworden ist.

Wird und bleibt Bettina als Adressatin der Gedichte entfernt, so bleibt Minna Herzlieb als Empfängerin oder Heldin übrig. Fischer hat gewiß Recht, wenn er die übrigens schon von mir früher zurückgewiesene Behauptung von Gaedertz, auch Minna sei in leidenschaftlicher Liebe zu Goethe erglüht gewesen, entschieden verwirft und briefliche Aeußerungen, die von Gaedertz auf Goethe gedeutet werden, auf Minna's Geliebten, einen Herrn von Mautenffel bezieht. Er hat ferner Recht (hier handelt es sich freilich nicht um Beweise, sondern um ansprechende Vermuthungen), wenn er die durch jenes Mädchen in dem alternden Dichter erregte Leidenschaft nicht bloß abgeklärt in den „Wahlverwandtschaften" wiederfindet, sondern brausend und stürmend in einzelnen, derselben Epoche angehörigen Liedern des Epimethens, die dem dramatischen Fragment „Pandora" angehören, erblickt. Denn nicht bloß das Datum stimmt merkwürdig überein: am Advent 1807, dem 29. November, von dem er seine Liebe datirt, begann Goethe die „Pandora" zu dictiren; auch der Ausdruck ist ein überraschend ähnlicher. Goethe's Wort: „Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also neben einander gar wohl gedeihen," das ja von zeitlicher und inhaltlicher Uebereinstimmung beider Dichterwerke redet, dient Fischer dazu, die folgende, recht ansprechende These aufzustellen: „Beide Dichtungen, die drei Epimetheus-Lieder und die fünf Sonette, entspringen aus derselben Empfindung und es kann sein, daß Goethe jene Lieder unabhängig von der Pandora gedichtet und erst nachträglich in das Drama aufgenommen hat, das ihren eigentlichen Ursprung verdeckt und dessen Zusammenhang keineswegs nöthig ist, sie zu erklären." Man kann dieser Vermuthung recht wohl seinen Beifall schenken, ohne deswegen den schönen von Scherer vorgeschlagenen Deutungsversuch des ganzen Dramas aufzugeben, nach welchem es ein in eminentem Sinne zeitgeschichtliches Stück, ein hoffnungsfreudiger Ausblick in dunkle unbekannte Zukunft ist.

Giebt man Fischer nun auch die beiden Sätze zu, nämlich, daß einzelne Sonette und Pandorastellen im Zusammenhange stehen, daß ferner Minna Herzlieb, nicht Bettina, Adressatin einiger Gedichte ist, so ist damit sein Hauptsatz noch nicht bewiesen, der schon in der Wahl des Titels angedeutet ist, daß nämlich Goethe's 17 Sonette einen Kranz bilden. Sollte das wirklich der Fall sein, so müßte zweierlei eintreten: nämlich erstens, daß diese 17 Sonette wirklich zusammenhängen, wozu doch auch gehören würde, daß die Gedichte in der Reihenfolge, in der man sie jetzt sieht, nach einander gedichtet wären; zweitens, daß sie ohne Ausnahme für Minna bestimmt waren, denn ein Kranz, einer Frau geflochten, darf doch nur aus Blumen bestehen, die alle wirklich ihr dargebracht werden sollten. Die Analyse, die Fischer, von den Sonetten giebt, vor dem Abdruck jedes einzelnen, sind ganz hübsch, wenn auch oft gar zu sehr nur eine wörtliche und wortreiche Prosaauflösung der Gedichte, aber sie beweisen nicht viel. Seiner Ansicht nach zerfällt das Ganze in drei Gruppen. Die erste (Sonett 1 bis 5) soll Entstehen und Wachsthum der Liebe bedeuten. Aber wie richtig Fischer auch auf die Goethe geläufigen Bilder vom Strom, der sich durch die Felsen den Weg bahnt, von dem unruhevollen und flüchtigen Wanderer aufmerksam macht, so geistreich er auch die Zeile des 5. Gedichts „Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken", die Viele veranlaßt hat, das Gedicht auf die weimarische Prinzessin Caroline zu beziehen, als einen Ausdruck des Schmerzes über die Unnahbarkeit der Freundin auffaßt, so ist in dieser Gruppe durchaus kein Zusammenhang. Das 4. Sonett, in dem die Liebende spricht, über die Kälte des Geliebten klagend und die Absicht verrathend, seine Eifersucht zu erregen, — ein Gedicht, von dem übrigens Fischer selbst zugeben muß, daß es in der Reihe der Entstehung das erste ist — paßt nach dem früher Gesagten in keiner Weise auf Minna; es ist nichts anderes als eine Versspielerei nach aufgegebenem Thema. Auch die zweite Gruppe bildet keine Einheit. Liebesgedichte sind allerdings die dieser Gruppe angehörenden Gedichte, aber während die zwei ersten Abschied und Entsagung predigen, also einen Abschied nicht wegen kurzer Entfernung, sondern wegen dauernder Trennung, sind die drei letzten Liebesbriefe, die eine Wiederannäherung nicht nur nicht ausschließen, sondern die Möglichkeit eines Zusammenlebens vorauszusetzen scheinen. Zudem passen die von Liebesgluth erfüllten Briefe der Frau wiederum nicht auf Minna, die in die Bewunderung für den alten Herrn keine leidenschaftlichen Gefühle mischte. Die sog. dritte Gruppe hat gar nichts Einheitliches, sondern zerfällt in zwei Abtheilungen. Die eine beschäftigt sich mit dem Sonett als solchem. Durch den Titel „Nemesis" zeigt das erste, nämlich das 11. Sonett seinen Inhalt an: es soll eine humoristische Drohung für den Dichter sein, daß er bei der Strophenform, die er ehemals verachtet habe, verharren müsse. Einigermaßen ver-

wandt ist ihm das 14., in welchem jene Form als für Liebende besonders geeignet, empfohlen wird und auch im 15. wird das Sonett in seiner schwierigen und doch lockenden Art besprochen und mit einem Feuerwerk verglichen. Eigentliche Liebesgedichte sind nur das 12. und 13. Sonett. Die beiden letzten Gedichte 16, 17 — nach Fischer der Epilog — beschäftigen sich ausdrücklich mit Minna Herzlieb, indem sie theils ihren Namen deuten: Herz, Lieb, theils den Tag, an dem die Liebe begann, Advent 1807 als ebenso bedeutend für den modernen Dichter wie den 6. April 1327 für Petrarca verkünden und den Charfreitag, an dem des Italieners Liebe begann, dem ewigen Maitag, dem Geburtstage Minna's, gegenüber stellen.

Mit der Fischer'schen Hauptthese ist es also nichts. Von einem Sonettenkranz kann keine Rede sein. Die 17, gegen Ende 1807 von Goethe im Wetteifer mit jugendlichen Freunden gedichteten Sonette sind theils Besprechungen und Vertheidigungen der von den Concurrirenden gewählten Form, theils Liebesspielereien ohne bestimmten Gegenstand, theils Huldigungsgedichte für Minna Herzlieb. Endlich mag ohne Scheu bekannt werden, daß Goethe's Sonette nicht zu seinen poetischen Meisterwerken gehören. Trat er gegen das Sonett auf, so that er dies zunächst in gerechtfertigtem Widerwillen gegen diese dichterische Zwangsjacke, sodann aber in der Erkenntniß, daß er nicht im Stande sei, die durch diese Strophenform gebotenen Schwierigkeiten glücklich zu überwinden. Wie oft stören den Leser, der sonst an Goethe's Lyrik sich innig erfreut, in diesen Vierzehnzeilern lästige Flickwörter, wie oft wird man durch Worte verletzt, die nur des leidigen Reimes wegen gewählt worden sind!

Um aber dem nicht völlig goethe-festen Leser das Nachschlagen in seiner Bibliothek zu ersparen und ihm doch einen Begriff zu geben von dem, um das es sich in Fischer's Schrift handelt, seien zum Schluß das 16. und 17. Sonett mitgetheilt, deren eben kurz gedacht war. Sie führen den Titel: „Epoche" und „Charade" und lauten folgendermaßen:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarca's Brust vor allen andern Tagen
Charfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundertsieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin an's Herz getrieben.

Petrarca's Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag;
Doch stets erscheine fort und fort der frohe
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

— — — — — — — — — — — — —

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen
Die wir so oft mit hoher Freude nennen, —
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

Es thut gar wohl in jung — und alten Tagen
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen:
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Nun aber such' ich ihnen zu gefallen
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen:
Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfangen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten

Ein Majorat.

Von Richard von Stengel.

Im Wartesaal erster und zweiter Classe der Station Peggendorf saßen zwei Männer, die man auf den ersten Blick als reiche Händler erkannte, die auf dem Lande zu thun haben. Der eine, groß, breitschultrig mit langem blonden Vollbart, auf dem Kopfe eine Mütze, wie sie auch Jäger tragen, erinnerte an einen Kaufherrn aus dem Mittelalter, es war der weitbekannte Holzhändler Miesang. Der andere, kleiner, ziemlich rund, mit lebhaften dunklen Aeuglein, dicken, sich beim Sprechen oft übermäßig bewegenden Lippen und einer Menge von Goldringen mit blitzenden Steinen an den fetten Händen, war der nicht minder bekannte und bedeutende Kornhändler Aaron Liefschütz. Das Gespräch der beiden drehte sich aber nicht um Handelsgeschäfte, sondern um eine in der Gegend begüterte gräfliche Familie. Herr Liefschütz hatte nämlich vor ein paar Stunden im Wirthshaus eines nahen Dorfes, wo die Leute von dem benachbarten Gute des Grafen Friedrich von Kaltenreuth oft einkehren, erfahren, daß der alte Herr ein wichtiges Telegramm erhalten habe und noch heute mit dem Halbfünf-Uhr-Zug nach Kaltenreuth, dem fast fürstlichen Sitze seines kinderlosen älteren Bruders, abreise, da dieser den folgenden Tag wahrscheinlich nicht überleben werde. Für die beiden Händler, die mit dem Gutsherrn in der Umgegend viele bedeutende Geschäfte machten, war das kein unwichtiges Ereigniß, denn es schien nunmehr entschieden, daß Graf Friedrich und seine Linie, nicht aber sein Neffe Edgar, der Dragonerlieutenant, in den Besitz des ungeheueren Majorates der Familie käme.

Aaron Liefschütz sprach bereits mit innigem Mitleid von den zahlreichen Gläubigern des jungen Herrn, die nun ihr Geld wohl verlieren müßten, denn ob Graf Friedrich Lust haben werde, dessen sehr bedeutende Schulden zu decken, sei fraglich, um so mehr, als die beiden nicht im besten Einvernehmen mit einander zu sein schienen. Herr Miesing dagegen glaubte eher den Lieutenant bedauern zu müssen, der ein prächtiger Cavalier und tüchtiger Reiteroffizier sei und der jetzt vielleicht durch Selbstmord endigen werde. Eine gewisse Damenwelt spiele bei Graf Edgar freilich eine sehr große Rolle und sein sonstiger Luxus, seine Betheiligung an auswärtigen Rennen, seine kostspieligen Wagen und Anderes gingen freilich über das Maß des Nöthigen arg hinaus, aber wer einmal in Kreisen sich bewege, in denen Glanz und Genuß für selbstverständliche Bedingungen des Lebens gelten, für den sei es leicht, auf solche Bahn zu gerathen. Zudem habe er sich Jahre lang als den künftigen Herrn auf Kaltenreuth angesehen, wie man denn auch kaum habe annehmen können, daß der zweiten Ehe, die Graf Friedrich, schon fast sechzig Jahre alt, eingegangen hatte, noch ein Sohn entsprossen werde.

„Man sagt ja allerlei," zischelte Liefschütz, „der Herr Lieutenant von Bose soll damals viel um die gnädige Frau gewesen sein, andere meinen, ein Assessor" — —.

„Ueber solche Nachreden verbreite ich mich nicht gern," warf Herr Miesang ernst und trocken hin.

Nach einer Weile begann das Gespräch wieder und drehte sich um die Verhältnisse des Adels, das Fideicommißwesen, die Erbfolgeformen, wobei Herr Liefschütz für die Aufhebung aller derartigen Sondereinrichtungen sprach, die unzeitgemäß und sogar für die Betheiligten selbst oft verderblich seien. Der Holzhändler stimmte ihm zwar nur theilweise bei, meinte aber, bei solchen Erbgütern sei überall die Primogeniturerbfolge einzuführen, bei der die Familienmitglieder ihre künftigen Verhältnisse doch meistens überschauen könnten.

„Noch voriges Jahr konnte Graf Edgar glauben, er werde auf Kaltenreuth succediren, sein Onkel Friedrich lag ja so schwer darnieder an Gicht und Wassersucht, daß es schien, als würde er noch vor dem Majoratsherrn in's Grab sinken, dann aber wäre nach dem Familienstatut Edgar der Erbe gewesen, da Graf Friedrich's Sohn erst 9 Jahre alt."

„Kann uns am Ende egal sein," sprach lachend der Getreidehändler, „für uns ist das Wichtigste, was der neue Herr auf Kaltenreuth mit dem Gute Zirndorf anfängt; setzt er da einen Verwalter hin oder den schönen Edgar? — natürlich mit der Bedingung, daß er nicht nur die Dragoneruniform, sondern auch verschiedenes Andere an den Nagel hängt — hähähä — könnte dem alten Herrn einen Aderlaß kosten, auch wenn die Gläubiger die Hälfte verlieren — das nennt man einen theuren Neffen!"

Schwere schleppende Schritte näherten sich dem Wartesaal von der Eingangshalle her und herein trat mühselig, auf einen Krückstock gestützt, ein groß gewachsener, alter Herr mit fahlröthlichem, schwammigem Gesicht und einem starkergrauten Backen- und Schnurrbart, der den respectvollen Gruß der beiden Handelsherren mit dem Ausdruck eines durch schweres Leiden und Altersbeschwerden halb Verblödeten erwiderte. Ein sehr ländlich aussehender Bedienter mit Handgepäck folgte ihm. Der Alte, es war der Graf Friedrich von Kaltenreuth auf Zirndorf, blieb, auf den Stock gestützt, mitten im Zimmer stehen, indem er in mürrischem Tone vor sich hinsagte: „Setze ich mich, so komme ich nur mühselig wieder in die Höhe, werde heute noch lange genug sitzen müssen, der Zug muß auch schon in Sicht sein."

Und wirklich hörte man bald das rauschende Getöse eines fernen Bahnzuges, es kam näher, ein Pfiff, und der Zug rollte daher und hielt. Hinter dem Stationsdiener, der zum Einsteigen abrief, kam ein Dragoneroffizier herein, der im hellgrauen Mantel mit Pelzkragen geradezu riesig aussah und dessen regelmäßiges Gesicht den feinen Lebemann verrieth, der alle Arten von Genuß durchkostet, ohne an Körperfrische und Geist verloren zu haben und wie er den alten Grafen, seinen Onkel, respectvoll, aber ernst begrüßte, da fühlte man, daß in dieser Gestalt nicht nur die Grazie des Tänzers, sondern auch die Kraft eines Helden steckte. Gefolgt von dem Diener, schritten die Beiden nach einem Coupé erster Classe, in dem der Lieutenant aus seiner Garnisonsstadt hergefahren war. Erst sprang dieser in den Wagen, dann half er mit dem Diener seinem Onkel hinein, endlich ward das Handgepäck untergebracht, die Thür klappte zu, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Nach einigen kurzen Worten, die sich auf die Veranlassung der Reise bezogen, verfielen die beiden Herren in ein dumpfes Schweigen, und Graf Edgar starrte in die immer dunkler werdende Winterlandschaft hinaus, deren eintöniger ernster Charakter zu seiner trüben Stimmung paßte. Sein ganzes Leben zog an ihm vorüber, er sah seine Mutter, wie sie bleich und schluchzend ihm, dem siebenjährigen Jungen, mittheilte, daß sein Vater am Tage vorher bei Vionville gefallen sei — wäre er noch am Leben, so müßte ihm jetzt das Majorat zufallen, der Heldentod des Vaters war also das Verderben des Sohnes! — Freilich, er hätte nicht nothwendig, in das vornehme Dragonerregiment einzutreten brauchen, er hätte auch in diesem mit viel Geringerem auskommen können, aber wer dachte auch, daß Onkel Friedrich noch einmal heirathen, daß ihm ein Sohn zur Welt kommen werde. Ein verzehrender Grimm gegen die ganze menschliche Rechtsordnung ergriff ihn; wie, hatte er nicht mehr gelernt, mehr sich geistig und körperlich angestrengt, als mancher Kaufmann, mancher Industrielle, der mit leichter Mühe Reichthümer zusammenraffte? Doch selbst bei der sparsamsten Lebensführung würde sein Gehalt nicht ein Drittel dessen erreicht haben, was er gebraucht hätte. Nun war er auf den guten Willen eines griesgrämigen Alten angewiesen, der nicht einmal viel für ihn thun konnte, da er des eigenen Sohnes Rechte nicht schmälern durfte, und mit dessen Gemahlin Edgar nicht allzugut stand.

Ha, war denn ihr Sohn auch ein echter Kaltenreuth?!

Auch im besten Falle hieß es, sich einschränken, sehr einschränken und die Carrière aufgeben, die ihn vielleicht zu hohen Ehren geführt hätte, denn er galt nicht nur für schneidig, auch im Dienst hielten seine Vorgesetzten etwas auf ihn, und seine Kenntnisse waren nicht unbedeutend, wenn auch außer dem Heere schwer verwendbar.

Ein Pfiff durchtönte das rhythmische Tosen und die Fahrt wurde langsamer.

„Station Steinbach!“ murmelte Graf Friedrich vor sich hin, „hier überholt uns der Schnellzug.“

„Steinbach, sieben Minuten Aufenthalt,“ hieß es, und die Thüren wurden geöffnet.

Edgar stieg aus und ging langsamen Schrittes vor dem Waggon auf und ab, hinter dem nur noch ein Packwagen kam. Es war bitter kalt, ein dicker Nebel machte die Nacht zu einer vollständigen Finsterniß, in der auch die Laternen nicht viel mehr, als große Dunstringe um sich her erhellten. Man hörte den Schnellzug heransausen, er kam näher, als eine schwarze Masse, an deren Seiten schwache Lichter hinhuschten.

Da plötzlich angstvolle Rufe, rothe Laternen werden geschwenkt, ein Schaffner schreit wie wahnsinnig: „Er fährt auf uns, heraus, heraus aus den Wagen!“

Wie ein wüthendes Ungeheuer mit feurigen Augen tobt die Locomotive heran, während die schon gebremsten Räder des Zuges heulende Töne erheben.

Ein donnernder Schlag, ein Poltern und Krachen, dann wird es fast stille, nur ein Dampfzischen ist zu hören.

Jetzt aber dringen entsetzliche Wehelaute aus den Trümmern, und im nächsten Augenblick schreien, jammern und schelten hundert Stimmen durcheinander, und aus den Thüren der unbeschädigten Wagen eilen die Reisenden, von denen die meisten nach der Stelle des Unglücks drängen.

Die drei letzten Wagen des haltenden Zuges waren zu einer Trümmermasse zusammengekeilt, die theilweise bedeckt wurde von der halbaufgerichteten Maschine des Schnellzuges, dessen vorderer Theil ein ähnliches Bild darbot, die halb übereinander geschobenen Rahmen hatten die Wagenkasten zermalmt. Zum Glück waren beide Züge nur schwach besetzt gewesen, auf dem Schnellzug waren der Heizer leicht, zwei Schaffner schwer verwundet, bei dem Personenzug fand man in den Trümmern des Wagens erster Klasse die Leichen des Grafen Friedrich von Kaltenreuth auf Zirndorf, dem eine Pufferhülse das Rückgrat gebrochen hatte und eines Brauereibesitzers, der in den Polstern erstickt worden war. Sonst waren noch fünf Reisende schwer verletzt, zumeist mit den zerquetschten Beinen zwischen die zusammengeschobenen Bänke geklemmt.

Nachdem von dem nächsten Bahnhof Hülfe eingetroffen, setzte der Personenzug die Fahrt fort, in einem Coupé zweiter Klasse saßen die Herren Miesing und Liefschütz, von denen letzterer alles mögliche über die Verwaltung der Staatsbahnen zu sagen wußte.

„Und übrigens, Herr Miesing, haben Sie den Grafen Edgar beobachtet? Nein, Sie sind ja erst aus dem Wagen gekommen, wie Alles vorbei war, aber ich stand auf dem Perron. Er ging auf und ab, wie das Geschrei anfing, und war gerade vor seiner Coupéthür. Er hätte den alten Herrn, der so schwer aufstehen konnte, wohl noch herausreißen können; es sind ja noch viele herausgesprungen, aber er machte nur so eine Bewegung, dann blieb er stehen, und wie es krachte, da trat er einen Schritt zurück — das ist doch interessant, ich wollte sagen eigenthümlich ... Meinen Sie nicht auch, Herr Miesing? — Hähähä!“

Der Holzhändler erwiderte, daß er nicht wisse, ob der alte Graf nahe bei der Thür gesessen habe, übrigens könne ein solches plötzliches Schreckniß auch einen Muthigen so verblüffen, daß er nicht das Richtige thue.

„Ja freilich, ja freilich,“ betheuerte Liefschütz, „wenn ich dort gestanden hätte, ich glaube, ich wäre jetzt noch ganz von Sinnen, aber der junge Graf, der ja bekannt ist für seine Entschlossenheit —! Er hat einmal zwei ganz rasende Pferde, die vor einem Landauer durchgegangen waren, aufgehalten, es war ja ein Aufsehen davon, es kam in die Blätter. Da muß man doch auf ganz eigenthümliche Gedanken kommen ...“

— — — Graf Edgar von Kaltenreuth auf Kaltenreuth befindet sich mit seiner reizenden jungen Frau, geborenen Baronesse von Gelsenheim auf der Hochzeitsreise. In einem Salonwagen am Ende des Zuges, der gerade auf einer Station hält, blickt er durch ein Fenster der Schmalseite in die Finsterniß eines nebligen Winterabends. Man hört einen Schnellzug heranbrausen. Er kommt näher als schwarze Masse, an deren Seiten ein schwacher Lichtglanz hinhuscht. — Da plötzlich angstvolle Rufe, rothe Laternen werden geschwenkt, ein Schaffner schreit wie wahnsinnig: „Er fährt auf uns, heraus, heraus aus den Wagen!“ Wie ein wüthendes Ungeheuer mit feurigen Augen tobt die Locomotive heran, während die schon gebremsten Räder des Zuges heulende Töne erheben. Ein dumpfer Schlag, ein sonderbares Sausen und Tosen. — Der Graf fühlt, wie das scheußliche Unthier, in welches sich die Maschine verwandelt hat, mit eisernen glühenden Krallen faßt und zerfleischt — —

Er glaubt laut zu schreien, aber nur einen schwachen, mißtönigen Laut stößt er aus, indem er auf seinem Lager emporfährt, daß die seidene Decke rauscht. Einen Augenblick starrt er wild in dem prächtigen, mit allem Comfort ausgestatteten Schlafgemach umher, dann drückt er auf einen Knopf, eine elektrische Klingel ertönt. Ein Diener, der nebenan halbangekleidet schläft, erscheint, schraubt die Nachtlampe höher und bietet seinem Herrn ein Glas Bromwasser.

Seit dem entsetzlichen Eisenbahnunglück, welches seinem Onkel dicht neben ihm das Leben raubte, ist der Graf neurasthenisch. Besonders leidet er durch schreckhafte Träume, eine Art Alpdrücken, in die sich jene grauenhafte Katastrophe verwebt. Ein solcher Traum raubt ihm regelmäßig für den Rest der Nacht den Schlaf. — Man sagt, er plane eine Aenderung des Familienstatutes.

Aus der Hauptstadt.

Köller-Koller.

Eine ungereimte Tragödie.

Erster Act.

Das Ministerium des Innern.

Erste Scene.

von Köller: Und wat meinen Sie, Geheimrath — ein paar hübsche Citate in der Rede würden sich nicht übel machen, so een paar recht gebildete, was? Man wirft mir ohnehin immer vor, Boetticher sei zehn Mal belesener, wißbegieriger, strebsamer als ich — und wer gut strebt, der gut klebt!

Geheimrath: Vielleicht ein Citat aus Goethe oder Schiller?

von Köller: Goethe? Der Kerl, der immer die Sprüche für die Abreißkalender schreibt? Und Schiller? Sagen Sie, der ist doch in Berlin 'mal verboten gewesen, wegen — wegen —

Geheimrath: Wegen seines Dramas „Wilhelm Tell“. Ist aber ein ganz harmloses Stück.

von Köller: Handelt von Aeppeln, erinnere mich. Beweist, daß schon im Mittelalter Aeppel auf kleinen Tellerle servirt wurden. Nee, Geheimrath. Deutsche Dichter wirken nicht im Reichstag. Die citirt Bennigsen immer schon, und wie falsch! Lateinische oder griechische machen sich viel großartiger; Schwefelbande würde einfach paff stehen. Schlimmstenfalls aber auch französisch.

Geheimrath: Ja, da hätt' ich ein sehr passendes Citat, Excellenz. „En droit politique, à l'inverse de l'autre, celui qui tue hérite.“

von Köller: Wie meinen Sie?

Geheimrath: Es ist sehr passend, weil es nämlich auch nicht stimmt. Denn dann hätte Lucanus schon längst Minister sein müssen.

von Köller (blickt ihn sehr scharf an).

Zweite Scene.

von Trott zu Solz: Wenn Excellenz eine Minute Zeit für dero ergebensten Diener haben —

Köller (giebt dem Geheimrath ein Zeichen): Donnerwetter, Mensch, capiren Sie denn nich? Sind Sie aber schwer von Begriff! Wenn Sie Kiderlen-Wächter wären, Sie hätten's heut' noch nicht zum Premierlieutenant gebracht, so wenig verstehen Sie sich auf höhere Winke! (Der Geheimrath ab.) Nun, Trottchen, was ist passirt?

Trott zu Solz: Nichts Gutes, Excellenz! Trotz aller Haussuchungen auf Grund des Vereinsgesetzes konnte kein einziger Hammerstein-Brief gefunden werden. —

Köller: Suchet, so werdet ihr finden.

Trott zu Solz: Herr von Boetticher ist unzufriedener als je mit Ihnen, und seitdem es bekannt geworden ist, daß Sie grundsätzlich keine freisinnigen Reporter und keine Bankiers empfangen, fürchtet man in patriotischen Kreisen für Sie.

Köller: Unsinn, Trottchen. Mir hat eine weise Frau prophezeit, ich würde erst in dem Augenblicke stürzen, wo ich den Geld- und Börsenmächten, sowie dem Freisinn einen großen Gefallen thue. Na, und seh' ich danach aus?

Trott: Ich halte nicht viel von weisen Frauen. —

Köller (achselzuckend): Heut zu Tage, wo die weisen Männer fehlen!

Trott: Excellenz sollten nicht zu sicher sein. Jeder Tag kann eine Ueberraschung bringen. Es giebt so viele Treiber und Uebertreiber. —

Köller (tief aufseufzend): Ja, wenn nur erst die Jagden vorüber wären!

Dritte Scene.

Diener: Ein Herr wünscht Sie zu sprechen, Excellenz. —

Köller } : Lucanus?
Trott }

Diener: Nein. Ganz wer was anders. (strahlend) Der Vertreter der „Politischen Wasserleitung", 180,000 Auflage. —

Köller: Soll sich an den Hausknecht wenden, der unverschämte Kerl!

Trott (hebt die Hände beschwörend auf): Excellenz, ich bitte Sie fußfällig — die freisinnige Presse — diese schwere Beleidigung. —

Köller: Ach was! Ich stürze erst in dem Augenblick, wo ich dem Freisinn einen Gefallen thue. Die weise Frau hat es selber gesagt.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Act.

Das Sprechzimmer des Chefredacteurs der „Politischen Wasserleitung", 180,000 Auflage.

Erste Scene.

Der Restaurateur: So kann ich also den Herrn Chefredacteur sicher zur Beleuchtungsprobe erwarten?

Der Herr Chefredacteur: Ja. Doch darf sie nicht vorm 21. April, Abends elf ein halb Uhr, stattfinden. Bis dahin habe ich jede Stunde mit Festessen besetzt. (Wendet sich zum Nebenmann) Und Sie?

Der Delicateßwarenhändler: Ich errichte morgen in der Potsdamerstraße einen Verkauf ausgesuchtester Leckerbissen der Saison und möchte ergebenst um ein paar empfehlende Zeilen gebeten haben.

Der Herr Chefredacteur: Schön. Senden Sie mir Recensions-Exemplare; Besprechung folgt umgehend. (Zum dritten) Und Sie?

Der Bankier: Wir planen eine neue kleine Emission —

Der Herr Chefredacteur: Lassen Sie mich mit Ihrem gemeinen Schwindel in Frieden!

Der Bankier (fortfahrend): An der wir Sie gern betheiligen möchten. Darf ich Sie bitten (überreicht ihm einen Tausendmarkschein) wenigstens den Schein zu wahren?

Der Herr Chefredacteur (verbirgt die Note in der Brusttasche): Es ist zwar eine Beleidigung, aber ich will sie ruhig einstecken, weil Sie es sind. Weiter! Was giebt's noch?

Ein sehr eleganter Herr: Ich bin bildender Künstler, verzeihen Sie —

Der Herr Chefredacteur: Ich verzeih' es Ihnen. Nun gehen Sie aber auch.

Der sehr elegante Herr: Alle meine Werke erscheinen im Selbst-Verlag. —

Der Herr Chefredacteur: Wenn Sie sie also schon selbst verlachen . . .

Der sehr elegante Herr (leiser): Hier bitte — einige Exemplare von der siebzehnten Auflage! (Er überreicht einige vortrefflich nachgemachte Hundertmarknoten.) Und ich darf wohl hoffen, wenn etwas von meinem Wirken in die Oeffentlichkeit dringt, so schweigen Sie es todt! Ich bin kein Ehrgeiziger!

Der Herr Chefredacteur (drückt ihm die Hand): Selbstloser Künstler! (Die Besucher ab.)

Zweite Scene.

Der Herr Chefredacteur (schreibt): „Wer sich aber einmal an der Politik betheiligt, obgleich ihn seine Begabung eher zum Flickschuster stempelt, der hat die heilige Pflicht, auch zu jeder Nachtstunde allerstrengste Moralität an den Tag zu legen. Nur reine Hände haben das Recht, mitzusprechen, wo die Geschicke des Vaterlandes erwogen werden. Und diese reinen Hände fehlen, wie man kühnlich behaupten darf, einem Polizei-Minister, der nächtlicherweile die politische Moral auf's verwerflichste behandelt, seine Schergen in die Hütten redlicher Bürger einbrechen und sie aus dem so wohlthätigen Morgenschlummer scheuchen läßt, um Haussuchungen abzuhalten. ‚My house is my castle', sagt bei solchen Gelegenheiten der im schönsten Sinne echt constitutionelle Engländer" — stören Sie mich doch nicht, Sie Dummkopf! Was ist denn los?

Der Berichterstatter: Die umlaufenden Krisengerichte beruhen auf Irrthum, Herr von Boetticher bleibt im Amte!

Der Herr Chefredacteur (lacht wüthend auf): Warum melden Sie mir denn nicht lieber, daß nach neuesten Kabeltelegrammen das Gummi arabicum noch immer als vorzüglicher Klebestoff gelten kann, Sie Hansnarr? Und um solche alberne Selbstverständlichkeiten auszutüfteln, lassen Sie sich von uns das schwere Gehalt zahlen? Ich kündige Ihnen hiermit.

Der Berichterstatter (verzweifelt): Bei Herrn von Köller dagegen, wo ich vom Portier in Person empfangen wurde, eröffnete man mir, daß Lucanus bereits gestern seine Visitenkarte abgeben ließ —

Der Herr Chefredacteur: Was Sie sagen! Hm — ich nehme die Kündigung zurück und lege Ihnen vom nächsten Ersten an — das heißt, Gehaltsverbesserung kann ich nicht versprechen, aber vom nächsten Ersten an sollen Sie besser behandelt werden. Was giebt es sonst?

Der Berichterstatter: Unter den Linden ist von einem geriebenen Spitzbuben wieder ein Bankgeschäft aufgemacht worden.

Der Herr Chefredacteur: Ich muß Sie schon ersuchen, Ihre rohen Ausdrücke —

Der Berichterstatter: Mit dem Stemmeisen aufgemacht, mein' ich natürlich! (Ab.)

Dritte Scene.

Der Herr Chefredacteur: Also Krise in Sicht! Hm. Da heißt es rasch handeln. (Er durchstreicht den eben geschriebenen Artikel.) Mit meinem Schimpfen hab' ich den Junker nicht stürzen können — so will ich ihn einmal loben, daß ihm die Augen übergehen. Wenn ihn das nicht vollends zu Grunde richtet . . . (er schreibt schwitzend). Friedrich!

Der Redactionsdiener: Zu Befehl?

Der Herr Chefredacteur: Dieser Artikel: „Ein Wort für Köller" soll gesperrt ins Abendblatt; sämmtlichen Theilnehmern an der Jagd in Barby geht ein Exemplar durch Eilboten zu! Sind Besucher da?

Der Redactionsdiener: Ja — ein Menageriedirector —

Der Herr Chefredacteur: Menagerie? Ich bin nicht zu Hause. Will mich der Mensch etwa mit 'ner jungen Hyäne bestechen?

Der Vorhang fällt.

Dritter Act.

Der Wald von Barby.

Erste Scene.

Ober-Höfling: Nein, nein, das verzeih' ich ihm Alles — die moderne Bildung ist doch Mißbildung, und ich sehe gar nicht ein, weßhalb ein Staatsmann andere Prüfungen bestanden haben muß als die, die ihm das Schicksal auferlegte. Aber er sollte mit den staatserhaltenden Kreisen, den solventen Bankiers, doch ein bischen mehr Fühlung halten, der gute Köller!

Kammerherr: Ich verstehe ihn wirklich nicht — ist doch auch nur ein armer Krautjunker und weiß gar nicht, ob ihm nicht auch 'mal 'ne halbe oder 'ne ganze Million fehlt! Keinen Bankier empfangen! Unglaublich! Bankiers, die sich bei einem anmelden und bei denen man noch unbelastet ist, nicht empfangen!

Unter-Höfling: Hähä, das passirte mir auf keinen Fall!

Kammerherr: Ich muß schon bitten — diesen Witz hatte ich Sr. Excellenz dem Herrn Ober-Höfling, nicht Ihnen in den Mund legen wollen!

Ober-Höfling (bedeutungsvoll): Die Vorlauten graben sich überall ihr Grab, sie brauchen gar keinen Kirchhof dazu.

Unter-Höfling: Ich bin untröstlich, Excellenz —

Ober-Höfling: Es ist klar, Köller hat seine Position sehr schwierig gemacht. Und wahrhaftig, wenn da nicht die Weissagung einer alten Dame von Stand wäre, derzufolge er erst in dem Augenblicke stürzt, wo er der Börse und dem Freisinn einen großen Gefallen erweist —

Kammerherr (sehr ernst): Excellenz sind sicher, daß diese Weissagung auf Thatsachen beruht?

Ober-Höfling: Mit heiligen Dingen treibt man keinen Spott!

Unter-Höfling (vorsichtig): Ich muß sagen, es freut mich von Köller, daß er so viel auf Weissagungen giebt —

Ober-Höfling: Junger Mann, Ihre Bemerkung macht Ihnen Ehre!

Kammerherr: Ich möchte sogar behaupten, daß seine Unabhängigkeit von der Börse, der Haß, womit ihn die Presse verfolgt, für den großen Charakter dieses Mannes zeugen.

Ober-Höfling: Jedenfalls darf er auf uns, seine Fremde, zählen.

Zweite Scene.

Graf Sängerich (trällert ein paar Tacte des Rosenliedes vor sich hin): Hübsche Melodie, was, meine Herren?

Ober-Höfling: Durchlaucht haben Mozart nicht übel verbessert. Der gute Köller kommt vom Klavier gar nicht mehr fort, seit Durchlaucht —

Graf Sängerich: Nennen Sie den Namen nicht mehr. Lesen Sie hier nur, wie ihn die Opposition lobt. Seitdem er freilich mit Bankiergeld die freisinnige Presse gekauft hat —

Ober-Höfling: Ich traute ihm nie so recht. Ich habe Ihnen das schon vorhin erklärt, meine Herren.

Kammerherr: Er hat so falsche Augen. Das verzeiht man wohl einer schönen Frau —

Unter-Höfling: Denn wenn eine schöne Frau auch falsche Augen hat, so sind sie doch echt.

Kammerherr: Kümmern Sie sich doch nicht immer um die geistvollen Aperçus, die Durchlaucht der Herr Graf zu machen vielleicht die Güte gehabt hätten!

Graf Sängerich: Ich danke Ihnen. Und nun lesen Sie das heutige Abendblatt der „Politischen Wasserleitung", Auflage 180,000 Exemplare! Wenn ihm da nicht jede Zeile fünf Mark kostet, muß der Tarif für geschäftliche Mittheilungen sehr erniedrigt worden sein. Ich bedaure, daß ein Mann wie Köller dem Freisinn solch einen Gefallen thun konnte —

Kammerherr: Dem Freisinn einen Gefallen! Meine Herren, meine Herren — die weise Frau behält Recht.

Ober-Höfling: Man wird doch Sr. Majestät eine Andeutung machen müssen —

Graf Sängerich: Bitte, bitte! Se. Majestät baten sich bereits von mir das Abendblatt aus.

Der Vorhang fällt feierlich.

Vierter Act.

Der Hausflur im Ministerium des Innern.

Köller (im Reiseanzug): Ich hatte gehofft, wenigstens so lange hier bleiben zu können, bis meine Hose einen Spiegel hat und mir so das Zeugniß eines fleißigen Bureaukraten ausstellt! Nun schön. Sagen Sie mir aber eins, lieber Rath. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er bekanntlich auch Verstand. Wenn er ihm nun aber das Amt wieder nimmt, was wird's dann?

Geheimrath: Es hat bisher noch kein Minister a. D. officiell mitgetheilt, daß er den Verstand verloren habe.

Köller: Mich dauert nur, daß die Prophezeihung der weisen Frau scheinbar getrogen hat —

Trott: Sie hat nicht getrogen, Herr von Köller. Sie sollten in dem Augenblicke stürzen, wo Sie der Börse und dem Freisinn einen großen Gefallen thun — na, und thun Sie das etwa nicht durch Ihren Sturz?

Köller: Wenn der Freisinn anständig wäre, revanchirte er sich und thäte auch mir eine Liebe, schimpfte noch eine Woche lang so wild auf mich wie in den letzten Tagen —

Trott (sieht ihn fragend an).

Köller: Na, Mensch, dann käme ich doch sicherlich wieder in's Amt!

Timon d. J.

Frauenkünste.

In der Malerei spielt sich augenblicklich ein nicht so ganz uninteressantes Stückchen moderner Emancipationsgeschichte ab. Es ist als ob die Frauen systematisch vorgingen. So viele nehmen jetzt den Pinsel in die Hand, fast mehr noch als die Feder, daß man glauben möchte, es handle sich darum, eine Festung zu berennen. Wird die Festung fallen? Warum nicht?! Sie öffnet sogar freiwillig ihre Thore. Kommt nur herein, ihr Frauen, und zeigt was ihr könnt! Scheut ihr die Concurrenz der Männer nicht, wie werden die Männer so zaghaft sein, eure Concurrenz zu scheuen?! Und sollte es welche geben, die dazu Grund hätten, es sollte uns Spaß machen, sie von zarter Hand zu Boden gestreckt zu sehen.

Im Grunde ist für die Kunst nichts gleichgültiger, als eine etwaige Concurrenz der beiden Geschlechter. Sie nimmt die Begabungen, wo sie sie findet, und fragt so wenig nach Mann und Weib, wie nach Bettler und König. Müssen doch auch unsere Sänger die Concurrenz einer Patti, Sembrich, Joachim, Lehmann, und unsere Schauspieler die einer Duse, Sorma, Bertens aushalten, und Sangeskunst wie Schauspielkunst gedeihen darunter. Soll etwa die Malerei ewig eine Ausnahme machen? Der Unterschied ist nur der, daß in jenen Künsten die Frau kraft ihres Geschlechtes von vornherein eine eigenartige Stellung einnimmt, während sie die in der Malerei trotz ihres Geschlechtes erst erringen muß.

Jedenfalls ist es recht dankenswerth, wenn der umsichtig geleitete „Salon Gurlitt" uns eine Elite der malenden Frauen Europas vorzuführen versucht. Natürlich giebt es manche, die nicht da sind, und noch viel manchere, die nicht da sein sollten. Im Großen und Ganzen aber gewinnt man doch ein weit erfreulicheres Bild heranwachsender Begabung, als in den mit Recht so gefürchteten Ausstellungen unserer Berliner Künstlerinnen und Kunstfreundinnen, diesem nach gesellschaftlicher Connivenz geleiteten Massenaufgebot sittenreiner aber uninteressanter Dilettantinnen. Ungern vermissen wir bei Gurlitt die Dora Hitz. Sie steht ja gewiß nicht mehr einzig da, aber ohne sie geht es doch eigentlich nicht. Ob man sie nicht gegen die Parlaghy hätte umtauschen können? Das wäre ja gewiß für Papa Schlingmann vom „Tageblatt" und wohl auch noch für andere ausgediente Kunstonkel ein herber Seelenschmerz gewesen. Wer hätte denn sonst für sie „die erste Geige" spielen sollen? Aber die „Geige" der Frau Parlaghy, so sirenenhaft sie klingt, geht uns doch leider gar nichts an. Mag sie die aufstachelndsten Reclameweise oder die hinschmelzendste Protektionssehnsucht darauf erzittern lassen, mag sie sich mit virtuosenhaftem Bogenstrich zur Berühmtheit zweier Welten emporfiedeln, diese Künste lassen uns ungerührt. Wir fragen darnach so wenig wie nach dem Bouquet von Broncepinseln, mit dem ihr Standbild auf der „Großen Kunstausstellung" paradirte, oder wie nach den Riesenphotographien der eleganten Frau mit Fächer, Lorgnette und eigenhändiger Namensunterschrift. Das sind ja gewiß auch weibliche Künste, aber von weiblicher Kunst sind sie doch himmelweit entfernt. Die Sprache, die die Werke selber reden, ist weit weniger eindringlich. Dabei mag gern zugegeben werden, daß das bei Gurlitt ausgestellte Bild zu den erträglichsten der Malerin gehört. In seelischer Hinsicht Numero Null, ist es doch technisch nicht ohne Verve.

Wie anders steht aber ein Künstlerin da, wie Margarethe von Kurowski? Wer sie als Weib und Dame ist, davon weiß ich gar nichts, und ich vermuthe, daß auch sonst die Welt nichts davon weiß. Ich kenne sie bloß aus einigen wenigen Bildern, die mir aber sofort aus dem unübersehlichen Wust der Ausstellungswaaren befreundet entgegenblickten. Es sprach sich eine Individualität darin aus, die Bestimmtes wollte und streng verfolgte. Jetzt bei Gurlitt erkenne ich die gleichen Züge und bin des Wiedersehens froh. Margarethe von Kurowski zeigt ein ernstes, fast herbes Naturell, viel Leidbewußtsein und müde Skepsis, daneben aber eine innere Kraft, die diese Eigenheiten nicht überwuchern läßt, sondern mit stiller Überlegenheit im Dienste der Kunst verbraucht. Ihre Bilder haben alle einen rußig-grauen Farbenton, der wenig einschmeichelnd wirkt, aber in eigenthümlicher Weise nachdenklich stimmt. Die menschlichen Gesichter, die dahinter blicken, haben alle etwas Trauriges, aber ohne daß die Trauer zur Schau getragen würde. Sie wirkt mehr wie das Unüberwindliche, das man durch andere Züge und auch wohl durch ein halbes Lächeln gern verdecken möchte. Eine Porträtistin für Jedermann ist Margarethe von Kurowski daher nicht. Sie muß suchen und sich finden lassen. Stets aber wird sie von ihrem Eigenen einen Schuß hinzugeben, sei es auch nur als „Stimmung". So würde, wie ich glaube, die noch jugendliche Dame mit Knaben, deren Bildniß die Kurowski uns bietet, in der Hand eines anderen Malers wohl einen anderen Charakter gewinnen, einen freudigeren, lebenshelleren. Bei der unendlichen Complicirtheit des menschlichen Wesens könnten beide Künstler recht haben, und es käme schließlich auf das Modell an, wie es sich am liebsten sieht. Der Kurowski forschendes Auge dringt durch die sinnliche Hülle hindurch und sucht nach seelischen Beziehungen, die sich dem Alltag verhüllen. Vielleicht, daß das Sinnliche dadurch überhaupt ein wenig zurückgedrängt wird. Da aber die meisten Maler den entgegengesetzten Blick haben, und weder über rosige Backen und schwellende Lippen noch über Puder und Schminke hinwegzusehen vermögen, so möchte ich Margarethe von Kurowski aus ihrer Eigenart nicht den leisesten Vorwurf machen. Psychologen sind schon in der Dichtung selten. In der Malerei kann man sie wie Phönixe suchen.

Ein zweites Bild dieser Künstlerin giebt noch zu weiteren Bemerkungen Anlaß. Es ist feiner noch und besonderer als das erste. Es bringt gewissermaßen die Intentionen der Künstlerin auf die reinste Form. Sie beruhigt sich hier nicht bei der bloßen Wiedergabe des Bildnißmäßigen. Sie sucht Bild und Sinnbild zugleich zu geben. Das ist ihr nach meiner Auffassung auch vollkommen gelungen, wohl besonders deßhalb, weil sie so diskret verfuhr. Wiederum der grau-trübe Gesammtton. Darunter hervorbrechend, doch gedämpft, zwei große weiße Flecken. Das weiße Kleid eines jungen Mädchens und ein weiß entfalteter Blumenkelch. „Callablüthen" nennt Margarethe von Kurowski dieses Bild. Blume und Mädchen sind Schwestern, haben dieselbe Seele. Vereint, wirken sie durchaus zusammengehörig. Wie ein schirmender Flügel überragt die Blume das vereinsamte Menschenkind. In einem grauen Land, wo es keine Freude giebt, scheinen die Beiden sich zu Lieb und Treuen verbunden zu haben . . .

Von dieser zart-melancholischen Poesie, die wie das scheue Be-

kenntniß einer vornehmen Frauenseele auf uns wirkt, wenden wir uns zu der leidenschaftlicheren und stärkeren Dichtweise einer Anna Costenoble. Zu ihrem Eva-Bild allerdings vermag ich kein Verhältniß zu gewinnen. Ich verstehe nicht diesen übermäßigen Aufwand von Farbe, gerade bei diesem Stoffe. Einen zauberhaften Eindruck aber empfing ich von den „klagenden Bäumen". Was hierzu Dante auf den Weg gegeben hat, will ich nicht untersuchen. Ich halte mich an das, was rein durch das Auge zu mir spricht. Das scheint mir eine der tiefsten Schmerzensallegorien zu sein, die die moderne Kunst uns beschcert hat. Ein schweres Schwarz quillt voll aus dem Bilde und füllt den breiten Rand mit seiner undurchdringlichen Nacht. Dies ist die Dominante. Sie ruht auf einem Wald breitstämmiger Bäume, deren Wurzeläste sich tief herabsenken. Als Begleitnote wirkt ein purpurnes Roth, eine Blutlache, die sich unten irgendwo gesammelt hat. Als Gegenthema aber erscheint ein bläuliches Weiß, ein schmerzlich hingekrümmter, nackter Frauenkörper, am Boden des Waldes. Trostlosigkeit, Verhängniß, unstillbare Qual. Ganz hinten nur, wo man nichts mehr vermuthet, funkelt zwischen den Stämmen ein einsames Sternchen. Die zu Boden Geworfene, ganz verloren in Finsterniß, Greuel und Pein, gewahrt nichts davon. Vielleicht hat ihr der Stern einmal gewinkt in lieblicherer Nacht. Aber sie weiß nichts mehr davon. — Von Porträts bringt die Costenoble dies Mal ein distinguirt gestimmtes Damenbildniß und die Radirung eines Herren von polnischem Gesichtstypus. Sie ist weich und duftig im Ton und viel besser als die neulich von Przybyszewski. Nur sind die Schultern des Mannes zu schmal gerathen, und das giebt ihm einen Ausdruck von Verkümmertheit, der schwerlich beabsichtigt war.

Zu Marie von Brocken, die wir neulich bei Schulte begrüßten, enthüllt sich mehr und mehr ein Talent von starker, decorativer Eigenart und apartem Geschmack. Ein dreitheiliger Wandschirm, den sie dies Mal ausstellt, ist nach jeder Richtung ein Unikum. Zunächst ist das Grundmaterial Glas, was in der Nähe des Ofens vielleicht nicht sehr praktisch, was aber von künstlerisch delikatester Wirkung ist. Sodann hat sie die drei Theile nicht jeden für sich, sondern, wie auch bei den Japanern zuweilen, zusammen behandelt. Sie läßt aus dem Boden des mittleren Theiles ein tropisch seltsames Gewächs emporblühen, das palmenartige Blätter und schwere bunte Blüthendolden nach den Seiten hinüberfallen läßt. Das ist mit großem und mächtigem Pinselzug hingesetzt und bringt eine ungemein phantastische, und doch wieder anheimelnde Wirkung hervor. Hier ist einmal ein neuer, ornamentaler Styl versucht, und ich glaube, daß er wohl Zukunft haben kann.

Im Uebrigen haben die blumenmalenden Damen sich so ziemlich an das Herkömmliche gehalten oder doch nur ganz schüchterne Keckheiten sich herausgenommen. Diese Sachen sind ja alle recht hübsch, aber sie geben doch eigentlich wenig, oder, um ehrlich zu sein: einem Manne geben sie nichts. Wenn er gerade verliebt ist, so wird er sich wohl freuen. Aber es ist schwer, in alle Blumenmalerinnen verliebt zu sein.

In der Landschaft wird recht Tüchtiges geleistet, ohne daß gerade neue Wege gesucht werden. Doch sind auch die neuesten Wege, soweit sie bereits gefunden sind, den Damen so oder so bekannt und werden dann gern und mit Glück betreten. Einen impressionistischen Farbenteufel hat Clara Fischer (Berlin) verschluckt. Aber die Mahlzeit scheint ihr ganz gut bekommen zu sein. Besonders das Bildchen „Abendsonne" hat Nerv und Verve. Am selbstständigsten geht wohl Anna Geresheim zu Werke, die in ihrer Art ein Original ist. Sie scheint in beständiger Furcht zu malen, daß sie als Weib wohl süß, zierlich und sanft wirken möge, und arbeitet nun wacker auf das Gegentheil los. Sie hat einen gewissen Durst nach Häßlichkeit. Den stillt sie, wie sie kann, und wirklich gelingt es ihr manchmal, etwas charakteristisch zu packen. Ihre Bilder machen einen etwas kauzigen, aber durchaus gesunden, resoluten Eindruck. „Gewöhnlich" sind sie jedenfalls nicht, und daran freut man sich, mögen sie sonst sein wie sie wollen.

Genre und Porträt sind natürlich auch reichlich vertreten. Linda Kögel aus München nähert sich in einem Bilde von Mutter und Kind ersichtlich der Dora Hitz. Clara Walther (München) versucht Realismus mit Symbolik zu verbinden, kann aber die beiden Welten nicht zusammenleimen. Ein Kopf für sich ist Cornelia Paczka-Wagner, die sehr feine Studienköpfe und interessante Radirungen ausgestellt hat. Ich müßte mehr von ihr sehen, um sie sicherer beurtheilen zu lernen.

Eine Sonderstellung, aber keine sehr günstige, nehmen die Französinnen ein. M. Le Roy d'Etivlles stellt eine sehr mondäne „Diana" aus, über deren Haarcoiffüre man in Deutschland bloß lächeln kann, und Virginie Demont-Breton giebt eine Allegorie der „Mistelblüthen", deren Tiefsinn ich nicht zu ergründen vermag. Die weibliche Figur mit dem ekstatisch erregten Gesicht und dem unregelmäßig abgeschnittenen Blondhaar, hat ja gewiß ihr Fesselndes, aber die Attitude mit dem ausgestreckten Arm ist doch zu theatralisch. Darüber können wir hier zu Lande nicht hinwegsehen.

Alles in Allem, unsere weiblichen Künstler sind brav bei der Arbeit und bergen manches schätzenswerthe Talent, das ans Licht zu holen sich lohnt.

Franz Servaes.

Berliner Brückenbaukunst.

Berlin ist nicht nur eine sehenswerthe Weltstadt geworden, sondern auch ebensolche Brückenstadt. Außer den verschiedenen Umbauten älterer Brücken, die man mit löblichem Eifer in diesen Jahren vorgenommen hat, verdanken auch einige neue Brücken ihr Dasein der Regsamkeit unserer Stadtväter. Wer aber eine eigenartige Schöpfung von Berliner Brückenbauern erwartet, überschätzt ganz den Geist und das Wesen der Stadtverwaltung, welche nicht über den Gesichtskreis des Kleinbürgerthums hinausblicken kann und daher peinlich darauf achtet, daß ihre Bauwerke nicht aus dem vorschriftsmäßigen Rahmen heraustreten. Ein Berliner Bau ist auch wahrlich keine so leicht zu nehmende Sache, wie uns Stadtbaurath Blankenstein an seiner prächtigen Schöpfung, dem Mühlendamm, klipp und klar bewiesen hat. Jahre hindurch hat man an der Stätte, wo einst die strebsamsten Kinder Israels einen schwunghaften Umsatz von alten Sachen getrieben hatten, herumgebuddelt, um ein Monstrum zu schaffen, vor welchem selbst die eifrigsten Stadtväter in Augenblicken der Einkehr ein geheimes Grauen empfinden. Abgesehen von der unzweckmäßigen Anlage des Schleusencanals, welcher größeren Fahrzeugen nur mit Ach und Krach den Durchgang ermöglicht, hat man sich wieder schwer an der Berliner Architektur versündigt. Die alten Mühlen sind in pietätvoller Scheu von ihrem Schöpfer mit großen Geldopfern neu aufgefrischt, um eins jener Bauwerke zu erhalten, welche — um im Architektenjargon zu sprechen — durch ihre Reißschienenfassade allen Kunst- und sonstigen Revolutionären täglich die Thatsache vor Augen zu führen, daß im preußischen Militär- und Bureaukratenstaat sich auch sehr Schönes schaffen läßt. Von seinem Standpunkt konnte es daher unserem Oberbürgermeister nicht schwer fallen, ein Bauwerk, das nicht der Oberleitung des Stadtrath Blankenstein unterstellt war, nach berühmtem Muster als den Gipfel der Geschmacklosigkeit zu bezeichnen. So hat man mit einem dicken Federstrich, geführt am grünen Tisch der städtischen Bauverwaltung, die aufkeimende Hoffnung aller nörgelnden Aesthetiker, welche für Berlin eine Architektur erstrebten, wie sie die andere alleweil lustige Kaiserstadt an der Donau schon längst besitzt, gründlich zu Schanden gemacht und die vierschrötigen Mühlen verdecken auch hinfort die Perspective auf den Lauf der Spree, die man sich so schön vorgestellt hatte. Dafür hat sich aber vor dem Mühlendamm ein neues Panorama entwickelt: Den Mühlen gegenüber erheben sich neben einem etwas zu zierlichen Schleusenhäuschen, das schlecht in die Umgebung paßt, die stolzen Standbilder der Markgrafen Waldemar und Albrecht des Bären, die einzigen künstlerischen Schöpfungen, welche unverkürzt die Censur des allgewaltigen Baurats passirt haben; daran schließt sich ein Cigarrenladen und eine Budike mit einer Pfefferkuchenfassade, welche uns gewiß daran erinnern soll, daß auch im großstädtischen Berlin noch jeder trotz Baupolizeiordnung bauen kann, wie es ihm beliebt, selbst wenn er Blankenstein heißt. Angesichts aller dieser ungeheuerlichen Bauschöpfungen könnte man wahrlich die Zeiten des alten Mühlendammes in seiner malerischen Unordnung und Lüderlichkeit zurückwünschen. Damals lag noch ein gewisser romantischer Hauch über jene Stadtviertel ausgebreitet, ein Stück Alt-Berliner Volkslebens spielt sich dort ab und mancher unserer heutigen Finanzgenies wird mit schauerlichem Entzücken an die liebe Jugendzeit zurückdenken, als er noch in den baufälligen Colonaden von sachkundiger Seite in die Geheimnisse der Handelswelt eingeweiht wurde. Von hier aus haben oft die größten unter ihnen den ersten Schritt auf dem Wege unternommen, der über alte Kleider, Schuhe, altes Eisen, dann über Grundstückspeculation und — Leichen zum „Giftbaum" Börse führt.

Nach langem, geduldigem Harren ist nun auch die neue Kurfürstenbrücke dem Verkehr übergeben worden. Eine schätzenswerthe Aenderung hat man hier aber nicht vorzunehmen gewagt, da das Denkmal des Großen Kurfürsten sehr energisch gegen aller Verschönerungsgelüste der Berliner Brückenbauer protestirt. Welche Ueberraschungen uns aber die neue Weidendammer Brücke bringen wird, entzieht sich noch bis auf Weiteres unserer Beurtheilung, da die Vorgänge hinter dem hohen Bretterzaun sich den Blicken neugieriger Gaffer entziehen; doch hofft man, wenn nicht alles trügt, auch diesen wichtigen Verkehrsweg noch in diesem Jahrhundert zu vollenden. Zwei andere Brücken, welche gleichfalls in der Aera Blankenstein neu entstanden sind, sind die Kaiser Wilhelm und die Friedrichsbrücke. Von ersterer läßt sich nur sagen, daß durch sie eine sehr bequeme Verbindung zwischen Lustgarten und der Kaiser-Wilhelm-Straße geschaffen ist; auf ihre monumentale Anlage und decorativen Schmuck näher einzugehen, hieße ihre künstlerische Bedeutung überschätzen. Glücklicherweise entziehen sich die beiden seitlich angebrachten Gruppen den Blicken des Passanten, nur manchem Spreeschiffer, der sie zum ersten Mal erblickt, könnten sie einen gelinden Schrecken einjagen. Weniger plump im Aufbau als die der Kaiser Wilhelmbrücke sind die Eckpfeiler der Friedrichsbrücke, aber nichts Rühmliches läßt sich über die vier Beleuchtungsfiguren, welche die Hauptvertreter der Menschenracen repräsentiren, sagen; manche von ihnen steht so unglücklich auf dem hohen Postament, daß man jeden Augenblick einen Sturz in die tiefen Gewässer der Spree befürchtet.

Nicht unerwähnt möge auch die Moltkebrücke bleiben, deren vier in rothem Sandstein gemeißelten Greifen den Spaziergänger Manches zu rathen aufgeben — nämlich über die Berliner Brückenbankunst. Lustiger stimmen uns aber die Kindergruppen, die muthwillig mit Schwert und Lanze, Flinte und Säbel hantiren, am Fuße der Brückenkandelaber.

Aus Sparsamkeitssinn hat man für die acht Gruppen nur zwei verschiedene Modelle anfertigen lassen, gewiß eine Eigenschaft, die unseren Stadtvätern alle Ehre machen würde, wenn sie auch auf anderen Gebieten besser von ihnen geübt würde.

Nun gelangen wir zu den beiden Brücken an der unteren Spree. Die erstere, welche in der Nähe von Schloß Bellevue nach Moabit hinüber führt, zeichnet sich durch ihre einfachen Eckobelisken recht vortheilhaft vor allen anderen neueren Brücken aus und kann als die geschickteste der Berliner Brücken bezeichnet werden. Wie anders aber die Bärenbrücke an der Kirchstraße! Hier wollten die Stadtväter der staunenden Mitwelt beweisen, daß der Berliner Bär auch in Groß-Berlin der alte geblieben ist, immer gleich schwerfällig in seinen Bewegungen und durchaus unzugänglich für zeitgemäße Reformen in der Verwaltung und last not least — auch in der städtischen Baukunst. Die vier Viecher auf den Eckpostamenten der Brücke haben wenigstens vor ihren Vettern vom Katzengeschlecht der Greifen auf der Moltkebrücke den Vorzug voraus, daß sie nicht zu grübelnden Betrachtungen verführen, sondern uns zu dem lustigen Ausruf veranlassen: „Brücken, wie wunderlich seht ihr mir aus!“

Joh. Gaulke.

Notizen.

Der Waldvogel. Neue Geschichten aus Berg und Thal von Peter Rosegger. Mit einem Titelbilde von A. Mailick. (Leipzig, A. Staackmann.) Es ist recht erfreulich, daß der steirische Dichter, seitdem er seine neuen Schriften in einem reichsdeutschen Verlag erscheinen läßt, auch bei uns ein immer größeres Publicum findet. Er trägt aber auch Sorge dafür, daß norddeutsche Leser nicht allzu oft über unverständliche mundartliche Ausdrücke stolpern; wer ihn ganz echt genießen will, der greife eben zu den in Wien erscheinenden Dialect-Ausgaben. Wir halten es aber für ganz überflüssig, denn da ist alles echt und urwüchsig, unverbildet und ohne weitere Retouche geblieben. Es ist das kernhafte Alpenvolk, das uns aus diesen Novellen und Skizzen leibhaftig entgegen tritt. Ein so vorzüglicher Erzähler wie Rosegger weiß sein dichterisches Gold dem taubsten Gestein zu entlocken, und gerade bei den unbedeutendsten Stoffen bewundert man seine Alles erklärende Kunst, die sich doch keinen Schritt von der wirklichsten Natur entfernt. Was weiß er z. B. aus der Schnurre vom schattseitigen und sonnseitigen Bauer zu machen! Es ist ein fix und fertiges Lustspielchen von überwältigendem Humor, und am Schlusse schlägt dann die Poesie ihr großes seelenvolles Auge auf. Bei Anzengruber, der in solchen Kalendergeschichten ebenfalls glänzt, spürt man doch da und dort den Stadt- und Theatermenschen heraus. Rosegger dagegen steht mitten in seiner Welt, ein Theil von ihr, und das macht uns auch diesen Band lieb und vertraut.

Genzianen und Karolinen. Ein Spaziergang durch die Eifelberge. Von Hermann Aubel. (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.) Der Verfasser ist sich wohl bewußt, daß er die wild romantische Eifellandschaft nicht entdeckt hat, denn sie wird allsommerlich von immer mehr deutschen Gästen besucht. Er bietet darum auch in seiner überaus flott geschriebenen Reisebeschreibung ganz etwas anderes, als was in den landläufigen Reisebüchern über jene Gegenden zu finden ist, nämlich geschichtliche, zumal prähistorische, botanische Belehrung aus erster Hand. Vor allem aber weiß er durch schöne Naturschilderungen und eine überall vorwaltende poetische Stimmung den Leser zu fesseln. Er ist nirgend ein langweiliger Abschreiber der Natur, und wo ihm die Prosa nicht genügt, da ist er rasch mit Versen zur Hand, die oft gern in die übermüthige Form des Schnadahüpfels umschlagen. Ueberhaupt ist unverwüstliche gute Laune der beständige Begleiter dieses Reisefeuilletonisten, mag er nun im Gerolstein Offenbachs die Schattenseiten der Verpflegung genießen oder in Wald und Feld mit den Unbilden der Witterung zu kämpfen haben. Ohne Zweifel wird das unterhaltende Büchlein manchen Leser verlocken, etwa auf einer Rhein- oder Moselreise auch einen Abstecher in das Ländchen der vulcanischen Seen und der Höhlenmenschen zu unternehmen. Wir wüßten keinen besseren Begleiter.

In dem Verlage von Adolf Bonz & Co. in Stuttgart sind einige Neuauflagen beliebter Werke erschienen, die eigentlich keiner Empfehlung mehr bedürfen, z. B. von Scheffel die prächtigen „Reisebilder“ aus Graubünden, dem Schwarzwald, Italien und Südfrankreich, deren Erscheinen die „Gegenwart“ s. Z. freudig begrüßt hat. Ferner von Karl Stieler allerlei oberbayerische Schnurren und Schwänke unter dem Titel: „Habt's a Schneid?“ mit den reizenden Illustrationen von Hugo Engl, sowie die Sammlung seiner trefflichen Kriegsberichte für die Allgemeine Zeitung: „Durch Krieg zum Frieden,“ Stimmungsbilder von Sedan, Paris und Straßburg, wie sie nur ein gottbegnadeter Dichter, der auch ein scharfes Auge für die Wirklichkeit besitzt, zu entwerfen vermag, und endlich eine neue Auflage von Stielers bester Schöpfung, dem „Winter-Idyll“. Zum Schlusse wollen wir nicht versäumen, auch auf einen sozusagen humoristischen Roman hinzuweisen; „Phalaena“ von Karl Weitbrecht. Die erste Auflage des Buches erschien in einem Züricher Verlag, was seiner Verbreitung bei uns wohl etwas hinderlich war. Und doch verdient diese allerliebste satyrische Lebensgeschichte einer lyrischen Dichtung im Land der Dichter und Denker die weiteste Verbreitung.

Fr. W. Grunow in Leipzig läßt soeben die zweite vermehrte und verbesserte Auflage von Hans Mehry's bewährtem umfangreichen „Citatenschatz“ im festlichem Gewand erscheinen. Ein lieber alter Bekannter kommt gleichfalls in neuer Auflage, verbessert und um 200 Stücke vermehrt: „Als der Großvater die Großmutter nahm,“ ein Liederbuch für altmodische Leute. Wir finden da alle die lyrischen und epischen Freunde unserer Jugendzeit wieder, aus Schule und Elternhaus, alle jene dichterisch meist herzlich schwachen „Leberreime,“ wie Platen sie geringschätzig nannte, und die uns trotz alledem ans Herz gewachsen sind. Gegen Wustmann's Prinzip, nur den ersten Abdruck wiederzugeben, läßt sich mancherlei sagen, denn oft erschien er in Zeitschriften und Kalendern in redactionell verschlimmbesserter Gestalt. Wir meinen, daß die erste vom Dichter selbst beaufsichtige Sammlung entscheidend sein sollte, sonst kommt man zu solchen Verballhornungen wie: „Ein Amerieaner, der Europens übertünchte Höflichkeit“ ꝛc. während doch Seume in der ersten Gesammtausgabe seiner Gedichte selbst den volksthümlichen Anfang: „Ein Canadier, der noch“ ꝛc. für alle Zeiten festgelegt hat. Wir fürchten auch, daß Großvater und Großmutter Kotzebue's unvermeidliche Verzweiflung mit Schmerzen vermissen werden!

Hans Blum's groß angelegte Biographie: „Fürst Bismarck und seine Zeit“ (München, Beck) hat mit dem soeben erschienen 6. Band ihren vorläufigen Abschluß gefunden. Was wir schon den ersten Bänden nachrühmen durften: Schönheit der Darstellung, Beherrschung des Stoffes, die Kunst psychologischer Analyse und patriotische Wärme gilt auch für diese letzten Theile des fleißig und geschickt durchgeführten Werkes. Der Schlußband reicht von 1880—1895, enthält also auch den denkwürdigen Sturz des großen Mannes. Es ist selbstverständlich, daß der temperamentvolle Verfasser mit seinem Urtheil über diesen welthistorischen Act nicht hinter dem Berge hält, und namentlich Caprivi nicht schont. Wir sind freilich der Ansicht, daß der greise Kanzler dadurch, daß er zuletzt noch der Held einer beispiellosen Tragödie des Undanks wurde, als historische Figur gewonnen hat. Er wird kommenden Geschlechtern nicht nur als Glückspilz, als von den Umständen begünstigter Diplomat erscheinen, sondern tragische Größe gewinnen. Blum's Werk, dessen wirklicher Schlußband noch lange nicht nöthig werde möge, wird uns und den Nachfahren als Zeugniß eines dem Geschilderten Nahestehenden werthvoll bleiben.

Das literarische Berlin. Herausgegeben von Gustav Dahms. (Berlin, Richard Taendler.) Das schön ausgestattete Buch ist in erster Linie ein Compendium der Berliner Presse, denn das geistige Berlin, soweit es mit der Journalistik nicht zusammenhängt, ist so zu sagen nur als Ehrengast verzeichnet auf einigen Gruppenbildern. Alles Uebrige beschäftigt sich nur mit der Welt der Journale und Zeitschriften, und zwar in sehr eindringlicher Form, indem auch die ganze Geschichte, Entwicklung und Ausdehnung der Berliner Presse in eigenen Essays behandelt wird. Aber auch das sociale Leben in dieser papiernen Welt wird uns ausführlich geschildert. An der Hand bewährter Fachmänner wohnen wir einer Theaterpremière, einem Concerte bei und lernen die Männer auch im Bilde kennen, welche die öffentliche Meinung mit ihrer Feder beeinflussen; wir erklettern die Journalistenpferche im Reichstage, belauschen die Kunstkritiker bei Gurlitt und Schulte und wagen uns in das Gewühl der Börse, wo die Zeitung gleichfalls ein gewichtiges Wort zu sagen hat. Die Leserin wird besonders die Schilderung des Presseballs interessiren, der ein großes Lichtdruckbild mit nahezu 100 Porträts aus der Berliner Gesellschaft beigegeben ist. Für Fachleute ist der statistische Theil namentlich von Werth, und man mag noch so sehr mitten im literarischen Leben stehen, man wird doch fast auf jeder Seite etwas Neues lernen. Sämmtliche Zeitungen und Zeitschriften sind nach Geschichte, Tendenz, Personal, Bezugs- und Anzeigenpreis u. s. w. genau angegeben, ferner die Telegraphenbureaus, die Correspondenzen, die literarischen Anstalten, endlich die Fachpresse und die literarischen Vereine. Hoffentlich findet das nützliche Buch so viel Anklang, daß es sich zu einem Jahrbuch der deutschen Presse auswächst, wie es Joseph Kürschner einmal geplant hat.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummer bestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuigkeiten

Emil Ertl

Miss Grant und andere Novellen.

17 Bogen 8°. M. 3.— brosch.

Träume

von Carl Busse.

10 Bogen 8°. M. 2.60 brosch.

Wo in den Buchhandlungen nicht vorräthig, gegen Einsendung des Betrags direkt vom Verleger

A. G. Liebeskind in Leipzig, Poststr. 9/11.

Alfr. Stößel: **„Freunde".**
Roman in 1 Bd. M. 4.50, geb. M. 5.50.
Alfr. Stößel: **„Brandung".**
Novelle. 2 M.
2 aufs glänzendste besprochene und hochmodern ausgestattete Erscheinungen, die sich vorzüglich zu **Weihnachtsgeschenken** eignen.
Rob. Friese, Sep.-Eto., Leipzig.

U. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg (Hessen).

Das schönste **Geschenkbuch** für jedes deutsche Haus ist

Bilderatlas
zur Geschichte
der deutschen Nationallitteratur.
Eine Ergänzung
zu jeder deutschen Litteraturgeschichte.
Nach den Quellen bearbeitet
von
Dr. Gustav Könnecke.

2. vermehrte Auflage mit 2200 Abbildungen und 14 blattgroßen Beilagen, wovon 2 in Heliogravüre und 5 in Farbendruck.

Siebentes bis elftes Tausend.

Preis M. 22.—, in elegantem stilgemäßen Prachtband M. 28.—.

Der Bilderatlas ist schon bei seinem ersten Erscheinen **von allen Seiten auf das günstigste** beurteilt worden. Die bedeutendsten Literarhistoriker, wie die Presse aller Richtungen haben ihm **ungeteilte Anerkennung** zu Teil werden lassen. Seemann's litterarischer Weihnachtskatalog 1895 nennt ihn „**das in seiner Art einzig dastehende Bilderwerk**". Die zweite Auflage ist um 500 Abbildungen vermehrt, darunter 5 reiche Farbendrucke und 2 prächtige Heliogravüren (Goethebild von Stieler und Lessingbild von Tischbein

Im Uebrigen verweisen wir auf die Besprechung des Prachtwerkes in dieser Nummer.

Katalog 71,
enth. Deutsche Literatur erste Ausg.). Literaturgesch. — Geschichte u. Genealogie. — Staats u. Rechtswissensch. — Class. Philologie ꝛc. ꝛc. erschien soeben u. steht gratis u. franco zu Diensten.
Richard Sattler's Antiquariat,
Braunschweig.
Ankauf v. Büchern, Portraits u. Kupferstichen.

Als **vorzügliches Weihnachts-Geschenk** empfohlen:

Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk.
Von **Dr. W. Martens.**
Mit Abbildungen. Preis in hocheleg. Reliefband M. 10.—.
Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte giebt das Werk eine gedrängte wissenschaftlich zuverlässige Kenntnis der wichtigsten geschichtlichen Begebenheiten und dient namentlich auch dem Verständnis ihres inneren Zusammenhanges. Die Erzählung ist bis auf die jüngste Vergangenheit (das Jahr 1895) fortgeführt.
Hannover. Verlag von **Manz & Lange.**

Richard Nordhausen.

Sonnenwende. Eine epische Dichtung aus dem Jahre 1890. Preis elegant gebunden Mark 5.—.

Vestigia Leonis. Eine Erzählung aus den Tagen Heinrichs des Löwen. **Vierte** Auflage. Preis elegant gebunden Mark 5.—.

Joß Fritz der Landstreicher. Dritte Auflage. Preis eleg. geb. Mark 4.50.

2 Auszüge aus etwa 200 lobenden Preßstimmen:

Hamburger Nachrichten. „Nordhausen ist ein Dichter von Gottes Gnaden. Vestigia leonis, dies Zeichen trägt auch sein Werk, das dem Bedeutendsten zugezählt werden muß, was die letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der epischen Dichtung hervorgebracht haben. Ein unsagbarer Zauber ruht auf dem Epos."

Blätter für litter. Unterhaltung. „Wir sind versucht, ihn den einzigen Ependichter der Gegenwart zu nennen. Man thut ihm einfach unrecht, wenn man viele Worte daran verschwendet, um zu beweisen, daß sein Epos turmhoch über den Epen unserer berühmten Ependichter Julius Wolff u. a. steht."

Diese vornehmen Festgeschenke für das deutsche Haus

sind in jeder größeren Buchhandlung zu haben, wo einmal nicht der Fall, gegen Einsendung des Betrages direkt vom Verlage **Carl Jacobsen, Leipzig.**

In der **Reichsjubiläums-Nummer** der neuen illustrirten Wochenschrift

„JUGEND",

welche zum 18. Januar k. Js. ausgegeben werden soll, wollen wir ausser anderen künstlerischen und literarischen Beiträgen, welche sich auf den Krieg beziehen, auch eine in Lapidarstil gehaltene

Geschichte des deutsch-französischen Krieges in 1870 Worten

bringen. Letzter Einlieferungs-Termin: 31. Dezember ds. Js. Nähere Bedingungen werden auf direkte Anfrage mitgetheilt.

Die **Probe-Nummer** der „Jugend" erscheint bereits **Mitte Dezember.**

Herausgeber und Redaktion der illustrirten Wochenschrift JUGEND:
Dr. Georg Hirth. Fritz Frhr. v. Ostini.
München, Färbergraben 24, II.

Soeben erschienen!

Philipp Spandow, Von Ihr und mir.
Mit einer musikalischen Beigabe von Professor Richard Schmidt.
Preis 1,50 Mark. — Elegant gebunden Preis 2 Mark.
Ganz eigenartige belletristische Erscheinung!
Verlag von **E. Kantorowicz, Berlin W. IX,** Potsdamerstr. 135.

Als vorzügliches Weihnachtsgeschenk empfohlen:

Eduard von Hartmann's

Philosophie des Unbewussten.

Zehnte Auflage.

3 Bde. gr. 8°. Geh. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebd. 19 M. 50 Pf.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verzeichniss **sämmtlicher philosophischer Werke Eduard von Hartmanns** sendet gratis und franco

Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung, **Leipzig,**
früher Fr. Manke's Verlag.

Weihnachts-Novitäten!

Hinstorff's Verlag, Wismar.

Soeben erschienen:

Aus

Fritz Reuter's

jungen und alten Tagen.

Von

Dr. K. Th. Gaedertz.

Mit 40 Bildertafeln (Portraits, Ansichten, Skizzen) und einem Selbstportrait Fritz Reuter's.

Preis geh. 3 Mk. Eleg. geb. 4 Mk.

Wahrheit und Dichtung

in

Fritz Reuter's Werken.

Urbilder beliebter Reuter-Gestalten

von

Gustav Raatz.

Mit zahlreichen Portraits, Ansichten und Skizzen, zum Theil von Fritz Reuter's Hand.

Preis geh. 3 Mk. Eleg. geb. 4 Mk.

Die Apostelfürsten.

Historischer Roman aus der Zeit der letzten Kämpfe des Christenthums gegen die heidnischen Wenden in den Elbniederungen Mecklenburgs und Holsteins

von

Henning van Horst.

Preis geh. 4 Mk. Eleg. geb. 5 Mk.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Hinstorff'sche Hofbuchhandl. Verlagsconto

in Wismar.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind soeben erschienen von

Kuno Fischer:

Goethe's Sonettenkranz.

(Goethe-Schriften 4.)

8°. Brosch. Mk. 2.

Die langerwartete Fortsetzung der Goethe-Schriften.

Kritische Streifzüge wider die Unkritik.

(Kleine Schriften 4.)

8°. Brosch. Mk. 3.20.

Wir machen besonders aufmerksam auf die sehr lehrreichen polemischen Erörterungen, den Tasso betr., mit Bezug auf des Verfassers Buch: **Goethe's Tasso.**

Richard Taendler, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 10, Friedrich-Wilhelm-Straße 12.

Das schönste litterarische Weihnachts-Geschenk ist:

Das Litterarische Berlin. Illustrirtes Handbuch der Presse in der Reichshauptstadt.

Herausgegeben von **Gustav Dahms.**

Enthält circa 400 Porträts von Berliner Schriftstellern und Journalisten.

Elegant gebunden Mk. 3,—.

Dr. Adolf Rosenberg schreibt über das „Litterarische Berlin" in der „**Post**":

— — — Jeder, der für das **geistige Leben Berlins** einiges Interesse hat, wird das interessante Buch mit seinem reichhaltigen Inhalt gern durchlesen. Allen, die durch Geschäfts-Interessen mit diesem Leben verbunden sind, **wird es bald ein unentbehrliches Nachschlagebuch werden, weil es selbst über die geringsten Kleinigkeiten im Litterarischen Leben zuverlässige Auskunft giebt.** — —

Vorräthig in jeder Buchhandlung.

Als Weihnachtsgeschenk empfohlen!

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung.) — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Soeben erschien im Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin:**

Ueber allen Gipfeln

Roman

von

Paul Heyse.

Geheftet 5 M.
Gebunden 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 51. Berlin, den 21. December 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Weltstellung des deutschen Volkes. Von Karl Walcker (Leipzig). — Die Besoldungsverhältnisse der Beamten. Von Paul Seger. — **Literatur und Kunst.** Zur Reform der Musikkritik. Von Heinrich Röckner. — Die Amateurphotographie. Von Hans Schmidkunz. — **Feuilleton.** Herbststurm und Weihnachtsfreude. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Der Drache des Knackfuß. Von Prinz Vogelfrei. — Adolf Menzel und die Berliner Kritik. Von Georg Buß. — Notizen. — Anzeigen.

Die Weltstellung des deutschen Volkes.

Von Karl Walcker (Leipzig).

Am 9. April 1891 wurde in Berlin von Männern verschiedener politischer Parteien und Lebensstellungen der Allgemeine deutsche Verband gestiftet. Seit dem 1. Juli 1894 führt er den Namen Alldeutscher Verband. Er will die nationalen Interessen aller Deutschen auf der Erde fördern. Die Mitgliederzahl betrug 1895 gegen 7500. Der Jahresbeitrag ist auf mindestens 1 Mk. festgesetzt. Statutenmäßig werden auch Reichsausländer deutscher Nationalität aufgenommen. Von den 48 Ortsgruppen sind 17 im Auslande, zum größten Theil über See, ansässig. Gegen die Aufnahme von Reichsausländern sprechen gewichtige Bedenken juristischer und politischer Natur. Wenn z. B. ein Allfranzösischer Verband französische Kanadier, deutsche Hugenotten ꝛc. aufnähme, so würden sich England und Deutschland so etwas schwerlich gefallen lassen. Wenn der Alldeutsche Verband aus 30 000 Oesterreichern und 10 000 Reichsdeutschen bestände, so könnte die österreichische Mehrheit Beschlüsse fassen, welche den preußisch-deutschen Interessen und Gefühlen schnurstracks zuwider laufen. Richtiger wäre es, wenn die Ausländer selbstständige Vereine bildeten, nur durch Schreiben, Drucksachen, Besuche mit dem Alldeutschen Verbande verkehrten.

Im April 1895 bestand das Präsidium aus dem Professor E. Hasse in Leipzig, dem Grafen Arnim-Muskau, W. v. Kardorff in Oels und dem Bürgermeister v. Fischer in Augsburg. Der Verband versendet von Zeit zu Zeit gedruckte Aufforderungen zum Beitritt. Das Flugblatt vom 1. Juli 1894 ist von 98 Mitgliedern des Präsidiums, des geschäftsführenden Ausschusses, des Vorstandes ꝛc. unterzeichnet. Manche Namen sind in weiteren Kreisen unbekannt. Trotzdem kann man wohl sagen, daß die Liste nur, oder fast nur Namen von Deutschconservativen, Freiconservativen und von Politikern des rechten, schutzzöllnerischen Flügels der Nationalliberalen enthält. Auch Antisemiten dürften im Verbande zu finden sein, aber schwerlich Centrumsmänner, Freisinnige ꝛc. Unter den 98 Namen gehören fünf bekannten Bimetallisten und nur zwei bekannten Monometalisten an. Es dürfte kein Zufall sein, daß in der Liste kein einziger Professor oder Privatdocent der Nationalökonomie und der neueren Geschichte steht. Manche Bestrebungen des Alldeutschen Verbandes dürften allen, oder fast allen Nationalökonomen, und Historikern zu unbestimmt, zu gefühlspolitisch, zu wenig verstandespolitisch, realpolitisch sein. Unzählige Männer anderer Berufsclassen müssen ähnlich denken. Für einen Verband wie den Alldeutschen will eine Mitgliederzahl von circa 7500 wenig besagen.

Seit 1891 erscheint in Berlin die Wochenschrift „Alldeutsche Blätter. Mittheilungen des Alldeutschen Verbandes". Trotz diesem recht officiell klingenden Titel wäre es natürlich ungerecht, alle Mitglieder des Verbandes für jeden Artikel der Zeitschrift wissenschaftlich, politisch, verantwortlich zu machen. Ein Mitarbeiter sagt z. B. reichisch statt reichsdeutsch und Wehrherr statt Officier. Das eine Wort erinnert in unangenehmer Weise an den Ausdruck läufisch, und das andere ist falsch. Der Kaiser ist Wehrherr, Kriegsherr. Ein Officier ist nur ein Wehrführer. Wenn Jemand ferner die österreichisch-ungarischen Zustände nur aus den Alldeutschen Blättern kennt, so muß er sich schiefe Vorstellungen vom Donaureiche machen. Die spanische Inquisition verbrannte alle protestantischen Bücher und Personen, deren sie habhaft werden konnte. Man kann aber nicht behaupten, in Ungarn, Galizien, Böhmen werde die Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur vollständig beseitigt; sie wird im Gegentheil zu einer Art Privilegium des Adels und der Bourgeoisie gemacht. Viele nichtdeutsche Glieder dieser Classen sprechen passabel, ja, vortrefflich deutsch, und sie können sich dem Zauber der deutschen Culturüberlegenheit nicht ganz entziehen. Noch heute kommen Germanisirungen von Slawen, weniger von Magyaren, vor. Andererseits enthalten die Alldeutschen Blätter so manche verdienstliche Ausführungen, z. B. interessante Notizen über die deutsch-englischen Interessenkämpfe in Afrika. Sie plaidiren im Sinne E. Hasses und anderer ausgezeichneter Colonialpolitiker mit Recht gegen die Bestimmung, daß man durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande sein Reichsbürgerrecht verliert, und gegen die von gewissen Seiten geplante Wiederaufrichtung des Welfenthrones in Braunschweig (und Hannover). In der Nummer vom 20. Oktober 1895 wird mit Recht empfohlen all den Polen, welche der deutschen Sprache nicht mächtig sind, das Wahlrecht zu entziehen. Eine ähnliche Bestimmung existirt längst in den Vereinigten Staaten: nur solche deutsche, polnische ꝛc. Einwanderer, welche die Unionsverfassung im Original lesen können, dürfen sich an den Wahlen betheiligen. Dr. Adolf Lehr ist Redacteur der Alldeutschen Blätter und Geschäftsführer des Verbandes. Er hat sich als Versicherungs

director und als tüchtiger, humaner Nationalökonom einen sehr geachteten Namen erworben.

Als Flugschrift Nr. 1 des Alldeutschen Verbandes erschien 1894 „Die deutsche Ostmark. Actenstücke und Beiträge zur Polenfrage". Vielem dort Gesagten kann man beistimmen, aber das bei manchen preußischen Polen bereits vorhandene Quantum von Kenntniß des Deutschen und von Deutschenfreundlichkeit wird unterschätzt; obgleich man sich vor der gegentheiligen Uebertreibung Professor H. Delbrück's hüten muß. Der Broschüre ist der erwähnte, ziemlich gut über den Verband orientirende Aufruf zum Beitritt beigelegt.

1895 erschien (bei Thormann und Goetsch in Berlin) „Großdeutschland und Mitteleuropa um das Jahr 1950. Von einem Alldeutschen. Zweite vielfach veränderte Auflage. Mit einer Karte in Farbendruck". Diese Broschüre rührt von einem Mitgliede des Verbandes her, und wird von Letzterem vertrieben. Sie entspricht nach einer Notiz der Alldeutschen Blätter in ihren Grundzügen den Anschauungen der vorwärts drängenden Elemente im Verbande. Der Verfasser führt aus, die Zukunft Oesterreich-Ungarns sei unsicher, es könne zerfallen oder bestehen bleiben. Er citirt (S. 26) einen bezüglichen, gelinde gesagt, unpraktischen Vorschlag P. de Lagarde's, der aus s. g. preßgesetzlichen Gründen und aus Gründen der Delicatesse, der Taktik, hier nicht wiedergegeben werden soll. 1950 wird es nach dem Anonymus einen Großdeutschen Bund unter dem Präsidium des deutschen Kaisers geben. Zum Bunde werden gehören: das jetzige Reich, Luxemburg, Holland und Belgien, exclusive des wallonischen, an Frankreich fallenden Theiles, die deutsche Schweiz, das Kaiserthum Oesterreich. Der Großdeutsche Zollverein wird gebildet aus dem großdeutschen Bunde, den baltischen Fürstenthümern, den Königreichen Polen, Ruthenien, Rumänien, Großserbien. Litthauen und die drei baltischen Provinzen sind von Rußland abgerissen. Sie werden von thüringischen Fürsten beherrscht. Ein katholischer Wettiner wird König von Polen. Rumänien erhält Siebenbürgen. Serbien steht in Personalunion mit Oesterreich und erhält Kroatien, Fiume, Dalmatien. Frankreich erhält die französische Schweiz ꝛc. Eine specielle Kritik der meist utopischen Ansichten des Anonymus würde hier zu weit führen. Es genügt hervorzuheben, daß er, trotz seines deutschen Patriotismus, wegen seines Mangels an Einsicht Ideale aufstellt, deren Realisirung den Dreibund gewaltig schwächen, den Zweibund gewaltig stärken würde! Ueber diese Wahrheit kann unter allen urtheilsfähigen Menschen der ganzen Erde, unter Deutschen, Franzosen, Russen ꝛc., nicht der mindeste Zweifel herrschen. Heute will in Rußland nur eine reactionäre, beim eigenen Volke unpopuläre Clique den Krieg mit dem Dreibunde. Wenn Litthauen und die baltischen Provinzen dagegen von Rußland losgerissen wären, so würde sich das ganze russische Volk tödtlich beleidigt fühlen; es würde sobald wie möglich im Bunde mit Frankreich und Polen, vielleicht auch mit Ruthenien, Großrumänien, Großserbien, über den Dreibund herfallen. Ein deutscher, noch so tüchtiger König von Polen, oder Serbien wäre natürlich nicht im Stande, seine Unterthanen vom Losschlagen abzuhalten. S. 29 steht eine Bemerkung über die Habsburger und Hohenzollern, die freimüthig sein soll, indes unzart ist. Manches ist reaktionär, z. B. die helotenartige Behandlung, welche S. 48 den Nichtdeutschen angedroht wird; anderes ist sehr radical, z. B. der Vorschlag, die Einkommensteuer bis 10 Procent zu steigern, und die meisten Großgrundbesitzungen (soll heißen: Rittergüter) in bäuerlichen Heimstätten umzuwandeln (S. 46, 48).

Es ist nicht sicher, aber doch möglich, daß viele Tausende von tüchtigen, adeligen und bürgerlichen Politikern in den nächsten Jahren dem Alldeutschen Verbande beitreten werden. Dadurch würden die Interessen des in- und ausländischen Deutschthums mächtig gefördert werden, und die gemäßigten Alldeutschen würden eine mächtige Hülfe gegenüber ihren eigenen radicalen Verbandsgenossen erhalten. Dazu wären einige Statutenänderungen nöthig, die etwa folgendermaßen formulirt werden können. Der Name Alldeutscher Verband wird durch die Bezeichnung Deutscher Verband oder Deutschnationaler Verband ersetzt; weil die meisten Männer aller Völker und Parteien beim Worte „alldeutsch" unwillkürlich an eine geplante Annexion Oesterreichs, der deutschen Schweiz, wohl auch der baltischen Provinzen Rußlands, denken. Die Zugehörigkeit zum Vereine könnte oder müßte in der erwähnten Weise auf Reichsangehörige beschränkt werden. Es wäre ferner nöthig, in den Statuten zu sagen: „Die Mitglieder sind berechtigt, eine krankhafte Gefühlspolitik, z. B. die Deutschthümelei, die doctrinäre Ueberschätzung des Nationalitätsprincips, der bloßen Sprachgemeinschaft, zu bekämpfen. Sie sind auch berechtigt, auf die Schattenseiten und Gefahren der Colonialpolitik hinzuweisen, vor einem allzu großen, die Finanzen zerrüttenden Marinebudget zu warnen". „Die Annexion Oesterreichs, der deutschen Schweiz und der baltischen Provinzen Rußlands darf von den Mitgliedern weder im Verbande, noch außerhalb desselben empfohlen werden." Eine österreichische Schule kann, trotz ihrer deutschen Lehrsprache, gegen Preußen oder gegen liberale Katholiken und gegen Protestanten, „Ketzer", hetzen. Bei Handels- und Plantagencolonien handelt es sich zunächst um Privatinteressen. Aehnliches gilt sogar von Ackerbaucolonien. Die Steuerzahler dürfen daher nicht zu stark für Colonialzwecke in Anspruch genommen werden. Die Ostindische Compagnie bezahlte ihre Truppen selbst; und auch heute erhält Indien keinen Zuschuß von England, abgesehen von den allgemeinen Ausgaben für die Reichskriegsflotte.

Sogar der Anonymus ist maaßvoll genug, von Frankreich, im Falle eines Friedensbruches, in Europa nur Belfort zu fordern. Im gleichen Falle wäre von Rußland nur Congreßpolen zu annectiren. Schon Nikolaus I. empfand diesen Besitz als eine Last. Sonstige Annexionen wären unpolitisch, auf die Dauer nicht zu behaupten. Mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit wird übrigens ein enorm hoher Procentsatz der russischen Ritter- und Bauerngüter in deutsche und jüdische Hände übergehen. Aehnliches geschieht längst. Unter den Deutschen sind besonders südrussische Colonisten und eingewanderte Reichsdeutsche zu verstehen. Mit Verboten kann man eine solche Entwickelung wenig hemmen, denn die betreffenden Gesetze werden wieder aufgehoben, oder umgangen. Aehnlich wird die Russificirung der baltischen Schulen in einem constitutionellen Rußland vielleicht wieder rückgängig gemacht werden. Jedenfalls kann das Deutsche als Familien- und Literatursprache nicht untergehen. Giebt es doch in Petersburg und Moskau viele russische Unterthanen mit deutscher Familiensprache. In allen russischen Gymnasien und Universitäten wird auch das Deutsche gelehrt. Unter den Juden sind auch protestantisch und griechisch-katholisch getaufte Israeliten zu verstehen.

Die Idee einer Zolleinigung mit Oesterreich-Ungarn, eventuell auch mit Rumänien ꝛc., ist keineswegs specifisch alldeutsch; sie ist mehrere Jahrzehnte alt, längst von Reichsdeutschen, Oesterreichern, Ungarn verschiedener Parteien und Nationalitäten mit Recht vertreten worden. Sie wäre, in Verbindung mit einer kolonisatorischen deutschen Auswanderung, eins der wirksamsten Mittel, um die Nichtdeutschen des Donaureiches zu germanisiren. Die delicate Frage des s. g. Zerfalls Oesterreich-Ungarns wird öffentlich so häufig und in so extremer Weise besprochen, daß gemäßigte Politiker die Sache nicht einfach todtschweigen können. Ein eigentlicher Zerfall ist wegen des Eisenbahnnetzes, der gemeinsamen Armee und des Rückhalts an Deutschland undenkbar. Wenn im Donaureiche Anarchie herrschte, so würden die preußisch-deutschen Truppen sofort einrücken, Ordnung schaffen; ähnlich wie sie 1849 in Dresden, der Pfalz, Baden Ordnung schufen. Eine hochgradige Erregung der Rumänen, Serben, Croaten ꝛc.

könnte zur Beseitigung der einseitigen Magyarenherrschaft, zu einer temporären reform- und deutschenfreundlichen Militärdictatur der Wiener Generale, aber schwerlich zu einem Aufstande, vollends zu einem siegreichen, führen. Auch in Cisleythanien ist eine solche vorübergehende Militärdictatur sehr wohl denkbar, natürlich erst nach 10, 20 oder 30 Jahren.

Es unterliegt leider kaum einem Zweifel, daß es in Oesterreich und in Deutschland einzelne Phantasten und Krakehler giebt, welche die dereinstige Annexion Cisleythaniens, exclusive Galiziens, durch Preußen-Deutschland wünschen, erwarten. Sie vergessen dabei, daß unzählige Dinge in psychologischer, politischer Beziehung ebenso unmöglich sind; wie z. B. das Perpetuum mobile auf physikalischem Gebiet. Die meisten Reichsdeutschen und Cisleythanier wissen kaum etwas von der Annexionsidee; sie würden den Plan indeß mit dem größten Abscheu bekämpfen, wenn er jemals auf die Tagesordnung käme, woran natürlich nicht zu denken ist. Protestantische, katholische, israelitische Freunde der Cultur Luthers, Goethe's, Schiller's, Moltke's würden ein solches Danaergeschenk, ein solches Nessushemd entrüstet zurückweisen. Sie wollen nicht, daß eine ultramontan-polnisch-tschechisch-slowenisch-socialdemokratische Mehrheit in den deutschen Reichstag einzieht. Nach orthodox-socialistischer Auffassung waren die Klassiker bekanntlich reactionäre Bourgeois, nicht Nationaldichter. In Oesterreich würde es ferner heißen, die katholische Religion und die nichtdeutschen Nationalitäten seien in Gefahr. Auch die Nichtultramontanen würden keine Lust haben, die österreichische Gemüthlichkeit, respective Schlaffheit, Bummelei, mit der unbequemen preußischen Strammheit zu vertauschen. Das deutsche Reich ist ein lebendiger, sich gegen Fremdkörper wehrender, historisch gewordener Organismus, nicht eine große Wurst, in die man beliebig viel Deutsche und Nichtdeutsche hineinstopfen kann.

Die etwaige Germanisirung Serbiens, Rumäniens ꝛc. ist jedenfalls Zukunftsmusik. In der Schweiz dringt die französische Sprache auf Kosten der deutschen vor. Andererseits ist zu beachten, daß in Genf viele deutsche Schweizer und Reichsangehörige leben, vermuthlich an ihrer Muttersprache festhalten, die, beiläufig bemerkt, auf Kosten des Rätoromanischen vordringt. (Schluß folgt)

Die Besoldungsverhältnisse der Beamten.

Von Paul Seger.

Demokratische Anschauungen liegen heute so sehr in der Zeit, daß sie sich auch bei ihren entschiedensten Gegnern durchsetzen. Es ist gewiß ein schönes demokratisches Princip, daß die Einkommen möglichst gleich sein sollen. Da der Staat keinen Einfluß in dieser Richtung auf die im Erwerbsleben stehenden Personen ausüben kann, so scheint er wenigstens bei seinen Beamten diesem Princip möglichst huldigen zu wollen; wenigstens bemerkt man die Tendenz, daß bei Gleichbleiben oder nur geringer Aufbesserung der Gehälter der höheren Beamten und fortwährender Verbesserung der Gehälter der subalternen und unteren allmälig eine immer größere Annäherung der Gehaltsstufen stattfindet.

Im socialen Leben sind nun aber alle Dinge so eigenthümlich verwickelt, daß es sehr gefährlich ist, von allgemeinen Principien bei ihrer Beurtheilung auszugehen. Nirgends erfolgt der Umschlag in's Gegentheil mit solcher Promptheit, wie gerade hier; und so ist denn auch die Forderung möglichster Egalisirung der Beamtengehälter gerade das Gegentheil von Demokratisch — unter unseren bestehenden Verhältnissen.

Die Ausbildung für die höheren Stellungen erfordert eine Vorbildung, die beständig kostspieliger wird. Stipendien, die früher, bei dem geringeren Besuch der Universität, bei dem höheren Geldwerth und den sehr bescheidenen Ansprüchen eine große Bedeutung gehabt haben müssen, spielen heute fast gar keine Rolle mehr. Die studentischen Verbindungen, namentlich die, aus deren Mitgliedern später die höheren Beamten hervorgehen, sind außerordentlich theuer geworden, und man weiß, daß es unter Umständen conditio sine qua non für späteres Fortkommen ist, Mitglied einer entsprechenden Verbindung gewesen zu sein. Nach dem Studium kommt dann noch eine Zeit weiterer Ausbildung, in welcher der Betreffende gleichfalls anspruchsvoll leben muß, und dann die langen Jahre des Wartens auf eine Anstellung. Diese findet dann statt mit einem Gehalt, welcher kaum zu einem entsprechenden Garçondasein hinreicht; an eine Ehe kann vernünftigerweise ohne vorhandenes Vermögen nicht gedacht werden. Immer mehr werden auf diese Weise die höheren Berufe dem Armen verschlossen; nur die Reichen können sich schließlich noch den Luxus einer Thätigkeit gestatten, die den, der sie ausübt, nicht ernährt. Denn wenn ein Beruf einen Mann wirklich ernähren soll, so ist von ihm zu verlangen, daß er den standesgemäßen Unterhalt einer Familie ermöglicht. In gewisser Weise fand ja auch bis jetzt schon eine kastenmäßige Abschließung der höheren Berufe statt, denn für den Arbeiter etwa war es immer ausgeschlossen, seinen Sohn einmal in einer höheren Stellung zu sehen; aber es giebt doch manche hochgestellte Beamte, die noch von kleinen Handwerkern, Schulmeistern ꝛc. abstammen. Da die Zahl der Leute in diesen höheren Stellungen im Vergleich zu der Zahl der Mitglieder solcher Stände, aus denen sie aufsteigen konnten, doch sehr klein war, so wurde eine kastenmäßige Erstarrung immerhin vermieden; es kam genug frisches Blut zu. Ganz anders ist das jetzt. Der Zuzug von unten wird abgeschnitten; der Nachwuchs aus den Beamtenfamilien selbst wird seltener, da die Beamten eben, wenn nicht wohlhabend, immer weniger ans Heirathen denken; die Ergänzung wird also mit der Zeit immer mehr aus wohlhabenderen bürgerlichen Familien stattfinden. Wenn sich der Reichthum in den bürgerlichen Familien so dauerhaft hielte, wie in den adligen, die auf Grundbesitz ruhen, so könnte man ähnliche Zustände erwarten, wie noch vor kurzem bei der Ergänzung des Officiercorps vorhanden waren. Allein der Moment der Stabilität fehlt bekanntlich bei den bürgerlichen Vermögen. So muß sich eine eigenthümliche sociologische Neubildung entwickeln, die zu dem Aristokratiebeamtenthum mancher früherer Zeiten in einem ähnlichen Verhältniß stehen wird, wie das Reserveofficierswesen zu dem alten Officierswesen.

Daß ein solches Ziel der Entwickelung nicht nur nicht demokratisch, sondern auch für das gesammte Volksthum im höchsten Grade schädlich ist, bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung.

Ebenso verderblich wirkt die Aufbesserung der Gehälter der unteren Beamtenkategorien. Selbstverständlich wird man vom rein humanen Standpunkt aus Jedem gönnen, wenn er möglichst viel verdient und es ihm möglichst wohl geht; nur sollte man die Folgen bedenken, welche es hat, wenn man zu viel Wohlwollen auf einen einzigen Punkt concentrirt.

Wenn man das Leben der subalternen Beamten und der zu ihnen zu rechnenden Klassen beobachtet, wird man bald einen Unterschied machen können hinsichtlich ihres Verhaltens zur Klassenbewegung. Einige, nehmen wir als Typus den Schulmeister, scheinen in der Geschichte einer Familie nur Durchgangsstadien zu sein, aus dem der Aufstieg in eine höhere Klasse erfolgt; bei anderen, nehmen wir als Typus die Subalternbeamten der Gerichte und Verwaltungen, zeigt sich das Bestreben, die Kinder nur wieder in die Position des Vaters zu bringen. Allgemein kann man wohl sagen, daß es nicht die besser situirten Subalternen sind, bei denen der Drang nach aufsteigender Klassenbewegung vorhanden ist, sondern die schlechter Situirten.

Und noch ein Zweites ist zu bemerken.

Ein Hauptcontingent des Zugangs zu den Schulmeisterstellen lieferten jüngere Söhne von Bauern. Folgende Lebensgeschichte kann man mit einem gewissen Recht als typisch bezeichnen: Der junge Mann erhält, während er die Dorfschule besucht, Nachhülfsstunden beim Cantor oder Pastor, dann kommt er auf das Seminar, wird mit etwa 19 Jahren Lehrer auf dem Dorf mit vielleicht 150 Thalern Gehalt, und ist nunmehr ein begehrter Heirathscandidat für die Bauerntöchter, die natürlich lieber einen Lehrer nehmen, bei dem sie nur die Hausarbeit zu thun haben und wo vielleicht höchstens noch eine Kuh zu besorgen ist, als einen Bauern, bei dem ein großer Theil der Wirthschaftsarbeit auf sie fällt. Unter diesen Verhältnissen kann der Mann nach seinen Umständen glänzende Partien machen, die ihm jedenfalls ermöglicht, seine Söhne studiren zu lassen. Mit der Zeit kommt er vielleicht zu 500 Thalern Gehalt, was für ihn außerordentlich reichlich ist bei seinen einfachen Gewohnheiten.

Ebenso typisch ist folgender Lebensgang: Ein junger Mann dient sich bis zum Unteroffizier durch; als solcher verlobt er sich mit einem Dienstmädchen; wenn er Glück hat und intelligent ist, so erhält er auf seinen Civilversorgungsschein gleich irgend eine Stellung in einem Bureau mit, sage 400 Thalern. Daraufhin heirathet er; da die Beiden keinerlei Vermögen haben, schaffen sie sich die standesgemäße Einrichtung erst im Laufe der Jahre an, was ein Sparen natürlich unmöglich macht. Die Söhne besuchen das Gymnasium; wenn sie den Einjährigenschein haben, hat er vielleicht ein Einkommen von 1000 Thalern, aber keinerlei Ersparnisse. Er kann den Sohn einjährig dienen lassen und ihn in seine eigene Carriere bringen, aber an Studiren ist nicht zu denken. Wenn die Kinder versorgt sind, gelingt es vielleicht noch, ein paar hundert Thaler zu sparen; die haben dann aber keine Bedeutung mehr.

Natürlich steht sich unser zweiter Mann von vornherein dadurch schlechter, daß seine Frau kein Vermögen hat, und daß in dem ersten Jahrzehnt vielleicht der Ehe, wo sonst am meisten gespart wird und wo das Sparen die größte Wichtigkeit hat, die nöthigen Wirthschaftssachen angeschafft werden müssen. Aber schließlich hat er doch ein weit höheres Gehalt wie der Lehrer!

So paradox es klingt, das hohe Gehalt ist ihm für diese Zwecke eben schädlich wie nützlich. Trotzdem das Ehepaar aus den bescheidensten Verhältnissen stammt, erhält es doch durch das hohe Gehalt die Vorstellung besonderer Standesrücksichten, und dann ist ja natürlich jene Schraube ohne Ende begonnen, die Justus Möser einmal so ergötzlich schildert: Das Gehalt mag immer weiter erhöht werden, es wird doch niemals den standesgemäßen Ansprüchen genügen, denn es wird immer vollständig aufgebraucht werden mit dem Bewußtsein, daß eigentlich noch mehr gebraucht werden müßte.

Daß die Gehaltserhöhungen, welche diesen Beamten zu Theil werden, einen socialen Werth haben, wird man demnach verneinen müssen; vielmehr schaden sie direct dadurch, daß auch solche Kategorien dieser Beamten, die bis dahin noch bescheiden und mit dem Wunsche, ihre Kinder vorwärts zu bringen, lebten, in diesen Strudel des „Standesgemäßen" hineingezogen werden. Wenn diese Vorstellung erst einmal mit einem Stande verknüpft ist, dann ist es natürlich zu spät, und deshalb hindert die Forderung, diesen Proceß der Verbreitung solcher Anschauungen aufzuhalten, nicht die andere Forderung, da, wo das Bewußtsein nun einmal vorhanden ist, ihm auch zu genügen, um größere Schäden zu hindern. Der Staat hat eben keine Moral zu treiben, sondern Politik. Zur Zeit ist der Stand der Schulmeister in der geschilderten Umwandlung begriffen. Jener alte Typus, der oben gezeichnet ist, verschwindet immer mehr.

In dem Maße, wie die Gehälter dieser Leute erhöht werden, steigt natürlich der Andrang zu den Stellen. Bis jetzt hat sich noch kein anderes Mittel finden lassen, diesen Andrang zu vermindern, wie die Erhöhung der Ansprüche an die Vorbildung. Nun ist es offenbar doch nicht nöthig, daß ein Mensch, welcher den Kindern Lesen, Schreiben und Rechnen beibringen soll, über eine Bildung verfügt, welche über diese Aufgabe weit hinausgeht; im Gegentheil, man wird annehmen können, daß diese sehr schwere und mühevolle Arbeit von einem derartigen Menschen nur schlechter verrichtet wird. Wenn er eine Bildung erlangt hat, die über das mechanische Aufnehmen fremder Gedankenstoffe hinausgeht, so wird er derartige mechanische Arbeit mit äußerstem Widerwillen verrichten. Schon heute hören wir überall Klagen über Unvernünftigkeit und Arroganz der Lehrer, die weit über das hinausgehen, was man als das unvermeidliche Besserwissen der Subalternen schon mit in Kauf nehmen muß; das sind die einfachen Folgen jener thörichten mechanischen Anschauung, daß durch bessere Vorbildung und höheres Einkommen ein Stand gehoben werde. Und gerade bei den Lehrern sind die Grundzüge der Vorbildung noch dieselben geblieben bis jetzt, nur die Examenansprüche sind gesteigert. Das wird ja wohl auch anders werden, sobald die Lehrer einjährig dienen können.

Bessere Vorbildung ist immer kostspieligere Vorbildung. Die Tendenz hier ist also genau dieselbe wie bei den höheren Beamten mit ihren niedrigen Gehältern: die Aermeren werden abgehalten in einem Aufsteigen in eine höhere Classe. Der Weg wird bald genug nur noch über den Unteroffizier und den Civilversorgungsschein gehen.

So ist das Resultat dieser scheinbar demokratischen Bewegung auf Egalisirung der Gehälter die Verringerung im großen Stile der Möglichkeiten der Transfusion zwischen den verschiedenen, beinahe zu Kasten erstarrenden Klassen der Gesellschaft. Daß ein solches Resultat wünschenswerth ist, wird wohl Niemand behaupten.

Je geringer der Zusammenhang der oberen Beamtenschaft mit der Gesammtheit des Volkes, also namentlich der ärmeren Schichten ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit unvernünftiger Verwaltung und Rechtsprechung. Die Gefahren des grünen Tisches sind am größten naturgemäß für den, der aus einer Beamtenfamilie stammt, die social in einem engen, sich hochmüthig abschließenden Cirkel gleicher Existenzen lebt, und, da ökonomisch völlig unabhängig vom großen Erwerbsleben, keine Ahnung von dem Kämpfen, Arbeiten, Denken und Fühlen des Volkes hat. Indessen wird heute das Gefährliche solcher Unwissenheit gemindert dadurch, daß neben diesen Abkömmlingen aus Beamtenfamilien der Sohn des kleinen Unternehmers, Handwerkers, Bauern ꝛc. sitzt, der zu Hause von Kindheit an das wirkliche Leben kennen gelernt hat und als junger Mann nicht bloß den Verkehr der „feudalen" Kreise hat suchen können, sondern nolens volens auch hat Gesellschaftsschichten intimer kennen lernen müssen, die weniger wohl situirt dastehen. Heute mag die Zahl der Sprößlinge aus Beamtenfamilien in den Carrieren abnehmen wegen der größeren Zahl von Hagestolzen unter den Beamten; dafür recrutirt sich das Beamtenthum zum größten Theil aus den wohlhabenden Klassen, aus jungen Leuten, die sich jetzt bereits auf dem Gymnasium abzusondern scheinen, dann auf der Universität und später erst recht nichts Anderes kennen lernen, wie das eigene sociale Milieu, und so für die socialen Aufgaben der Zukunft das denkbar ungeeignetste Material abgeben. Verständniß für sociale Dinge, man mag über dessen Äußerungen denken wie man will, existirt doch jedenfalls schon so lange auf unseren Universitäten, daß man meinen sollte, der größte Theil unserer Beamten müsse unter diesem Einfluß gestanden haben und deshalb eine geeignetere Auffassung der socialen Dinge haben, wie das früher der Fall war. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall. Das läßt sich doch nur dadurch erklären, daß unter den Beamten der Procentsatz der Wohlhabenden mit

dem naiven Classeninstinkt und der socialen Unkenntniß der Wohlhabenden größer geworden ist.

Auf der anderen Seite sind dem Tüchtigen aus dem Volk die Möglichkeiten, emporzukommen, immer mehr verringert. Im gewerblichen Leben freilich ebensogut, wie hier; indessen hat hier doch der Staat durch seine verkehrte Politik selbst Schuld. Die Verbitterung, die ganz unnöthigerweise hier erzeugt wird, und die sehr wohl begründet ist, sollte doch mehr zu fürchten sein, als die Declamationen der Subalternbeamten und ihrer nach wohlfeiler Popularität strebenden Gönner. Die Hoffnung, die man der Regierung eventuell unterschieben könnte, durch die Nachgiebigkeit gegen die große Zahl der Subalternbeamten sich getreue Wähler zu schaffen, ist rein illusorisch. Wenn der Pastor conservativ wählt, dann wählt vielleicht noch der alte Cantor auch conservativ; der junge aber wählt ganz bestimmt freisinnig. Mag der gegenwärtige Staat dem Subalternen das Gehalt noch so sehr erhöhen, er kann ihn doch social niemals dem Oberbeamten gleichstellen; und dieser Mangel wird für den Subalternen stets Grund genug sein, sich unzufrieden zu fühlen, desto unzufriedener, je besser es ihm sonst geht. Das mag lächerlich klingen, indessen ist doch die menschliche Natur nun einmal so merkwürdig eingerichtet.

Und noch ein letzter Punkt ist doch sehr wichtig.

Es scheint, daß in den Städten und in den höheren Classen der Bevölkerung eine Degeneration stattfindet, sodaß, wenn nicht immer frisches Blut vom Lande und von unten einströmt, hier eine immer größere Untüchtigkeit zu befürchten ist. Wissenschaftlich untersuchen lassen sich solche Dinge bis jetzt noch nicht. Solche Versuche, wie z. B. Galton gemacht hat, sind doch unmöglich ernst zu nehmen. Galton theilt die Menschen in 16 Begabungsclassen ein, von den außerordentlichen Genies abwärts bis zu den Irrsinnigen; von einer Million Menschen fallen nach ihm auf „außerordentlichen Genies" einer, auf die „Genies" vierzehn, auf die „großen Talente" 233, auf die „Talente" 2432, u. s. w. Eben so schnurrig ist eine Idee De Candolles, welcher die Herkunft der von der französischen Akademie der Wissenschaften in 200 Jahren zu auswärtigen Mitgliedern ernannten Gelehrten untersuchte. Natürlich fand er, daß der größte Theil aus den höheren Ständen entstammte. Wie man aus solchen Daten Schlüsse über die geistigen Fähigkeiten der einzelnen Gesellschaftsclassen ziehen will, ist vielleicht noch schwerer zu begreifen, als die verblüffende Anwendung von Zahlen, die man oft bei Lombroso und seiner Schule findet. Bis auf Weiteres wird man sich hier mit den persönlichen Eindrücken begnügen müssen. Und wenn man diese, unbeeinflußt durch die fragwürdigen Theorien über Vererblichkeit oder Nichtvererblichkeit erworbener Eigenschaften auf sich wirken läßt, so wird man gewiß eine Degeneration anerkennen müssen. Dann muß eine kastenartige Abschließung noch unheilvoller wirken, als es schon so der Fall ist.

Auch im wirthschaftlichen Leben scheinen wir uns einer Consolidirung der Verhältnisse zu nähern. Die Kartelle und kartellartigen Organisationen können auf das Fluctuiren, das An- und Abstoßen der Arbeiterbevölkerung verzichten und dem jetzigen Proletarier zu einer Art von Beamten machen. Das Sinken der Grundrente giebt Veranlassung zu einer Ausdehnung der kleinen Besitzer und damit Seßhaftmachung der Landbevölkerung, von der große Theile zur Zeit den mobilsten Theil der Gesammtbevölkerung bilden. Auch hier kann man wieder die merkwürdige Beobachtung machen, daß die Erscheinungen des socialen Lebens, auch wo sie keinen nachweisbaren äußeren Zusammenhang haben, in einem merkwürdigen Gleichlaufen vor sich gehen.

Literatur und Kunst.

Zur Reform der Musikkritik.

Von Heinrich Röckner.

Die gewaltige Ausdehnung, welche das Musiktreiben in dem Culturleben unseres Jahrhunderts gewonnen hat, weist der ausführlichen Behandlung des Musiklebens auch in der Presse und in der Tagesliteratur einen bevorzugten Platz zu. Einer der wichtigsten Posten bei allen größeren politischen Zeitungen ist der des Musikreferenten, ein Posten, der mit dem wesentlichen Inhalt der einzelnen Zeitung nicht den entferntesten Zusammenhang hat. Mancher Leser erhofft nun von den kritischen Musikberichten eine angenehme Abwechselung gegenüber dem leidenschaftlichen Parteikampf, der sich in den Spalten des politischen Theiles der Presse täglich abspielt. Aber weit gefehlt! Die meisten Musikrecensionen sind ebenso kampflustig, ebenso parteifanatisch gehalten, wie die politischen Artikel. Die meisten Musikrecensenten, weit entfernt davon, eine richtige Vorstellung von ihrem Beruf zu haben, benutzen die große Macht der Presse dazu, für ihre bestimmten Ideale Propaganda zu machen. Ist die öffentliche Kritik in der Tagespresse nun wirklich zu diesem Zwecke entstanden?

Das gewöhnliche Urtheil der Menschen ist schon darin übereingekommen, daß sich über den Geschmack nicht streiten läßt. Der gewaltige Philosoph der reinen Vernunft, Immanuel Kant, hat in seiner Kritik der ästhetischen Urtheilskraft auf's Unwiderleglichste nachgewiesen, daß alles Schönheitsurtheil (er nennt es Geschmacksurtheil) rein subjectiv ist, da es nichts von dem angeschauten Object aussagt, sondern nur von der Wirkung des Objects auf das anschauende Subject spricht. Kant hat außerdem nachgewiesen, daß es eine charakteristische Eigenthümlichkeit des Schönen ist, daß es sich nicht durch Begriffe, d. h. durch Verstandesoperationen erklären läßt. Hat nun nach dem allgemein giltigen Sprichwort „über den Geschmack läßt sich nicht streiten" und nach den erwähnten Kant'schen Erläuterungen die Musikkritik noch einen Zweck, der über eine reine Unterhaltung hinausgeht?

Die Musik ist die abstracteste aller Künste, da sie uns — allgemein zugestandener Maßen — keine durch Worte erklärlichen Abbildungen der Natur und des geistigen Lebens der Menschheit bietet. Der Malerei und Bildhauerkunst, der Poesie und selbst der Architektur gegenüber steht der Laie nicht so hülflos da in seinem Urtheil, wie gerade der Musik gegenüber. Alle Kunstwerke jener soeben genannten vier Gattungen geben ihm einen Anhaltspunkt, zu vergleichen, inwiefern das einzelne Werk seinem dargestellten Inhalt entspricht. Einen derartigen, mit nackten Worten zu erklärenden Inhalt hat aber die Tonkunst gar nicht. Der Laie ist mit seinem Urtheil über Composition ganz auf sein subjectives Empfinden angewiesen. Kein stützender Halt bewahrt ihn vor den widerstreitendsten Urtheilen. Er kommt aus der dunkeln Empfindung gar nicht heraus, ihm fehlt jeder Maßstab, sich ein consequentes musikalisches Urtheil zu bilden. Dadurch ist er aber wehrlos den Uebergriffen ausgesetzt, welche rücksichtslose Willkür, geschmacklose Eitelkeit, Sucht nach Bizarrerie der componirenden und reproducirenden Künstler ihm zufügen können. Zur Hülfe in dieser Noth ist eine fachmännische Kritik als werthvolles Mittel wohl zu verwenden, vorausgesetzt, daß der Kritiker selbst sich als Helfer des Publicums fühlt. Der wahre Musikkritiker giebt dem Laien den Ariadnefaden, der ihn durch das gefahrvolle Labyrinth der Töne sicher hindurchführt; er läßt den Laien die Scylla Geschmacklosigkeit, Roheit, Trivialität und die Charybdis Uebertreibung, Künstelei, Unverständlichkeit vermeiden und ihn in den Hafen sinngemäßer Kunstschönheit einlaufen.

Wie kann der Kritiker sein Richteramt nun ausüben?

Er giebt sein öffentliches Urtheil ab; er sagt: Diese Composition ist edel, schön, herrlich, jener Sänger singt entzückend, jener Spieler reißt hin durch sein feuriges Spiel u. s. w. Alle solche Urtheile, soweit sie ganz positiv sind, gewähren dem Laien wenig Vortheil. Positiv urtheilen kann er selbst, von der stützenden Kritik erwartet er eine für ihn verständliche Erklärung. Der Musikreferent wird nun gezwungen, seine subjectiven Auslassungen zu begründen, wenn er negative, tadelnde Urtheile ausspricht. Schreibt er: Eine Composition ist unedel, gemein; ein Sänger singt erbärmlich, — so verlangen wir irgend eine Begründung solcher absprechender Urtheile. Diese Begründung wird zu einer Pflicht der Gerechtigkeit für den Recensenten. Der Mensch hat die Vorstellung, daß ein unbegründetes Lob wohl zulässig ist, niemals aber ein unbegründeter Tadel. Man macht oft die Erfahrung, daß Recensenten, welche vorwiegend loben, weit weniger angesehen sind, als die sogenannten scharfen Kritiker, bei denen Tadel reichlicher fließt als Lob. Das hat seinen ganz berechtigten Grund darin, daß der häufige Tadel auch fast immer mit eingehender Begründung verbunden ist, während das Lob sich völlig auf subjective Anerkennung zu beschränken pflegt. Die Kritik bekommt ihren Werth aber erst durch die Begründung.

Wir werden nun zwei Gruppen von Begründungen musikalischer Urtheile kennen lernen, deren erstere völlig subjectiv, deren letztere möglichst objectiv ist.

Das Kunsturtheil kann der Kritiker damit stützen, daß er bei seinem Lob oder Tadel auf seine persönliche Autorität hinweist. Er braucht diesen Hinweis nicht auszusprechen; jede subjective Kritik setzt einen gewissen Respect des lesenden Publicums von dem Kritiker voraus. Der Kritiker nimmt für sich eine hinreichende Einsicht in Sachen des musikalischen Urtheils in Anspruch; das Publicum kennt seine Leistungen als Musiker, später dann als Kritiker selbst; „der muß es doch wohl verstehen" heißt die stillschweigende Voraussetzung aller subjectiven Recensionen. Etwas weniger autokratisch ist die Kritik, die ihr Urtheil durch den Eindruck begründet, den die einzelne Composition, der Vortrag des einzelnen Künstlers auf andere Personen, als auf den Kritiker selbst gemacht hat. Der Urtheilende kann hierbei in erster Linie an seine Kunstgenossen, die Fachmusiker, und an den musikgebildetsten Theil des übrigen Publicums, an die feinsinnigsten Dilettanten denken. Was dieser Gruppe gefällt oder mißfällt, ist doch sicherlich berechtigt resp. unberechtigt. Sicherlich steht dieses Urtheil einige Grade über dem rein subjectiven, welches nur auf die persönliche Autorität des Kritikers gestützt ist. Einen sichern, zuverlässigen Maßstab gewährt es aber schon deshalb nicht, weil Fachmusiker und tüchtige Dilettanten genau so dem Strom der Zeit ausgesetzt sind wie andere, weniger fachgemäß gebildete Leute. In mancher Beziehung ist das Urtheil von fachmännischer Seite entschieden befangener, als das der genießenden Menge. Der letzteren fehlt zwar jeder Maßstab für das musikalische Urtheil, aber sie ist auch durch keine schablonenhaften Vorstellungen am natürlichen Urtheil verhindert. Wie unzählige Male machen Fachmänner und ihnen nahe stehende Kunstfreunde die gewichtigsten Gesichter, sobald auf dem Concertzettel Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann steht, lächeln aber mitleidig, wenn ihnen ein unbekannter Name begegnet, dessen Träger noch nicht die Legitimationskarte zur Unsterblichkeit erhalten hat. Wohl gemerkt! Der tiefsinnige Ernst dort, das Lächeln hier stellt sich ein, ehe die Composition anfängt zu erklingen. Mit anderen Worten; die großen Musikkenner wollen jeden Mozart oder Beethoven schön finden, jeden Rubinstein oder Saint-Saëns, Verdi, Rossini etwas über die Achsel ansehen. Das gehört zum bon ton des gebildeten Musikers. Solche schematischen Vorurtheile giebt es vom klassischen, romantischen, wie vom modernen Wagnerstandpunkt aus. Ihr Vorhandensein zeigt, daß die Begründung des kritischen Urtheils durch den Hinweis auf das fachmännische Urtheil anderer Musiker und Kenner fast ebenso problematisch ist, als das völlig subjective Autoritätsurtheil. Das Publicum glaubt am Ende lieber noch an einen kritischen Gott, als an viele solche Götter.

Manche Recensenten scheinen nun den wahren Beruf des Kritikers erfaßt zu haben: sie richten ihr Urtheil einfach nach dem der Menge ein; was gefällt, wird gelobt, was mißfällt, wird getadelt. Solche kritische Urtheile, die nur eine Art von Echo des lauten Beifalls der Menge sind, sind, trotz ihrer absichtlichen Rücksicht auf die Allgemeinheit, die ärgsten Feinde des genießenden Publicums. Sie dienen dazu, die Urtheilsfehler der Menge zu beschönigen und zu befestigen. Nach dieser Art von Urtheil — consequent durchgeführt — müßte man den Bettelstudenten weit über Fidelio und Hans Heiling stellen, ein triviales Lied von Meyer-Hellmund oder Bohm weit über unsere besten Lieder von Schubert, Schumann u. s. w. Nach dem Beifall beurtheilt, würden die berüchtigten Violinvariationen über den Carneval von Venedig weit größeren musikalischen Werth haben, als die Violinsonaten und -Romanzen von Beethoven. Der Beifall der Menge ist völlig unberechenbar; durch ganz nebensächliche, außermusikalische Zufälligkeiten kann ein Werk, ein Künstler durchschlagenden Erfolg oder totalen Mißerfolg haben. Manches große Musikwerk hat seinen öffentlichen Lebenslauf mit einem glänzenden Fiasco begonnen. Beethoven's Fidelio, Mozart's Figaro, Wagner's Tannhäuser haben längere Zeit gebraucht um allgemeine Anerkennung zu finden. Rossini's sprudelnd genialer Barbier ist bei der Erstaufführung ganz durchgefallen. Brahms' deutsches Requiem, seine Symphonien und Kammermusikwerke haben sich allmälig erst den festen Platz in der Liebe und Achtung des Publicums erworben. Bach's Matthäuspassion hat volle 100 Jahre (von 1729—1829) fest geschlafen, bis ein junger Prinz aus musikalischem Geblüt (Felix Mendelssohn) sie zu neuem Leben wieder erwecken sollte.

Mit welchem donnernden Beifall werden andererseits Opern oder große Chor- und Instrumentalwerke bei ihrem Erscheinen empfangen, die dann nach kurzer Frist zum ewigen Schlaf hinabsinken, aus dem kein Tonfürst sie mehr erwecken kann.

Aus dem Urtheil der Menge direct allgemeine Kunstprincipien ableiten zu wollen, bleibt das Allerthörichteste, Verkehrteste. — Wer hilft dem Kritiker nun, einen wahrhaft zuverlässigen Pfad zu finden, der es ihm möglich macht, sein subjectives Urtheil zu objectiviren? Das Urtheil der Menge, das Urtheil seiner Fachgenossen, sein eigenes Urtheil geben ihm, wenn er ein ernsthaft denkender Mensch ist, keine Stütze, keinen Regulator seiner Kritik. Giebt es denn überhaupt einen Maßstab, nach welchem er bei der Begründung seiner kritischen Auslassungen aus der Subjectivität herauskommt?

Allerdings giebt es ein solches Maaß. — Das Urtheil der Menge haben wir ganz unzuverlässig gefunden, wo es sich um den ersten Eindruck einer Kunstleistung, eines Kunstwerkes handelt. (Fidelio und Figaro's Hochzeit sind bei ihrem ersten Erscheinen geradezu abgelehnt, der Freischütz, Robert der Teufel, der Trompeter von Säkkingen haben mit sensationellem Erfolg ihre Künstlerlaufbahn begonnen.) Manche Sänger (Th. Wachtel, Bötel, d'Andrade) sind überall mit stürmischem Enthusiasmus empfangen worden, andere (Niemann, Henschel, Frau Joachim) haben sich erst allmälig ihre Stellung errungen, nachdem sie beim Publicum directen Widerspruch hervorgerufen haben. Nun giebt aber heute Jedermann zu, daß Fidelio, Figaro's Hochzeit und Freischütz gewaltige Kunstwerke sind, daß Robert der Teufel eine beachtenswerthe Oper ist, während z. B. der Trompeter von Säkkingen überhaupt nicht mitzählt. Jedermann weiß, daß Niemann der genialste Sänger unseres Jahrhunderts ist, daß Henschel, Frau Joachim, d'Andrade einen sehr hohen Rang in der modernen Kunst einnehmen, daß Wachtel besten Falls in einer Ecke der Gesangskunst steht, und daß Bötel als Künstler kaum gerechnet

wird. Woher kommt nun dem Publicum diese Wissenschaft? Aus dem permanent sich gleich bleibenden oder gar wachsenden, jedenfalls lang dauernden Eindruck der einen Gruppe von Werken und Künstlern, aus dem immer geringer werdenden, kürzer dauernden Eindruck der anderen Gruppe. „Die Kunstgeschichte ist das Kunstgericht" kann man gewissermaßen sagen. So leicht sich ein Publicum im Augenblick irrt, so abgeschmackte Kunsturtheile sich ergeben würden, wollte man sich nach dem einmaligen Beifall richten, den eine Composition, eine Kunstleistung sich erwirkt, so wenig irrt sich das Publicum auf die Dauer. Musikwerke, ganze Richtungen, die der Menschennatur zuwiderlaufen, gehen unaufhaltsam zu Grunde, mögen sich auch gewisse Kreise mit Macht dagegen auflehnen. Die ganze griechische Tonkunst ist von der Erde verschwunden, während Plastik und Dichtung, Architectur und Malerei noch heute eine vielfach maßgebende Rolle haben. Ist das nur Zufall? Die hochkunstvolle, zum Theil geniale Kirchenmusik der Niederländer und Italiener (Palästrina) liegt eingesargt in Bibliotheken, in geschichtlichen Werken; für die lebendige Kunst ist sie gar nicht vorhanden. Die italienische Luxusoper, die mit ihrem Sujets aus der antiken Mythologie und Geschichte, mit ihren glänzenden Bravourpassagen, mit ihrem Kastratengesang das Hauptinteresse des vergangenen Jahrhunderts in Anspruch nahm, ist aus dem Kunstleben wie fortgeweht. Die ältere Pianofortemusik eines Kalkbrenner, Herz, Hünten, Thalberg liegt verstaubt und vergilbt, während in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts kein Concert, keine Hausmusik ohne diesen Zierrath gedacht werden konnte. Man könnte vielleicht annehmen, daß das Publicum seinen Lieblingen untreu geworden ist, weil Kritiker und Musiker dieselben vom Standpunkt reiner Musik aus verdammt haben. Ohne den Einfluß des fachmännischen Urtheils ganz zu leugnen, sei darauf hingewiesen, wie sehr oft dasselbe ganz machtlos geblieben ist. Wie übereinstimmend treffen die Urtheile fast aller Musiker und Musikschriftsteller den Werken Bach's gegenüber in unbegrenzter Bewunderung zusammen! Ist die Musik dieses großen Meisters dadurch etwa populär, lebenskräftig für die Oeffentlichkeit geworden? Aehnlich steht es mit Gluck's Meisteropern. Fachmänner und Kritiker thun ihr Möglichstes, um diese Opern der Unsterblichkeit zu sichern, das Publicum geht ein oder zwei Mal bei einer Wiederaufführung solcher Kunstwerke hin — dann sinken sie wieder für lange Jahre zur historischen Ruhe hinab.

Seit mehreren Decennien werden die Opern Meyerbeer's von dem überwiegenden größten Theil der Musiker, Historiker und Kritiker als eine große Verirrung auf dem Gebiet reiner Musik verdammt. Trotz alledem fahren sie fort, ihre Lebenskraft zu bewähren. Die Hugenotten sind eine der festesten Säulen des heutigen Opernrepertoires.

Die wahre Quelle einer objectiven Musikkritik ist die Musikgeschichte. Kunstwerke und Kunstleistungen, die sich jahrzehntelang ungeschwächt lebendig erhalten, sind dem ästhetischen Gefühl der modernen Menschheit adäquat, Kunstwerke, die keine Lebensfähigkeit bewährt haben, sind es nicht. Aufgabe der verständigen Musikkritik ist es, aus dem Verlauf der Musikentwickelung sich diejenigen Werke herauszusuchen, die sich durch längere Perioden hindurch als lebenskräftig bewiesen haben. Aus ihnen sind die Kunstregeln zu abstrahiren. Ist eine Kunstform einige Zeit lang lebensfähig gewesen und dann allmählig vom Schauplatz verschwunden, so wird es nicht schwer sein, die Gründe für diese Thatsachen einzusehen. Jedenfalls darf dann eine solche Kunstform und Werke, die ihr angehören, verständigerweise nicht ohne Weiteres als durchaus schön gepriesen werden. Wäre sie durchaus schön für alle Zeit, so müßte sie ganz nothwendig auch lebensfähig sein.

Wir werden Werke finden, denen ein unbedingt ästhetischer Werth zuzuerkennen ist und dagegen solche, die nur einen bedingten Werth haben. Die ersteren sind diejenigen, die mit zwingender Macht, ohne Ueberlegung, Belehrung, historischen Respect ganz von selbst den Eindruck des Schönen hervorrufen. Die zweite Gruppe wird aus den Werken bestehen, die unter gewisser Beleuchtung, unter gewissen Bedingungen, die das genießende Publikum auf den Rath anderer hin erst erfüllen muß, auch für schön erkannt werden. Soweit das Musikurtheil absolut sein kann, sind aber absolute Kunstgesetze nur aus der ersten Gruppe abzuleiten. Mozart's, Beethoven's, Haydn's Instrumentalmusik — von Beethoven nehmen wir die Werke seiner dritten Periode hier aus — ist zweifelsohne Hauptbestand jener ersten Categorie von Kunstwerken. Mozart's G-moll oder Beethoven's C-moll Symphonie, irgend eine beliebige heitere Symphonie von Haydn kann man einem heutigen Musikpublikum getrost vorspielen lassen, ohne die Namen der Tondichter aufs Programm zu setzen. Die ganz überwiegende Mehrheit wird diese Kunstwerke für schön erklären, an ihnen die Freude des Schönheitsgenusses haben. Das Gleiche gilt — wenn auch nicht in demselben Umfang — von den Instrumentalwerken eines Schubert, Schumann, Mendelssohn, Chopin. Alle diese Werke geben einem einsichtigen Recensenten hinreichendes Material für die Entwickelung der wesentlichsten Kunstgesetze der Instrumentalmusik, der reinen Musik. Sicherlich wird der einsichtige Kritiker auch die Altmeister Bach und Händel bei der Abstraction allgemeiner Kunstregeln heranziehen müssen, aber hier ist große Vorsicht von Nöthen. So gewiß in den Werken dieser Tonriesen Schätze musikalischer Schönheit vergraben liegen, so gewiß ist es auch, daß diese Schätze in sehr vielen, vielleicht in den meisten Fällen wirklich *vergraben* sind. Die musikalische Schönheit ist hier so in die absolute Polyphonie hineingegraben, so mit ihr verwachsen, daß sie nicht in strahlendem Glanz an die Oberfläche gelangen kann. Die Kritik und Aesthetik sollte nie vergessen, daß die Form der Polyphonie in ihrer consequentesten Gestalt nicht mehr (historisch gesagt: noch nicht) wahre Kunst ist. Denn zu dem Wesen wahrer Kunst gehört absolute Freiheit — nicht Willkür. Die strengste Fuge, der strengste Canon sind musikalische Rechenexempel. Wenn auch Bach und Händel diese strengen Formen mit Freiheit und Genialität behandelt haben, so klebt der ganzen Form Polyphonie doch etwas an, was außerhalb des Wesens wahrer Kunst steht. So wahr es vom historischen Standpunkt aus ist, Bach und Händel zu den gewaltigsten Tondichtern aller Zeit zu rechnen, so problematisch wird die Sache, wenn man die großen Werke im streng polyphonen Styl ohne Weiteres als Schönheitsmuster aufstellt. In diesem letzteren Fall fehlt ihnen die einzige Beglaubigung aller Schönheit: derartige Werke haben sich nie als recht lebensfähig erwiesen. Es hat wohl eine Zeit gegeben, in welcher die strenge Polyphonie geradezu Musikmode war; aber da war die Musik nicht reine Tonkunst, sie wurde nicht allein um ihrer Schönheit willen gehört, sondern sie war Erbauungsmittel des Gottesdienstes. Sobald Musik geschaffen wird als absolut freie Schönheit, als Kunst, die keinen andern Zweck hat, als genossen zu werden, so darf die polyphone Form nimmermehr als Kunstideal gelten. Schwieriger wird die Feststellung allgemeiner Kunstprincipien in der individuellen Vocalmusik, im Sologesang, in Lied und Oper. Das hauptsächlichste Wesen dieser Formen wird jedenfalls aus den Werken eines Mozart und Schubert in erster Reihe zu erkennen sein, deren Werke über 100, bez. über 70 Jahre eine geradezu unverwüstliche Lebenskraft bewährt haben. Für die Oper wird man außerdem Beethoven's Fidelio, Weber's Freischütz und eine Anzahl der besten Opern Italiens und Frankreichs hinzunehmen müssen, die Werke, welche in dieser so zusammengesetzten und so sehr dem Zeiteinfluß unterworfenen Kunstgattung dauernden Erfolg gehabt haben. — Das Ideal der gesammten Oper in der deutschen Oper zu sehen, ist schon deshalb ein ganz unglücklicher Gedanke, weil

die Werke, welche rein deutsch und lebensfähig sind auf diesem Gebiet, sich mit wenigen Namen hersagen lassen: Zauberflöte, Fidelio, Freischütz, Hans Heiling, Tannhäuser und Lohengrin. Figaro's Hochzeit und Don Juan sind der Form nach italienische Opern, Euryanthe und Oberon verschwinden mehr und mehr, die sämmtlichen Reformwerke Wagner's haben ihren dauernden Erfolg noch nicht bewiesen. Nach dem gleichdauernden Erfolg einer langen Reihe von Jahren dürften außer den sechs genannten deutschen Opern hier noch folgende in Frage kommen: Die weiße Dame, Barbier von Sevilla, Tell, Stumme von Portici, Fra Diavolo, Meyerbeer's große Opern, Halévy's Jüdin, Norma, Lucia, Troubadour, Rigoletto. Gewiß wird man auch hier die Werke Gluck's, Cherubini's, Spontini's, ferner Weber's Euryanthe und Oberon und Spohr's und Marschner's einschlägige Leistungen stark berücksichtigen müssen. Wir halten es nur für bedenklich, aus ihnen hauptsächlich allgemeine, objective Urtheile abstrahiren zu wollen, da ihnen heute die Lebensfähigkeit fehlt. Jeder Versuch z. B. mit Wiederaufführung Gluck'scher Opern zeigt sich dem verständigen, objectiven Beobachter als ein Mißerfolg. Der Grundfehler aller modernen Kritik liegt nun aber darin, daß sie von dieser wichtigsten Thatsache, der Lebensfähigkeit oder -Unfähigkeit gewisser Musikformen so gut wie gar keine Notiz nimmt.

Die Hauptaufgabe einer nutzenbringenden Kritik bleibt die, dem völlig willkürlich und subjectiv urtheilenden Publicum durch Vergleich mit abstrahirten Kunstgesetzen ein begründetes Urtheil zu liefern. Der Kritiker ruft dem Publicum zu: „Dieses Werk ist schön, den es entspricht den Werken, welche dir — Publicum — seit Jahrzehnten die liebsten sind;" oder er sagt: „Dieses Werk ist nicht schön, denn es widerspricht auf's Schärfste den Werken gleicher Gattung, die seit Jahrzehnten als schön empfunden werden." Mancher Leser fürchtet gewiß, daß durch unsere Einschränkung der Musikkritik der Kritiker verhindert wird, völlig neue Kunsterscheinungen, welche ihn begeistern, dem Publicum mit Enthusiasmus zu preisen. Das Neue einer Composition kann in einzelnen Zügen bestehen, es kann aber auch die neue Tondichtung sich mit der gesammten früheren Tonkunst in Widerspruch setzen. Als bezeichnende Beispiele mögen hier Brahms und Wagner dienen. Der Kritiker wird bei den Werken des ersten Meisters wohl hauptsächlich auf den Zusammenhang derselben mit der älteren Kunst (Bach, Beethoven, Schumann) hinzuweisen haben, das absolut Neue, heute Befremdliche in Brahms'scher Musik muß erst den Beweis eines dauernden Erfolges bringen. Sicherlich ist die Kritik verpflichtet, Brahms unter die bedeutsamsten Tondichter unserer Zeit zu rechnen; ein Kritiker, der aber z. B. sagt: „Brahms ist eine gleich bedeutende Erscheinung wie Beethoven oder Schumann," der verläßt völlig den Boden vernünftiger Kritik und begiebt sich auf das Gebiet fanatischer Agitation. Ueber die absolute Bedeutung unserer Zeitgenossen haben nicht wir zu richten, sondern die Nachwelt. Dasselbe gilt naturgemäß auch betreffs Wagner's. Wenn Jemand schon heute Wagner unter die größten Componisten aller Zeiten rechnen will, so ist das seine berechtigte, eigenste, subjective Anschauung. Wenn aber Kritiker in diesem Sinne urtheilen, so verlassen sie völlig den kritischen Standpunkt und betreten das Feld des Parteikampfes. Wagner's Werke können bei aller radikalen Formumwälzung dennoch nur einzig aus dem Zusammenhang der früheren Kunstentwickelung kritisch gepriesen werden. Jeder Kritiker, der diesen Standpunkt aufgiebt, der die von Wagner erstrebte Reform als lebensfähig annimmt, giebt auch den Standpunkt der Kritik überhaupt auf und schreibt als subjectiver Apostel für sich und nicht für das Publicum, dem seine Recensionen Nutzen bringen sollen. Musikkritik hört überall da auf, wo der Urtheilende sich selbst zum absoluten Richter macht.

Die Amateurphotographie.

Von Hans Schmidkunz.

Als vor etwa einem Jahrzehnt der Streit um den sogenannten Naturalismus in den Künsten tobte, war besonders häufig die Einrede zu hören: die Kunst sinke in dem Maß, als sie auf Naturtreue ausgeht, zur Photographie herab oder müsse ihr freies Schaffen dem erfolgreicheren mechanischen Nachbilden unterordnen. Schon damals aber dürfte so mancher Photograph über diese Einrede, die er doch fachmännisch beurtheilen konnte, als über die Rede von Sachunkundigen lächelnd den Kopf geschüttelt haben. Allerdings setzt die Photographie mehr an mechanischer Technik voraus als andere oder vielleicht als alle anderen Künste. Dieses Mehr braucht jedoch nicht den Betrag an Künstlerthum, der in dem Photographiren entfaltet werden kann, einzuschränken. Schon der Berufsphotograph im Sinn des Geschäftsmannes war berechtigt, auf dieses Künstlerthum hinzuweisen, so sehr auch seine Aufgaben, insonderheit die Ansprüche des ihn beschäftigenden Publicums, geeignet sind, jenen Betrag auf einer recht geringen Höhe zu halten. Noch entscheidender aber mußte der Hinweis werden, wenn die Photographie unabhängig von geschäftlichen Anforderungen dazu kam, sich lediglich nach ihren eigenen Bedürfnissen und Fähigkeiten zu entwickeln. Das aber geschah in der photographischen Thätigkeit des Liebhabers, in der Amateurphotographie.

Schon den gewöhnlichen Kenntnissen des Publicums entgeht es nicht, daß diese Thätigkeit vor der Berufs-Photographie einige Vorzüge hat. In der materiellen Technik allerdings sehen wir den Amateur entweder hinter dem Fachmann zurückstehen, insbesonders durch undeutlichere Aufnahmen, sowie durch dunklere und weniger haltbare Copien, oder seine abschließende Hülfe in Anspruch nehmen. Was hingegen die Erfassung des Gegenstandes betrifft, so rühmen wir an ihm alles das, was sich unter dem Ausdruck „Natürlichkeit" zusammenfassen läßt; es fehlt das Gemachte, das Gezierte, die Pose; die Auffassung des Gegenstandes geht meist aus einer tieferen Vertrautheit mit ihm hervor, die der Geschäftsmann aus äußeren wie inneren Gründen kaum jemals besitzen kann, und die treue Wiedergabe wird nicht durch das vielberufene Retouchiren gestört. Bei diesem Grade des Verständnisses der Amateurphotographie herrscht leicht der Glaube, ein Object, das wir aufgenommen haben wollen, sei nur eben ohne Weiteres aufzunehmen, und in dieser Weise könne der Amateur Aufnahme nach Aufnahme in beliebiger Anzahl machen.

Daß jenseits dieser Geschicklichkeit noch ganz andere Entwickelungshöhen der Liebhaber-Photographie liegen, das war wohl erst aus einer breiteren Entfaltung dieser Thätigkeit zu erkennen. Heute liegt davon allerdings genug vor, daß bereits eine Erkenntniß der in ihr aufwendbaren Kunst möglich ist. Die Erfindung der Trockenplatte in England machte den Amateur für die Zeit seiner Aufmerksamkeit auf den aufzunehmenden Gegenstand unabhängig von Sorgen der materiellen Technik. In England sollen jetzt etwa 400 Vereine für Amateurphotographie bestehen, und auch Frankreich besitzt seit Längerem einen Reichthum an diesen Bestrebungen. In Deutschland sind sie jünger und nur etwa mit dem zehnten Theil jener Anzahl vereinsmäßig vertreten; die vor etwa einem Jahrzehnt aufblühende Bewegung des Dilettantismus im guten Sinne des Wortes, ausgehend zumal von Hamburg, dürfte auch für diesen Zweig einen allgemeinen Anstoß gegeben haben. Für unser Publicum wurden aber wohl erst die Veröffentlichungen und die Ausstellungen auf diesem Gebiet entscheidend.

Im Jahre 1891 hatte der Münchener Amateurverein vergebens versucht, eine Ausstellung zu Stande zu bringen. Der gleiche Versuch gelang erst 1895 dem Süddeutschen Photographen-Verein, über dessen Ausstellung ja die öffentlichen Blätter berichtet haben. Unterdessen aber hatte schon

zu Ende des Jahres 1893 der Hamburg-Altonaer Amateur-Photographenverein unter Beihülfe der Verwaltung der Kunsthalle zu Hamburg die erste internationale Ausstellung von Amateurphotographien fertig gebracht, die vielleicht bereits als ein Höhepunkt dieser Thätigkeit in Deutschland betrachtet werden darf. Ihr Erfolg ließ erwarten, daß in den nächsten Jahren Deutschland noch weitere solche Ausstellungen erleben werde. In der That soll nun auch in Berlin eine zweite internationale Ausstellung für Amateurphotographie stattfinden, die nach Zeitungsnachrichten eine überaus großartige Veranstaltung zu werden verspricht. Nachdem zunächst die Räume des alten Reichstagsgebäudes dafür in Aussicht genommen waren, sind jetzt für diese Zwecke mehrere Räume des neuen Reichstagshauses bewilligt.

Veröffentlichungen von Liebhaberphotographien lernt das Publicum wohl am meisten aus Reiseberichten kennen. Die Amateurphotographie gehört ja nunmehr zum Rüstzeug des Reisenden, der mehr als Geschäft oder Unterhaltung erreichen will, also zumal des Entdeckungsreisenden. Sehen wir ab von den Leistungen, die z. B. unsere Afrika-Forscher in ihren Reisewerken bieten, so mögen uns doch die Heliogravüren, die Baron Nathaniel von Rothschild aus Wien nach eigenen Photographien in seinen für Freunde bestimmten „Skizzen aus dem Süden“ gebracht hat, ein näher liegendes Beispiel sein. Rothschild, der auch auf der Hamburger Ausstellung durch Proben seiner Liebhaberkunst vertreten war, hatte auf einer eigenen Yacht, „Aurora“, einige Mittelmeerländer besucht und ausgewählte Eindrücke in Lichtbildern festgehalten. Für weitere Kreise bietet der Director der Hamburger Kunsthalle, Alfred Lichtwark, der als eine hauptsächlich treibende Kraft hinter diesen Bewegungen steht, eine bequeme Uebersicht darüber in seinem gefälligen Buche: „Die Bedeutung der Amateurphotographie“ (Halle a. S., Wilh. Knapp). Vor Allem sind hier ausgesuchte Proben aus der Hamburger Ausstellung vervielfältigt; dann aber werden die künstlerischen Grundsätze, die bei diesen Dingen zur Geltung kommen, und die Aussichten, die sich daran knüpfen, verständlich gemacht. Wir erkennen hier leicht, wie weit es von einem vermeintlichen mechanischen Wiedergeben der Natur bis zu der Höhe von künstlerischer Selbstständigkeit ist, die sich durch die Photographie erreichen läßt. Wir lernen den Werth auch dessen würdigen, was der gereifte Kunstfreund dadurch erreicht, daß er Vieles unterläßt, daß er nicht wie der Anfänger Alles für sich nimmt, was ihm unterkommt, sondern oft für lange genug hat an dem Suchen nach einem erfolgreichen Griff, an dem Versenken in die Gegenstände, aus denen er mit allmälig angewachsener Einzelkenntniß schließlich einen auserwählten Eindruck mit seinen mechanischen Mitteln festhalten will. Wir lernen, wie viel darauf ankommt, den zweckmäßigsten Ausschnitt aus dem Gesichtskreis, die wirkungsvollsten Verhältnisse, die günstigste Beleuchtung u. s. w. auszusuchen. Und für diese Bereicherung unserer Einsichten können wir auch dann dankbar sein, wenn wir glauben, eine Ueberschätzung der ganzen Sache zu bemerken, und wenn wir den hier kundgegebenen Anschauungen nicht ausnahmslos zustimmen. Ob z. B. bei der Wahl der Verhältnisse „in jedem Falle die Wahl den Stempel des Gewollten, des aus künstlerischen Gründen Beabsichtigten tragen“ soll, mag zu bestreiten sein.

Wer die Bilderproben betrachtet, mit denen jenes Buch reichlich versehen ist, wird zuerst wohl meinen, er habe Vervielfältigungen nach freien Kunstwerken vor sich, und wahrscheinlich am allerwenigsten den Eindruck einer mechanischen Wiedergabe der Thatsachen bekommen. Es handelt sich nicht nur um Porträts; und selbst diese sind vorwiegend als Bestandtheile ihrer Umgebung aufgefaßt. Vielmehr werden uns ganz besonders Landschaften vorgeführt; daneben aber auch Genrestücke, Architekturen u. s. w. Dem Vorherrschen der Linie, zumal der Umrißzeichnung, in den meisten, namentlich älteren Gemälden steht hier vorwiegend die Wirkung der Fläche, zumal des Schattenrisses oder der Silhouette, gegenüber; die Amateurphotographie kann demnach auch als ein willkommenes Hülfsmittel in dem von der künstlerischen Moderne zu führenden Kampf gegen die Uebermacht der Linie und hiermit des Architektonischen in den malenden und zeichnenden Künsten begrüßt werden — ebenso wie sie wohl bereits das Ihrige dazu beigetragen haben dürfte, uns die Luft und das Licht künstlerisch besser kennen zu lehren.

Es mag sich verlohnen, für die weitere Entwickelung der Amateurphotographie das so eigenartig angeregte Interesse wach zu halten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Herbststurm und Weihnachtsfreude.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Für nur Wenige unter uns ist, schon in rein äußerlicher Beziehung, das Leben ein Tanz auf Rosen. Könnten wir aber gar in's Herz jener von uns am meisten Beneideten schauen, wozu unser Nächster, so weit er uns gleicht, wohl ebenfalls wenig Muth und Lust verspüren würde, wie überraschend viel Dornen unter den Rosen kämen wohl da zum Vorschein und manches Beben des Schmerzes unter lächelndem Blick! Ich denke aber eigentlich jetzt nur an das, was unser äußerliches Wahrnehmen Glück und Erfolg nennt, denn auch da giebt's sehr Wenige, die den Weg von der Wiege bis in's Grab vor sich her geebnet sehen. Bei allen Anderen gilt's Kampf und Streit; für Viele das ganze Leben hindurch hoffnungs- und erfolglosen Kampf; für Andere einen Kampf um geringen Lohn oder auch späten Erfolg, wenn das Haar schon bleicht, und das Gemüth nicht mehr so recht empfänglich für die große Freude ist, nach der es Jahre lang gestrebt. Wohl ihm, für den der Kampf um's Dasein am heißesten war am Vormittag des Lebens. Aber da genug zu haben, vielleicht den Ueberfluß, und dann später gegen den Abend zu sehen, wie sich das Gewölk verdichtet, die äußere Lage trübt, der morgende Tag sich in ein drohendes Gespenst mit Mangel und Demüthigungen im Gefolge verwandelt — das fürwahr mag ein schweres Los genannt werden.

Einem solchen Geschick unterlagen fast Herr und Frau Sundin. Herr Sundin hatte sich bisher so ziemlich durchgeschlagen. Hatte er Glück gehabt mit einer Vieh- oder Getreidesendung nach England und barg seine Brieftasche viele Banknoten, dann strahlte das Gesicht des kleinen behäbigen Herrn vor Freude; aber gingen die Geschäfte schlechter, dann galt es, wieder mit frischen Kräften und neuem Muth von vorn anzufangen. Später stellten sich die Conjuncturen immer ungünstiger, es ging bergab, und Herr Sundin verzweifelte daran, sich wieder emporraffen zu können.

Dann kam ein Morgen, wo man sich in dem Heim, das Herr Sundin bald nicht mehr sein eigen würde nennen können, um den Frühstückstisch versammelt hatte. Papa war so still, tiefer Schatten lagerte sich über seinen Blick, wie er seine drei Söhne ansah. Beim Caffee fing er an sich zu räuspern und zu schnauben und nervös mit dem Buttermesser zu schteln. Mama hielt sich die Schürze vor die Augen und verließ das Zimmer.

„Jungens!“ sagte Sundin, „ich bin jetzt fertig. Was aus Mama und mir werden wird, ich weiß es nicht; aber die Schule könnt Ihr nun nicht weiter besuchen. Es ist bitter für Euch, die Aussicht auf das Studentenexamen aufgeben zu müssen, aber Ihr müßt durchaus etwas ergreifen, was Brod giebt. Wir müssen zusammen etwas aussinnen.

Ich gedenke zu unseren ehemaligen guten Freunden zu gehen, damit sie Euch empfehlen sollen. Sie sind mir freilich in der letzten schweren Zeit fern geblieben, aber, Jungens, es hilft nichts. In unserer jetzigen bedrängten Lage sich etwas mehr oder weniger demüthigen zu müssen, darauf kommt nichts an."

Die Jungens wurden bleich, und es zuckte dem Jüngsten um die Mundwinkel. Als er aber sah, wie der Aelteste die Lippen fest aufeinander preßte und dabei dem Vater leise auf die Schulter klopfte, nahm er sich zusammen. Dann gingen die drei fort und kamen erst gegen Abend wieder nach Hause.

„Papa, nun ist Alles klar!" Der Alte blickte auf. „Wir haben jeder etwas Passendes gefunden."

Der Alte sah ganz betroffen vor sich hin.

„Ich werde bei Landmesser Ringman eintreten. Alles frei und 25 Kronen vierteljährlich," sagte der 16jährige Axel.

„Und Ernst und ich sind auf Hôtel Svea am Billard angestellt," erklärte Franz. „Du, lieber Papa, brauchst dann nicht herumlaufen und bei fremden Leuten für uns zu betteln."

Das gab zuerst einen Kampf zwischen Stolz und Noth, zwei Tage später standen aber Ernst und Franz im Billardsaal des Hôtels und wurden vom Hausmeister in die Regeln des Spiels mit den gelben Kugeln eingeweiht.

Zu Hause saß Papa und arbeitete an Buchabschlüssen, das Stück 40 Kronen, und Mama strickte kleine Wollkragen, die das Stück mit einer Krone bezahlt wurden. Aber ein Buchabschluß erforderte fast seine drei Wochen, und die Wolle zu jedem Kragen kostete genau 55 Oere.

Der Herbststurm war über das Haus dahin gebraust! . . .

— — — Wir haben December. Bleich und schräg fielen die matten Strahlen der Wintersonne auf die Weltstadt an der Seine und der scharfe Nord-Ost biß in die Wangen Derer, die vom Boulevard hergeeilt kamen; die warmen Kastanien an den Straßenecken fanden guten Absatz und . . . . doch wir wollen die weitere Beschreibung denen überlassen, die Paris besser kennen als ich.

Dem Boulevard entlang ging ein junger Mann mit raschem, elastischem Schritt und sorgloser Miene. Hut und Stock waren aus Paris, das Gesicht aber, wie auch das blonde Haar und die hohe Gestalt, stammten offenbar aus dem Norden. Plötzlich, die Rücken zweier vor ihm Hergehenden genau fixirend, fährt er betroffen zusammen. Immer eifriger starrt er den hochgewachsenen Herren nach, beeilt seine Schritte, geht an ihnen vorüber, wendet sich dann rasch um und ihnen gerade in's Gesicht sehend, streckt er ihnen beide Hände entgegen und ruft:

„Ernst! — Franz!"

— — — Die Landmesserei ist hier auf Erden allerdings eine nützliche Sache, aber theils ist der Boden bei uns schon ziemlich ausgemessen und, zum Theil wenigstens, kann dieses Geschäft von einem Jeden besorgt werden, der jung ist, ein paar gesunde Beine hat und über einen klaren mathematischen Kopf verfügt. Als daher Axel Sundin zu bemerken glaubte, er habe nicht nur die zu diesem Beruf erforderliche Begabung, sondern überdies ein gutes Auge für die Pracht der Bäume, die Wolken des Himmels und das Spiel der Wellen, entschloß er sich seine Instrumente mit dem Pinsel zu vertauschen, reiste nach Paris und fing an, auf eigene Hand drauflos zu malen, anstatt auf die Akademie zu gehen und sich daselbst Zeugnisse zu verschaffen. Woher in aller Welt nehmen nur alle jungen Maler die Mittel? Ja, sage 'mal das Einer! Frage die Lerche, wo sie gedenkt, den Abend zuzubringen und den Sperling, wo er morgen zu Mittag essen will!

Ein Billardmarqueur, der gute Augen hat, wird vieles außerhalb und neben dem grünen Tuch gewahr. So hatten Ernst und Franz gratis ihre Schule durchgemacht, wie ein Hôtel ersten Ranges zu verwalten sei. Sie hatten Krieg geführt wider Verarmung, nie viel für Liqueur und Punsch verausgabt und jede gute Gelegenheit, etwas zu gewinnen oder verdienen, rechtzeitig benutzt. Nun hatten sie's bis zum Hofmeister an zwei der ersten Hotels der Weltstadt gebracht, und nach acht langen Jahren standen die drei Brüder wieder zusammen auf dem Trottoir, ganz wie vormals daheim in Köping an jenem Morgen, als Papa sagte: „Ihr müßt etwas ergreifen, das Brod giebt."

Da gab's große Freude und Jubel, gutes Essen und Wein und gelöste Zungen. Und so drängten sich durch den Schein des Gases und das Gemurmel der Stimmen, den Krystall der Gläser immer weiter und kräftiger ganz andre Bilder vor ihre Augen: zwei durchfurchte Gesichter, zwei gealterte Herzen, die bis zum letzten Athemzug für sie schlagen würden.

„Und unsre Alten . . . . Axel?"

„Ja, da steht es wie zuvor. Klein und knapp, aber doch erträglich, Gottlob. Als es mir gelang mein erstes Bild hier zu verkaufen, sandte ich ihnen 20 Francs, dann schrieb die Mutter, Vater sei krank gewesen. Ach, es thut mir so leid um sie!"

Franz und Ernst saßen still in Gedanken vertieft. Auch sie hatten 20 Francs geschickt, dann weiter 30 und 40 Francs — es war aber zu der Zeit gewesen, als ein Maskenball 70 Francs und ein Frühstück draußen in St. Cloud 35 Francs für zwei Personen gekostet hatte. Und dann wieder später ganze 50 Francs begleitet von ein paar freundlichen Zeilen, so daß manche Söhne noch viel weniger thun in dieser egoistischen Welt. Aber heut schien es ihnen gar wenig gewesen zu sein; und noch immer hatten sie keine Antwort auf jene ängstliche Frage: „Werden wir Euch denn niemals wiedersehen?" Als sie nun nach so viel Jahren wieder beisammen saßen, Knie an Knie, grad wie ehemals daheim bei Vater und Mutter, da trat ihnen das Bild der alten Eltern lebhafter denn je vor die Augen des Gemüts, ja wärmer und stärker als in den verflossenen acht Jahren, und still und in Gedanken versunken saßen sie und rauchten in langen Zügen ihre Zigaretten.

„Der Rauch beißt einem förmlich in die Augen!" sagte Ernst und fuhr mit dem Taschentuch über das Gesicht.

Nach minutenlangem Schweigen beugte sich Franz nach vorn und spielte mit dem Finger am Fuße seines Glases:

„Seid Ihr bei Geld, Jungens?"

„Nun ja . . . . wie viel giebst du?"

„Ich denke ungefähr so viel wie Ihr. Wir haben heut den 18. December. Wollen wir nicht gemeinschaftliche Kasse machen? Wollen wir nicht zusammen unsern Alten einen Weihnachtsbrief schicken?"

Zwei derbe Hände suchten die seinen unter dem Tisch und drückten sie fest.

— — — Zwei Treppen hoch — und in einer kleinen Stadt ist dies schon hoch — saßen in zwei Hinterstübchen in Kstad Papa und Mama Sundin am heilgen Abend. Er hatte sich in der Ecke des Sophas hingekauert, seine Füße, an denen er zu kalter Winterzeit viel vom Rheumatismus zu leiden hatte, in einem wollenen Tuch eingehüllt, während sie den Kaffeetisch zurecht machte. Einfach und anspruchslos sah's bei ihnen aus, aber überall herrschte die größte Nettigkeit, und es wäre dem Briefboten, als er das Zimmer betrat, nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen, die Mütze aufzubehalten.

„Hier ist ein Werthbrief an Herr Sundin."

„Das muß ein Irrthum sein, Herr Holmberg", sagte Herr Sundin ruhig.

„Ist Ihr Vorname nicht Peter?"

„Ja, das wäre aber doch sonderbar!"

Und die Quittung wurde geschrieben, und mit zitternder Hand der Brief geöffnet. Er enthielt einen Wechsel auf 500 Francs, und dann war auch der Brief so anders als die früheren, die die Jungens geschrieben, deren Inhalt auch freundlich gewesen, aber immer das Gepräge der Eile trug; kurz und flüchtig. Hier nun wehte ein Hauch der Liebe und Sehnsucht und dann zum Schluß — ein Versprechen, daß sie, wenn es irgend möglich sei, zum Frühjahr alle drei zum Besuch eintreffen würden.

Der Alte weinte und strich dabei fortwährend mit seiner durchfurchten Hand über den vor ihm liegenden Brief.

„Aber beruhige dich doch, lieber Papa, Du verträgst es nicht!"

„Denke nur: Zum Frühjahr! o zum Frühjahr! wenn ich dann vielleicht auch nicht mehr da bin, so weiß ich doch jetzt, daß unsre lieben Jungens Sehnsucht nach ihren Eltern gehabt haben!" — —

Die Alte kniete am Sopha neben ihn hin und barg ihr altes, graues Haupt in den Falten seines alten Schlafrockes.

Das Licht brannte herunter und es ward dunkel im Zimmer, aber sie merkten es Beide nicht. Die kleine Düte Weihnachts-Reis zweiter Sorte stand noch unberührt auf dem Küchentisch und war nicht gebrüht worden, denn das war ihnen ganz aus dem Sinn gekommen. Jetzt wurde es hell in den Kirchenfenstern, und die Glocken riefen Åsläds Einwohner mit feierlichem Klang zur Abendandacht. Papa und Mama Sundin vermochten nicht mehr hinzugehen, aber ein strahlenderes und glücklicheres Weihnachten hatten sie nicht gefeiert seit jenem ersten im eignen Heim.

Einige Tage darauf lief ein schwedischer Brief an den Hausmeisters des Hôtel's Bristol in Paris ein. Er wurde immer und immer wieder von drei Paar thränenden Augen gelesen, zuletzt am Schlusse stand:

„Aber Jungens, dergleichen thut nicht wieder, denn Papa und ich könnten solche Freude nicht noch einmal durchmachen."

Aus der Hauptstadt.

Der Drache des Knackfuß.

Seit dem ersten August sind wegen Majestätsbeleidigung etwa vierzig Jahre Gefängniß verhängt worden; außerdem wurde auf insgesammt fünf Monate Festungshaft erkannt gegen zwei Redacteure, wovon einen seine „große Jugend" und sein „ideales Wollen", den andern „die anerkannt monarchische Tendenz seines Blattes" vor freilich längst nicht mehr entehrender Gefängnißstrafe bewahrte. In Essen verhandelte am 12. December das Landgericht gegen einen Schreiner aus Gelsenkirchen, der sich der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht hatte. Die Verhandlung fand unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt. Der eigene Sohn trat als Denunciant und Belastungszeuge auf, weil ihm der Vater die Einwilligung zur Heirath verweigert hatte; das Verfahren endigte mit der Verurtheilung des Schreiners zu zwei Monaten Gefängniß. Ungefähr zur selben Zeit brachte die socialdemokratische Fraction im Reichstage einen Antrag auf Aufhebung der §§ 95, 97 und ff. ein; mit giftigem Spotte, unter Berufung auf die Hammersteinbriefe bemerkte ihr Führer, daß es auch der conservativen Partei angenehm sein müßte, wenn Majestätsbeleidigungen in Zukunft straffrei blieben und daß sie wohl kaum gegen den Antrag stimmen würde.

Es bedarf wahrhaftig nicht des Blickes in ausländische Witzblätter, zu dem Herr Bebel rieth, und auch des Studiums der Londoner Tante Voß, der Times, bedarf es nicht, um uns Deutschen brennende Schamröthe auf die Wangen zu treiben. Zwar daß in England keine Beschimpfung der Queen Victoria, auch die gemeinste und gehässigste nicht, geahndet wird, kann füglich wenig Einfluß auf unsere Empfindungen bei einer schweren, böswilligen Beleidigung des Kaisers haben. Die Monarchie in England ist nur noch ein Gespenst, eine verstaubte Decoration, und daß man sogar darauf verzichtet, dem Scheinkönigthum wenigstens äußerliche Ehrung zu erzwingen, läßt die Gleichgültigkeit des sonst so pietätvollen John in diesem Falle besonders grell hervortreten. Bei uns lebt der monarchische Gedanke noch und ist mächtig, Gewaltiges zu schaffen. Nur zu wollen braucht sein Träger, und die besten Schichten des Volkes, die Kerntruppen der Nation folgen der entrollten Fahne. Schmähungen, thörichte Worte und Zeitungsartikel können diesem Gedanken keinerlei Abbruch thun, so wenig ihn lyrische Gedichte und von Höflingen arrangirte „spontane Huldigungen" zu fördern vermögen. Ob er sich ausbreitet, ob er an Kraft verliert, das hängt allein von dem Manne ab, den das Schicksal auf den verantwortungsvollsten, aber auch auf den bedeutsamsten, großartigsten Posten berief.

Wilhelm II., das soll immer von Neuem betont werden, ist heißesten Eifers voll, das Erbtheil seiner Väter zu wahren, wenn nicht zu mehren. Die sich überhaupt damit abmühen, die Kunst und die Künste der Psychologie auch bei politischen Männern zu erproben, lassen sich nicht durch die scheinbar widersprechenden Eigenschaften dieses Fürsten verwirren und sehen aus all seinen Handlungen und Worten stets das eine Grundprincip hervorleuchten: gewaltig hoher Stolz auf seine hohe Stellung und unbeugsamer Wille, sich alle Prärogative dieser Stellung unverkürzt zu erhalten, ihren Glanz, ihren Einfluß beständig zu erhöhen. Es ist falsch, den Kaiser launenhaft zu nennen; was kurzsichtigen Beobachtern rasch wechselnde Laune scheint, ist vielmehr das Bestreben, sich unabhängig, ungebunden zu zeigen, die ureigensten Entschlüsse im Gegensatz zu den mühsamen Berechnungen und Prophezeiungen der näheren und ferneren Umgebung zu fassen. „Ich allein bin der Herr im Lande", keiner Partei gestattet der Monarch, sich den Anschein zu geben, als besäße sie das kaiserliche Ohr, er ist sein eigner Kanzler und weist alle Einwirkungen von außen rundweg ab. Es ist falsch, dem Kaiser ungewöhnlich starke Neigung zum Luxus und zur Lebensfreude im Sinne des Goethe'schen Wortes nachzusagen:

„Jung ward ihm der Thron zu Theil,
Und ihm beliebt es falsch zu schließen:
Es könne wohl zusammengehn
Und sei recht wünschenswerth und schön,
Regieren und zugleich genießen."

Ganz gewiß ist Wilhelm II. dem Joachim und dem ersten Könige in Preußen verwandt: aber wie sie sucht er mit festlichem, goldenem Schimmer vor Allem seine Macht der Mitwelt imposanter vor die Augen zu rücken. Ihm ist der Glanz nicht Selbstzweck; aller Schimmer soll auf die Krone fallen und ihre Edelsteine ins rechte Licht setzen. Wohl verschlingt die Hofhaltung heute Unsummen, und beträchtlich ist der Abstand von den Tagen des sparsamen alten Kaisers; wohl wird immer lauter die Befürchtung, daß auf die Dauer die dafür zur Verfügung stehenden Mittel nicht ausreichen können. Es ist mehr als fraglich, ob die Volksvertretung nochmals für eine Erhöhung der Civilliste zu haben sein wird, und es wäre im höchsten Maße bedauerlich, sähe sich infolgedessen Wilhelm II. zu Schritten gezwungen, die freilich, wie man sagt, auch seinem sehr haushälterischen Großvater nicht ganz erspart geblieben sind. Indessen handelt es sich hier um Privatangelegenheiten des Herrschers, zu denen die Oeffentlichkeit in aller Form erst Stellung zu nehmen hat, wenn sie öffentliche Interessen streifen. Die dem Kaiser nachrechnen, daß er von 365 Tagen im Jahre den weitaus größten Theil auf Reisen und auf der Jagd verbringe, übersehen geflissentlich, daß er sich auch während dieser Zeit intensiv mit den Angelegenheiten seines Landes beschäftigt und so leicht keine Gelegenheit vorübergehen läßt, sich epigrammatisch bestimmt über sie zu äußern. Eine Gefahr liegt in der längeren Abwesenheit des Fürsten von den Mittelpunkten deutschen politischen Lebens nur insofern, als er dann naturgemäß nicht alle seine Anschauungen aus eigener Beobachtung schöpfen kann, sondern hier und da auf unverantwortliche Rathgeber angewiesen ist. Gewissenlose, ehrgeizige oder auch beschränkte Persönlichkeiten vermögen dadurch vorübergehend zu einem Einfluß zu gelangen, den sie unter anderen Umständen gerade bei diesem Herrscher nun und nimmer gewinnen würden. Just Wilhelm II. zeichnet eine Selbstständigkeit aus, die den meisten Hohenzollern vollkommen abging. Ihn drängt es, überall die Führung in die Hand zu nehmen, seinen Dienern Directiven zu geben, nicht sich von ihnen leiten zu lassen, ein wirklicher König zu sein. Ob er sich für Schulreformen interessirt, ob er im Kreise internationaler Größen die Arbeiterfrage erwägt, ob er dem Staatsrathe vorsitzt oder seinen Kunstanschauungen energisch Ausdruck verleiht — immer und unter jeder Bedingung erweckt er den Eindruck, Eigenes zu geben, ein Eindruck, der vollkommen der Wahrheit entspricht. Es ist klar, daß er die zahllosen Fragen, denen er näher trat, nicht alle zu beantworten vermag, daß er viele von ihnen unerledigt liegen lassen muß; ein einzelner Mensch kann sich, und spannte er all seine Arbeitskraft aufs Aeußerste an, eingehend und fruchtbringend, doch nur mit einem ganz, ganz kleinem Theil der Interessen beschäftigen, die unsere moderne Welt bewegen. Aber die geistige Regsamkeit des Kaisers, die auf der einen Seite vielleicht Verwirrung hervorruft, weil sie übertriebene Hoffnungen und Befürchtungen weckt, ist doch andererseits der Grund für die Erwartung, seine spätere Regierungszeit werde segensreich und von hoher historischer Bedeutung sein. Diese Regsamkeit paart sich mit hochentwickeltem Selbstbewußtsein, das es nicht erträgt, wenn Andere ihm ihre Gedanken suggeriren und sich obendrein dieser Kunst rühmen; mit überlaut triumphirenden Intriganten, Scheiterhaufen-Entzündern und Scharfmachern wird kein Monarch rascher und gründlicher als Wilhelm II. aufräumen.

Seine Veranlagung und seine hohe Meinung von dem Beruf eines neuzeitlichen Fürsten sind es, die den deutschen Kaiser zu der rückhaltlosen Stellungnahme im politischen Kampfe veranlassen. Unbedingt ist es thöricht, selbst dem Geiste unserer Verfassung entgegengesetzt, wenn man deshalb über ein persönliches Regiment zetert und mehr oder weniger unumwunden den Wunsch ausdrückt, der Monarch möge das System der Regierung und die Regierung selbst vollkommen seinen Ministern überlassen. Hier zu Lande wird, darüber läßt selbst der Buchstabe der Verfassung keinen Zweifel zu, von den Ministern die Politik getrieben, die der König verlangt, und es wäre schlimmer als Wortklauberei, wollte man allein den Ministern des Königs, nicht ihm selbst das Recht zusprechen, die Grundsätze dieser Politik auch äußern zu dürfen. Verantwortlich dafür sind freilich nur sie, verantwortlich wie der Redacteur, der freiwillig die Auslassungen eines Anderen vertritt. Nichts löblicher und erstrebenswerther, als daß Fürst und Volk je zuweilen auch ohne Mittelsperson mit einander sprechen. Mit einander, wohlgemerkt. Der Herrscher weiß sehr wohl, daß seine Meinung nicht nothwendig richtig

zu sein braucht; ihm vor allem Andern muß daran gelegen sein, klare und bündige Antwort vom Volke zu erhalten, Gewißheit darüber, ob es ihm zustimmt oder nicht.

So wenigstens war es von jeher deutscher Männer und deutscher Herzöge Art. In China mag's anders sein. Aber China's Einrichtungen haben unsere Sympathien nicht, und es bedarf kaum der bildlich allegorischen Warnung vor den Mongolen, um uns mißtrauisch gegen sie und achtsam zu machen. Leider bemüht sich das Mandarinenthum, bemühen sich Höflinge und im eminentesten Sinne königsfeindliche Soldschreiber auch in Deutschland die morgenländische Anschauung zu verbreiten, daß beäugendes Jubelgeschrei oder bewunderndes, vielleicht auch feindseliges Schweigen die einzige, erlaubte Antwort auf ein Wort des Herrschers seien. Und die Gerichte, deren Verwalter nicht nothwendig Männer von politischer Einsicht und unerschrockener Weisheit sein müssen, fangen an, den Mandarinen und Soldschreibern Recht zu geben, eine Ehrfurchtverletzung schon da zu erblicken, wo der freigeborne Heermann nur eine Meinungsverschiedenheit wahrnimmt. Ja, mehr noch, die Discussion kaiserlicher Aeußerungen soll thunlichst ganz unterdrückt werden. Die Gepflogenheit des Reichstages, die Person des Souveräns nicht in die Debatte zu ziehen, hatte einen Sinn, so lange der Monarch grundsätzlich darauf Verzicht leistete, mit eigener Hand ins politische Leben einzugreifen, unabhängige und selbstständige Meinungen auf diesem Gebiete zu entwickeln. Heute beleidigt der Reichstag, der doch ausdrücklich berufen ist, im Namen der Nation zu sprechen, den Fürsten, wenn er seine Worte ignorirt, oder aber er erkennt das echt orientalische Dogma vom beschränkten Unterthanenverstande, von der Pflicht des Schweigens an. Und es ist schon ärger als asiatisch, es ist ein wenig albern, wenn selbst der Name des Königs nicht mehr genannt, sondern dafür eine mystische Wendung wie „die betreffende Stelle" gewählt wird.

Der Drachen, den Knackfuß im Auftrag des Kaisers für den Zaren malte, schreckt nicht, wenn er wirklich nur die Mächte des Umsturzes, des ostasiatischen oder des inneren darstellen soll, denn es giebt Waffen genug gegen derlei Gewürm. Versinnbildlicht er aber chinesisches Denken und Empfinden, dann freilich ist es gut, wenn sich die Freigeborenen bei Zeiten waffnen. „Ne, lieber Herre, dat Mul loaten wi uns nich verbeden!" Das Wort sie sollen lassen stahn. Prinz Vogelfrei.

Adolf Menzel und die Berliner Kritik.

Der achtzigjährige Geburtstag Adolf Menzels hat eine Fülle von Aufsätzen über den Meister ergossen. Gute befanden sich darunter neben solchen des handwerksmäßigen Routiniers, dem es nur darauf ankommt, aus irgend welchem Ereigniß möglichst viel Capital zu schlagen. Was in manchen dieser Aufsätze besonders auffallen mußte, war die Behauptung von dem schweren Kampf, den Adolf Menzel in seiner Jünglingszeit um seine künstlerische Anerkennung habe ringen müssen. Dies ist derart unzutreffend, daß es im Interesse Menzels geboten erscheint, den wahren Thatbestand klar zu stellen. Und um so mehr, als für diese haltlose Behauptung als Begründung angeführt wurde, daß in Berlin damals die allem Realismus feindliche Romantik geblüht habe.

Abgesehen von dem völlig unzutreffenden Gegensatze, in dem hier Romantik und Realismus gebracht werden, ist zunächst kräftig die Behauptung zurückzuweisen, daß in Berlin damals die Romantik geblüht habe. An und für sich ist der Berliner so skeptisch, kritisch und satirisch veranlagt, daß ihn der romantische Zauber wenig anzog, und dann auch ist nicht zu vergessen, daß die Saat eines Lessing und Winckelmann gerade hierorts fruchtbaren Boden gefunden hat. Wo man diese beiden Männer verehrte, wo man gelehrte Philologen seit F. A. Wolf bis auf Welcker und Böckh in höchstem Maße schätzte, wo man auf Schinkel schwur, war für die Romantik kein geeigneter Boden. Zumeist kühl und kritisch abwägend hat man ihr in Berlin, der geistigen und künstlerischen Hochburg des Hellenenthums, gegenübergestanden. Als man in Berlin gegen Friedrich Wilhelm IV., den Romantiker auf dem Königsthron revoltirte, revoltirte man zugleich gegen die reaktionäre Romantik. Das classizistische Element giebt dann auch der Berliner Kunst der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ein scharfes Unterscheidungsmerkmal von der romantisch verzückten Düsseldorfer.

Es ist in dieser klaren und kühlen Berliner Atmosphäre Adolf Menzel sehr schnell gelungen, Anerkennung für seine Leistungen zu finden. Gleich die erste Arbeit, mit welcher der damals achtzehnjährige Jüngling auf dem Plan erschien, schlug durch. Sie erregte sofort in allen Kreisen, die sich mit der Pflege der Kunst befaßten, Aufmerksamkeit und warme Theilnahme. Jene erste Arbeit war bekanntlich: „Künstlers Erdenwallen. Komponirt und lithographirt von A. Menzel. Herausgegeben von L. Sachse & Co., Berlin 1834." Noch in demselben Jahre 1834 erschien über diese Arbeit die erste Kritik und mit ihr die erste über Menzel selbst. Sie befindet sich in dem von Kugler herausgegebenen „Museum", einer damals schnell beliebt gewordenen Zeitschrift für bildende Kunst. Der nicht unterzeichnete Artikel über „Künstlers Erdenwallen" verräth den Geist und den Stil Franz Kuglers. „Mit diesem Heft", so heißt es, „welches auf sechs Blättern in Fol. 11 mit der Feder gezeichnete größere Darstellungen enthält, tritt vor dem größeren Publikum, so viel uns bekannt ist, zum ersten Mal ein junger Künstler auf, dessen Talent als ein nicht gewöhnliches zu beachten ist und Bedeutendes für die Zukunft zu versprechen scheint. Eine gemüthliche Auffassung, eine anspruchslose, leis ironische Darstellung, eine gesunde, besonnene Technik ist das zunächst Eigenthümliche der vorliegenden Blätter. Sie stellen die Entwickelung eines Künstlers im Kampf gegen widerstrebende Verhältnisse dar." In den folgenden Ausführungen werden die einzelnen Darstellungen: Keim, Trieb, Zwang, Freiheit, Schule, Selbstkampf, Liebe, Luftschlösser, Wirklichkeit, Ende und Nachruhm, geschildert. „Der Nachruhm", so wird zum Schluß ausgeführt, „enthält die vollständige Scene aus Goethe's „Apotheose des Künstlers", wie sein Bild in der Gemäldegallerie aufgestellt, von Fürst, Kennern und Künstlern bewundert und schwer bezahlt wird. Es fehlt die erste Scene des Goethe'schen Gedichtes, wo der Künstler in dem Genusse der eigenen Begeisterung schwelgt, es fehlt was ungleich höher ist, die Darstellung des Bewußtseins, durch die Kunst, wenn auch im engsten Kreise, erbaulich gewirkt zu haben. Dies Bewußtsein gerade bildet die wahre Kraft zum Widerstande gegen alle Leiden trübseliger Wirklichkeit, wenn auch der Körper unterliegt; es hält den wahrhaften Künstler in allen Drangsalen aufrecht, während nur der hochmüthige Handwerker, der nicht zur Kunst berufen war, erliegen kann; es ist mehr als jener eitle „Nachruhm". Denn für die Bildergallerie malt schwerlich der ächte Künstler; sein Werk soll lebendig ins Leben greifen. Abgesehen also von dem mangelnden oder, wie er vorliegt, unangenehmen Schlusse, gehört das Werk unter die erfreulichsten Erscheinungen der Art, und es ist dem Künstler alle Aufmunterung zu wünschen, damit er auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren und sein schönes und eigenthümliches Talent immer freier ausbilden möge, um so mehr, als er sich, was die Technik der Federzeichnung auf Stein anbetrifft, bereits vollkommen gewandt und ein löbliches Verständniß der Form zeigt. Wir rathen ihm für etwaige künftige Bilderreihen solche in Bezug auf vorhandene Dichtungen zu entnehmen, und möchten ihm unter letzteren etwa den „Peter Schlemihl" von A. von Chamisso (zu dem der Engländer Cruishank zwar bereits Zeichnungen geliefert), vornehmlich aber den „Taugenichts" von J. v. Eichendorff vorschlagen. Die ersten Blätter des vorliegenden Heftes sind, was die darin ausgesprochene Gemüthlichkeit betrifft, vollkommen dem Ton der letzteren unvergleichlichen Novelle entsprechend."

Das war die erste Kritik, die über Menzel erschienen ist. Sie erkannte richtig die Bedeutung des Künstlers, kennzeichnete treffend den Charakter der Darstellung als eine „leis ironische", lobte die „gesunde" und „besonnene" Technik und bemängelte nur, daß „Künstlers Erdenwallen" insofern der versöhnende Schluß fehle, als nicht das Schwelgen des Künstlers in dem Genusse der eigenen Befriedigung und die damit verbundene innige Selbstbeglückung zur Anschauung gebracht sei. Wenn einem achtzehnjährigen Jüngling in einer der bedeutendsten damaligen Kunstzeitschriften von einem Manne wie Franz Kugler in mehreren Spalten eine solche Theilnahme und ein solches Lob gespendet wird, so darf wohl mit einigem Recht behauptet werden, daß sich das Genie in diesem Falle mit überraschender Schnelligkeit Bahn gebrochen hat, und daß sicherlich nicht von einem Kampfe um Anerkennung die Rede sein kann. Und diese Anerkennung blieb nicht vereinzelt, sondern sie steigerte sich von Jahr zu Jahr. Nicht lange dauerte es, so war der junge Menzel in Berlin eine bekannte und geschätzte Persönlichkeit. Den Beweis möge wieder das „Museum" erbringen. Am 24. Januar 1835 feierte der „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen" den Geburtstag Friedrichs des Großen durch ein solennes Mittagsmahl, zu welchem, wie sich das „Museum" durch ein hervorragendes Mitglied des Vereins mittheilen läßt, „unser Menzel", die „sinnige" Tischkarte componirt und auf Stein gezeichnet hatte. Im Jahre 1836 wird im „Museum" wieder in sehr anerkennender Weise wegen der für den Verein auf Stein gezeichneten Tischkarte gedacht — „auf welcher der jetzige Stützpunkt der Gewerbsamkeit von seiner komischen Seite aufgefaßt war, und den sinnreichen Zeichner derselben, Herrn Maler Menzel, nicht verkennen ließ." Die Tischkarte für den Verein vom Jahre 1837 wird gleichfalls als „sinnig" bezeichnet. Sowohl diese, wie jene vom Jahre 1835 wurden im „Museum" bildlich wiedergegeben. So wurde in weiten Kreisen das hervorragende Können und die Eigenart des jungen Meisters gewürdigt und bewundert.

Dann erschien im Jahre 1837 in Nr. 11 und 12 des „Museums" aus der Feder von Franz Kugler ein großer Aufsatz: „Ueber geschichtliche Compositionen", der ausschließlich den „Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte, in 12 Blättern, componirt und lithographirt von A. Menzel, mit erläuterndem Text von Dr. Friedlaender, herausgegeben von L. Sachse & Co. in Berlin," gewidmet war. Menzel war damals 21 Jahre alt. Kugler betont in seiner Kritik, daß er an den Künstler den höchsten Maßstab anlege. Nach eingehender Schilderung der einzelnen Blätter heißt es zum Schluß: „So sehen wir denn in diesen Blättern, die im Allgemeinen das Gepräge einer lebensvoll künstlerischen Schöpfungskraft tragen, in der That bereits einzelne sehr beachtenswerthe Beispiele jener Richtung auf die Gesetze des höheren Styls geschichtlicher Darstellungen, wenngleich das Bewußtsein von der Nothwendigkeit dieses Gesetzes in anderen Fällen noch nicht bestimmt hervortritt, die Momente der Darstellung demselben nicht überall ent-

sprechend ausgewählt sind und die künstlerische Productivität hier noch mehr ihr eigenes Gesetz als das einer höheren Nothwendigkeit anerkannt zu haben scheint. Immer aber bilden diese Blätter eine höchst erfreuliche Erscheinung für die Gegenwart und bezeugen es, neben mannigfachen anderen Leistungen verwandter Art, wie das Bestreben der höheren Kunst gerade jetzt in den Erinnerungen der Geschichte ein bedeutsames Feld der Bearbeitung zu gewinnen im Begriff ist. Möge das Bestreben zu einer glücklichen Vollendung hindurchgeführt werden, und möge Herr Menzel, der in den besprochenen Blättern ein vollgültiges Zeugniß seiner Befähigung abgelegt hat, sein schönes Ziel mit derjenigen Energie verfolgen, welche eben in diesen Zeugnissen bereits dem Beschauer auf eine so bedeutsame Weise entgegentritt.

Wie man gegenüber solcher zutreffenden und im höchsten Maße anerkennenden Kritik behaupten will, daß Menzel schwer mit der romantischen Strömung um seine Anerkennung zu kämpfen gehabt habe, ist völlig unverständlich. Wie Kugler im „Museum", wie die Mitglieder des „Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen", so urtheilen auch andere öffentliche Organe damaliger Zeit gleich ehrenvoll und günstig über den jugendlichen Künstler. Sie alle erkennen in ihm das Genie, das noch zu Großem berufen ist. In der Berliner Gesellschaft kommt man dem kleinen, unscheinbaren, fürchterlich jung aussehenden Maler schon mit größter Hochachtung entgegen. Der kunstsinnige Criminalist Gust. Hitzig, der Vater des bekannten Architekten Geh.-Raths und Präsidenten der Kgl. Akademie der Künste, Friedrich Hitzig, giebt im Jahre 1839 bei Schrag in Nürnberg eine Stereotypausgabe des Chamisso'schen „Peter Schlemihl" heraus, zu der Menzel, den Rath Kugler's befolgend, eine größere Anzahl trefflicher Zeichnungen für den Holzschnitt geliefert hat. Und in demselben Jahre 1839 überträgt Kugler dem Dreiundzwanzigjährigen die Herstellung der Illustrationen zur „Geschichte Friedrichs des Großen", die, 400 an der Zahl, drei Jahre später vollendet wurden und den Ruhm des Künstlers in ganz Deutschland verbreiteten.

Das Alles zeigt zur Genüge, wie gerade Meister Menzel schnell in seiner Größe richtig erkannt worden ist und wie nichts verfehlter erscheinen muß, als ihm in der Jünglingszeit die Rolle eines um Anerkennung ringenden Märtyrers seiner Kunst zuzuweisen. Eine solche durchaus unzutreffende Darstellung schließt einerseits eine Undankbarkeit gegen die damalige Kritik und eine Herabsetzung der Urtheilsfähigkeit des Berliner Publikums jener Tage ein, andererseits ist sie nur geeignet, die geniale Kraft und Urwüchsigkeit, mit der Adolf Menzel gleich von Anfang an auf den Plan trat, herabzusetzen. Will man einen großen Meister nach Gebühr feiern, so geschieht das sicherlich nur, indem man seinen künstlerischen Werdegang sorglich und gewissenhaft darlegt.

Georg Buß.

Notizen.

Noch gerade recht zum Feste erscheint Scheffel's „Trompeter von Säkkingen" mit A. v. Werners Illustrationen in neuer Auflage (Stuttgart, Bonz und Co.). Der zierliche Goldschnitt-Band wird ohne Zweifel unter unzähligen Weihnachtsbäumen prangen. Scheffel hat nichts Frischeres und Liebenswürdigeres geschrieben, Werner keine reizvollere Zeichnungen geschaffen.

Die Jubiläums-Ausgabe von Brockhaus' Konversations-Lexikon ist mit dem eben erschienenen 16. Band würdig des großartigen Werkes zum Abschluß gelangt. Es steht mit seinen 12 Farbendrucken, 73 Tafeln und 22 Karten durchaus auf der Höhe seiner Vorgänger, und auch der Text läßt nirgends ein Nachlassen der Kraft oder eine dem Ende entgegenhastende Behandlung erkennen. Namentlich die Artikel: Vereinigte Staaten und Wien sind gediegne Monographien, die nirgends genaue Kenntniß und Berücksichtigung der actuellen Verhältnisse vermissen lassen. Es ist ein Riesenwerk, das der deutschen Wissenschaft wie der Kunst zur Ehre gereicht und seines Gleichen nicht hat. Wir hoffen, daß diese Erkenntniß sich immer weiter verbreiten und die minderwerthigen Nachahmungen, an denen es nach deutscher Concurrentensitte nicht fehlt, verdrängen wird.

Die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München giebt eine zweite Sammlung von Lenbach's Zeitgenössischen Bildnissen heraus, die ebenso schön zu werden verspricht wie die erste. Nicht nur der Maler ist uns darin interessant, sondern auch die dargestellten Persönlichkeiten: Staatsmänner, Künstler, Künstlerinnen und Damen aus der Gesellschaft. Alle Welt kennt des Meisters Malweise und Auffassung. Er ist ein Charakteristiker, der in der Art Bonnat's gewöhnlich alle Kraft auf die Darstellung des Antlitzes concentrirt und alles Uebrige in Dunkel läßt oder bei bloßen Andeutungen bleibt. Bezeichnend ist das Bildniß Bülow's, dessen Gesicht, Augen und Stirn wundervoll modellirt sind, während der linke Arm wie der eines Krüppels schlapp herunterhängt. Ein Meisterstück ist auch das allerliebste Bildniß seines Töchterleins, das überaus sorgfältig ausgeführt ist. Ein Van Dyk! wird jeder Beschauer ausrufen.

Von unserem verehrten Mitarbeiter Prof. Ludwig Büchner sind soeben Neuauflagen zweier seiner beliebtesten Schriften bei Th. Thomas in Leipzig erschienen. „Licht und Leben", 2. Auflage und „Aus dem Geistesleben der Thiere", 4. Auflage. Während das letztere Buch jedem Thierfreund eine anziehende Lectüre und einen wahren geistigen Genuß bietet, werden in den drei Vorträgen wichtige Beiträge zur Theorie der natürlichen Weltordnung behandelt: Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und deren ewigem Kreislauf: die Natur der Sonne und ihr Verhältniß zur Erde und die Frage des einstigen Weltunterganges.

Italienische Eindrücke. Von Otto Kaemmel. (Leipzig, Wilh. Grunow.) Zu den vielen überflüssigen Büchern über Italien, die alljährlich erscheinen, gehört das vorliegende Bändchen keineswegs. Namentlich die ersten Capitel, die sich mit dem italienischen Volkscharakter und Volksleben beschäftigen, enthalten manches Neue. Der Verfasser hat die richtige Beobachtung gemacht, daß unser Urtheil über Italien und die Italiener nicht mehr so günstig ist, wie vor etwa 30 Jahren, weil wir von der irrigen Voraussetzung ausgehen, den Italienern sei ihre Einheit ohne besondere Anstrengung vom Schicksal bescheert worden. Der Verfasser bekämpft dieses Vorurtheil, indem er auf die vielen Blutzeugen des „martirologgio" und den Umstand hinweist, daß der nationale Drang keinen Großstaat, wie es Deutschland in Preußen besaß, zur Verfügung hatte. So sind denn die Italiener in der That trotz aller Niederlagen zu ihrer Einheit gekommen, weil das ganze Volk sie wollte. Wie lange hat es dagegen bei uns gedauert, bis der deutsche Beruf Preußens und die Ziele seines großen Staatsmannes auch von den Gebildeten erkannt wurden!

Ein praktisches Kleines Handwörterbuch der deutschen Sprache ist das eben in 4. Auflage erscheinende von Friedrich Mann (Langensalza, Beyer & Söhne). Es enthält in kürzester Form das Wissenswerthe und Nothwendige unseres Wortschatzes mit Erklärungen, sowie unter Angabe der Abstammungen und Abwandlungen. Die Beiziehung der gebräuchlichsten Fremdwörter macht das fleißige Werk noch besonders nützlich.

Neuere deutsche Lyrik. Ausgewählt von Carl Busse. (Halle Otto Hendel.) Ein wirklicher Dichter hat diese feinsinnige Auswahl aus unserer lyrischen Production seit etwa fünfzig Jahren getroffen. Nicht ohne tendenziöse Absicht, denn er stellt den todten Größen wie Geibel, Mörike, Keller, Storm, sowie den noch lebenden „alten Herren" Fontane, Heyse, J. G. Fischer, Meyer, Jensen, Fitger eine überstattliche Zahl jüngerer und jüngster Sänger gegenüber. Es ist natürlich nicht seine Schuld, wenn die Wagschale der Letzteren in die Luft fliegt. Den „lyrischen Schauer", den uns manche Gedichte von Storm, Meyer u. s. w. empfinden lassen, haben wir bei den Neueren eigentlich nur einmal gefühlt, nämlich in dem wundervollen Gedicht von Isolde Kurz: Die erste Nacht. Auch kann man über den ästhetischen Standpunkt des Verfassers streiten, denn er läßt eigentlich nur das reine Lied, das sich zumal „mit dem naiven Fühlen der Volksseele berührt", gelten. So geistreich daher auch seine literar-historische Einleitung ist, so erregt die Verwerfung aller rhetorischen Elemente in der Dichtung als unpoetisch mancherlei Bedenken, denn weder Schiller noch Platen oder die meisten der obengenannten „alten Herren" bestehen diese Feuerprobe. Sonst sind Busse's Urtheile fein abgewogen und treffen in vielen Fällen den Nagel auf den Kopf. Vortrefflich ist, was er über Heine, Heyse, Anastasius Grün sagt. Daß er Gilm, Herwegh, Keller, Hamerling als Lyriker unterschätzt, hängt eben mit seinem Standpunkt zusammen. Dafür werden Schönaich-Carolath und einige Jüngere überschätzt. Ein sublimes Gedicht wie Hamerling's: „Auf hohen Bergen liegt ein tiefer Schnee" oder Kellers ergreifendes: „Augen, meine lieben Feusterlein" wird man bei ihnen vergeblich suchen.

Sie lebt. Ein Frauenschicksal von Marie Silling. (Leipzig F. A. Berger.) Eine Auffrischung des nachgerade überlästig gewordenen deutschen Gouvernanten-Romans, der durch die gewählte Briefform noch langweiliger wird. Die unschöne, unsinnliche, sittenstrenge und biedere Johanna, die sich doch heimlich in Liebe verzehrt, mag höchstens unsere Leihbibliotheken-Leserinnen fesseln. Nur zweierlei hat uns gefallen: wie eine biedere Erzieherin griesgrämig das Pariser Leben betrachtet und die Schilderung des englischen Pensionslebens.

Eine neue und sehr gute Uebersetzung von Thomas Carlyle's berühmtem Buch: „Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte" hat Fr. Bremer mit erklärenden Anmerkungen bei Otto Wigand in Leipzig soeben erscheinen lassen. Das populärste Werk des großen Schotten kommt rechtzeitig zu dessen hundertjährigem Jubiläum und wird auch den zahlreichen deutschen Fremden Carlyle's willkommen sein.

Von dem groß angelegten Werk: Peru von E. W. Middendorf (Berlin, Robert Oppenheim), dessen erstem Bande wir nur Gutes nachrühmen konnten, ist nun auch der zweite Band erschienen. Dreißigjährige Beobachtungen und Studien liegen dem Werke zu Grunde, und gerade dieser zweite Theil wird uns durch die reiche archäologische Ausbeute interessant. Die der Entdeckung durch die Europäer vorausge-

gangene Cultur erfährt oft eine ganz neue Beleuchtung. Wir lernen die gewaltigen Inkabauten aus Wort und Bild kennen, die Ueberreste alter indianischer Bauwerke, den Sonnentempel bei Mase ꝛc., eine untergegangene hohe Culturwelt, die in ihrer Größe allein schon die Ehrfurcht der Conquistadoren hätte wecken müssen. Wir empfehlen das schöne Werk allen Kennern des unglücklichen Landes, aber auch allen Freunden geographischer und culturhistorischer Forschung.

Ein eigenartiger Einfall liegt dem in der Deutschen Verlags-Anstalt erschienenen Buche: „Aus Fortunio's Erinnerungen" von Emilie Erhardt zu Grunde. Es sind die Memoiren eines Hengstes, natürlich edelster Art, von ihm selbst erzählt und sozusagen wissenschaftlich belegt. Wenigstens sind die angeführten Daten und sonstige Angaben über die Abstammung Fortunio's, wie versichert wird, nach besonderer Genehmigung dem großherzoglich Oldenburgischen Gestütsbuch entnommen, wie auch die Illustrationen nach Gemälden der Oldenburgischen Gallerie copirt werden durften! Das Buch wird in Sports- und Militärkreisen gewiß gute Aufnahme finden. Die Verlags-Anstalt giebt gleichzeitig einen neuen Roman von Sophie Junghaus heraus: „Geschieden" Die großen Erwartungen, die das auftretende Talent der Verfasserin seiner Zeit erweckten, haben sich leider nicht erfüllt, denn sie hat sich, wie so viele Mitstrebende, wohl mehr der Noth gehorchend, als dem eigenen Triebe, den Familienblättern mehr und mehr und deren kunstfeindlichen Anforderungen angepaßt. Um so eher begrüßen wir als ein Zeichen erwachender Selbstkritik den vorliegenden Roman. Hier zeigt sich die starke, fast männliche Begabung der Verfasserin wieder im schönsten Lichte. Es ist eine psychologische Studie und behandelt das Verhältniß einer geschiedenen Frau zu ihrem Sohne. Um ihre leichtsinnige Eheschließung mit einem ihrer unwürdigen Menschen zu büßen, verläßt sie das eheliche Heim, sobald sie die Erziehung ihrer Kinder vollendet hat, doch der Sohn geleitet die Allverehrte wieder an den häuslichen Herd zurück. Gut entworfene Natur- und Sittenbilder aus der Provinz, von Berlin und aus Italien beleben die Darstellung des seelischen Conflicts. Unter den Uebersetzungen der Verlags-Anstalt heben wir als besonders empfehlenswerth den fein-poetischen Roman: „Madame Chrysanthème" von Pierre Loti hervor. Es ist die rührende Geschichte einer japanischen Heirat auf Zeit mit wunderschönen Cultur- und Naturbildern, offenbar ganz echt, ohne europäische Empfindsamkeit, mit einem zarten Hauch Ironie. Und endlich als pièce de résistance der Verlags-Anstalt für Weihnachten der neue Roman von Georg Ebers: „Im blauen Hecht." Zwar wieder ein historischer Roman, aber der Verfasser vermeidet es dies Mal, das Hauptgewicht auf die culturgeschichtliche Schilderung zu legen. Dadurch wird der Eindruck einer Maskerade vermieden, obgleich die Handlung ganz gut in der Gegenwart spielen könnte. Es ist ein etwas sentimentaler Roman der platonischen Liebe und Treue bis zum Tode, den ein Weib aus dem fahrenden Volke mit einem Nürnberger Patrizier durchlebt und durchleidet. Die Figur der Heldin ist eine gute Seelenstudie, und nicht ohne inneren Antheil folgt man dem traurigen Schicksale dieser wilden Toggenburgerin bis zu ihrem elenden Tode. Daß die Composition des Ganzen und namentlich die Zeichnung der zahlreichen Nebenfiguren den gewandten Erzähler verräth, ist bei Ebers selbstverständlich.

„Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei." Von Max Hersdörffer (Berlin, Rob. Oppenheim.) Den zahlreichen Liebhabern der Blumenpflege im Hause wird hier ein Werk geboten, das ihnen nach seiner Vollendung — es liegt uns erst die erste Lieferung vor — ohne Zweifel gute Dienste leisten wird. Ein bewährter Fachmann giebt hier dem Blumenfreunde eine klare und praktische Anleitung zur Ausübung seiner Liebhaberei. Zahlreiche Abbildungen erläutern den anregenden Text. Derselbe Verfasser läßt im gleichen Verlage noch ein verwandtes Buch erscheinen: „Unter Blumen", gewissermaßen ein Jahrbuch der Botanik, welches Wachsen und Blühen der Blumen monatweise darstellt. Gleichzeitig werden auch die Obliegenheiten des züchtenden und pflegenden Gärtners nach der Jahreszeit aufgezählt, wobei es nicht an werthvollen Winken und Anweisungen fehlt.

Alwin Schultz, „Kunstgeschichte" (Berlin, Grote) ist im rüstigen Fortgang begriffen, und allem Anschein nach werden wir hier nach seiner Vollendung ein Werk erhalten, das die Erbschaft des alten Lübke antreten kann. Jedenfalls ist es ihm an genauer Kenntniß des Stoffes ebenso sehr überlegen, wie in Bezug auf klare Gliederung und gefällige Darstellung. In gleicher Weise auf der Höhe unserer gegenwärtigen Kunstwissenschaft steht die Auswahl der illustrativen Erläuterung. Die Farbendrucke und Holzschnitte geben alle die neusten und besten Aufnahmen wieder, und es ist nur erstaunlich, wieviel bisher fast unbekanntes oder schwer zugängliches Anschauungsmaterial hier vereinigt worden ist.

„Die Vogesen in Wort und Bild." Von August Trinius. (Karlsruhe, Otto Nemnich.) Wir wüßten nicht leicht ein schöneres Weihnachtsbuch für reiselustige Leser. Der treffliche Schilderer Thüringens bietet uns hier ein liebenswürdiges Wanderbuch aus dem Elsaß und erschließt damit ein neues Reisegebiet. Unter seiner Anleitung und geschichtskundigen Belehrung durchwandeln wir die grünen Thäler jenseits des Rheins vom Wasgau bis zur Schweizer Grenze, ein herrliches Land voll lieblicher und romantischer Gegenden: reiche Städte und blühende Dörfer, schöngezeichnete Berge und malerische Ruinen. Möge die begeisterte Schilderung, die von guten Bildern nach Original-Aufnahmen begleitet wird, recht viele zu einem Besuche des wiedergewonnenen altdeutschen Gaues anregen. Die noch begreifliche Zurückhaltung der Bewohner wird immer mehr der Erkenntniß weichen, daß wir zusammen gehören und uns im Grunde auch ganz vortrefflich verstehen

Tante Eulalias Romfahrt. Von Max Zimmermann. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Im Grunde nicht mehr als eine Buchholziade, aber hoch steht die überbelesene, bildungssüchtige und dabei seelengute ostpreußische Tante über der unausstehlichen Buchholzen mit ihrer Höckerinnenart. Die harmlosen Abenteuer der beiden späten Mädchen in der Papststadt sind gut ersunden und gut erzählt: ihre sprachlichen und anderen Mißverständnisse, ihr Erlebnis auf dem Künstlerfest, ihr Besuch im Vatican, und wie schließlich Amor sich in die Sache mischt und zwei deutsche Herzen ewig bindet. Es liegt ein feiner Reiz über all diesen scherzhaften Schilderungen, und wahres Gemüth bricht da und dort durch. Der Verfasser, seines Zeichens Kunstgelehrter, verleugnet auch nirgends seine tiefen Kenntnisse, und wer zwischen den munteren Zeilen zu lesen versteht, wird die feine Satire mancher Ausführungen nicht verkennen und aus dem Unterhaltungsbuch auch wahre Belehrung schöpfen.

Handbuch der Kunstgeschichte. Von Anton Springer. (Leipzig, E. A. Seemann.) Wenn die Zeichen nicht trügen, so scheint es mit der populären Herrschaft von Lübke's allbekannten Kunsthandbuche zu Ende zu gehen, und das ist eigentlich gar nicht verwunderlich, denn es ist schon darum in jeder Beziehung veraltet, weil der Verfasser trotz aller Neuauflagen die Ergebnisse neuerer Forschungen immer weniger berücksichtigte und dem Geiste der Zeit sich immer mehr entfremdete. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Seemann'schen Verlages, das bisherige Textbuch zu seinen kunsthistorischen Bilderbogen zu einem selbstständigen Handbuch der Kunstgeschichte zu erweitern." Der verstorbene Leipziger Professor Springer hatte jenen nothgedrungenen knappen Text in mustergültiger Weise verfaßt und auch noch an die Neubearbeitung seines Werkes Hand gelegt. Der Verleger aber fügte die bisher gesondert erschienenen Abbildungen des Nachschlagebuches dem neuen Handbuche ein, gab diesem selbst ein großes Format und übertrug die durch neuere Forschungen nothwendig gewordenen Ergänzungen Adolf Michaelis'. Wie der Text sich von dem manchmal obsolethen Geschwätz Lübke's freihält, so erscheinen auch in dem eben ausgegebenen zweiten Bande, der dem Mittelalter gewidmet ist, die Holzschnitte durchweg erneuert und durch werthvolle Autotypien nach Originalphotographien ergänzt. Von besonderer Schönheit sind namentlich die Tafeln in Farbendruck. Hoffentlich tritt mit dem bald erscheinenden Schlußband das Springer'sche Werk Lübke's Erbschaft in vollem Umfang an.

Allers' patriotisches Bilderwerk: Unser Bismarck (Union Deutsche Verlags-Gesellschaft, Stuttgart) ist nunmehr mit der 14. Lieferung zum Abschluß gekommen. Auch hier steht Allers' bewährte Zeichnerkunst durchweg auf ihrer Höhe in der Fähigkeit, realistische Bildnisse mit flinkem Stift hinzuwerfen. Er trifft Bismarck und seine Leute, und bietet eine reiche Auswahl von immer charakteristischen Bismarckköpfen, die zwar die Größe der Auffassung vermissen lassen, aber die Wirklichkeit in ihrer vollen Intimität festhalten. Auch der Text ist mehr als eine bloße Beigabe zu den Illustrationen, bringt viel Unbekanntes und sucht gleichfalls, wie der Zeichner, die kleinen, rein menschlichen Züge des Helden festzuhalten. Das Prachtwerk wird von selbst seinen Weg machen!

„Im Frühlingssturm, Erträumtes und Erlebtes." Von Hans Benzmann. In diesem Erstlingswerk offenbart sich Benzmann als ein aufstrebendes Talent. Ueberall pulsirt in seinen stimmungsvollen Liebesgedichten frisches Leben und naives Empfinden. Mit demselben glücklichen Erfolg hat sich auch Benzmann an soeiale und philosophische Probleme begeben. Er verräth hier ein tiefes Verständniß und warmes Mitgefühl für die Leiden des Proletariats, zu dessen Kämpfern — irren wir nicht — sich der Dichter zählt. In seinen Dichtungen „Jesus" und „Zaratustra" behandelt er dieses Thema, soweit es überhaupt im Rahmen der lyrischen Dichtung in anschaulicher Sprache entwickelt werden kann. Daß er auch das rein psychologische Moment, das die Handlungen der Menschen leitet, nicht außer Acht lassen würde, beweist er durch zahlreiche Gedichte, in welchen er seelische Vorgänge packend zu schildern versteht. Was die Form anbelangt, so sei besonders hervorgehoben, daß Benzmann bereits in seinem Erstlingswerk große Gewandtheit zeigt. Das rhythmische, oft musikalisch abgestimmte Versmaß seiner Liebesgedichte wechselt mit der schwungvollen, wuchtigen Sprache der Streckverse seiner Gedichte der zweiten Periode. Die freie, oft keck übermüthige Behandlung des Stabreims läßt auf ein eigenartiges, sich an keinen herkömmlichen Formalismus bindendes, neuschaffendes Talent schließen. J. G.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.
Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Weihnachts-Novitäten!

Hinstorff's Verlag, Wismar.

Soeben erschienen:

Aus

Fritz Reuter's
jungen und alten Tagen.

Von

Dr. K. Th. Gaedertz.

Mit 40 Bildertafeln (Portraits, Ansichten, Skizzen) und einem Selbstportrait Fritz Reuter's.

Preis geh. 3 Mk. Eleg. geb. 4 Mk.

Wahrheit und Dichtung
in
Fritz Reuter's Werken.
Urbilder beliebter Reuter-Gestalten
von
Gustav Raatz.

Mit zahlreichen Portraits, Ansichten und Skizzen, zum Theil von Fritz Reuter's Hand.

Preis geh. 3 Mk. Eleg. geb. 4 Mk.

Die Apostelfürsten.
Historischer Roman aus der Zeit der letzten Kämpfe des Christenthums gegen die heidnischen Wenden in den Elbniederungen Mecklenburgs und Holsteins
von
Henning van Horst.
Preis geh. 4 Mk. Eleg. geb. 5 Mk.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Hinstorff'sche Hofbuchhandl. Verlagsconto
in Wismar.

Passendstes Weihnachtsgeschenk für Akademiker:

Der deutsche Student
am Ende des 19. Jahrhunderts
von
Prof. Dr. **Theob. Ziegler.**
5. Auflage.
Fein kart. M. 3.50.

G. J. Göschen in Stuttgart.

Soeben erschien:

Zimmermann, Tante Eulalias Romfahrt.

17 Bogen 8° —
mit bildlichem Schmuck von **Kunz Meyer,**
in hochelegantem farb. Umschlag, geh. Preis M. 3.—.

Das Buch, in welchem der als Kunsthistoriker bekannte Verfasser sich als feinsinniger Erzähler zeigt, behandelt mit liebenswürdigem Humor und feiner Satire die ergötzlichen Erlebnisse einer enthusiastischen deutschen Kleinstädterin und ihrer Gefährtin in der Ewigen Stadt.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Richard Nordhausen.

Sonnenwende. Eine epische Dichtung aus dem Jahre 1890. Preis elegant gebunden Mark 5.—.

Vestigia Leonis. Eine Erzählung aus den Tagen Heinrichs des Löwen. **Vierte** Auflage. Preis elegant gebunden Mark 5.—.

Joß Fritz der Landstreicher. Dritte Auflage. Preis eleg. geb. Mark 4.50.

2 Auszüge aus etwa 200 lobenden Preßstimmen:

Hamburger Nachrichten. „Nordhausen ist ein Dichter von Gottes Gnaden. Vestigia leonis, dies Zeichen trägt auch sein Werk, das dem Bedeutendsten zugezählt werden muß, was die letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der epischen Dichtung hervorgebracht haben. Ein unsagbarer Zauber ruht auf dem Epos."

Blätter für litter. Unterhaltung. „Wir sind versucht, ihn den einzigen Ependichter der Gegenwart zu nennen. Man thut ihm einfach unrecht, wenn man viele Worte daran verschwendet, um zu beweisen, daß sein Epos turmhoch über den Epen unserer berühmten Ependichter Julius Wolff u. a. steht."

Diese vornehmen Festgeschenke für das deutsche Haus

sind in jeder größeren Buchhandlung zu haben, wo einmal nicht der Fall, gegen Einsendung des Betrages direkt vom Verlage

Carl Jacobsen, Leipzig.

Als **vorzügliches Weihnachts-Geschenk** empfohlen:

Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk.

Von **Dr. W. Martens.**

Mit Abbildungen. Preis in hocheleg. Reliefband M. 10.—.

Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte giebt das Werk eine gedrängte wissenschaftlich zuverlässige Kenntnis der wichtigsten geschichtlichen Begebenheiten und dient namentlich auch dem Verständnis ihres inneren Zusammenhanges. Die Erzählung ist bis auf die jüngste Vergangenheit (das Jahr 1895) fortgeführt.

Hannover. Verlag von **Manz & Lange.**

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Peter Rosegger:

„Der Waldvogel."

Neue Geschichten aus Berg und Thal.

Mit einem Titelbilde von A. Mailick.

Brosch. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Mit jedem neuen Buche wächst die Zahl der Verehrer des Gottbegnadeten Waldpoeten. Auch dieses Buch wird wie das im vorigen Jahre zu gleichem Preise erschienene

„Als ich jung noch war,"

Neue Geschichten aus der Waldheimath.

Zweite Auflage,

ihm neue Freunde gewinnen.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Der Alchymist

Zweiter Theil der Dichtung „Laskaris"
von
Arthur Pfungst.
Zweite durchgesehene Auflage
broschiert M. 2.—; eleg. geb. M. 3.—.

In dem gleichen Verlage erschien früher:

Laskari's Jugend

Erster Theil der Dichtung „Laskaris"
von
Arthur Pfungst.
Zweite durchgesehene Auflage
broschiert M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

☞ Obiges Werk, welches von der maßgebenden Presse als eine der hervorragendsten Dichtungen des letzten Jahrzehnts bezeichnet worden ist, ist für Weihnachtsgeschenke sehr geeignet.

Richard Taendler, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 10, Friedrich-Wilhelm-Straße 12.

Das schönste litterarische Weihnachts-Geschenk ist das soeben erschienene:

Das Litterarische Berlin.

Illustrirtes Handbuch der Presse in der Reichshauptstadt.
Herausgegeben von **Gustav Dahms.**
Enthält circa 400 Porträts von Berliner Schriftstellern und Journalisten.
☞ **Elegant gebunden Mk. 3,—.** ☜
Ein großes Lichtdruckbild mit ca. 100 Porträts aus Berliner Litterarischen Kreisen ist dem Kapitel „Presseball" von Ludwig Pietsch beigegeben.
Das „Litterarische Berlin" ist in jeder Buchhandlung für Mk. 3,— (elegant gebunden) vorräthig, sowie auch bei
Richard Taendler, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 10, Friedrich-Wilhelm-Straße 12.

Als Weihnachtsgeschenk empfohlen!

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.
☞ Fünfte Auflage. ☜
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung.) — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Benjamin Vetter,
† Professor an der techn. Hochschule Dresden,

Die moderne Weltanschauung und der Mensch.

Zweite Auflage.

Preis brosch. 2 M. 50 Pf., eleg. geb. 3 M.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien vollständig:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Hermann Hettner.
In drei Theilen. gr. 8. **Preis geh. 55 Mark, in 6 Bände geb. Preis 68 Mark 50 Pf.**

Soeben erschien bei **Fr. Aug. Eupel, Sondershausen:**

Die Gefahren d. Konstitutionalismus und ihre Gegenmittel.

Von
Dr. Karl Walcker,
Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
Preis 1 Mk.

Der Verfasser wird in **W. Roscher's** Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und geistreich" bezeichnet.

Alfr. Stößel: **„Freunde".**
Roman in 1 Bd. M. 4.50, geb. M. 5.50.
Alfr. Stößel: **„Brandung".**
Novelle. 2 M.
2 aufs glänzendste besprochene und hochmodern ausgestattete Erscheinungen, die sich vorzüglich zu **Weihnachtsgeschenken** eignen.
Rob. Friese, Sep.-Cto., Leipzig.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Hierzu eine Beilage: **Stelter & Co. in Köln a. Rh.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 52. Berlin, den 28. December 1895. Band XLVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Ende der türkischen Herrschaft. Von Paul Dehn. — Die Weltstellung des deutschen Volkes. Von Karl Walcker (Leipzig). (Schluß.) — **Literatur und Kunst.** Gegen unsere Jugendschriften. Von H. Wolgast. — Welche Bedeutung hat der Titel für das Werk? Von Eugen Isolani (Dresden). — **Feuilleton.** Der Typhus. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Das Ministerium des Aeußerlichen. Von Caliban. — Berolina. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Das Ende der türkischen Herrschaft.

Von Paul Dehn.

Wenn es nach den Wünschen und Interessen der Mächte ginge, dann stünde die friedliche Beilegung der türkischen Frage außer Zweifel. Allein die Mächte können mit ihren Noten und Kriegsschiffen diese Beilegung nicht unter allen Umständen erzwingen, sie hängt wesentlich ab von der inneren Weiterentwicklung des türkischen Reiches, insbesondere von dem Fortbestande der Centralgewalt in Constantinopel. Diese Centralgewalt ist schon seit Jahrzehnten in jeder Hinsicht schwächlich, und ihr Zusammenbruch scheint in nächste Nähe gerückt zu sein angesichts der wachsenden mehr oder minder begründeten Unzufriedenheit der christlichen Bevölkerung.

Das heutige türkische Reich zählt abgesehen von Tripolis in Europa 5,6 Millionen, in Asien etwa 16 Millionen, insgesammt also noch nicht 22 Millionen Angehörige. Davon sind annähernd 13,5 Millionen Mohammedaner, 2,5 Millionen Armenier, 4 Millionen Griechen und 1,2 Millionen Albanesen. Es befindet sich demnach die christliche Bevölkerung in der Minderheit. Indessen ist diese Minderheit sozusagen nur eine quantitative. Wirthschaftlich sind die christlichen Elemente immer mehr emporgekommen, sie überwiegen in den größeren Städten und Hafenplätzen, sie sind nicht nur geschäftlich, sondern auch cultuell und politisch die Stärkeren, Vorgeschritteneren, Intelligenteren. Wäre diese Minderheit einig und nicht zersplittert, wäre wenigstens eine der christlichen Nationen kräftig und fähig genug, um ein neues Reich zu bilden, so würde die türkische Herrschaft längst ein Ende genommen haben. Denn in diesen christlichen und nicht mehr in den mohammedanischen Elementen sind die Culturträger der Bevölkerung des türkischen Reiches zu suchen, während die Mohammedaner wirthschaftlich zurückgegangen, vielfach sogar gänzlich verarmt und als die schwächeren, minder intelligenten, zumeist sogar apathischen Bevölkerungstheile zu betrachten sind. Wenn sich die christlichen Nationalitäten gegen die türkische Herrschaft auflehnen, wenn ihre centrifugalen Bestrebungen von Außen her bei mächtigen Cointeressenten Rückhalt finden, so sind zwar dabei antitürkische Strömungen maßgebend, doch lassen sich auch sachliche Gründe dafür anführen.

Kopflos ist die türkische Regierung, thatenlos die türkische Verwaltung. Wenn in Constantinopel noch ein türkischer Sultan befiehlt, so hat er sein Dasein wesentlich der Uneinigkeit der christlichen Bevölkerung, dem Friedensbedürfniß Europas und der Eifersucht der Mächte zu verdanken. Eine Theilung des türkischen Reiches würde voraussichtlich unlösbare Interessengegensätze und kriegerische Verwicklungen zur Folge haben, und so wird von den Mächten der Proceß des unaufhaltsamen Niederganges der türkischen Herrschaft bis zu ihrem unvermeidlichen Zusammenbruch so lange als möglich aufgehalten. Würden die Mächte in diesem ihrem Bestreben unterstützt durch eine thatkräftige und zielbewußte Regierung mit einem umsichtigen und entschlossenen Sultan an der Spitze, so könnte das türkische Reich trotz seiner Schwäche noch ziemlich lange zusammengehalten werden. Allein diese Unterstützung fehlt. Abdul Aziz, der frühere Sultan, war ein verschwenderischer und gewissenloser Fürst, der die financielle Zerrüttung der Türkei verschuldet und zu ihrem politischen Niedergang wesentlich beigetragen hat. Sein Nachfolger, der jetzige Sultan Abdul Hamid, ist ein wohlwollender, gewissenhafter, besorgter und fleißiger Herr, dabei argwöhnisch, ängstlich und eigenwillig, Alles in Allem ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant. Unter seiner Regierung ist die Leitung der Staatsgeschäfte von der Pforte, d. h. von dem Ministerium, in das Palais, d. h. in die Hände von Hofbeamten übergegangen. Für den Herrscher eines so großen Reiches ist es zwar ein Ding der Unmöglichkeit, daß er zu seinen hohen Aufgaben noch die Erledigung aller Verwaltungsangelegenheiten übernimmt, gleichwohl sucht der Sultan in Bethätigung seiner Selbstherrlichkeit das Unmögliche möglich machen zu können, und so ist es gekommen, daß er sich nicht nur eingehend mit den wichtigsten Fragen, sondern auch mit den kleinlichsten Dingen, etwa gelegentlich mit der Ausarbeitung eines Reglements für die Tingeltangel von Pera, beschäftigte. Die Schwächen des Sultans konnten schließlich den christlichen Nationen in der Türkei nicht verborgen bleiben, und als sie sahen, daß die Centralgewalt sich immer mehr und mehr verlor, als die Willkür der türkischen Beamten immer unerträglicher wurde, da griffen sie zu stärkeren Mitteln, um ihre Beschwerden und Interessen zur Geltung zu bringen.

An ernstliche Reformen im türkischen Reiche ist nach den bisherigen Erfahrungen, wie für jeden Kenner der Verhältnisse feststeht, nicht zu denken. Des Sultans nächste Vertrauensmänner im Palais, ja viele Minister auf der Pforte lassen sich lediglich von persönlichen Interessen leiten und in allen Verwaltungszweigen herrscht die Corruption des Bak-

schisch, nicht nur bei den unteren Organen, sondern auch bis zu den obersten Spitzen hinauf. Nachdem die Türkei im Jahre 1875 ihre Zahlungen eingestellt hatte, wurde sie im Jahre 1881 genöthigt, mit ihren englisch-französischen Großgläubigern einen Ausgleich abzuschließen, und seither liegt die Verwaltung der wichtigsten und einträglichsten Steuern in den Händen der fremden Gläubiger, des sog. Administrationsrathes der Bondholders. Diese eigenthümliche Privatbehörde ist annähernd nach ägyptischem Vorbilde unter Zustimmung der Mächte in Constantinopel eingesetzt worden und hat natürlich dazu beigetragen, die Autorität der türkischen Regierung vollends zu untergraben.

In seinem merkwürdigen Schreiben von Mitte November an den englischen Ministerpräsidenten Lord Salisbury hat sich Sultan Abdul Hamid mit seinem Ehrenwort verpflichtet, Reformen durchzuführen. Besitzt er aber dazu auch noch die Macht? Muß er nicht fürchten, den Widerstand der mohammedanischen Geistlichkeit und die Unzufriedenheit der mohammedanischen Bevölkerung, die seine festesten Stützen sind, hervorzurufen? In jedem Falle wäre es ein sehr gefährliches Experiment, wollte man eine Forderung der sog. jungtürkischen Partei erfüllen und auf die Berufung eines türkischen Parlaments drängen, wie es bereits kurze Zeit bestand. Zunächst ist die jungtürkische Partei außerordentlich klein inmitten der im Großen und Ganzen apathischen Bevölkerung, sie muß als eine ziemlich unreife Studentenpartei bezeichnet werden, sie ist ohne inneren Halt, ohne religiöse Grundlage, dabei von unklaren, nihilistischen Gedanken erfüllt. Das Aufkommen dieser Partei würde den raschen Sturz des türkischen Regiments zur Folge haben. Und wenn die nächste Forderung dieser Partei, die Berufung eines Parlaments für das türkische Reich, in Erfüllung ginge, so würden die Gegensätze in der Bevölkerung, die jetzt noch vielfach schlummern, zum allgemeinen Bewußtsein, zum öffentlichen Ausdruck und zuletzt zum scharfen Ausbruche kommen und ebenfalls den Fortbestand des türkischen Regiments auf das Aeußerste gefährden.

Was die Mächte anstreben müssen und offenbar im Auge haben, ist einzig und allein die Aufrechterhaltung der bestehenden Zustände in der Türkei. Vielfach sind sie krank, faul, ja unhaltbar. In bedenkliche Nähe rückt, was nur noch eine Frage der Zeit ist, der Zusammenbruch der osmanischen Herrschaft. Keine Macht ist mehr im Stande, sie so zu reformiren und zu reorganisiren, daß sie längere Dauer verspricht. Der Mohammedanismus ist nicht mehr fähig, die christliche Bevölkerung im Zaume zu halten. Nur wenn er von Außen her darin unterstützt wird, vermag er seine gegenwärtige Stellung noch eine Zeit lang zu behaupten. Im Interesse des europäischen Friedens muß ihm diese Unterstützung zu Theil werden, und sie wird ihm nicht fehlen, so lange die Mächte, eine jede aus anderen Gründen, einig sind über die Aufrechterhaltung des status quo. Das ist das nächste Ziel der gegenwärtigen europäischen Politik, ein erreichbares Ziel, wenn auch bei Weitem nicht das letzte. Man lebt von der Hand in den Mund, der europäische Friede sowohl wie die türkische Herrschaft, man freut sich jedes gewonnenen Jahres und überläßt gerne späteren Zeiten die endgiltige Lösung des schwierigsten Problems europäischer Politik.

Die Weltstellung des deutschen Volkes.

Von Karl Walcker (Leipzig).

(Schluß.)

Die häufig empfohlene deutsche Eroberung Kleinasiens wäre an und für sich sehr schön. Ihre Möglichkeit ist aber recht fraglich. Im Oktober 1895 richtete der Alldeutsche Verband an den Reichskanzler die Bitte, gewisse Punkte in China zu annektiren. Es wäre diplomatischer gewesen, die Sache geheim zu betreiben, und auch hervorragende Nichtmitglieder heranzuziehen.

Im Falle eines französischen Friedensbruches könnte das Deutsche Reich sich sehr viele in Afrika und in anderen Erdtheilen belegene Colonien Frankreichs abtreten lassen. Es ist ferner möglich, ja wahrscheinlich, daß die Deutschen allmählich durch Käufe und Eroberungen viele afrikanische Besitzungen der Portugiesen, Spanier, Engländer und des Kongostaates an sich bringen werden. Sogar den Franzosen und den Russen wäre ein deutscher Besitz Aegyptens weniger unerwünscht, als der englische, und den tüchtigen Boern sind die Engländer verhaßt, die nahe verwandten Deutschen sympathisch. Die deutschen, in Südwestafrika, vielleicht auch anderswo anzulegenden Ackerbaucolonien werden sich natürlich dereinst vom Mutterlande ablösen; ähnlich wie England Australien nicht auf die Dauer behaupten kann.

In den Vereinigten Staaten kommt es noch immer vor, daß Deutsche sich zu yankeesiren versuchen; die Stellung des deutschen Elements hat sich aber seit 1866 und 1870/71 gebessert. Die deutsche Theologie, Jurisprudenz, Nationalökonomie, Geschichtschreibung ꝛc. steht hoch über der englischen und amerikanischen. Die englische Industrie wird von der deutschen in England selbst bedroht, geschlagen. Die Iron Trade-Association schickte z. B. Commissare nach dem Festlande. Der 1895 erschienene Bericht derselben machte Sensation. Er wies nämlich die Ueberlegenheit der deutschen und belgischen Eisen- und Stahlwerke über die englischen nach; und er constatirte, daß die technische Erziehung in Deutschland viel höher steht, als in England und in Amerika. Anglo-amerikanische Professoren, Lehrer, Geschäftsleute brauchen die Kenntniß der deutschen Sprache. Es ist möglich, daß die Erlernung derselben eine aristokratische Modesache wird; ähnlich wie die meisten Iren die englische, die meisten Bretagner die französische Sprache angenommen haben. Die deutschen Bauern sind ferner kräftiger, als die anglo-amerikanischen, sie verderben sich nicht nach Art der Yankees die Zähne und den Magen. Die lutherische Kirche und der katholische Sankt Raphaels-Verein wirken mit Erfolg für die Erhaltung des Deutschthums. Ein großartiger Aufschwung des deutschen Schulwesens wird hauptsächlich durch einflußreiche irische, ultramontane Politiker verhindert; und die Iren dürften in einer nicht fernen Zukunft Freunde der protestantischen Deutschen werden. Es handelt sich dabei um eine ganz eigenthümliche, in Europa wenig bekannte Entwickelung. Den anglo-amerikanischen Gelehrten liegt eine Unterschätzung Europa's fern, sie sprechen z. B. nicht selten mit großer, ja, übertriebener Anerkennung von Preußen-Deutschland. Die Massen sehen jedoch mit ungeheuerer Geringschätzung auf Europa herab. Sie sagen, dieser Erdtheil sei ganz klein, in sich uneinig. Sie nehmen wohl auch an der monarchischen Staatsform vieler Länder Europas Anstoß. Sogar Staatsgouverneure schreiben machmal dicke Bücher, in denen, beiläufig, solche Ansichten vertreten werden. Der Antieuropäismus hat auch die Katholiken englischer, irischer, polnischer Herkunft ergriffen. Die amerikanischen Engländer und Iren drohen bereits mit ihrem Abfall vom Papstthum, wenn dasselbe seinen Sitz nicht nach Amerika verlegt, woran natürlich nicht zu denken ist. Sagen sich aber die Iren, nach Art der Byzantiner, Anglikaner, Jansenisten, Altkatholiken, vom Papstthum los, so werden ihnen deutsche, protestantische Schulen nicht mehr unerwünscht, sondern sehr erwünscht sein; denn die deutsche Wissenschaft besitzt die besten Geisteswaffen gegen den Ultramontanismus; und sie hat berechtigte agrarische und andere Beschwerden der europäischen Iren stets in humaner Weise unterstützt.

Ein all- oder großdeutscher Politiker raisonnirt folgendermaßen. Die Vereinigten Staaten seien militärisch ziemlich

schwach, folglich könne das Deutsche Reich Argentinien erobern. Er vergißt dabei, daß die Union allmälig ungeheuere Armeen und Flotten aufstellen kann, daß ein Krieg mit ihr gefährlich wäre. Wenn eine solche Colonisation überhaupt in Frage kommt, so müßte sie privatim durch große, sehr capitalkräftige Actiengesellschaften erfolgen. Das Endresultat wäre ein vom Mutterlande unabhängiger, deutsch republikanischer Staat nach Art der Schweiz. Dagegen hätte die nordamerkanische Union schwerlich etwas einzuwenden.

Die Lage der australischen Deutschen ist in Europa wenig bekannt. Jedenfalls kommt auch ihnen die Ueberlegenheit der deutschen Cultur über die englische zu statten.

Manche All- und Großdeutsche sprechen mit unnöthiger Schroffheit über die fremden Völker. Sie vergessen die Sprichwörter „Allzu scharf macht schartig" und „Mit einem Tropfen Honig fängt man viel mehr Fliegen als mit einem ganzen Fasse voll Essig." Schon die alten Römer handelten nach der Taktik „Theile und herrsche". Sie spielten mit großem Erfolge einen Theil der Griechen, Orientalen, Kelten, Germanen gegen den anderen Theil derselben aus. Aehnlich muß man betonen, daß die Feinde des Deutschen Reiches immer oder fast immer zugleich Feinde ihres eigenen Volkes sind; z. B. Reactionäre, chauvinistische Streber, Panama-Diebe ꝛc. Es ist richtig, daß die deutsche Cultur im Allgemeinen höher steht als jede andere Cultur; aber man darf mit diesem Satze keinen Mißbrauch treiben. Die deutsche Cultur arbeitet mit dem Geistescapital aller Zeiten und Völker. So manche Ausländer sind so manchen Deutschen an körperlicher, geistiger, sittlicher Tüchtigkeit überlegen; sie kennen die deutsche Literatur besser als ungebildete Deutsche; ja, sie können sogar von ursprünglich deutscher, schwedischer ꝛc. Herkunft sein. Man denke an fränkische Adelsfamilien Frankreichs, an die Nachkommen Rurik's in Rußland. Andererseits sind viele Reichsdeutsche von ursprünglich keltischer, slawischer, französischer ꝛc. Herkunft. Wenn ein protestantischer Deutscher alle Nichtdeutschen und Nichtprotestanten für Todfeinde des Deutschthums erklärt, so macht er sich, unbewußt, einer schweren Lästerung der deutschen Cultur schuldig. Kein Volk und keine Confession kann sich auf die Dauer einer gewissen, manchmal recht weit gehenden Beeinflussung durch den Zauber der deutschen Cultur entziehen. Der katholische Franzose Leplay, ein berühmter Nationalökonom, war z. B. ein Freund des französischen und deutschen Protestantismus.

Mit Blut und Eisen und mit Gold allein kann das deutsche Volk der „Dichter und Denker" seine Weltstellung nicht behaupten und verbessern. Es bedarf auch geistiger Waffen: der Wissenschaft, der herzgewinnenden Höflichkeit und Menschenliebe, eines besonnenen, echt christlichen Kosmopolitismus. Mit Kugeln und Bajonetten kann man den russischen und französischen Deutschenfeinden nur in Kriegszeiten beikommen; aber man kann sie im tiefsten Frieden mit geistigen Waffen empfindlich treffen. Man kann den russischen kriegslustigen Reactionären z. B. sagen: „Eure Prahlereien täuschen niemand über die Schwäche Eurer Stellung. Das russische Hochschutzzollsystem züchtet förmlich Millionäre und andere Bourgeois. Durch die Russificirung der Deutschen, Polen, Israeliten legt Ihr ferner selbst, unbewußt, eine gewaltige Bresche ins altrussische System; Ihr zieht Elemente ins russische Leben, welche, früher oder später, den Sieg des Constitutionalismus, der Religionsfreiheit, der Abrüstung, des Friedens, der inneren Reformen entscheiden werden. Eine Constitution läßt sich auf die Dauer ebenso wenig verweigern, wie sich z. B. einst Eisenbahnbauten verweigern ließen. 1882 wehklagte ganz Moskau über die Handelsstörung, welche durch die Judenverfolgungen bewirkt wurde. Wenn Rußland den Frieden brächte, wenn die Heere Deutschlands und Oesterreich-Ungarns auf Moskau vorrückten, so würde diese mächtigste Stadt Rußlands über die großen Handelsstörungen noch unzufriedener sein, rasch den Frieden erzwingen."

Den Polen Preußens und Galiziens, den Magyaren und Tschechen kann man sagen: „Da Ihr Euch für Volksfreunde ausgebt, so dürft Ihr die Kenntniß des Deutschen nicht zu einem Adels- und Bourgeois-Privilegium machen. Eure Warnungen vor dem Gespenste der Germanisirung stehen in einem lächerlichen Widerspruche mit Eurer eigenen Behauptung, Eure Sprache sei lebensfähig. Ihr vergeßt, daß es zweisprachige Menschen geben kann und wirklich giebt. Viele von Euch sprechen z. B. passabel, ja, vortrefflich deutsch."

Den französischen Chauvinisten kann man sagen: „Eure ewigen Lamentationen über Sedan und Elsaß-Lothringen sind unhistorisch, unkritisch. Das größte Unglück Eurer Geschichte fiel ins 16., nicht ins 19., Jahrhundert, wie bereits Napoleon I. am 17. August 1816 gegen den Grafen Las Cases äußerte. Er meinte nämlich die Unterdrückung des Protestantismus durch Franz I. Vor 1789 war Frankreich durch eine chinesische Mauer, durch die Censur des Staates, des Parlaments und der Kirche, gegen die Cultur der Germanen, Italiener, Spanier abgesperrt. Auch Nationalökonomen der beiden letztgenannten Völker schrieben im 17. und 18. Jahrhundert in sehr liberaler Weise. Der Kryptoprotestant Montesquien, der Protestant Rousseau, ein Nachkomme eines protestantischen Parisers, und der halbultramontane Voltaire führten englische, holländische, deutsche Culturideen, die sog. Principien von 1789, nach Frankreich ein; aber noch 1870 waren die meisten Gelehrten und Nichtgelehrten Frankreichs der Meinung, ihr Land marschire an der Spitze der Civilisation. Um so schmerzlicher war das Erwachen aus diesem Wahn. Wenn Frankreich das nachholt, was es durch die Schuld Franz' I., der Katharina von Medici, Ludwigs XIV. und XV. seit Jahrhunderten versäumt hat, so wird es nicht umhin können, das deutsche Volk gerechter zu würdigen." Stuart Henry führte 1895 in der Zeitschrift „The Twentieth Century" aus, er selbst habe in Frankreich bei allen Classen, auch bei der Geistlichkeit und bei dem Adel des Faubourg St. Germain, bekanntlich dem vornehmsten, viele Gegner des Cölibatszwanges gefunden. Schon P. L. Couvier gehörte bekanntlich zu denselben. Sollte diese Bewegung siegen, so müßte sie eine Besserung der französisch-deutschen Beziehungen, ein starkes Einströmen deutscher, liberaler Ideen nach Frankreich zur Folge haben.

Auch die Italiener, Engländer, Amerikaner ꝛc. werden natürlich von der deutschen Literatur beeinflußt. Reiche junge Juristen und Nationalökonomen sollten schaarenweise Studienreisen nach Rußland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich und anderen Ländern unternehmen, die Resultate ihrer Studien in Büchern, streng wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Zeitschriften und in großen Zeitungen veröffentlichen. Sogar die Begründung einer eigenen „Zeitschrift für politische Völkerkunde" wäre nützlich, eine zeitgemäße Wiederaufnahme der Ideen A. L. v. Schlözer's. Die Zeitschrift müßte mit Hülfe tüchtiger Mitarbeiter aller Culturstaaten der Welt periodische Verzeichnisse der besten Bücher, Broschüren, Essays, Zeitungsartikel über die politischen Zustände aller Länder der Erde, ferner Abhandlungen und Notizen bringen. Alle Diplomaten und sonstigen hervorragenden Politiker, einschließlich der Redacteure großer Zeitungen, würden die Zeitschrift brauchen; und man könnte dem Auslande so manche, dem Deutschthum, der Humanität, der ganzen Menschheit nützliche Idee suggeriren. Präcedenzfälle sind längst vorgekommen. Ein Minister Maria Theresia's schlug ihr z. B. eine reactionäre Maßregel vor. Sie wies ihn mit den Worten ab: „Was würde Schlözer in seinem Staatsanzeiger dazu sagen?"

Die Alldeutschen irren sich manchmal, aber in einem hochwichtigen Punkte haben sie Recht: die Zeit der reinen Cabinetspolitik ist vorüber, das deutsche Volk und die übrigen Nationen betreten selbst die Bühne der auswärtigen Politik.

Bedenkliche Conflicte zwischen der Diplomaten- und Volks-Politik sind natürlich möglich, aber keineswegs nothwendig. Eine staatsmännische Diplomaten- und Volks-Politik sollen sich ähnlich ergänzen, wie sich z. B. die Landwirthschaft und die Industrie, die Landarmee, die Handels- und Kriegs-Flotte gegenseitig voraussetzen, in wohlthätiger Weise ergänzen. Auch in diesem Zusammenhange kann und muß die schöne österreichische Devise „Viribus unitis“, Mit vereinten Kräften, angezogen werden.

Literatur und Kunst.

Gegen unsere Jugendschriften!

Von H. Wolgast.

Der Erwachsene, der ein Buch zur Hand nimmt, sucht Belehrung oder Unterhaltung oder Genuß. Für die Literatur im engeren Sinne kommt der erste Zweck nicht in Betracht; er gehört in's Gebiet der Wissenschaft, weßhalb auch im Folgenden von allen belehrenden Jugendschriften abgesehen werden soll. Das Unterhaltungsbedürfniß der Menschen erzeugt den berüchtigten Zweig der Unterhaltungslectüre, wie er sich in den Feuilletons der Tagesblätter, den Familienjournalen und der gewöhnlichen Leihbibliothekwaare breit macht. Die Bekämpfung dieser, den Geschmack versimpelnden Unterströmung in der Literatur ist eine der vornehmsten negativen Aufgaben aller Literaturfreunde, deren positive, allgemein gesprochen, in der Beförderung der literarischen Genußfähigkeit besteht. Nach beiden Richtungen hin fällt die Jugendlectüre unter den Begriff literarischer Bestrebungen.

Das Buch soll auch dem Kinde Genuß gewähren. Unterhaltung und Zeitvertreib findet das rechte Kind auf andere Art, oder sie werden ihm durch eine rechte Erziehung geboten. Ein Buch soll das Kind genießen. Nun fehlt aber dem Kinde Maaß und Urtheil, und so wie wir die Genüsse seines Gaumens auswählen und regeln müssen, so auch die des ästhetischen Sinnes. Die elendeste Indianergeschichte kann dem Kinde hohen Genuß gewähren. Die Ueberfülle gewaltthätiger Ereignisse, die übermenschlichen Kraftnaturen, das Pathos in der Sprache — diese wesentlichsten Merkmale der Indianergeschichte, wie des Hintertreppenromans, begegnen im Kinde einem lebhaften Bedürfniß. Die Befriedigung desselben gewährt dem Kinde Genuß, und derselbe wird nicht, wie bei dem literarisch geschulten Erwachsenen, gestört durch den Sinn für das Maaß und durch Bedenken der Logik und der Erfahrung. Die literarische Genußfähigkeit ist im Kinde nur in der Anlage vorhanden, und aus diesem Keim kann ich ebensogut den starken herrlichen Baum, wie kriechendes Gestrüpp ziehen. Ob das Kind diese oder jene Richtung einschlägt, hängt, von starken Naturen, die sich auf jeden Fall ihren Weg selbstständig bahnen, abgesehen, wesentlich von der Erziehung, insbesondere von der Lectüre ab. Die Erziehung kann in diesem Falle nicht zweifelhaft sein, welchen Weg sie einschlagen will. Sie muß die literarische Genußfähigkeit dem uncultivirten Sensationsbedürfniß vorziehen; sie muß das schon im Interesse der intellectuellen und sittlichen Bildung, wenn sie denn auch, wie ja leider gebräuchlich, die ästhetische hintenansetzen wollte.

Wie aber muß die Jugendlectüre beschaffen sein, um die Jugend zur literarischen Genußfähigkeit zu erziehen? Wer schwimmen lernen will, muß in's Wasser, und die Jugend kann keinen Genuß an literarischen Kunstwerken gewinnen, wenn ihr keine dargeboten werden. Wenn die ganze ästhetische Erziehung wesentlich auf der Einwirkung von Mustern beruht, so die literarische insbesondere. Dem Durchschnittsmenschen ist sein Geschmack immer durch die ihm gebotenen Vorbilder angewöhnt.

Jede Jugendschrift muß ein Kunstwerk sein. Literarische Kunstwerke gehören aber der allgemeinen Literatur an, und so würde die specifische Jugendliteratur keine Existenzberechtigung besitzen. Das ist in der That ein Punkt von der allerwichtigsten Bedeutung. Der Begriff der Jugendliteratur in dem Sinne eines Schriftthums, das eigens für die Jugend geschaffen ist und im Allgemeinen auch nur für die Jugend Interesse haben kann, muß fallen. „Wenn Du für die Jugend schreiben willst, so darfst Du nicht für die Jugend schreiben.“ In diesem Paradoxon formulirte sich Theodor Storm die Aufgabe der Jugendschriftstellerei, als er einer Aufforderung Julius Lohmeyers folgend, die köstliche Novelle „Pole Poppenspäler“ für die „Deutsche Jugend“ schrieb. „Denn es ist,“ fährt er fort, „unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem Du Dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publicum denkst. Durch diese Betrachtungsweise aber wurde die große Welt der Stoffe auf ein nur kleines Gebiet beschränkt. Denn es galt einen Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publicum und nur seinen inneren Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständniß und die Theilnahme der Jugend geeignet war.“ Dies Evangelium der Jugendlectüre ruht seit 20 Jahren, wo Storms Werke überhaupt ruhen, auf den Regalen der Leihbibliotheken. Jahr aus Jahr ein fluthet ein Strom specifischer Jugendliteratur daher, überschwemmt, alljährlich einmal aus den vollen Ufern tretend, die Weihnachtstische der deutschen Jugend und verwässert und verwüstet ihren natürlichen ästhetischen Sinn.

Nur unsere echten Dichter sollen unsere Jugendschriftsteller sein, und was sie nach Stoffwahl und nach Art ihrer dichterischen Ausdrückmittel „für das Verständniß und die Theilnahme der Jugend“ Geeignetes schaffen, kann dadurch nichts von seinem allgemein literarischen Wert verlieren. Storms „Pole Poppenspäler“ und Goethes „Der getreue Eckart“ bleiben Kunstwerke und werden jeden literarisch Gebildeten ewig mit dem Zauber der Poesie überschütten, ob sie gleich Jugendlectüre sind. An der Gemeinsamkeit der literarischen Quelle für Erwachsene und für Kinder hat die Literatur ein ebenso großes Interesse, wie die Erziehung. Die eifrigen Leser der internationalen wie nationalen Indianergeschichten und der Töchteralbums werden als Erwachsene entweder am Zeitungsklatsch sich genügen lassen oder der gewöhnlichen Unterhaltungslectüre verfallen. Für ernste Kunst sind sie in den meisten Fällen verdorben. Ein wie fruchtbarer Nährboden könnte für die echte Literatur erhalten bleiben, wenn die Jugend die Dichter lesen wollte anstatt der bluttriefenden Hurrahschreibenten und frömmelnden Poesietanten. Die Jugendschriftsteller und die Familienblattschreiber sind in der That außer durch die Gemeinsamkeit ihrer literarischen Fähigkeiten durch die Solidarität des geschäftlichen Interesses mit einander verknüpft. Sie schließen mit dem zähen Mörtel einer Afterkunst den größten Theil des deutschen Volkes zu einem gewaltigen Bollwerk zusammen, das die echte Poesie und ihre kritischen Wortführer ewig vergeblich berennen.

Seit Langem steht die ernste Kritik, so uneinig sie unter sich sein mag, vereint zusammen im Kampfe gegen die Unterhaltungsliteratur. Die Jugendliteratur, ihre leibliche Schwester und Bahnbrecherin, geht völlig frei aus. Die ernste Kritik kümmert sich nicht um sie oder ist nicht in der Lage, von ihr Notiz zu nehmen. Zu Weihnachten verlangt aber das Publicum zu wissen, was es den Kindern kaufen muß; dann beeilen sich Tagesblätter und Familienjournale, einen literarischen Speisezettel zu präsentiren. Man wird nie hören, daß dies oder das schlecht sei; es ist Alles empfehlenswerth, vorzüglich, reizend. Dieser unkritischen Waschzettelkritik machen

sich sogar Blätter schuldig, die im Uebrigen auf eindringende objective Kritik halten. In der „Deutschen Rundschau" von Rodenberg, gewiß eine der vornehmsten Revuen, findet sich in der Weihnachtsnummer des Jahrgangs 1891—92 eine Besprechung „neuer Jugendschriften", die genau so in einem unserer Tagesblätter hätte stehen können, ohne aus dem Rahmen zu fallen. Da sind 25 Bücher aufgeführt und jedes erhält einige empfehlende Zeilen oder Worte, unter denen „fesselnd", „spannend", „lehrreich", „hübsch", „amüsant" und ähnliche beliebte Bezeichnungen sind; es sind meistens Bücher von Autoren, über welche ernste Beurtheiler, die nach literarischen Rücksichten ihren Spruch fällen, längst zur Tagesordnung übergegangen sind. Wie das möglich ist, erklärt sich aus den einleitenden Bemerkungen des Kritikers über die Aufgabe der Jugendliteratur. „Der Geschmack der Jugend," heißt es da, „ist leicht zu treffen, er ist nicht so wetterwendisch und verwöhnt, wie der des Erwachsenen, und die Aufgabe, zu unterhalten und zugleich zu belehren, kann von dem Jugendschriftsteller, sofern er seine Thätigkeit ernst nimmt, unbedingt erfüllt werden. Die jugendliche Phantasie ergeht sich gern in fremden Ländern und liebt allerlei Abenteuer: man befriedige diese Vorliebe, pflanze aber in die jungen Herzen das Bewußtsein vom Werte der Arbeit, die Achtung vor der Tapferkeit ein ꝛc.; mit flammenden Wangen vernimmt die Jugend die Kunde von großen Begebenheiten: man erzähle sie ihnen, — giebt es eine schönere Gelegenheit, ihr zugleich Liebe zum Vaterlande, Sinn für die Geschichte desselben einzuhauchen? Mit aufrichtiger Genugthuung können wir constatiren, daß sich heutzutage immer mehr das Bestreben geltend macht, sowohl von Seiten der Autoren, wie der Verleger, nur von solchen Principien aus die Jugend mit geistiger Nahrung zu versehen."*) Wenn der Kritiker meint, daß die von ihm skizzirten Principien erst der modernen Jugendliteratur eigen sind, so irrt er; sie sind maßgebend gewesen, solange es eine specifische Jugendliteratur giebt. An das Sensationsbedürfniß der Jugend anknüpfend, suchten die Philanthropen des vorigen Jahrhunderts, welche die Jugendliteratur erst schufen, den kindlichen Geist aufzuklären und zu veredeln, suchten die Hoffmann und Nieritz von der Mitte unseres Jahrhunderts realistisch zu belehren und sittlich-religiös einzuwirken, suchen die Jugendschriftsteller des neuen Deutschen Reiches patriotisch zu erziehen. Die Jugendliteratur ist immer Tendenzdichtung gewesen, bald mehr moralisch, bald mehr belehrend, bald mehr religiös, bald mehr patriotisch. Ihre nächstliegende Aufgabe, der Jugend literarischen Genuß zu schaffen oder sie dafür zu bilden, hat die Jugendschriftstellerei nie erkannt und dem Kritiker der „Deutschen Rundschau", wie der gesammten Weihnachtskritik der Presse, ist das der richtige Standpunkt: Ist das Buch nicht langweilig und nicht anstößig, so ist es zur Lectüre geeignet; wenn es gar noch über Welt und Menschen belehrt, wenn es fromme und patriotische Empfindungen weckt, wenn es zum Guten anspornt und vor dem Bösen warnt, so ist alles erfüllt, was man nur verlangen kann. Das Buch wird dem Liebling geschenkt und man wundert sich vielleicht nur, daß es nach wenigen Tagen für immer unbeachtet im Winkel liegt und die Unarten des Kindes immer noch nicht schwinden wollen.

Literarische Ansprüche stellt Niemand an die Jugendschrift: Die Kritik nicht, denn sie nimmt, sofern sie die Jugendliteratur überhaupt beachtet, die Sache nicht ernst, die Eltern nicht, denn sie verlangen, sofern sie überhaupt Kenntniß nehmen, von den Büchern allen möglichen erziehlichen Einfluß, nur keinen literarischen, und das kleine Lesepublikum selbst nicht, denn es will nur unterhalten sein, wie, ist ihm völlig gleichgiltig. So ist denn nun die Jugendschriftstellerei in der beneidenswerthen Lage, völlig nach Belieben schalten und walten zu können; die Kritik läßt sie frei sich tummeln, wenn sie nur das einfache Recept des Kritikers der „Deutschen Rundschau" beachtet.

Die Leser würden ein falsches Bild von unserer Jugendliteratur bekommen, wenn ich diese nicht weiter kennzeichnete als durch den Nachweis ihrer Interessengemeinschaft mit der Unterhaltungslectüre. Bei der Unterhaltungslectüre muß die Dummheit eine Grenze haben; sonst merkt der Leser schließlich was, klopft dem Redacteur oder Verleger auf die Finger, und dieser klopft dem Schriftsteller auf die Finger. Bei der Jugendliteratur giebt es eine solche Grenze nicht, und die Schriftsteller nutzen ihre Freiheit gewissenlos aus. Die Jugendschriftstellerei verdirbt den Charakter, und die Beispiele sind nicht vereinzelt, wo ein schriftstellerisches Talent nach den ersten ehrlichen Erfolgen nur noch mehr oder minder talentvollen Schund liefert. Der kritische Warner und Weiser fehlte, und wo zum Ueberfluß gar noch die bare Noth die Feder hetzte, da erleben wir, wie bei Gustav Nieritz und Franz Hoffmann, die scheinbar unmögliche Vereinigung einer unerhörten Fruchtbarkeit, einer unglaublichen Verbreitung und einer Werthlosigkeit, die vielfach in das direct Schädliche hinabsinkt.

Die ersten Anforderungen an ein Werk der Dichtkunst, daß eine gewisse nach logischen und symmetrischen, in der Sache liegenden Rücksichten zu treffende Anordnung des Stoffes, kurz Composition angestrebt werde, daß den vorgeführten Menschen ein fest umrissenes Bild, eine Charakteristik, gegeben werde — diese selbstverständlichen, weil im Wesen des Kunstwerks begründeten Anforderungen sind für die Mehrzahl der Jugendschriftsteller nicht vorhanden. Gustav Nieritz berichtet in der Erzählung „Der Galeerensclave", im ersten guten Drittel des Buches mit aller Ausführlichkeit von zwei armen verwaisten Soldatenkindern, daß wir meinen, wir verfolgten in dem Lebenslauf des Knaben mit liebender Eindringlichkeit das Schicksal des unglücklichen Titelhelden, bis plötzlich im sechsten Capitel der eigentliche Held hervortritt, der mit jenen Kindern gegen den Schluß des Buches in Beziehung tritt. Kindern darf man das ungestraft bieten; denn Kinder verfolgen nur die einzelne Episode, über das Ganze und den Zusammenhang der einzelnen Theile machen sie sich keine Sorgen. Oder Nieritz läßt zu Anfang der Erzählung „Die Negersclaven und der Deutsche" einen armen Schusterjungen in Schlaf versinken, und nun wird uns die ganze über 100 Seiten umfassende Geschichte, die überreich ist an abenteuerlichen, grausigen Ereignissen, Naturschilderungen, klugen Gesprächen, moralischen und religiösen Betrachtungen, ja sogar an satirischen Seitenhieben, von dem Burschen vorgeträumt. Noch nicht genug! Der Verfasser, der sich dabei gewiß in's Fäustchen gelacht hat, denn er hat Sinn für Humor — läßt den Traum in die den Rahmen bildende Wirklichkeit hinübergreifen, in dem er ein in der Traumerzählung auftretendes Mädchen nach dem Erwachen des Jungen handelnd in das reale Leben eingreifen läßt. Dabei ist das Ganze nicht etwa im Märchenstil gehalten, sondern im Tone plattester Wirklichkeit.

Die vorgeführten Menschen sind Typen, namentlich bei Hoffmann, dem unfähigeren; bei Nieritz nehmen sie hier und da einen Anflug von persönlicher Besonderheit, wie Nieritz überhaupt hin und wieder durch originelle Seitensprünge interessant wird; so spricht er ein Mal drei Seiten lang über das Attestschreiben der Aerzte, obgleich dies Moment für den Verlauf der Erzählung gar nichts ausmacht, ein ander Mal kommt er mit satirischer Laune auf die kurzen Röcke der heutigen Ballett-Tänzerinnen zu sprechen! Zum Verwundern unkindlich sind die Kindergespräche bei Nieritz: die erste Anforderung, die wir an einen Dichter stellen, daß er muß sehen und beobachten können, fehlte ihm. Er war Lehrer

*) Die „Gegenwart" theilt diese Meinung nicht. Sie hat denn auch die Weihnachtsbesprechung neuer Jugendschriften längst eingestellt.
Die Redaction.

und hatte Gelegenheit, Kinder zu beobachten, aber verstand diese Gelegenheit nicht auszunutzen. Seine Kinder unterhalten sich über Dinge, die dem kindlichen Gedankenkreise noch nicht angehören können, z. B. über die Frage, warum überhaupt Krieg in der Welt ist, und dies Gespräch läßt er die Kinder führen, während ein langer Wagentransport von Verwundeten an ihnen vorübergefahren wird.

Gemäß ihrem ethischen Zweck, sind die vorgeführten Personen, namentlich bei Hoffmann, entweder gut oder böse, Engel oder Teufel. Menschen giebt es nicht. Die guten Engel sollen Muster, die bösen Teufel abschreckende Beispiele sein. Daß durch diese aller Wirklichkeit hohnsprechende Gegenüberstellung — ganz abgesehen von ihrer literarischen Lächerlichkeit — ethisch nicht erreicht wird, was beabsichtigt ist, steht fest. Wo nun das Böse dem Guten noch die Stange hält, erträgt man's schon, wir sind ja erst seit Kurzem wieder daran gewöhnt, Menschen gezeichnet zu sehen. Aber wo alle Figuren gut sind, wo, wie in einer Erzählung von Ferdinand Schmidt, uns zwei Etagen voll herzensguter, braver Menschen vorgeführt werden, von denen Einer den Anderen an Edelsinn übertrumpft, wobei die eine Etage an Wohlthun und Herablassung, die andere an Dankbarkeit und Demuth überfließt, da kann ein gesunder Mensch krank werden.

Vor dem deutsch-französischen Kriege beherrschten Nieritz und Hoffmann mit ihren literarischen Genossen W. O. von Horn, Baron, Glanbrecht u. a. das Feld; nach dem Kriege drängte sich eine ganze Schaar heran, den erwachten Patriotismus literarisch auszubeuten. Die Höcker treten auf, Bruno Garlepp rührt die preußische Lärmtrommel, und wird von königlichen Regierungen zur Anschaffung für Schülerbibliotheken empfohlen. Dem vielbewährten Ferdinand Schmidt gesellen sich als Neue und Neueste Bahmann, Emil Stephan, Otto Richter, Franz Heyer zu. Diese und noch eine Reihe Anderer beackern alle das historische Gebiet. Ich frage mich zweifelnd: Giebt es überhaupt heutzutage noch Jugendschriftsteller, die frei erfundene Geschichten erzählen? Aber da hüpft, trippelt, würdet es heran: Clementine Helm, Klara Cron, Frieda Schanz, Angelika von Lagerström, Marie Hinck, Elisabeth Halden, Emmy v. Rhoden, Ottilie Schwahn, Helene Binder und, sie alle mit ihrem grauen Haupt überragend, die Brust mit Orden besternt, in der hocherhabenen Rechten eigenhändig unterzeichnete Briefe von Prinzessinnen, Fürstinnen, Königinnen — Thekla v. Gumpert. Diese Damen schreiben frei erfundene Geschichten, die Herren machen in historischen Erzählungen. Das ist so einfach und übersichtlich. Und diese Einfachheit wird nicht gestört, wenn man näher tritt. Keiner hebt durch Originalität der Erscheinung die beruhigende Gleichförmigkeit auf. Wie's der Eine macht, genau so macht es der Andere.

Man hat darüber gestritten, ob dem historischen Roman, der historischen Novelle überhaupt poetische Existenzberechtigung zugestanden werden könne. Nun haben sich Dichter, wie Willibald Alexis, Gustav Freytag, Scheffel, C. F. Meyer mit aller ihrer Kraft bemüht, todte historische Menschengruppen mit poetischem Leben zu erfüllen, und sie haben Werke geschaffen, die uns, wenn nicht mit höchstem poetischen Genuß, doch mit höchster Bewunderung vor der Kunst ihrer Schöpfer erfüllen. Man muß ein Mal mit einer Meyer'schen Novelle die historische Erzählung eines der genannten Herren vergleichen, um die unglaubliche Armseligkeit dieser Producte zu erfassen. Bruno Garlepp behandelt Moltke's Lebensgeschichte in romanhafter Form, gewiß eine Aufgabe, würdig eines Walter Scott. Eines Theils werden die Lebensschicksale des Feldmarschalls vollständig vorgeführt von der Wiege bis zum Grabe, anderen Theils werden frei erfundene Schicksale und Episoden, Gespräche und Naturschilderungen, genau wie in einem Roman, damit verbunden. Wie da die Composition aussehen mag, dafür nur ein Beispiel. Ein ganzes Capitel (15 Seiten) nimmt der Brief eines Studenten an den jungen Lieutenant Moltke ein. Der Brief ist gewiß von irgend welchen Folgen für das Leben von Moltke? Absolut nicht; er handelt von dem studentischen Leben und Treiben, dem Moltke nie irgendwie näher getreten ist, und erklärt sich nur aus der Absicht des Autors, dem Buch einen culturhistorischen Hintergrund zu geben. Dagegen wird die 48er Revolution, die doch ohne Zweifel einen engeren Zusammenhang mit Moltke's Leben hat, in genau zwei Zeilen abgethan: „Die wonnigen Tage am Rhein (Moltke hatte sich eben verheirathet) wurden nur durch ein trübes Ereigniß verbittert; das war der Revolutionssturm des Jahres 1848, der auch hier in einigen Städte wehete." Das ist Alles.

Gymnasialdirector Franz Heyer schreibt, wie auf dem Titel einer Serie seiner Jugendschriften steht, „historische Erzählungen in romantischer Form". Wir wollen von einer derselben „Der erste Hohenzoller und die Quitzow's" einige Stichproben nehmen. Die „romantische" Form besteht hier, wie überall bei Franz Heyer, im Wesentlichen darin, daß er zu den historischen Hauptpersonen einige nebensächliche hinzudichtet und ihnen stellenweise Gespräche, bald völlig gleichgültige, bald entscheidende, in den Mund legt. Zum Theil werden die Ereignisse handbuchartig berichtet oder leitfadenartig aufgezählt; wo ihn aber die Luft anwandelt, da wendet er flugs die „romantische" Form des Gesprächs an. Das Gesprächemachen ist aber eine Sache, die ihm offenbar nicht liegt. Er macht sich daher so rasch wie möglich davon. Hans von Quitzow hat einen Bauernhof überfallen und den jungen Bauer gefangen hinweggeführt. Der alte Bauer und die junge, verlassene Frau berathen, was zu thun sei. Die resolute Frau weiß schon, was sie will: „Ich gehe zum Burggrafen, um gegen Hans von Quitzow Klage zu erheben." „Kind, bleibe," sprach der Bauer, „wenn die Mannen Quitzow's Dich aufgreifen, bist Du verloren." „Mich schützt Gott," rief die junge Frau, „laßt mich gehen!" „Gott mit Dir, Kind," sprach der Bauer. — Und die Frau geht. In diesem Keilschriftstil wird auf einer andern Stelle des Buches auf einer einzigen Seite gesprächsweise entschieden: 1) über das Verhältniß des Helden Dietrich von Quitzow zu seiner bisherigen Verlobten (deren Liebesgeschichte uns, nebenbei, mit vollster Ausführlichkeit gegeben worden ist), 2) über das neue, aus politischen Rücksichten einzugehende Verlöbniß mit der Gräfin von Anhalt, 3) über den gemeinsamen Kriegsplan der Quitzow's und der Herren von Anhalt. — Die Quitzow's sind unterlegen, sie huldigen dem neuen Herrn. Sie sind in der ganzen Erzählung als Männer von Ehre und Wort geschildert; und wir sind überrascht, plötzlich von einem abermaligen Abfall zu hören. Wenn der Geschichtsschreiber aus Mangel an historischen Documenten eine solche auffallende Thatsache nicht erklären kann, so muß man sich dabei beruhigen. Vom Romanschreiber aber verlangt man gerade hier glaubhafte Motivirung. Ueberdies sind nebensächliche und folgenlose Entschlüsse und Thaten der Quitzow's, mit großer Ausführlichkeit über ganze Capitel ausgedehnt, dargestellt; ein so entscheidender, dem ganzen Charakter der Ritter, wie er bisher geschildert ist, zuwiderlaufender Schritt wird auf einer halben Seite abgethan. Solche Stellen, die die Geschichte dunkel läßt, würden den Dichter reizen; denn es ist ja gerade dessen Aufgabe, Dunkles zu erleuchten; aber unserm Autor ist die Muse eben nie erschienen. Solche Verstöße gegen die elementarsten Regeln der Composition findet man bei fast allen diesen Jugendschriftstellern. Nicht so häufig ist eine andere Eigenthümlichkeit des Dr. Franz Heyer. Der Mann hat, wie es sich ziemt, seinen Ranke benutzt, aber in einer Weise, die sich nicht gerade ziemt. Die geistreichen Betrachtungen Ranke's legt er wörtlich seinen Romanfiguren in den Mund. Diese Verwerthung Ranke's ist übrigens charakteristisch für die ganze Art der epischen Geschichtsbehandlung Seitens aller dieser Jugendschriftsteller. Ideen unserer Zeit werden als in der Vergangenheit wirksam

und lebendig dargestellt. Nicht ein Einziger versucht, die Personen aus ihrer Zeit heraus zu begreifen und zu schildern. — Ranke sagt: „Bei der Flüchtigkeit und Kürze des menschlichen Daseins gehört eine Aufeinanderfolge verwandter und gleichartiger Naturen dazu, um eine dauernde Staatsbildung hervorzubringen.“ Diese Worte eines Historikers des 19. Jahrhunderts legt Heyer dem Hohenzollern des 15. Jahrhunderts in den Mund, ändert aber den Zwecksatz, „um eine dauernde Staatsbildung hervorzubringen“ um in die Form „um etwas Großes hervorzubringen“ und macht so aus einer historischen Wahrheit Ranke's einen banalen Unsinn. Andere Aenderungen an den natürlich nicht kenntlich gemachten Citaten aus Ranke sind nicht so harmlos; sie machen aus einem objectiven Bericht oder einer historischen Erörterung einen chauvinistisch oder byzantinisch zugespitzten Gedanken. Daß der Chauvinismus auch in dem neu erwachten Seeroman und der Colonialerzählung grassirt, versteht sich wohl von selbst und ist verzeihlich. Unverzeihlich aber ist die literarische Qualität dieser Producte, die allermeist derjenigen der vielgeschmähten Indianergeschichten durchaus ebenbürtig ist.

Haben diese für die Knaben bestimmten historischen Erzählungen alle einen bestimmten, gleichartigen, durch die gleiche Unfähigkeit ihrer Autoren erklärten Charakter, so nicht minder die Producte der weiblichen Jugendliteratur. Vom literarischen Standpunkte aus ist eine nach Geschlechtern unterschiedene Lectüre selbstverständlich ein Unding. Es ist wohl anzunehmen, daß der weibliche Charakter dieser Jugendschriften mehr eine Folge der weiblichen Autorschaft als eine bewußt erstrebte Eigenthümlichkeit ist. Fast ausschließlich sind es Geschichten von Kindern und Backfischen, und in der Regel handelt es sich um Belehrung eines ungezogenen Mädchens. Von Seelenkunde findet sich kaum eine Spur; es geht wie im Märchen. Nehmen wir einige Stichproben. Protzenhafter Hochmuth ist Elly's zweite Natur geworden. Sie wird in keiner Situation vorgeführt, in der sie nicht dieses Wesen hervorkehrte. Ein Sturz in den Teich, wobei sie mit knapper Noth dem Tode entrinnt — es ist natürlich der mißachtete Hauslehrer, der sie rettet — wandelt sie völlig um; die ganze Heilsordnung mit Er- und Bekenntniß, mit Reue, Buße und Besserung kommt zum Durchbruch, und der Herr Pastor, der auch noch auf der Bildfläche erscheint, findet nichts mehr zu thun. Elly ist bekehrt und jetzt, wie alle andern Kinder des Buches von Anfang an, von rührendem Edelmuth beseelt. — Ueberhaupt diese Kinder! Sie fassen Entschlüsse moralischer Art, die einer Kinderseele völlig fern liegen, sie schwärmen für die Natur, wie man's nur von einem Menschen der Dutzendromane verlangen kann, sie sagen sich Artigkeiten, wie's die Erwachsenen im Ballsaal zu thun gewöhnt werden. Sie reden ein Deutsch, wie es tadelloser nicht in der Zeitung stehen kann. Die 13jährige Hertha betrachtet die Wiege eines Kindes, dem die Mutter gestorben, als „ein Heiligthum“, sie „weint, ringt nach Ruhe und Fassung“ und sagt endlich zum Vater: „Ich bete für Ihr Kind, möge Gott Ihnen reichen Segen in ihm geben!“ — „Wie verließen Sie meinen Schwiegersohn?“ wird dasselbe Mädchen gefragt. „Ganz gesund und geliebt und bewundert von Jedem, der das Glück hat, ihn zu kennen,“ ist die Antwort des Kindes. Die 14jährige Manai sagt: „Mein weiches Herz leidet durch die kalte Ueberlegenheit solcher Verstandesnaturen.“ Wenn der weibliche Autor recht weiblich ist, so wird der Reiz der kleinen Mädchengeschichten in den Ausdrücken eines Verliebten geschildert. Da wird von „langen Kinderwimpern“, von „tränmerischen Kinderaugen“, vom „reinsten Kindeslächeln“ u. s. w. gesprochen. Wenn solche Süßlichkeiten Erwachsenen schon unerträglich sind, so müssen sie — um einmal bei diesen literarisch nicht ernst zu nehmenden Machwerken von moralischen Erwägungen zu sprechen — die kindliche Naivetät, die sich ihres Reizes nicht bewußt sein soll, zerstören. Den Gipfel aller weiblichen Jugendschriftstellerei erklimmt Thekla v. Gumpert in ihrem „Töchteralbum“ und „Herzblättchens Zeitvertreib“. Was wir bei allen Jugendschriftstellerinnen mehr oder minder finden, das Moralisiren, das forcirt Naive, das Kraft- und Charakterlose findet sich auf diesen beiden Tummelplätzen weiblich-literarischen Unvermögens im erhöhten Maße. Dazu machen sich hier als besondere Eigenthümlichkeiten eine zur Schau getragene Frömmigkeit, ein in byzantinischen Redensarten und Verherrlichungen des Militärs und militärischen Geistes sich äußernder Patriotismus, eine in rührenden Thiergeschichten sich kundgebende Thierschutzgesinnung und eine über das zulässige Maaß hinausgehende Selbstberäucherung geltend. Und das geht unter der Flagge des Patriotismus und der Religion alljährlich entnervend und verderbend, abstumpfend und verdumpfend, in die Welt, und es ist nur ein Trost, daß wegen des Preises nur besser situirte Kreise an den Segnungen dieser beiden Pandorabüchsen theilnehmen können. Unverständlich bleibt, wie den gebildeten Kreisen Illustrationen, wie die Gumpert'schen Bücher sie enthalten, geboten werden können. Die fallen doch in's Auge, wenn schon der Text nur in seltenen Fällen von den Eltern geprüft wird.

Nach diesen Proben, und nachdem der Leser meiner Versicherung, daß die große Mehrheit der Jugendschriften den gleichen Anblick gewährt, Glauben geschenkt hat, wird er mir gewiß zustimmen, wenn ich sage: Die ganze specifische Jugendliteratur könnte mit einem Schlage vernichtet werden, ohne daß eine bedauerliche Lücke entstände; die wenigen brauchbaren Jugendschriften würde man gern verschmerzen. Und wenn so reiner Tisch gemacht wäre, was dann? Dann wäre Raum geschaffen für die Einwirkung unserer Dichter. Dann würden Goethe, Schiller, Herder, Rückert, Uhland, Chamisso, Grimm, Bechstein, Arndt, Reinick, Theodor Storm, von neueren vielleicht Rosegger, unsere Jugendschriftsteller sein. Dann wäre die Quelle literarischen Genusses für Jung und Alt die gleiche. Dann würde vielleicht unsere moderne Dichtung, die bereits in einigen lyrischen Erzeugnissen vorzüglichen Lesestoff für die Jugend bietet, in ihrer auf das Einfache und Unscheinbare gehenden Tendenz, auch episch auf Gegenstände des kindlichen Gedankenkreises sich richten und in naiver Darstellung dem kindlichen Verständniß genügend nahe kommen. Daß sich unsere Dichter im allgemeinen von der Jugendschriftstellerei fernhalten, erklärt sich bei unsern Modernen vielleicht aus der Kampfesstellung, die sie noch einnehmen; wenn sie dereinst zum Behagen gesicherter Existenz gekommen sind, erhält auch die Jugend ihr Geschenk. Ich bin nicht abgeneigt, das Gerücht zu glauben, daß Zola eine Jugendschrift in Vorbereitung hat, und ich bin überzeugt, das würde ein Buch werden, das Kinder und Erwachsene mit gleicher Theilnahme lesen. Wir haben übrigens, wie mir scheint, in der ausländischen Literatur mehr als in der deutschen, genug Beispiele berühmter Jugendschriften aus der Feder namhafter Dichter. Die in vielen Tausenden von Exemplaren über die ganze Welt verbreitete Jugendschrift „Herz“ von dem Italiener Edmondo de Amicis ist in Deutschland eher für Erwachsene, als für Kinder lesbar; und sie kommt aus der Feder eines in der großen Literatur geachteten Schriftstellers. Der frühere amerikanische Gesandte am Berliner Hofe, der Dichter und Romanschriftsteller, Bayard Taylor hat ein Buch „für brave Knaben“ geschrieben, das ich mit echt poetischem Genusse gelesen habe. Andersen's Märchen sind bei unserer Jugend mit Recht sehr geschätzt, und Andersen war einer der hervorragendsten Dichter Dänemarks. Auch Cooper und Marryat genießen einen geachteten Namen in der großen Literatur ihres Vaterlandes und sind zugleich Lieblinge der Kinderwelt, und nun gar das hervorragendste Knabenbuch aller Nationen, der Robinson! — Sein Verfasser Defoe nahm unter den Schriftstellern seiner Zeit einen hohen Rang ein: und dann das köstlichste Buch für deutsche Kinder, die Kinder-

und Hausmärchen der Brüder Grimm. Ihre Herausgeber stehen für alle Zeiten in der ersten Reihe des deutschen Schriftthums.

An den Grimm'schen Märchen hat kürzlich Tante Moral, die sich von jeher sowohl in der Kinderstube, wie in der Literatur, und erst recht in der Kinderstuben-Literatur breit gemacht hat, einen ihrer dummen Streiche verübt. Sie sind von Hexen, bösen Stiefmüttern und sonstigen Greueln „gereinigt" worden. So sehr ich eine Einwirkung im Sinne einer nach modernen Anschauungen geläuterten Ethik willkommen heiße, so wenig kann ich solche pietätlose und unnöthige Zertrümmerung oder Umformung eines Kunstwerks gut heißen. Ist unser Empfinden so weit entwickelt, daß es diese alten Märchen nicht mehr verträgt, so müssen sie vom Büchertisch unserer Kinder verschwinden, und Neues muß aufgelegt werden. Ein solcher Versuch, unsere festen Literaturbestände nach moralischen Rücksichten — nicht etwa zu sichten, wogegen nichts einzuwenden wäre — sondern abzuändern, kann auch nur auf dem Gebiete der Jugendlectüre gewagt werden, ebenso wie ein anderer: die klassischen Grimm'schen Märchen in Verse zu bringen. Es ist von vorn herein klar, daß kein wahrer Dichter sich an eine solche Arbeit machen würde. In der That sind die Verse Reimereien ohne jeglichen Werth. Daß ein hoch angesehener Illustrator die Bilder zu diesem jämmerlichen Text macht oder hergiebt und daß einer unserer berühmtesten Kinderbuch-Verleger das Geschäft besorgt, sind Erscheinungen von einer Art, wie sie dem achtsamen Auge in der Jugendliteratur auf Schritt und Tritt begegnen. Kürzlich fiel mir eine neu erschienene illustrirte Ausgabe der Grimm'schen Märchen in die Hand, wo das „Sterntha ler"-Märchen so anfing: „Es war einmal ein gutes Mädchen?" Ich stutze und nehme eine authentische Ausgabe zur Hand, richtig! da steht: „Es war einmal ein kleines Mädchen". Weßhalb jene Veränderung? Nun, das beigegebene Bild belehrte mich. Der Zeichner hatte das Mädchen zur Abwechselung einmal als voll entwickelte Jungfrau gegeben, und der gewissenhafte Verleger wollte weder eine Nichtübereinstimmung zwischen Bild und Text durchgehen lassen, noch das schöne Bild verlieren. Was konnte er da Besseres thun, zumal ihm kein Verfasser drein redete! So etwas ist nur auf dem uncontrolirten Gebiet der Jugendliteratur möglich.

Wenn es trotz dieser jammervollen Verhältnisse, die charakterverderbend wirken müssen, Autoren giebt, die nicht von der großen Literatur herkommen, sondern allein am Kinderbuch sich entwickelt haben und dennoch allgemein Werthvolles schaffen, so ist das ein um so glaubwürdigeres Zeugniß für ursprüngliche Begabung.

Die Schweizerin Johanna Spyri muß hier genannt werden. Ihre Werke sind nicht gleichwerthig. Man muß sie mit Auswahl den Kindern geben; sie verleugnet nicht eine gewisse Einseitigkeit. Ihre Vorwürfe bleiben immer dieselben: Der Held der Erzählung ist das Kind kleiner Leute vom Lande, welche arm, bitter arm, aber gottesfürchtig sind. Das Kind wird durch reiche Leute, gewöhnlich Stadtbewohner, unterstützt, in bessere Verhältnisse gebracht, und die Geschichte schließt mit einer dadurch herbeigeführten Aussicht auf gute Tage. Innerhalb dieser feststehenden Schablone findet sich ein reicher Wechsel in der Durchführung. Ueberall ist epische Spannung und Wahrscheinlichkeit. Die Zeichnung kindlicher Charaktere ist meisterhaft. Trotzdem trage ich bei den meisten ihrer Erzählungen Bedenken, sie ohne Rückhalt zu empfehlen. Das Leben der vorgeführten Familien ist so durchtränkt von naiver, kirchgläubiger Frömmigkeit, daß es in mancher Hinsicht mit den Anschauungen unseres modernen Lebens kaum noch Berührungspunkte bietet. Eine hin und wieder durchbrechende Sentimentalität wird kräftig niedergehalten durch die schweizerische Landwüchsigkeit ihrer Erzählweise.

Johanna Spyri erinnert in ihrer bezwingenden Herzlichkeit an Theodor Storm; aber Storm ist reiner und abgeklärter in der Form, da ist kein überflüssiges Wort, kein unnöthiger oder ungehöriger Zug. Es ist Alles wie aus den Händen der Natur hervorgegangen, und keine Wendung verräth eine tendenziöse auf die Jugend berechnete Absicht. Storms für die Jugend geeigneten Werke — „Pole Poppenspäler" — „Die Regentrude" — „Bulemanns Haus" — „Der kleine Hävelmann" und einige Gedichte würden drei oder vier köstliche Bände Jugendlectüre abgeben, wenn sie erst, aus den gesammelten Werken herausgelöst, besonders erschienen sind. Einige Bände Storm's würden doch hie und und da den Eltern die Augen öffnen über die Absurdität der gangbaren Jugendlectüre.

Werden wir bei den entwickelten strengen Anforderungen genug geeigneten Lesestoff für unsere Kinder haben? Sicherlich nicht, wenn das Lesen nach Umfang und Art das gleiche bleibt. Aber das ist ja undenkbar. Mit der Einsicht in die Nothwendigkeit der literarischen Beurtheilung der Jugendlectüre muß auch eine auf den untern Stufen an völliges Leseverbot grenzende Beschränkung der kindlichen Lectüre Hand in Hand gehen. Das wesentlichste Merkmal der Kindheitsepoche ist der Thätigkeitstrieb. In vielen Fällen läßt man ihn verkümmern und aus dem handelnd aus sich heraus gehenden Kinde wird das empfangend in sich versunkene, an die Stelle von Spiel und Arbeit tritt die Lectüre. Dies Zurücktreten des natürlichen Triebes vor dem künstlichen zeigt sich nicht selten schon im achten und neunten Lebensjahr. Die Eltern versäumen, dem Kinde zu thun zu geben und unterlassen das Erzählen. Beides rächt sich in früher, unnatürlicher Lesewuth. Dadurch wird der junge Boden ausgemergelt, und anstatt die literarische Genußfähigkeit vorzubereiten, werden ihr die natürlichen Voraussetzungen, Naivetät, Frische und Auffassungsschärfe entzogen.

Die Erfahrung, die wir an uns machen, daß wir nicht müde werden, die Meisterwerke unserer Literatur, sofern sie unserm Sinn überhaupt zusagen, immer und immer wieder zu genießen, macht jede Mutter an ihren Kindern: sie soll diese oder jene Geschichte immer von neuem erzählen. Wo die Jugend ein gutes Buch, das ihm das erste Mal gefallen hat, nicht zum zweiten und dritten Mal lesen mag, da ist der natürliche Sinn bereits durch Vielleseu verdorben. Wir brauchen nicht so weit zu gehen, wie Rousseau, der vom „Robinson" sagt: „Dies Buch wird lange Zeit allein Emil's Bücherschatz bilden." Aber jenes andere Wort dieses tiefen pädagogischen Schriftstellers über die Lectüre des „Robinson": „solange Emil's Geschmack einfach und natürlich bleibt, wird das Lesen dieses Buches ihm stets neues Vergnügen bereiten," kann Eltern Norm und Ziel ihrer Erziehung in diesem Punkte andeuten. Wie viel ein Kind lesen soll, kann nur von Fall zu Fall entschieden werden; manches Kind ist, wie es vom Schüler Lessing's hieß, „ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß"; aber es muß Ziel sein, das Kind derart und mit solchem Lesestoff zu versorgen, daß es seine Bücher dauernd lieb hat. Wie das erreicht werden könne, auch dafür giebt Rousseau einen Wink: „Dies Buch (nämlich der Robinson) soll der Text sein, von dem unsere Unterhaltung über die menschlichen Empfindungen und Wissenschaften ausgeht; es soll der Prüfstein sein, an dem ich die Fortschritte in der Urtheilskraft meines Zöglings erproben will." Ich behandle hier kein pädagogisches Thema, sonst ließe sich über diesen Punkt viel sagen. Aber das muß ich andeuten, daß sich das literarische Leben im Familienkreise ganz anders gestalten würde, wenn es Regel werden. könnte, daß die den Eltern und Kindern gemeinsam bekannten, vielleicht von ihnen gemeinsam gelesenen Bücher einen Unterhaltungsstoff im häuslichen Kreise abgeben. Die jetzige Jugendliteratur in ihrer unüberwindlichen Dürre und Albernheit muß dem Elternpublicum ewig verschlossen bleiben. Das Kinderbuch, wie es nach den vorstehenden Ausführungen sein soll, wird, da es aus echtem Dichtergemüth geboren ist, für Jung und Alt, wenn nicht in gleicher Weise,

so doch in gleichem Maaße erquickend sein. Vielleicht könnte an einem solchen Kinderbuche eine neue, nach Schönheit und Charakter dürstende Generation groß werden, die eine erste Stufe wäre zu dem Ideal einer von ihrer Literatur durchgeistigten Nation.

Welche Bedeutung hat der Titel für das Werk?

Von Eugen Isolani (Dresden).

Der XVII. internationale literarische und künstlerische Congreß, der vor einigen Wochen in Dresden stattfand, hat vielleicht geringere Bedeutung durch die praktischen Ergebnisse, die er gezeitigt, als dadurch, daß er mannigfache Fragen anregte, die wohl noch lange die Künstler- und Schriftstellerwelt beschäftigen werden. Eine Festgabe „Beiträge zum Urheberrecht“*) enthält eine so ungeheure Menge von Material über die verschiedenen Fragen des Urheberrechts, daß man ganze Bände mit Raisonnements über diesen Gegenstand ausfüllen könnte. Der Herausgeber dieser Schrift, der Arbeitsausschuß, versandte vorher einen Fragebogen mit einem paar Dutzend Fragen. Allein schon die ausführliche Beantwortung aller dieser Fragen hätte für den Einzelnen eine umfangreiche Arbeit werden können. Einige Schriftsteller haben einzelne Fragen in Kürze beantwortet. Habe ich den genannten Arbeitsausschuß recht verstanden, so war ihm weniger daran gelegen, die aufgestellten Fragen gleichsam durch eine Abstimmung zu erledigen, als vielmehr das Vorhandensein der Fragen durch die Aufwerfung derselben zu constatiren und so Material für die litterarische Gesetzgebung zu schaffen.

Ich will aus der Fülle der Frage eine recht kurz behandelte hier zu etwas eingehenderer Beleuchtung herausgreifen: „Welche Bedeutung hat der Titel für das Werk?“ „Ist der Titel eines Werkes schutzfähig?“ a) als selbstständiges Werk? b) als Theil eines Werkes?“

Der Arbeitsausschuß giebt selbst zu, daß die Fassung der Frage insofern nicht ganz glücklich war, als die verschiedenen Gesichtspunkte, unter denen die Schutzfähigkeit eines Titels in Betracht gezogen werden kann, nicht scharf hervortreten, und sucht diesen Fehler durch entsprechende Gruppirung der Antworten gut zu machen. In diesen Antworten wird ausgeführt, daß der Titel ein selbstständiges Geisteswerk, das die unterscheidenden Merkmale der bei seiner Abfassung aufgewendeten schöpferischen Thätigkeit trägt, allerdings sein kann. Man wird, so meint der Arbeitsausschuß, zugeben, daß die zufällige Erfindung desselben Titels ein Ding der Unmöglichkeit ist. — Ich möchte hier parenthetisch einschalten, daß ich keineswegs dieser Ansicht bin, daß vielmehr Titel sozusagen oft in der Luft liegen und sich nicht selten aus der Gleichartigkeit der Tendenz verschiedener Werke ergeben. Ich komme hierauf noch zurück. — Ein solcher Titel stellt natürlich als selbstständiger Theil des Werkes ein selbstständiges Werk dar. Und unter dieser Voraussetzung ist er natürlich schutzfähig.

Nach anderen Antwortgebern ist wiederum der Titel ein Unterscheidungszeichen für das Werk, „Schild und Schaufenster eines Ladens“, die „Firma“ des Werkes. Die Verwendung desselben Titels kann also als eine Art unlauteren Wettbewerbes angesehen werden.

Richard Schmidt-Cabanis nennt den Titel den „Namen“ des Werkes, der wie der Name eines Menschen „vor Mißbrauch und Besudelung“ zu schützen sei. In diesem Falle wird der Titel also „mit als Träger der Individualität des Verfassers angesehen.“

Baurath Dr. O. Mothes-Zwickau erkennt die Schutzbedürftigkeit des Titels an, bezweifelt aber die Möglichkeit des Schutzes.

Professor Heinrich Ehrlich und Ebers verneinen die Schutzfähigkeit des Titels. Letzterer sagt hierbei: „Der Titel hat eben kaum eine andere Bedeutung, als ein Buch vom anderen zu unterscheiden. Wenn er dies kurz und in einer leicht zu behaltenden, womöglich wohllautenden Form thut, so erfüllt er seinen Zweck. Auf den Inhalt soll er wohl hindeuten, doch „ein Titel muß kein Küchenzettel sein“, heißt es in der Hamburger Dramaturgie. „Je weniger er von dem Inhalt verräth“, fährt Lessing fort, „desto besser ist es. Dichter und Zuschauer finden ihre Rechnung dabei, und die Alten haben ihren Comödien selten andere, als nichtsbedeutende Titel gegeben.“

Soweit die literarische Umfrage des mehr erwähnten Arbeitsausschusses, die so recht den einen Nutzen, den jede Enquête hat, erkennen läßt und der sich in der sprichwörtlichen Redensart ausdrückt: „Mehrere sehen mehr als Einer“. Man wird kaum mit der Ansicht derjenigen allein fertig werden, welche die zufällige Benutzung desselben Titels für eine Unmöglichkeit erklären und so den Titel als unbedingt schutzfähig, die Benutzung eines vorhandenen also als strafbar ansehen, aber ebensowenig wird man der Ansicht von Georg Ebers für jeden Fall beipflichten können, der die Schutzfähigkeit des Titels verneint, und ich meine, Ebers selbst wäre nicht mit Unrecht recht erbost darüber, wenn heute irgendein schlechter Roman unter dem Titel „Die ägyptische Königstochter“ erschiene, wodurch er ohne Frage künstlerisch und materiell geschädigt würde. Daß thatsächlich die Erfindung des Titels oft einen nicht unwesentlichen Theil der Arbeit des Autors ausmacht, ist nicht abzuleugnen, und weil ich gerade Ebers' „Aegyptische Königstochter“ erwähne, erinnere ich daran, daß Ebers vor Erscheinen dieses Werkes selbst sehr im Zweifel befangen war, wie er es nennen soll und bei der Wahl dieses Titels dem Rathe und der Titel-Erfindungsgabe Berthold Auerbachs folgte, der einer ganzen Reihe von Werken anderer Dichter den Titel gab. Ich erinnere hier nur an Otto Ludwig's Novelle „Zwischen Himmel und Erde“, Spielhagens Roman „In Reih und Glied“ und Maximilian Bern's Erzählung „Auf schwankem Grunde“.

Die Bedeutsamkeit und Wichtigkeit eines Titels für den materiellen Erfolg wird also Niemand leugnen.

Aber keineswegs immer wird und muß der gleiche Titel eines Werkes auf einen unlauteren Wettbewerb zurückzuführen sein. Im Jahre 1886 erschien eine Novelle von Paul Heyse „Himmlische und irdische Liebe“. Heyse fand den Titel dieser Novelle sogar so vorzüglich, daß er die achtzehnte Sammlung seiner Novellen nach ihr benannte. Im Jahre 1894 erschien unter demselben Titel ein Roman von Victor Naumann, und Jeder der dies letztere Werk gelesen, wird zunächst schon aus der Form und der Tendenz des Werkes erkennen, daß dem Autor nichts ferner gelegen, als die Speculation auf die Popularität Heyse's, denn Naumann's Roman richtet sich an einen völlig anderen Leserkreis. Gleichwohl hat Naumann wohl das Heyse'sche Werk gekannt, und gleichwohl war er berechtigt, den Titel zu wählen, denn Paul Heyse hatte kein Schutzrecht auf diesen Titel, der ihm selbst auch nicht einmal im Sinne eines eventuellen Titelschutzgesetzes gehörte, denn „Himmlische und irdische Liebe“ ist der Titel eines Gemäldes, jenes wundervollen Tizianischen Gemäldes aus dem Palazzo Borghese in Rom „Amor sacro ed amor profano“, und jenes Bild hat beiden Dichtwerken, die völlig verschieden in Art und Ausführung sind, die Anregung zum Stoff und den Titel gegeben. Ich weiß nicht, ob Naumann die Heyse'sche Novelle gekannt hat. Es ist wohl aber leicht möglich und wahrscheinlich, daß er, ohne sie zu kennen, auf

*) Herausgegeben mit Unterstützung des Königl. Sächs. Ministeriums des Innern und des Dresdener Central-Ausschusses vom Arbeitsausschuß. Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1895.

seinen Romanstoff und den Titel kam, und Niemand wird ihm das Recht streitig machen können, selbst wenn er das Heyse'sche Werk kannte, den Titel zu benutzen. Ja für beide Autoren, die ihre Handlung auf der Betrachtung des Tizian'schen Bildes aufbauten, ergab sich sogar die Nothwendigkeit, denselben Titel zu wählen. Es ist gar kein Zufall, daß beide auf denselben Titel kamen, den wahrscheinlich der dritte und der vierte Autor ebenfalls wählen würde, der durch das in Copien weit verbreitete Werk zu einer dichterischen Production angeregt würde.

Also nicht der Zufall allein ist es, der gleiche Titel hervorbringt, sondern oft eine logische Folge der Thatsachen, die um so öfter in die Erscheinung tritt, je mehr der Titel dem Inhalte des Werkes entspricht und weniger das ist, was Carl Spitteler vor einiger Zeit in einem Artikel tadelnd „Vexirtitel" nannte. Titel z. B., wie „Das Weib", „Der Mensch", „Freunde", „Liebe", „Alte Liebe rostet nicht" können treffend den Inhalt des Werkes kennzeichnen und können zweifellos in jedem Falle mit als Träger der Individualität des Verfassers angesehen werden, ohne daß sie als die Ausstrahlung einer besonderen Originalität betrachtet werden und eines besonderen Schutzes bedürftig erachtet werden können.

Bei Tendenzschriften ist die Gleichartigkeit oder Aehnlichkeit der Titel noch leichter möglich, noch weniger ein Ding des Zufalls. Wenn zwei Autoren über die jetzt lebhaft discutirte Frage des medecinischen Studiums der Frauen schreiben, so werden sie vollständig unabhängig von einander zu dem Titel gelangen: „Die Frau in der medicinischen Wissenschaft", „Die Frau als Aerztin" oder dergleichen. Aehnlich wird es der Fall bei politischen Schriften oder Zeitdichtungen sein, wo wir Titel, wie „Brauchen wir Colonien?", oder „Der Kaiser und die Socialdemokratie", „Unser Bismarck" als besonders originell nicht ansehen können.

Man wird nicht einmal immer die bewußte Aneignung eines Titels als unberechtigt ansehen dürfen. Friedrich Spielhagen z. B. benutzte einen Spruch Goethe's „Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut" zu seinem Roman-Titel „Problematische Naturen". Erst durch diesen 1860 entstandenen Roman wurde die Bezeichnung „problematische Natur" populär, so daß Büchmann sie in seine Sammlung geflügelter Worte aufnehmen konnte. Ich glaube nicht, daß sich Jemand eines Unrechtes schuldig machen würde, wenn er nun diese zum Gemeingut der Sprache gewordene Bezeichnung seinerseits zum Titel eines Werkes wählte. Als Titel eines Feuilletons, einer kleinen Skizze einer anerkannten Schriftstellerin habe ich den Spielhagen'schen Romantitel verwendet gesehen.

Ebensowenig also, wie man im Allgemeinen die große Bedeutung eines Titels für ein Werk leugnen kann, und ebensosehr wie man aus diesem Grunde die Berechtigung eines Titelschutzes anerkennen muß, ebenso schwierig wird die Entscheidung von Fall zu Fall sein. Man wird stets zu erforschen haben, ob eine gewinnsüchtige Absicht, ein unlanterer Wettbewerb, ein Betrug oder dergleichen vorliegt oder ob Zufall oder mehr als Zufall die Gleichartigkeit der Titel verursachte. Daß Theaterdirectoren in der Provinz alte Repertoirestücke der Bühne umtaufen und ihnen die Titel der gerade viel gegebenen bekannten Stücke beilegen, pflegt nicht selten vorzukommen. Daß da eine gewinnsüchtige Absicht vorliegt, ist zweifellos. Doch wird man solchem unlauteren Wettbewerbe leicht auch auf dem Wege der bereits bestehenden Gesetze beikommen, da sich eine solche Handlungsweise wohl unbedingt als Betrug charakterisirt. Im Allgemeinen scheint nur die Frage der Schutzbedürftigkeit des Titels, obwohl ich sie bejahe und im Princip für wichtig genug halte, um sie einer Debatte zu unterziehen, deshalb practisch von geringerem Werthe zu sein, weil jeder Fall der Aneignung eines fremden Titels sich in seinen Ursachen und Wirkungen anders charakterisiren lassen wird.

Es sei zum Schlusse noch ergänzend die Frage des Umfanges des Titels in Betracht gezogen. Gehört auch der Autorname zum Titel? Die Frage der Aneignung eines fremden Autornamens ist merkwürdiger Weise unter den zahlreichen von dem Arbeitsausschuß des Congresses aufgeworfenen Fragen gar nicht in Erwägung gezogen.

Nahm man etwa an, daß die Aneignung eines fremden Autornamens unter allen Umständen eine strafbare Handlungsweise voraussetze, so war diese Annahme nach meiner Ansicht eine durchaus irrige. Ich erinnere hier nur daran, daß Willibald Alexis seinen ersten Roman als eine Uebersetzung eines angeblichen Werkes von Walter Scott bezeichnete, der damals im Zenith seines Ruhmes stand. Und noch in neuester Zeit wurden derartige literarische Mystificationen ausgeführt. Im Jahre 1884 erschienen „Gedichte aus dem Nachlaß von Reinhold Lenz," dem Jugendfreunde Goethes, zu deren Verfasserschaft sich später der Berliner Dichter Wilhelm Arent bekannte. Man wird diese Mystificationen, bei denen sicherlich ein rein literarisches Interesse obwaltete, nicht in einen Topf werfen wollen und können mit den Betrügereien jenes deutschen Schriftstellers, der seine eigenen (?) Machwerke lediglich des Gewinnes halber als Uebersetzungen angeblicher Werke Daudet's erscheinen ließ. Man sieht, daß auch hier nur von Fall zu Fall geurtheilt werden darf und daß hierbei eben auch die Absicht maßgebend für die Beurtheilung des Falles ist und die künstlerische Qualität des Thäters mit entscheidend in die Wagschale fällt. Was ein Willibald Alexis, der sich als ein dem Walter Scott congenialer Dichter erwies, thun durfte, darf sich ein Talentloser nicht erlauben, ohne in Gefahr zu gerathen, für einen Betrüger gehalten zu werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Typhus.

Von Anton Tschechow.

In einem Rauchcoupé des Postzuges, der von Petersburg nach Moskau geht, fuhr der junge Lieutenant Klimow. Ihm gegenüber saß ein älterer Mann mit einem glattrasirten Seemannsgesicht, dem Anscheine nach ein wohlhabender Finne oder Schwede, der die ganze Zeit an seiner Pfeife saugte und über ein und dasselbe Thema sprach.

„Ha, Sie sind Officier! Ich habe auch einen Officier zum Bruder, aber er ist Seemann . . . Er ist Seemann und steht in Kronstadt. Wozu fahren Sie nach Moskau?"

„Mein Regiment steht dort."

„Ha! Und sind Sie verheirathet?"

„Nein, ich lebe mit meiner Tante und Schwester."

„Mein Bruder ist auch Officier, Marineofficier, aber er ist verheirathet, hat eine Frau und drei Kinder. Ha!"

Der Finne schien sich über irgend etwas zu wundern, verzog sein Gesicht zu einem blöden Lächeln, als er sein „Ha!" ausstieß und paffte dabei aus seiner übelriechenden Pfeife. Klimow, der sich nicht wohl fühlte, und dem es schwer wurde, auf die Fragen zu antworten, haßte ihn aus ganzer Seele. Er träumte davon, wie gut es wäre, ihm die Pfeife aus der Hand zu reißen, sie unter das Sopha zu werfen und den Finnen selbst in irgend ein anderes Coupé zu jagen.

Widerwärtiges Volk, diese Finnen und Griechen, dachte er. Ganz überflüssiges, unbrauchbares, widerwärtiges Volk. Nehmen nur Platz ein auf der Erdkugel. Wozu sind sie da?

Und der Gedanke an die Finnen und Griechen rief ein Gefühl von Uebelkeit in seinem ganzen Körper hervor. Als Entschädigung wollte

er an die Franzosen und Italiener denken; aber der Gedanke an diese Kanonen erweckte nur die Erinnerung an Drehorgeln, Bilder nackter Frauen und ausländische Cotdrucke in ihm, die zu Hause bei der Tante über der Commode hingen. Ueberhaupt fühlte sich der Officier nicht wohl. Er konnte für seine Arme und Beine keinen Platz auf dem Sopha finden, trotzdem es ganz zu seiner Verfügung stand: der Mund war ihm kleberig und trocken und der Kopf wie von einem dichten Nebel umhüllt; seine Gedanken, so schien es ihm, wanderten nicht nur in seinem Kopfe, sondern im ganzen Körper, zwischen dem Sopha und den Menschen herum. Durch den Wirrwarr seiner Gedanken hindurch, hörte er wie im Traum das Murmeln der Stimmen, das Rollen der Räder und das Schlagen der Thüren. Das Klingeln und Pfeifen des Schaffners, das Laufen der Passagiere auf dem Perron hörte man öfter als gewöhnlich. Die Zeit flog unbemerkt schnell dahin, und deßhalb schien es, als ob der Zug jede Minute an einer Haltestelle stehen bliebe und man eine metallische Stimme rufen hörte:

„Die Post fertig?" — „Fertig!"

Es schien, als ob der Heizer zu oft hereinkäme und auf das Thermometer sähe, als ob das Brausen der begegnenden Züge und das dumpfe Rollen der Räder auf den Brücken ohne Unterbrechung zu hören wäre. Der Lärm, das Pfeifen, der Finne, der Tabaksqualm — alles dies und dazu noch das drohende Winken der wie in Nebel gehüllten Gegenstände, deren Formen und Charaktere selbst einen Gesunden verwirren könnten, bedrückten Klimows Brust mit einem unausstehlichen Alp. Er hob den schweren Kopf in schrecklicher Bangigkeit, blickte auf die Laterne, in deren Strahlen sich Schatten und nebelige, verwischte Flecke bewegten, wollte um Wasser bitten, aber die trockene Zunge rührte sich kaum und hatte nicht Kraft genug, um auf die Fragen des Finnen zu antworten. Er versuchte, sich bequem hinzulegen und einzuschlafen, aber das gelang ihm nicht. Der Finne war schon einige Mal eingeschlafen, wachte wieder auf und rauchte seine Pfeife, indem er ihn mit seinem „Ha!" anredete und schlief dann wieder ein; aber die Beine des Lieutenants konnten noch immer keinen bequemen Platz auf dem Sopha finden, und die drohenden Bilder standen ihm immer vor Augen.

Auf der Station Spirowa verließ er den Wagen und ging an's Büffet, um Wasser zu trinken. Er sah Leute um den Tisch sitzen, die sich beeilten, schnell etwas zu essen. — Wie können sie nur essen! dachte er und versuchte die vom Fettgeruch geschwängerte Luft nicht zu riechen und nicht auf die kauenden Leute zu schauen — alles dies erschien ihm widerwärtig bis zur Uebelkeit. Irgend eine hübsche Dame unterhielt sich ziemlich laut mit einem Officier in rother Mütze und zeigte lächelnd ihre wunderbaren weißen Zähne, und das Lächeln, und die Zähne, selbst die Dame erregten dasselbe widerwärtige Gefühl in ihm, wie der Schinken und die gebratenen Coteletten. Er konnte nicht begreifen, wie es dem Officier in der rothen Mütze nicht beschwerlich wurde, neben ihr zu sitzen und auf ihr gesundes, lächelndes Gesicht zu schauen. Als er sein Wasser ausgetrunken hatte, kehrte er in den Waggon zurück und fand den Finnen, seine Pfeife rauchend, bereits dort. Sie ächzte und gab dieselben heiseren Laute von sich, wie eine löcherige Galosche bei schlechtem Wetter.

„Ha!" rief er verwundert. „Was für eine Station ist das?"

„Weiß nicht," antwortete Klimow, indem er sich hinlegte und den Mund schloß, um den beißenden Rauch des Tabaks nicht einzuathmen.

„Und wann werden wir in Twer sein?"

„Ich weiß es nicht, entschuldigen Sie, ich ... ich kann nicht antworten. Ich bin krank, habe mich heute erkältet."

Der Finne klopfte mit seiner Pfeife an den Fensterrahmen und begann, von seinem Bruder, dem Seemann zu sprechen. Klimow hörte längst nicht mehr zu und dachte mit Sehnsucht an sein weiches, bequemes Bett und an die Flasche mit frischem Wasser und an Schwester Katia, die es so gut versteht, einen Kranken zu beruhigen und ihm Wasser zu reichen. Er lächelte sogar, als sein Bursche Pawel in seiner Phantasie auftauchte, wie er dem Herrn die schweren quetschenden Stiefel abnehmen und das Wasser auf den Tisch stellen werde. Es schien ihm, wenn er sich nur in sein Bett legen und etwas Wasser trinken könnte, so würde das unausstehliche Alpdrücken einem gesunden, festen Schlafe weichen.

„Die Post fertig?" klang von ferne eine dumpfe Stimme an sein Ohr.

„Fertig!" antwortete eine tiefe Baßstimme nah am Fenster. Das war schon die zweite oder dritte Haltestelle seit der Station Spirowo.

Die Zeit verging schnell, und es schien, als ob das Klingeln und Pfeifen an den Haltestellen kein Ende nehmen wollte. Verzweifelt drückte Klimow das Gesicht in die Ecke des Diwans, faßte den Kopf zwischen beide Hände und begann wieder zu denken, an Schwester Katia und den Burschen Pawel; aber die Schwester und der Bursche vermischten sich mit den nebeligen Bildern, drehten sich im Kreise um ihn herum und verschwanden. Sein heißer Atem, den die Wände des Sophas zurück schlugen, brannte ihm das Gesicht; die Beine lagen unbequem, vom Fenster zog es ihm in den Rücken; aber wie qualvoll ihm auch zu Muthe war, er hatte nicht den Wunsch, seine Stellung zu verändern ... Eine schwere Trägheit überkam ihn allmälig und fesselte seine Glieder.

Als er sich entschloß den Kopf zu heben, war es im Waggon schon hell. Die Reisenden zogen ihre Pelze an und bewegten sich hin und her. Die Gepäckträger in ihren weißen Schürzen und mit ihren Blechschildern liefen um die Passagiere herum und ergriffen ihr Gepäck, Klimow nahm seinen Mantel, folgte mechanisch den anderen Fahrgästen aus dem Waggon, und dabei schien es ihm, daß nicht er gehe, sondern Jemand anders, ein Fremder. Er fühlte, daß die Hitze, der Durst und die drohenden Bilder, die ihn die ganze Nacht nicht hatten schlafen lassen, mit ihm den Waggon verließen. Mechanisch empfing er sein Gepäck und nahm eine Droschke. Der Kutscher verlangte $1^1/_2$ Rubel bis nach Hause, und er handelte nicht, sondern stieg gehorsam, ohne zu widersprechen, in den Schlitten. Er verstand noch den Unterschied der Zahlen, aber das Geld hatte jeden Wert für ihn verloren.

Zu Hause angelangt, empfingen ihn die Tante und seine Schwester, ein achtzehnjähriges Mädchen. Katia hielt Hefte und einen Bleistift in der Hand, als sie ihn begrüßte, und er erinnerte sich, daß sie sich zum Lehrerinexamen vorbereite. Er antwortete weder auf die Fragen, noch auf die bewillkommnenden Ausrufe, sondern wanderte ziellos durch alle Zimmer, keuchend von der starken Hitze, die in ihm wüthete und, an seinem Bett angelangt, fiel er willenlos auf die Kissen nieder. Der Finne, die rothe Mütze, die Dame mit den weißen Zähnen, der Geruch des Bratens, die winkenden Flecke und Bilder beschäftigten sie ine Sinne und schon wußte er nicht, wo er war, und hörte die aufgeregten Stimmen um sich nicht mehr.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich ausgezogen in seinem Bett und erblickte die Flasche Wasser und Pawel, aber davon wurde ihm nicht kühler und bequemer. Er wußte wieder nicht, wo er Beine und Arme lassen sollte. Die Zunge klebte am Gaumen und er hörte die heisere Pfeife des Finnen ... Neben dem Bett bewegte sich unruhig hin- und hergehend ein großer Herr mit schwarzem Bart, das war der Arzt.

„Es ist nichts, gar nichts, junger Mann!" murmelte er. — „Vortrefflich, ausgezeichnet ... je je ..."

Der Arzt nannte Klimow „junger Mann" und sagte anstatt „ja" — „je".

„Je, je, je," brummte er. „Vorzüglich junger Mann ... Brauchen nicht zu verzagen!"

Die flüchtige, nachlässige Redeweise und das wohlgenährte Gesicht des Arztes, sowie sein herablassendes „junger Mann" reizten Klimow. „Weßhalb nennen Sie mich junger Mann?" ächzte er. „Was für eine Vertraulichkeit ist das? Zum Teufel!" Und er erschrak über seine eigene Stimme. So trocken, schwach und singend war sie, daß man sie kaum verstehen konnte.

„Prächtig, prächtig," murmelte der Doktor, ohne im Geringsten beleidigt zu sein. — „Sie brauchen sich nicht zu ärgern ... Je, je, je ..."

Und zu Hause flog die Zeit gerade so erstaunlich schnell vorüber wie im Waggon. Wie um die Wette jagten Tag und Nacht in dem Schlafzimmer dahin. Der Doctor, so schien es ihm, verließ den Platz

an seinem Bett nicht, und jeden Augenblick hörte er sein „je, je, je". Um ihn herum bewegten sich Pawel, der Finne, der Stabs-Capitain Jaroschewitsch, der Feldwebel Maksimenko, die rote Mütze, die Dame mit den weißen Zähnen, der Doctor. Alle sprachen, winkten mit den Händen, rauchten, aßen. Einmal sogar, es war am Tage, sah Klimow seinen Regimentspriester, Vater Alexander, welcher in seinem Ordensgewand, das Kirchenbuch in der Hand, vor seinem Bette stand und irgend etwas mit einem so ernsten Gesicht vor sich hinmurmelte, wie Klimow es nie an ihm bemerkt hatte. Der Lieutenant erinnerte sich, daß Vater Alexander alle katholischen Offiziere freundschaftlichst „die Wasserpolacken" nannte, und um ihn zum Lachen zu bringen, schrie er: „Väterchen, der Wasserpolacke Jaroschewitsch ist in den Wald gelaufen."

Aber Vater Alexander, sonst ein lachlustiger, fröhlicher Mensch, lachte nicht, sondern wurde noch ernster und machte das Kreuz über Klimow. Des Nachts kamen und gingen zwei Schatten geräuschlos hin und her. Das waren seine Tante und seine Schwester. Der Schatten der Schwester kniete nieder und betete, vor dem Heiligenbild beugte sie sich zur Erde nieder und auf der Wand beugte sich ihr grauer Schatten, so daß zwei Schatten zu Gott beteten. Die ganze Zeit roch es nach gebratenem Fleisch und der Pfeife des Finnen; einmal jedoch spürte er einen starken Geruch Weihrauch. Ihm wurde so übel, daß er anfing, sich zu bewegen und ausrief:

„Der Weihrauch, tragt den Weihrauch weg!"

Aber er erhielt keine Antwort. Man hörte nur in der Nähe Geistliche singen und Jemand auf der Treppe herumlaufen.

Als Klimow aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, befand sich keine Menschenseele im Zimmer. Die helle Morgensonne drang trotz der heruntergelassenen Jalousien durch's Fenster, und ein zitternder Strahl spielte fein und zierlich auf der Wasserflasche. Man hörte das Rollen der Räder — also lag kein Schnee mehr auf der Straße. Der Lieutenant blickte auf den Sonnenstrahl, auf die bekannten Möbel, auf die Thür, und sein Erstes war, laut aufzulachen. Das glückliche, fröhliche Gelächter ließ seinen Leib erzittern. Unendliche Freude und Lebenslust bemächtigten sich seines ganzen Körpers vom Kopf bis zu den Füßen, dieselbe Glückseligkeit, die wahrscheinlich den ersten Menschen bewegte, als er geschaffen wurde und die Welt erblickte. Klimow fühlte ein fast unbezwingliches Bedürfniß nach Bewegung, Menschen und ihren Stimmen. Sein Körper lag unbeweglich da, nur die Hände bewegten sich, aber er bemerkte das kaum, seine ganze Aufmerksamkeit war auf Kleinigkeiten gerichtet. Er freute sich seines Athems, seines Lachens, freute sich über die Wasserflasche, die Decke, den Sonnenstrahl, das Band an der Jalousie. Sogar in dem kleinen, engen Schlafzimmer schien ihm Gottes schöne Welt wunderbar, abwechselungsreich und mächtig. Als der Doctor kam, dachte der Lieutenant darüber nach, was für eine herrliche Einrichtung die Medicin doch sei, wie nett und sympathisch der Doctor wäre und wie überhaupt die Menschen interessant und gut seien.

„Je, je, je," sagte der Doctor, „prächtig, prächtig . . . Nun sind wir schon gesund" . . .

Der Lieutenant hörte zu und lachte fröhlich. Er erinnerte sich des Finnen, der Dame mit den weißen Zähnen, des Schinkens, und er wollte essen, rauchen.

„Doctor," sagte er, „lassen Sie mir ein Stück Roggenbrod mit Salz und . . . und Sardinen bringen."

Der Arzt schlug es ihm ab; Pawel folgte dem Befehl nicht und holte kein Brod. Der Lieutenant vertrug den Widerspruch nicht, und er begann zu weinen, wie ein launisches Kind.

„Kleinchen!" spottete der Doctor, „Mama, ich will schlafen, schlafen!"

Klimow lachte mit und schlief sofort, als der Arzt ihn verlassen hatte, fest ein. Er erwachte mit demselben Wonnegefühl und der gleichen Glückseligkeit. Neben dem Bette saß die Tante.

„Ach Tante!" rief er erfreut. „Was war mit mir?"

„Du hattest den Flecktyphus."

„Also das! Aber jetzt fühle ich mich wohl, sehr wohl! Wo ist Katia?"

„Sie ist nicht zu Hause, wahrscheinlich ist sie zu Bekannten gegangen, als sie vom Examen kam. Die Alte sagte dies und beugte sich dabei über den Strumpf, den sie strickte, ihre Lippen zitterten. Sie wandte sich ab und brach in Thränen aus. In ihrer Verzweiflung vergaß sie das Verbot des Arztes und rief: „Ach Katia, Katia! Unser Engel ist nicht mehr! Nein!"

Sie hatte den Strumpf fallen lassen und beugte sich nieder, um ihn aufzuheben, da rutschte das Häubchen ihr vom Kopf, und Klimow erblickte ihr ergrautes Haar. Er begriff nichts, aber erschrak Katias wegen und fragte: „Wo ist sie denn, Tante?"

Die Alte, die Klimow schon vergessen hatte und nur an ihren großen Kummer dachte, erwiderte:

„Sie hat sich an Dir angesteckt und . . . und ist gestorben. Vor drei Tagen hat man sie begraben."

Diese schreckliche, unerwartete Nachricht drang vollständig in Klimow's Bewußtsein, aber so furchtbar und erschütternd sie auch war, konnte sie doch die thierische Freude nicht überwältigen, die den Genesenden erfüllte. Er weinte und lachte und fing bald an zu schimpfen, warum man ihm nicht zu essen gäbe.

Erst eine Woche später, als er im Schlafrock und auf Pawel's Arm gestützt an's Fenster trat, auf den trüben Frühlingshimmel schaute, und auf das unangenehme Tropfen des Regens lauschte, da zuckte ihm das Herz vor Weh, er weinte und ließ den Kopf gegen die Scheiben fallen.

„Wie unglücklich ich bin!" murmelte er. „Gott, wie bin ich unglücklich!"

Und ein Gefühl tödtlicher Langweile und das Bewußtsein des unersetzlichen Verlustes traten an die Stelle der Freude, die ihn bis jetzt erfüllt hatte.

Aus der Hauptstadt.

Das Ministerium des Aeußerlichen.

Was in Preußen regiert, Groß wie Klein, hat noch kurz vor den Feiertagen einen höllischen Schreck gekriegt. Der Abgang Köller's, den ein Schlaukopf auf nicht mehr ungewöhnlichem Wege glänzend vorbereitet und inscenirt hatte, war für alle höheren und minder hohen Verwaltungsbeamten ein deutliches Signal gewesen; die gemäßigte Richtung, die Versöhnlichen hatten triumphirt. Zwar ging Geklatsch um, daß dem Monarchen der Abschied von dem Manne schwer gefallen wäre, der Bildung und Besitz immer so eigenartig zu repräsentiren gewußt hatte; der Kaiser fühlte recht gut, daß seinem Ministerium mit Köller gewiß kein Licht erloschen, aber doch ein grader, tapperer Landsoldat verloren gegangen war. Und er erfreute ihn mit Ehrungen, wie sie nur Botho Eulenburg, den Caprivi wuchtig auf's Haupt schlug und der dann trotzdem seinen Gegner mit hinüber nach Walhall nahm, gesehen hatte. Obgleich sich also die Vorgänge einigermaßen mit den Novembergeschehnissen von 1894 vergleichen ließen, ward doch von der siegreichen Partei ein herrlich Pyrrhusfest gefeiert. Unsere Politiker haben es im Laufe der Zeit gelernt, den Personen weit mehr Wichtigkeit beizumessen, als den Dingen und Anschauungen; schade nur, daß sie gerade der allerhöchsten Person, „der betreffenden Stelle", wie Fürst Chlodwig so schön und so deutsch sagte, immer noch viel zu wenig Bedeutung in ihren Calcüls beilegen. Durch die Entfernung Köller's war der Mann der scharfen Tonart, der Held, auf den curioser Weise die Agrarier ihre Hoffnungen gesetzt hatten, beseitigt, die Sonne des freisinnigen Princips hatte die Wolken durchbrochen, und die Presse jubilirte lerchengleich. In den Frühlingszauber drang allzu unvermittelt die rauhe Kunde von dem Besuche des Kaisers in Friedrichsruh, von dem einstündigen Gespräche ohne Zeugen, das der Monarch mit seinem abgedankten alten Rathgeber gepflogen hatte.

Wiederum zeigt sich, daß überraschende, ja selbst sensationelle Personalveränderungen innerhalb der Regierungsmaschinerie längst nicht mehr die allergeringste Bedeutung haben. Billig könnte man es sich ersparen, Biographie und Sinnesart jedes neuernannten Ministers ausführlich bekannt zu machen; seine Berufung wie sein im Allgemeinen nahe bevorstehender Sturz sind völlig unwesentlich für die Entwickelung unserer inneren Politik. Im besten Falle vermag er dem Staate ein hohes Verwaltungstalent mitzubringen und dies Talent nützlich anzuwenden; staatsmännische Qualificationen sind weder von Nöthen, noch

können sie zur Bethätigung gelangen. Wer neudeutsche Politik studiren oder gar ihre Windungen voraussagen will, der muß an allen Ministerhôtels und ganz selbstverständlich allen Volksvertretungen lächelnd vorübergehen. Ihm liegt es allein ob, den begnadeten Kreis der Männer zu beobachten, die des Kaisers Majestät gerade zu der Zeit umgeben, wo Wilhelm II. nicht officieller Politiker ist — die unverantwortlichen Rathgeber, mit zwei Worten. Der laute Sums, mit dem die Presse jede ministerielle Handlung, jede Sitzung des Staatsministeriums, jede Reibung in dieser ehrenwerthen Körperschaft begleitet, dies Trompetergeschmetter ist unsäglich abgeschmackt, weil es so unsäglich überflüssig ist. Meyerbeer- und Mascagni-Musik zu einem Offenbach-Librett. Das Gedröhne wäre schier lustig anzuhören, verkündet es doch grell die Unfähigkeit unserer Oeffentliche Meinung-Macher, die volle fünf Jahre nach 1890 noch nicht dahinter gekommen sind, auf welchem Schauplatz die politische Tragödie Neudeutschlands sich abspielt. Aber das Gedröhn birgt seine großen, seine fürchterlichen Gefahren; es lenkt die Aufmerksamkeit der Menge auf Nebendinge und macht sie blind für die Wahrheit. Thatsächlich ist es mehr als gleichgiltig, ob Graf Caprivi, ob Fürst Hohenlohe oder Herr von Boetticher die so leicht gewordene Reichskanzlerkette tragen, und gleichgiltig ist es, ob dieser oder jener Regierungspräsident telegraphisch nach Berlin berufen wird. Ein höherer Wille bestimmt den Lauf der Geschäfte, der Minister trägt wieder seinen Namen mit Recht, er ist nur der Diener dieses höheren Willens.

Wer deßhalb nicht für knappen Monatssold Tag um Tag dem Metteur hastig zusammengesudelte Leitartikelsetzen zuschleudern muß, sondern den Gang der Ereignisse ruhig und still beobachten darf, dem läge recht eigentlich die Pflicht ob, in seinen politischen Betrachtungen niemals eines Ministers Namen in Freundschaft oder Unwillen zu nennen, sondern nur, gleichsam in öffentlicher Audienz, mit des Kaisers Majestät Zwiesprach zu halten. Aufs Innigste müßte er sich mit den Gedanken und Lebensanschauungen der Männer befassen, die Wilhelm II. seines persönlichen Umganges würdigt, und so unangenehm oder langweilig diese Beschäftigung auch auf den ersten Blick scheinen möchte, so ungeheuer wichtig und dankbar wäre sie. Zu untersuchen, welche Gestalt eine politische Idee nothgedrungen annehmen muß, wenn sie im vertrauten Gespräch von einem Begleiter oder Freunde des Kaisers aufgeworfen und à jour gefaßt wird; darüber nachzusinnen, wie die Anschauungen des Monarchen, gerade dieses Monarchen sich im Verkehr mit den Herren seiner näheren Umgebung gestalten, das möchte zehntausend Mal segensreicher sein als die unendlichste und tiefgründigste Abhandlung über Gegensätze zwischen dem Staatssecretär des Welfenfonds und einem seiner oppositionslustigen Collegen. Wilhelm II. ist ganz und gar der Mann nicht, der sich einer fremden Meinung zu eigen giebt, und es bedarf fraglos eines großen Künstlerthums, ihn zu einer bestimmten Ansicht zu führen, die auch nur um wenige Grade von seiner vorhergefaßten abweicht. Popular-Satiriker sind gern geneigt, am preußischen Hofe ein Gewimmel von Schranzen zu sehen, und der Spucknapf spielt in ihren Darstellungen nicht nur die Rolle eines Decorationsstückes. Aber sie unterschätzen den Kaiser, wenn sie glauben, daß vulgäre Höflinge auch nur bescheidenen Einfluß auf seine Entschließungen ausüben können; die gewöhnliche, platte, unterthänige Schmeichelei erregt ihm vielmehr Widerwillen. Der muß in Wahrheit ein Künstler sein, dem er sein Ohr leiht. Die Eulenburgs, über die sich Witzbolde noch immer lustig machen, obgleich einem das Lachen vergeht, wenn man ihre Thätigkeit überdenkt, die Eulenburgs sind solche Künstler, und wer ihre Naturgeschichte zu schreiben unternimmt, muß viel Farben auf der Palette haben, muß ein tiefer, feiner Psycholog sein. Männer, die genau wissen, was sie wollen und die doch nicht nur den Anschein erwecken, als wären sie die Ergebensten im Lande, nein, die es wirklich sind. Männer, die unbeschränkte, zärtlich freundschaftliche Gunst genießen und doch so klug und doch so unbedingte Diener ihres Herrn sind, daß sie nie auch nur für eine Secunde ihre Stellung vergessen, vergessen können. Der Witz reicht an diese Männer nicht heran, sie flößen selbst dem Widerwilligen jene Ehrfurcht und jenen Respect ein, den hohes Talent stets einflößt, sei es, welcher Art es immer wolle. Einen Blick in ihre Rüstkammer werfen heißt im eminenten Sinne moderne, deutsche Politik treiben. Sie schneiden nicht mit den gefährlichen, scharfen und doch schartigen Messern, deren Andere sich gern bedienen; sie stellen keine Zeitungsausschnitte mit absichtlichen Druckfehlern zusammen, sie lanciren keine Hetz-Artikel in die Blätter, als deren Autoren dann gefährliche Gegner — solch' Gegner kann manchmal sogar Bismarck heißen — denuncirt werden. Sie erheben sich weit über die gewöhnlichen Hintertreppen-Benutzer. Intriguen wuchern am preußischen Hofe aus naheliegenden Gründen üppiger als an fremden Höfen, aber sie können im Allgemeinen die borussische Herkunft, können eine gewisse plumpe Biederkeit oder biedere Plumpheit nicht verleugnen. Es sind zumeist Ränke der alten Schule, Kniffe und Pfiffe aus jener Zeit, wo Bauernschlauheit Diplomatie hieß, Einflüsterungen und Einflüsterungen nach dem Muster von Scribe's „verre d'eau". Die Eulenburgs hegen höheres Verlangen. Denn der moderne Mensch ist feiner geworden, der moderne Höfling klüger, und darum verachten sie Beide die niederträchtige Lüge, die perfide Untreue, die immer den eignen Herrn schlägt. Es ist so billig, den Sang an Aegir zu bespötteln oder Phili's Skaldensänge, aber just die besten Witze darüber kommen den Gegnern der Eulenburgs am theuersten zu stehen. Der bessere Theil ihrer Kraft ruht in der Laute Phili's . . .

Wilhelm II. ist selbst seine Regierung, und den Rathgebern gegenüber, denen sein Herz gehört, sinken die officiellen zur Bedeutungslosigkeit herab. Sofern sie sich als tüchtige Administratoren oder parlamentarische Arbeiter bewähren, behalten sie ihre Plätze lange inne; zeigen sie diese Begabung und diese Geschicklichkeit nicht, so verlassen sie schnell wieder den gepolsterten Sessel. Endlich trifft dann das Los doch einmal einen, der seine Stellung in gewünschter Weise ausfüllt. Denn wenn schon vom Ministerium keine Regierungs-Kunst verlangt wird, sein Handwerk soll und muß jeder Minister verstehen. Im Lande fragen nur die Nörgler nach dem Systeme der Regierung, das Volk ist allein an der technischen Seite interessirt. Hat die breite Masse nicht über Schuhriegelei und Beamtentyrannei zu klagen, dann erträgt sie geduldig Jahrzehnte lang selbst eine total verfehlte Gesetzgebung. Hervorragende Techniker wie Miquel, ein urbaner Sprechminister wie Boetticher stehen deshalb unerschüttert, obwohl der eine Communist und Großbankier gewesen ist, obwohl gegen den anderen alle Geister des Acherons, der Geist seines eigenen Schwiegervaters aufgeboten werden. Sie fallen mit ebenso unbedingter Gewißheit wie sie jetzt ewig scheinen, sobald sie sich ihren Aufgaben nicht mehr gewachsen zeigen. Man beurtheilt Wilhelm II. nicht richtig, wenn man ihm imputirt, er stütze Herrn von Boetticher allein deshalb, weil die Presse gegen den Staatssecretär wüthet; das ist genau so thöricht wie die Behauptung, der Fürst erhebe bei Ministerkrisen immer den auf den Excellenzenstuhl, dessen Namen die Blätter nicht genannt haben. Beide Behauptungen zeugen von grotesker Einsichtslosigkeit und beweisen nur, wie maaßlos die Zeitungsmacher den Einfluß überschätzen, den ihr Geschreibsel auf den Kaiser ausübt.

Jeder neue Minister, der sich dem Cabinette angliedert, verzichtet damit auf seine politische Individualität; dafür ist es ihm unbenommen, ja, er erkennt sofort, wie lebhaft man es von ihm wünscht, administrative Eigenart an den Tag zu legen. Als vor Jahresfrist Köller ins Ministerium berufen ward, glaubten die Conservativen und die Vertreter der Landwirthschaft, Oberwasser zu haben; thatsächlich aber hat Köller, trotz des pomphaften Bankettes, das ihm die conservative Partei neulich gab, während seiner Ministerthätigkeit für sie und ihre Interessen keinen Finger gerührt. Er wurde farblos wie seine Collegen und mußte froh sein, daß sein ungestüm junkerliches Temperament sich bei der Berathung der Umsturz-Vorlage und im inneren Dienst gegen die Socialdemokraten austoben konnte. Das Cabinet ist das Cabinet einer Mittelpartei, die Auslassungen seiner Mitglieder im Reichstage, vor allem aber die Thronrede weisen klar darauf hin. Es treibt abwartende, verzögernde, dilatorische Politik, es verschleiert die Gegensätze. Will man aber erfahren, welcher Kurs in Wahrheit gesteuert wird, dann bedarf es nur eines Blickes in die Reden des Kaisers. Hier holt sich die Regierung ihre eigentlichen Instructionen, hier brennt das Feuer, auf dem sie ihre Essenzen und ihre Wassersuppen braut.

Dies Ministerium von tüchtigen Verwaltungsräthen, die dazu fast ausnahmslos gutmeinende, noble, volksfreundliche Männer sind, könnte Großes schaffen, wenn ihm der Weg alleweil deutlich gezeigt würde. Aber eine feste, bestimmte Politik zu machen, scheint derzeit ganz unmöglich. Denn so klar das Ziel des Kaisers ist, so genau weiß er, daß es sich mit diesem Reichstage nicht, noch weniger mit den folgenden erreichen läßt. Die reformerische Strömung nimmt rechts und links an Tiefe und Gewalt ständig zu; alle junge Kraft widmet sich ihrem Dienste. Diese reformerische Strömung aber widerspricht durchaus den Wünschen und Absichten des Kaisers. Wohl ist er geneigt zu geben, doch die Höhe der Forderungen und das ungestüme Drängen der Bittsteller mißfallen ihm. In dem immer wiederkehrenden Grundton seiner militärischen Ansprachen, in den Hinweisen auf den innern Feind, der nöthigenfalls mit Waffengewalt niedergerungen werden muß, liegt seine Antwort auf die socialdemokratischen Ansprüche; die schneidende Schärfe dieser Antwort freilich erklärt sich vornehmlich aus der königsfeindlichen Stellung des Arbeitersocialismus. Wäre die reformerische Bewegung ausschließlich von Herrn Singer geleitet, so hätte der Staat, kein Zweifel daran, längst reinen Tisch mit ihr gemacht. Nun aber zieht sie ihre Kraft auch aus dem Boden, in dem die Fundamente der Monarchie ruhen. Man mag der agrarischen Bewegung wie man immer will gegenüberstehen, mag sie sogar mit dem Freisinn für einen Trick der Großgrundbesitzer erklären, die den gutmüthigen Bauer zu gleicher „Begehrlichkeit" aufgestachelt haben — so viel ist gewiß, erst durch den Bund der Landwirthe sind die reformerischen, „socialmonarchisch" genannten Bestrebungen bedeutsam und mächtig geworden. Denn der Bund bot gerade die Massen für sie auf, die am schwersten dafür zu gewinnen gewesen wären, er entflammte sie zu tobender Begeisterung. Und das sei ihm unvergessen. Seitdem er auf dem Plane steht, kann von einer Niederschmetterung der Unzufriedenen nicht mehr die Rede sein. Diese Bauernbewegung lähmt die Regierung — das wäre nicht viel, aber sie lähmt auch den kaiserlichen Willen.

Sr. Majestät Minister haben nur die eine Aufgabe, in so schwerer, widerspruchsvoller Zeit die laufenden Geschäfte zu erledigen, die Finanzen in Ordnung zu halten. Weiter geht ihr Auftrag, weiter geht ihr Können nicht. Und man muß es beinahe bedauern, daß sie sich nicht allweil ehrlich und gerade als bloße Ressortleiter, Minister des rein Aeußerlichen, als die unpolitischen und einflußlosen Beamten bezeichnen, die sie doch sind. Thäten sie das, so wüßte jeder, was von ihnen zu erwarten ist, und die Parteien hätten es leicht, sich mit ihnen abzufinden. Just diese reinliche Scheidung indessen muß, wie die Dinge einmal liegen, nach Taaffe'schem Muster verhindert, verzögert werden. Um das Budget und

allerlei andres, zum Leben Nöthiges bewilligt zu erhalten, darf die Regierung nicht schroff und redlich sagen, daß sie weder reformiren will noch kann. Aber nicht einmal das Schweigen allein thut's; zur Beruhigung der Erregten gilt es außerdem, den Anschein zu erwecken, als wolle man helfen. So entstehen denn die unseligen Mißgeburten, die Herrn von Boettichers Namen unsterblich machen werden, so werden diese lauschen, halben Maßregeln vorgeschlagen, diese Medizinen gereicht, die widriges Zuckerwasser sind. Herr von Boetticher kennt genau die Grenzen seiner Begabung und ist sich ganz klar darüber, daß er ein wackerer Verwalter, aber total unfähig zu productiver Arbeit, zu Thaten ist, die das wirthschaftliche Leben neu ordnen sollen; trotzdem dilettirt es ihn, den Vorhang aufzuziehen. Es kennt sehr wohl die Gefahr, darin er bei dem munteren Spiele schwebt, aber es ehrt ihn, daß er sich für die Collegen exponirt, der fröhliche, unternehmende Dilettant für die zaghaften Dilettanten, der Mann, dessen Existenzberechtigung gerade in seiner äußerlichen Begabung liegt, für das nicht daseinsberechtigte Ministerium des Aeußerlichen.

Caliban.

Berolina.

Vor dem stimmungsvollen Hintergrund der „Größten Berliner Zuschneide-Akademie" erhebt sich seit Kurzem auf dem Alexanderplatz die Colossalstatue der „Berolina". Sie blickt mit nicht allzubefremdetem Antlitz auf den rothen Bau des Polizeipräsidiums, wie auf ein Wahrzeichen der Stadt, die sie ihrem Namen nach vertreten soll. Den Schneider hinten und den Polizisten vorn, da wird sie wohl mit Manier und Sicherheit durch's Leben kommen.

Die Entstehungsgeschichte dieses neuesten Berliner Monumentes ist bekannt. Es war, als der Ré Umberto zum Besuch in unsere Reichshauptstadt kam, ich glaube, im Jahre 1889. Da erhob sich auf der Rettungsinsel des Potsdamer Platzes ein weißes gewaltiges Riesenweib, das dem befreundeten Italiener mit etwas pathetischer Amtsgebärde seinen Willkomm zuwinkte, — ein Gruß des rührig aufstrebenden Spree-Athens an die ruhmübersonnte Siebenhügelstadt. Es war das in jenen Tagen, wo sich nach dem Druck schwerer Trauermonate zum ersten Male die Festesfreude wieder regen durfte, eine angemessene und würdevolle Veranstaltung, eine glückliche decorative Improvisation, die nichts weiter beanspruchte, als eine Woche lang zu wirken und zu blenden und dann mit dem Festrausche wieder zu verschwinden. Es fanden sich aber Leute, denen wurde sentimental zu Muthe. Sie hatten sich in die gipserne Riesendame verliebt und wollten nichts davon hören, daß sie so bald schon sterben sollte. Sie besaßen nicht genug seelische Grazie, um zu empfinden, daß für gewisse Schönheiten ein rasches Welken den Hauptreiz bildet. Sie glaubten es dem Schöpfer jenes Werkes, Rudolf Siemering, schuldig zu sein, sein Kind lebendig zu erhalten. Das kam ihnen als eine Pflicht der Dankbarkeit vor, als ein ästhetisch-sittliches Verdienst. Somit setzten sie es in's Werk, daß der Magistrat jener „Berolina" Ewigkeit bewilligte. Sie wurde vom Künstler noch einmal überarbeitet, „verbessert", und dann in Erz gegossen. Da sie aber auf dem Potsdamer Platz, wo sie so mächtig gewirkt hatte, wegen des allzu lebhaften Verkehrs nicht wohl dauernd ihre Stelle finden konnte, so setzte man sie auf einen minder exponirten Theil des Alexanderplatzes, wo sie sich denn jener auszeichnenden Umgebung erfreut, die wir Eingangs erwähnten.

Ich will in das Zufriedenheitsschmunzeln unserer Stadtväter nicht gar zu mephistophelisch hineingrinsen, und deßhalb unumwunden erklären, daß der bei dieser Gelegenheit gezeigte gute Wille volles Lob und nachdrückliche Ermunterung verdient. Es ist einer der ersten Schritte auf einem Wege, der in allem Wesentlichen noch erst wird gebahnt werden müssen, und der dann vielleicht bisher ungeahnte Ausblicke gewährt. „Die Kunst als öffentliche Angelegenheit betrachtet", das ist — seien wir ehrlich! — im genannten „Spree-Athen" noch ein ziemlich fremder Begriff. Unsere Stadt, die in so vielen praktischen, recht eigentlich „modernen" Einrichtungen kühn und bahnbrechend vorangegangen ist (was allerdings jetzt auch „geschnappt" zu haben scheint), hat sich einer systematischen, nach umsichtigem Plan geleiteten Kunstpflege bisher beinahe prinzipiell zu entziehen gesucht. Das dürre Herz des preußischen Staates aber hat ganz gewiß am allerwenigsten den Beruf in sich gefühlt, in dieses matt pochende Beginnen einen kräftigeren Blutstrom zu ergießen. Die Berechnungen, die man an diesen Orten anzustellen gewöhnt ist, haben eben den Factor einer ästhetischen Cultur noch nicht als geeigneten Budgetposten zu würdigen gewußt. Wenn man Geld ausgiebt, so will man auch Geld wieder einnehmen, und da will man möglichst klar ausgerechnet haben, woher dieses einzunehmende Geld kommt, wie es sich zusammensummirt. Es giebt indeß beim Kreislauf des Geldes, ebenso gut wie in der Politik, gewisse Imponderabilien, die man nicht ungestraft übersehen kann. Wo die correcte Berechnung aufhört, da fängt in der Regel eine weise Voraussicht erst an. Gegen eine solche Voraussicht aber würde es bitterlich verstoßen, wenn man den künstlerischen Ausbau Berlins noch weiterhin als eine Nebensache behandelte, die von Zufälligkeiten entschieden wird.

Die Fremden, die nach Berlin kommen, sind gewöhnlich, solange sie in unseren Mauern weilen, des Lobes voll. Draußen aber darüber darf man sich keine Illusionen machen — klingt die Tonart anders So Vieles hat man mit Neid bewundert, um so genugthuungsvoller gesteht man sich daheim ein, daß man im Grunde doch kalt geblieben sei, daß Berlin eine stimmungslose, eine ungemüthliche, eine „unmögliche" Stadt sei. „Dort leben möchte ich nicht," das ist gewöhnlich der Schlußrefrain, nicht bloß bei biederen Provincialen, auch bei unbezweifelbaren Weltbürgern. Zu diesem oft gehörten Urtheil wirkt gewiß vielerlei zusammen, und zweifellos ist man berechtigt, getrost seine Abstriche zu machen. Was indeß bei feiner organisirten Naturen immer wieder als entscheidendes Moment ihrer stillen Antipathie hervortritt, das ist ihr Vermissen eines dem Ganzen aufgedrückten künstlerischen Stempels, positiv gesagt: das Gewahrwerden eines fühlbaren Restes von Barbarei.

Ich will hier nicht weitläufig werden und deßhalb den Zusammenhang zwischen dem Außenbilde einer Stadt und der inneren Beschaffenheit ihrer Bewohner nicht näher erörtern, noch psychologisch begründen. Ich will nur im Vorbeigehen streifen, daß das, was man dem Berliner am wenigsten nachrühmt, künstlerische Lebensgrazie ist. Und wir, die in der Stadt wohnen, dürfen uns wohl eingestehen, daß man von künstlerischen Bedürfnissen der Masse kaum etwas spürt. Man geht wohl ungeheuer viel in's Theater, aber gewiß nicht aus Kunstinstinct. Man strömt schaarenweise in den Ausstellungspark, aber gewiß nicht aus Kunstinstinct. Man wärmt sich Winters mit besonderer Vorliebe in den gut geheizten Museumssälen, aber gewiß nicht aus Kunstinstinct. Was aber die öffentlichen Denkmäler angeht, so weiß man nur allzuwohl, daß sie bloß soweit populär sind, als sie dem Volkswitz eine passende Gelegenheit zu schnodderigen Kalauern geboten haben. Die Wenigen, denen die Kunst zum innersten Lebensbedürfniß wurde, frieren in Berlin wie in einer ungeheizten, zugigen Stube, und was sie sich an reellen Genüssen zu verschaffen wissen, das liegt meist abseits vom Wege.

Im Einzelnen ist in den letzten Jahren, z. B. im Brückenbau, gewiß verschiedenes Anerkennenswerthe geleistet worden. Aber es fehlt die einheitliche Prägung, es fehlt der tiefdurchsonnene Plan. Die Gesammtstadt, oder wenigstens einen hervorstechenden Theil desselben, wie etwa in Wien die Ringstraße, zu einem in sich geschlossenen Kunstwerk zu gestalten, das ist eine Forderung, die man kaum anzudeuten, geschweige den auszusprechen wagt. Am ehesten hat man außerhalb der Stadt, in der Villencolonie Grunewald, dazu einen Anfang gemacht. Aber auch dort konnte es passiren, daß man eine von vier Riesen-Sphinxen flankirte Brücke baute und es duldete, daß diese Sphinxe, die Sinnbilder des Ewig-Schauerlichen im Weibräthsel, daß sie die glatten, nichtssagenden Physiognomien (und selbst Coiffuren) von Commerzienrathstöchtern bekamen und dadurch den ganzen Sinn ihres Symbols auf den Kopf stellten.

Auf Aehnliches stößt man auch allenthalben im Innern der Stadt. Man erkennt wohl manchmal das Bestreben, etwas Künstlerisches zu schaffen. Aber überall fehlt die Intimität, die allbeseelende Liebe. Stets merkt man an gewissen Nebendingen, daß diejenigen, die das Werk errichteten, kein persönliches tiefes Verhältniß zur Kunst unterhielten Angenommen der Neptunbrunnen auf dem Schloßplatz wäre ein unbestreitbares Meisterwerk — er ist es nicht, aber ich mag hier in eine specielle Kritik nicht eintreten — dann dürfte er doch nun und nimmer so gelegt werden, wie man ihn just gelegt hat. Diese colossalen nackten Frauenzimmer, die mit ihren schwerkalibrigen Beinen auf die Straße baumeln, jedem Tätschelungsgelüst des ersten besten Schusterjungen ausgesetzt, sie wirken nicht etwa — unmoralisch, sondern unästhetisch, eben weil sie sich so breit auf den offenen Markt hinflezen. War es unumgänglich, daß dieses Monument auf diesem Platz errichtet wurde, so dürfte man nicht einfach die Pflastersteine aufreißen und den Brunnen da mitten hineinsetzen, sondern man müßte vor allen Dingen für eine passende abgestimmte Umgebung und mehr noch für einen erhöhten Standort sorgen, der diese gigantischen Fabelwesen der unmittelbaren Berührung mit der Prosa des Alltags entzog. Dieser Brunnen ist darauf berechnet, in einem etwas wildgelassenen Park an versteckter Stelle als phantastische Ueberraschung zu wirken, überrauscht von hohen Bäumen und geschützt von abwehrendem Rasen. Konnte man dies nicht in seiner idealen Vollkommenheit verwirklichen, so mußte man doch wenigstens ein künstlerisch ersonnenes Surrogat anstreben, um damit anzudeuten, daß man die Seele des Kunstwerks, seinen Stimmungsgehalt, verstanden hat.

Es ist das eine directe Analogie zu unserer „Berolina". Auch sie müßte, selbst wenn unvergängliche Schönheit von ihr ausstrahlte, an ihrer hausbackenen und geradezu feindlichen Umgebung zu Grunde gehen. Aber natürlicher Weise ist sie dieses Werk von unvergänglicher Schönheit nicht. Sie ist eine brave, nüchterne Handwerkerleistung ohne einen eigenen künstlerischen Gedanken und völlig ohne Zauber. Das falsche Pathos der Armgebärde, das damals im vergänglichen Trubel hinrauschender Feste Niemanden störte, zumal ja Feste der Art immer etwas von falschem Pathos in sich tragen, es wirkt jetzt, wo es auf Unvergänglichkeit oder doch wenigstens auf charakteristische Bedeutung Anspruch erhebt, als eine empfindliche Dissonanz, über die man nicht hinweg kann. Immerhin war die in Erz gegossene Repräsentantin Berlins doch etwas Besseres werth, als in der Trostlosigkeit der Alexanderplatz-Wüste ewig nach einem Blick in die Oase zu schmachten, nach einem einzigen Blick!

Berolina und Berlin, wie ähnlich seid ihr euch in eurem Schicksal! und wie lange wird man noch warten müssen, bis ihr dieses „Schicksal" besiegt?!

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Gastspiel der Damen Judic und Segond-Weber im Neuen Theater.

Das Haus, das zwar nur einer beschränkten Zahl von Zuschauern Raum gewährt, war immer reichlich gefüllt, die Menge ungemein beifallsfreudig und die Presse so entzückt, daß sich ein paar ihrer unbekanntesten Vertreter schließlich veranlaßt sahen, dem fünfundfünfzigjährigen, ein bißchen sehr dicken Sterne aller Chansonnetten ein Verbrüderungsfest zu geben. Madame Judic hat vor anderen französischen Künstlern, die uns im Laufe der Zeit besuchten, das Eine voraus, daß sie Jeder leicht versteht: die Pariser Brettlgenies, bis auf Paulus herab, sprechen ein fließendes Volapük. Wenn Madame Judic ihren prachtvollen Augenaufschlag probirt, lächelt und, bewundernswerthe Meisterin auf dem Instrument der Sprache, die Seele jedes Wortes auch dem blödesten Auge entschleiert, wenn sie die Scala zwischen verblüffendster Frivolität und vornehmster, feinster Schalkhaftigkeit im Nu durchrast und dazwischen noch Zeit genug für ihr kokett charmantes Fächerspiel behält, dann bedarf Niemand mehr des so nützlichen kleinen Plötz, er weiß doch, was die petite Ninicho will, und ihr frohlockendes, wundersames Lachen giebt ihm den Rest. Die Judic ist alt geworden, aber sie hat mancherlei gelernt, während die Jahre schwanden, und was ihr an unmittelbarer Frische der Jugend vielleicht abgeht, ersetzt überreich der funkelnde Schliff ihrer Sprache, die hinreißende, die jede Nebenbuhlerin ausschließende Kunst des Vortrages. Bei uns, wo die gemeinen oder albernen englischen Gassenhauer der traurigen Barrisons ihr entzücktes Herrenabend Publicum fanden, mußte eine Judic berauschen; man bezieht ja am Ende sein Getränk immer noch lieber aus Epernay als aus den Whiskey-Pauschereien Old-Englands. So lange die Judic nicht über das Eldorado hinaus will, so lange sie Ne me chatouillez pas! lacht und von den petites écrevisses erzählt, ist sie wie ein Geschöpf aus anderer, sonnigerer, göttlich toller Erdenbreite; in das Gefühl jubelnder Bewunderung vor dieser einzigen Priesterin der Beelzebubkunst fällt als ekler Tropfen nur die Erinnerung an die trübseligen, brillantenen Dämchen, die bei uns zu Lande auf vornehmen und gar nicht vornehmen Bühnen die Judic sozusagen ersetzen müssen. Aber so genial dies begnadete Weib seine Chansons janchzt und flüstert, so souverän sie alle Ausdrucksmittel dieses Genres beherrscht, so minderwerthig sind ihre Leistungen als Schauspielerin. Ganz gewiß darf man sie mit den Professional-Jüngferchen nicht vergleichen, die unsere einheimischen Lustspiele und Schwänke so zu Grunde mimen wie sie es verdienen, aber es ist eine blitzblöde Narretei, die Pariserin mit Geistinger, der Gallmeyer vergleichen oder gar der lachenden und weinenden Lerche Hedwig Niemann-Rabe an die Seite stellen zu wollen. Vielleicht brachte sich die Schlaue deßhalb eine so erbärmliche Begleitschaft mit, weil sie ad oculos demonstriren wollte, wie haushoch sie über den normalen Coulissenreißern steht, aber sie wußte nicht, daß wir an der Residenztheater-Truppe ein Künstlervölkchen besitzen, das — es sei an dieser Stelle zum zehnten Male betont — auch dem besten Pariser Schwank-Ensemble, auch den munteren Leutchen vom Palais Royal die Zähne zeigen darf. Hennequin's Lili ist für die Judic geschrieben, in La femme à Papa mußte man sie — ganz wie die Barrisons! — „gesehen haben", aber entweder hat der Zauber nachgelassen, den sie auch in diesen Rollen einst ausstrahlte und über die Stücke ausgoß, oder aber — und das scheint mir wahrscheinlicher — es blieb immer ein ungelöster, von ihrer Begabung nicht lösbarer Rest übrig. Sie elektrisirt, sobald sie dicht vor die Rampe tritt und mit naiver Frechheit, schamhafter Cochonnerie ihre gewagten Späße in's Parkett hineinspricht, sobald die discrete Musik ein Chanson zu umrahmen beginnt; sie amüsirt nur noch, wenn der Dialog wieder aufhebt. Für Stücke mit festerem Gefüge ist sie nicht geschaffen, und obgleich sie nach Virtuosenmanier auch dann das Hauptinteresse gewaltsam auf sich zu lenken sucht, vermag sie es doch nicht zu hindern, daß man dem Schwankschreiber, nicht der Darstellerin, dankbar für den Witz der Posse ist. Neben ihrer Cyprienne versank kaum minutenlang die fröhlich-wehmüthige Erinnerung an unsere Cyprienne, und wenn sie schon im „Parfüm" eine solche Parallele nicht zu besorgen hatte, so thaten hier die Mitspielenden ihr Bestes, innige Sehnsucht nach den Komikern aus der Blumenstraße wachzurufen, die vor wenigen Jahren „Im Pavillon" ihr übermüthiges Wesen trieben.

Aus Sparsamkeitsrücksichten und aus technischen Gründen, die es nach einem weitverbreiteten Aberglauben den stars verbieten, wenigstens brav mittelmäßige Partner neben sich auftreten zu lassen, hat auch Mme. Segond-Weber eine Truppe nach Berlin geführt, mit der verglichen auch die Schuld noch nicht der Uebel größtes ist. Sie hätte sich vielleicht eine günstigere Zeit für ihr Gastspiel wählen können als es der December und der nächste Tag nach dem Auftreten der Judic war. Was sie giebt und wie sie es giebt, ist keineswegs von der überraschenden und zwingenden Macht der Kunst ihrer Vorgängerin, bedarf daher einer empfänglichen, wohlmeinenden Zuhörerschaft, die vor allen Dingen nicht noch unter'm Bann des Lachegottes Anne Judic steht. Mehr als einmal ging bei Racine's und Corneille's prunkvoll würdiger Tragik ein respectloses Lächeln durch den nicht eben übersüllten Saal, und nicht immer war allein die unglückliche Coulissenmannschaft der Herrin daran Schuld. Mme. Segond-Weber ist eine herrliche Jüdin, von wundervoller hoher Gestalt, mit einem Paar dunklen Märchenaugen, mit dem schönsten kastanienbraunen Haare der Welt und einem entzückenden, ich möchte sagen semitisch-klassischen Profil. Dazu ein volltönendes Organ, das vornehmlich in den Altklängen die Musik selber scheint. Aber diese äußerlich so reich begabte Schauspielerin macht nicht eine Secunde lang vergessen, daß sie Theater spielt. An den französischen Klassikern hat Lessing so viel Lieb's und Treu's gethan, daß auch der gebildetste Kritiker es unterlassen sollte, seine Secunda Kenntnisse zu verwerthen und die gespreizte, pomphafte Unnatur der gefeierten Autoren energisch bloß zu stellen; man kann nur bedauern, daß diese Schmink-Tragödien noch immer nicht unbedeutende Kräfte der französischen Schauspielkunst brach legen und absorbiren. Die geschraubte Declamation, die jede Cäsur des Alexandriners scharf hervorheben zu müssen glaubt, im klappernden Singsang der Reime schwelgt und sich ängstlich müht, in Leidenschaft und Wettersturm „schön" zu sein, hat zu viel Automatenhaftes an sich, als daß sie irgend welche künstlerische Wirkung auszuüben vermöchte. Wenn wir jemals an diesem Stile Gefallen gefunden haben — es scheint so, denn die Rachel wurde bei uns mit göttlichen Ehren überhäuft — dann dürfen wir uns wenigstens rühmen, ihn bedeutend rascher und gründlicher als die Pariser überwunden zu haben, denen freilich bei seiner Ausmerzung ruhmvolle Tradition, gewaltige Künstler wie Mounet Sully und die Bernhardt hindernd im Wege standen. Von wahrer und bühnenwirksamer Schönheit ist die veraltete Kunst, die überzuckert und den Zucker mit schreiend bunten Farben bemalt, so weit entfernt wie die neumodische, liederliche Lümmelsprache, die Schiller's Dramen „realistisch" wiedergiebt. An Frau Segond-Weber muß anerkannt werden, daß sie nur einen großen Fehler hat: eben das strenge Festhalten an der unleidlichen, talmiklassischen Darstellungsmanier. Gäbe man deren Berechtigung zu, so wäre sie eine riesengroße Künstlerin. Jede ihrer Gesten, jede Pose hätte den Hof des vierzehnten Louis in rasendes Entzücken versetzt, so marmorschön, so wohl einstudirt sind sie. Und all die sauber abgetönten Leidenschaften, die Phädra's und Ximene's weiße Brust durchwogen — wie opernhaft prächtig wußte sie sie zu äußern! Es gelang ihr damit, ein paar Mal minutenlange Beifallsstürme zu entfesseln; die blendenden Kunststückchen der Virtuosin und die Schönheit des Weibes machten ganz vergessen, daß es eine jahrhundertalte, aber doch recht lustige Posse giebt, worin Pyramus und Thisbe pathetisch und tragisch das ganze „Genre" zu Grabe getragen haben.

Notizen.

Der treffliche Julius Sturm hat, wie sich unsere Leser erinnern werden, einen dichterisch begabten Sohn, dessen Talent freilich in der Hauptsache in einer ganz anderen Richtung liegt, als in der väterlichen Beschaulichkeit. Er ist ein didaktisches und vorzugsweise rhetorisches Talent mit einem stark modernen und zugleich polemischen Zug. Und auch seine neue Dichtung: Das Räthsel des Lebens. Von [illegible] Sturm (Schirmer, Naumburg), ist eine Problem-Dichtung des Faust, des Jordan'schen Demiurgos und von Wilbrandt's Palmyra. Das Drama hebt in der herkömmlichen Faust-Manier der diabolischen Wette an. Drei Teufel: Mephistopheles, Demiurgos wollen den Helden, der die Menschheit repräsentirt, zur Versuchung führen und für sich gewinnen. Schon im ersten Act mit einem kühnen Sprung in die modernste Gegenwart hinein. Mephistopheles gewonnenes Spiel. Er wird, wie sein Faust, Spaziergänger, schuldig, indem er sich von seiner Verlobten abwendet, seine Sinne sind, zwar nur vorübergehend, durch teuflische Arbeit verdorben, aber er hat wenigstens den einen Gewinn, daß er Selbsterkenntniß lernt. Im zweiten Aufzug hat es Satan als Buddha weniger leicht, denn der Held läßt sich weder zur Weltverneinung noch zum Lebenshasse verleiten. Im Gegentheil erfaßt er den Sinn der Dinge und den Drang nach dem Ewigen, die Weltentsagung. Der letzte Act zeigt uns auch diesen neuen Faust als Socialreformer, der für seine Arbeiter sorgt. Er findet sein Glück in dieser Thätigkeit und weist des Demiurgen Versuchung lockender Weltherrschaft zurück. Denn auch an den Pforten der Hölle findet er keine Uebermenschen und statt der Weltherrscher klagende, leidende, nach Befreiung sich sehnende schwache Menschen. Er kehrt auf die Erde zurück und verliert sein geliebtes Weib, und diese schwere innere Prüfung reinigt seine Seele und wendet sie dem Uebersinnlichen zu. Mit der Erlösungsidee, die wir ja auch überall bei Richard Wagner finden, schließt die gedankenvolle Dichtung ab. Der Held als dreifacher Sieger breitet sehnend die Arme gen Himmel: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! Der dogmatische Schluß wird Manchen ebenso wenig befriedigen, als der katholisirende bei Goethe, allein es ist doch Alles in Allem eine wohl erwogene, gedankentiefe Arbeit. Uebrigens hat das Drama, soviel wir wissen, bereits die Bühnenprobe bestanden. Für weitere Versuche möchten wir eine Kürzung der stark sensationellen und caricirten Scenen im Modebade empfehlen. Sturm hat Humor und dramatische Kraft, aber in Beiden muß er sich vor Uebertreibung hüten. Darum haben uns auch die formschönen tragischen Scenen am besten gefallen.

Abonnement
auf das
I. Quartal 1896.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart“**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung**, damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Anzeigen.
Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
„Gegenwart“
nebst Nachtrag
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener** Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart“ machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag v. **Gustav Fischer** in Jena.
Soeben erschien:
Dr. H. Schuschny,
Professor der Hygiene zu Budapest,
Ueber die Nervosität der Schuljugend.
Preis: 75 Pfennige.

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**
Soeben erschien:
Peter Rosegger:
„Der Waldvogel.“
Neue Geschichten aus Berg und Thal.
Mit einem Titelbilde von A. Mailick.
Brosch. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.
Mit jedem neuen Buche wächst die Zahl der Verehrer des Gottbegnadeten Waldpoeten. Auch dieses Buch wird wie das im vorigen Jahre zu gleichem Preise erschienene
„Als ich jung noch war,“
Neue Geschichten aus der Waldheimath,
Zweite Auflage,
ihm neue Freunde gewinnen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“
souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfüg. Niederl. in gröss. Apoth. und Mineralwasserhandl. **Bendorf am Rhein Dr. Carbach & Cie.**

Soeben erschien:
Zimmermann, Tante Eulalias Romfahrt.
17 Bogen 8°
mit bildlichem Schmuck von **Kunz Meyer,**
in hochelegantem farb. Umschlag, geh. Preis M. 3.—.

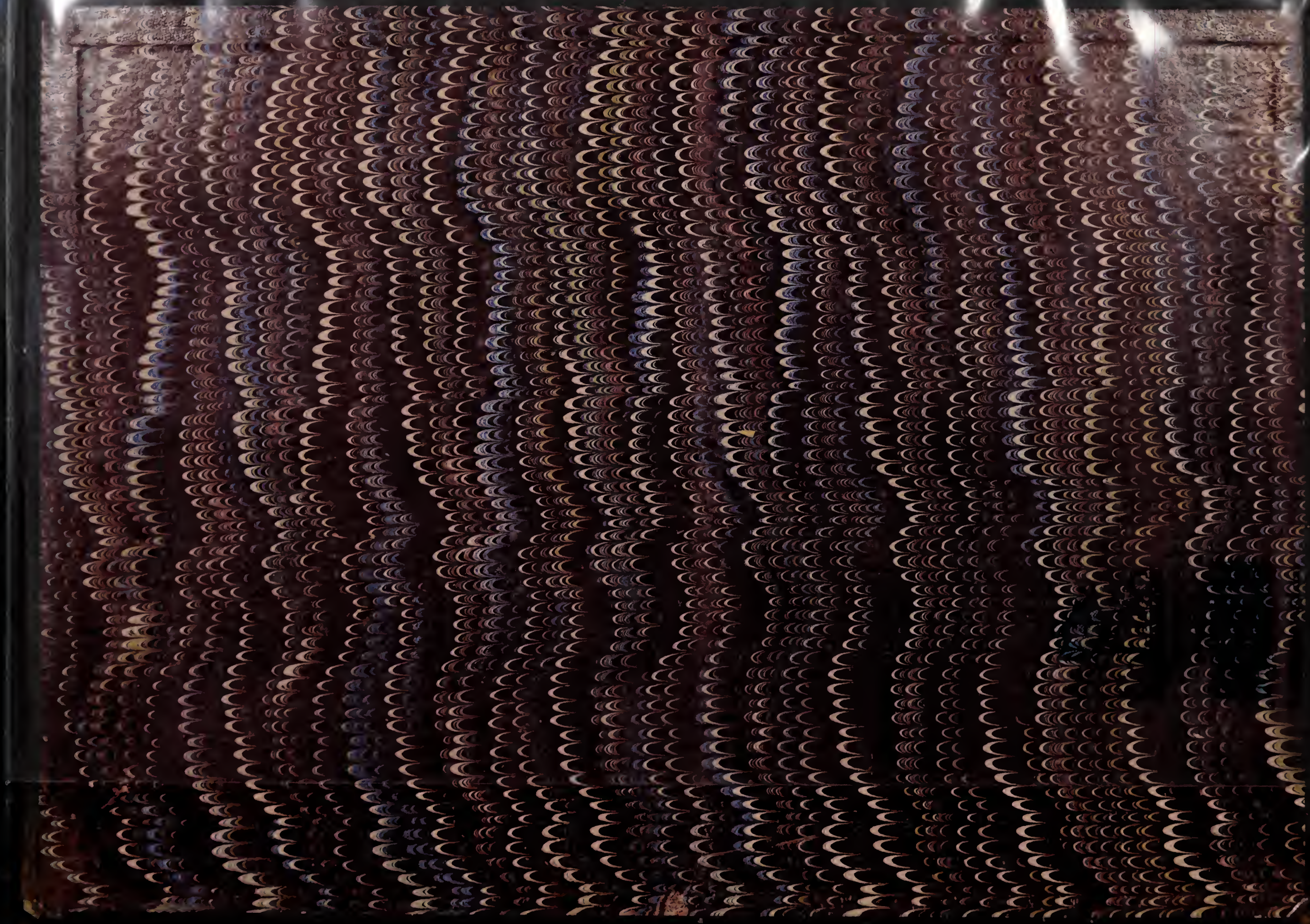
Das Buch, in welchem der als Kunsthistoriker bekannte Verfasser sich als feinsinniger Erzähler zeigt, behandelt mit liebenswürdigem Humor und feiner Satire die ergötzlichen Erlebnisse einer enthusiastischen deutschen Kleinstädterin und ihrer Gefährtin in der Ewigen Stadt.

☞ In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger
A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

In der **Reichsjubiläums-Nummer** der neuen illustrirten Wochenschrift
„JUGEND“,
welche zum 18. Januar k. Js. ausgegeben werden soll, wollen wir ausser anderen künstlerischen und literarischen Beiträgen, welche sich auf den Krieg beziehen, auch eine in Lapidarstil gehaltene
Geschichte des deutsch-französischen Krieges in 1870 Worten
bringen. Letzter Einlieferungs-Termin: 31. Dezember ds. Js. Nähere Bedingungen werden auf direkte Anfrage mitgetheilt.

Die **Probe-Nummer** der „Jugend“ erscheint bereits **Mitte Dezember.**
Herausgeber und Redaktion der illustrirten Wochenschrift JUGEND:
Dr. Georg Hirth. Fritz Frhr. v. Ostini.
München, Färbergraben 24, II.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig



3 0112 062051187